.6089
ANNEX LIB.
1850

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Siebenunddreißigster Band. - 38th

Januar bis ~~Juni~~. December.

1850.

Berlin,

im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

ANNEXA

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Allgemeines.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1850. 1.

Februar: Jeannette de Haza. 18.

März: Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus I. 31. — Von der geistigen Befähigung in den Nachtvölkern. 34. — Die Veröffentlichungen des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig. 37.

April: Mirabeau. Historisches Drama in fünf Akten und mit einem Vorspiel, von F. Raupach. 48.

Portugal.

April: Der Portwein. 41.

Spanien.

März: Madrid und seine Bewohner. I. 32. — II. 33. — III. 36. — Die Städte und Bildnisse Andalusiens. 39.

Mai: Ticknor's Geschichte der spanischen Literatur. 56. — Zur Geschichte der Basken. 58.

Frankreich.

Januar: Die gemeinnützigen Baugesellschaften. 1. — Herr v. Noailles und die Académie française. 9. — Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich. I. 14.

Februar: Napoleon und die Lieferanten seiner Armee. 13. — Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich. II. und III. 15. — IV. u. V. 16. — VI. 17. — VII. 18. — Der Kongreß von Erfurt, 1808. 19.

März: Ein Blick auf die französische Marine im Vergleich mit der englischen. 29. — Louise Aston und die französische Kritik. 36. — Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur. 39.

April: Die Frauen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert. Madame Geoffrin. 40. — Spanien und England. 42. — Ueber die Freiheit und die Zukunft der französischen Republik. 43. — Einfluß der Demokratie auf die französische Literatur. 44. — Der Verfall Frankreichs. 45. — 1853. 49. — Nicolas Poussin. 50.

Mai: Eine alte Stimme über die Republik in Frankreich. 53. — Zur sozialen Frage. 1. Die Arbeiter-Vereine zur gegenseitigen Unterstützung. 2. Die Armuth der französischen Nation. 59.

Juni: Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp. 66. — Politische Aphorismen, nach Salvandy. 67. — Bayonne und seine Bewohner. 69. — St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution. 73. — Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden. 78.

Italien.

Januar: Die Vermögens- und Grundsteuer im funfzehnten Jahrhundert. 6. — Das Parlament von Piemont. 8.

Februar: Ueber den Magnetismus in Italien und Frankreich. 23.

März: „Ueber geistige Erziehung", von Signora Ferrucci. 27. — Der General Allemandi über den lombardischen Feldzug von 1848. 35.

April: Das große Armenhaus zu Genua. 46.

Mai: Die Waldenser in Piemont. 57. — Warum es in Italien keinen grundbesitzenden Bauernstand giebt. 64. — Geschichte der Revolution in Italien im Jahre 1848. 65.

Juni: Monako. Reiseskizze eines Genfer Touristen. 76.

Holland.

Februar: Die Katholiken in Holland. 18.

Belgien.

Januar: Hendrik Conscience's Jugendleben. 3. — Gent im vierzehnten Jahrhundert. I. Der Freitagsmarkt. 8. — II. Jakob von Artevelde. 9.

Schweiz.

Januar: Die Philosophie der Freiheit. Zweiter Artikel. 3.

Februar: Zur Geschichte der Insurrection in Rheinbayern. 25.

März: Bilder aus der Schweiz. II. Die Heimatlosen. 32.

Mai: Bilder aus der Schweiz. III. Die Pfarre in Lützelflüh. 54. — Eine Geschichte des Sonderbundes. 55. — Die Bibliothèque de Genève über das Verhältniß der Kirche zum Staate in Preußen. 57. — Die geheimen Gesellschaften und der Kommunismus in der Schweiz. 58. — Ueber die Farbe des Wassers. 60.

England.

Januar: Shirley. 2. — Die Klöster des Orients. VIII. Drei Klöster im Athos-Gebirge. 2. — Ein Alphabet interessanter neuer Bücher. 5. — Eine astronomische Rundschau. I. 6. — II. 7. — Aus Elisabeth Woodville's Tagebuch. 1450. 7. — Eine astronomische Rundschau. III. 8. — Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell. 11. — Die Stammmutter der Herzoge von Devonshire. 12. — Die Röhrenbrücke Britannia. 13.

Februar: Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell. II. Lord Coke und Sir Matthew Hale. 16. — Ebeneser Elliot's Autobiographie. 17. — Currer Bell's Romane. 20. — Guizot's neuestes Werk über die englische Revolution. 21. — Zur Geschichte der Judenverfolgungen im Mittelalter. 24. — Zur Statistik der Presse. Das Personal einer Londoner Zeitung. 26.

März: Das Spitzbuben-Meeting in London. 27. — Macaulay's Geschichte von England. 28. — Beiträge zu einer Geschichte des englischen Eisenbahnwesens. 29. — George Fox, der erste Quäker. 30. — Die Armen-Quartiere in England. 33. — Punchiana. 34. — Das englische Drama der Gegenwart. I. Thomas Noon Talfourd. 37. — Eine Episode aus der Geschichte des Leuchtthurms von Eddystone. 38. — Das englische Drama der Gegenwart. II. Henry Marston. 38. — Punchiana. 39.

April: Aus dem Leben Wilberforce's. Erster Artikel. 41. — Das englische Drama. III. Henry Taylor. 42. — Die Wiege des Riesenspaten, Wissenschaft und Geschichte. 43. — Ueber die Reform der englischen Universitäten. 45. — Aus dem Leben Wilberforce's. Zweiter Artikel. 46. — Punchiana. 47. — Die Kehrseite der neueren englischen Handelspolitik. 48. — Zur Geschichte der Mikroskopie. 48. — Das englische Straf- und Deportationssystem. 51. — Punchiana. 51.

Mai: Capitain Maconochie's neues Strafsystem. 53. — Der Katalog des Britischen Museums. 55. — Der Verlagsrechts-Vertrag zwischen Frankreich und England. 56. — Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektro-telegraphischen Verbindungen in England, Preußen und Amerika. 60. — Cathcart's Feldzüge von 1812 und 1813. 61. — Der Dichter Wordsworth. 62. — Einige Notizen über Bibliotheken des Auslandes im Vergleiche mit der des British-Museum. 63. — Türken und Juden in den englischen Dramen zur Zeit Shakespeare's. 64.

Juni: Die Spielkarten. 66. — Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere. 67. — Punchiana. 68. — Der vierte Stand. Materialien zur Geschichte der Presse. 69. — Punchiana. 74. — Urquhart's „Säulen des Herkules". 75. — Eine Nordpol-Reise von Robert Goodsir. 76. — Ein englischer Tourist in Deutschland. Der schöne Brunnen in Nürnberg. 77. — Punchiana. 77. — Das Innere der englischen Bank. 78.

Digitized by Google

Dänemark.

März: Die Landeshoheit über Rendsburg. 29. — Etatsrath Wegener's Schrift gegen den Herzog von Augustenburg. 35.

April: H. Chr. Oersted: „der Geist in der Natur". 49.

Mai: Hans Christian Oersted. 61. — Der Sternen-Himmel nach H. Chr. Oersted. 65.

Norwegen.

Januar: Norwegische Literatur. 10.

Juni: Bemerkungen über die politische und materielle Lage Norwegens. 73.

Polen.

April: Graf Krasinski über die religiöse Geschichte der slawischen Nationen. 47.

Juni: Die Rückkehr zur Ordnung. 71.

Rußland.

Januar: Kasan und seine Merkwürdigkeiten. 10.

Februar: Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus. Denkschrift. 22.

April: Der Panslawismus. 52.

Juni: Memoiren des Generals Gordon. 68. — Rußland und der Slawismus. 70.

Türkei.

April: Die Türkei und ihre Zukunft. 52.

Mai: Die Türkei und ihre Zukunft, nach Ch. Macfarlane. Zweiter Artikel. 58. — Ein bulgarisches Abenteuer. 59.

Griechenland.

Mai: Griechenland und Lord Palmerston. 63.

Klein-Asien.

Juni: Entdeckung der Ruinen von Ur in Chaldäa. 68.

Palästina.

Januar: Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres. 12.

Georgien.

Februar: Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt. I. 25. — II. 26.

Ostindien.

Januar: Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien. Nach den Schilderungen eines Dänen. Gegenseitiger Empfang. Tamulische Sprache und Nationaltracht. Armuth der christlichen Tamuler. Tamulische Kasten und das Verhältniß der indischen Christen zu denselben. Tamulischer Adel und das Heer der Dienerschaft. 1. — Begräbnisse und Vergnügungen, Gaukler, das Fischerfest. Vermischung der Glaubenssekten. Moralität und Aberglauben. 2. — Ein Schlangenbeschwörer auf Ceylon. 4.

China.

Februar: Eine Reise von Schanghai nach der Stadt Hang-tschau-fu. 23.

Mongolei.

Juni: Ein tatarisches Festmahl. 75.

Süd-Afrika.

Februar: Das Kap-Land. 20.

Nord-Amerika.

Januar: Die Bibliotheken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. 5. — Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten. I. 13. — II. 14.

Februar: Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten. III. 19.

März: Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten. I. 30. — II. 31. — III. 33. — IV. 36.

April: Lanman's Indianer-Sagen. 40. — Emerson's Repräsentativ-Menschen. 41. — Ein Amerikaner über England und die Engländer. 50.

Mai: Washington Irving's Leben Muhammed's und seiner Nachfolger. Die Eroberung von Jerusalem durch die Moslemim. 54. — Ein anglo-amerikanischer Humorist. Halliburton. 55.

Juni: Blumenlese aus neueren Reisebeschreibungen. 1. Kolonistenleben in Australien. 2. Naturprodukte Kaliforniens. 74.

Kalifornien.

Februar: Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849. 24.

Mexiko.

Januar: Abenteuer eines Amerikaners in Mexiko. Die Monté-Spieler. Mexikanische Straßenräuber. Ein Stillleben in der Tierra Caliente. 7.

Texas.

Januar: Ein neues Werk über Texas. I. Geschichte der deutschen Ansiedelungen in Texas und im Besonderen der durch den Mainzer Verein veranlaßten. 4. — II. Vortheile und Nachtheile deutscher Auswanderung nach Texas überhaupt. 5. — Aus Roemer's Berichten über Texas. III. Houston und seine Umgegend. 11.

Februar: Aus Roemer's Berichten über Texas. IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels. 16.

Mittel-Amerika.

Mai: Die Deutschen im Auslande. II. Die Deutschen in Moskitia. 56.

Süd-Amerika.

März: Sitten und Zustände in Lima. Ein Picknik in Lima. Oeffentliche Gebäude in Lima. Ein Museum. Markt-Scenen. Ein politisches Todes-Urtheil. Die Marquesas-Inseln. 38.

Mai: Die Peruanische Republik. I. Eine Reise nach Peru. Die republikanische Staatsform. Das Land und seine Bewohner. 60. — II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. General Salaberry. 62. — III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. Der peruanisch-bolivianische Bund. Krieg mit Chili. 64. — IV. Neue Revolutionen und Bürgerkriege. Die Rolle der Frauen in der Revolution. 70. — V. Peru revolutionsmüde. Fortdauernde Verschwörungen und Kämpfe der Parteihäupter. Castilla Präsident. 71. — VI. Die jetzige Verfassung der Republik. Europäer in Peru. 72.

Australien.

März: Die Deutschen im Auslande. I. Die Deutschen in Australien. 29.

April: Port Phillip im Jahre 1849. 44.

Polynesien.

Februar: Der fünfte Welttheil und seine Zukunft. 21.

Juni: Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel. 72.

Mannigfaltiges.

Januar: Ein neuer Band von Thiers. 1. — Der Bachverein in London. 1. — Englische Uebersetzungen. 2. — Ebeneser Elliot. 2. — Die Versteigerung der Tieckians. 3. — Neue Ausgrabungen von Ninive. 3. — Zur Geschichte der elektrischen Telegraphen. 4. — Karl Ritter's Vortrag über Palästina. 5. — Chinesische Gedanken über Schein und Seyn. 5. — Wilkinson's englisches Lehrbuch. 6. — Journal des indischen Archipels. 6. — Ein Wort über französische Staats-Theorieen, von einem Polen. 7. — Ein anderes Wort, von einem Franzosen. 7. — Die Republik ohne Republikaner. 8. — Odin und Thor in Schleswig. 8. — Die Kettenbrücke über die Newa. 9. — Russische Verschworne. 9. — Die kalifornische Verfassung. 10. — Eine neue Nordpol-Expedition. 11. — Die Kunst im Norden durch Künstler beschützt. 11. — Der Giftmischer Wainwright. 12. — Die Säulen des Herkules. 13. — Erklärung, von Dr. Bialloblotzky. 14.

Februar: Englische Illustrationen. 15. — Schiller als Rathsherr und Heiratskandidat in Schweinfurt. 16. — Lord Jeffrey. 17. — Felix Mendelssohn's Briefe. 17. — Literarische Fälschungen in England. 17. — Nachdruck in England und Nord-Amerika. 17. — Castren über die Finnen. 18. — Abd el Kader in Frankreich. 18. — Blutige Schauspiele. 18. — Deutscher Constitutionalismus in Frankreich. 19. — Französische Roman-Tendenzen in

0902 .6084 1-31-38 (RECAP) 572250

Digitized by Google

Deutschland. 19. — Amerikanische Daguerrotypen. 19. — Ein amerikanisches Lustspiel. 20. — Ein seltener Wettlauf. 20. — Gehet hin und thuet desgleichen. 20. — Der Bildhauer Steinhauser in Philadelphia. 21. — Englische Schriften und amerikanische Leser. 21. — Molière's Geburtstag. 22. — Pouhaer's Rechtsgeschichte. 22. — Ein homöopathisches Honorar. 22. — Der Sozialismus und die Religion. 23. — Dr. Stricker's Germania. 23. — Die ältesten christlichen Inschriften in Frankreich. 24. — Die Waldenser in der Provence. 24. — Eugen Sue als sozialistischer Schriftsteller. 25. — Eine Zeitungsente über Kamtschatka. 26. — Die Times. 26. — Die aristokratische Demokratie. 26. — Eine demokratische Weltgeschichte. 26.

März: Die Tauchnitzschen Ausgaben englischer Autoren. 27. — Englische Banknoten. 28. — Wichtige Erfindungen in Nord-Amerika. 29. — Amerikanische Politik. 30. — Karl Gützlaff über Handel und Gewerbe in China. 31. — Gottfried Schadow's Skulpturwerke. 32. — Zur Geschichte des englischen Kabinets. 33. — Die Suspendirung eines Professors während der Suspendirung seines Gedankens. 33. — Aphra Behn von L. Mühlbach. 34. — Ne quid nimis. 35. — Jüngsten Tages Pamphlete. 35. — Die emanzipirten Schriftstellerinnen Deutschlands. 35. — Arabische Dichtkunst. 36. — Eine Universität in Neu-Holland. 37. — Oehlenschläger's Todtenfeier. 38. — Southey. 38. — Neuestes über Sir John Franklin. 38. — Die Goldmenge in Kalifornien und in Rußland. 38. — Currer Bell. 39. — Die Stadt New-York. 39. — Herman Melville. 39.

April: Der Maler Allan. 40. — Silber im Seewasser, im Steinsalz und in organischen Körpern. 40. — Frederike Bremer in Nord-Amerika. 41. — Zur Statistik der Stadt Boston. 41. — Patrick Frazer Tyler. 41. — Englische Zeitungen. 41. — Bibliotheca Schütziana. 41. — Amerikanische Schriftsteller und Buchdrucker. 42. — Ticknor's spanische Literaturgeschichte. 43. — Die Ungarn in Amerika. 43. — Der Historiker Prescott. 44. — Zeitungen in Amerika. 44. — Aeltere Reisebeschreibungen. 44. — Häusliche Worte. 45. — Monk auf der französischen Bühne. 46. — Kaiser Faustin. 46. — Lamartine's schwarze Tragödie. 47. — Sir Jsambart Brunel. 48. — Zwei literarische Capitains in Nord-Amerika. 48. — Die Staats-Jdeologen. 49. — Daniel Webster im amerikanischen Senat. 50. — Neuer Telegraph. 51. — Schulunterricht in Nord-Amerika. 51. — Altrussische Denkmäler. 52. — Volksgeheimnisse und Stutzuhren. 52.

Mai: Ein Shakespeare-Theater. 53. — Ponsard's Charlotte Corday. 53. — Das Theater in Panama. 54. — Dan. Stern und die Februar-Revolution. 55. — Don Juan de Tenorio. 55. — Il Matrimonio Segreto. 55. — Die Würde eines englischen Poets laureatus. 56. — Das französische Volk. 56. — Talma's Denkwürdigkeiten. 57. — Die Zukunft der europäischen Heere. 57. — Leben Hadrian's IV. 57. — Zur Literatur der Musik. 58. — Nunnymede. 58. — Monumenta Historica Britannica. 59. — Englische Bemerkungen über deutsche Musik. 59. — Mond-Daguerrotypen. 59. — Graf Rostoptschin in Berlin. 60. — Der russische Feldzug von 1812. 60. — Granier de Cassagnac. 60. — Der angelsächsische Volksstamm. 60. — Die Nonne von Toulouse. 61. — Hendrik Conscience's neuestes Werk in deutschem Gewande. 61. — Abd el Kader in deutschen Gedichten gefeiert. 62. — Ein amerikanisches Buch von Alex. v. Humboldt. 62. — Die schweizer Konditoren in ihrer Heimat. 63. — Chalonda Marz. 63. — Philipp II., von Prescott. 64. — Zustand der Volks-Erziehung in England. 64. — Die Legende vom britischen König Lucius. 64. — Englisches Urtheil über „eine Stimme aus Ungarn". 65. — Programm der theologischen Gesellschaft in Haarlem für 1850. 65.

Juni: John C. Calhoun. 66. — Zwei Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's. 66. — Die Wissenschaft im Dienste Gottes. 67. — Libri und die französische Regierung. 67. — Chinesische Zustände. 68. — Reisen in Afrika. 68. — Transatlantisches Verbindungssystem. 69. — Die ältesten Zeitungen in Europa. 70. — Shakespeare und die Hofdichter in England. 71. — Die französische Regierung und Lord Palmerston. 71. — Ein englischer Verein für die Literatur der Juden. 71. — Zur Literatur über die Slawen. 71. — Ein „letzter" Roman von Cooper. 72. — Miß Jane Porter. 73. — Ein Preß-Skandalosum in Schweden. 73. — Ein neues Schisma in der anglikanischen Kirche. 74. — Die Demokratie und ihre Kandidaten in Frankreich. 74. — Ein seltener Passagier. 74. — Talvi in Nord-Amerika. 75. — Englisch-französische Anekdoten. 75. — Aeronautik. 75. — Das französische Zollsystem. 75. — Anzahl der Republikaner in Frankreich. 76. — Das französische Eilfmännerspiel im Jahre 1848. 76. — Henriette Herz. 77. — Telegraphische Verbindung zwischen Nord-Amerika und Europa. 77. — Fanny Lewald in Frankreich. 78. — Ein Philosoph unter dem Dache, Tagebuch eines Glücklichen. 78. — Die französischen Maschinenbauer und der Freihandel. 78. — Australien in Berlin 78.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutscher Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Dienstag den 1. Januar 1850.

Die Literatur des Auslandes. 1850.

Das letzte Jahr der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts findet Deutschland, findet Europa eben so zerklüftet und so voll Bangen in die Zukunft blickend, wie das erste Jahr dieses Säkulums den Welttheil und unser Vaterland fand.

„Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord."

So rief Schiller einem politischen Freunde im Jahre 1800 zu, als hinter ihm die furchtbaren Ereignisse der französischen Schreckenszeit und vor ihm die trübseligen Jahre der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland lagen, deren ganze Schmach er zwar nicht mehr erlebte, die aber dem am Busen der Geschichte genährten und groß gewordenen Dichter ahnungsvoll vor die Seele traten. Wie würde Schiller wohl die deutschen Zustände der Gegenwart ansehen, und welche Partei würde er als ein Mitlebender und Mitwirkender ergreifen? Oft vermag man sich in der That die Räthsel der Zeit zu lösen, wenn man sie an einen großen, von der Nachwelt verehrten Geist der Vergangenheit richtet und sie in seinem Sinne zu beantworten sucht. Schiller, mit seinem tiefen und warmen Gefühle für Freiheit und Recht, würde gewiß Allem, was in den beiden verflossenen Jahren geschehen, um Deutschland den ihm gebührenden Rang unter den mächtigsten und freiesten Nationen der Erde anzuweisen, mit Freude und Begeisterung gefolgt seyn; aber mit zerrissenem Herzen würde er sein Haupt verhüllt haben bei den Gräueln, die zuerst in den Septembertagen Frankfurts und alsdann in den Oktobertagen Wiens verübt wurden. Mit der ganzen Gewalt seines hinreißenden Wortes hätte er die Männer, die im südlichen Deutschland die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, um eine Kaiser-Verfassung durchzuführen, für welche sie im Herzen nichts weniger als Sympathieen empfanden, die in Deutschland den Bruderkrieg entzündeten, um die Einheit des Reiches herbeizuführen, für Heuchler und Verräther des Vaterlandes erklärt. Schiller würde aber auch die schwankenden und unstaatsmännischen Gesetzgeber, die mit der einen Hand ihrem Lande das wieder nehmen, was sie ihm mit der anderen an Freiheit gewähren, die deutschen Duodez-Mazarins und Richelieus, welche mit unübertroffener Diplomatik jedes ihrer kleinen Königreiche zu einem Centralpunkte deutscher Selbständigkeit und Einheit zu machen bemüht sind, mit gebührendem Spotte gegeißelt haben. Seiner ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung nach, würde Schiller, wenn er ein Mitglied des deutschen Parlamentes gewesen wäre, mit der Partei Gagern gestimmt haben, und mit der Partei Gagern hätte er auch Preußens Hegemonie in Deutschland anerkannt.

Aber ernst und bedenklich, wie wir jetzt an der Scheidelinie zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stehen, müssen wir dem heimgegangenen Sänger die eigenen Worte zurufen:

„Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?"

Haben wir etwa einen Frieden, unter dessen Schirm wir unsere Hütten ruhig bauen können? Ist es nicht vielmehr ein Zustand, der bei dem leisesten Anstoße von außen ein heilloser Parteien- und Bürgerkrieg zu werden droht? Haben nicht sogar diejenigen Männer sich schon entzweit, deren vereinte Kraft kaum hinreichen möchte, um die constitutionelle Monarchie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen? Und schüren nicht gar jene Anderen, die sich für die Hüter des Ueberlieferten, für die Bewahrer der Legitimität ausgeben, die Kohlen, welche der ausbrechenden Flamme als Nahrung dienen werden? Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat ein so unkluges Verfahren, ein solches Nichtslernen und Nichtsvergessen, keine anderen Folgen, als eine neue traurige Erschütterung aller Staats- und Familienverhältnisse gehabt. Nein, ein dauernder Frieden ist es nicht, der uns an der Schwelle der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begrüßt!

Und wo öffnete sich wohl der Freiheit in Deutschland ein Zufluchtsort? Wiederholt sich nicht in allen Staaten, in den kleineren wie in den größeren, dasselbe Schauspiel? Ist es nicht, als ob man sich überall gegen den geraden Weg verschworen hätte, der Deutschland allein zum Ziele führen kann? Gerade so unpolitisch, wie jene Parteien, denen zunächst das Amt der Beschwichtigung und der Friedensstiftung obliegen sollte, gehen die vier deutschen Königreiche zu Werke, die mit ihrem eiteln und verblendeten Ankämpfen gegen die in der Natur der Dinge liegende Leitung der Politik Deutschlands durch das mächtigste deutsche Königreich nur denen in die Hände arbeiten, welche die staatliche Existenz der deutschen Monarchieen überhaupt und mit derselben den gesellschaftlichen Zustand von ganz Deutschland untergraben.

Nichtslernen und Nichtsvergessen ist auch hier Grundsatz. Abermals sehen wir, wie in Frankfurt, zur Zeit des Parlamentes, die Extreme sich verbinden. Preußen bietet allerdings die meisten Garantieen den Konservativen wie den Fortschrittsfreunden dar, aber ehe sie Preußens Hegemonie anerkennen, verbinden sich Herr v. Schmerling und der Fürst von Leiningen lieber mit Vogt und Schlöffel, die sicher, wenn ihr Prinzip den Sieg davontrüge, zunächst Oesterreich und dann Bayern mit Stumpf und Stiel ausrotten würden.

Doch nicht blos der Allianz mit Vogt und Schlöffel, sondern auch der Sympathieen ausländischer Feinde deutscher Macht und Größe dürfen Oesterreich und Bayern sich rühmen. Der Beweis dafür liegt uns in allen Blättern vor, die der Deutschland feindlichen Gesinnung als Organe dienen. So lesen wir z. B. in Nr. 64 des „Nordischen Telegraphen", eines der heftigsten Gegner der deutschen Herrschaft in Schleswig-Holstein, einen aus Kopenhagen vom Dezember 1849 datirten Artikel „über die preußisch-deutsche Einheit und Dänemark", worin es heißt: „Die Rivalität Oesterreichs und Preußens ist die Stärke Dänemarks. Die Sache Dänemarks ist aber, genauer besehen, die Sache aller kleinen deutschen Staaten gegen preußische Uebergriffe." Unter den „preußischen Uebergriffen" versteht jedoch der Verfasser dieses Artikels nichts Anderes, als eine dem Ausland entschieden gegenüber tretende deutsche Einheits-Politik, die auch den Organen der französischen Umsturz- und Eroberungs-Partei ein Dorn im Auge ist und deshalb von ihnen in dem Auftreten Preußens mit Heftigkeit angegriffen wird.

Nur die besonnenen Blätter der konservativ-liberalen Partei in Frankreich und die unbestochenen Organe der gewiegten Staatsmänner Englands sind, weil sie selbst dabei interessirt sind, daß Deutschland einig werde und erstarke, Preußens Verbündete in dem großen Bestreben, einen neuen deutschen Bund zu schaffen, der nicht blos ein Fürsten- sondern auch ein Völkerbund sey. Unter der Voraussetzung, daß Preußen auch in seinem inneren Staatsleben beharrlich auf der Bahn des Fortschrittes bleibe, erkennen sie die volle Berechtigung des zunächst von Preußen, Sachsen und Hannover ausgegangenen engeren Bündnisses an, in welchem sie zugleich die sicherste Bürgschaft gegen die Pläne des Radikalismus erblicken.

Und so ist es auch in der That! Soll der Freiheit in Deutschland ein sicherer Zufluchtsort gegründet werden, wird es nur unter der Aegide des Bundes geschehen können, der sich jetzt um Preußen schaart; aber auch nur dann wird es geschehen, wenn dessen Glieder sämmtlich von dem Gedanken der Größe und der Einheit des deutschen Volkes durchdrungen sind. Daß sie dies wirklich seyen, das mögen uns die Regierungsvorlagen in Erfurt beweisen. Nicht eine neue wortreiche Zusammenstellung alter Grund- und Menschenrechte, wie sie uns das Frankfurter Parlament gegeben, und wie sie in jedem freien Lande sich von selbst verstehen, erwarten wir dort: wohl aber Gesetze, deren Tüchtigkeit, Anwendbarkeit und Nachhaltigkeit eben so dem schlichten Landmann einleuchten, wie den vorurtheilsfreien, billigdenkenden Politikern aller Länder. Den beiden extremen Parteien brauchen sie nicht zu gefallen. Ja, unser ganzes Bestreben sollten wir namentlich in Preußen schon bei den Wahlen darauf richten, daß den beiden Extremen kein Spielraum gegönnt werde. Keinerlei Zugeständniß dem Radikalismus, der das ganze Gebäude unterminiren würde, aber auch keinerlei Zugeständniß den Männern von der äußersten Rechten, die dem übrigen Deutschland begründetes Mißtrauen einflößen und das Gebäude nicht zu seiner Vollendung kommen lassen würden.

O, wenn Erfurt der sichere Port der deutschen Freiheit und sein Reichstag ein wirklicher Friedensstifter würde, dann hätte das Jahr des halben Säkulums eine große Aufgabe erfüllt, und mit einem eben so leichten Herzen würden wir es dereinst entlassen, wie wir es mit schwerem empfangen haben!

J. Lehmann.

Frankreich.

Die gemeinnützigen Baugesellschaften.

Die Klage über zunehmende Unsittlichkeit ist wohl zu keiner Zeit mehr gehört worden, als gerade jetzt. Obschon man nicht zugeben kann, daß das Maß der Unsittlichkeit gegenwärtig ein größeres sey, als in früheren Zeiten; so kann man sich doch leicht erklären, woher jene Klage kömmt. Die Stürme, welche

Digitized by Google

wir auf politischem und sozialem Gebiete jüngst erlebt haben und deren gewaltige Schwingungen noch fortdauern, haben die tiefen Schäden, an welchen die Menschheit größtentheils schon seit Jahrhunderten krankt, offen dargelegt. Wer nie das Elend recht gesehen, wer nie tief genug dessen Ursachen nachgespürt hat, erblickt jetzt mit einemmale Noth, Elend und Unsittlichkeit in ihrer fürchterlichen Gestalt bei einander und meint, daß es vor Jahren doch nicht so gewesen sey. Gewiß nicht; Alles ist *geworden*, was es ist, und auch die Vorstellungen von dem, was unsittlich ist, haben sich mit der steigenden Intelligenz geändert, also, daß man gegenwärtig Manches für unsittlich erklären muß, was in früheren Zeiten nicht dafür galt, und umgekehrt.

Man hat von verschiedenen Seiten her behauptet, daß mit der Intelligenz auch die Unsittlichkeit gewachsen sey und hieran zugleich die Forderung geknüpft, die unbeschränkte Intelligenz als ein Privilegium des vom Glücke bevorzugteren Theiles der Menschheit zu betrachten und dem sogenannten niederen Volke nur ein bestimmtes Maß der Bildung zuzutheilen. Die Behauptung ist eine ganz ungerechtfertigte, denn Intelligenz ist gerade die einzige Waffe, mit der die Unsittlichkeit bekämpft werden muß, um sie zu vermindern; je intelligenter ein Volk im Ganzen und im Einzelnen ist, desto sittlicher muß es auch seyn. Was aber die Forderung betrifft, so ist sie nicht nur ungerecht und deshalb selbst unsittlich, sondern auch unmöglich zu verwirklichen.

Daß so viel Unsittlichkeit herrscht, hat seinen Grund allein darin, daß ein großer Theil der Menschheit hinter der Intelligenz zurückgeblieben ist. Wessen Schuld aber ist das? — Am meisten die des gebildeteren Theiles der Menschheit, dessen Pflicht es ist, den ungebildeten zu sich emporzuheben. Jede Zeit hat ihren Egoismus, und der Egoismus der früheren Zeiten bestand einerseits darin, daß man die Glieder der unteren Schichten der Gesellschaft für etwas weniger als Menschen achtete, andererseits aber, daß man glaubte, genug gethan zu haben, wenn man dem Volke gute Lehrer und Geistliche gäbe. Wer wollte leugnen, daß gute Schulen zur sittlichen Hebung des Volkes Wesentliches beitragen, dennoch können sie der Entsittlichung nur einen schwachen Damm entgegensetzen. Vieles muß sich in dem Bereiche des Volkes erst ändern, ehe die Schulen das wahrhaft seyn können, was sie seyn sollen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Erziehung durch den Schulunterricht nicht so mächtig ist, alle die traurigen und beklagenswerthen Umstände, welche bis jetzt die Jugend der niederen Volksschichten fortwährend umgeben und welche der Förderung der Sittlichkeit mit großer Gewalt entgegentreten, zu beseitigen. Die schlechte häusliche Erziehung und die traurigen Umstände, die hier in inniger Wechselbeziehung stehen, sind die hauptsächlichsten Faktoren der Entsittlichung; ist es erst gelungen, diese hinwegzuräumen, dann wird man weniger über Unsittlichkeit zu klagen haben. Das geht zwar nicht so rasch, aber es ist der einzige Weg, auf welchem dem Uebel begegnet werden kann.

Wer tiefer in das Elend der Menschen hineingesehen hat, wird gefunden haben, daß jene Unglücklichen, welche vom Hochmuth „Hefe der Menschheit" genannt werden, weniger Verachtung, als tiefes Mitleid und herzliches Bedauern verdienen. Zweifle man nur ja nicht an der Bildungsfähigkeit auch dieses Theiles der Menschheit, glaube man nur ja nicht, daß der Mensch grundsätzlich das Böse lieber wolle, als das Gute, greife man vielmehr dem Gefallenen kräftig und liebreich unter die Arme, schenke man ihm Vertrauen und gebe ihm dann Gelegenheit, Gutes zu thun, so wird das Streben nach dem Guten in ihm immer reger werden. Darin lag die Schuld der früheren Zeit, daß der vom Glücke begünstigte Theil der Menschheit mit Verachtung auf das sogenannte niedere Volk herabsah und dasselbe seiner Hülfe nicht würdig achtete, vergessend, daß das Ganze leidet, wenn ein so großer und wichtiger Theil desselben krank ist. Man bürdete den Regierungen allein auf, was nur durch hingebende Liebe Aller erreicht werden kann, und hoffte das Uebrige von der Religion. Mit dem Predigen aber ist es hier nicht allein gethan, Hülfe, thätige, kräftige Hülfe muß hinzukommen. — Das intelligente neunzehnte Jahrhundert hat dies auch erkannt, sein Streben ist dahin gerichtet, die Schuld früherer Zeiten zu sühnen, dem Uebel der Unsittlichkeit an die Wurzel zu gehen und die unglücklichsten Verhältnisse, in welchen ein großer Theil der Menschheit lebt, nach Möglichkeit zu beseitigen. Zu keiner Zeit hat es so viele wohlthätige Gesellschaften zur sittlichen Hebung des Volkes gegeben, wie jetzt. Frage man nur die Berichte über die Wirksamkeit der Klein-Kinderbewahr-Anstalten, der Vereine zur Besserung von Strafgefangenen, der Armen-Beschäftigungs-Anstalten, der Mäßigkeitsvereine u. dgl. m., und man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß zwar des Elends noch genug vorhanden, daß aber alle diese Vereine zur Beseitigung der Immoralität segendreich wirken und daß des sittlichen Unglücks weniger werden muß, je mehr derartige wohlthätige Gesellschaften an Ausdehnung gewinnen.

Deshalb können wir mit jenen Phrasen am Weltschmerz leidender Frömmler, welche die Unsittlichkeit unseres Jahrhunderts geradezu als Folgen steigender Intelligenz bezeichnen, nicht übereinstimmen. Das 19te Jahrhundert steht sittlich höher, als die früheren, weil es der Unsittlichkeit mit der That begegnet, weil es die Unsittlichkeit aufsucht, um sie zu vernichten.

Zu den moralischen Bildungsanstalten sind jedenfalls auch die „gemeinnützigen Baugesellschaften" zu rechnen. Im ersten Augenblicke könnte man glauben, daß, indem die Thätigkeit dieser Gesellschaften darauf gerichtet ist, armen Leuten gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen, die Lage der arbeitenden Klasse nur in finanzieller Hinsicht verbessert würde; bei näherer Betrachtung findet man jedoch, daß der moralische Nutzen ein nicht unbedeutender ist. Es wird nicht uninteressant seyn, die Ansichten eines Franzosen über diesen Gegenstand zu hören. Der Volksrepräsentant Béchard drückt sich in seinem Buche, das so eben unter dem Titel: „die Gemeinde, die Kirche und der Staat in ihrer Beziehung zu den arbeitenden Klassen", erschienen ist, über die Arbeiterstädte, wie die Häuser für Arbeiter in Frankreich genannt werden, folgendermaßen aus:

„Man schlägt gemeiniglich die Zahl der in Paris ansässigen Arbeiter auf 75,000 an, die Zahl der nichtansässigen beträgt 30,000, und von diesen sind etwa zwei Drittel Bauarbeiter. Die Zahl der Arbeiterinnen beläuft sich auf ungefähr 60,000. Hierzu rechne man, wenn man auf jede verheiratete oder im Konkubinat lebende Arbeiterfamilie zwei Knaben annimmt, etwa 100,000 Straßenjungen, die jederzeit zu Unfug bereit sind; ferner 4000 Lumpensammler, industrielle Zigeuner, wovon die eine Hälfte wenigstens tief verderbt ist: und man wird begreifen, was für störende und gesetzlose Elemente diese Bevölkerung von 265,000 Seelen in sich birgt, eine Bevölkerung, welche durch das Elend trostlos gemacht ist und die bald durch geheime Gesellschaften bearbeitet, bald durch die aufregenden Reden der Klubs entflammt wird.

„In einem von der Akademie gekrönten Werke setzt der Büreauvorsteher der Seine-Präfektur, Herr Frégier, diese Arbeiterbevölkerung sehr sorgfältig aus einander und glaubt, daß man von derselben 30,000 Männer und 20,000 Frauen, als zu den lasterhaftesten Klassen der Gesellschaft gehörend, absondern könne. „Es liegt nicht", sagt er, „in meiner Absicht, zu behaupten, daß die Personen, welche ich zu jener Zahl gerechnet habe, alle in demselben Grade lasterhaft seyen, denn es giebt Steigerungen in ihrer Lasterhaftigkeit; aber was die Arbeiter betrifft, die ich von der großen Masse getrennt habe, so ist ihnen allen ein Laster gemein, nämlich das Laster des Trunkes, welchem über die Hälfte, etwa 17,000, in einem so hohen Grade ergeben ist, daß alles Menschliche aufhört. In Betreff der Arbeiterinnen kann man annehmen, daß beinahe zwei Drittel zur untersten Stufe der lasterhaften Klasse gehören, wegen der Niedrigkeit ihrer Neigungen, wegen ihrer Unsittlichkeit und ihrer ganzen Aufführung.

„Die Lumpensammler anlangend, können wir etwa die Hälfte, also 2000, Frauen und Kinder mitgerechnet, unter den lasterhaften Theil begreifen. Diese Zahl, mit den ausgesonderten Theilen der obenerwähnten Klassen vereinigt, giebt eine Totalsumme von 56,000 Personen, welche die hauptsächlichsten Elemente derjenigen Bevölkerung ausmachen, die in den großen Städten die Hefe der Menschheit bildet.

„Dieser Auswurf der arbeitenden Klassen wird übrigens gefährlich durch seine Berührung mit dem lasterhaften Theile der nichtarbeitenden Klassen. Die gefährlichsten Elemente der letzteren sind die Spieler, die öffentlichen Mädchen, deren Liebhaber und Beschützer, die Kupplerinnen, die Landstreicher, Betrüger, Gauner, Taschendiebe, Diebe, Diebinnen und Hehler. Die mit Hülfe der Polizeiregister gesammelten Nachrichten, die Statistik der Kriminaljustiz und andere ähnliche Dokumente bringen die Zahl dieser verdorbenen Wesen bis auf 30,000. So hat also die Hauptstadt 86,000 Bösewichte, auf welche jede moralische oder polizeiliche Einwirkung so gut wie Nichts ist, fortwährend in ihrem Innern.

„Um dem Uebel abzuhelfen, welches aus der Anhäufung der Arbeiter in den großen volkreichen Städten entsteht; um eines Theils ihre Zerstreuung auf das Land, anderen Theils die Verbesserung ihrer Wohnungen, seyen es städtische oder ländliche, zu bewerkstelligen, müßte man die Gemeindeverwaltung freisinnig organisiren und dieselbe mit ausreichenden Mitteln versehen, zu gleicher Zeit aber auch die wohlthätigen Gesellschaften, welche sich bilden, um mit ihrem Einfluß und mit ihrem Gelde die Thätigkeit der Behörde zu unterstützen, begünstigen.

„Die Vertheilung der Bevölkerung zwischen Stadt und Land erregt mehrere wichtige Fragen, unter welchen besonders eine von unendlicher Bedeutung ist, nämlich die, ob man in Frankreich dem Ackerbau oder dem Gewerbe den Vorzug einräumen soll. Wir wollen nicht die Tiefen dieser Frage ergründen und die Theorien Sully's und Colbert's zergliedern, wir wollen uns nur darauf beschränken, die außerordentliche Entwickelung unserer Gewerbthätigkeit und das damit gleichlaufende Vorschreiten der Wunde des Pauperismus festzustellen.

„Ein kräftiger Schutz, welchen man dem Ackerbau gewährte, weise Fesseln, welche man dem Maschinenwesen in den großen Kreisen der Bevölkerung anlegte, würden einen großen Theil des allgemeinen Uebels heilen können.

„Was die spezielle Frage der Arbeiterwohnungen betrifft, so können zwei Arten von Maßregeln genommen werden, Verwaltungs- und Gesetzgebungsmaßregeln. Für die einen sowohl als für die anderen wird man in dem angesehenen Theil der Gemeinde und in der Lokalbehörde mehr Quellen und kräftige Hülfsmittel finden, als in der Centralbehörde.

„England und Belgien sind uns in dieser Beziehung vorangegangen. In Folge der vom englischen Parlament im Jahre 1844 angestellten Untersuchung über den Zustand der großen Städte und volkreichen Distrikte erfuhr man, daß zu London in dem Kirchspiel von Hanover-Square 1475 Familien nur 2175 mit 2510 Betten versehene Räume bewohnten.

„Lord Ashley, dessen Aufmerksamkeit hierdurch erweckt wurde, beilte sich im Vereine mit einigen angesehenen Mitgliedern der englischen Aristokratie, eine Gesellschaft für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen zu bilden. Diese Gesellschaft, mit einem Kapital von 100,000 Pfo. Sterl. versehen, hat schon mehrere Musterhäuser erbaut, worin sie Wohnungen von drei Räumen für eine wöchentliche Summe von 4 Fr. 35 Cent. bis zu 7 Fr. 50 Cent. vermiethet und die nach und nach jene Sammelplätze des Elends, des Lasters und der Unordnung, wo oft Tag und Nacht zwanzig, dreißig, ja, vierzig Menschen zusammenwohnen, verdrängen werden. Dieses Beispiel fand in weitem Maßstabe Nachahmung, und der Versammlung der Mutiergesellschaft am 30. Januar 1846 theilte Lord Ashley mit, daß nicht nur zu London, sondern auch zu Edinburg, Glasgow, Bath, Brighton und Macclesfield die Geistlichkeit und die Lokal-

Digitized by Google

Comités wetteiferten, Häuser zu bauen und zu billigen Preisen den Arbeitern gesunde und bequeme Wohnungen zu vermiethen.

„In Belgien beschäftigt man sich seit langer Zeit mit dieser Frage. Im Jahre 1838 wurde durch den Centralrath der Gesundheitspflege eine Kommission ernannt, um den Zustand der Wohnungen der arbeitenden Klassen festzustellen und Mittel vorzuschlagen, dieselben zu verbessern. Ein belgischer Landwirth Ducpétiaux veröffentlichte und widmete im Jahre 1845 dem Kommunalrath von Brüssel und dem Centralrath der öffentlichen Gesundheitspflege eine mit Plänen begleitete Denkschrift, worin die Frage in gesundheitlicher, administrativer und finanzieller Beziehung geprüft wurde. Diese Denkschrift fand Beifall und wurde einer Kommission von drei Mitgliedern zur Prüfung übergeben. Während man noch dem Beschlusse entgegensah, bildete sich freiwillig eine Gesellschaft zu Lüttich unter dem Namen: „Gesellschaft für die Erbauung von Arbeiterhäusern." Diese Gesellschaft, deren Zweck es ist, den Arbeitern gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen und ihnen die Mittel zu erleichtern, später Eigenthümer derselben zu werden, hat ihre Thätigkeit mit um so größerer Leichtigkeit begonnen, als in Belgien die Gemeindefreiheiten sehr ausgebreitet sind, und als die Gesundheitsmaßregeln ohne Dazwischenkunft der Centralbehörde von der Gemeindeverwaltung verordnet werden können. Eine ähnliche Gesellschaft hat sich neuerdings mit einem Kapital von 50,000 Thalern zu Berlin gebildet und bereits zwölf Häuser erbauen lassen.*)

„Das französische Gemeindegesetz, obwohl weniger reich an Hülfsquellen, als die belgischen und deutschen Gesetze, gewährt der Gemeindeverwaltung Leichtigkeit, ja, legt ihr selbst die Verpflichtung auf, über den öffentlichen Gesundheitszustand zu wachen, und der Cassationshof hat bereits mehreremale den verbindlichen Charakter der zu diesem Zwecke gegebenen und durch das Privatinteresse angegriffenen Polizeimaßregeln ausdrücklich bezeichnet.

„Man kann also ohne Ueberschreitung der Befugniß die Lücke des Gesetzes vom 22. Juli 1791 ausfüllen, welches, indem es die Verwaltung der möblirten Wohnungen von dem Gesichtspunkte der öffentlichen Ruhe und Sicherheit regelt, nichts über den inneren Zustand dieser Wohnungen vorschreibt. Das Medizinalkollegium, welches seinen Sitz zu Paris hat, das berathende Kollegium der öffentlichen Gesundheitspflege, das bei dem Ministerium des Ackerbaus und Handels am 22. August 1848 errichtet wurde, die Räthe und Kommissionen für die Gesundheitspflege, welche durch Ministerialbefehl in jedem Departement eingerichtet sind, können schon dem Munizipalrathe einen Aufschwung geben, der von wohlthätigen Privatgesellschaften unterstützt werden würde. Die Gemeindeverwaltungen, im Besitz von Freiheiten und Hülfsquellen, ausgedehnter als die, welche sie jetzt haben, würden die Stadtviertel dadurch verbessern, daß sie Straßen durchbrechen ließen und denjenigen, welche Häuser für Arbeiter erbauen wollen, Beisteuern bewilligten. Sie müßten die wohlthätigen Gesellschaften, welche sich bildeten, um den Bau, das Vermiethen und selbst den Ankauf dieser Häuser durch die Arbeiter zu erleichtern, mit Rath und That unterstützen.

„Eine Gesellschaft dieser Art, „die Gesellschaft der Arbeiterstädte", hat sich schon in Paris unter dem Schutze des Präsidenten der Republik gebildet, mit einem Kapital von 6 Millionen Frs. Ihr Zweck ist, den Miethern dieser Städte gesunde und lustige Wohnungen zu niedrigen Preisen zu verschaffen, als diejenigen, welche man für eine einzige Stube in ungesunden Häusern bezahlen muß. Die Wohnungen bestehen aus einer kleinen Küche und einer oder auch zwei Stuben; sie werden vermittelst Röhren erwärmt, die im Sommer zu Luftfängen (Ventilatoren) dienen. Die Gebäude werden drei Etagen hoch und von einander durch Höfe und Gärten getrennt. Das Erdgeschoß ist zu Waarenlagern, Läden und Werkstätten bestimmt. Jedes Haus soll vierzig bis funfzig Familien fassen: ein Waschhaus, ein Badehaus und ein Saal zur Aufnahme der Kinder, deren Mütter ihrer Arbeit nachgehen, sollen in jedem Hause errichtet werden. Auch werden möblirte Zimmer im Preise von sechs, acht und zehn Fr. monatlich für solche Arbeiter und Arbeiterinnen eingerichtet, die nicht die Mittel besitzen, sich ein Mobiliar zu kaufen: ein Theil des Preises wird für die Zimmermiethe und der andere für die Bezahlung der Möbel, welche dem Miether nach vollendeter Zahlung gehören, angerechnet. Ein großer Saal soll zu einer öffentlichen Wärmstube eingerichtet werden, die zugleich als Arbeiter-Nachweisungs-Büreau benutzt wird. Die Arbeitgeber des Bezirks werden hier Männer von allen Gewerken antreffen. Die Arbeiter lassen sich beim Inspektor des Hauses einschreiben, der auch ihre Arbeitsbücher beglaubigt.

„Dieser Plan ist schon in Ausführung, und der Bau der Arbeiter-Cité des zwölften Arrondissements in den Straßen Petrelle und Rochechouart wird thätig betrieben. Die Mauern haben die vierte Etage erreicht und werden nächstens bedacht seyn. Die Entwürfe zu diesen Arbeiten, welche Herr Beugny leitet, sind sehr glücklich. Indem man viel Luft in die Höfe brachte, hat man ihnen das Grün der Gärten, welche die Cité begränzen, zu erhalten gewußt. Weite Treppen führen, in jeder Etage, zu großen hellen Gängen, in welchen die Eingänge zu den Wohnungen liegen, so daß man also leicht in alle Räume gelangen kann. Das äußere Ansehen des Hauses, obwohl ohne Glanz, entbehrt doch nicht einer gewissen Eleganz."

*) Diese Angaben stimmen ungefähr mit den im Finanzberichte der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft vom 31. August 1849 gemachten überein. Gegenwärtig beträgt das Kapital der Berliner Gesellschaft auf einige 60,000 Thlr.

Ostindien.

Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien.

(Nach den Schilderungen eines Dänen.)

Fünftausend Menschen auf einer Quadratmeile ist in Europa schon eine sehr bedeutende Bevölkerung. In dem Gebiete von Tranquebar leben fünfundzwanzig Tausend Menschen auf einer Quadratmeile, und davon kommen auf die Stadt selbst nur zwei Tausend! Aehnliche Verhältnisse finden sich in Ostindien in vielen Gegenden. Handel und Industrie haben überdies seit dem Aufkommen der englischen Baumwoll-Fabriken an dem genannten, der dänischen Regierung gehörenden Orte ganz aufgehört. Wie nun solche Menschenmassen zu existiren vermögen, dürfte nicht uninteressant seyn, in Europa zu erfahren. Ein dänischer Missionair schreibt darüber manches Wissenswürdige in seine Heimat, und seine anspruchslose Darstellung enthält vielleicht darum Vieles, was man vergebens in den Berichten der Engländer sucht, weil er sich nicht wie diese in vornehmer Abgeschiedenheit von den unteren Kasten Indiens gehalten, sondern die Hütten der Armen selbst fleißig besucht hat.

Gegenseitiger Empfang. Tamulische Sprache und Nationaltracht.

Am Morgen um vier Uhr war bei unserer Ankunft vor Tranquebar das ganze Schiff voller Eingebornen, die theils aus Neugierde, theils um zu handeln, theils auch um bei den angekommenen Europäern Dienste zu suchen, an Bord kamen. Hier hatte man reichliche Gelegenheit, die verschiedensten Physiognomieen hellerer und dunklerer Farbe, von der Schwärze des Negers bis fast zum Teint des Italiäners, zu betrachten. Der Steuermann mußte mitunter ein Ende (Tau) nehmen, um Platz zwischen ihnen zu machen, und da diese harte Behandlung mich schmerzte und ich äußerte, daß dies Sünde wäre, lachte man über mich und meinte, ich würde dieses Volk besser kennen lernen.

Nachmittags hatte ich Zeit, einen Besuch in den Schulen auf den Ziegenbalgschen Plätzen abzustatten. Welche herrliche Anlagen sind hier nicht gewesen! Jetzt ist Alles öde und verfallen, nur wenige Kinder in den Schulen und keine ordentliche Apparate zum Unterricht. Was für ein liebenswürdiges Aussehen haben nicht diese in ihren Bewegungen so leichten, halb nackten indischen Bübchen, welche mit ihren unter sich gekreuzten Beinen und mit ihren Palmenblättern (Olei-Ollis) in den Händen im Sande sitzen, einige lesend, andere mit ihrem Stift über dem Nagel des linken Daumens schreibend. Wie rasch es ihnen von der Hand geht! Aber wie fremd sind nicht alle die Laute, die man hört, und wie verschieden die Aussprache von der, die man sich aus bloßem Lesen gebildet hat. Doch ich glaube nicht, daß sie mir so schwer fallen wird. Ich will es wie Ziegenbalg machen und genau auf die Kinder hören, um von ihnen zu lernen, ehe ich sie zu lehren anfange. Die reine, helltönende Stimme, mit der sie so deutlich jedes Wort bis auf die kleinste Nüance und einen jeden Buchstaben aussprechen, und die unglaubliche Geschwindigkeit, mit der sie die allerschwierigsten Laute in einer ganzen Reihe Sylben herzusagen vermögen, ist für einen Ausländer etwas ganz Wunderbares und Unnachahmliches. Aber es kann nichts helfen, ich werde Euch diese Proben von tamulischer Sprachfertigkeit, die ihres gleichen suchen, bisweilen geben. Es wird Euch vielleicht beim Malabarischen schwindlig werden, wie einem gewissen St., der dem Kollegium viel Geld kostete und keinen Nutzen dafür leistete. Er gab nämlich vor, daß es ihm unmöglich wäre, diese Sprache zu lernen, und daß er bei dem bloßen Anblick eines Buches mit tamulischen Blättern ohnmächtig würde: relata refero. Ich muß und werde indeß ernstlich morgen anfangen, bis ich es gelernt habe, und so weit bin ich, Gott sey Dank, schon, nicht mehr vor dem Gedanken zu erschrecken, daß es Malabarisch ist, was einst, zu Holberg's Zeit, Sitte gewesen zu seyn scheint, da er es als etwas so Abscheuliches erwähnt. Es ist übrigens ein Glück, daß es jetzt so viele gedruckte Hülfsmittel giebt, die nebst dem täglichen Umgange hier an Ort und Stelle die Mühe bedeutend erleichtern werden. Welche große und herrliche Bibliothek hier einst gewesen ist, davon kann sich Niemand zuhause eine Idee machen, der nicht die Ueberreste gesehen hat. Aber die verheerenden weißen Ameisen, Ratten, eine Art Insekten, welche Buchskorpion genannt wird, and other depredators, von denen man in einem englischen Buche liest, haben, ohne die Feuchtigkeit mitzurechnen, diesem ganzen Schatze den größten Theil seines Werthes geraubt, so gänzlich ruinirt und verdorben ist fast jedes Werk durch die schmählichste Versäumniß und Gleichgültigkeit; doch es ist zu spät, hierüber zu schreiben: es war es schon, als man vor zwölf bis vierzehn Jahren darüber schrieb.

Den 8. März. Den ganzen Tag gestern lernte ich Tamulisch und bestrebte mich, meine Zunge so verkehrt und malabarisch als möglich zu biegen. Eine sprachgelehrte Dame hier am Orte, eine gute Freundin von P., nimmt sich meiner an, um mich zu einem richtigen „Guru" (Lehrer, Meister), wie sie sagt, zu machen. Ihr Unterricht kostet mich kein Geld, dagegen kommt mir der, den ich von den Eingebornen haben will, ziemlich theuer, und von dieser Seite werden mir Hindernisse genug in den Weg gelegt. Doch „never mind", sagen die Engländer.

Obgleich die Nationaltracht, ein weißes Gewand, um den Leib und über die Schultern befestigt ist, so haben doch die Frauenzimmer gern rothe, oft hochrothe, blaue, gestreifte und andere Anzüge nach der Mode. Die Wohlhabenden geben auch ihren Kindern bunte Ueberwürfe à la Joseph. Die Heiligen (Pandaram Sanlasi), welche sich vor Anderen auszeichnen wollen, haben gelbe Kleider und sind mit Sandelstaub und Asche von gebranntem Kuhdünger, als ein Zeichen der Buße, überstreut, ein wunderliches Mittel, mensch-

liche Reinheit an den Tag zu legen. Dazu haben sie einen Gebetkranz von einer Art Baumfrucht (Ruttiraßram) um den Kopf oder den Hals, ein oder das andere Amulet in einer silbernen Kapsel, am öftersten Lingam, zwischen Schultern und Ellenbogen an den Arm gebunden, und je nachdem sich die Menge zu Siwa's oder Wischnu's Sekte bekennt, haben sie verschiedene Zeichen an der Stirn, ein horizontales oder ein vertikales. Prächtige Kleider zu haben, die recht in die Augen fallen und mit goldenen Juwelen vom Kopf bis zur Zehe behangen zu seyn, ein Diadem auf dem Kopfe, Ketten um den Hals, Ringe in der Nase, an den Ohren, um die Arm-, Hand- und Fußgelenke, an den Fingern und Zehen, wird als ein eben so passender, wie anständiger Schmuck für Frauenzimmer betrachtet. Die Männer beschränken sich gewöhnlich darauf, Ohren oder Nase, Finger und Zehen mit eben dergleichen, worin Steine gefaßt sind, zu besetzen.

Armuth der christlichen Tamuler.

Ich bin seit meinem Antritt am 15. März etwas auf dem Territorium umhergewesen, habe die Schulen besehen und die Christen in den Dörfern besucht, aber ich habe nur wenig Erfreuliches davon zu erzählen, ausgenommen einen liebreichen und äußerst höflichen Empfang. „Das Haus ist das Ihrige", „zu Ihren Füßen liegen", sind Redensarten, welche in den langen Tiraden vorkommen, mit denen die Bewohner den Gast begrüßen, wenn sie ihn als ihren Vorgesetzten ehren wollen. Leider ist Armuth und Elend nur zu sehr unter den lieben Christen verbreitet, die zur protestantischen Mission gehören. Aermliche, düstere, übel dünstende Hütten von Lehm oder Erde mit Dächern von geflochtenen Palmblättern sind die am entferntesten liegenden Wohnungen der Pariahs. Viele zeigen auf ihr Buch, wenn man zu ihnen von ihrem Gott spricht, und rührend sind oft die Scenen, zu welchen die Armuth den Missionair ruft, um davon Zeuge zu seyn. Eine arme Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm hätte diesem beinahe einen gefährlichen Stoß am Kopf beigebracht, indem sie sich zu meinen Füßen niederwarf, eine andere brachte ein Zwergkind*) als Vorwand zu einem Almosen; eine dritte war eben erst davon gerettet, sich selbst zu entleiben, weil sie mit einer ganzen Heerde unversorgter Kinder Witwe geworden war. Diese gehören freilich zu den Bedürftigen, die auch Unterstützung von öffentlicher Seite durch die sehr nützliche Einrichtung zu erwarten haben, welche der frühere Interims-Gouverneur S. zum Besten der wirklich Nothleidenden veranlaßt hat; doch trifft man auch Viele, die sich sonderbarer Mittel bedienen, um ihre Noth zu beweisen, und die man genau kennen muß, ehe man die helfende Hand ausstreckt. Eine alte Frau zeigte sich zu wiederholtenmalen mit einem Buche in der Hand, vor Alter und Schwäche zitternd, und zog aus ihrem Gürtel einen Lappen mit einer thonigen Erdart, die, wie sie sagte, der Hunger sie zu essen zwänge, und welche den schädlichen Einfluß haben soll, der nur zu natürlich ist, daß der Magen davon aufschwillt und die Verdauungswerkzeuge verderben. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß sie erwachsene Kinder hatte, welche sie unterstützen sollten und konnten. Lächerlich war es mir fast einmal, einen großen starken 30jährigen Kerl aus dem Grunde um Hülfe bitten zu sehen, weil er seine Aeltern verloren hatte. Die Noth ist jedoch im Ganzen sehr groß für die arbeitende, besonders die ackerbauende Klasse, die nur in der Pflanz- und Erndtezeit hinlänglichen Verdienst hat. Der Mangel ist jedoch an anderen Orten in Indien noch größer. So wird erzählt, daß bei einer Almosen-Austheilung, welche der bekannte Fürst Rundschit-Sing in Kaschemir veranstalten ließ, 25 Personen im Gedränge von den Bettlern erdrückt wurden! In Bengalen ist in trockenen Jahren oder nach großen Ueberschwemmungen bekanntlich oft Hungersnoth. Die Armuth unter den Christen in Tränquebar ist bleibend geworden, seitdem die auswärtigen Almosen, welche der Missionskasse zuströmten, aufgehört haben. Dem Vernehmen nach, müssen diese Menschen sich einen ganzen Theil des Jahres von Aas, Schnecken, wilden Früchten und einer Art Graswurzel, welche Pillariß heißt, nähren. Was Wunder also, daß solche elende Geschöpfe, obgleich dem Namen nach Christen, sich nur wenig um die Dinge bekümmern, die zum Reich Gottes gehören, ihre Kinder ungetauft liegen lassen und wie die Heiden nur zuerst daran denken, was sie essen, trinken und womit sie sich kleiden sollen. Wohlhabender sind jedoch alle die Pariahs, welche im Dienst der Europäer stehen; diese und die besseren Kasten, welche zum Unterschiede Tamuler genannt werden, haben Häuser (einige sogar sehr gute) mit Grundmauer, im Viereck mit einem offenen Platz in der Mitte gebaut, einer Veranda im Innern und einer gleich nach außen zu, wo der Eingang ist, einem Vordach auf hölzernen Säulen, die auf einer Mauerbank auf beiden Seiten ruhen.

Tamulische Kasten und das Verhältniß der indischen Christen zu denselben. — Tamulischer Adel und das Heer der Dienerschaft.

Der Unterschied zwischen Tamulern und Pareyern (Pariahs) bringt mich darauf, das verwickelte Kastenwesen zu berühren, in welchem es für die Europäer so schwer ist, sich zurechtzufinden, und welches sich in keine vollständige Ordnung bringen läßt, ohne alle Abtheilungen und Unterabtheilungen an den besonderen Orten und in den verschiedenen Gegenden Indiens zu detailliren. Unter den Christen hier am Orte höre ich keinen anderen Hauptunterschied, als Tamuler und Pareyer, welches voraussetzen läßt, daß die Pareyer nicht Tamuler, sondern ein ganz anderer Volksstamm sind. Uebrigens weiß ich wohl, daß die tamulischen Christen sich selbst nach ihren Verfahren aus früheren Zeiten rangiren und hiernach sich ein Theil Vellalen (Pillay), ein anderer Mudali, ein dritter Seddi, ein vierter Padejarsi benennen. Außerdem legen sich Viele den Namen Naick bei, welches andeutet, daß ihre Vorväter im Kriegsdienst gewesen sind. Alle diese Abtheilungen gelten noch unter den Heiden überall in der Umgegend von Tranquebar und gehören zu der alten Klasse Sudras oder Suttirer, welche Ackerbauer und Handwerker in sich fassen; denn die Kasten der Tschattrier (der Krieger) und der Vaysyer oder Banyaner (der Kaufleute) werden nicht mehr erwähnt und scheinen in Süd-Indien wenigstens ganz ausgestorben; die Naicks und die Seddier sind ungefähr, was jene waren, doch vermengt mit den anderen. Die Brahminen bilden eine ganz eigene und abgesonderte Corporation; doch haben auch diese verschiedenen Kastenrang, der sich auf das Alter, das Ansehen und den Reichthum der Familie gründet. Die Kuli-Brahminen sind die vornehmsten in Nord-Indien. Die bekannten Babus in Bengalen, zu welchen der berühmte Ramohun-Roy*) gehörte, werden zuweilen mit dem Radscha-Titel beehrt, doch meistens ihres Reichthums und Einflusses wegen, wie es auch bei diesem war. Die Brahminen wohnen für sich in eigenen Straßen, Agraram genannt; die Tamuler der oben erwähnten Kasten in den Städten unter einander. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Band von Thiers. Der kürzlich erschienene neunte Band der „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" von A. Thiers umfaßt die Erzählung der spanischen Tragödie Napoleon's, die bereits den größten Theil des achten Bandes gefüllt hatte, bis zum Vertrage von Bayonne, welcher die Räumung der Halbinsel bis zum Ebro zur Folge hatte, und dann bis zum zweiten französischen Feldzuge in Spanien, der mit der Einnahme des heldenmüthigen Saragossa, am 20. Februar 1809, endigte. Zwischen diesen beiden Abschnitten, welche das 31ste und 33ste Buch der Napoleonischen Geschichte bilden, ist das 32ste der berühmten Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Kongresse von Erfurt gewidmet, der, obgleich bereits vielfach beschrieben, doch unter der Feder des kunstreichen Darstellers manches neue Interesse darbietet, wiewohl natürlich immer vom nationalen Standpunkte des Verfassers und mit den Schattenseiten des französischen Kolorits. Wir theilen unseren Lesern vielleicht eine Episode aus diesem Kapitel mit und bemerken vorläufig nur, daß der Verfasser von dem Aufenthalte und der Wirksamkeit des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders Friedrich Wilhelm's III., in Paris, wo er im Jahre 1808 für die Erleichterung der schmählichen Last, welche Napoleon auf Preußens Schultern gewälzt hatte, arbeitete, mit großer Theilnahme und Anerkennung spricht. Wenn Thiers jedoch meint, daß es eine bisher noch gänzlich unbekannte geheime Stipulation des Vertrages über die Räumung Preußens durch die Franzosen mit Ausnahme der drei Oderfestungen (im Jahre 1808) sey, wonach sich Preußen verpflichtete, seine Armee innerhalb zehn Jahren nicht über 42,000 Mann zu bringen, so ist dies ein Irrthum, da es bereits seit dem Jahre 1813 für Niemand mehr ein Geheimniß ist, welche zwingenden diplomatischen Motive die Generale Scharnhorst, Gneisenau und Boyen hatten, ihre im Jahre 1809 begonnene Reorganisation des preußischen Heeres auf so vorsichtige, geschickte und systematische Weise zu betreiben, wie sie sich hernach bei der Erhebung des Landes gegen den französischen Unterdrücker auf das erfolgreichste bewiesen.

— Der Bach-Verein in London. In diesen Tagen ist in London ein Verein unter dem Titel: The Bach Society gestiftet worden, der es sich zur Aufgabe macht, die Kenntniß der Werke Sebastian Bach's in England zu verbreiten (for the purpose of cultivating an acquaintance with the works of the illustrious John Sebastian Bach). Präsident der Gesellschaft ist der als Komponist in Ruf stehende Herr William Sterndale Bennett. „Der Name Sebastian Bach's", bemerkt ein englisches Blatt, „ist jedem Musikfreunde bei uns bekannt, aber auch wenig mehr als der Name. Selbst den Jüngern der Kunst sind seine Werke, mit Ausnahme der Fugen für Orgel und Klavier, fremd; seine Sonaten und Konzertstücke, seine zahlreichen Oratorien, Messen u. s. w., von denen viele an Majestät und Erhabenheit nie übertroffen worden, sind so völlig unbekannt, als ob sie nie existirt hätten. Sich zu dem Zwecke zu vereinigen, die Werke dieses großen Mannes zu studiren und sie dem musikalischen Publikum zugänglich zu machen, ist ein Unternehmen, welches unserer Kunstfreunde würdig ist und alle Aufmunterung verdient."

---

*) Solche Zwergkinder werden öfters gekauft, sonst gehören Mißgeburten und Krüppel zu den Seltenheiten. Es finden sich aber viele Auswüchse, einzelne weiße (albinos) oder Kakerlaken. Die Anzahl der Blinden ist auch nicht unbedeutend. Taubstumme soll es in Bengalen 40,000 geben. Durch Alter, Armuth und strenge Arbeit, z. B. Palanquintragen, werden viele schief, krumm und buckelig. Das bekannte zusammengewachsene Brüderpaar aus Siam ist ja in Europa vorgezeigt worden. Ein Frauenzimmer mit einem Auge, einem abgebrochenen Arm, welche zu Konstantinopel starb, soll präparirt und nach Paris gesandt worden seyn. Ein Esel wurde in Bengalen mit zwei Köpfen und acht Füßen geboren, welches ich der kürzeren Ausdehnung halber bemerke, da diese Mißgeburt als ein Folge-Zeichen die Präsidentschaft Kalkutta in zwei Gouvernements, Bengalen und Agra, aufgelöst wurde. Anmerk. d. Verf.

*) Dieser gescheute indische Philosoph und Patriot starb auf dem „Albion" nach England ein und liebe Ehre bis zu seinem Tode 1833. Es wurde ihm zu einem Monument [illegible], wozu 2000 Pfunde [illegible] waren, ehe ich Indien verließ. Anmerk. d. Verf.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Weit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25. und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 3. Januar 1850.

England.

Shirley.

Ein Roman von Currer Bell.*)

Von dem Verfasser des im vorigen Jahre mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Romanes „Jane Eyre" ist kürzlich ein neues Werk, „Shirley", das eben so, wie das erstere, in Deutschland mit großem Interesse gelesen werden dürfte, erschienen. Wir entlehnen darüber dem geistreichen französischen Kritiker Eug. Forcade die nachfolgenden Bemerkungen.

„Jane Eyre" zu lesen, war der erste geistige Genuß, der mir seit jener garstigen Revolution des Februars zu Theil geworden. Ich liebte diesen Roman, weil in ihm ein Hauch der Jugend wehte, der Neuheit, der Offenheit und jener Frische, die die Seele erhebt. Ich liebte ihn, weil er jeder faden Abgeschmacktheit entbehrte, jedes Schönthuns der Convention, jeder entnervten Eleganz. Ich liebte ihn, trotz seiner Unbehülflichkeit, wegen seiner liebenswürdigen Keckheit. Ueberdies schenkt man jedem Buche ein besonderes Interesse, in dem der Autor seine eigene Person vertritt. „Jane Eyre" kündigte sich als Auto-Biographie an; aber der Verfasser war unbekannt. Wer war dieser Currer Bell? Mann oder Weib, Einer oder Mehrere? — Ein Mann, sprachen die Einen kurz ab: eine Frau wäre nicht im Stande, eine so starke, so herbe Figur zu zeichnen, wie diesen Rochester. — Es ist ein Verein von Schriftstellern, sagten die Anderen; es sind Bücher von Ellis Bell erschienen, von Acton Bell, und ein Band in Versen, betitelt Dichtungen von Currer, Ellis und Acton Bell. Es ist eine Frau, setzten die Scharfsichtigsten voraus, eine unbeugsame, muthige Frau, die den Kampf mit dem Leben ausgefochten. Dieses durch die Pseudonymität erregte Aufsehen schien das Erscheinen eines englischen George Sand begrüßen zu wollen.

Wenn das erste Werk eines Schriftstellers ein solches Aufsehen erregt, so tritt sein zweites in den Kreis einer ungeduldigen Erwartung. Diese Prüfung ist besonders schwierig für solche Autoren, die, gleich Currer Bell, mit einem leidenschaftlichen Werke debütirten. Geschickte literarische Beobachter sind der Meinung, es gehe mit dem Leidenschafts-Roman, wie mit der Liebe: der Erste sey der beste, der einzig wahre; es sey das reinste Blut, das sich beim ersten Herzklopfen aus ihm ergieße; man begegne nicht zweimal dieser Selbstüberraschung im Schwunge der Empfindung, derselben Wahrheit im Schrei der Seele, derselben Frische, demselben Saft im Aufblühen der Beredtsamkeit. Bei der zweiten Liebe, wie beim zweiten Roman, zügele die Ueberlegung die Leidenschaft; man ersetze durch Kunst oder Wissen diese schöne Unbedachtsamkeit, dieses wilde Feuer, diese liebenswürdige Ungeschicklichkeit, die die Hindernisse hinwegmähren, während sie die Gefahr nicht ahnen. „Jane Eyre" z. B. war ein Buch voll von Unerfahrenheit und überströmend von Gefühl. Man sah, daß Currer Bell sichs viel angelegentlicher seyn ließ, gefühlte und, wenn ich so sagen darf, durchlebte Thatsachen zu schildern, als eine Erzählung symmetrisch zu ordnen. Die Charaktere lebten, obgleich sie exzentrisch waren. Jane Eyre, Rochester, diese heftigen und unterdrückten, ausgebildeten und wilden Charaktere, litten, sträubten und empörten sich mit einer ergreifenden Wahrheit. Die Handlung war in der That nicht viel wahrscheinlicher, als jene Träume eines zwanzigjährigen Liebhabers sind, der der Geliebten tausend Gefahren wünscht, um Gelegenheit zu finden, ihr seine Hingebung darzuthun; Currer Bell läßt Rochester von Jane Eyre nicht eher zum Gemahle erwählen, bis er seinen Helden durch eine Feuersbrunst verwundet und entstellt hat. — Als Gefühlssache betrachtet, war Jane Eyre von einer stechenden und brennenden Wahrheit; als Intrigue war sie nach Art der Luftschlösser erbaut. Diejenigen, welche die Wahrheit der Charaktere und Leidenschaften dieser ernst als die Wahrscheinlichkeit der Handlung, waren daher begierig, zu erfahren, ob Currer Bell in seinem zweiten Werke sich nicht von seinen am wenigsten zu bedauernden Fehlern auf Kosten seiner besten Eigenschaften reinigen würde.

Noch ein anderes Interesse knüpfte sich an das Erscheinen von Currer Bell's neuem Romane. „Jane Eyre" widerhallte von rebellischen Tönen gegen gewisse soziale Formen, von Worten der Unabhängigkeit, welche, gleich einer Drohung, die konservativen Kritiker in Harnisch jagten. „Jane Eyre" ließ vor Allem auf einen jener Alles wagenden Geister schließen, die einen schaudernd-wollüstigen Drang empfinden, mit den verbotenen Früchten des Gedankens zu spielen und mit den gefährlichen Mysterien des geselligen Lebens zu scherzen. Die Schriftsteller, welche die Wachtposten vor der alten englischen Gesellschaft abgeben, klagten dieses Streben unerbittlich an. Man machte „Jane Eyre" den Vorwurf, die Kühnheit gehabt zu haben, die Ehe und die Hierarchie der sozialen Verhältnisse anzugreifen. War das in diesem Romane nur ein zufälliges Spiel des Witzes? war es berechnete Absicht, ein System bei Currer Bell? Der zweite Roman sollte darüber Aufschluß geben.

So lägen denn die Fragen vor, die „Shirley" zu beantworten hätte: Ist Currer Bell ein Weib? Hält das Verdienst „Shirley's" den Versprechungen Wort, die „Jane Eyre" geleistet? und endlich ist Currer Bell in der That einer jener kühnen und rebellischen Geister, gegen welche das Unglück der Zeit den ehrlichen Leuten ein so gerechtes Mißtrauen einflößt?

Zuvörderst ist Currer Bell — ein Weib: der Roman „Shirley" liefert dafür den sprechendsten Beweis. Dieses Buch wimmelt von Frauencharakteren, die nur einzig eine Frau in dieser Verschiedenheit, in dieser Feinheit zu nüanziren im Stande war. Die Sache der Frauen ist hier überall mit der Ueberzeugung und Kunst vertreten, die nur denen eigen sind, welche ihre eigene Sache führen. Betrachtet man diesen Roman als Sittengemälde, so könnte man ihn „Shirley, oder das Verhältniß der Frauen in den englischen Mittelklassen" nennen. Uebrigens hat sich der Autor in jenem wunderlichen Anfall weiblicher Ironie verrathen, den er seiner Heldin in den Mund legt: „Wenn die Männer uns sähen, wie wir sind, so würden sie ein wenig stutzen; aber die Feinsten, die Durchdringendsten unter ihnen sind, was die Frauen betrifft, nur zu oft Täuschungen unterworfen; sie sehen sie nicht im wahren Lichte, sie täuschen sich in ihnen im Guten wie im Schlimmen. Das brave Weib ist in ihren Augen ein bizarres Wesen, halb Puppe, halb Engel; die böse Frau ist fast immer ein Dämon. Sie sind spaßhaft anzusehen, in der gegenseitigen Bewunderung ihrer Frauengebilde, wie sie da die Heldin einer Dichtung verehren, sey es Drama oder Roman, wie sie sie schön finden — göttlich! Schön und göttlich vielleicht — aber häufig durch und durch künstlich, falsch wie die gemachte Rose auf meinem Hut. Würde ich Alles sagen, was ich über diesen Punkt denke, würde ich meine Meinung über gewisse Weibercharaktere ersten Ranges in gewissen Werken ersten Ranges freimüthig aussprechen — man würde mich steinigen. — Sey dem, wie ihm wolle, erwiedert Einer, die Heldinnen, welche die Männer erfinden, sind immer noch so viel werth, als die Helden von Weibern erdacht. — Bitte! keineswegs; die Weiber lesen mit ungleich mehr Wahrheit in den Männern, als umgekehrt. Ich könnte Euch das in einer Rundschau beweisen — sobald mir dazu einmal die Muße wird." — Diese Perfidage will zweierlei sagen, daß die Romane der Frauen wahrer sind, als die der Männer, und daß folglich — Currer Bell eine Frau ist.

Ich fürchte, daß „Shirley" nicht gerade der unwiderlegbare Beweis des ersten dieser Schlüsse sey. Es geht mit vielen Büchern wie mit einer Anzahl italiänischer Opern: man darf sie nicht pedantisch beurtheilen, darf sie nicht nach dem Maßstab ästhetischer Regeln bemessen, darf nichts von ihnen fordern, als eine angenehme Lektüre für einige Stunden. Die englischen Romane gehören im Allgemeinen in diese Kategorie. „Shirley" geht nicht darüber hinaus. Dieser Roman versetzt den Leser auf sehr angenehme Weise in ein anderes Land. Er besteht, glaube ich, aus ungefähr dreißig Kapiteln. Ich kenne nicht das Yorkshire, wohin Currer Bell die Scene seiner „Shirley" verlegt hat; aber, obgleich Land und Gesellschaft nicht besonders anziehend für einen Ausländer erscheinen, so würde ich doch recht gern einen Monat dort zubringen, unter der Bedingung, täglich daselbst ein Kapitel der „Shirley" aufführen zu sehen, mit so liebenswürdigen Menschen, solchen Originalen, so seltsamen Erscheinungen leben zu können, wie die sind, womit Currer Bell seinen Roman bevölkert hat, und zu den lebhaften, energischen, bestimmten, poetischen, ja, phantastischen Unterhaltungen zugezogen zu werden, welche dieses Buch anfüllen.

Versetzt Euch im Geist aufs Land, in den Norden Englands, in ein kleines Kirchspiel, das sich Briarmains nennt. Vergessen wir das Datum nicht, es ist gegen 1812. Vier hervorstechende Häuser giebt es dort: die Pfarrwohnung des Rektors, Mr. Helstone; die Manufaktur eines jungen Tuchfabrikanten, Robert Moore; das Wohnhaus von Fieldhead, einem jungen Mädchen, Shirley Keeldar, gehörig, und das Haus eines alten Fabrikanten, Mr. Yorke genannt. Der Rektor, Mr. Helstone, ist ein kleiner Mann von funfzig Jahren, trocken, hehend, aufbrausend, schäumender Tory, unerbittlicher Todfeind der Jakobiner, sehr erzürnt, was das Kapitel der Ehe betrifft, und zwar durch eigene Erfahrung, dem nichts vom Friedens-Geiste seines Standes innewohnt, und der eine bessere Figur als in diesem an der Spitze einer Compagnie der Wellingtonschen Armee in Spanien spielen würde. Mr. Helstone hatte ein junges

*) Shirley. A Tale by Currer Bell. London, 1849. 3 Vols.

„Mädchen, seine Nichte, bei sich aufgenommen und erzogen: Karoline Helstone, die man Cary aus Familiarität, Lina aus Zärtlichkeit nannte. Karoline ist ein nachgebornes Opfer einer Heirat; ihr jetzt verstorbener Vater war ein Taugenichts, und von ihrer Mutter, die sie nie gekannt, welche aber noch lebt, hatte man seit langen Jahren keine Nachricht erhalten. Robert Moore, der Tuchfabrikant, ist Karoline's Vetter, der von ihr bewundert und im Stillen geliebt wird. Robert Moore ist von Mutterseite französischer Abkunft. Das ist eine energische Natur. Er will das durch einen Bankerott zerstörte Glück seiner Familie wiederherstellen, mitten unter den revolutionairen Stürmen. Seine ganze Seele, sein ganzes Leben konzentrirt sich in diesem Vorsatz, den er gegen Widerwärtigkeiten aller Art mit heroischer Ausdauer und Beharrlichkeit verfolgt. Er lebt mit seiner Schwester, die mehr Französin als Engländerin ist, — einer Provinz-Natur aus Frankreich, mitten in das Allerenglischste, was es in England giebt, versetzt. Die Gutsbesitzerin von Fieldhead, Miß Shirley Keeldar, ist die glänzendste Bewohnerin von Briarmains. Auch sie ist Waise und Herrin ihres Vermögens. Ihre Aeltern, die keinen Sohn hatten, gaben ihr einen männlichen Vornamen: Shirley. Ihr Charakter wie ihre Neigungen entsprachen der Männlichkeit ihres Namens. In ihr vereinigte sich alle Eleganz der Frau mit der ganzen Entschlossenheit des Mannes. Dieses zarte und dabei so muthige Geschöpf, von so freiem Geiste, so kühnem Willen und so kavaliermäßigem Wesen, wurde von ihren Freunden lachend der Capitain Keeldar genannt. — Der Fabrikant Yorke ist ein Typus ganz eigener Art. Er ist reich und dabei Demokrat; er ist Geschäftsmann und hat dabei von seinem Aufenthalte auf dem Kontinente künstlerische Gelüste beibehalten; er ist Philanthrop und bedient sich trotzdem brutaler Redensarten, ironisch-egoistischer Ausbrüche, die sehr verletzend für seine Freunde sind; er ist verheiratet und lästert dabei die Ehe mit einem Ernst, auf den seine Frau mit vollkommenstem Einklang antwortet; er besitzt ein halbes Dutzend fürchterlicher Kinder, die das seltsamste Pröbchen einer presbyterianischen Erziehung liefern, so einsam, so egoistisch, so wild natürlich, wie sie nur ein Rousseau hätte träumen können. Yorke ist in dieser Briarmainschen Gesellschaft nur eine episodische Figur. Es giebt deren noch ganz andere. Zuerst sind da drei Pfarrer aus der Nachbarschaft: unzertrennlich wie die drei Wiedertäufer des „Propheten". Außer diesen Pfarrern, die gute, lustige Gesellen sind, findet Ihr einen Schwarm protestantischer Frommen, arme, häßliche alte Jungfern, die sich gottgefälligen Werken weihen; steife förmliche Provinzial-Matronen, mit ihrer Brut von heiratsfähigen Töchtern; unglückliche Arbeiter, welche die Sozialisten der Tavernen gegen Einführung der Maschinen aufhetzen, und endlich Gäste aus dem Süden Englands, die Shirley's Haus mit einem Anstrich von guter Gesellschaft bereichern. — Hat man Shirley gelesen, so möchte man darauf schwören, mit all diesen Leuten leibhaft verkehrt zu haben. Man ist Zeuge vom Aufstande der Arbeiter Robert Moore's gewesen; mit den Pfarrern hat man Puddings verschlungen und Krüge Ale's hinabgestürzt; man hat den Thee aus der sanften Hand Karoline's empfangen, die bescheiden neben den reichen Witwen Briarmains sitzt; man hat auf dem grünen, von den sanften Strahlen des Mondes beschienenen Rasen die glühenden Chimären Shirley's und die zarten Träume Lina Helstone's belauscht. All diese Scenen, all diese Gestalten, die mit einer peinlichen Genauigkeit beschrieben sind, haben ihre Reize; aber die damit verbundene englische Weitschweifigkeit bleibt immer ein Fehler. Wahr ist es, daß die einfachsten Details des gewöhnlichen Lebens in ernsten Gemüthern einen gewissen poetischen Eindruck zurücklassen, die sich dem Gedächtnisse erhalten, wie häusliche Scenen in einer holländischen Bildergalerie. Es giebt Momente der Ruhe, der Stille und der Träumerei, wo die Erinnerung süß schwelgend dieses Museum durchwandert, das die Eindrücke der Vergangenheit bevölkert. Die englischen Romanschreiber lieben es, solche Gemälde in ihren Werken auszustellen. Seit Richardson wirken sie in diesen reichhaltigen, aber monotonen Stoff ihre einfachen Geschichten ein. Man fühlt es heraus, daß diese Bücher in der Stille langer einsamer Abende geschrieben wurden, um wiederum an langen einsamen Abenden an dem traulichen heimischen Heerde gelesen zu werden. Diese Gattung von Literatur ist einfach, aber ich begreife, daß man sie liebt; sie ist zart, aber ich wundere mich nicht, daß sie ermüdet. Je nach der Disposition der Nerven wirkt das Opium auf Schlaf und Träume. Die Franzosen z. B. werden diesen ruhigen Analysen der inneren Gefühlswelt nie großen Geschmack abgewinnen; sie sind hierzu zu sehr Helden oder zu sehr — Krämer. (Fortsetzung folgt.)

Die Klöster des Orients.*)

Nach Robert Curzon.

VIII. Drei Klöster im Athos-Gebirge.

Das Kloster Iveron ist bei weitem größer, als die „heilige Lavra", und könnte beinahe eine kleine befestigte Stadt genannt werden. Jede Front enthält über zweihundert Mönchszellen. Es mögen indessen im ganzen Kloster kaum hundert Mönche wohnen. Die Ringmauer bildet beinahe ein Quadrat und wird von vier bis fünf Thürmen überragt. Das Kloster wurde von Theodora, der Frau des Kaisers Romanus, gegründet und später von einem georgischen Fürsten und dessen Sohn, der Mönch wurde, erweitert.

Die Bibliothek ist die reichste der ganzen Gegend. Man gestattete mir, den archäologischen Schatz zu durchsuchen, und ich ward bald mit dem gelehrten Theile der Gemeinde bekannt, das heißt mit einem alten Mönche, der, neben anderen Aemtern, auch das eines Bibliothekars versah. Einige von den jungen Mönchen kamen von Zeit zu Zeit in die Bibliothek, nahmen mich dann und wann, wenn ich einen Band durchgesehen hatte, bei der Hand und fragten mich, auf die alten Pergamente zeigend: „Was habt Ihr davon, so viel vergilbte Bücher anzusehen?" Unter den Handschriften waren hundert in georgischer Sprache, die nicht weniger als achtzehn Zoll Höhe und sechs Zoll Dicke hatten. Sie schienen mir kirchlichen Inhalts zu seyn. Besonders prächtig waren mehrere Abschriften der Evangelien mit sehr gut ausgeführten Bildern, aus dem neunten Jahrhundert stammend. Vergebens bot ich alle meine Beredtsamkeit auf, um die Mönche zum Verkaufe eines ihrer Bücher zu bewegen. Alles, was ich mitnahm, war eine von meinem Freunde, dem Bibliothekar, verfaßte und geschriebene Geschichte seines Klosters.

Das Kloster Pantokratoras besaß ehemals eine große Bibliothek, die aber während der griechischen Insurrection zerstört worden ist. Ich sah nur noch den traurigen Ueberrest ihrer alten Herrlichkeit. Welcher Schmerz für einen Büchersanatiker, für einen abenteuernden Ritter, wie ich, der allen Gefahren einer Reise durch das Athosgebirge getrotzt hatte, um da und dort den Händen unwissender Mönche eine Handschrift zu entreißen, die unter ihrer Pflege ungenutzt und unbewundert vermoderte! Man zeigte mir durch eine geöffnete Thür der Mauer den innen zerstörten Thurm, in welchem sich die Bibliothek befunden hatte. Noch sah ich unter den Ruinen manchen Band hervorscheinen, der mir unverletzt schien. Ich konnte nicht widerstehen, mich hinabzuwagen, obwohl mir die Mönche versicherten, der eingedrungene Regen habe den Fußboden morsch gemacht. Mit wahrer Lebensgefahr unter dem Knacken der Dielen schritt ich längs der Mauer vorwärts, und wirklich gelang es mir, mit Hülfe eines Stockes einige Bände aus den Trümmern herauszufischen. Aber sie waren vollkommen von der Nässe verdorben, die Schrift war verlöscht, die Blätter zusammengeklebt, das Buch zerfloß mir unter den Händen. Solcher Nachlässigkeit hatten sich die dummen Mönche schuldig gemacht.

Das Kloster Vatopeda ist das reichste auf dem ganzen Athosgebirge. Es liegt am Abhange eines Berges hart am Meere. Seine Gründung reicht bis hinauf zum Kaiser Konstantin dem Großen. Dieser würdige Fürst war nämlich einmal vom Aussatz befallen, und weil dagegen ein Bad in „jungem Blute" als sehr heilsam galt, so hatte er, um ein solches Bad zu beschaffen, befohlen, eine gewisse Anzahl von Kindern zu schlachten. Aber während man noch damit beschäftigt war, taugliche Subjekte auszusuchen, verkündigte eine Erscheinung dem Kaiser, er werde geheilt werden, wenn er das Christenthum annehme. Wirklich half ihm auch dieses Mittel, und die Kinder blieben leben. So erzählt Moses von Chorene. — Im vierten Jahrhundert ließ Julian der Abtrünnige das Kloster zerstören. Theodosius der Große richtete es wieder auf, aus Dankbarkeit für die Rettung seines Sohnes Arcadius, der aus seinem Schiff ins Meer gefallen war und durch Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau an jener Stelle wohlbehalten ans Land kam. Deshalb wurde die große Kirche zu Ehren der Maria erbaut. Im Jahre 862 zündeten die Sarazenen das Kloster an, ermordeten einen Theil der Mönche, plünderten ihre Schätze und zerstörten die Mosaikbilder. Dagegen war das Bild der heiligen Jungfrau unzerstörbar und ist noch bis heute unangetastet. Im Jahre 1300 wurde das Kloster von zwei reichen Leuten aus Adrianopel, Nicolaus und Antonius, wiederhergestellt, die sich unter die Mönche aufnehmen ließen und unter der Säulenhalle der Kirche begraben liegen.

Diese Kirche besitzt viele alte Gemälde, deren Grund mit vergoldetem Silber belegt ist. Zwei davon sind aus der Sophienkirche, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, dahin gebracht worden. Eine von den Kapellen ist zur Aufbewahrung des Gürtels der heiligen Jungfrau bestimmt, eine Reliquie, die für das Kloster eine ergiebige Einnahmequelle gewesen seyn muß. Sie wurde nämlich in zwei Stücke zerschnitten und nach Griechenland und Kleinasien geschickt, so oft in diesen Ländern die Pest ausbrach. Man durfte sie nur berühren, um auf der Stelle von der Krankheit befreit zu seyn, vorausgesetzt, daß man dem Ueberbringer des Gürtels eine kleine Erkenntlichkeit zukommen ließ. Ich fragte, wie das Kloster zu diesem Schatze gekommen sey, und man versicherte mir, der Gürtel stamme vom heiligen Thomas, der ihn von der Jungfrau bei einem Besuche, den er ihr nach ihrer Himmelfahrt gemacht, zum Geschenk erhalten hatte.*)

Die Bibliothek, obwohl reichhaltig, enthält nichts Merkwürdiges. Ich sah etwa dreihundert Mönche, die den Abt umgeben, wie der Hofstaat einen kleinen Souverain. Als ich angekommen war, schlief der Abt eben; aber er war ein zu vornehmer Herr, als daß man ihn in einem Schlummer stören sollte, der nach einer guten Mahlzeit unumgänglich ist. Ich wurde von seinem Secretair empfangen, einem blassen mageren Mönche, der mich umherführte. Ich merkte, daß er bei dem Abt in großer Gunst stehen müsse, denn während er mir die Zellen, die ungeheuren Korn-, Wein- und Oelvorräthe zeigte, kamen die Beamten dieser Departements an ihn heran, um sich vor ihm zu beugen und ihm die Hand zu küssen. Der Kelleraufseher war ein alter schlauer Frater, mit grauem sparsamen Bart, der mir ganz aussah, als wüßte er seine Abende bei einer guten Flasche Wein recht angenehm zu verbringen. Nie sah ich, außer in einigen deutschen Schlöffern, so ungeheure Fässer als in diesem Kloster. Das Oel wird in großen Marmorbehältern aufbewahrt, die wie Sarkophage aussehen. Einmal, zur Zeit eines Mißwachses, füllten sich jene Gefäße von selbst mit frischem Oel, ein Wunder, das am Eingange des Kellers auf einem großen Bilde dargestellt ist. Das Refektorium mit vierundzwanzig Marmortischen hat die Form eines Kreuzes und beherbergt oft an fünfhundert Tischgäste. Die Abtei hat nämlich viele Pachthöfe, deren Inhaber mit ihrem Ge-

*) Vgl. Nr. 186 des Magazins von 1849.

*) Der Brief der heiligen Jungfrau, der in der Kathedrale von Messina aufbewahrt wird, ist also minder wunderbar, da er wenigstens noch bei Lebzeiten von ihr geschrieben wurde.

sind zu Zeiten nach dem Kloster kommen, um den Segen des Abtes zu erbitten. Sechzig bis siebzig fette Maulesel sind der Gemeinde zugehörig; eine bedeutende Anzahl von albanesischen Maulthiertreibern und Dienern wohnt außerhalb der Klostermauern. Diese Leute sind, anders wie ihre Brüder in Epirus, dumm und friedlich. Welches auch ihre Ideen über die jenseitige Welt seyn mögen, für diese sind sie überzeugt, daß kein lebendes Wesen dem erhabenen „Agumeno" von Vatopeda an Wichtigkeit gleichkömmt und kein Ort dem großen Kloster, das er leitet.

Ostindien.

Sitten und Zustände der tamulischen Hindus und der ärmeren Klassen in Ostindien.

(Schluß.)

Dagegen giebt es eine ganze Abtheilung Tamuler, welche Illivanier oder die Linkehands-Kaste heißen, die nicht dieselben Rechte haben, wie die vorigen, und bisweilen ernsthafte Auftritte veranlassen, indem sie sich jene anmaßen wollen. So geschah es in Tranquebar im Jahr 1822, daß sich eine Frau zum Theil mit höherer Erlaubniß im Palanquin tragen ließ und in mehrfacher Hinsicht sich ein vornehmeres Ansehen gab, als nach den bestehenden Gebräuchen ihr zukam. Sogleich war ein Aufstand unter den anderen Kasten, der jedoch ohne Mord und Brand endete, was sonst bei solchen Gelegenheiten stattzufinden pflegt. Manchmal können ein Paar Pantoffeln, ein Parapluie oder Parasol, welche Aehnlichkeit mit denen haben, die höhere Kasten tragen, Anlaß zu großen Zwistigkeiten geben. Im Gegensatz zu diesen Illivaniern rechnen sich die anderen tamulischen Kasten als solche zur rechten Hand (Balangkei), eine Eintheilung, die gegen vierhundert Jahr alt seyn soll, und um die Pareyer im Aufruhrsfalle auf ihrer Seite zu haben, haben sie diesen nebenbei den Ehrentitel Valangamattar ertheilt, welches eine rühmlichere Benennung ist, als das beschimpfende Pareyer. Die christlichen Pareyer haben aus dieser Ursache den Namen Valangamattar ganz adoptirt und werden so stets im täglichen Gespräch zum Unterschied von Tamulern genannt. Alle Christen haben Erlaubniß, sich der Gerechtsame der höheren Kasten nach ihren Mitteln zu bedienen, ohne daß es bei den Heiden Mißvergnügen erweckt, denn sie betrachten sie wie die Europäer als außerhalb des Kastensystems. Wie sehr hinderlich auch dieses Kastenwesen in Bezug auf die Annahme des Christenthums, welches Kastenverlust mit sich führt, gewesen ist, so hat man doch auch die Meinung vertheidigen wollen, daß der Kastenunterschied die erste Veranlassung zum Uebergang vom Hinduismus zum Christenthum gegeben hat, da die Personen, welche entweder ihre Kastenrechte verloren hatten oder mit der Stellung unzufrieden waren, die sie im Verhältniß zu Anderen aus höheren Kasten einnahmen, wünschen mußten, einen getrennten Verein zu bilden. Daß die Pareyer, als der Ausschuß des Volkes, nicht eigentlich fex plebis, nicht aus irgend einer bürgerlichen Rücksicht das Christenthum zu scheuen brauchen, folgt aus sich selbst, so wie sie es auch sind, welche den größten Theil der jetzigen christlichen Bevölkerung in Indien ausmachen. Wenn ich hinzufüge, daß keiner der Brahminen*) in Tranquebar das Christenthum angenommen hat, theils wegen ihrer Unwissenheit und ihres Indifferentismus, theils wegen der großen Vorrechte, die sie in dem heidnischen National-Verband vor allen anderen Kasten genießen, nicht blos in Bezug auf die Ehre, sondern auch auf den Vortheil, indem sie nämlich von den Pagoden oder deren Revenuen und Opfern), wie die Leviten früher von dem Tempel, leben, wobei sie Erlaubniß haben, durch weltliche Handthierung sich Verdienst zu suchen, so glaube ich das jetzige Kastenwesen weitläufig genug geschildert und nicht nöthig zu haben, eine ganze Menge leerer Namen der unzähligen Familienzweige anzuführen, die sich hier jeder ebenfalls Kaste nennen, wie die ortigen Familien zuhause, und sich nach dem Alter ihres Namens und den Ihren eintheilen, doch versteht sich, mutatis mutandis; denn freilich sind es nur ländliche Grafen und Barone, die wir hier haben. Der vornehmste tamulische Art kann etwa mit „Secretairs zweiter Klasse" gleich gerechnet werden. Fast alle Tamuler lassen sich im Dienst der Europäer, entweder im öffentlichen oder privaten, nach ihrem Stand und ihren Fähigkeiten gebrauchen.

Zum Privatdienst der Europäer, außer den Ordonnanzen auf öffentliche Festen, nach dem Rang mehr oder weniger, gehören ein Butler (Haushälter oder Kellermeister), Dobassen (Diener), und von den Pariahs: der Kusinikar (Koch), Masalchi (Lampenreiniger), die Apa (Kammermädchen) und Tannikari (Wasserfrau). Die vornehmeren Familien haben mehrere von jeder Sorte. Andere behelfen sich bisweilen mit wenigeren, die besser bezahlt sind und einige Functionen zugleich besorgen. So kann Butler und Dobas in einer Person, Koch und Masalchi in einer anderen vereinigt seyn. Die Wasserfrau hat dagegen Verrichtungen mit dem Auskehren, welche sich nicht mit der Reinlichkeit eines Kammermädchens vereinigen lassen. Jedes Kind hat fast immer eine Apa oder Kindermädchen, und später, wenn es ein Knabe ist, seinen Dobas. Hält man ein Pferd, so muß man einen Pferdeknecht haben, um es zu striegeln und zu satteln und überall seinem Herrn zu folgen, wohin er reitet; außerdem eine Grasfrau, Pillikari, um Gras zu sammeln, und eine Kollu, um die indische Pferdebohne zu kochen.

Ich habe für meine Familie nur einen Dobas, einen Masalchi, der zugleich Koch ist, eine Tannikari und eine Apa, nebst einem halben Pion für öffentliche Rechnung, da der Gouverneur nicht mehr als die Hälfte von dem einräumen wollte, der früher drei C. Dienste gethan hatte. Kömmt nun hierzu ein Toddakar oder Gärtner, um die Weinranken in meinem Hofplatz und dem Stück des Kirchhofes, welches mir als Garten angewiesen ist, zu pflegen, so habt Ihr eine vollständige Liste des ganzen Personals in meinem Dienst. Doch betrachten sich auch der Buttermann und die Milchfrau, der Waschmann, Wäscheplätter und der Todi oder Abhäuter (der aber wegen des Abscheus, in dem er bei der ganzen Nation steht, nicht genannt werden darf) alle als in unserem Dienste stehend und müssen folglich ihre Bezahlung für das, was sie ins Haus und vom Hause tragen, und für die damit verbundenen Arbeiten erhalten.

Begräbnisse und Vergnügungen. — Gaukler. — Das Fischerfest.

Die Cholera — wenn sie hier etwas Anderes ist, als eine Art Dysenterie — grassirt jetzt wieder auf den Dörfern umher, und Viele sind bereits ihre Opfer geworden, besonders die Armen, die schlechte Nahrungsmittel genießen und elende Wohnungen haben; doch greift sie auch die in demselben Strich wohnenden Wohlhabenderen an und hält sich in den Orten meist an einzelne Straßen. Mit den Todten macht man sich hier nicht so bedeutende Kosten, als bei den Begräbnissen zuhause. Man trägt sie in einem Sack an einer Stange zur Verbrennungsstätte, wo der Scheiterhaufen von einer Art flachem Torf errichtet ist, der von Viehdünger und Reisschalen bereitet und in der Sonne an einer Wand getrocknet wird, nachdem er in die Form runder Kuchen geklatscht ist. Viele haben keinen anderen Nahrungszweig, als den, solchen flachen Torf zuzubereiten, der im Preise steigt, je mehr Todte vorkommen, denn diese erfordern ihn in größeren Quantitäten, als er sonst von den Lebenden für die Küche gebraucht wird. Es ist begreiflich, daß die Todten auf diese Weise eher versengt als verbrannt werden, und daß die Leiche langsam von einem gelinden Feuer verzehrt wird, so daß man lange, nachdem das Gefolge den Scheiterhaufen verlassen, die inneren Theile des Gerippes braten sehen kann. Eine Person von der niedrigsten Kaste (Vödian genannt) hat das Geschäft, den Scheiterhaufen aufzusetzen und zu hüten, und ist aus diesem Grunde sehr verachtet, da Berührung von Leichen leibliche Verunreinigung mit sich führt, die im Bade abgewaschen werden muß. Doch was hier von den Leichenbegräbnissen der Armen gesagt ist, gilt keineswegs von denen der Vornehmen, die verhältnißmäßig sehr kostbar sind und mit Austheilung von Almosen und Ceremonien geehrt werden. Die Gebeine, welche von dem Verbrennen übrig bleiben, werden in thönernen Gefäßen gesammelt und in den nächsten Fluß geworfen. Können sie zum Ganges gebracht werden, so wird die Seligkeit des Verstorbenen desto größer und gewisser, doch lassen sich die Mehrsten mit dem Kavari und seinen Armen begnügen. Den Kinderblattern gestattet man auch, alljährlich große Verheerungen anzurichten, da die Eingebornen, statt der Vaccinationen, bei den Pagoden der Mariammen Ceremonien vornehmen lassen.

Von Belustigungen giebt es hier nicht viele, an denen die Europäer Gefallen finden könnten; denn die theatralischen Vorstellungen und schlechten Marionettenkomödien sind zu mittelmäßige Genüsse, um Menschen von einiger Bildung befriedigen zu können, und sie sind noch größtentheils dazu unverständlich, so lange man mit der Volkssprache und den nationalen Eigenthümlichkeiten unbekannt ist. Eine Ausnahme hiervon machen jedoch die Taschenspielerkünste der Chinesen, die wohl werth zu sehen und äußerst blendend sind, sowohl was die Behendigkeit dabei, als die verschiedenen Leistungen selbst betrifft. Desgleichen belustigen Bären und Affenaufzüge die Kinder sehr durch ihre Vorstellungen, so wie viele Herumläufer, welche Thiere in Käfigen zeigen, als Bisamkatzen, junge Füchse, Schakals u. s. w. Einige Leute bringen bisweilen aus dem Innern des Landes Pfauvögel auf Stangen getragen und können die Stimme des Pfaues so merkwürdig nachahmen, daß man nicht unterscheiden kann, ob es der Vogel ist oder der Mann, welcher schreit; aber sie blenden den armen Thieren die Augen und stutzen ihnen die Flügel, wodurch sie viel von ihrer Schönheit verlieren. Seltene Fische bekömmt man auch manchmal zu sehen, Dintenfisch, Saoulkumin, ein Fisch mit einem langen Schwanz, wie ein Peitschenschmitz, und mehrere schöne Conchylien, Polypen, Krabben, Schaalthiere und Sammlungen von allerhand echten und unechten Steinen.

Mit den katholischen Festen wird leider hier viel Mißbrauch getrieben, und sie werden von den Frauenzimmern meistens wie eine Komödie betrachtet, so daß sie sogar bis in das französische Etablissement Karikal reisen, um denselben beizuwohnen. Auch viele Protestanten lassen sich Konfessions-Versehen zu Schulden kommen, indem sie Seelenmessen bezahlen, wenn sie in ihren Familien katholische Anverwandte gehabt haben. Es ist allgemein bekannt, daß ein paar Frauenzimmer von der protestantischen Mission einem katholischen Heiligen, St. Antonius, einen Kopfschmuck verehrt haben, daß Viele Wallfahrten an verschiedene Orte thun u. s. w.

Im Monat Oktober wurde von den heidnischen Hindus das Fischerfest gefeiert, bei dem sich ein Fischer in Prozession unter einer Art Thronhimmel

*) Nur mit einem Brahminen habe ich freundschaftlichern Umgang gehabt, demselben, der dem Prediger Ingelfang die tamulische Sprache gelehrt hat. Ich besuchte ihn in einer langwierigen Krankheit und glaubte ihn dem Tode nahe, so matt und abgezehrt kam er mir vor. Ich fragte deshalb zu ihm über den Tod, an welchen sein Alter und seine Gebräuche ihm zu denken geböten. Aber er antwortete ganz ruhig, er hätte auch selbst geglaubt, daß es diesmal sein Ende seyn würde, und darum schon an den Schwanz der Kuh gefaßt (eine allgemeine Sitte für einen sterbenden Brahminen), jetzt aber fühle er mit Einmahl Kräfte und Leben zurückkehren, was auch wirklich geschah, obgleich er einige siebzig Jahre alt war, welches mit wenigen Ausnahmen das höchste Lebensalter in Indien ist. Er kam später oft mit seinem Sohn zu mir, um Gesellschaft zu studiren. Sie wollten sich auf keinen mit Leder überzogenen Stuhl setzen, wie gern sie sich auch sonst sogleich auf Sitze niederließen, sobald sie in die Thür getreten waren. Der Sohn, der stets auf einen Wink von meiner Seite Platz zu nehmen pflegte, stand bisweilen eine halbe Stunde vor meiner Thür, ohne einzutreten, bis ich ihn gesehen hatte oder er sich melden lassen konnte. So abweichend sind ihre Begriffe von Höflichkeit von den Ansichten der Europäer.

Anmerk. d. Verf.

von Leinwand, blumenbekränzt und von Trompeten- und Posaunenschall begleitet, herumführen ließ. Nachdem ihm ein Haken im Rücken befestigt worden, wurde er in einer Wippe oder einem Wageballen zu einer bedeutenden Höhe hinaufgewunden, und so hängend, schwang er sich zur allgemeinen Befriedigung des Publikums im Kreise herum. Ganz berauscht war der Mensch entweder von Opium, Arrack oder Syre, wie die mehrsten indischen Gymnosophisten dieser Art. Diese Bußübung rührt gewöhnlich von einem oder dem anderen Gelübde her; bisweilen lassen sich Personen auch für eine unbedeutende Summe miethen, um diese Tortur auszuhalten. Mit derselben Gleichgültigkeit wird es betrachtet, wenn eine, auch mehrere Personen sich unter den Rädern von Dschaggernath's Karren zermalmen lassen. Wenigstens lautet so die Nachricht über drei Personen, die sich in Powra bei Burdwan opferten. Etwas Aehnliches ist eine andere Grausamkeit, die in Dschelalpore bei Dakka vorgekommen seyn soll, wo der Opferpriester dem Mann den Kopf abhieb, welcher den Opferbock hielt und jenen der Göttin Kali, anstatt den Kopf des Bockes, in der Meinung opferte, daß er ihr angenehmer seyn würde.

Vermischung der Glaubenssekten.

Die Christen sind leider dem Heidenthum nicht völlig entrissen, weder was die Ceremonien, noch was das Kastenwesen betrifft. Sie lassen ihren Kindern mit denselben abergläubischen Gebräuchen, wie die Heiden, den Kopf abrasiren, wenn sie sie in die Schule schicken, bedienen sich bei ihren Hochzeiten des Tali, einer Art Amulet mit heidnischen Figuren (Lingam) an einer Schnur um den Hals, indem sie sagen, daß es für sie dasselbe ist, was der Verlobungsring bei uns, der bei der Trauung in der englischen Kirche gewechselt wird. So muß ich mich nun in des Landes Sitte fügen und der Braut einen Tali reichen, um ihn nach der Trauung um den Hals zu hängen. Auf der anderen Seite haben die Heiden auch nichts dagegen, daß ihre Kinder in der Bibel unterrichtet werden, die in den Schulen eingeführt ist. Die Muhammedaner jedoch sind bigotter. Aus Mangel an Büchern, aus denen ihre Kinder früher in den Missionsschulen die zehn Gebote gelernt hatten, ließ ich bei der ordentlicheren Organisation der Schulen diese und anderes zum Lernapparat Fehlende auf Ollis oder Palmblätter zum Schulgebrauch schreiben, bis ich etwas gedruckt bekommen werde; dies hatte zur Folge, daß sie die Schulen verließen. Der Gouverneur machte mir deshalb den Vorwurf, diese Desertion durch die Einführung der zehn Gebote veranlaßt zu haben, bis er den richtigen Zusammenhang zu wissen bekam; doch erließ er ein Gebot gegen die Wiederaufnahme der fortgelaufenen Kinder, aber sie fanden sich wenige Tage nachher dessenungeachtet von selbst wieder ein. Die Muhammedaner lassen ihre Kinder auf eigene Kosten in der arabischen Sprache auf gemalten hölzernen Tafeln unterrichten, jedoch ist die Anzahl der Kinder nur gering, die sich auf diese Weise zu ihrer eigenen Schule halten. Sie haben auch größeren Nutzen vom tamulischen Unterricht, der in den Freischulen der großen Städte ertheilt wird. Diese Schulen sind für Jedermann zugänglich. Die Tamuler und Muhammedaner lassen ihre Mädchen nicht unterweisen, weil sie dies für unanständig ansehen. Für die niedrigste Klasse, die Pareyer, ist eine eigene Schule für Knaben und Mädchen zu Vellipalejam in der dortigen Kapelle.

Moralität und Aberglauben.

Zur Beurtheilung der Moralität hier am Orte will ich anführen, daß während meines Aufenthaltes hier Mehrere wegen Dieberei ausgepeitscht wurden, worunter zwei Christen. Ein paar Menschen, die wegen Räuberei gefangen saßen, sind aus dem Arrest entlaufen. Ein Pandaram, übrigens ein heiliger Mann, eine Art Bettelmönch unter den Heiden, ist wegen Meineids gestraft und aus der Kolonie verwiesen worden. Die Polizeisachen sind zu mannigfach und unbedeutend, um in Betracht zu kommen. Ich will blos im Allgemeinen bemerken, daß die Indier unter einander nicht so friedlich sind, als man in ihren Verhältnissen zu den Europäern die gute Meinung von ihnen haben kann. Sie fluchen tüchtig und schimpfen einander so gemein, daß sie deshalb häufig vor Gericht erscheinen müssen. Manchmal giebt es auch Schlägereien. Vor einigen Tagen begannen ein paar alte Weiber mitten auf der Straße einen Zweikampf; sie rissen sich an den Haaren und an ihren kurzen Ueberwürfen, so daß sie vermuthlich zuletzt ganz entkleidet dagestanden hätten, wenn nicht ein Pion (Polizeidiener) hinzugekommen wäre und sie aus einander gebracht hätte. Eine eben so gefährliche Fehde hätten wir das eine Mal fast in unserer eigenen Stube unter unseren Dienstleuten erlebt. Ein mohrischer Pion, der seinem bei uns zu Mittag speisenden Herrn gefolgt war, hatte sich nämlich eine Kopfnadel von dem Turban unseres Dobas zugewendet und dieselbe wahrscheinlich verloren; denn er wollte eine andere zurückgeben, doch damit war der Dobas nicht zufrieden, der auch nicht gegen das Erbieten doppelter Erstattung von Seiten seiner christlichen Herrschaft sein Recht fahren lassen wollte. Es wäre beinahe ein Prozeß geworden, wurde jedoch noch von dem Richter in Güte beigelegt.

Einmal sah ich ein Gefecht jenseits des Stromes bei Orugamangalam, bei dem viele Zuschauer zugegen waren. Die Parteien rissen sich die Kleider vom Gürtel und stürzten auf einander los, während die Frauenzimmer sich der Schimpfwörter bedienten. Eine unter diesen war so verzweifelt, daß sie Sand auf ihren Kopf streute und Verwünschungen ausstieß, wobei sie fortfuhr, eine Staubwolke um sich her zu erheben, und mit den wüthendsten Geberden ausrief: „Manney pokha!" Möchte er doch sterben! eigentlich: „zu Erde werden."

Der Mord eines Kindes in Porepar durch einen sechszehnjährigen Knaben kam späterhin vor. Er war begangen worden, um das Kind verschiedener Geschmeide zu berauben, welche es um die Arme und Fußgelenke trug. Der Mörder wurde nachher gehängt. Die gewöhnlichsten Verbrechen sind Kindermord und Aborte, durch gewisse Pflanzengifte hervorgebracht. Räubereien werden in der Nähe der südlichen Küstenstädte selten begangen, dagegen hört man oft von großen Räuberbanden sprechen, die im Innern des Landes, bei Wisianagrun, Wisagapatnam u. a. O. hausen; die Banden unter dem Namen der Thugs sind bekannt. In Südindien heißen die Räuber Kaller, und bisweilen treiben sie ihr Unwesen als Palanquinträger mit ihrem Capitain auf den Schultern. Der umherziehenden Tomberkaste ist auch nicht so ganz zu trauen, und ist diese etwa eben so zu betrachten, wie die Zigeuner in Europa. Einmal wurde in Tranquebar eine solche Bande von der Polizei angehalten, welche mit Messern bewaffnet war und eine Tigerklaue, wahrscheinlich als eine Art Standarte, mit sich führte.

Die gottlose und grausame Sitte, die armen Witwen mit ihren verstorbenen Männern verbrennen zu lassen, wird immer noch hier und da beobachtet. Doch ist sie nicht mehr so häufig und überdies in den letzten Jahren von der englischen Regierung verboten worden, trotz deren bisher befolgtem Prinzip einer strengen Neutralität in Bezug auf die religiösen Gebräuche des Landes. In Tandschore ist gerade in dieser Zeit eine Witwe damit beschäftigt, sich zum Scheiterhaufen vorzubereiten. Der würdige P. und besonders seine Frau haben bei dieser Gelegenheit Alles versucht, die Unglückliche von ihrem Entschluß abzubringen, aber sie scheint nicht zu bewegen und in ihr Schicksal ganz resignirt zu seyn. Des Mannes Leiche ist eingesalzen worden, um aufbewahrt zu werden, bis die Erlaubniß vom Gouvernement eingeholt ist. Wenn diese kömmt, findet das Sutti statt. Von den Grausamkeiten der Hindus ist es nicht schwer, Beispiele anzuführen, da ihrer mancherlei Art sind. Die vielen Selbstpeinigungen überall in ganz Indien, die jährlichen Menschenopfer an Dschuganadens (Dschuggernath) Pagode, die häufigen Kindermorde ꝛc. erfüllen alle Bücher und Zeitungen mit ihren Berichten. Außerdem habe ich auch gehört, daß die Mütter, um sich von der Unbequemlichkeit der Pflege zu befreien, den zarten Kleinen, besonders solchen, die sie in einer unglücklichen Stunde geboren glauben, Nellukörner und Honig eingeben, welches eine bald und unfehlbar tödtende Wirkung haben soll, da der Hals durch die scharfe Schale, welche stachelig wie das Gerstenkorn im ungedroschenen Zustande ist, inflammirt wird.

Der Aberglaube in Bezug auf böse Zeiten und das böse Auge ist unter den niederen Klassen allgemein verbreitet und veranlaßt eben so viel Lächerlichkeiten als Grausamkeiten zur vermeintlichen Verhinderung der unglücklichen Wirkung. Die Kastenvorurtheile äußern sich auf viele seltsame und herzlose Arten. So erhielt ein armes verhungertes kleines Mädchen öfters im Garten bei R's etwas zu essen; dies hatte aber nur die Erbitterung der Aeltern anstatt ihrer Dankbarkeit zur Folge, und in solchem Fall ist es schwierig, sich mit Leuten zu verständigen, die schlechterdings auf keine Gründe eingehen.

Mannigfaltiges.

— Englische Uebersetzungen. Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin sind gleichzeitig in zwei englischen Uebersetzungen erschienen, die eine von Dr. Stebbing*) und die andere von einer Dame, Miß Couper**). Als wir bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieser Briefe im „Magazin" auf das werthvolle Buch aufmerksam machten, prophezeiten wir ihm auch im Auslande Theilnahme und Anerkennung. Wir freuen uns, diese Prophezeiung in Betreff Englands so bald erfüllt zu sehen. Der allgemein menschliche Inhalt jener Briefe, ihr edler und zugleich herzlicher Ton, die achtunggebietende Persönlichkeit des Schreibers sowohl als der Empfängerin der Briefe wurden bald auch von der englischen Kritik gewürdigt, und dies erregte dort zuerst den Wunsch nach einer Uebersetzung, der nun von zwei Seiten zugleich erfüllt worden ist. Dr. Stebbing's Arbeit ist mehr ein Auszug und das Ganze in Einem Bande zusammengedrängt; die Uebertragung der Miß Couper ist jedoch vollständig und dürfte überhaupt den Vorzug verdienen, da sie sich dem Originale mit großer Liebe und Treue anschmiegt.

— Ebenezer Elliott. Dieser im vorigen Monat im Alter von 65 Jahren verstorbene englische Dichter war ein Volksmann im wahren Sinne des Wortes. Ohne alle gelehrte Bildung, für den Kleinhandel erzogen und auch die längste Zeit seines Lebens darin thätig, ist sein Name zuerst im Jahre 1832 durch seine „Gedichte gegen die Korngesetze" (Corn-Law-Rhymes) in England bekannt und bald auch ungemein populär geworden. Er lebte in der Grafschaft Yorkshire, deren Hügel und Thäler, eben so wie ihre großen Fabrikstädte, in seinen Dichtungen mit überraschender Naturwahrheit sich abspiegeln, und das ist es auch hauptsächlich, was ihm, neben der politischen Tendenz seiner Verse, einen so populären Ruf gemacht hat. Man kann sagen, daß er der Anti-Cornlaw-League, als sie ins Leben trat, schon bedeutend vorgearbeitet hatte, und daß der Cobdensche Verein seine rasche Ausbreitung zum Theil der vorangegangenen Propaganda der Elliottschen Poesieen zu verdanken hatte. Eine seiner letzten Dichtungen war eine beißende Satyre auf den Sozialismus. Ebenezer Elliott war eine durch und durch gesunde Natur, die sich eben so gegen die hirnlosen Theorieen der Neuzeit, wie gegen die von den Altvordern überlieferten, unvernünftigen Mißbräuche der Gesetzgebung sträubte.

*) Letters to a Lady by the Baron Wilhelm von Humboldt, from the German, with an introduction. By Dr. Stebbing.

**) Letters of William von Humboldt to a female friend. A complete edition, translated from the second German edition. By Catharine M. A. Couper. With a biographical notice of the writer. 2 vols.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 5. Januar 1850.

Belgien.

Hendrik Conscience's Jugendleben.

Unsere Leser kennen bereits den vlaamischen Dichter mit dem französischen Namen, dessen „Abendstunden" und dessen „Hugo von Craenhove" nicht blos ihn, sondern auch der Sprache, in welcher er schreibt, ein lebhaftes Interesse in Deutschland gewonnen haben. Hendrik Conscience, obwohl erst seit wenigen Jahren als Schriftsteller aufgetreten, ist Allen, die bis dahin in vlaamischer Sprache geschrieben, an Verbreitung seines Rufes bereits zuvorgekommen. In seinen Schriften aber ist auch mehr, als in denen seiner übrigen belgischen Zeitgenossen, der Charakter seines Landes ausgedrückt. Er schreibt nicht blos, sondern er denkt auch vlaamisch, während andere in seiner oder in holländischer Sprache schreibende Schriftsteller von den Franzosen, denen sie nachahmen, sich eben nur durch das weniger gebildete Idiom unterscheiden, in welchem sie ihre französischen Gedanken dem Publikum mittheilen.

Conscience's neuester historischer Roman behandelt einen echt niederländischen Stoff, die Geschichte Jakob's von Artevelde, des freien und stolzen Bürgers von Gent im vierzehnten Jahrhundert, die zwar bereits vielfach zu Erzählungen benutzt worden, aber gleichwohl noch auf den Darsteller wartete, der sie mit allen Farben der Zeit, des Volkes, des Landes und des Ortes ausstattete. Conscience ist der Mann, der diese Farben wahr und künstlerisch zu mischen weiß. Man muß seine Volksscenen von Gent lesen, in denen wir vielleicht nächstens eine mittheilen, um sich ganz in das vierzehnte Jahrhundert, in das Treiben der gewerbreichen Stadt, unter die „Neeringen" (Gilden) des Freitagsmarktes versetzt zu fühlen. Wir wollen unsere Leser jedoch zunächst mit einer Episode aus des Dichters Leben selbst bekannt machen, weil sie zugleich einen Blick in das verkümmerte Daseyn thun läßt, was bis zu diesem Augenblick noch der niederdeutschen Schriftsprache und Literatur in Belgien gewährt ist. Vielleicht ist dies eine indirekte Aufforderung für einen oder den anderen unserer Landsleute, auch seinerseits etwas für die uns so nahe verwandte vlaamische „Letterkunde" zu thun.

Die nachstehende Skizze ist einer Einleitung zu dem Roman „Jakob von Artevelde" entlehnt, welchen O. L. B. Wolff, unter Mitwirkung des Verfassers, übersetzt hat, und der so eben in sechs Bändchen bei Karl B. Lorck in Leipzig erschienen ist:

„Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Aspirant in der damals kaiserlich französischen Marine den Seedienst und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zu Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstochter in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen und Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein bescheidenes Einkommen durch einen zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern: er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dieses Unternehmen war von glücklichem Erfolge begleitet und setzte ihn in den Stand, seine Speculationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber seyn mußte, als seine Ehe war mit Nachkommenschaft gesegnet worden. Bereits am 3. December 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der sich im Laufe der nächsten Jahre als ein zartes, kränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als dieselbe eben sein siebentes Jahr erreicht. Ein mutterloses Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall seyn; ein neuer Erwerbszweig, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an, ihn dermaßen zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden, darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen, und hatte seine Magazine mit altem Papier und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Makulatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhörlich: jedes Buch, dessen Aeußeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es gleichsam ein alter Bekannter war. Mit derselben unermüdlichen Begierde wurde Alles von ihm verschlungen; Gedichte, Romane, kurz, Werke des Gefühls und der Einbildungskraft zogen ihn jedoch bei weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische, geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Gefährliche, das in einer so unbewachten und ungeregelten Lektüre verborgen lag, übte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor dem verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verflossen einige Jahre; da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedlei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben. Mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, wie das häufig geschah, sie auf Wochen, ja, auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Heerd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders seyn konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, bis zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer und tritt uns aus allen seinen Schriften fortwährend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude am wirklich Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel echter Liebenswürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorbeigezogen, da verheiratete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit des eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Befehlen der strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungs-Anstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf, und er beschloß, sich dem Lehrerfache zu widmen. Die belgische Revolution von 1830 unterbrach jedoch ihn in seinen Studien; ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das älterliche Haus und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des Generals Niellon. Nachdem er mehreren Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfaßte, mochte wohl Manches vorkommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals im belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination stören mußte. Das Vlaamische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialekte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er einst dazu berufen seyn würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Laet, denselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der vlaamischen Partei auszeichnete: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz . . . ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja, sogar Wildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlaamische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht verschwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee stattfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmuthigt durch unfruchtbare Anstrengungen und finster in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das höchste aufgeregt, und sein Geist beschloß in

ſtraffer Spannung den Kampf gegen die Ungunſt der Verhältniſſe. Er nahm ſich vor, ein Buch in vlaamiſcher Sprache zu ſchreiben. Eine Stelle in Guicciardini's Beſchreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der ſpaniſchen Oberherrſchaft zu entwerfen. So entſtand ſein Wonderjaar. Dieſer Verſuch fand eine günſtige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geiſtige Früchte, denn als er ſpäter mit dem Drucker abrechnete, war er dieſem nach Abzug aller Koſten, ſtatt des Gewinnes, noch eine für ſeine Verhältniſſe unerſchwingliche Summe ſchuldig. — Jetzt drangen noch dazu ſeine Aeltern in ihn, welche nur die ſchlimme Seite dieſes unglücklichen Ausganges ſeiner Speculation ſahen, ſich ernſtlich um eine Verſorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte ſich um ſo mehr dazu veranlaßt, als ſich die Familie ſeit der zweiten Heirat bedeutend vergrößert hatte und er ſich außer Stand geſetzt ſah, noch länger für den bereits erwachſenen Sohn zu ſorgen.

Mit ſchwerem Herzen verließ nun eines Abends, nach einem Geſpräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hatte hören müſſen, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe beſtand in zwei Francs und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geſchlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er ſeine Schritte nach Antwerpen, nicht wiſſend, was er beginnen ſolle. Da begegnete ihm in der Nähe der Stadt ein alter Schulkamerad, der, als er ſeine Geſchichte erfahren, ihm Troſt zuſprach und ihn in das Haus ſeiner Aeltern führte. Dieſe nahmen ſich, auf des Sohnes Zureden, ſeiner thätig an und ſagten für ihn auf unbeſtimmte Zeit in einem Wirthshauſe der Vorſtadt gut, ſo daß für ſeine nothwendigſten Lebensbedürfniſſe geſorgt war. Von nun an ſchienen ihm hellere Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers intereſſirte ſich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus, damit er dieſem ſein Buch überreiche. Faſt wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conſcience an einem geringfügigen Umſtande geſcheitert; er beſaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem König erſcheinen konnte; allein ſein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit ſeinen eigenen Kleidern aus. Oberſt Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterſtützung bewilligte. Dadurch ermuthigt, ergriff Conſcience von neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf ein zweites Buch, Phantasia, welches jedoch ganz das Schickſal der erſten Arbeit theilte, und zwar literariſchen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Saldo, den der Verfaſſer dem Buchdrucker nach der Abrechnung zu leiſten hatte, mit ſich führte. Eine magere Anſtellung bei dem Provinzial-Archiv, mit einem Gehalte von 500 Fr., welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm ſeine Nächte zu Hülfe und ſchrieb einen hiſtoriſchen Roman in drei Bänden: De Leeuw van Vlaenderen. — Dieſes Werk fand eine überaus günſtige Aufnahme in Belgien und machte ſeinen Verfaſſer beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieſer vierzehnmonatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Koſten, die Summe von — — ſechs Francs (1 Thlr. 18 Ngr.). — Conſcience's Talent, Geiſt, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeiſterung für die Freiheit, wie er ſie in demſelben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichſte Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der franzöſiſchen Partei in Belgien, die in ihm einen der bedeutendſten Vorkämpfer des Vlaamiſchen erblickte, dieſes Element um jeden Preis niedergedrückt wiſſen wollte und ihr Streben durch die damaligen ſtaatlichen Verhältniſſe Belgiens unterſtützt und befördert ſah.

Von neuem trübte ſich nun der Horizont des Armen. Der ſchlechte materielle Erfolg ſeiner Unternehmungen hatte ihn in Geldverlegenheiten geſtürzt, und er mußte ſich voll Schmerz geſtehen, daß die Feder nicht das Mittel ſey, ihm eine ſorgenfreie Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entſchluß, die Schriftſteller-Laufbahn aufzugeben und ſich von ſeiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewunderungswürdiger Charakterſtärke verwirklichte er dieſen Plan, verdingte ſich bei einem Gärtner als Gehülfe und führte dieſes Leben ſtandhaft dreizehn Monate lang durch. Die Natur, der er nun wieder näher getreten, war ſein einziger, aber auch ſein kräftigſter Troſt. — Indeſſen ſein Gönner und Freund Wappers verließ ihn nicht, ſondern lenkte von neuem die Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Königs Leopold auf ihn. Conſcience erhielt das Amt eines Greffier bei der Akademie der ſchönen Künſte zu Antwerpen und ſah ſich nun vor jedem Mangel geſchützt. Von neuem ergriff er jetzt die Feder, und es folgten nun raſch auf einander Hugo van Craenhove, eine Geſchichte aus dem Mittelalter (deutſch von dem Verfaſſer dieſer Skizze), ſeine Avondstonden, Het Boek der Natuur, — ſeine Geſchichte Belgiens, Lambrecht Heusmans u. ſ. w. — Alle dieſe Leiſtungen erfreuten ſich des verdienteſten Beifalls, wurden in mehrere fremde Sprachen überſetzt und erwarben ihrem Verfaſſer einen europäiſchen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günſtiger, als dies bei ſeinen früheren Arbeiten der Fall geweſen.

Hendrik Conſcience ward aggregirter Profeſſor an der Univerſität Gent, Profeſſor und Lehrer der vlaamiſchen Sprache und Literatur bei den königlichen Kindern, Ritter des belgiſchen Leopolds-, des preußiſchen rothen Adler- und des bayeriſchen St. Michaelsordens, ſo wie Mitglied des königlichen Inſtituts zu Leyden."

England.

Shirley.

(Fortſetzung.)

Dieſesmal hat Currer Bell das Schleppende der Handlung nicht, wie in Jane Eyre, durch Sprünge der Leidenſchaft unterbrochen. Es findet ſich in Shirley weniger Unwahrſcheinlichkeit, ungleich mehr Beobachtung im Studium der Charaktere, mehr Geſchick in der ſceniſchen Anordnung, vielleicht ſogar mehr Kunſt im Stile: deſto ſchlimmer; es iſt ein zweiter Roman; ich ziehe den erſten vor. Inzwiſchen hat Currer Bell, hier und da ſogar die Doſis vergrößernd, einen der pikanteſten Würzen ſeines erſten Buches beibehalten: die moraliſche Freiheit, den Geiſt der Widerſpenſtigkeit, das revoltirende Gelüſte gegen gewiſſe geſellſchaftliche Conventionen. Das Schlußwort Shirley's iſt eine ſchalkhafte Herausforderung der Moralitäts-Cenſoren der Jane Eyre: „Die Geſchichte iſt zu Ende. Ich ſehe den richtenden Leſer vor mir, der ſeine Brille aufſetzt, um die Moral in dieſer Erzählung zu erſpähen. Es hieße ſeinen Scharfſinn beleidigen, wollte ich ihm die Mühe durch Andeutungen erſparen. Gott helfe ihm bei ſeinen Forſchungen." — Indem wir Shirley's Inhalt erzählen, werden wir ſelbſt ſehen, ob das Buch eine Moral hat, und ob dieſe Moral eine falſche iſt. Aber zuvor wollen wir eines großen Verbrechens erwähnen, das man nicht verfehlen dürfte, Currer Bell zum Vorwurf zu machen: Die Herabſetzung der Ehe.

In neuerer Zeit haben die franzöſiſchen Romanſchreiber die Ehe mit ſo viel Heftigkeit, ſo viel Ausdauer und von ſo verſchiedenen Seiten angegriffen, daß man unwillkürlich zu der Frage gelangt, ob es noch möglich ſey, einen franzöſiſchen Roman zu ſchreiben, in dem die Ehe geſchont, geachtet würde. Die engliſche Literatur weiſt keinen Roman auf, in dem dieſelbe mit Geringſchätzung oder Bitterkeit behandelt würde. Sind demnach die engliſchen Sitten reiner als die franzöſiſchen? Haben im tiefſten Grunde die engliſchen Romanſchreiber mehr Hochachtung als jene vor der heiligſten geſellſchaftlichen Inſtitution? — Ich will die Frage nicht auf dieſe Höhe ſtellen: ich werde mich vielmehr auf eine einfache literariſche Beobachtung beſchränken. Es exiſtirt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Romanen. Die Engländer ſchildern in ihnen die geſelligen Zuſtände vor der Ehe, die Franzoſen nach derſelben. Das iſt das Wort des Räthſels, und dieſer Unterſchied iſt nichts als der Beweis des Unterſchiedes in den Sitten. In Frankreich beginnt die Entwickelung der Perſönlichkeit, die Freiheit, kurz, das Leben des Weibes erſt mit dem Augenblick der Ehe: man weiß, daß umgekehrt die engliſchen Sitten den jungen Mädchen eine Unabhängigkeit des Charakters, eine Freiheit des Willens und des Benehmens zugeſtehen, die mit dem Schritte zum Altar endet. In beiden Ländern trennt die Ehe das Leben des Weibes in zwei ſcharfe Theile: in England beendet ſie deſſen romantiſches Daſeyn; in Frankreich führt ſie es in daſſelbe ein. Von dieſem Augenblicke an erſchließt ſich der Franzöſin die Kenntniß der Welt, ihre Verantwortlichkeit, die Zufälle, die Abenteuer und die erſten Wünſche, wie die erſten Täuſchungen, welche mit der Freiheit erwachſen. In der That findet man bei uns ungleich mehr romaneske junge Frauen als Mädchen. In beiden Ländern hat natürlicherweiſe der Roman das romanhafte Alter des Weibes beſchrieben. In England begleitet er das junge Mädchen bis zum Altar, und folglich betritt er nicht direkt das Reich der Ehe. Aus demſelben Grunde niſtet er ſich im Gegentheil in Frankreich recht ins Herz derſelben ein, zerreißt ihre Myſterien, entſchleiert darin alle Charaktere und alle Wunden, beſeelt den Drang nach Veränderung, und durch alles das taſtet er die Heiligkeit der Ehe an und vermehrt die Sittenverderbniß durch die Ueberreizung der Einbildungskraft.*)

Doch zurück zu Shirley Keeldar.

Wenn mit der Schärfe ſeines Geiſtes und der Kraft ſeiner Feder Currer Bell ſich in dieſen in England ungebahnten Weg geworfen, wenn er die häusliche Tragödie des Eheſtandes beſchrieben, die Scene ſeines Romans, wie die Franzoſen, vom Salon in das Boudoir verſetzt hätte und vom Boudoir in das Schlafgemach, ſo würde ich den heftigen Tadel begreifen, der ſeine Proteſtationen gegen einige unſelige Sklavenbande der Ehe betroffen hat; aber ein paar einfache ſatiriſche Züge, die das rein Zufällige der Situationen herbeiführte, verdienen dieſe Strenge nicht. Currer Bell hat nichts in den herkömmlichen Vorſchriften des engliſchen Romans geändert. In Shirley klagen die Alten über die Ehe; ja, aber die Jungen verheiraten ſich. Currer Bell hat ſeinen Kritikern keine beſſere Antwort zu geben.

„Shirley" beginnt mit vieler Lebendigkeit in ganz neuen Scenen. Es war zur Zeit, wo die engliſchen Fabrikanten die Maſchinen einführten. Dies hatte eine arge Kriſis in den Manufaktur-Bezirken zur Folge. Ueberall lehnten ſich die Arbeiter gegen die momentane Konkurrenz auf, die ihnen der Erfindungsgeiſt entgegenſtellte. Sie ſahen nicht ein, daß die Maſchinen, ſtatt die Zahl der thätigen Arme zu vermindern, nur die Zahl der Arbeiter noch vermehren würden. Das führte zu gefährlichen Reibungen. Viele Maſchinen wurden zerſtört, mehrere Fabriken demolirt, einige Fabrikanten erſchlagen. Im Augenblick, wo „Shirley" beginnt, iſt es Abend: Robert Moore erwartet die Maſchinen, die ihm im Laufe des Tages zugeführt werden ſollten. Der junge Fabrikant zählt mit einer tiefen Seelenangſt jede Minute dieſes langen Winterabends. Robert Moore iſt eine halsſtarrige Natur, heftig, ganz und gar in den einen Gedanken eingezwängt, ſein Glück zu machen. Er iſt kräftig und verläßt ſich auf nichts als auf ſeine Kraft. Er beſitzt einen eiſernen Willen, und ſein Wille allein iſt ihm Geſetz; er duldet kein Hinderniß auf ſeinem Wege; von einer franzöſiſchen Mutter geboren, iſt er weder Engländer, noch Franzoſe: Er iſt Fabrikant. Die arbeitende Bevölkerung verabſcheut ihn aber eben ſo ſehr als Fremden wie als ihren Herrn. Was kümmert das

*) Dieſe franzöſiſch-zarte Schilderung läßt ſich in deutſcher Sprache, deren Eigenthümlichkeit es iſt, derber und aufrichtiger das Kind beim wahren Namen zu nennen, kurz und bündig etwa ſo geben: in England dauern die Verirrungen des weiblichen Geſchlechts bis zur Ehe, und in Frankreich beginnen ſie mit dem prieſterlichen Segen; oder kurzer: In England büßt der Ehemann die Sünden des Mädchens, in Frankreich die der Frau.

er fragt nichts nach der Liebe seiner Arbeiter, er verlangt nur Fleiß und Gehorsam. Jeder Widerstand, weit entfernt, ihn niederzuschlagen, verdoppelt nur in ihm die Leidenschaft, ihn zu besiegen. Die Maschinen, die er erwartet, sind der Rettungsanker seines Vermögens. Er erzittert, denn endlich tönt das Rollen der Wagen an sein Ohr. — Sie langen an, aber — leer; sie waren von einem Haufen Arbeiter angegriffen; die Maschinen sind zertrümmert. Sonst hört sein Schicksal kalt und ruhig verkünden; sein Unglück verursacht auf seinen Lippen nur eine ironische Zuckung. Er wird nicht unterliegen. Zuletzt wird er die Anstifter der Zerstörung ergreifen und den Händen der Gerechtigkeit überliefern, dann seine letzten Hülfsquellen erschöpfen, um neue Maschinen anzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Die Philosophie der Freiheit.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben in unserem ersten Artikel bis hierher das Grund-Prinzip Secrétan's auseinandergesetzt und die unmittelbarsten Folgerungen desselben angegeben. Wollten wir nun in unserer summarischen Uebersicht fortfahren, so hätten wir zunächst der Lehren zu gedenken, welche der Verfasser über den Urzustand des Geschöpfes, den Fall, die weltliche Natur, die Restauration des gefallenen Geschlechtes, die göttliche Dreieinigkeit und all die großen Fragen aufstellt, die sich an das Christenthum und an die zeitliche und ewige Zukunft des Menschengeschlechtes knüpfen. Wir hätten sodann Rechenschaft zu geben von des Verfassers Ansichten über die beiden Haupttendenzen der Gegenwart, den Sozialismus und Individualismus, über die Theorie des Fortschrittes und über die konfessionellen Streitfragen der christlichen Kirche. Wir würden endlich sehen, wie der Philosoph, indem er einzig und allein von den Prämissen der unwandelbaren Liebe Gottes und der unwandelbar gewollten Freiheit des Geschöpfes ausgeht und an die Konsequenzen dieser Prämissen die Ergebnisse der unmittelbaren Beobachtung der menschlichen Natur anknüpft, darzuthun sich bemüht, daß die allgemeinen Sätze des christlichen Dogmas auch nothwendige Sätze des Denkens überhaupt sind, wenn dieses Denken nämlich die Gewißheit der Pflicht zur Richtschnur nimmt. Es würde uns indeß zu weit führen, wollten wir dem Verfasser Schritt für Schritt folgen, um so mehr, als manche von der gewöhnlichen Anschauung abweichende Behauptungen um des tieferen und richtigeren Verständnisses willen etwas näher auseinanderzusetzen seyn dürften. Statt dessen erlaube man uns, von dem bereits Gesagten ausgehend, das Verhältniß anzulegen, in welchem die in der „Philosophie der Freiheit" gegebene Bestimmung des absoluten Prinzipes zu der christlichen Tradition steht.

In den Theorien des Alterthumes möchte man vergebens die Lehre von der absoluten Freiheit des Prinzipes des Universums suchen. „Die alte Philosophie ist weder über den Fatalismus, noch über den Dualismus hinausgekommen." Die Idee der göttlichen Freiheit ist hervorgegangen aus der Analyse des Glaubens an eine Schöpfung und an eine positive Offenbarung, Lehren, welchen jene Idee deutlich eingeschlossen liegt. Hat diese Theorie jedoch, nachdem sie einmal zu Tage gefördert war, Aller Augen mit jener unmittelbaren Evidenz eingeleuchtet, mittelst welcher gewisse Vorstellungen, einmal im menschlichen Geiste erzeugt, selbigem der Art anhaften, daß sie gleichsam einen Theil seiner ursprünglichen Wahrheit auszumachen scheinen?

Die Geschichte der modernen Philosophie liefert die Antwort auf diese Frage. Nachdem man erkannt hat, daß die Idee der vollkommenen göttlichen Freiheit zur Zeit des Christenthums und als dessen Ausfluß aufgetaucht ist, kann man in der geschichtlichen Reihenfolge der Zeiten, wenn man Descartes mit Spinoza und Leibnitz mit Hegel vergleicht, mit Sicherheit behaupten, daß in den großen spekulativen Genies die Zulassung irgend eines handelnden, vollendeten Elementes in Gott mit der bewußten oder unbewußten, aber in allen Fällen reellen Annahme irgend eines Datums der christlichen Ueberlieferung unlösbar vereint geblieben ist. Die moderne Vernunft geht also nicht ganz allein auf diese Idee los.

„Die Lehre von der Nothwendigkeit", sagt der Verfasser, „schwebt über den antiken Religionen, weil die Menschheit sich einem fatalistischen Joche unterworfen hat; auch sehen wir nicht, daß sich die alte Philosophie wirklich über die Idee der Nothwendigkeit erhoben. Die Freiheit Gottes zeigt sich darin wohl einen Augenblick, man weiß jedoch nicht, woher sie kömmt; sie ist durchaus nicht gerechtfertigt und widerspricht der ganzen anderen Entwickelung. Die Stellung der christlichen Philosophie unterscheidet sich hiervon bestimmt und deutlich. Das wesentliche Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, die Substanz des Menschenthums selbst ist durch die Thatsachen, welche das Christenthum begründeten, völlig umgewandelt worden; der Mensch ist der Freiheit wiedergegeben; auch er kann sich seitdem zur Vorstellung der Freiheit erheben. Diese Wandlung jedoch, wiewohl im gewissen Sinne allgemein, geschieht durchaus nur bei denen, welche sie wollen. In Folge der Wirkung des Christenthumes bilden sich, so zu sagen, zwei Menschheiten, und darum auch zwei Wissenschaften, zwei Philosophieen, deren Strömungen sich in demselben Bett fortwälzen, ohne je ihre Fluthen zu mischen. Getrennt und doch in einander verflochten und gegenseitig sich bedingend und nicht von einander loskönnend, ist die eine die christliche Philosophie, die andere die wiedergeborne und fortgesetzte alte Philosophie, welche sich dem neuen Prinzip mit täglich offener ausgesprochener Feindseligkeit entgegenstellt, ihm jedoch gerade durch diese Opposition nur noch mehr zur Geltung verhilft."

Die Idee der Freiheit erkennt also nicht nur die christliche Tradition als ihre historische Quelle, sondern diese Idee wird auch, hinsichts der dem Einfluß dieser Tradition unterworfenen Denker, nur von denen angenommen, welche sie annehmen wollen. Woher rührt dieses besondere Wollen? Der Verfasser giebt hier ausführliche und zahlreiche Erklärungen.

Die Pflicht ist eine absolute Gewißheit und die erste aller Gewißheiten; die Gewißheit der Pflicht begreift die Gewißheit der Freiheit in sich, ohne welche die Pflicht keinen Sinn hat; jedes System, welches die Freiheit Gottes leugnet, muß nothwendigerweise auch die Freiheit des Geschöpfes leugnen. Ich glaube also an die Freiheit Gottes, weil ich, um an die Pflicht zu glauben, an meine Freiheit glauben will; ich glaube daran, weil ich will, und ich will, weil ich muß; die Pflicht ist absolut, es ist ein Verbrechen, es zu leugnen, und ein Fehler, es beweisen zu wollen.

Dies ist die letzte Grundlage des Systemes der Freiheit: eine moralische Grundlage. Das moralische Gefühl ist es, welches den Verstand leitet, ihm das Ziel zeigt und ihn darauf losſteuern heißt. Das reine, interesselose Denken, das kalte und alles Effektes baare Denken, welches nur den abstrakten Erkenntnißdrang zum Motiv und die Logik allein zum Wegweiser hat, steuert nicht dorthin, steuert wenigstens nicht nothwendig dorthin. „Mein Hauptgrund ist immer der: Man muß die absolute Freiheit annehmen, um an die Wirklichkeit der unsrigen zu glauben; man muß an unsere Freiheit glauben, um, was eben selbst schon eine Pflicht ist, an die Pflicht zu glauben. Ich fühle daher, daß die Nothwendigkeit, von Seiten des Verstandes aus betrachtet, gerechte Ansprüche auf Geltung machen kann."

Der Verfasser schreint zuweilen von seinem ursprünglichen Vorhaben, sein System durch das reine Denken begründen, seine Lehren als allgemein erweisbare Wahrheiten darstellen zu wollen, einigermaßen etwas abzukommen. Nichtsdestoweniger scheint uns seine Meinung, im Ganzen aufgefaßt, vollkommen klar und läßt sich vielleicht in folgender Weise resümiren:

Das System setzt voraus, daß man von der absoluten Realität der Pflicht, als von einer unerweisbaren und gewissen Prämisse, ausgeht. Ist diese Prämisse zugestanden, so gelangt man nothwendigerweise zur Lehre von der absoluten Freiheit des Prinzipes alles Seyns. Diese Lehre ist ihrem historischen Ursprunge nach christlich; wer jedoch an die Pflicht glaubt, dem stellt sie sich direkt erwiesen dar, auf eine rein dialektische und von jedem eigentlichen religiösen Glaubensprinzip völlig unabhängige Weise. „Die Annahme unseres philosophischen Systemes ist eine gezwungene oder freiwillige, eine obligatorische oder fakultative, je nachdem man es verstehen will. Fakultativ für den interesselosen, parteilosen, indifferenten Verstand, obligatorisch für die ehrbaren, ehrlichen Leute (die Biedermänner, pour les honnêtes gens)."

So ist das Verhältniß der Bestimmung des ontologischen Prinzipes zu der christlichen Tradition ganz genau festgestellt. Wir fragten uns indeß, zu welchen Ergebnissen man gelangen möchte, wenn man diese immer etwas vage Ehrbarkeit, Ehrlichkeit oder Wohlanständigkeit (honnêteté) und die Befähigung für dieselbe näher und schärfer zu prüfen suchte.

Die Konsequenzen dieses Prinzipes sind zu unmittelbar, um nicht auch unmittelbar wahrgenommen zu werden. Wenn es heißt: „Adel verpflichtet" („noblesse oblige"), so kann man von der Freiheit sagen: die Freiheit verpflichtet und verdammt. Der Fatalismus ist in allen seinen Abstufungen die Zuflucht eben so des Stolzes, welcher das, was seyn soll, mit dem, was ist, identifiziren will, wie der Trägheit und der Wollust, welche ein Interesse daran haben, die Kämpfe, in die sie sich nicht stürzen wollen, für unmöglich zu halten. Der Schüler Zeno's und der Nacheiferer Epikur's finden in der Theorie der Nothwendigkeit ein gemeinsames Terrain, auf dem sie sich treffen und verstehen. Um die Pflicht als absolut anzunehmen und mit der Pflicht die Verantwortlichkeit für alle Akte, die ihr widersprechen, bedarf es eines Grades von Muth und von Demuth, welcher in der für den Glauben an die Freiheit erforderlichen Ehrbarkeit nicht eine untergeordnete Tugend, sondern die Vereinigung der höchsten Tugenden setzt und von uns heischt. Wenn sich diese Tugenden, in ihrer vollen Ausdehnung, im Schooße der heidnischen Welt nicht zeigten, so folgt daraus, daß der Einfluß des Christenthums nicht nur die objektive Quelle der Idee der Freiheit ist, sondern auch das subjektive Prinzip der Annahme derselben.

Wenn Gott frei ist, ohne daß irgend eine Wesenheit die Tragweite seiner Akte hemmt oder verringert, oder wenn sein Wille mit dem Guten identisch ist, so hat das Böse im absoluten Sinne (die Unordnung auf allen Gebieten) keinen Existenzgrund, weder in der schöpferischen Kraft, noch in einer Welt des Möglichen, welches jene Kraft begränzt. Das universale Böse ist daher dem Geschöpf allein beizumessen, und da es sich in allen seinen irdischen Verhältnissen und Beziehungen nicht durch die Betrachtung des wirklich existirenden individuellen Wollens allein erklärt, so ist das Denken hinsichtlich dieses Bösen nothwendig zur Annahme einer Gesammtverpflichtung, Solidarität, des ganzen Geschlechtes gezwungen, eines ursprünglichen Falles, in Folge dessen sich die Bedingungen der gegenwärtigen Existenz von Grund aus änderten.

Muß jedoch, um diese Konsequenzen der Freiheit, folglich die Freiheit selbst, zuzugeben, das Denken nicht im Augenblicke des Zugebens schon jenseits der Verantwortlichkeit das Erbarmen, jenseits des Falles die Wiederherstellung erblicken? Ist der Glaube an die göttliche Verzeihung nicht nothwendigerweise in der ernsten Annahme der Sünde mit einbegriffen? Suchte die heidnische Philosophie nicht eben, weil der alten Welt das Wort des Heiles gebrach, statt an die Freiheit zu glauben, ihre Zuflucht vor der anklagenden Stimme des Gewissens vielmehr einzig im Fatalismus?

*) Vergleiche Nr. 135 des Magazins von 1849.

Den Glauben an das Erbarmen und die Hoffnung auf Heil und Erlöſung annehmen, heißt, in demſelben Maße auch die Thatſachen annehmen, auf welche ſich derlei Verſprechungen und Hoffnungen ſtützen. Wenn man dieſe Thatſachen nicht für gültig hält, ſo kann das reine Denken in den Hoffnungen der Menſchheit, denen ſie zum Grunde liegen, nur ein ſtets zu bekämpfendes Vorurtheil, eine falſche, nur angezogene Anſchauung ſehen, gegen welche der Geiſt nicht ſtark genug agiren könne, um ſich wieder in die Lage einer wahren Parteiloſigkeit zurückzubringen.

Wenn dieſe Betrachtungen nicht illuſoriſch ſind, wenn die Annahme der abſoluten Freiheit die Annahme der chriſtlichen Hoffnungen vorausſetzt, und wenn dieſe Hoffnungen ſich ihrerſeits nur vor einem Geiſte, welcher die chriſtlichen Thatſachen im Allgemeinen als wirkliche Thatſachen anerkennt, in voller Strenge rechtfertigen, ſo folgt daraus, daß die ehrbaren Leute, mit denen wir es zu thun haben, im Grunde Leute ſind, welche ſchon von vorn herein ein Vorurtheil zu Gunſten der chriſtlichen Dogmen hegen. Das Chriſtenthum würde daher ſeine Stelle auf der Baſis des Gebäudes ſelbſt haben, und jener moraliſche Wille, der Erzeuger der ganzen Theorie, ſchlöſſe, wenn auch nicht einen eigentlichen Glauben, ſo doch wenigſtens das Verlangen nach einem Glauben in ſich, deſſen Gegenſtand vorher ſchon beſtimmt worden. Logiſch und geſchichtlich geht der Fall ohne Zweifel der Wiederherſtellung voran. Aber in der Reihefolge, nach welcher ſich hier die Ueberzeugungen bilden, geht der Glaube an die Wiederherſtellung dem Glauben an den Fall, der Glaube an das Erbarmen dem Glauben an die ganze Wirklichkeit der Sünde voran. Es iſt unſerer Meinung nach durchaus von Bedeutung, die Verſchiedenheit jener Wege, auf denen die Verkettung der Ideen zu Stande kömmt, niemals aus dem Geſicht zu verlieren.

Es kam uns bei dem Studium der „Philoſophie der Freiheit" zuweilen vor, als ſey bei dem eben berührten Gegenſtande eine doppelte Linie in der Entwickelung des Gedankens unſeres Autors zu erkennen, und wir fragten uns, ob er nicht, wenn er ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes der Philoſophie zur Offenbarung noch weit ſchärfer und ſtrenger behandelt hätte, dahin gelangt wäre, die Auseinanderſetzung ſeiner eigentlichen Theologie zu modifiziren. Geſtatte man uns, dieſen Umſtand etwas näher zu beleuchten, um ſo mehr, als er den Theil des Buches, den wir außerhalb unſerer Beſprechung liegen ließen, direkter berührt.

„Es iſt", ſagt Secrétan, „eine andere Sache, das Chriſtenthum zu ahnen und es, nachdem es uns gegeben worden, zu verſtehen. Manche ſind der Meinung, das Chriſtenthum würde viel göttlicher ſeyn, wenn die Vernunft es begreifen könnte. Ich frage, ob dieſe Männer, deren Geſinnung ich ſonſt durchaus hochachte, ſich eine richtige Idee von der Harmonie machen, welche in allen Theilen des wiedergebornen Menſchen herrſchen ſoll, und von dem Einfluß, den das Chriſtenthum ſelbſt auf das Denken auszuüben berufen iſt? Nein, die Spaltung der Vernunft und des Glaubens kann keine ewige ſeyn; und warum dieſe Verſöhnung aufſchieben bis ins Jenſeits? Das Ziel muß erreicht werden, oder die Menſchheit bleibt zerriſſen und zerklüftet. Die Menſchheit muß alſo zum Verſtändniß des geoffenbarten Chriſtenthums gelangen, damit das Werk der Wiedergeburt, der Umbildung, der Befreiung und des Heiles, womit das Chriſtenthum ſich belaſtet hat, wirklich vollführt werde."

Wir ſind ganz mit dem oben genannten Ziele einverſtanden. Das Verſtändniß des Dogmas jedoch kann auf zwei verſchiedene Weiſen gedeutet werden.

Die Thatſachen, welche das Chriſtenthum ausmachen, können durch ein Glauben angenommen werden, welches keinesweges die ſyſtematiſchen Heiſchſätze des ſpekulativen Denkens als ſeine Quelle erkennt. Aus dieſen Thatſachen entſpringen die Lehren, welche der Ausdruck oder die Bedeutung eben derſelben ſind, und die Metaphyſik bringt ſie in Rechnung, wie ſie die Realitäten jeder Art in Rechnung bringen ſoll. Der Philoſoph ſucht dann das Verſtändniß des Chriſtenthums zu erlangen, weil das Chriſtenthum in ſeinen Augen eine Geſammtheit von Thatſachen iſt, welche der Gegenſtand ſeines *Wiſſens* werden, weil ſie zuvor den Gegenſtand ſeines *Glaubens* ausmachen.

Die Philoſophie kann, indem ſie ihre Bedingungen auf eine andere Weiſe faßt, auch den Verſuch machen, wenn auch nicht die geſchichtlichen Thatſachen der Offenbarung, ſo doch die in dieſen Thatſachen manifeſtirten Lehren a priori zu rekonſtruiren, d. h. die Lehren nur inſoweit annehmen, als ſie ſich zugleich durch die metaphyſiſche Folgerung herausgeſtellt rechtfertigen und die Thatſachen nur auf Treu und Glauben der Lehren zulaſſen.

Mit anderen Worten, man kann von den Bedürfniſſen des Gewiſſens direkt zu den chriſtlichen Thatſachen übergehen, welche dann eine der Urgrundlagen des Wiſſens werden, oder andererſeits vom Gewiſſen zum Syſtem übergehen und dann erſt durch Vermittelung des Syſtemes zum poſitiven Chriſtenthum gelangen. Die Frage läuft darauf hinaus, zu wiſſen, ob die Dogmatik eine Wiſſenſchaft iſt, welche ſich auf durch eine hiſtoriſche Methode zu beweiſende und zu erklärende Thatſachen gründet, oder eine ſpekulative Wiſſenſchaft, die ſich konſtruiren läßt.

Das Denken des Verfaſſers, wir wiederholen es, ſcheint uns zuweilen zwiſchen dieſen beiden Wegen hin- und herzuirren oder vielmehr bald auf dem einen, bald auf dem anderen zu wandeln, ohne jedoch ſeine Vorliebe für den letzteren leugnen zu können. Hätte er entſchieden den erſteren eingeſchlagen, ſo hätte er ſich jene Leſer entfremdet, die da der Meinung ſind, daß „die Philoſophie nur, wie Bonald ſagt, die Kunſt ſey, ſich der Religion zu entſchlagen." Wäre er jedoch ausſchließlich auf dem letzteren einhergeſchritten, ſo hätte er von vorn herein unumſtößliche Einwürfe in den Geiſtern der meiſten Gläubigen hervorgerufen. Vielleicht wird ſeine etwas unentſchiedene Stellung ihm gemeinſam verbundene Gegner aus beiden Lagern erwecken. Dies würde jedoch in unſeren Augen kein Argument gegen ſeine Anſchauungsweiſe ſeyn; denn wir ſind nicht der Meinung, daß die Zahl der Angriffe ein Beweis des Irrthums ſey, eben ſo wenig, wie uns die Zahl der Anhänger die Wahrheit vollgültig erhärten würde. Aber es ſcheint uns, daß man, je größere Aufmerkſamkeit man dem Werke Secrétan's ſchenkt, deſto mehr gewahrt, wie das Denken hinſichtlich des ſo wichtigen Verhältniſſes der Philoſophie zur Offenbarung darin weder hinlänglich ſcharf begränzt, noch feſt genug begründet iſt.

Dieſe Thatſache ſelbſt iſt lehrreich. Es handelt ſich hier um eine Hauptaufgabe für unſere moderne Einſicht, um eine Aufgabe, welche (vorausſichtlichermaßen), wenn die revolutionairen Bewegungen vorüber ſind, eine der erſten Beſchäftigungen der gegenwärtigen Epoche abgeben wird. Dieſe Aufgabe geſtellt, ſie in ihrer ganzen Ausdehnung geſtellt, Jedermann die Nothwendigkeit einer Löſung zur Erkenntniß gebracht und vielleicht Einigen auch eine Löſung geboten zu haben, iſt unſerer Meinung nach keines der geringſten Verdienſte dieſes Werkes, mit dem wir uns in dieſen Zeilen beſchäftigten. Die Zukunft wird zweifelsohne das wichtige Unternehmen fortſetzen und ein Endreſultat zu erzielen ſich bemühen.

Mannigfaltiges.

— Die Verſteigerung der Tieckiana. Schon einmal iſt in dieſen Blättern der gegenwärtig ſtattfindenden Verſteigerung der Tieckſchen Bibliothek gedacht worden. Eine dabei vorgekommene Myſtification des Publikums veranlaßt uns, noch einmal darauf zurückzukommen. Wir finden nämlich, daß auch hier, wie ſo häufig bei Auctionen geſchieht, der Name eines berühmten Mannes zum Aushängeſchilde gebraucht wurde, um Hunderte von Büchern an den Mann zu bringen, die dieſer nie in ſeiner Bibliothek gehabt hat. In dem Kataloge der Tieckſchen Bücherſammlung enthält ein ſechzehn Seiten langer Abſchnitt (pag. 196—211) einzig Werke über Amerika. Schon ſind uns in Journalen Ausbrüche des Erſtaunens und der Bewunderung über dieſe früher unbekannte Liebhaberei des großen Dichters zu Geſicht gekommen, und uns möchte faſt bedünken, als müßte Herr Tieck ſelbſt über eine Neigung erſtaunen, die er gewiß nie gehabt, und ſich über die Unkenntniß ſeiner eignen Bibliothek verwundern, da er hier mehrere Hundert Bücher katalogiſirt findet, die er ſicher nie beſeſſen. Denn alle in dieſem Abſchnitte aufgezeichneten Bücher gehören aller Wahrſcheinlichkeit nach zu der Sammlung des bekannten Forſchers über Amerika, Herrn Ternaux-Compans, und hat dies auch der Anfertiger des Katalogs recht naiv durch eine Anmerkung unter Nr. 4388 verrathen, welche lautet: „Très-rare exempl. qui a passé de M. Heber à M. Ternaux."

— Neue Ausgrabungen von Niniveh. Von Dr. Layard, dem engliſchen Kommiſſar bei den Ausgrabungen in Niniveh, deſſen Werk „Niniveh and its remains" im vorigen Jahre in London erſchienen, und der ſeitdem nach Aſien zurückgekehrt iſt, ſind neuere Nachrichten aus Moſſul eingegangen, wonach er dort am 30. September wieder eingetroffen war. Er hatte die Abſicht, neue Ausgrabungen im Großen machen zu laſſen, und erwartete zu dieſem Zwecke nur noch die Ankunft der mit dem Werke bereits vertrauten Arbeiter, Neſtorianer aus den benachbarten Gebirgen. Kleinere Verſuche, die er inzwiſchen neuerdings begonnen, hatten ihm bereits wieder zahlreiche Basreliefs geliefert, deren Vorrath ganz unerſchöpflich zu ſeyn ſcheint. Es befindet ſich darunter ein ſehr intereſſantes, nämlich die Darſtellung der Fortſchaffung eines der gigantiſchen Stiere, wie ſie in den Paläſten und Tempeln von Niniveh aufgeſtellt ſind. Eine ungeheure Anzahl von Menſchen zieht einen auf Rollen laufenden Schlitten, dem von hinten durch einen ungeheuren Hebebaum, an welchem lange Taue befeſtigt ſind, nachgeholfen wird. Von dieſem in vieler Beziehung werthvollen Kunſtwerke wird, wenn es bei ſeiner Gebrechlichkeit — die neu aufgefundenen Sachen ſollen nämlich durch Feuer gelitten haben — nicht nach Europa geſchafft werden kann, jedenfalls von dem bei der Expedition befindlichen Maler Cooper eine genaue Abzeichnung und ein Gypsabguß veranſtaltet werden. Ein ſchönes Paar koloſſaler Löwen von Stein, die ſich in Nimrud befinden, ſoll nächſtens nach England geſchickt werden. Dr. Layard hat den Jeſiden oder Teufels-Anbetern in der Nähe von Moſſul bei Gelegenheit eines ihrer Jahresfeſte einen zweiten Beſuch abgeſtattet und iſt zu allen ihren Ceremonien zugelaſſen worden. Bei dieſem Beſuche ſah er auch den berühmten „Melek Tiau", den ungeheuren Vogel von Erz, deſſen Exiſtenz von vielen Reiſenden bezweifelt worden, und den er als einen überaus merkwürdigen Ueberreſt aus früheren Zeiten darſtellt. Unſtreitig haben wir von Herrn Layard ſehr bald eine Fortſetzung ſeines Werkes über Niniveh zu erwarten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern, Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Dienstag den 8. Januar 1850.

Texas.

Ein neues Werk über Texas.

Seitdem die Schlacht von St. Jacinto die Befreiung der Provinz Texas von der mexikanischen Herrschaft entschied und dieses von der Natur gesegnete Land der Civilisation öffnete, hat es nicht an Reisenden gefehlt, die es zum Theil aus Wißbegier, zum Theil mit Niederlassungszwecken besucht haben. Den englischen und amerikanischen sowohl, als auch von deutschen Federn ist der interessante Region zu wiederholten Malen beschrieben, und werden namentlich die Leser des Magazins sich eines anziehenden Berichtes erinnern, der vor einigen Jahren von einem preußischen Reisenden mitgetheilt wurde. Das Gediegenste, was in neuerer Zeit über Texas erschienen ist, möchte wohl das uns jetzt vorliegende Werk*) seyn, dessen Verfasser, Herr Dr. Roemer, auf einer mehrjährigen, vorzugsweise zum Zwecke geologischer Studien unternommenen Reise durch Nord-Amerika über ein Jahr lang (vom Monat December 1845 bis April 1847) in jenem Lande verweilte. Außer einem naturwissenschaftlichen Anhange, in welchem sich Beiträge zur botanischen, zoologischen und geognostischen Kenntniß von Texas befinden, enthält dieses Buch als Einleitung eine höchst lesenswerthe Uebersicht der bisherigen Schicksale der deutschen Auswanderer, nebst Bemerkungen über die Rathsamkeit der Emigration nach Texas überhaupt, die wir hiermit wiedergeben wollen, indem wir uns einige Auszüge aus dem eigentlichen Reisebericht vorbehalten.

I.

Geschichte der deutschen Ansiedelungen in Texas und im Besonderen der durch den Mainzer Verein veranlaßten.

Gleich in der ersten Zeit, als Texas überall fremder Einwanderung zugänglich wurde, kamen mit den Nord-Amerikanern auch Deutsche nach Texas und ließen sich einzeln in verschiedenen Theilen des Landes nieder. Mehrere Deutsche haben an dem Unabhängigkeits-Kriege der Texaner gegen Mexiko theilgenommen, und einer derselben (Ehrenberg) ist sogar der Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Kämpfe geworden.

Alle deutsche Familien wohnen, zum Theil seit zehn bis zwölf Jahren, in dem mittleren Theile des Landes zwischen dem Brazos und Colorado, namentlich in der Nähe des Fleckens Industry und am Cummins Creek, überhaupt zu beiden Seiten der Straße von San Felipe de Austin nach La Grange. Die meisten bebauen selbst, oder mit Hülfe anderer weißen Leute, ihr Land. Nur einige wenige sind Plantagenbesitzer und Eigenthümer von Negern.

Obgleich nun jedes Jahr neue Einwanderer aus Deutschland hinzubrachte, so war ihre Zahl doch vergleichungsweise immer nur gering, bis sich im Frühjahr 1844 ein Unternehmen bildete, durch welches eine geordnete Auswanderung von Deutschen nach Texas in einem größeren Maßstabe beabsichtigt wurde. Dieses Unternehmen war der Verein deutscher Fürsten, Standesherren und Edelleute, welcher sich unter dem Namen: „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas" im Frühjahre 1844 in Mainz konstituirte.

Als Zweck des Vereins wurde in dem Programme vom 9. April 1844 folgendes bezeichnet: „Die deutsche Auswanderung so viel als möglich nach dem einzigen günstig gelegenen Punkte hinzuleiten, die Auswanderer auf der dann Reise und in der neuen Heimat zu unterstützen und nach Kräften dahin zu wirken, daß ihnen jenseits des Meeres eine neue Heimat gesichert werde."

In demselben Programme wurde dann ferner angegeben, „nach langer sorgfältiger Prüfung habe sich der Verein dafür entschieden, daß Texas dasjenige Land sey, welches dem deutschen Auswanderer am besten zusagen möchte. Durch erfahrene Männer**) habe er das texanische Land bereisen lassen und so vollständige Aufschlüsse erhalten, daß er mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung seine Wahl habe treffen können."

Jedem erwachsenen männlichen Einwanderer wurden 160 Acker***) Land, jeder Familie 320 Acker als Geschenk des Vereins zu freiem Eigenthum durch den Verein zugesichert. In einem anderen in demselben Jahre durch den Verein veröffentlichten Aktenstücke, betitelt: „Bedingungen für die Einwanderer", wurde eine Menge der vortheilhaftesten Zusicherungen und der glänzendsten Angaben über die Zustände des Landstriches, wohin die Auswanderung gerichtet werden sollte, gemacht, in der Art, daß, die Erfüllung der ersteren und die Richtigkeit der letzteren voraussetzend, jeder Auswanderer, der sich dem Vereine anschloß, seine Zukunft in der That für gesichert halten mußte. Leicht und schnell fanden sich daher die 150 Familien, welche in dem ersten Jahre nur angenommen werden sollten. Sie kamen glücklich in Galveston an und wurden hier von dem Prinzen Karl zu Solms-Braunfels, dem von dem Vereine die oberste Leitung der Colonisation selbst übertragen war, empfangen. Inzwischen hatte sich schon jetzt ein wesentliches Hinderniß bei der Ausführung des ursprünglichen Planes ergeben. Das Land nämlich, auf welchem die Niederlassung erfolgen und welches angeblich einen 450 engl. Quadrat-Meilen großen, höchst fruchtbaren Landstrich im westlichen Texas begreifen sollte, hatte man von einem Franzosen, einem gewissen Bourgeois d'Orvanne, gekauft und diesem neben dem Kaufpreise außerdem einen Antheil an der Verwaltung der Kolonie zugestanden. Nachdem nun bereits die ersten Einwanderer in Texas angekommen, fand sich, daß jener angebliche Besitzer eines Königreiches nichts als ein leichtfertiger Abenteurer war, der nicht einen Acker Landes sein eigen nennen konnte. Unter der Verpflichtung, Einwanderer darauf anzusiedeln, hatte derselbe allerdings früher von der texanischen Regierung einen sogenannten Grant (d. i. die Ueberlassung zu theilweisem Eigenthum gegen die Verpflichtung der Einführung einer bestimmten Anzahl von Emigranten) für einen gewissen Landstrich nordwestlich von San Antonio de Berar erhalten, allein wegen Nicht-Einhaltung des für die Einführung der Einwanderer festgestellten Termins war der Grant längst erloschen und jeder Anspruch an das Land aufgehoben.

Während sich auf solche Weise der Verein unerwartet in der unangenehmen Lage sah, daß eine bedeutende Anzahl von Einwanderern auf seine Veranlassung sich bereits in Texas befand, aber kein Land vorhanden war, wohin man sie hätte führen können, wurde im Juni 1844 ein zweiter Vertrag mit einem seit langer Zeit in Texas ansässigen Deutschen, Herrn Henry Fisher in Houston, in Betreff eines nördlich von dem Llano-Flusse auf dem rechten Colorado-Ufer gelegenen Landstriches, welcher dem genannten Herrn Fisher und einem anderen Deutschen, Namens Müller, gleichfalls als sogenannter Grant von der texanischen Regierung überlassen war, abgeschlossen. Die Käufer zahlten einen bedeutenden Kaufpreis und gestanden außerdem den Verkäufern einen gewissen Antheil an der Ausführung der Colonisation*) und an dem zu erwartenden Gewinne der ganzen Unternehmung zu. Dadurch waren aber die Schwierigkeiten für die erste Niederlassung keineswegs beseitigt. Es wies sich nämlich bald aus, daß der neu erworbene Landstrich viel zu weit von der Küste entfernt und von allen angebauten Theilen des Landes entlegen sey, als daß man es hätte wagen können, die Einwanderer unmittelbar dorthin zu führen. Diese augenblickliche Schwierigkeit löste der Prinz Solms dadurch, daß er ein an den Ufern des Guadalupeflusses, am Wege von San Antonio de Berar nach Austin gelegenes Stück Land von einigen tausend Ackern kaufte und hier gewissermaßen als eine Etappe für die demnächstige Kolonisirung des eigentlichen Vereinsgebietes eine Niederlassung zu gründen beschloß. Die Wahl dieses Platzes, auf welchem sich seitdem der Flecken Neu-Braunfels erhoben hat, muß als eine höchst glückliche bezeichnet werden, und dieselbe erscheint als ein lichter Punkt in der an Mißgriffen und Irrthümern überreichen Geschichte der deutschen Colonisation in Texas durch den Mainzer Verein. Durch sie ist wenigstens ein kleiner Theil des ausgedehnten Colonisations-Planes verwirklicht, indem eine Niederlassung von Deutschen gegründet ist, welche auch durch sich selbst fortbestehen wird und welche, wenn nicht Alles trügt, den Kern für eine ringsum sich ansiedelnde deutsche Bevölkerung bilden wird. Ein passenderer Ort für eine derartige Niederlassung hätte, nach meiner Ueberzeugung und nach dem Urtheile vieler verständiger Amerikaner, im ganzen westlichen Texas nicht gefunden werden können. Möge hierfür wenigstens dem vielfach angegriffenen Prinzen Solms die gebührende Anerkennung zu Theil werden.

Jedem der ersten Einwanderer wurden in der neu anzulegenden Stadt ein Hausplatz, ½ Acker groß, und zehn Acker Land in der Umgebung der Stadt, unbeschadet der Ansprüche auf die 160, resp. 320 Acker in dem Grant, angewiesen, und die Leute, froh nach einem langen Umhertreiben in der Wildniß endlich eine bleibende Stätte gefunden zu haben, gingen guten Muthes an den

*) Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung geschildert von Dr. Ferdinand Roemer. Bonn. 1849. XIV und 464 S. 8. (Mit einer Karte von Texas.)

**) In der That hatten sich ein Fürst von Leiningen und ein Graf von Boos-Waldeck zu diesem Zwecke mehrere Jahre in Texas aufgehalten.

***) Ein amerikanischer Acker (acre) ist ungefähr = 1 ⅛ Magdeburger Morgen; 640 acres bilden eine englische Quadratmeile.

*) Dieser Antheil an der Verwaltung der Kolonieen wurde in einem späteren von Herrn von Meusebach mit den Herren Fisher und Müller abgeschlossenen Vertrage gegen eine Geldentschädigung aufgegeben.

Bau ihrer Häuser und die Einrichtung ihrer neuen Heimat. Inzwischen stellten sich jetzt Schwierigkeiten anderer Art ein, welche von da an in immer erhöhtem Maße fortgedauert haben, und welche die unmittelbare und nächste Ursache des Fehlschlagens der ganzen Unternehmung geworden sind. Die Geldmittel des Vereins fingen nämlich an sparsamer zu fließen, und die Verwaltung in Texas fand sich dadurch vielfach gehemmt und in Verlegenheit gesetzt. Ein Kapital von mehreren hunderttausend Gulden, welches durch die Actien der Vereins-Theilnehmer aufgebracht wurde, erschien in Deutschland den Unternehmern eine große Summe; wenn es sich aber darum handelt, in einem überseeischen Lande, in welchem viele Bedürfnisse doppelt und dreifach theurer sind, als in den meisten Ländern Europa's, Hunderte von Menschen Monate und selbst Jahre lang zu unterhalten, sie mehrere Tagereisen weit in das Innere eines fast noch wilden und menschenleeren Landes zu bringen und hier, wo jede Verbindung mit der Küste mit Zeit und Kostenaufwand verknüpft ist, mit allen zur Begründung einer neuen Existenz nothwendigen Bedürfnissen zu versehen, dann erscheint auch eine solche Summe nur klein und schwindet unter den großen Anforderungen rasch dahin.

Der Prinz Solms, wahrscheinlich die großen, die Weiterführung des Unternehmens begleitenden Schwierigkeiten voraussehend, hatte seine Entlassung als General-Kommissär gefordert. Ein Nachfolger wurde ihm in der Person des bisherigen preußischen Regierungs-Assessors Freiherrn O. v. Meusebach aus Potsdam ernannt. Derselbe kam im Sommer 1845 nach Texas und übernahm die Leitung der Vereinsangelegenheiten. Dem Prinzen Solms, der nach Europa zurückging, mußten auch seine Feinde das Zeugniß mit auf den Weg geben, daß er uneigennützig und mit großer persönlicher Aufopferung sich des ihm gewordenen Auftrages zu entledigen gesucht habe. Dagegen fehlte es ihm allerdings an der für ein solches Unternehmen nothwendigen Geschäftskenntniß, welche sich durch die wohlwollende Absicht, seinen deutschen Landsleuten nach besten Kräften nützlich zu seyn, nicht ersetzen ließ. Am wenigsten würde er den erst mit seinem Weggange recht hervortretenden Schwierigkeiten und Bedrängnissen, welche aus dem fast fortdauernden Geldmangel für die Vereinsverwaltung entsprangen, gewachsen gewesen seyn und in gleicher Weise, wie sein Nachfolger, durch geschäftliche Gewandtheit und durch ein erfinderisches Talent im Aufsuchen neuer Hülfsquellen und Auskunftswege zu begegnen gewußt haben.

Die ritterlich romantische Färbung seines Wesens, woraus ihm seine Feinde einen großen Vorwurf gemacht haben, scheint mir in keiner Weise so harten Tadel zu verdienen, denn mochten die Aeußerungen derselben für denjenigen, der nicht dieselbe Anschauungsweise und Gemüthsstimmung theilte, auch sonderbar und barock genug erscheinen, so waren sie doch im Grunde völlig harmlos und können dem Vereinsunternehmen in keiner Weise wesentlich nachtheilig gewesen seyn.

Weniger gleichgültig war die entschiedene Abneigung und Geringschätzung des amerikanischen Volkscharakters, welche der Prinz auch dem einzelnen Individuum gegenüber selten verhehlte. Es liegt auf der Hand, daß dadurch bei den schon überhaupt auf den Fremden eifersüchtigen Amerikanern eine feindselige Stimmung gegen das ganze Vereinsunternehmen hervorgerufen werden mußte, und wie sehr eine solche bei der vielfachen Abhängigkeit, in welcher sich neue Ankömmlinge in einem halb wilden Lande einer dort schon ansässigen und herrschenden Bevölkerung gegenüber befinden, dem Unternehmen nachtheilig und verderblich seyn konnte, ist unschwer einzusehen.

v. Meusebach begann seine Thätigkeit mit der Einführung einer geregelteren Geschäftsführung und einer mehr systematischen sorgfältigeren Rechnungsführung, so wie größerer Beschränkung der den Einwanderern bisher von dem Vereine gemachten Leistungen auf das unumgänglich nothwendige Maß. Die Ueberzeugung, daß nur, wenn die an sich der Großartigkeit des auszuführenden Planes nur wenig entsprechenden Geldmittel des Vereins auf das sorgfältigste zu Rathe gehalten würden, ein glücklicher Ausgang für das Unternehmen zu hoffen sey, rechtfertigten diese Maßregeln. Dennoch riefen sie bei den Ansiedlern, wie bei den übrigen Beamten des Vereins, lebhaftes Mißvergnügen hervor und machten v. Meusebach's Verwaltung von vorn herein unpopulär. Freilich muß nicht vergessen werden, daß die Ansiedler für ihre auch über die kontraktlich festgestellten Bestimmungen hinausgehenden Forderungen und Ansprüche darin eine theilweise Begründung für sich hatten, daß seinerseits der Verein die den Einwanderern gemachten Versprechungen und Zusicherungen nicht alle erfüllt, vor Allem ihnen die für eine sofortige Bebauung geeigneten 320 Acker Land für jede Familie nicht hatte anweisen können. Die Ansprüche der Kolonisten auf fortdauernde Unterhaltung durch den Verein, bis dieses Versprechen der 320 Acker für jede Familie erfüllt würde, erhielten namentlich dadurch eine scheinbare Unterstützung. Aber bei einem Unternehmen, wie demjenigen des Mainzer Vereins, bei welchem sich so viele Schwierigkeiten in Europa nicht wohl vorher berechnen ließen, erforderten es wohl die Billigkeit und das beiderseitige Interesse, daß kein Theil zu starr auf seine kontraktlichen Rechte bestand, sondern beide Theile sich gegenseitig den Umständen gemäß Zugeständnisse machten. Diese Verständigung erfolgte jedoch leider nicht allgemein, und zwischen vielen der in ihren Erwartungen getäuschten Einwanderer und der Vereinsverwaltung bestand eine fortwährende Spannung, die in der Folge noch immer mehr zunahm.

Im Herbste desselben Jahres machte v. Meusebach eine mehrwöchentliche Expedition in das Indianergebiet nördlich von Neu-Braunfels, um einen Platz für eine zweite Ansiedelung auszuwählen. Eine Stelle nördlich vom Pedernales*), einem Nebenflusse des Colorado, etwa 90 engl. Meilen oder drei Tagereisen zu Pferde von Neu-Braunfels entfernt, wurde hierzu ausersehen; eine Fläche von mehreren 1000 Ackern wurde dadurch, daß man früher gekaufte sogenannte head rights (d. i. Ansprüche auf eine gewisse Anzahl Acker Land, welche von dem Staate Texas für geleistete Kriegsdienste an Privatleute verliehen wurden), hier locirte, für den Verein erworben. An dieser Stelle ist später der Flecken Friedrichsburg erbaut.

Bei der Rückkehr von dieser Expedition fand v. Meusebach in Neu-Braunfels die Nachricht vor, daß mehrere tausend Einwanderer in kürzester Zeit in Galveston eintreffen würden und zum Theil schon angekommen seyen. Er reiste sofort dahin ab, um die erforderlichen Maßregeln für die augenblickliche Unterbringung und Weiterschaffung der Einwanderer zu treffen. Dies war jedoch eine schwierige Aufgabe, denn unbegreiflicherweise hatte die Direction in Deutschland wohl Tausende von Menschen, aber kein Geld, um deren Verpflegung und Beförderung nach dem Orte der Ansiedelung zu bewirken, geschickt. Ein Irrthum konnte nicht der Grund dieser Versäumniß seyn, denn nicht einmal diejenigen Gelder, welche viele Einwanderer in Deutschland auf die Zusicherung deponirt hatten, daß sie bei ihrer Ankunft in Texas auf ihr Verlangen sofort wieder ausgezahlt werden würden, waren geschickt. In Folge des letzteren Umstandes befanden sich Familien, welche zum Theil mehrere Tausend Gulden in Deutschland eingezahlt hatten, in Galveston angekommen ohne jegliche Geldmittel, geriethen dadurch in die größte Verlegenheit und haben zum Theil viele Monate lang ihre Zeit unbenutzt verlieren müssen, bis sie nach langen vergeblichen Bemühungen ihr gutes Eigenthum zurückerhielten. Dieses Verfahren der Direction in Deutschland, wonach man anvertraute Gelder den rechtmäßigen, durch falsches Vorgeben getäuschten Eigenthümern zu deren größtem Nachtheile vorenthielt, kann nicht stark genug getadelt werden und hat bei den dadurch Betroffenen mit Recht die höchste Entrüstung hervorgerufen.

Inzwischen wurden die angekommenen Einwanderer allmälig von Galveston nach Indian Point, einem Hafen in der Lavaca-Bai gebracht, um von dort aus später zu Lande an den Ort der Niederlassung gebracht zu werden. Der Kredit des Vereins reichte noch gerade hin, um die Einwanderer in Indian Point für einige Monate mit den nöthigsten Lebensmitteln zu versehen. Das war aber auch Alles, was für den Augenblick geschehen konnte. Um die Transportkosten für die Reise in das Innere zu bestreiten, fehlte es an Geld, und selbst wenn dazu die Mittel vorhanden gewesen wären, so durfte man es nicht wagen, Tausende von Menschen viele Tagereisen weit in das Innere des Landes zu bringen, ohne die Sicherheit zu haben, daß auch fernerhin die Geldmittel vorhanden seyn würden, um die Ansiedler dort mit Lebensmitteln zu versehen, welches Letztere natürlich an der Seeküste viel leichter und mit geringeren Kosten zu bewirken war. Inzwischen kam der Frühling des Jahres 1846 und damit die Wärme eines halbtropischen Klimas heran. Die armen Einwanderer lagen dicht gedrängt, nahe an dreitausend auf einer sandigen, holz- und wasserarmen Küste in elenden dumpfigen Erdhütten oder unter Zelten, welche weder vor den südlichen Platzregen, noch den glühenden Sonnenstrahlen hinreichenden Schutz gewährten. Der lange Müßiggang und die Ungewißheit der Zukunft wirkten in furchtbarer Weise demoralisirend ein. Alle Bedingungen fanden sich hier zusammen, um den klimatischen Krankheiten Eingang und Nahrung zu verschaffen. Diese zögerten denn auch nicht, sich ihrer Opfer zu bemächtigen. Wechselfieber, Gallenfieber und Ruhr wurden bald allgemein, und die Sterblichkeit nahm in schreckenerregender Weise zu. Ein allgemeiner Nothruf erscholl, diesen Ort des Schreckens zu verlassen. Aber gerade jetzt war es schwieriger denn je, dies auszuführen. Der inzwischen ausgebrochene Krieg mit Mexiko nahm alle verfügbaren Transportmittel des Landes zur Fortschaffung von Proviant und Kriegsmaterial in Anspruch. Aber selbst, wenn Fuhrwerk in genügender Anzahl vorhanden gewesen, so würde man es doch nicht haben miethen können, da es an Geld fehlte und der Kredit des Vereins jetzt bereits auf das äußerste geschwächt war. Ein Vertrag, den v. Meusebach mit Kaufleuten in Houston, den Gebrüdern Torrey, über Fortschaffung sämmtlicher Emigranten abgeschlossen hatte, blieb zum Theil deshalb erfolglos, weil das in dieser Jahreszeit sonst ganz ungewöhnliche, andauernde Regenwetter die Wege in dem niedrigen Küstenlande unfahrbar gemacht hatte und namentlich an den Flußübergängen die Ochsenwagen wochenlang zurückhielt. In der Hoffnungslosigkeit, den gefürchteten Ort auf andere Weise zu verlassen, bildeten mehrere Hundert der Einwanderer ein Freicorps und zogen in den Krieg gegen Mexiko. Die übrigen machten sich jetzt einzeln oder familienweise auf den Weg nach Neu-Braunfels, der wenigen Wagen, die man allmälig herankamen, sich bedienend, aber zum Theil ihr bis dahin sorglich gehütetes Eigenthum im Stich lassend. Erst auf dieser Reise von Indian Point nach Neu-Braunfels, die mit den schwerfälligen Ochsenwagen zum Theil mehrere Wochen dauerte, richteten Seuchen und Krankheiten die meisten Verheerungen an. Ganze Familien starben aus, und der Weg von der Küste nach Neu-Braunfels, längs dem Guadalupe-Flusse, wurde durch zahllose deutsche Gräber bezeichnet. Alle sittlichen Bande löste das Elend, und die Prairie ist Zeuge von Verbrechen gewesen, vor denen das menschliche Gefühl sich empört und welche den deutschen Namen in dem fernen Lande befleckt haben. Viele starben auf dem Wege, Andere erst, nachdem sie ihre siechen Körper bis nach Neu-Braunfels hinauf geschleppt hatten. Eine große Anzahl zerstreute sich in das Innere des Landes unter die amerikanischen Ansiedler und wurde nicht mehr gesehen. Noch Andere, deren Mittel es noch erlaubten, kehrten gebrochenen Herzens und muthlos nach Deutschland zurück. Sicher ist, daß in wenigen Sommermonaten des Jahres 1846 mehr als tausend von den etwa viertausend deutschen Einwanderern, welche seit dem Herbste 1845 unter dem Schutze des Mainzer Vereins nach Texas gekommen waren, gestorben sind, und daß nicht mehr als höchstens zwölfhundert wirklich auf Ländereien des Vereins angesiedelt wurden.

*) Von dem spanischen Worte pedernal, Feuerstein, deren sich an seinen Ufern finden. Auf manchen Karten fälschlich Piedernales oder gar Perdinales geschrieben.

Von diesem Schlage hat sich die deutsche Auswanderung bisher nicht wie[der] erholen können, und seitdem ist die Zahl der Einwanderer aus Deutschland [sehr] gering gewesen.

Im Laufe desselben Sommers hatte jedoch das Vereins-Unternehmen an [einigen] Orten einen etwas besseren Fortgang genommen. Neu-Braunfels war rasch herangewachsen und versprach, trotz aller Hindernisse, ein blühender Ort zu werden. Am Pedernales war Friedrichsburg gegründet und wuchs, ungeachtet hier die Schwierigkeiten noch weit größer waren, dennoch heran und zählte im Winter schon nahe an tausend Einwohner. Alles dieses wurde nun fortwährender Geldnoth, die nur zuweilen durch unzureichende, kaum [die] dringendsten Gläubiger befriedigende Geldsendungen aus Deutschland vorübergehend unterbrochen wurde, bewerkstelligt.

Im Januar und Februar des Jahres 1847 wurde durch v. Meusebach eine [lang] beabsichtigte Expedition in das eigentliche Vereinsgebiet oder den Grant [Creek] von dem Llano-Flusse ausgeführt, über den es bis dahin an zuverlässigen Nachrichten durchaus fehlte. Es wurde dadurch bei mir und Anderen, welche an dem Zuge theilnahmen, die Ueberzeugung festgestellt, daß der bei weitem größere Theil jenes Landstriches unfruchtbar und für den Anbau ungeeignet ist, und daß also zu der weiten Entfernung von der Küste und den angebauten Theilen des Landes noch ein anderer wesentlicher Grund hinzukömmt, welcher die Wahl jenes Landstriches als Ort für deutsche Niederlassungen in einem Maßstabe als durchaus verfehlt erscheinen läßt.

Bald nachher habe ich selbst Texas verlassen und kenne den weiteren Verlauf des Vereins-Unternehmens nicht mehr aus eigener Anschauung, sondern nur durch briefliche und mündliche Mittheilungen. v. Meusebach legte, wie er schon lange, und namentlich seit den gewaltthätigen Demonstrationen der Bürger von Neu-Braunfels gegen ihn, beabsichtigt hatte, die Leitung der Grund-Angelegenheiten nieder. Nicht lange nachher hat der Mainzer Verein [alle] Beamten und Agenten in Texas entlassen, und sein Grundeigenthum und [seine] Landansprüche sind auf eine andere Gesellschaft, „die deutsche Colonisations-Gesellschaft für Texas in Biebrich", übergegangen. Diese letztere wird, [da] die bedeutenden Geldmittel des Mainzer Vereins, noch weniger als jener [im] Stande seyn, das große, aber in seinen Grundlagen verfehlte Unternehmen durchzuführen.

In solcher Weise ist denn der umfangreiche, von vielen Vaterlandsfreunden [anfänglich] freudig begrüßte Plan des Mainzer Vereins zum Schutze deutscher [Auswanderer] in Texas, welcher dahin ging, eine Colonisation von Deutschen [in] größerem Maßstabe in dem genannten Lande zu bewirken, als gescheitert [zu] betrachten aufgegeben zu betrachten. Die Zahl mißlungener deutscher Colonisationsunternehmungen ist wieder um eine neue vermehrt.

England.

Shirley.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine geheime sanfte Empfindung, denen sich selbst die durch das [Leben] abgehärtetsten Männer nicht entziehen können; sie macht sich geltend, [wenn] man sich in Momenten des heftigsten Kampfes gegen widerstrebende [Umstände], wo Alles in Kopf und Herzen blutig streitet, von der Neigung [eines] jungen reinen Wesens umgeben, geschmeichelt, bewundert und vertheidigt [sieht]: wie gern ruht man da aus, sich in die Klarheit zweier unschuldsvoller [Augen] versenkend, die Staunen, Neugier und den Wunsch, zu trösten, verraten, [diese] süße Augenblicke, während deren die Schwäche die Kraft unterstützt. [Am] Tag, nachdem Robert Moore seine Hoffnungen vereitelt, sein Vermögen [fast] vernichtet sah, brachte seine kleine Cousine, Karoline Helstone, den Abend [mit] seiner Schwester zu. Karoline war achtzehn Jahre alt; eine rein-englische [Schönheit]: der jugendliche Körper leicht und biegsam; Augen und eine Stimme, [die] zum Herzen drangen; wellenförmiges braunes Haar, das in Fülle um das [zarte] weiße und rosige Angesicht wogte; in all ihren Bewegungen, in jedem [ihrer] Blicke, in den Tönen ihrer Worte ein Ausdruck von Reinheit, Sanftmuth und jener Empfindsamkeit, die sich so schnell durch Betrachtung und Einsamkeit entfaltet! Moore erholte sich unter dieses jungen Mädchens Geplauder, das so naiv, unverhohlen, launenhaft, häufig von jenen hellen Geistesblitzen [durchzuckt] war, die oft unbegreiflich durch die Seelen der unwissenden Unschuld [leuchten]. An diesem Abend entwaffnete Moore seine thatkräftige Energie und [suchte] in der Neigung dieses Kindes, das, ihn liebend, aufgewachsen war, [sich] sich ganz diesen erquickenden und reinen Freuden hin:

> Mysterien des Hauses, das Unschuld bewohnt,
> Wo heiterer Kinderscherz und Frohsinn lachte,
> Wo namenloser Reiz unwiderstehlich thront,
> Der Faust auf Gretchens Schwelle sagen machte:
> Reinheit der ersten Tage . . . . . .

[Nach] dem Essen begann das endlose Geplauder, mit Lektüre abwechselnd. Karoline wollte Moore von den Sorgen seiner Geschäfte zerstreuen; sie bewunderte Muth seines Charakters, aber sie wünschte, dessen Härte zu erweichen, denn sie hörte, daß Moore's Strenge gegen seine Arbeiter dessen Leben in Gefahr [brachte]. Sie moralisirte sanft, schüchtern, wie es ihre Art war. Als man zum Lesen setzte, fragte Moore, welchen Autor man wählen würde? Einen [französischen]?

„Ihre französischen Vorfahren", erwiederte Karoline, „reden weder [Luft] noch so feierlich, als Ihre englischen; auch gleichen sie ihnen nicht an [Kraft] des Ausdrucks, Robert. Heute Abend werden Sie ganz Engländer [sein]: ein englisches Buch lesen."

„Ein altes englisches Buch?"

„Ja, ein altes englisches Buch, ein Buch, das Sie lieben, und ich werde einen Gegenstand wählen, dessen Ton in Harmonie mit etwas in Ihrem Innern ist. Er wird Ihre Natur, Ihre Seele mit Musik erfüllen; er wird, gleich einer geschickten Hand, über die Saiten Ihres Herzens fahren und es erklingen machen. Ihr Herz ist eine Lyra, Robert; aber in Ihrem Lebenslauf fehlt Ihnen ein Minstrel, der Sie zu stimmen verstehe, und so schweigt sie nur zu häufig. Lassen Sie den glorreichen William sich ihr nahen und sie berühren; passen Sie auf, wie er aus ihren Saiten die englische Kraft und Melodie herauszuzaubern versteht."

„Ich soll Shakespeare lesen?"

„Sie sollen seinen Geist erkennen, sollen seine Stimme in Ihrem Innern wiedertönen hören; sollen Ihre Seele der seinigen erschließen."

„Um mich zu bessern? wie? das soll wie eine Predigt wirken?"

„Das soll Sie anregen, Ihnen neue Empfindungen einflößen; das wird Sie Ihr eigenes Leben lebhaft empfinden lassen, nicht nur Ihre Tugenden, sondern auch die verborbenen, die lasterhaften Stellen Ihrer Natur."

„Gott! was schwatzt sie da", rief Hortensia, welche eben die Maschen ihrer Strickerei nachzählte.

„Achte nicht darauf, liebe Schwester; laß sie reden; laß sie heute Abend alles sagen, was ihr einfällt. Sie gefällt sich zuweilen darin, hart über Deinen Bruder herzuziehen; das unterhält mich; laß sie gewähren."

Karoline war auf einen Stuhl gestiegen, hatte in einem Regal gekramt und ein Buch daraus hervorgelangt.

„Hier ist Shakespeare", sagte sie, „und zwar Coriolan. Nun lesen Sie und erkennen Sie aus den Empfindungen, die er Ihnen einflößen wird, wie Sie so klein sind, und doch zu gleicher Zeit so groß."

„So kommen Sie denn, rücken Sie zu mir her und verbessern Sie meine Aussprache."

„So soll ich wohl gar Ihre Lehrerin seyn, und Sie mein Schüler?"

„So sey's!"

„Und Shakespeare sey unser Studium, und Sie werden nicht den Franzosen spielen, den Skeptiker, den Spötter! Sie werden nicht das Versagen Ihrer Bewunderung als ein Zeichen von Geist betrachten! Thun Sie das, Robert, so entreiße ich Ihnen Shakespeare, greife nach meinem Hut und gehe meiner Wege."

„Kommen Sie, setzen Sie sich, ich beginne!"

Während dieser Lektüre ließ Karoline mit unschuldiger Sorgsamkeit Robert Moore die Gefahren seines Charakters fühlen; denn Moore hatte im Bewußtseyn seines Rechts, im Gefühl seiner Unabhängigkeit, in dem Stolz seines Muthes und in seinem Haß und seiner Verachtung des rebellischen Volkes Etwas von dem hochfahrenden Wesen des Patriziers, den Shakespeare so lebhaft aufzufassen verstand. Moore hörte ihre Unterweisung lächelnd bis zu Ende an, ja, es trat ein Augenblick ein, wo er sich über Karoline's Stuhllehne beugte und einen brüderlichen Kuß auf ihre Stirn drückte. Erst sehr spät geleitete er seine Cousine nach der Pfarrwohnung zurück; Lina betrat dieselbe in einer freudigen Verwirrung, das Köpfchen von Träumen berauscht, das Herzchen angeschwellt von süßen Hoffnungen.

Ach! sie täuschte sich nicht lange über Robert's Gefühle. Schon am nächsten Morgen war Moore wieder ganz der Alte; wieder ganz jener heftige, ungestüm ehrgeizige Mann, der strenge, aufgebrachte, unzähmbare Kämpfer. Karoline fand jenen von Zärtlichkeit überfließenden Blick nicht wieder, fühlte nicht mehr den magnetischen Händedruck jenes bezaubernden Abends. Moore war ausschließlich mit seiner Fabrik beschäftigt. Er brach gewaltsam den Widerstand seiner Arbeiter, ohne sie zu beschwichtigen; er richtete neue Maschinen in seiner Fabrik ein. Sein geringes Kapital erschöpfte sich in diesen letzten Anstrengungen; er sah sich am Rande des Bankerotts, in dem schon das Haus seines Vaters gestürzt war. Sein Freund Yorke rieth ihm, eine reiche Erbin zu heiraten. In dieser Epoche entzweite sich Mr. Helstone, der nicht angestanden hatte, in dem Arbeiter-Tumult seiner Lust an Gefahr und Kampf an Moore's Seite zu genügen, mit diesem, wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen. Moore gehörte gleich Allen, die schlechte Geschäfte machen, zur Oppositions-Partei und eiferte gegen die Minister. So mußte Karoline dem Anblick des Mannes, den sie liebte, entsagen. Das war die erste Wunde ihres Lebens. Ihre Liebe wuchs in ihrem Schmerz. — Während dieser Trennung richtete eine unerwartete Hülfe die Angelegenheiten Moore's wieder auf.

Dieses unverhoffte Glück erwuchs ihm aus der Ankunft der Miß Shirley Keeldar, Eigenthümerin seiner Hüttenwerke zu Briarmains. Wir sagten schon ein Wort über Shirley. Sie besuchte zum erstenmal seit ihrer Kindheit ihre Besitzung in Yorkshire, den ruhigen, altertümlichen und malerischen Wohnort zu Fieldhead. Nach dem Tode ihrer Aeltern war sie, noch in erster Kindheit, von ihrer Mutter Schwester, die im Süden Englands wohnte, aufgenommen worden. Shirley war in der Familie Sympson erzogen worden, unter dem Einfluß des Geistes und der Gesinnungen eines jüngeren Bruders Robert Moore's: Louis, der Lehrer des Sohnes ihrer Tante war. Ihre Rückkehr nach Briarmains zog drei Konsequenzen nach sich: sie lieh Robert Moore 5000 Pfd. Sterl., welche Summe den Kredit des kühnen Fabrikanten wiederherstellte; sie füllte die Leere im Leben Karoline Helstone's aus, die auf der Stelle ihre intime Freundin wurde, und führte in ihrem Gefolge Personen und Ereignisse mit sich, die zur Entwickelung dieser Geschichte von hoher Wichtigkeit sind.

Shirley war ein anmuthiges Geschöpf, lebhaft, stark und glücklich; glücklich durch ihre Kraft, durch die stolze Unabhängigkeit ihres Charakters, durch die Freiheit ihrer Einbildungskraft und eine Gesundheit der Seele, die ihre

ſtete Begleiterin war, ſowohl im idealen als im realen Leben. Gleich allen geſunden Naturen konnte ſie zu gleicher Zeit außer ſich und in ihrem Innern leben: ſie war poſitiv und zugleich weltlich und hatte dabei große Anlage zur Träumerei. Sie liebte die Aufregungen, der Aufregungen wegen, das Leben um des Lebens halber. Ihre vornehmen Manieren, das Ungeſtüm ihres Weſens, die Männlichkeit ihres Geiſtes bildeten einen reizenden Kontraſt zu der ganz weiblichen Schwäche, dem beſcheidenen Liebreiz, der entſagenden Sanftmuth der armen Lina. Shirley und Karoline waren unzertrennlich. Vereint durchliefen ſie die Felder, vereint beſprachen ſie die delikateſten Punkte der Poeſie und Politik junger Mädchen; vereint übten ſie die kleinen Werke der Barmherzigkeit in dem Kirchſprengel Briarmains, ohne ihre unſchuldigen Malicen den drei komiſchen Pfarrern zu erſparen, deren wir bereits erwähnt. — Eine neue Empörung brach unter den Arbeitern aus; ſie griffen in der Nacht die Fabrik an; doch dieſesmal war Robert auf ſeiner Hut: Soldaten vertheidigten die Fabrik. Die beiden Freundinnen wohnten mit demſelben Muthe, beinahe mit derſelben Beſorgniß und Angſt dem blutigen Kampfe bei. Karoline ſah Moore wieder: es war zu ihrem Unglück. Bei den Bemühungen Moore's um Shirley fühlte ſie ſich vernachläſſigt. Moore folgte dem Rathe Yorke's; er machte Jagd auf die reiche Erbin. Karoline glaubte ihn von Shirley geliebt und ſank hart getroffen aufs Krankenlager.

Karoline ward durch ihre Mutter gerettet, die ſie in dieſer verhängnißvollen Epoche ihres Lebens wiederfand; Letztere war eine jener ſchwachen, gutmüthigen, ſchmeichelnden Seelen, welche die lange Gewohnheit des Unterdrücktſeyns, ſo zu ſagen, in Zärtlichkeit auflöſt. Die Analyſe vermag kaum eine ſo zart gezeichnete Geſtalt anzudeuten, wie die der Pryor, der Mutter Karoline's, iſt. Ich wünſchte an dieſer Stelle des Romans eine hinlänglich vollſtändige und dabei iſolirte Scene gefunden zu haben, um ſie hier wiedergeben zu können. Pryor war Shirley's Erzieherin geweſen, und ſo kam ſie in ihrem Gefolge nach Briarmains. Die Schüchternheit, die Furcht, aufs neue zu leiden, die langes Dulden den ſchwergeprüften Charakteren einzuimpfen pflegt, hatte Pryor bisher ſtets abgehalten, ſich mit ihrer Tochter zu vereinigen. Sie fürchtete in ihrem Kinde die Seele des Mannes wiederzufinden, der ihr Leben ſo im Innerſten zerſtört hatte. (Fortſetzung folgt.)

Oſtindien.

Ein Schlangenbeſchwörer auf Ceylon.

Bericht eines engliſchen Offiziers.

Gegen Ende des Jahres 1845 reiſte ich von Madras nach Ceylon, ſowohl um die friſchen Seewinde zu genießen, die während des Sommers dort wehen, als um einige Freunde zu beſuchen. Die Inſel blühte damals unter der verſtändigen Verwaltung Sir Colin Campbell's; die Einwohner aller Klaſſen hatten in ihm einen wahren Freund, und überall herrſchte Zufriedenheit und Luſt. Der Tamtam erſchallte alle Abend bis auf das Gebiet der unruhigen Kandyaner; mit einem Worte, man war glücklich und gab ſich der Freude hin. Das Einzige, was ich an Ceylon auszuſetzen fand, war, daß ſein Klima weder mit der Traurigkeit noch mit der Schwermuth ſympathiſirte. In England fühlt man ſich an einem trüben und düſteren Tage, an einem Tage, wo die Nebel der Atmoſphäre auch die Phantaſie umwöllen, zum Mitleid mit den Unglücklichen geſtimmt; nicht ſo auf Ceylon, welche Inſel man mit Fug und Recht immer heiter, immer lachend nennen kann. Nie bedeckt der Winter die reizende Landſchaft mit ſeiner Schneehülle, kein Herbſtwind beraubt die Bäume ihres Laubes, nie werden die Blüthen von dem Froſte getödtet; in dieſen wundervollen Regionen ſieht man nur glänzende Vögel, herrliche Muſcheln und Blumen. Ceylon iſt ein Abbild des irdiſchen Paradieſes unter den verführeriſchſten Formen, wie ſie nur die glühendſte Einbildungskraft hervorzaubern konnte.

In Colombo, der Hauptſtadt dieſer Inſel, traf ich einen Freund, der ſpäter ſein Leben auf dem Schlachtfelde von Sobraon verlor, den Capitain Arthur Campbell, Sohn des Gouverneurs. Eines Morgens entdeckte er, als er eben ins Bad ſteigen wollte, eine ungeheure Klapperſchlange, die einige Schritte von ihm zuſammengekauert lag. Unter den Wendekreiſen iſt es durchaus nichts Ungewöhnliches, ſich in der Nähe dieſer gefährlichen Reptilien zu finden; falls man aber nicht auf ſie tritt oder ſie reizt, gehen ſie höchſt ſelten zum Angriff über. Da die eben erwähnte Schlange eine der größten ihrer Art zu ſeyn ſchien, ſo beſchloß der Capitain, ſie zu tödten und an das britiſche Muſeum zu ſchicken, und da er zugleich die Gelegenheit für günſtig hielt, die oft gerühmte Macht der Schlangenbeſchwörer auf die Probe zu ſtellen, ſo ließ er einen ſolchen holen, der nicht weit davon wohnte, und den man als ſehr geſchickt in dieſer Kunſt darſtellte.

Groß war die Zahl der rothen Uniformen, die ſich unter der Veranda des Capitains Campbell einfanden, um bei der Beſchwörungsſcene gegenwärtig zu ſeyn. Wir hatten meiſtens gigantiſche Schirmpalmblätter zur Hand genommen, die uns als Schild dienen ſollten, wenn der Feind unverſehens einen Angriff gegen uns richten würde; allein der Gefürchtete lag ruhig in einem Hühnerſtall im entfernteſten Winkel des Hofes, den Zauber, der ihn erwartete, eben ſo wenig ahnend, wie ein unerfahrener Jüngling vom Lande, der zum erſtenmal in den Salon der Schönen tritt, die ſeine Unſchuld bethören ſoll.

Der Schlangenbeſchwörer war ein alter Eingaleſe, welcher, indem er ſich dem Hühnerſtall näherte, jenen ſeltſam monotonen Geſang anhob, der allen Völkern des Orients gemein iſt. Die Schlange ward unruhig, rollte ſich auf und zeigte uns den ganzen Umfang ihres rieſenhaften Körpers, der höchſt zierlich ſchwarz und weiß geſtreift war; ſie ſchien indeſſen nicht im mindeſten geneigt, ihr Gefängniß zu verlaſſen. Der Eingaleſe zog ſie daher am Schwanz aus ihrem Zufluchtsort und verſteckte ſich dann, ohne jedoch in ſeinem Geſang innezuhalten. Die Schlange, welche ſichtbar immer unruhiger wurde, erhob ſich auf dem unteren Theil ihres Körpers und reckte den Kopf, als ob ſie auf ihren Feind losſtürzen wolle; aber dieſer, ohne im geringſten eingeſchüchtert zu werden, ſtellte ſich ihr entgegen und zog ſich immer ſingend durch eine Seitenbewegung bis dicht an das Ungethüm, indem er ihm einen rothen Lappen am Ende eines Stockes hinhielt, was, nach ſeinem Gezisch zu urtheilen, es ſehr zu reizen ſchien. Während etwa einer Viertelſtunde ſetzte der Alte ſein Manöver fort, ging, drehte ſich um, ſang, und ich begann nicht ohne Beſorgniß dem Ende dieſes ſeltſamen Zweikampfs entgegenzuſehen. Der Menſch im Kampfe mit der Schlange — welche Scene konnte ſpannender ſeyn?

Die Schlange, die immer aufgeregter oder für den Zauber empfänglicher ward, heftete die Augen ſtarr auf den Menſchen, deſſen Bewegungen ſie zu folgen ſchien, und neigte das Haupt im Takt, als ob ſie den Geſang des Eingaleſen begleitete, der, obgleich ſchon ermüdet, doch voll Zutrauen in ſeine Kunſt ſich mit der Schlange allerhand Freiheiten erlaubte. Zuerſt warf er ihr einen Beſen, dann ein Tuch und endlich ein Huhn zu, welches von der Schlange mit Gezisch empfangen und gebiſſen wurde. Das Huhn ſtarb innerhalb drei Minuten; was den Menſchen betrifft, ſo wagte der Unhold nicht, ihn anzugreifen. Wie groß war aber unſer Schrecken, als der Beſchwörer, gleichſam, um ſeinen Sieg zu beweiſen, ſich immer ſingend der Schlange näherte, ſie berührte, ihr mit der Hand den Kopf und den Hals ſtreichelte und dies zu unſerem größten Staunen mehreremal ungeſtraft wiederholte.

Die Handlung hatte über eine Stunde gedauert und war vor unſeren Augen vorgegangen; wir konnten uns verſichert halten, daß hier weder Betrug noch Taſchenſpielerei im Werke ſey, da der Schlangenbeſchwörer als einzige Kleidung ein Stück Zeug um die Lenden geſchlungen hatte und nicht einmal ein Gewerbe aus ſeiner Kunſt machte. Sollte es einen magnetiſchen Einfluß geben, der ſich auf die Thiere erſtreckt, wie er auf die Menſchen einwirkt? Es iſt dies ein Gegenſtand, der wohl ein genaues Studium zu verdienen ſcheint. (R. B.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geſchichte der elektriſchen Telegraphen. Das Athenaeum enthält folgende kurioſe Mittheilung, die wir geradezu für eine Myſtification erklären würden, wenn ſie nicht, wie es ſcheint, von achtbarer Quelle herrührte. Es würde ſich daraus ergeben, daß das Prinzip der elektriſchen Telegraphen ſchon vor beinahe zwei Jahrhunderten bekannt war, indem das Werk, welchem der hier folgende Paſſus entlehnt iſt, bereits im Jahr 1661 gedruckt wurde: „Ein anderes Beiſpiel einer vermeintlichen Unmöglichkeit, welche vielleicht nicht ſo iſt," ſchreibt nämlich Glanvill in ſeiner Vanity of Dogmatizing, „iſt eine Unterredung in der Entfernung vermittelſt imprägnirter Nadeln. Daß man ſich in ſehr großen Entfernungen durch gleichzeitigen Verkehr beſprechen ſollte, gilt für eine Unmöglichkeit; indeſſen finden wir einige Winke in den Operationen der Natur, die uns die Wahrſcheinlichkeit geben daß es thunlich iſt und ſich ohne unerlaubten Beiſtand durch dämoniſche Mitwirkung (demoniack correspondence) ausführen läßt. Daß ein Paar Nadeln gleichmäßig von demſelben Magnet beſtrichen, die in zwei Zifferblätter geſetzt werden, welche ſich genau gleichen und mit den Buchſtaben des Alphabets umſchrieben ſind, dieſes Wunder (this magnale) bewirken können, wird durch bedeutende Autoritäten behauptet. Die Art und Weiſe wird folgendermaßen dargeſtellt: Man laſſe die Freunde, die ſich etwas mitzutheilen wünſchen, jeder ein Zifferblatt nehmen, und nachdem ſie eine Zeit für ihre ſympathetiſche Unterredung beſtimmt, bewege Einer ſeine imprägnirte Nadel nach irgend einem Buchſtaben des Alphabets, und ihre davon berührte Gefährtin wird ihr genau folgen. Wenn ich daher zu wiſſen verlange, was mein Freund mir berichten will, ſo habe ich nur die Buchſtaben zu bemerken, die durch meine Nadel gezeigt werden, und ſie in gehöriger Ordnung von dem ſympathiſirten Zeiger abzuſchreiben, indem ich mich nach der Bewegung deſſelben richte, und ich kann verſichert ſeyn, daß mein Freund das Nämliche auf dem ſeinigen bezeichnet hat und daß die Worte auf meinem Papier von ihm diktirt ſind. Obgleich nun ein Uebelſtand in einem Punkte dieſer Erfindung ſeyn mag, daß die ſo imprägnirten Nadeln ſich nicht zu-, ſondern von einander abneigen werden (wie der gelehrte Dr. Brown in ſeiner Pseudodoxia Epidemica bemerkt), ſo kann das nicht dem Hauptzweck dieſer Art von geheimer Verbindung Eintrag thun, da man ja nur das Entgegengeſetzte des von dem magnetiſchen Berichterſtatter Angegebenen zu leſen und den Buchſtaben zu notiren braucht, der von dem Punkte des alphabetiſchen Kreiſes, wohin ſich die Nadel wendet, am entfernteſten iſt, und die Wirkung wird dieſelbe ſeyn. Obgleich nun dieſer wünſchenswerthe Erfolg den Erwartungen wißbegieriger Forſcher noch nicht entſprechen mag, ſo finden wir doch darin einen nicht zu verachtenden Fingerzeig, daß es durch irgend eine andere Art magnetiſcher Wirkſamkeit ſpäter mit Glück verſucht werden kann, wenn die magiſche Geſchichte (d. h. die magnetiſche Wiſſenſchaft) durch reifere Nachforſchungen vermehrt ſeyn wird, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die jetzigen Entdeckungen in der Ausführung ſehr verbeſſert werden möchten."

Hierbei Titel und Regiſter des vorigen Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 10. Januar 1850.

Nord-Amerika.

Die Bibliotheken der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Die „Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men" hat im Anfange dieses Jahres einen Bericht veröffentlicht,*) aus welchem wir nachstehende interessante Notizen über die Bibliotheken der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika entnehmen:

„Die Summe der Bände in den öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten beläuft sich auf etwas über 1,294,000. Diese sind in 182 Bibliotheken vertheilt. Dreiunddreißig derselben enthalten jede über 10,000 Bände, neun über 20,000 jede und nur zwei über je 50,000. Die Bibliothek der Harvard University, die größte auf dieser Seite des Atlantischen Meeres, enthält zusammen mit den Bibliotheken der dazu gehörigen niederen und geistlichen Schule über 70,000 Bände. — Dieser Ueberschlag macht es uns möglich, eine vergleichende Uebersicht zwischen unseren Bibliotheken und denen Europa's zusammenzustellen. Ich muß hierbei jedoch erwähnen, daß es überhaupt äußerst schwierig ist, genaue statistische Nachrichten über Bibliotheken zu erhalten. In Bezug auf Frankreich, Deutschland, Belgien, Rußland und Spanien sind wir in Besitz von vergleichsweise genauen, was jedoch Großbritannien, Holland, Schweden, Dänemark und Norwegen betrifft, so sind die Anschläge nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen. — Der besseren Uebersicht wegen geben wir die zusammengebrachten Notizen in tabellarischer Form.

Vergleichende Uebersicht der Bibliotheken in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland, den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, Dänemark, Belgien, Schweden, Spanien und Norwegen.

Name des Landes.	Datum der Angabe.	Anzahl der Bibliotheken.	Bändezahl im Ganzen.	Anzahl der Bibliotheken mit mehr als 10000 Bänd.	Durchschnittliche Stärke der Bibliotheken von mehr als 10000 Bänden.	Anzahl der Bände in der größten Bibliothek.	Vergleichende Größe der Bibliothek zu der Bevölkerung. Anzahl auf je eine Million Einwohner.
Deutschland einschl. Oesterreich und die Schweiz.	1845	103	5578980	68	80000	600000	136072
Frankreich	1844	241	4771000	121	35000	800000	145000
Großbritannien	1840	31	2001000	23	83000	420000	83000
Rußland	1843	120	1321115	16	60000	464000	28000
Vereinigte Staaten	1847	182	1294000	43	17000	70000	64000
Dänemark	1840	13	660000	5	123000	400000	330000
Belgien	1841	31	614722	16	35000	100000	153000
Schweden	1841	16	358000	7	43000	150000	120000
Spanien	1835	21	354557	5	57000	200000	30000
Norwegen	1842	14	157783	2	74000	126000	150000

Diese Tafel macht es uns möglich, mit einem Blicke die Anstrengungen zu überblicken, womit man in Europa und Amerika für allgemeine geistige Kultur, wie auch für Ausbreitung der Wissenschaften und literarische Untersuchungen, sorgt, so weit eben hierbei Bibliotheken als Werthmesser gelten können.

Zuerst sehen wir, daß in Hinsicht auf die Zahl der öffentlichen Bibliotheken Frankreich das einzige Land ist, das uns übertrifft. Hierbei kömmt noch in Betracht, daß die Angaben über Frankreich offiziell und sehr ins Einzelne gehend sind, indem jede Bibliothek von über 500 Bänden mitgerechnet worden ist, während unsere Schulen oft viel größere besitzen, die in unserer Liste nicht mitbegriffen sind. — In Bezug auf die Gesammtzahl der Bände sind Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Rußland über uns. Wären jedoch die Bibliotheken unserer Distriktschulen mitgerechnet, so würden wir vielleicht Rußland noch hinter uns lassen. — In Betreff der durchschnittlichen Größe der Bibliotheken, die mehr als 10,000 Bände fassen, so wie in Hinsicht auf den Umfang der größten Bibliothek, sind wir die letzten von allen. In der Zahl der Bände, verglichen mit der Bevölkerung, haben wir blos noch Rußland und Spanien unter uns."

Diese vergleichende Darstellung zeigt uns, daß der Eifer, womit in den Vereinigten Staaten für Ausbreitung der Kenntnisse durch das Mittel der Bibliotheken gesorgt wird, sich auf einer anerkennungswerthen Höhe befindet. Bedenkt man daneben noch, wie wohlfeil Bücher überhaupt in Amerika hergestellt werden, und in was für ungeheurer Anzahl sie oft verbreitet sind, so wie auch die Ausdehnung der periodischen Literatur daselbst, so können wir wohl zugestehen, daß die Vereinigten Staaten in den Mitteln für allgemeine Kultur mit mancher älteren Nation Europa's einen Vergleich recht wohl aushalten können.

*) Reports etc. of the Smithsonian Institution, exhibiting its plans, operations and financial condition up to January 1, 1849 from the third annual report of the board of regents. Presented to Congress February 19, 1849. Washington, 1849. 8. 78 S.

Texas.

Ein neues Werk über Texas.

II.

Vortheile und Nachtheile deutscher Auswanderung nach Texas überhaupt.

Das Mißlingen des umfangreichen Colonisations-Unternehmens des Mainzer Vereins kann übrigens nicht entscheidend für die Beantwortung der Frage seyn, ob eine Auswanderung Deutscher nach Texas überall anzurathen sey. Vielmehr wird es zweckmäßig seyn, die Vortheile und Nachtheile dieser Frage ganz unabhängig von dem Ausgange jener Unternehmung ins Auge zu fassen.

Unter den Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche zu Gunsten einer Niederlassung in Texas sprechen, möchte ich die Milde und Schönheit des Klimas obenan stellen. Das Klima von Texas ist sicher eines der schönsten der Welt. Während des bei weitem größten Theiles des Jahres wölbt sich der Himmel in tadelloser Reinheit über den grünen Prairieen. Ein eigentlicher Winter ist unbekannt, und nur in einigen Monaten des Jahres sinkt bei Nordstürmen die Temperatur zuweilen bis unter den Gefrierpunkt herab. Wenn aber unter einem so schönen Himmel zu leben, schon an und für sich für einen großen Vorzug gelten muß, so ergeben sich auch außerdem aus jener Milde des Klimas für den europäischen Ansiedler noch besondere sehr bedeutende Annehmlichkeiten und Erleichterungen. Wohnung und Kleidung sind viel leichter zu beschaffen, als in einem rauhen Klima mit harten Wintern. Die ersteren werden meistens leicht aus Holz erbaut, da sie fast nur Schutz gegen die Sonnenstrahlen und gegen den Regen, weniger gegen winterliche Kälte gewähren sollen. Außerdem können die Wohnungen von geringerem Umfange seyn, da manche Arbeiten hier im Freien vorgenommen werden können, für welche in nördlicheren Gegenden eigene Räume des Hauses bestimmt sind. Der Ansiedler hat nicht nöthig, Stallungen für sein Vieh zu erbauen, denn dieses kann ohne Nachtheil das ganze Jahr im Freien zubringen. Nur für die Pferde werden wohl leichte Schuppen erbaut. Eben so wenig braucht er, wie dies in einem nördlichen Klima erforderlich, große Vorräthe von Viehfutter für den Winter einzusammeln, denn das Hornvieh findet auch in den Wintermonaten in den meisten Theilen von Texas seine Nahrung im Freien.

Ueberhaupt sind die außerordentlichen Vortheile, welche sich dem Ansiedler in Bezug auf Viehzucht darbieten, nicht hoch genug anzuschlagen. Die Prairieen sind die üppigsten natürlichen Weiden, welche irgend ein Land aufzuweisen hat, und bei der dünnen Bevölkerung des Landes steht fast jedem Ansiedler von dieser natürlichen Weide so viel zu Gebote, als er nur immer beanspruchen mag. Das Rindvieh gedeiht vortrefflich und ist Krankheiten fast gar nicht unterworfen. Nur hin und wieder geht ein Stück dadurch verloren, daß in eine durch zufällige Körperverletzung entstandene Eiterwunde die Fliegenmaden hineingerathen und sich so tief einfressen, daß der Tod erfolgt. Wartung und Pflege des Viehs ist so gut wie gar nicht erforderlich. Es sorgt Jahr aus Jahr ein, sich selbst überlassen und zum Theil meilenweit von dem Wohnorte seines Herrn umherstreifend, für seine Nahrung.

Kaum weniger als die Viehzucht begünstigen auch die natürlichen Verhältnisse des Landes den Ackerbau.

Vor Allem überhebt die vorherrschende offene, unbewaldete Beschaffenheit des Bodens den ersten Ansiedler jener schweren und namentlich in fast allen Theilen der nördlichen Staaten der Union unumgänglichen Arbeit des Ausrodens der Waldung. In Texas hat der Ansiedler, nachdem er das zur Bebauung bestimmte Feld mit einer festen hölzernen Umzäunung (fence) zum

Schutz gegen das frei umherlaufende Vieh umgeben hat, nur nöthig, mit einem schweren, mit 2 oder 3 Joch-Ochsen bespannten Pfluge den Rasen der Prairie umzubrechen und dann ohne Weiteres in das aufgebrochene Erdreich die Maiskörner oder anderen Samen hineinzupflanzen. Auf solchem einfach umgebrochenen jungfräulichen Boden habe ich, z. B. bei Neu-Braunfels, die reichlichsten Maisärndten wachsen sehen. In einigen Prairieen, die nicht mit einer zusammenhängenden Rasendecke, sondern nur mit gewissen einjährigen Gewächsen bewachsen sind (den sogenannten weed prairies), ist, nachdem man die einjährigen Gewächse abgebrannt hat, sogar nur eine ganz leichte Auflockerung des Bodens nöthig, bevor man den Samen demselben anvertraut.

Von Düngen der Felder ist in ganz Texas keine Rede. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens in den meisten Theilen des Landes sichert auch ohne dieses für viele Jahre einen reichen Ertrag. Ein Mißwachs, wenigstens der Hauptgetraideart, des Maises, ist unerhört. Nur bei der durch Negerhände kultivirten Baumwolle und dem Zuckerrohr kömmt zuweilen ein theilweises oder vollständiges Mißrathen vor.

Der geringe Preis, für welchen gegenwärtig noch Ackerland von Einwanderern in Texas zu erwerben ist, spricht gleichfalls zu Gunsten einer Niederlassung durch europäische Ansiedler. Für 2 bis 3 Dollar per acre ist namentlich im westlichen Texas, selbst in der Nähe schon angesiedelter Orte, fast überall Land zu kaufen, und in den entlegeneren Landestheilen ist der Preis noch niedriger, ja es kömmt nicht selten vor, daß Eigenthümer größerer Landstriche sich zu einer unentgeltlichen Ueberlassung von Land an Einwanderer erbieten, um nur durch den Anbau des abgetretenen Theils den Werth des Uebrigen zu erhöhen.

Endlich möchte auch darin noch ein wesentlicher Vorzug liegen, daß es bei der bisher noch so dünnen Bevölkerung für Auswanderer einer bestimmten Nation leicht ist, mehr oder weniger geschlossene Gemeinheiten für sich allein zu bilden und so den Vortheil zu haben, unter ihren Landsleuten mit den Gewohnheiten und Sitten ihrer Heimat fortzuleben.

Auf der anderen Seite sollen hier die Nachtheile und Hindernisse, welche sich der Niederlassung von Europäern und namentlich den Deutschen, besonders im Vergleich zu einer Ansiedlung in den nördlichen Staaten der Union, entgegenstellen, keineswegs verschwiegen werden.

Vor Allem muß hier der Umstand vorangestellt werden, daß das Klima von Texas schon wegen seiner großen Verschiedenheit von demjenigen des nördlichen Europa's jede deutsche Constitution anfänglich mehr oder weniger angreift. Von denjenigen deutschen Einwanderern, welche während meines eigenen Aufenthalts in Texas in das Land kamen, könnte ich kaum einen einzigen nennen, der von störenden Einwirkungen des Klimas auf die Gesundheit völlig verschont geblieben wäre.

Im besten Falle äußert sich diese Einwirkung nur in einer mehr oder minder fühlbaren Abspannung und Erschlaffung der Kräfte und einer mehr oder weniger auffallenden Abmagerung. Sehr oft habe ich deutsche Arbeiter über ihr körperliches Befinden sich dahin äußern hören, daß sie sich zwar über kein Uebel zu beklagen hätten, sich aber bei weitem nicht so kräftig und zur Arbeit aufgelegt fühlten, als in Deutschland. Meistens kann man auch die schon länger in Texas ansässigen Deutschen von den neu ankommenden auf den ersten Blick an der bleicheren Gesichtsfarbe und der Magerkeit des Körpers unterscheiden.

Häufig macht sich aber auch die Einwirkung des Klimas nicht so allmälig und unmerklich geltend, sondern oft geht die Acclimatisation unter mehr oder minder heftigen und gefährlichen Störungen des Gesundheitszustandes vor sich. Gallen- und Wechselfieber, obgleich auch die angesiedelten Bewohner keineswegs verschonend, befallen doch vorzugsweise häufig die neu ankommenden Europäer, meistens bei kräftigen und vollblütigen Naturen mit größerer Heftigkeit und Gefährlichkeit auftretend, als bei anderen.

Ist dann die Acclimatisation in milderer oder heftigerer Form vollendet, hat sich die an ein nördlicheres Klima gewöhnte Natur des Körpers den Bedingungen des neuen, wärmeren Himmelstriches angepaßt, dann ist zwar die Hauptgefahr für den neuen Ankömmling vorüber, aber gegen einzelne Krankheitsfälle ist er darum keineswegs geschützt. Unter den herrschenden Krankheiten des Landes spielen Wechselfieber (fever and ague der Amerikaner), wie mehr oder weniger in allen südlichen und westlichen Staaten der nord-amerikanischen Union, die Hauptrolle. Obgleich selten unmittelbar tödtlich, werden sie doch durch öftere Wiederkehr verderblich und untergraben endlich selbst die stärkste Constitution. Sie sind an der Küste und in den niedrigen bewaldeten Flußthälern verbreitet, doch fehlen sie auch nicht in den höheren Theilen des Landes, wo die gewöhnlich für ihre Entstehung angegebenen Gründe anscheinend gar nicht vorhanden sind. Unmittelbar lebensgefährlich sind dagegen die hitzigen Gallenfieber, welche besonders in den heißen Sommermonaten in allen Theilen des Landes vorkommen. Sie haben einen außerordentlich schnellen Verlauf und fordern ein rasches Eingreifen durch energische Mittel. Ohne dieses werden sie oft schon nach vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden tödtlich.

Endlich pflegt auch besonders in den Herbstmonaten die Ruhr, und zwar zum Theil in sehr bösartiger Weise, verbreitet zu seyn. Freilich in dem Grade allgemein und seuchenartig, wie sie im Sommer 1846 im westlichen Texas auftrat und namentlich so viele deutsche Einwanderer wegraffte, soll sie doch nach der Versicherung älterer Ansiedler bisher nicht in Texas gesehen seyn, und mochte dafür der Grund wohl in ungewöhnlichen besonderen Umständen zu suchen seyn.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß manche verbreitete Krankheiten des nördlichen Europa's in Texas fast völlig unbekannt sind. Namentlich kommen die in Deutschland so häufigen und oft verhängnißvollen Nerven- oder typhösen Fieber fast niemals vor, und eben so selten sind Lungenkrankheiten, im Besonderen Lungenschwindsucht, welche bei uns so viele Opfer fordert. Ja, es fühlen sich sogar solche Personen, welche mit Brustbeschwerden behaftet aus einem nördlicheren Klima nach Texas kommen, auffallend erleichtert und werden oft völlig geheilt.

Dennoch muß man Texas im Allgemeinen für weniger gesund halten, als die Länder des nördlichen Europa's und namentlich Deutschland. Jeder Deutsche — wir wollen es trotz aller den Sinnen schmeichelnden Lieblichkeit des Klimas nicht verhehlen — der nach Texas einwandert, übernimmt ein nicht geringes Wagniß für Leben und Gesundheit. In jedem Falle ist diese Gefahr größer als für den Einwanderer nach den nördlichen und nordwestlichen Staaten der Union, z. B. Wisconsin, Illinois, Missouri u. s. w. Denn wenn auch dort das Klima einer deutschen Constitution im Allgemeinen weniger zuträglich ist, als das heimatliche, und der Ankömmling manchen krankhaften Einflüssen und namentlich auch den Wechselfiebern ausgesetzt ist, so treten doch die Krankheiten dort nicht in so heftiger und gefährlicher Form, wie in Texas, auf, und bei der geringeren Verschiedenheit des Klimas von demjenigen der Heimat geht die Acclimatisation hier doch leichter und gefahrloser vor sich.

Damit soll jedoch keineswegs behauptet werden, daß das Klima von Texas schlechterdings jedem Deutschen verderblich sey. Es leben vielmehr zahlreiche deutsche Ansiedler, namentlich im mittleren Theile des Landes zwischen Brazos und Colorado, seit zehn Jahren und länger, welche sich im Ganzen einer guten Gesundheit erfreuen. Aber freilich hat auch Niemand die Vielen gezählt, welche, mit jenen gleichzeitig in das Land gekommen, seitdem von Krankheiten fortgerafft sind.

Sicher ist auch, daß die namentlich im Anfange nachtheiligen Einflüsse des texanischen Klimas durch eine vorsichtige und passende Lebensart der Einwanderer zu einem großen Theile verhütet werden können. Eine mäßige Diät und möglichstes Enthalten von hitzigen Getränken, ferner die Vorsicht, während der heißesten Stunden des Tages sich nicht den Sonnenstrahlen auszusetzen, sind vorzugsweise anzuempfehlen.

In keinem Falle endlich ist das Klima von Texas einem Deutschen nachtheiliger, als dasjenige der benachbarten südlichen Staaten, namentlich Louisiana, Mississippi und Alabama. Vielmehr möchte, besonders im Vergleiche mit Louisiana, der Vorzug wohl sehr auf der Seite von Texas seyn. Solche breite, niedrige Flußthäler und ausgedehnte sumpfige Gegenden, welche in dem genannten Staate der Heerd ungesunder Ausdünstungen sind, fehlen in Texas fast gänzlich. Namentlich sind im westlichen Texas sumpfige Gegenden oder stagnirende Gewässer völlig unbekannt.

Als einen zweiten, bei einer Ansiedlung in Texas wohl zu berücksichtigenden und besonders im Vergleich zu den nordwestlichen Staaten hervortretenden nachtheiligen Umstand müssen wir denjenigen hervorheben, daß die Verbindungen des Landes im Innern und mit der Küste sehr unvollkommen sind. Texas steht, wie schon früher bemerkt wurde, den anderen Staaten Nord-Amerika's rücksichtlich des Vorzugs natürlicher Wasserverbindungen bedeutend nach. Nur der Trinity- (Dreieinigkeits-) Fluß, ist, wenn wir von dem Red River und dem wenigstens in dem unteren Theile seines Laufes schiffbaren Rio Grande als Gränzflüssen absehen, in größerer Ausdehnung schiffbar. Kunststraßen oder Eisenbahnen besitzt das Land eben so wenig, und aller Verkehr findet auf Wegen statt, deren erste Anlage gerade so einfach wie ihre Unterhaltung ist, die in der That nichts weiter sind, als Wegerichtungen durch die Wildniß, bezeichnet durch die Wagen- oder Pferdespuren der Vorgänger. Gerade so wie die westlichen Staaten im Flußgebiete des Mississippi ihr rasches Aufblühen großentheils den vortrefflichen natürlichen Wasserverbindungen zu danken haben, in eben dem Grade wird die Entwickelung und Ausbeutung der gewiß außerordentlich großen Hülfsquellen von Texas durch den Mangel solcher Verbindungen gehemmt und verzögert werden, und jeder einzelne Ansiedler wird mehr oder minder unter diesem allgemein nachtheiligen Umstande zu leiden haben, der sich um so mehr fühlbar macht, als gerade der gesundere und schönere Theil des Landes, der vorzugsweise zur Ansiedlung einladet, bedeutend von der Meeresküste entlegen ist.

Daß endlich Texas ein Sklavenstaat (slave holding state) ist, darf wohl als ein weiterer nachtheiliger Umstand, besonders im Vergleich zu den freien westlichen und nordwestlichen Staaten Nord-Amerika's, hervorgehoben werden. In allen Sklaven haltenden Staaten ist die Stellung des freien, selbstarbeitenden Ansiedlers, der nicht Sklaven-Eigenthümer ist, viel weniger angesehen als in den freien Staaten. Die Arbeit des freien Mannes ist viel weniger geachtet, und neben dem Sklaven besitzenden Pflanzer erscheint jener stets mehr oder weniger untergeordnet. Ganz abgesehen von der etwaigen Abneigung gegen die Negersklaverei werden sich aber verhältnißmäßig sehr wenige deutsche Einwanderer in der Lage befinden, sich selbst Neger zu kaufen. Die große Mehrzahl wird sich auf die Arbeit ihrer eigenen Hände verlassen müssen und daher von den erwähnten Nachtheilen betroffen werden.

Allgemein erscheint auch die Ansiedlung in einem Sklavenstaate deshalb weniger vortheilhaft, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die freien Staaten viel rascher an Wohlhabenheit und Volkszahl zunehmen, und daß folglich auch das Eigenthum des Einzelnen schneller an Werth gewinnt.

Wägt man nun die Vortheile und Nachtheile einer Ansiedlung in Texas, und zwar besonders mit Beziehung auf eine Niederlassung in den nördlicheren Staaten, gegen einander ab, so müssen allerdings für denjenigen, welcher sich über die größere Gefahr für die Gesundheit hinwegsetzt, die Vortheile zu Gunsten von Texas überwiegend erscheinen. Wer dagegen jenen Nachtheil höher anschlägt und vorzieht, in einem gesunderen Lande, wenn auch unter größeren Anstrengungen, sich eine neue Existenz zu begründen, der muß die westlichen

nd nordweſtlichen Staaten, namentlich Wisconſin, Jowa, Illinois, Miſſouri u. ſ. w. zur Niederlaſſung wählen.

England.

Shirley.

(Fortſetzung.)

Doch das war nicht die einzige Perſon, die Shirley in den Zirkel zu Briarmains einführte; bald kömmt die Familie Sympſon und mit ihr Louis Moore. Unter all dieſen Leuten finden ſich verſchiedene Bewerber um Shirley's Hand: ſie weiſt Alle ab. Der Onkel Sympſon, ein Mann von hoher Bildung, der den Kultus der Konvenienz mit wahrer religiöſer Gewiſſenhaftigkeit pflegt, nimmt nicht geringes Aergerniß an der leichten Art, mit welcher Shirley die bedeutendſten und ehrenwertheſten Partieen von der Hand weiſt. Sie ihn beſonders verdrießt, iſt, daß Robert Moore im Orte für den bevorzugten Anbeter gilt. Ueber dieſen Punkt kömmt es zwiſchen ihm und ſeiner Nichte zu einer Erörterung, und auf welche Art ihm dieſe antwortet, das werden wir hier gleich ſehen.

„Abweiſen, ihn! Du, Du, Shirley Keeldar, Du haſt in der That Sir Philipp Nunnely abgewieſen?“ — „Ich habe ihn abgewieſen.“

Der arme Gentleman flog von ſeinem Stuhle empor, lief und trabte im Zimmer umher.

„Oheim“, ſagte Shirley, „Sie ermüden mich. Ich gehe.“ „Wegkommen! Nicht doch! Du wirſt mir antworten. Welches ſind Deine Anſichten?“ „Worüber?“ „Ueber den Eheſtand.“ „Ruhig zu ſeyn und zu thun, was mir beliebt.“ „Was Dir beliebt? — Wie unziemlich geſprochen! Du biſt franzöſiſch, merke ich; Dein Geiſt iſt von franzöſiſchen Romanen vergiftet; Du biſt von franzöſiſchen Grundſätzen ertränkt.“

„Mr. Sympſon, ich bitte, mich nicht zu beleidigen; Sie wiſſen, ich dulde ſolches nicht.“ „Aber, Miß, Deine Gründe, Sir Philipp auszuſchlagen?“ „Ah! das iſt mindeſtens eine vernünftige Frage. Ich werde mit Vergnügen darauf erwiedern. Sir Philipp iſt zu jung für mich; er kömmt mir wie ein Kind vor.“ „Sir Philipp zu jung? Er iſt zweiundzwanzig Jahr alt.“ „Ich gehöre zum Gatten einen Mann von dreißig Jahren, und der die Vernunft des Vierzigers hat.“

„So nimm einen Greis mit weißem Haar, mit kahlem Schädel.“ „Nein, wenn Sie erlauben.“ „Einen alten Schwätzer, den Du am Leitſeil führen kannſt, den Du an Deine Schürze bindeſt.“

„Das könnte ich mit einem Kinde thun, aber es iſt nicht meine Beſtimmung. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich einen Herrn vorziehe, einen Mann, dem mein ungeduldiges Gemüth eine Oberherrſchaft anerkenne, einen Mann, deſſen Beifall mir eine Belohnung, deſſen Tadel mir eine Strafe wäre, einen Mann, den es mir unmöglich wäre, nicht zu lieben, und leicht möglich, zu fürchten?“ „Das wäre der Gemahl, den Sie vorziehen, Miß? Zeichnen Sie ihn nicht nach der Natur?“

Shirley öffnete die Lippen, aber, ſtatt zu ſprechen, erröthete ſie.

„Ich muß Antwort haben“, fuhr Mr. Sympſon fort, der durch dieſes Zeichen von Verwirrung ſich ungeheuer ermuthigt fühlte. — „Es war ein diſtorirtes Gemälde, Onkel, nach mehreren Originalen.“ „Mehrere Originale! Nehmen Sie ſich uns bei!“ „Ich war ſchon mehreremals verliebt.“ „Welch ein Eingeſtändniß!“ „In Helden verſchiedener Nationen.“ „Weiter?“ „In Philoſophen.“ „Sie hat den Verſtand verloren!“ „Klingeln Sie nicht, Onkel, Sie erſchrecken die Tante.“ „Arme Tante! welche Nichte wird ihr da!“ „Ich bewunderte Themiſtokles, Leonidas, Epaminondas.“ „Miß Keeldar....“ „Ueberzeugen wir einige Jahrhunderte: Waſhington war ein einfacher Mann, und noch gefiel er mir; aber, um von der Gegenwart zu reden....“ „Ah! ſind wir endlich da!“

„Um die Phantaſie einer kleinen Penſionairin aufzugeben und auf die Wirklichkeit zu kommen....“ „Die Wirklichkeit; da erwarte ich Sie, Onkel!“ „Um den Altar zu nennen, vor dem ich mich anbetend niederwerfe, das gegenwärtige Idol meiner Seele zu nennen....“

„Ein bischen raſch, wenns gefällig wäre; die Stunde des Lunch naht, und Du mußt beichten.“

„Beichten! mein Herz iſt ganz Geheimniß, ja, ich muß es öffnen. Ich wünſchte nur, Sie wären Mr. Helſtone, dann würden Sie beſſer mit mir ſympathiſiren.“

„Ich verlange den Namen, Details....“

„Mein Held gleicht Mr. Helſtone; ſie ſind Beide kroden, pünktlich, entſchieden; aber mein Held iſt von Beiden der mächtigere; ſein Geiſt hat die Tiefe des Meeres, die Geduld ſeiner Felſen, die Kraft ſeiner Wellen.“

„Declamation! Miß Keeldar, wohnt dieſe Perſon in Briarmains? antworten Sie gefälligſt darauf.“

„Lieber Onkel, ich will ſie Ihnen nennen; ihr Name zittert auf meinen Lippen.“

„So rede, Tochter!“

„Es iſt leicht geſagt, Oheim: „Rede, Tochter“, aber die Sache iſt ſehr ſchwierig; England hat hinter dieſem Mann ein wildes Geheul erſchallen laſſen, mein Onkel, und einſt wird es ihm noch mit Begeiſterung Beifall zujauchzen. Das Auspfeifen hat ihn nicht gerührt, der Applaus wird ihn nicht rühren.“

„Ich ſagte es ja, ſie hat den Verſtand verloren, und ſo iſt es!“

„Dieſes Land wird ſein Benehmen gegen ihn noch oft verändern; er wird ſeins gleich bleiben in ſeinen demſelben zu leiſtenden Dienſten. Kommen Sie, Onkel; Sie ſollen nicht länger in dieſer Spannung bleiben: ich werde Ihnen ſeinen Namen nennen.“

„Nenn' ihn endlich, oder....“

„So hören Sie denn! Arthur Wellesley, Lord Wellington!“

Mr. Sympſon ſprang wüthend auf; mit einem Satz war er aus dem Zimmer; aber er kam gleich wieder zurück, ſchloß die Thür und nahm wieder Platz auf ſeinem Stuhle.

„Miß! antworten Sie gefälligſt kurz und bündig: Gefallen Ihre Grundſätze Ihnen, einen armen Teufel zu heiraten, — einen Mann, der tief unter Ihnen ſteht?“

„Niemals einen Mann, der unter mir ſteht.“

(Mit voller Stimme.) „Wollen Sie, Miß Keeldar, einen mittelloſen Menſchen freien?“

„Mit welchem Rechte fragen Sie das, Mr. Sympſon?“

„Kennen Sie“, ſagte er, indem er ſich ſehr geheimnißvoll und mit einer feierlichen Miene zu ihr bog, „kennen Sie die Gerüchte, die bezüglich Ihrer und eines Ihrer Zinspflichtigen ſich verbreiten, eines Bankerottirers, eines Fremden, Namens Moore?“

„Wirklich?“

„Iſt das der Held, dem Ihre Eroberung gelungen iſt?“

„Ihm jedenfalls mehr, als Einem jener, deren Sache Sie verfechten.“

„Er iſt es, den Sie heiraten wollen?“

„Er iſt ſchon, voll männlichen Geiſtes, er iſt impoſant!“

„Das ſagen Sie mir ſo ins Geſicht! — Der elende Mamänder! der niedrige Handelsmann.“

„Er hat Talent! er iſt unternehmend, entſchloſſen. Er hat eine fürſtliche Stirn und das Anſehen eines Gebieters.“

„Sie rühmt ſich noch ihrer Wahl! ſie hält nicht hinterm Berge! Da iſt weder Scham, noch Furcht!“

„Wenn Sie den Namen Moore ausſprechen, ſo vergißt ſich die Scham, die Furcht entflieht: die Moore kennen nur Muth und Ehre.“

„Dieſer Moore iſt der Bruder des Erziehers meines Sohnes. Werden Sie ſich Schweſter tituliren laſſen von einem — Schulmeiſter?“

Shirley maß den Frager mit großem, flammendem Auge.

„Nein! nein!“ rief ſie, „nicht für den Beſitz einer Provinz, nicht für ein Jahrhundert Leben.“

„Sie werden die Schweſter des Herrn Louis Moore ſeyn!“

„Herr Sympſon“, ſagte Shirley, „dieſer widerliche Streit empört mich. Ich ertrage ihn nicht länger. Ihre Gedanken, Ihr Ziel iſt nicht mein Ziel, Ihre Götter ſind nicht meine Götter. Wir betrachten die Gegenſtände nicht in demſelben Lichte; wir wägen die Sachen nicht mit demſelben Gewicht: wir ſprechen nicht dieſelbe Sprache. Es iſt beſſer, wir trennen uns. Nicht“, fuhr ſie mit Feuer fort, „nicht, daß ich Sie haſſe. Sie ſind ein rechtſchaffener Mann; Sie wollen mein Glück auf Ihre Weiſe: aber wir können uns darüber nicht verſtändigen. Sie quälen mich mit dieſer Art von Diminutiv-Tyrannei; Sie reizen meinen Charakter, Sie regen mich auf. — Was Ihre winzigen Grundſätze betrifft, Ihre beſchränkten Regeln, Ihre maskirten Vorurtheile, Ihre Abneigungen, Ihre Dogmen, ſo bitte ich Sie, verſchonen Sie mich damit, Mr. Sympſon; ich begehre ſie nicht: bringen Sie ſie der Gottheit zum Opfer, die Sie anbeten; mir wäre ein anderer Glaube, eine andere Erleuchtung, eine andere Hoffnung als Ihnen!“

„Ein anderer Glaube! — Sie iſt ungläubig.“

„Ungläubig Ihrer Religion; Atheiſtin Ihrem Gotte!

„Atheiſtin!“

„Ihr Gott, Sir, iſt die Welt. In meinen Augen ſind auch Sie, wenngleich nicht ungläubig, doch Götzendiener. Sir, Ihr Gott, Ihr Baal, Ihr fiſchgeſchwänzter Drache richtet ſich vor mir, gleich einem Dämon, auf. Sie und Ihres Gleichen, Sie haben ihm einen Thron errichtet, eine Krone aufs Haupt geſetzt, einen Scepter in die Hand gedrückt. Seht, auf welche widerliche Weiſe er herrſcht! Seht ihn ſein Werk der Vorherbeſtimmung üben, indem er Ehen ſchließt! Er bindet die Jugend an das Alter, vereint den Starken dem Dummen, kettet das Leben an den Tod. In ſeinem Reiche herrſcht der Haß, — der heimliche Haß: der Widerwille — der Widerwille, der ſich verſtellt; der Verrath — der Familienverrath; das Laſter — das tiefe, tödtliche, das häusliche Laſter. In ſeinem Reiche erwachſen die Kinder ohne Liebe zwiſchen Aeltern, die ſelbſt nie geliebt; ſie reifen in einer Atmoſphäre, die die Lüge verpeſtet. Ihr Gott hat den Vorſitz bei den Ehen der Könige: betrachten Sie Ihre königlichen Dynaſtieen! Ihre Gottheit iſt die Gottheit der ausländiſchen Ariſtokratieen: analyſiren Sie das ſpaniſche Blut! Ihr Gott iſt die franzöſiſche Ehe: was iſt das häusliche Leben in Frankreich? — Alles, was ſie umgiebt, ſtürzt ſie dem Verderben zu; Alles zerſplittert und artet unter ihrem Scepter aus. Ihr Gott iſt der maskirte Tod.“

Mr. Sympſon war ganz aus einander.

„Dieſe Sprache iſt fürchterlich. Meine Töchter können nicht länger mit Ihnen unter Einem Dache wohnen, Miß Keeldar: in dieſer Verbindung liegt ſichtliche Gefahr. Hätte ich das ahnen können! — Mit uns iſt es aus! Wir ſind geſchiedene Leute!“

Er eilte zur Thür, kam zurück, ſein Taſchentuch zu holen, verſchüttete ſeine Doſe und verſtreute den Tabak auf die Fußteppiche. Tartar lag unglücklicherweiſe auf der Strohmatte. Mr. Sympſon fiel faſt über ihn. Im Paroxyſmus ſeines Zornes ſtieß er einen Fluch gegen den Hund aus und eine Grobheit gegen deſſen Beſitzerin.“....

Das iſt der ſtärkſte Ausfall Currer Bell's gegen die Ehe: der Inſtinkt der Empörung giebt ſich darin kund; aber es iſt kein Motiv da, deshalb einen

Ketzer zu verbrennen. — Am Schlusse dieses halb komischen, halb gefühlvollen Dialogs mußte Mr. Sympson glauben, daß Robert Moore der Mann nach Shirley's Herzen sey. Der gute Mann täuschte sich. Robert Moore hatte Briarmains seit einigen Monaten verlassen; er war nach der Stadt gereist, vor Gericht Zeugniß gegen die Zerstörer seiner Maschinen abzulegen, und ferner hatte seine verlängerte Abwesenheit noch einen unbekannten Grund. Er machte ein Geheimniß daraus. Auch er nämlich hatte an die Parteilichkeit Shirley's zu seinen Gunsten geglaubt. Bevor er zu den Assisen reiste, wollte er die Sache ins Reine bringen. Er erklärte sich Shirley, und zwar in jenem brüsken, bestimmten, Napoleonischen Ton, den er gern annahm, in jener derben, abgeschmackten Art, welche zu sagen schien: Alle Welt weiß, daß Sie mich lieben, schöne Dame, ich meinerseits habe nichts dagegen, Sie zu nehmen. — Shirley erbebte unter der Last dieser Beleidigung: „Sie lieben mich nicht", sagte sie zu Robert, Thränen des gekränkten Stolzes vergießend, „und dennoch verlangen Sie, daß ich die Ihrige werde. Sie freien um mich, wie man la bourse ou la vie begehrt. Und so zeigen Sie sich, Moore?" — Shirley schien nicht minder die Achtung, das Vertrauen, die Bewunderung zu beweinen, die sie für Robert gehegt hatte, als ihre eigene Demüthigung. — Bei diesem Anblick erwachten in Robert's Brust alle edlen Gefühle wieder. Er bat Shirley um Verzeihung. Endlich gestattete sie ihm, ihre Hand zu ergreifen. Er bedeckte dieselbe mit Thränen, während sie unter Schluchzen zu ihm sagte: „Wir werden noch einst Freunde werden, dann werden Sie meine Handlungen und Beweggründe nicht mehr so grausam verkennen. Die Zeit wird Ihnen den Schlüssel zu all diesem überliefern; Sie werden mich begreifen, und wir werden uns versöhnen." — Moore verließ sie mit dem Gefühl, als hätte er ein Verbrechen begangen, mit etwas im Herzen, was der Verzweiflung Kain's glich. Er schwur sich selbst, nie mehr um die Hand eines Weibes anzuhalten, wenn ihn nicht wirkliche Liebe zu ihr führe.

Robert hatte keine Ahnung davon, daß die Zutraulichkeit, die Bevorzugung, mit welcher Shirley sich ihm nahte, nichts als ein Wiederschein der alten Neigung sey, die bereits länger Shirley mit Louis Moore vereinte. Dieser hatte im Grunde Robert's Charakter, aber er war durch höhere Einsicht geläutert, durch eine Blüthe der Phantasie und Empfindung, die dem Fabrikanten eine unentdeckte Welt war. Er besaß einen mächtigen Einfluß auf Weiberherzen, da die Stärke seines Charakters seine bildende Zärtlichkeit verdeckte. Er war das einzige Wesen, dessen Herrschaft Shirley anerkannte; sie entzündete ihre Gedanken in Louis' Blicken; sie gehorchte seinem Winke, ihrem Tartar gleich, unterwürfig und freudig. Louis liebte sie mit einer Gluth, die er unter einer unbeweglichen Stirn zu verbergen wußte. Nach der Scene, welche zwischen ihr und dem Onkel Sympson stattgefunden hatte, versuchte Letzterer seinen Zorn an dem Erzieher seines Sohnes auszulassen.

(Schluß folgt.)

Ein Alphabet interessanter neuer Bücher.

Die bekannte Buchhandlung John Murray in London (Albemarle-Street) kündigt zum neuen Jahre ihre Verlagswerke, worunter in der That die besten neueren Erscheinungen, auf folgende originelle, bisher, so viel uns bekannt, noch nicht dagewesene Art an. Unsere Leser erhalten damit zugleich eine bibliographische Uebersicht von neuen und interessanten englischen Büchern:

A BOOK LIST FOR THE YEAR 1850.

AUNT IDA'S WALKS AND TALKS. A Story-book for Children. With Woodcuts. 16mo. 5*s*.

BORROW'S (George) LAVENGRO, an Autobiography. 3 Vols. Post 8vo. (*In February.*)

CUNNINGHAM'S (Peter) HAND-BOOK of London. Past and Present. *A New and Revised Edition.* Crown 8vo. (*Next Month.*)

DYER'S (Thos. H.) LIFE of JOHN CALVIN. With Extracts from his Correspondence. Portrait. 8vo. 15*s*.

EGYPT AND THE HOLY LAND. By Rev. J. A. Spencer. With Original Illustrations. 8vo. (*Next Month.*)

FORSYTH'S (William) HORTENSIUS. An Essay on the Office of an Advocate. Post 8vo. 12*s*.

GUIZOT (Mons.). On the Causes of the Success of the English Revolution, of 1640—88. 8vo. (*In January.*)

HISTORY of GREECE, Continued. By George Grote, Esq. With Maps. 2 Vols. 8vo. (*Next Week.*)

IRVING'S (Washn.) LIVES OF MAHOMED and of his Successors. 8vo. (*In January.*)

JUSTICES (The CHIEF) of ENGLAND. From the Norman Conquest to 1793. By Lord Campbell. 2 Vols. 8vo.

KUGLER'S HISTORY of PAINTING—ITALIAN SCHOOLS. Edited by C. L. Eastlake. *New Edition.* Woodcuts. 8vo.

LIVES of the LINDSAYS; Or, Memoirs of the Houses of Crawford and Balcarres. By Lord Lindsay. 3 Vols. 8vo. 42*s*.

MONASTERIES OF THE LEVANT. By Hon. Robert Curzon. *Second Edition.* Woodcuts. Post 8vo. 15*s*.

NINEVEH, and its REMAINS. By Austen H. Layard. *Fourth Edition.* Plates and Woodcuts. 2 Vols. 8vo. 36*s*.

O'BYRNE'S NAVAL BIOGRAPHY of Living Officers, from the Rank of Admiral to that of Lieutenant. Royal 8vo. 42*s*.

PAGET'S HUNGARY AND TRANSYLVANIA. *New Edition.* With Numerous Woodcuts. 2 Vols. 8vo. 24*s*.

QUARTERLY (The) REVIEW. Vol. 80. Being an Index to the preceding Nineteen Volumes. 8vo. (*In February.*)

RANKE'S HISTORY OF PRUSSIA. Translated from the German. By Sir A. Gordon. 3 Vols. 8vo. 36*s*.

SMITH'S (Dr.) CLASSICAL DICTIONARY, of Greek and Roman Mythology, Biography, and Geography. 8vo. (*In January.*)

TICKNOR'S (George) HISTORY of SPANISH LITERATURE. With Critical and Biographical Notices. 3 Vols. 8vo. 42*s*.

VOYAGES of COLUMBUS and of his Companions. By Washington Irving. Maps. 3 Vols. 8vo. 31*s*. 6*d*.

WILBERFORCE'S (Archdeacon) ON THE DOCTRINE OF HOLY Baptism. *Second Edition.* 8vo. 7*s* 6*d*.

YOUNG PERSONS. THE HEIRESS IN HER MINORITY. By Author of „Bertha". 2 Vols. 12mo. 18*s*.

ZA List of Mr. Murray's Publications may be obtained on application through any respectable Bookseller.

Mannigfaltiges.

— Karl Ritter's Vortrag über Palästina. Die Vorträge des Berliner „wissenschaftlichen Vereins", die am Sonnabend den 18. März 1848 — an welchem Tage, der vorgeschobenen Barrikaden ungeachtet, doch einige tapfere Zuhörer und Zuhörerinnen den Weg nach der versperrten Sing-Akademie gewagt hatten — durch den Lärm der Emeute unterbrochen wurden, sind am Sonnabend den 5. Januar 1850, also nachdem sie während des ganzen Jahres 1849 pausirt hatten, wieder aufgenommen worden. Die Leiter des Vereins haben inzwischen das letztgedachte Jahr dazu benützt, den Geld-Ueberschüssen, die aus dem Ertrage der Vorlesungen früherer Jahre geblieben waren, diejenige Verwendung zu geben, welche dem populair-wissenschaftlichen Zwecke der gedachten Vorlesungen am meisten entspricht. Sie haben nämlich in Verbindung mit den Kommunalbehörden von Berlin in mehreren Stadttheilen Volksbibliotheken gegründet, wo sich der mittellose Handwerker, der nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebende Arbeiter Unterhaltung und Belehrung zugleich verschaffen kann. Wir wollen wünschen, daß dieses mit verhältnißmäßig geringen Mitteln begonnene Unternehmen Würdigung und Unterstützung in weiten Kreisen finden möge. Inzwischen freuen wir uns, daß die Vorlesungen, welche den Grund dazu gelegt, von neuem ihren Fortgang haben und dadurch auch vielleicht dazu beitragen, daß das Gebäude fortgeführt und unter ein schützendes Dach gebracht werde. Würdig wurde der neue Cyklus durch einen Vortrag des Herrn Professor Karl Ritter über Palästina eröffnet, welches Land, nachdem ein Theil der europäischen Nachkommen des ihm ursprünglich angehörenden ältesten Volkes der Erde sich mit unrühmlicher Blasirtheit davon abgewendet — gerade die Aufmerksamkeit des jüngsten Volkes der Erde, der Nord-Amerikaner, mit überraschender Konsequenz auf sich gezogen hat. Seitdem der amerikanische Professor Robinson die beste neuere Reisebeschreibung über Palästina und Jerusalem geliefert, haben seine Landsleute nicht aufgehört, den Spuren seiner wissenschaftlichen Forschung zu folgen, und den neuesten Resultaten dieser Forschungen haben wir auch die interessante Vorlesung zu verdanken, welche Herr Karl Ritter am vorigen Sonnabend gehalten. Es ist nämlich die Geschichte einer im Jahre 1848 unternommenen amerikanischen Schiffs-Expedition auf dem Jordan und in das Todte Meer, die uns hier in klarster und anziehendster Weise vorgetragen wurde. Da wir selbst in diesen Blättern sehr bald einen Bericht über diese Expedition zu geben gedenken, so gehen wir in eine spezillere Darstellung des Vortrages nicht ein, dem wir es aber sicher zu verdanken haben werden, wenn dem von uns angekündigten Artikel ein lebhafteres Interesse von unseren Lesern geschenkt wird.

— Chinesische Gedanken über Schein und Seyn. Im französischen Bijouterie-Handel ist die Wahrnehmung gemacht worden, daß derselbe in Europa und in Nord-Amerika in dem Maße sich vermehrt und bessere Geschäfte gemacht habe, als man das dazu verwandte Gold geringhaltiger und demnach die Gegenstände wohlfeiler herstellte. In China dagegen, wo die Franzosen mit ihren wohlfeilen Bijouterie-Waaren ebenfalls gute Geschäfte zu machen hofften, sind sie damit schlecht gefahren. Was nicht vom feinsten oder wenigstens sehr hoch legirten Golde fabrizirt ist, das sehen die Chinesen nicht als Schmucksache an. Nur Diamanten und echte Perlen, nicht aber andere Edel- oder gar böhmische Steine haben Werth für sie. Vor einiger Zeit sandte ein Genfer Haus, das sehr bedeutende Geschäfte in Uhren macht, eine große Anzahl dieses schweizer Fabrikates nach China; die ganze Sendung mußte jedoch mit bedeutendem Verluste nach anderen Ländern geschickt werden, weil man im Reiche der Mitte das Gold für nicht fein genug erkannte und Niemand einen solchen „Scheinschmuck" anlegen wollte. Man sieht, die Chinesen haben sich auch in dieser Beziehung von den Gewohnheiten der guten alten Zeit noch nicht trennen können, während wir Europäer und nicht minder bereits die Nord-Amerikaner von dem Grundsatze der Franzosen, mehr zu scheinen als zu seyn, sammt und sonders angesteckt sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 12. Januar 1850.

England.

Eine astronomische Rundschau.

Nach Fraser's Magazine.

I.

Seit Newton dienen die Gesetze der Schwerkraft — so weit die astronomische Beobachtung reicht — die Bewegungen der Himmelskörper zu bestimmen. Jede spätere Entdeckung hat diese Gesetze für den Bereich unseres Sonnensystems bestätigt und überdies gezeigt, daß sie auch in den fernsten Regionen des Himmelsgewölbes ihre Anwendung finden. Als der Planet Neptun an demselben Platze gesehen wurde, welchen die Rechnung als den seinigen angezeigt hatte, erhielt die Schwerkraft eine neue Würde — sie wurde Mittel der Entdeckung. Newton's zweihundertjähriger Ruhm leuchtete mit erhöhtem Glanze auf, und die beiden Astronomen, Leverrier und Adams, die seine Theorie so geistreich angewendet hatten, ärndteten seltene Ehre. Eine Entdeckung, welche die Gränze unseres Sonnensystems um das Dreifache erweitert und durch alleinige Hülfe der Berechnung zu Stande gekommen ist, setzt den Geist der neuen Zeit in das hellste Licht und ist ein glänzender Beleg für die Untrüglichkeit der mathematischen Wissenschaft und der großen Gesetze des Weltalls, die Newton offenbart hat.

Im frühen Alterthum waren bereits die fünf Hauptplaneten bekannt. Man unterschied sie durch ihre Ortsveränderungen von den Fixsternen und nannte sie deshalb Wandelsterne.*) Indessen waren Jahrhunderte nöthig, um von diesen ersten astronomischen Begriffen zu einer Einsicht in den wahren Bau des Weltsystems zu gelangen. Galilei eröffnete durch die Construction seines Fernrohrs der Himmelskunde eine neue Aera. Von da begann jene Reihe von Entdeckungen, die in einem Zeitraum von dreihundert Jahren achtundzwanzig neue Welten in unserem Sonnensystem und in den Tiefen des Firmaments zahllose andere Sonnen aufwies. Diese Tiefen dehnen sich in solche Ferne, daß, wer inmitten derselben stände, unsere Sonne nur wie einen Nebelflecken sehen würde. — Zunächst bemerkte Galilei mit Hülfe seines Fernrohrs die vier Trabanten des Jupiter. Die Phasen der Venus gaben ihm eine Bestätigung seiner Ansicht vom Weltsystem. Gewisse Lichtpunkte, die er in dem dunkeln Theile des Mondes sah, ließen ihn auf das Vorhandenseyn von Mondgebirgen schließen. Die Flecken auf der Sonnenscheibe brachten ihn auf die Idee von der Umdrehung der Sonne. Er merkte ferner, daß sich an dem Saturn etwas Ungewöhnliches finde, konnte aber doch, selbst nach Verstärkung seines Teleskops, den Ring nicht genau erkennen. Diese Entdeckung war Huyghens vorbehalten, der zugleich einen von den Trabanten des Saturn auffand. Jetzt verging eine Reihe von Jahren, bevor neue Sterne entdeckt wurden. Indessen feierte die astronomische Wissenschaft nicht. Tycho de Brahe zumal stellte Beobachtungen über den Mars an, die Kepler den Weg zur Formulirung seiner Gesetze von der elliptischen Bewegung bahnten. Diese Gesetze bezeichnen eine der merkwürdigsten Epochen der Astronomie. Aus ihnen schöpfte Newton die Data zu seiner Theorie der Schwerkraft.**)

Hiermit waren den Astronomen die Mittel an die Hand gegeben, die relative Masse der Planeten und die Elemente ihrer Umläufe zu berechnen. Auf diese Weise sind die astronomischen Tafeln entstanden, ein Werk von ungeheurer Arbeit, an welchem sich besonders eine Reihe berühmter französischer Mathematiker betheiligt hat.

Man denke sich die Sonne genau an die Stelle der Erde versetzt, so daß ihr Mittelpunkt in den der Erde fällt; es würde dann ihre Oberfläche fast bis an die Bahn des Mondes reichen. Diese ungeheure Masse übt auf die Planeten eine Anziehung aus, die dieselben (in Verbindung mit der ursprünglichen Bewegung der Planeten) in regelmäßigen elliptischen Umlaufsbahnen erhalten würde, wenn nicht die Anziehung, die unter den kreisenden Sternen selbst stattfindet, die Regelmäßigkeit jener Ellipsen störte. Diese Störungen, die freilich im Vergleich zur Länge der betreffenden Bahnen nur gering sind, folgen eben so, wie die Bahnen selbst, bestimmten Regeln und sind für jeden der Hauptplaneten berechnet worden. Mit Hülfe solcher Tafeln können die Astronomen auf Jahrhunderte wissen, welchen Ort am Himmel dieser oder jener Planet an diesem oder jenem Tage eingenommen hat oder einnehmen wird. Klar ist aber, daß, wenn von einem Himmelskörper, der noch unbekannt ist, Störungen veranlaßt werden, in den erwähnten Berechnungen Irrthümer entstehen müssen. Ein solcher Umstand war es denn auch, der die Leverrier'sche Entdeckung des Neptun herbeigeführt hat.

Es war nämlich seit Cassini unserem Sonnensystem kein neuer Stern hinzugefügt worden, bis William Herschell sein berühmtes Teleskop baute. Dieses riesige Instrument eröffnete seinem Erbauer den Blick in Fernen des Raumes, die vordem dem menschlichen Auge unerreichbar waren.

Als Herschell am 13. März 1781 das Bild der Zwillinge beobachtete, bemerkte er, daß einer von den Sternen größer und minder hell war, als die anderen. Da er ihn zwei Tage später an einer anderen Stelle sah, so glaubte er es anfangs mit einem Kometen zu thun zu haben. Bald aber ward ihm klar, daß er einen neuen Planeten entdeckt hatte. Er fand auch in kurzem sechs Trabanten, die denselben umkreisten. Anfangs war man der Meinung, der Uranus (so nannte man den neuen Stern gegen den Willen Herschell's, der ihm den Namen Georgsstern geben wollte) habe eine parabolische Bahn; Saron dagegen, ein Mitglied der Pariser Akademie, fand, daß seine Bewegung eher eine kreisförmige sey und seine Umlaufszeit zweiundachtzig Jahre betrage. Doch berechnete Lalande beinahe ein Jahr später nach einer von ihm erfundenen Methode die Elliptizität derselben. Novel gab die ersten Tafeln für den Uranus heraus. Mit den jetzigen Mitteln der Astronomie hätte man die elliptische Umdrehung des neuen Planeten schon einige Tage nach der Entdeckung berechnet gehabt. Im Jahre 1790 stellte die französische Akademie der Wissenschaften die Bestimmung der Störungen des Uranus als Preisaufgabe.

Der Uranus war freilich schon vor Herschell gesehen worden, wie die Tafeln ergaben, von Flamsteed 1690, von Mayer 1756, von Lemonnier 1760. Indessen hatten ihn diese Astronomen für einen Fixstern gehalten und bei der Unvollkommenheit ihrer Gläser ihn wieder aus dem Gesichte verloren. Delambre berechnete neue Tafeln für den Uranus, die drei Jahre lang mit der teleskopischen Beobachtung nur um sieben Sekunden differirten. Diese Differenz nahm aber zu, und es zeigte sich das Bedürfniß neuer Tafeln. Diese verfertigte Bouvart im Jahre 1821. Wie sorgfältig er aber auch die neuesten und die älteren Beobachtungen in Anschlag brachte, wie viel er auch auf die möglichen Störungen von Seiten der bekannten Planeten Rücksicht nahm — immer wollten Berechnung und Beobachtung nicht mit einander stimmen. Er kam daher auf den Gedanken, es müsse hinter dem Uranus noch ein unbekannter Planet liegen, dessen Einwirkung die unerklärlichen Abweichungen der Uranusbahn hervorbringe.

Die durch diese Voraussetzung verkündigte Entdeckung des Neptun bewahrheitete das Wort Campbell's: „Die kommenden Ereignisse werfen ihre Schatten vor sich her.“ Die Differenz zwischen den berechneten und den wirklichen Stellungen des Uranus wuchs bis zum Jahre 1837 auf so viel, als die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt. Im Jahre 1841 war der Fehler auf 96 Sekunden geometrischer Länge gestiegen. Man wurde demnach immer geneigter, die Existenz eines Planeten hinter dem Uranus anzunehmen, und mindestens sechs Astronomen hatten ihn vorherverkündigt, als Leverrier in Paris und Adams in Cambridge, ohne von einander zu wissen, die schwere und in ihrer Art ganz neue Aufgabe übernahmen, aus den Störungen, welche die Bahn des Uranus darbot, zu berechnen, wo sich an einem bestimmten Zeitpunkte der störende unbekannte Planet befinden müßte.

Schon im Jahre 1841 hatte Adams, damals noch Student in Cambridge, auf diese Art, das Problem zu stellen, aufmerksam gemacht; 1845 kannte er die Elemente des unbekannten Gestirns, seiner Ueberzeugung nach, so genau, daß er dem Professor der Astronomie zu Cambridge und dem königlichen Astronomen daselbst ankündigen konnte, es würde am 1. Oktober 1846 die mittlere Länge desselben 323° 2′ betragen, und sie bat, ihn dort aufzusuchen. Er hatte überdies berechnet, daß die Masse des Planeten dreimal die des Uranus übertreffen müßte und jener folglich den Glanz eines Sternes neunter Größe haben und leicht zu sehen seyn würde. Leider suchten die genannten Astronomen den Stern erst acht Monate später, als ihn bereits auf Leverrier's Aufforderung Herr Galle in Berlin gefunden hatte. Es wurde nun zwar anerkannt, daß Adams' Angaben vollkommen richtig waren; aber die Priorität der Entdeckung hat er an Leverrier abtreten müssen.

Der neue Planet ist etwa zweihundertmal größer, als die Erde, seine Geschwindigkeit sechsmal geringer. Er ist ungefähr 780 Millionen Meilen von der Sonne entfernt und empfängt demnach nur den dreizehnhundertsten Theil des Lichts und der Wärme, die unserem Planeten zukömmt. Dieser Lichtmangel

*) Von πλανᾶσθαι, umherschweifend.

**) Dieses berühmte Newtonsche Gravitationsgesetz lautet bekanntlich: die Körper (Himmelskörper wie irdische) ziehen sich an im geraden Verhältnisse ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernungen von einander.

wird vielleicht in Etwas erſetzt durch die Trabanten, deren man bis jetzt zwei bei ihm gefunden hat. Er hat überdies, gleichwie Saturn, einen Ring, der von ihm um ein Viertel ſeines Durchmeſſers abſteht.

Der Lauf der Kometen beweiſt, daß die Anziehungskraft der Sonne mindeſtens noch zwanzigmal weiter reicht, als die Bahn des Neptun. Es könnte alſo noch jenſeits des Neptun Planeten geben, die vielleicht auf dieſelbe Weiſe berechnet werden, wie dieſer und, wenn ſie groß ſind und in Bezug auf ihre Entfernung dem Bodeſchen Geſetze folgen, durch das Teleſkop geſehen werden.

(Fortſetzung folgt.)

Shirley.

(Schluß.)

Louis Moore duldete die Unarten des guten Mannes nicht und zerbrach die Kette ſeiner Dienſtbarkeit. Er wollte Fieldhead verlaſſen, aber zuvor noch einmal ſeine ſanfte und ſtolze Schülerin ſehen; daher ließ er ſie mit ſeiner gewohnten Art von Ueberlegenheit erſuchen, ſich auf ſein Zimmer zu bemühen. Sie gehorchte ganz einfach. Louis ſelbſt erzählt die folgende Unterhaltung:

„Ich ſetzte mich wie gewöhnlich an meinen Schreibtiſch. Ich beſitze die glückliche Eigenſchaft, den Sturm meines Innern durch äußere Ruhe zu verdecken. Niemand, der mein unbewegliches Geſicht beobachtete, wäre im Stande, darin eine Spur des Aufruhrs zu entdecken, der mein Herz bewegt, meine Gedanken bewältigt und meine Umſicht zerſtört. Es iſt angenehm, die Gabe zu beſitzen, ſeinen Zweck gemächlich und ausdauernd verfolgen zu können, ohne durch erzentriſche Ausbrüche ſeine Umgebung zu beunruhigen. Es war jetzt keineswegs mein Plan, ein Wort von Liebe zu ihr zu ſprechen, oder ſie einen Funken der Gluth, die mich verzehrte, erblicken zu laſſen. Ich ging dieſen Morgen lediglich dahin, Shirley näher zu erforſchen, eine Zeile, ein Wort nur in ihrer Seele zu leſen. Bevor ich abreiſte, wollte ich wiſſen, was ich zurückließe.

„In acht Tagen werden Sie allein in Fieldhead ſeyn, Miß Keeldar", ſagte ich zu ihr.

„Ja, ich glaube, daß mein Oheim den Entſchluß gefaßt hat, abzureiſen." Als ob ſie meine Abſicht und die meines Bruders gekannt hätte, fügte ſie hinzu:

„Keine Veränderung überraſcht Sie. Ich wär' gewiß, Sie in Ihrem Entſchluſſe ruhig zu finden. Sie kommen mir immer vor, als ſtänden Sie in der Welt, wie ein einſamer Schütze im Walde, aufmerkſam, nachdenkend. So iſt Ihr Bruder auch. Sie beide könnten in die Ferne ziehen, ohne Heimat weit umher in den ödeſten Forſten jagen; Ihnen wird es immer ganz gut gehen; der gefällte Baum wird Ihnen zur Hütte; der ausgerodete Wald wird Ihnen zum Acker; der Büffel wird das Blei Ihrer Flinte fühlen und mit geſenktem Haupte zu Ihren Füßen niederſtürzen."

„Wer hat den Far West Ihren Gedanken enthüllt, Miß Keeldar? Haben Sie im Geiſte mit mir gelebt, ſeit ich Sie nicht geſehen? — Haben Sie meine Träume belauſcht? Haben Sie in dem Gedankenbuche meines Gehirns geblättert?"

Sie hatte eine Papierrolle, zum Lichtanzünden beſtimmt, zerſchnitten und warf nun Stückchen für Stückchen ins Feuer, indem ſie ſie nachdenklich verbrennen ſah. Sie ſprach nichts.

„Wie haben Sie, was Sie von meinen Abſichten zu wiſſen ſcheinen, erfahren?"

„Ich weiß nichts; ich habe ſie nur errathen: was ich ſprach, war rein zufällig."

„Ihr Zufall iſt Wahrſagung. Ich gebe mein Lehreramt auf. Ich werde nach Ihnen und Henry keinen Schüler mehr haben. Ich werde mich an keinen fremden Tiſch mehr ſetzen, nicht mehr der Appendix einer Familie ſeyn. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt; ſeit meinem zehnten Jahre war ich nicht frei. Ich hege ſolchen Durſt nach Freiheit, eine ſo tiefe Sehnſucht, ſie zu finden und mein Eigenthum zu nennen, einen ſo heftigen Drang Tag und Nacht, ſie zu erobern und zu beſitzen, daß ich nicht ſcheuen würde, ihretwegen den Ocean zu durchſchiffen; dort werde ich ſie in den jungfräulichen Wäldern erjagen. Ich kenne kein Weib, das ich liebe und das mich begleiten würde; aber ich bin ſicher, daß dort die Freiheit mich erwartet: Wenn ich ſie rufe, wird ſie in meine Hütte kommen und in meine Arme ſinken."

Sie konnte mich nicht ohne Rührung ſo reden hören. Sie war bewegt, und das war in der Ordnung; ich wollte ſie bewegen. Sie war weder fähig, mir zu antworten, noch mich anzuſehen; es hätte mich verdroſſen, hätte ſie das Eine oder das Andere vermocht. Ihre Wange brannte wie eine Purpurroſe, deren Blätter die Sonne beſtrahlt. Ueber ihre weißen Augenlider und ihre geſenkten langen Wimpern erzitterte, was es nur Reizendes in einer von Schmerz und Freude gemiſchten Verwirrung giebt.

Bald war ſie wieder Herrin ihrer Bewegung und unterdrückte ihr Gefühl. Ich ſah, daß ſie eine tiefe Empfindung erſchütterte, und daß ſie darüber triumphiren würde: — ſie ſetzte ſich. Ich las in ihrem Angeſichte; ſie ſagte zu ſich ſelbſt: ich ſehe die Gränzlinie vor mir, die ich nicht überſchreiten werde; ich fühle, ich kenne den Punkt, bis zu welchem ich meine Empfindung enthüllen kann, und den Punkt, wo ich das Buch zuſchlagen muß. Ich bin ſo weit gegangen, als wahre, freie, unbefleckte Natur erlaubt; da werde ich eingewurzelt ſtehen bleiben. Mein Herz kann brechen; ſo breche es denn; ich werde mich nicht entehren, nicht entehren das Weib in mir.

Ich meinerſeits ſagte mir: Wenn ſie arm wäre, läge ich ſchon zu ihren Füßen; wenn ſie niedrig wäre, hübe ich ſie in meinen Armen empor. Ihr Vermögen und ihr Rang ſind zwei Greiſe, die ſie von allen Seiten bewachen. Die Liebe erſpäht, begehrt und wagt ſich nicht an ſie; die Leidenſchaft, die zu ihr drängt, erliegt; Treue und Hingebung fahren entſetzt zurück. Beim Angriffe iſt nichts zu verlieren; alles iſt Gewinn; und deshalb iſt die Schwierigkeit unſäglich. — Schwierigkeit oder nicht; es muß etwas geſchehen, etwas geſprochen werden. Ich kann und will nicht ſchweigend daſtehen, dieſe beſcheidene ſtumme Schönheit vor meinen Blicken. — So ſprach ich denn und ſprach noch immer ruhig. — Waren meine Worte auch noch ſo ruhig, ſo ſprach ich ſie doch mit einem beſtimmten, hellen, tiefen Ton:

„Ich weiß es wohl, meine Lage wird eine ſeltſame ſeyn, mit dieſer Nymphe der Berge, der Freiheit. Ich ahne ihre Verwandtſchaft mit jener Einſamkeit, der ich mich einſt vermählte, und von der ich jetzt zu ſcheiden im Begriffe ſtehe. Dieſe Dryaden ſind eigenthümlich; ſie nahen uns mit ätheriſchem Reiz, gleich der ſternenreichen Dunkelheit; ihre Schönheit iſt die Schönheit der Geiſter, ihre Grazie iſt nicht die Grazie des Lebens, ſondern die der Jahreszeiten, der Scenen der Natur. Es iſt die fruchte Blume des Tagesanbruchs, die rothen Tinten ſeiner Reige, der Friede des Mondlichtes, der wechſelvolle Anblick des Gewölkes. Ich bedarf und verlange etwas Anderes. Ich bin kein Dichter. Wie glorreich die Natur auch ſey, wie groß der Kultus auch ſey, den ich ihr mit aller Kraft des Herzens weihe, ſo begegnete ich ihr doch lieber zwiſchen den Augen eines geliebten Weibes, als in den ſtolzen Blicken der erhabenſten Göttin des Olymps."

„Juno würde auch ſchwerlich ein Büffel-Beefſteak nach Ihrem Geſchmack zu bereiten verſtehen", ſagte ſie.

„Ich will Ihnen ſagen, wer es verſtände: irgend ein junges Mädchen ohne Vermögen, ohne Verwandte, ohne Freunde, hübſch genug, daß ich ſie lieben könnte, brav, beſcheiden; eines ſolchen Weſens Herr möchte ich zuvörderſt ſeyn und dann ihr Gatte. Ich würde ſie meine Sprache lehren, meinen Geſchmack, meine Gedanken, und dann würde ich *ihr* mit meiner Liebe lohnen."

„Sie würden ihr *lohnen*! Herr der Schöpfung!" rief ſie mit ironiſcher Miene.

„Ich muß meine kleine Waiſe finden; aber ſagen Sie mir, auf welchem Wege, Miß Keeldar."

„Machen Sie eine Zeitungs-Annonce, aber vergeſſen Sie den Beiſatz nicht, daß, gute Köchin zu ſeyn, die Hauptbedingung iſt."

„Ich werde ſie finden und werde ſie heiraten."

„Sie, nein", ſagte ſie, und ihre Stimme nahm plötzlich den Ausdruck der Verachtung an.

Das gefiel mir. Ich hatte ſie dem träumenden Zuſtande entriſſen, in dem ich ſie anfangs gefunden. Ich wollte ſie noch weiter treiben. . . . . .

„Ich werde meine Waiſe finden," hob ich weiter an.

Ihre Augen ſchoſſen einen Blitz, ihre Lippen öffneten ſich, aber ſie ſchloß ſie wieder und wandte ſich raſch um.

„Sagen Sie mir, ſagen Sie mir, wo ſie iſt, Miß Keeldar?"

„Niemals." — Und ſie machte eine Bewegung, mich zu verlaſſen. Konnte ich ſie ſo ſcheiden ſehen? Nein! Ich war zu weit gegangen, um nicht zu Ende zu gehen, ich war dem Ziel zu nahe geweſen, um es nicht zu berühren.

„Einen Augenblick!" ſagte ich, indem ich meine Hand auf die Thürklinke legte; „wir haben eine lange Unterredung gehabt; doch noch iſt das letzte Wort nicht gefallen. An Ihnen iſt es, es auszuſprechen."

„Kann ich mich entfernen?"

„Nein; ich bewache die Thür. Ich zöge es vor, jetzt zu ſterben, als Sie zu entlaſſen, ohne das Wort vernommen zu haben, das ich von Ihnen fordere."

„Und welches Wort wagen Sie von mir zu erwarten?"

„Das, welches ich zu hören brenne, das ich hören will und muß, das Sie nicht mehr zu verſchweigen wagen."

„Mr. Moore, ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen; ich erkenne Sie nicht mehr."

Ich glaube ſelbſt, ich glich mir nicht mehr ſelbſt, denn ich flößte ihr Schrecken ein; ich mußte durch den Schrecken ſie beſiegen.

„Sie wiſſen, was ich ſagen will, und zum erſtenmal ſehen Sie mich ganz, wie ich bin. Weil von mir habe ich den Lehrer geworfen, ich zeige Ihnen den Mann, und bedenken Sie, daß er ein Gentleman iſt."

Sie zitterte. Sie legte ihre Hand auf die meinige, gleichſam, um ſie von der Thürklinke zu entfernen. Eben ſo gut hätte ſie verſuchen können, mit ihrer zarten Hand an einander gelöthetes Metall zu trennen. Sie fühlte ihre Schwäche, wich zurück und erzitterte aufs neue.

Ich könnte die Veränderung nicht beſchreiben, die in mir vorging; aber ihre Aufregung fachte einen neuen Geiſt in mir an. Der Gedanke an ihre Güter und ihr Geld zerſchmetterte mich nicht mehr; jene machten mir keine Sorgen mehr, dieſes vermochte nicht mehr, mich zu ſchrecken. Ich ſah nichts Anderes mehr als ſie; ihre jugendliche und ſchöne Geſtalt, ihren Liebreiz, die Majeſtät, die Beſcheidenheit ihres jungfräulichen Weſens.

„Meine Schülerin", ſagte ich.

„Mein Lehrer!" antwortete ſie mit leiſer Stimme.

„Ich habe Ihnen etwas zu ſagen."

Sie hörte mit geſenkter Stirn; ihre Locken fielen über dieſelbe herab.

„Ich habe Ihnen zu ſagen, daß Sie während vier Jahren im Herzen Ihres Lehrers gewachſen ſind und daß Sie jetzt unvertilgbare Wurzel geſchlagen. Ich muß Ihnen ſagen, daß Sie mich mit einem Reiz umſponnen haben, der gegen meine Vernunft und gegen meine Erfahrung, der gegen den Abſtand des Ranges und Vermögens ſiegreich kämpft. Ihre Miene, Ihre Worte, Ihre Bewegungen. . . . . Sie haben mir ſo unverhüllt Ihre Fehler und Tugenden gezeigt, — Ihre Schönheiten vielmehr, denn Tugenden iſt ein zu ſtrenges Wort, — daß ich Sie liebe, Sie liebe, liebe mit meiner ganzen Lebenskraft."

Sie wollte ſprechen, aber ſie fand kein Wort; ſie machte eine Anſtrengung,

ihre Faſſung wieder zu gewinnen; aber umſonſt. — Leidenſchaftlich wiederholte ich ihr das Geſtändniß meiner Liebe.

„Nun denn, Herr Moore, was weiter?“ war ihre ganze Antwort, die einem Ton entfloß, den man ungeſtüm hätte nennen können, wenn ihm der Laut nicht gefehlt hätte.

„Haben Sie mir nichts zu ſagen? Hegen Sie keine Gegenliebe für mich?“

„Doch, ein wenig.“

„Quälen Sie mich nicht; das iſt kein Spiel mehr.“

„Ich will auch nicht ſpielen; — ich will weggehen.“

„Weggehen? In dieſem Augenblick ſprechen Sie von Weggehen? Wie! mein Herz in der Hand hinwegtragen, die Sie auf Ihre Toilette legen, mit Ihren Nadeln ſtechen werden? Sie werden mich nicht verlaſſen, Sie werden nicht entfliehen, bis ich ein Pfand von Ihnen beſitze — Verſprechen um Verſprechen — Ihr Herz für das meine.“

„Was Sie von mir verlangen, iſt veriert, verloren ſchon ſeit einiger Zeit. Laſſen Sie mich gehen und es wiederfinden.“

„Sagen Sie, es ſey, wo ſo oft Ihre Schlüſſel ſind, in meinem Beſitz.“

„Sie müſſen es wiſſen. Und wo ſind meine Schlüſſel, Mr. Moore? In der That, wahrhaftig, ich habe ſie ſchon wieder verloren. Mrs. Gill verlangt Geld von mir, und ich habe nichts weiter als dieſes Sechspencestück.“

Sie zog die Münze aus ihrer Schürzentaſche und zeigte ſie in ihrer flachen Hand. Ich hätte mit ihr ſpielen können; aber mein Leben, Leben oder Tod war der Einſatz. Ich ergriff die Hand mit dem Sechspencestück und fragte ſie: „Soll ich ohne Dich ſterben oder für Dich leben?“

„Wie es Ihnen gefällig iſt. Fern ſey es von mir, Ihre Wahl zu beſtimmen.“

„Von Ihren Lippen will ich es hören, ob Sie mich ins Exil ſtoßen oder zur Hoffnung ermuntern.“

„Gehen Sie nur. Ich kann's ertragen, verlaſſen zu werden.“

„Vielleicht auch ich, auch ich könnte es vielleicht ertragen, Sie zu fliehen; aber antworte, Shirley, meine Schülerin, meine Herrin, antworte!“

„Sterben Sie ohne mich, wenn Sie wollen! leben Sie für mich, wenn Sie es wagen.“

„Ich fürchte Dich nicht, kleine Tigerin. Ich wage es, für Dich zu leben und mit Dir, von dieſer Stunde an, bis in den Tod. So beſitze ich Dich denn nun! Du biſt mein, und ich laſſe Dich nicht wieder. Was liegt mir daran, wo meine Wohnung ſey? Habe ich doch mein Weib gewählt. Bleibe ich in England, wird ſie in England bleiben; durchfurche ich den Ocean, ſie wird mich, über ihn weg, begleiten; unſer Leben iſt an einander geketiet, unſer Schickſal vereint.“

„Und ſind wir uns gleich, ſind wir endlich gleich?“

„Du biſt jünger, ſchwächer, unerfahrener, als ich.“

„Und wirſt Du ſtets gut gegen mich ſeyn — mich niemals tyranniſiren?“

„Und wirſt Du mich zu Athem kommen laſſen? Wirſt Du den Zauber jemals löſen, mit dem Du mich gefangen haſt? O, lache nicht. Die Welt tanzt in veränderter Geſtalt um mich her. Die Sonne brennt wie glühend Feuer. Der ganze Himmel ſcheint wie Sturmwind um mein Haupt zu kreiſen.“

Ich bin ein ſtarker Menſch, aber während ich ſo ſprach, ſchwankte ich. Die ganze Schöpfung erweiterte ſich für mich. Die Farben erſchienen mir viel lebhafter, die Bewegungen raſcher, das Leben ſelbſt lebendiger. Es war ein Moment, wo ich ſie faſt nicht mehr ſah, aber ich hörte ihre holde, ſüße Stimme. Sie wollte nicht einen ihrer Reize aus Mitleid zurückhalten; vielleicht wußte ſie nicht, was ich empfand.

„Sie nennen mich Tigerin. Erinnern Sie ſich, daß die Tigerin ungezähmt iſt“, ſagte ſie.

„Gezähmt oder wild, reißend oder unterwürfig: Du biſt die Meinige.“

„Ich bin glücklich, meinen Hüter zu kennen; ich bin an ihn gewöhnt. Nur ſeiner Stimme werde ich folgen; ſeine Hand allein ſoll mich führen, zu ſeinen Füßen nur werde ich ruhen.“

Ich umfaßte ſie und zog ſie auf den Stuhl nieder. Ich ſetzte mich an ihre Seite: ich wollte ſie noch ferner ſprechen hören; nie ſchlürfte ich hinlänglich ihre Stimme, ihre Worte ein.

„Liebſt Du mich ſehr?“ fragte ich.

„Ach, Sie wiſſen es! ich werde Ihnen nicht ſchmeicheln.“

„Ich weiß es nicht bald genug: mein Herz verlangt nach ſeiner Nahrung. Wüßteſt Du, wie ausgehungert und wild es iſt, ſo würdeſt Du eilen, es mit einem oder einigen guten Worten zu beſchwichtigen.“

„Armer Tartar!“ ſagte ſie, indem ſie meine Hand mit der ihrigen ſtreichelte; „armes Herz, mein ſtarker Freund; der verzogene Günſtling Shirley's, ruhe jetzt.“

„Ich ruhe nicht, bis ich Dir ein ſüßes Wort entlockt.“

Endlich gab ſie es:

„Mein theurer Louis! bleib mir treu, verlaß mich nicht; mich kümmert das Leben wenig, verbringe ich es nur an Deiner Seite.“

„Noch etwas.“

Schnell wechſelte ſie die Unterhaltung. Es war nicht ihre Art, zweimal auf denſelben Gegenſtand zu kommen.

„Sir“, ſagte ſie, ſich ſchnell erhebend; „ſchlimm für Sie, wenn Sie jemals wieder ſo nichtige Dinge erwähnen, als Geld, Armuth oder Ungleichheit. Es wäre ſehr gefährlich, mich mit ſo unſinnigen Skrupeln zu peinigen; ich ſage es Ihnen im voraus.“

Die Röthe ſtieg mir flammend ins Geſicht. Noch einmal wünſchte ich, minder arm zu ſeyn oder ſie minder reich. Sie bemerkte meine Verſtimmung und beſchwichtigte mich. In meiner Qual fühlte ich einen Moment des Entzückens.

„Herr Moore“, ſagte ſie, indem ſie einen ſanften Blick auf mich heftete, einen Blick, ſo offen und ſo ernſt; „lehren Sie mich und helfen Sie mir, gut zu ſeyn. Ich fordere nicht von Ihnen, mir die Laſten und Pflichten des Beſitzthums abzunehmen, aber ich bitte Sie, mit mir deſſen Wucht zu theilen und mich zu ſtützen. Ihr Urtheil iſt ſicher, Ihr Herz iſt gut, Ihr Sinn iſt geſund. Ich weiß, Sie ſind weiſe, ich fühle, daß Sie wohlwollend ſind, und ich glaube Sie auch gewiſſenhaft. Seyen Sie mein Lebensgefährte, mein Führer, wo ich unwiſſend bin, mein Lehrer, wo ich irre, mein Freund — immer.“

„Mit Gottes Hülfe, ja.““

Nach dieſer gegenſeitigen Erklärung ging die Sache raſch vorwärts. Robert Moore ward bei ſeiner Rückkehr nach Briarmains in der Nacht durch einen Schuß verwundet, den einer ſeiner früheren Arbeiter auf ihn abfeuerte. Er ward in das Haus ſeines Freundes Yorke gebracht, wo ſeine Heilung langſam vor ſich ging. Die fromme Zärtlichkeit Karoline's konnte ihm nicht entgehen, und — er erwiederte ſie. Der Roman ſchließt mit einer zweifachen Heirat.

Das iſt das Skelett des „Shirley“. Ich ſagte im voraus, daß die zarteſten und charakteriſtiſchſten Eigenſchaften dieſes Buches der Analyſis entgehen. Das Dramatiſche deſſelben beruht in der That zum geringſten Theil in den vorkommenden Begebenheiten: es beſteht vielmehr in den Tauſenden von moraliſchen Berührungen, in dieſen Tauſenden von Gefühlskleinigkeiten und ſanften Regungen, die aus der geringfügigſten Urſache entſpringen, aus den leiſeſten Beziehungen von Perſonen, die daguerrotypartig mit ängſtlicher Sorgfalt dem gewöhnlichen Leben abgelauſcht ſind. Man muß begreifen, daß in einem ſolchen Genre der Literatur das erſte und hauptſächlichſte Verdienſt in der Vollendung der Einzelheiten beſteht, in der Treue des Ausdrucks, dem Schwung und der Mannigfaltigkeit des Stils, der Natürlichkeit, dem Geiſt, den Launen des Dialogs und endlich in einer allgemeinen Grazie, welche die Aufmerkſamkeit des Leſers einladet und rege erhält in dieſem Familien-Labyrinthe, durch welches er bis zur Entwickelung hingeleitet wird. Currer Bell beſitzt dieſe Eigenſchaften im hohen Grade. Seine Sprache hat die Friſche, das Unvorhergeſehene, die glückliche Vereinigung poetiſcher Aufregung und poſitiver Feſtigkeit, den Luxus und die Beſtimmtheit, die Kühnheit und Solidität, welche auch die Originalität ſeiner Ideen ausmachen. Es iſt ein Stil, in dem ſich der Geiſt in ſeiner ganzen Friſche, Kraft und Geſundheit ſpiegelt. Die erſte Urſprünglichkeit abgerechnet, dieſen erſten Saft, der, ſo zu ſagen, die ganze „Jane Eyre“ durchſtrömt, dieſe jungfräuliche Flamme des erſten Romans, die man in „Shirley“ nicht wiederfindet, — dies abgerechnet, behauptet Currer Bell durch die Vorzüge ſeines zweiten Buches vollkommen den hohen Rang, den er mit ſeinem erſten Debüt unter den engliſchen Romanſchreibern eingenommen hat.“

So weit der franzöſiſche Kritiker, deſſen Anſichten wir aus Achtung für ſein bedeutendes Talent hier faſt wörtlich wiedergegeben haben. — Wir haben den angezogenen Roman noch nicht geleſen und erlauben uns deshalb kein Urtheil. Durch den umfaſſenden vorliegenden Auszug aber, den der franzöſiſche Kritiker uns gab, erhalten wir eine mindeſtens oberflächliche Anſchauung der Entwickelung, wie der Schilderung der Charaktere, und da können wir nicht umhin, wenigſtens an dem Auftreten Louis Moore's bedeutenden Anſtand zu nehmen.

Nach den Andeutungen des Herrn Forcade ſoll hier ein edler Charakter gezeichnet ſeyn. Erſcheint er ſo vor uns in ſeiner Erzählung der Eroberung Shirley's? Iſt das die Hingebung eines wahrhaft liebenden Gemüthes? die Offenheit eines edeln Charakters? — Ohne von vorn herein über ihn belehrt, für ihn eingenommen zu ſeyn, müßten wir ihn für einen abgefeimten Verführer halten. — Mit dieſer kalten Berechnung, mit dieſem ſyſtematiſchen Umſpinnen tritt kein liebendes Herz vor die Geliebte hin. „Er ſcheut ihren Rang“, aber er hat das Anſehen, durch ihn gereizt zu ſeyn; „er wünſcht ſie arm“, aber es ſcheint, als jage er nach ihrem Reichthum.

Sein Trotz erfüllt ſie mit „Verachtung.“ — „Das gefiel mir“, ſagt er, „ich hatte ſie ihrer träumenden Stimmung entriſſen, in der ich ſie anfangs fand. Ich wollte ſie weiter führen.“...

Iſt das die Sprache des Herzens? Kaum die des reflektirenden Verſtandes; am eheſten nähert ſie ſich der egoiſtiſchen Speculation. — Und dieſer Mann will uns fünf Minuten darauf überreden, ihr Geſtändniß der Gegenliebe hätte ihn taumeln, ſchwanken gemacht! — Eines nur kann wahr ſeyn: Ein liebendes Herz kann nicht ſpekuliren; ein Spekulant nicht vor Entzücken taumeln.

Wir können dem Charakter großes Unrecht thun, denn wir kennen ihn nur aus einer abgeriſſenen Stelle. Das Ganze haben wir nicht zur Hand: aber vielleicht gelingt es uns, den Leſer bei Beurtheilung des Romans ſelbſt auf dieſe Stelle aufmerkſam zu machen, wo ſein richtiges Urtheil dann entſcheiden mag.

Jedenfalls liefern ſelbſt die abgeriſſenen Bruchſtücke ſo viel Treffliches, daß wir die Lektüre des Ganzen nur dringend empfehlen können.

Italien.

Die Vermögens- und Grundſteuer im funfzehnten Jahrhundert.

„Alles wiederholt ſich nur im Leben!“ Dies iſt eine Wahrheit, die ſich auf alle Erſcheinungen unſeres politiſchen wie ſozialen Lebens, wie neu und auffallend ſie auch im erſten Augenblicke ſich darſtellen mögen, anwenden läßt. Wie die franzöſiſchen Kommuniſten bereits in den deutſchen Wiedertäufern des

sechzehnten Jahrhunderts ihre Vorgänger finden, so müssen unsere und die französischen Widersacher der Einkommen- und der gleich vertheilten Grundsteuern in den Florentinern des funfzehnten Jahrhunderts ihre Vorbilder erkennen. Leider scheint es in Frankreich an einem Giovanni de' Medici zu fehlen, der in Florenz mit politischer Weisheit die Widerstrebenden zu begütigen wußte und der, wie wir zu hoffen Ursache haben, auch in Deutschland nicht ohne Nachfolger bleiben wird.

Hören wir, was uns darüber Niccolo Machiavelli im vierten Buche seiner „Florentinischen Geschichten" mittheilt, nachdem er über den Krieg zwischen den unter den Mediziern kämpfenden Florentinern und den unter Carmagnola's Leitung stehenden Mailändern berichtet:*)

„Dieser Krieg hatte von 1422 bis 1427 gewährt. Der bisherigen Abgaben müde, kamen die Florentiner überein, eine neue Anordnung zu treffen. In der Absicht, die Abgaben in richtiges Verhältniß zu den Vermögensumständen zu bringen, wurde verordnet, daß der Besitz damit belastet werden und, wer für hundert Gulden Eigenthum habe, einen halben Gulden zahlen sollte. Da nun die Vertheilung Sache des Gesetzes, nicht der Menschen war, so kam auf die Schultern der mächtigen Bürger eine schwere Last. Auch waren sie dem Gesetze schon abhold, ehe es berathen wurde. Nur Giovanni de' Medici pries es offen, so daß es durchgesetzt ward. Und weil bei der Vertheilung die Güter eines Jeden summirt wurden, was die Florentiner accatastare nennen, so hieß man diese Vermögenssteuer Catasto. Dieses Verfahren legte zum Theil dem tyrannischen Walten der Mächtigen Zügel an, weil sie nicht wie früher die Geringeren bedrücken und dann durch ihre Drohungen in den Rathsversammlungen zum Schweigen bringen konnten. So war diese Auflage nach dem Sinn der Menge, während die Mächtigen sich ihr sehr ungern fügten. Wie es aber geschieht, daß die Menschen nimmer zufrieden zu stellen sind und, sobald sie eine Sache erlangt, eine andere begehren: so verlangte das Volk, nicht sich begnügend mit der durch das Gesetz bewirkten Gleichheit der Steuer, man solle die früheren Jahre durchgehen, um zu sehen, was die Vornehmen, nach dem Verhältniß des Katasters, damals weniger gezahlt; es verlangte sodann, daß diese nach dem Maßstabe solcher zahlen sollten, welche, mit ungesetzlich hoher Steuer belastet, ihre Besitzungen zu veräußern sich genöthigt gesehen hatten. Mehr noch als der Kataster setzte dieses Begehren die Vornehmen in Angst: um sich also dagegen zu schützen, hörten sie nicht auf, gegen den Kataster selbst zu reden, indem sie behaupteten, er sey durchaus ungerecht, weil dabei auch die beweglichen Güter in Betracht gezogen seyen, die man heute besitze, morgen verliere. Ueberdies gebe es viele Leute, die verborgen Geld besitzen, welches beim Veranschlagen nicht aufgefunden werden könne. Noch fügten sie hinzu: solche, welche der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wegen ihre eigenen Interessen aus den Augen lassen, müßten eine geringere Last tragen, indem ihre persönlichen Leistungen hinreichten; es sey nicht gerecht, daß die Stadt von ihrem Eigenthume und ihrer Arbeit zugleich Nutzen ziehe, während die Anderen nur Geld zu zahlen brauchten. Die, welche dem Kataster günstig waren, erwiederten darauf: wenn die beweglichen Güter sich veränderten, so könne auch die Steuer sich nach ihnen richten, und durch häufiges Wechseln könne man einem solchen Uebelstande abhelfen. Auf die, welche Geld verborgen halten, brauche man nicht zu achten: denn vom Gelde, das keinen Ertrag gebe, könne man billigerweise keine Abgaben einziehen; sollte aber das Geld Ertrag leisten, so müsse es auch zum Vorschein kommen. Sey es ihnen nicht genehm, ihre Zeit dem Staate zu widmen, so möchten sie es bleiben lassen und sich nicht bemühen: es würden sich jederzeit wohlgesinnte Bürger finden, denen es nicht schwer fiele, der Heimat mit Geld und Rath Hülfe zu leisten. Die Ehre und Vortheile, welche die Verwaltung verleihe, seyen überdies so groß, daß sie damit sich begnügen müßten, statt ihren Antheil am Tragen der öffentlichen Lasten zu verweigern. Das Gebrechen aber liege da, wo sie es nicht bekennen wollten: es mißfalle ihnen, daß sie nicht ferner ohne persönlichen Nachtheil Krieg führen könnten, da sie gleich den Anderen für die Kosten zu stehen hätten: wäre dieses Mittel früher bekannt gewesen, so würde der Krieg gegen König Ladislaus, wie der gegen den Herzog von Mailand, unterblieben seyn, beide zum Vortheil Einzelner, nicht aus Bedürfniß unternommen. Giovanni de' Medici beschwichtigte diese Aufregung, indem er zeigte, daß es nichts fromme, der Vergangenheit nachzuspüren, und man wohlthue, sein Augenmerk auf die Zukunft zu richten; wären die Auflagen in früheren Jahren ungerecht vertheilt gewesen, so müsse man Gott dafür danken, daß man ein Mittel gefunden, diesem abzuhelfen. Dies müsse die Stadt zur Eintracht bewegen, nicht aber sie in Zwietracht stürzen, wie die Untersuchung der ehemaligen Steuern und ihre Gleichstellung mit den jetzigen thun würde. Wer mit einem halben Siege sich begnüge, sey immer der klügste: wer den Sieg zu weit verfolgen wolle, verliere oft. Mit solchen Worten beruhigte er die erregten Gemüther, und von Gleichstellung war nicht ferner die Rede."

. . . . . .

„In dieser Zeit erkrankte Giovanni de' Medici, und da er die tödtliche Natur seines Uebels erkannte, berief er seine Söhne Cosimo und Lorenzo und sagte zu ihnen: „„Ich glaube, die Zeit, welche Gott mir bei meiner Geburt bestimmte, ist abgelaufen. Ich sterbe zufrieden, denn ich lasse Euch reich, gesund und angesehen, so daß Ihr, wenn Ihr in meine Fußstapfen tretet, in Florenz geehrt und von Jedem gern gesehen leben könnt. Denn nichts beruhigt mich so sehr bei meinem Tode, als der Gedanke, daß ich nie irgend Jemand beleidigt, im Gegentheil, so viel an mir lag, Jedem Wohlthaten erzeigt habe. Euch ermahne ich, ein Gleiches zu thun. Wollt Ihr in Sicherheit leben, so nehmet an der Regierung so vielen Antheil, als Gesetze und Menschen Euch zugestehen: auf solche Weise werdet Ihr dem Neide wie den Gefahren entgehen. Denn was der Mensch sich nimmt, erregt Haß, nicht was ihm gegeben wird: immer werdet Ihr solche sehen, welche das Ihrige einbüßen, weil sie nach fremdem Gut begehren, und die, bevor sie verlieren, in anhaltender Beängstigung leben. Durch solche Kunst habe ich unter so vielen Gegnern, inmitten solcher Mißhelligkeiten mein Ansehen in dieser Stadt nicht blos bewahrt, sondern gemehrt. So werdet Ihr thun, folgt Ihr meinem Beispiele: handelt Ihr anders, so bedenkt, daß der Erfolg nicht glücklicher seyn wird, als er bei denen war, die zu meiner Zeit sich selbst zugrundegerichtet haben und ihre Familien." Bald darauf starb er (1429), zu großem Leidwesen der Stadt, wie er durch seine vortrefflichen Eigenschaften es verdiente. Giovanni de' Medici war mildthätig: nicht denen nur gab er Almosen, die ihn darum angingen, sondern oft half er ungefragt der Noth der Armen ab. Er liebte Jeden, pries die Guten, bedauerte die Schlechten. Nie strebte er nach Ehren und erlangte sie alle. Nie betrat er den Palast, wenn er nicht gerufen ward. Er liebte den Frieden und scheute sich vor dem Kriege. Im Unglück Anderer unterstützte er, beim Glücke half er mit. Bereicherung auf öffentliche Kosten haßte er, während er zum allgemeinen Besten beitrug. In seinen Aemtern zeigte er sich wohlwollend: er war nicht beredt, aber von vollendeter Klugheit. Sein Aussehen ließ auf trübe Gemüthsart schließen, in der Unterredung aber war er heiter und spaßhaft. Bei seinem Tode war er reich an Gut, reicher aber noch an gutem Ruf und Liebe der Menschen. Seine Erbschaft, die der Glücksgüter nicht blos, sondern auch die der Geistesgaben, wurde von seinem Sohne Cosimo nicht nur in gutem Stand erhalten, sondern gemehrt."

*) Vgl. Florentinische Geschichten, übersetzt von Alfred Reumont. Th. I. S. 276. Leipzig, Brockhaus, 1846.

Mannigfaltiges.

— Wilkinson's englisches Lehrbuch. Von Herrn G. B. Wilkinson, dessen Werk über Irland vor einiger Zeit in diesen Blättern besprochen wurde, ist jetzt ein englisches Lehrbuch*) erschienen, in welchem er die Resultate seiner mehrjährigen Erfahrung als Privatlehrer der englischen Sprache in Berlin niedergelegt hat. Trotzdem, daß es nicht an Schriften dieser Art fehlt, ist doch die Arbeit des Herrn Wilkinson keinesweges als überflüssig zu betrachten, da die gewöhnlichen Schulgrammatiken theils etwas veraltet sind, theils an allzu großer Weitschweifigkeit laboriren oder nach einer wenig zweckmäßigen Methode eingerichtet sind. Das elementarische Lehrbuch des Herrn Wilkinson ist, wie schon aus seinem Umfang hervorgeht, eben nur ein für Anfänger bestimmtes Werk und macht somit keine Ansprüche darauf, den grammatikalischen Stoff der englischen Sprache in erschöpfender Weise zu behandeln, was den Verfasser jedoch nicht verhindert, manche Punkte zu berühren, die in anderen Sprachlehren übersehen werden und deren Unkenntniß die Barbarismen erzeugen hilft, deren sich der Deutsche nur zu oft schuldig macht, wenn er seine Gedanken in englischer Mundart auszudrücken versucht. Wenn wir daher auch nicht überall mit den Ansichten des Herrn Verfassers einverstanden sind, so können wir ihm doch das Zeugniß nicht versagen, daß er eine gewissenhafte, eine selbständige Idee verfolgende Arbeit geliefert hat, während so Manche sich damit begnügen, das schon oft Dagewesene in wenig veränderter Gestalt von neuem wieder aufzutischen. *k *e.

— Journal des indischen Archipels. Unter diesem Titel (Journal of the Indian Archipelago) erscheint zu Singapore eine Monatsschrift, die jetzt bis zum dritten Bande gediehen ist. Daß ein gut redigirtes wissenschaftliches Journal auf einem Eilande gedruckt wird, welches noch vor vierzig Jahren unbewohnt war und später einigen hundert malayischen Fischern oder Seeräubern als Zufluchtsort diente, ist ein Beweis, welche Fortschritte die britischen Niederlassungen nicht allein in materieller, sondern auch in geistiger Hinsicht erzielen. Das Werk besteht aus Abhandlungen über die verschiedenartigsten Gegenstände, die alle mit den Namen der Verfasser versehen sind; die zahlreichsten Beiträge liefert der Herausgeber, Herr Logan, der sich namentlich als Sprachkenner und Statistiker auszeichnet. Dr. Oxley schreibt über Botanik, Ackerbau und Zoologie, Herr Little über Geologie, Naturgeschichte und medizinische Statistik, Oberst Lowe über die Geschichte, Religion, Sprache und Sitten der Malayen und Siamesen, wie man denn überhaupt in dieser Zeitschrift die gründlichsten Nachrichten sowohl über den indischen Archipel mit Einschluß der Philippinen, als auch über die benachbarten Regionen von Siam und Cochinchina und die Seeküsten des chinesischen Reiches findet, die seit undenklichen Zeiten mit den Bewohnern der malayischen Inseln in Verbindung stehen.

*) Elementarisches Lehrbuch der englischen Sprache, von Geo. B. Wilkinson. Mit einem Vorworte von F. A. Schulze, Stadt-Schulrath. Berlin, Verlag der Nicolaischen Buchhandlung. 1850. VIII und 120 S. 8.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 15. Januar 1850.

Mexiko.

Abenteuer eines Amerikaners in Mexiko.

Die Monté-Spieler. Mexikanische Straßenräuber. Ein Stelldichein in der Tierra Caliente.

Ueber kein Ereigniß der neueren Zeit ist wohl verhältnißmäßig so viel geschrieben worden, als über den kurzen Krieg der Vereinigten Staaten mit der benachbarten Republik Mexiko. Man möchte fast glauben, daß die kleine amerikanische Armee eben so viele Schriftsteller als Soldaten gezählt habe, so zahlreich und mannigfaltig sind die literarischen Denkmäler, die ihren kriegerischen Heldenthaten errichtet werden. Die meisten dieser Schriften sind mit Märschen und Contremärschen, mit Schlachten und Belagerungen, mit Betrachtungen über die Zukunft der spanischen Race auf dem amerikanischen Kontinent, welche überall der geistigen und physischen Ueberlegenheit des angelsächsischen Geschlechts zu weichen bestimmt scheint, angefüllt, und würden wir es daher kaum für nöthig gehalten haben, unseren Lesern über ein neues Werk dieser Art zu berichten, welches vor kurzem unter dem sonderbaren Titel: „Los Gringos"*) zu New-York erschienen ist, wenn der Verfasser, ein Marine-Offizier, Namens Wise, es nicht vermiede, sich allzu sehr mit jenen schon zur Genüge besprochenen Gegenständen zu beschäftigen, indem er die militairischen Bewegungen und politischen Zeitumstände nur insofern berührt, als es die Erklärung seiner persönlichen Erlebnisse erfordert. Sein Bestreben ging dahin, eine pittoreske Schilderung der von ihm besuchten Länder, der charakteristischen Sitten ihrer Bewohner und der Abenteuer seiner Reise zu geben, was ihm im Ganzen auch recht gut gelungen ist.

Von dem sittlichen Zustande der Mexikaner entwirft Herr Wise ein nicht sehr einladendes Bild. Wie der französische Reisende Gabriel Ferry, aus dessen mexikanischen Skizzen wir jüngst eine interessante Episode mittheilten, malt er in grellen Zügen ihre Leidenschaft für das Montéspiel, ihren Durst nach Gewinn, ihren Aberglauben, ihre Raufsucht. Monté ist das Lieblingsvergnügen jedes wahren Nachkommen der Conquistadores, da aber Monté nicht ohne Geld gespielt werden kann, so muß dieses verdient oder — gestohlen werden. Mit der Spielwuth verbindet sich daher auch der Diebstahl, eine Schwäche, welche die Mexikaner, wie die alten Dorier, kaum zu den Lastern zählen. „Der Spectator versichert uns", schreibt der Verfasser, „daß zur Zeit Karl's II. kein ausgezeichneter Spitzbube unter vierzig Jahren zu finden war. In Mazatlan giebt es weit früher reife Genies. Für Essen, Trinken und Schlafen ist leicht gesorgt, da eine Handvoll Bohnen und die freie Luft eine ökonomische Lebensweise sind, die wenig kostet, aber einige Reale sind unentbehrlich, um an Festtagen zu spielen, und sintemal die Leperos nicht gar zu gern arbeiten, so entwickeln sie eine bedeutende Kunstfertigkeit in der Aneignung fremden Besitzthums. Ich war den Klauen dieser ehrenwerthen Brüderschaft so lange entgangen, daß ich bereits anfing, an eine Art gastfreundlicher Schonung von ihrer Seite zu glauben — eine Illusion, die jedoch bald zerstört wurde. Eines Morgens machte Fräulein Rita mir ihren gewöhnlichen Besuch, von einigen jungen Freundinnen, in ihren schönsten Kleidern und Rebosas prunkend, begleitet, um mir anzuzeigen, daß ich zum Teniente de la tripa eines von den Schlächtern der Stadt gegebenen Balles ernannt sey. Sie fragte mich, ob ich am Abend den großen Fandango mit ihr tanzen wollte, was ich natürlich zusagte. Pues hasta la noche, amigo mio! (bis zum Abend also, mein Freund!) riefen sie, indem sie hoch erfreut den Berg hinabhüpften. Nach Tisch schlenderten wir denn in Gesellschaft des Señor Molinero aufs Feld. Ein großes Zelt war in der Mitte eines offenen Raumes errichtet worden, einige kleinere daneben und zahlreiche Buden, die von Lichtern strahlten und aus welchen Musik und fröhliches Geschrei ertönte. Das Publikum war nicht sehr gewählt, und ich gebrauchte die Vorsicht, meinen Degen zum Theil aus der Scheide loszumachen. Wir befanden uns bald in dem lustigen Kreise, Hand in Hand mit den Leperos und ihren Schätzchen, aus jedem Becher nippend, im wirbelnden Walzer einherbrausend, den raschen Jarabio tanzend — kurz, wir machten uns überaus lächerlich, als husch! ein geschickter Dieb mir plötzlich den Degen aus der Scheide riß. Es wurden sogleich Recherchen angestellt, aber der Lepero war entkommen und nicht mehr aufzutreiben. Die Mädchen bedauerten mich, die arme Rita weinte, und obgleich sie Vicekönigin des Balls war, bestand sie darauf, fortzugehen; ich sprang also aufs Pferd, sie setzte sich vorn auf, und ich landete sie wohlbehalten an der Pforte ihrer kleinen Villa. Die Nacht war noch nicht halb verstrichen, und ich entschloß mich daher, dem Señor Carbia einen kurzen Besuch abzustatten, der jedoch nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausfiel, indem die wankelmüthige Göttin des Spiels mir diesesmal lächelte; um aber meinem Glück die Wage zu halten, nahm ein kecker Gauner die Gelegenheit wahr, mir eine werthvolle Pistole aus der Halfter zu stehlen, während mein Pferd mit einem Manne, der es bewachen sollte, im Patio stand. Ich hätte in dem Augenblick mit Freuden meinen Gewinnst hergegeben, um die Genugthuung zu haben, dem Ladron den Inhalt meiner anderen Pistole durch den Leib zu jagen — nach und nach aber wurde ich ein vollendeter Philosoph, ließ mich jederzeit unbarmherzig prellen und betrachtete es als mein Schicksal."

Wenn unser Verfasser sich auch geduldig in sein Schicksal ergab, welches ihn dazu verurtheilte, von den Leperos bestohlen zu werden, so trieb er doch seinen Fatalismus nicht so weit, sich von den mexikanischen Straßenräubern ausplündern zu lassen. „In Mexiko", bemerkt er, „begegnen sich zwei Reisende niemals, ohne daß jeder nach seiner Pistole greift, da er nicht wissen kann, ob der andere ihn als Freund begrüßen oder als Feind niederschießen wird." Folgendes Abenteuer mag als Beispiel dieser Straßen-Rencontres dienen:

„In San Juan verschaffte ein reichliches Trinkgeld mir prächtige Pferde für mich selbst und einen kleinen Burschen, der Postillonsstelle vertrat. Nachdem ich mein wundes Bein mit Branntwein gewaschen, stieg ich zu Pferde und machte mich, trotz der Schmerzen, auf den Weg. Das Thier, welches ich ritt, bewegte sich in feurigem, aber leichtem Schritt, und ich legte mehrere Meilen zurück, ohne daß etwas vorfiel. Der größeren Bequemlichkeit halber hatten wir die Hauptstraße gewählt, die ein ebenes, wohlbebautes Land durchschnitt, welches auf beiden Seiten mit dichten Pflanzungen von Kaktus- und Aloebäumen besetzt war. Es mochte neun Uhr seyn, als mein kleiner Gefährte mich auf drei Reiter aufmerksam machte, die plötzlich ganz unerklärlicherweise ein paar hundert Schritt hinter uns auftauchten. Hay mala gente — es sind böse Gesellen, raunte er mir leise zu. Sie waren gut beritten, hatten sich, wie die meisten Mexikaner, den unteren Theil des Gesichts mit farbigen Tüchern verbunden und, ungeachtet der außerordentlichen Milde oder vielmehr Wärme der Morgenluft, sich dicht in ihre Serapas gehüllt. Ich muß gestehen, daß ich hierin durchaus nichts Auffallendes entdeckte; das Land war offen, auf der Straße schien ein starker Verkehr stattzufinden, wir waren vor kurzem einem Zuge Pack-Maulesel vorbeigekommen, und in der Entfernung ließ sich eine Hacienda blicken; indessen glaubte ich doch den Wink meines aufgeweckten jungen Führers beachten zu müssen und befahl ihm, vorwärts zu reiten. Ich hatte nicht nöthig, ihm dies zweimal zu sagen; er warf einen schüchternen Blick hinter sich und gab seinem Pferde die Sporen. Nachdem ich kurze Zeit gewartet, fing ich gleichfalls an, schneller zu reiten, hatte aber kaum ein Dutzend Sätze gemacht, als eine laute Stimme mir Halt! zurief. Was giebt's? fragte ich, ohne anzuhalten. Su pasaporte, war die Antwort. Ich zog eine schwere Kavallerie-Pistole aus der Halfter, brachte mein Pferd zum Stehen und erwiederte: Hier ist mein Paß. Sie hielten sogleich etwa zwanzig Schritt von mir still, warfen ihre Serapas ab, und der Reiter, der mir am nächsten war, wickelte rasch ein Tuch von dem Schlosse seines kurzen Karabiners los; da es mir also schien, daß die Feindseligkeiten begonnen hätten, so zielte ich und gab Feuer. Er befand sich in diagonaler Richtung von mir — die Kugel, die fast eine Unze wog, traf ihn oben auf dem Brustkasten, und die wohlbekannten Eigenschaften, wodurch sich die von Monsieur Devisme an dem Boulevard Poissonnier verfertigten Waffen auszeichnen, berechtigten mich zu dem Glauben, daß sie ihm durch und durch ging. Ich sah seinen Karabiner zur Erde fallen und hörte ihn, beide Hände an die Brust gedrückt, ausrufen: Madre de Dios! Ich war selbst der Meinung, daß es Zeit für ihn sey, seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, und fühlte einige Reue über das Vorgefallene, welche jedoch schnell genug verging, denn im nämlichen Augenblick knallten drei oder vier Schüsse, von denen zwei aus der Hecke kamen; da ich aber nicht einmal das Pfeifen der Kugeln hörte, so schloß ich, daß sie nicht besonders gut gezielt waren. Meinem Rosse Zügel und Sporen gebend, flog ich die Straße entlang. Nur einer von den Reitern verfolgte mich; ich zog daher meine zweite Pistole hervor und hielt plötzlich an, indem ich ihm zurief: Venga, mi compadre, parà el cambio — Komm, Freund, und nimm Deine Revanche! Sobald er diese Bewegung wahrnahm, schoß er eine Pistole aufs Gerathewohl los, spornte sein Pferd in das Dickicht hinein und verschwand mir aus dem

*) Los Gringos, or an inside View of Mexico and California, etc. By Lieut. Wise, U. S. N.

Abth. II. Von d. Abfass. u. d. Verfassung d. Urk. i. d. Neuz. d. Mittelalt.

Kapitel. Die diplomatische Urkunde.

Kapitel. Die diplomatische Urkunde.

Kapitel. Die diplomatische Urkunde.

gung iſt eine indirekte. Man nimmt an, der Komet erfahre bei der geringen Dichtigkeit ſeiner Maſſe von dem Aether, der den Weltenraum erfülle, einen ſo großen Widerſtand, daß ſeine abſolute Geſchwindigkeit verringert wird. Nun aber wirkt ſeine Schwere (d. h. ſein Streben, zur Sonne zu gelangen) unvermindert fort. Es folgt hieraus eine größere Annäherung an die Sonne, eine kürzere Bahn, mithin ein raſcherer Umlauf. Bevor dieſe Thatſache, nämlich die periodiſche Verkürzung der Kometenbahn, feſtſtand, hielt man den Weltenraum für leer. Es iſt indeſſen die Exiſtenz eines Aethers ſeitdem noch durch die Verringerung der Bahn des Bielaſchen Kometen beſtätigt worden, deſſen Umlaufszeit ſechs und dreiviertel Jahre beträgt. Doch hat immerhin der letztgenannte Komet, deſſen Bahn zwiſchen Erde und Jupiter liegt, eine verhältnißmäßig geringere Beſchleunigung erfahren, als der Enkeſche, der ſich zwiſchen Pallas und Merkur bewegt. Es geht hieraus hervor, daß das ätheriſche Fluidum, je näher der Sonne, deſto dichter wird. Auch iſt die große Anziehungskraft des Jupiter hierbei in Anſchlag zu bringen.

Im Jahre 1846 zeigte ſich der Bielaſche Komet zum großen Erſtaunen der Beobachter doppelt. Noch hat Niemand das Problem dieſer Spaltung gelöſt. Die Zwillingsſterne gingen neben einander her, ihre Schweife waren parallel, die Köpfe durch einen Lichtbogen verbunden. Die Entfernung zwiſchen beiden Köpfen betrug etwa zwei Drittel vom Radius der Mondbahn. Anfangs war der neu hinzugekommene Kopf blaß, faſt dunkel; bald jedoch nahm er in ſolchem Maße ſowohl an Umfang, als an Helle zu, daß er den urſprünglichen merklich überſtrahlte. Zugleich ſah man nahe ſeinem Mittelpunkte einen Lichtpunkt, der wie ein Diamant glänzte und dann und wann funkelnder wurde; allmälig aber verlor der Stern ſein Licht wieder und wurde dunkel, wie er geweſen war. Man berechnete, daß ſein Umlauf etwas über acht Tage länger dauerte, als der ſeines Genoſſen, und ſchloß daraus, daß ſich beide Sterne endlich ganz und gar trennen werden.

Im November 1843 entdeckte Faye einen Kometen, deſſen Umlaufszeit acht Jahre beträgt. Man hielt denſelben damals für den Lepellſchen Kometen, der im Jahre 1770 geſehen worden war und der ſich, nach ſeinem Entdecker, binnen fünf und einem halben Jahre um die Sonne drehen ſollte. Leverrier hat die Unhaltbarkeit dieſer Meinung nachgewieſen. Von allen Körpern unſeres Sonnenſyſtemes iſt der Lepellſche Komet gerade derjenige, der in ſeinem Laufe durch die Einwirkung des Jupiter die meiſten Störungen erfahren hat. Die Form ſeiner Bahn iſt mehreremal eine andere geweſen. Vor 1770 war der genannte Komet nicht ſichtbar, er wurde es erſt durch die Anziehung des Jupiter. Dieſelbe Anziehung aber hatte dann die entgegengeſetzte Wirkung und änderte die Bahn des Lepellſchen Kometen von neuem ſo, daß er nicht wieder in unſer Syſtem zurückgekehrt iſt.

Brorſen in Kiel entdeckte am 26. Februar 1846 einen Kometen mit einer Umlaufszeit von wenig mehr als fünf und einem halben Jahre, der wahrſcheinlich ähnliche Störungen, wie der Lepellſche, erfahren hat. Am 20. Mai jenes Jahres kam er dem Jupiter faſt eben ſo nahe, als einer von deſſen Satelliten, und es mußte hier die Anziehung des Jupiter auf ihn zehnmal ſtärker ſeyn, als die der Sonne. Er wurde demnach ſicher in eine bei weitem veränderte Bahn gelenkt.

Ein anderer periodiſcher Komet, der in Rom vom Pater de Vico (am 22. Auguſt 1844) geſehen wurde, iſt vielleicht aus derſelben Urſache von ſeiner Bahn abgewichen. Der von Peters in Neapel am 26. Juni 1846 entdeckte wird wohl 1864 in ſeinem Perihelium erſcheinen, denn ſeine Umlaufszeit beträgt ſechzehn Jahre. Es war alſo die Anziehungskraft des Jupiter, welche den Lepellſchen, Fayeſchen und Vicoſchen Kometen in unſer Sonnenſyſtem hineingezogen hat. Nach Leverrier ſind die beiden letzteren über ein Jahrhundert darin verblieben und waren in dieſer Zeit oftmals der Erde nahe genug, um geſehen werden zu können. Gegenwärtig, wo auf die Phänomene des Himmels die Augen ſo vieler und ſo geübter Beobachter gerichtet ſind, könnte ein ſolches Ueberſehen nicht mehr ſtattfinden.

Noch giebt es ſechs andere Kometen mit längeren Umlaufszeiten, deren Wiederkehr zu erwarten ſteht. Nach einem Laufe von 77 Jahren 6 Monaten iſt der berühmte Halleyſche Komet faſt an demſelben Tage, den die Rechnung angegeben hatte, wieder in ſeinem Perihelium erſchienen. Es war dies für die Aſtronomie ein um ſo größerer Triumph, als Neptun damals noch gar nicht und die Maſſe des Uranus nur unvollkommen gekannt war. Der Komet, den Olbers im Jahre 1815 ſah, hat eine kleinere Bahn, als der Halleyſche, denn er kehrt bereits nach vierundſiebzig Jahren in unſer Syſtem zurück. Der vierte Komet mit langer Umlaufszeit, den der Pater de Vico 1846 beobachtete, hat ſicher eine elliptiſche Bahn. Ueber die Zeit aber, in der er dieſelbe durchmißt, ſind die Gelehrten uneins; die Einen nehmen fünfundfünfzig, die Anderen neunundneunzig an.*) Zwei andere Kometen, die jüngſt von Brorſen geſehen wurden, kehren ſicher, der erſte in fünfhundert, der andere in achtundzwanzig Jahren, wieder. Der Komet von 1596 iſt in allen ſeinen Beziehungen dem vom Juni 1845 ſo ähnlich, daß man beide für einen und denſelben Kometen hält, der in 249 Jahren ſeinen Umlauf vollendet. Wenn die Berechnung des Profeſſors Argelander nicht täuſcht, ſo beträgt die Umlaufszeit des großen Kometen von 1811 nicht weniger als 3066 Jahre.

Der Komet von 1262 ſcheint eins zu ſeyn mit dem von 1556. Man kann demnach in dieſem Jahre ſeinem Wiedererſcheinen entgegenſehen. In dem erſtgenannten Jahre war er in China beobachtet worden; der chineſiſche Geſchichtſchreiber ſpricht von ihm wie von einem Wunder und ſchreibt ihm einen Schweif von über hundert Graden zu. In Wien, unter der Regierung Karl's V., ſah man ihn das zweitemal. Damals hatte er viel an Glanz eingebüßt; wird derſelbe bei ſeiner nächſten Wiederkehr ganz verſchwunden ſeyn, oder wird der Komet überhaupt wiederkommen? Wer kann ſagen, welche Ablenkungen ein Stern erfahren wird, der doppelt ſo weit, wie Neptun, von der Sonne entfernt iſt? Künftige Geſchlechter freilich werden aus den Störungen der Kometenbahnen das Daſeyn von Himmelskörpern in den unermeßlichen Fernen berechnen können, die dem menſchlichen Auge unerreichbar ſind. Bis jetzt iſt von den Kometen mit langen Umlaufszeiten der Halleyſche der einzige, deſſen Bahn bekannt genug iſt, um zu ſolchen Ergebniſſen zu führen; aber vergleichungsweiſe iſt dieſe Bahn noch klein.

Die Beobachtungen über den Halleyſchen Kometen bilden einen der intereſſanteſten Abſchnitte in Sir John Herſchell's berühmtem Werke von den Nebelflecken der ſüdlichen Halbkugel. Als er am 28. Oktober 1837 dieſen Kometen am Kap der guten Hoffnung ſah, unterſchied ſich derſelbe wenig von einem Stern dritter Größe und war mit einem kaum merkbaren Schweife verſehen. Am Abend des 29ſten jedoch bot der Komet einen eigenthümlich veränderten Anblick dar. Sein Kern hatte ſich ſtark verdichtet, war klein und glänzend geworden und auf ſeiner der Sonne zugekehrten Seite mit einem nach außen konveren, nebelſcheinigen Bogen von 90° eng bezogen. Als der Stern nun ſein Perihelium überſchritten hatte, ging wiederum eine totale Veränderung mit ihm vor. Der Kopf ward wieder größer und leuchtete, nach Herſchell's Ausdruck, wie eine Argandſche Lampe, die mit mattem Glaſe überdeckt iſt. Im Innern dieſes Lichtſcheins aber war ein ganzer Komet in Miniatur ſichtbar, der ſeinen eigenen Kopf, Kern und Schweif hatte. Letzterer glänzte beſonders ſtark. Unzählige Sterne der verſchiedenſten Größen erblickte man durch den Kopf des Kometen hindurch, von denen einige dem Kerne ſehr nahe kamen. Das Merkwürdigſte an dem Halleyſchen Kometen war die ſtaunenswerthe Geſchwindigkeit, mit welcher ſein Umfang zunahm. Am 23. Januar 1838 war der Kopf um ein Sechſtel größer geworden; vierundzwanzig Stunden ſpäter um mehr als das Doppelte. Man ſah ihn förmlich wachſen. Dabei blieben ſeine Theile in angemeſſenem Verhältniß zu einander. Am 28ſten verſchwand der Schweif ſo weit, daß nur noch unregelmäßige und nebelhafte Streifen übrig blieben, die vom Kopfe aus divergirten. Zur ſelben Zeit trat der Kern als leuchtender, ſcharf begränzter Punkt hervor und bot das Anſehen eines Jupitertrabanten, der von einem Lichtnebel umgeben iſt. „Es unterliegt bei mir kaum einem Zweifel" — ſchreibt Sir John Herſchell — „daß der Komet durch die Hitze, die er in ſeinem Perihelium von der Sonne empfing, verdampfte und in durchſichtigen Dunſt aufgelöſt wurde, jetzt aber auf dem Wege iſt, ſich raſch wieder um ſeinen Kern zu verdichten."

Es ſcheint unmöglich, durch die bloße Schwerkraft die Form, welche die Köpfe der Kometen zeigen, die Entwickelung ihrer Schweife, die Bahn, die ſie „durchfegen", zu erklären, wenn die Schweife gerade in der Sonnennähe beſtändig von der Sonne abgekehrt bleiben. Fünf Tage, nachdem der Komet von 1680 ſein Perihelium überſchritten hatte, reichte ſein Schweif weit über die Erdbahn hinaus und hatte in dieſem kurzen Zeitraum in ſeiner Richtung eine Veränderung von 150 Graden erfahren. Dieſe Thatſachen deuten darauf hin, daß hier neben der anziehenden auch eine abſtoßende Kraft wirke. „Nehmen wir an" — ſchreibt Herſchell — „daß die Materie, aus welcher der Schweif gebildet iſt, zugleich von der Sonne abgeſtoßen und vom Kometenkerne angezogen wird, ſo iſt die Schwierigkeit der Erklärung gehoben." Giebt man Herſchell's Hypotheſe zu, daß die Sonne fortwährend mit Elektrizität geladen ſey, — und es liegt darin nichts Unwahrſcheinliches — daß, wenn beim Durchgange des Kometen durch die Sonne ſeine Subſtanz verdampft, im Kometen das elektriſche Gleichgewicht aufgehoben und der Kern negativ, der Schweif poſitiv elektriſch wird: dann läßt ſich behaupten, die Sonnen-Elektrizität wirke auf die Bewegung des Schweifes gerade, wie ein poſitiv elektriſcher Körper auf einen Richtleiter, der an dem einen Ende mit negativer, am anderen mit poſitiver Elektrizität geladen iſt.

Auch die Verdoppelung des Bielaſchen Kometen beruht wahrſcheinlich auf der Einwirkung einer abſtoßenden Kraft, die über der Anziehungskraft das Uebergewicht hat. Dieſes merkwürdige Verhalten wird ſicher, wenn der Komet wiederkehrt, den Beobachtern einen neuen Geſichtskreis eröffnen. Es ſcheint ganz, als ſtänden wir am Vorabend einer großen Entdeckung, die über die Vorgänge in dem äthererfüllten Raume Aufſchluß geben wird, und die Kometen werden die Boten ſeyn, durch welche die Tiefen des Firmaments uns ihre Zeichen ſenden, die Aſtronomen aber die Prieſter, die ſie deuten werden.

Manche Kometen bewegen ſich in unleugbar elliptiſchen Bahnen; indeſſen ſind die Elemente derſelben noch nicht mit ſolcher Sicherheit berechnet, daß man die Dauer ihrer Umläufe genau angeben könnte. Der ſchöne Komet von 1843 kömmt wahrſcheinlich nach einem Laufe von 175 Jahren 127 Tagen wieder in ſeine Sonnennähe. Nach Boguslawski iſt er ſeit dem Jahre 74 dreißigmal erſchienen, aber immer erſt nach ſeinem Durchgang durchs Perihelium ſichtbar geweſen. Man meint, er habe bei ſeinem letzten Durchgange die Sonne geſtreift oder ſey ihr wenigſtens überaus nahe gekommen. Auch war damals ſeine Geſchwindigkeit über 100 Meilen in der Sekunde. Wenn aber die Länge ſeiner Bahn 1300 Millionen Meilen (das Dreifache der Entfernung zwiſchen Sonne und Neptun) beträgt, ſo läuft er in ſeinem Aphelium, nach Boguslawski's Berechnung, kaum mehr als 7 Fuß in der Sekunde, welche Geſchwindigkeit für ausreichend gilt, wenn er im Jahre 1990 wieder zur Sonne zurückkehren ſoll. Vor ſeinem Durchgang durchs Perihelium war ſein Schweif unſichtbar; nachher aber erlangte derſelbe in einem Zeitraume von anderthalb Stunden eine Ausdehnung von über 400 Millionen Meilen. Dieſe ungeheuer raſche Entwickelung des Schweifes deutet auf eine abſtoßende Kraft von enormer Mächtigkeit, die durch die große Annäherung des Kometen an die

*) Ein junger holländiſcher Mathematiker, Namens Deinſe, hat in einer der Leydener Akademie überreichten Preisſchrift kürzlich die Umlaufszeit des Brorſen'ſchen Kometen auf ſiebzig Jahre neun Monate angegeben.

Sonne erklärt werden muß. Dieser Komet hatte übrigens ein so lebhaftes Licht, daß man ihn am hellen Tage vollständig sehen konnte. Ein anderer Komet, den Hind am 11. Februar 1847 entdeckte, war, obwohl klein, hundertmal glänzender, als ein Stern vierter Größe.

Arago hat die Anzahl der Kometen, die unser Sonnensystem besuchen, auf etwa sieben Millionen angegeben. Daher erklärt sich leicht, daß ihrer jährlich eine so große Menge gesehen werden, von denen übrigens die meisten nur teleskopisch sind. Im Jahre 1846 zeigten sich im Felde des Fernrohrs zwei, die indessen weit genug von einander abstanden und mit dem Bielaschen Kometen nichts gemein haben, dessen Verdoppelung bis jetzt ein alleinstehendes Faktum ist. (Schluß folgt.)

Aus Elisabeth Woodville's Tagebuch.

1450.

Dem jetzt gerade vierhundert Jahr alten Tagebuche eines schönen, nachmals auf den Thron gekommenen englischen Landmädchens sind die nachstehenden Bruchstücke entlehnt, die bereits vielfach gedruckt wurden, aber immer wieder mit neuem Interesse gelesen werden, da sie, obwohl ihre Echtheit keineswegs über allen Zweifel ist, doch von den einfachen Sitten der damaligen Zeit einen recht anschaulichen Begriff geben. Es ist die Geschichte eines einzigen Tages, die uns hier von Elisabeth Woodville im naiven Stil eines siebzehnjährigen Mädchens erzählt wird. Das von ihr hinterlassene Tagebuch soll in dem Kloster, in welchem sie starb, aufbewahrt worden und bis auf unsere Zeit gekommen seyn:

„Montags früh. Ich stand heute um vier Uhr auf und half Katharine die Kühe melken; Rahel, die andere Magd, hatte sich am gestrigen Abend die Hand auf eine fürchterliche Weise verbrannt; ich machte ihr Umschläge. Dem Robin gab ich Geld, damit er etwas aus der Apotheke hole.

„Sechs Uhr Morgens. Ich fand, daß das Rindfleisch zu weich gekocht war; das Bier roch sauer. — NB. Ich werde dem Koch einmal über seine Nachlässigkeit den Text lesen müssen; was das Bier betrifft, so will ich eine neue Tonne anstechen lassen.

„Sieben Uhr. Ich habe Mylady, meine Mutter, in den Wirthschaftshof begleitet. Wir haben daselbst fünfundzwanzig Manns- und Weibspersonen gespeist. Roger bekam einen derben Verweis, weil er tückisch that, als er das übrig gebliebene Fleisch brachte.

„Acht Uhr. Ich ging ins Gehäge hinter dem Schlosse mit Dorother, meinem Mädchen. Ich lief dem Thumy, unserem jungen Füllen, nach, erhaschte ihn und schwang mich darauf. Ich machte ungefähr sechs Meilen ohne Sattel und Zügel.

„Zehn Uhr. Wir aßen zu Mittag. — John Grey ist ein hübscher junger Mensch — aber was geht das mich an? — Eine fromme Tochter muß wollen, wie ihre Aeltern wollen — John aß nur wenig. — Er sah mich oft recht zärtlich an. — Er sagte, die schönste Frau würde ihm nicht gefallen ohne eine sanfte und bescheidene Gemüthsart. — Ich hoffe doch, daß die meinige nicht unleidlich ist. Ich denke, es soll sich Niemand bisher über mich haben beschweren können, als etwa Roger. Aber er versteht auch unter allen unseren Leuten seinen Dienst am schlechtesten — John Grey liebt die weißen Zähne — meine sind ziemlich schön, und meine Haare sind schwarz wie eine Kohle. Ich will weiter nicht davon reden; es ist mir aber doch, als wenn John in dem Stücke dächte, wie ich.

„Elf Uhr standen wir vom Tische auf. Die Gesellschaft wollte hinaus aufs Feld spazieren gehen — John half mir über alle Zäune und Gräben, und zweimal drückte er mir recht traurig die Hand. — Ich kann nicht sagen, daß ich irgend etwas gegen John Grey einzuwenden hätte. Er ist so geschickt in allen Leibesübungen, als irgend ein junger Edelmann in der Nachbarschaft. Seine Ehrerbietung gegen Mylord und Mylady, seine Aeltern, ist merkwürdig, und Sonntags wird er niemals die Messe versäumen.

„Drei Uhr Nachmittags. In des armen Pächters Robinson Hause kam durch einen Zufall Feuer aus. John Grey schlug sogleich eine Sammlung vor, um dem armen Manne zu Hülfe zu kommen, und trug selbst nicht weniger als vier Shilling Sterling zu diesem Liebeswerke bei. Ich habe noch nie so viel Sanftheit in seinen Augen bemerkt, als bei dieser Gelegenheit.

„Vier Uhr. Ich bin beten gewesen.

„Sechs Uhr. Ich habe die Schweine und das Federvieh futtern lassen.

„Sieben Uhr. Wir setzten uns zum Abendessen, heute später als sonst, wegen des Robinsonschen Zufalls. NB. Die Gänsepastete war zu weich und der Schweinebraten über und über verbrannt.

„Neun Uhr. Die Gesellschaft liegt in tiefem Schlafe. Die letzteren Stunden sind mir daher langweilig vorgekommen. Ich habe mein Gebet noch einmal angefangen, weil ich das erstemal zerstreut in meinem Gemüthe war, von wegen der Gedanken an John Grey. Ich schlief ein; ich träumte von John Grey."

Hier noch einige Nachrichten über Elisabeth Woodville. Ihre Mutter war Jakobine v. Luxemburg, verwitwete Herzogin von Bedford. Diese Dame opferte, wie Hume sagt, den Stolz der Zärtlichkeit auf und heiratete, als Witwe, Sir Richard Woodville, der damals ein bloßer Land-Edelmann war, in der Folge aber zum Grafen von Rivers erhoben ward. Elisabeth, eine Frucht dieser Verbindung, heiratete Sir John Grey, Lord Ferrers of Groby, der in der Schlacht bei St. Albans (1455) blieb, wo er für die Partei Lancaster focht. Seine Güter wurden eingezogen, und Elisabeth zog sich als Witwe auf das Gut ihres Vaters, nach Grafton in Buckinghamshire, zurück. Einmal jagte der König in dieser Gegend und besuchte die Herzogin von Bedford, die Mutter Elisabeth's. Die junge Dame, noch in Trauer, warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn, in Thränen zerfließend, Mitleid mit ihren Kindern zu haben. Ein so rührendes Schauspiel, so viel Schönheit machten einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Königs, er ward sterblich in Elisabeth verliebt und bot ihr seine Krone an, obgleich der Graf Warwick, damals am französischen Hofe, wegen einer Vermählung dieses Fürsten mit Bona von Savoyen, der Schwägerin Ludwig's XI., in Unterhandlungen stand. Es ist bekannt, daß Warwick, durch den Schritt des Königs, den er als Mangel an Achtung betrachtete, beleidigt, ein Herr gegen Eduard aufbrachte, ihn besiegte und gefangen nahm. Einige Zeit danach kam Eduard gleichwohl wieder auf den Thron. Die Königin starb im Jahre 1486 zu Southwark, wo sie auf Befehl Heinrich's VII., ihres Schwiegersohnes, in einem Kloster gefangen gehalten ward.

Mannigfaltiges.

— Ein Wort über französische Staats-Theorieen, von einem Polen. Dieses Wort, vor beinahe sechzig Jahren ausgesprochen, findet noch heutzutage seine volle Anwendung, und zwar auch mit Bezug auf die sozialistischen Systeme, die unter den Franzosen neuerer Zeit so zahlreiche Anhänger gefunden. Als nämlich auf dem polnischen Reichstage von 1791 der Verkauf der Starosteien in Antrag gebracht und dabei auf das Beispiel Frankreichs hingewiesen wurde, sprach Graf Ignaz Potocki die denkwürdigen Worte: „Hütet Euch, in solchen Stücken dem Vorgange einer in jeder anderen Hinsicht achtungswerthen Nation zu folgen. Die Fehler, die sie begeht, haben ihren Ursprung in einem einzigen Irrthum; sie betrachtet die Menschheit immer im Ganzen und verliert dabei die Theile aus dem Auge; sie will gegen Alle gerecht seyn und ist ungerecht gegen die Einzelnen; sie sieht die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als ideale Wesen oder als geometrische Figuren an, mit denen sie nach abstrakten Systemen experimentirt, ohne auf die Menschen Rücksicht zu nehmen, wie sie in der Wirklichkeit sind. Wenn man, von einer Theorie ausgehend und daran streng festhaltend, über die Gesammtheit des Menschengeschlechts abspricht und dabei mit kalter Gleichgültigkeit über das Loos des einzelnen Bürgers sich erhebt, so vermag man wohl gewisse abstrakte und scheinbar unwiderlegliche Wahrheiten aufzustellen; aber in ihrer Anwendung werden diese Wahrheiten unfehlbar vielfache Ungerechtigkeiten nach sich ziehen — Ungerechtigkeiten, durch welche jene Prinzipien, wie logisch und unwiderleglich sie auch seyn mögen, mit unauslöschlicher Schmach bedeckt werden.*) Der kalte Verstand begreift und acceptirt solche allgemeine Wahrheiten allerdings; ein wahrhaft edles, von Tugend beseeltes Herz wird jedoch in den meisten Fällen Anstand nehmen, Grundsätze, die blos dem kalten Verstande zusagen, in Anwendung zu bringen."

(Ségur, Histoire de Frédéric Guillaume II., T. II. p. 353.**)

— Ein anderes Wort, von einem Franzosen. Herr v. Salvandy, Minister des öffentlichen Unterrichts unter Ludwig Philipp und ein sehr geschätzter Schriftsteller, hat kurz vor dem Ablaufe des Jahres 1849 eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: „Zwanzig Monate, oder die Revolution und die revolutionaire Partei".***) Hauptzweck der Schrift ist, vor einem neuen Zerfalle der konservativen Partei zu warnen, weil die revolutionaire Partei nicht aufhöre, das Land zu bearbeiten und — wie es in der neueren Geschichte Frankreichs unzähligemal vorgekommen — nicht unterlassen würde, das Zerfallen der konservativen Majorität des Landes wie der Nationalversammlung zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen. Der Verfasser weist darauf hin, daß ein sehr großer Theil des Inhalts seiner gegenwärtigen Schrift ein bloßer Abdruck dessen sey, was er bereits 1831 habe drucken lassen. Schon vor achtzehn Jahren hat Herr v. Salvandy die Franzosen in ähnlicher Weise wie heute gewarnt, aber weder der Schriftsteller, noch der Minister ist im Stande gewesen, die Krisis von 1848 abzuwehren. Der Verfasser tröstet sich mit dem Gedanken, daß er, „treu seinen Ansichten, auch nicht das Geringste, weder durch Worte, noch durch Handlungen, während der verflossenen achtzehn Jahre dazu beigetragen, die Franzosen noch mehr zu spalten und zu zerklüften." In dem, was geschehen, erblickt Herr v. Salvandy das Walten einer höheren Macht, wobei weder eine Verantwortlichkeit der Menschen, noch eine Recrimination der Parteien an ihrem Platze seyn würde. Allerdings ist es nicht die Schuld des Einzelnen, sondern der ganze Volkscharakter, was in Frankreich die Verantwortlichkeit der Zustände zu tragen hat. Aber es wäre doch traurig, wenn in diesem niederdrückenden Gedanken diejenigen, welche die moralische Kraft und zugleich physische Mittel besitzen, die Hände in den Schooß legen und die Sorge für das Wohl des Vaterlandes lediglich denen überlassen wollten, die sich von ihren Leidenschaften und ihrem Ehrgeize leiten lassen und dem so oft schon gemißbrauchten Nationalcharakter der Franzosen zu schmeicheln wissen.

*) Wer erinnert sich hier nicht der „heiligen Grundsätze" der Jakobiner, denen der Redner, lange bevor sie mit ihrer vollen Konsequenz geltend gemacht wurden, durch diese Worte ihr Urtheil gesprochen. D. R.

**) Vgl. auch: K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preußischer Geschichte, S. 178.

***) Vingt mois ou la Révolution et le Parti révolutionnaire. Par M. de Salvandy. Paris, 1849.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 17. Januar 1850.

Italien.

Das Parlament von Piemont.

Nach der Revue des deux Mondes.

Indem wir in Folgendem unseren Lesern ein Bild von dem parlamentarischen Leben Piemonts zu entwerfen versuchen, glauben wir nicht nur einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der modernen Staatsverfassungen zu liefern, sondern auch die Kenntniß der inneren Verhältnisse, der Sitten, des Charakters und hauptsächlich des politischen Bildungsstandes eines Landes, das durch seine wunderbaren Schicksale das Interesse von ganz Europa in den letzten Jahren für sich angeregt hat, auf die geeignetste Weise befördern und verbreiten zu helfen.

Nach der Räumung von Novara hat sich bekanntlich in Piemont eine reactionaire Bewegung kundgegeben. Mit Freuden begrüßte jeder besonnene, wahre Patriot in ihr die Vorläuferin einer besseren Zukunft, in der das Vaterland, wieder seinem früheren Wohlstand und Glücke zurückgegeben, frei seyn würde von jenen zügellosen Aventeurern und geschwätzigen Advokaten, durch deren Uebermuth und Unerfahrenheit es völlig desorganisirt und dem Abgrund nahe gebracht worden war. Doch bald sollte man vorläufig das Gegentheil erfahren. Jene berüchtigte demokratische Kammer war aufgelöst worden, und, merkwürdig genug, trotz der traurigen Erfahrungen, die man an ihr gemacht, trotz der ungeheuren Uebel, die sie über das ganze Land verbreitet hatte, ja, im Anblicke der noch blutenden Wunden und der hingeschlachteten Söhne der Nation, sah man kurz darauf dieselben Abgeordneten zusammentreten. Nach den Regeln der Repräsentativ-Verfassungen sollte dieses Resultat der Vergangenheit und ihren Absichten eine Sanction geben. Dennoch war es nichts weniger als dies. Denn in den Augen eines Jeden, der Piemont zu jener Zeit gesehen hat, ist es außer allem Zweifel, daß, wenn der neue König die Constitution hätte ändern und die parlamentarische Regierungsform unterdrücken wollen, sich nur wenig Stimmen gegen ihn erhoben und protestirt hätten.

Um diese scheinbar paradoxe Behauptung richtig zu würdigen, muß man wissen, daß es vielleicht nirgends einen größeren Unterschied zwischen dem wahren Lande und seiner Vertretung giebt als in Piemont. Nicht daß ein beschränkter Census dort, wie in Frankreich vor dem Februar, jene zahlreiche Klasse von Bürgern, die man die Kapazitäten nennt, vom Staatsleben ausschlösse und die Leitung der Angelegenheiten einer schwachen Minorität überließe; die sardinische Gesetzgebung ist vielmehr in Betreff der Wahl die freisinnigste, die man sich denken kann, obgleich sie nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht entsteht. Ein sehr geringer Census, der Mangel an Bedingungen für die Wahlfähigkeit und die Berücksichtigung alles dessen, was nur die geringste Garantie für Bildung und Intelligenz bietet, scheinen dort das Stimmrecht auf breiter Grundlage eingesetzt zu haben. Aber was das Gesetz zu vermeiden gesucht, hat die Indolenz und Apathie der Bevölkerung zu bewirken gewußt. In der Regel stimmen vier Fünftel der Wähler gar nicht mit. Das sind größtentheils die Landbewohner mittleren Standes, friedfertige Leute, wenig eifersüchtig auf ihre Rechte, durchaus nicht sonderlich geschäftig für die Politik und am allerwenigsten geneigt, sich zu Verbreitern der Wahlzettel in ihrem Bezirke herzugeben. So werden die Wahlen einer sehr unansehnlichen Fraction der Stadtbewohner überlassen, jener unwissenden und engherzigen Bourgeoisie, die durch ihren beschränkten Geist und eigennützige Leidenschaftlichkeit auf die leichteste Weise den Führern zur Beute werden. Diese freilich benutzen denn auch diese Lage mit einer wahrhaft skandalösen Unverschämtheit, indem sie, ohne allen Skrupel die Dummheit der Einen und die Leichtgläubigkeit der Anderen mißbrauchend, unter der einfachen Bezeichnung des demokratischen Comités von Turin völlig unbekannte Persönlichkeiten als die würdigsten und fähigsten Kandidaten anpreisen. Dazu kömmt noch, daß das Gesetz nicht einmal die Anwesenheit der Hälfte oder des Drittels der Wählerzahl fordert, so daß die Wahlen öfters von wahrhaft lächerlichen Minoritäten vollzogen werden. So gab es einen Deputirten, der seine Ernennung einem halben Dutzend Wählern zu verdanken hatte, und in Genua, der zweiten Stadt des Königreiches, wo die politische Bildung schon weiter vorgeschritten, hat neulich Herr Manin, der Ex-Präsident der Republik von Venedig, mit nur 737 Stimmen den Sieg davongetragen.

Solche Resultate waren offenbar illusorisch und, wie wir noch bestimmter sagen könnten, berechtigten nicht im entferntesten zu einer richtigen Ansicht über die öffentliche Meinung in Piemont. Dennoch mußte dieses in Wahrheit am meisten konservativ und monarchisch gesinnte Land Italiens es sich gefallen lassen, wenn man es nach einem oberflächlichen Urtheil als einen Heerd der Revolution verschrie. Denn seit einem Jahre gab es sich in der That eine Vertretung, die wenigstens in ihrer Mehrheit nur aus Demagogen und geistlosen Liberalen, aus theils blinden Werkzeugen und theils erklärten Agenten des Herrn Mazzini zusammengesetzt war. Diese Kammer hat nun seit dem Tage ihrer Installation nichts weiter zu thun gewußt, als die Regierung Schritt für Schritt zu bekämpfen, ihr mit einer fast kindischen Hartnäckigkeit entgegenzutreten, ihre Vorschläge zu verwerfen und ihre Beschlüsse ungültig zu machen. Nicht ein einziges Gesetz ward in seinem ursprünglichen Sinne angenommen, nicht eine einzige Vorlage entging dem Schicksale der Zerstückelung und Verstümmelung jener rechthaberischen Opposition. Allerdings war es nicht bei allen diesen Männern eine geradezu verwerfliche, aus nüchternem Nachdenken entstandene Absichtlichkeit; vielmehr, das glauben wir gern, war die Zahl derer sehr gering, welche, die Tragweite ihres Benehmens berechnend, mit aller Ruhe ihre Opposition auf den Umsturz der Monarchie losteuern gesehen haben. Die meisten sind nicht sowohl der Schlechtigkeit, als der Unwissenheit und Dummheit anzuklagen; es waren ungeschickte Anfänger in dem constitutionellen Leben, die nicht begreifen konnten, wie ein Deputirter etwas Anderes seyn könne, als ein systematischer und halsstarriger Gegner der öffentlichen Macht. Opposition und Bürgertugend waren ihnen völlig identische Begriffe. Ja, selbst die Anhänger der Regierungspolitik schämten sich häufig, sich als ministeriell zu bekennen; man durfte einmal als ehrenhafter Deputirter nicht mit der Regierung einer Meinung seyn. So hatten die Rathgeber des Königs Viktor Emanuel nicht nur gegen eine kompakte und feindliche Majorität zu kämpfen, sondern konnten sich auch nicht einmal auf die andauernde Stütze ihrer Freunde verlassen, in deren Reihen öfters der Eine oder Andere unversehens aus purer augenblicklicher Caprice abfiel.

Freilich hat sich auch das Ministerium Manches zu Schulden kommen lassen; es hat namentlich den allerdings bedeutenden Fehler begangen, daß es mit der kleinen Schaar seiner Getreuen, die einige Wahlbezirke ihm noch zum Glück geschickt hatten, sich nie im voraus in Rapport gesetzt, sie nie für die parlamentarischen Manöver vorzubereiten und zu disziplinären gesucht hat. Das ist besonders Herrn Pinelli vorzuwerfen, dem damaligen Minister des Innern, einem sonst sehr energischen, muthigen und für die schwierigsten Verhältnisse brauchbaren Manne, der aber leicht ungeduldig wird bei einer täglich wiederkehrenden Arbeit; eine sorglose Natur, ein poco curante, wie die Italiäner sagen. Darum begegnen wir auch einem wirklich kuriosen Schauspiel, wenn wir einen Blick auf jene abgerissenen und unzusammenhängenden Sitzungen und Debatten werfen. Zwischen der Rechten und dem Kabinet herrschte eine beständige Verwirrung, ein gegenseitiges Mißverstehen, das die lächerlichsten Quiproquos hervorbrachte, eine ganz natürliche Folge jenes Mangels aller vorhergegangener Mittheilung, und doch saßen auf dieser Seite der Versammlung Männer, die überall fähig und würdig wären, sich an die Spitze einer großen konservativen Partei zu stellen; wir nennen nur die Herren Balbo, de Cavour, Thaon de Revel ꝛc. Es fehlte ihnen nur Eines, das aber am besten ihren Anregungen Nachdruck und Eingang hätte verschaffen können, nämlich — Soldaten! — Einen schlagenden Gegensatz aber zu den Bänken der Rechten bildeten das linke Centrum und die Linke, die eine festgeschlossene und vollzählige Phalanx darstellten. Hier nun mitten in dem Regimentsstab der bärtigen Tribunen ergossen sich im weiten und breiten Redefluß, die Hand keck an die Hüfte gestemmt, die Herren des weiland demokratischen Ministeriums, die heutigen Führer der Opposition, die Sineos, Ratazzis, Techios, Codornas, lauter lärmende und anmaßende Mittelmäßigkeiten. Die einzigen Herren Buffa und Brofferio verdienen aus dieser inepten Menge hervorgehoben zu werden; jener, ein Mann von Gesinnung und gemäßigterer Natur, als seine älteren Kollegen, hat in der letzten Zeit sogar eine Art von Tiers-Partei zu bilden gesucht, welche, besser konstituirt, nicht ohne Einfluß auf das Ministerium hätte werden können; während dieser, zwar exzentrisch, aber mit viel natürlichem Verstand und wahrer Beredtsamkeit begabt, lange nicht denjenigen Einfluß auf die Bergpartei hat, welchen Intrigue und donnernde Stimme seinem Kollegen Valerio verschafft haben.

Das ist aber auch das einzige Rednertalent in der Deputirtenkammer von Turin, wenigstens kann diese Bezeichnung auf jene seichten Phrasendrechsler und wüthenden Deklamatoren, die ganze Sitzungen mit den unbedeutendsten Dingen auszufüllen suchten, doch wahrlich keine Anwendung finden. Was nun diese letzte Rüge betrifft, so darf freilich nicht unbeachtet bleiben, daß nach der Geschäftsordnung der dortigen Kammer die englische Manier eingeführt ist, nämlich daß die Tribüne nur zu Berichterstattungen, Petitionen und Gesetzesvorschlägen dient, während sonst die Redner vom Platze aus sprechen. Dadurch aber gewinnt die Diskussion leicht einen mehr familiären und vertrau-

lichen Charakter, und je sicherer sich der Redner hierbei fühlt, je weniger Feinheit und Wahl des Ausdrucks bei einer solchen Rede aus dem Stegreif gesucht und verlangt werden kann, desto öfterer geräth er in die Versuchung, wenn auch nur unter der Form der Unterbrechung, seine Philippikas zu improvisiren. Daher sah man denn auch auf den Bänken dieser Kammer eine Menge kleiner Demosthenesse emporschießen, die sicher nie den Mund geöffnet haben würden, wenn sie erst die Stufen der Tribüne hätten besteigen müssen. Darum würde das Parlament von Piemont sehr wohl daran thun, wenn es statt der englischen unsere Diskussionsweise einführte. Mag auch die Tribüne etwas zu Feierliches haben, wenigstens erfordert sie eine gründliche Vorbereitung; auf der Tribüne kann sich nicht so leicht Jemand in die Debatte mischen, wenn nicht der Gegenstand in ihm früher zur vollständigen Klarheit und Reife gediehen ist; daß sich aber die Berathung im Plenum durch eine bedächtige und präzise Form vor den vorbereitenden Diskussionen in den Büreaus auszeichne, ist wahrlich für das nationale Ansehen von nicht geringer Wichtigkeit.

So vergingen denn mehrere Monate, während welcher die Thätigkeit der Regierung vollständig gelähmt, man kann sagen, hinabgetaucht war in die Fluthen unnützer Worte. Vergeblich hatte der König Herrn d'Azeglio mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut und an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt, einen Mann von der größten Volksthümlichkeit in ganz Italien, der am besten die Verdächtigungen der Linken dämpfen und die constitutionellen Institutionen garantiren konnte; vergeblich war Herr d'Azeglio selbst bis an die äußerste Gränze der Geduld und der Konzessionen gegangen, in der Hoffnung, jene kriegeführten Geister zur Besinnung zu bringen und es ihnen begreiflich zu machen, daß die Repräsentativ-Regierung nicht in eine Kriegsmaschine und ein Desorganisations-Werkzeug verwandelt werden darf. Alles war vergebens; die Opposition schien es sich einmal vorgenommen zu haben, ganz allein alle jene traurigen Folgen zu verantworten, die ihre thörichte Hartnäckigkeit beinahe über das Land gebracht hätte.

Zu Anfang des vorigen Sommers nämlich war, wie bekannt, die österreichische Armee auf piemontesischem Boden kampirt, das Land offen, die Truppen desorganisirt, der Schatz leer, Genua von republikanischer Propaganda aufgewiegelt. Es handelte sich also um nichts weniger als um die gleichzeitige Befreiung des Landes von äußeren und inneren Feinden, als um die gleichzeitige Aufrechterhaltung der Integrität der Krone und der constitutionellen Verfassung. Diese doppelte Arbeit war schwer. Denn es konnte unmöglich Oesterreich, wenn es auch wenig geizig nach der Vergrößerung seines Territoriums war, gleichgültig seyn, daß in dem Augenblicke, wo im übrigen Theile Italiens die Freiheit durch seine Siege unterdrückt war, vor seiner Thür eine freie Tribüne und eine Repräsentativ-Verfassung ungehindert bestehen bleibe; es machte auch gar kein Hehl daraus, daß es gern von seiner hohen Geldforderung abstehen wollte, wenn man ihm in Betreff dieses einen Punktes Zugeständnisse machen würde. Das Wiener Kabinet hat Alles aufgeboten, um zu diesem Resultate zu gelangen, und es steht fest, daß, wenn König Viktor Emanuel sich nur dazu hätte wollen bereit finden lassen, ein reactionaires, den Plänen Oesterreichs geneigtes Ministerium zu ernennen, das arme Piemont keine fünfundsiebzig Millionen zu bezahlen gehabt hätte. Aber zur Ehre dieses Fürsten sey es gesagt, daß er mit der größten Loyalität dergleichen Zumuthungen zurückgewiesen, während die Wahl seiner Rathgeber wohl am klarsten seine hohe Pietät gegen das Erbtheil seines Vaters bekundet hat. Was nun Herrn d'Azeglio betrifft, jenen so begeisterten Vorkämpfer für die italiänische Unabhängigkeit, so hat er, indem er seinen Namen unter den Traktat von Mailand setzte, indem er unter dem Druck der Nothwendigkeit seinen Gefühlen Zwang anthat, sich vollständig das Zeugniß geben können, daß er mit der territorialen Unabhängigkeit Piemonts auch die constitutionellen Prinzipien sicher gestellt; oder hatte wohl Jemand das Recht, zu reklamiren, während das Land, geschlagen und geplündert, nicht die Kriegskosten bezahlen konnte? Freilich die Kammer von Turin hatte vor allen Anderen nur einen recht lauten Schrei auszustoßen! Und was wollte sie denn eigentlich? Den Traktat umstoßen? Nun wohl; das Ministerium würde dann seinen Abschied genommen haben; aber der König, der dann nur zwischen einem Ministerium der Linken und einem absolutistischen hätte wählen müssen, würde sich wirklich nicht lange bedacht haben. Denn man konnte ihm vernünftigerweise nicht zumuthen, den Freunden Mazzini's Portefeuilles anzubieten und mit den Trümmern der Legion Garibaldi's den Krieg fortsetzen zu lassen. Er würde also gegen seine Gesinnung und Absicht genöthigt worden seyn, sich mit Männern zu umgeben, die in einer Allianz mit Oesterreich das Ziel ihrer absolutistischen Wünsche erblickt hätten. Hat die Opposition das etwa gewollt? — Nachdem sie lange genug in Deklamationen sich ergangen hatte, begann sie endlich einzusehen, daß der Friede, wie er eben unterzeichnet worden, Alles war, was der traurige Zustand Piemonts nur irgendwie hoffen lassen konnte. Der Traktat wurde nunmehr vom König ratifizirt, die Kammer votirte die nöthigen Fonds für die Entschädigungszahlung an Oesterreich, und schon fehlte nichts weiter, als, der Verfassung gemäß, ihre endliche Zustimmung zum ganzen Vertrage, als sie auch damit Schwierigkeiten machte, anfangs sie von einem Tag auf den anderen verschob, bis sie endlich, vom Ministerium ganz ernstlich daran gemahnt, zu dem merkwürdigen Resultat gelangte, daß sie denselben Traktat, den sie paragraphenweise angenommen hatte, bei der Gesammtabstimmung mit zweiundsiebzig gegen sechsundsechzig Stimmen zurückwies! — Die Opposition hat nun freilich vorgegeben, daß sie die Ratification von einer Gesetzesvorlage in Betreff der Naturalisation der lombardischen Emigranten, deren Zahl sich in Piemont bis auf 20,000 belief, abhängig mache. Und allerdings, wie sehr auch immer ein solches Gesetz bedenklich erscheinen mochte, da es mit einemmale Piemont zu einer Art italiänischer Schweiz, zu einem Asyl aller Verschwörer der revolutionairen Nachbarschaft machte, es war nicht zu leugnen, daß Piemont doch eine solche Ehrenschuld an die Lombarden und alle übrigen Italiäner, die sich in dieselbe Unabhängigkeits-Angelegenheit verwickelt hatten, abtragen mußte. Das Ministerium stellte dies auch gar nicht in Abrede, nur daß es die Naturalisation gewissen Regeln unterwerfen wollte. In diesem Sinne hatte es schon eine Gesetzesvorlage bei dem Senat eingebracht, von dem sie aber mit vierundfunfzig gegen zehn zurückgewiesen worden war, und somit ward dieser Gegenstand verfassungsmäßig auf ein Jahr vertagt. (Schluß folgt.)

England.

Eine astronomische Rundschau.

III.

Die berühmte Herschellsche Familie hat sich um alle Theile der Astronomie die größten Verdienste erworben; wenn es aber darunter einen giebt, den man vorzugsweise ihr Gebiet nennen könnte, so ist es derjenige, der von den Fixsternen und Nebelflecken handelt. Sir William Herschell's Entdeckungen sind von ganz Europa gekannt; der Sohn hat das Erbe, das der Vater der Wissenschaft hinterlassen, vermehrt und vervollständigt. Seine Beobachtungen, die erst vor kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, lehren uns die Tiefen des südlichen Himmels kennen, der vor ihm nur unvollkommen erforscht worden war. Wenn nun das Buch Sir John Herschell's schon für die jetzt lebenden Astronomen vom größten Werthe ist, so wird es den Sternkundigen späterer Zeiten ein wahrer Schatz werden und bei den Veränderungen jener Regionen, die erst nach Menschenaltern vor sich gehen, einen festen Anhaltspunkt für die Rechnung und Beobachtung bieten. Eine Arbeit, wie sie Sir John Herschell unternommen, hat ein um so größeres Anrecht auf unsere Bewunderung und Erkenntlichkeit, als dazu eine weite Reise, ein jahrelanger angestrengter Fleiß nöthig war und dieselbe ohne allen Nebenzweck, aus der uneigennützigsten Liebe zur Wissenschaft ausgeführt wurde.*)

In den Zwischenräumen, welche die Sterne von einander trennen, entdeckt das bewaffnete Auge eine Menge weißlicher Wölkchen von verschiedener Form und Größe. In einigen derselben läßt sich nichts weiter wahrnehmen, in anderen unterscheidet man Gruppen von Sternen; endlich giebt es noch welche, die man ganz und gar aus Sternen zusammengesetzt findet. Die Milchstraße besteht aus Myriaden von Sternen, deren unbestimmtem Scheine sie ihren Namen verdankt. Dasselbe ist der Fall bei vielen Nebelflecken. Die Zahl derer, die sich in Sterne auflösen, erscheint um so größer, je stärkerer Instrumente man sich bedient. Sir W. Herschell glaubte, daß kein Nebelfleck unauflösbar sey, und das Teleskop des Lord Rosse hat neuerdings die Astronomen in dieser Meinung bestätigt. Es wäre indessen dennoch vorreilig, zu behaupten, daß es gar keine eigentliche Nebelmaterie gäbe.

Vor W. Herschell kannte man 96 Nebelflecke und hatte einige von ihnen untersucht. Durch ihn sind 2500 allein auf der nördlichen Hemisphäre nach Lage und Zusammensetzung bestimmt worden. Seine Schwester, Karoline Herschell, verfaßte ein Verzeichniß ihrer rechten Aufsteigungen. Der jüngere Herschell vermehrte ihre Anzahl um 800. In seinem neulich herausgegebenen Werke beschrieb er, neben den schon früher gesehenen, 500 von ihm am südlichen Himmel entdeckte. Dieses Werk enthält Zeichnungen von dem Merkwürdigsten, was der Himmel des Kaplandes darbietet, so daß spätere Astronomen an ihnen die Veränderungen werden wahrnehmen können, die im Laufe der Zeiten in Lage, Verdichtungsgrad und Form der Nebelflecke eingetreten seyn werden.

Die Nebelflecke sind in der That unzählbar und ihre Formen unendlich mannigfach. Indessen lassen sie sich doch in zwei unterscheidbare Abtheilungen zerlegen. Die einen nämlich bilden Flächen von großer Ausdehnung mit unregelmäßigen, oft abenteuerlichen Umrissen, die anderen sind bedeutend kleiner und haben eine mehr regelmäßige Gestaltung. Die Letzteren zeigen zuweilen das Ansehen von Kometen, oder sie sind ring- oder linienförmig. Am häufigsten stellen sie kugelförmige oder sphäroidale Gruppen von Sternen dar, deren innere Lagen dichter sind, als die äußeren. Je näher dem Mittelpunkte, desto mehr nähert sich ihre Anordnung der Kugelform. Im Centrum selbst sind die Sterne in solchen Massen angehäuft, daß sie ein sehr lebhaftes Licht ausstrahlen. Einige von diesen Gruppen, deren scheinbare Oberfläche kaum den zehnten Theil von der Mondscheibe beträgt, enthalten an 20,000 Sterne. Es ist nicht anzunehmen, daß sich diese Systeme im Weltenraume erhalten können, wenn sie in Ruhe sind. Es könnten die Sterne, die da zusammengehäuft sind, ihre Stellung zu einander nicht behaupten, wenn sie sich nicht bewegten. Bewegen sie sich aber nach dem Gesetze der Schwere, so muß die Komplizirung ihrer Bewegungen und Störungen alle Vorstellung übersteigen. — Am besten

*) Während der vier Jahre, welche Sir J. Herschell am Kap zubrachte, widmete er die Nächte der Beobachtung, die Tage der Rechnung und Verbesserung seiner Instrumente. Dabei fand er noch Zeit zu einer ausgedehnten Korrespondenz mit den Astronomen aller Länder der Welt und zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten der Kolonie. Die Kosten dieser theuren Reise bestritt er aus seinem Privatvermögen. Er hatte, um sich die volle Unabhängigkeit in seinem Unternehmen zu sichern, die Geldanerbietungen des Herzogs von Northumberland zurückgewiesen und selbst die Ueberfahrt auf einem Staatsschiffe ausgeschlagen, das man ihm zur Verfügung gestellt hatte. Nach seiner Rückkehr dachte er anders. „Nun der Feldzug“ — so schreibt er — „beendigt, die Aernte einerndet, Thatsachen in Masse gesammelt sind, lassen sich die obigen Einwürfe nicht auf die Veröffentlichung meiner Beobachtungen anwenden. Mit Freuden, ja, mit Stolz nehme ich die Aussicht an, sie dem Publikum in einer Vollständigkeit und Ausstattung vorzulegen, die ohne die fürstliche Freigebigkeit des Herzogs von Northumberland eine schwere Last für die Mittel unserer wissenschaftlichen Anstalten gewesen wäre.“

Die acht Jahre nach seiner Rückkehr verwendete Herschell hauptsächlich dazu, das auf dem Kap gesammelte Material in Ordnung zu bringen. Dieser Zeitraum wird nicht zu lang erscheinen, wenn man bedenkt, wie ungeheuer die Zahl der Beobachtungen war, und daß er alle Berechnungen ohne Gehülfen ausführte, obwohl er sich selbst einen ungeschickten Rechner nennt.

laſſen ſich die Sterne in denjenigen Nebelflecken nachweiſen, die ſich nur wenig von der Kugelform entfernen, während die elliptiſchen Nebelflecke, ſelbſt wenn ſie ausgedehnt und glänzend ſind, der teleſkopiſchen Unterſuchung bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Milchſtraße umgiebt den Himmel wie ein Gürtel und theilt auf eigenthümliche Weiſe die Nebelflecke der beiden Hemiſphären. In der nördlichen liegt, außer anderen zerſtreut vorkommenden Nebelflecken, ein überaus großer, platter, mit unregelmäßigen Umriſſen. Man denke ſich die Milchſtraße um den Horizont gelegt, ſo würde dieſe große Nebelplatte über den Kopf des Beobachters hinweg nach allen Seiten hinabreichen; am meiſten aber nach der Seite des Nordpols. Ihre reichſte und dichteſte Partie liegt im Sternbilde der Jungfrau. Am ſüdlichen Himmel herrſcht, die Nebel des Magellan ausgenommen, eine große Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Nebelflecke. Es wechſeln kleine Nebelflecke mit leeren Stellen ab. Sehr glänzend ſtellen ſich hier die kugelförmigen Nebel dar, die ſich in Sterne auflöſen laſſen. Sie werden von der Milchſtraße durchſchnitten, und Sir John Herſchell will ſie ſogar zu ihr gezählt wiſſen. Die beiden Nebel des Magellan ſind mit dem bloßen Auge zu erkennen. Ihr Licht iſt ſo ſtark, als das der glänzendſten Strecken der Milchſtraße. Bei Mondſchein freilich verſchwindet der kleinere ganz, der größere faſt. Sie hängen weder unter einander, noch mit der Milchſtraße zuſammen. Ihre innere Bildung iſt jedoch dieſelbe in beiden. Sie beſtehen aus breiten Streifen oder aus unregelmäßig begränzten Maſſen von Nebelſtoff, der ſich theils in Sterne auflöſen läßt, theils nicht.

Die Nebelſterne ſind im ganzen Himmelsraume ſelten. Indeſſen hat man ihrer zwei auf der ſüdlichen Halbkugel entdeckt. Man giebt dieſe Bezeichnung denjenigen Sternen, die mit einem leichten Dunſtkreiſe umgeben ſind. Häufiger kommen die ſogenannten Doppelnebel vor, Nebelflecke, die einander berühren oder ſelbſt theilweiſe verdecken. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß hier eine Umdrehung des einen um den anderen ſtattfindet, wie dies bei den Doppelſternen der Fall iſt, zu denen ſie alſo ein Analogon bilden würden. Es iſt dies ein Punkt, über den man ſicher mit der Zeit ins Klare kommen wird.

Die Milchſtraße zeigt ſich am ſüdlichen Himmel beſonders reich und glänzend. Indem ſie durch das „Einhorn" geht, iſt ſie breit, voll und gleichmäßig, bis ſie ſich in der Nähe des Wendekreiſes in mehrere Aeſte theilt, die im „Schiff" wieder zuſammengehen. Dann erſcheint ſie ſchmal, voll glänzender Punkte. Bei η des „Schiffes" theilt ſie ſich aufs neue, und im Südweſten des „Kreuzes" umſchließt ſie einen großen, birnförmigen, leeren Raum vom tiefſten Schwarz. Dies iſt die merkwürdigſte von den dunkeln Stellen des tropiſchen Himmels, die von den alten Seefahrern „Kohlenſäcke" genannt wurden. Deſſenungeachtet jedoch enthalten dieſelben eine Menge von kleinen teleſkopiſchen Sternen, die nur von dem Glanze der ſie umgebenden Milchſtraße verdunkelt werden. Von da wird der Gürtel der Milchſtraße wieder breiter und bleibt ſo bis α des „Centauren", wo er wieder in zwei Streifen auseinandergeht, die ſich in der Nähe des „Schwans" vereinigen. Hier wechſeln lichte und dunkele Stellen häufig mit einander ab und bieten im Glanze ihrer Helle, wie ihrer Schwärze, einen Anblick von unbeſchreiblicher Erhabenheit. Im „Skorpion" und theilweiſe im „Bogenſchützen" beſteht die Milchſtraße aus leuchtenden Wolken, die ſich durch das Teleſkop als Sternhaufen darſtellen. Die Sterne ſind in Maſſen, wie Sand, den man mit vollen Händen hingeworfen. Auch hier werden die Lichtwolken durch ſchwarze Räume getrennt. Unter dieſen Sternen ſieht man welche von den verſchiedenſten Größen, von der vierzehnten bis zur zwanzigſten und von da bis zur Nebelhaftigkeit. Eine Strecke weiter findet ſich dieſelbe Anordnung. Die Kleinheit der Sterne iſt hier unmeßbar, und ihre Menge ſpottet jedes Verſuches, ſie zu zählen. Es ſind ihrer millionenmal Millionen, und ein jeder von ihnen iſt vielleicht eine Sonne, um die ſich Welten drehen! — Der Bau der Milchſtraße bietet die meiſte Pracht und Mannigfaltigkeit an gewiſſen Stellen des „Skorpions", des „Bogenſchützen" und des „Ophiuchus". Hier liegen die bereits oben erwähnten kugelförmigen Nebel, die von der Milchſtraße durchſchnitten werden oder, wie J. Herſchell will, zu ihr gehören. In J. Herſchell's Schilderung dieſer Himmelsgegend findet ſich folgende Stelle: „Keine Sprache, keine Beſchreibung könnte einen richtigen Begriff geben von dem überraſchenden Wechſel in Form und Helle, der ſich hier dem Auge darbietet. Worte genügen nicht, um den Eindruck zu ſchildern, den die erhabene Schönheit dieſes Schauſpiels hervorbringt, wenn man raſch den Blick darüber hinwegſchweifen läßt. Eine glänzende Reihe unzähliger Sterne eröffnet die Scene, dann entrollt ſie ſich ſo erhaben und ſo lieblich, daß, wollte ich die Ausdrücke auf dieſe Blätter übertragen, mit denen ich jenen Anblick in mein Tagebuch verzeichnete, mich meine Leſer einen Ueberſpannten und Phantaſten nennen würden. Ich aber halte es für unmöglich, daß, wer nur ein Fünkchen Begeiſterung für die Aſtronomie beſitzt, in einer ſchönen Nacht den Theil des ſüdlichen Himmels, der zwiſchen der ſiebenten und dreizehnten Stunde rechter Aufſteigung und zwiſchen dem 146 und 149 Grade Pol-Diſtanz liegt, durch ein ſtarkes Teleſkop mit Ruhe betrachten kann. Die große Mannigfaltigkeit der Phänomene, das lebhafte Intereſſe, das ſie anregen, der blendende Reichthum des Sternengrundes ſetzen den Beobachter außer Stand, kalt zu bleiben."

Der ungeheure Zwiſchenraum, der unſer Sonnenſyſtem von den Fixſternen und dieſe wiederum von einander trennt, hat unſtreitig den Zweck, die Stetigkeit des ganzen Weltſyſtemes zu erhalten. So dient auch der Abſtand der Planeten unter einander und von der Sonne dazu, die Störungen, die ſie gegenſeitig auf ihre Bahnen üben, in gewiſſen Gränzen zu erhalten. — Es ſind gegründete Zweifel darüber vorhanden, ob es im eigentlichen Sinne des Wortes Fixſterne gebe. Sie mögen uns fix erſcheinen, weil ſie ſo entfernt ſind, daß es der feinſten Beobachtungen bedürfte, um ihre Bewegung nachzuweiſen und dieſelbe von derjenigen zu unterſcheiden, welche ſie für uns zu haben ſcheinen, weil unſer ganzes Sonnenſyſtem gegen das Sternbild des „Herkules" hin vorrückt. Dieſe letztere Thatſache iſt ſchon von W. Herſchell anerkannt worden, und ſeine Berechnungen ſtimmen in dieſer Hinſicht mit denen von Vieren der ausgezeichneiſten Aſtronomen überein. Neuerdings iſt das Faktum noch auf einem anderen Wege durch Herrn Galloway beſtätigt worden. Das Ergebniß dieſer Forſchungen iſt, daß die Sonne mit einer Geſchwindigkeit von 400,000 engl. Meilen im Tage gegen das Sternbild des „Herkules" fortrückt.

Veränderliche Sterne nennt man diejenigen, die einem Wechſel des Glanzes und der Farbe unterworfen ſind. Bei den Doppelſternen hat man dieſe Eigenthümlichkeit benutzt, um die Dauer ihrer Umläufe zu berechnen. Es giebt aber auch unter den iſolirten Sternen ſehr viele veränderliche. Sir William Herſchell nimmt einen auf dreißig an. Sir John Herſchell hat deshalb, ſowohl am Kap als in England, ein Verzeichniß entworfen, in welchem die Sterne nach ihrem Lichte geordnet ſind, ſo daß die geringſte Veränderung deſſelben bei dieſem oder jenem Himmelskörper auf der Stelle angemerkt werden kann. Die große Anzahl der veränderlichen Sterne veranlaßt ihn in ſeinem neueſten Werke zu folgenden Betrachtungen:

„Ein bedeutendes naturgeſchichtliches Intereſſe knüpft ſich an dieſen Gegenſtand. Die geologiſchen Thatſachen nämlich laſſen darauf ſchließen, daß die allgemeine Temperatur der Erde im Laufe der Zeiten große Veränderungen erfahren habe. Dieſen Veränderungen mußte eine kosmiſche Urſache zu Grunde liegen; aus einem bloßen lokalen Unterſchied in der Vertheilung des feſten Landes und des Waſſers — wie Lyell annimmt — läßt es ſich nicht erklären, wenn zu einer Zeit Gegenden, die unter hohen Breitegraden liegen, mit einer mehr als tropiſchen Vegetation bedeckt waren, während zu einer anderen Epoche große Strecken Mittel-Europa's, die ſich gegenwärtig eines milden Klimas und einer entſprechenden Fruchtbarkeit erfreuen, unter Eisſchichten von enormer Dicke vergraben lagen. Das Verhalten der veränderlichen Sterne bietet eine ungezwungene Erklärung dieſer Thatſachen. Nehmen wir an, die leuchtende Kraft der Sonne habe, wie die anderer Fixſterne, während der geologiſchen Epochen um die Hälfte variirt, und es ſey der Gang dieſer Veränderung vor- oder rückſchreitend geweſen, je nachdem uns die Beobachtungen eine höhere oder niederere allgemeine Temperatur nachweiſen — ſo haben wir eine Hypotheſe aufgeſtellt, die kein Aſtronom für unlogiſch oder unwahrſcheinlich halten wird, und die jedenfalls mehr für ſich hat, als die Meinung, nach welcher die Sonne in fernen Jahrhunderten auf ihrer Bahn an einer Anhäufung von Sternen ſo nahe vorbeigekommen ſey, daß deren Ausſtrahlung auf die Temperatur unſeres Planeten einen fühlbaren Einfluß geübt habe.

„Freilich wiſſen wir nichts Sicheres über die wahre Natur der Licht- und Wärmeſtrahlungen, die von der Sonne oder den Sternen ausgehen. Das Wahrſcheinlichſte dünkt uns, daß ihnen elektriſche Strömungen zum Grunde liegen, die den kosmiſchen Geſetzen gemäß den Weltenraum durchziehen und, an den Atmoſphären der Geſtirne eine der elektriſchen Phosphoreszenz fähige Materie findend, dieſelbe in Leuchtung verſetzen, gerade ſo, wie unſere Nordlichter unter dem Einfluß der Strömungen der Erd-Elektrizität entſtehen. Oder der Grund des Leuchtens läge in einer intenſiven Verbrennung, die unausgeſetzt in den Stern-Atmoſphären ſtattfände. Es müßten dann die durch die Verbrennung vereinigten Elemente immer wieder durch eine auf der Oberfläche der Geſtirne wirkende Lebenskraft getrennt und in den Zuſtand der Verbrennbarkeit verſetzt werden, gerade wie auf unſerer Erdoberfläche durch die Lebens-Vorgänge in den Pflanzen das Reſultat der Verbrennung, die Kohlenſäure, in ihre Elemente zerlegt und ſo wieder die Möglichkeit einer neuen Verbrennung hergeſtellt wird. Uebrigens kömmt es uns hier weniger darauf an, die Urſache des Leuchtens und Wärmens der Sonne und der Sterne genau feſtzuſtellen; es genügt, zu zeigen, daß ſich Phänomene, die denen, um die es ſich hier handelt, ähnlich ſind, aus gewiſſen Gründen erklären laſſen. Warum ſollen dieſe Gründe, wenn ſie in einigen Fällen als wirkend anerkannt ſind, nicht auch in noch einem analogen gelten dürfen?"

Veränderungen in ungeheurem Maßſtabe gehen auf der Sonnenoberfläche vor ſich. Das ſtrahlende Fluidum, von dem ſie umfloſſen iſt, zeigt ſich zuweilen in ſtarker Aufregung, ſpaltet ſich, nachdem es Jahrelang in gleichmäßiger Ruhe geweſen, an manchen Stellen und läßt Lücken von enormer Ausdehnung zwiſchen ſich. Man nennt dieſe leeren Räume Sonnenflecken; ſie finden ſich niemals in den Polar- und ſelten in den Aequatorialgegenden der Sonne, ſondern meiſt zwiſchen beiden auf einem Gürtel von etwa 35 Graden Breite. Es ſcheint hieraus hervorzugehen, daß ſie mit der Bewegung der Sonne um ihre Are in Verbindung ſtehen. Sir John Herſchell theilt dieſe Meinung. Sonnenflecken von eigenthümlicher Geſtalt zeigten ſich zu Ende des Jahres 1836 und Anfang 1837. Am 29. März ſah man einen, der nach Herſchell's Meſſung eine Fläche von 3,780,000,000 engl. Quadratmeilen einnahm. Der ſchwarze Mittelpunkt eines Fleckens, der am 25. Mai beobachtet wurde, hätte Raum für die ganze Erde gehabt, und noch wäre ein reſpektabler Platz zwiſchen ihr und ſeinem Rande leer geblieben. Kein Zweifel, daß ſo bedeutende Veränderungen an der Sonnenoberfläche einen entſprechenden Einfluß auf die Temperatur der Erde ausüben.

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

Wir haben in Nr. 3 des Magazins d. J. auf Conſcience's neueſtes Werk, „Jakob von Artevelde",*) aufmerkſam gemacht. Unſerem Verſprechen gemäß, theilen wir ein paar kurze Epiſoden aus dieſem hiſtoriſchen Romane mit, in

*) Deutſch von O. L. B. Wolff. 6 Bdchen. Leipzig, Lorck, 1849.

welchem das Bürgerleben der flandrischen Hauptstadt geschildert ist, wie es, dem Ritterthume gegenüber, früher als in den übrigen Gauen des großen deutschen Kaiserreiches, bereits im Mittelalter sich gestaltete. Man wird auch in diesen fragmentarischen Skizzen die Meisterhand nicht verkennen.

I. Der Freitagsmarkt.

Der Freitagsmarkt in Gent ist einer derjenigen Plätze, deren Anblick allein den Dichter in vergangene Zeiten des Ruhms und der Volksgröße zurückversetzt. Dieser Platz liegt da wie ein unermeßliches Blatt, auf welchem die ganze Geschichte der vlaamischen Gemeinden geschrieben steht. Auf dieser Bühne von Flanderns Glück und Unglück, von Flanderns Macht und Erniedrigung hat der Grund hundertmal gebebt unter den Tritten der wühlenden Menge; sein Boden hat das Blut unserer Väter in wüthenden Bürgerkriegen getrunken, die Luft hallte dort wieder von jauchzenden Siegesrufen, von rasendem Rachegeschrei, von Liedesgesängen für den Fürsten, Verfluchungen der Tyrannen und glühenden Wünschen für Vaterland und Freiheit.

Was auch immer das Gemüth der trotzigen Genter bewegen mochte — sey es Freude, Leid oder Zorn — das Volk strömte stets aus allen Straßen nach dem Freitagsmarkt, als nach dem Platze, der Jedem zugehörte, und wo selbst der Bettler, wenn er Bürger von Gent war, sagen konnte: dies ist mein Eigenthum.

Durch lange Gewohnheit hatte das Volk sich eingebildet, daß auf dem Freitagsmarkte jeder Bürger, gleich viel ob arm oder reich, über die Angelegenheiten der Gemeinde und des Landes sagen könne, was er wolle, ohne daß es der Obrigkeit gestattet sey, den Genuß dieser Freiheit zu beschränken oder Jemanden besonders zu bestrafen für Etwas, das sich auf dem Freitagsmarkte ereignet hatte. In der Meinung der Menge galt dieser Platz daher als ein freier Boden, auf dem Niemand zu gebieten habe, denn das Volk allein; was man in keiner anderen Straße oder auf keinem anderen Markte thun und aussprechen dürfte, das sagte man laut und that es öffentlich auf dem Freitagsmarkte.

Bei Aufständen oder zur gesetzlichen Vertheidigung von des Volkes beeinträchtigtem Rechte versammelten sich hier die bewaffneten Mitglieder der Reeringen oder Gilden, bereit, als eine eifersüchtige und mannhafte Gemeinde die Freiheit zu rächen, und wenn sie auch nur dem Scheine nach angegriffen worden war. Hier auch, vor dem Giebel des Hochhauses, schwor Gent seinen Fürsten Treue und legten diese den Eid ab, Flanderns Rechte nicht zu schänden.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte der Freitagsmarkt ein ganz anderes Aussehen als jetzt; die St. Jakobskirche, von allen anderen Gebäuden abgesondert, beherrschte den ganzen Platz, ohne daß ein einziges Haus ihre Aussicht bis an die Leije verhinderte. Dieser Tempel war von einer runden Mauer umschlossen, innerhalb welcher sich der Kirchhof mit seinen einsamen Gräbern ausbreitete; vier Fußpfade durchkreuzten den Gottesacker, über die man bei Tage wie bei Nacht gehen durfte, sey es, um vor dem Beinhause zu beten, sey es, um seinen Weg abzukürzen. Vor dem Giebel der Kirche, in einiger Entfernung, doch gleichfalls in der Mitte des Marktes, stand der Collatiezolder, ein altes Gebäude mit rundem Thurm, wo die Dechanten der Gilden zu allgemeinem Rathe, Collatie genannt, sich versammelten, um über alle Zunftangelegenheiten zu beschließen. Eine eiserne Galerie, der Ring geheißen, umschloß das Thürmchen wie ein Gürtel auf der Hälfte seiner Höhe. Jedes Stück Tuch, Leinwand oder Barchent, welches Freitags zu Markt gebracht wurde, und von dem die Zinder oder Geschwornen der Gilden urtheilten, daß der Stoff verfälscht oder schlecht genug gearbeitet sey, um dem Ruhme des Genter Gewerbfleißes Abbruch zu thun, ward zur Schande für seinen Verfertiger öffentlich auf den Ring gehängt. Die Häuser rings um den Freitagsmarkt sowohl, wie in den anderen Stadtvierteln waren, meist von Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; einige derselben, die Wohnungen bemittelterer Bürger, hatten ein Ziegeldach und einen Giebel von Backsteinen, zwischen welchen hölzerne Bindebalken in großen Quadraten hindurchliefen. Die Fenster waren in Spitzbögen oder sonst vielgestaltig, alle jedoch durch einen aufsteigenden Pfeiler in zwei Hälften geschieden und durch geschickt eingefügte Glasscheiben verschlossen. — Es wäre thöricht, zu glauben, daß das für diese Wohnungen verwandte Baumaterial ihnen ein geringes Ansehen hätte geben müssen; dies mochte allerdings der Fall seyn bei den niedrigen Häusern, welche Arbeitern oder armen Bürgern als Wohnung dienten; aber die immer sehr hohen Bürgerhäuser enthielten genugsam Pracht und Kunst, zum Beweise, daß Reichthum und Geschmack ihren Bau geleitet hatten. Diese Pracht bestand in erhabenem Bild- und Laubwerk, mit welchem alles sichtbare Holz des Giebels gleichsam überdeckt war, und in den ausgesuchten Formen der verzierten Fensterbogen, unter welchen allerlei geschnitztes Laub- und Blätterwerk sich zu ringeln schien. Trotz dieser reichen Bauart und dem künstlichen Schmuck boten die Häuser von Gent dem Blicke des Beschauers nichts Gefälliges dar; über die ganze Stadt herrschte der braungraue Ton des verwitterten Eichenholzes und die fahle Aschfarbe des halb vermoderten Strohes.

In einem Winkel des Freitagsmarktes, nach dem Waelstege zu, stand eine Art von Schloß, aus schwerem, schlechtem, blauem Schieferstein aufgebaut. In dem Vordergiebel desselben, der auf seiner ganzen Breite mit Eckſteinen gekrönt war, prangten schöne spitzbogige Fenster; an jeder Ecke des Giebels hing ein Thurm, Drommer oder Kessel genannt, der mit Schießlöchern versehen war. In diesem Schlosse wohnte das edle Geschlecht von Utenhove.

Solcher befestigter Häuser, die man Steine nannte, gab es viele in Gent; sie gehörten fast alle Edelleuten zu und waren dem Stadtrecht nicht unterworfen, indem sie als fürstliche Lehen unmittelbar von dem Grafen abhingen.

Es läßt sich denken, daß solche Steine, mitten in den Gemeinden aufgeführt, nichts Anderes waren als Festungen, aus denen die Lehnsherren das Volk beherrschten und unaufhörlich dessen Freiheit und Entwickelung bedrohten oder es niederhielten, wo es noch nicht aus seiner ursprünglichen Unmündigkeit sich erhoben hatte. Bei den eigentlichen alten Herrenlehen auf dem platten Lande war dies auch wirklich der Fall; aber in der Stadt Gent hatte der Geist des Gewerbfleißes und der Volksmacht schon lange Alles durchdrungen, sogar die felsenähnlichen Mauern der Steine. Die edeln Geschlechter waren dort in die Bürgerschaft getreten und redliche Glieder der Gemeinde geworden, dem Volke rathend und helfend bei der Entwickelung der Arbeit und der Freiheit. So war es gekommen, daß die Genter Edelleute — obwohl hinsichtlich ihrer Schlösser, als ihres unbeweglichen Eigenthums, unabhängig von der Schöffenbank — sich selbst hinsichtlich ihrer Personen unter das allgemeine Recht der Stadt Gent gestellt hatten. Sie nahmen in völligster Gleichheit an den Lasten und Pflichten Theil und genossen gleich Jedem die Vorrechte und den Schutz der mächtigen Gemeinde.

Wohl gab es einige Edelleute, ja, sogar ganze Geschlechter, welche diesem Vorbilde nicht gefolgt waren. Diese beklagten es sehr, daß das Volk so drohend sein Haupt gegen die Macht der Lehnsherren erhob, und da Frankreich damals noch das Land war, wo die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze prangte und das Volk unwiderstehlich unterdrückte, so hatten sie ihre Hoffnung und ihre Neigung auf Frankreich gewandt, wähnend, daß von dort eine Macht ausgehen werde, die dem Hochmuth des Volkes Gränzen setze. In Flandern nannte man diese Edelleute, so wie überhaupt Alles, was französisch gesinnt war, spottweise die Leliaerds (die Anhänger der Lilien, des französischen Wappens).

Ursprünglich war es jedem Bürger verboten, in einem Stein zu wohnen; Ritter allein durften in einem befestigten Hause ihren Aufenthalt nehmen; aber im vierzehnten Jahrhundert war der Reichthum der Genter Bürger schon so hoch gestiegen, daß einige sich auch Steine gebaut oder von herabgekommenen adeligen Familien gekauft hatten.

Mannigfaltiges.

Die Republik ohne Republikaner. Ein Pariser Korrespondent des englischen Athenaeum macht die Bemerkung, daß bei der kürzlich stattgefundenen Aufnahme des Herzogs von Noailles in der französischen Akademie so wenig Republikanisches in der ganzen Haltung der zahlreich besuchten Versammlung wahrzunehmen gewesen sey, daß man vielmehr das Shakespearesche Wort (in „König Lear") „Every inch a King!" (Jeder Zoll ein König!) darauf hätte anwenden können. In der That giebt es nicht leicht einen unnatürlicheren, heuchlerischeren politischen Zustand, als den, in welchem sich Frankreich seit dem Februar 1848 befindet. Alles erkennt dort äußerlich die Republik und die republikanischen Formen an, und Niemand ist doch im Herzen für die Staatsform, wie sie durch die Verfassung von 1848 hergestellt worden. Jedermann, von dem Präsidenten Ludwig Bonaparte bis auf Proudhon herab, wartet vielmehr auf die erste günstige Gelegenheit, um seine eigenen politischen Ansichten und Ansprüche geltend zu machen. Charakteristisch ist dabei noch, daß keine Partei den Muth zu haben scheint, handelnd hervorzutreten, und das vielmehr Alle von den Ereignissen, wie sie sich von selbst machen, eine Wendung zu ihren Gunsten erwarten. Auch dies trägt natürlich dazu bei, die französischen Zustände noch apathischer und widerwärtiger erscheinen zu lassen, als sie jemals früher vor oder nach einer Revolution waren. Allerdings kömmt auch manches Komische bei dieser Gelegenheit zu Tage. So erzählt jener Korrespondent des Athenaeum, der Herzog von Noailles habe sich augenscheinlich mit Absicht nicht des üblichen Ausdruckes „République des Lettres" (Gelehrten-Republik), sondern zu wiederholtenmalen des gesuchten Wortes „Empire des Lettres" bedient.

Odin und Thor in Schleswig. Ein zweiter Theil der von Herrn Paul de Bourgoing herausgegebenen Studien über Sprachen- und Nationalitätskriege (Guerres d'idiome et de nationalité) hat sich Schleswig-Holstein zum Gegenstande gewählt. Herr v. Bourgoing (früher bekanntlich französischer Gesandte in München und Geschäftsträger in St. Petersburg) geht von der Behauptung aus, daß, selbst wenn man die Berechtigung der Deutschen auf die Länder, wo die deutsche Zunge klingt, zugeben wollte, Schleswig — das der Verfasser konsequent „Slesvig" schreibt — von diesen Ländern ausgenommen werden müßte, indem sowohl der Name des Landes, als der eines großen Theiles aller schleswigschen Ortschaften auf skandinavische Wurzeln und namentlich auf die nordische Mythologie — wie z. B. Ordense von Odins-hoie, Thortschell von Thors-kilde ꝛc. stamme — zurückzuführen sey und das berühmte Danevirke jedem deutschen Philologen unverkennbar als ein Dänenwerk sich darstelle. Odin und Thor sollen nun als Schiedsrichter in dem Streite zwischen Deutschland und Dänemark einschreiten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 19. Januar 1850.

Frankreich.

Herr v. Noailles und die Académie française.

Wir erfuhren jüngst durch die öffentlichen Blätter, daß man an Stelle des verstorbenen Chateaubriand den Herrn v. Noailles zum Mitgliede der Akademie kreirt habe. Je berühmter der durch den Tod abgeschiedene Dichter, Denker und Staatsmann war, desto mehr mußte sich natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Neuwahl richten. In Folge dessen haben sich denn auch verschiedene Stimmen erhoben, welche den Herr v. Noailles einer scharfen Kritik unterwarfen und dabei Gelegenheit nahmen, der Akademie selbst so manche bittere Wahrheit zu sagen. In der Presse unter anderen schwingt Eugène Pelletan, den unsere Leser schon früher in diesen Blättern kennen lernten, die Geißel der Ironie, des Spottes und der Satire und theilt damit, allerdings so graziös wie möglich, mannigfache Schläge aus, so daß aus dieser und jener Perücke der erlauchten Vierzig gar bedenkliche Staubwölkchen aufwirbeln. Die anmuthige Form des eben angedeuteten Artikels wird in gleichem Maße, wie der pikante Inhalt desselben, seine theilweise Mittheilung rechtfertigen. Hier ist er:

„Wenn ich mich recht erinnere, hielt die „französische Akademie" am 24. Februar 1848 ihre letzte Sitzung. Sie nahm damals gerade, ich weiß nicht mehr, welche Berühmtheit zum Mitgliede auf; vielleicht fällt mir gelegentlich der Name noch ein.

Nun aber gab es an jenem Tage in Paris großen Lärm. Es wurde sogar geschossen!

Bei der ersten Salve stürzte oder vielmehr senkte sich die Kuppel des Instituts, welche niemals so recht fest und im Gleichgewicht stand, auf die erlauchte Versammlung herab; Tribünen, Lehnstühle, Pulte, Zuhörer, Maulaffen, Aufwärter, Dichter, Bildhauer, Tonkünstler, Architekten, Chemiker, Geologen, Medaillenschneider, kurz, Alles wurde durch dieses Ereigniß gleichsam wie unter den Deckel eines Topfes gepreßt und blieb ruhig darunter begraben.

Im ersten Augenblick merkte man nichts von dieser seltsamen Begebenheit, und später hatte man nicht weiter darauf Acht.

Erst im zweiten Jahre nachher machte irgend Jemand, — wenn ich recht gesehen habe, war es ein gar tief gelahrter Herr, der sich mit der Zählung der Wolken, als Vorarbeit zu einer künftigen Statistik derselben, zu beschäftigen schien, — machte, sage ich, dieser Jemand eines schönen Morgens, als er sein Fenster öffnete, die Bemerkung, daß eine Wetterfahne im Viertel fehle.

Es war die Wetterfahne des Instituts.

Er schickte sich sogleich an, die Behörde von diesem Unfalle, welcher zu den Millionen Unfällen der Revolution noch hinzugekommen war, in Kenntniß zu setzen. Die Behörde theilte ihn dem Architekten des Palais mit; der Architekt rief die Bauleute, die Bauleute hoben die Kuppel vorsichtig in die Höhe und fanden in dem Topf die Tribünen, die Lehnstühle, die Pulte, die Toiletten, die Zuhörer, die Maulaffen, die Gelehrten, die Aufwärter, die Bildhauer, die Tonkünstler, die Maler, die Graveure, Alles noch eben so vollzählig, eben so unbeschädigt, eben so beim besten Wohlseyn, eben so genau in Reihe und Glied neben einander wie am 24. Februar. Es war dieses eine wahrhaft hermetische Akademie-Schließung und Konservirung gewesen, und nicht das kleinste Atom hatte sich verflüchtigt.

Was haben die Herren hier während der zwanzig Monate der Republik gemacht? Mein Gott! wie ich glaube, etwas sehr Einfaches: sie haben geschlafen und sind so bald nicht wieder erwacht! Mancher wird dieses Phänomen vielleicht für unmöglich halten. Frage man indeß gewisse Naturforscher; sie haben Murmelthiere gekannt, welche noch länger schliefen.

Einer der ersten, welcher sich ermunterte, war der treffliche Leverrier. Er schlief auf der Entdeckung seines Planeten den tiefen Schlaf der Unschuld. Während er sich indeß hier unter Verschluß befand, einzig damit beschäftigt, von seiner Firmamentreise auszuruhen, machte sich der abscheuliche Planet ganz sacht aus dem Staube in die weite Unendlichkeit hinaus. Da ein ausreißender Stern, wenn er irgend einen Astronomen hinter sich merkt, leicht zwei Milliarden Meilen in einer Minute zurücklegt, so fürchte ich gar sehr, Herr Leverrier wird seine Entdeckung nicht mehr wiederfinden.

Sodann erwachte Pasquier. Man hielt ihn für verloren, weil man auf dem Büreau der Pairskammer nur noch seinen seidenen Ueberrock hatte finden können. Er hielt ganz einfach unter seiner Decke in Folge einer Rede des Herrn v. Broglie Mittagsruhe. Der folgende war Guizot. Er ist äußerst glücklich, sich im Augenblick der Revolution in so anständiger Gesellschaft befunden zu haben; denn er war Minister der vertriebenen Dynastie und demgemäß verpflichtet, dem Gesetz der Ereignisse zu verfallen. Wir hätten ihn im Interesse der Geschichte Englands bedauert. Guizot ist gewiß ein Geist von ungeheurer Gelehrsamkeit, den wir in der Akademie sehr gern bewundern. Der vierte oder fünfte war Lenormand. Wir glaubten ihn bei der berühmten Aussegung des Sonderbundes mit so vielem anderen Unrath für immer fortgekehrt. Der sechste, der siebente, der achte, der neunte, der zehnte waren, ... was soll ich sagen? denn sie tragen keine Unterschrift, und zu nennen weiß ich sie nicht. Kurz, endlich waren sie alle wieder da, einer neben dem anderen, vom ersten an bis auf unseren guten Saint-Marc-Girardin.

Alle erwachten sie wieder zum Lichte mit derselben ungezwungenen Behäbigkeit, als ob sie sich auf einmal gemeinsam aus einer Betrachtung erhöben. Vielleicht äußert sich bei ihnen Denken und Schlafen ganz in gleicher Weise. Sie werden indeß nicht wenig erstaunt seyn, als sie bei ihrem Erwachen die Februar-Revolution erfuhren.

Das schlafende Auditorium der Tribünen erwachte gleichfalls; und die Damen und Toiletten erhoben sich aus dieser zweijährigen Ohnmacht. Die Augengläser fingen wieder an zu spielen, wie in der guten Zeit der Monarchie. Indeß schlief während dieser allgemeinen Auferstehung der Zuhörerschaft ein Akademiker, das Haupt auf seine Schulter geneigt, ungestört und ruhig weiter. Es war der gute Dupaty. Nachdem Herr v. Noailles seine Rede geschlossen, schlief er noch immer.

Man glaubte auch wohl einen Augenblick Herrn Thiers verloren zu haben. Beim Niederstürzen der Kuppel nämlich, am 24. Februar, vermeinten mehrere Zeugen, ihn in der Sitzung der Akademie gesehen zu haben. Er konnte auch in der That nicht gut wo anders gewesen seyn; denn er, der letzte Minister der Dynastie, er, der Feind der Revolution, er, der Retter des Staates, befand sich weder im Ministerialgebäude, um die Zügel der Macht zu ergreifen, noch in der Deputirtenkammer, um auf der Rednerbühne für die Regentschaft eine Lanze zu brechen, noch an der Spitze der Armee, um den Widerstand zu organisiren. Er war also augenscheinlich mit unter den Trümmern des Instituts begraben. Man suchte den ganzen Schutt nach ihm durch, aber ohne den geringsten Erfolg. Herr Thiers bleibt nicht gern unter Trümmern liegen. Er hatte sich glücklich durch ein Mauseloch gerettet.

Wenn er gestern nicht in der Akademie erscheinen zu müssen glaubte, so geschah dies darum, weil er Herrn v. Chateaubriand wegen einiger Unehrerbietigkeiten grollt, die sich der berühmte Schriftsteller gegen ihn erlaubt hat.

So konnte denn nun endlich die am 24. Februar 1848 unterbrochene Sitzung am 6. Dezember 1849, Nachmittags um zwei Uhr, fortgesetzt werden. Der neu Aufzunehmende war Herr v. Noailles, der Aufnehmende Herr Patin. Letzteren Namen hätte ich nie ohne ein mnemotechnisches Kunststück behalten. Sie sprachen alle Beide, versteht sich, Einer nach dem Anderen, und Folgendes war ungefähr der Sinn ihrer Reden .....

Vor Allem jedoch bekenne ich hier erst meine tiefste Hochachtung vor der auserlesenen Gesellschaft, die ich vier Stunden lang vor Augen hatte.

Ich hege durchaus nicht das geringste Vorurtheil gegen die Akademiker. Ich halte sie, Alles in Allem, für Leute von guter Gesellschaft, welche sich auf dem Wege der Stimmenwahl vereinigt haben einzig zu dem Zwecke, in anmuthiger Behäbigkeit über ihre Angelegenheiten zu plaudern. Sie versuchen allerdings auch von Zeit zu Zeit, sich das Ansehen zu geben, als beschäftigten sie sich, als entzifferten sie das Lexikon einer unbekannten Sprache, die da die „französische" heißt.

Nach acht Jahren der angestrengtesten Arbeit sind sie so mit Mühe und Noth bis zu dem Worte „Accorder" gekommen. Da sie sich aber bisher über dieses Wort nicht verständigen konnten, sind sie dabei bis zum neuen Einverständniß (Accord) stehen geblieben.

Ich theile durchaus nicht auf ihre Kosten die Ansicht meiner Freunde. Ich weiß nicht, wer es war, aber ein geistiger Mitbruder des Journals l'Evenement äußerte gestern noch: Warum wollen die Herren Akademiker nicht A. Dumas, Balzac, Alfred de Musset aufnehmen? Warum! .....

Nun, ganz einfach, weil dies Literaten sind!

Die Akademie zieht Rentiers, Leute, die sich, wie sie selbst, von den Geschäften zurückgezogen haben, vor. Was läßt sich dagegen einwenden? Sie ist Herrin ihres Hauses, sie erhält vom Staate eine Ruhe-Pension, um in friedlichem Feierkleide, an einem grünen Tisch ein kleines Plauderkränzchen zu halten. Es steht ihr also wohl frei, wen sie will, an den Tisch zuzulassen. Sie hat Herrn Dupaty gewählt, um ihr Couplets vorzusingen; sie wird vielleicht morgen Herrn Véron wählen, um sich Brustlüchlein geben zu lassen.

Ich muß alſo nur die Herren Dumas, Balzac und Muſſet tadeln, daß ſie an die Pforte dieſer Herren klopften. Sie ſind durch ihren eigenen Fehler geſtraft worden. Warum wollten ſie ſich in die Unterhaltung miſchen?

Die Akademie gehört, wir können es nicht oft genug wiederholen, nun einmal nur den Akademikern. Sie können ganz nach Gefallen aufnehmen, dich, mich, den erſten Beſten, ja, ſelbſt einen Literaten von Talent, und Niemand in der Welt hat das Recht, darüber ſeine Verwunderung zu bezeugen.

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, habe ich meinerſeits keinen wirklich ernſten Einwand gegen den Eintritt des Herrn v. Noailles in die Akademie vorzubringen. Er war in der alten Pairskammer ein gewandter, unterrichteter, geſchmackvoller, würdiger Redner, welcher die Mäßigung im Ausdruck zur Höhe eines Talentes erhoben hatte.

Er gehörte zum Salon der Madame Récamier, welcher nichts Anderes als die Vorhalle für den Eintritt in die Akademie war. Er hatte in letzterer Zeit eine Geſchichte der Frau v. Maintenon geſchrieben, die wir ſelbſt, als die Erſten, des verdienten Lobes würdigten.

Dieſe Geſchichte iſt in der That geſchickt geſchrieben, ſorgfältig ſtudirt. Wir können ihre Verdienſte um ſo beſſer anerkennen, als wir keineswegs ihre Lehren und Anſchauungen theilen.

Herr v. Noailles konnte ohne Hinderniß zur Unſterblichkeit der Straße Mazarin eingehen. Wenn er einen Seſſel in der Akademie nahm, ſo war er doch deswegen kein Kommuniſt neuer Gattung, der da Herrn Alexander Dumas das Recht gegeben, ihm durch Wegnahme von zehn Morgen Landes vom Park der Maintenon Gleiches mit Gleichem zu vergelten.*)

Wir machen alſo Herrn v. Noailles ſeine Erwählung für die Akademie keineswegs zum Vorwurf. Dieſe Wahl erſcheint uns vollkommen in der Ordnung. Und noch weniger machen wir ihm ſeine Anſichten zum Vorwurf.

In Bezug auf Anſichten ſind wir von Natur zur höchſten Accommodation geneigt. Wir wiſſen auf Perſönlichkeiten einzugehen. Wir wiſſen, daß Herr v. Noailles nicht die Freiheit des Denkens beſitzt.

Wir anderen Leute können denken, wie unſer Jahrhundert; er muß denken, wie ſein Name. Denn ſobald er einen Schritt auf die Bahn des Denkens vorwärts thun wollte, würde er plötzlich verſpüren, wie ihn eine ganze Reihe von Ahnen am Rockzipfel zurückzieht.

Er iſt verpflichtet, immer einige Jahre im Rückſtande zu leben, in der Poſt ſeiner Familienerinnerungen. Ich begreife ſehr wohl den geheimen Vertrag, den ſein Geiſt mit der Ahnengruft unterzeichnen mußte. Der Ruhm des Adels beruht auf dem Tode, unſerer auf dem Leben. Und weit davon entfernt, in Sachen des Denkens einen Stein auf das Opfer der Vergangenheit zu werfen, bedaure ich vielmehr ganz aufrichtig die Intelligenz und Weltanſchauung einer Tagesſtunde, welche dazu verdammt iſt, immer nur untergehende Sonnen zu ſchauen.

Wenn ich aber einer Anſicht, die ich gleichſam als ein Geſetz des Geſchickes, als ein dem Geiſte aufgeprägtes, unerläßliches Racen-Merkmal anſehe, meine volle Ehrerbietung erweiſe, ſo iſt es mir wohl auch geſtattet, im Vorübergehen einige Doktrinen des Herrn v. Noailles zu berühren.

Ich will nichts gegen ſeine gränzenloſe Apotheoſe Chateaubriand's ſagen. Die Kanoniſation gehört zu den Gebräuchen der Akademie. Herr v. Noailles hat ſich eben nur dem Herkommen gefügt.

Ich kann indeſſen nicht umhin, die Gerechtigkeit der Parteien zu bewundern. Der Neu-Katholizismus beſitzt nicht genug Verdammungseifer gegen die Unſittlichkeit der Romane. Chateaubriand ſchreibt da einen, ich geſtehe es gern, ſublimen Roman, deſſen Liebesfabel auf eine gedankliche Blutſchande hinausläuft; er verſtand es jedoch, einige Tropfen Weihwaſſer auf dieſe Gabe der Poeſie zu ſprengen. Herr v. Noailles überhäufte geſtern dieſen Roman, René, mit Lobeserhebungen, und der Neu-Katholizismus klatſchte mit beiden Händen Beifall.

Daß die Rede unſeres neuen Akademikers ferner Schmeicheleien in Bezug auf die Monarchieen und grollende Phraſen gegen die Revolutionen enthielt, iſt ganz natürlich. Er ſchuldete dieſe Artigkeit den ſchönen Damen, welche in ihrem neueſten Modeſtaat, nämlich in chambord-farbenen Atlas-Roben, rings auf den Tribünen ſaßen.

Wenn Herr v. Noailles, um das Prinzip der Legitimität zu erklären, denkt, eine Sache habe um ſo mehr Ausſicht auf künftige Dauer, je länger ſie ſchon wirklich gedauert, ſo beſcheiden wir uns, hierüber eine andere Anſicht zu hegen.

Wir glauben nämlich, daß eine Eiche, je älter ſie iſt, auch deſto mehr Gefahr läuft, abzuſterben. Wir wählen das, was das Beſte, und nicht das, was das Aelteſte iſt. Darum ziehen wir die Lokomotive den Treckſchuyten vor, trotz ihrer vierzig Quartale, die ſie ſchon zählen.**)

Wenn Herr v. Noailles das Lob des Autoritäts-Prinzipes in ſchönen Perioden ertönen läßt, ſo fragen wir ihn beiläufig ganz einfach:

Was verſtehen Sie unter Autorität? Iſt es die Gewalt, die Polizei, die Armee, die Hierarchie? Erlauben Sie, dieß iſt Alles nur das Gewand und Räſtzeug einer Idee.

Man kann dieſe Dinge alle haben, ohne darum Autorität zu beſitzen. Zehn Regierungen hinter einander haben dieß bei uns bewieſen. Sie huldigen indeß, mein verehrter Herr, keineswegs materialiſtiſchen Anſichten über Ihr Prinzip. So geben Sie uns denn Ihre Definition! .... In unſeren Augen iſt die Autorität die wirkliche, überlegte, anerkannte, von der Zuſtimmung des Volkes getragene Wahrheit.

Um nur ein Beiſpiel anzuführen, bemerken wir, daß, als Europa katholiſch war, der Katholizismus die vorzugsweiſe und eigentliche Autorität genannt werden konnte. Als Europa liberal wurde, war der Liberalismus die wahre Autorität, und die Stärke neigte ſich ſtets auf die Seite des herrſchenden Gedankens. Die Revolutionen ſind die Stunden, welche die Uebergänge bezeichnen.

Wenn Herr v. Noailles dem modernen Gedanken, deſſen Diener wir uns zu ſeyn rühmen, die Ruchloſigkeit, die Verbrechen, die Wirren und das Unglück der Geſellſchaft beimißt, ſo möge er uns einen ganz ergebenſten Vorbehalt geſtatten.

War es etwa der moderne Gedanke, welcher das Edikt von Nantes widerrief, welcher die Gräuelthaten der Cevennen beging? Ich nehme hierüber den Großvater der Noailles ſelbſt zum Zeugen. War er es, welcher das Erzbisthum Fenelon's dem abſcheulichſten Schurken, der je Erzbiſchof geweſen, verlieh, dem Kardinal Dubois nämlich, da wir ihn wohl nennen müſſen? Iſt er es, welcher den Purpur der Kirche auf die Schultern dieſes Menſchen legte, den unſere heutige Geſellſchaft unfehlbar auf die Galeeren verdammen würde? Iſt es der moderne Gedanke, welcher die Nächte an dem Bacchanalientiſche der Monarchie verſchwelgte? Iſt er es endlich, welcher das Beiſpiel des Blutvergießens gegeben?

Dort die Autorität, — hier die Freiheit! .... blicken Sie ſich einmal einen Augenblick um und ſehen Sie, hinter welcher von beiden Sie die längſten Leichenzüge bemerken!

Wenn Herr v. Noailles in einem etwas allzu heftigen Anfall von Frömmigkeit vor der ganzen Akademie ausruft: „Nachdem Pascal alle Wiſſenſchaften erforſcht und das Nichts derſelben erkannt hatte u. ſ. w.;“ ſo ſind wir ſo frei, ihn zu unterbrechen und ihn daran zu erinnern, daß er vor der Akademie der Wiſſenſchaften ſpricht, und daß der Baron Thenard niemals wird für einen Mann des Nichts gelten wollen.

Mag Herr v. Noailles immerhin unſere Prinzipien, unſere Gedanken, unſere Begeiſterungsflüge und Prophetieen verwerfen; mag er einzig und allein nur einigen Vertrauten und Auserwählten, etwa wie man es in ſeinem Salon zu thun pflegt, Huldigung erweiſen; mag er nicht nur in Guizot, welcher in der That ein Meiſterwerk lieferte, einen großen Hiſtoriker erblicken, ſondern auch in Herrn v. Barante, der nichts weiter gethan, als daß er den Froiſſard ſtückweiſe mit der Scheere abgeſchnitten; mag er ſogar aus Unachtſamkeit das Räucherfaß auf das Haupt des Herrn Thiers fallen laſſen: wir nehmen uns aus all dieſen Lobeserhebungen gerade das heraus, was uns eben beliebt, und gehen gern über dieſe üblichen akademiſchen Reverenzen hinweg.

Wenn Herr v. Noailles jedoch, indem er davon ſpricht, wie Chateaubriand ſich unter der Armee Condé's befand, in der Zerſtreuung die Phraſe vorbringt:

„Nachdem er den Feldzug, während deſſen er in ſeinem Torniſter das
„Gedicht trug, welches ihm als Harniſch gegen die Kugeln des Feindes
„diente, bis zu Ende mitgemacht hat u. ſ. w.“

ſo finden wir ſolcherlei Zerſtreuung doch etwas ſehr ſtark. Der Feind! ſagt Herr v. Noailles in ſeiner Rede. Der Feind! — und es war doch die franzöſiſche Nation, um ſo mehr, als wahrlich nicht ganz Frankreich ſich in Koblenz aufhielt und unter den deutſchen Fahnen ſtand. Der Feind! — ein heldenmüthiges Volk von fünfundzwanzig Millionen, welches zur Vertheidigung ſeines Landes an die Gränzen eilt. Der Feind! — jene gewaltige Revolutions-Armee, welche die ſiegenden Adler Frankreichs durch ganz Europa trug. Der Feind! — Männer, wie Marceau, Hoche, Carnot, Kleber, Joubert, ja, wir, unſere Väter ſelbſt waren es, denn es giebt wohl keine Familie, die nicht einen Tropfen Blut zum Heile des Vaterlandes geopfert.

Wir alſo waren die Feinde, wir, die wir nie eines Fußes Breite von unſerem Vaterlande verkauft haben, und Ihr waret die Franzoſen, Ihr, die öffentlichen und heimlichen Anreger der Revolutionsgräuel; Ihr, die Ihr hinter den preußiſchen Regimentern nach Paris marſchirtet; Ihr, die Ihr den Engländern Toulon überlieferte; Ihr, die Ihr über Frankreich einen unerbittlichen Kampf heraufbeſchwort, der erſt bei Waterloo endete.

Wir können uns durchaus nicht zu dieſer Theorie des Ehrgefühls (point d'honneur) verſtehen, welche Herr v. Noailles geſtern in der Akademie entwickelte, um eine mit dem Auslande verbundene Gränz-Emeute zu rechtfertigen.

In unſeren Augen iſt die Inſurrection eben die Inſurrection. Wir haben nicht zweierlei Maß für ſie. Mag ſie ſich hinter ein Gebüſch oder hinter eine Barrikade auf die Lauer legen, mag ſie die Blouſe oder die Uniform tragen, ſobald ſie auf die Geſellſchaft Feuer giebt, iſt ſie überall gleichen Verbrechens ſchuldig.

Ich gehöre, Gott ſey Dank! nicht zur Partei der Emeute. Ich gehöre nur zur Partei der Diskuſſion.

Wenn ich indeß auf meine Nachbarn blicke, ſo ſehe ich, daß ſie alle beide Blutflecken an ihren Kleidern haben; die einen aus den Tagen der Revolution, die anderen aus denen der Chouannerie.

Wir wollen den Bürgerkrieg bei keiner Partei zu entſchuldigen ſuchen und auf keine Weiſe, weder mit dem „Ehrgefühl“, noch mit irgend einem anderen Motiv. Laſſen wir dieſe Dinge bei Seite. Sprechen wir überhaupt leiſe: das Volk lauſcht vielleicht an den Thüren der Akademie.

Nachdem wir einmal dieſe Vorbehalte kundgegeben, können wir ſagen, daß Herr v. Noailles einen geſchickten, intereſſanten, zuweilen wahrhaft beredten Vortrag gehalten, der im Allgemeinen nur, zweifelsohne aus Rückſicht auf ſein Auditorium, etwas zu akademiſch war.

Herr Patin antwortete ihm in einer verſtändigen und gemeſſenen Rede,

*) Anſpielung auf verſchiedene in der Zeit Ludwig's XIV. ſpielende Romanſkizzen von A. Dumas.

**) Wenn die Lokomotive jedoch überhitzt wird und ihre Führung in unbeſonnener Hand iſt, ſo fliegen ſie unfehlbar, die ſichere und endlich doch auch an das Ziel führende Treckſchuyte vor. D. A.

welche in geschickter Weise das Lob des Herrn v. Fontanes, des Groß-Kanzlers der Universität, beibrachte.

So wurde die Sitzung bei einbrechender Nacht geschlossen.

Und nun, meine Herren von der Akademie, da Sie denn nun wieder aufgefunden und von jener langen Betäubung der Republik aufgeweckt sind, wollten Sie sich wohl, und wäre es auch nur im Interesse des Friedens unseres armen Landes, von Zeit zu Zeit gütigst daran erinnern, daß es eine Februar-Revolution gegeben!"*)

Italien.

Das Parlament von Piemont.

(Schluß.)

Insofern hatte also die Opposition mit jener Bedingung nichts weiter als eine Verfassungsverletzung vorgeschlagen, da dieser Gegenstand in dieser Session unmöglich mehr vorgebracht werden konnte. Nichtsdestoweniger verpflichtete sich das Ministerium, um jeden Grund eines Vorwandes zu entkräften, auf das feierlichste, daß es jenes Gesetz zu Anfang des nächsten Sommers von neuem einbringen werde. Aber nichts vermochte einen so wüthenden Eigensinn zu überwinden. Die Linke hatte durchaus die Krisis gewünscht und darum herbeigerufen, wiewohl man sich allerdings höchlich wundern muß, daß sie nicht einmal gewußt hat, wie sehr die Regierung von der öffentlichen Meinung förmlich dazu gedrängt worden, aus dieser Lage der Dinge ihren Nutzen zu ziehen und die Verfassung nach ihrem Sinne zu ändern.

Endlich fand das Ministerium den richtigen Ausweg aus diesem Labyrinth; es dekretirte Schlag auf Schlag, erst die Vertagung, dann die Auflösung der Kammer. Nach der ersten Ordonnanz der Vertagung hatte zwar die Opposition sich noch mit der Hoffnung geschmeichelt, daß das Ministerium nicht weiter zu gehen wagen würde, und hatte daher schon mit verschiedenen Schritten und Bitten jenen Schlag abzuwenden versucht, der ihnen drohte. Aber je nachsichtiger und schonungsvoller das Kabinet früher verfuhr, um der Krisis zu begegnen, desto stärker mußte es sich jetzt zeigen, als sie wirklich dem Ausbruch nahe war.

Uebrigens hat das Ministerium seitdem vielfachen Tadel erfahren, daß es nicht sofort ein neues Wahlgesetz promulgirt habe, da das alte nur versuchsweise als Ordonnanz von Karl Albert eingeführt worden und daher leicht wiederum auf dem Wege der Ordonnanz beseitigt werden könne. Aber das sind wirklich ganz verfängliche und gefährliche Subtilitäten. Wozu denn heute sich in Spitzfindigkeiten verlieren, um nur den Schein der Legalität zu wahren, während man morgen schon gezwungen seyn kann, die Constitution selbst anzutasten? Daß man doch nie die Sache beim rechten Namen nennen will! Was man vorschlägt, und was, wir wissen es, vielleicht kommen wird, ist geradezu ein Staatsstreich. Nun ist es aber schon eine Forderung der Klugheit, daß man Staatsstreiche so viel wie möglich vermeide, und wird man wirklich dazu gedrängt, so muß man sich wenigstens das Zeugniß ablegen können, daß man sich nur von dem höchsten Gesetz und Recht, dem des Staatswohles, habe leiten lassen. Darum finden wir wohl Gefallen an den übermäßigen Skrupeln, die der König von Sardinien und seine Minister sich über diesen Punkt gemacht, um dann im Augenblicke der Gefahr mit desto stärkerem und reinerem Bewußtseyn das Vaterland zu retten. Oder wird etwa auch, nachdem der König in seiner letzten eben so treuherzigen wie begeisterten Ansprache an das Volk ein rührendes Zeichen seiner Rechtlichkeit niedergelegt, noch Jemand in ganz Italien und Europa seine Stimme gegen ihn zu erheben wagen, wenn er im Falle, daß trotzdem dieselbe demokratische Kammer mit demselben Geiste der Feindseligkeit nach Turin zurückkehrte, endlich jene Ketten zerbricht, in welchen ihn Legalitäts-Sophisten so gern gefangen hielten, wenn er mit einem Worte auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts an die Meinung der ganzen Nation appellirt?

In diesem Sinne wird auch in der That das Wahlgesetz geändert werden müssen, wenn man anders jener aristokratischen Bourgeoisie, die sich seit zwei Jahren an die Stelle der früheren militairischen Noblesse dem Lande aufgedrängt hat, das Heft aus den Händen nehmen will. Nur bei dem allgemeinen Stimmrecht wird sich auch die ganze Nation an der Wahl betheiligen. Aber damit allein ist es nicht genug. Auch das Preßgesetz und Associationswesen bedarf der Reform, wenn die Zügellosigkeit nicht noch weiter ausarten und jede sichere Grundlage der constitutionellen Freiheit erschüttern soll. Diese drei Gesetzesvorlagen wird das Ministerium bei der nächsten Kammer einbringen müssen, wenn die Majorität ihm günstig seyn wird, oder auf eigene Verantwortlichkeit dekretiren müssen, wenn es von neuem zu einer Auflösung gedrängt werden sollte.

Wird nun das Ministerium die Majorität haben oder nicht? das ist heute die Tagesfrage in Piemont. Die Meisten behaupten freilich das Letztere und berechnen schon im voraus alle möglichen Folgen, sehen schon mit prophetischem Geiste die Insurrection, die Anarchie hereinbrechen, sehen den Bruch mit Oesterreich, eine neue Invasion und endlich den Ruin des Vaterlandes kommen. Nun, die Lage Piemonts ist allerdings eine sehr harte, aber so trostlos können wir sie doch nicht ansehen. Indem das Ministerium es noch einmal mit dem alten Wahlgesetz versuchte, hat es ohne allen Zweifel den Fall der Wiederwahl der letzten Deputirten vorgesehen und sich sicher in den Stand gesetzt, um mit starker Hand und sicherem Erfolg das Mittel anzuwenden, das es sich für die äußerste Noth reservirt hat. Ein neues demokratisches Ministerium und also ein neuer Vorwand zur Invasion ist demnach eben so wenig zu fürchten, als etwa das Gelingen einer Revolte in Genua, mit der man in letzter Zeit so gern die ängstlichen Gemüther Piemonts zu schrecken suchte, oder einer Emeute in den Straßen Turins. Denn in letzterer Beziehung würde die piemontesische Armee ihrer schon seit einem Jahre genährten und bis aufs höchste gestiegenen Erbitterung sicher in einer Weise Luft zu machen suchen, daß sie nicht so leicht zu zügeln seyn möchte. Doch wir geben keineswegs die Hoffnung auf eine friedliche Lösung dieser verwickelten Lage auf. Das Ministerium hat unbedingt aus dem allgemeinen Gefühl der Verachtung, das sich in der letzten Zeit unter dem Eindruck des erbärmlichen Benehmens der Kammer offenkundig gezeigt hat, den größten Vortheil gezogen, und indem es inzwischen auch die Stimme des Fürsten, die nie in Piemont ohne Wirkung geblieben ist, hören gelassen, indem es durch Flugschriften die Wähler zur Betheiligung an der Wahl anzuspornen, ihnen ihre wichtigen Pflichten als Staatsbürger auf das eindringlichste in Erinnerung zu bringen gesucht, und indem es endlich den Beamten aufgegeben, nicht etwa für gemäßigte Kandidaten zu agitiren, sondern nur ihre Hände von jenen gewöhnlichen Wahl-Intriguen und Kabalen fern zu halten, — hat es auf die Gesinnung, auf das Bewußtseyn und Selbstgefühl des Volkes einen Einfluß ausgeübt, dessen Bedeutung hoffentlich schwer in die Schale fallen wird.

Diese Energie und Kraftanstrengung des Ministeriums zeigt uns auch, von welchem richtigen Gesichtspunkte aus es die Lage der Dinge zu beurtheilen versteht, daß es namentlich weit entfernt ist von jenem Standpunkt der Optimisten, deren Ruhe und Zuversicht durch keine Befürchtungen und Anzeichen erschüttert werden kann, deren patriotisches Gefühl keinen Zweifel an die Macht der constitutionellen Institutionen aufkommen läßt und die daher selbst in dieser schweren Zeit der Krisis den Sieg der Regierung für ausgemacht halten. Diese Ansicht vertritt besonders Herr Balbo, der erst unlängst behauptete, das Ministerium könne durch Geduld und nach und nach seine Gegner vollständig besiegen und sogar eine Majorität erreichen. Freilich würde derselbe bei diesem Prinzip der Langsamkeit auch nicht vor mehreren hinter einander folgenden Auflösungen des Parlamentes zurückschrecken, in der festen Ueberzeugung, daß der gesunde Sinn des Volkes sich endlich doch trotz aller Wahl-Agitationen Bahn brechen werde. Aber der Herr Graf scheint vergessen zu haben, daß wohl die Festigkeit und Unerschütterlichkeit *seines* Charakters ein solches Vertrauen verdienen, daß er für seine Person wohl standhaft und stark genug seyn könne, um vielleicht mit Horaz auszurufen:

Und stürzet derstend auch die Welt hinab —
Ich steige unverzagt ins Weltengrab!

Daß es aber mit dem vielgepriesenen „gesunden Sinn des Volkes" allerdings seine großen Gefahren hat, daß namentlich alle jene Versuche, öfter angewendet, keinen anderen Erfolg haben können, als bei den Südländern gewisse Fieberkrankheiten, bei deren drittem Anfalle der Patient unrettbar verloren ist; daß die Bevölkerung endlich abgestumpft und, um nur Ruhe zu haben, gleichgültig werden muß selbst gegen jede Beseitigung der Verfassung. Das wäre denn auch der größte Triumph Oesterreichs, das letzte Ziel seiner Wünsche in Betreff Piemonts! Darum wünschen wir von Herzen dem Unternehmen des Herrn d'Azeglio und seiner Kollegen den besten Erfolg; denn mit ihnen steht und fällt die parlamentarische Regierungsweise in Piemont, von ihrem Schicksale hängt das Schicksal der ganzen Halbinsel ab, die mit Recht heute dieses Königreich als die Zufluchtsstätte der italiänischen Freiheit ansieht.

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

II. Jakob von Artevelde.

Der Freitagsmarkt war nicht immer der Schauplatz der Freude und des festlichen Gewühls; es giebt auch in Flanderns Geschichte trübe Blätter, die von des Volkes Elend und Erniedrigung erzählen.

Der 25. Dezember im Jahre unseres Herrn 1337 war ein kalter, widerlicher Tag; seit vierzehn Monaten wüthete eine gräßliche Hungersnoth im reichen Flandern. Diese Plage, hundertmal schlimmer als Pest und Krieg, hatte die Lebenssäfte des Volkes aufgetrocknet und selbst die früher niemals entmuthigten Genter so ihrer geistigen wie ihrer körperlichen Kraft beraubt, daß ihnen keine Stärke mehr zu bleiben schien, um sich ein besseres Loos zu wünschen. Der Tod nahte sich ihnen wie ein Schlaf der Ermattung; er raffte täglich wie ein schleichendes Gespenst Hunderte von Schlachtopfern hinweg, und dennoch betrachteten ihn die unglücklichen Blaaminger mit jenem stumpfen, zweifelhaften Blicke, welcher verkündet, daß selbst die Liebe zum Leben in uns erstorben ist.

War es schon in Gent gräßlich, die verhungerten Arbeiter mit eingesunkenen Augen und verwildertem Antlitz wie stumme Schatten durch die Straßen schwanken zu sehen, so zeigte sich dies noch entsetzlicher in dem Schicksal der armen Dorfbewohner, die bis dahin ihren Wohlstand und selbst Ueberfluß im Spinnen und Weben von Wolle oder Flachs gefunden hatten. Dort eilte der furchtbare Hungertod von Wohnung zu Wohnung, um den Arbeiter auf seinem ruhenden Webstuhl zu treffen, während derselbe Frau und Kinder vor seinen brechenden Blicken mit mörderischen Schmerzen kämpfen sah: dort folgten Krankheiten und Pest der Hungersnoth auf dem Fuße nach, um noch die zu rauben, welche jene am Rande des Grabes gelassen hatte. Es gab Gemeinden, in denen die entsetzlichste Stille herrschte, als ob der Tod keinen einzigen Be-

*) Leider werden alle übrigen Franzosen noch lange genug an die Februar-Revolution zu denken haben. Wohl daher den Wenigen, die erst daran erinnert werden müssen! D. R.

wohner verſchont habe, und wo in der That die Leichen ganzer Familien wie vergeſſen liegen geblieben waren. Man ſah auf den Feldern Frauen und Kinder wie raſende Thiere die Kräuter aus dem gefrornen Boden reißen und tödtlich getroffen hinſinken, die trügeriſche Nahrung im krampfhaft verzerrten Munde. Ach! nichts war ſchrecklicher, als der Anblick dieſes hoffnungsloſen Kampfes einer fleißigen und zahlreichen Bevölkerung gegen Seuche, Peſt, Kälte und Hungersnoth.

An jenem Tage zeigte der Freitagsmarkt auch in ſeiner ganzen Gräßlichkeit das Elend des Volkes. Auf demſelben Platze, wo die Bürger von Gent ſo manchesmal in jauchzendem Gefühl ihren Wohlſtand und ihre Freiheit gefeiert hatten, lagen ſie jetzt erſchöpft, gelähmt und abgezehrt, den bewußtloſen Blick auf den Boden gerichtet.

Am Fuße von St. Jakob's Kirchhofsmauer ſaßen viele Frauen und Kinder zuſammengekauert, um ſich vor dem ſchneidenden Winde zu ſchützen; ſprachlos lagen ſie da wie ein Haufen verſteinerter Leichen, vor den Mauern, hinter denen ihr Grab vielleicht ſchon gähnte; keine Klage, keine Bewegung als allein der laute Kuß, den eine Mutter auf die Lippen ihres erſtarrenden Kindes drückte, oder die Stimme eines Knaben, der mit dem Geſichte im Schooß verſteckt die Worte: Brod, Brod! ausſprach, als ob der Boden ihn hätte erhören können. Bei dem Gotteshauſe zu St.-Jan-in-de-Olie (St. Johannes im Oelberge) trauerten ſolche Haufen leidender Frauen, und längs allen Häuſern, die ſich von St. Jakob nach der Leie hinzogen, konnte man die verhungerten Bürger ſitzen ſehen, eben ſo niedergedrückt, wie die Frauen, und das Antlitz ganz in ihr Regentuch verſteckt.

Warum kamen ſie denn auf einen Markt, um dort mit der bitteren Kälte zu kämpfen, während ihre Wohnungen ihnen zum mindeſten Schutz, wenn auch nicht vor dem wüthenden Hunger, doch vor dem ſchneidenden Nordwind, darboten? Der Freitagsmarkt? Dort lebte das Volk von Gent ganz und gar, dorthin hatte es ſtets ſeine Freude gebracht, es brachte jetzt auch ſein Elend und ſein Leid dahin.

Unter dem Thürmchen vor dem Hochhauſe und weiter den Markt hinauf nach der Seite der Leie zu änderte ſich dieſes gräßliche Schauſpiel der Hoffnungsloſigkeit und des tödtlichen Schmerzes; hier waren in zahlreichen Haufen die Bürger verſammelt, in deren Herzen noch Feuer genug lebte, um Zorn zu nähren oder Rettung zu ſuchen. Hier ſchoſſen noch aus manchem Auge drohende Strahlen der Rachſucht gegen die Urſache von des Volkes Elend; hier ſah man Fäuſte ſich krampfhaft ballen; hier hörte man blutige Drohungen und bittere Spottreden auf die Feigheit der Blaaminger.

„Sind wir Genter?" rief ein trotziger Blaufärber in dumpfer Wuth. „Wir Genter? Ach, wir vergehen vor Hunger, unſere Kinder ſterben wie junge Hunde, unſere Frauen liegen da am Kirchhofe wie das Schlachtvieh, das ſeinen Tod erwartet, und wir, wir ſtehen hier machtlos und fluchend."

„Aber, Lieven Compne, was können wir thun?" bemerkte ein Anderer mit muthloſem Ton. „Es iſt keine Nahrung im Lande, wer ſoll uns denn Arbeit geben?"

„Was Ihr da ſagt, Simon, iſt eine Feigheit; die Gemeinde darf ihre Bürger nicht Hungers ſterben laſſen!" murrte ein Dritter.

„Ach!" ſeufzte Simon, „die Gemeinde hat viel gethan in dieſer elenden Zeit; vor vierzehn Tagen hat ſie noch eine Anleihe aufgenommen und tauſend Pfund an die Gilden ausgetheilt. Unſere Färbergilde hat hundertundſiebenundreißig Pfund davon bekommen, und Ihr wißt es, Lieven, denn das Stadtviertel zum Oudenbergh hat auch hundert Pfund erhalten."

„Dort, dort iſt Geld genug!" rief ein Walkmüller, indem er drohend auf den Utenhovenſtein wies, „aber es gehört Muth dazu, um es herauszuholen, Muth! und wir ſind feigherzige Schufte."

Dieſe Worte überraſchten die Zuhörer auf eine ſonderbare Weiſe, und ſie betrachteten den Walkmüller mit ſchmerzlichem Unwillen.

„Schweigt!" rief Lieven Compne. „Ihr und Simon, Ihr wißt nicht, was Ihr ſagt. Betteln, Plündern, was iſt das für eine Sprache? — Ja, ich ſegne auch die Hand, die durch eine milde Gabe dieſen armen Frauen und Kindern zu Hülfe kömmt und ſie labt; aber was wir Männer, wir Genter haben müſſen, iſt das ein Almoſen? Iſt es Geld, das wir mit Gewalt rauben ſollen? Sind wir denn Bettler oder Diebe? Nein, nein! Arbeit muß es ſeyn, Arbeit und Nahrung. Ich will kein anderes Brod eſſen, als das ich im Schweiße meines Angeſichts verdienen kann. So ſpricht ein Mann."

„Ja, ja! ſo ſpricht ein Mann, der gegeſſen hat!" antwortete der Walkmüller; „aber ein leerer Magen iſt taub. Darum, das Schönreden kann wenig helfen. Keine vierzehn Tage mehr, und es wird ſich anders gemacht haben in Gent; — und dann wollen wir einmal ſehen, wie viele Stücke und wie viele Maß Wein in den Steinen verſteckt liegen."

„Ein ſchlechtes Mittel!" ſeufzte Simon, „das ſtößt uns nur vom Rande in den Graben."

„Als ob es möglich wäre, tiefer zu fallen!" antwortete der Walkmüller lachend.

„Ha!" rief Lieven zornig dieſem zu: „ſeyd Ihr es nicht, der geſtern im Löwen-zum-Brunnen mit dem franzöſiſchen Kaufmann getrunken und geplaudert hat?"

„Ja, wohl bekam es mir; dergleichen findet man jetzt nicht alle Tage."

„Ah! dann begreif' ich, wo Ihr das tolle Geſchwätz gelernt habt; — und nun erinnere ich mich, Ihr habt fünf Jahre in Frankreich gewohnt mit denjenigen, die ſich erkaufen ließen, die blaamiſche Weberei nach Amiens zu bringen. Ihr dürft nach Eurer Stadt Ypern nicht zurückkehren, und Ihr ſeyd ſelbſt kein Bürger von Gent, Ihr ſteht unter Ribaudenrecht!"

Der Walkmüller entbrannte bei dieſem Vorwurf in heftigem Zorn; dies ſah man deutlich an der Röthe, die ſeine Wangen färbte. Da aber Lieven ein ſehr ſtarker Mann war, der mit einem einzigen Fauſtſchlag ſeinen ſchwächeren Gegner zu Boden ſtrecken konnte, ſo ſchluckte dieſer ſeinen Aerger hinunter und antwortete ſpöttiſch:

„Backt ſie mit Schmalz, Eure gnädigen Herren, die Euren Schweiß und Blut in Turnieren und Gaſtmählern verpraſſen und vergeuden; kriecht zu ihren Füßen und laßt Euch treten, bis alles Volk ausgeſtorben iſt; dann habt Ihr nicht mehr, als Ihr verdient."

„Er ſpricht von den Leliaerds", bemerkte ein Zimmermann, „und er hat Recht; wir wollen denen ſchon ihre Rechnung machen!"

„Warum zeigt er denn auf Utenhovenſtein?" verſetzte Lieven Compne. „Wißt Ihr denn, Ihr weggelaufener Yperling, wer Ser Jan v. Utenhove iſt?"

„Er iſt ein Ritter und Bedrücker des Volkes", murrte der Walkmüller.

„Bedrücker des Volks?" wiederholte Lieven mit ſteigender Erbitterung. „Er iſt Dechant der St. Georgengilde; er iſt mein Mitgeſelle in der Färberei und Zinder unſerer Gilde; er hat eine Schule geſtiftet für die Kinder unſerer armen Geſellen; er hat ein Gotteshaus für unſere armen Färber gebaut; er hat ſchon beinahe die Hälfte ſeiner Güter verpfändet, um für unſere Zunft die Hungersnoth zu mildern; er hat vielleicht fünfhundert armen Bürgern das Leben gerettet, und gegen ſolchen Mann wollt Ihr zur Rache rufen?"

„Seht", ſagte der Zimmermann, „dort ſteht er vor ſeinem Stein und ſchwatzt mit Tiſte, dem Spinner."

„Ja wohl, ſeht doch!" rief Lieven, „er reicht dem armen Geſellen freundſchaftlich die Hand."

„Ja, das iſt Einer unter Tauſenden", ſpottete der Walkmüller.

„Man ſieht deutlich", entgegnete Lieven, „daß Ihr kein Genter ſeyd und weit her kommt. Weil Ihr in Frankreich das Volk ohne Freiheit von den Lehnsherren und Rittern unterdrückt ſahe, niedergebeugt unter der Laſt der Willkür und verarmt durch die Verfälſchung des Geldes, wollt Ihr uns hier vorſingen, was Ihr dort gehört habt. Aber nennt mir einen einzigen Genter Ritter, der ſich nicht geehrt fühlt, ein Mitglied einer Gilde zu ſeyn, oder der ſich weigerte, einem Zunftgenoſſen die Hand zu drücken, wenn ſie ihm angeboten wird!"

„Ja", antwortete darauf ein Strohdecker, „das iſt wahr, ſo weit es die Vaernewycks, die Goethals, die Berleghems und Andere betrifft, welche von Vater zu Sohn Bürger von Gent geweſen ſind. Aber wie iſt es mit den Leliaerds?"

„Die Leliaerds, die ſind weder Genter, noch Blaaminger."

„Und was ſind ſie denn?" (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kettenbrücke über die Newa. „Zum erſtenmal", ſchreibt man aus St. Petersburg, „ſo lange dieſe Hauptſtadt ſteht und ſo lange die Newa ſtrömt, iſt es geſchehen, daß Menſchen von einem Ufer zum anderen gelangten, während die Schollen des Ladoga-Eiſes ihren gewohnten wilden Durchzug hielten. Zwar war es nur eine beſchränkte Zahl Perſonen, denen der Weg über die Gerüſte der neuen Brücke offen ſtand, aber die merkwürdige Thatſache iſt nun doch endlich ausgemacht und der unangenehme Querſtrich durch das Petersburger Leben, über den alle Jahre regelmäßig zweimal ſeit anderthalb Jahrhunderten ſo viel geſeufzt worden — die Unterbrechung der Verbindung zwiſchen beiden Newa-Ufern — für ewige Zeiten abbeſtellt. Der 12. (24.) November 1849, an welchem diesmal der Eisgang begann, bezeichnet alſo einen wichtigen Abſchnitt in den Annalen der ruſſiſchen Kaiſerſtadt, für deren innere Geſtaltung dieſer Brückenbau von unberechenbaren Folgen ſeyn muß. ..... Der Anblick der Brücke während des Eisganges war intereſſant: unten die entfeſſelte rohe Naturkraft, der in ein empörtes Eismeer verwandelte Strom — oben das fein erſonnene Menſchenwerk, das den fürchterlichen Widerſtand überhüpft, anſtatt ihn brechen zu wollen. Dieſes dünne, durchſichtige Sparrengewebe der Bogengerüſte, das ſich, nach amerikaniſcher Weiſe zuſammengefügt, in gerader Linie von einem Pfeiler zum anderen zieht und, wie von unſichtbaren Händen getragen, über dem gähnenden Abgrunde ſchwebt, iſt einer von den augenfälligſten Siegen des Geiſtes über die Materie."

— Ruſſiſche Verſchworne. Unter den einundzwanzig Verſchwornen, die jüngſt in St. Petersburg durch die „unerſchöpfliche Gnade des Kaiſers", ſtatt der ihnen „nach den Geſetzen" zukommenden Todesſtrafe zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken oder zur Unterſteckung unter das Militair verurtheilt worden, bemerken wir mehrere Namen, die in der ruſſiſchen Literatur einen guten Klang haben, als den Novelliſten Fedor Doſtojevskji, deſſen Roman „die armen Leute" vor einigen Jahren in dieſen Blättern beſprochen wurde, ferner den ſinnigen Dichter Sergéi Durov, die Herren Toll, Pleſchtſchejev und Konſtantin Timkovskji (Ueberſetzer Calderoniſcher Dramen). Auch bei dieſem Unternehmen, wie bei der großen Verſchwörung von 1825, ſcheinen ſich daher vorzugsweiſe Männer der Intelligenz betheiligt zu haben, welche nun die Wüſteneien Sibiriens bevölkern helfen oder, wie der unglückliche Beſtujev, unter den Kugeln der Tſcherkeſſen verbluten müſſen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Dienstag den 22. Januar 1850.

Rußland.

Kasan und seine Merkwürdigkeiten.

Nach C. D. L. von Arnim.*)

Der sogenannte Flüchtig-Reisende, der in früheren Jahren bereits seine „flüchtigen Bemerkungen" über Griechenland und die Levante, über Spanien und Süd-Frankreich, über Neapel, Sizilien, Malta und Sardinien in vier Bändchen dem Druck übergeben, hat diesen neuerdings zwei Theile folgen lassen, die jedoch nicht mehr den Süden Europa's, sondern den hohen Norden zum Gegenstande haben. Rußland ist es diesmal, worüber der Flüchtig-Reisende schreibt, der dort in den höheren Kreisen, wie fast überall, wohin ihn seine Reiselust geführt, ein willkommener Gast war. Er kam nach St. Petersburg gerade zur Zeit, als die Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Württemberg stattfand, und als Oberschenk des preußischen Königshofes wurde Herr v. Arnim nicht blos zu allen Festen, die bei dieser Gelegenheit in Peterhof und anderwärts gegeben wurden, zugezogen, sondern auch, wie diese seit Herrn v. Custine keinem anderen schriftstellernden Reisenden zu Theil geworden, mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Herr v. Arnim nicht wie sein französischer Vorgänger Freundliches durch Feindseliges erwiedert. Die Leser kennen bereits die milde, harmlose Betrachtungsweise des Flüchtig-Reisenden, der nirgends gern Anstoß giebt und am wenigsten da, wo er gastlich aufgenommen worden. Mit den alle Pforten öffnenden Empfehlungen der Kaiserin versehen, reiste Herr v. Arnim von St. Petersburg, wohin er zur See über Stettin gegangen war, nach Moskau, Nishny Nowgorod und Kasan bis an die Gränzen Sibiriens, von wo er es jedoch vorzog, nach Petersburg zurückzukehren, um über Riga, Mitau und Königsberg die Heimreise anzutreten. Von den drei Abtheilungen des Buches umfaßt die erste die Hinreise und den Aufenthalt in der kaiserlichen Residenz, die zweite den Ausflug in das Innere des Reiches und die dritte endlich die Rückkehr. Jede dieser Abtheilungen ist mit besonderen Beilagen zur näheren Erläuterung der von dem Reisenden berührten Verhältnisse des kaiserlichen Hofes, der russischen Literatur, Industrie und Landwirthschaft ausgestattet.

Wir wollen unseren Lesern aus dem zweiten Abschnitte über die Stadt und die Universität Kasan Einiges mittheilen, das, wie flüchtig auch der Reisende selbst seine Bemerkungen immer nennt, doch mancherlei darbietet, was ein mehr als flüchtiges Interesse gewährt. Der Verfasser ist so anspruchslos, daß er seinen Lesern in der Vorrede zuruft: „Lesen, sich an dem Gelesenen erfreuen und dann wiederum vergessen — das ist wohl Alles, was ich zu wünschen und zu hoffen berechtigt bin." Gewiß aber wird sich der „Flüchtig-Reisende" durch seine den Norden wie den Süden Europa's mit gleicher Gemüthlichkeit darstellenden Schriften auch in manchem Herzen ein freundliches Denkmal gestiftet haben.

Nachdem der Verfasser die Stadt Nishny Nowgorod und ihre berühmte Messe besucht hatte, reiste er durch das Land der Tschuwaschen, deren götzendienerische Gebräuche er uns beschreibt, nach Kasan, dessen Nähe durch eine abgestumpfte Pyramide mit zwei Säulen am Eingange angekündigt wird. Ein Theil der Stadt selbst lag noch in Folge der zahlreichen Feuersbrünste, welche kurz vorher gewüthet hatten, in Asche. Ein anderer abgebrannt gewesener Theil war jedoch bereits wieder um so prachtvoller hergestellt. In dem Hotel eines Deutschen, Namens Hebler, stieg der Reisende ab, doch befand er sich kaum eine Viertelstunde auf seinem Zimmer, als der Polizei-Präsident (Polizeimeister) des Gouvernements, Oberstlieutenant v. Krüdener, eintrat, welcher den Angekommenen im Namen des Gouverneurs, Generals Baratinsky, einlud, eine an der Thür des Hotels bereitstehende Equipage zu benutzen und seine Wohnung im Gouvernementshause zu nehmen. Da die Kaiserin selbst Herrn v. Arnim der Generalin Baratinsky, einer gebornen Fürstin Abamelik, empfohlen hatte, so war schon die erste, wahrscheinlich durch die Meldung am Stadtthore erhaltene Kunde von der Ankunft des Reisenden hinreichend, ihm eine so zuvorkommende Einladung zu verschaffen. Herr v. Arnim nahm diese jedoch erst für den folgenden Tag an. Wir lassen nun den Verfasser selbst erzählen:

„Meine Uebersiedelung in das Haus des Gouverneurs erfolgte des anderen Morgens, nachdem derselbe mir noch vorher einen kurzen Besuch gemacht und höchst verbindlich seine Einladung wiederholt hatte. Die gegenwärtige Wohnung des Gouverneurs ist nach dem Brande des Gouvernementshauses, wenigstens für den Sommer, zwar noch in der Stadt befindlich, doch mehr eine auf der Höhe sehr anmuthig gelegene Campagne zu nennen, d. h. ein sehr bequemes Haus von zwei Etagen, zu dem eine Allee führt, und an das sich ein großer Garten schließt. Die Aussicht von dort ist sehr schön, denn man hat zu seinen Füßen eine weite Landschaft, in der sich im Frühjahr und Herbst jener früher berührte, Kasan umgebende See bildet. Ich bezog sogleich zwei sehr hübsche Zimmer und ging alsdann, der Frau v. Baratinsky mich vorzustellen. Schon die Kaiserin selbst hatte mir von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gesprochen, und wenn ich Alles so fand, wie sie gesagt, so ist es nöthig, des kaiserlichen Ausspruchs besonders zu erwähnen, damit man mich nicht etwa durch die mir während meines Aufenthaltes von dieser Dame und dem Gouverneur so vielfach gegebenen Beweise von wahrer unaffektirter Gastlichkeit für bestochen halten möge. Genug, daß ich mich sehr bald in ihrer Gesellschaft so heimatlich fühlte, als wenn wir schon lange Zeit mit einander in Bekanntschaft wären; denn das ist das Angenehme bei gebildeten Frauen, daß die Berührungspunkte in der Unterhaltung gleich so häufig werden, daß keine Lücke entsteht, da bald von der einen oder der anderen Seite sich wieder ein Gegenstand findet, der einen Anknüpfungspunkt des abgebrochenen Gespräches darbietet.

Da mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer seyn konnte, so durfte ich aber auch nicht säumen, was nur immer Sehenswerthes war, aufzusuchen, und hierzu erbot sich Herr v. Krüdener höchst bereitwillig als mein Begleiter. Jede ältere Stadt in Rußland, scheint es, hat ihren Kreml, und so ist es auch hier der Fall, und dorthin richtete sich zuerst unsere Fahrt.

Auch dieser Kreml ist, wie fast alle, geschichtlich merkwürdig, denn Kasan, diese alte tatarische Stadt, war das letzte Bollwerk des dahinsterbenden tatarischen Reiches und ward für unüberwindlich gehalten. Zumbekka, die letzte Königin, hatte auf dem Kreml ihre Residenz, wo man noch einen Theil des Schlosses sieht, in dem sie gewohnt, und wo ein neues, ziemlich weitläuftiges Gouvernementshaus erst in den Mauern vollendet ist, das außer dem Gouverneur, wie zu Nishny, auch dem Kaiser, bei einem eintretenden Besuche Kasans, zur Wohnung dienen soll. Neben diesem Schlosse steht ein viereckiger Thurm, dessen verschiedene Vierecke sich nach oben zu stets verkleinern und in eine hohe Spitze enden, und der sich aus den tatarischen Zeiten herschreibt. Von ihm geht die Sage, daß Zumbekka, in zärtlichem Einverständnisse mit einem russischen Fürsten, diesen aufgefordert gehabt, auch in Kasan seinen Wohnsitz aufzuschlagen; dies zu thun habe er sich indessen geweigert, da es dort keine griechische Kirche gäbe, worauf Zumbekka den Bau einer Kirche anzuordnen ihm das Versprechen gegeben habe. Von dieser Kirche wäre nun der Thurm zuerst beendet worden, als im Jahre 1552 die Einnahme durch Iwan Wassiliewitsch bewirkt ward.

So weit das Geschichtliche des Kremls. Die Aussicht von demselben ist wie von allen hochgelegenen Punkten Kasans sehr schön, und nachdem ich mich daran und an den alten und neuen Bauten sattsam erfreut, ging die Fahrt nach der sehr geräumigen und zugleich sehr reichen Kathedrale, deren Schätze gewiß nicht unbedeutend sind, wenn man annimmt, daß unter anderen Seltenheiten ein in Gold gebundenes und mit Steinen besetztes Evangelium allein einen Werth von sechzigtausend Rubel haben soll. Die Kirche erhält aber außerdem noch dadurch eine Wichtigkeit, daß der Erzbischof Juri, ihr Erbauer, im Jahre 1556 die dazu nöthigen Gelder aus freiwilligen Beiträgen herbeischaffte und noch im hohen Alter, von religiösem Eifer geleitet, sich nicht durch ein eingewurzeltes Podagra abhalten ließ, seine geistlichen Functionen zu verrichten, wovon zwei durch ein rundes Holz verbundene, in der Sakristei befindliche Krücken Zeugniß geben, die so eingerichtet sind, daß er sich das runde Holz um den Hals legte, mit beiden Händen die bis unter die Arme ihm reichenden Krücken hielt und der Art die Messe las.

Ueberhaupt scheint der religiöse Eifer, wahrscheinlich auch der der Bekehrung der Tataren, den christlichen Einwohnern der Stadt nie gefehlt zu haben, denn ihm verdankt eine andere Kirche, welche ich sah, ihre Entstehung. Der Hergang war folgender:

Peter der Große war in einer gegen die Türken begonnenen Campagne bei einem Kaufmanne einquartiert und schien eines Tages mißvergnügt und voller Sorgen zu seyn. Der Kaufmann bemerkt es und dringt in des Zaren Geheimniß, der ihm endlich vertraut, daß es ihm am Nöthigsten zum Kriege, d. h. am Gelde, fehle. Der Kaufmann erwiedert, daß er damit aushelfen könne, und daß dreißigtausend Rubel an Gold und Edelsteinen (man kannte noch keine Papierrubel), eine für die damalige Zeit bedeutende Summe, zu des Zaren Befehl ständen. Der Zar nimmt das Geld mit Dank an, er schlägt die Feinde

*) Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Fünfter und sechster Theil. Auch unter dem Titel: Reise in's Russische Reich, im Sommer 1846, von C. D. L. von Arnim (Zwei Theile in drei Abtheilungen und mit zwei Titelbildern). Berlin, Alex. Duncker, 1850.

und ist bereit, die Summe dem Kaufmanne wieder zurückzugeben, doch dieser weigert sich der Annahme und bestimmt das Geld zu einem Kirchenbau, und Peter der Große entwirft selbst dazu den Plan.

Doch bald sollte mir auch die Erklärung des pyramidalischen Monumentes werden, das ich Tages vorher vor den Thoren von Kasan erblickt, und dazu war die Hinfahrt zugleich nöthig. Von neuem ging es also, jedoch auf leichter Droschke, den bösen Weg nach der Pyramide. Ein Gewitter und starker Regen waren im Anzuge, ich verließ mich indessen auf mein bisheriges Reiseglück, und es blieb mir getreu.

Diese Pyramide bezeichnet nun die Stelle, von wo aus Iwan Wasiliewitsch die Attaquen gegen die Stadt leitete, die zu ihrer endlichen Einnahme führten. Da nun über zweihundert Jahre später noch eine Menge Gebeine von Freund und Feind, in Folge der vielen Kämpfe, um die Stadt herum zerstreut auf dem Boden lagen, so befahl Kaiser Alexander, sie zu sammeln, auf einem Fleck zu begraben, einen steinernen mit Schädeln gefüllten Sarg darüber zu setzen und das Ganze in die neu zu erbauende Pyramide einzuschließen. Alexander's Ansicht war gewiß die richtige, wenigstens hat der Anblick von Menschenknochen auf einem frühern Schlachtfelde in mir stets ein unheimliches Gefühl erregt, und da die Pyramide mitten auf dem Felde überdies sich sehr malerisch ausnimmt, so wüßte ich nicht, was dagegen einzuwenden wäre.

Erst kurz vor dem Diner war ich wieder auf mein Zimmer zurückgekehrt, wechselte meine Kleider und fand im Salon eine größere Gesellschaft, bestehend aus dem Adelsmarschall und Kammerherrn Jeltuchin, einigen Fremden und verschiedenen Angestellten. Zugleich ward ich der jüngeren Schwester der Frau v. Baratinsky vorgestellt, welche, mit einer vortrefflichen Altstimme begünstigt und jedenfalls von einem tüchtigen Singelehrer unterrichtet, uns noch denselben Abend die erfreulichsten Beweise des Fleißes gab, den sie auf Ausbildung einer so schönen Stimme gewandt hatte.

Das Wetter war wieder freundlich geworden, wir konnten im Garten den Kaffee einnehmen, wo ich auch noch Gelegenheit hatte, russische Industrie zu bewundern, denn der Adelsmarschall zeigte uns sehr schöne Proben von Leinwand und Tischgedeck, was auf seinen Gütern von den Leibeigenen verfertigt war. Denn während die Natur in Rußland wenigstens sechs Monate friert, thut der Landmann nicht ein Gleiches, sondern die Bebauung des Bodens räumt in sehr vielen Provinzen für diese Zeit der Arbeit in Manufakturen und Fabriken oder der Bearbeitung roher Stoffe im eigenen Hause den Platz ein. Rechnet man nun in den russischen Städten über zweitausend Fabriken, wovon allein auf Kasan hundertundfunfzig kommen*), so kann mit Sicherheit nach den neuesten Berechnungen angenommen werden, daß, was in diesen gearbeitet wird, noch nicht ein Drittel von dem beträgt, was namentlich in den gewerbreichen Kreisen von Moskau, Wladimir, Kaluga, Kostroma, Nishny Nowgorod auf dem Lande während des Winters verfertigt wird. Und wenn diese auf dem Lande gefertigten Fabrikate gewöhnlich leinene oder wollene Stoffe sind, so begiebt sich ein anderer Theil der Bauern am Anfange des Winters nach den Städten, arbeitet in den dortigen Fabriken, wo namentlich die schönsten Seidenstoffe verfertigt werden, und kehrt zum Frühjahre an seinen Pflug zurück. Daß bei einer so bemerkenswerthen Industrie der Bauer in den oben gedachten Provinzen daher reicher ist, als in denen, wo er blos für den Landbau lebt und während vieler Monate der Ausdrusch des Getraides den Männern und das bloße gewöhnliche Spinnen den Weibern nicht die gehörige Beschäftigung giebt, leidet wohl keinen Zweifel. So viel über die Industrie des russischen Bauern.

Von neuem versetze ich mich in das gastfreundliche Haus des Generals Baratinsky, und hatte ich demgemäß die Hälfte des Tages angenehm verbracht, so sollte auch der Abend nicht unbenutzt verstreichen, denn bald stiegen wir in den Wagen, und als ich mich nach dem Ziele unserer Fahrt erkundigte, bekam ich zur Antwort, nach der russischen und nach der deutschen Schweiz. Also auch Kasan hat seine Schweiz. Der Name russische Schweiz ist natürlich, aber der Name deutsche Schweiz erfordert eine Erklärung. Kasan hat zwischen funzig- bis sechzigtausend Einwohner, wovon ein Drittel noch immer Tataren sind, die meist in einem besonderen Viertel wohnen. Zwei Drittel hingegen sind im Ganzen Russen, doch findet sich unter ihnen auch eine große Anzahl Deutscher, welche einerseits zur Universität gehören, zum größten Theile aber Handwerker, Kaufleute oder Künstler sind. Diese deutsche Kolonie hat sich nach und nach vergrößert und, wie es unter Landsleuten in jedem fremden Lande zu gehen pflegt, auch gesellige Vereinigungen geschlossen, und so ist die deutsche Schweiz entstanden.

Zuerst bei der russischen Schweiz angelangt, besahen wir uns darin die geschlossenen Gärten, bewunderten die verschiedenen Aussichten, die man sich dort durch Oeffnen des Landholzes geschaffen, und besuchten alsdann die deutsche Schweiz, wo die Stille nur durch eine nicht weit von uns befindliche Kegelbahn unterbrochen ward, von welcher man oft die Zahl drei, vier oder zwei deutsch erschallen hörte. So nahe an der Route nach Sibirien machten die vaterländischen Töne einen eigenen Eindruck auf mich, aber auch hier, schien es, war ein gewisser Zwiespalt ausgebrochen, denn wenn man auf der einen Seite Alles angewandt hatte, um jedes nicht deutsche Element daraus zu entfernen, und selbst zu verhindern gewußt, daß Nichtdeutsche die dort gelegenen kleinen Landhäuser ankauften, so schien es, wollte die Mehrzahl, tout comme chez nous, auch alles Höhere entfernen und, da es hier keinen deutschen Adel giebt, wenigstens keine höheren Bürgerlichen dulden. Viele waren sogar damit unzufrieden, daß auch der Apotheker sich inmitten der deutschen Schweiz ein Landgut gekauft habe. O verkehrter, einfältiger Liberalismus so mancher Deutschen! In England, dem liberalsten, dem wahrhaft freiesten Lande der Welt, setzt man einen Stolz darein, den reicheren, den gebildeteren Ständen anzugehören, weil ganz natürlich, durch ihren Reichthum, durch ihre frühere Erziehung begünstigt, auch die Jugend besser und kräftiger erzogen wird, wogegen gerade in Deutschland so oft eine feindselige Gesinnung gegen Jeden herrscht, der, sey es durch seine Geburt oder durch sein Vermögen, einen höheren Standpunkt einnimmt, als die von der Natur minder ausgezeichneten Individuen der Gesellschaft.*)

Der Abend war herangerückt, es ging nach Kasan zurück, und beim Thee hatte ich Gelegenheit, mit zwei Professoren der Universität Bekanntschaft zu machen, von denen der eine, Herr Gorloff, Professor der Staatswissenschaften, und der andere, der Rektor und Etatsrath Simonoff, vorzüglich durch seine Reise um die Welt mit dem Capitain Bellinghausen bekannt, und zugleich Professor der Astronomie, welcher sehr freundlich meine Bitte aufnahm, ihn des andern Tages besuchen zu dürfen und die Universitätsgebäude und verschiedene Sammlungen zu besehen.

Dem Worte folgte die That, denn als ich des anderen Morgens in dem Universitätsgebäude erschien, fand ich schon Herrn Simonoff auf mich wartend, um mit mir sämmtliche Gemächer durchzugehen, in welchen ich gewiß manches Vortreffliche und Sehenswerthe erblickte.

Die Universität von Kasan, gegründet vom Kaiser Alexander im Jahre 1804, befindet sich in vier Gebäuden von großen Dimensionen und zählt ungefähr vierhundert Studenten, von denen ein Theil auf Kosten der Regierung dort wohnhaft ist. Da ich auch hier Ferien antraf und daher die meisten Schüler verreist waren, die russischen Vorträge überdies mir doch nicht einleuchtend möchten vorgekommen seyn, so hatte ich dagegen die Gelegenheit, sämmtliche Hörsäle und Sammlungen genauer zu besehen und mich nach Allem, was ich nur zu wissen wünschte, speziell zu erkundigen.

Die Besichtigung einer Menge chinesischer Seltenheiten, über welche der Professor Kowalevsky, zugleich Lehrer der mongolischen Sprache, gesetzt ist, und welcher selbst lange in Peking gewesen war, machte den Anfang. Diesem folgte das Herbarium, gezeigt von dem Professor Trotzki, hierauf das zoologische Kabinet, und dann wurden die verschiedenen Auditorien durchgegangen, wo mich die Einrichtung sehr ansprach, daß sämmtliche Pulte von Eisen waren, wodurch das sonst auf Universitäten, aber namentlich auf Schulen, so gewöhnliche Einschneiden der Namen und anderer die Neugier oft nur zu sehr weckender Gegenstände vermieden ward.

Dann ging es zu dem Klinikum, das aber ebenfalls in diesem Augenblick geschlossen war, und dann zum chemischen Laboratorio, dem physikalischen Kabinete, voller dahin gehöriger Instrumente, und dann in die Apotheke, deren Chef, wie er mich versicherte, bei seiner Verbindung mit dem chemischen Laboratorio, stets an vierhundert Ingredienzien bereit zu halten hat, während ein gewöhnlicher anderer Apotheker, zum wenigsten in meinem Vaterlande, deren viel weniger und in kleineren Städten kaum einiger achtzig bedarf. Aber die wichtigsten Sammlungen und wissenschaftlichen Apparate blieben bis zuletzt, und das waren erstlich die orientalische Bibliothek, wie sie schwerlich eine andere Universität aufzuweisen hat, und hiermit in Verbindung die sehr große Münzsammlung, beide unter der Oberaufsicht eines Persers, des Professors Kasim-Beg, dessen merkwürdiges Benehmen in der wichtigsten Angelegenheit unseres Lebens, d. h. unseres Glaubens, ich hier kurz berühren will.

(Schluß folgt.)

*) Durch die unglaublich steigende Bevölkerung in Sibirien sind auch neue Bedürfnisse geschaffen. Und so kömmt unter Anderem aus China eine ungeheure Masse von Baumwolle, welche jetzt größtentheils nach Nishny zur Messe ging. Aber die Fabrikanten von Kasan haben sich direkt von China aus das rohe Produkt zu verschaffen gewußt, verarbeiten es und liefern alsdann die Produkte, wie man sagt, 25 Prozent wohlfeiler nach Asien, wo sie hierdurch mit Kasan anderen Verkäufer, namentlich nicht mit den Engländern, in Konkurrenz gerathen.

*) Was ich im Jahre 1846 schrieb, wird im Jahre 1849 gewiß Niemand bestreiten, der den Verhandlungen in den preußischen Kammern gefolgt ist, wo der aller besonderen Standesvorrechte beraubte Adel noch jetzt zur Zielscheibe der Ausbrüche der steinlichsten Eitelkeit und des gehässigsten Neides über dessen zufällig höhere gesellschaftliche Stellung gedient hat.
(Anm. des Verf.)

Belgien.

Gent im vierzehnten Jahrhundert.

Nach Hendrik Conscience.

II. Jakob von Artevelde.

(Schluß.)

„Nun, Jan, sie sind Franzosen", antwortete Lieven. „Sieht man sie je in Gent? Sie laufen nach Paris, um dem französischen Könige zu folgen und zu dienen. Ja, die helfen das Böse schmieden, durch das Flandern jetzt ausgesogen und verarmt wird. Aber komme nur der Tag der Erlösung, und sie werden erfahren, was es heißt, sein Vaterland an den Fremdling zu verkaufen."

„Der Tag der Erlösung wird eben so gewiß kommen, wie gebratene Schweine vom Himmel fallen", scherzte der Walkmüller; „ich weiß aber doch nicht, wenn ich Euch so reden höre, gegen wen oder gegen was Ihr zu Felde ziehen wollt."

„Gegen wen?" rief Lieven Compne. „Wer hat die englischen Kaufleute in Flandern festgehalten, und wer ist schuld, daß König Eduard die Einführung der englischen Wolle in Flandern verboten hat? Wer hat so unsere Tausende von Webestühlen zum Stillstehen und das nahrungslose Volk an den Bettelstab und zum Verhungern gebracht? — Das hat der König von Frankreich gethan, und der soll binnen kurzem erfahren, was der vlaamische Löwe vermag, wenn er aufsteht."

„Ach! also gegen Frankreich?" sagte der Walkmüller lachend. „Dann be-

klage ich Euch. Vergeßt die Geſchichte von Niklas Zanneken nicht. Ihr habt vielleicht Luſt, im Hemde, barfuß und mit dem Stricke um den Hals ins Feld zu ziehen."

Er mußte wiſſen, daß dieſe Worte die Genter höchlichſt erzürnen würden, denn er hatte ſie noch nicht halb ausgeſprochen, als er ſich ſchon eilig entfernte, bereit, zu laufen, ſobald ihn Jemand verfolgte. Wirklich wollte ihm auch der Strohdecker nach, um ihm Hals und Beine auf dem Freitagsmarkte zu zerbrechen. Aber Lieven hielt denſelben zurück und ſagte: „Laß ihn gehen, Jan, er iſt nicht der Mühe werth; ich werde ihm ſchon heute Abends im Löwen-zum-Brunnen ſeine Rechnung ſchreiben. Ich weiß es nicht, aber es ſollte mich nicht wundern, wenn dieſer fortgelaufene Pferling ein bezahlter Spion der Franzoſen wäre."

„Ich ſehe in Allem nur noch keine Hülfe", ſeufzte Simon. „Der Streit zwiſchen Frankreich und England kann noch Jahre lang währen. Bis es entſchieden ſeyn wird, ob Philipp oder Eduard die franzöſiſche Krone trägt, können alle Weber, und was von der Weberei in Flandern leben muß, vor Hunger und Elend geſtorben ſeyn."

„Ich ſage Euch, daß das nicht geſchehen wird", rief Lieven Compne heftig. „Die Rolandsglocke wird ſtürmen, noch ehe die Woche zu Ende iſt. Wir werden zeigen, daß das Genter Blut nicht lügt, wenn man es auch jetzt glaubt. Wir werden mit dem Könige von England anfangen, dann wird bald Nahrung genug im Lande ſeyn. Daß nur Einer komme, Einer, der Muth und Verſtand hat, zu rufen Flandern den Löwen: Nahrung, Nahrung! und Ihr ſollt ſehen, wie der Freitagsmarkt bewaffnete Genter ausſpeit. Hier ſtehen wir wohl ſechshundert auf dem Markte; wir ſind bereit, zu den Waffen zu greifen; Flandern iſt bereit, ſich aus ſeinem ſchmachvollen Schlafe zu erheben. Nur ein einziges Wort, nicht wahr? Nun denn, dieſes Wort . . . ."

„Seht", ſagte Simon, indem er mit dem Finger vorwärts zeigte, „dort an der Serbodinsbrücke kömmt der weiſe Mann; o, daß er dieſes Wort ſprechen möchte!"

Derjenige, welcher mit dem Namen des weiſen Mannes bezeichnet wurde, kam von fern auf den Freitagsmarkt zugeſchritten. Er war ein Bürger von mehr als mittlerer Geſtalt, aus deſſen Geſichtszügen ſchon bei dem erſten Anblick hervorleuchtete, daß Vernunft und Weisheit ihm in der That reichlich von Gott beſcheert waren. Unter ſeiner breiten, mit Runzeln durchzogenen Stirn, beſchattet von dichten Augenbrauen, glänzten ſeine braunen Augen, welche voll Ruhe nichts andeuteten als Ueberlegung und Frieden des Gemüthes, deren Blick aber bei der geringſten Anregung gleichſam Feuer ſtrahlte. Seine Naſe, mit großen beweglichen Naſenlöchern, verkündete Kraft und Muth, während ſeine minder ſcharf geſchnittenen Lippen Güte und inniges Mitgefühl verriethen.

Nach der Kleidung zu urtheilen, mußte dieſer Bürger reich ſeyn; denn er trug einen Mantel und ein Wamms von ſchwarzem Sammet, mit rother Seide gefüttert. Die Kappe, welche ſeinen Kopf bedeckte, war von dunkelbraunem Tuch; ſeine Beinkleider vom ſchönſten rothen Genter Tuch und ſeine Schuhe von gelbem Korduan. Da ſein Mäntel ſich auf der rechten Seite öffnete, ſo konnte man ſehen, daß er am Gürtelriemen eine lederne Taſche trug und auf dieſer ein Dolchmeſſer.

Sobald dieſer Mann aus dem Zuidelſtege auf den Freitagsmarkt trat und ſein Auge von dem Anblick des ſchrecklichen Volkselendes getroffen wurde, ſchien ein plötzliches Zittern ihn zu ergreifen, und Bitterkeit lagerte ſich auf ſein Antlitz. Dennoch ging er, aber langſam, vorwärts, den jetzt flammenden Blick auf den Boden gerichtet.

Um dieſelbe Zeit kam ein Stadtriband aus dem Wolvesteg auf den Markt. Er hielt eine arme Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, an der Schulter und riß ſie mit Gewalt fort. Die unglückliche Mutter weinte heftig, während ſie wie wahnſinnig ihren Mund und ihre Wangen auf das Antlitz des Kindes drückte und deſſen Füße in ihren Buſen barg. Es war ein ſchrecklicher Anblick, dieſe halb wahnſinnige Frau ſo gewaltſam gegen die Kälte und die Hungersnoth kämpfen zu ſehen, welche das Kind ſelbſt in ihren Armen zu tödten drohten. Der Ribaud achtete nicht auf dieſen verzweiflungsvollen Streit; die Mutter ſchien auch nicht zu wiſſen, daß man ihr Gewalt anthat. Sie ließ ſich ruhig fortſchieben und ging mit ſchwankenden Schritten neben ihrem Führer her. In der Mitte des Marktes ward der Ribaud von dem weiſen Manne aufgehalten mit den Worten: „Ribaud, zerrt die arme Frau nicht ſo! Was hat ſie denn Böſes gethan?"

„Ja, ich kann nicht dafür, Meiſter", ſagte der Ribaud ehrfurchtsvoll. „Es iſt eine Frau aus Beſtrem, die in Gent bettelte. Ich muß ſie, ich mag wollen oder nicht, aus der Stadt ſchaffen, und Ihr ſeht, Meiſter, daß ſie nicht gehen will."

Eine mitleidige Stimme hatte das Ohr der Mutter berührt. Jetzt hob ſie das Haupt empor und zeigte ein abgemagertes Antlitz, das trotz der fahlen Farbe des Hungers noch Spuren früherer Schönheit offenbarte.

„Ach! Meiſter", rief ſie dem weiſen Manne zu, „ich bin eine arme Strumpfſtrickersfrau aus Beſtrem. Mein Mann und mein kleines Reskeu ſind geſtern Nacht vor Hunger geſtorben; ihre Leichen liegen noch unbegraben in unſerer Wohnung. Ich floh, um mein liebes Agneteken vor dem Hungertode zu retten. Seht, da iſt es; aber es muß auch ſterben; denn man jagt uns fort. Gott, Gott! ach! läge ich doch ſchon erfroren, dann fühlte ich die Schmerzen in meinen Eingeweiden nicht. Aber mein Agneteken, mein Kind . . . ."

Sie unterbrach ihre Klage, um die Füßchen des ſchon gefühlloſen Kindes noch tiefer in den Buſen zu ſtecken. Plötzlich aber, als ob Etwas ſie überraſcht habe, hielt ſie inne und zeigte dem weiſen Manne das arme Geſchöpf, während heiße Thränen ihr aus den Augen ſtrömten.

„Seht, ſeht, Meiſter!" rief ſie mit einem gellenden Schrei; „mein Kind, mein Agneteken iſt todt!"

Dann wandte ſie ſich mit einem wahnſinnigen, bitteren Lachen zu dem Ribaud und ſagte: „Nun kommt, nun führt mich aus dem Thor, damit ich Agneteken zu ihrem Brüderchen lege. Morgen wird doch Alles mit uns vorbei ſeyn."

„Ribaud!" ſprach der weiſe Mann, „Ihr könnt Eures Weges gehen; ich will für die Frau ſorgen; Eure Pflicht iſt gethan."

Während der Ribaud, damit wohl zufrieden, nach dem Wolvesteg zurückkehrte, nahm der weiſe Mann das arme Weib bei der Hand und führte ſie nach der Ecke des Hochhauſes.

„Mutter!" ſagte er mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „weint nicht ſo bitterlich und beruhigt Euch; Euer Kind iſt nicht todt. Kommt nur mit mir; wir wollen Euer Agneteken heilen und die Pein in Euren Eingeweiden ſtillen. Ich werde Euch Beide vor Hunger und Kälte ſchützen. Ihr habt doch ſchon zu viel ausgehalten, nicht wahr?"

Die halb wahnſinnige Mutter ſchien dieſe Worte nicht ganz zu begreifen, betrachtete aber dennoch den weiſen Mann mit funkelnden Augen und mit einem ehrfurchtsvollen Lächeln der Dankbarkeit, als ob Gott ſelbſt ihr Führer geweſen wäre. So ließ ſie ſich ſprachlos in ein Tuchlager neben dem Hochhauſe bringen. Auf die Bitte des weiſen Mannes eilte hier Alles zu ſeinem Dienſte herbei. Er ließ die Frau in einiger Entfernung von dem Feuer ſich niederſetzen und ſie mit Brod und Wein erquicken. Mittlerweile hatte er das erſtarrte Kind in die Arme genommen und ließ es jetzt von der Frau des Hauſes mit warmen wollenen Decken über den ganzen Leib reiben. Die arme Mutter war aufgeſtanden und ſah mit ängſtlicher Erwartung dieſen Bemühungen zu. Sie war jedoch körperlich ſo angegriffen, daß ihr Mund nur unverſtändliche Töne hervorbrachte.

Plötzlich entfuhr ihr ein Schrei; ſie riß das Kind aus den Armen ihres Retters und ſtürzte vor ihm auf die Knie nieder, mit ſo unſinniger Freude ihm Dank zujauchzend, daß ſich ſelbſt auf der Wange des weiſen Mannes eine Thräne des Mitleids zeigte. — Agneteken hatte die Augen aufgeſchlagen, und ihr erſter Blick war wie ein beſeligender Strahl in das Herz der Mutter gedrungen. — Der Tod hatte ſich wieder von dem Kinde entfernt. An der Eil, mit welcher der weiſe Mann dieſe Rettung hatte bewerkſtelligen laſſen, wie an ſeinen ungeduldigen Bewegungen merkte man leicht, daß er Eil hatte, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Nachdem das gute Werk vollbracht war, ſprach er leiſe einige Worte mit dem Herrn des Hauſes und ſagte dann zu der armen Frau, welche wie bewußtlos ihr Kind fortwährend küßte und ſtreichelte: „Gute Frau, Ihr könnt hier bleiben mit Eurem Kinde, und wenn Ihr nach Beſtrem gehen wollt, ſo ſoll Euch Reiſegeld, und was Ihr ſonſt braucht, gegeben werden. Habt nur guten Muth, liebe Frau."

Die arme Mutter ſprang auf und küßte ſprachlos die Hand des weiſen Mannes, bis dieſer nach einem allgemeinen Gruße das Haus verließ und wieder auf den Freitagsmarkt ging.

Hier ſah er ſich von neuem aufgehalten durch die Handwerker, welche bisher bei dem Hochhauſe geſtanden und ſich jetzt mit vielen Anderen vor dem Tuchlager verſammelt hatten.

„Nun, Mynheer Jakob", rief Lieven Compne, „hat das feige Spiel noch nicht lange genug gewährt? Soll der letzte Vlaminger auf der Straße ſterben wie ein Hund? Wird Niemand kommen, der Verſtand und Muth genug hat, um das Land zu retten? Und Ihr ſelbſt, Mynheer Jakob von Artevelde, Ihr, der weiſe Mann von Gent, könnt Ihr die Frauen dort am Kirchhof liegen ſehen, ohne daß Ihr ſaget: Es iſt Zeit, es muß Blut oder Arbeit geben!"

„Blut, Blut!" murrte Artevelde in ſich ſelbſt hinein, indem er den Blick zu Boden ſchlug. Dann, das Haupt wieder emporrichtend, ſprach er: „Fordert nicht Blut, Ihr Genoſſen; es iſt früh genug, wenn die unerbittliche Nothwendigkeit uns zwingt, es zu vergießen."

„Es muß doch einmal ein Ende nehmen", ſagte ein Weber; „es muß Arbeit und Nahrung geben, oder die Rolandsglocke ſoll Sturm läuten, daß der Thurm davon bebt."

„Nein, nein", ſagte Artevelde, „es ſoll beſſer gehen. Ich weiß das Mittel, um Flandern ſeine alte Freiheit und Nahrung wiederzugeben; aber vorher müſſen wir erſt wieder Genter und Vlaminger ſeyn dürfen, einträchtig und überzeugt von dem Rechte unſerer Sache, mit männlichem Muthe und vlaamiſcher Geduld das geſchändete Recht rächend, ohne ſelbſt Gewaltthätigkeit oder Unrecht zu üben."

Die ganze Schaar Handwerker hatte ſich rings um Jakob von Artevelde zuſammengedrängt, um ſeine Worte zu vernehmen. Was er ſagte, ſchwellte ihnen die Bruſt an und machte ihnen die Augen von Hoffnung und Begeiſterung funkelnd; Niemand entgegnete jedoch Etwas auf ſeine Rede, und man ſah ihn fragend an, als ob man weitere Aufklärung erwarte. Er ſetzte nun ſeiner erſten Rede hinzu: „Iſt wirklich noch reines Gentiſches Blut in Euren Adern? Würdet Ihr es wagen, den Schwur zu thun, hier am Orte zu ſterben oder frei zu werden, wie es unſere Väter waren?"

Ein verwirrtes Gemurmel von zornigen Reden und Betheurungen, nebſt einem ungeſtümen Emporſtrecken der Hände oder Ballen der Fäuſte, beantwortete ſeine Frage.

„Wohl denn, Genoſſen!" entgegnete Artevelde gelaſſen, „wenn Ihr es wollt, ſo wird Flandern Freiheit und Nahrung haben. Es wird an unſerer Erlöſung gearbeitet. Seyd inzwiſchen getroſt und habt vlaamiſchen Muth."

Nach dieſem Gruße ſchritt Artevelde zwiſchen den Handwerkern hin, die ihn ehrerbietig durchließen und ihm nachſahen, bis er hinter der Ecke der Wandelſtege verſchwand.

Er war ihnen jedoch kaum aus den Augen, als ein verwirrtes Gewühl unter ihnen ſtattfand. Alle bewegten ſich mit Ungeſtüm und ſchienen einen wichtigen Plan zu faſſen, bis daß Lieven Compne plötzlich die Worte: „Freiheit und Nahrung!" mit mächtiger Stimme wie einen Aufruf über den Markt

sandte und jauchzend nach der Lange Munte lief. Dies war wie ein Zeichen, das Jeder verstand. Andere begaben sich über die Serbodinsbrücke entweder nach dem Steendamm oder nach Overschelde. Viele begaben sich zu den sitzenden Frauen und Kindern und riefen ihnen von fern mit freudigem Tone zu: „Freiheit und Nahrung! Freiheit und Nahrung!"

Plötzlich erblickte man, wie wenn die Posaune des Erzengels diese Todten aus ewigem Schlafe erweckt hätte, die zusammengekauerten Frauen und Kinder ihre Glieder ausstrecken, aufstehen und sich unter die wimmelnden Haufen der Handwerker mischen.

Bald nachher fand ein ungewöhnliches Wogen von Menschenköpfen auf dem Freitagsmarkte statt; man ging von einem Haufen zum anderen, erzählte sich überall, was der weise Mann gesagt habe, und rief: „Freiheit und Nahrung!" Andere liefen in die angränzenden Straßen, um die Neuigkeit nach allen Vierteln der Stadt zu tragen, und binnen kurzem strömte das Volk, gleich einer eindringenden Fluth, aus allen Gassen nach dem Freitagsmarkte. Sie hatten keinen Hunger mehr, diese Vlaminger; sie fühlten sich durch die Worte: Freiheit und Nahrung! gesättigt. Ein Stern der Hoffnung war vor ihren Augen aufgegangen, Muth und Kraft erfüllten ihre Herzen, und aus denselben Augen, welche stundenlang leblos auf den Boden gerichtet waren, zuckten nun mächtige löwenmuthige Blitze.

Trotzdem ließ sich indessen nicht bemerken, daß dieses zusammenströmende Volk die Absicht habe, sich Gewaltthätigkeiten zu überlassen. Im Gegentheil, die wildesten Gemüther selbst sprachen hier von Geduld und von Ehrfurcht vor eines Jeden Recht. Gewiß, sie mußten etwas Besonderes im Sinne führen; denn nachdem sie einige Zeit verwirrt und mit brausendem Lärme sich unter einander bewegt hatten, begannen sie, Jeder nach der Gilde, zu der er gehörte, sich in große abgesonderte Schaaren zu ordnen. Man sah Lieven Compne mit begeistertem Anblick noch immer hin und wieder laufen und wie ausgelassen Jeden ermuthigen zu dem Unternehmen, das man erproben wollte.

Norwegen.

Norwegische Literatur.

Unter dem Titel „Norwegische Sammlungen" ist kürzlich in Christiania das erste Heft einer neuen historischen Zeitschrift erschienen. Der dänische Kritiker, dem wir diese Mittheilung entlehnen, stellt zunächst die Behauptung auf, daß die Geschichte der drei nordischen Reiche ein Ganzes ausmache, so daß dasjenige, was ein Gewinn und eine Bereicherung der Geschichte des einen der drei Reiche sey, es zugleich für die beiden anderen seyn werde, so wie auch ein fruchtbares Studium der Geschichte des einen, ohne Berücksichtigung der anderen Reiche, nicht gedacht werden könne. Dies finde ganz besonders Anwendung auf Dänemark und Norwegen, sofern die Gemeinsamkeit der Sprache und ein mehr als vierhundertjähriges Zusammenleben die Geschichte beider unauflöslich an einander geknüpft haben. Es sey daher um so bedauernswerther, daß mit der politischen Trennung auch allmälig eine immer größer werdende Kluft in dem sonst so innigen literarischen Verkehr sich bildete. Mit Freuden begrüßt daher der Verfasser die Symptome einer Umkehr von jener feindseligen Richtung, welche sich in der neuesten Zeit in den Sympathieen Norwegens für Dänemark kundgeben, und gedenkt hierbei besonders des jüngst von Norwegen ausgegangenen Vorschlages, zur Förderung historischer Arbeiten, welche für beide Länder von Wichtigkeit sind, zusammenzuwirken und diejenigen Schriften, welche auf öffentliche Kosten oder von literarischen Gesellschaften herausgegeben werden, unter einander auszutauschen.

Was die „norwegischen Sammlungen" betrifft, so hat sich im vorigen Jahre (1849) in Christiania eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, Urkunden zur Aufhellung der Geschichte Norwegens herauszugeben. Im Jahre 1839 wurde mit dem sechsten Bande die Herausgabe der bekannten „Sammlungen zur norwegischen Volks- und Sprachgeschichte", welche so wichtige Beiträge zur Geschichte Norwegens und Dänemarks und des Nordens überhaupt enthielten, unterbrochen. Als eine lange gewünschte und vermißte Fortsetzung hiervon können wir die jetzt begonnenen „norwegischen Sammlungen" betrachten. Unter den Herausgebern finden sich mehrere Namen, welche in den historischen oder diesen verwandten Wissenschaften wohl bekannt sind, als Chr. Berg, P. A. Munch, Schweigaard, Chr. Lange, Unger, Aschehoug, Dvetze u. s. w. Der Verein will besonders Urkunden über norwegische Geschichte während des Zeitraumes von 1537 bis 1814, mit Einleitungen und erläuternden Anmeldungen begleitet, herausgeben. Die Sammlungen erscheinen in Heften von zehn Bogen gr. 8. und werden den Subskribenten für 6 Sch. norw. den Bogen geliefert: höchstens sollen vier Hefte jährlich erscheinen, welche einen Band ausmachen, und wofür die Subscription bindend ist.

Das erste, wohlausgestattete Heft enthält manches Interessante. Wir erwähnen unter Anderem Edvard Edvardson's Beschreibung von Bergen, mitgetheilt von N. Nicolaysen. Die Handschrift ist zwar oft benutzt worden, namentlich in Bergens Beskrivelse von Sagen und Foß, aber ansehnliche Theile derselben sind entweder niemals gedruckt oder benutzt, oder doch nur in wenig bekannten Zeitschriften verbreitet worden. Diese Stücke werden hier mitgetheilt. Darin findet sich unter Anderem ein Beitrag zur Reformationsgeschichte in Norwegen, ein anderer zur Geschichte des nordischen siebenjährigen Krieges und verschiedene kleinere Stücke. Die Quellen, aus welchen Edvardson hierbei geschöpft, bestanden in verschiedenen Schriften des bekannten Absalon Pedersen, so wie Hofnagel's Diarium, welche er mit vieler Treue und Ausführlichkeit wiedergiebt, so daß dadurch die Auszüge aus einigen derselben, welche in Suhm's Sammlungen mitgetheilt worden, berichtigt und vervollständigt werden können. — Ferner findet sich in diesem Heft, vom Archivar Lange zusammengestellt, ein Verzeichniß norwegischer Studenten auf der Universität zu Rostock während der Jahre 1419—1690, ausgezogen aus der Universitätsmatrikel in Rostock. Ein von D. N. Bech mitgetheilter Artikel liefert einen Beitrag zur Geschichte des merkwürdigen Hannibal Sehested unter Friedrich's III. Regierung. Endlich verdienen Urkunden über Finnmarken im Jahre 1667, mitgetheilt von Aschehoug, und Beiträge zur norwegischen Geschichte 1716—1719, mitgetheilt von Chr. Lange, hervorgehoben zu werden. Das letztere ist sehr ausführlich und beide sind interessant.

Wenn der dänische Kritiker, den lobenswerthen Anfang der „norwegischen Sammlungen" rühmend, zur Unterstützung des Unternehmens von Seiten des geschichtsliebenden Publikums auffordert und es nicht für unbillig hält, daß der Staat die Gesellschaft unterstützt, so gedenken wir hierbei gewiß mit dankbarer Anerkennung der Munificenz unseres preußischen Königs, wodurch die Herausgabe der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, in deutscher Bearbeitung" gesichert ist.

Mannigfaltiges.

— Die kalifornische Verfassung. Kürzlich ist in San Francisco die Verfassung des neuen, dem nord-amerikanischen Bunde angehörenden Staates Kalifornien unterzeichnet worden, der auch bereits Deputirte nach Washington gesandt hat, um sich beim Kongresse anmelden zu lassen. Die Verfassung besteht aus zwölf Abschnitten und 132 Paragraphen, deren Inhalt im Wesentlichen mit dem der Verfassungen der nördlichen Freistaaten übereinstimmt. Das noch in den südlichen Freistaaten durch das Gesetz sanctionirte Sklaventhum ist in Kalifornien ausgeschlossen. Von den fünfundvierzig Mitgliedern der konstituirenden Versammlung, welche unter dem Vorsitze des Herrn Semple ihre Berathungen hielten, waren zwölf aus dem Staate New-York, vierundzwanzig aus den übrigen, und zwar meistens aus den nördlichen Freistaaten, fünf waren geborne Kalifornier und vier aus Europa. Diese Vier bestanden aus einem Spanier, einem Schotten, einem Irländer und einem Schweizer. Letzterer war kein Anderer, als der bekannte Capitain Sutter, dem man die erste Auffindung und Bearbeitung der kalifornischen Goldminen überhaupt zu verdanken hat. Sutter war Capitain der französischen Schweizergarde unter Karl X. und hatte in den Julitagen 1830 tapfer für seine Ehre und seinem Eide treu gekämpft. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's ging er von Paris nach Grenoble, von wo er mit dem Rufe eines strengen Royalisten nach Nord-Amerika sich begab, da er die Rückkehr in sein von Factionen aufgeregtes schweizer Vaterland verschmähte. Auf einer Wanderung über das Felsengebirge nach dem Oregon-Gebiete, wo er sich niederzulassen gedachte, war er später nach Kalifornien gekommen, das ihm hauptsächlich sein heutiges Glück zu danken hat. Dr. Semple, der Präsident der konstituirenden Versammlung, hatte noch vor fünf Jahren als Zimmermanns-Geselle für Sutter gearbeitet, als dieser in das Land kam. Später, als der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Mexiko ausbrach, schloß er sich dem Heereszuge als Freiwilliger an, ward bald Offizier und machte den mexikanischen General Vallejo zum Gefangenen. Letzterer befand sich ebenfalls in der konstituirenden Versammlung, und er, so wie Sutter, wurden von dieser beauftragt, den Herrn Semple auf den Präsidentenstuhl zu installiren.

Literarischer Anzeiger.

In allen **Buchhandlungen** und **Leihbibliotheken** ist zu haben der so eben bei Z. Kuhnt in Eisleben erschienene **höchst interessante Roman:**

Neue Deutsche Zeitbilder.

1. Abthlg. **Anna Hammer.** 3 Bde. Preis 3 Thlr.

Diese Zeitbilder, aus der Feder eines **Deputirten der aufgelösten Berliner und Frankfurter Nationalversammlung geflossen**, schildern das deutsche Leben in ergreifender Weise; sie führen uns das Garnisonleben vor und lassen uns einen Blick thun in die Mysterien der Justiz, wie in die geheimen Intriguen des Hoflebens, sie beschreiben uns die einförmigen Stunden und Tage im Kerker, die leidenschaftlichen Triebfedern einer Verschwörung und geleiten uns in die Hütte des Landmannes, wie auf den geräuschvollen Markt der Oeffentlichkeit, bis endlich der Ausbruch der Revolution das Geschick des Staates und der speziell hervorgehobenen Charaktere entscheidet.

Der Name des Verfassers, der in allen Gauen Deutschlands einen guten Klang hat, der in der Tragödie des verflossenen Jahres oft genug genannt ist, muß verschwiegen bleiben, weil den beengenden Fesseln der Gegenwart, in denen auch der Verfasser schmachtet, Rechnung getragen werden muß und weil der Dichter auf der Zinne der Partei gern sich, seinen Namen, sein Geschick vergißt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Mauerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 24. Januar 1850.

England.

Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell.

Das in der Note angegebene Werk*) ist eigentlich als Ergänzung eines früheren desselben Verfassers, „die Biographieen der Lordkanzler", anzusehen. In diesem konnten nämlich gerade die hervorragendsten juristischen Celebritäten keine Stelle finden, da einigen, wie Lord Coke und Lord Hale, eben weil ihnen die meist bevorzugte Mittelmäßigkeit abging, das große Siegel nicht einmal angeboten ward, andere, wie Lord Holt und Lord Mansfield, das Anerbieten entschieden zurückwiesen, weil ihnen die Functionen eines Richters für ehrenvoller galten. Es ist demnach die Absicht des Verfassers, in diesen Bänden eine Reihe von Lebensbildern der berühmtesten englischen Oberrichter vorzuführen. „Ich würde sonst", sagt er, „nicht glauben, mein Scherflein zur Verherrlichung der Verstorbenen, wie zur Belehrung des heranwachsenden Geschlechtes, beigesteuert zu haben."

Das Amt eines Oberrichters (Chief-Justice) war den alten germanischen Angelsachsen unbekannt. Mit Wilhelm dem Eroberer kam es ins Land, und das mochte zu dem Widerwillen der Bevölkerung gegen dasselbe nicht wenig beigetragen haben. Die Sachsen hatten eine entschiedene Antipathie gegen die Centralisation. Mit welchen Augen mußten sie nun einen Beamten ansehen, der die Rechtspflege durch das ganze Land unter Aufsicht und Leitung hatte und dem eine ausgedehnte Civil- und Militairmacht zu Gebote stand. Unter acht Regierungen, über zwei Jahrhunderte, blieb dieses Amt auf demselben Fuße, bis endlich ein großer Gesetzgeber die gesetzlichen Institutionen Englands in die Form brachte, die sie noch heute nach Verlauf von sechs Jahrhunderten unverändert aufweisen — „eine Stätigkeit sonder Beispiel bei irgend einer anderen Nation."

Der erste Oberrichter Odo, Bischof von Bayeux, Halbbruder des Eroberers, gleich thatkräftig als Priester und Krieger, prangt in dieser Doppeleigenschaft auf einer Tapete in Bayeux in voller Rüstung mit einem Stabe in der Hand auf purpurnem Roße. Sein Ruhmen, wie das seiner nächsten Nachfolger, war kaum geeignet, die Engländer mit der neuen Würde auszusöhnen. Das heftige Ringen nach Freiheit unter de Montfort bereitete unzweifelhaft die gesetzlichen Reformen vor, die Eduard I. den ruhmvollen Beinamen des englischen Justinian erwarben. Er schaffte das Oberrichter-Amt mit dessen maßloser Gewalt ab und beschränkte es auf die Ausübung rein richterlicher Functionen.

Von allgemeinerem Interesse ist der Name Sir William de Gascoigne's, uns durch Shakespeare's „Heinrich IV." bekannt. Als gesetzlicher Beistand Johann's von Gaunt leistete er dem herzoglich Lancasterischen Hause schätzbare Dienste. Sachwalter des verbannten Heinrich v. Bolingbroke, ward er von diesem, der bei seiner Rückkehr den Herzog- gegen den Königstitel vertauschte, als Oberrichter an die King's-Bench (Ober-Hofgericht) berufen. Jene Anekdote, die ihn den Prinzen v. Wales verhaften läßt, wird freilich von keinem Zeitgenossen erwähnt, und erst ein Jahrhundert nach dem Ereigniß kömmt sie in Sir Thomas Elyot's „The Governor" vor. Indeß beweist dieses Stillschweigen der gleichzeitigen Schriftsteller sehr wenig. Denn gesetzt, es hätte damals an den mannigfaltigen Mitteln der Veröffentlichung, von denen unsere Zeit überflutet, nicht gefehlt: so würde man doch Anstand genommen haben, ein Geschichtchen in Umlauf zu setzen, das auf den Thronerben einen Schatten werfen mußte. Elyot aber, kein Novellist, dedizirte sein Buch Heinrich dem Achten, und das war, weiß Gott, kein Fürst, der sich eine solche Erzählung gefallen ließ, wenn er sie nicht für wahr hielt. Ueberdies wird sie von zwei sehr bornirten, aber vorsichtigen Juristen bestätigt, die, in ihren Jahrbüchern**) vergraben, über Gascoigne nichts weiter wußten, als was die sicheren Traditionen von Westminster-Hall ihnen darboten. Der Einwurf, daß Gascoigne vor Heinrich IV. gestorben wäre, beruht auf einem Irrthum; er überlebte vielmehr diesen um mehrere Jahre und bekleidete sein Amt noch unter Heinrich V. Nach einer langathmigen Untersuchung hält sich Lord Campbell für berechtigt, ein Verdikt zu Gunsten seines Schützlings abzugeben und zur Ehre seines Standes eine Thatsache festzustellen, die so vielen Chronisten, Geschichtschreibern, Sittenlehrern und Dichtern für eine ausgemachte Wahrheit gegolten.

Die folgenden Oberrichter haben wenig Anspruch auf unser Interesse, bis wir zur Regierungszeit Elisabeth's kommen. Indessen dürfte Lord Montague einer Erwähnung werth seyn, um wenigstens zu erfahren, in welcher Weise sein patriotisches Feuer von Heinrich VIII. gedämpft wurde.

„Kühne, thatendurstige Juristen warfen sich damals auf die Politik, und als 1532 ein Parlament einberufen ward, strebte Montague als Mitglied des Hauses der Gemeinen wieder gewählt zu werden. Die Befriedigung seines Wunsches wäre ihm aber bald schlecht bekommen. Gleich Sir Thomas More und Lord Bacon hielt er unklugerweise seine Jungfern-Rede gegen eine Subsidien-Bewilligung. Es war dasselbe Parlament, in welchem Thomas More zum Sprecher gewählt wurde und Wolsey seine Klage über den langsamen Fortgang der Münz-Bill vor das Haus der Gemeinen brachte. Montague glaubte eine günstige Gelegenheit für sein Debüt gefunden zu haben und machte einen heftigen Ausfall gegen den Eingriff in die Volksgerechtsame. Am folgenden Tage ließ ihn der König holen und empfing ihn mit der Anrede: Oho! Wollen Sie meine Bill nicht durchlassen? Der junge Patriot stürzte erschrocken aufs Knie. Da trat Heinrich auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Kopf mit den Worten: Morgen um zwölf Uhr muß meine Bill durchgegangen seyn, oder Morgen um zwei Uhr ist dieser Dein Kopf vom Rumpf getrennt. Auf der Stelle war Montague von seinem volksfreundlichen Fieber geheilt und blieb bis an sein Ende ein standhaft ergebener Höfling."

Kaum dürfte es dem wildesten Romane gelingen, an Abenteuerlichkeit die Geschichte des Oberrichters Popham zu überbieten. „Zu Wellington 1531 aus einem Geschlechte des niederen Adels geboren, wurde er als Kind von Zigeunern gestohlen und blieb einige Monate bei ihnen. Seine ungeregelten Sitten und seine geringe Achtung gegen fremdes Eigenthum, die in einer gewissen Periode seines Lebens vorherrschten, will man auf Rechnung dieser früheren Umgebung bringen. Die Räuber entstellten ihn und brannten ihm auf den linken Arm ein kabbalistisches Merkmal ein, das er mit ins Grab nahm. Aber seine Constitution, früher schwächlich, erstarkte durch dieses Wanderleben mit seinen gesetzlosen Gesellen, und sein Körper entwickelte sich zu ungemeiner Größe und Gewandtheit. Von seiner Schulbildung, bevor er ins Baliol College nach Oxford kam, schweigen die Nachrichten. Hier indessen war er sehr fleißig und wohlgesittet und legte einen guten Grund in der klassischen und theologischen Gelehrsamkeit. Allein in den Middle-Temple versetzt, um sich hier für seinen Beruf als Rechtsgelehrter vorzubereiten, gerieth er in schlechte Gesellschaft und vernachlässigte seine juristischen Studien. Theater, Spielhäuser und andere Vergnügungsplätze zogen ihn stärker an, als Vorlesungen und Disputir-Uebungen. Eines Tages von einem Freunde nach Westminster-Hall eingeladen, um einen wichtigen Rechtsfall von großen Juristen besprechen zu hören, erklärte er: „Ich gehe lieber zu einer Disputation, die ich höher achte — zu einer Bärenhetze in Alsatia."*) Unglücklicherweise waren es nicht leichte, flüchtige Verletzungen der Zucht und Sitte, mit denen sich die Jugend manches ausgezeichneten Mannes „die Hörner abläuft." Popham ging viel weiter. Er war nicht blos dem Trunke und dem Spiel ergeben, sondern theils um sich die Mittel zu seinem maßlosen Aufwand zu verschaffen, theils um seinen Muth zu zeigen, machte er mit einer Bande verwogener Bursche aus bequemem Hinterhalt Anfälle auf Wanderer und nahm ihnen Geld und Geldeswerth ab. Er rühmte obendrein seine und seiner Leute Großmuth und Höflichkeit, und wie sie, um jedem ernstlichen Zusammenstoß vorzubeugen, in so großer Anzahl auszögen, daß Widerstand unmöglich sey. — Das scheint seltsam genug; aber noch seltsamer klingt es, daß er, als Advokat und mit einer achtungswürdigen Frau verbunden, dieses gesetzlose Leben fortführte. Die stille Gewalt war jedoch auch hier mächtig, nach dem schönen Wort unseres Goethe. Die liebenswürdige Gattin brachte es bei dem jetzt dreißigjährigen Gatten endlich dahin, daß er den Entschluß faßte, seiner bisherigen Lebensweise zu entsagen. Bei einem prächtigen Mahle, zu dem er seine Spießgesellen einlud, nahm er von diesen Abschied, und von Stund an war er Tag und Nacht an den Studirtisch gefesselt.

Das glückliche Ergebniß dieser inneren Umgestaltung blieb nicht aus. Er wurde ein vollendeter Jurist, und selbst Coke, der auf alle seine Zeitgenossen, namentlich auf die „Buchgelehrsamkeit" eines Franz Bacon verächtlich herabsah, erkannte ihn als solchen an. Er stieg rasch und wurde 1571 Sachwalter ersten Ranges (Serjeant). Den Festschmaus beging er mit ungemeiner Pracht,

*) The lives of the Chief-Justices of England, from the Norman Conquest to the death of Lord Mansfield. By John Lord Campbell. 2 Vols. London, Murray, 1849.

**) Year-books, die Akten im Westminster-Hall-Archiv von Eduard II. bis Heinrich VIII., die als Gesetzautoritäten gelten.

*) Dieses Nest für alles Gesindel, das, mit seinen Finanzen und der Gerechtigkeit im Konflikt, in den damaligen Zeiten hier ein Asyl fand, kennen unsere Leser wahrscheinlich aus Nigel's Schicksalen, von W. Scott.

und die alten edlen gascogner Weine, die dabei flossen, soll Popham, nach der Behauptung einiger Spaßvögel, in einer Nacht aufgefangen haben, als sie den Weg von Southampton in den Keller eines Londoner Alderman nehmen wollten. 1581 war er zum Sprecher gewählt, und in der Folge führte er als Kron-Anwalt die Untersuchung gegen Babington und dessen Mitschuldigen; 1592 wurde er Oberrichter. Obgleich nun mit den Verlockungen zu dem „Leben auf der Landstraße" wohl bekannt, gab es doch keinen strengeren Richter in solchen Fällen. Er war als „Galgenrichter" verschrieen. Gewöhnliche Diebstähle, besonders Straßenraub, durften von ihm keine Schonung und Milde hoffen. Sonst war er eben nicht grausam. Er blieb nicht ungerührt von dem Schicksal des hochherzigen Essex, und sein Benehmen sticht vortheilhaft gegen die Härte Coke's und Bacon's ab, die, lebenslang Todfeinde, sich die Hände reichten, um dieses edle Wild zu „baizen". Popham empfahl ihn der Begnadigung, die auch gewiß erfolgt wäre, hätte der verhängnißvolle Ring den Weg in die Hände Elisabeth's gefunden. Bei dem Verhör Sir Walter Raleigh's führte er mit großer Unparteilichkeit den Vorsitz. Bemerkenswerth erscheint, daß die Praxis des mündlichen Verhörs, worauf die Franzosen so hohen Werth legen, schon damals in England herrschend war. Sir Walter wurden nämlich allerlei verfängliche Fragen vorgelegt; aber sein Scharfblick durchschaute die Schlingen, und er benutzte sie gerade zu seinem Vortheil. Ein Beweis von der Unzuverlässigkeit dieser Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, und — wie leicht sie unwirksam zu machen sind. — Popham leitete die Untersuchung gegen Guy Fawkes und Gesellen; zuletzt präsidirte er noch bei einem Rechtsfall von allgemeinem Interesse, dem Verhör Garnet's. Im folgenden Jahre starb er.

Der Oberrichter Fleming, der ihm folgte, war sein schroffer Gegensatz. Der Rival Franz Bacon's in der juristischen Carriere, ward er diesem nicht von Anwolten, sondern von Premier-Ministern vorgezogen, und zwar „weil er ein reiner Rechtsgelehrter", d. h. ein zugerichteter, unverdrossener Packesel, war. 1593 erlangte er die erledigte Stelle des Ober-Staatsanwalt, so eifrig auch Bacon sich darum bewarb. Im Anfang der Regierung Jakob's I. zum ersten Präsidenten der Schatzkammer ernannt, saß er mit bei dem Untersuchungsgericht in der Angelegenheit der Pulververschwörung, wo er die nützliche Regel für subalterne Richter in solchen Fällen beobachtete: „Weise dreinsehen und kein Wort sagen." Seine Erhebung zum Oberrichteramte wurde damit motivirt, daß er zwar „langsam, aber zuverlässig" sey. Und verlässig war er allerdings, ein verlässiges Werkzeug in der Hand eines Monarchen ohne Würde und Gewissen. Zum Glück starb er unerwartet und machte dem Platz, der, trotz seiner mannigfachen Fehler und seiner Unliebenswürdigkeit, dennoch den Namen des „großen Lord Coke" verdient, dessen Leben Lord Campbell con amore behandelt. Auf diesen und auf Sir Matthew Hale werden wir in einem folgenden Artikel zurückkommen.

Rußland.

Kasan und seine Merkwürdigkeiten.

Nach E. O. L. von Arnim.

(Schluß.)

Professor Kasim-Beg, ein geborner Perser, und als tiefer Forscher in seinem Vaterlande geachtet, ward einst von persischen Geistlichen, da sich wahrscheinlich einige Zweifler eingefunden, aufgefordert, öffentlich den Beweis zu führen, daß Muhammed der wahre Prophet gewesen und Jesus Christus der falsche sey. Kasim-Beg erwiderte, daß dies zu beweisen ihm für so lange unmöglich sey, bis er durch das Lesen der Bibel sich auch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt habe. In dieses Begehren gingen nun die Schriftgelehrten ein, die Bibel ward ihm übergeben, und nachdem er sie hinlänglich studirt, trat er in die herbeigerufene Versammlung der Geistlichen und erklärte laut und unerschrocken, daß der Heiland der wahre von Gott gesandte Erlöser und Muhammed ein Lügner sey. Ein strenges Gefängniß war die Folge dieser Erklärung, aber welcher Prüfung unterlag er nicht, als er einst nach einer Leidensnacht erwachte, mit Thränen gemischte Küsse auf seinen Wangen fühlte und sich bald davon überzeugte, daß sein Vater weinend über ihm läge, ihn umarme und ihn beschwor, dem Glauben seiner Väter getreu zu bleiben. Jedoch ein Mann, den der Glaube beseelt, und der seinetwegen der Einsamkeit des Kerkers spottet, läßt sich selbst von seinem leiblichen Vater nicht so leicht irre führen. Kasim-Beg blieb daher dem einmal angenommenen Glauben getreu, und seine Haft ward dadurch gewiß nicht abgekürzt, ja, lebenslängliche Gefangenschaft würde wahrscheinlich sein Loos gewesen seyn, wenn ihn nicht englische Missionäre zu befreien gewußt, und Kasim-Beg ward Anglikaner, was er noch bis zu dem heutigen Tage ist.

Professor Kasim-Beg soll ein ausgezeichneter Gelehrter in seinem Fache seyn, aber so christlich er in seinen Gesinnungen ist, so orientalisch ist sein Aussehen, ein langer Bart bedeckt das Kinn seines höchst ausdrucksvollen Kopfes, und in seiner Kleidung ist er fast ganz der persischen Sitte treu geblieben. Er spricht von europäischen Sprachen nur russisch und englisch; französisch und deutsch sind ihm fremd geblieben.

Den Beschluß meines dreistündigen Besuches der Universität machte die Sternwarte, wo sich eines jener vier Fraunhoferschen Teleskope befindet, welche den Gegenstand so unglaublich vergrößern, und von denen die anderen drei Exemplare zu Berlin, Petersburg und Dorpat anzutreffen sind, wo das bloße: ich habe sie gesehen, und nicht: ich habe durchgesehen, eigentlich nichts sagen will; aber zu gleicher Zeit ward ich dort mit einem Instrument von der Erfindung des Professors Knorr bekannt, welches vermittelst einer damit verbundenen und nach Knorr's Anweisung von Breguet verfertigten Uhr durch schwarze Punkte, welche ein Zeiger macht, des anderen Tages uns genau davon in Kenntniß setzt, welche Temperatur in den letzten vierundzwanzig Stunden zu gewissen Zeiten stattgefunden hat. Das Instrument heißt Thermometrograph.

Die Besichtigung der Universität war zu Ende, ich dankte von Herzen Herrn Simonoff für die Ausdauer, welche er gehabt, mir alles Wissenswerthe zu zeigen, und begab mich nach Hause.

War der Morgen angenehm und lehrreich verflossen, so sollte der Abend ihm nichts nachgeben, und ein seltenes Schauspiel stand mir bevor. Denn kaum war das Diner beendet, als Frau v. Baratinsky uns vorschlug, zuvörderst nach der sogenannten Salle d'Asyle zu fahren, wo arme Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts eine ihnen angemessene Erziehung erhalten, und wo ich die fleißigen Mädchen mit rothen Schleifen am Kopfe geputzt fand, von denen das eine vortrat und uns in wenigen Worten, jedoch russisch, einige Notizen über die Anstalt gab. Alles schien in sehr guter Ordnung zu seyn, aber wir eilten fort, weil nicht blos mir, sondern auch meiner verehrten Wirthin etwas ganz Neues zu sehen blieb, und dieses war, nach einem sehr kurzen Aufenthalte in der tatarischen Salle d'Asyle, wo uns ein Polizeibeamter, selbst Tatar, jedoch in Uniform mit dreieckigem Hute und Degen, begleitete, das Innere des Hauses eines reichen tatarischen Kaufmanns, welcher jedoch selbst nicht gegenwärtig, sondern zur Messe nach Nischny gereist war, so daß wir nur die weiblichen Bewohner antrafen.

Die Frauen der Tataren leben nämlich im Ganzen gleich anderen muhammedanischen Frauen, viel zuhause, nur, sonderbar genug, benutzen sie die Zeit der öfteren Abwesenheit ihrer Männer in Handlungsgeschäften, besonders zur Zeit der Messe von Nischny, um mit ihren Kindern und Freundinnen spazieren zu gehen. Daß dies ohne Wissen ihrer Männer, wie man behauptet, geschehen solle, ist nicht wahrscheinlich, denn da es sich ganz offen immer und immer wiederholt, so könnte es nicht leicht ein Geheimniß bleiben. Schon Tages vorher hatten wir demzufolge einige von ihnen im Garten des Gouverneurs gesehen, welche uns erst zu fliehen schienen, dann aber nach mehrmaligem Rufen und Bitten uns erwarteten und mit sich sprechen ließen, da einige sich ganz gut im Russischen ausdrückten, außer einer einzigen, mit einem Kinde auf dem Arm, welche mir nicht einmal erlauben wollte, das Kind zu besehen, wahrscheinlich in der Furcht vor dem bösen Blick, den ich jedoch gleich meiner Sprache so sanft wie nur immer möglich zu machen mich befliß.

Für diesen Abend hatte sich nun Frau von Baratinsky in dem Hause des eben erwähnten reichen Kaufmannes förmlich angesagt, und so wurden wir erwartet. Der Eintritt in das erste Zimmer bot uns nichts weiter Bemerkenswerthes dar, die Mobilien waren nichts mehr und minder, als wie man sie in wohlhabenden Häusern allenthalben findet, aber schon im zweiten Zimmer gewahrte man einen Alkoven mit einem runden Sopha darin, verziert mit musselinenen Vorhängen, reich und in orientalischer Art gestickt, die Tischdecke war von einem schönen seidenen, ebenfalls gestickten Stoffe, ein prächtiger Teppich fehlte auch nicht, und mehrere kleine Utensilien waren ganz orientalisch. Aber im letzten Zimmer, was vielleicht mehr zur Häuslichkeit als die anderen gehörte, stand ein übermäßig hohes Bett, das unter einer ebenfalls sehr schönen gestickten seidenen Decke verhüllt war.

Der Tatar hatte zwei angetraute Frauen, von denen, wie es hieß, die ältere in diesem Bette schlief, und die andere eine Treppe höher (die dritte war ihm gestorben), beide in der freundlichsten Eintracht beisammen lebend, was, wie ich glaube, bei den Muhammedanern in der Türkei höchst selten vorkömmt, wo überhaupt nur reiche Leute mehr als eine Frau haben, die dann ihre verschiedenen Hotels bewohnen und sich gegenseitig aufrichtig zu hassen pflegen. Die tatarischen Frauen scheinen aber weicheren Gemüthes zu seyn, und diesesmal waren die beiden Frauen auch sehr verschieden an Jahren, denn die letztvermählte war noch ganz jung zu nennen und war vermuthlich in allen ehelichen Pflichten die Schülerin der älteren. Beider Anzug war sich ähnlich, aber der der jüngeren natürlich mit mehr Koketterie arrangirt. Reiche Stoffe mit weiten Aermeln bedeckten den ganzen Körper, worüber noch ein anderer Ueberwurf hing, dessen Aermel aber kurz waren und den Reichthum des unteren Gewandes zeigten. Prächtig gestickte Pantoffeln waren an den Füßen zu sehen, aber das Charakteristische, was sich besonders bei der jüngeren Frau sehr graziös ausnahm, war der Kopfputz, denn die Haare waren gescheitelt, und sehr zierlich saß ein buntes Mützchen, das in der Mitte durch eine Nath getrennt, dicht an dem gescheitelten Haare liegend, links, gleich den Mützen der polnischen Frauen, herunterhing und mit einer Troddel unten versehen war. Doch das Auffallendste war der hintere Theil des Kopfes, von dem seidene, geflochtene Bänder tief den Rücken entlang hinuntergingen, an welchen man nichts als vergoldete Rubel, immer zu zweien, erblickte, die ein eigenes Bild des Reichthums der Familie abgaben. An anderem Geschmeide, an Ringen und Ketten fehlte es auch nicht. Die ältere Frau sprach geläufig russisch, die jüngere schälerte und lachte, trieb einige Koketterie, wollte ihren dunklen Schleier, den sie über dem Kopf trug, nicht ganz fahren lassen, gestattete es aber am Ende dennoch, daß man sie näher beäugelte, und war gegen uns Fremde sehr freundlich, nur der tatarische Polizeimann mußte am Eingange stehen bleiben und durfte sie nicht unverschleiert sehen. Ihr Gesicht war hübsch und angenehm, nur hatte das viele Roth und Weiß, was sich tatarische Frauen auflegen, und zwar wahrscheinlich das Weiß, die Zähne völlig verdorben, so daß in einem Lande wie Rußland, wo weiße Zähne fast allgemein sind, die tatarischen Frauen durch die unglückliche Mischung der Farben, die sie auflegen, sich um den schönsten Schmuck einer Frau bringen.

Aber nicht blos zur Befriedigung einer oberflächlichen Neugier hatte man uns zu erscheinen vergönnt, sondern eine kleine Collation sollte uns auch erfreuen, denn zuerst kam in hübschen Tassen der köstlichste Thee, den ich in

meinem Leben genommen, dann eine Menge Süßigkeiten und zuletzt, o Muhammed! was würdest Du sagen, wenn Du es erblicktest, auch Champagner, den die modernen Türken einmal nicht für Wein ausgeben.

Noch einige andere tatarische Nachbarinnen, prächtig gekleidet, vergrößerten die Gesellschaft, und sehr ausgezeichnet von den beiden Gräfinnen von Gleichen behandelt, verließen wir das Haus, und ich sehr froh, etwas gesehen zu haben, was mir wohl niemals wieder in so angenehmer Begleitung zu sehen vergönnt seyn wird.

Feuersbrünste sind in Kasan sehr häufig, war doch noch vor einigen Jahren beinahe die ganze Stadt abgebrannt, welches theils durch die vielen hölzernen Häuser oder zum wenigsten hölzernen Hintergebäude, theils auch durch Unachtsamkeit verursacht wird; und so hatte ich gewiß Recht, wiederum einmal Alles zu befürchten, als des anderen Morgens mein Diener mit der Meldung: schon wieder Feuer, ziemlich früh in mein Zimmer stürzte. Ich eilte sogleich in den Garten, sah es auch, jedoch in großer Entfernung, in den unteren Theilen der Stadt brennen und wollte schon selbst hineilen, als ich Frau v. Baratinsky ganz ruhig im Garten spazieren gehend antraf, die mich versicherte, daß dergleichen leider sehr häufig wäre, daß aber die Anstalten gut und das Feuer sehr bald gedämpft seyn würde. Und dieses war auch der Fall. Denn nicht lange darauf erschien der Polizeimeister, um dem Gouverneur Bericht abzustatten, aber leider mit verbrannter Wange. Er hatte einem der Spritzenleute zugerufen, den Schlauch anders, als er that, zu halten, und da dieser es nicht gehört, sich voller Ungeduld quer durch das Feuer zu ihm gestürzt, um ihm die Direction des Schlauches zu bestimmen, und so war er selbst zu Schaden gekommen. Die wenigen Tage, welche ich noch zu Kasan verlebte, sah er sich auch genöthigt, stets ein Tuch um den Kopf zu tragen, und wir riethen ihm sehr, weil nach des Arztes Aussage leicht die Rose daraus entstehen könne, sich zuhause zu halten, was er auch, wenn es sich verschlimmern solle, zu thun versprach. Herrn v. Krüdener's Dienstfeifer, und ich möchte sagen, zugleich sein Eifer, mir gefällig zu seyn, war aber so groß, daß er, trotz seiner Wunde, nicht allein wie immer den Tag über seinen Geschäften oblag, sondern mich auch veranlaßte, die Vorkehrungen gegen das Umsichgreifen des Feuers zu besichtigen, so wie sie, wie ich höre, in allen Städten Rußlands anzutreffen sind.

So hat Kasan fünf Thürme, von denen aus die Feuersignale gegeben werden, und in der Nähe dieser fünf Thürme sind einhundertundzwanzig Spritzenleute in Allem vertheilt. Hier stehen auch die Spritzen, die stets aufgeschirrten Pferde, die gefüllten Wasserfässer. Wir fuhren dem einen Thurme zu, Herr v. Krüdener bat mich, die Uhr in die Hand zu nehmen, er gab das Signal, und in zwei, sage, zwei Minuten war angespannt, und die Spritzen fuhren aus dem Thore.*)

Aber ehe ich mit Herrn v. Krüdener ausfuhr, hatte ich noch eine Ueberraschung anderer Art gehabt. Ich befand mich nämlich gerade auf meinem Zimmer, als Frau v. Baratinsky mich ersuchen ließ, für einen Augenblick zu ihr ins Nebenzimmer zu kommen. Ich folgte ihrer Einladung, und wie erstaunte ich, dort bei ihr den Adelsmarschall zu finden, welcher, erfreut über das Lob, das ich seiner mir Tages zuvor gezeigten und auf seinem Gute gearbeiteten Leinwand gezollt, mich bat, ein Stück derselben, so wie zwölf kleine, mit Fransen besetzte Dessert-Servietten und ein kleines damastnes Tischtuch, von ihm anzunehmen. Hierzu fügte Frau v. Baratinsky noch eine türkische musselinene Serviette mit reicher Stickerei; am selben Tage bekam ich noch von der vortrefflichen kasanischen Seife ein Geschenk, und so von mehreren Seiten reich bedacht, hatte ich bei der Abreise kaum den Platz, Alles, was man mir verehrt, auch gut verpackt nach Petersburg zu bringen, von wo ich später den größten Theil meiner Sachen zu Schiff nach Hause sandte.

Frau v. Baratinsky schlug mir darauf eine Morgenpromenade nach einer Erziehungs-Anstalt adeliger Fräulein vor, welche außerhalb der Stadt gelegen, und der vorläufig ein großes hölzernes Haus angewiesen ist, indem das dazu bestimmte steinerne Gebäude noch unvollendet ist, was nach meiner Ueberzeugung aber für einhundertundzwanzig Mädchen, woraus bis jetzt wenigstens erst die Anstalt besteht, viel zu weitläuftig angelegt worden. Wir fanden die Vorsteherin, Frau v. Sagoskin, im Saale, wo die jungen, reinlich gekleideten und gesund aussehenden Mädchen so eben ihr Mittagsmahl einnahmen, besahen alsdann den schönen baumreichen Park, der der Anstalt gehört, und von dem aus eine liebliche Aussicht über die Niederung sich öffnet, und begaben uns nach einer Stunde Aufenthalt wieder zurück.**)

Aber noch denselben Morgen besah ich zwei sehr entgegenstehende Anstalten, ein Frauenkloster und das Gefängniß der Stadt, die sich wohl nur darin ähnlich sehen, daß in beiden oft die Reue den Menschen ereilt.

Das Frauenkloster steht auf dem Flecke, wo ein berühmtes Bild der Mutter Gottes, und wenn ich nicht irre, dasselbe, was späterhin nach Petersburg gebracht ward, soll gefunden seyn; es hat zwei Kirchen, die eine für den Sommer, die andere, man weiß nicht warum, für den Winter, die aber beide nicht besonders schön sind, aber, wie immer in diesen Kirchen, mehrere Kostbarkeiten und Seltenheiten enthalten. Zwei alte, ziemlich häßliche Nonnen waren so eben mit Reinigung der einen Kirche beschäftigt und mein Aufenthalt im Ganzen nicht von Dauer. Eben so flüchtig besah ich nachher das nicht große Gefängniß, das indessen auch nicht größer zu seyn braucht, weil in Rußland ein Jeder, der über hundert Thaler gestohlen, nach Sibirien gebracht wird und nur während seines Prozesses in dem Orte, wo das Urtheil gefällt wird, verbleibt. Und so waren bis auf Weiteres Räuber und Mörder hier zu finden; selbst Ehebrecherinnen, gegen die man in Rußland sehr streng zu seyn scheint, saßen hier ihre Strafe ab.

Kasan ist der Mittelpunkt der großen Straße, auf der jährlich an hunderttausend Individuen nach Sibirien wandern, diesem Sibirien, vor dem bei uns von je an ein gewisses Grausen geherrscht hat, während auf der anderen Seite es jetzt den Geldbegierigen ein Eldorado ist und diesen wiederum eine Menge Künstler und Handwerker nachziehen, die dort ihr Glück zu machen hoffen, denn jene frühere Tänzerin aus Berlin war nicht die einzige Künstlerin, die als Harfenistin nach Sibirien zu reisen gedachte, sondern ich fand deren, die sich auf allen nur möglichen Instrumenten dort zeigen wollten, und selbst hier in Deutschland zurückgekehrt, bin ich schon um Empfehlungsschreiben dorthin angesprochen worden. Aber auch über die Lage der Gefangenen, schrint es, macht man sich einen anderen Begriff. Gefängniß ist und bleibt einmal Gefängniß und soll es auch seyn. Mörder, Räuber und Diebe haben weder dort noch hier ein angenehmes Loos, und vor falschem Mitleiden muß man sich da hüten. Wie aber die eigentliche Lage der politischen Verbrecher ist, kann ich nicht genau bestimmen, nur kann ich mit Gewißheit versichern, daß, ist einmal die größere Zeit der eigentlichen Strafe verflossen, ihr Loos gemildert wird, und Ansiedelungen im Innern, wo ihnen aller nur möglicher Vorschub geleistet wird und sie hinreichend Land erhalten, das Endresultat ihrer Gefangenschaft ist. Dies sind die ungefähren Notizen, die mir von völlig unparteiischen Menschen darüber zugekommen sind, deren Echtheit ich nicht geradezu beweisen kann, die ich aber aus mancherlei Gründen für Wahrheit zu halten Ursache habe."

*) Leider sind trotz aller vortrefflichen Vorkehrungen, wahrscheinlich allein der vielen hölzernen Häuser wegen, vor noch nicht langer Zeit wiederum über hundert Gebäude in den Vorstädten ein Raub der Flammen geworden.

**) Frau v. Baratinsky ist seitdem von der Kaiserin zur Ehrencuratrice von sämmtlichen weiblichen Erziehungs-Anstalten im Reiche ernannt worden. Anm. des Verf.

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.*)

Houston und seine Umgegend.

Am 17. Januar Morgens hörte ich das puffende Geräusch der Pochdruckmaschine eines von Galveston kommenden Dampfbootes. Es wurde demselben ein Zeichen zum Anlegen gegeben, und nach einem raschen, aber herzlichen Abschiede von meinem freundlichen Wirthe befand ich mich wenige Augenblicke danach auf dem Wege nach Houston, nächst Galveston der bedeutendsten Stadt in Texas. Die Fahrt bis dorthin bot keinerlei Interesse. Der Arm der Bai wurde immer enger und das Fahrwasser immer seichter und schmaler. Es begann bereits dunkel zu werden, als wir in die Mündung des Buffalo Bayou einfuhren. Von den schönen Magnolia-Bäumen, die seine Ufer einfassen, bekamen wir nichts mehr zu sehen. Als ich am folgenden Morgen erwachte und auf das Verdeck trat, sah ich, daß unser Dampfboot ganz ruhig in einem engen, von 30—40 Fuß hohen, steilen Ufern eingefaßten Gewässer lag. An dem Ufer waren ein paar große, hölzerne, ziemlich verfallen aussehende Gebäude sichtbar, die das Ansehen von Waarenschuppen hatten, und höher hinauf am Ufer sah man noch viele andere hölzerne Häuser. Auf dem Landungsplatze, der dadurch gebildet war, daß man das steile Ufer etwas abgeschrägt hatte, warteten bereits eine Anzahl Neger mit einspännigen zweirädrigen Karren, um das Gepäck der angekommenen Reisenden nach den Gasthöfen zu befördern.

Ich übergab einem derselben meinen Koffer und machte mich dann selbst zu Fuß nach dem „Kapitol", — das war der hochtönende Name des angeblich besten Gasthofs, — auf den Weg. Sobald ich den ziemlich steilen und schlüpfrigen Abhang erstiegen, befand ich mich in einer langen schnurgeraden Straße, deren Breite mir keinen Zweifel ließ, daß ich mich in der Hauptstraße von Houston befand. Die Häuser waren sämmtlich von Holz, von ganz gleicher Bauart, wie die in Galveston, nur sah Alles etwas verfallen und weniger nett und ordentlich aus, als dort. Fast jedes Haus der Hauptstraße war ein Kramladen oder Waarenmagazin, ein „Store", wie es hier ohne nähere Unterscheidung heißt.

Die Straßen waren ungepflastert und der Schmutz bodenlos. Zu den Seiten war zwar eine Art Damm für Fußgänger, doch an den Kreuzungspunkten der Querstraßen mußte man auch diesen verlassen und sich der schwarzen Masse anvertrauen, in der man dann auch meistens in einer Tiefe von ½ Fuß festen Grund fand. In diesem Umstande scheint mir denn auch die hier ganz allgemein und auch von übrigens ganz elegant gekleideten Herren befolgte Sitte, die Beinkleider in die Stiefel zu stecken, eine wohlbegründete Berechtigung zu haben.

Endlich am Ende der langen Straße kam ich zu meinem Hotel. Es war ein ziemlich ansehnliches zweistöckiges Gebäude, trug aber schon äußerlich, wie die meisten Häuser, die ich bisher hier gesehen, deutliche Spuren des Verfalls. Im Innern sah es noch schlechter aus, und viele Anzeichen deuteten darauf, daß ich hier an den Gränzen der Civilisation angekommen.

Zu ebener Erde befand sich ein ziemlich großes Zimmer mit weißen Wänden, in dessen Mitte ein eiserner Ofen stand, das sonst aber jedes Komforts entbehrte und von Mobiliar nur einige zum Theil zerbrochene Stühle enthielt. Eine Anzahl Männer, meistens mit groben wollenen Tuchröcken, zum Theil in den lebhaftesten, weißen, rothen und grünen Farben (sogenannten blanket coats), bekleidet und augenscheinlich Farmer, stand um den Ofen herum und war in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, deren Hauptgegenstand die Nachricht des erfolgten Anschlusses an die Vereinigten Staaten bildete. In einer Ecke des Zimmers lag verschiedenes Reisegeräth auf der Erde. Die großen, mit messingenen Buckeln beschlagenen Reisekoffer, die überall sonst in Amerika gebräuchlich sind, hatten hierher ihren Weg noch nicht gefunden. Statt ihrer sah

*) Vgl. Nr. 4 und 5 des Magazins.

man nur lederne Satteltaschen und überhaupt nur leichtes Gepäck, wie es ein Reiter mit sich führen kann.

Nachher machte mir der Wirth, der mir wohl ansehen mochte, daß diese ziemlich rohen Umgebungen, deren Reize durch das beständige Ausspucken der tabackkauenden Gesellschaft keineswegs erhöht wurden, mir nicht sonderlich behagten, leise bemerklich, daß im hinteren Theile des Hauses noch ein anderes Zimmer sich befinde, welches etwas mehr Bequemlichkeiten biete. In der That führte er mich in ein recht anständiges Parlour (Gesellschaftszimmer) mit einem Teppich, einem Wiegenstuhl (rocking chair), dem unvermeidlichen Requisite amerikanischen Komforts, und — was mir bei der unangenehmen kühlen Witterung, welche seit dem Morgen eingetreten, das Wichtigste war — einem guten Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte. Auch die aus nur wenigen Personen bestehende Gesellschaft war hier augenscheinlich eine gebildetere und auch äußerlich weniger rauh. Statt des groben, aus wollenen Pferdedecken verfertigten blanket coat herrschte hier der schwarze Frack, das allgemeine Attribut des amerikanischen Gentleman. Das Vorhandenseyn dieses Zimmers, welches von den Inhabern des ersteren, wie nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft, niemals betreten wurde, war eines der stillschweigenden Zugeständnisse, welche so häufig in Amerika, ungeachtet der öffentlich überall ausgesprochenen und behaupteten völligen Gleichstellung aller Bürger, doch dem höheren Bildungsgrade gemacht werden.

Da das Wetter auch an den folgenden Tagen meistens kalt und unfreundlich war, so fand sich auch bei dem Kamin stets eine kleine Gesellschaft zusammen, aus deren Unterhaltung ich Vieles über das Land, welches ich zu bereisen im Begriffe stand, erfuhr. Die Gesellschaft bestand aus einigen Pflanzern vom Brazos, welche Bekleidungsgegenstände für ihre Neger einkaufen wollten; ferner aus einem Richter von La Grange, einer kleinen Stadt am Colorado, der auf einer Wahlreise, — einer sogenannten electioneering tour — um Stimmen für seine Wahl als Deputirter in den Kongreß nach Washington zu sammeln, begriffen war und mich, als er erfuhr, daß ich nach der deutschen Kolonie gehen würde, schon im voraus bei seiner eigenen bevorstehenden Anwesenheit daselbst ersuchte, dort sein Dolmetscher zu seyn und seine Bestrebungen bei meinen deutschen Landsleuten zu unterstützen, wobei er zugleich ein sehr günstiges Vorurtheil für die Deutschen aussprach, mit welchem Grade von Aufrichtigkeit, lasse ich freilich unentschieden.

Der Stand oder Lebensberuf einiger anderen Gäste wurde mir weniger klar; nur so viel entnahm ich aus ihren Reden, daß ihr Wohnort im westlichen Theile des Landes und in den äußersten Gränzansiedlungen seyn mußte, denn ihre Mittheilungen betrafen meistentheils die früheren Kämpfe der Ansiedler mit den Indianern und das jetzige Verhalten der Letzteren. Diese mit großer Frische und unverkennbarer Wahrheit gemachten Schilderungen hatten für mich Neuling in diesem Lande, wo die Civilisation erst von gestern her datirt, einen ganz besonderen Reiz und erhöhten den Wunsch, jene Indianerstämme aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Gefahren und Drangsale, welche die ersten texanischen Ansiedler von den Indianern zu erleiden hatten, sind denen durchaus ähnlich, welche freiwillig jene Männer übernahmen, die im Anfange dieses Jahrhunderts das ungeheure Thal des Mississippi dem Unternehmungsgeiste der angelsächsischen Race eröffneten, und nicht minder gleichen sich der unbeugsame Muth und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit der an beiden Stellen diese Schwierigkeiten überwunden wurden.

Im Laufe des Tages kamen noch mehrere andere Reisende aus dem Innern an. Sie versicherten, daß die ganze Prairie bis zum Brazos hin unter Wasser stehe, und daß viele Creeks*) und Bayous swimming, d. h. nur durch Schwimmen, zu passiren seyen. Die eine Gesellschaft hatte im Laufe des Tages dreimal, eine andere fünfmal mit ihren Pferden geschwommen. In jedem Frühjahre treten in dem ebenen Küstenlande diese Ueberschwemmungen ein, welche die Verbindung mit dem Innern des Landes fast ganz unterbrechen oder doch auf das äußerste erschweren. Zu Pferde ist zu solcher Zeit das Fortkommen allein möglich. Der Verkehr mit Ochsen- oder Pferdewagen hört fast ganz auf. Erhöhte Landstraßen mit Gräben zur Seite und Brücken an den nöthigen Punkten könnten diesem Uebelstande allein abhelfen, allein wer soll in einem noch so dünn bevölkerten Lande, wo die einzelnen Gehöfte oft halbe Tagereisen weit aus einander liegen, solche Straßen bauen und unterhalten? Ein anderes Haupthinderniß ist der Mangel jedes festen Materials zum Straßenbau. Im ganzen ebenen Texas ist kein Stein zu finden, und auch im hügeligen Theile des Landes, so weit ich es selbst gesehen, hat man nirgends eine hinreichend feste, zum Straßenbau geeignete Steinart angetroffen. Eine solche findet sich erst da, wo die Ansiedelungen aufhören und das Indianerland beginnt, d. i. nördlich von San Antonio, Neu-Braunfels und Austin. Was bisher für die Anlage von Wegen in Texas geschehen ist, beschränkt sich lediglich darauf, daß man zwischen den Hauptpunkten des Landes die passendste Richtung des Weges bestimmt, die Uferwaldungen ausgehauen und Abfahrten an den oft sehr steilen Flußufern abgestochen und hier und dort Fähren über die größeren Flüsse angelegt hat.

Bei zunehmender Bevölkerung und Wohlhabenheit des Landes werden ohne Zweifel Eisenbahnen die natürlichsten und zweckmäßigsten Verbindungen bilden. Für ihre Anlage ist das Land mit seinen weiten Ebenen und flachwelligen Hügelgegenden wie geschaffen. Sie werden um so nöthiger, da Texas in Bezug auf die natürlichen Verbindungen durch schiffbare Ströme gegen die übrigen Staaten der Union so auffallend von der Natur vernachlässigt ist.

Als ich am Abend schlafen zu gehen wünschte, führte man mich in eine Kammer, wo außer dem mir angewiesenen Bette noch zwei andere standen, welche, wie ich bemerkte, bereits von zwei schnarchenden, mir durchaus unbekannten Individuen eingenommen waren. Ich war in dem Augenblicke sehr geneigt, diesen Umstand als eine Schattenseite des texanischen Reisens anzusehen; später wäre ich oft gern zufrieden gewesen, wenn sich die Gemeinschaftlichkeit nicht weiter als auf das Schlafzimmer erstreckt hätte.

Am anderen Tage gestattete mir das Wetter, die Stadt und die nächsten Umgebungen etwas näher kennen zu lernen.

Die Stadt wurde im Jahre 1836, gleich nach der Schlacht von San Jacinto, welche Texas für immer von seinem mexikanischen Feinde befreite, gegründet und erhielt ihren Namen nach dem gefeierten Anführer in jener Schlacht. Jetzt ist sie, nächst Galveston, der bedeutendste Platz des Staats, und ihre Einwohnerzahl mag gegen 3000 betragen. Sie verdankt ihr rasches Aufblühen allein ihrer Lage an dem Buffalo Bayou, der bis hierher für Dampfschiffe von ansehnlicher (?) Größe schiffbar ist. Dieser Umstand wird ihr für alle Folgezeit, wie auch immer die inneren Verbindungen des Landes sich gestalten mögen, eine gewisse Bedeutung sichern.

(Schluß folgt.)

*) Creek ist eine in den ganzen Vereinigten Staaten übliche und auch von den deutschen Ansiedlern allgemein angenommene Bezeichnung für kleine Flüsse und größere Bäche. Für kleinere Bäche wird außerdem das Wort branch gebraucht.

Mannigfaltiges.

— Eine neue Nordpol-Expedition. Auf Anordnung der englischen Admiralität ist eine neue Nordpol-Expedition, bestehend aus den Schiffen „Enterprise" und „Investigator", zur Aufsuchung des Capitains Sir John Franklin oder doch mindestens zur Ermittelung des Schicksales dieses kühnen Seefahrers und seiner Reisegefährten abgegangen. Die beiden genannten Schiffe sind bekanntlich früher bereits unter dem Kommando von Sir James Roß in den Nordpol-Meeren gewesen; gegenwärtig werden sie von Capitain Collinson geführt. Derselbe hat den Auftrag, in die Behringsstraße einzulaufen und nach der westlichen Seite der Melville-Insel zu gehen, wo man, nach der Meinung von Roß und anderen Nordpolfahrern, Spuren von Sir John Franklin finden dürfte. Man vermuthet, daß der „Erebus" und der „Terror", die beiden von Letzterem befehligten Schiffe, in der Gegend von etwa 110° W. L. (von Greenwich) eingefroren seyen, wohin Sir James Roß, der den Weg durch die Barrowsstraße bis zum Kap Bunny genommen, nicht gedrungen war. Manche glauben inzwischen, daß eine Durchfahrt von der Behringsstraße nach der Westküste von Melville — ein Weg von beiläufig 900 engl. Meilen — gar nicht möglich sey, und daß, wenn sie gelänge, dadurch das seit Jahrhunderten ungelöste Problem der Auffindung einer Nordwest-Durchfahrt gelöst würde. An die Expedition des Capitains Collinson knüpft sich demnach ein doppeltes Interesse: eine Auffindung und eine Entdeckung. Unter Anderem ist diese Expedition auch mit einem neuen Apparat ausgerüstet, vermittelst dessen sie ihre Depeschen in den weiten Regionen des Pols verbreiten oder vielmehr ausstreuen soll, um auf diese Weise von sich selbst eine Nachricht zu geben, die nach Europa gelangen kann, oder auch dem verschlagenen Sir John Franklin eine Nachricht zukommen zu lassen. Der Apparat besteht aus einem kleinen Luftballon, an dem eine langsam brennende Lunte von einem Fuß Länge befestigt ist; rings um welche viele Hunderte von bunten Papierstreifen an Drähten hängen. Auf diesen Papierstreifen, zu denen absichtlich kein weißes Papier verwandt worden, weil dieses auf Schneefeldern und Eisbergen unsichtbar seyn würde, werden vermittelst einer Handpresse die zu versendenden Depeschen gedruckt, welche von dem Ballon, je nachdem die Lunte weiter brennt, nach und nach herunterfallen. Jedes der beiden Schiffe unter Capitain Collinson nimmt hundertundfunfzig solcher Luftballons und eine Handpresse mit. Man hofft, daß eine oder die andere von den vielen Millionen bunter Papierdepeschen, die man auf diese Weise in den Nordpol-Regionen fliegen lassen will, in die Hände von Menschen, namentlich von Eskimos, fallen und vermittelst derselben entweder dem Sir John Franklin oder den britischen Niederlassungen an der Hudsonsbay zugehen werde.

— Die Kunst im Norden durch Künstler beschützt. Der bekannte norwegische Violinist Ole Bull hat in seiner Vaterstadt Bergen, welche bisher kein Theater hatte, ein solches auf seine Kosten erbauen, ausschmücken und zu dramatischen Aufführungen vollständig herstellen lassen. Demnächst hat er auf ein Jahr eine dänische Schauspieler-Gesellschaft engagirt, deren Besoldung für diese Zeit er garantirte. Vor einigen Wochen wurde dieses Theater mit Holberg's dreiaktigem Lustspiele „Heinrich und Petronella" eröffnet, welchem Mehul's Ouverture zur „Jagd Heinrich's V." (Le jeune Henri) voranging; am Schlusse spielte Ole Bull selbst seine berühmte Phantasie auf norwegische Volkslieder. Die städtische Behörde von Bergen hat dem Künstler bei dieser Gelegenheit das Ehrenbürgerrecht ihrer Stadt verliehen. — In ähnlicher Weise hat vor kurzem Jenny Lind in Stockholm eine Gesangschule, in welcher unentgeltlicher Unterricht ertheilt wird, auf ihre Kosten einrichten lassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Lepy. Lasser, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 26. Januar 1850.

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

Nach der Uebergabe von Veracruz im Mai 1847 befand sich der größere Theil der den Vereinigten Staaten gehörigen Flotte unbeschäftigt, als der Lieutenant Lynch der amerikanischen Regierung den Plan zu einer wissenschaftlichen Expedition vorlegte, welcher die Umschiffung und vollständige Untersuchung des Todten Meeres zufaßte. Dieser wurde angenommen, der Lieutenant Lynch erhielt den Auftrag, die zu einer solchen Expedition nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, und zu Anfang des Monats Oktober ward der Tender „Supply", früher „Crusader" genannt, welcher dem Geschwader des Mittelmeeres Provision zuführen sollte, unter sein Kommando gestellt. Herr Lynch hatte nichts verabsäumt, um den Erfolg der beabsichtigten Expedition so viel als möglich zu sichern. Er hatte zwei metallene Fahrzeuge so anfertigen lassen, daß sie auseinandergenommen und zu Lande auf den Rücken von Pferden weiter geschafft werden konnten, und im Falle dies dennoch ernstliche Schwierigkeiten verursachen würde, waren zu ihrem Transport zwei Trucks oder flache Wagen konstruirt worden, nach dem Muster derjenigen, die man auf den amerikanischen Eisenbahnen gebraucht. Ferner waren Waffen- und Munitionsvorräthe, Instrumente, Zelte, Segel, Ruder, Lebensmittel, Küchengeräth mit besonderer Sorgfalt gewählt und die Schiffsmannschaft von dem Chef selbst ausgesucht worden; diese bestand aus zehn jungen, kräftig gebauten und an Beschwerden gewöhnten Amerikanern, welche sich verpflichtet hatten, während der Reise sich des Genusses starker Getränke gänzlich zu enthalten. Außerdem war Herr Lynch von seinem Sohn, der das botanische Fach übernommen, von dem Lieutenant Dale und einem Schiffskadetten, Namens Aupick, begleitet; ihnen schlossen sich später in Konstantinopel Herr Bedlow, in Beirut der Doktor Anderson und ein Syrier, Namens Amenny, an, welcher die Functionen eines Dolmetschers versah.

Der „Supply" verließ New-York am 21. November 1847 und erreichte Smyrna am 18. Februar 1848. Von hier aus begaben sich die Offiziere der Expedition auf einem österreichischen Dampfschiffe nach Konstantinopel, um durch Vermittelung des amerikanischen Gesandten vom Sultan die Erlaubniß zur Reise durch einen Theil seiner syrischen Staaten zu erhalten. Herr Lynch wurde von Abdul-Medschid in einer Audienz empfangen, und der Großherr bewilligte ihm nicht allein das Verlangte, sondern bezeigte ihm auch seinen Antheil an dem Erfolg der Unternehmung, indem er den Wunsch äußerte, mit den Resultaten derselben bekannt gemacht zu werden. Am 3. März kehrte Herr Lynch nach Smyrna zurück, am 10ten reiste er von dort nach der syrischen Küste ab, und nachdem er in Beirut und an einigen anderen Punkten angehalten hatte, ankerte er am 28. März in der Bai von Acre am Fuße des Berges Karmel.

Nachdem die Mitglieder der Expedition, die Vorräthe, die Zelte, die Barken und deren Transportwagen ausgeschifft worden, errichtete man am Ufer der Bai ein Lager, während der „Supply" wieder unter Segel ging, um, seiner oben angegebenen Bestimmung zufolge, dem amerikanischen Geschwader im Mittelmeer Proviant zuzuführen.

„Mit sehr gemischten Empfindungen", schrieb der Lieutenant Lynch an diesem Tage in sein Tagebuch, „sahen wir ihn sich entfernen. Wird er uns wohl an diesem Ufer wiederfinden, wenn er zurückkehrt, um uns aufzunehmen? Werden wir jemals wieder sein reinliches, uns so werth gewordenes Verdeck besteigen? Wie es auch kommen möge, wir sind in der Hand Gottes." Dieses unbedingte Vertrauen auf die Vorsehung zeugt von eben so vieler Frömmigkeit als Entschlossenheit, denn man hatte eben zu Saint-Jean-d'Acre den Tod des Lieutenants Molyneux erfahren, der, wie der kürzlich verstorbene Costigan, den erneuten Angriffen eines Fiebers erlegen war, welches er von den Ufern des Todten Meeres mitgebracht hatte. Die sonst um die Zukunft wenig bekümmerten Matrosen benahmen sich weniger philosophisch und christlich als ihr Kommandant. „Man erzählte uns", schreibt John Paßy in seinem von Herrn Edward Montague in Philadelphia veröffentlichten Tagebuch, „daß niemals eine das Todte Meer untersuchende Expedition ein glückliches Ende genommen habe. Den Bewohnern des Landes nach, waren alle Theilnehmer an solchen Expeditionen das Opfer ihrer Hingebung für die Wissenschaft geworden; die Einen, von ernsten Krankheiten befallen, waren in diesem verderblichen Klima umgekommen, die Anderen von blutgierigen Arabern geplündert und ermordet worden; alle diese Thatsachen hatten sich vor so kurzer Zeit ereignet, daß der Mörder kaum die Klinge seines Schwertes abgewischt haben, der Dampf seiner Pistolen kaum verflogen und das Blut der Opfer weder von der Sonne getrocknet, noch von der Erde eingesogen seyn konnte."

Als der „Supply" sich entfernt hatte, begann man den Transport der beiden Barken von der syrischen Küste nach dem See Tiberias. Die eine, die von Kupfer, wurde „Fanny Mason" genannt, die zweite von galvanisirtem Eisen bekam den Namen „Fanny Skinner". Man belud sie mit den Vorräthen und dem Gepäck der Expedition, hob sie dann auf die Transportwagen, vor welche die nöthige Anzahl syrischer Pferde gespannt wurde, und der Lieutenant Lynch gab selbst das Signal zur Abfahrt. Jetzt zeigte sich das erste Hinderniß: trotz aller angewandten Mittel, weigerten sich die ans Tragen gewöhnten Pferde, die Wagen zu ziehen; man wollte sie durch Ochsen ersetzen, die sich gewiß fügsamer gezeigt hätten, indessen waren letztere in dieser Jahreszeit so zu Feldarbeiten in Anspruch genommen, daß man davon abstehen mußte. Schon wollte der Lieutenant Lynch die Barken auseinandernehmen lassen, als ihm der Gedanke kam, die Pferde durch Kameele zu ersetzen. Zum größten Erstaunen der Eingebornen gelang dieser Versuch, indem die Kameele sich eben so brauchbar zum Ziehen schwerer Lasten als zum Tragen derselben erwiesen.

Nach einigen anderen glücklich überwundenen Schwierigkeiten ging die Expedition am 4. April von der Küste ab. Funfzehn Araber begleiteten sie, nämlich ein Vornehmer aus Mekka, Scherif Hazza, ein schöner Greis, der im 33sten Gliede vom Propheten abstammt, von seinen Dienern gefolgt; ferner ein Beduinen-Scheik, Namens Akil, der von zehn gut bewaffneten Männern umringt war. Diese Karawane von Arabern mit schönen Pferden und langen Lanzen, von Seeleuten, hoch zu Rosse sitzend, von Kameelen, die mit Gepäck beladen waren, und anderen, welche die sonderbaren Wagen zogen, auf denen sich die metallenen Böte mit wehenden Flaggen befanden — gewährte einen originellen und malerischen Anblick. „Unser Zug", sagt Herr Lynch mit einem gewissen Stolze, „sah einem Triumphzuge ähnlich."

Trotz des guten Willens, der Geduld und der Stärke der Kameele, konnte der Transport der Barken über die bergige Gegend, die den Tiberias-See von der Küste trennt, nicht ohne Mühe bewerkstelligt werden. Man mußte mehr als einmal Schluchten ausfüllen oder Felsstücke lossprengen, indem der gebahnte Weg nur für Maulthiere eingerichtet und daher bald zu schmal, bald zu abschüssig war, so daß man sich genöthigt sah, stellenweise einen anderen zu eröffnen. Als nun alle Hindernisse glücklich beseitigt waren und die Karawane ohne Unglücksfall auf den Anhöhen um den See angelangt war, stand noch eine letzte Schwierigkeit bevor — das Herablassen der Barken auf den See. „Jedermann mußte hier mit Hand anlegen", sagt der Lieutenant Lynch. „Mehr als einmal fürchteten wir, sie uns entgleiten und beim Sturze zerschellen zu sehen; dennoch gelangten sie ohne die geringste Beschädigung, in Gegenwart einer Menge von Zuschauern, mit wehenden Flaggen auf das bläuliche Wasser des Meeres von Galiläa. Die Araber sangen, klatschten in die Hände und verlangten Bakschisch (Trinkgeld); wir aber blieben ernst und enthielten uns jeder Ausrufung, die, von christlichen Lippen gethan, zu einer Profanation geworden wäre (!). Die beiden „Fanny" schwammen leicht auf dem Wasser, geschmückt mit den Sternen und Streifen der edelsten Flagge, welche hienieden weht (Eine wahrhaft amerikanische Rodomontade!). Seit Joseph's und der Römer Zeiten hatte kein Fahrzeug dieses Meer beschifft; während einer langen Reihe von Jahren hat nur ein einziger Kiel seine Oberfläche gefurcht."

Dieser einsame Kiel ist, wie es scheint, ein Boot, welches Lynch für 6 Pfd. Sterl. (41 Thlr.) kaufte und in Stand setzen ließ, um den beiden Barken das Gewicht der Bagage zu erleichtern. Man nannte ihn „Onkel Sam".*) Am 10. April ging die kleine Flottille zur Aufsuchung des Jordans in folgender Ordnung unter Segel: Die „Fanny Mason" eröffnete den Zug, ihr zunächst folgte „Fanny Skinner", und „Onkel Sam", von Arabern getragen, bildete die Arrieregarde; die befreundeten Beduinen mit dem Vieh begleiteten den Zug längs dem Ufer, vom Lieutenant Dale befehligt.

Von diesem Augenblick an datirt sich der eigentliche Anfang der Expedition. Der Chef derselben theilte jedem der Offiziere und Volontaire besondere Arbeiten zu: Herr Dale wurde mit der Anfertigung der allgemeinen topographischen Skizzen beauftragt; der Doktor Anderson mit den geologischen Beobachtungen und Sammlungen; Herr Bedlow hatte die Landroute zu beschreiben und die Reise-Abenteuer zu erzählen; Herr F. Lynch sollte Pflanzen und Blumen

*) Bekanntlich die scherzhafte Personifizirung des Vereinigten Staaten, nach den Anfangsbuchstaben derselben, United States, gewöhnlich U. S. geschrieben. D. R.

zu dem Herbarium sammeln und Herr Aupick, Kommandant der „Fanny Skinner", topographische Pläne des Flusses Jordan und seiner Ufer anfertigen. Der Lieutenant Lynch, der seine Flagge auf der „Fanny Mason" aufgepflanzt hatte, behielt sich die Notizen über den Lauf, die Geschwindigkeit, die Farbe und die Tiefe des Stromes, über seine Nebenflüsse, die Natur seiner Ufer und der Gegenden, welche er durchschneidet, über die Vögel und andere Thiere vor und führte außerdem ein Journal über alle Begebenheiten der Reise.

Mehr als acht Tage wurden darauf verwendet, den Jordan hinabzufahren, denn die Expedition erreichte erst am 17ten, Abends, den Ort, wo die Pilger sich baden, und der etwas oberhalb des Todten Meeres gelegen ist. Während dieser acht Tage hatten sich die beiden Abtheilungen der Expedition in der Regel beim Einbruch der Nacht vereinigt und blieben zusammen gelagert bis zum Tagesanbruch. In Tiberias hatte man nur sehr mangelhafte und unbestimmte Nachweisungen über den Lauf des Jordans erhalten können; indessen überzeugte sich der Lieutenant Lynch zu seinem größten Leidwesen vom ersten Tage an von der Existenz vieler und gefährlicher Stromschnellen. Ihm blieb nur die Wahl, entweder umzukehren oder sich pfeilschnell mitten durch furchtbare Kataraкten hinabzustürzen. Die Schwierigkeiten dieser gefahrvollen Schifffahrt waren so groß, daß die Böte am Abend des zweiten Tages sich erst zwölf Meilen in direkter Entfernung von Tiberias befanden; am Morgen des dritten Tages war man gezwungen, den armen „Onkel Sam" zu verlassen, da er zur Fortsetzung einer solchen Reise untauglich war. Den vielfältigen, heftigen Stößen beim Befahren des Jordans zu widerstehen, vermögen nur Fahrzeuge wie die, welche Lieutenant Lynch in Amerika hatte erbauen lassen, bei denen große Stärke mit großer Leichtigkeit verbunden ist. Zwar erlitten auch die beiden „Fanny's" ziemlich bedeutende Havarieen, ohne jedoch im geringsten leck zu werden, und wenige Stunden reichten hin, ihre stärksten Beschädigungen wieder auszubessern.

Der Dr. Robinson und Karl Ritter haben kürzlich den bedeutenden Unterschied zwischen dem Niveau des Tiberias-Sees und des Todten Meeres in Abrede gestellt — ein Unterschied, der nach den glaubwürdigsten Beobachtungen 984' beträgt. Der Dr. Robinson hat über diesen Gegenstand in der „Bibliotheca sacra" vom August 1848 eine Abhandlung veröffentlicht, deren Hauptinhalt folgender ist: „Das Resultat der Arbeiten des Lieutenants Symonds vom britischen Ingenieurcorps ergiebt, daß das Niveau des Todten Meeres 1311,9', das des Sees Tiberias 328' unter dem Niveau des Mittelländischen Meeres liegt. Da diese beiden Wasserbecken nur etwa ein Grad von einander entfernt sind, so folgt daraus, daß der Jordan, der von dem einen in den anderen fließt, 16,4' auf die Meile herabfällt. Unter den Strömen, deren Lauf untersucht worden ist, sind der untere Theil des Orontes, „der mit Getöse über sein Felsenbett rollt", und der Missouri mit seinen großen Wasserfällen die einzigen, welche mit einer ähnlichen Schnelligkeit fließen; allein der Jordan hat, so weit man ihn kennt, weder Wasserfälle, noch Stromschnellen, und sein Lauf ist zwar reißend, aber geräuschlos. Dennoch könnte er, wenn er 984' in einer Entfernung von sechzig geographischen Meilen (engl.) herabfließt, drei eben so hohe Wasserfälle als der des Niagara bilden und dessenungeachtet noch eine mittlere Geschwindigkeit behalten, die der des Rheins in seinem stärksten Laufe, den Fall bei Schaffhausen inbegriffen, gleichkäme." Herr Robinson glaubt demnach, daß in der Berechnung des Niveau-Unterschiedes zwischen dem See Tiberias und dem Todten Meere ein Irrthum stattfinden müsse. Seine äußerst begründet scheinende Meinung stützte sich jedoch auf Thatsachen, die nicht existiren. Einmal ist der Lauf des Jordans weniger geräuschlos, als er es voraussetzte, vielmehr in sehr nahen Zwischenräumen von Kataraкten und Stromschnellen unterbrochen, — die beiden „Fanny's" haben deren siebenundzwanzig zurückgelegt, wobei sie ernstlichen Gefahren ausgesetzt waren, ohne eine große Anzahl von geringerer Bedeutung zu zählen, — ferner hat der Jordan so viele Krümmungen, daß, obgleich die direkte Entfernung zwischen beiden Seen allerdings nicht mehr als 60 Meilen beträgt, die Länge des Flusses ungefähr 200 Meilen ist, so daß er also durchschnittlich nur einen Fall von 6 Fuß auf die Meile hat. Die bedeutend tiefere Lage des Todten Meeres im Vergleich zu der des Sees von Tiberias ist jetzt von dieser amerikanischen Expedition durch wissenschaftliche Berechnungen und positive Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt, während vor kaum einem Jahre noch die kompetentesten Gelehrten sie aus ziemlich wahrscheinlichen Gründen bezweifelten.

Der Bericht des Lieutenants Lynch und das Tagebuch John Pasty's beschreiben umständlich die mannigfaltigen Ansichten, welche der Jordan während seines Laufes darbietet. Diese sind so zahlreich und abwechselnd, daß es schwer hält, ihren allgemeinen Charakter zu bezeichnen; einige Zeilen aus dem Journal John Pasty's werden eine Idee von dem Anblick der Landschaft geben. „Die Ufer des Jordans", heißt es darin, „sind mit einer prächtigen Vegetation bedeckt; der Boden ist nicht so kultivirt, als er es seyn könnte, wenn die Bebauer nicht Plünderung und Verbrennung ihrer Aerndten durch die das Land verheerenden Banditen zu befürchten hätten. Außer in der unmittelbaren Nähe der Wasserfälle und Strömungen sind die Gewässer des Jordans klar und durchsichtig und gut vertheilt zur Befruchtung der von ihnen durchströmten Thäler. Man bemerkt darin eine große Menge Fische; an den Ufern aber entdeckten wir nirgends Spuren von Löwen und Bären, welche hier einst im dichten Gebüsche hausten, nur hin und wieder sieht man die Eindrücke von den Füßen der wilden Schweine."

Die weite und tiefe Ebene, durch die der Jordan sich schlängelt, ist im Ganzen unfruchtbar, ohne Bäume, selbst ohne Grün; die Berge und Hügel, welche diese Ebene umgeben, bieten größtentheils einen wilden und trostlosen Anblick dar. Man findet das üppigste Grün nur in den tiefsten Thälern und längs den Ufern des Stromes. Der Lieutenant Lynch macht folgende Beschreibung einer Landschaft aus dem mittleren Theil des Stromlaufes, etwas unterhalb von Wady Abslun:

„Das Ganze dieser traurigen Einöde hatte einen besonders wilden Charakter, der auf die Seele einen lebhaften, tiefen Eindruck hervorbrachte. Als wir diese Wildniß im vollen Glanz des Lichtes und der Hitze betrachteten, erschien sie uns wie eine Feuersbrunst beim Einbruch der Nacht; jedes Einzelne dieses sonderbaren und feierlichen Schauspiels glaubte man durch ein Fernglas zu sehen.

„Die westlich liegenden Berge ragen im Schooße der Ebene hervor wie Inseln mitten im Ocean, dessen Wellen gegen ihre Ufer schlagen. Ihre spitzen und felsigen Gipfel empfangen das Sonnenlicht schräg, und dunkle, scharf abgeschnittene Schatten bezeichnen die gegen ihre Strahlen geschützten Schluchten. Die Berge, am Fuße breit und massiv, werden immer kahler und laufen in Pyramidenform aus; obschon wir noch einige Stunden davon entfernt waren, sahen wir jede Kluft, jede Unebenheit daran eben so deutlich, als wären wir in ihrer unmittelbarsten Nähe; ihre auf einander liegenden Schichten gleichen den Blättern eines riesigen Buches, auf denen Gott mit seiner Hand die Geschichte der allmäligen Revolutionen, welchen er sie unterworfen, geschrieben hat. Auf der Südseite befinden sich die Bergspitzen und hervorragenden Massen in solchen Entfernungen von einander, daß sie luftartig erscheinen und sich vollständig mit dem Horizont als bleicher durchsichtiger Dunst vermischen.

„Die Ebene, welche sich am Fuße der Berge ausbreitete, war mit Hügeln und sehr vielen konischen Erhöhungen bedeckt; sie glich einem stark bewegten Meere; sie bot den Anblick eines unermeßlichen Schachbrettes dar, in welchem unregelmäßige Vierecke mit Grün, ohne Ordnung über eine gebleichte Wüste von unheilbarer Dürre vertheilt, die schwarzen Felder bildeten.

„Eine niedrige, blaßgelbe Kette von kegelförmigen Hügeln bezeichnete die Gränze des höchsten Plateaus, unter welchem sich diese Ebene herabsenkte, dessen Oberfläche, ebenmäßig vertheilt, zur Hälfte trocken und kahl, zur Hälfte in großen Zwischenräumen mit Weideplätzen und buschigen Erhöhungen bedeckt war.

„Noch tiefer lag das Thal des Jordans, des heiligen Stromes! An seinen Ufern findet sich eine fortwährende Vegetation; sein Lauf, eine glänzende Linie in dieser traurigen Einöde, macht tausend graziöse Krümmungen, der Weg längs seiner Ufer wird durch den Gesang zahlloser Vögel und durch das harmonische Gemurmel seiner Wellen erheitert; überall wird seine Schönheit schon durch den Abstand von der rauhen und kalkigen Gegend, die er durchfließt, hervorgehoben."

Der amerikanische Reisende giebt über die Art, wie er die Stromschnellen durchschiffte, folgende Details: „Um 10½ Uhr Morgens, nachdem wir die erste passirt hatten, hielten wir an, um aufmerksamer eine Kaskade von 11 Fuß Höhe, welche ein sehr verdächtiges Ansehen hatte, in Augenschein zu nehmen. In der Mitte des Strombettes war ein Wassersturz, der einen Winkel von ungefähr 60° bildete, und an seinem Endpunkte, genau, wo wir vorüber mußten, richtete sich ein mächtig drohender Felsen empor. Um die Barken nicht in Stücke zerschellen zu lassen, war es nothwendig, sie beim Herabfahren fast spitzwinkelig zu wenden. Unter diesem Wasserfall begannen zwei furchtbare Stromschnellen, jede von ungefähr 900 Fuß Länge, an deren weißer und bewegter Oberfläche hin und wieder schwarze Felsenspitzen zum Vorschein kamen. Endlich befanden sich unter den beiden erwähnten Stromschnellen, wenigstens eine Meile entfernt, noch zwei andere, längere, die aber minder steil und schwierig waren.

„Glücklicherweise war die linke Seite des Flusses mit dichtem Gesträuch, ungefähr 5 Fuß hoch, an einer Stelle bedeckt, wo das Wasser eine Art Vorgebirge gebildet hatte. Um die Wurzeln dieses Strauchwerks gelang es einem der Leute, nachdem er den Fluß durchschwommen, ein mitgenommenes Seil zu befestigen. Wir konnten zwar nicht wissen, ob jene Wurzeln stark genug wären, um einem etwas heftigen Stoße zu widerstehen, indessen blieb uns keine andere Wahl. Um das Leben meiner Leute nicht aufs Spiel zu setzen, beauftragte ich mehrere der kräftigsten Araber, neben den Barken zu schwimmen und sie nach Möglichkeit bis außerhalb der Gefahr zu geleiten. Alsdann ließ ich die Mannschaft ausschiffen, und nachdem die „Fanny Mason" an das Seil befestigt worden, ließ man sie, nach meiner Angabe, sanft bis an den äußersten Rand des Wasserfalles geleiten; je mehr sie sich der Stromschnelle näherte, desto unruhiger wurden ihre Bewegungen. Es entstand ein schwer zu schildernder Moment der Besorgniß. — Die Schiffsmannschaft hatte sich längs den Ufern, unterhalb des Wasserfalles in dimrichtenden Zwischenräumen aufgestellt, um uns Hülfe zu leisten, im Falle wir in die Mitte des Flusses getrieben und durch die Strömung zu ihnen hingerissen werden sollten. Ich war mit einem Seemann allein in der Barke geblieben; eine große Anzahl Araber hielt sich fest an den Felsen geklammert, und, bis zur Hälfte des Körpers im Wasser stehend, waren sie mit einem weißen Schaum bedeckt, welcher seltsam gegen die dunkle Farbe ihrer Haut abstach; sie machten wilde Pantomimen, und ihr durchdringendes Geschrei vermischte sich mit dem Gezische des Wassers; fünf von ihnen klammerten sich an jeder Seite der Barke fest, um, so viel es ihnen möglich wäre, im Falle des Stoßes gegen den Felsen am Ende des Wasserfalls, einen gänzlichen Schiffbruch zu verhindern.

„Unterdessen schwankte „Fanny Mason" heftig in dem wilden Strome wie ein aufgescheuchter Vogel, der den Strick, an den er befestigt ist, zerreißen will. Als sie sich einen Augenblick gerade in die Höhe richtete, gab ich das Signal, das Seil loszulassen; sie fiel, tauchte unter, kam wieder zum Vorschein, glitt über den Felsen, ohne ihn zu berühren, passirte den Wirbel, der sich an seinem Fuße befand, und schoß nun, zur Hälfte voll Wasser, mit einer Schnelligkeit hinab, daß uns das Athmen schwer wurde. Von allen Seiten Geschrei und Ausrufungen! Die Araber waren scheinbar stolzer und glücklicher über den Erfolg, als wir, indessen waren sie nur zufrieden, wir aber dankbar.

Zwei von ihnen hatten während des Falles loslaſſen müſſen; ſie waren von der Strömung ziemlich weit fortgeriſſen worden, bis wir ſie aus dem Waſſer zogen. Der Eine von ihnen hatte eine Kontuſion erhalten, der Andere aber war gar nicht verletzt."

Ein anderer Theil der Fahrt auf dem Jordan, dem See Tiberias näher als jener gefahrvolle Waſſerfall, wird folgendermaßen beſchrieben: „Mehrere Stunden hindurch glitten die Barken mit Schnelligkeit ſtromab, unter tiefem Schweigen — dem Schweigen der Wüſte; abwechſelnd war die Landſchaft von feierlicher Schönheit; zahlreiche Vögel ließen ſeltſame und mannigfaltige Konzerte hören; Weidenzweige bildeten ein natürliches Geflecht über die Breite des Fluſſes, welches durch kriechendes Moos, durch rankende Gewächſe vervollſtändigt wurde, mit denen ſich eine Menge kleiner, ſilberweißer Blumen vermiſchte; die Felſenſchwalbe umkreiſte die Waſſerfälle und verſchwand unter den Wölbungen von Grün, um ſich wiederum emporzuſchwingen, während das harmoniſche Geräuſch des reißend dahinfließenden Waſſers wie Töne von Cymbeln und Oboen erſchallte. (Fortſetzung folgt.)

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

Houſton und ſeine Umgegend.

(Schluß.)

Die Stadt liegt auf einer völlig ebenen, theils offenen, theils bewaldeten Fläche, deren gleiches, ſchon etwa ſechzig Fuß über dem Meere liegendes Niveau allein durch den Buffalo Bayou unterbrochen wird. Der Boden dieſer Umgebungen iſt vorherrſchend ein ſchwarzer Alluvialboden, an einigen Stellen doch auch ſandig und da meiſt mit Fichtenwaldung bedeckt. Im Innern der Stadt fielen mir neben den vielen Läden und Waarenlagern beſonders die zahlreichen Schenklokale auf. Einige davon waren für die Größe des Orts und im Vergleich zu den übrigen Umgebungen wirklich glänzend zu nennen. Durch weit geöffnete Flügelthüren trat man gleich von der Straße in einen geräumigen Saal, in welchem hinter einem Schenktiſche in langen Reihen die Kryſtallflaſchen mit den verſchiedenen Sorten von Feuerwaſſer — unter denen jedoch immer Cognac (Brandy) den Vorrang behauptet — mit Blumenſträußen verziert, aufgeſtellt waren und ein gewandter Kellner (bar keeper) in weißen Hemdsärmeln, jedes Winkes gewärtig ſtand, um die verſchiedenen einfachen und gemiſchten Getränke (an welchen letzteren die Amerikaner bekanntlich einen großen Reichthum beſitzen), den Gäſten zu kredenzen. Alles war darauf berechnet, zum Genuſſe anzureizen, und die That bewies, daß die Reizmittel nicht vergebens angewendet wurden; denn dieſe Lokale waren ſtets gefüllt, und ſehr häufig ſah man die Laden-Inhaber für einen Augenblick ihr Geſchäft verlaſſen, um in dem nächſten dieſer Lokale einen feurigen Trunk einzunehmen, welche Operation übrigens, da ſie in Amerika immer ſtehend verrichtet wird, nur ganz kurze Zeit in Anſpruch nimmt, dafür aber im Laufe des Tages oft fünf- bis ſechsmal wiederholt wird. Sonſt bekömmt man in dieſen Lokalen auch einzelne wahre Galgenphyſiognomieen zu ſehen, die recht lebhaft an die früheren Jahre erinnern, wo hier in Houſton — beſonders in den erſten Jahren nach der Gründung der Stadt — ein Zuſammenfluß von jeder Art ſchlechten Geſindels und verzweifelter Charaktere aus allen Theilen der Vereinigten Staaten ſtattfand und ein ſo wüſtes, zügelloſes Treiben hier an der Tagesordnung war, wie es mit den beſonderen Merkmalen nur an ſolchen äußerſten Gränzorten der amerikaniſchen Civiliſation vorkömmt. Im Ganzen herrſcht gegenwärtig in der Stadt ein geordneter geſellſchaftlicher Zuſtand, und die Geſetze werden allgemein geachtet.*)

Es befand ſich augenblicklich auch eine Anzahl Deutſcher in der Stadt, die von hier aus die Reiſe in das Innere des Landes zum Zwecke demnächſtiger Anſiedelung antreten wollten. Die meiſten derſelben traf ich in der Wohnung des Herrn H. Fiſher, eines ſeit vielen Jahren in Texas anſäſſigen Deutſchen, von welchem und einem Herrn Müller der Mainzer Verein bekanntlich das Coloniſationsrecht eines bedeutenden Landſtrichs erworben. Derſelbe hatte ihnen ein Nebengebäude und ſeinen Hof zur Benutzung überlaſſen. Auf dem letzteren war eine Menge Pferde, Maulthiere und Ochſen, welche zur Beſpannung der mitzunehmenden Wagen dienen ſollten, angebunden. Außerdem wurde hier an verſchiedenen Stellen im Freien gekocht und gebraten. Das Haus war mit Menſchen und dem verſchiedenartigſten Reiſegepäck vollgepfropft. Die meiſten dieſer Einwanderer waren junge Leute der gebildeten Klaſſe, vorherrſchend dem Oekonomenſtande angehörig und die Mehrzahl nicht ohne einige Mittel für die erſte Einrichtung. Alle waren mit den Vorbereitungen für die bevorſtehende Reiſe beſchäftigt und Alle erfüllt von freudigen Erwartungen und Hoffnungen.

Herr Z., ein früherer Beamter des Vereins, befand ſich gleichfalls hier und beabſichtigte in den nächſten Tagen mit einem Zuge von mehreren mit Kaufmannsgütern beladenen Wagen und einer Anzahl Perſonen, deren Beförderung nebſt Reiſegepäck er gegen eine Vergütung durch den Verein übernommen hatte, nach Neu-Braunfels oder nach der „Kolonie", wie es hier allgemein hieß, aufzubrechen. Da ſich eine andere Reiſegeſellſchaft zu Pferde nicht darbot, allein zu reiſen aber für einen des Landes unkundigen Fremden aus mehreren Gründen weder rathſam, noch angenehm iſt, ſo beſchloß ich, mich dieſem Zuge anzuſchließen. Den Nachtheil der zu erwartenden längeren Reiſedauer ſollte mir die größere Bequemlichkeit, mit der ſich Beobachtungen über das zu durchziehende Land machen laſſen würden, aufwiegen.

Am Nachmittag des 23. Januars traten wir unſere Reiſe an. Der Zug beſtand aus zwei beladenen Wagen, der eine mit vier, der andere mit zwei Pferden beſpannt; aus drei deutſchen Bauern, einem ehemaligen preußiſchen Fähnrich, der, nachdem böſe Gläubiger ihm die Heimat verleidet hatten, jetzt in Texas, — wodurch wußte er freilich noch nicht — ſein Glück zu machen beſchloſſen hatte; ferner einem angeblich früheren Zöglinge der Kadettenſchule in Wien, der ſchon einige Jahre in dem Lande war und, nachdem er anfänglich als Arbeiter bei einem Farmer geweſen und ſpäter vom Cigarrenmachen gelebt hatte, die hochfliegenden Hoffnungen und Pläne, von denen die europäiſchen Ankömmlinge gewöhnlich erfüllt ſind, ſchon in der rauhen Wirklichkeit ziemlich aufgegeben hatte; endlich aus dem Herrn Z., der früher in Griechenland Straßenbauten geleitet, dann, in ſeinem bayriſchen Vaterlande für ſeine philhelleniſchen Beſtrebungen ſchlecht belohnt, dem alten Europa ganz den Rücken gekehrt hatte und nun durch verſchiedenartige Handels- und andere Speculationen raſch reich zu werden verſuchte. Ich ſelbſt war zu Pferde und hatte dadurch den Vortheil, mich nach Belieben mehr oder weniger von dem Zuge entfernen zu können.

Man hatte uns, des lange anhaltenden bisherigen Regenwetters wegen, ſchlechte Wege, wenigſtens bis zum Brazos, vorausgeſagt. Dieſe Prophezeihung fanden wir in reichlichem Maße beſtätigt. Gleich beim Austritte aus dem Orte ſahen wir die weite, ganz ebene Houſton-Prairie wie einen unabſehbaren Sumpf vor uns liegen. Große Waſſerpfützen folgten eine auf die andere, und an einigen Stellen ſtanden ſogar größere Flächen ganz unter Waſſer. Das lange Gras war gelb und dürr. Auch die hier und dort zerſtreuten Baumgruppen gewährten bei ihrer völligen Entlaubtheit kaum eine angenehme Abwechſelung. Einen ähnlich troſtloſen Anblick gewährt in dieſer Jahreszeit das niedere Küſtenland überhaupt, und Jemand, der nur dieſes allein zu ſolcher Zeit geſehen, würde freilich einen ſehr unvortheilhaften Begriff von dem Lande bekommen. In der That hat es ſich ereignet, daß Perſonen, die mit der Abſicht, ſich dauernd niederzulaſſen, nach Texas gekommen waren, durch den traurigen Anblick der Houſton-Prairie in dieſer Jahreszeit ſo ſehr abgeſchreckt wurden, daß ſie, die Gleichartigkeit des übrigen Landes vorausſetzend, ſpornſtreichs nach Galveſton zurückkehrten und entrüſtet das Land verließen, über deſſen natürliche Schönheit man, nach ihrer Meinung, ſo lügenhafte Berichte verbreitet hat.

Mühſam und im Schritte zogen die Pferde die tief einſinkenden Wagen fort. Von Zeit zu Zeit blieben auch die Wagen ganz ſtecken, und dann bedurfte es der Hülfe und des Antreibens der Thiere durch alle Mitglieder des Zuges, um das Gefährt wieder flott zu machen. So rückten wir langſam fort, und die Dunkelheit brach herein, ohne daß das Ende der Prairie oder auch nur ein trockenes Plätzchen zum Niederlegen zu erblicken war. Ungeduldig über das langſame Fortrücken der Wagen, ritt ich endlich ihnen voraus, und nachdem ich wohl eine Stunde in der Dunkelheit dem kaum noch zu erkennenden Wege gefolgt war und faſt die Hoffnung aufgegeben hatte, für die Nacht eine andere Lagerſtätte als den Sumpf zu haben, da zeigte ſich in der Entfernung ein Feuer, das die Nähe von Menſchen in Ausſicht ſtellte. Bald darauf ließ ſich auch das Schellengeläute weidender Zugochſen hören, und gleich darauf, eine kleine Anhöhe hinaufreitend, fand ich bei einem großen Feuer unter Bäumen eine Gruppe Männer gelagert; mehrere Wagen von der eigenthümlichen kahnförmigen Geſtalt, wie ſie in ganz Nord-Amerika zum Fortſchaffen von Waaren und Früchten gebräuchlich ſind, ſtanden in ihrer Nähe. Es waren amerikaniſche Farmer vom Colorado, welche Mais nach Houſton brachten. Nach gegenſeitiger Begrüßung forderten ſie mich freundlich auf, mich zu ihnen zu lagern. Ich ſattelte daher mein Pferd ab und ſetzte mich zu ihnen an das wohlunterhaltene Feuer. Sie hatten bereits ihre eigene Abendmahlzeit gehalten, ertheilten aber ſogleich einem Negerjungen den Auftrag, einige Stücke Speck für mich zu braten und ein paar Batatten (Sweet potatoes; Convolvulus batatus L.) in der Aſche zu röſten. Dieſer Auftrag wurde in kurzer Zeit ausgeführt, und da außerdem noch Maisbrod übrig geblieben war, auch die große, am Feuer ſtehende blecherne Kaffeekanne noch Kaffee in Menge enthielt, ſo hatte ich eine Mahlzeit, die mir, der ich in der Prairie ſchon jede Hoffnung, überhaupt noch etwas an dieſem Abend zu eſſen zu bekommen, aufgegeben hatte, ganz vortrefflich erſchien.

Nach der Mahlzeit breitete ich meine wollenen Satteldecken am Feuer aus und begann mit meinen neuen Bekannten zu plaudern. Sie ſagten mir, daß die Stelle, wo wir uns befanden, Piney Point heiße, nur etwa neun engl. Meilen von Houſton entfernt ſey und häufig als erſter Lagerplatz von den Fuhrwerken, die von Houſton nach San Felipe am Brazos gehen, benutzt werde.

Erſt nach zwei Stunden kam endlich auch einer unſerer Wagen an; der andere war im Moraſte ſtecken geblieben, und man hatte beſchloſſen, erſt am folgenden Morgen, wenn die ermüdeten Zugthiere ſich erholt haben würden, denſelben nachzuholen.

Schon mit Tagesanbruch ließen am folgenden Morgen die Amerikaner ihre Ochſen durch den Negerjungen zuſammentreiben, während ſie ſelbſt das ebenfalls wieder aus Speck, Maisbrod und Kaffee beſtehende Frühſtück bereiteten. Die Ochſen wurden angeſpannt, vier Joch vor jeden Wagen, und unter ermunterndem Zurufe an das gehörnte Zugvieh ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Auf ſolche Weiſe finden aller Waarenverkehr und die Fortſchaffung der Landesprodukte in Texas ſtatt. Viele Farmer beſchäftigen ſich in der Jahreszeit, wo die Feldarbeiten — die ſich hier auf eine viel kürzere Zeit als in Deutſchland beſchränken — ihre Anweſenheit zu Hauſe nicht nöthig machen, mit Frachtfuhren. Dieſes iſt meiſtens eine einträgliche, ja, in den letzten Jahren,

*) Wir erſehen aus der Beſchreibung des Herrn Roemer, daß ſich die Phyſiognomie von Houſton im Ganzen doch nur wenig ſeit 1839 verändert hat, wo dieſe ehemalige Hauptſtadt von Texas von einem unſerer Mitarbeiter beſucht wurde, deſſen Bemerkungen über dieſelbe in einem früheren Jahrgange des Magazins (1842) zu finden ſind. D. R.

wo der mexikanische Krieg und die starke deutsche Einwanderung alle irgend verwendbaren Transportmittel des Landes in Anspruch nahmen, sogar eine höchst gewinnbringende Beschäftigung. Ochsen sind das gewöhnlichste Zugvieh, doch werden auch Pferde und Maulthiere gebraucht. Der große Vortheil bei der Benutzung der erstern besteht darin, daß sie auf der Reise fast gar kein anderes Futter bedürfen, als das Gras der Prairie. Außerdem haben sie einen entschiedenen Vorzug vor Pferden und Maulthieren auf morastigem oder durch Regen aufgeweichtem Boden, indem sie mit ihren breiten Hufen weniger tief einsinken. Endlich ist auch ihr Ankaufspreis viel geringer, als der von Pferden oder Maulthieren, indem ein Joch Zugochsen 40—50 Dollar, ein Paar guter Zugpferde 150—200 Dollar kosten. Freilich ist dagegen die Langsamkeit der Ochsenfuhrwerke ein bedeutender Nachtheil. Ein mit vier Joch Ochsen bespannter Wagen, welcher 3000 Pfund ladet, legt auf einer längeren Reise im Durchschnitt nur zehn bis funfzehn engl. Meilen täglich zurück. Außerdem erfordert die Lenkung der Ochsen eine längere Uebung. Von diesem letzteren Umstande haben sich deutsche Einwanderer, welche bei ihrer Ankunft in dem Lande sich ein Ochsenfuhrwerk zur Fortschaffung ihrer mitgebrachten Effekten anschafften, häufig zu ihrem großen Nachtheile überzeugt. Nicht selten kam es während meines Aufenthaltes in Texas vor, daß solche Einwanderer ihre Wagen mitten in der Prairie stehen lassen mußten, um bei dem nächsten Farmer Hülfe zu suchen, weil die störrischen Ochsen entweder überall nicht zum Weitergehen zu bewegen waren, oder weil sie, zur Nachtzeit nicht gehörig bewacht, sämmtlich entlaufen waren. Vor Allem ist zu einer erfolgreichen Behandlung der Ochsen die Kenntniß der englischen Kommando-Worte, an welche sie gewöhnt und durch die sie sich mehr als durch die Peitsche lenken lassen, nothwendig. Ein besonderes Geschick bei der Lenkung der Ochsen zeigen die Neger, und es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, die Sicherheit und Leichtigkeit zu sehen, mit welcher 12jährige Negerknaben, die lange Peitsche in der Hand und unter beständigem Zurufe an die einzelnen Thiere, schwere, mit vier Joch Ochsen bespannte Wagen führten. Fast scheint es, als verständen sie es, wegen einer gewissen geistigen Verwandtschaft, besser als die Weißen, sich in die Anschauungsweise des gehörnten Zugviehs hineinzudenken.

England.

Die Stammmutter der Herzoge von Devonshire.

In England erscheint jetzt ein Werk, das eben nur in England möglich ist, ein Werk, welches dazu bestimmt ist, die merkwürdigsten Umstände aus der öffentlichen und Privatgeschichte der britischen Aristokratie in populärem Gewande vorzutragen. Auf dem Kontinent würde ein ähnliches Werk dem größeren Publikum gewiß nur wenig Interesse einflößen; in England aber, wo die Aristokratie weder ein bloßer Hofadel, noch eine factiöse Landjunkerkaste ist, sondern mit den ruhm- und bedeutungsvollsten Ereignissen der Nationalgeschichte in inniger Verbindung steht — in England, wo die Eiche der Freiheit, die jetzt ein Weltreich beschattet, von den „kühnen Baronen" im Felde von Runnymede gepflanzt wurde, und wo später ein Simon von Montfort, ein Warwick, ein Fairfax, ein Russell die Sache des Volkes gegen das Königthum verfochten — genießt dieser Stand noch immer einer Achtung, sogar einer gewissen Popularität, die manche Erschütterungen überlebt hat. So scheint denn auch das Werk des Herrn Lillie Craik*) zahlreiche Leser zu finden, und wollen wir daraus als Probe einige biographische Details über eine berühmte englische Frau mittheilen, die, als Zeitgenössin der Königin Elisabeth, auch viel von ihrem männlichen und herrschsüchtigen Geiste besaß.

„Die hervorragendste Stelle in der Familiengeschichte der englischen Pairie während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nimmt die berühmte Elisabeth Hardwick ein, welche nach einander Mistreß Barlow, Lady Cavendish, Lady Saint Loe und Gräfin v. Shrewsbury war. Die Volkssage weiß noch jetzt von ihrer Bauluft und von den großartigen Schlössern, die sie zu Hardwick, zu Chatsworth und zu Oldcotes errichtete, zu erzählen; man kann sie auch als die Gründerin der beiden herzöglichen Häuser von Devonshire und von Newcastle betrachten; am denkwürdigsten ist sie jedoch als die Schöpferin ihres eigenen Glücks. Ihr Vater war ein einfacher country gentleman, John Hardwick, Esquire, von Hardwick in der Grafschaft Derby, wo seine Vorältern seit fünf bis sechs Generationen ein Landgut von etwa vierhundert Ackern besaßen. Hier, an dem westlichen, hügeligen Rande des Waldes Sherwood, wurde Elisabeth, wie es scheint, geboren — wahrscheinlich im Jahr 1517 oder 1518. Sie hatte mehrere Schwestern, welche fast alle an benachbarte Gutsbesitzer verheiratet wurden, von denen aber keine sich zu höherem Rang emporschwang oder sich auf irgend eine Weise auszeichnete. Aller Ehrgeiz der Familie hatte sich in der Person Elisabeth's vereinigt. Indessen mag es auch ihren Schwestern nicht an Verstand und Schönheit gefehlt haben, da es gewiß nicht ihr Reichthum war, der ihnen zu anständigen Partieen verhalf, indem die ganze Mitgift, die der Vater einer jeden bewilligen konnte, nicht mehr als vierzig Mark oder kaum siebenundzwanzig Pfund Sterling betrug. Mit so bescheidenen Aussichten hatte Elisabeth Hardwick fast noch als Kind das Glück, einen der reichsten Landeigenthümer in Derbyshire zu fesseln. Wie es heißt, zählte sie erst vierzehn Jahre, als sie Robert Barlow, Esquire, von Barlow heiratete, der selbst nicht viel älter gewesen zu seyn scheint. Man erzählt, daß diese Ehe die Folge eines Besuches war, den Fräulein Elisabeth bei einer Verwandtin in London, der Lady Zouch, machte, in deren Hause auch Barlow sich befand, der einer chronischen Krankheit wegen das Zimmer hüten mußte; das junge Mädchen, welches das Amt einer Wärterin auf sich nahm, wurde hier seine beständige und fast einzige Gefährtin und gewann, natürlich genug, gar bald das Herz des Patienten. Es ist aber vorauszusetzen, daß Barlow's Genesung bereits hoffnungslos war, als die Vermählung stattfand; dieses würde den Umstand erklären, daß er, wie versichert wird, alle oder den größten Theil seiner Güter der Braut und ihren Erben vermachte.*) So viel ist gewiß, daß er kurz darauf, den 2. Februar 1533, mit Tode abging.

„Die reiche junge Witwe eilte nicht sehr, sich wieder zu verheiraten. Erst vierzehn Jahre nach dem Ableben Barlow's, als sie ihr Alter bereits verdoppelt hatte, ging sie eine neue Ehe ein. Sie gab ihre Hand dem Ritter Sir William Cavendish, von Cavendish in Suffolk. Die Hochzeit wurde, wie Cavendish selbst in einem noch jetzt existirenden, sehr genauen Bericht über die Ereignisse seiner häuslichen Geschichte erzählt, zu Broadgate in Leicestershire, bei dem Marquis v. Dorset, am 20. August 1547 „um zwei Uhr nach Mitternacht" gefeiert. . . . . Das Datum ihrer dritten Heirat ist unbekannt; jedenfalls war sie vor dem Jahr 1561 die Gattin des Sir William Saint Loe geworden, der als Capitain in der Leibwache der Königin Elisabeth diente und mehrere schöne Herrschaften in Gloucestershire besaß. Lady Cavendish verlangte, daß diese, wenn ihre neue Ehe kinderlos seyn würde, ihr selbst und ihren Erben, d. h. den mit ihrem früheren Gemahl erzeugten Kindern, zufallen sollten, und der verliebte Garde-Hauptmann stand nicht an, diese Bedingung einzugehen. Da sie nun von ihm keine Nachkommenschaft hatte, so kam sie in den Genuß seines ganzen Vermögens, während seine Kinder und Geschwister leer ausgehen mußten. Sein Todesjahr können wir nicht genau bestimmen.

„Der vierte Mann unserer Heldin war George Talbot, Graf von Shrewsbury,**) der aus einer früheren Ehe bereits Vater von vier Söhnen und drei Töchtern war. Es wurden hier mithin fünf Familien zusammengebracht — die Kinder Cavendish's von seinen drei Frauen, die des Saint Loe von seiner ersten Gattin und die Talbots — im Ganzen mehr als zwanzig Köpfe. In seiner Stellung konnte der Graf unmöglich so weit gehen, als sein schwacher Vorgänger, der Gardehauptmann, indem er seine Kinder zu Gunsten der neuen Frau und ihrer Nachkommen von dem ihnen gebührenden Erbtheil ausschloß; jedoch wußte sie ihren Zweck auf eine andere Weise zu erreichen. Sie gab dem Grafen nur unter der Bedingung die Hand, daß er zwei von seinen Kindern mit zwei der ihrigen verheirate. Sein ältester Sohn, Francis, Lord Talbot, war schon vermählt; dem war nicht mehr abzuhelfen; allein dieser Umstand, der die Pläne der sorgsamen Mutter zu vereiteln schien, schlug am Ende zu ihren Gunsten aus, denn der junge Lord Talbot starb vor seinem Vater, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Unterdessen ehelichte der zweite Sohn des Grafen, Gilbert, ihre Tochter Mary, und seine älteste ledige Tochter, Lady Grace Talbot, ihren erstgebornen Sohn, Henry Cavendish. Die Doppelhochzeit ging in Sheffield am 9. Februar 1568 vor sich, obgleich Mary Cavendish noch ein Kind von nicht ganz zwölf Jahren war. Nach einem kurzen Zwischenraum folgte das Ehebündniß der Aeltern; die neue Gräfin hatte um diese Zeit wenigstens ihr funfzigstes Jahr erreicht, und der Graf mochte ungefähr dasselbe Alter haben."

Auf solche Weise wurde das Glück der mächtigen Familie Cavendish begründet, deren Haupt, der Herzog von Devonshire, von seinen weitläuftigen Besitzungen in England und Irland ein jährliches Einkommen von nicht weniger als 300,000 Pfund Sterl. (2 Millionen Thlr. preuß.) beziehen soll. Man glaubt, daß Hardwick eines der Schlösser war, welche der Maria Stuart zum Gefängniß dienten; es muß dieses jedoch ein älteres Gebäude gewesen seyn, da das jetzige erst im Jahre 1599 erbaut wurde.

Mannigfaltiges.

— Der Giftmischer Wainwright. Vor kurzem starb, als Sträfling in Neu-Süd-Wales, Thomas Griffiths Wainwright, das Original des „Gabriel Varney" in Bulwer's bekanntem Roman „Lucretia". Durch mannigfache Talente ausgezeichnet, war er vor etwa zwanzig Jahren, unter dem Namen Janus Weathercock (Wetterhahn), ein beliebter Mitarbeiter an dem London Magazine und stand als solcher in vertrautem Verkehr mit Shelley, Godwin, Barry Cornwall, Leigh Hunt, Charles Lamb und anderen literarischen Notabilitäten jener Zeit. Das Verbrechen, welches ihm durch die allgemeine Stimme schuldgegeben wurde, war die Vergiftung seiner Schwägerin, eines blühenden Mädchens von neunzehn Jahren, dessen Leben er kurz vorher bei verschiedenen Assekuranz-Gesellschaften für enorme Summen (30,000 Pfd. Sterl.) versichert hatte; es gelang aber nicht, entscheidende Beweise dieser Unthat aufzutreiben, und es war eine einfache Fälschung, um derentwillen er zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt ward. In Bulwer's Roman sind die Details dieser Kriminalgeschichte zwar mit einigen Ausschmückungen, aber im Ganzen ziemlich getreu dem wahren Sachbestande nach wiedergegeben.

*) The Romance of the Peerage, or Curiosities of Family History. By George Lillie Craik. Vols. I., II. and III.

*) Aber wenn Barlow, wie es oben heißt, nicht viel älter als seine Braut war, so ist er ja nicht mündig geworden und konnte ihr daher auch seine Güter nicht vermachen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie einen Theil derselben ganz einfach als Wittthum (jointure) erhielt. D. R.

**) Dem deutschen Leser aus Schiller's „Maria Stuart" bekannt. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 29. Januar 1850.

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

I.

Von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl der Werke, die sich mit den Institutionen, den politischen und sozialen Zuständen Amerika's beschäftigen. Dieser Literaturzweig scheint immer reichhaltiger zu werden, wie er die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr in Anspruch nimmt. Trotzdem ist die Summe von Kenntnissen, die man aus dieser Unmasse Bücher schöpfen kann, eine verhältnißmäßig geringe. In Frankreich und vor Allem in England sind die Vereinigten Staaten oft nur das gewesen, was man in der alten Rhetorik einen Gemeinplatz nannte, d. h. ein Vehikel für Anspielungen und Raisonnements über alle möglichen Gegenstände. Man reiste dahin, nicht, um über das Gesehene zu berichten, sondern um neue Argumente zur Unterstützung seiner Partei-Ansichten aufzusuchen. Wer das Lob des allgemeinen Wahlrechts, der religiösen und bürgerlichen Gleichheit, des unentgeltlichen Unterrichts und der mäßigen Besteuerung von Amerika mitbrachte, war sicher, den Beifall der Edinburgh und der Westminster Review zu ärndten. Die torystischen Reisenden dagegen suchten jenseits des Oceans Waffen, um den Radikalismus zu bekämpfen, und als Mrs. Trollope die Lächerlichkeiten und Exzesse der amerikanischen Demokratie mit unerbittlichem Spotte geißelte, begrüßte die Quarterly Review ihre Diatribe mit Jubelgeschrei und dem frohlockenden Ausruf: „Das ist das Buch, welches wir seit lange erwartet haben!"

Politische und nationale Vorurtheile sind nicht die einzigen Ursachen, die so abweichende Meinungen über amerikanische Zustände veranlassen. Es ist immer nothwendig, zu wissen, mit welchen Schichten der dortigen Bevölkerung der Reisende am meisten in Berührung kam und in welcher Lage er sich befunden. Im Jahr 1841 wurde Sir Charles Lyell nach Boston eingeladen, um dort eine Reihe von Vorträgen über Geologie zu halten, eine Wissenschaft, die bei den Amerikanern sehr in Aufnahme ist. Der englische Geolog hatte den entschiedensten Erfolg und wurde von den angesehensten Männern des Landes mit Beweisen des Wohlwollens überschüttet. Nach seiner Rückkehr gab er einen Reisebericht heraus, der den Amerikanern äußerst günstig war, und in welchem er alles das mit Wärme lobte, was in den Vereinigten Staaten in der That Bewunderung verdient, namentlich die Organisation des öffentlichen Unterrichts und die Entwickelung des religiösen Lebens. Dieses Buch verschaffte dem Verfasser in Amerika eine ungeheure Popularität, und bei seiner zweiten Reise, im Jahr 1846, wurde er wie ein alter Freund aufgenommen. Schriftsteller, Aerzte, Theologen, Juristen, Staatsmänner und Privatleute wetteiferten in Artigkeiten für den britischen Gelehrten, um ihn in der guten Meinung zu bestärken, die er von ihrem Lande gefaßt hatte. Man beeilte sich, ihm alle Nachweisungen zu ertheilen, deren er bedurfte, und versäumte kein Mittel, seine Untersuchungen zu befördern. Welcher Reisende hätte sich von einem solchen Empfang nicht bestechen lassen? Trotz allem Scharfblick und aller Unabhängigkeit des Geistes, konnte Sir Charles Lyell sich einer Art von Bezauberung nicht erwehren, die ihn verleitet, die amerikanische Nation in Masse nach den ausgezeichneten Männern zu beurtheilen, von denen er stets umringt war.

Es ist übrigens nicht immer leicht, die Wahrheit über die Vereinigten Staaten zu erfahren. Will man nicht die allgemeine Aufmerksamkeit oder das allgemeine Mißtrauen auf sich ziehen, so muß man nie die Absicht durchblicken lassen, seine Reise-Eindrücke veröffentlichen zu wollen. Wer eine Kritik wagt oder ein ungünstiges Urtheil äußert, wird alle Thüren sich vor ihm schließen sehen und von einem moralischen Ostrazismus getroffen werden. Der amerikanische Nationalstolz ist eben so reizbar als unversöhnlich; er kann nur durch unbegränztes Lob entwaffnet werden und rächt den Tadel wie eine tödtliche Beleidigung. Jeder patriotische Amerikaner hat dem Namen des Kapitains Marryatt ewigen Haß geschworen. Was Mrs. Trollope betrifft, die, mit liberalen Neigungen und dem Vorsatz, Alles zu bewundern, nach Amerika gekommen, bei ihrer Rückkehr nach England erklärt hat, daß das Schauspiel der amerikanischen Freiheit sie mit der Knechtschaft des alten Europa ausgesöhnt, so ist sie nicht mehr die Verfasserin geistreicher und unterhaltender Romane, sondern eine „verabscheuenswerthe Furie". Die grausamste Enttäuschung haben die Amerikaner durch Charles Dickens erlitten. Dieser Schriftsteller war in den Vereinigten Staaten ungemein beliebt; er ward dort mit großer Zuvorkommenheit behandelt; man drängte sich, ihn zu sehen, man riß sich um Theaterbillets an den Abenden, wo er das Schauspiel besuchte, man erstürmte förmlich die Dampfböte, auf welchen er Ausflüge machte; die Zeitungen hielten genaue Register über sein Thun und Lassen, sein Kostüm, sein Benehmen, seine Witzworte. Mußte dieser unbarmherzige Censor aristokratischer Laster, dieser beredte Darsteller populärer Sitten nicht in den Vereinigten Staaten sein Ideal finden? Würde dieser britische Diogenes nicht in Amerika seine Laterne auslöschen? Statt dessen enthielten die American Notes eine oft harmlose, oft ziemlich bittere Perstlage der amerikanischen Gesellschaft, und nur ein geringes Maß Lob mischte sich in die strenge Kritik. Seit diesem Tage hat Dickens seine ganze Popularität in Amerika eingebüßt; er ist nur noch ein mittelmäßiger, gallsüchtiger Skribler, und man beklagt den schlechten Geschmack derer, welche glauben, daß ein wenig Ungerechtigkeit neben sehr vielem Geiste bestehen kann.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen wir eben so wenig darauf rechnen dürfen, von amerikanischen Schriftstellern die Wahrheit über ihr Land zu erfahren, als von europäischen Touristen. Der Durst nach Lob wird bei jenem Volke durch zwei mächtige Ursachen hervorgebracht und entwickelt: durch die Jugend, die bei den Nationen wie bei Individuen voll von sich selbst ist, und durch den jeder Demokratie eigenen Uebermuth. Man mußte in Athen den Ort der öffentlichen Versammlungen verlegen, weil die Redner dem Volke den Kopf verrückten, indem sie dessen Blicke unaufhörlich auf seinen mit Schiffen gefüllten Hafen, auf seine ungeheuren Arsenale, auf alle Denkmäler seines Ruhms und seiner Macht lenkten. Ein solches Heilmittel ließe sich in den Vereinigten Staaten nicht anwenden; auf welche Seite man auch die Augen wirft, auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag, überall wird man von dem Anblick einer unerhörten Wohlfahrt, einer täglich wachsenden Größe ergriffen. Wir können es daher am Ende nicht übel nehmen, daß dieses Volk, durch den Ocean von der alten Welt, der Austheilerin des Ruhmes, getrennt, selbst in die Lobposaune stößt, die das Echo seiner Thaten über Land und Meer tragen soll. Die Schmeichelei mischt sich dann darein, und die verzeihliche Schwäche des Publikums wird von Sykophanten ausgebeutet. Von der Botschaft des Präsidenten an bis zum Rapport des letzten Postbeamten muß jedes amtliche Dokument von Lobpreisungen der Institutionen, der Sitten und der Prosperität des Freistaats überfließen. Sie bilden ein unerschöpfliches Thema für die Zeitungsschreiber und sogar eine Quelle, aus der der Geistliche Stoff zu seinen Predigten entlehnen muß, wenn er ein beliebter Kanzelredner seyn will. Was Wunder, daß die Literaten von der allgemeinen Epidemie angesteckt werden und sich ihren Einflüssen hingeben, um nur einen Verleger und Leser zu finden?

Man sieht also, wie schwer es ist, die reine Wahrheit aus den zahlreichen Berichten über die Vereinigten Staaten zu extrahiren, und man darf nicht mehr über die Widersprüche erstaunen, die uns in denselben begegnen. Fast alle Beobachter, welche über dieses Land geschrieben, haben darin gefehlt, daß sie ein allgemeines Urtheil über einen äußerst komplexen Gesellschaftszustand aussprechen wollten. Panegyriker und Kritiker haben beide gewissermaßen Recht; man muß nur die von ihnen geschilderten Thatsachen zu unterscheiden wissen und nicht von dem Einzelnen auf das Ganze schließen. Es ist ein Anderes, die Wahrheit zu verfälschen, oder sie nur theilweise wiederzugeben. Wir halten Mrs. Trollope keineswegs für eine Furie, aber wir müssen bemerken, daß von ihrem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zwei volle Jahre auf Ohio kommen, und zwar zu einer Zeit, wo die Fortschritte dieses Staats in der Civilisation bei weitem nicht so bedeutend waren, als jetzt. Eben so kann Sir Charles Lyell, obwohl er sich auch an den Ufern des Mississippi noch günstig für die Amerikaner zeigt, bei seiner Rückkehr nach Boston nicht umhin, seine Zufriedenheit darüber auszusprechen, sich gleichsam wieder zuhause und im Schooße der Seinigen zu finden. Es ist daher genau zu beachten, welche Straße der Reisende eingeschlagen, mit welcher Klasse der Gesellschaft er am meisten verkehrt, in welchem Theil des Landes er am längsten verweilt hat, und man muß sich hüten, die Tragweite seines Urtheils über die Gränzen auszudehnen, die es einschließen, um dasselbe nicht zu günstig oder zu streng werden zu lassen. Aus der nämlichen Ursache ist jeder Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und Europa nothwendigerweise irrig. Ohne den ersteren oder dem letzteren Unrecht zu thun, kann man weder die älteren, noch die jüngeren Staaten der Union zum Vergleichungspunkt nehmen; nimmt man den amerikanischen Freistaat im Ganzen, so ist der Vergleich noch unmöglicher: es besteht durchaus keine Analogie zwischen dem alten Europa, mit seiner gleichmäßig (?) vertheilten Civilisation, und der zusammengewürfelten Bevölkerung Amerika's, welche alle Stufen der Kultur von der höchsten Gesittung bis zum wilden Nomadenleben darbietet.

Wenn die Entwickelung der Vereinigten Staaten ein so lebhaftes und dauerndes Interesse für diejenigen besitzt, welche ihren Fortschritt mit Auf-

merksamkeit verfolgen, so rührt dies gerade von der Koexistenz verschiedener Civilisationen her, die hier eine so merkwürdige Erscheinung bildet. Die Vereinigten Staaten gewähren dem Beobachter ein beispielloses Schauspiel — das Schauspiel eines Landes, wo eine Ortsveränderung von etlichen Meilen hinreicht, um uns dasselbe Volk in den verschiedenen Stadien seines moralischen Lebens zu zeigen. Bisher war ein solches Schauspiel nur in der Geschichte vorhanden. Um uns von der Art und Weise Rechnung abzulegen, wie sich die Kultur unter einer Nation verbreitete und fortpflanzte, wie diese Nation sich allmälig ausbildete und vervollkommnete, wie ihr Geist verfeinert, ihre Intelligenz erhöht, die Rauheit ihrer Sitten gemildert wurde, mußten wir verflossene Jahrhunderte mühevoll wieder zusammenbauen, tausend Autoren befragen, Tausende von Zeugnissen neben einander stellen, um durch so peinliche Untersuchungen festzusetzen, welches der moralische Zustand eines Volkes zu einer gegebenen Epoche gewesen, und ihn dann mit einer anderen Epoche vergleichen, um aus zweifelhaften Datis eben so zweifelhafte Schlüsse zu ziehen. Amerika bietet uns hingegen verschiedene historische Perioden in einem gleichzeitigen Rahmen vereinigt — das Bild, dessen unbestimmte, fast verwischte Züge der Geschichtschreiber mühsam wiederherzustellen suchte, ist dort leibhaft und im ausgedehntesten Maßstabe zu finden.

Ein solches Studium ist eben so lehrreich für den Moralisten und den Politiker, als für den Geschichtschreiber. Es offenbart die Wege Gottes in der sittlichen Veredelung des Menschen und in dem Wachsthum seiner materiellen Wohlfahrt. Es beweist aufs augenscheinlichste, daß der Fortschritt ein natürliches Werk der Zeit ist, daß er sich um so sicherer und dauerhafter entwickelt, je weniger man danach strebt, seinen Gang gewaltsam zu beschleunigen. Die Vorsehung, welche die Pflichten des Menschen nach seinen Kräften und seine Lebensaufgabe nach der Dauer seiner irdischen Laufbahn gemessen hat, erlaubt ihm nicht, die Wirkung der Zeit zu antizipiren; die Geschlechter, die auf einander folgen, sind wie die Wogen des Meeres, die in regelmäßiger Ordnung fortrollen, sich weder überstürzen noch zurückbleiben. In ähnlicher Weise sehen wir die Civilisation sich allmälig über die Vereinigten Staaten verbreiten, wo Niemand sich zum Vormund oder zum Lehrmeister der Gesellschaft aufwirft und es unternimmt, ihr einen Weg vorzuschreiben, der schneller zum Ziele führt, als der von der Natur angewiesene. Es ist ein Strom, der von Osten nach Westen fließt und täglich neues Terrain gewinnt, aber an Tiefe verliert in dem Maße, wie er sich von seinem Abgangspunkt entfernt. Der Lauf dieses Menschenstromes ist so sicher und regelmäßig, daß man ihn im voraus berechnen und durch den Vergleich mit den verflossenen Perioden die Resultate der gegenwärtigen voraussagen kann. Die Kultur folgt der nämlichen Route wie die Bevölkerung. Die rohesten, am wenigsten gebildeten Bestandtheile des amerikanischen Volkes dienen als Pioniere der ganzen Nation und civilisiren sich nach und nach durch die Ankunft späterer Emigranten. Der halbwilde Backwoodsman von Jowa und Wisconsin lernt von dem Ankömmling aus Ohio das Gesetz achten; die thätigen und unternehmenden Bewohner von Ohio empfangen aus Neu-England die Keime, welche den Geschmack für verfeinertere Sitten, den Durst nach Kenntnissen und das Verlangen nach intellektuellen Genüssen hervorbringen. Neu-England seinerseits hält seine Ueberlegenheit aufrecht durch seine ununterbrochenen Verbindungen mit der alten Welt und durch das natürliche Vorwärtsstreben einer schon weit vorgeschrittenen Gesellschaft.

Michel Chevalier hat in seinen „Briefen über Amerika" mit Recht auf die tiefe Kluft hingewiesen, die in den Vereinigten Staaten den Sohn des Nordens von dem Bewohner des Südens trennt und die, wenn nicht zwei verschiedene Menschenracen, doch zwei sehr von einander abweichende Spezies bildet. Spätere Reisende haben die Richtigkeit dieser Bemerkung anerkannt, ohne jedoch wahrzunehmen, daß sich dieselbe auch auf die östlichen und die westlichen Staaten der Union anwenden läßt. Aus den älteren Staaten des Nordens und des Südens geht eine immerwährende Emigration hervor, die sich nach Westen richtet und ihren Weg durch mehr oder minder tiefe Spuren der Gesittung bezeichnet. Je nachdem man Neu-England oder Virginien zum Ausgangspunkt wählt, kann man zwei Stufenleitern unterscheiden, auf welchen der Reichthum, die Geistesbildung, der Zustand der Religion und ihrer Diener, die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Sicherheit der Person und des Eigenthums eine progressive Abnahme erleiden. Diese beiden Stufenleitern wären ungefähr: für den Norden Massachusetts, New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Jowa, Wisconsin; für den Süden Virginien, die beiden Karolina's, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Arkansas und Texas. „Man begegnet", schreibt der Amerikaner Carey in seinen Principles of Political Economy, „auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten fast allen Abstufungen der Civilisation. In dem Theile, welcher an Mexiko gränzt und den Wilden zum Aufenthalt dient, kennt man kein anderes Gesetz als die Gewalt. Uns nach Osten wendend, finden wir in den südlichen Staaten die arbeitende Klasse im Zustande der Sklaverei. In Arkansas, Missouri und Mississippi, wo die Bevölkerung einen, zwei bis drei Köpfe auf die (engl.) Quadratmeile mit einer starken Beimischung von Schwarzen beträgt, führt der von Gerichtshöfen, Richtern und Gerichtsdienern entfernte Weiße stets Waffen bei sich; er ist gleich bereit zum Angriff oder zur Vertheidigung; jeder Streit endet mit einem Kampf auf Tod und Leben. Die Achtung für das Gesetz existirt dort nur in einem schwachen Grade. Wenn ein Individuum Unrecht erleidet, so rächt es die Beleidigung selbst; wenn eine Gemeinde sich verletzt glaubt, so nimmt sie ihre Zuflucht zu dem barbarischen Verfahren, welches man das Lynch-Recht nennt. Weiter nach Osten fortschreitend, finden wir in Tennessee funfzehn, in Kentucky siebzehn Einwohner auf die Quadratmeile. Vor dreißig Jahren war das Lynch-Recht in diesen beiden Staaten noch in voller Kraft, allein die Achtung für die Gesetze hat sich mit der Zunahme der Bevölkerung entwickelt. In Virginien und den Karolinas hat die Gesellschaft eine noch höhere Bildungsstufe erreicht, und in gleichem Verhältniß hat sich die persönliche Sicherheit befestigt."

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

(Fortsetzung.)

„Der Jordan selbst bot wenig verschiedene Ansichten dar; theils bespülte er sandige Hügel, theils schlängelte er sich zwischen niedrigen Ufern, die gewöhnlich mit Bäumen und wohlriechenden Blumen bedeckt waren. Einige Stellen indessen boten außerordentlich pittoreske Gesichtspunkte dar; bald war es ein wilder Strom, der sich von den Bergen herabstürzte, bald ein Schwarm singender Vögel; hier gewahrte man über üppiges Grün hinweg entfernte Berge am äußersten Ende einer weiten Ebene; dort ergoß ein Bach unter sanftem Murmeln seine krystallenen Wellen in das oft schlammige Wasser des Jordans. Die hohen kalkigen Hügel, die einen Damm gegen Austretungen bilden, wenn im Winter und zu Anfang des Frühlings das Uebermaß des Wassers aus dem See Tiberias in das Todte Meer hinabfließt, verleihen seinem westlichen Ufer einen ganz eigenthümlichen Anblick; das linke oder östliche Ufer war flach und mit Weiden und Tamarindenbäumen eingefaßt, die von Zeit zu Zeit mit hohem Schilf und dichten Massen von Strauchwerk und Schlingpflanzen abwechselten. Wir sahen auf dem thonigen Ufer den frischen Eindruck der Tatzen eines Tigers oder Leoparden, der hierher gekommen war, seinen Durst zu löschen. Ein andersmal stürzte, als wir vorüberkamen, ein Eber mit wildem Grunzen aus seinem Lager, dessen Lauf wir nach der Bewegung des Schilfes und dem Krachen der brechenden Zweige noch weithin verfolgen konnten.

„Die Vögel waren zahlreich, und oft, wenn wir aus dem Schatten und der Stille einer engen, mit Vegetation bedeckten Durchfahrt in einen breiteren, glänzend hellen, vom Geräusch der Stromschnellen wiederhallenden Kanal einfuhren, wo die Vögel ihre schönsten Gesänge ertönen ließen, war es, wie Herr Bedlow sagte, als träte man aus einem einsamen, kalten, schlecht erleuchteten Zimmer in den strahlenden, vergoldeten Saal, wo eine fröhliche Gesellschaft nach der Musik eines rauschenden Orchesters sich dem Tanze überläßt."

Die Fahrt auf dem Jordan wurde ohne ernstliche Hindernisse von Seiten der in der Umgegend hausenden Araber ausgeführt, wobei wohl die augenfällige Stärke der Expedition am meisten dazu beitragen mochte, jede feindliche Demonstration zu verhindern. An verschiedenen Punkten fand mit ihnen selbst ein freundschaftlicher Verkehr statt, aber im Allgemeinen machten sich die Theilnehmer der Expedition ganz falsche Begriffe von der Lage, dem Charakter und der Bildungsstufe der Araber; sie thaten ihnen das Unrecht an, sie mit den Indianern Nord-Amerika's zu vergleichen und sie für so wenig civilisirt zu halten, als die Ioways, die Pawnies oder die Schwarzfüße (Blackfeet). Dieser grobe Irrthum tritt noch auffälliger in dem Matrosenbericht als in der Erzählung des Kommandanten hervor, indem Pasty natürlich weniger Erfahrung und Kenntnisse besaß, als der Lieutenant Lynch; auch geht er so weit, allen Ernstes zu berichten, daß die Araber erstaunt gewesen wären, die Kähne auf dem Wasser ohne Füße sich fortbewegen zu sehen!

Alles, was sich bei dieser Expedition auf den Jordan bezieht, ist neu und merkwürdig. Die Untersuchung dieses Flusses verdient die Aufmerksamkeit und Theilnahme der ganzen gelehrten Welt. Bisher war der Lauf des Jordans zwischen dem See Tiberias und dem Todten Meere fast ganz unbekannt, indem man ihn nur in geringer Entfernung unter seinem Ausfluß aus dem See Tiberias und über seiner Mündung in das Todte Meer befahren hatte. Heute sind, Dank der amerikanischen Expedition, alle Geheimnisse seines Laufes offenbart. Die Untersuchung des Todten Meeres ist weder so neu, noch so interessant, wie die des Jordans; jener See ist fast auf allen seinen Punkten bereits von verschiedenen Reisenden besucht worden, und aus der Zusammenstellung ihrer Beschreibungen war es möglich, sich eine hinreichend genaue Idee von seiner Gestalt, seiner Lage und seinen eigenthümlichen Naturerscheinungen zu bilden. Es handelte sich daher auch weniger darum, ganz neue Entdeckungen über das Todte Meer zu machen, als um die Bestätigung der früheren; dies ist auch von Seiten des Herrn Lynch und seinen Gefährten redlich geschehen, und namentlich haben manche alte Traditionen ihre endliche Widerlegung gefunden. Das Todte Meer ist übrigens schon vor mehreren Jahren von einem Irländer, Namens Costigan, zu Schiffe untersucht worden und vor kurzem noch von einem Engländer, dem Flotten-Lieutenant Molyneux. Dieser Letztere ist ebenfalls den ganzen Jordan hinabgefahren, und wenn er noch so lange gelebt hätte, um die Resultate seiner Beobachtungen zu veröffentlichen, so würde der Bericht des Lieutenants Lynch nicht dasselbe Interesse der Neuheit dargeboten haben. Uebrigens erkennt dieser bei mehreren Gelegenheiten die Prioritätsrechte seiner Vorgänger an; er gab sogar einer der Spitzen der im Süden des Todten Meeres liegenden Halbinsel den Namen „Vorgebirge Costigan" und nannte die entgegengesetzte Spitze „Vorgebirge Molyneux".

Die amerikanische Expedition schiffte oder stationirte vielmehr 22 Tage auf dem Todten Meere; während dieser Zeit wurde dasselbe in allen Richtungen befahren, auch die südlichste Gegend, wo noch kein Schiff hingekommen war. Alle interessanten Erscheinungen seiner Ufer wurden dabei mit größter Sorgfalt untersucht und seine Tiefe sondirt. In Hinsicht der Gestalt differirt die der Reisebeschreibung beigefügte Karte etwas von den früher angefertigten; die Breite des Sees ist gleichmäßiger, er ist am nördlichen Ende weniger schmal und längs der südlichen Halbinsel weniger breit. Außerdem ist er länger und

nicht so umfangreich, als man geglaubt; er hat eine Länge von vierzig Meilen und eine durchschnittliche Breite von ungefähr neun Meilen. Herr Lynch hat zwar sorgfältig alle Thatsachen und Beobachtungen von Tag zu Tag, sogar von Stunde zu Stunde notirt, indessen hat er es versäumt oder ist nicht im Stande gewesen, seine Eindrücke und Bemerkungen zu generalisiren. Dies ist ein großer Mangel seines Buches; nur einmal während der langen Untersuchung des Todten Meeres scheint er den Versuch gemacht zu haben, die hauptsächlichsten Resultate dieses Theiles seiner Expedition zusammenzustellen.

„Wir hatten", schreibt er, „mit der größten Sorgfalt das Meer erforscht, seine geographische Lage bestimmt, eine genaue topographische Beschreibung seiner Ufer angefertigt, seine Temperatur, seine Breite und Tiefe, die Schnelligkeit seiner Zuflüsse festgestellt, Exemplare seiner Erzeugnisse gesammelt und Winde, Strömungen, Wetterveränderungen und Lufterscheinungen notirt. Diese verschiedenen Arbeiten und ein detaillirter Bericht über die Ereignisse unserer Fahrt werden eine bestimmte Idee von jenem merkwürdigen Wasserbecken geben.

„Ungefähr sechzehn Meilen vom Gipfel der Anhöhen, in nordöstlicher Richtung, liegt Hebron, in geringer Entfernung von welchem der Dr. Robinson den Culminationspunkt fand, welcher das Bassin des Mittelländischen von dem des Todten Meeres trennt. Es ist von Beni-Na'im her, dem vermeintlichen Grabe Lot's, welches an diesem Ufer liegt, daß, wie man glaubt, Abraham einen Blick „über alles Land der Gegend" warf und Rauch bemerkte, „wie ein Rauch vom Ofen." (Schluß folgt.)

England.

Die Röhrenbrücke Britannia.*)

Als Herr Stephenson es unternahm, über die Menai-Straße eine Brücke zu schlagen, stieß er auf Hindernisse, die jeden Anderen zurückgeschreckt hätten, die er aber durch seine seltene Ausdauer überwand. Außer dem mißlichen Terrain war es besonders die Vorschrift der Admiralität, die ihm seine Aufgabe erschwerte. Die Brücke sollte nämlich 100 Fuß über den höchsten Stand des Meeres, ohne Gerüste oder Bogen, die möglicherweise die Schifffahrt hindern könnten, erbaut werden. Jeder verzweifelte an dem Gelingen dieses Werkes; nur nicht Stephenson. Lange Studien führten ihn darauf, daß er jedenfalls einen horizontalen Weg herzustellen hätte, welcher, aus sehr festem, aber zugleich auch aus sehr elastischem Material erbaut, die Passage, ohne die geringste Gefahr, ertrüge und dabei den Stößen des Windes am wenigsten nachgäbe; und endlich trat er mit seinem vollständigen Plane hervor. Die Brücke sollte aus zwei langen horizontalen Gängen in Form von Röhren bestehen, deren eine für die Hin-, die andere für die Rückfahrt bestimmt wäre. Die Tuben selbst wollte er vorläufig auf von Ketten gehaltenen Gerüsten erbaut und erst dann an ihren Bestimmungsort gebracht wissen. Er schlug ferner bei Construction der Röhren, welche aus fest an einander genieteten Eisenplatten bestehen sollten, die ovale oder elliptische Form vor, weil diese die Kraft des Windes am besten brechen könnte. Sobald alle Vorarbeiten gemacht wären, sollten die äußersten Enden der Tuben auf massiven Widerlagen ruhen, die mittleren Theile aber in der vorgeschriebenen Höhe sich an drei festgemauerte Thürme anlehnen. Stephenson wollte nun, ehe man an die Ausführung dieses Planes ginge, vorher durch genaue Experimente die Form, die Dicke und die Tragkraft der ungeheuren Galerieen feststellen: trotz der vielen Unkosten, die hieraus entstanden, ging man auf seinen Wunsch ein und setzte eine Kommission von drei bewährten, sachverständigen Männern (Fairbairn, Hodgkinson und Edwin Clark) zu diesem Behufe nieder.

Bevor wir indeß einige Resultate dieser interessanten Versuche kurz erwähnen, wollen wir zuvörderst für diejenigen unserer Leser, welche mit Untersuchungen dieser Art weniger vertraut seyn dürften, das einfache Gesetz erörtern, nach welchem ein eiserner oder hölzerner Balken die ihm aufgelegte Last trägt.

Die Meisten glauben, daß der obere und untere Theil eines gewöhnlichen Dachbalkens gleich belastet sind. In der That aber wird jener mehr kompressiv, dieser mehr tensiv — natürlich immer im Verhältniß zur Last — gedrückt, so daß, während die Theile der oberen Schichten heftig gegen einander gepreßt, die der unteren aus einander getrieben werden. Ein Beispiel mag dies näher erläutern und jede etwaige Unklarheit im Ausdruck entfernen.

Man nehme einen frischen, grünen Zweig; an diesem ist die Rinde in ihrem natürlichen Zustande überall gleich glatt. Wenn man ihn an beiden Enden fest hält und ihn so biegt, daß die konvexe Seite nach unten gerichtet ist, so zeigen sich hier, wie bei einem belasteten Balken, zwei einander entgegengesetzte Wirkungen. Die Rinde im Centrum der inneren Krümmung des Zweiges — die also dem oberen Theile des Balkens entspricht — zieht sich zusammen, während die Rinde der äußeren Krümmung heftig angespannt wird. Hieraus leuchtet ein, daß das Holz des oberen (inneren) Theiles unter der Rinde zusammengedrückt, daß des unteren (äußeren) extendirt worden ist. Verfolgt man dieses Experiment weiter und biegt den Bogen, bis er zerbricht, so findet man, daß die oberen Splitter sich kreuzen, die an der äußeren Seite aber durch einen leeren Raum getrennt sind.

Man begreift ferner, daß diese entgegengesetzten Wirkungen der Kompression und Extension in dem Maße an Stärke verlieren, als sie sich einander nähern, bis sie sich endlich in der Mitte des Balkens neutralisiren; folglich sind die Wände des Balkens in diesem Theile völlig unnütz, da hier kein Widerstand zu leisten ist.

Sobald man also annimmt, daß die Hauptkraft des Balkens in seinem Widerstande gegen die Kompression und Extension besteht und daß der innere oder mittlere Raum verhältnißmäßig unnütz ist: so folgt, daß nur der obere und untere Theil ein festes Material erfordern oder, mit anderen Worten, daß man den Balken aushöhlen muß, sey er nun von Holz oder von Eisen.

Deshalb beschloß Stephenson, die Menai-Straße mit hohlen Tuben zu überbrücken, weil massive Balken von dieser Ausdehnung nicht nur nicht die erforderliche Tragkraft gehabt hätten, sondern ihrem eigenen Gewicht erlegen wären. Ferner stellte sich bei diesen Versuchen ein merkwürdiger Unterschied zwischen Eisen und Gußeisen in Bezug auf den Widerstand gegen die Extension und die Kompression heraus. Der Quadratzoll Gußeisen kann einen Druck von 35—49 Tonnen (à 20½ Ctr.) und eine Tension von 3—7 Tonnen aushalten; der Quadratzoll Eisen dagegen einen Druck von 12—13 Tonnen und eine Tension von 16—18 Tonnen.

Indem man diese Experimente verfolgte, ergab es sich, daß die Kraft des Eisens an dem oberen und unteren Theile der Tuben sich wie 3 : 4 verhalten müßte, während bei der Construction aus Gußeisen die Proportion 3 : 1 gewesen wäre. Dennoch konnte er dieses Letztere in der Praxis nicht anwenden, weil man schwerlich Platten von 10—12 Fuß Länge und so geringer Dicke hätte fest an einander nieten können.

Nun suchte man die Form der Tuben zu konstatiren. Cylindrische Tuben gewährten nicht hinlänglichen Widerstand gegen die Kompression: sie gaben in der Mitte nach, während sie sich an den äußersten Enden abplatteten und nach innen falteten. Elliptische Tuben erwiesen sich schon besser, gewährten aber noch nicht die nöthige Sicherheit, weil man auch bei ihnen bedeutende Veränderungen der ursprünglichen Form und eine verhältnißmäßige Schwäche des oberen Theiles wahrnahm. Man ging nun zu den rechtwinkeligen Tuben über, und die genauesten Forschungen bewährten diese als für den vorliegenden Zweck am geeignetsten; vierzig Experimente ergaben für die Stärke der drei verschiedenen Formen die Verhältnißzahlen 13 : 15 : 21.

Nunmehr mußte man darüber klar werden, welchen Grad von Stärke dieser Tubus haben sollte oder, in anderen Worten, welche Dicke für den oberen wie für den unteren Theil desselben erforderlich wäre. Die deswegen angestellten Versuche ergaben, daß, wenn man die Dicke nicht durch Zusammennieten mehrerer Platten bewerkstelligte, sondern diese vielmehr in einer Entfernung von 1—2 Fuß über einander anbrächte und dann den leeren Zwischenraum durch andere, kleine vertikale Bleche in rechtwinkelige Felder theilte, man einen Zuwachs von Kraft erhielte, ohne das Gewicht des Metalls vermehren zu dürfen.

Da dies große Vortheile versprach, wollte nun Stephenson neue Experimente anstellen, um die Verhältnisse der großen Tuben daraus zu ersehen und das genaue Gleichgewicht des Widerstandes gegen die Kompression und Tension zu finden, wie auch die Modificationen, welche hinsichtlich der Dicke an den verschiedenen Theilen der Platten nöthig seyen, je nachdem sie sich den Stützpunkten näherten oder sich von ihnen entfernten. Die Tuben wurden dabei überladen, bis sie brachen, und hier zeigte sich der Vorzug des zäheren Eisens vor dem spröderen Gußeisen; in den meisten Fällen erfolgte der Bruch langsam und allmälig, erst nach langem Knarren, einem sicheren Vorboten der nahen Katastrophe.

Das Hauptziel aller Experimente war, das Maximum von Kraft zu ergründen, das man der Brücke geben könnte, so wie den Theil davon, den man dazu anwenden mußte.

Das gewöhnliche Convoi einer Eisenbahn wiegt im Durchschnitt etwa eine Tonne auf den Fuß; die größte Entfernung zwischen den Thürmen der Brücke Britannia beträgt 460 Fuß; jede Last endlich, die gleichmäßig auf einen Balken drückt, übt auf diesen denselben Druck, den die Hälfte derselben gesammten Last auf das Centrum haben würde: folglich beträgt der größte Druck, den ein Convoi von 460 Fuß (dies ist also fast die doppelte Länge eines gewöhnlichen Convois) auf eines der größten Fächer der Brücke hätte, 460 Tonnen für die ganze Ausdehnung dieses Faches oder 230 Tonnen für das Centrum. Um nun ganz sicher zu gehen, beschloß Stephenson, die großen Fächer der Brücke so zu konstruiren, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung 4000 Tonnen tragen könnten oder 2000 Tonnen im Centrum, d. h. daß sie die erforderliche Kraft neunfach hätten. Bei dieser Construction ersparte man die Ketten, die man für die Erbauung vorgeschlagen hatte und die gegen 150,000 Pfd. Sterl. (eine Mill. Thaler) gekostet hätten. Ueberdies war die Brücke gegen alle Eventualitäten gesichert; selbst einem Orkan konnte sie trotzen. Der größte Druck eines solchen wird auf 46 Pfd. für den Quadratfuß angenommen, und dies ergiebt nur einen Seitendruck von 277 Tonnen auf die ganze Fläche der Wand eines der größten Brückenfächer oder von 138 Tonnen auf das Centrum.

Es entstand jetzt die Frage, wo man diese großen Tuben erbauen und wie man sie dann an ihren Bestimmungsort bringen sollte. Hierüber wurde folgender Beschluß gefaßt: 1) daß die vier kürzesten Galerieen, von je 230 Fuß Länge, die zwischen den Thürmen des Ufers und den Widerlagen der benachbarten Weldaumen aufgehängt werden mußten, da zu erbauen seyen, wo sie später bleiben sollten; 2) daß die vier großen Galerieen, von je 472 Fuß Länge, welche über der Straße hängen sollten, auf hölzernen Gerüsten am Ufer von Carnarvon zu konstruiren seyen; 3) daß man diese Galerieen nach ihrer Vollendung auf Pontons an den Fuß der Thürme, an welche sie sich lehnen sollten, bringen und hier auf provisorische, gemauerte Widerlagen stellen müsse; 4) daß große hydraulische Pressen von ungeheurer Kraft sie dann an ihren definitiven Bestimmungsort schaffen sollten.

Bei den Eisenarbeiten wurden siebenhundert Arbeiter, bei der Erbauung der Thürme achthundert beschäftigt: die sonst verödete Gegend bot den Anblick eines sehr bewegten Lebens dar. Auf allen Wegen strömten außerdem Besucher herbei, um dem Werke zuzusehen.

Die Galerieen bestehen, wie wir bereits gesagt, aus eisernen Platten,

*) Im Auszuge nach der Quarterly Review mitgetheilt.

welche durch Nieten und Klammern mit einander verbunden werden. Die Platten, welche die Decke, den Boden und die Seitenwände der höher angebrachten Fächer der Brücke bilden, sind natürlich leichter, als die bei weitem längeren zwei Fächer der Mitte. Bei den großen Tuben, die übrigens von einer mit den anderen gleichen Höhe und Länge sind, haben die Platten folgende Dimensionen:

Für den Boden: 12 Fuß Länge, 2 Fuß 4 Zoll bis 2 Fuß 8 Zoll Breite, $\frac{7}{8}$ bis $1\frac{1}{8}$ Zoll Dicke;

für die Decke: 6 Fuß Länge, 1 Fuß 9 Zoll bis 2 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll Dicke;

für die Seiten: 6 bis $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 2 Fuß Breite, $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll Dicke.

Nachdem diese Platten mit der größten Sorgfalt zusammengeschmiedet worden sind, werden sie mit Dampf durch zwei ungeheure Cylinder getrieben, um hier die vollkommene Glätte zu erhalten und jede etwaige Unebenheit zu verlieren. Wenn nun diese Platten, deren größte etwa 7 Centner wiegt, vollständig eben sind, werden sie an einen großen Hebel gehängt. An dem kürzeren Arm desselben befindet sich, unter einer schweren Masse Eisen, ein kleiner Stahlstichel, den eine Kraft von 60—80 Tonnen bei jedem Schlage der Maschine in ein cylindrisches Loch von einem etwas größeren Diameter treibt, dieses Loch ist in einem gerade darunter befindlichen Amboß angebracht und dazu bestimmt, jenen Stichel aufzunehmen. Die Eisenplatte wird nun so mit ihrem Rande auf den Amboß gelegt, daß der herabgetriebene Stichel nach und nach auf eine Reihe vorher an den vier Seiten mit Kreide bezeichneter Punkte fällt, welche 4 Zoll von einander und um $1\frac{1}{2}$ Zoll von dem Rande abstehen. So werden 4 Reihen Löcher, im Durchschnitt von 1 Zoll Diameter, mit der größten Leichtigkeit durch Eisenplatten, die $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Zoll Dicke haben, gebohrt. Manche Hebel haben einen doppelten Stichel und bohren folglich zwei Löcher zu gleicher Zeit, d. h. vierzig in einer Minute.

Hierauf werden die Platten durch Klammern und Bandeisen verbunden und fest an einander genietet. Für sämmtliche Tuben der Britannia-Brücke brauchte man nicht weniger als 2 Millionen Niegelnägel, die im Durchschnitt 4 Zoll Länge, $\frac{1}{4}$ Zoll Diameter hatten und im Ganzen gegen 900 Tonnen wogen.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß sich an dem Tage, wo die Brücke Britannia flott gemacht werden sollte, Leute aus allen Welttheilen einfanden, um diesem seltenen Schauspiel beizuwohnen. Wir wurden durch einen Beamten der Compagnie in einem Kahne an den Felsen geführt, auf dem der 230 Fuß hohe Thurm Britannia erbaut worden war. Der Felsen selbst stand ganz unter Wasser, und der Thurm, ein Meisterwerk des Herrn Forster, des Erbauers der Linie von Bangor nach Holyhead, ragte mächtig aus den Fluthen hervor. Die Außenseite dieses großartigen Baues, der mehr als 20,000 Tonnen wiegt, ist mit 148,625 Kubikzoll Marmor von Anglesey bedeckt und enthält im Innern 144,625 Kubikzoll Sandstein, durch welche eiserne Querbalken, im Gewicht von 387 Tonnen, laufen, um dem Ganzen eine größere Festigkeit zu geben. Auf Leitern erstiegen wir ihn und genossen von seiner Spitze eine herrliche Aussicht nach allen Weltgegenden.

Die vier Tuben, in einer Länge von 472 Fuß und der Höhe eines zweistöckigen Hauses, gewährten den Anblick einer großen Straße; drei derselben hatten einen rothen, der vierte, der bald an den Thurm, auf den wir uns befanden, gebracht werden sollte, einen grauen Anstrich erhalten.

Als wir von dem Thurme herabstiegen, verweilten wir einige Zeit, etwa 50 Fuß von der Spitze, bei der Dampfmaschine und dem Kessel, die hier aufgestellt waren, um auf zwei hydraulische Pressen, von denen wir weiter unten reden wollen, zu wirken. Etwa 107 Fuß von der Spitze hielten wir wieder wenige Minuten an, um in die große, mitten durch den Thurm Britannia geleitete Passage zu treten, wo sich die ankommenden und abgehenden Züge treffen müssen. Die äußersten Enden der Tuben müssen nicht nur fest an einander genietet seyn, sondern auch mit dem Gebäude unauflöslich verbunden werden. An den entgegengesetzten Enden dieser Tuben müssen sich auf gleiche Weise diejenigen anschließen, welche von den Welldaumen an den beiden Thürmen von Anglesey und von Carnarvon auslaufen: so daß jede der beiden Galerien einen Tubus von 1513 Fuß bilden. Dieser Bau, der jedes andere Werk, das jemals aus Eisen gefertigt worden, an Größe übertrifft, wiegt 5000 Tonnen oder fast so viel, als zwei Schiffe mit 120 Kanonen und vollständiger Ladung. Stephenson wollte nun, um dieser Masse auch die erforderliche Tragkraft zu geben, die Enden des großen Tubus — nachdem nämlich die verschiedenen Theile der zwei parallelen Tuben so fest an einander genietet wären, daß sie nur einen einzigen bildeten — etwa 15 Zoll gesenkt wissen, indem man die provisorischen Jochträger, auf denen sie seit ihrer Erbauung ruhten, fortschaffte. Man hat berechnet, daß der Tubus durch diese einfache Operation um 30 Prozent an Kraft gewönne. Die ganze Länge der so vollendeten Brücke wird 1841 Fuß betragen: damit nun diese sich nach dem Wechsel der Temperatur dehnen und zusammenziehen könne, wurde eine gewisse Anzahl von gußeisernen Rollen und Kugeln aus Kanonenmetall — mit einem Diameter von 6 Zoll — auf ungeheuren Rahmen über die beiden am Ufer befindlichen Thürme und die massiven Widerlagen, die das Ende der Welldaumen bilden, angebracht: so daß sich die Tuben bei steigender Fluth nach den entgegengesetzten Seiten frei bewegen könnten.

Als wir uns von dem Thurm Britannia entfernten, genossen wir eine vollständige Aussicht auf die gesammten Mauerarbeiten, die nicht weniger als 1,500,000 Kubikfuß Steine absorbirt haben. Das Aeußere ist überall mit grauem Marmor von Anglesey bekleidet; die Thürme am Ufer erheben sich 198 Fuß über dem Wasserspiegel und enthalten in ihren Querbalken je 210 Tonnen Gußeisen; 4 kolossale Löwen aus demselben Marmor bilden, paarweise aufgestellt, den Eingang der Brücke. Wir wollen hier noch nachholen, daß bei dem Transport der Tuben sich besonders Capitain Clarton auszeichnete, dessen Geschicklichkeit sich bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit, als der „Great-Britain" zu Dundrum flott gemacht wurde, bewährt hatte. Nunmehr begann man die Tuben an ihre Stelle zu bringen, und zwar vermittelst der hydraulischen Pressen.

Der hydraulische Cylinder wird, auf zwei starken eisernen Balken, die durch Niegelnägel verbunden sind, eben so wie der Dampfkessel, etwa 148 Fuß über der Basis des Thurmes Britannia und 45 Fuß über der zukünftigen Lage der Brücke befestigt. Rings um den Hals des Lastschlägels oder des eisernen Stempels, der etwa um 8 Zoll die Höhe dieses Cylinders übertrifft, ist ein starker, horizontaler eiserner Querbalken von 6 Fuß 9 Zoll Länge, angebracht, ähnlich dem hölzernen Joche, an welchem unsere Milchweiber ihre Eimer tragen: an den Enden dieses Balkens hängen zwei ungeheure eiserne Ketten, die aus 8—9 platten Gliedern, zu je 7 Zoll Breite, 1 Zoll Dicke und 6 Fuß Länge, bestehen. Diese Ketten, welche, um den Tubus an seinen Bestimmungsort zu bringen, je 145 Fuß Länge haben müssen, wiegen gegen 100 Tonnen.

Sobald diese Vorbereitungen getroffen und die Kessel hinlänglich geheizt waren, erhob sich der große Schlägel unter dem Drucke, der auf das unter ihm befindliche Wasser grübt wurde, über dem Cylinder langsam in die Höhe, ohne sich scheinbar um das an ihm hängende Gewicht zu kümmern: so stieg er etwa 30 Minuten und hob den Tubus 6 Fuß. Da er nicht mehr steigen konnte, wurden die großen Ketten sogleich durch eine starke Kraft unten an der Presse festgehalten. Man spannte nun das Wasser ab, der Druck auf den Schlägel ließ nach, und dieser senkte sich durch sein eigenes Gewicht wieder auf seinen früheren Ort, von dem er ausgegangen war, herab; die Ketten wurden verkürzt und von neuem an sein Joch gehängt. Diese Operation währte etwa eine halbe Stunde. Hierauf hob der Schlägel, durch die allgewaltige Kraft des Dampfes getrieben, seine Last wieder um 6 Fuß. Da man zu gleicher Zeit eben so mit dem anderen Ende des Tubus verfuhr, wurde das Ganze etwa 30 Fuß gehoben. Plötzlich brach jedoch die größere hydraulische Presse — ein Unfall, den man, wegen der Sprödigkeit des Gußeisens, durch keine Berechnung hindern kann — und die ungeheure Masse des Tubus fiel 7 Zoll herab; glücklicherweise hatte man die Vorsicht gehabt, bei dem Aufsteigen Steine und Balken darunter zu legen, und dies hielt den Tubus zurück. Der Schaden ist bald ausgebessert worden, und die endliche Aufstellung des ersten der vier Tuben wurde am 10. November glücklich vollendet. Man ist jetzt damit beschäftigt, die hydraulischen Pressen nebst dem anderen Apparat von dem Thurm zu Anglesey nach dem von Carnarvon zu bringen, und man hofft, wenn die Witterung und die Fluth es zulassen, den zweiten Tubus am 4. Dezember an seinen Bestimmungsort zu bringen. Die Arbeiten werden jetzt Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, so daß man den einen der beiden Wege am 1. März 1850 dem Publikum zu eröffnen gedenkt.

Mannigfaltiges.

— Die Säulen des Herkules. So heißt ein von dem bekannten englischen Publizisten und Parlamentsmitgliede Urquhart geschriebenes Werk, welches so eben die Presse verlassen hat.*) Es enthält die Reisen des Verfassers durch Spanien und Marokko und theilt namentlich über letzteres Reich sehr interessante Nachrichten mit, indem Herr Urquhart in Folge seines früheren mehrjährigen Aufenthalts in der Türkei (wo er als Legationssecretair bei der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt war) zur gründlichen Beurtheilung der politischen und sozialen Zustände in muselmännischen Ländern ganz andere Vorkenntnisse mitbringt, als die gewöhnlichen Touristen. Von jeher ein warmer Freund der Moslemim und Vertheidiger ihrer Rechte, nimmt er auch für die Mauren und Araber in ihren Konflikten mit den Franzosen Partei, wofür wir ihn um so weniger tadeln können, als Jene, wie aus folgenden Aeußerungen erhellt, gleich ihren türkischen Glaubensbrüdern geneigt scheinen, England als ihren natürlichen Beschützer zu betrachten. „Wenn ich nur einen Krieg zwischen England und Frankreich erlebe", sagte ein Maure zu dem Verfasser, „werde ich zufrieden sterben." „Alle Muselmänner blicken nach England", sagte ein zweiter; „wir haben nur Gott im Himmel und England auf Erden." Ein alter algierischer Capitain erzählte, daß zur Zeit des französischen Eroberungskrieges in Spanien er nachstehende Erklärung der dortigen Begebenheiten durch den spanischen Konsul erhalten habe: „Die Engländer hätten den Spaniern zwar Hülfe geleistet, indessen hätten die Stammväter ihres Geschlechts ihnen ein Papier hinterlassen, mit dem Befehl, sobald ein Räuber auf Erden erscheine, ihn niederzuwerfen, aber nie die Beute zu theilen; aus diesem Grunde hätten die Engländer den großen Napoleon zuerst aus Aegypten, dann aus Spanien vertrieben, jedoch keines von diesen beiden Ländern für sich behalten." — Ueber den jetzigen Sultan von Marokko, Muley Abderrahman, bemerkt Herr Urquhart, daß er „in kleinen Dingen weise, in großen thöricht ist"; daß er das Geld über Alles liebt und kein Mittel scheut, seinen Geiz zu befriedigen, daß er aber nie sein Wort bricht, wenn er es einmal gegeben hat, und sich im Ganzen als ein milder Herrscher zeigt. In seinen Handelsgeschäften, die sich über jeden Theil seines Reiches erstrecken, beobachtet er die größte Ordnung und Gerechtigkeit.

*) The Pillars of Hercules. By David Urquhart, M. P. London, 1850. 2 Bände.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 14. Berlin, Donnerstag den 31. Januar 1850.

Frankreich.

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Nisard.)

I.

Mein dreimaliger, längerer Aufenthalt in England dürfte mich wohl in den Stand gesetzt haben, ein Urtheil, und zwar ein möglichst unparteiisches Urtheil über die britische Nation abgeben zu können. Ich hoffe dabei weder in Anglomanie zu verfallen, noch auch mich als einen unduldsamen Franzosen zu zeigen. Einerseits gebietet uns der Verstand, gegen ein fremdes Land gerecht zu seyn, andererseits liegt die Liebe zur eigenen Heimat tief in unserem Gefühl begründet.

Unter den wirklichen oder scheinbaren Vortheilen, die ein Land über das andere haben kann, bemerkt der Reisende zuerst diejenigen, welche seinem Lande in dem Augenblick, da er es verließ, fehlten. Ich habe zu zwei verschiedenen Malen diese Erfahrung gemacht. Im Jahre 1836 fand ich in England nur die Ueberlegenheit seiner Industrie zu bewundern; ich sah da nur den Gegensatz zwischen seinen so reinlichen und lachenden Dorfschaften, welche gleichsam nach Plan über die Fläche zur Augenweide hingesäete Fabriken erscheinen, und unseren schmutzigen, aus Strohhütten bestehenden Landansiedelungen; zwischen seinen sich wie Garten-Alleen verschlingenden Straßen, auf denen man nur einen Spaziergang zu machen glaubt, und unseren großen „monumentalen" Straßen, die den Weg stets zu verlängern scheinen; zwischen dem, so zu sagen, Unvollendeten und Unvollständigen, was die Civilisation Frankreichs bezeichnet, und der Vollkommenheit der englischen Civilisation. Ich hatte nicht Augen genug für jene endlose Stadt, deren Daseyn, als soziales Problem, den Geist in derselben Weise betäubt und schwindeln macht, wie gewisse astronomische Wahrheiten: eine Stadt, welche zwei Millionen Einwohner zählt und keine Gassenrinnen hat; nicht Augen genug für jenen soliden Luxus, von welchem Montesquieu spricht, und der nicht auf die Künsteleien der Eitelkeit, sondern auf die Forderungen der wirklichen Bedürfnisse begründet ist; für jene wunderbare Ordnung unter einer zahllosen Masse, wo der erste Anblick, wie der eines Ameisenhügels, nur Verwirrung und tobenden Lärm darbietet, während man beim näheren Hinschauen sieht, wie jede Ameise mitten durch die Menge ihren Weg verfolgt und da, wo es unmöglich schien, sich ruhig durcharbeitet.

Wir hatten die Revolution von 1830 nur erst sechs Jahre hinter uns. Wir hatten darin einen Sieg des Gesetzes über die Willkür zu sehen geglaubt, indem eine königliche Familie dem Prinzip des constitutionellen Königthums geopfert (?), ein alter König seiner Regierung wie Jakob II. entsetzt wurde, weil er den Vertrag verletzt, der ihn mit der Nation verband. Wir waren sogar stolz darauf, daß wir der freisten und konservativsten Nation Europa's in einer ihrer größten Thaten nachahmen konnten, und daß wir ihr auf unsere eigenthümliche Weise nachahmten, indem wir bei dem alten Könige die Aufrichtigkeit seiner Verblendung respektirten und ihn durch Ehrenmänner bis an die Gränze geleiten ließen, nicht als einen verjagten König, sondern als einen Regierungs-Chef, dessen Empfindungen und Anschauungen mit denen der Nation unvereinbar wären. Um was hatten wir damals England zu beneiden? Wir besaßen seine constitutionelle Monarchie, und zwar ohne den hohen Kaufpreis, mit dem sie jenes Land zu bezahlen schien, ohne das Recht der Erstgeburt, ohne die Zehnten, ohne die Dotationen seiner Hochkirche, ohne die hierarchischen Pferche, in welche die verschiedenen Klassen dort abgetheilt sind. Es fehlte uns also nichts weiter, als uns eben so gut auf die Industrie und auf den Handel zu verstehen, als besser gebaute Dörfer, weniger alterthümliche und besser unterhaltene Straßen, weniger Ruinen neben Neubauten, ein seiner Monumente würdigeres Paris und einen minder flitterhaften Luxus zu besitzen. Wir konnten wohl in Bezug auf Alles, was das Wohlseyn des Körpers betrifft, bei den Engländern in die Schule gehen; in Bezug auf sittliche Größe jedoch hatten sie ihrerseits noch mancherlei von uns zu lernen.

Im Jahre 1849 braucht man eben kein Pessimist zu seyn, um zuzugeben, daß uns noch mancherlei mehr fehlt, als 1836, und daß die Vortheile, die England über Frankreich besitzt, sich nicht blos auf ein etwas größeres äußeres Wohlbefinden reduziren. Da es noch nicht allgemein zugestanden worden, daß die Republik ein Fortschritt gewesen, so können wir, ohne schlechte Bürger zu seyn, sagen, daß wir die England nachgeahmte und vervollkommnete constitutionelle Monarchie verloren haben, ohne irgend etwas von dem zu gewinnen, was man stolz sein „Comfort" nennt, ein Wort, welches vor dem Februar 1848 fast französisch geworden. Wie sind wir nun auf unseren jetzigen Standpunkt gelangt, und wie ist England so geblieben, wie ich es 1836 gesehen, nämlich so ganz dasselbe und doch in stetem Fortschritt nach dem Besseren hin begriffen? Offenbar durch viele Talente, welche England abgehen, während wir sie besitzen, und durch die politische Intelligenz, die dort wieder in so hohem Grade vorhanden ist, bei uns dagegen leider so sehr fehlt.

Wir haben allerdings, was jedoch ein großer Unterschied ist, die Intelligenz, d. h. die Kenntniß der Politik.*) Wenn es sich darum handelt, über Regierungs-Angelegenheiten zu sprechen oder zu schreiben, das Verhältniß des Herrschers und der Bürger auseinanderzusetzen, die Güter der Freiheit und selbst der Ordnung herzuzählen und zu preisen, so dürfte schwerlich Jemand neben uns noch mit Erfolg auftreten können. Das Reich der Tribüne weist nirgends Redner auf, die nicht den unseren nachständen. Die Presse keines freien Volkes kann sich mit der Kraft, der Lebhaftigkeit und dem Glanz unserer Journale vergleichen. Dies Alles jedoch ist nicht politische Intelligenz. Es herrscht zwischen diesen beiden Dingen derselbe Unterschied, wie zwischen Speculation und wirklicher Ausführung; das Eine ist die Theorie, das Andere die Praxis; die politische Intelligenz besteht darin, das, worüber wir mit Effekt sprechen, auch in die Wirklichkeit übertragen zu können; sie ist weit mehr eine Eigenschaft des Charakters als des Geistes.

Man erkennt sie in England auf der Stelle an zwei Zügen, denen wir im Mindesten nicht ähneln; es ist dies der Geist des Gehorsams und der Geist der Aufopferung. Und das erscheint äußerst seltsam bei einem freien Volke, dem freisten auf der Erde, wie schon Montesquieu sagte und wie es heute noch wahr ist. Gehorsam, Aufopferung, — stehen diese Ausdrücke nicht in völligem Widerspruch mit dem Worte Freiheit? Beim ersten Anblick allerdings; wer jedoch tiefer über die Sache nachgedacht hat, für den giebt es keine enger verwandte Worte, weil sie von allen Dingen am wenigsten ohne einander bestehen können. Die politische Intelligenz ist nur die Tugend, Dinge, welche in der Theorie untrennbar sind, auch in der Praxis neben einander und zusammen zur Erscheinung gelangen zu lassen; denn begreift man nicht, daß, da nichts der Freiheit so nahe steht, als der Geist des Aufruhrs, das Gehorchen das einzige Gegengewicht gegen das Freiseyn ist? Und ist nicht eben so, da nichts näher an den Egoismus gränzt, als die Freiheit, der Geist der Aufopferung das einzige vorbeugende Mittel gegen den Egoismus? So faßt das englische Volk diese Dinge auf. Die englische Freiheit ist nur eine frei angenommene Regel. England ist durch mehrere Zügel gehalten; aber seine eigene Hand hat sie angelegt. Wo kein Gehorsam existirt, giebt es auch keine Freiheit; wo der Geist der Aufopferung fehlt, wird der Egoismus die Freiheit bald vernichten. Es sind Gehorsam und Aufopferung alte, gemeinsame Fesseln bei Völkern, welche nur die Kenntniß der Politik haben; sie sind erhabene und unerschöpflich neue Wahrheiten bei denen, welche die politische Intelligenz besitzen.

Der Engländer, sagte Swift, ist ein politisches Thier. Ich wüßte keine Formel, welche es schärfer und unumwundener ausdrückte, wie die politische Intelligenz gleichsam das Wesen und der Grundinstinkt eines Engländers ist. Ein solches Thier klügelt wenig über sein Recht und disputirt darüber gar nicht: es fühlt es. Es weiß, was es zu empfangen, was es zu geben hat. Es weiß es, wenn ich das Swiftsche Wort irgend richtig verstehe, klar und unmittelbar, wie das wirkliche Thier weiß, was es zu thun hat, und nicht erst darüber spricht. Während dies indeß nur ohne sein Wissen, nach einer allgemeinen Ordnung, von der es keine Kenntniß hat, handelt, fügt sich das politische Thier Swift's der Ordnung, die es selbst einrichtete, wiewohl es weiß, daß es sich auch nicht zu fügen brauchte, und es ist eben so frei, die Freiheit der Anderen sicher zu stellen, als die eigene zu genießen. Sey es nun Instinkt oder Verstand, ich zweifle, ob es in der Welt eine Geistesgattung giebt, welche so sehr für die Politik taugte, oder ob irgend ein spekulirendes Wesen, welches spricht, ohne zu handeln, seinen Nächsten eben so nützlich ist, wie dieses simple Thier.

Der erste und häufigste Beweis, welchen der Engländer von seiner politischen Intelligenz liefert, ist der, zu glauben, daß er Unrecht habe, wenn er nicht mit der Majorität übereinstimmt. So lange der Streit, d. h. die Debatte, dauerte, schlägt man sich wacker, und wiewohl Niemand sein Recht überschreitet, so bedient man sich desselben keineswegs in blos sanfter Weise. Man geht bis zu jener äußersten Gränze, wo das Recht eines Jeden ganz nahe daran ist, das Recht des Nachbars anzutasten; sogar die Leiber mischen sich ein, und wie die Römer auf dem Forum, geben sich die Engländer auf einem Meeting

*) Der Verfasser unterscheidet hier zwischen l'intelligence politique und l'intelligence de la politique.

mitunter auch einige Faustschläge; man nimmt sich jedoch bald wieder zusammen, um nicht völlig auszuarten: ein unbesieglicher Respekt vor der Freiheit des Anderen hält die Leidenschaftlichsten zurück; die Majorität votirt, und die Minorität unterwirft sich. Die Achtung bleibt unangetastet: man fühlt, daß die Unterwerfung von heute im voraus den Gehorsam des Gegners bei einem Siege von morgen bedingt und sichert. Nach der Abstimmung hört man nichts von einer verleumderischen Aufzählung von Ignoranten, Bestochenen und Verkauften, wodurch etwa die geschlagene Partei den Beschluß der Majorität, dieser schönsten Errungenschaft der politischen Gesellschaften, zu verdächtigen und ihr Prinzip zu stürzen versuchte. Die Majorität ist das Gesetz. Man unterwirft sich dem Gesetze und führt keinen skandalösen Prozeß gegen dasselbe. Heißt dies etwa anderen Sinnes werden? Keineswegs. Man wahrt seine Meinung bis für den nächsten Fall; inzwischen aber wartet und gehorcht man dem Gesetze, welches man nicht gemacht hat, und ergreift sogar, wenn es nöthig wird, den Konstablerstab zu seiner Vertheidigung.

Die politische Intelligenz ist übrigens in England nicht ausschließlich die Eigenschaft einer Klasse. In der Aristokratie, in der Bourgeoisie, im Volk, überall findet sich das politische Thier vor. Ich habe einigemal Gelegenheit gehabt, es ganz besonders in den mittleren Klassen zu beobachten, und kann daher seine Hauptzüge nach der Natur selbst zeichnen. Das praktische Verhalten der Personen führte mir dieselben vor Augen; die besondere Gefälligkeit einiger Einzelnen half mir sie besser sehen. Ich werde Einiges von dem, was ich hierüber weiß, im Interesse des allgemeinen Nutzens im Folgenden aufzeichnen.

Palästina.

Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Jordans und des Todten Meeres.

(Schluß.)

„Die Resultate unserer Sondirungen scheinen jene Stellen der Bibel zu bestätigen, wo der Verfasser der heiligen Schriften andeutet, daß das Bassin des Todten Meeres einst eine Ebene war, welche durch den Zorn Gottes sich gesenkt und mit Wasser angefüllt hat. In der That besteht der Meeresgrund aus zwei überschwemmten Ebenen, einer hochliegenden und einer tieferen, die erstere durchschnittlich 13′, die letztere 1300′ unter der Oberfläche gelegen. Die nördliche, welche die breitere und tiefere ist, wird in einer dem Bette des Jordans entsprechenden Linie von einer Schlucht durchschnitten, die wiederum an dem südlichen Ende des Meeres mit dem Wady-el-Jeib (Schlucht der Schluchten) zu korrespondiren scheint.

„Zwischen dem Dschabok und jener Bucht fanden wir eine jähe Vertiefung des Jordans; wenn sich in den Wasserläufen im Süden des Meeres eine ähnliche Vertiefung mit denselben vulkanischen Anzeichen findet, so wäre es außer allem Zweifel, daß der Ghor in Folge irgend einer außerordentlichen Naturumwälzung unter Wasser gesetzt worden, wobei wahrscheinlich ein feuriger Ausbruch und ein allgemeiner Brand des in der Ebene in Menge vorhandenen Bitumens vorangegangen ist. Ich werde stets bedauern, daß ich zu einer Untersuchung des südlichen Ghor bis an das Rothe Meer nicht bevollmächtigt war.

„Alle unsere Beobachtungen haben uns überzeugt, daß die Berge früher als das Meer vorhanden waren, und wenn ich nicht irre, so hatten wir Alle beim Verlassen des Todten Meeres die Ueberzeugung gewonnen, daß die Städte der Ebene wirklich in der Weise zerstört worden sind, wie die heilige Schrift es erzählt."

Bevor die amerikanische Expedition das Todte Meer verließ, begab sie sich nach Kerak, hauptsächlich in der Absicht, die Mannschaft eine weniger heiße und ungesunde Luft einathmen zu lassen. Kerak ist von ungefähr tausend Christen bewohnt, die den dreihundert Arabern, welche größtentheils in Zelten wohnen, die außerhalb der Stadt aufgeschlagen sind, in vollständiger Unterwerfung gehalten werden. Sie hatten den Bau einer Kirche angefangen, in der Hoffnung, sich dort zu versammeln, um ihre Gebete an den Allmächtigen zu richten und das Gebäude als Zufluchtsort für ihre Frauen und Kinder im Fall eines Handstreichs von Seiten ihrer Feinde zu benutzen; allein während der letzten sieben Jahre hatten die Heuschrecken und der Sirokko ihre Felder verwüstet und die Araber ihnen den Rest ihrer Aerndten gestohlen, und sie wandten sich daher in einem Schreiben, welches von unserem Verfasser mitgetheilt wird, an ihre Brüder in Amerika, um deren Unterstützung zu erbitten.

Die Theilnehmer der Expedition konnten diese arme Gemeinde, welche die Reisenden stets gut behandelt, nur loben; bei ihrer Rückkehr aber wurden sie ernstlich von einem Angriff der Araber aus Kerak bedroht. Glücklicherweise wurden ihre Befürchtungen, so gegründet sie auch waren, nicht verwirklicht, und da sie kurze Zeit nachher mit der Untersuchung des Todten Meeres zu Ende gekommen waren, nahmen sie ihre Barken, deren sie nicht mehr bedurften, aus einander. Sie schickten die Stücke, nebst einer so beträchtlichen Masse Sammlungen, daß zwei Kameele damit beladen wurden, nach Jerusalem, wohin sie sich auf dem Weg über Santa-Saba begaben. Ihr Aufenthalt in der heiligen Stadt war von kurzer Dauer; nachdem sie dieselbe in Augenschein genommen hatten, kehrten sie nach Jaffa zurück, um sich mit neuen wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Zu Saint-Jean-d'Acre theilte sich die Expedition; die eine Abtheilung segelte in einer türkischen Brigg nach Beirut, die andere kehrte über Nazareth nach Tiberias zurück, um den oberen Jordan bis an seine Quellen zu befahren. Ihr Zweck wurde erreicht, aber ohne Vortheil für die Wissenschaft, denn der Bericht des Lieutenants Lynch enthält nichts, was uns nicht schon bekannt wäre. Uebrigens sind die Quellen des Jordans schon so oft besucht und beschrieben worden, daß es schwer halten würde, dort eine wahrhaft neue Entdeckung zu machen. Nachdem diese Untersuchung beendet war, begaben sich die Mitglieder dieses Detachements nach Damaskus und von hier über Baalbeck nach Beirut, wo sie sich wieder mit ihren Gefährten vereinigten. Zu ihrem großen Bedauern trafen sie den „Supply" nicht an, welcher sie dort erwarten sollte und von dem sie ärztliche Hülfe erwarteten, da der Lieutenant Dale und mehrere von der Mannschaft krank waren. Indessen genasen sämmtliche Kranke nach wenigen Tagen, mit Ausnahme des genannten Offiziers, welcher demselben schleichenden Nervenfieber erlag, an dem die früheren Untersucher des Todten Meeres, Costigan und Molyneux, gestorben waren. Sein Tod erfolgte in einem auf dem Libanon, zwanzig Meilen von der Küste liegenden Dorfe, wohin er sich hatte transportiren lassen, in der Hoffnung, daß die Bergluft seine erschöpften Kräfte wieder beleben würde. Seine sterblichen Ueberreste wurden auf einem Franken-Kirchhofe zu Beirut bestattet. Lieutenant Dale war erst 33 Jahr alt; er war ein äußerst gebildeter Mann und ein geschickter Ingenieur, der einige Jahre zuvor an der von der Regierung der Vereinigten Staaten unternommenen Expedition um die Welt, unter dem Kommando des Capitains Wilkes, theilgenommen hatte. Die Vorrede zum Berichte des Lieutenants Lynch enthält die traurige Nachricht: „Seine Gattin ist ihm seitdem in das Grab gefolgt, aber sein Name ist eine reiche Erbschaft für seine Kinder."

Acht Tage nach der Beerdigung des Lieutenants Dale, einen Monat nach ihrer Vereinigung in Beirut, schiffte sich die amerikanische Expedition, die auf den „Supply" nicht länger warten wollte, auf einer französischen Brigg ein, die nach Malta unter Segel ging. Dort wurde sie am 12. September von dem „Supply" aufgenommen, der sie in weniger als zwei Monat nach New-York zurückbrachte. Ihre Abwesenheit hatte etwas länger als ein Jahr gedauert.

In der heiligen Schrift ist das Bassin, welches wir das Todte Meer nennen, niemals mit diesem Namen bezeichnet, sondern abwechselnd bald Orientalisches Meer, bald Meer von Sodom, Meer der Wüste oder Salzmeer genannt. Von Josephus und den klassischen Schriftstellern wird es Asphaltsee genannt, wegen der großen Menge des darin enthaltenen Erdpechs. Sein gegenwärtiger Name kömmt zweifelsohne von dem allgemein verbreiteten Glauben her, daß kein lebendes Wesen in seinem Wasser existiren könne. In den gelegentlichen Andeutungen des alten Testaments — denn im neuen ist seiner nicht erwähnt — findet sich nichts, das gewissen Erzählungen, deren Unwahrheit seitdem nachgewiesen ist, zur Grundlage dienen könnte; im Gegentheil scheinen alle neueren Untersuchungen die Aussagen der heiligen Schrift zu bestätigen. Sobald wir uns aber von der eigentlichen Bibel zu den apokryphischen Büchern wenden, betreten wir die Region der Fabel und der Uebertreibung. Der Verfasser der „Weisheit Salomonis" sagt, indem er von den Städten der Ebene spricht: „Verschiedene Beweise ihrer Verderbtheit haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten; wirbelnde Rauchwolken steigen aus der von der Hand Gottes getroffenen Erde; die Pflanzen tragen dort Früchte, welche niemals reifen, und eine Salzsäule erhebt sich dort, wie ein Denkmal des Unglaubens." Untersuchen wir jede dieser drei angeführten Stellen.

Es ist in unzweifelhafter Weise gezeigt worden, daß der vermeintliche Rauch nichts als ein dichter Nebel ist, den die unaufhörliche Verdunstung des Sees bildet und der von den Sonnenstrahlen nicht zertheilt wird. Der Lieutenant Lynch thut öfter davon Erwähnung. Man sieht ihn nicht allein Morgens: „Zu einer bestimmten Stunde des Tages nimmt das Meer ein sonderbar finsteres Aussehen an. Kein Lüftchen bewegt seine Oberfläche, sie bleibt ruhig und glatt, wie die eines Teiches. Seine Ausdünstungen bedecken es mit einem leichten und durchsichtigen Schleier, dessen Purpurfarbe stark mit der Farbe des Wassers kontrastirt, auf dem er ruht; vermischt sich dieser Dampf mit dem Wasser, so glaubt man in der Entfernung eine siedende Schwefelmasse zu erblicken. Das Todte Meer gleicht einer ungeheuren Küfe voll schmelzenden, aber unbeweglichen Metalls."

Die Sage von dem Feuer, die mit der von dem Rauch zusammenhängt, hat aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Ursprung in dem phosphorisirenden Charakter der Gewässer des Todten Meeres während der Nacht. „Die Oberfläche des Sees", sagt unser Verfasser, „war vollständig mit einem phosphorisirenden Schaume bedeckt, und die sich gegen das Ufer brechenden Wellen verbreiteten ein Grabeslicht über die längs dem Ufer zerstreut liegenden verdorrten Gebüsche und Felsenfragmente."

Was die nie reifenden Früchte betrifft, so ist es augenscheinlich, daß es eine gewisse Anzahl Pflanzen giebt, welchen die salzigen Ausdünstungen und die intensive Wärme des tiefen Bassins des Todten Meeres schädlich seyn müssen, und deren Früchte demgemäß nie zur Reife kommen; aber es existiren auch andere, welche, sich diesen Bedingungen fügend, gute Früchte geben können. Da die Reisenden das Todte Meer selten zur Fruchtzeit besucht haben, so fehlen sichere Angaben über diese unbestreitbare Thatsache. Der Lieutenant Lynch und seine Gefährten haben verschiedene Arten Pflanzen und Staudengewächse in voller Blüthe gesehen, die später vortreffliche Früchte getragen haben müssen. Jedenfalls sind die Ufer des Todten Meeres im Allgemeinen dürr und unfruchtbar, nur auf wenigen Punkten findet sich Vegetation, und man erkennt leicht, daß die salzigen Ausdünstungen und Niederschläge dem vegetabilischen Leben eben so schädlich sind, als es das Wasser dem animalischen ist. Von dem sogenannten Sodomsapfel, der nach Josephus ein dem Todten Meer eigenthümliches Produkt war, hat Dr. Robinson eine gute Beschreibung geliefert; er ist nichts weiter als der Oshar der Araber, die Asclepias procera früherer Reisenden, die auch in Nubien, Arabien und Persien gefunden wird.

Nach den lokalen Ueberlieferungen und den Erzählungen der Eingebornen soll die Salzsäule, in die einst Lot's Weib verwandelt wurde, sich noch an dem-

ſelben Orte befinden, wo die Metamorphoſe vor ſich ging. Die amerikaniſche Expedition hat zwar keine Statue, wohl aber einen Salzblock entdeckt.

„Zu unſerem großen Erſtaunen", ſagt der Verfaſſer, „ſahen wir an dem öſtlichen Ufern des Usdum einen hohen Pfeiler, der rund, von der Hauptmaſſe dem Anſchein nach iſolirt, am Eingange einer tiefen, engen und jähen Bergſchlucht ſtand. Wir begaben uns ſogleich dahin, und dort angekommen unterſuchte ich mit dem Dr. Anderſon, der mir gefolgt war, dieſes Naturwunder; der Boden der Schlucht beſtand aus naſſem Erdreich, mit einer Lage Salz bedeckt, und in geringer Entfernung vom Waſſer fanden ſich Stücke Salz und Erdpech. Der Pfeiler iſt ein Block feſtes Salz, mit kohlenſaurem Kalk überzogen, vorn cylinderförmig und hinten pyramidaliſch; der höhere abgerundete Theil iſt ungefähr 40 Fuß hoch, und er ruht auf einem länglichen Piedeſtal, das ſich 40—60 Fuß über dem Niveau des Meeres befindet. Sein Volumen nimmt in dem Maße ab, als er ſich erhebt, ſo daß er nach dem Gipfel zu in Staub verfällt. Es iſt eine durchweg kryſtalliſirte Maſſe, durch einen Bogen oder Strebepfeiler mit dem nächſten Berge verbunden; das Ganze iſt mit Ueberbleibſeln einer hellen Steinfarbe bedeckt. Die eigenthümliche Form muß der Einwirkung des Winterregens zugeſchrieben werden."

Der Lieutenant Lynch ſagt kein Wort über den Zuſammenhang, der zwiſchen Lot's Weib und dem beſchriebenen Salzblock vorhanden ſeyn könnte. Nur in einer Anmerkung erwähnt er, daß Joſephus von einer ähnlichen Säule geſprochen und die Meinung ausgedrückt hat, daß dieſe es wäre, welche aus Lot's Weib zur Zeit ihrer Verwandelung entſtanden ſey.

Die beſondere Dichtigkeit und die ſalzigen Eigenſchaften der Gewäſſer des Todten Meeres verdienen noch Erwähnung. Nach Einigen giebt die Dichtigkeit dem Waſſer ſolche Elaſtizität, daß der menſchliche Körper nicht darin untertauchen kann; ferner ſollen die ſich fortwährend darin auflöſenden Stoffe kein Thier darin leben laſſen, die daraus emporſteigenden giftigen Ausdünſtungen aber ſollen die ſeinem Ufer ſich nähernden oder über ſeinem Spiegel fliegenden Vögel tödten. Ueber die Dichtigkeit des Waſſers hat ſich die Sage am wenigſten getäuſcht; es iſt mit ſalzigen und bituminöſen Stoffen ſo ſtark geſchwängert, daß es viel ſchwerer als das Waſſer des Oceans iſt. Der lange Aufenthalt der amerikaniſchen Expedition auf dem Todten Meere hat die Anſtellung einer beträchtlichen Anzahl Verſuche geſtattet. Man war erſtaunt über den ungewöhnlichen Widerſtand beim Rudern und die Heftigkeit der Stöße, welche die Barken durch den Wellenſchlag erlitten; es zeigte ſich, daß die mit demſelben Gewicht belaſteten Fahrzeuge viel weniger tief gingen als auf dem Jordan, und daß ſie bei ſtürmiſchem Wetter ſich leicht füllten, indem die Wogen ſich über ihre Ränder ergoſſen. Der Lieutenant Lynch hat die Dichtigkeit des Waſſers unterſucht und mit dem Waſſer aus dem Atlantiſchen Meere verglichen; deſtillirtes Waſſer als 1 angenommen, ergab das aus dem Atlantiſchen Meere 1,03, das aus dem Todten Meere 1,13; erſteres löſte $\frac{1}{37}$ ſeines Gewichts an Salz auf, das zweite ein Sechſtel, das des Todten Meeres ein Elftel. „Als wir den Jordan verließen", ſagt er, „hatten wir ſorgfältig den Tiefgang der Barken angemerkt; obſchon ſie mit derſelben Laſt beladen waren, ſenkten ſie auf dem Todten Meere ſich um einen Zoll weniger als auf dem Fluſſe."

Herr Lynch beſtätigt nicht ganz die von dem amerikaniſchen Reiſenden Stephens mitgetheilten Beobachtungen über die Elaſtizität der Körper im Todten Meere; indeſſen erwähnt er der Bäder, welche er genommen hat, wie folgt: „Es wurde mir ſehr ſchwer, meine Füße innerhalb des Waſſers zu halten; legte ich mich auf den Rücken, zog die Kniee an und ſtellte die Hände darauf, ſo verlor ich ſogleich das Gleichgewicht." Obgleich die letzte Erſcheinung ſich wohl in jedem Waſſer und ſelbſt auf der Erde zeigen würde, iſt es außer Zweifel, daß die Körper auf dem Waſſer des Todten Meeres leicht ſchwimmen. „Die Meiſten von uns", ſagt einer von den Seeleuten, „badeten ſich und ſchwammen dort ſo leicht, daß ſie ohne die geringſte Mühe dabei ein Huhn hätten rupfen oder eine Zeitung leſen können; es war in der That ſchwer, unter die Oberfläche zu tauchen." Nach einem Bade in dieſem mit ſo ungewöhnlichen Eigenſchaften ausgeſtatteten Waſſer iſt der Körper mit einer öligten, ſehr unangenehmen Subſtanz bedeckt, die ein ſchmerzhaftes Jucken verurſacht; wenn man mehrere Stunden darin zubringt, ſo geht die Haut gänzlich ab. Als die Matroſen beim Rudern die Hände naß machten, ſahen ſie, wie dieſe ſich mit Schaum bedeckten, und fühlten die Haut davon ölicht, ſteif und brennend werden.

Ungeachtet dieſer Unannehmlichkeiten iſt das Waſſer des Todten Meeres, wie unſer Verfaſſer behauptet, vollkommen geruchlos. Er ſchreibt die ekelhaften und ſchädlichen Ausdünſtungen, die an ſeinen Ufern herrſchen, nicht, wie Molyneux, dem Waſſer ſelbſt zu, ſondern den Quellen und mephitiſchen Sümpfen, die es umgeben, und vielleicht auch den Miasmen der ſtagnirenden Pfützen, die auf der flachen, es im Norden begränzenden Ebene gelegen ſind. Seiner Meinung nach ſind die der Oberfläche entſtrömenden, ſalzigen und geruchloſen Ausdünſtungen eher heilſam, als ſchädlich, und da es nur ſehr wenig Pflanzen und Standengewächſe längs ſeinen Ufern giebt, ſo kann die Luft nicht durch die Zerſetzung der vegetabiliſchen Stoffe verdorben werden. Die an den Ufern des Todten Meeres herrſchende glühende Hitze iſt es, was den Aufenthalt dort gefahrvoll macht, wozu noch die Wirkungen ſeines ſcharfen und fiebrigen Waſſers kommen. Dieſe beiden Urſachen bringen eine ſtarke Reizung der Haut hervor, ſchwächen die Kräfte und erzeugen öfter fieberhafte Symptome. Ohne daß die Geſundheit der Mannſchaft ſichtbar gelitten hätte, ſchienen nach vierzehn Tagen Alle unter jenen Einflüſſen wie von der Waſſerſucht befallen; die Magreren waren dick geworden, die Dicken waren aufgedunſen; die Blaſſen bekamen lebhafte Farben, die ſchon Rothbäckigen wurden purpurfarben; die unbedeutendſte Verletzung brachte ein Geſchwür hervor, und die Meiſten hatten den Körper mit kleinen Puſteln bedeckt.

Die Thiere, welche in dem ſüßen Waſſer der in das Todte Meer fließenden Ströme leben, können natürlich in dem ſo weſentlich davon verſchiedenen Salzwaſſer nicht exiſtiren; die amerikaniſche Expedition hat aber auch die Wahrheit der Ueberlieferung bewieſen, daß es überhaupt kein lebendes Weſen in ſeinem Schooße berge. Während der dort zugebrachten drei Wochen ſahen der Lieutenant Lynch und ſeine Gefährten keinen einzigen Fiſch, kein einziges Waſſerthier. Noch mehr: einige von den Zuflüſſen dieſes Sees enthalten Salzwaſſer; ſobald aber die Fiſche daraus in das Todte Meer kommen, ſterben ſie und ſchwimmen leblos auf der Oberfläche. „Unter der Linſe eines ſcharfen Mikroſkopes", ſagt Lynch, „war es unmöglich, das kleinſte Thierchen oder die geringſte Spur von animaliſchem Stoff zu entdecken."

Wenn ſich eine weit geringere Anzahl Erdvögel an den Ufern des Todten Meeres als an den anderen Seen findet, ſo iſt das aus der ſparſamen Vegetation zu erklären. Da es keine Fiſche oder ſonſtige Waſſerthiere dort giebt, ſo finden ſich auch keine Waſſervögel. Indeſſen iſt es ſeit lange bewieſen und wird jetzt von neuem beſtätigt, daß die Ausdünſtungen des Meeres die Vögel nicht tödten, welche hinüberzufliegen wagen. Man hat öfters wilde Enten ruhig auf dem Waſſer ſchwimmen ſehen: zwar finden ſich, wie von mehreren Reiſenden erwähnt wird, und woher wahrſcheinlich die Tradition ihren Urſprung hat, an den Ufern und auf dem Waſſer des Todten Meeres häufig die Kadaver von Vögeln, und Herr Lynch ſelbſt hat deren drei gefunden, jedoch meint er, dieſelben wären vor Hunger geſtorben.

Wie man aus Obigem entnehmen wird, gehört dieſe amerikaniſche Expedition zu den ſeltenen Unternehmungen, welche die Gränzen der Wiſſenſchaft erweitern. Sie macht der Regierung, welche ſie angeordnet, die größte Ehre, nicht weniger Allen, die daran theilgenommen und ſie ſo ruhmvoll zu Ende geführt haben. Das Einzige, was zu bedauern iſt, daß der Kommandant der Expedition, der in jeder Hinſicht dieſer wichtigen Sendung ſich würdig gezeigt hat, mit der Veröffentlichung ſeines Berichtes ein wenig zu ſehr geeilt und ſich nicht die nöthige Zeit genommen hat, um uns und ſich ſelbſt alle Geheimniſſe des Jordans und des noch ſo wenig bekannten Todten Meeres zu offenbaren.

Nord-Amerika.

Ueber den geſellſchaftlichen Zuſtand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

Ein amerikaniſcher Schriftſteller, Herr Colton, erklärt die glückliche Lage ſeines Vaterlandes zum Theil aus dem Umſtande, daß die der regelmäßigen Ordnung überdrüſſigen Geiſter ſich ihrer Herrſchaft durch eine einfache Ortsveränderung entziehen können. Jene Menſchen, welche die Erfüllung der ſozialen Verbindlichkeiten als eine Laſt und nicht als eine Pflicht betrachten, denen das Geſetz eine Feſſel iſt, und die zufrieden ſind, nichts von der Geſellſchaft zu verlangen, wenn ihnen dieſe ihrerſeits keine Opfer auferlegt, wandern, ſtatt ſich, wie in Europa, früher oder ſpäter in offene Empörung gegen die Geſellſchaft zu ſetzen, nach den Wäldern des Far West aus, um, von allen Schranken befreit, nur ſich ſelbſt zu leben. Dort iſt, wie der von uns angeführte Herr Carey geſteht, die Gewalt das einzige Recht, und wer ſich ſelbſt vertheidigen kann und von ſeinen Nachbarn unabhängig iſt, hat nicht zu befürchten, daß man ihn wegen ſeiner Geſinnungen oder ſeiner Handlungen zur Rechenſchaft ziehen werde.

Dieſe wilden Geiſter gehören in allen Ländern zu den ſeltenen Ausnahmen; es iſt aber darum nicht minder wahr, daß die Urwälder und Prairieen des Weſtens allen jenen kühnen, ungeſtümen, unternehmenden Charakteren, welche Gefahren und Entbehrungen jeglicher Art einem in den Schranken der Routine zugebrachten Leben vorziehen, das großartigſte Feld darbieten, das ſich ihre Thätigkeit nur wünſchen könnte. Alle diejenigen, denen heftige Leidenſchaften, oder Jugendfehler, oder auch einfache Uebertretungen der conventionellen Vorſchriften inmitten einer ſtrengen und noch immer etwas von puritaniſchen Erinnerungen beherrſchten Geſellſchaft eine peinliche Lage bereitet haben, ſuchen in den Regionen des Weſtens Vergeſſenheit des Geſchehenen und eine glücklichere Zukunft. Man rechne hierzu die Männer, die, in der Armuth geboren, ſich ſchnell eine Exiſtenz ſchaffen wollen und weder Kapital, Bildung, noch profeſſionelle Geſchicklichkeit, ſondern nur kräftige Arme und einen energiſchen Willen beſitzen, und man wird den Ausgangspunkt der jetzt im Entſtehen begriffenen Staaten gefunden haben.

Nachdem dieſe erſten Anſiedler während eines einſamen Daſeyns von mehreren Jahren eine Oeffnung in den Wald gehauen und einige Morgen Land urbar gemacht haben, überlaſſen ſie oft ihre Eroberung einem neuen, etwas wohlhabenderen Ankömmling, um ſich tiefer in die Wildniß zu verſenken. Man trifft nicht ſelten in Illinois mit Greiſen zuſammen, die zu Anfang des Jahrhunderts von Neu-England oder Pennſylvanien ausgegangen ſind und, alle zehn Jahre von dem Strome der inneren Emigration erreicht, von einer Station zur anderen den Raum durchwandert haben, der die Küſten des Atlantiſchen Meeres von den Ufern des Miſſiſſippi trennt. Wenn ein Stück Land angebaut worden, wenn Baumſtammhütten (log-cabins) einen Theil des Waldes erſetzen, wenn Häuſer von gezimmerten Balken (frame-houses) die Baumſtammhütten verdrängt haben; wenn der Wunſch, eine Zeitung zu beſitzen und mit der Geſellſchaft von neuem in Verbindung zu treten, den am wenigſten von einander entfernten Wohnungen den Kollektivnamen eines Dorfes gegeben hat; wenn ein Poſtamt, dieſe erſte offizielle Kenntnißnahme einer werdenden Gemeinde, von der amerikaniſchen Regierung errichtet iſt, ſieht man den Prediger des Evangeliums ankommen, zuerſt in temporärer Miſſion, dann auf

Kosten irgend einer religiösen Gesellschaft in eine feste Stellung eingesetzt; ihm folgen, einer nach dem anderen, der Rechtsgelehrte, der Arzt und der Schullehrer, welche der jungen Niederlassung die Aufklärung und die Vervollkommnungen eines vorgerückteren Sozialzustandes mittheilen. Jetzt wird eine Kirche erbaut, Schulen werden errichtet und der Gang des Fortschritts wird betreten, um von nun an nicht wieder verlassen zu werden. Wenn die Gemeinden sich vermehrt haben, vereinigt sich eine gewisse Anzahl zu einer Grafschaft,*) mehrere Grafschaften bilden ein Territorium, welches bald zu einem Staate heranwächst. Die Bevölkerung, unaufhörlich durch neue Ankömmlinge verstärkt, nimmt von Tag zu Tag mit einer Schnelligkeit zu, die über alle Begriffe geht. Zwischen 1810 und 1820 stieg die Einwohnerzahl von Ohio um hundertzweiundfunfzig Prozent; von 1820 bis 1840 vermehrte sie sich in jedem Dezennium resp. um einundsechzig und zweiundsechzig Prozent; in funfzig Jahren ist diese Bevölkerung von zehntausend Seelen auf eine Million gestiegen. Trotz dieses reißenden Wachsthums aber wird man doch leicht einsehen, daß eine verhältnißmäßig ziemlich lange Zeit verfließen muß, ehe der intelligente und gebildete Theil der Bevölkerung sich, wenn auch nicht in der Majorität, so doch in hinreichender Anzahl befindet, um einen wirksamen Einfluß auszuüben, und ehe der sittliche und intellektuelle Zustand der neuen Gesellschaft ihren Institutionen entspricht.

Schon vor dreißig Jahren wurde Missouri als Staat in die Union aufgenommen; dessenungeachtet ist noch vor kurzem in St. Louis, der bedeutendsten Stadt desselben, ein Haus kraft des Lynchrechts in Brand gesteckt worden. Wenn man zehn Jahre zurückgeht, so findet man in Ohio die letzten Spuren dieses Verfahrens. Es ist nicht sehr lange her, daß ein Präsident (Speaker) der gesetzgebenden Versammlung von Arkansas in öffentlicher Sitzung einen Abgeordneten der Gegenpartei erdolchte. Die mörderischen Angriffe und Gefechte mit Pistolen und Messern, die an den Gestaden des Oceans selten vorkommen, ereignen sich in Ohio schon häufiger und gehören in den Mississippi-Staaten zu den alltäglichen Begebnheiten. Jeder Streit artet dort in einen Kampf aus; es läuft keine öffentliche Versammlung ab, ohne daß Blut vergossen würde.

Solche Gewaltthätigkeiten und Ausbrüche der Rohheit dürfen von Seiten einer Bevölkerung nicht überraschen, wo die gebildeten Männer zu zählen sind und das civilisirte Element sich unter eine unwissende Menge verliert, die gewohnt ist, nur auf die Stimme der Leidenschaft zu achten. Diese Gesellschaft wird in kurzer Frist friedfertig und geordnet werden, und, indem sie die soziale Stufenleiter allmälig ersteigt, je mehr die Gesittung sich in ihrem Schooße ausbreitet, wird sie damit enden, sich den civilisirten Gesellschaften gleichzustellen. Wenn wir sagen würden, daß in Ohio die Schuldbildung viel weniger allgemein sey, als in Massachusetts und in Europa, und daß sie vor Allem in wissenschaftlicher Hinsicht sich auf einer weit niedrigeren Stufe befinde, so würde man dort über Verleumdung schreien und uns, den American Almanac in der Hand, die sechstausend Schulen Ohio's und seine zwölf Colleges oder Akademieen entgegenhalten. Diese Zahlen sind tröstlich für die Zukunft, beweisen aber nichts für die Gegenwart. Um mit einiger Genauigkeit die Summe der unter dieser Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen verbreiteten höheren Bildung zu bestimmen, muß man vor Allem wissen, wie lange jene Unterrichtsanstalten bestehen, wie viele Zöglinge an ihren Lehrgängen theilnehmen und wie viele sie nach beendigter Erziehung verlassen haben. Ohio, welches wir immer als Beispiel anführen, weil es unter allen neueren Staaten sich am schnellsten entwickelt hat, ward im Jahre 1802 in die Union aufgenommen; die erste seiner zwölf Akademieen existirt seit 1809 und war bis 1819 die einzige; die übrigen sind erst seit dieser Zeit gegründet worden, so daß im Durchschnitt alle drei Jahre eine neue hinzukam. Sie haben im Ganzen nicht mehr als ungefähr funfzehnhundert Zöglinge gebildet; etwas weniger als neunhundert nahmen im Jahr 1848 an dem Unterricht Theil, und in keinem dieser Institute erreicht die Bibliothek eine Stärke von neuntausend Bänden.

Es liegt am Tage, daß, wenn das Geschlecht, welches das Land urbar macht und die ersten Häuser baut, auch die ersten Schulen errichtet, diese nicht von ihm selbst, sondern nur von seinen Kindern benutzt werden können. Die zweite Generation, welche in diesen Schulen den Primär-Unterricht empfangen hat, gründet ihrerseits Gymnasien und Universitäten, welche der dritten zugutekommen. Erst dann, also nach Verlauf einer ziemlich langen Zeit, beginnt die Zahl der Personen, die eines höheren Unterrichts genossen haben, sich zu vermehren, und die Elemente einer wahrhaften geistigen und moralischen Bildung fangen an, im Lande Wurzel zu schlagen. Indessen werden die Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Begabung noch immer zu den Seltenheiten gehören, weil, nach der Bemerkung des Herrn Carey, sobald ein Prediger, ein Jurist, ein Arzt bedeutenden Ruf erlangt hat, es in seinem Interesse liegt, dem jungen Staate den Rücken zu kehren und sich in einem älteren niederzulassen, wo die Bevölkerung dichter ist und wo er einen Schauplatz findet, auf dem er hoffen kann seine Talente mit größerem Erfolg geltend zu machen.

Es müssen demnach drei bis vier Generationen darüber vergehen, ehe die neuen Staaten sich in geistiger und moralischer Beziehung selbst genügen, ehe sich unter ihren Söhnen ein Kern bildet, der zur Befriedigung ihrer intellektuellen Bedürfnisse hinreicht, ehe ihre Universitäten im Stande sind, den Unterricht nicht allein auf seinem gegenwärtigen Niveau zu erhalten, sondern ihn auf eine höhere Stufe zu erheben. Ohne die Mitwirkung, welche die älteren Staaten den jüngeren angedeihen lassen, wären daher die raschen und allgemeinen Fortschritte dieser letzteren auch gar nicht zu erklären. Es ist eine großartige Anwendung des gegenseitigen Unterrichts, die hier stattfindet. Die Bewohner der älteren Staaten bringen nach dem Westen nicht nur Kapital und professionelle Geschicklichkeit, sondern auch eine umfassendere Geistesbildung, feinere Sitten, gesundere Ideen über die sozialen Verpflichtungen, die Gerechtigkeit und die Moralität und alle Früchte einer vorgerückten Kultur. Diese tägliche Berührung mit einem höheren Stadium der Civilisation läutert und verbessert den Charakter der älteren Ansiedler, und diese Verschmelzung zweier Elemente von ungleichem Werthe erzeugt eine Bevölkerung, welche die erste an Sittlichkeit und Kulturfähigkeit übertrifft. Der Fortschritt ist progressiv, weil die Staaten, aus denen die Emigration hervorgeht, keineswegs stationair bleiben; die Bildung entwickelt sich dort von Tag zu Tag und wird nicht nur allgemeiner, sondern auch gründlicher. Jede Emigration ist folglich, in Masse genommen, der vorhergehenden überlegen, und wenn sie sich in den Staaten zerstreut, wo jene sich bereits mit den ersten Ansiedlern vermischt hat, so bildet sie ein neues und höheres Element der Civilisation.

Die Küstenstaaten des Atlantischen Oceans sind mithin eben so viele Heerde, aus welchen die inneren Landestheile ihr Daseyn empfangen haben und denen sie jetzt auch ihre Aufklärung entlehnen. Neu-England besonders ist der Ausgangspunkt eines unaufhörlichen Emigrantenstromes, der sich über das ganze amerikanische Gebiet verbreitet und überall, wohin er gelangt, einen heilsamen Einfluß äußert. Diese Emigration ist es, welche die meisten freien Staaten erzeugt hat. Der Historiker Bancroft schätzt die Anzahl der Amerikaner, die ihren Ursprung von den zweihundert Familien ableiten, welche im Jahre 1620 in der Bai von Plymouth landeten, auf nicht weniger als vierundeinhalb Millionen. Diese Kinder der Puritaner bilden ohne Zweifel den kräftigsten und gesundesten Theil der Bevölkerung; ihre Abkunft ist nie zu verkennen; die Vorzüge und Mängel ihres Stammes sind stets sichtbar, und wo sie sich in noch so kleiner Zahl niederlassen, wissen sie ihren Umgebungen ihren eigenen charakteristischen Stempel aufzudrücken.

(Schluß folgt.)

*) Der Name Grafschaft (county), den die Amerikaner den Bezirken- oder Unterabtheilungen der verschiedenen Staaten geben, ist eine Reminiscenz, die sie noch von ihren britischen Vorältern beibehalten haben, obgleich er in einem Lande, wo von Grafen keine Rede seyn kann, als eine ziemlich seltsame Anomalie erscheint. D. R.

Mannigfaltiges.

— Erklärung. Durch gütige Vermittelung des Herrn Professor Wappäus in Göttingen geht uns die nachstehende Erklärung des Herrn Dr. Biallobloţky mit Bezug auf seine in diesen Blättern bereits erwähnte afrikanische Entdeckungsreise zu:

„In mehreren deutschen Zeitungen hat eine Notiz von der Reise gestanden, welche ich, mit Unterstützung von England aus, behufs Entdeckung der Nilquellen unternommen habe; es scheint mir deshalb rathsam, den Leser von den Hindernissen in Kenntniß zu setzen, welche die Ausführung dieses Unternehmens vorläufig gehemmt haben. — In Zanzibar wurde ich von Mr. Pamerton, dem dortigen britischen Konsul und politischen Residenten am Hofe des Imâm von Muskat, der auch Sultan von Zanzibar ist, sehr gütig und gastfrei aufgenommen, er erklärte mir aber zugleich, daß er der Ausführung meines Planes entgegentreten müsse, weil er überzeugt sey, daß ich ermordet werden würde, sobald ich die Küste des festen Landes erreicht habe; wenn dann einmal das Blutvergießen angefangen, so könnten die Folgen für den Dr. Krapf und Herrn Rebmann, welche sich an der Küste bei Mombuse angesiedelt, sehr gefährlich werden. Nachdem Major Pamerton bestimmt eröffnet, er müsse mich, wenn ich seinen Rath nicht achte, durch die Macht des Sultans an der Ausführung meines Unternehmens hindern, und mir schriftlich die Gründe für diese seine Absicht entwickelt hatte, sandte ich eine Abschrift seines Aufsatzes an den Dr. Beke in London, welcher mir versprochen hatte, mit seinen Freunden für die erforderlichen Geldmittel zur Ausführung meines Vorhabens sorgen zu wollen. Ich bat ihn, nach Lage der Sache entweder durch einflußreiche Empfehlungen zu bewirken, daß der Konsul von seinen Einwendungen und den mir in den Weg gelegten Hinderungen abstehen müsse, oder sich mit mir über einen anderen Weg zur Erreichung meines Zweckes zu verständigen. Die Antwort des Dr. Beke war in freundschaftlichen Ausdrücken abgefaßt, lautete aber dahin, daß er nur Verpflichtungen für meine erste Expedition übernommen habe, meine gegenwärtigen Bemühungen und Unternehmungen aber als eine zweite Expedition ansehen müsse. Durch diese Auffassung glaubt er es rechtfertigen zu können, daß er mich während des ganzen Jahres 1849 ohne alle Geldmittel gelassen hat. — Ich muß noch bemerken, daß meine in Zanzibar eingezogenen Erkundigungen die von dem Konsul Pamerton behauptete Unausführbarkeit meines Planes keineswegs bestätigten. Mir schien es vielmehr, als ob die Freunde des Dr. Krapf mein Unternehmen mit einer gewissen Eifersucht betrachteten und mich wie ein Unkraut aus dem Garten des geographischen Ruhms auszujäten suchten. Er selbst, Dr. Krapf, war wohl über eine solche Eifersucht erhaben, indeß erklärte er mir, daß er zu sehr vom Konsulate abhänge, als daß er es wagen dürfe, mir, ehe die Einwendungen des Konsuls wirksam beseitigt seyen, mit Rath und That beizustehen. Er hat jetzt eine Reise angetreten, welche mit dem von mir vorher ausgearbeiteten, durch den Druck bekannt gewordenen Plane Aehnlichkeit hat.

Alexandrien, in der zweiten Hälfte des Oktobers 1849.

J. Biallobloţky, Dr."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 2. Februar 1850.

Frankreich.

Napoleon und die Lieferanten seiner Armee.

Im neuesten Bande seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" theilt Thiers zwei charakteristische Briefe Napoleon's, vom 4. und 5. November 1808, mit, worin sich dieser über den Zustand seiner Armee in Spanien und über die Wirthschaft der Lieferanten beklagt, die nach einem Lande, wo es sehr vielen Wein und Ueberfluß an Getraide giebt, fast Nichts als Wein und Brod und dagegen für den bevorstehenden Winterfeldzug äußerst wenige Schuhe und Uniformstücke geliefert hatten. Wir haben auch in Deutschland das Unwesen und die Bereicherungs-Methoden der französischen Armee-Lieferanten kennen gelernt. Napoleon wollte diesem Unwesen bereits im Jahre 1808 ein Ziel setzen, indem er in den Armee-Depots und bei jedem besonderen Corps Handwerker-Ateliers, die sich ihre Bedürfnisse selbst beschaffen, einführen wollte. Seine Ideen darüber werden am besten aus den nachstehenden beiden Briefen zu entnehmen seyn:

An den Minister Dejean, Direktor der Kriegsverwaltung.

„Bayonne, 4. November 1808.

Beikommend finden Sie einen Bericht des Kriegszahlmeisters (ordonnateur). Sie werden daraus ersehen, wie nichtswürdig man mich bedient. Ich habe bis jetzt erst 1400 Uniformen und 7000 Mäntel (capotes) statt 30,000 erhalten und 15,000 Paar Schuhe statt 120,000. Es fehlt mir an Allem; mit der Einkleidung geht es außerordentlich schlecht; meine Armee, die eben einen Feldzug beginnen soll, ist halb nackt, ja, sie hat gar nichts. Den Rekruten fehlt es an allen Stücken; Ihre Rapporte stehen blos auf dem Papier. Ich bedurfte vor Allem der Zufuhren, die darum auch regelmäßig hätten abgehen müssen, und zwar mußte ein Offizier oder ein Kommissär an die Spitze jedes Transports gestellt werden; alsdann wäre ich der Zufuhren sicher gewesen.

„Beiliegend finden Sie Briefe vom Präfekten des Gironde-Departements und einen Bericht des Revuen-Inspecteurs Dufresne. Sie werden daraus ersehen, daß überall Diebstahl und Verschleuderung der Staatsgelder an der Tagesordnung sind. Meine Armee ist unbekleidet, und gleichwohl zieht sie zu Felde. Ich habe darum nicht minder ungeheure Geldsummen ausgegeben, aber es ist gerade so gut, als wären sie ins Wasser geworfen. Napoleon."

An den Minister Dejean, Direktor der Kriegsverwaltung.

„Tolosa, 5. November 1808.

„Die in Bayonne aufgestapelten Proviantgegenstände werden nicht verbraucht werden. Es fehlt in Spanien nicht an Lebensmitteln, besonders nicht an Schlachtvieh und Wein. Deshalb habe ich befohlen, daß die Reserve an Ochsen abbestellt werde; sie ist unnütz, und es erwächst daraus eine Ersparniß von zwei Millionen.

„Was ich haben muß, das sind Mäntel (capotes) und Schuhe. Es würde mir an Nichts fehlen, wenn meine Befehle gehörig ausgeführt worden wären. Aber nicht Einem meiner Befehle ist man ordentlich nachgekommen: der Zahlmeister-Kommissär (ordonnateur) ist nichts weniger als zuverlässig, und so hat man es mit lauter Spitzbuben zu thun. Nach Bayonne muß ein über allen Verdacht erhabener Zahlmeister geschickt werden. Auch will ich keine Lieferungsverträge mehr. Sie wissen, daß das Lieferantenwesen nur Betrügereien zur Folge hat.

„Den in Bordeaux abgeschlossenen Uniformen-Lieferungsvertrag habe ich kassirt. Schicken Sie dorthin einen Direktor, der die Sachen für meine Rechnung anfertigen läßt und dem der Präfekt Beistand leistet, welcher Letztere zu diesem Zwecke die Lokalitäten und die Handwerker requiriren mag. Gehen Sie nur stets von der Ansicht aus, daß Lieferungen nur abgeschlossen werden, um zu stehlen; daß es, wenn man bezahlt, keiner Lieferungsverträge bedarf, und daß das System der Regie stets den Vorzug verdiene.

„Wie es mit solchen Handwerker-Ateliers gehalten werden soll? Gerade so wie bei den Regimentern! An die Spitze des Etablissements stellt man einen rechtschaffenen Kriegskommissär, dem man drei oder vier Schneidermeister, als Beamte des Ateliers, unterordnet. Demnächst werden drei Stabsoffiziere von den in Bordeaux stehenden beauftragt, die Ablieferung zu übernehmen und nur gute Uniformstücke anzunehmen. Zu allem diesen bedarf es keines Lieferungsvertrages, sondern lediglich Geld, das dem besagten Kriegskommissär zur Verfügung gestellt wird.

„Aus dem Dekrete werden Sie ersehen, daß es sich vorläufig nur darum handelt, einen guten Gehülfen für den Kriegskommissär zu beschaffen, der seinen Ruhm darein setzt, ein solches Atelier einzurichten und durchzuführen, wozu er einstweilen zweier guten Magazin-Aufseher und zweier ehrlichen und umsichtigen Schneidermeister bedarf, die aus den Corps ausscheiden. Mit Hülfe dieser fünf Personen wird das Atelier vollständig herzustellen seyn und will ich eben so vortrefflich gearbeitete Uniformstücke liefern, als die der Garde.

„Was die Thätigkeit betrifft, so könnte man, wenn es seyn muß, täglich zehntausend Uniformstücke liefern, man brauchte nur dazu die Arbeiter aus ganz Frankreich zu requiriren. Wären Sie nach diesen Grundsätzen verfahren, so würde Alles vortrefflich gegangen seyn. Doch besser spät, als gar nicht. Zu Ihrer Regel diene Ihnen nun, daß ich keine Lieferungsverträge mehr will, und daß, wenn ich durch die Corps selbst nicht mehr werde arbeiten lassen, jene Methode befolgt werden muß. Napoleon."

Die mittleren Klassen in England und die Bourgeoisie in Frankreich.

(Von Risard.)

II.

Man hat allerdings Recht, die treffliche Leitung der englischen Staatsangelegenheiten vorzugsweise der Aristokratie beizumessen; man pflegt jedoch in der Regel den Antheil, welchen die mittleren Klassen daran haben, als viel zu gering anzuschlagen. Die Macht der englischen Aristokratie ist im Abnehmen begriffen, keineswegs durch ihre eigene Schuld, denn sie hat nie aufgehört, auf dem Schlachtfelde wie im Rathssaal ihr Gut und Blut einzusetzen, sondern aus gewissen, allen Staaten Europa's gemeinsamen Ursachen, welche dadurch, daß sie überall die mittleren Klassen und das Volk hoben, die Aristokratieen verhältnißmäßig herabdrückten. Die englische Aristokratie fühlt dies und gesteht es ein; sie kann sich darüber beunruhigen, keineswegs jedoch läßt sie sich dadurch in Zorn bringen. Sie würde allerdings ergrimmen, wenn sie Schuld an jener Wendung der Dinge hätte; so aber erkennt sie die Macht der Verhältnisse an und gehorcht ihnen. Es ist dies durchaus kein Kampf, in dem sie etwa besiegt worden, sondern ein Plan der Vorsehung, vor welchem sie sich beugt. Die berühmte Korngesetz-Reform ist ein ganz gewaltiger Schlag gegen ihre Territorial-Macht; sie hat sich unterworfen; und wiewohl das von ihr zu bringende Opfer ein doppeltes war, nämlich eben so Geld, wie Macht, so hat nichtsdestoweniger der Patriotismus den Sieg davongetragen.

Ich weiß nicht, ob die Ereignisse dem englischen Adel nicht bald noch andere Prüfungen auflegen werden; sollte er indeß verschwinden, so werden die mittleren Klassen ihn ersetzen; sie sind bereit dazu. Letztere ziehen keineswegs gegen ihn zu Felde, noch machen sie ihn verächtlich; sie eignen sich weit mehr seine Eigenschaften, als seine Privilegien an, sie ahmen ihm lieber nach, statt ihn scheel anzusehen; sie machen es wie der Erbe eines großen Vermögens, dessen Besitzer noch lebt, aber schon alt und schwach wird: ohne den Tod des Besitzers zu wünschen, üben sie sich darin, das Vermögen zu verwalten. Sie haben der Aristokratie die Grundsätze und Kunstgriffe nachgeahmt, welche derselben jene hohe Macht erwarben und zugleich Englands Größe begründeten, förderten und sicherstellten; sie nahmen von derselben ihre Anhänglichkeit an die Religion an, ihre Treue gegen den König, ihren Stolz auf das Vaterland, ihre Aufmerksamkeit für die Leiden der unteren Klassen. Es giebt noch andere Eigenschaften, in denen die mittleren Klassen dem Beispiele der Aristokratie folgten; es reicht jedoch hin, zu untersuchen, worin und inwiefern sie, rücksichtlich jener vier Punkte, Beweise ihrer politischen Intelligenz liefern.

Ihre Anhänglichkeit an die Religion ist sehr lebendig, es liegt diese Richtung im englischen Charakter überhaupt. Swift hätte seiner Definition noch das Beiwort „religiös" zufügen können. Es giebt kein Recht, auf welches die Engländer eifersüchtiger wären, als auf das, nach ihrer Weise religiös zu seyn und das Christenthum den Vorschriften ihrer Sekte gemäß zu bekennen. Daher die so große Mannigfaltigkeit der Kirchen in England; aber als ob in diesem Lande sogar das Schisma selbst die löbliche Kraft der Einigung besäße, befestigt diese Mannigfaltigkeit nur noch den Anschluß der Nation an das protestantische Prinzip, welches nichts weiter in sich begreift, als das Recht, in der Erklärung der heiligen Schriften von einander abweichen zu können. So wirkt das, was anderen Ortes den Glauben zerstört, hier dagegen erkräftigend und aufbauend; es giebt in England viele Kirchen, aber nur Einen Protestantismus.

Die mittleren Klassen fassen die Angelegenheiten der Religion noch mit weit größerer Wärme auf, als die Aristokratie und das Volk. Alle Sekten fin-

den bei ihnen Anhänger. Und doch denken sie, während sie sich mit der Religion beschäftigen, stets noch an die Politik. Diese Sekten mißtrauen sich unter einander, alle sind sie jedoch einig im gemeinschaftlichen Mißtrauen gegen die bestehende Kirche oder, wie sie in der Sektensprache genannt wird, die Hochkirche. Man kämpft überall mit theologischen Sprüchen und Texten. Selbst die Frauen mischen sich in den Streit, und manche wechseln Briefe, in denen die weibliche Einbildungskraft die Spitzfindigkeiten des Stoffes noch erhöht. Bei alledem spricht Niemand davon, die bestehende Kirche anzugreifen (?). Das Bestehende ist geheiligt. Den Respekt, welchen die Dissidenten der Lehre versagen, erweisen sie der Institution. Der übertriebene Sektengeist könnte sie intolerant machen, die Politik jedoch macht sie liberal.

Ich habe etwas höchst Charakteristisches beobachtet. Man weiß, daß die Hochkirche sich auf die Aristokratie stützt, ich meine hier die toryistische Aristokratie: man sollte also glauben, die Dissidenten aller Sekten wären, bei der Unruhe, welche ihnen die Hochkirche bereitet, Feinde der Aristokratie, mit der diese Hochkirche eben gemeinschaftliche Sache macht, oder gehörten wenigstens alle zur Whigpartei. Keineswegs. Ich habe Dissidenten gesehen, und zwar mehr als einen, welcher zugleich der Hochkirche entgegenstand und zu den Tories gehörte, zugleich von den Bischöfen nichts wissen wollte und ein Freund der Lords war. Ein in England gewöhnliches, bei uns unerhörtes Beispiel, da bei uns Jemand, der mit seinem Pfarrer schlecht steht, gegen den Bischof ist, welcher den Pfarrer ernennt, und zugleich auch gegen die Regierung, welche den Bischof einsetzt. Es bedarf bei uns gar nicht einmal eines so starken Anlasses, um sich auf die Seite der systematischen Opposition zu stellen. Ein rücksichtlich der Jagd etwas strenger Feldwächter kann der Behörde, dem Könige oder Präsidenten unversöhnliche Feinde erwecken. Es giebt sogar gewisse Leute, welche der Regierung darum grollen, daß sie kleinen Wuchses sind, oder daß sie ihre Ausgaben nicht nach ihren Hülfsquellen einzurichten verstehen. Welche Revolutionen bewirkt bei uns ein etwas ungestüm um Bezahlung drängender Schneider!

Wie die Sekten Englands allesammt ganz genau den Punkt unterscheiden, wo die Politik bei der Religion interessirt ist, eben so stimmen sie in einer anderen Hinsicht völlig mit einander überein, nämlich in der Aufrechthaltung der Sonntagsfeier. Sie haften hieran, wie an einem Glaubensartikel, wie an einer Institution, wie an einem Gebrauch. Der Glaube, der politische Geist und die Sitten verbünden sich, um dem Sonntag seine alte Geltung zu sichern. Jeder Sekten-Unterschied verschwindet; eine Kirche reicht der anderen die Hand, und an demselben Tage, zur selben Stunde ist ganz Großbritannien, wie ein Herz, zu einem und demselben zugleich religiösen, politischen und sozialen Akt vereint. An diesem Tage hört jede Arbeit auf, ist jede Sorge um weltliche Geschäfte untersagt, ist jede Lustbarkeit eine Sünde. Man nimmt selbst den Kindern ihr Spielzeug aus den Händen, um ihnen schon von früh an den Geist der Aufopferung und des Entsagens, der allein die Menschen frei macht, anzuerziehen. Das ganze Haus, Herren wie Diener, geht in die Kirche, selten in eine und dieselbe, die Herren gewöhnlich in die Pfarrkirche, die Diener in die Dissidenten-Kapelle, ohne jedoch ihre Herren darum zu verwünschen. Der Vater führt seine Söhne zum Gotteshause und giebt ihnen das Beispiel der Erbauung; der Predigt nicht beizuwohnen, ist nicht nur irreligiös, sondern gehört auch zum schlechten Ton. Aller Augen folgen im Buche der Vorlesung des Priesters, und mehr als eine Mannsstimme mischt sich in die Frauen- und Kinderstimmen, welche die Psalmen singen. Die Frömmigkeit erscheint durchaus nicht durch eine menschliche Rücksicht gehemmt oder bestimmt, und Niemand betet, um gesehen zu werden, noch auch schämt man sich andererseits, beim Beten den Blicken der Beobachter ausgesetzt zu seyn. Nach Hause zurückgekehrt, beschäftigt man sich mit frommer Lektüre; die Mahlzeiten sind kurz und bestehen größtentheils aus gestern schon bereiteten Speisen, um auch den Domestiken ihre Andacht zu gönnen. Wenn es wahr ist, daß der Sonntag mehr als Einem, namentlich den Kindern, langweilig erscheint, und daß sich mancher weniger Strenggläubige unter dem Vorwand häuslicher Sammlung auf sein Zimmer zurückzieht, um im Geheimen irgend einen Brief an einen Freund zu schreiben; wenn es wahr ist, daß es unter den allerstrengsten Beobachtern des Sonntags Leute giebt, welche weit mehr durch das so lange Bestehen einer einmal eingeführten Sache, als durch eine dem Gebot der christlichen Kirche gemäße Handlung des Glaubens und Gehorsams getrieben werden; so werde ich diese allgemeine Uebereinstimmung nur noch um so mehr bewundern, je größer das Opfer ist, welches einzelne Individuen dabei bringen. Diejenigen, welche den Glauben haben, können sich der alten Sitte ganz ungestört erfreuen und werden von denen, die ihn nicht haben, in jeder Weise geschützt.

Ich lernte einmal durch Zufall die Empfindlichkeit der mittleren Klassen rücksichtlich der Sonntagsfeier kennen. Die Postverwaltung hatte die Idee gehabt, des Sonntags eine zweimalige Ausgabe der angekommenen Effekten zu veranstalten, die eine des Morgens, die andere des Abends, vor und nach den kirchlichen Handlungen. Es war an die Direktoren der Postbüreaus ein Cirkular ergangen, und zwar kein förmlich exekutives, sondern eine bloße Ankündigung; dieses Schriftstück trug aber keine Unterschrift: Niemand wollte sich mit Namen dem ersten Feuer der Verwünschungen aussetzen, welche diese Maßregel hervorzurufen im Begriff stand. Ein drohender Brief denunzirte die Sache in der Times. Man stellte sich hier in den wärmsten Ausdrücken auf die Seite der Postbeamten, die man, wie man sagte, der süßen Wohlthat der gemeinsamen Familienandacht berauben wollte. Man forderte die Verwaltung förmlich heraus, es nur zu wagen. Diese antwortete mit allgemeinen und schüchternen Erklärungen; sie milderte die Maßregel: die Briefe sollten in Stunden, wo es noch nicht Sonntag, oder wo der Sonntag schon vorüber wäre, ausgetragen werden; Niemand aber ließ sich durch diese Spitzfindigkeiten fangen. Die Leute der Kirche zeigten sich darüber sehr aufgeregt; sie veranstalteten Meetings gegen eine Maßregel, welche, sagten sie, den englischen Sonntag, the English Sabbath, entehre, indem sie gesetzmäßig dem heiligen Ruhetage seinen Charakter eines geweihten Tages entziehe. Die Menge strömte zu diesen Meetings; die alten Jungfern waren in großer Zahl anwesend; man brachte sogar ganze Mädchen-Pensionsanstalten mit, welche mit Jedermann Petitionen gegen „diese Knechtschaft des Sonntags, diese Entweihung des Sonntags, diese Sünde des Sonntags", wie sich die an allen Ecken angeschlagenen Plakate ausdrückten, unterzeichneten. Es gab sogar Prediger dabei, welche sich bis zu Ausfällen gegen die Regierung vergaßen und alle Christen der drei Königreiche zum Widerstand aufforderten.

Die Verwaltung hatte jedem den Dienst thuenden Schreiber zehn, jedem Briefträger vier Shill. angeboten und so, sagten die Entrüsteten, zu der Kränkung noch die Bestechung hinzugefügt. Und wie viele nahmen wohl den Dienst an? Nicht Einer. Unter dieser Menge von Beamten, zum Theil bedürftigen Familienvätern, fand sich nicht ein Einziger, welcher seinen Sonntag verkaufen wollte oder es zu thun wagte. In England glaubt man, der am Ruhetage gemachte Gewinn bringe kein Gedeihen. Ich fragte eines Sonntags einen Müller, nach einer Woche, wo die Flügel seiner Mühle fortwährend still gestanden hatten, ob es ihm nicht leid thue, den Wind, welchen der gute Gott nun wehen lasse, nicht zu benützen. „Ich habe immer bemerkt", erwiederte er mir, „daß man das, was man Sonntags gewann, Montags wieder verlor."

Daß bei dieser Erhebung der mittleren Klassen zu Gunsten des Sonntags nicht Alles zur Ehre Gottes geschah; daß anständige Kaufleute, fromme Tradesmen, welche ihre Angelegenheiten in der anderen Welt gut zu bestellen meinen, wenn sie selbige in dieser Welt präpariren, die Bemerkung machten, die neue Posteinrichtung werde vorzugsweise dem Spekulanten, welcher, und wäre es um den Preis seiner Seele, neue Nachrichten haben will, zugutekommen oder dem Treiben eines rücksichtlich des Sonntags weniger skrupulösen Konkurrenten den Vortheil eines mehr gewonnenen Tages in die Hand spielen, — ich weiß es nicht bestimmt, jedoch glaube ich es gern. Was thut aber selbst dies zur Sache? Die unschuldigste Bedingung, die wir irgend unseren Tugenden zu Grunde legen können, ist sicher die, zu verlangen, daß sie nicht den Lastern Anderer zu Gunsten ausschlagen. Man muß wahrlich auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehen, um es schlecht zu finden, daß ein anständiger Kaufmann keine große Lust empfindet, zu beten, wenn er weiß, daß ihm in demselben Augenblick ein Konkurrent seine Kunden entzieht.

III.

Nach der Liebe zur Religion kömmt die Treue gegen den König. Nach Gott der König; der König, jedoch nicht als privilegirte Person, nicht als Stuart, Oranien oder Braunschweig, sondern als Gesetz. Die Ergebenheit gegen die Person oder gegen die Familie hat mit dem Hause Stuart aufgehört; die Ergebenheit gegen den König, als Personification des Gesetzes, datirt vom Jahre der Revolution von 1688. Nichts gleicht dem, was man in Frankreich vor 1789 die Liebe zum Könige nannte, weniger, als die Loyalty des beutigen englischen Volkes. Unsere Väter ließen sich in den Straßen auf die Kniee nieder, wenn der Wagen des Königs vorüberfuhr. Das Volk in den Provinzen hielt den König für ein Wesen anderer Natur, als seine Unterthanen. Mein Vater erzählte mir einmal, daß eine Frau vom Lande, die nach Versailles gekommen war, um den König zu sehen, ganz erstaunt, als sie ihn nun wirklich vorübergehen sah, ausrief: „Was? das ist er? Ich dachte immer, er wäre eine goldene Kugel!"

Das englische Volk kennt keine derartige Anbetung oder Illusion. Es giebt allerdings gewisse Ceremonien, wo man sich vor dem Könige auf die Kniee wirft; es ist dies jedoch, abgesehen davon, daß sein Charakter als oberstes Kirchenhaupt diese Huldigung zu einer religiösen Form stempelt und in dieser Weise erklärlich macht, einer jener Mißbräuche, welche andererseits zur Erhaltung der guten Gebräuche beitragen helfen. Der englische Stolz wird dadurch nicht erniedrigt, und der König selbst täuscht sich hierüber keineswegs. Er bezieht die Ehrerbietung, die man den Reliquien erweist, nicht auf sich; er weiß, daß man sich vor dem Königthum, nicht vor dem Könige aufs Knie wirft. So steht es in England mit der monarchischen Doktrin; man achtet und liebt am Könige nicht seine Person, sondern sein Amt. Der Tod Karl's I. und die Vertreibung Jakob's II. waren nur Opfer der Person, die man dem Prinzip darbrachte. Zweimal hat in England das Königthum den König überlebt. Es beweist dies, wie man dort die Institution hochschätzt, und wie sich andererseits ein englischer König irren würde, wenn er in der königlichen Würde nur das Privilegium, nicht das Amt sähe.

Es giebt selbst in der Tory-Partei eine gute Anzahl sehr ehrenwerther Leute, welche den Tod Karl's I. für rechtsgültig erklären. Ich wohnte eines Tages einer Unterhaltung über diesen Punkt bei, und zwar einer Unterhaltung zwischen zwei Tories von viel Verdienst, einem alten Offizier und einem hervorragenden Mitgliede des englischen Richterstandes. Ersterer, ein anmuthiger, feiner Kopf, von sehr mannigfaltigem Wissen, ein Mann, der viel gereist war und mehrere Sprachen verstand und sprach; der andere, ein tiefer Rechtsgelehrter, ein sehr praktischer und trefflich ausgestatteter Geist, der alle schönen Verse der englischen Dichter auswendig wußte und selbst deren mit großem Geschick schrieb, der mit der Fülle und Präzision eines Anwaltes sprach, wie ein Mann, welcher Ideen hat und dem selbige mit Leichtigkeit zuströmen; beide waren zwei vollendete Typen der mittleren Klassen Englands. Der Offizier erschien, abgesehen von der militairischen Treue, welche eben mehr persönlich ist, in weit höherem Grade von dem großen Interesse der königlichen Autorität berührt; er tadelte den Tod Karl's I. als einen nicht mehr rückgängig zu

machenden Angriff auf ein Prinzip, welches der Freiheit so nothwendig iſt, ſagte er, daß es der engliſchen Nation würdig geweſen wäre, dem Könige ſeine Verſündigungen am Königthume zu verzeihen, um nicht, wenn man die Hand an die Perſon legte, das Prinzip zu erſchüttern. Der Mann des Geſetzes, welcher weit mehr die geſetzliche Frage und die Krone als das gekrönte Haupt vor Augen hatte und nur als gutmüthiger Menſch und Chriſt den blutigen Akt beklagte, zog gerade aus der Nothwendigkeit des Prinzipes ſelbſt die Entſchuldigung des Opfers, das man ihm hätte bringen müſſen, und er meinte, man habe das Amt des Königs dadurch, daß man ihm, dem treuloſen und eidbrüchigen König, das Leben genommen, von neuem geweiht. Ich hielt mich nicht für kompetent, ihren Disput zu entſcheiden. Was konnte auch ein Franzoſe von einigen vierzig Jahren, der indeß ſchon fünf Regierungswechſel in ſeinem Lande geſehen, über einen ſo wichtigen Gegenſtand ſagen? Meine beiden Sprecher beſaßen die rückſichtsvolle Höflichkeit, mich nicht um meine Anſicht zu fragen. Ich begnügte mich, ihnen zuzuhören, und, obgleich Bürger einer Republik, bewunderte ich, daß zwei freie Menſchen, freier als ich, ſo von der Vortrefflichkeit des Königthumes überzeugt waren, daß der Eine ihm ſeine Frevel gegen die Freiheit im Intereſſe der Freiheit ſelbſt verzieh, der Andere den Königsmord billigte aus Liebe zum Königthum.

Der ſo freie und ſo ſtolze Engländer nimmt nicht den mindeſten Anſtand, ſich ſelbſt unter eine Hand, welche nicht das Schwert führt, zu beugen. Aber, wenn er ſich beugt, geſchieht es, weil er es will: die Schönheit des Gehorſams beſteht in der freien Einwilligung. Das Königthum iſt in ſeinen Augen nur die Garantie der Freiheit, und er ehrt es in dem Maße, in welchem er das ſchützt, wofür ers garantirt. Das Königthum ſteht hoch über allen Häuptern und iſt gleichſam die Kuppel des großen Staatsdomes. Der Engländer ſieht in dem Königthum den Dienſt, den es erweiſt und zu erweiſen gezwungen iſt, und er geſteht der Perſon in Anbetracht der Nützlichkeit des Amtes viele Privilegien zu. Er hält es ſogar für einen beſonderen Beweis guten Tones, generös zu ſeyn, denn das Amt inmitten der Verſuchungen der Macht und der engen Schranken der Befugniſſe iſt keineswegs bequem.

Eben dieſe überlegte Anhänglichkeit an das Königthum iſt auch die Urſache, daß die mittleren Klaſſen mit der Aufrechthaltung des überlebenſten Privilegiums der Ariſtokratie, dem Rechte der Erſtgeburt, einverſtanden bleiben. Glaubt man etwa, es fehle der Nation an freien Denkern, um die übeln Seiten dieſer Einrichtung zu bemerken, oder an Geiſtern, die keck genug wären, ſie anzugreifen? Die Majorität jedoch, wiewohl ſie ſehr gut weiß, inwieſern dieſes Privilegium gegen die Natur verſtößt, ſieht, daß es in noch höherem Maße der Freiheit dient, indem es die Erblichkeit des Thrones durch die Erblichkeit der ariſtokratiſchen Familien befeſtigt. Die Majorate ſind, vom Standpunkt der Freiheit aus betrachtet, faſt mehr ein Eigenthum des Staates, als des Bürgers. Der Staat übergiebt ſie dem Aelteſten, damit ſie in ſeinen Händen die Stütze der Erblichkeit der Krone ſeyen. Sie tragen übrigens ihren Theil an den Steuern und ſind mit erblichen Laſten belegt, denen ſich der zeitweilige lebenslängliche Beſitzer nicht entziehen kann. Dieſe Verhältniſſe verſteht jeder engliſche Bourgeois richtig zu würdigen und bekrittelt im mindeſten nicht die Guineen, welche der Aelteſte ausgibt, während ſeine jüngeren Brüder ihr Glück anderweitig zu ſuchen genöthigt ſind. In den Aelteſten ſelbſt erblickt er, ſtatt eines Häufleins müßiggängeriſcher oder unfähiger Subjekte, die ihr Privilegium entehren, eine Klaſſe von Staatsmännern, welche die Politik nicht erſt ſpät oder nur ſo nebenbei, ſondern ſchon vom Beginn ihrer erſten Studien an lernen.

Ich will keineswegs eine Vertheidigungsrede für das Recht der Erſtgeburt halten; ich ſage nicht einmal: „Die Inſtitution iſt da gut, wo ſie möglich iſt;“ ich erkläre nur, wie die Engländer in ſo hohem Grade auf ihre Freiheit eiferſüchtig ſind, daß ſie ſich willig dem Königthum fügen, und daß ſie das Erſtgeburtsrecht dulden; und wie namentlich die mittleren Klaſſen aus politiſcher Intelligenz die ſogenannte Gleichheit zum Opfer bringen, während bei anderen Nationen durch das Streben nach Gleichheit die Freiheit zugrundegeht. Wir wollen auch keineswegs behaupten, daß dieſe Zuſtände in England von ewiger Dauer ſeyn werden. Wenn indeß einmal der Tag kömmt, wo die ariſtokratiſchen Privilegien fallen und wo das monarchiſche England das Amt eines Königs für unnütz erachtet, ſo werden wir auch dann ohne die mindeſte Unruhe das majeſtätiſche Staatsſchiff, vorausgeſetzt, daß der alte Geiſt des Gehorſams und der Aufopferung mit am Steuer ſitzen bleibt, ſelbſt in den Stürmen der Republik dahinſegeln ſehen.

Nord-Amerika.

Ueber den geſellſchaftlichen Zuſtand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

(Schluß.)

Was den ganz ſpeziellen Werth dieſer Bevölkerung Neu-Englands ausmacht, iſt, daß ſie die Eigenſchaften zweier verſchiedener Perioden verbindet — die einer zugleich alten und jungen Geſellſchaft. Mehr als zwei Jahrhunderte ſind verfloſſen, ſeitdem die erſten Puritaner den Fuß auf amerikaniſchen Boden geſetzt und ſich eine regelmäßige Organiſation gegeben haben. Der ſoziale Zuſtand iſt hier alſo ein feſter, ſtetiger, der über den Reſt der Union alle Vortheile beſitzt, die den alten Staaten, den neueren Gemeinden gegenüber, aus den Erfahrungen, den Anſtrengungen, den Opfern mehrerer Generationen erwachſen. In täglichem Verkehr mit Europa, hatte Neu-England keine Lehrzeit zu beſtehen, weil ſeine Gründer zu demjenigen Theil des engliſchen Volkes gehörten, der ſich am meiſten durch Bildung und Sittlichkeit auszeichnet. Seine Bevölkerung hat zugenommen, ohne an ihrer Reinheit zu verlieren, und unter der Herrſchaft deſſelben moraliſchen Einfluſſes ihre ganze urſprüngliche Kraft bewahrt; ſie hat alles Feuer, alle Energie der Jugend.

Die Sitten und Gewohnheiten Neu-Englands ſind, mit Ausnahme einiger Eigenthümlichkeiten, denen des europäiſchen Mutterlandes vollkommen ähnlich. Man findet in Boſton die Lebensweiſe, die Beſchäftigungen und ſelbſt die Vergnügungen der größeren engliſchen Provinzialſtädte wieder. Eine faſhionable Zeitung in London beklagte ſich jüngſt bitterlich darüber, daß die Liebhaberei für ſchöne Pferde in Großbritannien nachzulaſſen anfange, und daß man den Amerikanern erlaubt habe, mehrere der trefflichſten Renner von Epſom und Newmarket wegzukapern; zugleich theilte ſie eine lange Liſte ſolcher Pferde mit, die von Privatperſonen aus Neu-England angekauft worden, welche ſich weder durch die hohen Preiſe, noch durch die Schwierigkeiten der Ueberfahrt abſchrecken ließen. Ein anderer dem Mutterlande nachgeahmter Zeitvertreib ſind die Bäder. Der Strand von Newport und die Quellen von Saratoga*) theilen ſich jeden Sommer in den Beſuch der wohlhabendſten Familien der Vereinigten Staaten. Die Seltenheit oder vielmehr die faſt gänzliche Abweſenheit aller Vergnügungen während der übrigen Monate des Jahres läßt die Sommerzeit als eine wahrhafte Glücksperiode erſcheinen; man entgeht auf einige Wochen oder Monde dem Zwange ſeiner Heimatsſtadt, der eiferſüchtigen Ueberwachung ſeiner Nachbarn; man kann ſeinen Reichthum genießen, das Vergnügen ſuchen und finden, ohne ſich dem Tadel ſeiner Mitbürger auszuſetzen. Der Aufenthalt in Newport und Saratoga bietet auch eine Gelegenheit dar, in die höheren Kreiſe der Geſellſchaft einzudringen, allgemeiner bekannt zu werden und ſeinen Namen in den Zeitungen figuriren zu ſehen. Die angeſehenſten Blätter der Vereinigten Staaten ſenden während der Saiſon einen ihrer Mitarbeiter nach dieſen Badeplätzen, um ihnen täglich eine Liſte der Angekommenen und Abgereiſten zuzuſtellen, die Konzerte, Bälle und andere Vorfälle zu beſchreiben und die abgeſchloſſenen oder in Ausſicht ſtehenden Heiraten anzuzeigen. Viele Mütter begeben ſich in der That nur dahin, um ihre Töchter zu verſorgen, und wenn die amerikaniſchen Schriftſteller, ſtatt die engliſchen Sitten, die ſie nicht kennen, zu traveſtiren, ihre Themata in der Heimat ſuchen würden, ſo könnten die Quellen von Saratoga und die Bäder von Newport die Stelle von Bath, Cheltenham und Brighton einnehmen. Man muß übrigens nicht glauben, daß in jenen beiden Vergnügungsörtern ein ſehr heiteres Leben geführt werde; der größte Theil der Saiſon geht damit hin, das Feſt vorzubereiten, welches ſie beſchließen ſoll, und wozu man gewöhnlich einen Maskenball wählt. Ein Comité wird zur Anordnung des Ganzen eingeſetzt, ein zweites für das Orcheſter, ein drittes für die Contretänze, ein viertes für die Dekorationen, ein fünftes für die Erfriſchungen. Der Preis eines Billets iſt nie unter zehn bis zwölf Dollars, und in den Koſtümen herrſcht ein wahrhaft verſchwenderiſcher Luxus. Die amerikaniſchen Journale verſehlen auch nicht, ein halb Dutzend ihrer mächtigen Spalten dem Verzeichniß der Theilnehmenden und einer genauen Beſchreibung ihres Koſtüms zu widmen, die oft von den in Frage ſtehenden Perſonen ſelbſt geliefert wird. Es iſt eine kurioſe Thatſache, daß die ſchönen Amerikanerinnen bei dieſen Gelegenheiten eine beſondere Vorliebe für Charaktermasken zeigen, welche die Göttinnen der Mythologie oder die Herzoginnen, Marquiſen und Gräfinnen des ancien régime darſtellen.

Was den begüterten Klaſſen Neu-Englands fehlt, um den entſprechenden Schichten der alt-engliſchen Geſellſchaft vollſtändig zu gleichen, iſt jene Unabhängigkeit des Geiſtes, jene Freiheit des Auftretens, jene Eleganz in den Formen, welche ſich in den ariſtokratiſchen Zirkeln Londons bemerklich macht. Es gibt jenſeits des Oceans keinen privilegirten Stand, der für die übrige Bevölkerung als Muſter und lebendes Beiſpiel dient, und durch welchen jene Ueberlieferungen und konventionellen Gebräuche verewigt werden, die man „guten Ton“ nennt. Nicht, daß es in Neu-England an reichen Privatleuten mangelt; es iſt ihnen nur, ſo zu ſagen, verboten, ihres Reichthums zu genießen. In Maſſachuſetts, namentlich in Boſton, findet man eine nicht geringe Anzahl Familien, die ſeit mehreren Generationen mit höchſt bedeutenden Glücksgütern geſegnet ſind; in New-York ſind gar die Millionäre durchaus nicht ſelten; aber überall iſt der Reichthum von einer Art moraliſchen Oſtraziſmus getroffen. Ein Haus in der Nähe der Promenade zu haben, welche den Namen Common Garden führt, iſt das höchſte Ziel eines Boſtoner Kröſus, und in einigen Straßen dieſer Stadt werden daher Grundſtücke eben ſo theuer verkauft, als in der Londoner City oder auf den Boulevards von Paris; wenn jedoch dieſer Kröſus ſeinen guten Ruf nicht einbüßen, von ſeinen Mitbürgern nicht verſchrieen werden will, wenn er danach ſtrebt, Abgeordneter zum Kongreß, Mitglied der Staats-Legislatur oder des Munizipalraths, ja, auch nur Bezirksvorſteher oder Kirchenälteſter zu werden, ſo muß er ſich nicht darauf beſchränken, den geringſten Handwerker ſeiner Bekanntſchaft zu grüßen — er muß ihm zuerſt die Hand drücken und nach ſeiner Geſundheit fragen; er muß die einfachſten Kleider tragen und zu Fuße gehen. In ganz Boſton zählt man keine zwanzig Equipagen und kaum eine einzige Familie, welche mehr als drei bis vier männliche und weibliche Dienſtboten hätte, bei einem Hausſtande, der in London oder Paris eine Domeſtikenſchaar von funfzehn bis zwanzig Köpfen erfordern würde. Der Hausherr muß ſeine Thür ſtets für ſeine Nachbarn offen halten, ihre Beſuche annehmen und erwiedern, mögen ſie ihm angenehm ſeyn oder nicht, denn nur durch ein populäres Betragen kann er es dahin bringen, daß man ihm ſeinen Reichthum verzeihe.

Wenn wir von Neu-England nach den Staaten des Südens und Weſtens

*) Saratoga liegt übrigens im Staate New-York und nicht, wie hier angedeutet wird, in Neu-England. D. R.

übergehen, so sehen wir dort die Reichen unter einem noch härteren Drucke schmachten. Ein Volksvertreter klagte dem Sir Charles Lyell, daß er bei jeder Neuwahl genöthigt sey, seine am meisten abgetragenen Kleider anzulegen, wenn er seine Kommittenten besuchen wolle, und daß er, trotz der weiten Entfernungen, alle seine Gänge zu Fuß machen müsse, obgleich er einen Stall voll Pferde auf seinen Gütern habe. Ein anderer, der stets mit den Demokraten gestimmt hatte, war überzeugt, daß man ihn bei der nächsten Wahl unbarmherzig zurückweisen werde, da seine Tochter, als sie einige Tage in einer benachbarten Stadt verbrachte, von einer reichen Familie zum Ball geladen worden und dort in seidenen Schuhen und Spitzenfalbeln erschienen war. Am Tage nach dem Ball erhielt der Vater von mehreren seiner Wähler Briefe, die ihm meldeten, daß er künftig nicht mehr auf ihre Stimmen rechnen dürfe.

Die Reichen befinden sich also in den Vereinigten Staaten in einer Lage, welche in mancher Hinsicht an die der Juden im Mittelalter erinnert, und es ist leicht erklärlich, daß viele begüterte Amerikaner es unter diesen Umständen vorziehen, ihr Vermögen in Europa zu verzehren. Die zuhause Bleibenden sind gezwungen, sich allen Prunk, allen äußeren Schein des Reichthums zu versagen, und trösten sich, wie einst die Juden, durch den Luxus und den Comfort ihrer inneren, häuslichen Einrichtung. Die Fabrikanten in Lyon setzen ihre werthvollsten Stoffe nach Boston und New-York ab; die Wohnungen der reichen Amerikaner strotzen von Sammet und Seide, ihre Frauen und noch mehr ihre Töchter bedecken sich mit Perlen und Diamanten und bezahlen fabelhafte Preise für die geringsten Gegenstände der Toilette. In jeder etwas älteren Stadt findet man einen kleinen Kern wohlhabender Familien, die von den ersten Einwanderern abstammen und, allen politischen Einfluß dem ruhigen Genusse aufopfernd, nur für sich leben und einen Kreis bilden, zu dem man mit vieler Mühe Zutritt erlangt; so ist es in Boston, in Philadelphia, in Baltimore, in Charleston. In New-York machen die Familien der alten holländischen „Patrone", welche zehn- bis funfzehnfache Millionäre unter ihren Mitgliedern zählen und welche man seit vierzig Jahren konsequent von allen öffentlichen Aemtern entfernt gehalten, die reichste und unzugänglichste Coterie aus, die vielleicht in der ganzen Welt zu finden ist.

Der bemerkenswertheste Charakterzug der Bevölkerung von Neu-England war sonst die Wärme und die Innigkeit des religiösen Glaubens. Dieser Zug beginnt jetzt, sich allmälig zu verlieren. Um ein gewisses Ansehen in den Vereinigten Staaten zu besitzen, um für einen achtungswürdigen Mann zu gelten, muß man dem Namen und der That nach zu irgend einer Religionssekte gehören. Es ist durchaus nothwendig, am Sonntag dem Gottesdienst einer beliebigen Gemeinde beizuwohnen; das ist aber auch hinreichend. Die Forderungen der öffentlichen Meinung sind die nämlichen geblieben; was jedoch die verschiedenen Sekten betrifft, so giebt es heute mehrere, deren Lehrsätze eine sehr erweiterte Denkfreiheit zulassen. Die wohlhabenderen Klassen in Massachusetts bekennen sich fast allgemein zur Sekte der Unitarier, deren Kirchen und Geistliche seit einem Vierteljahrhundert sich verzehnfacht haben und die noch immer im Fortschritt begriffen ist. Einige Bemerkungen darüber werden nicht überflüssig seyn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verbreiteten sich in Neu-England die Lehren der Universalisten, deren Name von dem ihnen eigenthümlichen Dogma herrührt, daß alle Menschen nach Ablauf einer ihrer Vergehen angemessenen Bußzeit der Erlösung theilhaftig werden. Diese Religionspartei, die von den anderen Protestanten der Laxität beschuldigt wurde, gewann bedeutenden Anhang und bahnte den Weg für den Unitarismus, in den sie sich aufgelöst hat. Im Gegensatz zu den Methodisten und Presbyterianern, die von jedem Individuum ein öffentliches Bekenntniß und klare Beweise des Glaubens verlangen, ehe sie es zum Abendmahl zulassen, behaupteten die Universalisten, daß weder der Geistliche, noch die Gemeinde im Stande seyen, den Einfluß der göttlichen Gnade auf das menschliche Gemüth zu erkennen, und daß, da das Abendmahl ein Mittel der geistigen Wiedergeburt sey, man es Niemanden verweigern dürfe, indem die Theilnahme an dem Sakrament die Andächtigen im Glauben bestärke und diejenigen zu Gott hinziehe, über die seine Gnade sich noch nicht ergossen habe. Sie reichten daher Allen, welche nicht einen offenbar ärgerlichen Lebenswandel führten, das Abendmahl, ohne sie den Bedingungen zu unterwerfen, welche die Geistlichen der übrigen Religionsbekenntnisse einhielten. Ihre Fortschritte waren um so größer, als sie zwar die Gläubigen von einem Zwange erlösten, der ihnen längst beschwerlich geworden, aber nichts in den eigentlichen Glaubenslehren änderten; hierbei blieb man jedoch nicht stehen. Obwohl der universalistischen Doktrin das Prinzip zu Grunde lag, daß man Niemanden richten und immer das Beste für seine Mitmenschen hoffen müsse, so war es doch nöthig, die wesentlichen Punkte des Glaubens festzustellen, von denen man sich nicht entfernen könne, ohne aufzuhören, sich einen Gläubigen zu nennen. Nach und nach wurde die Lehre von der Erbsünde und der Gnadenwahl verworfen und in ihrem Gefolge die Nothwendigkeit der Sühnung durch das Blut Christi und der Wiedergeburt durch den heiligen Geist, den Spender der Gnade. Bald hörte man auch auf, zu bekennen, daß der Sohn und der heilige Geist überhaupt etwas mit dem Werke der Seligkeit zu thun hätten; der Universalismus schloß sich in dieser Weise den Socinianischen Lehrsätzen an, er entwickelte sich ferner unter dem Einflusse der englischen Propaganda, und zwischen den Jahren 1812 und 1815 pflanzte er offen die Fahne des Unitarismus auf. Er besaß damals bereits zahlreiche Anhänger in Neu-England.

Der Unitarismus verdankt seinen Erfolg nicht allein der Anziehungskraft einer Doktrin, welche, indem sie die Strenge der religiösen Gebräuche mildert, zu gleicher Zeit mehrere Dogmen fallen läßt, die die Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben erfordern; das Talent der unitarischen Geistlichen trug viel dazu bei. Sie waren und sind noch jetzt ihren Kollegen an Fähigkeit und wissenschaftlicher Bildung überlegen. Der Unitarismus ist die einzige Sekte in Amerika, die eine literarische und theologische Bewegung von einiger Lebhaftigkeit und Bedeutung hervorgebracht hat. Er besitzt nicht nur die beste Review und die besten religiösen Journale im Lande — er kann sich auch rühmen, einen Theologen erster Klasse in Norton, dem Verfasser des Werkes „über die Echtheit des Evangeliums", ausgezeichnete Prediger in Henry Ware und Dewey und den größten Kanzelredner und einflußreichsten Schriftsteller der Vereinigten Staaten in Channing erzeugt zu haben. Außerdem zählt er unter seinen Mitgliedern einen Theil der hervorragendsten Staatsmänner und Literaten Amerika's.

Die Unitarier, die wir namhaft gemacht haben, bekennen sich nicht alle genau zu denselben religiösen Meinungen. Das Prinzip des Rationalismus, welches am Grunde ihrer Doktrin liegt, hat nicht verfehlt, sich immer mehr zu entwickeln. Die ersten amerikanischen Unitarier hatten das Evangelium anerkannt und vertheidigt; sie acceptirten die Wunder im Glauben an die Einsicht und Wahrhaftigkeit der Apostel und als ein göttliches Zeugniß für die Echtheit der neuen Lehre. Bald räumten sie indessen ein, daß die Verfasser des neuen Testaments, als Menschen und daher auch mit menschlichen Schwächen behaftet, durch höhere Eingebung nicht gegen jeden Irrthum in den Thatsachen und dem Raisonnement geschützt seyn konnten. Die Stellen, aus denen die Dreieinigkeit hergeleitet wird und die sich auf die Gottheit Christi und die Persönlichkeit des heiligen Geistes beziehen, erschienen ihnen als Corruptionen des göttlichen Wortes und als Resultat einer fehlerhaften Auslegung; die menschliche Vernunft ward als Kriterium der religiösen Wahrheit betrachtet. Nachdem also um das Jahr 1830 die Kenntniß der deutschen Philosophie sich in Amerika verbreitete, sah man unitarische Theologen die Behauptung aufstellen, daß der Glaube sich nicht auf Wunder stützen dürfe, und daß man vielmehr die Wahrheit der christlichen Doktrin rationell beweisen müsse; daß die Bibel ein Gemisch von Wahrheit und Irrthum sey, und daß man folglich die Beweise für alles Wesentliche der Religion in der Vernunft zu suchen habe. Die kühneren Geister sind in den letzten Jahren so weit gegangen, alle Religionen, mit Einschluß des Christenthums, für eine mehr oder minder ausgebildete, mehr oder minder vollkommene Entwickelung des religiösen Gefühls zu erklären, welches dem menschlichen Geiste eigen ist. Alle jene Männer, welche die Moral und den religiösen Sinn befördert haben, Moses, Minos, Zoroaster, um nur die älteren zu nennen, seyen einer höheren Eingebung gefolgt; Jesus von Nazareth sey dieses göttlichen Einflusses mehr als alle andere theilhaftig gewesen; es sey nicht wahrscheinlich, aber keineswegs unmöglich, daß sich eines Tages ein noch höher begabter Reformator vorfinden werde. Jesus Christus ist also nicht mehr ein Vermittler zwischen Gott und Menschen, sondern nur das bis jetzt vollkommenste Muster, das wir uns in unserem Verkehr mit der Gottheit erwählen können.

Auf diese Stufe angelangt, hört der Unitarismus freilich auf, eine religiöse Doktrin zu seyn; er ist nur noch eine philosophische Meinung, die sich durch kein wesentliches Merkmal von dem Deismus unterscheidet. Er hat eine bedeutende Wirkung auf die Geistesrichtung der Amerikaner ausgeübt, weil er von einem Prinzip der Toleranz und Milde ausging und weil seine Berufung auf die höchsten Eigenschaften der menschlichen Intelligenz und die unmittelbare Erkenntniß der Gottheit im Munde talentvoller und beredter Männer dem religiösen Idealismus einen weiten Spielraum gab. In seinen letzten Phasen hat der Unitarismus keine andere Richtschnur der Moral, als die Andeutungen des Gewissens, und wir fürchten daher, daß sich früher oder später Leute finden werden, die hieraus in der Praxis die gefährlichsten Folgen ziehen. Wir fürchten, daß Emerson, der in der Tugend und dem Genie einige Analogie mit Spinoza besitzt, auch eine andere, weniger beneidenswerthe Aehnlichkeit mit ihm haben werde, das Unglück, Jünger zu bilden, die in nichts ihrem Meister gleichen.

Es schien uns nothwendig, dieses Umstandes als einer Thatsache zu erwähnen, die geeignet ist, einiges Licht auf die intellektuelle und moralische Lage Neu-Englands zu werfen, — daß nämlich, wenn auch Niemand sich dem religiösen Verbande entzieht oder sich offen zum Indifferentismus bekennt, die unitarische Sekte die meisten Fortschritte von allen dort bestehenden Glaubensparteien macht und jetzt den fünften Theil der Bevölkerung, worunter fast die ganze wohlhabendere Klasse, zu ihren Anhängern zählt. Die Zukunft wird lehren, welche sittlichen und politischen Folgen aus dieser Thatsache hervorgehen werden. Es bleibt uns nun noch zu erwägen, aus welchen Gründen die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten noch keine Verminderung erfahren hat und noch auf lange Zeit einer solchen nicht ausgesetzt seyn dürfte.

Mannigfaltiges.

— Englische Illustrationen. Die bei Karl B. Lorck in Leipzig erscheinende Uebersetzung von Dickens' (Boz) neuestem humoristischen Roman „Lebensgeschichte und Erfahrungen David Copperfield's des Jüngeren" empfiehlt sich deutschen Lesern besonders durch die derselben beigefügten lithographirten Federzeichnungen des Originals von Hablot K. Browne. Wer ein aus dem Leben gegriffenes Bild der englischen Mittelklassen haben will, der muß diesen Roman mit seinen Illustrationen à la Hogarth kaufen. Ganz besonders haben uns „Unser Stand in der Kirche" und „Der Besuch auf einen Augenblick" zugesagt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 5. Februar 1850.

England.

Die Oberrichter Englands, nach Lord Campbell.

II. Lord Coke und Sir Matthew Hale.*)

„Wir kommen nun", sagt Lord Campbell, „auf den Mann, der bei seinen Zeitgenossen und noch jetzt für das größte juristische Orakel gilt; der das glänzendste Beispiel richterlicher Unabhängigkeit darbietet und dem wir einen der Hauptpfeiler unserer freien Verfassung danken. Leider ging ihm alle philosophische und ästhetische Bildung ab, und eine selbstische, hochmüthige und anmaßende Gesinnung warf einen so tiefen Schatten auf seine Verdienste, daß diesen kaum Gerechtigkeit widerfahren ist. Abgestoßen von seiner engen kleinlichen Anschauungsweise; angewidert von der Form seiner Schriften, denen alle Methode und alle stilistische Rundung mangelt; schmerzlich berührt von Mitgefühl für die Personen, die er so schmählich behandelte, könnten wir leicht vergessen, daß — mit den Worten Lord Bacon's — „ohne Sir Edward Coke das Gesetz zu seiner Zeit ein Schiff ohne Ballast gewesen wäre;" daß, während alle übrigen Richter in feiger Unterwürfigkeit sich unter dem Befehl eines Fürsten beugten, der so gern den Despotismus unter den Formen gesetzlichen Verfahrens eingeführt hätte, er sein Amt seiner Pflicht zum Opfer brachte; daß er allen Lockungen, aller List und Gewalt des Hofes Karl's I. zum Trotz die Petition of Rights entwarf und einbrachte — eine Bill, die eine unbeschränkte Anerkennung der englischen Freiheit in sich faßt, die lebendiges Zeugniß ablegte gegen die gesetzlose Tyrannei der Regierung ohne Parlament, auf die man sich mit Erfolg berief, als die Parlamente wieder zusammentraten, und die bei der Revolution 1688 zur Basis wurde für den glücklichen, auf die Dauer gegründeten Bau." — Der folgende Bericht über seine Studien im Rechtssache dürfte mehr Bewunderung, als das Verlangen erregen, sie zum Muster zu nehmen.

„Von der Arbeitsamkeit, der er sich unausgesetzt ergab, kann man sich in unserem weichlichen Zeitalter keinen Begriff machen. Jeden Morgen stand er um drei Uhr auf und machte sich im Winter selbst Feuer an. Er las Bracton, Littleton, die Jahrbücher, die Gesetzesauszüge bis zur Stunde der Gerichtssitzungen um acht Uhr. Er fuhr dann zu Wasser nach Westminster und wohnte den Gerichtssitzungen bis zwölf Uhr bei. Nach einem kurzen Mahle im Inner-Temple-Hall hörte er Vorlesungen mit an und studirte dann bis zum Abendessen um fünf Uhr. Nach Beendigung desselben nahm er Theil an Disputationen über schwierige Rechtsfälle, bei schönem Wetter in einem Garten an der Themse, bei regnichtem in den bedeckten Gängen nahe an der Tempelkirche. Zuletzt verschloß er sich in sein Zimmer und arbeitete an seinem Kollektaneum, worein er, unter passenden Ueberschriften, Alles trug, was ihm der Tag Belehrendes und Merkwürdiges über Rechtswesen gebracht hatte. Mit dem Schlage neun Uhr ging er zu Bette, um dem Schlafe vor und nach Mitternacht gleiche Zeittheile zuzumessen. Das Theater besuchte er nie; die Dichtungen Surrey's oder Spenser's zu lesen, erschien ihm als Zeitverschwendung. Für ihn hatte Shakespeare umsonst seine ewigen Schöpfungen hervorgerufen.

„Reichthum und Ehrenstellen strömten dem fleißigen Arbeiter zu. Und Burleigh, stets eifrig bemüht, die Tüchtigsten in den Staatsdienst einzureihen, spendete an Coke reichlich eine Gunst, die er seinem begabten Neffen Bacon hartnäckig verweigerte. Er ward Oberstaatsanwalt (Attorney-General) und bald darauf zum Sprecher gewählt. Seine Rede an die Königin bei der Parlamentsauflösung sticht scharf ab gegen die Petition of Rights, die er später einbrachte. In jener sagte er unter Anderem: „Unsere Habe und unser Leben liegen zu unumschränkter Verfügung zu Eurer Majestät Füßen." Daß Staatsmänner aus der jugendlich überwallenden freisinnigen Gluth im Alter zu der Erstarrung des kaltsinnigsten Absolutismus herabsinken, ist nichts Ungewöhnliches; in Erstaunen aber setzt uns ein Mann, der in seinem früheren Leben sich zu solchen Ansichten bekannte und bei grauen Haaren und im siebzehnten Jahrhundert obenein mit solcher Kühnheit und Umsicht die Prinzipien der Freiheit vertrat. Es muß in dem Manne ein gediegener Kern gelegen haben, der seinem weit berühmteren Nebenbuhler leider abging. Das Alles jedoch kann weder sein brutales Benehmen bei den Verhören mit Essex und Raleigh, noch seine lächerliche zweite Heirat mit der jungen schönen Lady Hatton in Vergessenheit bringen. Er erscheint hier in einem um so verächtlicheren Lichte, als ihn nicht etwa leidenschaftliche Liebe dazu trieb, sondern theils die Begierde nach ihren ausgebreiteten Besitzungen und theils vielleicht hauptsächlich der Wunsch, seinem großen Rival, der selbst um die Lady warb und der mit Hülfe des Einflusses ihrer Familie ein furchtbarer Feind werden konnte, den Rang abzulaufen. Die Reibungen zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern nahmen immer zu, und Bacon hat uns davon ein recht anschauliches Bild in einem Zusammentreffen mit diesem „Tyrannen von Westminster-Hall" entworfen:

„.... Das that ich denn in den möglichst sanften und verständigen Worten. Der Herr Kronanwalt fing Feuer und sprach: Mr. Bacon, wenn Sie einen Zahn auf mich haben, reißen Sie ihn aus; sonst könnte er Ihnen mehr wehe thun, als alle Zähne in Ihren Kinnbacken Ihnen wohl zu thun vermögen.

Ich (kalt). Herr Anwalt, ich achte, aber fürchte Sie nicht. Und je weniger Sie von Ihrer Größe sprechen, desto höher werde ich davon denken.

Er (mit unaussprechlichem Hohn). Ich halte es unter meiner Würde, über Größe mit einem Menschen zu streiten, der kleiner als klein, ja, als der Kleinste ist. — Gereizt wie ich war, begnügte ich mich, zu erwiedern: Herr Anwalt, Sie stellen mich so tief, und doch war ich schon einmal Ihnen vor und kann es, wenn es der Königin beliebt, wieder einmal werden. Hierauf redete er ins Gelag hinein, was weder er, noch ich verstand; er sey als „Kronanwalt" geboren, und meinte endlich, ich sollte mich um meine Sachen und nicht um die der Königin kümmern; ich hätte nicht geschworen u. s. w.

Ich. Geschworen oder ungeschworen, das gilt einem ehrlichen Manne gleich; ich habe stets mein Amt in die erste und meine Person in die zweite Reihe gestellt und bete zu Gott, Sie thäten desgleichen.

Er. Es wäre gut, wenn Sie sich einen ..... auf den Rücken heften ließen.

Ich. Das können Sie nicht, und Sie werden nimmer das Wild jagen, da Sie eine alte Spur verfolgen. — Es fiel seinerseits noch manches schmähende Wort, das ich mit gleichgültigem Schweigen beantwortete."

Beim Regierungs-Antritt Jakob's hatte Coke in den Hochverraths-Anklagen alle Hände voll zu thun; 1606 wurde er Oberrichter und verstieß bei mehr als einer Gelegenheit, wo er das Gesetz über den König stellte, hart gegen die Despotenlaune Jakob's. In dem ganzen Verlauf des Prozesses gegen die Gräfin von Somerset und Mitschuldige benahm er sich sehr ehrenvoll und stach darin höchst vortheilhaft von dem niederträchtigen und gemeinen Betragen Bacon's ab.

Jakob aber sah dies mit Verdruß und wahrscheinlich mit Furcht, und von Stund an war des Oberrichters Ungnade beschlossen. Als der König einst in Wuth die Richter nach Whitehall vor sich beschied und ihnen in der Pfründensache die Frage vorlegte: Ob sie nicht im Fortgang der Angelegenheit bis zur Rücksprache mit Sr. Majestät einhalten würden? Da antworteten Alle einstimmig dreimal: „Ja!" Coke allein äußerte unerschrocken: „Wenn der Fall eintritt, werde ich thun, was sich für einen Richter zu thun ziemt." — Kein Wunder, daß nun seine ungnädige Entlassung wirklich erfolgte.*)

Die Richter in den Zeiten der Republik, wird uns versichert, waren „sehr gelehrte und achtungswürdige Männer, die das Recht unparteiisch und zu Aller Zufriedenheit verwalteten." Das ist weit mehr, als von den meisten ihrer Nachfolger zu sagen ist. Einer jedoch macht eine rühmliche Ausnahme: Sir Matthew Hale, einer der unbestechlichsten, gottesfürchtigsten, unabhängigsten und gelehrtesten Richter. Als Puritaner erzogen, gereicht es ihm zur Ehre, daß er, ungleich den so erzogenen Konformisten, die Anhänger dieser Sekte stets mit großer Liebe behandelte. Von seiner Geradheit und seinem Scharfblick zeugt folgende Anekdote: Sein Fechtmeister sagte zu ihm: Ich habe Euch nichts mehr zu lehren, denn Ihr seyd mir in meiner Kunst überlegen. Gut, antwortete Hale, Ihr sollt das Haus, in dem Ihr wohnt, zum Eigenthum haben, wenn Ihr mir in die Parade fallet und mir einen Hieb beibringt. Nun thut Euer Bestes, denn ich halte Wort. Der Fechtmeister versetzte ihm auch nach einem kurzen Kreuzen der Rappiere einen tüchtigen Hieb auf den Kopf. Hale hielt sein Versprechen, nicht unzufrieden, um diesen Preis gelernt zu haben, Schmeichelei von Wahrheit unterscheiden, und benutzte die Erfahrung, sich früh den Schwarm speichelleckender Sykophanten vom Leibe zu halten. — Mit großem Ernst und Fleiß legte er sich auf das Studium der Rechte und arbeitete oft sechzehn Stunden des Tages. Sein Benehmen beim Ausbruch des Parlamentskrieges, räumen wir Lord Campbell ein, war feig und selbstisch. Für einen Helden hat er nie gegolten. Er entschied sich für keine Partei, diente unter dem Parlamente, dem Protektorate und stieg bis zum Oberrichteramte unter der Restauration. Das lag aber vielleicht mehr in seiner angebornen Furchtsamkeit, als in irgend einem anderen Motiv; denn er wider-

*) Vgl. Nr. 11 des Magazins.

*) Deutsche Leser erinnern sich vielleicht der Karikatur des Oberrichters (Gottlieb, wie er dort genannt wird) Coke in dem Zieglerschen Schauspiele: „Parteienwuth." Sir Gottlieb Coke war eine der Glanzrollen des verstorbenen Ludwig Devrient in Berlin. D. R.

ſtand Cromwell und ſuchte nie Karl zu gefallen. Seine richterlichen Entſcheidungen waren ſtets unparteiiſch, und in einer Zeit der ſchmählichſten Beſtechlichkeit war Hale der einzige unkäufliche Richter. Die Regeln, die er ſich für ſeine Amtsführung vorzeichnete — und man hat guten Grund, zu glauben, daß er ſich ſtreng daran hielt — verdienen nach Lord Campbell's Aeußerung in „goldenen Buchſtaben in Weſtminſter-Hall aufgezeichnet zu werden."

Es mußte ſeinem milden Herzen ſehr wehe thun, wenn die früher mit ihm Befreundeten unter Anklage der neuen Parlamentsakten vor ſeinen Richterſtuhl geführt wurden, und wenn er mit den armen Quäkern und Baptiſten ſo erbarmungslos verfahren ſah. So erſchien eines Tages die unerſchrockene, hochherzige Eliſabeth, Gattin des vortrefflichen John Bunyan, vor ihm und ſeinem Kollegen, Richter Twisden, um die Befreiung ihres Gatten, der im Bedford-Kerker ſchmachtete, zu erwirken. Der ſchroffe Abſtand zwiſchen der wohlbekannten Milde Hale's und der grimmigen Strenge Twisden's trat hier recht auffallend hervor. Das edle treue Weib ſtellte ihres Gatten Sache recht eindringlich dar und bat um Gerechtigkeit. „Twisden", ſo erzählt Bunyan, „ſchnauzte ſie an und bedrohte ſie zornig, ich wäre überführt und könnte nur unter der Bedingung frei kommen, wenn ich das Predigen einſtellte."

Eliſabeth. Die Lords (des Oberhauſes, an die ſie ſich gewendet hatte) ſagten mir, die Befreiung ſtände in Eurer Hand, und Ihr gebt mir weder Erlöſung, noch Troſt. Mein Mann iſt widerrechtlich im Gefängniſſe, und es iſt Eure Pflicht, ihn daraus zu befreien.

Twisden. Er iſt nach dem Geſetze überwieſen.

Eliſabeth. Das iſt falſch! Denn als man ihm ſagte: Bekennt Ihr Euch der Anklage ſchuldig? da antwortete er: Bei den Verſammlungen, wo ich predigte, war Gott gegenwärtig.

Twisden. Will Euer Mann das Predigen einſtellen, dann mögt Ihr ihn holen laſſen.

Eliſabeth. Mylord, das darf er nicht, ſo lange er noch ein Wort ſprechen kann. Doch bedenkt, gute Lords, wir haben vier kleine Kinder, darunter eines blind iſt, und ſo lange der Vater im Gefängniſſe ſitzt, haben ſie nichts zu leben, außer was die chriſtliche Milde guter Leute ihnen reicht. Auf die Nachricht von der Verhaftung meines Mannes fiel ich in Ohnmacht, und, jung und ſolcher Dinge ungewohnt, kam ich in Nöthen und nach acht qualvollen Tagen gebar ich eines todten Kindes.

Hale. Armes, armes Weib!

Twisden. Die Armuth iſt blos ein Vorwand; denn ich höre, daß Euer Mann bei ſeinem Herumreiſen und Predigen mehr verdient, als mit ſeinem Gewerbe.

Hale. Was iſt ſein Gewerbe?

Eliſabeth. Er iſt Keſſelflicker, mit Eurer Herrlichkeit Verlaub. Und eben weil er nur Keſſelflicker und arm iſt, darum wird er verachtet und bekömmt kein Recht.

Hale. Es betrübt mich aufrichtig, und doch kann ich Euch nicht helfen. Wir dürfen uns blos an das Wort des Geſetzes halten, und wie irrig auch deſſen Ausſpruch laute, wir haben keine Macht, ihn umzuſtoßen. Was Euer Mann geſagt, galt als Geſtändniß, und danach wurde er verurtheilt. Es bleibt Euch daher kein anderes Mittel, als entweder des Königs Begnadigung zu erflehen, oder auf Reviſion der Akten anzutragen. Laſſen ſich dann die Anklage und das weitere Verfahren als widergeſetzlich nachweiſen, ſo wird das Urtheil umgeſtoßen und Euer Mann in Freiheit geſetzt. Euer bemitleidenswerther Fall thut mir in der Seele wehe; ich wünſchte, Euch zu dienen, fürchte aber, nichts für Euch thun zu können."

„Wie wenig wiſſen wir Sterblichen, was zu unſerem dauernden Glück iſt! Wäre Bunyan freigeſprochen worden, ſo hätte er ſich wieder ſeinem früheren Gewerbe zugewandt und ſeine Mußeſtunden mit Feldpredigten ausgefüllt; ſein Name hätte dann ſein Zeitalter nicht überlebt, und für die religiöſe Erleuchtung des Menſchengeſchlechtes hätte er wenig gethan. So aber ſchloſſen ſich die Kerkerthüren auf zwölf Jahre hinter ihm. Abgeſchnitten von der Außenwelt, pflog er mit ſeinem Geiſte Umgang, und von Ihm angeregt, der durch ſeine Berührung die Lippen Iſaias geheiligt hatte, ſchuf er die edelſten Dichtungen, deren Werth zuerſt die Armen an Geiſt entdeckten, in deren Urtheil ſpäter die anſpruchsvollſte Kritik einſtimmte. Sie trugen mehr dazu bei, Frömmigkeit zu erwecken und die Lehren chriſtlicher Moral eindringlich zu machen, als alle gedruckten Predigten aller Prälaten der anglikaniſchen Kirche."

Ein anderer berüchtigter Prozeß, der der Hexe von Bury, zeigt uns Hale in einem minder günſtigen Lichte. Bei der Betrachtung ſolcher Fälle ſollten wir indeß vorerſt den Einfluß der Zeitvorſtellungen auch auf die kräftigſten Geiſter und dann die Unvollkommenheit mediziniſcher Kenntniſſe in jenen Tagen bedenken. Man wußte damals ſo wenig von der zahlreichen Klaſſe der ſogenannten „nervöſen Leiden", und wenn noch heutzutage das Publikum die angeblichen Wunder des thieriſchen Magnetismus anſtaunt, wie mußten ſie vor zweihundert Jahren auf die Menſchen wirken! Wir geben hier den Auszug einer Zeugenausſage bei dieſer Gelegenheit:

„Vor etwa ſieben Jahren rief mich ein Geſchäft außer dem Hauſe, ich bat daher meine Nachbarin Amy Duny, nach meinem Wilmchen, der noch an der Bruſt war, in meiner Abweſenheit zu ſehen, und verſprach ihr einen Penny für ihre Bemühung; ſchärfte ihr aber ein, ihm nicht die Bruſt zu reichen. Ich wußte wohl, daß ſie, ein altes Weib, auf natürlichem Wege das nicht thun könnte; ich fürchtete es aber dennoch, weil ſie ſeit Jahren ſchon im Geruche der Zauberei ſtand. Trotz meinem Verbote jedoch hatte ſie das Kind geſäugt, das in derſelben Nacht Anfälle von Ohnmachten bekam, und dies dauerte ſo mehrere Wochen zu meinem großen Schrecken. Ich ging nun zu einem gewiſſen Dr. Jakob, der zu Yarmouth wohnte und in der ganzen Gegend im Rufe ſtand, behexten Kindern zu helfen. Er rieth mir, den Knaben vor dem Feuer in ein Laken zu wickeln, und was ich dann in dem Tuche fände, ſollte ich ins Feuer werfen. Das that ich noch in derſelben Nacht, und da fiel aus dem Laken eine große Kröte, die auf dem Heerde hin- und herlief. Ich faßte ſie mit der Zange und warf ſie ins Feuer. Sie machte einen erſchrecklichen Lärm, und nach kurzem erfolgte ein Knall, wie wenn eine Piſtole losgegangen wäre, und aufflog die Kröte, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Den anderen Morgen kam ein Mädchen, die Verwandte beſagter Amy, zu mir und erzählte, in welchem traurigen Zuſtand ihre Muhme ſey: Geſicht, Beine und Schenkel ganz verſengt, ſitze ſie in ihrer Stube in bloßem Hemde allein, ohne einen Funken Feuer. Und halten zu Gnaden, Mylord, nachdem beſagte Kröte verbrannt war, erholte ſich mein Kind, ward friſch und geſund und lebt bis zur Stunde noch."

Das Zeugniß zweier Mädchen, die gar Steck- und Nähnadeln von ſich gaben, galt für noch ſchlagender, und die unglückſeligen alten Weiber wurden gehängt. Aber wenn Sir Matthew Hale Tadel verdient, daß er auf die Vollſtreckung des Urtheils drang, was ſollen wir von Sir Thomas Brown ſagen, von dem edlen, gelehrten Denker Brown, der in eben dieſem Verhör aus freien Stücken das Zeugniß abgab: Der Teufel wirke in ſolchen Fällen auf die Leiter der Männer und Frauen durch natürlichen Einfluß. Wenn nun einer der gelehrteſten Aerzte ſeiner Zeit ſich ſo entſchieden über einen Gegenſtand ausſprach, worin ihm volle Urtheilsfähigkeit zuerkannt wurde — dürfen wir uns wundern, daß der Lord Oberrichter keine Ahnung hatte, er könnte hier einen Juſtizmord begehen? Zum Glück für Lord Hale's Charakter iſt allzu große Leichtgläubigkeit bei dieſem Anlaß ſein einziger Fehler. Er lebte lange und hochgeachtet, verleugnete ſich nicht als Baxter's Freund zu einer Zeit, wo dieſe Freundſchaft bei Hofe ihm gefährlich werden konnte, und ging, ſo weit das Geſetz es ihm geſtattete, den gehäſſigen Geiſt der Verfolgung zu mildern. Er ſtarb ſatt an Tagen und Ehren, und — mit ihm ſchließt Campbell den erſten Band ſeines Werkes.

Frankreich.

Die mittleren Klaſſen in England und die Bourgeoiſie in Frankreich.

(Von Riſard.)

IV.

Vor dem Könige, nach Gott und nach der Freiheit, liebt das engliſche Volk am meiſten ſein Land. Es hat dieſe Liebe die meiſte ſpezifiſche Verwandtſchaft mit der Vaterlandsliebe der alten Römer, welche aus dem ſtolzen Bewußtſeyn des römiſchen Bürgerthumes und der Freiheit hervorging. Der Engländer iſt kein eitler, renommirender Bewunderer ſeiner Heimat, der auf alles Fremde mit Verachtung herabſieht, ſondern er liebt ſein Land und ehrt es in Wahrheit.

Ein Volk, welches nur eitel auf ſein Land iſt, pflegt gewöhnlich weder von ſeiner Vergangenheit, noch von ſeiner Gegenwart, weder von der Geſchichte, noch von der Geographie deſſelben etwas Gründliches zu wiſſen; der Engländer dagegen, der ſein Land mehr liebt, als er davon ſpricht, ſtudirt von Kindheit an und weiß Alles, was im Verlauf der Zeiten geſchehen iſt. Der Engländer datirt ſeine, ſo zu ſagen, „anſtändige" Geſchichte nicht, wie andere Völker, erſt etwa von irgend einer Revolution oder von einer Zeit her, in der gewiſſe neue Ideen zur Geltung kamen; er iſt vielmehr ſchon auf die Thaten ſeiner urälteſten Vorfahren ſtolz. Und während ſich bei anderen Völkern ſehr oft bloße Abenteurer Geltung verſchaffen, gehört in England der Einfluß nur ſolchen Männern, welche Grundſätze haben, d. h. welche an gewiſſe Wahrheiten glauben, die älter ſind, als ſie ſelbſt, und ſie auch überleben werden.

Nichts iſt in England charakteriſtiſcher, als der Reſpekt vor der Vergangenheit. In Frankreich empfehlen ſich die Dinge durch ihre Neuheit; in England macht Alles Glück, was Old English, d. h. alt und engliſch iſt. Der Charlatanismus betrügt hier die Leute in umgekehrter Weiſe, wie anderwärts, indem er ihnen Neues für Altes ausgiebt. Die heimiſche Alterthumskunde gehört in England zu den verbreitetſten und beliebteſten Beſchäftigungen, mit denen ſich ſelbſt Frauen befaſſen.

Ich ſtehe allerdings keineswegs dafür, daß ſich dieſer patriotiſchen Geſchmacksrichtung nicht auch die Mode ein wenig beimiſcht. Es giebt kein Land, keine Zeit, die von aller Mode frei wären. So will in England eine gewiſſe Schule, man ſolle alle Worte fremden Urſprunges aus der engliſchen Sprache entfernen. Das Sächſiſche allein findet Gnade, als das am meiſten eingeborne, inländiſche Element. Man beweiſt, daß das Sächſiſche vollkommen für die geiſtigen Bedürfniſſe des gegenwärtigen Englands ausreiche. Es giebt Prieſter, welche nur ſächſiſch predigen (?). Es geht dieſe Sucht allerdings etwas ins Lächerliche; allein ſie hat auch ihre anerkennenswerthe Seite.

Ich bewundere hierbei nichts mehr, als die eigenthümliche Scham, welche die Engländer über gewiſſe klägliche Perioden ihrer Geſchichte empfinden. Den ſchönſten Beleg hierfür lieferten mir die peinlichen und kleinlauten Urtheile, welche ich rückſichtlich der unumwundenen Schilderungen und Enthüllungen Macaulay's, namentlich in dem erſten Bande ſeines großen Geſchichtswerkes, zu vernehmen Gelegenheit hatte. Niemand wird leugnen, daß eine ſolche Scham manche gute Früchte zu tragen im Stande ſeyn dürfte.

Außer der patriotiſchen Wißbegier der Engländer rückſichtlich der Vergangenheit Englands und außer der zarten Scheu vor den mißlichen Punkten in ihrer Geſchichte, kennt kein Volk den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Landes beſſer, als ſie. Wie weit iſt man in dieſer Hinſicht in Frankreich zurück! Die Jugend Englands iſt in der Geographie und Geſchichte der drei Königreiche

aufs gründlichſte bewänderi; ſie kennt die lokalen hiſtoriſchen wie ſtatiſtiſchen Verhältniſſe jeder Grafſchaft, kennt deren Produkte, ihre Flüſſe, ihre Landwege und Eiſenbahnſtraßen, ihre nützlichen Einrichtungen, ihre Denkmäler u. ſ. w. So werden in England ſchon in die kaum erwachten Herzen die Keime des Patriotismus geſäet. Schon zu dem Kinde ſpricht Alles von ſeinem Vaterlande; die erſten Worte, welche es ſtammelt, ſind Lobpreiſungen Englands; ſeine Gebete ſagen ihm, daß die engliſche Nation vor allen von Gott geſegnet iſt; die Bücher, aus denen es leſen lernt, ſind voll von ihrem Namen. Iſt das Kind zum Jüngling herangereift, ſo führt man ſeiner Einbildungskraft den Anblick der Freiheiten des engliſchen Volkes und ſeiner kommerziellen Größe vor; man lehrt ihn den Pfaden ſeiner Schiffe durch alle Meere folgen und weiſt ihm die Vaſallen ſeiner Induſtrie auf allen Kontinenten nach; man läßt ihn die Weltkarte ſtudiren, damit er wiſſe, welchen Platz ſein Vaterland darin einnimmt.

Die Anzahl der Bücher, welche ſich die Aufgabe ſtellen, England den Engländern vor die Augen zu führen, iſt ungeheuer groß. Es ſind dieſe Bücher für alle Klaſſen berechnet und äußerſt billig, während die anderen literariſchen Erzeugniſſe mehrentheils ariſtokratiſche Preiſe haben. Ich glaube, es giebt in England keinen irgend die Spur menſchlicher Arbeit an ſich tragenden Stein, keinen Maulwurfshaufen, den die Topographie noch kennen lernen ſollte. In Frankreich brüſtet man ſich mit ſeinem Vaterlande, ohne es irgend näher zu kennen.

Und eben weil die Engländer in dieſer Hinſicht ein ſo gründliches Wiſſen beſitzen, ſind ſie ſo aufmerkſam auf ihre innere Politik und ſo beſorgt, da ihre Anſichten zur vorwaltenden Geltung zu bringen. Man kann auf ihre Geduld ſpekuliren, die Sachen in die Länge ziehen und temporiſiren; aber man täuſcht ſie darum über ihre wahren Bedürfniſſe eben ſo wenig, als es gelingen möchte, ihnen ſcheinbare oder falſche aufzuſchwatzen. Jeder Engländer hat eine Anſchauung über die inneren Angelegenheiten des Landes, und es hält ſehr ſchwer, ihn zur Aenderung derſelben zu vermögen: allerdings verſteht er dafür andererſeits nur ſehr wenig oder gar nichts von den auswärtigen Angelegenheiten. Er weiß dies aber ſehr gut, hält ſich keineswegs für kompetent und vertraut hierin ganz auf die Einſicht und den Patriotismus ſeiner Regierung.

Ganz Europa weiß, daß ſich die engliſche Bourgeoiſie gegen den Aufſtand verwahrt. Er hat von vornherein keine Freunde in dieſer Klaſſe der Geſellſchaft. Es giebt in ihr Niemand, welcher daran dächte, die Chartiſten zur Durchſetzung einer conſtitutionellen Reform um Unterſtützung mit der Fauſt zu bitten. Die Bourgeoiſie weiß, daß ſolche Hülfstruppen ſich nur auf ihre eigene Rechnung ſchlagen, und daß in jedem Bürgerkriege diejenigen, welche das Wenigſte wollen, nicht lange die Herren derer bleiben, welche das Meiſte wollen. Wer erinnert ſich nicht noch, wie ſich im Sommer 1848 in der Umgegend von London auf der Ebene von Kennington über 200,000 Chartiſten verſammelt hatten, um ihre Zwecke, wenn nicht anders, mit Gewalt durchzuſetzen, und wie ſich auf der anderen Seite die Bourgeoiſie in allen Straßen der Stadt zu einer Armee der Ordnung und legalen Freiheit zuſammenſchaarte?

V.

Dieſe flüchtige Erinnerung an einen großen Moment in der jüngſten Zeit führt mich auf den ſchönſten Beweis von der politiſchen Intelligenz bei den mittleren Klaſſen in England, nämlich auf die Aufmerkſamkeit, welche ſie den Bedürfniſſen der arbeitenden Klaſſen widmen. Es giebt zwei Armen-Budgets in dieſem Lande, ein geſetzliches und ein freiwilliges, und demgemäß zwei Arten von Wohlthätigkeits-Uebung.

Um zunächſt von erſterer zu ſprechen, ſo weiß man, auf welch ungeheure Summe ſich die Armentaxe beläuft. Ich lobe weder, noch tadle ich das Inſtitut dieſer Auflage. Ihre Wirkſamkeit, ja, ſelbſt ihre Sittlichkeit iſt mehr als einmal angefochten worden; ſie bietet einen reichhaltigen Stoff des Streites für die National-Oekonomen. Ich bin indeß von ihrer unmittelbaren Wirkung aufs tiefſte gerührt; ich ſah doch, daß man den Armen faktiſch beiſprang, den Hungernden Brod gab und ſo die Vorſchrift des Evangeliums in Ausübung brachte.

Dieſe Abgabe iſt nicht unbedeutend, und manche Familien leiden ſehr unter der Laſt derſelben. Viele, welche ſelbſt ſchon auf dem Abhange zur Armuth ſtehen, können nur mit eigener Entbehrung denen, die ärmer als ſie, zu Hülfe kommen. Was insbeſondere die Klaſſen der Pächter betrifft, ſo wird ihnen unter der Herrſchaft einer Reform, welche die engliſchen Häfen dem fremden Getraide öffnet, die Armentaxe vollends zum Ruin. Niemand indeß macht den Vorſchlag zur Abſchaffung dieſer Steuer.

In jeder Ortſchaft exiſtiren eigens erwählte Armen-Aufſeher, welche das Intereſſe des Armen mit den Hülfsmitteln der ihn Unterſtützenden in Einklang bringen. Alle Wochen kommen dieſe Aufſeher im Gemeinde-Hauſe zuſammen. Wer irgend bedürftig iſt, kann ſich vor ihrem Wohlthätigkeitstribunal ſtellen; ſie examiniren auf möglichſt zarte Weiſe, ob die Armuth von Mangel an Arbeit oder von unordentlicher Wirthſchaft herrührt, und beſtimmen dem Ergebniß gemäß, ob der eben Geprüfte in die Unterſtützungs-Liſte aufzunehmen iſt oder nicht. Andere jährlich von der Ortsbehörde ernannte Wohlthätigkeits-Beamte (overseers) üben eine Art Oberaufſicht über die Armen des Pfarrſprengels; ſie ſuchen häufig dem verſchämten Armen die nöthige Hülfe zuzuwenden und ihm, wenn er kräftig und tüchtig iſt, Arbeit zu verſchaffen.

Das Armengeſetz mag allerdings den Forderungen einer guten Oekonomie widerſprechen, jedenfalls jedoch iſt es ein Beweis einer guten Politik. Es beweiſt dem Armen öffentlich, daß die Geſellſchaft, in der er lebt, ſich mit ſeinen Bedürfniſſen beſchäftigt, und daß ſie bemüht iſt, den unvermeidlichen Uebeln, welche die Ungleichheit der Stellungen erzeugt, nach Kräften abzuhelfen; ſie zeigt ihm in der ihm am nächſten ſtehenden Klaſſe eine Elite von ehrenhaften Leuten, welche, nachdem ſie den gebührenden Theil der Taxe bezahlt haben, ihm noch ferner ihre Zeit widmen, um eine möglichſt richtige Vertheilung zu erzielen, und die bald ſeine Klage vor ihrem Tribunal hören, bald in eigener Perſon ihn in ſeinem elenden Neſte aufſuchen.

Die Arbeitshäuſer ſind eines der am meiſten erörterten Armen-Inſtitute. Ein unerklärliches Intereſſe zog mich immer wieder in dieſe Anſtalten, wiewohl ich aus keiner jemals, ohne ein höchſt peinliches Gefühl zu empfinden, heraustrat. Die Wohlthätigkeit hat in ſolchen Häuſern allzu ſehr das Anſehen der Gefangenſchaft. Nichtsdeſtoweniger bieten ſie manchen Vortheil dar. Es giebt nämlich eine ziemliche Anzahl Menſchen, welche ſich der öffentlichen Unterſtützung in irgend einer Weiſe, z. B. durch Verbrechen, unwürdig gemacht haben, oder die z. B. als beſtrafte Verbrecher ſchwer Arbeit bekommen können; überläßt man dieſe Leute ohne Weiteres ihrem Geſchick, ſo treibt man ſie gewöhnlich unwillkürlich dem Diebſtahl in die Arme. Die engliſchen Arbeitshäuſer ſind ſpeziell für ſolche Menſchen und für die Arbeitsſcheuen eingerichtet. Um den Preis eines Theiles ihrer Freiheit, deren ſie ſich unwürdig zeigten, werden ſie unter einem friedlichen Dache von der Geſellſchaft geſchützt; ſie verlieren hier aber weder ihre Eigenſchaft als Engländer, noch als Chriſten ihr Recht auf geiſtige Nahrung; man ſchont ihre Kräfte, und ſie können die Anſtalt wieder verlaſſen, um, wenn ſie es im Stande ſind, auf leichtere Weiſe Brod zu erwerben.

Wie hoch indeß auch die Verdienſte der geſetzlichen Wohlthätigkeit in England anzuſchlagen ſind, ſo ziehe ich ihr die freie Wohlthätigkeit dennoch vor. Sie nämlich iſt der eigentliche Stolz und die wahre Ehre der mittleren Klaſſen. Weder die Regierung, noch das Geſetz tragen hierzu irgend bei, ja, ſie wiſſen meiſt nicht einmal etwas davon. Die Sache wird unmittelbar zwiſchen dem Hülfsbedürftigen und dem Hülfeſpender abgemacht. Die Beſitzenden haben ihre Augen ſtets offen, um am geeigneten Orte das Ihrige zu thun; ſie verzweifeln nicht, wiewohl ſie die Fluth des Elendes ſtets höher ſteigen ſehen.

Die durch die freie Wohlthätigkeit gegründeten Anſtalten ſind zahllos. Wer irgendwie ins Elend hinausgeſtoßen wird, findet Aufnahme. Wo das Mitleid nicht mehr ſpricht, beſteht das Bewußtſeyn der politiſchen Pflicht. Dieſe Pflicht öffnet die Hand des Geizigen, und der härteſte Gläubiger wird manchmal der pünktlichſte Schuldner des Armen. Es giebt wenig Orte, in denen man nicht eines oder mehrere ſolcher Etabliſſements zählt, und es exiſtiren Städte, deren einzige Merkwürdigkeit in einem Armen- oder Krankenhauſe oder dergleichen beſteht. Der Charakter der Wohlthätigkeits-Anſtalten iſt unter ſich der verſchiedenſte, je nach den Bedürfniſſen, nach dem Stand, dem Alter, dem Geſchlecht der Aufzunehmenden u. ſ. w. Die architektoniſche Ausführung der benöthigten Gebäude läßt in der Regel nichts zu wünſchen übrig.

Einige dieſer Anſtalten tragen die Inſchrift „Freiwillige Subſcription", nicht um die Hand, welche giebt, zu zeigen, ſondern um die, welche nicht giebt, einzuladen. Einige dieſer Subſcriptionen ſind fortlaufende Verpflichtungen; ſie gehen auf den Erben über wie eine Succeſſionslaſt, und ſie ſind es, die man zuerſt übernimmt. Die Namen der Donatare ſind auf Marmortafeln im Sprechſaale ſolcher Gebäude eingegraben; ſie locken andere an. Alles dies kömmt ohne die Mitwirkung des Staates zu Stande, des Staates, dieſes Verſtandesweſens, dem wir bei uns zu Lande alles mögliche auf der Welt von uns zu verrichtende Gute auf den Hals bürden möchten. Nichtsdeſtoweniger giebt es eine große Menge Wohlthätigkeits-Häuſer, welche die Aufſchrift „königlich" führen. Der „König" hat hiermit allerdings nichts zu thun, man erweiſt ihm nur, als dem allgemeinen konſervativen Prinzip, die Ehre dieſer Bezeichnung. Ich kenne in dieſer Art keine charakteriſtiſchere Inſchrift, als die eines Londoner Hoſpitals „königliches freies Hoſpital für die kranken Hülfloſen (Royal free Hospital for the destitute sick)".

Das Budget der geſetzlichen Wohlthätigkeit in England hat man abgeſchätzt; das Budget der freien Wohlthätigkeit iſt unberechenbar. Das individuelle Almoſen bleibt nicht hinter der Geſammt-Wohlthätigkeit zurück; es iſt nicht weniger ſinnreich und noch liebevoller; es zeigt ſich zuweilen in Geſtalt eines jungen Mädchens, welches die Hütten der Armuth betritt. Die Erlaubniß, den Armen Hülfe bringen zu dürfen, iſt oft der Lohn der Jugend für irgend eine zur Zufriedenheit geleiſtete Pflicht.

In den Mittelpunkten der Induſtrie ſind die Armen bekanntlich immer am zahlreichſten; nirgends iſt daher auch die Wohlthätigkeit erfinderiſcher. Im ganzen Umkreiſe einer Fabrik werfen ſich die bemittelten Leute ſelbſt zu Beſchützern aller Armen auf, welche die Unregelmäßigkeit der induſtriellen Arbeit hier erzeugen kann. Man kömmt denen zu Hülfe, welche durch den Stillſtand der Fabrikgeſchäfte plötzlich ihrer Arbeit beraubt werden; man lehrt die jüngeren Leute ſich durch Sparſamkeit gegen derlei Wechſelfälle zu waffnen und ſicher zu ſtellen; man giebt nicht nur, um die Armuth zu erleichtern, ſondern auch, um ihr vorzubeugen. Die Präventivſorgen ſind vielleicht der rührendſte Ausfluß der individuellen Wohlthätigkeit. Man theilt mannigfache Preiſe aus, man nimmt die kleinen Erſparniſſe der Arbeiter in Empfang, unter dem Vorgeben, das Geld arbeiten zu laſſen, währenddeſſen die liebevollen und wohlthätigen Banquiers aus eigenen Mitteln die Zinſen wie das Kapital beträchtlich vermehren und ſo den Einlegern nach einer beſtimmten Friſt zurückerſtatten oder ihnen Kleider oder andere nöthige Bedürfniſſe dafür anſchaffen.

In London exiſtiren ſogar öffentliche Waſch-Anſtalten und Bäder für die ärmeren, arbeitenden Klaſſen, und dieſe Etabliſſements ſind ganz allein von der Bourgeoiſie ausgegangen. Ich habe dieſe Bäder ſelbſt geſehen; ſie ſind aufs reinlichſte und zweckmäßigſte eingerichtet. Hier badet ſich der Arbeiter um eine geringe Kleinigkeit an Geld, die er ſonſt vielleicht über Bedürfniß für ein paar Gläſer Bier oder Schnaps ausgegeben hätte, genießt dabei der ſchönſten Bequemlichkeit und läßt zugleich ſeine Wäſche waſchen, die er, wenn er fortgeht, gereinigt, weiß und warm zurückerhält.

Eben so wie für die leiblichen Bedürfnisse der Armen gesorgt wird, ist man auch auf ihre geistige Unterhaltung, Erhebung und Entwickelung bedacht. Wir deuten indeß diesen Punkt nur an, weil uns eine nähere Darstellung zu weit führen würde.

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels.

Die Lage und Ansicht von Neu-Braunfels ist in hohem Grade anmuthig, und sicher hätte im ganzen westlichen Texas kein schönerer, passenderer Punkt für eine neue Ansiedelung gefunden werden können; zugleich hat die Lage etwas Eigenthümliches, verschieden von der irgend eines anderen Ortes, den ich bisher in Texas oder Nord-Amerika überhaupt gesehen hatte.

Die Stadt liegt auf einer kleinen, etwa ½ engl. Meile breiten und 1½ engl. Meilen langen, baumlosen Ebene, welche gegen Süden durch sanft ansteigende Hügel, gegen Osten durch den Guadalupe-Fluß, gegen Norden und Nordwesten durch den Comal-Bach begränzt wird. Ueber den Comal-Bach hinaus steigt, in geringer Entfernung, ein steiler, etwa vierhundert Fuß hoher Bergabhang auf, der sich mit Beibehaltung seiner nordöstlichen Richtung auch auf dem anderen Ufer der Guadalupe fortzieht und durch den schroffen Abfall und scharfen Umriß sich sehr bestimmt vor allen den niedrigen, sanft gerundeten Hügeln, welche man, von Houston quer durch das Land reisend, allein zu sehen bekömmt, unterscheidet. Ein dichter Wald bekleidet diesen Bergabhang; die Bäume zeigen jedoch nicht das saftige Grün der Bottom-Waldungen, sondern eine dunkel olivengrüne Farbe. Es sind nämlich sogenannte Cedern (Iuniperus Virginiana L.; cedar oder red cedar der Amerikaner), welche im niederen Texas immer nur einzeln zwischen anderen Waldbäumen stehen und nirgends für sich allein einen zusammenhängenden Wald bilden.

Die Guadalupe, welche östlich an der Stadt vorbeifließt, ist ein etwa dreißig Schritt breiter, wasserreicher Fluß, der bei bedeutendem Gefälle rasch und stürmisch über ein felsiges Bette dahinströmt. Ganz ungleich den Flüssen und Bächen im niederen Theile des Landes, hat das Wasser eine Reinheit und Klarheit, wie kaum die klarsten Alpenbäche sie zeigen. Ein ganz schmaler Streifen von Wald, der kaum ein Bottom zu nennen, faßt den Fluß auf beiden Seiten ein. Gerade oberhalb der Stadt vereinigt sich mit der Guadalupe der Comal, welcher an Wassermenge ihr gleichkömmt, an Klarheit und an üppiger Bewaldung der Ufer sie noch bedeutend übertrifft. Der Comal entsteht seinerseits aus dem Zusammenflusse des Comal-Spring und des Comal-Creek, welcher dicht bei Neu-Braunfels stattfindet. Der unübertrefflich schöne Comal-Spring hat am Fuße des Bergrückens, kaum ½ engl. Meile von der Stadt, seine Quellen; der Comal-Creek dagegen ist ein unbedeutender, träge fließender Bach, der etwa zehn Meilen südwestlich von Neu-Braunfels aus mehreren unbedeutenden Quellen seinen Ursprung nimmt.

Die Stadt oder richtiger der Flecken Neu-Braunfels ist nach einem ganz regelmäßigen Plane angelegt. Alle Straßen kreuzen sich unter rechten Winkeln, und die Hauptstraßen laufen auf einen viereckigen, freien Platz, den Marktplatz, zusammen.

Dieser Plan trat freilich damals, als ich zuerst nach Neu-Braunfels kam, noch nicht sehr deutlich hervor, denn die Häuser, weit entfernt, dicht an einander zu gränzen und zusammenhängende Straßen zu bilden, erschienen vielmehr fast regellos in bedeutenden Abständen über die ganze Fläche zerstreut. Nur etwa die Hauptstraße, die sogenannte Seguin-Straße, zeichnete sich schon ziemlich bestimmt aus; denn wenn sie auch noch nicht zu beiden Seiten mit Häusern eingefaßt war, so waren doch schon die einzelnen Stadt-Plätze (town lots) von ¼ Acker Größe, welche jeder der zur Zeit der Gründung der Stadt anwesenden Einwanderer erhalten hatte, meistens mit einer mehr oder minder guten Zeune oder Einfriedigung versehen.

Die Häuser waren von sehr verschiedener Bauart, da ein Jeder volle Freiheit gehabt hatte, dabei seinem besonderen Geschmacke zu folgen, und außerdem den Leuten die Erfahrung darüber, welche Construction für das Klima die angemessenste sey, noch fehlte. So sah man denn theils Blockhäuser, theils Häuser von Balken-Zachwerk mit Ausfüllung durch Lehmsteine, theils Bretterhäuser; auch Hütten, deren Wände durch senkrecht neben einander eingerammte Cedernpfähle und das Dach, statt der sonst überall in Amerika angewendeten hölzernen Schindeln nur durch ein Zelttuch oder ein paar Ochsenhäute gebildet wurden, waren zwischen den übrigen Häusern zerstreut.

Bei den meisten Häusern war wenigstens insofern die Bauart der amerikanischen Farmer befolgt, daß man vorn eine bedeckte Galerie angebracht hatte. Diese Galerieen sind in dem warmen Klima fast unentbehrlich, da sie einerseits die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen von dem Innern des Hauses abhalten, andererseits auch einen luftigen kühlen Raum zur Verrichtung mancher häuslichen Arbeiten darbieten. Dagegen war die Mehrzahl der Häuser noch nicht mit einem Kamine versehen, obgleich dies bei den kalten Nordwinden im Winter so nothwendig ist und an keinem Hause der amerikanischen Ansiedler fehlt. Da die meisten Häuser im Sommer gebaut waren, so hatte das Bedürfniß der Heizung überall sehr fern gelegen, und außerdem erfordert das Erbauen eines zweckmäßigen Kamins eine Geschicklichkeit, welche die deutschen Ansiedler meistens nicht mitbringen.

Solcher Häuser und Hütten von verschiedener Größe mochten zur Zeit meiner Ankunft in Neu-Braunfels etwa achtzig bis hundert vorhanden seyn. Wie rasch ihre Zahl im Laufe desselben Jahres währenddessen, als ich in Texas war, zunahm, werde ich später anzuführen Gelegenheit haben.

In den meisten Häusern, so klein sie auch waren, waren mehrere Familien zusammengedrängt, und das Innere eines solchen Hauses, wo zwischen zum Theil noch unausgepackten Kisten Männer, Weiber und Kinder eingepfercht waren, glich zuweilen nicht wenig dem Zwischendecke eines Auswanderungsschiffes.

Gleich am Eingange der Hauptstraße fiel mir ein kleines Haus auf, an welchem drei kleine Tafeln mit folgenden Inschriften aushingen: „Apotheke", „Doktor K." und „Bäckerei". Die Vereinigung der ärztlichen Praxis und des Apothekergeschäftes ist in den Vereinigten Staaten, wo eigentliche gelernte Apotheker in unserem Sinne (mit Ausnahme weniger Deutschen in den größeren Städten) überhaupt nicht, sondern nur Droguenhändler ohne alle wissenschaftliche Kenntniß vorhanden sind, ganz allgemein und hatte daher nichts Befremdendes für mich; dagegen war mir die Combination des dritten Geschäfts, „der Bäckerei", mit den beiden ersteren neu. Anfangs glaubte ich, der Bäcker sey ein Mitbewohner des vom Arzte eingenommenen Hauses; allein von meinem Begleiter erfuhr ich, daß Dr. K. in der That die drei Geschäfte des Arztes, Apothekers und Bäckers in seiner Person vereinige. Inwiefern für das Publikum diese persönliche Vereinigung einer dreifachen Thätigkeit von Vortheil gewesen seyn mag, bin ich nicht im Stande, zu beurtheilen, da ich mich des ärztlichen und pharmazeutischen Beistandes des Dr. K. nicht bedient und nur die Erzeugnisse seines Backofens als ein sehr gutes Weizenbrod durch täglichen Gebrauch habe kennen lernen. Daß für ihn selbst die genannte Combination eine glückliche und ersprießliche gewesen sey, glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß noch während meines Aufenthaltes in Neu-Braunfels sich neben dem alten Hause ein neues freundlicheres und geräumigeres erhob, in welchem sich der Doktor bald nachher mit einer jungen Frau, die er sich unter den Töchtern der Einwanderer erkoren hatte, ganz behaglich niederließ.

Rechtlich steht natürlich einer derartigen Ausübung mehrerer Gewerbe durch dieselbe Person durchaus nichts entgegen, da in ganz Nord-Amerika die völligste Gewerbefreiheit herrscht und keinerlei Art von Zunftzwang den Atlantischen Ocean überschritten hat.

An eben der Hauptstraße liegt auch die evangelische Kirche des Ortes, ein mäßig großes Bretterhaus mit Fensteröffnungen, aber ohne Fenster, welches auf Kosten des Mainzer Vereins erbaut wurde. Dicht daneben steht ein kleines Häuschen, welches die bescheidene Wohnung des evangelischen Pfarrers, des Pastors Ervendberg, bildet, der nicht in gleicher Bequemlichkeit, wie die meisten seiner deutschen Kollegen, sein geistliches Amt ausübt, sondern bei einem ziemlich kärglichen, ihm bisher von dem Vereine gezahlten Gehalte Sonntags predigen, an den Wochentagen Schule halten und außerdem im Schweiße seines Angesichtes sein Maisfeld und seinen Garten bebauen muß. Mit aufrichtiger Achtung für den Mann hat es mich erfüllt, wie er seiner Gemeinde überall durch Arbeitsamkeit und in freudiger Ertragung der Entbehrungen und Beschwerden, welche von einer ersten Ansiedelung in der Wildniß unzertrennlich sind, vorangegangen ist und wie er namentlich auch während der traurigen Zeit, wo bösartige klimatische Krankheiten die Bevölkerung dezimirten, in wahrer Erkennung seines Berufes, überall Unterstützung und Trost zu gewähren unablässig bemüht gewesen ist. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Schiller als Rathsherr und Heiratskandidat in Schweinfurt.** In dem trefflichen und bisher vom deutschen Publikum noch nicht nach Verdienst gewürdigten Briefwechsel Schiller's mit Körner*) ist eines Heirats-Antrages an Schiller gedacht, von dem bisher noch in keiner seiner Lebensbeschreibungen Erwähnung geschehen. Schiller selbst berichtet darüber Folgendes in einem Briefe an seinen Freund Körner, aus Weimar vom 25. April 1788 (Band I. S. 286):

„Einen Spaß muß ich Dir doch erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Vor einigen Wochen ist durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen tausend Thalern, die, setzt man hinzu, an Geistes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sey, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden kosten, und dergleichen Vortheile mehr. Wie ich mich dabei genommen, magst Du Dir leicht selbst einbilden; doch möchte ich eigentlich wissen, wie man auf mich gefallen ist. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute ist und man eigentlich nur sagt, daß, wenn ich mich melden würde, sie mir nicht schwer fallen sollte, so erkläre ich es mir so, daß das Ganze eine Idee der Person seyn mag, die ich heiraten sollte. Diese hat vielleicht einige Lektüre, die ihr den Menschenzirkel um sie herum verleiden mochte, und da mag sie nun denken, daß sie mit ihrem bischen Geld und der Lockspeise einer Stelle einen Menschen fischen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat, und für einen Juristen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland."

*) Berlin, Veit u. Comp., 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Numern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 7. Februar 1850.

England.

Ebeneser Elliott's Autobiographie.*)

Bald nachdem meine „Korngesetz-Reime" mir einigen Ruf erworben hatten, wurde ich von verschiedenen Personen aufgefordert, eine Geschichte meines Lebens zu schreiben, was ich damals zu thun verweigerte, weil ich nichts Merkwürdiges von mir zu erzählen hatte und weil ich mir nicht bewußt war, irgend etwas gethan zu haben, das vernünftigerweise einen Menschen sechs Monate nach meinem Tode zu der Frage veranlassen könnte: „Was für eine Art Mensch war Ebeneser Elliott?" Ich legte indeß in die Hände meines Freundes Dr. G. C. Holland eine Reihe von Briefen nieder, in denen ich einige Ereignisse aus meinem früheren Leben erzählte, welche vermuthlich auf die Bildung meines Sinnes und Charakters von Einfluß gewesen waren und für eine Lebensgeschichte nach meinem Tode nöthigenfalls zur Basis dienen konnten. Dem Rathe jetzt folgend, den ich vor mehreren Jahren verwarf, verleibe ich den Hauptinhalt dieser Briefe dem nachfolgenden Berichte ein. Der Theil meiner Geschichte, welchen ich im Begriff bin zu veröffentlichen, ist nicht derjenige, der am lehrreichsten seyn würde, wenn er so geschrieben wäre, wie ich allein ihn schreiben könnte, d. h. wenn ich offen und ehrlich genug wäre, ihn so zu schreiben, — was ich nicht bin. Nur zwei Menschen in unserer Zeit, Rousseau und Byron, haben die Wahrheit von sich gesagt, und wie sind sie belohnt worden? Doch die Zeit wird kommen, wo meine jetzige Abgeneigtheit, auf stürmische Tage zurückzublicken, sich vermindern wird; denn es liegt Macht und Hoheit in der Schilderung des redlichen Kampfes um Brod und der Kraft, welche die Noth dem Schwachen verleiht.

Ueber meine Geburt ist kein öffentliches Register vorhanden. Da mein Vater ein Dissenter war, taufte er mich selbst oder veranlaßte seinen Freund und Bruder Tommy Wright, den Barnsliter Kesselflicker, mich zu taufen. Aber ich wurde in der Neuen Gießerei zu Masbro', im Kirchspiel Rotherham, am 17. März im Jahre unseres Herrn 1781 geboren, und ich erzähle das Faktum so umständlich, damit über ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit kein Tropfen Streit erregender Dinte von künftigen Geschichtschreibern vergossen werden möge. Robert Elliott, meines Vaters Vater, war ein Klempner zu Newcastle an der Tyne, ein Mann in guten Verhältnissen, sonst hätte er seinem Sohne Ebeneser, meinem Vater, nicht eine nach damaligen Begriffen vorzügliche kommerzielle Erziehung geben und ihn den dortigen Eisenhändlern Landell und Chambers mit einem Honorar von 50 Pfd. Sterl. in die Lehre geben können. Seine Gattin, die sich des Hirtennamens Sheepshanks erfreute, war eine Schottin, welche ihren Ehemann unter strenger Zucht hielt: ein Umstand, der die Liebe ihres Gatten zu ihr nicht vermindert zu haben scheint, denn er bejammerte sie mit Thränen, als sie schon lange im Grabe lag, ja, bis zu seinem Todestage — besonders wenn er betrunken war. Die Ahnen meines Großvaters Elliott waren — so erzählte man mir, und ich habe die Ehre, es zu glauben — Diebe, weder Schotten, noch Engländer, und lebten von dem Vieh, das sie Beiden stahlen. Daß meine Großmutter Vorfahren hatte, ist wahrscheinlich; aber was sie waren, darüber ist weder Urkunde, noch Ueberlieferung zu mir gelangt, was um so bedauernswerther ist, da meine Hauptverlegenheit beim Niederschreiben dieser Erzählung in dem Mangel an Materialien liegt. Berühmte Menschen sind dazu bestimmt, Bedürfnisse zu haben; aber fragt Euch selbst, Ihr Berühmten! wer könnte Eure Geschichte schreiben, wenn alle Kinder der Noth berühmt wären? Nachdem mein Vater Landell und Chambers verlassen hatte, wurde er Commis bei Walkers in Masbro'. Hier wohnte er bei einem Wundarzt, Namens Robinson, in dessen Hause er zuerst meine Mutter sah — die Tochter eines Landwirths zu Ozzins bei Penistone, wo seine Vorfahren auf ihren funfzig oder sechzig Acres eigenen Grundes und Bodens seit Menschengedenken lebten. Ich glaube nunmehr, meine Abkunft vollkommen auseinandergesetzt zu haben und, wenn auch nicht von sehr feinen, wenigstens von respektabeln Leuten abzustammen, wie sie (täglich im Verhältniß spärlicher werdend) in diesen Tagen der „zehn Hunde auf einen Knochen" genannt werden.

Wenn berühmte Männer bestimmt sind, Bedürfnisse zu haben, so sollen sie auch Mißgeschicke, recht ordentliche, haben; einige von den meinigen wurden vor mir geboren; denn das ganze Leben meiner Mutter war eine Krankheit — eine Geschichte von Leiden, die der Tod geendigt — ein langer Seufzer. Doch säugte sie elf Kinder und zog acht derselben groß. Von ihr habe ich meine nervöse Reizbarkeit, meine verschämte Unbeholfenheit, meine jämmerliche Geneigtheit, Uebel zu antizipiren, welche das Daseyn zu einer einzigen Katastrophe machen, geerbt. Ich erinnere mich wohl, wie sie mich in eine Mädchenschule schickte, die unter der Leitung von Nanny Sykes stand, der schönen und braven Frau eines Trunkenbolds von Gatten, — wo ich mein ABC lernte. Dann wurde ich in die Hollisschule geschickt, damals unter dem Präsidium von Joseph Ramsbotham, welcher mich schreiben lehrte und nicht viel mehr. In jener Zeit war die Kunst der Gehülfenschaft*) noch nicht entdeckt, und da er selten weniger als hundertundfunfzig Schüler hatte, so machte natürlich Keiner als der von Natur Begabte viel Fortschritte. Um diese Zeit erzählte mir meine Mutter, welche eine ganz vorzügliche Träumerin und echte Traumgläubige war, eine ihrer Visionen. „Ich hatte unter mein Kopfkissen", sagte sie, „ein Hammelbein gelegt, und mir träumte, ich sähe einen kleinen, stämmigen, finsteren, unansehnlichen Mann mit schwarzem Haar, schwarzen Augen, dicker Plattnase und bocksdünnen Beinen: 's war Dein Vater."

Und ein merkwürdiges Original war mein Vater, ein Mann von großen Tugenden, nicht ohne Fehler. Einer der letzteren hatte seinen Ursprung vermuthlich in einem gewissen abergläubischen Respekt vor der kabbalistischen Zahl „drei". Ich spiele hiermit auf seine schlechte Gewohnheit an, seine Kinder, wenn er uns im Kanal badete, dreimal unterzutauchen und sie das drittemal ein paar Sekunden unter dem Wasser zu halten, wodurch er in mir einen Abscheu vor dem Ersticken weckte, der mit meinen Jahren zuzunehmen scheint. Dieser grausamen Wohlthat zu entgehen, mußte ich ihm durch freiwilliges Baden zeigen, daß ich es ohne seine Hülfe könnte; woher es kam, daß ich einst beinahe ertrunken wäre. „Wie sehr schade!" habe ich später oft gesagt. Ich habe niemals einen Mann gekannt, der nur den zehnten Theil so viel Satire und Humor besaß, als mein Vater; er würde einen großen Komiker abgegeben haben. Er besaß auch ungewöhnlichen politischen Scharfsinn, der ihm in der Folge den Namen „Teufel Elliott" erwarb — einen Titel, der ihm, wie mir gesagt worden, noch von den Nachkommen der Personen beigelegt wird, welche damals die Armen haßten und den König ehrten. Er verließ die Herren Walker, um gegen ein Gehalt von jährlich sechzig Pfund nebst Wohnung, Licht und Kohlen in die Dienste von Clay u. Comp. in der Neuen Gießerei Masbro' zu treten! Dort in der Neuen Gießerei, unter der Stube, wo ich geboren wurde, in einem kleinen, kajütenähnlichen Wohnzimmer, jährlich grün gemalt und mit einem schönen Lichtdurchgang gesegnet — denn eine Fenstertaxe gab es damals noch nicht — pflegte er jeden vierten Sonntag vor Leuten, die zwölf und vierzehn (engl.) Meilen weit kamen, seine furchtbaren ultra-calviniſtiſchen Lehren zu predigen, und die Hölle war rings umher besetzt mit spannelangen Kindern. An anderen Tagen, auf die wasserfarbenen Gemälde an den Wänden zeigend, ergötzte er sich damit, die Tugenden des geschmähten Cromwell und des „rebellischen" Washington zu preisen oder, indem er sich vor Lachen die Seiten hielt, ironische Lobreden auf „den glorreichen Sieg der königlichen Truppen über die Rebellen zu Bunker's Hill" zu halten. Hier hat der Leser einen Schlüssel zu meinen späteren politischen Meinungen. Gab es je einen Menschen, der die Furcht nicht kannte, so war es der Vater des Korngesetz-Reimers. Von seiner Geburt bis zu seinem letzten Athemzuge wußte er, glaube ich, nicht, was es hieße, sich fürchten, außer vor der Armuth, von welcher er trübe Ahnungen hatte, die endlich, nachdem er Nominal-Eigenthümer der Gießerei von Clay u. Comp. geworden war und die Actionaire ihm ihre Antheile auf Kredit verkauft hatten, verwirklicht wurden.

Ich habe einige chronologische Sprünge gemacht, um auf die Eigenthümlichkeiten meines Vaters einen Anspruch begründen zu können: von meinen eigenen — oder vielmehr von gewissen leiblichen oder natürlichen Schwächen reden zu dürfen, auf welche, fürchte ich, Alles, was in mir oder meinen Handlungen poetisch ist, zurückzuführen ist.

„Ach, gesegnet sind die Schönen!" sagt Haynes Baily und äußert damit eine Empfindung, der ich nur mit traurigem Gefühl entsprechen kann; denn in meinem sechsten Jahre bekam ich die Blattern, welche mich fürchterlich entstellten und auf sechs Wochen blind machten. Von den Folgen derselben bin ich niemals geheilt worden, und ich messe ihnen sowohl als der schwachen Leibesbeschaffenheit meiner Mutter meine Nervenschwäche bei. Wie groß letztere war, will ich dem Leser zu zeigen versuchen. Als ich noch sehr jung war — ich mochte zwölf Jahr alt seyn — verliebte ich mich in ein junges Frauenzimmer, Namens Ridgeway — jetzt Mrs. Woodcock, zu Munster bei Greasbro' — mit der

*) Die durch das Athenaeum so eben veröffentlichte Autobiographie des berühmten Dichters der „Corn-law-Rhymes" ist durch ihre ungewöhnliche naive Offenherzigkeit so anziehend und bietet selbst in psychologischer Hinsicht so viel interessante Details dar, daß eine, wenn auch etwas gekürzte Uebertragung derselben gerechtfertigt erscheint.

*) Lancasterſche Methode.

ich nie in meinem Leben ein Wort geſprochen, und von der ich bis dieſen Tag nie einen Laut gehört habe; wenn ich jedoch glaubte, ſie ſähe mich an ihres Vaters Hauſe vorübergehen, war es mir, als ob Gewichte an meine Füße gehängt würden. Muß ein Genie krankhaft ſeyn? — Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo ich die Ländlichkeit nicht liebte. War ich alſo mit einem Geſchmack für das Schöne geboren? Noch denke ich, wie ich, als ſieben- oder achtjähriges Kind, eine alte Blechpfanne mit Waſſer füllte, ſie mitten in ein kleines Gebüſch von Beifuß und Wermuth ſetzte, welches auf einem Steinhaufen im Gießereihofe wuchs, und mich daran ergötzte, die Reflexion der Sonne und Wolken und die Pflanzen ſelbſt, wie an der Oberfläche einer natürlichen Quelle, zu betrachten. Ich ſtellte die Pfanne ſo, daß nur das Waſſer ſichtbar war, und ſelten fehlte ich des Mittags, wenn die Sonne darüber ſtand. Aber ich hatte auch einen Hang zum Schaudervollen — eine Leidenſchaft, eine Wuth, das Antlitz der Gehängten oder Ertrunkenen zu ſehen. Warum? weiß ich nicht, denn ſie machten mir das Leben zur Laſt, indem ſie mich überall verfolgten, mit mir einſchliefen und mich in meinen Träumen quälten. Rührt dieſer garſtige Hang von natürlicher Schwäche her? Stand er in Verbindung mit meiner Neigung, Gräuel und Verbrechen zu beſchreiben? — Durch einen merkwürdigen Anblick wurde ich davon geheilt. Ein armer, unglücklicher Mann, der kein Obdach hatte, ſondern in Kohlenſchuppen und an ähnlichen Orten ſein Nachtquartier hielt, war an einem dunkeln Abend von der Glashütte nach einem Kruge Bier geſchickt worden, fiel in den Kanal und ertrank. Nach etwa ſechs Wochen kam ſein Leichnam an die Oberfläche des Waſſers — und ich lief natürlich hin, ihn zu ſehen. Der Anblick, welchen er damals darbot, war bei Tag und bei Nacht, ich mochte allein oder auf der Straße, im Bett oder am Heerde ſeyn, mein beſtändiger Begleiter. Hatte dieſe krankhafte Neigung irgend eine Beziehung zu meinem Hange, allein zu ſeyn? Ein geſunder Menſch iſt geſellig; aber in meiner Kindheit hatte ich keine Kameraden. Obgleich die Nachbarſchaft von Kindern wimmelte, war ich ſtets allein, und hierin liegt vielleicht der Grund, weshalb man mich für ziemlich ſchwachköpfig hielt, und weshalb ich wirklich weniger Ideen gehabt haben mochte, als andere Kinder meines Alters. Aber obgleich ich allein war, erinnere ich mich nicht, daß mir meine Einſamkeit je peinlich ward. Im Gegentheil — ich brachte meine Zeit ganz vergnügt damit zu, meine kleinen Schiffsflotten ſchwimmen zu laſſen und meine Feſtungen an den Ufern des Kanals zu errichten. Dabei zeichnete ich mich durch meine Fertigkeit in mechaniſchen Künſten aus. Ich war der beſte Drachenfabrikant und der beſte Schiffbauer in der Gegend. Gewöhnlich beſitzen Capitaine von Schaluppen und anderen Schiffen irgend ein Schiffsmodell. Solche Modelle borgte ich mir und brachte in einem Alter von etwa dreizehn Jahren ein Modell von einem Schiffe mit achtzehn Kanonen zu Stande. Allein mein Nachahmungstalent verſchaffte mir keinen Ruhm, und dies darf nicht ſehr Wunder nehmen. Neben meinen Bruder Giles geſtellt, welcher ſchön war wie ein Engel, war ich die Häßlichkeit ſelbſt, und, ſeinen glänzenden Fähigkeiten gegenüber, mochte ich wohl wie ein Blödſinniger ausſehen und mich ſelbſt dafür halten. Als ich heranwuchs, nahm meine Vorliebe für die Einſamkeit zu; denn ich konnte nicht umhin, die Huldigungen zu bemerken, welche ihm dargebracht wurden, und die Verachtung zu empfinden, mit der man mich betrachtete. Indeß bin ich mir nicht bewußt, ihn jemals beneidet oder überhaupt nicht geliebt zu haben. (Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Die mittleren Klaſſen in England und die Bourgeoiſie in Frankreich.

(Von Niſard.)

VI.

In dieſer Weiſe alſo unterſtützen die mittleren Klaſſen in England die Regierung, indem ſie die Arbeit mit ihr theilen. Der Regierung liegt die Politik ob, der Sozietät Alles, was zur ſozialen Pflicht gehört. In Frankreich unterſtützen wir die Regierung ganz und gar nicht und erwarten doch Alles von ihr. Wir ſind ihre peinlichſten Richter und ihre unthätigſten Helfer. Wir verlangen von ihr und namentlich von dem ſie perſonifizirenden Manne, heiße er nun König oder Präſident, die Ruhe und die Bewegung, den Fortſchritt und die ſichere Dauer und den Frieden mit all jenem Glanze, welchem glückliche Kriege den Nationen verleihen: iſt das Alles? Man höre weiter! Wir wollen den Staatslenker durch und durch infallibel und makellos, wir verzeihen ihm nicht die geringſte unſerer Schwächen, wir fordern von ihm Tugenden, die wir ſelbſt nicht beſitzen. Wie oft hat man nicht die auf Gewinn erpichteſten Menſchen, Leute, die kein Mittel ſcheuen und, wenn das Geſetz es geſtattete, ihren Schuldner ſelbſt ſogar verkaufen würden, gegen den Mangel an Uneigennützigkeit, den die oberſte Behörde verrathen, in ergrimmter Weiſe zu Felde ziehen ſehen! Welche Regierung, welcher Menſch wäre im Stande, alle dieſe Wünſche zu erfüllen, wäre tugendhaft genug, nie beim Volke dieſe zarten Bedenken aufkommen zu laſſen? Ohne unſere Mithülfe dürfte uns Niemand gut regieren können, und beſäße er alle Fähigkeiten der Welt. Was die Verfaſſungen betrifft, ſo hat die vom Februar nichts gethan, wenn ſie uns ſo läßt, wie wir waren, nämlich immer fordernd, verneinend, auf jeden Fehler lauernd und ſtets geprellt von gewiſſen geiſtvollen Leuten, denen es Spaß macht, uns mit unſeren Behörden zu entzweien, ſo daß wir unſere Regierungen durch die Idee, die wir ihnen von unſerem Bedürfniſſe nach ihnen geben, und zugleich durch den unbarmherzigen Krieg, den wir gegen ſie führen, ſobald ſie ſich unter der ihnen von uns aufgebürdeten Laſt beugen, in kurzer Zeit immer zugrunderichten.

Auf uns paßt — man verzeihe dieſe Anſpielung auf das klaſſiſche Alterthum, — ganz genau ein Wort, welches Demoſthenes vor zweitauſend Jahren ſagte: „Wollt Ihr alle Tage auf den Markt laufen und fragen: Iſt Philippos todt? Ob todt oder krank, Eure Fehler werden Euch ſtets bald wieder einen neuen erwecken!“ Ganz eben ſo laufen auch wir umher und fragen: Was thut der Lenker des Staates? was will er? wohin wendet er ſich? Möchten wir uns doch lieber darüber klar werden, was wir ſelbſt thun, was wir ſelbſt wollen, wohin wir uns ſelbſt wenden! Wir ſind es, die wir unſere Regierungen machen. Fühlt man ſich von Seiten der Regierung verſucht, ſich unſerer zu entſchlagen, ſo ſind wir ſelbſt ſchuld daran. Während wir uns ſuchen, folgt die oberſte Macht ihren eigenen Eingebungen. Wir gehen oder ſtürmen vielmehr auf der einen Seite einher; ſie geht auf der anderen, und die Spaltung iſt fertig. Demoſthenes dachte auch noch an einer anderen Stelle ſeiner Philippiſchen Rede an uns. „Was wird geſchehen“, fragte er, „wenn wir in unſeren Mauern bleiben und den Wühlern und Schreiern, welche gegen einander losziehen und ſich zerfleiſchen, müßig zuhören?“ Auch wir haben unſere Wühler und Schreier, auch wir haben, unter Anderem, unſere Zeitungen, unſere eigentlichen Schmeichler, welche jenen Athenienſiſchen Wühlern aufs Haar gleichen. „Welchen Antrag“, fragten Letztere das Volk, „ſollen wir in Eurem Intereſſe ſtellen?“ Unſere Zeitungen brauchen uns nicht erſt zu fragen, was uns beliebt; wiſſen ſie es denn nicht? Wir wollen nämlich nichts Anderes, als jeden Morgen etwas Schlimmes von unſerer Regierung erfahren, um es den ganzen Tag über zu wiederholen. Und wenn der Artikel gut geſchrieben iſt, ſo gefällt er uns doppelt. So nährt die Preſſe in uns unſer eitles Trachten, jene Verkehrtheit, welche die Nationen auflöſt, während der edle Stolz ihre Dauer befeſtigt. Wir lieben allzu ſehr die Schönrednerei, eine liebenswürdige Schwäche, die ihre guten Seiten hat, die uns aber auch noch viele Regierungen koſten wird. Unſere Redner impfen uns ihre Empfindlichkeit und ihre Spitzfindigkeiten ein; die Abonnenten eines Journals ſind ſeine Vaſallen; ſie werden für den Kriegsdienſt gehalten und laſſen ſich tapfer gegen ihre eigenen Häuſer führen.

Die Revolutionaire, ich meine die, welche gar keine Regierung wollen, ſind lange nicht ſo ſchuldig, wie wir glauben. Schätzt doch einmal ihren Antheil am Werk der Zerſtörung ab; er iſt bei weitem der kleinſte. Man ſagt, daß Niemand mehr über den Sieg vom Februar erſtaunt war, als gerade die Sieger. Offenbar iſt dieſer Ausſpruch nicht ein Ergebniß der Beſcheidenheit; dieſe Leute ſchätzen ſich, wie man weiß, nicht eben allzu gering. Was bedeutet alſo dieſes Erſtaunen? Es gereicht ihnen zur Ehre. Die Sieger, welche über ihren Sieg erſtaunen, ſind ganz einfach zu anſtändig, zu glauben, ſie hätten ſich geſchlagen. Die Sieger des Februars ſind leider die Männer der Bourgeoiſie, ſind wir; und wenn wir einen Anderen ſich des Sieges rühmen laſſen, ſo geſchieht dies nur, weil die Sache nicht nach unſerem Wunſch ausſchlug. Bekennen wir ganz ehrlich die Wahrheit. Wir allein, ja, wir, Bourgeois, machen und ſtürzen die Regierungen. Das Volk hilft uns dabei; es iſt aber nicht die Partei, welche den Anfang macht: es ſtößt unſer Feldgeſchrei aus, es geht unter unſerem Banner ins Feuer. Die Anarchie mißfällt uns keineswegs ſo ſehr, als es den Anſchein hat, denn wir lieben Alles, was uns ihr in die Arme führt. Die Beweglichkeit, die Unthätigkeit, der Geiſt der Verleumdung, der Mangel an Reſpekt, alles das ſind Hinneigungen zur Anarchie. Wir reſpektiren unſere Regierungen nicht, und das iſt vielleicht der Grund, daß ſie ſich ſelbſt nicht achten. Die ſchlimmſte Verſuchung für eine tugendhafte Frau iſt die, zu wiſſen, daß ſie nicht für eine ſolche gilt. Eben ſo iſt nichts geeigneter, die Regierungen vom Pfade der Ehrenhaftigkeit abzulenken, als die ſtete Erfahrung, ſich verleumdet zu ſehen.

Ich weiß ſehr wohl, was ſich Alles anführen läßt, um die Verdienſte der engliſchen Bourgeoiſie einigermaßen im Preiſe herabzuſetzen. Es iſt ſehr wahr, daß England bei ſeiner größeren Unabhängigkeit von der allgemein europäiſchen Politik weit mehr Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verwenden kann; daß es, je mehr geiſtige Freiheit es hat, ſich ſelbſt zu ſtudiren, ſich auch um ſo leichter genau zu kennen im Stande iſt; daß es ſeiner Regierung mit weniger Unruhe folgen und ſie mit größerer Unparteilichkeit beurtheilen kann, da es nichts für ſeine äußere Unabhängigkeit zu fürchten braucht; und es iſt eben ſo wahr, daß die politiſchen Eigenſchaften ſeiner Bourgeoiſie nicht reine Tugend-Ausflüſſe und Dokumente heiliger Vollkommenheit ſind. Das Wort „Politik“ bedeutet „Berechnung“. Zeigt nur eine gute Führung auf, und ich dispenſire Euch von der Tugend.

Ein wenig Berechnung miſcht ſich ſtets auch in die beſten Eigenſchaften, und das ſchadet auch weiter nichts. Wenn ein biederer Mann über ſeine Tugenden nachdenkt, wenn er die innere Beruhigung ſieht, die ſie ihm verleihen, und das Anſehen, welches ſie ihm ſelbſt in den Augen der Schlechten verſchaffen, ſo billigt er ſich durch dieſe Reflexion gleichſam ſelbſt und ermuthigt ſich; er ſummirt den Gewinn ſeines edlen Verfahrens zuſammen, kurz, er „berechnet.“ Hat ſeine Tugend darum weniger Werth? Eben ſo beharrt eine einſichtsvolle Nation bei ihren guten Eigenſchaften, wenn ſie geſehen hat, daß dieſelben ihre Ordnung, ihr Glück und ihr Beſtehen ſichern.

Allerdings iſt die Sorge der engliſchen Bourgeoiſie um die Geringen nicht durchweg Wohlthätigkeit. Es mag ſich ſogar auch der Wunſch einſchleichen, durch Gaben jene wilde Kraft, die, wenn ſie aufbrauſte, Alles mit ſich fortriſſe, nach Möglichkeit zu beſchwören und zu verſöhnen. Soll die Bourgeoiſie aber in blindem Egoismus lieber warten, bis man ihr das, wovon ſie nichts freiwillig ſpenden wollte, gewaltſam entreißt? Und, angenommen, ſelbſt ihre Wohlthätigkeit wäre nur Berechnung, iſt es dann nicht immer noch eine bloße Spitzfindigkeit, jener Weisheit, welche unſer Glück gleichſam aus einem beträchtlichen Theil an Gütern für uns und aus einer kleinen Spende davon für die Anderen zuſammenſetzt, den Namen der Tugend abzuſprechen? Geben, d. h. ſich etwas

entziehen; an dem, was man besitzt, den Theil des Anderen erkennen; eine Schuld, die man nicht unterschrieben hat, als die seinige gelten lassen; Gott durch die Hand der Armen einen Theil der Früchte der Arbeit, die er segnete, zurückerstatten, dem, welchen Bourdaloue in seiner erhabenen Vertraulichkeit „den Kassirer" der Armen nennt, seinen Zins bringen, alles das ist und wird stets Tugend seyn. Und stets wird die gleichsam großgewordene und zum förmlichen Institut erweiterte Wohlthätigkeit die erste der politischen Tugenden eines freien Volkes bleiben.

Texas.

Aus Roemer's Berichten über Texas.

IV. Die deutsche Kolonie Neu-Braunfels.

(Schluß.)

An dem Marktplatze stand bisher nur ein einziges kleines Haus. An den hölzernen Pfählen, welche die Galerie desselben trugen, sah man gewöhnlich gesattelte Pferde angebunden, und unter der Galerie selbst bemerkte man meistens eine Gruppe von Männern. Es war dies die Hauptschenkwirthschaft des Ortes, den Herren v. C. und v. W., die zugleich im Dienste des Mainzer Vereines standen, gehörig. Das Ausschenken von geistigen Getränken ist überall in Texas ein einträgliches Geschäft und namentlich auch unter den deutschen Einwanderern. Denn die Gewöhnung an Branntwein, welche leider die Mehrzahl der deutschen Bauern und Handwerker schon mitbringt, wird durch das warme Klima nur noch mehr angeregt und besonders auch dadurch befördert, daß die Leute auf so manche andere angenehme Genüsse der Heimat, wie besonders die eines guten Bieres oder leichten Weines, und auf manche frühere Bequemlichkeit der häuslichen Einrichtung verzichten müssen. Da außerdem der Preis dieser geistigen Getränke im Verhältniß zu dem täglichen Verdienste gering ist, so ist es wohl erklärlich, daß die Schenkstuben häufigen Zuspruch erhalten. Leider ahnen die Leute meistens nicht, daß der Genuß des Branntweins in dem warmen Klima von Texas der Gesundheit unendlich nachtheiliger ist, als unter dem kalten, feuchten Himmel ihrer deutschen Heimat. Das gewöhnlichste und billigste der in Amerika üblichen gebrannten Wasser ist der meistens aus Mais destillirte Whiskey, der unserem Kornbranntwein ähnlich ist. Noch beliebter ist bei den Amerikanern der Brandy oder französischer Cognac, der wohl nur zum geringen Theile aus Frankreich eingeführt, sondern meist im Lande selbst fabrizirt wird. Beide Getränke waren denn auch in den Schenkstuben von Neu-Braunfels die herrschenden und wurden, nach amerikanischem Brauche, aus Biergläsern, mit Wasser verdünnt, getrunken.

Auch leichter französischer Rothwein, der in bedeutender Quantität nach Neu-Orleans eingeführt wird, war meistens hier zu haben, und dieser dürfte, mit Wasser verdünnt, wohl das für das Klima von Texas geeignetste Getränk seyn.

Am Sonntag pflegte in eben dem genannten Lokale regelmäßig nach einer Geige getanzt zu werden. Es ging dabei ganz wie in einer deutschen Bauernschenke zu, nur war die Anstrengung der Tanzenden noch ungleich größer als bei uns, da die Hitze in dem kleinen Lokale gewöhnlich furchtbar war. Nicht weit von diesem Schenklokale befanden sich noch zwei andere hölzerne Häuser, welche sich durch Größe vor den übrigen auszeichneten und noch einer besonderen Erwähnung verdienen. Das eine war der Kaufmannsladen oder Store, wie es auch bei den amerikanischen Deutschen überall heißt, der Herren Ferguson und Hessler, der einen beständigen Zuspruch von Käufern hatte und in der That so ausgerüstet war, um alle denkbaren Bedürfnisse und Wünsche der Käufer, freilich gegen ziemlich hohe, häufig um das Drei- und Vierfache mehr als in Deutschland betragende Preise, zu befriedigen. Man fand in demselben Gegenstände aus dem Gebiete des Eßbaren, wie der Luxusgegenstände: fertige Kleider und Schuhe, Sättel und Zaumzeug, baumwollene und seidene Stoffe, Handwerkszeug jeder Art und das ganze Heer von Gegenständen, welche unter dem Namen von Quincaillerie-Waaren begriffen werden. Diese Stores sind überhaupt bezeichnend für das Eigenthümliche der amerikanischen Ansiedelung, welche gleich mit der ganzen Errungenschaft der Civilisation und zum Theil selbst mit den Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens in die Wildniß vordringt und diese dadurch gewissermaßen überrumpelt und im Sturme nimmt, zugleich jene oft so merkwürdigen Kontraste zwischen roher Ursprünglichkeit und den Zeichen tausendjähriger Gesittung hervorrufend, welche den Europäer in den Wäldern des westlichen Amerika's überraschen.

Das andere hölzerne Gebäude war das Gasthaus des Orts, auch zugleich Schenkwirthschaft und Handlung. Der Inhaber desselben ist ein junger deutscher Graf, H. v. D., der, früher Fähnrich in der preußischen Armee, in dem Jahre vor meiner Ankunft unter dem Prinzen Solms in Texas eingewandert war und eine solche praktische Lebensklugheit und Thätigkeit für die Begründung seines äußerlichen Wohlergehens entwickelt hatte, daß er in weniger als Jahresfrist mehrere tausend Dollars erworben hatte, — ein Ergebniß, welches in so kurzer Zeit herbeizuführen nur wenigen seiner Standes- und Amtsgenossen, die, ohne ihren sonstigen Eigenschaften zu nahe zu treten, gerade nach jener Richtung hin selten große Anlagen zeigen, gelingen möchte. Die Gast- und Schenkwirthschaft, welcher er vorzugsweise seine glückliche finanzielle Lage verdankte, hatte aus dem unbedeutenden Anfange ihren Ursprung genommen, daß er zur Zeit der ersten Gründung der Stadt ein in San Antonio gekauftes Faß Branntwein unter einem Zelte an die Einwanderer verzapfte.

Durch die Lage von Neu-Braunfels, auf dem Wege von San Antonio nach Austin, dem Sitze der Regierung, und durch die Anwesenheit zahlreicher Einwanderer der gebildeten Stände, die mit einigen Mitteln angekommen waren und noch keinen eigenen Hausstand begründet hatten, war jetzt dem Gasthause stets ein ansehnlicher Zuspruch gesichert. Die den Gästen gebotenen Bequemlichkeiten waren freilich nicht sonderlich groß. Dagegen ließ die Leutseligkeit des gräflichen Wirthes nichts zu wünschen übrig, und wenn man ihn dem gemeinsten Arbeiter den geforderten Whisky mit eigener Hand kredenzen sah, so mußte man zu der Ueberzeugung kommen, daß hier in der That das Land der völligen Gleichheit und Brüderschaft hergestellt sey.

Noch bleibt mir übrig, ehe ich die vorläufige Aufzählung der öffentlichen Anstalten von Neu-Braunfels schließe, auch noch einer Restauration oder eines Speisehauses Erwähnung zu thun, wie es in Europa auch wohl nicht viele geben mag.

Am Ende der Hauptstraße stand ein kleines Blockhaus mit einem einzigen inneren Raume. Die Zwischenräume der unbehauenen Stämme waren in keiner Weise ausgefüllt, und die Circulation der äußeren Atmosphäre mit der Luft des inneren Raumes fand um so ungehinderter statt, als auch eine Thüröffnung, aber keine Thür, vorhanden war. In der Mitte des inneren Raumes befand sich ein langer Tisch, der auf Pfählen ruhte, die unmittelbar in den Boden eingeschlagen waren, denn statt eines künstlichen Fußbodens diente das Stück Prairie, auf welchem das Haus erbaut war. In gleicher Weise waren neben dem Tische ein paar rohe Bänke angebracht. Sonstiges Hausgeräth war im Innern des Hauses nicht bemerkbar. Dagegen brannte außen, unter dem vorspringenden Dache des Hauses, ein Küchenfeuer, und über diesem standen mehrere Töpfe und Pfannen. Ein wohlbeleibtes Frauenzimmer von mittleren Jahren wirkte an dem Feuer, das war die „dicke Madame", früher angeblich Köchin bei einem kleinen süddeutschen Fürsten und gegenwärtig Inhaberin dieser Prairie-Restauration. Die regelmäßigen Besucher ihrer Anstalt, denen auch ich mich gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft anschloß, waren etwa zehn bis zwölf junge Männer der gebildeten Stände, die Mehrzahl ehemalige Lieutenants, die wegen unzureichender Gage, wegen Mißhelligkeiten mit Vorgesetzten und Kameraden oder endlich aus Lust an Abenteuern sich der neuen Welt zugewendet hatten; die Uebrigen theils verunglückte Studenten, ehemalige Kaufleute, Oekonomen u. s. w.

Dreimal versammelte sich täglich diese Gesellschaft in dem beschriebenen Lokale; um acht Uhr zum Frühstück, um zwölf zum Mittags- und um sieben Uhr Abends zum Nachtessen. In Bezug auf die Kochkunst hatte die „dicke Madame" ein gemischtes System, halb deutsch, halb amerikanisch, angenommen. Kaffee, Maisbrod und Rindfleisch waren die Hauptbestandtheile der Mahlzeiten; doch bekamen wir auch zuweilen wilden Puter und Hirschfleisch. Nach amerikanischer Sitte erhielten wir schon zum Frühstück warmes Fleisch, und zwar meistens Rindfleisch. Dieses letztere war augenblicklich das billigste Nahrungsmittel, da das Pfund nur drei Cent (d. i. etwa ein Sgr. und drei Pf.) kostete. Die Verwaltung des Vereins, ganze Herden von Schlachtvieh auf einmal kaufend, ließ nämlich täglich ein oder mehrere Stück schlachten und verkaufte das Fleisch ohne eigenen Vortheil an die Kolonisten. Alle anderen Nahrungsmittel waren, da sie ohne Ausnahme aus größerer Entfernung herbeigeschafft werden mußten, hoch im Preise. Ein Bushel Mais (zweiundfunfzig Pfund schwer) kostete, wie auch während der ganzen übrigen Zeit, welche ich in Neu-Braunfels zubrachte, einen Dollar.

Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war für mich die Kleidung meiner Tischgesellschaft. Aus einer Theater-Garderobe hätte dieselbe kaum verschiedenartiger und zum Theil phantastischer entnommen werden können. Die Bestandtheile waren dem indianischen, dem mexikanischen, dem amerikanischen und deutschen Kostüme entlehnt, und ein ansehnlicher Theil war augenscheinlich freies Erzeugniß der individuellen Laune des Einzelnen. Als Kopfbedeckung sah man neben der deutschen Tuchlappe breitkrämpige, spitzzulaufende mexikanische Hüte oder auch wohl ein Phantasiegebilde, bestehend aus einem pelzverbrämten Barett, mit dem lang herabhängenden Schwanze des einheimischen grauen Fuchses daran. Der Rock bestand häufig aus gelbem Hirschleder und war — Indian fashion — mit zierlichen Franzen verziert. Oder es war eine Art Blouse mit bis fast zur Achsel aufgeschlitzten Aermeln, übrigens ein praktisches, für das Klima geeignetes Kleidungsstück, dessen Erfindung und Einführung von dem Prinzen Solms herrühren. Ein Gürtel, in welchem niemals Pistolen, ein Dolch oder wenigstens das breite landesübliche Messer, — das bowie knife, — fehlen durften, befestigte die Beinkleider über den Hüften. Als Fußbekleidung waren besonders lange, über das Knie reichende Wasserstiefeln beliebt, wohl weniger weil sie für das Klima zweckmäßig, sondern mehr weil sie dem nun einmal herrschenden Geschmacke für das Groteske und Romantische entsprachen. Auch Schuhe oder Stiefeln von weichem, gelbem Hirschleder wurden getragen, die allerdings eine recht leichte und bequeme, aber freilich die Nässe nicht vertragende Fußbekleidung bilden. Ein vollwüchsiger, vom Scheermesser nie berührter Bart bedeckte dabei in den meisten Fällen das Gesicht. Sporen, und zwar am liebsten mexikanische mit thalergroßen Rädern und einen Zoll langen Stacheln daran, vollendeten den Anzug.

War die Witterung kalt, so wurde statt des Mantels eine mexikanische buntfarbige wollene Decke (Mexican blanket) oder, in Ermangelung einer solchen, eine gewöhnliche weiße wollene Decke umgehängt und zwar häufig nach mexikanischer Art, so daß der Kopf durch einen kurzen Schlitz in der Mitte gesteckt wurde. Auch ein Büffelfell, die rauhe Seite nach außen, mußte häufig demselben Zwecke dienen.

Eine ähnliche Regellosigkeit und Romantik, rücksichtlich des Kostümes, bemerkte ich überall unter den jüngeren, in Texas neu eingewanderten Deutschen. Es schien, als wollten sie sich für den Zwang, den Mode und Sitte in der Heimat in jener Beziehung auferlegen, hier in dem Lande der Freiheit entschädigen. Auch war die fast gänzliche Abwesenheit gebildeter Frauen jener Rücksichtslosigkeit förderlich.

Außer denen, die mit zu unserer Tischgesellschaft gehörten, war zur Zeit meiner Ankunft noch eine Menge anderer junger Männer, von Erziehung und zum Theil angesehenen adeligen und anderen Familien angehörig, in Neu-Braunfels, welche alle mit der löblichen Absicht, ihr Glück zu machen, aber ohne sich über das „wie" überall vorher klar geworden zu seyn, nach Texas gekommen waren. Die meisten derselben hatten, außer einer mehr oder minder vollständigen Ausrüstung mit Kleidung, Wäsche, Waffen, Ackergeräthschaften u. s. w., auch noch einige Hundert Thaler Geld mitgebracht. Obgleich nun gewiß nicht alle aus unehrenhaften Gründen ihre Heimat verlassen hatten und in jedem Falle die Mehrzahl mit dem festen Entschlusse hierher gekommen war, durch angestrengte Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu begründen, so habe ich doch nur äußerst wenige dieses Ziel erreichen, vielmehr die meisten, noch während meines Aufenthalts in Texas, traurig untergehen und verkommen sehen.

Der Grund dieser beklagenswerthen Erscheinung ist einfach darin zu suchen, daß in Texas bis jetzt fast die einzige Beschäftigung, welche einen unabhängigen Lebensunterhalt sichert, der Ackerbau ist, dieser aber für jeden Ankömmling, der ihn nicht schon in der Heimat und zwar mit eigener Hand betrieben hat, oder der ein hinlängliches Kapital mitbringt, um sich Neger anschaffen und als Pflanzer den Landbau in größerem Maßstabe einrichten zu können, mit großen, in Deutschland kaum geahnten Schwierigkeiten verknüpft ist und namentlich im Anfange ein nicht gewöhnliches Maß von Ausdauer und Thatkraft erfordert. Während meines einjährigen Aufenthaltes in den deutschen Ansiedelungen habe ich eine bedeutende Anzahl deutscher Bauern und Arbeiter, die ohne alles Kapital ankamen, allein durch ihre eigene Thätigkeit in den Besitz kleiner Ackergüter kommen sehen, welche ihnen und ihren Familien zunächst die nöthigsten Lebensbedürfnisse und für die Zukunft die Aussicht auf Wohlstand und ein bequemes Leben sichern. Dagegen habe ich kaum zehn Leute der gebildeten Stände mit mäßigen Geldmitteln es dahin bringen sehen, daß nach Jahresfrist sie ein Haus und ein eingezäuntes Feld besaßen, und daß man die Erwartung hegen durfte, sie würden sich nun durch eigene Thätigkeit weiter helfen können.

Die ersten zur Begründung einer Farm oder eines Ackergutes erforderlichen Arbeiten sind die Errichtung eines Blockhauses und das Einzäunen eines Feldes, auf welchem man Mais pflanzen kann. Schon an der Ausführung dieser Arbeiten scheiterten gewöhnlich der Muth und die Ausdauer der genannten jungen Leute. Für die meisten, welche nie versucht hatten, ihre körperlichen Kräfte anzustrengen, war es zu niederschlagend und entmuthigend, zu dem Fällen und Spalten eines Baumes die doppelte und dreifache Zeit und eben so ein weit größeres Maß von Anstrengung nöthig zu haben, als der gewöhnlichste Bauer oder Arbeiter. In den meisten Fällen entschied man sich dann dafür, diese ersten Arbeiten für das etwa noch übrig behaltene Geld durch gemiethete Arbeiter ausführen zu lassen, in der Voraussetzung, daß, wenn nur diese ersten Schwierigkeiten überwunden wären, man mit allem Uebrigen schon selbst fertig werden wolle. Allein auch hierbei fand man Hindernisse. Der Arbeiter, welche man miethen konnte, waren nur wenige, da die meisten es vortheilhafter fanden, sich auf dem ihnen von dem Verein vorläufig auf Abschlag gegebenen Lande selbst einzurichten, als für Andere zu arbeiten. Diejenigen, welche man haben konnte, forderten sehr hohen Lohn und thaten wenig dafür. Außerdem fehlte es an Fuhrwerk, um die gefällten Baumstämme fortzuschaffen; auch an den zur Bedachung der Häuser nothwendigen hölzernen Schindeln war Mangel, da das Schneiden derselben eine besondere Fertigkeit erfordert und die zu deren Verfertigung tauglichen Bäume in den Umgebungen des Orts selten geworden waren. Aber selbst wenn Einer es so weit gebracht hatte, ein Haus und ein eingezäuntes Feld zu besitzen, dann begannen hundert andere unvorhergesehene Schwierigkeiten sich zu zeigen. Es fehlte an Zugvieh zum Pflügen, oder, wenn es vorhanden, so erforderte das Umpflügen der bisher niemals von der Pflugschaar berührten Prairie besondere Uebung; außerdem mußte er sich, bis die erste Aerndte gemacht war, mit gekauften Lebensmitteln erhalten und, wenn er, wie es bei der Mehrzahl der jungen Leute der Fall, unverheirathet war, auch noch sich selbst seine Speise bereiten und selbst für seine Wäsche sorgen.

Einer solchen Resignation waren nur wenige fähig, und außerdem reichten in den wenigsten Fällen die mitgebrachten Geldmittel so weit. So blieben denn die meisten mit ganz unbestimmten Erwartungen rücksichtlich ihrer Zukunft vorläufig unbeschäftigt. Der Mangel an Beschäftigung und an jeder Bequemlichkeit in den Häusern, wo sie ein Unterkommen gefunden hatten, führte sie in die Wirthshäuser, wo das Zusammenseyn mit anderen, die sich in gleicher Lage befanden, eine Art von Genugthuung gewährte. In den Wirthshäusern wurde der Rest der Baarschaft verzehrt, später die mitgebrachte Ausrüstung verkauft und endlich, wenn jede Hülfsquelle versiegt und ein fernerer Kredit nicht mehr zu erhalten, wurde zum Theil zu verzweifelten Mitteln gegriffen. Einige gingen als Freiwillige in den Krieg gegen die Mexikaner; andere traten als Gemeine in das stehende amerikanische Heer; noch andere suchten über Neu-Orleans andere Theile der Vereinigten Staaten zu erreichen oder kehrten über Galveston enttäuscht nach Europa zurück, wenn sie einen Capitain fanden, den sie durch das Versprechen nachträglicher Bezahlung der Passage bewegen konnten, sie mitzunehmen.

Möchten sich doch in Zukunft junge Männer der gebildeten Stände, ehe sie den Entschluß fassen, nach Texas auszuwandern, recht bestimmt darüber klar werden, was sie dort zu erwarten haben. Möchten doch Alle, welche nicht den festen Entschluß und die nöthige Befähigung besitzen, um sich als Ackerbauer dort niederzulassen, nicht dorthin gehen, wo sie statt des geträumten Glückes nur Enttäuschungen und ein trauriges Ende finden werden.

Mannigfaltiges.

— Lord Jeffrey. Am 26. Januar d. J. starb zu Edinburg Francis Jeffrey, Richter des schottischen Court of Session, bekannter aber als Gründer der Edinburgh Review. „Unter den Denkern und Beförderern der Intelligenz, deren sich unser Land zu rühmen hat", bemerkt ein englisches Blatt, „nimmt keiner einen höheren Rang ein, als Francis Jeffrey. Und wer war Jeffrey? Der Gründer einer Zeitschrift, ein anonymer Kritiker, der Urheber einer liberalen und daher anfangs verschrieenen Partei. Er war der Leiter einer großen, obwohl langsamen moralischen Revolution. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts waren England und die Engländer mit einer so dichten und undurchdringlichen Rinde torystischer Vorurtheile überzogen, daß jeder liberale Gedanke davon abprallte. Es gab damals keinen merklichen Unterschied zwischen der politischen Temperatur von London und der von St. Petersburg. Französische Exzesse und Erfolge hatten einen so gründlichen Schrecken eingeflößt, daß man jede freisinnige Idee, als eines gallischen Ursprungs verdächtig, zurückstieß. In einer solchen Zeit versammelten sich in Edinburg, einem der Hauptquartiere des Torysmus, einige kühne Geister, um eine Agitation zu beginnen, oder vielmehr um Gedanken wieder aufzufrischen, die seit manchem Jahre geschlummert hatten. Eine Zeitschrift, die sie begründeten, nahm ihre anfangs schwachen Ergüsse auf, die aber allmälig kräftiger und gediegener wurden, bis die Edinburgh Review, welche mit der Stimme eines Kindes begonnen hatte, das ganze Reich mit ihrem männlichen Tone, ihren scharfsinnigen Untersuchungen, ihrem mächtigen Interesse anfüllte. Ihre Geschichte ist die eines langen Kreuzzuges, auf dem sie alljährlich Siege errang, Schritt für Schritt vorrückte und immer größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann, bis die liberalen Ideen zu einer Fluth anschwollen, welche die Reform von 1830 bewirkte. Hiermit endete auch der Kreuzzug der Edinburgh Review, indem ihre Freunde, die Whigs, ans Ruder kamen und die Aufgabe, das Volk zu belehren und anzuregen, auf neue Parteien und neue Schulen überging. Die Wirksamkeit Jeffrey's erstreckte sich daher nicht viel über 1830 hinaus, obgleich wir erst heute den Schluß seiner irdischen Laufbahn zu melden haben."

— Felix Mendelssohn's Briefe. Im Londoner Athenaeum vom 26. Januar liest man: „Auf Ersuchen der Testaments-Exekutoren und der nachgelassenen Familie des Dr. Mendelssohn-Bartholdy machen wir hierdurch den Wunsch derselben bekannt, die Briefe des Verstorbenen zu sammeln, um in einer künftigen Zeit als Materialien zu einer authentischen Erinnerungsschrift an ihn zu dienen. Es darf wohl gehofft werden, daß diese Anzeige — die einen formellen Charakter hat — jeder anderweitigen Veröffentlichung solcher Briefe vorbeugen und viele Freunde von Dr. Mendelssohn in England veranlassen werde, Abschriften der Briefe, die etwa in ihrem Besitze sind, an eines der Mitglieder seiner Familie zu senden, und können solche Mittheilungen an des Verstorbenen Bruder, Herrn Paul Mendelssohn-Bartholdy,*) adressirt werden."

— Literarische Fälschungen in England. In demselben Blatte des Athenaeum reklamirt Herr W. R. Wilde in Dublin, Verfasser eines im Jahre 1843 erschienenen Buches über Oesterreich (Austria, its literary, scientific and medical institutions), gegen ein unverschämtes Plagiat, das sich ein Herr Edward P. Thompson gegen dieses Werk gestattete, indem er kürzlich unter dem Titel „Austria" ein anderes Buch (bei Smith, Elder u. Comp. in London) herausgegeben, in welchem ganze Kapitel, Wort für Wort, sammt den statistischen Nachweisen, die sich Herr Wilde in Wien zu verschaffen gewußt hatte, nachgedruckt sind, ohne daß des Letzteren auch nur gedacht ist. Merkwürdig, daß dergleichen Fälle jetzt in England so häufig vorkommen; wir haben ganz kürzlich erst eines ähnlichen Falles in Bezug auf die Geschichte des Gebetbuches der anglikanischen Kirche erwähnt. In einem Lande, wo Wechsel- und Banknoten-Fälschungen so streng bestraft werden, sollten doch literarische Fälschungen nicht minder verpönt seyn.

— Nachdrucke in England und Nord-Amerika. Ein im Juni v. J. von dem englischen Schatzkammergericht (Court of Exchequer) abgegebenes Erkenntniß, „wonach Ausländer im Vereinigten Königreiche keine literarischen Eigenthumsrechte beanspruchen können",**) hat zur Folge gehabt, daß das kürzlich bei Murray erschienene „Leben Oliver Goldsmith's" von Washington Irving (Pr. 8 Shill.) bald darauf von zwei Seiten nachgedruckt wurde, und zwar zuerst in einer Ausgabe für 2½ Shill. und dann in einer anderen für einen Shilling (10 Sgr.), also noch viel wohlfeiler, als die der deutschen Typographie nicht sehr zur Ehre gereichenden Augenverderb-Ausgaben des Herrn Tauchnitz in Leipzig. Bisher hatten sich die nord-amerikanischen Schriftsteller in England in ihrem literarischen Eigenthumsrechte vollkommen geschützt gehalten, obwohl ein solches für Engländer in den Vereinigten Staaten niemals existirt hat und dort alle Werke englischer Autoren sofort nachgedruckt werden. Nach jener Entscheidung des Schatzkammergerichts und nach dem Vorgange des wohlfeilen Nachdrucks eines in Amerika so populären Schriftstellers, wie Washington Irving, dürfte man wohl auch nun dort endlich die Nothwendigkeit der Abschließung von internationalen Verträgen gegen den Nachdruck erkennen.

*) in Berlin, was das Athenaeum vergessen hat, hinzuzufügen. D. R.

**) Eine Ausnahme bilden natürlich die Angehörigen solcher Länder, mit welchen besondere Verträge in dieser Hinsicht bestehen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 9. Februar 1850.

Jeannette de Haza.

In der Behausung des allen Naturforschern wohlbekannten Salinendirektors von Charpentier zu Bevieux im Kanton Waadt starb im Sommer des vorigen Jahres **Heinrich Paris**, der unter diesem Namen zuerst durch ein 1838 erschienenes Schriftchen: „Erste Eindrücke eines Laien auf der ersten Leipziger Kunstausstellung im Herbst 1837", Aufsehen erregte, hierauf 1842 in Paris ein mit dem gründlichsten Fleiße gearbeitetes Lehrgebäude der französischen Sprache unter dem Titel: „Tablettes grammaticales",*) mit einer eleganten Widmung an die Herzogin von Orleans herausgab, welche in der Revue suisse an Alexander Vinet einen günstigen Beurtheiler fanden, 1844 in Straßburg „Éphémères rhénanes" erscheinen ließ, im nämlichen Jahr auch ein deutsches, „Großmütterlein" betiteltes Gedicht. Der Ertrag der zwei letztgenannten Schriften sollte nach des Verfassers Absicht theilweise zur Stiftung eines Reise-Stipendiums für die höhere Ausbildung einer unvermählten, bereits bewährten **deutschen Lehrerin** in den Fächern des wissenschaftlichen und Sprachunterrichts, der Musik oder der bildenden Künste (mit Ausschluß des Theaters) verwendet werden und, wenn der Versuch gelänge, die Preisempfängerin ihn zum Gedächtniß von Goethe's Studienjahre in Straßburg, und zwar am Jahrestage seines Weimarschen Jubiläums, aus der Hand des dortigen Maire erhalten.

Wir sagten: Heinrich Paris; in Wahrheit aber war der Verfasser eine **Dame**, eine **Polin**, aus dem Großherzogthume Posen stammend, Fräulein **Jeannette v. Haza**. Nach dem Tode ihres Vaters, an welchem sie mit großer Zärtlichkeit hing, hatte sie ihre Heimat verlassen und sich nach Dresden gewandt, wo sie eine ziemliche Reihe von Jahren verweilte und gewiß noch in vieler Notabeln Andenken fortlebt; wir nennen unter ihnen den trefflichen F. W. Tittmann. Ihre Mutter ging eine zweite Ehe ein mit dem bekannten **Adam Müller**, österreichischem Generalkonsul in Sachsen. Wir entsinnen uns weder, zu welcher Zeit Fräulein v. Haza nach Sachsen kam, noch in welchem Jahre sie Dresden verließ, um in Paris ihren Aufenthalt zu nehmen. In der kostspieligen und schwelgerischen Hauptstadt blieb sie, bei nur spärlich zufließenden Subsistenzmitteln, nur durch ihre Einfachheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit gegen eigentlichen Mangel geschützt. Die Bestimmtheit, womit sie sich allerwärts zu bewegen wußte und aufzutreten pflegte, bewahrte sie im Verkehr mit Personen der niederen Stände vor einer Menge von Unannehmlichkeiten, welchen schutzlose Frauen so leicht auf Reisen und in der Fremde ausgesetzt sind, verschaffte, gepaart mit Welterfahrung und seltener Klarheit, Frische und Gediegenheit der Rede, ihr schnellen Eingang und Anerkennung im Umgang mit den höheren Ständen. Reiche Lebenserfahrungen hatten ihren Sinn und Blick männlich gebildet, auf das Ernste, Praktische, wesentlich Nützende hingerichtet, wenn es auch für ihre Umstände oft nicht das Nützlichste war. In Dresden hatte man ihr angerathen, dem lukrativen Geschäfte des Novellen- und Romanschreibers obzuliegen; sie dagegen zog vor, ihre Kraft und Muße dem Ernst der Wissenschaften zu widmen und in diesen das ihr Mögliche zu leisten. Den „Éphémères" gab sie das Motto: „Ohne Rast, doch ohne Hast!" Es war der Wahlspruch, den sie auch sich und ihrem Streben gesetzt hatte. Das Büchlein erwuchs aus einem Herzensbedürfniß, wie denn offenbar ist, daß Henri Paris darin sein eigenes Geschick, seine eigene Geistesrichtung vor Augen hat — besonders in der zweiten Abtheilung, wo von den femmes célibataires gehandelt wird, den alten Jungfrauen, unfreiwilligen und freiwilligen, denen die Natur entweder einen zu männlichen Geist verliehen hat, um sich fremdem Willen unterzuordnen, oder ein männliches Talent, das nur den Eingebungen des Genies folgen mag, oder ein weites Herz, das im Ueben von Wohlthun Bedingniß, nur darin Befriedigung findet. Mit dem höher begabten und strebsamen Theile derselben gehe der Welt manche schöne Kraft ungenützt verloren. Die alten Jungfern seyen der eigentliche Kitt, um die verschiedenen Theile des sozialen Gebäudes unter sich zu verbinden; man solle auch in protestantischen Landen zu ihrer Unterbringung und Verwendung Klöster errichten (die Verfasserin selbst war evangelisch); man solle überhaupt alles Mögliche thun, um diese Verlassenen, je nach Begabung, nützlich für die Welt zu machen. Was sie ihrerseits hierzu beizutragen gedachte, ist aus dem Obigen ersichtlich, und es war für sie ein erhebender Gedanke, durch die Ausführung ihrer Idee dem großen Dichter, mit dessen Familie sie in dauerndem Verkehre stand, noch im Grabe eine Huldigung darbringen zu können.

In der ersten Abtheilung der „Éphémères" bringt sie die Emancipation der Frau zur Sprache: aber diese Emancipation ist etwas himmelweit von dem Verschiedenes, was die Uebespannten ihres Geschlechtes heutzutage darunter verstehen. Was sie damit meint, ist vielmehr Nicht-Emancipation. Die Bekanntschaft mit den Anhängerinnen des St. Simonismus brachte sie darauf, zu erklären, daß, wie überhaupt ein Jeder, was er ist, dieses ganz seyn soll, so auch das Weib, welches sich in die Ehe begiebt, seinem Manne angehört und darum nicht zugleich der Oeffentlichkeit (à une cause publique) angehören darf, widrigenfalls es eine Art sittlichen Ehebruchs begeht und solche Doppelstellung zu einer falschen, lächerlichen, fast unmoralischen wird; daß die Hausfrau, welche bis in die Nacht bei der Nadel sitzt, ihres Mannes, ihrer Kinder Wäsche auszubessern, aller Ehren werth, die Dame dagegen, die auf Bällen prunkt und darüber ihre häuslichen Pflichten verabsäumt, nur des Tadels werth sey. Anders die Unverehelichte, die sich der Gesammtheit zur Verfügung stellt und zu nützen berufen ist. Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen des Inhalts, die wir hier und da aus mündlicher Unterhaltung vervollständigten, um in Betreff der ferneren Schicksale der Verewigten das Erheblichste mitzutheilen.

Im Frühling 1844 kam Jeanne de Haza von Paris aus zum erstenmal in die Schweiz, wo sie aux Devens — so heißt Charpentier's reizende Wohnung oberhalb Bern — gastfreundliche Aufnahme fand. Zu jener Zeit machte ich ihre Bekanntschaft, und daran knüpft sich ein lebhafter, über zwei Jahre lang fortgesetzter Briefwechsel, der erst abgebrochen wurde, als ich die Ufer des Genfersees verließ und sie zur Uebersiedelung nach England sich anschickte. Sie brachte im genannten Jahr auch längere Zeit in Genf, Aarau und Zürich, hier meines Erinnerns bei dem bekannten Wilhelm Schulz, zu.

Verleidet wurde ihr der längere Aufenthalt in der Schweiz durch die steigende Parteienwuth, welche im nächstfolgenden März (1845) die radikale Faction zu dem berüchtigten Freischaarenzuge gegen Luzern trieb. Nach Paris zurückgekehrt, trug sie sich von jetzt an mit dem Plane, ihr pädagogisches Talent in England geltend zu machen. Bevor es jedoch zu dessen Ausführung kam, brach der Aufstand in Galizien aus. Nicht genug, daß hartnäckiges Augenleiden sie damals zu fast unerträglicher Unthätigkeit verurtheilte, wurde ihre Gesundheit durch die polnischen Hiobsposten dermaßen erschüttert, daß sie auf ein langes Krankenlager sank. Sie suchte Genesung in Versailles. Von hier schrieb sie im Mai 1846: „Bis Mitte Juni bin ich in Versailles installirt, da meine Nerven so herunter sind, daß sie einer Restauration bedürfen, bevor ich die Kanalpartie unternehme. Sie können sich denken, wie mich die polnischen Angelegenheiten mitgenommen haben und noch mitnehmen. Solche Dinge im neunzehnten Jahrhundert!*) Ich habe ein permanentes Fieber davon. Nicht einen Namen lese ich der Opfer, der mir nicht eine Jugenderinnerung zurückriefe. Und nun denken Sie, daß meine Familie mitten in dem Gräuel wohnt, mein bischen Habe dort befindlich, meine letzte natürliche Retraite sich dahin richten muß, so können Sie sich meine Stimmung denken. Daß bei diesem Seufzen und Ziegelregiment an Realisirung meiner Ideen nicht mehr zu denken ist und von Goethestiftung und all dergleichen **civilisirten** Projekten nicht mehr die Rede seyn kann, begreifen Sie; also ich habe alle die um Verzeihung zu bitten, die ich mit „Éphémères" und „Großmütterlein" brandschatzte, und muß mich damit trösten, daß sie wenigstens keine Schartele kauften. Werden wir nicht bis 28. August 1849 Alle massakrirt (was par le temps qui court gar nicht außer dem Reich der Möglichkeit liegt), so habe ich doch immer 300 Fr. aus dem Büchlein zusammengeläppert, die man alsdann dem „kleinen Wolfgang" zu Ehren irgend einer „Kleinen" zutheilen kann. Da aber jetzt **alle** deutschen Kunstakademieen in Nazarenerhänden sind, so ist noch die Frage, ob es — erlaubt seyn wird. Gott besser's!"

In England fand sie nicht, was sie suchte, und ihr Aufenthalt daselbst kann nur von kurzer Dauer gewesen seyn. Wir sind seitdem fast ohne alle Kunde von ihr geblieben, bis uns in diesen Tagen ein vorjähriges Blatt aus dem Kanton Waadt zu Gesichte kömmt, worin es kurzweg heißt: Mlle. Jeanne de Haza, originaire de Vienne (sic), décédée aux Devens. So also hatte sie, als nun auch Frankreich, Paris und ihre vieljährige Wohnung auf dem Magdalenenplatze ihr verleidet waren, bei Herrn von Charpentier ihre letzte Frei- und Ruhestatt gefunden. Wir sind in diesem Augenblick außer Stande, zu sagen, ob sie am 28. August 1849 sich noch unter den Lebenden befand. E. K—r.

*) Analyse généalogique des principes de la grammaire française. Atlas de 16 tableaux avec texte explicatif et modèle d'exercices.

*) Und doch war es nur ein Präludium zu den Dingen, die da kommen sollten.

Frankreich.

Die mittleren Klaſſen in England und die Bourgeoiſie in Frankreich.

(Von Riſard.)

VII.

Hat die franzöſiſche Bourgeoiſie den mittleren Klaſſen Englands in irgend etwas nachzuahmen? Iſt eine ſolche Nachahmung möglich und ehrenvoll?

Es handelt ſich hier durchaus nicht darum, zu verlangen, ja, nicht einmal zu hoffen, daß wir, da wir weder die Vortheile der Abgeſchloſſenheit, wie die Engländer, noch auch die Fülle ihrer äußeren Unabhängigkeit genießen, jene ausſchließliche und ruhige Achtſamkeit auf uns ſelbſt haben ſollten, welche ihnen die allgemeinen Bedürfniſſe ihres Landes nachweiſt und den Zeitpunkt der nöthigen Vorſorge angiebt, welche ihnen ferner erlaubt, den Fortſchritt ohne Ungeduld abzuwarten und ohne Erſchütterung ins Werk zu ſetzen, und welche ſie endlich zwar ſehr ſcharf, aber auch völlig unparteiiſch über das Benehmen ihrer Regierung urtheilen läßt. Iſt es denn aber nicht möglich, daß eine begabte Nation, wie die unſere, ſich durch Einſicht und Ueberlegung die Eigenſchaften, die ſie nicht beſitzt, aneigne oder wenigſtens die, welche ſie hat, vervollkommne? Giebt es denn nicht auch für die Völker, wie für die Individuen, eine Bildung, eine Erziehung durch die Zeit und die Erfahrung, welche die ſchlechten Neigungen verbeſſert und die guten entwickelt und befeſtigt?

England giebt uns ſelbſt ein Beiſpiel von dem, was die Erziehung vermag, um die Inſtinkte neu zu beleben und ſie den anderen Eigenſchaften eines Volkes anzureihen. Ich glaube, England keineswegs zu verleumden, wenn ich behaupte, man liebe daſelbſt die Künſte nur mittelmäßig. Man braucht nur London zu beſuchen, um ſich davon zu überzeugen. Es fehlt England durchaus nicht an ausgezeichneten Künſtlern; ſie ſind es aber in geringerem Grade, als ſeine Induſtriemänner und Politiker auf ihrem Felde. Dennoch weiß der Engländer, daß es für eine große Nation ruhmvoll iſt, die Künſte zu lieben. Auch geſchieht in dieſem Lande Vieles, um den Geſchmack zu wecken, und man bringt nicht unbedeutende Opfer. Es iſt nicht ohne Beiſpiel, daß ein engliſcher Bourgeois auch noch anderen Ortes Muſik hört, als im Theater der Königin oder im Konzert, wo die Aufmerkſamkeit eine öffentliche Pflicht iſt. Wer weiß, ob nicht die Ueberzeugung, daß ein civiliſirtes Volk Muſik verſtehen muß, auch die Engländer dahin bringen wird, daran beſonderes Wohlgefallen zu empfinden, oder in dieſer Kunſt etwas Hervorragendes zu leiſten? Die Mode führt zuweilen zum wirklichen Geſchmack und Verſtändniß. Allerdings übt das Klima, der Erdſtrich, welchen ein Volk bewohnt, eine große Macht aus; aber ſelbſt Montesquieu, der dem Klima in den Geſetzen und Sitten ſo ſehr Rechnung getragen, hat nie die Macht deſſelben über die der Vernunft geſtellt. Eine gewiſſe Nation hätte ſonſt die beſte Entſchuldigung, zu ſagen: Was kann ich für meine Veränderlichkeit! klaget das Klima an; kein Barometer weiſt ſtets auf gutes Wetter!

Vor etwa zwei Jahren hielten viele Franzoſen ihr Vaterland für fähig, die conſtitutionelle Regierung Englands ſich nach und nach ganz und gar anzueignen. Sie waren der Meinung, die politiſche Erfindung beſtehe weniger darin, immer neue Verfaſſungs-Entwürfe auszuarbeiten und wieder dem Untergange preiszugeben, als vielmehr darin, anderen politiſchen Geſellſchaften ihre Vortheile abzuſehen und in die Heimat zu verpflanzen; ſie glaubten ferner, eine ſolche Nachahmung ſey weder ein Charakterwechſel, noch eine Erniedrigung für ein Volk, ſondern vielleicht nur ein Sieg ſeines Verſtandes über ſein Temperament. Sie haben ſich gewaltig getäuſcht!

Die Ereigniſſe bewieſen ſogleich, daß wir dem Lande Utopien angehören. Ja, wir träumten; aber wir träumten die Ordnung durch die Freiheit, die Freiheit durch die Achtung vor der Freiheit des Anderen und durch den mäßigen Gebrauch aller nöthigen Rechte, den Fortſchritt durch die Erörterung und friedliche Verhandlung und Ausgleichung; wir träumten ein friedliches Zeitalter. Wir ſind erwacht, wie ſchon oft. Der Begriff der conſtitutionellen Regierung ſchwebte eines Tages ſchon einmal der Seele des Tacitus vor: er begrüßte ihn im Vorüberfluge mit Wehmuth und wandte ſeinen Blick hinweg, wie von Etwas, was zu ſchön ſey, um Exiſtenz zu gewinnen. „Eine republikaniſche Form", ſagt er traurig, „gebildet aus der Wahl und Vereinigung der drei Prinzipe, nämlich des monarchiſchen, ariſtokratiſchen und volksthümlichen, iſt leichter zu loben, als zu realiſiren; oder würde, wenn realiſirt, keine lange Dauer haben" (Tac. Ann. IV. 33). Wir, glücklicher, als Tacitus, haben ſie verwirklicht geſehen und hielten ſie für dauerhaft.

Wenn das Ereigniß, welches uns ſo rauh erweckte, nur eine leere und eitle Form zertrümmert hat, ſo werden wir uns darüber tröſten; wir werden aber, was man auch an die Stelle der Monarchie ſetzen mag, nie die den freien Ländern verheißenen Güter erlangen, wenn wir uns nicht den politiſchen Geiſt unſerer Nachbarn aneignen. In der Republik, wie in der Monarchie, kann die Freiheit nur durch ſich ſelbſt geſchützt werden, und es giebt, wir wiederholen es noch einmal, keine Freiheit ohne Gehorſam und ohne den Geiſt der Aufopferung. Erheben wir uns daher zu dem Entſchluß, unſere richtige Erkenntniß in der Wirklichkeit zur Geltung zu bringen. Der Gehorſam ſteht den freien Völkern ſo wohl! Plato nennt ihn irgendwo die Tugend der edlen Herzen. Geben iſt die Tugend, welche unmittelbar darauf folgt. Seyen wir tüchtig im Gehorſam und im Geben, aber raſch ans Werk.

Unſere Pflicht gegen die Geringen leidet namentlich keinen Aufſchub. Frankreich bringt den arbeitenden Klaſſen ungeheure Opfer, und wir thun es mit franzöſiſcher Grazie, was übrigens gar nichts ſchadet; aber wir können dennoch mehr thun oder wenigſtens dem, was wir thun, größere Wirkſamkeit verleihen. Die engliſche Wohlthätigkeit iſt vielleicht weniger liebenswürdig; ſie hat oft mehr das Anſehen einer äußerlichen Handlung, als das einer tiefen Herzensregung; aber ſie iſt weit wirkſamer. Es iſt übrigens ein großer Unterſchied zwiſchen der individuellen Wohlthätigkeit und der zur Inſtitution gewordenen Wohlthätigkeit. Hier liegt der eigentliche Schwerpunkt. Die Advokaten der arbeitenden Klaſſen haben uns ihn gezeigt; ſie haben ſich nicht an unſer Herz gewendet; ſie wollen nur unſer Geld und die brutale Hand des Staates, um es zu nehmen und zu vertheilen. Ueber ihre Mittel hat man bereits gerichtet; das Prinzip der Wohlthätigkeit jedoch, als einer öffentlichen Pflicht, behält auch ferner ſeine Geltung.

Die Wohlthätigkeit wird durch Aſſociation öffentlich werden. Wenn die Hülfe direkt von den Gebern kömmt, ohne erſt durch die Hände des Staates zu gehen, wird ſie viel brüderlicher ſeyn. Warten wir nicht erſt auf das Geſetz; das Geſetz würde das, was wir gegeben hätten, in Empfang nehmen und uns das Bewußtſeyn und Verdienſt des Opfers entziehen. Giebt es nicht noch genug zu thun? Kann man nicht Anſtalten gründen, nicht den Gemeinden Vorſchüſſe ohne Zinſen leihen und Geſchenke geben, um in Zeiten des Bedürfniſſes Arbeit zu ſchaffen, nicht Kaſſen ſtiften, in die wir ſelbſt zuerſt einen bedeutenden Fonds legten, um dadurch die Erſparniſſe des Arbeiters anzulocken? Sollte es da, wo ſo viel zu geben iſt, an Mitteln fehlen? Bedenken wir, wenn wir frei bleiben wollen, daß dieſe Frage um die Geringen, die arbeitenden Klaſſen u. ſ. w. die Anarchie oder den Deſpotismus in ſich ſchließt! Ich weiß, daß auf geſchichtliche Analogieen nicht Alles zu geben iſt; aber wie kann man ohne Beunruhigung in demſelben Tacitus leſen, daß das, was das Volk für den Deſpotismus des Auguſtus gewann, was es dem Tiberius gehorchen machte, was es für Nero begeiſterte, nichts Anderes war, als die Sorge dieſer Fürſten für ſeinen Unterhalt, die ſogenannte annonae cura? Der Deſpotismus der Kaiſer ging aus der Frage über die Subſiſtenz des Volkes hervor. Ohne Zweifel ſind wir mehr werth, als die Römer, und unſere Arbeiter möchten ſchwerlich, ſelbſt nicht um Brod, die Freiheiten ihres Landes verkaufen; nehmen wir uns indeß wohl in Acht, daß unſere Fehler nicht irgend ein neues Ehrgeizgelüſt, welches dem Volke dieſen Kauf vielleicht anbieten könnte, erwecken und rechtfertigen. Hat die Freiheit immer nur Tibere und Neronen zu fürchten?

England.

Ebeneſer Elliott's Autobiographie.

(Fortſetzung.)

Wenn ich auf die Tage eines wüthenden Torysmus, welche ich durchgemacht habe, zurückblicke und das damals faſt allgemeine Streben erwäge, die beſtehenden Gewalten in ihren ärgſten Mißgriffen zu verehren: ſo bin ich erſtaunt, daß ein nervenſchwacher Menſch, deſſen erſchreckte Einbildungskraft im Knaben- und Jünglingsalter mit Leichengeſichtern einſchlief, deſſen erſte Empfindung, wenn er ſich erhebt, um eine öffentliche Verſammlung anzureden, die iſt, daß die Kniee unter ihm wanken, im Stande geweſen iſt, ſeine politiſche Integrität zu bewahren, ohne einen Glaubensartikel ſeines furchtloſen Vaters abzuſchwören. Aber ſelbſt in jenen Tagen war ich, wie mich dünkt, ein Freihändler — obwohl ich es nicht wußte. So barbariſch waren einige der damals im Namen des Geſetzes geſchehenen Handlungen, und ſo ſchmerzlich war der Eindruck, den ſie auf mich hervorbrachten, daß ich gewiß, als ich etwa ſechzehn Jahre alt war, wenn ich die dazu nöthigen Fonds beſeſſen hätte, nach den Vereinigten Staaten ausgewandert wäre; auch wäre ich, wie ich fürchte, nicht ſehr gewiſſenhaft in meiner Auswahl der erforderlichen Mittel geweſen — ſo vollſtändig hatte die Auswanderungsidee von mir Beſitz genommen, ſo leidenſchaftlich hatte ſie mein Gemüth erfaßt, und ſo poetiſch hatte ich mit ihr Robinſon Cruſoe's Vorſtellungen von Unabhängigkeit und Iſolirung verknüpft. Es iſt wohl erlaubt, wegen nicht begangener Sünden zu erröthen, und ich ſchaudere noch jetzt, nachdem ich fünfundvierzig Jahre älter geworden, ſo oft ich zufällig einem Nützlichkeitskrämer begegne, der zu mir ſagt, „der Zweck heiligt das Mittel" — eine falſche Lehre und ein fataler Glaube, der ſo manchen unſerer Mitbrüder und Schweſtern, die einſt unbefleckt waren wie die Engel, zum Fall gebracht hat. O, denkt hieran, Ihr Verführten und Ihr Verführer, ſelbſt wenn Ihr Obrigkeiten ſeyd! Laßt Niemand glauben, daß Gutes, durch Böſes erreicht, etwas Anderes als Böſes ſeyn könne! — Ich muß indeß von dieſen Abſchweifungen zurückkehren.

Mein neuntes Jahr bildete eine Aera in meinem Leben. Mein Vater hatte damals für meinen Onkel in Thurleſtone eine große, etliche Tonnen ſchwere Pfanne gegoſſen, und ich nahm mir vor, ohne meine Aeltern mit meinem Vorhaben bekannt zu machen, mich in derſelben dorthin zu begeben. Ein Rollwagen nebſt einigen Leuten wurde danach geſchickt, und gegen Sonnenuntergang kroch ich unbemerkt hinein, mich unter etwas Heu, das darin lag, verſteckend. Die Reiſe ging vor ſich. Ich habe es nicht vergeſſen, wie oft ich mich durch das Feierliche der Nacht und ihrer Sternſchnuppen angeregt fühlte, bis ich in Thurleſtone, gegen vier Uhr Morgens, ankam. Es iſt merkwürdig, daß mir in meinem ſpäteren Leben niemals ein Plan glückte, welchen ich nicht in ähnlicher Weiſe ausführte. Frage ich um Rath, ſo kömmt der Plan entweder niemals zur Ausführung, oder er gelingt nicht. Ich war noch nicht lange in Thurleſtone geweſen, als ich mich wieder nach Hauſe ſehnte — denn mein Herz war bei meiner Mutter. Hätte ich meinen Weg zurückfinden können, ſo würde ich gewiß zurückgekehrt ſeyn; und meine Unfähigkeit hierzu (wenngleich etwas dadurch entſchuldigt, daß ich in der Nacht gekommen war) beweiſt,

wie mich dünkt, daß ich wirklich ein sehr stumpfsinniges Kind gewesen seyn muß. Mein Onkel schickte mich in die Penistoner Schule, wo ich einige wenige Fortschritte machte. Sobald ich aus der Schule nach Hause kam, brachte ich meine Abende damit zu, vom Hintertheil des Gebäudes aus nach Hopland Swaine zu blicken, denn ich hatte entdeckt, daß Masbro' über jenes Dorf hinaus liege, und so oft sich die Sonne zum Untergange neigte, hatte ich das Gefühl, als ob mir ein schweres Unrecht zugefügt wäre. Endlich, nach etwa anderthalb Jahren, kam mein Vater nach mir — und so endete mein erster Ausflug in die große Welt. Ist es nicht seltsam, daß ein Mann, der von seiner Kindheit an vom Besuche fremder Länder geträumt hat und noch immer in einem Alter von sechzig Jahren den Niagarafall zu sehen gedenkt, sich niemals zwanzig Meilen von Englands Gränzen entfernt hat und jetzt zum erstenmal die ländlichen Schönheiten von Cumberland, Wales und Schottland erblicken soll?

Nach meiner Rückkehr aus dem Lande der großen Pfanne wurde ich wieder in die Hollisschule geschickt, wo ich, nach meiner Gewohnheit in allen Fällen, die kürzesten Wege zu meinem Ziele wählte — und der leichteste Weg, meine Summen addirt zu bekommen, war der, es durch John Roß für mich thun zu lassen. Diese Praxis, in ihren Folgen, erhöhte nicht wenig meinen Ruf der Geistesschwäche im väterlichen Hause. Doch ist mir der Eindruck geblieben, von meinen Schulkameraden bewundert worden zu seyn — weshalb? kann ich nicht sagen; denn ich balgte mich nie, und sie müssen mich wohl im Verdacht gehabt haben, in gelehrten Dingen nicht sehr bewandert zu seyn. Ich sage, ich balgte mich nie — und doch holte mich mein Bruder Giles, wenn er in Gefahr war, stets heraus, um ihn zu schützen. — Nachdem ich bis zur Regel-de-tri gekommen war, ohne zuvor addiren, subtrahiren, multipliziren und dividiren gelernt zu haben, wurde ich von meinen verzweifelnden Aeltern in die Schule zu Dalton, zwei Meilen von Masbro', geschickt, und ich sehe in diesem Augenblick so lebhaft, als ob beinahe funfzig Jahre nicht an mir vorübergegangen wären, den Eisvogel am Don entlang schießen, als ich auf dem Schulwege, mein Mittagbrod vier Stunden vor Mittagszeit verzehrend, über die Aldwarker Wiesen wanderte. Aber, o Jammer, zu lesen, ohne buchstabiren gelernt zu haben. Des Lehrers Name war Brunskill — eines der besten lebenden Geschöpfe — eine Art von trübseligem, halbverhungertem Engel ohne Flügel, und ich habe Stunden lang, während mir Thränen über die Backen liefen, neben seinem Pult gestanden, gänzlich unfähig, auch nur eine richtige Zahl niederzuschreiben. Ich zweifle, ob er jemals argwöhnte, daß mir die ersten Regeln fremd waren. Ich wußte es wirklich nicht, daß sie nothwendig wären, und hielt einen Jungen, der die gewöhnlichen Brüche addiren konnte, beinahe für einen Zauberer. Die Schule fürchtend, entfernte ich mich während der Sommermonate des zweiten Jahres heimlich von dannen und trieb mich in der Gegend von Dalton oder im Thrybergher Park umher, wo ich Entennier stahl, die ich irrthümlich für die Eier von wilden Vögeln hielt. Man brachte mich zu Mrs. Finch, als sie aber sah, was ich für ein Einfaltspinsel sey, ließ sie mich mit einem Verweise laufen.

Man wolle ja nicht glauben, daß dies glückliche Tage waren. Ich war äußerst elend. Ich zitterte, wenn ich der Heimat nahe kam, denn ich wußte nicht, wie ich die Fragen beantworten sollte, die, wie ich fürchtete, der Vater an mich richten würde. Bisweilen wich ich ihnen aus, indem ich mich ohne Abendbrod zu Bett schlich, was einem Knaben, der dafür sorgte, sein Mittagbrod bald nach dem Frühstück zu verzehren, nicht zusagen konnte. Ich war indeß nicht im Stande, meinen Vater an der Entdeckung zu hindern, daß ich nichts lerne als vagabundiren — oder an dem Argwohn, daß meine langsamen Fortschritte mehr vom Nichtsthun als vom Mangel an Fähigkeit zum Lernen herrührten. Er ließ mich zur Strafe in der Gießerei arbeiten. Allein das Arbeiten in der Gießerei, weit entfernt, eine Strafe für mich zu seyn, befreite mich vielmehr von dem Gefühl der Erniedrigung, das mich so lange gebeugt hatte, denn es fand sich hier, daß ich nicht weniger geschickt sey, als andere Anfänger. Hierzu war ein ausreichender Grund vorhanden. Ich war nämlich von meiner Kindheit an mit den Prozeduren der Fabrik vertraut und ein genauer, wenngleich stiller Beobachter derselben gewesen. Der Erfolg seines Experiments beunruhigte den Experimentator — und er hatte guten Grund zur Beunruhigung; denn es zeigte sich bald, daß ich in der Schenke meine Rolle mit den besten Kunden um die Wette spielen konnte. Doch fand ich nie rechten Geschmack an der rohen Gesellschaft und den groben Genüssen des Wirthshauses. Meine Gedanken wanderten beständig nach den Kanalufern und meinen kleinen Schiffen, und — ich weiß nicht, warum, aber — ich baute stets meine Festungen, ja, auch meine Lustschlösser da, wo die Blumen am schönsten waren. Das „gelbe Liebfrauen-Bettstroh"*) (ich kannte damals nicht ihren Namen) war meine besondere Favoritin, und die Kanalufer waren damit vergoldet. Um diese Zeit bekam ich starke religiöse Eindrücke, und wenn Gottesdienst war, fehlte ich selten in der Kapelle des Predigers Allard — ein Charakter, der zu Walter Scott's Schilderung von Dominie Sampson gesessen haben mochte. Aber bisweilen ging ich auch in die Masbroer Kapelle, um den Prediger Groves zu hören, einen der beredtesten und würdigsten Männer, den aber mein Vater (welcher ein Haupthasser war) wegen irgend eines Nichts in der Disziplin oder Lehre haßte. Ich war eines Sonntags auf dem Wege, glaube ich, ihn zu hören, als ich bei meiner Tante Robinson einsprach — einer Witwe mit drei Kindern und etwa dreißig Pfund Sterl. jährlicher Einkünfte, wovon sie (Gott weiß, wie!) anständig zu leben und ihren zwei Söhnen eine Erziehung zu geben verstand, welche sie endlich beide zu Gentlemen machte. Ich dachte, sie würde mich kalt aufnehmen. Sie wußte nicht, dünkt mich, daß ich eine oder zwei Nächte zuvor benebelt gewesen war; aber ich war reuigen Herzens. Nach kurzem Stillschweigen stand sie auf und legte eine Anzahl Hefte von Sowerby's englischer Botanik vor, welche ihr Sohn Benjamin, damals bei Dr. Stainforth in Sheffield in der Lehre, monatlich kaufte. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen die schönen Kupferstiche auf mich machten. Ich betastete das Bild der Schlüsselblume, halb überzeugt, daß das Mehlichte auf den Blättern natürlich sey. Als sie mir das Buch wegnahm, fühlte ich mich unangenehm betroffen; allein sie nahm es nur fort, um mir zu zeigen, wie man die Figuren, indem sie ans Licht gehalten werden, auf ein dünnes Stück Papier zeichnen könne. Als ich fand, daß ich auf diese Art in den Stand gesetzt würde, korrekt zu zeichnen, wurde ich auf einmal über die Gäste des Wirthshauses wenigstens um einen Fuß an innerer Größe erhoben. Zuerst gab ich mir Mühe, eine Kopie von der Schlüsselblume zu machen, unter welche ich (stets ein Freund schöner Worte) ihren lateinischen Namen, Primula veris vulgaris, schrieb. Von nun an ging ich, wenn ich zufällig eine Stunde Zeit ersparte, zu meiner Tante zeichnen. Doch sie hatte mir noch nicht den ganzen Reichthum ihres Benjamin gezeigt. Das nächste enthüllte Wunder war sein Buch mit getrockneten Pflanzen. Als Columbus die neue Welt entdeckte, war er kein größerer Mann, als ich in jenem Augenblick, denn kein Zweifel kreuzte meinen Sinn, daß die Entdeckung nicht die meine wäre, und kein Amerigo Vespucci bestritt mir die Ehre derselben. Aber (ach, über die Stärke meiner religiösen Eindrücke!) von nun an fragte Prediger Allard oft, warum Ebenezer sich nicht in der Kapelle sehen ließe, denn ich brachte meine Sonntage mit Sammeln von Blumen hin, um sie abzeichnen zu können. Ich fand damals, wie jetzt, keinen Geschmack an dem wissenschaftlichen Theil der Botanik, deren Classificationen mir wie Vorbereitungen erschienen, Blumen ins Gefängniß zu schicken. Ich fing indeß an, mich für einen Mann zu halten; etwas Geheimnißvolles verbreitete sich um mich her. Die Leute hielten mich mit meinen Pflanzen an und fragten, was für Krankheiten ich kuriren wolle. Ich dachte jedoch keineswegs daran, daß ich hiermit die Kunst der Poesie lernte, die ich damals haßte — namentlich Pope's, dessen Gedichte mir Kopfweh verursachten, wenn ich sie laut vortragen hörte. Meine Wanderungen machten mich indeß bald mit den Nachtigallen in Basingthorpe-Spring — wo sie noch jetzt, wie man mir erzählt, lieblich singen — und mit einer prächtigen grünen, etwa drei Fuß langen Schlange bekannt, die mich an den schönen Sonntagsmorgen, gegen zehn Uhr, am Ende von Primrose-Lane zu erwarten schien. Sie wurde so vertraut, daß sie sich bei meiner Annäherung nicht mehr aufrollte. Ich habe mich oft auf die Bank neben ihr gesetzt, und wenn ich gehen wollte, pflegte sie nur die Schuppen hinter ihrem Kopfe oder die Haut unter denselben zu heben — und sie glänzten in der Sonne wie Feuer. Ich weiß nicht, wie oft dieses schöne und harmlose Geschöpf Gottes in meinen Schriften vorgekommen seyn mag, ein Dutzendmal wenigstens; aber wo ich auch immer mit seinen Stammgenossen zusammentreffen mochte, stets gedachte ich des Bildes meiner ersten Schlangenliebe.

(Schluß folgt.)

*) Gallum verum L., gelbes oder wahres Labkraut.

Holland.

Die Katholiken in Holland.

Die Revue des deux Mondes bespricht in ihrem diesjährigen ersten Hefte mehrere kürzlich in Holland in französischer Sprache erschienene Schriften über die Beschwerden der niederländischen Katholiken. Letztere, welche zwei Zünftel der Bevölkerung des Königreichs bilden, beklagen sich über Zurücksetzung, namentlich in den Staatsämtern, die weder ihrer Wichtigkeit noch ihrer Zahl nach auf verhältnißmäßige Weise unter den Protestanten und Katholiken vertheilt seyn sollen. Die Letzteren, heißt es, seyen überall benachtheiligt, und zwar durch eine Coalition der Protestanten und der Nationalisten aller anderen Glaubensbekenntnisse, die zum Theil heimlich, zum Theil aber auch vor aller Welt Augen gegen den Katholizismus Partei mache. Wenigstens wird dies in einer in Amsterdam erschienenen „Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im Jahre 1798 bis auf unsere Zeit" behauptet. Hierauf sind zwei Erwiederungen erschienen, die eine etwas heftig und unter dem ironischen Titel: „Kritik einer Dichtung in Prosa, genannt Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden" (Arnheim, 1849) und die andere in ruhigerem Tone: „Briefe eines holländischen Protestanten an den Verfasser einer Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden." In der letztgedachten Schrift wird erklärt, daß, wenn die Katholiken in den verschiedenen Verwaltungszweigen nicht ihrer Zahl nach vertreten seyen, dies weniger der Parteilichkeit der Regierung, als dem Zustande des katholischen Theiles der Bevölkerung zuzuschreiben sey, welcher weit davon entfernt wäre, im richtigen Verhältnisse zu seiner Seelenzahl auch die intelligenten, wissenschaftlichen und finanziellen Kräfte des Landes in sich zu fassen. Bei dieser Erklärung haben sich inzwischen die Katholiken nicht beruhigt; vielmehr ist darauf, und zwar von einigen katholischen Mitgliedern der zweiten Kammer, entgegnet worden, daß auch diese Verkümmerung der intelligenten, wissenschaftlichen und finanziellen Kräfte des katholischen Theiles der Bevölkerung zum Theil ihren Grund in der Vernachlässigung und Zurücksetzung von Oben habe, wie denn auch das Beispiel Belgiens beweise, daß die dortigen, mit denen in den Niederlanden auf ganz gleicher Linie stehenden Katholiken, nachdem sie von der protestantischen Vormundschaft befreit worden, einen wahren Musterstaat herzustellen gewußt hätten.

Die Revue des deux Mondes findet sich nach dieser Darlegung des Sachverhältnisses zu folgenden versöhnlichen Betrachtungen veranlaßt: „Zu ande-

ren Zeiten hätten wir vielleicht an diesen Kämpfen, zu denen unser Land selbst das Beispiel gegeben, und die damals ganz harmlos schienen, ein lebhaftes Interesse genommen. Seitdem hat sich jedoch die Lage der Dinge geändert, und zwar für alle, große sowohl als kleinere Staaten, wo die alte europäische Gesellschaft durch die Ereignisse des Jahres 1848 erschüttert worden. Bald nach dem Ausbruche unserer Februar-Revolution empfand man bei uns die Nothwendigkeit der Einigung aller Kräfte, welche der Gesittung als Stützen dienen können. Unsere Philosophen sahen ein, daß sie die alten Vorurtheile gegen die Kirche aufgeben müßten; die Katholiken haben ihren Groll gegen Jene unterdrückt oder vertagt; beide Parteien haben sich bemüht, den Punkt aufzufinden, auf dem sie sich die Hände reichen konnten, während sie über das, was sie bis dahin getrennt hatte, einen Schleier warfen. Holland hat allerdings die Erdstöße nicht empfunden, welche die Gesellschaft in Frankreich erschüttert haben. Gleichwohl ist jenes glückliche Land nicht isolirt genug vom übrigen Europa, es liegt dem verwandten Deutschland zu nahe, als daß die verderblichen Lehren, welche den Boden der Nachbarländer untergraben, nicht auch bald genug bis zu ihm dringen sollten. Alsdann dürften es die Holländer tief beklagen, daß sie über unfruchtbare Zänkereien den Schatz vernachlässigten, der in einem starken Glauben, in der religiösen Ueberzeugung und in der Achtung jedes aufrichtigen Bekenntnisses liegt. Mehr noch als der Katholizismus und die rationale Philosophie bei uns zu Lande, müssen sich der Katholizismus und der Protestantismus in Holland und Deutschland gegen das bedrohliche Umsichgreifen des rohen Materialismus auf das innigste verbinden. Mögen daher die klarblickenden, gemäßigten Niederländer zwischen beiden Parteien einschreiten, bevor der Streit erbitterter wird, um sie hinzuweisen auf jene große Gemeinschaft der Pflichten, die eine gemeinsame Gefahr beiden Kirchen auferlegt. Im Grunde genommen, hat ja der Katholizismus, wie der Protestantismus, in Holland und anderwärts bei einer gegenseitigen Bekämpfung Nichts zu gewinnen und dagegen Vieles zu verlieren. Wir wünschen daher von ganzem Herzen, daß die Niederlande jene Konfessionsstreitigkeiten aufgeben mögen, bei denen in gewöhnlicher Zeit nicht viel herauskömmt, die aber in revolutionairen Krisen, wie die jetzige, höchst bedrohlich für die gesammte Civilisation sind."

Mannigfaltiges.

— Castrén über die Finnen. Die Petersburger Zeitung theilt einen von dem bekannten sibirischen Reisenden Castrén am 9. November 1849 zu Helsingfors gehaltenen Vortrag über den Ursprung des finnischen Volkes mit, der durch die vieljährigen Studien des Verfassers über diesen Gegenstand besonderen Werth erhält: „Die finnischen Völker", heißt es darin unter Anderem, „haben seit der Zeit, wo sie eine zuverlässige Geschichte besitzen, weit von einander getrennt, einige in Asien, andere in verschiedenen Theilen Europa's gewohnt. Man hat Spuren derselben in Skandinavien und Dänemark, in Deutschland und England gefunden. Eine nicht geringe Strecke Rußlands und des westlichen Sibiriens wird bis auf den heutigen Tag von finnischen Stämmen bewohnt. Der eigentliche Kern der Bevölkerung Ungarns gehört gleichfalls dem finnischen Stamme an.*) Berühmte Forscher haben die Vermuthung ausgesprochen, daß auch die ältesten Bewohner Spaniens, die Iberer, und deren Nachkommen, die sogenannten Basken, von finnischer Herkunft wären. Unterwirft man nun diese von einander so weit entlegenen Gegenden, welche die Sitze finnischer Völker ausmachen, einer Betrachtung, so kann man sich der Frage nicht erwehren: auf welcher Stelle der Erde mögen diese Volksstämme wohl noch mit einander vereint gelebt haben? Aus diesem Gesichtspunkte will ich die Frage über die Wiege des finnischen Volkes behandeln. Zu einer näheren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes ist es von der höchsten Wichtigkeit, mindestens mit der größten Allgemeinheit die Verwandtschaftsverhältnisse der Finnen und des ganzen finnischen Stammes zu berühren. In dieser Hinsicht sind jedoch die Meinungen der Gelehrten sehr getheilt. Denn während einige die Finnen und ihre Stammgenossen zu der gelben oder mongolischen Race zählen, sind andere der Ansicht, daß sie zu der weißen, kaukasischen oder indoeuropäischen Race gerechnet werden müssen, und noch andere nehmen eine nördliche oder Polarrace an, zu der Finnen, Samojeden und viele andere Völkerschaften des Nordens gehören sollen. Mir will es scheinen, als müßten die finnischen, türkischen und samojedischen Völker eine in sich geschlossene Gruppe bilden, welche, so zu sagen, ein verbindendes Mittelglied zwischen der gelben und weißen, der mongolischen und der kaukasischen Race ausmacht. Die Verwandtschaft zwischen Finnen und Türken ist in der That schon längst von Sprachforschern angenommen worden, und auch unter den Naturforschern hat neulich Professor Retzius in Stockholm die genannte Verwandtschaft auf das bestimmteste anerkannt. Was den samojedischen Stamm betrifft, so ist dessen Verwandtschaft mit den Finnen zuweilen vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bezweifelt worden, der Sprachforscher kann jedoch nicht anders, als auch den Samojeden einen gemeinschaftlichen Ursprung mit Finnen und Türken oder Tataren zuerkennen." — Herr Castrén fährt sodann fort, das eben angedeutete Verwandtschaftsverhältniß durch die Uebereinstimmung in den Sitten, der Lebensweise, den Religionsgebräuchen, der Vorstellungsart jener Völker, namentlich aber aus ihren Nationalgesängen zu beweisen, von denen er einige interessante Proben mittheilt.

— Abd el Kader in Frankreich. Dieser tapfere Araber-Häuptling befindet sich bekanntlich seit nun zwei Jahren zu Pau in Bearn, im heutigen Departement der Nieder-Pyrenäen. Eben da hat kürzlich Herr C. Eynard, Neffe und Eidam des bekannten Genfer Philhellenen, einige Monate zugebracht und so vertrauliche Bekanntschaft mit dem Emir gepflogen, daß er den Versuch wagen konnte, ihn zum Christenthume zu bekehren, und zu diesem Zwecke sogar mehrere Abschnitte der heiligen Schrift mit ihm gelesen hat. Einen Proselyten an dem Emir zu gewinnen, dessen stolzeste Erinnerungen mit der Vertheidigung seines väterlichen Glaubens verknüpft sind, ist wohl schwerlich Hoffnung vorhanden; immer aber ist es ein Gewinn, wenn der Araberfürst in der unfreiwilligen Muße seiner Haft aus den Quellen selbst die Tiefe, Fülle und Hoheit der Christusreligion kennen und hochachten lernt, wovon er in dem blutigen Verkehre mit den Glaubens- und Freiheitsfeinden seines Volkes keine Ahnung erhalten konnte: auch so, nach seinem inneren Menschen, ist er ein Bekehrter. Nächst dieser schönen Erinnerung brachte Herr Eynard ein zweites Angedenken an den Emir heim, dessen wohlgetroffenes und von Hebert in Genf lithographirtes Bildniß. Es ist von Herrn Eynard selbst aus dem Kopfe gezeichnet, aber nach jedem Besuche bei dem Häuptling verbessert worden, bis es zuletzt die vollkommenste Aehnlichkeit erlangt hat. Und wir trauen dieser Versicherung des glaubwürdigen Mannes um so bereitwilliger, als aus diesen edlen, feurig ernsten, geistvollen Zügen dasjenige zu uns spricht, was an dem Original, so wie es unsere Phantasie sich vormalen würde, nicht fehlen darf. E. K—r.

— Blutige Schauspiele. Im vorigen Monat ist in London der schreckliche, leider nicht vereinzelt dastehende Fall vorgekommen, daß in einer Menagerie ein junges, schönes Mädchen, die auf den Anschlagzetteln immer als „the Lion Queen" (Löwen-Königin) bezeichnet war und die zu den wilden Raubthieren in die Käfige stieg, wo diese dem Winke der Königin gehorchten, von einem wüthend gewordenen Tiger angefallen und getödtet wurde, und zwar im Beisein einer großen Menge von Zuschauern. Englische Zeitungen finden sich dadurch veranlaßt, an das Publikum die Bitte zu richten, in Ermangelung von Gesetzen gegen einen solchen in den meisten Menagerieen eingeführten Mißbrauch, selbst dagegen einzuschreiten und keine Schaustellungen der Art mehr zu besuchen, bei welchen sich Menschen für Geld dazu hergeben, ihre Köpfe in die Rachen von Raubthieren zu stecken, diese durch Vorhaltung und Wiederentziehung von Speisen zur Wuth zu reizen u. dgl. m. Mit Recht wird von ihnen die Bemerkung gemacht, daß ein solches Schauspiel mindestens eben so widerwärtig und eines gebildeten Zuschauers nicht weniger unwürdig sey, als die früheren englischen Boxerkämpfe, die blutigen spanischen Stierhetzen und die sonst so beliebt gewesenen Hahnengefechte. Leider aber geht der Stumpfsinn gewisser Müßiggänger so weit, daß eine Masse von Menschen nach jener Londoner Menagerie geeilt ist, um sich für Geld den Tiger anzuschauen, der die unglückliche schöne Löwen-Königin zerfleischt hat.

*) Obgleich vielfach behauptet, möchte diese Meinung doch nicht ganz als unumstößliche Thatsache feststehen. Es ist übrigens eine Quaestio vexata, die schon früher in diesen Blättern besprochen worden ist. D. R.

Literarischer Anzeiger.

Neuester Roman von Eugen Sue.

Les
Mystères du Peuple,
ou
Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges.

Tome premier.

In-8. Geh. 15 Ngr.

Die
Geheimnisse des Volks,
oder
Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

☞ Bei Vergleichung dieser Ausgaben des französischen Originals und der deutschen Uebersetzung mit anderen Ausgaben wird sich herausstellen, daß die oben angezeigten bei besserer Ausstattung bedeutend billiger sind. Die Fortsetzung sowohl des Originals als der Uebersetzung wird auf das schnellste geliefert werden.

Leipzig, im Januar 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Dienstag den 12. Februar 1850.

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.*)

Es war im Jahre 1808. Den Bemühungen des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders Friedrich Wilhelm's III., der sich mehrere Monate in Paris aufgehalten, war es endlich gelungen, Napoleon zur militairischen Räumung Preußens zu vermögen. Geheime Artikel, welche die Grundlage des desfallsigen Vertrages bildeten, mußten Preußens Wiederaufblühen auf lange Zeit hemmen. Dennoch war durch ihn der sehnlichste Wunsch dieses Landes erfüllt, und der Napoleon's, durch diese Erfüllung Rußland sich willfährig zu bezeugen, trug nicht wenig dazu bei, seinen Entschluß zu leiten. Der Krieg mit Spanien und England, die steten Rüstungen Oesterreichs veranlaßten ihn, aufmerksame und sehnsüchtige Blicke auf Rußland zu richten. Mehr als je war seine ganze Spannkraft auf St. Petersburg gerichtet, wo die Lage der Sachen sich in nichts geändert hatte.

Alexander, stets von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht, schwärmte für Konstantinopel, seit Napoleon eingewilligt hatte, auf die Frage wegen Theilung des türkischen Reiches einzugehen. Konstantinopel erfüllte seine ganze Seele; diese Stadt allein lag ihm mehr am Herzen als die schönsten Provinzen Europa's, denn Konstantinopel bot Ruhm, Glanz und Nutzen zugleich. Aber diesen Schlüssel zu den Meerengen in Rußlands Hände zu geben, war gerade die letzte Konzession, zu welcher Napoleon sich verstehen wollte. Nie hatte er hierüber sich zustimmend geäußert, und wenn er seinem Gesandten, Herrn v. Caulaincourt, gestattet hatte, dergleichen Wünsche anzuhören, so geschah es stets nur, um in dessen Antworten die Bedingung durchschimmern zu lassen, seinerseits Herr der Dardanellen zu werden als Austausch gegen den Bosporus an Rußland, was dem Hofe von St. Petersburg nicht minder unbequem war. Dessenungeachtet verzweifelte Alexander nicht daran, den Widerstand Napoleon's zu besiegen.

. . . . . .

Während Napoleon Oesterreich mit seinen Fragen wegen der Rüstungen drängte und Preußen die Räumung seines Territoriums bewilligte, sandte er Herrn v. Caulaincourt einen Courier, um ihn zu bevollmächtigen, eine feierliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zuzusagen. Dieser hatte sie für Ende Septembers vorgeschlagen, wegen des Schlusses der Schifffahrt zu dieser Epoche, und Napoleon, dem diese Zeit zusagte, willigte ein. Alexander schien als Ort des Rendez-vous Weimar, seiner Schwester wegen, zu wünschen, oder Erfurt, der größeren Freiheit halber, die man dort genießen würde: Napoleon acceptirte Erfurt, ein Territorium, welches ihm nach der Zerstückelung Deutschlands geblieben war und über welches er noch nicht zu Gunsten irgend eines Fürsten des Rheinbundes verfügt hatte. Nachdem solchergestalt im Allgemeinen Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt waren, überließ er dem Kaiser Alexander die Anberaumung des Tages und der Stunde und ertheilte seine Befehle, wonach dieses Wiedersehen vom höchsten fürstlichen Glanz umgeben seyn sollte.

Noch waren am Rhein Detachements der französischen Garde. Eines ihrer herrlichen Grenadier-Bataillone wurde nach Erfurt kommandirt. Der Kaiser befahl, ein schönes Regiment leichter Infanterie, ein Husaren- und ein Kürassier-Regiment von den Truppen, welche aus Deutschland zurückmarschirten, auszusuchen und sie gleichfalls auf Erfurt zu dirigiren, um daselbst den Ehrendienst bei den Herrschern zu versehen. Er schickte Palast-Beamte mit den reichsten Krona-Möbeln dahin, um mit ihnen gleichmäßig und prächtig die größten Häuser der Stadt zu schmücken und sie zur Disposition der sich dort versammelnden Personen zu stellen, die aus Kaisern, Königen, Fürsten, Ministern und Generalen bestanden. Auch französische Literatur und Kunst sollten zum Glanz dieser Vereinigung mitwirken, deshalb erging Ordre an die Administration der Theater, die ersten französischen Schauspieler und den Ersten von Allen, Talma, hinzusenden, um daselbst „Cinna", „Andromaque", „Mahomet", „Oedipe" aufzuführen. Napoleon schloß das Lustspiel aus, obgleich er die unsterblichen Werke Molière's nach Gebühr verehrte; aber, sagte er, man versteht sie in Deutschland nicht; man muß den Deutschen die Schönheit, die Größe unserer tragischen Scene vorführen, die sind sie zu begreifen eher fähig, als in die Tiefe Molière's einzudringen. — Endlich befahl er, einen wunderbaren Luxus zu entfalten, damit Frankreich nicht minder durch seine Civilisation als durch seine Waffen imponire.

Die Augen von ganz Europa waren auf diese merkwürdige Zusammenkunft gerichtet, denn Jedermann hoffte oder fürchtete etwas von ihren Resultaten; die Einen leugneten ihre Realisirung, die Anderen schwuren darauf, Jeder nach der Ansicht, die er davon hatte. Viele verkündeten auch das Erscheinen des Kaisers von Oesterreich oder des Königs von Preußen, die nicht eingeladen waren; denn außer den Herrschern von Frankreich und Rußland hatte man nur solche Fürsten berufen oder deren Wunsch, zu erscheinen, berücksichtigt, von denen man Huldigungen und eine Vergrößerung des eigenen Glanzes erwarten durfte.

An all dem ungewissen Geschwätz der Neugierigen und Müssiggänger war nur so viel wahr, daß der zur Zusammenkunft festgesetzte Tag der 27. September war. Der Stand der Angelegenheiten erlaubte dem Kaiser Alexander die Reise, ja, drängte ihn sogar dazu; in Finnland fingen die Sachen an, sich besser zu gestalten, die Engländer hatten die Ostsee geräumt, und die Ereignisse im Orient überstürzten sich. Mit Freuden ging er so dem französischen Kaiser entgegen, von dem er die Erfüllung, wenn auch nicht aller seiner Wünsche, doch eines großen Theils derselben hoffte. Herr v. Romanzoff, die Erwartungen seines Gebieters theilend, wenn nicht noch feuriger als dieser selbst dafür erglühend, war mit der wichtigen Zusammenkunft nicht minder einverstanden, als der Kaiser selbst, und sollte ihn begleiten. Außer Herrn v. Romanzoff nahm Alexander noch seinen Bruder Konstantin, in seiner Eigenschaft als Militair, mit, ferner seinen höchsten Palast-Beamten, Herrn v. Tolstoy, Bruder des russischen Gesandten in Paris, und noch einige seiner Adjutanten. Auch wollte er, um sich seine Beziehungen zum kaiserlich französischen Hofe zu erleichtern, daß Herr v. Caulaincourt nach Erfurt komme, da es ihm zur Gewohnheit geworden, ihn täglich zu sehen und sich mit ihm ohne Rückhalt zu besprechen. Nur Eines hatte er vor seiner Abreise verlangt, daß man ihm nämlich die Mittel böte, bei seiner Reise durch Königsberg dem dort anwesenden Königspaare von Preußen einige Worte des Trostes zu sagen, denn obgleich der Räumungsvertrag dasselbe hinsichtlich der Befreiung seines Territoriums von der Last fremder Truppen zufrieden stellte, so waren doch die pekuniären Forderungen sehr drückend. Dazu kam, daß Alexander die Schwäche hatte, die übrigens von einem guten Herzen zeugt, Jedem, den er sprach, etwas Angenehmes sagen zu wollen. Dieses Bedürfniß empfand er ganz besonders dem König und der Königin von Preußen gegenüber, deren Unglück ihm ein fortwährender Vorwurf war. Er bestand also darauf, ermächtigt zu seyn, auf seiner Reise durch Königsberg einige neue Erleichterungs-Versprechungen machen zu können, worauf Herr v. Caulaincourt, der über diesen Punkt aller Instructionen ermangelte, nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung einging; nachdem aber Alexander auch diesen Zweck theilweise erreicht, trat er seine Reise an, um den 27. September in Erfurt zu seyn, und blieb nur einen Tag am preußischen Hofe zu Königsberg.

In St. Petersburg tadelte die der Allianz-Politik feindliche Partei sehr bitter diese Zusammenkunft, indem sie sich zugleich der französischen Unfälle in Spanien höchlich erfreute, die Niederlage der Russen in Finnland vorhersagte und mit Affectation die Leiden des russischen Handels beklagte. Nach den Unwürdigkeiten in Bayonne, sagte sie, so weit zu gehen, deren Urheber zu besuchen, sich mit ihm zu besprechen, und zwar ohne Zweifel, um Alles gut zu heißen, was er gethan, was er noch thun werde, sey nicht ehrenwerth. Der österreichische Gesandte hatte sich in dieser Beziehung eine Sprache erlaubt, der Einhalt gethan werden mußte. Der Hof der Kaiserin-Mutter hatte sich nur mühsam bezwungen, aber er hatte sich doch bezwungen gegenüber dem ausgesprochenen Willen Alexander's. Indessen konnte sich die Kaiserin-Mutter im Angesicht der Gefahren ihres Sohnes, an die sie wirklich zu glauben schien, nicht enthalten, Herrn v. Romanzoff mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen; sie sagte ihm, er führe Alexander seinem Verderben entgegen, und daß vielleicht den Kaiser aller Reußen in Erfurt dasselbe Schicksal erwarte, welches die unglücklichen spanischen Herrscher in Bayonne ereilt habe. Endlich konnte sie es nicht überwinden, dem Kaiser selbst ihren Widerwillen gegen diesen Schritt zu bezeugen. Dieser suchte sie mehr als dankbarer Sohn, denn als absoluter Herrscher zu beruhigen, war aber tief im Innern verletzt, seine Handlungsweise und deren mögliche Folgen so schlecht beurtheilt zu sehen. — So seltsame Voraussetzungen bewiesen zweierlei: die Verblendung der alten Höfe und die Kraft, welche Napoleon durch sein Benehmen zu Bayonne ihren Vorurtheilen verliehen hatte.

Alexander gab nichts auf diese Befürchtungen, reiste mit seinem Bruder

*) Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs. Band IX.

und einigen Adjutanten von St. Petersburg ab (die Herren v. Romanzoff und v. Caulaincourt waren ihnen vorausgeeilt) und legte den Weg mit eben so viel Einfachheit als Eil zurück. Es war zwischen ihm und Napoleon verabredet worden, daß Letzterer, der in Erfurt bei sich zuhause war, die materielle Ausstattung dieser großen Repräsentation übernehmen solle und Alexander keine Sorge bliebe, als pünktlich mit den Seinen einzutreffen. Letzterer reiste in einer einfachen Kalesche und schneller als der eiligste Courier. Den 18ten verweilte er in Königsberg und schien tief von der Trauer seines früheren Verbündeten erschüttert zu seyn, den er an der äußersten Gränze seines Reiches in den einfachsten, bescheidensten Verhältnissen lebend fand. Von da eilte er dann nach Weimar.

Ueberall, wo französische Truppen standen, ward dem jungen Zaren ein glänzender Empfang bereitet. Die Armeecorps waren in ihrer schönsten Haltung unter den Waffen und jubelten ihr: „Es lebe Alexander! Es lebe Napoleon!" Alexander ließ sie die Revue passiren, belobte ihr militairisches Aussehen, das ihrer Tapferkeit entspräche, und bezauberte sie durch seine unendliche Liebenswürdigkeit. Napoleon hatte ihm den Marschall Lannes, der zum Herzog von Montebello erhoben worden, entgegengeschickt, um ihn an der Gränze des Rheinbundes, der sich bis Bromberg erstreckte, zu empfangen. Alexander hatte den Herzog mit Freundlichkeit überhäuft und diesen alten Soldaten ganz und gar gewonnen, der trotz seiner revolutionairen Verdrießenheit für die glänzende und wohlverdiente Anerkennung, die von der Höhe der Throne auf ihn floß, nicht minder empfänglich war.

Den 25. September kam Alexander in Weimar an, an welchem Familienhofe er bis zum 27sten, dem Tage der Zusammenkunft in Erfurt, verweilen wollte.

Napoleon seinerseits hatte Paris verlassen, von Allem begleitet, was sein Hof und seine Armee an Größen besaß. Herr v. Talleyrand gehörte zu den Personen, welche er vorangeschickt hatte; er sollte Jedermann in Sprache und Haltung die Richtung geben, die an diesem Ort die geeignete schien. Obgleich Napoleon schon unzufrieden mit ihm war, gewisser Aeußerungen wegen, die Herr v. Talleyrand über die spanischen Angelegenheiten gethan, von denen er sich loszumachen suchte, seitdem sie anfingen, schief zu gehen, so wollte er ihn doch in seiner Nähe haben, um sich seiner vorkommendenfalls in verschiedenen delikaten Angelegenheiten zu bedienen, für die Herr v. Champagny der Mann nicht war. Eine große Anzahl von Generalen und Diplomaten machten diese Reise mit. Deutschland war durch eine Masse gekrönter Häupter repräsentirt. Der König von Sachsen hatte sich beeilt, schon am 26sten in Erfurt zu erscheinen. Diese kleine Stadt, ehemaliges Besitzthum eines geistlichen Fürsten, gleich Weimar und vielen anderen mit Studien beschäftigten Städten Deutschlands an eine unerschütterliche Stille gewöhnt, war plötzlich der belebteste, der glänzendste Ort der Welt geworden, dicht bevölkert von Soldaten, Offizieren, Equipagen und strahlenden Livree-Bedienten. Als gewöhnliche Spaziergänger begegnete man hier Königen, Prinzen, vornehmen Herren des alten wie des neuen Regiments. Napoleon hatte im voraus Alles dahin gesendet, was dazu beitragen konnte, unter prachtvollen und eleganten Vergnügungen den Ernst der Geschäfte zu verschleiern. Er selbst langte am 27. September, 10 Uhr Morgens, an. Nachdem er die Civil- und Militair-Behörden empfangen hatte, die aus der ganzen Umgegend herbeigeeilt waren, und nach ihnen die Diplomaten Europa's, die Potentaten des Rheinbundes und den König von Sachsen, verließ er um Mittag Erfurt zu Pferde, von einem ungeheuren Generalstabe umgeben, um dem Kaiser Alexander entgegenzureiten, der von Weimar in einer offenen Kalesche kam. Zwei Stunden von der Stadt begegneten sich die Cäsaren. Sobald Napoleon den Wagen erblickte, setzte er sein Pferd in Galopp, gleichsam um seine Sehnsucht besser auszudrücken. Als sie sich erreicht hatten, stiegen beide Kaiser ab und umarmten sich auf das freundlichste unter allen Anzeichen eines besonderen Vergnügens, sich wieder zu sehen; dieses Vergnügen war übrigens aufrichtig, denn, abgesehen von dem dringenden Bedürfniß, sich zu sprechen, gefielen sie sich in der That gegenseitig. Für Alexander und sein Gefolge waren Pferde bereit gehalten; so kehrten denn die beiden Kaiser reitend nach der Stadt zurück, Einer an des Anderen Seite, sich mit wahrer Herzlichkeit unterhaltend, nach Neuigkeiten von ihren gegenseitigen Familien fragend, als ob diese Familien gleichen Ursprungs gewesen wären und sich längst einander gekannt und geliebt hätten. Ihr Anblick entzückte die Bevölkerung, die aus der Umgegend herbeigezogen war, begierig, sie zu sehen, und glücklich, sie so freundlich vereint zu finden; denn darin erblickten sie ein Pfand, die furchtbaren Armeen nicht wieder zu sehen, welche zwei Jahre zuvor, um dieselbe Zeit und in derselben Gegend, ihre schönen Fluren verwüstet hatten.

In Erfurt angelangt, stellte Napoleon dem Kaiser Alexander sämmtliche Personen vor, die bei der Zusammenkunft zugelassen worden, und fing bei den Königen und Prinzen an; hierauf führte er ihn nach dem Palaste, der für ihn eingerichtet war. Bei Napoleon sollte täglich gespeist werden, denn er war es, der den nordischen Souverain als Gast empfangen. Den Abend wohnten Napoleon, Alexander, der Großfürst Konstantin, der König von Sachsen, der Herzog von Weimar, der Prinz Wilhelm von Preußen, so wie die ganze Masse regierender Fürsten und die betitelten Personen des Civils und Militairs einem glänzenden Feste bei. Die Stadt wurde erleuchtet, und man sah der Vorstellung des „Cinna" zu, die von den trefflichsten tragischen Schauspielern aufgeführt wurde, welche Frankreich jemals besessen. Die kluge Freundlichkeit des Augustus, welche die Parteien entwaffnet und sie seiner Macht verbündet hatte, war das Schauspiel, mit welchem Napoleon's Wille die Reihe der französischen Tragödien eröffnen ließ.

Man war übereingekommen, inmitten dieser Feste, so Morgens als Abends, sey es im Kabinet oder auf der Promenade, einige Zeit der Besprechung der wichtigen Angelegenheiten, die hier erledigt werden sollten, in ungestörter Ruhe zu widmen. Napoleon war hierüber mit sich einig, und sein Plan stand fest. Was die Türkei betraf, so war er von jeder Idee der Theilung zurückgekommen; er fühlte, daß es unmöglich sey, sich über diesen Punkt mit Rußland zu verständigen; wenn er Konstantinopel nicht gab, so gab er nichts, und hätte er das ganze übrige Reich bewilligt, denn für Alexander und noch mehr für Romanzoff bestand die ganze Frage einzig in den beiden Meerengen, und gab er Konstantinopel, so gab er hundertfach zu viel, denn er gab die ganze Zukunft Europa's hin, willigte in eine Eroberung, die seine eigenen alle zu verdunkeln drohte. Aber ihm schien, daß, indem er baar bezahlte, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, indem er auf der Stelle einen Theil des türkischen Territoriums opferte, was Rußland so sehnlich zu wünschen schien, er demselben eine hinlängliche Freude gewährt und es für den Augenblick befriedigt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Ebeneser Elliott's Autobiographie.

(Schluß.)

Ich war nunmehr ein Individuum von einigem Ruf geworden, und wenn ich meine staunenden Bewunderer vermuthen ließ, daß ich meine Pflanzenbilder nicht aus zweiter Hand, sondern von den Pflanzen selbst kopirte, welche sie mich sammeln sahen — vergieb mir, gekränkter Geist der Wahrheit! denn der Stimme des Lobes war ich so lange fremd geblieben, und sie tönte so lieblich meinen ungewohnten Ohren, daß ich nicht umhin konnte, sie willkommen zu heißen. Aber meine getrockneten Pflanzen waren unleugbar meine eigenen, und so augenfällig war ihr Werth, daß selbst mein allgepriesener Bruder sich zuweilen herabließ, meinen „Hortus siccus", wie ich pomphaft mein Herbarium nannte, anzusehen und zu bewundern. Um diese Zeit war es, als ich ihn das erste Buch von Thomson's Jahreszeiten zum erstenmal lesen hörte, und er war ein Hauptleser, was er auch recht gut wußte. Als er zur Schilderung von Polyanthus und Auricula kam, wartete ich mit Ungeduld, bis er das Buch fortlegte; dann nahm ich es in den Garten, wo ich die Beschreibung mit den wirklichen Blumen verglich. Hier bot sich ein anderer neuer Gedanke dar — eine Botanik in Versen! — ein Zeichen, daß die Tage der Vielschreiberei bevorständen. Allein mein frühester Geschmack in der Poesie war, wie der von Bottom, dem Weber, der von allen Dingen am meisten „eine Scene zum Rasen" liebte. Daher war mein erster poetischer Versuch eine gereimte Nachbildung von Thomson's Gewittersturm in reimlosen Jamben. Ich wußte ganz gut, daß Schafe, nachdem sie getödtet worden, sich nicht mehr auf die Flucht begeben können; aber „der Reim" schien der Meinung zu seyn, daß sie so geschildert werden sollten, und da er hartnäckig auf dieser Verkehrtheit beharrte, ging es nicht anders, als ich mußte meine Heerde, nachdem der Blitz sie erschlagen, „davonrennend" schildern. Ich las das Wunder meinem Vetter Benjamin vor, bekam aber zur Strafe von ihm die unbarmherzigste Kritik. Gott verzeih' es ihm! ich konnte es nie. Auch konnte ich nicht umhin, die Ueberlegenheit wahrzunehmen, welche ihm seine Gelehrsamkeit über mich verschaffte, und niemals war ich so glücklich, als wenn ich ihn den griechischen Homer rezitiren hörte, von dem ich kein Wort verstand — und doch, nach dem Verlauf von beinahe einem halben Jahrhundert, ist seine Musik aus meiner Seele nicht gewichen.

Gern hätte ich auch das meinem Bruder Gilles gespendete Lob getheilt: — aber ach, wie sollte das möglich werden? Bisher war ich fett und rund wie eine Kugel gewesen, — nun wurde ich blaß und mager. Meine Gesundheit litt sichtlich; aber ich hatte im Herzen beschlossen, die große Aufgabe der Selbstbelehrung zu versuchen. Ich kaufte mir eine Grammatik, war aber unfähig, eine einzige Regel, so mühsam sie auch dem Gedächtniß übergeben worden, zu behalten. Ich fand jedoch zuletzt, daß ich durch reifliches Nachdenken u. s. w. grammatikalische Fehler entdecken und berichtigen könnte. Die Pronomina machten mir am meisten zu schaffen, — wie noch jetzt. In diesem Augenblick weiß ich keine einzige grammatikalische Regel, und doch schmeichle ich mir, jetzt so korrekt schreiben zu können, wie Samuel Johnson, und bei einem größeren Autor, Samuel Bailey, Fehler entdecken zu können. Vom Erfolge aufgemuntert, kannte mein Enthusiasmus keine Gränzen mehr. Zur großen Freude meines Vaters entschloß ich mich, Französisch zu lernen, doch, obwohl ich meine Lectionen lernen und hersagen konnte, vermochte ich nicht ein Wort davon zu behalten, weshalb ich nach wenigen Wochen den Versuch wieder aufgab. Für diesmal indeß war ich glücklich in meinem Unglück, denn da mein Französisch-Lehrer die Sprache selbst nicht verstand, durfte ich die Schuld ihm beimessen, — was ich denn auch redlich that.

Lassen sich auch meine dichterischen Neigungen, wie es scheint, auf bestimmte Ereignisse zurückführen, so begann doch gegen das Ende meines vierzehnten Jahres eine gewisse Selbstthätigkeit meines Geistes. Doch wurden diese Anstrengungen durch einen Zufall von Wichtigkeit in der Geschichte meiner Erziehung begünstigt. Ein Geistlicher, Namens Firth, welcher an einem öden Orte, Middlesmoor, eine dürftige Pfarrstelle innehatte, vermachte meinem Vater seine Bibliothek. Diese enthielt, außer einer Menge griechischer und lateinischer Bücher, Barrow's „Predigten", Ray's „Weisheit Gottes", Derham's „Physiko-Theologie", Young's „Nachtgedanken", Herder's „Meditationen", Hennepin's „Reisen" und drei Bände des „Royal Magazine", welche mit Ansichten von Bombay, Madras, dem Niagarafall, Pope's Villa zu Twickenham und mit schönen kolorirten Abbildungen ausländischer Vögel ge-

zieri waren. Meine Schriften verdanken allen diesen Büchern etwas; besonders dem Pater Hennepin, der mich vom Niagara zum Mississippi mit sich führte. Die Abbildung von Pope's Villa bewog mich, seinen „Versuch über den Menschen" zu kaufen — vermochte mich aber nicht, das Werk zu lieben. Im „Royal Magazine" fand ich die Geschichte eines Schiffbruchs bei einer Südsee-Insel, nach der ich, zwanzig Jahre früher als Scott sein „Lied des letzten Minstrels" dichtete, eine Erzählung in reimlosen Jamben schrieb. Mein nächster Schatz war Shenstone, der, wie mich dünkt, jetzt unterschätzt wird; dann folgte Milton — der mich lange fesselte. — Ich habe früher gesagt, daß ich stets den kürzesten Weg zu einem Ziele wählte; dieses Streben verleitete mich zu einigen Irrthümern, ist aber die Hauptursache meines endlichen Erfolges als Schriftsteller gewesen. Ich konnte niemals ein schwaches Buch durchlesen, weil ich nur Meisterstücke, die besten Gedanken der erhabensten Geister liebte; nach Milton kam Shakespeare, dann Ossian, darauf Junius, mit meines Vaters Jakobinismus als Kommentar, Paine's „gesunder Menschenverstand", Swift's „Erzählung von einer Tonne", Schiller's „Jungfrau von Orleans" und „Die Räuber", Bürger's „Lenore", Gibbon's „Verfall des römischen Reichs" und lange nachher Tasso, Dante, Mad. de Staël, Schlegel, Hazlitt und die Westminster Review. Allein ich habe ein seltsames Gedächtniß. Manchmal läßt es mich ganz in Stich — und doch wußte ich, als ich zwölf Jahre alt war, die Bibel fast auswendig, und in meinem sechzehnten Jahre konnte ich, ohne ein Wort auszulassen, das erste, zweite und sechste Buch des „verlornen Paradieses" wiederholen! Wenn ich nun jene Kraft besitze, welche man Genie nennt, wie groß müssen meine sittlichen Verschuldungen seyn — denn was habe ich geschrieben, das mit dem geringsten meiner glorreichen Muster einen Vergleich aushalten könnte? Aber ich besitze nicht jene erhabene Gewalt. Die Zeit hat in mir nicht Genie, sondern Eigenschaften entwickelt, welche in allen Menschen vorhanden sind und nur in den meisten verborgen ruhen. Ich kann nicht, wie Byron und Montgomery, Poesie aus meinem Herzen, als aus einem unerschöpflichen Born, schöpfen; und von meiner Unfähigkeit, mich, wie Shakespeare und Scott, mit den Charakteren anderer Menschen zu identifiziren, sind meine Fehlgeburten „Kerhonah", „Taurepdes" und ähnliche Mißgriffe als traurige Proben zu betrachten. Meine Gedanken sind ganz äußerlich — mein Geist ist der Geist meiner eigenen Augen. Ein Veilchen ist für mich ein Veilchen und nichts weiter; — ich liebe es gerade darum, weil es weiter nichts ist. In meinen Schriften findet sich nicht eine gute Idee, die mir nicht durch irgend einen wirklichen Vorfall, durch ein wirklich vor meinen Augen befindliches Objekt, durch irgend einen Gegenstand oder eine Begebenheit, deren ich mich erinnert, oder durch die Gedanken Anderer, die ich gehört oder gelesen, eingeflößt worden wäre. Wenn ich irgend eine dem Genie überhaupt analoge Kraft besitze, so ist es die, zu bewirken, daß die Gedanken anderer Menschen mir Gedanken an die Hand geben, welche, ob originell oder nicht, für mich neue sind. Vor einigen Jahren ersuchte mich mein trefflicher Nachbar, John Heppenstall, nachdem er mir die Kupferstiche von Audubon's „Vögel Amerika's" gezeigt, ein paar Verse an den Verfasser zu richten. Gern hätte ich diese Bitte erfüllt, aber ich war unfähig, eine Zeile zu schreiben, bis eine Sentenz in Rousseau ein ganzes Gedicht hervorrief und seiner Sprache die Farbe gab. In diesem Falle glich ich nicht einem Geistlichen, der einen Text sucht, um eine Predigt zu schreiben; denn der Text war nicht gesucht, sondern gefunden — sonst wäre er mir lügenhaft und unfruchtbar gewesen.

Von meinem sechzehnten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre arbeitete ich für meinen Vater so fleißig, wie nur irgend einer seiner Werkleute, und ohne anderen Lohn, als gelegentlich ein oder zwei Shillinge Taschengeld; wog jeden Morgen all die unvollendeten Gußstücke, wie sie gemacht wurden, und später in ihrem vollendeten Zustande ab und öffnete und schloß überdies den Laden in Rotherham, so oft mein Bruder zufällig krank oder abwesend war. Warum darf ich mich also nicht selbst einen Arbeiter nennen? Doch bin ich mir nicht bewußt, mich jemals so genannt zu haben; — wenigstens nie, um meine Gedichte, wenn sie schlecht waren, zu entschuldigen, oder, wenn gut, auf Bewunderung Anspruch zu machen. Es finden sich nur zwei Zeilen in meinen Schriften, welche den Leser in Stand setzen könnten, meine Lebensverhältnisse zu errathen. Ich schrieb sie, um zu zeigen, daß, was ich auch sonst seyn mochte, ich nicht zum Genus „Misthaufen-Verächter" gehörte — denn in diesem Lande der Kasten ist es den dem Misthaufen Entsprungenen mit guten Röcken auf ihren Leibern gewöhnlich nicht darum zu thun, auf Verwandtschaft mit rauhhändiger Rüstlichkeit Anspruch zu machen. Aber als Literat mache ich Anspruch, Autodidakt zu seyn; nicht, weil keiner meiner Lehrer je eine Seite der englischen Grammatik mit mir durchging; sondern weil ich aus eigenem Antriebe einige der besten Bücher in unserer Sprache, Originale und Uebersetzungen, und zwar nur die besten, las, indem ich mühsam meinen Geist an den höchsten Mustern bildete. Wenn ungelehrte Frauen und selbst Kinder gute Gedichte schreiben, so muß ich mich wohl darauf verstehen, der ich mehr als vierzig Jahre lang die Kunst studirt und geübt habe, oder ich muß in der That ein Dummkopf seyn.

Ich habe dem Leser eine Geschichte meines Knaben- und Jünglingsalters vorgelegt. Welche Entschuldigung kann ich dafür anführen, daß ich ihn mit diesen alltäglichen Ereignissen in der Geschichte eines alltäglichen Menschen belästige? Daß ich nicht für die Starken, sondern für die Schwachen schreibe, welche aus dieser Erzählung lernen mögen, daß man nie daran verzweifeln müsse, sich nützlich zu machen. — Noch ist die Geschichte meines Mannesalters und seiner Mißgeschicke (berühmte Leute haben eine Fertigkeit darin, unglücklich zu seyn und ihre Fehler Mißgeschicke zu nennen) zu schreiben übrig. Sie würde, selbst ehrlich geschrieben, nicht lehrreicher seyn, als die fast jedes anderen Menschen; doch ich vergesse, daß sie zum Theil eine Geschichte der schrecklichen Glückswechsel wäre, veranlaßt durch die plötzlichen Handelskrisen jener Tage „wo nur Schelme sich wohlbefanden und nur Thoren lachten — wo Diener ihre Herren an der Nase herumführten und an den Bettelstab gebrachte Herren im Elend starben — wo Menschen mit Schatten fochten und zu Boden geschlagen wurden — während in schrecklicher Ruhe der unsichtbare Sturm zunahm, am verhängnißvollsten, wo am wenigsten gefürchtet, und am nächsten dort, wo am wenigsten erwartet." Ich bin noch nicht vorbereitet — noch nicht genug durch die Zeit an Kopf und Herz versteint — um eine Erzählung zu versuchen, in deren Mittheilung ich nothwendig wiederum Monate und Jahre eines lebendigen Todes durchleben müßte.

Man hat meinen politischen Gedichten den Vorwurf gemacht, daß ich bisweilen dieselben Gedanken und Worte darin wiederhole. Warum sollte ich aber nicht dieselben Gedanken und Worte wiederholen, wenn sie nöthig sind und ich bessere nicht finden kann? Es ist nicht meine Schuld, daß ich, stumpf und träge geboren, nur mit Mühe Gedanken und Worte finde. Ich halte mit meinem Stoffe Haus, weil ich geistig arm bin. Kein Mensch kann durch erborgte Gedanken seiner Größe einen Zoll hinzusetzen, aber jeder Mensch kann mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln thun, was er vermag; und wer nützlich leben will, „muß für die Ewigkeit mit den Waffen der Zeit fechten." Bin ich in meinen Zwecken mißverstanden worden, so thut es mir leid; aber ich habe nie eine Sache vertreten, ohne daß ich erst die Prinzipien, auf welchen sie beruhte, kennen zu lernen versuchte. Beim Rückblick auf mein öffentliches Verhalten finde ich, daß ich wenig zu verlernen habe. Und wenn ich dereinst meine Rechnung ablege und der große Examinator, dessen Urtheile nicht irren, zu mir sagen wird: „Was thatest Du mit dem anvertrauten Pfunde?" kann ich getrost antworten: „Herr, hier ist es, und mit Allem, was ich hinzufügen konnte — indem ich mein Bestes that, aus Wenig viel zu machen."

Nord-Amerika.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III.

Die reißenden Fortschritte der Vereinigten Staaten auf dem Felde der Kultur werden zum Theil durch moralische, zum Theil durch materielle Ursachen bedingt. Unter den ersteren nehmen die durch das liberalste und umfassendste Unterrichtssystem beförderte Schulbildung und das aus wahrer Religiosität hervorgehende Sittlichkeitsgefühl die Hauptstellen ein. Es ist in der That fast unmöglich, sich in Europa einen Begriff von den Resultaten zu machen, welche die absolute Unabhängigkeit der Religion und die eben so absolute Säkularisirung des Unterrichts bewirkt haben. Der materiellen Ursachen giebt es mehrere, welche jedoch von den amerikanischen Schriftstellern und Statistikern oft ein wenig überschätzt werden. Daß sie durch die Abwesenheit eines großen Militairstaats der schwersten und unproduktivsten aller Lasten enthoben sind, ist nicht zu leugnen; es ist gewiß keine Kleinigkeit, wenn, wie in Frankreich, einem Lande alle Jahre ein Kapital von vier- bis fünfhundert Millionen ohne allen Nutzen verloren geht. In Folge dessen ist auch die Besteuerung viel leichter, als in Europa; obwohl in dieser Hinsicht zwischen den verschiedenen Staaten mancher Unterschied obwaltet. In Pennsylvanien z. B. sind die Auflagen so hoch, daß viele Kaufleute sich in New-Jersey niedergelassen haben und sich mit einem Comtoir in Philadelphia begnügen, um ihre dortigen Geschäfte zu verrichten. Alabama, dessen Wohlfahrt selbst in den Vereinigten Staaten ohne Beispiel war, fängt jetzt an, einen Theil seiner Bevölkerung einzubüßen, der nach Arkansas und Texas auswandert, um einer zu hohen Besteurung zu entgehen.*)

Eine noch mächtigere und allgemeiner wirkende Ursache der materiellen Prosperität Amerika's ist indessen in dem Umstande zu suchen, daß man dort keine unproduktive Klasse findet, die sich nur damit beschäftigt, ihr Einkommen zu verzehren. Mit wenigen Ausnahmen fahren auch die reichsten Leute fort, sich an Handels- oder industriellen Unternehmungen zu betheiligen. Alle Kräfte der Nation werden auf diese Weise benutzt und in Thätigkeit erhalten. Ein Hauptvorzug der Vereinigten Staaten, dem man in keinem anderen Lande begegnet, ist ferner die völlige Unabhängigkeit der Arbeit. In Amerika hat Jedermann, in jedem Augenblick seines Lebens, die Wahl zwischen der Arbeit und dem durch die Arbeit erworbenen Eigenthum. Wem die pekuniären Bedingungen eines Gewerbes oder einer Arbeit nicht zusagen, bleibt unverwehrt, nach dem Westen auszuwandern und dort auf der Stelle Eigenthum zu finden, unter der Bedingung, es im Schweiße seines Angesichts zu bebauen. Die Leichtigkeit, mit der sich der Arbeiter eine neue Existenz schaffen kann, hat zur Folge, daß in Amerika das Arbeitslohn weit höher ist, als anderswo, ohne daß das Leben theurer wäre. Ein gesetzter Arbeiter kann ohne Mühe 50 Prozent oder noch mehr von seinem Lohne sparen. Die Arbeit ist also dortzulande ein Kapital, und zwar das Kapital, welches sich am allerschnellsten verzinst. Wenn man den Betrag dieser individuellen Ersparnisse zusammenrechnet, so erstaunt man über das enorme Kapital, welches alljährlich entsteht und sogleich produktiv wird. Erinnern wir uns der Worte Adam Smith's: „Ein großes Kapital mit kleinem Gewinn wächst schneller, als ein kleines Kapital mit großem Gewinn. Geld, sagt das Sprüchwort, erzeugt Geld. Wenn man ein wenig verdient hat, so ist es leicht, mehr zu verdienen; die große Schwierigkeit besteht darin, dieses Wenige zu verdienen." In den Vereinigten Staaten verdient

*) Nach den zuverlässigsten Angaben verhalten sich die Steuern in den Vereinigten Staaten (im Allgemeinen) zu denen in Preußen, Frankreich und Großbritannien wie 1 : 2 : 4 : 6. Es ist hierbei zu bemerken, daß Grund und Boden ganz steuerfrei ist, indem die direkten Auflagen fast ausschließlich von den Gewerbtreibenden erhoben werden. D. R.

ein Jeder dieſes Wenige, das zum Ausgangspunkte dient, aus welchem Kapitalien hervorgehen, und der Zuſammenfluß dieſer individuellen Erſparniſſe bildet die großartigſte und produktivſte Kapitalienmaſſe, die je eine Nation zu ihrer Verfügung gehabt hat.

Dem amerikaniſchen Arbeiter bieten ſich nicht allein die Mittel dar, Vermögen zu erwerben; die Erziehung, deren er genoſſen, die Kenntniſſe, die überall verbreitet ſind, haben ihm auch die Mittel gelehrt, es mit Nutzen zu verwenden. In Frankreich hat es großer Anſtrengungen bedurft, um die arbeitende Klaſſe von den Vortheilen der Sparkaſſen zu überzeugen; ſelbſt unter den kleineren Gewerbtreibenden wiſſen viele nichts Beſſeres mit ihren Erſparniſſen anzufangen, als ſie ihrem Notar zu übergeben, um auf Hypothek angelegt zu werden, oder ſie bei einem Banquier zu deponiren. Die Landleute in Frankreich und auf dem ganzen europäiſchen Kontinent verſcharren ihr Geld, vorausgeſetzt nämlich, daß ſie etwas haben. In den Vereinigten Staaten findet man dieſe Gewohnheit nur bei den deutſchen Bauern in Pennſylvanien und anderen Gegenden; der amerikaniſche Arbeiter weiß vollkommen in den öffentlichen Fonds Beſcheid und kauft Staatspapiere oder Actien, wenn er es nicht vorzieht, einen Antheil an dem Etabliſſement zu erwerben, bei dem er beſchäftigt iſt. In Lowell, jener merkwürdigen Fabrikſtadt, betragen die auf ſolche Art den Werkleuten beiderlei Geſchlechts gehörigen Antheile eine Summe von mehreren Millionen. Eine Sparkaſſe oder eine Bank iſt überall zur Hand, in der man ſeine Erſparniſſe niederlegen kann oder von der man erſt eine, dann mehrere Actien kauft bis zu dem Tage, wo man hinlängliches Kapital geſammelt hat, um eine kleine Farm im Weſten zu erſtehen oder ein eigenes Geſchäft anzufangen. Solche Banken geben nur ſchwache Dividenden, aber es gelingt ihnen leicht, ihre Ausgaben durch die Anlegung der ihnen anvertrauten Summen und den Nutzen, den ſie aus der Circulation ihrer Noten ziehen, zu decken, und in den kleinen Städten Neu-Englands befindet ſich ihr Kapital faſt ganz in den Händen der arbeitenden Klaſſen. Als Beiſpiel mag die Art und Weiſe dienen, in der die Actien einer Bank des Staates Rhode-Island vor einigen Jahren vertheilt waren.

Actien-Inhaber.	Zahl der Actien.
Frauen	2438,
Kleine Gewerbtreibende	2038,
Kaufleute	191,
Ackerbauer und Knechte	1245,
Arbeiter	673,
Matroſen	434,
Regierungsbeamte	438,
Sparkaſſen	1013,
Wohlthätige Anſtalten	548,
Bergleute	307,
Gemeinden	157,
Kirchſpiele	630,
Rechtsgelehrte	377,
Aerzte	330,
Geiſtliche	220.

Die Selbſtändigkeit der Arbeit führt alſo in den Vereinigten Staaten zur leichten Erwerbung und raſchen Vervielfältigung des Kapitals; aber wenn der Amerikaner ſchnell zu dem „Wenigen“ gelangt, deſſen Adam Smith erwähnt, und es gut zu benutzen weiß, ſo liegt dies vor Allem daran, daß er arbeitſam, intelligent und mäßig iſt, und er iſt dieſes, weil er geſittet und unterrichtet iſt. Religion, Wiſſen und Arbeit — die vereinigte Wirkſamkeit dieſer drei großen Hebel erklärt, wie es uns ſcheint, den außerordentlichen Flor der amerikaniſchen Republik.

Es wird dem Leſer vielleicht aufgefallen ſeyn, daß wir in unſeren Betrachtungen nicht ein einzigesmal die politiſchen Parteien berührt haben, in welche das amerikaniſche Volk geſpalten iſt. Das Vaterland Waſhington's bietet das vielleicht beiſpielloſe Phänomen eines Staaten-Verbandes dar, in welchem die Staatskunſt und die Staatsmänner keinen irgendwie bemerkbaren Einfluß auf die Wohlfahrt des Volkes im Allgemeinen ausüben. Die Urſachen, welche die Entwickelung und den Aufſchwung der amerikaniſchen Nation befördern, ſind zu mächtig, als daß ſie durch menſchliche Beſtrebungen in fühlbarer Weiſe beſchleunigt oder verzögert werden könnten; dieſe Urſachen exiſtiren und machen ſich geltend, es mag nun die eine oder die andere Partei das Ruder führen. Nur eines von den Haupt-Intereſſen des Landes empfindet den Rückſchlag politiſcher Zwiſchenfälle; je nachdem die herrſchende Partei dem Schutzſyſtem günſtig oder abhold iſt, wird der Zolltarif in einer der nationalen Induſtrie vortheilhaften oder nachtheiligen Weiſe modifizirt. Dies iſt die einzige Ausnahme, die wir anzugeben wiſſen.

Es zeigt ſich hier die unverkennbare Wirkung der völligen Decentraliſation, die allen Inſtitutionen Amerika's zum Grunde liegt; iſt aber die Aufgabe ſchon leicht, welche die Staatsmänner der Union im Innern zu erfüllen haben, ſo vermindert die exceptionelle Lage ihres Landes auch die Schwierigkeiten der äußeren Politik in nicht geringerem Maße. Man hat bereits vor langer Zeit die Bemerkung gemacht, daß die inſulariſche Lage Großbritanniens ſeiner Politik eine große Unabhängigkeit verleihe, und dennoch ſind die Intereſſen Englands durch Tauſende von Banden an die des Kontinents geknüpft. Die Vereinigten Staaten ſind, wie man wohl ſagen kann, ebenfalls ohne Nachbarn: zur Schutzwehr dient ihnen aber nicht eine Meerenge, ſondern der Atlantiſche Ocean, und ſie haben kein, auch noch ſo entferntes Intereſſe, welches durch die Revolutionen der alten Welt berührt wird. Wo europäiſche Staatsmänner tauſend Umſtände zu berückſichtigen und die verwickelſten Intereſſen in Erwägung zu ziehen haben, kann die Regierung der Vereinigten Staaten nach Belieben handeln; ſie kann ſich allen Anmaßungen, allen Empfindlichkeiten des Nationalſtolzes hingeben; ſie kann ſogar Fehler begehen, ohne daß ſolche ernſtliche Folgen hätten. Dieſe Freiheit des Handelns, welche die amerikaniſche Regierung beſitzt, erleichtert ihr zwar die Verantwortlichkeit, die auf den Regierungen der europäiſchen Staaten laſtet, vermindert aber in demſelben Verhältniß die Bedeutung ihres Einfluſſes auf den Gang der Politik und auf das Wohl der Nation.

Mannigfaltiges.

— Deutſcher Conſtitutionalismus in Frankreich. Von Ancillon's Werk: „Ueber den Geiſt der Staatsverfaſſungen und ihren Einfluß auf die Geſetzgebung“ (Berlin, 1825) iſt ſo eben in Dijon eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen.*) Als das Buch in Deutſchland ausgegeben wurde, hätte wohl Niemand geahnt, daß nach einem Vierteljahrhundert die Franzoſen es ſich aneignen und mit Begierde leſen würden. „Für den Augenblick im Beſitze einer ſehr radikalen Staatsverfaſſung“, ſagt das „bibliographiſche Bülletin“ der Revue des deux Mondes, „können wir in Frankreich vielleicht mehr als Eine gute Lehre ſchöpfen aus dem Buche eines aufrichtigen Staatsmannes von der gemäßigten Rechten.“ — Der franzöſiſche Ueberſetzer hat dem Buche eine Skizze über Ancillon's Leben und Wirken vorangeſchickt, die mit Sachkenntniß und Anſpruchsloſigkeit abgefaßt iſt. Bemerkenswerth iſt übrigens auch, daß dergleichen Bücher jetzt in der franzöſiſchen Provinz erſcheinen, wo man ſich bisher immer nur auf das Nachbeten der Pariſer Tonangeber beſchränkt hatte.

— Franzöſiſche Roman-Tendenzen in Deutſchland. Derſelbe bibliographiſche Berichterſtatter der R. d. d. M. ſagt von Frau Ottilie Kapp, geb. v. Rappard, und von deren Roman „Manfred“ (Berlin, K. Wiegandt, 1850): „Jenſeits des Rheins nehmen die politiſch-ſozialiſtiſchen Blauſtrümpfe täglich zu. Deutſchland, das uns allezeit mehr entlehnt, als man dort eingeſteht, freilich mehr von unſeren ſchlechten Eigenthümlichkeiten, als von den guten, hätte uns immerhin jenes Unkraut allein überlaſſen ſollen. Die Novelle der Frau Ottilie Kapp, gebornen v. Rappard, obwohl Demokratin, oder vielmehr Demokratin, obwohl geborne v. Rappard, werden wir in einer allgemeinen Kritik der politiſch-ſozialiſtiſchen Blauſtrümpfe näher beſprechen. Es iſt eine ſehr tugendhafte Novelle, die ſich gern das Anſehen geben möchte, aus der Zeit Ducrap-Duminil's**) zu datiren, wenn nur nicht jeden Augenblick die Geſchichte des Frankfurter Parlaments, des Aufſtandes in Wien und ſogar die Perſönlichkeit Koſſuth's eingemiſcht würde, Alles vom Standpunkt einer Idylle aufgefaßt, die nicht beſonders amüſant iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Frau Ottilie Kapp für die Emancipation der Frauen iſt und ſie mit Beſtimmtheit erwartet, obwohl ſie uns verſichert, daß ihr der Kommunismus ſehr zuwider ſey. Nun, jedem Sünder ſey Vergebung.“

— Amerikaniſche Daguerrotypen. Der unter dem Namen Herrmann Melville ſchreibende nord-amerikaniſche Schriftſteller, von deſſen phantaſtiſchen Reiſe-Romanen „Typee“, „Omoo“ und „Mardi“ wir in dieſen Blättern bereits geſprochen, hat kürzlich ein neues Werk dieſer Art unter dem Titel „Redburn; ſeine erſte Reiſe“ (Redburn, — his first voyage) erſcheinen laſſen. Man will darin eine Autobiographie des Verfaſſers erblicken, der als Schiffsjunge ſeine erſte Seereiſe gemacht haben ſoll, und in der That tragen auch die Gedanken und die Abenteuer des Knaben Redburn zu ſehr das Gepräge des Erlebten und Wahren, als daß ihre Erzählung aus einer anderen Feder, als aus der des zum Manne herangewachſenen Knaben ſelbſt, gefloſſen ſeyn könnte. Seine Seeromane verhalten ſich überhaupt zu den zahlreich vorhandenen Arbeiten dieſes Genre, wie ein Lichtbild zu einem Phantaſiegemälde. In dem letzteren mag unſtreitig die Kunſt und die Farbenpracht ſehr bewunderswerth ſeyn; treu nach dem Leben ſchildert jedoch nur das erſtere. Im weiteren Verlaufe ſeiner Darſtellung, wo Redburn zum amerikaniſchen Seemanne wird, verfällt er freilich auch in den allgemeinen Fehler ſeiner Landsleute, nämlich in die Uebertreibung und Glorifizirung alles deſſen, was amerikaniſch iſt; aber auch hier paßt noch das Gleichniß des Lichtbildes, indem die abgezeichneten Figuren ſämmtlich dem Onkel Sam mit Plumagen-Hut und Sporenſtiefeln und mit ſeiner ungeheuren Verachtung alles Europäiſchen, wie ein Ei dem anderen, ähnlich ſehen.

---

*) De l'esprit des constitutions politiques et de son influence sur la législation, par Ancillon. Ouvrage traduit de l'allemand par Ch. M., docteur en droit.

**) Verfaſſer der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr beliebten, aber langweiligen Romane: „Lolotte und Faniska“, „Victor“, „Corinna“ u. ſ. w., die ſämmtlich ins Deutſche überſetzt wurden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Donnerstag den 14. Februar 1850.

Süd-Afrika.

Das Kap-Land.

Nach E. E. Napier.*)

Der Oberst-Lieutenant Napier gehörte zu der außerordentlichen Militair-Kommission, welche von der britischen Regierung in der Mitte des Jahres 1846 in Folge der damals vom Schauplatz des Kafferkrieges eingegangenen traurigen Nachrichten mit speziellen Aufträgen nach dem Kap der guten Hoffnung geschickt wurde. Es war dieser Offizier indeß auch schon mehrere Jahre vor den eben berührten Ereignissen längere Zeit in der Kap-Kolonie gewesen und hatte während dieses Aufenthaltes bereits einige Aufmerksamkeit auf die Geschichte derselben verwendet, so daß er genauere Kenntnisse über die gesammten dortigen Verhältnisse besitzt, als die meisten seiner Landsleute. Wir theilen im Folgenden unsern Lesern einige Bruchstücke aus seinem Werke mit. Hören wir zuerst einige interessante Kapitel über die Stämme der Eingebornen. Wir beginnen in umgekehrter Ordnung, in der Napier seine Portraits entwirft, mit der in physischer und geistiger Hinsicht am tiefsten stehenden Race.

„Zuletzt", schreibt Napier, „kommen die Baroas, jener Pygmäenstamm, welchen wir unter dem Namen Buschmänner oder Bosjesmans kennen, — die Obiquas, Sonquas, Soaquas, Berg-Banditen oder Buschies der alten Sagen und geschichtlichen Erinnerungen. Die Identität dieser Namen und Stämme kann nicht geleugnet werden; sie sind die ursprünglichen Besitzer des Bodens, wurden jedoch am meisten unter allen sie umgebenden Stämmen von den Europäern als die Parias und als der Auswurf des Hottentotismus gebrandmarkt. Ihre Hand war, wie die der Nachkommen Ismael's, stets gegen Jedermann erhoben, und Jedermann setzte sich bis auf den heutigen Tag stets gegen sie in achtsamer Selbstvertheidigung zur Wehr. So stand es um diesen unglücklichen und kleinen, aber bösartigen und allen seinen verwandten Nachbarn gefährlichen Stamm schon zu der Zeit, da die Europäer zum erstenmal anlangten, und so blieb es in seinen Verhältnissen, mit wem er auch später in Berührung kommen mochte. Der holländische „Boer", der Griqua, der Betschuana, der Kaffer, Alle theilen sie dieselbe Furcht und denselben Abscheu vor diesen Zwerghorden, welche, mit ihren kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, ohne Rücksicht auf Nation oder Farbe plündern und zerstören, während man sie von der anderen Seite zum Entgelt wie Raubthiere, denen sie in mancher Hinsicht so sehr gleichen, in förmlicher Jagd verfolgt und zerstreut....

„Die Zeit und die Berührung mit civilisirteren Völkern hat in ihrem Thun und Treiben, wie in ihren Gebräuchen, wenig Veränderung hervorgebracht. Der Buschmann plündert und zerstört, wenn sich ihm die günstige Gelegenheit darbietet, heutzutage noch eben so gern und grausam wie ehedem. Er wohnt heute noch zwischen unzugänglichen Bergen, in rauhen Höhlen oder Felsenspalten, auf der ebenen Karoo, in seichten Erdlöchern, die mit einem Stock ausgeschaufelt und mit einer gebrechlichen Matte bedeckt werden. Er spannt heute noch seinen kleinen Bogen mit tödtlicher Wirkung und schießt seine vergifteten Pfeile gegen Menschen und Thiere ab. Er verschmäht jede Arbeit und bricht statt dessen, wenn er kann, in die Herden des Pächters ein, zerstört, unbekümmert, was ihm entgegensteht, wälzt sich mit Geiern und Schakalen unter den Leichnamen und Gerippen der Erschlagenen herum und schläft, wenn er sich bis an die Kehle vollgefressen, in lethargisch-stumpfer Ohnmacht, wie ein wildes Thier, bis ihn zuletzt endlich der Hunger auftreibt, sich neue Beute zu suchen. Wenn er kein Herdenvieh rauben kann, verfolgt er in wilder Wuth die Bewohner der Wüste, thut sich ohne Unterschied an einem Löwen oder an einem Igel gütlich und begnügt sich, wenn ihm solche leckere Bissen fehlen, auch mit Wurzeln, Knollen, Heuschrecken, Ameisen oder einem in Wasser getauchten Stück Fell, oder legt sich auch, um seinen Hunger zu übergehen, schlafen. Ob diese prekäre Lebensweise auf die persönliche Erscheinung und Gestalt der Buschmänner Einfluß geübt hat oder nicht, ist schwer zu sagen; indeß kann man sich keine elender und scheußlicher aussehenden Wesen denken, als sie. Die durchschnittliche Höhe der Männer ist bedeutend unter fünf Fuß, die der Weiber kaum vier. Ihre schamlose, fast völlige Nacktheit, ihre Freßwuth, ihre Unreinlichkeit und ihre Grausamkeit scheinen sie fast ganz und gar auf die Stufe der Thiere zu stellen, um so mehr, als die Töne ihrer Sprache dem Geschnatter der Affen ähnlicher klingen, als den Lautäußerungen menschlicher Wesen."

Von dieser niedrigsten Race der Welt kommen wir zu den Griquas oder Bastaards, eine Race, welche sich in raschem Schritt zu immer größerer Bedeutung für das Kap erhebt und dereinst auf die Ereignisse in Süd-Afrika sehr wahrscheinlich einen großen Einfluß ausüben wird. Dieser Stamm, dessen Name europäischen Ohren noch so ziemlich fremd klingen dürfte, hat seine Sitze an den Ufern des Gariep in einer Ausdehnung von 700 (engl.) Meilen. Er zählt bereits 15—20,000 Köpfe, von denen 5000 mit Schießgewehren bewaffnet sind. Die Griquas treiben Ackerbau und besitzen große Viehherden und viele Pferde. Sie sind außerordentlich kriegerisch, wie dies nach ihrem Ursprunge zu erwarten, und haben die Einfälle der wilden Horden schon mehr als einmal aufgehalten, namentlich jenen gefährlichen Völkersturm im Jahre 1823, als der wilde Chaka mit seinen siegreichen Zulahs alle Stämme des inneren Landes in Bewegung setzte. Ein so ritterliches Volk konnte daher weder den rohen Nachbarhorden, noch den civilisirten Fremdlingen lange unterworfen bleiben. Die englische Regierung erkannte seine Unabhängigkeit an.

Zwischen diesen beiden Racen steht der gemeine Hottentot, von denen in dem vorliegenden Werke eine strenge, aber treffende Schilderung gegeben wird. Oberst-Lieutenant Napier sagt:

„Kein Geschöpf ist geselliger als der moderne Totty; laßt ihn nach dem längsten und beschwerlichsten Marsch durch die dürre Karoo nur eine alte geborstene Geige oder Maultrommel, seine „Brouw" (Frau), zwei oder drei lustige Gefährten mit einem nöthigen Vorrath von Liqueur oder Taback bei sich haben, so wird er sogleich aller Mühen vergessen und, nur an der Lust des Augenblicks haftend, ein Feuer anzünden und trinken, schwatzen, singen und um die Flamme tanzen und so, ohne an die Anstrengungen des kommenden Tages zu denken, den größten Theil der Nacht verbringen. Wiewohl der Hottentot die Güter des Lebens, wenn er sie zufällig in seinem Besitz hat, außerordentlich zu schätzen weiß, so ist andererseits seine natürliche Indolenz wieder so groß, daß er sich selten entschließen wird, mit allen Kräften danach zu trachten. Er zieht es oft vor, nach einer langen Reise, wenn er halb verhungert ist, sich lieber den „Hungergurt" enger zu schnallen, sich aufs Lager zu werfen und das Ringen des Magens zu verschlafen, als in einen benachbarten Pächterhof zu gehen und sich von da den Bedarf seiner Abendmahlzeit zu holen. Dieser obengenannte „Hungergurt" ist ein lederner Riemen, welchen die meisten Eingebornen des südlichen Afrika's um den Leib tragen. Er wird nach und nach verengt, wenn man Hunger fühlt und keine Mittel hat, ihn momentan zu stillen; und wiewohl ein Kaffer oder Hottentot, wenn es ihm geboten ist, auf einmal mehr Fleisch hinabzuwürgen pflegt, als ein halbes Dutzend Europäer zusammengenommen zu verzehren im Stande sind, so kann er doch andererseits im Fall der Noth außerordentlich lange Zeit mit Hülfe jenes Riemens aller Speisen entbehren. Kurzum, der Hottentot der Gegenwart ist ein Gemisch der seltsamsten Anomalieen und scheint die größten Widersprüche und Inkonsequenzen der menschlichen Natur in sich zu vereinigen. Sorglos, liederlich und trunken, wie er gewöhnlich ist, läßt er sich doch sehr leicht handhaben und lenken, wenn man nur irgend seinen Charakter kennt und ihm gegenüber die nöthige, mit Güte gemischte Festigkeit zeigt, und obgleich man kein allzu großes Vertrauen in ihn setzen kann, so giebt er doch unter europäischer Disziplin und Leitung, wenn er nüchtern ist, einen guten und tapfern Soldaten ab, und so hat dieser Stamm denn in der That auch in dem letzten, wie in den früheren Kaffernkriegen, die größten Gefahren und Mühen bestanden."

Bei der Frage über den raschen Verfall dieser eingebornen Stämme geräth Napier in Eifer. Er leugnet, daß die Elemente zum Verfall der Schwarzen in der Ankunft der Weißen gelegen; die Gründe, die er seinerseits dafür angiebt, sind indessen nicht sehr überzeugend. Nach ihm sind zufällige Krankheit, Trägheit, mangelhafte Körperbeschaffenheit und Trunkenheit daran schuld. Stammen denn aber nicht die hitzigen Getränke und die dem Wilden am meisten gefährlichen Krankheiten gerade von den Europäern? Weiß man denn nicht, daß die Laster und Gebrechen, welche Amerika und Australien, wie die Küsten von Afrika entvölkerten, Laster und Gebrechen der Civilisation sind?

Gehen wir zu einem angenehmeren Thema über und hören wir folgende Skizze:

„Auf einer dieser Wanderungen", erzählt unser Verfasser, „stieß ich auf eine in einem entfernten und abgeschlossenen Thale liegende kleine, mit Stroh gedeckte Hütte. Erhitzt, durstig und ermüdet, nahm ich froh die mir von dem Besitzer dieses dürftigen Aufenthaltes, einem alten Manne, dargebotene Gastfreundschaft an. Er bewirthete mich mit Allem, was er zu bieten hatte, einem Schluck Milch, einigen Früchten und grobem Brod, und erzählte mir während meiner Mahlzeit die Geschichte seines Lebens und seiner Zurückgezogenheit.

*) Excursions in Southern Africa etc., by E. Elers Napier. London, 1849. 2 Bde.

Mein Wirth, dem Anſehen nach zwiſchen ſiebzig und achtzig Jahren alt, ein Engländer von Geburt und für das Seemannsleben erzogen, war einer der wenigen übriggebliebenen Leute von der Mannſchaft eines Schiffes, welches vor etwa einem halben Jahrhundert an dieſer ſtürmiſchen Küſte geſcheitert. Nachdem er ſich einige Zeit umhergetrieben, heiratete er zuletzt eine Eingeborne und ließ ſich an dieſem abgelegenen Orte nieder, wo er, „die Welt vergeſſend und von der Welt vergeſſen", glücklich und zufrieden ſchon einen ſo großen Theil ſeines Lebens zugebracht hatte, und wo er es, wie er ſagte, auch zu enden wünſchte. „Hier", ſagte der alte philoſophiſche Seemann in einem Gemiſch von Engliſch und Holländiſch, „hier bin ich glücklich und verlange nach nichts weiter. Wenn ich verſtimmt und verdrüßlich bin, ſpaziere ich nach jenem Vorgebirge dort, ſehe, wie die wilden Wogen ein armes Boot peitſchen und hin- und herwerfen, und ſage mir: Das war Dein eigenes früheres Loos im Leben! Dann drehe ich mich um, werfe den Blick in dieſe einſame Schlucht auf meine Hütte herab, ſehe meine Söhne auf dem Felde oder im Garten arbeiten, ſehe meine Tochter mit ihren Kleinen ſpielen, ſehe meine zwei Kühe und meine Ziegenherde: Rebelliſcher Schlingel, rufe ich mir dann regelmäßig zu, was brauchſt Du noch mehr? — und wenn ich, wie immer, hierauf nichts zu antworten weiß, kehre ich glücklich und zufrieden zu meiner Pfeife und zu dieſem, meinem ſonnigen Plätzchen hier zurück."

Erlaube uns der Leſer zum Schluß noch einen Auszug aus dem Napierſchen Werke, nämlich die Schilderung eines „gewaltigen Jägers", den der Verfaſſer kennen zu lernen das Vergnügen hatte.

„Meine Erkundigungen", heißt es, „belehrten mich, daß Herr Cumming (dies iſt der Name des „gewaltigen Jägers") der Sohn eines ſchottiſchen Baronets war, daß ſeine Liebe zur Waidmannskunſt und ſeine Jagdgelüſte ihn in den Hochlanden ſchon in frühen Jahren in ernſtliche Unannehmlichkeiten verwickelt hatten, daß er, um ſich letzteren zu entziehen, eine Zeitlang nach Indien zur See gegangen, dann nach Hauſe zurückgekehrt war, nachdem er durch ſeine Freunde eine Offizierſtelle bei den dritten Kapſchützen erhalten. Es ſcheint indeß, daß die engen Schranken militairiſcher Disziplin dem leidenſchaftlichen Jagdliebhaber wenig behagten. Er nahm kurz nach ſeinem Eintritt ins Regiment, da man ihm zu einem Ausflug in das Innere des Landes die Erlaubniß verſagte, auf eigene Hand Urlaub und fand bei ſeiner Rückkehr, etwa zwölf Monate ſpäter, daß man ſeinen Namen bereits aus der Liſte der Armee geſtrichen hatte. Jedenfalls ſagte die Lebensweiſe, die er eben wieder geführt, ſeinem Geſchmack mehr zu, als der einförmige Paradedienſt, und man erzählt ſich, er habe ſodann mehrere Jahre lang einzig von dem Ertrage ſeiner Büchſe gelebt, indem er gewöhnlich erſt nach einer Abweſenheit von zehn oder zwölf Monaten nach der Kolonie zurückkehrte, ſeine Wagen beladen mit Elfenbein, Fellen und Straußfedern, durch deren Verkauf er in der Regel bei jedem ſolchen Ausflug mehrere Hundert Pfund gewann. Ferneren Erzählungen gemäß nimmt er, wenn er ſich auf dieſen Expeditionen befindet, gelegentlich eben ſo das Koſtüm wie die Sitten der Eingebornen an; gewöhnlich reiſt er in der Tracht eines Kaffern, und hält er ſich in der Kolonie auf, ſo ſetzt er die Bewohner von Graham's Town öfter durch eine ganz exzentriſche Kleidung in Erſtaunen, z. B. durch die maleriſche Tracht des Mittelalters oder der Zeiten Karl's I. . . . .

„Wenige Tage ſpäter, als ich eben unter dem Schatten der jungen Eichen, welche die Hauptſtraße von Graham's Town zu beiden Seiten ſäumen, umherſchlenderte, erblickte ich einen athletiſchen jungen Mann, deſſen ungewöhnliches Koſtüm ſogleich meine Aufmerkſamkeit feſſelte. Sein Anzug beſtand aus einem Paar derben „Beldſchoenen", weißen Ueberhoſen und weißem Hemd, ohne Weſte oder Jacke; ein lederner Gürtel ſchnürte ſeinen Leib zuſammen, während er auf ſeinem Kopfe einen breitkrämpigen Hut trug, geſchmückt mit Schakalſchwänzen und einer der prachtvollſten Straußfedern. „Das", dachte ich bei mir ſelbſt, „muß der Mann ſeyn, den ich zu ſehen wünſche!" Ich ſchritt deshalb quer über die Straße und fragte ihn, ob ſein Name nicht Cumming wäre? — Er bejahte es; ich ſtellte mich ihm ſodann ſelbſt vor und erzählte ihm, ich hätte ſo viel von ſeinen Unternehmungen gehört, daß ich nicht umhin gekonnt, ihn aufzuſuchen und ſeine Bekanntſchaft zu machen. Dabei bat ich ihn, von mir eine Büchſe anzunehmen (die ich aus England mitgebracht, die mir jedoch zu groß und zu ſchwer war) und ſie als eine meine ſo ſeltſame Einführung entſchuldigende Gabe anzuſehen. Ich hatte mir den „Löwenbändiger" ganz romantiſch als einen ſchwarzen, behaarten, ſonnverbrannten Geſellen mit einem Räubergeſicht à la Salvator Roſa, mit einer Donnerſtimme und dem Weſen eines Wilden in der Phantaſie ausgemalt, kurz, mir in jeder Hinſicht einen wahren Morok geträumt; wie groß war daher mein Erſtaunen, als ich von alledem gerade das Gegentheil ſah. Vor mir ſtand ein edel ausſehender junger Mann von etwa ſechsundzwanzig Jahren und mindeſtens ſechs Fuß hoch, und obgleich er an Geſtalt einem Herkules glich, ſo war ſein Wuchs und Körperbau doch ſehr leicht und elegant, ſein Haupt ſchön geformt und üppig geſchmückt mit ſeidenen und flachsfarbenen Locken, welche nachläſſig um ein Geſicht von faſt weiblicher Schönheit, von natürlicher Güte und dem ſanfteſten Licht blauer Augen ſtrahlend, herabfielen, und als er ſprach, klangen ſeine ſilbernen und zarten Töne, wie die Stimme eines Weibes. Der Art war die Erſcheinung des großen Nimrod, und nachdem er ſich für die, wie er meinte, unverdienten Komplimente über ſeinen Ruf bedankt, fuhr er mit demſelben ſanften und anziehenden Tone der Stimme fort; „Sie haben alſo gehört, ich führe ein förmliches Wilduißleben; ich glaube indeß, ſo lange ich Niemanden zur Laſt falle, meinen Lebenslauf nach eigenem Gutdünken wählen zu dürfen; denn während ich der umherſchweifenden und abenteuernden Exiſtenz, die ich ſtets über Alles liebte, nachhänge, gewinne ich das, was ich für einen Gentleman als nöthig anſehe, und was mich in den Stand ſetzt, meine Gelüſte im äußerſten Maße zu verfolgen. Meine Wagen ſind gegenwärtig wieder mit Elfenbein, Fellen, Straußfedern und anderen Artikeln beladen, welche ich für mindeſtens tauſend Pfund zu verkaufen hoffe. Dies iſt der Ertrag einer faſt ein Jahr langen Ergötzung, und wenn ich das baare Geld dafür in den Händen habe, kann ich davon einige Pferde und Ochſen, die ich eingebüßt, wieder erſetzen und mich in jeder Hinſicht zu einer neuen Unternehmung, zu neuem Gewinn und neuen koſtbaren Abenteuern ausrüſten. Wenn es Ihnen beliebt, fügte er hinzu, mit zu meinem Wagen vor die Stadt zu kommen, ſo werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen ſeinen Inhalt zu zeigen und Ihnen über Alles, was Sie irgend wünſchen, Auskunft zu geben, oder wenn Sie es vorziehen, können wir zuerſt einmal Ihre „Elephantenbüchſe" prüfen. Ich bemerkte, als wir ſelbander gingen, ich hätte rückſichtlich ſeiner ſo wunderbaren Geſchichten gehört, daß ſie, wenn er ſie nicht ſelbſt beſtätige, weit über meinen Glauben gingen. So hörte ich z. B., ſagte ich, erſt geſtern Abend in einem Kreiſe von Freunden, Sie hätten neulich einen Löwen in ſeiner Höhle ſelbſt nicht nur „gerauft", ſondern ihn auch daſelbſt getödtet, und man habe Sie dort ſchlafend gefunden, und zwar mit dem Haupt auf ſeinen lebloſen Gebeinen ruhend. „Dinge der Art", erwiederte er, „werden ſtets übertrieben, und der einzige Glaube, den ich beanſpruche, iſt der an meinen leiblich ſicheren Schuß und an meine guten Nerven, zwei Dinge, die bei ſolchen Gelegenheiten freilich nicht fehlen dürfen. Was die Erzählung betrifft, die da behauptet, ich hätte in der Höhle des Löwen geſchlafen, ſo habe ich mich meines Wiſſens nie als ſolch einen Daniel bewährt, — obgleich ich allerdings mehr als einmal geſchlafen habe, während die Herren Löwen ſich in ſo geringer Entfernung von mir auf Raub umhertrieben, daß ich von ihrem argen Gebrüll erwachte." — „Dürfte ich wohl bitten", ſagte ich, „mir zu erzählen, wie Sie in eine ſo unangenehme Situation geriethen?" — „Ich fand", entgegnete er, „aus Erfahrung, daß die leichteſte und ſicherſte Art, Löwen zu erlegen, darin beſtehe, es aus einer Höhle oder einem Loche heraus zu thun, das tief genug iſt, einen Menſchen zu verſtecken, und wenn ich ein großes Thier, z. B. ein Rhinoceros oder einen Büffel, an einem Sumpf oder Bach ſchoß, nahm ich oft zu dem eben angedeuteten Kniff meine Zuflucht. Das Loch wurde ganz nahe bei dem erlegten Thier gegraben, und mit ſinkender Nacht verſchanzte ich mich darin und wartete, bis die wilden Beſtien, die hier trinken kamen, ſich an der von mir getödteten Beute vollgefreſſen hatten, wo ſie dann von meinem Verſteck aus leicht zu überrumpeln waren. Ich war zuweilen von den Zurüſtungen zu meiner Poſition ſo ermüdet, daß ich in der That einſchlief und erwachte, wenn die Beſtien ſich um die zerfleiſchten Reſte jener Beute mit wildem Geheul ſtritten. Als ich einmal auch ſo aus dem Schlummer aufgeſtört wurde, fand ich mich von fünf ungeheuren Löwen umringt, von denen es einem einfiel, über den Rand der Aushöhlung, die mich verbarg, herabzuſchauen; eine volle Ladung in das Geſicht ließ ihn jedoch den Frevel einer ſo impertinenten Neugier mit ſeinem Leben büßen, und dieſes Begegniß mag vielleicht zu der Geſchichte von meinem Schläfchen in der Löwengrube Veranlaſſung gegeben haben."

Dieſer verwegene Jäger führt, wie Napier erzählt, ein vollſtändiges Tagebuch über Alles, was er ſieht und thut. Wahrſcheinlich iſt er beſſer, als irgend ein anderer Lebender über den Zuſtand des inneren Afrika's, über die Geſtaltung des Landes und die Gebräuche und den Charakter der Einwohner unterrichtet, da er viele Hundert Meilen über die Linie, bis zu der irgend ein anderer Weißer gekommen, vorgedrungen iſt. Wir brauchen nicht erſt zu erwähnen, wie durch Mittheilungen aus jenem Tagebuche die Geographie, die Naturgeſchichte und der Handel gefördert werden könnten.

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Fortſetzung.)

Nachdem die erſten Augenblicke ihres Wiederſehens den üblichen Formen gewidmet worden, wandten beide Souveraine ſich ſofort den großen Gegenſtänden zu, welche ſie beſchäftigten. Alexander ging bald zu ſeinen gewöhnlichen Aeußerungen hinſichtlich des Nutzens, ja, der Nothwendigkeit einer engen Vereinigung der beiden Reiche über. Er verſicherte aufs neue, daß alle Eiferſucht aus ſeinem Herzen verbannt ſey, aber daß Frankreich allerdings ſich außerordentlich vergrößert habe, und daß, wenn er ſeinerſeits einige Ausgleichung wünſche, er dies weniger für ſich, als für ſeine Nation thäte, um dieſer die großen Veränderungen erträglich zu machen, die ſich im Weſten Europa's begeben. Der auffallenden Ereigniſſe in Bayonne, der plötzlichen Occupation Roms erwähnte er nur flüchtig, ſich auf die Aeußerung beſchränkend, daß die ſpaniſchen Prinzen, gleich dem Papſt, traurige Perſonnagen wären, die ihr Schickſal durch ihre Unfähigkeit verdienten und die ſich durch ihre Verblendung in Widerſpruch mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge in Europa geſetzt hätten. Allerdings, fügte Alexander hinzu, müſſe man ſo gut wie er das Syſtem Napoleon's begriffen haben, um eben ſo leicht die Kataſtrophen zu billigen, von denen die Welt überraſcht worden, und es ſey daher nothwendig, daß auch im Orient großartige Veränderungen die Aufmerkſamkeit der Ruſſen auf ſich zieben, um ſie von denen, welche im Occident ſtattfänden, abzulenken. Was Frankreichs Feinde betreffe, ſo erklärte ſie Alexander auch für die ſeinigen; denn auf Napoleon's Wunſch habe er England den Krieg erklärt, und was Oeſterreich betreffe, ſo bliebe ihm wenig zu thun übrig, um deſſen erklärter Gegner zu werden, da er bereit ſey, zu den beſtimmteſten und impoſanteſten Manifeſtationen zu ſchreiten, um es im Zaum zu halten,

und genüge das nicht, von Worten zu Thaten zu ſchreiten, das heißt: zum Kriege, unter der Bedingung jedoch, daß man dem Wiener Hofe das ganze Unrecht des Angriffes überließe, ohne es auf ſich ſelbſt zu laden.

Dieſen Verſicherungen gegenüber, antwortete Napoleon mit aller möglichen Herzensergießung und einer Darlegung völlig gleicher Anſichten. Er betheuerte ſeinerſeits die größte Willfährigkeit zu jeder vernunftgemäßen Vergrößerung Rußlands, aber er verſchanzte ſich hinter der Unmöglichkeit, auf gewiſſe Projekte einzugehen, und hinter den Verwickelungen, in welchen ſich gegenwärtig beide Reiche befänden, und die es rathſam erſcheinen ließen, in dieſem Augenblicke keine zu großen Territorial-Veränderungen vorzunehmen, da deren bereits hinlängliche ſtattgefunden hätten, um nicht noch ſo wunderbare hinzuzufügen, wie z. B. die Theilung der Türkei ſeyn würde, und vor Allem — deren gänzliche Theilung. Indem Napoleon nun in ihren Einzelnheiten die Projekte unterſuchte, welche ſo ſehr den Geiſt Alexander's und des Herrn v. Romanzoff beherrſchten, beſprach er nach und nach die verſchiedenen Theilungs-Vorſchläge und zeigte ſich, um Alexander deſto leichter für ſeine Anſichten zu gewinnen, ſehr peremptoriſch hinſichtlich Konſtantinopels, das heißt, bezüglich der Beſitznahme der Meerengen, und ließ hinſichtlich dieſes Punktes auch nicht den Schein von Hoffnung zu irgend einer Konzeſſion. Dann ſetzte er die Schwierigkeiten der Ausführung einer ſolchen Unternehmung für Rußland ſelbſt aus einander: Oeſterreich würde nimmer ſeine Einwilligung dazu geben, welche Anträge ihm auch gemacht würden, ja, es würde der Theilung der Türkei ſelbſt einen letzten verzweiflungsvollen Kampf vorziehen. England, Oeſterreich, die bis in ihrem tiefſten Innern aufſtehende Türkei, Spanien, ein Theil Deutſchlands würden ſich zu einem äußerſten Kampfe gegen dieſe Umwälzung der ganzen Welt verbinden. Wäre es wohl der geeignete Zeitpunkt, den jetzt die beiden Reiche zu einem ſolchen Rieſenwerke wählten? Rußland würde Hinderniſſe in Finnland begegnen, welches, gleich Spanien, beim erſten Blick ſo leicht zu unterwerfen geſchienen; es hätte eine Armee an der Donau, welche ohne Zweifel hinreichen würde, den Türken die Spitze zu bieten, aber nur im geregelten Kampf, nicht im Falle eines allgemeinen nationalen Aufſtandes; dann bliebe ihm nur eine geringe Macht Oeſterreich entgegenzuſtellen. So müßte Napoleon Oeſterreich, England, Spanien und diejenigen Theile Deutſchlands, die eine Bewegung verſuchen würden, ganz allein auf ſich nehmen. Er könnte dies ohne Zweifel, denn er wäre gerüſtet, ſeine ſämmtlichen Feinde zu erdrücken, aber wäre es weiſe, ſo viel auf einmal zu unternehmen, und zu welchem Zwecke überdies? zu einem ſolchen, der durch erzwungene Größe chimäriſch würde, und über den die beiden Reiche unter ſich ſelbſt nicht einmal einig werden könnten. Gab es dafür nicht etwas viel Einfacheres, viel Praktiſcheres, viel ſicherer Zufriedenſtellendes? Konnte man z. B. nicht ſich über einige Erwerbungen verſtändigen, die man vorher beſtimmt bezeichnete, wozu man von der europäiſchen Diplomatie leicht das Zugeſtändniß erhalten dürfte, ſelbſt ohne die friedlichen Wege zu verlaſſen, und die auch die glänzendſten, die unverfänglichſten Reſultate für Rußland haben würden? Wenn es z. B. in Folge der Zeitereigniſſe Finnland, die Moldau und Walachei erhielte, würde es dann nicht unter der Regierung Alexander's den ſchönſten Regierungen, den an Territorial-Vergrößerungen reichhaltigſten gleichkommen? — Was Frankreich betreffe, ſo verlange es künftig durchaus nichts weiter. Spanien an Joſeph, die zeitliche Macht der Franzoſen in Rom erfülle alle ſeine Wünſche. Nicht eine einzige Territorial-Veränderung wolle es mehr. Den Beweis hierfür zu liefern, ſey es bereit, diejenigen Theile Deutſchlands, welche ihm aus der Zerſtückelung Preußens noch übrig blieben, unter die Fürſten des Rheinbundes zu vertheilen; ſeine natürlichen Gränzen genügten ihm, und ſelbſt Spanien, deſſen es ſich bemächtigt, ſey keine Eroberung, ſondern nur ein Ausbau ſeines Föderativ-Syſtems, da, nach Allem, Spanien keine andere Veränderung erlitte, als, ſtatt von einem Fürſten aus dem Hauſe Bourbon, hinfort von einem aus dem Hauſe Bonaparte, unabhängig und abgeſondert regiert zu werden. Auch ſey es keineswegs unmöglich, alle dieſe Vortheile, für Rußland ſowohl als für Frankreich, durch die Diplomatie und durch eine letzte Militair-Anſtrengung der Ruſſen in Finnland und der Franzoſen in Spanien zu erringen. Uebrigens wären, Alexander wie Napoleon, Beide noch jung und hätten Zeit, zu warten und auf ſpäter ihre umfaſſenden Pläne auf den Orient zu vertagen.

Zu mehr als Einer Unterredung theilten ſich die beiden Kaiſer ihre Anſichten mit. Was Alexander betrifft, ſo hatte von dem Augenblick der Verweigerung Konſtantinopels die ganze Theilung der Türkei ihren Reiz für ihn verloren. Es blieb nichts übrig, als dieſe ungeheure Frage, die das Schickſal der alten Welt entſcheiden ſollte, auf eine Zeit zu vertagen, wo Rußland dem Occident weniger Rechnung zu tragen haben würde; aber an die Stelle dieſer gigantiſchen und nur zu chimäriſchen Projekte eine Realität, wie die Donau-Provinzen, geſetzt zu ſehen, war denn doch auch ein Gegenſtand, geeignet, den Zar zu befriedigen, wenn es nämlich nicht blos bei dem Verſprechen bliebe, ſondern dem Wort die That ſicher, gleich auf der Stelle, folgte.

Als Alexander und Romanzoff auf dieſes neue Arrangement einmal eingegangen waren, ſtürzten ſich Beide mit einer unerhörten Leidenſchaft auf die Idee, die Moldau und Walachei zu erwerben, und ſo wollten ſie von Erfurt nicht mehr ein bloßes Verſprechen, ſondern eine Realität in die Heimat mitnehmen, die man bei der Rückkehr nach St. Petersburg ſogleich veröffentlichen könnte.

Bis jetzt hatte Napoleon die momentane Occupation der Moldau und Walachei durch die Ruſſen geduldet, aber doch nicht ohne einige Beſchwerde über dieſen Punkt, nicht ohne zu verſtehen zu geben, daß die verlängerte Beſetzung Schleſiens durch die Franzoſen die abgedrungene Folge davon ſey. Hiervon ſollte nun weiter keine Rede mehr ſeyn. Frankreich ſollte durch einen förmlichen Vertrag der Beſitzergreifung der Donau-Provinzen Seitens Rußlands beiſtimmen und nicht nur bei Löſung dieſer Frage mit Rußland gehen, ſondern ſie auch von der Türkei, Oeſterreich, ja, ſelbſt von England ratifiziren laſſen, wenn es mit letzterer Macht zu Friedens-Unterhandlungen gelangte. In Folge deſſen würde Rußland den Waffenſtillſtand mit den Türken brechen, ſeine Armee bis an den Balkan, ja, über denſelben hinaus vorſchieben bis nach Adrianopel und, wenn es ſeyn müßte, bis nach Konſtantinopel, um der Pforte dieſes Opfer zu entreißen. Wenn Oeſterreich intervenirte, ſollte es gemeinſchaftlich angegriffen werden. Was England betraf, ſo war man mit dieſer Macht im Kriege begriffen und konnte demnach keine neuen Maßregeln gegen dieſelbe ergreifen; Napoleon wurde es überlaſſen, ſie durch einen empfindlichen Streich, den er gegen ſie auf der Halbinſel führe, zur Einwilligung zu zwingen.

Napoleon hatte dieſer Idee nichts entgegenzuſetzen. Auch ſein Gedanke war es: auf der Stelle zu geben, denn er hatte die Nothwendigkeit begriffen, eine neue Leidenſchaft im Herzen Alexander's zu erregen. Er wünſchte nur einige Vorſicht in den Aeußerungen über die zu Erfurt gefaßten Beſchlüſſe, um nicht den allgemeinen Friedens-Verſuchen zu ſchaden, die er aus dieſer Zuſammenkunft zu ſchöpfen gedachte. Er ſtimmte alſo im Prinzipe bei, daß Rußland ſofort im Beſitze der Moldau und Walachei träte; die Art und Weiſe, dieſe Angelegenheit zu veröffentlichen, war nun noch Sache der Redaction, die den Miniſtern der beiden Souveraine überlaſſen wurde.

Dieſe Punkte zu ordnen, war man während der erſten acht bis zehn Tage der Zuſammenkunft beſchäftigt, und obgleich bis dahin ſchon in ihren gegenſeitigen Beziehungen große Aufmerkſamkeit vorgewaltet hatte, ſo bezeigten ſich doch die beiden Herrſcher von dieſem Augenblicke an ganz ungewöhnliche Zuvorkommenheiten; Alexander beſonders ſchien die Freundſchaft in die Politik zu übertragen; auf den Promenaden, bei Tafel, im Schauſpiele zeigte er ſich vertraulich, freundſchaftlich, hingebend, ja enthuſiaſtiſch für ſeinen erhabenen Verbündeten, und wenn er von ihm ſprach, geſchah es mit einem Gefühle ſo hoher Bewunderung, daß Jedermann davon betroffen wurde.

Erfurt war der außerordentlichſte Fürſtenverein geworden, deſſen die Geſchichte jemals Erwähnung gethan. Zu den Kaiſern von Frankreich und Rußland, dem Großfürſten Konſtantin, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Könige von Sachſen, hatten ſich die Könige von Bayern und Württemberg geſellt, der König und die Königin von Weſtfalen, der Fürſt Primas, Kanzler des Rheinbundes, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, die Herzöge von Heſſen-Darmſtadt, von Weimar, von Gotha, von Oldenburg, von Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin und eine Maſſe Anderer, die hier aufzuzählen zu weitläufig wäre, ſammt ihren Kammerherren und Miniſtern. Sie ſpeiſten täglich bei Napoleon, Jeder nach ſeinem Range placirt. Des Abends fand Schauſpiel ſtatt, wozu Napoleon das vorhandene Theater hatte neu herrichten und dekoriren laſſen. Den übrigen Theil des Abends brachte man beim Kaiſer von Rußland zu. Da Napoleon bemerkt hatte, daß Alexander ein wenig ſchwer höre, ſo ließ er in die Mitte des Orcheſters zwei Armſeſſel ſtellen, auf welchen beide Kaiſer Platz nahmen; rechts und links waren Stühle für die Könige geſetzt; hinten, das heißt im Parterre, befanden ſich die Fürſten, die Miniſter, die Generale, was zu dem Ausſpruch Anlaß gab: es hätte ſich in Erfurt ein Parterre von Königen befunden. Man hatte „Cinna" gegeben; man gab auch „Andromaque", „Britannicus", „Mitridate", „Oedipe." Bei der Vorſtellung des letzten Stückes überraſchte ein Zwiſchenfall das Auditorium in gleichem Maße, als er es befriedigte. Alexander, an dem Napoleon ſeine Kunſt, für ſich zu begeiſtern, nicht vergeblich geübt hatte, gab dieſem einen öffentlichen Beweis der zarteſten und liebenswürdigſten Schmeichelei. Bei den Worten Oedip's:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux."
„Eines großen Mannes Freundſchaft iſt eine Gunſt der Götter."

ergriff Alexander, auf eine Weiſe, daß es von allen Anweſenden bemerkt werden mußte, die Hand Napoleon's und drückte ſie mit Ungeſtüm. Dieſer Zug wirkte elektriſch auf die ganze Verſammlung, und Staunen wie Beiſtimmung zeigte ſich in jedem Blick.

Unter den Anweſenden befand ſich auch Jemand, den all dieſe Freundſchaftsbezeugungen, all dieſer Glanz in tiefſter Seele verletzte. Es war dies Herr v. Vincent, Repräſentant des öſterreichiſchen Hofes. Der oſtenſible Zweck ſeiner Sendung war, die beiden großen Souveraine, die ſich ſo nahe an den Gränzen des Kaiſerſtaates befanden, im Namen ſeines Herrn zu beglückwünſchen; der geheime jedoch, daſelbſt zu beobachten und, wo möglich, das Geheimniß der Verhandlungen zu durchdringen. Zugleich beklagte er ſich, freilich mit der größten Zartheit, daß man bei dieſer feierlichen Zuſammenkunft Oeſterreich übergangen habe, und gab deutlich zu verſtehen, daß, wenn der Kaiſer Franz eingeladen worden wäre, er nicht geſäumt haben würde, zu erſcheinen; daß ſeine Gegenwart den Glanz der Zuſammenkunft nicht vermindert, ſeine Zuſtimmung den daſelbſt zu faſſenden Beſchlüſſen nicht gemangelt haben würde.

Napoleon hatte ſchon im voraus die Haltung bezeichnet, welche dem öſterreichiſchen Geſandten gegenüber zu beobachten war. Zuvörderſt war beſtimmt, daß, um des Geheimniſſes ihrer Verhandlungen ſicher zu ſeyn, nur vier Perſonen daran theilnehmen ſollten: die beiden Kaiſer, Herr v. Romanzoff und Herr v. Champagny. Alle Vier waren unfähig, nur ein Wort der obwaltenden Geheimniſſe preiszugeben: Alexander und Herr v. Romanzoff durch das Intereſſe ihres Ehrgeizes, Napoleon durch das ſeiner geſammten Politik und endlich Herr v. Champagny durch eine Verſchwiegenheit, die über alle Proben hinausging. Selbſt Herrn v. Talleyrand hatte man in Nichts eingeweiht, denn Napoleon mißtraute ihm täglich mehr, beſonders in Bezug auf Oeſterreich; man hatte ihm wohl vertraut, daß der Zweck der Zuſammenkunft eine beabſichtigte gegenſeitige Annäherung der beiden Reiche ſey, daß man ſelbſt die

in England die Männer der Bewegung zweierlei Ziele im Auge: die Republik war das Utopien und die constitutionelle Monarchie das erreichbare Resultat. Ein Irrthum und ein unverzeihlicher Fehler einiger großen Männer jener Zeit, unter denen sich auch Milton befand, war es, daß sie dasjenige, was ihrem Lande und ihren Zeitgenossen wahrhaft noth that, nicht begriffen. Herr Guizot erkennt in ihnen allerdings einen starken Geist, ein für ihr Vaterland und für die Menschheit schwärmendes stolzes Herz an, aber er wirft ihnen vor, daß es ihnen an einer besonnenen richtigen Beurtheilung der Situation mangelte, und daß sie von ihrem Ehrgeize sich hätten verführen lassen. „Der Gesichtspunkt der Revolutionaire", sagt er, „und zwar selbst der geschicktesten, ist immer sehr kurz. Berauscht durch die Leidenschaft oder beherrscht durch das Bedürfniß des Augenblickes, ahnen sie nicht, daß das, was heute ihren Triumph ausmacht, morgen zu ihrem Sturze führen wird."

Als man nach dem Tode Karl's I. die Republik befestigen wollte, stieß das neue Regiment überall auf Widerstand. Anfangs war er nur passiv; aber nachdem die Parteien Zeit gehabt hatten, sich zu organisiren, kam zu der Zustimmungs- und Mitwirkungs-Verweigerung auch eine thätige Opposition. Cromwell selbst, erschreckt durch die Isolirtheit der Republikaner in der Nation, trennte sich von den Männern, die seine Leidenschaften und Ansichten getheilt hatten. „Der Revolutionair verschwand und der Diktator kündigte sich an"; nicht etwa daß sein persönlicher Ehrgeiz sich die Diktatur zu einem Zwecke gesetzt hätte, sondern weil es ihm nicht gelang, ein Parlament zu finden, mit welchem er leben und regieren konnte, obwohl gerade er, wie Guizot sagt, durch sein Genie belehrt und überzeugt war, daß die constitutionelle Monarchie, die Regierungsform, welche er nicht gewollt, die einzige sey, die in England von Dauer seyn konnte. Der Revolutionair par excellence führte die Contre-Revolution nicht ganz durch; er starb, ohne daß es ihm gelungen war, dasjenige wieder herzustellen, was er zerstört hatte: ein Parlament und einen König, aber er hielt inne, und dieser wiewohl etwas verspätete Entschluß der Klugheit blieb nicht ohne wohlthätige Folgen für das Land.

Guizot schreibt die Wiederherstellung der Monarchie in England der Erschöpfung der Republik und des Protektorates zu, und zwar waren sie unter allen möglichen Formen und Combinationen erschöpft (wie dies heutzutage auch bald in Frankreich der Fall seyn wird). Mit immer wiederkehrendem Nachdruck rühmt der Verfasser dagegen den gesunden praktischen Verstand des englischen Volkes und seine unerschütterliche Ausdauer in demjenigen, was es einmal als gut und heilsam erkannt hat. Die Restauration von 1660 hatte drei große Resultate geheiligt: Die Sache der Monarchie hatte gesiegt, aber die Sache der absoluten Monarchie war verloren; das Königthum konnte sich vom Parlamente nicht mehr trennen. Im Parlamente war das Unterhaus de facto überwiegend. Der Protestantismus, wie sehr er sich auch in Sekten spalten mochte, herrschte in England, und die Gewissensfreiheit, die jene Sekten selbst unterdrückt und gegen einander nicht geübt hatten, war unwiderruflich proklamirt. Dies war Alles, was die Nation verlangt hatte, und seit der Zeit wußte sie diese Güter auch gegen beide extreme Parteien zu wahren, indem sie einerseits der Reaction widerstand, als Karl II. und Jakob II. diese auf religiösem und auf politischem Gebiete versuchten, und andererseits der Anarchie, so oft die Radikalen und die Chartisten sich bemühten, die Staatsmaschine an einen jähen Abhang zu bringen und sie hier hinunterrollen zu lassen.

Die Geschichte der Minister Karl's II. dient dem Verfasser als lichtvolle Einleitung zu der der beiden Parteien, die seit jener Zeit, unter der Benennung Whigs und Tories, wechselweise bald am Staatsruder, bald an der Spitze der Opposition über die Geschicke des Landes wachen, ohne den extremen Factionen und den politischen Abenteurern, die sich dieser Extreme zu ihren Zwecken bedienen, irgend einen Einfluß auf die Regierung zu gestatten. „Zu Anfang", sagt Herr Guizot, „waren jene Parteikämpfe allerdings noch sehr ungeordnet und konfus, aber bald traten die beiden großen parlamentarischen Parteien klar und deutlich hervor, eine um die andere nach der Leitung des Staatsruders strebend, wobei sie nach Grundsätzen verfuhren, die zwar nicht einander entgegengesetzt, aber doch wesentlich von einander abweichend sind." Die momentane Vereinigung dieser beiden Parteien war es, was die Revolution vollendete und schloß, indem durch sie die Stuarts vom Throne ausgeschlossen und Wilhelm und Marie auf denselben berufen wurden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Fortsetzung.)

Die Stellung des Herrn v. Vincent wurde mit jedem Tage falscher, Napoleon gefiel sich darin, sie vollends peinlich, ja, oft selbst demüthigend zu machen, obgleich die äußerliche Höflichkeit nichts zu wünschen ließ; Alexander unterstützte ihn redlich bei seinen kleinen Malicen. Herrn v. Vincent blieb keine andere Zuflucht, als bei Herrn v. Talleyrand, der sich ganz der österreichischen Politik zuneigte und sich die erdenklichste Mühe gab, Herrn v. Vincent zu beruhigen, indem er ihm versicherte, daß gar nichts vorginge und man nur diese intime Freundschaft affektire, um den Frieden zu erhalten, dessen alle Welt so unumgänglich bedürfe. — Man versammelte sich viel bei einer hervorragenden Dame, der Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin von Preußen, die die glänzendste Gesellschaft um sich vereinte, der selbst Alexander sich oft beigesellte. Da deutete man Alles an, was man nicht offen in den diplomatischen Konferenzen aussprechen wollte, und dies war eine der Ideen-Communicationen, die man häufig durch Herrn v. Talleyrand üben ließ, wie man sogleich sehen wird. Dort wurde Verstand, Feinheit, Grazie entfaltet; man traf daselbst die deutschen Genies, einen Goethe, einen Wieland, die mit ihren erhabenen Gönnern, den Fürsten von Weimar, herübergekommen waren und sich hier unter Könige, Minister und Generale mischten. Da war es, wo man zu errathen suchte, was man nicht wissen konnte, wo man in irgend einem hingeworfenen Worte einer großen politischen oder militairischen Idee nachspürte. Der arme Baron v. Vincent erschöpfte sich fruchtlos in Nachforschungen, Beobachtungen, Konjekturen aller Art, und seine sichtlichen Martern gereichten zum nicht geringen Ergötzen der beiden jungen Kaiser, die dadurch Oesterreich für sein nicht minder unbedachtes, als feindseliges Benehmen strafen wollten.

Die Uebereinkunft mit Rußland war getroffen, der zufolge dieses in den Besitz der Donaufürstenthümer trat und dagegen seine Mitwirkung gegen Oesterreich zusicherte; so hatte Napoleon freiere Hand gewonnen und konnte noch in Erfurt einige bis dahin zweifelhafte Fragen über die Vertheilung seiner Militair-Macht lösen. Er befahl den sofortigen Aufbruch der schönen Division Sebastiani, die aus mehreren jener alten Regimenter gebildet werden sollte, welche nach Spanien bestimmt und noch nicht nach Bayonne dirigirt waren. Dieselbe Ordre ertheilte er der Division Leval, ganz aus deutschen Hülfstruppen bestehend, so daß diese beiden Divisionen bis Ende Oktobers in Bayonne seyn konnten. Endlich bestimmte er, daß das fünfte Corps, welches nach Baireuth dirigirt worden, nun definitiv nach dem Rhein und von da nach den Pyrenäen marschiren sollte. Dann fügte er den drei Dragoner-Divisionen, die schon auf dem Wege nach Spanien begriffen waren, noch zwei andere bei und ließ in Deutschland Nichts als die Küraffiere und eine zahlreiche leichte Kavallerie. Diese Dispositionen waren eine natürliche Folge der Sicherheit, welche ihm das Einverständniß mit Rußland einflößte, und des lebhaften Wunsches, so schnell als möglich sich mit einer unwiderstehlichen Macht auf die Spanier und Engländer zu werfen.

Seit acht Tagen waren die Kaiser beisammen. Noch blieb die Redaction der geschlossenen Verträge abzufassen, und bei der neuen Leidenschaft, die sich Alexander's sowohl als des Herrn v. Romanzoff bemächtigt hatte, auf der Stelle ihres Triumphes zu genießen, war dies keine so leichte Sache. Um die Innigkeit, welche die beiden Monarchen mit jedem Tage mehr umschlang, durch Erörterungen über die Details der Verträge nicht zu stören, kam man überein, die weiteren Bestimmungen derselben den Herren v. Romanzoff und Champagny zu überlassen, und die Kaiser reisten am 6. Oktober auf einige Tage nach Weimar, wo ihrer schon seit lange die glänzendsten Feste harrten.

Napoleon's einziges Trachten ging auf den allgemeinen Frieden hinaus. So wenig diese Ansicht eine allgemein herrschende bei den Völkern war, so sprach sie sich doch in seinem ganzen Handeln aus. Er schloß das Bündniß mit Rußland, so schwer es ihm ward; er wollte, daß die neu besiegelte Freundschaft in ihrem höchsten Glanze vor der Welt erscheine, um seinen offenen und geheimen Feinden zu imponiren. So sehr die Bedingungen bezüglich Finnlands und der Donau-Fürstenthümer auch geeignet waren, neue Unzufriedenheit bei Oesterreich und England zu erregen, so hoffte er doch, durch das Bündniß, auf diese Bedingungen eben errichtet, das Erstere hinlänglich einzuschüchtern, um es zum Schweigen zu nöthigen, und das alsdann isolirt stehende England zum Frieden zu zwingen. Dieses letzte Ziel zu erreichen, blieben ihm noch andere Mittel, und er zögerte nicht mit deren Anwendung. Zuvörderst wollte er England Friedensvorschläge machen, und zwar auf die feierlichste Weise im Namen beider Kaiser und auf eine so öffentliche Weise, daß ganz England davon unterrichtet würde; während dieser Zeit sollte, da er von Seiten Rußlands nun vollkommen beruhigt war, nur ein ganz kleiner Theil der großen Armee in Deutschland bleiben und der übrige sich ins Lager von Boulogne begeben. Er selbst wollte an der Spitze von 130,000 Mann nach der pyrenäischen Halbinsel eilen, sich mit der gesammten Armee daselbst, die sich auf 230,000 Mann belief, auf die ausgeschifften Engländer werfen und einen großen Schlag gegen sie führen. Mit diesen vereinten Mitteln hoffte er England zum Frieden zu bewegen.

In Folge dieses Planes hatte er im Sinne, England Vorschläge im Namen beider Kaiser zu machen, die, wie das Manifest lauten sollte, „auf Frieden und Krieg" mit einander verbunden wären, und eine allgemeine Annäherung auf das „uti possideris" zu gründen. Diese Basis der Unterhandlung war eine bequeme, denn, indem sie England dessen See-Eroberungen, Malta einbegriffen, ließ, sicherte sie Frankreich sowohl Spanien als Neapel und Rußland die Donauprovinzen, so wie Finnland. Um erstere Rußland einzuverleiben, wollte man der Pforte erklären, daß Rußland diese Provinzen behalten würde, eine Erklärung, die man durch Anwesenheit der russischen Armee und durch französische Rathschläge zu unterstützen gedachte. Könnte man aber auf friedlichem Wege sich kein Gehör verschaffen, so sollte Frankreich die Pforte an Rußland überlassen, bei welchem Handel das zu erwartende Resultat keinem Zweifel unterworfen blieb.

Ueber alle diese Punkte war man einig, und ihre Redaction konnte keine Schwierigkeiten darbieten, denn es giebt niemals Schwierigkeiten für den Ausdruck, wo es keine für die Idee selbst giebt. Aber es blieb noch ein wichtiger Punkt übrig, über den die Verständigung so leicht nicht war. Napoleon trat bestimmt und augenblicklich die Moldau und Walachei an Rußland ab, bestand aber auf Verschiebung des Vertrages um einige Wochen, weil, wenn die Türkei erführe, was man gegen sie im Schilde führe, sie England davon unterrichten, sich ihm in die Arme werfen könnte, und England, welches unverhofft in ihr einen neuen Alliirten erblicken würde, dürfte leicht im Bündniß mit Spanien, Oesterreich und der Türkei hinlängliche Chancen für einen neuen Kampf finden, um sich dadurch zur Ablehnung des Friedens zu entschließen,

wogegen man mit Aufschub weniger Wochen hoffen konnte, England zu Unterhandlungen zu drängen. War es nun einmal im Unterhandeln begriffen, so dürfte es ihm nicht so leicht werden, sich zurückziehen, da das englische Volk den Frieden wünschen mußte, und wenn man ihm dann endlich die letzte Bedingung: Rußland die beiden Provinzen zu lassen, welche es faktisch schon besitze, eröffnete, so wäre es zweifelhaft, ob es, einmal mit Friedens-Plänen vertraut, zu kriegerischen Ideen zurückkehren würde, und zwar einer Frage wegen, an der es persönlich keinen großen Theil nahm. Die Schwierigkeit bestand also vorläufig nur in diesem Aufschub von wenigen Wochen, zu welchem man die russische Ungeduld verurtheilen wollte.

Der Kaiser Alexander verließ sich hierin auf seinen alten Minister, dessen Eifer zum mindesten dem seinen glich. Herr v. Champagny nahm Rücksprache mit Herrn v. Romanzoff und fand diesen bereit, in Alles ohne Anstand zu willigen; als man aber auf die erwähnte Vorsichtsmaßregel kam, die Mittheilungen an die Pforte zu verschieben, ward er unbeugsam. Herrn v. Romanzoff's Meinung zufolge war nach einem funfzehnmonatlichen Warten, von Tilsit her, ein neuer Aufschub unmöglich zu ertragen. Seit funfzehn Monaten hatte Frankreich dem russischen Kabinet Versprechungen gemacht, ohne eine zu erfüllen, und es so gezwungen, gegen die Türkei auf dem Fuße des Waffenstillstands zu verharren. Ohne das Elsässischen Frankreichs, sagte Herr v. Romanzoff, würde man schon gegen den Balkan marschirt seyn und die Türkei gezwungen haben, jene Provinzen abzutreten, welche sie nicht im Stande war länger zu behaupten und zu regieren. Alles, was Rußland aus dem Tilsiter Vertrage entsprossen, sey eine Hemmung seiner Thätigkeit gewesen, und man habe dadurch zu viel gelitten, um sich ihm noch ferner zu unterwerfen; auch habe man den weiten Weg von St. Petersburg nach Erfurt, trotz gewaltiger Opposition, trotz finsterer Prophezeiungen und großer Opfer an Würde, nur gemacht, um jenen verzweifelten status quo beendigt zu sehen.

Vergeblich erwiederte Herr v. Champagny, daß es sich ja nur um einen Aufschub von wenigen Wochen handle, daß man Couriere nach London senden wolle, daß die Antwort nicht auf sich warten lassen werde, daß man, wenn die Unterhandlungen mit England zu keinem erwünschten Ziele führen sollten, ungesäumt mit Anträgen in Konstantinopel vorschreiten könne. — Herr v. Romanzoff war taub für alle Einwürfe. — „Immer Aufschub", erwiederte er mit einer Art von schmerzlichem Ausdruck. „Für uns hat man immer nur Aufschub, während man sich weder in Madrid, noch in Rom einen solchen auferlegt. Ja, gälte es noch einem bestimmten Termin, nach dessen Ablauf alle Ungewißheit endete; sey's darum! Aber nein, man will uns zwingen, uns zu gedulden, bis die Unterhandlungen keine Hoffnung zur Verständigung mehr übrig lassen, und solche Unterhandlungen haben schon oft jahrelang gewährt. So kämen wir noch jahrelang aus dem Waffenstillstand mit den Türken nicht heraus."

Da Herr v. Champagny gewahrte, daß Romanzoff die neue Erwerbung als den Ruhm seiner letzten Tage betrachte, daß er bei weitem mehr Ansprüche mache, als Alexander selbst, so glaubte er die Rückkehr der beiden Monarchen erwarten und dem Kaiser der Franzosen selbst anheimstellen zu müssen, was sein persönlicher Einfluß auf den russischen Kaiser vermöge, um von ihm die Bewilligung zu einer Vorsichtsmaßregel zu erhalten, die ihm unerläßlich schien.

Die beiden Kaiser hatten sich mit ihrer ganzen Suite von Königen und Fürsten für den 6. und 7. Oktober nach Weimar begeben und kehrten am 8ten zu ihren wichtigen Geschäften zurück. Zwischen Erfurt und Weimar befindet sich der Ettersburger Wald. Der Großherzog von Weimar hatte in demselben eine Reihe zierlicher Zelte aufschlagen lassen, um sämmtliche gekrönte Häupter aufzunehmen. An diesen Zelten mußten Herden von Wildpret aller Art, Rehe, Hirsche, Hasen, vorüberkommen, welche durch Netze zurückgehalten worden und nun gezwungen waren, im Entfliehen sich dem Feuer der Gäste auszusetzen, die zu diesem Feste geladen waren. Alexander hatte nie ein Gewehr abgefeuert, so sanft war die Natur seiner Neigungen; dennoch schoß er einen Hirsch nieder, und eine große Zahl anderer fiel unter dem Feuer dieser hohen Jagdgesellschaft. Ein glänzender Empfang harrte der beiden Kaiser in Weimar. Nach einem festlichen Mahle vereinte ein Ball die glänzendste deutsche Gesellschaft. Goethe und Wieland fanden sich ein. Napoleon verließ die Gesellschaft, um sich in einem Winkel des Saales mit diesen beiden berühmten deutschen Schriftstellern zu unterhalten. Er sprach mit ihnen vom Christenthum, von Tacitus, diesem Schrecken der Tyrannen, dessen Namen, sagte er lächelnd, er ohne Furcht ausspreche; er behauptete, Tacitus habe das düstere Gemälde seiner Zeit ein wenig mit starken Farben gezeichnet, und daß er als Maler nicht einfach genug sey, um ganz treu zu schildern. Dann ging er zur neueren Litteratur über, verglich sie mit der alten und zeigte sich immer derselbe, in Bezug auf Kunst wie auf Politik, Beschützer der Regeln, der vorgeschriebenen Schönheit, und bezüglich des Dramas, dem Shakespeare nachgeahmt, welcher das Tragische mit dem Komischen, das Schreckliche mit dem Burlesken vermischt, sagte er zu Goethe: „Ich bin erstaunt, daß ein großes Genie, wie Sie, nicht die festbegränzten Gattungen liebt (les genres tranchés)." Ein bedeutungsvolles Wort, das wenige Kritiker unserer Zeit im Stande sind zu begreifen.

Nach dieser langen Unterhaltung, in der er eine unendliche Grazie entfaltete, und wo er jenen eminenten Schriftstellern zu erkennen gab, daß er die höchste Gesellschaft ihnen opferte, verließ Napoleon sie, die, wie es nicht anders seyn konnte, von einer so großen Auszeichnung sich nicht wenig geschmeichelt fühlten. In Erfurt wurden sie mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, eine Auszeichnung, die sie in jeder Hinsicht verdienten, und die durch die Verleihung an solche Männer nichts von ihrem Glanze verliert.*)

*) Hier folgt eine Schilderung, die wir aus Schamgefühl übergehen. Sie betrifft ein dem Besieger Deutschlands auf Jena's Feldern von deutschen Fürsten gegebenes Fest, von welchem selbst der französische Geschichtschreiber sagt: „Il y avait un tel éclat de plaire à Napoléon que peut-être oubliait-on sa propre dignité en s'appliquant à rappeler soi-même une des plus terribles batailles gagnées par la France sur l'Allemagne." Und die Art und Weise dieses Erinnerungsfestes!!! — Wir schweigen, um in einem Augenblicke, wo man in Preußen für Deutschlands Einheit schwärmt, nicht jedes Perukenhaupt mit Unwillen und noch etwas Aergerem zu erfüllen. Wir wollen der Kriegerei jener gefürsteten Weihrauch-Kessel nicht weiter gedenken und nur noch rühmend der Großthat Napoleon's erwähnen, der, bevor er die Höhen von Jena verließ, dieser unglücklichen Stadt, welche während der Schlacht so viel gelitten, ein Geschenk von 300,000 Fr. zurückließ. Das that freilich nicht jeder Franzose, und nicht Jeder kann es thun, aber darauf verwetten wir unseren Kopf, daß sich in ganz Frankreich kein Franzose findet, der dem Könige von Preußen oder dem Kaiser von Rußland ein Zelt aufschlüge, in dem er, ihnen zu Ehren, den Plan der Schlacht von Leipzig oder Waterloo aufhinge. Und Aehnliches haben bei Jena — deutsche Fürsten gethan!!! — Nun baut auf dieses Fundament — Großdeutschland!!"

Nach Erfurt zurückgekehrt, mußte Napoleon sich mit den wichtigen Angelegenheiten beschäftigen, die ihn nach Deutschland geführt hatten und die von so weit her den Beherrscher Rußlands angezogen. Er sprach davon mit dem Kaiser Alexander, vor Allem aber schärfte er Herrn v. Champagny Vorsicht ein und den Befehl, unverbrüchlich darauf zu halten, daß England nicht gleich bei den zu beginnenden Friedens-Unterhandlungen voreilige Mittheilungen davon nach Konstantinopel mache. Was den russischen Erwerb der Donau-Fürstenthümer betraf, so bevollmächtigte er Herrn v. Champagny zur bestimmtesten, beruhigendsten Redaction für Rußland, jedenfalls aber unter strengster Discretion, bis die Unterhandlungen mit England eingeleitet wären.

Nach mannigfachen Unterredungen zwischen beiden Kaisern gelang es Napoleon, die Ungeduld Alexander's zu besiegen. Dieser fügte sich seinen Wünschen, und um das edle Herz des jungen Zaren zu beruhigen, verstand sich Napoleon auch noch zu einigen Konzessionen. So ließ er auf das dringende Verlangen Alexander's von der preußischen Contribution zwanzig Millionen nach und bewilligte ein Jahr mehr als Zahlungsfrist, so daß Preußen, statt einhundertundvierzig Millionen in zwei Jahren, nur einhundertundzwanzig in drei Jahren zu zahlen hatte.

Die beiden Souveraine, welche sichtlich dahin strebten, sich gegenseitig zu gefallen, stimmten täglich mehr in ihren An- und Absichten überein; dennoch blieb ein höchst delikater Punkt zu erörtern, bei dem Napoleon die Initiative zu ergreifen scheute. Es handelte sich um eine Familien-Allianz, die ihrer politischen Verbindung, wenn auch nicht mehr Festigkeit, doch noch höheren Glanz verliehen hätte; mit einem Worte, um eine Heirat, die Alexander's Schwester mit Napoleon verbunden hätte. (Schluß folgt.)

Polynesien.

Der fünfte Welttheil und seine Zukunft.

Sechzig Jahre sind jetzt verflossen, seitdem das erste Ansiedlerschiff im Hafen von Sydney ankerte. Ein junger Seeknabe, der noch als ergrauter Veteran am Leben ist, stand auf dem Verdeck, als jenes Fahrzeug von Portsmouth absegelte. Sein Capitain klopfte ihm auf die Schulter und hieß ihn die Scheidenden wohl ins Auge fassen, da sie die Saaten eines großen Reiches mit sich führten. Diese kühne Prophezeiung scheint sich bereits ihrer Erfüllung zu nähern.

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert brachte Anson in dem einzigen ihm aus seiner Flotte übrig gebliebenen Schiffe die Beute der goldbeladenen Galleone von Acapulco zurück und, was noch viel wichtiger war, mit Sorgfalt gesammelte Nachrichten über den ganzen damals erforschten Theil des Stillen Meeres. Die Summe dieser Kenntnisse war nicht groß. Obgleich seit fast zweihundert Jahren eine fortlaufende Kette spanischer Ansiedelungen sich längs der östlichen Küste jenes Oceans von Kalifornien bis Chile gebildet hatte; obgleich Mexiko, Peru und die Philippinen dem spanischen Scepter unterworfen waren; so lag doch über dem Stillen Meer noch ein fast eben so dichter Schleier, als an dem Tage, wo Balboa auf seinem Marsch über den Isthmus von Panama dessen Wogen zum erstenmal erblickte. An der westlichen Gränze seiner Gewässer waren nur Japan, Formosa, die Philippinischen Inseln und Neu-Guinea und auch diese nur höchst unvollständig bekannt. Von dem großen australischen Kontinent waren erst einige Punkte von den Holländern berührt worden. Von den zahllosen Eilanden, welche den Busen des Oceans besäen, hatten europäische Schiffer kaum ein Dutzend wahrgenommen. Ein paar Küstenfahrer schlichen von Zeit zu Zeit längs dem westlichen Ufer Amerika's, und einmal jährlich segelte eine einsame Galleone von Acapulco nach Manilla.

Welch ein Abstand gegen heute! Ein Territorium und ein Staat des nord-amerikanischen Staatenbundes haben sich in Kalifornien und Oregon gebildet. Gegen Norden liegen englische und russische Kolonieen. Im Süden befinden sich die unabhängigen Republiken Mexiko, Guatemala, Nicaragua, Costarica, Neu-Granada, Ecuador, Peru, Bolivien und Chile. Die Engländer haben sich an der östlichen Küste von Australien niedergelassen; die Holländer haben Neu-Guinea in Besitz genommen; die Philippinischen Inseln, sonst nur den Spaniern zugänglich, werden jetzt von allen europäischen Nationen besucht, und, obwohl Japan sich noch gegen alles Fremde abschließt, so fängt doch China an, sich den Europäern zu öffnen. Russische Kiele haben die Gewässer des Amur durchschnitten, und russische Ansiedelungen erstrecken sich von der chinesischen Gränze bis zur Beringsstraße. Die Sandwich-Inseln sind de facto eine blühende amerikanische Kolonie; Tahiti und die Marquesas stehen unter französischer, Neuseeland und die Auckland-Gruppe unter englischer Botmäßigkeit, während man auf den meisten anderen Inseln und Inselketten europäische Ansiedler trifft. Amerikanische und europäische Handelsschiffe segeln von Eiland zu Eiland, versorgen die Eingebornen mit den Erzeugnissen civilisirterer Na-

tionen und tauschen dagegen die Produkte ihres Bodens und ihrer Fischereien ein. Der Ocean ist weiß von den Segeln der Wallfischfänger. Die Südsee hat sich in wenig mehr als einem halben Jahrhundert von einer geheimnißvollen Region, in der einige kühne europäische Reisende nur ein paar wilde Stämme antrafen, in den gedrängten, geschäftigen Markt für Kaufleute aller Welttheile verwandelt.

Die politische Wichtigkeit des Stillen Meeres hält mit seiner kommerziellen Bedeutung Schritt. Außer den unabhängigen Staaten an seinen östlichen und den europäischen Kolonien an seinen westlichen Küsten, knüpfen sich auch an seine Inselgruppen Fragen, die zu mannigfaltigen Erörterungen Anlaß geben. Die halbcivilisirten Archipele von Hawaji (Owaihi), Tahiti und Neuseeland führen einen ausgebreiteten Handel. Ihre Verwaltung ist unter europäischem Einfluß organisirt worden; in ihren Häfen findet man europäische und amerikanische Handelsagenten. Das häufige Erscheinen der Wallfischfänger in den Schiffer-, Freundschafts-, Fidschi- und anderen Inseln hat die Ernennung von Konsuln zur Folge gehabt und den Besuch von Kriegsschiffen veranlaßt, um die Streitigkeiten zwischen den Insulanern und ihren Gästen zu schlichten. Die lobenswerthe Gewohnheit der europäischen Abenteurer verschiedener Nationalitäten, sich unter einander zu zanken und ihre Landsleute an ihren Zänkereien zu betheiligen, hat sich auch im Stillen Meere nicht verleugnet. Die Sandwich-Inseln haben mehr als einmal höflich-drohende diplomatische Noten zwischen den Regierungen von Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten hervorgerufen. Vor wenigen Jahren hätte das ungebärdige Benehmen einiger störrigen Missionäre und heißköpfigen Seeoffiziere Frankreich und England beinahe in einen Krieg verwickelt. Klare, bestimmte Begriffe über die Rechte und Pflichten civilisirter Nationen in Bezug auf diese Länder sind durchaus nothwendig, nicht allein zur Aufrechthaltung des Friedens zwischen Europa und Amerika, sondern auch zur gerechten und humanen Behandlung der Eingebornen. Diese wilden Stämme haben ihre Rechte so gut wie aufgeklärtere Völker, obwohl sie nicht im Grotius und Vattel verzeichnet sind; ein billiges und praktisches Völkerrecht für das Stille Meer muß sich auf den gesellschaftlichen Zustand gründen, welcher dort besteht. Dieser bietet einige merkwürdige Erscheinungen dar.

Die Hauptmasse der Bevölkerung wird auf allen Inselgruppen des Südmeeres durch die Autochthonengeschlechter gebildet, die sich zum Theil noch in demselben Zustande befinden, in welchem sie von Cook angetroffen wurden, zum Theil in ihren Sitten und ihrer Lage durch den Umgang mit Europäern mehr oder weniger bedeutende Modificationen erlitten haben. Ihr allgemeiner Charakter ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihn hier zu beschreiben; die Einwirkung der europäischen Elemente ist es, die unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt.

Die ersten Europäer, die sich unter den Bewohnern Polynesiens niederließen, waren schiffbrüchige Seeleute, Deserteure von Kauffahrteischiffen und Wallfischfängern und flüchtige Verbrecher aus den englischen Strafkolonieen. Von dieser Menschenklasse konnten die Eingebornen sich wenig Gutes versprechen. In einigen Inseln lernten sie von ihr Verräuderei treiben; in anderen wies sich jedoch ihr Einfluß als nicht unbedingt bösartig aus. Die entlaufenen Matrosen, die sich am Ufer der Cooksstraße ansiedelten, ehe noch die Engländer den Versuch gemacht hatten, Neuseeland zu kolonisiren, waren durch ihre Furcht vor den Eingebornen gezwungen, sich eine Art Disziplin aufzulegen und mit den benachbarten Stämmen Ehebündnisse zu schließen, um ihre Freundschaft zu erwerben. Sie gewöhnten sich hierdurch an ein verhältnißmäßig ordentliches Leben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Aborigener durch den Verkehr mit ihnen zu einer höheren Stufe der Intelligenz gelangten.

Die Missionäre sind die nächste Klasse von Europäern, deren wir zu erwähnen haben. Ehe sich der europäische Handel nach Tahiti und den Schifferinseln wandte, hatten englische Missionäre dort bereits Niederlassungen errichtet. Seitdem sind ausgedehnte Etablissements durch die Bemühungen der englischen Missionsgesellschaften in Neuseeland, durch die der amerikanischen auf Owaihi entstanden. Von den Hauptanstalten aus haben sich untergeordnete Missionäre über die anderen Gruppen verbreitet. Die bisher genannten Religionslehrer waren Protestanten; in den letzten Jahren haben zahlreiche römisch-katholische Glaubensprediger, meistens unter französischem Schutz, sich über Polynesien zerstreut. Es ist zweifelhaft, ob das Christenthum und die christliche Moral so tiefe Wurzel unter diesen Insulanern geschlagen haben, wie es seit Jahrhunderten in Europa geschehen; aber jedenfalls sind ihnen neue, vernünftigere moralische und religiöse Ideen beigebracht worden, die nicht ohne Einfluß auf ihre Handlungsweise bleiben. Außerdem haben die Missionäre ihnen manche Künste des civilisirten Lebens gelehrt und sie einigermaßen mit den Conventionalitäten gesitteter Völker bekannt gemacht. Indessen hat alles Menschliche seine Kehrseite. Die Religionsstreitigkeiten der Protestanten und Katholiken, ja, die polemischen Zerwürfnisse unter den Missionären der verschiedenen protestantischen Sekten haben die Insulaner mit Staunen erfüllt und ungünstige Eindrücke hervorgebracht. Zuweilen haben auch die rohen und ungebildeten Sendlinge der englischen Missionen, durch die weite Entfernung von der Aufsicht ihrer Oberen befreit, sich ihren habsüchtigen Gelüsten mit einer Schamlosigkeit hingegeben, welche großes Aergerniß erregt hat.

Endlich haben wir noch einer Klasse von weltlichen Ansiedlern zu gedenken, die in eine höhere Kategorie gehören, als die entlaufenen Sträflinge und die Deserteure von Wallfischfängern und Kauffahrern. Es sind Leute, oft von guter Erziehung und Herkunft, welche eine exzentrische Geistesrichtung oder Glückswechsel veranlaßt haben, sich auf den Inseln niederzulassen, die von den Missionären schon einigermaßen civilisirt worden. Amerikanische Kolonisten dieser Gattung sind auf den Sandwich-Inseln in großer Anzahl zu finden, und viele Engländer von ähnlichem Charakter haben schon seit lange die nördliche Halbinsel von Neuseeland bewohnt. Einige hatten sich in Tahiti etablirt, ehe es von den Franzosen in Besitz genommen wurde, und es giebt fast keine Insel von Bedeutung, wo solche nicht gefunden werden.

Das europäische Element der polynesischen Gesellschaft, welches aus diesen drei heterogenen Klassen zusammengesetzt ist, hat einen wichtigen, zwar nicht unbedingt wohlthätigen, aber doch überwiegend günstigen Einfluß auf die Ureinwohner ausgeübt. Beide Racen harmoniren im Ganzen recht gut, und ein Mischlingsgeschlecht ist jetzt im Entstehen, dem eine große Zukunft bevorsteht. Allmälig verschwinden der kindische Aberglauben und die beschränkten Ansichten der Eingebornen, und sind ihnen auch die europäischen Laster nicht mehr fremd, so haben sie doch mit diesen europäische Ideen und europäische Moral kennen gelernt. In obiger Skizze ist nur die unorganische Wirkung europäischer Einflüsse berührt worden; allein die Missionäre haben in mehreren Fällen die Insulaner aufgemuntert, sich eine bürgerliche Organisation nach europäischem Muster zu geben. Am besten ist dieser Versuch in Owaihi gelungen, wo ein regelmäßiges constitutionelles Königreich besteht, dessen Minister jedoch meistens Amerikaner und Europäer sind, und wo der amerikanische Einfluß vorherrscht. Der Fortgang ähnlicher Experimente in Tahiti und Neuseeland ist dort durch die Franzosen, hier durch die Engländer unterbrochen worden, welche letztere eine blühende Niederlassung gegründet haben, während erstere, dem Anschein nach, mit der Absicht umgehen, die Inselgruppe in eine Strafkolonie zu verwandeln.

So hat sich der Schleier gelüftet, der vor einem Jahrhundert die unermeßlichen Regionen des Stillen Meeres einhüllte. Ueberall ist die Civilisation mächtig vorgeschritten, und die Keime einer neuen bürgerlichen Gesellschaft sind gepflanzt worden, deren vollständigere Entwickelung im Schooße der Zukunft liegt. (D. N.)

Mannigfaltiges.

— Der Bildhauer Steinhauser in Philadelphia. Im Hause des bayerischen Konsuls, Herrn Hagedorn, in Philadelphia (so schreibt ein Nord-Amerikaner) sah ich kürzlich Steinhauser's neueste Arbeit, einen „Fischerknaben". Es ist ein Jüngling, der sich über die Fellen in idealer Stellung hinüberneigt, die Angel in der Hand und mit träumerischem Auge. Es scheint Goethe's Fischer zu seyn, den der Künstler, würdig seiner Aufgabe, dargestellt. Ein „Agnus Dei", den kindlichen Heiland darstellend, der auf der gewundenen Schlange steht, ist ebenfalls ein sehr anmuthiges neues Werk Steinhauser's. Der Künstler ist jetzt ungefähr dreißig Jahre alt. Seine geschätzteste Arbeit, die allgemein als ein des Alterthums würdiges Meisterwerk angesehen wird, ist eine „Hero und Leander", welche die Akademie von Philadelphia kürzlich erworben hat. Leander ist eben an der Küste des Hellespont gelandet, die Brandung wäscht den Sand zu seinen Füßen; er sitzt auf dem Felsen neben Hero, der er mit begeisterter Huldigung ins Auge schaut, während sie, mit einem Arme sein Haupt umfassend und mit dem anderen auf seine Hand gelehnt, ein Abbild der himmlischen Liebe der Griechen ist, wie denn das Ganze durch seine Anmuth und Poesie an die klassische Auffassung der Gestalten Amor's und Psyche's erinnert.

— Englische Schriften und amerikanische Leser. Elihu Burrit verwendet sich in nord-amerikanischen Blättern für einen in Amerika sehr populären englischen Schriftsteller, den Verfasser vieler Schriften über astronomische und andere naturwissenschaftliche Gegenstände, Dr. Dick in Schottland. Seine Schriften sind über ganz Nord-Amerika in unzähligen wohlfeilen Nachdrucken verbreitet, während er selbst in der größten Noth lebt. Einige junge Handwerker in Boston haben sofort nach Lesung des Aufrufs 60 Dollars (84 Thaler) für den achtzigjährigen Dr. Dick zusammengeschossen. Auch dieser Fall wird den Amerikanern als Beweis vorgehalten, wie nothwendig es sey, mit England einen internationalen Vertrag gegen den Nachdruck abzuschließen.

Literarischer Anzeiger.

Guizot's Schrift über die englische Revolution.

Bei mir erscheint so eben ein **Abdruck des Originals** von Guizot's Schrift: „Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?" so wie eine deutsche **Uebersetzung** derselben.

Durch alle Buchhandlungen ist sowohl das Original wie die Uebersetzung zu dem Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Leipzig, 4. Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Dienstag den 19. Februar 1850.

Rußland.

Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus.

Die Revue des deux Mondes enthält nachfolgende, angeblich von einem russischen Diplomaten herrührende und dem Kaiser Nikolaus übergebene Denkschrift über die römische Frage, die jedenfalls charakteristisch genug ist, um auch in Deutschland mit Interesse gelesen zu werden. Früher bereits theilte die Revue eine andere Denkschrift desselben russischen Staatsmanns über die Bewegungen im westlichen Europa mit, die ebenfalls das Gepräge der Echtheit an sich trug und damals in mehreren Journalen besprochen wurde, da sie in der That einen tiefen Blick in die Geheimnisse der russischen Politik thun läßt. Beide Denkschriften will die Revue von einem französischen Diplomaten (vielleicht von dem gegenwärtigen Gesandten in Madrid, Herrn Bourgoing) erhalten haben.

Denkschrift.

Wenn es unter den Fragen des Tages oder vielmehr des Jahrhunderts eine giebt, die alle Abweichungen, alle Widersprüche und Unmöglichkeiten, gegen welche das westliche Europa streitet, in sich faßt und gleichsam wie in einem Brennpunkt konzentrirt, so ist es sicherlich die römische Frage. Es kann dies, gemäß der unerbittlichen Logik, die Gott gleichsam als ein verborgenes Gewicht in die Begebenheiten dieser Welt gelegt hat, nicht anders seyn. Die tiefe und unversöhnliche Spaltung, welche seit Jahrhunderten den Occident beunruhigt, mußte endlich ihren höchsten Ausdruck erreichen, sie mußte bis an die Wurzel des Baumes gehen. Es ist ein Ehrentitel, den Niemand Rom streitig machen wird: es ist jetzt noch, wie es immer gewesen, die Wurzel der westlichen Welt. Es ist gleichwohl zweifelhaft, daß, ungeachtet des lebhaften Antheils, den diese Frage erregt, man sich von Allem, was sie eigentlich enthält, genaue Rechenschaft gegeben habe.

Was wahrscheinlich dazu beiträgt, über die Natur und die Wichtigkeit der Frage, wie sie gegenwärtig liegt, zu täuschen, ist erstlich die vermeintliche Aehnlichkeit der jetzigen Ereignisse in Rom mit seinen früheren Revolutionen; dann auch die wirkliche Verbindlichkeit, welche die gegenwärtige Bewegung Roms mit der allgemeinen Bewegung der europäischen Revolution verkettet. Alle diese Nebenumstände, welche beim ersten Anblick die römische Frage zu erklären scheinen, dienen in Wahrheit nur dazu, die Tiefe derselben zu verdecken. Nein, sicherlich handelt es sich nicht um eine Frage, wie jede andere, denn sie **berührt** nicht allein Jedermann im Westen, sondern sie **überschwemmt** ihn, so zu sagen.

Man behauptet nichts Paradoxes und man kann auch nicht der Verleumdung beschuldigt werden, wenn man versichert, daß zu dieser Zeit Alles, was vom positiven Christenthume im Westen noch übrig ist, sich, sey es mit Bewußtseyn oder sey es mit mehr oder weniger eingestandener Zuneigung, dem römischen Katholizismus wieder zuwendet, dessen Papstthum in der Art, wie es Jahrhunderte gebildet haben, der Schlußstein und die Bedingung seines Daseyns ist. Der Protestantismus mit seinen zahlreichen Zweigen stirbt, nachdem er kaum drei Jahrhunderte gelebt hat, in allen Ländern, wo er bis jetzt herrschte, England allein ausgenommen, vor Altersschwäche; oder wenn er noch einige Lebenselemente in sich birgt, so trachten diese Elemente danach, sich mit Rom zu verbinden. Was die religiösen Doktrinen betrifft, die sich außerhalb der Gemeinden mit dem einen oder dem anderen Glaubensbekenntniß erblicken lassen, so ist augenscheinlich, daß sie nur individuelle Meinungen sind, die hier nicht in Betracht kommen können. Mit einem Worte, das Papstthum ist die Säule, welche im Occident die ganze Vorderwand des christlichen Tempels trägt, die nach dem großen Einsturz des 16ten Jahrhunderts und nach dem allmäligen Verfall, der seitdem stattgefunden hat, übrig geblieben ist.

Jetzt nun ist es diese Säule, welche man in ihrem Fundamente anzugreifen sich vorgenommen hat. Wir kennen die immer fertigen und bereiten Redensarten der Zeitungs-Presse und der offiziellen Kundgebungen gewisser Regierungen sehr wohl, deren man sich geschickt genug bedient, um die Wahrheit zu verdecken: Man wolle die religiöse Verfassung des Papstthums nicht angreifen; man benge sich vor ihr, man achte sie und würde sie aufrecht erhalten; man bestreite dem Papstthum selbst nicht seine weltliche Macht, nur fordere man, ihre Ausübung abzuändern. Man werde von dem Papstthume nur solche Konzessionen verlangen, die als unumgänglich nothwendig anerkannt worden sind, und werde ihm nur vollkommen gerechte und billige Reformen auferlegen. — In diesem Allen liegt ziemlich viel Unredlichkeit und Täuschung.

Ist es nicht eine Unredlichkeit, selbst von Seiten der Aufrichtigsten, einreden zu wollen, daß ernstliche und aufrichtige Reformen, welchen das gegenwärtige Regierungssystem des römischen Staates unterworfen würde, nicht mit der vollständigen Säcularisation des Kirchenstaats endigen sollten? — Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als um eine Säcularisation; aber hierin liegt noch nicht die Hauptfrage. Diese stellt sich vielmehr dahin, daß man zu wissen verlangt, wem zu Gunsten die Säcularisation geschehen soll, d. h. welches die Natur, der Geist und die Bestrebungen derjenigen Macht, der man die weltliche Regierung des Papstthums übergiebt, seyn werden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß das Papstthum unter der Vormundschaft dieser neuen Macht fortan zu leben berufen seyn wird. Ueber diesen Punkt aber giebt man sich den meisten Täuschungen hin. (Fortsetzung folgt.)

England.

Guizot's neuestes Werk über die englische Revolution.

(Schluß.)

Die englische Revolution ist im Gegensatze zur französischen eine gelungene zu nennen. Welches sind nun die eigentlichen Ursachen dieses Gelingens? Obwohl jede Seite der Guizotschen Schrift eine Antwort auf diese Frage giebt, so hält es der Verfasser doch für nöthig, seine Erklärung noch präciser zu fassen. Die englische Revolution, sagt er, ist gelungen, weil sie ein Akt reiner Abwehr und zwar der Nothwehr war. Sie ist gelungen, weil sie sich ein bestimmtes, klares Ziel vor Augen gestellt und weil sie, nachdem dieses Ziel einmal erreicht war, innehielt und sich für befriedigt erklärte, da sie eben kein geringeres Resultat, aber auch Nichts, was darüber hinaus lag, erstrebte. Sie ist gelungen, weil sie nicht durch Krawalle und Straßen-Exzesse (Barrikaden und Pflastersteine), sondern durch politisch organisirte Parteien, nicht durch den Sieg einer dieser Parteien über die andere, sondern durch einen Kompromiß zwischen beiden durchgesetzt wurde. Sie ist endlich gelungen, weil sie, volksthümlich in ihren Prinzipien und Erfolgen, aristokratisch in ihrer Durchführung war. „Die Sache des englischen Volkes", sagt Guizot, „siegreich durch Vermittelung der englischen Aristokratie — das war das große unterscheidende Merkmal der Revolution von 1688 und gleich bei ihrem ersten Auftreten das Unterpfand ihrer Zukunft."

Noch heutigestages sind in dem politischen Charakter der Engländer die Züge nicht zu verkennen, die das Gelingen der Revolution von 1688 herbeigeführt. Noch heutigestages weiß das englische Volk, wie kein anderes, zu erkennen, welches die eigentliche Aufgabe der Zeit ist; darum nimmt es sich auch nie mehr als Eine Sache auf einmal vor; es begnügt sich einstweilen mit der einen Hälfte seiner Forderungen und rechnet, was die Befriedigung der anderen Hälfte betrifft, auf den Einfluß und die Macht der öffentlichen Meinung. Ist aber einmal die Stunde der großen Veränderungen herangekommen, so wartet man in den oberen Regionen nicht bis zu dem Augenblicke, wo sie von unten gewaltsam durchgesetzt werden, sondern man bietet sich dann gegenseitig die Hand dazu. Auf diese Weise sind vor unseren Augen mehrere friedliche Revolutionen in England auf dem Wege der Reform durchgeführt worden.

Wir schließen unsere Bemerkungen über die Schrift des Herrn Guizot mit einigen seiner meisterhaften, kurzen Charakterskizzen, wie wir oben bereits eine über Cromwell mitgetheilt. Wir geben zunächst die des General **Monk**, weil der Charakter dieses echt englischen Soldaten, dem Karl II. seine Restauration zu verdanken hatte, gewöhnlich von französischen und deutschen Historikern einseitig und falsch aufgefaßt wird, und lassen dann einige Worte über **Wilhelm III.** und **Washington** folgen.

„Es mußte endlich zu einer Entscheidung kommen. Alle Gewalten, alle Namen, welche die Revolution gemacht hatten, oder die von der Revolution gemacht worden, waren wiederholentlich einer Probe unterlegen. Kein äußerliches Hinderniß, kein nationaler Widerstand hatte sich ihren Versuchen, das Land zu regieren, entgegengestellt. Keinem von Allen war es gelungen; sie hatten sich gegenseitig aufgerieben. Alle hatten in jenen unfruchtbaren Kämpfen erschöpft, was sie noch an Kredit und Kraft aufzubringen vermochten. Ihre Nullität lag vor Aller Augen da. Gleichwohl blieb England unter ihrer Herrschaft. Unter jener langen traurigen Abwechselung von Anarchie und Despotismus hatte die Nation die Gewohnheit und den Muth eingebüßt, ihre Geschicke selbst zu ordnen. Cromwell's Armee war noch da; freilich außer Stande, eine Regierung zu schaffen, wohl aber um diejenigen zu stürzen, die ihr nicht gefielen. Ein Mann der Armee war es inzwischen, ein Mann, der die Achtung

und das Vertrauen der Soldaten in hohem Grade genoß und außerhalb aller politischen Parteien stand, der dem Parlamente eben so wie dem Protektor und selbst dem Richard Cromwell bei seiner Erhebung gedient, Monk war es, der zuerst erkannte, daß für die Anarchie nur Eine Abhülfe möglich sey, und der es daher unternahm, sein übermüdetes Vaterland ohne Kampf und Erschütterung von dieser Anarchie zu befreien. Monk hatte in seinem Charakter nichts Außerordentliches, aber er besaß gesunden Menschenverstand und Muth. Kein Durst nach Ruhm, kein Ehrgeiz nach Macht erfüllte ihn; keine großen Pläne, keinerlei erhabene Ideen beseelten ihn, weder in Bezug auf das Land, noch in Bezug auf sich selbst. Aber einen tiefen Abscheu hatte er vor aller Unordnung und vor jenen öffentlichen Ausschreitungen, welche die Volksleiter mit schönen Redensarten bemänteln. Ohne Prunk, aber mit Ernst und Innigkeit lebte er seinen Pflichten als Soldat und als Engländer. Kein Charlatan, kein Deklamator, diskret bis zur äußersten Schweigsamkeit, ließen ihn Lüge und Verleumdung gleichgültig. Mit einer Kühnheit und Geduld, die gleich unermüdlich waren, ging er auf das Ziel zu, das ihm zum Wohle Englands als das einzige heilsame erschien: nämlich auf die friedfertige Rückkehr der allein stabilen und regelmäßigen Regierung. Alles Uebrige war in seinen Augen ein Wirrwarr streitiger Fragen und selbstischer Parteikämpfe. Und es gelang ihm. Alle Fractionen der großen monarchischen Partei suspendirten, um ihn zu unterstützen, ihre alten Feindschaften, ihre blinde Ungeduld und ihre einander widersprechenden Prätensionen. Die Restauration ging wie ein sich von selbst verstehendes natürliches Ereigniß vor sich, ohne den Siegern wie den Besiegten einen Tropfen Blut zu kosten. Als Karl II. mitten unter unermeßlichen Acclamationen seinen Einzug in London hielt, konnte er in Wahrheit sagen: „„Sicherlich ist es mein Fehler, daß ich nicht schon früher zurückkam, denn ich habe heute Niemanden gesehen, der nicht betheuerte, daß er meine Rückkehr immer gewünscht habe.““

„Weniger ausgezeichnet vielleicht durch Naturgaben, sind Wilhelm III. und Washington in dem Unternehmen, bei welchem Cromwell scheiterte, glücklich gewesen, indem sie das Geschick ihres Vaterlandes festgestellt und dessen Regierungsform begründet haben. Es gelang ihnen, weil sie selbst mitten in der Revolution doch die revolutionaire Politik stets verschmäht haben. Niemals kamen sie in jene fatale Lage, zuerst sich der anarchischen Gewalt als Fußschemels bedient und dann zur despotischen Gewalt, als zu einer Nothwendigkeit ihrer Macht, gegriffen zu haben. Sie haben sich gleich beim Beginne ihrer Laufbahn auf regelmäßigen Wegen und in den permanenten Zuständen der Regierung entweder schon befunden oder darein versetzt.

„Wilhelm war ein ehrgeiziger Fürst; es wäre thöricht, anzunehmen, daß er bis dahin, wo die Aufforderung aus London im Jahre 1688 an ihn gelangte, gar nicht den Wunsch gehabt, den Thron von England zu besteigen und von den seit langer Zeit eingeleiteten Bestrebungen, ihn auf diesen Thron zu bringen, Nichts gewußt habe. Wilhelm folgte den Fortschritten, welche diese Bestrebungen machten, sehr aufmerksam; ohne an den Mitteln sich zu betheiligen, verschmähte er doch nicht den Zweck, und ohne sie direkt aufzumuntern, protegirte er doch diejenigen, von denen die Sache ausging. Sein Ehrgeiz war zugleich von der Art, daß er sich dem Triumphe einer großen und gerechten Sache, der Sache der religiösen Freiheit und des europäischen Gleichgewichts, mit Stolz weihte. Niemals machte übrigens ein Mann einen großen politischen Gedanken ausschließlicher zu seiner Lebensaufgabe, als es Wilhelm that. Das Werk, das er unternahm, war seine Leidenschaft, und seine eigene Erhebung war für ihn blos ein Mittel zu jenem Zwecke. Welches auch seine Wünsche in Bezug auf die Krone Englands seyn mochten, niemals versuchte er, sie mit Gewalt oder durch Unordnung zu verwirklichen. Er besaß einen zu geraden, richtigen Verstand, um nicht den untheilbaren Fehler eines solchen Erfolges zu begreifen und dessen Verantwortlichkeit von sich zu weisen. Als ihm jedoch die Bahn durch England selbst eröffnet wurde, ließ er sich durch die Skrupeln des Privatmannes nicht mehr zurückhalten; er wollte den Triumph seiner Sache und zugleich selbst die Ehre des Triumphes ärndten. Seltene und glorreiche Mischung weltlicher Geschicklichkeit und religiöser Frömmigkeit, persönlichen Ehrgeizes und der Hingebung für öffentliche Zwecke!

„Washington hatte keinen Ehrgeiz; das Vaterland bedurfte seiner Dienste, und er war groß, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung, zuweilen sogar mit einer gewissen Anstrengung. Die Prüfungen des öffentlichen Lebens waren ihm peinlich; er zog die Unabhängigkeit des Privatlebens und ein ruhiges Gemüth der Ausübung der Gewalt vor. Ohne Zögern übernahm er jedoch die Lösung der ihm von seinem Lande übertragenen Aufgabe, und indem er sich ihr unterzog, gestattete er sich, sowohl dem Lande als sich selbst gegenüber, keinerlei Aussicht, mit deren Hülfe er sich die Last erleichtern konnte. Geboren, um zu herrschen, obgleich er darin wenig Vergnügen fand, sagte er dem amerikanischen Volke, was er für wahr hielt, und behauptete er bei seiner Regierung das, was er als richtig erkannt hatte, mit einer eben so unerschütterlichen als ruhigen Festigkeit und mit einer um so verdienstvolleren Verzichtleistung auf Popularität, als er dafür nicht durch das Vergnügen am Herrschen entschädigt wurde. Obwohl der Diener einer jungen Republik, in welcher der demokratische Geist vorherrschend war, erwarb er sich doch das Vertrauen des Volkes gerade dadurch, daß er oft mit ihren Neigungen in Widerspruch ihre Interessen wahrnahm. Die Politik, die er bei Begründung der neuen Regierung befolgte, war so gemäßigt und doch zugleich so streng, so vorsichtig und zugleich so unabhängig, daß sie nicht eben von einer jungen Republik, sondern von dem Oberhaupte eines über einen alten Staat herrschenden aristokratischen Senates auszugehen schien. Der Erfolg, mit welchem diese Politik gekrönt ward, macht sowohl Washington als seinem Lande Ehre.

„Möge man nun das Geschick der Nationen oder das der großen Männer betrachten, möge es sich um eine Monarchie oder eine Republik, um eine aristokratische oder demokratische Gesellschaft handeln — immer geht aus den Thatsachen dieselbe Erscheinung hervor; ein definitiver Erfolg wird überall nur mit denselben Grundsätzen und durch dieselben Mittel erreicht. Der revolutionaire Geist ist eben so den Berühmtheiten, die er schafft, als denen, die er stürzt, gefährlich. Die Politik, welche die Staaten erhält, ist auch die einzige, welche die Revolutionen schließt und konsolidirt.“

Frankreich.

Der Kongreß von Erfurt, 1808.

Nach Thiers.

(Schluß.)

Napoleon hatte schon öfter daran gedacht, Josephine zu verstoßen, um eine Prinzessin zu ehelichen, die ihm einen Erben schenken könne, doch war er stets von diesem Entschlusse durch die Zuneigung abgehalten worden, die ihn an die Gefährtin seiner Jugend fesselte, nicht minder aber auch durch die Verlegenheit, welche ihm die Wahl bereitete. Doch er kam immer auf dieses Projekt zurück, und hier war es an der Zeit, sich mehr als je damit zu beschäftigen, da er an seiner Seite einen Herrscher hatte, auf dessen Allianz er seine Politik gründen wollte, einen Herrscher, der fast von seinem Alter war und heirathsfähige Schwestern hatte, deren Eigenschaften man rühmte. Wenn Napoleon eine solche Verbindung gelänge, sagte er zu sich selbst, so würde man ihn als unbezweifelten Herrn des russischen Hofes ansehen, man würde zittern und die Hand zum Frieden bieten. Indessen, ob er gleich Tag und Nacht an Alexander's Seite war und Beide bis auf den Punkt der intimsten Vertraulichkeit gelangt waren, so hatte doch Alexander dieses Gegenstandes, der ihn so lebhaft interessirte, nie erwähnt. Napoleon, der in seiner Größe Jeden, mit dem er sich verband, zu ehren glaubte, war zu stolz, den ersten Schritt zu thun ohne Gewißheit des Erfolges. Jeden Tag unterhielt er sich mit Alexander von ihrer Vereinigung, die, wie Beide versicherten, nichts mehr zu stören vermochte, denn ihre Interessen waren die nämlichen, und ihre Macht konnte Niemanden verletzen als England, das Beide zur See belästigte, oder Oesterreich, das Beide gleich bedrängten, der Eine vom Isonzo, der Andere an der Donau, und so konnten sie keine anderen Feinde finden, als in Einem von diesen Beiden oder in Beiden zugleich. Dennoch hatten sie in der That alle Ursache, auf das innigste mit einander verbunden zu seyn. Dabei hatten sie hierzu noch persönliche Gründe, da sie sich gesehen, sich kennen und schätzen gelernt, da sie sich gegenseitig theuer geworden waren, da sie durch Ansichten und Geschmack in Allem übereinstimmten, da sie Beide jung waren, Beide noch eine unermeßliche Zukunft vor sich hatten und Zeit genug, um selbst die Projekte auf den Orient, die sie für jetzt vertagt hatten, einst noch ins Daseyn zu rufen.

Romanzoff ist alt, sagte Napoleon, ihn drängt es, zu genießen; aber Sie sind jung, Sie haben Zeit, zu warten. — Romanzoff ist ein Russe der vergangenen Zeit, erwiederte Alexander; er hat Leidenschaften, die mir fremd sind. Ich trachte mehr danach, mein Reich zu civilisiren, als es zu vergrößern. Ich wünsche die Donau-Provinzen mehr für mein Land als für mich. Die weiteren, meinem Reiche nöthigen Territorial-Einrichtungen kann ich abwarten. Aber Sie, sagte er zu Napoleon, Sie auch sollten der großen Thaten genießen, die Sie vollbracht; sollten endlich aufhören, Ihr kostbares Leben den Kugeln preiszugeben. Haben Sie nicht hinlänglichen Ruhm, nicht genügende Macht? Hatten Alexander, Cäsar deren größere? Genießen Sie, seyen Sie glücklich, und überlassen wir der Zeit unsere weiteren Projekte.

Auf diese Aeußerungen von Uneigennützigkeit erwiederte Napoleon durch Betheuerungen der Liebe zum Frieden und zur Ruhe. Alexander schien in Konstantinopel nicht mehr vernarrt zu seyn, und Napoleon hatte die Miene des Abscheues gegen Krieg, Schlachten und Eroberungen. So überließen sich diese beiden Fürsten, Arm in Arm um Erfurt herumschlendernd, in einiger Entfernung von den sie begleitenden Offizieren, der innigsten Vertraulichkeit, in der Alexander so weit ging, von seinen geheimsten Neigungen zu plaudern. Mehr als einmal kam man darauf zu sprechen, wie verdrießlich es sey, daß Napoleon keinen Sohn habe, und so nahe dem Ziele, wagte man es doch gegenseitig nie, es zu berühren. Der junge Zar hielt inne, obgleich ihm die Redensarten, die unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden sowohl in Paris als in St. Petersburg über ein Heirats-Projekt zwischen Napoleon und seiner Schwester Katharina kursirten, nicht unbekannt seyn konnten. Wenn Alexander diese Zurückhaltung beobachtete, so geschah es nicht, weil er, in seiner gegenwärtigen Eingenommenheit für die französische Allianz, nicht eingewilligt haben würde, seine Schwester Napoleon zu geben, oder daß er in dem Bund mit dem Besieger Europa's eine Mesalliance gesehen hätte; aber er fürchtete einen Kampf mit seiner Mutter, den er über diesen Punkt vorhersah, und er wagte nicht, etwas anzubieten, das er fürchtete, nicht gewähren zu können.

Napoleon, der den Grund dieser hartnäckigen Zurückhaltung nicht kannte, war nahe daran, sich verletzt zu fühlen und seine Empfindlichkeit sogar merken zu lassen, obgleich er ein ungemeines Interesse dabei hatte, in dem freundschaftlichsten Verhältniß zu Alexander zu erscheinen. Für einen solchen Fall und nur für einen solchen war Talleyrand's Anwesenheit von Nutzen in Erfurt; denn wie er fähig seyn konnte, Herrn v. Vincent die Geheimnisse des Kabinets zu verrathen, aus welcher Besorgniß Napoleon ihm auch nur deren geringsten Theil enthüllte, so war er auch der Einzige, fähig, auf geschickte Weise anzudeuten, was man nicht aussprechen wollte; und um eheliche Verhältnisse zwi-

schen den beiden größten Potentaten der Welt zu berühren, konnte man wahrlich keinen geschickteren Zwischenträger finden.

So nahm der Kaiser seine Zuflucht zu ihm, um Alexander zu einer Aeußerung zu bestimmen, die er selbst nicht machen wollte. Herr v. Talleyrand, welcher besorgte, daß er es durch sein Einmischen in die Verhältnisse der kaiserlichen Familie mit einem oder dem anderen Theile verderben könne, hatte nicht die mindeste Neigung, bei einer Ehescheidung mitzuwirken, die gleichwohl mehr oder weniger von der ganzen Welt vorhergesehen wurde und einen gangbaren Conversationstext in den Gesellschaften lieferte. Um ihn gegen seinen Willen diesem Gegenstande zuzuführen, benahm sich Napoleon auf eine ganz eigene Art. — Sie wissen, sagte er zu ihm, daß Josephine Sie beschuldigt, sich unsere Ehescheidung angelegen seyn zu lassen, und Ihnen deshalb einen tödtlichen Haß geschworen hat? — Herr v. Talleyrand verwahrte sich gegen eine solche Verleumdung. Napoleon erwiederte ihm, daß er sich nicht so zu vertheidigen brauche, daß schon einmal die Zeit kommen würde, daran zu denken, daß, trotz seiner Neigung zur Kaiserin, er dennoch genöthigt seyn würde, eine zweite Ehe einzugehen, die ihm einen Erben geben und ihn mit einer der ersten Herrscher-Familien Europa's näher verbinden könne, daß nichts in Frankreich als stabil erscheine, so lange man nicht die Zukunft gesichert erblicke, daß sie es im Augenblick keineswegs sey, denn Alles beruhe auf seinem Haupte, und daß es Zeit sey, bevor er altere, eine Gemahlin zu erwählen, um einen Sohn zu erhalten. Eine solche Aeußerung konnte nicht ermangeln, direkt auf die Herrscher-Familie Rußlands hinzusteuern und auf eine eheliche Verbindung mit ihr. Herr v. Talleyrand beglückwünschte Napoleon vielfach wegen seines persönlichen Erfolges bei dem Kaiser Alexander, der mindestens dem gleichkomme, welchen er zu Tilsit errungen. In der That ward der junge Kaiser nicht müde, bei der Fürstin von Thurn und Taxis, deren Haus er fleißig besuchte, sich in bewundernden Aeußerungen zu ergießen, und zwar nicht nur über Napoleon's anerkanntes Genie, sondern auch über seine Grazie, seinen Verstand und seine Güte. — Es ist nicht nur der größte Mann, sagte er ohne Unterlaß, nein, es ist auch der allerbeste und der liebenswürdigste. Man hält ihn für ehrsüchtig und kriegslustig; dem ist nicht so; er führt nur Krieg aus politischer Nothwendigkeit und vermöge seiner Lage. — Das waren die Aeußerungen, welche Alexander machte, und die Herr v. Talleyrand Sorge trug dem Kaiser Napoleon zu hinterbringen. — Liebt er mich wirklich, erwiederte dieser, nachdem Herr v. Talleyrand geendet hatte, so liefere er mir davon den Beweis, indem er sich näher mit mir verbindet und mir eine seiner Schwestern giebt. Wie kömmt's, daß während unserer täglichen Herzens-Ergießungen er mir davon nie ein Wort gesagt? Weshalb scheint er so auffallend diesen Gegenstand zu vermeiden? — Es war einleuchtend, Napoleon wollte, daß Herr v. Talleyrand sich mit dieser Angelegenheit befasse und in ihr seine seltene Naturgabe, sich zu äußern oder Andere zu Aeußerungen zu veranlassen, entwickele. Herr v. Talleyrand nahm in der That die Sache auf sich und versäumte keine Zeit, den Kaiser Alexander auf diesen Gegenstand der Unterhaltung zu führen, wozu sich ihm hinlängliche Gelegenheit bot; denn dieser Fürst, der die kleine Koketterie besaß, Jedermann gefallen zu wollen, besonders geistreichen Leuten, und mithin Herrn v. Talleyrand mehr als allen Anderen, unterhielt sich gern und häufig mit ihm. Dieser wartete nicht die Gelegenheit ab, sondern provozirte sie; denn die Tage waren gezählt, und er hatte mit Alexander die gewünschte Unterredung. Nachdem er sich weitläuftig über die Allianz geäußert, die in Erfurt die Basis jedes Gespräches bildete, kam er auf die Mittel, sie solider und augenscheinlicher zu machen, denn, um wirksam zu werden, mußte sie beides seyn. Das Mittel hierzu schien sich von selbst zu bieten; es bestand darin, dem politischen Bande noch Familienbande hinzuzufügen, eine Sache, die sehr leicht schien, da Napoleon im Interesse seines Reiches zu einem neuen Ehebande gezwungen war, um der Hoffnung auf einen Thronerben Raum geben zu dürfen. Und welcher großen Familie konnte er sich in diesem Verhältniß zweckmäßiger verbinden, als der, welche über Rußland herrschte und deren Oberhaupt sein innigster Alliirter geworden war? — Alexander nahm alle diese Eröffnungen in der schmeichelhaftesten Weise für Napoleon auf. Er versicherte seinen lebhaftesten Wunsch, sich noch inniger mit ihm zu verbinden; denn da er ihn einmal zu seinem persönlichen Freunde gemacht, könnte es ihm nicht widerstreben, sein Schwager zu werden. Hier aber berühre er die Gränzen seiner Macht. Was man auch in St. Petersburg von dem Einfluß seiner Mutter spräche, sagte er zu Herrn v. Talleyrand, so wäre er doch Herr, alleiniger Herr; aber er wäre es, die Geschicke des Reiches betreffend, nicht die seiner Familie. Die Kaiserin-Mutter, die eine strenge und der höchsten Achtung würdige Fürstin sey, übe über ihre Töchter eine unumschränkte Herrschaft und weiche Niemanden darin. Wenn sie nun gleich, aus Rücksicht für ihren Sohn, über dessen gegenwärtige Politik schwiege, so ginge sie doch nicht so weit, dieselbe gut zu heißen. Dieser Politik nun in ihrer Tochter ein Pfand der Zustimmung zu geben, diese Tochter auf den Thron zu senden, den Marie Antoinette einst eingenommen hatte, allerdings auf den Thron, der auf eine Weise wieder errichtet worden, daß er selbst die Höhe desjenigen überstrahle, auf welchem Ludwig XIV. glänzt — würde ihrerseits eine Willfährigkeit voraussetzen, die er nicht zu hoffen wage. Alexander fügte hinzu, daß er nicht zweifle, seine Schwester, die Großfürstin Katharina, für diese Heirat, die sein Wunsch sey, zu bestimmen, daß er sich aber keineswegs schmeichle, auch seine Mutter gewinnen zu können, und sie durch die Anwendung seiner kaiserlichen Autorität zu zwingen, das sey Etwas, was seine Kräfte überstiege. Dies sey der einzige Grund, weshalb er bisher über diese Materie so viel Rückhalt beobachtet habe; wenn es aber in den Intentionen Napoleon's läge, einen Versuch zu machen, so sey er hierzu gern bereit, doch ohne den Erfolg zu verbürgen. — Herr v. Talleyrand, der höchst befriedigt war, die Sache bis auf diesen Punkt geführt zu haben, glaubte, es sey nun an den beiden Souverainen, das begonnene Werk zu vollenden, und machte dem Kaiser Alexander begreiflich, daß es in dieser Angelegenheit wohl an ihm sey, das erste Wort zu sprechen. Nachdem aber Alexander die wahre Schwierigkeit offen dargelegt hatte, konnte für ihn eine Erwähnung dieses Punktes nichts Peinliches mehr haben, da er nicht mehr in die Lage kommen konnte, eine Verpflichtung zu übernehmen, welche zu erfüllen er nicht im Stande wäre; so sagte er denn zu, sich bei der ersten Unterredung mit Napoleon darüber auszusprechen.

In Erfurt sah man sich täglich, täglich mehr als einmal, und ward gedrängt, sich Alles zu sagen; denn das Ende der Zusammenkunft nahte heran. So äußerte sich Alexander, in einem jener Momente der Herzensergießung gegen Napoleon, über das delikate Kapitel, welches Herr v. Talleyrand berührt hatte, versicherte ihm, wie sehnlich er wünsche, den Banden, welche die beiden Reiche umschlängen, noch ein neues hinzuzufügen, wie glücklich er sich schätzen würde, ein Glied seiner Familie in Paris zu haben und dort eine Schwester zu umarmen, wenn Staatsgeschäfte ihn dahin führen sollten; aber er wiederholte Napoleon, was er bereits Herrn v. Talleyrand über die vorher zu besiegenden Hindernisse gesagt, über seine Hochachtung gegen die Kaiserin-Mutter und seine Rücksichten für dieselbe, die er nie zu verleugnen sich überwinden könnte. Er versprach indessen, das Mögliche zu thun, die Abneigung seiner Mutter zu bekämpfen, und gab zu verstehen, daß er vom befriedigten russischen Hofe Alles erwarten dürfe, und daß dieser es seyn würde, wenn die Nation es wäre. Diese Worte wurden mit Freuden vernommen, und Napoleon erwiederte darauf durch die herzlichsten Gegenversicherungen. Die beiden Kaiser versprachen sich einst noch mehr als Freunde, Brüder zu seyn. Ein neuer, noch nie wahrgenommener Ausdruck von Befriedigung spiegelte sich in ihren Zügen, und mehr als je schienen sie von einander entzückt zu seyn.

So nahte der zwölfte Oktober; man mußte sich endlich zu den letzten Schwierigkeiten der Redaction entschließen. Die beiden Kaiser hatten ihren Ministern, den Herren v. Romanzoff und v. Champagny, Vollmacht zum Abschluß verliehen, und den zwölften kamen sie endlich über nachstehenden Vertrag überein, der aber tiefes Geheimniß unter ihnen bleiben sollte.

„Die Kaiser von Frankreich und Rußland erneuerten ihre Allianz auf feierliche Weise und verpflichteten sich gegenseitig zum gemeinsamen Frieden oder Krieg. Jede Eröffnung, welche Einem von ihnen zukäme, sollte sogleich dem Anderen mitgetheilt und nur eine gemeinsame und übereinstimmende Antwort ertheilt werden. Die beiden Kaiser kamen überein, England einen feierlichen Friedensvorschlag zu machen, der öffentlich und so auffallend als möglich sey, um dadurch die Zurückweisung dem britischen Kabinet um so schwieriger zu machen. Die Basis der Unterhandlungen sollte das uti possidetis seyn. Frankreich sollte nur einen solchen Frieden annehmen, der Rußland den Besitz Finnlands, der Walachei und Moldau sicherte. Rußland seinerseits sollte nur in einen solchen Frieden willigen, der Frankreich, von dem, was es schon besäße, abgesehen, die Krone Spaniens auf dem Haupte des Königs Joseph garantirte.

Sofort nach der Zeichnung dieser Convention sollte Rußland bei der Pforte die nöthigen Schritte einleiten, um auf friedlichem Wege oder mit Waffengewalt die beiden Donau-Provinzen zu erlangen; aber die Bevollmächtigten (und das war der Hauptpunkt der Uebereinkunft) die Bevollmächtigten und Agenten der beiden Mächte würden sich über die zu führende Sprache verständigen, um nicht die Freundschaft zu beeinträchtigen, welche zwischen Frankreich und der Pforte bestände.

Wenn ferner Rußland, in der Erwerbung der Donau-Provinzen, Oesterreich als bewaffnetem Feind begegnen sollte, oder wenn Frankreich durch seine Schritte in Italien oder Spanien einem Bruche mit Oesterreich ausgesetzt seyn dürfte, so würden Frankreich sowohl als Rußland ihr Kontingent liefern, um den Krieg gegen jene Macht zu führen.

Endlich, wenn der Krieg und nicht der Friede aus dieser Erfurter Konferenz hervorgehen sollte, so versprachen sich die beiden Kaiser gegenseitig ein Wiedersehen im Laufe eines Jahres."

Das war die Redaction, worin den zwölften Oktober früh Morgens die Herren v. Champagny und Romanzoff übereingekommen waren. Die doppelsinnige Phrase wegen der zu gebrauchenden Vorsicht, um nicht die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft zu stören, war ein Modus, Rußland von jedem Aufschub zu befreien, ohne sich deshalb zu ungestümen Schritten in Konstantinopel hinzugeben, welche sonst gleich im Anfang die Unterhandlungen in London hätten hintertreiben können.

Kaum hatte Herr v. Romanzoff den Händen des französischen Ministers diese so heiß ersehnte Beute entrissen, als er sich deren definitiven Besitz versichern wollte, indem er die sofortige Unterzeichnung erlangte. Inzwischen mußten doppelte Abschriften von diesem neuen geheimen Uebereinkommen genommen werden; er hatte nicht die Geduld, abzuwarten, bis sie auf der Kanzlei des Herrn v. Champagny kopirt würden, und nahm, größerer Beschleunigung wegen, eine Abschrift bei sich selbst. Kaum war sie vollendet, als er in aller Eil Nachmittags sie von Herrn v. Champagny zeichnen ließ und dann, außer sich vor Freude, zu seinem Gebieter eilte, sie ihm zu übergeben.

Die Zusammenkunft zu Erfurt hatte ihren Zweck erreicht; die beiden Kaiser waren einig und, was die Hauptsache war, schienen es zu seyn. Alexander glaubte, endlich die Walachei und Moldau in seinen Händen zu haben, Napoleon glaubte, den jungen Kaiser zu halten, mindestens fest genug, daß keine Coalition gegen Frankreich möglich wäre, fest genug, um von Oesterreich bis zum nächsten Frühjahr nichts zu besorgen. Er hoffte sogar, aus dieser öffentlich verkündeten Allianz der beiden größten Mächte der Welt den Frieden erblühen zu sehen. Die beiden Monarchen waren mit einander vollkommen zufrieden; eine noch süßere Verbindung schien sich der jetzigen, rein politischen,

einſt zugeſellen zu wollen. Man kam überein, den 13ten nach der Freundſchaft, den vierzehnten der Trennung und beide Tage den gegenſeitigen Freundſchaftsbezeugungen zu weihen und ſie zu benutzen, um die Diener beider Höfe mit Geſchenken zu überhäufen. Da Alexander wohl einſah, daß Herr v. Tolſtoy in Paris zu ſehr die Haltung eines Soldaten angenommen, ſo erſetzte er ihn durch den alten Fürſten Kurakin, einen wohldienenden Höfling, der ganz unfähig war, ſeinen Herrn mit Napoleon zu entzweien, und der gegenwärtig Geſandter in Wien war. Dagegen kam man überein, um die Unterhandlungen mit England mehr in der Nähe verfolgen zu können und die Schritte bei der Pforte möglichſt wenig aufzuhalten, daß Herr v. Romanzoff ſelbſt nach Paris gehen ſollte, um dort die Antworten zu erhalten und Erwiederungen darauf zu ertheilen ohne größeren Zeitverluſt, als erforderlich war, damit ſie von London nach Paris gelangten. Napoleon ſchrieb ſelbſt eigenhändig in Erfurt den Brief an den König von England, der von den beiden Kaiſern gezeichnet werden ſollte, ſo wie auch die begleitenden Noten, um jeder Zögerung dadurch vorzubeugen.

Herr v. Tolſtoy war in Erfurt. Napoleon wollte daſelbſt deſſen Abberufungsſchreiben entgegennehmen und ihm Gnadenbezeugungen ſpenden, die ſeiner Abberufung jeden Schein von Ungnade benehmen mußten. Er machte ihm das Porzellan von Sevres und die Gobelins zum Geſchenk, die ſeine Wohnung zu Erfurt verziert hatten. Er überhäufte die geſammte Umgebung Alexander's mit Geſchenken und Decorationen. Dieſer zeigte ſich nicht minder großmüthig, verlieh das St. Andreas-Band den Hauptperſonen des Napoleoniſchen Hofes und warf mit Portraits, Tabatieren und Diamanten um ſich.

Der Einzige, der allen dieſen Auszeichnungen fern blieb, war der Repräſentant Oeſterreichs, Herr v. Vincent. Trotz der unſäglichſten Mühe, das Erfurter Geheimniß zu durchdringen, war es ihm nicht gelungen. Wohl wußte er, daß man Freundſchaftsbezeugungen aller Art gewechſelt, ja, daß man in einem förmlichen Vertrage die Grundſätze einer Allianz beſtimmt habe; aber das eigentliche Geheimniß der Länder-Erwerbungen, die man ſich gegenſeitig zugeſtanden, der Negociationen, welche man unternehmen wollte, blieb ihm undurchdringlich, und er ſetzte ſogar mehr voraus, als an der Sache war. Napoleon bewilligte ihm eine Abſchieds-Audienz, in welcher er ihm die früher gemachten Vorſtellungen wiederholte und noch einmal zu bedenken gab, daß Oeſterreich ſtets ſo lange von den europäiſchen Angelegenheiten ausgeſchloſſen bleiben würde, als es den Schein habe, zu den Waffen greifen zu wollen. Zugleich übergab er ihm nachſtehenden Brief an den Kaiſer von Oeſterreich, der ſeine ganze Geſinnung enthielt:

„Erfurt, den 14. Oktober 1808.

„Mein Herr Bruder!! Ich danke Ew. Kaiſerlichen Majeſtät für das mir durch Herrn Baron v. Vincent überſandte Schreiben. Ich habe nie an der offenen und geraden Geſinnung Ew. Majeſtät gezweifelt; aber deſſenungeachtet befürchtete ich einen Augenblick, die Feindſeligkeiten zwiſchen uns ſich erneuern zu ſehen. Es exiſtirt in Wien eine Partei, welche Furcht affektirt, um Ew. Majeſtät Kabinet zu heftigen Maßregeln zu drängen, welche die Urſache noch ungleich größeren Unglücks wären, als des ſchon ſtattgefundenen. Es hat bei mir geſtanden, die Monarchie Ew. Majeſtät zu zerſtückeln; ich habe es nicht gewollt. Was ſie iſt, iſt ſie mit meiner Bewilligung. Das iſt der klarſte Beweis, daß unſere Rechnung berichtigt iſt, und daß ich nichts von ihr verlange. Ich bin ſtets bereit, die Integrität der Monarchie Ew. Majeſtät zu verbürgen; ich werde nie etwas gegen die weſentlichen Intereſſen Ihrer Staaten unternehmen, aber Ew. Majeſtät dürfen auch nicht wieder aufs neue in Frage ſtellen, was funfzehn Jahre des Krieges beendet haben. Sie müſſen alle und jede Proclamation oder ſonſtige Schritte unterſagen, die den Krieg aufs neue hervorrufen. Die letzte Aushebung in Maſſe würde ihn erzeugt haben, wenn ich hätte befürchten müſſen, daß die Aushebung und die ſonſtigen kriegeriſchen Vorbereitungen in Uebereinſtimmung mit Rußland ſtattgefunden hätten. Ich habe die Armee des Rheinbundes verabſchiedet. Hunderttauſend Mann meiner Truppen gehen nach Boulogne, um meine Projekte gegen England zu erneuern. Ich warne Ew. Majeſtät, ſich jeder Bewaffnung zu enthalten, die geeignet wäre, mich zu beunruhigen und zu Gunſten Englands eine Diverſion zu machen. Als ich das Glück hatte, Ew. Majeſtät zu ſehen, und den Vertrag von Preßburg abſchloß, durfte ich glauben, daß unſere Angelegenheiten für immer abgethan wären, und daß ich mich dem See-Kriege hingeben dürfte, ohne weder beunruhigt, noch davon abgezogen zu werden. Möge Ew. Majeſtät denen mißtrauen, die Ihnen Gefahren für Ihre Monarchie vorſpiegeln und dadurch Ihr Glück ſtören, wie das Ihrer Familie und Völker. Jene allein ſind gefährlich, Jene allein rufen die Gefahren herbei, welche ſie zu fürchten heucheln. Durch ein gerades, offenes und einfaches Benehmen werden Ew. Majeſtät Ihre Völker beglücken, werden Sie ſelbſt jenes Glückes genießen, deſſen Bedürfniß Sie nach ſo vielfachen Unruhen empfinden müſſen, und können Sie verſichert ſeyn, in mir einen Mann zu finden, der feſt entſchloſſen iſt, niemals etwas zu unternehmen, das Ihre Intereſſen gefährden könnte. Mögen Ihre Schritte Vertrauen zeigen, und ſie werden ſolches erwecken. Die beſte Politik heutzutage iſt Einfachheit und Wahrheit. Vertrauen Ew. Majeſtät mir Ihre Beſorgniſſe, wenn man Ihnen ſolche einflößen ſollte, und ich werde ſie auf der Stelle verſcheuchen. Möge Ew. Majeſtät mir ein letztes Wort erlauben: daß Sie Ihrer eigenen Meinung folge und Ihrem eigenen Gefühl; beide ſind weit über denen Ihrer Rathgeber erhaben.

Ich bitte Ew. Majeſtät, meinen Brief im guten Sinne zu leſen und nichts darin zu erblicken, was nicht das Beſte und die Ruhe von Europa und Ew. Majeſtät bezweckte.

Napoleon."

Dieſem eben ſo höflichen als ſtolzen Briefe fügte Napoleon aufs neue die förmliche Forderung der Anerkennung des Königs Joſeph bei, als das ſicherſte Mittel, die wahre Stimmung Oeſterreichs ans Licht zu fördern, es in ſein Syſtem zu ziehen oder es in eine Verlegenheit zu bringen, aus welcher ſich, ſey es durch Frieden oder Krieg, zu ziehen, er es zwingen könnte, ſobald es ihm gefallen würde, die Sache aufs Aeußerſte zu treiben.

Die nach Erfurt geeilten Fürſten waren, nachdem ſie ſich von den beiden Kaiſern beurlaubt, nach und nach wieder abgereiſt. Den 14ten, des Morgens, ſtiegen Alexander und Napoleon zu Pferde und verließen Erfurt in Mitte der von allen Seiten herbeigeſtrömten Bevölkerung und ſämmtlicher unter den Waffen befindlicher Truppen, Einer an des Anderen Seite, wie ſie die Stadt betreten hatten. Sie legten zuſammen eine gute Strecke Weges zurück; dann ſtiegen ſie ab, übergaben ihre Pferde den Bereitern, gingen noch einige Minuten auf und ab, wiederholten ſich einander von neuem und kurz und bündig das, was ſie ſich ſchon ſo oft geſagt hatten, über den Nutzen, die Fruchtbarkeit, die Größe ihrer Allianz, über ihr Wohlgefallen Einer an dem Anderen, wie über ihren Wunſch und ihre Hoffnung, die ſie umſchlingenden Bande noch inniger zu befeſtigen, und dann umarmten ſie ſich mit ſichtlicher Bewegung. Obgleich ohne Zweifel in ihrer Freundſchaft Politik, Ehrgeiz, Intereſſe vorwalteten, ſo war doch in dieſem Gefühle nicht Alles Berechnung. Die Menſchen, ſelbſt diejenigen, welche am meiſten zur Verſtellung gezwungen ſind, ſind nie ſo aller Empfindung baar, als es ſich die Feinheit der Maſſe einbildet, die ſcharfſichtig zu ſeyn wähnt, wenn ſie überall nur das Schlimme vorausſetzt. — Alexander und Napoleon verließen ſich bewegt und drückten ſich ſehr wohlwollend die Hand, der Eine aus dem Wagen, der Andere vom Pferde herab. Alexander reiſte nach Weimar und von da nach St. Petersburg; Napoleon nach Erfurt und Paris. Sie ſollten ſich nicht wiederſehen, und keiner ihrer damaligen Pläne, keiner ſollte in Erfüllung gehen.

Als Napoleon nach Erfurt zurückgekehrt war, beurlaubte er die fürſtlichen und übrigen Perſonen, welche noch dort waren, dann beſtieg er ſelbſt einige Stunden ſpäter ſeinen Wagen und ließ dieſe Stadt in der Einſamkeit und tiefen Ruhe wieder, aus der er ſie für einen Augenblick gezogen hatte, um ſie mit Leben, Glanz und Tumult zu erfüllen und ſie dann ihrer gemächlichen Dunkelheit wieder zurückzugeben. Inzwiſchen wird ſie ſtets ein ruhmvolles Andenken bewahren als ehemaliger Schauplatz der Repräſentation der menſchlichen Größe und Macht.*)

Mannigfaltiges.

— Molière's Geburtstag. Der Geburtstag Molière's wurde neulich im Théâtre Français mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begangen. Die bei dieſer Gelegenheit aufgeführten Stücke waren „Les Femmes Savantes" und „L'Amour Médecin". In letzterem hatte Herr Alexander Dumas mit vieler Geſchicklichkeit ein Intermezzo arrangirt, wodurch der Zuſchauer ſich nach dem Theater verſetzt ſah, wie es in den Tagen Ludwig's XIV. erſchien. Die Gaslampen im Proſcenium verſchwanden, um einer Anzahl Talglichter Platz zu machen, die nach alter Sitte vor dem Publikum angeſteckt und geputzt wurden; die Petits-maitres jener Periode ließen ſich auf Armſeſſeln an jeder Seite der Bühne nieder, und einer von ihnen ſetzte ſich vorn gerade zwiſchen den Zuſchauern und den Schauſpielern hin. Dieſe Probe einer theatraliſchen Darſtellung, wie ſie vor zweihundert Jahren ſtattzufinden pflegte, war eben ſo unterhaltend als merkwürdig. Zum Schluß ward ein Divertiſſement in dem zur Zeit des Grand Monarque beliebten Stil gegeben, in welchem die berühmteſten Pariſer Ballettänzer und Tänzerinnen mitwirkten.

— Pouhaër's Rechtsgeſchichte. Ein kürzlich in Paris erſchienener „Verſuch zur allgemeinen Rechtsgeſchichte" (Essai sur l'Histoire générale du droit) von dem franzöſiſchen Richter, Herrn Pouhaër, wird allgemein als ein gelehrtes und achtbares Werk gerühmt. Der Verfaſſer unterſucht darin vom conſtitutionellen Standpunkte aus die Geſchichte des Staates, der Geſellſchaft, der Familie und des poſitiven Rechtes insbeſondere. Als Einleitung iſt dem Buche eine Abhandlung über die Perfektibilität des Menſchengeſchlechtes vorangeſchickt.

— Ein homöopathiſches Honorar. Einer der berühmteſten Homöopathen in Paris iſt neulich von einem bekannten General für ſeine ärztlichen Bemühungen auf eine höchſt originelle Art belohnt worden. Der Jünger Hahnemann's hatte den alten Afrikaner eine Zeitlang ohne beſonderen Erfolg behandelt, bis dieſer endlich ſeine Ungeduld in ſehr militairiſchen Kraftausdrücken zu erkennen gab. Der Homöopath bat, die Kur noch einen Monat fortzuſetzen, allein auch dieſe Friſt verſtrich, ohne daß ſich eine Beſſerung zeigte. Der Kriegsmann ward jetzt ernſtlich böſe; er warf die Streuſandkugeln zum Fenſter hinaus und ſchickte ſeinem Aeskulap folgendes Billet: „Herr Doktor! Ich habe nunmehr vier Monate damit zugebracht, Ihre Pillen zu verſchlucken, die ein wahres Narrenkraut ſind. Ich danke Ihnen dafür: behalten Sie ſie für Andere. Als homöopathiſcher Arzt verdienen Sie jedoch auch ein homöopathiſches Honorarium, und ich ſchließe daher ein infinitesimales Bruchtheilchen unſeres Münzſyſtems bei." — Der Brief enthielt einen Centime.

*) ſo wie der Vergänglichkeit menſchlicher, ſcheinbar noch ſo feſt begründeter Entwürfe. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 22. Februar 1849.

Rußland.

Marine-Zeitung Rußlands.

Seit Beginn des Jahres 1848 wird von einer aus dem gelehrten Comité des Marine-Ministeriums Rußlands erwählten Redaction eine Zeitschrift „Морской Сборникъ", d. h. Marine-Collectaneum, herausgegeben; der Jahrgang besteht aus 12 Heften à 3 Bogen, der Preis in Petersburg 2 R. 25 K. S., bei Zusendung durch die Post 3. 30. S. Der eben geschlossene Jahrgang kann freilich nicht auf einen reichen Gehalt und auf ein bedeutendes Eingreifen in die Entwickelung des Marine-Wesens Rußlands Anspruch machen, doch immerhin wäre dieser Monatsschrift eine größere Ausbreitung zu wünschen, um verborgene Kräfte zu wecken, und andererseits, weil in derselben unschätzbare Materialien für künftige größere Arbeiten über die Schifffahrtskunde deponirt sind. Die Aufsätze sind meist technischen Inhalts, häufig Excerpte aus britischen Schriften, doch auch Originale, z. B. von dem Contre-Admiral v. Schanz und Anderen, ferner Erzählungen von verschiedenen Begebenheiten zur See in Krieg und Frieden ꝛc. Folgender diesem Journal durch Uebersetzung entnommener Aufsatz mag den Lesern des Magazins einiges Interesse gewähren.

Einige Worte über die Festung Sweaborg, von F. Kosakewitsch.

Das Gibraltar des finnischen Meerbusens, die Festung ersten Ranges Sweaborg, liegt 60° 8′ 40″ nördl. Breite und 23° 0′ 15″ östl. Länge Greenw. Sechs Granit-Inseln bilden das Fundament dieser Veste: Gustav-swärt, Varg-ö, Stora-Öster-swart-ö, Lilla-Öster-swart-ö, Wester-swart-ö und Long-örn. Zwei Werfte von Sweaborg nach NW. liegt die Hauptstadt des Großfürstenthums Finnland, Helsingfors.

Die Inselgruppe, auf welcher die Sweaborgschen Befestigungen gegründet sind, trägt den Kollektiv-Namen Wargskär; dieser Benennung nach läßt sich nicht mit Unrecht annehmen, daß in alter Zeit diese Inseln skandinavischen Seeräubern, Warguren, Waräger genannt, als Zufluchtsstätte dienten, denn in der That bietet keine von allen Skären, welche dem Festlande Finnlands nahe liegen, einen zur Abwehr vor Feinden so günstigen und vor frischen Winden so geschützten Landungsplatz den im finnischen Busen segelnden Fahrzeugen dar, als die Wargskären. Die Rhede oder vielmehr der natürliche Hafen ist durch die Küste des Festlandes und den Archipel der Inseln vor Stürmen sicher und durch den schlammigen (?) Grund fürs Ankern gefahrlos. Sechs Zugänge hat die Rhede, von welchen jedoch nur zwei den großen Kriegsschiffen passirbar: auf der östlichen Seite der Festung, Östersund, sechzig Faden breit und mindestens acht Faden tief, und auf der westlichen, zwischen Wester-swart-ö und Long-örn, achtzig Faden weit und acht Faden tief. Der Östersund, zwischen Wargskäre und Trekholm (oder Skotland), hat in der Folge den Namen Gustavswärt-Sund erhalten.

Wenn das eigensinnige Genie Karl's XII. sehlerlos die Macht seines Gegners Peter ermessen und sich mehr um Beschützung der Gränzen Schwedens und das Wohl seiner Unterthanen, denn um seinen persönlichen Ruhm, bekümmert hätte, so hätten gewiß auf den Wargskären frühzeitig errichtete Befestigungen dem Reformator Rußlands ein bedeutendes Hinderniß bei jenen kühnen Landungen entgegengesetzt, welche dieser mit einer Ruder-Flotille auf Finnlands Küsten unternahm. Der Kaiser Peter I. näherte sich 1713 mit einer Ruder-Flotille Helsingfors, und der Plan, das Heer auszusetzen, zerschlug sich nur dadurch, daß die schwedische Armee ohne Schwertstreich die Stadt verließ, die gegenwärtige Hauptstadt Finnlands dem Feuer preisgebend. Der Kaiser Peter kehrte mit seiner Flotille ungehindert nach Borgâ zurück.*)

Bis zum Jahre 1741 beachtete Schweden die Wargskären nicht, und erst in diesem Jahre, nach dem für dasselbe unglücklichen Kriege mit Rußland, da das Heer auf der Meer- und der Landseite bei Helsingfors eingeschlossen war und kapitulirte, da russische Krieger ganz Finnland besetzten und Schweden beim Friedensschlusse 1721 Wiborg, 1743 Friedrichshamm verlor, dann erst zogen die Wargskären spät die Aufmerksamkeit der schwedischen Regierung auf sich. Im Jahre 1746 begannen die Vorbereitungen zur Errichtung der Festung Sweaborg und ward der Grund zum wargskärschen Kastell gelegt, welches man später Gustavswärt nannte. Die schwedische Regierung konnte zu dieser Zeit, in zwei feindlich einander gegenüberstehenden Parteien, der Hüte und der Mützen, gespalten, dieser Wirren wegen kein aufmerksames Auge auf den Gang des Festungsbaues haben; dennoch führte der Ingenieur Kidlentok mit Militär-Arbeitern das Fort Gustavswärt auf, über dessen Thor auf der wargöschen Seite folgende Inschrift sich findet: „Kraft, Fleiß und Einigkeit der Regimenter Björneborg und Tawasthus bauten ihrem Vaterlande diesen Schutz und ihrem Fleiße dieses Denkmal." — Im Jahre 1750 erhielt ein durch seine Verdienste in Schwedens Geschichte unvergeßlicher Mann, der Feldmarschall Graf Augustin Ehrenswärd, vom Könige Friedrich Adolph den Auftrag, einen zur Sicherung des Reiches auf der östlichen Seite zweckmäßigen Plan für die Festung aufzustellen und sofort zum Baue Sweaborgs zu schreiten. Graf Ehrenswärd entsprach vollkommen dem Vertrauen des Königs: er baute auf den Wargskären eine unbezwingliche Festung, ein neues Gibraltar. Die von ihm verfaßten Inschriften auf dem Königsthore in Gustavswärt zeugen von seinem patriotischen Gefühle: „Hier hieß der König Friedrich den ersten Stein legen" und „hier setzte König Gustav den letzten Stein." — „Diese Wargskären wurden aus einer Wüste zu Sweaborg! Nachwelt, stehe hier auf Deinem Boden und baue nicht auf fremde Hülfe." — „Sweaborg, hier ans Meer, dort an die Küste reichend, giebt dem Weisen Herrschaft über Wasser und Land." Graf Ehrenswärd bemühte sich, nicht allein die Wargskären mit uneinnehmbaren Citadellen, sondern auch mit allen Erfordernissen einer langdauernden Vertheidigung zu versehen. Während des schwedisch-preußischen Krieges 1760 ernannte Ehrenswärd, die königliche Streitmacht in Pommern befehligend, die Nothwendigkeit von nicht tief gehenden Fahrzeugen mit Kanonen von großem Kaliber für ein landendes Heer, welche nichts mit der Schiffsflotte gemein haben sollten; daher ward die Galeeren-Flotille von der Schiffsflotte getrennt und erhielt die neue Bestimmung, dem Landheere zu folgen und dessen Bewegungen zu decken, sie hieß Armee-Flotte und ward von dem Grafen Ehrenswärd kommandirt. In dieser neuen Eigenschaft schenkte er mit Hülfe des damals berühmten schwedischen Schiffbaumeisters Chapman (später Vice-Admiral) seinem Vaterlande eine Wehr, wie sie es bis dahin nicht besaß. Die Erbauung von Schebecken, Jachten, Kanonenböten und Jollen nach Plänen, welche von dem Gründer Sweaborgs entworfen waren und noch jetzt den Bedürfnissen des schwedischen Reiches entsprechen, war sein Werk. Da Ehrenswärd nun diese ganze neue Flotte auf starkem Fuße bei der neu erbauten Festung zu unterhalten gedachte, so fand er es auch für nothwendig, zum Bau derselben eine Werft anzulegen und in der Festung selbst alle dazu nöthigen Gebäude aufzuführen. So änderte sich der primäre Plan der Festung sehr: der Citadelle Gustavswärd überließ man die Deckung des Einganges auf der östlichen Seite, Wargö aber ward der Mittelpunkt der Befestigung; die Werft zwischen den wargöschen und stora-österwardschen Festungswerken ward von allen Seiten mit Citadellen umschützt; die Festung Longörn bestreicht den westlichen Durchgang und zugleich, dem Festlande zu, Helsing- oder Ulrikasborg-Sund. Zwischen der Werft und Wargö befinden sich die Docks zur Ausbesserung von Kriegsschiffen, Galeeren und zum Neubau dieser Fahrzeuge; alle drei Docks liegen in einer Richtung und sind durch steinerne Wände von einander geschieden. Von allen auf den Wargskären ausgeführten Arbeiten war die Erbauung der Docksgewiß die schwierigste: der Felsen mußte gebohrt und gesprengt werden, dazu bedurfte es großer Geschicklichkeit und bedeutender Ausgaben; — jetzt sind die Docks gänzlich unbenützt. Längs der östlichen Seite der Docks errichtete Ehrenswärd von des Meeres Grunde auf einen Quai und trennte die Docks von der Werft durch eine Steinwand. Der Architekt Thunberg, nach welchem Ehrenswärd den Quai benannte, theilte den Ruhm des Erbauers von Sweaborg. Zwei Lapidarien auf der Mauer des Dock verewigen das Andenken der Erbauer: „Thunberg's Damm erhob sich aus der Untiefe durch das Dälsche und Ostgothische Fußregiment", — „Ohne Thunberg hätte Ehrenswärd diesen Damm nicht erbaut."

Im Jahre 1766 nach Beendigung des pommerschen Krieges entschied die damals am Stockholmer Hofe herrschende Partei, daß die östlichen Gränzen Schwedens keiner starken Befestigungen bedürften; deshalb ward der Zuschuß an Geldern zur Erbauung Sweaborgs unterbrochen, der Leiter der Festungsarbeiten dieses Amtes entlassen und für seinen Eifer angeklagt. Da der Bau auf Kredit ausgeführt wurde, so erschienen bei der plötzlichen Unterbrechung desselben überschüssig verausgabte Summen, welche auf Rechnung des Bau-Comités gesetzt wurden, — doch nach vierjähriger Revision fand sich nicht ein Schilling, welcher nutzlos verausgabt gewesen wäre. Die Kosten des zwanzigjährigen Baues der Festung beliefen sich auf 68½ Tonnen Goldes (1,647,973 R. S.).

Nach der Thronbesteigung Gustav's III. ward der unterbrochene Bau der Festung Sweaborg wieder fortgesetzt, doch der Gründer derselben war nicht mehr. Der König legte 1777 an der Ecke der äußeren Bastion auf Stora

*) Mémoires du règne de Pierre le Grand etc. par Nestesuranof. Haye, 1720. T. III. p. 431.

Offenbach am Main, den 30. Januar 1933

Der Magistrat

Bekanntmachung.

Die Lieferung von Brennholz für das Rechnungsjahr 1933 soll an den Mindestfordernden vergeben werden. Angebote sind bis zum 15. Februar 1933 an die Stadtkasse einzureichen.

Offenbach am Main, den 30. Januar 1933

Der Magistrat

Bekanntmachung.

Die Lieferung von Brennholz für das Rechnungsjahr 1933 soll an den Mindestfordernden vergeben werden. Angebote sind bis zum 15. Februar 1933 an die Stadtkasse einzureichen.

Offenbach am Main, den 30. Januar 1933

Der Magistrat

Bekanntmachung.

Die Lieferung von Brennholz für das Rechnungsjahr 1933 soll an den Mindestfordernden vergeben werden. Angebote sind bis zum 15. Februar 1933 an die Stadtkasse einzureichen.

Offenbach am Main, den 30. Januar 1933

Der Magistrat

Bekanntmachung.

Die Lieferung von Brennholz für das Rechnungsjahr 1933 soll an den Mindestfordernden vergeben werden. Angebote sind bis zum 15. Februar 1933 an die Stadtkasse einzureichen.

einen ahnungsweisen Ausspruch de Maistre's zu errathen, dessen Vorsehungs-Theorie er übrigens vollkommen theilt. De Maistre kömmt in seinen unter der Restauration geschriebenen, noch nicht herausgegebenen Briefen oft auf den Gedanken zurück, daß die erste Revolution nur die höheren Stände gezüchtigt habe, und daß ein neuer Umsturz die Züchtigung und Enttäuschung auch auf das Volk ausdehnen werde, welches in der frühern Bewegung ganz allein allen Vortheil davongetragen. Hat sich diese düstere und seltsame Prophezeiung nicht schon im Juni zu erfüllen begonnen? Metternich denkt, daß die Büßung diesmal eben so die Könige wie die Völker treffen wird. Letztere werden den Geist der Empörung ablegen, jene den Geist der Schwäche, wenn sie erst die theure Erfahrung gemacht haben, was es ihnen kostet, um ihrer Rechte halber sich in Transactionen einzulassen. Das Papstthum selbst, sagte er lange vor der Revolution in Rom, das Papstthum, welches einen Augenblick vor den heuchlerischen und betrüglichen Vorspiegelungen des liberalen Geistes sein Haupt geneigt hat, wird stark und gereinigt, „vielleicht durch ein Märtyrerthum", aus dieser höchsten Prüfung hervorgehen, und einst kömmt der Tag, glaubt Metternich, wo, auf den zerstreuten Ruinen der europäischen Revolution, die Theokratie von neuem der Legitimität die Hand reichen wird!"

Selbst Herrn d'Alaux, welchen man nach vorliegendem Artikel wahrlich nicht liberaler Schwärmereien anklagen kann, ist dieser Ausspruch doch ein wenig gar zu stark, und er läßt ein sehr bedenkliches „Wenn" nachklingen: „Wenn nämlich, wohl gemerkt, sich die Freiheit nicht etwa jener neuen Ehe zwischen Theokratie und Legitimität entgegenstellt!" Wir glaubten die Ansichten des greisen Diplomaten dem Publikum nicht vorenthalten zu müssen, weil diese letzteren Konsequenzen am deutlichsten beweisen, daß auch Männer, die jede fremde Schwärmerei belächeln und jeden Plan, welcher nicht in ihren Kreis paßt, Schwärmerei nennen, Staatsmänner, welche für ultra-praktisch gelten oder wenigstens gegolten haben, in den lächerlichsten Utopismus zu verfallen im Stande sind. Ein Diplomat wie Metternich kömmt auf die Idee des Mittelalters zurück, als auf die in Aussicht stehende Zukunft! Die oberflächlichste Betrachtung der Geschichte giebt schon den Beweis, daß der Menschengeist von Zeit zu Zeit mindestens neue Formen zu schaffen und sich in ihnen zu manifestiren oder zu offenbaren fähig ist. Und sollten einem Manne der Formen nicht eben gerade die Formen eine höhere Bedeutung gewonnen haben, und zwar um so mehr, je geringfügiger er von der Umwandlung des Inhalts denkt? Nach Metternich giebt es gar keine Weltentwickelung, wenigstens keine Fortschrittsentwickelung. Wie nennt er aber wohl z. B. den Uebergang aus der antiken in die christliche Welt? Man kann allerdings nicht Phantasie genug besitzen, um sich einen universalen Umschwung ahnungsweise vorzustellen oder in seinen Richtungen auszumalen; darum muß man jedoch nicht so weit gehen, die Rückkehr zu vergangenen Zuständen, wenn auch unter geläuterten Verhältnissen, als das letzte Ziel ganzer Nationen anzusehen.

Wir theilen noch Einiges von d'Alaux's Bemerkungen über Metternich mit. „Der Absolutismus", sagt Jener, „ist für Metternich nicht nur ein Glaube, sondern in seinen Augen auch das praktischste Regierungssystem, dasjenige, welches am leichtesten den Wandlungen der Gesellschaft nachgiebt, ein Vortheil, welchen, sagt er, die constitutionellen Staatsformen nicht gewähren. Ein Kodex a priori hält, nach ihm, die Reminiscenzen einer anderen Zeit oder eines anderen Landes oder auch die flüchtigen Theorieen des Augenblickes fest, und da jede Nation ihre eigenen Bestrebungen hat, welche die Zeit täglich modifizirt, so muß ein solcher Kodex früher oder später mit den Bedürfnissen des Landes in Widerspruch gerathen. Anstatt der Zukunft Regeln vorzuschreiben, findet es Metternich viel vernunftgemäßer und einfacher, diese Regeln von der Zukunft selbst, d. h. von der natürlichen Entwickelung der Ideen und sozialen Zustände, zu fordern. Welche Regierung eignet sich hierfür besser, als eben der Despotismus, den keine Verpflichtung bindet, und welcher, wie ohne Fesseln, so auch ohne Verantwortlichkeit jeden Tag das Gesetz verändern kann?"

Herr d'Alaux bemerkt sehr richtig, daß diese Folgerung an einem argen Trugschluß leide. Sie setzt nämlich voraus, daß der absolute Monarch oder sein erster Minister immer und, was besonders wesentlich ist, in jedem gegebenen Moment eine vollkommene Anschauung der Sachlage habe. Was die angebliche Starrheit eines geschriebenen Kodex, d. h. einer constitutionellen Verfassung, betrifft, so liegt nach unserem schwachen Dafürhalten das Mittel gegen solch' einen Uebelstand wahrlich nahe genug. In einer guten Constitution dürfte nämlich schwerlich jener Paragraph fehlen, durch welchen bei zureichenden Gründen die Abänderung und Umformung einzelner Bestimmungen möglich gemacht wird.

„Diese Religion des Absolutismus", erzählt der Verfasser weiter, „geht übrigens bei Metternich bis zur Unduldsamkeit, bis zur Excommunication anders denkender politischer Sekten. Vorausgesetzt, daß das Prinzip der Autorität aufrecht erhalten wird, läßt er in gewissem Maße auch das repräsentative System zu. „Ist es nicht natürlich", sagt er in seiner bilderreichen Sprache, „daß der Kranke rede, um zu erfahren, was ihm fehlt?" Nur liebt Herr v. Metternich ein wenig allzu sehr die folgsamen und gefehrigen Kranken. Berathende Kammern oder Stände sind seiner Meinung nach die beste Vertretung. Metternich hatte, wie man begreift, nur einen sehr schwachen Glauben an die parlamentarische Regierung von 1830 in Frankreich, da ihr das dreifache Gegengewicht der Legitimität, einer mächtigen Aristokratie und einer Staatsreligion fehlte. Niemand indeß ließ der damaligen französischen Regierung und ihrem Vorsteher mehr Gerechtigkeit widerfahren, als er."

Wir erinnern hier nebenbei an die Antwort, welche Metternich dem Gesandten Ludwig Philipp's, dem General Belliard, im Jahre 1830 in Karlsbad gab. „Der Kaiser (Franz I.)", sagte er, „verabscheut, was so eben in Frankreich geschehen ist. Er hegt den festen Glauben, daß die dermalige Ordnung keinen Bestand haben kann. Auf gleiche Weise ist er überzeugt, daß das Haupt der neuen Regierung und seine Minister nicht an dieser Wahrheit zweifeln. Sie werden also mit Aengstlichkeit nach den Mitteln suchen müssen, sich möglichst lange zu behaupten, und diese Mittel werden sie nur finden können, wenn sie zu den Regeln und den Grundsätzen zurückkehren, auf welchen alle Regierungen beruhen." Es begreift sich leicht, daß Metternich unter diesen Grundsätzen die Bekämpfung der Bewegungselemente verstand, und da er sah, daß Ludwig Philipp auf dieses Ziel losschritt und eine Verletzung der Verträge von 1815 nicht zu fürchten war, ging der österreichische Diplomat, wie man weiß, sogar so weit, die Befestigung Ludwig Philipp's auf dem Throne als eine Bürgschaft der Sicherheit für das monarchische Europa zu betrachten.

Man hat Metternich oft eine kindische Furcht vor Frankreich, als vor dem Heerde aller Revolutionen, vorgeworfen. Es war dies jedoch keineswegs in diesem Grade der Fall, und man wird sich hiervon am besten überzeugen können, wenn man in einer der letzten Nummern der Revue des deux Mondes (1. November 1848) den Aufsatz „Ueber die äußere Politik Frankreichs seit 1830, von Herrn v. Pauffonville" liest. Der Verfasser beweist, daß Metternich den Ereignissen in Frankreich mit wohlwollender Aufmerksamkeit folgte, und daß ihn der schlimme Ausgang zwar nicht erschreckte, daß ihm aber ein günstiger Erfolg eben so wenig mißfallen hätte.

„Nach Metternich's Meinung", äußert sich Herr d'Alaux, „sind wir Franzosen nicht sowohl revolutionair, als vielmehr „literarisch". Wenn irgend ein Mann ein beredtes oder auch nur seltsames Paradoxon aufstellt, so seyen wir sogleich geneigt, das Paradoxon und den Mann uns anzueignen; der Fanatismus des gedruckten Buchstabens habe uns verdorben. Paris habe die Februar-Revolution gemacht, weil es Herrn v. Lamartine beliebt, seinen Roman „Die Girondisten" zu schreiben, und den Juni-Aufstand, weil Louis Blanc eine mittelmäßige Broschüre über „die Organisation der Arbeit" herausgegeben, „einen jener Essais", sagt der alte Diplomat, „wie wir deren Alle schon einmal einen abfaßten, ehe wir denken gelernt." Beseitigen wir die Ursache, unterdrücken wir die Preßfreiheit, und, nach Metternich, wird der gute Erfolg nicht ausbleiben."

„Metternich", heißt es unter Anderem ferner in unserem Artikel, „glaubt übrigens nicht, daß die Bewegungen, welche heutzutage die europäischen Nationalitäten erschüttern, ohne einen allgemeinen Konflikt enden werden, einen Konflikt, in welchen Frankreich, selbst wider seinen Willen, hineingezogen werden, und aus dem es nur durch die Restauration oder durch die Theilung, d. h. monarchisch oder moskowitisch, hervorgehen wird!"

Es ist ferner sehr erklärlich, daß Metternich weder in Bezug auf Italien, noch auf Deutschland an eine absolute politische Einheit glaubt. Der Patriotismus der Italiäner erscheint ihm nur als ein ganz lokaler, städtischer oder provinzieller; nur der gemeinsame Haß gegen den ausländischen Feind vereine die Bewohner der Halbinsel momentan, glaubt er; sobald Italien einmal nur einen einzigen Staat bildete, würden auf der Stelle wieder die Partikular-Interessen zersplittert hervortreten. Die einzig mögliche Einheit wäre allenfalls noch durch eine Föderativ-Republik denkbar, jedoch auch nur unter fremdem Protektorat. Letztere Bedingung gründet der Diplomat auf die geographische Lage und Gestaltung Italiens und seine hieraus entspringenden taktischen Verhältnisse. Oesterreich ist, nach ihm, durchaus genöthigt, die Nord-Barrière festzuhalten. Die Gründe, welche er anführt, sind indeß sicher mehr österreichisch, als allgemeiner Natur. Denn ganz mit demselben Rechte und mit denselben Tendenzen könnte Frankreich z. B. die Pyrenäen und das Ebrogebiet beanspruchen.

Was Metternich über die deutschen Verhältnisse äußert, bietet ebenfalls wenig Neues. Wenn ihm die Einheit nur in einem einfachen Staatenbund, seyen die einzelnen Staaten nun monarchisch oder republikanisch, möglich erscheint, so spricht er hiermit nichts Anderes aus, als was bereits in Deutschland selbst fast zur allgemeinen Ueberzeugung geworden. Die absolute Einheit Deutschlands war nur eine Träumerei der alten Demagogen. Wenn andererseits Herr d'Alaux gelegentlich behauptet, das Auftauchen der Einheitsbestrebungen in Deutschland habe immer antifranzösische Tendenzen im Gefolge gehabt, so können wir dies für unsere moderne Entwickelung durchaus nicht gelten lassen. Im Gegentheil, nie waren die Sympathieen Deutschlands für Frankreich mächtiger, als im Jahre 1848. Was von den Kabinetten ausgegangen, steht nicht in Bezug mit der Einheits-Idee; andere Franzosenfresserein hängen mit dem alten Demagogenthum zusammen, welches, wie wir Herrn d'Alaux bemerken möchten, auch noch auf dem Frankfurter Parlament und namentlich in den ehemals burschenschaftlichen Köpfen einiger sehr berühmter Herren spukt, die jedoch in diesem Punkte keineswegs die gegenwärtige Volksstimmung vertreten. Daß die Wahl eines österreichischen Prinzen zum Reichsverweser ein Symbol des Hasses gegen Frankreich in Deutschland seyn soll, dürfte, wenn auch nicht dem phantastischen Geschichtsphilosophen, doch dem Erfahrungsmanne, welcher sich an die natürlichen Gründe hält, etwas weit hergeholt erscheinen.

Wir lassen nach diesen kurzen Zwischenbemerkungen Herrn d'Alaux weiter reden. „Metternich", sagt er, „ist gewiß sehr zufrieden mit jener antifranzösischen Stellung Deutschlands, da sie ohne Verantwortlichkeit für ihn eine seiner letzten politischen Conceptionen verwirklicht. Es scheint ausgemacht, daß Metternich, als er die Februar-Revolution, deren friedlichen Ausgang er nicht vorhersehen konnte, erfuhr, beinahe entschlossen war, das Feuer anzuschüren, und zwar auf Kosten des rheinischen Deutschlands, welches sich, wegen seiner revolutionairen Gelüste, ohnehin nicht sonderlich den Sympathieen des alten Diplomaten empfahl. Oesterreich hätte uns, ohne einzuschreiten, das linke Rheinufer in Besitz nehmen lassen, unter der Bedingung, unsere Anforderungen

in der italiänischen Frage nicht zu weit zu treiben. Die österreichische Regierung wäre so dahin gelangt, sich ihre italiänischen Besitzungen zu sichern, den deutschen Liberalismus, von da ab zwischen zwei Feuer gestellt, in Schach zu halten und sich aus dem nationalen Groll (?) Deutschlands ein Bollwerk gegen die Ansteckung des französischen Radikalismus zu erbauen. Dieses Bollwerk ist von selbst entstanden, und die Zustimmung des übrigen Deutschlands (?) in Bezug auf die Festhaltung der italiänischen Besitzungen bildet eine weit sicherere Garantie, als die zweifelhaften Eventualitäten eines neuen Friedens von Campo Formio. Oesterreich hat diese Zustimmung allerdings nur dadurch erhalten, daß es mit in die revolutionaire Bahn Deutschlands eintrat; dieser Umstand gefährdet jedoch Metternich's Berechnungen durchaus nicht, da er niemals an die Dauer der Wiener Revolution geglaubt hat. „Wien", behauptet er, „würde nie die Anmaßung besitzen, ein nationaler Mittelpunkt, wie London und Paris, seyn zu wollen. Da das österreichische Kaiserreich nichts Anderes, als eine Vereinigung ganz verschiedenartiger Nationalitäten ist, welche als gemeinschaftliches Band nur die Person des Kaisers haben, so dürfte die Hauptstadt aller Orten seyn, wo es dem Kaiser zu residiren beliebt, und die guten Bürger Wiens werden früher oder später durch ihre Unterwerfung die Vortheile wiedererlangen wollen, welche sie durch die Entfernung des Hofes verloren haben." Das Spiel hat für den Hof allerdings seine Gefahren; indeß wird die günstige Stimmung, welche sich an jeden Thronwechsel knüpft, wohl bald die Versöhnung unterstützen. Der neue österreichische Kaiser besitzt übrigens eine mächtige Hülfe in der liberalen Popularität des Erzherzogs Johann, welcher, zu bieder, um die Rolle eines Philipp Egalité zu ergreifen, lange Zeit noch zum Vermittler zwischen der Revolution und dem Thron dienen kann. So denkt wahrscheinlich auch Metternich. Niemand hat gewiß mehr Freude und Genugthuung, als er, über die Abstimmung empfunden, welche seinen Hauptgegner an die Spitze der deutschen Revolution stellte. „Der ist ein ganz harmloses Kind", sagte er, als er die Wahl des Erzherzoges zum Reichsverweser erfuhr, und das sechzigjährige Kind reist nach London, um ziemlich bereitwillig die Inspirationen zu vernehmen, welche ihm aus Brighton, der neuen Residenz Metternich's, zugehen." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Entstehung und Vervollkommnung der französischen Kriegsflotte.

III. Von Heinrich IV. bis zu Ludwig XIII.

Gleich groß als Krieger wie als Staatsmann, besiegt Heinrich alle sich in blinder Erbitterung bekämpfenden Parteien. Elisabeth von England unterstützt ihn mit Geld und Truppen. Er eilt von Sieg zu Sieg und zieht in das endlich bezwungene Paris ein. Kaum auf dem Throne, erklärt er Spanien den Krieg, dessen Truppen noch in Süd-Frankreich stehen, schlägt sie aus Marseille, unterwirft die Bretagne und schließt den Vertrag von Verviers. Calais und alle anderen Städte fallen an Frankreich zurück. Toskana stellt die Befestigungen von Pomeques und das Schloß von If wieder her.

Heinrich's Freund, der große Sully, vereinigt die hohen Aemter eines Finanz- und Kriegsministers. Ein solcher Kopf ist nöthig, um dem zerrütteten Frankreich wieder aufzuhelfen. Wie Alles, so liegt auch die Marine, welche seit den Bürgerkriegen völlig vernachlässigt wurde, ganz danieder; doch wird von einem Geschichtschreiber behauptet, daß der König zwanzig Kriegsschiffe besessen habe.

Aber Ossat, der Unterhändler des Königs am päpstlichen Hofe, wo damals die wichtigsten Angelegenheiten besprochen wurden, hörte nicht auf, über diese Vernachlässigung der Marine zu jammern. Er schrieb darüber (1596) an Villeroy, den Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten:

„Ich habe mich oft gewundert, daß unsere alten Könige so wenig für die Marine gethan haben, da sie doch ein mächtiges, von zwei Meeren bespültes Reich besitzen. Die italiänischen Fürsten, die nur einen kleinen Theil der Meeresküste beherrschen, haben dessenungeachtet ihre Galeeren in ihren Kriegshäfen und auf den Werften. Ihr wißt, wie der König von Spanien uns feindlich gesinnt ist; wir fühlen es, trotz des Waffenstillstandes, noch immer, und stets wird zwischen beiden Mächten Spannung und Eifersucht seyn. Da nun der König von Spanien keine Truppen aus seinem Lande in ein anderes, weder zu Wasser noch zu Lande, senden kann, ohne daß sie Frankreich passiren müssen, wenn auch nur an den Küsten, so könnten wir jede spanische Rüstung verhindern oder erschweren, wenn wir eine Flotte besäßen. Und welche mächtige Dinge könnten wir thun, wenn Spanien sich andererseits mit uns verstände und mit uns in Uebereinstimmung handelte. Es ist also durchaus nöthig, daß wir Galeeren auf dem Mittelmeer haben, so wie auch größere Kriegsschiffe auf dem Ocean, Beides nicht nur um Spaniens willen, sondern auch zum Nutzen, zur Sicherheit und Größe unserer Krone."

An einer anderen Stelle heißt es:

„Es muß etwas geschehen in dieser Angelegenheit, damit unsere Küsten nicht blos liegen und dem winzigsten Feinde erlaubt sind, wie wir es zu unserem größten Schaden erfahren haben. Nicht zu gedenken der Schande, daß die erste christliche Macht, die ein so großes Reich inne hat und die zwei größten Meere beherrscht, keine Kriegsschiffe ausrüstet, noch irgend ein anderes Mittel aufgefunden hat, um sich gegen vier armselige Galeeren des Herzogs von Florenz zu vertheidigen und zu verhindern, daß man Frankreich Ketten um den Hals und die Füße in Eisen legte."*)

Da diese beiden um 1598 und 1599 geschriebenen Briefe keinen sonderlichen Erfolg gehabt hatten, so schrieb er ein Jahr später:

„Unter anderen Seevertheidigungen müßte man sich besonders die Construction der Galeeren angelegen seyn lassen, welches kein leichtes Werk ist, und die nicht so schnell fertig seyn können, als die Ehre und der Ruhm Frankreichs es erfordern, so daß wir bei Gelegenheit der Expedition de la Royne's Schiffe von dem Einen oder dem Anderen haben borgen müssen."**) Und dann lauft Ihr noch immer Gefahr, daß uns bei einem so zusammengeborgten Seezuge ein großer Schimpf treffe, wovor uns Gott behüten möge."

In einem dritten Briefe Ossat's an Villeroy, im Jahre 1601 geschrieben, heißt es: „Wenn der König eine solche Summe, welche seine Kriege ihn während zwei bis drei Monate kosten, für den Schiffsbau auf seinen Werften von Marseille und Toulon verwenden würde, so würde dies Vieles zur Sicherheit des Landes beitragen und wir nicht die Schmach erleben, daß wir uns zur See nicht einmal gegen Korsaren und Piraten, geschweige denn gegen einen Feind vertheidigen können."

Solche Rathschläge, von einem großen politischen Geiste gegeben, konnten nicht ungehört verhallen. Ein äußerliches Ereigniß sollte denselben zu Hülfe kommen: Sully ward von dem Könige beauftragt, Jakob von Schottland zur Besteigung des englischen Thrones Glück zu wünschen. Der Vice-Admiral Seiner britanischen Majestät wurde ihm entgegengeschickt und geleitete den Gesandten bis Dover. Hier angelangt, ließ der in Sully's Begleitung befindliche Vice-Admiral von Frankreich, Monsieur de Vic, seine Flagge hissen und begrüßte sie mit einem Kanonenschuß. Der englische Capitain, welcher in der Nähe war, sah nicht so bald die französische Flagge wehen, als er seinen Leuten den Befehl gab, sogleich auf den Vice-Admiral von Frankreich zu schießen, bei Gott schwörend, daß nie eine andere als die Flagge Englands, das Meer beherrschen solle. — Der englische Vice-Admiral entschuldigte seinen allzu heftigen Capitain bei den französischen Gästen mit vielen höflichen Reden, und die Sache ward beigelegt, aber der Vorfall trug sehr dazu bei, Frankreich die Ueberzeugung zu geben, daß eine Wiederherstellung seiner Marine nothwendig sey. Richelieu behielt sich die Lösung dieser ungeheuren Aufgabe vor.

Mannigfaltiges.

— **Schwarze Abgeordnete in der französischen Nationalversammlung.** Wahrscheinlich weil sie nicht sehr stolz darauf sind, haben die französischen Zeitungen bisher noch selten oder gar nicht erwähnt, daß sich unter den neunhundert Mitgliedern der Nationalversammlung in Paris auch zwei bis drei Schwarze befinden, welche die französischen Kolonieen als Abgeordnete gesandt. Englische Touristen machten zuerst darauf aufmerksam und theilten einige auf diese schwarzen Abgeordneten sich beziehenden Anekdoten mit. So soll ein Deputirter, der Fabrikant Grandin, beim Anblick eines dieser Gesetzgeber ausgerufen haben: „Zwanzig Jahre schon suche ich für meine Fabrik einen Schwarzen, wie diesen da!" Der schwarze Abgeordnete, Bürger Mafulim, ist, bevor er einer von den 900 französischen Gesetzgebern geworden, unter dem Namen Hilarius (Hilaire) Bedienter des Generals Perneti gewesen, der ihn in Martinique, wo er auf seiner Plantage als Sklave gearbeitet, zum Range eines freien Dieners erhoben hatte. In dieser Eigenschaft war er oft in dem Falle, seinen schwarzen Brüdern gefällig zu seyn, und diese haben ihn nach ihrer von der Republik verkündeten Emancipation aus Dankbarkeit zum Abgeordneten erwählt. Der gute Hilarius weigerte sich anfangs, die Wahl anzunehmen; 25 Franks täglich sind allerdings nicht zu verachten, aber sein gesunder Verstand sagte ihm, daß die Parlamentssession bald ein Ende haben könne und dann die ersparte Summe nicht groß genug seyn würde, um ihn für den Verlust des Postens, den er bei seinem Herrn bekleidete, zu entschädigen. General Perneti versprach ihm jedoch, ihm diesen Bedienten-Posten jedenfalls offen zu halten, und so entschloß sich denn der Bürger Mafulim, ein Vertreter des französischen Volkes zu werden. Er ist mit dem General Perneti nach Frankreich gereist und wohnt auch in Paris in einem Vorzimmer des Generals, bei welchem er, so oft er in der Kammer nichts zu thun hat, nach wie vor die Fremden anmeldet, die ihn zu besuchen kommen.

*) Ist das nicht ein Brief, der in der neuesten Zeit von Deutschland aus geschrieben seyn könnte? Das ist auch ein mächtiges Land mit zwei Meeren im Norden. Und waren es keine toskanischen Galeeren, die uns ängstigten, so waren es dänische Kanonenböte.

**) Siehe die obige Bemerkung.

Literarischer Anzeiger.

Bei **A. Büchting** in Nordhausen erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Thiers, A., Ueber das Eigenthum und das Recht auf Arbeit. Eine Rede. Aus dem Französischen von A. v. Häfeler. gr. 8. 2 Bogen. 1848. geh. Preis: 3½ Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeration wird an jede deutsche Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Cassel, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 23. Februar 1850.

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.*)

Wir sind unter dem 35sten Grad nördlicher Breite und fahren mit vollen Segeln und frischer Brise der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt. Nichts ist für den, der so eben der langen Qual eines dreijährigen Aufenthaltes unter der brennenden Sonne der Tropen entronnen ist, angenehmer, als der erste Eindruck einer scharfen Kühle. Auch ist heute am Bord der „Poursuivante" Alles in der heitersten Laune: Die sonst so rauhe Stimme des Capitains hat sich merklich gemildert, die Matrosen sind heute hurtiger in ihren Geschäften, und selbst die Passagiere, welchen seit langer Zeit ein Gegenstand der Unterhaltung fehlte, erwachen aus ihrer Lethargie und führen lebhafte Gespräche mit einander.

Wir nähern uns ja auch einem der interessantesten und geheimnißvollsten Punkte des Erdballs. Wir sind dem Ziele nahe, wo sich für uns eine Frage lösen soll, die seit funfzehn Monaten die alte wie die neue Welt in eine wunderliche Verwirrung gesetzt hat. Wir wollen uns überzeugen, ob die so viel gerühmten Goldgruben Kaliforniens nur eine großartige Betrügerei, ein sogenannter Yankee-Puff sind, oder ob Kalifornien wirklich das Land ist, welches alle Wünsche der heutigen Welt, nämlich Gold und nur Gold, einschließt.

Auf der ganzen Ueberfahrt konnte ich gewisse Zweifel nicht loswerden, und sie vermehrten sich noch, je näher wir dem Ziele unserer Reise kamen. Zu Valparaiso hatte man wohl das Vorhandenseyn der Goldminen außer Zweifel gesetzt und erkannte dasselbe als wahr an, aber man stellte sich ziemlich allgemein vor, daß das Land ungesund wäre, daß dort weder Gesetz, noch Regierung existirte, und daß fast kein Tag verginge, wo nicht mehrere Menschen die nur mittelmäßigen Resultate mit dem Leben bezahlen müßten. Zu Taiti, einem Orte, der nur 40 Seetage von San Francisco entfernt liegt, auf den Sandwichs-Inseln, die noch näher sind, begegnete man denselben Zweifeln, demselben Mißtrauen, aber auch derselben Neugierde. Jeder war auf dem Verdeck, wenn ein Schiff von dem Eldorado ankam, Jeder war auf neue Belehrungen begierig, und dennoch konnte sich Niemand einen völligen Begriff von dem wahren Stand der Dinge machen.

Wir sind nicht mehr als dreißig Meilen von der Küste entfernt, und schon erkennt man an der Zahl und an der Verschiedenheit der Flaggen, welche uns begegnen, die Nähe eines großen Mittelpunktes der Geschäfte. Zu unserer Linken zeigte sich am Horizont ein großer französischer Dreimaster, dessen lange Ueberfahrt zu derselben Zeit, als die unsrige, zu Ende ging. Da, zur Rechten, ein englisches Schiff von Schang-hai mit einer ganzen Kolonie Chinesen am Bord. Wir konnten die bleichen Stirnen und die untersetzten Gestalten dieser Bewohner des himmlischen Reiches in deutlichen Umrissen erkennen, als sie sich an die Verschanzungen drängten, um uns vorüberfahren zu sehen und um die offenen Mündungen unserer schönen Fregatte zu bewundern. Uns ein wenig näher sahen wir einige chilesische Schiffe, die uns durch Aufhissen ihrer Flaggen begrüßten. Ach, wie viele unter den Herzen, welche jetzt vor Freude und Hoffnung klopfen, werden, traurig und enttäuscht, vor dem Ende des Abenteuers, dem sie entgegengehen, zu schlagen aufgehört haben!

Der Wind fehlt uns plötzlich, und dies zwingt uns, vor Eindruch der Nacht in geringer Entfernung von den Farralonen die Anker zu werfen. Die Farralonen sind zwei kleine, getrennt liegende Inseln, die, gleich den Drachen in der Sage, vor dem Garten dieser neuen Hesperiden Wache halten. Während wir so wider unseren Willen gefesselt sind und das Schiff mühsam unter dem Drucke einer starken Welle hin- und herschwankt, haben wir alle nöthige Muße, die Bewegungen mehrerer Rudel Wallfische zu beobachten, welche sich um uns her tummeln. Die Natur scheint es so gewollt zu haben, daß in Kalifornien Alles einen eigenthümlichen Charakter zeige; auch diese Cetacern unterscheiden sich von allen anderen Gliedern der großen Familie, zu der sie gehören. Anderswo sieht man, daß Wallfische von einer dreimal ansehnlicheren Größe sich ohne großen Widerstand von zwei oder drei Seeleuten, die in einem zerbrechlichen Fahrzeuge sitzen, das dieser Fisch mit einem Schlage des Schwanzes zertrümmern könnte, harpuniren und fangen lassen. Der kalifornische Wallfisch hingegen ist nicht so gefälligen Gemüths; sobald er die kleinen Fahrzeuge herankommen sieht, wendet er sich entschlossen gegen sie und jagt sie, wie es ihm gefällt. Durch einen für sie so neuen Muth überrascht und erschreckt, werden die Wallfischjäger sehr bald ihrer Arbeit überdrüssig, sie haben für immer den Kampf aufgegeben und lassen ihren schrecklichen Feind in Ruhe. Während diese Art von Thieren sich an der Küste Kaliforniens vermehrt, verschwinden sie allmälig in denjenigen Gegenden, wo sie keinen Widerstand zu leisten versuchen.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Brest. Sie ist eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite erbaut werden sollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrschen können, sie enthält außerdem genug Wassers, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderseite der Einfahrt angekommen, sieht der Reisende nicht einen Hafen oder einen See, sondern ein Mittelländisches Meer im Kleinen vor sich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in sich fassen — köstlicher Schatz für den „Bruder Jonathan" — und man muß sich wundern, daß ein so wichtiger Punkt so lange unerobert geblieben ist. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Insel ist ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es scheint, als wenn die Natur sie dazu bestimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derselbe schon so reich versehen ist. Yerba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenseits von dem alten spanischen Fort. Es ist heute eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptstadt des Stillen Meeres zu werden verspricht. Wälder von Masten, die sich unabsehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marseille. Es liegen gegenwärtig mehr als dreihundertundvierzig Handelsschiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die sehr ansehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannschaften; selbst die Capitaine sind ans Land gegangen. Eine amerikanische Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieser Masse von Gütern. Wir schiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorsprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier ist kein Steuerbeamter, der unsere Taschen, unsere Felleisen und Packete umkehrt oder durchsucht.

Zu San Francisco, wo man vor funfzehn Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börse, ein Theater, Kirchen für jeden christlichen Kultus und eine große Anzahl Häuser von schönem Ansehen. Einige von ihnen sind von Stein, andere von Holz gebaut; die Façaden sind geweißt oder gemalt. Die Straßen sind regelmäßig, und das Ganze macht einen guten Eindruck. Vor zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, die eine Stadt ganz neuer Art bilden, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybay zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Kaliforniens, derselbe, welcher das berühmte Gesetzbuch, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Francisco gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philosophen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Francisco verirrt; er läuft, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Kerle von starkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Francisco reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem Jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist in Folge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, Mehrere führen selbst diese Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waaren zur Lagerung nach San Francisco

*) Von Herrn Dillon, französischem Konsul in San Francisco.

schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spediteur sich nicht damit zugrunderichtet, seine Courtage würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufriedenstellen. Man kann seinen Verdienst ohne Uebertreibung auf funfzig Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Francisco schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Theurung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft fünf und eine Kartoffel drei Franken kostet, betragen die Wohnungsmiethen zwischen 150,000—300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate seyn mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand lange halten kann. Der Yankee ist seiner Natur nach Wucherer, Niemand versteht den Puff besser, als er. Gebe man einem Bürger von Massachusetts hundert Morgen Sumpfland, so dauert es gar nicht lange, und er hat sie Eden Fields, Erensgefilde, getauft; er bietet sie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel so geschickt zu verdecken und stellt seine Netze so fein, daß mehr als Ein Unwissender sich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht stolzer, als es einer dieser Schelme zu seyn scheint, wenn er seinen begeisterten Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher sind alle drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Francisco einen trügerischen und übertriebenen Werth giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier anzutreffen sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nr. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermiethen ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Roulettespielen, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Francisco mehr als hundert Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach acht Uhr eine Menge von Landstreichern versammelt. Sandwichs-Insulaner, Mulatten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Theil seines Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht blos mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Kalifornien wird eine leichte Beleidigung und selbst bisweilen ein unversehenes Anstoßen nicht selten mit einem Dolchstich oder einem Pistolenschuß erwiedert. „Ruhe da unten!" schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken." „I'll make a hole in you" (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem anderen Punkte; „may the devil take me if I don't" (der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schnallt der Arbeiter, der den größten Theil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstückchen auf den Tisch rollen. Der Banquier greift mit seiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt sich derselben, wiegt sie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Werth in Unzen, zu 85 Franken, an. Man spielt, dieselbe Hand nimmt das Gold fort; man spielt wieder, und — dasselbe Resultat. Es ist selten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte seiner Arbeit und seiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Ich war zu einem der glücklichsten Spekulanten in San Francisco zu Mittag geladen. Er war ein Amerikaner, ein alter Bankerottirer aus den Vereinigten Staaten, welcher, vor etwa sechs Monaten in Kalifornien angekommen, sich schon als Besitzer eines Vermögens von einer Million Franken betrachten konnte. Unter den Tischgenossen befanden sich mehrere Offiziere der amerikanischen Armee und der Marine. Das Diner hatte sich bis zum Abend hingezogen, und einer der Offiziere erbot sich, mir als Führer durch die Stadt zu dienen. Ich nahm es an. Wir gingen in eines der besuchtesten Spielhäuser. Mit großer Mühe drängten wir uns zum grünen Tische vor. Ich zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche und warf es ohne Hoffnung auf Gewinn auf den Tisch. Ein noch junger Mann mit langem Barte und ernstem und gesetztem Aussehen präsidirte. Er war eben im Begriff, dem Roulette einen Druck zu geben; er hielt damit inne, sah mich einen Augenblick an, nahm dann mein Geldstück, reichte es mir hin und sagte mit zuvorkommendem Lächeln: „Ich sehe, daß Sie hier fremd sind und noch keine Kenntniß von unseren Gebräuchen haben; wir spielen hier nicht mit Fünffrankenstücken, sondern mit Unzen; wollen Sie die Güte haben und Ihre hundert Sous zurücknehmen?" Er legte auf die letzten Worte einen leichten Nachdruck. Erstaunt über die liebenswürdigen Manieren des Banquiers, suchte ich Gelegenheit, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Er kam mit großer Zuvorkommenheit meinem Wunsche entgegen. „Sie wollen wissen", sagte er, „ob unsere Bank gute Geschäfte macht? Ich werde offen gegen Sie seyn: sie macht ziemliche Geschäfte, ich nehme jedoch den heutigen Abend aus, der abscheulich gewesen ist. Wir werden sogleich schließen, und ich bezweifle, daß unser Gewinn seit acht Uhr sich bis auf 20,000 Piaster beläuft. Glücklicherweise haben wir die vorhergehenden Nächte bessere Geschäfte gemacht; ohne dieses würden wir sehr zu beklagen seyn, denn nur 20,000 Piaster an einem Abend zu gewinnen, das ist für eine Bank hierzulande viel zu wenig." Nachher erzählte mir mein Landsmann, denn das war er, daß er in den Pariser Klubs bis zu den Juni-Begebenheiten eine bedeutende Rolle gespielt habe. „Wir verloren damals", fügte er hinzu, „das Spiel, und darum hielt ich es für besser, den Schauplatz zu wechseln."

Die Leidenschaft des Spiels ist nicht etwa erst durch die Amerikaner in Kalifornien eingeführt worden; zu jeder Zeit haben die Bewohner dieses Landes sich dem Spiele mit einer wahren Wuth hingegeben. In Mexiko ist es bis auf den heutigen Tag eben so. Das sogenannte Monté-Spiel zieht die meisten Liebhaber heran; aber auch das Roulette hat seine zahlreichen Anhänger; eben so das sogenannte Thierspiel, in welchem Thiere, die am Ende einer mit beweglichen Stäbchen versehenen Winde angebracht sind, in eine rotirende Bewegung gesetzt werden. Die Thiere halten nachher über gewissen Feldern an, welche die Bilder enthalten, die ihnen entsprechen.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt sich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Theilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwichs-Inseln, Taiti, das ganze Inselmeer von Viti und Fidschi, so wie Neu-Seeland und Sydney, verlieren allmälig ihre weiße Bevölkerung. Alle diese fremdartigen Elemente haben sich in die große Masse der Arbeiter verschmolzen und sind größtentheils in den Minen. Erst beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu suchen. Im Sommer sieht man in San Francisco größtentheils nur Geschäftsleute, Schiffscapitaine und die, welche ihr sauer erworbenes Gut verspielen wollen. Es ist selten, daß sich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Kalifornien gefolgt sind, auf die Straße wagen; doch ist jetzt nicht mehr so große Gefahr dabei, als früher. Seitdem das rein amerikanische Element die Oberhand gewonnen hat, ist es in dieser Beziehung besser geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geschlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu San Francisco eine Frau ungestraft beleidigen. Uebrigens sind hier jetzt gewisse Industriezweige, welche die öffentliche Sittlichkeit in Europa mit ihrem strengsten Tadel geißeln würde, in voller Blüthe; es vergeht fast keine Woche, wo nicht ein chilesisches oder amerikanisches Schiff, das von Spekulanten dazu gemiethet worden ist, eine Schiffsladung Weiber über die Stadt förmlich ausschüttet. Diese Art Frachtgut, versicherte man mir, soll in diesem Augenblick den meisten Gewinn abwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Das Papstthum vom russischen Standpunkte aus.

(Schluß.)

Aber nicht allein gegen die Jesuiten, diese lebendige Kraft des Katholizismus, suchte man die halb erkünstelte, halb aufrichtige Popularität, womit man den Papst Pius IX. bekleidet hatte, zu benutzen. Eine andere Partei noch rechnete auf den Papst, eine andere Mission war ihm noch vorbehalten. Die Anhänger der nationalen Unabhängigkeit hofften, daß, wenn das Papstthum zum Nutzen ihrer Sache erst säkularisirt sey, derjenige, welcher vor Allem nur Priester seyn soll, sich zum Bannerträger der italiänischen Freiheit machen würde. Die beiden lebhaftesten und herrschsüchtigsten Gefühle des gegenwärtigen Italiens also, der Widerwille gegen die weltliche Herrschaft des Klerus und der traditionelle Haß gegen den Fremden, den Barbaren, den Deutschen, nahmen zum Vortheil ihrer Sache die Mitwirkung des Papstes in Anspruch. Alle Welt vergötterte den heiligen Vater, aber nur unter der Bedingung, daß er sich zum Diener aller Welt mache, und dies in einem Sinne, der sich mit der christlichen Demuth nicht verträgt. Unter den Meinungen oder den politischen Einflüssen, welche sich so eifrig um seinen Schutz bemühten, indem sie ihre Mithülfe anboten, gab es eine, die anfänglich Aufsehen erregte, weil sie einige Männer von literarischem Talent zu Dolmetschern und Apostеln gehabt hatte. Im Vertrauen auf die natürlich ehrgeizigen Doktrinen dieser politischen Theoretiker, wollte das heutige Italien unter dem Schutze des römischen Pontifikats die Weltherrschaft wieder zurückfordern und zum drittenmale das Scepter der Welt wieder ergreifen, und zwar in dem Augenblicke, wo das Papstthum bis in seine Grundvesten erschüttert war. Was aus dem Papste werden sollte? nun, damit war man auch schon im Reinen, man wollte ihm irgend Etwas wie ein christliches Chalifat als Entschädigung geben, aber, wohl verstanden, nur unter der Bedingung, daß diese neue Theokratie vor Allem in dem Interesse der italiänischen Nationalität handelte.

Man kann sich über ein solches Streben nach einem Hirngespinnste und nach dem Unmöglichen, welches die Geister unserer Tage beherrscht und das eines der unterscheidenden Züge unserer Zeit ist, nicht genug verwundern. Es muß doch eine wirkliche Verwandtschaft zwischen dem Schlaraffenlande und der Revolution geben; denn jedesmal, wenn die Revolution einen Augenblick ihrer Gewohnheit untreu wird und etwas schaffen, statt zerstören will, fällt sie unfehlbar in das Reich Utopiens.

Endlich kam der Augenblick, wo, da die Zweideutigkeit nicht mehr möglich war, das Papstthum, um sein Recht wiederzuergreifen, sich genöthigt sah, seinen angeblichen Freunden das Visir zu öffnen. Das war der Moment, wo die Revolution die Maske abwarf und unter den Zügen der römischen Republik erschien. Was diese Partei betrifft, so kennt man sie jetzt, man hat sie bei ihrer Arbeit beobachtet. Sie wäre die wahrhafte und rechtmäßige Vertreterin der Revolution in Italien. Diese betrachtet das Papstthum als ihren natürlichen Feind,

wegen des chriſtlichen Elementes, das ſie an ihm entdeckt hat; ſie möchte es ganz gemüthlich unterdrücken, und zwar aus einem ähnlichen Beweggrunde, als ſie auch die ganze Vergangenheit Italiens, alle hiſtoriſche Bedingungen ſeiner Exiſtenz, die gleichſam vom Katholizismus durchdrungen, durchwebt ſind, unterdrücken möchte; ſie will durch eine rein revolutionaire Abſtraction die Exiſtenz derjenigen Regierung befeſtigen, die ſie auf den republikaniſchen Grundlagen des alten Roms errichten zu wollen vorgiebt.

Was jedoch in dieſem tollkühnen Hirngeſpinnſt ſonderbar erſcheint, iſt, daß daſſelbe, welches auch immer der tiefe antihiſtoriſche Charakter, wovon es ein Abdruck iſt, ſeyn mag, ſeine ſehr bekannte Tradition in der Geſchichte der italiäniſchen Staatsentwickelung hat. Dieſes Hirngeſpinnſt iſt nur die klaſſiſche Reminiscenz der alten heidniſchen Welt, der heidniſchen Civiliſation. Die geſchichtliche Ueberlieferung hat in Italien eine große Rolle geſpielt, ſie hat ſich durch die ganze Vergangenheit dieſes Landes fortgepflanzt, ſie hat ihre Repräſentanten, ihre Helden und ſelbſt ihre Märtyrer gehabt; aber ſie hat auch, nicht zufrieden damit, faſt ausſchließlich ſeine Künſte und ſeine Literatur zu beherrſchen, es verſucht, ſich politiſch zu konſtituiren und ſich der ganzen Geſellſchaft zu bemächtigen. Und merkwürdigerweiſe iſt dieſe Tradition jedesmal, wenn ſie wiederaufzuleben verſuchte, nach Art der Geſpenſter, unveränderlich in derſelben Lokalität, in demſelben Rom, erſchienen. Ihre Erſcheinung in der Gegenwart mußte das revolutionaire Prinzip wegen des antichriſtlichen Gedankens, der in ihr iſt, nur willkommen heißen. Jetzt iſt dieſe Partei zwar geſtürzt und die Autorität des Papſtes dem Anſchein nach wiederhergeſtellt worden; aber wenn irgend Etwas noch das Mißgeſchick, welches die römiſche Frage einſchließt, vergrößern könnte, ſo wäre es das zweifelhafte Reſultat, welches durch eine Intervention Frankreichs hergeſtellt wird.

Die gewöhnliche Meinung in Betreff dieſer Intervention ſieht darin einen Staatsſtreich oder eine Ungeſchicklichkeit der franzöſiſchen Regierung. Wenn es irgend etwas Wahres über dieſe Angelegenheit zu ſagen giebt, ſo iſt es dies, daß nämlich die franzöſiſche Regierung, indem ſie ſich in eine an ſich ſelbſt unauflösliche Frage einläßt, ſich verhehlt hat, daß dieſe Frage für ſie unlöslicher iſt, als für jeden Anderen. Es beweiſt dies nur von ihrer Seite eine vollſtändige Unkenntniß ihrer eigenen, wie der Lage Frankreichs. Im Allgemeinen hat man ſich in Europa zu ſehr daran gewöhnt, das Urtheil über die Handlungen oder vielmehr über den Willen zu den Handlungen der franzöſiſchen Politik durch eine zum Sprüchwort gewordene Phraſe auszudrücken: „Frankreich weiß nicht, was es will.“ Das kann wahr ſeyn, aber man ſollte, um vollkommen gerecht zu ſeyn, hinzufügen: Frankreich kann nicht wiſſen, was es will; denn um zum Wiſſen zu gelangen, iſt es vor allen Dingen nothwendig, daß man nur *einen* Willen habe, und Frankreich hat ſeit ſechzig Jahren deren *zwei*. Es handelt ſich hier nicht um eine Meinungsverſchiedenheit in Sachen der Politik oder in anderen Dingen, welche in allen Ländern vorkömmt, wo die Geſellſchaft durch die Mißgunſt der Umſtände der Herrſchaft der Parteien preisgegeben iſt; ſondern es iſt etwas Wichtigeres, um das es ſich hier handelt, es iſt der dauernde Antagonismus, der nun ſchon ſeit ſechzig Jahren, ſo zu ſagen, die Tiefe des nationalen Bewußtſeyns in Frankreich durchdringt. Die Seele Frankreichs iſt getheilt.

Seitdem die Revolution ſich dieſes Landes bemächtigte, konnte ſie es wohl zerrütten, anders geſtalten und tief verderben, aber niemals konnte ſie es ſich aſſimiliren, noch wird ſie das je können. Es giebt Elemente und Prinzipien in dem ſittlichen Leben Frankreichs, die immer widerſtreben werden, wenigſtens ſo lange, als es noch ein Frankreich in der Welt giebt: das ſind die katholiſche Kirche mit ihrem Glauben und ihrer Lehre, das ſind die chriſtliche Ehe und die Familie und ſelbſt das Eigenthum. Andererſeits, wie es denn vorauszuſehen iſt, daß die Revolution, die nicht allein ins Blut, ſondern auch in die Seele der menſchlichen Geſellſchaft gedrungen iſt, ſich niemals entſchließen wird, das Genommene gutwillig zurückzugeben, und wie es in der Weltgeſchichte keine Beſchwörungsformel giebt, die auf eine ganze Nation anzuwenden wäre, iſt ſehr zu befürchten, daß der Zuſtand des Kampfes, und zwar des geheimen und unaufhörlichen Kampfes, für lange Zeit die normale Bedingung der neuen franzöſiſchen Geſellſchaft geworden iſt. Und darum befindet ſich in dieſem Lande, wo wir ſeit ſechzig Jahren ſich grundſätzlich einen revolutionairen Staat realiſiren ſahen, die Regierung ſtets zu einer falſchen, unſicheren und von Gefahren umgebenen Lage verdammt. Eben ſo haben wir geſehen, daß ſeit dieſer Epoche alle Regierungen Frankreichs, mit Ausnahme des Konvents zur Zeit der Schreckensherrſchaft, wie groß auch die Verſchiedenheit ihres Urſprunges, ihrer Doktrinen und ihrer Beſtrebungen geweſen ſeyn mag, das gemein gehabt haben: daß ſie nämlich alle, auch die vom Februar nicht ausgenommen, die Revolution vielmehr ausgehalten, als repräſentirt haben. Bis jetzt wenigſtens ſind alle an dem Werke geſcheitert.

Wie kann nun alſo eine ſo beſtellte Macht, die ſo wenig ihres Rechtes gewiß und ſo unentſchiedener Natur iſt, wenn ſie bei einer Frage, wie die römiſche, intervenirt, auf einen einigermaßen glücklichen Erfolg rechnen? Indem ſie ſich zum Schiedsrichter oder zum Vermittler zwiſchen der Revolution und dem Papſte anbot, konnte ſie gar nicht hoffen, das zu vereinigen, was von Natur unvereinbar iſt. Andererſeits konnte ſie keiner der einander gegenüberſtehenden Parteien gewonnenes Spiel geben, ohne ſich ſelbſt zu verwunden, ohne, ſo zu ſagen, eine Hälfte ihres eigenen Selbſts zu verleugnen. Das, was ſie alſo durch dieſe doppelſchneidige Intervention erlangen konnte, war nichts Anderes, als daß ſie das, was ſchon verwirrt war, noch mehr verwirrte, daß ſie die Wunde verſchlimmerte, indem ſie dieſelbe reizte. Und dies iſt ihr auch vollſtändigſt gelungen.

Welches iſt denn in Wahrheit die Lage des Papſtes ſeinen Unterthanen gegenüber? Welches iſt das wahrſcheinliche Schickſal, das den neuen Inſtitutionen, die er ihnen ſo eben bewilligt hat, vorbehalten iſt? Hier ſind allein die traurigſten Ausſichten gerechtfertigt.

Welches iſt die Lage? Es iſt der alte Zuſtand der Dinge, derjenige, welcher der gegenwärtigen Herrſchaft vorangegangen, der, welcher damals ſchon unter der Laſt ſeiner Unmöglichkeit ſich zum Zuſammenſturz neigte, der aber jetzt durch Alles, was ſich ſeitdem ereignet hat, unerträglich geworden iſt: moraliſch durch unermeßlichen Trug und Verrath, materiell durch die zuſammengehäuften Trümmer.

Man kennt dieſen fehlerhaften Kreis, in welchem wir ſeit vierzig Jahren ſo viele Völker und Regierungen ſich bewegen ſehen: Regierte, welche der Macht Konzeſſionen gewähren, aber mit Widerwillen, gleichſam als würden ſie durch einen unredlichen Schuldner auf Abſchlag gezahlt; Regierungen, welche in den Bitten, die man an ſie richtet, nur die Schlingen eines trügeriſchen Feindes ſehen! Dieſe Lage, dieſe gegenſeitige Geſinnungsloſigkeit, die immer entſittlichend wirken muß, iſt in der römiſchen Frage noch ungemein verſchlimmert durch den beſonders heiligen Charakter der Macht und durch die ganz ausnehmende Natur ihrer Beziehungen zu den Unterthanen. Denn noch einmal, in der gegenwärtigen Lage und auf dem Abhange, auf dem man ſich, nicht durch die Leidenſchaft der Menſchen, ſondern durch die Gewalt der Dinge befindet, treibt jede Konzeſſion, jede Reform, wenn ſie nur ein wenig aufrichtig und ernſtlich gemeint iſt, den römiſchen Staat unfehlbar in eine vollſtändige Säkulariſation hinein. Die Säkulariſation, darüber waltet kein Zweifel, iſt die letzte Wendung der Dinge, und der Papſt, ohne Recht, ſie ſelbſt in gewöhnlichen Zeiten zu bewilligen, weil die weltliche Macht nicht ſein Gut, ſondern das der römiſchen Kirche iſt, könnte wohl jetzt noch weniger darein willigen, da er die Gewißheit haben muß, daß die Säkulariſation, ſelbſt dann, wenn ſie als durchaus unvermeidlich bewilligt ſeyn würde, endlich nur zum Nutzen der nicht blos gegen ſeine Macht, ſondern gegen die Kirche ſelbſt verſchwornen Feinde ausſchlagen würde. Darein willigen, das hieße, ſich der Abtrünnigkeit und des Verraths zugleich ſchuldig machen. So viel, was die Macht betrifft. Was nun die Unterthanen angeht, ſo iſt klar, daß der eingewurzelte Widerwille gegen die Prieſterherrſchaft, der den ganzen öffentlichen Geiſt der römiſchen Bevölkerung erfüllt, ſich in Folge neuer Ereigniſſe nicht vermindern würde, und wenn einerſeits dieſe Richtung der Geiſter für ſich allein hinreicht, auch die großmüthigſten und redlichſten Reformen zu vereiteln, ſo kann andererſeits die Erfolgloſigkeit dieſer Reformen nur die unendliche Erregung vermehren und die öffentliche Meinung in ihrem Haſſe gegen die wiederhergeſtellte Macht befeſtigen.

Da ſehen wir wirklich eine Lage vor uns, die wahrhaft beklagenswerth iſt und die alle Anzeichen einer Strafe der Vorſehung hat; denn was kann man ſich für einen chriſtlichen Prieſter wohl für ein größeres Unglück denken, als das iſt, ſich ſo unheilvollerweiſe mit einer Macht belehnt zu ſehen, die er nur zum Nachtheil der Seelen und zum Untergange der Religion ausüben kann? Nein, dieſe Lage iſt zu arg, zu widernatürlich, als daß ſie verlängert werden könnte; Strafe oder Prüfung, es iſt unmöglich, daß das Papſtthum noch lange in dieſem Feuerkreiſe eingeſchloſſen bleibe, ohne daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit ihm zu Hülfe komme, ihm einen Ausweg öffne, einen wunderbaren, herrlichen und unerwarteten Ausweg, oder, wir möchten ſagen, einen ſeit Jahrhunderten erwarteten. Vielleicht iſt der Papſt und die ſeinen Geſetzen unterworfene Kirche noch fern von dieſem Auswege, vielleicht iſt ihnen noch viel Trübſal und Unglück vorbehalten, vielleicht aber iſt das Ende dieſer unglücksvollen Zeiten nahe.

Bei dem Anblick deſſen, was ſich ereignet, in Gegenwart dieſer neuen Organiſation des Prinzipes des Böſen, Angeſichts einer ganz ins Böſe verſunkenen und mit dem Böſen bewaffneten Welt mit ihrer irreligiöſen Kirche und ihrer revolutionairen Regierung, kann es da wohl den Chriſten verargt werden, zu hoffen, daß Gott die Kräfte ſeiner Kirche zu der neuen Arbeit, die er ihr anweiſt, ſtärken werde? Daß an dem Vorabende des Kampfes, der ſich vorbereitet, er ſie für würdig halten werde, die Fülle ihrer Kräfte wiederherzuſtellen, und daß er ſelbſt zu dieſem Ende und zu ſeiner Zeit kommen werde, um mit ſeiner barmherzigen Hand die Wunde zu heilen, welche ihr die Hand der Menſchen geſchlagen hat, eine Wunde, die ſchon ſeit acht Jahrhunderten blutet?

Die orthodoxe Kirche hat an dieſer Heilung niemals gezweifelt. Sie erwartet ſie, ſie rechnet darauf nicht allein mit Vertrauen, ſondern mit Gewißheit. Wie ſollte denn das, was im Prinzip Eins und in der Ewigkeit Eins iſt, nicht über die Trennung in der Zeit triumphiren? Trotz der ſeit mehreren Jahrhunderten ſtattgefundenen und durch alle menſchlichen Vorurtheile verſtärkten Spaltung hat ſie nicht aufgehört, zu erkennen, daß das chriſtliche Prinzip in der römiſchen Kirche niemals untergegangen iſt, daß es immer lebendiger in ihr geweſen, als der Irrthum und die Leidenſchaft der Menſchen, und eben deswegen hat ſie die innerſte Ueberzeugung, daß es ſtärker ſeyn wird, als alle ſeine Feinde. Sie weiß ferner, daß jetzt, wie ſeit Jahrhunderten, die Geſchicke des Chriſtenthums immer noch in den Händen der römiſchen Kirche ſind, und ſie hofft mit Vertrauen, daß dieſe ihr am Tage der großen Vereinigung das anvertraute Gut unverkehrt zurückerſtatten wird.

Möge es mir ſchließlich noch erlaubt ſeyn, eines Nebenumſtandes zu erwähnen, der ſich an den Beſuch knüpft, welchen der Kaiſer von Rußland im Jahre 1846 dem Papſte machte. Man wird ſich dabei vielleicht noch der allgemeinen Bewegung erinnern, die ſeine Erſcheinung in der Peterskirche hervorrief — *der orthodoxe Kaiſer war nach einer Abweſenheit von mehreren Jahrhunderten nach Rom zurückgekehrt!* — Man wird gewiß die gleichſam elektriſche Bewegung, welche die Menge durchzuckte, als ſie den Kaiſer am Grabmale der Apoſtel beten ſah, nicht vergeſſen haben.

Diese Bewegung war gerecht. Der knieende Kaiser war nicht allein; ganz Rußland kniete mit ihm nieder: hoffen wir, daß es nicht vergeblich vor den heiligen Reliquien gebetet haben möge.

St. Petersburg, den 1. (13.) Oktober 1849.

England.

Zur Geschichte der Judenverfolgungen im Mittelalter.

Es war ein im Mittelalter allgemein verbreiteter Wahn, daß die Juden, um ihre Verachtung gegen das Christenthum zu zeigen, christliche Kinder ihren Aeltern entführten und kreuzigten. Ein jüngst in London erschienenes Werk von Abraham Hume, unter dem Titel „Sir Hugo von Lincoln, oder Untersuchung über eine seltsame, die Juden betreffende Tradition, nebst Notizen über einige damit zusammenhängenden Volksvorstellungen", behandelt ein derartiges Faktum, das sich in England zugetragen haben soll. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nämlich wurden die Juden von Lincoln angeklagt, sie hätten einen Knaben von zartem Alter, Namens Hugo, gestohlen und auf die oben angedeutete Weise getödtet. Es ist vielleicht wohl kein bloßer Zufall, daß man, wann und wo immer solche Beschuldigungen gegen die Judengemeinden vorgebracht werden, nachweisen kann, wie der gleichzeitige Regent des betreffenden Landes sich in demselben Moment in Geldverlegenheit befunden. So stand es im Jahre 1255 um König Heinrich III. in finanzieller Beziehung äußerst schlecht. Sein Sohn, Prinz Eduard, hatte im genannten Jahre Eleonore von Kastilien geheiratet, und man erwartete die Ankunft der Prinzessin im Herbst. Sie war durch Gesandte des Königs von Spanien angemeldet worden, und zum Empfang und zur würdigen Verpflegung dieser hatte Heinrich schon verschiedene Maßregeln von sich ganz widersprechender Natur, brutе verschwenderisch, morgen knauserig, versucht, Maßregeln, welche die Erschöpfung seiner Geldmittel klar und deutlich bewiesen. Zu dieser Verlegenheit kam noch der Uebelstand, daß er im Interesse seiner Schwester, der Königin von Schottland, gewisse Unruhen zu unterdrücken hatte und deshalb an die Nordgränzen des Reiches reisen mußte. Da begegnete es glücklicherweise für ihn den Juden von Lincoln, welche, wohlgemerkt, zu den wohlhabendsten des Landes gehörten, daß sie in diesem kritischen Moment den Knaben Hugo stahlen und kreuzigten. Sie wurden natürlich gestraft, und ihr konfiszirtes Vermögen half dem königlichen Schatz zur rechten Zeit wieder in die Höhe. — Die Quelle dieser Gräuelthaten ist der gleichzeitige Chronist Matthew Paris; auch dürfte eine anglo-französische (Anglo-French, nicht anglo-normännische) Ballade, die wir über diesen Gegenstand besitzen, schon vor dem Schluß der Regierung Heinrich's III. verfaßt worden seyn. Zweifelsohne gab die Verbreitung dieser Ballade durch wandernde Sänger zur Abfassung ähnlicher Gedichte in anderen Ländern Veranlassung, und man kann demnach die zuerst von Percy in seinen „Reliquien" publizirte, schottisch geschriebene Ballade „The Jewis Dochter" mit jenem anglo-französischen Gedichte in Beziehung bringen.

Daß der Mord eines Knaben damals vorgekommen, ist allerdings möglich; die That kann sogar wirklich von einem Juden vollbracht worden seyn, selbst aus religiösem Fanatismus vollbracht worden seyn, da kein Volk von dergleichen Gemüthsäußerungen freizusprechen ist; nachweisen läßt es sich jedoch keineswegs, daß dieser Mord irgend mit einer Absicht oder mit einem Beschlusse der ganzen jüdischen Gemeinde in Verbindung gestanden. Die solidarische Bestrafung liegt eben so sehr in den Begriffen einer rohen Zeit, als sie mitunter den nichtswürdigen Plänen der Machthaber am besten entsprach. Wir können in dem vorliegenden Falle durch eine genauere Prüfung der Quelle und durch vergleichende Kritik sogar darthun, daß die armen Juden von Lincoln schon im Herbst des Jahres 1255 so grausam gemißhandelt wurden, während erst im März des folgenden Jahres die normale richterliche Untersuchung erfolgte, d. h. man ermordete sogleich, als man es nöthig hatte, eine gewisse Anzahl der Unglücklichen, wahrscheinlich die begüterten, und ließ dann erst die Sache näher prüfen, wobei sich natürlich die Schuld der Juden fest herausstellte, da man sie einmal schuldig haben wollte. Der Ermordeten waren damals achtzehn von zweiundneunzig, die man nach London geschleppt und eingekerkert hatte; fünfunddreißig von ihnen hielt man noch länger im Gefängniß zurück, bis man sie endlich auf Fürbitte der von ihnen bestochenen Minoriten (Friars Minors), eines Mönchsordens, der über den König viel vermochte, wieder frei ließ. — Hugo von Lincoln war übrigens nicht das erste Märtyrerkind Englands. Der Sage nach hatte schon früher unter der Regierung Stephan's ein Knabe, Namens William, denselben Tod in Norwich erduldet; Hugo's Ruhm verdunkelte indeß den des Vorgängers. Die Herausgeber der Ballade von Sir Hugo von Lincoln pflegen in der Regel mit großer Genauigkeit die durch Traditionen überlieferten, in anderen Ländern vorgekommenen Fälle von Kindermorden durch Juden herzuzählen; es entging ihrem Eifer indeß bisher stets die ähnliche Legende von St. Simon von Trient aus dem Jahre 1475. Schließlich die Bemerkung, daß Herr Abraham Hume in seinem neuen Werke im Ganzen eben nichts Neues gegeben, wie sich auch an seinen gelehrten Kenntnissen und an seinem kritischen Urtheil mancherlei Ausstellungen machen lassen.

Mannigfaltiges.

— **Die ältesten christlichen Inschriften in Frankreich.** Der Moniteur Universel publizirte kürzlich einen von Herrn Edmond Le Blant an den Minister des öffentlichen Unterrichts abgestatteten Bericht „über die Inschriften der ersten Zeiten des Christenthums in Gallien." Herr Le Blant hatte von der französischen Regierung gegen Ende des Jahres 1848 die Ermächtigung erhalten, unter ihren Auspizien eine Reise durch ganz Frankreich zu unternehmen, um in den öffentlichen Bibliotheken, so wie in den kirchlichen und städtischen Archiven, Nachforschungen in jener Beziehung anzustellen, und sein Bericht giebt nun Rechenschaft über den von ihm befolgten Plan und über die erlangten Resultate. Die Gesammtzahl der von dem gelehrten Archäologen zusammengetragenen Inschriften beträgt zweihundertachtundzwanzig, von denen siebenundvierzig, die zum Theil noch auf Denkmälern erhalten, zum Theil aber verschwunden sind, bisher niemals von irgend einem Schriftsteller erwähnt worden. Herr Le Blant ist den Spuren aller epigraphischen und Figuren-Ueberreste von der Römerzeit bis zum neunten Jahrhundert nachgegangen, in welchem letzteren die Ausrottung des Heidenthums und die Vertreibung der Sarazenen den Christen-Verfolgungen und dem Märtyrerthum ein Ende machte, so daß nunmehr der christliche Gottesdienst in weniger verborgenen Tempeln gefeiert werden und überhaupt offen hervortreten konnte. Herr Le Blant hat auch den Gräbern von Christen zur Zeit jener Verfolgungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er will die Bemerkung gemacht haben, daß bei den Inschriften auf den Denkmälern solcher Gräber jede Erwähnung und jedes Symbol des neuen Glaubens vermieden worden sey, weil dies leicht den Gräbern eine Entweihung und den Hinterbliebenen Verfolgungen zugezogen hätte. Gleichwohl seyen diese Inschriften daran als christliche erkennbar, daß andererseits auch jede Erwähnung des Heidenthums, der Manen und der Laren, sorgfältig vermieden sey und eine gewisse Gezwungenheit der Wortwendungen sich bemerklich mache. Auch viele Sarkophage der ältesten christlichen Zeit, auf denen sich manche von den primitiven Symbolen und mysteriösen Zeichen der ersten Christen befinden, deren Minucius Felix gedenkt, hat Herr Le Blant seiner Forschung unterzogen. Leider sollen diese alten Sarkophage in Frankreich sehr häufig von der Unwissenheit zerstört und namentlich zur Anfertigung von Kalk verwandt worden seyn. In dem Museum von Arles befinden sich noch einige derselben; in Autun, wo sie früher sehr häufig waren, sind sie jedoch gänzlich verschwunden. Werthvolle Bruchstücke solcher Sarkophage finden sich zuweilen auch in größeren Gebäuden eingemauert. Manches, was Millin noch auf seiner archäologischen Reise 1805 gesehen, ist seitdem spurlos verschwunden. Herr Le Blant hat unter Anderem auch auf einer Bibliothek ein Exemplar der „Recherches curieuses" von Spon gefunden, in welchem dieser gelehrte Forscher des siebzehnten Jahrhunderts auf durchschossenen Papierblättern eigenhändig einige alte christliche Inschriften verzeichnete, die er bei einer zweiten Auflage seines Werkes benutzen wollte, zu der es jedoch nicht gekommen ist. Es ist zu erwarten, daß Herr Le Blant von der französischen Regierung die erbetene Unterstützung erhalten werde, um die Arbeit, die er in seinem Berichte blos angedeutet, vollständig herauszugeben.

— **Die Waldenser in der Provence.** Abzweigungen der unter der Benennung „Waldenser" (französisch: Vaudois, wie die Bewohner des Pays de Vaud, Waadtländer) in Piemont lebenden protestantischen Gemeinden aus der vorlutherischen Zeit finden sich seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts auch im südlichen Frankreich, wo sie anfangs gastlich aufgenommen, nachmals aber, als in Folge der Reformation der Sektenhaß geweckt worden war, mit unerbittlichem Fanatismus verfolgt wurden. Ueber die Waldenser in der Provence hat Herr Louis Frossard kürzlich eine von gerichtlichen Aktenstücken begleitete kleine Schrift herausgegeben, die nicht ohne historisches Interesse ist.*) Die erste Einwanderung einer Anzahl waldensischer Familien aus Piemont fand hiernach in der Provence im Jahre 1495 statt. Geführt von den Edeln von Boulier-Cental und von Rocca-Sparviera, ließen sie sich im Norden der Durance, am südlichen und nördlichen Abhange des Leberon-Gebirges, nieder. Im Jahre 1506 ließ sich Ludwig XII. über die Lehren und die Sitten dieser Waldenser einen Bericht abstatten, der so günstig ausfiel, daß er rief, es seyen dies unstreitig viel bessere Menschen, als er und sein ganzes übriges Volk. Als jedoch unter Franz I. die Reformation in Frankreich täglich größere Fortschritte machte, ließ dieser König auch die Waldenser als Ketzer bezeichnen, die das Landesgesetz nicht dulde. Das Parlament von Aix erließ am 18. November 1540 ein Urtel, durch welches die vornehmsten Einwohner des Waldenser-Ortes Merindol zum Feuertode und dieser Ort selbst zur Zerstörung verurtheilt wurden. Der Baron d'Oppède übernahm die Execution dieses Urtels, und damit Niemand dem Strafgericht entgehe, befahl er die Niedermetzelung aller Waldenser in der Provence. Diese Niedermetzelung und das Urtel selbst wurden unter Heinrich II. der Gegenstand einer Anklage vor dem Parlamente von Paris, welches durch ein königliches Patent vom 17. März 1550 zur Führung des Prozesses autorisirt wurde. Der Baron d'Oppède, als Hauptangeklagter, gefänglich eingezogen, wurde inzwischen auf Verwendung des Papstes wieder in Freiheit gesetzt, bevor noch das Parlament über die Sache entschieden hatte. Der Herzog von Guise nahm sich der übrigen Angeklagten an, und so wurden denn auch diese, worunter der General-Advokat Guerin, freigesprochen. Später wurde zwar Guerin von anderen Richtern zum Tode verurtheilt, jedoch nicht wegen des Verbrechens von Merindol, sondern wegen Fälschung. Die Akten beider Prozesse hat Herr Frossard genau durchgesehen und sie in Auszügen mitgetheilt.

*) Des Vaudois de Provence, par Louis Frossard. (1 Bd. von 282 S.) Avignon, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 26. Februar 1850.

Georgien.

Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt.*)

I.

Vor mehr als zwei Jahren haben wir in diesen Blättern des Verfassers Buch über den Kaukasus und den Tscherkessenkrieg angezeigt. Wir hatten ihn damals für einen in den russischen Ostseeprovinzen heimischen Deutschen gehalten, der das, was er im Dienste Rußlands und in der nächsten Umgebung russischer Generale im Feldlager am Kuban Abweichendes von den in Europa allgemein verbreitetsten phantastischen Bildern des Krieges mit den Bergvölkern wahrgenommen, mit ausgezeichnetem Talente darzustellen verstand. Seit jener Zeit haben wir jedoch Gelegenheit gehabt, den Verfasser als einen vollbürtigen Deutschen, der gesellschaftlichen wie der politischen Anschauung nach, kennen zu lernen. Nach Rußland und nach dem Kaukasus hat ihn lediglich der Wissensdurst und die Lust an den Sprachen und an der Poesie des Orients geführt. Nachdem er in seinem im Jahre 1847 erschienenen Buche über die ethnographischen und politischen Verhältnisse der großen Völkerwiege des Kaukasus berichtet, kömmt er nunmehr auf ihr poetisches Leben und liefert uns in seinem so eben erschienenen „Tausend und Ein Tag im Orient" den Beweis, daß er bei Mirza-Schaffy, seinem „Lehrer der Weisheit" in Tiflis, nicht vergeblich in die Schule gegangen und, gleich Hafis, zu dichten, zu lieben und auch zu trinken versteht.

In Wien, unter den gleichgesinnten Freunden, die sich im Jahre 1848 dem wilden Treiben der Straße entzogen hatten und vor den Gräueln der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie sich flüchteten, waren einzelne dieser orientalischen Erzählungen und Poesien aus dem Munde des Erzählers bekannt geworden; andere waren im Jahre 1849 im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung" in Berlin zu lesen. Hier im Buche finden sich jedoch die zerstreuten Perlen zu einer reizenden Schnur aufgereiht, von welcher Mirza-Schaffy, der Weise von Gändscha, singt:

„Sing' ich ein Lied, bläst freudenreich
Das Herz der jungen Mädchen;
Denn Perlen sind die Worte gleich,
Gereiht auf seid'nen Fädchen!

„Und Düfte steigen auf daraus,
Von Heurie-Hauch gekränkt —
Gleichwie aus jenem Blumenstrauß,
Den mir Zuleikha schenkte.

„Erstaunt nicht, daß des Sängers Mund
So Herrliches vollbringe,
Und daß die Weisheit hier den Bund
Mit Jugendtollheit schlinge.

„Wißt Ihr, wer mir die Weisheit gab?
Sie kam vom rechten Orte:
Ich las sie ihren Augen ab
Und hüllte sie in Worte."

Welcher Art aber die „Weisheit" ist, die „hier den Bund mit Jugendtollheit schlingt", das erfahren wir aus folgendem Glaubensbekenntnisse Mirza-Schaffy's:

„Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
D'rum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
Kommt' ich — da kömmt der Weise! sagen sie;
Geh' ich — schon geht der Weise! sagen sie;
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in lust'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas. D'rum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke
Weitab von der Moschee und allen Bonzen fern,
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke;
Daß ich dem Wahn der Menschen und ihrer Dummheit ferne
Das Räthsel meines Daseyns im Becher Weins ergründe,
Am Busche der Geliebten das All umfassen lerne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O, wonniges Empfinden, o, Andacht ohne Namen!
Wenn Lolchis Feuerwein mir Mark und Bein durchdrungen,
Ich die Geliebte halte und sie hält mich umschlungen,
Beseligt und beseligend — so möcht' ich sterben. Amen!"

*) Berlin, Decker, 1850.

Mirza-Schaffy könnte, wie man sieht, allenfalls auch in Europa in den Tempeln des modernen Pantheismus und der Emancipation des Fleisches einen trefflichen „Lehrer der Weisheit" abgeben. Was das Lieben und das Trinken betrifft, möchte er sogar von manchem deutschen Schüler noch übertroffen werden; nur im Punkte des Dichtens und Singens dürften es ihm diese nicht so leicht nachthun. Indessen finden wir in dem Buch auch noch andere Lehren, als die aus der „Schule der Weisheit". Wir wollen ihm einige kürzeren Skizzen entlehnen; zunächst eine, die uns den orientalischen Charakter der Stadt Tiflis recht malerisch vor die Augen führt und uns zugleich mit den dort wohnenden Deutschen bekannt macht:

„Uns zu Füßen liegt die Stadt mit ihren Palästen, Kuppeln, Thürmen und halb unterirdischen Saklis (Erdhütten), durchschlungen von schattenreichen Gärten, wo alle bei uns heimischen Obstarten, so wie die Pfirsich, die Feige, die Granate, der Lotus, die Maulbeere, Rebe, Quitte und Mispel, in üppiger Fülle gedeihen. In weiter Ferne verliert sich der die Stadt durchströmende Kyros (Kur) auf seinem Schlangenlaufe hinter grün bekleidetem Hügelland, und hoch über uns wölbt sich der tiefblaue Himmel Georgiens.

„Wir steigen hinab vom Davidsberge, betrachten aufmerksam die zu seinen Füßen terrassenförmig über einander gebauten Saklis, kleine unansehnliche, aus rothen Steinen aufgeworfene Häuser ohne Fenster und jegliche äußere, noch innere Verzierung, und verwundert fragen wir: sind dieses die Muscheln, worin Georgia seine Perlen der Schönheit birgt?

„Das Licht fällt in diese Saklis von oben durch eine Oeffnung des platten Daches, welche zugleich als Schornstein dient, und bei schlechtem Wetter, wenn die Oeffnung geschlossen werden muß, herrscht im Innern nächtliche Dämmerung.

„Nachdem wir mühsam einige Saklis überstiegen, angebellt von ungethümen Hunden, und unter steter Gefahr, bei einem Fehltritte, irgend einer georgischen Familie uneingeladen von oben ins Haus zu fallen, gelangen wir in eine nichts weniger als reinliche Gasse, die uns wiederum auf einen freien Platz führt, wo das Gymnasium von Tiflis vor uns aufsteigt und uns daran erinnert, daß unter den Troglodyten des Landes auch Europäer hausen.

„Wir gehen an dem Gymnasium, einem kolossalen, ganz in europäischem Geschmack errichteten Gebäude, wo die Söhne des Gebirges zu treuen Unterthanen des russischen Chalifen herangebildet werden, vorüber, und uns zur Rechten liegt der sich nach hinten terrassenförmig abstufende, prachtvolle Palast der Statthalter vom Kaukasus, mit seinem herrlichen, von asiatischer Ueppigkeit strotzenden, aber von europäischer Hand geregelten Garten. Dieser Palast wurde erbaut auf den Trümmern der alten, von Rostan gegründeten Burg der georgischen Könige.

„Wir gehen ein paar Schritte weiter und gelangen auf den Eriwanschen Platz, den eigentlichen Mittelpunkt der vornehmen Welt von Tiflis. Hier reichen sich Europa und Asien die Hand. Gegenüber den großen, ganz modernen Krongebäuden der Russen ziehen sich die wohnlichen, plattgedachten, galerieumwanderten Häuser der Armenier hin, welche gleichsam den Uebergang zu den rohen, halb unterirdischen Saklis der Georgier, Perser und Tataren bilden.

„Neben der tschadraverhüllten Georgierin wandelt die russische Beamtenfrau; neben dem wilden Kurden vom Ararat reitet der donische Kosak; zur Seite der moskowitischen Grauröcke drängen sich die zerlumpten Muschat (Lastträger) aus Imeretki, Ossetki und Lesghistan.

„Wir überschreiten den Markt und winden uns durch die langen, krummen Straßen, wo die Schwertfeger, die Gewehrmacher, die Schmiede, die Schneider — kurz, die Vertreter aller Gewerbe ihre Thätigkeit in offenen Werkstätten entfalten. Hier kauft man um ein Billiges die berühmten kaukasischen Dolche (Kinshals), Degen (Schaschka's), Pulverhörner, Gürtel, Tuche, Tscherkessken und Schabracken.

„Diese immer belebten Straßen führen uns zu dem armenischen Bazar und von dort über den geräuschvollsten Markt von Tiflis zu dem hohen, umfangreichen Karavanserai, welches mit seinen vielen Zellen, Magazinen, Galerieen und Gewölben eine kleine Stadt für sich bildet und zu den prachtvollsten Gebäuden dieser Art im Orient gehört. Hier liegen die kostbarsten Erzeugnisse des Morgenlandes: Shawls, Seidenstoffe, Teppiche u. s. w., aufgehäuft, und es herrscht in diesen weiten Räumen vom Morgen bis zum Abend ein Menschengewühl, ein Sprachengewirr, eine Mannigfaltigkeit der Physiognomieen und Trachten, wie man selbst zur Meßzeit in den lebhaftesten Städten Deutschlands nichts Aehnliches sieht.

„Unter den Männern finden wir eine Menge hochgewachsene, kräftige, schöne Gestalten; während die georgischen und armenischen Frauen, denen wir

im Bazar und dem Karavanſeral begegnen, ihrer Mehrzahl nach einen häßlichen Gegenſatz bilden zu den ſchönen Pilgerinnen, welche wir auf der Wallfahrt zum heiligen Davidsberge kennen gelernt haben. Denn auf den Märkten und Bazars laſſen ſich meiſtens nur alte Frauen ſehen (in Tiflis gilt eine Frau ſchon für alt, wenn ſie das dreißigſte Lebensjahr überſchritten) und ſo ſehr die Georgierinnen in ihrer Jugend anmuthig erſcheinen und hohen Preiſes werth, ſo abſchreckend iſt ihre Häßlichkeit im Alter.

„Und dieſe ſchnelle Umwandelung wird hier nicht ausgeglichen durch jene aus höherer Bildung entſpringenden Eigenſchaften, welche bei uns auch häßliche und alte Frauen oft ſo liebenswürdig und angenehm im Umgange machen. Ueberhaupt gehört eine ſolche Häßlichkeit, wie man ſie gewöhnlich bei den älteren Georgierinnen findet, bei uns zu den ſeltenen Ausnahmen.

„Wir verlaſſen das große Karavanſeral, wenden, behutſam einer Karawane waarenbepackter Kameele ausweichend, unſere Schritte der Brücke zu, welche die beiden, durch den Kyros getrennten Stadthälften verbindet, und indem wir auf „den Sand“ gelangen (ſo heißt ein Viertel der Neuſtadt Awlabar), befinden wir uns mitten unter einer — deutſchen Bevölkerung!

„Hier wohnen die eingewanderten Schwaben, hier iſt die deutſche Kolonie von Tiflis, durch den Kyros getrennt von der übrigen Stadt.

„Aus dem Gewühl des armeniſchen Bazars und des perſiſchen Karavanſerai, aus den Speichern der Schätze des Orients, belebt von Menſchen mit feinen ſonnenverbrannten Geſichtern und langen, faltenreichen Gewändern, und umlagert von laſttragenden Kameelen und Dromedaren, — ſind wir urplötzlich in eine neue Welt verſetzt und ſehen vor uns ein rechtſchaffenes Stück Schwabenleben, mit allem Zubehör von Sprache, Behauſung, Stummelpfeife und bloßen Hemdsärmeln.

„Bei dieſen breitſchulterigen, fauſtkräftigen Argonauten des Neckars, die durch den Hellespont geſchwommen, durch den Bosporus und das Schwarze Meer, die am Phaſis gelandet und die Wälder von Kolchis durchzogen, um hier an den fruchtreichen Ufern des Kyros zu leben in Weingärten und Gottesfurcht, laſſen wir uns nieder auf ein Stündchen, zu kurzer Erholung nach der langen Wanderung des Tages.

„Hier zur Rechten in dem kleinen, wunderlich aufgeſtülpten Hauſe, deſſen Dach eine etwas ſtärkere Hinneigung zur Erde verräth, als der Baumeiſter urſprünglich beabſichtigte, wohnt der ehrliche Salzmann, der Sandwirth von Tiflis.

„Tretet ein, aber bückt Euch ein wenig, um den Kopf nicht an der niedrigen Thüröffnung zu zerſchlagen. Rechts iſt das Billardzimmer; dort wird geſpielt und gelärmt von ruſſiſchen Offizieren; aber hier zur Linken iſt ein kleines, ruhiges, blauangeſtrichenes Gemach, das Herr Salzmann allezeit für ſeine deutſchen Landsleute bereitet hält und das allen ruſſiſchen und aſiatiſchen Zuſtritten unzugänglich bleibt. Dorthin wenden wir uns.

„Ein kleiner, ſteifer Burſche, der allem Anderen eher ähnlich ſieht, als einem „garçon d'hôtel“, tritt uns entgegen. „Grüß Gott, alter Burſche! Was macht Herr Salzmann?“ — Iſcht nich zuhauſe! — „So ruf' die Frau Salzmann her und bring' uns Wein, Kachetiner Abendröthe!“

„Das war der Name, den wir dem blutrothen Weine von Kachetios in feierlicher Taufe gegeben, weil uns bei ſeinem Anblick immer ein heiliger Schauer überkam, wie beim Anblick der untergehenden Sonne.

„Frau Salzmann, die kindergeſegnete Gattin des Sandwirthes, erſcheint, wiſcht ſich nach wirthſchaftlichem Brauch erſt in der weißen Schürze die küchenbeſchäftigte Hand ab und reicht ſie uns darauf mit freundlichem Willkommen.

„Frau Salzmann beſitzt unter anderen trefflichen Eigenſchaften auch die: den beſten deutſchen Eierkuchen in Tiflis zu backen. Sie hat dadurch nicht blos in der Nachbarſchaft, ſondern bei allen deutſchen Kaukaſus-Reiſenden eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. In jedem Reiſewerk wird ihrer Erwähnung gethan. Sie weiß das und hält darauf, daß die Eierkuchen immer hübſch locker gerathen, damit ihr guter Leumund nicht zu Schanden werde vor den Augen der Welt.

„In dem blauen Zimmer ſteht ein blaugedeckter Tiſch; dort halten wir unſere Tafelrunde: Dem billigen Kachetiner folgt der theure Champagner; denn es gehört einmal zur europäiſchen Sitte in Tiflis, das Mahl durch Champagner zu beſchließen, und dieſer Sitte muß ſich Jedermann fügen, der für anſtändig gelten will, wie bei uns der Sitte des Fracktragens und der weißen und gelben Glacéhandſchuhe.

„Welcher deutſche Reiſende, der in Tiflis geweſen, hätte nicht bei Salzmann auf dem Sande an der Tafelrunde geſeſſen und ſich ſo begeiſtert am Kachetiner und Champagner, daß ihm beim Nachhauſegehen in der mondhellen Nacht der ganze Himmel vorgekommen wie ein rieſiges Tiſchlaken, und der Mond wie ein leuchtender Eierkuchen, und die Sterne wie funkelnde Gläſer!

„So erging es auch uns an jenem Abend, als wir, nach begeiſternder Erholung von unſerer Wallfahrt zum Davidsberge, den „Sand“ verließen, um ins Innere der Stadt zurückzukehren. Kein Wölkchen trübte den lichtblauen Himmel, aber es lag in der Luft eine Wärme, als ob der faſt ſonnenhelle Mond Georgiens auch das Feuer der Sonne hätte. Die Straßen waren beinahe ganz menſchenleer, der Bazar und alle Werkſtätten geſchloſſen. Nur hin und wieder taumelte ein betrunkener Soldat, ſchwebte eine tief in die blendend weiße Tſchadra verhüllte Georgierin an uns vorüber. Wir ließen die Straße links liegen, welche zu den kuppelbedeckten, heißen Schwefelbädern führt, denen Tiflis ſeine Entſtehung und ſeinen Namen verdankt, und wandten uns in kürzeſter Richtung dem Eriwanſchen Platze zu. Hier und da waren die Dächer von luſtigen weiblichen Geſtalten belebt, die, vom Mondſchein umfloſſen, in ihren maleriſchen Gewändern einen feenhaften Anblick gewährten. Balalaikatöne erſchollen durch die Nacht, abwechſelnd mit dem Rundgeſange georgiſcher Schönen. Doch wir durften nicht lange bei den lieblichen Bildern weilen, denn wo immer wir ſtehen blieben und die Mädchen uns bemerkten, da verſchwanden ſie ſchnell vor unſeren ſpähenden Blicken.“

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.

(Fortſetzung.)

Wenn man es verſuchte, die Handelswelt von San Francisco zu zerlegen, ſo würde man viele ſeltſamen Elemente darin finden. Alle Geſchäftsleute, die in New-York fallirt haben, alle durch die Gerichte verfolgten Bankerottirer, alle Projektenmacher und Abenteurer der Vereinigten Staaten haben ſich auf dieſes gelobte Land geworfen. „Sehen Sie den da“, ſagte mir mein Cicerone, der ſelbſt ein Bürger der Union war, „das iſt eines unſerer größten Genies. Ehemals Chef des erſten Hauſes in Baltimore, faßte er den kühnen Plan, alles friſche Fleiſch zu monopoliſiren, um es nur zu dem Preiſe wieder zu verkaufen, den er dafür feſtſetzen würde. Schon hatte er ſich aller Herden von drei oder vier Staaten bemächtigt und war nahe daran, alle zu beſitzen, als ein anderer Amerikaner, gleichfalls ein Mann von Genie, im entgegengeſetzten Sinne zu ſpekuliren anfing. Der Kampf zwiſchen dieſen beiden Helden war ſchrecklich und dauerte lange. Das Volk, welches bei uns für Alles, was einen großen Charakter zeigt, empfindlich iſt, folgte dem Kriege mit ungemeinem Intereſſe; unglücklicherweiſe endete er mit einem vollſtändigen Untergange des Vermögens für beide Kämpfer.“ — „Es iſt wahr“, fügte mein Führer hinzu, „daß der eine ſowohl, als der andere ſich ſeitdem wieder emporgeholfen hat; denn der, welchen Sie da ſehen, iſt vor ſechs Monaten ohne einen Sous hierhergekommen und hat jetzt ſchon wieder ein Vermögen von 500,000 Franken, ſein Gegner iſt noch glücklicher geweſen, aber ſchon bereiten ſie ſich auf dieſem neuen Schauplatze zu einem letzten und noch fürchterlicheren Kampfe vor.“

Was am meiſten in San Francisco überraſcht, iſt die Seltenheit der Diebſtähle, ungeachtet der Gelegenheit, die ſich den ſchlechten Trieben einer unſittlichen Geſellſchaft, an der es hier nicht fehlt, ſo reichlich darbietet. In allen Höfen der Privathäuſer, vor den Thüren, in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, kurz, überall läuft man gegen Waarenhaufen, die von allen Punkten der Erde angekommen ſind und, anſcheinend ohne Schutz, ohne irgend welche Aufſicht umherliegen; dennoch haben die Diebe, die Freibeuter von Profeſſion, welche die Stadt durchſtreifen, niemals daran gedacht, Etwas zu berühren. Der Grund davon liegt darin, daß, wie viele andere Länder der Erde, Kalifornien ſeinen beſonderen Straf-Kodex hat, einen Kodex, der von Allen angenommen und anerkannt worden iſt. Es iſt hier wohl erlaubt, ſich eines Meſſerſtichs oder eines Piſtolenſchuſſes in einer Rache-Angelegenheit oder in einem Gezänk zu bedienen; aber das Gut eines Anderen nur anrühren, gilt für die größte Abſcheulichkeit: zwanzig Kugeln wenigſtens würden ſogleich aus den nahen Häuſern oder aus den Zelten auf den Dieb fliegen; Kaufmann, Miniirer, Schiffer, ein Jeder verläßt auf der Stelle ſeine Beſchäftigung, um dem Diebe nachzuſetzen, denn Alle ſind dabei intereſſirt, den Diebſtahl zu verhindern. Und dennoch giebt es hier weder Gendarmen noch Soldaten, die für die Ruhe und Sicherheit des Ortes bemüht ſind. Dies erweckt im erſten Augenblick ein Gefühl der Verwunderung und faſt des Unwillens: man kann nicht begreifen, wie eine Regierung es an einer ihrer weſentlichſten Pflichten kann fehlen laſſen, dergeſtalt, daß ſie ein Land, das ſich unter ihren Schutz geſtellt hat, ſo ganz ohne alle Polizei läßt. Aber viele Dinge, die der Europäer nur mit Mühe begreift, ſcheinen dem Amerikaner einfach und natürlich: Nach ſeiner Meinung iſt die Geſellſchaft nur eine Geſammtheit von intelligenten und freien Elementen, wovon ein jedes ſich durch eine Art eigenthümlicher Verwandtſchaft nach ſeiner Stelle hingezogen findet. Die Dazwiſchenkunft der Civilgewalt, außer im höchſten Nothfalle, würde nach der Anſicht der Amerikaner dieſes Beſtreben nur in Unordnung bringen und die Schwerkraft hemmen; es iſt beſſer, ſich ſelbſt mit der Unterdrückung gewiſſer Unordnungen in der Geſellſchaft zu befaſſen, als dieſe Sorge dem Staat zu übertragen, in welchem letzteren Falle man immer unter eine Art polizeilicher Aufſicht geſtellt ſeyn würde.

Man muß erſtaunen, welche Popularität diejenigen Männer zu San Francisco genießen, die perſönlichen Muth und Tapferkeit zeigen. In der Gegend des Sacramento iſt zur Zeit ein Alkalde, deſſen Diſtrikt anfänglich allen ſchlechten Subjekten, welche von auswärts angekommen, zum Sammelplatze diente. Verbrechen waren hier häufig; aber der brave Alkalde hatte hier nun ein Mittel, das, wenn auch in manchen Fällen hart zu nennen iſt, doch durch die Nothwendigkeit geboten war. „Gehängt!“ war ſeine unveränderliche kurze Antwort, wenn man einen Schuldigen vor ſeinen Richterſtuhl führte. Das Volk, welches die Functionen des Scharfrichters ſelbſt verſah, ließ ſich das nicht zweimal ſagen: es hängte den Verbrecher. Dann ging man in vollkommen guter Laune an ſeine gewöhnlichen Geſchäfte. Handelte es ſich um einen Mord, um den Diebſtahl eines Tuches, einer Taſche oder einer Pfeife, immer wurde derſelbe Befehl gegeben: „Gehängt!“ und immer wurde er buchſtäblich ohne alle Barmherzigkeit ausgeführt. Wenn Jemand zufällig die Bemerkung machte: „Aber der Angeklagte kann nicht ſchuldig ſeyn; höret doch erſt ſeine Vertheidigung;“ ſo ſagte der Alkalde: „Ei was, Ihr wißt es wohl, Bürger, daß es keinen Unſchuldigen unter Euch giebt. Wenn er auch das in Rede ſtehende Verbrechen nicht begangen haben mag, ſo hat er doch hier oder an einem anderen Orte gewiß ein anderes Verbrechen begangen. Gehängt.“ Die Da-

beistehenden sahen sich lächelnd an, nachher vollstreckten sie pünktlich den ihnen gewordenen Befehl.

Wenige Wochen vor meiner Ankunft in San Francisco war die Bevölkerung behufs der Wahl eines Abgeordneten nach Monterey zusammenberufen worden; der Alkalde vom Sacramento wurde mit Stimmeneinheit gewählt. So viel steht fest, daß, in den Vereinigten Staaten von Amerika sowohl wie in der Türkei, in einer Republik wie in einer despotischen Monarchie, kein anderes Mittel zur Popularität führt, als ein fester energischer Charakter, ein Wille, der sich nur durch kühne That, nicht durch leere Worte kundgiebt. Was den Massen am meisten widerstrebt, ist die Unentschiedenheit und Schwäche des Charakters. Das Volk läßt sich nicht durch den Schein bestechen, es findet seinen Mann heraus. Wie die Amerikaner es verstehen, nöthigenfalls Kühnheit und Entschiedenheit zum Schutze des Gesetzes und der Ordnung zu vereinigen, davon mag folgendes Beispiel Zeugniß geben:

Es hatte sich in der ersten Zeit, gleich nach Entdeckung der Minen, eine Gesellschaft gebildet, die, aus Amerikanern, Franzosen und Engländern bestehend, den seltsamen Namen Hounds (Jagdhunde) angenommen hatte. Ihr Zweck war, durch freiwillige Beiträge Mittel zusammenzubringen, mit welchen diejenigen ihrer Mitglieder, die kein Glück in den Minen gehabt und deshalb in ihr Vaterland zurückkehren wollten, unterstützt werden könnten. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft trug als Erkennungszeichen einen Streifen um den linken Arm. Anfänglich konnte man sich über die Hounds nicht beklagen, sie allein hielten die Ordnung zu San Francisco aufrecht und leisteten der gesetzlichen Macht jedesmal, wenn man sie zu gefährden suchte, kräftige Unterstützung. Indessen bald entstanden Streitigkeiten zwischen ihnen und den Chilliern, welche, indem sie in Gesellschaften arbeiteten und sehr geschickt bei dem Verfahren der Ausscheidung des Goldes waren, reicheren Gewinn aus den Minen zogen. Die Hounds kündigten daher den Chilliern an, daß sie die Gruben verlassen und sich in ihr Land zurückbegeben sollten, würden sie sich aber weigern, so müßten sie sich der Anwendung von Gewaltmaßregeln aussetzen. In mehreren blutigen Treffen besiegt, flohen die Chilier nach San Francisco. Die Hounds folgten ihnen, jeden Tag entstanden blutige Kämpfe, und weder Ruhe, noch Sicherheit gab es jetzt mehr in der Stadt, denn die Bösewichte aller Länder, welche die Unordnung witterten, mischten sich hinein, um Vortheil daraus zu ziehen. Man plünderte die Häuser, man verbrannte Magazine, man beraubte Wein- und Branntweinlager, und dies Alles ungestraft. Die Bewohner von San Francisco jedoch thaten gar Nichts, diesem Unwesen Einhalt zu thun. Nur die Engländer, einen kräftigen Schutz von Seiten des Staates gewohnt, wurden unwillig und protestirten gegen die strafbare Gleichgültigkeit der Regierung von Washington. So standen die Sachen, als sich das Gerücht verbreitete, daß in einem Lager der Chiller von den Hounds die scheußlichsten Exzesse verübt worden seyen, man habe mehrere Frauen, nachdem man sie vor den Augen ihrer Männer schändlich gemißhandelt, ermordet, nachher aber Feuer in die Zelte geworfen und die Leichname verbrannt. Die Nachricht von diesen Gräuelthaten kam Abends in San Francisco an. Am anderen Morgen früh ging ein gewisser Brennan, der sich unlängst erst hier niedergelassen hatte, nach einem freien Platze, indem er mit einer großen Glocke, die er in der einen Hand trug, läutete. Die Einwohner wurden hierdurch aufmerksam und begaben sich an denselben Ort, um zu erfahren, was eigentlich vorginge. Brennan stieg alsbald auf einen Tisch und redete die Menge, die jetzt dicht und zahlreich geworden war, mit feurigen Worten an. Es war nur ein Mann aus dem Volke, aber seine Rede ging durch Mark und Bein: „Wir sind also träge, elende und ehrlose Männer? Wir bleiben hier, kreuzen die Arme und tragen die Nase hoch, während eine Räuberbande dicht unter unseren Augen die schändlichsten Grausamkeiten verübt? Heute ist die Reihe an den Fremden; aber morgen kann sie an uns kommen. Wollen wir erst so lange warten, bis diese Bösewichte auch unsere Frauen und Töchter geschändet haben? Amerikaner, ich schäme mich Eurer; Ihr seyd träge und Egoisten. Ich werde meine Familie und meine Habe zu vertheidigen wissen; ich gehe diesen Augenblick nachhause, um mich mit meinen Pistolen zu bewaffnen, und ich schwöre beim Himmel, daß ich dem ersten Hound, den ich treffe, den Schädel zerschmettern werde. Möchten alle diejenigen unter Euch, welche noch ein fühlendes Herz im Busen tragen, mir folgen und es so machen, wie ich!" Lauter, anhaltender Beifallsruf folgte dieser Rede. Das Geschrei: „zu den Waffen!" ertönte von einem Ende der Stadt bis zum anderen. Franzosen, Engländer, Deutsche, Amerikaner, Alle sandten sich zu diesem Kreuzzuge ein. Am Abend hatte man die Häupter der Hounds gefangen genommen, und der Alkalde vom Sacramento machte kurzen Prozeß mit ihnen: „Gehängt!" so lautete das kurze Urtheil.

Von diesem Augenblicke an ist die Ruhe in San Francisco und der Umgegend nicht weiter gestört worden. Uebrigens existirt auch jetzt seit dem Monat September eine regelmäßige Polizei; sie besteht nur aus funfzehn Personen, aber es sind kräftige und entschiedene Männer. Sie reichen zu ihrem Zwecke vollständig aus. Die Zahl der Menschen, welche täglich über das Meer in Kalifornien ankommen, kann man auf zweitausend (?) anschlagen. Jede Nation Europa's ist in dieser Auswanderungsbewegung reichlich vertreten. Man erkennt die amerikanischen Schiffe an den drei furchtbaren Hurrahs, welche Passagiere und Mannschaft in dem Augenblicke hören lassen, wo in dem Hafen Eldorado's die Anker geworfen werden. Ein einfacher Tagelöhner kann gegenwärtig hundertfunfzig Piaster monatlich verdienen. Die Köche verdienen leicht 300 Piaster den Monat, und die Handwerker, als Zimmerleute, Schmiede u. s. w., empfangen noch höheren Lohn. Jeder ist in Kalifornien sein eigener Bediente; Männer von mehreren Millionen müssen sich ihre Stiefeln selbst putzen und alle diejenigen Geschäfte im Häuslichen besorgen, die sonst den Hausfrauen zukommen. Der Lebensunterhalt ist für den Arbeiter nicht so übertrieben theuer. Das frische Fleisch, das im Ueberfluß vorhanden ist, kostet fünfundzwanzig Cents (zehn Silbergroschen) das Pfund. Das gesalzene Rindfleisch und der Zwieback, zwei Produkte, die noch nie auf dem Markte gefehlt haben, sind nicht theurer als in Europa. Dasselbe läßt sich von den Spirituosen sagen, die sich übrigens jetzt keines großen Absatzes zu erfreuen haben. Vor wenigen Wochen ging es den Bordeauxweinen in gleicher Weise. Auf allen Plätzen sah man die Kisten mit Weinen liegen, aber Niemand wollte kaufen. Plötzlich warfen sich die Minirer auf diesen Artikel und kauften Alles, was sich vorfand. Diese plötzliche Wendung verdankte man einem klugen Spekulanten, der die Meinung verbreiten ließ, daß der Genuß aller Spirituosa heftige Fieber veranlaßte, denen man aber durch fleißigen Gebrauch des Bordeauxweines entgehen könnte.

Es herrscht jetzt zwischen den Arbeitern in den Minen das vollkommenste Einverständniß. Franzosen, Amerikaner, Engländer arbeiten in Frieden neben einander. Eine Hacke oder ein Spaten in der Nähe einer Grube zeigen an, daß dieser Ort schon Eigenthum eines Anderen geworden ist. Die Arbeiter gehen, wenn sie dieses Zeichen sehen, ruhig weiter und suchen anderwärts einen Raum, der noch nicht in Anspruch genommen ist. Häufig verbreitet sich die Nachricht, daß an dieser oder jener Stelle außerordentlich viel Gold gefunden würde; sogleich strömt die Menge herbei und umsteht neugierig die Arbeitenden; aber Jeder achtet die erlangten Rechte und beschränkt sich höchstens darauf, in der Nähe des gerühmten Ortes auch seine Nachgrabungen anzustellen.

So fremdartig auch das Leben in Kalifornien ist und so sehr es auch die Neugierde des Reisenden erregen mag, so ist es doch etwas Anderes, was ihn, sobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderstehlich anzieht. Was ist Wahres an dem, was die wunderbaren Beschreibungen, die so sehr die Aufmerksamkeit der alten und neuen Welt in Anspruch genommen haben, von den Goldminen Kaliforniens erzählen? Wird dieses köstliche Metall wirklich in so großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die sich von allen Orten Frankreichs, Deutschlands und Englands nach Kalifornien wenden, hier das Glück finden, oder werden sie vielmehr traurig, krank und enttäuscht die Mittel erbetteln müssen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieser Fragen durchdrungen, habe ich Geschäftsleute, Ingenieurs, amerikanische Militair- und Civilbeamten und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und Alle haben mir die vollkommene Wahrheit dessen, was ich gehört hatte, bestätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß gestehen, daß das, was ich gesehen, die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen gesprochen worden, so ist dieser Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Kalifornien nicht eigentlich von Minen sprechen und folglich auch nicht von den zu machenden kostspieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stunden im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, ist ein mit diesem kostbaren Metall vollständig gesättigter Boden. Man braucht sich nur ein wenig zu bücken, seinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächsten Bach zu gehen und die Erde auszuwaschen, um Gold zu haben. Diese Thatsache, so außerordentlich sie auch erscheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück Alle erwartet, welche in dieses gelobte Land gekommen sind; es will gesucht und errungen werden. Obwohl es keine schwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaschens klein und unbedeutend erscheint, so wird der Reichthum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieses Alles wird ohne Zweifel auf den ersten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angesehen werden; aber wenn der Augenblick kömmt, wo man sich zur Arbeit gürten soll, wo man, getrennt von Seinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civilisirten Welt, sich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hausen, begeben soll; dann wird sicherlich Manchem nicht gut zu Muthe seyn. Dann ist es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um sie nach dem Flusse oder Bache zu bringen, wo sie ausgewaschen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Last einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anscheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgelöst zurückkehren sehen; sie hatten aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es Viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100,000 Franken Gold in ihren goldledernen Gürteln nachhause tragen. Dies sind im Allgemeinen Tagelöhner, desertirte Matrosen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menschlichen Dinge scheint hier umgekehrt zu seyn. Der einfache Arbeiter, der in seiner Heimat kaum so viel verdient, daß er die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, wird in Kalifornien ein Millionär, während der Mann der Wissenschaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu sterben, wenn sie sich nicht den Beschäftigungen, die ihren besonderen Fähigkeiten angemessen sind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Kalifornien sind plutonischer Erdbildung und scheinen erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit durch vulkanische Ausbrüche verwüstet worden zu seyn. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen versehen ist, erblickt der Reisende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtentheils durch flache Thäler getrennt sind. In diese Thäler ergießen sich jedes Jahr die Gewässer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm ist goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede seyn — man operirt in diesen sogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelst einer Maschine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkesseln. Die Resultate, welche man

auf diese Weise erhält, sind zuverlässig: der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Piaster (16 Thlr.) täglich für jeden Arbeiter, aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich begnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwieback und einem Schluck braken Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst auszuhalten im Stande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trockenen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werthe von tausend Thalern, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine wahre Cyklopen-Arbeit: ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isolirt. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sey und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, alle haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Zur Geschichte der Insurrection in Rheinbayern.

Die konservative Bibliothèque de Genève enthält eine Schilderung des pfälzischen Aufstandes, die von einem Augenzeugen herrühren soll. Es scheint uns von Interesse, die Urtheile kennen zu lernen, die in der Schweiz über die badisch-pfälzische Revolution ausgesprochen werden, da sich in ihnen das Maß der Gefahr finden läßt, welche die schwebenden Differenzen der schweizer Regierung mit den deutschen Höfen für die Ruhe Europa's haben könnten. Wir theilen zu dem Ende das letzte Kapitel des erwähnten Artikels mit, das die Ueberschrift führt: Wie eine Revolution zu Ende geht.

„Am 14. Juni drangen die Preußen auf vier verschiedenen Wegen in die Pfalz. Und es war hohe Zeit. Denn schon begann die Zügellosigkeit unter den Demokraten einzureißen. Sie führten Geiseln mit sich, die mit ihrem Kopfe dafür haften sollten, daß kein Feind die Gränze überschritte. Unter Hohn von der einen, unter Ungehorsam von der anderen Seite fiel die Fünferregierung. Der Preuße D'Ester machte Anstalt, die Diktatur zu ergreifen.

„Wir mögen hier kein Wort des Vorwurfs aussprechen über den jammervollen Rückzug, der nun vor sich ging, ohne daß man auch nur das Schwert zur Vertheidigung erhoben hatte. Wir machen auch keineswegs die Einwohner der Pfalz dafür verantwortlich. Man schlägt sich einmal schlecht oder selbst gar nicht für eine schlechte Sache, wenn man nicht Soldat ist. Und so geschah es. Die Gemeinden, als sie die allgemeine Flucht der Demokraten gewahr wurden, empfingen den Feind mit Freudenbezeugungen. Der Prinz von Preußen hatte eine bequemere Eroberung, als er sich vorgestellt haben mochte. Die provisorische Regierung, wiewohl sie mehr, denn einmal, geschworen hatte, zu siegen oder sich unter den Trümmern des Vaterlandes zu begraben, begrub sich keineswegs, sondern salvirte sich mit der Kasse nach Baden. Achtzehn Mainzer, die bei Kirchheim-Bolanden, und sieben Freischärler, die bei Annweiler fielen, waren die einzigen Opfer und zugleich die einzigen Kämpfer auf diesem Rückzuge des pfälzischen Volksheeres, bis dasselbe in Ludwigshafen einen Moment zu widerstehen wagte. Desertirte Linientruppen und Freischärler hatten sich daselbst verschanzt und hielten eine Weile den Angriff des Feindes aus. Bald aber drangen dennoch die Preußen in den Platz ein, und als dies in Mannheim die Badener sahen, zündeten sie die Rheinbrücke an und warfen glühende Kugeln nach Ludwigshafen, wo das prächtige Entrepot mit einer Menge der aufgespeicherten Waaren in Flammen aufging. Diese kleine unglückliche Stadt mußte also für die ganze Pfalz büßen.

„Sechs Tage nach dem Einmarsch der Preußen kam der Fürst von Thurn und Taxis mit einer bayerischen Armee; aber schon war der letzte Rest des Volksheeres bei Knielingen auf badisches Gebiet übergetreten, um die klägliche Tragödie dort zu Ende zu spielen.

„Also um solch nichtigen Erfolg zu erreichen, hatte das arme Ländchen länger als einen Monat die Schrecken eines drohenden Krieges ertragen, war es von Abenteurern aller Nationen überschwemmt worden, mußte es sich eine fremde Invasion gefallen lassen und hätte sich, seinen deutschen Boden, beinahe in die Gewalt der französischen Republik gegeben. Oder waren die Opfer nicht zu groß, wenn man bedenkt, daß das Land dafür auch eine provisorische Regierung, Barrikaden, ein Volksheer, eine demokratische Constitution hatte, und das Alles binnen neunundreißig Tagen? Wann werden die Völker endlich die Augen öffnen und nicht mehr die großen Kinder seyn, die man mit Redensarten, sey es in eine Zeit der Guillotine, sey es in eine des Standrechts, führt!"

Mannigfaltiges.

— Eugen Sue als sozialistischer Schriftsteller. Die Revue des deux Mondes spricht über den neuesten Roman von Eugen Sue folgendes Verdammungs-Urtheil: „Unter den Männern, die sich dazu hergeben, sozialistische Propaganda zu machen, deren Bücher den Katechismus oder die Hymne, die Legende oder den Roman des Kommunismus und der Demagogie bilden, giebt es besonders Einen, der die Verachtung aller Redlichen verdient, und das ist Herr Eugen Sue. Niemand hat sich über die gebildete Gesellschaft weniger zu beklagen gehabt, als dieser Schriftsteller. Seine ersten Romane, in welchen ein aristokratischer Tick vorherrschend war, ein Parfum von Byronschem highlife und Dandysmus sehr mittelmäßigen Schlages, doch überaus eleganten Zuschnittes, wurden günstig aufgenommen, und der Name des Verfassers des „Salamandre", der „Vigie de Koat-Ven" wurde bald berühmt, obwohl er damals noch nicht schreiben gelernt hatte. Später hat ihm eine merkwürdige Geschicklichkeit in der technischen Anordnung und Inscenesetzung und sein unbestreitbares Talent, menschliche Charaktere gleich Decorationen mit theatralischem Effekt zu malen, einen maßlosen Erfolg verschafft. Hat sich nun Herr Sue damals wirklich mit den Leiden des Armen, mit den Problemen der Arbeit und der sozialen Noth beschäftigt? Nichts weniger als dies! Man hörte nur von dem Raffinement seines Luxus, von den überschwänglichen Phantasieen seiner Verschwendung, besonders aber von seinem eifrigen Bestreben, seine Erfolge dazu zu benutzen, um in jener bevorrechteten, glücklichen Welt, die er jetzt mit so gehässigen Farben malt, festen Fuß zu fassen, wobei er es natürlich an vornehmer und graziöser Verspottung der „plumpen Bourgeoisie" nicht fehlen ließ. Die „Geheimnisse von Paris" waren anfangs nur auf die gewöhnliche Unterhaltung und auf die Spannung des mit den niederen Kreisen der Hauptstadt bisher wenig bekannten Lesepublikums berechnet; erst später, als die verbrauchten Reizmittel nicht mehr vorhalten wollten, fiel es dem Verfasser ein, sozialistische Ideen zu Hülfe zu nehmen und eine Art von Vinzenz de Paula spielen zu wollen, der aber statt des Evangeliums die Lehren Fourier's und Considerant's predigte. Von den „Geheimnissen von Paris" bis zu seinen jetzt erscheinenden „Geheimnissen des Volkes" war nur Ein Schritt. Was soll man nun von diesem Buche halten, das man kaum wagt, in den Buchhandlungen und Lesekabinetten öffentlich auszulegen, und das vielmehr durch Colporteurs von Haus zu Haus im Lande umhergetragen und den Leuten gleich einer lederen Waare zum Kauf angeboten wird?*) Ja, in diesem Buche sind alle Lügen, alle Verleumdungen, alle Blasphemieen, die irgend wann und wo gegen die Religion, das Königthum und den Adel, wie gegen die Grundsätze der Autorität, der Achtung vor dem Heiligen und der gesetzlichen Ordnung, ausgesprochen worden, zusammengestellt und nicht ohne Geschicklichkeit in eine Erzählung verwebt, wie sie Herr Sue so dramatisch und verführerisch auszuspinnen weiß. Es läßt sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie viele Abscheulichkeiten und Infamieen der Verfasser bereits in den ersten Lieferungen seines Werkes, so weit dasselbe bisher erschienen, zusammengehäuft hat! Für den einigermaßen einsichtigen und gebildeten Leser verlieren diese Abscheulichkeiten allerdings, gerade durch ihre Uebertreibungen, sehr viel von ihrer Gefahr und Bedeutung; die große Menge, in die das Buch hineingeschleudert wird, gehört jedoch leider nicht zu diesen Einsichtigen und Urtheilsfähigen. Man weiß nicht, soll man sich mehr vor Ekel oder mehr aus Verachtung abwenden, wenn Herr Sue uns seine Geschichte von dem durch drei rothe Mönche lebendig begrabenen jungen Mädchen erzählt, wenn er am Tage selbst der Februar-Revolution einen Kardinal auftreten läßt, neben welchem die Kardinäle von Lothringen (Guise) und Richelieu wahre Muster der Freisinnigkeit und Sanftmuth sind, und der mit seinem Neffen, einem Oberst von den Dragonern, über die Mittel sich unterhält, wie die Abgaben an die Gutsherren und die Zehnten wieder einzuführen seyen. Man lächelt mitleidig, wenn der Verfasser, der so unbarmherzig gegen Bischöfe und Kardinäle, so verschwenderisch mit Schimpfworten gegen die Geistlichen und die Ceremonien der christlichen Kirche ist, eine enthusiastische Begeisterung für die Erhabenheit des Druiden-Kultus an den Tag legt, oder wenn er, den blonden Haaren und gebogenen Nasen, als Kennzeichen einer herrschsüchtigen Race, den Krieg erklärend, in den Mund seines Helden, eines Musters aller Tugenden und eines Kämpfers auf allen Barrikaden, einen merkwürdigen Abriß der französischen Geschichte legt, in welchem die Rechte des Proletariers, des Schülers von Cabet und Louis Blanc, im Namen des Brennus und der Gallischen Race zurückverlangt werden, welche zuerst von den Römern und dann von den Franken so abscheulich unterdrückt worden! Dies sind die historischen Kenntnisse, die unser Geschichten-Erzähler zur großen Erbauung seiner Leser an den Tag legt, und damit die Mystification vollständig sey, citirt er in den Anmerkungen neben den imposantesten Gewährsmännern die zweideutigsten Namen: Augustin Thierry an der Seite des berühmten Jean Reynaud! Wahrlich, das Publikum, das an solcher Speise Geschmack findet, ist tief zu beklagen, aber noch tiefer zu beklagen ist die Zeit, deren unbedingte Verurtheilung darin liegt, daß Männer, die dergleichen Bücher geschrieben, zu ihren Lieblingsschriftstellern gehört haben!"

*) In Deutschland haben sich leider sehr anständige Buchhandlungen dazu hergegeben, die Verkuppelung dieser sauberen Schönen aus dem französischen Volke zu besorgen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 28, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 28. Februar 1850

England.

Zur Statistik der Presse.

Das Personal einer Londoner Zeitung.*)

Mit Ausnahme jener geheimnißvollen Regionen, welche man Theatercoulissen nennt, giebt es vielleicht wenige Etablissements, deren innerer Mechanismus dem großen Publikum unbekannter ist, als der der Morgenzeitungen Londons, dieser weiten Vorhallen politischer Neuigkeiten, dieser umfassenden Chroniken der Zeitgeschichte. Wir Alle sind mehr oder weniger mit den Hauptzweigen der National-Industrie vertraut, fast Jeder hat einen Begriff von der Einrichtung eines Hochofens oder eines mechanischen Webstuhles, fast Jeder ist im Stande, über die Art und Weise Rechenschaft zu geben, wie man die Baumwolle in Manchester spinnt, wie man die Rasirmesser in Sheffield härtet. Man kann sich mit so manchen täglich in der Kunst und in der Industrie vorkommenden Prozeduren bekannt machen, man kann die Verwandlung eines Erzblocks in unzählige glänzende Nadeln, des Sandes in Krystallglas, der Lumpen in Papier, des Eichenholzes in Schiffe — erlernen, aber die erfolgreiche Gründung und Leitung einer großen Londoner Zeitung ist eine ganz eigenthümliche Industrie, von der das Publikum sehr wenig weiß; sie erfordert mehr als jede andere eine geschickte Combination der verschiedenartigsten Elemente, große Kapitalien, unverdrossene körperliche Arbeit, eine unaufhörliche Thätigkeit, ein sicheres Urtheil, einen überlegenen Verstand, der zur unmittelbaren Erörterung aller vorkommenden Tagesfragen bereit ist, sie mögen moralischer, sozialer, politischer oder literarischer Natur seyn.

Um das Geheimniß einigermaßen aufzuklären, welches über die Mittel und das Verfahren herrscht, wodurch uns jeden Morgen beim Kaffee die Neuigkeiten der ganzen Welt mitgetheilt werden, wollen wir in Nachfolgendem eine kurze Beschreibung jenes riesenhaften, geistigen und materiellen Triebwerkes geben, welches einen so großen Einfluß auf die Bewegung der Gesellschaft und den Fortschritt der Civilisation ausübt.

Alle Londoner Tagesblätter haben ihre Etablissements an der großen Ader, welche die City mit den westlichen Stadtvierteln verbindet, oder doch in unmittelbarer Nähe derselben. Einige dieser Neuigkeitswerkstätten befinden sich an der Straße, andere liegen in dunklen Nebengassen verborgen, um gleichsam besser den Grundsatz der Anonymität aufrecht zu halten, den man mit Recht oder Unrecht für eine wesentliche Bedingung des englischen Journalismus hält.

Das zahlreiche Personal einer Londoner Zeitung läßt sich in sechs Kategorieen theilen, die indessen nicht so bestimmt geschieden sind, daß einige Beamte nicht zuweilen verschiedene Functionen zu übernehmen hätten. Die Grundlage des Etablissements bildet zuerst das typographische Fach, welches etwa sechzig Personen beschäftigt, dann das kommerzielle, dem der gewerbliche Theil, die Direction des Materials, die Annahme und Eintheilung der Anzeigen, die Herausgabe des Journals und das ganze Rechnungswesen obliegt. Dieses Fach beschäftigt, mit Einschluß einiger Personen, die in mehr oder weniger direkter Verbindung mit dem Unternehmen stehen, etwa ein Dutzend Beamte. Die dritte Stelle nimmt das Fach der Reporters oder Berichterstatter ein, deren hauptsächlichste Unterabtheilung die für die beiden Parlamentshäuser bestimmten zwölf bis sechzehn Stenographen bilden; ferner sind etwa sechs Stenographen beauftragt, dem Laufe der Gerichtsverhandlungen zu folgen, und regelmäßige Korrespondenten sind in den Hauptstädten der Provinzen sowohl, als in den Hafenstädten angestellt. Zu derselben Klasse müssen wir endlich noch die Menge unter dem Namen „penny-a-liners" bekannten Berichterstatter zählen, welche, ohne festes Gehalt zu beziehen, dem Journal den größten Theil der Lokal-Neuigkeiten, Unglücksfälle, Mordthaten, Feuersbrünste u. s. w. mittheilen, so wie eine Uebersicht der Sitzungen der untergeordneten Gerichte, namentlich des Polizeigerichts, liefern.

Die vierte Kategorie umfaßt die wichtige und kostspielige auswärtige Korrespondenz, welche seit dem Anfang der gegenwärtigen Wirren auf dem Kontinent eine beträchtliche Ausdehnung erhalten hat. Die Leser der englischen Zeitungen wissen, daß die Londoner Presse, außer ihren regelmäßigen Korrespondenten in den Hauptstädten Europa's, noch durch besondere Repräsentanten vertreten wird, welche sie nach fast jedem Schauplatz großer politischer und militairischer Ereignisse entsendet.

*) Nach Chambers' Edinburgh Journal.

Das Personal der eigentlichen Redaction besteht nicht allein aus den verantwortlichen Herausgebern des Journals, sondern auch aus allen dabei angestellten Original-Schriftstellern, den Verfassern der geheimnißvollen Leit-Artikel sowohl, als der literarischen, Kunst- und Theaterkritiken. Wie wir schon erwähnt haben, wird bei den großen Zeitungen das Prinzip der Anonymität streng aufrechtgehalten, so daß selbst die in anderen Beziehungen mit den inneren Angelegenheiten der Zeitung ziemlich vertrauten Personen über die Verfasser der Hauptartikel in Unwissenheit bleiben. Bei den musikalischen und dramatischen Kritiken ist dies nicht der Fall und wäre auch fast unmöglich, da die Hälfte der Theater- und Konzertbesucher die Berichterstatter der verschiedenen Zeitungen vom Ansehen kennen. Fast eben so verhält es sich mit den literarischen Rezensionen, welche oft von Stenographen herrühren, die Geschmack und Kenntnisse besitzen und die nicht selten auch den Auftrag erhalten, solchen Festen oder öffentlichen Ceremonien beizuwohnen, zu deren Beschreibung eine geübte Feder wünschenswerth ist.

Diesen fünf hauptsächlichsten Kategorieen des zur Anfertigung und Herausgabe eines großen Tageblattes erforderlichen Personals schließt sich die sechste an, welche aus den Dienstleuten, den Austrägern, den Kommissionären, den Boten, den Courieren, kurz, aus jener Menge von Subalternen besteht, denen ein großes derartiges Etablissement Nahrung giebt.

Nach dieser Aufzählung der verschiedenen Abtheilungen gehen wir zu einigen Einzelheiten derselben über. In den Druckereien jener Zeitungen findet man die geschicktesten, erfahrensten und gewandtesten Schriftsetzer Londons, vielleicht der ganzen Welt. Sie arbeiten stückweise, und manche verdienen drei bis vier Pfd. Sterl. (20—27 Thlr.) die Woche; ihr durchschnittlicher Lohn ist jedoch zwei Pfd. zehn Shill. bis drei Pfd. (17—20 Thlr.) Die Arbeit eines Setzers bei einer Morgenzeitung fängt um 7—8 Uhr Abends an und dauert bis gegen 5 Uhr Morgens oder, nach dem technischen Ausdruck, bis die Zeitung „zu Bette gelegt ist." Zuweilen verlängert sich indessen seine Arbeit, wenn etwas Wichtiges vom Auslande erwartet wird, z. B. die indische Post; dann bleibt der Setzer in der Druckerei, um sofort zur Arbeit bereit zu seyn, oder er legt sich in seiner Wohnung angekleidet aufs Bett, um so lange auszuruhen, bis ein Bote athemlos mit der Nachricht zu ihm gelaufen kömmt, daß die Post angelangt sey. Eine charakteristische Eigenschaft dieser Schriftsetzer ist die merkwürdige Geschicklichkeit, mit welcher sie oft die undeutlichsten Schriftzüge entziffern. Man denke sich z. B. ein halbes Dutzend Kolumnen, den Bericht über irgend eine wichtige Provinzial-Versammlung enthaltend, welche in größter Eil, von zwei oder drei Schnellschreibern, während der Fahrt mit einem Extrazuge von Liverpool oder von Exeter nach London mit Bleistift geschrieben worden sind; ein solches halb verwischtes, halb unleserliches Gekritzel wird entziffert, gesetzt und korrigirt in dem Zeitraum von einer Stunde und wenigen Minuten! Dergleichen Kunststücke sind nichts Ungewöhnliches in den Büreaus der Londoner Zeitungen, und die Leser derselben verdanken hauptsächlich die Schnelligkeit, mit der ihnen Novitäten mitgetheilt werden, dieser unglaublichen Geschicklichkeit der Schriftsetzer.

Das industrielle Fach bietet nichts besonders Merkwürdiges dar; wir wenden uns zu der wichtigen Klasse der berichterstattenden Stenographen oder Reporters, von denen die für die parlamentarischen Debatten angestellten die meiste Aufmerksamkeit verdienen.

Es würde überflüssig seyn, der hervorragenden literarischen und politischen Talente zu gedenken, welche aus jener kleinen und schmalen, über dem Sitze des Sprechers gelegenen Tribüne hervorgegangen sind. Man weiß, daß von Dr. Samuel Johnson an bis auf heute die Functionen der Berichterstatter über die parlamentarischen Debatten nicht selten durch Männer ausgeübt wurden, die seitdem in der Literatur und der Geschichte Englands sich einen ruhmvollen Namen erworben haben. Wir fügen hinzu, daß die reichliche Bezahlung für diese Arbeit in vielen Fällen den Haupttheil eines Einkommens bildet, welches sich durch Berichte über manche andere, minder wichtige Zweige der periodischen und dramatischen Literatur vervollständigt. Es finden sich unter diesen Männern nothwendigerweise sehr verschiedene Kapazitäten und Talente; für Einige ist diese Beschäftigung Alles, für Andere ist sie nur ein Mittel, zu einer höheren Stellung zu gelangen. Nur eine ganz kleine Anzahl begnügt sich damit, geschickte Stenographen zu seyn, die bei weitem größere Mehrzahl strebt höher hinaus, und ist dieser Ehrgeiz ziemlich erklärlich bei Leuten, welche, mit den Vorzügen der Erziehung einen geschärften Verstand verbindend, vermöge ihrer Beschäftigung fortwährend mit Staatsmännern und öffentlichen Ereignissen in Berührung stehen. Mehrere unter ihnen besitzen schon eine gewisse literarische oder politische Berühmtheit und können mit Recht hoffen, einmal selbst

im Parlament Reden halten zu können, statt sich damit zu begnügen, dieselben nachzuschreiben.

Für jedes Journal befindet sich in der erwähnten Tribüne ein Schreibpult, an dem der resp. Berichterstatter vom Anfang bis zum Ende der Sitzung beschäftigt ist. Gewöhnlich folgen die Stenographen nach alphabetischer Ordnung auf einander; den Zeitraum, während dessen Einer im Dienst ist, nennt man „eine Tour". Die Dauer dieser Touren richtet sich nach der Abendzeit, bis ungefähr elf Uhr Nachts beträgt sie eine halbe oder drei Viertelstunden, später gewöhnlich nur eine Viertelstunde bis zwanzig Minuten. In dieser Hinsicht hat jedes Blatt sein besonderes Reglement. Sobald ein Berichterstatter abgelöst ist, begiebt er sich in das Büreau, um seine Chiffern ins Reine zu schreiben. Eine Tour von drei Viertelstunden giebt gewöhnlich etwas mehr als zwei Kolumnen, in der für parlamentarische Debatten angewandten kompakten Form gedruckt; um solche zwei Kolumnen herzustellen, bedarf der Stenograph vier Stunden emsiger Arbeit. Es kömmt zuweilen vor, besonders wenn beide Kammern zu gleicher Zeit Sitzung halten und die Berichterstatter nach Verhältniß vertheilt sind, daß die Zeit zu kurz ist, um die stenographirten Zeichen vollständig in die gewöhnliche Schrift zu übertragen, und durch das Herannahen einer zweiten Tour wird manche beredte Phrase abgeschnitten. Kommen nun gar drei Touren vor, was nur in seltenen Fällen stattfindet, so erfordern diese eine mühsame und anstrengende Arbeit von sieben, acht bis neun Stunden; durchschnittlich kömmt aber für jede Sitzung etwas weniger als eine Kolumne auf jeden Berichterstatter. Der größte Theil der im Parlament gehaltenen Reden kann stark gekürzt werden. Man begnügt sich damit, die große Menge der parlamentarischen Schwätzer zu analysiren; ihre langweilige Weitschweifigkeit, ihre häufigen Wiederholungen, ihre gedankenlosen Deklamationen werden kondensirt und in grammatikalisches Englisch übersetzt, — was oft höchst nothwendig ist — so daß die zwanzig Zeilen, welche im Journal die Wirkung einer kurzen, bestimmten und gedrängten Rede machen, den Kern und die Substanz einer langen, weitschweifigen und unzusammenhängenden Expectoration bilden, welche die Kammer eine halbe oder selbst eine ganze Stunde hindurch ermüdet hat.

Ein anderer Fall aber ist es, wenn der Reporter so unglücklich ist, eine Kammernotabilität, einen Minister oder einen Oppositionschef, vor sich zu haben. Alsdann muß er die Rede fast Wort für Wort wiedergeben; wir sagen fast, denn es giebt vielleicht keinen Redner, bei dem die Berichterstatter nicht entweder dieselbe zwei- oder dreimal wiederholte Phrase wegzulassen oder einen in der Hitze der Improvisation unvollendet gelassenen Satz zu vervollständigen hätten. Auf der Stenographentribüne besteht in dieser Hinsicht ein kritisches Redner-Verzeichniß, welches die Redner einzig und allein nach der Leichtigkeit abschätzt, welche ihr Stil und ihre Manier dem Berichterstatter darbieten. So ist Sir Robert Peel bei diesen Herren in großer Gunst, er drückt sich bestimmt und bedächtig aus, und wenn es sich um Zahlen handelt, die den Berichterstattern in der Regel viele Schwierigkeiten machen, so ist er vollkommen klar und verständlich; ja, bei wichtigen Fragen scheint er mehr den Stenographen zu diktiren als zu dem Auditorium zu sprechen. Sein Nebenbuhler, Lord John Russell, ist im Allgemeinen ziemlich langsam in seinem Vortrag, allein er ist nicht immer ganz deutlich, und die Construction seiner Phrasen läßt öfters, außer wenn er sich erwärmt und über sein Thema erhebt, Manches zu wünschen übrig. Sir George Grey spricht sehr geschwind, und es ist außerordentlich schwer, seine Vorträge wiederzugeben. Die Sätze Sir Charles Wood's, des Kanzlers der Schatzkammer, sind häufig verwickelt und lückenhaft, was für seine Finanzvorlagen schlimme Folgen haben kann. Lord Palmerston ist ein ausgezeichneter Redner für die Stenographen; er spricht langsam, betont zur rechten Zeit, läßt die Kraft des Ausdrucks und des Epigrammes gut fühlen. Eben so ist es leicht, dem Vortrage Sir James Graham's zu folgen; dasselbe ist nicht von Herrn Gladstone zu sagen, dessen Rede nur eine reißende Fluth von Worten ohne oratorische Betonung ist, und der Argumente in weniger Zeit auf einander häuft, als Andere zu einfachem Geplauder brauchen würden. Herr Macaulay, welcher, nachdem er in Edinburg durchgefallen, auf die Rednerbühne verzichtet zu haben scheint, war ein von den Berichterstattern gefürchteter Redner; sein Vortrag war so schnell, daß man ihm kaum folgen konnte, während seine Sprache so reich und zugleich so gewählt war, daß die Weglassung eines einzigen Wortes die ganze Phrase verdorben hätte. Dieselbe Aufmerksamkeit erfordert Herr Sheil, der außerdem noch eine schwere, undeutliche und schreiende Aussprache besitzt. Herr D'Israeli macht zwar einem guten Reporter viel Arbeit, indessen klagt man im Allgemeinen nicht über ihn. Im Oberhause ist, in stenographischer Hinsicht nämlich, Lord Stanley vielleicht der unbeliebteste Redner; er spricht bewundernswürdig gut, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit. Lord Brougham ist gewöhnlich ruhiger, jedoch machen seine Parenthesen den Berichterstattern viel zu schaffen. Lord Aberdeen ist leicht wiederzugeben, er ist bestimmt, bedächtig und klar in seinem Vortrage. Dasselbe kann man an Lord Lyndhurst rühmen. Die wortreichen Reden des Marquis von Lansdowne gewinnen stets, wenn sie um die Hälfte gekürzt werden; noch mehr aber die des Lords Monteagle. Der Graf Grey ist für die Stenographen ein vortrefflicher Redner; seine Ideen sind faßlich und werden in einer korrekten und bestimmten Sprache aus einander gesetzt. Dieselbe Gerechtigkeit muß man dem jungen Herzog von Argyle widerfahren lassen, dessen parlamentarische Laufbahn den Berichterstattern reichliche Arbeit verspricht.

Im Ganzen führt man auf der Stenographentribüne, obgleich die Beschäftigung dort oft höchst mühsam ist, ein sehr munteres Leben; es wird da viel gelacht und Witze und Bonmots jeder Art zu Tage gefördert. Die Reporters sind, im Allgemeinen, sehr gemäßigt in ihren politischen Meinungen. Es läßt sich annehmen, daß sie mit den Partei-Diskussionen zu vertraut sind, um selbst einer Partei anzugehören; zu den ernstesten Verhandlungen machen sie häufig ironische Kommentare, deren Witz die politischen Gegner des Redners mehr als diesen selbst erfreuen würde. Ueber drei Viertel der bei der Londoner Tagespresse angestellten Stenographen sind Schotten oder Irländer, während geborne Engländer auf der Journalistentribüne in geringerer Anzahl anzutreffen sind.

Ueber die Schnellschreiber an den Gerichtshöfen haben wir wenig zu sagen; es sind häufig junge Advokaten, welche ihre leere Zeit, in der sie auf Akten und Klienten warten, in dieser Weise ausfüllen. (Schluß folgt.)

Kalifornien.

Kalifornien in den letzten Monaten des Jahres 1849.

(Schluß.)

Die Abenteurer aller Länder und jedes Standes, die Faulen, die Spieler, die ruinirten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und Dichter geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man auch Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche die in dem Thale des Sacramento weit übertreffen. Welche sonderbare Vereinigung bewirkt nicht der Durst nach Gold! Ein Philosoph, der vor noch nicht langer Zeit zu New-York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweise wenig beachtete Abhandlung über eine neue Organisation der menschlichen Gesellschaft in die Welt geschickt hat, sieht sich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus den Gefängnissen von Sydney oder Hong-kong Entsprungenen Hand in Hand zu gehen. Es ist, als ob das Lamm und der Wolf zu derselben Quelle gekommen sind, um zu trinken.

Seit kurzem hat man verschiedene Verfahren erfunden, die Goldkörnchen von der sie einschließenden Erde zu scheiden. Mehrere dieser Verfahrungsarten haben ihren Erfindern schon ansehnlichen Gewinn gebracht, obwohl man für den Augenblick nur in dem Thale des Sacramento, also auf einem Gebiete, das schon ausgewaschen ist, und wo sich verhältnißmäßig wenig Gold noch vorfindet, so operirt. Anderwärts verfährt man in der Weise, daß man die Bäche von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen sie während ihres hundertjährigen Laufes abgesetzt haben, wäscht. Eine Gesellschaft, die aus Advokaten und Medizinern von New-York besteht, hat in der Nähe von Mormon-Island, an dem Orte, wo das Gold zuerst entdeckt wurde, Arbeiten dieser Art angefangen. Es ist das einzige mir bekannt gewordene Beispiel von einer Gesellschaft, die sich auf dem Boden Kaliforniens zu behaupten gewußt hat. Alle Gesellschaften, die sich mit so großem Aufsehen in den Vereinigten Staaten, in England und Frankreich gebildet hatten, haben sich, sobald sie in San Francisco angekommen waren, von ihrem Dirigenten losgesagt; und so wird es auch mit allen, die sich noch bilden sollten, gehen. Der Handwerker oder der Arbeiter überhaupt macht sich folgende sehr einfache und zutreffende Schlußfolge: Die Gesellschaft rechnet auf meine Arme, um ihr Glück zu machen, und ich, ich muß mich von ihr unterhalten lassen. Schönen Dank! Warum soll ich mich ohne Nothwendigkeit zum Lehnsmann eines Anderen machen, warum soll ich eine Rolle annehmen, die mich in meinen Bewegungen genirt und mich verhindert, in wenigen Wochen eben so reich zu werden, wie die Anderen? — Den anderen Morgen ist unser Denker fern von San Francisco, er geht nach den Minen, und die armen Direktoren stehen da mit langem Gesicht, die Kontrakte in den Händen, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollen; denn die Ortsobrigkeit, die einzige Hülfe, die ihnen bleibt, ist außer Stande, in dieser Beziehung Genugthuung zu verschaffen. Die einzige Art der Association, die sich in Kalifornien hält, ist die Familie. Eine Familie, die aus sechs Jungen oder Mädchen besteht, welche alle zu arbeiten verstehen, würde zu San Francisco in sechs Monaten für 5—6000 Thaler Gold zusammenbringen können. Das Leben ist für den an Entbehrungen gewöhnten Mann aus dem Volk nicht so übertrieben theuer, wie man es in vielen Berichten gemacht hat; der Zwieback und der Speck kosten gegenwärtig nur eben so viel als in den Vereinigten Staaten. Die Miethen, es ist wahr, sind sehr hoch; aber man hat das Auskunftsmittel, unter Zelten zu schlafen, die sich in unabsehbaren Reihen um die ganze Stadt herumziehen und, so zu sagen, die Vorstädte von San Francisco bilden. An dem Ort der Ausgrabungen sind die Lebensmittel lange Zeit außerordentlich theuer gewesen; ein Pfund Sardellen kostete eine Unze (22 Thaler), und eine Flasche Branntwein bezahlte man mit 20 Piastern (28 Thaler). Jetzt jedoch sind alle zum Leben nothwendigen Speisen zu einem billigen Preise zu haben.

Wenn man die gegenwärtige Zahl der Minenarbeiter auf zweihunderttausend und den durchschnittlichen Gewinn eines Jeden auf täglich zwölf Piaster veranschlagt, so würde man eine tägliche Ausbeute von 2,400,000 Piastern oder drei Millionen Thalern erhalten. Diese Zahl, so erstaunenswürdig sie auch ist, bleibt noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die Goldsucher, die Leute aus dem Volke, haben faß alle eine unwiderstehliche Neigung zu hitzigen Getränken; es kömmt nicht gar selten vor, daß Viele, sobald sie sich im Besitz von einigen Hundert Thalern sehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage aussetzen, um dieser Neigung die Zügel schießen zu lassen. Die Folgen dieser Ausschweifung sind gemeinlich die Fieber, welche weniger ihre Ursache in dem Klima als in dem unregelmäßigen Leben der Auswanderer haben; denn das Land ist durchaus nicht ungesund, und in San Francisco selbst ist die Luft so frisch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das fast allgemeine Kostüm der Arbeiter besteht in einer Jacke von rothem oder blauem Flanell und einer Hose von grobem Tuche oder Leinwand.

Nach den Amerikanern machen die Franzosen den größten Theil der Bevölkerung Kaliforniens aus; man findet ihrer gegen zehntausend, theils in der Stadt, theils in den Minen, und die meisten machen ihr Glück. Mäßiger als die Amerikaner und Engländer, entgehen sie, aus Mangel an Gelegenheit, allen denjenigen Ausschweifungen, zu welchen sie sonst ganz besonders geneigt sind. Uebrigens bleibt, hier wie anderwärts, der Reichthum nicht bei dem Menschen, welcher viel gewinnt, sondern bei dem, der wenig ausgiebt. Für den englischen wie für den amerikanischen Geschäftsmann ist das Vergnügen mit den Geschäften unverträglich; es giebt für sie keine Ruhe, keine Zerstreuung. Ich bin zu San Francisco oft vor den Läden stehen geblieben, wo junge Leute aus New-York, kaum der Schule entwachsen und noch unbärtig, ihre Waaren mit einer Geschicklichkeit anpriesen, die dem besten Kommis in Paris alle Ehre machen würde. Man sehe nur das Mienenspiel dieses Kaufmanns, man achte nur auf die glückliche Wahl seiner Worte, auf die Lebendigkeit seiner Bewegungen; es ist nicht, als wenn er ein Taschentuch oder ein Beinkleid oder eine Büchse mit Sardellen anbietet, sondern als wenn er den Stein der Weisen feil hält, von dem er sich nur aus Menschenliebe trennen will. Junger Mann, wie oft habe ich Deine Beredsamkeit, Deine unerschütterliche Kaltblütigkeit bewundert! Gehe hin, Du wirst Dein Glück schon finden.

Ich habe gezeigt, worin die Arbeit der Goldsucher in Kalifornien besteht. Man hat gesehen, wie günstig die Aussichten für den Handwerker, den Taglöhner, überhaupt für den kräftigen Arbeiter sind. Einige kurze Angaben werden das, was ich über Kalifornien gesagt habe, noch vervollständigen. Ein Taglöhner verdient in San Francisco wenigstens 150 Piaster, also 750 Franken, monatlich, und dafür kann er zu jeder Zeit Arbeit finden. Die Köche erhalten jeden Monat 3—400 Piaster und die Zimmerleute, Schmiede und Tischler noch viel mehr. Während der Regenzeit, die vom Ende Dezembers bis Mitte Mais dauert, ist oft Ueberfluß an Händen vorhanden.

Wenn man die längere, aber weniger kostspielige Reise um Kap Horn nach San Francisco wählt, so thut man sehr gut, sich mit den Rhedern zu verständigen, daß sie die Erlaubniß ertheilen, so lange am Bord des Schiffes zu bleiben, bis man in der Stadt irgend ein passendes Unterkommen gefunden hat. Wenn der Mai vorüber ist, so hat es mit dem Unterkommen keine Noth, und der Auswanderer kann bei dem wirklichen Mangel an Menschenhänden in dieser Zeit seine Forderungen stellen. Man gebraucht zu der Reise um Kap Horn bis Kalifornien sechs Monate. Die Monate Dezember und Januar scheinen mir für die Reise am günstigsten zu seyn. Der Weg von der Landenge Panama aus ist viel kürzer, aber auch bedeutend kostspieliger. Wählt man diesen Weg, so thut man am besten, wenn man sich nach New-York begiebt und dort sogleich am Bord der amerikanischen Dampfschiffe, die das Stille Meer befahren, einen Platz miethet. Ohne diese Vorsicht läuft man Gefahr, sich, aus Mangel an Gelegenheit nach San Francisco, zu Panama einige Monate aufhalten zu müssen. Von Havre bis New-York ist der Preis der Ueberfahrt ungefähr 450 Franken, von New-York bis Chagres 1000 und von Panama bis Kalifornien 1300 Franken für den ersten Platz. Außerdem wird man noch 500 Franken für Maulthiere und Nachen, die man bei der Reise auf der Landenge von Panama gebraucht, ansetzen müssen; so daß sich also die Gesammtkosten auf 3450 Franken belaufen würden. Man lasse sich aber nicht darauf ein, Waaren mitzunehmen; zu San Francisco kann man gegenwärtig Alles zu annehmbaren Preisen erhalten.

Man hat mir versichert, und ich glaube es auch, daß sich die Minen von Kalifornien nicht so bald erschöpfen lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge dieser erstaunenswürdigen Entdeckung das Gold eine fühlbare Entwerthung erleiden wird. Die Industrie und die Künste werden künftig eine größere Menge von diesem edlen Metalle konsumiren, das auch mehr in die häuslichen Bedürfnisse eingehen wird. Das Tafelgeschirr der reichen Klassen war bis jetzt von Silber, nun wird es aus Gold verfertigt werden. Diese großartige Umwälzung kann nicht lange mehr ausbleiben. In diesem Falle würde auch der Preis der Arbeit ein bedeutend höherer werden müssen. Die Entdeckung der Goldminen Kaliforniens ist übrigens nur eine Art Vorspiel von ähnlichen Entdeckungen, die man noch in Süd-Amerika, von dem durch die Spanier nur die Oberfläche ausgebeutet worden ist, wird machen können. Die europäische Auswanderung mag sich also wohl noch viele Jahre lang nach Kalifornien wenden, ohne befürchten zu dürfen, daß dieses reiche Land erschöpft werde. Die Nachkommen der alten Spanier, die aus Mexiko und Peru in dieses Land eingewandert sind und die noch eine zahlreiche Klasse in Kalifornien bilden, werden den Anstrengungen der Goldsucher vielmehr helfen, als entgegen seyn. Nachdem sie anfänglich die amerikanische Regierung mit Widerwillen aufgenommen, fangen sie jetzt an, sich mehr einem Zustande anzupassen, der sie gleichsam wie durch einen Zauber bereichert hat. Ich bin selten einem schöneren als dem spanischen Geschlechte in Kalifornien begegnet: die Männer sind groß, wohlgestaltet und voller Energie; die Frauen haben schöne Haare von einem tiefen Schwarz, eine üppige Gestalt und eine Haut, die an Weiße und Glanz mit der der Engländer rivalisirt. Das spanische Geschlecht, welches die Amerikaner lange Zeit mit Muth und Tapferkeit bekriegt hat, kann auf 10,000 Seelen geschätzt werden.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Kaliforniens auf die politischen Geschicke der amerikanischen Union ausüben würde; aber was heute schon augenscheinlich dasteht, ist, daß dieses Land noch lange Zeit der alten wie der neuen Welt kostbare Hülfsquellen darbieten wird. Ohne Zweifel werden die Vereinigten Staaten von dieser neuen Eroberung Nutzen haben; jedoch sollen sie denselben nicht allein genießen. Auch Europa soll seinen reichlichen Antheil haben, und vor Allem wird Frankreich, das schon durch eine zahlreiche Bevölkerung in Kalifornien vertreten ist, jeden Tag neue Gelegenheiten und einen neuen Vortheil finden, den Ueberfluß seiner Bevölkerung hierher fließen zu lassen.

Jetzt, wo ich Kalifornien verlasse, drängt sich in den Straßen von San Francisco und in den Minen eine Menge französischer Auswanderer; eine große Zahl unserer Schiffe liegt auf der Rhede vor Anker. Neue Landungen von Havre, Nantes, Bordeaux und allen großen Häfen Frankreichs werden jeden Augenblick angekündigt. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Kalifornien sind in ihrem ersten Anfange; die französischen Produkte — vor allen Dingen der Branntwein, dieses große Produkt, welches für unsere nationale Schifffahrt das ist, was die Steinkohle für England und die Baumwolle für die Vereinigten Staaten — werden hier künftig einen ungeheuren und täglich wachsenden Absatz finden. Unsere Rheder werden sich an den weiten Weg gewöhnen, sie werden sich über die Prämien hinwegsetzen lernen, diese traurigen Hülfsmittel, welche den Schatz mit Schulden beladen, den Betrug ermuthigen und am häufigsten denjenigen, welchen sie helfen sollen, schaden. Wenn unser Handel ein wenig von der unternehmenden Thätigkeit, die er ehemals zeigte, wiederfindet, so wird der Antheil Frankreichs an dem amerikanischen Eldorado noch groß genug seyn, und wir werden dann ohne Neid die Flagge der Union an den Ufern des Sacramento flattern sehen.

Georgien.

Tausend und Ein Tag im Orient, von Fr. Bodenstedt.

II.

Dieser Episode aus des Verfassers Beschreibung von Tiflis lassen wir einige Anekdoten folgen, die er uns aus dem dortigen russischen Militairleben mittheilt und die wahrhaft charakteristisch sind, einerseits für die maschinenartige Mannszucht des russischen Soldaten und andererseits für die nicht minder weltbekannte Redlichkeit der russischen Beamten:

„Am folgenden Morgen saß ich mit einem befreundeten Arzte, demselben, der mich von meinen Wunden geheilt, gemüthlich in meinem Zimmer auf dem Sopha, den duftigen Tabak von Mingrelien rauchend und von Deutschland und heimatlichen Erinnerungen plaudernd. Dr. K. war, obgleich als Oberstabsarzt in russischen Diensten stehend, ein ehrlicher Deutscher, den das Schicksal vor funfzehn Jahren aus der Heimat vertrieben hatte, in Folge einer freisinnigen Schrift, die heute vielleicht selbst in Wien gedruckt werden dürfte, ohne dem Verfasser große Verlegenheiten zu bereiten.

Unser Gespräch wurde unterbrochen durch ein Klopfen vor der Thür. Ich öffnete, und herein schlich ein schmächtiger, elastisch angelegter Tatarenjüngling.

Nachdem er den üblichen Landesgruß, mit der rechten Hand flüchtig Brust und Stirn zu berühren — was sagen soll: hier ist mein Herz, hier mein Verstand, Beides leg' ich Dir zu Füßen! — wohl dreimal wiederholt hatte, verbeugte er sich fast bis zur Erde vor mir, und dann fragte er, mich schüchtern anblickend, ob ich der Alim von Fränkistan, der junge Weise vom Abendlande, sey? Er habe mir eine Botschaft zu bringen von Mirza-Schaffy, dem Weisen von Gjändscha.

„Möge Deinen Schritten Glück folgen", erwiederte ich, „was ist des Weisen von Gjändscha Begehren?"

Er sah sich spähend im Zimmer um, und dann zog er geheimnißvoll einen an mich adressirten Brief aus der Tasche. Ich eröffnete das seltsam gefaltete Schreiben und las, wie hier in wortgetreuer Uebersetzung folgt:

„„Licht des Abendlandes! Säule der Weisheit!

„„Dein Freund, der liebende, lockengefangene, mir ein Paar englische Rasirmesser geschenkt habend, weil sie mir wohlgefielen: den Blick des Verlangens werfe ich auf Deine Scheere, weil sie englisch ist und mir wohlgefällt. Blumen vor Deine Füße. Mirza-Schaffy.""

Ich übergab dem Burschen die Scheere, mit einem Gruße an Mirza-Schaffy, und dem Wunsche, daß Lilien aufsprießen möchten aus den Barthaaren und Mandelbäume aus den Nägeln, die er damit abschnitte.

„„Das ist noch ein Ueberbleisel einer Landessitte der alten Zeit"", sagte der Doktor, „„wo die bloße Aeußerung: das gefällt mir! immer gleich den Besitz des Gefallen erregenden Gegenstandes nach sich zog. Du wirst hier zu Lande noch oft Augen und Ohren aufsperren müssen über das, was um Dich vorgeht, unter den Russen sowohl, wie unter den Eingebornen. Bist Du schon einmal in dem großen Militair-Hospitale von Tiflis gewesen?""

„Nein."

„„Nun, so komm mit mir, ich habe ohnehin jetzt einige Krankenbesuche zu machen.""

Gern folgte ich der Einladung meines ärztlichen Freundes. Unterwegs erklärte er mir vorbereitend, welch eigenthümliche Behandlung die russischen Soldaten erforderten; wie schwer es sey, sie über den Sitz und die Ursache ihrer Krankheiten auszufragen, und wie es fast ganz dem Scharfsinn des Arztes überlassen bleibe, dem Uebel auf den Grund zu kommen. „„Ist einem solchen Kerl etwas im oberen Theile des Körpers zugestoßen, gleichviel ob im Magen, im Rücken oder im Kopfe, so antwortet der Soldat regelmäßig auf die Frage, was ihm fehle: Das Herz thut mir weh. — serdze bolit. — Sitzt das Uebel im unteren Körper, so lautet die Antwort: Der Fuß thut mir weh. — nog à bolit.""

„Nach wenigen Minuten erreichten wir das ganz im europäischen Stile erbaute und eingerichtete Hospital. Als wir in den ersten Saal traten, erhoben sich alle Kranke, welche aufrechtstehen konnten, und stellten sich vor die Betten

hin, so prall und ernstdumm, wie auf der Parade, wenn irgend eine hohe Person zugegen ist.

„„Wie geht Dir's, Alter?““ fragte der Doktor den Ersten.

„Das Herz thut mir weh!“ lautete die schüchterne Antwort.

„„Zeige mir Deine Zunge!““ Der Soldat that, wie ihm geheißen, und brachte ein Stück Zungenfleisch zum Vorschein, das unmenschlich lang und breit aussah.

„„Was fehlt Dir?““ erging die Frage an den Zweiten.

„Das Herz thut mir weh!“

„„Streck die Zunge heraus!““ — Die Zunge verfehlte nicht, zu erscheinen.

Dem Dritten that der Fuß weh, d. h. er hatte eine Wunde in der Lende; aber das half nichts, er mußte ebenfalls mit der Zunge herausrücken.

Als wir solchergestalt etwa ein Dutzend Zungen besichtigt hatten, klopfte mir plötzlich der Doktor auf die Schulter und rief: „„Jetzt schau Dich um!““

Da standen die armen Bursche der Reihe nach mit offenem Maule und ausgestreckter Zunge, als ob sie dem jüngsten Tag entgegenlechten.

„„Die Zungen zurück!““ erscholl jetzt der Kommandoruf des Doktors, und die Zungen verschwanden.

„Aber wie kannst Du Dich so über die armen Leute lustig machen!“ bemerkte ich meinem Begleiter.

„„Du mußt die Regel nicht nach der Ausnahme beurtheilen““, entgegnete er, „„ich wollte Dir blos durch ein Beispiel veranschaulichen, wie weit der „gute Geist des Heeres“, die Disziplin der Soldaten geht. Den Kranken hat der Scherz nicht geschadet. In diesem Saale sind lauter Rekonvaleszenten, welche ohnehin in wenigen Tagen entlassen werden, und durch das Zungenausstrecken in Gegenwart des Oberarztes glauben sie sicherlich ihre Heilung um ein Bedeutendes gefördert zu haben.““

Als wir das Hospital verließen, begegnete uns Oberst J., ein alter Bekannter aus den Ostseeprovinzen.

Mein ärztlicher Freund empfahl sich, um noch einige Besuche zu machen.

„„Ein prächtiger Kerl““ — sagte der Oberst, dem Doktor nachsehend — „„ein prächtiger Kerl, aber zu ehrlich für unsere Verhältnisse! Der wird es nie zu etwas Rechtem bringen in Rußland. Ueberhaupt ist die goldene Zeit der Aerzte am Kaukasus vorüber, seit es mit dem Pestmachen nicht mehr geht.““

— Pestmachen? — Was wollen Sie damit sagen?

„„Sie leben schon seit Monaten am Kaukasus und wissen nicht, was Pestmachen ist?““ fragte der Oberst, zweifelhaft lächelnd.

Der Ausdruck war mir allerdings bekannt, aber ich wollte mich gern etwas genauer darüber unterrichten und verneinte deshalb die Frage.

„„Pestmachen““ — fuhr der Oberst fort — „„ist eine Speculation, wie jede andere. Irgend ein im Innern des Landes wohnender Arzt sprengt bei dem ersten besten gefährlichen Krankheitsfall aus, es sey die Pest im Dorfe. Nun kennen aber die Einwohner aus Erfahrung sehr wohl alle Uebel, welche die Pest in ihrem Gefolge hat; da wird abgesperrt, versengt, verbrannt, geräuchert und, der Himmel weiß, was noch alles. Um sich diesen unvermeidlichen Uebeln nicht aussetzen zu lassen, quälen die armen Leute den Arzt, doch die Pest bald wieder zu vertreiben, und versprechen ihm dafür Geld und Geschenke, so viel sie auftreiben können. Findet er die Bedingungen annehmbar, so verschwindet die Pest, wie sie gekommen; im entgegengesetzten Fall wird offizielle Anzeige davon gemacht, alle Vorsichtsmaßregeln werden in Ausführung gebracht, bis der Bericht einläuft, es sey keine Gefahr mehr vorhanden. Der Arzt erhält dann für die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Uebel abgeholfen, einen Orden, Rangerhöhung oder eine Belohnung anderer Art. In jedem Fall läuft die Speculation zu seinem Vortheil aus. Ich habe mehrere Pestärzte gekannt, die auf diese Weise ihr Glück gemacht haben und dabei zu Rang und Orden gekommen sind. Doch die Zeiten sind jetzt vorüber; auch waren die Deutschen in der Regel zu ehrlich und zu plump für diese Künste, wie überhaupt für alle Posten, wo man ein Auge zu- und eine Hand aufthun muß, um sein Schäflein zu scheeren. Machen Sie einen Polen oder einen Russen zum Oberarzt eines Hospitals, er wird Alles in der schönsten Ordnung halten und in wenigen Jahren ein reicher Mann seyn; nehmen Sie einen Deutschen zu solcher Stelle, Alles wird in Unordnung gerathen, und er wird noch obendrein Schulden machen.““

„Das versteh' ich nicht recht.“

„„Und ist doch nichts leichter zu verstehen. Die ganze Kunst besteht darin, sich gut zu stellen mit dem Verwalter des Hospitals, d. h. man muß leben und leben lassen. Das kann aber ein Deutscher bei seinen wunderlichen Begriffen von Ehrlichkeit nicht. Z. B. der Verwalter kömmt und sagt: Herr Doktor, es sind Hemden nöthig für die Kranken. — „Wie viele?“ — Zweihundert Stück. — Das Geld wird ausgezahlt, und die Hemden werden gemacht. Nach vierzehn Tagen erscheint der Verwalter wieder und sagt: Herr Doktor, es sind Hemden nöthig für die Kranken. — „Wie viele?“ — Zweihundert Stück. — „Wie ist das möglich? Wir haben ja erst vor vierzehn Tagen zweihundert neue Hemden gekauft.“ — Die sind alle wieder verdorben. Ist's Ihnen gefällig, selbst nachzusehen? — Der Arzt ist gewissenhaft, sieht selbst nach und findet richtig zweihundert verdorbene Hemden. So geht es fort von Monat zu Monat. Der Verwalter wird reich dabei, der Arzt merkt den Betrug wohl, kann jedoch nichts dagegen machen, hat auch nicht immer Zeit und Lust, in die ekelhaften Details einzugehen. Ist er hingegen klug genug, sich mit dem Verwalter zu verständigen, so geht Alles im besten Einklang, der Gewinn wird redlich getheilt, die Hemden sind immer ganz, die Kleidung der Kranken reinlich und ordentlich, kurz, alle Unannehmlichkeiten sind beseitigt. So läßt sich, trotz des geringen Gehaltes, Alles bei uns vortheilhaft einrichten, man muß sich nur ein bischen in die Verhältnisse zu schicken wissen. In Moskau auf dem Polizei-Büreau kannte ich einen Herrn, der bei achthundert Rubel jährlicher Einnahme zwanzigtausend Rubel jährlicher Ausgaben hatte, und der Segen Gottes ruhte sichtbarlich auf ihm, denn er hatte niemals Schulden und wurde rund und dick dabei.““

„Aber erfährt die Regierung so etwas nicht?“

„„Die Regierung weiß das sehr gut, aber es liegt in ihrem Vortheil, die Sache scheinbar zu ignoriren. Denken Sie nur, welche ungeheure Summen dem Staate jährlich auf diese Weise erspart werden.““

Mannigfaltiges.

— Eine Zeitungsente über Kamtschatka. Die Brüsseler Indépendance enthält folgende kuriose Nachricht: „Die Kälte ist in Kamtschatka gegen Ende Dezember (?) so streng gewesen, daß der Gouverneur sich genöthigt sah, seine gewöhnliche Residenz Petropawlovsk zu verlassen, um sich nach seinem unterirdischen Palast Thehevskoi zu begeben. Dieser Wohnort, der etwa zwanzig Meter unter der Erde erbaut ist, kann den Gouverneur mit seiner ganzen aus mehr als zweihundert Personen bestehenden Suite aufnehmen. Er schließt Alles in sich, was zu den Bedürfnissen und den Annehmlichkeiten (au comfort) des Lebens erforderlich ist, seine Temperatur ist mild und gesund, das Tageslicht dringt zwar nicht dahin, aber zahlreiche Lampen verbreiten eine beständige Helle. Es ist selten, daß die Kälte einen so hohen Grad erreicht, daß der Gouverneur eine Zuflucht in Thehevskoi suchen muß; geschieht dies aber, so bringt er in der Regel zwei und mitunter drei volle Monate dort zu, ohne es zu verlassen. Die wohlhabenden Einwohner des Landes haben ähnliche Asyle, in die sie sich während des Winters zurückziehen.“ — Natürlich ist dieser ganze Bericht eine Mystification, da man in Kamtschatka wohl Erdhäuten, aber keine unterirdischen Paläste à la Tausend und Eine Nacht findet. Wir können aber nicht begreifen, wie ein gewöhnlich so gut unterrichtetes Blatt, wie die Indépendance, sich dergleichen Märchen aufbinden lassen konnte, während doch, außer den älteren Werken von King, Lesseps u. A., unser Mitbürger, der Professor A. Erman, noch ganz kürzlich so erschöpfende Nachrichten über Kamtschatka herausgegeben hat, daß es nicht mehr zu entschuldigen ist, wenn dieses Land als eine terra incognita betrachtet wird.

— Die Times. Welche großartige Kapitalien zur Existenz eines der Londoner Journale, deren innerer Mechanismus von dem in unserer heutigen Nummer begonnenen Artikel geschildert wird, erforderlich sind, beweist die Thatsache, daß die Times — allerdings das am meisten verbreitete jener Blätter — allein an direkten Steuern die Summe von 95,000 Pfd. Sterl. (650,000 Thlrn. preuß.) jährlich entrichtet, und zwar 60,000 Pfd. Stempeltaxe, 16,000 für die Steuer auf Papier und 19,000 auf die Annoncen. Trotzdem erklärt sich die Times selbst gegen die von mehreren Seiten beantragte Abschaffung dieser Steuern, welche scheinbare Ungerechtigkeit jedoch hauptsächlich von dem Umstande herrührt, daß gerade die enormen Kosten, mit welchen die Herausgabe einer solchen Zeitung verknüpft ist, den schon bestehenden Blättern eine Art von Monopol sichern, indem sich nicht so leicht Jemand zur Gründung eines neuen Journals entschließt, das für die ersten Jahre nur schwere Verluste verspricht, wofür die Unternehmer erst später durch die sich allmälig vermehrende Zahl der Abonnenten und der Inserate entschädigt werden können.

— Die aristokratische Demokratie. Herr B. des Olbires, Verfasser von „moralischen und politischen Betrachtungen über die französische Civilisation im 19ten Jahrhundert“ (Paris, 1849), sagt in diesem Buche unter Anderem: „Ich bleibe dabei, daß in Frankreich die Republik nicht aus Liebe zur Demokratie, sondern, da hier Jeder nur sich selbst meint, aus Liebe zur Aristokratie proklamirt worden. Im Grunde genommen, giebt es bei uns Niemand, der nicht in seiner Weise Aristokrat seyn will, und so haben wir denn eine Demokratie von Aristokraten. Ich habe es immer gesagt und bin jetzt mehr als je davon überzeugt, daß in der Religion Niemand intoleranter ist, als der Nichtsglaubende, und in der Politik Niemand despotischer, als die Anhänger der unbeschränkten Freiheit. Solche Leute sind im Stande, Euch einen Dolch auf die Brust zu setzen, um Euch zu dem Rufe: es lebe die Freiheit! zu zwingen.“

— Eine demokratische Weltgeschichte. Ein französischer Demokrat, Herr Agricol Perdiguier, hat so eben eine „Histoire démocratique des peuples anciens et modernes“ erscheinen lassen, in welcher er die großen Männer der alten wie der neueren Zeit einer historischen Kritik unterwirft, wie sie ihnen bisher noch nicht zu Theil geworden, nämlich vom demokratischen Standpunkte aus. Von diesem Standpunkte betrachtet, erscheinen z. B. Plato, Aristoteles, Zeno, Xenophon u. s. w., wie uns Herr Perdiguier beweist, als sehr untergeordnete, gemeine Seelen, und der liebe Gott selbst wird wahrscheinlich seine Welt umschaffen müssen, wenn er vor der demokratischen Kritik Gnade finden will.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Vett & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 2. März 1850.

Italien.

„Ueber geistige Erziehung" von Signora Ferrucci.*)

Unsere Leser werden sich zweifelsohne noch an ein vor mehreren Monaten in diesen Blättern angezeigtes pädagogisches Werk von derselben Verfasserin erinnern. Es erschien damals in einer sehr stürmischen Zeit und führte den Titel: „Ueber die sittliche Erziehung der italiänischen Frau". Wir ließen den edlen und schönen Tendenzen, so wie dem praktischen Blick der Madame Ferrucci in unserer Beurtheilung volle Anerkennung widerfahren. Inzwischen hat die verehrte Schriftstellerin ihre Aufgabe weiter entwickelt und auch der Theorie der geistigen, der intellektuellen Erziehung ihre Feder gewidmet.

Signora Ferrucci ist eine italiänische Patriotin in der besten Bedeutung des Wortes; daher streben ihre Werke vorzugsweise, den zeitweiligen Bedürfnisses ihres Vaterlandes zu entsprechen. Ja, es sind dieselben sogar in ihrer Darstellung, in ihrem Stile der treue Abdruck der Ereignisse, Stimmungen und Schicksale, welche Italien in den Tagen, da sie niedergeschrieben wurden, bis ins Innerste bewegten. Auch unsere Verfasserin gehörte, als sie ihr Werk begann, zu denen, welche die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft ihrer schönen Heimat hegten, und mußte später, wie alle Anderen, zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß gegenwärtig hauptsächlich wegen Mangels an allgemeinem Sinn für Gesetzlichkeit das erwünschte Ziel noch nicht zu erreichen war. Ihr Herz ließ sich von der stürmischen Entwickelung tragen und pulsirte sympathetisch in allen Gefühlen von der Exaltation froher und erwartungsvoller Begeisterung bis zum grollenden Verdruß und zur schwarzen Niedergeschlagenheit.

„Man wird sich darum hoffentlich", sagt sie selbst auf den ersten Blättern ihres neuen Werkes, „nicht wundern, daß es diesem Buche an Einheit in der Auffassung, an Symmetrie und richtigem Verhältniß in den einzelnen Theilen, an Sicherheit und Harmonie im Stile gebricht; es stellt, als ein treuer Spiegel, das Bild meiner Seele dar. Und wie ich in weniger als einem Jahre aus den glänzendsten Hoffnungen in die größte Entmuthigung herabgesunken bin, und wie ich ein paar Monate lang zwischen den verschiedensten Aufregungen, zwischen Mitleid und Furcht, Zorn und Entrüstung hin und her schwankte, ganz in derselben Art und in demselben Maße sind meine Worte bald lebhaft und aufstachelnd, bald voll Kummers und schmerzlichen Bedauerns. Meine Sprache ist, ich sehe es wohl, ungebildet und ohne Feinheit (die Kunst vermag nichts gegen den Schmerz); ich hoffe indessen, daß sie den Gemüthern der Edlen nicht ganz mißfallen wird, weil sie die lebendige und aufrichtige Entrüstung, welche mich beseelt, die glühende und unerschütterliche Liebe, welche ich für mein Vaterland hege und stets gehegt habe, unverhüllt und ohne Umschweife wiedergiebt. Italien kann einzig und allein nur dann das Ende seiner Leiden zu sehen hoffen, wenn die Liebe, die wir für dasselbe im Busen tragen, durch die Gesetze wahrer Gewissenhaftigkeit geregelt seyn wird."

Signora Ferrucci hat sich eine schöne und große Aufgabe gestellt, deren ganze Bedeutung und Schwierigkeit sie in vollem Umfange fühlt; sie hat sich einer Mission unterzogen, zu der sie verhältnißmäßig noch mehr Muth als Talent brauchen wird. Sie theilt in dem Folgenden ihre Pläne und Ansichten ihren Lesern mit, und man kann daraus den Gang entnehmen, den sie in dem vorliegenden Werke verfolgt.

„In dem Buche (sagt sie), welches ich der „sittlichen" Erziehung widmete, habe ich die Mittel angegeben, durch welche wir für uns selbst zum Guten gelangen, und wodurch wir uns in den Stand setzen, unseren Kindern die Kenntniß desselben, so wie die Liebe dafür, mitzutheilen. Ich werde mich nun, und zwar unter Verfolgung eines fast gleichen Ganges der Entwickelung, zunächst mit dem beschäftigen, was die Bildung des Geistes vorzugsweise fördert, und hierauf damit, was uns fähig macht, die erworbenen Kenntnisse und die aus ihnen geschöpften Vortheile auch Anderen beizubringen.

„Wie man in jeglicher Kunst, in der man mit Glück vorzuschreiten wünscht, zuvörderst den Stoff kennen lernen muß, den man zu bearbeiten, und die Beschaffenheit der Werkzeuge, deren man sich zu bedienen hat, so werde ich hier zuerst von der Natur der geistigen (intellektuellen) Fähigkeiten sprechen, sodann von den Vorsichtsmaßregeln, deren man bedarf, um jene fest und sicher alle sammt auf eines und dasselbe Ziel zu lenken. Ich werde mich also in dem ersten Bande, nachdem ich die Bedingungen angegeben, welche unsere Verstandesentwickelung fördern, so wie die Hindernisse, die sie aufhalten, über einige unserer Hauptfähigkeiten verbreiten. Im zweiten Bande fahre ich in demselben Gegenstande fort und versuche hierauf, darzuthun, wie eine gute Geisteskultur uns unsere Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, unseren Nächsten und gegen die ganze Gesellschaft erfüllen hilft. Wiewohl ich hiervon schon bei Gelegenheit der „Moral" gesprochen, so muß ich doch dasselbe Thema hier noch einmal bei Gelegenheit der „Vernunft" wiederholen, und ich werde mich bemühen, die dem Menschen obliegende Pflicht, sich in der Ausführung des Guten den Rathschlägen der Vernunft zu fügen und niemals den alle Schranken niederreißenden Leidenschaften zu überlassen, nach Möglichkeit ins Klare zu stellen. Dieses bis hierher Gesagte ist der erste Theil meiner sich auf die intellektuelle Bildung beziehenden Aufgabe.

„Ich werde in den Fall kommen, Mancherlei anzuführen, was sich eben so auf den Unterricht der jungen Mädchen wie der jungen Knaben bezieht, und ich werde dies absichtlich thun; denn da die Mutter ihre Kinder im frühesten Alter ohne Unterschied gemeinschaftlich erziehen muß und da sie in der Folge, wenn auch nicht die Lehrerin, so doch wenigstens die Leiterin des Unterrichts ihrer Söhne ist, so darf ihr nichts entgehen, was zur Erkräftigung und Entwickelung des Geistes beiträgt. Indem ich sodann von den allgemeinen und theoretischen Bemerkungen und von den auf die absolute Richtung des Unterrichts überhaupt sich beziehenden Regeln zu den besonderen und mehr in die Praxis eingreifenden Vorschriften übergehe, werde ich die Studien behandeln, welche am besten der Natur der intellektuellen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes konveniren, und die Pflichten, welche diesem Geschlechte obliegen. Diese Abhandlung, die einen besonderen Band füllen soll, wird eine Ergänzung zum ganzen Werke bilden. Inzwischen werde ich die Feder nicht niederlegen, denn außer den Werken, die ich über die Literaturgeschichte Italiens und über einige Theile seiner bürgerlichen Geschichte, zum vorzugsweisen Gebrauch für Damen, zu veröffentlichen mich verpflichtet habe, gehe ich damit um, eine andere Arbeit zu unternehmen, die mir vom höchsten Nutzen zu seyn scheint.

„Ich werde mich nämlich an eine Prüfung der Prinzipien machen, die man der Erziehung des Volkes zum Grunde legen muß; ich werde die Lehren jener verwegenen Sophisten bekämpfen, welche, anstatt unter dem Volke das ersehnte und versprochene Licht zu verbreiten, dasselbe vielmehr in die Finsternisse des Irrthums und in Abgründe stürzen, aus deren Tiefe es unmöglich wieder ans Tageslicht gelangen kann. In dieser Ueberzeugung, welche mir die Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande, das sich noch mehr vielleicht von seinen sogenannten Vertheidigern als von den Fremden unwürdigerweise verleumdet und geschmäht sah, einflößt, werde ich Worte der Wahrheit an das Volk richten; ich werde ihm darthun, daß die Arbeit eine heilige Pflicht ist; daß der Mensch das Glück, nach dem er schmachtet, selbst in einer armen und bescheidenen Stellung erreichen kann, vorausgesetzt, daß er nach den Vorschriften der Tugend lebt, — und daß man für die Gesellschaft nimmer Frieden und eine heilsame Verbesserung erwarten kann, so lange die Menge es für recht und nothwendig hält, sich mit ihrer wüsten Stimme in die tiefen Berathungen der aufgeklärten Männer zu mischen und die Autorität der Zahl und der Stärke an die Stelle der Autorität der Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit zu setzen. Endlich werde ich durch schlagende und unwiderlegliche Gründe auf das einleuchtendste beweisen, daß nichts gewisser ist, als der Untergang aller Staaten, wo die Bürger immer von ihren Rechten, niemals aber von ihren Pflichten sprechen, wo sie sich ihre Wünsche und Ansichten von Zührern diktiren lassen, welche sich des Volkes als eines Werkzeuges bedienen, um zum Despotismus zu gelangen und die, unter dem Vorwande, die Freiheit zu vergrößern, die Ausübung derselben beschränken oder sie zur Willkür umbilden, um sich durch derlei unwürdige Kunstgriffe den Pfad zur Tyrannei zu bahnen und die schon durch das Laster verderbten Geister in völlige Sklaverei zu stürzen."

Der vor uns liegende Band besteht aus zwei Büchern; in dem ersten setzt die Verfasserin ihre Ansichten über die Erziehung des Geistes aus einander; sie bezeichnet die Mängel des gegenwärtig gebräuchlichen Ganges und die Mittel zur Beseitigung derselben und beweist die Wichtigkeit einer raschen und umsichtigen Reform. Sie stellt den Satz auf, man müsse beim Unterricht stets folgerichtig vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten; sie giebt die Natur der Belohnungen und Bestrafungen an, zu denen man die Zuflucht zu nehmen habe, um faule Geister anzuspornen; sie zählt sodann die Vortheile der Ordnung und einer guten Zeiteintheilung auf und spendet treffliche Rathschläge über die Mittel und Wege, der der Jugend angebornen Wißbegier eine zweckmäßige Richtung zu geben. Nachdem sie uns die Nothwendigkeit und den

*) Delle educazione intellectuale, libri quattro indirizzati alle madri italiane, per Caterina Franceschi Ferrucci. Torino, 1842.

Nutzen der Erkenntniß unserer mannigfachen Fähigkeiten dargethan, zeigt sie uns die belebende und reinigende Kraft der aus der Geistesbildung erwachsenden Wonnen. Sie unterscheidet im Verstande drei Hauptfähigkeiten, aus denen alle übrigen stammen, nämlich die Aufmerksamkeit, das Urtheil und die Vernunft; sie setzt die Begriffe von objektiven und subjektiven Ideen aus einander und lehrt uns, in welchen Fällen man vorzugsweise entweder die Synthesis oder die Analysis beim Unterricht der Jugend anzuwenden habe.

Das zweite Buch zerfällt in drei Kapitel, welche nach einander die Aufmerksamkeit (das aufmerksame Auffassen), das Urtheil und die Vernunft abhandeln. Die Verfasserin bezeichnet zuerst die Schwierigkeiten, welche sich der Ausübung der Aufmerksamkeit entgegenstellen, sodann giebt sie die Mittel an, diese schöne Fähigkeit zu befestigen und zu stärken, nennt die Gegenstände, auf welche man sie besonders zu wenden habe, und hebt hierbei namentlich die Nothwendigkeit hervor, über die Reinheit und Eleganz der Sprache zu wachen. Im zweiten Kapitel beschäftigt sich Madame Ferrucci mit dem Geschmack und seinen Beziehungen zum Urtheil, mit dem Irrthum und seinen Ursachen, mit der Ideen-Verbindung, dem Einfluß der Leidenschaften auf unsere Urtheile, mit der Klugheit, mit der für die Bildung und Leitung unseres Urtheils geeigneten Lektüre; endlich untersucht sie, als eine Uebung im Urtheil, die Frage nach den Gütern und Uebeln dieses Lebens und nach den hieraus resultirenden sittlichen Ergebnissen. Sie stellt zum Eingange des dritten Kapitels fest, daß die Mehrzahl unserer Leiden aus der Unkenntniß einer richtigen Anwendung unserer Vernunft herrührt. Sie mustert hierauf die verschiedenen Functionen der Vernunft; sie gedenkt besonders jener, welche es mit der Klassifizirung unserer Urtheile zu thun hat, und giebt uns die Mittel an die Hand, wie man den Kindern eine richtige und gewandte Erörterungs- und Schlußweise beibringen könne; im Folgenden spricht sie von der Evidenz, von der Induction, von der Anwendung dieser Erörterungsform auf die Sittlichkeit und Aesthetik, von den Vortheilen der Reflexion, von den historischen und moralischen Wahrscheinlichkeiten, von dem sogenannten gemeinen Menschenverstande, vom Skeptizismus, von der Autorität in Sachen der Lehre und des Glaubens, von der Bewunderung, vom Enthusiasmus, von diesen beider Wirkungen auf die Vernunft, endlich von dem Ziele, welches sich die Vernunft stecken muß, um mit dem Willen des Schöpfers übereinzustimmen und dem Zwecke zu entsprechen, um dessentwillen sie uns verliehen worden.

Um den von der Verfasserin bei der Darlegung ihrer Prinzipien und Richtungen befolgten Gang besser zu verstehen, sey es uns gestattet, einige Seiten, in denen von der Anwendung der Induction auf die Aesthetik die Rede ist, in der Uebersetzung vorzuführen, um so mehr, als uns diese Partie wegen der Schärfe der Beobachtungen, der Klarheit und Fruchtbarkeit der Ideen, so wie wegen ihrer stilistischen Vorzüge, von wirklicher Bedeutung zu seyn scheint.

„Wir haben nun noch (sagt Madame Ferrucci) von einer anderen Anwendung der Induction (d. h. der folgerungsweisen Darstellungsmethode) zu sprechen, welche sich auf die uns angeborne Liebe zu dem schönen Ideal und auf den uns beiwohnenden Trieb bezieht, die Form und den Ausdruck desselben in die Wirklichkeit zu übertragen. Geschickt geleitet, gestattet uns die Induction, den edelsten Regungen unseres Herzens Genüge zu leisten, d. h. den Regungen der Liebe zum Guten und Rechten, wie ich dies schon bei Gelegenheit der sittlichen Empfindungen und Ideen dargethan habe. Es bleibt mir noch übrig, ihre Rolle bei der Aeußerung und dem Hervortreten des Schönen darzulegen, wobei ich mich jedoch nur auf eine kurze, übersichtliche Darstellung beschränke, da eine tiefere Behandlung des Gegenstandes vielen Raum wegnehmen würde.

„Welches Ziel stellt sich der Dichter (um nur von einer der schönen Künste zu sprechen)? Zweifelsohne beabsichtigt er vorzugsweise, seinen Gedanken und Empfindungen eine Form zu verleihen, welche zu gleicher Zeit eine treue Nachahmung der Natur und eine lebendige Verkörperung des Absolut-Schönen ist. Durch welche Mittel strebt er dieses Ziel zu erreichen? Durch dieselben, welche ihm dazu dienten, den Begriff des Schönen und die Erkenntniß des Wahren zu erfassen. Ich will hiermit sagen, daß die Reflexion eben so für die Einbildungskraft die Quelle des Schönen ist, wie sie für den Verstand die Quelle des Wahren ist. Sie theilt sich in der Seele des Dichters in zwei Richtungen, welche nach verschiedenen Seiten laufen, um dann in einer einzigen wieder zusammenzutreffen, wie zwei Gießbäche, welche derselben Quelle entströmen, hierauf sich in der Ebene von einander trennen und, nachdem sie sich durch manche Flur geschlängelt, ihre Gewässer endlich wiederum vereinigen.

„Der doppelte Pfad, welchen der Geist des Dichters bei der Reflexion verfolgt, entspricht der Doppelnatur des Schönen, welches er darzustellen beabsichtigt. Da das Schöne zugleich sinnlich-faßbar und geistig-ideal ist, so würde es sich Niemanden vollständig zu enthüllen im Stande seyn, der es nur in einer der beiden Sphären, d. h. entweder in der Welt der Gedanken oder in der der Sinne, suchte. Eben so muß die Seele aus sich heraustreten, um mit der genauesten Aufmerksamkeit die Gegenstände der Außenwelt zu beobachten, muß sich sodann wieder in ihr innerstes Forum zurückziehen und da die Wirkungen beobachten, welche die äußeren Dinge auf sie hervorbrachten, muß sich an den durch das Gedächtniß hervorgerufenen oder durch die bewegliche Einbildungskraft geschaffenen Bildern halten und der Stimme der Leidenschaften ein aufmerksames Ohr leihen, um ihre flüchtigsten Laute und lebendigsten Worte zu erlauschen.

„Man wird es vielleicht für einen Irrthum halten, wenn ich der Reflexion einen Theil der Wirkungen der Begeisterung zuschreibe; ich glaube mich jedoch mit dieser Annahme völlig auf dem Felde der Wahrheit zu bewegen, und der Beweis hierfür scheint mir nicht allzu schwer zu seyn.

„Was verstehen wir unter jener plötzlichen und außergewöhnlichen Gluth, welche sich des Dichters bemächtigt? woher kömmt sie? was entzündet sie? Muß man ihr Prinzip in den Fähigkeiten unserer Seele suchen oder sie auf Rechnung einer absonderlichen und übermenschlichen Ursache schreiben? Gott liebt die Wunder nicht; denn er kann, da er die Ordnung liebt, nicht ohne eine besondere, unumgängliche Nothwendigkeit das wollen, was diese Ordnung irgendwie stört.

„Zweifelsohne erhebt sich der Dichter über andere Menschen, wenn er sich in dem Zustande fühlt, das Absolut-Schöne zu erfassen und es mit sinnlichen und lebenden Bildern zu bekleiden, und man kann von ihm sagen, was Aeneas von seiner Mutter sagte:

— Nicht Sterblicher Antlitz
Trägst Du, noch kündet die Stimme den Menschen. . .
(Virgil, Aen. I. B., 327. V.)

Der göttliche Hauch durchdringt dann in der That seine Gedanken; er hört in seinem Innern die süßesten Klänge einer himmlischen Melodie ertönen; aber nichts von alledem geht über die Gesetze der Natur hinaus. Die Begeisterung ist dem menschlichen Geiste eben so eigen, wie die Fähigkeit, über die ihm undurchdringlich erscheinenden Geheimnisse nachzudenken; er sieht und betrachtet das Schöne aus denselben Gründen und auf dieselbe Art, wie er das Gute und Wahre sieht und betrachtet. Eine Emanation Gottes, entdeckt er in Ihm und durch Ihn, wenn auch verschleiert, den überirdischen Glanz der absoluten Schönheit, ganz so, wie er in Ihm und durch Ihn die Ewigkeit und das Unendliche erfaßt. Wenn sich der Dichter, von der Liebe beherrscht oder durch die Betrachtung erkräftigt, den reißenden Schwingen der Einbildungskraft anvertraut, durchfliegt er mit ihr Regionen, deren Heiterkeit nie getrübt worden, Regionen, die im reinsten Lichte strahlen, wo frische Laubgehege, schöne Wasser und lachende Blumenteppiche sich zu einem von überirdisch schönen Wesen bewohnten Zaubergarten verschlingen; das schöne Ideal entschleiert sich ihm in seinem Glanze und seiner Reinheit, und während er in diesem Anschauen von einem bisher unbekannten Entzücken durchschauert wird, stellen sich ihm Gedanken, Bilder und Worte in Menge dar, um die Urgestalt, die ihm erschienen, in einer sinnlichen Form und mit harmonischen Farben wiederzugeben. Aber wie lernt er es, seine Figuren zur klaren Erscheinung zu bringen, wie lernt er es, den stolzen, drohenden, leidenschaftlichen Tönen die Laute süßer Anmuth und Schmeichelei folgen zu lassen, wenn nicht eben durch Reflexion? wer zeigt ihm das Geheimniß, die affektvollen, die zarten, die melancholischen Empfindungen und Stimmungen passend auszudrücken? wer warnt ihn vor der Klippe der Gesuchtheit und Geschraubtheit, welche dem Geschmack für das Elegante so nahe liegt? Ist es nicht die Reflexion? Welcher anderer Führer kann ihm die Gegensätze und Beziehungen entdecken, welche zwischen den Gedanken und den Ausdrücken, zwischen dem Ton der Worte und ihrem Sinn liegen? Besäße er wohl ohne ihre Hülfe die Empfindung der feinen, leichten Nüancen, welche den Gedanken und dem Stile jenen Duft und Schmelz verleihen, den man mit dem zarten, schleierartigen Flaum, wie er auf gewissen Früchten liegt, vergleichen kann?

(Schluß folgt.)

England.

Zur Statistik der Presse.

Das Personal einer Londoner Zeitung.

(Schluß.)

Wir kommen nun an die Klasse der zeilenweis bezahlten Reporters (penny-a-liners). In London giebt es vielleicht funfzig Individuen, welche keine andere Industrie treiben oder andere Existenzmittel besitzen, als die, den Zeitungen Neuigkeitsartikel zu liefern. Diese Menschenklasse, die aus ziemlich heterogenen Mitgliedern besteht, ist leider bemerkenswerther durch Thätigkeit und Kühnheit bei der Jagd nach Neuigkeiten, als durch Talent und Delikatesse. Unglücklicherweise beurtheilen viele ehrliche Bürger Londons das Personal der Zeitungen nach diesen Leuten, welche plötzlich, ohne daß Jemand weiß, wo sie herkommen, bei jeder Gruppe Neugieriger erscheinen und sich dreist als Vertreter der Presse verkünden, der sie aber durch ihr Aeußeres und durch ihre Manieren selten Ehre machen. Es ist zwar wahr, daß einige fähige Journalisten als bescheidene Neuigkeitssammler debütirt haben, jedoch bleibt kein talentvoller Mann längere Zeit in dieser Stellung. Solche untergeordnete Berichterstatter werden nur für die von dem Journal angenommenen und gedruckten Artikel bezahlt, welche durchschnittlich den zehnten Theil der gelieferten betragen. Da sie aber allen Morgenzeitungen Kopieen ihrer gesammelten Neuigkeiten übersenden, so haben sie Aussicht, für einen und denselben Artikel mehrerermal bezahlt zu werden, was gewöhnlich mit 1½ Penny (1½ Sgr.) die Zeile geschieht. In ihrem Stil zu reden, reicht „eine gute Feuersbrunst" oder „ein guter Mord" oft hin, um mehr als die regelmäßig angestellten Berichterstatter zu verdienen, und es steigert sich dies zuweilen in einer Woche auf 30—40 Pfd. Sterl. (200—270 Thlr.) Gewöhnlich sind diese Leute jedoch sehr unvorsichtig, geben das Geld eben so schnell oder noch schneller aus, als sie es verdienen, und selten besitzen sie noch etwas beim Eintritt der stillen Jahreszeit, in der keine politische Bewegung und folglich keine öffentlichen Versammlungen stattfinden, oder wenn es an Unglücksfällen und Verbrechen fehlt. Alsdann erfinden sie falsche Neuigkeiten und sogenannte Zeitungsenten; es wird von angeblichen Untersuchungen über Todesfälle berichtet, welche nie vorgekommen sind; ganze Stadttheile werden durch Katastrophen erschüttert, welche nur in der Einbildung der Berichterstatter existiren. Der Coroner, Herr Walley, hat einst öffentlich erklärt, daß von den zwölf Todtenschauen, welche ihn die Zeitungen an einem einzigen

Tage halten ließen, auch nicht eine stattgefunden habe. Zu dieser Erklärung hatte ein merkwürdiger Umstand Veranlassung gegeben; mehrere Zeitungen hatten nämlich den Selbstmord eines jungen Mädchens erzählt, das von einem Verführer mit ihrem Kinde verlassen worden war, und diese Erzählung war mit so rührenden Details ausgemalt und von so romantischem Interesse umgeben worden, daß die Neugier und Sympathie des Publikums davon in hohem Grade erregt wurde. Wir befanden uns selbst an dem Abend, als der Bericht über diese Begebenheit einging, in dem Büreau einer Londoner Zeitung, und erinnern uns noch der Worte, womit uns der Herausgeber auf einen der in dieser Erzählung zitirten Briefe aufmerksam machte: „Ist dies nicht", sagte er, „das erhabenste Pathos und zugleich die vollkommenste Wahrheit? Der größte Romanschreiber der Welt hätte nichts Schöneres, nichts Einfacheres, nichts Natürlicheres ersinnen können, als den schlecht geschriebenen Brief jenes armen Mädchens ohne Erziehung." Zwei oder drei Tage später entdeckte man, daß die ganze Geschichte nur ein Märchen gewesen war. Und dennoch hatte unser Freund wahrscheinlich Recht. Es ist selten, daß diese falschen Nachrichten von den Ueberbringern erfunden werden, sie sind einfach aus einigen alten, vergessenen Journalen oder aus einem obskuren Blatt der Kolonieen abgeschrieben und den Sitten und Lokalitäten der Hauptstadt angepaßt. Natürlich gebrauchen die Herausgeber der Zeitungen alle mögliche Vorsicht, um nicht auf diese Weise mystifizirt zu werden, erreichen aber nicht immer ihren Zweck. Dieser Klasse Berichterstatter gegenüber besitzen sie alsdann kein anderes Mittel, als beharrlich ihre Mittheilungen zurückzuweisen; von dem Augenblick an, wo der Schuldige merkt, daß solches geschieht, verständigt er sich mit einem Freunde, der ihm seinen Namen leiht, oder er nimmt einen fingirten Namen an, unter dem er so lange verborgen bleibt, bis seine alte Sünde vergessen oder verziehen ist.

Eine sehr charakteristische Eigenschaft dieser Leute ist die unvergleichliche Beharrlichkeit und unbezwingliche Energie, die sie beim Aufsuchen und Nachspüren passender Artikel entwickeln. Ist eine Feuersbrunst ausgebrochen, so sieht man sie mitten unter der Löschmannschaft. Ist ein großes Verbrechen begangen worden, so eilen sie sogleich nach dem Schauplatz desselben, um ein Protokoll aufzunehmen und alle Details zu sammeln, die sich zur Befriedigung der Neugier des Publikums eignen. Sie besitzen vor Allem ein wunderbares Talent, die Selbstmorde zu entdecken. Die Unglücksfälle auf den Eisenbahnen haben ihnen ein reiches Feld eröffnet. Endlich vergeht kaum ein Tag, der ihnen nicht ein „bemerkenswerthes Zusammentreffen" oder einen „außerordentlichen Glückswechsel" zu melden gäbe. Im Allgemeinen findet man in dem britischen Reiche vielleicht keine Menschenklasse, deren Arbeit mühsamer, deren Existenz unsicherer und deren Lebensart unregelmäßiger wäre.

In dem Fache der auswärtigen Korrespondenz sind seit einiger Zeit wesentliche Veränderungen vorgegangen. Vor der Februar-Revolution waren Paris, Madrid, Lissabon die Hauptsitze der auswärtigen Berichterstatter. Heutzutage ist ein Londoner Blatt gezwungen, Agenten für ganz Europa zu besitzen, von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meere, von dem Golfe von Biscapa bis zum Bosphorus. Die Functionen eines Korrespondenten in Paris, diesem Centralpunkte, dem die anderen Orte stets untergeordnet waren, erforderten mehr Wachsamkeit als mühsame Arbeit. Die ganze Politik des Kontinents traf gleichsam in Paris zusammen, und die Pflichten des Korrespondenten bestanden hauptsächlich darin, mit möglichster Schnelligkeit, oft durch Couriere, oft durch Tauben, die wichtigen Nachrichten zu expediren, welche von einem Augenblick zum anderen eintreffen konnten. Was seine regelmäßige Beschäftigung anlangte, so bot sie nichts sehr Ermüdendes dar; er hatte nur eine Uebersicht der Tagesneuigkeiten abzufassen, einige Auszüge aus den Artikeln der Morgenjournale zu machen und vielleicht die Büreaus des Ministeriums des Auswärtigen oder des Innern zu besuchen, um dort offizielle oder nichtoffizielle Nachrichten zu sammeln. Das war ungefähr der tägliche Geschäftsgang, aber die Wichtigkeit dieses Postens bestand überall in der äußersten Wachsamkeit, die der Korrespondent darauf verwenden mußte, die frühesten Nachrichten zu bekommen; auch war es seiner persönlichen Verantwortlichkeit anheimgestellt, zu beurtheilen, ob diese oder jene Neuigkeit die Kosten eines Expressen nach London werth sey. Heutzutage sind die Couriere durch die Eisenbahnen und die Tauben für einen Theil des Weges durch elektrische Telegraphen ersetzt worden. Selbst der oberflächlichste Zeitungsleser wird den Bericht der Pariser Korrespondenten weit umfangreicher als sonst finden. Von Allen, welche die Februar-Revolution in Frankreich verwünschen, hat wohl Niemand begründeterer Ursache dazu, als die regelmäßigen Korrespondenten der englischen Zeitungen.

Die militairischen Reporter bilden eine besondere Klasse, welche durch die Bedürfnisse der Zeit entstanden ist. Mehr als einer jener Herren, welche ganz kürzlich das englische Publikum mit dem Verlauf des italiänischen und ungarischen Krieges bekannt machten, sind während der Feldzüge der Karlisten in Spanien im Feuer gewesen und waren mehr als einmal nahe daran, als Spione gehängt oder erschossen zu werden. Selbst im letzten Sommer befand sich einer unserer Freunde, der nach Schleswig-Holstein gesandt war, in Folge der Verhaftung eines von ihm expedirten Couriers, in einer sehr kritischen Lage, aus der er sich nur dadurch rettete, daß er einige Pferde zu Tode jagte und in einer Barke über den kleinen Belt nach Kopenhagen flüchtete. Das Amt eines Korrespondenten auf dem Kriegsschauplatz paßt nicht für Leute, welche auf ihre persönliche Sicherheit bedacht sind und die Bequemlichkeit lieben. Um seine Pflichten vollständig zu erfüllen, muß ein solcher der Landessprache vollkommen mächtig seyn, ja, selbst das Patois der Gegend kennen, in der er sich aufhält. Er muß ein guter Gesellschafter seyn, geschickt, unternehmend, auf alle Eventualitäten gerüstet; er muß nöthigenfalls sein Essen selbst kochen und unter freiem Himmel, am Fuße eines Baumes bivuakiren können. Vor Allem jedoch muß er mit Leichtigkeit schreiben können und, ohne gerade die Gefahr aufzusuchen, genug kaltes Blut behalten, um ruhig seine Depeschen zu verfassen, wenn auch mitunter eine verirrte Kugel an seinen Ohren vorüberpfeifen sollte. Wir rathen hiernach den guten Leuten, welche nicht gern außerhalb ihres Bettes schlafen, welche bei Pistolenschüssen zusammenfahren und sich im Lustzug erkälten, den Auftrag abzulehnen, die Kriegsgeschichte der Gegenwart als Augenzeugen zu beschreiben.

Wie schon erwähnt, wird das größte Geheimniß über die Verfasser der Leitartikel beobachtet. Wenn sie zuweilen in den Zeitungs-Büreaus erscheinen, so ist es gleichsam inkognito und erräth man auch den Beweggrund, der sie dorthin führt, so wird er doch niemals zugestanden.

Was die Direction der Zeitungen betrifft, so besteht sie gewöhnlich aus einem Unter-Redacteur, dem ein zweiter zur Seite steht, aus einem Redacteur für die auswärtigen Nachrichten, zuweilen auch aus einem für die literarischen und industriellen Berichte, endlich aus dem Herausgeber oder Haupt-Redacteur, der die Eigenthümer repräsentirt, eine allgemeine Ober-Aufsicht und eine genaue Kontrole über alle Abtheilungen des Etablissements ausübt. Der Verfasser der Börsen-Artikel hat sein Büreau in der City und schickt jeden Abend seine Arbeit an das Journal.

Der Unter-Redacteur und sein Gehülfe begeben sich um 8 oder 9 Uhr Abends auf ihre Posten und einer von beiden ist sicher bis 4 Uhr Morgens beschäftigt. Sie haben die Berichte über die städtischen Tagesneuigkeiten auszuwählen, abzukürzen oder nach ihrem Ermessen zu ändern, die literarische und politische Korrespondenz des Journals zu redigiren und eine für den Haupt-Redacteur bestimmte Auswahl aus der Masse täglich eingehender Briefe zu treffen. Sie haben ferner eine große Anzahl Provinzialblätter durchzublättern, um daraus die bemerkenswerthesten Artikel zu entnehmen. Außerdem ist der Unter-Redacteur in stetem Verkehr mit der Druckerei, die ihn stets von dem schon gesetzten Theil und von dem noch auszufüllenden Raum in Kenntniß erhält. Bei vielen Zeitungen ist es Regel, daß jede zu druckende Zeile dem Unter-Redacteur zuerst vorliegt, wodurch dieser im Stande ist, den Verlauf der Arbeiten genau zu bestimmen. Er muß auch die Arbeiten der Stenographen überwachen und im Falle, daß ein unvorhergesehener Umstand, z. B. eine plötzliche Krankheit, in diesem Theile der Redaction eine Lücke entstehen läßt, sich schleunigst mit einem anderen Journal in Verbindung setzen, um jede Verzögerung zu verhüten. Er empfängt einen Theil des in Geschäftsangelegenheiten Eingehenden, ist darauf bedacht, sich eine Uebersicht der stattfindenden öffentlichen Versammlungen, Diners u. s. w. zu verschaffen, hat das Auge auf Alles und wird außerordentlich in Anspruch genommen durch verschiedene Arbeiten, die dem Anschein nach unwichtig sind, jedoch im Ganzen einen wesentlichen Einfluß auf den Erfolg der Zeitung ausüben.

Die Functionen des Redacteurs für das Ausland bestehen, wie schon der Name bezeichnet, darin, daß er die Berichte der auswärtigen Korrespondenten und Zeitungen redigirt; da hierbei oft viel zu übersetzen ist, so muß er nothwendigerweise ein tüchtiger Linguist seyn.

Es bleibt uns noch über den Haupt-Redacteur der Zeitung zu sprechen. Sein Ansehen, so wie seine Verantwortlichkeit, ist groß; ihm werden alle zweifelhaften Fragen vorgelegt; der Unter-Redacteur theilt ihm fortwährend den Stand der Arbeiten mit; von allen wichtigeren Artikeln werden ihm von Zeit zu Zeit Probe-Abdrücke zugestellt. Er schließt alle Geschäfte und Verträge mit den Korrespondenten, den Stenographen u. s. w. ab; er empfängt alle Personen, die in wichtigen Angelegenheiten kommen, so wie solche, die in Betracht ihres Ranges oder ihrer Stellung nicht an einen Unterbeamten gewiesen werden können. Indessen ist das speziellere Fach des Haupt-Redacteurs das der leitenden Artikel. Diese kann er, wenn es ihm gutdünkt, selbst verfassen, doch ist er gewöhnlich zu sehr beschäftigt, um sich damit aufzuhalten; in der Regel giebt er nur den Verfassern die Themata und die Behandlungsweise an, während er bei der Einlieferung dafür Sorge trägt, den Artikeln im Ganzen die politische Färbung mitzutheilen, welche die unsichtbaren Eigenthümer, deren Repräsentant er ist, angenommen haben. Der Haupt-Redacteur bringt gewöhnlich die Nachmittage in seinem Kabinet zu, kehrt gegen 10 oder 11 Uhr Abends dorthin zurück und bleibt hier oft so lange, bis der Druck der Zeitung begonnen hat, also bis gegen 5 Uhr Morgens.

Wir haben dem Leser die wichtigsten Triebräder eines Londoner Journals gezeigt, wir wollen hier eine kurze Beschreibung der in Bewegung gesetzten Maschine folgen lassen. Den größten Theil des Tages über ist das Etablissement fast ganz leer, nur in der Expedition sind einige Kommis mit Schreiben und mit dem Empfang der Annoncen beschäftigt. Gegen 4 Uhr erscheinen ein oder zwei Redacteure, sie öffnen und durchsehen die Korrespondenz und schicken die zur Veröffentlichung bestimmten Mittheilungen nach der Druckerei, damit die anlangenden Schriftsetzer diese vorfinden. Sie treffen auch ihre Einrichtungen zu den Leit-Artikeln des nächsten Tages und stellen den untergeordneten Mitarbeitern Instructionen darüber zu. Um 7 Uhr Abends fängt eigentlich die Arbeit an; drei oder vier Parlaments-Stenographen befinden sich schon an ihren Schreibtischen, die Pulte der Redacteure bedecken sich mit den eingelieferten Stadtneuigkeiten, mit Depeschen und Zeitungen aus der Provinz. Währenddessen füllt sich die Werkstatt der Schriftsetzer mehr und mehr, und um 10 Uhr ist die Arbeit in vollem Gange. Ein Dutzend Kolumnen der parlamentarischen Debatten sind vielleicht schon geschrieben, die Redacteure fertigen Manuskript für die Setzer an, und mehrere Schriftsteller in verschiedenen Stadttheilen sind mit den Leit-Artikeln beschäftigt. Nicht ein einziger Eisenbahnzug langt in der Stadt an, der nicht noch vom Druck feuchte Zeitungen und Briefe aus der Provinz mitbrächte. Aus dem Auslande treffen die mit Eilboten gesandten Depeschen ein und werden dem Redacteur der auswärtigen

Nachrichten überwiesen. Die Büreaus sind zu dieser Zeit voll Glanz und Bewegung. Gegen Mitternacht ist die Hauptmasse der Nachrichten angekommen, die Bedienten holen aus dem Kabinet der Redacteure Körbe voll zurückgelegter Mittheilungen, der Faktor erstattet seinen Bericht über die Menge des vorhandenen Stoffes, der Unter-Redacteur theilt dem Haupt-Redacteur den Stand des Ganzen mit, die Stenographen sind in größter Thätigkeit. Die Sitzung des Unterhauses verlängert sich vielleicht bis zwei Uhr Morgens, und die Reporter lösen sich alle Viertelstunde ab. Gegen drei Uhr geräth der Faktor in einen Zustand nervöser Aufregung, indem er an die ersten Eisenbahnzüge denkt; man ersucht die Schnellschreiber, ihre Auszüge fertig zu machen und um jeden Preis zu schließen, man trifft eine letzte Auswahl des noch Mitzudruckenden oder dessen, was bis morgen verbleiben kann. Etwas nach drei Uhr ist die eine Seite der Zeitung im Druck, denn die Maschinisten heizen schon seit zwei Stunden die Maschine; in der Eil werden noch die letzten Korrekturen der Leit-Artikel und neuesten Nachrichten besorgt, und um 5½ Uhr schon fliegen die kleinen Wagen, mit den noch dampfenden Blättern beladen, im Galopp nach den Eisenbahnhöfen der verschiedenen Linien, von wo aus diese Zeitungen so schnell, als der Dampf sie fortschaffen kann, über ganz Großbritannien verbreitet werden.

Das Spitzbuben-Meeting in London.

Die Zeitungen enthielten in diesen Tagen eine Notiz über ein Verbrecher-Meeting, das von Herrn Mayhew, Stadt-Korrespondent der Morning Chronicle, veranstaltet wurde, welcher unermüdlich thätig für die Hebung der sozialen Leiden ist und sich nicht scheut, in die Werkstätten des Lasters selbst hinabzusteigen, um die Mittel kennen zu lernen, wodurch das Verbrechen in seiner Wurzel zu ersticken wäre. Der Inquirer theilt darüber einen ausführlicheren Bericht mit, den wir hier wiedergeben:

„Ein Meeting, wie es noch nicht dagewesen, wurde vor kurzem in dem Schulzimmer der britischen Union abgehalten. Es wurde von dem Stadt-Korrespondenten der Morning Chronicle zusammenberufen und sollte einige der gemeinsten jugendlichen Diebe und Vagabunden, welche die Hauptstadt und das Land besonders belästigen, an einem Orte versammeln. Obwohl privatim aufgefordert, indem nur zwei Tage vorher in den verschiedenen Schlupfwinkeln und Höhlen des Lasters Einlaßkarten vertheilt worden waren, fanden sich doch nicht weniger als hundertundfunfzig Leute obigen Charakters ein. Anfangs betrugen sie sich sehr stürmisch und zügellos, gegen Ende aber wurden sie ruhig und selbst achtungsvoll in ihrem Betragen. Unter ihnen hatten neunzehn noch Vater und Mutter am Leben; neunundreißig hatten nur Vater oder Mutter, und achtzig waren gänzlich verwaist. Von professionirten Bettlern waren funfzig dabei, und sechsundsechzig erklärten sich selbst für gewöhnliche Diebe. Die Nachricht, daß der größere Theil der Anwesenden aus Dieben bestehe, machte ihnen selbst außerordentliches Vergnügen und wurde mit „dreifachem Applaus" aufgenommen.

Als sie erfuhren, daß einer unter ihnen, obwohl erst neunzehn Jahr alt, neunundzwanzigmal im Gefängniß gewesen sey, dauerte das Händeklatschen, Pfeifen und Bravorufen mehrere Minuten lang, und alle Jungen standen auf, um sich das ausgezeichnete Individuum anzusehen. Einige schrieben mit Kreide auf ihre Hüte, wie oft sie im Kerker gewesen wären.

Die Jungen wurden über ihre Lebensweise u. s. w. befragt, und ihre Antworten sollten von Allen, welche an dem Werke der zerlumpten Schulen (ragged schools) betheiligt sind, gelesen werden. Unser beschränkter Raum gestattet nicht, hierüber nähere Details zu geben.

Ein Bursche von etwa zwanzig Jahren wollte eine Angabe über die Kosthäuser (lodging-houses) improvisiren, die ihn, wie er erklärte, ins Verderben gestürzt hätten, aber er wurde sogleich durch den Ruf: „Herunter!" „Halt's Maul!" angegriffen — und diese Rufe wurden so allgemein und geschahen in so drohendem Tone, daß er sagte, er fürchte sich, Enthüllungen zu machen, weil er sich dadurch vermuthlich zwei bis drei Dutzend von den anderen Kerlen auf den Leib zöge (Große Verwirrung).

Der Korrespondent der Chronicle: Wird es einen unter Euch beleidigen, wenn er etwas gegen die Kosthäuser sagt? (Ja, ja!) Und warum?

Eine Stimme: Sie werden nicht mehr Gestohlenes hineinbringen lassen, wenn es gesagt wird.

Korrespondent: Aber möchtet Ihr nicht alle gern Euer jetziges Leben aufgeben? (Ja, ja, ja!) Nun, warum wollt Ihr nicht, daß das Kosthäuser-System, die Hauptursache Eures ganzen Elendes, geschildert werde?

Eine Stimme: Wenn Sie die Kosthäuser verschließen, wo sollen wir hingehen? Wenn ein armer Junge ins Arbeitshaus kömmt, kriegt er's Fieber und hungert noch obendrein.

Korrespondent: Habt Ihr nicht alle das Leben überdrüssig, welches Ihr führt? (Lautes Geschrei: „Ja, ja; wir wünschen uns zu verbessern!" erschallt aus allen Theilen des Zimmers.) Wie sehr Ihr die Schilderung der Kosthäuser fürchtet, so wißt Ihr so gut, wie ich, meine Freunde, daß Ihr in ihnen Eure Gefährten treffet und das Verderben an solchen Orten, wenn nicht begonnen, doch gewiß vollendet wird. Läuft ein Knabe von Hause fort, so wird er dort ermuthigt und vor seinen Aeltern verborgen gehalten. Und werden nicht die Leute, welche diese Oerter unterhalten, auf Kosten Eurer Erniedrigung und Eurer Gefahr reich? (Lautes Geschrei: „Ja, ja!") Warum treten Ihr nun nicht alle auf, nennt diese Lasterhöhlen dem Staat, der von den dort verübten Schändlichkeiten nichts weiß, und macht ihnen so auf einmal ein Ende? Es giebt nicht Einen unter Euch hier — nicht Einen, wenigstens unter den älteren Jungen — der nicht den Irrthum seines jetzigen Lebens erkannt hätte und nicht, ich glaub's wahrhaftig, rechtschaffen zu werden und sein Leben, wo möglich, durch ehrliche Arbeit zu erhalten wünschte. Ihr mochtet Euch ein Raubleben anfangs als etwas recht Angenehmes gedacht haben, aber Ihr wißt jetzt, daß ein Vagabundenleben voll von Leiden, Sorgen, Gefahren und Entbehrungen ist; Ihr seyd nicht so glücklich, wie Ihr es gedacht hattet, und seyd Eures jetzigen Lebens satt und überdrüssig. Dies höre ich von Euch allen. Sag' ich nicht die Wahrheit? (Von neuem das Geschrei: „Ja, ja, ja!" und eine Stimme: „Die Wahrheit, mein Herr, ist, wir sehen unsere Thorheit erst ein, wenn es zu spät ist.") Nun, ich und viele Hunderte und Tausende wünschen wahrhaft Euer Wohl und möchten gern etwas thun, um Euch zu einem rechtschaffenen Leben zu bringen. All oder fast all Euer Elend kömmt, wie ich weiß, von den schlechten Kosthäusern her — (Ja, ja, so ist's, Herr! so ist's!); und ich bin entschlossen, mit Eurer Hülfe ihre völlige Zerstörung zu bewerkstelligen. (Eine Stimme: „Das freut mich, Herr — Sie haben ganz Recht, und ich bitte Gott um seinen Beistand für Sie.")

Die älteren Burschen wurden nun gefragt, was sie wohl für das Geeignetste hielten, sie aus ihrer Erniedrigung zu befreien. Einige hielten Auswanderung für das beste Mittel, denn wenn sie in einer neuen Kolonie von frischem anfingen, so würden sie, ihrer Meinung nach, ihre schlechten Gewohnheiten, die ihnen in der Heimat jeden Zutritt zu einer Beschäftigung abschnitten, hinter sich lassen. Andere meinten, es würde ihnen schwer werden, schnell genug Arbeit zu bekommen, um daran verhindert zu werden, sich durch ihre alten Kniffe zu erhalten. Viele wiederum hielten ihre Besserung wegen der Versuchungen, welche sie in England umgäben, für unmöglich, während noch Andere dieselben Versuchungen in der Ferne wie zu Hause fürchteten.

Während dieser Vorgänge wurde einer der verzweifeltsten Charaktere — ein Junge, der sechsundzwanzigmal im Gefängniß gewesen war — von den Anderen dazu erwählt, einen Sovereign zu wechseln, um zu versuchen, ob er so ehrlich seyn würde, das zurückerhaltene Geld zurückzubringen oder damit zu verschwinden. Beim Empfange ward ihm gesagt, daß, wenn er es vorzöge, damit auszureißen, nichts gegen ihn unternommen werden sollte. Er verließ das Zimmer unter dem Jubel seiner Gefährten. Als er ein paar Augenblicke abwesend gewesen war, richteten sich alle Blicke nach der Thür, so oft sie geöffnet wurde, und man erwartete mit Angst, ob er durch seine Rückkehr seine Glaubwürdigkeit bewähren würde. Niemals hat eine Versammlung ein solches Interesse verrathen. Viele stiegen auf die Bänke, um die erste Spur seiner Rückkehr gewahr zu werden. Offenbar war ihre Ehre auf dem Spiel, und Mehrere sagten, sie würden den Kerl morgen todtschlagen, wenn er sich mit dem Gelde fortmachte. Viele Minuten vergingen in athemloser Stille, und einige seiner Genossen fingen schon an, zu sagen, daß eine so große Summe Geldes eine zu starke Verführung für den Jungen gewesen wäre. Endlich meldete ein entsetzlicher Beifallssturm seine Rückkehr. Das Entzücken seiner Kameraden brach immer wieder von neuem in laute Beifallsrufe aus, und der junge Mensch gab unter Triumphgeschrei das volle Geld zurück."

Mannigfaltiges.

— **Die Tauchnitzschen Ausgaben englischer Autoren.** Wir sind mit Rücksicht auf eine in Nr. 17 des „Magazins" von d. J. enthaltene gelegentliche Bemerkung über die mangelhafte typographische Ausstattung der in der Verlagshandlung von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig erscheinenden „Collection of British Authors" von Seiten des gedachten Herrn Verlegers aufgefordert worden, die in der neueren Zeit erschienenen Werke dieser Sammlung selbst zu prüfen, um das dort gefällte ungünstige Urtheil zu berichtigen. Wir müssen bekennen, daß sich das letztere in der That nur auf früher erschienene Werke der Tauchnitzschen Sammlung gestützt, vor denen wir den gleichzeitig in Paris bei Baudry oder Galignani erschienenen wohlfeileren Abdrücken der englischen Originale unbedingt den Vorzug einräumen mußten. Gern aber geben wir zu, daß durch die in neuester Zeit in der gedachten Sammlung erschienenen Werke, namentlich z. B. Macaulay's „History of England", Currer Bell's „Shirley" und Capt. Marryat's „Valery", die sich eben so durch weißes Papier, als durch scharfgeschnittene Typen und klaren, nicht zu kompressen Druck auszeichnen, der Aufgabe, ein englisches Buch zu liefern, auf würdige Weise nachgekommen ist. Früher bereits haben wir das Verdienst, welches sich Herr Tauchnitz dadurch erworben, daß er, noch vor Abschließung des preußisch-englischen Vertrages gegen den Nachdruck, Ausgaben englischer Schriften veranstaltete, die die Rechte der Verfasser auch auf dem Kontinente wahrten, in diesen Blättern bereitwillig anerkannt. Mit Vergnügen erfahren wir daher jetzt, daß die Copyright-Editions des Herrn Tauchnitz nicht nur in Deutschland die Pariser Nachdrücke englischer Autoren gänzlich verdrängt haben, sondern in diesem Augenblicke auch den ganzen europäischen Kontinent fast ausschließlich mit den beliebteren Schriften der englischen Literatur versehen und sogar in Nord-Amerika den dortigen spottwohlfeilen Nachdrücken eine erfolgreiche Konkurrenz bereiten, indem man in New-York und anderen großen Städten der Union die Tauchnitz-Editions, wegen ihrer zweckmäßigen typographischen Ausstattung und großen Korrektheit, den sehr liederlich gedruckten amerikanischen Ausgaben vorzuziehen anfängt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Peop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Dienstag den 5. März 1850.

Australien.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gaillard.

I. Die Deutschen in Australien.

Unter schweren Geburtswehen wurden die ersten Ansiedelungen der Europäer in den reichen Fluren und Urwäldern Amerika's in das Daseyn gerufen, unter leichten auf dem Kontinent von Australien, wo die Natur mit minderer Kraft und geringerem Reichthum ihren Thron aufgeschlagen, wo sie schwächer im Schaffen und Zerstören ist, wo nicht zahlreiche und muthige Völker um jeden Fuß breit Erde mit den Eindringlingen kämpfen. Auch die Deutschen, obwohl in Masse weder zu den ersten Einwanderern in Nord-Amerika, noch zu denen in Australien gehörend, mußten trotzdem in dem ersteren Welttheile ihren Schmerzen- und Leidenzoll beitragen. Was sie in Brasilien erduldet haben, steht uns bei dem erst in neuerer Zeit begonnenen Zuge nach diesem Lande vor Augen, vergessen aber ist, daß die Lage unserer armen deutschen Käuflinge in Nord-Amerika während des letzten Jahrhunderts eine eben so traurige, ja, noch entwürdigendere war, daß auch sie als Sklaven von der Privat-Industrie und den britischen Beamten gemißbraucht worden waren. Nichts dem Aehnliches in Australien. Die Achtung vor dem Menschen und die weise Erkenntniß des wirklichen und dauernden Vortheils vor dem eingebildeten oder rasch vorübergehenden sind im angelsächsischen Volke zum Durchbruch gekommen. — In dem auf der westlichen Halbkugel liegenden Neu-Seeland dagegen, das zu Australien im weiteren Sinne gehört, entsprechen die Schicksale der ersten Einwanderer denen der ersten Kolonisten in Amerika und besonders in Nord-Amerika. In Neu-Seeland ist die Natur reicher, und eines der streitbarsten Völker hält seinen Boden besetzt. Auch hier waren die Opfer unter den Deutschen zahlreich, aber sie gehörten zu den ersten Einwanderern in Masse.

Die Haupt-Niederlassungen in Australien sind in Ost-Australien: **Neu-Südwales**, 1788 als Verbrecherkolonie gegründet; zu derselben gehört auch die Niederlassung an der Moretonbai im Nord-Osten und gewissermaßen das den südlichsten Theil Australiens umfassende, zwischen 1834 und 1836 besetzte **Australia felix**, das jetzt weder eine vollkommen selbständige Kolonie, noch ein bloßer Bezirk des ersteren ist — in **Süd-Australien**: **Adelaide**, zwischen 1835 und 1836 gegründet, mit den Niederlassungen am Port Lincoln und an der Rivolibai — in **West-Australien**: die 1829 gegründete **Kolonie am Schwanenfluß** mit Australind und **Königs-Georgs-Sund**, südlich von dieser — in **Nord-Australien** sind mehrere Ansiedelungsversuche gemacht worden, von denen einige mißglückt sind, wie Fort Wellington und die Niederlassung auf der Insel Melville; welchen Fortgang dagegen Effington und Victoria haben werden, steht zu erwarten. Zu diesen Kolonieen kömmt noch die Insel **Van-Diemensland** oder **Tasmania**, die 1803 von den ersten Kolonisten besetzt worden ist.

In ganz Australien ist Adelaide die einzige Kolonie, bei welcher jetzt schon von deutschem Leben die Rede seyn kann. Es werden eben große Anstrengungen von den bedeutendsten Grundbesitzern in **Australia felix** und namentlich von dem rühmlichst bekannten Westgarth gemacht, um einen Theil der deutschen Auswanderung dorthin zu lenken. Barnabol, in der Nähe von Portland, ist z. B. eine von schweizer Weinbauern gegründete Niederlassung. In seinem neuesten Bericht an die deutschen Auswanderer nach Australien und in seiner unerschöpflichen Huld beschenkt und bevölkert Herr Detius Australia felix mit einigen Tausend (!!) Deutschen. Die deutschen Rheder J. C. Godeffroy u. Sohn in Hamburg führen diese Angabe, der Richtigkeit entsprechend, in ihrem neuesten Bericht auf den zehnten Theil zurück. — Aehnliche Bemühungen gehen von Grundbesitzern in **West-Australien** aus, um deutsche Auswanderer für die Kolonie am Schwanenfluß und Australind zu gewinnen, deren Gedeihen voraussichtlich geringer ausfallen wird, da das kulturfähige Land dort spärlich und in kleineren Strecken gefunden wird. In Neu-Südwales ist die Zahl der Deutschen nicht unbeträchtlich. In Sydney wohnen die meisten, die anderen sind über das Land zerstreut; in der Nähe dieser Stadt befindet sich eine Kolonie von deutschen Weinbauern. (Unter gewissen Formalitäten gewährt die englische Regierung deutschen Weinbauern von England ab die freie Ueberfahrt.) Die Deutschen in Sydney sind überwiegend Handwerker, als: Schneider, Schuhmacher, Goldarbeiter, Bäcker, Buchbinder, Tapezirer u. s. w.

In Süd-Australien, das jetzt 40,000 Einwohner zählen soll, wurde Ende 1848 die Anzahl der Deutschen auf 8000 angegeben, also auf ein Fünftel der ganzen Bevölkerung. Wir haben diese Angabe einer Prüfung zu unterwerfen.

Die Anzahl der nach Süd-Australien gegangenen Deutschen läßt sich durch die Veröffentlichungen der Bremer und Hamburger Behörden ziemlich genau feststellen. Denselben liegen nachstehende Angaben von 1846 an zu Grunde.

Von 1838 an bis 1841 gingen nach einer Mittheilung des Hauses Oelrichs in Bremen über diesen Hafen nach Adelaide in runder Summe (andere Angaben sind um einige Hundert Köpfe geringer, eine aus Australien sogar um 1200) 2000

Darauf kam es zur Krisis in dieser Kolonie durch die Landspekulanten. Die Folge davon war ein Verruf, in den die Kolonie kam und der die Auswanderung dorthin auf mehrere Jahre in Deutschland hemmte, dagegen gingen schon wieder, nach Herrn Oelrichs:

1844 über Bremen	450
1845 über Bremen	230
1846 über Bremen (nach amtlichen Berichten)	752
1847 über Bremen	699
1848 über Bremen	582
und über Hamburg	1123
In Summa	5836.

Zu dieser nach den **höchsten Angaben** berechneten Zahl kommen die aus Neu-Seeland nach Süd-Australien gegangenen Deutschen, angeblich 250,*) und ein paar Hundert, die über England und Antwerpen gegangen sind. Da diese aber kaum den Ausfall decken können, den die Zahl von 5836 durch die Gestorbenen und die erst im Herbst des Jahres 1848 nach Australien Abgegangenen erleidet, welche Ende des Jahres noch nicht an Ort und Stelle seyn konnten, so wird die Zahl von 6000—7000 Deutschen Ende des Jahres 1848 in Süd-Australien sicher eine richtigere seyn, wobei immer noch einer bedeutenden Anzahl von Geburten Rechnung getragen ist, um so mehr, als die erste Angabe von 2000 sicher zu hoch gestellt worden ist. In einer Ansprache der süd-australisch-irländischen (St. Patricks-) Gesellschaft unterm 14. Juli 1849 erlassen, wird die Anzahl der Deutschen in der Provinz Süd-Australien gegen 4000 stark angegeben und die sämmtlicher Einwohner auf mehr als 45,000. Diese an Ort und Stelle gemachte Angabe ist um so gewichtiger, als die Gesellschaft keinen Beweggrund hat, aus dem sie die deutsche Bevölkerung wissentlich zu gering anschlagen sollte.

Die Zahl der nach ziemlich sicheren Ermittelungen im Jahre 1849 nach Australien Ausgewanderten betrug

über Hamburg	1468
über Bremen	286.

Dazu kommen noch diejenigen Deutschen, die wegen der dänischen Blokade und aus anderen Gründen über ausländische Häfen nach Australien gegangen sind, deren Zahl gegen die über die deutschen Häfen gegangenen nur gering seyn kann.

Die Deutschen leben im Allgemeinen nicht vereinzelt, sondern, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in drei Gruppen in Süd-Australien. Die erste finden wir in der Hauptstadt Adelaide, wo sie ziemlich zahlreich als Kaufleute und Handwerker leben; in der Nachbarschaft der Stadt liegt das deutsche Dorf Klemzig. Die zweite hat die kleine zehn bis elf geographische Meilen nordöstlich von Adelaide angelegte Stadt **Tamuda** zum Mittelpunkte; zu ihr gehören die Dörfer Langmeil, Bethanien, Hoffnungsthal und andere kleine Niederlassungen. Die dritte endlich, fünf Meilen südlich von Adelaide am Berge Barker, wohnt in den Dörfern Lobethal und Hahndorf. — Die Deutschen haben auch hier wie in Nord-Amerika bewiesen, daß sie eben so glücklich als geschickt darin sind, den besten Boden zu erwerben.

Jene in undurchdringliches Dunkel gehüllte Macht, welche die Einen die Vorsehung, und die Anderen den Genius der Menschheit nennen, bedient sich mitunter wunderbarer Mittel, um ihre höheren Bildungszwecke der Menschheit durchzusetzen. Der Pfarrer Kavel aus Klemzig in der Neumark litt an konfessioneller Mißsucht. Er glaubte, in seinem Alt-Lutherthume nicht nach seiner Façon selig werden zu können, und weil er es glaubte, so glaubte es seine Gemeinde auch. Während nun Pastor Kavel in Australien wiederum eine andere Formel, ein anderes Bekenntniß als die allein seligmachende Religion gefunden, hat der Anstoß, den er gegeben, dem deutschen Element einen festen Boden in Australien erobert. Die protestantischen Sektirer haben sich im Verlaufe der neueren Kolonisationsgeschichte immer als die tüchtigsten Kolonisten

*) Da nach Neu-Seeland im Ganzen 1200 Deutsche gegangen seyn sollen, so wüßten wir noch nichts Genaues über den Verbleib der anderen. Es ist bekannt, welche traurige Wendung die Colonisation in Neu-Seeland genommen hatte, wie die Auswanderer ihr bezahltes Land nicht erhalten konnten, wie gefährliche Kriege mit den Eingebornen und falsche Leitung die Kolonie beinahe gänzlich zugrundegerichtet hatten. Haben sich diese Zustände, neueren Nachrichten nach, der Besserung zugewandt, so ist es uns doch bis jetzt nicht möglich gewesen, etwas Sicheres über die Zahl der deutschen Opfer und über die der dort noch lebenden Deutschen und ihre gegenwärtigen Zustände zu erfahren.

gezeigt, und es ist nicht zu leugnen, daß die Unterordnung der Einzelnen mit ihren einander entgegengesetzten Ansichten, die, unbeschränkt ausgeführt, alle Kräfte neutralisiren, unter den Willen eines Einzelnen zu großartigen Ergebnissen führt, und daß der flammende Glaube an eine geoffenbarte Religion allen denjenigen eine große Kraft zur Tragung und Ueberwindung von Leiden und Entbehrungen verleiht, die in sich keinen moralischen Halt haben, und so sind die meisten Menschen trotz aller schönen Redensarten. — Je größer die Schwärmerei, desto größer die Kraftentwickelung.

Wir kehren zu Kavel zurück. Seiner Gemeinde fehlte es an den nöthigen Mitteln. In der Fürstin von Reuß-Karolath fand er eine Beschützerin. Er reiste nach London und vereinigte sich dort mit Herrn Angas, Direktor der süd-australischen Compagnie. Im Jahre 1838 reisten 600 Alt-Lutheraner unter seiner Leitung von Hamburg nach Australien ab. Herr Angas gab ihnen bedeutende Vorschüsse auf die Ueberfahrt, die ersten Einrichtungen und die Versorgung mit Lebensmitteln und wies ihnen Ländereien zur Pacht an. Sie gründeten die Dörfer Klemzig und Hahndorf. Die so tiefverschuldeten Leute zahlten nicht nur die hohen landesüblichen Zinsen, sondern tilgten auch in einigen Jahren ihre Schulden und erwarben sich ein schuldenfreies Eigenthum, wobei sie den Acker Land bis zu 40 Thlrn. bezahlten. Nach Bromme besaßen sie bei ihrer Einschiffung in Hamburg zusammen 60,000 Thlr., bei ihrer Ankunft in Australien kaum 5000 Thlr., und die Hahndorfer Gemeinde machte allein für Lebensmittel 10,000 Thlr. Schulden. Im Jahre 1841 veranschlagte Herr Angas den Eigenthumswerth dieser 600 auf 134,000 Thlr. — Der Pastor Fritzsche aus Schlesien folgte mit seiner altlutherischen Gemeinde dem Prediger Kavel. Er gründete die Dörfer Bethanien, Lobethal und Langmeil. Ihm folgten noch mehrere Gesinnungsgenossen aus Schlesien, Posen und Sachsen, ihre Pastoren an der Spitze. Trotzdem gehört jetzt nicht die Mehrzahl der Deutschen in Süd-Australien dem altlutherischen Bekenntniß an, denn die meisten der in den letzten Jahren in besonders starker Anzahl nach Süd-Australien ausgewanderten Deutschen sind nicht aus religiösen Gründen dorthin gegangen.

Die gesellschaftliche Stellung der Deutschen in Süd-Australien ist eine im Ganzen befriedigende und besser als selbst in Nord-Amerika, wenn der Engländer gleich auch sehr dazu geneigt ist, sich für ein ausgezeichneteres Wesen zu halten. Die Gründe dieser höheren Achtung vor den Deutschen liegen offen; da die Masse der aus Deutschland fliehenden Gauner und Schwindler den kürzeren Weg und das ergiebigere Feld in Nord-Amerika vorzieht und die Menge der durch die Verhältnisse verkümmerten Auswanderer die billigere Ueberfahrt nach Nord-Amerika kaum erschwingen kann, so ist Australien im Allgemeinen von denjenigen Auswanderern verschont geblieben, die dem deutschen Namen nicht zum Ruhm oder geradezu zur Schande gereichen. Konnten auch die altlutherischen Bauern mit ihrer Unbeholfenheit den Engländern keine Ehrenbezeugungen abgewinnen, so mußte doch ihr Fleiß, der ihnen schnell Eigenthum schuf, ihre moralischen Sitten und ihre strenge Religiosität ihnen die Achtung eines so betriebsamen und kirchlichen Volkes erwerben. Mögen nun auch gleich in neuerer Zeit manche nach Australien gegangene Deutsche gerade nicht geeignet seyn, diese gute Meinung zu erhalten, so sind dagegen verhältnißmäßig viele deutsche Familien dorthin gegangen, die durch geistige und gesellschaftliche Bildung durchaus befähigt sind, den englischen Kolonisten Achtung in jeder Beziehung vor dem Deutschen einzuflößen.

Als ein Zeichen deutschen Lebens erscheint seit zwei Jahren eine deutsche Zeitschrift. Wir haben dieselbe noch nicht zu Gesicht bekommen können; sie soll sich aber nach den eingezogenen Erkundigungen auf Anzeigen beschränken, ähnlich den Wochenblättern unserer kleinen Städte. Sehr bezeichnend ist das Urtheil eines der geachtetsten anglo-australischen Schriftsteller, Francis Dutton, über die Deutschen in Australien. Wir bemerken, daß es zu einer Zeit abgefaßt worden (1845), wo die Alt-Lutheraner fast ausschließlich die deutschen Vertreter in Australien waren.

„Der Deutsche erwägt sorgfältig bei jedem Heller, den er ausgiebt, ob es nothwendig ist. Man sieht ihn nie in einem Wirthshause geistige Getränke verzehren. Er geht manche Meile zu Fuß nach der Stadt und trägt eine schwere Last von Gemüse oder was sonst nach dem Markte. Nachdem er seine Waare verkauft hat, holt er ein Stück Brod aus der Tasche, was er vom Hause mitgebracht und seine Frau gebacken hat. Der Verdienst des Tages muß schon sehr groß gewesen seyn, um ihn zu verleiten, sein mäßiges Mahl mit einem Glas Ale hinunterzuspülen, in der Regel aber ist es ein Glas Wasser. Dabei ist ihm aber wachsende Wohlhabenheit und ein dauernder Wohlstand sicher. — — Bescheiden in ihren Sitten, höchst betriebsam und ökonomisch, bilden diese deutschen Auswanderer einen wahrhaft unabhängigen und glücklichen Theil der Bevölkerung von Süd-Australien. Der oberste Gerichtshof kann Zeugniß ablegen für ihr allgemein ordentliches Betragen. Wie ich glaube, ist kein einziger Prozeß gewesen, in welchem einer dieser Deutschen eines schweren Vergehens überführt worden. Der Pfarrer Kavel, dessen Sorge für die zahlreichen, räumlich getrennten Niederlassungen der Deutschen nicht hoch genug gerühmt werden kann, genießt einen hohen Grad von Ansehen bei ihnen und wird mit großer Ehrfurcht von ihnen behandelt. Ohne jede andere als eine moralische Gewalt ist sein Einfluß bei ihnen so groß, daß er im Stande ist, bei Streitigkeiten oder bei der Bestrafung geringer Vergehen, volle Gewalt über sie zu üben, ohne nöthig zu haben, die Ortsbehörde zur Hülfe zu rufen. Der Schuldige wird einfach ermahnt und mit vollständigem Erfolge von der Kanzel herab nach beendigtem Gottesdienste. — Sie sind sehr religiös. Ein gewisser Grad von Eifersucht ist unter ihnen gegen das Aufgehen in die englische Bevölkerung wach, und Ehen mit Engländern werden von ihnen nicht befördert. Als Arbeiter sind sie nicht mit denen aus England, Schottland und Irland in eine Linie zu stellen. Sie sind zu langsam, linkisch und zu stumpf von Fassungskraft (dull of comprehension), aber diese minder guten Eigenschaften werden durch ihren beharrlichen Fleiß und allgemein gutes Betragen überwogen." (Es ist bekannt, daß die deutschen Feldarbeiter in der Leistungsfähigkeit hinter den englischen, schottischen und irischen zurückbleiben, im Uebrigen aber werden der deutschen Sprache unkundige englische Arbeiter in Deutschland auch den Deutschen etwas dull of comprehension [ein Euphemismus für dämlig] erscheinen.)

Das Verhältniß der Deutschen zu einander scheint sich hier wenigstens bis jetzt besser zu gestalten als in Nord-Amerika, wozu vielleicht beitragen mag, daß bis jetzt fast nur Nord-Deutsche nach Australien gegangen sind, doch wird manchmal den Alt-Lutheranern vorgeworfen, daß sie sich gegen andersgläubige Landsleute unfreundlich benehmen.

Deutschland hat keinen Antrieb, die Auswanderung nach Australien zu befördern, der Vortheil davon kömmt jetzt rein England zu gut, unter dessen Handelseinfluß dieser Erdtheil steht. Ferner ist jetzt schon dieser Welttheil der Nebenbuhler Deutschlands in einem seiner wichtigsten Ausfuhrgegenstände, der Wolle. Bei der Bodenbeschaffenheit des Landes, das für eine dereinst starke Bevölkerung des sogenannten Kontinents nicht die nothwendigen Brodfrüchte zu liefern im Stande ist, und bei seiner günstigen Lage für den Handel auf der südlichen Hälfte der Erdkugel wird die Bevölkerung sich mit Erfolg, wie auf den Handel, auch auf die Industrie werfen und auch vielseitig auf diesem Felde als Nebenbuhler Deutschlands auftreten. Wie die Stellung des künftig unabhängigen Australiens zu Deutschland seyn wird, liegt im Schooße der Zukunft; wir wollen darüber keine Vermuthungen aufstellen, weil die Gestaltung der Zukunft von tausend Umständen und deren Benutzung abhängt. Nichtsdestoweniger ist es eine moralische Pflicht Deutschlands, den deutschen Kern, der sich einmal in Australien gebildet hat, den Verhältnissen entsprechend zu erhalten, zu kräftigen und dabei eingedenk zu seyn, daß es weise ist, unvermeidliche Uebel möglichst zu beschränken und aus ihnen den möglichsten Vortheil zu ziehen.*)

Italien.

„Ueber geistige Erziehung" von Signora Ferrucci.

(Schluß.)

„Bei Manchen ist die Begeisterung von der leichtesten Erregbarkeit; sie lassen sich daher öfter, statt im Zug zur rechten Zeit anzuhalten, auf ihren Sturmflügeln in Gegenden tragen, die der Schönheit, der sie huldigten, und dem Ruf, nach dem sie trachteten, nur allzu fern liegen. Wenn auch Einige ihre übermäßige Gluth dämpfen lernten und ein gewisses symmetrisches Verhältniß in ihren Compositionen walten ließen, so bringen sie doch, im Fall sie sich nicht auch Mühe geben, die dem Gedanken entsprechendsten und ihn am meisten hervorhebenden Worte, Wendungen und Figuren aufzufinden, auf die Gemüther ihrer Leser nie einen tief ergreifenden und dauerbaren Eindruck hervor: anstatt über ihre Gedanken ein günstiges Licht zu verbreiten, verhüllen sie dieselben in eine Art Wolke und begeben sich durch Vernachlässigung ihres Stiles aller Vortheile, die ihnen angeborne Kraft und natürliche Würde bereiten konnte. Läßt es sich also bezweifeln, daß die Kunst, seine Gedanken gut anzuordnen und gefällig darzustellen, zum großen Theil das Ergebniß der Reflexion sey? Sehen wir nicht, wie unfertig und roh die Werke jener Schriftsteller sind, welche sich thörichterweise einbilden, die Vortrefflichkeit der Kunst bestehe einzig in der bloßen Natürlichkeit, und hierzu reiche es hin, daß sich der Geist ohne Rückhalt dem in ihm plötzlich durch die Begeisterung erregten Drange überlasse? Man sieht allerdings in den Schöpfungen solcher öfter einmal einen Blitz poetischen Schwunges aufschimmern, und man entdeckt darin deutliche Spuren einer schöpferischen Einbildungskraft und kräftiger Empfindung; aber man findet bei ihnen nichts von jener Kunst, welche die Wahrheit in edler Weise schmückt. Wenn man der Art bemerkt, wie wenig die Worte mit den Gedanken übereinstimmen, und mit wie traurigen Lappen letztere, so würdevoll und anmuthig sie auch sonst seyn mögen, bekleidet sind, so empfindet man jenes Gefühl der Mißstimmung, ich möchte fast sagen, der Antipathie, welches uns der Anblick einer in schlechte Lumpen gehüllten Person erweckt, deren majestätischer Gang und imponirende Haltung mit einer so elenden Bedeckung in Widerspruch zu stehen scheinen . . . .

---

*) Es wird von dem Agenten für Australien, Herrn Oelius, der Plan betrieben, einige Hundert junge deutsche Frauenzimmer nach Australien überzusiedeln. Wir können dem Unternehmen nur unsere Zustimmung aus menschlichen und nationalen Rücksichten geben, um so mehr, als in dem Anschiffungshafen Adelaide sich ein Verein der angesehensten Frauen zum Schutze unbeschützter Frauenzimmer gebildet hat. Solche Einwandererinnen würden nicht nur sogleich einen ansehnlichen Lohn erhalten, sondern sich auch bei dem Mangel an Frauen in der Kolonie bald gut verheirathen. Dadurch würde so manches Mädchen vor dem Elend, ja, selbst vor der Prostitution gerettet werden, denen bei dem geringen Verdienst, der im Vaterlande auf die Töchter der Armen drückt, so viele von diesen sicher entgegengehen. Dabei bemerken wir, daß wir Kolonieen durchaus nicht als ein glückliches Mittel zur Besserung von Verbrechern betrachten, wohl aber als eines, welches einen großen Theil der Last ihrer Erhaltung von der Gesellschaft nehmen und ihre Arbeitskräfte zum allgemeinen Besten verwenden kann, vorzugsweise aber als eines, welches geeignet ist, Verbrechen vorzubeugen, und daher würden wir fordern, daß unter keiner Bedingung entsittlichte Frauenzimmer nach Adelaide übergesiedelt würden. Wir legen diese Angelegenheit denjenigen Vereinen und Einzelnen warm ans Herz, die ihre Mittel und ihre Fürsorge dem weiblichen Geschlechte widmen. Man kann uns entgegnen, daß durch eine solche Uebersiedelung doch keine gründliche Verbesserung in der Lage der ärmeren Frauen zu erzielen sey, wir aber können erwiedern, daß in unserer unvollkommenen Welt nun einmal nichts Vollkommenes zu erreichen ist, daß ja alle mildthätigen Vereine, Stiftungen, Einrichtungen u. s. w. unmittelbar nur Einzelnen und mittelbar, wenn auch nur in einem geringen Grade, Allen zugutekommen. Wir sind nun einmal zu einem immerwährenden Schaffen und Arbeiten verurtheilt, wenn wir irgend Etwas in der Welt erreichen wollen. — Es bliebe uns nun noch übrig, die nationale Seite dieses Unternehmens zu beurtheilen, und diese können wir mit wenigen Worten erledigen: „Die Mütter sind die treuesten Pflegerinnen der Sprache und der Sitte ihres Volkes."

„Das bis jetzt Gesagte mag hinreichen, um zu beweisen, daß man die Flamme der poetischen Begeisterung durch Studium und Nachdenken nähren müsse, damit ihr ein lebendiges, der Sonne an Wärme und Reinheit gleichendes Licht entstrahle.

„Alle Menschen besitzen die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, jedoch in verschiedenem Maße, weil sie alle, wie ich oben schon andeutete, das Urbild desselben in ihrem Geiste tragen. Jedoch verstehen es nicht alle, dem von ihnen erschauten Ideale Form und Farben zu geben; und dies rührt möglicherweise entweder von einem Mangel oder irgend einer Verstimmung der körperlichen Organe her, oder von einer unvollkommenen Verstandesbildung, oder von der Unkenntniß der Künste, welche uns durch Worte, Töne, Farben u. s. w. unsere Empfindungen und Gedanken ausdrücken lehren. Man muß nicht vergessen, daß die Verfassung der Seele, obschon in ihren wesentlichen Grundzügen gleich oder ähnlich, doch vielfach in den verschiedenen Fähigkeiten variirt, deren Entwickelung und Harmonie bei jedem Individuum wechseln und die eine so große Ungleichheit rücksichtlich ihres Umfanges und ihrer Kraft aufweisen. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der Seele eben so, wie mit der Erde, welche, wiewohl die Fruchtbarkeit ihre wesentliche Eigenschaft ausmacht, nicht zu allen Zeiten und in jedem Lande eine gleiche Fruchtbarkeit zeigte; sie bringt vielmehr, je nachdem sie hügelig, bergig oder flach ist, hier Pflanzen hervor, welche besser im Schatten gedeihen, dort andere, welche vorzugsweise der Sonne bedürfen, bedeckt sich hier mit reichen Getraidefeldern, breitet anderswo schöne Rebengelände aus und nährt an sandigen und dürren Stellen nur nothdürftig das unnütze Farrenkraut und die traurige Binse.

„Indem wir es somit als ausgemacht annehmen, daß die Reflexion uns die Wolken zerstreuen hilft, in welche das Urbild des Schönen zuweilen gehüllt ist, und daß sie uns die Fähigkeit verleiht, Andere den Zauber und Glanz dieses Schönen empfinden zu lassen, wollen wir nun untersuchen, auf welche Weise wir die glücklichen natürlichen Anlagen mittelst der Reflexion vervollkommnen und zum Vortheil der Kunst, deren Pflege wir uns gewidmet haben, verwenden können. Die Reflexion übt sich, wie wir früher bemerkten, bald, so zu sagen, außerhalb des Geistes, bald zwingt sie ihn, sich auf sich selbst zurückzubeziehen. Indem die Reflexion ihn nöthigt, den Anblick des Universums, die Eigenthümlichkeiten der organischen wie der unorganischen Körper, die schnelle und unregelmäßige Aufeinanderfolge der Ereignisse des menschlichen Lebens, die fast zahllosen Abstufungen unseres Empfindens und die fast eben so unberechenbaren Ursachen, die ihnen ihre Kraft und ihr Leben geben oder nehmen, mit scharfer Aufmerksamkeit zu beobachten, vermehrt sie ganz beträchtlich die Schätze der Einbildungskraft. Wenn der Geist aber stets den äußeren und zufälligen Dingen nachläuft, kann er nicht die Fähigkeit erlangen, durch lebendige Bilder die absoluten Ideen, das flüchtige Empfinden und das launische Belieben darzustellen; er muß vielmehr, dem Reisenden ähnlich, welcher, nach endlicher Rückkehr unter das väterliche Dach, in der Stille des häuslichen Heerdes sich das Bild der Länder, welche er durchzog, und der Meere, die er beschiffte, ins Gedächtniß zurückruft und sie vor seinem Geiste, zuweilen schöner als in der Wirklichkeit, stehen sieht, er muß, wiederholen wir, eben so, nachdem er lange von Gegenstand zu Gegenstand geschweift ist, endlich zu sich selbst zurückkehren und über das, was seine Bewunderung erregte, so wie über die empfangenen Eindrücke überhaupt, nachdenken; dann wird er die verschiedenen Ansichten der Dinge unter einer lebendigeren Beleuchtung erschauen und mit größerer Kraft und Intensität die Wirkungen fühlen, welche sie auf ihn hervorgebracht haben. Die Reflexion vervollkommnet das Werk der Natur, weil sie, indem sie sich mit der Einbildungskraft verbindet und nach dem Belieben derselben edle, rührende, heitere, traurige oder angenehme Bilder erweckt, dem Dichter Formen und Gestalten darbietet, deren Schönheit weder unvollkommen, noch gewöhnlich, im Gegentheil vielmehr selten, ausgesucht und vollendet ist, und die dem treuen und wahren Ausdruck der Natur das Geheimnißvolle und Duftige des Idealen beifügen. In dieser Hinsicht gleicht unser Geist den Bienen, welche keinen Honig in ihre Zellen legen könnten, wenn sie ihn nicht vorher auf den Blumen gesammelt hätten. Da der Verstand indeß oder die Intelligenz von Natur frei ist, so hat selbige nicht immer der äußeren Eindrücke nöthig, um sich zur Reflexion zu erheben; sie denkt, grübelt und empfindet durch sich und in sich.

„Ich glaube, daß der Schriftsteller, welcher den Ursprung der Leidenschaften, ihre Wallungen, ihre Sprache, ihre Schmeicheleien und Verführungskünste, die gewandte Art und Weise, mit der sie sich gegenseitig unterstützen und sich hinter Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen der verschiedensten Gattung zu verstecken wissen, nicht in und an seinem eigenen Herzen studirt hat, sie auch nie auf eine ihrer Natur entsprechende Weise darzustellen im Stande seyn wird. Wenn wir sie bei Anderen wirken sehen, zeigen sie sich uns selten in ihrer vollen Realität; denn der Beobachter entdeckt nicht stets die Ursachen, die ihnen Leben verleihen, noch auch die Effekte, die sie erzeugen; auch kann es vorkommen, daß List, Furcht oder Eitelkeit absichtlich eine Empfindung oder einen Gedanken verhüllen oder maskiren. Für uns selbst dagegen besitzen unsere Leidenschaften weder Geheimnisse, noch Masken, wir sehen sie, wie sie in Wahrheit in unserem Herzen hausen, vorausgesetzt, daß wir, statt es zu machen, wie so viele Leute, welche aus Furcht vor der möglichen Scheußlichkeit derselben die Augen vor ihnen schließen, sie vielmehr mit festem Blick anschauen, sie von ihrem Ursprung an beobachten, genau das Ziel verfolgen, nach dem sie streben, ihre allmäligen Umwandlungen kontroliren und den Tumult, die Unordnung und den Kampf, den sie in unserem Herzen hervorzubringen pflegen, in seinem ganzen Umfange betrachten.

„Nur der, welcher sich selbst genau kennt, kann sich rühmen, die anderen Menschen zu kennen. Wenn man beim Nachdenken über die äußeren Thatsachen zu der Erfahrung gelangt ist, wie die natürlichen Neigungen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk sich nach dem Himmelsstrich, nach der Natur des Bodens, nach den Gewohnheiten, den Gesetzen, den religiösen, philosophischen und moralischen Lehren, die einen so mannigfachen Einfluß üben, von einander unterscheiden, so wird man bei sich selbst einkehren und, sobald man das wesentliche und dauernde, so wie das veränderliche und zufällige Moment seiner Neigungen erkannt hat, sogleich die Sprache zu finden wissen, welche einer bestimmten Leidenschaft eigen ist, und den Mantel sehen, in den sie sich hüllt, so wie den Schein, hinter den sie sich verbirgt. In solchem Falle, wie in vielen anderen, versteht unser Geist aus der Einheit die Mannigfaltigkeit zu entwickeln. Das Studium hat ihn schon gelehrt, was auf besondere Fälle, bei gewissen Gebräuchen, auf bestimmte Nationen paßt; wenn er sich dann nur selbst beobachtet, so entdeckt er, wie die Natur sich ausdrückt und operirt. Und er erlangt nicht allein eine richtige und klare Kenntniß der Sprache der Leidenschaften, sondern er erfährt auch selbst noch jene Wirkungen, welche sie in ihrem Auflodern auf den ausüben, der ihr Sklave geworden.

„Dies ist der Grund der Erhabenheit, zu der sich zuweilen der Dichter und der Redner erhebt, und daher rührt der außergewöhnliche Einfluß, den ihre Gedanken und ihr Stil auf Andere ausüben. Wenn sich der Schriftsteller mit Lebhaftigkeit das Gefühl vorstellt, welches er in der Brust eines Anderen zu erregen beabsichtigt, wird seine Seele so stark ergriffen, daß sie weint, erbebt, sich freut und grollt, und in der immer wachsenden Gluth seiner Leidenschaft bieten sich seinem Geiste die Worte und Figuren dar, um die Wallungen des Mitleides, des Zornes, der Freude oder des Abscheues, von denen er beherrscht wird, mit voller Wahrheit auszudrücken.

„Horaz ist nicht der Einzige, welcher dem Dichter die Worte zurief: „Wenn Du willst, daß ich weine, so weine selbst zuerst"; der große römische Redner, welcher besser, als irgend ein Anderer, die Mittel kannte, die Gemüther zu bewegen und zu überzeugen, betrachtet es als eine Unmöglichkeit, die Geister der Zuhörer nach Belieben handhaben zu wollen, wenn man die Gefühle, die man bei den Anderen zu erregen beabsichtigt, nicht bei sich selbst empfindet. „Ihr werdet nicht erstaunen", sagt er, „daß sich derselbe Mensch so oft dem Schmerz und dem Zorn hingiebt und auf diese Art so vielen verschiedenen und einander entgegengesetzten Leidenschaften zur Beute wird, wenn Ihr Euch den extremen Einfluß vorstellt, den gewisse Bilder, gewisse Gedanken und gewisse Ereignisse auf Euch hervorbringen. Der Redner bedarf weder der Verstellung, noch der Masken, um sich heiter, traurig oder bewegt zu zeigen. Die Natur des ihm vorschwebenden Zweckes selbst, d. h. die Absicht, zu überzeugen und bei den Richtern und Zuhörern Zorn, Mitleid, Wohlwollen zu erregen, bewirkt ‚daß er selbst noch viel mehr erschüttert ist, als die, an welche er seine Worte richtet." *)

„Jeder, der sich die so schwere Kunst, zu schreiben, anzueignen strebt, muß diese Stelle genau durchdenken und daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß er nie dauernde Erfolge erlangen kann, wenn er nicht all seine Aufmerksamkeit auf sich selbst konzentrirt; denn die Reflexion ist es, welche uns den Charakter, die Aeußerungen, die Formen, die Listen und Kunstgriffe der Leidenschaften kennen lehrt.

„Man würde Unrecht haben, mir zu entgegnen, daß der Schriftsteller, da er nicht alle Gefühle des menschlichen Herzens erfahren haben kann, nicht im Stande sey, diejenigen auszudrücken, die er eben noch nicht empfunden; denn diese Gefühle, so endlos sie auch in ihren Abstufungen und Schattirungen seyn mögen, beschränken sich, wenn man sie auf ihre wesentlichen Elemente reduzirt, auf eine kleine Zahl, da sie sich alle auf den Schmerz oder auf die Freude, auf die Hoffnung oder auf die Furcht beziehen. Wenn sich der Mensch daher mit den hauptsächlichsten derselben vertraut gemacht hat, so wird er ohne Mühe zur Erfassung der übrigen gelangen, wobei ihn noch die Beobachtungen unterstützen, für die ihm die Gesellschaft oder die Geschichte ein reiches Feld bieten konnte, nämlich die Erkenntniß der Ordnung und Verkettung nicht nur der Ereignisse, sondern vor Allem der mannigfachen Aeußerungen unserer geistigen und sittlichen Fähigkeiten. In diesem Falle schreitet der Geist auf dem Wege der Induction vor, da er aus Gedanken, Prinzipien und Empfindungen, mit denen er vertraut ist, auf Gedanken, Prinzipien und Empfindungen, die er niemals in seinem Innern erfahren, Schlüsse zieht.

„Auf diese Vorstudien folgt der schöpferische Wurf, der heilige Enthusiasmus; das schöne Ideal entschleiert sich dem Genie, von blendendem Lichtglanz umstrahlt und unter Sängen und Klängen von Harmonieen ohne gleichen. Eine solche Gunst indeß wird dem Dichter nur dann zu Theil, wenn er sich durch geduldiges Studium und anhaltendes Nachdenken genügend vorbereitet hat, die plötzliche Inspiration zu empfangen und ihre herrlichen Früchte zu pflücken."

Unsere Leser werden gewiß hinlänglich bemerkt haben, mit welcher Vorliebe Madame Ferrucci ihre Vergleiche von den Schauspielen der Natur entlehnt, mit welcher Wahrheit und wie hinreißend sie die Schönheiten derselben malt; sie enthüllt uns ihr Geheimniß in den folgenden Zeilen, und Niemand, der diese Worte gelesen, wird ihr seine Sympathie versagen oder sie des Gesuchten und der Uebertreibung zeihen.

„Wenn wir von einem edlen Menschen, der uns mit Wohlthaten überhäufte, nicht ohne sanfte Rührung reden, so dürfte ich mich schwerlich desselben Gefühles erwehren können, indem ich von der schönen Natur spreche, welcher ich die theuersten, zartesten und wahrsten Genüsse verdanke, die ich je in meinem Leben erfahren. Und wie es Jedem von uns Vergnügen macht, sich den Augenblick und den Ort, wo er eine geliebte Person zum erstenmal gesehen, ins Gedächtniß zurückzurufen, so vergegenwärtige ich mir mit unsäglicher Wonne die Jahreszeit, die Stunde, den Moment, wo ich die Schönheit der Landschaft zu empfinden und zu genießen begann. Während meiner unglücklichen Kindheit

*) Cicero, de oratore. II., 46.

war ich schwächlich, blind und aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt; ich hatte keine Ahnung von dem lachenden Zauber einer blühenden Flur und eines heiteren Himmels. An dem Tage, an welchem ich, nach allmäliger Wiedererlangung des Augenlichtes, an einen Ort geführt wurde, wo die Blicke weit über die Fläche, die sich mir zu Füßen dehnte, hinschweiften, und ich da zum erstenmal (nie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen!) die Wiesen, den Himmel, die Bäume, die Blumen sah: bald betrachtete mein noch schwaches, aber entzücktes Auge die bepflanzten Hügel und benachbarten Berge, folgte den Windungen eines in der Nähe rauschenden Flusses und entdeckte ganz in der Ferne den Azurstreif des Meeres, welcher den Horizont begränzte; bald hing es sich an die Wolken, welche die dem Untergange nahe Sonne zu verschleiern schienen, oder verweilte auf der mit zerstreuten Landhäusern und reichem Anbau bedeckten Flur; — da, da fühlte ich in meiner Brust eine so lebendige Liebe für das Schauspiel der Natur erstehen und sich entzünden, daß weder die Jahre, noch die mannigfachen Geschicke meines Lebens sie je werden austilgen oder auch nur schwächen können. Ich habe seitdem fremde Länder durchreist; ich habe Alles bewundert, was menschliche Kunst irgend Schönes und Erhabenes zu erschaffen vermochte, alle Schätze der Großen dieser Erde; aber ich habe nichts gesehen, was mich so hoch entzückte, wie ein kleines abgeschiedenes Thal oder ein einsamer Wald; ich habe nichts getroffen, was mich so bezauberte, wie die immer neuen Schönheiten der Natur, und nie hörte ich eine meinen Ohren süßere Musik, als die Harmonie, welche sich aus dem Schooße des Universums zum Throne des Schöpfers erhebt.

„Sollte Jemand den Ausdruck meines Gefühles irrig oder übertrieben nennen, so bitte ich ihn, zu bedenken, daß ich jahrelang blind war, und daß ich alle jene Eindrücke plötzlich und in ihrer höchsten Lebhaftigkeit empfing, während sie den Anderen nach und nach zu Theil und durch die Gewohnheit schwach werden."

Wir schließen hier unsere Anführungen aus dem neuesten Werke der Signora Ferrucci und bemerken nur noch, daß dasselbe ganz vorzüglich den Damen zum Studium zu empfehlen ist, da es die Verfasserin in hohem Grade versteht, den trockenen Ernst pädagogischer Theorie durch eine anmuthige Darstellung zu mildern und vom Gefühl aus auf die Bildung des Verstandes zu wirken.

England.

Macaulay's Geschichte von England.

Von diesem schnell berühmt gewordenen Werke hat das „Magazin" bald nach seiner Bekanntwerdung auf dem Kontinent berichtet. Ob dabei auch der Bülauschen Uebertragung Erwähnung geschah, ist uns nicht erinnerlich. Von ihr erschien bereits zur Ostermesse 1849 im T. O. Weigelschen Verlag der erste Theil, und von einer zweiten Ausgabe (in kleinerem Format) ist kürzlich gleichfalls der erste Theil ausgegeben und versendet worden. Sogleich nach ihrem Erscheinen fand diese Uebersetzung in den weitest verbreiteten Blättern einstimmige Anerkennung und dankbare Aufnahme.

Diese Urtheile der deutschen Presse hat der Verleger, fast ahnend, was ihm zugedacht sey, der vor mehreren Wochen erschienenen ersten Abtheilung der kleineren Ausgabe vordrucken lassen. Macaulay selbst sagt brieflich: „Die Bülausche Uebersetzung scheint mir vortrefflich. Ich bin kein Richter in Betreff der Feinheiten deutschen Stils. Aber mein Gedanke ist, so weit ich gesehen, vollständig erfaßt und klar wiedergegeben worden. Die Anmerkungen zeigen eine Kenntniß englischer Gesetze und Literatur, wie wenige Engländer sie erreichen." Diese Anmerkungen, einzig auf Verständigung der mit der Verfassung und politischen Sprache der Engländer unbekannten Leser berechnet, sind ohne Zweifel eine Bereicherung des Werkes, wie sie in solcher Weise von einem Geschichtsforscher und Professor der Politik und Staatswissenschaften kommen konnte, und schon durch seine Vertrautheit mit dem Stofflichen stand Bülau im entschiedenen Vortheil gegen alle anderen Uebersetzer. Wer nun ferner Bülau's gründliche Kenntniß des Englischen, seine Gewandtheit, seine tüchtige Handhabung der Muttersprache kennt, mußte im voraus etwas höchst Gediegenes erwarten, erwarten von dem Manne, welcher sich bewußt ist, ein Meister wie Macaulay in historischer Kunst verdiene wohl auch einen congenialen Uebersetzer, der in der Vorrede selbst erklärt, „zum erquickenden Genusse sey für ihn die Beschäftigung mit einem Werke geworden, worin sich Alles finde, was anderwärts so bitter vermißt werde: völlige Klarheit und Sicherheit, antike Ruhe, freudige Zuversicht und dem tiefen Freiheitsbewußtseyn die edelste sittliche Weihe gesellt; darum auch habe er sich ihm mit großer Liebe gewidmet."

Es konnte demnach scheinen, als würde durch die Bülausche jede andere Uebersetzung überflüssig oder unrathsam gemacht. Dessenungeachtet hat sich in der Hand eines Herrn Heinrich Paret, Diakonus im Württembergischen, eine feile Uebersetzerfeder und in der Metzlerschen Buchhandlung zu Stuttgart ein neidisch gewinnsüchtiger Verleger gefunden, welcher à tout prix den Leipziger Kollegen auf dem Büchermarkte auszustechen und Herrn Bülau in der Meinung des Publikums zu diskreditiren eifert. Denn nicht um einfache, an sich nicht verwerfliche Konkurrenz handelt es sich bei dieser Stuttgarter, in gleichem Format gedruckten und zu gleichem Preise ausgebotenen Verdeutschung, sondern darum, die Vorgängerin durch vermeintliche Nachweisung undeutscher Ausdrücke und Wendungen, entstanden, wie es heißt, entweder aus sklavischer Abhängigkeit vom englischen Buchstaben, oder aus dem Mangel eines guten deutschen Stils, zu verdächtigen und außer Kurs zu bringen. Zu diesem Zwecke wird aus den ersten hundert Seiten der großen Ausgabe ein langes Verzeichniß angeblicher Anglicismen zusammengestellt.

Der also Angegriffene hat nun zwar in einem Extrablatt (d. d. 19. Jänner) den Angreifer zurechtgewiesen oder vielmehr gelaugt, nicht zwar in bitterer Entrüstung — denn Professor Bülau ist auch durch Schlimmeres nicht aus seiner natürlichen assiette zu bringen, wohl aber nach kurzer und völlig überzeugender Selbstrechtfertigung dadurch, daß er dem Gegner die eigene Dürftigkeit im Verständnisse des fremden Idioms schlagend nachweist und ihn, nichts weiter als die ersten anderthalb Seiten seines Fabrikats durchmusternd, in aller Gemüthsruhe bis zur Blöße entkleidet.

Es mag genug seyn, alle diejenigen, welchen die kecke Stuttgarter Herausforderung zu Gesichte kömmt, auf diese oratio pro domo zu verweisen und zu eigener Einsichtnahme des Sachverhalts einzuladen. Freilich ist Macaulay keine Lektüre für das romandurstige deutsche Leserpublikum, dieses saugt sich lieber an Dumas, Sue, de Kock und derlei toll und voll. Indeß giebt es daneben auch ein Publikum, das zwar höhere Bildung braucht, aber, eigenen Urtheils baar oder bequemlich sich entschlagend, nicht weniger gierig nach der Waare langt, die ihm marktschreierisch angepriesen und in die Hände gespielt wird. Und auf dieses scheint auch die Metzlersche Buchhandlung zu rechnen und zu spekuliren, bei dieser neuesten ihrer Spekulationen wohl auch so lange nicht mit baarem Verlust, als das Calumniare audacter noch blinde Gläubige oder unvorsichtige Käufer findet. Wir unsererseits, bei der Sache nur sittlich betheiligt, hielten es für Pflicht, zur weiteren Aufklärung dieses Falles beizutragen, wobei ein deutscher Verleger und ein deutscher Autor, diesmal sogar ein Geistlicher, gemeinschaftlich — par nobile fratrum — die doppelte Rüge unwürdigen Eigennutzes und persönlichen Angriffes auf sich geladen haben.

E. K— r.

Mannigfaltiges.

— Englische Banknoten. Im königlichen Institut (Royal Institution) von London hielt am 15. Februar Herr J. Barlow einen interessanten Vortrag über die Anfertigung der englischen Banknoten, wobei er durch Vorzeigung der von der Bank zu diesem Behufe hergestellten Maschinen, die von den Arbeitern der Bank bedient wurden, eine eben so anziehende, praktische Erläuterung gab. Die englische Banknote hat ein sehr einfaches unscheinbares Ansehen, das sich, seitdem dieses Papiergeld zum erstenmale, gegen Ende des 17ten Jahrhunderts, ausgegeben wurde, wenig verändert hat, wiewohl die Qualität des Papiers und die Kunst der gestochenen Schrift in neuerer Zeit außerordentlich vervollkommnet wurde. Hauptsächlich hatten diese Vervollkommnungen den Zweck, Fälschungen, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch überaus schwierig zu machen. Statt jedoch — wie dies häufig in anderen Ländern geschieht, deren Papiergeld, sowohl was den Stoff als was den Druck betrifft, sehr mangelhaft ist — auf demselben geheime Erkennungszeichen anzubringen, sucht die Bank von England vielmehr ihre Noten durch deren überaus einfache charakteristische Kennzeichen zu verbessern. Namentlich ist das Papier ausgezeichnet: 1) durch seine Farbe, ein ganz besonderes Weiß, wie es weder in den Papierläden käuflich ist, noch zu irgend einem anderen Zwecke gebraucht wird; 2) durch seine Dünne und Durchsichtigkeit, wodurch insbesondere verhindert wird, daß von dem gedruckten Theil der Note Etwas durch Terpentin ausgewaschen oder mit einem Messer rabirt werden kann, ohne daß sofort ein Loch entstehet; 3) durch seine eigenthümliche Anfühlung. Die englischen Banknoten besitzen eine gewisse Wolligkeit und Zähigkeit, die Jeden, der gewohnt ist, sie durch seine Hand gehen zu lassen, auch in den Stand setzt, durch den Tastsinn allein echte von falschen zu unterschreiden; 4) durch das Wasserzeichen, das um so schwieriger nachzuahmen, als nur die geschicktesten, mit den besten Werkzeugen versehenen Papierfabrikanten im Stande seyn würden, ähnliches Papier überhaupt hervorzubringen; 5) durch die drei unbeschnittenen Ränder der Banknoten. In jeder Papierform werden nämlich zwei Noten zugleich fabrizirt, die dann durch ein Messer von einander getrennt werden. Jedes andere zugeschnittene Blatt würde immer nur höchstens zwei unbeschnittene Ränder darbieten; 6) durch die Stärke des Banknotenpapiers, indem dieses nicht aus alten Lumpen, sondern aus neuen ungetragenen Leinen fabrizirt wird. Der Druck der Banknoten ist nicht minder kunstreich und fast unnachahmlich. Zuerst wird das Papier durch Wasser angefeuchtet, das durch feine Poren vermittelst des Druckes einer durch den Rezipienten einer Luftpumpe geschaffenen Atmosphäre getrieben wird. Die Druckerschwärze (Francfort black genannt) wird aus Leinsamenöl und den Schalen von Rheinweinberren angefertigt; sie liefert ein eigenthümliches, sammetartiges Schwarz, das an einzelnen Stellen auf der linken Seite der Banknoten besonders hervortritt. Die verschiedenen Ziffern und die Litterae der Banknoten werden ebenfalls auf besonders dazu eingerichteten Pressen gedruckt, die nach dem Dezimalsysteme sich selbst reguliren. Die Combination des Typen- mit dem Platten-Druck liefert nicht minder eine Garantie gegen Nachahmung, doch ist dies allerdings ein Verfahren, das auch von anderen großen Papiergeld-Druckereien (namentlich von Ed. Pänel in Berlin) mit großer Meisterschaft angewendet wird. Jede Note trägt die Unterschrift eines Bankfecretairs, und auch mit Rücksicht darauf ist bereits bei der Fabrication des Papiers dafür gesorgt, daß die Stelle, welche von der Feder des Schreibenden berührt wird, die dazu erforderlichen Eigenschaften in höherem Maße besitzt, als die bedruckten Stellen. — Fälschungen englischer Banknoten kommen jetzt äußerst selten vor und waren viel häufiger zu jener Zeit, als in England noch jede Fälschung dieser Art mit dem Tode bestraft wurde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 33, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 7. März 1850.

Frankreich.

Ein Blick auf die französische Marine im Vergleich mit der englischen.

Von einem französischen Seeoffizier.*)

Wenn jemals einer der wichtigsten Zweige der öffentlichen Macht dem bei weitem größten Theile der französischen Nation unbekannt geblieben ist, so ist es unstreitig die Marine. Abwechselnd Gegenstand einer vollständigen Vernachlässigung oder Opfer eines blinden Vorurtheils, entweder aus übelangebrachter Sparsamkeit verringert oder ohne gehörige Unterscheidung vergrößert; oft mit Heftigkeit angegriffen, aber immer unentschieden oder nachlässig vertheidigt, ist die Marine den mannigfaltigen Einflüssen des Augenblicks unterworfen gewesen. Trotz der vielen Angriffe jedoch ist sie in ihrer Entwickelung nicht stehen geblieben; sie hat nicht nur vor kurzem erst wirksame Dienste leisten können, sondern sie ist auch im Stande, diese Dienste zu jeder Zeit, wann sie gefordert werden, noch zu leisten.

Die französischen Marine-Angelegenheiten sind in der letzten Zeit immer nach dem wechselnden Winde, der von dieser oder jener gesetzgebenden Versammlung herwehte, geleitet worden; die nach einander folgenden Einrichtungen, welche die Marine erhalten hat, gewähren keine Aussicht auf eine lange Dauer. In der Marine läßt sich nicht plötzlich Neues gestalten; das allein giebt ein fruchtbares Resultat, was mehrere Jahre lang vorbereitet ist; nur Ausdauer und Beharrlichkeit der Systeme geben hier eine Garantie für gedeihlichen Fortgang. Es ist zu verwundern, daß die Marine allen Wechselfällen hat widerstehen können und daß sie so wirksam daraus hervorgegangen, wie sie es heute ist. Wenn sie auch nicht die Entwickelung gefunden, die sie hätte finden können, so liegt dies lediglich an dem häufigen Wechsel der Institutionen und Regierungen Frankreichs.

Wie alle wenig gekannten Dinge, so ist auch die Marine Gegenstand ungerechter Beschuldigungen gewesen. Man hat gesagt: die Franzosen hätten keine Marine, und man hat es geglaubt. Man hat gesagt: das Vermögen des Staats würde vergeudet, weil man nicht im Stande wäre, über Millionen, die man für die Marine verausgabte, genaue Rechnung zu legen, und man hat es ebenfalls geglaubt. Man hat behauptet, die Handelsflotte sey nicht geschützt, den Kriegsschiffen fehlten Matrosen, die Schiffsgeräthschaften wären in schlechtem Zustande, und man hat es nicht bezweifelt. Man hat endlich gesagt, die französische Marine wäre in allen Stücken geringer, als die englische, und man hat es immer für ausgemacht gehalten. Untersuchen wir, ob diese Behauptungen gegründet sind.

Indem man Frankreichs Marine-Verwaltung mit der englischen verglich, hat man beweisen wollen, daß die Engländer viel weniger Beamte hätten, als die Franzosen. Diese Meinung ist eben so irrig, wie so viele andere. Die Navy List enthält nicht alle Beamten der Marine-Verwaltung. Die englische Admiralität umfaßt in ihrem Geschäftskreise weder die Kolonieen, noch die Artillerie der Marine, noch die hydraulischen Arbeiten. Wenn man von der Zahl unserer Beamten diejenigen, welche zu diesen Diensten verwendet werden, in Abzug bringt, so findet man allerdings, daß wir beinahe ein Viertel Civilbeamten mehr haben, als die Engländer; aber die englischen Beamten kosten trotz ihrer geringeren Anzahl dem Staate fast dreimal mehr, als die unsrigen. Sie sind zahlreicher in der Central-Verwaltung, aber weniger zahlreich in den Arsenalen. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß ein großer Theil der Arbeiten in London gemacht wird. Die englischen Kriegsschiffe haben jetzt, nachdem sie früher nur sehr mangelhafte Rechnungen gehabt, viel mehr Berichte und Listen anzulegen, als wir am Bord unserer Schiffe. Das Einzelne der Arbeiten ist dessenungeachtet nicht anders, als in Frankreich. Die Arsenale haben nur ihr Material zu verwalten, und das, was diese Verwaltung sehr vereinfacht, ist, daß man die Schiffe hier nur dann ausbessert, wenn sie nicht mehr bemannt sind. Die Kriegsschiffe sollen grundsätzlich keine Reparaturen nöthig haben. Sie sollen während der drei oder vier Jahre, die ihre Ausrüstung vorhält, nichts kosten. Während dieser Zeit läßt man sie so wenig als möglich nach England zurückkehren. Bei uns hingegen ist es anders. Wenn ein Schiff in irgend einem Hafen Frankreichs ankömmt, so sind sogleich Ausbesserungen nöthig; es werden Verbesserungen und Veränderungen gemacht, die größtentheils unnütz sind und die gewiß unterblieben wären, wenn das Schiff sich außerhalb Frankreichs befunden hätte. Daraus erwächst den Arsenalen eine große Verwickelung in der Verwaltung, viel und nur zu häufig unnöthige Arbeit und endlich ein Geld- und Zeitverlust, der, wenn man ihn berechnen wollte, sich auf keine kleine Summe belaufen würde.

Die geographische Lage der Häfen in Beziehung zu London und die Schnelligkeit der Beförderungsmittel tragen ohne Zweifel zur Regelmäßigkeit des Seedienstes in England Vieles bei. Welche Schnelligkeit des Handelns erwächst nicht aus einem elektrischen Telegraphen, von dem das eine Ende sich in dem Kabinet des Admiralitäts-Secretairs in London und das andere in dem Zimmer des Hafen-Admirals von Portsmouth befindet! Und bald werden auch die anderen Häfen sich desselben Vortheils erfreuen können. In fünf Stunden kann ein Mitglied der Admiralität nach dem entferntesten Hafen reisen, um sich zu überzeugen, ob die Befehle auch pünktlich ausgeführt sind. Das ist ein unbestreitbarer Vortheil der englischen Marine, gegen den wir nicht aufkommen können, und der bei dem Vergleich unserer Seemacht mit der englischen bedeutend ins Gewicht fällt.

Etwas Anderes noch, was der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Verwaltung ein mächtiger Hebel seyn muß, ist, daß die englischen Beamten fast dreimal so viel Gehalt bekommen, als die französischen. Wenn das Budget dort verliert, so gewinnt hier der Dienst merklich, denn in England werden Eifer und Thätigkeit förmlich tarirt, sie stehen im genauen Verhältniß zu dem Solde, den man dafür bezieht.

Sollen wir noch einen Unterschied angeben, der immer den Engländern zum Vortheil gereicht? Er liegt in ihrem ruhigen, besonnenen, schweigsamen Wesen. Ihre Verwaltung hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht nöthig, viel Lärmens zu machen. Von Kindheit auf gewöhnt, sich dem Gesetze zu unterwerfen, und zu warten verstehend, finden sie weniger drückende Fesseln in dem, was die gesetzlichen Formen mit sich bringen. Man weiß, daß sie nothwendig sind zum Wohle des Staates oder des Publikums, wie sie sagen. Man unterwirft sich, ohne zu murren. Könnten wir wohl unser Temperament zu solcher Unterwerfung zwingen, und werden wir wohl jemals unseren Klagen, die nur zu häufig die Quelle trauriger, ungerechter Beschuldigungen werden, ein Ende machen können?

Der Unterschied in dem Rechnungswesen beider Länder wird allmälig geringer, weil die Engländer das ihrige jetzt verwickelter, umständlicher angeordnet haben. Sie suchen durchaus nicht uns nachzuahmen; denn ihre Eigenliebe in Angelegenheiten der Marine würde das nicht dulden. Sie sind jedoch durch die Macht der Umstände dazu gezwungen worden. Sie folgen dem Drange, wie wir ihm gefolgt sind; er wird sie vielleicht eben so weit fortreißen, wie uns. Sie sind auf dem Wege dahin.

Nächst der Verwaltung ist das französische Marine-Ingenieur-Corps vor kurzem Gegenstand lebhafter Angriffe gewesen. Man hat es der Unfähigkeit beschuldigt; wir können indeß nicht zugeben, daß diejenigen, welche eine so schwierige Aufgabe, als der Bau eines Schiffes ist, lösen, unfähig sind. Weiß man nicht, aus welchen Reihen der Staat jene Baumeister wählt? Geschieht es nicht aus den talentvollsten Zöglingen der ersten Schule der Welt? Man hat Fehler angeführt; aber nur durch viele Versuche und Irrthümer hat man dahin gelangen können, dieses bewunderswürdige Bauwerk, das man ein Schiff nennt, hervorzubringen. Nicht allein durch Berechnung sind die verschiedenen Formen festgestellt worden, die man bei der Construction der Schiffe angewendet hat. Die Berechnungen haben oft Täuschungen verursacht, die uns theuer genug zu stehen gekommen sind; man muß aber die Erfahrung immer zu Rathe ziehen, man muß versuchen und nachher die Versuche mit den Berechnungen kombiniren. Wie vielen Irrthümern jeder Art ist man nicht bei der Lösung dieses Problems begegnet! Von Versuchen zu Versuchen, von Irrthümern zu Irrthümern, denn ich gebe zu, daß wir uns bisweilen geirrt haben, sind wir dennoch zu den glücklichsten Resultaten gekommen, und es steht unbestreitbar fest, daß die Arbeiten des Marine-Ingenieur-Corps fast ohne Ausnahme die besten sind unter allen, die irgendwo geliefert worden. Man hat England angeführt. Wahrlich, kein glänzender Vergleich, denn England hat weit mehr Fehler in der Construction seiner Schiffe, als wir. Die Beispiele davon sind uns in großer Menge erinnerlich, und die Zahl von Broschüren, von Briefen an die Admiralität, von Zeitungsartikeln liefert alle Tage den Beweis dafür. Wer erinnert sich nicht der polemischen Briefe des Sir Charles Napier? Die beste Antwort, welche von der Admiralität dem exzentrischen Admiral gegeben werden konnte, war, ihn zu ermächtigen, ganz nach seinem Ermessen ein Dampfschiff erster Klasse bauen zu lassen. Dieses Schiff ist sehr mangelhaft, ja, schlechter als seinesgleichen, es beseitigt keineswegs die Schwierigkeiten, gegen welche sich sein Erbauer vorher so heftig erhoben hatte. Nach einer einzigen Erpe-

*) In Verbindung mit unseren, im vorigen Jahrgange des Magazins enthaltenen Darstellungen zur Geschichte der französischen Marine dürften die nachstehenden Bemerkungen eines französischen Marine-Offiziers für alle diejenigen von besonderem Interesse seyn, die das Zustandekommen einer achtbaren deutschen Flotte wünschen. D. A.

bilden hat muß er abgeschickt, und er ist wahrscheinlich, daß wir diese große Schuld tilgen werden. Wenn wir uns verschuldeten Krieg, wenn wir ihn führten, wenn wir ihn endigten, so ist es nicht unsere Absicht, daß wir uns durch Schulden drücken lassen. Wir haben Mittel, durch neue Auflagen, durch neue Zölle und durch neue Accise die Summen zu bekommen, die wir benöthigt sind. Wir sind freie Leute, die sich gern und willig dem Willen ihrer Obrigkeit unterwerfen, und diese Ergebenheit, und Liebe gegen unsere Obrigkeit, und Eyfersucht für ihre Ehre, wird uns alle Auflagen, welche sie uns auflegen wird, leicht machen.

Ich gehe auf meine dritte Betrachtungen, ich gehe an die, über welche ich mich am ausführlichsten erklären muß, und ich bitte Ihre Aufmerksamkeit, Hochgeehrteste, mir auf diesen Theil meiner Rede zu schenken. Ich werde mich einer kurzen Kürze befleißigen. Ich werde mich einer Kürze befleißigen, die ich überall anrathen, und anbefehlen will, wenn ich einen Gegenstand abhandle, der mir nicht gefällt, und der mir Ursache giebt, mich zu ärgern. Ich werde mich einer Kürze befleißigen, die ich gebrauchen will, wenn ich einen Gegenstand abhandle, der mir nicht gefällt, und der mir Ursache giebt, mich zu ärgern. Die Ursache meiner Kürze Hochgeehrteste, ist, weil ich mich nicht gern ärgere. Die Ursache meiner Kürze ist, weil ich mich nicht gern ärgere. Ich werde mich einer Kürze befleißigen, die ich gebrauchen will, wenn ich einen Gegenstand abhandle, der mir nicht gefällt, und der mir Ursache giebt, mich zu ärgern. Die Ursache meiner Kürze Hochgeehrteste,

begann und sich entwickelte. Sieht er aber näher zu, so wird ihm klar werden, daß es nicht Staatsmänner und Feldherren waren, welche die Geschichte Englands gemacht haben. Diese mögen regieren können und konsumiren; aber die Quelle der Staatskraft, die Wurzel des Nationalruhms liegt in den produzirenden Klassen. Und nun wird unser Forscher den Ursachen nachgehen, die den englischen Gewerbfleiß belebt und die Arbeit kürzer und billiger gemacht haben, und er wird eingestehen, daß ohne Dampfmaschinen und Kanäle, ohne Webe- und Spinnmaschinen die Wunder und Triumphe Englands in den letzten funfzig Jahren nicht möglich gewesen wären. Was Großbritannien so hoch gestellt hat unter den europäischen Ländern, sind ein paar von dem bürgerlichen Gewerbfleiß benutzte mechanische Erfindungen, welche die Geschichtsbücher zur Zeit noch unter ihrer Würde halten, zu besprechen. Und doch kam daher die Macht, die Napoleon stürzte, die seit seinem Fall Kolonieen gründete, der Politik eine neue Gestalt, dem Handel neue Gesetze gab. Der Webstuhl steht im Hintergrunde aller Reformen, die den englischen Ministerien dieses Jahrhunderts abgedrungen wurden; er ist der Hebel, durch den der achthundertjährige Bau des britischen Feudalwesens, allmälig aus seinem Fundament gehoben, in Trümmer stürzen wird. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob dies ein Glück oder ein Uebel wäre; aber daß dergleichen Umwälzungen bevorstehen, ist sicher und eben so sicher, daß sie hervorgehen werden aus derjenigen Macht, die von der Schmiede und der Faktorei vertreten wird.

Wo aber ist die Geburtsstätte dieser demiurgischen Gewalten? Wer waren die Männer, die sie ins Leben riefen? Wie entstanden die ersten formlosen Ideen jener Erfindungen, und welche Hindernisse, welche Ermuthigungen haben sie gefunden, bevor sie zu abgeschlossenen, unwiderleglichen Erfahrungen wurden und ihre wunderbaren Früchte trugen? Vergebens forscht Ihr danach. Damals ahnte Keiner, daß durch die Neuerungen in der Werkstätte die Gestalt der Welt würde verändert werden, und die Urheber derselben blieben von ihren Zeitgenossen unbeachtet. Für uns sind diese Apostel der neuen Zeit unscheinbare Gestalten, die kaum aus der ungeschichtlichen Masse des Volks hervorragen; einige Experimente, ein paar Züge aus ihrem Leben sind Alles, was man von ihnen zu erzählen weiß. Von Arkwright wissen wir, daß er ein zänkisches Weib gehabt, und von Brindley, daß er Tage lang im Bette liegen blieb, wenn er über die Umgehung einer mechanischen Schwierigkeit nachdenken wollte. Von ihrer Persönlichkeit aber, von den Mühen, die sie überstanden, von den Erfolgen, die sie feierten, kurz, von Allem gerade, was wir über sie erfahren möchten, schweigen die Berichte. Noch unbestimmter ist unsere Kenntniß über die weitere Ausbreitung ihrer Erfindungen unter der Generation, die ihnen am nächsten stand. Niemand hatte ein Interesse dabei, aufzuzeichnen, wie allmälig Leben und Vermögen von Tausenden, von dem armen Weber bis hinauf zum Millionär der City, an die Arbeit der Maschinen gekettet wurde — und jetzt, nun jene Zeit des ersten Umschwungs vorüber ist, sind die Spuren des Weges für immer verwischt, auf welchem der Uebergang in das Jahrhundert der Industrie geschah. Heutigentages freilich leugnet Keiner, daß jene Zeit eine der interessantesten in der sozialen Geschichte Englands ist, ja, daß das Gesammtleben der britischen Nation seit funfzig Jahren auf den Pulsschlag der Gewerbe beruht und von nun an für immer beruhen wird.

Mit der Erfindung der Eisenbahnen ward ein anderes jener Umwandlungs-Elemente in die Nation geworfen, noch rascher in seinem Wachsthum, noch kräftiger in seinem Eingriff in die Gestaltung der Gesellschaft. Die Lokomotive und ihr geflügelter Genosse, der elektrische Telegraph, hat in jedes Lebensverhältniß, in jede Arbeit, jeden Besitz und Verkehr Veränderungen gebracht — und doch stehen wir erst an der Schwelle dieser neuen Revolution. Wenige wird es geben, die den Einfluß nicht begreifen, den der weitere Fortschritt derselben auf den materiellen und moralischen Zustand der Völker üben muß. Auch konnten ihre Anfänge nicht mit derselben Unachtsamkeit übersehen werden, die bei anderen gewichtigen Veränderungen obgewaltet hat, welche langsamer ins Leben traten. Das Staunen, das die Eisenbahnen bei aller Welt erregten, die Einwirkung, die ihr Bau und ihre Benutzung auf die verschiedensten Interessen ausübten, die Großartigkeit der Geldspeculation, zu der sie Veranlassung gaben, das wilde Hasardspiel, zu dem sie zweimal (es ist von England die Rede) verleiteten, und dem zweimal die Strafe auf dem Fuße folgte — alles das hat auf die eine oder andere Weise den Blick der Menge auf die guten und schlimmen Folgen der neuen Entdeckung gerichtet. Ein ganzes Heer von Schriftstellern hat sich mit ihr beschäftigt, nicht zu gedenken der dicken blue books, die man sah, seit Staatsmänner, obgleich sie anfangs Widersacher der Eisenbahnen waren, sich um die Leitung derselben bewarben, nachdem sich gezeigt hatte, daß das Gedeihen des Unternehmens durch Hindernisse nicht zu stören war.

In all diesen Schriften aber sind diejenigen Gesichtspunkte nicht hervorgehoben, auf welche oben hingewiesen wurde. Sie enthalten eine Fülle von statistischem Material, Tabellen über die verwendeten Kapitalien, über die Zahl der Reisenden, Besprechungen von Statuten, von neuen Vorrichtungen an den Maschinen, Schilderungen von Unglücksfällen — alles Dinge, die zu wissen gut sind, die aber einem Geschichtsforscher wenig nützen würden, der etwa in hundert Jahren aus dem jetzigen Eisenbahnwesen auf die spätere Entwickelung der britischen Verhältnisse einen Schluß machen wollte. Seine Aufgabe wäre, zu zeigen, wie dasselbe entstanden, durch welche Mittel und Einflüsse, durch welche Gattung von Männern es binnen wenigen Jahren in Schwung gebracht wurde, kurz, er müßte ungefähr denselben Nachweis führen, der, wie oben gezeigt wurde, in der Geschichte der großen mechanischen Neuerungen des vorigen Jahrhunderts vollkommen vermißt wird. Jetzt wäre gerade noch Zeit zu dergleichen Untersuchungen, so lange die Erinnerung an die hauptsächlichsten Thatsachen noch frisch ist, so lange noch manche von den ersten Urhebern der Eisenbahn-Unternehmungen am Leben sind und die Gestorbenen, wie George Stephenson, im Andenken vieler Zeitgenossen fortleben. Die Statistik der Eisenbahnen ist nun hinlänglich erörtert; es wäre nun Zeit und dürfte bald zu spät seyn, ihre Gesammtwirkung auf das Land schrittweise zu verfolgen und die Einflüsse, die bei ihrer Entwickelung thätig gewesen sind, zu analysiren; denn unleugbar sind die Eisenbahnen jetzt über das Stadium der Kindheit hinaus.

Die Entstehung der Dampf-Eisenbahnen aus den Pferde-Eisenbahnen würde in einer solchen Skizze nicht abgehandelt zu werden brauchen. Es gehört dies schon mehr in die mechanischen Details. Die Eisenbahn, als ein Gegenstand der allgemeinen Geschichte, datirt vom Bau der Linie zwischen Liverpool und Manchester im Jahre 1825 und von dem ersten Versuche mit der Lokomotive im Jahre 1829. Die Geschichte dieses Unternehmens ist ein interessanter Beleg zu dem alten Worte von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen. Der Streit eines Liverpooler Kornhändlers mit der Agentur des Bridgewater-Kanals soll die erste Idee dazu gegeben haben, dem Wasserweg einen eisernen Konkurrenten an die Seite zu stellen. Stephenson's Genius rief dieselbe ins Leben. Kaum kann es eine interessantere Schilderung geben, als eine Charakterskizze dieses Mannes, der seinen neuen, weitgreifenden und kühnen Plan mit aller Klarheit seines Geistes erfaßt hat und vergebens nach den Worten sucht, ihn seinen Zeitgenossen überzeugend darzustellen. Besonders merkwürdig ist sein erstes Erscheinen vor dem Parlament, wo er mit seiner rauhen Handwerkersprache dem glatten, anscheinend verständigen Redefluß unwissender Männer unterliegt, die geradezu seine Ideen eine Verrücktheit nennen. Endlich nach langen Mühen und mit ungeheuren Kosten wurde die Erlaubniß erwirkt, das großartige Experiment anzustellen.

Nach der Schilderung der ersten Erfolge desselben müßte in einer Darstellung dieser Verhältnisse die Rede seyn von den Wirkungen, welche die erste Eisenbahn-Speculation in großem Maßstabe (im Jahre 1833) in der englischen Kaufmannswelt hervorbrachte. Trotzdem viele Betheiligte in ihrem Vermögen dabei ruinirt wurden, so war damals die Krisis doch weniger ausgebreitet und vor Allem weniger beschämend für den englischen Handelsstand, als die vom Herbste des Jahres 1845. — Hier müßte der Geschichtschreiber des Eisenbahnwesens auf die ursprüngliche Gestaltung der Geldverhältnisse desselben eingehen. Die Gründer der Eisenbahnen waren Geschäftsmänner, die von dem ersten Experimente, ganz abgesehen von dessen Bedeutung für das Allgemeine, einen Privatgewinn erwarteten, und deshalb betheiligten sie sich mit ihren Kapitalien dabei. Es waren zugleich Männer, die zunächst in derjenigen Gegenden wohnten, welche von den Bahnlinien durchschnitten wurden, während die Londoner Kapitalisten sich noch eine geraume Zeit fern hielten und scharfsinnig deduzirten, daß ein Jeder zugrundegehen müßte, der sein Geld in solchen Unternehmungen anlegte.

Erst als die Löwen der Börse ihre Prophezeiungen durch den glücklichen Fortgang der ersten zwei bis drei Bahnen widerlegt sahen, änderten sich diese Verhältnisse. Die Londoner Kapitalien strömten jetzt den Eisenbahnen zu; indessen auf ganz andere Weise, als dies bisher der Fall gewesen war. Wer Geld in dieser Speculation anlegte, der that es nicht mehr eines späteren und sicheren Gewinnes wegen, sondern er suchte einen augenblicklichen Nutzen durch Kauf und Verkauf seiner Betheiligung. Die Actien wurden ein besonderer Handelsartikel und hatten in den Augen der Börsenmänner keinen anderen Werth mehr, als den einer Waare, die man mit Vortheil oder Verlust umsetzen konnte. Hierin lag die Hauptquelle alles Schwindels und Hasardirens, wodurch das wahre Wesen der Eisenbahn-Unternehmungen verdunkelt und ihnen ihre solide Grundlage genommen wurde. Der Actienhandel, einmal in Aufnahme gekommen, verbreitete sich rasch nach allen Richtungen hin, und manche schlimme Wirkung, die er mit sich brachte, ist nachträglich an Orten und unter Betheiligung von Personen zu Tage gekommen, denen man eine Verbindung mit dem Schauplatze der Speculation nicht zugetraut hätte. Von dem Augenblicke an, da die Londoner Kapitalisten sich der Eisenbahnen annahmen, wurde die ursprünglich auf gesunden finanziellen Grundsätzen beruhende Unternehmung aus ihrem regelmäßigen Gange herausgerissen und in ein gefährliches Hasardspiel umgewandelt, durch das der eigentliche Zweck der Actien-Aufnahme zur Nebensache wurde. Aus dieser Lockerung des Fundaments der Eisenbahnen sind denn auch alle Geldkalamitäten und Mißbräuche herzuleiten, die sie im Laufe der Zeit mit sich gebracht haben.

Die Erbauung fernerer Linien, das Verhältniß der Actionaire zum Parlament, die Eisenbahn-Gesetzgebung, die hier eine schädliche Einmischung, dort einen schädlichen Mangel an Strenge und Aufsicht von Seiten des Staates feststellte, alles Dinge, die ein gut Theil Schuld an dem Ruin so vieler Spekulanten tragen, sind die weiteren wichtigen Momente in der Geschichte des englischen Eisenbahnwesens.

Der tolle Veitstanz, der im Jahre 1845 alle Klassen der britischen Gesellschaft ergriff, die Ausbeutung des Unwesens durch Buden und Industrieritter, die Theilnahme hochgestellter Personen an der allgemeinen schmutzigen Geldhatz und der endliche Sturz dieser wie jener — dies liefert Stoff zu einem Gemälde, das freilich wenig ansprechend, aber voll pikanter Einzelheiten und reich an moralischem Interesse wäre. Zudem würden wir für den unerfreulichen Eindruck einer solchen Schilderung entschädigt werden durch die unleugbaren praktischen Erfolge, welche das Eisenbahnwesen trotz aller Verirrungen und Ausschreitungen seiner Interessenten erreicht hat.

In diesen Andeutungen läge sonach eine kurze Uebersicht der Hauptmomente unseres Stoffes. Neben den Triumphen der Mechanik, der Ersparniß an Zeit, der Erleichterung des geschäftlichen und geselligen Verkehrs, neben den sozialen Veränderungen, die bereits eingetreten sind und noch erwartet werden können — neben all diesen Vortheilen für das Allgemeine mögen auch diejenigen eine Berücksichtigung verdienen, die sich in beschränkteren Kreisen herausstellen. So, um nur Eines zu erwähnen, kann jede Station wie ein Missionshaus angesehen werden, in welchem den daselbst beschäftigten Arbeitern

Wahrheit, Ordnung und Wahrscheinlichkeit durch die Macht der eigenen Vernunftwahrheit und der Vernunftordnung Gottes und Christus gerichtet werden.

Dänemark.

Die Landwirthschaft über Nordsee.

Die Landwirthschaft steht, wenige in jüngst Zeit vor nächster Nähe in den Ländern, welche an der Nordsee liegen, in hoher Blüthe. Besonders Norwegen, das von Landwirthschaft über und über lebt, Schweden, Dänemark und Holland. Es ist nicht zu verwundern, daß in diesen Ländern, wo Boden und Klima so günstig sind, wo die Landwirthschaft so hoch steht, wo Handel und Verkehr so blühend sind, wo Industrie und Gewerbe, Künste und Wissenschaften so hoch stehen, daß in diesen Ländern Eisenbahnen ganz vorzüglichen Einfluß ausüben. Eisenbahnen sind Adern, durch welche Leben und Wohlstand in Land und Volk strömt. Wo Eisenbahnen sind, da ist Leben und Wohlstand, wo sie nicht sind, da ist Armuth und Elend

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 73, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 9. März 1850.

England.

George Fox, der erste Quäker.

England ist nicht mit Unrecht das Land der Extreme genannt worden, auch in Bezug auf die Religion oder vielmehr Reformation gilt diese Bezeichnung. Denn wie die englische Kirche einerseits am meisten vom Katholizismus beibehalten hat und sich ihm im Ritus am meisten nähert, so hat die Reformation auch andererseits gerade hier die merkwürdigste Erscheinung hervorgebracht und eine Sekte entstehen lassen, welche nicht nur dem Katholizismus schnurstracks entgegengesetzt ist, sondern auch von allen übrigen protestantischen Sekten, und zumal von der anglikanischen Kirche, bedeutend abweicht. Man könnte beinahe sagen, was die Juden unter den Völkern, das sind die Quäker unter den Protestanten. Wohl giebt es einzelne Erscheinungen unter den Sekten, welche phantastischer in ihren Ceremonien und wenigstens eben so abgezeichnet wie die Quäker in ihrem Aeußerlichen sind (ich erinnere hier z. B. an die Sekte der Neu-Israeliten, der Zitterer u. A. m.), aber keine von diesen kann in Hinsicht auf Anzahl, Bedeutsamkeit, Wohlstand und Einfluß mit der besprochenen Sekte in Vergleich gebracht werden. Die Prinzipien dieser Sekte sind oft mißverstanden worden; um eine richtigere Kenntniß derselben zu verbreiten, hat Herr Josiah Marsh vor einigen Jahren eine populäre Biographie des Stifters der Sekte, George Fox, erscheinen lassen, und ist dieselbe in der Westminster Review, der wir hier und da Bemerkungen entlehnen, vortheilhaft rezensirt worden. „Der wahre Quäker", heißt es in der Westminster Review, „hat eine entschiedene Abneigung gegen Vermischung mit der Welt, deren Moden und Ausschweifungen er gewissenhaft entsagt hat; der Besuch eines Pferderennens, des Theaters, eines Balles oder Konzerts, Jagd, Kartenspiel und Trinken sind ihm untersagt. Mit den ersten Religionslehren, die er empfängt, wird ihm diese Enthaltsamkeit eingeschärft, und mit der Dämmerung des Geistes fängt auch schon die moralische Erziehung an. Das seit der Stiftung der Sekte beibehaltene Kostüm ist ein Schutzmittel gegen die Uebertretung solcher moralischen Vorschriften. So hat also auch die sonst so verächtlich angesehene äußere Hülle ihren Nutzen. Man muß sich aber auch hier wie überall davor hüten, die Schale mit dem Kern zu verwechseln."

In allen Religionsgenossenschaften sträubt man sich mehr oder weniger gegen das bloße Formenwesen, und dieses von dem Inhalte zu scheiden, ihn in klares Licht zu stellen und demselben nachzustreben, ist eigentlich der Anlaß und das Ziel aller reformatorischen Bestrebungen. Ein so löbliches Ziel hatte sich auch Fox gesteckt, und von ihm her datirt sich die Stiftung und das besondere Bestehen der Quäkersekte. Er nahm das neue Testament allein zur Basis, verwarf alle Ceremonien eben so wie den geistlichen Stand und erklärte, der Gottesdienst sey ein geistiger Akt zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer, und bedürfe man dazu keines menschlichen Beistandes, keiner menschlichen Erfindung. Vor ihm hatte noch kein Reformator so besonders die Aufmerksamkeit der Menschen auf den scharfen Unterschied zwischen dem alten mosaischen Gesetze und dem neuen des Evangeliums gerichtet und nachgewiesen, wie ersteres mit seinen Ceremonien und Verordnungen nur den Juden und ihnen allein gegeben worden sey und blos als Vorbereitungsschule zu einer geistigen Lehre gedient habe, welche dem alten Gesetze ein Ende machen und der Antheil der ganzen heidnischen Welt werden sollte. Auch hatte vor ihm Keiner einen so wahrhaft inneren, geistigen Gottesdienst, frei von jedem vorgeschriebenen Akt, jeder Gebetformel oder Predigt, festgesetzt. Der Glaube allein an Christus genügte ihm nicht, sondern man müsse sich seiner Herrschaft im Herzen bewußt seyn, den Christus an sich fühlen und innehaben.

Seitdem das Christenthum zuerst von den Aposteln gepredigt worden war, hatte Keiner eine solche Lehre vorgetragen. Petrus, Muhammed, Luther, Wycliffe, Calvin, Wesley und ihre Tausende von unbedeutenderen Nachfolgern hatten alle ihre Ceremonien und Priester. George Fox allein war es, welcher Priester und Priesterthum verwarf und es wagte, das Recht eines menschlichen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen zu leugnen. Kein Wunder daher, daß die Geistlichkeit sich wie ein Mann gegen den Quäker erhob und ihn als Atheisten und Verräther denunzirte, daß man ihn wie ein wildes Thier von Ort zu Ort jagte, daß er seiner Familie entrissen, in die schlechtesten Gefängnisse geworfen, gepeitscht, verstümmelt und ermordet wurde.

Das Tagebuch von Fox zeigt, mit welcher Kühnheit er seine Lehren predigte. „Wenn ich", sagt er, „die Glocke läuten hörte, welche die Leute nach dem gethürmten Hause zusammenrief, so fühlte ich mich ans Leben getroffen, denn es war mir wie eine Marktglocke, welche die Leute zusammenruft, damit der Priester seine Waare zum Verkauf ausbieten könne. O, was für ungeheure Summen scharren die Geistlichen, vom höchsten Bischof bis zum niedrigsten Pfarrer hinab, durch den Handel, welchen sie mit der heiligen Schrift und ihren Predigten treiben, zusammen. Was für ein Gewerbe in der ganzen Welt ist mit dem ihrigen zu vergleichen? Und doch wurde die heilige Schrift unentgeltlich überliefert, befahl Christus seinen Jüngern, unentgeltlich zu predigen, und sprachen die Propheten und Apostel das Verdammungsurtheil über alle habsüchtigen Miethlinge aus."

Hier haben wir den Ursprung des Grundsatzes der Quäker, nach welchem sie eine bezahlte Geistlichkeit, welcher Art auch, verwerfen. Daher auch kömmt es, daß sie sich weigern, Zehnten oder sonstige Kirchensteuern zu zahlen, sich geduldig den gesetzlichen Strafen für solche Verweigerungen unterwerfen und ihr Leben deshalb oft im Gefängniß enden mußten. Ihrer 369 kamen auf diese Weise in England um.

Das Quäkerthum begründet sich besonders auf die Bibelstelle, „daß die Gnade Gottes, welche Heil bringt, allen Menschen erschienen, und daß die Offenbarung des Geistes Gottes jedem Menschen zu seinem Nutzen und Frommen zu Theil worden ist"; und es fragt sich, ob dies nicht in der That der eigentliche Geist des Christenthums und das Wesentliche desselben sey? Fox behauptet, daß, indem wir der inneren Belehrung des heiligen Geistes in uns getreu folgen, wir Gottes Volk werden und wir nur so zu einem klaren Verständniß der heiligen Schrift gelangen. Die Mission des George Fox, sagt sein Biograph, war nicht etwa die eines republikanischen Lehrers, in eine theologische Hülle verkleidet. Sie hatte nichts mit der bestehenden Macht, gleichviel, ob monarchisch oder republikanisch, zu schaffen, sondern lehrte Gehorsam gegen die Obrigkeit, indem sie Reinheit der Sitten einschärfte. Es war ein schlichter, redlicher und eifriger Versuch, den Nebel von Irrthum und Aberglauben, welcher die Bibel schon lange verdunkelt hatte, zu zertheilen; den Geist der Menschen von den Fesseln der Schulweisheit und den Subtilitäten polemischer Gottesgelahrtheit zu befreien; ihnen die wahre Beschaffenheit der Erlösung, welche das Evangelium allen Menschen anbietet, und von dem Glauben an Christum, der Reue nach Sünde und der Abgezogenheit von der Welt, nicht aber von äußeren Formen, Verordnungen oder durch irrende Menschen festgestellten Glaubenssätzen abhängt, nachzuweisen. Er wollte Gewissensfreiheit, Duldung aller religiösen Meinungen und stützte sich überhaupt auf die goldene Lehre Christi, „Anderen so zu thun, wie wir wünschen, daß sie uns thun." Von diesem Grundsatze ausgehend, sind die Quäker, als ein Ganzes, allgemeine Menschenfreunde, und als solche widersetzen sie sich eben so sehr jeder Maßregel, welche die Rechte der Freiheit des Menschen gefährdet, wie sie oft die ersten sind, welche die zu seinem Wohle vorgebrachten unterstützen.

Nach dem verstorbenen Sir James Mackintosh ist das Tagebuch von George Fox eines der außerordentlichsten und lehrreichsten Dokumente in der Welt, und kann es Niemand durchlesen, ohne die Frömmigkeit des Verfassers zu verehren.

Die Stiftung und Begründung der Sekte, welche seinen Bemühungen allein zugeschrieben werden muß, bildet, nach Bancroft,*) eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte der Menschheit. Das Prinzip, welches Fox aufstellte, daß man die Wahrheit suchen müsse, indem man auf die Stimme Gottes in der Seele horcht, enthielt, nach der Ansicht des obengenannten Historikers, eine moralische Revolution. Es stellte die absolute Freiheit des Geistes fest, indem es den Götzendienst mit Füßen trat und den stärksten Protest gegen jede Form von Hierarchie einlegte. Es war das nämliche Prinzip, für welches Sokrates starb und Plato litt, und jetzt, als Fox es dem Volke verkündigte, wurde ihm überall der heftigste Widerstand geleistet, und Priester und Professoren, Magistratspersonen und Volk stürmten gegen ihn an wie die wüthenden Wogen des Meeres.

Nachdem er sich mit seiner gewohnten Schärfe vor dem Magistrat in Bezug auf die Geistlichkeit ausgedrückt hatte, wurde Fox als „Ketzer, Gotteslästerer und Verführer" ins Gefängniß geworfen, daselbst auf Befehl des Magistrats unter die niedrigste Klasse von Sträflingen eingesperrt, die Wärter wurden dazu aufgemuntert, ihn mit der größten Brutalität zu behandeln, und so fest glaubten seine Feinde, seinen Untergang und Tod herbeiführen zu können, daß man ihn wie einen zum Tode Verurtheilten im Gefängniß besuchte.

Auch zu Carlisle erlitt er mehrere Monate lang eine ungesetzliche Gefängnißstrafe, und während man ihn schlug, „bewegte ihn der Herr, Psalmen zu sin-

*) Geschichte der Vereinigten Staaten

gen, indem er von Freude erfüllt war.“ Hierauf holte der aufgebrachte Gefängnißwärter einen Geiger, um ihn zu belästigen, jedoch, während dieser spielte, übertäubte ihn George Fox so sehr mit seinem Gesang, daß sie betroffen und bestürzt wurden und ihn sich selbst und seinem Genuß ungestört überließen. In diesem Gefängniß machte er die Bekanntschaft des James Parnell, eines Jünglings von sechzehn Jahren, welcher sich durch seine Frömmigkeit und sein religiöses Leben auszeichnete. Er war so ergriffen von Fox's Predigten und Lehren, daß er oft ins Gefängniß zu ihm kam und eifrigst Belehrung von ihm suchte, und „der Herr machte ihn bald zum Prediger des Wortes des Lebens, und Viele wurden Christo durch ihn zugeführt.“ Von hier aus reiste Parnell nach Esser und wurde nebst vielen seiner Anhänger ins Gefängniß von Colchester-Castle geworfen. Obgleich schon unwohl, wurde Parnell dennoch in ein Loch in der Mauer gesperrt, welches so hoch vom Boden war, daß man nur vermittelst einer Leiter und eines Seils hinaufgelangen konnte. Von da mußte er täglich herabkommen, um sich seine Nahrung zu holen. Eines Tages, als er so mit seinem Proviant hinaufzuklettern sich bemühte, ließ er aus Schwäche das Seil fahren und wurde durch den Fall so erschüttert, daß er bald nachher starb. Um ihre Grausamkeit zu beschönigen, schrieben seine Verfolger hierauf ein Buch, worin sie angaben, „er habe sich zu Tode gefastet.“

Auch Parnell's Anhänger wurden aufs grausamste und herzloseste vom Gefängnißwärter und seiner Frau behandelt. Alle die Einzelheiten dieser schändlichen Behandlung zu erzählen, würde das Gefühl des Lesers zu sehr verletzen. Zu bewundern ist, daß Cromwell, welcher von diesem Verfahren wußte und mit Fox persönlich bekannt war, es zugelassen hat. — Einst lud er ihn zu sich ein und befahl, Fox solle in die große Halle geführt werden, um daselbst mit seinen Vornehmen (Gentlemen) zu speisen. Diese Ehre jedoch schlug der Quäker rund ab. „Saget dem Protektor“, sagte er, „daß ich weder von seinem Brode essen, noch von seinem Getränk trinken will.“ Als man Cromwell diesen Auftrag bestellte, bemerkte er, jetzt sehe er ein, daß ein Volk entstanden sey, welches er weder durch Geschenke, noch durch Ehrenbezeugung, noch durch Aemter gewinnen könne, während ihm das bei allen anderen Sekten gelänge. Doch war Cromwell's Freundschaft gegen Fox nur eine vorgebliche, denn er erhob auch keinen Finger, um ihm beizustehen, als er so schändlich mißhandelt wurde. Eben so wenig ließ er sich von Fox's dringenden Gesuchen und Vorstellungen bewegen, den verfolgten und grausam bedrückten Sekten Schutz angedeihen zu lassen. Zum letztenmale in seinem Leben begegnete ihm Cromwell im Park zu Hampton-Court. „Ehe ich zu ihm gelangt war“, sagt Fox bei dieser Gelegenheit, „wie er an der Spitze seiner Leibgarde einherritt, sah und fühlte ich eine Erscheinung ihm vorausschreiten, und als ich zu ihm kam, sah er wie todt aus. Nachdem ich ihm die Leiden der Freunde vorgelegt und ihn, nachdem ich mich zu reden angeregt fühlte, gewarnt hatte, hieß er mich nach seinem Hause kommen. Dort fand ich ihn krank, und ein gewisser Harvey, der die Aufwartung bei ihm hatte, sagte mir, die Aerzte wünschen nicht, daß ich ihn spreche. So ging ich meines Weges und sah ihn nie wieder.“ (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Blick auf die französische Marine im Vergleich mit der englischen.

Von einem französischen Seeoffizier.

(Schluß.)

Die englischen Zeitungen sind voll von Einzelheiten über die täglich gemachten Erfahrungen in Bezug auf die Dampfschiffe, aber man muß nicht immer ohne Weiteres den Programmen, die sie über die Erfahrungen der Schnelligkeit dieser Schiffe veröffentlichen, Glauben schenken. Die Angelegenheiten der Marine sind dort Jedermann bekannt, jedes Constructions-System hat seine Partei im Publikum, und diese Parteien zeigen oft dieselbe Erbitterung, sie überlassen sich denselben Uebertreibungen wie die politischen Parteien. Die Politik selbst, die Partei-Politik, hat über den Werth der Schiffe ein gewichtiges Wort mitzureden, denn man hat oft gesehen, wie ein Schiff für unfähig zu irgend welchem Dienste unter einer Tory-Verwaltung erklärt wurde, einzig deshalb, weil es unter einer Whig-Verwaltung erbaut worden war, und umgekehrt. Auch das, was man über die Schnelligkeit der Schiffe veröffentlicht, ist selten der Wahrheit gemäß.

Wenn das Ingenieur-Corps der französischen Marine ohnmächtig ist, so liegt das allein in seiner numerischen Schwäche, weil es nicht genau genug die Verwendung des Materials, worüber es verfügt, noch das Spezielleere der Bauten, die es leitet, zu überwachen vermag. Diese Sorge sollte den fähigsten Aufsehern übertragen werden, aber ihr Ansehen bei den Arbeitern ist nicht hinreichend gesichert. Der Mangel an Aufsicht von Seiten eines Chefs von höherem Range schadet der Schnelligkeit der Arbeit eben so sehr, als der guten Ausführung. Man kann nicht leugnen, daß es in einem Systeme, wo die Offiziere eines Schiffes weder das Recht der Beaufsichtigung, noch der Direction über die Arbeiter, die am Bord desselben arbeiten, haben, noch Manches zu verändern und zu verbessern giebt.

Die Folgen, welche hieraus entstehen, könnten zu der Frage führen, ob die Theilung der Functionen zwischen den Offizieren des Genie-Corps und den Schiffs-Offizieren nicht zweckmäßig modifizirt werden könnte, indem man nämlich den Ingenieur-Offizieren die Leitung des Schiffsbaues und die Beaufsichtigung der Werfte überließe und dann das Schiff, wenn es vom Stapel gelaufen ist, den Händen der Seeoffiziere überantworten würde. Diese müßten dann eine direkte Aufsicht über die am Bord angestellten Arbeiter erhalten.

Die Errichtung eines Beaufsichtigungspersonals mit dem Range und dem Ansehen von Offizieren nach Art der Conducteurs würde eine der wünschenswerthesten Einrichtungen seyn, welche die besten Resultate liefern dürfte. Man wird vielleicht vor der Bildung eines neuen Corps, das anscheinend das Budget mit neuen Ausgaben beschwert, zurückschrecken; aber es ist gewiß, und Jedermann in der Marine ist davon überzeugt, daß diese neue Ausgabe gedeckt seyn würde durch die Ersparnisse, welche aus der fleißigeren Arbeit und aus der besser überwachten Verwendung des Materials erwachsen würden. Man könnte dieses Corps „Offizier-Corps der Marine-Arbeiten“ nennen, es aus den Schiffsbaumeistern der verschiedenen Directionen rekrutiren und ihm die Aussicht auf ein höheres Avancement gewähren.

Ueber den Dienst in den Arsenalen ist eine eigene und lehrreiche Bemerkung gemacht worden. Man weiß, daß die Arsenale in drei Haupt-Directionen getheilt sind, die der Artillerie, die der Hafen-Angelegenheiten und die der Bauten. Man bemerkt, daß Alles, was von der Direction der Artillerie, wo die Vorsteher und die Arbeiter Militairs sind, unternommen wird, immer streng und schnell ausgeführt ist, während die Arbeiten bei der Direction der Hafen-Angelegenheiten, wo die Chefs Militair- und die Arbeiter Civilpersonen sind, weniger pünktlich und schnell vor sich gehen, und daß endlich bei der Direction der Bauten, wo Alles von Civilpersonen besorgt wird, die Arbeit langsamer und unregelmäßiger von Statten geht. Ich bin weit davon entfernt, irgend eine böswillige Insinuation gegen das Marine-Genie-Corps vorzubringen. In der Marine sind wir Alle für Einen und Einer für Alle verbindlich. Es ist das ganze Corps, dessen Vertheidigung gegen die öffentlichen Angriffe ich in die Hand genommen habe; ich will Alles sagen, was wahr und gerecht ist: ich muß also auch die Mängel unserer Organisation angeben. Die Ingenieurs der Bau-Direction wie die Offiziere der Direction der Hafen-Angelegenheiten, besonders die, welche nicht Militairs sind, haben nicht genug Autorität bei ihren Arbeitern. Die Organisation der Artillerie-Arbeiter ist ein schönes Beispiel mit den ausgezeichneten Resultaten, die sie liefert, Resultate, die sich in Zeit und Gelderspärnissen bemerkbar machen. Eine Gefahr ist jedoch für den Staat vorhanden, besonders zu einer Zeit, wo das Prinzip der Autorität gestürzt ist. Der Staat ist nämlich beständig den Klagen der Arbeiter oder den übermäßigen Forderungen von ihrer Seite ausgesetzt. Die Frage ist eine der schwierigsten, und um sie zu lösen, bedarf es einer großen Festigkeit, denn sie wird jedenfalls dem lebhaftesten Widerstande begegnen müssen. Ihre Abhülfe aber würde eine der nachhaltigsten Wohlthaten seyn, die der Marine erwiesen werden könnte.

Es ist unmöglich, die Behauptung, daß unsere Schiffsmannschaft in Unordnung oder, so zu sagen, außer Rand und Band sey, mit Stillschweigen zu übergehen. Unser Schiffsvolk hat noch nicht aufgehört, eben so gut organisirt zu seyn, wie dasselbe es immer gewesen ist. Drei Jahre ungefähr dienen die Matrosen am Bord der Kriegsschiffe; sobald ein Schiff nach Frankreich zurückkehrt, und dieser Wechsel findet selbst bisweilen auch auswärts statt, werden alle Matrosen, die ihre drei Jahre gedient haben, aus dem Dienste entlassen, und es treten Leute einer neuen Aushebung ein. Wenn die Fahrt von langer Dauer gewesen ist, so wird auch der größere Theil der Mannschaft gewechselt. Ohne Zweifel ist dann das Schiffsvolk weniger geübt, und man begreift, daß es für einen Capitain sehr mühevoll ist, wenn er, im Fall, daß er den Befehl des Schiffes behält, was übrigens selten ist, einen guten Theil der Frucht seiner Arbeiten verlieren und die Ausbildung seiner Leute nun wieder von vorn anfangen soll. Die Klagen, welche er dann erhebt, sind indessen nur eine Folge der durch die Nothwendigkeit gebotenen gesetzlichen Einrichtung, die Matrosen nur drei Jahre im Dienst zu behalten. Ersparungen in den Staatsausgaben haben es neulich nöthig gemacht, die Zahl der Matrosen zu verringern, und es hat sich gefunden, daß bei dem Geschwader des Mittelländischen Meeres die neu ausgehobenen Leute im Durchschnitt weit zahlreicher im Dienste gewesen sind, als man es vorausgesehen hatte. Man hat darauf geschrieen, daß die Mannschaften des Geschwaders nicht gut disziplinirt wären. Uebertreibung, wie so vieles Andere! Die geschickt geführten und rasch eingeübten Schiffe waren nur auf kurze Zeit weniger schnell in ihren Manövern und weniger geschickt in ihren Evolutionen. Das Geschwader war aber deshalb noch nicht desorganisirt, oder, wenn es wirklich der Fall war, so lag die Schuld an unseren Einrichtungen und an der politischen Nothwendigkeit, die Staatsausgaben zu verringern, gegen welche die Marine-Verwaltung Nichts vermag.

Man hat uns noch in dieser Beziehung mit der englischen Marine vergleichen wollen; dieser Fall bietet sich aber hier nicht dar. In England, wenn man ein Schiff ausrüstet, so geschieht dies für einen Zeitraum von drei oder vier Jahren. Während dieses Zeitraumes sind die Ausrüstung, die Mannschaft, die Offiziere und der Capitain unveränderlich mit einander vereinigt. Es kann hier nur wenig Veränderungen geben, denn man vermeidet es so lange als möglich, ein Schiff nach England zurückkehren zu lassen. Ist diese Zeit abgelaufen, so wird das Schiff immer abgedankt; es ist selten, daß es die doppelte Zeit zum Dienst gebraucht wird: in diesem Fall erhält es immer einen neuen Capitain und neues Schiffsvolk. Wenn die Equipage eines englischen Schiffes ein Jahr zur Ausbildung verwendet, so ist es nachher während zweier oder dreier Jahre in vollster Wirksamkeit. Unser System unterscheidet sich von jenem. Bei einer weniger zahlreichen Flotte und fast eben so viel ausgerüsteten Schiffen sind wir gezwungen, ein Schiff gewöhnlich im ausgerüsteten Zustande so lange zu lassen, als es sich ohne große Reparaturen auf dem Wasser erhalten kann. Jede Person am Bord erfüllt hier ihre Dienstzeit und wird auch hier durch einen neuen Ankömmling ersetzt. Es giebt also immer einen mehr oder weniger zahlreichen Kern der Mannschaft, der die von ihm erworbenen Kenntnisse auf den noch unkundigen Theil fortpflanzt und das Schiff immer in einem

gewiſſen Grad der Wirkſamkeit erhält. Letztere iſt durchſchnittlich dieſelbe, wie die eines engliſchen Schiffes; ſie iſt ſtetiger, aber der öfter vorkommende Wechſel iſt in der Praxis nachtheilig.

Wenn man die Wirkungen der franzöſiſchen und engliſchen Schiffe vergleichungsweiſe ſchätzen will, ſo hat man zwei ſehr wichtige Punkte wohl zu beachten: die Ueberlegenheit der Engländer in ihrer Disziplin und in ihrer Körperkraft. Erſtere können wir nicht beneiden; ſie iſt nur erkünſtelt, denn ſie wird nur aufrecht erhalten in Folge oft grauſamer Behandlung; die zahlreichen Peitſchenhiebe widerſtreben unſeren Anſtandsbegriffen und unſeren Gefühlen. Trotz dieſer ſehr energiſchen Strafen, ſind die Beiſpiele von ſchwerer Inſubordination viel häufiger bei ihnen, als bei uns. Ueberdies iſt in England öffentlich bekannt gemacht worden, daß dieſe Art Strafen unerläßlich wäre. In Frankreich, kurz vor dem Befehl der Regierung, der die Schläge mit dem Tauende abſchaffte, bediente man ſich des letzteren nur in den äußerſten Fällen und mit der größten Vorſicht. Nur die Diebe wurden nicht geſchont. Seit jenem Befehle üben die Schiffsleute ſelbſt Juſtiz an den Dieben, und die Disziplin ſcheint nicht gelitten zu haben durch die Aufhebung einer Strafe, die thatſächlich ſchon lange abgeſchafft war.

Wenn man die mittlere Körperkraft der Engländer mit der der Franzoſen beziehungsweiſe in Zahlen ausdrückte, ſo findet man, daß ſich jene zu dieſer wie fünf zu vier verhält. Hieraus ergiebt ſich, daß, obwohl unſere Schiffsmannſchaften ein wenig zahlreicher als die der Engländer ſind, was uns beſtändig zum Vorwurf gemacht wird, dieſe doch eine viel größere Körperſtärke repräſentiren, als die unſrigen, und wenn das Verhältniß zwiſchen den Mannſchaften beider Nationen wie acht zu neun iſt, ſo bleibt dennoch das Uebergewicht der Kraft noch auf Seiten der Engländer. Dieſer Unterſchied der Muskelkraft iſt noch viel bemerkbarer am Bord der Handelsſchiffe: er zwingt unſere Fahrzeuge, eine zahlreichere Mannſchaft an Bord zu nehmen. Dies iſt eine der Urſachen des hohen Frachtpreiſes bei unſerer Handels-Marine und folglich auch eine Urſache für die Abnahme der letzteren.

Ich möchte aufhören, aber es ſey mir erlaubt, noch einen Irrthum zu widerlegen. Man hat den Admiralitätsrath angegriffen. Jeder kann nach ſeiner Art die Zuſammenſetzung und die Befugniſſe des Admiralitätsrathes auffaſſen; ſeit längerer Zeit ſind verſchiedene Entwürfe über dieſen Gegenſtand eingereicht worden. Insgemein nimmt man die engliſche Admiralität zum Muſter, man will eine ähnliche haben, und ein Jeder ſetzt ſie nach ſeinem Gutdünken zuſammen. In England beſteht dieſe Behörde gewöhnlich aus einem erſten Lord, aus vier Marine-Offizieren, einem ſechſten Mitgliede, das Civilbeamter iſt, einem erſten und einem zweiten Secretair. Es iſt äußerſt ſelten, daß der erſte Lord Marine-Offizier iſt; in der Regel gehört er dem Civilſtande an. Die Admiralität iſt durchaus kein permanenter Rath, wie man verſichert hat, ſondern alle Mitglieder deſſelben folgen dem Schickſale des Miniſteriums, zu deſſen Partei ſie gehören; ſie iſt nichts Anderes, als ein Miniſter in ſechs oder ſieben Perſonen. Ein Punkt iſt es, der noch entſchieden werden muß, und in Frankreich iſt man zur Negative geneigt, nämlich zu erfahren, ob eine Verwaltung von einem aus mehreren Perſonen beſtehenden Rathe vortheilhafter geleitet werde, als von einem Miniſter. Die Meinungen ſind in England über dieſen Gegenſtand getheilt, dergeſtalt, daß zahlreiche Ausſtellungen gegen das Syſtem gemacht worden ſind. Der hauptſächlichſte Einwand ſtützt ſich auf den Mangel an wirklicher Verantwortlichkeit, der daraus folgt. Dies iſt ein gewichtiger Grund für diejenigen, welche nicht glauben, daß die miniſterielle Verantwortlichkeit eine Fabel ſey. In dem letzten Briefe an den erſten Lord der Admiralität, welchen der Admiral Napier ſo eben veröffentlicht hat, lieſt man: „Wie, Mylord, iſt es möglich, daß die Angelegenheiten der Marine gut geleitet werden können durch vier Marine-Offiziere, deren Vorſitzender ein Civilbeamter iſt, der Nichts davon verſteht? Die Marine iſt der Liebling der engliſchen Nation, Niemand will ihre Wirkſamkeit vernichtet ſehen, und Niemand wird die Art und Weiſe, wie ſie geleitet wird, vertheidigen.“

Einen einzigen Vortheil hat, meiner Meinung nach, das engliſche Syſtem, und dieſer iſt nur einer für England: nämlich, daß es zweien Mitgliedern zuſteht, — es müſſen immer zwei ſeyn, um Etwas zu entſcheiden, das dann erſt Gültigkeit hat, — ſich unverzüglich in jedes Arſenal zu begeben, um zu reviſiren und Anordnungen zu treffen. Während dieſe beiden Lords von London abweſend ſind, können zwei andere ſich auch entfernen, um ihren parlamentariſchen Pflichten nachzukommen, denn ſie ſind gewöhnlich Mitglieder des Parlaments; bei der Central-Verwaltung bleiben immer noch zwei Beamte zurück, welche die laufenden Geſchäfte verrichten. Dies iſt, glaube ich, der einzige Vortheil eines Miniſteriums, welches kommiſſariſch verwaltet wird, daß es ſich gleichſam vervielfachen kann, und daß es die geſetzliche Machtvollkommenheit hat, ſich zu theilen und ſo getheilt zu handeln. Eine ähnliche Organiſation iſt nicht verträglich mit unſeren Ideen, und man findet bei uns kein Beiſpiel davon.

Es würde übrigens zu weit führen und unnöthig ſeyn, hier die Zuſammenſetzung und den Geſchäftsgang der engliſchen Admiralität ausführlich zu beſchreiben, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß wir ſie annehmen. Wir ſtreben nach einem Mittelſyſtem. Wir wollen einen eigenen Marine-Miniſter und einen permanenten Admiralitätsrath, der vor allem miniſteriellen und parlamentariſchen Wechſel geſichert iſt; mit einem Worte, einen beſtändigen Rath neben einem wandelbaren Miniſter.

In dem Vorhergehenden habe ich immer England zum Punkte der Vergleichung genommen; ich habe aber dabei nur das berückſichtigt, was ich zur Widerlegung der unſerer Marine gemachten Vorwürfe gebrauchen konnte. Man hat in der Nationalverſammlung überhaupt die Vortheile angegeben, welche die Engländer vor uns haben, die Wahl der Beiſpiele iſt jedoch keine glückliche geweſen. Ich habe ſelbſt ſchlagendere angeführt; ich hätte mehrere in umgekehrtem Sinne anführen können. Die Vortheile, deren die Engländer genießen, ſind zweierlei Art: die, welche aus der Art der Marine-Verwaltung entſtehen, — ſie ſind nur gering, und es ſteht in unſerer Gewalt, ſie verſchwinden zu laſſen — und die, welche von Urſachen herrühren, denen wir unglücklicherweiſe nicht das Gleichgewicht halten können. Dieſe letzteren ſind in großer Zahl vorhanden: die inſulariſche Lage, welche eine große Küſtenausdehnung darbietet und die Marine zu einer Nothwendigkeit macht; die geographiſche Lage der Kriegshäfen, welche ihnen erlaubt, ſich ſehr leicht mit der Hauptſtadt in Verbindung zu ſetzen; die Handelsmarine, welche ſo beträchtlich iſt, als die aller anderen Völker zuſammengenommen; der unerſchöpfliche Reichthum an Kohlen von der beſten Qualität; der ſo ruhige, ſo ausdauernde und ſo gehorſame Nationalcharakter; die erſte Erziehung, welche Allen von Kindheit an Alles, was die Marine betrifft, ſo verſtändlich macht; der ſeemänniſche Geiſt, der unter allen Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet iſt; die Achtung vor dem Geſetz, weil daſſelbe von dem Souverain ausgeht und dieſen repräſentirt; ein reicheres Budget, welches eine faſt verſchwenderiſche Beſoldung für geleiſtete Dienſte erlaubt; parlamentariſche Einrichtungen, die dem Fortſchritt ein freieres Feld laſſen u. ſ. w., und tauſend andere Dinge noch, welche aufzuführen überflüſſig iſt, machen dieſe Vortheile aus.

Eine Sache indeß erfüllt mich mit Verwunderung und zugleich mit Stolz: nämlich, daß, ungeachtet aller dieſer Vortheile, welche die Engländer genießen, trotz unſerer unbeſtreitbaren Fehler der Organiſation, trotz unſeres Mangels an ſeemänniſchem Geiſte, die franzöſiſche Marine oft die Konkurrenz mit der engliſchen Flotte behauptet hat und daß ihre Inferiorität öfters nur auf die Zahl der Schiffe bezogen werden konnte. Ich begreife es, daß man die engliſche Marine bewundert, wenn man ihre Organiſation anführt; denn auch ich bin davon begeiſtert geweſen. Es liegt in meinem Berufe, genau nachzuforſchen, auch dem Kleinſten; im Anfange dieſer Forſchungen, voll von vorgefaßten Ideen, habe ich blind bewundert, was ich für Menſchenwerk hielt, und was doch das einfache Werk der Natur war. Meine Ideen haben ſich ſchnell geändert. Ich hatte bewundert, weil ich nur den Erfolg ſah; ich bewunderte weniger, als ich die Hülfsmittel bemerkte, und noch weniger, als ich geſchickt verborgene Fehler fand.

Auch die ruſſiſche Marine habe ich, ungeachtet ihrer geringen Bedeutung, bewundert, weil hier die Mittel fehlen, und weil man eine Energie und eine Ausdauer ohne Gränzen anwenden mußte, um das zu erlangen, was man erlangt hat; aber die Regierungsform kömmt dabei zu Hülfe. Es giebt in Rußland zwei verſchiedene Marinen, die des Baltiſchen und die des Schwarzen Meeres, wie wir ehemals eine Marine der Levante und eine des Atlantiſchen und Mittelländiſchen Meeres gehabt haben. Jede hat ihr beſonderes und unabhängiges Budget. Die Verwaltung iſt durch ein einfaches Syſtem erleichtert, welches in unſeren Augen koſtſpielig, es aber durchaus nicht für die militairiſche Organiſation der Ruſſen iſt. Sobald ein Schiff vom Stapel gelaſſen, werden ihm eine vollſtändige Ausrüſtung und eine vollſtändige Bemannung gegeben. Dieſe Ausrüſtung und Bemannung verbleiben demſelben, welches auch die Wandlungen ſeyn mögen, die es durchmacht, bis zu ſeiner gänzlichen Auflöſung. Es giebt in Rußland keine Budget-Kommiſſionen; der Kaiſer ſelbſt vertritt die Stelle derſelben, mit dem Unterſchiede, daß die Budget-Kommiſſionen nur die Macht haben, zu tadeln, während der Kaiſer, wenn er auch ernſtlich tadelt, doch zugleich die Macht hat, reichlich zu belohnen.

Ich habe nicht alle Irrthümer, welche in Betreff der Marine im Publikum verbreitet ſind, nicht alle falſche Beurtheilungen, die täglich gemacht werden, widerlegt. Ich hätte gewünſcht, in andere Details eingehen zu können, denn es iſt zu wünſchen, daß die Marine Allen bekannter ſey, um weniger mißkannt zu werden. Aber man mußte es vermeiden, Ausdrücke anzuwenden und Einzelheiten zu beſchreiben, die von dem Publikum nicht verſtanden werden können; darum habe ich auch ſo viel als möglich die trockenen Zahlen vermieden. Nicht für die Seeleute ſchrieb ich: ſie wiſſen, was die Beurtheilungen, die man über ſie macht, gelten, und woher ſie kommen. Ich ſchrieb für Perſonen, denen die Marine eine fremde Sache iſt; ich ſchrieb für alle Parteien, denn die Marine gehört zu keiner Partei; ſie liebt das Geſetz und die Ordnung, weil es in ihrer Natur liegt; das iſt ihr Glaubensbekenntniß; ich ſchrieb endlich für das Publikum, damit es wiſſe, daß es eine Marine hat, und daß dieſe Marine ſich nicht in einem ſo tiefen Verfall befindet, wie man zu behaupten gewagt hat. (R. d. d. M.)

Nord-Amerika.

Die politiſchen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.*)

I.

Die amerikaniſche Nation iſt die einzige in der Welt, von der man mit Grund behaupten kann, daß ſie ganz ſelbſtändig fortſchreitet. Dieſer Umſtand iſt es, der ſie von den Völkern Europa's ſo ſcharf unterſcheidet und der uns ihre Lage und ihre Entwickelung ſo unerklärlich macht. In allen europäiſchen Staaten iſt die materielle und politiſche Situation von den Maßregeln und der Initiative der Regierung abhängig; dies iſt zum Theil ſelbſt in England der Fall, obgleich von allen Ländern Europa's das Centraliſationsſyſtem dort am wenigſten vorherrſcht und die individuelle Wirkſamkeit den weiteſten Spielraum findet. In den Vereinigten Staaten iſt die Regierung Nichts und der

*) Als Fortſetzung und Ergänzung des in Nr. 13 bis 19 des Magazins mitgetheilten Artikels über den geſellſchaftlichen Zuſtand der Vereinigten Staaten.

Bürger Alles. Die Regierung hat mit den öffentlichen Arbeiten nichts zu schaffen, und dennoch giebt es in keinem Lande mehr Kanäle, mehr Eisenbahnen, mehr Dampfschiffe, mehr telegraphische Linien. Die Regierung kann zu Gunsten der Kirche nicht über einen einzigen Dollar verfügen, und nirgends werden die Geistlichen besser bezahlt, nirgends haben die verschiedenen christlichen Gemeinden zahlreichere Gotteshäuser und freigebiger votirte religiöse Anstalten. Der Ackerbau und der Handel haben von Seiten des Staates weder Unterstützungen, noch Prämien, noch Belohnungen, ja, nicht einmal Ehrenbezeugungen zu erwarten, und ihre Fortschritte sind eben so beispiellos als unaufhaltsam. Die Haupt-Interessen des Landes entwickeln sich also ganz unabhängig von der Regierung, und diese vermag eben so wenig einen günstigen als einen nachtheiligen Einfluß auf die Elemente der nationalen Wohlfahrt auszuüben. Die Regierung kann daher ungestraft schwach, indolent oder ungeschickt seyn; sie kann ohne Ansehen im Auslande und ohne Achtung im Innern seyn, ohne daß die amerikanische Gesellschaft ein vorübergehendes Uebel empfände, welches sich durch eine gute Wahl eben so leicht beseitigen läßt, wie es durch eine schlechte hervorgebracht wurde.

Die Hauptaufgabe der amerikanischen Regierung besteht darin, die Vereinigten Staaten den fremden Nationen gegenüber zu repräsentiren, und man wird begreifen, welche Freiheit des Handelns ihr diese Enthebung aller inneren Schwierigkeiten gewähren muß. Ihre Aufgabe ist eben so einfach, wie die der europäischen Regierungen verwickelt ist. Nicht nur, daß eine verfehlte auswärtige Politik im Innern ohne Rückwirkung bleibt, sondern, da die Vereinigten Staaten keinen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's beanspruchen, so ist ihre Regierung der Mühe überhoben, einen solchen aufrechtzuhalten; es kann ihr im Grunde gleich seyn, ob sie mit einigen oder selbst mit allen Staaten der alten Welt auf gutem Fuße steht oder im Streite liegt: genug, wenn sie die Handels-Interessen der Republik zu überwachen und zu vertheidigen weiß. Das entschiedene Auftreten und der unternehmende Charakter der amerikanischen Politik erklärt sich nur dadurch, daß die Regierung von allen inneren Sorgen befreit ist, weshalb sie in ihren diplomatischen Beziehungen ganz ungefesselt dasteht und eine Kühnheit, ja, einen Trotz entfaltet, den die europäischen Regierungen, welche tausend Interessen zu berücksichtigen, die wahrscheinliche Handlungsweise der benachbarten Mächte zu bedenken und innere wie äußere Schwierigkeiten zu fürchten haben, sorgfältig vermeiden müssen. In ihren Verhandlungen mit den schwächeren Republiken Amerika's legen die Vereinigten Staaten die ganze Anmaßung des Stärkeren an den Tag, der den Ohnmächtigen ungestraft unterdrücken kann; den europäischen Nationen gegenüber wissen sie kühn und geschickt die Vortheile zu benutzen, welche ihnen ihre isolirte Lage und das geringe Risiko, dem sie sich aussetzen, gewähren. Wenn die Staaten Europa's unter einander Krieg führen, so setzen sie ihren politischen Einfluß, die Integrität ihres Gebietes, ihre Unabhängigkeit und selbst ihre Regierungsform auf das Spiel. In der amerikanischen Union würde hingegen auch der unglücklichste Krieg höchstens einen Administrationswechsel hervorbringen; er würde ihr nicht einen Zollbreit Land kosten, und das Ganze würde auf einen mehr oder minder bedeutenden Geldverlust hinauslaufen. Welche Nation also, und wäre es selbst England oder Frankreich, wird sich anders als im äußersten Falle entschließen, mit den Vereinigten Staaten einen kostspieligen und schwierigen Kampf zu beginnen, in welchem die schönsten Siege nur unfruchtbare Lorbeeren bringen würden?

Die Stellung der Regierenden in Amerika ist folglich weit leichter und einfacher als in irgend einem anderen Lande, allein in eben dem Maße verringert sich auch ihr Ansehen, welches gewöhnlich im Verhältniß zu den Schwierigkeiten steht, die sie zu überwinden, und der Verantwortlichkeit, die sie zu tragen haben. Die Vereinigten Staaten haben mehreremal die durch Talent, Erfahrung und politische Rechtschaffenheit ausgezeichnetsten Männer ungestraft übergehen und äußerst mittelmäßige Leute zur höchsten Gewalt erheben können. Die Angelegenheiten des Landes haben darum keinen schlechteren Fortgang gehabt, aber die Nation hat unstreitig die Macht, die an ihrer Spitze steht, erniedrigt, indem sie den Besitz der höchsten Würde weniger von persönlichen Verdiensten als von der Volkslaune und den Combinationen politischer Parteien abhängig macht. Die Parteien selbst unterscheiden sich in Amerika sehr wesentlich von den politischen Heerlagern, in welche die europäische Gesellschaft gespalten ist. Bei uns ist die Existenz der Parteien durch die Verschiedenheit ihres Ursprungs, ihrer Interessen und ihrer Absichten bedingt, und man kann hinzufügen, daß in einer Periode des Kampfes und der Gefahr, wie die jetzige, auch der Ehrgeiz seine uneigennützige Seite hat. Unsere Parteien können nicht ohne Grund behaupten, daß sie in dem Triumph ihrer Ansichten nur die Rettung des Vaterlandes bezwecken; in Amerika aber, welches der Rettung nicht bedarf, ist die Macht um ihrer selbst willen, um des Einflusses und der Ehrenstellen, die damit verbunden sind, fast das alleinige Ziel, welches die Parteien verfolgen. Die politischen Kämpfe erheben sich daher selten über die Höhe einer Intrigue, und ihre Wechselfälle werden durch persönliche Interessen und die kleinlichsten Rivalitäten hervorgebracht. Bisher hat das Glück ohne Unterlaß der jungen Republik gelächelt, indessen liegen hier die Keime eines Uebels verborgen, dessen Umsichgreifen verständige Amerikaner mit Besorgniß erfüllt. Sie empfinden gerechte Unruhe über die nicht sehr ehrenhafte Bereitwilligkeit, mit der gewisse Staatsmänner bei mehr als Einer Gelegenheit die wahren Interessen und den Ruf ihres Landes den ehrgeizigen Träumen und der eroberungssüchtigen Laune der Menge geopfert haben, indem sie die Popularität eines Tages höher schätzten als Treue und Glauben.

Die Invasion von Texas und vor Allem der mexikanische Krieg, in welchem die Vereinigten Staaten mit vielem Blut und bedeutenden Kosten eine immerwährende Quelle innerer Zwistigkeiten erkauft haben, sind treffende Beispiele. Nicht wenige Personen fangen daher auch an, sich ganz außerhalb der Parteien zu halten, und ein gewisses Odium haftet in der öffentlichen Meinung an denjenigen, welche die Politik gleichsam als Handwerk betreiben. Man hat, um sie zu bezeichnen, sieben oder acht verschiedene Benennungen erfunden, die durch „Stellenjäger", „politische Spekulanten" oder „Staatsmäkler" übersetzt werden können.

Der große Einfluß, welchen individuelle Ansprüche und Rivalitäten in den Vereinigten Staaten auf die Handlungsweise und die Bewegungen der Parteien ausüben, trägt nicht wenig dazu bei, die amerikanische Politik den Europäern als eine Art von Räthsel erscheinen zu lassen. Jedermann weiß, was in England die Whigs und die Tories, in Preußen die Absolutisten, die Constitutionellen und die Demokraten, in Frankreich die Konservativen und die Sozialisten vorstellen. Jedermann weiß, worin diese Parteien sich von einander unterscheiden, was sie wollen, und vor Allem, was sie *nicht* wollen, und es ist für den einigermaßen aufmerksamen Beobachter immer leicht, die Beweggründe zu erklären und vorherzusehen, welche die Handlungsweise einer Partei unter gewissen Umständen und bei gewissen Fragen bestimmen werden. Wer hingegen die Phasen der amerikanischen Politik verfolgen will, muß eine wahre Lehrzeit durchmachen, ehe er über das, was dort vorgeht, im Klaren ist. Nicht nur legen sich die Parteien allerhand phantastische und mitunter ganz finnlose Namen bei, es giebt deren auch noch eine unendliche Anzahl, und die Ehrentitel: Whigs, Locofocos, Old-hunkers, Barnburners, Native Americans, Free-soilers, Abolitionists, gleichen eher den Spitznamen lustiger Brüderschaften, als den Benennungen ernster politischer Parteien. Wenn man die Untersuchung etwas weiter treibt und sich bemüht, die speziellen Lehrsätze, das Regierungs-Programm dieser scheinbar so verschiedenartigen Fractionen zu erfahren, so findet man, daß sie in keinem wesentlichen Punkte von einander abweichen, und daß kaum ein Grund vorliegt, um dem amerikanischen Volke den Sieg einer oder der anderen Partei besonders wünschenswerth erscheinen zu lassen.*) Ist es demnach zu verwundern, daß das europäische Publikum die Schwankungen der amerikanischen Politik nicht begreifen kann und, da es die Macht unaufhörlich von einer Partei auf die andere übergehen sieht, dieser Wankelmüthigkeit der Volksgunst eine irrthümliche Auslegung giebt?

Wir wollen versuchen, einiges Licht in diesen Irrgang der amerikanischen Politik zu werfen. Seit 1844 scheinen die Vereinigten Staaten sich in einem Zustande des Uebergangs zu befinden, der unsere ernstliche Erwägung verdient; die politischen Streitigkeiten sind definitiv erledigt, und die Parteien setzen sie eher aus Hartnäckigkeit und um ihre Existenz zu verlängern fort, als in der Hoffnung, ihre Gegner zu besiegen. Neue Kämpfe bereiten sich jetzt vor, welche viel lebhafter und gefährlicher seyn werden, als die früheren; an die Stelle administrativer und politischer Fragen treten jetzt territoriale Interessen. Es eröffnet sich hier eine ganze Reihe ernster Schwierigkeiten, welche eines Tages selbst die Fortdauer der Union gefährden können.

Mannigfaltiges.

— **Amerikanische Politik.** Wir machen alle diejenigen, welche sich über die gegenwärtige politische Lage der Vereinigten Staaten näher zu unterrichten wünschen, auf die in unserem heutigen Blatte angefangene, der Revue des deux Mondes entlehnte Darstellung aufmerksam. Es giebt vielleicht nicht Viele, die eine klare Idee von jenen, auch für uns Europäer so interessanten Verhältnissen haben; man weiß zwar, daß sich eine ernste Krise in der amerikanischen Union vorbereitet, aber zur näheren Kenntniß des eigentlichen Sachverhalts und des Antagonismus der Parteien, der sich bei der neulichen Sprecherwahl in so auffallender Art kundgab, reichen die mageren Zeitungsberichte bei weitem nicht aus. Der Verfasser des bemerkten Artikels, Herr **Cucheval-Clarigny**, hat auf wenigen Seiten eine so klare und verständliche Schilderung der politischen Zustände Amerika's entworfen, wie man sie in den bänderreichen Lucubrationen deutscher und englischer Reisenden nicht findet, die, ohne gründliche Sachkenntniß und von subjektiven Eindrücken beherrscht, bald, wie ein berühmter deutscher Gelehrter, Amerika als ein politisches Utopien beschreiben, in welchem die gebratenen Tauben der Freiheit den Leuten ganz ohne Sorge und Mühe in den weit geöffneten Mund fliegen, bald, wie die Hamiltons und Zidlers, als ein Land, in welchem alle Bande der sozialen Zucht gelöst sind und mit der Souverainetät des Volkes die gräulichste Anarchie an der Tagesordnung ist. Von diesen beiden Ansichten ist die erste eben so gutmüthig naiv, wie die zweite ungerechtfertigt und den Thatsachen widerstreitend ist, und die in anerkennungswerther Objektivität gehaltene Abhandlung unseres französischen Gewährsmannes ist daher um so schätzbarer. Mit dem von ihm dargebotenen Leitfaden versehen, wird man begreifen, um was es sich in den wichtigen Debatten, die in der gegenwärtigen Session des Kongresses stattfinden werden, handelt, und sie gewiß mit regem Interesse verfolgen.

*) Diese Behauptung ist in ihrer Allgemeinheit richtig, da die Amerikaner aller Parteien über gewisse theoretische Grundsätze in der That ganz einverstanden sind; daß aber die Systeme der oben erwähnten politischen Fractionen sich, namentlich in der Praxis, allerdings zum Theil wesentlich von einander unterscheiden, wird von dem Verfasser selbst im Verlaufe dieses Aufsatzes angedeutet. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 31. Berlin, Dienstag den 12. März 1850.

Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus.

Wir sind noch im Rückstande mit der Anzeige einer auch vor unser Forum gehörenden kleinen, aber geistvollen Schrift, die einer der vielseitigsten deutschen Forscher auf den Gebieten der Natur und Kunst, Karl Gustav Carus, bei Gelegenheit von Goethe's hundertjähriger Geburtstagsfeier „über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung" (Leipzig, Brockhaus, 1849) herausgegeben hat. In unseren Blättern, in denen die Mannigfaltigkeit der Menschheitsstämme ein viel behandelter Stoff ist, haben wir auch oft bereits Gelegenheit gehabt, über die Systeme zu sprechen, nach welchen man es versucht hat, diese Mannigfaltigkeit zu regeln und abzustufen. Linné war einer der Ersten, der das bunt aufgehäufte Material sichtete, aber dabei lediglich von der in der geographischen Wissenschaft seiner Zeit angenommenen Eintheilung der Erde in vier Welttheile ausging, indem er die Menschheit in den rothen (amerikanischen), den weißen (europäischen), den gelblich gefärbten (asiatischen) und den schwarzen (afrikanischen) Stamm eintheilte. Aber schon eine oberflächliche Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner reicht hin, um das Ungenügende dieser Eintheilung augenfällig zu machen. Blumenbach war es, der mit seinen berühmten, in die Sprachen fast aller gebildeten Völker übersetzten Darstellungen der vergleichenden Anatomie zuerst bestimmte wissenschaftliche Anhaltspunkte zur Eintheilung des Menschengeschlechts gegeben, indem er den organischen Bau des menschlichen Körpers und namentlich den Bau des Schädels, als der Hülle des höchsten Geistesorgans, zur Grundlage seines Systemes machte. Von ihm rührt die auf dieser Grundlage beruhende Eintheilung in fünf Stämme, den kaukasischen, äthiopischen, mongolischen, amerikanischen und malayischen her.

Aber auch diese Eintheilung vermochte eben so wenig, wie die des Franzosen Sorp de St. Vincent, der die Menschen nach ihrem Haarwuchse in schlichthaarige und kraushaarige absonderte und beiden Abtheilungen zusammen funfzehn Unterordnungen gab, einen philosophischen Forscher wie Carus, der die Menschheit nicht nach blos äußerlichen Merkmalen, sondern von innen heraus auffaßt, zu befriedigen. Er suchte vielmehr nach einem tiefer liegenden Grunde, welcher, unter Beseitigung jenes Schwankens der Eintheilung, mit unwiderlegbarer Nothwendigkeit ein einziges Fundament nachweist und eben so in psychologischer wie in physiologischer Hinsicht volle Befriedigung gewährt.

„Ich fand es endlich", fährt Herr Carus fort, „in dem nicht zu verkennenden festen Verhältniß des Planeten zum Menschen als seinem höchsten und bedeutungsvollsten Geschöpfe. — Halte ich es doch überhaupt für unerläßlich, in allen solchen auf tiefere Verhältnisse weisende Fragen immer zuerst das Urphänomen aufzusuchen, gleichsam an den Grundgedanken dieser Schöpfungen sich zu halten und von da aus dann weiter zu forschen. Wer aber kann es verkennen, wenn er die Erde nach ersten und grundwesentlichen Beziehungen zu ihrem eigentlichen Lebensquell, d. i. zur Sonne — betrachtet, daß zu allererst sich hier darstellt, wie fortwährend und in jedem Augenblick der Planet eines Theils tageshell erleuchtet, anderen Theils in Nacht gehüllt und nach zwei Seiten von Dämmerung umfangen sey, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfällt! — Diese vier Zustände sind es, welche überall stets wechselnd in einander übergehen — immerfort wandelt sich an jeder Stelle einerseits Morgendämmerung in Tag, und Tag wieder in Abenddämmerung, diese aber wieder in Nacht, welche selbst dann wieder von erster Dämmerung fortwährend verdrängt wird; also schwebt dann der gesammte Planet in rastlosem Wechsel seiner Lichtzustände im Aether dahin; was jedoch bei all diesem Wechsel nie sich ändert und was durchaus und immer charakteristisch dem Ganzen bleibt, ist, daß alle vier Zustände zugleich nie von dem Planeten weichen und kein Planet gedacht werden kann, an welchem nicht vier solche Zustände immerfort gleichzeitig vorhanden seyn müßten.

„Macht man dies Alles sich deutlich, so muß man wohl begreifen, daß ein Verhältniß, das in Wahrheit als Urphänomen jeder planetaren Existenz anerkannt werden muß, schlechterdings nicht ohne wichtigen Einfluß bleiben könne auf die Existenz aller Lebendigen auf diesem Planeten. Verfolgen wir ihr Leben, und überall tritt uns dieser Einfluß entgegen.

„Der große Gegensatz schon von Wachen und Schlafen, welcher alles Leben der höheren Geschöpfe bezeichnet und welcher selbst im Leben der Pflanzen mit schwachem, aber deutlichem Abglanz hervortritt,*) deutet mit allen seinen merkwürdigen Bedingungen von Blut- und Nervenleben überall auf jenen steten wichtigen Wechsel von Licht und Finsterniß an der gesammten Oberfläche der Erde. Doch mehr als dieses gehört es noch zu solcher Abhängigkeit, daß selbst in die Organisation und Lebensweise unzähliger Geschöpfe jener große Gegensatz eingreift, so daß wir hiernach genöthigt werden, zu unterscheiden einmal zwischen solchen, deren ganze Existenz durch und durch auf die Nachtseite verwiesen ist, indem sie entweder auf dem Boden der Gewässer oder im Innern von Felsen oder in der Tiefe der Erde, ja, selbst in dem Gewebe und in den Säften anderer Lebendigen, für immer ausgeschlossen vom Licht, verweilen, und denen, die möglichst an Licht und Luft gebracht werden sollten; dann aber wieder zwischen Geschöpfen, die zwar fortwährend bestimmt sind, den Wechsel von Tag und Nacht zu erfahren, aber doch durch ihre Lebensweise ganz besonders auf einen von beiden Zuständen angewiesen werden. — Wie daher schon bei den Pflanzen gefunden wird, daß einige mehr bei Nacht und andere mehr bei Tag blühen, so tritt dieser Unterschied unter den Thieren nach Organisation und Lebensweise noch weit bestimmter hervor und hat längst Veranlassung gegeben, zwischen Nachtthieren und Dämmerungsthieren und Tagthieren zu unterscheiden."*)

Wie wäre es nun möglich, daß so große überall durchwirkende Einflüsse nicht auch das höchste Geschöpf der Erde — den Menschen — berührten; ihn, der zwar mächtiger und freier über Vielem steht, was andere Geschöpfe bindet, indeß irgendwie — und wenn nicht materiell, doch symbolisch — nicht weniger als andere den Bedingungen aller Lebendigen unterliegt! — Und so ist es auch hier! — Die Menschheit, die nur ein Reich, und zugleich nur eine Klasse, nur eine Ordnung und nur eine Gattung darstellt und nur so dem ungeheuren Reich der Thiere mit seinen vielen Klassen und Ordnungen und unzähligen Gattungen gegenübersteht, sie kann zwar nicht jenen allgemeinen Einfluß der vier großen unaufhörlich gleichzeitigen Zustände des Planeten dadurch abspiegeln und wiederholen, daß sie besondere organisch verschiedene Gattungen von Menschen der Nacht und von anderen des Tages oder der Dämmerung darbietet, aber in merkwürdiger Symbolik ist wirklich eine große Viergliederung der Menschheit gesetzt, welche durchaus in ihrem letzten Grunde nur auf jenen vierfachen Zuständen des Planeten beruht. — Seitdem dieser Gedanke mir vollkommen aufgegangen war, habe ich ihn sofort in meinem „System der Physiologie" ausgesprochen und entwickelt, werde jedoch hier Gelegenheit nehmen, manches Weitere darüber mitzutheilen, dessen zu gedenken dort weniger am Orte war. — Zunächst hebe ich aber hervor, wie schön auch in dieser Beziehung empirische Auffindung und ideelle Erfassung — wie immer, wenn beide auf rein naturgemäße Weise geübt werden — sich treulich begegnen! — Denn nachdem denjenigen Forschern, welche, erleuchtet vom Licht der Physiologie, wirklich von innen heraus an die Eintheilung der ungeheuren Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechts gingen, nothwendig vor jeder anderen die Wahrheit einer Viertheilung klar werden mußte, ergab sich dann, wenn man, von der Höhe einer allgemeinen Anschauung herabsteigend, generelle Zustände auf ein solches Spezielles anwendete, ganz genau dasselbe Gesetz. Jene erste blos empirische Auffassung hätte für immer den Nachweis des eigentlich höchsten und zureichenden Grundes entbehrt, wäre ihr die philosophische Betrachtung nicht entgegengekommen, und wie einst Oken**) schon fragte: „warum giebt es keine blauen und grünen Menschen?" so durfte man dann auch immerfort fragen: „warum könnte es nicht anstatt vier eben so gut nur drei, oder auch sechs oder neun Hauptstämme geben?"

„Wiederum aber hätte die scharfe empirische Forschung nicht von ihrer Seite jene Viertheilung mit gleicher Bestimmtheit darstellen können, so würden wir abermals unbefriedigt geblieben seyn, und ein Zweifel hätte Platz greifen können, inwieweit die volle Anwendung eines allgemeinen Gedankens auf die besondere Wirklichkeit erlaubt sey.

„Nach allen diesen einleitenden Betrachtungen rücken wir nun dem eigentlichen Ziele dieser Untersuchungen näher, und es wird jetzt das Erste seyn, noch eine Uebersicht der in obigem Sinne vierfach getheilten Volksstämme und ihrer Vertheilung an der Oberfläche des Planeten zu geben.

„Den obigen Anforderungen zufolge müssen sich also finden, einmal: Volks-

*) Nicht nur, daß viele Pflanzenblätter und Blüthen sich zusammenlegen und schließen, wenn die Nacht eintritt, andere Blüthen dagegen gerade sich dann erst öffnen, wenn der Tag entwichen ist, so hat schon Linné angegeben, eine Art von Blumenuhr zu konstruiren, indem selbst nach dem verschiedenen scheinbar tieferen oder höheren Stande der Sonne gewisse Blüthen sich öffnen.

*) Auch bei den Thieren kommt zuweilen solch stundenweises Leben, wie jenes Blühen der Linnéschen Blumenuhr, vor. Alex. v. Humboldt erzählt namentlich von jenen Metamorphosenschwärmen Süd-Amerika's, deren einzelne Spezies immer regelmäßig, jede zu ihrer besonderen Stunde, den Menschen anfallen, so daß man es dort „auf die Wache ziehen" nennt.

**) Oken selbst machte einen unglücklichen Versuch, die Menschenstämme nach den Sinnesorganen in die Fünfzahl — in Augenmenschen, Nasenmenschen u. s. w., einzutheilen.

stämme, welche dem Lichtmangel — der Nacht des Planeten, entsprechen; es können keine anderen hierher gezogen werden als die körperlich und geistig unvollkommener ausgestatteten Neger — der äthiopische Stamm; — sie sind die Nachtvölker — durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung bezeichnet. Ein andermal müssen sich finden: Volksstämme, welche der Erleuchtung — dem Tage des Planeten, entsprechen; es gehören augenfällig hierhin die kaukasischen, europäischen und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten höheren Stämme, alle von mehr oder minder weißer Färbung, — es sind die Tagvölker. Zum dritten muß es geben Volksstämme, welche die Dämmerung des Aufganges in der Menschheit darstellen, — es sind die weitverbreiteten Völker des mongolischen Stammes, von welchem zugleich die malayischen Stämme abgeleitet werden können. Ihre Organisation wird in vieler Beziehung zwischen der der Tag- und Nachtvölker in der Mitte stehen und eine dunklere oder hellere gelbliche Färbung zeichnet sie aus — es sind östliche Dämmerungsvölker. Viertens und endlich müssen Volksstämme seyn, welche der Dämmerung des Unterganges entsprechen, in denen abermals eine mittlere Organisation und eine bald dunkler, bald heller röthliche Färbung vorherrscht, wohin denn die Völker gehören, deren Mitte der Toltekanische und Aztekische Stamm ausmachte, welcher einerseits bis zu den appalachianischen Stämmen, andererseits bis zu den Patagoniern und Feuerländern sich ausdehnt — es sind die westlichen Dämmerungsvölker der Erde.

„Man kann sich ein sehr gegenständliches und in vieler Beziehung bedeutungsvolles Bild von den Verhältnissen dieser vier großen Volksstämme zur gesammten Erdoberfläche entwerfen, wenn man auf Planigloben die Verbreitung derselben je mit verschiedener Färbung über die Erstreckung des Festlandes hin aufträgt und zugleich die Erstarrungszonen der Erdpole und die durch Isothermen bestimmten milderen Temperaturzonen bemerklich macht.*)

„Bei den ungleichen Erhebungen der Oberfläche des Globus, wo auf die nördliche Halbkugel so viel mehr Festland und auf die südliche Halbkugel ein so enormes Uebergewicht der Wasserbedeckung fällt, so wie bei der eben deshalb am Südpol so viel weiter greifenden Zone der Erstarrung, zeigt sich dann diejenige glückliche Zone, welche über größte Ausdehnung des Festlandes hin die dem höheren organischen Leben günstigen Verhältnisse darbietet, auch nicht unbeträchtlich nordwärts vom Aequator gerückt und gewährt dort zugleich eine für die Verbreitung der Menschheit besonders wichtige Gegend. — Sieht man dabei ab von den Colonisationen der Tagvölker, welche nach und nach und schon seit den spanischen Kenquistadoren so viele, ursprünglich anderen Stämmen angewiesene Gegenden für sich in Besitz genommen haben, und vergegenwärtigt man sich so das Allgemeine der Urbevölkerung, so bekömmt man ein Bild, dem ähnlich, welches bereits Morton in seinem Prachtwerke über Amerika's Ureinwohner gegeben hat und welches dann wesentlich folgende Vertheilung der Menschheit zeigen wird. — Die Nachtvölker, namentlich über Afrika, mit Ausnahme von Nord-Afrika, sich ausdehnend und hinab gegen Süden über Australien, Van-Diemensland und einen Theil von Neuseeland (als Papous) sich erstreckend. — Die Tagvölker, in der Gegend des Kaukasus in besonders reinen Formen erhalten, haben sich ausgebreitet bald in größerer, bald in geringerer Vollkommenheit ihres Typus über ganz Europa und haben die Gegenden von Asien, welche wir Persien, Arabien, Hindostan nennen, so wie den Norden von Afrika, vollständig eingenommen. — Die östlichen Dämmerungsvölker haben im Norden und Osten der ungeheuren Erstreckung des asiatischen Kontinents Alles überzogen, finden in den mongolischen Stämmen von China, Japan, Tibet u. s. w. ihren Mittelpunkt und greifen dann im hohen Norden theils nach Amerika hinüber, während gegen Süden hinab sie als malayischer Stamm unzählige Inseln bewohnen und sonderbar bald mit dem Blute der Tagvölker, bald mit dem der Nachtvölker vermischt erscheinen. — Endlich die westlichen Dämmerungsvölker, sie, die wirklich dem Untergange zugewendet sind und ihrem Verlöschen mehr und mehr entgegengehen, sie waren ursprünglich auf ganz Amerika, mit Ausnahme seines hohen Nordens, angewiesen und werden in der Gegenwart mehr und mehr durch die Tagvölker verdrängt.

„Von hier an, wenn man so die Vertheilung der Wohnstätten von 900,000,000 Menschen zuerst nur im Allgemeinen überblickt hat, eröffnet sich allerdings eine Fülle des reichsten Stoffs zu unendlichen Untersuchungen, und man braucht nur einigermaßen in diesen Gegenständen sich zu orientiren, um einzusehen, daß Werke dreimal größeren Umfanges als das von Prichard noch keineswegs ausreichen können, auch nur das Wichtigste aller dieser Gegenstände zusammenzufassen. — Das, worauf wir hier näher einzugehen gedenken, ist nun allein die Frage von der ungleichen Befähigung dieser so weitum wohnenden Stämme für höchste Entwickelung des Geistes."

Der Verfasser wirft nun von diesem Standpunkt einen Rückblick auf das zuerst von Blumenbach aufgestellte System der Schädelbildung, welches seine Theorie durch die Beobachtung bestätigt und in Verbindung mit anderen Beobachtungen über die Organisation der Haut, „welche, insofern sie erstes und allgemeinstes Sinnesorgan ist, für die Entwickelungen höherer Geistesthätigkeit um so wichtiger wird, je gewisser Gefühl und Getast die ersten, alles Vorstellungsleben orientirenden Sinne genannt werden müssen", und zu nachstehendem Resultate führt:

„Die Ungleichheit in der Befähigung zu höchster Geistesentwickelung stellt sich in den verschiedenen Stämmen in dem Maße heraus, daß die geringe Befähigung auf die Nachtvölker fällt, während die größere den Tagvölkern zu Theil geworden, die Dämmerungsvölker aber den deutlichen Uebergang zwischen beiden bilden."

*) Eine der Carusschen Schrift beigegebene Tafel zeigt diesen Gedanken in sichtiger Ausführung.

In einem zweiten Auszuge werden wir Einiges von den weiteren Entwickelungen des Verfassers in Bezug auf das Verhältniß der Tag- und Nachtvölker zu den Dämmerungsvölkern mittheilen.

England.

George Fox, der erste Quäker.

(Schluß.)

Auch nach der Restauration wurden die Verfolgungen der Quäker fortgesetzt, und zwar lediglich von Seiten der Rundköpfe oder Kavaliere.

Fox wurde abermals zu Swarthmore wegen „der großen Versammlungen, die er halte," verhaftet und auch hier wieder mit Schmähungen und Verletzungen überhäuft. Diesmal verdankte er seine Befreiung der Verwendung der Margarethe Fell, einer Dame, in deren Hause er sich aufgehalten hatte und welche er später heirathete. Diese vortreffliche Frau ging nach London und wandte sich persönlich an den König für ihren mißhandelten Freund. Sie wurde sehr gnädig empfangen, und die Befreiung des Fox war das Ergebniß ihrer Verwendung. Der König hatte es jedoch nicht in seiner Macht, ihn unmittelbar zu befreien; er ließ ihn daher vermöge eines Habeas-Corpus-Befehles nach London bringen, damit seine Sache vor die Richter komme. Nun wollte aber der dortige Magistrat die Kosten der Begleitung nicht tragen und verlangte, Fox solle Caution stellen und versprechen, daß er zu einem bestimmten Tage in London eintreffen wolle. Die Caution zu stellen, verweigerte sich Fox standhaft, jedoch versprach er, so man ihm erlauben wollte, mit einigen seiner Freunde nach London zu reisen, sich an einem zu bestimmenden Tage einzustellen und die Anklage-Akte selbst mitzubringen. Man entließ ihn darauf auf sein gegebenes Wort, der beste Beweis, wie ungerecht das Verfahren gegen ihn gewesen und wie falsch die Beschuldigungen waren. Auf der Reise besuchte er seine Freunde und hielt zahlreiche Versammlungen. Bei seiner Ankunft in London fand er einen großen Haufen Volks auf dem Charing-Cross-Platze versammelt, um das Verbrennen der Eingeweide der Richter des verstorbenen Königs mit anzusehen. Den folgenden Tag erschien er vor dem Oberrichter Foster und dem Richter Mallet, und nachdem er ihnen die Anklage gegen sich überreicht hatte, lasen sie dieselbe ruhig durch, bis sie zu den Worten kamen, daß er und seine Freunde die Nation in Blutschuld verwirren. Hier schlugen sie mit der Hand auf den Tisch. George Fox aber sagte zu ihnen: „Ich bin der Mann, gegen den diese Anklage gerichtet ist, doch bin ich hierin so unschuldig wie ein neugebornes Kind und habe sie selbst mitgebracht; auch sind einige meiner Freunde mit mir gekommen ohne irgend eine Wache." Die Richter bemerkten dann, daß er mit bedecktem Haupte vor ihnen stand, und sagten zu ihm: „Was stehet Ihr vor uns mit Eurem Hute auf?" Er erwiederte, es geschehe nicht aus Verachtung vor ihnen. Da das King's-Bench-Gefängniß voll und für ihn kein Raum mehr war, so fragte ihn Foster: „Wollen Sie morgen um zehn Uhr wieder hier erscheinen?" „Ja," sagte er, „so der Herr mich dazu stärkt." Da bemerkte Foster gegen den anderen Richter: „Wenn er ja sagt und es verspricht, so können wir uns auf sein Wort verlassen." Hierauf entließ man Fox. Tages darauf wurde er in die Mitte des Gerichtshofes gebracht. „Die Anklage wurde öffentlich verlesen. Das Volk war mäßig, die Richter überlegt und liebevoll. Des Herrn Gnade stand ihnen bei. Als sie aber zu der vorerwähnten Stelle kamen, hoben sie ihre Hände in die Höhe." Er vertheidigte sich wie am vorhergehenden Tage und berief sich auf das Faktum, daß man ihn auf sein bloßes Wort ohne alle Bewachung aus dem Gefängniß habe gehen lassen. Da kein Ankläger gegen ihn auftrat, so entließ man ihn auf den Wunsch und besonderen Befehl des Königs (Karl's II.).

Im Jahre 1663 besuchte Fox noch einmal seine vortreffliche Freundin zu Swarthmore. Sobald seine Ankunft unter seinen alten presbyterianischen Feinden kund wurde, so beriefen sie eine Versammlung und beschlossen, ihn abermals zu verhaften. Nur konnten sie sich nicht entscheiden, auf welche Beschuldigung hin es geschehen sollte. Es ereignete sich jedoch, daß man um diese Zeit viel von einer bevorstehenden Empörung im Norden sprach, und Fox, dem es stets um den Frieden zu thun war, hatte eine Adresse an die Landleute erlassen, worin er sie vor Betheiligung warnte und ihnen nicht nur die Ungesetzlichkeit der Sache, sondern auch den gewissen Untergang, den sie sich dadurch zuziehen würden, nachwies. Durch eine sinnreiche Verdrehung, die niemals bekannt worden ist, wurde dieses wohlwollende und patriotische Dokument als Grund zur Verhaftung angenommen, und dafür wurde er Grausamkeiten unterworfen, deren Erzählung den auserlesensten Berichten der Inquisition gleichkommen dürfte. Die verschiedenen Verhöre während dieser Verfolgung hat Fox selbst auf eine so frappante Weise erzählt, daß man den Charakter des Mannes und die Art der Verfolgung am deutlichsten daraus ersehen kann, und wir nehmen daher keinen Anstand, einige Auszüge davon mitzutheilen. Bei der ersten Untersuchung war einer der Richter ein Katholik, und dieser fing damit an, George Fox zu beschuldigen, daß er Gott, die Kirche und den Glauben leugne.

„Nein", antwortete George Fox, „ich erkenne Gott, die wahre Kirche und den wahren Glauben an. Aber zu welcher Kirche bekennst Du Dich?" George Fox wußte wohl, welcher Religion er angehöre, und Middleton, welchen dieser Vorwurf reizte, drehte sich zürnend um und sagte: „Ihr seyd ein Aufrührer und Verräther!"

G. Fox. Zu wem sprichst Du oder wen nennst Du Aufrührer?

Middleton war jetzt so aufgebracht, daß es etwas lange dauerte, ehe er sich äußern konnte, endlich sagte er, er habe es zu ihm gesprochen.

G. Fox (mit der Hand auf den Tisch schlagend). Ich habe für die königliche Sache mehr gelitten, als zwanzig Deinesgleichen oder als irgend Einer, der sich hier befindet; denn ich habe sechs Monate lang im Gefängniß zu Derby

schmachten müssen, weil ich die Waffen gegen den verstorbenen König nicht ergriffen wollte. Oberst Hacken hat mich aus meiner eigenen Grafschaft wegen Komplotte, den König Karl im Jahre 1654 zurückzubringen, als Gefangenen zu Oliver Cromwell geschickt, ich habe nichts als Liebe und Wohlwollen für den König und wünsche sein und seiner Unterthanen ewiges Wohl.

Richter Middleton. Hat man so etwas gehört?

G. Fox. O, Ihr könnt es noch einmal hören, wenn Ihr wollt. Denn Ihr schwatzt alle vom Könige, aber wo waret Ihr in Oliver's Zeit? und was habt Ihr für ihn gethan? Ich liebe den König mehr und wünsche sein ewiges Heil und Wohl eifriger, als Ihr alle zusammen.

Richter Middleton. Bringt das Buch und laßt ihn den Eid der Treue und des Supremats schwören.

Dies war die gewöhnliche Falle, worin man die Quäker zu fangen suchte, wenn andere Beschuldigungen fehlschlugen. George Fox stellte ihm hier laut die schlaue Frage, ob er den Supremat-Eid geleistet habe, der er ein Katholik und Schwörer wäre; „was uns betrifft", setzte er hinzu, „wir dürfen gar nicht schwören, weil Christus und seine Apostel es verboten haben." Man entließ ihn wieder auf sein bloßes Wort, bis zur nächsten Lancaster-Session zu erscheinen. Er hielt sein Wort. Als man ihn vorrief, trat er wie gewöhnlich mit bedecktem Haupte ein.

Der Präsident. Wißt Ihr, wo Ihr seyd?

G. Fox. Ja, ich weiß es. Aber vielleicht beleidigt Euch mein Hut. Das ist etwas Niedriges, das ist die Ehre nicht, die ich dem Richter erweise, denn die wahre Ehre kömmt von oben. Ich hoffe also, es ist nicht der Hut, in dem Ihr die Ehre sucht.

Präsident. Ja, wir suchen sie auch im Hut. Womit bezeigt Ihr dem Gerichtshof Eure Achtung, wenn Ihr nicht Euren Hut abnehmt?

G. Fox. Damit, daß ich komme, wenn man mich ruft.

Hierauf befahl man einem Gerichtsdiener, ihm den Hut abzunehmen. Er weigerte sich auch diesmal wieder, zu schwören, und wurde deshalb in Verhaft gebracht. Ehe er hinausging, wandte er sich an den Gerichtshof und sagte: „Merkt es Euch alle, daß ich für die Lehre Christi und wegen Beobachtung seines Befehls gestraft werde."

Im März des Jahres 1664 wurde er vor den Richter Twisden gestellt. Als dieser darauf bestand, er müsse schwören, und ihn mit „Kerl" angesprochen hatte, erwiederte Fox: „Ich bin nicht Dein Kerl, ich bin ein Christ, und was Dich, den Greis und Richter, betrifft, so geziemt es weder Deinem grauen Haar, noch Deinem Amte, da zu sitzen und Gefangene mit Spottnamen anzureden."

Der Richter. Was nun, ich bin auch ein Christ.

G. Fox. So handle christlich.

Da ihn der Richter durchaus nicht zum Schwören bringen konnte, so wurde er abermals nach dem Gefängnisse gebracht, um daselbst die nächsten Assisen abzuwarten.

Fox fühlte sich durch das Wort Kerl so verletzt, daß er bald nachher eine Schrift herausgab, welche er an „alle Richter, was sie auch seyen", richtete und worin er nachwies, daß solche Ausdrücke keineswegs den Sitten der Heiden, Juden oder Christen gemäß seyen.

Im Juni desselben Jahres wurde er wieder zu Lancaster vor Gericht gestellt, und nachdem man ihn abermals wegen Verweigerung der Eidesleistung zu Rede gesetzt, sagte George Fox zum Richter: „Willst Du, daß diese Leute schwören, daß ich den Eid verweigert habe?" Hierüber brach der Hof in Gelächter aus. Es betrübte Fox, so viel Leichtsinn am Gerichtshofe, wo solche feierliche Sachen verhandelt würden, wahrzunehmen; er fragte daher, ob der Hof ein Theater wäre? „Wo ist hier Ernst und Nüchternheit? denn diese Aufführung geziemt Euch nicht."

Der Richter behauptete, die Geschwornen müssen ihn schuldig erklären, da er bei den letzten Assisen die Eidesleistung verweigert habe. Hierauf George Fox: „Was thut Ihr mit einer Form? Ihr möget Eure Form nur wegwerfen." Und sich zu den Geschwornen wendend: „Es liegt auf Eurem Gewissen, so wahr Ihr es vor dem Richterstig des Herrn zu verantworten habt."

Der Richter redete die Geschwornen nochmals an, und sie sprachen das „Schuldig" aus, worauf Fox ihnen sagte: „Ihr sowohl, wie die Richter, habt Euch meineidig gemacht, Ihr habt daher wenig Ursache, zu lachen, wie Ihr es eben gethan." Er mußte hierauf wieder in sein höchst elendes Gefängniß zurück. Den folgenden Tag wurde er mit Margarethe Fell, seiner alten Freundin und gegenwärtigen Leidensgefährtin, zusammen vor den Richter gestellt, und es entspann sich das folgende Gespräch:

Richter. Was habt Ihr zu sagen, warum ich das Urtheil über Euch nicht aussprechen soll?

G. Fox. Ich bin kein Advokat; dennoch habe ich viel zu sagen, wenn Du Geduld hast, mich anzuhören.

Da lachte der Richter, so wie Andere ebenfalls, und sprach: „Nun, was habt Ihr zu sagen?" und sich an den Hof wendend: „Er kann nichts sagen."

G. Fox. O ja, ich habe viel zu sagen, habe nur Geduld, mich anzuhören. Sollte der Eid den Unterthanen des Königs oder denen eines anderen Reiches vorgelegt werden?

Richter. Den Unterthanen dieses Reiches.

G. Fox. So sehet in der Anklage nach, und Ihr werdet finden, Ihr habt das Wort Unterthan ausgelassen; Ihr könnt mich also nicht zur Strafe dafür ziehen, daß ich den Eid nicht leisten will. — Man sah nach, fand es wirklich so, und der Richter gestand ein, es sey ein Irrthum.

G. Fox. Ich habe noch etwas Anderes, womit ich dem Urtheil Einhalt thun kann — sehet nach, an welchem Tage mir nach der Anklage der Eid vorgelegt worden seyn soll.

Man sah nach, und ein zweiter, bedeutender Irrthum stellte sich heraus. Einige Richter waren sehr empört hierüber, stampften mit Füßen und sagten: „Wer hat dies gethan? Jemand hat dies vorsätzlich gethan!"

G. Fox. Sind nicht die Richter, welche diese Anklage beschworen haben, meineidige Männer im Angesicht des ganzen Landes? Dies ist aber noch nicht Alles, was ich zu sagen, warum das Urtheil über mich nicht ausgesprochen werden sollte. In welchem Jahre des Königs ist die letzte März-Session gehalten worden?

Der Richter. Im sechzehnten.

G. Fox. In der Anklage heißt es im funfzehnten.

Man mußte abermals den Irrthum eingestehen. Nachdem er dann noch einen Fehler im Wortlaute des Eides nachgewiesen hatte und weiter fortfahren wollte, unterbrach ihn der Richter und sagte, er habe genug, Fox brauche nicht mehr zu sagen.

G. Fox. Wenn Du genug hast, so verlange ich nichts als Gesetz und Gerechtigkeit von Dir; denn Gnade erwarte ich nicht.

Der Richter. Ihr müßt Gerechtigkeit und sollt Gesetz haben.

G. Fox. Bin ich entlassen und frei von Allem, was in dieser Angelegenheit gegen mich geschehen ist?

Richter. Ja, Ihr seyd frei von Allem, was gegen Euch geschehen ist.

Aber dann mit Heftigkeit auffahrend, rief er aus: „Ich kann Jedem hier den Eid vorlegen und will ihn auch Euch wieder vorlegen." Das that er auch wirklich, und nach einem heftigen Wortwechsel, worin Fox bei seiner Verweigerung beharrte, wurde er endlich vom Gefängnißwärter abgeführt.

Des Nachmittags wurde er wieder vorgebracht und hatte eine geraume Zeit unter den Dieben zu stehen. Seinen Hut nahm ihm der Gefängnißwärter ab.

Die Anklage lautete wieder „wegen Verweigerung der Eidesleistung".

Richter. Was könnt Ihr für Euch sagen?

G. Fox. Ich ersuche, daß man die Anklage vorlese, denn ich kann nicht auf das antworten, was ich nicht gehört habe.

Der Gerichtsschreiber verlas sie also, und wie er las, sagte der Richter: „Nehmt Euch in Acht, daß sie nicht wieder falsch ist"; aber der Schreiber las sie so, daß Fox ihn kaum verstehen konnte. Als er fertig war, fragte ihn der Richter: „Was sagt Ihr nun zu der Anklage?"

G. Fox. Auf eine so lange Schrift und noch dazu in solcher Entfernung gelesen, daß ich nicht alle Theile derselben deutlich vernehmen konnte, weiß ich nicht, was ich sagen soll; willst Du mir aber eine Abschrift davon geben und Bedenkzeit lassen, so werde ich darauf antworten.

Der Richter war etwas betroffen, nach einer Weile jedoch fragt er: „Wie lange braucht Ihr?"

G. Fox. Bis zu den nächsten Assisen.

Richter. Was für eine Entschuldigung habt Ihr aber jetzt vorzubringen? Seyd Ihr schuldig oder nicht schuldig?

G. Fox. Ich habe mir keinesweges die hartnäckige Verweigerung, zu schwören, zu Schulden kommen lassen, und was die Dinge betrifft, welche im Eide erwähnt sind, als da sind jesuitische Komplotte und Unterhandlung mit ausländischen Mächten, so leugne ich sie gänzlich in meinem Innern. Dürfte ich überhaupt einen Eid leisten, so könnte ich dies beschwören; ich habe aber nie in meinem Leben einen Eid geleistet.

Richter. Ihr sprecht gut; aber der König hat geschworen, das Parlament hat geschworen, die Richter sind geschworen, und das Gesetz wird durch Eide bewahrt.

G. Fox. Ihr habt hinreichende Uebung im Schwören der Leute gehabt, und Du hast erst neulich gesehen, wie die Richter und Geschwornen meineidig wurden; und hättest Du im Buche der Märtyrer gelesen, wie so viele von ihnen sich geweigert haben, zu schwören, sowohl während der zehn Verfolgungen, als auch in den Zeiten des Bischofs Bonner, so würdest Du gesehen haben, daß es nichts Neues ist, aus Gehorsam gegen den Befehl Christi die Eidesleistung zu verweigern.

Richter. So wollte ich, die Gesetze wären anders.

G. Fox. Unser Ja ist ja, und unser Nein ist nein, und so wir unser Ja oder Nein übertreten, so wollen wir dieselbe Strafe erleiden, wie die, welche falsch schwören. Diesen Antrag haben wir an den König gestellt, und der König meinte, er sey billig.

Trotz alledem wurde Fox wieder nach dem Gefängniß gebracht, wo er bei der unmenschlichsten Behandlung den ganzen Winter über festgehalten wurde.

Nach einem funfzehnmonatlichen Gefängniß in Lancaster wurde Fox nach Scarborough versetzt, wo er wieder zwölf Monate lang aus der bloßen Verfolgungssucht seiner Feinde in strengem Gewahrsam bleiben mußte. Endlich appellirte Fox an den König selbst und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache bis zum Ende. Seine Unschuld und die Motive seiner Verfolger waren dem König Karl sogleich einleuchtend, und er verordnete seine sofortige Freilassung.

Es ist um so mehr zu bewundern, daß Fox nicht eher an den König appellirte, als eine frühere Verwendung bei demselben für ihn den gewünschten Erfolg gehabt hatte.

Was Herrn Marsh's Werk selbst betrifft, so ist es von der Weitläuftigkeit seiner Vorgänger frei; es hat keine Wiederholungen, welche es geschmacklos machen, und liefert gerade so viel von der Geschichte des Fox, als zum Verständniß und zu der richtigen Würdigung seines Charakters nöthig ist. Herr Marsh schildert Fox als einen Mann von unbeugsamer Rechtschaffenheit, unbesiegbarem Muthe, vollkommener Treue, unbezwinglicher Ausdauer, echter Frömmigkeit und unbezweifelter Loyalität; als einen standhaften Freund, als einen versöhnlichen Feind, als einen treuen Unterthan und besonders als einen

vollkommenen Christen. Einen so fleckenlosen Charakter hat die Einbildungskraft noch nie zu zeichnen vermocht, und indem wir ihn bewundernd betrachten, erhöht er uns selbst in dem Bewußtseyn unserer eigenen Menschenwürde und flößt uns Achtung vor einer Sekte ein, welche sich einen solchen Mann zum Vorbilde gewählt und seinen Tugenden nachstrebt. — Und wenn die Quäker durch die jüngste Enthüllung Macaulay's in Bezug auf Penn, den sie als den zweiten Stifter oder Begründer ihrer Sekte verehren, sich einigermaßen verletzt fühlen und er ihnen nicht mehr so makellos erscheinen kann, wie es bisher der Fall war, so dürfen sie sich mit dem Mann trösten, welcher den Gegenstand dieser Mittheilungen bildet, und an ihm sich erbauen.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II.

Als vor mehr als sechzig Jahren eine konstituirende Versammlung berufen wurde, um die amerikanische Verfassung festzusetzen, fanden die heftigsten Debatten statt. Eines Tages, nach einem lebhaften Kampfe, der die Geister aufs höchste gereizt hatte, standen die Mitglieder auf, um aus einander zu gehen, ohne ihr Werk beendigt zu haben; da nahm Gouverneur Morris das Wort und appellirte in so rührender Weise an den Patriotismus seiner Kollegen, daß alle Erbitterung schwand und das Gefühl der Versöhnung die Oberhand gewann. „Hätte Gouverneur Morris geschwiegen", sagte später ein Augenzeuge, der Präsident geworden war, „so würden die Vereinigten Staaten niemals eine Verfassung gehabt, und ich würde niemals den Sitz Washington's eingenommen haben." — Mit der Verfassung traten die beiden Parteien der Föderalisten und der Demokraten ins Leben, unter deren Banner das amerikanische Volk sich schaarte.

Die Föderalisten waren die erklärten Anhänger einer starken Centralmacht, deren Autorität sie vor Allem, selbst auf Kosten der Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten, befestigt wissen wollten. Ihrer Ueberzeugung nach, konnte Amerika weder gut verwaltet werden, noch eine kräftige und im Auslande geachtete Politik verfolgen, wenn die Handlungen der Exekutive durch die Souverainetäts-Ansprüche der verschiedenen Staaten beengt wurden. An der Spitze der Föderalisten stand Washington, der, trotz der Unparteilichkeit, die ihm seine Stellung auferlegte, nicht umhin konnte, seine Gesinnungen an den Tag zu legen. Die Erfahrungen des Revolutionskrieges, die Erinnerungen an die zahllosen Schwierigkeiten, welche ihm die Rivalitäten, die Zögerungen und die Unfähigkeit der einzelnen Staaten-Regierungen in den Weg gestellt hatten, ließen ihm die Einheit der Macht und die unbestrittene Oberherrlichkeit der Centralgewalt als nothwendig erscheinen. Die hervorragendsten Männer jener an ausgezeichneten Talenten und großen Charakteren so reichen Zeit bekannten sich zu denselben Meinungen. Der eifrigste von allen war Alexander Hamilton, der Haupt-Redacteur des Federalist und der rechte Arm Washington's während dessen ganzer Verwaltung. Gouverneur Morris, der uns so anziehende Memoiren über die französische Revolution hinterlassen hat, John Jay, dessen starker und entschlossener Geist seiner hugenottischen Abkunft Ehre machte, Aaron Burr, in dem der Ehrgeiz die glänzendsten Eigenschaften verdunkelte, und der, nachdem er seine Laufbahn als Staatsmann begonnen, sie als Abenteurer endete, John Adams, der erste Nachfolger Washington's, gehörten sämmtlich zu dieser Partei. Alle diese Männer waren große Eigenthümer und an die aristokratische Lebensweise begüterter Pflanzer gewöhnt; sie hatten, zum Theil in den Kolonieen, zum Theil selbst in England, eine glänzende Erziehung erhalten; mit Wärme die Sache der Unabhängigkeit ergreifend, welche sie durch die ganze Kraft ihres Einflusses, ihrer Reichthümer und ihrer Talente unterstützten, waren sie gleich anfangs mit den wichtigsten Aemtern bekleidet worden; sie hatten fast Alle diplomatische Missionen verrichtet, an europäischen Höfen gelebt und einen Geschmack für elegante Sitten und feinen Ton zurückgebracht; kurz, es waren, wie ihre Gegner boshaft bemerkten, republikanische Edelleute. Ihnen gegenüber trat ein Mann in die Schranken, der einen hohen Rang in dieser Plejade hätte einnehmen können, den es aber nach dem ersten Platz verlangte. Thomas Jefferson verband mit großen Eigenschaften einen mißgünstigen, herben Charakter. Ein Verehrer Rousseau's, affektirt, gezwungen und anspruchsvoll wie dieser, erhob er die Rauhigkeit und Derbheit der Sitten zu politischen Tugenden. Ungeachtet seiner Einsichten, seiner Bildung und seines Vermögens, stellte er an der Spitze der Geschäfte eine erkünstelte Plumpheit zur Schau, über welche sein Freund Randolph, ein glänzender Redner, der es nicht für nöthig hielt, seine aristokratischen Gewohnheiten zu Gunsten seiner politischen Meinungen zu verleugnen, sich ohne Rückhalt lustig machte. Jefferson war es, der die demokratische Partei schuf und ihr den Namen gab.

Die Wahl dieser Benennung enthielt schon eine Anklage der Gegenpartei; ja, man ging so weit, die eigentlichen Gründer der Republik als Royalisten und Anhänger Englands zu behandeln. Die demokratische Partei benutzte die Eifersucht der Amerikaner auf ihre munizipalen Freiheiten, um durch eine geschickte Verbindung zweier wesentlich verschiedenen Gegenstände die Unabhängigkeit der Gemeinde im Schooße des Staats mit der Unabhängigkeit des Staats im Schooße der Conföderation für solidarisch zu erklären. Sie warf sich zum Vertheidiger der Staatenrechte gegen die angeblichen Uebergriffe der Centralmacht auf, indem sie das große Prinzip der Selbstregierung, self-government, zu ihrem Wahlspruch machte. Jeder Einzelne hat das Recht, sich selbst zu regieren und der Freiheit der Verfügung über seine Handlungen und seine Hülfsmittel nur in so weit zu entsagen, als es nothwendig ist, um sich der Mitwirkung seiner Nebenmenschen zu versichern. Diese Entsagung muß so viel als möglich zu Gunsten der Macht stattfinden, die in der nächsten Beziehung zu ihr steht. Das Haupttriebwerk ist also die Gemeinde, als die dem Individuum am nächsten stehende Macht; der Staat hat sich in nichts einzumischen, was die einzelnen oder die zu einer Gemeinde vereinigten Individuen ausführen können; seine Mission läuft nur darauf hinaus, das zu Stande zu bringen, was über die Kräfte eines Individuums oder einer Association gehen würde. Nach demselben Grundsatz müßte jeder Staat, als eine vollständig organisirte Gesellschaft, auch die vollständige Freiheit des Handelns besitzen, und die Rolle der Centralmacht wäre nicht, die Leitung der Conföderation, sondern nur das Schiedsrichteramt zwischen den Staaten auszuüben, welche sie erwählt haben.

Wir beschränken uns darauf, die Doktrin der beiden Parteien in ihren Hauptumrissen anzudeuten; es handelte sich am Ende nur darum, die Verfassung in einem der Centralisation günstigen oder ihr widersprechenden Sinne auszulegen, und die Frage hatte fürs erste keine große praktische Wichtigkeit. Der talentvollste Schriftsteller und kundigste Diplomat der demokratischen Partei war ein Genfer, Herr Albert Gallatin, der erst vor wenigen Monaten gestorben ist und der die Abneigung gegen alle Centralisation aus seinem Vaterlande mitgebracht hatte.

Eine erste und entscheidende Niederlage erlitten die Föderalisten, als ihnen die Wiedererwählung des Herrn Adams mißlang und Jefferson nach einem hartnäckigen Kampfe zur Präsidentschaft gelangte. Man hatte mit vieler Geschicklichkeit die prachtliebenden Gewohnheiten des zweiten Präsidenten gegen ihn auszubeuten gewußt. Dieser vereinigte in sich das Vermögen der beiden Familien Quincy und Adams, die zu den wohlhabendsten in der Union gehörten und ihre Abkunft nicht nur bis zu den Gründern der Kolonie Neu-England, sondern auch sogar bis in das Mutterland, the Old Country, wie man es in Amerika nennt, verfolgen konnten. Er glaubte, daß man die Würde eines Oberhauptes der Republik durch einen gewissen äußeren Glanz heben müsse, und suchte in seine Audienzen eine Art von Ceremoniell und Etikette einzuführen, welche Jefferson als königlichen Prunk bezeichnete und zum Vorwand nahm, um dem Freunde Washington's seine Popularität zu rauben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Karl Gützlaff über Handel und Gewerbe in China. Unser pommerscher Landsmann, der durch seinen vieljährigen Aufenthalt in China bekannte Missionär Karl Gützlaff, befindet sich jetzt in London, von wo er binnen kurzem auch in Stettin und Berlin, nach langer Abwesenheit, erwartet wird. Am 18. v. M. hielt Herr Gützlaff in der statistischen Gesellschaft in London einen Vortrag „über Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß in China", aus welchem wir einige Notizen mittheilen. Das Maschinenwesen, das auf diesen drei Gebieten in Europa eine so bedeutende Umwälzung hervorgebracht, ist den Chinesen noch gänzlich unbekannt. Die Geräthschaften und Werkzeuge, deren man sich dort bedient, sind vielmehr alle von der einfachsten Art. Herr Gützlaff mißt dies hauptsächlich dem Umstande bei, daß die Regierung keinerlei Unternehmungs- und Erfindungsgeist irgendwie begünstigt oder unterstützt. Besonders ist die Stagnation aller von dem menschlichen Geiste befruchteten Thätigkeit in den Binnenländern China's wahrzunehmen, während in den Küstendistrikten und namentlich in Canton, wo die Chinesen mit fremden Nationen in Berührung kommen, doch mancherlei Verbesserungen eingeführt sind. Die hauptsächlichsten Bergwerke des Landes liefern Gold, Silber, Zinn, Eisen, Blei und Kupfer, wovon das letztere in großem Ueberfluß vorhanden, jedoch von verhältnißmäßig geringem Nutzen ist, weil die Anwendung desselben zu gewöhnlichen Zwecken streng verboten ist, damit die zur Prägung der Landesmünze erforderliche Quantität nicht beeinträchtigt werde. Blattzinn (Stanniol) wird dagegen viel verarbeitet und muß oft mit einem gelben Anstrich die Stelle des Goldes vertreten. Eigene Silbermünzen besitzen die Chinesen gar nicht; die bei ihnen im Umlauf befindlichen sind spanische Piaster und amerikanische Dollars. Gold zirkulirt in Barren von zehn Unzen oder in Blättchen, welche letzteren sehr hoch im Preise gehalten werden. In der Glasfabrication haben es die Chinesen ziemlich weit gebracht; das in Peking fabrizirte steht dem böhmischen Glase nicht nach und liefert einen jährlichen Ertrag von 6—700,000 Thalern. Juwelier-Arbeit wird in bedeutendem Maße angefertigt, und Schmucksachen werden von einem im Kho-ten-Flusse sich findenden Edelsteine (gadestone) allein zu einem jährlichen Belaufe von 10 Millionen Thalern geliefert. Folgende sind die hauptsächlichsten Manufaktur-Erzeugnisse China's nebst ihrem ungefähren jährlichen Ertrage: Lackirte Waaren 4 Mill. Thlr.; melirte Baumwollen- und Leinenwaaren (grass-cloth) 20 Millionen; Baumwollenwaaren (in welchen die Chinesen Ausgezeichnetes leisten) über 1000 Millionen; Seidenwaaren 50 Millionen; Halbseidenwaaren 25 Millionen; Wollenwaaren 20 Millionen; Schiffbau 125 Millionen; Fischerei 600 Millionen Thaler. Der Binnenhandel ist durch die ungemein hohen Transitzölle und wegen des sehr eingeschränkten Wechselumlaufs und Bank-Geschäftes sehr erschwert. Seeräuberei und Schleichhandel herrschen in einem hohen Grade, und ihrem Umsichgreifen während der letzten funfzehn Jahre ist es zuzuschreiben, daß in dieser Zeit der Seehandel China's mindestens um den dritten Theil seines früheren Umfanges sich vermindert hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 14. März 1850.

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.*)

I.

Madrid weist auf den ersten Blick vor allen europäischen Hauptstädten die besondere Eigenthümlichkeit auf, daß es weder ein des Ackerbaues beflissener, noch auch ein Handel oder Industrie treibender Ort ist. Rechnet man zwei oder drei königliche Domänen ab, so beläuft sich der jährliche Ertrag aus der Bewirthschaftung der Kommunal-Besitzungen auf kaum 40,000 Thaler. Es liegt dies keinesweges etwa an der Beschränktheit letzterer: Madrid ist von einem ungeheuren Gürtel großer Ländereien umgeben, wo man oft weder ein Haus noch einen Thurm sieht. Diese Vernachlässigung der Feldarbeiten erklärt sich daher, daß man in Castilien seit undenklichen Zeiten dem Hütungswesen eine ausnahmsweise Bedeutung eingeräumt hat. Im 16ten Jahrhundert besaß Neu-Castilien allein mehr als sechs Millionen Merinos, ohne die übrigen Arten von Pferdevieh zu rechnen, und überall, wo die „Mesta" erschien, machte sie eine Wüste. Als die Verpflanzung des Hofes nach Madrid, unter Philipp II., und der plötzliche hieraus entstehende Zufluß der Bevölkerung den Einwohnern eine bessere Benutzung ihres Bodens in Aussicht stellte, wurden die ungeheuren Waldungen, welche die Stadt im Mittelalter umgaben und welche ihr den Beinamen La Osaria (Bärenstadt) verschafft hatten, abgebrannt oder niedergeschlagen. Die Wasserläufe verschwanden und mit ihnen die befruchtenden Prinzipien des Territoriums, welches fortan nur ein ungeheurer Sandfleck zwischen den fernen Oasen von Aranjuez und Guadarrama war. Der Fortschritt der Madrider Bevölkerung selbst beschleunigte dieses Verschwinden der Wasserläufe. Madrid, welches im Jahre 1560, wo es zur Residenz erhoben wurde, nur 2500 Häuser besaß, zählte deren im Jahre 1597 schon 7000, und diese außerordentliche Entwickelung der Bauten konnte nur auf Kosten der zunächst liegenden Waldungen statthaben. Die centrale Lage Madrids, welches unter allen Städten Spaniens von den beiden Meeren am entferntesten liegt, versagte ihm gleicherweise jeden kommerziellen Aufschwung. Und noch weniger war Aussicht vorhanden, daß die Stadt ein industrieller Mittelpunkt werden könne; denn ihre Fabrikprodukte hätten die Kluft, welche sie von den auswärtigen Märkten trennt, nur übersprungen, um im Norden, im Süden, im Osten und im Westen auf die Fabriken-Konkurrenz von Segovia, Toledo, Talavera, Valencia und Avila zu stoßen.

Nicht wenig auch trug die städtische Besteuerung dazu bei, die Thätigkeit der Madrider Bevölkerung herabzudrücken. Bis auf 1848 herab sehen wir, einige zeitweilige Ausnahmen abgerechnet, nicht nur auf den nothwendigsten Lebensmitteln, deren hoher Preis die ländliche Production extra muros paralysirt und intra muros auf die Löhne und Besoldungen zurückwirkt, sondern auch auf den Fabrikerzeugnissen und, was noch schlimmer ist, auf den für diese Fabrications zu verwendenden Rohstoffen einen so ungeheuren städtischen Zoll lasten, daß dadurch Handel und Industrie schon im Keim erstickt wurden. Dies ist jedoch noch nicht Alles: der Staat fügt unter der Form von Thor- und Consumtions-Abgaben noch eine neue Steuer hinzu, welche jenen Zolltarif verdoppelt, so daß jeder Bewohner durchschnittlich ungefähr acht Thaler an indirekten Lasten, welche die örtliche Consumtion und Production an den Thoren Madrids hemmen, zu tragen hat. Besagte beide Auflagen nehmen durchschnittlich dem Konsumenten in Madrid zweimal mehr als dem Konsumenten in Barcelona und dreimal mehr als dem in Cadix ab, und doch ist Madrid in Bezug auf Ackerbau, Handel und Gewerbe mit Barcelona und Cadix im mindesten nicht in Vergleich zu stellen.

Hierzu kömmt noch die seltsame Thorheit, daß man die städtischen Consumtionssteuern zu einer Hauptbasis für die Berechnung der direkten Abgaben gemacht hat. Demgemäß betragen letztere in der Provinz von Madrid durchschnittlich pro Kopf 32 Realen, in der Provinz von Barcelona dagegen nur 25 Realen. Noch übler steht es mit den Gewerbe-Patenten: in Madrid zahlt der Inhaber eines solchen durchschnittlich 25 Thlr., während man in Cadix nur 14 Thlr. und in Barcelona gar nur 12 Thlr. dafür zu entrichten hat.

Unter diesen Umständen konnte Madrid nur zu der Rolle einer offiziellen Hauptstadt gelangen, ohne andere Handels- oder Gewerbszweige, als die, welche den unmittelbarsten Bedürfnissen des lokalen Verbrauches entsprechen. Die wirklich in Madrid vorherrschende Klasse mußte daher die seyn, welche sich direkt oder indirekt an die offizielle oder Beamten-Welt anschließt. Sey es uns gestattet, ihre numerische Bedeutung zu erörtern. Madrid ist nur unter dieser Bedingung politisch zu begreifen. Nach der von Madoz mitgetheilten Schätzung im Jahre 1846 zählt Madrid 49,000 Wohnungen mit einer Bevölkerung von fast 207,000 Seelen.

Mit Ausnahme der Tagelöhner (Tagearbeiter, Handlanger) und Dienstboten, trifft die Gewerbe-Abgabe in Spanien alle Beschäftigungen, die klassifizirt werden können und nicht offiziell sind, vom Advokaten und Banquier bis zum geringsten Hausirer herab. Nach Madoz betrug die Zahl der Inhaber eines Gewerbe-Patentes in Madrid im oben genannten Jahre 16,700. Das Personal der Tagelöhner entspricht ungefähr 7000 Feuerstellen (Wohnungen). Die vier oder fünf Manufakturen, auf welche sich die Groß-Industrie in Madrid beschränkt, geben uns, mit Inbegriff der Druckereien, ein Tausend Arbeiter, theils Familienväter, theils unverheiratete einzeln lebende Leute. Was die Arbeiter betrifft, welche das Personal der tausend kleinen laufenden Gewerbe in Madrid bilden, so arbeitet der größte Theil auf eigene Rechnung und zählt mit unter der Masse der Patentirten; andere verfallen in die Kategorie der Tagelöhner; andere endlich leben bei ihren Arbeitsherren und werden in den städtischen Aufzählungen mit zu der Familie der letzteren gerechnet: hierher gehört die Majorität der Handlungsdiener. Man schätzt die Zahl der Kommis und Arbeiter, welche eine besondere Wohnung haben und zu keiner der vorhergehenden Kategorieen gehören, auf etwa 2000. Hierzu kommen noch 2300 Menschen, welche aller offiziellen Classification entgehen, als da sind das Personal der beiden Kammern, die Munizipalbeamten, die Gelehrten, die Schriftsteller, die Künstler u. s. w. Madrid zählt 6400 Privathäuser; aber mehrere dieser Häuser gehören entweder einer und derselben Person oder Leuten, welche unter den oben schon klassifizirten Gewerbtreibenden einbegriffen sind, oder endlich Kapitalisten aus der Provinz, welche durch die Natur der letzten Kriegsereignisse veranlaßt wurden, ihre Fonds auf städtischen Immobilien unterzubringen. Die Zahl der in Madrid wohnenden Hausbesitzer reduzirt sich somit auf 4400. Hierzu rechne man noch 600 Familien von außerhalb, welche in Madrid ihre Einkünfte verzehren. Dies beträgt im Ganzen 34,000 Domizilirte, so daß auf die Unverheiratheten oder auf die Familienhäupter, welche von Staatsgeldern leben oder davon später zu leben gedenken, die Zahl von 15,000 Feuerstellen kömmt, was ungefähr dem dritten Theil der eingeschriebenen Bevölkerung entspricht.

Die verhältnißmäßig ungeheure Höhe der letzteren Zahl darf nicht überraschen; da die Art und Weise der spanischen Staatsverwaltung eine außergewöhnliche Häufung der Beamten im Centrum der Regierung nöthig macht.*) In Folge dessen ist Madrid auch der Hauptschauplatz jener Stellenjägerei, die seit undenklichen Zeiten schon zu den schlimmsten sozialen Krankheiten Spaniens gehört und die sich in der letzten Revolutionsperiode nur noch vergrößert hat. Zu den aktiven Beamten und im eigentlichen Sinne sogenannten Sollizitanten (Ansuchern) kommt noch eine Unzahl von pensionirten oder zur Disposition gestellten Beamten, die mannigfacher Gründe halber in Madrid Wohnung genommen oder sich momentan daselbst aufhalten. Die Fluctuationen dieses Personals vermehrten oder verminderten die Bevölkerung Madrids seit 1833 in dem Zwischenraum weniger Jahre, je nach der Stellung der politischen Verhältnisse, oft um mehr als 30,000 Seelen.

Begreift man jetzt die politische Vergangenheit von Madrid, seinen gänzlichen Mangel an Initiative bei den Bewegungen der letzten dreißig Jahre, seine sprüchwörtlich gewordene Nachgiebigkeit gegen das fait accompli? Alles erklärt sich durch den fast völligen Mangel der großen Industrieen, dieser Treibhäuser des Aufstandes, und durch das verhältnißmäßige Uebergewicht der Beamten und Sollizitanten, des vorzugsweise passiven Elementes, welches stets nur mit gutem Vorbedacht die Partei, auf die es seine Existenz und seine Hoffnungen basirt, verläßt, jedoch, wenn selbe einmal bestimmt gefallen ist, um so rascher und eifriger der neuen Macht seine banale Ergebenheit zu Füßen legt.

*) Diccionario geografico-estadistico-historico de España y sus posesiones de ultramar, por Pascual Madoz. 16 vol. 4to. Madrid, 1843—49.

*) Madrid hat der Zahl nach mehr Beamte, als Paris, und verhältnißmäßig sechsmal mehr.

Nord-Amerika.

Die gelehrten Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

II. (Schluß.)

Der Krieg von 1812 mit England verwickelte sie zu einem großen Theile selbst darein, indem er ein Nationalgefühl entbrennen machte, der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Ehre der Flagge, die Rechte der Neutralen zum Gegenstande hatte, und vollkommen gut theilt. In jener Zeit, wo die Vertheidigung des Rechts der Neutralen Gegenstand, wenn im Jahre 1861 abgeschlossen Bündnisse zwischen den Vereinigten Staaten und England, wo die Vertheidigung der Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, die Ehre der Flagge, die Rechte der Neutralen zum Gegenstande der Vertheidigung geworden sind, wo Alles, was Amerika Großes und Edles besitzt, sich für diese Sache begeistert, da hier einige Parteien, die sich Amerikaner nennen, und sich selbst für die Einzigen halten, die sich Amerikaner nennen dürf

von 1823 retirte die Integrität des Bundesstaats. Man hat allerdings nicht aufgehört, die Tariffrage von Zeit zu Zeit zu erörtern, und mehr als einmal sind, je nachdem die eine oder die andere Partei das Uebergewicht erlangte, die Zölle in einer Weise modifizirt worden, welche den der amerikanischen Industrie bewilligten Schutz verminderte oder erhöhte; indessen hat man sich niemals wesentlich von den Grundsätzen entfernt, die der Kompromiß-Akte zur Basis dienten.

In diesem, wie in den früher erwähnten Fällen, hat die Macht der Umstände eine Annäherung zwischen beiden Parteien hervorgebracht. Die demokratische Partei hat die Mitwirkung der Centralgewalt acceptirt und sie bisweilen sogar in Anspruch genommen, wo es sich darum handelte, öffentliche Arbeiten von bedeutendem Umfange zu beginnen oder zu unterhalten — wie z. B. bei dem neulich angeregten, für die westlichen Staaten so überaus wichtigen Plan einer Eisenbahn von den Ufern des Mississippi nach Kalifornien. Ihrerseits haben die Whigs ihren Entwurf, ein System der inneren Verbindungen auf Kosten der Union herzustellen, definitiv aufgegeben. Was auch ihre innere Ueberzeugung, ihre individuellen Meinungen über die Vortheile einer Nationalbank seyn mögen, keiner von ihnen denkt auch nur daran, die Bank der Vereinigten Staaten zu erneuern. Beide Fragen sind durch das von dem allgemeinen Stimmrecht über sie ausgesprochene Urtheil zur Ruhe bestattet. Man kann daher mit Grund behaupten, daß alle Hauptpunkte, die vor zwanzig Jahren die Parteien trennten, nunmehr so ziemlich entschieden sind. Die Gegner haben ihre Waffen zwar nicht gestreckt, allein wenn man ihre Programme und ihre Erklärungen studirt, so ist es schwer, zu entdecken, worin sie eigentlich von einander abweichen. Es fehlt deshalb auch nicht an Tadlern, welche meinen, der einzige Unterschied bestehe darin, daß die Einen im Amte *sind* und die Anderen es gern einnehmen *möchten*: ein Unterschied, den man in England, wo, wie in allen constitutionellen Ländern, dergleichen Parteien nicht unbekannt sind, schon längst mit der Benennung der Ins und der Outs bezeichnet hat.

Zum Unglück ist dieser strenge Ausspruch nicht ganz von Wahrheit entblößt. Man muß die politischen Parteien der Vereinigten Staaten in ihrem alltäglichen Leben beobachten und nicht einzig und allein in den feierlichen Epochen, wo sie sich die erste Beamtenstelle des Landes streitig machen und eine jede von ihnen ihrem Kandidaten Millionen von Stimmen ertheilt. In diesem Augenblick stellen die Parteien das imponirende Schauspiel eines ungeheuren Wählerheeres dar, das mit einer wunderbaren Ordnung und Mannszucht zur Abstimmung schreitet und mit derselben Ruhe, wenn auch nicht mit derselben Freude, den Sieg oder die Niederlage aufnimmt. Aber die Präsidentenwahl, die nur alle vier Jahre stattfindet, und die paar Tausend Aemter, über welche der Chef der Exekutivgewalt zu verfügen hat, würden nicht hinreichen, die Parteien in Athem zu halten, und man würde diese in Apathie verfallen oder sich auflösen sehen, wenn der persönliche Ehrgeiz nicht anderswo beständige Nahrung fände. Die Bemühungen eines Whig oder eines Demokraten sind nicht allein darauf gerichtet, diesem oder jenem Kandidaten zur Präsidentenstelle oder zu einem Sitz im Kongresse zu verhelfen, sondern auf den Sieg seiner Partei in dem Staate, dem Bezirk, der Gemeinde, worin er sein Domizil hat. Der Parteienkampf nimmt also hundert Gestalten an und verbreitet sich über alle Stufen der sozialen Rangleiter. Man kann in dem allgemeinen Kampfe besiegt und in seinem eigenen Staate Sieger seyn; in den Staatswahlen unterliegend, kann man in seiner Gemeinde die Oberhand gewinnen. Die Notabilitäten jeder Klasse finden daher eine ihren Verdiensten angemessene Belohnung; während die Talente erster Größe sich um einen Platz im Ministerium oder um eine diplomatische Mission bewerben, nehmen die Sterne zweiter Ordnung die Hauptämter der Einzelstaaten in Besitz, und die lokalen Beamtenstellen sind dazu bestimmt, den Eifer der untergeordneten Parteigänger zu belohnen. In jeder Gemeinde wird alljährlich ein Ausschuß gewählt, der den Auftrag hat, sich mit den anderen Organen der Partei in Verbindung zu setzen. Die Politiker von Handwerk spielen in diesen Ausschüssen die Hauptrolle; sie rufen ihre Bezirksgenossen zusammen, erwärmen die Lauen, ermuntern die Schwankenden, um eine dicht gereihte Phalanx zur Schlacht führen zu können, und bis der Wahlsieg ihnen ein Aemtchen sichert, leben sie von den Beiträgen, welche ihre Mitbürger zur Deckung der Comité-Ausgaben, zur Anschaffung der Fahnen, zur Bezahlung der bei ihren Festlichkeiten agirenden Musikcorps, des zu Freudenschüssen verbrauchten Pulvers u. s. w. aufbringen. In den größeren Städten wachsen diese Beiträge zu bedeutenden Summen heran, da sie nicht geringe Kosten zu bestreiten haben. In New-York ist der permanente Ausschuß der Demokraten im Besitz eines schönen Gebäudes, genannt Tammany-Hall, wo die Generalversammlungen abgehalten werden; der Hauptsaal kann mehrere Tausend Personen fassen. Wenn ein hervorragendes Mitglied der Partei nach New-York kömmt, so versehlt man nie, ihm zu Ehren eine Prozession zu veranstalten. Mehrere Tausend Demokraten, in Kolonnen abgetheilt, die jede ein Musikcorps an ihrer Spitze haben, von Kanonen gefolgt, die von Zeit zu Zeit abgeschossen werden, holen die Fahnen der Partei von Tammany-Hall ab und ziehen damit an den Fenstern des Gastes vorbei. Man bringt ihm ein Ständchen, und die Luft widerhallt von einem dreifachen Hurrahgeschrei. Der Gefeierte erscheint alsdann auf dem Balkon und hält eine Rede, die von seinen Anhängern, wenn sie auch nichts davon hören können, auf Treue und Glauben mit rauschendem Beifall aufgenommen wird. Der Zug kehrt endlich nach Tammany-Hall zurück, nachdem er den Umkreis um die ganze Stadt gemacht, und die Führer wünschen ihrem Kriegsheere Glück zu der Begeisterung, die es gezeigt, und der guten Ordnung, die es beobachtet hat. Die Whigs lassen ihrerseits eben so wenig eine Gelegenheit vorübergehen, ihre Koryphäen auf ähnliche Weise zu fetiren.

Diese gleichsam militairische Organisirung der Parteien in den Vereinigten Staaten macht ihre bewundernswürdige Mannszucht erklärlich. Es ist jener ungeheure Generalstab, welcher sich von den größeren Städten bis zu den kleinsten Dörfern erstreckt, der sie in den Stand setzt, mit so wunderbarer Raschheit, Einmüthigkeit und Ordnung zu handeln. Das Bedenkliche dabei ist nur, daß die beiden Generalstäbe auf Kosten des Gemeinwesens leben. Wir berühren hier eine wunde Stelle im Staatskörper der Republik. Der von uns geschilderte Zustand, der eine Menge Personen dahin führt, die Politik gewerbsmäßig zu betreiben, ohne andere Existenzmittel zu besitzen, leistet der Aemterjagd nicht geringen Vorschub und legt die Keime zu einer tiefen Demoralisation des Volkes. Unter seinem Einflusse werden die Aemter zu einem wahren Handelsartikel herabgewürdigt. Die eigentlichen Ehrenstellen sind verschwunden; man hat sie alle mit einem Gehalt verbunden, um als pekuniäre Belohnungen zu dienen. Sogar die richterlichen Behörden, die gewisser Garantieen der Moralität, der Kenntnisse und der Fähigkeiten am meisten bedürfen und bei denen eine gewisse Unabhängigkeit und Beständigkeit nothwendige Bedingungen scheinen, haben der allgemeinen Verwandlung nicht entgehen können. Die Parteien, denen es mehr um die Vermehrung der Wahlprämien, über welche sie zu verfügen haben, als um die wahren Interessen des Landes zu thun ist, sind stets darin einig, neue Aemter zu errichten, die Dauer der schon bestehenden zu vermindern und sie alle ohne Ausnahme der direkten Wahl zu unterwerfen. In dieser Hinsicht findet seit funfzehn Jahren eine allmälige Revolution statt, deren Fortschritte immer schneller werden; der Staat New-York, der vor drei Jahren eine Revision seiner Verfassung vornahm, hat den Grundsatz der direkten Wahlen bis auf die Richterstellen ausgedehnt, und der Konvent, der sich in diesem Augenblick mit der Umgestaltung der Constitution von Kentucky beschäftigt, will dort die nämliche Veränderung einführen. Man kann mit Bestimmtheit voraussagen, daß binnen einigen Jahren alle Richterstellen der Vereinigten Staaten wählbar seyn werden. Die Erfahrung wird lehren, ob Justizbehörden, die sich alle drei, fünf oder sieben Jahre einer Neuwahl zu unterziehen haben, als eine Verbesserung der früheren Organisation zu betrachten sind. Indessen beklagt man sich in einigen Staaten, wo diese Reform schon seit mehreren Jahren eingetreten ist, über die Schwierigkeit, die Richterstellen gehörig zu besetzen; früher mit Eifer von allen verdienstvollen Männern nachgesucht, werden sie jetzt von jedem Rechtsgelehrten ausgeschlagen, der sich eines nur irgend bedeutenden Rufes erfreut.*)

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.**)

II. Die Heimatlosen.

Seit vielen Jahrzehnten ist die Schweiz auf Mittel bedacht, um theils sich selbst von einer drückenden Landplage zu befreien, theils zur Ehre der Menschlichkeit und zu ihrer Selbstrechtfertigung vor den Augen Europa's das Loos der vielen Tausenden von Halbwilden zu bestimmen, denen zum Kulturleben die Grundbedingung, eine Heimat, fehlt und welche, wie mit einem Fluch behaftet, von Stätte zu Stätte wandern, ohne eine bleibende zu finden. Es ist lange Jahre hindurch keine Tagsatzung eröffnet worden, ohne daß der Gegenstand in Berathung gezogen und auf ein gesetzliches Uebereinkommen der Kantone unter sich hingearbeitet wurde, freilich auch keine, wo nicht nach kurzen Debatten die Sache als nicht zu lösendes Räthsel wieder bei Seite geschoben oder auf die nächste Zusammenkunft verwiesen wurde. Wer den schweizerischen Partikularismus alten und neuen Datums kennt, wird nicht befremdet seyn, daß jedes Jahr den Hoffnungen der Menschenfreunde, den Bemühungen einzelner Regierungen, ja, selbst dem Gesammtwunsche des schweizerischen Volks eine neue Täuschung brachte. Denn daß die Schwierigkeit zur endlichen Lösung kommen müßte und möchte, bejahten, hofften, wünschten Alle; nur über die Art der Lösung ging man aus einander. Die jeweiligen Vertreter der Kantone, gebunden durch die aus der Heimat mitgebrachten Instructionen, meist auch selbst befangen in Rücksichten auf das spezielle Interesse dieser Heimat, vermochten sich zu keiner Zeit darüber zu vereinigen oder auch nur annäherungsweise zu einem allgemein liberalen Standpunkte zu erheben. Wie bei anderen, das Gesammtvaterland betreffenden Angelegenheiten, ging man auch bei dieser von vorgefaßten Meinungen aus, und bei ihnen blieb man eisern trotzig stehen. War die ursprüngliche Heimat der Heimatlosen möglichst zu ermitteln schon eine schwierige Aufgabe, so zeigte sich noch schwieriger die, die Tausende derselben ex aequo bonoque unter die Kantone und Gemeinden zu vertheilen, da ein derartiger Zuwachs der Gemeindebevölkerung alle geltenden Ansichten und Verhältnisse, alle altvererbten Rechte, den ganzen Finanzhaushalt und Gemeindewohlstand zu untergraben oder zu gefährden schien, jedenfalls tief ins Leben der Stammbevölkerung einschnitt. Es muß dabei ausdrücklich auch an den eifersüchtigen Stolz erinnert werden, womit der Schweizer sein Heimat- und Bürgerrecht zu betrachten pflegt.

So ist denn das Schicksal der Heimatlosen, deren Zahl wohl leicht derjenigen eines ansehnlichen Nomadenstamms gleichkömmt, bis jetzt unentschieden und das alte traurige geblieben. Noch immer ziehen sie wie vogelfrei durch die Welt und bringen die Nächte, des Winters wie des Sommers,

*) Der Verfasser scheint übersehen zu haben, daß diese Klage keineswegs von neuerem Datum ist, sondern schon längst in Amerika gehört wurde; sie rührt wohl hauptsächlich von der spärlichen Besoldung der Richter her, welche die namhafteren Rechtsgelehrten für Aufgebung einer lukrativen Praxis bei weitem nicht entschädigen würde. D. R.

**) Vgl. Nr. 144 des Magazins v. vor. J.

in Wäldern oder unter dem Gestrüpp der See- und Flußufer zu, da verweilend, wo sie für längere Zeit ein bergendes Versteck finden, von dannen, wiederum durch Schluchten und Wälder, schleichend, wenn sie sich von Gendarmen, den freiwilligen und unfreiwilligen Schergen der Polizei, aufgespürt und aufgescheucht sehen. Sie sind ohne Paß und Heimathschein, ihre Kinder werden zwar getauft, aber in kein Kirchenbuch eingetragen, es wachsen diese auf ohne Schule und die nöthigste aller Unterweisungen, die religiöse. Das Folgende mag dienen, von dem Zustand dieser armen Wegelagerer ein ungefähres Bild aus näherer Anschauung zu geben.

An der Stelle, wo der Fußpfad von Vevey nach Montreux den von Clarens nach Schloß Chatelard aufsteigenden Weg durchschneidet, am Ufer des gemeinhin genannten Torrent, der unweit Clarens in den Genfersee fällt, hatten im November 1843 zwei Familien Heimatloser, zehn Köpfe stark, ihre Lagerstätte aufgeschlagen, hier geborgen durch dichtes Strauchwerk und überhangende Felsen. Freiburger Gendarmen hatten sie gezwungen, im Kanton Waadt eine Zuflucht zu suchen. Geraume Zeit hausten sie hier, und sogar Hoffnung wurde ihnen gemacht, den Winter über hier bleiben zu dürfen. Auf Verwendung des Prinzen Alexander von Preußen und seines Mentors, des Herrn v. Röder, hatte der menschenfreundliche Präfekt von Vevey, Herr v. Blonay, Schutz und Duldung zugesagt, so lange ihm seitens der Regierung keine Verantwortung daraus erwächse, und seinem Beispiel folgte die unter seinen Befehlen stehende Distriktspolizei. Aus Besorgniß, die Sache möchte in Lausanne verrathen oder gefliſſentlich dahin berichtet werden — denn Heimatlosen Schutz angedeihen, sie eventuell einer Kantonsgemeinde zur Last fallen zu lassen, lief den Gesetzen schnurstracks zuwider — beobachtete man die möglichste Vorsicht. Man vermied, öffentlich von ihnen zu sprechen, man suchte sie in aller Heimlichkeit unter ihrem Felsendache auf, wo sie den Tag über ein Wachtfeuer unterhielten, dabei ihre Kost bereiteten und emsig Körbe flochten, und brachte ihnen sein mitleidiges Scherflein. In die Stadt herein, sey es, um Almosen oder um Arbeit zu suchen, wagten sie sich nur allmälig. Eines Sonntags jedoch wohnten die beiden Familienväter dem deutschen Gottesdienst in Vevey bei. Da nahm ich Gelegenheit, sie genauer zu beobachten. Bei jedem Worte der Predigt, des Gebets oder Liedes, das einigen Bezug auf ihr und der Ihrigen Schicksal haben konnte, strömten dem einen derselben helle Thränen über die Wangen, wie sehr er auch bemüht war, seine Rührung zu bemeistern und zu verbergen; man sah, das Gotteswort drang ein in dessen längst bedürftiges Gemüth, wie erfrischender Regen in lechzenden Boden. Die kleine Gemeinde war mit ihm gerührt und still erbaut, ohne dieses anders als durch den Ausdruck ihrer theilnahmsvollen Mienen zu bekennen.

Bei einem unserer Besuche äußerte die eine der Mütter: „Ich bin etwa 40 oder 42 Jahre alt. So lange ich mich zu besinnen weiß, habe ich stets die nämliche Lebensweise geführt wie heute, und eben so meine Aeltern. Angetraut bin ich meinem Mann in Rom. Die da ist unsere älteste, Crescentia, funfzehn Jahre alt.“ Und sie zeigte bei diesen Worten auf ein hübsches und kräftiges Mädchen in ärmlicher Tracht, eben jenes, das uns schon von seinem mehrmaligen Erscheinen in unserer Wohnung her bekannt war. Die Kinder dieser zwei Familien, bei stetem Leben in freier Luft, waren alle durch und durch gesund und rothbäckig. Der Ertrag ihrer Korbflechterei fiel sehr ergiebig aus, und außerdem wurden sie mit Wohlthaten überschüttet. Der Prinz und der Baron, damals auf dem Schlosse von la Tour de Peilz am Seeufer wohnhaft, hatten alle zehn vom Kopf bis Fuß neu kleiden lassen, und auch die Bewohner von Tavel, einem über der Felsenwand des Torrent und am Fuße des Schloßberges von Chatelard gelegenen Dörfchen, benahmen sich, trotz der panischen Furcht vor Sicherheitspolizei und Verantwortung, höchst menschenfreundlich gegen sie. Die Weiber des Dorfs vereinigten sich zu Fertigung der neuen Kleider, so daß binnen wenig mehr als vierundzwanzig Stunden Alles fertig war. Man brachte ihnen alltäglich zu essen. Ein Munizipal, trotz seines Amts, nahm sie des Nachts in seinen Stall auf, und hier befanden sie sich ihrer Meinung nach so wohl, daß sie die Thür öffneten, aus Furcht, sich zu verwöhnen. Die Schulmeisterin, die Deutsch verstand (und Deutsche waren diese Heimatlosen!) nahm täglich die Kinder vor und unterrichtete sie in Lesen und Religion. Röder und der Präfekt trugen sich ernstlich mit dem Plane, ihnen für die Dauer des Winters eine der vielen leer stehenden Sennhütten (chalet) einzuräumen. Aber diese edelmüthige Absicht wurde nicht erreicht. Was vier Stunden vom Regierungssitze vorging, war dort endlich ruchbar geworden, und es ging dem wohlwollenden Präfekten gemessener Befehl zu, seine schirmende Hand abzuziehen und die Verlassenen derjenigen der Gendarmen zu überantworten. Die radikale Fraction im Großrathe war es, welche zu Erfüllung der gesetzlichen Bestimmungen drängte, sogar Miene machte, Herrn v. Blonay zur Rechenschaft zu ziehen. Im ärgsten Regenwetter mußten die Unglücklichen von dannen über die Gränze, nicht einmal Zeit ließ man ihnen, die angefangene und bestellte Arbeit fertig zu bringen. Wir sahen sie nicht wieder.

Dem Erzählten ist nur Weniges hinzuzufügen. Bekanntlich wendet die Schweiz in jüngster Zeit der Heilung dieses blutig wunden Flecks eine verdoppelte Berücksichtigung zu,*) und sie wird ihn ohne Zweifel, trotz aller Gegenstrebungen der Sonder-Interessen, auf die eine naturgemäßeste und menschlichste Weise, durch Einräumung des schweizerischen Heimatrechts und Aufnahme in die Ortsgemeinde pro rata, heilen. Hieße dies auch, den Knoten zerhauen, so würde sie doch die wachsende Gefahr dazu treiben und nöthigen. Denn nicht nur schwillt an sich mit jedem Jahre die Zahl jener Obdachlosen mehr und mehr an, sondern es stellen der Schweiz insonderheit auch die Vorgänge des Jahres 1849 eine Zunahme der Heimatlosigkeit durch fremde Flüchtlinge, deren sie sich weder durch Ausweisung, noch Zwangsmittel entledigen kann, in drohender Aussicht. Vermögen indeß diese Vorgänge zur schnelleren Erledigung einer hochwichtigen Angelegenheit beizutragen, so sind auch sie, wie betrübend in anderen Beziehungen, betrübend namentlich für Deutschland, nicht ohne versöhnliche Frucht geblieben im Interesse der Schweiz, im Interesse der Menschheit.

E. K—r.

*) Als Obiges nur eben niedergeschrieben war, brachte die „Allgemeine Zeitung“ die Bestätigung. Am 21. Dezember v. J. hat der Bundesrath einen Beschluß, betreffend die Regulirung der Angelegenheit der Heimatlosen, gefaßt und den Ständen durch Kreisschreiben vom 10. Januar eröffnet, daß er gegenwärtig mit Entwurf eines desfallsigen Gesetzvorschlags beschäftigt sey.

Mannigfaltiges.

— Gottfried Schadow's Skulpturwerke. Wir entnehmen einer trefflichen Abhandlung Toelken's über den am 27. Januar d. J., 86 Jahr alt, verstorbenen Meister Schadow, die nachstehende Uebersicht und Charakteristik seiner hauptsächlichsten Skulpturwerke. Nachdem der ersten preisgekrönten Arbeit Schadow's, der von der römischen Akademie von San Luca prämiirten „Perseus und Andromeda“, des marmornen Denkmals des Grafen von der Mark in der Dorotheenkirche von Berlin, der Marmorstatue Friedrich's II. in Stettin, der liegenden weiblichen Figur, die man in Paris für ein Werk Thorwaldsen's ansah, der Statue des Fürsten Blücher in Rostock und des Luther-Denkmals in Wittenberg erwähnt worden, welche Kunstwerke mehr oder weniger allgemein bekannt sind, fügte der Biograph Folgendes zum Theil mit Bezug auf einige weniger bekannte Arbeiten Schadow's hinzu: „Von den älteren Statuen des Wilhelmsplatzes, den Gruppen um das Bassin zu Sanssouci, den Genien der Königsbrücke, den Laternenträgern des Leipziger Platzes, den jetzt verschwundenen sentimentalen Philosophen an der Bibliothek — zu dem Viergespann des Brandenburger Thores, den Statuen Zieten's und der Prinzessinnen, den Reliefs des Münzgebäudes war ein unendlicher Abstand. In der Schule Tassaert's fand Schadow jene Pariser kokette Grazie, die zwar nach Diderot's Aufruf gern natürlich seyn wollte, allein die Natur nicht bewältigen konnte und deshalb in Sentimentalität verfiel. Es waren allegorische Opfer der Liebe und Freundschaft, der Treue und Zärtlichkeit in Marmorgruppen, die Tassaert für den Prinzen Heinrich gearbeitet hatte, wofür dieser nach Berlin berufen wurde, wo er bei der Anforderung, historische Statuen auszuführen, sich in nicht geringer Verlegenheit sah. Diesem gegenüber trat das immer lautere Begehren der unbedingtesten Nachahmung des Alterthums, unter Aufgeben aller volksthümlichen und naturgemäßen Eigenthümlichkeit. Besonders für die Skulptur schien diese antike Idealität eine unerläßliche Forderung. Schadow hatte die Selbständigkeit, von beiden Schulen sich frei zu halten. Die Natur allein war sein Vorbild und seine Meisterin. Vielleicht besaß niemals ein neuerer Künstler eine so gegenwärtige tiefgehende Kenntniß menschlicher Bildungen, als er. Wenn er an die Tafel trat, umriß er mühelos eine lebensgroße Gestalt in jeder begehrten Stellung mit höchster Genauigkeit und änderte sie mit gleicher Sicherheit nach den Bedingungen des Alters, der Genährtheit, des schlankeren oder festeren Baues, vom Knaben bis zum Greis, und eben so, wenn er ein Blatt zur Hand nahm. Daher die feste Charakteristik seiner wenigen ganz ausgeführten Arbeiten. Entgegen stand ihm dabei die ältere militairische Tracht. Er wagte es, sie treulich nachzubilden, und gab in seinem Fürsten von Dessau gleichsam ein authentisches Dokument der alten Paradehaltung und Uniform, von den Kamaschen zum Generalshut. Vor Allen ist Zieten lebendig aufgefaßt. An einen Baumstamm gelehnt, schaut der kühne Reiterfeldherr mit übergeschlagenem Bein und die Hand am Kinn, sinnend in die Ferne, allein die stramme Gestalt, der verwegene Blick, die auf den Säbel gestützte Hand kündigen an, daß er den gefaßten Plan unaufhaltsam ausführen wird. Für immer wird dieses Denkmal öffentlich Zeugniß geben von Schadow's Meisterschaft. Merkwürdig wird aber dabei noch ein anderer Zug. Er hatte den General gesehen, wie er in späteren Jahren vom Alter gebeugt neben dem König ritt. Sein Streben nach Wahrheit forderte ihn auf, auch dies auszudrücken, was ihm, zum Glück für das Denkmal, sein künstlerisches Gewissen unmöglich machte. Allein er findet es nöthig, sich deshalb ausdrücklich zu entschuldigen, ist aber auch eben so eifrig bemüht, der Schönheit und Anmuth gerecht zu werden, wenn ihm die Wahrheit der Natur dazu Anlaß giebt. Die seltenen Blätter nach Stellungen der Tänzerin Vigano sind unnachahmliche Muster der ungesuchtesten weiblichen Grazie. Vor allen bewundernswerth ist aber in dieser Hinsicht die Marmorgruppe der Königin Louise als Kronprinzessin in schwesterlicher Umarmung mit der Prinzessin Friederike, späteren Königin von Hannover. Es ist dieses reizende, charaktervolle Werk durch Gegenstand, Gedanke und Ausführung an reinem Kunstwerth vielleicht Schadow's Meisterstück und würdig der Unsterblichkeit.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 16. März 1850.

England.

Die Armen-Quartiere in England.

Zur Vergleichung mit dem, was von den gemeinnützigen Baugesellschaften in Brüssel, Berlin und Paris geschieht (vgl. Nr. 1 des Magazins von d. J.) dürften nachstehende Notizen über die erste Baugesellschaft dieser Art, die im J. 1845 in London begründet wurde, von näherem Interesse seyn:

Diese Gesellschaft hat im St. Pancras große Gebäude errichten lassen, wovon die Baukosten auf eine Summe von 13,252 Pfd. Sterl. sich belaufen. Es enthalten diese Gebäude 110 Wohnungen, deren Miethung so gesucht ist, daß man eine große Anzahl derer, welche darum anhielten, hat zurückweisen müssen. Die Vortheile, welche für den Gesundheitszustand großer Städte aus der Verbesserung der Wohnungen der nothleidenden Klassen erwachsen können, ergeben sich aufs deutlichste aus einem der statistischen Gesellschaft vom Oberst Sykes eingereichten Bericht. Man wird sicher überrascht seyn, zu vernehmen, daß während der ganzen Dauer der Cholera-Epidemie in den der Gesellschaft gehörigen Gebäuden auch nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, während die Seuche ringsum in der Nachbarschaft entsetzlich wüthete.

Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen St. Pancras und Church-Lane, dem armseligsten Theil des Kirchspiels St. Giles!

Church-Lane ist nur 290 englische Fuß lang und 20 Fuß breit, und in einem so engen Raum befinden sich zweiunddreißig Häuser! Der Berichterstatter hatte seine Besuche auf hundert Familien ausgedehnt, welche aus 463 Personen bestanden, und für diese gesammte Menge hat er nur neunzig Betten vorgefunden. Im Durchschnitt rechnete man also fünf Personen auf ein einzelnes Bett. Mehrere Zimmer hatten gar zweiundzwanzig Bewohner, und für alle diese Leute kein Wasser, kein Abfluß der Unreinigkeiten, keine Kommoditäten: daher ein Schmutz, eine physische und sittliche Erniedrigung, die eines civilisirten Landes durchaus unwürdig ist.

„Nach schriftlichen Zeugnissen, welche in den Tagesblättern erschienen sind", fügt der Berichterstatter hinzu, „hat Ihr Ausschuß Gründe, zu fürchten, es sey dies ein Musterbild der beklagenswerthen Lage der Massen, die in den engen und schlecht gelüfteten Zimmern der Manufakturstädte oder in einer großen Anzahl ländlicher Pärten wohnen. In diesen jämmerlichen Quartieren sind die verschiedenen Alter und Geschlechter, Väter und Töchter, Mütter und Söhne, Brüder und Schwestern, Erwachsene aus der Fremde, Männer und Frauen, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Todte zusammengehäuft und so an einander gepreßt, daß selbst Thiere einen solchen Zustand nicht ertragen würden. Es ist rein unmöglich, da irgendwie den Anstand zu bewahren, jedes Gefühl von Schicklichkeit und Achtung vor sich selbst muß da verloren gehen und einer Sorglosigkeit, einer Gleichgültigkeit gegen alle Sitte, welche nothwendig aus der Verderbtheit der Gesinnung entspringen, Platz machen. Man bemüht sich wohl, mittelst der Erziehung der in diesen sittenverpestenden Nestern aufwachsenden Jugend religiöse, tugendhafte Grundsätze einzuprägen, in ihr den Sinn für Ordnung, Arbeit und Reinlichkeit zu wecken; wie sollen aber, fragen wir, diese Keime sich entwickeln inmitten der moralischen Versunkenheit, die in diesen traurigen Wohnungen nur allzu reichliche Nahrung findet?"

Aus dem Register über die Sterblichkeit in Church-Lane und in den Gebäuden von St. Pancras während der Zeit, wo die Cholera in London wüthete, ist zu ersehen, daß Church-Lane bei einer weit geringeren Bevölkerung wöchentlich 6, 8 bis 10 Personen verlor, während in St. Pancras auch nicht ein einziger Sterbefall vorkam.

Mit Befriedigung wird man hören, daß erst seit kurzem eine neue zur Aufnahme für Arme bestimmte Anstalt fertig geworden ist. Es ist dies das Musterhaus von Spitalfield. Es ist sehr geräumig und besteht aus fünf Stockwerken. In den unteren Räumen befinden sich Bäder und Waschstuben. Das Zimmer des Aufsehers, ein Gesellschafts- und ein Lesesaal nehmen das Erdgeschoß ein. Die übrigen Stockwerke sind getheilt in Schlafsäle und kleine Wohnzimmer. Welch eine Kluft zwischen solch einem Etablissement und jenen elenden, in feuchten, schmutzigen und ungesunden Orten belegenen Bretterhütten, welche Spekulanten in der Umgegend von London und anderen großen Fabrikstädten haben errichten lassen, seitdem die Handwerkerklasse so reißend schnell zugenommen hat; diese scheußlichen Höhlen schienen weit weniger bestimmt zur Beherbergung als zur Aufhäufung menschlicher Geschöpfe, welche in dem Maße zusammengepfropft waren, daß sie sich kaum rühren konnten. Die Verbesserungsversuche, die man neuerdings gemacht hat, verdienen sicher alles Lob, aber was wollen am Ende ein oder zwei Musterhäuser sagen, wenn man an den großen Umfang des Uebels denkt! Oft geschieht es nach dergleichen Versuchen, daß das Publikum sich nur allzu bald einredet, die Umgestaltung habe ganz prächtig begonnen, während jene Versuche aber nur dazu bestimmt sind, es die Möglichkeit eines besseren Zustandes erkennen zu lassen. Man läuft Gefahr, Church-Lane ganz zu vergessen, um blos an St. Pancras oder Spitalfields sich zu erinnern, als ob die Menge Nothleidender schon darum erträglich einquartiert wäre, weil man etliche Hunderte von armen Leuten mit einer reinlichen und gut durchlüfteten Wohnung versorgt hat. So sehr wir das Bestreben jener edlen und hochherzigen Menschen bewundern, welche mit Inbrunst sich diesen frommen und mildthätigen Werken widmen, so hegen wir doch die Ueberzeugung, daß hier die Dazwischenkunft des Gesetzgebers unbedingt nöthig ist, um eben auf einen höheren Standpunkt die Verpflichtungen zu erheben, deren sich die Gesellschaft gegen alle ihre Mitglieder entledigen muß.

Das Gemälde, welches Herr Buret über die Beschaffenheit der Arbeiter-Wohnungen in England entworfen hat, und zwar in einem Werke, welches den Titel führt: „Ueber das Elend der arbeitenden Klassen in England und Frankreich", ist noch weit betrübender, als obige Schilderung. Jede bedeutende Fabrikstadt, sagt er, hat ihr Ghetto, ihre verwünschten, verabscheuenswerthen Quartiere, wohin der Reisende nicht dringt, welche der reiche Mann und der wohlhabende Einwohner kaum dem Namen nach kennen und die sie niemals besuchen. Daher kömmt es, daß sie kaum ihren Augen trauen, wenn die Berichterstattungen der philanthropischen Gesellschaften ihnen diese traurigen Erscheinungen in ihrem vollen Umfang enthüllen. Die Armen-Quartiere in Manchester, Liverpool, Bristol, Newcastle, Leeds, Nottingham bieten einen eben so trostlosen Anblick dar, als die schlechtesten Distrikte im Kirchspiele St. Giles zu London. In Manchester giebt es ein Quartier, Namens Klein-Irland, eine Bezeichnung, die es mit vollem Rechte verdient, indem dort sich alle Schrecken vereinigt finden, welche man in Orten treffen kann, die menschlichen Wesen als Wohnung dienen. Jetzt aber hat jede große Stadt Englands ihr Klein-Irland, welches von Tag zu Tag zahlreichere Opfer verschlingt. Verläßt man die reichen Stadtviertel, um in jene engen Gassen und in die von Dürftigen bewohnten Höfe zu dringen, so ist man außer sich vor Erstaunen über den ungeheuren Abstand, welchen diese Gesellschaft darbietet. Kaum noch würde man denken, die nämliche Menschengattung vor Augen zu haben, und der Geist hat Mühe, zu fassen, wie so schroffe Gegensätze bei einem und demselben Volke zusammentreffen können.

Wir lassen hier die Betrachtungen folgen, welche dieser Zustand der Dinge in Herrn Buret hervorgerufen hat. „Beim Durchwandern durch die schauerlichen Gegenden, deren wir eben Erwähnung gethan, sind wir aufs lebhafteste überrascht worden von den unbegreiflichen Mißbräuchen des Eigenthumsrechts, Mißbräuche, die uns auf Schritt und Tritt der Anblick jener für die Unglücklichen gemietheten Wohnungen verrieth. Wir hatten unsere liebe Noth, uns zu erklären, wie es möglich wäre, daß die Grundeigenthümer die Macht und die Befugniß haben sollten, selbst im Schooße der Hauptstadt Großbritaniens in ihrem eigenen Interesse ein zweites Irland zu schaffen. Der Besitzer eines leeren Platzes läßt die Gebäude aufführen in einer Ordnung, wie ihm beliebt, ohne unter ihnen den Zwischenraum einer Straße zu lassen, ohne vorher das Terrain abzustecken, ohne sich an irgend eine der Vorsichtsmaßregeln zu kehren, welche die Gesundheit erheischt; er baut ganz nach seinem Wohlgefallen entweder anständige, massive Häuser, oder bloße Bretterbuden, die selbst für die Aufnahme von Thieren noch zu erbärmlich sind, und keine Behörde tritt dieser Willkür entgegen, sie thut nichts, um die Ausübung seines Rechts zu regeln und zu beschränken." Herr Buret fordert demgemäß, daß, so wie es Gesetze zum Schutze der öffentlichen Gesundheit und Sittlichkeit giebt, eben dergleichen vorhanden seyen, welche den Eigenthümer verpflichteten, sein Haus in reinlichem Zustande zu erhalten und den Bewohnern desselben die zum Leben nöthige Luft zu verschaffen.

Die in England vorgenommenen Untersuchungen, wie diejenigen, welche in Frankreich durch die Herren Villermé, Blanqui und A. erfolgt sind, werden, wir fühlen uns glücklich, dies sagen zu können, zum Resultat haben, aus dem bloßen Schutz in dem, was die Gesundheit und die gute Beschaffenheit der Wohnungen betrifft, eine den städtischen Behörden vom Gesetzgeber auferlegte Pflicht zu machen. Es haben diese Nachforschungen in England zu der Bill des Lord Normandy geführt, welche bestimmt ist, dem Uebel entgegenzuwirken, worüber Herr Buret sich mit Fug und Recht beklagte, in Frankreich zu dem Antrage des Herrn v. Melun. Wir werden die dringende Nothwendigkeit solcher Reformen um so mehr begreifen, wenn wir, anstatt uns von den Löchern der Armen fern zu halten und aufs Wort denen, welche sie beschreiben, Glauben zu schenken, öfter selbst hingehen, um durch eigene Anschauung zu prüfen, wie es da-

mit bestellt ist, und den Unglücklichen, die darin hausen, die Erleichterungen und Tröstungen zu bringen, welche wir ihnen schuldig sind. (Le Semeur.)

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.

II.

Trotz ihres numerischen Uebergewichtes, und welche Sympathieen oder Antipathieen sie auch für oder gegen diese oder jene der zur Herrschaft gelangenden Parteien hegen mochte, wurde die Madrider Bevölkerung im eigentlichen Sinne doch stets von der unsichtbaren Gewalt jener funfzehn Tausend geheimer Verschwörer mit fortgerissen, und letztere brachten, ohne daß sie sich erst zuvor unter einander zu besprechen nöthig hatten, in den Widerstand wie in die Bewegung die Einheit und gleichzeitige Thätigkeitsäußerung eines gemeinsamen Interesses. Daher auch jene scheinbare politische Belebung, welche Madrid ein so revolutionaires Ansehen verlieh und so sonderbar von seiner namenlos stumpfsinnigen Ergebenheit vor allen von außen her kommenden Pronunciamientos abstach. Jene unglücklichen Agitatoren mit der düsteren Miene, dem spähenden Blick und den geheimnißvollen Unterredungen, welche sich, bei jedem kritischen Symptom, zu Tausenden mitten in der Stadt aufpflanzten, jene fürchterlichen Besucher der Puerta de Sol endlich, die mit einem einzigen Zucken der Augenbrauen die Börsen von Paris und London zittern machten, waren meist nur unglückliche Sollizitanten oder noch unglücklichere Pensionirte oder auf Wartegeld Gesetzte, welche sich mit leiser Stimme ihre Hungerbesorgnisse mittheilten und geduldig in Wind und Wetter auf das Erscheinen der Zeitung warteten, die sie belehren sollte, an welche allerjüngste Macht sie ihre hundertste Bittschrift zu wenden hätten.

Madrid hat im Verlauf seiner Geschichte nur einen Tag wahrer Initiative gehabt, nämlich den 2. Mai 1808, als auf dem Platze des Palastes, bei den ersten Anzeichen des Komplotts von Bayonne, jener fürchterliche Schrei des Aufstandes ertönte, der bald über die ganze Halbinsel wiederhallte. Die Madrider erkannten, daß es sich diesmal um die Existenz des Thrones selbst handle, und dies ist der einzige Punkt, rücksichtlich dessen ihre sonst so fügsame Politik nicht hin- und herzusetzen versteht. Madrid begriff instinktmäßig, daß seine Existenz nur eine künstliche ist, und daß die Anwesenheit und der Luxus des Hofes und der Fremden unbedingt nöthig sind, um die Uebelstände seiner Lage einigermaßen auszugleichen. Indem so stets gerade im Centrum die monarchische Gesinnung vorherrschte, wurde es den spanischen Herrschern nicht allzu schwer, auch bedenklicheren Erschütterungen energisch zu widerstehen. Nebenbei sey es bemerkt, daß Madrid vorzugsweise dem Hause Bourbon seine Neigung zugewendet hat, und daß die Madrider, welche, vor der Erhebung ihrer Stadt zur Residenz, stets mit den Comuneros verbunden waren, allezeit gegen das Haus Oesterreich einen entschiedenen Widerwillen hegten. Beweise für letztere Behauptung liefert die Geschichte in Menge.

. . . . . .

Wenn wir von dem politischen Verhalten Madrids zu seinen häuslichen Sitten übergehen, so wird uns auch in dieser Hinsicht eine Zahl mannigfacher Aufklärungen in dem Werke des Herrn Madoz an die Hand gegeben.

Wenn wir die Zahl der Häuser (immer nach den Angaben von 1846) mit der Zahl der Einwohner in Vergleich stellen, so kommen durchschnittlich beinahe acht Wohnungen und gegen zweiunddreißig Seelen auf jedes Haus. Dieses Verhältniß hat weder mit Paris, wo wegen der ungeheuren Masse der Bewohner eines Hauses keiner den anderen kennt, noch auch mit London irgend eine Analogie, indem letzterer Ort jener häuslichen Abschließungstheorie huldigt, welche, in den meisten Vierteln der Stadt, nur eine Familie unter jedem Dache duldet. Daher besitzt die spanische Hauptstadt eine ganz eigene Physiognomie. Die Gemeinsamkeit des Dachs begründet in Madrid fast einen förmlichen Freundschaftsbund, an den sich allmälig auch die freundschaftlichen Beziehungen von außen anknüpfen, der Art, daß sich im Prado, im Theater, an der Puerta del Sol fast alle Leute desselben Standes grüßen und mit einander plaudern. Ein anderes statistisches Verhältniß wirkt gleichfalls mächtig auf die Madrider Geselligkeit. Die Altersperiode vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahre, die Periode der Bälle, der Stelldichein, der „redenden" Sträuße und Fächer, ist in Madrid gerade diejenige, welche die meisten Repräsentanten zählt, nämlich 51,000 Köpfe (beiderlei Geschlechts), also ungefähr ein Viertel der ganzen Bevölkerung. Ich überlasse einem Jeden, sich vorzustellen, welche Breschen dieses erobernde Personal in die Schranken und Ummauerungen des Privatlebens schießt. Die elegante Leichtfertigkeit der spanischen Sitten überhaupt trägt hierzu noch das Ihrige bei. In Spanien ist die Liebe eine Sache der Wohlanständigkeit. Zwei Minuten lang neben einem jungen Weibe, namentlich einem jungen Mädchen, das durch Zufall auf dem Spaziergang oder auf dem Ball Eure Nachbarin geworden, zu weilen, ohne ein Gespräch anzuknüpfen, und fünf Minuten mit einer solchen Dame zu plaudern, ohne sie auf das glatte Terrain des Madrigals hinüberzuziehen, das hieße in Spanien gegen die beiden gewöhnlichsten Vorschriften der guten Lebensart verstoßen. Bei einem zweiten Zusammenkommen giebt man sich gegenseitig schon seinen Herz- und Scherznamen, und nicht selten taust man sich, wenn man sich dreimal gesehen, gar amigo (Freund), ohne daß die Mutter oder die Mißgünstigen und Eifersüchtigen etwas dagegen haben können, ohne daß aber auch wieder auf der anderen Seite selbst die stärkste Eitelkeit es wagen dürfte, Mißbrauch damit zu treiben. Der Fall wird nur dann ernst, wenn diese anmuthige Vertraulichkeit der Sprache bis zum Diminutivum vorschreitet, wenn der Amigo zum Beispiel zum Range des Amiguito übergeht. Dieses ito ist bei den Spaniern der eigentliche Rubikon des Gefühls!

Man ersieht hieraus leicht, daß Madrid bei solchen Elementen der Geselligkeit die castilianische Würde und Strenge sehr schlecht personifiziren muß, und in der That führt man hier ein heiteres und lärmendes Leben. Außer seinen Stierhetzen, welche fast jede Woche einmal stattfinden, besitzt Madrid sieben Theater! Das Karneval dauert daselbst zweimal längere Zeit als in Paris. Von der Mitte des Herbstes bis zu Anfang des Frühlings würde sich jeder junge Madrider zu kompromittiren glauben, wenn er ohne eine Nase von Pappe auf dem Ball erschiene. Indeß entbehren die Maskenbälle in Spanien der gehörigen Lebendigkeit und des frischen und kecken Reizes; denn was bleibt einem unter der Maske zu sagen übrig, wenn man sich fast Alles sonst offen ins Gesicht sagen kann. Die Worte „Me conoces? — Te conozco!" (Kennst Du mich? — Ich kenne Dich!), welche man tausendmal hört, bilden fast den einzigen Boden der Intrigue. Ein einziger kleiner Umstand, eine echte Erfindung einer Evatochter, würzt die fade Einförmigkeit dieser Bälle mit einem gewissen Reiz: der größte Theil der Tänzerinnen nämlich erscheint gewöhnlich in Nonnentracht. Neben den lärmendsten Lustbarkeiten, welche die ganze Hauptstadt zusammenführen, genießt Madrid aber auch der patriarchalischsten Zerstreuungen des provinziellen Lebens. Die Jahrmärkte, die Prozessionen, die Feste der Schutzheiligen sind für die junge Madrider Bevölkerung sehr werthe Stelldichein. Es werden dabei viele Bonbons konsumirt und viele Seufzer ausgestoßen. Der Abend vor dem Neujahrstage macht vorzugsweise Epoche in der Geschichte der Herzen. An diesem Tage wirft man die Namen der Seufzenden beider Geschlechter abgesondert in zwei Urnen, zieht dann nach einander die Zettel jeder Urne der Art, daß zu einem männlichen Namen immer ein weiblicher gefügt wird, und proklamirt so einen jeden der Spieler für ein ganzes Jahr zum offiziellen Anbeter der Señora, welche ihm durch diese Lotterie zugefallen ist. Nicht selten nimmt diese scherzhafte Galanterie ein ernsteres Ende in ito! Doch zurück zur Statistik!

Das jährliche Maximum der Heiraten in Madrid trifft die Männer von einunddreißig Jahren und die Frauen von sechsundzwanzig Jahren, obwohl die Spanierin schon mannbar ist, wenn sie kaum aus den Kinderjahren getreten. Dieses lange Cölibat erklärt sich durch die Freiheit, welche die jungen Mädchen in Spanien genießen. Man muß indeß bekennen, daß die Spanierin gerade dadurch, daß sie nach freiem Belieben Huldigungen annehmen kann, stets unter der Aufsicht der Mevisanten, Mißgünstigen und Eifersüchtigen steht, welche gewiß die aufmerksamste und strengste Schutzwache bilden. Hierzu kömmt noch, daß das Feuer der Eitelkeit, welches bei ihr fortwährend angefacht wird, andere Gluthen zurückdrängt. Endlich sind die Fenster der Erdgeschosse und die inneren Pförtchen der ersten Etagen, an denen die heiratsfähigen Mädchen Madrids ihren Liebhabern vertrautes Gehör geben, im Allgemeinen sehr solide vergittert.

Was die männliche Jugend Madrids betrifft, so läßt sich die gute Einwirkung dieser Sittenfreiheit auf die Moral nicht bestreiten. Da die Unsittlichkeit hier voraussieht, daß ihre Waffen unterliegen, nimmt sie sich nicht erst die Mühe, ihre Künste in Anwendung zu bringen; es giebt in Madrid kein Mittelding zwischen der reinen Liebe der Seufzer und Serenaden und dem feilen Straßenlaster. Wir bemerken hierbei, im Rückblick auf die soziale Statistik, daß die unglücklichen Geschöpfe, welche dieses traurige Gewerbe treiben, keineswegs die anderwärts gewöhnliche cynische Dreistigkeit und Derbheit an sich haben. Die spanische Courtisane bewahrt, da sie hier nicht, wie anderwärts, offiziell von der allgemeinen Gesellschaft abgesondert ist, noch immer das Dekorum dieser Gesellschaft; sie übertreibt es sogar, gleichsam als ob sie durch die gezwungene Prüderie ihrer Sprache und ihrer Manieren instinktmäßig die gewährten Vergünstigungen wieder zurückkaufen wollte. Der Fremde, welcher diesen Bübinnen im Vertrauen auf den äußeren Schein mit Achtung entgegenkäme, würde an ihnen außer einer gewissen kleinen Wildheit nichts zu tadeln finden. Ich mache eine Ausnahme rücksichtlich der Manolas, einer ausschließlich Madrider Gattung von lustigen Dirnen, welche die ernstesten und strengsten Spanier mit jener Nachsicht behandeln, die bei einem künstlerischen Volke der Grazie Alles verzeiht. Grazie ist indeß nicht das richtige Wort; es ist bei der Manola vielmehr eine gewisse, schwer zu definirende brutale und absteckende Originalität, welche allzumal aus einer absonderlichen Weise, die Mantille zu tragen, aus dem schweren und lasciven Rhythmus des Ganges, aus der eleganten Exzentrizität der Kleidung und aus der schwarzen und giftigen Keckheit des Blickes hervorgeht. Die Sprache der Manola ist der pittoresken Ausdrucksweise der Pariser Poissarde verwandt, nur mit dem Unterschiede, daß die Manola nie aus der Eleganz herausfällt. Das niedere spanische Volk hat einen entschiedenen instinktiven Widerwillen gegen alles Grobe, Rohe und Unedle. Der wüsteste Strolch, wie wir ihn nur irgend in der elendesten Kneipe Madrids, Saragossa's oder Sevilla's sehen, hat in seinen Worten, seinen Geberden und Stellungen noch etwas vom Serenadenbringer, und man glaubt neben der rauhsten Säuferstimme noch Guitarrengriffe zu hören.

Die Manolas sind in Madrid so beliebt, daß sich unter sie auf den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen auch manche falsche einschleicht. Die echte Manola, die, welche bei den Stierhetzen den Ton angiebt, und welche an Prozessions- und Heiligenfest-Tagen das lachende Publikum durch ihren unsinnigen bunten Kleiderluxus blendet, wenn sie mit ihrem Gefolge an den Ufern des Manzanares oder durch den Prado spazieren fährt, — diese Manola ist eine ehrbare Mutter, die ihr Lebenlang nur Melonen aus „Hannover" und Orangen aus „China" verkauft hat und die mit Pomp ihre Töchter nebst deren Liebhabern produzirt. Letztere, die Töchter, schlagen keineswegs das Anerbieten eines Glases „Orangeade" bei dem ersten besten Konditor an der Straßen-

ecke aus, aber es wäre vermessen, ihnen von Gefühlen zu sprechen, wenn man nicht eine Sammetweste mit Glasknöpfen, eine seidene Schärpe um die Hüften und eine silberne Busennadel, die drei wesentlichen Abzeichen des „manolischen" Dandythums, trägt.

Die Manola zeigt übrigens einen ganz guten Geschmack, wenn sie den Manolo mit seinen „Possen" allen anderen Galanen vorzieht. Die Eleganz, welche bei den Frauen in Spanien durch alle Stände herrscht, hat sich rücksichtlich der Männer in die unteren Schichten des Volkes geflüchtet, welches sich selbige auch nach Kräften zunutzemacht. Während anderwärts der Arbeiter des Sonntags die „Bourgeois"-Kleider anzieht, geht der Bourgeois in Spanien an diesem Tage gern in dem Staate des Majo', des populären Dandy, einher. In Spanien ist das niedere Volk, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern, aller Nachäfferei der höheren Stände abhold, es ist stolz auf seine Eigenthümlichkeit und sogar ein wenig exklusiv. Um noch einmal auf die erwähnte Vorliebe der Manola für die Manolos zurückzukommen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß hierzu auch das Messer des Manolo das Seinige beiträgt. Manche Manola trägt die Spur desselben:

„. . . . . Und sie hat, ich weiß nicht,
Welchen Reiz in dieser Narbe
Dicht am Rand der Halsbandkreuze."

Trotz dieses natürlichen Hanges der Manolos zum Gebrauch des Messers sind doch die originellen Angriffe auf Personen, welche im übrigen Spanien ungefähr zwei Drittel aller Verbrechen ausmachen, in Madrid weit weniger zahlreich als die Angriffe auf das Eigenthum. Ja, das Verhältniß der Anklagen auf Mord und Verletzung ist in Madrid geringer (1 auf 667 Einwohner), als in dem ganzen übrigen Distrikt seiner Gerichtsbarkeit (1 auf 536 Einwohner). Faßt man alle Verbrechen zusammen, so stellt sich das Verhältniß noch günstiger und ehrenvoller für die Manolos heraus. Die wesentlich plebejischen Viertel von Lavapiés, der Maravillas und der Bistillas weisen nur 1 Angeklagten auf 293 Einwohner auf, während im Mittelpunkt der Madrider Bildung, in den Vierteln des Barquillo, Rio und Prado, immer schon auf 150 Einwohner 1 Angeklagter kömmt.

Die verhältnißmäßig große Moralität der niederen Klassen Madrids hängt indeß, wie vielleicht manche Gegner des Unterrichts schließen möchten, keineswegs mit ihrer Unwissenheit zusammen, denn der Unterricht ist unter ihnen mehr verbreitet, als man glauben sollte. Die öffentlichen und privaten Elementarschulen der Stadt zählen gegen 6700 Knaben, von denen fast fünf Tausend unentgeltlichen Unterricht genießen. Da die Altersperiode vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre als die betrachtet werden kann, welche dem Elementar-Unterricht entspricht, und da diese Periode in Madrid gegen 8700 Knaben umfaßt, von denen etwa tausend auf die zweiunddreißig Kollegien kommen, in welchen der höhere Unterricht ertheilt wird, so folgt hieraus, daß etwa nur der achte Theil der Kinder männlichen Geschlechts alles Unterrichts entbehrt. In Bezug auf die Mädchen ist das Verhältniß fast ganz dasselbe. Der höhere Unterricht erzeugt in Spanien nicht jene traurigen Konflikte der Eitelkeit und des Unvermögens, wie in manchen anderen Ländern. Es wird ihm nämlich durch die Klöster der weitere Fortschritt, d. h. der Zutritt zu den Universitäten, außerordentlich erleichtert, indem hier die armen Studenten alle mögliche Unterstützung finden. So lernt das spanische Proletariat stets begreifen, daß die intellektuelle Gleichheit sich ganz gut mit der sozialen Ungleichheit vertrage. Man sieht in Spanien noch häufig, wie Leute, welche die Universität besuchten, zuletzt wieder zu irgend einem häuslichen Geschäft zurückkehren. „Ich tadelte", erzählt Gustav d'Alaux (Revue des deux Mondes vom 1. Februar 1850), „in Madrid einmal, in einem Speisehause, den Kellner, daß er wiederum mein Essen habe anbrennen lassen. Er erklärte mir höchst bescheiden, daß er nicht die Ober-Inspection der Oefen habe, und daß sich meine Argumentation daher auf eine „ignoratio elenchi" (so lautet das dritte der vom Aristoteles angeführten Sophismen) reduzire. Ein studirter Franzose würde sich lieber erschießen, als den Kellner spielen." Katastrophen verkannten Ehrgeizes sind in Spanien außerordentlich selten. In Madrid, wo fast alle aus der Bahn gerathenen oder verlornen Existenzen zusammenströmen, kommen jährlich nur zwanzig Selbstmorde vor.

Das Elend und nicht jene Genußsucht, jener Widerwille gegen eine niedere und obskure Stellung, welche z. B. in Paris jeder liberalen Erziehung anzuhaften scheinen, ist die wahre Erklärung der Zahl, welche uns oben das Verhältniß der Kriminalfälle bei den gebildeteren Klassen von Madrid angab. Der Mann des Madrider Volkes hat einerseits weniger Bedürfnisse und kann sie zugleich andererseits leichter befriedigen. Fast immer am Orte geboren (denn Madrid konnte, wie wir oben sahen, nicht jenes ungeheure Zuströmen der Arbeiter von außerhalb, welches an anderen großen Mittelpunkten statthat, veranlassen), empfängt der Sohn vom Vater meistentheils die nöthigen Existenzmittel. Die Tausende von Solizitanten vielmehr, welche die aristokratischen Viertel Madrids bewohnen, kommen von außerhalb, erschöpfen hier nach und nach ihre pekuniäre Habe und finden später nicht jene momentanen Hülfsquellen der Arbeit, welche ihnen die materielle Thätigkeit von London oder Paris darbieten würde. Die Nothwendigkeit, ihre Lage zu verheimlichen, um die Protektoren nicht abzuschrecken und den Nebenbuhlern die Spitze zu bieten, und ferner sogar die Humanität des spanischen Gesetzes, welches, indem es den zahlungsunfähigen Schuldner in gewissen Fällen beschützt, andererseits den Kredit so schwer macht, diese beiden Umstände kommen noch hinzu, die quälende Verlegenheit zu vermehren. Kurz, die gebildeten Klassen Madrids präsentiren sich der correctionellen und kriminellen Statistik mit dem doppelten Nachtheil, daß sie einerseits für sich allein fast das ganze Kontingent des Elendes stellen, und daß sich andererseits die Gelegenheiten, sich zu vergehen, hier weit mehr, als anderwärts, gehäuft finden. Wenn man dabei über etwas erstaunen muß, so ist es nicht darüber, daß man eben die Verbrechen in den höheren Schichten der Gesellschaft vorkommen sieht, sondern über die relative Moralität, welche jene Unglücklichen noch immer in dem stillen Kampfe zwischen dem sich verbergenden Mangel und der Rechtlichkeit beweisen.

Wir finden in der Liste der eines Patentes benöthigten Gewerbe und Beschäftigungen eine Zahl, welche ein trauriges Licht auf jenes geheime Elend wirft. Die Pfandleiher und der Trödelkram in allen seinen Stufen werden in der spanischen Hauptstadt durch 445 Patente repräsentirt. Es giebt hier also, abgesehen von den Wucherern und Winkelmäklern, eine wirklich ungeheure Menge jener zweideutigen Existenzen, welche einzig davon leben, der inneren Blöße die Mittel zu verschaffen, sich mit äußerem Anstande bemänteln zu können. Gestatte man uns bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die öffentliche Wohlthätigkeit, an die fast einzig nur die niederen Klassen appelliren. Die Hospitäler, die Herbergen, die Arbeitshäuser und die anderen von der Kommune abhängigen wohlthätigen Anstalten gewähren nach den Umständen jährlich 25,000 Individuen eine entweder zeitweilige oder fortdauernde Unterstützung. Es ist dies beinahe der achte Theil der Bevölkerung: ein ungeheures Verhältniß, wenn wir bedenken, daß Madrid durchaus nicht jene schwanke Arbeiterbevölkerung zählt, welche in den großen Städten mancher anderer Länder fast allein das ganze Budget der öffentlichen Unterstützung absorbirt. Außer diesen Wohlthätigkeits-Anstalten besitzt Madrid noch gegen zwanzig andere, welche von Privat-Associationen ausgestattet und geleitet werden und welche 4—5000 anderen Individuen Beistand leisten. Kurz, Alles in Madrid wirkt zusammen, die unteren Klassen den schlimmen Eingebungen der Armuth, welche auf die mittlere Klasse einen so traurigen Einfluß üben, zu entziehen.

Die 656 Verbrechen oder Vergehen, welche jährlich in Madrid abgeurtheilt werden, entsprechen nur 1065 Angeklagten oder Beschuldigten. Man muß hieraus schließen, daß die unter Mehreren verabredeten Verbrechen und Vergehen, welche allein eine systematische Verderbtheit bezeichnen, in Madrid in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl vorkommen. Die Frauen bilden unter den Angeklagten mehr als den sechsten Theil, und hierin besteht nicht der einzige Mangel an Galanterie, den sich die Statistik gegen das zarte Geschlecht erlaubt. Ferner liefern die Verheirateten einen verhältnißmäßig größeren Theil der Beschuldigten, als die Unverheirateten, d. h. die, welche noch nicht im heiratsfähigen Alter sind. Wenn die Ehe in Madrid auch kein sittliches Präservativ ist, so gewährt sie zur Entschädigung einen trefflichen Gesundheitsschutz. Mit Ausnahme zweier hartnäckiger Cölibatäre, von denen (1846) der eine 105, der andere 107 Jahre zählte, finden sich alle Beispiele sehr hohen Alters in der heiligen Arche des Ehestandes vor. Uebrigens treten die Männer früher als die Frauen aus diesen langen Duo ab. Wir finden in den statistischen Verzeichnissen Madrids 15,175 Witwen und nur 3571 Witwer, so daß die Madrider Damen fast drei Chancen gegen eine haben, das Epitaphium ihrer Ehemänner abfassen zu können. Nur in dem Alter von dreißig zu vierzig Jahren halten die Frauen mit den Männern gleichen Schritt; nach dieser Periode vermehrt sich die relative Sterblichkeit für die Männer so, daß sie von 80 bis 100 Jahren fast auf das Doppelte steigt. Nach dem hundertsten Jahre erst stellt sich das Gleichgewicht für beide Geschlechter wieder her, was allerdings dann wohl nicht erst der Mühe werth ist. Gegenwärtig (1846) kömmt drei Frauen die Ehre des höchsten Alters zu: zwei derselben zählen gegen 108, eine gegen 110 Jahr.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III.

Die kunstvollste Organisation und selbst die Vortheile, die man sich von dem Besitze der Macht versprechen kann, reichen nicht lange hin, eine Partei zusammenzuhalten, wenn sie nicht ein bestimmtes Prinzip vertritt oder wenigstens eine gemeinschaftliche Idee hat, die ihr zum Vereinigungspunkte dient. Die Politiker der Vereinigten Staaten sind daher seit einer Reihe von Jahren unaufhörlich auf der Lauer, um den geringsten Umstand zu erhaschen, der auf die öffentliche Meinung einwirken kann, und Jeder sucht im voraus die Richtung des Volkswillens zu erfahren, um sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die ihn an das Ziel seines Ehrgeizes führen kann. Als es klar wurde, daß die kühne und unternehmende Bevölkerung des Westens die Einverleibung von Texas verlangte, brachten alle Parteien und alle Staatsmänner ihren Plan vor, wie diese Provinz zu erwerben sey. Nur sehr Wenige hatten den Muth, den Raubkrieg gegen Mexiko zu bekämpfen, und wenn die Eroberungsgedanken, die jetzt einen Augenblick eingeschlummert sind, die Volksmassen von neuem ergriffen haben, werden gewisse Parteihäupter, deren Programm schon fertig ist, die Besitznahme der Insel Kuba und die Einverleibung von Kanada, möglicherweise sogar von allen britischen Kolonieen in Nord-Amerika fordern. Der General Scott, der zu den hervorragendsten Mitgliedern der Whigpartei gehört, hat bereits seine Hoffnung ausgesprochen, Kanada einst friedlich in die amerikanische Union eintreten zu sehen; General Caß, welcher Demokrat ist, hat sich erboten, es mit dem Schwert zu erobern. Aber lassen wir die Zukunft auf sich beruhen und kehren wir zur Gegenwart zurück, um durch ein Beispiel zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit die Parteien den geringsten politischen Luftzug zu benutzen wissen.

Nach der Präsidentenwahl von 1844, in der die Whigs eine unerwartete

Niederlage erlitten, weil die beiden Staaten New-York und Pennsylvanien, deren sie sich sicher glaubten, den Demokraten eine kleine Majorität gaben, schrieben die Besiegten ihr Mißgeschick den Wahl-Intriguen ihrer Gegner zu; sie beschuldigten nicht ohne Grund die Demokraten, daß sie eine Anzahl Kanadier und eine noch größere Menge Irländer, welche das Bürgerrecht noch nicht erworben, hätten mitstimmen lassen. Es ist dies ein Betrug, der sich beständig wiederholt und der den Wahlen in den großen Seestädten alle Authentizität benimmt; man schafft die falschen Wähler zu Tausenden, indem man die täglich landenden Einwanderer zu improvisirten Bürgern der Vereinigten Staaten stempelt. Nichts ist leichter, als die Emigranten, namentlich die Irländer, zu überreden, sich schon am Tage nach ihrer Ankunft an den Wahlen zu betheiligen; ja, die Geschicklichkeit der „Stimmenmäkler" geht so weit, daß Paddy im Ernst glaubt, ein Recht dazu zu haben. Man erzählt, daß ein Irländer, dessen Wahlzettel bei einem Skrutinium zurückgewiesen wurde, mit Entrüstung ausgerufen habe, er sey den Morgen bereits in acht anderen Wahlbüreaus gewesen, und nirgend habe man ihm die Beleidigung angethan, sein „kleines Papier" zu refüsiren. Die zur Erwerbung des Naturalisationsrechts erforderliche Frist ist so kurz, daß die Munizipalbehörden fast niemals Schwierigkeiten machen, das verlangte Certifikat auszustellen, und noch seltener ereignet es sich, daß der Wahlvorsteher auf die Vorzeigung eines solchen dringt, besonders wenn er die verdächtigen Wähler mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln inmitten der Partei erscheinen sieht, der er vielleicht selbst ergeben ist.

In New-York und anderen Hauptstädten sind die Einwanderer zahlreich genug, um einen fühlbaren Einfluß auf die Lokalwahlen auszuüben, und sie wissen hiervon Vortheil zu ziehen. Die Irländer namentlich haben sich rasch organisirt; sie stimmen in corpore bei allen Wahlen, gehen ohne Bedenken von einer Partei zur anderen über und streben nur, sich der untergeordneteren Aemter zu bemächtigen. Die demokratische Partei ward im Jahre 1844 angeklagt, ihre eigenen Kandidaten in den städtischen Wahlen von New-York aufgegeben zu haben, um für diesen Preis die Stimmen der Irländer bei der Präsidentenwahl zu gewinnen. Diese Invasion der Fremden, die sich immer mehr ausdehnte, wurde den Amerikanern am Ende zur Last. Sie konnten es nicht ertragen, sich von neuen Ankömmlingen verdrängt zu sehen, die eben erst das Bürgerrecht erworben hatten und denen es zum Theil noch fehlte. Man protestirte lebhaft gegen den ungesetzlichen Einfluß, der auf die Angelegenheiten der Republik von Fremden ausgeübt wurde, denen eine unkluge Großmuth alle Privilegien der gebornen Amerikaner eingeräumt hatte. Die Agitation ward immer größer, es bildeten sich Vereine, um die Modifizirung der Naturalisationsgesetze zu bewirken und bei den Wahlen nur geborne Amerikaner zu berücksichtigen. Die Whigs zollten dieser Bewegung ihren Beifall, und eines von ihren Häuptern, Herr Daniel Webster, ermuthigte durch seine Beredsamkeit die neu entstandene Partei, welche den Namen der Native Americans annahm.

Indem die Whigs sich dieser Agitation anschlossen, hofften sie, daß sich dieselbe über alle Theile der Union verbreiten würde, daß das Gefühl des National-Egoismus die Menge mit sich fortreißen und ihnen zu vermehrter Popularität und vermehrtem Einflusse verhelfen würde. Eine Zeitlang sprach man daher von nichts Anderem, als von einer durchgängigen Reform der Naturalisationsgesetze, welche den Erwerb des Titels und der Rechte eines amerikanischen Bürgers erschweren sollte. Man kann sich denken, daß die neuen Ankömmlinge, die sich in ihren Hoffnungen und ihren Interessen bedroht sahen, nicht müßige Zuschauer blieben; sie geriethen ihrerseits in Bewegung und warfen sich ganz in die Arme der demokratischen Partei, die im Namen der amerikanischen Großmuth, im Namen der Gastfreiheit die Beschränkung des Naturalisationsrechts als unbillig, engherzig und unpolitisch bekämpfte. Indessen war die Bewegung im ersten Augenblick so mächtig, daß die Native Americans zu einer zahlreichen Heerschaar anwachsen und in den Wahlen von New-York und Pennsylvanien die Oberhand gewannen. Mehrere Jahre nach einander war es unmöglich, ihnen die Mayorswahl in New-York streitig zu machen; allein dieser Erfolg war nicht von langer Dauer. Außerhalb der Städte, wo die Fremden eine vorübergehende Macht erlangt hatten, fand die Partei keinen großen Anklang. Die westlichen Staaten erklärten sich energisch gegen jede Aenderung der Naturalisationsgesetze; für sie ist die rasche Zunahme der Bevölkerung eine Lebensfrage, und statt neue Schranken aufzuwerfen, bestreben sie sich vielmehr, die alten wegzuräumen, so daß Michigan und Jowa trotz der Bemerkungen des Kongresses sogar darauf bestanden, einen Artikel in ihre Verfassung einzuführen, der den Fremden schon nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt im Lande alle bürgerlichen und politischen Recht verlieh. Die Abgeordneten dieser Territorien erklärten, daß sie eher ihre Aufnahme in die Union bis auf Weiteres aussetzen, als diesen Artikel modifiziren würden. In einem neuen Lande bringt eine wachsende Bevölkerung die Sicherheit, den Ueberfluß und den Fortschritt mit sich; alle Elemente des Reichthums und der öffentlichen Wohlfahrt sind in ihr enthalten. Dieses ist das Geheimniß einer in Rücksicht auf die Fremden so liberalen Gesetzgebung.

Die entschiedene Opposition der jüngeren Staaten machte es dem Nativismus unmöglich, eine allgemeine Bewegung hervorzubringen, und die auf ihren Geburtsplatz beschränkte neue Partei ward bald durch ihre eigenen Erfolge zugrundegerichtet. Die Leichtigkeit, mit der sie den Fremden allen Einfluß auf die Wahlen abschnitt, bewies zur Genüge, daß die naturalisirten Bürger ihren Sieg allein der Nachlässigkeit oder der Zwietracht der Eingebornen zu verdanken hatten, und daß die als so drohend geschilderte Gefahr eine eingebildete sey. Die Partei der Natives fiel eben so rasch zusammen, wie sie entstanden war, und in dem gegenwärtig zu Washington tagenden Kongreß befindet sich nur ein Mitglied, welches eigentlich zu ihr gehört, ohne sich im Uebrigen von den Whigs zu unterscheiden. In den letzten Wahlen spielten die Natives nur eine unbedeutende Rolle, und man kann den Tag voraussehen, wo sie aufgehört haben werden, als Partei zu existiren. So kurz ist die Laufbahn einer Faction gewesen, die einen Augenblick im Begriff schien, die Republik in zwei feindliche Heerlager zu spalten, die aber, durch einen momentanen Schrecken ins Leben gerufen, von den Journalen unterstützt, von einigen Staatsmännern ermuntert und ausgebeutet, stets nur ein künstliches Daseyn gefristet hat.

Eine andere, weit lebenskräftigere Idee, die bestimmt ist, eines Tages das alte Parteiengetriebe zu vernichten, begann zu derselben Zeit um sich zu greifen. Es ist hier nicht der Ort, die lange und merkwürdige Geschichte des sogenannten Abolitionismus zu schreiben; wir erwähnen nur, daß vor 1844 die Grundsätze desselben sich bereits seit zehn bis zwölf Jahren unter dem Schatten der Whigpartei bargen. Der ehrwürdige John Quincy Adams widmete sein beredtsames Alter ihrer Vertheidigung und Verbreitung, und es war das Geld der Whigs, welches die Abolitionisten-Journale gründete und unterstützte. Zum Dank für diesen Schutz stimmten die Abolitionisten bei allen Wahlen mit den Whigs. Im Jahre 1844 trat hierin zum erstenmal eine Aenderung ein. Ein Streit war unter den Abolitionisten ausgebrochen; die hitzigsten von ihnen hatten sich durch den bekannten Garrison hinreißen lassen, die Verfassung der Vereinigten Staaten für unmoralisch und antichristlich zu erklären, weil sie die Sklaverei duldete — man ging so weit, ihr den Eid der Treue zu verweigern und allen durch sie verliehenen Rechten zu entsagen, mit Ausnahme des natürlichen Rechtes der Petition. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des englischen Kabinets. „Wenige Dinge", sagt Macaulay im zweiten Kapitel seiner Geschichte von England im 17ten Jahrhundert*), „sind in unserer Geschichte merkwürdiger als der Ursprung und der Wachsthum der Macht, die jetzt das Kabinet besitzt. Seit unvordenklicher Zeit waren die Könige von England durch einen Geheimen Rath unterstützt, welchem das Gesetz viele wichtige Functionen und Pflichten überwies. Mehrere Jahrhunderte hindurch berieth diese Körperschaft über die ernstesten und zartesten Angelegenheiten. Nach und nach veränderte sich jedoch der Charakter derselben; sie wurde zu umfänglich für das Bedürfniß der Förderung und Geheimhaltung. Der Rang eines Geheimeraths ward oft als ein Ehrentitel an Personen verliehen, denen Nichts anvertraut und deren Rath niemals verlangt wurde. Bei den wichtigsten Gelegenheiten wandte sich der König ausschließlich an einen kleinen Kreis leitender Minister. Die Vortheile und Nachtheile dieses Verfahrens wurden von Bacon sehr bald erkannt und mit seiner gewohnten scharfsinnigen Dialektik hervorgehoben; aber erst nach der Restauration Karl's II. fing das Publikum an, dem königlichen Conseil eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Politiker alten Schlages betrachteten noch lange Zeit das Kabinet als ein unconstitutionelles, freiheitsgefährliches Kollegium. Nichtsdestoweniger erlangte es doch mit jedem Jahre eine größere Wichtigkeit. Ja, mit der Zeit zog es den größten Theil der vollziehenden Gewalt an sich, und seit mehreren Generationen wird es nun als ein wesentlicher Theil unserer verfassungsmäßigen Regierung angesehen. Gleichwohl ist es aber, merkwürdig genug, immer noch etwas unserem Gesetzbuche gänzlich Unbekanntes. Die Namen der Lords und anderer Männer, welche Mitglieder des Kabinets sind, werden dem Publikum niemals offiziell angekündigt. Kein amtliches Protokoll wird über seine Sitzungen und Beschlüsse geführt. Auch ist die Existenz des Kabinets noch durch keine Parlaments-Akte je anerkannt worden."

— Die Suspendirung eines Professors während der Suspendirung seines Gedankens. Herr Emile Deschanel, Professor am Lyceum „Louis le Grand" in Paris (ein naher Verwandter der in Berlin bekannten und geschätzten französischen Schauspielerin Dlle. Deschanel) ist durch eine Verfügung des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Herrn Parieu, vom 18. Februar d. J. von seinem Amte suspendirt worden, weil er in einer wissenschaftlichen Zeitschrift: „la Liberté de penser" einen Artikel „Katholizismus und Sozialismus" veröffentlichte, worin Angriffe auf die katholische Kirche und ein sozialistisches Glaubensbekenntniß enthalten seyn sollen. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber, daß diese Suspension verhängt wurde, als Herr Deschanel erst den Anfang seiner Abhandlung publizirt hatte. In dem Hefte jener Zeitschrift vom 15. Februar schloß der Verfasser den ersten Theil seines Aufsatzes mit den Worten: „Nach Herrn v. Montalembert giebt es heutzutage kein Mittelding mehr, und hat man nur zwischen dem Katholizismus und dem Sozialismus zu wählen. Da wir nun nicht mehr Katholiken, so folgt daraus, daß wir Sozialisten sind; wie und in welchem Sinne, das wollen wir nunmehr entwickeln." — Die Fortsetzung des Artikels und die weitere Entwickelung des Gedankens sollte in dem Hefte vom 22. Februar folgen; aber bereits am 18. Februar war Herr Deschanel vom Amte suspendirt.

*) Bd. I. S. 208 der Tauchnitz-Edition.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Dienstag den 19. März 1850.

England.

Punchiana.

Ein grundgelehrter Aufsatz im Stuttgarter Morgenblatt (1849, 276) stellt Punch, als Dritten im Bunde, mit Faust und Don Juan zusammen, ihn namentlich als Repräsentanten des englischen Volksscherzes betrachtend, wie er denn auch mit seinem Schildknappen, dem Hunde Toby, in ganz England ein volksmäßiger Charakter ist. „Punch", heißt es ebendaselbst, „ist eine Verdrehung und Corruption aus Polichinello oder Pulcinello, was weiter auf die lateinische Wurzel pullus führt. Denn nicht nur spreche Punch mit einer krähenden oder Hühnerstimme, sondern auch erinnere sein ganzes Aeußere, die dünnen Beine, die schnabelförmige Nase, die beiden Höcker vorn und hinten durchaus an eine aufwärts und gerade gerichtete Hahnengestalt." Auch kräht er, setzen wir hinzu, seiner Hahnennatur getreu, Alles an, was ihm irgend Seltsames, Zweideutiges, Ungereimtes und Bösartiges aufstößt, und Toby neben ihm hilft ihm getreulich alle Reviere durchstöbern, die Höhen und Tiefen, die coins und recoins der Politik sogar. Kurz, er mengt sich in Alles, steckt Nase und Schnabel in Alles, will dabei auch allein Hahn im Korbe bleiben, weder seine Eier anderen Hähnen unterlegt, noch seine Küchlein ohne Schadloshaltung verspeist wissen. Als daher vor Jahr und Tag Galignani's Messenger die schmackhaftesten Eier seines Landsmanns in die eigene Küche zu verführen und als „Punchiana" — also doch nicht mit diebischer Ableugnung der wahren Vaterschaft — den Absentees und Stockparisern, seinem Publikum, als Nachtisch zu serviren begann, ließ es Punch geraume Zeit hindurch geschehen; zuletzt aber krähte er laut auf und brütete zugleich bosphasterweise, um das Etablissement, beziehentlich Nachdruckerei der Herren Galignani zu versinnbildlichen, bei einer seiner Hecken einen Palast von lauter englischen Autorenschädeln aus. Von diesem Notabene machte der Messenger unter seinen Spoliis opimis wohlweislich keinen Gebrauch. Soll es doch auch uns nicht abschrecken, es in ähnlicher Industrie dem Messenger nachzuthun; im Gegentheil gewärtigen wir uns eines beifälligen Gekrähes für unsere Freibeuterei, welche, statt den munteren Gökelhahn, wie die Pariser, um seines Leibes Frucht zu verkürzen, hoffentlich ihm und ihr zu einigen Bekannten und Ehren mehr verhilft, und decken uns im Uebrigen mit der Firma des „Magazins".

1.

Der elektrische Telegraph thut bereits Wunder und wird ihrer mehr und mehr thun. Die Leser des „Magazins" haben aus Nr. 4 d. J. nach dem Bericht des Athenaeum ersehen, daß eine Unterredung zwischen Entfernten vermittelst imprägnirter Nadeln keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehöre, sich vielmehr auch ohne den unerlaubten Beistand dämonischer Mittel und Kräfte bewerkstelligen lasse, zugleich erfahren, gewiß zu ihrer Verwunderung, daß das Prinzip dieser Telegraphie (oder Telelogie) schon vor fast zwei Jahrhunderten bekannt war. Was werden sie erst zu demjenigen sagen, was Punch in Nr. 440 unter der Rubrik: „Musik durch elektrische Telegraphen" bringt? Da zeigt sich das anmuthige Profil einer Dame, diese im behaglichsten aller Lehnsessel, vor sich in beiden Händen ein Blatt, und zwar ein Notenblatt. Sie singt — kein Zweifel: es ist Jenny Lind, „unsere Jenny Lind", sagt Punch. Der dreifache Apparat auf der Tafel vor ihr, jeder mit aparter Bezeichnung, gehört eben der Telegraphie an. Miß Jenny, die zu gleicher Zeit und allerwärts Ersehnte, befriedigt diese Sehnsucht auf die wunderbarste Weise vermittelst der metallenen Drähte. Im selben Moment giebt ihre melodienreiche Kehle Audienz in Ihro Majestät der Königin Theater und ein paar Audienzen viele Hundert Meilen von da. Aber, Scherz beiseite! was uns Punch von Miß Jenny erzählt, ist vor der Hand weder Thatsache, noch Fiction, nur die Konsequenz ist es der scharfsinnigsten Erfindung, welche nicht verfehlen wird, nächstens in die Reihe der Thatsachen einzutreten. Die Ehre der Erfindung gebührt — so gerecht ist Punch — nicht dem erfindungsreichen Albion, sondern „unseren amerikanischen Brüdern", die sich zuerst den elektrischen Telegraphen bis zu dem Grade dienstbar gemacht haben, daß er, was z. B. in Boston gesungen oder aufgespielt wird, direkt nach New-York befördert, bald gewiß auch in alle anderen Theile der Vereinigten Staaten befördern wird. Darf uns, setzt der Schalk hinzu, nach solchem Erweise erstaunlichsten Scharfsinnes, nach diesem Triumphe beides, der Telegraphie und der Tonkunst, noch etwas Wunder nehmen, was von jenseits des Atlantischen Meeres kömmt? Nun aber endlich die Folgen der Erfindung, mit Hülfe der Telegraphie die Lokal-Musik in ferne Räume fortzupflanzen! Die nächste und gewisseste ist, daß auch unsere Sänger und Sängerinnen sich beeilen werden, an drei, vier, fünf Orten zu gleicher Zeit singend ihre Honorare zu verdrei- oder verfünffachen.

2.

Kennt man den Unterschied zwischen pin-money und needle-money? Beides bedeutet „Nadelgeld", jenes aber, das für die kostspieligen Launen und Nippchen der reichen Lady ausgesetzte Taschengeld, dieses den ärmlichen Tage- und Nachtlohn der Nähterin, die mit ihrer Hände Arbeit ihr täglich Brod suchen und verdienen muß. Wo auch fände sich in grellerem Kontraste Nadelgeld und Nadelgeld neben einander, als im hochbelobten England? Diesen Kontrast veranschaulicht Punch (Nr. 441) in zwei Bildern, einander gegenüber. Die Lady sitzt in ihrem dressing-room und läßt sich so eben das üppige Haar in Flechten legen. Vor ihr auf der Toilette liegen alle Niedlichkeiten des Luxus, Essenzen und Bijouterieen ausgebreitet, sie beäugelt während der Kopfarbeit ein — zweifelsohne — Armband in Schlangenform, und dieses mag wohl kostbar und geschmackvoll seyn, denn sie beäugelt es mit sichtlichem Wohlgefallen und Kennerblick. Wenn dieser Anputz nicht den Brautaltar vorbedeutet, so geschieht er mindestens doch zu Ehren eines Hofballs. Währenddessen — doch nein! da ist's ja tiefe Nacht — sitzt die Nähterin in ihrem halb vom Monde, halb von dem saft niedergebrannten Talglicht erleuchteten Kämmerlein. Findet der Mond den Weg ins Zimmerchen, so wird wohl auch der Wind ihn durch das lockere Fenster finden; wenn hier nicht, so doch gewiß durch die zerrissene Wand. Das Auge der Nähterin ist unverwandt auf Nadel und Arbeit gerichtet, dieses Auge aber hohl und erloschen, angstvoll der Ausdruck ihres Gesichts: denn sie möchte gern mit ihrem Werk zu Stande seyn, d. h. den mühseligen Tag- und Nachtlohn vor Schlafengehen ihr eigen nennen, und wie dem Gesicht die quälende Angst, so sieht man der fleischlosen Hand leicht die bitter zehrende Noth an. Auf der Tafel liegen natürlich auch keine Kinkerlitzchen ausgekramt, nur etliche bereits geleerte Zwirnrollen und auch diese ein Anlaß zu neuer Sorge. Vielleicht arbeitet sie für ihre glückliche „Schwester in dem Herrn", die reiche Lady, nebenan.

3.

In Nr. 441 liegt John Bull der Länge nach ausgestreckt. Man sieht hier aufs genaueste, von welcher respektabeln Rundung sein Bäuchlein ist, es bildet einen regelmäßigen Halbzirkel. Er hält die Augen geschlossen, denn nicht mag er die Gräuel schauen, deren bemitleidenswerthes Opfer er ist. Er liegt auch wie gebunden und wehrlos da und trägt doch weder Fuß-, noch Handschellen. Man „zapft" ihn, um es kurz zu sagen. Dies meint schon die Ueberschrift: „horrors of boxing day". Denn boxing bedeutet unter Anderem auch das Abzapfen des Baumsaftes, christmas box aber ein Weihnachtsgeschenk. Um die Sache sofort zu verstehen, bemerke man, daß Nr. 441 am 22. Dezember ausgegeben wurde, also Weihnacht vor der Thür war. Da freilich muß Sir John herhalten. Eine zahllose Menge Geister, alle von demselben Instinkt getrieben, macht sich an, um, auf ihm zu schaffen. Zum Glück sind sie insgesammt weit entfernt von der Zentnerschwere, auch wird ein solches Hühnchen nicht so leicht zertreten. Unter den zapfenden Geistern ist augenscheinlich der Militairstand am reichsten vertreten, es wimmelt an der rechten Hosentasche, woselbst er Posto gefaßt hat, an Waffen-, Helm- und Tschakoträgern. Auf die Hosentaschen scheint es absonderlich abgesehen zu seyn; denn während an der jenseitigen linken, bis wohin die Aussicht von wegen des Hochgebirgs nicht reicht, anscheinend Civilisten aller Klassen das Zapfen aus Leibeskraft betreiben, klettert diesseits einer von ihnen am Gesimse des Gebirges zum unmittelbaren Eingang der Höhle rechts hernieder, wohl wissend, wo Barthel Most holt, und wie ungehalten darüber, daß hier der Wehrstand allein dominirt. Die Marine, da sie die Taschen rechts und links schon im Belagerungszustande sieht, scheint ihren Angriff auf das Haupt John Bull's richten zu wollen, wenn sie nicht vielleicht schon mit der Arbeit fertig ist, wie der schwere Sack auf den Schultern des einen Seemanns zu vermuthen giebt. Einer der Zapfenden macht sich sogar daran, John Bull den Stiefel zu lüften, gleich als wenn derselbe ein Schrein geheimer Ersparnisse wäre. Allgemeinste Heiterkeit liegt übrigens auf den Gesichtern der glücklichen Empfänger, deren man mehrere mit strassen Geldsäcken à 100—3000 Pfd. Sterl. enteilen sieht. Die Civilliste nimmt hier den inhaltschwersten Sack in Anspruch: „Königin-Taxe" steht darauf, auf anderen Säcken steht Fenster-Taxe, Einkommen- u. a. Taxen, Eisenbahn-Einzahlungen u. dgl. m. Heiterkeit ist jedoch auch auf den Gesichtern der Zwei zu lesen, die mit annoch leeren Beuteln auf der Zinne des Hochgebirges oder Halbzirkels, mit dem einen Fuße pirouettirend,

Stein gab dem Gegner Gelegenheit zu der Frage, ob Baden für Jena sei? Stein war Preusse; wenn, sei es auch weniger entschieden, Baden für Jena sei, so sei es Preussen auch. Und so sei es. Preussen ist für Jena, Baden für Jena, Oesterreich war der Meinung, Preussen sei

Old-Hunkers zugelassen, während die der Barnburners sich mit einem Protest entfernten. Kurz nachher erfuhr man, daß eine Abolitionisten-Versammlung zu Utica im Staate New-York einberufen worden, an der sich die Vertreter aller Staaten des Nordens, sowohl Whigs als Demokraten, betheiligten, und in der Martin Van Buren einstimmig zum Kandidaten der Free-soilers für die Präsidentenwürde der Republik ernannt wurde. Herr Van Buren nahm die Wahl an und gab der Partei des freien Bodens hierdurch neue Wichtigkeit. Ein solcher Entschluß, von einem Manne gefaßt, der mit Recht für einen der vollendetsten Staatsmänner Amerika's gilt, der mehreremale Gouverneur des Staates New-York, dann Vice-Präsident und endlich Präsident der Vereinigten Staaten gewesen ist und der seinen politischen Ruf sowohl als sein persönliches Ansehen zu wahren hatte, war ein klarer Beweis, daß jene Partei in seinen Augen genug Kraft und Bestand erworben habe, um ihn einen Schritt wagen zu lassen, der sein Schicksal mit dem ihrigen verband. Die Bewerbung des Abolitionisten Birney im Jahre 1844 war nur durch eine geringe Stimmenzahl unterstützt worden; die des Herrn Van Buren hatte eine ganz andere Bedeutung, und man fürchtete einen Augenblick, die Stimmen so getheilt zu sehen, daß die Ernennung des Präsidenten dem Kongreß zufallen würde.*) Der Siegerruhm des Generals Taylor gab zwar den Ausschlag, indem er ihm die Volksmassen ohne Unterschied der Partei zuführte; dessenungeachtet erhielt Van Buren eine ansehnliche Minorität: sogar in Massachusetts, einem Staate, der den Whigs stets unwandelbare Treue bewiesen hatte, gewann der ehemalige Demokrat die Oberhand, und in den anderen Staaten Neu-Englands hielt er dem General Caß wenigstens das Gleichgewicht, wenn er ihn nicht hinter sich ließ.

Die Resultate der Wahl von 1848 haben es einleuchtend gemacht, daß die Majorität in Neu-England für die Partei des freien Bodens gewonnen ist oder ihr doch in Bälde gesichert seyn wird, und daß die alten politischen Parteien ihrem gänzlichen Verfall entgegengehen. In New-York hat man versucht, die beiden Fractionen der Demokraten auszusöhnen; ein vorübergehender Frieden ist gestiftet worden, der aber bald von einem neuen und noch auffallenderen Bruch gefolgt wurde. Es scheint jetzt außer Zweifel, daß bei der nächsten Präsidentenwahl der Kampf nicht mehr zwischen den Whigs und den Demokraten stattfinden werde, sondern zwischen den Gegnern und den Vertheidigern der Sklaverei. (Schluß folgt.)

Die Eintheilung der Menschheitsstämme, nach Carus.**)

II. Von der geistigen Befähigung in den Nachtvölkern.

„Mit einer gewaltigen Thatsache tritt uns sogleich, indem wir nach dieser Seite uns wenden, die Geschichte dieses Stammes entgegen — es ist die Thatsache seines Sklaventhums! — So weit ist es gekommen, daß der Begriff des Negers und der des Sklaven immer fast zugleich in uns auftaucht, sobald wir des Einen oder des Anderen gedenken; und noch so sehr mag ein höheres Mitgefühl für Alles, was Mensch heißt und in Sinn und Wort seinen höheren Beruf bewahrheitet, dazwischen sich stellen, doch ist es ein nie ganz abzuweisender Gedanke, daß ein Schicksal, welches einen ganzen Stamm der Menschheit in dunkleren Schatten stellt, als seine nächtliche Färbung — ihn nicht getroffen haben könnte, wäre seine Geistesbefähigung nicht eine niedrigere, als die aller anderen Stämme. — Gewiß haben wir alle Ursache, einen solchen Gedanken sich nicht zu weit ausdehnen zu lassen, und namentlich darf er nie abhalten, Alles aufzusuchen und herbeizuführen, was irgend beitragen könnte, allmälig dieses grauenvolle Schicksal von diesem Stamme zu wenden — im eigentlichen Sinne eine Erlösung desselben vorzubereiten und das, was an Befähigung zum Höheren in ihn gelegt ist, mehr und mehr zu fördern; allein bei alle dem bleiben unwiderlegliche Gründe genug übrig, welche uns nöthigen, den Menschen der Nachtseite mit dem des Tages und der Dämmerung nie ganz auf eine Linie zu stellen. — Ueberhaupt wenn irgend wo, so darf man bei den Schicksalen ganzer Völker den Ausspruch anwenden: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", denn entweder in dem, was sie wirklich von Befähigung nie besaßen, oder in dem, was sie wieder verloren und verdorben haben an materiellen und geistigen Besitzthümern, die ihnen einst zu Theil geworden waren, erscheint immer nur das äußere Symbol jener tief inneren geheimen Signatur ihrer eigentlichen und eingebornen Idee; und wie der innere Kern des Menschen es ist, der doch zuhöchst und zuletzt sein Schicksal bestimmt, so verhält es sich auch im Leben der Völker im Allgemeinen. — Was nun die afrikanischen Neger betrifft, eben so wie die oceanischen — die Urbewohner Neuhollands und des Van-Diemenslandes, so zeigt sich ihre geringe Befähigung namentlich und überall in der höchst unvollkommenen Entwickelung geselligen Lebens, zu der sie es gebracht haben. Nie hat zu irgend einer Zeit eine nur einigermaßen höhere Staatsverfassung unter ihnen und aus ihnen selbst geschaffen werden können, nie haben sie eine Literatur oder einen Begriff höherer Kunstanschauungen und Kunstleistungen erhalten, und selbst unter den vielen einzelnen Beispielen ausgezeichneter Neger, deren Blumenbach schon eine ansehnliche Zahl gesammelt hat und zu denen die Neuzeit noch viele hinzufügte, ist einmal kein Einziger, welcher allein aus seinem Stamme hervorgehend bedeutend geworden wäre, denn immer nur angeregt durch den Einfluß der Tagvölker konnten sie höhere Bildung erreichen; — und ein andermal ist auch kein Einziger darunter, den man einem der großen Geister, ich will nicht sagen der Tagvölker, sondern selbst nur einem der östlichen Dämmerungsvölker — etwa einem Confucius, gleichstellen dürfte. — In Wahrheit, man müßte absichtlich die Augen verschließen, wenn man sich nicht überzeugen wollte, daß in diesen Verhältnissen sich vollständig wiederholte, was bei den obigen allgemeinen Betrachtungen über Verhältniß der Schädelformen der Neger gegen die der übrigen Stämme sich ergab! — Wie dort die Mittelzahl aus vielen Messungen allemal weit gegen die anderer Stämme zurückblieb, und obwohl einzelne geräumigere Köpfe bei Negern vorkommen, als bei manchen minder gut ausgestatteten Europäern, — so blieb doch auch da, selbst der glücklichst Ausgestattete, noch weit hinter dem in seiner Weise bevorzugten Europäer zurück. — Wie indeß — jedenfalls in der löblichen Absicht, gegen den Negerstamm überhaupt die mildesten und mitleidvollsten Gesinnungen hervorzurufen — schon Tiedemann das Gehirn des Negers irrigerweise dem des Europäers deshalb ganz gleichstellen wollte, weil Einzelne unter den Letzteren vorkommen, welche noch ungünstiger von der Natur bedacht waren, als besser organisirte Neger, so haben manche neuere Schriftsteller — namentlich die ausgezeichnetsten der für Aufhebung des Sklaventhums kämpfenden (wie der ehrenwerthe Thomas Fowell Buxton) — zuweilen zu sehr die große Fähigkeit des Negers für geistige Entwickelung hervorgehoben und dadurch der Wahrheit Eintrag gethan. — Das harte Wort Franklin's, „der Neger ist ein Thier, welches möglichst viel ißt und möglichst wenig arbeitet", es kann nicht durch solche Anpreisungen vorzüglicher Anlage dieser Armen, es muß vielmehr bekämpft werden dadurch, daß das, was von Anlagen wirklich in ihnen ist, erhoben, gekräftigt und — mit einem Worte — erzogen werde. — Wie gesagt, es fehlt in den Nachtvölkern keineswegs an einzelnen guten Köpfen; der Geistliche Jac. Jo. Eliza Capitain, der Astronom Benj. Bannaker, der Artillerie-Offizier Hannibal und Andere mehr haben längst bewiesen, daß eine gewisse Stufe höherer Geistesbildung dem Menschen der Nachtseite, d. h. unter Einwirkung der höheren Kultur der Tagvölker, gar wohl zugänglich ist; — anderen Theils, wie bereits vor vierzig Jahren der wohlwollende Bischof Gregoire bewiesen hat, fehlt es unter ihnen auch nicht an Zügen vielfach bewährter Anhänglichkeit und Treue, allein, bei alledem, das, was wir höhere Seelenschönheit und wahre Geistesfreiheit und Macht nennen, danach wird man für immer vergebens unter diesem Stamme suchen, und da, wo sie allein auf sich selbst beschränkt blieben, ist auch ihre geistige Entwickelung immer eine geringe gewesen. Uebrigens wird selbst die Verschiedenheit, welche zwischen den oceanischen und afrikanischen Negern in Bezug auf Sklaverei fest steht, indem die Ersteren weder Sklaven machen, noch zu verkaufen versucht haben, während die Anderen, die von jeher allesammt die verachteten Sklaven ihrer eigenen Tyrannen waren, jetzt seit einem Jahrhunderi den Sklavenhandel als erste Industrie ihres Landes betrachten, — weder für die Einen, noch für die Anderen zum Vorzuge; die Ersteren nämlich beweisen dadurch nur, daß sie seit undenklichen Zeiten fortwährend dergestalt in einem so ganz rohen Naturzustande leben, daß selbst eine so nichtswürdige Einrichtung, als das Sklaventhum, von ihnen nicht begriffen wird, und die Letzteren zeigen wieder, daß sie nicht einmal das rohe Freiheitsgefühl, welches selbst dem Thier der Wüste eine gewisse Würde verleiht, und welches Jenen doch einigermaßen nachgerühmt werden kann, zu achten im Stande sind.

Ueberhaupt möchte ich hier noch auf zwei merkwürdige Züge in der Art von geistigem Daseyn, welches die Nachtvölker Afrika's führen, aufmerksam machen; Züge, welche deshalb von dem Psychologen beachtet zu werden verdienen, weil man sie als ganz rohe Keime ansehen darf von Richtungen, welche in höheren Kreisen der Menschheit in veränderter Form als Durchgangspunkte abermals vorkommen — ich meine eine besondere Geringschätzung des Lebens und ein eigener Entwickelungsgang gerade durch härteste Knechtung zur Freiheit und doch einiger Art von geordnetem Staatsleben. — Was das Erstere betrifft, so tritt diese Mißachtung des Lebens am schärfsten hervor in dem Schlachten der zahllosen Menschenopfer, welches in diesen Stämmen seit langem üblich war und von so vielen Schriftstellern mit allen ekelerregenden Details geschildert worden ist. Dasselbe Morden, welches Dupuis schon Anfangs des 18ten Jahrhunderts ausmalt, schildern Laird, Giraud, Bowdich, Lander und Andere auch noch aus dem 19ten. So sagt Giraud: „Am Feste des Königs, welchem ich zu Dahomey 1836 beiwohnte, wurden 5—600 Unterthanen zur Feier des Tages geschlachtet. Einige wurden enthauptet, Andere, welche man von einer hohen Mauer herabstürzte, mit Bajonneten aufgefangen; Alles zur Belustigung."

Man könnte sagen, auch in einer solchen ungeheuren Mißachtung des Lebens liegt ein gewisses dunkles Bewußtseyn von der Unseligkeit eines nicht zum eigentlich höheren Lichte des Geistes erwachenden Daseyns überhaupt, und wieder kömmt daher auch dies nicht vor, außer da, wo entweder (wie in diesen Stämmen) noch durch keinerlei Entwickelungsvorgang eine höhere Geistesbefähigung erreicht war, oder aber, wo (wie zu den verderbtesten Zeiten der späteren Kaiser Roms — oder im tiefsten Gräuel einer französischen Revolution bei den Septemberscenen und dem Blutbade von Lyon) alles Höhere wieder verloren und verdorben worden war. — Was das Andere betrifft, so fasse ich hier den seltsamen Gang der Begebenheiten ins Auge, welcher mindestens einer kleinen Abtheilung des Negerstammes zu einer gewissen staatlichen Selbständigkeit und Volksverfassung verhalf, dadurch, daß er ihn zuvor in die härteste Knechtschaft geführt hatte; denn nicht sowohl innerhalb Afrika's selbst, wo die schwarzen Herrscher den härtesten Despotismus seit Jahrhunderten übten, sondern außer-

*) Im Fall bei einer Präsidentenwahl keiner von den Bewerbern die absolute Stimmenmehrheit erhält, hat, nach der Verfassung der Vereinigten Staaten, der Senat die Entscheidung zu treffen. Diese Eventualität ist, so viel wir uns erinnern, nur einmal und zwar im Jahr 1825 eingetreten, wo der Senat zwischen den Herren J. Q. Adams, Clay und General Jackson zu wählen hatte und Ersterem den Vorzug gab, obgleich er weniger Stimmen für sich gehabt hatte, als der Held von Neu-Orleans. D. R.

**) Ueber unrichtige Beiadigung der verschiedenen Menschheitsstämme für geistige Entwickelung. Von Karl Gustav Carus (Leipzig, Brockhaus, 1849). — Vgl. Nr. 31 des Magazins.

halb ihres Landes, auf einem Eilande Westindiens, wo Tausende von Negern unter dem Joche weißer Kolonisten in den Plantagen arbeiteten — also freilich auch immer nur erst unter Berührung mit dem Stamme der Tagvölker und selbst erst angeregt durch dessen großen Umschwung vom Jahre 1789 — konnte die Bewegung entstehen, welche zuerst einer Art von geordneter, höhere Freiheit und Entwickelung des Menschen anstrebender Republik das Daseyn gab. Hier war es sogar, wo eine der bedeutendsten Individualitäten unter den Negern, Toussaint l'Ouverture, als Triebfeder dieser Entwickelung hervortrat und zeigte, daß auch in diesem Stamme große Fortschrittsperioden nie verfehlen, große Persönlichkeiten hervorzurufen; denn gewiß, man kann diesem Manne, der, als Sklave 1745 geboren, später das Haupt der Republik von Haiti wurde, um zuletzt als Gefangener Frankreichs im Kerker zu Joux 1803 an Gift zu enden, nicht in den Erzählungen von Metral folgen, ohne eigenthümlich von seinem Schicksale bewegt zu werden.

Wenn ich übrigens sage, daß die beiden hier berührten besonderen Züge im Bilde des Stammes der Nachtvölker erinnern müßten an Manches, was in höheren Formen menschlichen Daseyns in anderer Weise sich wiederholt, so meine ich damit einestheils, daß auch hier viele Lagen vorkommen können, wo das leibliche Daseyn freudig daran gegeben und hintangesetzt wird, weil irgend ein erhabener Zweck diese Hintansetzung fordert; wo dann freilich eine solche Geringschätzung des Lebens eine ganz andere Bedeutung erhält, als jene fast thierische Gleichgültigkeit; — anderentheils, daß auch in den edelsten Formen menschlichen Lebens wichtige Epochen einer höheren Entwickelung gerade an den Durchgang durch Pressungen der härtesten Art geknüpft erscheinen. Gerade in diesen Beziehungen daher darf man vielleicht annehmen, daß für den Menschen der Nachtseite, welchem das Eintreten in Sklaverei stets gewöhnlicher war, als allen anderen, nur die härteste Knechtung das Mittel werden konnte, das auch in ihm liegende Höhere zu erwecken und dadurch auch ihn endlich auf eine höhere Bildungsstufe zu erheben.

Hat nun nach allem Vorhergehenden der Menschenstamm der Nacht entschieden eine geringere Befähigung für höhere Entwickelung der Intelligenz, so darf deshalb keineswegs in Zweifel gezogen werden, daß eine besondere Sphäre irdischen glücklichen Lebens und eine Möglichkeit verfeinerter moralischer Ausbildung auch ihm allerdings vorbehalten sey. Der typische Kopfbau des Negers zeigt ein minder entwickeltes Vorderhaupt, aber ein gut ausgebildetes Mittelhaupt bei einem gewöhnlich sehr stark ausgebauten Hinterhaupte. Zieht man die Lehren von der Grundbedeutung dieser Kopfgegenden dabei zu Rathe, so erhält man den Begriff eines Seelenlebens mit minderer Befähigung zu hoher Intelligenz, aber bei viel Gemüthlichkeit mit starkem Begehren und kräftigem Wollen. — Gerade diese Eigenthümlichkeit ist es denn auch, welche aus Allem, was die Forschung über innere Individualität dieses Stammes darbot, deutlich hervorging, und gar wohl sieht man, daß in derselben eine Möglichkeit zu einem, wenn auch etwas materiellen, aber doch immer echt menschlichen Lebensglück gegeben bleibe, wobei freilich an die große Verschiedenheit zu denken ist, welche wieder unter den vielen Abtheilungen der einzelnen Stämme dieser nächtlichen Völker besteht. So z. B. die intellektuellen Fähigkeiten der Hottentoten, wenn man ihre Schilderungen bei Burchell oder bei Lichtenstein nachsieht, oder die elenden Gestalten der Papous und die Darstellung ihres Lebens bei Freycinet, sie lassen immer nur auf eine halbthierische Existenz schließen, während dagegen der Stamm der Kaffern, so wie der der Ashantes, so ausgerüstet und auch so weit in gewissen geselligen Einrichtungen vorgerückt ist, daß bei geringeren Anforderungen ein gewisses Genügen des Lebens weit eher Platz greifen könnte, wenn nicht die grauenerregende despotische Rohheit, von welcher noch die neueren Berichte von Duncan sattsames Zeugniß geben, auch dort alles Bessere wieder vernichtete.

Dieses Alles sind Ergebnisse, wodurch wir mit großer Bestimmtheit abermals auf die im Eingange dieser Abhandlung erwähnte Nothwendigkeit größter Mannigfaltigkeit innerhalb eines jeden Organismus und so auch innerhalb des Ganzen der Menschheit geleitet werden, und wenn sich somit im Allgemeinen folgern ließ, daß unter den vielfach verschiedenen Menschheitsstämmen nothwendig einer der höchste und einer der geringste seyn müsse, so hat, glaube ich, schon das Vorhergehende bewiesen, daß wir die Nachtvölker wirklich als den geringsten (obwohl in sich immer noch großer Fortschreitung fähigen) ansprechen dürfen. Mehr noch stellt sich dieses Urtheil als begründet heraus, wenn wir noch einen Blick werfen auf das so wichtige Mittel aller geistigen Offenbarung, d. h. auf die Sprachen dieser Völker.

Die Sprache ist aber (wofür ich die höheren Gründe in meiner Entwickelungsgeschichte der Seele dargelegt zu haben glaube) überall die wesentlichste Bedingung des Zustandekommens der Erkenntniß; — denn die Idee und jede Vorstellung bedarf und erhält durch sie erst jene eigenthümlichen und wundervollen Aequivalente, mit denen sie innerlich allein zu gebahren und so dem, was wir den Gedanken nennen, Entstehung zu geben vermag. Man könnte sagen, das Wort sey jener Hammer Vulkan's, unter dessen Schlage aus dem Haupte Jupiter's die gerüstete Minerva, wie aus der Seele des Menschen der Gedanke, hervorspringt. — Die Sprache erfüllt nun diese ihre hohe Bedeutung auf zweifache Weise, einmal als gesprochenes Wort und ein andermal als geschriebenes Zeichen, als Schrift. So wenig aber das einzelne geschriebene Zeichen als solches irgend besonders geistbildend seyn kann, so wenig ist es das gesprochene Wort an und für sich — denn auch Thiere können lernen Worte aussprechen, ohne daß es ihnen weiter fruchtet; — vielmehr wird es immer als unerläßlich vorausgesetzt, daß das Zeichen sowohl, als der Laut des Wortes nur ein einzelnes Glied sey in einer großen Kette, eine Welle in einem weithin strömenden Flusse. — Erst in einer solchen höheren organischen Folge erschafft sich aus einzelnen Worten die Sprache, aus einzelnen Zeichen die Schrift, und je größer dieser Fluß, je länger jene Kette, je weiter verbreitet dieser Organismus ist, desto mehr wird auch die Sprache dann das Mittel zu einer hohen Entwickelung des Geistes; ja, das eine Mittel derselben fordert und hebt dann auch das andere — die höher gebildete Sprache fordert die Schrift, und die Schrift wäre nichts ohne die Sprache. Wirft man nun in dieser Hinsicht einen Blick auf die Sprachen der Nachtvölker, so stellen sie sich schon insofern als durchaus unvollkommen dar, daß keine derselben selbständig, d. h. ohne Beihülfe eines anderen Stammes, sich auch zu einem schriftlichen Zeichen — und wäre es auch nur eine Bilderschrift, entwickelt hat.*) — Auch die Sprachen in sich sind großentheils nach Zeugnissen der Reisenden weder sehr reich, noch tiefer ausgebildet, nur die der Foulahs wird als sehr poetisch dargestellt. — Als Gegensatz zu den später zu erwähnenden amerikanischen Sprachen ist dagegen aufzuführen, daß die der einzelnen Negervölker wieder eine entschiedenere Verwandtschaft unter einander haben, was für einen gewissen größeren Fluß und mehr organische Verbreitung spricht. Von Ritter wird nach Marsden angeführt, daß die Sprachen der West- und Ostküsten von Afrika (also eine Entfernung von etwa 30° der Länge) so viel Verwandtes haben, daß höchst wahrscheinlich alle diese Völker sich verstehen könnten — und hierin liegt wieder eine gewisse Compensation der ursprünglich mangelnden Schriftzeichen dieses Stammes. Näher in die Abwägung der verschiedenen Zweige dieses Stammes gegen einander werde ich hier um so weniger eingehen, da gerade hierüber Prichard sehr vollständig sich ausspricht."

Mannigfaltiges.

— Aphra Behn, von L. Mühlbach. Im Londoner Athenaeum vom 9. März wird L. Mühlbach's Roman „Aphra Behn" rezensirt, der, weil er einen Stoff aus der englischen Geschichte (des verderbten Hofes Karl's II.) behandelt, das Interesse des britischen Kritikers auf sich gezogen hat. Die neuere deutsche Literatur muß sich jedoch wegen dieses Romanes aus der englischen Geschichte von dem ungehaltenen Reviewer sehr viel Böses nachsagen lassen. Es sey dies, meint er, blos eine kleine Probe von dem vielen ungewaschenen Zeuge, das die Deutschen heutzutage schrieben. Ungewaschenes Zeug! Wir müßten den Kritiker wirklich sehr ungalant nennen, wenn er in dem vorliegenden Falle nicht dadurch entschuldigt wäre, daß er L. Mühlbach für eine Mannsperson gehalten. Gegen Frau Louise Mundt wäre er gewiß artiger gewesen. Aber das kömmt davon her, wenn sich die Damen in Mannskleidern auf Kaffeehäuser begeben und unter männlichen Namen Bücher schreiben! Der Kritiker, welcher den Roman „Aphra Behn" für eben so ungeschichtlich, als unsittlich und unwahr erklärt, kann sich nicht genug darüber wundern, daß die sonst so sittenstrengen und wackeren Deutschen an solcher „den lüderlichen Grazien und der cynischen Sentimentalität des jungen Frankreichs" nachgeahmten Lektüre Geschmack finden können.**) Gegen die von der Verfasserin unter Anderem geschilderte Scene des englischen Weiberverkaufs — sie läßt nämlich Aphra Behn mit einem Strick um den Hals von ihrem Manne zum Verkauf auf den Markt führen — remonstrirt der Kritiker mit Recht, doch ist er sehr im Irrthum, wenn er glaubt, daß auch unterrichtete deutsche Schriftsteller solche Scherze der niedrigsten englischen Volksklassen für eine in England durch das Gesetz sanctionirte Sitte halten oder ausgeben. Der Rezensent schließt seine Kritik folgendermaßen:

„Wir würden dieser werthlosen und langweiligen Erdichtung des Herrn Mühlbach gar nicht gedacht haben, wenn sie mit ihren Fehlern und ihrer Abgeschmacktheit allein dastände. Wir mußten ihrer jedoch als eines widerwärtigen Probestücks einer leider nur allzu zahlreichen Gattung der deutschen Literatur gedenken, deren Umsichgreifen in unserer Zeit geeignet ist, denkende Geister besorgt zu machen für die Möglichkeit des Self-government (der Selbstregierung) in Deutschland. Wäre diese Art von Büchern, die unbezweifelt von der Mittelklasse dort viel gelesen und bewundert werden, ein wirkliches Kriterium der Sittlichkeit, des Anstandes und des Urtheils dieser Klasse, dann würde jene Aussicht in der That sehr niederschlagend seyn. Wir hoffen, daß dem nicht so ist, obwohl wir leider nicht leugnen können, daß eine Combination sittlicher und politischer Ausschweifung das charakteristische Kennzeichen und der vorherrschende Zweck eines nur allzu großen Theiles der fälschlich sogenannten Liberalen unserer Zeit ist. Es ist dies ein Zustand, der von den Freunden der Sittlichkeit, der Literatur und der rationellen Freiheit auf gleiche Weise beklagt werden muß; denn diese Alle wissen sehr wohl, daß, welche lasterhafte Wünsche und thörichte Ideen auch oft in leeren Köpfen aufsteigen, keine derselben doch so durch und durch verkehrt ist, als die, wahre Freiheit in der Regierung eines Landes, wahre Würde im Nationalcharakter und wahre Trefflichkeit in Kunst oder Poesie auf der faulen Basis der Gesetzlosigkeit, der Verworfenheit und des Egoismus zu begründen."

*) Nach Ritter (die Erdkunde, 1. Theil S. 250) sind die Foulahs (Alpennvölker am Westrande Afrika's) die ersten unter den Negern, deren Sprache mit europäischen Zeichen in Missionsschriften gedruckt worden ist.

**) Geschmack hat eigentlich nur der Verleger daran gefunden, und der hat es wahrscheinlich theuer genug büßen müssen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 21. März 1850.

Dänemark.

Etatsrath Wegener's Schrift gegen den Herzog von Augustenburg. *)

Neue Materialien zur Beurtheilung der schleswig-holsteinischen Frage.**)

Es ist bereits mehrfach versucht worden, die Ereignisse in Holstein und Schleswig vom nationalen Standpunkte auf den der Verfolgung privater Interessen zurückzuführen und auch in vorliegender, in der Anmerkung näher bezeichneten, zu Kopenhagen in deutscher Sprache gedruckten Schrift sehen wir den Versuch hierzu, und wir müssen hinzufügen: amtlich gemacht, denn die Benutzung von Privatpapieren des Herzogs von Augustenburg, welche zum größten Theile auf dem Schlosse desselben in Sonderburg aufgefunden und von den Dänen mit Beschlag belegt wurden, ist der hinlänglichste Beweis dafür.

Ueber Einzelnes wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, da es uns hier nur darauf ankommen kann, ein Referat über die gewiß höchst merkwürdige Schrift mitzutheilen. Die Tendenz derselben ist im Allgemeinen dahin gerichtet, den Beweis zu führen, daß der Herzog von Augustenburg, indem er die Erhebung Holsteins lange vorbereitete und herbeiführte, damit den Zweck beabsichtigte, sich und seine Familie aus der bescheidenen Lage eines Gutsbesitzers zur Würde eines Souverains zu erheben.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste die Lösung der obigen Aufgabe, der zweite aber die darauf Bezug habenden Dokumente und Briefe enthält. Wir theilen hier eine Uebersicht des Inhalts mit und lassen demnach das Buch für sich selbst sprechen:

Erstes Stück. Gesammtstaatspläne. 1) Die sonderburgischen Fürsten, von denen die Augustenburger und Glücksburger abstammen, gehörten von Anfang an zu den nicht regierenden Linien des oldenburgischen Hauses, hatten auch niemals die Idee, in die regierenden Linien aufgenommen zu werden. Im 17ten Jahrhundert überließen sie der königlichen Linie die ihnen anheimgefallene Stammgrafschaft Oldenburg und verzichteten im Anfange des 18ten Jahrhunderts auf jedes Erbrecht an Schleswig, veräußerten ihre fürstlichen Erbländer an die Könige (von Dänemark?), ja, ließen Alles außer Acht, was ihnen noch etwa Anspruch auf die landesherrliche Würde in Holstein und Schleswig hätte erhalten können. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts fingen sie jedoch an, ihr Augenmerk auf die dänische Krone zu richten, Friedrich Christian von Augustenburg wurde nämlich mit der einzigen Schwester des Kronprinzen Friedrich (VI.) verlobt, und es war damals höchst wahrscheinlich, daß die Nachkommen desselben, beim Aussterben der Linie des Kronprinzen, nach dem dänischen Königsgesetze, die dänisch-norwegische Krone nebst Schleswig erben würden, und am 28. Oktober 1786 unterzeichneten der Herzog Christian und seine Gemahlin eine feierliche Akte, in welcher ihren Nachkommen das volle Erbrecht nach der Lex regia zugesichert wurde, während sie erklärten, außer diesem keinerlei Recht an den Reichen oder Fürstenthümern zu haben.

2) Es ist nicht begründet, daß der Herzog von Augustenburg im Jahre 1806 gegen die Incorporation Holsteins in den dänischen Staat protestirt hat, weil ihm kein anderes Recht zustand, als das aus der Lex regia. Dagegen wachte die Familie allerdings und mit Recht über ihr Erbfolgerecht in Dänemark, denn als der Herzog von Augustenburg sich 1817 mit der Tochter des Grafen Danneskiold vermählen wollte, erinnerte ihn seine Mutter daran, daß er Rechte auf den dänischen Thron habe und daher die Einwilligung des Königs erforderlich sey, eben so widerrieth sie ihrem Sohne im Jahre 1819, als der norwegische Löwe aus dem dänischen Wappen entfernt wurde, die Hinweglassung desselben aus dem augustenburgischen Wappen, indem dieses Haus nicht, wie das königliche, auf sein Erbrecht in Norwegen verzichtet habe. Die beiden augustenburgischen Brüder vergaßen dies auch niemals und richteten ihr Augenmerk fortwährend auf Dänemark; als den ersten Schritt hierzu betrachteten sie die Statthalterschaft in den Herzogthümern, sobald der alte Landgraf von Hessen sterben oder entlassen werden würde. Es wurden zu diesem Zweck Reisen nach Kopenhagen gemacht und Alles vorbereitet; indessen traute Friedrich VI. seinen Schwestersöhnen nicht recht.

3) Die Ereignisse des Jahres 1830 veranlaßten den Herzog und Prinzen aufs neue, Versuche zu machen, zur Macht zu gelangen, indessen schlugen sie damals einen ganz anderen Weg ein, als den späteren, indem sie sich aufs heftigste gegen die Volkspartei erklärten; sie schrieben öfter an den König und machten ihn auf die unruhigen Demagogen, wie Ballmann, und unzuverlässigen Beamten (Spies, Poepp) aufmerksam und arbeiteten dahin, die Statthalterschaft zu erlangen, der Herzog bot dem Könige hierbei seine Dienste, sein Gut und Blut an. Auch der Prinz schrieb an den König, schilderte ihm jeden Demagogen und forderte ihn auf, die schärfsten Maßregeln zu ergreifen. Es kam jedoch gar nicht zu Unruhen, gleichwohl entschloß sich der König Friedrich VI., Provinzialstände einzuführen. Der Herzog entwarf dagegen ein Memoire und widerrieth die Einführung einer wirklich constitutionellen Verfassung; ja, er ging noch weiter, indem er darauf antrug, jedes der beiden Herzogthümer in kleine Distrikte zu theilen, mit Ständeversammlungen für jeden besonderen Distrikt, und er berücksichtigte hierbei so wenig die Verbindung der Herzogthümer unter einander, daß er sein Projekt mit der Bemerkung empfahl, daß man dadurch ganz die Frage wegen der administrativen Verbindung der Herzogthümer oder der Auflösung dieser Verbindung umgehen könne. Damals war es also seiner Meinung nach staatsrechtlich nicht nothwendig, den beiden Herzogthümern eine gemeinsame Verfassung zu geben. Dem Staatsminister Stemann schilderte er ebenfalls: „den Alles verzehrenden demagogischen Geist, welcher damit drohe, alle seither bestehenden Formen und Gerechtsame niederzureißen"; wobei er bedauerte, daß der König seine Rathschläge nicht habe berücksichtigen wollen.

4) Der Herzog verfehlte jedoch seinen Zweck, da der König ihm nicht traute, und alle von ihm verdächtigten Männer blieben im Amte; ja, nach dem Tode des Landgrafen Karl von Hessen, 1836, wurde der Landgraf Friedrich Statthalter. Selbst auf dem ersten schleswigschen Landtage, 1836, hatte der Herzog noch keine Partei gebildet; als aber Paulsen seine Schrift: „Für Dänemark und Holstein" (Altona, 1836) herausgab und nachwies, daß das augustenburgische Haus nicht die nächste Erbfolgelinie in Schleswig und einigen Theilen Holsteins seyn werde, auch ihr im Kielschen diese nicht zukomme, da wurde ein wunder Fleck berührt, und der Herzog verwahrte sich in einer anonymen Schrift, „die Erbfolge in Schleswig und Holstein" (Halle, 1837), dagegen und behauptete, daß er und seine Familie das ausschließliche Erbrecht auf das dänische Herzogthum Schleswig und das deutsche Herzogthum Holstein hätten. Hiernach würde das übrige Dänemark der Erbschaft folgen müssen, weil dieses immer Schleswig umfaßte.

Zweites Stück. Separatgeläste und Zeitungs-Agitationen. Seit jener Zeit folgte ein bedeutender Umschlag in der Politik des Herzogs, denn er wollte nun Dänemark mittelst Holsteins gewinnen, und daher mußte Holstein zu einem Schleswig-Holstein gemacht werden, denn Dänemark mußte entweder untergehen oder sich mitschleppen lassen, wenn ein fremder Staat wie ein Keil zwischen die Inseln und Nord-Jütland hineingedrängt wurde. Für die Herzogthümer selbst war die Verbindung nicht von großer Bedeutung; für den Herzog jedoch war es wichtig, in Schleswig alles Dänische verhaßt zu machen und ihm den Stempel eines deutschen Landes aufzudrücken. Die Augustenburger waren entschiedene Aristokraten und vertheidigten alle aus dem Mittelalter ererbten Institutionen und Privilegien des Adels, selbst wo sie dem Wohle der bürgerlichen Gesellschaft entgegen waren; sie gewannen hierdurch den deutschen Adel und machten ihn mit der Regierung unzufrieden, da diese das Veraltete zu verbessern strebte. Als Friedrich VI. 1838 ein vernünftiges Zollsystem (? Steuersystem) einzuführen suchte und die Privilegirten entschädigte, versuchten die Augustenburger abermals heimlich, Unruhen zu stiften. Der Prinz von Noer schrieb an den Herzog: „Es geht mir im Kopfe herum, was man thun könnte, um dem Zollgesetze die größtmöglichsten Hindernisse in den Weg zu legen, und da habe ich denn gedacht, daß Abgeordnete der Ritterschaft und der Marschen in Holstein sich an den Bundestag wegen verletzter garantirter Rechte wenden sollten; geheim muß man es aber halten!" Dies half ihnen jedoch nichts, denn selbst Oldenburg nahm die Gesetze an. Mit besserem Erfolge vertheidigten im Jahre 1838 der Herzog und seine Freunde in der schleswigschen Ständeversammlung veraltete, dem Volke verhaßte ritterschaftliche Institutionen, welche die Regierung abschaffen wollte, und da die Regierung nicht durchdringen konnte, so machte er Adel und Volk mit der Regierung unzufrieden. Der Herzog verlangte außerdem, daß deutsche Sprache in den dänischen Kirchspielen selbst in der Kirche eingeführt würde, da aber

*) Ueber das wahre Verhältniß des Herzogs von Augustenburg zum holsteinischen Aufruhre. Eine aktenmäßige Darstellung nebst Beilagen aus den Augustenburgischen Papieren. Von Dr. C. F. Wegener, königl. dänischem Etatsrathe, Geheimen Archivar, Historiographen. Kopenhagen, 1849. (Pr. 1 Thlr.) Dritte Auflage.

**) Unserer in der schleswigschen Frage von Anfang an beobachteten Unparteilichkeit gemäß, theilen wir auch über diese dänische Schrift ein objektiv gehaltenes Referat mit, können jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß diese Schrift bereits in der so eben erschienenen „Aktenmäßigen Darstellung der Geschichte der dänischen Politik seit 1806", von Dronsen und Samwer, eine Abfertigung gefunden hat. D. R.

dies bei dem Widerspruche des Volks ihm nicht gelang, so versuchte er nun auch den Weg der heimlichen Agitation und in Zeitungen und Wochenblättern. Der Ausfall des Sprach-Antrags lehrte ihn, daß er nicht allein auf die Aristokratie, sondern auch auf das Volk, die Demokraten, wirken müsse, und der Plan wurde heimlich mit dem Pastor Lorentzen entworfen. Man begann mit dem „Altonaer Merkur" und gewann später das wichtige demokratische „Itzehoer Wochenblatt". Der Herzog leitete den Plan und nahm alle Rapporte in Empfang. Man verfertigte Adressen wegen Einführung der deutschen Sprache in Schleswig, reichte Bittschriften ein, und Carlsruher mußte eine Schrift über das Successionsrecht in Schleswig-Holstein anfertigen; selbst der Schwager des Herzogs, der Graf Danneskiold, machte es ihm zum Vorwurf, daß er, obgleich die Bewohner der Güter des Herzogs Dänen seyen, keinem dänischen Prediger oder Arzt eine Anstellung gewähren wollte.

Als Christian VIII. den Thron bestiegen hatte, welcher König dem Herzog persönlich wohlwollte, baute man sogleich Hoffnungen auf die Statthalterschaft, Graf Blome-Saltzau rieth daher dem Herzog, den König nicht mistrauisch zu machen; vorerst fuhr der Herzog jedoch in seinem Plane zu wirken fort. Die schleswigschen Stände hatten eine Petition eingereicht, daß die dänische Gerichtssprache dort eingeführt werden möge, wo sie Kirchen- und Schulsprache sey, daß aber die Kinder in den Schulen im Deutschen unterrichtet würden; dieses war ein innerer Widerspruch, aber der König genehmigte das Gesuch; der Herzog, dem dieses natürlich nicht recht war, wenn Schleswig-Holstein ein neuer deutscher Staat werden sollte, brachte es dahin, daß das Amt Nordburg gegen das Sprach-Edikt remonstrirte; er intriguirte bei den neuen Ständewahlen, daß die dänisch Gesinnten verdrängt wurden, und die Ständeversammlung 1840 beantragte die Aufhebung des Sprach-Edikts.

Die Zeitungs-Agitationen hatten indessen einen geringen Erfolg; dennoch ermüdete der Herzog nicht, als zum Erstaunen des dänischen Volkes und selbst der eigenen Partei der Prinz von Noer 1842 beim Abgange des Landgrafen Friedrich von Hessen die Statthalterwürde erhielt.

Drittes Stück. Demoralisirung von Oben in den Herzogthümern. Je weniger der Prinz-Statthalter nunmehr öffentlich gegen die Regierung auftreten konnte, um so umfassender wurden nun die geheimen Machinationen. Der Herzog hielt es für zweckmäßig, ein deutsches Blatt in Apenrade zu gründen, und es glückte ihm mit einer zusammengebrachten Adresse an die Ständeversammlung. In der Ständeversammlung wurde der Abgeordnete Lorentzen, weil er sich der dänischen Sprache bediente, verhöhnt, außerdem sollte der Pastor Brag und ein Frauenzimmer, Namens Sophie (in Sonderburg bei der Partei „die treue Sophie" genannt), eine Adresse gegen Lorentzen und Jepsen, die Abgeordneten der Stadt Sonderburg, zu Stande bringen, indessen mißlang dies, weil die Stimmung der Wähler entschieden für die Abgeordneten war. Die wichtigste Handlung des Herzogs während der Ständeversammlung war der berechnete Vorschlag: das Amt Hadersleben Nordjütland zu inkorporiren; der Herzog wußte im voraus, daß dieser Vorschlag auf Widerstand stoßen würde, und es war auch sein Wunsch, daß er nicht durchgehen sollte, man wollte aber zeigen, wie billig die Schleswig-Holsteiner seyen, und dann deutete man an, daß der dänische Theil des Herzogthums nur aus dem Amte Hadersleben bestehe; ferner wollte man einen Einspruch dagegen erhalten, um zu erweisen, daß auch das dänische Schleswig gegen Dänemark feindselig gesinnt sey. Beseler schlug die Proposition vor, sie fand allgemeinen Widerstand, in allen öffentlichen Blättern wurde die Sache ausgebeutet, und der Herzog hatte seine Absicht erreicht. — Währenddessen suchte der Prinz-Statthalter den König zu beruhigen, selbst als beim Schlusse der Ständeversammlung in der Schließungsrede die Worte „unter der Krone Dänemarks" absichtlich ausgelassen wurden, suchte der Statthalter dies ebenfalls zu beschönigen.

Der Verfasser folgt nun Schritt vor Schritt den Bemühungen des Herzogs, durch die Presse die Unterthanen und Beamten des Königs in den Herzogthümern zu bearbeiten und zu demoralisiren, und belegt seine Behauptungen mit Aktenstücken.

Im Sommer 1843 unternahm der Herzog eine Reise nach Deutschland, um mit den deutschen Fürsten bekannt zu werden, während in der Heimat seine Agitationen fortgingen. Da der Sprachkampf zu nichts geführt hatte, so wurde nun die Idee der Lostrennung Schleswigs von Dänemark aufgefaßt und die Einverleibung in den deutschen Bund beschlossen, eben so sollten die Finanzen Schleswigs von denen Dänemarks getrennt und mit den holsteinischen vereinigt werden, und dies machte man nun zu einem Aufregungsmittel. Graf Reventlow sollte deswegen die Ritterschaft unter das Gewehr rufen. Bei dem Verständigen glückte dies jedoch nicht, wohl aber bei dem niederen Volke, welches namentlich bei der Anwesenheit des Königs in den Herzogthümern sich zu Exzessen verleiten ließ. Auch eine Art Militair-Insurrection wurde in Itzehoe zu Stande gebracht. Der Statthalter schilderte dem König diese als unbedeutend, schob die Schuld auf die in Kopenhagen gebildeten Offiziere, die Straßenhelden seyen, man müsse Offiziere aus guter Familie nehmen; er wollte hierdurch die Söhne seiner Anhänger in die Armee bringen. — Die Eröffnung der Ständeversammlung von 1844 nahte heran, und man mußte auch hier für neue Aufregungsmittel sorgen. Die Regierung, um Vorfälle, wie die gegen Lorentzen, zu verhüten, erklärte, daß Deputirten, die der deutschen Sprache nicht mächtig seyen, der Gebrauch der dänischen gestattet sey; dies erbitterte, weil eine solche Beeinträchtigung unnütz war, man konnte dies auch ohne Beschränkung gestatten; der schleswigsche Verein sprach sich hierüber scharf aus, die Regierung mußte die Mitglieder in Untersuchung ziehen. Der Herzog trug ferner das Seinige dazu bei, die Aufregung zu vermehren, indem er einen Protest gegen die königlichen Worte entwarf. Der Präsident Falk sollte ihn der Versammlung als seinen eigenen vorlegen und that dies auch, die Ständeversammlung begrüßte ihn mit Acclamation. Der König kam inzwischen nach Schleswig, und man versuchte es auf jede Art, ihn die Wahrheit nicht ahnen zu lassen; der Prinz wollte ihn, unter dem Vorgeben, er sey in Nord-Jütland nicht sicher, mit einer deutschen Garde umgeben, aber der König war so plötzlich in Hadersleben eingetroffen, daß dänische Bewohner des Landes ihn früher sprachen, bevor man dies verhüten konnte, und ihm Aufklärung gaben; er lehnte jeden Schutz ab, und die Untersuchung gegen den schleswigschen Verein wurde aufgehoben.

Viertes Stück. Vergebliche Versuche bei den Regierungen. Die bisherigen Versuche des Herzogs waren nicht nach Wunsch geglückt, und er versuchte es nun, die Fürsten Europa's in sein Interesse zu ziehen; demnach wurde eine Schrift verfaßt, die Sammer herausgab, um das Anrecht des Herzogs auf Schleswig-Holstein zu erweisen, indessen gestand selbst Sammer ein, daß es ihm in derselben nicht ganz geglückt sey, den Rechtspunkt festzustellen. Diese Schrift wurde an alle europäischen Höfe mit Ausnahme Rußlands versendet; hier aber stieß man auf noch größere Schwierigkeiten, weil die Diplomatie nicht so leicht hinter das Licht zu führen war, und so schrieb denn endlich Jasper an den Herzog, daß, da es ihm bei den Fürsten nicht glücke: „Möchte es Ew. Durchlaucht gelingen, den alten deutschen Michel auf die Beine zu bringen!!" Also einen Aufstand in Deutschland zu bewirken. Man mußte Deutschland glauben machen, es vergieße sein Blut für seine eigene Sache, während der Zweck nur war, dem Herzog ein Land zu verschaffen.

Fünftes Stück. Die Volksmassen in Deutschland in Bewegung gesetzt. Die Massen in Deutschland waren bereits durch vielfache Agitationen in Bewegung gesetzt, und die Augustenburger brauchten nur die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen. Dies versäumten sie auch nicht, und hierzu boten die Ständeversammlungen der kleinen Staaten vortreffliche Gelegenheit, indem die Agenten Adressen zu Stande zu bringen suchten, sich in die internationalen Angelegenheiten Dänemarks zu mischen; zuerst geschah dies in Braunschweig, da die Stände aber große Unkenntniß des Sachverhältnisses bewiesen, so ließ der Herzog von dem Obergerichtsrathe Esmarch eine Art Katechismus verfertigen, der zum Leitfaden dienen sollte. Ein zweites Mittel boten die Gesangvereine dar, die durch geeignete Lieder die Vernunft und Besonnenheit gefangen nehmen mußten. Ein drittes Mittel war das neue schleswig-holsteinische Wappen, welches überall vorgezeigt und angepriesen wurde. Der Prinz-Statthalter aber suchte den König fortwährend zu beruhigen und vorzustellen, daß Alles gut gehe, die neuen Regimentsfahnen seyen nur den alten nachgebildet, es existire kein Staat Schleswig-Holstein, es sey ganz gleichgültig, ob die Zeitungen das Gegentheil behaupteten.

Endlich trugen alle Agitationen Früchte. Bei der Artillerie-Revüe in Rendsburg wurde ein dänischer Offizier gemißhandelt, die Aufregung fing an sich zu zeigen, dem Könige gingen die Augen auf, und es wurde eine Kommission niedergesetzt, die Erb-Ansprüche der Augustenburger zu untersuchen; das Resultat derselben war der offene Brief vom 8. Juli 1846, in welchem Schleswig als vom dänischen Reiche untheilbar erklärt wurde. Der Herzog protestirte beim Bundestage, eben so der Prinz von Noer und der Herzog von Glücksburg; endlich mußte der Prinz von Noer aus dem königlichen Dienste scheiden. Die zwei älteren Brüder des Herzogs von Glücksburg dagegen erklärten, dem Könige treu bleiben zu wollen, da sie die Grundsätze des offenen Briefes für richtig anerkannten. In Neumünster wurde eine Volksversammlung gehalten, wo geradezu Aufruhr gepredigt wurde, und die badische Kammer erließ eine Bannbulle; der Bundestag hingegen erklärte sich für inkompetent.

Im Auslande dauerten die Angriffe in öffentlichen Blättern fort, und man gewann die Massen; im Inlande wollte es jedoch nicht recht gehen, das Einzige, worauf der Herzog rechnen konnte, war die Ständeversammlung, und dort bewirkte er auch den Ausspruch der Verbindung Schleswigs mit Holstein; die Versammlung mußte sich selbst auflösen. Außer der Versammlung war er unglücklich, da die dänische Partei den Sieg bei den neuen Wahlen erlangte, auch glückte es nicht auf andere Art, die dänische Bevölkerung anderen Sinnes zu machen. König Christian starb, und der Herzog, der einsah, daß sich schwerlich seine Pläne durchführen lassen würden, schrieb einen loyalen Brief an den neuen König. Da brach die Revolution von 1848 herein, Deutschland erhob sich, der Herzog erkannte seinen Vortheil, und der Prinz rieth dem Herzog, loszubrechen.

Die weiteren Vorfälle lassen sich aus den Briefen nicht erweisen, da die spätere Korrespondenz wahrscheinlich von dem Herzoge mitgenommen worden ist. Die Vorgänge in den beiden letzten Jahren sind inzwischen bekannt und bedürfen keiner weiteren Auseinandersetzung nach dem Vorhergehenden.

Der zweite Abschnitt der Schrift enthält (auf 100 Seiten) den Abdruck aller Original-Dokumente, die zum Beweise des im ersten Abschnitte Gesagten dienen, und wir müssen vom unparteiischen Standpunkte aus eingestehen, daß der Verfasser bei dem vorliegenden Material noch immer sehr rücksichtsvoll und weniger grell geschrieben hat, als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Jedenfalls ist das Werk ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, und wir müssen vermuthen, daß die Regierungen Deutschlands allerdings, wenigstens in der letzten Zeit, Aufklärungen über den wahren Stand der Sache erlangt haben.*)

---

*) Der letzte Brief, mit welchem das Buch schließt, ist vom 28. Februar 1848 datirt und vom Prinzen von Noer an den Herzog von Augustenburg gerichtet. Er lautet mit Beibehaltung seiner ursprünglichen Schreibweise folgendermaßen:

„1848, 24 Februar, Abends 11 Uhr, Noer.

„Ich sende Dir einliegend die wichtigen Nachrichten aus Paris. Wo ist nun die Stütze des offenen Briefes geblieben? worauf die Dänen trumpften? Scheel und

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

III. (Schluß.)

Wenn man noch andere Beweise für die Bewegung nöthig hätte, die sich aller Geister bemächtigt hat, so möge man nur das Benehmen der hervorragenderen Staatsmänner beobachten, die in den Vereinigten Staaten zurückhaltender sind, als in irgend einem anderen Lande. (?) Während Herr Van Buren die ihm von den Abolitionisten angetragene Kandidatur annahm, erklärte Herr Clay, der stets sehr freisinnige Ideen über die Sklaverei geäußert hat, aber selbst Sklaven-Eigenthümer ist, in einem der Oeffentlichkeit übergebenen Sendschreiben, daß er den Augenblick gekommen glaube, um für die im Mittelpunkt der Republik gelegenen Staaten die Emancipation vorzubereiten. Kaum hatte diese Schrift die südlichen Provinzen durchflogen, wo sie die lebhafteste Aufregung verbreitete, als einer der einflußreichsten Männer im Lande, Thomas Hart Benton, der seit dreißig Jahren einen Sklavenstaat, Missuri, im Senate vertritt, sich weigerte, den Instructionen seiner Kommittenten gemäß gegen das Wilmot-Proviso zu stimmen, und sich vielmehr gegen die Einführung der Sklaverei in die neuen Territorien aussprach. Nach dem Schlusse der Session veröffentlichte Herr Benton ein heftiges, gegen das Haupt der Vertheidiger des Sklaventhums, Herrn Calhoun, gerichtetes Schreiben und machte alsdann eine Rundreise durch Missuri, um in den Volksversammlungen seine neuen Ansichten zu rechtfertigen.

Die Präsidentschaft des Herrn Polk und die letzte Session des Kongresses nahmen also mitten unter der lebhaftesten Agitation ihr Ende. Herr Polk hatte eine provisorische Verfassung für Kalifornien vorgeschlagen, welches zum Range eines Territoriums erhoben werden sollte, bis es die nöthige Bevölkerung haben würde, um in die Reihe der Staaten einzutreten. Das Haus der Repräsentanten bestand darauf, diese provisorische Verfassung mit einer Klausel zu versehen, wodurch die Einführung der Sklaverei verboten wurde, und da der Senat diese Klausel jedesmal verwarf, wenn ihm die Bill wieder vorgelegt wurde, so endete die Session, ohne daß sich beide Kammern verständigt hätten, und Kalifornien ward ohne Gesetze, ohne Behörden, ohne Regierung sich selbst überlassen: ein schlagendes Zeichen der Erbitterung und Halsstarrigkeit der Parteien. In einer Debatte über diese Bill im Repräsentantenhause erhob sich ein Abgeordneter des Südens, um einen persönlichen Angriff auf seinen nördlichen Kollegen zu machen, die Freunde des Letzteren eilten ihm zu Hülfe, und die beiden Seiten des Hauses schienen im Begriff, sich in ein allgemeines Handgemenge einzulassen.

Als der Kongreß aus einander ging, traten die Senatoren und Abgeordneten des Südens zu einem Konvent zusammen, in welchem Calhoun beauftragt wurde, eine Adresse an ihre Kommittenten über die Lage der Republik und über die dem Süden drohenden Gefahren zu richten. Während dieses Manifest die südlichen Staaten durchlief, organisirte sich im Norden die Bewegung im entgegengesetzten Sinne. Ein Konvent nach dem anderen wurde gehalten, um gegen die fernere Existenz der Sklaverei und die neue Ausbreitung dieser Geißel zu protestiren. Die heftigsten und für die Staaten des Südens verletzendsten Ausdrücke wurden, wie es scheint, geflissentlich, in den Beschlüssen angebracht, welche man in diesen Versammlungen faßte. Männer aller Partein nahmen daran Theil und unterschrieben die für den Süden so beleidigenden Anträge. In dem zu Cleveland, im Staate Ohio, gehaltenen Meeting richtete der Demokrat John Van Buren eine Philippika gegen die Sklaverei, die an Heftigkeit Alles übertraf, was der Whig Daniel Webster jemals gesprochen hatte. Nur wenige Zeitungen erhoben sich, um daran zu erinnern, daß dieser maßlose Eifer zu einer Auflösung der Union führen müsse; nichts konnte dem Strome Einhalt thun, der sogar die Schranken der alten Parteimeinungen niedergerissen hatte, und elf Staaten gaben ihren Abgeordneten und Senatoren die bestimmte Anweisung, das Wilmot-Proviso in den Bills über die Verfassung von Kalifornien und Neu-Mexiko einzuschalten. Die Legislatur von Michigan, einem ganz demokratischen Staate, ist die erste gewesen, welche einen solchen Befehl an ihren Vertreter, den General Cas, ergehen ließ, dessen Aussichten auf den Präsidentensitzl von der Unterstützung abhängt, die ihm die südlichen Staaten wegen seiner der Sklaverei günstigen Meinungen stets ertheilt haben. Diese Uebereinstimmung der Whigs und der Demokraten des Nordens, ihren Abgeordneten ein dem Süden feindliches Votum aufzuerlegen, erhält eine noch größere Wichtigkeit durch die Stellung, welche die systematischen Anhänger der Bodenfreiheit im gegenwärtigen Kongresse einnehmen. Im Senat zählen sie zwar nur drei Mitglieder, dagegen sind sie im Repräsentantenhause dreiundzwanzig Mann stark, und diese Minorität, welche die Aufhebung der Sklaverei über alle anderen Fragen stellt, hat die Wagschale der Macht in ihren Händen. Die Partei der Whigs und die der Demokraten haben genau dieselbe Anzahl Stimmen; Alles hängt daher von der Entscheidung der Freesoilers ab. Gleich bei Eröffnung der Session sorgten sie dafür, ihre Macht an den Tag zu legen, indem sie den beiden Hauptkandidaten für die Sprecherwürde ihre Stimmen hartnäckig versagten und dadurch während einunddreißig Balloträngen die Ernennung eines Vorsitzenden und die Konstituirung des Hauses unmöglich machten.

Unterdessen herrschte im Süden während des ganzen Sommers von 1849 eine unbeschreibliche Aufregung. Jede Post brachte aus dem Norden eine Drohung oder eine Beleidigung mit; die in den verschiedenen Staaten gehaltenen Konvente, die Verhandlungen der gesetzgebenden Körper, die Reden und Manifeste der namhaftesten Staatsmänner, diese scheinbare Einigkeit einer Hälfte der Union, die andere Hälfte bis in ihre letzten Verschanzungen anzugreifen, Alles, was vorging, vermehrte den Zorn und die Gereiztheit der Südländer. Es war siedendes Oel, welches man unaufhörlich ins Feuer goß. Bald ließen sich Stimmen hören, welche eine Trennung der Union verlangten. Die Redner und Publizisten des Südens ermangelten nicht, auf gemeinsames Handeln zu dringen, in welchem sich alle Unterschiede der Parteien verwischten. Die Legislatur von Mississippi empfahl einstimmig den Widerstand gegen die Hetzereien des Nordens, und Whigs wie Demokraten erklärten sich gleichermaßen bereit, im Nothfall zu den Waffen zu greifen. Wenn man die von den Gouverneuren der Einzelstaaten an die gesetzgebenden Körper gerichteten Botschaften liest, so findet man in allen dieselbe Sprache und dieselben Rathschläge, welche alle günstig aufgenommen und in gesetzliche Bestimmungen verwandelt wurden. Die Aufhebung der Sklaverei im Föderaldistrikt oder die Annahme des Wilmot-Provisо sollte als gleichbedeutend mit Trennung der Union betrachtet werden, die Vertreter der südlichen Staaten sollten in einem solchen Falle ihre Theilnahme an den Arbeiten des Kongresses einstellen, und ein allgemeiner Konvent dieser Staaten sollte einberufen werden, um die Mittel zur Auflösung eines Kontraktes zu berathen, den man zur Unterdrückung einer Hälfte des amerikanischen Volkes mißbrauchen wolle. Dies ist der wesentliche Inhalt der Beschlüsse, die fast gleichzeitig in allen Staaten des Südens gefaßt wurden. Kentucky, der einzige Staat, der wegen der sich dort bemerklich machenden Fortschritte des Abolitionismus den Vertheidigern der Sklaverei einige Unruhe verursacht hatte, sprach sich über diese Frage in einer für sie äußerst befriedigenden Weise aus, und der einflußreiche Staat Virginien war der erste, der das Beispiel zu jenen Resolutionen gab. Zwei Koryphäen der Whigpartei, der Senator Mangum und Herr Clingman, Abgeordneter von Süd-Karolina, erklärten in öffentlichen Ansprachen, daß der ganze Süden, mit Hintansetzung aller Partei-Streitigkeiten, sich um das gemeinsame Banner schaaren und seinen Feinden eine kompakte Schlachtordnung entgegenstellen werde.

Man sieht also, daß die beiden Fractionen des amerikanischen Bundesstaates dahin gekommen sind, sich als Feinde zu behandeln, und daß ihre Staatsmänner sich nicht nach ihren politischen Meinungen, sondern nach der von ihnen bewohnten Gegend vereinigen oder angreifen. Van Buren und Benton von der einen, Calhoun von der anderen Seite, welche alle drei Demokraten sind, befeinden sich gegenseitig mit weit heftigerer Erbitterung und Gehässigkeit, als sie jemals in ihren Kämpfen mit den Whigs gezeigt haben. Mangum und Clingman, Beide Whigs, verdammen „als einen Akt der brutalsten und schimpflichsten Tyrannei" eine Maßregel, zu deren Gunsten der Whig Daniel Webster alle Hülfsquellen seiner Beredtsamkeit erschöpft. Haben wir nicht das Recht, aus allen diesen Thatsachen zu schließen, daß die Territorialfragen in den Vereinigten Staaten immer mehr die Stelle der politischen einnehmen, daß geographische Eintheilungen die Theilung der Meinungen ersetzen und die Aufrechthaltung oder Abschaffung der Sklaverei bald die einzigen Losungsworte der Parteien seyn werden?

Die Südländer sagen und glauben aufrichtig, daß nicht nur ihr Wohlstand, sondern ihre ganze Existenz von der Fortdauer der Sklaverei abhängt. Seit dem Augenblicke, wo der Abolitionismus sein erstes Pamphlet veröffentlichte, haben jene alle anderen Rücksichten der Vertheidigung ihrer sogenannten „häuslichen Einrichtungen" gropfert, und ihr Wahlspruch war stets: Entweder die Sklaverei, wie sie ist, oder Trennung der Union. Man weiß, daß in ihrem Munde dies keine leere Drohung ist, und Niemand zweifelt an ihrem Entschlusse, eher einen eigenen Bundesstaat zu bilden, als ein System erschüttern zu lassen, welches sie für die Grundlage ihrer sozialen Organisation halten. Die Verwandlung, die heutzutage in den Parteien der Vereinigten Staaten vor sich geht, gefährdet also schon deshalb den Bestand der Union, weil sie die Annäherung des Tages beschleunigt, wo die Frage über Seyn oder Nichtseyn der Sklaverei das hauptsächlichste, vielleicht das einzige politische Schlachtfeld abgeben wird. Welche Folgen wird nun die Erbitterung haben, der sich beide Theile hingeben — das wahnsinnige Geschrei, das im Süden wiederhallt, die Einberufung der Miliz, die Verhandlungen der südlichen Landtage, welche die Grundlagen eines Sonderbundes entwerfen, die kalte Hartnäckigkeit des Nordens, dessen Bewohner, ja, dessen aufgeklärteste Staatsmänner sich in immerwährenden Herausforderungen zu gefallen scheinen, und dessen gesetzgebende Körperschaften, eine nach der anderen, ihren Vertretern ein Votum auferlegen, welches, wie sie recht gut wissen, die Fackel des Bürgerkrieges in das Land schleudern kann? Ein New-Yorker Journal, das alle Streitfragen aufzählte, welche die Eröffnung des Kongresses erwarteten, bemerkte neulich, daß man sich umsonst nach einem Auswege aus dieser schwierigen Lage umsehe, und schloß mit dem kummervollen Ausruf: „Die Gegenwart ist traurig genug, aber die Zukunft scheint noch drohender zu seyn."

Italien.

Der General Allemandi über den lombardischen Feldzug von 1848.*)

Der General Allemandi, damals Oberst in schweizerischen Diensten,

---

Politik werden doch wohl etwas schwächt zu Rathe seyn. Die Privilegien des Landes werden doch wahrscheinlich bessere Aufnahme finden, wenn Revertlow ihre Bestätigung fordert. „Wo bleibt Metternich mit seiner dummen Politique jetzt? Das Erste wird ja seyn, daß Frankreich die Verfassung für Mailand fordert, und loszerückt um den Italiänern zu helfen. Preußen soll sich auch für seine Rheinprovinzen in Akt nehmen. Der König von Belgien kann auch einpacken. — Kurz, es ist jetzt Alles auf der Wippe!"

*) I Volontari in Lombardia e nel Tirolo l'Aprile del 1848; cenni storici del generale Allemandi.

war einer der ersten Offiziere, die der provisorischen Regierung von Mailand ihre Dienste anboten, nachdem der Volksaufstand die Oesterreicher aus dieser Stadt vertrieben hatte. Seit dem unglücklichen Ausgange des Befreiungskrieges ist auch er, wie fast alle anderen Anführer, auf mancherlei Art verdächtigt worden; um sich zu rechtfertigen, hat er einen Bericht herausgegeben über das, was er gethan, und das, was er gesehen hat, mit Hinzufügung der offiziellen Aktenstücke, die seinen Angaben zum Belege dienen. Es ist dies ein merkwürdiges Dokument, welches viel Licht über einige der Hauptursachen verbreitet, die das Mißlingen der italiänischen Revolution veranlaßten.

Am 28. März 1848 stellte Herr Allemandi sich dem Präsidenten Casati vor und ward sogleich eingeladen, das Kommando der Freiwilligen zu übernehmen, die für die Unabhängigkeit des Vaterlandes kämpfen wollten. Ein solcher Auftrag entsprach vollkommen den Wünschen des Generals, der in der Wärme seiner Begeisterung nichts Besseres verlangte, als gegen den Feind zu ziehen. Allein schon in seinen ersten Berührungen mit der provisorischen Regierung fand er, daß diese Behörde der wesentlichsten Eigenschaften ermangele, die zum Gelingen einer Revolution nöthig sind. Es fehlte ihr an Thatkraft und Entschlossenheit; ihre Maßregeln trugen alle den Stempel der Unfähigkeit und der Schwäche. Zum Oberbefehlshaber der Armee hatte sie einen alten, mehr als siebzigjährigen Militair, Theodor Lechi, ernannt; an der Spitze des Generalstabes standen die Obersten Ferretti und Jacopetti, zwei Ueberreste der Armee von Italien, ohne die Rüstigkeit des Geistes und des Körpers, die einem Soldaten der Revolution unentbehrlich ist, und mit nur mittelmäßigen Kenntnissen ausgestattet. Zahllose Ordonnanz-Offiziere und Subalternbeamte aller Art waren im Kriegsministerium angestellt, um an der Ausrüstung und Unterhaltung der Armee zu arbeiten, welche trotzdem in einem unveränderten Zustande blieb, während die Freiwilligen im Angesicht des Feindes von Waffen, Munitionen, kurz, von Allem entblößt waren, was zum Felddienst erforderlich ist. Das allgemeine Aufgebot, dieses einzige Hülfsmittel eines Volkes, das seine Nationalität wieder erobern will, kam nirgends zur Ausführung. Die Zahl der Freiwilligen vermehrte sich wohl von Tag zu Tag; statt aber den Enthusiasmus, der sich in allen Provinzen Italiens zeigte, zu benutzen, um einen gut organisirten Kern mit tüchtigen Anführern und strenger Disziplin zu bilden, verlor man die Zeit in müßigen Debatten, ließ einen Jeden sich nach Gutdünken den Titel eines Divisions- oder Brigade-Generals, eines Obersten oder Majors beilegen, und der Befehl zum Abmarsch wurde gegeben, ehe man Anordnungen getroffen hatte, die Soldaten, die man in den Kampf schickte, gehörig zu bewaffnen, zu kleiden und mit Lebensmitteln zu versehen.

Diesen wenig günstigen Auspizien zum Trotz ließ der General Allemandi seinen Eifer nicht sinken. Am 1. April ging er mit seinen Adjutanten von Mailand ab, um sich nach Brescia zu verfügen, wo die Freiwilligen ihr Hauptquartier hatten. Seine erste Sorge war, den Rivalitäten zuvorzukommen, die unter seinen Offizieren entstehen konnten, indem er versuchte, den Mangel eines Disziplinar-Reglements durch das point d'honneur zu ersetzen. In dieser Absicht ließ er sie eine Art von Erklärung unterzeichnen, in der sie sich verbindlich machten, den ihnen gegebenen Befehlen zu gehorchen.

Der General Allemandi sah ein, daß ein Truppencorps, wie das unter seinem Kommando stehende, im offenen Felde von nur geringem Nutzen seyn könne. Er beschloß daher, die Ebenen der Lombardei zu verlassen, um es nach einem günstigeren Schauplatz zu führen und, während die piemontesische Armee Peschiera belagerte, einen Einfall in Tyrol zu machen, um den Oesterreichern die Verbindungen mit Wien von dieser Seite abzuschneiden. Dieser Plan, der von der provisorischen Regierung in Mailand gebilligt wurde, sollte eben ausgeführt werden, als der General Allemandi von dem piemontesischen Feldherrn Befehl erhielt, bei dem Angriff auf Peschiera mitzuwirken. Er leistete ihm Folge; seine Freiwilligen benahmen sich gut und bemächtigten sich eines unweit der Festung befindlichen Pulvermagazins. Nach dieser Diversion erwarteten die Freiwilligen, um in Tyrol einzurücken, nur die Ankunft einiger Verstärkungen, vor Allem aber Kriegsmaterial und Proviant, die ihr Chef aufs dringendste verlangt hatte. Statt dessen kam der Befehl, alle Vorbereitungen einzustellen und die beabsichtigte Expedition aufzugeben.

Unser Verfasser eilte nach dem Hauptquartier Karl Albert's, in der Hoffnung, daß man seinen Entwurf hier besser würdigen und ihm den erforderlichen Beistand gewähren werde. Der König empfing ihn mit vieler Auszeichnung, lehnte aber die Zumuthung ab, seine Armee, die jeden Tag einer entscheidenden Schlacht entgegensah, durch die Absonderung von Hülfstruppen zu schwächen. Der Anführer der Freiwilligen sah sich daher auf seine eigenen Kräfte beschränkt, und seine durch Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art erschöpften Leute waren genöthigt, nach einem fruchtlosen Versuch, einen Aufstand in Tyrol zu erregen, sich auf Bergamo und Brescia zurückzuziehen, während er selbst, über die Hindernisse verdrießlich, die ihm die provisorische Regierung überall in den Weg stellte, seine Demission einreichte und nach Mailand zurückkehrte, um dort den wahren Stand der Sachen aus einander zu setzen und auf eine schleunige Reorganisirung des Corps der Freiwilligen zu dringen, das seiner völligen Auflösung entgegenging.

Die Hauptstadt war mit neu ernannten Offizieren angefüllt, deren Zahl für eine Armee von 60,000 Mann hingereicht hätte, aber man dachte nicht daran, die auf dem Schlachtfelde befindlichen Soldaten mit Kleidungsstücken, Nahrung und Munition zu versehen. Es geht aus der Erzählung des Herrn Allemandi zur Genüge hervor, daß die revolutionairen Häupter ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren; sie schienen zu glauben, daß die piemontesische Armee den Krieg allein führen könne, und begriffen nicht die Nothwendigkeit, eine Reserve von lombardischen Regimentern zu bilden, um im Fall einer Niederlage den Rückzug der Piemontesen zu decken und den Andrang des Feindes aufzuhalten. Statt ihre Anstrengungen auf den einzig wesentlichen Punkt, die Vertheidigung ihres Gebiets, zu beschränken, gaben die Häupter der Bewegung sich den beklagenswerthesten politischen Zerwürfnissen hin, indem sie einander ihre republikanischen oder monarchischen Gesinnungen vorwarfen und die kostbare Zeit in leeren Streitigkeiten verloren. Wir sehen hierin die Hauptursache des traurigen Ausganges der lombardischen Insurrection, den man mit Unrecht dem Verrath zugeschrieben hat. Herr Allemandi sucht zwar die Schuld auf die Reaction oder den sogenannten Codinismus in Turin zu schieben, es erhellt jedoch aus seinem eigenen Bericht, daß die lombardischen Behörden den König von Sardinien nur schwach unterstützten, dessen Heer auf seinem Rückzuge von Hunger und Elend aufgerieben wurde, die ihm mehr Schlachtopfer raubten, als die feindlichen Kugeln. Der Verfasser kann diese Thatsache nicht in Abrede stellen, und sein Geständniß dient nicht wenig zur Entkräftigung der Vorwürfe, mit welchen Karl Albert und die piemontesische Regierung überschüttet worden sind.

Mannigfaltiges.

— Ne quid nimis! Dr. Heinrich Barth's „Wanderungen an den punischen und cyrenäischen Küsten des Mittelländischen Meeres" (Berlin, Herz) finden wegen ihres wissenschaftlichen Zweckes und der die Schule Karl Ritter's nicht verleugnenden geographischen Studien des Verfassers bereitwillige Anerkennung im Londoner Athenaeum (vom 2. März). Gleichwohl räth das englische Journal dem Verfasser, sich bei einer Fortsetzung seines Werkes einer klareren und allgemein verständlichen Form zu bedienen, indem in dem vorliegenden Buche der Stil und die Construction der Sätze so verschränkt sey, daß der an sich schon trockene Gegenstand dadurch noch abschreckender für den Leser werde. In das Englische, fügt der Kritiker hinzu, könne der vorliegende erste Band gar nicht übersetzt werden, ohne vorher bedeutende Abänderungen, wo nicht gar eine vollständige Umschmelzung erfahren zu haben. — Bekanntlich weilt der gelehrte Reisende jetzt abermals in Afrika, wo er gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Overweg neue Forschungen im Interesse der deutschen Wissenschaft unternommen. Hoffentlich werden seine Berichte darüber nicht blos belehrend, sondern auch allgemein faßlich seyn.

— Jüngsten Tages Pamphlete. Der berühmte Thomas Carlyle giebt jetzt „Jüngsten Tages Pamphlete" (Latter-Day Pamphlets) heraus, die in seiner bekannten abstrusen Manier geschrieben sind und wegen ihrer eben so geistvollen als unsinnigen Paradoxieen von der einen Seite viel bewundert und von der anderen nicht minder stark verspottet werden. Sein „Pamphlet Nr. 1" hat die Mustergefängnisse (Model-prisons) zum Gegenstande und fährt gegen die Philanthropen los, welche den Verbrechern die Strafe leicht machen und ihnen, unter dem Vorwande, sie zu bessern, unverdiente gute Tage bereiten. Hierin mag ein Körnlein Wahrheit seyn, aber die Spreu der Paradoxieen, in denen er die Behauptung aufstellt, daß jeder Verbrecher sofort gehängt, ersäuft oder respektive verbrannt werden müßte, ist so arg, daß man darüber unwillig das Buch aus den Händen wirft.

— Die emanzipirten Schriftstellerinnen Deutschlands. Die von der Revue des deux Mondes kürzlich angekündigte Abhandlung über die deutschen politisch-sozialistischen Blaustrümpfe ist nunmehr (in ihrem Hefte vom 1. März) erschienen. Sie ist aus der Feder des Herrn Alex. Thomas geflossen und hat sich einstweilen zwei unserer emanzipirten Damen, Frau Louise Aston und Frau Ottilie Kapp, geb. v. Reppard, zum Gegenstande erwählt. Fräulein Fanny Lewald, Frau Louise Mundt, geb. Müller (Mühlbach) und andere vielschreibende Zeitgenossinnen werden später folgen. Man hat es hier und da als einen Mangel an Galanterie bezeichnet, daß wir in diesen Blättern mehrfach bereits die brisenden Urtheile englischer und französischer Kritiker über deutsche Schriftstellerinnen wiedergegeben. Aber dieser Vorwurf impligirt augenscheinlich eine Verkennung des Standpunktes jener emanzipirten Damen, die keine Galanterie, sondern Gerechtigkeit für ihr Geschlecht fordern, und diese läßt ihnen das Ausland, nach unserer innigsten Ueberzeugung, vollkommen zu Theil werden. „Alle Welt", sagt Herr Alex. Thomas, „weiß bei uns in Frankreich, daß sich zu dem Elend unserer Zeit überall auch die Lächerlichkeit gesellt, aber nur Wenige wissen, was das besagen will: französische Lächerlichkeit ins Deutsche übersetzt, und um das Publikum damit bekannt zu machen, wollen wir ihm einige Bildnisse deutscher Schriftstellerinnen vorführen." Auch in Deutschland wissen zwar sehr Viele, was sie von unseren emanzipirten Schriftstellerinnen zu halten haben, aber nur Wenige wissen, wie sehr diese selbst in dem Lande, aus welchem sie sich ihre Weisheit geholt und wo die Emancipation der Frauen erfunden ist, verspottet werden. Zu Nutz und Frommen derjenigen, die dies nicht wissen, werden wir fortfahren, die Kritiker des Auslandes über den hermaphroditischen Theil unserer Literatur mitzutheilen. „Es handelt sich dabei", wie Herr Alex. Thomas sagt, „weniger eigentlich um eine literarische Kritik, als um eine moralische Amputation, wobei der Schmerz nicht dem Operateur, sondern lediglich der Krankheit beizumessen ist."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 23. März 1850.

Spanien.

Madrid und seine Bewohner.

Frei nach den Zusammenstellungen von Pascual Madoz.

III. *)

Wir haben bis hierher die am meisten charakteristischen Züge der Physiognomie Madrids aufgezeichnet. Wer sie noch in wirklicher Lebendigkeit sehen will, muß sich beeilen, über die Pyrenäen zu pilgern; denn schon ist jene Physiognomie nahe daran, sich zu verwischen. Noch einige Jahre, und die dreifache Originalität Madrids wird größtentheils unter dem einförmigen Mörtelaufstrich verschwunden seyn, in welchem bereits das sittliche, politische und materielle Aussehen der meisten europäischen Hauptstädte durch einander gemengt ist.

Schon wurde der Anfang gemacht: keine Rejas der Erdgeschosse mehr, hieß es, fort mit diesen ungeheuren Eisenkäfigen an den Façaden der Häuser; Diese herrlichen Rejas, welche des Abends summenden Bienenstöcken von Mantillen und Blumen glichen, umflattert von der jungen Männerwelt, und die des Nachts die offiziellen Rendezvous-Plätze der Schmachtenden waren, unter dem wohlwollenden und verschwiegenen Auge des Sereno (Nachtwächters), der weniger damit zu thun hatte, den Spitzbuben nachzuspüren, als die Eifersüchtigen zu überwachen! Das Ayuntamiento hat kürzlich, unter dem Vorwande der Geraderichtung der Straßen, jede Reja untersagt, welche nicht mindestens sechs Fuß hoch über der Erde aus der Façade vorragt. Begreift man wohl die perfide Toleranz dieses Befehles? Jedem Almaviva steht es, wie ehedem, frei, an dem Gitter der Rejas zu lispeln, nur muß er dazu mindestens größer seyn, als ein Hellebardier der Königin; und die Madrider sind im Allgemeinen von kleinem Wuchse, wie wir ebenfalls aus der Statistik ersehen. Es ist diese Maßnahme unbedingt ein großer Schlag für das harmlose und anmuthige Geplauder unter freiem Himmel, dieses mächtige Element der Madrider Geselligkeit. Dies ist indeß nicht Alles: die Speculation geht schon darauf aus, die Häuser Madrids übermäßig zu vergrößern, während ihre alte Beschaffenheit den Verkehr mit den Nachbarn so sehr befördert. Sollen wir noch hinzufügen, daß eine andere englisch-französische Neuerung, die der (Conversations-) Zirkel nämlich, den Madrider Salons ihre unerschrockensten Madrigalsprecher zu rauben beginnt? Würden nun die Damen noch, zum Entgelt, das Cigarrenrauchen in die Acht erklären, so würde es vielleicht für Madrid um den so lebendigen Roman des spanischen Lebens geschehen seyn, wo Held und Heldinnen sich stets einander Angesicht gegen Angesicht befanden. Eine andere Gefahr: in Folge des Fortschrittes der gouvernementalen Stabilität, sieht Madrid nach und nach jene Tausende von Solliziranten verschwinden, deren revolutionaire Strömungen es bevölkert hatten, und mit ihnen jene geschmeidigen und leichten Manieren, welche die erste Bedingung des Solliziranten-Handwerks sind. So verschwört sich Alles, um den Madrider Sitten jene halbprovinzielle Familiarität zu rauben, welche ihren eigentlichen Reiz ausmacht. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die Theater vermehren (es sind seit 1840 vier neue errichtet worden), ist in dieser Hinsicht ein nicht weniger beunruhigendes Anzeichen: das öffentliche Leben entwickelt sich nur zum Nachtheil der Privatverhältnisse.

Was die politische Seite betrifft, so wird Madrid ebenfalls von einer völligen Umgestaltung bedroht. Während jene Coalition systematischer Solliziranten, deren schweigende Herrschaft die Stadt stets unter das jedesmalige offizielle Faktum beugte, aus ihren Mauern verschwindet, desorganisirt die wohlberechnete Duldsamkeit der Regierung gegen die Besiegten aller früheren Regimes allmälig jene andere Coalition zurückgewiesener Solliziranten und abgesetzter Beamten und Offiziere, welche in den Provinzen den Hauptheerd der Pronunciamientos bildete. So verschwindet einerseits aus dem Mittelpunkt die politische Thatlosigkeit, während auf der anderen Seite draußen die politische Initiative aufhört. Diese Vertauschung der Rollen wird in nächster Zukunft bis auf den Grund durchgeführt seyn, indem man bereits angefangen, das herrschende Element anderer Hauptstädte, das Handels- und Manufaktur-Element, nach Madrid zu rufen.

Ja, trotz all der Hindernisse, deren wir oben gedachten, ist Madrid sehr nahe daran, ein großer Mittelpunkt für Handel, Fabrikwesen und selbst für den Ackerbau zu werden. So gekünstelt auch die Anfänge und Grundlagen waren, denen es seine Entwickelung verdankt, so haben diese Anfänge doch, durch konsequente Verfolgung eines und desselben Zieles, nichtsdestoweniger ernste und bestimmte Ergebnisse hervorgebracht. Bei sonst ganz gleicher Bedeutsamkeit dürfte eine Stadt, welche der Sitz aller Staatsgewalten ist, stets eine gewisse Aussicht haben, bei dem Verbesserungssysteme, welches seit einigen Jahren alle großen Städte der Halbinsel, durch Verbindung derselben unter einander, zu beleben trachtet, in irgend welcher Art bevorzugt zu werden. Mithin kann Madrid schon, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, eine wirkliche Superiorität erlangen. Madrid ist, Alles in Allem, die volkreichste Stadt Spaniens und zugleich die, welche, als die am höchsten besteuerte, auch die höchsten Ansprüche machen darf. Der Einwohner der Provinz Madrid zahlt durchschnittlich 169 Realen (d. h. 11¼ Thlr. preuß. C.) zur Gesammtsumme der direkten und indirekten Staats-Abgaben, somit das Zwei- bis Siebenfache dessen, was der Einwohner der anderen Provinzen zu entrichten hat.*) Der eigentliche Madrider selbst zahlt in Wirklichkeit noch weit mehr als 169 Realen; denn die ländlichen Distrikte der Provinz Madrid, welche mit in den Kreis unserer Durchschnittsberechnung gezogen wurden, sind im Allgemeinen ärmer und darum weniger besteuert, als die ländlichen Distrikte der anderen Provinzen. Für seine exceptionellen Abgaben hat Madrid aber auch exceptionelle Thätigkeitsmittel. Der Bürgerkrieg hat, indem er lange Zeit die Speculation der Hypothekisirung von Kapitalien auf ländlichen Grundstücken und Gewerbebetriebs-Instituten in der Provinz hemmte, und indem er über Gebühr die Börsengeschäfte vermehrte, in der Hauptstadt, dem natürlichen Mittelpunkt des Umsatzes und Wuchers, ungeheure Massen von baarem Gelde und Papier angehäuft, welche die allmälige Wiederkehr und Befestigung der Ordnung auf nützlichere Bestimmungen lenkt; natürlich ist zugleich auch hier der Unternehmungsgeist aufgetaucht. Daher das finanzielle Fieber, welches für Madrid die Epoche von 1843—1847 bezeichnete. In dieser Periode sah Madrid, welches schon der Sitz von mehr als 200 Bergwerks-Compagnieen war, plötzlich fünfundneunzig Sozietätsprojekte für Anlegung und Nutzung von Banken, von Assekuranzen, von Unternehmungen in Handel, Ackerbau und Industrie jeder Art erstehen, mit einem nominellen Kapital von fast zwei Milliarden Fr. (500 Millionen Thlr. preuß. C.), deren Zahlungsraten auf kaum vier oder fünf Jahr ausgedehnt wurden. Es war ein förmlicher Wahnsinn. Die Hälfte dieser Gesellschaften konnte nicht zur Konstituirung gelangen, und die, welche noch bestehen, erreichten dies nur dadurch, daß sie sich in zwei oder drei Zweige spalteten oder ihre Actien-Ausgabe namhaft beschränkten; nichtsdestoweniger bleibt der erwähnte Umstand ein Beweis der ungeheuren Anhäufung produktiver Kräfte, welche nur benutzt seyn wollen. Eine Stadt, wo sich zugleich die mächtigsten Einflüsse, die gebieterischsten Bedürfnisse und die größten Massen disponibler Kapitalien konzentriren, wird schwerlich lange zu jener Rolle einer kommerziellen Sackgasse, welche Madrid durch die Schwierigkeit der Communicationen und durch die Mängel der Gesetzgebung geworden, verdammt bleiben; und in der That ist bereits ein Wort ausgesprochen worden, welches den Bann, der auf der spanischen Hauptstadt zu liegen schien, siegreich durchbricht. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Anlegung einer Eisenbahn von Madrid nach den beiden Meeren.

Schreie man hierüber durchaus nicht etwa laut auf: je mehr Spanien noch in Bezug auf Communicationswege zurückgeblieben, desto zugänglicher ist es für die Neuerung der Eisenbahnen; und wenn einmal, was Jedermann jenseits der Pyrenäen als nothwendig erachtet, Wege angelegt werden sollen, so räth die gesunde Vernunft schon, dabei dem vollkommensten Systeme den Vorzug einzuräumen. Ja, noch mehr: die Eisenbahnen sind von allen Verbindungswegen diejenigen, deren Ausführung in Spanien die wenigsten finanziellen Schwierigkeiten macht. Die Anlage und Verbesserung der gewöhnlichen Wege bietet allerwegen viel zu ferne und viel zu geringfügige Resultate, um Privat-Kapitalien anzulocken, und der Staat, die Provinzen und die Gemeinden in Spanien sind so verschuldet, daß sie diesen Unternehmungen nichts mehr als bedeutungslose Ansprachen widmen können. Eine Eisenbahn dagegen eröffnet der Speculation hinlänglich vortheilhafte und hinlänglich unmittelbare Aussichten, um eine Gesellschaft zu einer derartigen Anlage zu veranlassen. Der Staat kann dann ebenfalls noch eine wirksame Rolle dabei spielen. Ein unlängst publizirtes Gesetz hat die Kapitalien, welche den Bewässerungsarbeiten gewidmet werden, zeitweilig von jeder Abgabe befreit. Warum sollte man nicht ein Gleiches in Bezug auf die Kapitalien für Eisenbahnen thun? Der

*) Vgl. Nr. 22 und 23 des Magazins.

*) Nach Madrid ist die Provinz Sevilla am höchsten besteuert, nämlich mit 36 Realen pro Kopf im Durchschnitt, während in der Provinz Santander (der mit Ausnahme der baskischen Provinzen am wenigsten besteuerten) auf den Kopf nur 22 Realen kommen.

Schatz würde auf der einen Seite nichts dabei verlieren, denn die Mehrzahl der disponibeln Kapitalien ist heutzutage unthätig, entgeht somit der Abgabe; auf der anderen Seite dagegen viel gewinnen. Stelle man sich nun einmal in Gedanken die ungeheure Zunahme der Production und Consumtion, d. h. des Stoffes der Besteuerung, vor, welche durch die Erschaffung einer großen Eisenbahnlinie eintreten würde, in einem Lande, wo, aus Mangel an Communicationswegen, eine Waare, welche an einem bestimmten Orte spottbillig ist, oft an einem sieben bis acht Meilen entfernten anderen Orte ein förmlicher Luxusgegenstand wird! Der Staat sieht dies so gut ein, daß er nicht einen Augenblick zögerte, den konzessionirten Gesellschaften noch direktere Vortheile zu bieten. Da das definitive Gesetz über die Eisenbahnen, womit sich die Kammern noch lebhaft beschäftigen, erst erwartet wird, so hat der Kongreß grundsätzlich und einstimmig beschlossen, daß der Schatz diesen Unternehmungen ein Interessen-Minimum von sechs Prozent nebst einem Prozent jährlich zum stufenweisen Ankauf der eingerichteten Wege garantire.*)

Die mannigfache Beschaffenheit des spanischen Terrains und die Nothwendigkeit z. B. bei der Eisenbahnverbindung zwischen Valencia und Coruña über Madrid, drei große Gebirgsketten durchschneiden zu müssen, dies sind die einzigen uns bekannten ausnahmsweisen Hindernisse. Man muß jedoch dieselben nicht in der Phantasie übertreiben. Die Erfahrung hat bewiesen, daß es oft weniger kostspielig war, Berge zu durchbrechen als Hügel; denn im ersteren Falle sind die Mauerarbeiten fast immer überflüssig. Nimmt man übrigens an, daß die Ueberwindung der topographischen Schwierigkeiten hier die allerhöchsten Anstrengungen erfordern sollte, so würde die konzessionirte Gesellschaft für diese Vermehrung der Kosten auf doppelte Weise entschädigt werden. Denn erstens würde sie, im Hinblick auf den bei dem gegenwärtigen Stande der Communicationswege geringen Ertrag der ländlichen Grundstücke, für den Ankauf des Terrains und für die etwaigen Entschädigungen an die Besitzer weit weniger zu verausgaben haben, als in anderen Ländern. Außerdem besteht die Hälfte des spanischen Bodens aus Hütungs- und Gemeindtristen, die dem Staate, den Provinzen oder den Kommunen gehören, welche unbedingt selbst den größten Nutzen davon hätten, wenn sie den Durchgang einer Bahnlinie gestatteten. Zweitens könnte die Gesellschaft auf weit beträchtlichere Vortheile rechnen, als anderwärts. In England, in Belgien und selbst in Frankreich, wo die Eisenbahnen mit anderen, immer noch nicht aufgegebenen Communicationswegen konkurriren müssen, haben sich die auf die Eisenbahnen angelegten Kapitalien äußerst wohl befunden. Wie gut würde es erst in Spanien um sie stehen, wo die neuen Straßen mit gar keiner ernsten Konkurrenz zu kämpfen hätten, und wo ungeheure Massen mineralischer, vegetabilischer und animalischer Schätze nur auf Transportmittel warten, um sich nach innen und außen zu ergießen!

Lassen wir indeß auch die schlimmsten Eventualitäten gelten, so wird das folgende Projekt sie doch alle zu Schanden machen. Ein englischer Ingenieur hat jüngst im Heraldo die Kosten der Errichtung und den Ertrag einer Eisenbahn zwischen Valencia und Segovia veranschlagt, indem er sich momentan mit einem einzigen Wege, der sogar schon einige der schwierigsten Punkte zu überwinden hätte, und mit einer Schnelligkeit von zwanzig englischen Meilen pro Stunde für die Passagiere und von vier englischen Meilen für die Güterfracht begnügte. Es ergiebt sich aus diesem Anschlag, daß der gegenwärtige Transportverkehr auf der ganzen Ausdehnung dieser Linie und auf ihren einzelnen Abschnitten schon hinreichen würde, den Actionairen 5 pCt. Zinsen abzuwerfen, nebst einem Ueberschuß, der nach und nach zur Vervollständigung der Anlagen und zum Bau eines zweiten Weges verwendet werden müßte. Das Problem der spanischen Eisenbahnen reduzirt sich also auf folgende Frage: — kann man annehmen, daß, bei einer fünfmal größeren Schnelligkeit und einem dreimal geringeren Fahrgelde als heute für die Reisenden und bei einem sechsmal niedrigen Frachtpreise und einer unvergleichlich höheren Schnelligkeit für die Güter, der Verkehr der Reisenden und Gütertransporte auf der Linie von Valencia nach Madrid und von Madrid nach Segovia abnehmen wird? So gestellt, ist die Frage unbedingt als bereits gelöst zu betrachten.

Durch die Eröffnung der Linie von Valencia nach Segovia wird die Verbindung Madrids mit beiden Meeren gewissermaßen schon verwirklicht, wenn sich selbst die Kapitalisten nicht auf eine Benutzung des herrlichen Hafens von Coruña, d. h. auf eine Verlängerung der Bahn von Segovia nach genanntem Orte, einlassen sollten. In Segovia nämlich träfe die Eisenbahn mit dem Kanal von Castilien zusammen, welcher sich hinter Valladolid in mehrere Arme spaltet. Einer dieser Arme, der schon bis Medina de Rio seco fertig ist, soll bis nach Zamora an der Gränze Portugals und fast bis an den Punkt fortgesetzt werden, wo der Duero, den ein sodann unvermeidlicher Zollverband dem spanischen Handel überliefern muß, schiffbar zu werden beginnt. Und somit wäre der Ocean beinahe gewonnen. Der andere Arm geht bis nach Alar del Rey, in der Richtung von Santander, und man hat bereits die Absicht, ihn durch eine Eisenbahn mit den benachbarten Häfen zu verbinden, wobei unter Anderem schon die Frage nach einer anderen Eisenbahn bis zum Kanale von Castilien sehr lebendig zur Sprache gekommen ist. Die Eröffnung der Linie von Valencia nach Segovia, welche die Wohlthat dieser Verbindung für Santander verzehnfachen würde, könnte letzteren nur beschleunigen, und so steht Madrid dann, und zwar diesmal auf spanischem Gestade selbst, mit drei oder vier Häfen des Oceans in Verbindung. Dies ist indeß noch nicht Alles: sobald der Kanal von Castilien zur Hauptstraße einer großen transversalen Verbindung zwischen dem Norden und Süd-Osten Spaniens über Madrid geworden ist, wird sich der Kanal von Arragonien, welchen nur ein geringer Zwischenraum von jenem trennt, in kurzer Zeit an denselben anschließen; nun aber endet letzterer Kanal, nachdem er den Ackerbau und den Handel einer der reichsten Provinzen der Halbinsel belebt hat, nicht weit von dem Punkte, wo der Ebro leicht, bis zu seiner Mündung, schiffbar gemacht werden könnte: wiederum eine Anknüpfung Madrids an das Mittelmeer. Bleiben wir hierbei stehen: durch die Verwirklichung dieses Traumes, welcher, um zur Ausführung zu gelangen, nach den oben erwähnten Anschlägen, nur ein Risiko von 10 Millionen Thlr. Grundkapital erheischt, würde Madrid, eine Stadt, welche heutzutage von jedem Handelsverkehr ausgeschlossen ist, und zwar mitten in dem reichsten Lande Europa's und zwischen fünf oder sechs Provinzen, deren jede Produkte von höchster Nothwendigkeit liefert, welche der anderen absolut fehlen, würde Madrid, sagen wir, der Stapelplatz von zwei Dritteln des inneren Verbrauches und der natürliche Transito-Punkt eines großen Theiles des äußeren Handels seyn. Wir sprechen hierbei noch gar nicht von dem neuen Thätigkeitszuwachs, welchen die Verlängerung der Straßen, der Eisenbahnen oder Schiffswege, einerseits nach Frankreich, andererseits nach Andalusien und Estremadura, dieser Stadt in der Zukunft nothwendigerweise verschaffen würde.*)

Alle materiellen Errungenschaften greifen in einander. Die reißende Vermehrung der Kapitalien, das Sinken der Löhne, welches ein größerer Ueberfluß an Unterhaltsmitteln herbeiführen wird, die Wohlfeilheit der Rohstoffe, die natürliche Folge der Vermehrung, Schnelligkeit und Preisherniedrigung der Transportmittel, endlich die Eröffnung des weitesten Netzes von inneren Abzugskanälen, welches irgend eine europäische Hauptstadt erhoffen kann, werden Madrid unausbleiblich in das Gebiet ausgedehntester Manufakturthätigkeit hineinziehen. Die tausend kleinen individuellen Industrien, welche sich heute im Dienst des lokalen Verbrauches hinfristen, werden sich entwickeln, sey es einzeln oder in Gemeinschaft unter einander, und die relative Verminderung ihrer Kosten im Allgemeinen, die natürliche Folge dieses Fortschrittes, wird ihrerseits der Hebel neuer Fortschritte werden. Madrid wird im Interesse seines Transito-Handels diese Erhöhung industrieller Bestrebungen sogar zu fürchten haben. Der Wagenbau, die Porzellan-, die Teppich-Fabrication und endlich die Metall-Arbeit sind die einzigen Industriezweige, welche in Madrid möglicherweise gedeihen können, ohne den anderen Elementen seiner künftigen Thätigkeit zu schaden. Die drei ersteren Industrien genießen daselbst eines sicheren und naturgemäßen Gedeihens auf Grund des Luxus, welchen die Anwesenheit des Hofes und der Aristokratie und das Zuströmen pekuniärer Reichthümer in jeder Hauptstadt unterhalten. Was die Metall-Arbeit betrifft, so muß dieselbe wohl eine der Stadt Madrid wesentlich zustehende seyn, da sie bisher die tausend Hindernisse, welche sich ihr auf ihrem Gebiete entgegenstellten, glücklich zu überwinden im Stande war. Obwohl letzterer Umstand in der That befremdend ist und sich nur aus dem Ueberfluß an Mineralien in beiden Castilien erklärt, sah Madrid, ungeachtet seiner Entfernung von den Seehäfen und Manufakturmittelpunkten, einer Entfernung, welche noch durch die gegenwärtige Schwierigkeit der Communicationen erhöht wird, nichtsdestoweniger vier große Metallwerke entstehen und gedeihen, welche die Anfertigung der komplizirtesten und größten Maschinen übernehmen und mit Erfolg durchführen konnten. Wiederum eine Aufmunterung zur Errichtung einer großen transversalen Eisenbahnstraße. Sobald der Madrider Metall-Arbeit die Minen des Nordens, des Mittags und des Westens zugänglich und alle großen inneren und maritimen Abzugskanäle mit Madrid direkt verbunden seyn werden, wird dieselbe sich in ungeheurem Maße entwickeln.

(Schluß folgt.)

*) Eine Zinsen-Garantie von Seite der spanischen Regierung ist bekanntlich nicht viel werth, und schwerlich dürfte sich das Ausland durch die dargebotene Lockspeise von sechs Prozent verleiten lassen, in die Mausefalle einer neuen spanischen Anleihe zu gehen. D. R.

*) Es hat sich bereits eine englisch-spanische Compagnie konstituirt, und zwar für eine Eisenbahn zwischen Madrid und Badajoz und später auch Lissabon mit einer Zweigbahn über Sevilla. Die vorbereitenden Untersuchungen über diese Strecke haben dargethan, daß die Linie von Madrid nach Badajoz die ist, wo man am wenigsten topographische Schwierigkeiten zu überwinden haben dürfte. Spanien ist bereits durch die auf den Abschnitten von Barcelona nach Mataro und von Madrid nach Aranjuez gemachten Erfahrungen im Stande, diese Art von Arbeiten im voraus sicher zu veranschlagen.

Nord-Amerika.

Die politischen Parteien in den Vereinigten Staaten.

Nach der Revue des deux Mondes.

IV.

Ist es in der That wahr, daß schon die Stunde der Gefahr für die Vereinigten Staaten geschlagen hat, und daß jene ununterbrochene Wohlfahrt, von der sie nunmehr seit sechzig Jahren ein seltenes Schauspiel dargeboten haben, sich ihrem Ziele nähert? Wer das amerikanische Volk kennt und weiß, welche Energie, welcher praktische Sinn und gesunde Verstand ihm eigen sind, wird Mühe haben, dies zu glauben.

Die Lage der Parteien, wie wir sie eben geschildert haben, ist allerdings nichts weniger als beruhigend. Die Abgeordneten des Nordens und des Südens sind mit den feindseligsten Gesinnungen in Washington angekommen, und das, was von ihren Absichten verlautete, möchte jede Versöhnung als fast unmöglich erscheinen lassen. Man hätte hoffen können, daß die Zeit sowohl die Einen als die Anderen zur Besonnenheit zurückführen und die Intervention verständiger Männer die aufgeregten Geister beschwichtigen würde. Die Vertreter der südlichen Staaten haben im Gegentheil den Entschluß ausgesprochen, die

Sache zu einer ſchleunigen Entſcheidung zu bringen. Sie wollen, trotz der numeriſchen Ueberlegenheit der nördlichen Deputirten, dem Angriff zuvorkommen und auf die ſofortige Berathung und Löſung der Sklavereifrage beſtehen; aber am Tage nach der ungünſtigen Abſtimmung, die ſie vorausſehen, werden Senatoren und Repräſentanten zugleich ihr Mandat niederlegen und Waſhington verlaſſen. Da alsdann der Kongreß nicht beſchlußfähig ſeyn wird, ſo müſſen ſeine Sitzungen vertagt werden; das Budget kann nicht bewilligt werden, alle Geſchäfte werden in Stockung gerathen. Die nächſten Wahlen werden dem Volke eine Gelegenheit geben, ſeinen Willen an den Tag zu legen, und die Staaten des Südens werden außerdem noch Zeit haben, ſich unter einander zu berathen und ihre Maßregeln zu treffen. Was die Abgeordneten des Nordens anlangt, welche dem Süden geneigt ſind, aber beſtimmte Inſtructionen empfangen haben, ihr Votum zu Gunſten des Wilmot-Proviſo abzugeben, wie der General Caß zum Beiſpiel, ſo ſind ſie entſchloſſen, den Antrag zu bekämpfen und im Augenblick der Abſtimmung ihre Demiſſion einzureichen.

Wenn dieſer Feldzugsplan befolgt wird, ſo verſpricht er einige dramatiſche Scenen im Kongreß und eine bedenkliche Bewegung in der ganzen Union. Werden die Free-soilers vor der kühnen Herausforderung, welche ihnen die Südländer entgegenſchleudern, zurückweichen? Wenn ſie in ihrer gegenwärtigen Bahn fortſchreiten, ſo iſt es um die Union geſchehen. Dies iſt es, was das Gefährliche der Situation ausmacht, allein gerade die Unvermeidlichkeit einer ſolchen Kataſtrophe beſtärkt uns in dem Glauben, daß der Kampf nicht ſtattfinden und daß ein Kompromiß den amerikaniſchen Bundesſtaat vor der Auflöſung retten werde.

Einer der bemerkenswertheſten Charakterzüge des angelſächſiſchen Geſchlechts iſt eine bis zur Hartnäckigkeit getriebene Ausdauer. Das amerikaniſche Volk, obgleich nicht ſo leicht, wie die ſüdlichen Nationen, zu einer augenblicklichen Begeiſterung entflammt, iſt eines glühenden Fanatismus fähig. Wir ſind daher allerdings der Meinung, daß, wenn die abolitioniſtiſchen Ideen ſich der Bevölkerung des Nordens der Union vollſtändig bemächtigt hätten, dieſe Bevölkerung ihren Zweck ſelbſt auf Koſten eines Bürgerkriegs und des gänzlichen Ruins ihrer ſüdlichen Landsleute verfolgen würde; aber der Abolitionismus iſt noch weit von einem ſolchen Triumphe entfernt. Die politiſchen Spekulanten haben ihm geſchmeichelt und gedient, der Eine, um einen Sitz im Kongreß, der Andere, um eine Gouverneurſtelle, der Dritte, um einen Platz in der legislativen Verſammlung ſeines Staates zu erlangen, da ſie recht gut wiſſen, daß in den Wahlkämpfen ſtets die thätigſte, unternehmendſte und am beſten disziplinirte Partei die Oberhand gewinnt; ſie haben jedoch die Maſſe des Volks, welche gewöhnlich hinter ihren Führern zurückbleibt, nicht mit ſich gezogen. Die Bewegung iſt durch den exaltirten Theil der beiden Parteien geleitet und unterhalten worden, durch Männer, die ſtets bereit ſind, zu den äußerſten Maßregeln hinzudrängen. Wenn aber der kritiſche Augenblick gekommen iſt, wird man dieſen die Entſcheidung nicht überlaſſen, da das amerikaniſche Volk nicht gewohnt iſt, inmitten der Gefahr die Beſonnenheit zu verlieren.

Die Maſſe des Volks hängt aus Nationalſtolz, aus Patriotismus und ſelbſt aus Intereſſe an der Aufrechthaltung der Union. Es giebt keinen vernünftigen Amerikaner, der nicht begreift, daß es die Union iſt, welche den einzelnen Staaten ihre Kraft und ihr Anſehen verleiht. Weil man an den Ufern des Sankt-Lorenzſtromes und des Miſſiſſippi, an den Geſtaden des Atlantiſchen Oceans und des Mexikaniſchen Meerbuſens denſelben Geſetzen gehorcht und daſſelbe Oberhaupt anerkennt, iſt das amerikaniſche Volk eine große Nation, die zu den mächtigſten auf der Erde zählt.*) Auf dieſem ungeheuren Flächenraume hätten mehrere Nationen Platz, aber nehmen wir nun an, daß es zwei Bundesſtaaten ſtatt eines einzigen gäbe: die Rivalitäten, die Eiferſüchteleien würden in Kriege ausarten, und hiermit würde die glückliche Lage der Vereinigten Staaten, der exceptionelle Zuſtand, der ihnen geſtattet, ſich ohne Armee, ohne Bürokratie und faſt ohne Regierung zu behelfen, ein Ende nehmen. Ihre Sicherheit, ihre Macht und ſelbſt ihre Freiheit würden durch denſelben Schlag gefährdet werden. Es iſt gewiß, daß die Liebe zur Union in den Herzen der Amerikaner weder erloſchen, noch auch nur geſchwächt iſt, und ein allgemeiner Ruf wird ſich erheben, um den Parteien im Namen des Vaterlandes eine Verſtändigung zu gebieten.

Die Elemente einer ſolchen Verſtändigung ſind unſtreitig vorhanden. Die Haupt-Streitfrage des vorigen Jahres war die Bill, welche Kalifornien zu einem Territorium erhob. Die Free-soilers, die im Repräſentantenhauſe die Majorität hatten, wollten in der proviſoriſchen Geſetzgebung Kaliforniens das Verbot der Sklaverei ausſprechen; die Südländer, von ihren Bundesgenoſſen unterſtützt, ließen dieſen Theil der Bill durch den Senat verwerfen. Wir haben ſchon bemerkt, daß, nachdem man das Geſetz von der einen Kammer in die andere zurückgewieſen, die Seſſion zu Ende ging, ohne daß man hierüber einen Beſchluß gefaßt hätte. Die Einwohner, die nicht ohne Geſetze und ohne Regierung bleiben konnten, nahmen ihre Angelegenheiten ſelbſt in die Hände; ſie beriefen einen Konvent, der eine Verfaſſung zu Stande brachte, und da ſich ihre Zahl unterdeſſen ſo vermehrt hat, daß Kalifornien auf den Rang eines Staates Anſpruch machen kann, ſo haben ſie zwei Senatoren und Abgeordnete zum Hauſe der Repräſentanten erwählt, um ihre Verfaſſung dem Kongreß vorzulegen und die Aufnahme Kaliforniens in die Union zu fordern. Kein Einwurf kann hiergegen erhoben werden; ihre Verfaſſung verbietet die Sklaverei, aber es iſt ja gerade das Fundamental-Prinzip der ſüdlichen Staaten, daß nur der Einzelſtaat ſelbſt das Recht habe, über dieſe Frage zu entſcheiden, die der Einmiſchung der Bundes-Regierung nicht unterliege. Als Jowa und Wisconſin in die Union aufgenommen wurden, hat man ihnen das Recht nicht ſtreitig gemacht, die Sklaverei im Umfang ihres Gebiets zu unterſagen; den Bewohnern von Kalifornien kann es eben ſo wenig beſtritten werden. Es reicht alſo hin, ganz einfach die Aufnahme Kaliforniens in die Union zu dekretiren, um die Frage zu erledigen, welche voriges Jahr eine ſo große Aufregung verurſacht hat.

Was Neu-Mexiko betrifft, das, gleich Kalifornien, den Vereinigten Staaten in Folge des letzten Krieges zufiel, ſo hat die mexikaniſche Conſtitution ſchon vor über dreißig Jahren die Sklaverei dort abgeſchafft, und als die Einwohner beim amerikaniſchen Kongreß die Erhebung ihres Landes zu einem Territorium beantragten, verlangten ſie zugleich, daß man das Verbot der Sklaverei aufrechterhalte. Dagegen fordern die Bewohner von Texas den größten Theil Neu-Mexiko's als ein ehemaliges Anhängſel ihres Staates zurück, und wenn ihre Reclamationen durch den Kongreß beſtätigt werden, ſo wird die tyranniſche Verfaſſung, welche die Fortdauer der Sklaverei ausſpricht, auch für Neu-Mexiko Gültigkeit haben. Einige von den ſüdlichen Staaten unterſtützen Texas in ſeinen Anſprüchen, und ſie alle widerſetzen ſich dem Verbote der Sklaverei in Neu-Mexiko, weil ſie durch die neuen Sklavenſtaaten, die ſich jenſeits des Miſſiſſippi bilden würden, den vermehrten Einfluß aufzuwiegen hoffen, den der raſche Anbau der an den großen Seen gelegenen Länder dem Norden zuwendet. Es wäre leicht, dieſe Frage bis dahin zu vertagen, wo die Zunahme der Bevölkerung Neu-Mexiko's es berechtigen wird, ſich ſelbſt eine Verfaſſung zu geben und, indem es in die Reihe der Staaten tritt, zwiſchen der Sklaverei und der Freiheit zu wählen. Clay, Benton und mit ihnen alle unparteiiſchen Männer des Südens erkennen, daß es unmöglich iſt, einem Volke, welches ſich der Sklaverei entledigt hat und ſie nicht mehr dulden will, ihre Wiederannahme aufzuzwingen. Außerdem iſt in Neu-Mexiko eine Amalgamation zwiſchen den Spaniern und den Negern, und zwiſchen dieſen beiden Racen und den eingebornen Indianern vorgegangen; der größte Theil der Bevölkerung iſt gemiſcht, und es möchte nur wenige Leute geben, in deren Adern nicht einige Tropfen ſchwarzen oder indianiſchen Blutes rollen. Eine ſolche Bevölkerung wird niemals darein willigen, daß man die Sklaverei unter ihr herſtelle, da ſie hierdurch in denſelben entwürdigenden Zuſtand verfallen würde, dem der Mulatte in den Vereinigten Staaten auch dann preisgegeben iſt, wenn alle Kennzeichen ſeiner Abkunft verſchwunden ſind. Die Bevölkerung von Neu-Mexiko wird daher, trotz ihrer numeriſchen Schwäche, jeder Maßregel dieſer Art einen verzweifelten Widerſtand entgegenſetzen. Uebrigens macht die Natur des Bodens und die verhältnißmäßige Strenge des Klimas Neu-Mexiko zur Hervorbringung der einzigen Produkte untauglich, zu deren Anbau die Sklavenarbeit erforderlich iſt, als Zucker, Reis, Baumwolle und Taback. Man wird umſonſt gegen die Natur anzukämpfen ſuchen, und die Sklaverei wird ſich ſtets aus den Gebirgen von Neu-Mexiko in die fruchtbaren Ebenen von Texas zurückziehen. Laſſe man daher lieber zwiſchen dem bewohnten Theile von Neu-Mexiko und den Gränzen von Texas einen Raum, der als neutraler Boden dienen kann. Texas iſt viel zu groß für einen einzigen Staat und wird, wenn die Bevölkerung zunimmt, in mehrere getheilt werden können. Die Zahl der ſüdlichen Staaten iſt alſo nicht ſo beſchränkt, wie man behauptet hat, und ſie haben mehr Land zu ihrer Verfügung, als ſie in langen Jahren urbar machen werden. Was den letzten Punkt betrifft, der die beiden Fractionen der Republik entzweit, die Abſchaffung der Sklaverei im Diſtrikte Columbia, ſo haben wir ſchon angedeutet, wie er zu erledigen wäre; man müßte den Theil des Bezirks, der urſprünglich zu Maryland gehörte, dieſem Staate zurückgeben und nur die Bundesſtadt Waſhington ausnehmen.

Allein es reicht nicht hin, daß die Mehrzahl der ruhigen Bürger eine Verſtändigung wünſcht; es reicht nicht hin, daß die Elemente einer ſolchen Verſtändigung vorhanden ſind; ein Mann iſt nöthig, der entſchloſſen iſt, die Initiative zu ergreifen, und der ſo viel Anſehen genießt, daß alle Parteien ſeiner Stimme Gehör ſchenken. Welche Nation würde untergehen, wenn gute Abſichten, ohne Talent und Autorität, die Völker zu retten vermöchten? Die Vereinigten Staaten beſitzen dieſen Mann des Schickſals in der Perſon des Herrn Clay, der ſchon zweimal durch ſeine Vermittelung eine Kolliſion des Nordens mit dem Süden verhindert hat, der den Miſſuri-Vertrag von 1821 und die Kompromiß-Akte von 1833 durchſetzte und den das amerikaniſche Volk gewohnt iſt, den großen Friedensſtifter zu nennen. Je hitziger der Kampf im Laufe dieſes Jahres entbrannte, deſto ſehnſüchtiger richteten ſich die Blicke nach Herrn Clay, und als man während der Cholerazeit ſeine ſchwere Erkrankung meldete, war die Beſtürzung allgemein. Kaum wieder hergeſtellt, erklärte Herr Clay, daß er, trotz ſeiner zweiundſiebzig Jahre, den Platz im Senat wieder einnehmen wolle, den er vor zehn Jahren verließ, indem er von ſeinen Kollegen feierlich Abſchied nahm. Er durchreiſte einen Theil der Union, beſuchte New-York, Philadelphia, Baltimore, wiederholte überall die nämlichen Worte der Verſöhnung: überall kamen ihm Magiſtratsperſonen, Volksvertreter, die Mitglieder aller Parteien, die ganze Bevölkerung entgegen, begleiteten ihn auf jedem Schritt und bildeten für ihn ein Gefolge, deſſen gleichen niemals einem König umringt hat, indem ſie ihn nur baten, ſich ſo früh als möglich nach Waſhington zu begeben. Hat man jemals ein rührenderes Schauſpiel erblickt, als das von einem großen Volke, welches, in einer Kriſe, die ſeine Inſtitutionen zu bedrohen ſcheint, ſein Heil von einem Greiſe erwartet, dem es ſein unbegränztes Zutrauen widmet? In Baltimore vermochte Herr Clay die Zurückhaltung nicht länger zu behaupten, die er bis dahin gezeigt hatte, und in der Gemüthsbewegung, die ihm ſein enthuſiaſtiſcher Empfang verurſachte, ließ er einen Theil ſeines Geheimniſſes errathen. Er endigte eine improviſirte Rede, welche die ganze Stadt zum Auditorium hatte, mit folgenden Worten: „Wenn mein

*) Von einem ſolchen Gedanken iſt freilich das deutſche Volk noch nicht überall durchdrungen, aber allmälig wird es auch dahin kommen, wie ſehr ſich auch ein gewiſſer Weiſſicher und Waiblingiſcher Dünkel dagegen ſträuben mag. D. R.

Herz und meine Ergebenheit sich nicht geändert haben, so fühle ich doch, daß die Hand der Zeit schwer auf mir lastet, aber in jedem Fall und unter allen Umständen werden meine letzten Anstrengungen der Erhaltung der Union geweiht seyn. Von welcher Seite der Sturm auch kommen möge, ich werde ihm die Stirn bieten, und er wird mich stets aufrecht finden, um unsere herrliche Republik zu vertheidigen." Indem der durch das Alter gebeugte Greis dies sprach, erhob er sich bis zur vollen Höhe seiner majestätischen Gestalt, und eine elektrische Bewegung durchzuckte den Volkshaufen, der in ein donnerndes Beifallgeschrei ausbrach. „Trennt die Union", fügte Herr Clay hinzu, „und es ist um uns Alle geschehen. Unser Land wird keinen Geschichtschreiber nöthig haben, unsere Geschichte wird die von Griechenland seyn. Die verderblichen Bündnisse mit dem Auslande, die inneren Zerrüttungen, die furchtbaren Bürgerkriege werden folgen, bis sich ein Militairchef findet, der die Rolle Philipp's oder Alexander's spielt. Ich hoffe, daß Gott uns eine solche Zukunft ersparen werde, und meine Bemühungen werden ohne Unterlaß darauf gerichtet seyn, sie abzuwenden." — Herr Clay traf erst zwei Tage vor Eröffnung des Kongresses in Washington ein; das Volk hatte achtundvierzig Stunden lang den Bahnhof belagert. „Als seine Ankunft verkündigt wurde", schreibt ein Augenzeuge, „erhob sich ein betäubendes Hurrah, von so lebhaften, fast wahnsinnigen Ausbrüchen der Freude begleitet, daß mitten in diesem Getümmel und dieser Verwirrung es unmöglich war, zu sagen, ob drei Viertel der Menge auf dem Kopf oder auf den Füßen standen. Nachdem die erste Bewegung vorüber war, öffneten sich die Reihen, um Herrn Clay Platz zu machen, und geleiteten ihn dann in der größten Ordnung bis zum National-Hotel. Vom Perron herab richtete Herr Clay noch einige Worte an das Publikum, welches sich hierauf ruhig und zufrieden entfernte."

Herr Clay ist also von neuem in dem Senat der Vereinigten Staaten erschienen, um dort eine Versöhnung zu bewirken, und er bringt etwas noch Mächtigeres mit als die Weisheit eines vollendeten Staatsmanns oder die Beredtsamkeit eines patriotischen Herzens: er bringt den Willen einer großen Nation, die ihn in seiner Zurückgezogenheit aufgesucht hat, um ihn zum Werkzeug eines nothwendigen Friedensschlusses zu machen. Wir glauben also, daß man den von Herrn Clay vorgeschlagenen Vergleich annehmen wird; sollte man ihn aber verwerfen, so halten wir es für gewiß, daß der General Taylor, ungeachtet seines vor der Wahl abgegebenen Versprechens, von dem dem Präsidenten zustehenden Veto keinen Gebrauch zu machen, seinem Worte untreu werden und zum Heil des Landes die ihm von der Verfassung gewährte Macht benutzen wird. Wenn ein Volk den festen Willen hat, sich selbst zu helfen, so kann es allen Stürmen trotzbieten. Die Vereinigten Staaten befinden sich in dieser Lage, und die gegenwärtige Krise wird ohne Zweifel überstanden werden; aber das Uebel ist permanent, und das Heilmittel wird nur vorübergehend seyn. Die Gefahr wird, wie gewöhnlich, alle zehn oder funfzehn Jahre wiederkehren, bis zu dem Tage, wo die Amerikaner mehr korrumpirt, die volksthümliche Energie geschwächt, der individuelle Ehrgeiz unersättlicher und die Rivalitäten hartnäckiger seyn werden: dann wird die Zwietracht nicht mehr eine Schranke in dem Patriotismus finden, und der Verfall der Sitten wird den Fall der Nation nach sich ziehen.

Frankreich.

Louise Aston und die französische Kritik.

Madame Louise Aston läßt in ihrem Romane „Revolution und Contrerevolution" (Mannheim, Grohe, 1849) den Fürsten Felix Lichnowsky eine Hauptrolle spielen. In ihrer Nichtachtung alles sittlichen Gefühls geht sie so weit, daß sie den feigen Meuchelmörder, der zuerst den Dolch in das Herz des Ermordeten gestoßen, zu einem funfzehnjährigen Sohne des Fürsten macht, der ausdrücklich von Spanien nach Deutschland gekommen, um seine und seiner Mutter Ehre an dem Vater zu rächen, der aber dabei zugleich als Werkzeug eines reactionairen Wiener Jesuiten, Namens Pater Angelicus, und einer demokratischen Buhlerin, Baronin Alice, handelt, welche Letztere augenscheinlich niemand anders als die Verfasserin selbst seyn soll.

Wir lassen hier die Worte folgen, in welchen Herr Alex. Thomas in der von uns bereits erwähnten Kritik *) diese Dichtung der Madame Aston würdigt:

„Das beklagenswerthe Ende Felix Lichnowsky's hat alle seine menschlichen Fehler, welche gutzumachen ihm nicht mehr vergönnt war, mit einem schützenden Schleier bedeckt. Er ist auf Achtung gebietende Weise gefallen; nicht in den Stand gebeugt hat er sich vor dem Tode, den ihm meuchelmörderische Hände bereiteten, und wenn er einst auch hin und wieder im Angesichte der materiellen Genüsse und Interessen dieser Welt die alte Adels-Ehre verkannt hatte, so fand er doch den Frevlern der Anarchie gegenüber die ganze Ehre eines tapferen Soldaten wieder. Die Nachwelt wird keine andere Forderung an dieses kurze Daseyn stellen; sie wird nur den Ruhm seiner letzten Augenblicke kennen.

„Madame Aston hat die Nachwelt besser belehren wollen. Sie hat den Muth gehabt, das blutbefleckte Leichentuch aufzuheben, um in den Geheimnissen des Todten zu wühlen. Sie hat jenen Schleier der Achtung und des Erbarmens zerrissen, der ihn gegen die Indiscretionen der skandalösen Chronik schützen sollte. Herausgegraben hat sie den Fürsten aus der blutigen Erde, wo er sich für theuren Preis das Recht erkauft hatte, in Frieden zu ruhen, und zu welchem Zwecke that sie dies? Um seinen Erlebnissen das Sujet eines Romans zu entlehnen, um auf seine Kosten den Bodensatz gemeiner Klatschereien zu einer Folie für ihre indiskreten Erdichtungen zu machen. Mit einer förmlichen Wuth hat sie seinen hingeschwundenen Schatten heraufbeschworen, um ihn in ein düsteres, schmähliches Licht zu stellen und ihn mit ihren Beschimpfungen und Lästerungen zu verfolgen; mit einem fast unerklärlichen Zorn hat sie ihn verunglimpft und verleumdet. Ja, es ist kaum glaublich, daß die politische Leidenschaft allein diese weibliche Raserei veranlaßt habe. Man sollte vielmehr denken, daß man hier eine verlassene Geliebte vor sich habe, die ihrem Liebhaber Schwefelsäure ins Gesicht gießt — aber es ist das bleiche Antlitz eines Leichnams, das so zu entehren Madame Aston sich das Vergnügen macht, und man weiß in der That nicht zu sagen, ob es ihr, beim Begehen dieser Unwürdigkeit, mehr an Herz oder an Schamgefühl gemangelt.

„Die Unwürdigkeit ist um so auffallender, als sich die Denkungsart und die Rache des Weibes überall durch nur zu deutliche Merkmale erkennen lassen. Madame Aston hat sich nicht damit begnügt, uns darzulegen, daß Fürst Lichnowsky in politischen Dingen ein Meineidiger und ein Scheim war; nein, sie hat ihm noch ganz andere Vorwürfe zu machen, die in ihren Augen fast eben so schwer sind: er soll nämlich für seinen Haarwuchs eine zu kurze Stirn gehabt haben, und nicht einmal wahrhaft aristokratisch soll die Grazie gewesen seyn, mit der er seine gelben Glacéhandschuhe am Rande seines Hutes in der Hand hielt! Giebt es wohl etwas Lächerlicheres und zugleich Widerwärtigeres, als solche Kammerzofen-Reminiscenzen, die noch einige Nadelstiche dem Körper versetzen, der von den Sicheln und Messern der Banditen verstümmelt worden, welche die ausgesprochenen Sympathieen der Madame Aston besitzen?

„Und auch dies genügt der Verfasserin noch nicht! Ihrer Rachsucht ist es nicht genug, Lichnowsky allein zu beschimpfen; in ihrem Buche zieht sie auch die Namen derjenigen noch lebenden Personen in den Koth, welche die unbezweifelt etwas zu ruchbar gewordenen Huldigungen jenes kühnen Abenteurer-Jägers empfangen haben sollen. Und wenn sie diese Namen auch nicht ganz ausschreibt, so verbirgt sie sie doch auch nur halb unter durchsichtigen Anagrammen. Man kann sich leicht einen Begriff von einer Rücksichtnahme machen, die der Verfasserin verstattet, sich gegen ihren Nächsten Freiheiten, wie die geschilderten, herauszunehmen. Madame Aston hat es auch wohl nicht für eine zu große Freiheit gehalten, von ihrem Nächsten, und zwar von einem leibhaftig existirenden Nächsten, dieselben Schwachheiten zu berichten, die sie mit vollen Händen den phantastischen Schönen unterlegte, mit welchen sie ihren Roman bevölkert. Die Wirklichkeit mußte ihr sogar neben den unzähligen Großthaten ihrer Heldinnen sehr blaß erscheinen, und die von ihr angeführte Herzogin von Nagas, eine lebende Dame, bleibt daher auch noch weit hinter der Baronin Alice zurück, die nur in dem Gehirn der Madame Aston existirt hat."

*) Revue des deux Mondes, „Deux dames humanitaires d'outre-rhin."

Mannigfaltiges.

— Arabische Dichtkunst. Der gelehrte junge Orientalist Dr. F. Dieterici hat seine am 9. Februar d. J. im hiesigen wissenschaftlichen Verein mit so vielem Beifall gehaltene Vorlesung über arabische Dichtkunst nunmehr im Druck erscheinen lassen*), und wird dieselbe auch dem Laien eine eben so interessante als belehrende Lectüre gewähren. Der eigenthümliche poetische Charakter der Wüstenbewohner wird darin mit leichten, aber graphischen Zügen geschildert und in anziehender Weise durch die Naturerscheinungen motivirt, von denen sie umgeben sind. „Wie der Blume Leben", heißt es, „genau dem Boden entspricht, aus dem sie ihre Nahrung saugt, und ihr Kelch genau die Strahlenguth anzeigt, die sie genährt, so ist auch die Poesie der Völker genau mit ihrer Heimat verwachsen. Wenn die persische Dichtung, die im Garten von Schiras erblühte, wie von zarten Mondesstrahlen gewebt, uns in dem Rosengarten eines Sadi und unter dem Nachtigallenschlag eines Hafiz wandeln läßt, wirft uns die arabische Dichtung mitten in die Wüste, deren einförmige Stille nur von der Beduinen kühnem Waffenruf, von der Schwerter Klang, vom Geschirr der Lanze und dem Hufgedröhn der wilden Rosse erklingt." — Natürlich konnte der Verfasser in seinem für ein gemischtes Publikum bestimmten Vortrage nur einige der hervorragenderen Erzeugnisse des von ihm behandelten Literaturzweiges berühren; da er jedoch, wie wir erfahren, beabsichtigt, ein größeres Werk über seine mehrjährigen Reisen in Aegypten, Arabien und dem heiligen Lande zu veröffentlichen, so wird er vielleicht hier Gelegenheit finden, sich in größerer Ausführlichkeit über dieses Thema auszulassen.

*) Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniß des Islam zum Christenthum. Von Dr. Fr. Dieterici, Dozenten an der Universität. Berlin, 1850. 29 S. 8.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 26. März 1850.

Die Veröffentlichungen des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig.

Vortrag, gehalten im Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

Von Karl Gaillard.

Der Gegenstand, den ich zunächst mir zur Besprechung gewählt habe, ist ein kleines Heft, „Neuestes über Auswanderung und von Ausgewanderten für das Jahr 1850, von August Schultze, vollziehendem Direktor des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig". Ich würde mich nicht auf diese Besprechung einlassen, wenn der Titel des Verfassers nicht leicht dazu beitragen könnte, den in dem Buche flatternden Lockvögeln Gimpel in das Netz zu führen. Ich bin weit entfernt davon, Herrn Schultze irgend eine niedrige Absicht bei der Abfassung seines Buches unterzuschieben, sondern nehme nur einen Mangel an Urtheil oder an Wissen an, der in seinen Folgen auf die leicht zu verblendende Menge eben so verderblich und noch verderblicher wirkt, als die Speculationen eines gewissenlosen, aber klugen Menschen. Die Sache, der unser Verein sich widmet, macht es uns allen zur Pflicht, ihr ohne Rücksicht auf Personen zu dienen, die man in ihrer Eigenschaft als berufene oder unberufene Wortführer nicht von jener trennen kann. Wenn ich im Laufe meines Vortrages gedrängt werde, ein Urtheil über solche zu fällen, so macht mir das wahrlich keine Freude, es ist ein Opfer meiner Pflicht für unsere Sache. Ich werde mich dabei in der Form der möglichsten Schonung befleißigen, aber nicht in der Sache, denn das ist eine verbrecherische Schwäche, Hunderte ruhig ins Elend gehen zu lassen, um Einem oder dem Andern nicht wehe zu thun. Ein Mensch, der so handelt, gleicht jenem spanischen Hofmanne, der eine Königin von Spanien am Kamin ohne Hülfe verbrennen ließ, weil ihm die Hof-Etikette verbot, die Königin zu berühren.

Die ersten einundzwanzig Seiten, von Herrn Schultze geschrieben, lasse ich ohne Anfechtung. Sie enthalten Nachrichten über die Wirksamkeit des Nationalvereins in Leipzig und einige statistische und andere Mittheilungen über den Stand der deutschen Auswanderung im Jahre 1849. Diesen schließen sich Briefe von Auswanderern an.

Der erste Brief ist aus Milwaukee von einem Glücklichen, der in Folge einer Prügelei oder etwas dem Aehnlichen auf die richtige Bahn nach Wisconsin gelenkt worden. Er hat daselbst eine Farm von 138 Ackern kultivirten Landes, 205 Ackern Waldlandes mit sehr guten Gebäuden, einem vortrefflichen Obstgarten und vollständigem Inventarium in nicht allzu weiter Entfernung für 2500 Dollars gekauft. Ist die Entfernung von Milwaukee nicht allzu weit, so hat er, anderen Preisangaben gegenüber, wirklich einen guten Kauf gemacht.

Der zweite Brief, aus Pittsburg, ist von einem noch Glücklicheren, einem deutschen Kaufmannsdiener, denn diese Klasse von Auswanderern ist bekanntlich in den Vereinsstaaten am übelsten daran. Nach fast eben so schrecklichen, aber kürzeren Leidens- und Irrfahrten, wie die des edeln Dulders Odysseus, lief auch er in den Hafen der Ruhe und des Glückes ein.

Der dritte Brief ist von einem zweiundzwanzigjährigen höchst glücklichen Tischlergesellen, der am 26. August 1849 unter Segel gegangen ist und am 1. Januar 1850 seine ersten Ersparnisse auf die Bank legen will.

An diesen Brief knüpft sich eine Berichtigung irriger Ansichten über den Landpreis in Amerika, die zwar manches Gute enthält, aber dazu herhalten muß, dem Leser wiederum ein paar Glückliche vorzuführen, die glücklich geworden sind, obwohl sie mit zu geringen Geldmitteln für Landankauf nach Amerika gekommen waren.

Der Berichtigung folgt eine Empfehlung von Texas, in welcher gesunde und der Gesundheit gefährliche Orte bunt durch einander gewürfelt sind. Und wenn Herr Schultze die letzteren auch nur wegen ihrer Fruchtbarkeit oder anderweitiger Vorzüge hervorhebt, so mußte er doch bedenken, daß er zur Belehrung von Lesern schreibt, deren Mehrzahl so feine Unterschiede nicht zu machen versteht; es war also seine Pflicht, die Ungesundheit solcher Orte besonders hervorzuheben.

Der nun folgende vierte Brief ist von einem Glücklichen am Lavaccafluße. Letzterer ist zwar nicht sehr lang, dennoch ist es nicht so ganz gleichgültig, von welcher Stelle desselben der Brief kömmt. Der ganze Fluß ist ungefähr hundert englische Meilen lang und liegt seiner ganzen Ausdehnung nach in einem der ungesundesten Theile von Texas. Im Briefe erwähnte Nebenumstände lassen darauf schließen, daß er im unteren, ungesundesten Theile geschrieben ist. Dieser Glückliche in Texas scheint daher eine besonders glückliche Körperbeschaffenheit zu haben, die ihm der liebe Gott erhalten möge.

Texas ist überhaupt der verwundbarste Fleck in der Schriftstellerei des Herrn vollziehenden Direktors des Nationalvereins für deutsche Auswanderung in Leipzig. In einem früheren Hefte von ihm, „Kurze Belehrungen für Auswanderer", bietet er für Landspekulanten eine Menge Ländereien zum Verkauf aus, darunter mehrere, die zu den ungesundesten im östlichen und im angeschwemmten Theil des Landes gehören, auch u. A. 320 Acker an der verrufenen Bai von Galveston. Wenn er dazu die empfehlenden Beigaben der Landverkäufer abdruckt, ohne Unwissende und Unerfahrene zu warnen, und einen der weniger gesunden Landstriche, die Grafschaft Milam, wegen ihrer gesunden Luft preist, so muß man doch billig mit seinen Begriffen von der Aufgabe eines vollziehenden Direktors eines philanthropischen Vereins zu Ende kommen. Und wenn man einen solchen auch keiner sträflichen Absichten zu zeihen berechtigt ist, so ist es doch klar, daß Unwissenheit, Schwäche oder Urtheilslosigkeit ihn nicht minder aus einem Anwalt armer Auswanderer zu einem der Landhändler machten.

Was sagen aber die geehrten Zuhörer zu folgender wörtlich abgeschriebenen Stelle aus den Belehrungen, Seite 27: „Eine deutsche Gesellschaft hat Hunderte „von Familien im Westen und Norden (?!) der hier zum Verkauf angebotenen „Landstriche ansiedeln lassen. Diese Familien bilden nun schon eine Township, „Neu-Braunfels genannt, die an 4000 Seelen zählt. Südöstlich dieses Theiles „ist eine große norwegische Ansiedelung. Ferner ist gegen Westen und Norden „eine zweite deutsche Ansiedelung, während überall aus dem Westen und Osten „der Vereinigten Staaten sich hier Farmer und Pflanzer niedergelassen haben, „welche alle sehr gut fortkommen."

Jeder Unbefangene, Jeder, der nicht die Karte im Kopfe hat, muß da glauben, die angebotenen Ländereien liegen in der Nähe des durch seine gesunde Luft wohlbekannten Neu-Braunfels. Keinesweges. Sie liegen in der mehr dem östlichen, als dem westlichen Texas zugehörigen Grafschaft Milam und in der dem ungesunden Theile des Ostens zugehörigen Grafschaft Hopkins (Racoodoches). Bekfagen wir die stilistische Ungeschicklichkeit des Herrn Schultze, weil sie unter dem Schilde eines Nationalvereins manchem deutschen Auswanderer sehr verhängnißvoll werden kann.

Es dürfte hier wohl am Orte seyn, um nicht neue Verwirrungen über die Zuträglichkeit des texanischen Klimas für deutsche Auswanderer anzurichten und falsche Ansichten zu verbreiten, etwas Begründetes über dasselbe anzuführen. Ungesund ist der östliche Theil und der flache meist angeschwemmte Boden an der Meeresküste, der ziemlich tief ins Innere sich erstreckt, theilweise auf dreißig bis sechzig, theilweise auf hundert engl. Meilen und mehr, ferner die Flußthäler mit angeschwemmtem fetten Boden (Bottom). In dem mittleren und nördlichen Theile von Texas findet man, von Osten nach Westen fortschreitend, einzelne gesunde Strecken zwischen den Flüssen Brazos und Colorado. Zwischen dem Colorado- und dem Guadelupeflusse und besonders nach Norden hin sind die gesunden Theile überwiegend, und das westlich von der Guadelupe liegende Land (im mittleren und nördlichen Texas) hat sogar einen Ruf wegen seines äußerst zuträglichen Klimas errungen. Dies ist das Ergebniß einer gewissenhaft vergleichenden Kritik der Berichte verschiedener Reisenden. Wir wollen uns nicht auf Kennedy beziehen; denn Kennedy hat eine zu offen ausgesprochene Vorliebe für Texas, und seitdem er sein Werk abgeschlossen, ist manches Jahr, reich an Erfahrungen in Betreff der Gesundheitszuträglichkeit, vorübergegangen. Ich will nicht die Mittheilungen der dem ehemaligen Adelsvereine als Beamte oder Mitglieder angehörenden Schriftsteller (Prinz Solms, v. Schütz, Bracht u. s. w.) als entscheidend anführen, weil man ihnen, obwohl in dieser Beziehung mit Unrecht, den Vorwurf zu starker Parteinahme für ihre im westlichen Texas liegende Kolonie machen könnte. Herrn Bromme's Urtheil entspricht dem unsrigen und im Ganzen auch dem jener Schriftsteller, und wenn Herr Bromme z. B. den hohen rollenden oder wellenförmigen Bezirk für gesund anerkennt, während Herr Bracht ihm nachsagt, daß er die Erzeugung von Gallenfiebern begünstige, und daß nur das Hügelland gesund sey, so scheint uns, daß eine Begriffsverwechselung dem Widerspruch zu Grunde liegt, und daß beide Herren sich ohne Zweifel verständigen werden, wenn sie gemeinschaftlich eine Gränze zwischen dem hohen, rollenden und dem Hügellande ziehen sollten. — Meine Aufstellung findet in dem kürzlich erschienenen Werke des Dr. Roemer, dem vortrefflichsten, welches die deutsche Literatur über Texas bis jetzt besitzt,*) ihre volle Bestätigung, wenn man die in der Einleitung des Buches mitgetheilten Wahrnehmungen über den allgemeinen Charakter des Klimas von Texas mit den im Werke zer-

*) Vgl. Nr. 4 ff. des Magazins von diesem Jahr. D. R.

streuten Berichten über die Eigenthümlichkeiten einzelner Orte vergleicht und bei einzelnen Beſtürzung erweckenden Ereigniſſen in den ungeſundeſten Theilen des Landes die von dem Verfaſſer angegebenen Quellen weiter verfolgt. Meine Aufſtellung findet ſchließlich ihre Beſtätigung in einer Aufklärung des Colonial-Magazine, welche daſſelbe bei Beſprechung eines neuen Werkes über Texas von Smith*) gegeben hat. Die wohlunterrichtete Redaction äußert ſich, wie folgt:

„Unſere Meinung iſt die, daß die Europäer ſich nicht in denjenigen Bezirken niederlaſſen ſollten, welche von dem unteren Lauf des Rothen, des Sabine- und des Trinity-Fluſſes bewäſſert werden, und in allen den Bezirken, welche innerhalb 150 (engl.) Meilen von der Küſte liegen. Jenſeits des Guadelupe, weſtlich und nordweſtlich, iſt das Land ohne Zweifel geſund, beſonders die Gegend um Gonzalez, San Antonio de Bexar und Auſtin. In dieſen Bezirken iſt die Luft einzig ſchön und trocken, und ſie gehören zu den ſeltenen Punkten der Erde, die von einer ſüdlichen Sonne erwärmt werden und keine Moskitos haben. Daſſelbe kann von den noch weiter weſtwärts liegenden Bezirken geſagt werden, die bis zum lieblichen Thale des Medinafluſſes ſich erſtrecken. Der Boden iſt von großer Fruchtbarkeit, und den größten Theil des Jahres kann man im Freien ſchlafen, ohne üble Folgen davon zu empfinden. Doch gerade an dieſen Stellen findet eine europäiſche Anſiedelung Hinderniſſe. Dieſer Theil des Landes iſt den Verwüſtungen der Indianer ausgeſetzt, und den Gefahren des Gränzerlebens kann ſich Niemand ausſetzen, der Familie hat."

Das heißt mit anderen Worten: durchſchnittlich geſund iſt das Land weſtlich der Guadelupe, durchſchnittlich ungeſund das innerhalb 150 Meilen von der Küſte und noch höher hinauf an den öſtlichen Flüſſen (Trinidad, Sabine und Red River).

Prüfen wir dagegen die einzelnen Theile in Bezug auf die Leichtigkeit des Erwerbes, ſo ſind dieſem die ungeſunden Theile günſtiger, als die geſunden.

Dem Bericht über Texas ſchließen ſich unbedeutende Nachrichten über Weſt-Virginien und Mineſota an.

Der fünfte Brief iſt aus Aſhville im weſtlichen Nord-Karolina, auch von einem Glücklichen, der unter auffallenden Verwahrungen und kräftigen Ausfällen gegen die Landſpekulanten nach langem Suchen „ein Kleinod" gefunden hat, „das bisher noch im Dunkeln verborgen lag." Das Kleinod wird ihm wahrſcheinlich Niemand rauben. Das weſtliche Nord-Karolina theilt die meiſten Vorzüge und Nachtheile mit dem angränzenden Oſt-Tenneſſee, wo es mit den deutſchen Anſiedlungen ebenfalls nicht vorwärts gehen will. An den Federn erkennt man den Vogel. Der Briefſchreiber empfiehlt Einwanderern, ſich einen Sklaven zu miethen oder zu kaufen, und preiſt das Glück der Negerſklaven, die auch ein „bisher im Dunkeln gelegenes Kleinod" dort gefunden haben müſſen, da ſeiner Meinung nach die meiſten von ihnen die Freiheit nicht geſchenkt nähmen. Länder, wo die Sklaverei herrſcht, ſind aber einmal Ackerbau treibenden freien Anſiedlern durchaus nicht zu empfehlen und dem Fortkommen derſelben ungünſtig, es ſey denn, daß andere beſonders günſtige Umſtände für deutſche Ackerbauer in das Gegengewicht fielen. Dazu gehören vor Allem die verhältnißmäßig geringe Zahl von Sklaven, die es möglich macht, die Sklaverei zu verdrängen und die ſchwarze Race zu abſorbiren oder auf einen anderen Boden zu verpflanzen, nächſtdem beſtehende, der Sklaverei abholde deutſche Niederlaſſungen von anſehnlicher Stärke, welche gegründete Ausſicht haben, ſich als deutſche erhalten zu können. Dieſe beiden Forderungen finden wir z. B. im weſtlichen Texas und im ſüdlichen Braſilien erfüllt. Tritt aber zu dieſen günſtigen Umſtänden nun noch der hinzu, daß die natürlichen Verhältniſſe eines ſolchen Landes bei einem vernünftigen Vertrage mit Deutſchland zu einem gegenſeitig vortheilhaften Waaren-Austauſch drängen, ſo liegt darin auch die Gewähr für die Erhaltung und Kräftigung der deutſchen Nationalität in dem Lande der Anſiedlung. Dieſen Vortheil gewährt die Coloniſation im ſüdlichen Braſilien, wenn ſie in der angegebenen Weiſe durch einen Vertrag zwiſchen Braſilien und Deutſchland geſchirmt wird. Dieſer fünfte Brief iſt der letzte aus Amerika. Alle fünf fließen von dem Glück über, das die Auswanderer in Amerika gefunden haben. Die vier deutſchen Auswanderungszeitungen theilen doch üble und gute Nachrichten ohne Ausnahme von den Auswanderern mit, mag auch die eine oder die andere einſeitigen Richtungen folgen. Der Nationalverein wird unter den Briefen, die an ihn gelangt ſind, gewiß auch ſolche haben, die minder Günſtiges berichten. Warum werden nicht auch derartige veröffentlicht? Aus dieſem Grunde kann jeder objektiv Urtheilende in dieſer Schrift nur eine von jenen erkennen, welche die Leute zur Auswanderung verlocken, indem ſie ihre Phantaſie mit den Herrlichkeiten, die ihrer jenſeits des Meeres warten, überfüllt und ihnen die Gefahren, durch die Viele zugrundegehen, verſchweigt. Wenn in den mitgetheilten Erzählungen Einzelne auch Ungemach erdulden, ſo war es kurz, und zum Ende ward ihnen die Hülle und die Fülle, und das entſcheidet. Ende gut, Alles gut. Für ein ſolches Wirken in der Auswanderungsfrage kann nur eine gewiſſe Gattung von Auswanderungsagenten und Ahrern Dank empfinden. So kömmt der Nationalverein in Leipzig in die Lage, die verderblichen Täuſchungen und Mißbräuche zu befördern, zu deren Bekämpfung er ſich gebildet hat.

Wir kommen jetzt zu dem werthvollſten Theile des Buches, den intereſſanten Mittheilungen des Generalkonſuls Stakemann in Adelaide. Eingeleitet ſind ſie durch eine Polemik und den Vorwurf der Verdächtigung gegen den anonymen Verfaſſer eines in der Rudolſtädter „Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung" erſchienenen Unſinns über Süd-Auſtralien, der ſich vor jedem einigermaßen geographiſch Gebildeten durch ſich ſelbſt richtet. Nun aber treibt der Humor des Zufalls wieder ſein luſtiges Spiel, denn des Nationalvereins Vorſtand ſcheint nicht zu wiſſen, daß der hart getadelte Verfaſſer dieſes Machwerkes kein Anderer, als der von ihm mit glühenden Farben gemalte und als Unterſuchungskommiſſarius für Texas beſtimmte Herr Trillitz von Nordeck iſt.

Arme Auswanderer! Herr Trillitz v. Nordeck iſt ein Schriftſteller wie Herr Auguſt Schultze, nur daß ſeine Phantaſie noch lebendiger und ſeine Urtheilskraft noch ſchwächer iſt. Dieſes Urtheil berührt nicht im Mindeſten ſeine perſönliche Ehrenhaftigkeit, wir kennen ihn nur als Schriftſteller und als Verfaſſer von Coloniſationsentwürfen. Zuerſt trat er bei den Berliner Behörden mit dem abenteuerlichen Entwurf einer deutſchen Kolonie in Patagonien auf; dann veröffentlichte er unter ſeinem Namen jenen Auſtralien zerſchmettern ſollenden Artikel in der eingegangenen „Berliner Zeitung" vom 21. und vom 24. Januar 1849 und gleich hinterdrein eine Broſchüre über Saõ Pedro do Rio grande do Sul, die ſüdlichſte Provinz Braſiliens. Auſtralien malte er als Hölle und Braſilien als Paradies. Im Beſitz jener ſtiliſtiſchen Ungeſchicklichkeit, die wir auch an Herrn Schultze zu bewundern Gelegenheit fanden, mußte ſeine Schilderung des Paradieſes falſche Vorſtellungen bei der Maſſe der Auswanderer erwecken, die in ihren Folgen dieſe leicht ins Verderben führen können. Ich rechne es mir zum beſonderen Verdienſte an, ſolchen falſchen Anſichten zuerſt mit Entſchiedenheit in der „Spenerſchen Zeitung" entgegengetreten zu ſeyn. Andere Zeitungen erhoben ihre Stimmen ebenfalls. Nach verunglückten Verſuchen, ſein Machwerk zu vertheidigen, verſchwand Herr Trillitz von Nordeck in Berlin aus der Oeffentlichkeit, wo er den Boden für ſeine Pläne verloren hatte. Wie wir ſehen, hat er ſich ein anderes Feld geſucht.

Indem ich hiermit dem Nationalverein in Leipzig*) ein Spiegelbild von Perſönlichkeiten vorhalte, die er berufen hat, ihm und ſeinem wohlthätigen Streben Ausdruck zu geben, weiß ich, daß ich dadurch die meiſten ſeiner ehrenwerthen Mitglieder augenblicklich unangenehm berühre, aber ich weiß auch, daß die meiſten mir nach ruhiger Prüfung Dank wiſſen werden. Eine jede Sache, ſo auch die unſrige, leidet mehr, als durch die Feinde, durch gefährliche Freunde, durch die falſchen eben ſo, wie durch die unberufenen. Und wie es das Waſſer nicht allein thut, ſo auch nicht der bloße gute Wille, ſondern die volle Kraft des Geiſtes.

England.

Das engliſche Drama der Gegenwart.**)

I. Thomas Noon Talfourd.

Die Geſchichte des Theaters in England bietet mehr als einen Punkt intereſſanter Betrachtung. Daß die Engländer einen weſentlich dramatiſchen Geiſt beſitzen, läßt ſich in Allem, was ihre Literatur nach den verſchiedenartigſten Richtungen hin hervorbrachte, nachweiſen. Ja, wir leben ſogar der Ueberzeugung, daß unſer ganzes modernes Drama überhaupt engliſchen Urſprunges iſt. Denn keineswegs entſtammt es der griechiſchen Tragödie, indem letztere eigentlich nichts Anderes als eine ſceniſche Epopöe genannt werden kann. Noch weniger gleicht unſer Drama der klaſſiſchen Kunſt der Römer, Italiäner und Franzoſen, und trotz der Behauptung Schlegel's und der romantiſchen Schule mag ich nicht zugeben, daß es die chevalereske Tragi-Komödie der Spanier unter ſeine Ahnen zähle. Allerdings finden wir in dem alten ſpaniſchen Repertoire eines ſeiner Haupt-Elemente, nämlich die Bewegung und die Leidenſchaft; unterſuchen wir indeß die Stücke Calderon's näher, ſo ſehen wir in ihnen als einen Grundtypus die faſt überall waltende Wiederholung gewiſſer traditioneller Masken, z. B. des Eiferſüchtigen, der Kammerfrau, des verliebten Kavaliers u. ſ. w. Das Intereſſe ſeiner Dramen beruht weniger auf der Skizzirung der Charaktere, als auf der Entwickelung und dem Ausgang der Handlung. Die Ereigniſſe ſind faſt unabhängig von der Individualität der Perſonen.

Ganz anders verhält es ſich mit unſerem Drama, indem hier jede Zufälligkeit möglichſt verbannt iſt und Alles von den Charakteren abhängt. Individuelle Wahrheit iſt ſein Hauptziel, während die Künſtler früherer Zeiten das Spezielle und Individuelle ſo viel als möglich zu verbannen ſtrebten. Unſer modernes Drama ſtellt ſich die Aufgabe, die menſchlichen Charaktere in all ihren Gegenſätzen und nothwendigen Entwickelungen auf der Bühne vorzuführen.

Dieſer poſitive Geiſt hat ſich in England faſt durchgängig in voller Geltung erhalten, und wenn der franzöſiſche Geſchmack auch eine Zeitlang ſeinen Einfluß ausübte, ſo war er doch nicht im Stande, die angeborne Natur zu unterjochen oder zu verwiſchen. Die neueren Bühnendichter Englands ſind mit klarem Bewußtſeyn zur Befriedigung der urſprünglichen Inſtinkte ihrer Nation zurückgekehrt.

Dennoch aber hat es die Gegenwart in England noch nicht zur Gründung einer eigenthümlichen theatraliſchen Schule gebracht. Das vorherrſchend dramatiſche Element, die Malerei der Individualitäten, iſt in den Roman und in die lyriſche Poeſie gedrungen. Es erſchienen allerdings fortwährend Dramen, und darunter nicht unbedeutende Leiſtungen; es gelang jedoch bis jetzt noch

---

*) An account of a journey through North Eastern Texas, undertaken in 1849 for the purposes of Emigration, embodied in a Report etc. etc. by Edward Smith, M. D., L. L. D., B. A. etc. London, Hamilton and Adams. Es wird von der Redaction des Col. Mag. als ein leichtfertiges Machwerk behandelt. Der Sun vom 21. Januar liefert einen Auszug.

*) Wir heben bei dieſer Gelegenheit noch hervor, wie höchſt ungeeignet es iſt, wenn ein philanthropiſcher Verein ſich mit dem Transport von Auswanderern und mit anderen Geldgeſchäften befaſſen will. Das muß er der von ihm zu überwachenden Privat Induſtrie überlaſſen. Von dem Augenblick an, wo ein ſolcher philanthropiſcher Verein in das Gebiet derſelben übertritt, iſt er ihr, wie lange er auch ſein Aushängeſchild halten kann, verfallen.

**) Nach einer Abhandlung von J. Millſand.

keinem Dichter, eine wahrhaft neue und lebenskräftige tragiſche Form zu finden. Es fehlt immer noch jenes Drama, welches im Stande wäre, unſere moderne Empfindungsweiſe mit den Anſprüchen der Bühne zu vereinbaren und eben ſo die Bedürfniſſe der Gebildeten, wie zugleich den Geſchmack des großen Publikums, zu befriedigen.

Ein großer Theil der neueren engliſchen Dramatiker wandte ſich in nachahmender Weiſe zu den erhabenen Muſtern des Eliſabethaniſchen Zeitalters zurück, und es fand dies beſonders in der Periode ſtatt, da Sheridan Knowles einige nicht unbedeutende Erfolge errang. Die Einen hielten ſich beſonders an die ſceniſchen Eigenſchaften in den alten Dramatikern und an ihre mächtigen Combinationen in der Entwickelung der Handlung, die Anderen zogen es vor, die Phantaſie und den pittoresken Zauber jener Poeſieen in die Gegenwart zu verpflanzen.

So allgemein und vorherrſchend dieſe Vorliebe nun auch jetzt noch im engliſchen Drama iſt, ſo muß man indeß doch nicht glauben, dieſe Poeſiegattung habe in England ganz und gar keine andere Beſtrebungen in den letzten Jahren zu Tage gefördert. Es exiſtiren vielmehr gegenwärtig vier oder fünf äußerſt talentvolle Dramatiker, welche entſchieden mit der Majorität gebrochen haben. Wenn es dieſen Männern trotzdem bisher noch nicht glückte, die nöthige Popularität zu erlangen, ſo lag dies hauptſächlich daran, daß ſie leider von einer Art innerer Tyrannei beherrſcht werden, welche ſie zwingt, den Erfolg nur auf eine gewiſſe, ganz in ihrer Perſönlichkeit bedingte Weiſe zu ſuchen. Es ſey uns geſtattet, hier drei derſelben einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, nämlich die Herren Talfourd, Marſton und Henry Taylor.

Talfourd iſt ein ausgezeichneter Advokat und verwendet nur ſeine Muſeſtunden, um der angebornen Neigung zur Poeſie zu gehorchen. Er hat daher nur wenige belletriſtiſche Werke ans Licht gefördert, darunter drei Tragödien. Als er ſein erſtes Stück ſchrieb, dachte er im Mindeſten nicht daran, es aufführen zu laſſen. Der berühmte Schauſpieler Macready jedoch erkannte den ſceniſchen Werth dieſes Werkes, brachte es auf die Bühne, und die von Beifall gekrönte Darſtellung erwarb dem Verfaſſer die verdiente Anerkennung. Das Stück führt den Titel „Jon".

Obgleich dieſes erſte Auftreten ſchon in das Jahr 1836 fällt, ſo muß man doch bis dorthin, d. h. bis zum Erſcheinen des „Jon", zurückkehren, um Talfourd in ſeinen Erfolgen, wie in ſeiner Eigenthümlichkeit, kennen zu lernen. In der Tragödie „Jon" iſt nur der Titel und die Haupt-Situation des Helden dem alten Werke des Euripides entlehnt. Wir befinden uns in Argos zur Zeit, als eine fürchterliche Peſt wüthet; die Götter ſtrafen die Stadt für die Ruchloſigkeit ihres Königs, und während die Greiſe im Tempel des Apollo um Abwendung des Uebels flehen, treibt der ſchweigeriſche Adraſtes, welcher ſeinen Untergang vor Augen ſieht, inmitten prunkender Feſte den Schlägen des Geſchickes. Inzwiſchen verkündet das Orakel, Argos werde nicht eher vom Himmel Gnade erhalten, bis das ganze Geſchlecht ſeiner Fürſten vertilgt worden. Mehrere Jünglinge verſchwören ſich gegen das Leben des Tyrannen Adraſtes, unter ihnen auch Jon, der junge Adoptivſohn des Oberprieſters. Der Wille des Schickſals beſtimmt Letzteren zur Vollſtreckung des Mordes an Adraſt. Da Jon eben im Begriff iſt, die That zu vollziehen, erfährt er, daß Adraſtes ſein Vater ſey. Während er zögert, führt ein anderer der Verſchworenen den tödtlichen Streich. Noch aber ſind die nöthigen Opfer nicht vollzählig; denn Jon gehört ja ebenfalls zu dem vom Himmel verdammten Geſchlechte. Damit Argos von der Seuche befreit werde, muß auch er untergehen, und er bietet ſich ſelbſt, während das Volk ihn als König begrüßen will, auf dem Altar den Göttern zum Opfer dar.

Die von dem Dichter gewählte Form iſt, wie man ſieht, durchaus nicht neu. Hierauf beruht auch ſeine Originalität keineswegs. Es iſt überhaupt nicht recht zu ſagen, wo ſelbige bei ihm zu finden, und doch liegt in ſeinem Werke eine gewiſſe Friſche und Urſprünglichkeit, kurz, Etwas, was ſich nicht auf dem Wege des Verſtandes und der Logik deduziren läßt, Etwas, was die Natur allein nur ſchaffen kann. Dieſes Etwas iſt die Perſönlichkeit Talfourd's, ein gewiſſer begeiſterter Aufſchwung nach der Höhe der ſittlichen Schönheit. Durch das ganze Werk athmet eine edle Ruhe, und man wird bei Leſung deſſelben in eine Stimmung verſetzt, wie man ſie bei dem Gedanken an eine edle That empfindet. Der ganze Charakter des jungen Helden namentlich iſt von einer wahrhaft durchſichtigen Reinheit, die uns im höchſten Grade anzieht.

Wir könnten nun fragen, ob dem Verfaſſer in ſeinem Helden das griechiſche Ideal vor Augen geſtanden habe. Jon iſt bei ihm der Typus der in ihrer Ueberzeugung unerſchütterlichen, mit edler Milde gepaarten Feſtigkeit: der junge Held ſchöpft ſeine Kraft aus der angebornen Güte und aus der Reflexion, welche ſich des Lebens und ſeiner Freuden in voller Empfindung bewußt iſt, dabei aber keinen Augenblick zögert, Alles dem Gebote der Pflicht zu opfern. Daß dies keine rein antike Anſchauung iſt, bedarf keines weiteren Beweiſes, um ſo weniger, als Talfourd ſich ſelbſt die Differenz zwiſchen ſeinem Werke und dem Charakter des Griechenthums durchaus nicht verheimlichte. Er fand, wie er eingeſteht, die Aufgabe einer Reproduction der alt-griechiſchen Denk- und Empfindungsweiſe weit über ſeine Kräfte. Ob der Verfaſſer aber bei dieſem Bewußtſeyn recht daran that, ſich dennoch einen antiken Vorwurf zu wählen, iſt eine andere Frage, und hiermit berühren wir den Punkt, in welchem ſich die Ausſtellungen, die wir an Talfourd zu machen haben, konzentriren. Von einem Werke, welches uns in die Zeiten des alten Hellas zurückführt, müſſen wir durchaus hiſtoriſche Treue verlangen, und das glücklichſte Streben nach der antiken großartigen Einfachheit und Symmetrie kann uns durchaus nicht über den Mangel an antiker Anſchauung tröſten. Wir huldigen, während wir dies ausſprechen, keinesweges einer bloßen antiquariſchen Sucht; wir glauben nur, daß es gerade für uns Neuere von hohem Intereſſe ſeyn würde, wenn uns ein Dramatiker, vom Standpunkte unſerer modernen Einſicht aus und im Hinblick auf die Anforderungen und Bedürfniſſe des gegenwärtigen Lebens, die geiſtigen Motive im Dichten und Trachten der alten Griechen verführen und die ſeltſamen, obwohl gewiß nur ſcheinbaren Widerſprüche in den Anſchauungen jener wunderbaren Welt in lebendiger Geſtaltung löſen wollte.

Die im „Jon" eingeſchlagene Richtung Talfourd's wiederholt ſich gleichfalls in ſeinen beiden anderen Tragödien: „der Gefangene von Athen" und „das Blutbad von Glencoe"; und wiewohl letztere dem Stoff nach der modernen Welt angehört, ſo verleugnet ſich doch in der Behandlung nirgend der gräziſirende Ton. Talfourd tritt ſomit gewiſſermaßen in die Fußſtapfen Addiſon's und Racine's und giebt der Poeſie ein Ziel, an welches Sophokles niemals gedacht hat. Anſtatt ganz naiv die Menſchen ſo darzuſtellen, wie er ſie um ſich her oder in der Tradition erſchaute, will er vielmehr ein ſymboliſches Schönheits-Ideal zur Geltung bringen. Sein Ideal iſt freilich nicht mehr das der Klaſſiker des vorigen Jahrhunderts, und das Schöne, welches ihn anzieht, beruht keineswegs auf den ceremoniöſen Wendungen und der ariſtokratiſchen Haltung der Genannten, ſondern vielmehr auf dem Weſen der dargeſtellten Empfindungen ſelbſt: dennoch aber beſitzen ſeine Conceptionen immer nur ein abſtraktes und metaphyſiſches Leben. Wenn er auch an manchen Stellen Seele, wahres Pathos und echt natürlichen Ausdruck zeigt, wie z. B. in der Scene, wo Jon vom Leben Abſchied nimmt, ſo kömmt doch immer bald wieder, wie hier in der darauf folgenden Scene, das Syſtem zum Vorſchein, und Jon, der Typus der moraliſchen Erhebung, ſpricht nicht mehr wie ein Menſch, ſondern eben wie die moraliſche Erhebung ſelbſt. Ganz in gleicher Weiſe bewähren ſich ſeine übrigen Perſönlichkeiten: es ſind weder Griechen, noch Römer, noch irgend andere wirkliche Menſchen, ſondern Gattungs-Embleme. Namentlich iſt dies in ſeinen beiden letzten Stücken der Fall. Der Hauch, welcher noch den „Jon" durchwehte und beſeelte, iſt hier verſchwunden: man erblickt darum weit deutlicher den inneren Organismus der Behandlung, und das Gekünſtelte, ſo wie die faſt durchweg herrſchende Emphaſe, kömmt zu Tage. Der Stil unſeres Dramatikers charakteriſirt ſich durch eine ſtete Feierlichkeit, durch jene ideellſchöne Redeweiſe, welche die Präziſion vermeidet, und die das, was ſie ſagen will, unter einem Schmuck verbirgt, welcher keineswegs dazu dient, die vom Dichter empfundenen feinen Gefühlsnüancen zu malen, ſondern einzig und allein um der Herkömmlichkeit und des guten Tones willen ſeine Anwendung findet. Nichtsdeſtoweniger hat Talfourd ein ziemlich allgemeines Intereſſe erregt, wahrſcheinlich darum, weil die Literatur bei ſeinem Auftreten vielleicht gerade einen Augenblick das Bedürfniß einer, ſo zu ſagen, ruhigeren Kunſt empfand. Schwerlich jedoch wird ſeine Manier eine neue Schule gründen. Ein Idealismus, wie der ſeine, iſt zu wenig fruchtbringend für den modernen Geiſt und ſteht überdies auf dem Sprunge, den Charakter der angelſächſiſchen Race völlig zu verleugnen. Der Angelſachſe konſtruirt ſich niemals ein Ideal, um daran hangen zu bleiben, er ſchreitet ſtets vorwärts und wendet alle ſeine Kräfte an, zu beobachten und ſich Rechenſchaft von ſeinen Beobachtungen zu geben. Das Schöne im Sinne des Griechenthums hat ſich zu keiner Zeit bei den Germanen einbürgern können. Es ſcheint, als ob die großen Linien des Parthenons und die majeſtätiſche Einheit der Athenienſiſchen Tragödien für ihre neugierige Thätigkeit zu raſch erſchöpft wären. Sie haben in der Poeſie, wie in der Baukunſt, ſtets das Zuſammengeſetzte geſucht; ſie ſehen es in ihrem Leben vor ſich und wollen es daher auch in den Bildern deſſelben wiederfinden.

Spanien.

Madrid und ſeine Bewohner.

Frei nach den Zuſammenſtellungen von Pascual Madoz.

III. (Schluß.)

Die Zunahme der Bevölkerung und demgemäß auch der Conſumtion, welche ſich für Madrid aus ſeiner Umgeſtaltung in einen induſtriellen und kommerziellen Mittelpunkt ergeben muß, wird früher oder ſpäter auf ſeinen Ackerbaubetrieb zurückwirken. Die Unfruchtbarkeit der nächſten Umgegend iſt nur eine ſcheinbare. Ueberall, wohin man ſich ein wenig Waſſer zu leiten beſtrebte, iſt von ſelbſt eine prachtvolle Vegetation aufgeblüht, und an Waſſer fehlt es hier wahrhaftig weit weniger, als man glaubt. In den niederen Gegenden findet man es faſt unmittelbar unter dem Boden, und ganz geringe Bewäſſerungsmittel dürften hinreichen, dieſes Tiefland in Gärten zu verwandeln. Und was die Fruchtbarmachung der höheren Plateaus betrifft, ſollte es da nicht möglich ſeyn, mit wenigen Unkoſten die zahlreichen Waſſerleitungen zu benutzen, welche aus einem Umkreiſe von zehn bis zwölf Meilen die 137 Fontänen Madrids mit dem nöthigen Waſſerbedarf verſehen müſſen? Fügen wir hinzu, daß eine ſeit mehreren Jahren ſchon beſtehende Geſellſchaft die Abſicht hat, den kleinen Kanal von Guadarrama zu vollenden, welcher für die Bewäſſerung von mehr als 30,000 Quadrat-Metres Terrain an den Thoren Madrids ſelbſt ſorgen wird.

Die intellektuelle Zukunft Madrids kündigt ſich noch glänzender an, als ſeine materielle Zukunft. Die Revolution hat, indem ſie die großen Univerſitäten der Provinz zerſtörte und ihre Trümmer, d. h. Tauſende aus der Bahn geworfene, geiſtig entwickelte Exiſtenzen, nach der Hauptſtadt trieb, die literariſche und wiſſenſchaftliche Oberhoheit, welche Madrid ſeit faſt dreihundert Jahren der Anweſenheit des Hofes verdankte, ſehr beſtimmt bezeichnet und ausgeſprochen. Madrid zählt gegenwärtig ſiebzehn Akademieen oder ähnliche Sozietäten. Es giebt ſomit allerdings ſehr viele Akademiker! Man ſey indeß froh, daß Madrid unter den mannigfachen Manien gerade eine beſitzt, welche einen auf das Geiſtige gerichteten Geſchmack des Publikums verräth. Wo ſich ein

in tiefen Schlaf und erwachte erſt mit Tagesanbruch. Ich ſtand auf, löſchte das Licht aus und ging zu meinem Gefährten. Nach dem Frühſtück hielt er mir im ernſten Tone meine Fahrläſſigkeit vor, dem ich mit Scherz begegnete; jedoch iſt mir ſpäterhin das Ende ſeiner damaligen Rede: „Wenn durch unſere Unachtſamkeit ein Schiff an den Felſen, die uns umgeben, ſcheitert, ſo kann uns der Tod jedes einzelnen Menſchen zum Verbrechen angerechnet werden, und wir ſind die Mörder!“ durch ſehr tragiſche Umſtände wieder lebhaft vor die Seele getreten. Damals machten indeſſen ſeine Worte keinen Eindruck auf mich; ich haßte ihn mehr, denn je. Doch wir ſollten an dieſem Tage einen neuen Streit haben. Ich hatte mehrere Gläſer Grog, nicht ſowohl aus Bedürfniß, als vielmehr um mich zu zerſtreuen, getrunken. Der Schotte merkte dies, verſchloß daher den Schrank, in dem unſere geiſtigen Getränke verwahrt wurden, und nahm den Schlüſſel zu ſich. Ich that, als ob ich es nicht bemerkte; als ich aber trinken wollte, bat ich ihn höflich um den Schlüſſel: er ſchlug ihn mir ab, indem er ſagte, er werde mir jetzt jeden Tag ſelbſt meine beſtimmte Portion geben. Dies ſagte mich in Harniſch; ich faßte ihn am Arm, um ihn zur Herausgabe zu zwingen; aber ehe ich mich deſſen verſah, warf er den Schlüſſel ins Meer. „„Ihr wolltet Gewalt anwenden““, ſagte er mir barſch, „„da Ihr der Jüngere und Stärkere ſeyd. Da habt Ihr die Folgen Eures ſchlechten Betragens! Ihr werdet nun keinen Tropfen Grog mehr haben, wenn Ihr nicht das Schloß erbrechen wollt: ich wenigſtens würde es Euch widerrathen, da dieſes Euch ſonſt anklagen könnte. Ich werde es nicht thun, wenn Ihr ruhig ſeyd; denn ich bin kein Denunziant.““ — Ich gab dem Alten einen heftigen Schlag, und von dieſer Stunde an waren wir die bitterſten Feinde. Ich wagte in der That nicht, das Schloß zu erbrechen, ſondern verſuchte alle Schlüſſel, aber ohne Erfolg.

Der Zorn hinderte mich, über meine Lage nachzudenken: ich wachte bis Mitternacht, verſchloß mich dann in meine Kammer und ſchlief ein. Aber nachdem ich zwei oder drei Tage in einem ſtets ſteigenden Trübſinne zugebracht hatte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß meine Lage unerträglich wäre. Meine Gedanken ſchweiften wirr herum, ohne daß ich ſie auf einen beſtimmten Gegenſtand hätte fixiren können; meine Stimme erſchreckte mich, wenn ich ſingen wollte, durch ihren hohlen, düſteren Ton, meine Spieldoſe widerte mich an: mein Zuſtand war beklagenswerth. Ich war geiſtig und körperlich zu einer furchtbaren Ruhe verdammt, denn der enge Thurm umſchloß mich wie ein Käfig. Während die anderen Menſchen mit Ihresgleichen verkehren können, dachte ich, muß ich hier einſam mein Leben hinbringen und habe nichts als den eintönigen Wellenſchlag des Oceans und die Ausſicht auf die unermeßliche Fluth zu meiner Zerſtreuung. Dieſe und ähnliche Gedanken vermehrten nur meinen Schmerz, und ich weinte bisweilen wie ein Kind, aber die Thränen gewährten mir keine Erleichterung. Jeder Tag ſchien mir eine Ewigkeit zu ſeyn, und wenn er ſich zu Ende neigte, fühlte ich keine Befriedigung, denn der folgende erneute ja nur meine Qualen. Ich hatte meine Uhr an einen Nagel aufgehängt, um beſſer die Flucht der Zeit wahrzunehmen; aber es kam mir vor, als ob ſich die Zeiger nicht von der Stelle bewegten. Ich ließ nun wohl einige Zeit vergehen, ohne hinzuſehen; allein wenn ich lange genug gewartet zu haben glaubte und hinblickte, merkte ich zu meinem größten Schmerz, daß nur wenige Minuten verſtrichen waren. Das Tictack widerte mich immer mehr an; wohin ich auch die Uhr legte, überall hörte ich ihren Schlag, und endlich zerbrach ich ſie in einem Anfall von Zorn.

Ich hatte gehört, daß oft neugierige Reiſende den Leuchtthurm beſuchten; ich erwartete ſie mit Ungeduld; aber Niemand erſchien während meines Aufenthalts zu Edyſtone. Meine Tage verfloſſen ſo einförmig, daß ich nichts über ſie ſchreiben könnte, ſelbſt wenn ich es wollte. Die tödtliche Langeweile, die ich empfand, ließ mich endlich den Widerwillen gegen meinen Gefährten überwinden, und ich ermannte mich, ihn zu fragen, ob er mit mir ein wenig Karten ſpielen wollte.

„„Karten ſpielen? Was ficht Euch an!““ rief der alte Schotte. „„Wißt Ihr nicht, daß alle Hazardſpiele eine Erfindung des Teufels ſind? Sollte ich mein Seelenheil für einen ſolchen Zeitvertreib aufs Spiel ſetzen? Das verhüte Gott!““

Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet; der Alte wurde mir nun vollends unerträglich. Er hätte mir mein Loos erleichtern können, wenn er weniger mürriſch geweſen wäre. Ich ſchwur ihm ewige Feindſchaft und verabſcheue noch heute ſein Andenken, denn er war mein böſer Dämon. Oft war ich nahe daran, mein Leben gewaltſam zu enden, aber immer hielt mich die Hoffnung auf die Verbeſſerung meiner Lage zurück. Dieſe verſchlimmerte ſich jedoch mit jedem Tage: ein langſames Fieber verzehrte mich, Ohnmachten und beſtändiger Schwindel trieben mich völlig auf. (Schluß folgt.)

Das engliſche Drama der Gegenwart.

II. Henry Marſton.

Auch Marſton wurde durch Macready eingeführt und gilt gegenwärtig, da Knowles' Ruhm bereits der Vergangenheit angehört, für den bedeutendſten Vertreter des wirklichen Bühnen-Dramas. „Die Patriziertochter“, — ſo hieß ſein erſtes mit vielem Beifall gekröntes Stück — iſt die Geſchichte eines Poeten von niedrigem Herkommen, welcher ſich in eine junge Patrizierin, die Tochter des Grafen von Lynterne, verliebt, von dem ſtolzen Vater abgewieſen wird und ſpäter, nachdem er ſich den Ruf eines großen Parlamentsredners erworben, ſeinerſeits die ihm nun von dem Grafen angebotene Verbindung mit ſeiner Tochter abweiſt. Noch ſpäter jedoch entdeckt Mordaunt (dies iſt der Name des Poeten), daß Lady Mabel durchaus keine Schuld bei der ihm ehedem zugefügten Beleidigung trage, und als der Graf, um ſeine todtkranke Tochter zu retten, ſich ſo weit erniedrigt, ſie ihm von neuem anzubieten, hat Lady Mabel gerade nur noch Zeit, ihm zu verzeihen.

Wie man erkennt, iſt die Grundidee dieſes Dramas ziemlich naiv gefaßt: es iſt einfach die Verherrlichung des Genies, wie man es mit achtzehn Jahren anſieht, d. h. des Genies, welches einzig und allein darum, weil es Verſe träumt, ſich zu Allem berufen fühlt, von der blinden Welt aber mit Mißachtung zurückgewieſen wird. Die beiden anderen Dramen Marſton's ſind im Verhältniß zu ſeiner „Patriziertochter“ ein bedeutender Fortſchritt, bewegen ſich indeß ganz und gar in derſelben Bahn. Sie führen die Titel „Herz und Welt“ und „Strathmore“. In allen dreien herrſcht eine Antitheſe verwandter Natur. Für unſeren Dichter heißt: ein Drama konzipiren, nichts Anderes, als: den Kampf zweier Prinzipien konzipiren. Sein poetiſcher Inſtinkt iſt völlig manichäiſtiſcher Natur.

Marſton denkt weder an die Nachahmung der Griechen, noch an die Shakeſpeare's. Bei ihm iſt die Empfindung der Leidenſchaft das Vorherrſchende. Er ſchreibt aus vollem Herzen, er iſt zuweilen mächtig und immer intereſſant und hinreißend: ſeine Begeiſterung jedoch hat, das können wir nicht verſchweigen, viel von jener Jünglingsgluth, welche Alles in plötzlicher Heftigkeit ergreift, weil ſie nur das Echo deſſen iſt, was man beim erſten Anblick empfindet, der Eindrücke, die man empfängt, ohne daß man ſich erſt damit beſchäftigt, die Dinge des Lebens näher zu ſtudiren. Ueberhaupt verräth ſich die Jugend bei Marſton überall. Das Daſeyn beſteht für ihn ganz und gar im Kampfe, d. h. in der Thätigkeitsäußerung, welche vorzugsweiſe den nach Abenteuern und Aufregung begierigen Geiſt, den Geiſt der Jugend, anlockt. Sein Ideal iſt das der jungen Völker und jungen Naturen: es iſt nicht die Weisheit, welche alle Fähigkeiten unſeres Weſens unter ſich zu verſöhnen ſtrebt, es iſt die Aufopferung, die Energie, welche dem Unmöglichen trotzbieten und ſich darin gefällt, die Natur zu unterjochen, ihr wider ihren Willen das Geſetz eines edlen Stolzes aufzuzwingen. Während Talfourd in gemeſſener Rhetorik einherſchreitet, entbehrt Marſton dagegen nur oft allzu ſehr der Mäßigung und ſtürmt mit dem wilden Feuer eines Zwanzigjährigen dahin. Nichtsdeſtoweniger herrſcht zwiſchen beiden Dichtern mehr als eine Analogie. Beide ſtreben nach Einfachheit und Einheit in der Dispoſition ihrer Werke. Jede ihrer Compoſitionen geht ganz und gar darauf aus, eine einzige Figur, eine einzige Conception, eine einzige Empfindung in den Vordergrund zu ſtellen. Uebrigens ſind Beide gleich weit von der wahrhaft dem Inneren des Menſchengeſchlechtes entronnenen Tragödie entfernt geblieben. Sie ſind keineswegs Lebende, welche ſich unter die Lebenden miſchen, welche unaufhörlich die Mittel und Wege derſelben ſtudiren, und in deren Buſen alles Treiben und alle Regungen menſchlichen Seyns wiederhallen. Der Eine ſteht jenſeits, der Andere dieſſeits des Lebens. Erſterer gemahnt uns an einen etwas abgeſpannten Denker, welcher beobachtet hat, welcher die Welt kennt, ſie aber vergeſſen will, um ſich über etwas zu unterhalten, was er nie getroffen zu haben bedauert, und um ſich Viſionen vorzuführen, in denen er die Wirklichkeit korrigirt. Bei Letzterem glaubt man die Wallungen eines Herzens zu vernehmen, welches, ehe es die Welt kennen lernt, ſelbige mit ſeinen innerſten Bedürfniſſen im Einklang träumt. Man könnte ſeine Poeſie nicht mit Unrecht die „Metaphyſik der Sehnſucht“ nennen. Auch dürfte Marſton wohl von Beiden noch der am wenigſten „körperliche“ ſeyn. Eine jede der Perſonen Talfourd's iſt wenigſtens das Reſumé gewiſſer, einer weiten Klaſſe menſchlicher Individuen gemeinſamen Züge. Die Helden Marſton's dagegen ſind nur ſittliche Prinzipien unter allegoriſcher Form.

Man muß indeß gerecht ſeyn: Marſton hat in einer beſtimmten Hinſicht dennoch überhaupt einen Fortſchritt gemacht. Während die dramatiſchen Dichter rings um ihn her alle mehr oder minder der Ueberzeugung ſchienen, daß das Drama ganz und gar auf die alten Pfade zurückkehren müſſe, hat er wenigſtens gefühlt, daß unſere häuslichen Sitten und unſer mehr konzentrirtes Leben ebenfalls ihre Aufopferungen, ihre Kämpfe und ihren Heroismus beſäßen, allerdings nicht in ſo ſtürmiſcher und offen hervortretender Form, wie in der Vergangenheit, jedoch in tauſendmal mannigfacherer und der Poeſie nicht minder würdiger Geſtaltung. Er erwarb ſich das Verdienſt, mit Scharfblick und ganz richtig geſehen zu haben, wo dieſes neue Drama lag, und dazu gelang es ihm auch noch, was nicht weniger hochzuſchätzen, uns mächtig für die ſittlichen Phänomene, die ſich am häufigſten nur in der Converſation verrathen, zu intereſſiren; dennoch muß ich um der Gerechtigkeit willen eingeſtehen, daß ich in ihm nicht die Anlage und Art und Weiſe des wahrhaft dramatiſchen Genies finde. In ſeinen Stücken treten Geſtalten auf, welche wohl, in gewiſſer Hinſicht, eigenthümliche Conceptionen oder, um mich ſchärfer auszudrücken, gleichſam ein Kommentar und eine Ueberſetzung ſeyn können, die der Dichter uns von dem Sinn der im Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Nation aufgefaßten Worte „Liebe“ und „Pflicht“ zu geben verſtand; allein vergebens möchte man in ſeinen Stücken das ſuchen, was nach der Anſchauung ſeiner Zeit und ſeiner Nation das eigentlich unterſcheidende Merkmal und Zeichen der wirklichen Welt iſt, die unendliche Mannigfaltigkeit und das bunte Durcheinander ſich widerſprechender und kreuzender Bewegungen, welche aus dem Zuſammenſtoß einer Maſſe genau charakteriſirter Weſen hervorgehen, von denen ſich nicht zwei gleichen und nicht eines mit den abſtrakten Typen unſerer Claſſificationen übereinſtimmt. Und wollte er ſelbſt nach und nach alle guten und ſchlechten Eigenſchaften, die irgend in unſerem Lexikon einen Namen tragen, perſonifiziren, ſo würde er, wie man wohl fühlt, nichtsdeſtoweniger ſeine Quellen bald erſchöpft haben. Die Eigenſchaft des wahren dramatiſchen Dichters beſteht unſeres Erachtens gerade darin, durchaus kein gattungliches Ideal zu haben und nicht zuerſt in ſeinem Geiſte z. B. die Liebe oder die Eitelkeit *im Allgemeinen* feſtzuhalten, ſondern ganz im Gegentheil für alle Eindrücke offen zu bleiben, Alles zu bemerken, ohne irgend abzuurtheilen oder etwas zu verachten, mit Einem Wort, kein Ding oder Weſen treffen zu können, ohne

daß die Eindrücke, welche er davon empfängt, ein ideales Modell dieser besonderen Wirklichkeit, eine ganz speziell typische, nur diesem einen Dinge und Wesen zukommende Auffassung in ihm erzeugten und bildeten. Diese Eigenschaft des Genies, welche stets bei seiner Lektüre oder bei seinem Umgange mit den Menschen passiv thätig ist, fehlt Marston gänzlich. Er ist ein lyrischer Poet, ein leidenschaftlicher Moralist; die Gesetze seines Geistes sind nicht die jener Organisationen, welche die Gabe empfingen, in unerschöpflicher Fülle, wie die Natur, neue Formen und Combinationen zu schaffen.

Süd-Amerika.

Sitten und Zustände in Lima.

Aus den Seereise-Skizzen des amerikanischen Arztes Dr. Wood*) dürften einige über Lima das Interesse unserer Leser vorzugsweise ansprechen, da das gesellschaftliche Leben in diesem Theile Süd-Amerika's verhältnißmäßig wenig oder vielmehr noch gar nicht bekannt ist. Wir lassen unseren Reisenden selbst sprechen:

Ein Picknik in Lima.

Der Besitzer eines Landgutes in der Nähe von Callao hatte uns zum Frühstück geladen. Am frühen Morgen des dazu bestimmten Tages eilten wir zu Pferde auf den Schauplatz des Mahles. Hier fanden wir schon einen Theil der Gäste und die Familie unseres Wirthes: Frau, Großmutter, Kinder, bis auf die erwachsenen Töchter, die noch der Messe beiwohnten. Vorbereitungen im ausgedehntesten Maßstabe waren bereits im Gange: zwei Schafe lagen zum Braten bereit, und ganze Stöße gerupften Geflügels harrten des Koches weiterer Befehle, der indeß an einer offenen Feuerstelle mit der Bereitung des „Caldo" in einem unermeßlichen Geschirr vollauf beschäftigt war. Dieses Caldo, eine Art Kraftbrühe, das, nach dem Kenner-Urtheil eines eingebornen Feinschmeckers, den Magen erwärmt und ihn zur Aufnahme der Speisen in gehörigen Stand setzt, ist der erste und unerläßliche Bestandtheil eines peruanischen Imbisses. Unter den Vorräthen bemerkte man eine reiche Auswahl von Weinen, Flaschen Liqueur, und, als Zeugniß yankischen Einflusses und einer Art Huldigung gegen yankischen Geschmack, fehlte es auch nicht an Pfeffermünze, Branntwein und Eis. Das letztere wird als gefrorner Schnee von den Anden geholt und in Dünger aufbewahrt. — Wir befanden uns auf einem Bareplatz, wo zur Bequemlichkeit der Badenden eine Reihe kleiner Zimmer aus Matten aufgeführt war. Zu dem Zwecke des Tages hatte man die Zwischenwände entfernt und so das Ganze in einen schattig behaglichen Eßsaal umgeschaffen. Noch überschauten wir die viel verheißenden Vorarbeiten, als die erwarteten jungen Damen auf ihren Rossen ansprengten. Ihr Kostüm unterschied sich von dem unserer Frauen nur durch den breitkrämpigen Guayaquil-Hut, dessen Kopf, der ganzen Höhe nach, von einem gestreiften Bande umwunden und mit einer gewaltigen Schleife an der Seite geschmückt ist. Der weitbauchige Caldo-Topf ward nun vom Feuer genommen, auf das eine Ende des Tisches gesetzt, und das Frühstück begann. Offenbar mußten die Grundsätze der Mäßigkeitsvereine diesen Theil unseres Erdballs nimmer berührt haben; denn Wein und Liqueur schienen ein unentbehrliches Element des Frühstücks: nicht für das starke Geschlecht allein, auch das zarte langte herzhaft zu. So oft ich einer Dame zutrank, wurde mir aufs bereitwilligste Bescheid gethan. Ich fühlte mich in peinlicher Verlegenheit; denn es gilt als Ungeschliffenheit, etwas Angebotenes bei Tische zurückzuweisen, und doch konnte diese Artigkeit, zu weit ausgedehnt, verderbliche Folgen haben. Ich half mir, so gut ich vermochte, und nahm öfter zu der minder drastischen Weinflasche Zuflucht. Von der Höflichkeit bei Tische, sich gegenseitig mit Leckereien zu bewirthen, wird häufig Gebrauch gemacht. Eine Dame steckt einen auserlesenen Bissen auf ihrem Teller an die Gabel und reicht ihn einem begünstigten Tischgenossen, und dieser kann die ihm erwiesene Ehre nicht besser würdigen, als daß er eilig ein Gleiches thut. Diese Sitte scheint ein Ersatz für das Anstoßen zu seyn. — Nach dem Frühstück brannten Herren und Damen ihre Zigarren an, und diese dampften mit dem Anstand und der Lust eines alten Schmauchers. Die Gesellschaft wollte den Tag im Freien verleben und den Abend mit einem Tänzchen in des gutherzigen Wirthes „Chacra" beschließen; leider nöthigte uns der Dienst, bald nach der Beendigung des Mahls Abschied zu nehmen.

Oeffentliche Gebäude in Lima.

Kein einziges bietet irgend Bemerkenswerthes dar. In den unterirdischen Gewölben der Kathedrale wird ein verwester Körper als der Pizarro's gezeigt; allein quien sabe! (wer weiß es?) Die Räume der Inquisition sind jetzt vergitterte Kerker für die schwersten Verbrecher. Die Krankenhäuser sind unermeßliche Behausungen für Schmutz, Siechheit und Elend. Ein einziger Besuch in einer dieser Anstalten, wo Wahnsinnige massenweise, gleich wilden Thieren in ihren Käfig, in einen Hofraum zusammengesperrt sind, läßt einen unverwischbaren Eindruck tiefsten Abscheus zurück. Die einzige saubere und bequeme Stiftung zu Lima, in die mich mein gutes Geschick führte, ist das Findelhaus. Neugeborne, deren Aeltern unbekannt sind, werden in ihrer Wiege auf die Mauer der Anstalt hingesetzt; man nimmt sie sofort auf und verpflegt sie aufs sorgfältigste.

Ein Museum.

In demselben Gebäude befanden sich ein Museum und eine öffentliche Bücherssammlung, zu der der Zutritt zweimal wöchentlich frei ist. In dem Museum sind lebensgroße Bilder der fünfundvierzig Vice-Könige, mit Pizarro beginnend. Interessant ist hier der Wechsel der Kostüme durch den Verlauf der Zeiten. Zuerst kommen die schwarzen Gewänder und die hohen Steifkragen; dann zeigt sich die Stickerei in stets wachsender Fülle, bis die Röcke der alten Dons ganz bedeckt davon sind, während Wamse, Hosen und Strümpfe im lustigen Hellroth schimmern. Allmälig verschwindet sie bis auf eine schmale Verbrämung, und nur die Hosen glänzen noch in der Purpurfarbe. Von den alten Vice-Königen wenden wir uns zu den Resten der viel älteren und vielleicht sittlich größeren Indianer, zu den Mumien der Urbewohner, kann seyn, der Inkas selbst. In derselben Stellung, wie sie aus ihren Gräbern genommen worden, sitzen sie, uns anstierend, in ihren Glasbehältnissen, die Schenkel nach dem Körper zu gebogen, die Beine gekreuzt und an die Schenkel gedrückt, die Arme über die Brust gelegt, die Ellenbogen ruhen auf den Knieen, und das Kinn wird von den Händen gestützt. In diesem Museum ist auch eine Menge „Huacos", Geräthe und Bilder von Thon, Gold und Silber, aus alten Grüften hierher gebracht. — Die Bibliothek enthält etwa 26,000 Bände, angemessen geordnet, worunter manches schätzbare Buch.

Markt-Scenen.

Auf dem Marktplatze bemerkte ich einen jungen Menschen, in die graue Kutte der Barfüßer gekleidet, der einen ungeheuren Korb trug und ihn mit maschinenartiger Gleichgültigkeit vor jeden Haufen von Früchten oder Gemüsen hinsetzte. Kaum warf er einen Blick auf die Verkäuferin — in der Regel eine „Cholo" oder Indianerin — und sie merkte einige Minuten eben so wenig auf ihn, dann griff sie nach der kleinsten Patate oder schnitt eine Scheibe von einem Kürbis und warf die Gabe mit augenfälligem Widerstreben in den Korb. — Ich folgte diesem Sammler eine Zeitlang, und Jedermann schien es darauf anzulegen, ihn einige Minuten warten zu lassen, während er mit wohlgeübter Geduld sich in den Aufschub fügte. Kein Wort ward zwischen den Betheiligten gewechselt.

Zu Nutz und Behagen der Limaner fließen die Gewässer des Rimac durch ihre Straßen und führen glücklicherweise so manchen Unrath mit sich weg, den der „Turkey-Buzzard", der fleißige Gassenkehrer, etwa zurücklässt. Diesen Vogel sieht man in großen Schaaren, zahm wie Hausgeflügel, durch die Straßen wandern. Häufig kommen die Hausfrauen der niederen Klasse nach dem Mittagbrod an die Kanäle, um hier ihre Tischgeschirre abzuwaschen.

Ein politisches Todesurtheil.

Kurz vor unserem Besuch war die Plaza-Payta in Lima der Schauplatz einer politischen Hinrichtung, die die regste Theilnahme aller Bekannten ansprach. Es war einer jener stillen, ungezählten Opfer, die dem Patriotismus, dem Prinzip oder dem Ehrgeiz bluten, dessen Gedächtniß von den Nahestehenden bewahrt, aber nimmer auf den Altar des Ruhmes erhoben wird. Ein Jüngling, Manuel Angulo, erregt, in der Absicht, sein Land zu reformiren, einen Aufstand. Obgleich nur mit dreißig Anhängern, ist er anfangs glücklich in seinem Unternehmen, wird aber zuletzt überwältigt, gefangen, in ein Fahrzeug im Hafen von Payta gesperrt, um von dort ans Land gebracht und erschossen zu werden. Die Offiziere eines vor Anker liegenden Kriegsschiffes der Vereinigten Staaten sahen die Sache als einen politischen Mord an und beschlossen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu retten. Zwei Böte ihres Schiffes sollten wie zufällig dem limanischen, das den Verurtheilten führen würde, auf dem Fuße folgen. Dieser sollte über Bord springen, von den rasch heransegelnden Rettern aufgenommen und unter der nothwendig entstehenden Verwirrung in Sicherheit gebracht werden. Dieser Plan wurde ihm heimlich auf einem Zettel mitgetheilt. An dem bestimmten Tage verließ der Gefangene das Schiff, um seinen letzten Gang anzutreten, zugleich setzten sich die Böte des amerikanischen Schiffes in Bewegung. Aber Angulo machte keinen Versuch zu dem rettenden Sprung, sondern wurde auf die Plaza geführt und erschossen. Ob er den Zettel erhalten, ist nicht bekannt worden.

Die Marquesas-Inseln.

Wer das düstere, dumpfe Wesen der indianischen Urbewohner Amerika's auf die Bewohner der Marquesas übertragen wollte, würde sich eine unrichtige Vorstellung von diesen machen. Hier erblicken wir schöne, athletische, dabei zarte und gelenkige Gestalten, die Farbe lichter und reiner, als die unserer Indianer; die Züge voll Leben, in denen sich jede Gemüthsregung kräftig ausprägt. Ihr Anzug besteht in einem faltigen Stück Zeug, um die Lenden geschlagen. Die Frauen tragen einen Mantel über die eine Schulter und über die Brust, der unter dem Arm an der entgegengesetzten Seite befestigt ist, so daß er lose der Bewegung der Luft nachgiebt und nur geringen Schutz gewährt. Die meisten Frauen tragen Kränze von Laub und Blumen auf dem Kopfe, was ihnen anmuthige Zierde und Schutz gegen die Sonnengluth zugleich verleiht. Das schöne, glänzend schwarze Haar wird bei den Frauen meist am Hinterkopf in einen Knoten gewunden. Die Männer scheeren einen Theil des Kopfes kahl, und den Rest der Haare lassen sie in einen oder zwei Knoten wie Hörner emporragen. Männer und Frauen tragen in den weit ausgedehnten Löchern der Ohrläppchen allerlei Dinge, Knochen, Stücke Schildpatt, Zähne u. dergl. Einige trugen Wallroßzähne, andere weiße Blümchen, in ein Blatt eingebunden, um den Hals, andere schmückten sich mit Halsbändern von an einander gereihten, großen rothen Hülsen.

Das Tättowiren ist herrschende Sitte, der Alles, Mann und Weib, Alt und Jung, huldigt. Es wechselt bei den verschiedenen Individuen von wenigen zarten Linien an bis zu einem vollständigen, den ganzen Körper überziehenden Gewebe von bläulichem Grün. Einige unter den Frauen hatten blos ein paar

*) Wandering Sketches of People and Things in South-America, Polynesia, California and other Places: visited during a Cruise on board of the U. S. Ships Levant, Portsmouth and Savannah. By Wm. Maxwell Wood, M. D., Surgeon U. S. N. New-York, 1849.

seine Striche quer über die Lippen, andere Hände und Vorderarme sorgfältig gefärbt. Unter einem Trupp junger Mädchen, dem ich auf einer meiner Wanderungen begegnete, bemerkte ich einige, die ihre Arme in Zeug gehüllt trugen; von der frischen Tättowirung waren diese stark entzündet. Eine Lieblingszeichnung, die ich aber nur bei den Männern wahrnahm, ist folgende: Ein etwa zwei Zoll breiter Streifen nimmt an der einen Seite der Stirn seinen Anfang, kreuzt diese in diagonaler Richtung, geht über die Nasenwurzel bis zur Mitte der entgegengesetzten Backe in gleicher Höhe mit dem unteren Theile des Ohrs; von jeder Spitze dieses breiten Streifen an dessen Ende läuft eine feine Linie quer über die andere Hälfte der Backe bis zum Nacken. Manche haben das ganze Gesicht mit dieser schauerlich grünen Farbe bedeckt, die bei alten Kriegern mit den rothen Augenlidern und weißen Augäpfeln ein gräßliches Ensemble bilden.

Mannigfaltiges.

— Oehlenschläger's Todtenfeier. „Die skandinavische Gesellschaft", schreibt das „Fädreland" vom 14. März, „hielt gestern Abend ihr Erinnerungsfest an Adam Oehlenschläger im großen Saale der Universität, welcher die zahlreichen Anwesenden kaum faßte. Vor der mit schwarzem Tuch und silberbesticktem Flor ausgeschlagenen Rednerbühne stand auf einem hohen Piedestal Oehlenschläger's Büste von Thorwaldsen, mit einem Lorbeerkranze geziert, während sich zu beiden Seiten, auf niedrigeren Säulenschaften, Freund's Thor und Bissen's Walkyrie anschlossen. Nachdem der Gesangverein, unter Mitwirkung einiger Mitglieder des königlichen Theaters, so wie eines Theil der königlichen Kapelle unter Anführung des Herrn Hofkapellmeisters Gläser, Oehlenschläger's Aerndtepsalm nach Berggreen's neuer Melodie ausgeführt hatte, bestieg der Präsident der Gesellschaft, Minister Clausen, die Rednerbühne, um das Fest einzuleiten. Er that dies in einer kurzen, schönen Rede, worin er besonders hervorhob, daß die Gesellschaft nicht zu einem Trauer-, sondern zu einem Erinnerungsfest zusammengekommen sey, um nicht sowohl bei dem Schmerz um den Verlust und bei der Persönlichkeit des Heimgegangenen zu verweilen, als sich vielmehr der Erinnerung an all das Große und Herrliche, das er hervorgebracht, der Anerkennung seiner Bedeutung, nicht blos als dänischer, sondern als nordischer Dichter zu erfreuen. Darauf führte der Gesangverein ein neues Gedicht von P. R., zu welchem Rung eine charakteristische, effektvolle Musik komponirt hatte, aus, und Professor C. Hauch trug nun eine umfassende, treffende und interessante Schilderung von Oehlenschläger's Dichterwirksamkeit vor, welche bald im Druck erscheinen wird. Das Fest schloß mit der Ausführung von drei Oehlenschlägerschen Dichtungen: „das Lied vom König Hroar" aus „Hroar's Sage" (Musik von Rung), „das Heimweh" (von demselben komponirt) und „Biarkemaal" aus „Olaf dem Heiligen" (Musik von Hartmann). Außer den eigentlichen Mitgliedern der Gesellschaft wohnten dem Feste mehrere geladene Gäste bei, unter denen man den schwedisch-norwegischen Minister Freiherrn v. Lagerheim, Oehlenschläger's Familie und seine Jugendfreunde, Bischof Mynster und die Brüder Örsted, bemerkte."

— Southey. Bei Longman u. Comp. in London erscheint jetzt der voluminöse Briefwechsel des Dichters Southey, nebst einer Lebensbeschreibung desselben von dem Sohn des Verstorbenen, dem Rev. Charles Southey, die sich einer begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Autobiographie anschließt.*) Es finden sich darin manche interessante Details über die literarischen Verhältnisse in England zu Anfang dieses Jahrhunderts, indessen hat das Werk im Allgemeinen den Erwartungen des Publikums nicht entsprochen, da der Herausgeber es nicht verstanden hat, sein Material zweckmäßig zu bearbeiten und das Wichtigere von dem minder Bedeutenden zu sondern. Es geht übrigens aus der Korrespondenz Southey's hervor, daß er das den Poeten zugeschriebene Selbstgefühl im vollsten Umfang besaß; so äußert er sich unter Anderem über sein dermalen so ziemlich in Vergessenheit begrabenes Epos „Thalaba", wie folgt: „Trotz seiner Fehler, kenne ich kein anderes Gedicht, das auf einen Platz zwischen ihm und dem „Orlando" Anspruch machen könnte. Man lege es mit „Oberon" in die Wagschale; vielleicht, wenn ich die Wahrheit sprechen müßte, so würde ich sagen, daß ich den Vergleich mit Ariosto nicht zu scheuen hätte!" — Solcher Stellen kommen mehrere vor und geben in Verbindung mit der Neigung, die poetischen Erzeugnisse seiner Zeitgenossen, eines Walter Scott, Wordsworth, Byron, herabzusetzen, von dem Charakter des Poetdichters keinen allzu vortheilhaften Begriff.

— Neuestes über Sir John Franklin. Mit der letzten amerikanischen Post sind Privatbriefe in England angekommen, welche melden, daß die auf Subscription betriebene Ausrüstung einer Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's den besten Fortgang habe. Eine Summe von 54,000 Dollars (75,000 Thlr. preuß.) war bereits unterzeichnet worden, und die Sympathie des Publikums ist noch immer so groß, daß man mit Zuversicht darauf rechnet, binnen kurzem 100,000 Dollars zusammenzubringen. Wenn man diese großartige Freigebigkeit der Amerikaner in der Beförderung eines Unternehmens, welches nicht ihre Interessen, sondern nur ihr menschliches Gefühl in Anspruch nimmt, mit der Lauheit und Langsamkeit vergleicht, womit die Subscription zum Bau der für Deutschland so wichtigen, ja, unentbehrlichen Flotte sich, trotz aller patriotischen Aufrufe, seit zwei Jahren hinschleicht, so muß man gestehen, daß man jenseits des Oceans die Sachen doch ganz anders anzufangen weiß. — Welche fabelhaften Gerüchte über den unglücklichen Franklin verbreitet werden, sieht man übrigens daraus, daß ein in San Francisco erscheinendes Blatt unterm 29. Dezember v. J. die Nachricht mittheilt, daß eine englische Expedition ihn in der Prinz-Regenten-Einfahrt angetroffen habe, wo er vier Jahre lang eingefroren gewesen. Dieses ist offenbar nichts Anderes, als eine neue Version der bekannten, von den Eskimos erzählten Geschichte, die im vorigen Herbst so viel Aufsehen machte, aber durch die Nachforschungen des Sir James Roß widerlegt wurde. Eine ähnliche Bewandtniß hat es wahrscheinlich mit dem vor einigen Tagen durch den Globe veröffentlichten Bericht von der Ankunft Franklin's und seiner Gefährten in Kamtschatka, und es sollte uns leid thun, wenn dergleichen Märchen die Absendung der Expeditionen verzögern würden, die man zur Auffindung der Verschollenen ausgerüstet hat.

— Die Goldmenge in Kalifornien und in Rußland. Da über die Menge des in Kalifornien gewonnenen Goldes so viele übertriebene Gerüchte verbreitet werden, so ist es wohl von Interesse, einige Angaben, die auf offiziellen Ermittelungen beruhen, hierüber zu erfahren. Nach einem Schreiben, welches Alexander v. Humboldt durch Vermittelung des Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn A. Hannegan, von dem Direktor der Hauptmünze in Philadelphia, Herrn Patterson, erhalten hat, beträgt der Werth des in den ersten zehn Monaten des Jahres 1849 in Philadelphia vermünzten kalifornischen Goldes 3½ Mill. Dollars. Nach einem späteren Schreiben an Herrn v. Humboldt von dem preußischen Gesandten in Washington, Herrn v. Gerolt, vom 15. Februar d. J., hat das von Anfang bis zu dieser Zeit geprägte kalifornische Gold schon den Werth von acht Millionen Dollars, also das der letzten vier Monate von 4½ Millionen Dollars, so daß sich daraus ergiebt, daß die Gold-Ausbeute in Kalifornien in einem schnellen Steigen begriffen ist. Dennoch aber erreicht die Menge des kalifornischen Goldes die des russischen noch bei weitem nicht, denn diese beträgt jetzt jährlich 2000 Pud Waschgold, in denen 1760 Pud (oder 61,600 Pfd. preuß.) reines Gold, an Werth 26,980,800 Thlr. (das preußische Pfund Gold zu 438 Thlr. gerechnet) enthalten sind; denn wenn auch die bedeutenden, schwer zu ermittelnden Quantitäten Gold, die von Kalifornien direkt nach England und Frankreich verschickt oder nach mexikanischen oder süd-amerikanischen Häfen ausgeführt werden, zu dem kalifornischen Golde noch hinzugerechnet werden müssen, so muß auch die russische Gold-Ausbeute um die Masse der heimlichen Ausfuhr vermehrt werden.*) Eben so wird auch die Größe der Goldklumpen, die im russischen Goldsande gefunden worden sind, weder von den kalifornischen, noch überhaupt von den Goldklumpen der Vereinigten Staaten erreicht. Der größte bis jetzt gefundene Goldklumpen von Kalifornien hat ein Gewicht von 15 Pfd. (180 Unzen Troy), da sich aber daran noch Steinmasse befindet, so wird sein Werth vom Dr. Farnum nur auf 2000 Dollars geschätzt. Er wurde von dem britischen Konsul gekauft. Nach der Münze von Philadelphia, wo er noch aufbewahrt wird, kam ein anderer von 80,98 Unzen Troy, an Werth von 1499 Doll. 80 Cts. Von Nord-Karolina wurde 1824 noch ein größerer von 28 Pfd. avoir-du-poids nach der Münze von Philadelphia gebracht und eingeschmolzen, sein Werth betrug 4850 Dollars. Das große Stück von der Goldwäsche Alexandrowsk im südlichen Ural hat aber bekanntlich ein Gewicht von 87 Pfd. russisch und 92 Solotnik oder fast von 77 Pfd. preuß. Platin ist in sehr geringer Menge mit dem Golde in Kalifornien vorgekommen und fehlt bisher gänzlich in dem von Nord-Karolina und Georgia, dagegen sind Diamanten mit Gewißheit in Kalifornien nicht vorgekommen,**) haben sich aber vereinzelt und sparsam in den Goldwäschen der südlichen Alleghanis gefunden. (B. Z.)

*) Bei der außerordentlich strengen Kontrole in Rußland und der dagegen so unvollständigen, ja, fast unmöglichen Kontrole in Kalifornien ist die Masse der heimlichen Ausfuhr beider Länder wohl nicht mit einander zu vergleichen. D. R.

**) In Silliman's Journal von 1849 findet sich ein Schreiben des Herrn Lyman, der einen angeblichen kalifornischen Diamanten von strohgelber Farbe und Erbsengröße gesehen hat, ohne ihn aber näher prüfen zu können.

*) Life and Correspondence of the late Robert Southey. Vol. I. and II.

Literarischer Anzeiger.

Stimmen
aus dem Morgenlande,
oder
Deutsch-morgenländische Frucht- und Blumenlese.

Eine Sammlung von unbekannten oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von Dr. *C. R. S. Peiper.*

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im März 1850.

F. A. Brockhaus.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 35), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 30. März 1850.

Frankreich.

Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur.

Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.

Kaum hatte die Buchdruckerkunst einigen Aufschwung genommen, als die Vertreter der bürgerlichen und religiösen Gewalt über die möglichen Folgen derselben besorgt wurden. Der Trieb der Selbsterhaltung ließ sie die Gefahren ahnen, mit denen jene Waffe des Geistes sie bedrohte. Da sich aber Strafmittel, selbst die strengsten, als unzureichend erwiesen, so war es natürlich, daß man auf Präventiv-Maßregeln verfiel. Schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurden ketzerische Bücher und Schriftsteller von Rechts wegen verbrannt; dessenungeachtet nahm die Zahl der Druckereien zu, und es wurde unmöglich, alle Schuldigen zu erreichen, zumal sich die meisten hinter den Schleier der Anonymität versteckten. Die Anhänger der Reformation überschwemmten Frankreich mit ihren Schriften und ließen sich durch keine Strafandrohung zurückschrecken. Deshalb wurde zunächst unter Heinrich II. verordnet, daß auf dem Titelblatt jedes Buches der vollständige Name des Verfassers, so wie Name und Wohnung des Druckers, angegeben seyn müsse. Im Jahre 1557 erschien das Verbot, anderswo drucken zu lassen, als in den privilegirten Druckereien (qu'en maisons ordonnées et accoutumées à ce faire). Unter Karl IX. wurde die Censur eingeführt und jeder Drucker und Buchhändler mit dem Tode bedroht, der Bücher, denen die königliche Genehmigung fehlte, in Umlauf setzen würde.

Diese Beschränkungen waren übrigens nichts Neues. Man würde sich sehr täuschen, wollte man annehmen, daß vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriftsteller volle Freiheit hatten, ihre Gedanken zu äußern. Bei den alten wie bei den neueren Völkern war die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen delikaten Punkt gerichtet, und obwohl keine positiven und gültigen Gesetze in dieser Beziehung bestanden, so hatten doch die Behörden, denen die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung oblag, die Aufgabe, einen Schriftsteller, dessen Meinung gefährlich schien, zu verfolgen. Die griechische Geschichte liefert hierfür mehrere Beispiele, die freilich nur Angriffe auf die Religion betreffen. In Rom jedoch war nach den zwölf Tafeln auf eine injuriöse Spottschrift Todesstrafe gesetzt. Nävius wurde ausgewiesen, weil er in Aristophanischer Weise die Häupter des Staates auf die Bühne gebracht hatte. Unter Augustus und Tiberius wurden viele Schriftsteller wegen Vergehen bestraft, die wir heute politische nennen würden.

Im Mittelalter finden wir dieselbe Unterdrückung, sobald irgendwo ein Lichtstrahl die Finsterniß jener Zeit zu durchbrechen versucht. Abälard's Schriften wurden 1141, Arnold's v. Brescia Werke 1145 öffentlich verbrannt. Zu Ende des folgenden Jahrhunderts wurden die Pariser Buchhändler unter die Aufsicht der Universität gestellt und mußten sich höchst lästige Anordnungen gefallen lassen. Es ging so weit, daß sie ohne besondere Erlaubniß der Universität kein Buch verkaufen durften.

Man kann nun wohl sagen, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst den Keim einer Revolution in sich schloß, die, im Schlimmen wie im Guten, die fruchtbarste von allen gewesen ist. Daher erklärt sich auch, warum Franz I. anfangs in Zweifel war, ob er die neue Erfindung unterdrücken oder aufmuntern sollte. Er erkannte wohl ihre Wichtigkeit für den Fortschritt der Wissenschaften, aber er ahnte auch die furchtbare Macht, die er mit ihrer Unterstützung großzog. Zuerst bestätigte er die Erlaubnißscheine, die Ludwig XII. für den Vertrieb von Büchern gegeben hatte, dann schien es ihn plötzlich zu gereuen, und er faßte den Plan, das Drucken ganz und gar zu verbieten. Erst auf die dringlichsten Gegenvorstellungen ließ er sich bewegen, das Verbot insoweit zu mildern, daß er die Zahl der Druckereien für Paris auf zwölf festsetzte und allen Anderen verbot, die Buchdruckerkunst zu üben. In dieser Verordnung liegt der Ursprung zu den Patenten der Buchdrucker, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die Reihe der Edikte, die unter den verschiedenen Regierungen über den Druck und Verkauf der Bücher erlassen wurden, ist sehr bedeutend, erreicht aber noch nicht die Menge der Preßvorschriften, die seit der Revolution von 1789 herausgekommen sind. Alle Regierungen, eine nach der anderen, nahmen Aergerniß an der Schreibfreiheit und fühlten sich früher oder später gedrungen, mit Strenge gegen die Verbreitung gefährlicher Lehren aufzutreten.

Es gab indessen gleich von vorn herein eine starke Partei, die sich für die Freiheit der Presse aussprach. Die Verfolgungen, welchen dazumal die Ideen der Reformation ausgesetzt waren, rechtfertigten gar sehr diesen Standpunkt, denn es war augenscheinlich, daß die Autorität auch die mindeste Erörterung kirchlicher Dinge unterdrücken wollte. Die Gemüther aber waren allzu begeistert für die neuen Lehren, als daß sie sich hätten die einzige Waffe, die ihnen gegen die Unterdrückung blieb, sollen aus Händen ringen lassen. Die absolute Preßfreiheit mußte in jener Zeit als der sicherste Weg zur Emancipation des menschlichen Geistes betrachtet werden. Der Despotismus, der die Denkfreiheit niederhielt, fügte sich auf die Unwissenheit der großen Menge. Kenntniß und Wahrheit aber schienen gleichbedeutend, und es mochte Niemand glauben, daß die Bildung, die den Geist erleuchtete, auch zu Irrthümern führen könnte. Deshalb wurde die Forderung der Preßfreiheit der Vereinigungspunkt für alle edlen und gebildeten Männer, die durch Ausrottung der letzten Spuren seiner früheren Knechtschaft das Volk weiser und glücklicher machen wollten. Leider bemächtigte sich alsbald der Parteigeist jener Frage; anstatt das Für und Wider reiflich abzuwägen, mischten sich Leidenschaft und persönliches Interesse in den Streit, und es bewegte sich derselbe nur zwischen den beiden Extremen, ob Censur, ob Zügellosigkeit der Presse. Zwar hat man oft den Versuch gemacht, eine Versöhnung dieser Gegensätze herbeizuführen; aber die geschicktesten Gesetzgeber haben daran ihre Mühe verloren. Der Friede war immer nur von kurzer Dauer und der Sieg des einen oder des anderen Extremes unausbleiblich.

Wie das Problem zu lösen sey, soll hier dahingestellt bleiben. Der Zweck der folgenden Zeilen ist einzig der, zu zeigen, welchen Einfluß die größere oder geringere Freiheit der Presse auf die Entwickelung der Literatur, auf den geistigen und sittlichen Fortschritt der Völker geübt habe. Freilich läßt sich diese wichtige Frage hier nur oberflächlich berühren; aber selbst in ihren allgemeinen Umrissen erscheint sie von großem Interesse. Denn manche falsche Meinung kursirt über diesen Punkt, und es muß übertrieben seyn, wenn von den Einen die Preßfreiheit das höchste Gut, von den Anderen das schlimmste Uebel genannt wird.

Zunächst nun halten wir fest, daß die Buchdruckerkunst einzig ein materielles Werkzeug ist, mit der Bestimmung, die Verbreitung der Ideen zu fördern, welcher Art immer dieselben seyen. Sie schafft nicht, sie ist nur das für die Werke des Geistes, was Chausseen, Eisenbahnen, Dampfschiffe für die Produkte der Industrie. In diesem Sinne kann man sagen, daß sie den Gedanken fruchtbar macht, denn sie vermittelt den Austausch der Ideen zwischen Menschen, die sich sonst fremd geblieben wären. Aber hierauf beschränkt sich auch ihre Thätigkeit; schöpferische Kraft und eine unmittelbare Einwirkung auf die geistigen Fähigkeiten hat sie nicht. Wir sehen ja, daß schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst der Mensch den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Die Literatur besaß Meisterwerke, die noch nicht übertroffen sind, die Philosophie leistete Glänzendes, die Wissenschaft hatte Manches von den großen Geheimnissen der Natur entschleiert. Das Alterthum war gewiß nicht minder fruchtbar als die Neuzeit an kräftigen Geistern, die einen gewaltigen Einfluß auf ihr Zeitalter ausübten. Die erste Wohlthat der Buchdruckerkunst war die Wiederbelebung dieses Einflusses, die Verallgemeinerung, ja, man kann sagen, die Verewigung desselben. Indem die kostbaren Errungenschaften des menschlichen Denkens der Vergessenheit entrissen und aller Welt zugänglich gemacht wurden, wurde auch der Sinn für Bildung verbreitet und der Geschmack an geistigen Genüssen in einer Menge von Menschen hervorgerufen, die sonst vielleicht dieselben niemals kennen gelernt hätten. Als man aber dieses Mittel benutzte, um vor aller Welt Ohren religiöse Fragen zu besprechen, glaubten die Regierungen die Grundsätze gefährdet, auf denen ihre Autorität ruhte, und deren Beschützerin die Kirche war. Deshalb wurde ganz einfach verordnet, es könne kein Buch ohne Bewilligung des Königs erscheinen. Dieses Verfahren, den Uebeln der Presse zu begegnen, war gewiß sehr roh, denn es gab dem Staatsoberhaupte die Gewalt, jede geistige Entwickelung zu verhindern, falls es ihm einmal bequemer scheinen sollte, über ein unwissendes Volk zu herrschen. Indessen wenn auch logisch der Nachtheil auf Seiten des Volkes war, so war er doch praktisch auf Seiten des Fürsten. Es wurden Bücher im Geheimen gedruckt und zirkulirten ungefährdet, da das gebildete Publikum in solchen Dingen keinen Anstand nahm, sich zum Mitschuldigen und Hehler zu machen.

Schon ging man von den religiösen Fragen zu den politischen über. Man tastete das Prinzip der Autorität, ebensowohl im Staate als in der Kirche, an. Montaigne hat uns in den Werken seines Freundes Boëtius ein Beispiel hinterlassen, aus dem hervorgeht, wie man schon damals zu den äußersten Konsequenzen der Fortschritts-Ideen gekommen war und die gesellschaftliche Ordnung in ihren Grundvesten angriff. Man beschuldigt — beiläufig gesagt — oft die Reformation, durch ihren Grundsatz der freien Forschung an allem Uebel Schuld zu haben, das die grimmige Feindseligkeit gegen das Autoritätsprinzip seitdem über die Welt gebracht hat. Aber das hieße die Wirkung mit der Ursache verwechseln. Die Reformatoren thaten nichts weiter, als daß sie

der herrschenden Stimmung einen Ausdruck gaben. Diese Stimmung aber hatte ihre wahre Quelle in den Mißgriffen der kirchlichen Gewalt. Hätte die Kirche ihre Autorität würdig zu vertreten verstanden, hätte sie sich auf der Höhe der Zeit erhalten, ihre Mißbräuche selbst unterdrückt, das Anstößige aus ihrer Organisation entfernt, so würden wir an Stelle des Protestantismus weise Reformen haben, die sich ohne Spaltung und Feindseligkeit einführen ließen. Dann wäre vielleicht die Presse in den Händen der Kirche das heilsamste Mittel des Fortschritts geworden. So aber steifte sich die Kirche auf ihre absolute Unveränderlichkeit, und es entbrannte ein Kampf, der auf Kosten der Civilisation nun schon drei Jahrhunderte geführt wird. Die Presse, deren Thätigkeit bis dahin nur auf die Reproduzirung der literarischen Schätze des Alterthums und auf Herstellung von Büchern für den Kirchengebrauch gerichtet war, wurde das Rüstzeug der Protestanten in ihrem Kampfe gegen Rom, das Mittel, Anhänger für den Grundsatz der freien Forschung zu werben. Leider verkehrte sich dieser Grundsatz im Sinne der Menge in den Gedanken der Auflehnung gegen jede Autorität. Wenn der Mensch sich selbst überlassen bleibt, so weiß er auf einem neuen Wege, den sein Geist ihm aufgethan, niemals innezuhalten. Er denkt nicht an den Abgrund, dem er zueilt, bis irgend ein mächtiger Wille ihn aufhält und ihn oftmals zwingt, sogar noch hinter den Punkt zurückzugehen, von dem er ausgegangen war. Damit der Fortschritt Wurzeln schlage und Früchte bringe, muß er Maß und Regel haben. Die Redensart von der Ordnung in der Freiheit ist eine sehr triviale, und doch wird sie so oft vergessen. Wenn gefährlicher Konsequenzmacherei, wenn wüthender Declamation ein Zügel angelegt werden soll, gleich heißt es: das ist Tyrannei! das ist Knebelung des Gedankens u. s. w. Nun zeigt uns aber die Geschichte, daß die Zeiten, in denen der menschliche Geist seine Meisterwerke schuf, gerade diejenigen waren, in denen er mit dem Despotismus einer absoluten Gewalt, mit der Unduldsamkeit einer herrschenden Kirche im Kampfe lag. Eben das Joch, das er abschütteln wollte, war ihm heilsam; es erweckte seinen Schwung und schulte ihn in der Form des Ausdrucks. So sehen wir die französische Literatur unter der despotischen Regierung Ludwig's XIV. ihren Höhepunkt erreichen.

Gewiß war es nicht ein Machtwort des Königs, das die großen Geister jener Zeit ins Leben rief. Der Aufschwung der Literatur hatte sich in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten vorbereitet. Aber er würde vielleicht nicht in dem Grade zu Tage gekommen seyn, ohne die Einwirkung einer Kraft, die alle geistigen Bestrebungen nach einem Brennpunkte hin leitete und ihnen Maß und Regel auferlegte. Ludwig's XIV. Herrscherwille zügelte die Anarchie in den Ideen; er vermehrte die Zahl der Preßgesetze zwar nur wenig; aber er ließ die vorhandenen mit größerer Wachsamkeit ausüben, besonders wo es sich um religiöse und politische Schriften handelte. Da er indessen zugleich viel darauf gab, für einen Beschützer der Literatur zu gelten und durch dieselbe den Glanz seiner Regierung zu erhöhen, so waren natürlich die Schriftsteller geneigt, vorzugsweise diejenigen Wege zu wandeln, die sie in die goldnen Hallen der königlichen Gunst führten. Die Meisten unter ihnen wurden Höflinge, und nur Wenige wagten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Dennoch bezeichnen unsterbliche Meisterwerke jene Zeit, in welcher der menschliche Geist von neuem sich unter das Joch beugen mußte, das die Reformation zu zerbrechen versucht hatte. Die volle Freiheit scheint demnach zur Entwickelung der Literatur nicht unbedingt nothwendig. Vielmehr hat es das Ansehen, als sey ihr ein sittiger und geschmackvoller Despotismus, wie der Ludwig's XIV., zuträglicher. Dieser König besaß in hohem Grade das Gefühl von der Würde des Monarchen. Indem er die französische Gesellschaft unter seinen Willen beugte, glättete und bildete er an ihr. Seine Hof-Etikette, deren ernsthafte Kindereien so vielen Stoff zur Satire geboten haben, förderte diesen Zweck nicht wenig. Es that zwar die Schönrederei dem wahren Pathos manchen Eintrag; aber sie verbreitete doch literarischen Geschmack und machte aus jedem Salon eine kleine Akademie, in welcher an der Vervollkommnung der französischen Sprache gearbeitet wurde.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Episode aus der Geschichte des Leuchtthurms von Eddystone.

Nach dem Nautical Magazine.

(Schluß.)

Ich wollte thätig seyn, und mein lebhaftes Temperament rang beständig, sich aus der heillosen Apathie zu befreien, zu welcher ich verdammt war. In manchen Augenblicken glaubte ich wirklich, meinen Verstand verloren zu haben, da ich die schweifenden Gedanken nicht zusammenfassen konnte. In dieser Zeit suchte ich, so viel ich konnte, meine Zuflucht in dem Schlafe: auch wenn ich die Wache hatte, legte ich mich auf den Boden des Gitterzimmers, schlief und bekümmerte mich durchaus nicht um die Erhaltung des Lichtes. Diese systematische Nachlässigkeit führte einen neuen Streit mit dem alten Schotten herbei. Als ich, etwa drei Wochen nach meiner Ankunft in dem Thurme, wieder die Wache hatte, war mein Gefährte heraufgekommen und hatte mich in tiefem Schlafe gefunden. Beim Erwachen sah ich ihn neben mir sitzen und in der Bibel lesen; er sagte mir weiter nichts, als daß ich, wenn es mir beliebe, hinuntergehen könnte: ich nahm ihn beim Wort und ging. Am folgenden Tage stellte er mich wieder über meine Pflichtvergessenheit zu Rede, und auf meinen Einwand, daß ich einen sehr leisen Schlaf hätte und gewiß bei dem geringsten Unfall, der dem Lichte zugestoßen wäre, erwacht seyn würde, fuhr er mich heftig an: „„Wie! Ihr wagt es noch, Euch zu vertheidigen! Wie, wenn die Gitterloge Feuer gefangen hätte? Wißt Ihr nicht, daß sich dies bereits einmal ereignet hat, daß das geschmolzene Blei in den Mund eines Wächters floß und der Arzt bei Besichtigung des Leichnams acht Unzen im Magen fand!““ — „Geht, alter Schwätzer!“ rief ich ihm zu. „Schreckt Euresgleichen mit solchen Erzählungen! Ich werde thun, was mir gefällt, und schlafen, wann ich will; hört Ihr?“

Er sah mir einige Zeit starr ins Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen; dann nahm er das Signalbuch zur Hand, wählte zwei Zeichen aus und ging in die Galerie. Indessen kehrte er bald zurück, setzte sich an den Tisch und sagte mir, er habe so eben der Schaluppe das Zeichen gegeben und werde jetzt an die Administration schreiben, daß ich ihn nicht unterstütze. „Thut, was Ihr wollt!“ sagte ich gleichgültig. Ja, ich freute mich, obgleich mir Strafe drohte, aus meiner Lage befreit zu werden, und erwartete auf der Galerie in großer Spannung die Ankunft der Schaluppe; allein gewaltige Stürme hinderten das Boot, sich zu nahen. Mein Gefährte hatte inzwischen seinen Bericht geendet, ihn in eine Flasche gethan, die er sorgfältig verschloß und mit Wachs bestrich. Am Nachmittag sah man, wie sich die Schaluppe umsonst abmühte, sich dem Thurme zu nähern; mein Gefährte gab den Matrosen das Zeichen, unter dem Winde beizudrehen. Als sie ruhig lagen, flog die Flasche in die See, und ich hatte die Freude, sie bald im Bereich der Schaluppe zu wissen. An jedem der drei folgenden Tage versuchte nun die Schaluppe, den Leuchtthurm zu erreichen, aber alle ihre Anstrengung blieb erfolglos; am vierten und fünften hinderte sie ein heftiger Südostwind überhaupt am Auslaufen. Während dieser ganzen Zeit versah der Alte allein den Dienst, weil er sich nicht auf mich verlassen wollte; mir war es sehr erwünscht, daß er mich meines langweiligen Geschäftes überhob, und die Hoffnung, mich bald ganz davon befreit zu sehen, vollendete meine Freude. Ich bemerkte nicht, daß die beständigen Wachen meinen alten Gefährten zugrunderichteten, da ich es vermied, ihn anzusehen.

Das Unwetter währte noch zwei Tage; am Abend des zweiten war ich kaum eingeschlafen, als ich durch den Schall der Lärmglocke, die durch einen Eisendraht mit dem Gitterzimmer in Verbindung stand, geweckt wurde. Ich stand sogleich auf, kleidete mich schnell an, lief die Treppe hinauf, indem ich eine geheime Schadenfreude empfand, daß vielleicht auch dem sorgsamen Wächter etwas zugestoßen wäre; aber der Anblick, der sich mir bot, änderte meine Stimmung. Der alte Wächter hatte einen plötzlichen Anfall gehabt und lag ausgestreckt auf dem Boden; er schien viel zu leiden. „„Ach!““ stöhnte er, „„da seyd Ihr endlich! Was ich befürchtet, ist eingetroffen .... ich sterbe, junger Mann!““ — „Ihr redet irre“, antwortete ich ihm, nicht ohne eine Anwandlung von Furcht; „es kann um Euch nicht so schlimm stehen, wie Ihr meint: faßt Muth.“ — „„Meine Kräfte schwinden .... ich habe mich zu sehr angestrengt, ich werde nicht mehr lange leben .... Was soll aus dem Leuchtthurm werden, wenn Ihr ganz allein seyd?““ „Denkt nicht hieran; man muß sich zuvörderst mit Euch beschäftigen! Was kann ich für Euch thun? Welches Mittel würde Euch Erleichterung verschaffen? Verfügt über mich!“ — „„Alle Mühe wäre vergebens““, ächzte er: „„nähert Euch mir und höret. Ihr müßt hier, wenn ich gestorben bin, die Wache haben. Wenn der Tag anbricht, meldet der Administration, daß die Schaluppe unter jeder Bedingung kommen müsse.““ — „Ja wohl“, sagte ich, ohne weiter auf seine Worte zu achten, denn die Furcht, ihn sterben zu sehen, raubte mir alle Besinnung. Ich kauerte nun neben dem Kranken nieder und faßte ihn bei der Hand; sie war kalt. Es vergingen einige Minuten, in denen ich nicht wußte, was ich thun sollte. Das Gesicht des Kranken nahm einen seltsamen Ausdruck an, sein Zustand verschlimmerte sich ohne Zweifel. „Was soll aus mir werden!“ rief ich. „Ermuniert Euch!“ Er versuchte, einige Worte zu sprechen, aber ich konnte nichts verstehen. Plötzlich rief er mit vernehmlicher Stimme: „„Ich habe meine Pflicht gethan; ich konnte nicht mehr thun!““ Sein Gesicht verklärte sich; er zitterte krampfhaft zusammen und wollte sich erheben, aber er sank erschöpft zurück, und mit den Worten: „„Der Leuchtthurm! der Leuchtthurm!““ verschied er. Ich rief ihn laut beim Namen, allein ich hörte nur den Wiederhall meiner Stimme: ich hatte einen Leichnam vor mir. In meiner Angst stürzte ich hinunter in die Schlafkammer, warf mich auf mein Bett und hielt mir die Ohren zu, weil ich ein Geflüster zu vernehmen glaubte. Erst mit Tagesanbruch schlief ich, von Angst und Müdigkeit erschöpft, ein; seltsamerweise hatte ich einen angenehmen Traum und erwachte lächelnd. Bald jedoch trat die graue Wirklichkeit vor mein Auge; ich wurde aufs neue meiner entsetzlichen Lage inne: früher war wenigstens noch ein menschliches Wesen in meiner Nähe, mit dem ich doch, sobald es nöthig war, verkehren konnte; jetzt war ich ganz allein, und mein Gefährte — — der Tod!

Ich wollte nun den letzten Willen des Schotten erfüllen, stieg die Treppe hinauf, um die Schaluppe zu rufen, und gab mir Mühe, das Daseyn des Leichnams ganz zu vergessen: indeß es war unmöglich, in das Gitterzimmer zu treten, den entseelten Körper, das gebrochene Auge wiederzusehen. Dessenungeachtet faßte ich den Entschluß, den Todten ins Meer zu werfen, um mich von den erschreckenden Phantomen zu befreien: ich fürchtete nur, den Verdacht des Mordes dadurch auf mich zu laden, zumal der letzte Bericht des Alten unser schlechtes Einverständniß berührt hatte, und gab mein Vorhaben auf. Ueber das Unterlassen des Signalisirens beunruhigte ich mich weiter nicht, da dies ja doch ohne Erfolg geblieben wäre; denn das Unwetter tobte fort, und das Boot hätte nicht auslaufen können.

Der Tag verging auf diese Weise; der Abend nahte. Ich zündete das Licht nicht an, obgleich ich meine Verantwortlichkeit und die aus solcher Versäumniß entstehenden Folgen kannte; ich wagte nicht, das Zimmer zu betreten. Die Nacht kam; eine Nacht, die ich niemals vergessen werde. Ein furchtbarer Sturm wüthete; nur dann und wann drang das Mondlicht durch die dichten Wolken. Ich stand an einem geöffneten Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Dumpf vor mich hinbrütend, sah ich in die schäumende Fluth, als ich plötzlich einen Lichtschimmer auf der Seite, von welcher der Wind kam, bemerkte. Indeß er verschwand, und ich bildete mir ein, daß ihn mich nur meine aufgeregte

Phantaſie habe ſehen laſſen: da zeigte es ſich aufs neue. Ich gelangte endlich zur Gewißheit, daß es die Laterne eines Schiffes ſey. So lange ich es ſah, hoffte ich, es werde meinen Geſichtsſtrahl ſchneiden, allein es änderte ſeinen geraden Lauf nicht, und ich war überzeugt, daß es auf den Felſen zuſteure, auf dem ich mich befand. Ein Gefühl des Entſetzens ergriff mich, und eine innere Stimme mahnte mich an meine Pflicht. Ich wollte nun ſogleich nach dem Lichte laufen und es anſtecken; ich hätte ohne Zweifel die Furcht überwunden, welche mir das Gitterzimmer einflößte; allein ich zog in Erwägung, daß kaum eine halbe Stunde hinreichen würde, um die Lampe in Ordnung zu bringen, da ſie ſo lange nicht gebrannt hatte, und daß das Schiff ſchon in wenigen Minuten an dem Felſen ſcheitern, oder, durch einen glücklichen Zufall, ihn umfahren müßte.

Das Schiff näherte ſich immer mehr und war kaum eine halbe Kabellänge von mir entfernt: die Matroſen mußten nunmehr gegen den verhängnißvollen Felſen fahren. Ich ſchrie aus Leibeskräften, aber das Geheul des Sturmes und das Brauſen der Wogen übertönten meine Stimme. Nach wenigen Minuten vernahm ich ein gewaltiges Krachen: das Licht verſchwand, ein klägliches Gewimmer drang an mein Ohr. Das Schiff war geſcheitert und die Mannſchaft mit Allem, was ſich an Bord befand, in den Fluthen begraben.

Ich machte das Fenſter zu und ſank auf einen Stuhl; ich muß unmittelbar nachher ohne Bewußtſeyn geweſen ſeyn, denn ich erinnere mich an weiter nichts, als daß ich erwachte, da es bereits Tag war. Als ich nun aufgeſtanden war, räumte ich mein Zimmer auf und ſuchte durch dieſe Beſchäftigung mein Gewiſſen zu betäuben; aber beſtändig vernahm ich in mir jene ernſten Worte des Schotten: „Wenn durch unſere Unachtſamkeit ein Schiff gegen die Felſen fährt, die uns umgeben, ſo wird man uns für den Tod jedes Einzelnen verantwortlich machen; wir werden die Mörder ſeyn!“

Das Geheimniß, das ich in meiner Bruſt trage — denn Niemand, außer mir, kennt das traurige Ende des Schiffes und ſeiner Mannſchaft — dieſes Geheimniß läßt mir keine Ruhe. Ich fürchte immer, es zu verrathen, und dennoch möchte ich es Jemanden anvertrauen, um dadurch Ruhe zu erlangen: aber ich wage es nicht, und bis jetzt iſt es noch unbeſtimmt, ob ich dieſe Blätter veröffentlichen werde.

Bald nach dem Untergange des Schiffes legte ſich der Sturm; das Meer wurde ſo ruhig, daß die Schaluppe den Hafen verlaſſen konnte. Zwei oder drei Männer landeten am Fuße des Leuchtthurmes. „Ei!“ rief mir Einer zu, „Ihr ſeyd ein ſchöner Faullenzer! Ihr ſchlaft auf Eurem Poſten? Welches Unglück hätte geſchehen können, wenn das Licht indeß ausgegangen wäre!“ Mir entfuhr ein tiefer Seufzer, den die Matroſen der Reue über mein Betragen zuſchrieben. „Wo iſt der Schotte?“ fragten ſie. Auf meine Antwort, daß er geſtorben ſey, ſchauderten ſie zuſammen. „Sein Leichnam“, fuhr ich fort, „iſt noch in dem Gitterzimmer; dort iſt er auch verſcharrt“ — und ich erzählte dann die einzelnen Umſtände.

„Da habt Ihr eine trübe Wache gehabt!“ ſagte der Offizier. „Ich dachte nicht, daß Ihr Euch in ſolcher Lage befändet, da ich ja die Laterne leuchten ſah.“

Wie ſeltſam dies auch mir damals klang, wie ſeltſam es überhaupt ſcheinen mag: der Offizier war von ſeiner Ausſage feſt überzeugt und hätte einen Eid darauf abgelegt.

Niemand wußte um meine ſtrafbare Pflichtvergeſſenheit. Man erfuhr zwar, der „Jupiter“, ein Schiff der indiſchen Compagnie, habe nahe der Küſte Schiffbruch gelitten, aber Niemand dachte auch nur im entfernteſten daran, daß er vielleicht an dem Felſen von Eddyſtone geſcheitert ſey.

Meine Oberen erließen mir in Anſehung deſſen, was ich erduldet, jede Strafe und begnügten ſich damit, mich fortzujagen. Ich war nun zwar froh, ſo gut fortzukommen, aber in meinem Gewiſſen nahm ich die drückende Laſt der Schuld mit, die ich durch meinen Leichtſinn auf mich geladen, und wie ſehr ich ſeitdem auch bemüht war, ein pflichttreues, arbeitſames Leben zu führen — der Felſen von Eddyſtone und das an demſelben geſcheiterte Fahrzeug ſtehen ewig, wie warnende Geſpenſter, vor meinen Augen.

Punchiana.*)

5.

Hinſichtlich des neulichen Angriffs auf Griechenland, ſagt Punch in Nr. 450, hat der Staatsſecretair des Aeußern eine traurige Gefühlloſigkeit gegen jene Jugendverbindungen (associations) dargethan, die wir in unſeren Schultagen liebgewonnen haben. Wir beneiden dieſen Mann nicht um ſeine Gefühle, der die Blokade des Piräus anzubefehlen vermochte, ohne treuvolle Erinnerung an Themiſtokles und Perikles, um nichts von Konon, Lyſander und Alcibiades zu ſagen. Lord Palmerſton ſollte ſich erinnern, daß wir Hellas all unſere geiſtige Kultur, ihm Sokrates, Xenophon und Plato, Homer und Achilles ſchuldig ſind. Er würde Admiral Parker nicht geſandt haben, um Athen zu bedrohen, wenn er bedacht hätte, daß aus Griechenland wir unſer τύπτω, τύψω und ἔτυψα, unſere erſten und zweiten Aoriſte, unſer τὸν δ' ἀπαμείβόμενος und unſer nie zu vergeſſendes πολυφλοίσβοιο θαλάσσης herleiten.**)

6.

„Die Türkei und ihr Geſchick“ iſt der Titel einer jüngſt erſchienenen, ſehr ins Schwarze malenden Schrift von Macfarlane, der bereits vor zwanzig Jahren durch ſein „Konſtantinopel im Jahre 1828“ Aufſehen erregte. Die Schrift verdankt ihre Entſtehung einem abermaligen Aufenthalte des Verfaſſers in Stambul. Von Titel und Buch nun nimmt Punch Gelegenheit zu einem Doppelbildchen mit derſelben Ueberſchrift: „Turkey and its destiny.“ Da erblickt man links einen feiſt gemäſteten Truthahn (turkey) annoch in voller Kraft des Lebens und der Geſundheit; rechts einen ſtattlichen Herrn, der ſich ſo eben anſchickt, mit dem Gemäſteten und Gebratenen ſeinen eigenen Schmerbauch zu mäſten. Wer mag der Dicke mit der Unſchuldsmiene und der auf die Stirn emporgezogenen Brille ſeyn? Keine Andeutung, als nur die unverkennbare des Appetits, womit er Meſſer und Gabel in Bewegung ſetzt. Auch daß er Luſt und Kraft in ſich verſpürt, den Braten ganz allein zu verſpeiſen, iſt unverkennbar: nicht einen Gaſt hat er ſich zum Schmauſe geladen. Im Uebrigen läßt uns Punch rathen, wie weiland Klopſtock, als er die zwei Muſen die Laufbahn hinfliegen ſah, doch aus dem Geſichte verlor, ehe ſie das Ziel erreichten.

E. K—r.

---

*) Vgl. Nr. 31 des Magazins.

**) Das τύπτω (ich ſchlage) mit ſeinen Ableitungen wird wohl auch den des Griechiſchen unkundigen Leſern und Leſerinnen des Magazins aus ihrer Kindheit noch erinnerlich ſeyn. Die beiden anderen Citate ſind aus dem Homer und ſollen hier als Anſpielungen auf den parlamentariſchen Wortreichthum und die Meerherrſchaft der Engländer dienen. Die erſten und zweiten Aoriſts ſind grammatiſche Termini der griechiſchen Sprache, um etwas Vergangenes unbeſtimmt zu bezeichnen. D. R.

Spanien.

Die Städte und Wildniſſe Andaluſiens.*)

Dem Reiſenden, welcher der Einförmigkeit der modernen Welt entfliehen will, bietet Spanien allein noch ein ruhiges Aſyl, und zwar beſonders der ſüdliche Theil deſſelben; denn Madrid und die Städte an der Küſte des Mittelmeeres fangen an, ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren und fremde Sitten anzunehmen. Andaluſien aber, welches Land den Gegenſtand des in der Anmerkung genannten Reiſewerkes bildet, hält ſich noch von dieſer Einmiſchung ziemlich rein, und auf dieſes läßt ſich die Behauptung, die Herr Murray von ganz Spanien aufſtellt, mit beſonderem Rechte anwenden:

„Das tägliche Leben“, ſagt er, „iſt faſt noch ganz ſo, wie wir es aus Cervantes' und Leſage's Schriften kennen; die Landſtraßen, Wirthshäuſer, Diebe, Salons, Serenaden, Komplimente haben ſich ſo wenig geändert, daß man unwillkürlich die Werke jener unſterblichen Männer kopirt, wenn man den gegenwärtigen Zuſtand beſchreibt; der genaue Beobachter traut anfangs kaum ſeinen Sinnen, wenn er Charaktere, wie Gil Blas und Don Quixote, wirklich um ſich ſieht. Er gewinnt endlich die feſte Ueberzeugung, daß Spanien das Land der Abenteuer iſt, und wird hierin durch den engeren Verkehr mit dem Volke noch mehr beſtärkt.“

Herr Murray hat ſich lange Zeit in Andaluſien aufgehalten und konnte ſowohl wegen ſeiner guten Kenntniß der Sprache, wie auch ſeines offenen und freimüthigen Weſens, tiefer, als die früheren Reiſenden, in das Volksleben dieſer Provinz eindringen. Seine Bemerkungen ſind intereſſant, obwohl man hier und da einigen Mangel an genauer Kenntniß der romantiſchen Literatur des alten Spaniens bemerkt. Jedenfalls hat er aber ſeine Zeit und Hülfsmittel gut benutzt; ſein Buch gewährt eine ſehr angenehme Lektüre, und wir glauben nichts Beſſeres für die Empfehlung deſſelben zu thun, als einige Auszüge daraus zu geben.

In St. Lucar, das heute ſelten von den Fremden beſucht wird, führt uns Herr Murray die alten Scenen der comedias de capa y espada (Komödien mit Mantel und Dolch) vor; dieſe beſtehen in ihrem weſentlichen Charakter noch jetzt fort. „Wir finden eben ſo die traulichen Zuſammenkünfte zur Nachtzeit vor den vergitterten Fenſtern und dürfen des Abends nicht weit gehen, um einer in einen weiten Mantel gehüllten Geſtalt zu begegnen, die, den Hut tief in das Geſicht gedrückt, an den Häuſern hinſchleicht. Wenn wir vorübergehen, ſo hören wir wohl, wie ſich dieſe Geſtalt flüſternd mit Jemanden im Innern des Hauſes unterhält. Wer aber aus Neugierde länger verweilen wollte, den würde gewiß eine andere Geſtalt, die aus irgend einem Winkel hervor an ihn treten würde, höflichſt erſuchen, ſich nicht in fremde Angelegenheiten zu miſchen und, falls dies nichts hülfe, ſicherlich damit drohen, zu nachdrücklicheren Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſer Mann, welcher eine für die Spanier charakteriſtiſche Freundſchaft ausübt, indem er den Rücken des Freundes deckt, iſt auch bereit, ſeine Worte zu bethätigen. Wenn die Schöne durch ihre Reize berühmt iſt, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß unter den Rivalen blutige Rauſereien entſtehen, die mit gefährlichen Verwundungen enden. Obgleich man dies mehr unter den niederen Klaſſen antrifft, ſo iſt es dennoch ſelbſt aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft nicht verbannt; denn das Geheimnißvolle hat für die ſpaniſchen Liebenden aller Stände zu viel Reiz, als daß ſie nicht über ihre Intriguen, die immer ein romantiſches Gepräge an ſich tragen, einen Schleier zu werfen ſuchen ſollten.

„Wenn der junge Mann zufällig einer Schönheit begegnet, die ſein feuriges Herz entzündet, ſo folgt er ihr ſogleich in die Straße, wo ſie wohnt, und verräth der Holden, wofern er ſie auf dem Balkon ihres Hauſes erblickt, durch eines jener ſtumm-beredten Zeichen, welche in den ſüdlichen Gegenden wohlbekannt ſind, ſeine Liebe oder ſchickt einen Liebesboten mit einem ähnlichen Auftrage an ſie ab. Aber die ſchönen Spanierinnen werden von ihren Müttern oder ihren Duenna's ſtreng bewacht und kennen nicht die Freuden der mit einem Liebenden traulich verlebten Stunden. Jedoch, wenn die Thüren geſchloſſen ſind und das ganze Haus in Schlaf verſenkt iſt, da erhebt ſich die ſpaniſche Schöne, um mit ihrem Liebhaber zu plaudern; ſie begiebt ſich in das Erdgeſchoß vor eine Gitterthür, wo der Geliebte ihrer harrt: vielleicht lächelt ſie, indem ſie an die unnütze Wachſamkeit der Aeltern denkt und jene Verſe für ſich wiederholt:

---

*) The cities and wilds of Andalusia, by J. Dundas Murray. London. 2 vol. 8.

Mutter, auf meine Mutter, meine Mutter.
Du Mutter voll Gnaden!
Mutter, Mutter, Mutter.
Du Mutter voll Gnaden!
Sind wenn in uns nun sind beisder,
Du und ich, ich und du,
Sind wenn in uns nun sind beisder,
Du und ich, ich und du.

„Mädchen, obwohl klein, begeisterst Sagen tes Kleinen Liede Zuhörerinnen. Selbst Groß und Kleinen auf einer Bank, Hand in Hand, Auge in Auge, einen Gleichsinn, wie jetzt von Kleinen ihren Singen oder dichtenden Sinn. Ich bin ein Kind, ich bin ein Kind, ich bin ein Kind,

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 2. April 1850.

Frankreich.

Die Frauen Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert.

Madame Geoffrin.

Unter dem Titel: „Women in France during the Eighteenth Century", hat die durch ihren Roman „Madeleine" vortheilhaft bekannte englische Schriftstellerin, Miß Kavanagh, ein recht anziehendes Werk herausgegeben, welches eine historische Uebersicht der französischen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß, den die Frauen stets auf dieselbe ausgeübt haben, von den letzten Tagen der Frau v. Maintenon bis zur Glanzperiode der Bürgerin Talien enthält. Wie man weiß, sind die Emancipations-Ideen, die das schöne Geschlecht auf dem Kontinent seit einiger Zeit in Bewegung setzen, im prosaischen und praktischen England noch nicht zum Durchbruch gekommen, und unsere Verfasserin beschäftigt sich daher, ganz im Gegensatz zu manchen ihrer deutschen und französischen Kolleginnen, lieber mit dem ehrbaren Theil der Pariser Damenwelt, den Staels, Geoffrins und Rolands, als mit den Chateauroux, Pompadours, Dübarrys, und wie die Heldinnen des leichtfertigen Zeitalters Ludwig's XV. alle heißen mögen. Wir theilen als Probe die Notiz über Madame Geoffrin mit, eine Frau, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast dieselbe Rolle in den literarischen Zirkeln von Paris spielte, wie in neuerer Zeit die unvergeßliche Recamier.

* * *

Eine der wenigen Damen, welche Frau v. Tencin gegen den Schluß ihres Lebens bei ihren Soireen zuließ, war eine ruhige, anspruchslose Bürgerliche von mittlerem Alter, Namens Madame Geoffrin. „Sie kömmt zu mir, um zu sehen, was sie sich aus meiner Erbschaft zueignen kann", pflegte Frau v. Tencin mit einem Lächeln gegen ihre Freunde zu bemerken. Es war der Geoffrin in der That darum zu thun, persönlich mit den ausgezeichneten Männern bekannt zu werden, die im Hause der ehemaligen Nonne zusammentrafen, um nach dem Ableben der letzteren sie um sich selbst zu versammeln. Frau v. Tencin fühlte sich durch die Kenntniß ihrer Absichten keineswegs unangenehm berührt; sie empfing vielmehr ihre einstige Nachfolgerin mit Güte und gab ihr einigen nützlichen Rath. Folgende Lebensregel ist charakteristisch: „Man muß gegen Jeden, den man kennt, freundlich seyn; obgleich neun Personen unter zehn sich nicht um uns bekümmern, kann uns doch die zehnte vielleicht Nutzen bringen."

Als Frau v. Tencin starb, brachte die Bourgeoise den lange genährten Plan in Ausführung, ihr in der Herrschaft über die Pariser Gesellschaft zu folgen. Sie erweiterte die Sphäre, in der sich ihre Vorgängerin bewegte, und bildete gleichsam einen neuen Zirkel, der mit dem der Madame du Deffand rivalisirte, zwischen der und unserer Geoffrin demzufolge ein offener und andauernder Krieg ausbrach. Der Durst nach weltlicher Auszeichnung, welcher damals die Mitglieder aller Klassen der Gesellschaft beseelte, hatte Madame Geoffrin veranlaßt, ein „bureau d'esprit" zu gründen. Sie wußte, daß sie keine hervorragenden Talente besitze, durch welche sie selbst glänzen könne, und wünschte daher, als die Freundin und Beschützerin geistreicher Männer betrachtet zu werden. Ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, die ruhige Herrschaft über eine Art von literarischem Hof auszuüben.

Madame Geoffrin war weder besonders witzig, noch auch sehr gebildet, da sie nicht einmal orthographisch schreiben konnte; aber Literatur und Philosophie waren damals Mode, sie huldigte dem Geiste ihrer Zeit und öffnete ihr Haus dem philosophischen Schwarme. Trotz ihrer mangelhaften Erziehung war sie für die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, vollkommen geeignet; ihr gesunder Verstand, ihr wohlwollender Charakter und ihre Menschenkenntniß befähigten sie auf eine bewundernswürdige Weise, die eitlen und reizbaren Gemüther, mit denen sie zu thun hatte, zu leiten und zu versöhnen. Durch ihren Takt und ihr freundliches Wesen wurde ihr Haus bald einer der Haupt-Versammlungsplätze der feinen Welt. Ihre Macht stieg mit der Zeit so hoch, daß alle deutschen Höfe, die einigen Anspruch auf philosophische Bildung machten, Korrespondenten besoldeten, um über die in den Zirkeln der Madame Geoffrin erörterten Gegenstände zu berichten. Nachdem Katharina II. den russischen Thron bestiegen hatte, beeilte sie sich gleichfalls, einen Agenten an den Hof der Madame Geoffrin zu schicken, den man als die Hochschule des guten Tons betrachtete.

In den Vereinen von Literaten und Künstlern, die sie um sich versammelte, führte sie mit seltener Grazie und richtigem Urtheil den Vorsitz. Sie verstand es vor Allen, zur rechten Zeit zuzuhören und nicht über Sachen zu reden, die ihr nicht geläufig waren. Dabei war sie weit entfernt, die Rolle einer stummen Person zu spielen; sie hatte im Umgang mit Leuten vom höchsten Rang, die sie an sich zu fesseln wußte, jene eigenthümliche, sogar in ihrer Unkorrektheit glänzende Phraseologie erlernt, die als der style de grand seigneur bekannt war. Niemand übertraf sie in der Kunst, zu erzählen; ihre Sprache war klar, gedrängt und einen eben so gesunden Sinn als scharfen Blick verrathend. Die Ideen der Madame Geoffrin gingen indeß nie über ihren Stand hinaus; sie war ihrem Wesen nach eben so eine bescheidene, verständige Bourgeoise, wie Madame du Deffand eine glänzende, epikuräische Weltdame war. Die Einfachheit ihres Aeußeren und die elegante Schmucklosigkeit ihrer Kleidung, die Art, in der sie ihren Haushalt mit allen Annehmlichkeiten des Luxus, von der Ostentation des Reichthums frei, ausstattete, und ihre mit Sparsamkeit gemischte Wohlthätigkeit waren Alles Eigenschaften, welche die Mittelklassen der Gesellschaft, zu denen sie gehörte, bezeichnen. Ihr Witz war, wie ihre ganze Erscheinung, ruhig und anspruchslos; er hielt sich stets in einem gewissen Kreise und kleidete oft die sinnigsten Gedanken in eine einfache, fast triviale Form. Die Bonmots, die man von ihr aufbewahrt hat, sind meistens zu französisch, um einer Uebersetzung fähig zu seyn. Man sprach einst in ihrer Gegenwart von dem Abbé Trublet, einem Mann von geringem Talent, der aber durch den beständigen Verkehr mit Fontenelle und anderen geistvollen Leuten einen gewissen Takt und soziale Gewandtheit erworben hatte. „Ah!" sagte Madame Geoffrin mit ihrer gewöhnlichen Treuherzigkeit, „c'est un sot trotté d'esprit" — ein mit Geist überstreuter Narr, möchte den Gedanken vielleicht wiedergeben. Dieses Witzwort hatte ungeheuren Erfolg, da der arme Abbé keineswegs beliebt war. Noch strenger ist ihre Bemerkung über Richelieu und Voltaire, die verderbtesten Charaktere eines verderbten Zeitalters: „Diese beiden Menschen sind nur die Schaalen (épluchures) großer Laster." Aber ihr berühmtestes Wort, das eben so von der ihr eigenen Gutmüthigkeit als von ihrer Weltkenntniß Zeugniß giebt, ist dasjenige, welches sie an ihren Freund Rulhière richtete. Er hatte ein Werk geschrieben, das Enthüllungen über den Hof von St. Petersburg enthielt, und von dessen Veröffentlichung er ansehnlichen Gewinn zu ziehen hoffte. Madame Geoffrin, die im Gegentheil glaubte, daß dieses Werk ihn in Unannehmlichkeiten verwickeln könne, bot ihm eine namhafte Summe an, um es zu unterdrücken. Rulhière erwiderte mit einer beredten Philippika gegen die Niederträchtigkeit, welche Geld annimmt, um die Wahrheit zu verbergen. Seine Freundin ließ ihn aussprechen und fragte dann ruhig: „Wie viel mehr verlangen Sie noch, Rulhière?" — Als diese Anekdote von Rulhière selbst dem Fürsten von Schomberg erzählt wurde, rief Letzterer, einen Augenblick vergessend, mit wem er redete, voll Begeisterung aus: „Ah! c'est sublime!" . . . . .

Obgleich sie der Geistes-Freiheit, welche die Philosophen ihrer Zeit beanspruchten, ziemlich enge Schranken stellte, wurde doch Madame Geoffrin von ihren Freunden zärtlich geliebt. Wenige konnten der Anziehungskraft ihrer zwar brüsken, aber unerschöpflichen Herzensgüte widerstehen, und selbst diese Wenigen fanden ihre Diners und Abendgesellschaften zu angenehm, um sie nicht um den Preis einiger leichten Gefälligkeiten zu erkaufen. Inzwischen hat man Madame Geoffrin mitunter beschuldigt, ihre Herrschaft zu weit getrieben zu haben. Nicht damit zufrieden, der allzu freien Aeußerung einen Zügel anzulegen, wünschte sie oft, sich in die Privat-Angelegenheiten ihrer Freunde einzumischen; doch geschah dieses immer, um ihnen mit Rath und That beizustehen. Sie war mit Recht stolz auf ihre vollendete Weltkenntniß, und da nichts ihrer gutmüthigen Eitelkeit mehr schmeichelte, als wenn man sich in schwierigen Fällen an sie wandte, so kränkte es sie eben so sehr, ihre Rathschläge zurückgewiesen oder mit Geringschätzung behandelt zu sehen. Es gehörte zu ihren Hauptgrundsätzen, daß arme Literaten sich unter keiner Bedingung verheirathen müssen. Wenn sich trotzdem irgend ein dürftiger Schriftsteller von ihrer Bekanntschaft einfallen ließ, Hochzeit zu machen, so zürnte sie ihm nicht wenig, endete aber stets damit, ihm ihren Schutz wieder zuzuwenden, seine Frau zu besuchen, seine Kinder zu hätscheln, falls er welche hatte, und Alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um ihm die Nahrungssorgen zu erleichtern. Aber obwohl Madame Geoffrin eine thätige und uneigennützige Freundin war, besaß sie doch nicht das heroische, aufopfernde Gefühl, welches die Freundschaft zu einer Leidenschaft erheben kann. Ihre Freundschaft und ihr Wohlthätigkeitssinn ermangelten der Innigkeit, welche diesen Empfindungen ihren größten Reiz verleiht. Sie liebte es eben so sehr, ihre Freunde zu verpflichten, als die Nothleidenden zu unterstützen; allein sie vermied den Anblick der Schmerzen, die sie erleichterte, weil sie jede Gemüthsbewegung fürchtete. Ruhig durchs Leben zu gehen, sowohl nützlich als geachtet zu werden und allem Unangenehmen, allem Störenden möglichst auszuweichen — das war ihr großes Ziel. Unter

dem Edelmuth ihres Charakters verbarg sich ein gewisser Egoismus, der indessen zu menschlich ist, als daß man sie darum weniger schätzen sollte. Ihr Hauptfehler war moralische Furchtsamkeit; sie konnte viel für einen Freund thun, nur nicht sich um seinetwillen kompromittiren. Sie pflegte ihre Freunde nie in Gegenwart von Fremden zu loben; sie versicherte, daß dieses nur Neid errege. Eben so vertheidigte sie sie nicht, wenn sie in ihrem Beisein angegriffen wurden, da man, wie sie meinte, ihre Feinde dadurch nur noch mehr aufbrächte. Dieselbe Vorsicht gab sich in ihrem ganzen Benehmen kund. Madame Geoffrin war fromm, aber sie verheimlichte dies sorgfältiger, als andere Frauen ihre Liebeshändel. Sie ging inkognito in die Messe, hatte Zimmer in einem Kloster und einen Sitz in der Kapuzinerkirche — Alles jedoch unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, und ohne daß ihre Freunde etwas davon wußten.

Der Reichthum der Madame Geoffrin erlaubte ihr, ihren Hang zum Wohlthun, der außerordentlich war, und ihren Geschmack für die Literatur zu befriedigen, ohne ihr Vermögen zu schmälern. Ihr Gatte, ein stiller und nicht sehr geistvoller Mann, ließ ihr in Allem freien Willen und begnügte sich damit, die Vorbereitungen zu den kostspieligen Festen zu treffen, die sie ihren Gästen gab, welche ihn meistens nur als „den alten Herren" kannten, „der in einer Ecke des Zimmers saß und kein Wort sprach."

Die Gesellschaft, die sich im Hause der Madame Geoffrin versammelte, bestand zum Theil aus Jüngern Voltaire's, zum Theil aus Anhängern Rousseau's; obgleich sie aber die Freunde des Genfer Philosophen um sich duldete, hatte sie doch eine sehr üble Meinung von seinem Charakter, dessen Heftigkeit und deklamatorischer Ton ihrem nüchternen Verstande nicht zusagen konnten. Wir haben schon bemerkt, daß Madame Geoffrin keine große Freiheit der Diskussion zuließ, aber sie mäßigte nur die Unklugheit ihrer Freunde, ohne daß sie dieselben zu leiten suchte, weil sie über die von ihnen erörterten Gegenstände selbst kein bestimmtes Urtheil hatte. Daher zeichnete sich, trotz der Vorsicht und Zurückhaltung der Wirthin, die Gesellschaft, die bei ihr einkehrte, durch die persönliche Unabhängigkeit ihrer Mitglieder aus. Madame Geoffrin gab zwei Diners wöchentlich, das eine für Künstler, das andere für Literaten. An letzterem nahmen d'Alembert und Mademoiselle de l'Espinasse Theil. Befreit von seinen ernsten, obwohl mit Liebe verfolgten Studien, legte d'Alembert jene offene, fast knabenartige Fröhlichkeit an den Tag, welche einst Madame du Deffand gefesselt hatte. Mademoiselle de l'Espinasse, ernster als ihr Freund und in der letzten Zeit etwas schwermüthig und ermüdet, brach mitunter ihr gewöhnliches Schweigen, um kurz, aber beredt über die von den anderen Gästen berührten Themata zu sprechen. Marivaux, der in Allem, was um ihn vorging, eine Finesse sah und der seinen gewandten, aber von Einbildungskraft entblößten Geist marterte, um seinem Gespräche stets eine sinnreiche Wendung zu geben, war auch anwesend. Der kalte und zurückhaltende Thomas, dessen Ruf durch die stolze Gleichgültigkeit gelitten hat, die er für die Frauen seines Zeitalters empfand; der emphatische Raynal; Mairan, der gelehrte Widersacher der Madame du Chatelet; ihr ehemaliger Liebhaber, Saint-Lambert; der scharfe, satirische Galiani und viele Andere, die jetzt vergessen sind, aber einst berühmt waren, befanden sich unter den Gästen der Madame Geoffrin. Sie führte bei diesen Diners mit ihrem gewöhnlichen Takt den Vorsitz, indem sie der Unterhaltung durch ein gelegentliches, dazwischen geworfenes Wort (in welcher Kunst sie excellirte) ihre Richtung gab oder ihr Erzähler-Talent zur Erheiterung der Gesellschaft ausübte.

Außer dem Rufe, den ihr die Freundschaft genialer Männer verlieh, fehlte es der guten Geoffrin auch nicht an weltlichen Ehren. Als Stanislaus Poniatowski noch ein einfacher polnischer Edelmann war, kam er oft zu ihr, erwarb ihre besondere Gunst und gab ihr stets den Schmeichelnamen „Mutter". Er gerieth durch seine Verschwendungssucht in Schulden, wurde arretirt und nach Fort l'Évêque gebracht; sobald seine Freundin davon hörte, berichtigte sie augenblicklich die Forderungen seiner Gläubiger. Der Monarch vergaß die Verbindlichkeiten nicht, die der Privatmann empfangen hatte; als Stanislaus auf den polnischen Thron erhoben wurde, war eine seiner ersten Handlungen, an Madame Geoffrin zu schreiben: „Mama, Ihr Sohn ist König." Er lud sie zugleich ein, ihn in Warschau zu besuchen, und ungeachtet ihres vorgerückten Alters, gewährte sie seine Bitte. Ihre Reise durch Deutschland glich einem Triumphzuge; namentlich wurde sie von der Kaiserin Maria Theresia mit größter Auszeichnung aufgenommen. Diese Fürstin, welche im Begriff stand, ein engeres Bündniß mit Frankreich zu knüpfen, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, ihre Hochachtung für die Nation zu zeigen, über welche ihre Tochter herrschen sollte. In Warschau angekommen, ward Madame Geoffrin aufs tiefste gerührt, als man ihr im königlichen Palast ein Gemach anwies, welches ganz nach dem Muster des von ihr in Paris bewohnten eingerichtet war. Während ihres ganzen Aufenthalts bei ihrem Adoptivsohne behandelte er sie mit derselben Zärtlichkeit und Galanterie. Auf ihrer Rückreise durch Wien sah sie zum zweitenmal Maria Theresia, die ihr die Erzherzoginnen vorstellte. Als Marie Antoinette Königin von Frankreich geworden war, erinnerte sie sich dieser Zusammenkünfte und gab es der Madame Geoffrin in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen. Man legte der bescheidenen Matrone eine solche Wichtigkeit bei, daß die kleinsten Details ihrer Reise nach Polen und die Briefe, die sie nach Hause schrieb, die ganze feine Welt von Paris während ihrer Abwesenheit beschäftigten. Sie erlangte sogar eine Art von politischer Macht durch ihre Beziehungen zu dem Fürsten Kaunitz, einem der vornehmen Fremden, die ihr Haus zu besuchen pflegten, und sie trug durch ihre Intervention dazu bei, die Schwierigkeiten zu heben, welche die Gesandtschaft des Kardinals von Rohan am Hofe zu Wien erwarteten.

Nichts hatte gefehlt, was den Ehrgeiz der gutmüthigen und liebenswürdigen Bourgeoise befriedigen konnte, als die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Alters ihr das herannahende Ende verkündeten. Sie verstand die Mahnung und unterwarf sich mit gefaßter und ungeheuchelter Resignation ihrem Schicksal. Die letzten Tage ihres Lebens wurden jedoch durch den Streit der ihr befreundeten Philosophen mit ihrer Tochter, Madame de la Ferté-Imbault, getrübt, welche stets den größten Widerwillen gegen die ganze Schaar von Literaten geäußert hatte, die bei ihrer Mutter ein- und ausgingen und die, wie sie wußte, zum Theil von ihrer Großmuth lebten. Diese Dame weigerte sich, während der Krankheit ihrer Mutter d'Alembert, Morellet und Marmontel zu ihr zu lassen, aus Furcht, daß Letztere, wie die philosophischen Ultras jener Zeit oft thaten, sie an der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verhindern würden. Ohne diesen Verdacht zu widerlegen, beklagten sich die Philosophen aufs bitterste über das Betragen der Madame de la Ferté-Imbault und führten eine so unangemessene Sprache, daß, als Madame Geoffrin sich theilweise von ihrem Uebel erholte, sie zwischen ihrer Tochter und ihren drei Freunden wählen mußte. Sie entschied sich natürlich zu Gunsten der Madame de la Ferté-Imbault und, ohne deren Handlungsweise ganz zu billigen, die eben so sehr gegen Takt und Klugheit verstieß, bemerkte sie mit einem Lächeln: „ihre Tochter habe wie Gottfried von Bouillon gehandelt, indem sie ihr Grab gegen die Ungläubigen vertheidigte." — Mit Ausnahme von Morellet, Marmontel und d'Alembert fuhr sie fort, ihre Freunde wie gewöhnlich um sich zu versammeln, bis ein Rückfall ihrer Krankheit sie im Herbste 1777 hinraffte. Sie hatte ihr achtundsiebzigstes Lebensjahr erreicht.

Ueber den Einfluß der Preßfreiheit auf die (französische) Literatur.

Nach der Bibliothèque Universelle de Genève.

(Schluß.)

Auf diese Weise konnte in wenigen Jahren eine Arbeit zu Stande kommen, die bei anderen Völkern mehr als ein Jahrhundert in Anspruch nahm. Alle geistige Thätigkeit war auf dieses Ziel, die Vollendung der Sprache, gerichtet. Es schien ein allgemeines Bedürfniß, in der Republik der Wissenschaften die Ordnung an die Stelle der Anarchie zu setzen, und man kann nicht umhin, hierin den von oben gegebenen Impuls zu erkennen. Der sprachliche Ausdruck sollte mit der geschmackvollen Pracht, die den König umgab, in Einklang gebracht werden. Freilich mochte man dabei mit der zwar etwas derben, aber immerhin originellen und gedankenreichen Natürlichkeit des vorangegangenen Jahrhunderts zu kurzen Prozeß gemacht haben. Denn der französische Geist, ist er einmal in eine Richtung hineingerathen, thut Alles übermäßig und hält nicht still, bis er am Ende ist. So wars auch hier ein schweres Unrecht, daß dem Genius enge und unübersteigliche Gränzen gezogen wurden. Es scheint, als hätte man damals vergessen, daß, wenn auch das absolute Ideal des Schönen und Wahren eins, unveränderlich und ewig ist, doch die Wege, die zu ihm führen, zahlreich sind, weil die unendliche Mannigfaltigkeit der Individualitäten die verschiedensten Anschauungs- und Ausdrucksweisen bedingt. Indessen obgleich dieser Tadel theoretisch gerechtfertigt ist, so ist er es in der Praxis doch nicht in demselben Maße. Den Systemen verdanken die Wissenschaften ihre schönsten Triumphe, und das Zeitalter Ludwig's XIV. beweist, daß auch die Literatur durch eine systematische Richtung zu Meisterwerken gelangen kann. Boileau drückt dies in folgenden Zeilen seiner Art poétique sehr glücklich aus:

Enfin Malherbe vint, et, le premier en France,
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.

Diese règles du devoir bezeichnen richtig den herrschenden Geist in der französischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Gewisse Formen wurden angenommen, und es war verpönt, über sie hinauszugehen. Der Parnaß besaß seine strengen Gesetze, wie die Monarchie. Es hatte dies freilich zur Folge, daß die öffentliche Meinung eine Art Tyrannei gegen die Schriftsteller ausübte, die sich dem literarischen Kodex nicht fügen wollten. Was originell war, mußte die allgemeine Uniform anziehen und das allgemeine Geleise gehen, oder es wurde nicht für ebenbürtig angesehen. Die Erklärung für diesen allgemeinen Gehorsam in Sachen des Geistes, noch dazu so kurz nach der Reformation, liegt wohl darin, daß damals das Streben der französischen Nation überhaupt auf Einheit gerichtet war und die Einheitsbestrebungen in der Literatur nur eine Seite dieser nationalen Tendenz ausmachten. Es ist unleugbar, daß die Preßfreiheit gerade das Gegentheil bewirkt hätte. Die Kräfte wären zersplittert und auf Streitfragen ganz anderer Natur verwendet worden. Die Sprache, anstatt der Hauptgegenstand literarischer Arbeiten zu werden, hätte sich nur zu einem Werkzeuge der Polemik entwickelt und jene Reinheit und Eleganz niemals erreicht, die ihr von den Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts gegeben wurde.

Ludwig XIV. übte übrigens keinen zu strengen Preßzwang aus. Mit welcher Kühnheit z. B. durfte Molière die großen Herren lächerlich machen, die privilegirten Klassen angreifen, obwohl dieselben sehr gut bei Hofe standen und des Königs Vertrauen besaßen. Sicher gaben manche von seinen Stücken in den Salons großes Aergerniß und riefen viele Anklagen hervor. Dennoch hielt der König Molière's Partei, entzog ihm seine Gunst nicht und gestattete die Aufführung des „Tartüffe". Freilich enthält sich Molière aller Declamationen; er spottet über die Menschen, läßt die Prinzipien unberührt und zeigt zu jeder Zeit große Ehrfurcht vor der königlichen Gewalt, die er wie eine Art Vorsehung darstellt, deren Amt es ist, die Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten und Mißbräuche zu beseitigen. Indessen ist seine Satire doch so scharf, daß ein

Dichter, der unter der republikanischen Regierung von 1793 die damaligen Höflinge, das heißt die ehrgeizigen Heuchler und die Charlatane der Gleichheit, mit derselben Freiheit auf die Bühne gebracht hätte, schwerlich dem Schaffot entgangen wäre. Der Grund lag darin, daß eine Regierung, die sich stark fühlt, toleranter seyn kann, als eine andere, die jeden Augenblick in ihrer Existenz bedroht ist. Unter Ludwig XIV. hatte die Censur die alleinige Aufgabe, darüber zu wachen, daß die königliche Autorität unversehrt blieb. Vom König mußte mit Ehrerbietung gesprochen werden; mit dem Uebrigen nahm es die Censur nicht sehr genau. So ließ sie, um nur ein Beispiel anzuführen, eine Schrift von Vauban, „la Dixme royale", passiren, in welcher, ganz wie es die heutigen Revolutionaire thun, statt aller anderen Steuern eine Einkommensteuer vorgeschlagen wird. Es geschahen auch unter dieser Regierung, obwohl sie die absoluteste gewesen ist, weit weniger Verurtheilungen wegen Preßvergehen, als unter den früheren und späteren. Zwar wurde der Druck des „Telemach" inhibirt und die schon gegebene Erlaubniß nach dem Erscheinen der ersten vier Bücher wieder zurückgenommen, weil man in mehreren Stellen einen Tadel der königlichen Regierung und ehrenrührige Anspielungen auf die Hauptpersonen des Hofes sehen wollte. Indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Suspension des „Telemach" nur dem persönlichen Hasse einiger Höflinge gegen Fenelon zugeschrieben werden muß.

Nach Ludwig's Tode, unter der Herrschaft des Regenten, trat am französischen Hofe an die Stelle des Etikettenzwanges die zügellosesse Ausgelassenheit. Und wie am Hofe, so war es in der ganzen französischen Gesellschaft, und wie in den Sitten, so war es in den Ideen. Aus den Frömmlern nach der Mode wurden über Nacht Skeptiker und Atheisten nach der Mode. Die Literatur, immer noch mit Erfolg gepflegt, nahm allmälig einen philosophirenden Charakter an. Noch wurden die ästhetischen Regeln stehen gelassen; aber der Kreis der behandelten Ideen ward weiter. Man besprach mit Vorliebe dasjenige, worüber die Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts eine schweigsame Zurückhaltung bewahrt hatten. Anfangs ergriff die Regierung ihre Gegenmaßregeln; neue Edikte über die Presse wurden erlassen, und im Jahre 1744 erschien ein Reglement in 128 Artikeln, das die genauesten Verhaltungsregeln für Drucker und Buchhändler und sehr strenge Strafbestimmungen enthielt. Aber die Autorität des Gesetzes kann nicht aufrechterhalten werden, wenn die Vollstrecker selbst es nicht achten. Was man zu drucken verbot, sagte man laut und ungenirt in allen Salons, und das Leben der höchsten Kreise übertraf weit die Zügellosigkeit der verbotenen Bücher. Die Preßvergehen nahmen zu und blieben straflos. Es bildete sich eine Art von Freiheit, die, obwohl außerhalb des Gesetzes, dennoch wichtige Folgen herbeiführte. Die Anzahl der Schriftsteller vermehrte sich, und ihre Kühnheit wuchs von Tag zu Tag. Die Maßlosigkeit der ausgesprochenen Ansichten wurde ein Mittel des Erfolges sowohl für mittelmäßige Köpfe, als für Talente der ersten Ordnung. Ueberall stieß man auf Philosophie, im Roman, im Drama, in Gedichten, wie in der Geschichte. Die beiden größten Geister des Jahrhunderts bedienten sich der schönen Literatur als eines Werkzeugs zur Verbreitung ihrer Lehren und fanden nur zu viel Nachahmer. Voltaire und Rousseau bildeten zwei große Schulen, die sich, die eine durch Schärfe und Klarheit, die andere durch Schwung und kernigen Ausdruck, auszeichneten. Doch blieb die Verschlechterung des Geschmacks nicht lange aus. Die philosophische Declamation riß die ganze Literatur an sich, verfälschte das Gefühl und verwirrte das Urtheil. Sehr mittelmäßige Schriftsteller nahmen durch ihr Geschick in Aufstellung von Paradoxen die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch, das sich vom Schein der Neuheit blenden ließ. Dazu kam, daß darin Opposition gegen die Regierung lag, ein Grund mehr, um solchen Schriften in der damaligen Zeit begierige Leser zu verschaffen. So lange die Autoren für einen auserwählten Kreis von Gebildeten schreiben, deren Urtheil dem der Menge die Richtung giebt, so lange gedeiht und blüht die Literatur, aber sie verfällt, wenn sie von vorn herein auf die große Menge berechnet ist. Und dies geschah in Frankreich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. So wie die Censur lau wurde, erschienen unzählige Bücher von sehr zweifelhaftem Geschmack; die Literatur verlor ihren edlen und gemessenen Charakter, die Tragödie machte dem bürgerlichen Drama Platz. Je mehr der Ideenkampf in den Vordergrund trat, desto mehr verlor die Form an Werth. Mit den Gesetzen des Staates und ihren Grundlagen wurden auch die Gesetze der Aesthetik und die Autoritäten, auf denen sie ruhten, untergraben. Aus jener Zeit stammt das Wanken der gesellschaftlichen Ordnung, die sich seitdem noch nicht wieder hat befestigen können. Damals wurden die Quellen der geistigen und sittlichen Entwickelung vergiftet, und die meisten Schriftsteller wählten, statt der schönen Rolle der Volkserzieher, die der Volksschmeichler, um die Leidenschaften und Neigungen der Menge nach Belieben ausbeuten zu können.

Die Revolution, die unterdessen hereinbrach, stürzte die letzten Schranken, die der Freiheit der Presse noch im Wege standen. Aber die Folge davon für die Literatur war fast null; diese Freiheit hat zu keinem großen belletristischen Werke den Anstoß gegeben. Um zu blühen, muß die Literatur unabhängig seyn, und gerade diese Unabhängigkeit fehlte zur Zeit der Schreckensherrschaft. Es war nicht geradezu ein Gegenstand für die literarische Behandlung verboten, noch wurde eine Präventiv-Censur ausgeübt; aber der unabhängige Schriftsteller bezahlte mit seinem Leben das Recht, frei seine Meinungen zu äußern. Auch tragen die schöngeistigen Werke jener Zeit im Allgemeinen den Stempel fader Bedeutungslosigkeit oder eines ekelhaften Servilismus. Man schmeichelt keinem König mehr mit ein paar überschwänglichen oder aus der Luft gegriffenen Lobhudeleien, man liebkost aber die herrischen Launen, die zahllosen Vorurtheile des souverainen Volkes. Erst als das Kaiserthum den französischen Geist wieder in ein regelmäßiges Bett zwängte, kehrte in die Literatur zum Theil die alte Würde zurück. Unter der Regierung Napoleon's, die doch weit empfindlicher gegen die Presse war, als die Ludwig's XIV., stand die Literatur um Vieles höher als in den zehn Jahren der Republik. Freilich war sie darum doch nicht mehr als ein blasser Abklatsch der Belletristik des siebzehnten Jahrhunderts. Um so kräftiger und edler aber ist der Aufschwung gewesen, den sie unter der Restauration genommen hat. Zumal in den letzten sechs bis acht Jahren der bourbonischen Herrschaft zeigte sich in Frankreich ein frisches und bewegtes literarisches Leben. In diese Zeit fällt bekanntlich auch der heiße und interessante Kampf der Klassiker und Romantiker. So schien es, als ob die strengen Preßgesetze die Blüthe der Literatur hegten und förderten. Da brach die Revolution von 1830 aus, die Censur wurde abgeschafft, und die erste Folge der Preßfreiheit, die dem Lande als eine große Wohlthat angepriesen wurde, war die Lähmung der Literatur, die seitdem in demselben Maße verfallen ist, als die politischen und sozialen Fragen von den Schriftstellern vorzugsweise behandelt wurden. Ein neuer Schlag für die französische Belletristik war die Revolution von 1848. Die meisten Schriftsteller haben sich auf den Journalismus geworfen, und in den letzten zwei Jahren ist fast kein einziges literarisches Werk von Bedeutung erschienen. Es darf demnach wohl behauptet werden, daß die vollkommene Preßfreiheit die Literatur mit Unfruchtbarkeit geschlagen hat.

Es ist eine soziale Forderung, daß, wie der Freiheit, zu handeln, auch der Freiheit, zu schreiben, eine Gränze gesetzt wird. Sonst könnte die Verkehrtheit Einiger die Existenz Aller in Gefahr bringen. Aber schwierig bleibt es immer, diese Gränzen zu bezeichnen und ihnen Achtung zu verschaffen. Wenn zu viel Strenge den Aufschwung des Gedankens unterdrückt, so ermuntert zu viel Nachsicht die Frechheit und eröffnet gefährlichen Sophismen ein freies Feld. Die volle Preßfreiheit würde bei der großen Mehrzahl der Leser einen hohen Grad geistiger Entwickelung voraussetzen; aber diese Bedingung ist nicht vorhanden. Nichts im Gegentheil ist minder häufig, als ein gesundes Urtheil und die Gewohnheit des Nachdenkens. Daher kömmt es, daß die ausschweifendsten Meinungen zahlreiche Jünger gefunden haben, und daß Schriftsteller, die nicht sehr gewissenhaft sind, lieber sich an die Leidenschaften und Vorurtheile der Menge anlehnen, als ernste Vorstudien machen, die Arbeit und Beobachtungsgabe erfordern. Die Kunst ist fast aufgegeben, weil diejenigen, auf welche gewirkt werden soll, gegen die Meisterwerke derselben unempfindlich sind. Die Literatur sinkt und sinkt, bis sie dem Verständniß der Ungebildeten zugänglich ist, deren Beifall aus politischen Gründen gewonnen werden soll. Ist sie aber an diesem Punkte angelangt, so geht sie zugrunde aus Mangel an Stoff. Gedichte, Dramen, Romane gehen einen viel zu ruhigen Gang, als daß sie noch lange das Interesse des Publikums fesseln könnten. Die Schriftsteller müssen sich auf die leidenschaftliche Partei-Polemik werfen, und wie von allen Geisteskräften die Phantasie am ehesten erschöpft wird, so werden auch die politischen Declamationen bald der platten Mittelmäßigkeit anheimgefallen seyn, bis wieder einmal eine Zeit des Friedens kömmt und eine Zeit der Autorität, welcher Seite der Kämpfenden sie auch entnommen sey. Dann werden die Wogen des Menschengeistes, die heute stürmen und schäumen und allen Schlamm des Hasses und Eigennutzes aufwühlen, sich klären und glätten und, wie ehedem, den blauen Himmel und die goldenen Sterne wiederspiegeln; dann werden, will ich sagen, die schönen Tage der Literatur zurückkehren.

Nord-Amerika.

Lanman's Indianer-Sagen.*)

Je weiter der gewaltige Strom europäischer Civilisation in der anderen Hemisphäre unwiderstehlich vordringt und nach einem nothwendigen historischen Prozeß die Elemente früherer Bildungsstufen in sich aufnimmt und aufhebt; je näher also die Zeit rückt, wo die ursprüngliche Physiognomie der indianischen Stämme nur noch in schriftlichen Denkmälern zu sehen seyn wird, desto dringender ergeht die Mahnung an die Zeitgenossen, die bald untergegangenen Geschlechter für die Nachwelt gerade in solchen Bildern beim Leben zu erhalten, in welchen sich die Eigenthümlichkeit eines Volkes am unverfälschtesten ausprägt: Volkslied und Volkssage sind solche Bilder. Das Verdienst des amerikanischen Herausgebers der „indianischen Sagen" ist somit anerkannt und zugleich unsere Rechtfertigung bei unseren Lesern ausgesprochen, daß wir ihnen einige Proben aus dem interessanten Buche mittheilen.

Die Entstehung der Wasserlilie.

Es geschah vor vielen, vielen Monden, daß ein alter und sehr berühmter Jäger des Pottawattamie-Stammes im fernen Walde auf den Tod lag. Er war allein auf seinem Lager von Laub; denn die Hand der Krankheit hatte ihn geschlagen, als er von einem Jagdzug heimkehrte. Unter den Kostbarkeiten, die er zurückließ, war ein schöner Hickory-Pfeil, mit dem er eine große Anzahl Wild getödtet hatte. Die Spitze war aus einem reinen weißen Stein gearbeitet, und die Federn, die ihn schmückten, waren aus den Schwingen des Scharlachvogels gepflückt. Dieser Pfeil hatte ihm bei mancher Gelegenheit das Leben gerettet und war mit so eigenthümlichen Kräften begabt, daß er einen Büffel durchbohren konnte, ohne von des Thieres Herzblut gefärbt zu werden.

Die schwerste Last, die dem sterbenden Indianer auf dem Herzen drückte, war der Gedanke, daß er seinen Pfeil nicht dem ältesten Sohne vermachen konnte. Er lag allein in der Wildniß, und er fühlte sich bei der Vorstellung sehr unglücklich, der Schatz seines Hauses könnte gar das Eigenthum eines Feindes werden, der, wenn Raben oder Wölfe sein Fleisch gegessen haben, ihm die

*) Indian Legends. By Charles Lanman. New-York, 1849.

Spur kreuzen würde. Aber einen solchen Gedanken konnte er unmöglich ertragen, und als das Bahrtuch der Nacht sich auf die Erde senkte, richtete er sein starres Auge auf den Nordstern, der ihn auf so mancher Gefahr begleitet hatte, und betete zum Herrn des Lebens, er sollte den Pfeil nehmen und in das freundliche Gestirn entführen. Noch ein Augenblick, und der unbekannte Jäger grub sein Haupt in das dürre Land und — starb.

In der folgenden Nacht flog ein furchtbarer Windstoß über das Land, riß den Pfeil vom Boden und wirbelte ihn in die oberen Lüfte hinauf. Eine seltsame Stille trat ein, und der Nordstern ward gesehen, wie er am Himmel zitterte. Wieder verging eine Weile, und ein betäubendes Getöse ließ sich am Firmamente hören, als der Abendstern seinen ruhigen Wohnsitz verließ und auf den Nordstern stürzte, um im Zweikampf den Pfeil des großen Jägers zu gewinnen. Der Kampf war ein verzweifelter, und indem die beiden Sterne um den irdischen Preis fochten, fielen Funken weißen Lichtes von ihren Seiten und fielen in unzähligen Splittern auf die Landschaft, die jetzt unter dem Namen Michigan bekannt ist. Bald folgte ein langer Regensturm, der führte die Lichtsplitter in den Fluß, und der Herr des Lebens gebot, daß sie sich verwandeln in die schönen Wasserlilien, die die zahlreichen Ströme des Westlandes schmücken.

Die treuen Vettern.

Ich spreche jetzt von zwei Chippewap-Jägern, die in den Stachelschweinbergen, in der Nähe des Superior-Sees, lebten. Es waren die ältesten Söhne zweier Brüder und bekannt in ihrem Dorfe wegen der innigen Freundschaft, die zwischen ihnen bestand, und wegen ihrer Stärke in der Jagd. Sie waren sehr berühmt durchs ganze Land, und in welches Dorf sie von ungefähr kamen, daten die alten Leute sie, zu bleiben und ihre hübschen Mädchen zu heiraten; aber die Jäger lachten zu all dergleichen Vorschlägen, denn sie hatten einander das Wort gegeben, für immer ledig und frei zu bleiben.

Es war um die Zeit, wo das Laub faltet, als die jungen Vettern von einer großen Jagd hörten, die in einem fernen Dorfe vor sich gehen sollte. Ein alter Krieger veranstaltete sie, der Vater einer schönen Tochter war und beschlossen hatte, daß der glücklichste Jäger sein Eidam werden sollte. Diese Kunde war den Vettern als Geheimniß mitgetheilt, und bei der Abreise von ihrem Dorfe sprachen sie kein Wort über ihren Entschluß. Zu gehöriger Zeit ging die Jagd vor sich, und reiche Beute ward gewonnen. Mancher Jäger brachte zwei Bären heim, mancher drei und vier Hirsche, aber die beiden Vettern erjagten jedweder fünf Bären. — Da nun keiner seinen Mitbewerber ausgestochen hatte, so entschied der alte Krieger: Wer ihm zehn Bärenskalpe ins Haus bringt, der gewinnt als beglückter Freier die Hand seiner Tochter. Eine zweite Jagd begann, und jeder der beiden Vettern brachte nicht blos die Skalpe von zehn völlig ausgewachsenen Bären, sondern obendrein einen reichlichen Vorrath auserlesenen Wildprets, das sie vor der Zelthür des Häuptlings niederlegten. Die Schwierigkeit der Wahl war nun größer, als zuvor; aber, die Wahrheit zu sagen, hatten die jungen Freunde gar kein Verlangen, das schöne Mägdlein zu heiraten; ihre Tapferkeit oder besser ihre wundersame Kunst im Tödten wilder Thiere zu zeigen, das allein lag ihnen am Herzen. Dieses absonderliche Benehmen setzte Jedermann in Erstaunen, am meisten aber den ehrwürdigen Krieger und seine Lieblingstochter.

Die wichtige Streitfrage mußte jedoch gelöst werden, und der alte Krieger nahm zu allerlei Auskunftsmitteln seine Zuflucht, um endlich den zukünftigen Eidam zu bestimmen. Zuerst sollten die beiden Vettern mit einander ringen — sie thaten es, und selbander fielen sie in demselben Augenblick zu Boden. Nächstdem sollten sie ihre Gewandtheit im Sprunge beweisen; ein Stock wurde hoch in der Luft gehalten — und Beide setzten mit gleicher Behendigkeit darüber. Drittens sollten sie ihre Pfeile auf ein Paar zwitschernder Vögel abschießen, und wer den besten Schuß macht, der führt die Braut heim — die Pfeile flogen, und beide Vögel fielen zu Boden mit gebrochenem rechten Flügel. Zum Vierten sollten sie auf die Jagd der Eichhörnchen ausgehen, — sie thaten es, und Jeder brachte genau hundert dieser munteren Thierchen mit. Es traf sich nun, und man flüsterte davon im ganzen Dorfe, daß einer der beiden Vettern von dem Reiz des Mädchens, der unschuldigen Ursache so vielen Wettstreites, gerührt wurde, und als der Vater das herausbatte, beschloß er, noch einen Versuch zu machen. Er gab den Jünglingen auf, daß Jeder einen Re-necoh oder Streitaxt tödte, und wer ihn mit der größeren Zahl wohlerhaltener Federn beschenke, der solle als Schwiegersohn willkommen seyn. Die neue Probe ward gemacht; die ganze Summe der Federn war einundzwanzig, elf davon hatte der verliebte Vetter gewonnen. Das Mädchen wurde ihm nun, wie sich's gebührt, zuerkannt; aber wie groß war das Erstaunen aller Dorf-Insassen, als er erklärte, den Preis nur unter der Bedingung annehmen zu wollen, daß ihm die jungen Leute des Stammes eine stattliche Wohnung aufbauen und mit den ausgesuchtesten Speisen und Häuten versehen. Ueber diese Forderung waren die Jünglinge höchlich erbost; doch aus Achtung gegen das indianische Fräulein änderten sie ihren Sinn und schritten sofort zum Bau der neuen Hütte.

Inzwischen kam es herum, daß der unglückliche Vetter von seinem Gespielen beleidigt worden sey, worauf der begünstigte Liebhaber ihn bei einer Bärenjagd aufsuchte, in der Absicht, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Es zeigte sich jedoch, daß die eingetretene Kälte zwischen ihnen nicht weichen wollte, und während die Beiden einen abgelegenen Hügel hinanklimmten, um dort für die Nacht ihr Lager aufzuschlagen, wurde der hintergangene Vetter plötzlich in eine große Feuerfliege umgestaltet, und in der Luft aufsteigend, erfuhr er bald eine neue Verwandlung; denn er wurde das, was jetzt unter dem Namen Nordstern bekannt ist. Der zurückgebliebene Vetter fühlte sich durch diese Trennung hart bestraft für den Bruch seines Gelübdes, verbannte sich aus seinem Geburtslande und führte ein einsames, trostloses Leben. Das Mägdlein, das er freien sollte, harrt inzwischen, wie man sagt, geduldig, aber umsonst der Rückkehr des längst verlornen Liebhabers.

Mannigfaltiges.

— Der Maler Allan. In den letzten Tagen des Februars verschied in Edinburg nach langer Krankheit der Präsident der schottischen Akademie der Künste, Sir William Allan, der als Maler eines bedeutenden Rufes genoß. Ein Mitschüler Wilkie's und Burnet's, verlebte er in seiner Jugend mehrere Jahre in St. Petersburg, wo er die Kunstsammlungen in der kaiserlichen Eremitage mit Nutzen studirte und von wo aus er einige Darstellungen russischer Scenen nach Hause schickte, die ihm zuerst einen Namen machten. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er mit Sir Walter Scott bekannt, der ihm seine Freundschaft schenkte, und von nun an widmete Allan sein Talent fast ausschließlich der Verherrlichung seines berühmten Gönners, dessen Werke und Person er zum Vorwurf seiner gelungensten Arbeiten nahm. In diese Kategorie gehören: „Der Mord des Erzbischofs Sharp auf Magus-Muir", „die Thronentsagung der Maria Stuart im Schlosse Lochleven", „der Morgen des St. Valentin-Tages" (aus dem „schönen Mädchen von Perth") u. A. m. Vorzügliche Bewunderung erregte sein in der Ausstellung von 1843 gezeigtes Gemälde: „die Waise"; es stellt die Tochter Scott's neben dem leeren Sessel ihres Vaters in seinem Studirzimmer zu Abbotsford am Fußboden sitzend dar und wurde von der verstorbenen Königin Adelaide angekauft. — Allan war bis kurz vor seinem Ende mit einem großen Schlachtstück beschäftigt, zu dessen Thema er den Kampf der Schotten gegen die Engländer bei Bannockburn (1313) gewählt hatte; als seine Krankheit zunahm, ließ er sein Bett in das Atelier bringen, um stets in der Nähe seines Werkes zu seyn. Hier arbeitete er so lange, bis ihm der Pinsel aus der Hand fiel, und da er zu schwach war, um auf sein Zimmer zurückgebracht zu werden, so starb er in seinem Atelier, im Angesicht seines letzten Gemäldes. Er war 1782 zu Edinburg geboren und befand sich mithin im achtundsechzigsten Jahr seines Alters.

— Silber im Seewasser, im Steinsalz und in organischen Körpern. Die Chemiker Malaguti, Durochet und Sarzeaud haben im Seewasser Kupfer, Blei und Silber gefunden und das letztere Metall auch in organischen Körpern nachgewiesen.*) Sie untersuchten Seewasser, das einige Meilen jenseits St. Malo geschöpft war, und kontrolirten ihre Resultate durch die Prüfung der Fucus-Pflanzen an derselben Küste. In der Asche einiger von diesen fanden sie ein Hunderttausendstel Silber, während das Seewasser etwas über ein Zehnmilliontel enthielt. Ist aber das Seewasser silberhaltig, so muß es auch das Seesalz seyn, so wie jede Subsianz, von der dasselbe einen Theil ausmacht. In der That hat auch die Untersuchung in der gewöhnlichen Salzsäure und in der künstlichen Soda geringe Mengen Silbers nachgewiesen. Um nun zu zeigen, daß hierbei nicht vorübergehende Zufälligkeiten im Spiele sind, sondern ein konstantes Gesetz obwaltet, prüften die genannten Chemiker das Steinsalz in Lothringen, das aller Wahrscheinlichkeit der Ueberrest verschwundenen Meerwassers ist, und entdeckten das Silber auch hier.

Es fragte sich hernach, ob nicht allerhand Pflanzen vermittelst ihrer Wurzeln Silber in sich aufnehmen, das ihnen von dem unterirdischen Wasser in aufgelöstem Zustande dargeboten würde. Man konnte nämlich voraussetzen, daß dieses Wasser, das unter anderen mineralischen Beimischungen auch Chlorverbindungen enthält, das Silber aus seinen schwefelhaltigen Verbindungen ausschiede, wenn es auf seinem Wege dergleichen anträfe. Die Versuche, die mit einer Anzahl verschiedener Pflanzen angestellt wurden, haben erwiesen, daß in den vegetabilischen Geweben Silber vorhanden ist. Diese Thatsache setzte eine zweite voraus, daß nämlich auch im Thierkörper Silber existire. Experimente mit bedeutenden Quantitäten Ochsenblut haben diese Voraussetzung bestätigt. Es sollte nun noch gezeigt werden, daß, wie die große Verbreitung des Silbers keine zufällige Ursache habe, sie auch nicht eine Eigenthümlichkeit der neueren Pflanzenwelt sey. Hier aber ergab sich, daß die Asche der Steinkohlen nicht so deutlich die Silberspuren erkennen ließ, als die Asche lebender Pflanzen.

Was nun das Blei und Kupfer betrifft, so konnten diese Metalle zwar nicht direkt im Meerwasser nachgewiesen werden; ihr Vorhandenseyn in demselben resultirte aber mittelbar aus der Untersuchung der Küstenpflanzen. Dieselben enthielten achtzehn Millionitel Blei und ein wenig Kupfer, woraus hervorgeht, daß, wenn die beiden Metalle im Meerwasser in so geringer Quantität gegenwärtig sind, daß sie den Reagentien entgehen, dieselben doch immer für die Assimilationskraft der Pflanzen existiren.

Um nun das Gesagte zusammenzufassen, so gehen aus den angedeuteten Untersuchungen folgende Thatsachen hervor: Seewasser, Steinsalz und organische Körper enthalten Silbertheilchen; Blei und Kupfer sind in gewissen Fucus-Arten vorhanden und folglich auch in dem Medium, in welchem diese Pflanzen leben.

*) Sitzung der Pariser Académie des Sciences vom 31. Dezember 1849.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 4. April 1850.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Erster Artikel.

Der Name Wilberforce knüpft sich an eine heilige Sache und ist einer von denen, an die man mit innigem Behagen denkt. Zwar weist das Leben dieses edeln Mannes kein effektvolles Ereigniß auf, wie es auf der Schaubühne der Welt zu rauschendem Beifall hinzureißen pflegt; aber es war einem erhabenen Streben gewidmet, und seine geräuschlosen Begebenheiten erscheinen so durchdrungen von frommer Anmuth, daß sie des Lesers Seele erheben und läutern.

Die folgenden Angaben sind einer Biographie Wilberforce's entnommen, die von seinen eigenen Söhnen, Robert, Isaak und Samuel, geschrieben ist und fünf Bände umfaßt.

William Wilberforce, der Sprößling einer alten Familie der Grafschaft York, wurde im Jahre 1759 in Hull geboren. Er hatte keinen Bruder, und von seinen drei Schwestern erreichte nur eine das reifere Alter. Er war klein und schmächtig, aber unter dieser schwachen Hülle lebte ein muthiger Charakter und ein gefühlvolles Herz, das von der Theilnahme für Andere erfüllt war. „Ich werde es nie vergessen" — schreibt eine Freundin seiner Mutter — „wie er, als ich krank lag, ohne Schuhe in mein Zimmer trat, um kein Geräusch zu machen, und leise sein liebliches Köpfchen durch den Bettvorhang steckte, um zu sehen, wie mirs ging." Mit sieben Jahren kam er in die Schule seiner Vaterstadt. Seine Aussprache war damals schon so merkwürdig, daß ihn der Lehrer oftmals auf den Tisch hob und ihn zur Nacheiferung für seine Mitschüler laut lesen ließ. Er verließ die Schule, als sein Vater gestorben war (1768), und wurde nun der Aufsicht eines Oheims anvertraut. Derselbe brachte ihn in eine ziemlich schlechte Erziehungsanstalt, wo er, wie Wilberforce selbst sagte, „ein Wenig vom Allem, das heißt Nichts" lernte. Er blieb dort zwei Jahre.

Bis dahin hatten seine Verwandten auf seine religiöse Ausbildung wenig Rücksicht genommen. In London dagegen wurde seinem Geiste eine fromme Richtung gegeben. Seine Tante, eine eifrige Methodistin, zog ihn in einen Kreis religiöser Personen, deren Umgang und Beispiel von nachhaltiger Wirkung auf den Geist des Knaben gewesen ist. Seine Mutter aber war mit dem Anstrich von Pietismus unzufrieden, den ihr Sohn angenommen hatte, und nahm ihn wieder mit sich nach Yorkshire. Wilberforce verließ das Haus seines Oheims sehr ungern. „Ich liebte sie" — sagte er — „wie ein Sohn, und das Herz wollte mir fast brechen, als ich von ihnen schied." Fünfundzwanzig Jahre später schrieb er mit einem Rückblick auf seine Vergangenheit: „Wie doch die Hand Gottes mich sichtlich geführt hat, und oft auf Wegen, deren ich selbst nicht achtete! Ich mache, glaube ich, jetzt zum erstenmale die Bemerkung, daß meine Mutter, als sie mich aus meines Oheims Hause nahm, wahrscheinlich die Veranlassung war, daß ich mit Staatsmännern in Berührung kam und eine nützliche Rolle spielen konnte. Wäre ich dort geblieben, so würde ich allem Anschein nach ein Methodist von beschränkten Ideen geworden seyn. . . . ." Als er nach Hull zurückkehrte, ward er in eine lustige, vergnügungssüchtige Gesellschaft hineingezogen, in welcher er durch seine musikalischen Talente und seine Unterhaltungsgabe glänzte. Seine Lehrer sahen ihm das wüste Treiben nach, und seine Mitschüler suchten alle Keime der Frömmigkeit, die in ihm lagen, zu zerstören. „Nie wohl" — schreibt er — „haben fromme Aeltern sich so viel Mühe gegeben, ihren Kindern Religiosität einzuflößen, als sich meine Freunde gaben, den Geschmack an der Welt und ihren Freuden in mir zu entwickeln." Anfangs widerstand ihm die tolle Lebensweise; er mochte weder spielen, noch ins Theater gehen. Als man ihn aber fast mit Gewalt dahin gebracht hatte, ward er betäubt und berauscht und gewann die geselligen Vergnügungen lieb.

Indessen, trotz aller dieser Zerstreuungen, brach sein thätiger, auf das Ernste gerichteter Geist sich dennoch Bahn. „In seinem vierzehnten Jahre", erzählt einer von seinen Mitschülern, „sprach er sich schon über die Abscheulichkeit des Negerhandels aus und bat mich einmal, ihm einen an die „Yorker Zeitung" gerichteten Brief auf die Post zu besorgen, in welchem dieser Menschenschacher von der moralischen Seite angegriffen war. Er liebte die Literatur" — schreibt derselbe Freund weiter — „lernte leicht Verse auswendig, und obwohl er seine Aufsätze immer erst im letzten Augenblick ausarbeitete, so waren sie doch immer die besten in der ganzen Klasse."

Wilberforce wurde durch den Tod seines Onkels und Großvaters Herr eines großen Vermögens. Er bezog die Universität Cambridge. Hier warteten seiner neue Verführungen, und eben schon am Abend seiner Ankunft wurde er in den lüderlichsten Studentenkreis geführt. Es gelang ihm indessen, sich diesen Einflüssen zu entziehen, und in den beiden letzten Jahren seines Aufenthaltes in Cambridge war er der Mittelpunkt eines Zirkels strebsamer junger Männer. Seine Heiterkeit und Liebenswürdigkeit gewannen ihm in jedem Bekannten einen Freund. „Keiner" — sagt der Prediger Gisborne — „hatte, wie er, die Gabe der Unterhaltung; ohne eine Spur von Eitelkeit und Gezwungenheit beherrschte er die Diskussion und war besonders glänzend in der Entgegnung. Sein Studentenzimmer war eben so gemüthlich, eben so aller Welt geöffnet, wie später sein Haus in London. Stets hatte er einen großen Yorkshirer Kuchen zuhause, der allen Besuchern zur Benutzung freistand. . ." Seine Mitschüler vom College St. James sah er oft bei sich; sie seyen aber, meint er, unehrlich mit ihm umgegangen. Während sie selbst fleißig arbeiteten, verführten sie ihn zur Trägheit, und zeigte er einmal Lust zum Studiren, so meinten sie, er werde doch kein Narr seyn und bei seinem Vermögen Mathematik oder andere für ihn unnütze Dinge treiben. Freilich hatte Wilberforce's Schulbildung auch manche Lücken; aber er bestrebte sich später nach Kräften, sie auszufüllen.

Wilberforce entschied sich nach seinem Austritt aus der Universität für das politische Leben und trat in seiner Geburtsstadt als Kandidat für die Parlamentsmitgliedschaft auf. Er erzählt von seinen Wahlmanövern ergötzliche Dinge, unter Anderem folgende Anekdote: „Zur Zeit meiner Bewerbung lebte in Hull ein Fleischerbursche, Namens Johnny, der eine riesige Gestalt hatte. Ich möchte dem nicht gern die Hand geben, sagte ich zu einem Freunde, das hieße doch, sich zu viel vergeben für eine Wahlstimme. — Sie thun Unrecht, antwortete man mir, das wäre Ihr sicherster und stolzester Knappe, wenn es zu Schlägen kömmt. — Am Tage nach der Wahl kam Johnny an mich heran und sagte mir leise ins Ohr: „Ich habe den Menschen entdeckt, der gestern einen Stein nach Euch geworfen, ich werde ihn heute Abend umbringen." Ich machte ihm bemerklich, daß mich der Stein nicht getroffen habe und die Strafe doch etwas zu hart seyn würde, er solle es nur bei der Drohung sein Bewenden haben lassen."

Die Mahlzeiten, welche Wilberforce seinen Wählern in Hull und London gab, halfen ihm die Schüchternheit beim öffentlichen Auftreten besiegen. Er folgte damals auf den Tribünen fleißig den Sitzungen des Parlaments. Dort traf er auch Pitt, der, wie er, seine Lehrzeit in den Staatswissenschaften durchmachte. Sie waren schon in Cambridge mit einander bekannt gewesen; hier wurden sie innige Freunde. Pitt, der Geistreichste unter den Geistreichen, der auf jede Stimmung und Gedankenrichtung einzugehen verstand, zeigte, wenn er im vertrauten Kreise seiner Freunde war, die tollste Laune und Ausgelassenheit, und schwerlich mochte da Jemand den starren Ernst in ihm vermuthen, der ihn im öffentlichen Leben auszeichnete. Die Freundschaft zwischen Wilberforce und Pitt ist niemals getrübt worden; selbst dann nicht, als ihre politischen Ansichten aus einander gingen.

Wilberforce war mit ungeheurer Majorität ins Parlament gewählt worden. Dies machte, daß er mit großer Zuvorkommenheit in London empfangen wurde und in den ersten Klubs eine gesuchte Person war. Es wurde in diesen Gesellschaften stark gespielt, und Wilberforce ließ sich anfangs mit in den Strudel hineinreißen. In seinem Tagebuch aus jener Zeit findet sich hier und da die Notiz: „Verloren im Faro 100 Pfund." Durch einen Zufall wurde er von der bösen Neigung geheilt. „Wir können leider heute Abend nicht spielen", sagte ein Klubmitglied, „St. Andrew, unser Bankhalter, ist nicht da. Aber, wie wärs, Wilberforce, übernehmen Sie sein Amt!" Er war es zufrieden und gewann 600 Pfund. Da diese Summe aber meist von jungen Leuten verloren worden war, die noch kein unabhängiges Vermögen hatten und von dem Verluste hart betroffen wurden, so beschloß er von diesem Augenblicke an, nie mehr eine Karte anzurühren.

Gleich bei seinem Eintritt ins Parlament erklärte er sich unabhängig, und selbst seine Freundschaft für Pitt konnte ihn nicht aus seiner Richtung bringen. In seinem Tagebuche aber spricht er von dem innigen Bedauern, das er fühlte, als er das erstemal gegen Pitt zu sprechen gezwungen war. Er widerstand den Versuchungen des Ehrgeizes, wie der Schmeichelei. Von vierzig jungen Parlamentsmitgliedern, die einen Klub der „Unabhängigen" gebildet und sich das Wort gegeben hatten, weder Aemter, noch Sinekuren, noch die Pairie anzunehmen, waren er und Banks die Einzigen, die diesem Gelübde treu blieben.

Wilberforce liebte die Natur über Alles, und fast mit thränenden Augen verließ er seinen Landsitz, wenn ihn die Eröffnung des Parlaments nach London rief. Da seine Güter in Yorkshire kein Herrenhaus hatten, so hatte er eine Besitzung am Ufer des Windermeer in Westmoreland gemiethet. „Nie habe ich", schreibt er an seine Schwester, „diesen einfachen Aufenthalt verlassen,

ohne mich tugendhafter zu fühlen, und ich fürchte sehr, das Gegentheil ist der Fall, wenn ich aus London gehe."

Im Jahre 1783 reiste er mit Pitt und Elliot nach Paris. Der Hof war in Fontainebleau, wo man die englischen Gäste sehr huldreich aufnahm. Man drängte sich um Pitt, um ihn über seine politischen Pläne auszuhorchen. Man ließ ihn selbst durch Vermittelung des Herrn von Vergennes merken, daß sich Demoiselle Necker, der ihr Vater eine Mitgift von vierzehntausend Pfd. Sterl. geben wollte, seine Brautwerbung gern würde gefallen lassen. „Ich bin bereits mit meinem Vaterlande vermählt", war Pitt's Antwort. Was Wilberforce betrifft, so empfing er dort den Dank des alten Franklin für die Wärme, mit der er sich im Parlamente dem Kriege mit Nord-Amerika widersetzt hatte.

Als Pitt nach England zurückgekehrt war, wurde er Premier-Minister und hielt mit starker Hand die Zügel der Regierung, indeß sich unter Fox eine Coalition bildete, die ihn zu stürzen drohte. Verschiedentliche Adressen an den König hatten dargethan, daß die öffentliche Meinung zu Gunsten Pitt's gestimmt war. Noch aber hatte sich die volkreiche Grafschaft York nicht ausgesprochen, und die Mitglieder jener Coalition setzten alle Mittel in Bewegung, um daselbst das Zustandekommen einer ähnlichen Adresse zu verhindern, zumal sie voraussahen, daß noch andere Grafschaften dem Beispiele Yorkshire's folgen würden. Die Mittelklasse und die Freisassen, die unter dem amerikanischen Kriege zu leiden hatten, waren schon längere Zeit zur Erzielung gewisser finanzieller Reformen mit einander verbunden und traten nun in offene Opposition gegen die mächtige Aristokratie, die sie bisher fast ohne Kontrole regiert hatte. Die Fabrikanten dagegen hielten zu den Tories.

Damals beschloß Wilberforce, obwohl er kaum weiter in der Grafschaft bekannt war, als in seinem Geburtsort, und ebenda nur etwa mit dem Dichter Mason in engerer Verbindung stand, daselbst einer Volksversammlung beizuwohnen, in welcher die Adreßfrage zur Sprache kommen sollte. Der Tag war vorgerückt, das Publikum hatte bereits eine Anzahl Redner gegen die Adresse gehört, als Wilberforce den Tisch bestieg, der die Rednerbühne vorstellte. „Das Wetter" — erzählt ein Augenzeuge — „war dermaßen schlecht, daß man fürchten mußte, das schmächtige Männchen würde vom Winde umgeworfen werden, und der Zudrang der Menge so groß, daß Menschen mit den besten Lungen Mühe hatten, sich sämmtlichen Versammelten verständlich zu machen. Er sprach indessen so schön und klar, daß das Publikum wie festgebannt seinem mehr als einstündigen Vortrag zuhörte. Die Höhe der Estrade war seiner kleinen Figur nichts weniger als günstig." „Ich sah" — schreibt Boswell an Dundas — „etwas wie einen Zwerg auf den Tisch steigen; aber in dem Maße, als ich zuhörte, wuchs und wuchs er, und bald war aus dem Zwerge ein Riese geworden." Noch während er sprach, kam ein Expresser an, der ihm folgenden Brief von Pitt überbrachte:

„Mein lieber Wilberforce. Morgen wird das Parlament aufgelöst werden. Die Sache wäre beinahe durch ein sonderbares Manöver verzögert worden. Es hat nämlich Jemand diese Nacht das große Staatssiegel entwendet; aber wir werden zur rechten Zeit eines parat haben. Ich schicke Ihnen hierbei eine Abschrift der Thronrede, die in zwei Stunden wird gehalten werden. Sie können davon als von etwas Geschehenem reden. Ganz der Ihrige. Pitt."

Der Erfolg von Wilberforce's Rede war die Abfassung einer loyalen Adresse an den König, die von den Freisassen gegen die Adeligen durchgesetzt wurde.

Die ungeheuren Geldkosten, die eine bestrittene Kandidatur in der Grafschaft York mit sich brächte, hatten die bürgerlichen Bewerber bisher von derselben fern gehalten. Wilberforce wagte es, den Parlamentssitz nicht mehr für die Stadt Hull, sondern für die ganze Grafschaft zu beanspruchen. Dieser Plan schien für einen jungen Mann ohne Rang und Würden sehr kühn und der Erfolg so zweifelhaft, daß Wilberforce nicht einmal Pitt davon eine Mittheilung machte. Indessen erhielt er bei seinen Wahlreden rauschenden Beifall. „Wir wollen ihn zum Vertreter", riefen während einer solchen Rede die Freisassen. „Wilberforce und Freiheit!" wurde der Ruf einer anderen Wählerklasse. Eine Subscription ward eröffnet, um die Kosten der Wahl zu bestreiten, und trug 18,700 Pfd. Sterl. ein. So kam Wilberforce als Vertreter der Mittelklassen ins Parlament, und im Sinn seiner Wähler hielt er sich stets entfernt vom Parteigeiste, wie von zügelloser Demokratie; in diesem Sinne geschah es auch, daß er die Aufhebung des Sklavenhandels verlangte und erreichte.

Im Oktober 1784 begleitete er seine Mutter und Schwester auf einer Reise nach dem Kontinent und brachte den Winter in Nizza zu. Auf ihrer Rückkehr nahmen sie den Weg durch die Schweiz. „Die Schweiz", sagte Wilberforce, „ist von allen Ländern das einzige, für das ich England aufgeben könnte." Seine Mutter war in Begleitung zweier jungen Nichten; er selbst hatte in seinen Wagen einen Professor aus Cambridge aufgenommen, dessen große Perrücke das unerschöpfliche Ergötzen der französischen Haarkräusler war. Im Uebrigen war es ein sehr unterhaltender, gelehrter und frommer Mann. Wilberforce war erstaunt, als er die letztere Eigenschaft an seinem Gefährten wahrnahm. „Ich hätte mich bedacht", schreibt er, „ihn mit mir zu nehmen, wenn ich dies gewußt hätte; so wahr ist es, daß Gottes Hand uns ohne unser Wissen und Zuthun leitet." Sie führten Beide lange religiöse Gespräche mit einander, an denen Wilberforce allmälig so tiefen Antheil nahm, daß die Damen anfingen, über Vernachlässigung von seiner Seite zu klagen. Sie lasen miteinander die Werke von Doddridge, übersetzten das Neue Testament aus dem Griechischen — kurz Wilberforce's Ideen nahmen eine völlig theologische Richtung. Nach langem Kampfe mit sich selbst, beschloß er endlich, als er wieder nach London zurückgekehrt war, seinen Freunden von der Veränderung Kunde zu geben, die in ihm vorgegangen war. Der Eine warf seinen Brief ins Feuer, ein Anderer hielt die ganze Bekehrung für einen Akt der Zerknirschung, von der er in der Gesellschaft schon wieder werde geheilt werden; ein Dritter, der von Wilberforce wußte, daß er stets ein regelmäßiges Leben geführt habe, meinte, er habe übergeschnappt. Der einzige Pitt, obwohl er seine religiösen Ansichten nicht theilte, versicherte ihm, daß ihn nichts in der Freundschaft für ihn wankend machen könnte. Von dieser Zeit an führte Wilberforce ein genaues Tagebuch über seine Fort- und Rückschritte in der Frömmigkeit, über seine Handlungen und Gespräche, über die Bücher, die er las, und die Predigten, denen er beiwohnte. Er führte auch ein „Buch der Freunde", um seinen Umgang mit ihnen nutzbringender zu machen. „Die Einen" — schreibt er an seine Mutter, die sich über die Gemüthsrichtung ihres Sohnes beunruhigte — „werden ins öffentliche Leben geschleudert; den Anderen weist das Schicksal einen kleinen Wirkungskreis an, und für jeden Stand giebt es demnach entsprechende Pflichten. Es stände dem Staatsmann eben so schlecht an, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, als einem einfachen Bauern, ein Heer zu befehligen oder im Senate das Wort zu führen. Ich hoffe, liebe Mutter, daß diese einfache Bemerkung genügen wird, Deine Besorgnisse zu zerstreuen, wenn ich dann und wann mit mir allein zu seyn wünsche. In meiner Stellung wäre es geradezu eine Desertion, es hieße das mir von der Vorsehung anvertraute Amt verrathen, wenn ich nicht mit allen Kräften dabei ausharren wollte. Denke ich an meine vielen Pflichten, so bedaure ich etwa nicht, daß ich meine Zeit auf Dinge dieser Welt verwende; ich bedaure, daß ich so viele Gelegenheiten muß vorbeigehen lassen, Gutes zu wirken. Mein beständiges Gebet ist es, Gott möge mich lehren, wie ich ihm mit größerem Eifer dienen und wirksamer meinen Mitmenschen beistehen könne."

Die Lockerung der Sitten und der religiöse Indifferentismus seiner Zeit gingen Wilberforce sehr zu Herzen, und er hielt sich für berufen und verpflichtet, auf die Belebung der allgemeinen Moralität und Frömmigkeit hinzuwirken, zumal ihm seine Stellung einen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft verlieh. Zu dem Ende machte er mehrere Rundreisen in den Provinzen und suchte Geistliche und alte Freunde für seinen Plan zu gewinnen. Unter Billigung des Königs gelang ihm endlich, eine Gesellschaft zur Verbesserung der Sitten zu gründen, der sich ausgezeichnete Männer aller Stände anschlossen. Diese Gesellschaft erlangte vom Parlament manches nützliche Gesetz, verhinderte so viel als möglich den Vertrieb unsittlicher Bücher, unterstützte die Konstabler in der Aufrechthaltung der Sonntagsfeier, in der Unterdrückung der Trunksucht, des Fluchens u. s. w. und wurde ein Stützpunkt für alle anderweitigen philanthropischen Bestrebungen. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Emerson's Repräsentativ-Menschen.

„Repräsentativ-Menschen", so nennt der geistvolle amerikanische Verfasser der in der Anmerkung näher bezeichneten Vorlesungen*) jene geistigen Mittelpunkte des Menschengeschlechts, in denen sich alle Bildungsstrahlen einer Zeit sammeln; jene Spiegel, die irgend eine Geistesrichtung — gehöre sie der Denk-, der Willens- oder Gemüthssphäre an — in überschwänglicher Stärke reflektiren. — Der Gedanke, diese Repräsentativ-Menschen zur Anschauung zu bringen, ist von ungeheurem Umfange. Jeder große Volksstamm, der seinen Beitrag zur Civilisation gesteuert, jedes theologische oder philosophische System müßte ihren Abgeordneten zu diesem Kongresse senden; Thaten und Ideen würden hier ihre Erklärung, die Lebensbilder, so zu sagen, der Kunst, der Moral, der Gesetzgebung ihre Darstellung finden. Da jedoch auf die nothwendig beschränkte Leinwand nur wenige Figuren gezeichnet werden können, so stößt man auf die Schwierigkeit einer angemessenen Auswahl. Hier dürfte nun Mancher mit Herrn Emerson, dessen Vorlesungen über Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon und Goethe handeln, rechten: Warum fehlt der „Glaube" neben dem „Zweifel"? Der „Mystizismus" hat seinen Platz gefunden, warum ist die „Religion" leer ausgegangen? Nach der „Liebe" sehen wir vergeblich uns um, obgleich die „Poesie" die ihr gebührende Stelle einnimmt. Und doch mögen diese Einwürfe kaum zu Worte kommen vor der genialen Auffassung und Behandlung Emerson's. Die orakulöse, mitunter pythisch-dunkle Diktion macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Leser. Einige Stellen aus diesen Vorlesungen mögen dies belegen. — In der Einleitung zu den Essays von Montaigne, in welchem Emerson das skeptische Element verkörpert sieht, heißt es:

„Die Dinge bringen immer ihre eigene Philosophie mit sich, sie heißt: Klugheit. Keiner erwirbt sich Eigenthum, ohne etwas Arithmetik mit in den Kauf zu bekommen. In England, dem reichsten Lande, das je existirt, hält das Eigenthum mehr, als in jedem anderen, persönlichen Vorzügen die Wage. — Nach der Mahlzeit glaubt ein Mensch weniger, leuguet desto mehr; Wahrheiten haben dann etwas von ihrem Zauber verloren. Nach der Mahlzeit ist die Rechenkunst die einzige Wissenschaft; Ideen sind aufregend, mordbrennerisch, wahnsinnige Phantasmen junger Menschen, die der solide Theil der Gesellschaft von sich weist; der Mensch wird dann nach seinen athletischen, thierischen Talenten gewürdigt. Spence erzählt, Pope war eines Tages bei Gottfried Kneller, als dessen Neffe, ein Sklavenhändler, ins Zimmer trat. „Neffe", redete ihn Sir Gottfried an, „Du hast die Ehre, hier die zwei größten Männer der Welt zu sehen." „„Ich weiß nicht, wie groß Ihr seyn mögt"", versetzte der Guinea-Mann, „„aber Euer Aussehen will mir nicht gefallen. Ich habe oft einen Kerl, dem Ihr das Wasser nicht reicht, lauter Knochen und Muskeln, um zehn Guineen gekauft."" — So nehmen die Sinnenmenschen an den Ge-

*) Representative Men. Seven lectures. By Ralph Waldo Emerson.

lehrten Rache und zahlen Spott um Spott. Diese hatten sich zu Schlüssen hinreißen lassen, die noch nicht reif waren, und hatten mehr gesagt, als sie verantworten konnten; dafür machten sich jene über die Philosophen lustig und wogen Menschen nach Pfunden. Ihr Glaube ist: Senf beißt auf der Zunge, Pfeffer ist bitzig, Streichzündhölzchen sind feuergefährlich, Wühlern muß man aus dem Wege gehen, vor schlechten Zahlern die Rosentaschen fest zuhalten, in einer Kiste Theer ist viel Verstand, und ein Mann wird zum Redner, wenn Ihr ihm ein gutes Glas Wein einschenkt. Seyd Ihr weichherzig und gewissensschwach, so müßt ihr mehr Fleischspeisen essen. Luther, das ist ihr Mann, wenn er singt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebtag lang;*)

wenn er einem jungen Studenten, dem die „Prädestination" und der „freie Wille" viel zu schaffen machte, einen tüchtigen Zug aus der Flasche als Stillungsmittel anräth. — „Nerven", sagt Cabanis, „das ist der Mensch." — Mein Nachbar, ein lustiger Pachter im Bar-room der Weinschenke, meint, der rechte Gebrauch des Geldes sey, es sicher und schnell auszugeben. Ich für meinen Theil, sagt er, sage das Meine durch die Gurgel und befinde mich sehr wohl dabei. — Das Unbequeme bei dieser Denkweise ist nur, daß sie zur Abstumpfung und endlich zum Ueberdruß führt. Das Leben zehrt uns auf. Bleib kalt! In hundert Jahren ist Alles eins. Das Leben ist hübsch genug; aber wir werden froh seyn, es, und die Leute — uns los zu werden. Warum sich härmen und placken? Das Essen wird uns morgen schmecken, wie es uns gestern geschmeckt hat, und zuletzt kriegen wir es satt. Pah, sagt mein blasirter Gentleman aus Oxford, es giebt nichts Neues, nichts Bleibendes — aber was thuts? Mit etwas mehr Bitterkeit grollt der Cyniker: Unser Leben gleicht dem Esel, der mit vorgehaltenem Heubündel zu Markte genarrt wird; er sieht nichts, als das Heubündel. „Wie viel Noth, wenn wir in die Welt kommen; wie viel Noth und Nichtswürdigkeit, wenn wir hinausgehen; es lohnt sich kaum der Mühe, überhaupt darin zu seyn", sagt Bolingbroke. Ich kannte einen Philosophen dieses Schlages, der die Summe seiner Erfahrungen über die menschliche Natur auf das Fazit zurückzuführen pflegte: Der Mensch ist ein jämmerlicher Schuft, und daran schloß sich als Korollarium: Die Welt lebt von Schnurrpfeifereien, und so will auch ich leben. — Jedes Ding hat seine zwei Seiten, und über jede läßt sich Manches sagen. Wer könnte uns einen vernünftigen Skeptizismus verargen, wenn wir sehen, daß keine einzige praktische Frage mehr als eine annähernde Lösung zuläßt? Ist nicht die Ehefrage noch immer eine offene? Seit die Welt steht, wünschen sich, die im Käfig sind, hinaus, und die draußen, hinein. Der Bescheid des Sokrates an jenen Heiratslustigen: „Thue, was Du willst, und es wird dich reuen", hat noch heute seine Gültigkeit. Die ganze Gesellschaft zerfällt in Parteien in ihrer Ansicht vom Staate. Denkt an die offene Arbeitsfrage: hier die Anhänger der Konkurrenz, dort die Kämpen der Association. Die Großmüthigen wollen, daß Alle Theil an der Arbeit nehmen, das allein sey ehrlich, das allein biete Sicherheit; nur in des armen Mannes Hütte wohne Kraft und Tugend. Auf der anderen Seite aber hört man den Einwand: Arbeit verwüstet die schöne Menschengestalt, bricht den Geist. Die Arbeiter schreien: Wir haben keine Gedanken! — Kultur, wie unerläßlich! Ich kann auch den Mangel an Bildung nicht vergeben. Und doch verwischt die Kultur den schönsten Zug in der Menschennatur: die Ursprünglichkeit. Herrlich ist die Kultur für einen Wilden; aber laß ihn nur erst ein Buch lesen und siehe zu, ob es ihm dann möglich ist, nicht an Plutarch's Helden zu denken."

Was Emerson über Goethe sagt, wird schwerlich vor unserer Götholatrie Gnade finden: „Ich möchte nicht behaupten, Goethe habe die höchste Stufe erstiegen, von wo herab der Genius seine Sprüche verkündet. Er hat die höchste Einheit nicht angebetet; er ist des völligen Aufgehens in das Sittliche unfähig. Es giebt edlere Saiten in der Poesie, als Goethe sie angeschlagen — Dichter von geringerem Talent, die einen reineren Ton haben und tiefer ins Herz greifen; dem Menschen kann Goethe nie theuer seyn. In ihm ist keine Hingebung an die Wahrheit; sie gilt ihm nur als Magd der Kultur. Goethe ist ein Mann, den Keiner bestechen, Keiner täuschen, dem Keiner imponiren kann. Von stoischer Strenge und Selbstverleugnung, hat er für alle Menschen nur einen Probierstein: Was kann ich von Dir lernen? Alle Güter werden nach diesem Stabe gemessen und abgeschätzt: Rang, Vorrechte, Gesundheit, Zeit, das Daseyn selbst. Er ist der Typus der Kultur; Liebhaber aller Künste, Wissenschaften und Ereignisse; künstlerisch und doch kein Künstler; dem Geistesleben anhangend und doch dem Spiritualismus abhold. Es ist nichts, das er nicht zu wissen berechtigt wäre. Da ist keine Waffe in dem Rüstschrank des Weltgeistes, die er nicht in die Hand genommen hätte; doch mit dem entschiedenen Vorbehalte, sich keinen Augenblick von ihr verletzen zu lassen. Unter jedes Ereigniß, zwischen sich und den theuersten Besitz legt er einen Lichtstrahl. Nichts verbarg, nichts entzog sich ihm. Die lauschenden Dämonen saßen bei ihm, und der Heilige, der die Dämonen schaute; die übersinnlichen Elemente nahmen für ihn Gestalt an. Die Frömmigkeit selbst, sagt er, ist nicht Zweck, sondern nur Mittel: der lautere, innere Frieden, den sie giebt, mag uns zur höchsten Stufe der Kultur führen. Und sein Scharfblick, mit dem er in die tiefsten Geheimnisse der Kunst dringt, macht ihn noch mehr zur Statue. Wie Cicero die Frauen benutzte, der Verschwörer Heimlichkeiten auszuspüren, so dienen Goethe die eigenen Gemüthsregungen nur, um durch sie in die Kammern fremder Herzen zu dringen. Feindschaften hat er nicht. Sein Feind magst Du seyn, wenn er nur unter dieser Bedingung von Dir Etwas lernen kann, wäre es auch nur ein Zuwachs an Erfahrungen, der ihm aus den Trümmern bei Deinem Sturze erblüht. Feind und Willkommen! aber Feind im hohen Stil. Er kann Niemand hassen; dazu ist ihm die Zeit zu kostbar. Antipathetische Gegnerschaften läßt er gelten; aber sie müssen den großartigen Fehden zweier Imperatoren gleichen: die Schwerter müssen sich über Königreiche kreuzen. — Er ist fragmentarisch, seine Productionen sind Gelegenheitsgedichte, eine Encyklopädie von Sinnsprüchen. Setzt er sich hin, ein Drama oder eine Erzählung zu schreiben, so sammelt und sacht er seine Bemerkungen, die ihm von hundert Seiten zuströmen, und so gut es gehen will, verarbeitet er sie zu einem Ganzen. Was sich gegen die Einverleibung sperrt, muß sichs gefallen lassen, als Briefe, Tagebuchblätter und dergl. lose angehängt zu werden. Ein großer Theil, der gar keinen Platz findet, bleibt der Gnade des Buchbinders überlassen, der mag ihm eine beliebige Stelle anweisen. So locker daher auch der Zusammenhang in manchem seiner Werke ist, besitzen wir dennoch ganze Bände abgerissener Paragraphen, Aphorismen, Xenien u. A."

Portugal.

Der Portwein.

Wenn Du, mein lieber Leser, heutzutage das Unglück hast, eine mäßige Quantität sogenannten Portweins zu Dir zu nehmen, so muß der Verdacht in Dir aufsteigen, daß man Dir ein künstliches Gemisch vorgesetzt hat. Machst Du den Versuch öfter, so fragst Du Dich zweifelnd, ob denn das derselbe Wein ist, der das Lieblingsgetränk so vieler ausgezeichneter Männer der letzten Generation ausmachte, der Wein, von welchem Pitt und Dundas, Fox und Sheridan so manche Flasche konsumirten, dem die Lords Eldon und Stowell die Frische und Rüstigkeit ihres Alters verdankten, von dem Sir William Grant, auch als er hoch in Jahren war, täglich seine zwei Quart zu sich nahm? Als wir selbst uns das erstemal diese Frage stellten, waren wir zu der Annahme versucht, als seyen jene berühmten Personen mit besseren Constitutionen versehen gewesen, als unser heutiges Geschlecht. Die Zeichen, unter denen Pitt's Gesundheit zugrundeging, durften wohl auf den Gedanken bringen, daß sein Körper die Portwein-Diät nicht aushalten konnte, während sie Dundas' starker Natur vollkommen zusagte, und daß Pitt gewiß zehn und mehr Jahre länger gelebt hätte, würde er statt des Portweins Bordeaux getrunken haben, von dem im vorigen Jahrhundert gleichfalls ungeheure Quantitäten in England vertilgt wurden.

Diesen Zweifel, ob die Schuld, daß heutzutage der Portwein schlecht vertragen wird, an den Trinkern oder am Weine liege, löste uns ein Freund, bei dem wir dann und wann zu Tische waren. Er setzte uns Portwein vom reinsten Geschmacke vor, und als wir ihn fragten, wie man sich eben so guten verschaffen könne, meinte er, das scheine ihm nicht recht möglich, denn der seinige sey ein Privatgeschenk von einem Kaufmann in Porto, der im Uebrigen allen seinen Wein für den Handel „zurichte". Dabei übergab er uns ein kleines Buch,*) das von demselben Kaufmann verfaßt war; aus diesem, meinte er könnten wir lernen, wie man den Portwein fabrizire.

Wir geben in Folgendem dem Leser einige Auszüge aus diesem Buche zum Besten.

„Es haben nicht immer dieselben Eigenschaften an dem Portwein für die besten gegolten. Man hat ihn bald herb, bald mild, bald fein, bald stark gewollt. Jede von diesen Eigenschaften verträgt sich mit der Reinheit; aber der Wein wird eine oder mehrere von ihnen von Natur in verschiedenem Grade besitzen, je nach dem Boden, der Lage des Weinbergs und der Fruchtbarkeit des Jahres.

„Leider haben sich unsere Weinfabrikanten angewöhnt, auf diese Thatsache keine Rücksicht zu nehmen, und produziren in jedem Jahre, es sey feucht oder trocken, kalt oder warm, so wie von jeder Traube und aus jedem Weinberge, eine und dieselbe „dunkle, schwere und süße" Sorte Wein.

„Wahrscheinlich hat der Geschmack eines besonders guten Jahrgangs, wie z. B. desjenigen von 1820, allmälig diese Sitte herbeigeführt. Die Kaufleute, bei denen der 1820ger besonders gesucht war, verlangten, daß man ihnen immer eben solchen liefere; da es aber bei der Seltenheit guter Jahre schwer hielt, mit reinem Wein diesem Verlangen zu genügen, so nahm man seine Zuflucht zur Fälschung.

„Die kleinen Händler fanden dabei ihren Vortheil. Denn wenn sie diesen Wein mit Benecarlo oder einem anderen schlechteren Rothwein verschnitten, so konnten sie Alles insgesammt für Portwein verkaufen. Bei der Bereitung des Regus**) ersetzte dieses Gemisch alle Ingredienzien mit Ausnahme des Wassers, und welche Zunge durch den Gebrauch starker und gemeiner Getränke abgestumpft war, für die mag der falsche Portwein jedem anderen mit noch so feiner Blume vorzuziehen seyn."

Hiernach geht der Verfasser auf das Verfahren ein, durch welches das „dunkle, schwere und süße" Gebräu hergestellt wird.

„Die Weintrauben, gute und verdorbene, werden unter einander in steinerne Bottiche geworfen, so lange mit den Füßen getreten, bis sie vollständig zerdrückt sind und darauf der Gährung überlassen. Ist die Gährung zur Hälfte vor sich gegangen, so wird der Wein aus dem Bottich in Fässer übergegossen und Sprit im Verhältniß von zwölf und mehr Gallonen (1 Gallone = 4 Quart) auf die Pipe Most (1 Pipe = 2 Orhoft) hinzugethan, was die fernere Gährung bedeutend verlangsamt.

*) Der Amerikaner führt diese Worte in der Ursprache an, und, was gewiß das größte Wunder, der amerikanische Setzer hat sie ohne Druckfehler wiedergegeben. D. R.

*) A Word or two on Port Wine, by J. J. Forrester.

**) Eine Art Glühwein.

„Nun, etwa zwei Monaten nach dem Gemäld' als Probe gegeben. Wer hat es aus dem von mir gebrachten Canevas? Niemand von Ihnen. Ich bin der Erfinder in Deutsche, giebt einen Theil von der Erfindung Ihnen weiter? Nein, ich bin ein Mann, der Alles für sich behält, was ich erfinde. Ich bin ein Bürgerlicher Kaufmann! Ich habe meine Erfindung für mich! Ich will mich nicht in eine Verbindung mit Ihnen einlassen, weil ich nicht will, daß Sie mir meine Erfindung von meinem Leibe stehlen!

„Ich gehe auf Ihre Vorschläge nicht ein! Ich will mich nicht mit Ihnen verbinden! Ich will meine Erfindung für mich behalten! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis wir verbunden sind! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen!

„Ein solches Selbstgespräch führte ich täglich. Was willst mir sagen, Schreiber Hannes in seiner Einsamkeit und sein Ich sprach, wie wechselnden Ton! Mein Herr sind Sie, wo meine Erfindung, Ihre oder Ihr Eigenthum ist, Sie sind ein Mann, der Alles für sich behält, was er erfindet! Sie sind ein Kaufmann! Sie sind ein Bürgerlicher! Nicht genug! Sie sind ein Mann, der meine Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß! Sie sind ein Mann, der sich meiner Idee zum Theil auch schon weiß!

„Ich gehe auf Ihre Vorschläge nicht ein! Ich will mich nicht mit Ihnen verbinden! Ich will meine Erfindung für mich behalten! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis wir verbunden sind! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen! Ich will Ihnen nichts sagen, als nichts, bis Sie mir Ihre Erfindung sagen!

„Ein solches Selbstgespräch führte ich täglich. Was willst mir sagen, Schreiber Hannes in seiner Einsamkeit und sein Ich sprach, wie wechselnden Ton! Mein Herr sind Sie, wo meine Erfindung, Ihre oder Ihr Eigenthum ist, Sie sind ein Mann, der Alles für sich behält, was er erfindet! Sie sind ein Kaufmann! Sie sind ein Bürgerlicher! Nicht genug! Sie sind ein Mann, der meine

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 6. April 1850.

Frankreich.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampère.

Es ist mir niemals eingefallen, eine Parallele zwischen diesen beiden Ländern aufzusuchen. Diese Parallele oder vielmehr dieser Kontrast hat sich mir von selbst dargeboten. Ich hatte Spanien besucht; der Seelenzustand, der gewöhnlich einem großen Unglück folgt, der uns vorwärts treibt, weil wir die Rückkehr fürchten, machte, daß ich in Cadix ein Dampfschiff bestieg, welches nach Lissabon ging und mich über Lissabon nach Southampton brachte; so wurde ich, ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben, plötzlich von der südlichen Halbinsel nach England versetzt. Auf meinen vielfachen Reisen habe ich nie einen so schnellen und vollständigen Gegensatz kennen gelernt, wie er sich hier zeigte, vielleicht ließ mich eben dieser jähe Wechsel so lebhaft den Charakter der so gänzlich entgegengesetzten Länder auffassen, wie man die Wirkung zweier verschiedenen Farben durch ihre unmittelbare Zusammenstellung am besten beurtheilen kann. Es schien mir, als müsse ich den Eindruck, den dieser Gegensatz auf mich gemacht, durch eine kleine Schilderung wiedergeben, vielleicht füge ich in besseren Tagen etwas über die Natur der beiden Landschaften und Völker hinzu, und es gelingt mir dann, den Beobachtungen, welche dieses Studium mich hat machen lassen, durch diesen Kontrast den Reiz der Neuheit zu verleihen.

Ehe wir uns jedoch mit den Gegensätzen beschäftigen, wollen wir den Aehnlichkeiten einige Aufmerksamkeit widmen; es sind deren nicht viel, aber um wahr zu seyn, darf man sie nicht übergehen.

Spanien und England sind von Europa isolirt, dieses durch den Ocean, jenes durch die Pyrenäen; der Ocean indessen nähert die Länder einander mehr, als daß er sie trennt, und in unseren Tagen besonders sollte man im Widerspruch mit Horaz sagen: Oceanus sociabilis. Man gelangt in neun Stunden von Paris nach London; es erfordert mehr Zeit, die Bergkette zu übersteigen, welche sich zwischen Frankreich und Spanien erhebt. Die iberische Halbinsel ist eine wirkliche Insel, und die britische Insel gleicht einer Halbinsel, welche durch den Dampf mit dem Kontinent vereinigt wird.

Wenn man von der einen Seite Andalusien, von der anderen Irland abrechnet, sind die beiden Königreiche von einem ernsten, stolzen Volke bewohnt, das, ruhig und zurückhaltend, eine stets sich gleich bleibende Würde aufrechtzuerhalten weiß. Es besteht ein eigenthümlicher Rapport zwischen beiden Ländern: jedes von ihnen hat seine Civilisation und seinen Nationalcharakter auf die neue Welt übertragen, ein Theil Amerika's ist englisch, der andere spanisch. In den Vereinigten Staaten spiegelt sich die eine Hälfte Englands ab, nämlich das industrielle und kommerzielle England, von welchem das aristokratische und feudalistische England streng geschieden ist. Man denke sich den Tower und Westminster aus London fort und lasse ihm nur die City und die Docks, man stürze im Geiste die alten Kathedralen um, entwurzele die hundertjährigen Eichen von Windsor und die Zedern von Blenheim, man denke sich statt der Schlösser Warwick und Arundel die Dampfschornsteine und Werkstätten der Fabrikstädte; wenn dann noch die Städte York, Durham, Chester, Oxford, jene Denkmale historischer Zeiten, verschwinden und statt ihrer Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield, in eine ewige Atmosphäre von Dampf gehüllt, und Liverpool in der fast unglaublichen Großartigkeit seines sich über die ganze Welt erstreckenden Handels allein stehen bleiben, dann hat man ein getreues Abbild der Vereinigten Staaten.

Im Grunde weichen die politischen Sitten und Grundsätze der Vereinigten Staaten nicht wesentlich von denen Englands ab; das self-government ging in Amerika dem republikanischen Gouvernement voraus, welches nur eine Entwickelung und Fortbildung desselben war. Jenseits des Atlantischen Meeres, an jener Küste, die ein zugleich erweitertes und verkleinertes England zu seyn scheint, herrscht noch der alte sächsische Geist, eben so bietet uns das amerikanische Spanien ein getreues Gegenstück des europäischen Spaniens dar. Mein trefflicher Reisegefährte, der Doktor Roulin, welcher das neue Granada vor dem alten gesehen hatte, war ganz betroffen von dieser Aehnlichkeit, die ihm auf jedem Schritte folgte und die ihn in einem ihm ganz neuen Lande ein bekanntes wiederfinden ließ. Spanien und England haben beide das Privilegium gehabt, sich auf dem Grund und Boden der neuen Welt zu verdoppeln und wieder hervorzubringen, welches Schicksal sie einerseits einander nähert, während auf der anderen Seite so vielfache Verschiedenheiten sie trennen.

Von diesen Verschiedenheiten eben möchte ich dem Leser ein treues Bild geben, so lebhaft, wie ich selbst es empfunden. Die sandigen und menschenleeren Ebenen Kastiliens und La Mancha's haben wenig Aehnliches mit dem fruchtbareren Boden der Wiesen von Hampshire, die dürren Ufer des Manzanarez mit den blühenden Gefilden, durch welche der Avon sich schlängelt, und die afrikanische Sonne Andalusiens gleicht eben so wenig dem trüben Gestirn, dem es oft an Strahlen fehlt, um damit den nebelerfülltesten Theil der Erde zu erleuchten. Man sieht Spanien durch eine Staubwolke und England durch einen Nebelschleier. Die Art zu reisen ist eben so verschieden, als der Anblick der Ortschaften, die man durchreist; hier schwerfällige Diligencen, gezogen von acht mit Federbüschen geschmückten und mit Schellen behängten Maulthieren, welche mit Geschrei und Gekläffe das neben ihnen her laufende Zagal antreibt; auf jeder Station eine Viertelstunde Zeitverlust, jede Nacht Aufenthalt im Wirthshause, obwohl die Nächte dort allerdings zuweilen um zehn Uhr beginnen und um Mitternacht endigen, abscheuliche Wege, wenn man sich nur etwas von den Verbindungs-Landstraßen entfernt; — dort hingegen nach allen Richtungen hin der prosaische und pfeilschnelle Eisenbahn-Waggon mit dem häßlichen Geräusch der an einander rasselnden Räder und Schienen, die Lokomotive, welche heult und pfeift wie ein reißendes Thier, aber den Reisenden, der sich ihr anvertraut, ohne Aufenthalt bei Tag oder Nacht ans Ziel führt. Kein Land ist für die Anlegung von Eisenbahnen besser geeignet, als das mittlere Spanien, das, wie man weiß, unermeßliche Flächen birgt, aber wann wird es in Spanien Eisenbahnen geben? ... Man hat es unternommen, eine solche von Madrid nach Aranjuez zu bauen, eine Strecke von nicht weniger als acht Meilen, aber dieser kühne Gedanke ist noch nicht zu Ende geführt worden. In England sieht der Reisende überall fruchtbare Städte, schöne Dörfer, prächtige Schlösser, elegante Landhäuser, wohlunterhaltene Hecken und Zäune, und Bäume! ja, die schönsten Bäume der Welt! In Spanien haben selbst die bebauten Felder den Anstrich der Wüste, die Städte sind selten, Schlösser giebt es fast gar nicht, wenig Landhäuser, wenig Pachtgüter, und die Spanier scheinen sämmtlich die Meinung eines alten Bauersmannes zu theilen, der mir in einem Ton, den ich nie vergessen werde, sagte: „Unbewohnte Felder, das ists, was ich am meisten liebe!“ (Campos sin poblacion es mi passion!)

Die Erinnerungen an meine beiden Reisen bekämpfen sich gleichsam in meinen Gedanken. So gedenke ich z. B. meiner Ankunft in Baylen zur Mittagsstunde eines heißen Junitages; ein Palmbaum, der erste, dem ich begegnete, verkündigte mir Andalusien; Lorbeer-Rosenstöcke, wie in Griechenland und in Klein-Asien, blühten zwischen den Felsen; Orangenhändler und Wasserverkäufer umringten schreiend meinen Wagen; Alles war weiß von Staub, das Ganze machte den Eindruck glühender Hitze und blendender Gluth. Zugleich rufe ich mir die Wiesen in Windsor ins Gedächtniß zurück: ich sehe mich eines schönen ruhigen Abends längs den frischen grünen Ufern der Themse wandern, welche sich in der Dämmerung dahin schlängelt; schöne Schwäne gleiten ruhig auf ihren Wogen entlang, während Gruppen friedlicher Spaziergänger auf dem Rasen lustwandeln oder unter alten majestätischen Buchen ruhen. Es liegt eine unendliche Entfernung zwischen diesen beiden Bildern, die gleichzeitig in meinen Gedanken weilen, sie beziehen sich auf zwei entgegengesetzte Pole, sie gehören zweien Welten an.

Ohne Zweifel giebt es auch in Spanien schöne grüne Waldungen und fruchtbare Regionen, z. B. die Gebirge im nördlichen Theil der Halbinsel, nahe bei Granada der durch den Lauf des Darro und des Xenil bezeichnete Strich, die Huerta (der Garten) von Valencia; eben so findet man auch in England wüste und unerfreuliche Landstrecken, wie die große Ebene von Salisbury, welche man passirt, um nach Stonehenge zu gelangen, und welche an die römische Campagna erinnert, aber es sind dies nur Ausnahmen, durch welche der Hauptcharakter des Landes nicht verändert wird. Die geographische Formation der beiden Länder ist wesentlich verschieden. Spanien wird von jähen, zackigen Felsen durchkreuzt, die man Sierras nennt, welches Sägen bedeutet; diese Sierras theilen das Land in mehrere ziemlich tiefe Bassins. In Großbritanien giebt es nur an einem Punkt eine ähnliche Theilung, es ist die, welche das südliche Schottland von dem nördlichen scheidet. (Fortsetzung folgt.)

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Erster Artikel. (Schluß.)

Wir haben oben gesehen, daß Wilberforce von Jugend auf die traurige Lage der Negersklaven zu einem Gegenstande seines Nachdenkens gemacht hatte.

Ich hob, einer möglichen Wirkung, die wahre gemeinte Absicht Wielands weiter zu kennen und zu beurtheilen, die Bemerkungen, die ich über seine Schriften und die Bedeutung der ersten Hefte zum Leben parteilosen Lesern mittheilte, in Briefen an ihn selbst niedergelegt, und ihm so Gelegenheit gegeben, sich darüber gegen das Publikum zu erklären, wenn er es für gut fände. Er hat es nicht gethan. Was mich hätten irren können, hat mich nicht irren können. Ich habe mich nicht irren lassen, und bin nicht irre geworden. Ich habe mich nicht irren lassen, weil ich wußte, woran ich mich halten konnte. Ich habe mich nicht irren lassen, weil ich wußte, was ich von Wielands Schriften zu halten hatte. Ich habe mich nicht irren lassen, weil ich wußte, was ich von Wielands Charakter zu halten hatte. Ich habe mich nicht irren lassen, weil ich wußte, was ich von Wielands Absichten

alles Klügeln, Spekuliren und Interpretiren zuwider. Daß diese Richtung seines Geistes ihm bei seinen dramatischen Bestrebungen große Vortheile an die Hand gab, läßt sich leicht begreifen.

„Zeige mir den Mann", rief Shakespeare, „den Mann, der kein Sklave der Leidenschaft, und ich will ihn in meines Herzens Tiefe, ja, in meines Herzens Herzen hegen!" Dieser Mann ist auch das Ideal Taylor's, der Held, dem alle seine Productionen gelten, und den er unter den verschiedensten Gestaltungen und unter dem Einfluß der mannigfachsten Verhältnisse zur Erscheinung zu bringen bemüht ist.

Die erste dramatische Studie Taylor's führt den Titel „Isaak Comnenus" und ist zugleich die einzige, welche er auf die Darstellung berechnete. Sie hält sich sehr treu an die Geschichte, wie sie im achtundvierzigsten Kapitel des großen Werkes von Gibbon erzählt wird. Durch die Eifersucht und das Mißtrauen des Kaisers Nicephorus in seiner Existenz bedroht, erhebt sich Isaak Comnenus gegen ihn an der Spitze seiner Genossen, stößt ihn vom Throne und giebt die Krone, die er selbst ausschlägt, seinem Bruder Alexis. Das leichtfertige Bedürfniß, zu urtheilen, ohne sich der Mühe der Prüfung zu unterziehen, der Geist des Widerspruches und des Kampfes ohne Ueberzeugung; Menschen, unfähig, in Frieden zu leben, weil sie es nicht verstehen, anständig und ehrenhaft zu seyn; wüste Leidenschaften, welche nach dem Thörichten und Unsinnigen trachten und die, um es zu erlangen, sich in eitle Spitzfindigkeiten und zwecklose Ränke zersplittern und verlieren: das sind die Dinge und Erscheinungen, welche uns Taylor in seinem Drama vorführt, und das ist, können wir hinzufügen, das morgenländische Kaiserthum vom Standpunkte der englischen Anschauung aus.

Seinen eigentlichen Ruf begründete Taylor mit seinem zweiten dramatischen Werke, „Philipp von Artevelde", einer dramatischen Chronik, aus zwei Theilen bestehend, deren jeder eine Art vollständiger Tragödie bildet. Das Gedicht ist der niederländischen Geschichte des 14ten Jahrhunderts entnommen und beginnt mit dem Moment, wo die Bürger von Gent in Folge der Niederlage von Nevèle der Hungersnoth preisgegeben sind. Die Partei der Reichen arbeitet unter der Hand daran, unter jeder Bedingung die Gnade des Grafen von Mäle zu erkaufen; das niedere Volk ist entmuthigt. Van den Bosch, ein ehemaliger Diener Jean Lyons' und jetzt Anführer der „Weißkappen", giebt sich vergebens Mühe, sein Ansehen durch Terrorismus aufrechtzuerhalten; er fühlt, daß ein anderer Mann vonnöthen ist, um die Stadt zu beherrschen und zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Er denkt an den Sohn Jakob's Artevelde, an den jungen Philipp, welcher seine Zeit bisher damit zugebracht hatte, „unbekümmert zu leben und in der Lys zu fischen", und er veranlaßt die Genter, diesen zum Anführer zu nehmen, in der Hoffnung unter seinem Namen die oberste Macht auch ferner üben zu können.

Von hoher Bedeutung ist es, zu sehen, welche Stellung Taylor in seinem Drama bei der Beurtheilung des Kampfes zwischen den flandrischen Gemeinden und ihrem Lehnsherrn einnimmt. Die meisten anderen Schriftsteller unserer Tage hätten sich zweifelsohne auf die Seite der Empörung gestellt und in beschränkter Auffassung aus ihrem Helden einen gewöhnlichen Freiheitskämpen gemacht. Nicht so unser Dichter: er sieht mit tausend Augen, wie ein Argus. Für die Gewaltthätigkeit hegt er durchaus keine Sympathieen. Er weiß, daß die Gefahr, vor der man sich zu wahren hat, nicht ausschließlich bei der Autorität zu suchen ist. Er macht die genauesten Unterschiede in den mannigfachen Empfindungen der unterdrückten und zur Empörung getriebenen Bürger. Er läßt beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren und erhält sich bei voller Ruhe, wie ein Mann, der da einsieht, daß, um eine wohlgefälligere Zukunft herbeizuführen, einerseits die Autorität den Geist der Insubordination zähmen, andererseits letzterer der Autorität die Mahnung ins Gedächtniß rufen mußte, daß ihr nicht Alles möglich sey. Ohne sklavisch irgend einer Sympathie oder Antipathie nachzugeben und ohne über die Werkzeuge des Weltzweckes urtheilen zu wollen, gefiel er sich einzig darin, zu beobachten, wie die Gemeinden und die Lehnsherrschaft in Flandern im 14ten Jahrhundert das vorbereiteten, was der Genius der Geschichte wollte, und was weder die Endabsicht der Gemeinden, noch die der Herren war.

In seinem Helden hat Taylor keineswegs ein gewöhnliches Ideal personifizirt. Er studirte die Geschichte mit männlichem Geiste und männlicher Einsicht. Er sah und bewunderte in seinem Helden den Mann von Genie inmitten der Fluthen, welche eine Revolution des vierzehnten Jahrhunderts emporthürmte, das seltsame Schauspiel geistiger Macht mit allen Hülfsquellen, welche sie in sich selbst findet, um die sie umgebenden und einengenden Kräfte zu beherrschen und für ihre höheren Zwecke zu verwenden. Und das Ergebniß, wie der Geschichte, so seiner poetischen Gemälde, ist das, daß der große Mann, auch wenn er auf Seiten der empörten Massen steht, nur darum noch Herrschaft und Macht über die Ereignisse besitzt, weil er für die Neugestaltung eines Zustandes der Ordnung kämpft und seine ganze Stellung von diesem Standpunkte aus betrachtet.

Die letzte dramatische Dichtung Taylor's, „Edwin, der Schöne", versetzt uns in das zehnte Jahrhundert, mitten in den Kampf des angelsächsischen Englands zwischen dem Mönchsgeiste und der königlichen Macht, die ihrerseits von dem gegen das Cölibat anstrebenden Theil der Geistlichkeit gestützt wurde. Dieses Werk der vollreifen Schöpferkraft unseres Dichters könnte ganz allein einer umfangreichen Betrachtung Stoff geben. Wir fassen uns kurz. Taylor kömmt in dem Drama „Edwin" von neuem auf seine Lieblingsidee zurück, nämlich auf die Darstellung des nach Selbstbeherrschung strebenden, seiner selbst mächtigen Mannes, wiewohl hier das Feld der Anschauung und Entwickelung ein ganz anderes ist, als in den beiden früheren Dichtungen. Er malt uns diesen Mann in dem Grafen Athulf, „dessen hoher Muth und fröhliche Lebendigkeit seine tiefe Klugheit verbergen, und dessen Einbildungskraft die Gefahren, die er indeß doch besteht, vielleicht noch vergrößert"; er malt ihn uns in dem Grafen Leolf, welcher ein wenig an die Gestalt des Comnenus erinnert; er malt ihn vor Allen in Dunstan, dem Hildebrand Englands, dem glühenden Apostel der katholischen Universalmonarchie, und es ist wunderbar, zu sehen, wie der Held sich unter den mannigfachen Einflüssen umwandelt und individualisirt. Dunstan ist vielleicht die glänzendste Kraft- und Talentprobe Taylor's und um so höher anzuschlagen, als die Aufgabe für einen Protestanten gewiß manche besondere Schwierigkeiten hatte.

Eine wahrhaft reiche innere Mannigfaltigkeit ist das Hauptmerkmal der Charaktere unseres Dichters, und dieselbe Eigenschaft herrscht auch in dem ganzen Umriß seiner Schöpfungen. Wenn er, wie oben und mehrfach schon angedeutet worden, ebenfalls in einer gewissen Hinsicht sein Ideal hat, so ist dieses Ideal doch durchaus keine gattungliche Conception, aus der er alle seine übrigen Conceptionen ableitet. Es ist das Gesammtbild seiner Individualität, dessen, was er liebt, wie dessen, was er sieht; es ist das Gemälde, worin alle Kraftäußerungen und Bestrebungen, welche er in der Menschheit wahrgenommen, harmonisch vereint sind, und zwar nach den Gesetzen, welche alles das in sich begreifen, was Macht hat, ihn anzuziehen, ihm normal zu erscheinen. Das hohe sittliche Gefühl des Dichters dringt so überall durch; aber, weit entfernt, seiner Einsicht und Anschauung eine Vorschrift zu stellen, dient es nur dazu, den Kreis derselben zu erweitern. Es ist, so zu sagen, nur der Vergleichungspunkt, welcher ihm die verschiedenen Gattungen von Menschen, denen er im Leben oder in den Büchern begegnete, definiren hilft. Und hier müssen wir es als einen besonderen Umstand der Beachtung hervorheben, daß sich um die großen Figuren Artevelde's und Dunstan's in Taylor's Dramen eine zahlreiche Menge anderer Gestalten bewegen, von denen jede ihre bestimmte, eigenthümliche Charakterphysiognomie trägt.

Wie wir nun bis hierher gesehen haben, enthalten Taylor's Werke ein reiches Material für den denkenden Leser und werden nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf ihn hervorzubringen; ob unser Dichter aber denselben Eindruck auch auf die mehr empfindenden Naturen machen wird, das ist eine andere Frage. Und hiermit wären wir denn bei dem Punkte angelangt, das näher zu bezeichnen, was Taylor fehlt, um den höchsten Preis davonzutragen. Erlaube man uns, um uns gehörig verständlich zu machen, etwas weiter auszuholen.

Wenn wir die Neigungen der Gegenwart ins Auge fassen, so können wir sehr bald bemerken, daß es mit der sogenannten „satanischen" Schule, die den Anfang unseres Jahrhunderts beherrscht hatte, so ziemlich vorbei ist. Unsere ganze Literatur giebt heutzutage von einer Gesellschaft Zeugniß, in der das Individuum sich auf seinem Platze energisch zusammenrafft. Auf die Blasphemieen und auf die Aeußerungen blasirten Ueberdrusses folgten die Träumerei und der Instinkt der Verehrung. Und wenn die Poesie auch im Ganzen nicht gerade tief in die Weltmysterien eingedrungen ist, so giebt sie doch gegenwärtig jedenfalls eine Reihe von Eindrücken wieder, welche unbedingt nur in einem gesunden Medium ersprießen und gedeihen konnten. Die Frauen und die Kinder sind nicht mehr die einzigen, welche ihre Reimer besitzen, das läßt sich nicht leugnen; nichtsdestoweniger existirt eine Klasse von Menschen, welche, seit Byron wie zu Byron's Zeiten, selten in den neuen Gedichten und Dramen die dichterische Uebersetzung ihrer gewohnten Anschauungen und Neigungen getroffen hat. Ich meine hier die Denker, jene Leute, welche ernste Lektüre treiben, welche die Wissenschaften, die Geschichte und die Philosophie, studiren, welche die Menschen der Gegenwart durch die Menschen der Vergangenheit kommentiren und die bei all diesen Beschäftigungen doch nicht für innere Erregung unzugänglich sind. Diese Leute selbst waren dahin gekommen, zu glauben, die Gemüsse der Kunst seyen nicht mehr für ihr Alter. Taylor hat es versucht, ihnen eine für sie gemachte Poesie zu geben, und es ist ihm vollständig gelungen. Man kann auf ihn das anwenden, was man von Dante gesagt hat, nämlich: „Seine Verse enthalten in geheimer Tiefe eine Theorie und bestimmte Entscheidung über die wichtigsten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich gezogen haben, über die Psychologie wie über die Aesthetik, über die Politik wie über die Philosophie der Geschichte, und doch sind seine Verse noch eine Musik, welche nur innere Schwingungen tönt." Man versteht, man erfaßt sie nicht, man fühlt sie; ich muß gleichwohl hinzufügen, sie sind kalt, und das, was sie in uns aufregen, sind keineswegs jene Bedürfnisse und Sehnsuchtsgelüste, welche die Wonnen und Leiden des wirklichen thätigen Lebens ausmachen. Im „Edwin" scheint es, als habe Taylor schon die Stufe der geistigen Thätigkeit überschritten, deren natürlicher Ausdruck noch die dramatische Poesie seyn kann. Sein Werk hat sogar keine Mittelpunktsfigur mehr. Es ist ein Gedicht ohne Held, eine Reihe von Gemälden; niemals war unser Dichter reicher an Beobachtungen, ja, selbst nirgends malerischer und farbenreicher, als hier; dennoch aber ist das leidenschaftliche Interesse fast verschwunden. Kaum nimmt der Schriftsteller selbst noch Theil an den Hoffnungen und Befürchtungen seiner Personen; er studirt sie; die Scenen folgen sich, um irgend einen Zug damaliger Sitten zu accentuiren, einen Charakter zu erklären, oft allerdings auch, um einen auf Beifall berechneten künstlerischen Effekt hervorzubringen, einen Effekt jedoch, der fast immer nur durch das Medium der Intelligenz empfunden werden kann. Im Allgemeinen setzen die dramatischen Versuche Taylor's, um wirklich mit Lust genossen werden zu können, eine gewisse, ja, man kann sagen, eine ziemlich bedeutende Spannung des Geistes voraus. Wenn man nicht die Tragweite jedes einzelnen Zuges und die Absicht jedes Wortes empfindet, wird man schwerlich stark mit fortgerissen werden.

Was läßt sich aus all dem Gesagten schließen? ... Daß der Verfasser des „Philipp von Artevelde" zwar ein großer Dichter ist, daß jedoch bei ihm jenes Gleichgewicht der Fähigkeiten, von dem er da und dort in seinen Werken

selbst mit so großer Wichtigkeit spricht, theilweise durch das Vorwalten der Schärfe des Geistes gestört wurde. Wenn er in vielen Punkten auch weit mehr weiß, als Shakespeare, so fehlt ihm doch ganz besonders jene glühende Natur des alten Dichters, dessen Busen von allen Leidenschaften und Gelüsten des menschlichen Geschlechts geschwellt schien, d. h. jene Begeisterungstrunkenheit des Vates, welcher, wie ein Orakel, Dinge singt, die ihm urplötzlich kommen, und von deren Kenntniß sein Verstand kein Bewußtseyn hat. Thomas Carlyle hat irgendwo eine bewundernswerthe Stelle über dieses Chaos des inneren Wahnsinns geschrieben, dem unsere Weisheit gleichsam nur als wohnliche und friedliche Lagerstätte dient; die menschliche Welt hat auch ihr inneres Chaos ungezähmter Kräfte, welche sich unaufhörlich anstrengen, all ihre Federn auf einmal springen zu lassen, und jedes lebende Wesen, jeder Gedanke und jedes menschliche Wollen sind nichts Anderes, als unvollständige Aeußerungen, unfertige Versöhnungsversuche dieser Kräfte. Diese lose Masse eingepreßter Gluth, Shakespeare trug sie in sich. Wenn man ihn hört, glaubt man keineswegs, einen Beobachter zu vernehmen, der da erzählt, was er außer sich wahrgenommen. Wie Lavagüsse scheinen alle Lebenselemente aus der Tiefe seines Wesens hervorzubrechen, und sie geben uns, während sie sich losreißen, eine Enthüllung des Abgrundes, der in uns selbst ist, und aus dessen Tiefe wir unbekannte Stimmen aufrauschen hören, welche eine Ewigkeit nicht zu zähmen vermöchte. Taylor übt nur sehr selten eine derartige Wirkung auf uns aus: er besitzt dagegen eine Eindruck machende Geistesbildung. Es scheint, als kenne er alle möglichen Combinationen der Leidenschaft, als hätten alle Formen, unter denen sich unsere Instinkte darstellen, einen Abdruck, eine Spur in seinem Geiste zurückgelassen, mit Einem Worte, als wisse er die Wirkungen aller geheimen Ursachen, trage jedoch nicht die unsagbaren Ursachen alles dessen, was seyn kann, in sich. Er ist Künstler; im Menschen und in der Natur hat er das Bewußtseyn des Unendlichen; allein er ahnt es nur insofern, als er begreift, daß er es nicht begreift, und sich überrascht fühlt — und seine so sehr absichtsvolle Poesie läßt uns nicht der Art im Geiste leben, wie wir in der Wirklichkeit leben können, weil sie uns zu sehr zum Nachdenken zwingt, während wir in der wirklichen Welt auf eine Stunde, die wir der Beobachtung widmen, zehn andere rechnen, in denen wir, so zu sagen, ruhig ins Blaue hinein leben.

Wir wollen diese Eigenthümlichkeit der Darstellung unserem Dichter keineswegs zum Vorwurf machen; sie ist weniger die Schuld des Autors, als die der Umstände. Andere dramatische Dichter verstehen ihrerseits wieder nur, das große Publikum zu fesseln, und haben keinen jener bei Taylor bemerkten Vorzüge. Das englische Theater, ja, selbst die ganze Literatur Englands befinden sich in der That gegenwärtig in einem etwas seltsamen Zustande, indem sich die Schriftsteller fast durchweg in zwei Lager theilen, deren jedes, um auf ein gewisses Publikum zu wirken, auf den Beifall des anderen Theiles verzichten zu wollen scheint. Es ist dies ein ganz absonderliches Symptom unserer Zeit: wir nehmen so eine sich täglich erweiternde Kluft wahr zwischen der geistigen Entwickelung der Denker und der der Massen, eine Kluft, welche auf jedem Gebiet der menschlichen Thätigkeit die Eingeweihten und Profanen immer mehr von einander trennt.

Von welchem Einfluß aber dürfte dieser eigenthümliche Zustand auf die Zukunft des Theaters seyn? Der Dramatiker hat es zunächst, um zu gefallen, mehr als jeder andere Schriftsteller nöthig, rücksichtlich der Gedanken und Empfindungen mit seinem Publikum in enger Beziehung zu bleiben. Die Zuschauer kommen ins Theater; sie bringen eine gewisse Art, die Liebe, den Heroismus, die Tugend aufzufassen, mit, und wenn der Dichter ihnen einen Liebhaber darstellt, der nicht nach den ihnen geläufigen Regeln der Liebe handelt, werden sie verdrießlich und empfinden Langeweile. In Bezug auf diesen Punkt hat sich die Stellung des dramatischen Schriftstellers gegen früher keineswegs geändert; das Publikum selbst ist jedoch ein anderes geworden. In uralten Zeiten bestand es aus den Zöglingen der Schule, dann aus der Aristokratie, später aus der höheren Bourgeoisie und heutzutage aus den großen, minder gebildeten Massen. Die eigentlich geistig wahrhaft entwickelte Minorität zieht sich immer mehr zurück. Wie soll man nun diese wieder ins Theater zurückführen, wie zugleich die Denkenden und die Massen befriedigen? Das ist die große und inhaltsvolle Frage, eine um so schwierigere Frage, als eben, wie oben schon angedeutet worden, niemals ein so tiefgehender und allgemeiner Zwiespalt herrschte, wie gegenwärtig. Zu Shakespeare's Zeiten gab es noch gewisse in allen Gemüthern vorwaltende Bedürfnisse, Instinkte, Gedanken- und Empfindungsrichtungen, und es war nicht allzu schwer, mit einem und demselben Motiv die Gelehrten und das Volk, die Reichen und die Armen zu befriedigen. Ganz anders heute. Die sich von Stufe zu Stufe verzweigende Theilung der Beschäftigungen und Berufe, der leichte Austausch der Arbeitsprodukte, der Schutz der Gesetze, welcher das Individuum von tausend Nöthen befreit, alle diese Ursachen und zahllose andere gestatten einem Jeden mehr und mehr, sich in eine fixe Idee einzuspinnen und nur eine Seite seines Wesens zu entwickeln. Was kann also der dramatische Dichter thun? Auf der einen Seite hat er ganz instinktive Naturen vor sich, auf der anderen Geister, welche nur in dem Verlangen nach Wissenschaft und Erkenntniß leben; hier eine Menge, welche nur durch etwas ihr Bekanntes oder höchstens durch eine nur wenig abweichende Variante ihrer gewöhnlichen Vorstellungen vom Menschen und seinem Treiben angeregt werden kann; dort neugierige Beobachter, welche ganz im Gegentheil nach originellen Stoffen, Anschauungen und Wendungen schmachten, weil sie schon hunderterlei verschiedene Anschauungen der Dinge kennen und sich schon an hunderterlei feinen Nüancen des Denkens und Empfindens befriedigt haben.

Wenn wir uns alle diese Umstände lebhaft vergegenwärtigen, so möchten wir die freilich etwas kühne Behauptung wagen, daß gegenwärtig vielleicht der Moment gekommen ist, wo die scenische Poesie, die Tragödie wenigstens, einen Theil ihres alten Gebietes an andere Zweige der Literatur (z. B. an das dramatische Gedicht) abzutreten hat. Der Chemiker, welcher sich auf der Höhe der Wissenschaft erhalten will, sieht sich gezwungen, nur für die Gelehrten zu schreiben; will er sich an die Massen wenden, so kann er nicht daran denken, die Eingeweihten zu befriedigen. Ohne darüber weiter zu grübeln, was künftige, ferne Jahrhunderte dem Theater noch vorbehalten, bin ich der Meinung, daß sich der tragische Dichter noch lange Zeit in einem ähnlichen Dilemma befinden wird; ich behaupte dies um so bestimmter, als auch er ein Wissender, ein Gelehrter ist, dessen Conceptionen durchaus unser ganzes Wissen resümiren müssen, wenn selbige nicht hohle Abstractionen und uns gleichgültige Phantome bleiben wollen. Die Richtung, welche Taylor genommen, ist an sich allein schon eine hinlänglich bezeichnende Thatsache. Obwohl er das bedeutendste dramatische Talent der Gegenwart in England ist und allein die Fähigkeit besaß, dem Drama eine mit den Einsichten seiner Zeit wahrhaft harmonirende Form zu geben, so verzweifelte er doch selbst daran, seine Productionen mit der nöthigen Bühnenwirkung ausstatten zu können. Es ist übrigens nicht das erstemal, daß eine ausschließlich auf die Analyse gerichtete Zeittendenz der Entwickelung des Theaters hindernd entgegentrat; wir haben dies schon z. B. in Holland gesehen, und es dürfte vielleicht keine so außerordentliche Erscheinung seyn, wenn die Tragödie das Schicksal der Epopöe erlebte, welche nach Homer und Hesiod ebenfalls einen Theil ihres Reiches: die Geschichte und die Astronomie, abtreten mußte. Man denke hierbei jedoch nicht an einen Untergang der scenischen Kunst, davon ist noch lange nicht die Rede. Das Bühnendrama kann noch, wenn es seine Sphäre gehörig beschränkt, auf hohe literarische Vorzüge Anspruch machen, und es bleibt ihm, unter der Leitung einer empfindlichen und vorausblickenden öffentlichen Meinung, immer eine schöne Rolle, nämlich die, nach Möglichkeit die Intelligenz der Massen zu wecken, ohne ihre Leidenschaften allzu sehr aufzuregen.

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Schriftsteller und Buchdrucker. Benjamin Franklin war bekanntlich in seiner Jugend Buchdruckerlehrling, Schriftsetzer und dann auch Buchdruckereibesitzer. Alljährlich feiert daher die Buchdrucker-Innung in New-York seinen Geburtstag (17. Jan.) durch ein Festessen, wobei es an Reden, Gelegenheitsgedichten ꝛc. nicht fehlt. Die Innung hatte zu der letzten Feier auch Herrn J. Fenimore Cooper eingeladen, der jedoch zu erscheinen verhindert war und an den Präses der Innung, Herrn Robert Bonner, folgendes Schreiben richtete:

„Meine Beziehungen zu Ihrer Kunst, als Mann und als Knabe, sind nun beinahe ein halbes Jahrhundert alt. Als eine Laune beginnend, sind mir diese Beziehungen durch die Begegnungen meines Lebens zu einer sehr ernsten Angelegenheit geworden. Erst Dilettant und dann Schriftsteller, bin ich so vertraut mit den Typen geworden, daß ich sie als alte Freunde betrachte. Herr Irving und Herr Paulding, um etwas älter als ich — ich weiß allerdings nicht, ob es recht ist, dies zu sagen, da der Eine noch Junggesell und der Andere Witwer, aber meine Feder setzt mich stets in die Verlegenheit, die Wahrheit zu sagen, was wohl die antirepublikanischste Eigenschaft seyn muß, da es sicherlich die allerunpopulärste ist — also Herr Irving und Herr Paulding mögen vielleicht mehr Druckerburschen kennen gelernt haben, als ich, doch ich kann mich rühmen, zwei Generationen derselben aus Einer Familie in meinen Diensten gehabt zu haben. Ich glaube unter den amerikanischen Schriftstellern einer derjenigen zu seyn, die am meisten haben drucken lassen. Wenn Ihre Kunst bei uns zu Lande eine blühende geworden, so ist die unsrige auch nicht zu verachten. Eine Literatur, welche als lebende Zeitgenossen Namen aufzuweisen hat, wie Bryant — den ich verdientermaßen immer an die Spitze stelle — Irving, Paulding, Halleck, Willis, Longfellow, Kennedy, Bird, Simms, Bancroft, Prescott und funfzig Andere, kann nicht mehr ignorirt werden. Wir haben Fuß gefaßt, und mit Gottes Hülfe werden wir den Platz zu behaupten wissen. Obwohl nicht jede Schwalbe den Sommer bringt, wie unser jugendliches Vaterland gar zu gern glaubt, so besitzen wir doch schon einen schönen und immer dichter werdenden Blüthenfrühling. Aber was würde trotz alledem aus uns werden, meine Herren, wenn wir Sie nicht hätten? Unsere Unsterblichkeit — da in Amerika ein halbes Jahrhundert schon hinreicht, um in historischer Beziehung eine Antiquität darzustellen, so dürfte es in literarischer wohl billig seyn, ihm die Unsterblichkeit zuzugestehen — also unsere Unsterblichkeit verdanken wir Ihnen lediglich. Jedenfalls bedürfen wir einander gegenseitig sehr dringend, und dieser Umstand sollte daher zwischen Buchdruckern und Schriftstellern eine ewige Freundschaft herstellen. — Franklin und andere Berühmtheiten, die mit Ihrer Kunst zusammenhängen, werden in Ihren Toasten mit Recht gefeiert. Ich bitte jedoch um die Erlaubniß, einen vorschlagen zu dürfen, der sich auf ein sonst vielleicht unbeachtet bleibendes Mitglied Ihrer Kunst bezieht: „„Der Druckerbursche (the devil), als das Band zwischen Schriftsteller und Buchdrucker; möge er mit wohlgesetzten Zahnen stets kommen und möge er eben so mit jedem Fehler wohlkorrigirt zurückkehren!““

Berichtigung. S. 137 des Magazins, Sp. 1, Z. 4: statt Women lies Woman, und Z. 18: statt Staats lies Staats.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Dienstag den 9. April 1850.

England.

Die Wiege des Riesenpaares, Wissenschaft und Geschichte.

Von H. Christmas.*)

Die Idee, über die allmälige Entwickelung der Wahrheit, wie sie aus dem Nebel der Unwissenheit und des Irrthums hervorbricht, Untersuchungen anzustellen, ist eine glückliche zu nennen. Wenige Beschäftigungen des menschlichen Geistes versprechen, auf eine so anziehende Weise sich zu belohnen, als das Bemühen, durch das ungewisse Dunkel eines entfernten Alterthums der Geburt der Wissenschaft nachzuspüren, zu entdecken, wie die Kenntniß von den Geheimnissen der Natur in dem Menschengeiste sich entfaltete.

Dieser Aufgabe hat Herr Christmas sich unterzogen, indem er dabei von den Vortheilen unterstützt wurde, welche ihm seine Stellung als Bibliothekar des Zions-Kollegiums gewährte. Er hat seinen Gegenstand mit großer Liebe behandelt; der Verfasser gleicht jedoch einem eifrigen Sammler von naturhistorischen Gegenständen, dem die Fähigkeit fehlt, seine Exemplare zu gruppiren, oder dem Chemiker, der zufrieden ist, eine ungeheure Anzahl Körper analytisch zu untersuchen, ohne die Geschicklichkeit zu besitzen, irgend ein allgemeines Gesetz aus den Resultaten seiner Arbeit herzuleiten. Er unterhält uns mit schätzenswerthen Erörterungen, aber läßt sich in keine logische Prüfung ihrer wichtigen Bedeutung ein, indem er sie als die Wirkungen der geheimnißvollen Operationen des Geistes betrachtet, der stufenweise zum Bewußtseyn der Wahrheit und Schönheit, von welcher er umgeben ist, erwacht. In dem einleitenden Kapitel stellt er selbst sein Thema mit folgenden Worten dar:

„Welches ist das Riesenpaar, durch dessen Hülfe der menschliche Fortschritt gefördert worden? — Die Geschichte, welche uns die Erfahrung der Vergangenheit enthüllt. Die Wissenschaft, welche uns Macht über die Gegenwart verleiht, und welche beide in Verbindung unsere Zukunft bedingen. Aber diese mächtigen Riesen waren nicht gleich der Pallas in der Mythe, sie sprangen nicht erwachsen und in voller Rüstung gewappnet aus dem Gehirn eines gleichfalls mythischen Jupiter; sie hatten ihre lange und hülflose Kindheit, sie waren in fesselnde Windeln gewickelt, durch welche ihr Wachsthum aufgehalten wurde, und waren in eine Wiege gelegt, wo Schlangen den Versuch machten, sie zu vernichten, eben wie bei dem Sohn der Alkmene. In diesen Banden und in dieser Wiege schlummernd, wollen wir das Riesenpaar betrachten, es beobachten, wie es das giftige Gewürm erstickt und die Banden, die es fesselten, beiseitewirft, und wollen ihm nachgehen, wie es hervorbricht zu vollem Leben und Thätigkeit unter der Sonne der Wahrheit. Diese Forschung wird auch seine herrlichen Kinder zu unserer Kenntniß bringen, und wir werden sie ihre berühmten Aeltern befreien und unterstützen sehen in der Aufklärung und Förderung des Geschlechtes, zu welchem sie gehörten."

Wir führen noch eine andere Stelle aus dem Schlußkapitel an, welche uns eben so wesentlichen Aufschluß über des Verfassers Ansichten giebt:

„Alchymie, Astrologie und Magie kommen uns wie ein Traum vor, und doch sind sie Träume von Philosophen, geschmückt mit Vielem, was groß und erhaben ist, angefüllt mit den Gebilden der höchsten Poesie, und tragen das Gepräge jener glänzenden Geister an sich, welche so wilde und doch so gewaltige Phantasieen verbreiteten. Aber sie haben auch noch einen stärkeren Anspruch auf unsere Beachtung, als ihre Schönheit; obgleich falsch an sich selbst, haben sie doch das Fortschreiten wahrer Wissenschaft wesentlich unterstützt. Wäre es nicht auf Veranlassung der Alchymie geschehen — des zu hoffenden Reichthums, welchen eine vorgebliche Wissenschaft der Forschung als eine Lockspeise entgegenhielt, nie würde bis auf den heutigen Tag die Chemie — dieses tiefe Eindringen in die Natur der Werke Gottes — auf einer so stolzen Höhe gestanden haben; auch selbst die erhabene, unabhängige Astronomie ist die Schwester und, man erlaube uns, es zu sagen, die jüngere Schwester der trügerischen Astrologie. Diese Wissenschaften blühten in großem Ansehen in früheren Zeitaltern, und ihr eigentlicher Ursprung ist in tiefes Dunkel gehüllt. Und doch giebt es zwei Vermuthungen darüber; die eine, welche unter ihren Anhängern viele Väter der Kirche und viele Gelehrte unter den Laien in allen Jahrhunderten zählt, ist, daß es in einer sehr frühen Epoche Personen gab, welche durch die Gründlichkeit ihrer Untersuchungen und eine Tiefe der Wissenschaft, welche selbst in diesem Zeitalter des Lichtes und der Forschung unbekannt ist, oder durch einen wirklichen Bund mit bösen Geistern übernatürliche Macht erlangt hatten, daß sie die sonst unwandelbaren Gesetze der Natur nach ihrem Belieben hemmen konnten und auf diese oder jene Weise eine Wissenschaft entdeckt hätten, durch welche die Elemente und selbst die Geister, die, wie man meinte, diese bewohnten und beherrschten, dem Willen der Sterblichen unterworfen waren. — Die zweite Ansicht schreibt diese ungewöhnlichen Wirkungen einem geistreichen und geschickt verborgenen Betruge zu, der auf Unwissenheit und groben Aberglauben eingewirkt habe."

Vorliegendes Werk enthält durchweg den Beleg dafür, daß die Ansicht des Verfassers sich zu jenen „Kirchenvätern" hinneigt, welche, ohne ihre Frömmigkeit und Tugend in Zweifel zu ziehen, doch nicht immer am besten befähigt waren, in Betreff der Wissenschaft oder Geschichte Meinungen aufzustellen. Bei dieser Richtung fängt der Verfasser mit der Hypothese an, daß Adam „mit einem vollkommenen Verständniß der Werke des Schöpfers begabt gewesen." Dieses eröffnet eine „schwierige Untersuchung" (vexed question), welche mit dem Gegenstande des Werkes wenig zu thun hat. Mögen wir auch den ursprünglichen Anfang der Menschen als durchaus weise und rein ansehen, bei der Betrachtung der Geburt unseres Riesenpaares müssen wir immer von den Zeiten der Unwissenheit ausgehen, als die Befriedigung rein thierischer Leidenschaften und Begierden den Geist in den Fesseln der Sinnlichkeit hielt und der Mensch in dichter Finsterniß zwecklos vorwärtstappte.

Unter solchen Menschen müssen alle großartigen Phänomene der Natur Gefühle der Verwunderung und des Schreckens erregt haben, und unter diesen Einflüssen beschrieben, konnten sie natürlicherweise von Uebertreibung nicht frei bleiben. Auf diese Weise sind die Ueberlieferungen der Wissenschaft und Geschichte wunderbar wild und romantisch geworden. Und doch haben sie einen Werth, indem sie uns die besondere geistige Richtung derjenigen Länder zeigen, in welchen sie als wirkliche Ereignisse gegolten haben. So giebt uns Herr Christmas, als er über Riesen spricht, folgende Legende über Og, König von Baschan:

„Die Traditionen der Juden erzählen uns, daß Sihon, König der Amoriter, und Og, König von Baschan, Brüder waren; Og war vor der Sündfluth geboren; sein Vater war der Engel Schamchiel, und die Riesen waren die Nachkommen der gefallenen Engel. „Og", sagt der Talmud, „kam nicht in der Fluth um, sondern fuhr auf der Arche und war wie ein Deckel derselben, und er nährte sich von der Nahrung, die Noah ihm gab. Denn Noah bohrte ein Loch in die Seite der Arche und reichte ihm seine tägliche Nahrung hinaus, nämlich tausend Ochsen, tausend Stück von jeder Art Wildpret und eben so viel Maaß Flüssigkeiten zum Trinken. Und dies gab Noah dem Og, und Og willigte ein, der Sklave Noah's und seiner Kinder nach ihm zu seyn." — Dies trägt viel dazu bei, unseren Begriff von der Geräumigkeit der Arche und der wunderbar großen Leibesgröße Og's zu erhöhen. Wir finden, daß Og sein Versprechen erfüllt und in seiner Eigenschaft als Sklave der Nachkommen Noah's mit lobenswerther Treue mehrere Menschenalter hindurch geblieben sey, und Elieser, der Sklave Abraham's, war, wie uns erzählt wird, dieselbe Person. Was seine Größe betrifft, so weichen die Talmudisten darin sehr von einander ab; einige erzählen uns, daß die Sohlen seiner Füße vierzig Meilen lang waren, und daß er Abraham in seiner hohlen Hand verbarg. „Und es begab sich, als Abraham eines Tages Og schalt, daß Og heftig zitterte und wegen dieser übertriebenen Furcht ihm ein Zahn ausfiel; Abraham machte aus dem Zahne einen Ruhestuhl und saß darin alle Tage seines Lebens." Mögen nicht dergleichen wunderliche Traditionen in der Auffindung so enormer Knochen, wie sie neuerdings entdeckt sind, ihren Grund haben? Es würde nicht große Schwierigkeit machen, zu zeigen, daß eine sehr innige Verbindung stattfinde zwischen den Traditionen der Brahminen und den Deutungen, welche ein unwissendes Volk solchen befremdenden Ueberresten geben würde, als die sind, welche man aus den Gebirgen Asiens hervorgegraben hat.

Herr Christmas hat ziemlich ausführlich über die Probleme einer geheimen Arzneiwissenschaft, einer geheimen Naturgeschichte und einer geheimen Naturphilosophie gehandelt und uns manche überaus merkwürdige Stellen aus alten Schriftstellern gegeben, welche die Ausdehnung des Glaubens an diese Dinge in verschiedenen Abschnitten der Geschichte der Menschheit darthun. Eben so finden wir zahlreiche Anekdoten, welche den Glauben an Astrologie, Magie und Alchymie, Wahrsagerei, Zauberei und Dämonologie erläutern. Jedoch hat unser Autor auffallenderweise übersehen, uns eine Untersuchung zu liefern über den Einfluß des Volksglaubens an diese Dinge auf die Speculationen der Männer, welche sich dem Studium der Natur geweiht hatten. In den Werken der geschicktesten Alchymisten, von Basil Valentin an bis zu van Helmont und bis zu jener Zeit hinab, wo noch die Wahrheit mit dem Irrthum kämpfte, in den Schriften eines Glauber, Bayle, Stahl, und selbst bis zur Zeit Kirwan's

*) The Cradle of the Twin Giants, Science and History. By Henry Christmas. London, 1850.

nahe möglichst Platz zu gewinnen über beiden Augenbrauen zu stehen pflegt. Man hat im Deutschen dafür ein so bildsames Wort, daß es wundert, daß man diese Bildung unserer Redeweise fremder, bedeutend weit fliegt der „Augenstern" und so gewinnt der Ausdruck Leben und Bewegung. Ich will den Gedanken nicht weiter verfolgen, daß man in dem Ausdruck „Augenstern" die Vorstellungen von Augenlieder-Sternen, Augenlieder-Gestirnen und ähnlichen Bildungen finden könnte, die Sprache hat ihre Sternschnuppen schnuppen sehr gut hinweg und Poetinnen, und es ist vorzüglich, gerade Dichterinnen gestatten sie.

Unser Autor meint ferner, wir Ehrenwerte hätten, nachdem wir einen Blick auf die Augenlieder geworfen, nun auch einen Blick auf die Augenbrauen zu thun, und können es ihm nicht verdenken. „Die dichterische Sprache, meint er, hat Blicke auf diesen Bogen werfen und dem Ding den besten Namen verliehen. Schon Homeros nennt, wenn auch vielleicht nicht immer, sondern nur in seiner naiv-sinnlichen Weise Zeichen. Er sagt Zeichnend (ἐπὶ ὀφρύσι) auf den Augenbrauen, und Sappho (ἐπ' ὀφρύσιν) auf den Augenbrauen. Wir haben einen Ausdruck, und wir haben ihn schon lange, wir haben ihn schon seit Opitz, und wir haben ihn seit Gottsched, wir haben ihn seit Bodmer und Breitinger, wir haben ihn seit Gleim und Wieland, wir haben ihn seit Herder und Goethe, wir haben ihn seit Schiller und Jean Paul, wir haben ihn seit Tieck und Novalis, wir haben ihn seit Rückert und Platen, wir haben ihn seit Uhland und Chamisso, wir haben ihn seit Heine und Lenau, wir haben ihn seit Geibel und Freiligrath, wir haben ihn seit Hebbel und Scheffel, wir haben ihn seit Keller und Meyer, wir haben ihn seit Storm und Raabe, wir haben ihn seit Fontane und Wilbrandt, wir haben ihn seit Ebner-Eschenbach und Marie von Najmajer, wir haben ihn seit Hamerling und Anzengruber, wir haben ihn seit Spielhagen und Dahn, wir haben ihn seit Ompteda und Ebers, wir haben ihn seit Ossip Schubin und Ludwig Anzengruber

mir einen Stuhl, welchen ich einnahm. Wie es in England überall eine Rangordnung giebt, so waren auch hier die Plätze ersten Ranges mit einem in Folio gebundenen Gebetbuch, die des zweiten mit einem in Quartformat und die des dritten mit einem kleinen Duodezbande versehen, alle drei elegant in Maroquin gebunden; mich hatte man auf den zweiten Rang und an das Quarto gewiesen. Der Gottesdienst nahm seinen Anfang mit Gebeten und Stellen aus der heiligen Schrift, dann folgte, statt der schönen und einfachen Gesänge, welche gewöhnlich in den protestantischen Kirchen ertönen, eine sehr unangenehme, näselnde Psalmodie. Die Anwesenden schienen alle in Andacht versunken, sie waren unbeweglich, kein Einziger wandte nur den Kopf oder erhob den Blick. Ich gestehe, daß ich nach kurzer Zeit die Monotonie des englischen Gottesdienstes recht unangenehm empfand; die Gebete, die Psalmen, die Stellen aus dem Alten und Neuen Testament folgten ohne eine irgend motivirte Ordnung auf einander. Der katholische Gottesdienst bildet ein Ganzes, wenn ich mich so ausdrücken darf: ein heiliges Drama, welches einen Anfang, einen Fortgang, eine Entwickelung und ein Ende hat, aber hier war kein Grund vorhanden, diese frommen Uebungen nicht ad infinitum fortzusetzen. In der That kamen sie auch nicht zu Ende, sie wurden nur unterbrochen durch das Lesen einer Abhandlung über einen Theil der Kirchengeschichte; diese kalte Lektüre ersetzte unsere Predigt. Da ich nun einmal in die Schlinge meiner heiligen Neugier gerathen war, mußte ich auch den Schluß der Ceremonie abwarten, welche zwei und eine halbe Stunde dauerte, denn an diesem Orte, wo Jedermann unbeweglich wie eine Bildsäule bleibt, wo man außer sich ist, husten zu müssen, wo sich räuspern fast Skandal verursacht, ist aufstehen und hinausgehen eine Unmöglichkeit. Der Bischof allein schien sich merkwürdigerweise des für mich sehr beneidenswerthen Privilegiums zu erfreuen, auf einige Zeit verschwinden zu dürfen, er that dies auf wenigstens eine Stunde und kam erst gegen das Ende der Ceremonie wieder zum Vorschein. Ich sah nicht eine einzige Person aus dem Volke in der Kirche; es ist mir noch nicht klar geworden, ob ihnen der Eintritt in dieselbe untersagt ist, aber gewiß scheint es, daß sie nicht dahin kommen. Die Methodisten nehmen die niederen Klassen in ihre Kapellen auf, da für sie, nach Durham zu urtheilen, in den Kathedralen kein Platz ist.*)

Die spanischen Kirchen hingegen sind Allen geöffnet, des Bettlers Platz ist dicht neben dem des vornehmen Herrn. Es findet hier das entgegengesetzte Extrem statt, die Ungezwungenheit herrscht hier, wie in England die Förmlichkeit, und ich vermuthe, daß die jungen Engländerinnen, welche regungslos dasitzen, sich wie durch ein Triebwerk erheben und wieder niederlassen und während voller zwei Stunden ihre Augen nicht von ihrem Gebetbuch wenden, jedenfalls andächtiger sind, als die schönen Spanierinnen, die ich oft in den Kirchen von Cadix in schwarzer Mantille und mit zurückgeworfenem Schleier die Messe hören sah, indem sie ihre Augen und ihre Fächer unausgesetzt spielen ließen. Beiden Völkern wohnt Gefühl für Religiosität inne, jedes von ihnen faßt es nach seiner Art auf, aber es läßt sich keinesweges verkennen, daß bei allen beiden Gewohnheit und äußerer Schein ihren Antheil haben. In England wird die Frömmigkeit oft durch eine Art religiöser Ehrfurcht ersetzt; man betrachtet den lieben Gott etwa wie einen constitutionellen Herrscher, vor welchem man bei besonders feierlichen Gelegenheiten das Knie beugt, mit dem man sich aber im gewöhnlichen Leben wenig beschäftigt, einen Herrscher, für den man eine vernünftige Zuneigung empfindet, weil man in ihm eine Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung erblickt, für den man aber keineswegs von der warmen und zärtlichen Liebe einer heiligen Therese erfüllt ist. Ich werde nie einen Engländer vergessen, mit welchem ich zufällig in einem Reisewagen zusammentraf. Es war am Sonntag; er zog seine Uhr und sagte darauf blickend zu mir: „Jetzt ist meine Frau in der Kirche." — „Sie betet für Sie", sagte ich. Er schien betroffen von dieser etwas sentimentalen Voraussetzung**) und versetzte sehr kühl: „Mein Herr, es ist so unser Gebrauch" ('tis a custom, sir).

Auch in der Religion, wie die Spanier sie auffassen, liegt Vieles von Konvenienz und äußerem Schein, wenngleich dies von einer ganz anderen Art ist. So sah ich einst eine prachtvolle Prozession durch die Straßen Madrids ziehen, an deren Spitze die bürgerlichen und militairischen Notabilitäten; der amtliche und materielle Theil der Ceremonie war sehr imposant, aber die Haltung und das Benehmen der dazu versammelten Menge waren nichts weniger als erbaulich. Selbst in dem Augenblick, wo das heilige Sakrament vorbeigetragen wurde, vermißte ich jene Regung der Andacht, welche in Italien bei ähnlichen Veranlassungen wie ein elektrischer Strahl die geräuschvoll lachende Menschenmasse plötzlich auf die Kniee wirft. Man gab kaum ein herkömmliches Zeichen der Verehrung, welches die allgemeine Fröhlichkeit nicht unterbrach, und ich glaube, daß mancher der Anwesenden mir eben so, wie jener Engländer, auf Befragen gesagt hätte: das ist so unser Gebrauch.

Eine andere Aehnlichkeit, welche keinem der beiden Länder zu besonderer Ehre gereicht, — doch über dieses Kapitel hat auch Frankreich sich Manches vorzuwerfen — ist, daß beide Europa ein verabscheuungswürdiges Beispiel von Intoleranz und religiöser Verfolgungswuth gegeben haben. Wenn die Grausamkeiten der Inquisition die Annalen Spaniens entehren, so haben die Barbareien Heinrich's VIII., der Katholiken und Protestanten unbarmherzig auf demselben Scheiterhaufen verbrennen ließ, etwas noch Schrecklicheres, und religiöse Verfolgungen haben die glorreiche Herrschaft Elisabeth's nicht minder befleckt, als die verhaßte Regierung der blutigen Maria. Erst in der neuesten Zeit sind die Ausnahmegesetze, unter welchen die Papisten schmachteten, zum nicht geringen Entsetzen der frommen Protestanten beseitigt worden, ja, die englische Gesetzgebung enthält immer noch Strafbestimmungen gegen die Katholiken, die allerdings nicht mehr in Anwendung gebracht werden. Die Engländer nennen die Spanier eine bigotte Nation, aber ich habe in Spanien nichts gefunden, das der Wuth glich, mit welcher eine Pietisten-Partei die Maßregel aufnahm, die zum Zweck hatte, nicht etwa die Ausgabe der Briefe am Sonntag zu gestatten — wer könnte auch nur für einen Augenblick einen so entsetzlichen Gedanken hegen! — sondern nur einige Kommis zur Beförderung der an diesem Tage durch London gehenden Briefe anzustellen. Während ich in London war, sah ich die Mauern mit großen Plakaten bedeckt, auf welchen man wüthende Proteste derjenigen las, welche in dieser Maßregel das größte Unglück, die Entweihung des Sabbaths (es waren keine Juden) erblickten und die allgemeine Entrüstung gegen dieses ungeheure Verbrechen aussprachen. Ein Volk, in dessen Mitte der Aberglaube selbst in der aufgeklärten Hauptstadt so in voller Blüthe steht, sollte nicht allzu streng den wenigstens mit mehr Poesie gewürzten Aberglauben eines anderen Volkes beurtheilen, denn es giebt sicherlich nichts, was dem Buchstaben wie dem Geiste des Neuen Testaments mehr entgegen wäre, als der Sabbath-Fanatismus, der nicht mit der vernünftigen Beachtung des Sonntags verwechselt werden muß.

Was die Hauptstädte der beiden Königreiche betrifft, so würde man London Unrecht thun, wenn man Madrid damit vergleichen wollte. London kann man nur Paris gegenüberstellen; dieses hat zwar vor jenem seine Quais, seine Boulevards, seine herrlichen Monumente voraus, aber es bietet weniger Großartiges, hat nicht so breite Straßen, nicht so viel Raum und ist, mit einem Wort, nicht so imposant. Wenn man von London kömmt, macht Paris den Eindruck einer hübschen Provinzialstadt. Was Madrid anlangt, so ist es eine ganz moderne Hauptstadt, wo es nichts zu bewundern giebt, als einige schöne Sammlungen, zunächst eine Gemälde-Galerie, welche die Meisterstücke der spanischen und zugleich viele Meisterwerke anderer berühmter Schulen in sich schließt; dann das naturhistorische Museum, das in manchen Beziehungen zwar arm ist, aber einen großen Schatz, das antediluvianische Skelett des Megatheriums, besitzt, so wie eine Mineraliensammlung, welche in ganz Europa ihresgleichen sucht. Dennoch sind diese Reichthümer, die Gemälde ausgenommen, unbedeutend im Vergleich zu denen des Britischen Museums. Hier sind unter einem Dach vereinigt: die Meisterwerke, mit denen Phidias das Parthenon ausgeschmückt hatte, und welche Zeugniß ablegen von dem, was die griechische Kunst zu Athen in der Epoche ihrer höchsten Vollendung war; die Basreliefs des arkadischen Tempels von Phigalien, welche den gleichzeitigen Zustand der Kunst in den griechischen Provinzen beurkunden; die Basreliefs des von Artemisia ihrem Gatten geweihten Denkmals; das ägyptische Museum, das einzig in Europa dasteht; das assyrische Museum, welches mir zwar dem Pariser nachzustehen schien, was aber nicht verhindert, es dennoch sehr bemerkenswerth zu finden; das ägyptische Museum, sehr reich und schön ausgestattet und trefflich geordnet unter der Leitung des Herrn Birch; die Sammlung griechischer Antiken, welche der Sorgfalt des Herrn Newton anvertraut ist, und die naturhistorischen Sammlungen von unglaublicher Pracht. Vermittelst ihrer Kolonieen, ihres Handels, ihrer Schifffahrt haben die Engländer ornithologische und konchologische Schätze erworben, die eben so blendend für das Auge der Neugierigen, als interessant für die Studien der Gelehrten sind. Der Anblick dieser Schätze ist dem Publikum dreimal in der Woche, im Sommer jedesmal neun, im Winter sechs Stunden lang gestattet, und man findet fast immer eine zahlreiche Menge dort versammelt. Man vergesse nicht, daß die Bibliothek sich in demselben Gebäude befindet, und so vereinigt das Britische Museum in sich die Vorzüge des Louvre, der Bibliothèque nationale in der Straße Richelieu und der Sammlungen des Jardin des Plantes. Ich kenne keinen Ort in der ganzen Welt, wo man seine Zeit auf eine anziehendere Weise zubringen kann, als im Britischen Museum. Madrid hat nichts dergleichen aufzuweisen, die Natur in seinen Umgebungen ist einförmig, das Klima rauh, die Stadt ohne einen bestimmten Charakter, und der nationale Typus ist nur in der Physiognomie und Kleidung des weiblichen Theils der Bevölkerung ausgeprägt. Die Bevölkerung Madrids und die von London sind, wie man leicht denken kann, weit davon entfernt, sich zu ähneln. Ich brauche mich nur, um diesen Kontrast lebhaft zu fühlen, im Geiste von der Puerta del Sol nach dem Strand zu versetzen; dies sind die belebtesten Punkte der beiden Hauptstädte. Dort seht Ihr eine Schaar von Müßiggängern aller Stände und Gewerbe, die Einen lagern ruhig auf den Stufen einer Kirche, die Anderen gehen, harmlos plaudernd, die Cigarre im Munde, umher, um Sonne und Luft in vollen Zügen einzuathmen; hier hingegen befindet man sich inmitten einer geschäftigen Menschenmasse, welche nicht raucht, sich nicht aufhält, sich in keine müßigen Unterhaltungen einläßt, sondern schnell und geräuschlos wie ein mächtiger Strom in seinem Bett dahingleitet. Rechne man hierzu die Menge der Kabriolets, welche pfeilschnell dahinfliegen, eine Reihe von Omnibus, deren sich so viele auf allen Wegen befinden, daß man fast in jeder Minute, wohin man auch immer will, einen für sich passenden findet, und man hat einen Begriff von dem Anblick, den ein großer Theil der Stadt bietet. Endlich durchkreuzt ein unaufhörlicher Zug von Dampfbötten den Fluß und bildet gleichsam bewegliche Quais, welche die wirklichen ersetzen, und von denen aus man zur Rechten und Linken die Stadt gleich einem Decorationsgemälde

*) Wir brauchen unsere Leser nicht erst darauf aufmerksam zu machen, daß diese Schilderung, neben manchen Wahrheiten, auch eine starke Dosis Uebertreibung enthält. Daß den ärmeren Klassen der Eintritt in die englischen Kirchen untersagt sein sollte, ist eine Idee, die man nur einem französischen Touristen zuzutrauen kann; gezwungener ist es freilich, daß die Methodisten und andere Sektirer der Hochkirche einen nicht geringen Theil ihrer Heerde abspenstig machen. D. R.

**) Dieses scheint auch nur eine „Voraussetzung" des Herrn Inspire zu sein, da sich in der englischen Liturgie ein besonderes Gebet für Reisende (all that travel by land or by water) befindet und sein Reisegefährte daher keineswegs über die Vermuthung erstaunen konnte, daß seine Frau für ihn bete. D. R.

sich entfalten sieht und, wenn man die Themse hinabfährt, „einen Wald von Masten", d. h. einen Wald von wandelnden Bäumen, wie im „Macbeth". — Wer sich dieses Alles denken kann, ohne es gesehen zu haben, der wird eine Idee von der unglaublichen und ununterbrochenen Bewegung dieses Babylons gewinnen und zugleich die Gemälde Martin's verstehen, mit jenen Volksmassen und endlosen Zügen, welche sie anfüllen. Man geht nicht in den Straßen Londons spazieren; die schöne Welt besucht Hyde-Park im Wagen oder zu Pferde, die Mittelklasse geht eben dahin, um Reiter und Equipagen vorüberziehen zu sehen, oder um die Kinder frische Luft schöpfen zu lassen, aber es giebt nichts, was den Promenaden in der großen Allee der Tuilerieen oder auf dem Boulevard des Italiens gleicht. Man vergleiche endlich das spanische Wort pasear, welches sich gemächlich zu ergehen scheint, und das in eine rasche Silbe zusammengedrängte walk.

Auf den Schöpfungsgeist und die Kraft des englischen Volkes läßt sich dasselbe Motto anwenden, welches man auf dem Grabe des Erbauers der St. Paulskirche liest: Blickt um Euch, wenn Ihr ein Denkmal seines Ruhmes suchet! Ueberall Straßen von der Breite der Rue Royale und von der Länge der Rue St. Denis, Plätze, die einen Garten umschließen und die man Squares nennt, überall weite Räume, die den Eindruck der Größe, der Ausdehnung machen. Keine Barrieren, keine Mauern hemmen dieses ungeheure Aggregat von Menschen, welches sich in einem unendlichen Strom über die beiden Seiten eines großen Flusses verbreitet, vier Grafschaften berührt, zwanzig Dörfer verschlungen hat und jetzt drittehalb Millionen Köpfe zählt. Dieses wunderbare schnelle Wachsthum nimmt auch kein Ende; denn in zehn Jahren, von 1839 bis 1849, hat die Bevölkerung sich um viermal hunderttausend Seelen vermehrt, und während des Monats Juli allein hat man vierhundert Häuser gebaut. Wer London in diesen letztvergangenen Jahren nicht gesehen, kann sich kaum einen Begriff machen von dem übermäßig vermehrten Betrieb, welchen die Einführung der Omnibus und die Benutzung der Eisenbahnen in England hervorgebracht haben. Alles ist jetzt in Bewegung, Jeder, der es irgend kann, versetzt sich von einem Ende Großbritaniens an das andere, und es ist sehr interessant, ein Volk von diesem Strudel hingerissen zu sehen, dessen Physiognomie dabei so ruhig bleibt und dessen Phlegma davon nicht berührt wird. Man gelangt von London in sechzehn Stunden nach Edinburg, in vierzehn nach Dublin. Hat man das Meer zu passiren, so findet man überall Dampfschiffe an den Landungsplätzen. Um eine Eisenbahn über die Meerenge zu führen, welche die Insel Anglesey von dem wälischen Lande schreibt, baut man jetzt hundert Fuß über dem Meeresspiegel einen Lufttunnel, den man eine Röhrenbrücke nennt. Die Blöcke, welche dieses Wunder von Kühnheit stützen, gleichen den Thebanischen Säulen; man wird versucht, sie für das Werk eines civilisirten Titanenvolkes zu halten. Die ganze Brücke besteht aus vier einzelnen, deren jede 460 Fuß Länge hat; es ist dies beinahe die Höhe der großen Pyramide.

London ist nicht England, wie Paris Frankreich ist. Wenn wir die Hauptstadt verlassen, so finden wir Manchester, welches mit der Zeit vielleicht die Hauptstadt an Verkehr erreichen wird und schon jetzt mit ihr zu rivalisiren beginnt, dann Birmingham, das durch seine mannigfaltigen Industriezweige sich selbst genügt, ohne der Metropole ihren Rang streitig zu machen, ferner Liverpool, dessen Docks, noch merkwürdiger, als die von London, lebhaft das Gefühl der Berührung mit allen Punkten der Erde hervorrufen. Das müßte bei seiner günstigen Lage auch Cadix thun, welches auf dem Wege nach Afrika, Amerika und Asien liegt, aber das schöne, auf Felsen thronende Cadix gleicht einer anmuthigen Todten, die unter Palmen entschlafen ist und deren weißes Leichentuch von dem Ocean benetzt wird. Zwar habe ich Barcelona nicht gesehen, aber ich glaube kaum, daß man dort eine so cyklopenhafte Thätigkeit findet, wie in Manchester, Leeds, Sheffield, besonders in Sheffield, dieser großen, mit tausend Essen versehenen Schmiede, wo unaufhörlich die Räder der Maschinen sich drehen und der Schlag des Hammers tönt, wo eine Rauch-Atmosphäre fortwährend die Luft verdunkelt, während zwei Schritte davon das schönste Grün der Wiesen in der Sonne erglänzt. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Freiheit und die Zukunft der französischen Republik.*)

Der Verfasser dieser Schrift gehört zu den katholischen Geistlichen, welche die Freiheitsideen anfangs freudig begrüßt haben, weil sie entweder ihren Triumph den Interessen der Religion für nützlich erachteten, oder weil sie hofften, die Kirche würde durch die Schwächung der weltlichen Macht an Kraft gewinnen. Aber diese Illusion war von kurzer Dauer; die Thaten, welche in der Schweiz, in Rom und an anderen Orten, selbst im Namen der Freiheit, gegen die Kirche verübt wurden, zeigten dem Priester die Gefahren dieser sogenannten Emancipation des Volkes. Daher betrachtet er auch jetzt die französische Republik mit Mißtrauen; er stellt ihr keine große Zukunft und sucht darzulegen, daß, wenn die bürgerliche Freiheit die Quelle alles sozialen Glückes ist, die politische Freiheit dagegen immer Unglück und Anarchie hervorgerufen hat.

Die republikanische Staatsform ist dem französischen Boden fremd. Im Jahre 1793 wollte Marat 300,000 Menschen schlachten, um jene hier einzubürgern; im Jahre 1848 soll der öffentliche Unterricht die Bürger dafür bilden. So fehlt es also zu beiden Zeiten auf gleiche Weise an Republikanern, und man will die Republik durch künstliche Mittel begründen. Diese Mittel sind aber nicht allein unzureichend, sondern sie führen zu dem größten Despotismus. Frankreich will die Freiheit; es bedarf derselben: aber diese haben ihm die verschiedenen, nach einander folgenden Regierungsformen nicht zu geben gewußt, und am wenigsten vermag dies die gegenwärtige Republik. Die Demokratie zeigt sich hierin nicht verständiger, als die Aristokratie. Beide scheinen nicht das Wesen der wahren Freiheit zu begreifen, welche, unter dem Einfluß des christlichen Prinzips, im Schooße der Familie entstehen und von hier aus auf dieses Verhältniß des Einzelnen zum Staate einwirken soll. Beide wollen dieselbe im Gegentheil vom Staate ausgehen lassen, welcher sie nach Gutdünken den Einzelnen zumesse, das heißt in so kleinen Portionen, als möglich, um nicht die Gesammtmacht zu beeinträchtigen, da diese nur den Ehrgeiz der Führer befriedigen soll. Es ist merkwürdig, daß sich in Frankreich, wo seit sechzig Jahren das Wort „Freiheit" in Aller Munde ist, weder die Freiheit der Religion, noch die des Unterrichts, noch endlich die der Association entwickelt hat. Die Tendenz aller Regierungen ging beständig dahin, die Gewalt des Staates über die Kräfte des Einzelnen zu vermehren und zu erweitern; der Gemeingeist hat keine Fortschritte gemacht. Die politische Freiheit allein schien der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig, und das Volk, durch diese trügerische Lockspeise verführt, wich von dem rechten Wege ab, indem es unfruchtbare Reformen vornahm und in beständiger Bewegung blieb. Der Verfasser glaubt nicht, daß die republikanische Staatsform heilsame Verbesserungen für Frankreich ins Leben rufen wird. In seinen Augen ist die christliche Monarchie die einzige Staatsform, welche der wahren Freiheit sichere Garantieen bietet. Deshalb verlangt der Verfasser die Rückkehr eines legitimen und streng katholischen Monarchen. Aber dies allein würde höchstens der Wiederherstellung der Ordnung günstig seyn, ohne daß hierdurch an sich den wahren Wünschen und Bedürfnissen des Landes Rechnung getragen würde. Damit dies erreicht werde, muß der Fürst die nöthige Energie und den Wunsch haben, die Hindernisse zu überwinden und allem kleinlichen Parteigeiste zu widerstehen. Ohne diese Bedingungen würde die Legitimität eben so ohnmächtig seyn als die Republik. Frankreich hat schon oft die Regierungsform gewechselt, ohne sich besser zu befinden, so daß es wohl endlich Zeit wäre, sich nach anderen Mitteln umzusehen, um ihm die Reformen zu gewähren, deren es bedarf.

*) De la liberté et de l'avenir de la République française, par l'auteur de la lettre au Roi de Prusse. Paris, 1850.

Mannigfaltiges.

— Ticknor's spanische Literaturgeschichte. Das letzte Heft der North-American Review bringt eine aus der Feder des Herrn H. Prescott geflossene sehr lobende Kritik von des Amerikaners Ticknor „Geschichte der spanischen Literatur". Charakteristisch ist, daß der Reviewer, um den Werth des Buches besonders hervorzuheben, von demselben sagt: es werde gewiß, ja, es müsse ins Deutsche übersetzt werden. Ticknor, der seine Universitäts-Studien in Göttingen und in Paris beendigte, ging bald darauf nach Spanien, wo er sich durch seine gründlichen Kenntnisse so bemerklich machte, daß die königliche Akademie der Geschichte in Madrid den jungen Mann zu ihrem Mitglied ernannte. Es geschah dies im Jahre 1831. Bald darauf wurde Herr Ticknor in seinem Vaterlande zum Professor am Harvard-College ernannt, wo er über spanische, französische, deutsche und englische Literatur Vorlesungen hielt und unter seinen jungen Landsleuten einen so vorherrschenden Geschmack für romantische Dichtkunst, für die Geschichte des Mittelalters in Europa und für historische Monumente überhaupt verbreitete, daß man in den republikanischen Freistaaten bereits anfing, den Einfluß dieser Studien für etwas sehr Bedenkliches zu halten. Nachdem er sich diesem Berufe funfzehn Jahre lang gewidmet hatte, ging er zum zweitenmale nach Europa, und zwar abermals nach Madrid, und seine jetzt erschienene „Geschichte der spanischen Literatur" ist die Frucht seiner dreijährigen Forschungen daselbst, in welchen er ganz besonders von dem bekannten Professor an der Universität Madrid, Don Pascual de Goyangos, unterstützt wurde. Wir werden wohl noch Gelegenheit haben, auf das Werk des Herrn Ticknor zurückzukommen.

— Die Ungarn in Amerika. Ein anderer Artikel der North-American Review, der den „Racen-Kampf in Ungarn" zum Gegenstande und den Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Bowen, zum Verfasser hat, macht in Amerika kein geringes Aufsehen. Während nämlich die aus Europa herübergekommenen magyarischen Krieger in mehreren Städten der Union mit vielen Feierlichkeiten begrüßt und festlich aufgenommen wurden, bei welcher Gelegenheit besonders die Deutschen ganz überschwänglich waren, erscheint jene vielverbreitete gelehrte Zeitschrift mit einem historischen Artikel, worin nachgewiesen wird, daß die Magyaren, obwohl entschieden die Minorität in Ungarn bildend, alle anderen Volksstämme daselbst mit Gewalt hätten dominiren und nach ihren halb asiatischen und halb französirten Sitten und Anschauungen hätten regieren wollen, daß daher Oesterreich vollkommen im Rechte war, als es sich der slawischen Völkerschaften in Ungarn angenommen und sein gutes Recht über die Regierung des Landes geltend gemacht habe. Natürlich geht der Reviewer nicht so weit, sich auch zum Apologeten des Generals Haynau zu machen, aber auch schon jene historisch-politische Darlegung hat einen Sturm von Invektiven gegen ihn in den Zeitungen der Locofocos (Demokraten) hervorgerufen, welche auch in Amerika bereits alle geschichtlichen Studien zu perhorresziren anfangen. Herr Bowen hat in einem an den Herausgeber des Daily Advertiser gerichteten Schreiben auf alle jene Invektiven mit Ruhe geantwortet und stellt die Beurtheilung seiner Ansichten den unbefangenen und von der politischen Tarantel nicht gestochenen Zeitgenossen anheim.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25. und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 11. April 1850.

Frankreich.

Einfluß der Demokratie auf die französische Literatur.

Aus der Revue des deux Mondes.

Die Demokratie, hört man sagen, ist die unüberwindliche Idee des neunzehnten Jahrhunderts, sie dringt durch alle Poren der Gesellschaft, sie durchbricht alle Schranken, die sie aufhalten sollen. Aber wenn dem so wäre, wenn die Ereignisse der letzten Jahre so müßten gedeutet werden, dann ist nur zu fürchten, daß die Demokratie zum Siege gelangt, bevor sie einen leitenden Gedanken besitzt, der ihre Wirksamkeit regelt und fruchtbringend macht. Sie fühlt den Mangel selbst und gesteht ihn ein, denn sie sucht und sucht nach einem neuen Ideale, nach einem positiven Prinzip, nach einem Lebensgeist, der aus den rohen Naturkräften, die jetzt ihr Wesen sind, ein organisches Ganze mache. Was aber bis heute von ihr zu Tage gekommen, ist eitel blinde Nivellirungs- und Zerstörungswuth. Das Hohe hat sie herabgezogen, das Festgegründete zertrümmert — nichts weiter. Was war ihr Wirken in der Politik? Die bewährten Regierungsweisen, die Schöpfungen des reifen Menschengeistes, sie sind von ihr zu Staub zerschlagen worden, und über diesem Staube der großen politischen Ueberlieferungen spreizen sich der Eigennutz und die Leidenschaften des Hungers, als wären sie eine neue Moral, der Haß gegen die höheren Stände, gleich einer Glaubenslehre, und die Anarchie, wie ein neues Staatsgrundgesetz. Und so hat die Demokratie auch ätzend auf die Sitten gewirkt. Den lauernden Neid, die Dolche spitzende Eifersucht hat sie in den Bedrängten großgezogen, den Sinn für Familienleben in der Phrase der Brüderlichkeit, das Nationalgefühl in der Phrase des Weltbürgerthums erstickt. Und damit streute sie Salz und Asche auf den Boden, auf welchem ehedem Charaktergröße und Aufopferungsfähigkeit gediehen sind. Aber wie der Politik und der Sitte, so erging es auch der Literatur seit der Invasion der Demokratie. Der hereinbrechende Materialismus hat die Begeisterung, die Verwischung aller Unterschiede den Geschmack vernichtet. Schwung ohne Sittlichkeit, Logik ohne positiven Gedanken, phantastische Zerrbilder und Sophismen, das ist es, was die Literatur der Gegenwart ausmacht. Der treueste Ausdruck für diese Verkommenheit der geistigen Production ist das neueste Werk von Eugen Sue, „die Geheimnisse des Volks", bei dem man nicht weiß, was man zuerst vermissen soll, ob Originalität, ob Redlichkeit in Schilderungen und Meinungen, ob Takt und Geschmack.

Gefühl für das Schöne und Achtung vor der Wahrheit walten nicht mehr veredelnd im geistigen Leben. Sonst ward in Büchern gedacht und erfunden, um die Menschen durch eine anziehende Lektüre zu belehren und zu erbauen; jetzt geschieht es, um die Leidenschaften wach zu halten, die durch die politischen Ereignisse in den Gemüthern der Menge aufgewühlt worden sind. Für die Menge schreiben! Das ist das Losungswort der Autoren unserer Zeit, ob auch dabei der Geist entmannt wird, die Anmuth der höheren Bildung verloren geht und nur Ein Kriterium für ein gutes Buch noch übrig bleibt — der Erfolg. Die allgemeine Verbreitung oberflächlicher Kenntnisse heißt zwar auch ein Stolz unseres Jahrhunderts, doch besser nennt man sie ein Zeichen von der Verderbniß des neuen Geistes. Sie bietet einen Tummelplatz für alle Unfähigen und Mittelmäßigen, für die schachernden Kleinhändler auf dem Markte der Ideen, für die eiteln Halbtalente, für die Verfasser von allerhand „Zeitgemäßem", die über Philosophie schreiben, wenn Ihr es wünscht, über Geschichte, wenn es seyn muß, über Politik, wenn Ihr es lieber habt, die sämmtliche Revolutionen zu Romanen verarbeiten, wenn Ihr sie darum bittet, die bei allen Encyklopädien, bei allen Kompendien und Almanachen mitwirken, welche der hastige Speculationsgeist in die Welt schickt. In hundertfacher Gestalt tritt die Mittelmäßigkeit auf und usurpirt das Reich des Gedankens, nennt sich hochgeboren und erklärt ihre Arbeiten für Berechtigungen zu Ruhm und Ehre. Mehr und mehr verschwinden aus der schöngeistigen Literatur künstlerischer Schwung, markige Einfachheit, kerniger Witz, und an die Stelle wahrer Originalität, edler Begeisterung und kräftiger Gedanken rücken grausige Zerrbilder, schwachathmige, winselnde Gefühle und verworrene Sophismen.

Für Einen, der das Edle liebt, mag wohl nichts schmerzlicher seyn, als wenn er sieht, wie dieser unaufhaltsame Verfall der Literatur selbst einen Geist ergriffen hat, in dem man gewohnt war, ein lebendes Abbild der Poesie zu erblicken. Ein solches Bedauern erregt Herr v. Lamartine, wenn man bedenkt, welche Verheerungen der Hauch aller bösen Lüfte des Zeitalters in dieser Dichterseele angerichtet hat, wenn man sich von dem Abstand Rechenschaft giebt, der zwischen seinen älteren und neueren Schriften herrscht. Die „Bekenntnisse" und „Raphael", Werke einer erschöpften, überreizten Phantasie, geben den Beweis, wie in ihm das moralische und ästhetische Gefühl zugleich gesunken sind. Es versagt das Talent, wenn die sittliche Grundlage des Gemüthes morsch geworden ist. Mit cynischer Aufrichtigkeit, möchte man sagen, zerstört der Verfasser der „Bekenntnisse" und des „Raphael" die schönen Illusionen, die wir uns von seinem Herzen gemacht haben, und enthüllt uns eine frühreife Verderbniß, wo wir den schwärmerischen Anbeter des Ideals zu sehen träumten. Raphael, sein Held, entläuft den ernsten Pflichten des Lebens und läßt sich von seiner nothleidenden Familie das Letzte zum Opfer bringen, um — Liebe zu schlürfen und zu schmachten zu den Füßen einer atheistischen Frau, die nichts sehnlicher wünscht, als seinem Verlangen zu willfahren, wenn es ihr nicht — eine ärztliche Verordnung verböte. Eine ärztliche Verordnung! Das ist die ideale Gestalt, die unter des Dichters Händen Pflichtgefühl und eheliche Treue annehmen. Und in dem jungen Manne, der den letzten Diamanten seiner Mutter verkauft, um ein paar Tage länger seine egoistischen Genüsse zu kosten, liegt der Keim zu Jenem, der auf einer anderen Bühne eine Revolution entfesseln kann, um dabei zu glänzen und seine Memoiren schreiben und von sich darin reden zu können, wie Cäsar. Raphael mag immer glauben, es komme nur auf ihn an, so könne er ein Demosthenes oder Cato, ein Tasso oder Mozart seyn, er deckt damit nur eine neue Misere unserer Zeit auf, das Uebermaß der persönlichen Eitelkeit. Je mehr das Ideale an Heiligkeit und Verehrung einbüßt, desto größer und allgemeiner wird die Selbstvergötterung. Mit fieberhafter Hast drängt sich die Persönlichkeit ans Licht, die eigenen Mängel gelten ihr für Verdienste, mit sich beschäftigt heißt ihr begeistert seyn, und der Dichter steigt auf den selbstgefertigten Dreifuß, um den Leser von *seinem* Ehrgeiz, *seinen* kindischen Eitelkeiten zu unterhalten. Das ist ein Zug von der Gesunkenheit der moralischen und geistigen Würde in Frankreich, das ist das böse Uebel, von dem Herr v. Lamartine angesteckt worden ist, und das er nun weiter verbreitet.

Eine andere Personification des verdorbenen Geistes der neueren französischen Literatur ist Victor Hugo, auch Einer, der in knabenhaftem Dünkel vor sich niederkniet und danach jagt, Aufsehen zu machen, gleichgültig, durch welche Mittel. Victor Hugo war immer ein sonderbarer Autor. Dem Dichter, meinte er, stände es frei, „an einen und an mehrere Götter, an Pluto und an den Teufel, oder auch an Nichts zu glauben", über eine soziale Wahrheit, wie über eine geschichtliche, nach Gutdünken zu verfügen und in Dramen die menschliche Gesellschaft umzumodeln, wie es ihm beliebt. Darum stellte Victor Hugo in seinen Trauerspielen den Heldenmuth und das Genie der Hofnarren und Lakaien der Verderbtheit der Könige und des Adels gegenüber und ließ die Tugend der Maitressen über die Laster der ehrbaren Frauen triumphiren. Leider aber nutzen sich die forcirten Gegensätze ab; man zischt sie im Theater aus, und es ist dringend nöthig, daß sie einen neuen Aufputz bekommen, wenn sie wieder „ziehen" sollen. Deshalb warf sich unser Dichter mit leidenschaftlicher Gier auf die nie versiegende, thränenreiche Quelle von erschütternden Gegensätzen, auf das Elend des Volkes, und seitdem deklamirt er auf der Tribüne der Nationalversammlung, so zu sagen, Melodramen, in denen symmetrisch die Partei des Klerus und die Partei des Fortschritts auf- und absteigen. Olympio war es überdrüssig, nur Shakespeare und Molière zu seyn, er will auch Mirabeau werden, wenn nicht noch mehr, weil ihn vielleicht die Lorbeeren Lamartine's nicht schlafen lassen. Nun geht er umher und studirt die Tribunenrolle ein, sinnt auf Sarkasmen, läßt Stichwörter und Phrasen vor seinem Geiste in Parade aufmarschiren, übt sich den Zorn ein und die Wehmuth und hat dafür die Genugthuung, daß seine Reden mit den demokratischen Kalendern durchs Land verbreitet werden. Sollte man nicht auch die „Lucrezia Borgia" und den „Angelo" mitschicken zur Hebung der Volksmoral? Zudem ist Olympio jetzt zu Voltaire bekehrt, den er ehemals einen genialen Affen nannte, und bekennt sich — wer sollte es glauben? — zu den Kühnheiten des Dictionnaire philosophique. Aber Voltaire, als er seinen unheilbringenden Spott losließ, hatte doch wenigstens einen Klerus vor sich, der im Besitze hoher Würden und großer Reichthümer war; er schrieb vor dem Jahre 1793, und keine blutige Revolution warf ihre düsteren Schatten über seine Angriffe auf die Autorität. Gerechter gegen Voltaire, gerechter, als Victor Hugo, der ihn beschimpfte und nachahmt, wäre, wer von ihm glaubt, daß er mit jenem Adel des Talents, der die verbrauchten Tiraden verachtet, seine Bastard-Nachkommenschaft verleugnet hätte, die nun schon sechzig Jahre seine Werke plündert. Ja, seine Ironie hätte vielleicht ihr Ziel geändert, sicher aber würde er es nicht an blitzendem Hohne haben fehlen lassen, um seine Hochmüthigen und Verkehrten dem öffentlichen

Gelächter preiszugeben, die ihr liebes Ich auf allen Bühnen ausstellen und mit veralteten Sophismen und gefährlichen Hirngespinnsten Parade machen, jene schmählichen Fatalisten, die heuchlerisch von Gott und Freiheit deklamiren, jene großen Apostel der allgemeinen Moral, die den Ehebruch idealisiren und die Courtisanen mit dem Heiligenschein der Poesie umgeben.

Noch ist ein gemeinsamer Zug dieser exzentrischen Talente, daß die Macht der Ereignisse sie weder zur Besinnung bringt, noch rührt, noch einen Augenblick die hohe Selbstbefriedigung stört, in der sie leben. Sie sind heute, was sie gestern waren, verwegene und gefährliche Phantasie-Spekulanten. Sie behängen sich pomphaft mit ihren ausgewaschenen Lumpen und scheinen gar nicht zu ahnen, wie sehr sie das sittliche Gefühl und die Würde der Literatur verhöhnen. Sie spielen mit dem Unglück ihres Landes, wie mit einem Stoff zu Romanen und Theaterstücken. Was kümmert es Herrn Dumas, einen von den Helden dieser literarischen Abenteurer, wenn Alles um ihn her wankt und zusammenbricht? Er wird getrost in einer Vorrede proklamiren, die Souverainetät der Kunst, zweifelsohne durch ihn repräsentirt, stehe über allen Stürmen des Jahrhunderts, und er wird weiter an seiner Roman-Mühle drehen, aus der schon tausend Plagiate, tausend Compilationen und fade Geschichten hervorgegangen sind, und die eben jetzt „das Halsband der Königin" produzirt, das bescheidenerweise schon beim fünfundzwanzigsten Bande innehält, oder er wird ein Reisetagebuch herausgeben, in welchem er, im Stil des „Monte-Christo" oder der „Filles, Lorettes et Courtisanes", die ungarische Revolution und das Unglück Venedigs beschreibt. Doch ein Verdienst hat Herr Dumas: er weiß der Misère des literarischen Lebens in Frankreich auch ihre spaßhafte Seite zu geben. Man möchte zweifeln am Ernst der Zeit, wenn man sieht, wie der Verfasser der „drei Musketiere" sich aller Enden, von den Pyrenäen bis zum Rhein, um politische Würden bemüht und die Zeitungen mit lächerlich anmaßenden Briefen füllt, in denen er den Staatsmännern die Wahrheit sagt, den armen Staatsmännern, die so dumm sind, an seines „Antony" Liederlichkeiten, an „Angèle's" heimlichen Entbindungen und an der hysterischen Mystik des „Grafen Hermann" keinen Geschmack zu finden.

In dem Maße nun, als es dem neuen Geiste der französischen Literatur an moralischem Halt fehlt, ist er wehrlos gegen das böse Verhängniß, das ihm, hat er einen Reiz, eine Tugend abgeworfen, weiter! weiter! zuruft und ihn so von Opfer zu Opfer, von Entweihung zu Entweihung treibt. Hat man in der Kunst einmal das Maß verlassen, wo ist dann die Gränze der Ueberschreitung, wo ist das Maß der Unnatur? Das sittenlose Talent, das wahre Seelenzustände, natürliche Stimmungen nicht zu beobachten, noch zu schildern vermag, wirft sich auf die Darstellung grober Genüsse, zügelloser Leidenschaften und gewinnt dabei Geschmack am Schmutzigen. Der beste Beleg hierfür ist, wie schon oben gesagt wurde, Sue's neues und häßliches Buch: „die Geheimnisse des Volkes". Klarer, als hier, hat das neue literarische Unwesen sich nirgends gezeigt; nie ist offener der Haß gepredigt, nie schamloser verleumdet worden. Das Werk ist ausstaffirt mit bretagnischen Volksliedern, mit Citaten aus Thierry und Guizot: es soll, nach der Buchhändler-Anzeige, ein „Staunen erregendes Phänomen" seyn und die „Versöhnung der Bourgeoisie mit dem Volke" bewirken. Aber trotz dieser honigsüßen Redensart von der Verschmelzung der Stände ist doch der Sinn der „Mystères du Peuple" kein Räthsel. Es liegt darin der Gedanke von der Theilung der Gesellschaft in zwei ewig feindliche Klassen, die der Autor gewöhnlich die „Unterdrückten" und die „Unterdrücker" nennt. Doch die Worte machen es nicht, und es ist damit nur ein wenig verhüllt jener fürchterliche Ausspruch wiedergegeben, der sich in Robespierre's hinterlassenen Papieren vorgefunden hat: „Wann wird das Interesse der Reichen mit dem des Volkes verschmolzen seyn? Niemals!" Der ganze Zweck des Sueschen Werkes ist, diesem Widerstreit die einschmeichelnde Form eines Romanes zu geben und ihn den Leidenschaften des Tages als lebendig in der Vergangenheit wie in der Gegenwart darzustellen. Neuem Haß verleiht er die kräftige Weihe der Tradition und gräbt, so zu sagen, dessen Wurzeln in den geschichtlichen Boden ein. Aber ach, wie wird in den Händen dieses Schriftstellers die Geschichte geknetet und beschmutzt! Herr Sue geht zwar nicht allzu weit zurück, blos bis zu den Franken und den Gallern, zu Brennus und dem Druidismus, den er wieder einsetzt, wahrscheinlich um der Religion der Bedrücker eine Religion der Besiegten entgegenzustellen. Einer von den Helden der „Geheimnisse des Volkes" bekennt sich in der That zum Druidenthum und nennt seine Kinder Sacrovir und Velleda. Warum mag nur der Verfasser, da er doch einmal auf so gutem Wege war, nicht in den Fußstapfen Proudhon's bis zu Kain, dem ersten Sieger, und Abel, dem ersten Proletarier, zurückgegangen seyn? — Die Erzählung beginnt einen Tag vor der Februar-Revolution, als eben der alte Kampf zwischen den Siegern und Besiegten wieder aufgenommen werden soll, und man kann sich denken, daß Tugenden und Laster ziemlich ungleich vertheilt sind. Die Nachkommen der Franken sind die steten Unterdrücker des Volkes: sie haben ihr Vermögen durch Raub erworben und begehen alle möglichen Verbrechen. Da ist ein Graf von Plouernel, ein Dragoner-Oberst, der aller liederlichen Streiche fähig und dabei erbötig ist, jede Tyrannei mit seinem Säbel zu unterstützen. Dann sein Oheim, der Kardinal Plouernel, ein großer Bewunderer von „den reizenden Beinen" der Maitressen seines Neffen und ein großer Politiker, der den Obersten in der Regierungskunst unterrichtet. „An die Scholle gefesselt", sagt er unter Anderem vom Volke, „abgeschlossen und verdummt, ist die Brut leichter zu zähmen, und dahin, daß es so komme, müssen wir streben." Das letzte Ziel dieser Politik der Franken enthüllt Sue in folgenden Worten: „Provokatshöfe, Wiederaufnahme aller Verbrechen gegen die Kirche und die königliche Autorität seit 1830, Urtheil und Hinrichtung binnen vierundzwanzig Stunden, eine Schreckensherrschaft, eine Bartholomäusnacht, wenn es seyn muß! Frankreich wird daran nicht zugrundegehen; im Gegentheil, es ist zu vollblütig, und dann und wann ein Aderlaß ist ihm ganz zuträglich ...." Noch gehören zu den Franken „die Herzoge von der Hypothek, die Marquis vom Wucher, die Grafen vom Agio." Die Nachkommen der Gallier dagegen sind die Unterdrückten, die Leibeigenen, die Proletarier, die unter der Last der Erpressungen seufzen und einen unsterblichen Haß gegen das räuberische Geschlecht der Franken bewahren. Unter ihnen findet sich alles Genie, alle Tugend, aller Heldenmuth, und die Schaubühne dieser Eigenschaften sind die Klubs, die Barrikaden und die geheimen Gesellschaften. Da ist Marik Lebrenn, ein Beispiel von der Versöhnung der Bourgeoisie mit dem Volke, ein Kaufmann, der seinen Laden „zum Schwert des Brennus!" nennt, der am Tage Leinwand verkauft, am Abend den geheimen Gesellschaften präsidirt und dann und wann Declamationen hält über Organisation der Arbeit, über Demokratisirung des Kapitals, über Unmoralität der Konkurrenz und Tyrannei der hohen „Finanzbarone". Dann ist da Georg Duchesne, ein verabschiedeter Unteroffizier, ein Soldat aller geheimen Verschwörungen, ein Typus der steischen Tugend des Volkes, dessen Braut durch Arbeitslosigkeit der Prostitution in die Arme geworfen wurde. Ihm legt der Autor eine geschichtliche Vorlesung in den Mund, die vom „proletarischen Gesichtspunkte" aus die Thaten und Pläne der Könige, der Großen und ihres Verbündeten, des Klerus, behandelt. Noch ist eine Figur in dem Buche hervorzuheben: die „liebe, gute Alte", die Insurrection, wie Sue sie nennt. Das ist eine moralische Person des Romans, die aus jeder Zeile spricht, aus jeder Masche dieses Lügengewebes hervorsieht.

Und wer ist dieser Mann, der die geschichtliche Wahrheit wissentlich verfälscht, der die hervorragenden Klassen der Gesellschaft systematisch verleumdet und die Wuth der Eifersucht und die Verzweiflung der Noth gegen sie ins Feld ruft? Es ist derselbe, der, als der Wind nach einer anderen Richtung blies, ganz anders sein Segel aufspannte, um in den Hafen des Ruhm- und Gelderwerbes einzulaufen. Es ist der Verfasser der „Vigie de Koat-Ven", der im Verfall des „alten monarchischen und religiösen Glaubens" und im Verschwinden der sozialen Ungleichheiten die Quelle von allem Unglück des Jahrhunderts sah, der eine aristokratische Verachtung hegte gegen das „philosophische Geschwätz" und den „Demokratenwahnsinn", gegen die mühsamen Bürgersleute und die Menager des Budgets. Sue muß ein verstockter Demokrat gewesen seyn, als er in demselben Buche folgende Worte schrieb: „Die man anrotten mußte, das sind nicht die Barrikadenkämpfer, sondern jene Spekulanten, die, um zur Gewalt zu gelangen und die Brute unter sich zu theilen, eines Tages zum Volke sagten: Du bist souverain! ... Das sind die Wahnsinnigen und die Schlechten, die mit ein paar hohlen und klingenden Worten, wie „Fortschritt" und „Aufklärung", in Frankreich und Europa die Anfänge einer fürchterlichen Anarchie heraufbeschworen haben." Und dies nannte der Verfasser der „Geheimnisse des Volks" seine unerschütterliche Ueberzeugung.

Die Verdorbenheit des ästhetischen und moralischen Gefühls, die in den „Mystères du Peuple" zu Tage kömmt, ist freilich nicht neu und unerhört in der Geschichte der französischen Literatur. Das siebzehnte Jahrhundert hatte seine Sitten- und Geschmacksverderber, die sogar mit ihren Werken Glück machten; aber trotz ihnen erschienen zur selben Zeit der „Cid", die „Phädra" und der „Misanthrop". Die Sturm- und Drangperiode des achtzehnten Jahrhunderts hatte ihrer noch mehr. Daß ferner ein Schriftsteller, wie Rétif de la Bretonne, der in den Pariser Spelunken seine Begeisterung schöpfte und seine Sprache bildete und an die Spitze seiner liederlichen Bücher die Worte setzte: „Liebe Leser, ich überliefere Euch meine Moral, um einige Tage zu subsistiren, wie mancher Engländer, der zum Tode verurtheilt ist, seinen Körper verkauft", daß ein solcher Mann — meinen wir — auch den Weltverbesserer spielen will und seine Ideen über Umgestaltung der Gesellschaft ausspricht und dann und wann an den Mann bringt, das ist eben keine neue Misère. Neu ist es aber vielleicht, wenn solcher cynische Blödsinn sich, wie ein Ideal, in dem Gemüthe ganzer Klassen festsetzt. Nun ist freilich nicht zu sagen, daß die neue Literatur in Frankreich den neuen Geist der Unmoral geradezu geschaffen habe, denn sie ist vielmehr aus ihm hervorgegangen; aber ihr Verbrechen ist, ihn verbreitet, genährt und überboten zu haben.

Und wie alle Zeichen einer Zeit in einander greifen, so beobachten wir, daß in dem Maße, als die schöngeistige Literatur an ästhetischem und moralischem Gehalt verliert, die literarische Geldspeculation raffinirter und allgemeiner wird. Heutzutage sind die belletristischen Schriftsteller Fabrikanten, die bei ihren Erzeugnissen nicht den eigenen Geschmack, sondern den der Menge zu Rathe ziehen, die ihre Werke nach der gerade herrschenden politischen Meinung und sittlichen Anschauung herrichten, wie gewisse Waaren der Mode und Jahreszeit gemäß verfertigt werden. Selbst der edle Lamartine schickt den Leuten Subscriptionslisten ins Haus und erklärt sich bereit, auch seinen sechzehnbändigen Roman auf Bestellung zu liefern, und was sind die „Mystères du Peuple" Anderes, als eine geschickt angelegte Speculation auf die eben im Volke herrschende sozialistische Schwärmerei? Will man die Analogie zwischen dem Bücherschreiben und einer fabrikmäßig betriebenen Industrie vervollständigen, so braucht man nur daran zu denken, daß vor nicht langer Zeit die Idee von einem literarischen „Recht auf Arbeit" verbreitet war, auf welches Jeder Anspruch haben sollte, der sich einen Beruf zum Schriftsteller einbildete. Auch die einstmalige Association der literarischen „Arbeiter" ist in schwungvollen Worten verkündigt worden. Es werden — sagten die Propheten — aus der Verschmelzung der Tausende von dichterischen Geistern neue Wunder der Kunst hervorgehen, poetische Riesenwerke, wie die gigantischen Epopöen der Inder. Und bringt nicht Herr Dumas schon heute seine literarischen Wunder mit Hülfe einer wirklichen Association zu Stande?

Alle angeführten Fehler der jetzigen französischen Literatur lassen sich dem Umschgreifen der Demokratie Schuld geben: Mit ihr ist das Ueberwiegen der Schwärmerei über ruhige Ueberlegung, der Leidenschaft über die Würde, des kaufmännischen Geistes über den künstlerischen, der Selbstvergötterung über die Achtung vor sich und Anderen Sitte geworden. Die Demokratie glaubte nur die aristokratischen und sozialen Vorrechte anzutasten; aber sie hat mehr gethan, sie hat die Quelle auch der geistigen und moralischen Ueberlegenheit verstopft — sie hat den Adel des Geistes abgeschafft. Seitdem die hohen Geister von der Bühne geschieden, sind keine neuen aufgetreten, und die intellektuelle Bildung hat, je mehr sie an Ausbreitung gewonnen, um so mehr an Tiefe verloren. Es giebt allerdings heutzutage mehr Menschen, die denken, als früher, aber ihre Gedanken haben den Schwung und das Mark nicht, wie es die Werke früherer Autoren hatten. Das Traurigste an der Sache ist, daß man diese allgemeine Mittelmäßigkeit nicht als die Folge vorübergehender Einflüsse ansehen kann, sondern daß sie eine innere Nothwendigkeit des Zeitgeistes ist und von den Lobrednern desselben ebenfalls gepriesen wird. Ist aber die Demokratie dieser unüberwindliche Zeitgeist und bringt, so weit sie bis jetzt zu Tage kam, eine Verringerung der höchsten menschlichen Fähigkeiten hervor, so muß es wohl noch eine andere Weise geben, die Demokratie zu verwirklichen, eine Weise, die aus ihr einen Kampfplatz für den edlen Wetteifer der Geist- und Tugend-Begabten macht, oder sie ist nicht würdig, daß das Herz eines ehrlichen Mannes oder der Kopf eines Denkers sich ihrer annehme.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampère.

(Fortsetzung.)

Die alten Kirchen und ehrwürdigen Schlösser nehmen fast einen eben so großen Raum auf dem englischen Boden ein, als die Maschinen und Fabriken, und eben dieser Kontrast zwischen jenem an mittelalterlichen Monumenten so reichen England und dem industriellen England unserer Zeit giebt diesem Lande ein so reges Interesse für diejenigen, in deren Geist und Herzen mehr als Ein großer Eindruck Raum hat. Ich befand mich während einer Industrie-Ausstellung in Birmingham, und staunend und bewundernd betrachtete ich diese tausend Produkte des Gewerbfleißes, sah die Maschinen, welche das Eisen wie Butter zerschneiden und bearbeiten, es wie Baumwolle platt machen oder wie Papier falten, diese intelligenten Maschinen, welche gleichsam mit dem Menschen die Rolle wechseln, indem sie Alles, was schwer und komplizirt ist, übernehmen und ihm nur den rein mechanischen Theil der Arbeit lassen, wie z. B. das Pinlegen eines Klotzes, woraus das geschickte Rad eine Figur schneiden soll, oder die Wiederanknüpfung zerrissener Fäden, während die Maschine, einer fleißigen und gewandten Arbeiterin vergleichbar, ruhig hin- und hergeht. Nachdem ich alles dies bewundert hatte, brachte mich die Eisenbahn in zwei Stunden nach Kenilworth, und hier, Angesichts eines der größten und schönsten Ueberbleibsel des Mittelalters, umherstreifend in den gigantischen Ruinen der Burg Leicester's, erfüllt von historischen Reminiscenzen an Elisabeth und von romantischen Erinnerungen an die arme Amy Robsart, träumte ich mich in Jahrhunderte weite Entfernung von Industrie und Dampfmaschinen und war ihnen doch nur auf einige Meilen entrückt. Eine Viertelstunde später führte mich die Eisenbahn nach Warwick, einem anderen Schlosse aus dem Mittelalter mit allem Gepräge der Größe und Feudalherrschaft; aber hier ist das Mittelalter noch am Leben, es liegt nicht in Ruinen. Diese mit Epheu bewachsenen Thürme, diese massiven verwitterten Mauern bergen das kostbarste Mobiliar, die werthvollsten Gemälde; wenn man durch ein zwischen zweien dieser Meisterwerke befindliches Fenster hinaussieht, bemerkt man, daß das Schloß von einem prachtvollen Park umgeben, auf dem Gipfel eines malerischen Felsens erbaut ist; unten am Fuße desselben strömt der liebliche Avon, der einige Meilen weiterhin Shakespeare's Geburtsstadt durchfließt. Man sieht auch von hier aus die berühmte Vase von Warwick, eine der schönsten Antiken. Kurz, Alles ist hier vereint, Kunst, Natur, Erinnerung, Alterthum, und dies nur anderthalb Stunden von den industriellen Wundern Birminghams!

Denselben Tag noch kann man Sheffield, dieses St. Etienne Englands, York und Lincoln mit ihren herrlichen Kathedralen besuchen; nach einem Spaziergang durch das schattige Durham, in dessen friedlichem Bischofssitz man unter grünem Laub die Thürme einer durch den Stempel verschiedener Zeitalter merkwürdigen Kirche hervorragen sieht, kann man Newcastle besuchen, sein großes Steinkohlenlager, sein schönes geologisches Museum, die merkwürdige sich in die Luft erhebende Brücke besichtigen und den Tag in Edinburg beschließen unter den zerbröckelten Gewölben von Holyrood, in Maria Stuart's Schlafzimmer. Bleiben dann noch zwei Stunden Zeit, so kann man nach Abbotsford, das durch Walter Scott geschaffene und unsterblich gemachte Schloß, welches er „seinen besten Roman" nannte, pilgern, sein Grab begrüßen, das so poetisch unter einem einsamen Säulengang der verfallenen Abtei Dryburg gelegen ist, sich auf einen Stein niederlassen, der sein Lieblingsplatz war und mitten unter den Trümmern des unvergleichlichen Melrose sich befindet, oder den Gedanken folgen, welche sich unwillkürlich bei Betrachtung der eigenthümlich verzierten Säulen der Kapelle von Roslin dem Geiste aufdrängen.

Das Mittelalter und die Monumente, die es bekunden, stehen also in England immer der Gegenwart und der industriellen Thätigkeit, welche sie charakterisirt, zur Seite, und diese Opposition hat ihren Reiz; aber man muß gestehen, daß auch Spanien einen großen Reiz gewährt, den nämlich, die Jetztzeit ganz vergessen zu lassen, sich vollständig in das Mittelalter versetzen zu können, beim Anblick der krummen Straßen Toledo's aus Philipp's II. Tagen und des klösterlichen Schlosses Eskurial sich den Beobachtungen der orientalischen Sitten und dem poetischen Reiz hinzugeben, den die Pomeranzenbäume Granada's und die alten Paläste der maurischen Könige niemals verlieren werden.

In England ist Nichts, das sich mit den drei Orten, die ich so eben genannt habe, vergleichen läßt. Toledo, die alte Stadt mit den steilen, engen, krummen Straßen, erbaut auf einem Felsen, den der Tajo mit seinen röthlichen Wogen bespült und umgürtet, Toledo mit seinen Wällen, seinen arabischen Thoren, seinen Moscheen, seinen Synagogen, seiner prachtvollen Kathedrale ist das spanische auf die Jetztzeit übertragene Mittelalter. Weder in England, noch sonst irgendwo giebt es Etwas, das dem Eskurial an die Seite zu stellen, diesem prächtigen Gebäude, welches halb Kloster, halb Palast ist, ernst und finster wie sein Erbauer Philipp II., ein Denkmal vergangener Jahrhunderte. — Ein Gefühl unendlicher Melancholie erfüllte mich, als ich in den granitenen Treppengewölben, wo jeder meiner Fußtritte wiederhallte, umherirrte; indem ich die symmetrischen Gärten, die kleinen von hohen Mauern umschlossenen Bassins betrachtete, bildete ich mir ein, Philipp II. einherschreiten zu sehen, bleich und düster, ein Schreckbild für die Menschen und vor dem Strafgericht des Allmächtigen zitternd. Dann trat ich in die Kirche, wo im Hintergrund des in feierlicher Dämmerung liegenden Schiffes, zu den beiden Seiten einer großen Galerie von rothem Porphyr, die knieenden Bildsäulen Philipp's II. und Karl's V. in Gold zu sehen sind; ich war fast niedergedrückt und betäubt durch dieses majestätische und zugleich so traurige, dieses glänzend ausgestattete und doch so düstere Gebäude. Einige Tage später war ich in der Kathedrale oder vielmehr in der Moschee von Cordova, und ohne den sie verunstaltenden Chor, den man in die Mitte placirt hat, welchen sonderbaren Einfall ich nach dem Wunsche des mich begleitenden Sakristan durchaus bewundern sollte, hätte ich mich in Kahira, in der Moschee von Tulun, wähnen können, obgleich diese nicht so viele schöne Säulen aufzuweisen hat; man hat den gegen Mekka gerichteten Mirhab verschont, und die arabischen Mosaiken haben ihre ganze Frische bewahrt. Ein Muselmann könnte hier seine Andacht verrichten, wie ein Christ in St. Sophia. Sonderbarerweise haben zwei sich feindlich gegenüberstehende Religionen von einem Volke, das sie verabscheuen, das Wunderbarste ihrer Heiligthümer entlehnt.

Ich will es nicht unternehmen, die Alhambra zu beschreiben. Worte können unmöglich eine Anschauung von diesem mit tausend Launen der maurischen Kunst geschmückten Bauwerk geben, welches der unsterbliche Dichter des „Letzten der Abencerragen" so poetisch mit den köstlichen Stoffen des Orients verglichen hat, welche ihr Entstehen der Langeweile des Harems verdanken. Doch kann ich der Alhambra nicht gedenken, ohne mich eines herrlichen Abends daselbst zu erinnern; ich sah den Mond aufgehen und im Hofe der Abencerragen nach und nach gleich einer beweglichen Lichtmasse die zierlichen Hallen, die schlanken Säulen, die bizarr gearbeiteten Löwen des Springbrunnens berühren, dann in den Gesandschaftssaal eindringen, aus diesem das nächtliche Dunkel verdrängen und die herrlichen Zierden dieses Saales, wie eine fortlaufende Guirlande von silbernem Blätterwerk, zum Vorschein bringen. Welcher Genuß, den Mond zu belauschen, der sich in den kleinen Garten der Infantin Lindajara hinabsenkt, die mächtigen Bäume zu betrachten, die ihre Spitzen in des Mondes Silberlicht baden, während weiter unten Granada's zerstreute Lichter erglänzen, zu gleicher Zeit mit einem Feuer, das man entzündet, um einen Zigeuner-Tanz zu beleuchten, und der Fackel, die ein Priester vor sich her tragen läßt, der durch die vor ihm niederknieende Menge daherschreitet, um einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen!... Das Einzige in England, was mich an die Alhambra erinnerte, war das Schloß Windsor. Zwar ist viel sehr Unähnliches zwischen diesen beiden Monumenten des Mittelalters, doch besteht Windsor wie die Alhambra aus einer Anzahl durch Mauern mit einander verbundener Gänge und aus einem befestigten Schloß, das sich auf dem Gipfel einer steilen Böschung erhebt. Von der Terrasse Windsors aus sieht man die Spitzen der Bäume, welche unten gepflanzt sind, wie man von einem Fenster des Gesandtschaftssaales aus die Wipfel der Bäume erblickt, die am Fuße des steilen Hügels wurzeln, auf welchem der Palast der Könige von Granada erbaut ist. Hiermit hört zwar jede Aehnlichkeit auf, doch muß ich noch hinzufügen, daß die Kapelle St. George zu Windsor in einem eben so reich verzierten gothischen Stil und fast eben so leicht und graziös gehalten ist, als die fernhaften Ausschmückungen der Alhambra.

Die Architektur, und zwar die des Mittelalters, ist, wie ich bereits gesagt habe, die einzige von den schönen Künsten, in der England excellirt. Der Genius der Bildhauerkunst scheint auf englischem Boden nicht zu gedeihen, auch Spanien hat, außer der schönen Holzschnitzwerke, nichts der Art aufzuweisen. In der Malerei aber ist ein weiter Abstand zwischen beiden Ländern vorhanden. Die spanische Schule ist eine großartige; obgleich sie von der italiänischen und von der niederländischen manche Eindrücke in sich aufgenommen, ist sie nichtsdestoweniger eigenthümlich und originell. Murillo hat für sich die Schönheit des Lichtes, Velasquez das Kolorit, Zurbaran seine Mönchsscenen. Der Kontrast in der Literatur, welcher die Amadis und die pikaresken Romane voller Räuber- und Bettlergeschichten erschuf, welcher im Don Quixote das bis zur Narrheit getriebene Ideal der prosaischen Wirklichkeit gegenüberstellte, welcher in seinen weltlichen oder frommen Dramen das Lyrische mit dem Possenhaften fortwährend in Berührung bringt, derselbe Kontrast hat in der Malerei die unvergänglichen „Glorien" des Murillo hervorgebracht und diese Bettler, diese Kranken, in deren Mitte die heilige Elisabeth von Klarheit und Milde strahlt. Dergleichen Wunder der Kunst sucht man vergebens bei englischen Meistern. Hogarth ist ein geistreicher Maler, Satiriker wie Swift, Moralist und Prosaiker wie Addison. Reynolds hat Gelehrsamkeit, Kolorit, Gedanken, er ist zu-

weilen kräftig, zuweilen graziös: er hat ein gutes Werk über die Kunst geliefert, und seine Malerei ist vortrefflich geschrieben. Flaxman besitzt das Geheimniß einer effektvollen Einfachheit, der es weder an Größe noch an Kunstwerth mangelt, aber was ist dieses Alles neben Murillo und Velasquez!

Heutzutage ist die Kunst die schwache Seite der Engländer; vor ihrer rauhen Sprache flüchtet die Musik, und ihr Gehör ist noch barbarischer, als das der Franzosen. In der Architektur gehen sie vom Griechischen zum Gothischen über, indem sie bald das Alterthum, bald das Mittelalter (das letztere mit besserem Erfolg) kopiren und nichts selbst erfinden; aber wer erfindet auch jetzt in der Architektur? Ihre Malerei hat einiges Verdienst in der Farbenmischung, welche zwar mitunter phantastisch bis zur Unmöglichkeit erscheint, indessen, wenn man die Brücken Londons passirt, zu einer Zeit, wo die Sonne nur halb den gelblichen Rauch und Dunst durchdringt, welcher über dem „unermeßlichen Kessel", wie Lord Byron sagt, schwebt, so bemerkt man gewisse Licht-Effekte, die sich auf den bizarr scheinenden englischen Gemälden wiederfinden; man glaubt gewissermaßen am Himmel Fragmente von Gainsborough's Pinsel zu erkennen.

Je weniger Kunstwerke die Engländer selbst schaffen, desto mehr kaufen sie; Herr Waagen, ein sehr kompetenter Kunstrichter, behauptet, daß die Hälfte der guten Gemälde, die überhaupt existiren, sich in England befindet, die andere Hälfte ist in der übrigen Welt vertheilt. Durch Lord Elgin, den ich für sein Attentat segne, das die Marmorwerke des Parthenon von tausend Zufällen gerettet hat, sind die Engländer im Besitz der schönsten Werke des Meißels. England hat Händel so lange und freundlich beherbergt, daß er in der Geschichte der Kunst fast für einen englischen Komponisten gilt; an keinem Orte werden die großen Compositionen von Palestrina, Haydn, Beethoven, Mendelssohn öfter als in England ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Australien.

Port Phillip im Jahr 1849.*)

Unter diesem Titel ist in London ein Werk erschienen, dessen Verfasser, Dr. Clutterbuck, eine aus eigener Anschauung hervorgegangene graphische Schilderung dieser jungen, aber schon so blühenden Kolonie giebt. Nach einer kurzen Notiz über die geographische Lage des Distriktes, welche zur Orientirung des Lesers beiträgt, führt er uns nach der Hauptstadt der neuen Provinz, die er folgendermaßen beschreibt:

„Vor etwa zwölf Jahren war das Land, wo die Stadt Melbourne jetzt erbaut ist, eine Wüste, und zwar eine von zahlreichen wilden Stämmen bewohnte Wüste, wo auch der muntere Känguruh, der Emu und wilde Hund in solcher Menge vorhanden waren, daß sie den Eingriffen der Kultur ein ernstliches Hinderniß entgegensetzten. Welche Veränderung ist seit jener Zeit vorgegangen! Was ist nicht in dieser einst barbarischen Gegend durch britischen Unternehmungsgeist bewirkt worden! Vielleicht in keinem Welttheil hat ein großartiger Colonisationsversuch einen so schnellen und glänzenden Triumph erlangt, als in der Erbauung von Melbourne mit einer Bevölkerung von wenigstens 15,000 Seelen. Melbourne ist schön gelegen, auf einem abschüssigen Ufer, welches einen Theil der Bai überblickt, mit dem Flusse Yarra-Yarra im Norden. Auf der westlichen Seite ist ein großer Sumpf, den man einen See nennen kann, da er fast immer mit Wasser bedeckt ist, auf dessen Oberfläche zahllose Schaaren von Enten und anderen wilden Vögeln spielen. In seiner Bauart bietet Melbourne jedoch manche Anomalieen dar. Das seltsame, unregelmäßige Aeußere nicht weniger Gebäude, sogar in der Hauptstraße, ist mit unseren Begriffen von Schönheit ziemlich schwer zu vereinigen, und wenn man auch hier und da recht anständige Bauwerke erblickt, so wird doch die Symmetrie gleich wieder durch elende breiterne Hütten gestört. Die meisten neueren Häuser sind zwei Stockwerke hoch und von Backsteinen erbaut, sie laboriren jedoch an dem Hauptfehler, zu wenig luftig zu seyn, was in einem heißen Klima besonders störend ist. Die Dächer der meisten Häuser sind mit Schindeln, eine geringe Anzahl mit Ziegeln bedeckt, im Gebüsch größtentheils mit Baumrinde. Die Miethe ist hoch; ein Haus mit sechs Zimmern ist nicht unter 60 Pfd. Sterl. (über 400 Thlr.) zu haben. Als ich Port Phillip verließ, war kein einziges Haus unbewohnt, und neue Ankömmlinge sahen sich in die kostspielige Nothwendigkeit versetzt, ihren Aufenthalt in einem der Hotels zu nehmen. Für eine Hütte der bescheidensten Art mit nur drei kleinen Stuben gab man gern zehn Shillings (fast 3½ Thaler) wöchentlich."

So kurz auch die Geschichte dieser entstehenden Hauptstadt ist, hat sie doch mit dem Distrikt, dessen Mittelpunkt sie bildet, bereits von politischen Verfolgungen leiden müssen. Die älteren Theile der Provinz Neu-Süd-Wales blickten frühzeitig mit neidischem Auge auf die raschen Fortschritte einer Niederlassung, in der sie einen künftigen Nebenbuhler voraussahen. Zehn Jahre in einem jungen Lande sind eben so viel als ein Jahrhundert in älteren Gegenden, und das schnelle Aufblühen Port Phillips hat die Befürchtungen, wenn auch nicht die Mißgunst Sydney's gerechtfertigt, welches durch seine legislative Versammlung der neuen Kolonie unverhältnißmäßige Lasten aufbürdete, ohne ihr dafür irgend ein Aequivalent zu gewähren. Die heiße Sonne Australiens ist der Gedeih nicht sehr förderlich, besonders wenn man Unrecht zu leiden glaubt. Die Einwohner von Melbourne zeigten demgemäß, wie hoch sie die ihnen eingeräumte Stimme in der Legislatur von Neu-Süd-Wales schätzten, indem sie den Kolonial-Minister Lord Grey zu ihrem Vertreter ernannten. Diese etwas humoristische Kundgebung wurde von den gesetzten Kolonial-Beamten mit einiger Entrüstung aufgenommen, und Herr Latrobe, der Untergouverneur von Port Phillip, war über solche Leichtfertigkeit so ungehalten, daß er den Vorschlag machte, die renitente Stadt ihres Wahlrechts zu berauben. Die höheren Behörden gingen jedoch hierauf nicht ein; sie beschlossen vielmehr, die Kolonie von ihrer neidischen Gefährtin zu trennen und ihr eine unabhängige Verwaltung zu geben.

In dem Werke des Herrn Clutterbuck befindet sich ein Kapitel, welches die besondere Aufmerksamkeit derjenigen verdient, die nach dem von ihm geschilderten Lande auszuwandern gedenken. Die wenigsten von den Reisenden, welche die südliche Hemisphäre besucht haben, sagen etwas Näheres von den Krankheiten, denen man dort ausgesetzt ist, wogegen unser Verfasser sich als Arzt vorzugsweise mit diesem Gegenstande beschäftigt. Fieber, Keuchhusten und einige andere Uebel sind in Australien unbekannt, indessen wird ihre Abwesenheit durch die Heftigkeit mehr als aufgewogen, womit die Leberkrankheiten und Schwindsucht auftreten. Trotzdem bietet jenes Land für Alle, welche die Vorsehung mit einem rüstigen Körper ausgestattet hat, die aber im alten Europa kein hinlängliches Feld für ihre Thätigkeit finden können, die besten Aussichten dar. Das einzige Bedenken lag bisher in der Möglichkeit, daß die britische Regierung darauf verfallen würde, es als Deportationsort zu benutzen; nach den letzten Ereignissen im Kaplande und den Parlaments-Verhandlungen, wozu sie Anlaß gegeben, dürfte jedoch diese Befürchtung als erledigt zu betrachten seyn.

*) Nach dem Colonial Magazine vom März d. J.

Mannigfaltiges.

— Der Historiker Prescott. Bei dem bekannten Londoner Verleger Bentley erscheint jetzt eine wohlfeile Ausgabe von Prescott's sämmtlichen Werken, welche die Geschichte Ferdinand's und Isabella's, die Eroberung von Mexiko und die von Peru umfaßt. Es giebt dies- oder jenseits des Atlantischen Meeres nur wenige Autoren, die in so kurzer Zeit eine so große und so wohlverdiente Popularität erworben haben, als Prescott, der, wenn er seinen reichen Gegenstand auch nicht ganz erschöpft, doch seine Vorgänger Solis und Robertson weit hinter sich gelassen hat. Der schwächere Theil seiner Arbeiten, der sich auf die ältere Geschichte und eigenthümliche Civilisation der Azteken und Peruaner bezieht, kann in der That erst dann vervollständigt werden, wenn die bisher nur sehr oberflächlich erforschten Ueberreste jener Völker eine genaue und mit philosophischem Geiste geleitete Untersuchung erfahren, wie sie uns ein Lepsius für die vielleicht mit ihnen verwandten architektonischen Denkmäler der Aegypter geliefert hat.

— Zeitungen in Amerika. Wir haben bereits der zu San Francisco in Kalifornien gedruckten Pacific News gedacht, einer Zeitung, die dort seit einigen Monaten erscheint. Charakteristisch ist, daß der Eigenthümer dieser Zeitung bereits so viel Geld damit erworben, daß er sich eine Dampfpresse in den Vereinigten Staaten bestellen konnte. Mit gewöhnlichen Druckmitteln vermag er dem Verlangen nach Zeitungsnachrichten unter den Goldsuchern nicht mehr zu genügen. — In New-York erscheint jetzt auch (bei Secchi de Casali) eine italiänische Zeitung, L'Eco d'Italia, die erste in dieser Sprache auf dem amerikanischen Kontinent. Eine mit einem Italiäner verheiratete Amerikanerin, die Marchesa Ossoli, früher unter dem Namen S. Margaret Fuller bekannt, trägt viel dazu bei, ihr Vaterland mit den Angelegenheiten Italiens näher bekannt zu machen.

— Aeltere Reisebeschreibungen. Die Hackluyt Society in London, eine Gesellschaft, deren Mitglieder einen jährlichen Beitrag von einer Guinee Jeder bezahlen, wofür sie einen Anspruch auf die von Zeit zu Zeit durch diese Gesellschaft im Druck herausgegebenen alten Reisebeschreibungen erhalten, hat kürzlich eine in den Jahren 1610—12 geschriebene „Geschichte einer Reise nach Virginien" (The Historie of Travaile into Virginia Britannia) herausgegeben. Verfasser dieser Reisegeschichte ist William Strachey, Kolonialsecretair unter Lord Delawarr, der als ein junger Mann nach Amerika gegangen war und bei den Bermudas-Inseln Schiffbruch gelitten hatte. Die Geschichte dieses Schiffbruches soll Shakespeare den Stoff zu seinem Schauspiel „der Sturm" geliefert haben. Die Indianer spielten zur Zeit Strachey's noch eine Hauptrolle in Virginien, und diese liefern ihm auch den meisten Stoff zu seinen Schilderungen. Früher bereits hat die Hackluyt Society folgende Werke herausgegeben: die „Beobachtungen von Sir Richard Hawkins auf einer Reise nach der Südsee im Jahre 1593"; „Ausgewählte Briefe von Christoph Columbus"; „Sir Walter Raleigh's Entdeckung des Reiches Guiana", und „Sir Francis Drake's Reise im Jahre 1595".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern,

№ 45. Berlin, Sonnabend den 13. April 1830.

England.

Ueber die Reform der englischen Universitäten.

Man hat wiederum einmal einen Versuch gemacht, das auf den englischen Universitäten herkömmliche Unterrichtssystem zu erweitern. Vor einiger Zeit dehnte die Universität von Cambridge den Kreis ihrer akademischen Studien in sehr beträchtlicher Weise aus: — und im Lauf des letzten Monats schlug auch die Schwester-Universität Oxford eine ähnliche Richtung ein. Denn schon seit längeren Jahren hatte das Publikum seine Klagen über das enge und beschränkte Studiensystem auf diesen Anstalten laut werden lassen. In Cambridge hatten bisher die mathematischen Wissenschaften, verbunden mit einer sehr mäßigen Betreibung der klassischen Lektüre, in Oxford stets ausschließlich die alten Klassiker den Hauptgegenstand des akademischen Unterrichts gebildet. Jedes andere menschliche Wissen war ausgeschlossen. Die öffentliche Meinung sprach sich schon seit lange dahin aus, daß das weite Gebiet der modernen Wissenschaften, die moderne Geschichte und Aesthetik, nicht ferner mehr außerhalb des Kreises akademischen Unterrichts liegen bleiben könnten, und die Macht der öffentlichen Meinung hat zuletzt das bewirkt, daß die Universitäten selbst auf die Befriedigung dieses Verlangens eingingen.

Wir beabsichtigen, im Folgenden unseren Lesern in Kürze die Ergebnisse des Versuches, welcher im jüngst verflossenen Dezember in Oxford hinsichtlich der Erweiterung des Studienkreises gemacht wurde, darzulegen, und wir hoffen, zu zeigen, daß eine weit allgemeinere Reform, als sie von den Universitäten, denen es hierfür an der nöthigen Macht gebricht, bewirkt werden kann, nothwendigerweise vorangehen muß, ehe letztere irgend zu einer neuen wissenschaftlichen Lebensfähigkeit gebracht werden können, oder ehe Männer der Wissenschaft daselbst hinlängliche Ermuthigung und Belohnung ihrer Thätigkeit zu finden im Stande sind.*)

Die jüngsten Forderungen liefen, wie wir oben gesagt, darauf hinaus, den in Oxford gebräuchlichen Unterrichtsplan zu erweitern. Es geschah dies auch, wenigstens in der Theorie, mit theilweise gutem Erfolg. Statt zweier führte man drei Prüfungen ein, — und der Kreis der Studien wurde vergrößert. Rücksichtlich der ersten Prüfung, welche der Student zu bestehen hat, findet wenig Aenderung statt. Man wird nur noch neben den bereits herkömmlichen Gegenständen eine mäßige Kenntniß der Arithmetik, der Geometrie oder Algebra verlangen. Auch das zweite Examen dürfte im Ganzen dem Charakter des früheren zweiten entsprechen: hierbei sollen schon „Honores" ertheilt werden. Durch das dritte Examen treten die eigentlichen Hauptneuerungen ein, und hiermit wurde der Stimme der öffentlichen Meinung die bedeutendste Konzession gemacht. Man will vier neue Schulen (Kurse) errichten: zwei von diesen soll jeder Studirende absolviren, ehe er einen (akademischen) Grad erlangen kann, und jeder kann nach Belieben sich um die Honores in einer derselben oder in allen vier bewerben. In der ersten Schule, welche alle Studenten durchzumachen haben, behalten die gegenwärtigen Prüfungsgegenstände, jedoch mit gewisser innerer Erweiterung, den Vorrang, einschließlich einer spezielleren Berücksichtigung der Geschichte und Philosophie; und obwohl hauptsächlich die alten Schriftsteller als Textbücher zu Grunde liegen bleiben, so soll es doch auch gestattet seyn, die verschiedenen Gegenstände nach neueren Autoren zu erläutern. In der nächsten Schule tritt eine Prüfung in der Mathematik und in der Physik (nach mathematischen Prinzipien) ein, und es finden hier Prüfungen für Honores in der reinen, so wie angewandten Mathematik statt. In der dritten Schule kommen Prüfungen in den Naturwissenschaften, mit Inbegriff der Mechanik, der Chemie und Physiologie. In der vierten Schule sollen — und dies ist der Gegenstand des heftigsten Streites geworden — Prüfungen in der Jurisprudenz und in der neueren Geschichte folgen. Die Gegenstände dieser letzteren Bestimmung wurden verworfen, und demgemäß bleibt das Ganze der betrachteten Reformen noch in suspenso, bis man sich über diese Angelegenheit geeinigt haben wird. Wir halten es nichtsdestoweniger für ausgemacht, daß die Stimme der öffentlichen Meinung durchdringen, und daß das Ganze dieser Aenderungen, wenigstens auf dem Papier, vom akademischen Senat angenommen werden wird. Obgleich diese Reformen noch lange nicht so umfassend sind, als man wünschen möchte, so muß man sie doch, vorausgesetzt, daß sie zur Wahrheit werden, als einen Fortschritt auf der richtigen Bahn dankbar hinnehmen.

Abgesehen hiervon, sind wir dennoch der Meinung, daß die vorgeschlagenen Reformen, wenn die übrigen Universitäts-Verhältnisse dieselben bleiben, niemals von praktischer Wirksamkeit seyn werden. Ein System, welches ausschließlich das Studium eines beschränkten Kreises von Gegenständen verfolgt, muß in seinem ganzen Umfang modifizirt werden, ehe es zur Uebereinstimmung mit einem ausgedehnteren Unterrichtsplane gelangen kann. Die Einrichtung der Oxforder Hochschule hat das Studium der Klassiker, und zwar der Klassiker allein, zum Zweck. Alle Belohnungen und Preise gelten der erfolgreichen Pflege dieser Studien. Der ganze Einfluß der Universität macht sich in dieser einen Weise geltend. Um die Kraft der Schwierigkeit, auf die man stößt, gehörig würdigen zu können, erinnere man sich daran, daß gleichzeitig mit der gegenwärtigen Klassenliste Honores in der Mathematik ertheilt worden sind, daß aber keine Einrichtung für das Studium derselben bestand, und daß die Belohnungen und Preise der Universität dieser Wissenschaft entzogen wurden. Was ist der Erfolg gewesen? So sehr man auch die Bedeutung der Mathematik und ihre Wichtigkeit für den größten Theil der sich um öffentliche Stellen Bewerbenden anerkannt hat, so erfahren wir doch, daß die Zahl der Kandidaten für Honores in der Mathematik bei der letzten Prüfung zu Oxford nur fünf betrug. Hierbei berücksichtige man, daß, um dem Studirenden eine vierte Klasse zu sichern (worin die gewöhnlichen Honores bestehen), nichts weiter gefordert wird, als Tüchtigkeit in der Lösung quadratischer Gleichungen. Trotz der Honores befindet sich also dennoch das Studium der Mathematik in Oxford in der traurigsten Verfassung, und man muß demgemäß folgern, daß, wenn die anderen Verhältnisse der Universität unverändert bestehen bleiben, das neue Statut, ein so großer theoretischer Fortschritt es auch genannt werden kann, eben so wenig Aussicht auf praktischen Erfolg hat, wie das Studium der Mathematik. Es existirt für das Studium der neuen Gegenstände weder eine gehörige Einrichtung, noch auch eine Belohnung. Kurz, das Hauptgewicht der wahren Wirksamkeit der Universität wird sich immer noch nach einer anderen Seite hin neigen. Zu einer gründlichen Umwandlung des gegenwärtigen Systemes besitzt die Universität nicht Macht genug. Die Einmischung der Krone und des Parlamentes, welche in früheren Zeiten sehr häufig stattfand, obwohl sie nun schon seit zwei Jahrhunderten fern gehalten worden, ist heutzutage durchaus erforderlich, um die Universitäten mit den Ansichten und Anforderungen der modernen Zeit in Einklang zu bringen. Wir wollen den Lesern in kurzem die Hauptmißbräuche, für deren Abstellung unserer Meinung nach eine Regierungs-Kommission zu sorgen hat, vorführen, so wie auch die nöthigen Umänderungen, welche einer wirksamen Erweiterung des Unterrichtsplanes vorhergehen müssen, andeuten.

Damit zunächst die neuen Prüfungsgegenstände eine gute Aussicht auf Erfolg haben, ist es erforderlich, daß man sie verhältnißmäßig bei Vertheilung der verschiedenen Belohnungen und Preise, welche im Besitz der Universität sind, berücksichtige. Wenn die „Fellowship" einzig und allein nur auf Grund der Kenntniß in den Klassikern ertheilt wird, so ist es thöricht, zu erwarten, man werde auf die übrigen Gegenstände den erforderlichen Fleiß verwenden. Es wird durchaus nicht verlangt, jedem beliebigen Studiengelüst Vorschub zu leisten, sondern nur die Gegenstände, welche man zur Erzielung einer gesunden Ausbildung nothwendig erachtet, auch in voller Weise zur Geltung kommen zu lassen. Die neuen Studien müssen also aller bestehenden Vortheile genießen. Anderenfalls bleibt die Erweiterung nur eine todte.

Die Nothwendigkeit, bei den Wahlen zur „Fellowship" auch noch auf andere Dinge, als die bloße Kenntniß der Klassiker, Rücksicht zu nehmen, ist ganz augenscheinlich, namentlich wenn man bedenkt, daß die gegenwärtige Art der Wahl den Studirenden durchaus keine „Tutors" liefern kann, welche nach Erforderniß in den verschiedenen Gegenständen moderner Studien Unterricht zu geben im Stande wären. Einer der ersten Punkte, welche das neue Statut ins Werk zu setzen hat, ist die Aufhebung des bestehenden Kollegien-Monopols, des Tutorenwesens. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Universität selbst den Studirenden praktisch keinen Unterricht ertheilt. Der ganze Unterricht ist in den Händen der Kollegien-Tutoren, es sey denn, daß der Student die Mittel hat, sich Privat-Tutoren zu halten. Da nun aber gegenwärtig die Tutoren gewöhnlich aus den „Fellows" gewählt werden, wie sind, fragen wir, Tutoren für die verschiedenen Zweige des Wissens, welche in Zukunft Examinationsgegenstände in Oxford bilden werden, unter den Fellows zu finden? Die Durchschnittszahl der Fellows an einem Kollegium zu Oxford beläuft sich auf achtundzwanzig. Da mehr als die Hälfte von ihnen nicht anwesend ist, so reduzirt

*) Es dürfte dieser Nachweis im gegenwärtigen Moment um so mehr von Wichtigkeit seyn, als die Freunde des erweiterten Unterrichts ihre Sache nächstens mit vereinter Kraft vors Parlament bringen werden. Wir verweisen übrigens in Bezug auf einige hier vorkommende technische Ausdrücke auf einen früheren in diesen Blättern mitgetheilten Artikel über den Universitäts-Unterricht in Irland.

sich die Zahl derer, aus welchen die Tutoren gewählt werden müssen, auf weniger als vierzehn. Der größere Theil der Kollegien hat indeß nicht einmal die Wahl, den Tutor aus der Hälfte dieser Zahl zu nehmen. Die Kollegien, welche eine größere Zahl von Fellows besitzen, sind genau die, welche eine geringere Anzahl von Nichtgraduirten haben. Einige Kollegien haben vierzig Fellows: aber auch solche Kollegien bieten, wie die anderen im Durchschnitt, nur sechs bis sieben Fellows, aus denen die Tutoren zu wählen sind. Wie will man nun, fragen wir, unter diesen sechs bis sieben Individuen Leute finden, welche fähig sind, in den verschiedenen Zweigen der literae humaniores, ferner in der Logik, Ethik, Politik, Poetik, in der alten Geschichte und den mannigfachen Hülfswissenschaften der genannten Gegenstände, endlich in der reinen und angewandten Mathematik, in sämmtlichen Naturwissenschaften, in der Jurisprudenz und in der neueren Geschichte Unterricht zu ertheilen? Man muß sehr kühne Hoffnungen hegen, wenn man unter sechs oder sieben oder auch selbst unter vierzehn Personen, welche die herkömmliche Qualification als Kollegien-Fellows besitzen, wirksame Tutoren für alle diese Wissenschaften finden zu können glaubt. Wie ist aber das neue Erziehungssystem im Stande, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun, wenn nicht für all die Zweige der Literatur und des Wissens, in denen Prüfungen stattfinden sollen, der nöthige Unterricht beschafft wird? Jeder richtig Blickende mußte erstaunen, wenn er sah, wie die Herren in Oxford neue Prüfungsstatuten aufstellten, ohne sich um die Unterweisung in den hinzutretenden Gegenständen zu kümmern. Glauben sie wirklich, der gegenwärtige Unterrichts-Mechanismus werde den neuen Zweck fördern? Oder sind die gegenwärtigen Statuten nur gemacht, um das Geschrei des Publikums abzuwenden, ohne daß man weiter daran denkt, sie praktisch einzuführen?

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Spanien und England.

Eine Parallele, nach J. J. Ampère.

(Schluß.)

Trotzdem ist nicht die Kunst, sondern die Politik das wahre Lebenselement Englands. Dort giebt es keine Sonderung zwischem allgemeinem und Privatinteresse, die Sache der Nation ist auch die des Einzelnen, und jede Stadt, jeder Flecken, jede Gemeinde kann sich selbständig mit dem Gemeinwohl beschäftigen. Daher rührt das politische Leben, welches überall in England eine solche Thätigkeit entfaltet. In Spanien war ich erstaunt über den gänzlichen Mangel an politischem Leben, politischen Gesinnungen und Leidenschaften. Es giebt wohl in Madrid eine Versammlung, welche Reden hält und Gesetze macht; man findet dort auch Kaffeehäuser, in denen man Zeitungen liest, aber im ganzen übrigen Spanien schien mir die Masse des Volks vollkommen gleichgültig gegen Zeitungen und politische Reden, ja, ich habe in der Unterhaltung mit Spaniern, denen ich zufällig begegnete, nie die Spur irgend einer politischen Gesinnung entdecken können. Auf der Reise, in den Postwagen, sprach man oft von der Februar-Revolution, niemals aber von den zahlreichen Umwälzungen, die Spanien seit zwanzig Jahren hat erdulden müssen. Als ich in Sevilla anlangte, zeigte man mir, wie weit Espartero's Bomben geflogen, aber es war mir unmöglich, zu erfahren, ob die Erzähler dieses Vorfalls für oder gegen Espartero gestimmt seyen. Nicht, daß sie Furcht gehabt hätten, ihre Meinung laut zu äußern, denn es herrscht hier vollkommene Redefreiheit, und man sprach sogar oft mit großer Schärfe über das Privatleben der Königin, aber ich sah zu meinem Erstaunen, daß der Parteigeist vernichtet scheint. Das Ganze war mir ein Räthsel, bis ich endlich zu dem Schlusse kam, daß die scheinbar so wüthenden Partei-Kämpfe nur eine oberflächliche Bewegung waren, welche nicht bis in den Kern des Volkes drang, daß man nur den Bürgerkrieg gespielt habe, die große Menge aus Unthätigkeit und aus Geschmack am Abenteuerlichen, die Häupter, um den Einsatz des Spieles, die Macht, zu gewinnen, so daß ein Land, welches so lange das bewegteste in ganz Europa gewesen, das allerruhigste geworden ist, seitdem eine mächtige Hand die ehrgeizigen Versuche Einzelner unterdrückt hat, deren Auftauchen die Oberfläche trübte.

So viel über die politischen Differenzen, nun zu den sozialen. Der Castilianer sowohl, als der Engländer ist stolz, dieser will in seiner Person den Gentleman, jener den Caballero geachtet sehen; aber sich für einen Caballero zu halten, steht Jedem frei, während, um ein Gentleman zu seyn, man vor allen Dingen des Geldes bedarf. In Spanien ist jeder von Adel, mein Führer in Granada hieß zufällig Ximenes und zweifelte nicht, daß er ein Verwandter des Kardinals dieses Namens sey. Die Sprache hat dort eine hochtrabende und aristokratische Form, man spricht zu einem Bettler oder Stiefelputzer stets in der dritten Person und wendet dabei den Ausdruck Usted (Abkürzung von vuestra merced) an, welcher „Ew. Gnaden" bedeutet. In England nennt man jeden, die Lords und Bischöfe ausgenommen, Sir, wie in Frankreich Monsieur, doch besteht nichtsdestoweniger ein sichtlicher Unterschied der Stände, nur ist dies ein stillschweigend anerkannter Unterschied, dem sich Jedermann unterwirft, und der Niemand beleidigt. Jeder nimmt den durch seine Stellung zur Gesellschaft bedingten Platz ein. In den öffentlichen Fuhrwerken z. B. ist es Niemanden untersagt, den Vordersitz auf der Imperiale einzunehmen, aber er bleibt fast immer dem Gentleman reservirt; der Platz neben dem Kutscher, der für den besten gilt, wird gewöhnlich, laut schweigender Uebereinkunft, den angesehensten der Passagiere eingeräumt, und es fällt Niemand ein, ihn ihm streitig zu machen. Auch bemerkte ich, daß diese Standesperson zuweilen einige Worte an den Kutscher richtete, welcher bescheiden, aber ohne Unterwürfigkeit antwortete, indem er sich wie gegen einen über ihm Stehenden, aber nicht wie gegen einen Herrn benahm. In Spanien ist das anders, da herrscht die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — der Cigarre. Ein Bettler hält einen Granden von Spanien an mit den Worten: „Haciame el favor de su candela!" oder er sagt auch gar nichts und ist dennoch sicher, daß der Grande ihm seine Cigarre zum Anzünden der seinigen bietet; übrigens sieht der Bettler oft nobler aus als der Grande von Spanien, in seiner Bitte liegt nichts Unbescheidenes, und die Zurückgabe der Cigarre geschieht mit einer überaus höflichen Geberde. Kurz, die Gleichheit in Spanien hat nichts Arrogantes, die Ungleichheit der Stände in England nichts Erniedrigendes.

Der Kontrast, den ich zwischen beiden Völkern verfolge, giebt sich in ihrer Sprache und Literatur eben so sehr kund, als in allem Uebrigen. Das spanische Idiom ist das vollste, sonorste der neu-lateinischen, das englische das kürzeste, zusammengezogenste der germanischen Sprachen; das eine ist der Dialekt stolzer Müßiggänger, deren einzige Beschäftigung darin besteht, auf den tönenden Wiederhall ihrer eigenen Worte zu lauschen; das andere trägt den Ausdruck eines energischen und vielbeschäftigten Volkes, welches keine Zeit zu verlieren hat und dem eine einzige Silbe genügt, um seine Gedanken auszudrücken oder seinen Willen ohne den geringsten Aufschub kundzugeben. Welche prächtige Sprache ist die, in der eine Lichtscheere: despabiladeras, ein Löscher: apagador heißt! dagegen wie prompt und ausdrucksvoll muß die Sprache seyn, in welcher die Silbe dog bedeutet: „der Spur Jemandes folgen, wie ein Hund seine Beute verfolgt", oder wo man im gewöhnlichen Leben gebraucht für: „Jemand nicht kennen wollen, um unangenehme Konnexionen abzubrechen."

Die Literatur jedes der beiden Länder hat außerordentlich viel Nationales, obgleich keine von ihnen den Einfluß fremder erobernder Elemente verleugnen kann: England den der Normannen, Spanien den der Araber. Das eine, wie das andere, hat ein Theater von rein inländischem Charakter hervorgebracht, ohne dem Alterthume nachzuahmen; aber Shakespeare schildert die Leidenschaften, Calderon die Gebilde der Phantasie, jener ist ein großer Portrait- und Historienmaler, dieser ein herrlicher Musiker, welcher wundervolle dramatische Symphonieen komponirt hat; der Eine zeichnet mit treuer und kräftiger Hand die Charaktere, der Andere gefällt sich in der Darstellung unwahrscheinlicher Vorfälle und fingirter Personen; der Eine endlich hat mit unübertrefflicher Tiefe alle Gefühle der Seele, ein einziges, und zwar das stärkste, das religiöse Gefühl, ausgenommen, gezeichnet, der Andere hat in den „Autos sacramentales" alle dramatischen Themata, welche er abwechselnd der Geschichte und der Fabel entliehen, symbolisirt, um darin das Grundmysterium des Christenthums, die Menschwerdung, und die Hauptlehre des Katholizismus, die wirkliche Gegenwart, wiederzufinden. Cervantes ist ein Dichter von demselben Schlage, wie Shakespeare. Er hat das menschliche Leben durch zwei Typen, die es in sich schließen, repräsentirt, durch Don Quijote und Sancho Pansa, d. h. das Ideal und die Wirklichkeit; er hat alle Erfahrungen, die seine Beobachtungen der menschlichen Natur ihn hat machen lassen, in dieses eine klassische Werk zusammengefaßt und veranschaulicht. Der Poet des Nordens hingegen hat die Schätze, welche er einer noch weit tieferen und vielseitigeren Menschenkenntniß verdankte, in einer Menge von romantischen und gewiß bewundernswerthen Schöpfungen seiner Feder vertheilt, aber vielleicht bietet keines von all diesen Werken, einzeln genommen, ein so vollendetes Ganze dar, wie der Don Quijote.

Die englische Literatur trägt mehr das Gepräge ihres heimatlichen Bodens, als die spanische. Ohne Schottlands zu erwähnen, wo man von Walter Scott zu Ossian, von den angebauten Feldern des ländlichen Dichters Burns zu der durch Shakespeare unsterblich gemachten „verwünschten Haide" übergeht, giebt es in England Hunderte von Orten, in denen die schönsten Schöpfungen der nationalen Dichtkunst wurzeln. Der Anblick des jähen Gestades bei Dover ruft uns die Schilderung zurück, die Shakespeare im „König Lear" giebt, eine Schilderung, welche Edgar sowohl, als dem Leser, Schwindel verursacht. Die Eichen und die grünenden Laubdächer Windsors rufen Erinnerungen an Pope's liebliche Muse hervor; die Ufer der Severn haben noch die ganze Frische, die sie den Gedanken Milton's eingeflößt, als er in der Blüthe seiner Jugend noch nicht die politischen Stürme kannte, die ihm später die Hölle offenbarten. Zur Erinnerung an Shakespeare besucht man das Gestade des Avon, dessen schönster Schwan er war; indem man die Lieblichkeit, Sanftmuth und Ruhe, welche die ganze Natur hier athmet, wahrnimmt, wird man vielleicht erstaunt seyn, daß in solcher Umgebung der Verfasser des „Hamlet", „Macbeth", „Othello" geboren ward, aber man erinnert sich, daß unter allen dramatischen Schriftstellern kein einziger die handelnden Personen mehr und sich selbst weniger hervortreten läßt, als Shakespeare, und daß auch Desdemona, Julia, Imogen nebst so vielen anmuthigen und zarten Sonnetten ihm ihr Entstehen verdanken.

Wenn der Reisende von der Terrasse von Windsor aus die Thürme und Glocken Etons erblickt, so wird ihm klar, warum Gray bei ihrem Anblick den ersten Vers seiner melancholischen Ode: „Ye distant spires, ye antique towers!" murmelte. Man findet auf jedem Schritt und Tritt in England Plätze, denen die Dichtkunst oder die Romantik heilige Erinnerungen aufbewahrt. In London selbst ist kaum ein Stadtviertel, das nicht ein sichtbares Andenken an einen berühmten englischen Schriftsteller aufzuweisen hätte; man zeigt dem Fremden den Platz, auf welchem das Theater des Globe stand, wo Shakespeare's Stücke zuerst gegeben wurden, und das literarische Kaffeehaus, in dem Johnson seine Urtheilssprüche ertheilte.

Auch der spanische Boden hat seine poetischen Erinnerungen; die Engpässe der Pyrenäen heißen noch heutzutage „Pforten", wie in den Rittergedichten der Vorzeit. Burgos zeigt noch den Koffer, auf welchen der Cid, wie die Geschichte berichtet, tausend Maravedis von Juden entlieh, welche ihn mit Edel-

steinen gefüllt glaubten; nachdem der Eid das Geld wiedererstattet hatte, ließ er den Koffer Angesichts der Juden öffnen, zu ihrem großen Erstaunen war er mit Sand gefüllt, der Eid aber sprach: dieser Koffer enthielt mehr als den Werth von Edelsteinen, er schloß das Wort oder, nach der energischen Ausdrucksweise der Romanze, die Wahrhaftigkeit des Cid in sich! eine stolze und ritterliche Sprache in der That, aber zu unserer Zeit würde diese Nutzanwendung den Cid wahrscheinlich vor das Assisengericht geführt haben. Indessen giebt es der auf diese Weise populär gewordenen Orte in Spanien nicht so viele als in England. Man wird, indem man die spanischen Städte durchreist, öfter an den Franzosen Le Sage erinnert, der, obgleich er niemals sein Vaterland verlassen, sich dennoch die spanische Färbung ganz zu eigen gemacht hatte und, obgleich er in Form und Stil immer Franzose bleibt, doch alle seine spanischen Zeitgenossen weit übertrifft. Daß er ihnen nicht den Stoff zum Gil Blas verdankt, wie es der castilianische Stolz behauptete, ist jetzt erwiesen, aber daß man es geglaubt hat, ist ein großer Beweis und ein eben so großes Lob für die Treue, mit der Le Sage seine Gemälde entworfen.

Für das Ausland ist fast die ganze spanische Literatur im Don Quijote enthalten. Man sucht Don Quijote und Sancho Pansa unaufhörlich, und zuweilen glaubte ich sie in der That zu sehen, wenn ein magerer Offizier, den Helm auf dem Kopfe, auf einer Rosinante, welche höchstens einmal im Leben galoppirt hatte, vorbeiritt oder ein Bauer aus La Mancha sich nachlässig auf einem Nachkommen des berühmten Grauthieres hin und her wiegte. Alle Wirthshäuser erinnern an diejenigen, welche der originelle Hidalgo für Schlösser hielt, alle Mädchen darin erwecken das Andenken an die niedliche Maritorne, alle Windmühlen hält man unwillkürlich einen Augenblick lang für Riesen, und jede durch eine Staubwolke gesehene Herde für die Armee des großen Königs Alifanfaron. Die Narrheit, mit der Cervantes seine Helden ausgestattet, erscheint nicht so unwahrscheinlich in einem Lande, wie dieses, wo man lange reisen kann, ohne einen Menschen oder ein Haus anzutreffen, wo nichts uns auf das wirkliche Leben zurückführt, wo der Geliebte Dulcinea's sich seinen phantastischen Träumereien hingeben konnte, ohne daß er vom Anblick in das Alltägliche oder von den Neckereien der Vorübergehenden unterbrochen worden wäre. Man versetze Don Quijote nach England oder Frankreich; nach hundert Schritten, die er gemacht, wäre er von einer staunenden Menge umringt und vor den Maire oder Friedensrichter geführt worden; aber in den Wüsten von La Mancha konnte er sich ganz nach Belieben im Lande der Romantik ergehen und im Königreich Mikomikon glauben, bis er einen bewohnten Fleck Landes antraf, was selbst für die nicht von Don Quijote's Narrheit Besessenen immer fast eine Begebenheit ist.

Doch genug der Zusammenstellung dieser beiden Länder; es könnte den Leser ermüden, so, einen Fuß in Spanien, den anderen in England, mit mir weiter zu reisen, ich will nur noch ein paar Worte in Betreff ihrer Zukunft hinzufügen. Beide sind, nebst Belgien, Holland und Rußland, bis jetzt die einzigen Länder, die von den politischen Ereignissen der neuesten Zeit nicht berührt worden sind; sollten sie wohl auch für die Zukunft vor allen Umwälzungen gesichert seyn? Spaniens gegenwärtige Ruhe hängt von der Energie eines Mannes und von der Müdigkeit der Parteien ab, die Leichtigkeit, mit der die Spanier bereit sind, sich in Aufstände oder Pronunciamientos zu stürzen, kann die unthätige und abenteuerliche Bevölkerung der Halbinsel wohl mit fortreißen. — Ist Großbritaniens Zukunft mehr gesichert? Indem man diese so ruhige, so regelmäßige Nation, von ihrem patriotischen Egoismus durchdrungen, mit ihrem tiefem Ehrgefühl, ihrer Achtung vor Gesetz und herkömmlichen Sitten, welche auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen, und durch das Bollwerk der sie umgebenden Meere auf ihrer Insel verschanzt, betrachtet, scheint es — wie Canning so bezeichnend und schön sagt — als könne sie, gleich einem politischen Aeolus, alle Stürme entfesseln und über die Welt hinstürzen lassen, ohne selbst davon erschüttert zu werden; aber wenn man sie in der Nähe betrachtet, merkt man wohl hier und da Spalten, die das mächtige hundertjährige Riesengebäude durchfurchen, welches auf den ersten Blick so majestätisch und fest erscheint. Für die nächste Zeit, glaube ich, hat England in dieser Beziehung nichts zu fürchten, aber giebt es nicht auch entfernte und trotz ihrer Entfernung ungeheure Gefahren? Ist wohl diese äußere Macht, mit der Englands großartiger Handelsverkehr zusammenhängt, fest und sicher begründet? Wird nicht sein indisches Reich, das schon so groß und fortwährend im Zunehmen begriffen ist, sich mit der Zeit so ausdehnen, daß es einer anderen Macht begegnet, welche das Schicksal gegen Osten zu treiben scheint? Wird die zahlreiche Volksmenge, welche England zwar durch seine Macht im Zaum hält, deren Religion und Sitten es indessen nicht hat unterdrücken können, wird sie nicht, durch fremde Hülfe unterstützt, sich dereinst erheben vom Kap Comorin bis zum Himalaya? Der Aufstand von Velora, so gefahrvoll für die englische Herrschaft in Indien, ist er etwa schon verjährt? Man sieht schon, wie das Kap die Verbrecher zurückstößt, die ihm das Mutterland aufzwingen will, wie die Jonischen Inseln nur durch Furcht vor der Strafe an sich halten, wie Kanada den Anschluß an die Vereinigten Staaten begehrt. Napoleon hatte, selbst vor Erfindung der Dampfkraft, einen Einfall in England für möglich gehalten, seitdem aber ist er noch viel leichter denkbar, und wenn er stattfände, würde sich gewiß eine ausgehungerte Bevölkerung von drei Millionen in Irland erheben, in diesem Irland, welches eine offene Wunde ist, für die es kein Heilmittel giebt. Die edelmüthigen Anstrengungen, in denen sich England jetzt erschöpft, um dem Uebel abzuhelfen, welches es selbst gestiftet, scheinen an dem Andenken früheren Unrechts zu scheitern. Es existirt in ganz England, sowohl in London, als auch in den Fabrikstädten, ein Elend, welches das unsrige weit übersteigt; so viel auch die höheren Klassen thun, es zu bekämpfen (und der Himmel bewahre mich, ihnen dies abzusprechen, obgleich man ihnen nicht immer diese Gerechtigkeit widerfahren läßt), wird es ihnen doch nie ganz gelingen. Der Abgrund in den das Proletariat versunken, ist zu groß, als daß er durch die ungeheuren Summen, die man täglich hineinsenkt, geschlossen werden könnte. Die wohlhabenden und eleganten Viertel Londons geben einen glänzenden Begriff von der Civilisation und dem Reichthum des Landes, aber sie finden einen entschiedenen und sehr traurigen Gegensatz in den Vierteln, in denen Pest und Hunger herrschen. Die Untersuchungen, die man hierüber, namentlich zur Zeit der Cholera, angestellt, haben traurige und schreckliche Ergebnisse geliefert, und weder der Staat, noch vielfache Privat-Unternehmungen können diesem Unheil steuern. Als ich eines Tages am Morgen die Docks besucht hatte und noch ganz erfüllt und geblendet von dieser unglaublichen Bewegung und gigantischen Thätigkeit war, las ich in einer Zeitung die Geschichte eines Mannes, der erst seine Frau und seine drei Kinder getödtet und dann sich selbst erhängt hatte, weil er kein Brod für sich und seine Familie fand. Es giebt in England eine Partei, die, obgleich sehr fern von Umsturz-Ideen, diesen doch vielleicht den Weg bahnt, es ist dies eine Bürgerpartei, welche, was für England etwas ganz Neues ist, der Aristokratie feindlich gegenübersteht und danach strebt, das industrielle Interesse voranzusetzen. Dies ist die Schule von Manchester; sie verlangt eine Reform, und der chartistische O'Connor schließt sich diesem Verlangen an, kurz, in der Mittelklasse bereitet sich eine Revolution vor. Diese Mittelklasse, die bis jetzt noch der größte Respekt vor der Aristokratie erfüllte, diese Leute, die sich nach dem Namen des Besitzers des Schlosses im Vorbeifahren vor demselben erkundigen, nach dem Zeitpunkt seines Aufenthaltes darin während der Jagdzeit, nach den Gästen, die er bei sich sieht, diese Leute aus der Mittelklasse werden auf mehreren Punkten Englands durch andere ersetzt, die nicht von dieser Ehrfurcht vor der Aristokratie beseelt sind, die nicht diese Vorliebe für das Vergangene theilen, die, mit einem Wort, in Allem die Veränderung und das Neue lieben, heiße es nun: Freihandelssystem, Wasserheilkunde, freie Gemeinde, Mäßigkeitsvereine, phonetische Orthographie*), kurz, Alles, was rationell, und Nichts, das traditionell ist. In Birmingham vorzugsweise war es, wo Personen, die das Land genauer kannten, als ich, mich zu meinem großen Erstaunen von dieser Bewegung unterrichteten; ich hörte einen jungen protestantischen Prediger von großer Beredtsamkeit, populärem Ruf und anerkanntem Charakter gegen die Aristokraten donnern und für England das Herannahen der Republik prophezeien; von der Kanzel herab hörte ich ihn vor dem gewähltesten Publikum, aus den angesehensten Familien Birminghams zusammengesetzt, gegen den National-Fasttag eifern. Das sind, wenn ich nicht irre, Vorboten einer Radikalveränderung in den gesellschaftlichen Formen Englands.

Die Religion, welche die Stütze der Politik ist, steht noch unangetastet da; Niemand erhebt die Stimme gegen das Christenthum; Lord Byron, der es anzugreifen wagte, verlor dafür sein Recht auf einen Platz im Pantheon der berühmten Männer, der sich für Addison öffnete; der Dichter Shelley, der so verkehrt war, sich für einen Atheisten zu halten, sah seine Kinder durch den Staat von sich entfernt. Die am wenigsten gläubigen Personen kämpfen eifrig für die Heilighaltung des Sonntags; aber dieses religiöse Bauwerk ist aus sehr verschiedenem, sehr unhaltbarem Material zusammengesetzt, es hat in seinem Sparrwerk mehr als einen wurmstichigen Balken, in seinem Fundament mehr als einen durch die Zeit gelösten Stein. Die anglikanische Kirche will protestantisch seyn, ohne dem Geiste einige Freiheit zu lassen, die Lehrsätze der deutschen Theologen, selbst derjenigen, die man in ihrem Vaterlande des Pietismus beschuldigt, schrecken die Gottesgelehrten in Oxford und flößen ihnen Verdammniß und Abscheu ein. Diese Behauptung von der Allmacht der Kirche über die Vernunft, außerhalb des Katholizismus, ist ein unhaltbarer Satz, obschon sie mit großem Aplomb aufgestellt wird, und diesem blinden Glauben, den man, gegen alle Logik, in die Religion der freien Anschauung hineinpflanzen möchte, ist absoluter Unglaube eben nicht allzu fern. Der englische Protestantismus, zwischen den Puseyismus, der ihn dem Katholizismus, und den Unitarismus, der ihn der Philosophie nähert, gestellt, müht sich vergebens ab, sich an die Tradition, welche er von sich gestoßen, wieder anzuklammern; in Sekten getheilt, die sich wieder in einander zersplittern, wie z. B. augenblicklich der Methodismus, schwankt er und mit ihm die politische Gesellschaft, deren sicherste Grundlage er ist.

Jedenfalls sind diese Bewegungen ein Zeichen des Lebens, wenn nicht der Gesundheit, und die religiöse Ruhe Spaniens, welches seine Mönche geopfert hat und dessen Philosophie erst im Werden ist, diese Ruhe kündet den Schlummer der Seele und aller intelligenten Fähigkeiten an; indessen ist diese Nation keineswegs todt, sie hat seit zwanzig Jahren einen großen Umschwung genommen, sie ist aus dem Mittelalter herausgetreten; gleich einer Puppe, die starr und scheinbar todt da liegt, wird sie vielleicht nach bewerkstelligter Verwandlung als schöner Schmetterling ihre Flügel entfalten. Wer sagt uns, daß für dieses heldenmüthige Volk, das während eines Zeitraums von acht Jahrhunderten als Vorkämpfer der Christenheit gestritten, nicht eine neue Aera anbrechen wird? Ihm fehlt weder Muth, noch Bildsamkeit, ihm fehlt nur der Impuls und ein Ziel; der Impuls ist gegeben, sobald das Ziel sich zeigt. Außerdem giebt es im Innern der spanischen Nation keinen ernsten Zwiespalt und wirklichen Parteienhaß, die Bettler des Südens erreichen nie den Grad von Elend, der den nordischen Proletarier drückt, und es kann noch viel Zeit vergehen, bis durch wachsende Bevölkerung und übermäßig entwickelte Industrie

*) Die phonetische Orthographie ist ein neues System, welches die jetzige, in der That wahrhaft chaotische Rechtschreibung der englischen Sprache durch eine verbesserte Methode ersetzen will, die sich auf die natürliche Tonbildung gründet. Es sind bereits mehrere Werke nach diesem System herausgegeben worden, so wie eine Zeitschrift, welche den Titel: Phonetic Nes (News) führt. D. R.

Spanien die Gefahr kennen lernt, die so viele andere Länder bedroht. Gegen Europa durch die Pyrenäen geschützt und durch das Meer zugleich mit Amerika und dem Orient verbunden, hat es eine unvergleichliche Lage. Man kann unmöglich an diesem Volke verzweifeln, das einst so groß war und auf seiner stolzen Stirn keine Spur eines von Gott Verworfenen trägt. Spanien hat wie England eine Vergangenheit, es hat nicht, gleich diesem, eine Gegenwart: welchem von ihnen wird die Zukunft gehören?

Der Verfall Frankreichs.

Unter diesem Titel hat ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, Herr Raudot, die Kühnheit gehabt, eine Schrift herauszugeben,*) in der er seinen Landsleuten zu beweisen sucht, daß Frankreich nicht mehr an der Spitze der Civilisation steht, daß es eher zurück-, als fortschreitet und von anderen Nationen weit hinter sich gelassen wird. Eine so harte Wahrheit muß die nationale Eitelkeit der Franzosen aufs tiefste verletzen, allein das Uebel ist schon längst offenbar, und sie werden sich kaum noch eine Illusion darüber machen können. Die Februar-Revolution hat den Schleier vollends gelüftet; ein einziger Windstoß hat hingereicht, um alle Garantieen zu zertrümmern, auf welchen die Größe und Wohlfahrt des Landes so fest gebaut schien; die Armee allein ist aufrecht geblieben, und man hat mit Entsetzen erkannt, daß sie der einzige Damm gegen die Anarchie, gegen die verderblichen Entwürfe der Sozialisten sey. Es ist also dringend nothwendig, auf heroische Mittel zu denken, von denen man sich eine rasche und entscheidende Wirkung versprechen kann; als erster Schritt hierzu aber muß man die Ausdehnung des Uebels mit dem rücksichtslosen Muthe des Wundarztes prüfen, der seine Operation vornimmt, ohne sich durch das Geschrei des Patienten stören zu lassen.

Diesen Versuch hat nun Herr Raudot gewagt. Sein kleines Werk enthält eine strenge Würdigung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich. Ohne sich leeren Declamationen hinzugeben oder nach tönenden Phrasen zu haschen, liefert er bestimmte, klare, meistens aus amtlichen Quellen geschöpfte Data und beweist durch den Vergleich mit anderen europäischen Ländern, daß Frankreich, von allen Seiten überflügelt, sich dem Untergange nähert. In der That, wenn man die verschiedenen Elemente betrachtet, welche die Macht eines Staates bilden, so bemerkt man leicht, daß die große Nation in allen eine mehr oder minder bedeutende Schwächung erlitten hat. Nachdem sie durch die Eroberungen Napoleon's ansehnlich vergrößert worden, ist ihr Gebiet so ziemlich in die Gränzen von 1789 zurückgetreten, während Rußland, Preußen, Oesterreich das ihrige arrondirt haben und England, außer seinen zahlreichen neuen Kolonieen, die ihm in Asien unterworfenen Besitzungen um das Dreifache vermehrt und die Zahl seiner dortigen Unterthanen auf 130 Millionen gebracht hat. Seit 1789 ist die Bevölkerung Frankreichs nur um 5—6 Millionen gestiegen; Rußland hat dagegen 37 Millionen, Großbritanien 15 Millionen, Oesterreich 11 Millionen und Preußen 10,300,000 gewonnen. Die französische Armee, obwohl in jeder anderen Beziehung vortrefflich organisirt, hat Mühe, ihre Kavallerie vollzählig zu halten, weil es ihr an Pferden fehlt. Die Marine befindet sich in einem Zustande, der ihr schwerlich gestatten würde, sich in einen Kampf mit England einzulassen. Der individuelle und öffentliche Reichthum ist weit davon entfernt, sich in Frankreich in demselben Verhältniß gehoben zu haben, als in Rußland, Oesterreich oder Preußen. Endlich legen die jährlichen Berichte über die Kriminal-Rechtspflege einen Schrecken erregenden Fortschritt der Unsittlichkeit dar. Es ist dieses eine Reihe von traurigen Thatsachen, über die man sich vergebens zu täuschen sucht. Besser wäre es, das Uebel anzuerkennen, welches sie bezeichnen, und seine Ursachen zu erforschen. Der Verfasser findet sie alle in dem Centralisations-Systeme, welches man so oft als die Quelle der Macht und des Ruhmes gepriesen hat. Er zeigt dessen beklagenswerthe Resultate in der Erschöpfung der Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt, in jenem zahllosen Beamtenheer, das von der Centralgewalt abhängt, in dem Elend, welches Gegenden heimsucht, die einen blühenden Ackerbau treiben könnten, wenn man ihnen nicht die dazu erforderlichen Kapitalien und geistigen Kräfte rauben würde. Er beweist, daß die Centralisation zur Verbreitung kommunistischer Ideen und zur Verewigung der Revolutionen beiträgt, indem sie das Schicksal des ganzen Landes von dem Erfolg eines in Paris ausgeführten, kühnen Handstreiches abhängig macht. Indem er die drei hauptsächlichsten, daraus hervorgegangenen Institute, die polytechnische Schule, das System der öffentlichen Arbeiten und die Universität, einer Analyse unterwirft, weist er nach, daß man damit nur Monopole geschaffen hat, deren Vortheile ihre ernsten Mißstände nicht aufwiegen.

Von der anderen Seite paralysirt die übermäßige Zerstückelung des Bodens alle landwirthschaftlichen Unternehmungen und vereitelt alle Entwürfe zur Verbesserung der Lage der ackerbauenden Klassen. Jede Maßregel, wodurch man diesem Zustand der Dinge abhelfen möchte, wird durch die Centralisation zur Ohnmacht verdammt, und wenn man das Uebel nicht an seiner Wurzel angreift, so ist der vollständige Ruin des Landes unvermeidlich. Herr Raudot sieht daher kein Heil, als in administrativen Reformen, welche das Lebensblut, das sich im Mittelpunkt des Staatskörpers ansammelt und sich dort in gefährlichen Agitationen erschöpft, nach den Extremitäten ableiten müßten. Eine gute Organisation des Gemeindewesens scheint ihm der wichtigste Gegenstand, dem die Nationalversammlung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden hat, wenn sie das Land vor der Anarchie oder dem Despotismus retten will. Dieses ist das Ziel, das er allen Männern von Herz und Geist vorhält, welchen er zum Schluß den unglücklicherweise zu wenig geübten Spruch ins Gedächtniß ruft: Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen. (B. U.)

*) De la décadence de la France, par M. Raudot, membre de l'assemblée législative. Paris, 1850. 8.

Mannigfaltiges.

— Häusliche Worte. Am 30. März ist in London das erste Heft einer Wochenschrift erschienen, welche den Titel: „Häusliche Worte" (mit dem Motto aus Shakespeare: Familiar in their mouths as Household Words) führt und von Charles Dickens herausgegeben wird, der sie mit folgender Vorrede eröffnet: „Der Name, den wir für diese Zeitschrift gewählt haben, drückt im Allgemeinen den Wunsch aus, den wir bei ihrer Herausgabe zumeist am Herzen haben. Wir trachten danach, im häuslichen Kreise zu leben und unter die häuslichen Gedanken unserer Leser gezählt zu werden. Wir hoffen, der Gefährte und Freund vieler Tausende von Leuten beiderlei Geschlechts, jeden Alters und Standes zu seyn, deren Antlitz wir vielleicht nie erblicken. Wir suchen in zahllose Wohnungen aus der bewegten Welt um uns die Kunde von vielen sozialen Wundern, gut und böse durch einander, zu bringen, die jedoch nicht darauf berechnet sind, irgend Einen von uns weniger beharrlich und ausdauernd, weniger tolerant gegen seinen Nächsten, weniger gläubig an den Fortschritt der Menschheit, weniger dankbar für das Vorrecht, daß wir in diesem anbrechenden Sommer der Weltgeschichte leben, zu machen. Kein kahler utilitarischer Geist, kein Fesseln der Seele an häßliche Wirklichkeiten wird unseren häuslichen Worten einen harten Ton geben. In den Herzen von Alt und Jung, von Reich und Arm möchten wir jenen Funken der Poesie anfachen, der, je nach seiner Wartung, zu einer begeisternden Flamme sich entzündet oder zu einem trüben Schein herabsinkt, der aber nie (wehe, wenn es anders wäre!) erlöschen kann. Zu zeigen, daß in den alltäglichsten Dingen, selbst in solchen, die uns an der Oberfläche abstoßen, Poesie genug liegt, wenn wir sie nur aufsuchen wollen — die geplagtesten Handlanger an diesem rauschenden Arbeitsrade zu lehren, daß ihr Geschick nicht nothwendigerweise eine trübselige, schroffe Thatsache ist, ausgeschlossen von den Sympathieen und Genüssen der Phantasie — Höhere und Geringere auf dem nämlichen weiten Felde zusammenzubringen und sie gegenseitig zu einer näheren Bekanntschaft und einem freundlicheren Einverständniß zu stimmen, ist ein Hauptzweck unserer häuslichen Worte. Die mächtigen Erfindungen unseres Zeitalters sind, glauben wir, nicht alle materiell, sondern haben eine Art von Seele in ihren gigantischen Körpern, die sich in häuslichen Worten ausdrücken läßt. Der Reisende, den wir auf seiner Eisenbahn- oder Dampfschiffsfahrt begleiten, wird hoffentlich einigen Ersatz für Gegebenheiten, welche diese Generation überlebt hat, in neuen Verbindungen mit jener Gewalt finden, die ihn mit sich fortreißt, mit den Wohnsitzen und der Lebensweise von Massen seiner Mitgeschöpfe, an denen er, dem Winde gleich, vorbeifliegt, ja, sogar mit den thurmhohen Schornsteinen, die er Feuer und Rauch über die Landschaft ausspeien sieht. Die schwarzen Riesen, Sklaven der Lampe des Wissens, haben ihre Tausend und Eine Sage, so gut wie die Genien des Ostens, und diese, mit allen ihren wilden, grotesken und phantastischen Gestalten, in allen ihren verschiedenen Phasen des Ertragens, mit allen ihren verschiedenen rührenden Lehren des Mitleids und der Menschlichkeit, gedenken wir zu erzählen. Unsere häuslichen Worte werden nicht allein das Echo der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit seyn. Auch werden sie nicht nur die Hoffnungen, die Unternehmungen, Triumphe, Freuden und Leiden dieses Landes berühren, sondern theilweise auch die aller Länder auf Erden; denn nichts kann in einem von ihnen eine Quelle wahrhaften Interesses seyn, ohne alle anderen zu interessiren. Es ist uns bewußt, welcher Ehrgeiz darin liegt, mit Liebe und Vertrauen in so viele Familien aufgenommen, von Kindern und Greisen als ein Freund betrachtet, im Kummer wie im Glück von ihnen berücksichtigt zu werden, das Krankenzimmer mit lustigen Gestalten zu bevölkern, „welche Freude geben und Keinem schaden", mit dem harmlosen Gelächter und den sanften Thränen so vieler Heerde verknüpft zu seyn. Wir kennen die ernste Verantwortlichkeit eines solchen Vorrechts, seinen unermeßlichen Lohn, die Bilder, die es in Stunden einsamer Arbeit heraufbeschwört von Menschenmassen, die durch ein Gefühl der Sympathie bewegt werden, die feierlichen Hoffnungen, welche es in der Brust des Arbeiters erweckt, daß er am Ende vorwurfsfrei auf sein Werk werde zurücksehen können, daß man sich in künftigen Zeiten seines Namens im Lande erinnern werde, und daß er von den theuren Gegenständen seiner Liebe mit Stolz geführt werden möge. Die zitternde Hand, welche diese Zeilen schreibt und schon in früherer Zeit manche häusliche Worte niederschrieb, ist hinlänglich vertraut mit solchen Unternehmungen, um sich mit ernstem Sinne und tiefer Ueberzeugung ihrer Wichtigkeit dieser neuen Ausgabe zuzuwenden. Einige Anbauer des Feldes, welches wir jetzt betreten, sind vor uns da gewesen, und es giebt welche, deren Nützlichkeit wir gern anerkennen und deren Gesellschaft wir uns zur Ehre schätzen. Aber auch andere findet man hier — Bastarde des Berges, schmutzige Fransen der rothen Mütze, Kuppler für die niedrigsten Leidenschaften der menschlichen Natur — deren Existenz ein Vorwurf für die Nation ist, und diese zu vertreiben, werden wir uns zur höchsten Pflicht rechnen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin die Verl. d. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Dienstag den 16. April 1850.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Zweiter Artikel.

Rascher erkaltet das Mitgefühl, als persönliches Interesse. Der allgemeine Unwille, der durch die ersten Debatten über den Sklavenhandel gegen denselben erregt worden war, hatte sich beruhigt; die am eifrigsten seine Abschaffung betrieben, waren lau geworden, während die Gegenpartei alle Mittel in Bewegung setzte, an den kaufmännischen Eigennutz appellirte, die Thatsachen beschönigte und am Ende dem Publikum einreden wollte, ein Negerschiff sey eine wahre Arche des Heils, „die sehnsüchtige Freunde ihren abwesenden Freunden zuführe". Die Vertheidiger des Sklavenhandels hatten ungeheure Fortschritte gemacht, die Gräuel, die im Namen der Menschenrechte in Frankreich begangen wurden, kamen ihnen zugute, und es hielt immer schwerer, in dem englischen Volke die Begeisterung für eine Opfer erheischende humane Maßregel wieder zu erwecken. Alle Aufregung, die sich in Folge der französischen Revolution in Westindien kundgab, wurde den Abolitionisten schuld gegeben, und nach vier Jahren mühevoller Anstrengung sah Wilberforce mit geringer Hoffnung auf baldigen Erfolg den Tag herannahen, an dem er zum zweitenmal für seine unbekannten Schützlinge im fernen Afrika in die Schranken treten sollte.

Alle hervorragenden Talente, alle Beredtsamkeit waren auf Seiten der Unterdrückung des Sklavenhandels; die Vertheidiger desselben stützten sich auf abgenutzte Argumente, aber sie hatten eine ungeheure Majorität schweigender Votanten auf ihrer Seite. Wilberforce sah sich deshalb genöthigt, von neuem an das Gerechtigkeitsgefühl und die Humanität der Nation zu appelliren. Seinen Bemühungen gelang es, den erkalteten Eifer wieder zu beleben. Es bildeten sich abolitionistische Vereine in den Grafschaften, und trotz des Schreckens, den der Aufruhr auf St. Domingo hervorrief, trotz der Mißstimmung, die man empfand, als der französische Konvent dem Sklavenbefreier Wilberforce die zweideutige Ehre des französischen Bürgerrechts zuerkannte, ward dennoch die öffentliche Meinung insoweit gewonnen, daß zahlreiche Petitionen um Aufhebung des Negerhandels aus England und Schottland an das Parlament gelangten.

Um dieselbe Zeit wurde die Sierra-Leone-Gesellschaft gegründet. Man hoffte, durch die Einführung eines regulären Handels an der afrikanischen Küste den Sklavenhandel zu verdrängen und so allmälig der Kultur dort einen Weg zu bahnen. In diesem Sinne übernahm Wilberforce die Mitleitung der Gesellschaft.

Im Jahre 1792 erneuerte er seinen Antrag. Aber trotz Pitt's beredter Unterstützung wurde die augenblickliche Aufhebung des Negerhandels verworfen und die allmälige mit 238 Stimmen gegen 87 angenommen. „Man beglückwünscht mich von allen Seiten" — schreibt Wilberforce an seinen Freund Hey — „aber ich fühle mich in meinem Innersten gekränkt und gedemüthigt. Jetzt gilt es, die Anstrengungen zu verdoppeln, um die allmäligen Abolitionisten in ihrer eigenen Bill zu fangen und einen so kurzen Endtermin, als möglich, zu erwirken. Ich mindestens werde nie eine Maßregel des Parlaments unterstützen, die den Mord und den Raub sanctionirt."

Obwohl Wilberforce bei den Debatten stets eine versöhnliche Sprache geführt hatte und augenscheinlich von der reinsten Menschenliebe geleitet war, so fehlte es doch nicht an Verleumdern, die ihm die unwürdigsten Motive unterschoben. Mehreremal wurde er zum Zweikampfe herausgefordert, ja, man trachtete sogar nach seinem Leben; aber keine Anfeindung vermochte ihn seinem edeln Streben zu entfremden.

Im Jahre 1795 war der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen. Wilberforce, der vergeblich darauf hingewirkt hatte, ihn zu verhüten, hielt nach Robespierre's Tode den Augenblick zum Friedensschlusse für gekommen. Nur die Furcht, hierdurch der Opposition, die er nicht achtete, seine Unterstützung zu leihen, machte ihn in dem Entschlusse schwankend, öffentlich für den Frieden aufzutreten. Indessen sein Geist der Resignation, wo es ihm galt, der einmal erkannten Pflicht zu genügen, half ihm über alle Zweifel hinaus, und er griff das Ministerium an, trotz der Vorwürfe und Spöttereien, die er zu erwarten hatte.

Nur zwei Dinge gab es in Pitt's politischem Leben, die seinen Schlaf stören konnten, die Meuterei am Bord der Flotte im Nore und die erste offene Opposition seines Freundes Wilberforce. Wie schwer mußte diesem selbst der Abfall angekommen seyn! „Man muß" — schrieb er einige Jahre später — „an den Staatsgeschäften Antheil genommen haben, um zu begreifen, wie peinlich es ist, die zu bekämpfen, mit denen man immer übereinstimmen möchte, und wie wehe es thut, solche Pflichten zu erfüllen." Aber obwohl er sich dem Kriege widersetzte, so nahm er doch die Regierung gegen die heftigen Angriffe der Whigs in Schutz und gewann ihr in der Grafschaft York fast alle entgegenstehenden Stimmen.

Neben seinem Lieblingsplane beschäftigte ihn Alles, was zur Kräftigung des Christenthums dienen konnte, wie die Bibelgesellschaft, die Missionen, die Sittenreform u. s. w. So näherte er sich auch dem bekannten Bentham, trotz der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Ansichten, und unterstützte ihn in den Geldverlegenheiten, in welche ihn sein Plan, ein panoptisches Gefängniß zu gründen, gestürzt hatte. „Niemand", schreibt er, „ist härter behandelt worden, als Bentham; ich habe diesen kräftigen Geist weinen sehen, als er auf der einen Seite von seinen Gläubigern gedrängt, auf der anderen von den Beamten des Schatzes immer und immer wieder abgewiesen wurde, obwohl er doch nichts verlangte, als was ihm zukam."

Ohne sich darum zu kümmern, ob man ihn einen Heuchler oder Frömmler nennen würde, arbeitete er mit Eifer seit mehreren Jahren an einem religiösen Werke, „das Christenthum der Weltleute". Das Buch erschien im April 1797. Seine Freunde hatten versucht, ihn von der Herausgabe desselben abzuhalten; sein Verleger hielt die Sache für eine schlechte Speculation, denn es war damals wenig Nachfrage nach religiösen Schriften, und Wilberforce galt für einen liebenswürdigen Schwärmer. „Sie wollen Ihren Namen auf den Titel setzen?" fragte der Buchhändler, „dann können wir's mit 500 Exemplaren wagen."

Nach einem halben Jahre waren fünf Auflagen von dem Buche vergriffen und binnen zehn Jahren war es in fünf verschiedene Sprachen übersetzt worden. Seine Freunde waren entzückt von dem Werke selbst und von der Aufnahme, die es fand. „Ich danke Ihnen", schrieb Lord Muncaster, „von Grund meines Herzens für Ihr schönes Buch. Ich danke Ihnen zweifach, als Mensch und als Christ. Ich glaubte, Sie schon zu kennen; aber jetzt kenne ich Sie besser, mein theurer und vortrefflicher Wilberforce."

„Meine Seele ist freier" — schreibt er selbst — „seit ich mein — ich möchte sagen — mein Manifest veröffentlicht habe, seit ich meinen weltlichen Freunden deutlich gesagt habe, was ich von ihrer Aufführung halte, und wohin solche Sitten am Ende führen müssen. Ich werde mich jetzt leichter fühlen, wenn ich im Parlamente bin."

Burke las in dem Werke die letzten beiden Tage seines Lebens. „Ich habe vielen Trost daraus geschöpft", sagte er zu Mrs. Crewe, die damals bei ihm war, und noch einen Moment vor seinem Ende trug er dem Doktor Lawrence auf, Wilberforce seinen Dank zu überbringen. In dieser letzten Krankheit war Wilberforce einmal bei Burke gewesen, um ihm einen Brief zu zeigen, der ihn von der Flottenrevolte bei Portsmouth benachrichtigte. „Ich werde" — erzählt er — „diese Scene nie vergessen. Burke, blaß und verändert, lag auf dem Sopha, ihm zur Seite saßen Windham und Lawrence, die seinen Worten lauschten, als wären es Orakel. Nachdem er sich der Glaubwürdigkeit meines Briefes vergewissert, hielten wir Rath, was für die Regierung in diesem Falle am besten zu thun sey, und Windham überbrachte am Abend das Ergebniß unserer Konferenz von Bath nach London. Burke's Ansicht glich derjenigen, die Sir Charles Middleton in einem ähnlichen Falle hatte und die von Pitt oft als ein Beispiel von Festigkeit und rascher Entschließung angeführt wurde. Pitt und Lord Chatham ließen nämlich einmal Middleton rufen. „Schlechte Nachrichten von der Flotte", sagten sie zu ihm, „ein Schiff hat sich empört — was soll man thun?" Middleton, der sich immer dem Matrosenpressen widersetzt hatte und aus dem Marine-Ministerium geschieden war, weil er nicht solche Reformen durchsetzen konnte, die gewiß jener Meuterei vorgebeugt hätten, antwortete: „Sie wissen, wie sehr ich gegen die harte Behandlung der Matrosen eifre; nun aber einmal eine Revolte ausgebrochen ist, bleibt uns nur Eines zu thun, das ist, unsere Uebermacht zu zeigen. Man stelle auf jede Seite des meuterischen Schiffes eine Fregatte und schieße es in Grund und Boden, wenn es sich nicht auf der Stelle unterwirft." — „Eine schreckliche Maßregel", antworteten die Minister, „und wenn sie sich nicht unterwerfen?" — „Sie werden es, wenn das Entweder, Oder mit Festigkeit ausgesprochen wird." Er ließ ihnen noch einige Augenblicke der Ueberlegung, dann kam er zurück, eine Depesche in der Hand, und sagte: „Unterzeichnen Sie geschwind; die Post geht ab."

Aber die Meuterei, die eben ausgebrochen war und mehrere Monate hindurch das Land in Schrecken setzte, hatte schon zu große Fortschritte gemacht,

um ſich ſo leicht beſchwichtigen zu laſſen. Der Geiſt des Ungehorſams theilte ſich auch dem Landheere mit, und Wilberforce hielt dieſe Zeit für die kritiſchſte, die er erlebt haben wollte. „Eine Empörung auf der Flotte!“ — ſchrieb er an ſeinen Freund Hey. „Erinnern Sie ſich des erſten Kapitels in Cooper's erſtem Bande? Wie das den Stolz niederbeugt und das Herz unſerer Regierenden mit Schrecken erfüllt! Die Thoren, ſie meinten, die Vorſehung ſelbſt herausfordern zu können! Aber Gott erniedrigt, die ſich überheben.“

Dieſe Ereigniſſe riefen ihn nach London zurück; aber es konnte ihm die Abreiſe nicht ungelegener kommen. Er hatte nämlich in Bath die Bekanntſchaft der Tochter Iſaak Spooner's gemacht und ging damit um, ſie zu heiraten. „Das Loos iſt geworfen“ — ſchrieb er, als er ihr Jawort empfing. „Ich glaube, daß wir prächtig zu einander paſſen. Sie iſt wahrhaft chriſtlich, gemüthvoll, vernünftig und fähig, Glück wie Unglück zu ertragen.“

Kurz nach ſeiner Heirat ſtarb ihm ſein Schwager, der Doktor Clarke, auf den er viel gehalten hatte. Sein Freund Elliot, Pitt's Schwager, folgte. „Ich fühle“ — ſchreibt er — „Elliot's Verluſt tief und werde ihn lange fühlen. Außer Thornton giebt es Keinen, den ich lieber und öfter zu Rathe zog. Sein Tod zerreißt die Fäden meiner Pläne nach allen Seiten hin. Wir hatten hunderterlei gemeinſame Projekte. Er war ein unentbehrliches Band zwiſchen Pitt und mir und um ſo feſter, als dabei weder die Politik, noch perſönliches Intereſſe ins Spiel kam, ſondern lediglich die Gemeinſamkeit der Geſinnungen. Pitt iſt ganz niedergeſchlagen; er leidet um ſo mehr, als ſein Geiſt empfindlicher iſt.“ . . . .

Um dieſelbe Zeit brachte Wilberforce eine Bill beim Parlamente ein, durch welche die Zulaſſung der Katholiken zur Miliz ausgeſprochen wurde. „Ich danke Ihnen“, ſchrieb ihm darauf Sir J. Lawrence, „daß Sie darauf beſtanden haben, es müſſe aus dem Eide der Milizen das Wort: „Ich bin Proteſtant“ wegfallen. Ich hoffe, nun wird nichts mehr mich hindern, meinem Vaterlande mein Leben zu weihen.“

Dieſelbe Toleranz zeigte er bei allen Gelegenheiten. „Sie haben Recht, mein lieber William“ — heißt es in einem ſeiner Briefe an Smith — „wenn Sie glaubten, daß nähere Beziehungen uns milder gegen einander ſtimmen würden; aber mit Unrecht legen Sie mir Schroffheit gegen die Oppoſition zur Laſt. Ich benutze manchen Sonntag, mein Herz in dieſer Beziehung zu prüfen. Lebhaft ſtelle ich mir vor die Seele, wie ſchwankend die Grundlagen politiſcher Meinungen, wie verſchieden ſelbſt bei Geſinnungsgenoſſen die Anſichten über die Anwendung ihrer Grundſätze ſind. Ich verſetze mich an die Stelle eines Mitgliedes der Oppoſition; ich verfolge im Geiſte ſeine Ideenrichtung, ich beurtheile Ereigniſſe und Perſonen von ſeinem Geſichtspunkte aus. Ich denke mir, wie das ewig erfolgloſe Opponiren eine Gereiztheit erzeugen, wie die wahren oder eingebildeten Leiden ſchmerzen müſſen, denen der Gegner ſich und die Seinigen durch die Regierung, die ihm unfähig oder böswillig erſcheint, ausgeſetzt glaubt. Vor Allem aber unterſuche ich den religiöſen Gehalt eines jeden Parteiführers, und da finde ich denn ſo viel Bedauernswerthes, daß ich nicht Einen ohne das innigſte Mitgefühl betrachten kann. Aber wie ſehr mich dies auch mit ihren Perſonen ausſöhnt, ſo werde ich doch dadurch nicht abgehalten, die Folgen ihrer Politik zu bekämpfen.“

Eines Abends bewies ihm ſein Verwalter, daß er weit reicher ſey, als er glaubte. Alsbald ſchrieb er an Miß More, die mit ihm gemeinſchaftlich mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten verwaltete: . . . „Meine Finanzen ſind im blühendſten Zuſtande, ich kann für Ihre projektirten Werke der Barmherzigkeit ſämmtliche Koſten hergeben. Zunächſt aber müſſen Sie ſich mit den nöthigen Bequemlichkeiten verſehen, um Ihren Arbeiten mit ganzer Kraft vorſtehen zu können. Sie müſſen ſich einen Wagen anſchaffen und mir erlauben, da es den gemeinſamen Zweck angeht, das Geld dafür zu erlegen.“ . . . .

In ſeiner Jugend verſchenkte Wilberforce ſein Geld, wie ihn ſein Herz gerade antrieb. Als er in ſpäteren Jahren ſein Leben nach höheren Grundſätzen regelte, ſetzte er einen beſtimmten Theil, mindeſtens ein Viertel ſeines Einkommens, für wohlthätige Zwecke feſt. In einem ſeiner hinterlaſſenen Notizbücher finden ſich in dieſer Beziehung einige für ſeinen Charakter bezeichnende Bemerkungen, z. B. „Geliehen an Rob. Wells 13 Pfund, die ich kaum wiederſehen werde. Er hat eine Frau und ſechs Kinder, die er durch einen Handel mit alten Kleidern erhält. — Dem Dr. Shapman drei Pfund geſchickt für ein Buch, das er mir ohne Umſtände zugeſchickt hat. Irving nennt ihn einen Ehrenmann. Er muß ſehr unglücklich ſeyn, wenn er zu ſolchen Mitteln greift. — Dem Capitain S. fünf Pfund geſchickt. Ein Ehrenmann in Noth muß mehr leiden, als ein Anderer. Noch zehn Pfund gegeben, die ihm, wie er ſagt, aus aller Verlegenheit helfen werden. — An M. hundert Pfund geliehen; ein wenig ungern, denn ich meine, dieſe Art, ſeine Schulden zu bezahlen, wird ihn nicht ſparſamer machen“, u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Ueber die Reform der engliſchen Univerſitäten.

(Schluß.)

Wenn die Wahl der Tutoren indeß ſtets wenigſtens unter durchſchnittlich vierzehn Fellows ſtattfände und dieſe, wohlgemerkt, einzig auf Grund ihrer literariſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit erwählt würden, ſo könnte man allenfalls noch auf ein einigermaßen günſtiges Unterrichts-Reſultat hoffen. Faſſen wir aber einmal das Weſen dieſer Kollegien-Fundationen, wie ſie zu Oxford exiſtiren, etwas näher ins Auge. Wer an Cambridge zu denken gewohnt iſt, weiß gar nichts von der Natur des auf der Schweſter-Univerſität herrſchenden engen Fellowſhip-Syſtems. Es giebt in Oxford nur zwei Kollegien, auf denen die Wahlen, in der gebräuchlichen Praxis nämlich, nicht rückſichtlich der Geburt und des Alters beſchränkt ſind. Wir ſagen „in der gebräuchlichen Praxis“, weil, obgleich der größte Theil der Kollegien durch die Statuten des Gründers beſchränkt iſt, einige doch auch durch das bloße Belieben der Fellows ſelbſt gegen die Abſichten der Stifter beſchränkt werden. Beläge ſind das Kollegium „Aller Seelen“ und wohl auch das Queen's-College. Die Fellowsſtellen von „Aller Seelen“ ſind von dem Gründer, mit einer Ausnahme zu Gunſten ſeiner Verwandten, offen gelaſſen; aber die Fellows verlangen bei den Kandidaten die Eigenſchaft ariſtokratiſcher Geburt. Die Fellowsſtellen an dem Chriſt-Church-Kollegium ſind, mit Ausnahme der zur „Weſtminſter-Schule“ gehörigen, unbeſchränkt; in der Praxis aber werden ſie abwechſelnd vom Dechant und den Canonicis ertheilt. Es mag öfter vorkommen, daß man mit dieſen Ernennungen gewiſſe Verdienſte belohnt; — die Erwählten jedoch ſind Nichtgraduirte. In der Praxis ſind ſomit ſämmtliche Fellowſhips, mit Ausnahme faſt aller der von Oriel und Baliol, Beſchränkungen verſchiedener Art und Abſtufung unterworfen.

Zuerſt iſt an zehn Kollegien von den neunzehn der Univerſität die große Majorität der Fellowſhips in Rückſicht auf die Geburt beſchränkt. Kandidaten zu dieſen Stellen müſſen geboren ſeyn, einige in beſtimmten Diöceſen, andere in beſtimmten Grafſchaften, — in einzelnen Fällen auf beſtimmten Landgütern und ſogar in beſtimmten Familien. Kann man ſich nun aber auf einer Univerſität irgend etwas denken, was den literariſchen Charakter derſelben mehr verleugnet und vernichtet, als Beſchränkungen von ſo willkürlicher Natur? Wird an einer Univerſität ein öffentliches Kollegium gegründet, ſo ſteht es dem Gründer frei, die dabei fungirenden öffentlichen Lehrer auf die Bedingung, in einer beſtimmten Grafſchaft geboren zu ſeyn, oder auch auf noch engere Gränzen zu beſchränken. Soll aber ein Fellowſhip als ein literariſcher Preis betrachtet werden, wie abſurd iſt es dann, auf öffentlichen Anſtalten, wie die Univerſitäten, Preiſe einzurichten, welche durch einige enge conventionelle Schranken begränzt ſind. In Oxford müſſen nun die Tutors nicht nur aus der kleinen Anzahl von vierzehn Individuen erwählt, ſondern dieſe Individuen dürfen ſelbſt nicht einmal nach Belieben aus der Univerſität entnommen werden. Es iſt daher wohl klar genug, daß, ſo lange die Wahl der Fellows nicht völlig umgeſtaltet oder eine ganz andere Art des Unterrichts eingeführt wird, von den neuen Statuten nicht der geringſte praktiſche Nutzen zu hoffen iſt. Nichts kann ſeiner Natur nach willkürlicher ſeyn, als Beſchränkungen der Art, wie oben erwähnt worden; denn es giebt Oertlichkeiten, welche ſo ſtark bedacht ſind, daß nur ſehr ſchwer Kandidaten für offene Fellowsſtellen zu beſchaffen ſind, während andere ſo ſpärlich ausgeſtattet wurden, daß die daſelbſt Gebornen nur auf eine einzige der wenigen vakanten Fellowſhips Ausſicht haben. Hierzu kömmt noch der andere Uebelſtand, daß die Oberleitung der Univerſität Händen anvertraut iſt, welche hierfür äußerſt wenig Geſchick und Beruf haben.

Eine andere Gattung von Beſchränkungen, welche es nothwendig macht, einen jungen Menſchen von ſiebzehn bis neunzehn Jahren entweder gleich zu einer Fellowſhip, oder zu einer Scholarſhip, die zu einer Fellowſhip führt, zu wählen, erzeugt Uebelſtände von kaum geringerer Bedeutung, als die bereits gerügten. Elf Kollegien ſind dieſer Beſchränkung mehr oder weniger unterworfen. Einige dieſer Kollegien verlangen nebenbei, daß die Kandidaten für Fellowſhips oder Scholarſhips in beſtimmten Schulen erzogen ſeyn ſollen. — Hier wird die Erwerbung zum Reſultate bloßer Schüler-Fortſchritte gemacht. Die Belohnung wird an den Anfang, nicht an das Ende der akademiſchen Laufbahn geſtellt. Welchen Sporn zum Fleiß hat ein junger Mann, wenn ſein Glück ſchon gemacht iſt und ſeine Fellowſhip mit geringer oder gar keiner Anſtrengung erlangt werden kann? Dieſe Art von Fellows iſt, mit einer oder zwei Ausnahmen, in Cambridge völlig unbekannt. Dagegen haben Oxfords größte Kollegien und ſeine in anderer Rückſicht am meiſten offenen Fundationen Fellows der beſchriebenen Art. Wie iſt es möglich, daß die Prüfung eines Jünglings von ſiebzehn bis neunzehn Jahren ſo geleitet werden kann, daß ſie irgend ein Unterpfand für die Talente des künftigen Mannes zu bieten im Stande wäre? Ein ſicherer Beweis für die Schiefheit und Nichtigkeit eines ſolchen Syſtemes iſt der Umſtand, daß viele von den Kollegien, welche am beſten mit Stiftungen obenerwähnter Art ausgeſtattet ſind, gerade den kleinſten Antheil an den öffentlichen Honores erlangen. Bei der letzten öffentlichen Prüfung waren nicht mehr als der vierte Theil von Allen, welche Honores erwarben, Kollegien-Fundatiſten. Als zu den Kollegien gehörig, wo es vorherrſchende Sitte iſt, Jünglinge gleich zu Fellows zu wählen oder, was nicht viel anders iſt, für die zur Fellowſhip führende Scholarſhip, nenne ich beſonders „New College“, „Chriſt Church“, „Magdalen“, „St. Johns“, „Jeſus“ und „Pembroke“, welche, im Ganzen genommen, bei weitem die reichſten Fundationen an der Univerſität ſind. Aus all dem Geſagten wird man daher erkennen, daß bei der Majorität der Kollegien von Oxford die Kompetenz eines künftigen Tutors auf die Qualificationen, welche er als Schüler beſaß, begründet iſt.

Dieſer Stand der Dinge war traurig genug unter dem alten Syſtem, — was ſollen wir aber über ihn ſagen, wenn wir die große Menge von Gegenſtänden, in denen der Tutor jetzt zu unterrichten haben wird, ins Auge faſſen? Wir wiederholen alſo: — Das gegenwärtige Kollegienſyſtem verlangt, daß die Tutoren aus vierzehn Individuen erwählt werden ſollen, wovon die eine Hälfte aus Jünglingen genommen wurde, welche nur Schüler-Qualificationen mitbrachten, die andere vor der Wahl beweiſen muß, daß ſie an einem beſtimmten Orte geboren worden. Die ſo gewählten Individuen haben den Studenten der Univerſität allen Unterricht zu ertheilen, welcher in den alten Klaſſikern, in der Mathematik, in der alten und neuen Geſchichte, in der Ethik, Rhetorik, Politik, Poetik, in den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, in der Jurisprudenz u. ſ. w. erfordert wird. Kann man nun noch

einen Augenblick daran glauben, das neu eingeführte Prüfungssyſtem könne bei der Fortdauer des herkömmlichen Tutorenweſens beſtehen?

Man wird fragen: wie iſt dieſen Uebelſtänden abzuhelfen? Ich antworte ohne Weiteres: man gebe die Fellowships frei oder errichte an der Univerſität ein Lehrſyſtem durch Profeſſoren, welche von den Kollegien völlig unabhängig ſind. Oder beſſer: man thue Beides. Man erlaube uns, hier nur noch einige Bemerkungen über die erſtere dieſer zu ergreifenden Maßnahmen.

Ich weiß ſehr wohl, daß Manche große Bedenklichkeiten darüber hegen, ob der Staat irgend das Recht habe, rückſichtlich der beſchränkenden Beſtimmungen bei den beſtehenden Kollegien-Fellowſhips, Einſpruch zu thun, oder ob nicht vielmehr ein ſolcher Einſpruch als eine Verletzung des Willens der Fundatoren anzuſehen ſey, indem man das Stiftungs-Kapital von den Zwecken, für die es der Geber beſtimmte, lostrenne. In Bezug auf dieſen Einwand bemerken wir zuerſt, daß die Kollegien Inſtitute ſind, die ſich auf öffentliche Autorität gründen und integrirende Theile einer anderen öffentlichen Corporation, der Univerſität nämlich, bilden. Die Univerſität gehört, als öffentliches Inſtitut, gar keinem Privat-Körper an. Sie iſt durchaus ein National-Eigenthum. Stiftungen alſo, welche mit der nöthigen Wirkſamkeit der Univerſität in Zwieſpalt gerathen, können durchaus nicht zu Gunſten irgend eines Privat-Intereſſes beſtehen bleiben, noch auch darf ihre urſprüngliche Mangelhaftigkeit auf Grund deſſen, daß man ſie ſchon ſo lange ertragen, beibehalten werden. Wenn die gegenwärtige Einrichtung der Kollegien die Wirkſamkeit der Univerſität hemmt, ſo muß dieſe Einrichtung umgeformt werden. Die Univerſität exiſtirte und blühte, ehe die Kollegien etablirt wurden. Die Studenten waren in zahlreichen „Hallen" untergebracht. Jeder „Master of Arts" übte eine freie Tutorſchaft. Die Wirkung der Gründung der Kollegien war die, daß die Univerſität gleichſam in die Kollegien verſank. Die Kollegien hatten, der urſprünglichen Idee ihrer Stifter gemäß, keinesweges die Abſicht, eine größere Anzahl von Studenten aufzunehmen, als die Mitglieder ihrer eigenen verſchiedenen Stiftungen. Nach und nach jedoch griffen ſie in die Functionen der Univerſität ein. Sie haben alle exiſtirenden Hallen verdrängt, bis auf fünf, welche ganz genau nach den Grundſätzen der Kollegien geleitet werden. Fünf Sechſtel der Studenten ſind ihrer Sorge unterworfen und in Bezug auf die Tutorſchaft ganz abhängig von ihnen. Das Kollegienſyſtem hat zudem die ganze Leitung der Univerſität den Kollegien-Fellows in die Hände geſpielt, indem es ihnen einen reichlichen Unterhalt am Ort gewährt und ſie ſo ſtets zur Majorität des anweſenden leitenden Körpers macht. Das Uebergewicht, welches die Kollegien in dem gegenwärtigen Univerſitätsſyſtem erlangt haben, giebt ein hinlängliches Recht, aus ihren Statuten alle Beſtimmungen zu ſtreichen, welche mit dem Wohlverhalten der Univerſität in Widerſpruch ſtehen.

Ein fernerer Grund für die Umgeſtaltung der alten Einrichtungen iſt die ſeit den Zeiten der Stifter eingetretene durchgehende Umwandlung aller Verhältniſſe. Es lag durchaus nicht in der Macht der Fundatoren, die Lage der Dinge, wie ſie heute geworden, vorherzuſehen und demgemäß die nöthigen Beſtimmungen zu treffen. Wenn man von dem Geiſt und Grundgedanken ihrer Wohlthaten aus Schlüſſe zieht, ſo muß man annehmen, daß ſie, wenn ſie heute lebten, ihre Einrichtungen nach den Bedürfniſſen der Gegenwart modifiziren würden, wie ſie dieſelben damals eingeſtandenermaßen den Anforderungen ihrer Zeit entſprechend formten. Man ſehe daher Alles, was die Bedürfniſſe der gegenwärtigen Zeiten erheiſchen, ſtets ſo an, als habe es mit in dem Kreiſe der Abſichten des Fundators gelegen. Die lokalen Rückſichten und Bedürfniſſe, welche die Fellowſhips auf beſtimmte Diſtrikte beſchränkten, ſind nicht mehr vorhanden. England iſt ein großes, auf der Baſis gemeinſamer Intereſſen vereintes Ganze geworden. Jene Beſchränkungen beibehalten, heißt nichts Anderes, als um des Buchſtabens willen den Geiſt preisgeben. Außerdem vermuthe ich, daß die Fundatoren bei Feſtſtellung dieſer Beſchränkungen nicht ſelten durch einen Blick und durch Rückſichtnahme auf die in verſchiedenen Diſtrikten exiſtirenden Klöſter und deren Ausſtattungsbetrag beſtimmt wurden. Ohne eine ſolche Annahme ſind einige dieſer Beſchränkungen ſo abſonderlich, daß man ſie gar nicht erklären kann. Wenn dies wahr iſt, ſo ſchwanden die Gründe für Aufrechthaltung des gegenwärtigen Syſtems überhaupt ſchon mit der Reformation.

Wir kämpfen für die Exiſtenz eines Prinzipes, welches ſeit, wer weiß, wie langer Zeit ſchon zu unſeren Gunſten entſchieden worden iſt. Kaum eines der Kollegien erfüllt gegenwärtig die ihm von ſeinem Stifter zugedachten Functionen, ſo feierlich ſie auch in den Statuten der Stiftung aufgezählt ſind. Folgendes Beiſpiel möge dies beweiſen. In allen vor der Reformation gegründeten Kollegien iſt die Obliegenheit, Meſſen zu ſingen, einer der feierlichſten Aufträge und Bedingungen der Gründer. Einige Kollegien, wie z. B. All Souls, wurden laut den Statuten ganz ſpeziell für dieſen Zweck gegründet. In allen dieſen Kollegien iſt die Meßfeier unter dem ſtrengſten Befehl angeordnet, und zwar in ſo weitem Umfange, daß ein großer Theil der Zeit der Fellows hierzu in Anſpruch genommen wird. Die Geſetzgebung hat nichtsdeſtoweniger dieſe Feier abgeſchafft und verboten, ohne im Mindeſten die ausdrücklichen Beſtimmungen der Fundatoren zu beachten. Wenn die Geſetzgebung das Recht hatte, bei einem ſolchen Hauptpunkt Einſpruch zu thun, ſo muß es ihr auch frei ſtehen, andere Abänderungen zu treffen, wenn es das allgemeine Wohl der Univerſität verlangt. Drei Jahrhunderte haben jenes Recht beſtätigt; es iſt nicht mehr ein Gegenſtand der Theorie, ſondern des Geſetzes. Andererſeits haben manche Kollegien zu verſchiedenen Zeiten ein ganz neues Statut bekommen. Der Streit, ob man das beſtehende Syſtem aus Gehorſam gegen die Stifter, die für dieſe und jene Zwecke Geld hergegeben, beibehalten ſolle oder nicht, iſt alſo bereits längſt entſchieden. Kein Kollegium entſpricht in ſeiner gegenwärtigen Stellung den Abſichten ſeines Gründers. Wollte man dieſe Abſichten mit Gewalt wieder zur Geltung bringen, ſo müßte man zu Zuſtänden zurückkehren, welche heutzutage theils abſurd, theils unmöglich ſind.

Die einzige Frage, die ſich ein vernünftiger Mann ſtellen wird, lautet: Iſt der gegenwärtige Zuſtand der Kollegien den Intereſſen der Literatur und Wiſſenſchaft förderlich, — oder durch welche Art von Umgeſtaltung kann er dieſen Intereſſen den nöthigen Vorſchub leiſten? (E. P.)

Italien.

Das große Armenhaus zu Genua.*)

Italien iſt bekannt durch ſeine ungeheuren Wohlthätigkeits-Anſtalten. Prachtvolle Paläſte werden von Armen bewohnt, und die großartigſten Säle ſind für die Kranken beſtimmt. Am meiſten dürfte in dieſer Beziehung Genua, natürlich nach Neapel und Rom, zu erwähnen ſeyn, wo die vornehmſten Familien ſchon ſeit Jahrhunderten ſich durch ihren Wohlthätigkeitsſinn ausgezeichnet haben, von denen beſonders die Brignoli, Fieſchi, Bernozza und Grimaldi genannt werden.

Als im Jahre 1657 in Genua an der Peſt (nach Muratori) an 70,000 Perſonen geſtorben waren, hatte Emanuel Brignole für die vielen armen Hinterlaſſenen bereits geſorgt. Im Jahre 1655 fing er an, die Grundſtücke zu dem großartigen Armenhauſe zwiſchen der erſten und zweiten Umwallung Genua's zu kaufen, und ließ durch den Baumeiſter Stephan Scaniglia den Bau des Armenhauſes anfangen, wozu er 1661 die Summe von 100,000 Lire ſchenkte, ſo daß es ſchon 1662 bewohnt werden konnte. Im Jahre 1667 ſchenkte er zur Unterhaltung noch 130,000 Lire und vermachte in ſeinem Teſtament von 1677 dieſer Anſtalt die Hälfte ſeines ungeheuren Vermögens.

Dieſes vier Höfe bildende Gebäude von ſechs Stockwerken umfaßt einen Flächenraum von 19,000 Metres; die Haupttreppe iſt von weißem, die Nebentreppen ſind von ſchwarzem Marmor; die große Halle iſt mit zehn Bildſäulen der vorzüglichſten Wohlthäter verziert; die Kirche mit einer Madonna von Puget und einem Relief von Michel Angelo.

Dieſe urſprüngliche Stiftung, durch bedeutende Geſchenke im Laufe der Zeit vermehrt, macht es möglich, daß hier jeder arme Genueſer Aufnahme findet, ſobald ihn Alter zum Arbeiten unfähig macht. Die Geiſtlichen zeigen der Verwaltung die bedürftigſten an, worüber dann Nachforſchungen gehalten werden. Außerdem werden alle Waiſen und andere arme Kinder aufgenommen; die Knaben werden mit zwanzig Jahren entlaſſen, nachdem ſie ein Handwerk erlernt haben; die Mädchen werden bei anſtändigen Familien in Dienſt gegeben oder verheiratet; die Gebrechlichen oder Kranken aber können ihr ganzes Leben hier zubringen. Obgleich dieſe Stiftung während der Franzoſenherrſchaft ſehr viele Kapitalien verloren hat, werden doch noch mit Unterſtützung der Stadtverwaltung alle Armen hier aufgenommen, welche in Genua geboren ſind oder hier drei Jahre gelebt haben.

Die Nahrung beſteht in warmer Suppe, welche täglich zweimal gegeben wird, nebſt einem Pfunde Weißbrod; alle drei Tage wird ein Becher Wein und alle Feſttage Fleiſch gegeben. Die Kleidung, von Wolle im Winter und Baumwolle im Sommer, iſt ſehr anſtändig. Jeder hat ein eiſernes Bett mit einem Strohſack von den weichen Maisblättern, ein Bettluch und drei wollene Decken. Die Reinlichkeit läßt nichts zu wünſchen übrig. Die Unterhaltungskoſten betragen auf den Kopf einunddierzig Centimes oder 2½ Sgr. täglich. Die in dieſer Anſtalt erkrankten Perſonen werden nach dem eben ſo großen Spital Pommatone gebracht, diejenigen aber, welche nicht transportabel ſind, werden hier verpflegt, und die Krankenſäle ſind vorzüglich gut gehalten. Dieſes Armenhaus bildet eine eigene Parochie mit einem Pfarrer und vier Kaplanen. Die Aufſicht über die weiblichen Bewohner dieſer Anſtalt haben vierundzwanzig barmherzige Schweſtern mit einer Oberin, welche in ihren Ordensregeln viel Aehnlichkeit mit den franzöſiſchen grauen Schweſtern, aber von dem oben erwähnten Stifter Brignole eigene Statuten erhalten haben.

Uebrigens ſind alle in dieſe Anſtalt aufgenommenen Perſonen verpflichtet, zu arbeiten, zu welchem Ende beſonders wollene und baumwollene Gewebe, ſo wie auch Leinwand, gefertigt werden. Außerdem werden von den weiblichen Bewohnern Stickereien und von den Männern Kleider verfertigt. Alle gelieferte Arbeit wird nach denſelben Preiſen wie in der Stadt berechnet; davon erhalten die Arbeiter drei Fünftel, die Anſtalt aber zwei Fünftel. Von dem Verdienſt der drei Fünftel der Arbeiter wird ein Fünftel in eine Sparkaſſe für Jeden zurückgelegt, welchen Betrag er bei ſeinem Ausſcheiden baar ausgezahlt erhält.

Wie groß dieſe Anſtalt iſt, kann man daraus ſehen, daß täglich durchſchnittlich gegen achtzehnhundert Perſonen unterhalten werden. In einem der letzten Jahre waren am 1. Januar anweſend 594 männliche und 1091 weibliche Arme, dazu kamen im Laufe des Jahres 107 männliche und 272 weibliche, mithin 379; es gingen ab und ſtarben 125 männliche und 236 weibliche, ſo daß am folgenden 1. Januar noch vorhanden waren 576 männliche und 1127 weibliche, im Ganzen 1703 Arme. Darunter befanden ſich 77 Knaben und 97 Mädchen von 5—10 Jahren, 237 Knaben von 11—20 Jahren und 465 Mädchen dieſes Alters. Da nur die arbeitsunfähigen Männer behalten werden, blieben von 20—32 Jahren nur vierunddreißig; dagegen 228 weibliche Perſonen dieſes Alters, welche kein Unterkommen hatten finden können. Von 32—50 Jahren waren 42 männliche und 167 weibliche; von da bis 70 Jahren waren 79 Männer und 112 Weiber. Von 71—80 Jahren waren

*) Vom Geheimen Juſtizrath Reigebaur.

73 Männer, wogegen die Weiber sich auf vierunddreißig vermindert hatten. Ueber 80 Jahre alt waren 24 Männer und 24 Weiber.

Auch außer dieser Anstalt bezahlt dieselbe noch für Andere deren Verpflegung, nämlich außer den 1369 armen Bewohnern dieser Anstalt des einen der letzten Jahre wurden 45 Kranke in dem Hospital Pommatino unterhalten, achtundfunfzig in dem Hospitale der unheilbaren Kranken, drei im Irrenhause und 255 Kinder unter fünf Jahren, welche sich auf dem Lande bei den Ammen befanden, mithin ward mit einigen Beurlaubten noch außer dem Hause für 374 Personen gesorgt, so daß sich die Gesammtzahl der von dieser Anstalt verpflegten Armen sich auf 1743 herausstellte. Im Hause selbst befanden sich gegen 100 Kranke, so daß eine Durchschnittszahl von 13 Kranken auf 100 der Bewohner der Anstalt ergab; der fünfjährige Durchschnitt ergab nur 9 Kranke und nur 5 Todte auf 100. Von den auf das Land zu den Ammen gegebenen Findelkindern starben nicht mehr als 1,27.

Körperliche Strafen finden nicht statt; die gewöhnliche Strafe besteht in abgesonderter Beschäftigung, wer aber dadurch nicht zu bessern ist, wird ausgestoßen; dies ist in manchem Jahre nur 5—20mal geschehen, während auf anderweite Straffälle von 130 bis 200 vorkamen, namentlich 69 wegen Ungehorsam oder grober Nachlässigkeit, 19 wegen Schimpfworte, 16 wegen Diebereien, 24 wegen Zanksucht, 11 wegen Trunkenheit und 35 wegen anderer unbedeutender Vergehen, wobei zu bemerken, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der weiblichen Pfleglinge diese nur zur Hälfte der Straffälle Veranlassung gaben. Im Durchschnitt werden jährlich nur 18 Mädchen aus dem Hause verheiratet; dagegen werden 177 derselben zu häuslichen Diensten verwendet, von den Männern 95. Für die Knaben vom 6ten bis 14ten Jahre ist eine Schule eingerichtet, von den Mädchen aber erhalten nur diejenigen Unterricht, welche es wünschen; die meisten ziehen aber vor, sich durch Arbeiten etwas zu verdienen.

Außer den 272 zu häuslichen Diensten gebrauchten Personen waren 110 so alt, daß sie nicht arbeiten konnten; es blieben daher zur Arbeit 169 männliche und 636 weibliche Pfleglinge. Davon waren dreißig Männer mit Wollengewerben, zweiunddreißig mit Leinwebereien, sechzehn als Schneider und sechzehn als Schuhmacher, die übrigen anderweit beschäftigt. Von den weiblichen webten hundertfünfundneunzig Flachs und neunzehn Wolle, die anderen fertigten alle Arten weiblicher Arbeit.

Ein Direktor mit zwanzig Beamten führt die innere Verwaltung des Hauses mit den obenerwähnten zweiundzwanzig Nonnen und fünf Geistlichen, wozu noch fünf Diener kommen. Der jährliche Einnahme- und Ausgabe-Etat beträgt über 360,000 Fr., worunter die reine Einnahme von den Arbeiten der Anstalt (mithin zwei Fünftel derselben, da drei Fünftel den Arbeitern bleibt) 25,000 Fr. beträgt. Die Ausgaben für die Armen betragen 230,000 Fr., der Ueberrest geht auf die Verwaltungskosten und anderweiten Lasten der Anstalt auf. Die Leitung der Verwaltung erfolgt aber ganz umsonst durch eine Direction von neun Personen, deren Präsident der Marchese Gavotti ist, wozu auch ein Nachkomme des Hauptstifters, ein Marchese Brignole, gehört. Der Präsident widmet seine Zeit mit der größten Aufopferung beinahe ganz dieser Anstalt, und jedes der anderen Mitglieder steht einem besonderen Zweige der Verwaltung vor, so daß sie außer den häufigen Sitzungen sehr beschäftigt sind und sich wahre Verdienste um die leidende Menschheit erwerben.

Wie sehr der Wohlthätigkeitssinn in Genua noch jetzt vorherrschend ist, kann man daraus sehen, daß vor kurzem hier eine Abhandlung des Grafen Sauvitale über wechselseitige Hülfsgesellschaften herausgegeben ward, welche bald darauf eine andere Schrift über denselben Gegenstand von dem Advokaten Michael Giuseppe Canale veranlaßte; es ist derselbe, welcher die beste Geschichte der Republik Genua herausgegeben hat, die jetzt bis zum 15ten Jahrhundert fortgeschritten ist.

Mannigfaltiges.

— Monk auf der französischen Bühne. Wahrscheinlich ist es die Hinweisung Guizot's (in seiner letzten Schrift: „Warum ist die englische Revolution gelungen?") auf den Charakter des Generals Monk, was gleichzeitig zwei französische Bühnendichter, die Herren G. de Bailly und Paul Bermond, veranlaßt hat, den General auf das Theater von Paris zu bringen. Der Wunsch vieler Freunde der Civilisation und des intelligenten Fortschritts in Frankreich liegt sehr nahe, daß jetzt dort, wo die Zustände eine ganz ähnliche trostlose Gestalt haben, wie zur Zeit Richard Cromwell's in England, ein kühner Soldat wie Monk auftreten möge, um mit der alten Königsfamilie auch die alte Ordnung und den gesicherten Wohlstand des Landes zurückzuführen. Manche haben auch wohl bereits dem General Changarnier oder Lamoricière eine solche Rolle zugedacht. Jeder der beiden gedachten Dichter hat Monk zum Helden eines sogenannten „historischen Lustspiels" gemacht, von denen das eine im „Gymnase" und das andere im Vaudeville-Theater gegeben wird. Herr G. de Bailly hat sich treu an die Charakteristik Guizot's gehalten, die bekanntlich von der wegwerfenden Weise, mit welcher dieser General sonst von der historischen Kritik behandelt wird, sehr abweicht. Herr Paul Bermond dagegen, obwohl augenscheinlich von einer ganz ähnlichen royalistischen Sehnsucht beseelt, hat doch den ganzen Stoff mehr zum Vorwand genommen, um die Februar-Revolution und ihre Helden zu geißeln, welche Letzteren er nach den Bildnissen, die Chenu von ihnen in der von allen Zeitungen vielbesprochenen Enthüllungsschrift „die Verschwörer" geliefert hat, auf die Bühne bringt.

Jules Janin, der wahrscheinlich Guizot's Schrift nicht gelesen hat, spricht sich im Feuilleton des Journal des Débats (vom 8. April) sehr lebhaft gegen die Behandlung der Geschichte Monk's als eines Bühnenstoffes aus. Von den bei ihm überwiegenden Sympathieen für die Familie Orleans geleitet, ist ihm Monk, als Vertreter des in Heinrich V. personifizirten Legitimitäts-Prinzips, zuwider. Er möchte wohl eine Restauration des Königthums, aber er will sich den Uebergang von Karl Stuart auf Wilhelm III. ersparen und diesen lieber sogleich proklamirt sehen. Dergestalt zersplittern sich freilich die konservativen Kräfte in Frankreich, und deshalb wird man dort auch wohl so bald nicht den Ausgang aus dem Labyrinthe finden, in welchem die innere Politik des unglücklichen Landes seit dem Februar 1848 umherirrt.

Mit Bezug auf das zweite Stück, worin die Erbärmlichkeiten der Februar-Helden treu kopirt auf die Bühne gebracht werden, spricht sich Janin folgendermaßen über solche dramatische Prangerstellungen aus: „Wir müssen dem Verfasser bekennen, daß wir es nicht als seiner würdig ansehen, wenn er die Männer des Februars, unter denen sich auch mancher Edle befindet, der seitdem seinen bittern Irrthum erkannt hat, auf das Theater bringt, selbst nachdem sie uns in den Abgrund gestürzt, in welchem wir uns leider befinden. Ach, sie selbst sind ja Alle, gleich uns, in diesem Abgrunde! Zu dieser Stunde wissen sie ja, gleich uns — und zwar in noch betrübenderer Weise, weil bei ihnen die Gewissensbisse dazukommen — daß man nicht ungestraft mit dem Fanatismus, den Leidenschaften und der Unbeständigkeit der Massen spielt; sie wissen jetzt, daß das Volk von allen Tyrannen der willkürlichste und der grausamste ist; sie wissen jetzt, daß die Menge eine launenvolle, insolente, gierige und unversöhnliche Geliebte, eine jener schamlosen und feilen Schönen, deren Lächeln selbst eine Beleidigung für jeden Gesitteten ist! Sie wissen dies, und jeder neue Tag, der uns noch bleibt, um frei zu leben, liefert uns neue Erfahrungen und Beweise dafür. Warum also unbarmherzig seyn gegen Männer, die mehr noch durch ihren Stolz als durch Ehrgeiz verführt worden? Warum sie dem Spotte der Müßiggänger überliefern, die ihr Leben im Theater verbringen, und ist es nicht wirklich eine unnöthige Grausamkeit, so viele Männer von wahrem Verdienste in ihrer allerdings etwas verspäteten Reue zu stören?"

— Kaiser Faustin. Vielleicht wird es unseren Lesern nicht ganz uninteressant seyn, ein authentisches Portrait des schwarzen Monarchen zu haben, der jetzt nicht nur in Hayti, sondern auch auf den Brettern des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin eine Rolle spielt. Wir entlehnen es dem amerikanischen Journal The Two Worlds. „Soulouque ist aus dem gebirgigen Theile der Insel Hayti gebürtig. Er gehört zu den Schwärzesten seines Geschlechts. Von mittlerer Größe, mit breiten Schultern und einem gedrungenen, kräftigen Körperbau, zeigt er in seinem Betragen eine angenommene Freundlichkeit, hinter welcher jedoch ein wilder und grausamer Charakter hervorschimmert. Obgleich von heftigem Temperament, ist er kaltblütig und gefaßt in der Stunde der Gefahr und rasch und entschlossen in seinen Handlungen. Seine Gesichtszüge haben etwas Europäisches, und sein Haupt ist völlig kahl. Er besitzt eine gewisse Würde und ist nicht ohne militairische Haltung. Als trefflicher Reiter bekannt, ist er hierauf so stolz, daß er sich nie öffentlich zu Fuße sehen läßt. Als bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit an ihm verdient Erwähnung, daß er ohne Hals gebildet zu seyn scheint und sein Kopf gleichsam ohne jenes nothwendige Zwischenglied auf seinen Schultern ruht, was der Majestät seiner Erscheinung nicht wenig Eintrag thut. Dagegen bietet seine schwarze Ehehälfte in ihrem Aeußern durchaus keine ähnlichen Abnormitäten dar. Ihr Nacken ist zwar nicht eben dem des Schwanes zu vergleichen, sitzt aber anmuthig und in gehöriger Länge auf schön gerundeten Schultern, die einer Königin keine Schande machen würden. Ihr Antlitz ist hell und nicht ohne Ausdruck, obwohl mit den charakteristischen Zügen ihres Stammes versehen, und ihre Gestalt ist so schlank und zierlich wie irgend eine in den kaiserlichen Gemächern. Sie ist freundlich und herablassend, jedoch etwas brüsk in ihrem Benehmen, was an einer haytischen Fürstin wohl verzeihlich ist. Als Gattin soll sie, nach dortigen Begriffen, wahrhaft exemplarisch seyn und ihren kaiserlichen Ehegemahl in strenger Zucht zu halten wissen."

Literarischer Anzeiger.

James englisches Wörterbuch, vierte Auflage.

In meinem Verlage hat so eben ausgegeben worden:

VOLLSTÄNDIGES WÖRTERBUCH DER ENGLISCHEN UND DEUTschen Sprache zum Gebrauch für alle Stände. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die neueste Literatur und Bezeichnung der Aussprache und Betonung nach Walker's und Heinsius' Grundsätzen. Von *William James*. Vierte Stereotypausgabe. 56 Bogen kl. Lex.-8. brosch. 1⅓ *Thlr.*

In dieser Auflage ist der deutsch-englische Theil neu stereotypirt und wesentlich verbessert und bereichert worden, um diesem Wörterbuche, welches eine so allgemeine Verbreitung gefunden hat, in jeder Beziehung die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben.

BERNH. TAUCHNITZ JUN., LEIPZIG.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 18. April 1850.

Polen.

Graf Krasinski über die religiöse Geschichte der slawischen Nationen.*)

Ein seit mehreren Jahren in England lebender Pole, Graf Valerian Krasinski, hat sich die Aufgabe gestellt, die religiösen Bewegungen der slawischen Völkerschaften zu schildern, ein Unternehmen, wozu er durch seine Kenntniß der Sprachen und den Zutritt zu Quellen, die den Forschern des westlichen Europa im Allgemeinen nicht offen stehen, so wie durch seine Sympathieen mit den materiellen und intellektuellen Bestrebungen des großen östlichen Geschlechts, mehr als Andere befähigt ist. Das Unrecht, welches seine Stammgenossen in früheren Zeiten erlitten, scheint ihn jedoch mit einer gewissen Erbitterung erfüllt zu haben, die nur durch das Vorgefühl jener Größe, welche er ihnen in der künftigen Geschichte der Menschheit vorbehalten glaubt, gemildert werden kann.

Unser polnische Verfasser spricht überall seine ernstlichen, gewissenhaften Ueberzeugungen aus; er ist aber auch, wie wir von unserem neutralen Standpunkt aus beurtheilen können, in manchen Vorurtheilen befangen. Seiner Voraussetzung, daß die Deutschen als Nation gegen seine Race eine unüberwindliche Feindschaft hegen, vermögen wir nicht beizupflichten. Graf Krasinski ist noch nicht zufrieden mit der alten Rivalität zwischen einer Nation und der anderen — zwischen Sachsen und Böhmen, Polen und Oesterreichern — er will der Feindseligkeit einen permanenten Charakter geben, sie durch den Unterschied im Blut, in der Abstammung und in den Geisteskräften motiviren. Wäre dies auch wirklich der Fall, so sollten wir glauben, daß man am klügsten handeln würde, einen für beide Theile verderblichen Antagonismus der Vergessenheit zu übergeben; allein wir können seinem ganzen Raisonnement kein Gewicht beilegen. Daß ein solches Gefühl einst stattfand, ist wohl nicht zu bezweifeln: welches Land hat dergleichen Erscheinungen nicht dargeboten? Aber die Zeit hat das Werk der allgemeinen Friedensstiftung vollbracht oder es wenigstens seinem Ziele genähert; Sachse und Normann, Franke und Gallier, Slawe und Germane wohnen friedlich neben einander: „Czechen und Deutsche", sagte unlängst ein intelligenter Bauer einem englischen Reisenden an den Ufern der Moldau, „existiren nur noch in den Köpfen der Prager Studenten und Zeitungsschreiber. Hierzulande sind wir Alle Böhmen." — Es sind nur die Büchergelehrten, die in der Vergangenheit leben und ihren einsamen Enthusiasmus mit den Streitigkeiten und Gefühlen des Mittelalters nähren, welche diese Sprache reden und sich in diesen Träumen wiegen. Zum Unglück ist die Anzahl solcher Personen in allen slawischen Ländern bedeutend. Ausgeschlossen von jener thatenreichen Laufbahn, welche ein freierer religiöser und politischer Zustand ihnen öffnen würde, sind sie als letztes Hülfsmittel auf ihre historischen Studien angewiesen. Die Gegenwart ist ihnen versagt, sie müssen sich in die Vergangenheit zurückziehen, und die Leidenschaften, die in Frankreich und England in Debatten über lebendige Interessen Beschäftigung finden, erschöpfen sich an Gegenständen, welche längst für die ganze Welt, mit Ausnahme ihrer selbst, todt sind. Dennoch sind diese Bestrebungen nicht ganz verloren; indem sie ihr erstes Ziel verfehlen, erreichen sie ein anderes. Sie helfen uns den Pfad der Geschichte durch den Norden und Osten von Europa verfolgen und machen uns mit so Vielem in den Annalen der slawischen Nationen bekannt, was anziehend und belehrend ist, wenn es richtig dargestellt wird. Die folgende Parallele kann mit Nutzen studirt werden — freilich in einem sehr verschiedenen Sinne von dem, welchen ihr der Autor zu geben beabsichtigte:

„Die Unterdrückung, die von den Deutschen gegen die Slawen der Ostseeländer verübt wurde, übertraf bei weitem Alles, was dieser unglückliche Volksstamm im Süden von den Türken und im Osten von den Mongolen zu leiden hatte. In der That war das Verfahren dieser ungläubigen Nationen gegen die besiegten Slawen wahrhaft menschlich zu nennen, wenn man es mit dem vergleicht, das gegen dieselben Slawen von den christlichen Germanen befolgt ward. Die Mongolen, welche unter den Nachfolgern des schrecklichen Dschingis-Chan die nordöstlichen Fürstenthümer Rußlands eroberten und die stets als der Gipfel von Allem, was grausam und barbarisch ist, geschildert werden, ließen den besiegten Christen nicht allein vollkommene Glaubensfreiheit, sie machten sogar die Ausnahme zu Gunsten der Geistlichkeit, daß sie diese mit ihren Familien vom Kopfgeld befreiten, welches der übrigen Bevölkerung auferlegt wurde. Eben so wenig raubten sie ihnen ihre Ländereien oder befahlen ihnen, die Sprache, Sitten und Gebräuche ihres Volks zu vergessen. Die muhammedanischen Osmanen ließen den unterjochten Bulgaren und Serben ihren Glauben, ihr Eigenthum und ihre lokalen Gemeinde-Einrichtungen, während die christlichen Fürsten Deutschlands sich in die Länder der Slawen theilten, die entweder ausgerottet oder provinzenweise zu Leibeigenen erniedrigt wurden. Die Türken bewilligten den Slawen, die gezwungen oder verführt zum Islam übergetreten waren (den Bosniaken), alle Rechte und Privilegien ihrer eigenen Nation, und viele von ihnen gelangten zu den höchsten Würden im Dienste der ottomanischen Pforte, sogar bis zum Wesirat; die Verfolgungssucht der Deutschen aber erstreckte sich bis zu den christlichen Nachkommen ihrer Opfer. Der Knechtschaft verfallen, war es ihnen nicht erlaubt, sich in den Städten oder Dörfern niederzulassen, welche die deutschen Kolonisten in den ihnen abgenommenen Landstrichen bewohnten, und sie waren von allen Gilden und Handels-Corporationen ausgeschlossen. In Hamburg bestand ein Gesetz, welches von Jedem, der Bürger dieser Stadt zu werden wünschte, den Beweis forderte, daß er nicht slawischer Abkunft sey, und es sind noch viele offizielle Dokumente vorhanden, aus denen es klar hervorgeht, daß die Bedrückungen, welche die Slawen von ihren deutschen Herren erdulden mußten, noch lange nach der endlichen Unterjochung und Christianisirung dieses Volksstammes fortdauerten. Ein deutscher Autor erzählt, daß geraume Zeit nach Einführung der christlichen Religion jeder Slawe, der auf der Landstraße getroffen wurde und keine genügende Ursache anzugeben wußte, weshalb er sich von seinem Dorfe entfernt habe, auf der Stelle hingerichtet oder wie ein wildes Thier todtgeschlagen wurde. Kein Wunder also, daß die slawische Sprache, die sich nach Westen bis zum Eiderflusse und nach Süden bis jenseits der Saale erstreckte, am Ende in diesen Gegenden ausstarb, indem die, welche sie redeten, entweder vertilgt worden oder die Nationalität verloren und sich in Deutsche verwandelt hatten. Indem ich den Mord eines Volkes durch das andere berichte, bin ich nicht den Anklagen des unterdrückten Theils gefolgt. Das Jammergeschrei des Opfers ist im Lauf der Jahrhunderte verhallt, und die Slawen der Ostsee hatten nicht, wie die Mexikaner, einen Itzkilrochitl oder, wie die Peruaner, einen Garcilasso de la Vega, um der Nachwelt die ihrem Volke zugefügte Unbill zu überliefern. Aus den Reihen der Unterdrücker selbst ist das Zeugniß gegen die von ihren Landsleuten verübten Missethaten gekommen."

Einige Angaben über das stufenweise Verschwinden der Slawen vom deutschen Boden werden nicht ohne Interesse seyn. „Die Slawen, welche man ungefähr siebzig Jahre lang gezwungen hatte, sich den äußeren Gebräuchen des Christenthums zu fügen, empörten sich mit glücklichem Erfolg gegen ihre Tyrannen in demselben Jahre, in welchem die Normannen England eroberten. Sie zerstörten alle Kirchen und Klöster, opferten in Lübeck den Bischof von Münster ihren Götzen und vertrieben die Deutschen und Dänen aus ihrem Lande. Kruko, Beherrscher der Insel Rügen, den sie auf den Thron beriefen, eroberte Polstein und behielt es im Frieden, welchen die Dänen und Deutschen mit ihm zu schließen gezwungen waren. Die Slawen führten ihren nationalen Götzendienst wieder ein und erfreuten sich eines fast vierzigjährigen ununterbrochenen Friedens; zu Anfang des 12ten Jahrhunderts aber ward Kruko ermordet, und die Deutschen und Dänen erneuerten ihre Angriffe auf die Slawen, die bis 1168 den ungleichen Kampf bestanden. In diesem Jahre empfing ihr Herrscher Pribislav die Taufe, ward zum deutschen Reichsfürsten ernannt, und seine Nachkommen bilden in dem großherzoglichen Hause Mecklenburg die einzige echt-slawische Dynastie, welche noch existirt. Die Insel Rügen, das letzte Asyl der slawischen Unabhängigkeit und Abgötterei, ward im folgenden Jahre, 1169, von Waldemar I., König von Dänemark, erobert und die Einwohner zum Christenthum bekehrt. Die slawische Sprache schlich sich in der Nachbarschaft von Leipzig noch bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts hin; der letzte Mann, der sie in Pommern redete, soll im Jahre 1404 gestorben seyn. Zu Wustrow im Fürstenthum Lüneburg wurde sogar bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch Gottesdienst in slawischer Sprache gehalten. Die Bewohner des gleichfalls im Lüneburgischen gelegenen Distriktes Lüchow, der auch Wendland heißt, sprechen noch jetzt eine eigenthümliche Mundart, die mit vielen slawischen Wörtern vermischt ist. Die einzigen Slawen in Deutschland, welche ihre Nationalität erhalten haben, sind die Wenden der Lausitz."

Im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute, ist Graf Krasinski Protestant; daher seine Sympathie für die ersten Reformatoren der Kirche, einen Huß und Hieronymus von Prag, einen Ziska und Prokop. Ein großer und anziehender Theil seines Buches ist der romantischen Geschichte der Taboriten gewidmet und beschreibt ihren tapferen, funfzehnjährigen Kampf gegen die

*) Lectures on the Religious History of the Slavonic Nations. By Count Valerian Krasinski. — Wir theilen eine Notiz über dieses beachtenswerthe Werk nach dem Londoner Athenaeum mit, dessen unparteiisches Urtheil ein Korrektiv für die mitunter etwas leidenschaftlichen und einseitigen Ansichten des unseren Lesern schon aus früheren Schriften bekannten Verfassers abgiebt.

Kriegsheere des Reichs und ihre endliche Unterdrückung, nachdem sie sich durch die heldenmüthigsten Thaten ausgezeichnet hatten. Die Sekten und Parteiungen in der russischen Kirche sind kurz, aber mit vieler Klarheit dargestellt. Ueber die Fanatiker, welche sich vor einigen Jahren an den Ufern der Wolga dem Opfertode weihten und sich gegenseitig umbrachten, wird nach dem bekannten Werke des Freiherrn v. Harthausen Bericht erstattet. Neuer war uns die Notiz über die Martinisten in Rußland, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Der Chevalier St. Martin ist nicht nach Verdienst gewürdigt. Es möchte jedoch die Gränzen dieser Vorlesungen überschreiten, hier die Biographie eines Mannes zu geben, der zu einer Zeit, als die atheistische Schule der Philosophie eine vollständige Herrschaft über die öffentliche Meinung in Frankreich erlangt hatte, unermüdlich bestrebt war, die reinen Lehren des Christenthums, obwohl mit einer ansehnlichen Beimischung von Mystizismus gefärbt, zu verbreiten. Er bemühte sich, seine Doktrinen durch den Einfluß der Freimaurerlogen zu unterstützen und ihnen eine religiöse und praktische Tendenz zu geben. Es gelang ihm nicht, diesen Zweck in seinem Vaterlande zu erreichen, obschon er in den Logen von Montpellier und Lyon einigen Erfolg hatte; aber seine Lehren wurden durch einen Polen, Graf Grabianko, und einen Russen, Admiral Pleschtschejev, nach Rußland verpflanzt, wo sie eine außerordentliche Wirkung hervorbrachten. Die Werke Jakob Böhm's und protestantischer religiöser Schriftsteller, wie Joh. Arndt, Spener und andere von derselben Schule, so wie die Schriften St. Martin's selbst, dienten dieser Gesellschaft als Führer, welche Personen aus den höchsten Ständen zu ihren Mitgliedern zählte. Ihre Absicht war jedoch keineswegs, sich auf spekulative Religionssätze zu beschränken, sondern die Vorschriften des Christenthums thatsächlich auszuführen, indem sie das Gute beförderten, worin sie die größte Thätigkeit entwickelten. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich dabei nicht allein auf einfache Handlungen der Wohlthätigkeit, sie bedachten auch den Unterricht und die Literatur. Moskau war ihr Hauptsitz, und sie errichteten hier einen typographischen Verein zur Aufmunterung der Literatur. Um junge Männer von Talent zu bewegen, sich literarischen Beschäftigungen zu widmen, kaufte dieser Verein alle Manuskripte ohne Unterschied, die ihm gebracht wurden, sie mochten Prosa oder Verse, Original-Arbeiten oder Uebersetzungen seyn. Eine große Anzahl dieser Manuskripte, die es nicht verdiente, veröffentlicht zu werden, wurde vernichtet, aber sehr viele wurden auch gedruckt. Man beförderte vorzüglich die Herausgabe von Werken religiöser oder moralischer Tendenz, aber es wurden auch Schriften aus anderen Zweigen der Wissenschaft und Kunst gedruckt, so daß die russische Literatur sich schnell mit einer Menge Werke, hauptsächlich Uebersetzungen aus fremden Sprachen, bereicherte. Man legte auch eine großartige Bibliothek an, für welche mehr als 40,000 Pfd. Sterl. (270,000 Thlr.) verwendet wurden; sie enthielt vorzugsweise religiöse Werke und war Allen zugänglich, die sich zu unterrichten wünschten. Ferner wurde noch eine Schule auf Kosten der Gesellschaft gegründet, und junge, verdienstvolle Männer wurden mit den Mitteln versehen, ihre Studien im Inlande oder auf Universitäten des Auslandes zu vollenden. Unter den Mitgliedern dieses trefflichen Vereins zeichnete sich besonders Nowikov aus, der sich von Jugend auf mit Herz und Seele den geistigen Interessen seines Vaterlandes gewidmet hatte. Er fing damit an, literarische Zeitschriften herauszugeben, welche nützliche Belehrung verbreiteten und Vorurtheile, Mißbräuche, kurz, Alles, was unrecht war, bekämpften. In der Folge gründete er ein gelehrtes Journal*) und ein anderes von populärerem Charakter, obwohl gleichfalls von ernster Tendenz, und bestimmte den Ertrag dieser Schriften zur Errichtung von Primärschulen mit unentgeltlichem Unterricht. Späterhin verlegte er seine Wohnung nach Moskau, wo er die obenerwähnte typographische Sozietät stiften half. Jedes Mitglied des Freimaurer-Ordens beförderte diese hochherzigen Pläne, nicht allein durch pekuniäre Beiträge, sondern auch durch seine persönlichen Bemühungen, seinen Einfluß und sein Beispiel. Wenn man in irgend einer entfernten Provinz einen Mann von Talent entdeckte, so ruhte man nicht eher, bis er einen angemessenen Wirkungskreis gefunden hatte. Es war auf diese Art, daß eines der thätigsten Mitglieder des Vereins, Herr Turgenjev, in einer entlegenen Statthalterschaft einen vielversprechenden Jüngling antraf, der aber nicht die Mittel hatte, seine Gaben auszubilden. Turgenjev brachte ihn nach Moskau und ließ ihn an der dortigen Universität studiren. Dieser Jüngling war der berühmte russische Historiker Karamsin, eben so ausgezeichnet durch seinen edeln Charakter, als durch seine Talente. Der Eifer der Martinisten in der Unterstützung wohlthätiger Anstalten gab der Energie nichts nach, die sie in der Beförderung der intellektuellen Fortschritte ihres Landes entwickelten. Die Einen halfen mit Geld, die Anderen mit ihrer Zeit und Arbeit. Mehr als ein Martinist ließ es sich im buchstäblichen Sinne sein ganzes Vermögen kosten, um die gemeinnützigen Entwürfe der Gesellschaft zu unterstützen und die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern. So handelte Lapuchin, ein Mann aus einer der ersten Familien in Rußland, der ein fürstliches Vermögen zu solchen Zwecken verwendete und seine eigenen Bedürfnisse auf die sparsamste Art befriedigte. Als Senator und Beisitzer des Kriminalgerichts in Moskau, war sein ganzes Leben dem Schutze der Unschuldigen und Unterdrückten geweiht, wozu der Zustand der Rechtspflege in Rußland ihm hinlänglichen Spielraum gab. Noch andere Beispiele könnten angeführt werden von Personen, die nicht allein große Besitzthümer opferten, sondern sich auch die größten Entbehrungen auferlegten, um die edeln Zwecke der Gesellschaft desto wirksamer befördern zu können."

*) Hiermit ist vermuthlich die Древняя Россійская Вивліоѳика (altrussische Bibliothek) gemeint, welche von 1773 bis 1788 herauskam. Grotsch bemerkt in seiner russischen Literaturgeschichte über Nowikov, daß „seinen unermüdlichen Anstrengungen zum Theil jene Bewegung, jenes Leben zuzuschreiben ist, welches sich in unserer Literatur gegen Ende des 18ten Jahrhunderts bemerklich machte." Er starb im Jahre 1818. D. R.

Diese Bestrebungen sind jetzt aufgegeben worden, da der gegenwärtige Selbstherrscher aller Reußen die Festigkeit seiner Regierung eher in materieller Gewalt, als in moralischen Einflüssen zu suchen scheint.

Wir bemerken zum Schlusse, daß das Werk des Grafen Krasinski ein rühmliches Zeugniß für die Gelehrsamkeit und außerordentliche Belesenheit des Verfassers ablegt. Es wird ohne Zweifel allen denen willkommen seyn, die sich für den von ihm behandelten Gegenstand interessiren, und welche die Ergebnisse seiner Untersuchungen benutzen werden, ohne seine politischen und historischen Urtheile und Ansichten in Allem zu unterschreiben.

England.

Aus dem Leben Wilberforce's.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Seine Theilnahme war besonders denen zugewendet, die bessere Tage gekannt hatten und unerwartete Unglücksfälle erfuhren. Man sieht aus seiner Korrespondenz, wie viele Personen durch ihn vom Untergange gerettet, wie viele junge Leute, deren Namen jetzt in der Kirche oder im Gerichtssaale glänzt, durch seine Unterstützung den Weg zum Reichthum und zur Unabhängigkeit gefunden haben. Als im Jahre 1801 England von einer großen Hungersnoth heimgesucht wurde, gab Wilberforce dreitausend Pfund über seinen Etat an die Armen. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, auf einige Jahre seiner Sommerwohnung zu entsagen. „Wenn ich Bloomfield aufgebe" — schreibt er — „und mich sparsam einrichte, so kann ich den vierten Theil meiner Einkünfte für die Armen verwenden. Aber daß ich dann meine Freunde dort nicht mehr aufnehmen soll, auf die unsere häusliche Frömmigkeit einen günstigen Eindruck machen könnte, das ist für mich ein großes Opfer. O Gott, gieb, daß ich einen weisen Entschluß fasse!" — „Unser liebenswürdiger Freund" — sagt Dr. Millward in einem Briefe — „ist die mitleidigste Seele, die ich kenne, und wie wird er falsch beurtheilt und verleumdet! Immerzu mißhandelt ihn, wie Ihr wollt; wenn er nur den Hunger des Volkes stillen kann, werdet Ihr seine Zufriedenheit nicht stören."

Im Jahre 1803 waren von neuem die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausgebrochen. Wilberforce tadelte die englische Regierung, daß sie die Insel Malta für sich behalten wollte, anstatt sich darauf zu beschränken, die Unabhängigkeit derselben sicher zu stellen. „Malta ist gewiß eine wünschenswerthe Position, aber für unser Land ist das kostbarste der Güter die Redlichkeit. Daß sie uns bewahrt bleibe und keine Anmaßung sie beflecke, darüber laßt uns wachen." In diesem Sinne sprach er im Parlament; man hörte ihm aber nur ungeduldig zu.

Bonaparte's Landungsplan verursachte einen Schrecken in England, von dem man auf dem Kontinent keine Ahnung hatte. Pitt war für den Augenblick aus dem Ministerium getreten, und Wilberforce fürchtete, die Regierung werde nicht energisch genug die Vertheidigungsmaßregeln treffen. Er reiste darum nach York, um das Land zur Vertheidigung aufzurufen. Trotz der bewegten Zeit vergaß Wilberforce nie, genau seine Gedanken und Herzensregungen zu kontroliren. „Ich bin" — heißt es in seinem Tagebuch — „zu heftig gegen Addington (damaligen Premierminister) gewesen. Der arme Mann, wie viel Sorgen muß er haben. Ach, er genießt des Friedens nicht, der mir beschieden ist!" — „Es war doch nicht recht, daß ich gestern die Parlamentssitzung versäumte und in der Zeit Lord P. zu mir einlud. Weder in kleinen, noch in großen Dingen darf man gegen sein Gewissen handeln, wir geben gar zu leicht unseren kleinen Neigungen nach und wollen es nicht merken, wenn unser Gewissen, wie von fern, uns einen Seitenblick zuwirft." — „Als ich in die Kirche ging, war ich bei Grant heran. Wir sprachen darüber, ob ich das Haus neben dem seinigen kaufen sollte, und diese Idee, wie ich mir auch Mühe gab, sie zu verscheuchen, verfolgte mich die ganze Predigt hindurch. Lehre mich, Christus, die Dinge dieser Welt verachten und die Launen der Einbildungskraft überwinden!"

Aus Sorge für seine Gesundheit riethen ihm seine Freunde, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Aber es lag nicht in seinem Charakter, aus freien Stücken ein angefangenes Werk unvollendet liegen zu lassen. Indessen trotz aller Mühe, wurde im Jahre 1805 die Bill von neuem im Unterhause verworfen. „O Gott" — schrieb er in sein Tagebuch — „läutere mich: ich war nicht würdig, das Werkzeug zu seyn zur Vernichtung jener schmachvollen Barbarei. Erbarme Dich, Herr, jener Kinder des Schmerzes, mache die Ungerechtigkeit aufhören, deren Opfer sie sind!" Und an Lord Muncaster schrieb er: „Seit diesem Unglückstage liegt mir eine Last auf dem Herzen. Das Bild der armen Schwarzen und ihrer Qualen verfolgt mich Tag und Nacht. In welchem Zeitalter leben wir! Moloch ist der Gott, vor dem wir uns beugen... Ich kam mir vor im Parlament, wie Lord Cornwallis in Virginien, umgeben von lauen Freunden und eifrigen Feinden."

Eine mißliche Frage ward gegen Ende der Parlamentssitzung verhandelt. Lord Melville wurde der Verschleuderung von Geldern in der Verwaltung der Marine angeklagt. Der Kommissionsbericht bestätigte das Defizit. Die Ehre der Regierung erforderte eine strenge Untersuchung. Pitt war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen; sein Ruf, das Vertrauen, das er genoß, standen auf dem Spiel. Bei alledem ließ er sich vom Parteigeist (die Opposition hatte sich der Sache bemächtigt) und von einem falschen Ehrgefühl verleiten, seinen Kollegen zu stützen und mehr als sein Vertheidiger, denn als sein Richter aufzutreten. Wilberforce drang vergebens in ihn, seinem Charakter in dieser Angelegenheit nicht untreu zu werden. Er selbst, in der Ueberzeugung, daß der Ruf der Redlichkeit die sicherste Stütze der Regierung sey, und voll Unwillen über die Geneigtheit des Parlaments, aus Parteirücksichten das Falsum zu ver-

tuschen, erhob sich über alle kleinlichen Bedenken und sprach, wie Recht und Gewissen ihn hießen. Er saß Pitt gegenüber, der jenen durchdringenden Blick auf ihn richtete, vor dem, wie man sagt, Lord Erskine jedesmal den Muth zur Gegenrede verlor. Wilberforce ließ sich nicht einschüchtern und forderte das Haus auf, die strengste Gerechtigkeit gegen Lord Melville zu üben. Seine Rede machte einen tiefen Eindruck. Lord Melville vertheidigte sich selbst, aber seine Weigerung, über die Verwendung der fehlenden zehntausend Pfund irgend eine Auskunft zu geben, wurde ihm verderblich. Das Haus entschied, daß er, ob er gleich seine Entlassung schon gegeben hatte, in Zukunft kein öffentliches Amt bekleiden dürfe, und daß dieser Beschluß vor den Stufen des Thrones niederzulegen sey. Wilberforce lehnte es ab, sich der hierzu ernannten Deputation anzuschließen. „Das Urtheil auszusprechen" — sagte er — „zwang mich die Gerechtigkeit; aber es auch zu vollstrecken, könnte mich nur die Rache treiben. Wenn das Christenthum gebietet, einen besiegten Feind zu schonen, soll ich gehen und über einen unglücklichen Freund frohlocken?"

Wie später Lord Melville gegen ihn gesinnt war, erzählt Wilberforce mit folgenden Worten: „Wir hatten uns lange nicht gesehen; seine Freunde hatten mir harte Vorwürfe gemacht. Etwa ein Jahr vor seinem Tode begegnete ich ihm in einem engen Durchgang. Ich glaubte, er würde an mir vorübergehen, ohne mich anzusprechen. Er blieb aber stehen, drückte mir freundlich die Hand und fragte: Wie geht es, Wilberforce? Nicht tausend Pfund hätte ich genommen für diesen Händedruck. Seitdem sah ich ihn nicht wieder."

Der Kummer, den die Melvillesche Angelegenheit Pitt verursachte, erschütterte seine Gesundheit. Die gleich darauf eingetroffene Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und dem darauf folgenden Waffenstillstand waren ein Schlag für ihn, den er nicht überlebte.

„Es liegt" — sagt Wilberforce in einem Briefe — „sehr viel Rührendes in den Umständen, unter denen Pitt gestorben ist. Ich hatte immer und immer gehofft, am Abend unseres Lebens würden wir gemeinsam den Frieden genießen können — aber diese Hoffnung ist zertrümmert. Man sagt, er hinterlasse sechzigtausend Pfund Sterling Schulden. Dahinter muß irgend ein Betrug stecken. Denn er hatte ein jährliches Gehalt von zehntausend Pfund und gebrauchte, seinem Aufwande nach, etwa fünf bis sechstausend." — „Armer Pitt" — heißt es in einem anderen Briefe — „so mußtest Du am gebrochenen Herzen sterben. Aber war er denn, wie Otway, Collins, Chatterton, verkannt und verstoßen? oder, wie Suwarow, nach langen Diensten in Ungnade entlassen? Nein, ein Liebling des Königs und des Volkes, ist dieser Mann, als erste Person des Reiches, an Gram zugrundegegangen. Ihr werdet es nicht glauben, aber ich versichere es Euch, daß der Eindruck dieses trauervollen Todes eine ganze Woche lang in London nachklang. Dann verfiel die Stadt zurück in die alte Frivolität. Noch war der Leichnam nicht im Grabe, als sie sich schon um die hinterlassene Beute rissen. — Ich war nicht glücklich in meinem Bemühen, seine Schulden durch eine Subscription seiner Verwandten, Freunde, Bewunderer und der Vielen aufzubringen, deren Glück er geschaffen hatte. Ich fürchte, ein Votum des Parlaments in dieser Sache ist ein schlimmes Präcedens, auf das sich später auch Andere mit geringeren Ansprüchen zur Bezahlung ihrer Schulden berufen könnten. Ueberdies ist das Land im Augenblicke so belastet, daß man damit leicht Pitt's Andenken schaden möchte." . . .

Das neue Ministerium neigte zur Aufhebung des Sklavenhandels; auch die königliche Familie war ihr ziemlich günstig, die Sympathieen für die Sache, die eine Zeitlang geschwiegen hatten, regten sich wieder — kurz, die Angelegenheit nahm eine glückliche Wendung. Wilberforce erhielt unter anderen ermunternden und beglückwünschenden Zuschriften von einem reichen westindischen Pflanzer einen Brief, in dem es hieß: „Sie werden mich für abergläubisch halten; aber es ist mir in der That nichts geglückt, seit ich gegen Ihre Bill gestimmt habe. Nicht, daß ich Mangel litte, aber das Geld wird zu Blei in meinen Händen, es trägt nichts ein." . . .

Wilberforce gab, bevor sich das Parlament wieder mit der Frage beschäftigte, eine Schrift über den Sklavenhandel heraus, in der er alle Thatsachen und Argumente zusammenfaßte, auf die er sich seit zwanzig Jahren berief. Dieses Buch fand eine überaus günstige Aufnahme. Die Vertheidiger des Sklavenhandels waren übrigens darin so glimpflich behandelt, daß ihm ein Herr Parley unter Anderem schrieb: „Sie verfahren mit ihren Gegnern so großmüthig, wie jener bretagnische Admiral mit den feindlichen Schiffen, die er erst zertrümmern und dann mit der größten Sorge retten ließ."

Die Bill ging bei den Lords durch. Im Unterhause wurde sie zur zweiten Lesung vorgelegt. „Welch feierlicher Moment" — sagt Wilberforce's Tagebuch — „endlich soll ich an die Erfüllung meines großen Lebenszweckes gelangen, nach welchem die Vorsehung seit 1787 meine Gedanken und Kräfte gerichtet hat! Wie preise ich Dich, Herr, für Deine Gnade. Laß ihr meine Dankbarkeit gleichkommen!" Von solchen Gefühlen durchdrungen, trat er ins Parlament am 23. Februar 1807.

Die Sitzung war sehr lebhaft; aber wie groß erst wurde die Bewegung, als beim Schlusse der Diskussion Sir Samuel Romilly auftrat und, sich an die jüngeren Mitglieder des Hauses wendend, ihnen zurief, aus diesem Beispiel zu lernen, wie viel höher die Belohnungen der Tugend über denen des Ehrgeizes ständen. Er schloß mit einer Vergleichung zwischen den Gefühlen des Kaisers der Franzosen in all seiner Größe, umgeben von einer Familie von Königen, und denen dieses ehrwürdigen Mannes, der nun unter sein häusliches Dach zurückkehrt und, sein Haupt zur Ruhe legend, zu sich sagen kann: „Du hast den Sklavenhandel vernichtet!" Das Haus war so hingerissen, daß es, seine Gewohnheiten vergessend, in einen dreimaligen stürmischen Beifall ausbrach.

Seine Freunde begaben sich in Masse zu ihm, um ihm Glück zu wünschen; es wurde jener Abend zu einer wahren Siegesfeier. „Nun Henry", sagte Wilberforce scherzend zu Thornton, „was schaffen wir jetzt ab?" — Die Lotterie, denk' ich, erwiederte gewichtig der treue Freund. Suchen wir die Namen der sechzehn elenden Opponenten; vier habe ich schon, sagte William Smith. Wilberforce aber antwortete: Lassen wir die sechzehn Unglücklichen; denken wir nur an die edlen zweihundertdreiundachtzig. Fürwahr ein überraschender Erfolg! Und keine Eigenliebe mischte sich in seine Freude. „Gott wird dieses Land segnen", rief er in prophetischem Tone, „ist doch schon am heutigen Tage die authentische Nachricht von einem Siege über die Franzosen angekommen." In der That, der dunkle Himmel, der über England ruhte, klärte sich auf, und mit demselben Jahre, in welchem der Sklavenhandel verboten wurde, begann jene Reihe von Ereignissen, die mit Wellington's Siegen und Bonaparte's Sturz geschlossen wurde.

Noch hatte die Bill zwei Stadien durchzumachen, und um nichts zu verabsäumen, reiste Wilberforce nach Yorkshire zur Betreibung seiner Wiederwahl. Eine Deputirtenwahl ist bekanntlich in England höchst kostspielig, zumal wenn man reiche Mitbewerber hat. Funfzehn- bis zwanzigtausend Wähler müssen auf komfortable Weise nach dem Wahlort befördert und vierzehn Tage lang fetirt werden. Wilberforce erklärte geradezu, er könne einer Wahl wegen das Vermögen seiner Kinder nicht aufs Spiel setzen. Alsbald wurde eine Subscription eröffnet. Man entschied, es sey dies Sache der Grafschaft, und er selbst dürfe nicht einmal dabei unterschreiben. Aus allen Theilen Englands liefen Beiträge ein, und nach Verlauf einer Woche waren 64,435 Pfd. Sterl. unterzeichnet. — Die Anhänger seiner Mitbewerber kamen wohl eingeschult und in geschlossenen Reihen an, und am dritten Tage der Stimmgebung (poll) war Wilberforce noch der Vorletzte auf der Liste. Die Möglichkeit des Mißlingens spornte den Eifer seiner Freunde. „Alle Fuhrwerke der Grafschaft", heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, „sind requirirt, Schiffe voller Wähler kommen den Fluß herab, selbst Esel haben die Ehre, die Kommittenten Wilberforce's zum Wahlplatz zu tragen, ungerechnet die Hunderte, die zu Fuß ankommen. Die ganze Grafschaft ist in Bewegung. Für einen gewöhnlichen Reisenden wäre es unmöglich, jetzt hier einen Wagen oder ein Bett in einem Gasthofe zu finden." — Die Freisassen waren einmal entschlossen, ihren Lieblingsdeputirten, der sie dreiundzwanzig Jahre treulich vertreten hatte, nicht fallen zu lassen, und am vierten Tage war er bereits der Erste auf der Liste. Der Wahlkampf dauerte vierzehn Tage. Die Gegner hatten die Taktik angenommen, Wilberforce nicht zu Worte kommen zu lassen. — „Am zweiten Tage" — erzählt Thornton — „als Wilberforce einen mißverstandenen Punkt aufklären wollte, lärmte und tobte die Canaille, die von Milton herübergekommen war, dermaßen, daß das Geschrei seine Stimme übertönte. Da rief man ihm von Seiten seiner Freunde zu: „Laßt's drucken, Wilberforce, laßt's drucken! sie mögen Euch lesen, wenn sie Euch nicht hören wollen!" — „Die und lesen!" schrie Wilberforce aus Leibeskräften. „Wie könnt Ihr glauben, daß Leute, die einen solchen Skandal machen, lesen können? Nicht Einer, ich sag' es, versteht's, nicht Einer. Sie müssen jetzt zuhören, oder sie erfahren niemals, was ich will." Endlich drangen seine Freunde durch, und die Wahl fiel auf ihn. „Ein wahres Glück", schreibt er an Miß More, „daß ich in dieser Schlacht nicht Ruf, noch Gesundheit und Vermögen eingebüßt habe."

Nach dem Wahlkampfe kehrte er wieder zu seinen philanthropischen Bestrebungen und seinen häuslichen Pflichten zurück.

Im Frühjahr 1814 ließ ihm Frau v. Stael durch Sir Samuel Romilly versichern, daß sie Niemandes Bekanntschaft so sehr zu machen wünschte, als die seinige. Der Herzog von Glocester, um diesem Begehren zu willfahren, lud Beide zu Tisch ein. — „Es ist reine Neugierde" — sagt hierüber das oft citirte Tagebuch Wilberforce's — „und dennoch fühle ich mich geschmeichelt. Wie schwer es doch ist, solche Gedanken loszuwerden! Frau v. Stael hat zum Herzog von Glocester gesagt, ich wüßte gewiß nicht, wie fromm sie sey. Ich will ihr letztes Buch lesen, um nicht nach einer vorgefaßten Meinung zu urtheilen. — Den 19ten. Gespeist beim Herzog von Glocester mit Frau v. Stael, ihrem Sohne und ihrer Tochter. Frau v. Stael ist gerade wie ihr Buch, nur weniger hoffnungsreich. Sie hat mich viel belobt über die Unterdrückung des Sklavenhandels. Ganz Europa sey . . . doch, was verdringe ich die Zeit, solche Dinge niederzuschreiben. Sie lud mich zum Diner ein und bat mich, die übrigen Gäste zu bestimmen. Es wäre unartig gewesen, es abzuschlagen; indessen wird mich das in einen Wirbel von Festlichkeiten stürzen, der weder meinem Körper, noch meiner Seele zuträglich ist. — Den 22sten. Ich habe an Frau v. Stael geschrieben und ihr die verlangten Werke geschickt. Ich weiß nicht, soll ich ihrer Einladung folgen oder nicht. Lady S. hat mir erzählt, daß viel darüber gestritten wurde, ob ich kommen würde. Man hat sogar Wetten für und gegen gemacht; aber Frau v. Stael meinte, es wäre sicher, daß ich käme, denn ich hätte ja gesagt. — Den 10ten. Ich bin wirklich dort gewesen. Es war ein reizendes Diner. Sie sprach vom letzten Endzweck der Schöpfung, nicht von ihrem Nutzen, sondern von ihrer Schönheit. Im Alter von funfzehn Jahren Jahren schrieb sie Briefe über Rousseau, aber jetzt, im funfzigsten, denkt sie ganz anders. Abends war eine glänzende Versammlung. Die Aufregung, in die ich versetzt wurde, wirkt noch heute in mir nach. Wie gefährlich muß solche Zerstreuung für junge Leute in aller Lebendigkeit der Leidenschaft seyn. Ich möchte mich nicht oft in diese verführerische Welt wagen. Und dann kämen einem neben dieser pikanten Unterhaltung die häuslichen Freuden etwas fade vor. Sagte doch selbst der arme Paley, ich will hoffen, im Scherze: „Wer hat je mit seiner Frau eine Conversation geführt?" Ich werde, denk' ich, besser thun, mich fern zu halten von der glänzend leichtfertigen Gesellschaft der Frau v. Stael." Und diese Gesinnungen waren nicht etwa die Folge des vorgerückten Alters und mürrischer Stimmung. „Herr Wilberforce" — sagte Frau v. Stael zu Sir James Mackintosh — „ist der liebenswürdigste Mann, den ich in Ihrem Lande kennen gelernt habe. Man hatte ihn mir als den frommsten Mann Englands geschildert; ich finde aber in ihm den geistreichsten."

Als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in London waren, wurde er ihnen vorgestellt und bat sie, die Unterdrückung des Sklavenhandels bei den betreffenden auswärtigen Staaten zu betreiben. Zu dem Ende führte er auch Korrespondenzen mit berühmten Schriftstellern des Auslandes, mit Humboldt, Sismondi, Chateaubriand u. A. m., damit dieselben unter ihren Landsleuten die Frage erörterten. Selbst an Herrn v. Talleyrand richtete er eine Denkschrift über den Sklavenhandel.

In der That erreichte er auch, daß Frankreich die Wiedereroberung von St. Domingo aufgab und den Negerhandel nördlich vom Kap Formosa untersagte. Indessen zeigte sich bald, daß diese Erfolge illusorisch waren. Wilberforce erfuhr, daß Schiffe, von denen mehrere Engländern gehörten, in Havre zum Sklavenhandel ausgerüstet wurden. Nie hatte er einen tieferen Gram empfunden. . . Aber Napoleon's feste Hand, als er von Elba zurückgekehrt war, setzte diesen Schmuggeleien ein Ziel. Er proklamirte die vollkommene und augenblickliche Aufhebung des Negerhandels.

Im Jahre 1824 wurde Wilberforce durch eine gefährliche Krankheit genöthigt, seine Entlassung beim Parlamente einzureichen. Er hinterließ seinem Kollegen Burton die fernere Vertheidigung der Neger, die Betreibung ihrer völligen Emancipation. . . „Gewiß wird" — antwortete der Letztere — „manches junge Talent zur Wahrung ihrer Rechte aufstehen; aber könntet Ihr ihm nur, wie Elisa, Euren Mantel überwerfen!"

Im Frühjahr 1833 kam Wilberforce nach London, um den Doktor Chambers zu konsultiren. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Ereignisse fand gerade damals die zweite Lesung der Sklaven-Emancipationsbill statt. Man kam zu Wilberforce und kündigte ihm an, daß nun, nach einem Kampfe von funfzig Jahren, der Gesetzvorschlag angenommen sey. „Gott sey gepriesen" — rief Wilberforce aus — „daß er mich den Tag erleben ließ, an welchem England sich bereit erklärt, zwanzig Millionen Pfund für die Aufhebung der Sklaverei herzugeben!"

Am Tage darauf entschlief er zum ewigen Leben. Eine Adresse, die von sämmtlichen Parlamentsmitgliedern unterzeichnet war, verlangte seine Beisetzung in Westminster. Am folgenden Tage begegnete man in London auf drei Personen einem Trauernden. Subscriptionen zu einem Denkmal wurden eröffnet. Besser traf es die Stadt York, die ihm zum Andenken ein Blinden-Institut gründete. Die Farbigen in New-York und Westindien legten bei der Todesnachricht Trauer an. „Es findet die Frömmigkeit das gelobte Land, auf Erden wie im Himmel."

Punchiana.*)

7.

Französische und englische Polizei. Die englische lakonisch, wie eine telegraphische Meldung, die französische so langgezogen und hochtrabend, wie die Botschaft eines amerikanischen Präsidenten. Der englische Polizeimann sagt kurz und schneidend: „Platz da!" Der französische nimmt seinen Hut ab und spricht in einnehmendster Weise: „Meine Herren, ich muß Sie bitten, die Circulation nicht zu hemmen." So z. B. geschah es, wie der Pariser Korrespondent der Times berichtet, gelegentlich der Tumulte bei Entfernung der Freiheitsbäume. Und der wüthige Mob zog alsbald die Hüte, verneigte sich und wich zurück. Hierüber Punch, wie folgt: Wenn Polizeidiener X den englischen Mob in dieser Art anredete: „Meine Herren, ich würde es als eine persönliche Gunst erachten, wenn Sie so gütig seyn und aus einander gehen wollten, denn Sie ahnen nicht, wie sehr Sie durch längeres Verweilen hier die allgemeine Circulation stören", — so sollte uns wundern, setzt Punch hinzu, wenn Solches die nämliche Wirkung hervorbrächte, wie ein: „Nun, Leute, packt Euch." — Es wurde so eben der Pariser Freiheitsbäume gedacht. Ihrer Erinnerung widmet Punch ein Bild und ein Karmen. Jenes zeigt einen Schwarzdorn ohne Blätter, Blüthen und Zweige, an der Stelle dieser aber mit Bajonetten, Dolchen, Lanzenspitzen, Schwertern, Pistolen und Kanonenläufen besetzt. Dieses Karmen ist natürlich der Kommentar zu diesem Abbild bürgerlicher Freiheit.

8.

Nach Nr. 448 halten die Kommunisten Englands ein Meeting. „Demokratische und soziale Republik für immer!" lautet es da unter rauschenden cheers und obligaten Hurrahs. Bei diesen cheers werden spaßhafterweise je zwei und zwei Antagonisten zu einem par nobile fratrum zusammengespannt: Lord Stanley und Louis Blanc, Proudhon und der Herzog von Richmond, Sergeant Bolchot und Oberst Sibthorp. Auch Punch ist unter den Lauschern. „Nach Schluß der Sitzung", erzählt er, „gingen wir von dannen — ohne unser Taschentuch." Hatte dies indeß vorausgesehen, da er unter der noblen Gesellschaft mehrere der famosesten Gauner der Metropole ansichtig geworden war.

9.

Das Thema „Nadelgeld", welches in Nr. 2 dem Punch entnommen war, erhält in dessen Nr. 444 zur Variation ein neues Doppelbild. Links auf demselben die Nähterin (needlewoman) auf dem Weg abwärts ins Elend. Freilich, wenn London allein dreißig Tausend dieser unglückseligen Kreaturen beherbergt, welche, wie eine vorliegende Berechnung ihres respektiven Wochenverdienstes ausweist, kümmerlich an einer Brodrinde zehren oder dem Laster anheimfallen müssen, während sich von ihrem Fleiß der Wucher ihrer Arbeitgeber mästet, so muß wohl Aergerniß kommen, wie die Schrift sagt. Allabendlich schleichen Tausende derselben durch die Quartiere der Hauptstadt, bleich und abgehärmt, in kaum sattsamer Bedeckung, bittend und bettelnd um ein Stück Brod, oder sie wandeln auf noch anderen Wegen. Zu einer dieser Klassen gehört auch die Dargestellte. Die obere Bekleidung, in ein Umschlagetuch gehüllt, schließt noch zusammen, und auch der Hut zeigt keine Spuren von Auflösung; aber je tiefer herab, desto abgerissener, und die Stiefeletten dürften schwerlich vor dem Eindringen von Wasser, Schmutz und Kälte schützen. Sie gleitet vor dem inhaltreichen Laden mit der Aufschrift „cordial gin" vorüber. Wohl mag der herzstärkende Liqueur für eine Weile das Elend vergessen machen, welches „die harte Stiefmutter England" über dieses Geschlecht verhängt und ausgießt. Aber für ihn hat unsere Nähterin jetzt kein Auge. In ihren Zügen malt sich Scham und Angst: denn vor ihr steht ein hoher, stämmiger Mann, welcher, den Ueberrock bis zum Halse zugeknöpft, die Rechte strafend oder abmahnend gegen sie richtet und durch die Schärpe sich als einen Diener der öffentlichen Ordnung zu erkennen giebt. Um der unverkennbaren Scham willen ist noch nicht Alles verloren: sie ist jedenfalls noch eine bekehrungsfähige Anfängerin im Sündigen. Der Situation geht als Kommentar zur Seite ein Gedicht, „der Nähmädchen Lebewohl" überschrieben, worin es heißt: „Also müßten wir uns, daß unsere Augen aus ihrer Höhle traten, in schmutzigen und kalten Stuben; die Nadel zerarbeitete sich, bis wir starben, oder noch schlimmer — o Himmel, erbarme Dich! — Du weißt, wie öfter aus Mangel, als aus Lust, wir sündigten; o Nächte voll Qual und schmählichen Gewinns durch die dunkelnde Stadt! Leib und Seele gaben wir um Brod und wurden doch nicht satt." Nun, diesem Zustande hat England seit einiger Zeit seine volle Aufmerksamkeit und Theilnahme zugewendet. Man gedenkt, durch massenweisen Export der dreißig Tausend dem Jammer abzuhelfen, und wirklich sind jüngst in Gravesend achtunddreißig Londoner Nähmädchen, denen zunächst eine zweite Ladung folgen soll, nach Port Phillip in Neu-Südwales eingeschifft worden. Immer ein Anfang. Nur macht die Frage annoch großes Bedenken, ob es weise, ob es menschlich sey, den Kolonieen die Aufnahme und Besserung eines so moralisch wie physisch verfallenen Theils der Londoner Bevölkerung zuzumuthen. Punch betrachtet die Sache vom Standpunkt der Humanität aus. Der Nähterin daheim, d. h. unter der Stiefmutter schlechter Tutel, steht auf dem zweiten Halbbilde die Nähterin in der Fremde, die jetzt ihre Heimat geworden, gegenüber. Vor uns sitzt eine Mutter, nett gekleidet und an ihrem Jüngelchen sich weidend, das, von ihr unter den Armen gehalten, ihr diese, herzig lächelnd, entgegenstreckt, während das ältere Brüderchen neben dem Stuhle, froh theilnehmend, zuschaut. So auch der eben zur Thür hereingetretene stattliche Vater, fast unbemerkt von der in Mutterliebe aufgehenden Frau. Er kömmt offenbar von der Jagd; an der Seite hängen ihm Waidmannstasche und Kürbisflasche, hinter ihm lehnt die Flinte. Nächst dem obligaten Wohlstand an Kindern hat es die Familie auch zu anderem Wohlstand gebracht. Nahe bei der Wohnung halten Rinder und kleineres Vieh. Die einer Veranda ähnliche Wohnung und die Vegetation ringsum verrathen den warmen, gesegneten Himmelsstrich. „Unser Gestern war düster, doch unser Heute ist glänzend und schön; gefunden hat die Ausgewanderte fern vom Geburtslande Brod, Freunde, Arbeit und obendrein einen Mann", sagt des Liedes Schluß.

*) Vgl. Nr. 36 und 39 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Lamartine's schwarze Tragödie. Während man den schwarzen Kaiser Faustin auf die Berliner Bühne gebracht, hat Lamartine es versucht, einen anderen Neger von Hayti, Toussaint Louverture, zum Helden eines Trauerspiels zu machen, das zu Anfang dieses Monats auf dem Theater der Porte St. Martin in Paris gegeben wurde. Der Dichter der „Meditationen" scheint jedoch eben so wenig für die dramatische, wie für die politische Schaubühne den richtigen Takt zu besitzen. Hier wie dort zuckt man über seinen Versuch die Achseln; hier wie dort hat er, statt sittlichen Ernstes und erhebender Gefühle, tiefes Mitleid und ein spöttisches Lächeln erregt. Eben so wie die Februar-Revolution eine triviale Parodie der Juli-Revolution war, so erscheint der schwarze Toussaint als eine traurige Parodie des Cid und anderer Heldengestalten der französischen Bühne. Der Philanthropie, der Religion steht es an, keinen Unterschied zu machen unter den Menschen und die Schwarzen zu behandeln wie die Weißen, aber die Aesthetik kann dies nimmermehr, auch wenn die vieltausendjährige Geschichte des Menschengeschlechtes nicht lehrte, wie tief die schwarze Race der weißen in geistiger und seelischer Beziehung untergeordnet ist. Lamartine hat aus seinem schwarzen Helden ein wahres Muster aller Tugenden und das fleckenloseste Bild sittlicher Größe gemacht, damit aber nur dargethan, daß er zum Theaterdichter gar keinen Beruf habe, denn auf der Bühne würde auch ein weißer Heros dieser Art, ein Mensch ohne alle Schattenseiten der Leidenschaft, unnatürlich erscheinen und den Zuschauer kalt lassen. Das Stück beginnt mit dem Singen der Marseillaise, die von den Negern auf der Bühne angestimmt wird und deren Text daher auch bereits von den Pariser die Benennung: „schwarze Marseillaise" bekommen hat. Als Beweis ihrer Anerkennung sangen dafür die im Parterre versammelten Freunde des Dichters am Schlusse des Stückes die Marseillaise von 1848, nämlich die von den Pariser Straßenjungen erfundene Melodie „Lampions! lampions!" in welcher sie Herrn Lamartine hervorriefen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 20. April 1850.

England.

Die Kehrseite der neueren englischen Handelspolitik.

Wir entnehmen einer längeren Abhandlung der Revue des deux Mondes, über die politischen Folgen der von Sir Robert Peel eingeführten Reformen des britischen Handels- und Schifffahrtssystems, die nachstehenden, allerdings von französischem Standpunkt aufgefaßten, aber im Ganzen sehr viel Richtiges enthaltenden Betrachtungen:

„Das englische Ministerium hatte sich für Schutzzoll oder Freihandel zu erklären, Lord John Russell und seine Kollegen haben letzteren erwählt. Herr Cobden und seine Freunde waren seit ihren großen Erfolgen im Jahre 1846 vom Kampfplatz zurückgetreten und beobachteten mit augenscheinlicher Geringschätzung die Anstrengungen der sich wieder konstituirenden torystischen Partei; als sie aber Lord Stanley, den Herzog von Richmond, Herrn D'Israeli, den Marquis von Granby nach und nach die frühere Schaar um sich vereinigen sahen, welche durch das plötzliche Kehrtmachen Sir Robert Peel's auf kurze Zeit zersprengt worden; als sie die protectionistischen, mit stets wachsendem Erfolge sich wiederholenden Meetings, die Aufregung der Ackerbau treibenden Bevölkerung bemerkten und sieben oder acht Wahlen hinter einander zum Vortheile ihrer Gegner ausfallen sahen, haben sie es für Zeit gehalten, sich wiederum ans Werk zu begeben. Die Association für Wahl- und Finanzreform ist gebildet worden, neue Meetings wurden abgehalten, und Herr Cobden hat seine Feldzüge von 1844 und 1845 wieder begonnen, jedoch mit weniger Begeisterung und ohne die früheren lebhaften Sympathieen und die sonstige enthusiastische Aufnahme zu finden. Damals führte jeder Tag einen neuen Triumph für ihn herbei; er erging sich in der Entwickelung der neuen Doktrinen; er berief sich auf das Zeugniß jener berühmten englischen Schriftsteller, welche die Lehre von der politischen Oekonomie aufgestellt hatten; er wies auf die Zukunft hin, die seine Einbildungskraft mit den glänzendsten Farben ausschmückte. In diesem Jahre hingegen verhielt sich Herr Cobden mehr defensiv; er traf überall die Erinnerung an seine früheren Verheißungen und mußte erklären, wie so der gegenwärtige Nothstand seinen Lehrsätzen zu widersprechen schien; er mußte zugeben, daß die wohlthätigen Wirkungen des Freihandels um den Preis einer mehr oder minder langen Krisis zu erkaufen wären, und daß die verführerischen Schilderungen, die er davon gemacht hatte, sich auf den Zeitraum beziehen, wo Alles wieder in den normalen Zustand zurückkehren würde. Ein solches Thema ist zur Beredtsamkeit weniger geeignet, die Menge ist durch eine Apologie schwer zu begeistern. Es war aufgefallen, daß Herr Cobden, nachdem er verkündet hatte, Herrn D'Israeli mitten in der Grafschaft Buckingham, deren Repräsentant dieser ist, aufsuchen zu wollen, dennoch das Zusammentreffen mit ihm in Aylesbury unter freiem Himmel und an einem Markttage vermied und es vorzog, vor einer Versammlung von kaum funfzig Personen in einem Wirthshause aufzutreten, und zwar am Abend des Tages, an dem der torystische Redner, nur wenige Meilen entfernt, einer zahllosen, glänzenden Versammlung die Flucht seines Widersachers verkünden konnte. Ueber seine zweifelhaften Erfolge erbittert, hat Herr Cobden in einigen Manufakturstädten, z. B. in Leeds, wo er sich behaglicher fühlte, weil dort der Wohlstand größer ist, unkluge Drohungen gegen die Protectionisten laut werden lassen, indem er erklärte, daß die Freihandelsmänner ihre Zuflucht zur Gewalt nehmen würden, wenn man die Abschaffung der Korngesetze wieder in Frage stellen sollte. Bald mußte er jedoch den begangenen Fehler erkennen, denn diese Drohungen sind andererseits beantwortet worden. So zitirte in York ein Pächter, in Gegenwart mehrerer Mitglieder des Ober- und Unterhauses und des Mayors von York, die Rede Cobden's und fügte unter rasendem Beifall hinzu, daß, wenn die „Baumwollen-Lords" jemals versuchen sollten, die Fahne des Bürgerkrieges zu entfalten, die Pächter ihrerseits sich erheben und sich nicht eher beruhigen würden, bis Cobden gehängt sey und Herr Bright die Execution ausgeführt hätte. Niemals werden die heftigen Leidenschaften ungestraft angerufen. Wenige angreifende, drohende Worte des Herrn Cobden waren hinreichend, den Charakter dieser beiden sich gegenseitig verfolgenden Agitationen zu verändern. Die Protectionisten hatten zu Hinkley, einer kleinen Stadt, wo viel Schuhwerk fabrizirt wird und wo die Herabsetzung der Getraidepreise noch keine Lohnherabsetzung zur Folge gehabt hat, ein Meeting veranstaltet. Die Schuhmacher zogen von früh an in der Stadt umher mit einem großen Brode zwischen zwei Stücken Speck, worauf die Inschrift „Freihandel" sich befand. Hinterher wurde ein sehr kleines Brod, an dem ein Bückling hing, getragen, worauf „Schutzzoll" geschrieben stand. Nach diesem Vorgange begaben sie sich in Masse nach dem Orte hin, wo die Protectionisten versammelt waren, und trieben diese aus einander. Nicht immer gingen die Dinge so friedlich ab; mehr als einmal haben die Landleute die Freihandelsmänner fortgejagt, und in den Manufakturstädten sah man die Arbeiter mit Steinwürfen die Versammlungen der Agrikulturisten sprengen, die Pächter in den Straßen einzeln anfallen und die sich nach den Meetings begebenden obrigkeitlichen Personen mit Koth bewerfen. Lord Talbot wurde in dem Augenblicke, als er eine Pächter-Versammlung anreden wollte, durch einen Steinwurf schwer am Kopfe verletzt; der Mayor von Reading wurde fast sterbend den Händen einiger Wüthenden entrissen, von denen er niedergeworfen und mit Stockschlägen bedient ward, während er aus einer von ihm präsidirten Versammlung zurückkehrte. Herr Cobden hat auf seiner Rundreise in den Ackerbau treibenden Grafschaften Englands sich überzeugen können, welchen Aufschwung die Protectionisten-Partei genommen hat, so wie von dem Nothstand, der auf den Pächtern lastet, und von der Erbitterung, die unter ihnen hervorgerufen worden; er hat sehen können, wie leicht es seyn würde, die Manufaktur-Bevölkerung mit der Ackerbau treibenden in Kampf zu setzen. In den letzten Versammlungen will man in seinen Reden schon eine weniger herbe und gereizte Sprache bemerkt haben.

Das englische Ministerium ist nicht ohne Besorgniß den Fortschritten dieser doppelten Bewegung, aus der jeden Augenblick ein Zusammenstoß hervorgehen konnte, gefolgt. Beide Agitationen waren zu wichtig geworden, um dabei neutral zu bleiben; es war durchaus nöthig, sich auf eine zu stützen, um der anderen die Spitze bieten zu können. Die Wahl konnte nicht zweifelhaft seyn. Der größere Theil der Whigs hat die vollständige Abschaffung der Korngesetze keineswegs gewünscht, indessen haben sie Alle dieselbe aus den Händen Sir Robert Peel's acceptirt und dafür gestimmt: die Rückkehr zum Schutzzollsysteme würde ein Rückschritt gewesen seyn. Die Whigs bilden eine beträchtliche Fraction im Unterhause, aber sie sind nicht im Stande, jemals für sich allein eine Majorität zu bilden: sie haben die Unterstützung der Radikalen und der Freunde Sir Robert Peel's dazu nöthig; eine Rückkehr zur Protection würde einen unversöhnlichen Bruch mit jenen beiden Fractionen herbeiführen, wodurch die Torys eine solche Ueberlegenheit über die Whigs gewinnen würden, daß erstere, nach der Wiedereinführung eines Zolles auf Cerealien, die Regierung selbst in die Hände nehmen dürften. Das englische Ministerium mußte demnach, aus Furcht, seine Stellung zu verlieren, sich für die Aufrechterhaltung des Freihandels erklären. Es mußte eine engere Vereinigung der Whigs mit den Radikalen herbeiführen und zugleich das Mittel auffinden, den sich vorbereitenden Angriffen zu begegnen. Es hat seit dem Beginn der diesjährigen Session eine furchtbare und geschlossene Minorität gegen sich, welche ihm keine Erholung lassen wird. Lord John Russell verkennt nicht den Einfluß und die Mittel, welche dem großen Grundbesitz in England zu Gebote stehen; er hat die Torypartei nach der Wahlreform von 1831 in weniger als fünf Jahren sich wieder bilden und allmälig zu einer beträchtlichen Majorität anwachsen sehen; er weiß, daß bei dem gegenwärtigen hin und her schwankenden Uebergewicht ein unvorhergesehenes Ereigniß die Macht der Whigs leicht den Torys übertragen kann, während in diesem Augenblicke Nichts das Resultat einer allgemeinen Wahl voraussagen läßt. Er hat sich demnach entschlossen, seine gegenwärtige Stellung zu benutzen, um seine Partei für die Zukunft sicher zu stellen. Würde vom jetzigen Parlament eine neue Wahlreform beschlossen, so wären der steigende Einfluß der Handel treibenden Klassen und der sinkende Einfluß der Grundaristokratie bei den künftigen Wahlen die Folgen derselben. Lord John Russell, der noch im letzten Jahr gegen jedes Verlangen nach Reform und nach dem allgemeinen Stimmrecht kämpfte, hat sich entschlossen, das vorzuschlagen, was er vor sechs Monaten verwarf. Zu derselben Zeit, als sich die Nachricht der auf Herrn Villiers gefallenen Wahl zur Ueberreichung der Adresse verbreitete, zeigte die Times auf halb offizielle Weise an, daß ein Paragraph in der Thronrede der Königin dem Parlamente eine Erweiterung des Wahlrechts empfehlen würde. Der ministerielle Entwurf ist jetzt in seinen Hauptdetails bekannt und wird eine beträchtliche Vergrößerung der Anzahl der Wähler zur Folge haben; die Allianz der Whigpartei mit den Radikalen würde hiermit durch ein neues Band fester geschlossen werden.*)

Die Torys haben gegen jede Erwartung diese Nachricht mit außerordentlicher Gleichgültigkeit aufgenommen. Sie scheinen über die Ausdehnung des Stimmrechts, selbst über das allgemeine Wahlrecht, seit der darüber in Frankreich gemachten Erfahrung ganz beruhigt. Sie schmeicheln sich, die ganze Land-

*) Bekanntlich haben sich diese Erwartungen nicht bestätigt, indem Lord John Russell jede Erweiterung des Wahlrechts in England ablehnte und sie nur für Irland beantragte, wo die furchtbare Hungersnoth und die damit verknüpfte Auswanderung die bisherigen Wahlberechtigten auf ein Minimum reduzirt haben. D. R.

bevölkerung auf ihre Seite zu bekommen und dadurch ein unbestrittenes Uebergewicht zu erlangen. Uebrigens wissen sie recht gut, daß es sich noch nicht um allgemeines Stimmrecht handelt, und glauben von der Ausdehnung der Wahlberechtigung nichts zu fürchten zu haben. In vielen kleinen englischen Städten liegt der Kleinhandel in Folge des Nothstandes der Pächter gänzlich danieder; diese verringern nicht nur die Ausgaben für ihre Bedürfnisse, sondern beschäftigen weit weniger Arbeiter, indem sie alle Arbeiten zur Verbesserung ihrer Grundstücke ruhen lassen, und so verliert der unbeschäftigte, der Gemeinde zur Last fallende Taglöhner die Mittel, den Kleinhandel zu befördern. Dem Protectionismus sind also Verbündete bis in die Reihen der Krämer gesichert.

Die Tory-Partei hat auch weniger die Ausdehnung der Wahlfreiheit, als die Vertheilung der Wahl-Bezirke zu fürchten. Ganz Irland zählt nicht so viel Wähler, als der weßliche Distrikt der Grafschaft York, welcher durch Herrn Cobden vertreten wird. Sobald man die Zahl der Wähler bedeutend vergrößert, dürfte die protestantische Aristokratie einen guten Theil der irländischen Bezirke, über welche sie nach dem gegenwärtigen Wahlgesetze verfügt, verlieren; es handelt sich aber hauptsächlich darum, zu wissen, ob kein Versuch zur Aenderung der Wahlbezirks-Vertheilung in England gemacht wird. Durch die erste Reform wurde das Ernennungsrecht einer Menge von Dörfern, wo zuweilen vier oder fünf Wähler einen Deputirten wählten, entzogen und auf ansehnlichere Distrikte, welche nicht vertreten waren, übertragen. So erlangten Manchester und Liverpool das Recht, je zwei Deputirte zu ernennen, aber dasselbe Vorrecht erhielten auch vierundzwanzig unbedeutende Städte, die fast sämmtlich in Ackerbau treibenden Grafschaften liegen, wo die Torys einen überwiegenden Einfluß ausüben. Die Radikalen verlangen mit dem allgemeinen Stimmrecht zugleich die Regelung nach der Zahl der Bevölkerung: sie beklagen sich, daß die Grafschaft Buckingham mit 180,000 Einwohnern elf Deputirte ins Parlament sende, während die Stadt Manchester, welche 250,000 Einwohner zählt und zweimal so viel Steuern und Abgaben zahlt, als jene ganze Grafschaft, nur zwei Abgeordnete habe. Die Vertheilung der Deputirten nach der Volkszahl würde sicherlich die Vertretung der industriellen Städte bedeutend vergrößern.

Wir wollen nicht Muthmaßungen aufstellen, welche Vorschläge die englischen Minister, oder welche das Parlament machen werden, aber wenn die neue Reform auch nur auf eine Ausdehnung der Wahlfreiheit sich beschränkt, so wird sie sicherlich, indem die neuen Wähler einzig und allein aus der Klasse der Industriellen und Handeltreibenden hinzukommen, einen politischen Einfluß zum Nachtheil des Grundbesitzes hervorbringen. Dies ist ein bedeutender Schritt auf dem Wege, den man im Jahre 1831 eingeschlagen hat. Ehemals war das Wahlrecht ein ausschließliches Privilegium des Grundeigenthums; die Reform von 1831 machte indirekt der anderen Art Eigenthum Zugeständnisse, indem sie die Wahlfreiheit auf den größten Theil der industriellen Hauptstädte ausdehnte; die neue Reform aber, die das Wahlrecht nicht mehr vom Eigenthum abhängig macht, sondern von dem Beitrage eines bestimmten Antheils zu den öffentlichen Abgaben, läßt Jeden am p litischen Leben theilnehmen, der eine unabhängige Existenz hat oder zu haben vermeint. Dieser neue Schritt ist die nothwendige Folge der Abschaffung der Korngesetze. In der That hat jene revolutionaire Maßregel zum Wohle der englischen Industrie alle Interessen des Grundbesitzes geopfert, so daß diesem nur der vorherrschende Einfluß in der Politik geblieben ist, weil er mindestens die Hälfte der Wahlkollegien in Händen hat und in fast allen übrigen eine ansehnliche Minorität besitzt. Läßt sich hiernach annehmen, daß der große, so angegriffene Grundbesitz nicht von allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen, Gebrauch machen wird, um die Macht wiederzuerlangen und eine ihm verderbliche Gesetzgebung zu ändern? Steht nicht vielmehr zu erwarten, daß er mit seinen unermeßlichen Hülfsmitteln früher oder später wieder in dem Parlament die Oberhand gewinnen wird, da er, wie Lord Georg Bentinck treffend von ihm sagt, verrathen, aber nicht geschlagen worden und als das Opfer einer Ueberrumpelung gefallen ist, weil achtzig Personen gegen ihre feierlichsten Zusagen gestimmt haben. Um jenen Glückswechsel zu verhindern, giebt es nur Ein Mittel, nämlich den Freihandel unter den Schutz derer zu stellen, welche durch ihn Vortheil haben, also die Klasse zur Theilnahme an den politischen Rechten heranzuziehen, welche vermöge ihrer Interessen der Industrie näher steht, als dem Ackerbau, um so eine neue Abtheilung Wähler zur Vertheidigung der neuen Gesetzgebung zu schaffen.

Wir sind dennoch versucht, zu glauben, daß diese Maßregel, welche für die Sicherung einer längeren Lebensdauer des Ministeriums nothwendig scheint, für die Aufrechterhaltung der Kornhandelsfreiheit nicht unentbehrlich ist. Man giebt sich das Ansehen, als werde das Kabinet durch eine Coalition zwischen seinen Gegnern bedroht. In der letzten Session verkündete man von Monat zu Monat den Sturz des Ministeriums, weil die Torys bei den Fragen über die auswärtige Politik und über die Kolonieen mit den Anhängern Peel's stimmen würden. Das Ministerium hat dennoch stets eine bedeutende Majorität gehabt. Sollten nun in diesem Jahre die Torys bei denselben Fragen mit den Radikalen gegen das Kabinet votiren? Uns scheint dies nicht sehr wahrscheinlich. Man weiß schon, daß das Ministerium in Kolonial-Fragen den Plan der Radikalen fast ganz zu dem seinigen gemacht hat und allen Kolonieen eine fast vollständige Freiheit der Lokalverwaltung zugestehen wird. Es würden alsdann noch die Angelegenheiten der Jonischen Inseln und der italiänischen Flüchtlinge, deren Ausschiffung der Gouverneur von Malta nicht gestatten wollte, zu erledigen seyn. In diesen Fragen, meint man, würden die Torys, im Namen der Menschlichkeit, mit den Radikalen votiren. Wir halten indessen diese letzteren nicht für geneigt, ihren steten Gegnern die Mittel zu liefern, das Kabinet zu sprengen, und sehen überhaupt keinen Gewinn in der Aenderung des Ministeriums; aber nehmen wir an, daß diese Hypothese einträfe, so würden allerdings die Torys dadurch ans Ruder kommen. Wir zweifeln sehr, daß diese die Wiedereinführung der Schutzzoll-Gesetze unternähmen. Einige ihrer wärmsten Anhänger behaupten zuvörderst, der Versuch mit dem Freihandel habe nicht lange genug gedauert, um maßgebend und entscheidend zu seyn. Selbst Herr D'Israeli hat gezögert, bevor er sich entschloß, für Wiedereinführung eines Schutzzolles zu sprechen, und hat dies nur mit augenscheinlichem Widerwillen gethan.

Die Häupter der Torys sind eben so patriotische als aufgeklärte Männer; sie verhehlen sich nicht, daß die Herabsetzung der Getraidepreise eine Existenzfrage für die Industrie ist, und daß diese ihren Sieg mit der Energie der Verzweiflung vertheidigen wird. Sie beunruhigt sich keineswegs über die Rückwirkung, die der Ruin des inneren Marktes auf sie selbst ausüben kann. Herr Jones, Kommissär beim Steueramt, eine der ersten ökonomischen Autoritäten Großbritaniens, sagt in einem Werke über die Einkünfte Englands, daß der Ackerbau, nach Abzug dessen, was er für seinen eigenen Bedarf nöthig hat, für den Markt Erzeugnisse im Werth von hundert Millionen Pfund Sterling liefert. Wenn der Ackerbau nicht in blühendem Zustande ist, so besteht die gewöhnlichste und leichteste Oekonomie der Pächter darin, die Zahl der beschäftigten Arbeiter zu verringern. Sie gelangen fast unmerklich dahin, den vierten Theil von den Kosten der Production zu ersparen; aber in kurzem reduziren sich die Produkte in demselben Verhältniß, und die Pächter bringen nur für fünfundsiebzig Millionen statt für hundert Millionen auf die Märkte. So verschwinden fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling von dem inneren Markt, also die Hälfte von dem Total-Betrage des auswärtigen Handels von England, welches ganze Kapital gegen Industrie-Produkte ausgetauscht worden wäre, ohne die ausfallenden Arbeitslöhne zu rechnen, die dem Kleinhandel Nahrung gebracht hätten! Solche Betrachtungen halten aber die englische Industrie nicht auf; die Versorgung des inneren Marktes ist für sie, wie die Redner der Ligue sagen, nur eine Kleinigkeit; um nicht der Anhäufung der Produkte zu erliegen, muß man die ganze Welt versorgen können. In Manchester giebt es Fabriken, die wöchentlich drei Millionen Metres Kaliko anfertigen können und denen es ein Leichtes wäre, im Laufe eines Jahres ganz Frankreich damit zu bekleiden. Hierin zeigt sich zugleich die Größe und die Schwäche der englischen Industrie, sie muß entweder auf allen Märkten der Welt vorherrschen oder untergehen. Jeder Fortschritt der auswärtigen Industrie ist ihr verderblich, und heutzutage kann sie nur ihre Superiorität dadurch aufrechterhalten, daß sie die Unterhaltskosten ihrer Sklaven bis aufs äußerste reduzirt. Die Abschaffung der Korngesetze sichert ihr vielleicht eine Frist von zehn Jahren, und sie wird sich den Preis so vieler Anstrengungen nicht entreißen lassen. Herr Cobden sagte vor drei Monaten in Leeds, wenn das Parlament von neuem das Brod besteuern und hierdurch den Ruin der Industrie dekretiren sollte, so würde diese eine Million hungernder Arbeiter loslassen, und dann möge, wer da wolle, den Thron und die Nation retten. Für weniger gefährliche Aeußerungen büßt gegenwärtig ein irländischer Kludredner im Exil auf den Bermudas-Inseln. Herr Cobden drückte sich in Sheffield, am 22. Januar, auf dieselbe Weise aus: „Wir sind nicht damit einverstanden, daß man uns zur Vergangenheit zurückführe. Ich mache dies den würdigen Gentlemen bemerklich, welche in Croydon, in Reading, in Worcester bei ihren öffentlichen Versammlungen so viel Lärm machten und nebenbei die Freihandelsmänner durchprügelten; ich erkläre ihnen in kurzen Worten, daß wir nicht gesonnen sind, unser Brod von neuem besteuern zu lassen, und sollten sie auch eine Majorität im Parlament haben, so fordere ich sie nur heraus, dies zu wagen."

Die Engländer lassen sich stets von der Vernunft, niemals von der Eigenliebe leiten, es ist dies, was sie zu einer wesentlich politischen und der Selbstregierung würdigen Nation macht. Schnell und mit bewundernswerther Schärfe erkennen sie, was die allgemeinen Interessen des Landes erfordern; ohne Rücksicht auf die politischen Leidenschaften und auf die Einflüsterungen des Privat-Eigennutzes, unterwerfen sie sich den schmerzlichsten Opfern. Im Jahre 1815 wurden die Steuern auf die Getraide-Einfuhr wieder hergestellt; man zögerte nicht, von der Gewalt Gebrauch zu machen, um die aufrührerischen Manifestationen und die Emeuten zu unterdrücken, welche dieses Gesetz hervorgerufen hatte. Man wird sich heute nicht in dieselbe Nothwendigkeit versetzen, weil die Zeiten sich geändert haben, und weil kein englischer Staatsmann die Verantwortlichkeit für einen Kampf übernehmen würde, bei dem der Sieg um den Preis des Ruins der englischen Industrie erkauft werden müßte. Das sind die Ansichten einiger Mitglieder der englischen Aristokratie, welche stets zu der Schutzzoll-Partei gehörten, sich aber ohne Zögern dem Gesetze der Nothwendigkeit fügen. Lord Harborough, bekannter unter dem Namen Lord Worsley, hat sich folgendermaßen darüber ausgedrückt: „Ich glaube, daß diejenigen, welche die Pächter aufmuntern, ihr Heil von der Wiederherstellung der Schutzzölle zu erwarten, sich selbst und Andere betrügen. Ich bin überzeugt, daß der Versuch, im Sinne des Schutzzollsystems eine Steuer auf Getraide wieder einzuführen, welche zur Erreichung ihres Zweckes öfters prohibitiv werden würde, nur mit einer Niederlage endigen könnte, nachdem das Land in krampfhafte Aufregung gebracht und die Keime einer heftigen Erbitterung zwischen beide arbeitende Klassen des Königreichs gestreut worden wären." Lord Drumlanrig erklärt in einem Briefe an seine Pächter, daß „nach seiner innigsten Ueberzeugung das Schutzzoll-System für immer verloren sey, und daß, ungeachtet des Nachtheils für seine persönlichen Interessen, er als ehrlicher Mann nur also sprechen könne." Er gesteht, daß in einem Lande, wie England, wo es eine so zahlreiche und so unglückliche Arbeiterklasse giebt, die Sorge für den Frieden und die öffentliche Ruhe es fordert, daß kein Versuch mehr zur künstlichen Erhöhung des Brodpreises geschehe. Auf dem Meeting zu Harborough erinnerte Sir H. Halford daran, wie er stets das Schutzzollsystem nach Kräften unterstützt habe, und erklärte, daß er solches noch immer für eine so schwer besteuerte Agrikultur-Bevölkerung, wie die Englands, nothwendig

halte: „Dessenungeachtet", fügte er hinzu, „glaube ich es nicht mit meinem Gewissen vereinbar, in Ihnen die Hoffnung auf baldige Linderung durch Rückkehr zum Schutzzollsystem aufrecht halten zu können. Große Veränderungen, wie die Einführung des Freihandels, erfordern zu einer vollständigen Prüfung einen gewissen Zeitraum, und wenn ich auch zugeben muß, daß der Ackerbau sich in großem Nothstande befindet, so haben die übrigen Klassen der Gesellschaft das Geschehene noch nicht zu bedauern."

Wir glauben nicht an den baldigen Sturz des Ministeriums Russell, aber auch nicht, daß, wenn solcher einträfe, er die Wiedereinführung der Getraidezölle zur nothwendigen Folge hätte. Es scheint uns, daß der große Grundbesitz sich der gegenwärtigen Agitation zur Bildung einer bedeutenden politischen Partei bedient; ohne Zweifel wird er dann die nach und nach wiedererlangte Macht zur Einführung günstiger Maßregeln für den Ackerbau benutzen, aber er wird auf den direkten Schutz durch Eingangszölle früher oder später verzichten. Andererseits ist es augenscheinlich, daß die gegenwärtige Lage nicht länger dauern kann, ohne die englischen Ackerbauer zugrundezurichten, und Niemand kann mehr den Andrang des fremden Getraides auf die englischen Märkte als zufällig und vorübergehend ansehen. Die wahren oder vorgespiegelten Illusionen der Freihandelsmänner sind zerstört; sie geben zu, daß das Getraide sich schwerlich über den Durchschnittspreis von 40 oder 45 Shill. heben werde. Wie wird man nun dem Ackerbau zu Hülfe kommen? Ohne Zweifel wird man ihm gewisse Zugeständnisse machen, man wird einige der auf ihn drückenden Lasten aufheben; dieses Jahr beabsichtigt man, die Steuer auf Hopfen, die für die Landleute der Grafschaften Kent, Surrey und Middlesex so lästig ist, abzuschaffen, und will ferner eine Anzahl Steuern vermindern oder besser vertheilen. Das wirksamste und entscheidendste Heilmittel wird indeß stets die Herabsetzung der Pachtgelder bleiben. Man muß sich hierüber nicht täuschen; alle Abhandlungen der Journale, alle Reden der Whigs oder Anhänger Peel's über die in den Ackerbau einzuführenden Verbesserungen, so wie über die Möglichkeit, ohne Verlust Getraide zu 40 Shill. den Quarter zu produziren, sind nur lügenhafte Declamationen und verlorene Worte. Herr Cobden, Herr Bright, der Oberst Thompson sind aufrichtiger gewesen; obgleich es ihnen schwer werden mußte, ihren früheren Utopieen zu entsagen und eine solche Sprache zu führen, haben sie dennoch nicht gezögert, Partei gegen die Grundbesitzer zu nehmen und diese als nothwendige Opfer der stattfindenden Veränderung zu bezeichnen. „Man bemüht sich", sagte Herr Cobden in Bradford, „zwischen Eigenthum und Ackerbau eine erdichtete Solidarität aufzustellen. Kein großes nationales Interesse ist in Gefahr, sondern nur das Einkommen der Eigenthümer. Ackerbau und Ackerbauer sind bei dieser Frage nicht betheiligt, die Eigenthümer allein werden davon betroffen, mögen sie sich in ihr Schicksal ergeben. Das Land ist das erste Erforderniß zur Agrikultur-Industrie; die Pachtzahlenden sind heute in Verlust, weil sie für den Boden einen zu hohen Zins entrichten: mögen sie die Eigenthümer dahin bringen, ihnen das Land billiger zu überlassen, mögen sie sie nöthigen, ihnen den Pachtzins zu ermäßigen." Man stellte dem Oberst Thompson entgegen, daß die Pächter durch lange laufende Pachtkontrakte an die Eigenthümer gebunden wären und diese auf eine Entschädigung für den ihnen daraus erwachsenden Verlust Anspruch hätten. „Wenn sie uns von Entschädigung sprechen wollen", antwortete er, „so werden wir Wiedererstattung verlangen! Wir lassen sie das zurückgeben, was sie unrechtmäßigerweise vermöge der Getraidegesetze erlangt haben."

Diese revolutionaire Sprache ist nicht ohne Echo in den Massen geblieben. Vor einem Monat dankte Lord Lennox den Wählern von Shoreham, die ihn auf sein Versprechen, den Schutzzoll-Prinzipien treu zu bleiben, ernannt hatten, und bewies ihnen, daß bei den gegenwärtigen Getraidepreisen die Landbebauer offenbar Verlust haben. „Setzet den Pachtzins herab", riefen sogleich mehrere Stimmen, und auf dem ganzen Wege nach der Stadt wurde er mit diesem Geschrei verfolgt. Es giebt fast kein protectionistisches Meeting, auf welchem nicht einige Freihandelsmänner beharrlich dieselben Worte hören lassen. Indessen verbreitet sich nicht unter diesen allein die Ueberzeugung, daß man dieses extreme Mittel anwenden müsse; wie wir gesehen haben, will Sir Robert Peel einen Theil seiner Einkünfte zur Verbesserung seiner Ländereien verwenden, in der Hoffnung, daß die Vermehrung der Erzeugnisse eine Herabsetzung des Pachtgeldes entbehrlich machen werde; trotzdem erklärt er sich bereit, wo es ihm nach Prüfung gerecht erscheint, eine Reduction der Pachtzinsen zu bewilligen. Lord Lyttelton schlägt seinen Pächtern eine Art gegenseitige Versicherung vor; er ist bereit, alle ihre Pachtkontrakte aufzuheben und neue mit ihnen abzuschließen, welche nicht mehr eine bestimmte Pachtsumme feststellen, sondern diese jedes Jahr nach dem Durchschnittspreise der Lebensmittel taxiren. Lord Drumlanrig ist noch weiter gegangen und hat aufrichtig erklärt, daß, wenn der Stand der Dinge sich nicht bessere, den Grundeigenthümern nichts weiter übrig bleibt, als einen Theil ihres Einkommens zu opfern.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Mikroskopie.*)

Es scheint nicht, daß vor der Zeit des Engländers Hooke eine mikroskopische Beobachtung von irgend welchem Belang gemacht worden ist, obwohl den Alten die vergrößernde Eigenschaft der lichtbrechenden Medien vollkommen bekannt war. Hooke's „Micrographia" setzt in Erstaunen durch die Genauigkeit, mit welcher der feine Bau gewisser Naturgegenstände darin wiedergegeben ist, und dieses Erstaunen wird noch vermehrt, wenn man bedenkt, wie unvollkommen das Instrument war, dessen er sich bediente. Es war dies ein rohes, zusammengesetztes Mikroskop, dessen Prinzip wegen seiner Unvollkommenheiten von den späteren Beobachtern verlassen worden ist, und das erst wieder in Aufnahme kam, als es durch wesentliche Verbesserungen eine zweckmäßigere Einrichtung erhielt. Doch bei allem Mangel in den Untersuchungsmitteln dürften Hooke's Zeichnungen noch heute von Besitzern Powell'scher, Ross'scher oder Smith'scher achromatischer zusammengesetzter Mikroskope mit Vortheil zu Rathe gezogen werden. So wahr ist es, daß es mehr auf das Auge ankömmt, welches durch das Mikroskop sieht, als auf dieses selbst. Einen anderen Beweis für diese Behauptung liefert der größte jetzt lebende Mikroskopiker, Prof. Ehrenberg, der alle in seinem großen Werke über die Infusorien enthaltenen Beobachtungen mit einem Instrumente anstellte, das an vergrößernder Kraft und bequemer Handhabung weit unter den heutigen Tages gebräuchlichen stand.

Nächst Hooke war es Leuwenhoek, der sich um die mikroskopische Untersuchung große Verdienste erwarb. Er bediente sich ebenfalls nur einfacher Linsen. Ihm verdankt man die erste Beschreibung von thierischen Formen, die für das unbewaffnete Auge unsichtbar sind. Er verfolgte außerdem manche von Hooke's Entdeckungen, und wir sehen in den Werken dieser beiden Naturforscher die Grundlagen jener Welt des Kleinen, die seitdem mit Hülfe des Mikroskops aufgebaut worden ist. Ihnen folgen Malpighi, Grew und Andere, die zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts glänzten. Nach dieser Zeit jedoch gab Linné's Genius der Naturforschung eine andere Richtung. Man beschäftigte sich mehr mit der Classification und der Beobachtung der greifbaren Formen. Der Gebrauch des Mikroskops gerieth fast in Vergessenheit und wurde, mindestens von den Heroen der Naturwissenschaft, vernachlässigt. Einzelne Bereicherungen der mikroskopischen Kenntnisse, die aus jener Zeit herstammen, verdankt man Trembley, Ellis, Swammerdam, Lyonnet, Baker, Adams, Hill und Needham.

Obgleich nun das Mikroskop fast in allen Zweigen der Naturwissenschaft als Unterstützungsmittel des Auges gebraucht werden kann, so zeigte es sich doch von besonderem Werthe bei der Untersuchung der Gewebe, aus denen die Organe der Thiere und Pflanzen zusammengesetzt sind. Die Wissenschaft der Botanik, kann man sagen, verdankt ihm ihre Grundlagen. Von der Zeit, als Hooke zuerst den zelligen Bau gewisser Pflanzentheile entdeckte, bis auf unsere Tage hat die mikroskopische Beobachtung mehr oder weniger die Ansichten der Pflanzen-Physiologen geleitet. Robert Brown war es, der zuerst die Unentbehrlichkeit des Mikroskopes für das Studium der Pflanzenkunde nachwies. Er zeigte nämlich, daß man eine Pflanze, wenn man ihre Eigenthümlichkeiten und unterscheidenden Charaktere kennen lernen wolle, als ein Ganzes betrachten, daß man die Entwickelungsgeschichte aller Organe in ihrer Gesammtheit — nicht einzelner, wie es bis dahin geschehen war — auffassen und vergleichen müsse. Dies läßt sich aber nur mit Hülfe des Mikroskops erreichen. Denn, gleichwie die wichtigste Periode in der Entwickelung des menschlichen Lebens dem sterblichen Auge verborgen ist, so liegt dieselbe auch bei den Pflanzen der freien Beobachtung nicht offen. Brown, der — eine einzige Ausnahme abgerechnet — in seinem Vaterlande ohne Anerkennung blieb, fand würdige Schüler auf dem Kontinent, unter denen der gelehrteste und philosophischste Prof Schleiden in Jena ist. Derselbe hat die Beobachtungen Brown's wieder aufgenommen und erweitert und sich um die Geschichte der Zellenbildung bei den Pflanzen außerordentliche Verdienste erworben. Ferner haben in dieser Richtung gewirkt: Fries, Ehrenberg, Baucher u. A. auf dem Kontinent, Ralfs, Jenner, Thwaites und Berkeley in Großbritanien.

In der Zoologie und der Anatomie und Physiologie der Thiere war das Mikroskop nicht weniger von Nutzen. Ausgehend von Leuwenhoek's Beobachtungen, mit denen eine neue Aera der Zoologie begann, untersuchte Ehrenberg fast jede Flüssigkeit und jeden Stoff, in welchem sich möglicherweise mikroskopische Thierchen vorfinden konnten. Seine Bemühungen waren vom glänzendsten Erfolge gekrönt. Hunderte von neuen Thiergattungen wurden entdeckt und beschrieben und ihr Bau mit einer Genauigkeit angegeben, die der Anatomie mancher höheren Thiere noch fehlte. Von vielen dieser unsichtbaren Wesen zeigte es sich, daß sie verschiedenen Klassen des Thierreichs angehörten. Eine Gruppe zeichnete sich aus durch ihre vielen Verdauungssäcke und erhielt deshalb den Namen Polygastrica, eine andere, von höherer Organisation, durch ihre kreisförmige Bewegung (Rotifera); die Foraminifera, eine dritte Gruppe, erwiesen sich als Mollusken, während wieder andere mit den Hummern und Krabben Aehnlichkeiten zeigten und den Crustaceen zugerechnet wurden. Ehrenberg ließ es nicht bei der Untersuchung lebender Formen bewenden. Verschiedene Schichten der Erdoberfläche bargen die Ueberreste von untergegangenen Formen mikroskopischer Wesen. Jede Formation der Erdrinde nun hat ihre eigenthümlichen Thierchen, und so kann der Naturforscher an jedem Ständchen derselben erkennen, aus welcher geologischen Periode sie herstammt.

Nicht minder merkwürdig war der Einfluß des Mikroskops auf die anatomische und physiologische Kenntniß von den Thieren. Mit seiner Hülfe wurden die feinen Bestandtheile der thierischen Gewebe bekannt. Das Blut — vor der Erfindung des Mikroskops eine homogene Flüssigkeit — zeigt jetzt eine zusammengesetzte Natur. Man entdeckt darin durch das Mikroskop eine Menge von platten Kügelchen oder Scheiben, die dem Blut die rothe Farbe geben und seinen Hauptbestandtheil ausmachen.

Schleiden's Entdeckung über den Ursprung der Pflanzenzelle führte zu ähnlichen Forschungen in der Thierwelt. Hier war es Schwann, der die Entstehung aller thierischen Gewebe aus der Zelle nachwies. Diese Beobachtung brachte einen förmlichen Umschwung in der Physiologie hervor und gab der Anatomie eine neue Richtung. Die Masse von wichtigen Thatsachen und folgenschweren Entdeckungen, mit denen diese Zweige der Naturkunde in der

*) Nach Bemerkungen in dem Practical Treatise on the Use of the Microscope by John Quekett. London.

neuern Zeit bereichert worden sind, verdanken wir zum großen Theile der Hülfe des Mikroskops.

Dabei ist das Mikroskop nicht allein ein rein wissenschaftliches Hülfsmittel; es hat auch seinen direkten praktischen Nutzen. So kann man die Zusammensetzung mancher Substanzen erkennen, wenn man unter dem Mikroskop polarisirtes Licht auf sie leitet. Durch mikroskopische Untersuchung der Flüssigkeiten des Körpers kann man in gewissen Fällen eine Krankheitsursache, durch die der Nahrungsmittel eine Verfälschung nachweisen. Manche Fragen der gerichtlichen Medizin, von denen ein Menschenleben abhängen kann, werden durch Anwendung des Mikroskops entschieden. Kurz, man kann sagen, was Augen für den Blinden wären, ist dieses Instrument für den Sehenden.

Mirabeau. Historisches Drama in fünf Akten und mit einem Vorspiel, von F. Raupach.*)

Politische Parteikämpfe sollen das neutrale Gebiet der Kunst nicht berühren. Sollte die Vermuthung, dem Interesse einer politischen Partei zu dienen, der neuesten Gabe der Raupachschen Muse entgegenstehen, so darf die Kritik von vorn herein dem Dichter die Genugthuung geben, daß seine Arbeit nicht in die Reihe der Tendenzstücke gehört, welche in jüngster Zeit den besseren Geschmack von den Bühnen verbannen zu wollen schienen. Raupach's Drama ist wegen ästhetischer Mängel durch die Prüfungskommission von der Aufführung ausgeschlossen, schwerlich aus anderen Motiven, und der Dichter würde mehr Gnade gefunden haben vor dem Richter, den er jetzt zwischen sein Werk und jenen kritischen Areopag gestellt, wenn er ohne jeden Versuch zur Kaptivirung das öffentliche Urtheil hätte einholen wollen. — Raupach ist ein Freund historischer Stoffe, aber zugleich allzu sehr Sklave der Geschichte. Diese Unterwerfung unter das vorhandene Material wird dem Dramatiker eher verziehen, der sich in entlegene Zeiten und fremde Verhältnisse versetzt: da behält auch die kahle Wirklichkeit noch einigen Reiz für uns; aber das Naheliegende darf nicht in seiner Nacktheit vorgeführt werden: da muß der Dichter mehr als irgendwo die Gedanken ausweben, welche hinter den Thatsachen liegen, und die Charaktere darf er sich nicht willkürlich für seine Zwecke zurechtmachen.

Thatsachen und Charaktere sind demnach die bewegenden Elemente des Dramas, hier aber finden wir nur das ängstliche Bemühen jeder einzelnen Figur, sich auszusprechen. Der Held selbst übernimmt an mehreren Stellen die traurige Pflicht einer Selbstkritik und verfällt dabei in Eitelkeit, Ehrgeiz und Ruhmsucht. Hat Mirabeau in seinem kurzen Leben sich auch von diesen Leidenschaften beherrschen lassen, so hat der Tod sie mit den anderen getilgt, die Geschichte sie in ihm, wie ihn selbst, motivirt, des Dichters Pflicht aber war es, sie zu verklären. Mochten sie hindurchblicken durch seine Handlungen, aussprechen durfte er keine von ihnen; es war genug, daß er die Bewunderer seiner Thaten, die Schmeichler seiner Person so ruhig um sich duldete. Frochet und Clavière haben dieses undankbare Amt übernommen. Letzterer spricht mit voller Verehrung, aber doch mahnend, wohl den Standpunkt aus, von welchem der Dichter den Helden angesehen wissen will, indem er sagt: „Sie haben das Schicksal Frankreichs und seiner Millionen für ein Jahrhundert auf sich genommen und sind der Menschheit wie der Weltgeschichte Rechenschaft darüber schuldig; übersteigt das nicht die Kraft und das Recht des Sterblichen, heißt das nicht überkühn greifen in die Nacht der Zukunft, wie über das Grab hinaus." Aus dieser Warnungsstimme könnte man auf einen Helden schließen, der titanenartig nur vor den Blitzen Jupiter's, nur vor der eisernen Nothwendigkeit weicht, der sein Alles an seine Idee, an die Aufgabe seines Daseyns setzt. Auch dem Hofe erscheint er so, seine Gedanken liegen in den Worten der Prinzeß Lamballe:

> Er ist von denen, deren hohes Dasein
> Sich unbewußt die Menschen unterwirft,
> Die also das schon von Natur besitzen,
> Was Andre mühevoll, doch kaum erringen.
> Ein solcher ist geborner Herr des Lebens,
> Und mit ihm herrscht, wer sich ihm anvertraut.

Ohne hier mit dem Dichter über den poetischen Ausdruck für diesen Gedanken rechten zu wollen, müssen wir ihm zugestehen, daß er einen tüchtigen Charakter hat zeichnen wollen; was aber wird aus diesem, wenn er, nach so manchem Lobspruch, den er sich im Lauf der Handlung ertheilt, in seiner Sterbestunde in höchster Selbstzufriedenheit sagt:

> Ich war des Glaubens,
> Ich hätte mit dem Weltgeist mich verständigt
> Und thäte menschlich, was er göttlich will,
> Hab' ich ihn mißverstanden — er ist schuld.
> Was schuf er uns so groß und doch so klein! —

Und endlich sterbend spricht:

> Ihr (der Geschichte) hinterlaß' ich meines Daseyns Schatten,
> Den Namen Mirabeau, sie sey gerecht
> Und lege wahrhaft Zeugniß ab, daß mir
> Zum großen Manne nur die Zeit gefehlt.

Ist hiermit nicht alles Frühere zerstört, das Bild zerrissen, das schon nur locker zusammenhing, da keine kühne That es hält und trägt? Ein Redner war Mirabeau, und Reden will der Dichter uns statt der Thaten bieten; sie können es werden, aber nicht wie hier, wo schwache Argumente der Pietät, welche die Hörer längst hinter sich gelassen haben, den morschen Thron stützen sollen. Daß Mirabeau in dieser Rede einen Augenblick über den Jakobinerklub vor dem Publikum siegt, würde mehr ein Zeugniß von der Schwäche des Klubs als von Mirabeau's Macht ablegen. In der Nationalversammlung hören wir ihn nicht, und doch wäre dort sein Platz, die Rede über das königliche Veto die Höhe des Dramas, der Culminationspunkt der ganzen Dichtung gewesen. Das Gegenstück der Scene vor den Jakobinern ist die Unterredung mit dem Königspaar. Die Situation erinnert uns zu lebhaft an das Verhältniß Posa's zu Philipp II. und Elisabeth, diese Erinnerung aber eben ist es, welche ihre Wirkung abschwächt. Dort bebt der Abschied zweier großer Seelen von einander und vom Leben erschütternd in dem Herzen der Hörer nach, hier spielen zwei dem Tode Verfallene mit dem Leben, das ihnen nur so lange noch gehört, als es die dunkle Macht ihnen gönnt, welche schon geschäftig hinter einem dünnen Vorhang an dem Blutgerüste baut. Das Schaffot selbst schenkt uns diesmal der Dichter, doch blickt schon überall das Antlitz eines Königsmörders durch, und der Abgrund ist geöffnet, der „Dame und Ritter" verschlingen soll. Die Königin erscheint nicht wieder nach dieser Scene, Mirabeau aber stirbt langsam hinsiechend vor den Augen des Publikums. Es ist zu oft schon gesagt, daß ein solches Ende unschön und damit unkünstlerisch ist, um es hier noch zu wiederholen; daß es aber da, wo der Held einen so großen Anlauf zur Unsterblichkeit nimmt, ein arger Fehlgriff ist, kann Niemand bestreiten. Der Held, der so endet, dessen Idee ist gewiß vor diesem leiblichen Tode gestorben, und es ist des Dichters Schuld, wenn er diesen Moment unbemerkt vorübergehen ließ.

Alle anderen Personen sind mehr oder minder nur Mirabeau's Staffage; sie fallen selbst in Widersprüche, um dem Helden überall zur Folie zu dienen. Der Hof, moralisch, ja, bigott gezeichnet, trägt keine Spur der frivolen Zeit; nur Mirabeau darf vor der Königin tändeln, und sie geht darauf ein. Der Priester, der mit Strenge seinen Hochmuth rügt und die Gedanken von der Beschauung eigener Größe auf eine höhere Macht, die in dem Menschen waltet, ganz nach der Tendenz des Dichters, hinweisen will, verstummt vor des Beichtkindes gebietendem „Still, Priester!" So ist nirgends innere Nothwendigkeit, sondern überall Mirabeau's Anerkennung die Triebfeder zur Entfaltung der blaß gezeichneten Charaktere. Ganz ohne Bedeutung gehen die Priester mit Talleyrand und Sieyes über die Bühne, und wirkungslos übereilen sich Robespierre und Danton in den wenigen Augenblicken, welche die Dichtung ihnen gönnt, ihre Wesenheiten in flüchtigen Worten anzudeuten.

Das Gesagte mag genug seyn für den Beweis, daß die vorliegende Arbeit uns, statt eines Dramas, ein interessantes Stück französischer Geschichte in dialogisirter Form vorlegt. Viel Schattengestalten sehen wir um einen Mann sich bewegen, dem aber auch das Wesentliche zur tragischen Größe fehlt. Drei Mächte sind es, welche historische Charaktere von Schlacken läutern: der Tod, die Geschichte und die Kunst. Dem ersten ist Mirabeau verfallen, die Geschichte hat gerecht über ihn gerichtet, aber seinen Dichter fand er noch nicht. J.

*) Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850.

Mannigfaltiges.

— Sir Isambart Brunel. „Eisenbarth", so lautete, ausgesprochen, der Vorname des am 12. Dezember v. J. im 81sten Jahre seines Alters in London verstorbenen Erbauers des Tunnels unter der Themse. Brunel war ein geborner Franzose und wanderte während der ersten französischen Revolution, als Royalist, nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika aus, wo er unter Anderem das Park-Theater in New-York erbaute und sich bald einen so bedeutenden Ruf als Architekt erwarb, daß er auf dringende Einladungen nach England ging, um dort mehrere sehr wichtige Bauten, wie z. B. die Docks in Portsmouth, zu unternehmen. Nach seiner Erbauung des Tunnels wurde er unter Lord Melbourne's Verwaltung zum Ritter geschlagen.

— Zwei literarische Capitains in Nord-Amerika. Ein Capitain Edward Ford in Philadelphia, der von mütterlicher Seite ein Abkömmling der Beauharnais und ein naher Verwandter des Herzogs von Leuchtenberg ist, hat seine Cousine, die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden, zum Gegenstand oder vielmehr zum Titel einer Novelle gewählt, in welcher er die Geschicke der Familie Beauharnais während der ersten französischen Revolution erzählt.*) Der Verfasser scheint ein etwas überspannter Kopf zu seyn, in welchem die romantischen Erinnerungen des alten Europa und die republikanischen Ideen des jungen Amerika bunt durch einander wirren. Ein noch konfuserer Kopf scheint jedoch ein in New-York lebender Capitain Byron zu seyn, der sich einen Sohn Lord Byron's nennt und dort allerhand skandalöse Memoiren, angeblich aus dem Nachlasse seines Vaters, herausgiebt.

*) Stephanie Beauharnais, the Duchess of Baden. A tale of the French revolution of 1789. By Capt. Edward Ford. Philadelphia, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Dienstag den 23. April 1850.

Dänemark.

H. C. Örsted: „Der Geist in der Natur".

Der um die Naturwissenschaften so hochverdiente Örsted hat unlängst obiges Werk als die reifste Frucht jahrelanger mühevoller Forschungen erscheinen lassen. Während dasselbe den Beifall des skandinavischen Nordens ärndtete, ist der Verfasser beschäftigt, eine deutsche Originalausgabe zu veranstalten, deren Veröffentlichung binnen kurzem zu erwarten steht.*)

Wir hoffen den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen, noch vor dem Erscheinen der deutschen Uebersetzung, Gelegenheit geben, die nähere Bekanntschaft des interessanten Buches zu machen, und glauben diesen Zweck am besten zu erreichen, indem wir nach Anleitung des geistvollen dänischen Dichters und Naturforschers Karsten Pauch, der vormals Örsted's Schüler und immer einer seiner aufrichtigsten Verehrer gewesen, den erhabenen Ideenkreis des großen philosophischen Naturforschers darzulegen suchen.

„Die Abschnitte, aus welchen dieses Werk besteht, sind in sehr verschiedenen Zeiten geschrieben; dreißig Jahre trennen so die Rede, welche am Ende des Buches steht, von der nächst vorhergehenden Abhandlung, aber dessenungeachtet ist das Ganze so durchweg in demselben Geiste behandelt, daß man glauben sollte, die einzelnen Abtheilungen darin seyen eine unmittelbar hinter der anderen angefangen und ausgeführt worden.

Um einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, wollen wir ein wenig bei den Einzelheiten im ersten Gespräch, „das Geistige im Körperlichen", verweilen, und werden so vielleicht schon hier eine Ahnung von dem bekommen, was dem Gedankenweg des Verfassers zu Grunde liegt. In den übrigen Abtheilungen des Buchs können wir uns dann kürzer fassen.

Der Repräsentant des Verfassers, Alfred, beginnt mit dem vielleicht für Viele paradoxen Satz, daß er sowohl Materialist, als Spiritualist sey, — eine Aeußerung, die eigentlich erst dann recht verstanden werden kann, wenn man das ganze Gespräch durchgelesen hat, welches im Grunde nur ein Kommentar dieser Worte ist. Die Behauptung, welche im Anfang des ersten Gesprächs aufgestellt wird, daß all unsere Kenntniß der Dinge durch die Sinne gewonnen wird, ist sogleich darauf gerichtet, daß wir eigentlich nicht die Dinge selbst empfinden, sondern nur die Eindrücke der Dinge; wir empfangen also nur Wirkungen, welche wiederum ein Wirkendes, d. h. eine diese Wirkung hervorbringende Kraft, voraussetzen.

Also beruht die gewöhnliche Meinung von einem todten Widerstande auf einer oberflächlichen, von der Wahrheit entfernenden Betrachtung. Nicht einmal ein Stein, der doch für einen ganz todten Körper gehalten wird, trägt einen anderen Körper, ohne ihm Widerstand entgegenzusetzen, denn er wird stets etwas, wenn auch nur sehr wenig, von ihm zusammengedrückt; aber indem er zusammengedrückt wird, drückt er wiederum zurück, und nimmt man den drückenden Körper fort, so erweitert er sich wieder und nimmt, sofern kein Zerbrechen stattgefunden, seinen vorigen Platz ein. Dies kann das Auge zwar nicht sehen, aber die feinen Messungen, welche die Wissenschaft anzuwenden vermag, beweisen es doch hinlänglich. Dieser Gegendruck des Steins setzt eine Thätigkeit, eine Kraft voraus, wovon die Wirkung ausgeht; die Körper besitzen also eine Thätigkeit, wodurch sie ihre Stelle ausfüllen, und wenn man sie anfühlt, fühlt man eigentlich nur ihre raumerfüllende Thätigkeit. — Nun wird gezeigt, daß die sogenannte Festigkeit, welche oft, aber mit Unrecht, als ein unthätiges Seyn betrachtet wird, einem Naturgegenstand nicht unbedingt beigelegt werden kann. Derselbe Körper kann entweder fest, oder flüssig, oder dampf- und luftförmig seyn, je nachdem er von einer größeren oder geringeren Wärmemenge durchdrungen wird, und, wohl zu merken, eine gründliche Naturerforschung zeigt, daß dies von allen Körpern ohne Ausnahme gelte.

Hiermit scheint nun alle Beständigkeit in der Körperwelt vernichtet zu werden und die Möglichkeit von stets dauernden bestimmten Gestalten zu verschwinden. Nicht blos die Thier- und Pflanzenwelt sind der Vergänglichkeit unterworfen, sondern selbst der Erdball hat nicht blos seine bestimmte und komplizirte Bewegung um seine Achse und um und mit der Sonne u. s. w., sondern er verändert sich auch in großen Entwicklungsperioden, und seine Berge, Thäler und die festesten Körper nehmen natürlich an seinen Veränderungen Theil. Selbst die Berge und die härtesten Steine haben ihre Bildungszeit gehabt und sind in flüssigem oder dampfförmigem Zustande vorhanden gewesen; überdies sind sie auch den Umgestaltungen unterworfen, welche Luft, Wasser und Wärme mit sich führen; die unterirdischen Kräfte wirken beständig auf sie ein, die Gewächse, welche auf ihnen genährt werden, tragen gleichfalls zu ihrer Auflösung bei. Also haben selbst die Körper, welche Jahrtausenden zu trotzen scheinen, nur den Schein von Beständigkeit; denn nach einem größeren Zeitraum werden auch die Veränderungen an ihnen kenntlich werden; sie werden überdies von anderen Körpern gedrückt und leisten folglich Widerstand und drücken wieder, wobei sie eine beständige Wirksamkeit zeigen; durch Elektrizität und Magnetismus werden sie auch in ein beständiges Wechselspiel mit der sie umgebenden Welt gesetzt. So bestätigt es sich wirklich, daß es auf der Erde keinen Körper giebt, dem wir eine unbedingte Beständigkeit beilegen können. Dasselbe muß gewiß auch rücksichtlich anderer Weltkörper zugestanden werden, die sich ja auch, wie unsere Erde, während langer Zeiträume entwickeln und verändern.

Nun wird die Frage aufgeworfen: Wo ist da das Beständige (nämlich in der willenlosen Natur) zu suchen? Die Antwort ist: das Beständige sind die Naturgesetze (also selbst in der niederen Natur das, was den Charakter des denkenden und wirkenden Geistes trägt). Um dies anschaulich zu machen, richtet der Verfasser gerade den Blick auf einen der wechselndsten Naturgegenstände, nämlich auf einen fallenden Wasserstrom. Hier verwandelt sich zwar das Materielle, die fallende Wassermasse selbst, jeden Augenblick; das Beständige sind dagegen die Gesetze des Falls, der Tropfenverbreitung, der Schaumbildung, des beim Stürzen und Schäumen hervorgebrachten Lautes u. s. w. Der Verfasser deutet schon hier an, daß darin die am meisten geistige Seite des Gegenstandes liegt, indem er diesen Gesetzen, d. h. dem Beständigen in den Dingen, den Namen von Naturgedanken giebt; jedoch beschränkt er selbst gleich darauf im Laufe des Gesprächs seinen eigenen Ausdruck, so daß dies fürs erste nur die Gedanken bedeuten soll, welche wir mit den Naturgesetzen verbinden; denn, sagt er, noch haben wir uns nicht ein Recht erworben, mehr zu behaupten.

Der Verfasser geht alsdann darauf über, zu zeigen, daß dieselben Naturgesetze unter veränderten Verhältnissen wirksam waren, nämlich in den Entwickelungsperioden des Erdballs. Er zeigt ferner, daß diese beständigen Naturgesetze vernünftig sind; und dies gründet er wieder auf die Thatsache, daß die menschliche Vernunft die wichtigsten Naturgesetze, die wichtigsten Entdeckungen geahnt hat, bevor sie von der Erfahrung bestätigt wurden, so wie es, um ein paar Beispiele anzuführen, welche in einem späteren Abschnitt erwähnt werden, kürzlich mit Leverrier der Fall war, der den Ort vorausberechnete und voraussagte, wo ein neuer Planet jenseits des Uranus gefunden werden müßte, und früher mit Gauß, der aus Beobachtungen weniger Tage die Bahn der Ceres berechnete. Diese beiden Voraussagungen hat die Erfahrung bestätigt. Etwas Aehnliches findet auch hinsichtlich des Luftschiffs, des Blitzableiters, Volta's Säule u. s. w. statt. Diese Beispiele können, wie wir sehen werden, durch einen wichtigen Beitrag aus des Verfassers eigenem wissenschaftlichen Leben vermehrt werden. So findet sich eine innige Uebereinstimmung zwischen den Natur- und Vernunftgesetzen, so daß jene wirklich halten, was die Vernunft verspricht.

Auf diesem Wege kömmt der Verfasser zu dem Resultat, daß die Welt und der Menschengeist nach denselben Grundsätzen hervorgebracht sind. Wären die Gesetze der Natur nicht in unserer Vernunft, so würden wir sie auch nicht fassen; wären die Gesetze unserer Vernunft nicht in der Natur, so würden wir sie ihr auch nicht aufnöthigen können.

Wenn nun aber die Naturgesetze zugleich Vernunftgesetze sind, so bekömmt das Wort „ein Naturgedanke" eine ganz andere, im Wesen der Dinge begründete Bedeutung: es wird nämlich ein Ausdruck für die Vernunftthätigkeit, welche in der Natur selbst, unabhängig von unserer Auffassung, zur Erscheinung kömmt.

Darauf wird nachgewiesen, daß alle Naturgedanken einen innerlichen Zusammenhang haben und Theile eines Ganzen sind. Das Beständige findet sich da, wie gesagt, nicht in dem Sinnlichen, welches der Vergänglichkeit unterworfen ist, sondern das Beständige bleiben jetzt die Naturgesetze, worin eine verborgene Vernunft vorhanden ist und welche also als Naturgedanken in objektiver Bedeutung betrachtet werden können. Uebrigens finden sich Grundkräfte in allen Körpern, die Verschiedenheit und das gegenseitige Verhältniß dieser Grundkräfte beruhen wieder auf Naturgesetzen oder Naturgedanken, d. h. mit anderen Worten: das Wesen der besonderen Dinge beruht auf Naturgesetzen, welche zugleich Vernunftgesetze sind. Alle die Naturgedanken, welche in einem Körper ausgedrückt sind, machen dessen Wesensgedanken oder Wesenseinheit, d. h. seine lebendige Idee, aus.

*) Schon zu wiederholtenmalen hat die Cottasche Verlagshandlung das baldige Erscheinen dieser dänischen Originalausgabe angezeigt. Auch die für Verbreitung dänischer Literatur unermüdlich thätige Lorck'sche Verlagshandlung in Leipzig hat, so viel wir wissen, gleich nach dem Erscheinen des Originals eine deutsche Uebersetzung vorbereitet.

Die Ideen der Natur werden nun in unzähliger Mannigfaltigkeit in uns überſehbaren Zeiten ausgeführt; jedes Individuum iſt eine ſolche Ausführung eines Naturgedankens. Was nun in den verſchiedenen Endlichkeitsverhältniſſen als Unvollkommenheit erſcheint, muß uns, wenn es in ſeiner Ganzheit gefaßt wird, die Idee in ihrer Fülle zeigen.

Alle Gegenſtände werden ſo zu verwirklichten Ideen, doch in der Art, daß jedes Individuum die Idee nur in einer höchſt beſchränkten Geſtalt ausdrückt; aber die ſämmtlichen unter eine Idee gehörenden Naturproductionen ſind es, welche die Idee in ihren Fülle ausdrücken. Allein jede ſolche in der Endlichkeit ausgedrückte Idee iſt wieder ein Glied in einer höheren und umfaſſenderen. So hat ſich die Erde, wie geſagt, in einer Reihe von Zeitaltern entwickelt; in jedem ſind eigene, der damaligen Erdentwicklung entſprechende Pflanzen und Thiere zum Vorſchein gekommen, und nichtsdeſtoweniger weiſen dieſelben auf die jetzige Thierwelt hin und ſind einander ähnlich, eben ſo wie verſchiedene Ausführungen deſſelben Grundgedankens einander ähnlich ſind; jedoch ſo, daß die ſpäteſte Ausführung die vollkommenſte, die früheſte dagegen die unvollkommenſte iſt.

Aber der Erdball iſt wieder ein Glied in dem ganzen Sonnenſyſtem, das ganze Sonnenſyſtem iſt wieder ein Glied in einer anderen, höheren Entwickelungsreihe u. ſ. w. Die Unendlichkeit von Ideen, welche ſo in beſtändiger Entwickelung ſind, iſt zuletzt in einer großen, leitenden Idee, d. h. in einer unendlichen, leitenden Vernunft, enthalten, und ſo wird nun das Geiſtige und Körperliche in einem einzigen Gottheitsgedanken untereinander verbunden.

Hinſichtlich der Einwendung, daß auch der Menſch hier in die Kette der Nothwendigkeit einbegriffen wird, muß bemerkt werden, daß der Verfaſſer nur ſeinen Gedanken vom Standpunkte der allgemeinen Naturwiſſenſchaft entwickelt hat. Er erinnert indeß ſelbſt daran, daß die in den übrigen Schöpfungen der Erde unbewußte und verborgene Vernunft ſich im Menſchen zum Selbſtbewußtſeyn erhoben hat. Dadurch wird der Menſch frei, ſoweit dies in der Welt der Endlichkeit möglich iſt. Hier beginnt alſo ein höheres geiſtiges Reich, welches der Verfaſſer vollkommen anerkennt, das er aber innerhalb der Gränzen, die er ſich geſteckt hat, natürlich nicht weiter verfolgen und entwickeln kann.

Wir ſtehen nun am Ende des erſten Geſprächs, das natürlich, wie jedes organiſche Ganze, auf einen gegebenen Kreis eingeſchränkt ſeyn muß: deshalb ſind mehrere Fragen hier nur berührt, deren fernere Entwicklung anderen Unterſuchungsreihen angehört.

Im zweiten Geſpräch, welches die Ueberſchrift „der Springbrunnen" führt, wird gezeigt, wie die Seele, ſelbſt wenn ſie halbbewußt von einem Naturgegenſtande hingeriſſen wird und ſich ſo in Ahnungen und Träume verliert, doch ſtets, ſofern der Eindruck als ein wohlthuender empfunden werden ſoll, die Einwirkung einer im Geheimen vorhandenen Harmonie erfahren muß, wodurch ſich das Beſtändige in der Natur oder, mit anderen Worten, eine verborgene Vernunft offenbart.

Indem wir es fürs erſte dem Leſer ſelbſt überlaſſen, dem Verfaſſer auf ſeinem Wege weiter zu folgen, wollen wir hier auf eine andere Gedanken-Entwickelung deſſelben Verfaſſers hindeuten, worin er ein Seitenſtück zu dem gegenwärtigen Geſpräch liefert; wir meinen nämlich hier ſeine Betrachtungen über die Klangfiguren, in dem Abſchnitt, der von dem Vergnügen handelt, welches die Töne hervorbringen. Eine Klangfigur heißt bekanntlich die Figur, welche dadurch entſteht, daß man, nachdem eine Metall- oder Glasſcheibe mit Sand oder Feenmehl überſtreut worden iſt, in ſymmetriſchen Punkten die Scheibe unterſtützt und zwiſchen zweien derſelben letztere mit dem Bogen ſtreicht. Man hört dann einen tieferen oder höheren Ton, und zugleich ſieht man den Sand oder das Feenmehl ſich ſo ordnen, daß eine regelmäßige Figur gebildet wird. Je ſymmetriſcher die Unterſtützung iſt, deſto voller wird der Ton und deſto regelmäßiger die Figur; ein bloßer Schlag auf die Scheibe bringt dagegen nur unordentliche Staublinien oder Staubhäufchen hervor. Durch eine ſolche Klangfigur werden die inneren Erzitterungen, welche die Töne hervorbringen, und durch deren Wirkſamkeit der Sand oder das Feenmehl nach beſtimmten Richtungen getrieben wird, dem Auge anſchaulich gemacht. Man ſieht ſo, daß jeder ſchöne und wohllautende Ton das Reſultat einer unendlichen Menge ſymmetriſcher Erzitterungen, mit anderen Worten, eines reichen und doch geordneten inneren Lebens iſt. Mehrere ſolche Töne verbinden ſich nun wieder zu einer ganzen Melodie u. ſ. w., worin die Töne nach beſtimmten Regeln und Verhältniſſen geordnet ſind, welche ſich, ſofern wir ſie auf wiſſenſchaftlichem Wege verfolgen können, mathematiſch berechnen laſſen. So ſehen wir, daß der Genuß, den uns die Töne gewähren, darauf beruht, daß eine Menge innerer Bewegungen, ein verborgener Reichthum von Kraftäußerungen nach mathematiſchen, d. h. Vernunftgeſetzen geordnet iſt. Dieſe Mannigfaltigkeit, worin die Forderungen der Vernunft doch befriedigt werden, wird nun zwar keineswegs auf dem Wege des Gedankens und Bewußtſeyns von der Seele aufgefaßt, aber letztere wird von dem Gefühl einer geheimen, wunderbaren Herrlichkeit hingeriſſen; und da die Seele ſelbſt ein Sprößling einer verborgenen und höheren Vernunft iſt und deren Gepräge in ihrem Innern trägt, ſo wird ſie, noch lange bevor ſie mit Hülfe der Wiſſenſchaft den Grund dafür aufgefaßt hat, von der Ahnung einer tiefen Uebereinſtimmung zwiſchen dieſem harmoniſchen Leben und ihrem eigenen Weſen ergriffen. Hierin müſſen wir den Grund ſuchen zu der wunderbaren Macht, welche die Töne in ihrer harmoniſchen Verbindung auf uns ausüben.

Dies gilt uns wieder ein Bild von der Wirkung des Genies auch in anderen Richtungen; denn darin beſteht gerade die Herrlichkeit des Genies, und das iſt der Grund zu der Macht, die es ausübt, daß es gleichſam in einem Ru eine unendliche Welt, einen organiſch geordneten Reichthum überſchaut, welchen der beſchränkte Pedant kaum im Stande iſt nach Jahrtauſenden vollkommen zu entfalten und aufzuzeigen, und doch fühlen wir, daß eine ſolche unendliche Welt in jedem echten Geniewerk vorhanden iſt.

Ganz nach denſelben Grundſätzen, welche oben entwickelt worden ſind, erklärt nun der Verfaſſer den Eindruck, welchen ein Springbrunnen hervorbringt; den ſtillen, halbträumenden Zuſtand, welcher entſteht, wenn ſo die Natur wie mit tauſend Zungen zu uns redet; ein Zuſtand, worin die Seele halb unbewußt in unbekannte Tiefen hineinſchaut und eine große und mächtige Bedeutung ahnt, worin ſie ſelbſt auch ein Glied iſt, und worin ſie gleichſam einen Schutz gegen ein blos äußerliches und oberflächliches Daſeyn findet.

In einem Springbrunnen findet ſich nämlich, eben ſo wie in einer Klangfigur, eine regelmäßige Mannigfaltigkeit und eine zu einem harmoniſchen Ganzen verbundene Thätigkeit. Der aufſteigende Strahl ſcheint von einer Kraft zu zeugen, welche ſelbſtändig gegen die Geſetze der Schwere wirkt; ſchon hierdurch wird der Gedanke an eine vom Innern unabhängige, kühne Thätigkeit erzeugt. Dieſer Waſſerſtrahl ſcheint an Dicke zuzunehmen, während er ſteigt; er zerſplittert ſich nämlich in mannigfaltige Tropfen, die zuletzt Zweige bilden, welche ſich nun wieder nach den Geſetzen der Schwere herabbeugen. In allen dieſen Waſſerlinien iſt die parabeliſche Linie vorherrſchend (die allgemeine Fallinie für alle ſchräg emporgeworfenen Körper). Einige Strahlen ſtellen ſie vollkommen, andere annäherungsweiſe dar, ſo daß das Ganze ſich um dieſe Linie ordnet. Aber nun beſteht wieder jeder einzelne Strahl aus größeren und kleineren Tropfen, welche ſämmtlich in beſtimmten und regelmäßigen Umgeſtaltungsreihen ihre Figur verändern, ſo daß der Tropfen, welcher in dem einen Augenblick nach der Breite zuſammengezogen wird, im anderen ſich der Länge nach zuſammenzieht. So wie alle mit einer gewiſſen innern Stärke ſchwingende Körper, werden auch dieſe unzähligen ſchwingenden Waſſertropfen einen Laut erzeugen, den das Ohr auffaſſen kann. Von jedem Tropfen wird auch das Licht zurückgeworfen; aber jede Tropfenreihe iſt aus großen Tropfen und aus ganz kleinen dazwiſchenliegenden zuſammengeſetzt; und dieſe verſchiedenen Arten Tropfen werden nun auch das Licht auf verſchiedene Weiſe zurückwerfen. So empfängt auch das Auge eine ganz bewegliche und doch geordnete Reihe von Lichteindrücken, und ungeachtet all dieſer Abwechslung iſt doch eine regelmäßige, in vielen Strahlen ſich entfaltende Figur vorhanden, welche feſtend zu ſeyn ſcheint, obſchon das Waſſer in keinem Augenblick in Ruhe iſt. So ahnt die Seele auch hier eine reiche innere, nach beſtimmten und beſtändigen Naturgeſetzen zu einem Ganzen verbundene Thätigkeit.

Der dritte Hauptabſchnitt hat zur Ueberſchrift: „Von dem Verhältniß zwiſchen der Naturentwickelung des Denkens und der Einbildungskraft." Der Verfaſſer tritt hier mit einem Vorſchlag zu einer Vereinigung zwiſchen dem Wirken der Einbildungskraft und den Reſultaten der neueren Wiſſenſchaftsmethode hervor. Es iſt indeß eine unzweifelhafte Wahrheit, die ſchon öfter ausgeſprochen worden, daß die Poeſie (um ein Beiſpiel der Kunſt zu nehmen, an welche der Verfaſſer wohl in dieſem Abſchnitt zunächſt gedacht hat) am beſten im Stande iſt, dasjenige darzuſtellen, was ſie am genauſten kennt. Daraus ſcheint dann zu folgen, daß der Dichter nur mit einer gewiſſen Vorſicht benutzen darf, was der Forſcher gefunden hat, und daß er ſich nicht allzu breit auf Gebiete wagen darf, über welchen ein Schleier ruht, den die Wiſſenſchaft noch nicht ganz gehoben hat. Aber andererſeits iſt das Wohlbekannte gerade das, was am öfterſten gebraucht worden iſt, ſo daß der Stoff hier faſt erſchöpft zu ſeyn ſcheint. Das Beſte bleibt es dann wohl, daß man ſeine Kenntniſſe erweitert, daß man tiefer in das eindringt, was man früher nur oberflächlich kannte, und daß man ſich innig das aneignet, was andere Künſtler früher nicht ſo verſtanden haben. Vornehmlich ſcheint eine gründlichere und tiefere Naturkenntniß für den Dichter fruchtbringend zu ſeyn; denn ſein Beruf iſt es ja gerade, ein Auge für Alles zu haben, was ſich in der Welt umher entwickelt. Der Einwand, daß er durch das Aufnehmen von zu vielem Stoff und durch allzu gründliche Kenntniß der Dinge die Flügel der Phantaſie allzu ſehr beſchweren würde, ſagt nicht viel, wenn er wirklich ein Dichter iſt; denn dann wird ihn ſein Genius auch in dieſer Hinſicht warnen und ſicher leiten. Die Darſtellung des Verfaſſers von den Veränderungen im Ideenkreiſe des Menſchen, welche nothwendige Folgen der Entwickelung der Astronomie ſind, laſſen ſich ſchwerlich widerlegen, und ſie zeigt wenigſtens, daß eine Götter- und Mythenwelt, welche nur als Denkmal an eine vergangene Zeit daſteht, aber nicht weiter im Bewußtſeyn des Volkes wurzelt, ſobald ſie in Verbindung mit einem neueren Stoff gebracht wird, mit keiner beſonderen Kraft wirken kann. Etwas ganz Anderes findet dagegen Statt, wenn eine längſt vergangene Zeit und Denkweiſe geſchildert werden ſoll; denn dann kann eine ſolche Welt, wenn man ſie nur recht gründlich kennt, unzweifelhaft an ihrem Orte ſeyn und in ihrer relativen Bedeutung rückſichtlich der Vergangenheit, wohl dargeſtellt wird, hervortreten. Was den griechiſchen Götter- und Mythenkreis betrifft, der eine allgemeine verſtändliche Bilderſchrift bildet, worin die Idee Schönheit ihren entſprechendſten Ausdruck gefunden hat, ſo wird ihn der Verfaſſer, der einen ſo entwickelten Schönheitsſinn hat, gewiß am wenigſten vor Aller den Vorwurf machen, den Sie in den bildenden Künſten einnimmt. (Schluß folgt.)

England.

Die Kehrſeite der neueren engliſchen Handelspolitik.

(Schluß.)

Man möge aber nicht glauben, daß es ſich um ein geringes Opfer handele. „Man räth uns", ſagte ein Pächter bei einem protectioniſtiſchen Meeting, „von

den Grundbesitzern einen Nachlaß von zwanzig Prozent zu verlangen. Ist es sicher, daß dies genüge, während die Herabsetzung des Getraidepreises jetzt sechsundzwanzig Prozent beträgt? Wenn wir die Eigenthümer zugrundegerichtet haben werden, können wir alsdann von ihnen noch Verbesserung der Ländereien und Vorschüsse fordern?“ Dahin wird es aber früher oder später kommen müssen; die gegenwärtige Krise des Ackerbaues wird nicht eher aufhören, bis die Klasse der Grundeigenthümer ein Fünftel, vielleicht ein Viertel ihres Einkommens geopfert haben wird. Dies würde der Ruin der grundbesitzenden Aristokratie seyn. Unter dieser giebt es fast keine Familie, die nicht einen Theil ihrer Einkünfte mit Schulden, welche sie nicht zu tilgen im Stande ist, belastet hätte; einige Mitglieder des Oberhauses können nicht über den sechsten Theil ihres Vermögens zu den Ausgaben ihrer Familie disponiren; andere können ihren Rang nur vermöge ihres Gehaltes als öffentliche Beamte aufrechterhalten. Im Jahre 1848 hat man zum erstenmale den Chef eines herzoglichen Hauses vor dem Gerichtshof für insolvente Schuldner erscheinen sehen; der Herzog von Buckingham hat seine Kunstsammlungen, seine Bücher, sogar das reiche Mobiliar seines Schlosses in Stowe verkaufen müssen; sein Sohn, der Marquis von Chandos, dem er seine Güter verschrieben hat, dem Anscheine nach Erbe eines Vermögens von mehreren Millionen, bezieht in der That nur 2000 Pfd. Sterl. jährlich, wovon er eine Pension seinem Vater, eine andere seiner Mutter aussetzen muß; ihm und seinen Kindern bleibt kaum noch 3000 Thlr. jährlich. Wir zittern diese Thatsache und diese Zahlen, weil sie in einem öffentlichen Prozeß sich herausgestellt haben; aber wie viel englische Große sind in ähnlicher Lage, ohne vor Gericht erschienen zu seyn!

Es ist unnütz, uns weiter über die tiefe Erschütterung auszulassen, welche dieser plötzliche Verlust von einem Fünftel oder einem Viertel ihrer Revenüen in den Familien der Aristokratie hervorbringen müßte. Die schon enormen hypothekarischen Schulden würden noch anwachsen; mit den Jahren lämen sie außer jedem Verhältniß zu dem Werth und dem Ertrage der Ländereien, und man müßte in England verfahren, wie es in Irland geschehen ist, d. h. zu einer allgemeinen Liquidation des Grundeigenthums schreiten. Eine nothwendige Folge wäre die Abschaffung der Fideikommisse. Eine solche Maßregel würde aber die territoriale Grundlage der englischen Aristokratie zerstören; ohne das Oberhaus unmittelbar anzugreifen, würde sie ihm jede Wurzel in der Gesellschaft nehmen. Der englische Adel würde nichts mehr seyn, als eine Aristokratie der Geburt.

Die Abschaffung der Fideikommisse wird in England dasselbe Resultat wie ehemals in Frankreich hervorbringen, die Zerstückelung des Eigenthums. Um die Größe der hierdurch entstehenden Umwälzung begreiflich zu machen, genügt die Bemerkung, daß man in England auf 350 Einwohner nur einen Grundbesitzer zählt, daß die ganze Bodenfläche unter 40,000 Familien vertheilt ist, wonach durchschnittlich auf jeden Grundbesitz 366 Hektaren oder ein Drittel einer Quadratlieue (über 2000 preuß. Morgen) mit 35,000 Fr. (9000 Thlr.) Einkünfte kommen. Die ökonomischen Folgen einer solchen Umgestaltung lassen sich aus den in Frankreich dadurch bewirkten Erscheinungen entnehmen, wo die Production des Bodens seit 1789 sich verdreifacht hat, so wie aus den Veränderungen, die sich von Tag zu Tag in den nördlichen Departements herausstellen, in denen Maße, als die großen Besitzungen den kleinen Bauergütern Platz machen. Die Zerstückelung des Bodens bringt nicht blos eine fühlbare Zunahme der Production hervor, sondern erhöht zugleich den Wohlstand der Einzelnen durch Vermehrung der dabei erforderlichen Arbeit. Die Lage der Ackerbau treibenden Klassen wird sich in dem Verhältniß verbessern, als Pächter zu Eigenthümern und Tagelöhner zu Pächtern sich erheben; wir wollen hier indeß nur die politischen Konsequenzen einer solchen Umgestaltung in Betracht ziehen. Die Aristokratie — Whigs und Torys bilden hierbei nur eine Klasse — wird unfehlbar ernstlich erschüttert werden. Die Fideikommisse sollen verhindern, daß durch Verschwendung, durch schlechte Aufführung, durch Theilbarkeit eines Individuums die Früchte der Anstrengungen mehrerer Generationen zerstört und der Ruin einer Familie herbeigeführt werden, während sie andererseits durch Verewigung des Reichthums auch Einfluß und Macht verewigen. Ist diese Einrichtung abgeschafft, so werden die Glücksgüter durch leichtsinnige Aufführung oder durch Unglücksfälle allmälig verschwinden. Jene großartigen Domainen, welche Tausende von Hektaren umfassen, werden zerstückelt werden, um den ungestümen Ehrgeiz der Handeltreibenden, der Industriellen zu befriedigen, welche heutzutage nicht zu einem königlichen Reichthum gelangen können, weil sie vom Grundbesitz ausgeschlossen sind und ihnen für ihre Ersparnisse nur die öffentlichen Fonds offen stehen. So wird die englische Bourgeoisie, welche in Folge der früher oder später eintretenden neuen Wahlreform der Aristokratie einen ansehnlichen Theil ihres politischen Einflusses entziehen wird, diese eines Tages auch in dem Grundbesitz ersetzen.

Die Mittelklassen werden hiernach statt der Aristokratie als überwiegende Macht auftreten. Die Umwälzung hat vor langer Zeit begonnen, und unser Jahrhundert wird sie vielleicht nicht enden sehen; denn die Vorsehung scheint England das glückliche Privilegium auf langsame Reformen und bedachtsam vorbereitete Fortschritte gewährt zu haben. Vor vierzig Jahren, als die englische Aristokratie auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht stand und die Tory-Partei für lange Zeit die Schicksalsleiterin Englands zu seyn schien, sah und verkündigte schon ein Mann von sicherem Blick und scharfem Verstande die aufreizende Bewegung der mittleren Klassen. Im Jahre 1806 schrieb Francis Horner an den nachherigen Lord Jeffrey, daß Fox die Whig-Partei mit in das Grab getragen hätte, daß der Name, das Gespenst der Partei wohl noch fortbestehen würde, sie selbst aber todt sey. Weiter sagte er: „Ich kann mich trotz des Anscheins nicht des Gedankens erwehren, daß in der Mittelklasse dieses Landes eine breite Grundlage zur Bildung einer Volkspartei liegt, die auf den Meinungen, auf den Interessen, auf den Gewohnheiten jener zahlreichen Familien beruht, deren charakteristische Grundzüge wachsender Wohlstand, sorgfältige Erziehung der jüngeren Leute und strenge Ausübung der gesellschaftlichen Tugenden bilden. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn diese Klasse ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung, welcher eine Regierung stets gehorchen soll, behält, aus ihr die wahre Demokratie hervorgeht.“

Horner hatte Recht, die Whigs sind als einflußreiche Klike geblieben, aber seit langer Zeit bilden sie keine Partei mehr. Nach Fox haben sie manchmal die Macht in Händen gehabt, doch konnten sie dieselbe nur getheilt ausüben, entweder mit O'Connell oder wie heutzutage mit den Radikalen (?). Niemals regierten sie vermöge ihrer eigenen Stärke, stets waren sie die Vorboten der mittleren Klassen. Nach 1815 sah man in England die Ideen sich verbreiten, die in Frankreich durch die Revolution von 1789 erzeugt wurden, und zu deren Organ sich die Westminster Review machte, welche zehn Jahre hindurch über die Säkularisation des Unterrichts, über das Verhältniß des Staats zur Kirche, über die gleiche Vertheilung der politischen Rechte und des politischen Einflusses schrieb. Dieselben Ideen vertraten im Parlament durch eine Anzahl Männer vertreten, die, fast alle vermögend, glänzend erzogen, von scharfem Verstande, zum Theil mit großen Familien verwandt, sich nur in ihren Meinungen von der Aristokratie unterschieden. Sie spielten eine thätige und bedeutende Rolle zur Zeit der Katholiken-Emancipation und der Wahlreform; sie waren es, welche die Whigs zu dem Angriff gegen die inländische Hochkirche fortrissen. Seitdem sind einige von ihnen von dem politischen Schauplatz verschwunden, andere sind in die früheren Parteien aufgegangen; Herr Hume, der Senior des Unterhauses, Oberst Thompson, Herr Roebuck, Sir William Molesworth und einige Andere repräsentiren im gegenwärtigen Parlament jene früher einflußreiche, jetzt aber gesunkene Fraction.

Die Rolle der Vorkämpfer haben nunmehr die Männer aus der Schule von Manchester, die Gründer der berühmten Ligue, übernommen — die schlecht erzogenen Radikalen, wie ein satirischer Schriftsteller sie genannt hat. Diese sind nicht Männer mit philosophischen Ideen, die stets auf Prinzipien zurückgehen; sie behandeln die Ideologen mit derselben Verachtung wie Napoleon, sie berufen sich auf Thatsachen, sie rühmen sich, die Dinge nach ihrer praktischen Seite zu beurtheilen und die Politik wie die Geschäfte mit doppelten Büchern zu führen. Ihre Repräsentanten sind alle aus den bescheidensten Sphären der Gesellschaft hervorgegangen, durch Arbeit und Industrie zu Vermögen, durch dieses zum Einfluß gelangt; ohne freisinniger als die ursprünglichen Radikalen zu seyn, besitzen sie mehr, als diese, die Eigenliebe des Emporkömmlings. Herr Cobden kann nicht zehn Minuten lang über Manchester und seine Landsleute, die Männer von Lancashire, sprechen, ohne dieses gewaltige, betriebsame, energische, willenskräftige Geschlecht zu rühmen, welches die Leitung Englands in seinen Händen zu haben verdient und sie auch haben wird. Die Männer von Manchester haben zuerst in die englische Politik den Unterschied und die Eifersucht der Stände gebracht. Jeder andere Einfluß, als der aus persönlicher Arbeit, aus mühsam erworbenem Vermögen hervorgegangene, ist ihnen lästig und verhaßt. Sie wollen die Nation in zwei Theile schreiben: „das aristokratische Moos und den alten Sachsenstamm“, die Schmarotzerpflanzen, mögen sie Whigs oder Torys heißen, und die arbeitenden Klassen. Zwischen den Parteien machen sie keinen Unterschied, ihr Haß ist gegen Alle gerichtet. Wenn die Sprache des Herrn Cobden nicht durch die Politik gemäßigt wird, oder wenn er sich durch den Beifall seines Auditoriums hinreißen läßt, so bezeichnet er die Whigs nur als Abenteurer, die sich der Reformen zu bemächtigen streben, wenn solche der Ausführung nahe sind, aus Furcht, daß einige Brocken von der Gewalt oder einige aristokratische Spielereien in die Hände der Abkömmlinge der Sachsen fallen könnten. Vor einigen Monaten sagte er bei einem Bankett zu Wakefield: „Wir haben die Majorität nicht nöthig, um eine wohlfeile Regierung zu erlangen. Wenn die Bevölkerung Manchesters, Londons, Edinburgs, Lancashires und Yorkshires sie durch uns fordern wird, so werden die Whigs sie uns gewähren. Besäßen wir die Majorität, so würde die Königin uns ins Ministerium rufen müssen, und Ihr begreift, daß den Whigs damit nicht gedient wäre. Sie werden daher die Arbeit für uns verrichten, wie sehr es ihnen auch widerstreben mag.“ An demselben Tage sagte Herr Bright: „Was kümmern wir uns um Whigs und Torys? Unsere Väter waren gutmüthig genug, sich in deren Schlingen fangen zu lassen, wir müssen einst den politischen Schauplatz von allem Ueberflüssigen reinfegen.“

Solche Sprache ist ganz neu, vor 1837 ist sie niemals in einer englischen Versammlung gehört worden; sie verkündet den Ruin dessen, was man hundertundsechzig Jahre hindurch aufgebaut hat. Bis dahin hatte die englische Nation sich wohl in Parteien, aber niemals in Klassen getheilt. Indem sich ein Theil der Aristokratie vorzüglich auf Agrikultur-Interessen, der andere auf Handels-Interessen stützte, entstanden die Torys und die Whigs, aber in keiner Partei existirte eine dauernde Trennung nach irgend einer sozialen Rangstufe. Die Aristokratie war stets bereit, jedes durch Wissenschaft oder Talent ausgezeichnete Individuum in ihren Schoos aufzunehmen, so daß die politischen Zwistigkeiten immer Duelle zwischen Parteien, niemals Kämpfe zwischen verschiedenen Klassen der Gesellschaft waren. Die Schule von Manchester bestrebt sich, diesen Zustand zu verändern; indem sie neue Classificationen in die Politik einführt, stellt sie sich als alleiniges Organ des Volkselementes dar, während Whigs und Torys ausschließlich die aristokratischen Interessen repräsentiren. Dadurch werden die Kämpfe der Meinungen in Kämpfe der Klassen umgewandelt, und wer weiß, ob das, was jetzt die Bemühungen Weniger herbeizuführen suchen, nicht das Werk der Zeit und der Ereignisse seyn wird?

Wir wollen in dieser Umgestaltung der Parteien weder einen Vorboten des Unglücks für England, noch selbst ein Anzeichen des Verfalls sehen. Viel-

Digitized by Google

leicht ist es nöthig, daß die Handel treibenden Klassen zur Theilung des Bodens und des politischen Einflusses berufen werden, und daß die Entstehung einer großen Anzahl Eigenthümer ein unübersteigliches Bollwerk gegen den Sozialismus bilde, der in einem Lande reißende Fortschritte machen könnte, wo der Grundbesitz das Privilegium weniger Familien ist und so großer Reichthum sich neben so vielem Elend findet. Aber es ist nicht schwer, die Zeit vorherzusehen, in der die Whigs, in die Reihen der Torys getrieben, mit diesen zugleich die letzten Ueberbleibsel des aristokratischen Einflusses gegen die Mittelklassen vertheidigen werden; von diesem Zeitpunkt an wird sich die Herrschaft der Demokratie datiren und das Werk Sir Robert Peel's seine letzten Konsequenzen erreicht haben. In Gegenwart der vollendeten Thatsachen ist es eine müßige Frage, ob Sir Robert Peel bei der Abschaffung der Korngesetze einer unerbittlichen Nothwendigkeit gehorcht hat, oder ob er in Folge einer Schwäche, der die größten Patrioten zuweilen unterliegen — um die von ihm bekämpfte Politik seiner Gegner nicht nachzuahmen, es diesen noch zuvorthat und so die Stunde des Opfers beschleunigte? Gewiß aber ist es, daß er den Institutionen, die England 160 Jahre hindurch Wohlstand und Größe verliehen haben, den ersten und entscheidenden Stoß versetzt hat."

Frankreich.

1853.*)

Die verhaßte Republik war nicht mehr. Das allgemeine Votum hatte diese seine Mutter getödtet und die Monarchie hergestellt. Der Herzog von Bordeaux behauptete den Thron seiner Väter. Der Rührigkeit der legitimistischen Partei und auch dem Golde Rußlands, wie man sagt, war dies gelungen. Der Exprädident, der frühere Prätendent, der zuletzt so unglückliche Konkurrent Louis Napoleon, befand sich auf der Flucht. Nicht seinetwegen, sondern wegen des Einflusses seines Vetters, Napoleon Bonaparte, auf die republikanisch Gesinnten ward ein Verdammungsdekret gegen die Napoleoniden erlassen. Keinem der ehemaligen Anhänger des Gefallenen war es in den Sinn gekommen, das Wort zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Nach der in Frankreich üblich gewordenen Sitte versuchten Alle, sich bei dem neuen Herrscher einzuschmeicheln. In den Warte-Sälen der Tuilerieen, welche ihre frühere Bestimmung erhielten, und wo Alles hofmäßig zuging, drängten sich haufenweise junge und alte Notabilitäten, von welchen es vielleicht keine einzige gab, die nicht wenigstens einen dreimaligen Regierungswechsel erlebt, drei Herren gedient und drei sich widersprechende Eide geleistet hätte.

Unmittelbar nach der Königswahl im Mai 1852 war die Versicherung ertheilt worden, daß die wohl erworbenen Rechte der Einzelnen von dem Regierungswechsel nicht im Mindesten zu leiden haben würden. Eine Zeitlang hatte man auch insofern Wort gehalten, als die ersten Entlassungen nur die Mitglieder der Familie Bonaparte trafen. Nach und nach aber dehnte sich die Exklusion rechts und links aus. Nicht die Napoleoniden allein, auch die Orleanisten fingen an, nothgedrungen Buße zu thun, einzusehen, wie Unrecht sie gehabt, den vorhandenen Stern nicht von Haus aus anzubeten. Für eine gefährlichere, jedoch hochmüthig verachtete Brut, für die Republikaner, Sozialisten und Kommunisten, galt eine andere Methode. Schon die frühere Regierung hatte diesen Parteien die Flügel beschnitten, jeden Antheil an der Regierung ihnen abgenommen. Sie in ihrer sonstigen Thätigkeit zu hindern, wurde nun ein außerordentlich umfangreiches Polizeisystem eingerichtet. Es verfügte über ein bedeutendes Personal von Agenten, die in alle Klassen der Gesellschaft unter allen möglichen Vermummungen drangen. So war es ein Leichtes, genau zu erfahren, wie ein Jeder dachte und sich äußerte. Wurde eine Persönlichkeit besonders verdächtig, so verschwand sie plötzlich aus ihrem Domizil. Es hieß, sie sey wegen aufrührerischer Redensarten oder Theilnahme an einem Komplotte oder an einem Klub, oder wegen Preßvergehen verhaftet worden. War einmal die Haft da, so durfte von baldiger Entlassung aus derselben nicht die Rede seyn. Das erste Verhör ließ Monate lang auf sich warten; das zweite und dritte sollte Jahre auf sich warten lassen.

So verhielt es sich seit Abdankung des Herrn Thiers, des ersten Ministerpräsidenten des Königs Heinrich's V. Ihm war der Herzog von L . . . gefolgt, der Solches eingeführt. Indessen sorgten fromme Leute christlich für die Familien der Verhafteten. Zahlreiche Mitglieder des „Glaubensbundes" verbreiteten sich in der Hauptstadt sowohl wie in der Provinz. Da, wo sie Leid und Elend antrafen, boten sie geistigen Trost und materielle Hülfe an. Bei Frauen und Angehörigen von politischen Gefangenen thaten sich ihre Bemühungen besonders kund. Die Bedingungen, die sie zur Ertheilung regelmäßiger Unterstützungen stellten — hienieden kriegt man eigentlich Nichts um Nichts — waren so einfache, daß es bei Gott sehr unrecht gewesen wäre, sie von sich zu stoßen. Von den Frauen verlangten sie die periodische Beichte, von den Männern die Theilnahme an gewissen frommen Sonntags-Konferenzen, und bei Kindern den Besuch der überall bereits eingerichteten Freischulen der Jesuiten. In kurzer Zeit hatten nämlich diese guten Väter ihre Glanzperiode in einem ganz anderen Umfange erreicht, wie damals unter Karl X. Die Februar-Revolution, der sie sich klugerweise sofort angeschlossen, hatte sie sehr weit gebracht. Die Kraft, die sie gewonnen und zu welcher Louis Napoleon durch stete Nachgiebigkeit vorzüglich beigetragen, sollte nun zum größten Ruhme der Kirche und des Thrones dienen. Man hatte sich die ungeheure Aufgabe gestellt, die Erziehung des ganzen Volkes ab ovo zu unternehmen und, in Verbindung mit einem strengen Polizei-Staate, der den verdorbenen Theil der Bevölkerung bändige, es in zehn Jahren so weit zu bringen, daß die angehende, das Alter der Vernunft erreichende Generation nur für Gott und ihren legitimen Fürsten Gedanken und Empfindungen hege. Sodann würde bald der unnütze Kram des Constitutionalismus bei Seite geschafft und die einzige bewährte Regierungsform, der Absolutismus, wieder eingeführt werden. Weniger gebühre dem Nachkommen Ludwig des Heiligen nicht. Es würden dann Frankreichs Klerus und Frankreichs König Hand in Hand gehen und, in Verbindung mit einem mächtigen nordischen Bundesgenossen, das übrige Europa, falls der Constitutions-Wahnsinn noch bei ihm spuken sollte, im Schach halten. Zu der Ausführung dieses Planes genügte es jedoch der Kirche nicht, faktisch die Oberhand in allen Verhältnissen zu behaupten; es kam ihr noch darauf an, diesen Zustand zu legalisiren. Hierzu schien es unentbehrlich, daß, außer den Entwürfen über Beschränkung der Presse, gänzliche Aufhebung des Versammlungsrechts, Herstellung der erblichen Pairie und Wiedereinführung der Majorate und Familien-Fideikommisse, noch ein Gesetz über besondere Sakrilegiums-Fälle der durchaus folgsamen Kammer vorgelegt würde. Es war auch schon entworfen.

In Deutschland verhielt es sich anders als in Frankreich.

Die Realisirung des Erfurter Reichstages im Jahre 1850, der entgegengesetzten Bemühungen Oesterreichs ungeachtet, hatte diese Macht unangenehm und im höchsten Grade überrascht. Ihre Ansprüche in der Frankfurter Bundeskommission wurden demnach immer unmäßiger. In der Ueberzeugung, daß Preußen sich wie gewöhnlich Alles gefallen lassen würde, drohte endlich einmal Oesterreich geradezu mit Krieg. Der Handschuh ward geworfen, und Norddeutschland, zum großen Erstaunen Europa's, beeilte sich, den Handschuh aufzuheben. Beinahe zwei Jahre hatte der Kampf mit wechselndem Glück gewährt, als die preußisch-deutsche Diplomatie einen Waffenstillstand nebst Friedens-Präliminarien sich durch Rußland anrathen ließ und zugab. Dies war Oesterreich willkommen, denn es hoffte, früherer Erfahrungen eingedenk, durch Negociationen noch bessere Geschäfte als auf dem Schlachtfelde zu machen.

Im Uebrigen war der sogenannte Dreikönigs-Bund in seinen inneren Verhältnissen günstig gestellt. Die vier bis fünf Jahre seit dem März 1848 hatte Deutschland eifrig benutzt, um sich aufrichtig im föderativen Sinne zu constitutionalisiren und alle entgegenstrebenden Hindernisse zu überwältigen. Handel und Gewerbe blühten. Ueberall fing man an, die kostbaren Früchte der erfolgreichen märzlichen Prüfungen einzuärndten.

Mannigfaltiges.

— **Die Staats-Ideologen.** Wir entlehnen nachstehende Bemerkung einer Rede, die der berühmte amerikanische Staatsmann, Herr **Webster**, kürzlich im Senate der Vereinigten Staaten, und zwar bei Gelegenheit der Unionsfrage, gehalten. Es ist dies eine Bemerkung, die eben so gut im deutschen Parlamente, in der französischen gesetzgebenden Versammlung und in jedem anderen politischen Sprechsaale, wo man geneigt ist, das praktische Gute dem idealen Besseren hintanzusetzen, am rechten Orte seyn würde:

„Es giebt Menschen", sagte Herr Webster, „welche der Meinung sind, daß die menschlichen Pflichten mit mathematischer Präzision zu erfüllen seyen. Das sittliche Axiom behandeln sie, wie einen mathematischen Lehrsatz, indem sie glauben, daß sich das, was recht, von dem, was unrecht ist, mit der ganzen Genauigkeit einer algebraischen Gleichung unterscheiden lasse. Keiner von ihnen übt daher eine allzu große Nachsicht gegen diejenigen, welche andere Meinungen hegen, als sie selbst. Sie sind immer geneigt, zu behaupten, daß Nichts gut sey, was nicht vollkommen gut ist; daß einer abweichenden Meinung oder dem Urtheil anderer Leute niemals ein Zugeständniß zu machen und keinerlei Kompromiß zulässig sey. Wenn ihr außerordentlicher Scharfblick sie in den Stand setzt, einen Flecken in der Sonne zu entdecken, so halten sie dies für einen zureichenden Grund, die Sonne vom Himmel herunterzureißen. Sie ziehen die Möglichkeit, in vollständige Finsterniß hineinzurennen, dem himmlischen Lichte vor, wenn dieses himmlische Licht nicht absolut ohne die geringste Unvollkommenheit ist."

Wir wiederholen, daß diese Worte nicht allein auf Amerika anwendbar sind. Sie passen namentlich auf alle unsere Gegner der constitutionellen Monarchie, die bei jedem kleinen Mangel, den sie daran wahrnehmen — und wo ließe sich ein solcher an irgend einer menschlichen Einrichtung nicht nachweisen? — von Schein-Constitutionalismus einerseits oder von Untergrabung der Autorität andererseits deklamiren und deshalb dort die Republik und hier die Absolutie als unvermeidlich erklären. Eben so lassen sich jene Worte auch auf die Gegner des deutschen Bundesstaates anwenden. Weil er der Theorie der Einen und den Wünschen der Anderen nicht durchweg entspricht, will man ihn lieber ganz zerstören. Weil man das nach eigener Meinung absolut Beste nicht erreichen kann, weist man auch das relativ Gute zurück. Gewiß aber würden Staatsmänner, wie Webster, wenn sie über Deutschlands Fragen eine Stimme abzugeben hätten, nach dem, was in den vorstehenden Worten ausgesprochen ist, mit den praktischen und besonnenen Männern gehen, die jetzt in Erfurt versammelt sind und unter dem Vorantritte Preußens ein allmälig immer größer werdendes Deutschland ausbauen wollen.

*) Wir entnehmen dieses Bruchstück einem so eben erschienenen Tendenz-Romane: „Die Rothen und die Blauen", Pariser Corruptionsskizzen von Dr. G. Oellner-Montmorgué. Bremen, Verlag von Franz Schlodtmann. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 43, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Donnerstag den 25. April 1850.

Frankreich.

Nicolas Poussin.

Nicolas Poussin wurde im Juni 1594 zu Andelys bei Rouen geboren, zehn Jahre vor Corneille, seinem Landsmann, der im Verlauf der Zeit durch Größe des Genies, Geradheit des Charakters, Kraft des Gedankens, Reinheit und Einfalt der Sitten sein Nebenbuhler werden sollte. Diese beiden mächtigen Geister, diese erhabenen Künstler, diese edlen Dioskuren eröffneten in Frankreich mit Glanz jenes so oft bewunderte siebzehnte Jahrhundert, dem es vorbehalten war, die reichsten, mannigfachsten und erlesensten Früchte der großen Gedankenbewegung zu reifen, welche mit der italiänischen Renaissance begann und, an der Schwelle einer neuen Welt, mit dem Esprit des Lois und dem Contrat social endete.

Von der Jugend Poussin's wissen wir sehr wenig. Sein Vater, Jean Poussin, stammt ursprünglich aus Soissons, von einer guten, wahrscheinlich adeligen Familie, die jedoch während der Kriege des sechzehnten Jahrhunderts in Verfall gerathen war. Jean Poussin nahm in seinen jüngeren Jahren selbst an den Feldzügen Theil und heirathete in Folge der Belagerung von Vernon, bei der er gleichfalls thätig gewesen, Marie de Laisement, die Witwe eines Prokurators dieser Stadt. Aus dieser Ehe entsproß Nicolas Poussin. Sein Vater, welcher von einer kleinen Pension lebte, ließ ihn in den damals gebräuchlichen Gegenständen unterrichten. Wenn man einer Sage trauen darf, so brachte der sonst fähige und fleißige Knabe einen guten Theil seiner Lectionsstunden damit zu, seine Bücher und Hefte mit Zeichnungen zu bedecken, die, wenn auch sicher inkorrekt, doch jedenfalls schon seine Anlagen verriethen. Quintin Varin, ein mittelmäßiger Maler zu Amiens, ahnte das Talent des jungen Poussin, ertheilte ihm einigen Unterricht und bestimmte seine Aeltern, dem Knaben in seinen Bestrebungen freien Lauf zu lassen.

In Folge der Ermunterungen Varin's ergab sich der junge Poussin nun gänzlich der Malerei. Seine Fortschritte waren so reißend, daß er gar bald seinen Lehrer erreichte. Die künstlerischen Hülfsmittel, welche ihm seine nächste Umgebung darbot, konnten ihn nicht weiter fördern; er verließ daher seinen Geburtsort ohne Einwilligung, ja, vielleicht selbst ohne Wissen seines Vaters und langte 1612 in Paris an. Glücklicherweise wurde Poussin schon bei seiner Ankunft mit einem jungen Edelmann aus Poitou bekannt, welcher die schönen Künste liebte und ihm eine Wohnung in seinem Hause einräumte. Nachdem er längere Zeit in dem Atelier Ferdinand Elle de Maline's, eines ziemlich guten Portraitmalers, gearbeitet hatte, ging er in die Schule Lallemand's, eines nicht sonderlich bedeutenden Künstlers, über: sein wahrer Lehrer war, nächst seinem eigenen Genie, Raphael.

Die Werke Raphael's, ja, selbst die Kupferstiche nach ihm, waren damals in Frankreich noch äußerst selten, und nur der König besaß derlei Schätze, die obendrein noch nicht Jedermann gezeigt wurden. Durch seinen Beschützer erlangte Poussin die Erlaubniß, diese Werke, so wie die Giulio Romano's und andere Gemälde der italiänischen Schulen, nicht nur zu studiren, sondern selbst nach Belieben zu kopiren.

Poussin machte zweifelsohne die glänzendsten Fortschritte, wiewohl uns hierüber kein sicheres Zeugniß aufbewahrt ist. Sein Beschützer, der wieder nach Poitou zurückkehren mußte, lud ihn ein, ihm zu folgen. Der junge Künstler entschloß sich hierzu, wenn auch mehr aus Erkenntlichkeit, als aus besonderer Lust und Neigung. In seinen Erwartungen aufs bitterste getäuscht, kehrte er, von Ort zu Ort wandernd, dürftig und krank, nach Paris zurück, begab sich jedoch bald darauf, um sich zu erholen, nach seinem Geburtsort Andelys, wo er ein Jahr lang verweilte. Aus dieser oder vielmehr aus der kurz vorhergehenden Zeit stammen wahrscheinlich die beiden (jetzt wohl verlornen) Gemälde Poussin's, welche man in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in der Kapuzinerkirche zu Blois sah, so wie die „Bacchanalien" auf dem Schloß Chevreni.

Wiederum in Paris angelangt, beschloß er, nach Rom zu gehen, kam jedoch nur bis Florenz, von wo er nach Frankreich zurückkehrte. Ein zweitesmal war er noch unglücklicher, indem er nur Lyon erreichte. Im Jahre 1623, wo er sich in Paris befand, wurde er von den Jesuiten, welche die Canonisation des heil. Ignatius und des heil. Xaverius feierten, aufgefordert, die Wunder der beiden Heiligen durch Gemälde zu verherrlichen.

Kurz vor dieser Zeit hatte Poussin die Bekanntschaft des italiänischen Dichters Marino gemacht, welcher sich eben in Paris aufhielt und an seinem „Adonis" arbeitete. Marino wünschte den Maler um das Jahr 1622 mit nach Rom zu führen. Poussin war jedoch damals nicht im Stande, Paris zu verlassen, entweder aus Mangel an pekuniären Hülfsmitteln oder weil er einige angefangene Gemälde, namentlich den „Tod der heil. Jungfrau", erst noch vollenden wollte. Das obengenannte Werk befand sich lange Zeit in einer der Kapellen von Notre-Dame und gehört nach dem, was wir davon erfuhren, nicht eben zu den vielversprechenden Leistungen des Künstlers, wiewohl die Kunst-Historiographen Félibien und Bellori es als eines der besten Gemälde seiner ersten Manier ansehen.

Endlich zu Anfang des Jahres 1624 finden wir Poussin in Rom. Der Ritter Marino eröffnete ihm die Kunstschätze des Palastes Barberini; pekuniäre Vortheile scheint Poussin von dieser Protection nicht genossen zu haben, denn er lebte lange in großer Armuth. Die römischen Kunstliebhaber, welche in die weiche Manier und in den brillanten Pinsel Guido Reni's vernarrt waren, fanden an Poussin's Malweise so wenig Geschmack, daß er seine Bilder um einen äußerst ärmlichen Preis zu verschleudern gezwungen war. Er wohnte mit dem Bildhauer Duquesnoi zusammen und half ihm kleine Figuren nach der Antike modelliren. Diese Beschäftigung übte zweifelsohne einen großen Einfluß auf unseren Maler, dem man mehr als einmal eine gewisse Trockenheit der Umrisse und einen, so zu sagen, etwas abstrakten Charakter der Formen zum Vorwurf gemacht hat. Vielleicht dürfte man auch nicht ganz Unrecht haben, wenn man behauptet, Poussin sey sich nicht überall der Gränzen zwischen der Malerei und Bildhauerkunst genau bewußt geblieben.

Zu Anfang seines Aufenthaltes in Rom wirkten vorzugsweise zwei Maler auf unseren Poussin, nämlich Titian und Domenichino. Der Einfluß des Ersteren ist deutlich zu erkennen, z. B. an den beiden bewundernswürdigen „Bacchanalen" in der Londoner Nationalgalerie und mehr noch an einem Gemälde in der Galerie Colonna, welches eine Scene aus dem Decamerone darstellt. Die genannten Werke zeichnen sich vor allen anderen Schöpfungen Poussin's durch die Pracht und Schönheit des Kolorits aus. Dem Domenichino, dessen „Kommunion des heil. Hieronymus" unserem Künstler außerordentlich hoch stand, strebte derselbe besonders in der Kraft des Ausdrucks, in der Wahrheit der Zeichnung und in der Composition überhaupt mit glücklichem Erfolge nach.

Inzwischen (1629) verheirathete sich Poussin mit der Tochter seines Wirths und Landsmanns Dughet, Anna Maria, und verwendete die erhaltene Aussteuer zum Ankauf eines Hauses auf dem Berge Pincio, neben dem Hause des Salvator Rosa und dem des Claude Lorrain gegenüber. In diese Zeit kann man auch den Schluß seiner langen und mühevollen Jugend setzen. Nur bedeutende Werke beschäftigten ihn fortan; aber es vergingen noch einige Jahre, ehe er die Aufmerksamkeit der Römer und dann der übrigen Welt auf sich zog.

„Der Tod des Germanicus" ist das erste große Gemälde, welches Poussin aufgetragen wurde. Es ist auch die erste jener pathetischen Compositionen, in denen er später noch so Bedeutendes leistete. Die „Einnahme von Jerusalem", die „Erweckung der Quelle aus dem Felsen" und die erste Reihe der „Sakramente" datiren aus den Jahren des ersten Aufenthalts in Rom. Hierzu kommen noch zwei Werke vollendeter Reife, „das Manna" und der „Raub der Sabinerinnen". Poussin hat die letzteren beiden Schöpfungen allerdings übertroffen, keines seiner späteren Gemälde jedoch bietet seine Vorzüge und die ihm vorgeworfenen Mängel in höherem Grade zur Schau. Vielleicht entstand in derselben Zeit auch „das Bild des menschlichen Lebens", ein Werk, dessen genaues Datum uns sonst völlig unbekannt ist.

Wir deuteten schon oben an, daß sich der Ruf Poussin's nur langsam ausbreitete. Man sah unseren Künstler lange Zeit mehr für einen Denker als für einen Maler an. Er lebte sehr zurückgezogen und verwendete seine Mußestunden zu weiten und einsamen Spaziergängen in der Umgegend von Rom; auch saß er zuweilen mit Claude Lorrain zusammen und unterhielt sich mit ihm über Malerei oder über Alterthümer. Er hatte keine Schüler und nur wenig Freunde. Ohne Misanthrop zu seyn, liebte er die Einsamkeit und war ganz für dieses römische Leben geschaffen, dessen Einförmigkeit und Ruhe seinem Charakter und der Natur seines Genius zusagten. Daher man sich auch nicht wundern darf, daß ihn die ersten Einladungen, die ihn nach Paris beriefen, mit einem gewissen Schrecken erfüllten.

Ludwig XIII. ernannte Poussin zu seinem Hofmaler und ließ ihn auffordern, diesen Posten einzunehmen. So günstig die Bedingungen auch waren, die man dem Künstler gestellt hatte, so entschloß sich derselbe doch sehr schwer,

nach Frankreich zu gehen; vermuthlich sah er im Geiste die Intriguen voraus, die seiner, der die Ruhe so sehr liebte, daselbst harrten.

(Schluß folgt.)

Dänemark.

H. C. Örsted: „Der Geist in der Natur".

(Schluß.)

Wir gehen nun zu der Abhandlung über, welche den Titel führt: „Das ganze Daseyn ein Vernunftreich".*) Dieser Abschnitt entwickelt noch weiter, was in den früheren Abschnitten angelegt und begründet ist. Der Verfasser beweist nämlich hier, daß die Gesetze, welche durch das von der Erfahrung befruchtete Denken gefunden sind, für alle Weltkörper eins sind und von ihren vernünftigen Bewohnern so aufgefaßt werden müssen; und so gewiß wie Zwei und Zwei für kein vernünftiges Wesen, wo es auch seinen Wohnort habe, Fünf werden kann, sondern nothwendig Vier werden muß, eben so gewiß müssen die Gesetze der Schwere für einen Erdbewohner, für einen Jupitersbewohner und für den vernünftigen Bewohner jedes anderen Weltkörpers in ihrem Grundwesen dieselben bleiben.

Ein vernünftiger Bewohner eines anderen Planeten muß also der Sterne, der Weltuhr Gang auf dieselbe Weise, wie wir, berechnen; auch für ihn muß die einfache Bewegung geradlinig, die krummlinige Bewegung von mehr als einer Kraft hervorgebracht seyn; auch für ihn muß ein schräg empergeworfener Körper eine parabolische Bahn beschreiben u. s. w.

Die Gesetze der Bewegung, der Anziehung (worin die Gesetze der Schwere auf die Weltkörper in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung angewandt werden) müssen so für das Universum gelten. Dasselbe muß auch hinsichtlich des Lichts der Fall seyn, welches überall denselben Gesetzen wie das irdische Licht gehorcht. (Dies schließt jedoch nicht aus, daß feinere und entwickeltere Sinne für Licht- und Tonwirkungen empfänglich seyn können, welche wir in solcher Art nicht fühlen können.) Etwas Aehnliches läßt sich von den Farben sagen; eben so müssen die Gesetze für die chemischen Verbindungen im Wesentlichen auf allen Weltkörpern eins seyn, da sich dieselben Grundkräfte überall finden — was ja schon die allgemeine Anziehung beweist.

Es sey mir gestattet, hier in Kürze zu berühren, was der Verfasser in dieser Hinsicht schon in seinen früheren Vorträgen mit erstaunlicher Konsequenz nachgewiesen und durchgeführt hat. Es giebt zwei Kräfte, welche über die ganze Natur verbreitet sind. Sie zeigen sich als einander entgegengesetzt und sind doch nur verschiedene Entwickelungen derselben Grundkraft. In ihrer freiesten Wechselwirkung zeigen sich diese zwei Kräfte in den beiden entgegengesetzten Elektrizitäten; mehr gebunden kommen sie als die beiden Pole in der galvanischen Batterie und im Magnet wieder. Noch gebundener und körperlicher sind sie in den entgegengesetzten Reihen in der Chemie (als Sauerstoff und Wasserstoff, Säuren und Alkalien u. s. w.) vorhanden, und sie sind es, welche alle chemischen Verbindungen und Trennungen hervorbringen. Sie werden auch im Elektro-Magnetismus und der Magnet-Elektrizität, in der Flamme, in Wärme-Erscheinungen wiedergefunden; sie treiben gleichfalls ihr Spiel in den farbigen Strahlen, wo der violette und der rothe Strahl den polaren Gegensatz bilden. Derselbe Gegensatz findet sich im organischen Leben zwischen Muskel und Nerven wieder; kurz, überall entdecken wir ein ähnliches Spiel von Kräften, und die ganze Körperwelt ist dadurch entstanden.

Wir brauchen hier kaum hinzuzufügen, daß die allgemeinen Bedingungen des Körperlichen, Expansion, Begränzung und Gestalt, Kohäsion, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und Beharrungsvermögen, vom Verfasser sehr treffend die Willenlosigkeit des Unbeseelten genannt, daß dieses Alles sich überall, so weit die Körperwelt reicht, wiederfindet.

Wenn aber selbstbewußte Wesen gleiche Naturgesetze zum Gegenstand ihrer Erkenntnißkräfte haben, so ist es auch nothwendig, daß diese Kräfte überall wesentlich dieselben sind.

Die höchste Vernunft, welche das Weltall hervorbrachte und regiert, hat sich nun auch im Materiellen abgeprägt, obschon sie hier verborgen und unbewußt ist; hingegen im Menschen (wir erlauben uns hier an das zu erinnern, was schon oben entwickelt worden ist) hat sich diese Vernunft als Selbstbewußtseyn aufgefaßt. Dies bringt eine Harmonie zwischen der Natur und der menschlichen Vernunft hervor, welche letztere auch in der Körperwelt ihre eigenen Gesetze wiederfindet. Aber die höchste Vernunft muß sich ja auch durch andere Weltkörper und deren Bewohner abgeprägt haben, weil auch diese aus deren ewiger Quelle entsprungen sind, und soweit sie sich selbst und die in der Natur vorhandenen Gesetze mit Klarheit aufgefaßt haben, müssen sie dieselbe Vernunft sowohl in sich selbst, als in der Welt umher wiederfinden.

Rücksichtlich des zweiten Theils dieser Abhandlung, welcher von der Ungleichheit der Schönheitsgesetze im Universum handelt, können wir uns vielleicht kürzer fassen. Unser innerer Sinn ist ja auch nach denselben Vernunftgesetzen, wie die übrige Welt, gebildet und fühlt sich nur durch das befriedigt, was ein Gepräge der Vernunft trägt, selbst wenn dies nicht während des Genusses zum klaren Bewußtseyn kömmt, sondern mehr als Ahnung und unmittelbares Urtheil wirkt, worin der Geist antizipirend fühlt, was die Wissenschaft kaum nach Jahrtausenden vollkommen ergründen und mit Genauigkeit berechnen kann. In jedem Gegenstande, den wir schön nennen sollen, muß der innere Sinn eine reiche harmonisch entwickelte Thätigkeit wahrnehmen, aber dies ist es ja gerade, was wir die dem inneren Sinn anschaulich dargestellten Vernunftgesetze nennen können. Dieselben müssen dann alle Vernunftgeschöpfe, wo sie sich auch finden, ansprechen, weil sie darin, ebensowohl als wir, ihr eigenes innerstes Wesen anschauen und dessen Forderungen befriedigt finden. Die Symmetrie, welche zur Befriedigung unseres Schönheitssinns nothwendig ist, ist ja gerade auf eine der Hauptformen des Denkens, nämlich auf die Einheit in Gegensätzen, gegründet; dasselbe Gesetz muß daher auch bindend seyn für jedes vernünftige Wesen, und der Ort, wo dieses Vernunftwesen wohnt, thut, wie gesagt, nichts zur Sache.

Der dritte Theil dieses Abschnitts handelt von dem gleichen Grundwesen der moralischen Natur in dem ganzen Weltall. Das, was in der Schönheit als ein äußeres und sinnliches Bild angeschaut wurde, soll auch den Menschen in seinem Innersten durchdringen und da zur tiefsten Wahrheit werden, ja, wir sollen selbst harmonische Glieder in der großen Klangfigur werden, welche wir Welt nennen. Mit anderen Worten, jeder Mensch ist ein Glied in der großen Kette des Daseyns; er ist geboren, die Forderungen der Vernunft zu erfüllen, in Harmonie zu seyn mit dem Mittelpunkt, von wo alle Vernunft ausgeht, mit der lebendigen selbstbewußten Vernunft, die wir, in ihrer Persönlichkeit betrachtet, Gott nennen. Was ihn in der Kunst, in dem Leibe der Schönheit, schon so unwiderstehlich anzog, das soll nun das Ziel seines innersten, ernstesten Strebens, seiner tiefsten Wirksamkeit werden. Aber ganz dasselbe muß ja auch von den Vernunftwesen gelten, welche auf anderen Weltkörpern wohnen, denn sie gingen ja alle von dem nämlichen vernünftigen Grundwesen aus und sind also, ebensowohl wie der Mensch, dazu berufen, auf dasselbe hinzuweisen und mit ihm in Harmonie zu treten. Daraus entsteht ein Bewußtseyn von Pflicht, der Begriff von Gerechtigkeit, von Achtung gegen die vernünftige Natur Anderer u. s. w. In dieser Richtung durchläuft nun der Mensch (und wohl auch die übrigen Vernunftgeschöpfe) eine höhere Entwickelungsreihe, worin das historische Leben (Gesellschaftsleben), oft unter wilden Kämpfen, sich entwickelt, und wozu die Perioden, welche die niedere Natur durchlaufen hat, die Revolutionen, wodurch die Weltkörper sich entwickeln, gleichsam das körperliche Vorbild liefern. Sowohl in der moralischen, wie in der physischen Welt wirkt ein allmächtiger Wille, eine unabhängige Vernunft, deren Zweck auch wir nach Kräften zu fördern uns bestreben sollen, indem wir uns erst alsdann im Einklang mit dem Daseyn befinden. Nichtsdestoweniger ist es das Loos der Endlichkeit, daß, so wie das freie Denken in seinem Beginnen oft von der Wahrheit abweicht, wir auch oft, jedoch gewiß durch unsere eigene Schuld, uns versucht fühlen, vom Guten abzuweichen.

Nun wird freilich der Begriff von Welt in unseren heiligen Büchern in einer anderen Bedeutung als hier genommen; es wird nämlich darunter das Leben verstanden, sofern es sich in die Endlichkeit verloren hat, das Leben, welches seine Verbindung mit Gott vergessen hat. Diesem Leben soll nun der Mensch absterben; denn es ist ja gerade die Aufgabe des Menschen und aller anderen vernünftigen Geschöpfe, ihr Leben auf die wahre Harmonie zurückzuführen und so in Gott zu leben und des höheren Lebens, von welchem er der Mittelpunkt ist, theilhaftig zu werden.

Im letzten Theile der Abhandlung gedenkt der Verfasser der Entwickelung der Wissenschaft in künftigen Zeiten, wo es dem Menschengeschlecht gestattet seyn wird, schon hier auf Erden in das ganze Weltall tiefer einzudringen und Verhältnisse in demselben zu ergründen, welche uns noch ganz unbekannt sind. Sehr nahe liegt nun die Vorstellung, welche der Verfasser hier nicht erwähnt hat, die aber unzweifelhaft in seiner Ansicht vom Leben begründet ist, daß nämlich die Menschen wahrscheinlich jenseits des Grabes mit den Bewohnern der anderen Weltkörper genauer verknüpft seyn werden, und daß wir uns immer mehr und mehr als Glieder in dem großen Vernunftreiche fühlen werden, indem wir uns im Verein mit ihnen stets mehr und mehr der ewigen Quelle der Vernunft und des Daseyns nähern.

In der Rede, die das Buch schließt, und welche doch, was sicher nicht ohne Bedeutung ist, gerade am frühesten geschrieben worden ist, wird endlich die Pflege der Wissenschaft als Uebung der Religion betrachtet. Wir werden hier wieder, soweit es in Kürze geschehen kann, des Verfassers Grundgedanken mit seinen eigenen Worten wiedergeben. Bei aller Forschung, sagt er, ist es der letzte Zweck, das zu finden, was ein wirkliches Daseyn hat, und dasselbe in seinem reinen Glanze, getrennt von dem, was durch ein Scheindaseyn den Unaufmerksamen täuscht, wahrzunehmen. Dem Pfleger der Wissenschaft wird bekannt seyn, was das Beständige mitten in allen Abwechselungen, das Ursachslose, das sich hinter allen den unzähligen, verursachten Gegenständen verbirgt, sey. Bald wird er dann erkennen, daß nur das Unabhängige auch das Beständige, und daß die wahre Einheit nicht davon getrennt seyn kann.

In der Körperwelt wechselt Alles; die Dinge, von deren Wirklichkeit sich die Menge am meisten überzeugt hält, haben kein festiges Daseyn und befinden sich beständig auf dem Wege von der Geburt zum Untergange. Nur die Gesetze, wie gesagt, und die die Dinge hervorbringenden Kräfte sind das Bleibende. Aber die Kräfte können alle auf eine Grundkraft zurückgeführt werden. Die Gesetze erweisen sich als Ausdrücke einer Alles durchdringenden Vernunft. Fassen wir nun die Harmonie der ganzen Natur zusammen, so kommen wir nicht zu irgend einem bloßen Begriff oder zu einer Abstraction, sondern wir sehen, daß diese Vernunft und diese Kraft, welcher alle Dinge ihr Wesen verdanken, nur die Offenbarung einer lebendigen selbständigen Allvernunft ist; das Beständige sind dann nur Lebensäußerungen von ihm, der das Leben in

*) Den nächst vorhergehenden Abschnitt, „Aberglaube und Unglaube in ihrem Verhältniß zu den Naturwissenschaften", glauben wir hier übergehen zu können, weil er nicht in so enger Verbindung mit der poetischen Gedankenreihe steht, die wir vorzugsweise hier verfolgen und aufstellen wollen.

sich selbst hat, und Harmonie und Zusammenhang des Ganzen entspringen aus der ewigen Weisheit. So führt die wahre Naturbetrachtung zur tiefsten Demuth, Andacht und Liebe. Hat Jemand etwas Anderes in der Natur gelernt, fährt der Verfasser fort, so kömmt es daher, weil er sich in das Zerstreute und Mannigfaltige verlor und sich nicht zur ewigen Einheit der Wahrheit erhob.

Der Verfasser weist alsdann nach, daß wir dadurch, daß wir unseren Blick, soweit wir es nach unseren beschränkten Kräften vermögen, zum Allvollkommenen erheben, in ihm drei Grund-Eigenschaften oder richtiger Grundwesen erkennen: nämlich seine Selbständigkeit, als die unbegreifliche Grundlage des Alls; seine Wirksamkeit oder sein Leben, welches aus ihm selbst in aller Ewigkeit erzeugt wird; und endlich entwickelt sich aus beiden seines Wesens innere Harmonie, die, wie gesagt, nicht blos eine Eigenschaft, sondern ein lebendiges, wirksames Seyn ist. So kommen wir dann zu dem Standpunkt, welchen die Religion in dem Gedanken von dem dreieinigen Gott ausdrückt.

Wir begreifen nun noch besser das tiefe Gefühl von einem Göttlichen, welches uns bei der Betrachtung des Schönen durchströmt; denn hier ist ja gerade das göttliche Mysterium, dessen wir früher gedachten, Selbständigkeit und Wirksamkeit, in harmonischer Verschmelzung vorhanden. Die wahre Schönheit ist da eigentlich ein Bild von Gottes eigenem Wesen, welches von dem verwandten Geist aufgefaßt wird und sympathetisch auf ihn wirkt und die Ahnung von dem Höchsten weckt, wozu derselbe sich aufschwingen kann. Dieses Bild Gottes soll auch (vgl. die vorhergehende Abhandlung) in unserem eigenen Innern entwickelt werden. Dies ist der höchste Grundsatz der Sittenlehre und der Religion. Dieses Gottheits-Bild sucht auch der Denker in der ganzen Schöpfung, und er kann, wofern sein Denken die rechte Tiefe hat, niemals bei dem Abgerissenen stehen bleiben, nie sich mit der bloßen Mannigfaltigkeit begnügen lassen, ehe er deren Verhältniß und Verbindung mit dem Ewigen erkennt. So führen Kunst und Wissenschaft zuletzt zu demselben Ziele, auf welches die Religion hinweist, und so begreifen wir erst recht die Begeisterung des Künstlers, die eine Ahnung von der künftigen Seligkeit enthält; so versteht man die Aufopferung des Mannes der Wissenschaft, wenn er, wie oft geschehen, Alles hingiebt, was dem Menschen lieb und theuer zu seyn pflegt, um Wahrheiten zu entdecken, deren Werth allein mittelst der reinen Wahrheitsliebe begriffen werden kann. Gleich wie Kunst, Wissenschaft und Religion im Anfange, in dem glücklichen Zeitalter der ersten Entwickelung, mit einander vereinigt waren, so sollen sie auch zuletzt einander wiederfinden, um nicht wieder getrennt zu werden.

Daß hierbei der Verfasser, obwohl in seiner Lebens- und Weltanschauung eine durchgreifende Einheit herrscht, doch sehr weit von der pantheistischen Lehre entfernt ist, daß er in Wahrheit einen lebendigen persönlichen Gott anerkennt, von welchem das Leben und die Gesetze der Vernunft ausgehen, daran kann Niemand, der ihm auf dem Wege seiner Untersuchung gefolgt ist, in Zweifel seyn. Wie übrigens die Sünde, das Böse, in die Welt gekommen sey, ist auch in dem Vorhergehenden angedeutet. Sobald nämlich ein oder mehrere Vernunftgeschöpfe ihr eigenes Wesen und ihre Stellung zum Ewigen verkennen und die große allgemeine Weltharmonie zu zerreißen streben, um ihr egoistisches Selbst zum Mittelpunkte ihrer Handlungen zu machen, so ist die Saat des Bösen in deren Innern ausgestreut, und es kann nicht fehlen, daß sie da bald emporwachsen und ihre unseligen Früchte tragen werde. Indessen werden vielleicht Einige fragen: Wie kann denn diese Natur-Offenbarung mit demjenigen vereint werden, was die heilige Schrift verkündet, und scheint sie nicht eigentlich derselben entbehren zu können? Seine Ansicht hierüber giebt der Verfasser nicht an dieser Stelle, doch kann Niemand, der die religiöse Richtung seines Innern kennt, daran zweifeln, daß auch das Christenthum seinen Platz in der von ihm gegebenen Weltbetrachtung finden muß. Auch widerstreitet es nicht im Mindesten seinen Ansichten, daß die Harmonie zwischen Gott und Welt, welche durch die Sünde gestört wurde, mittelst der göttlichen Barmherzigkeit und durch das heilige Mysterium, wodurch sich dieselbe zu erkennen gegeben hat, wieder aufgerichtet werden könnte.

Selbst der, welcher gewohnt ist, einen anderen Weg in seinen Betrachtungen zu gehen, wird doch schwerlich die tiefe und bedeutungsvolle Konsequenz leugnen können, die sich in dem Gedankengange des Verfassers offenbarte. Noch stärker wird man hiervon ergriffen, wenn man seiner Wirksamkeit in einer langen Reihe von Jahren gefolgt ist und gesehen hat, daß er in dieser Zeit von der Idee, die er auch hier ausspricht, gleichsam getragen wurde. Referent, welcher schon früh Gelegenheit gehabt hat, seine Worte zu hören, kann bezeugen, daß die Ueberzeugung von der tiefen Grund-Einheit in der ganzen Natur schon damals sein innerstes Wesen durchdrungen hatte. Diese Ueberzeugung war schon damals so stark, daß er es als seinen festen und sicheren Glauben aussprach, daß eine Verbindung zwischen Magnetismus und Elektrizität müßte und würde gefunden werden, weil die Kräfte in beiden wesentlich dieselben, und weil die Gesetze ihrer Wirksamkeit so nahe und innig verwandt seyen. Dieselbe Stimme, welche Columbus zuflüsterte, daß Amerika gefunden werden müßte, hat auch schon früh in Örsted's Brust geredet. Auch auf ihn können Schiller's Worte angewendet werden:

> Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
> Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß;

denn seine große Entdeckung war schon in seinem ahnenden Genie vorhanden, ehe er sie ergriff und den Augen der Welt faktisch darstellte. Was er schon früh im Geiste gesehen, wurde zur anerkannten Wirklichkeit in seinen Händen. Aber dieses geistige Sehen hing wieder mit den übrigen Geistesblicken zusammen, welche ihn sein ganzes Leben hindurch geleitet haben, mit der Idee von der Grund-Einheit der Kräfte, der Vernunft, welche er, gleich einem echten wissenschaftlichen Seher, beständig verkündigt hat. So liegt, um wieder zu unserem früheren Bilde zurückzukehren, auch dieses Mannes Leben vor unseren Augen wie eine große Klangfigur da, worin alle die mannigfaltigen Theile, all seine reiche Forschung, alle seine vielen Erfahrungen sich harmonisch um einen bedeutungsvollen Mittelpunkt geordnet haben, und worin, wenn gleich nichts Einzelnes versäumt worden, doch alles Stückwerk verschwunden ist.

Nord-Amerika.

Ein Amerikaner über England und die Engländer.

Wir haben unseren Lesern neulich (Nr. 41 des Magazins) einige Auszüge aus Emerson's Representative Men mitgetheilt, einem Werke, das durch seine originellen, obschon häufig sehr paradoxen Ansichten und Behauptungen, sowohl im Vaterlande des Verfassers als auch in England, Aufsehen erregt hat. Amerikanische Blätter geben jetzt eine von Emerson am 22. Januar d. J. in New-York gehaltene Vorlesung über England, die, wie Alles, was von diesem geistvollen Denker herrührt, sich durch neue Anschauungen und kernige, mitunter ans Barocke streifende Ausdrucksweise bemerklich macht. Ihr Inhalt ist ungefähr folgender:

„Vor anderthalb Jahren", sagte der Redner, „bin ich von meiner zweiten Reise nach England heimgekehrt, und die Frage, die ich nunmehr beantworten will, ist: warum England — England sey. Als ich in Liverpool landete, fiel mir Alles auf als vortrefflich und vollkommen in seiner Art. Ueberall ward das Auge von dem Anblick der höchsten Kultur getroffen. Ich war, das fühlte ich, im Reiche und in der wahren Heimat des gesunden Verstandes angekommen. Die Felder und Gärten haben ein so nettes und sauberes Ansehen, daß sie eher mit dem Pinsel gemalt, als mit dem Pfluge bearbeitet zu seyn scheinen. Man reist dreimal so schnell, dreimal so leicht und dreimal so bequem als in Amerika. Ueber Ströme und Schluchten und durch drei Meilen lange Tunnels wird man mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel von Ort zu Ort getragen. Man ist von Allem umringt, was Comfort und Luxus darbieten kann; für alle materiellen Bedürfnisse wird in höchster Vollendung gesorgt. Lehrer aller Arten stehen uns zu Gebote. Herschell und Faraday untersuchen für uns, Stephenson baut die Lokomotive, die uns von dannen führt, Wheatstone den Telegraphen, der unsere Gedanken in entfernte Räume trägt, Macready spielt für uns, die Times bringt die Neuigkeiten und Klätschereien der ganzen Welt, und Soyer kocht. In London wird ein einfacher Bürger für wenige Shillinge wie ein Monarch bedient und mit einer Behaglichkeit und Solidität umgeben, wie sie alle Monarchen in der Welt nicht erkaufen könnten.

„Wenn ein Amerikaner den Fuß zum erstenmal auf englischen Boden setzt, so glaubt er sich nach einer längst vergessenen Heimat zurückgekehrt. Die Bilder seiner Kindheit stellen sich ihm hier in der Wirklichkeit dar. Er sieht die nämlichen rothbäckigen, korpulenten, wohlwollenden, großväterlichen Engländer, deren Portraits er zuhause auf den Ziegeln des Kamins studirt hat. Er findet sich wieder unter seinen Freunden, und seine Onkeln, Tanten, Vettern und Großväter sind da, um ihn willkommen zu heißen. Der Lastträger, der Kutscher, der Schirrmeister — Alle, die er erblickt, haben das stämmige, kräftige, derbe Aussehen und die gerade, ehrliche Miene, die er an ihren Bildern zu bewundern pflegte.

„England hat Grund, sich seiner hoch kultivirten Bevölkerung zu rühmen. Keine Nation auf Erden kann sich in dieser Hinsicht mit ihm vergleichen. Trotz der gesellschaftlichen Uebelstände, der Armuth, des Verbrechens, giebt es in England eine größere Anzahl vollkommen entwickelter menschlichen Wesen, durchgebildeter Männer, abgerundeter, vollständiger, harmonisch geformter Charaktere, als irgend ein Land in der Welt aufzuweisen hat.

„Wenn wir den Ursachen dieser merkwürdigen Blüthe der Menschheit nachforschen, so müssen wir einen nicht geringen Einfluß dem Klima zuschreiben, das zu keiner Zeit weder so heiß noch so kalt ist, um die Arbeit im Freien zu unterbrechen. Jeder Tag ist ein Werketag. Die Bewegungen des Gewerbfleißes werden durch keinen Winter gehemmt. Eine zweite Ursache ist der gute Stamm, dem die Bewohner Englands entsprossen sind. Die Kreuzung zwischen Briten und Sachsen war schon eine glückliche, noch mehr aber die mit den kühnsten, abenteuerlichsten, unternehmendsten Söhnen Skandinaviens, den Normannen, die ihre besten Säfte in die Adern der Engländer hineingossen. Diese Mischung der Racen hat eine physische Kraft und Vollkommenheit hervorgebracht, die man anderswo vergebens suchen würde. Die Engländer wiegen durchschnittlich mehr, sind ebenmäßiger gebaut, haben eine bessere Gesichtsfarbe und schönere Züge als irgend ein anderes Volk. Man kann dies in allen Klassen, von dem Lord bis zum Lastträger, wahrnehmen. Die Kleidung der Engländer ist bezeichnend für ihren Charakter. Nirgends erblickt man eine solche Mannigfaltigkeit des Kostüms. Ein Jeder kleidet sich, wie es ihm gutdünkt, ohne sich an seinen Nachbar zu kehren. Er wäscht, rasirt und frisirt sich, nicht Anderen, sondern nur sich selbst zu Gefallen. Er mag einen Rock, ein Perücke, einen Shawl oder einen Sattel anlegen und tragen, es wird Niemanden anfechten. Er thut, was er will, nicht was Andere wollen, nur muß er diese nicht verhindern, desgleichen zu thun.

„Der Engländer zeichnet sich durch seinen Muth (pluck) aus. Er ist, wie sein eigener Renner, eben so feurig als ausdauernd. Sie haben Alle Herz — der Herzog von Wellington hat es, die Bischöfe haben es, die Times hat es. Man sieht es dem Engländer an, daß er seine Rechte zu vertheidigen weiß. Er weiß genau, was ihm gebührt, und läßt es sich in keinem Fall nehmen. Bei

allerdem iſt er nicht ſtreitſüchtig, und wenn er auf etwas ſtolz iſt, ſo hat er ein Recht, darauf ſtolz zu ſeyn. Unter den zwölfhundert jungen Leuten, die in Oxford ſtudiren, iſt ein Duell etwas Unerhörtes. Der Engländer iſt furchtlos, aber nicht zänkiſch; er wünſcht nicht, Andere zu beleidigen, ſondern nur, ſein eigenes Recht zu wahren.

„Mit einer ſo kraftvollen Bevölkerung hat England keinen baldigen Verfall zu fürchten. Man hat oft behauptet, daß es mit dem britiſchen Reich auf die Neige geht, allein dies iſt ein Irrthum; es beſitzt vielmehr alle Elemente des Wachsthums. London wird ſich bald über ganz Middleſex ausdehnen. Die Sammlungen des Britiſchen Muſeums ſind noch nicht geordnet; von dem Katalog der Bibliothek iſt nur der Buchſtabe A fertig. Die Nationalgalerie iſt zu klein, um alle Gemälde zu faſſen. Das Nelſon-Monument iſt erſt eben beendigt, und die neuen Parlamentsgebäude ſehen ihrer Vollendung entgegen, mitſammt ihrem Victoria-Thurm, der vierhundert Fuß hoch in die Luft emporſchießen ſoll. Die Londoner Univerſität nimmt mit eben der reißenden Schnelle zu, wie unſere weſtlichen Kollegien, und, wie in Amerika, wachſen neue Städte aus der Erde.“

Nach einigen Bemerkungen über die außerordentlichen Fortſchritte der mechaniſchen Künſte in England — über Naſmyth's Dampfhammer, der ein Ei aufmachen kann, ohne es zu zerbrechen, oder einen Block Eiſen mit einem einzigen Schlage in eine dünne Platte verwandelt, über die Meſſerſchmiede von Rogers, welche Meſſer und Scheeren millionenweiſe von durchgängig egaler Güte verfertigt — kam Emerſon auf den engliſchen Nationalcharakter zu ſprechen. „Jeder Engländer“, ſagte er unter Anderem, „iſt in ſeine eigene Atmoſphäre eingehüllt, die man nicht ohne Mühe durchdringen kann. So lange Du ihm nicht vorgeſtellt worden, biſt Du für ihn nicht vorhanden, und ſelbſt dann begegnet er Dir in ziemlich kühler Weiſe; unterdeſſen aber denkt er bei ſich nach, wie er Dir am beſten dienen kann, und wenn Dir ſeine Thür einmal geöffnet iſt, ſo biſt Du in ſeiner Familie zuhauſe. Was mich betrifft, ſo hat man mich nirgends mit ſolcher Aufmerkſamkeit behandelt. Es iſt immer behauptet worden, daß die Engländer den Fremden gram ſeyen; mag dies auch einſt der Fall geweſen ſeyn, ſo iſt es ein Vorurtheil, welches alle Tage mehr verſchwindet. Nikolaus von Rußland, der größte Deſpot in Europa, hielt ſich eine Zeitlang in England auf und zeigte ſich öffentlich, ohne vom Publikum ausgeziſcht zu werden. Der Pole und der Deutſche, der Ungar und der Franzoſe werden mit offenen Armen empfangen, wenn ihr eigenes Vaterland ſie verſtößt. Zehn Millionen wurden mit ſeltener Freigebigkeit an Irland verſchenkt. Nie hat man fremde Arbeiter aus England vertrieben, wie in Frankreich nach der Februar-Revolution. Zeugt dieſes Alles von Haß gegen Fremde?

„Im Allgemeinen geben die höheren Klaſſen in England den Ton an, und auch Kleinigkeiten erlangen hierdurch eine gewiſſe Wichtigkeit. Alles, was gethan wird, muß auf die beſte Weiſe gethan werden, was bekanntlich auch die wohlfeilſte iſt. Der engliſche Nationalcharakter gewinnt ſomit ein bewundernswürdiges Gleichgewicht der Eigenſchaften und kann in ſeiner Schärfe und Kraft mit dem feinſten Stahl verglichen werden. Der fabelhafte St. Georg iſt nicht der wahre Repräſentant Englands. Dieſer iſt eher zu ſuchen in dem Geſetzgeber, Gelehrten, Dichter, Mechaniker und Monarchen Alfred — dann in Cromwell und dem weniger bekannten William von Wycham, Biſchof von Winchester, dem Erbauer des Schloſſes Windſor, der zu ſeiner Zeit alle Mißbräuche bekämpfte und alles Gute förderte. Er war es, der in Winchester eine Schule und in Oxford ein Kollegium für ſiebzig Studirende auf ewige Zeiten ſtiftete und in der Nähe von Winchester eine Anſtalt gründete, in der ein Jeder, welcher darum anſpricht, auf ewige Zeiten mit einem Maße Bier und einer hinlänglichen Portion Brod traktirt werden ſollte. Als ich in der Gegend war, fiel es mir ein, den Kredit des guten Biſchofs auf die Probe zu ſtellen; ich klopfte an die Thür, brachte meine Bitte an und erhielt das feſtgeſetzte Maß Bier und Quantum Brod, obgleich der Geber ſchon ſeit ſiebenhundert Jahren todt war!“

Am Schluſſe ſeiner Vorleſung, von der wir hier nur eine Skizze mitgetheilt haben, äußerte der Redner ſich dahin, daß England an geiſtiger Macht verloren, was es an materiellen Erfolgen gewonnen habe, daß alle idealen Tendenzen ihm fremd ſeyen, und daß Wordsworth und Coleridge in Amerika mehr geſchätzt würden, als in ihrem Vaterlande. Wir erlauben uns hiergegen nur zu bemerken, daß Letztere allerdings ihrem Verdienſte nach gewürdigt, obwohl nicht vergöttert werden, und daß der Beifall, den die Schriften des Herrn Emerſon ſelbſt in England gefunden, einen Beweis liefert, daß der Idealismus auch dort nicht ganz ohne Anklang bleibt, ſo ſehr man im Allgemeinen das Gebiet der praktiſchen Wirklichkeit den nebelhaften Regionen des Abſtrakten vorzieht.

Mannigfaltiges.

— **Daniel Webſter im amerikaniſchen Senat.** Unſer voriges Blatt enthielt einen Auszug aus einer Rede dieſes berühmten amerikaniſchen Staatsmanns, und wird es unſeren Leſern vielleicht angenehm ſeyn, einige Details über die Perſönlichkeit des Redners zu erfahren. „Durch die Höflichkeit eines Senators“ — ſo ſchreibt ein Korreſpondent an den Redacteur des New York Commercial — „wurde es mir vergönnt, Herrn Webſter gerade gegenüber zu ſtehen. Ich habe daher jedes Wort gehört, jede ſeiner Bewegungen und jeden ſeiner Blicke beobachtet. Sowohl im Vortrag, wie auch vielleicht im Stoff, übertraf er ſich ſelbſt. Fließende Beredtſamkeit, wie man ſie zuweilen nach einem Diner hört, war hier nicht an der Zeit, daher wurde auch keine ſolche angewandt. Es war auch nicht eine politiſche Anſprache, das Volk zur That aufzurufen oder ihm Beifall zu entlocken. Es war keine von den Gelegenheitreden, wo witzige Bonmots, klaſſiſche Anſpielungen oder ſonſtige Blumen der Rede erwartet. Nein, es war ein ernſter Augenblick. Er ſtand vor dem Senat der Vereinigten Staaten, und unbekümmert darum, was er eigentlich iſt, behandelte er ihn ſo, als ob er wäre, was er ſeyn ſollte. Die Frage, welche vorlag, war nichts mehr und nichts weniger, als die: „Soll die Union aufgelöſt werden oder nicht?“ Iſt wohl je in unſerer Zeit eine wichtigere verhandelt worden? Gewiß nicht, und der Himmel gewähre, daß ſie nie wieder aufgeſtellt werde. Er ſprach drei Stunden lang. Das Außerordentliche dabei war, daß er nie auf ſeine Noten ſah, außer um Abſchriften von Beſchlüſſen und Auszüge aus ſeinen früheren Reden daraus zu entnehmen. Dieſe übergab er dann ſeinem nächſten Nachbar, dem Herrn Green, und bat ihn, ſie vorzuleſen. Er verſetzte nie einen Satz, d. h. er machte keinen Verſuch, die Phraſeologie, in die er einen Gedanken eingekleidet hatte, umzuändern, ſondern ſeine Rede floß dahin, wie der Miſſiſſippi ſich aus ſeinen Quellen ergießt, an Breite und Tiefe zunehmend, bis er im Ocean ſeinen Lauf beendigt. — Ich wußte zufällig, daß er beabſichtigt hatte, ſeine Rede über zwei Sitzungen auszudehnen. Er hatte nämlich gerechnet, daß er, dem Geſchäftsgange gemäß, nicht viel vor zwei Uhr anfangen würde; dann wollte er bis zur gewöhnlichen Vertagungsſtunde des Senats fortfahren und den folgenden Morgen ſchließen. Er hatte ſeine Noten auf einem halben Briefbogen vorbereitet; dieſe würde er benutzt und mehrere andere Gegenſtände beſprochen haben; doch Herr Walker trat zurück, und nun beſchloß Herr Webſter, ſeine Rede ſo abzukürzen, daß er ſie noch denſelben Morgen zum Schluß bringen könne. Daher denn kam es, daß er ſeinen Notengang beiſeite legte und eine gänzlich freie Rede hielt, kürzer, als ſie ſonſt geweſen ſeyn würde, und abſichtlich alles Schmuckes entbehrend.

„Er ſprach langſam und ſehr vernehmlich. Seine Stimme war im Ganzen laut genug, um in allen Theilen des Saales deutlich gehört zu werden, und erhob ſich nur zuweilen zu einer Höhe, welche Aufregung verrieth. Gegen den Schluß wurde er etwas warm, und der Senat gab zu erkennen, daß er die Kraft ſeiner Aeußerung fühle. Als er jedoch zu dem Gedanken an die Auflöſung der Union durch friedliche Trennung kam, glühten ſeine Augen wie Feuer, und ſeine Gebehrdung bezeugte die Stärke ſeiner patriotiſchen Geſinnungen. Seine ganze Haltung war hier beredter, als Alles, was er hätte vorbringen können. Nicht ein Laut — auch nicht der leiſeſte — unterbrach das Stillſchweigen zwiſchen ſeinen Perioden. Er ſtand aufrecht, ſeine funkelnden Augen auf Herrn Calhoun geheftet, auf den jetzt Aller Blicke gerichtet waren und dem hundert verbiſſene Lippen auf einmal trotzboten. Ich würde ein treues Gemälde von dem Senat, in dem Augenblick aufgenommen, ſtundenlang anſchauen und ſtudiren können. Ein erhabeneres Tableau vivant erwarte ich niemals zu ſehen.

„Da war beſonders eine Stelle, die vorgeſchlagene ſüdliche Convention betreffend, welche die Verehrer Andrew Jackſon's, der „beim Ewigen“ geſchworen, „dieſe Union muß und ſoll erhalten werden“, und der jetzt in ſeinem Grabe zu Naſhville ruht, tief ergriff.

„„Ich glaube“, ſagte Herr Webſter, „wenn die Convention überhaupt zuſammenkömmt, ſo wird es zu dieſem Zwecke ſeyn; denn gewiß, wenn ſie ſich zu einem der Union feindſeligen verſammelt, ſo hat ſie einen höchſt unpaſſenden Ort gewählt. Ich erinnere mich, daß, als beim Frieden zu Amiens der Vertrag zwiſchen Frankreich und England geſchloſſen war, ein ernſter alter Engländer und Redner, welcher die Friedensbedingungen nicht leiden mochte, da er ſie ſchimpflich für England hielt, ſich im Unterhauſe dahin ausdrückte, daß, wenn König Wilhelm Kenntniß von denſelben hätte, er ſich im Sarge umwenden würde. Laſſen Sie mich dieſe Aeußerung mit ihrem ganzen Nachdruck und in ihrer ganzen Kraft Jedem empfehlen, der ſich zu Naſhville einfinden wird, um über den Gebrauch Andrew Jackſon's Maßregeln zu treffen, welche den Umſturz der Union dieſes Landes bezwecken ſollen.“

„Die Wirkung, welche dieſe Worte auf die Zuhörer hatte, war nur der einer elektriſchen Erſchütterung ähnlich. Er beendete ſeine Rede, indem er des Dichters Beſchreibung vom Schilde des Achilles anführte, und ſetzte ſich nieder. Ein enthuſiaſtiſcher Ausbruch von Beifallklatſchen folgte hierauf, obſchon die entzückte Menge ſich in der Gegenwart des Senats befand.

„Die Senatoren traten aus allen Theilen des Saales heran, faßten ihn bei der Hand, machten ihm ein Kompliment und gratulirten dem Lande.

„Herr Benton ſagte ihm, ſeine Rede würde mehr dazu beitragen, die gefährliche Aufregung zu dämpfen und den Gedanken an Entzweiung für immer zu vernichten, als alle die Pläne zum Vergleich, welche von irgend einer Gegend den Vereinigten Staaten vorgeſchlagen worden wären und noch vorgeſchlagen werden könnten. Aehnliche Sprache wurde aus allen Gegenden, aus Oſt und Weſt, aus Nord und Süd, an ihn gerichtet.

„Sir Henry L. Bulwer ergriff ebenfalls ſeine Hand und ſagte: „Mein Herr, dies war eines der vollendetſten Muſter der Beredtſamkeit, welches ich je gehört habe, und würde jedem Staatsmann der Welt zur Ehre gereichen.““

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 27. April 1850.

England.

Das englische Straf- und Deportationssystem.*)

Die Anwendung der verschiedenen Straftheorieen hatte bisher nicht den gewünschten Erfolg, weil hierbei auf den Wiedereintritt bereits bestrafter Verbrecher ins Leben keine Rücksicht genommen worden war. Mehr beachtet dies die englische Regierung in dem Systeme, das sie bei den Deportirten anwendet, indem sie die Besserung des Verbrechers mit dessen Bestrafung zu verbinden sucht. Die einzelnen Abstufungen dieses Verfahrens sind: 1) die Einzelhaft, 2) die Zwangsarbeit, 3) die Deportation nach einer entfernten Kolonie, 4) das Auflegen gewisser Beschränkungen in dieser Kolonie.

Ehe wir hierauf genauer eingehen, wollen wir zunächst den Unterschied zwischen dem Absonderungs- und dem Absperrungssystem feststellen. Beide suchen dem verderblichen Einflusse, den die Verbrecher auf einander ausüben, dadurch zu begegnen, daß sie jedem Gefangenen eine besondere Zelle anweisen; während aber das Absperrungssystem dem Schuldigen jeden Verkehr, ja, sogar jede Beschäftigung verbietet, hindert jenes nur die Gemeinschaft der Verurtheilten unter einander, sucht jedoch durch Geistliche und durch Lehrer der verschiedenen Handwerke den Sinn für Religion und Arbeit zu wecken. Dieses Verfahren hat auch wohl über das erstere, welches man noch durch das Schweigesystem schärfte, den Sieg davongetragen. Leider zählt jedoch die Vertheilung der Verbrecher nach gewissen Klassen, ohne strenge Absonderung der einzelnen Individuen, nicht sowohl wegen der anerkannten Vorzüglichkeit, als vielmehr wegen der Wohlfeilheit, viele Anhänger in England. Hierzu kömmt eine gewisse Pietät; als man nämlich vor etwa dreißig Jahren zum erstenmale auf die vielen Uebelstände in den Gefängnissen aufmerksam wurde, lieferte dieses Verfahren allerdings für den Augenblick erfreuliche Resultate; nunmehr zeigt es sich aber unzureichend. Was sollte denn hierbei maßgebend seyn, wenn wir die einfache Trennung nach den Geschlechtern beiseitelassen? Weder das Urtheil des Richters, noch das begangene Verbrechen kann uns hier leiten; denn wer wollte leugnen, daß ein Schuldiger, der seines Urtheils harrt, weit verderblicher auf die Mitgefangenen wirken kann, als ein des Mordes Ueberführter! So lange wir also hierfür kein Kriterium haben, so lange wird eine Klassifizirung erfolglos seyn.

Das Absonderungssystem verhindert einerseits die gegenseitige Demoralisation, eine unausbleibliche Folge des steten Verkehrs der Verurtheilten unter einander und läßt eine strenge Disziplin zu, ohne daß man durch allzu häufige Strafen die Gemüther erbittern dürfte, andererseits setzt es uns aber in den Stand, den Unterricht in der Religion und den einzelnen Handwerken an die Gefangenen zu ertheilen. Dabei ist die Einsamkeit, welche mit diesem Systeme verbunden ist, ein Gegenstand des Schreckens für die Verbrecher.

Wir wollen jetzt einige Einwürfe widerlegen, die man gewöhnlich gegen dieses System erhebt. Einige sagen wohl, daß ja hierdurch der Gefangene noch nicht gebessert werde. Dies ist allerdings wahr; aber von welchem anderen Systeme ließe sich nicht dasselbe sagen? Jedenfalls trägt das Absonderungssystem viel, mehr als jedes andere, dazu bei, da es die Verbrecher, wie wir bereits oben angegeben, für ein besseres Leben zu gewinnen sucht.

Ferner wendet man ein, daß die nach diesem Systeme Behandelten besser daran wären, als mancher arme, aber ehrliche Arbeiter, der beständig mit Mangel und Entbehrungen zu kämpfen hätte: trotzdem klagen die Gegner, inkonsequent genug, dieses Verfahren einer zu großen Strenge an, welche zugleich den Körper wie den Geist zerrütte. Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist das vermeintliche Wohlbefinden durchaus nöthig, damit der Gefangene überhaupt seine Strafe aushalten kann; erst lange und sorgfältige Versuche haben das jetzt geltende Reglement festgestellt. — Wir gehen nun auf den anderen ein und bemerken, daß skrophulöse Ausschläge, Schwindsucht und Wahnsinn die vorzüglichsten Krankheiten in Pentonville wie in den anderen Gefängnissen sind. Wenn man die statistischen Berichte liest, so ist Pentonville freilich im Vortheil, aber man darf auch nicht außer Acht lassen, daß für dieses Gefängniß nur die gesundesten Verbrecher ausgewählt werden, und daß man hier die größte Sorgfalt anwendet. So glaubte man, der feine Staub könnte der Schwindsucht Vorschub leisten; man traf hiergegen die nöthigen Maßregeln, und nicht ohne Erfolg: im Jahre 1847 starben von 100 nur 14 an diesem Uebel und im Jahre 1848 nur 13.

Allerdings schwächt eine lange einsame Haft den Geist; aber ein eingewurzeltes Uebel verlangt energische Heilung und weicht nicht vor milderen Mitteln. Die Einzelhaft bändigt die wildesten und rohesten Gemüther. Freilich lastet man durch ihre Anwendung eine große Verantwortlichkeit auf sich, und man muß sie nur mit großer Vorsicht verhängen; allein wir können hoffen, daß bald durch die Erfahrung festgestellt seyn wird, auf wie lange Zeit der Mensch, ohne Nachtheil für Körper und Geist, diese Strafe ertragen kann. Bis jetzt konnten sie die Meisten während 18 Monate, zwar ohne Gefahr für ihre geistigen Anlagen, aber mit Verlust der physischen Kräfte aushalten: eine Besserung nahm man indeß erst nach 1½ Jahr wahr. Die Behörden haben jedoch festgesetzt, daß die Dauer dieser Haft nur in den seltensten Fällen ein Jahr überschreiten soll. Wir sehen also, daß unter allen Systemen dieses am geeignetsten ist, eine nachhaltige Besserung der Gefangenen anzubahnen.

Nur in Betreff der Kosten steht es dem Klassifizirungssystem nach. Bedenkt man aber, daß nichts so kostspielig ist, als das Verbrechen, und daß nichts so verderblich, als ein Gefängniß, in welchem die Verbrecher selbst nach bestimmten Kategorieen vereinigt sind, so wird man doch dem Absonderungssysteme den Vorzug geben müssen. Die jährlichen Kosten für einen Zellengefangenen betragen, den Bau für die Zelle eingerechnet, zwischen 133 und 233 Thlr., während ein gewöhnliches Gefängniß für Jeden 120—133 Thlr. in einem Jahre ausgiebt. Vergleichen wir hiermit einige annähernde Berichte über verübte Diebstähle. Die Kosten aller 500 Gefangenen Pentonville's belaufen sich auf 10,000 Pfd. Sterl. jährlich, und dies ist oft das Ergebniß Eines Diebstahles. Der Stadtrath von Liverpool schätzte den Werth der im Jahre 1836 entwendeten Gegenstände auf 700,000 Pfd. Sterl. Nun sind in England und Wales etwa 40,000 Diebe; in den Gefängnissen sind etwa 12,000—20,000; ein solcher Mensch kann wenigstens sechs Jahre ungestraft sein Handwerk treiben und während dieser Zeit auf Unkosten der Gesellschaft im Ueberfluß leben: aus Allem geht hervor, daß die Besserung eines Verbrechers niemals zu kostspielig ist, und daß man jedenfalls das System befürworten muß, welches dies am meisten gewährleistet.

Diejenigen aber, die an eine Besserung von Verbrechern nicht glauben, wollen wir nicht mit langen Reden über die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe ermüden, sondern ihnen den trockenen Bericht des Herrn Wright entgegenhalten, der neun Jahre hindurch die Zuchthäuser zu Salford und Manchester besuchte und auf die Aufforderung einer Kommission des Oberhauses erklärte: „er glaube, daß von zwanzig Verurtheilten kaum sechs sich wieder dem Laster in die Arme werfen würden, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, mit ihnen freundlich zu sprechen, ihnen gute Rathschläge zu ertheilen, ihnen Beschäftigung zu verschaffen und überhaupt eine Zeitlang für ihren Unterhalt zu sorgen."

Dies muß man beherzigen, wenn man eine im Gefängniß angebahnte Besserung vollenden will. Daß übrigens die wahrhafte Sinnesänderung eines Verbrechers keine Unmöglichkeit sey, beweist folgender Bericht über die Gefangenen zu Pentonville, der einen Zeitraum von zwei Jahren umfaßt:

	1846.	1847.
Todes-, Krankheits- und andere Fälle	12	17
Bedingungsweise nach Port-Phillip geschickt	349	173
Wegen ihrer nur mittelmäßigen Aufführung nach Millbank	17	4
Als unverbesserlich auf die Pontons und nach Millbank	8	6
Im Ganzen aus Pentonville entlassen	386	200.

Also unter 386 Individuen nur 14 unverbesserliche!

Die Aufführung der Deportirten während der Fahrt und auch nach der Landung war in jeder Beziehung gut. Am 10. Mai 1848 schrieb der Regierungs-Kommissarius von Port-Phillip an Lord Grey, „er hoffe, man werde sie zu guten und nützlichen Kolonisten machen können", und die Bewohner des westlichen Australiens haben sogar erst vor kurzem um eine ähnliche Sendung gebeten.

Bei manchen verhärteten Missethätern würde indessen eine einjährige Haft, wie streng sie auch immer seyn mag, nicht genügen, um den Verbrecher einzuschüchtern oder an seiner Besserung zu arbeiten: deshalb wird er während der übrigen Zeit, zu der ihn der Richterspruch verurtheilt, zur Zwangsarbeit angehalten. Hier zeigt es sich dann, inwiefern er den guten, in der Zelle gefaßten Vorsätzen auch in der Gemeinschaft mit Anderen treu bleiben wird: man muß ihn deshalb Versuchungen aussetzen, die zwar stark genug sind, seine Gefühle zu prüfen, aber nicht, sie gänzlich zu vernichten. Außerdem hat diese gemeinsame Zwangsarbeit noch den Vortheil, daß man mit dem Ertrag die laufenden Kosten bestreiten kann. Wenn nur die Disziplin aufrechtgehalten wird, und dies liegt in der Hand der Direktoren, so bleiben auch andere

*) Nach der Revue Britannique.

gute Folgen nicht lange aus; so hat z. B. in Van-Diemensland die militairische Besatzung von 1400 Mann auf 650 reduzirt werden können.

Freilich liefern die Resultate der gemeinsamen Arbeit auf den Pontons noch nicht Erfreuliches; aber auch hier dürfte wohl die Zeit nicht fern seyn, in der man diese schwimmenden Gefängnisse aufgeben und die Verurtheilten in massiven Gebäuden auf dem Lande unterbringen wird, wie dies bereits zu Portland geschehen ist.

Wir haben die Uebelstände der Pontons bereits früher*) berührt und wollen uns begnügen, darauf zu verweisen.

Jedoch muß man den Verurtheilten irgend eine Entschädigung für ihre Arbeit geben, um ihren Eifer anzustacheln, wenn man sie nicht durch allzu häufige Bestrafungen erbittern will. Eine solche Belohnung muß wo möglich einen unmittelbaren Genuß mit einem zukünftigen Vortheil verbinden. Deshalb führte man ein bestimmtes Tagewerk ein; wenn nun der Gefangene während der Arbeitszeit mehr verrichtet, als ihm aufgegeben worden, so wird ihm dies in der Weise angerechnet, daß er für einen Theil Bezahlung erhält und dies auf Zucker, Tabak und ähnliche Genüsse verwenden darf, um den anderen Theil aber seine Strafzeit verringert wird. Diese Reform war von unglaublichem Einfluß auf die Führung und die Thätigkeit der Verurtheilten; dies bestätigen die Berichte der einzelnen Inspektoren.

Der religiöse Unterricht verfehlt nur deshalb oft seinen Zweck, weil er oft weder zur rechten Zeit, noch von den geeigneten Personen, noch endlich in der rechten Weise ertheilt wird. Manche glauben, mit einem jeden Sonntag abgehaltenen Gottesdienst genug gethan zu haben, und halten, weil dieser nicht den erwünschten Erfolg zeigt, jede Einwirkung von Seiten der Religion für unmöglich, vergessen aber, daß dies kein Unterricht genannt werden kann. „In einigen Gefängnissen", sagt der Capitain O'Brien (im 14ten Bericht der Gefängnißaufseher), „findet nur ein formeller Gottesdienst statt, bei dem weder die heilige Schrift erläutert, noch überhaupt eine Erklärung der gewöhnlichen biblischen Ausdrücke vorgenommen wird. Männer und Frauen, die sonst nie eine Kirche besucht und die Wahrheiten des Evangeliums durchaus nicht kennen, verlassen die Kapelle, ohne daß die guten Lehren, die sie vielleicht gehört, von ihnen gefaßt worden sind." Die Unwissenheit dieser Menschen im Gebiete der Religion ist kaum glaublich, aber nichtsdestoweniger leider wahr. Durch tüchtige und fähige Männer muß man diesem Uebel zu steuern suchen, wenn man die Verirrten wirklich auf den rechten Weg führen will.

(Schluß folgt.)

Punchiana.**)

10.

Das besprochenste aller Themata ist dermalen **Protection** und **Freihandel**. In jeder Nummer kömmt Punch darauf, in Prosa und in Versen, Scherz und Ernst, Karikatur und Wortspiel, persönlichen Neckereien und politischer Persiflage. Auf einem der beiden Bilder mit der Unterschrift: „Protectionsknif" (dodge) tritt ein tannenlanger Gutsbesitzer auf, erzählt wimmernd und stotternd, wie er und das Land durch die Freetraders Sir Robert Peel und Mr. Cobden ruinirt sey, und fleht schließlich seine lieben Freunde an, den armen Landeigenthümern noch ein klein wenig „Protection" zu erhalten. Ein andermal liegt ein kolossal feistes Individuum, den Hut neben sich, die Hände gefaltet, den wehmüthigsten Ausdruck im Gesicht, auf den Knieen und bettelt um das Laib Brod, welches so eben der Bäcker aus dem Ofen oder ein Handwerksmann vom Bäcker bringt. „Ich sterbe Hungers und schutzlos" (unprotected), erinnert er. In der Unterschrift heißt es: „Schamlose Bettelei". Daß die Nähmädchen sich entschlossen haben, in allgemeiner Auswanderung eine bessere Heimat zu suchen, davon mißt Herr Jenkins die Schuld gleichfalls dem Mangel an Protection bei. „Erst seit sich", sagt er, „Ehefrauen, Schwestern, Basen und alle Welt ins Handwerk mengen, haben jene armen Schutzlosen nicht Brod, noch Arbeit mehr. Das die Folgen Eures Freihandels." Auf einem ferneren Bilde steht Dame „Agrikultur" mit angstvollem Gesicht zwischen den zwei gleichfalls personifizirten Antipoden, die nichts unversucht lassen, ihr System als das alleinseligmachende zu empfehlen. Aus der wohlbeleibten Dame wird in Nr. 449 ein allerliebstes junges Dämchen, in ländlicher Tracht und kurz geschürzt, mit Sandalen an den Füßen, bebändertem Hütchen, das nur den Scheitel deckt, verschämt gesenkten Blicks und den Zeigefinger unter dem Mäulchen; neben dem holden Kinde verschiedene Attribute der Landwirthschaft. Bei der Rechten hält es Herr Cobden, der Freihandelsmann — auch er hat sein Attribut; auf naher See einen Kauffahrer mit vollen Segeln — lächelnd und seines Sieges gewiß. Dies ist nun unverkennbar eine Liebeserklärung, wenn es auch nicht Mr. Punch verrieth, der als Genius mit einer Rosenguirlande über der Gruppe schwebt, nicht die untergesetzten Verse verriethen, worin Herr Cobden, seine Passion erklärend, Frieden und Fülle verheißt und, erwiedernd, das schöne Kind sein Jawort giebt und der „kalten Protection" zu entsagen gelobt. Zwischen Beiden, unmittelbar unter dem Genius, steht eine Art Opferaltar, woran ein vom Liebespfeil durchbohrter — Schinken oder Schöpsenkeule. Das Bild führt die Ueberschrift: „Des Freihändlers Valentine", d. h. Liebchen, mit Bezug auf St. Valentin, an dessen schon seit der Normannenzeit gefeiertem Namenstag (14. Februar) sich Liebende (meist aus der unteren Klasse) Geschenke und Liebesbriefe zuschicken oder zärtliche Gedichte widmen. Wer am Valentinstag ein Liebchen gefunden hat, nennt dasselbe seine Valentine, wie in unserem Bilde Mr. Cobden, oder auch umgekehrt ihren Vielliebchen, wie eben da Miß Agrikultur in den Schlußworten: „Du sollst seyn mein Valentin; Rindfleisch, Bier und Hammelfleisch sende ich meinem treuen Valentin."

11.

In Nr. 450 nimmt Lord John Russell den Kolonieen das Maß. Er ist also ein Schneider, und seine Firma heißt: Russell u. Comp., Kleidermacher und Ausstatter (outfitters). Ausstaffirt sind bereits der Insasse vom Kap der guten Hoffnung, der Mann von Mauritius, Van-Diemensland, der Neuseeländer u. a. mehr, jeder in seiner Heimatstracht und durch sein Portrait die interessante Racen-Abstammung verrathend, worüber sich Carus (auch in diesen Blättern) so lehrreich verbreitet. Einige besehen sich im Spiegel, andere werden von den Gesellen noch etwas zugestutzt. Aber die Hauptpersonen sind Lord John selbst und ein Australier, dem er so eben das Maß nimmt. Wohl bedarf der Australier ein neu Habit; denn er ist dergestalt über alle Analogie hinausgewachsen, daß ihm die bisherigen Pantalons fast nur noch bis ans Knie, die Aermel nur bis zum Ellenbogen reichen.

12.

Zur Zeit der Blutgerichte in Ungarn war Punch außer sich vor Entsetzen und Entrüstung. Haynau war sein tägliches Stichblatt, Tiger und Tigerissimo das gangbarste seiner Epitheta. Auch der junge Kaiser bekam gallbittere Pillen zu verschlucken. Dabei aber verschloß der unparteiische Satirikus die Augen keineswegs gegen anderer Leute Unthaten. Im Hinblick auf die zahllosen Auszeichnungen und Orden, womit neuerdings Haynau und Radetzky behängt wurden, sagte er: „Englands Minister fangen nachgerade an, dieses Kontinentalsystem zu kopiren. Den Lord-Oberkommissär der Jonischen Inseln machten sie zum Ritter des Bathordens. Doch wohl nur, um Sir Henry Ward mit solcher Bethrung zu brandmarken? Die Cephalonier riefen: unser Statthalter war zuvor schlecht genug; was haben wir jetzt zu erwarten, nachdem wir ihn für seine Abscheulichkeiten belohnt (re-warded) sehen?" — Auf diesen Gegenstand kömmt Punch in Nr. 454 zurück. Da heißt es unter der Ueberschrift: „A match for Haynau" (Haynau und seinesgleichen): „Nach Angabe der Times wurden einundzwanzig Personen standrechtlich gehenkt oder erschossen und dreiundsiebzig ausgepeitscht. Wo und von wem? In Ungarn? Eine neue Heldenthat Haynau's? Nein doch. In Cephalonia, unter britischer Autorität, nach Mr. Ward's eigenem Berichte, fanden diese soldatischen Executionen statt. Die neunschwänzige Katze wurde eigens zum Auspeitschen von Sir William Parker's Flaggenschiff erbeten. Die Bevölkerung von Cephalonia wird von der Times zu 70,000 angegeben, die Zahl der Todesvollstreckungen in Ungarn zu vierundfunfzig. Offenbar ist zwischen Haynau und seinem britischen Nebenbuhler ein wahlverwandtschaftliches Band. Die einundzwanzig Schlachtopfer auf Cephalonia übersteigen die vierundfunfzig in Ungarn: aber Haynau hat das voraus, daß er auch Weiber ins Schuldbuch schreibt (scores). Haynau ist vielleicht mehr durch und durch Peitschenmann; aber die Frage ist doch, ob er nicht hinter unserem Landsmann zurückbleibt."

13.

„Die griechische Difficultät" führt das Hauptbild in Nr. 454 zur Unterschrift. Zur Rechten sieht man einen heulenden Knaben in griechischer Tracht und Fes, einen Reifen in der Hand. Ja, er heult, daß es Steine erbarmen möchte. Zur Linken sitzt eine martialische Gestalt in Uniform und bedeckten Hauptes. Darüber liest man „Parker". Gewahrt man aber die Tatzen und den Schweif und vollends das katzenartige Antlitz unter dem Admiralshut, so erkennt man die Bestie Leopard. Mitten zwischen beiden steht Master Punch und ruft der Bestie zu: „warum packt Ihr nicht Einen von Eurem Kaliber (size)?"

14.

Unter den Individuen, welche Punch, wie man sagt, auf dem Striche hat, nimmt auch der tapfere Oberst **Sibthorp** eine Stelle ein. So in einer der jüngsten Nummern dreimal. Das eine Mal im Bilde, wie er frohnstreichs der Parlamentssitzung enteilt, mit der Unterschrift: „Sibthorp hat kein Vertrauen zu irgend einer Partei." Weit ausschreitend der rechte Fuß — den Regenschirm trägt er unter dem Arm, die linke Hand in der Hosentasche — die weiten weißen Pantalons reichen nur bis zu den Knöcheln und schlottern um die Beine — Rockschöße und sogar die Lorgnette hat der Sturm seiner Eile weit in die Lüfte zurückgeweht, aber der weiße Hut sitzt scheitelfest — das Gesicht ist so ganz vom Vatermörder umschattet, daß nur ein Auge sichtbar bleibt, aber auch diesem sieht man die Hast an, womit Ehren-Sibthorp aus dieser Atmosphäre von Aufschneiderei und Schelmerei (humbug and roguery) zu entkommen strebt. — Ein anderes Mal läßt sich Sibthorp sehr heftig gegen Mr. Ewart's Antrag aus, Volksbibliotheken anzulegen. Er liebe, erklärt er, Lesen durchaus nicht und habe es gehaßt, als er in Oxford war. Punch fährt fort: „Ein spanischer Autor erzählt eine seltsame Geschichte von einem Chorherrn, Namens Martin, außerordentlich fromm, aber ein unverbesserlicher Dummkopf. Vergebens machte dieser sich den Kopf wirr mit Studiren, bis ihm der heil. Isidor im Traum erschien und ihm ein Buch zu verschlingen gab. Darauf erwachte Martin als ein gelehrter Mann und schrieb das reinste Latein." — „Wie viel hätte die Welt gewonnen", schließt Punch, „wenn Sankt Isidor dem tapferen Oberst so einen Besuch gemacht hätte, als er in Oxford war!"

15.

Kein Engländer, meint Punch, stirbt gerade arm, denn er hinterläßt seinen Kindern seinen Antheil an der Nationalschuld. E. K—r.

---

*) Vgl. Nr. 125 des Magazins (p. rec. J.).

**) Vgl. Nr. 34, 39 und 47 des Magazins.

Frankreich.

Nicolas Pouſſin.

(Schluß.)

Pouſſin langte in den letzten Tagen des Jahres 1640 in Paris an und wurde mit großer Auszeichnung empfangen. Er ging ſogleich an die Ausführung der ihm gewordenen Aufträge. Es waren dies: Titelblätter für eine Bibel und für einen Virgil, Cartons für die Galerie des Louvre und Entwürfe zu den beiden Gemälden „das Abendmahl" und „die Wunder des heil. Xaverius", ſo wie zu der „Taufe Chriſti". Wir bemerken nebenbei noch, daß der König, welcher namentlich für ſeinen bisherigen Hofmaler Vouet nicht mehr ſonderlich günſtige Geſinnungen hegte, unſerem Pouſſin in ſeinem Anſtellungsdekret die oberſte und allgemeine Leitung ſämmtlicher Arbeiten der Malerei und Ausſchmückung in den königlichen Schlöſſern übertragen hatte.

Pouſſin verwendete den größten Theil des Jahres 1641 zur Vorbereitung der nöthigen Zeichnungen für die Galerie des Louvre. Unglücklicherweiſe hatte er wenig Kenntniß davon, daß man oft auch die beſten Abſichten ſehr behutſam ins Werk ſetzen muß. Im Gefühl ſeines Auftrages und nicht geneigt, penible Rückſicht zu nehmen, ließ er die maſſiven und geſchmackloſen Arbeiten Le Mercier's, des Architekten des Königs, ohne Weiteres herunterſchlagen und machte ſich dieſen einflußreichen Mann zum Feinde. Aehnlich erging es ihm mit dem vlaamändiſchen Landſchaftsmaler Fouquières, welcher die Anſichten der vorzüglichſten Städte Frankreichs zwiſchen den Fenſtern der Galerie, oben an den Verbindungspfeilern, auszuführen hatte, und der alles Andere ſeinen Arbeiten unterordnen wollte.

Die geheimen Schliche und Ränke Le Mercier's und Vouet's fingen an, Pouſſin gegen das Ende dieſes Jahres zu beunruhigen; ſie hemmten zwar ſeine Thätigkeit keineswegs, erfüllten ihn jedoch mit Unwillen und Verdruß. Er hoffte anfangs, durch ſeinen Fleiß und durch die Ergebniſſe ſeiner Anſtrengungen alle Bemühungen ſeiner Gegner zu Schanden zu machen. Als er jedoch wahrnahm, daß man höheren Ortes wirklich niederen Verleumdungen und Verkleinerungen Gehör geſchenkt, empfand er die bitterſte Reue, in eine Verbindung getreten zu ſeyn, welche er nicht geradezu abbrechen wollte, die er indeß in ruhiger Weiſe auflöſen zu können verzweifelte.

Er beſchloß endlich, Urlaub zu verlangen, um ſeine Frau, die er in Rom zurückgelaſſen hatte, zu holen, und reiſte im September 1641 ab. Die Unbilden, die er erduldet hatte, ſcheinen ihm den Stoff zu ſeinem letzten Bilde, welches er in Paris malte, an die Hand gegeben zu haben: es ſtellt „die Zeit" dar, wie ſie „die Wahrheit mit ſich fortnimmt, um ſie dem Neide und der Verleumdung zu entziehen." Pouſſin ſollte nicht mehr nach Paris zurückkehren; ſeine Korreſpondenz beweiſt indeß aufs beſtimmteſte, daß er nur kurze Zeit in Rom zu weilen gedachte, daß es ſein Hauptzweck war, ſeine Frau nach Paris zu bringen, und daß er keineswegs hinter dem Anſuchen um Urlaub irgend eine perfide Abſicht verbarg.

Von den Arbeiten, welche Pouſſin für das Louvre entwarf, haben wir nur noch eine Reihe Zeichnungen, welche das Leben des Herkules vorführen. Die eigentlichen Denkmale, welche Pouſſin bei ſeinem kurzen Aufenthalte in Paris der Nachwelt hinterließ, ſind die drei oben ſchon genannten Gemälde: „die Taufe", „das Abendmahl" und „der heilige Xaverius", von welchen das letztere unſtreitig das bedeutendſte genannt werden muß.

Die Abreiſe Pouſſin's mochte wahrſcheinlich nur zwei Menſchen mit aufrichtigem Bedauern erfüllen, nämlich Philipp de Champagne und Leſueur. Erſteren kannte Pouſſin ſchon zur Zeit ſeines früheren zwölfjährigen Aufenthalts in Paris, indem er damals mit ihm eine Zeitlang im Luxembourg beſchäftigt geweſen und durch eine innige, auf Aehnlichkeit des Charakters, des Talentes und des Geſchmackes gegründete Freundſchaft verbunden war. Leſueur (geb. 1617) war weit jünger, als die genannten Beiden. Er hatte Vouet verlaſſen und ſich an Pouſſin, den er im höchſten Grade verehrte, angeſchloſſen. Aus Armuth war er verhindert, ſeinem neuen Meiſter nach Rom zu folgen; Pouſſin blieb ihm jedoch wie einem würdigen Schüler zärtlich zugethan und hörte nicht auf, ihm von Rom aus mit Rath und That beizuſtehen.

Für die Kunſt war es unſtreitig ein großer Nachtheil, daß Pouſſin gezwungen wurde, Paris zu verlaſſen. Es ging ſo für die franzöſiſche Malerei die letzte Möglichkeit verloren, ſich kräftig an die italiäniſche Tradition des großen Jahrhunderts anzuſchließen. Denn es bedurfte offenbar eines Mannes von Pouſſin's Autorität, um eine Schaar von Künſtlern ohne Lehre und ohne Ueberlieferung zu einen, zu ziehen und zu leiten und auf dieſe Weiſe eine wahrhaft nationale Schule zu gründen. Noch gegenwärtig leidet Frankreich an den ſchlimmen Folgen jener unglücklichen Abreiſe Pouſſin's, und wir können bemerken, daß ſich die beſten Künſtlertalente zerſplittern, indem ſie alle möglichen Wege verfolgen und zuletzt dem Zufall preisgegeben bleiben.

Am 6. November 1642 langte Pouſſin wieder in ſeinem kleinen Hauſe auf dem Berge Pincio an, um es nicht wieder zu verlaſſen. Bald darauf erfuhr er den Tod Richelieu's, ſodann den des Königs und zugleich den Rücktritt ſeines ehemaligen Gönners, des Herrn v. Noyers, Nachrichten, welche ihn mit tiefer Betrübniß erfüllten. Durch dieſe Vorfälle indeß kann man Pouſſin's Verhältniſſe mit dem franzöſiſchen Hofe als in aller Form gelöſt betrachten.

Von dieſer Rückkehr Pouſſin's nach Rom, d. h. vom Jahre 1642 an, datiren die Kritiker und Biographen ſeine ſogenannte zweite Manier. Man denke jedoch nicht etwa, es ſey in unſerem Künſtler eine große Umwandlung vorgegangen; Pouſſin ſchritt nur in weiterer Konſequenz auf der früher, namentlich in den Gemälden: „das Manna" und „der Raub der Sabinerinnen", betretenen Bahn fort; milderte dabei aber ſeine Zeichnung, ohne indeß die gewohnte Genauigkeit irgend fahren zu laſſen. Seine jetzt eben ſo gut, wie früher, durchdachten Figuren werden lebhafter, die Draperieen gewinnen an Weite und laſſen das Nackte gewahren, ohne es zu beengen; endlich ſtammt die nun faſt ſtets wiederkehrende Einführung bedeutender Landſchaften in ſeine großen hiſtoriſchen Bilder aus dieſer Epoche.

Es iſt nicht unmöglich, daß die leidenſchaftlichen Kritiken, denen Pouſſin in Paris preisgegeben war, auf die Entwickelung ſeines Genies einen günſtigen Einfluß übten. Enthielten dieſe Angriffe, wie dies zuweilen gewiß der Fall war, auch gute Gedanken, ſo verſäumte es Pouſſin ſicher nicht, wenn der erſte Groll verraucht war, ſich dieſelben zunutzezumachen. Kurz, wie dem auch ſey, die ferneren Leiſtungen Pouſſin's unterſcheiden ſich von den ehedem in Rom und den in Frankreich vollendeten Gemälden, wenn auch nicht ganz und gar, ſo doch genug, um einem geübten Auge ſogleich kenntlich zu ſeyn. Eines der erſten Werke, welches Pouſſin nach ſeiner Rückkehr nach Rom beſchäftigte, war die ſogenannte kleine „Entzückung des heiligen Paulus".

Nicht lange nach Richelieu's Tode lud Herr v. Noyers, der durch Mazarin wieder auf ſeinen Poſten berufen worden war, Pouſſin von neuem ein, nach Paris zu kommen, um die Galerie des Louvre zu vollenden. Pouſſin fand wenig Geſchmack an dieſer Aufforderung und lehnte ſie ab.

In dieſe Zeit, d. h. um das Jahr 1645, fällt wahrſcheinlich auch die Vollendung zweier bewundernswerther Gemälde: „das Teſtament des Eudamidas" und „der Bethlehemitiſche Kindermord". Beide Werke, pathetiſche Vorwürfe, nach denen Pouſſin ſo kräftig ſtrebte, ſind ſo gewaltig und bedeutſam behandelt, daß ſie ſich würdig den beſten Zeiten der Malerei anreihen.

Pouſſin glänzt in der Darſtellung energiſcher Scenen, welche einen ſtarken, mächtigen Ausdruck und leidenſchaftliche Geberden erheiſchen. Nichtsdeſtoweniger glückten ihm auch anmuthige Gegenſtände, deren Haupterforderniß in einer gefälligen Gruppirung beſteht. Weit weniger leiſtet er aber, wenn es ſich darum handelt, das menſchliche Antlitz für ſich allein darzuſtellen, ſo daß daſſelbe rückſichtlich der Wirkung auf ſeine eigene Schönheit angewieſen iſt. Daher kömmt es denn auch, daß ſeine Madonnen, wiewohl einige derſelben bewundernswerth ſind, nicht nur jener myſtiſchen Schönheit entbehren, welche die Malerei der heiligen Jungfrau zu verleihen pflegt, ſondern ſogar auch der natürlichen Schönheit eines jungen Weibes, des rührenden Ausdrucks einer jungen Mutter. Dieſes lebendige und ſtete Gefühl der Schönheit der menſchlichen Geſtalt, ein Gefühl, welches Raphael und die Florentiner in einem ſo hohen Grade beſaßen, mangelt unſerem Künſtler faſt durchgängig. Die Geſichter ſeiner Perſonen ſind nur ſchön, wenn letztere als Nebenfiguren fungiren, und zwar der Art, daß er ihnen die unbeweglichen Züge, ja, ſelbſt die Aehnlichkeit von Statuen verleihen konnte. Das drängende Bedürfniß, ſeine Hauptfiguren mit ausdrucksvollen Zügen auszuſtatten, hat ihn bei ſeinen kräftigen Vorwürfen zu großen Schönheiten, bei welchen Gegenſtänden zu unbedeutenden oder faſt häßlichen Typen geführt. Als an ein Beiſpiel letzterer Art erinnern wir an das bibliſche Gemälde „Junge Mädchen (Rebekka) am Brunnen."

Bei Gelegenheit des obengenannten Werkes können wir nicht unerwähnt laſſen, daß viele Gemälde Pouſſin's ſo ſehr nachgedunkelt ſind, daß man die urſprünglichen Töne zarterer Stellen und die ehemalige Friſche und Mannigfaltigkeit des Kolorits kaum mehr zu erkennen im Stande iſt. Man ſchreibt dieſen Uebelſtand auf Rechnung des durch die Bologniſchen Maler eingeführten und auch häufig von Pouſſin angenommenen Gebrauches der rothen und dunkeln Leinwand. Künſtler, wie Guercino und die Caracci, konnten ſich ohne Schaden eines derartig präparirten Malertuches bedienen, indem ſie ihre erſten Anlagen und Untermalungen ſo paſtos (derb) auftrugen, daß der Ton der Leinwand keine üble Wirkung mehr auf die Farben zu üben vermochte. Pouſſin malte in ganz anderer Weiſe und bediente ſich eines leichten und dünnen Farben-Auftrages, daher die bedauernswerthe Veränderung. Außer den oben erwähnten „Jungen Mädchen" ſind in ähnlicher Weiſe unkenntlich geworden: „Moſes, die Krone Pharao's mit Füßen tretend" und „die Zauberer Pharao's, deren Stäbe in Schlangen verwandelt werden." Pouſſin hütete ſich indeß gar wohl, überall dunkele Leinwand anzuwenden, namentlich da, wo der Vorwurf von vorn herein eine heitere Pracht und hellen Glanz des Kolorits zur Bedingung ſtellte.

„Die Ehebrecherin" iſt wahrſcheinlich eines der letzten bedeutenden und durch und durch hiſtoriſchen Bilder unſeres Meiſters. Man kann es ebenfalls als eines ſeiner Hauptwerke bezeichnen.

Die Bedeutung und Vortrefflichkeit Pouſſin's als Landſchaftsmaler iſt niemals in Zweifel gezogen worden. — Man glaubt gewöhnlich, der eigentliche Sinn für die Natur datire aus dem achtzehnten Jahrhundert von J. J. Rouſſeau her; man vergißt hierbei jedoch, daß die Literatur nicht das einzige Organ dieſer Empfindungsweiſe iſt, und daß ſie dieſelbe nur mit Hülfe ſehr gewagter Figuren ausdrückt, welche ihr nicht eigentlich angehören und die ſie aus dem Gebiete der Malerei entlehnte. Allerdings iſt jenes tiefe Naturgefühl, welches eben die Natur für eine Realität hält, die ihre Bedeutung nur aus ſich ſelbſt entlehnte, ganz modern. Wenn es daher auch die Literatur dem Rouſſeau verdankt, ſo müſſen wir es hinſichtlich der Malerei doch bis auf Pouſſin zurückführen.

Unter den früheren großen italiäniſchen Malern gab es zwar ebenfalls ſchon bedeutende Landſchafter; ſie bedienten ſich jedoch der Natur nur als eines ſehr untergeordneten Hintergrundes ihrer Gemälde. Pouſſin dagegen iſt in der Landſchaft eben ſo ausgezeichnet, wie in der Hiſtorie. Ja, er brachte es in der Landſchaft ſogar zu einer noch größeren Ueberlegenheit und beherrſchte hier alle ſeine Nebenbuhler der Art, daß man keinen derſelben mit ihm vergleichen kann.

Die Landſchaften Pouſſin's ſind ſehr zahlreich. Indeß muß man ſich hüten, Alles, was in Muſeen, wie in Privatſammlungen, unter ſeinem Namen gezeigt

wird, für echt zu halten. Seine berühmtesten Landschaftsgemälde sind: „die Jahreszeiten", welche sich im Louvre befinden, und die acht großen (als Sammlung gestochenen) Landschaften, unter denen wir hervorheben den „Diogenes", den „Tod des Phocion" und den „Polyphem" in Madrid, so wie die „Umgegend von Athen" in der National-Galerie zu London. Auch dürfte eine Landschaft in der Galerie Sciarra, ein See mit Gebirge im Hintergrund und dem seine Prophezeiungen schreibenden Jeremias als Staffage, für eines der mächtigsten und poetischsten Werke Poussin's zu erachten seyn.

Wenn der Umstand, ohne Nebenbuhler zu seyn oder seine Nebenbuhler zu beherrschen, wie wir oben andeuteten, das Zeichen der höchsten Ueberlegenheit wäre, so würde bei Poussin der Landschafter noch über dem Historienmaler stehen; denn weder Titian (so bedeutend er zuweilen auch als Landschaftsmaler ist), noch die Niederländer, noch selbst Claude Lorrain können ihm, streng genommen, verglichen werden; die Frage läßt sich indeß nicht in dieser Art stellen. Das Genie des Historienmalers Poussin wurde durch manche feindliche Verhältnisse und Umstände, deren wir im Verlauf andeutungsweise gedachten, gehemmt und gestört, so daß es mehreremale aus dem richtigen, seinem natürlichen Hange entsprechenden Geleise wich. Der Landschafter Poussin dagegen hatte gegen nichts anzukämpfen. Vor seinen Augen lag eine stolze Natur ausgebreitet, und er empfing nichts von seiner Zeit, als einzig die herrlichen Beispiele der großen Italiäner des sechzehnten Jahrhunderts. Vielleicht dürfte Poussin auch heute noch als der bedeutendste aller Landschaftsmaler gelten.

Poussin starb zu Rom am 19. November 1665 im 72sten Jahre seines Alters. Er hatte die größte Hälfte seines Lebens außerhalb seines Vaterlandes zugebracht; er sah alle seine Freunde, die er sich in der Fremde erworben, ins Grab steigen und fühlte sich immer öder und verlassener, je mehr er seinem Ende entgegenschritt. Besonders betrübte ihn der Tod seines langjährigen Gönners, des Chevaliers del Pozzo, 1637, und seiner Frau, 1664, der treuen Geleiterin auf seiner Lebensbahn. Mit letzterem Ereignisse namentlich fällt auch das Aufhören seiner künstlerischen Thätigkeit zusammen; er versank in die trübste Melancholie, und die Gebrechen des Alters stürmten zerstörend auf ihn ein.

Poussin hinterließ keine Kinder und vermachte sein erworbenes Vermögen im Betrage von 10,000 Thlrn. seinen armen Verwandten in Andelys. Niemand wird ohne die tiefste Rührung die letzten Briefe des greisen Künstlers an Herrn v. Chantelou, seinen Gönner in Frankreich, lesen, in denen er besonders seine Einsamkeit in Rom beklagt und über seine zitternde Hand, die dem immer noch dann und wann aufleuchtenden Geist nicht mehr gehorchen will, in schmerzlichen Worten jammert.

Wir besitzen drei Portraits von Poussin. Das beste, d. h. das, welches er 1650 für Herrn v. Chantelou malte, befindet sich im Louvre; die beiden anderen sind nur Wiederholungen des genannten. Poussin gehört nicht nur geistig zu der Familie der Cornelles, der Descartes und der Pascals, sondern auch gleichsam körperlich, indem er diesen Männern auch in den Zügen seines derben, kräftigen und intelligenten Gesichtes ähnlich sieht.

Poussin hat außerordentlich Vieles und Großes geleistet. Wir wissen von mehr als zweihundert Gemälden von seiner Hand, und doch ließ er sich niemals von Jemand helfen. Er arbeitete sehr schnell und regelmäßig: des Abends zeichnete und komponirte er, und nachdem er seinen Morgenspaziergang gemacht, malte er ohne Unterbrechung bis zur Dunkelheit. Nichtsdestoweniger fand er noch Zeit, die Geschäfte seiner Freunde jenseits der Alpen in Rom zu besorgen. Er ließ Bilder für sie kopiren, kaufte für sie Vasen, antike Büsten, ja, sogar Handschuhe und Guitarren-Saiten.

Man kann nicht sagen, Poussin habe eine Schule gestiftet; dennoch gehört er zu jenen wenigen Meistern, die von den Künstlern stets mit hohem Nutzen studirt und von den Liebhabern am meisten bewundert werden. Seine einzigen unmittelbaren Schüler waren die beiden **Dughet** (seine Schwäger, Jean, der Kupferstecher, und Gaspard, der Landschafter, geb. 1613, gest. 1675) und Sebastian **Bourdon** (geb. 1616, gest. 1671). Dughet, der Landschafter, ist ein sehr großer Maler, leider aber trägt er einen Namen, Gaspard Poussin, der ihm schädlich wurde. Die bedeutendsten seiner Werke befinden sich in England. Was Bourdon betrifft, so darf man nur die Kupferstiche zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Lehren Poussin's für ihn nicht verloren waren. Die Werke dieses merkwürdigen Mannes, welcher zugleich Poussin und Salvator Rosa nachahmte, sind sehr ungleich, doch trifft man in ihnen Schönheiten ersten Ranges.

Man hat lange Zeit geglaubt, Poussin habe ein Werk über die Theorie der Malerei abgefaßt. Es ist diese Ansicht jedoch ein Irrthum, wie wir aus einem Briefe Jean Dughet's an Herrn v. Chantelou ersehen.

Gewiß wird man sich nun zum Schluß, wenn man das Leben Poussin's überblickt hat, fragen, was diesem gewaltigen Geiste, diesem legitimen Erben Raphael's fehlte, um die Stufe einzunehmen, welche ihm eine so ungeheure Masse bewundernswerther Werke anweist. Ohne Zweifel nichts Anderes, als daß er um ein Jahrhundert zu spät geboren worden. Poussin mußte sich, anstatt sich dem natürlichen und allmächtigen Strome seiner Kunst hinzugeben, an die Wissenschaft wenden, mußte diskutiren und dabei kalt werden. Daher jenes Etwas von Absichtlichkeit und Gesuchtheit, welches ihn oft mit dem Grundprinzip der schönen Künste in Widerspruch bringt und uns daran erinnert, daß er einer mehr wissenschaftlichen, als poetischen Zeit angehört. Daher auch jenes wiederholte Schwanken zwischen der Skulptur und Literatur, indem er von der einen mit der Schönheit der Formen den etwas zu abstrakten Charakter der Figuren, von der anderen die Freiheit, zugleich aber auch etwas Analytisches, Beschreibendes, kurz, dem wahren Begriff der Malerei Zuwiderlaufendes, entlehnte. Die Künste haben sich einmal in das Feld des Ideales getheilt; ihre Gränzen sind natürlich und gegeben und dürfen nicht verrückt werden. Diese Gränzen sind keine Fesseln, keine Sklaverei, sondern eine Kraft, und man überschreitet sie niemals ungestraft. Am wenigsten hat es die Malerei nöthig, bei der Bildhauerei Anleihen zu machen, da ihr an sich schon weit mehr Mittel zu Gebote stehen, als letzterer Kunst, wenn diese auch die ganze Gestalt körperlich darzustellen vermag.

Der Zug indeß, welcher die Künstler treibt, aus einem Gebiete in das andere überzuschweifen, muß ein sehr starker und zugleich sehr natürlicher seyn, wenn ihm selbst ein Mann wie Poussin zu verschiedenen Zeiten seines Lebens und in einigen seiner wichtigsten Werke nachgab. Abgesehen hiervon, muß man andererseits dennoch die Macht seiner Originalität und die Sicherheit seines Geschmackes bewundern, welche ihm gestatteten, so, wie er es that, den damals in Italien herrschenden schlechten und verderblichen Richtungen zu widerstehen. Man sagt sich nicht oft genug, welch ein großes Unglück es ist, zu kommen, wenn die Tradition nicht mehr existirt und die Lehre, welche sie gab, schweigt. Statt von allen Seiten her unterstützt und gehoben zu werden, muß man Allem mißtrauen und zuweilen gegen Alles ankämpfen; man muß, um das, was man vielleicht zwanzig Jahre früher durch Ein Wort erfahren und begriffen hätte, wieder zu erobern, tausend Kräfte verschwenden, die sonst zur Erhebung dienen konnten. Und dann hat die Frucht der Wissenschaft doch immer nicht die Schönheit, den Geschmack und die Vorzüge jener Früchte, welche an der fruchtbaren Sonne der Natur reifen. Wenn uns die natürliche Strömung nicht mehr trägt, so werden selbst die größten Talente von den Systemen fortgerissen, und wenn sie auch Kraft genug besitzen, letzteren zu widerstehen, so gehen sie doch aus dem Kampfe nicht der Art hervor, daß ihnen nicht später noch immer eine gewisse Steifheit anhaftete, welche eben durch die Natur des Kampfes selbst erzeugt wird.

(R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— **Neuer Telegraph.** Ein Herr Thomas zu Norwich im Staate New-York hat einen Telegraphen ganz neuer Art erfunden, den er den elektrothermischen nennt und wofür ihm am 12. Februar d. J. ein Patent bewilligt wurde. Er gebraucht weder den Magnet, noch eine Salzauflösung, wie die elektro-chemischen Telegraphen von Morse und Bain, sondern wendet ein Prinzip an, das bisher nie zu einer solchen Vorrichtung benutzt worden ist. Als Haupt-Agens seiner Erfindung dient nämlich der Wärmestoff, der durch eine galvanische Batterie erzeugt und kontrolirt wird, und mit Hülfe des neuen Manipulators wird man, wie es heißt, in den Stand gesetzt, die jetzt zur Uebersendung telegraphischer Botschaften erforderliche Zeit um die Hälfte abzukürzen. — Uebrigens wurde der Vorschlag, den thermo-elektrischen Strom, und namentlich den durch Reibung von Wismuth und Antimon erzeugten, zum Telegraphiren anzuwenden, der British Association bereits im Jahr 1845 von Herrn **Paul Erman** in Berlin gemacht. In dem Berichte dieser Gesellschaft für 1845 enthält ein Aufsatz: „On the influence of friction upon Thermo-electricity, by Paul Erman of Berlin", folgende Stelle über diesen Gegenstand: „Der elektrische Telegraph tritt jetzt in ausgedehntere Anwendung; er erfordert aber noch einen Apparat, der in seinen Wirkungen nicht immer sicher und außerdem kostspielig ist. Es wäre demnach vortheilhaft, diesen durch einen **tribo-thermischen Telegraphen** von rein mechanischer Wirkungsart zu ersetzen, denn indem man den Sperrhaken eines Räderwerkes auslöst, kann sehr leicht eine Reibung zwischen einer Wismuth- und einer Antimon-Scheibe eingeleitet und vermöge des dann entstehenden elektrischen Stromes in demselben Augenblick die Magnetnadel, die sich an dem entgegengesetzten Ende eines Leitungsdrathes befindet, in Bewegung gesetzt werden. Ich habe die Augenblicklichkeit eines solchen Herganges für ziemlich große Entfernungen außer Zweifel gesetzt, und wenn man denselben als ein Signal gebrauchte, so würde er den Vorzug gewähren, daß der Effekt der Reibung durchaus sicher ist, selbst wenn das Räderwerk mehrere Tage oder sogar Monate lang außer Gebrauch geblieben ist; während bei den Voltaischen Telegraphen ein Unwirksamwerden der Verbindungen, nach einiger Zwischenzeit zwischen deren Anwendung, zu den nicht unwahrscheinlichen Hindernissen gehört."

— **Schulunterricht in Nord-Amerika.** Wie außerordentlich verbreitet und gut honorirt der Schulunterricht in einigen Staaten der amerikanischen Union ist, beweisen nachstehende Angaben, die wir einem Bostoner Blatte entlehnen: „Der Staat Massachusetts (dessen Hauptstadt Boston ist) zählt 215,926 schulfähige Kinder zwischen 4 und 16 Jahren, von welchen 134,734, oder etwas über 62 Prozent die verschiedenen Schulen besuchen. Die Lehrer beziehen nicht weniger als 836,070 Doll. 69 Cents (1,170,500 Thaler) an Gehalt, und die Heizung in den Schulen, so wie die Unterhaltung der Lehrmaterialien, erfordern 35,281 Doll. 64 Cents (49,400 Thlr.) jährlich. Am meisten geschieht für die Schulen der Stadt **Boston**, indem daselbst für jedes Kind zwischen 4 und 16 Jahren 10 Doll. 65 Cents (15 Thaler) an Schulsteuer erhoben wird. Der Hauptstadt zunächst kömmt der Kanton (county) **Suffolk**, wo die Schulsteuer 10 Doll. 32 Cents (14 Thlr. 10 Sgr.) auf jedes schulfähige Kind beträgt. Am wenigsten für ihre Schulen thun zwei kleine Städte **Savoy** und **Ashfield-Warwick**, wo sich 8 große Garnspinnereien befinden und nur 1 Doll. 25 Cents (1¾ Thaler) an Schulsteuer pro Kind erhoben wird." — Der Unterricht wird bekanntlich in den amerikanischen Schulen Armen und Reichen gratis ertheilt. Die Lehrer und die Schulen werden vom Staate erhalten und zu diesem Zwecke die Schulsteuern erhoben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Duncker u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Dienstag den 30. April 1850.

Rußland.

Der Panslawismus.

Wir haben die Frage des Panslawismus in diesen Blättern schon öfter berührt, jedoch nur eben so weit, als die einschlagende Literatur Anlaß dazu bot. In ihrer Gesammtheit, insbesondere ihrem geschichtlichen Zusammenhange nach, ist unseres Wissens diese Frage noch nirgends behandelt, obgleich Cyprien Robert einen dahin gerichteten Versuch gemacht hat. Da in diesem Augenblick nicht nur süd-slawische Blätter einen ernsten Anfang machen, die Bedeutung und die letzten Zwecke des Panslawismus zu bezeichnen, ihn vorzubereiten, sondern auch deutsche Organe Betrachtungen über die Folgen der slawischen Propaganda anstellen in ihrer Beziehung auf Deutschland, so dürfte es an der Zeit seyn, jene Einigungsversuche in ihrem Beginn und Verlauf darzustellen, um ein Urtheil über ihre Zukunft fällen zu können.

Noch vor kurzem war der Panslawismus weniger ein Gegenstand der Theilnahme, als vielmehr der Bespöttelung in Deutschland. Weiter hinaus, in Frankreich und England ahnte man kaum etwas von der Existenz einer dem größten Theile der politisch getrennten Slawen gemeinsamen Idee. Selbst in der Nähe erkannte man nicht die Bedeutung der erwachenden Richtung, von der die Slawen plötzlich zu sprechen und zu versichern anfingen, daß sie ihren zerrissenen und zum Theil abgestorbenen Gliedern neues Leben einhauchen werde. Die Slawen selbst waren nur über das Was, nicht über das Wie? klar. Politische Vereinigung aller Stämme — das war die Losung slawischer Schriftsteller; über die Art des Zustandekommens war bei den durchaus verschiedenen Verhältnissen, unter welchen sie stehen, und den in manchen Punkten eben so verschiedenen Bedürfnissen Niemand erleuchtet genug. Indem man hierdurch gezwungen war, das letzte Ziel einstweilen weniger zu verfolgen, beschränkte man sich auf Vorbereitungen, welche den Wunsch einer slawischen Gesammtvereinigung nähren, kräftigen und, wo er noch nicht von selbst bemerkbar geworden war, wecken sollten. So lange Europa im Frieden ruhte, wirkten die Versuche der Panslawisten nur auf ihr unmittelbares Gebiet; plötzlich aber, wie die europäische Politik durch mächtige Stürme ergriffen und umgestaltet wird, steht Europa, und am augenscheinlichsten Deutschland, unter dem Einfluß der im Slawenthume in die Erscheinung getretenen Idee. Ueberall steht die Nationalfrage, wie ehemals die Territorialfrage, im Vordergrunde, und durch sie werden die untergeordneten mitbestimmt. Die Absonderung der Nationalitäten gilt für ein politisches Dogma, und man baut auf seine Heilighaltung den Frieden Europa's. In Böhmen, in Posen, in Italien, in Dänemark hat die Nationalität Kämpfe hervorgerufen, sie sind die mit Blut geschriebene Beglaubigung für das Prinzip der Stammgenossenschaften. Dieses Prinzip, das man bei den Slawen a priori als richtig angenommen und dem übrigen Europa, insbesondere Deutschland, der vorzugsweise assimilirenden Nationalität, mitgetheilt hat, das im Allgemeinen auch vielleicht keiner Anfechtung unterliegen und nur dann verurtheilt werden wird, wenn es sich ins Einzelne durchsetzen wollte, muß gleichwohl durch die Erfahrung bewährt werden. Wenn die Slawen sich konsolidiren, so muß das nach jenem Prinzip nicht heißen, daß sie Alles zu ihrer Vereinigung schlagen, was noch slawische Atome enthält, sondern daß sie die Vereinigung nur im Großen und Ganzen vollbringen. Nie wird es verhindert werden können, daß auf den äußersten Gränzen verschiedene Nationalitäten sich berühren und durchdringen — und würde solche totale Trennung bewirkt, sie wäre für alle Theile ein Unheil; das Prinzip, so verstanden, wäre eine Unwahrheit, eine Unmöglichkeit. Aber in Voraussetzung der Fähigkeit der Idiome, sich gegenseitig zu assimiliren, verlangt das Prinzip in vernünftiger Auffassung weder, daß die Slawen Schlesien oder Westpreußen, noch daß die Deutschen das Elsaß zurückerobern. Daß dieses die Völker-Individualität sichernde, den Nationalhaß zerstörende, die freie Entwickelung aller verschiedenen Lebenskräfte befördernde Prinzip der europäischen Politik eingeimpft worden — das ist die erste That des Panslawismus, welche sein unmittelbares Gebiet überschreitet und seine Bedeutung außerhalb desselben würdigen läßt.

Die ungleichen historischen Schicksale der slawischen Stämme haben es, wie gesagt, schwer gemacht, das einigende Band sogleich zu entdecken, demgemäß konnte die Verwirklichung der gehegten Wünsche nur auf dem Wege allmäliger Verständigung vor sich gehen. Diese selbst war bis zu der neuesten Epoche, in der die Politik des Handelns das Wort augenblicklich und überraschend entkästete, eine fast ausschließlich literarische, so daß von einem literarischen Panslawismus geredet wurde, der den politischen in seinem Hintergrunde habe. Gleichwohl hat die Idee des Panslawismus einen politischen Ausgangspunkt. Er wird in Rußland gefunden, und zwar kömmt dort der Gedanke einer slawischen Gesammtvereinigung in der Verschwörung vom Jahre 1817 bis 1825 zum erstenmale zum Vorschein. Der Grund zu dieser Verschwörung wurde durch junge Russen, welche aus Deutschland zurückkehrten, gelegt. Sie hatte verschiedene Zwecke, löste sich auf und bildete sich neu, je nachdem sie von einzelnen Persönlichkeiten beherrscht wurde — Hauptplan blieb indeß die Umgestaltung der russischen Regierungsform, die Einführung der Republik mit einem Präsidenten sans phrase. Auch Polen sollte sich mit der Ermordung Konstantin's zur Republik umgestalten. Es hatte sich nämlich dem linken oder südlichen Comité der Verschwörung ein Bund der „vereinigten Slawen", von dem Lieutenant Borisoff und einem wolhynischen Edelmann, Lubinski, gestiftet, angeschlossen, durch welchen der ursprüngliche Plan eine Erweiterung erhielt. In dem Borisoffschen Katechismus „für die Slawen" war die Stelle bezeichnend: „Du bist ein Slawe, und in Deinem Vaterlande an dem Gestade der Meere, die es umspülen, des Schwarzen, des Weißen, des Dalmatischen und des Eismeers, wirst Du vier Häfen aufrichten." Nach dem Plane dieses Bundes sollten acht slawische Völkerschaften, Rußland, Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren, Dalmatien, Kroatien, Serbien nebst der Moldau und Walachei, sich zu einem Föderativstaat vereinigen. Borisoff gab Versicherungen, daß der Bund weit verzweigt und von einem edeln Fürsten der Moldau gestiftet sey. Sämmtliche Bundesstaaten sollten eine republikanische Verfassung haben nach dem Muster der griechischen Freistaaten, welche hierbei überhaupt vorgeschwebt hatten; weshalb denn auch Pestel die Armee zur Herstellung der griechischen Nationalität benutzen wollte, um in Rußland selbst desto freiere Hand zu haben.

Das Nationalinteresse bildet bei dieser Verschwörung überall, manchmal freilich in etwas absonderlicher Art, durch. Es wurde auch die Herstellung eines besonderen jüdischen Staats von einigen Fractionen beabsichtigt, indem man annahm, daß die zwei Millionen Juden, welche Rußland und Polen gemeinschaftlich zählen, hinreichen würden, in Palästina ihre Selbständigkeit sich zu erhalten. Dorthin wollte man ihnen einen Weg durch die Türkei bereiten. Die slawische Nationalität sollte von fremden Elementen gereinigt werden, obgleich viele Deutsch-Russen bei der Verschwörung betheiligt waren. — Wie die russische Regierung vor dem Jahre 1825 keine Ahnung von der Existenz eines Komplotts hatte, eben so fern lag ihr jedes panslawistische Streben. Man war damals in den höheren Regionen noch gar nicht zum Bewußtseyn gekommen, daß Rußland zu den slawischen Staaten gehöre, und daß eine politische Union mit ihnen naturgemäß sey. Rußland eroberte und unterwarf die slawischen wie die tatarischen Länder. Ein Prinzip der Assimilation erhielt Rußland erst durch die völlige Einverleibung Polens im Jahre 1831 und seit dieser Zeit erst beginnen die panslawistischen Bestrebungen der Regierung. — Polen selbst begann erst nach dieser Revolution an die Möglichkeit einer Gesammtvereinigung zu glauben, man hat hier der Idee sich jedoch noch nicht so völlig hingegeben, wie bei den Süd-Slawen. Einige haben es sogar unumwunden ausgesprochen, daß Polen seinen eigenen Weg gehen und nur so der Leitstern der übrigen Slawen werden könne, daß dagegen Rußland in ein System der Vereinigung der Slawen nicht hineingehöre. Am nachdrücklichsten hat dies neuerlich noch Mieroslawski in seiner Schrift „Débat entre la révolution et la contre-révolution en Pologne", in der ein besonderer Abschnitt vom Panslawismus handelt, durchgeführt. Nach seiner Meinung ist Rußland der schroffe Gegensatz der westlichen Civilisation, seine vollkommen asiatische Färbung nicht geeignet, es in andere Beziehung zum Westen treten zu lassen, als im Verhältniß der Eroberung. Rußland selbst habe keine Nationalität, die Bevölkerung zersplittere sich in eine normännische, eine mongolische, eine byzantinische und eine slawische. Da könne es keine Gemeinsamkeit der Gefühle geben.

In der That hat erst seit 1832 Rußland sich nationalisirt, früher hatte es einen halb deutschen, halb asiatischen Anstrich, vom slawischen nur das Idiom, und dieses wurde den Bauern und Sklaven überlassen. Der Adel und das Gouvernement bedienten sich der französischen und deutschen Sprache. Und „wenn man", sagt Mieroslawski — „damals vom russischen Ehrgeiz sprach, so wies man auf die Gründung eines orientalisch-griechischen Kaiserreichs, nicht aber auf die Beherrschung eines slawischen Gesammtstaats hin." In der That verhielt man sich in Rußland vor dem Jahre 1830 streng nach den Worten im (wahren oder angeblichen) Testamente Peter's des Großen — und diese empfahlen die Eroberung Konstantinopels, erwähnten aber von einem einheitlichen Slawenthume nichts, weil man dieses damals nicht ahnte. Ja, Alexander

ähnte es noch so wenig, daß er mit einer Art von Prophetie Rußlands Zukunft im Orient suchen zu müssen erklärte.

Seit dem Jahre 1830 ist in Petersburg eine ganz andere Richtung eingeschlagen worden. Da Polen ganz zur Provinz Rußlands geworden ist, so fehlt diesem die Brücke zu den übrigen Slawen nicht, und es ist nun selbst in seiner Meinung nicht nur ein slawischer Staat, sondern der Hauptrepräsentant seiner Race geworden. Aus dieser Meinung fließen die Bemühungen, auf den russischen Kaiserthron das Protektorat der slawischen Gesammtbevölkerung zu übertragen. Sie wurden, einmal begonnen, rastlos fortgesetzt. — Die Reaction gegen diese rein politischen Bestrebungen, bei denen die Ueberzahl und die Macht entscheiden sollte, ging von Böhmen und Serbien aus, hier besonders getragen durch Werke poetischer Begeisterung, dort durch die auf die Gegenwart angewandten historischen Forschungen der Gelehrten. Der Dichter Kollar war wohl der Erste, welcher die Idee der „slawischen Verbrüderung" ins Leben rief, und zwar in einer Dichtung, welche gar nicht diesen Zweck hatte. Indem er seine ungenannte Geliebte besang und nur nebenher den Gefühlen für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes Raum gab, lasen die Slawen daraus die Sehnsucht nach einer Vereinigung aller zerstreuten Genossen und die Begeisterung für die „Slawa". Der Gedanke mußte also wohl tief in den Lesern selbst schon liegen, und er gewann durch die zufällige Anregung einen weiten Boden. Kollar nahm ihn, als er den Erfolg seiner Dichtung bemerkte, mehr ins Bewußtseyn, machte sich mit ihm vertraut und gab bald nachher seine kleine Schrift „über die Wechselseitigkeit der Slawen" heraus. Dieses Wort „Wechselseitigkeit" besagte das, was die intelligente und bewegende Partei unter den Slawen wünschte, und es wurde zum Stichwort derselben gemacht.

In Böhmen fand der Panslawismus seine eifrigsten Anhänger, die Slawen sahen ein, daß sie hier unter deutschem Einfluß nur durch solches Zauberwort zu retten seyen. Blieben sie von den anderen Genossen abgelöst in ihrer Verbindung mit Deutschland, so konnten alle Bemühungen um Wiederherstellung der halb erloschenen Nationalität nicht fruchten. Daher wollten die Czechen einen Anhalt in den anderen Slawenstämmen suchen und durch die Literatur zunächst sich mit ihnen verbrüdern, da eine andere Verbindung nicht vergönnt war. Der literarische Panslawismus erhielt, indem er mit den Lebensfragen des Czechenthums zusammenhing, in diesem nun seinen eigentlichen Mittelpunkt. Er belebte die nationale Literatur auf eine wunderbare Weise und theilte ihr sein Ferment natürlich mit, so daß das Meiste, was die czechische Presse lieferte, einen panslawistischen Anflug hatte. Es erschienen auch viele deutsche Broschüren, welche der slawischen Verbrüderung das Wort redeten und die Möglichkeit derselben beleuchteten; wie wir denn überhaupt die Erscheinung haben, daß böhmische Schriftsteller in deutscher Sprache für die slawische Nationalität auftreten, entweder um Deutschland mit der neuen slawischen Idee zu befreunden, oder weil diese czechisch denkenden und fühlenden Schriftsteller nicht czechisch schreiben können! Mehr Befestigung, als durch diese Hülfe, erhielten die panslawistischen Tendenzen aber durch die Werke, welche Ergebnisse gelehrter Forschungen waren. In Szafarzyk's „Slawischen Alterthümern" z. B. konnte man, wie in den übrigen Arbeiten dieses Gelehrten, die Nothwendigkeit des Zusammenschließens der slawischen Stämme fast historisch erwiesen sehen. Im gleichen Geiste wie Szafarzyk wirkten Jungmann, Palatzky und Celakowsky, zunächst ihr Augenmerk auf die czechische Nationalität richtend, im Hintergrunde aber auf die Vereinigung der Slawenstämme blickend. Nationalisirung und Panslawisirung mußten hier mithin in Eins zusammenfallen, ja, man kann sagen, daß die Idee des Panslawismus den Czechen in Wahrheit zu einer neuen Literatur verholfen hat, indem sie das begeisternde Moment für die Schriftsteller bildete, die, allein auf ihren Fleck Erde verwiesen, gewiß nicht den Muth gehabt haben würden zu großen literarischen Schöpfungen. Andererseits haben diese, durch ihren inneren Werth ausgezeichnet und durch alle slawischen Stämme verbreitet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit gesteigert, indem sie durch die Ausbreitung der Schätze slawischer Wissenschaft, durch Entfaltung einer beziehungsreichen Vergangenheit dem Nationalcharakter schmeichelten und für die Idee der Vereinigung des gemeinsamen Ruhms einzunehmen suchten. Daher vermißt man nirgends, selbst in den von äußeren politischen Nebenzwecken freiesten Schriften, eine gewisse Tendenz, die Tugenden des Nationalcharakters herauszukehren, die Schwächen zu beschönigen und auf die Nachbarn zurückzuwälzen. Dies liegt fast in der Natur der Sache, und man darf die slawischen Historiker nicht zu hart beurtheilen, wenn sie auf Kosten der Wahrheit ihrer Nation schmeicheln, oder, mit einem Worte, wenn sie parteiisch sind. Sie stehen im Anfange ihrer Geschichtschreibung, was sie über ihre Vergangenheit wissen, fließt meistens aus deutschen Quellen, ihre eigenen Chronisten sind verworren und unkundig. Bei den fortdauernden Kämpfen zwischen der germanischen und slawischen Nationalität nehmen sie also jedes Wort deutscher Schriftsteller als das von Feinden mit Mißtrauen auf und glauben gern, daß, wo sie Tadel trifft, er aus unreinen Motiven fließt. Und in der That ist nicht jede Nation so glücklich gewesen, unter ihren Feinden einen Tacitus zu finden. Die streng nationale Färbung, welche die meisten Erzeugnisse der neueren slawischen Literatur tragen, hängt gewissermaßen mit einer Nothwendigkeit zusammen, gegen die, welche ihre Nationalität bedroht und gefährdet haben, zu polemisiren. Die Literatur in ihrem jetzigen Zustande kann kaum auf dem Standpunkte vollkommener Freiheit und Unparteilichkeit stehen. Es würde ihr unfehlbar nachtheilig seyn, wenn sie ihn sogleich einnehmen und den Gegensatz ignoriren wollte, der sie hervorgetrieben hat. An ihm hat sie ihr eigentliches Lebensprinzip zwar nicht, aber ein Vehikel, es zu entfalten. Es ist auf dem Standpunkte strenger Nationalität wie auf dem des orthodoxen Glaubens; auch dieser setzt etwas Schlechtes und Heterodoxes voraus, das er bekämpft und negirt, während er sich eine Art von Unfehlbarkeit zuschreibt. Hört dieser Gedanke eigener Vorzüglichkeit auf, so ermattet der ganze Glaube, und das, was er geschaffen hat, zerfällt. Auch das Nationalbewußtseyn ist im Slawenthum mit einer Art von Fanatismus aufgetreten; hat er dieses Stadium überwunden, so muß er einem höheren und gerechteren Streben der Nationalität Raum geben. Diese Zeit steht für das Slawenthum zu erwarten. Die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit wird erst die Frucht der aus der angestrebten Individualisirung hervorgegangenen inneren Emancipation und Reinigung seyn.

Unter den Vorkämpfern des Panslawismus ist besonders Graf Thun (der österreichische Minister) zu nennen, der in deutschen Schriften die slawische Nationalität angelegentlich vertreten hat. Er hat sich sowohl der Czechen, wie der slawischen Genossen in Kroatien gegen die Bedrückungen der Magyaromanen angenommen, welche vor einigen Jahren so viele Klagen hervorriefen. Dieses Ultra-Magyarenthum, dem Slawenthum so feindlich und doch geizend nach dem Besitze slawischen Bodens, hat seit längerer Zeit einen unehrlichen Kampf gegen die Süd-Slawen geführt; ja, es hatte selbst die österreichische Regierung gegen dasselbe einzunehmen gesucht. Als die süd-slawische Literatur nach dem Jahre 1830, wie die czechische, zu erblühen begann, als Männer, wie Ljudewit Gaj, die Sprachforschung und Reinigung ihres Stammdialekts sich zur Lebensaufgabe stellten, als sich das üppige Feld der „illyrischen" Nationalliteratur vor den Augen der eifersüchtigen Magyaren zu entfalten begann, da riefen sie den Arm der Obrigkeit gegen diese „Sonderbestrebungen" auf und leiteten den Zorn des Kaisers gegen dieselben, der denn auch wirklich die Benennung illyrisch durch ein ungnädiges Handbillet verbot. Die neueste gewaltige Zeit hat auch hier entschieden, alle slawischen Stämme Oesterreichs werden in allen ihren öffentlichen Angelegenheiten sich fortan der Nationalsprache bedienen, — die Nationalität ist in ihrem Rechte geschirmt.

Die Magyaren sind gegen die Idee des Panslawismus feindselig aufgetreten, weil sie ihre Pläne kreuzte. Gelang es ihnen, Kroatien und Serbien, wie sie wollten, für die Dauer an sich zu schließen, so konnten sie einmal in guter Stunde von Oesterreich sich völlig abwenden und dennoch einen mächtigen Staat bilden. Wie wenig die magyarischen Bemühungen, die Süd-Slawen für sich zu gewinnen und von den Stammgenossen abwendig zu machen, geholfen haben, zeigt sich jetzt in hellen Thatsachen. Es wurden vor einigen Jahren vielfache, jedoch nicht zu verbürgende Gerüchte verbreitet von dem Aufenthalt russischer Emissäre in Ungarn, um für den russischen Panslawismus zu wirken. Dieser Pseudoslawismus, der von Petersburg ausgeht, lief nämlich immer parallel mit dem echten. Seine Tendenz war, jede andere, außerhalb der Berechnungen Rußlands liegende Vereinigung um jeden Preis zu vereiteln. In den Magyaren ließ daher sich eine gute Bundesgenossenschaft finden, und man hat behauptet, daß die russischen Emissäre in Ungarn einen fruchtbaren Boden für sich gewonnen hätten. Natürlich konnte das Magyarenthum seine Beziehungen zu Rußland wenigstens als Drohung gegen das österreichische Gouvernement brauchen: um jenen aber Nahrung zu geben, war die friedliche Eroberung Kroatiens von unberechenbarer Wichtigkeit. Die politischen Netze, welche hier in den letzten Jahren gesponnen wurden, sind für jetzt schwer zu lösen, die nächste Zeit wird alle Sympathieen und Antipathieen klarer hervortreten und aus ihnen die früheren Pläne beleuchten lassen, wenngleich sie der Vergessenheit anheimgefallen wären. Ein Franzose, der sich lange in süd-slawischen Ländern aufgehalten und in der Türkei die Entdeckung von dem Vorhandenseyn von zehn Millionen Slawen zur großen Ueberraschung selbst der nördlichen Stammgenossen gemacht hat, der jetzt in Paris ein Katheder für slawische Literatur bekleidet, hat einige Aufschlüsse über den russischen Panslawismus gegeben, die hier nicht unwichtig sind. Cyprien Robert nimmt in seiner Schrift „les deux l'anslavismes" (1847) es als ausgemachte Thatsache an, daß der Zar seine besoldeten Agenten habe, um für seinen Panslawismus, der die Nationalitäten vernichten und sie in eine große gouvernementale Einheit einzwängen will, Propaganda zu machen. Derselbe Schriftsteller weiß aber durch seine eigenen Erfahrungen zugleich nach, daß eine solche Art der Vereinigung unter den Süd-Slawen nirgends einen Boden habe, daß sich dagegen alle Elemente vorfinden, welche die Bürgschaften einer dauerhaften, freien, selbständigen Genossenschaft enthalten. Sprache und Sitte seyen überall ein gemeinsames Band, sie seyen noch naturfrisch und nicht im Widerspruch, ob man das Leben in der Bulgarei oder Illyrien betrachte. (Fortsetzung folgt.)

England.

Das englische Straf- und Deportationssystem.

(Schluß.)

Bei dieser Zwangsarbeit nun können die Verurtheilten ihre gewöhnliche Strafzeit ohne Gefahr für Leib und Geist abbüßen.

Hierauf werden die Gefangenen nach einer entfernten Kolonie gebracht. Obgleich das Mutterland dieses Recht hat, so wird doch ein weiser Minister es nur mit der größten Vorsicht und steter Berücksichtigung des Wohls der Kolonieen thun. Freilich können wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir diesen Ausfuhrartikel recht annehmbar und nutzbar machen und auf diese Weise das eigene Land reinigen und ein fremdes mit tüchtigen Menschen bevölkern, aber immer müßte man eine allzu große Anhäufung an einem Punkt vermeiden.

Die Kosten, die der Transport dem Lande verursacht, werden durch ein vom Grafen Grey festgestelltes Reglement bedeutend verringert werden. Die Einführung eines bestimmten Tagewerkes macht es den Verurtheilten möglich, etwas zu erwerben, und hiervon können sie selbst diese Kosten bestreiten, die

auf 18 Pfund Sterl. (100 Thlr.) festgesetzt sind, nach welcher Kolonie sie auch geschickt werden; Frauen und Kinder zahlen die Hälfte.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch die Vertheilung der Verurtheilten auf den Kolonieen. Den meisten wird man gewiß volle Freiheit geben können, viele dagegen in ihrem eigenen Interesse, wie in dem der Kolonie, eine Zeit hindurch noch unter einer gewissen Kontrole halten müssen. Die Regierung hat nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, diese mit sogenannten provisorischen Pässen oder bedingten Erlaubnißscheinen zu entlassen. Viele reden zwar noch dem Zutheilungssystem, wonach die Regierung den Verurtheilten einem Privatmann zuweist, das Wort; allein die übeln Folgen, die sich bald zeigten, bewirkten dessen Abschaffung. Der Inhaber eines provisorischen Passes darf sich aus dem angewiesenen Distrikt nicht entfernen, steht unter polizeilicher Aufsicht und ist dem summarischen Verfahren der Behörden unterworfen; aber er kann sich hier auf jede beliebige Weise sein Brod verdienen.

Leider giebt es unter diesen Verbrechern auch unverbesserliche. Wir wollen nicht entscheiden, ob sie von Natur zum Bösen geneigt sind oder üble Gewohnheiten ihren Sinn so verkehrt haben, daß sie das Böse für gut halten. Sie sind gegen Strenge und Milde gleich abgehärtet, sie sind taub gegen die Lehren der Religion, und für sie wäre die Freiheit nur da, um sich ungescheut dem Laster zu ergeben. Diese, deren Anzahl glücklicherweise nicht groß ist, müßte man an einen festen, entlegenen Ort verbannen, den sie niemals verlassen könnten.

Was die Deportation der Frauen betrifft, die zu den Männern in einem Verhältniß von 1 : 8 stehen,*) so bietet diese größere Schwierigkeiten. Die Einzelhaft und das Abführen der Frauen in eine entfernte Kolonie sind vermöge ihrer zarteren Leibesconstitution weit härtere Strafen, als für die Männer; zur Zwangsarbeit kann man sie nicht anhalten, weil alle bisherigen Versuche, sie zu vereinen, selbst nach einer gewissen Klassifizirung, nur dahin geführt haben, sie noch schlechter zu machen, als sie früher waren. Diese mußten also jedenfalls im Mutterlande ihre Strafen abbüßen und konnten nur mit provisorischen Pässen nach den Kolonieen gesandt werden. Eine Besserung kann man bei ihnen nur dadurch erzielen, daß man in ihnen die Mutter- und Gattenliebe weckt, Gefühle, die wohl schlummern, aber selten im weiblichen Herzen erstickt seyn können. Dr. Hampton versichert, daß die Führung dieser Frauen, nachdem sie verheiratet worden, eine sehr lobenswerthe gewesen sey. Wir dürfen aber nicht befürchten, daß diese Verpflanzung von Frauen nach den Kolonieen letztere nur mit einer Verbrecherbrut bevölkern würde; denn in allen Aeltern lebt wohl der Wunsch, ihre Kinder nicht blos glücklicher, sondern auch besser, als sie selbst sind, zu sehen. Uebrigens darf man nicht glauben, die Verbrecher seyen aller guten Gefühle beraubt; sie haben vielmehr Liebe für ihre Kinder und sind auf sie stolz. „Ich habe wenige Aeltern gekannt", sagt der Kaplan von Pentonville, „welche ihre eigenen Kinder zum Stehlen angehalten hätten. Beispiele dieser Art sind wohl selbst unter der Hefe des Volkes sehr selten."

Die Regierung sucht endlich auch zu hindern, daß irgend ein Ort eine ausschließlich schlechte Bevölkerung erhalte. Wenn wir die Zahl der Deportirten, die England jedes Jahr absendet, mit der Gesammtbevölkerung von Neu-Südwales oder mit den Freien, die jährlich einwandern, vergleichen, so finden wir, daß man jetzt nicht mehr die Rückkehr der alten Uebelstände zu fürchten hat. Als Neu-Südwales eine eigentliche Strafanstalt war, bildeten die Verurtheilten einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung; in Van-Diemensland machten sie die Hälfte aus. Dies hat sich jetzt besser gestaltet. Die freiwilligen Kolonisten, deren es in Neu-Südwales im Jahre 1846 kaum 400 gab, wuchsen im Jahre 1847 auf 4610 und im Jahre 1848 auf 12,287 an. Wenn man nun bedenkt, daß bereits eine gewisse Besserung unter den Verurtheilten eingetreten und daß die schlechte Bevölkerung mit jedem Jahre abnimmt, so kann man der Kolonie einen guten Fortgang vorhersagen.

Das Mißverhältniß der Geschlechter, das anfangs bestand, fängt auch an, sich allmälig auszugleichen.

Nichtsdestoweniger wird dieses Alles ohne Nutzen seyn, wenn man nicht gegen die Anhäufung der Gefangenen die strengsten Maßregeln ergreift. Im Jahre 1848 betrug die Anzahl der zur Deportation Bestimmten circa 3300; von diesen wurden aber viele aus Gesundheitsrücksichten wieder in die Gefängnisse, in denen sie ihre Strafzeit aushalten sollten, zurückgeschickt, weil man fürchtete, sie könnten die Strapazen der Ueberfahrt nicht ertragen. Hier blieben sie so lange, bis sie die königliche Gnade, als Belohnung für ihre gute Führung, in Freiheit setzte. Auf diese Weise wurden nun 2240 nach dem Gefängniß von Millbank abgeführt, dem großen Central-Depot, das Alle aufnimmt, ehe den Einzelnen die bestimmten Straforte angewiesen werden. Nun hat aber die Abschaffung der Todesstrafe die Herabsetzung der einzelnen Strafgrade bewirkt, so daß also auch die Verurtheilungen zur Deportation seltener vorkommen. Man kann daher annehmen, daß die Regierung von jetzt ab jährlich nur über 2000 Verurtheilte zu verfügen haben wird. Das Gefängniß zu Pentonville kann davon etwa 500 aufnehmen; das zu Millbank, obwohl es zu gleicher Zeit als provisorisches Depot für die Massen dient, 700. Außerdem stellen die Gefängnisse in der Provinz eine Anzahl von Zellen, für den jährlichen Zins von je 6 Pfd. Sterl. (40 Thlr.), dem Staate zur Disposition. Die Anzahl derselben beträgt in den Gefängnissen von Wakefield, Leeds, Leicester, Preston, Northampton, Reading, Bath 746, in denen überall das Absonderungssystem befolgt wird, so daß alle im Ganzen 1946 Zellen zu diesem Zweck vorhanden sind. Diese nehmen nun mit jedem Jahre zu, und die Regierung wird bald im Stande seyn, jedem Verurtheilten die ganze Probezeit — eine einjährige abgesonderte Haft — bestehen zu lassen.

*) Im Jahre 1848 wurden aus England und Wales 2284 Männer und 387 Frauen nach den Kolonieen gesandt.

Nach Ablauf dieser Probezeit wählt man aus den auf sieben Jahre Verurtheilten diejenigen aus, welche sich gut geführt haben, und schickt sie mit provisorischen Pässen nach den australischen Kolonieen, in denen es noch am meisten an Menschen fehlt. Diejenigen Verurtheilten aber, deren Gesundheitszustand weder die Deportation, noch irgend eine andere anstrengende Arbeit zuläßt, werden nach Portsmouth auf eines der Schiffe gebracht, die zu diesem Zwecke bestimmt sind, und bleiben bis nach Verbüßung ihrer Strafe oder ertheilter Freiheit hier. Die anderen erhalten, wenn sie sich während der ersten Hälfte ihrer Strafzeit, in der Zelle oder bei den öffentlichen Arbeiten, gut betragen haben, provisorische Pässe: bei den auf Lebenszeit Verurtheilten ist eine 24jährige tadellose Führung nothwendig. Indessen finden auch besondere Begünstigungen statt, so daß man diejenigen, die sich vorzugsweise auszeichnen, früher entläßt, allein das Minimum bei einem auf sieben Jahre Verurtheilten beträgt zwei Jahre.

In Irland haben sich in den beiden letzten Jahren die Verurtheilungen bedeutend vermehrt; während z. B. sonst etwa 600 Sträflinge dort waren, wies das Jahr 1848: 2606 nach. Eine große Ueberfüllung der Gefängnisse war die unausbleibliche Folge, und man beeilte sich, diesem Uebel abzuhelfen. Eine bedeutende Anzahl dieser Unglücklichen wurde nach den Bermudas geschickt, einige Hundert nach langer Haft mit provisorischen Pässen in die Kolonieen entlassen. Jedoch darf dies uns weniger beunruhigen, da die meisten der Hunger zum Verbrechen trieb und man demnach mehr von ihnen hoffen kann, als von den gewöhnlichen Verurtheilten.

Diese Combination der verschiedenen Strafen, die alle gerechten Ansprüche befriedigt, trägt auch ihre Früchte: statt daß sonst nur Klagen über die Exzesse, welche sich Deportirte zu Schulden kommen ließen, bei den Behörden eingingen, erhalten wir jetzt von allen Seiten erfreuliche Berichte. Die Regierung sieht sich wieder in den Stand gesetzt, den Transport nach Neu-Südwales aufzunehmen, und hat von Van-Diemensland mehr als die Hälfte der Garnison zurückrufen können: ja, die Kolonisten von Port-Phillip machen weite Reisen, um einen aus Pentonville Entlassenen für sich zu gewinnen, und das westliche Australien hat das Mutterland gebeten, recht oft ähnliche Sendungen dahin zu schicken.*)

Die Behörden müssen daher sehr vorsichtig in der Wahl der Beamten seyn, denen sie die Ueberwachung der Verurtheilten anvertrauen, weil eine Nachlässigkeit von dieser Seite leicht die früheren Uebel heraufbeschwören und sie nöthigen könnte, die Deportation von neuem zu unterbrechen, so daß die Gefängnisse wieder überfüllt würden. Indeß berechtigen uns die bisherigen Ergebnisse zu den besten Hoffnungen, und wir wünschen nur, die Minister möchten weder vor der Opposition, noch vor den anderen Hindernissen, auf welche auch die weisesten Maßregeln stoßen, zurückweichen. In Erwägung der großen Vortheile, welche aus diesem Verfahren entspringen, müssen wir Alles aufbieten, um dasselbe beständig fortsetzen zu können; wir müssen die Kolonieen dadurch in unser Interesse ziehen, daß wir ihnen recht tüchtige Menschen schicken, die sie niemals zurückweisen werden. Wenn wir in dieser Weise nur weiter fortfahren, dann üben wir das große Werk wahrer Liebe, daß wir nämlich den gefallenen Mitmenschen thätig unter die Arme greifen, indem wir sie einer besseren Lebensweise zuführen. Dann werden wir die Menschen, deren längerer Aufenthalt im Mutterlande für dieses ein Unglück gewesen wäre, ohne Gefahr in die Kolonieen senden können, wo sie sich bald unter die neue und arbeitsame Bevölkerung mischen und den Rest ihrer Tage mit Ehren zubringen können.

(E. K.)

*) Wir sprechen hier natürlich nur von den australischen Kolonieen; die Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung hat allerdings in neuester Zeit gegen die Aufnahme von Verurtheilten sehr energisch protestirt.

Türkei.

Die Türkei und ihre Bestimmung.**)

Unter der Aufschrift „Punchiana" haben wir bereits eine scherzhafte Notiz über das in der Anmerkung genannte Werk des Herrn Macfarlane gegeben, welches jedoch, namentlich im gegenwärtigen Augenblick, wo das öffentliche Interesse sich von neuem dem Orient zuwendet, eine etwas ausführlichere und ernsthaftere Erörterung zu verdienen scheint.

Es ist schon manches Jahr her, seitdem Herr Macfarlane mit der Türkei und die Türkei mit Herrn Macfarlane bekannt ist. Er hat sich dort zu verschiedenen Malen aufgehalten und ließ schon 1828 ein Buch über Konstantinopel erscheinen, worin er sich ziemlich ungünstig über die zu jener Zeit vom Sultan Mahmud versuchten Reformen äußerte und wenig Gutes von ihnen prophezeiete. Indessen hatten ihm Personen, welche im Dienste der ottomanischen Pforte standen, versichert, daß eine glückliche Veränderung eingetreten sey, daß sich ein großer Fortschritt in Allem, was mit der guten Ordnung, Gerechtigkeit und Civilisation zusammenhängt, bemerklich mache, und daß vornehmlich seit der Thronbesteigung Abdul-Medschid's die Türkei ihrer Wiedergeburt mit starken Schritten entgegengehe; unser Reisende wollte sich daher mit eignen Augen überzeugen, wie viel von allen diesen Herrlichkeiten gegründet seyn mochte. Das Resultat der von ihm angestellten Untersuchung ist in dem jetzt herausgegebenen Werke niedergelegt, welches eine anziehende Darstellung der wirklichen Zustände des türkischen Reichs enthält.

Der Verfasser langte am 7. August 1847 in Konstantinopel an, verweilte dort einen Monat und unternahm alsdann einen Ausflug nach Brussa, einer

**) Turkey and its Destiny. By Charles Macfarlane. London, 1850. 2 vols. 8.

der großen Statthalterschaften Klein-Asiens. Diese Exkursion dauerte etwa drei Monate, worauf er im Dezember nach Stambul zurückkehrte; dann besuchte er noch Adrianopel und Nikomedien und verließ definitiv die türkische Hauptstadt am 10. Juli 1848. Sein Reisebericht schließt also einen Zeitraum von elf Monaten in sich, während dessen er verschiedene Theile des Reiches in Augenschein genommen hat.

Das Erste, was Herrn Macfarlane bei seiner Landung in Konstantinopel auffiel, war die Veränderung, die in der äußeren Physiognomie der dortigen Türken vorgegangen war. Ihre so edle und pittoreske Nationaltracht war verschwunden; der Turban hatte dem Fes, der majestätische Talar einem häßlichen, bis ans Kinn zugeknöpften Oberrock und die weiten Hosen den engen Pantalons weichen müssen — eine Metamorphose, die der ganzen Bevölkerung ein linkisches, höchst unscheinbares Ansehen giebt. Die Sitten haben sich allerdings gemildert, und die Türken geberden sich den Franken gegenüber nicht mehr mit ihrem Uebermuth, wodurch Letztere einst genöthigt waren, sich in den Straßen der Hauptstadt durch Soldaten eskortiren zu lassen. Mit ihrem volksthümlichen Kostüm scheinen die Söhne Osman's den Stolz und die Anmaßung verloren zu haben, welche sie in früherer Zeit charakterisirten; wenn man sie aber genauer beobachtet, so entdeckt man bald, daß die Barbarennatur in ihnen noch ungeschwächt vorherrscht, obgleich sie in Bezug auf die Fremden sich nicht länger in so schroffer Form zu äußern wagt. „Eines Morgens", sagt der Verfasser, „sahen wir in der Nähe des schönen Springbrunnens von Tophana einen griechischen Gärtner, welcher frische Feigen verkaufte. Das in seinem Korbe befindliche Obst war so schön, daß wir im Begriff standen, ihm etwas abzukaufen, als zwei türkische Wächter auf ihn losstürzten und ihn gewaltsam anpackten. Was hatte der Gärtner verbrochen? — Er hatte sein Obst einige Paras höher als die vom Gouverneur von Tophana festgesetzte Taxe verkauft. Aber, sagte der arme Grieche, meine Feigen sind von der besten Sorte — es sind wahrhaft köstliche Früchte, und Jeder wird dafür gern etwas mehr geben, als für andere, weniger schön gerathene. Was ist mein Verbrechen? Ich zwinge ja keinen Menschen, sie zu kaufen. — Die Wächter antworteten ihm, daß er das Gesetz übertreten habe, daß Feigen — Feigen seyen und alle zum nämlichen Preise verkauft werden müßten; weil er einen höheren Preis dafür gefordert habe, müsse er ins Gefängniß wandern. Hierauf zwangen sie ihn, sich den Korb auf den Kopf zu setzen, und, indem sie ihm einen Fußtritt gaben, damit er schneller vorwärts ginge, führten ihn die Diener des Gesetzes nach einer jener furchtbaren Zellen ab, in welchen man nicht einige Zeit verbringen kann, ohne sich eine oft tödtliche Krankheit zuzuziehen. Ich weiß nicht, wie lange der arme Feigenhändler im Kerker schmachten mußte; aber es wurde mir von Leuten, die mit den Landessitten wohl bekannt sind, versichert, daß man ihn nicht eher herauslassen würde, bis die türkischen Polizeibeamten alle seine Feigen verzehrt, und ihn noch obendrein zu einer Geldstrafe verurtheilt haben würden."

Man sieht aus diesem Beispiel, daß die weltberühmte türkische Justiz noch in voller Blüthe fortbesteht und nicht ganz auf die christlichen Nachbarn der Osmanli's übergegangen ist, wie man nach den neuesten Ereignissen schließen möchte. Vor Allem während seines Aufenthalts im Paschalik Brussa hatte unser Verfasser Gelegenheit, die Nichtigkeit der mit so großem Prunk verkündeten Reformen, welche die Erhebung der Türkei aus ihrem jetzigen Verfall bewirken sollten, zu beurtheilen. Ueberall traten ihm Zeichen des Elends und der Verwüstung entgegen: in Trümmern liegende Städte und Dörfer, schmutzige Hütten, welche verpestete Ausdünstungen verbreiteten, ungeheure Strecken Landes, die entweder ganz unbebaut waren oder nur spärliche Aerndten der schlechtesten Getraidearten hervorbrachten; alle Gewerbe waren durch die Schikanen und Erpressungen der Behörden gelähmt, und die religiösen Verfolgungen dauerten trotz des Tzimäi oder der Verordnung, die den muselmännischen und christlichen Unterthanen des Sultans gleiche Rechte zusichert, noch immer fort. Die Steuern werden unter Stockstreichen erhoben, und dem Bauern, der in Rückstand geräth, wird nicht selten ein Arm oder ein Bein entzwei geschlagen; er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er dem Gefängniß oder der Confiscation entgeht. Die Beamten des Fiskus benehmen sich wie wahre Räuber, und es ist fast unmöglich, ihre Habgier zu befriedigen. Unter dem Vorwande, den Zehnten einzutreiben, bemächtigen sie sich des besten Theils, wenn nicht der ganzen Aerndte; sie gebrauchen ohne Scheu falsches Maß und Gewicht und nehmen alle Pferde der Landleute in Anspruch, um das für die Marine bestimmte Baubolz nach den Häfen zu transportiren. Diese blinden und unverständigen Bedrückungen haben zur Folge, daß Armuth und Elend in Gegenden herrschen, die zu den fruchtbarsten auf der Erde gehören.

Die abscheuliche Verwaltung der türkischen Behörden und ihr trauriges Resultat hatten einen so starken Eindruck auf Herrn Macfarlane gemacht, daß er bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel beschloß, sich gegen einige hochgestellte Personen darüber auszusprechen. Da er ein Empfehlungsschreiben an Ali-Effendi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten hatte, den er bereits als Gesandten des Sultans in London gekannt, so benutzte er dies, um ihm die Thatsachen mitzutheilen, von denen er Augenzeuge gewesen oder über welche er genaue Auskunft geben konnte. Der Minister hörte ihn mit scheinbarem Interesse an, versprach, darüber nachzudenken, und entließ dann den englischen Beobachter mit ausgezeichneter Höflichkeit und der Einladung, ihn nächstens wieder zu besuchen; aber Herr Macfarlane bemühte sich umsonst, eine zweite Audienz zu erhalten — der Minister war nie für ihn zuhause.

Das ottomanische Reich geht seiner Auflösung entgegen; die Turken sind selbst davon überzeugt, und in ihrem Fatalismus ergeben sie sich ohne Widerstand in ihr Schicksal. Unser Verfasser hält daher auch die Theilung ihres Landes für ein unvermeidliches und nahe bevorstehendes Ereigniß. Dies sey, meint er, die wichtigste Frage, die jetzt zu regeln wäre, und die europäische Gesellschaft werde nie ihr Gleichgewicht finden, bis ein Kongreß von allen Mächten der Christenheit entscheiden würde, welche Maßregeln man zu treffen habe, um jenen ausgedehnten und gesegneten Landstrich, dessen Reichthümer nur die befruchtende Hand der Thätigkeit und der Intelligenz erwarten, vom Joche der Barbaren zu erlösen und der Civilisation wiederzugeben. „Wir sind nicht länger Muselmänner", so hört man die Türken selbst sprechen, „der muselmännische Säbel ist zerbrochen, die Osmanli's werden von den Giauren aus Europa vertrieben werden und nach Asien zurückkehren müssen, woher sie gekommen sind. Das ist Kismet! Wir können dem Schicksal nicht widerstehen!"

Das Werk des Herrn Macfarlane ist dazu geeignet, uns ein solches Schicksal als wünschenswerth erscheinen zu lassen. Die Ohnmacht der türkischen Nation liegt klar am Tage, und sie hat es nur der gegenseitigen Eifersucht der christlichen Mächte zu danken, daß sie noch immer auf der europäischen Seite des Bosporus herrscht. Diese Eifersucht wird vielleicht ihre Existenz bis zu einem Zeitpunkt verlängern, wo die politische Lage unseres Welttheils sich in günstigerer Art gestaltet haben wird; denn wenn der türkische Halbmond nur darum von den Thürmen der heiligen Sophia verschwände, um dem moskowitischen Doppeladler Platz zu machen, so möchte die Civilisation nicht viel dabei gewonnen haben.

Mannigfaltiges.

— Altrussische Denkmäler. Die kaiserliche archäologische Gesellschaft von St. Petersburg macht bekannt, daß sie, auf den Vorschlag ihres Mitgliedes J. P. Sacharoff, unternommen, eine Sammlung von Inschriften altrussischer Denkmäler bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts herauszugeben. „Nächst den Chroniken und Aktenstücken", heißt es in ihrer Bekanntmachung, „sind die Inschriften die wichtigste Quelle der russischen Geschichte; eine vollständige Sammlung derselben wird also wesentlich zur Aufklärung der russischen Alterthümer beitragen, namentlich zur Ergänzung der Geschlechtsregister, so wie zur näheren Zeitbestimmung von Kirchen- und Klostergründungen dienen und manches Licht auf die Kunstgeschichte werfen, indem auf diese Weise vergessene Künstlernamen zu Tage gefördert werden. Auch über das Privatleben des russischen Volkes wird man mittelst der Inschriften Vieles erfahren, was man in Chroniken und Akten vergeblich suchen würde. Die Zahl alter, mit Inschriften versehener Denkmäler wird täglich geringer, und mit ihnen verringern sich die Hülfsmittel der Geschichte. Die archäologische Gesellschaft wendet sich daher an alle Freunde der Geschichte und der Alterthümer Rußlands im ganzen Umfange des Reichs mit der Bitte, ihr Inschriften mitzutheilen: 1) von Grabsteinen; 2) von Glocken; 3) von Heiligen-Bildern und Kreuzen; 4) von alten Gebäuden; 5) von Meßgewändern und Kirchengeräthen; 6) von Kanonen, Arkebusen und anderem Gewehr; 7) von metallenem Hausgeräth, als Trinkgeschirren, Schüsseln ꝛc.; 8) aus alten Handschriften und Drucken. Die Gesellschaft wünscht, daß die Inschriften mit der größten Genauigkeit kopirt seyn möchten sammt den Monogrammen, Abkürzungen und Beizeichen. Unter der Adresse der kaiserlichen archäologischen Gesellschaft zu St. Petersburg sind Mittheilungen dieser Art zu versenden."

— Volksgeheimnisse und Stutzuhren. Wir haben in diesen Blättern bereits mehreremal der widerwärtigen „Mystères du Peuple" von Eugen Sue gedacht. Bekanntlich wird dieses Buch in Ermangelung eines ordentlichen Verlegers, mit welchem Herr Sue seinen Gewinn nicht theilen mochte, durch Colporteurs im Lande umhergetragen und verkauft. Da dies jedoch noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben scheint, so ist der spekulative Verfasser, der sich damit zugleich bei den von sozialistischen Chimären erfüllten französischen Handwerkern zu insinuiren gedenkt, auf die Idee gekommen, jedem der ersten 60,000 Pränumeranten seines Werkes eine elegante Stutzuhr als Prämie zu versprechen. Diese Stutzuhren sollen sämmtlich von der „freien Association der Uhrmachergesellen" angefertigt werden. Natürlich hat diese großartige Vorsorge für die arbeitenden Klassen Herrn Eugen Sue jetzt zum Abgotte des kleinen Pariser Handwerkers gemacht, besonders da er in seiner Ankündigung hinzugefügt, daß er bei jedem neuen Werke, das er künftig herausgeben werde, auf einen anderen Gewerbzweig Rücksicht nehmen wolle. Er hat daher auch die beste Aussicht, bei der nächsten Abgeordneten-Wahl in Paris die meisten Stimmen unter den sozialistischen Kandidaten zu erlangen. Wir zweifeln nicht, daß bald auch ein deutscher spekulativer Druckbogen-Fabrikant (vielleicht Herr Lindow in Berlin) die Idee des Herrn Sue für sich ausbeuten werde. Bekannt ist die sinnreiche Devise einer Sonnenuhr: „Ich zeige nur die heiteren Stunden." Unter jede Stutzuhr des Herrn Sue könnte man mit Bezug auf die „Mystères du Peuple" setzen: „Ich zeige nur die düsteren Stunden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 2. Mai 1850.

England.

Cap. Maconochie's neues Strafsystem.

In Folge eines Antrags, welchen Lord John Russell vor einigen Wochen im Parlamente gestellt, ist ein neues Comité zur Untersuchung des Gefängnißgesetzes und der Behandlung der Sträflinge ernannt worden, und so ist die Aufmerksamkeit des englischen Publikums von neuem auf diesen wichtigen Gegenstand gerichtet. Bei dieser Gelegenheit nimmt das Athenaeum Anlaß, einige darüber erschienenen Schriften zu besprechen, wovon wir die des Capitains Maconochie namhaft machen wollen. Sie führt den Titel: „Verbrechen und Strafe. Das Marken-System" (Crime and Punishment. The mark system.). Es würde überflüssig seyn, unseren Lesern die Bemerkungen vorzulegen, welche das Athenaeum der Rezension der gedachten Schrift voranschickt, denn wem wären nicht die verschiedenen Straftheorieen neuerer Zeit bekannt? Doch können wir nicht umhin, einzugestehen, daß wir der Ansicht des Rezensenten vollkommen beitreten, wenn er einerseits den Mangel an Erziehung als Hauptursache der Fortpflanzung einer verbrecherischen Bevölkerung ansieht und die Beförderung der Volksbildung andererseits als das mächtigste und wirksamste Mittel, dem Uebel zu steuern, anerkennt. Von den drei Straftheorieen unterstützt er nämlich diejenige, welche die Besserung des Sträflings zum Zweck und Ziel hat. „Denn diese", bemerkt er richtig, „involvirt Alles, was die anderen vom Guten und Wohlthätigen in sich enthalten, stößt diejenigen Grundsätze aus, welche schädlich sind, und trägt selbst neue Elemente zur Construction eines Ganzen hinzu. Einen Verbrecher zu bessern, ist freilich nicht so leicht, wie ihn zu strafen; wenn wir aber überhaupt Zutrauen zu seiner Besserungsfähigkeit haben — und es ist viel gewagt, diese irgend einem Wesen, das noch menschlich ist, abzusprechen — so wird sich eine solche Verfahrungsweise am Ende nicht nur edler, sondern auch verständiger, ökonomischer und wirksamer erweisen und überdies einen geringeren Aufwand sowohl von moralischer Kraft als auch von Geldkosten erheischen. Die Strafe übt nicht immer einen abschreckenden Einfluß aus. Der Schmerz kann läutern; aber die Erfahrung lehrt, daß der, welchen der Mensch über seinen Nebenmenschen verhängt, ihn eben so häufig abhärtet und erniedrigt. Eine blos gesetzliche Strafe kann niemals so nachdrucksvoll auf die geistige und physische Organisation wirken, wie eine von der Natur auferlegte; und wenn die Strafe nicht erweicht, demüthigt und bessert, so ist es eben so sehr ein Verbrechen wie ein Irrthum, sie anzuwenden."

Ein noch höherer Grund aber ist es, welcher den Rezensenten dazu bestimmt, die Besserungstheorie zu unterstützen. Er ist nämlich der Ansicht, daß die Gesellschaft, welche Armuth erzeugt und die gröbste Unwissenheit zuläßt, durch ihre Einrichtungen Laster und Verbrechen auf eine gewisse Klasse vererbt und daher selbst eine unabweisbare Pflicht gegen ihre Delinquenten hat. Wir kennen weder in unserer politischen, noch in unserer sozialen Verfassung eine Klasse, welche für immer zu Pariahs bestimmt wäre. Der Verbrecher ist es viel häufiger durch äußere Umstände, angeerbte moralische Krankheit, lasterhafte Gesellschaft oder Unwissenheit, als durch verderbten Willen; oft ist er das Opfer von Verhältnissen, deren Fesseln er sich gern entledigen würde, wenn der Ausweg ihm offen stände und Rettung möglich wäre. Manche Ursache des Uebels könnte durch heilenden Einfluß beseitigt werden; der erste und kräftigste wäre — die Volkserziehung. Schulen sind wohlfeilere Maschinerieen als Gefängnisse und Bußanstalten; und es entspricht den menschlichen Ideen von Moralität und Gerechtigkeit weit mehr, die Schwachen auf ihrem Wege abwärts anzuhalten, als ihrem ersten Vergehen aufzulauern; denn mit dem ersten Schritt (nach dem bekannten Sprüchwort: ce n'est que le premier pas qui coute) wird das Herz schon zerrissen und verknöchert und das Gewissen abgestumpft. Um aber auf Maconochie's System zurückzukommen, so ist dessen Grundidee, wie das bei allen großen Reformen der Fall, sehr einfach. Das gegenwärtig bestehende Kriminalgesetz setzt für jedes Vergehen eine bestimmte Zeitstrafe an. Capitain Maconochie schlägt eine bestimmte Arbeitsstrafe vor. Harte Arbeit soll das Verbrechen sühnen, soll das Mittel zur Besserung werden. Die Idee ist edel und überdies in Eintracht mit der Natur selbst. Neu ist sie zwar nicht; auch gesteht der Capitain ein, daß er sie einer Stelle in Dr. Whately's*) Brief an den Grafen Grey verdanke. Sie findet sich auch schon in Beccaria angedeutet, und bei Paley**), welcher dem Italiäner viel nachgeschrieben hat, ohne es jedoch anerkannt zu haben, kömmt sie beinahe mit den nämlichen Worten, wie bei dem noch lebenden Erzbischof, vor. Aber die praktische Erfahrung, welche der Capitain gehabt, hat ihn erst recht von der Richtigkeit der Idee überzeugt und ihn in seiner Ansicht befestigt. „Qui laborat orat", sagt ein altes Sprüchwort der Mönche, und es enthält eine tiefe Wahrheit. Arbeit besitzt eine läuternde und stärkende Kraft, welche besonders bei rohen Naturen ans Wunderbare gränzt. Uebrigens ist das Marken-System eine Reform im Apparate sowohl, als auch im Prinzip. Hier folgen im Kurzen die leitenden Vorschläge des Autors selbst: 1) die Dauer der Strafe soll nach Arbeit und gutem Betragen, verbunden mit einem Minimum, nicht aber Maximum von Zeit, anstatt, wie jetzt, nur nach Zeit gemessen werden. Der Zweck dieser Einrichtung soll nämlich seyn, die Freilassung des Verbrechers von seinem nachherigen Betragen und Charakter, und nicht von der Beschaffenheit seines ursprünglich begangenen Verbrechens, abhängig zu machen. Denn nur jene interessiren die Gesellschaft, und nur auf sie kömmt es an, ob man ihn ohne Gefahr frei lassen kann. Dieses aber, das Verbrechen selbst nämlich, ist eine unabänderliche Thatsache, und wir können bei den verschiedenen Naturen und Versuchungen selten das Maß von Böswilligkeit, welches ihm zu Grunde lag, richtig abschätzen, oder, wenn wir es können, so sind wir dennoch nicht im Stande, die ihm gebührende Strafe dagegen abzuwägen. 2) Die Arbeit, welche gefordert wird, soll durch Marken repräsentirt werden, d. h. eine bestimmte Anzahl solcher soll der Sträfling, je nach Verhältniß seines ursprünglichen Vergehens, verdient haben, ehe er frei gelassen werden kann. Je nach dem Betrage der Arbeit, welche er verrichtet, soll ihm ein Theil der Marken täglich zugutegeschrieben werden, und erst, nachdem eine mäßige Summe derselben für seinen Unterhalt und als Strafe für etwaige schlechte Aufführung abgezogen worden ist, sollen ihm die übrigen behufs seiner Freilassung angeschrieben werden. Hierdurch wird nämlich versucht, sein Schicksal in seine eigenen Hände zu legen, ihm eine Art Lohn zu geben, ferner eine Art Geldbuße (statt Schläge, Ketten oder einsames Einsperren) für etwaige Vergehen im Gefängniß aufzulegen, ihn die Bürde seiner eigenen Verpflegung fühlen zu lassen und, während er noch in Fesseln ist, an jene Sparsamkeit zu gewöhnen, welche die Befriedigung der jetzigen Wünsche späteren Vortheilen nachsetzt und ihn, wenn er wieder auf freiem Fuße ist, am besten gegen einen abermaligen Fall zu schützen vermag. 3) Um diese moralischen Antriebe zu verstärken, sollen die Gefangenen in kleine Gruppen, etwa von je sechs, mit gemeinschaftlichem Interesse, vertheilt werden, so daß jeder Einzelne für die Anderen sowohl, wie für sich selbst, arbeite und eine gewisse Selbstverleugnung übe. Dadurch hofft man freundliche und gesellige Gesinnungen, statt jener durchaus selbstsüchtigen, welche den Verbrecher gewöhnlich charakterisiren, und die besonders in der Einsamkeit einer unzusammenhängenden Menge erzeugt werden, einzupflanzen und anzubauen. Auch sucht man, auf diese Weise, schon im Gefängniß eine, wenn auch schwache Art häuslicher Bande ins Leben zu rufen, dem Starken ein Interesse für die Schwachen beizubringen, so daß jener diesen beistehen möge und die Bilanz der Strafe hergestellt werde; ferner jedes Vergehen unpopulär, weil es der Gesammtheit schädlich, und gutes Betragen populär zu machen, weil es ihr vortheilhaft ist, wodurch in Allen ein Esprit de corps, aufs Gute gerichtet, entstehen solle. Wenn diese verschiedenen moralischen Impulse gehörig organisirt sind, soll man nur Zutrauen in sie setzen und so wenig direkten Zwang als möglich zur Erreichung der Zwecke, die man dabei im Auge hat, anwenden. Denn diese zwei Triebfedern zur Handlung werden für wesentlich antagonistisch gehalten und können nicht mit Nutzen in großem Maße verbunden werden. Wenn auch physischer Zwang vorhanden seyn muß, wo sich viele Sträflinge befinden, so ist es doch gewiß, daß, so wie die häufige Zuflucht zu demselben an und für sich einen moralischen Fehler beweist, sie auch bald deren mehr hervorrufen wird. Ein solches System eignet sich auch am besten, den Verbrecher auf seinen Wiedereintritt in die Gesellschaft vorzubereiten. Hierüber bemerkt Capitain Maconochie: „In unseren jetzigen Strafanstalten halten wir die bloße Unterwerfung und den bloßen Gehorsam für zu wichtig. Wir machen die Disziplin darin militairisch, wobei wir einen Unterschied übersehen, welcher im Marken-System spezifisch hervorgehoben ist, und welchem man niemals Aufmerksamkeit genug schenken kann. Der letzte Zweck der militairischen Disziplin ist der, die Menschen daran zu gewöhnen, in Gemeinschaft zu wirken, die Straf-Disziplin hingegen will sie darauf vorbereiten, es einzeln und getrennt zu thun. Wo die Zwecke solche entgegengesetzte sind, sollte freilich auch das Verfahren verschieden seyn; wir beobachten jedoch ein und dasselbe, und so ist das Resultat auch danach. Ein guter Gefangener, hat man gesagt, ist gewöhnlich ein schlechter Mensch, und unter den obwaltenden Umständen ist das leicht zu

*) Erzbischof von Dublin.

**) Moral and Political Philosophy. (London 1822) S. 273.

erklären. Menſchen, welche Wochen, Monde und Jahre lang unter einem ſtrengen, äußerlichen Druck gehalten und im Verhältniß, wie ſie ſich ihm unterwerfen, gelobt und aufgemuntert werden, müſſen natürlich jeder anderen Form des Drucks, ſobald ſie ſich darbietet, nachgeben. Sie gehen als Schwächlinge ins Gefängniß hinein, denn ſonſt würden ſie wahrſcheinlich nicht dahin gekommen ſeyn, und verlaſſen es noch geſchwächter. . . Harte Arbeit, wenn ſie willig verrichtet wird, wirkt heilſamer (auf Körper und Geiſt), als beinahe alle anderen Strafmittel zuſammengenommen."

Das Marken-Syſtem empfiehlt ſich endlich noch dadurch, daß es den Sträfling noch über das Gefängniß hinaus bedenkt und ihm die Mittel an die Hand giebt, ſeinen Platz in der Geſellſchaft ohne Gefahr wieder einzunehmen. Es iſt leicht, auf Perſonen zu ſtoßen, welche nie das Innere eines Gefängniſſes geſehen haben, aber ſehr ſchwer, ſolchen zu begegnen, welche es nur einmal geſehen haben. Kein Wunder; denn erſt ſtrafen wir den Verbrecher und dann bringen wir ihn der Geſellſchaft in demſelben nackten Zuſtande wieder auf, welchen zu ertragen, denn das beweiſt ſein vorhergegangener Fall, er nicht Kraft genug beſitzt. Der Hunger iſt ein furchtbarer Feind des Sittengeſetzes. Und wenn er ſchon auf Leute von Erziehung einen gewaltſamen Einfluß auszuüben vermag, was muß er nicht erſt über Menſchen, welche keine Erziehung genoſſen, von lockeren Grundſätzen und ſchwächer Einſicht ſind, vermögen! Die Erfahrung lehrt, wie vergebens die Verſuche ſind, das Gewiſſen in Menſchen, welche unwiſſend und von Hülfsmitteln entblößt ſind, zu erwecken. Es iſt, als wollte man Blöcke mit Raſirmeſſern ſchneiden. Dieſe Betrachtung iſt es, welche den Capitain Maconochie veranlaßt, darauf zu dringen, daß dem Sträfling in jedweder Anſtalt eine Gelegenheit geboten werde, ſich noch vor ſeiner Freilaſſung durch Extra-Arbeit eine kleine Summe zu erübrigen, wodurch er ſich, bis er Beſchäftigung findet, erhalten könne. Nichts iſt wichtiger, als daß er dies im Stande ſey. Aber weder dürfen ihm die Mittel dazu geſchenkt, noch die Gelegenheit, ſie zu erwerben, aufgedrungen werden. Auch ſoll ein erſtes Verbrechen keine Entſchuldigung für außerordentliche Begünſtigung oder Sympathie ſeyn. Einmal im Gefängniß, ſollte der Sträfling ſich aus ſeiner Lage heraus und in die Mittel hineinarbeiten müſſen, ſich nachher für immer fern davon zu halten. Er ſollte vom Anfang bis zum Ende fühlen lernen, daß ſein Schickſal in ſeinen eigenen Händen liegt. Das iſt ſtrenge Gerechtigkeit, aber auch eben ſo gut Gnade. Denn es wird an freiwillige Anſtrengung gewöhnen, und dieſe iſt ſowohl der ſicherſte Beweis der Beſſerung, als auch die ſicherſte Gewährleiſtung für die fernere und ſtete Bewahrung der Sittlichkeit und des guten Charakters.

Rußland.

Der Panſlawismus.

(Fortſetzung.)

Die Hauptſache iſt, daß dieſe Gemeinſamkeit zum Bewußtſeyn kömmt; die ſlawiſchen Stämme haben ſelbſt bis zur Zeit des Panſlawismus nicht gewußt, wie nahe ſie einander ſtehen. Dieſes neu aufgegangene Bewußtſeyn kann Rußland nicht zerſtören, darum ſoll es benutzt werden. Der Strom der intellektuellen Regungen ſoll auf die ruſſiſche Mühle gelenkt werden — das iſt die Arbeit der Agenten. Man hat in Petersburg geglaubt, dies eher durch eine analoge, als durch eine konträre Bewegung, die man künſtlich eingeleitet, durchzuſetzen, und um in dem Bemühen glücklich zu ſeyn, hat man die Zeitverhältniſſe weiſe benutzt, die mit Deutſchland ſich berührenden Slawen in ein Mißverhältniß zu demſelben zu bringen. Die Meinung z. B. wird von Vielen getheilt, daß bei der Einverleibung Krakau's in Oeſterreich die ruſſiſche Regierung ſich den Schein einer großartigen Reſignationskraft habe geben wollen, während es gegen Oeſterreich, als den Staat, deſſen Gebiet die Gräuel von Galizien erweitern halfen, die Erbitterung der Slawen um ſo mehr zu ſteigern hoffte. Unmöglich ſind auch alle die Gerüchte erfunden, nach denen ruſſiſche Agenten in den Gränzländern umherſtreifen, um unter den Slawen Unzufriedenheit gegen nicht-ruſſiſches Gouvernement auszuſäen, offenen Widerſtand gegen daſſelbe, Empörung vorbereiten zu helfen und die Regierung zu Gewaltmaßregeln zu nöthigen. Alle Konflikte der Slawen mit deutſchen Regierungen, das Morden in Galizien, wie die Entwaffnung der Inſurgenten in Poſen, werden, im ruſſiſchen Intereſſe ausgebeutet, als Beförderungsmittel der Sympathieen für den Selbſtbeherrſcher aller Reuſſen angenommen.

Trotzdem, daß dies eine unter den Slawen, insbeſondere unter den Polen, weitverbreitete Meinung iſt, giebt es wunderbarerweiſe doch immer noch einen Theil, der mit gewiſſen Hoffnungen auf Rußland hinblickt. Sie haben vor einigen Jahren den Namen der Ruſſomanen erhalten. Dieſe Partei, welche mit offenen Augen nicht ſehen will und nicht begreift, daß Rußland mit ſeiner Politik die ganze ſoziale Bewegung, welche das Slawenthum im Sinne hat, paralyſiren müßte, handelt verrätheriſch an den eigenen Brüdern und entgeht ſchon jetzt ihrer Rache nicht. Am ſtärkſten iſt dieſe Partei, leider! in Polen, hier, wo der ruſſiſche Hof ſeit Katharina immerfort ſeine Werkzeuge hatte. Nirgend iſt die Apoſtaſie ſo ſyſtematiſch betrieben worden, wie hier; ein neuerer polniſcher Philoſoph hat daher die Apoſtaſie ſelbſt als ein Beförderungsmittel des reinen Polenthums erfaßt, von der freilich ſehr prekären Grundlage ausgehend, daß die Nation, durch die Abſcheulichkeit des Verraths geſchreckt, durch den Ekel vor ihm müſſe geheilt werden. Unter den neueſten Apoſtaten iſt der Vielſchreiber Adam Gurowski der bemerkenswertheſte Eiferer für den ruſſiſchen Panſlawismus geweſen. Seine Nation hat ihn von ſich geſtoßen, wie er ſie zuerſt treulos verlaſſen hatte, und der Graf Gurowski hat keine Heimat mehr.

Polen hat den Panſlawismus nur von ſeiner gefährlichen Seite kennen gelernt — daher fanden ſich nur ſo allmälig die Sympathieen für ihn. Das Aufgehen in Rußland war immer das Ziel derer, die ihn predigten, und die Befürchtung der Anderen, die ihn verwarfen. Auch die Emigranten nahmen an der Idee des ſlawiſchen Geſammtſtaats keinen Theil; den Demokraten war Polen zu groß und hehr, als daß ſie ihm nur eine Stelle innerhalb eines beſtimmten Verbandes gönnen ſollten, die Ariſtokraten ahnten die Gefahr, welche der Staatenbund, deſſen Verfaſſungsform gewiß eine republikaniſche werden müßte, dem monarchiſchen Prinzip bereiten würde. Ohne Zweifel würde die Ahnung ſich verwirklichen, da man die Panſlawiſten von Anfang her mit einer gewiſſen Begeiſterung hat vom Amphiktyonenbunde ſprechen hören; dagegen täuſchten ſich die polniſchen Demokraten, wenn ſie annahmen, daß Polen nur in der Iſolirung groß ſeyn und werden könne. Die umfaſſendſte Selbſtändigkeit und die freieſte Geiſtesthätigkeit der Bundesglieder iſt wenigſtens einſtweilen das Ziel der Apoſtel der Vereinigungslehre, und wäre Beides gefährdet, ſo hätte Böhmen gewiß eben ſo viel aufs Spiel zu ſetzen, als Polen.

Noch im Jahre 1843 ſprach der Rok, eine Poſener Zeitſchrift, von der man annahm, daß ſie das Haupt-Organ der Reform-Partei war, mit großer Kühlheit vom Panſlawismus, in dem der Gedanke einer ſlawiſchen Geſammtvereinigung zwar feſtgehalten wurde, jedoch ſo, daß Polen darin durchaus ſeinen eigenen Weg verfolge. Die Polen können nicht vergeſſen, daß ihre Boleslaws einſt Böhmen und Mähren beherrſcht haben, und daß ſie einſt ein Volk von 22 Millionen Seelen geweſen ſind. Sie würden ſich mit Begeiſterung der Idee der Vereinigung hingeben, wenn man ſie ſelbſt an die Spitze derſelben ſtellen und ihre Sprache zur gemeinſamen Schriftſprache aller Slawen machen wollte. Da auch die anderen Slawen auf ihre Geſchichte und ihre heimiſchen Inſtitutionen ſtolz ſind und von einer anderen Hegemonie in der Vereinigung nicht die Rede geweſen iſt, als von der, welche das Uebergewicht der moraliſchen Kraft geben möchte, ſo hat in Polen ein Theil, und zwar der, welcher die ſoziale Frage des Slawenthums nicht begreift, ſein Augenmerk noch immer auf Rußland gerichtet. Zu den Aufſtandsverſuch von 1845 fiel eine Epiſode, welche dafür ein neues Zeugniß gab. Es vereinigten ſich nach glaubwürdigen Ausſagen damals in Warſchau mehrere angeſehene Männer, deren Namen ſelbſt genannt wurden, zu einer Vorſtellung an den Kaiſer Nikolaus in Beziehung auf die Lage der polniſchen Provinzen. Sie zogen auch Männer aus dem Großherzogthum Poſen an ſich, welche jenes Vorhaben im Namen der Bevölkerung deſſelben unterſtützen ſollten. Dieſe ganze Geſellſchaft hat, wie verſichert wird, durch die ruſſiſche Geſandtſchaft in Berlin an den Kaiſer den Antrag ergehen laſſen, ſich zum Beſchützer aller Polen aufzuwerfen und die vom Königreiche durch Preußen und Oeſterreich getrennten Provinzen zu reklamiren. Der Gedanke, daß Rußland ein Recht auf das geſammte Polen habe, iſt nicht neu, der Kaiſer Alexander trug ſich mit ihm und ſchmeichelte den polniſchen Magnaten, wenn man dem ſonſt wohl unterrichteten Mochnacki glauben darf, damit, daß Polen ein Ganzes werden und dann unter ruſſiſcher Oberhoheit ſich wohl befinden ſolle. Seine Verheißungen hatten neben dem Erfolge, daß ſie das Vertrauen zur ruſſiſchen Regierung mehrten, die Liebe zur Selbſtändigkeit aber ſchwächten, noch den, daß im Jahre 1805, als Alexander ſich in Pulawy, dem Sitze des Fürſten Czartoryski, der jenes Projekt, wenn nicht hervorgerufen hatte, doch begünſtigte, befand, mehrere Dutzend Edelleute aus Galizien und Preußen dem Kaiſer die Bitte überbrachten, ſie mit ihren Brüdern, die unter ſeinem Scepter lebten, zu vereinigen. Alexander nahm dieſen Vorſchlag beifällig auf, und Fürſt Joſeph Poniatowski überſandte ſeine Zuſtimmung zu demſelben nach Pulawy. „In dem Beſitzthum ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten" — bemerkt Mochnacki — „führte alſo der Kaiſer drei Tage hindurch den Titel eines Königs vom ungetheilten Polen." Napoleon ſelbſt kannte dieſen Plan, dem er nicht offen entgegentrat, ohne ſich für ihn zu erklären. Erſt, als er die ruſſiſchen Truppen bei Auſterlitz geſchlagen hatte, bekämpfte er das Projekt, und das neue Königreich fiel darum in ſeinem Entſtehen wieder zuſammen. Später hat aus unbekannten Urſachen, vielleicht aus perſönlicher Gereiztheit, auch Czartoryski den Wünſchen Alexander's entgegengewirkt, der es gern ſah, wenn man außerhalb an die Sympathieen glaubte, welche die Polen für ſeine Regierung hätten. Als er das Projekt nicht mehr brauchen konnte und im Jahre 1806 den König von Preußen für eine Coalition gegen Frankreich gewinnen wollte, überſandte er ihm zum Beweiſe ſeiner Redlichkeit die Original-Unterſchriften jener Polen, welche als preußiſche Unterthanen ſich unter ſeine Botmäßigkeit hatten ſtellen wollen. „Nur die Folgen der Schlacht bei Jena", heißt es irgendwo, „ſchützten die verrathenen Petenten vor der Rache Preußens." Faſt bis in die letzten Regierungsjahre Alexander's dauerten die Selbſttäuſchungen einer Partei über die Wohlthaten eines einheitlichen ruſſiſchen Gouvernements für ganz Polen; erſt unter ſeinem die Polen weit rückhaltloſer behandelnden Nachfolger ſchwanden die Pläne der Ruſſomanen. Um ſo mehr war man daher mit Recht überraſcht, daß das unſelige Projekt, ganz Polen in die Hände Rußlands zu ſpielen, im Jahre 1845 von neuem auftauchte.

Die Urheber des ſo verrätheriſchen Unternehmens mochten eine zweifache Berechnung anſtellen. Einmal, Polen müſſe für jetzt, im Intereſſe ſeiner Integrität, ſich einem einzigen mächtigen Schutzherrn und allen Bedrückungen, welche damit verbunden wären, hingeben. Damit erreiche es eine Selbſtkräftigung, die bei der gegenwärtigen ſtaatlichen Trennung der Theile unmöglich ſey; außerdem werde die Eiferſucht Preußens und Oeſterreichs gegen Rußland geweckt werden, und dies würden die Polen benutzen können, wenn einſt für ſie die Stunde der Erhebung käme, welche um ſo unfehlbarer glücken müſſe, wenn ſie nur gegen einen Feind gerichtet ſey. Die andere Berechnung mochte lediglich dahin gehen, Preußen zu ſchrecken und ſein Verfahren gegen die Inſurgenten zu mildern. In beiderlei Hinſicht laſſen bei dem Projekt ſich nicht auf-

richtige Sympathieen für Rußland entdecken, vielmehr war es eine bloße Kriegslist, deren Gelingen freilich eine Menge sehr barocker Voraussetzungen hatte. Man kann indeß wohl annehmen, daß die Insurgenten oder die Verschworenen im Allgemeinen den ganzen Plan mit derselben Indignation zurückgewiesen haben, mit welcher Mierosławski die Sophismen der „Lettre d'un gentilhomme polonais sur les massacres de Galicie adressée au prince de Metternich" niedergeschlagen hat, welche einen Anschluß Polens an Rußland befürworteten.

Die neuesten Unglücksfälle der Polen haben sie mit dem Gedanken einer slawischen Verbrüderung mehr befreundet. Sie haben sich überzeugt, daß ihre Insurrections- und Befreiungsversuche, wie sie angelegt werden, fruchtlos ausfallen müssen, daß die nationale Kräftigung nicht erreicht werden kann durch die äußere Gewalt, sondern durch eine soziale Operation. Der Sozialismus kann ihnen nur wahrhaft frommen, wenn sie ihn, meinen sie, in seiner weitesten Ausdehnung nehmen, wenn sie damit nicht allein stehen bleiben. Von dieser Seite aus betrachtet, erscheint ihnen der Anschluß an die Süd-Slawen als eine Nothwendigkeit. Während in Polen, obgleich es keinen dritten Stand hat, sondern diesen durch den Klein-Adel und die Juden ersetzen lassen muß, doch der Kampf der Stände schon durchgekämpft ist, besteht unter den Süd-Slawen noch der ursprüngliche Gemeindezustand, in dem der einzelne Landbauer nicht Eigenthum, sondern nur einen Besitz am Gesammt-Eigenthum der Gemeinde hat. Diese Erhaltung der Urzustände, analog denen im alten Germanien, wo man auch kein Privat-Eigenthum an Grund und Boden kannte, macht den Slawen des Nordens Muth und giebt ihnen die Aussicht einer sehr leichten Durchführung des sozialen Prinzipes, welches sie bekennen. Vielleicht ist es nur die Meinung der slawischen Gelehrten, aber sie besteht: daß nämlich das Slawenthum durch Realisirung des Sozial-Prinzipes über Europa mächtig werden müsse. In diesem Gedanken vereinigen sich die meisten Panslawisten, welche allerdings mit Befangenheit über die sozialen Verhältnisse des Westens urtheilen, dem sie nicht mehr die hinreichende moralische Kraft zuschreiben, daß er die bevorstehende Reorganisation der Gesellschaft durchsetzen oder nur ertragen werde.

Wie der neuesten polnischen Revolution, die in Paris und Versailles unter dem Einfluß der Sozialisten gereift war, nur sozialistische Ideen zu Grunde lagen, so hat das demokratische Polen auf diesem Wege unmittelbar auf die Tendenzen des Panslawismus stoßen müssen, und man kann annehmen, daß der größte Theil der Bewohner Posens und Galiziens für ihn gewonnen ist, während in das Königreich selbst wenig davon transpirirte. Die slawischen Theile, welche jetzt unter constitutionellen Formen leben, werden, wie es scheint, die neuen staatsökonomischen Grundsätze ohne Unterlaß zur Entwickelung bringen.

Ein Haupthinderniß des Panslawismus, das Viele bedenklich macht, ist der in der slawischen Familie selbst bestehende sprachliche und religiöse Dualismus. Ein Theil der Slawen gehört der orientalischen, ein anderer der occidentalischen Kirche an. Die Schriftsprache findet, indem jene Seite ein dem griechischen sich näherndes Alphabet, diese das lateinische hat, nicht durch das Ganze Verständniß und Eingang. Es fällt also ein mächtiger Hebel der Verständigung, ein Hauptmoment der „Wechselseitigkeit" (vzaimnost) fort, und die Arbeit der Slawisten wird unendlich erschwert durch solche Spaltung. Daher hat man in der Sprachfrage auf Beseitigung der Schwierigkeiten gedacht und insbesondere die Einführung eines gemeinschaftlichen Alphabets befürwortet. Die Meisten haben sich für das der slawischen Apostel Methodius und Cyrillus entschieden, das vorzüglich in der Slowakei in Schutz genommen wird, wo ehemals, vor tausend Jahren, der erste Panslawismus, nämlich der religiöse, auftrat. Der slowakische Dialekt, welcher der Sprache der alten Cyrillischen Liturgie, die als todte betrachtet wird, noch am nächsten steht und zwischen den fünf slawischen Haupt-Dialekten: dem slawonischen, dem illyrischen, dem böhmischen, dem polnischen und dem russischen, die Mitte hält, würde danach die meiste Berechtigung haben, zur Gesammtsprache erhoben zu werden. Eine andere Partei hebt den Wohlklang und die Biegsamkeit, wie die Verbreitung der polnischen Sprache, hervor und möchte sie zur Gemeinsprache machen. Noch wird der polnische Dialekt von elf Millionen Seelen gesprochen, und die Gesammtzahl der Slawen, welche im Gegensatz zu Rußland stehen, dessen slawische Bevölkerung auf einundfunfzig Millionen angenommen ist, beträgt sechsunddreißig Millionen, abgesehen von den Slawen der Türkei. In fast gleichem Verhältniß stehen die dem griechischen Kultus anhängenden Slawen zu den lateinischen, was jene indeß an Zahl überwiegend sind, verlieren sie durch das unter ihnen selbst bestehende Schisma, indem die kleinere Hälfte unirt ist, also zu den Katholiken zählt, die größere der griechisch-russischen Konfession anhängt. Wenn die Slawisten aber die Bevölkerung nicht nach Religion und Nationalität zählen, sondern nach den Sympathieen derselben, so lassen sie für Rußland nur siebenundzreißig Millionen übrig. Die illyrische Race in Oesterreich, Ungarn und der Türkei berechnet Robert auf 10—12 Millionen; er stellt somit, allerdings nicht allzu genau, den Polen 22—25 Millionen zur Verfügung, indem er 12—13 Millionen Ruthenier ihnen zuzählt, die sich von ihnen nicht wesentlich unterscheiden. Auf diese Weise hat er 45 Millionen anti-russischer Slawen herausgebracht, so daß fast ein Gleichgewicht hergestellt würde. Daß jene zwölf Millionen Russen oder Ruthenier keine russischen Sympathieen zeigen, wird von den meisten Slawisten angenommen. Die genauesten Nachweise über die slawischen Bevölkerungs-Verhältnisse hat Szafarzyk in seinem „narodopis" gegeben, wo sie Jeder nachlesen kann. Es genüge hier hinzuzufügen, daß die meisten Nichtslawen sehr überrascht waren, als sie plötzlich durch ihn den Nachweis von dem Vorhandenseyn von 87 Millionen Slawen in Europa erhielten.

Für die Slawen hatte die Größe dieser Zahl etwas Bezauberndes, und sie haben, auf sie gestützt, mit verdoppeltem Muthe die Zuversicht ausgesprochen, daß einer so breiten Nationalität noch eine reiche Zukunft bevorstehe. Wenn Rußland auf diese kompakte Gesammtheit baut, so baut es doch vorzugsweise auf das Griechenthum. Durch Maßregeln glaubt die russische Regierung dem orientalischen Systeme dienen zu können. Sie strebt eine Einheit des Glaubens und Ritus an, um in diesem Punkte die Slawen an einander zu binden und sich ihre Sympathieen zu sichern. Das russische Gräzisirungssystem hängt, wie hieraus unzweideutig hervorgeht, mit dem russischen Panslawismus innig zusammen. Die Berechnung der slawischen Sympathieen, wie sie durch die Statistiker geschieht, zeigt indeß die Erfolglosigkeit des Gräzisirungssystemes für ferner liegende politische Zwecke. Der griechische Ritus wird zwar in katholischen Gegenden ausgebreitet, aber seine theilweise gewaltsame Einführung schafft doch eben so wenig gute Russen, wie brauchbare Elemente für das einstige panslawische Zarenreich. — Dabei ist nicht zu leugnen, daß ein großer Theil der occidentalischen Slawen noch eine geheime Sehnsucht nach dem griechischen Ritus hegt, dem sie ehemals anhingen und dessen Aufgeben sie noch als ein nationales Unglück betrachten.

Böhmen, Mähren und Schlesien hatten einst die griechische Kirchenform: als das Land von Deutschland aus kirchlich reformirt wurde, wurde es auch erobert und entnationalisirt. Diese Erinnerung ist es, welche das Deutschland benachbarte Slawenthum ihm so feindselig macht, und wäre es eine andere Macht, die den Glanz der griechischen Kirche ausbreiten könnte, als Rußland, sie würde dem occidentalischen Elemente des Slawenthums unzweifelhaft gefährlich werden. Auf jene historischen Erinnerungen scheint Rußland aber seine Pläne zu bauen, seitdem es slawisch geworden und seitdem seine Gelehrten bemüht gewesen sind, zu beweisen, daß Slawisch und Russisch identische Begriffe seyen. Dieses Absurdum hat man allerdings ernstlich versucht. Wenelin und Bulgarin haben in mehrfachen Schriften durch künstliche Interpretation historischer Dokumente den Nachweis zu liefern sich bemüht, daß alle Slawen ohne Ausnahme von Rußland, als der gemeinsamen Stammmutter, ausgegangen seyen. Von denselben Schriftstellern wurde die russisch-schismatische Kirche als die einzig orthodoxe der Slawen dargestellt. Die russische Sprache wurde als die reichste und wohllautendste unter allen slawischen Dialekten gepriesen, der polnische Dialekt als weichlich und matt ausgegeben. Herr Ustrialoff, den auch Robert erwähnt, hat sogar mit vielen Anderen die Behauptung aufgestellt, daß die Geschichte Polens ohne die russische nichts sey. Die offizielle Schriftstellerei hat nie versehlt, mit den stolzesten Phrasen für Rußland zu fechten und Polen als sein unbedeutendes Anhängsel zu verkleinern. Von dem Uebergewichte Rußlands waren selbst polnische Apostaten durchdrungen, und der vorgenannte Gurowski wagte in seiner Schrift: „La vérité sur la Russie", es ohne Scheu auszusprechen: „la Russie, qui se frayait un chemin à la suprématie slavonne, et par celle-ci de l'Europe — la Russie est destinée à devenir la mère et la tutrice des Slavons." Rußland sey der einzige Staat, der mit Wohlgefallen von sich sagen könne: ego sum, qui sum, und es werde mit dem Satze: qui maris potitur, rerum potitur, ungehemmt Peter's des Großen Testament vollstrecken. Unter solchen Voraussetzungen hat denn auch derselbe Gurowski, der nun einmal als eine Autorität in der Frage des Panslawismus erwähnt werden muß, in seiner Schrift „Quelques pensées sur l'avenir des Polonais" — die düstere Prophezeiung niedergelegt, daß es in Polen und demnächst im Slawenthume bald keine katholische Kirche und keine polnische Sprache geben werde, weil Rußland durch seine Natur gezwungen sey, diese Elemente zu absorbiren. Das Nichtige dieser Prophezeiungen und der Prahlereien von der Ueberlegenheit Rußlands ist im Jahre 1843 in einem Sendschreiben an den Grafen Gurowski von einem deutschen Schriftsteller dargethan worden. Französische Schriftsteller, unter ihnen Bonald, haben die Phrasen der russischen Deklamatoren, wie eines Derjawin, der Rußland anredet: „o Ros'! schagni — i waja twoja wselenna" (R., einen Schritt vorwärts, und Alles ist Dein), mit dem nöthigen Nachdruck zurückgewiesen. Am rücksichtslosesten hat der polnische Emigrant Mochnacki die innere Schwäche Rußlands aufgedeckt und sein Unvermögen, das Slawenthum zu lenken. Seine Hauptmängel sind die nationale Zersplitterung, die kirchliche Desorganisation, die künstliche Gestaltung der moralischen Zustände, insbesondere der Intelligenz, der Literatur, die keine volksthümliche, sondern ein Hülfsmittel der Regierung, keine selbständige, sondern Nachahmung französischer und deutscher Muster ist. Mit diesen Mitteln imponirt Rußland den übrigen Slawenstämmen um so weniger, als es ihnen leicht geworden ist, auch das künstliche Gewebe der Geschichte zu zerstören, mit welchem Rußland zum Vortheil seiner Präcedenz sich hat umhüllen wollen.

Die Resultate böhmischer Geschichtsforschung, soweit sie für den Panslawismus in Betracht kommen, stehen in weit höherem Ansehen, als die der russischen, und die ganze Literatur Böhmens überwiegt die der Russen auf wissenschaftlichem Gebiet. Einen wie lebhaften Antheil hier auch das Volk an derselben nimmt, bezeugt die Wirksamkeit des „czechischen Museums", der sogenannten „matica czeska", eines Instituts, das, aus freiwilligen Beiträgen Aller gebildet, das Erscheinen werthvoller nationaler Schriften für das Volk und die Wissenschaft erleichtert.

Ein ähnliches Institut besteht auch in Serbien. In Polen freilich fehlt es noch, doch die Literatur ist unendlich reicher, als die russische, auch ohne solches Hülfsmittel, selbst ohne Universitäten. So überwiegt die Literatur aller (?) Slawenstämme die der russischen, und es ist nicht anzunehmen, daß jene sich von dieser jemals werden beherrschen lassen. Schon früher ist von der Einrichtung eines slawischen Gesammt-Organs, das entweder in einem oder mehreren Dialekten erscheinen sollte, die Rede gewesen, die bisherigen Hindernisse scheinen in der Mangelhaftigkeit des buchhändlerischen Verkehrs gesucht werden zu müssen. Die „slawischen Jahrbücher" zu Leipzig, welche zwar den Zweck hatten, der Idee des Panslawismus Verkämpfer zu seyn, standen lange dem eigentlichen slawischen Leben zu fern, als daß sie dessen Erscheinungen würdig reflektiren könnten, jetzt ist ihre Wirksamkeit in Prag noch nicht aufgefallen. Rußland würde unzweifelhaft seine Hülfe anbieten für jedes Unternehmen, das den

Panslawismus in seinem Sinne begünstigte; es hat ja bereits für andere Zwecke Organe im Auslande gegründet. Seine Schriftsteller haben alle slawischen Länder durchmessen, unter dem Vorgeben, ihre Alterthumskunde zu bereichern, um ihren Plänen Eingang zu verschaffen, zunächst bei den Gelehrten; denn der gesammte Panslawismus war doch in seinem Ursprunge überhaupt nichts als ein Gebäude der Gelehrten. „Strojef und Pogodin", sagt Cyprien Robert, „haben sich in dieser Hinsicht während der letzten zehn Jahre als unermüdliche Apostel gezeigt." Es seyen, meint er, besonders die südlichen slawischen Stämme, welche das russische Kabinet sich zu unterwerfen trachte. Seit fast einem halben Jahrhundert habe es die schismatischen Slawen Oesterreichs und der Türkei mit seiner speziellen Protection umgarnt. Versprechungen, reiche Geschenke, nichts werde gespart, sie zu gewinnen; geweihte Schmucksachen, von Rußland geschickt, füllten ihre Kirchen; ihre schönsten liturgischen Bücher seyen Geschenke des heiligen Synods von Petersburg. Die angesehensten Personen in Illyrien und Böhmen seyen, um so zu sagen, durch die Huldigungen der russischen Agenten, gefischt. Die Prager Gelehrten erhalten vom Zar allerlei Gratificationen: Brillantringe, selbst die Decorationen des Annen-Ordens als Lohn für ihre der slawischen Literatur geleisteten Dienste. „Unter dieser rein literarischen Propaganda" — fährt Robert fort — „wissen die russischen Agenten die thätigste politische zu verbergen. Im Namen der Unabhängigkeit der ganzen Race rufen sie die unterworfenen Slawen des Südens zu einer Coalition mit dem Zar gegen ihre Unterdrücker auf." In solcher Weise wollen sie einen Panslawismus herstellen, der sich unter dem Scepter der Romanows gruppirt, dem das Protektorat der verschiedenen Stämme übergeben sey. — Slawische Schriftsteller, die es viel besser meinten, haben vielleicht selbst einer so gefährlichen Idee Nahrung gegeben, insbesondere Kollar, als er in seiner Dichtung „Slavy Dcera" eine Vereinigung aller Glieder aufgestellt, so daß Rußland das Haupt (!), Polen das Herz, Böhmen und Illyrien die Extremitäten bilden sollten. Vielleicht daß Rußland in diesem Systeme sich besser als Magen eignen würde; Polen selbst aber müßte noch mehr für die Vereinigung thun, wenn es sich zum Herzen derselben machen wollte. Seine russenfreundliche Partei müßte erst ableben, damit die fortgesetzten Mystificationen mit den großen und gnädigen Absichten des Zars einem einheitlichen Streben nicht weiter Hinderniß würden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine alte Stimme über die Republik in Frankreich.

Im Jahre 1796 war Frankreich, wie heute, bekanntlich eine Republik, und eben so, wie heute, schwankte man auch damals, ob man diese Regierungsform beibehalten solle oder nicht. Eine kleine Broschüre aus jener Zeit: „Essais sur l'état actuel de la France. 1. mai 1796, par B. F. A. Fonvielle", spricht sich für die Beibehaltung aus. Gleichwohl wurde nach einigen Jahren die Republik unter allgemeiner Zustimmung des Landes wieder zu Grabe getragen. Hören wir übrigens die Worte von 1796, die auch auf das heutige Frankreich manche treffende Anwendung enthalten:

„Ich gestehe", sagt Fonvielle, „ich würde nicht den Muth gehabt haben, unsere gegenwärtige Lage, wenn es in meiner Gewalt gestanden hätte, um den Preis all der schrecklichen Uebel, die wir erduldet, zu erkaufen. Romulus sammelte ein Häufchen liederlichen Gesindels, um sein Rom zu bauen; ich zweifle, ob ein anständiger Mann unter diese Gründer einer später so mächtig gewordenen Republik gehört haben möchte; als jene Räuber und Verbrecher aber Bürger geworden, als sie Gesetzen unterworfen waren, hätte ich sehr gern ihr Landsmann und Mitbürger heißen wollen.

„Wenn mich die gegenwärtige Regierung beschützt, wenn sie mir mit ihrem Worte „Freiheit" keine Schlinge gelegt hat, wenn sie ihre Verheißungen erfüllt, wenn meine Meinung wahrhaft frei, mein Eigenthum wahrhaft geachtet, meine Person wahrhaft geschützt ist, warum sollte ich mich ihr nicht unterwerfen? Kann ich unter irgend einer Regierung etwas Höheres erlangen? Ich werde also ohne Bedenken sagen: mein gegenwärtiges Ich ist das einzige, womit ich mich zu beschäftigen ein Recht habe. Und wenn mein sittliches und geistiges Wesen während unserer Wirren nicht das war, was es heute ist, so wird meine Resignation und Ergebenheit vielleicht durch die Hoffnung auf baldige Ruhe allein schon verdienstvoller, und vielleicht auch sind meine Ermahnungen um so eindringlicher und empfehlenswerther in den Augen derer, welche, wie ich, alle jene Irrthümer und Wahrheiten, die man ihnen sechs Jahre lang mit Feuer und Schwert predigte, von sich wiesen. Diese sowohl, wie ich, wollten doch wenigstens für etwas gelten und gerechnet werden. Die Revolutionen entstehen aus dem Mangel an Vorausblick und Vorsicht und aus der Schwäche; sie werden von der Unklugheit und dem Eigendünkel begonnen, von den frevelhaften Gelüsten vergiftet, vom Verbrechen entehrt, von der blinden Partnädigkeit in die Länge gezogen, von der Ermattung beendet; die Weisheit verbessert ihre Wirkungen, und welche Folgen sie auch haben mögen, so ziehen doch zuletzt die anständigen und ehrlichen Leute allein die etwaigen Vortheile daraus. ..... Trachten wir fernerhin mit aller Klugheit danach, uns jedem Antriebe nach Veränderung standhaft zu widersetzen. Was wir auch immer in jüngster Zeit gethan und erduldet haben, so wird man doch niemals Frankreich den Vorwurf machen können, seine Laster seyen ihm zur Sitte geworden („Quae fuerant vitia mores sunt". Senec. Epist. 39.); — und deshalb in Zukunft keine Unbeständigkeit, kein Schwanken mehr, kein Vertrauen mehr auf Marktschreier und Winddrehel, keine Bürgerkronen mehr für Diebe und Mörder! Mögen die Wohlgesinnten der Regierung zur Seite stehen; möge die Regierung die Wohlgesinnten beschützen, und die Revolution ist beendet. .....

„Die Regierung wird fühlen, daß sie die Republik nur dann halten kann, wenn sie sich den anständigen Leuten hingiebt; das sind niemals diejenigen, welche die Revolutionen suchen und hervorrufen. Jeder Zustand der Dinge, wo sie für das gerechnet werden, was sie werth sind, wird sie geneigt und bereit finden, diesen Zustand aufrechtzuerhalten; die vorzugsweise sogenannten Patrioten jedoch sind die gebornen Feinde eines jeden Regierungssystemes. Ihnen ist die Verwirrung, das Chaos, ein nothwendiges Bedürfniß. Wenn die Führer ihr Glück gemacht haben und sich nach und nach zurückziehen, so kommen sie (die Patrioten) in zweiter Reihe und werfen sich ins Feld, um auch ihrerseits ihr Glück zu machen. Sie revolutioniren für die Republik, wenn eine andere Regierungsform am Ruder ist; sie revolutioniren wieder für diese, wenn sie die Republik errungen haben. Wenn die Regierung dies nicht fühlt, wenn sie die Rotte der Wühler nicht unterdrückt, so wissen wir ihr nichts weiter zu sagen: sie wäre dann selbst revolutionair; sie würde sich selbst stürzen wollen, und man könnte in diesem Falle den Vers des Psalmes auf sie anwenden: „sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Füße und gehen nicht" (wir fügen, wohl gemerkt, nicht noch hinzu: „sie haben Hände und greifen nicht")! Wir jedoch, wir anständigen Leute, wir Republikaner ohne Ueberschwänglichkeit, wir müßten dann ein wachsames Ohr, einen marschfertigen Fuß und ..... die Hände in unseren Taschen haben! ...."

Schließlich noch eine kurze, ebenfalls unsere Zeiten berührende wichtige Bemerkung aus der angeführten Broschüre von 1796:

„Hat man nicht die Beobachtung gemacht, mit welchem Leichtsinn alle Versammlungen (die Nationalversammlung, die Legislative u. s. w.), eine nach der anderen, ihre Hand an das Ruder des Staats legten, ohne zuvor das Schiff, welches sie leiten sollten, zu untersuchen, und wie sie sich auf das Meer der Revolution hinausstürzten, ohne sich erst darüber zu vergewissern, ob sie dieser Weg überhaupt nicht mitsammt dem Schiffe verschlingen werde? Es scheint uns, als ob jede Legislatur durch diese Unklugheit die Verantwortlichkeit der vorhergegangenen Legislaturen auf ihr Haupt geladen habe, und als ob diese Bürde eines Tages die Kräfte derjenigen überschreiten werde, welche dereinst gerade von der besten Absicht beseelt ist, wenn man eben nicht an die Gefahren eines solchen Prinzipes blinder Billigung denkt, aus dem vielleicht in diesem Augenblicke alle jene Schwierigkeiten, welche die gegenwärtige Regierung hemmen, hervorgegangen sind."

Mannigfaltiges.

— Ein Shakespeare-Theater. Ein Herr William Wilson in London ist neulich mit einer Broschüre hervorgetreten,*) in der er ein eigenthümliches Projekt entwickelt. Es besteht darin, ein Theater auf öffentliche Kosten zu erbauen, wo einzig und allein die Werke Shakespeare's, „des größten Sittenlehrers der Welt", aufgeführt werden sollen, und dessen Eintrittspreise er so niedrig gestellt haben will, daß es für Alle zugänglich seyn möge. Im Gegensatz zu dem jetzt in England gangbaren System, nach welchem die Vorstellungen gewöhnlich um 7 Uhr anfangen, um bis Mitternacht oder gar noch später zu dauern, schlägt er vor, an jedem Abend nur ein einziges Stück zu geben, wobei es trotzdem, wie er meint, bei der Reichhaltigkeit des Shakespeareschen Repertoirs nicht an Mannigfaltigkeit fehlen werde. Das Ganze soll unter der Leitung eines von der Regierung ernannten Comités stehen und das Personal, mit einem tüchtigen Regisseur an der Spitze, auf die Dauer engagirt werden. Daß eine solche Einrichtung eben so vortheilhaft für das Publikum seyn würde, als für die dramatische Kunst und die Künstler selbst, ist wohl nicht in Frage zu stellen, und wenn man bedenkt, daß Shakespeare's Meisterwerke unter allen Umständen ihre alte Anziehungskraft geltend machen und zu den sogenannten Kassenstücken zählen, so dürfte das Unternehmen auch in pekuniärer Hinsicht ein günstiges Resultat versprechen.

— Ponsard's Charlotte Corday. Der Verfasser der „Lucrèce" hat dieser antiken Heldin ein modernes Seitenstück geben wollen, doch ist der Erfolg, den seine vor kurzem in Paris zum erstenmale aufgeführte „Charlotte Corday" davongetragen, weit hinter dem der „Lucrèce" zurückgeblieben. Man gesteht dem Dichter eine große Beherrschung der Sprache, ein entschiedenes Talent der Versification, einen unverkennbaren Reichthum an poetischen Bildern zu, aber es fehlt ihm nicht blos an jeder dramatischen Technik, sondern auch an aller organisirenden Schöpferkraft, welche allein in die Formen und Bilder der Sprache, wie in die Gestalten auf der Bühne, Geist und Leben zu bringen vermag. Obwohl der Dichter die Häupter der „Montagne" und der „Gironde" in seinem Drama auftreten läßt, hat dasselbe doch die Zuschauer kalt und ohne Theilnahme gelassen. Es ist, sagt ein Kritiker sehr bezeichnend, als ob Theramen (in Racine's „Phädra") die „Geschichte der Girondins" erzählte.

*) A House for Shakspere. A proposition for the consideration of the Nation. By William Wilson. London, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 4. Mai 1850.

Nord-Amerika.

Washington Irving's Leben Muhammed's und seiner Nachfolger.

Die Eroberung von Jerusalem durch die Moslemim.

Das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung war eine Epoche moralischer Erstarrung, die jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu verbieten schien. Kunst und Wissenschaft waren überall verschwunden. Es hatte sich höchstens noch eine kleine Anzahl von Denkmälern und Ueberlieferungen aufrechterhalten, deren Schönheit man aber nicht zu empfinden und deren Werth man nicht zu schätzen wußte. Das römische Reich neigte sich zum Untergang. Die Gothen hatten die Barbarei in Spanien eingeführt, die Lombarden sich in den fruchtbaren Gefilden Italiens festgesetzt. Im Norden und Westen errichteten wilde Horden auf den Trümmern der alten Civilisation ein neues, aus ihren heimatlichen Steppen und Wäldern gebrachtes System. Die größte und dringendste Gefahr aber war im Orient vorhanden. Der Parther Kosru II. bedrohte mit seinen Götzendienern nicht nur das oströmische Kaiserreich, sondern auch das Christenthum und Alles, was von dem früheren Kulturstande übrig geblieben war. Zur selben Zeit befleckten die verderbtesten Sitten den Hof und die Kirche, Mörder und Courtisanen setzten sich auf den Thron der Cäsaren, das Heidenthum machte sich wieder geltend, und die Engel und Heiligen traten an die Stelle der untergeordneten Gottheiten des alten Olymp, worin der christliche Gott nur noch den ersten Platz einnahm.

Es war inmitten dieser zerfallenen und der Auflösung nahen Welt, daß sich aus den Tiefen der arabischen Wüste eine unbekannte Stimme hören ließ, welche die Worte aussprach: „Es giebt keinen anderen Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet.“ In demselben Jahre erschienen zwei Männer mit dieser Botschaft an den Höfen der beiden Monarchen, welche sich im Osten feindlich gegenüberstanden. Heraklius, der weder Muhammed, noch Arabien kannte, behandelte den Boten mit der Höflichkeit, die er als Grieche seinem Gaste schuldig glaubte, machte ihm einige Geschenke und schickte ihn wieder nach Hause, ohne recht zu wissen, in welcher Absicht er zu ihm gekommen war. Kosru nahm den Gesandten in anderer, nicht minder charakteristischer Weise auf. Als man ihm den Brief vorlas, welcher anfing: „Im Namen des allgnädigen Gottes, Muhammed, Sohn des Abdallah und Gesandter Gottes, an Kosru, König von Persien“, rief er: „Was! mein Sklave wagt es, seinen Namen dem meinigen vorzusetzen!“ riß das Schreiben dem Dolmetscher aus der Hand und zerriß es in Stücke. Die Antwort wurde nicht nach Medina, sondern an den Statthalter des Königs in Yemen geschickt: „Ich habe erfahren“, hieß es darin, „daß sich in Medina ein Wahnsinniger vom Stamm Koresch befindet, der sich für einen Propheten ausgiebt. Heile ihn von seiner Narrheit, oder schicke mir seinen Kopf.“ Als die Boten Muhammed's wieder in Medina eintrafen und ihm verkündeten, daß der große König sein Sendschreiben zerrissen habe, ohne es zu lesen, entgegnete er: „In gleicher Art wird Allah sein Reich zerstückeln.“ Und diese Worte waren in der That prophetisch. Weniger als zehn Jahre nachher herrschten die Statthalter des Wahnsinnigen in Jerusalem, Alexandrien und Damaskus nicht minder, als in Mekka und Medina.

Das glänzende Bild dieser Ereignisse, das von der Meisterhand Washington Irving's entworfen worden, bietet ein lebhaftes Interesse dar. Der großartige Charakter Muhammed's wird darin um so klarer entwickelt, als sich der Verfasser ganz auf die Rolle des unparteiischen Geschichtschreibers beschränkt und nicht, wie die Mehrzahl seiner Vorgänger, ihn von einem einseitig religiösen Standpunkte aus nur als einen ehrgeizigen Betrüger schildert. Er betrachtet ihn vielmehr als einen Mann von hoher geistiger Organisation, mit einer entschiedenen Hinneigung zum Mystizismus, bei dem die bis zur Raserei exaltirte Begeisterung einen wirklichen Fanatismus erzeugt hatte, der an seine eigene Inspiration glaubte und selbst zuerst von der Echtheit seiner vermeintlichen Offenbarungen überzeugt war. Diese Meinung hat in der That Manches für sich und trägt dazu bei, dem Buche einen Reiz zu geben, den es nicht besitzen würde, wenn es Muhammed nur als einen auf die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen spekulirenden Heuchler darstellte. Das Einzige, was man Herrn Irving vorwerfen könnte, ist, daß er nicht immer die Kritik walten läßt, die für den Geschichtschreiber so nothwendig ist, um die Wahrheit von den Legenden und abergläubischen Traditionen zu sondern, die das Hauptmaterial einer solchen Biographie ausmachen.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Art und Weise zu beurtheilen, in der Washington Irving sein Thema behandelt hat, wird es am besten seyn, ihnen ein Kapitel seines Werkes als Probe vorzulegen. Wir wählen dazu die im zweiten Bande enthaltene Beschreibung der Eroberung von Jerusalem durch den Chalifen Omar:

„Die siegreichen Moslemim ruhten sich in Damaskus einen Monat lang von den Beschwerden des Krieges aus, während dessen Abu-Obeidah beim Chalifen anfragen ließ, ob er die Belagerung von Cäsarea oder von Jerusalem unternehmen solle. Ali befand sich eben bei Omar und rieth, augenblicklich zu Letzterem zu schreiten; denn Solches, bemerkte er, sey die Absicht des Propheten gewesen. Der Zug gegen Jerusalem ward von den Moslemim als ein heiliger Krieg betrachtet, da sie diese Stadt als den alten Sitz der Prophezeiung und Offenbarung verehrten, der in inniger Verbindung stehe mit der Lebensgeschichte des Moses, Jesus und Muhammed und geheiligt sey durch die Grabmäler so mancher von den alten Propheten. Der Chalif folgte dem Rathe Ali's und befahl Abu-Obeidah, die Armee nach Palästina zu führen und Jerusalem zu belagern.

Sobald Abu-Obeidah diesen Befehl empfing, entsendete er fünftausend Mann unter Yesid-Abu-Sofian, um die Belagerung vorzubereiten, und schickte ihm fünf Tage hindurch bedeutende Verstärkungen nach. Die Bewohner von Jerusalem sahen die Annäherung dieser furchtbaren, einen so großen Schrecken über den ganzen Orient verbreitenden Eroberer, ohne einen Ausfall gegen sie zu unternehmen oder sich in Unterhandlungen einzulassen; inzwischen pflanzten sie Wurfmaschinen auf ihre Wälle und rüsteten sich zu einer energischen Vertheidigung. Yesid näherte sich der Stadt und forderte sie mit Trompetenschall zur Uebergabe auf, indem er die gewöhnlichen Bedingungen, Annahme des wahren Glaubens oder Entrichtung eines Tributs, stellte; Beides wurde mit Verachtung verworfen. Die Moslemim würden sogleich zum Sturme geschritten seyn, wenn Yesid hierzu Befehl erhalten hätte: da solches aber nicht der Fall war, so schlug er ein Lager auf und wartete, bis ihm von Abu-Obeidah die Weisung zukam, die Stadt anzugreifen, wenn er die nothwendigen Vorbereitungen getroffen habe.

Am Morgen, sobald der Hahn krähte, war das muselmännische Heer geordnet, die Führer hielten, jeder an der Spitze seiner Schaar, das Morgengebet, und wie mit einem Impuls wiederholten Alle mit lauter Stimme den Vers aus dem Koran: „Trete ein, o mein Volk! in das heilige Land, welches Allah für Dich bestimmt hat.“

Zehn Tage lang machten sie unablässige, aber vergebliche Angriffe; am elften brachte Abu-Obeidah die ganze Armee ihnen zu Hülfe. Er fertigte sogleich eine geschriebene Aufforderung an die Einwohner der Stadt ab, worin er sie ermahnte, die Einheit Gottes, die göttliche Sendung Muhammed's, die Auferstehung und das jüngste Gericht anzuerkennen oder dem Chalifen zu huldigen und ihm Tribut zu zahlen — „sonst“, so schloß der Brief, „will ich Männer gegen Euch führen, welche den Tod mehr lieben, als Ihr Wein und Schweinefleisch liebt, und ich werde, so Gott will, nicht eher ablassen, bis ich Eure kampffähigen Männer ausgerottet und Eure Kinder zu Sklaven gemacht habe.“

Diese Aufforderung war an den Magistrat und die vornehmsten Einwohner von Aelia gerichtet; so hieß Jerusalem nach dem Kaiser Aelius Hadrianus, der die zerstörte Stadt wieder aufgebaut hatte.

Sophronius, der christliche Patriarch oder Bischof von Jerusalem, erwiederte, daß dies die heilige Stadt und das heilige Land sey und, wer sie in feindlicher Absicht betrete, ein Verbrechen in den Augen Gottes begehe. Er fühlte sich um so eher ermuthigt, den Belagerern trotzzubieten, weil man die Mauern und Thürme der Stadt sorgsam befestigt hatte und die Besatzung durch Flüchtlinge aus Yermuk und verschiedenen Theilen Syriens verstärkt worden war. Außerdem hatte Jerusalem schon an sich eine feste Lage, indem es von tiefen Schluchten und einem gebirgigen Landstrich umgeben war, und mehr als Alles wurde der Muth und die Ausdauer der Bewohner durch den frommen Gedanken gehoben, daß sie das Grab Christi vertheidigten.

Vier Wintermonate vergingen; alle Tage fanden blutige Scharmützel statt; die Belagerer wurden durch Ausfälle beunruhigt, aus den Wurfmaschinen beschossen und von der rauhen Witterung belästigt, setzten aber mit unermüdlicher Standhaftigkeit den Angriff fort. Endlich ließ sich der Patriarch Sophronius von den Wällen aus in eine Unterredung mit Abu-Obeidah ein. „Wißt Ihr“, sagte er, „daß diese Stadt heilig ist, und daß, wer ihr Gewalt thut, die Rache des Himmels auf sein Haupt niederruft?“

„Wir wissen“, entgegnete Abu-Obeidah, „daß sie das Haus der Propheten ist, wo ihre Körper beerdigt sind; wir wissen, daß sie die Stätte ist, von wo aus unser Prophet Muhammed seine nächtliche Reise nach dem Himmel unter-

nahm; wir wissen auch, daß wir eher würdig sind, sie zu besitzen, als Ihr, und wir werden die Belagerung nicht aufheben, bis Allah sie in unsere Hände liefert, wie er es schon mit so vielen festen Plätzen gethan hat."

Da der Patriarch sah, daß alle Hoffnung verloren sey, so willigte er ein, die Stadt zu übergeben, unter der Bedingung, daß der Chalif sie persönlich in Besitz nehme und den Capitulationsvertrag unterzeichne.

Als diese ungewöhnliche Forderung dem Chalifen hinterbracht wurde, hielt er mit seinen Freunden Rath. Osman verachtete das Volk von Jerusalem und wollte die von ihm gestellten Bedingungen verwerfen, aber Ali stellte die Heiligkeit und Wichtigkeit des Ortes in den Augen der Christen vor, die sie bewegen könnte, ihn zu entsetzen oder aufs äußerste zu vertheidigen, wenn er mit Schmach bedroht würde. Außerdem, fügte er hinzu, werde die Anwesenheit des Chalifen die Armee nach der langwierigen Belagerung und den Strapazen eines Winterfeldzuges beleben und mit neuem Eifer erfüllen.

Die Worte Ali's hatten ihr Gewicht beim Chalifen, obwohl einige arabische Schriftsteller vorgeben, daß er hauptsächlich durch eine seit alten Zeiten in Jerusalem gangbare Ueberlieferung bestimmt wurde, der zufolge ein Mann seines Namens, seiner Religion und persönlichen Erscheinung die heilige Stadt erobern sollte. Was auch seine Beweggründe seyn mochten, der Chalif entschloß sich, die Uebergabe Jerusalems in Person entgegenzunehmen. Er ernannte daher Ali zu seinem Stellvertreter während seiner Abwesenheit von Medina, und, nachdem er in der Moschee gebetet und dem Grabe des Propheten einen frommen Besuch abgestattet hatte, machte er sich auf den Weg.

Die Reise dieses mächtigen Herrschers, der bereits das Schicksal von Königreichen in seiner Hand hielt, und dem die Reichthümer des Orients als Beute verfallen waren, ist bezeichnend für den ursprünglichen Charakter des Muhammedanismus, dessen Erfolge zum Theil dadurch erklärt werden. Er ritt auf einem rothen oder hellbraunen Kameel, um welches ein Quersack (Alforja) geschlungen war, mit einem ungeheuren Beutel oder Ranzen an jedem Ende, ungefähr wie die heutigen Satteltaschen. Eine von diesen Taschen enthielt Datteln und getrocknete Früchte, die andere eine Speise, genannt Sowik, welche nichts Anderes war, als getrocknete oder geröstete Gerste, Reis oder Weizen. Vor ihm hing eine lederne Flasche oder ein Schlauch mit Wasser und hinter ihm ein hölzerner Teller. Seine Gefährten aßen, ohne Unterschied des Standes, mit ihm aus derselben Schüssel und zwar, nach orientalischer Sitte, mit den Fingern. Des Nachts schlief er auf einer am Fuße eines Baumes ausgebreiteten Matte, oder unter einem gewöhnlichen Beduinenzelt von Filztuch, und trat nie seinen Marsch an, ohne das Morgengebet verrichtet zu haben.

Während er in diesem einfachen Aufzuge durch Arabien reiste, nahm er überall die Klagen des Volkes entgegen, half den Beschwerden ab und theilte mit gesundem Urtheil und strenger Hand Gerechtigkeit aus. Es wurde ihm gemeldet, daß ein Araber zwei Schwestern geheirathet habe, ein unter den Götzendienern nicht ungewöhnlicher Gebrauch, der aber den Muhammedanern verboten war. Omar ließ den Schuldigen nebst seinen beiden Weibern vor seinen Richterstuhl treten und hielt ihm sein Vergehen vor; Jener aber stellte es in Abrede, daß er gegen die Verordnungen des Propheten gehandelt habe. „Du lügst", erwiederte Omar; „Du mußt eine Deiner Frauen verstoßen oder Deinen Kopf verlieren."

„Schwarz war der Tag, wo ich einen solchen Glauben annahm", murmelte der Schuldige. „Welchen Nutzen hat er mir gebracht?"

„Komm näher zu mir", sagte Omar, und als er zu ihm trat, gab ihm der Chalif zwei tüchtige Hiebe auf den Kopf mit seinem Wanderstabe. „Feind Gottes und Deiner selbst", fuhr er fort, „mögen diese Schläge Dich bessern und Dir eine Lehre seyn, mit größerer Ehrfurcht von dem durch Allah eingesetzten und durch das beste seiner Geschöpfe verkündeten Glauben zu sprechen."

Er befahl alsdann dem Delinquenten, zwischen seinen beiden Frauen eine Wahl zu treffen, und da der Mann unschlüssig schien, welche von ihnen er vorziehen solle, so wurde die Sache durch das Loos entschieden, und der Chalif entließ ihn mit folgenden Abschiedsworten: „Wer sich zum Islam bekennt und ihn nachher abschwört, wird mit dem Tode bestraft; nimm Dich also wohl in Acht. Was aber Deines Weibes Schwester betrifft, die Du von Dir gethan, wenn ich jemals erfahre, daß Du sie wieder angerührt hast, so laß ich Dich steinigen."

An einem anderen Orte sah er eine Anzahl Leute durch die siegreichen Moslemim der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt, als Strafe dafür, daß sie mit dem Tribut im Rückstand geblieben waren. Da er bei näherer Untersuchung fand, daß sie ganz ohne Mittel seyen, so befahl er, sie in Freiheit zu setzen, und, indem er sich vorwurfsvoll an ihre Dränger wandte: „Legt Niemanden mehr auf, als er tragen kann", sprach er, „denn ich habe den Propheten Gottes sagen hören, daß, wer seinen Mitmenschen in dieser Welt ein Leid thut, mit dem Feuer Dschehennam's bestraft wird."

Als er noch eine Tagereise von Jerusalem entfernt war, kam ihm Abu-Obeidah entgegen, um ihn nach dem Lager zu geleiten. Der Chalif setzte seinen Weg mit geziemender Bedächtlichkeit fort, indem er nie seiner Pflichten als Priester und Lehrer des Islams vergaß. Am Morgen sagte er die gewöhnlichen Gebete her und hielt eine Predigt, worin er von der Sicherheit derjenigen sprach, welche Gott auf den rechten Weg führe, aber hinzufügte, daß für Solche keine Rettung sey, welche Gott irreleiten würde. Ein alter christlicher Priester, der vor ihm saß, konnte sich nicht enthalten, gegen die Lehre des herrschgewaltigen Theologen zu protestiren. „Gott leitet Niemanden irre", sagte er laut.

Osman würdigte ihn keiner direkten Antwort, wendete sich aber zu den Umstehenden mit dem Machtspruch: „Schlagt jenem alten Mann den Kopf ab, wenn er seine Worte wiederholt." — Der Greis war klug genug, zu schweigen. Gegen das Schwert Islams war aller Streit vergebens.

Als Omar sich dem Lager näherte, sah er eine Anzahl von Arabern, welche die einfache Tracht ihrer Heimat abgeworfen und sich in die Seidenzeuge Syriens gekleidet hatten. Er erkannte die Gefahr dieser entstehenden Verweichlichung und befahl, sie kopfabwärts durch den Staub zu schleppen und ihnen die seidenen Gewänder vom Leibe zu reißen.

Sobald er Jerusalem erblickte, erhob er seine Stimme und rief: „Allah Achbar! Gott ist mächtig! Gott gebe uns einen leichten Sieg!" Dann ließ er sein Zelt aufschlagen, stieg von seinem Kameel ab und setzte sich auf die Erde nieder. Die Christen drängten sich um ihn, voll Verlangen, den Beherrscher dieses neuen und unwiderstehlichen Volkes zu sehen, welches im Begriff schien, die Erde zu unterjochen. Die Moslemim, die einen Mordversuch befürchteten, wollten sie in der Entfernung halten, aber Omar verwies ihnen ihre Furcht. „Nichts wird mit uns geschehen, was Gott nicht verordnet hat. Mögen die Gläubigen Ihm vertrauen."

Auf die Ankunft des Chalifen folgte sogleich die Capitulation. Als die Abgeordneten von Jerusalem zu einer Unterredung mit ihm zugelassen wurden, waren sie erstaunt, diesen gefürchteten Machthaber in einem kahlköpfigen, einfach gekleideten Mann zu finden, der unter einem Filzzelt auf der Erde saß.

Die Bedingungen der Uebergabe wurden von Omar schriftlich aufgesetzt und dienten später als Muster für die Anführer der Moslemim bei anderen Eroberungen. Die Christen durften keine neue Kirchen auf dem von ihnen übergebenen Gebiete errichten. Die Kirchthüren mußten den Reisenden offen stehen und den Muhammedanern sowohl bei Tage als bei Nacht der Eingang gestattet seyn. Es durfte zwar geläutet werden, aber ohne Glockenspiel, und keine Kreuze durften in den Kirchen aufgepflanzt, noch öffentlich in den Straßen gezeigt werden. Es war den Christen nicht erlaubt, ihre Kinder aus dem Koran zu unterrichten, noch öffentlich von ihrer Religion zu sprechen, noch Proselyten zu machen, noch ihre Verwandten an der Annahme des Islams zu hindern. Sie durften keinen Theil der muselmännischen Tracht, weder Kappen, Pantoffeln, noch Turbane anlegen, noch ihr Haar wie die Moslemim tragen, und mußten sich immer durch ihre Gürtel auszeichnen. Sie sollten die arabische Sprache nicht zu Inschriften auf ihren Siegeln benutzen, weder nach muselmännischer Art grüßen, noch muselmännische Namen führen. Sie mußten beim Eintritt eines Moslem aufstehen und sich nicht eher wieder setzen, bis er Platz genommen. Sie sollten jeden muselmännischen Reisenden drei Tage lang umsonst bewirthen. Sie durften keinen Wein verkaufen, keine Waffen tragen und im Reiten keinen Sattel gebrauchen, und endlich durften sie Niemanden unter ihr Gesinde aufnehmen, der bei einem Moslem gedient hatte.

So herabwürdigend waren die Bedingungen, die der stolzen Stadt Jerusalem, einst der Ruhm und der Schrecken des Ostens, durch den Führer einer Schaar von wandernden Arabern auferlegt wurden. Es waren die Bedingungen, welche die Moslemim während ihres fanatischen Siegerlaufs im Allgemeinen vorschrieben. Unaussprechlicher Hohn und Abscheu gegen ihre religiösen Widersacher bildeten eine der Hauptstützen ihres Glaubens.

Nachdem die Christen sich zur Uebergabe unter diesen Bedingungen entschlossen hatten, erhielten sie vom Chalifen eine eigenhändige Urkunde, in der ihnen die Sicherheit ihres Lebens und Vermögens, die Benutzung ihrer Kirchen und Ausübung ihrer Religion gewährt wurden.

Omar zog zu Fuß in die einst glänzende Hauptstadt Salomo's ein, in seiner einfachen arabischen Tracht, den Reisestab in der Hand und von dem ehrwürdigen Sophronius begleitet, mit dem er sich vertraulich unterhielt, indem er sich nach den Alterthümern und öffentlichen Gebäuden erkundigte. Der würdige Patriarch behandelte den Eroberer mit aller äußeren Ehrfurcht; wenn man aber dem Berichte eines christlichen Historikers trauen darf, so verabscheute er in seinem Herzen den schmutzigen Araber, dessen Kleidung von grober, mit Schaffell geflickter Wolle ihm besonders zuwider war. Er konnte seine Entrüstung nicht mehr unterdrücken, als sie die Kirche der Auferstehung betraten und er den Chalifen in seinem unfläthigen Aufzuge mitten im Tempel Platz nehmen sah. „Wahrlich", rief er aus, „das ist der Gräuel der Verwüstung, von dem Daniel weissagte, daß er das Heiligthum schänden würde."

Der Geschichtschreiber fügt hinzu, daß Omar, um das Reinlichkeitsgefühl des Patriarchen zu befriedigen, einwilligte, das ihm dargebotene reine Gewand anzulegen, bis seine eigenen Kleider gewaschen wurden.

Ein Beispiel der strengen Beobachtung seines Worts wird bei Gelegenheit dieses von Omar den christlichen Tempeln gemachten Besuches erzählt. Während er sich mit dem Patriarchen in der Kirche der Auferstehung befand, schlug eine der für den muselmännischen Gottesdienst bestimmten Stunden, und er erkundigte sich, wo er beten könne. „Wo Ihr jetzt seyd", erwiederte der Patriarch. Doch Omar weigerte sich dessen und verließ die Kirche. Der Patriarch führte ihn zu der Kirche Konstantin's und breitete eine Matte aus, damit er dort niederknieen möchte; aber er lehnte es zum zweitenmal ab. Als er hinausging, kniete er nieder und betete auf der Treppe, die von dem östlichen Thore hinabführte. Nachdem er dieses gethan, wendete er sich zu dem Patriarchen, um ihm den edelmüthigen Grund seines Verfahrens zu erklären. „Wenn ich in einer von den Kirchen gebetet hätte", sagte er, „so würden die Moslemim sie in Beßz genommen und in eine Moschee verwandelt haben." Ja, er hielt die von ihm in Bezug auf die Kirchen gewährten Bedingungen so gewissenhaft aufrecht, daß er dem Patriarchen eine Urkunde gab, wodurch es nur einem Moslem auf einmal gestattet ward, auf der Treppe zu beten, wo er sein Gebet verrichtet hatte. Der Eifer der Gläubigen ist jedoch stärker gewesen, als ihre Achtung für sein Gebot, denn eine Hälfte der Treppe und die Pforte wurden später einer Moschee einverleibt, die man über der Stelle baute, die er zufällig geheiligt.

Der Chalif suchte hierauf den Platz auf, wo einst der Tempel Salomonis

gefunden hatte und wo er eine Moschee gründete, die in späterer Zeit, von den nachfolgenden Chalifen vergrößert und bereichert, eines der schönsten Religionsgebäude des Islams ward und nur der prächtigen Moschee zu Cordova nachstand.

Die Uebergabe von Jerusalem fand im siebzehnten Jahre der Hedschra statt — im sechshundertsiebenunddreißigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung."

Rußland.

Der Panslawismus.

(Schluß.)

Noch vor wenigen Jahren waren solche Mystificationen im Gange, es erneuerte sich plötzlich wieder das Gerücht von einer Ausdehnung des kaiserlichen Protektorats über alle ehemals polnischen Provinzen, Nikolaus werde eine allgemeine Amnestie ertheilen, alle Emigranten zurückrufen, alle Verurtheilten in Sibirien freilassen. Es ist uns wunderbar, daß dort, wo viel gelogen wird, desto mehr geglaubt wird, und daß solche Gerüchte, mitten im Frieden ersonnen, unter Umständen, welche durchaus den Gedanken an so durchgreifende politische Maßregeln nicht begünstigen, eine größere Menschenmasse in Aufregung zu setzen vermögen. Selbst vor nicht langer Zeit ging das unwahre Gerücht, der Kaiser Nikolaus habe eine Gesandtschaft nach Paris abgehen lassen, um wegen völliger Einverleibung des gesammten Polens in Rußland Unterhandlungen mit der Republik zu pflegen.

Hätte Polen dem Panslawismus fester angehangen, so hätte es die neuesten, ihm so günstigen Verhältnisse besser benutzt. Aber weder dem Aufstande von 1848, noch dem von 1845 lag die Idee zu Grunde, daß Interessen der Gesammtheit zu vertheidigen seyen, so sehr man auch bestissen gewesen ist, jene gräulichen Attentate auf die Rechnung der Panslawisten zu setzen. Nur die Enthusiasten, welche mit einem Hurdan unser Jahrhundert das „Jahrhundert der Slawen" preisen, wittern überall die Saat von ihrem Samen. Wie weit russische Emissäre bei den neuesten Metzeleien ihre Hand im Spiele gehabt haben, ist noch nicht zu ermessen, Uebertreibungen enthalten die Gerüchte von ihrer aufregenden Thätigkeit in Posen, Krakau und Galizien gewiß. Ein Plan war aber den Insurgenten zuverlässig von ihnen weder suppeditirt, noch von diesen entworfen; die Empörung im Posenschen, wie in Krakau, das Castiglione von neuem beschoß, war sowohl zweck-, als planlos. In Galizien wurden schweigsam Reformen auf verfassungsmäßigem Wege vorbereitet, ein solcher Weg wäre auch anderen Provinzen zu empfehlen gewesen; auf ihm würden sie für sich, wie für ihre Stammgenossen, nützlich gearbeitet haben. Das Blutvergießen hat sich nicht nur bitter gerächt an seinen Urhebern, sondern es hat auch dem Panslawismus selbst einen Stoß gegeben, der schwer zu verwinden seyn wird.

Nachdem die vereinzelten Versuche einer Regeneration mißglückt waren, nahm man doch zu den anderen Genossen seine Zuflucht. Die Panslawisten traten zum erstenmal mit einer entschiedenen politischen Tendenz auf. In den ersten Tagen des Mai wurde von Prag aus an die Slawen, zunächst der österreichischen Monarchie, die Aufforderung erlassen, sich zum 31sten desselben Monats dort zu versammeln, um über Fragen des gemeinsamen Wohls sich zu verständigen. Ohne eingeladen zu seyn, fanden auch Männer in Prag sich ein, welche kurz vorher in dem polnischen Nationalcomité in Posen unglücklich operirt hatten. Eine Konsolidirung der Slawen mochte man ihnen das einzige Rettungsmittel für ihre bedrohte Nationalität scheinen. Die Tendenz des Slawen-Kongresses, der nicht eine für Deutschland ganz erfreuliche Erscheinung war und von der deutschen Presse unfreundlich begrüßt wurde, war nach der Darstellung, welche ein Mitglied desselben von ihr gegeben hat, nicht so verwerflich, wie man sie annahm. Der Verlauf der Verhandlungen wurde nicht abgewartet, die feindselige Kritik kam ihnen zuvor. Der Slawen-Kongreß, heißt es in einem Bericht über denselben, wollte die Idee der Gerechtigkeit und der Verbrüderung der Völker verwirklichen. „Der Czeche wollte nur, daß seine Nationalität nicht in der deutschen, der Serbe, Kroate und Slowake wollte, daß die seinige nicht in der magyarischen untergehe; der Pole wollte sein Vaterland, und er erkannte des Rußinen heiliges Recht an auf dessen eigene Nationalität." Die Slawen verwahren sich feierlich gegen die Vermuthung, daß der Kongreß auf eine Gefährdung der deutschen Nationalität ausgegangen, die Deutschen wie die Magyaren habe man in ihren Rechten achten wollen, der Kroate und Slowake wären selbst nicht abgeneigt gewesen, unter Voraussetzung gleicher politischer Berechtigung mit den Magyaren in der Staatseinheit zu bleiben. Die Polen aber hätten, dahin habe ausdrücklich ihre Instruction gelautet, überdies bei dem Kongresse noch das Amt des Vermittlers zwischen den Slawen Ungarns und den Magyaren übernehmen wollen, weil sie beiden Theilen mit ihren Gefühlen nahe ständen.

Insbesondere kamen auf dem Kongresse folgende Propositionen zur Sprache: Böhmen und Mähren sollten zusammen einen Staat, Oesterreichisch-Polen mit dem von Polen bevölkerten Theil Oesterreichisch-Schlesiens einen zweiten demokratisch organisirten Staat bilden. Die Serben, Kroaten und Slowaken verlangten für sich gemeinsam nur für den Fall staatliche Selbständigkeit, daß die Magyaren ihrer Nationalität im Verbande die Gleichstellung versagten. Diese Stämme wollten insgesammt unter dem Scepter der herrschenden Dynastie eine Föderation bilden. Polen dagegen sollte bis zur einstigen definitiven Lösung der polnischen Frage unter preußischer Oberhoheit einen besonderen Staat ausmachen. Den Slawen der Türkei sollte politische Freiheit, den Polen in Preußen, Lithauen und Schlesien der Schutz ihrer Nationalität errungen werden. Den nicht-slawischen Theilen der österreichischen Monarchie wollte der Kongreß anheimstellen, ob sie an der Föderation theilnehmen wollten oder nicht.

Der Kongreß suchte seine Gedanken in einem Manifeste an die europäischen Völker niederzulegen. Er wies hin auf die Heiligkeit der Nationalität und die Gefahren ihrer Verletzung, auf die gleiche Berechtigung Aller und auf die Wirkungen der Demoralisation, welche die Unterdrückung erzeuge, auf die Anbahnung eines dauernden Friedens, auf das Verschwinden der stehenden Heere, das nicht erfolgen könne, so lange den Nationen noch ihr Heiligstes vorenthalten würde, er wies endlich hin auf den mächtigen Zeitgedanken der Verbrüderung, und daß, so wie die Individuen im Staate sich frei machten, auch die Staaten neben einander sich gegenseitig befreien müßten. Diesem Manifeste schloß ein ähnlich lautendes an den Kaiser von Oesterreich sich an, worin die Slawen der österreichischen Monarchie noch ihre besonderen Wünsche aussprachen. „Der dritte Akt" — heißt es in dem Berichte des Dr. Maliß — „war die Urkunde der Föderation der verschiedenen Slawenstämme der österreichischen Monarchie zum gemeinsamen Schutz ihrer Interessen. Der Kongreß arbeitete in drei Sectionen. Die erste war die czechisch-slawische für Czechen, Mähren und Slowaken; die zweite die polnisch-russische für Polen und Rußinen; die dritte für die Süd-Slawen, die Kroaten, Serben, Slowänen und Dalmaten. Zwischen diesen einzelnen Sectionen — heißt es — habe die leichteste Verständigung geherrscht, und es sey nur in slawischen Sprachen verhandelt worden, während im Plenum das Deutsche aushelfen mußte."

Ehe die Arbeiten des Kongresses zu Ende geführt waren, wurde derselbe von einer Katastrophe betroffen. Er hatte, wenngleich dies seine Mitglieder in Abrede stellen, nicht versäumt, auf die Bevölkerung der Stadt Prag sowohl, als auf die Czechen des ganzen Böhmens im Sinne einer slawischen Reorganisation einzuwirken, und diese Einwirkung hatte augenscheinlich das Zustandekommen der Wahlen für die deutsche Nationalversammlung hintertrieben. Böhmen sollte vom deutschen Bunde getrennt werden — dieses Ziel und andere Nebenumstände vereinigt, hatten auch Prag zum Orte des Kongresses erwählen lassen.

Das Gouvernement, Unruhen und gewaltsame Auftritte von der czechischen Bevölkerung fürchtend, ließ ansehnliche Militairmassen in Prag und der Umgegend konzentriren. Der Kongreß mußte sich dadurch auf eine unangenehme Weise eingeengt sehen, und, wie es scheint, auf seine Veranlassung wurde am Pfingstsonntage von der akademischen Legion eine Deputation an den Kommandirenden, Fürsten Windischgrätz, abgeschickt, um Auskunft über den Zweck seiner militairischen Vorkehrungen einzuziehen. Schon den Tag darauf fielen bei der Feier eines großen Volksfestes, zu welchem auch die Bürgerwehr herangezogen war, die ersten Konflikte vor durch ein Pereat, das eine Rotte dem Fürsten Windischgrätz wegen der ausweichenden Antwort brachte, welche von ihm der Deputation ertheilt worden war. Als der Aufruhr weiter griff, dessen Verlauf zu schildern, nicht unsere Sache ist, gab das Militair eine Salve auf das czechische Museum, in welchem die Sitzungen des Slawenkongresses gehalten wurden, in der Stadt wurden Barrikaden errichtet, vom Militair dagegen ein Gasthof beschossen, in dem viele fremde Slawen wohnten, und ein anderer, welcher die polnischen Kongreßmitglieder aufgenommen hatte. Daraus geht hervor, daß das Militair-Kommando die Mitglieder des Kongresses, wenn nicht als die Urheber, doch als die eifrigen Beförderer des Aufstandes betrachtet hat. Dies ergiebt sich noch deutlicher daraus, daß, als die Kanonade begann, die Slawisten in ihren Hotels cernirt und vom Ausgange abgehalten, Dienstag aber bereits aus der Stadt verwiesen und unter polizeilichem Geleit bis nach Dresden geführt wurden.

Dieses blutige Ereigniß zu Prag war das neueste Lebenszeichen der Panslawisten. Sie haben über Deutschland Wehe gerufen, daß es ihre schönsten Pläne, ihre Hoffnungen, ihren Frieden vernichte. Aber Deutschland kann seine Feinde nicht lieben. Wenn die extremen Beförderer slawischer Nationalität in ihrer Hand Deutschland zum Zwerge zusammenschrumpfen lassen, wenn sie seine National-Ehre antasten und ihm feindselige Gesinnungen hegen und offenkundig erwecken, dann wird Deutschland nie ein Freund der slawischen Einheit und Größe werden können. Den redlichen Patrioten, welche die Wiederherstellung ihrer Nationalität ohne Kränkung der Nachbarn wollen, können deren Sympathieen nicht fehlen.

In Oesterreich hat der Gedanke des Panslawismus seine Wiege, wir haben dort auch seine letzteren bemerkbaren Regungen wahrgenommen. Für Oesterreich und Rußland hat unter allen dem slawischen Elemente benachbarten Staaten dieses Phänomen die größte Bedeutung. In ihm vielleicht begegnen sich diese beiden großen Nachbarn, Oesterreich, indem es den geschichtlichen Entwickelungsprozeß fördert durch Freigebung nationaler Existenz und im Allgemeinen durch konstitutionelle Verfassungsform, Rußland durch die Macht des Glaubens, mit der es bereits so große Eroberungen gemacht hat. Für wen von Beiden die Früchte reichlicher ausfallen werden? Darüber mag die Zukunft entscheiden. Sie zu bestimmen, bedarf es eines geistigen Kampfs, in welchem der siegen wird, welcher dem natürlichen Gange der Dinge den geringsten Zwang anthun wird. Alle Slawen sind argwöhnisch, selbst gegen ihre Freunde, noch mehr gegen ihre aufgedrungenen Protektoren, weil sie eifersüchtig auf ihre nationale Selbständigkeit sind, wie kaum ein anderes Volk. Man darf sich darüber nicht täuschen, der slawischen Einheit, wenn sie erreicht wird, geht ein Zustand der strengsten Individualisirung voran. Auf diesem Wege sehen wir die Stämme alle. Sie sondern sich von einander, um sich zu reinigen. Sie wollen zunächst nicht Slawen, sondern Czechen, Slowaken, Serben seyn. Wir halten diesen Weg für den natürlichen, für den Weg, welchen die Politik der großen Mächte zu begünstigen hat. Sehen wir hin, wie das kleine Ruthenenvolk sich sammelt und am Widerstande gegen seinen unmittel-

bärsten Feind, den Polonismus, sichtlich erstarkt. Die ruthenische Nation ist im Jahre 1848 erfunden, sagt Saphir, und in der That traute man diesen zerstreuten Fragmenten keine Lebenskraft mehr zu. Durch gegenseitige Friction werden diese kleinen Nationalkörper in Oesterreich erst gesunden und sich erkräftigen, wie Kroatien an seinem Nationalkampf mit dem Magyarismus stark geworden. Dann erst, wenn alle einzelnen Slawenstämme sich auf sich selbst gestellt, wenn sie eine Geschichte haben, wenn ihre Traditionen wieder ins volle Leben zurückgeführt sind, wenn sie den Stolz ihrer eigenen Poesie, ihrer eigenen Wissenschaft empfinden — dann hat die slawische Union Bedeutung und vielleicht eine große Zukunft. Aber sie hat davon nichts, wenn das ganze Element nur als Masse unter ein Scepter vereinigt werden sollte, um den Saum der großen grünen Steppe im Osten Europa's zu bilden. Wenn der Panslawismus sich als die fruchtbare Idee erweisen soll, um nach den Hoffnungen der Slawisten im Osten eine neue Kultur-Epoche Europa's heraufzuführen, dann darf er nur eine Einheit bringen, welche die Integrität aller Stämme wahrt. Sollen sich alle die frischen Bäche in einen Strom ergießen, um russische Mühlen zu treiben, dann kann die slawische Wissenschaft und Poesie diesen Gedanken nicht mehr tragen. Dann dürfen aber auch wir Deutschen in ihm nicht ein neues Lebenszeichen erblicken, an dessen Gestaltungsprozeß wir selbst Theil haben, sondern, wenn das Slawenthum ein geographisches Konglomerat in der Hand eines eroberungssüchtigen Despoten wird, dann ist es das drohende Schwert über dem Haupte der europäischen Civilisation.

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.

III. Die Pfarre in Lützelflüh.*)

Heiß brannte die Sonne in den ersten Nachmittagsstunden des 10. Juli auf unsere ihr preisgegebenen Häupter, als endlich der Postwagen, der uns von Bern brachte, vor dem Stationshause zu Burgdorf Halt machte und uns von der heißen Höhe der Imperiale zur ebenen Erde förderte. Wir in Burgdorf Zurückbleibenden traten in die ansehnlichen Räume des Posthauses ein, das, in geringer Entfernung vor dem Stadteingang gelegen, eine heitere Aussicht auf Stadt und Schloß gewährt, woselbst in den Jahren 1798—1804 Pestalozzi mit seinem Völklein hauste. Ein Labetrunk erwartete uns Lechzenden, auch Gerstensaft, meinem Auge und Gaumen eine lang entbehrte Erscheinung. Verächtlich wies nur der Baudois, der mit uns gekommen war, das deutsche Getränk von sich, als ihm es angeboten wurde, und bestellte Zuckerwasser; wir Uebrigen hießen es froh willkommen, ob es auch weder vom Münchner Bockkeller stammte, noch für das Nürnberger Jammerthal gebraut war. Nach empfangener Labe und vorsorglicher Anempfehlung meines hier zurückbleibenden Gepäcks trat ich, jetzt allein, bei milderem Sonnenschein die Fußwanderung ins Emmenthal an, an dessen nordwestlichem Ausgang das zierliche und wohlhäbige Burgdorf liegt. Die Emme ist, gleich der aus dem Val d'Entremont in der St. Bernhardsregion dem Rhone zuströmenden Dranse, ein schnell und gefährlich anschwellendes Berggewässer und hat im August 1837 gräuelvolle Verwüstungen das Thal entlang bis Burgdorf und weiter angerichtet. Diese Scenen mehrtägigen Jammers hat der Pfarrer in Lützelflüh in einem eigenen Büchlein: „die Wassernoth im Emmenthal", aufs beweglichste geschildert. Dieser Pfarrer heißt Albert Bitzius, ist 1797 zu Murten geboren, wo sein Vater gleichfalls Pfarrer war, hat in Bern und Göttingen studirt und ist seit 1832 Pfarrer im Emmenthal. Sein Autorname aber ist „Jeremias Gotthelf", der vielbeliebte und weitgenannte. Zu diesem wollte ich heute, seiner brieflichen Einladung Folge gebend.

Der Weg bis Lützelflüh an der Emme hinauf beträgt von Burgdorf weg etwas mehr als eine deutsche Meile. Es ist die Straße ins Entlibuch und nach Luzern. Das Entlibucher Thal bewässert die von der Berner Emme wohl zu unterscheidende kleine oder Luzerner Emme, die der Reuß zufließt und Zeugin blutigen Streits im Freischaarenzug von 1845 war. Hier trägt das Land den Charakter romantischer Alpennatur. Idyllisch dagegen ist derjenige des Bernischen Emmenthals, Fruchtbarkeit und Wohlstand durch Viehzucht, Obst- und Ackerbau der Schmuck und Segen des anmuthigen Landes. Ob auch nicht sichtbarlich Milch und Honig darinnen fleußt, kömmts Einem beim Anblick der fetten Triften und Kühe doch glaublich vor, zumal da in dem Emmenthaler Käse, einer respektablen Realität, solcher Glaube bereits sichtbare Gestalt gewonnen hat. Kaum einem ergiebigeren Boden hatte Horaz vor Augen, als er (Carm. I. 17) sang:

Ille tibi copia
Manabit ad plenum benigno
Ruris honorum opulenta cornu.

Zu dieser Naturbetrachtung gesellt sich leicht noch eine andere. Wenn ein junger Theologus, der nun freilich ich nicht war, diese Straße zieht, süß träumend von der Pfarre, die ihm, des Schweißes der Edeln werth, dereinst als Preis beschieden, wie möchte ihn nicht ein Sehnen ankommen, in dieses Thales Gründen lieber als anderswo seine Werk- und Lebensstätte aufzuschlagen! Wie würde sich dieses Sehnen steigern, wenn er in eine der von Weingelände, Obstgehegen, Blumen- und Gemüsefülle beräumten Pfarrwohnungen einträte und die Wohnlichkeit allda, den süßen Frieden und den allerlei Lebenskomfort drinnen und draußen zu betrachten Gelegenheit fände! Armer junger Theologus! in geraderer Linie steuert der Jünger der Themis einem Ministerposten zu, als Du nach jener Dorfpfarre, welche so liebevoll und rosig in Deine Träume hineinleuchtet. Oder hast Du vielleicht, wie ich in meiner Jugendzeit, von einem Pfarrer vernommen, dessen tägliches Gebet und Motto, womit er seine Bibel und sein Gesangbuch beschrieb, lautete:

Gott des Himmels und der Erden,
Laß mich Pfarrer in Kohren werden,

nicht aber zugleich vernommen, daß, als nach Jahren sein Gebet wirklich in Erfüllung gegangen war, die erbetene Pfarre nicht sowohl ein Blumen- und Fruchtstück, als ein Dornenstück für ihn wurde? Mitten unter behaglichen Träumen ahnt Deine Seele nicht, in welches Thal voll feuchter, kalter Nebel, auf welche ferne von schneidenden Winden umsauste Höhe, oder in welche sandige Steppe, worin keine Gaisblattlauben grünen, Dich über kurz oder lang die herbe Nothwendigkeit entrückt. Darum ermanne Dich bei Zeiten und schreib' am Eingang Deiner Herzenskammer ein frommes „Befiehl Du Deine Wege" an. Ist ja die Welt überall des Herrn. Dann wirst Du auch die Lützelflüher Pfarre, die in des Dorfes Mitte so schmuck vor uns liegt, ohne Mißgunst und eitle Sehnsucht schauen. (Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 144 v. J. und Nr. 22 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Das Theater in Panama. Seitdem der Isthmus von Panama die Heerstraße nach dem Goldlande Kalifornien geworden ist, haben sich die Amerikaner mit ihrem gewöhnlichen spekulativen Geist in jener Gegend festgesetzt und suchen sie, in Erwartung einer künftigen „Annexation", möglichst nach ihrem nationalen Muster zu reorganisiren und für ihre Zwecke auszubeuten. Es versteht sich von selbst, daß sie damit angefangen haben, eine Zeitung herauszugeben, da dies bekanntlich zu den ersten Bedürfnissen einer amerikanischen Bevölkerung gehört, und aus den fast in jeder Nummer des Panama Star mitgetheilten Thatsachen kann man den Einfluß ermessen, den sich die Amerikaner bereits dort erworben haben. Wir lassen jedoch die politischen Notizen des Star beiseite, um ihm eine Beschreibung des in der Stadt Panama befindlichen Theaters zu entlehnen:

„Zu den seltsamsten Erscheinungen dieser merkwürdigen Stadt gehören die dramatischen Vorstellungen, die man hier seit drei oder vier Wochen gegeben hat. Das Theater ist die Kirche eines alten Klosters und liegt dem Justizpalast gegenüber. Von dem ganzen Gebäude stehen nur noch die vier Wände, das Dach ist schon vor langer Zeit eingestürzt. Einen Theil der Trümmer hat man von dem ungepflasterten Fußboden fortgeschafft, die Zuschauer winden sich durch die anderen und nehmen ihre Sitze, wo sie sie finden. Obgleich in weiten Zwischenräumen Lampen hoch an den Wänden hängen, ist doch nur die Bühne erleuchtet, das Publikum bleibt im Dunkeln. Dies erhöht das Pittoreske der Scene. Die funkelnden Gestirne des Firmaments schimmern mit hellem Glanz am Himmel im tiefen, unbewölkten Blau; die wilde Vegetation, deren Samen durch die Vögel und Winde auf den zerbröckelnden Mauern gesäet worden, wird von den Seelüften hin- und hergeweht; die verschiedenen Sprachen und Kostüme der einzelnen Gruppen, die aus Engländern, Amerikanern, Franzosen, Deutschen, Spaniern, Indianern, Negern und Eingebornen der weit entfernten Inseln bestehen — die mürrischen und grotesken Gesichter der Heiligen und Märtyrer, aus der phantastischen Einbildungskraft irgend eines finsteren Enthusiasten in längst vergangenen Zeiten entsprungen, welche ernsten Blickes auf die Entweihung ihres Heiligthums herabstieren — alles dieses erscheint in lebendigem Kontrast mit den glänzenden Lichtern und Farben der Schaubühne, den schimmernden Anzügen, dem lebhaften Spiel und dem munteren Dialog des Stückes und bietet ein höchst romantisches und interessantes Bild dar. Man versetzt sich dabei in Gedanken in die so verschiedenartigen Scenen zurück, die einst in dieser Kirche am Meeresgestade stattfinden mochten, wo die bleichen Nonnen längs den hallenden Korridoren einherschritten, um ihren feierlichen Abendgesang anzustimmen. Aber diese Zeiten sind vorüber, und nun — horch dem munteren Bolero!

„Nach dem Beifall zu urtheilen, womit man die Vorstellungen aufnimmt, müßten wir sie vortrefflich nennen; würden wir jedoch den Maßstab anlegen, der an anderen Bühnen sanctionirt ist, so fürchten wir, daß die Bühnendichter und Schauspieler des „Teatro" in Panama ziemlich mangelhaft befunden werden dürften. Sie sind indeß lebhaft und natürlich, und da das Personal seine Rollen meistens gut einstudirt hat, so erscheint es in den leichteren dramatischen Stücken in recht vortheilhaftem Licht. Obgleich wir Manches bemerkten, was uns an die Theater der Heimat erinnerte, als das Geplauder zwischen den Aufzügen, die lärmenden Bitten der Außenstehenden um Contremarken, sobald Jemand herauskömmt, die Büffets, um welche sich eine hungrige Schaar drängte — so gab es doch andere Erscheinungen von sehr verschiedener Art. In dem Hause selbst ist hier keine Abtheilung: Vornehm und Gering, Schwarz und Weiß, Jung und Alt, der halbnackte Lepero und der zierliche Caballero sitzen alle beisammen unter einander gemengt, wie Kraut und Rüben. Die Annehmlichkeit dieser Einrichtung wird keineswegs dadurch verbessert, daß von Vielen während der ganzen Vorstellung geraucht wird. Bei dem Allen wüßten wir indeß nicht, wie ein Abend in Panama angenehmer verbracht werden kann, als wenn man einer Vorstellung der spanischen dramatischen Gesellschaft beiwohnt."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Dienstag den 7. Mai 1850.

Nord-Amerika.

Ein anglo-amerikanischer Humorist.

Halliburton.*)

Die Werke des anglo-amerikanischen Romanschriftstellers Halliburton unterscheiden sich von den Werken anderer Schriftsteller durch ihre Originalität; der Eindruck, den sie auf den Leser machen, ist ein eigenthümlich gemischter. Man findet in ihnen jedesmal das Interesse einer Reisebeschreibung mit dem Zauber eines Sitten-Romans vereinigt. Neben bekannten Typen, neben Bemerkungen, die sich allen Ländern und Zeiten genau anpassen, sind possierliche Figuren gestellt, humoristische Idyllen und Gemälde in Hogarth's Weise. Man denke sich eine Reihe von Skizzen, die nur durch einen künstlichen Rahmen vereinigt sind, und man hat eine Idee von den Werken Halliburton's. Ihre Composition ist nicht gut zu nennen, aber sie enthalten des Trefflichen sehr viel; überdies erscheinen sie ganz buntscheckig durch das amerikanische Kauderwälsch, durch englische Provinzialismen, durch das Neger-, Fischer- und Matrosen-Geschwätz, welches abwechselnd anzutreffen ist. Es sind nicht eigentliche Sittengemälde; denn man findet kein vollständiges Bild: es sind vielmehr zerstreute Züge, unzusammenhängende Anekdoten, die aber die Sitten einer Nation besser darstellen, als die gelehrten Beschreibungen gewisser Reisenden, oder als die abstrakten Schöpfungen unserer meisten Romanschreiber. Halliburton ist auch Philosoph, ja, um so mehr, als er keine Theorieen oder Systeme aufstellt; er ist der treueste Spiegel eines großen Theiles der Menschheit und würde uns besser als Herr Clay sagen können, welchen Geschicken Amerika entgegengeht.

Unser anglo-amerikanischer Romandichter hat nicht, wie die Reisenden und Touristen, wie die Zergliederer und die gleichzeitigen Geschichtschreiber, ein bestimmtes System; er gehört zu keiner bestimmten politischen Partei, er beurtheilt die Völker nicht vom Standpunkte eines Whigs oder Torys; er gehört keiner besonderen Religionsgesellschaft an; er ist nicht Demokrat, wie Miß Martineau, noch Radikaler, wie Charles Dickens, noch Aristokrat, wie der Verfasser von „Hochelaga", noch derber Patriot, wie Fenimore Cooper. Ihn kümmern die Parteien wenig, was gehen ihn die Leidenschaften und die Menschen an; überall, wo er Stoff zur Beobachtung findet, da unterrichtet er sich, da malt, da beschreibt er. Wenn Ihr von den tiefsinnigen Betrachtungen über die Zukunft der Welt ermüdet seyd, wenn Ihr zu gleicher Zeit Lust habt, die Zuckungen der Nationen zu beobachten und von Minute zu Minute ihre Absichten und ihre Wünsche zu bewachen, so öffnet Halliburton. Er ist kein Pedant, und das ist für unsere Zeit ein unbestreitbarer Vortheil; er giebt wenig Details über den amerikanischen Handel, über die englische Marine, über die politische Lage des neuen Welttheils; er langweilt nicht mit Klagen oder närrischen Phantasieen, sondern er zeigt die Menschen, wie sie reden und denken. Man wird sich bei ihm besser über die der angelsächsischen Race eigenthümlichen Flüche als über die Finanzen belehren, mehr über die Gebräuche in den Tavernen und über die Kanonengießerei an öffentlichen Orten als über die in der letzten Session votirten Bills. Er wird uns lehren, wie der mechanische Theil einer Nation, ihre Gesetze, Einrichtungen und selbst ihre Ideen erschrecklich trügen, wie im Gegentheil die Gewohnheiten, die Sitten, die Unterhaltungen viel besser das wirkliche Leben ausdrücken. Wenn man hinter den Erzählungen Halliburton's auch kein mit allen Geschützen bewaffnetes System erblickt, so fühlt man doch einen ernstlichen Beobachter der Bestrebungen seiner Zeit, einen Philosophen, wenn nicht einen Metaphysiker, heraus.

Halliburton ist ein Engländer aus den Kolonieen des nördlichen Amerika, er scheint den größten Theil seines Lebens in Neu-Schottland zugebracht zu haben, um so mehr, als er von England als ein sehr unterrichteter Mensch spricht, der seine Kenntnisse nicht aus zweiter Hand erhalten hat. Obwohl er der Abstammung nach Engländer ist, so hat er doch bei der Beurtheilung der Amerikaner niemals die übelwollenden Ausdrücke und die nicht sehr liebevollen Spöttereien, welche die englischen Schriftsteller gegen dieses Volk an den Tag legen. Er ist frei von jedem Vorurtheil in Betreff der Amerikaner. Er liebt sie nicht, aber er haßt sie auch nicht; er kennt und schildert ihre Halsstarrigkeit, ihre Vorsicht, ihre unermüdliche Thätigkeit, ihre Gewinnsucht, ihre Großsprecherei, ihre Grobheit und endlich ihr Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften. Was Neu-Schottland und die Kolonieen betrifft, so geht er nicht so weit, daß er über der Ehrfurcht, welche er vor seinem großen Vaterlande, England, hat, die kleinen Oerter, wo er gelebt, vergäße. Er liebt seine Landsleute, die Blaunasen (wie die Bewohner Neu-Schottlands genannt werden), und mehr als einmal macht er England den Vorwurf, die Menschen, welche die englische Sprache in den äußersten Theilen der neuen Welt sprechen, verlassen und gering geschätzt zu haben. Er hat in diesem gemäßigten kritischen und politischen Geiste einen Brief an Lord John Russell verfaßt, der die Vorrede zu seinem Buche „das Leben auf dem Dampfschiff" bildet. Er beschreibt mit einem für uns oft langweiligen Wohlgefallen die kleinsten Details des Privat- und gesellschaftlichen Lebens dieser fernen Länder. Sein letztes Buch zum Beispiel ist ein ausführliches Gemälde der Sitten Neu-Schottlands und der benachbarten Kolonieen.

Der Stil und die Manier Halliburton's sind englisch. Washington Irving und Cooper ahmen nur nach, sie suchen zu der verlassenen Quelle zurückzukehren. Halliburton geht von dieser Quelle selbst aus; er ist wie ein Bach, der, von einem großen Flusse ausgehend, durch das Land sich schlängelt, um irgend ein unbekanntes Winkelchen zu bewässern. Der Bach hat nicht den Anblick eines Flusses, er dringt sich mit den ländlichen Oertern, die er durchläuft, in Harmonie; indessen seine Gewässer kommen aus den Flüssen, sie haben seine wesentlichen Eigenschaften und seine Farbe.

Man wird jetzt die Eigenthümlichkeiten dieses Talents begreifen. Sein berühmtestes Werk ist der schon erwähnte „Uhrmacher"; das neueste Produkt desselben ist nicht weniger der Aufmerksamkeit würdig, als seine früheren: es ist betitelt „der alte Richter". Es ist eine Reihe von Lebensbildern der Bewohner Neu-Schottlands und der benachbarten englischen Kolonieen. Wir wollen davon einige mittheilen, um das, was über Halliburton gesagt worden, zu veranschaulichen:

Ein reicher Kaufmann, Namens Channing, hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Gouverneur der Kolonie, Sir Hercules Sampson, ein glänzendes Gastmahl zu geben. Dieser nahm die Einladung an. Während einer ganzen Woche wurde das Haus des unglücklichen Geschäftsmannes um und um gekehrt, um es für den feierlichen Empfang auszuschmücken. Die Kaffarollen wurden polirt, die Fenster gewaschen, das Silberzeug geputzt, und die prächtigsten Kleinodien aus Koffern und Schränken hervorgesucht. Kurz, das ganze Haus unterlag einer Umgestaltung von Grund aus. Endlich ist der ersehnte Tag da. Sir Hercules Sampson findet sich mit seiner Gemahlin, Lady Sampson, deren Toilette immer voll der auffallendsten Gegensätze ist, seiner Tochter, Miß Sampson, die nur mit den Lippen spricht, und seinen beiden Adjutanten, Sir Edward Dumpkoff und Mr. Trotz, bei Herrn Channing ein. Sir Edward Dumpkoff ist eine anbetungswürdige Persönlichkeit von Ignoranz und Albernheit, er spricht nicht ein Wort, ohne bei jeder Gelegenheit den Ausdruck: „excellent" auszurufen, er hat es geistreich gefunden, allen Worten eine sinnlose Endung von seiner Erfindung hinzuzufügen. Mr. Trotz ist ein unangenehmer Witzling, der die beleidigendsten Dinge zu erfinden und zu entdecken weiß. So zum Beispiel wird er sich mit vieler Offenherzigkeit nach dem Zeitpunkte erkundigen, wo die Provinz aufgehört hat, eine Strafkolonie zu seyn, und wenn man ihm entgegnet, daß sie das niemals gewesen sey, so wird er antworten, daß er zu entschuldigen wäre, wenn er es geglaubt hätte, weil die Sitten und Gebräuche dieses Volkes ihn zu dem Gedanken veranlaßt hätten — — — u. s. w. Kurz, man unterhält sich einige Augenblicke vor dem Diner, und Folgendes ist die komische Eröffnungsrede dieser komischen Festlichkeit:

„Einige Personen der Gesellschaft nahmen nach dem Beispiel Seiner Excellenz Platz; aber der Gouverneur, der sich neben Mistreß Channing gesetzt hatte, war unruhig, und es schien ihm etwas unbequem zu seyn. Zuerst neigte er sich auf der Ottomane, worauf er saß, ein wenig vorwärts, dann legte er sich hinten über, so weit er konnte, endlich stand er auf und drehte sich um, damit er sich von der Ursache der Unbequemlichkeit, die er empfand, überzeugen konnte, und rief alsbald aus:

„Ach, mein Gott! ich habe die Katze getödtet! Giebt es wohl etwas Seltsameres? Wie beklagenswerth ist das!"

Mrs. Channing sagte, daß die Katze nur verwundet wäre.

„Verzeihen Sie", antwortete er, „ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie nur verwundet sey, dann würde es noch einige Hoffnung geben, sie zu retten, aber sie ist eben so gewiß todt, wie Julius Cäsar."

„Ich habe sie selbst aufgezogen", fuhr sie fort . . . und . . . .

„Oh! wenn Sie dieselbe selbst aufgezogen haben, so mußte sie ein Lamm gewesen seyn, und dann ist es um so betrübender für mich; ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung! Mein Gott! Es ist fürchterlich!"

*) Nach William Chaslet.

Mrs. Channing bemühte sich noch, den Gouverneur zu entschuldigen. — „Es war ja nur ein ganz gewöhnliches Thier, Excellenz, und ich“ ...

„Ja, ein gewöhnliches Thier, wirklich“, erwiederte der untröstliche Gouverneur; „aber es ist wahr, daß meine Augen nicht wieder von der Verletzung geheilt worden sind, die sie ehemals in Aegypten erhalten haben.“

„Es wird wieder zu sich kommen; ich versichere Sie, Sir Hercules.“

„Niemals! Niemals! theure Madame“, sagte der Gouverneur. „Ihre Katze, selbst wenn sie funfzig Leben statt neun in sich hätte, wird niemals wieder zu sich kommen.“

Hier kam Lady Sampson dazwischen. Eine große Lorgnette hervorziehend, besah sie die todte Katze und lobte sie als ein sehr schönes Exemplar von einem Hausthiere; dann, nach einer genaueren Prüfung, rief sie aus: „Aber woher haben Sie denn diese schönen Augen genommen, meine liebe Mrs. Channing, und diese glänzenden und scharfen Klauen? Sie sind prächtiger, als ich je gesehen habe, wo haben Sie dieselben her?“

Lady Sampson war eine begeisterte Bewunderin der Hausthiere und drängte ihre Freundin, ein echtes Exemplar einer Angora-Katze, das sie ihr am folgenden Tage schicken würde, anzunehmen. Sie hätte, sagte sie, einen prächtigen Schwanz wie der eines spanischen Hundes, einen buschigen Schwanz, der, ihrer Meinung nach, das schönste Ding von der Welt wäre. Sie fragte dann eine Dame, die neben ihr saß, ob sie nicht auch Katzen-Liebhaberin sey, aber diese antwortete, daß sie beschämt wäre, ihre Unwissenheit zu bekennen, sie hätte noch keine Katze aufgezogen, u. s. w.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.

III. Die Pfarre in Lützelflüh.

(Schluß.)

Des stattlichen Dorfes Kirche und Pfarrhaus ruht auf mäßiger Erhöhung oberhalb und zur Linken der Fahrstraße, woran sich das Dorf allmälig ansteigend hinzieht, das Wirthshaus, wo ich zunächst mein Absteigequartier nahm, am oberen Ende des Dorfes. Zur Pforte des Pfarrhauses gelangt man durch einen wohlgepflegten Gewächs- und Blumengarten, an welchen links ein geräumiger umzäunter Rasenplatz, mit Laube in der Ecke, stößt. Hierher geleitete mich nach herzigem Empfange die Familie, Hausfrau, Tante und Kinder; bald kam auch der ehrwürdige Hausherr nach, eine markig gedrungene Gestalt von mehr als mittlerer Größe, kerngesundem, durch keine Lucubration gebleichtem Antlitz und gedankenreicher Stirn. So war auch seine Rede: ernst und gewichtig, ohne Wortreichthum, wie eines Mannes Rede, auf dessen Lippen nichts Kleinliches Platz findet, dabei mild, biederherzig, anregsam, Vertrauen um Vertrauen tauschend. Auf der Bank der Gartenlaube vermittelte sich unsere Bekanntschaft; da verbrachten wir in ernstem Zwiegespräch den Rest des Nachmittags, bis wir zu Tisch gerufen wurden. Das Innere des Hauses ist bernerisch sauber, einfach und doch geschmückt, still traulich bei aller Geräumigkeit. In der wälschen Schweiz ist der Salon zu jeder Stunde aufgeräumt, mit geschmackvollen Teppichen belegt und Fremde aufzunehmen bereit. Gastfreiheit ist das nicht und soll es nicht seyn. In den deutschen Kantonen dagegen herrscht annoch die altgewohnte Hospitalität, womit man unbefangen und zutraulich den einkehrenden Gast zur Familie rechnet, wenn er irgend es verdient. So wollte es vorlängst die Herzogin Dorothea von Kurland in der Schweiz gefunden haben, und sie hat Recht, obgleich die Tagebücher von Prinzessinnen und Gräfinnen beim Urtheil über Land und Leute in der Regel nicht den sichersten Maßstab bieten. Auch nachdem die deutsche Emigration es vielfach mit der deutschen Schweiz verdorben hat, ist die dortige Gastfreundlichkeit noch immer nicht zur Antiquität geworden. Sie fand ich auch im Pfarrhause zu Lützelflüh. Ein wohlthuender Anblick ist ein Familienkreis, worin das Oberhaupt eine auf Anerkennung seines Rechtes, Werthes, Wirkens und Verdienstes gegründete Machtvollkommenheit übt, vor welcher sich ehrerbietig die Seinen beugen, ohne daß dabei ihre individuelle Freiheit beeinträchtigt oder ihnen der süße Stolz verkümmert wird, solch einem Oberhaupte anzugehören. Auch dieses Anblicks ward ich theilhaft. Herr Jeremias Gotthelf wohnt, waltet, herrscht unter den Seinen, wie ein Patriarch der frommen Vorzeit, ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater eines Häufleins in der Zucht und Vermahnung des Herrn aufwachsender Kinder, und glücklich sind die Seinigen mit ihm. Kaum der Versicherung bedarf es, daß dieses Scepter der Weisheit, Liebe, Zucht und Kraft, sagen wir lieber: der Furcht Gottes, welche der Weisheit Anfang ist, auch in der Gemeinde Lützelflüh bei Alt und Jung vollkommene Anerkennung findet, zum weiteren Beweise, daß, wie der Hirte, so die Herde.

Verkörpert, dünkt mich, ist in ihm der altheltvetische Republikanismus, der, fest beruhend auf den kostbaren Erwerbungen Tell's und Zwingli's, aller weltlichen und geistlichen Zwingherrschaft absagt, nicht weniger feierlich jedoch gegen die zeitgeistige Tyrannei von unten her protestirt, welche nicht nur den schadhaften Oberbau mit ihrem noch gebrechlicheren Zimmerwerk zu ersetzen, sondern auch die Jahrhunderte lang erprobten Grundpfeiler in Kirche und Staat zu untergraben droht. Solche Tyrannei bekämpft Jeremias Gotthelf auf Kanzel und in Schriften, hier in ungebundener und schärfster Sprache geradeaus, dort, wie es der Pastorenklugheit ziemt, in defensiver Aufstellung und immerdar verweisend auf das Eine, was noththut, so kampfesmuthig dabei und so siegsgewiß, daß kein Orkan, der über die Länder hinbraust, ihn aus dem Gleichgewicht zu heben oder seine Gemüthsruhe zu erschüttern vermag. Denn einmal ist ihm ausgemacht, an dem Bollwerke, zu dessen Hut auch er berufen, werden sich fruchtlos brechen alle stolz aufgethürmten Wogen der Zeit. Fürs zweite schaut er mit zwei erleuchteten Augen, wie zuletzt doch zu Spott und Schanden werden, die im tollen Vertrauen auf eigene Kraft und Weisheit den Streit anheben wider das, was „sie sollen lassen stahn.“ Mit passivem Widerstand jedoch, meint er, sey lange nicht genug gethan, und darum hält er Predigten pro, schreibt er Bücher, zahlreiche Bücher contra. Mit letzteren haben wir es im Nächstfolgenden zu thun.

Fruchtbar ist dieser Volksschriftsteller wie kein anderer. Von dieser Fruchtbarkeit innerhalb eines Zeitraums von zwölf Jahren liefert den schlagendsten Beweis das dankenswerthe Verzeichniß seiner sämmtlichen, theilweise sehr voluminösen Schriften, welches dem zweiten Theile der „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz“ (Berlin, bei Springer, 1850) beigedruckt ist. In der Zeit, wo ich seine persönliche Bekanntschaft machte, war seine Wirksamkeit bereits für den Berliner Verein zur Verbreitung von Volksschriften gewonnen. Diesem Verhältniß verdanken ihre Entstehung: „Der Knabe des Tell, Geschichte für die Jugend“; „Käthi die Großmutter“; „Hans Joggeli der Erbvetter“; „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“; ferner die schon früher herausgekommenen, jetzt für das deutsche Volk bearbeiteten „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, ein treffliches Werk in vier Theilen; endlich die schon erwähnten „Erzählungen und Bilder“, worin auch die zuerst in den „Elsäßer Neujahrsblättern“ von 1843, dann besonders gedruckte Volksnovelle: „Wie Christen eine Frau gewinnt“ aufgenommen ist. Letztere Erzählung und die gleichfalls schon erwähnte „Wassernoth im Emmenthal“ begleiteten mich als Gastgeschenk ihres Verfassers bei der Rückfahrt in die Heimat. Um gleiche Zeit (1846. 47) erschienen für Rechnung eines älteren Volksschriftenvereins, des Zwickauer, in zwei ansehnlichen Bänden „Jakob's des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz“, auf welche ich unten zurückkomme, und im verwichenen Jahre ist bei G. Mayer in Leipzig „Doktor Dorbach der Wühler“ ans Licht getreten. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Herr Bitzius meines Wissens mit dem „Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“, der 1839 in zweiter Auflage herauskam, darin auch zuerst als Pseudonymus. Scheinen will mir, ohne daß ich darüber mündliche Auskunft begehrt habe, daß der Verfasser beide Namen mit ausdrücklichem Bezug gewählt habe: den ersteren nicht sowohl, weil er Jeremiaden schildert, wie in der „Armennoth“; „Dursli, dem Branntweinsäufer“; „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“; der „Wassernoth“; auch den „Leiden und Freuden“ und anderen, sondern weil, wie sein Namensbruder, der Prophet, auf den Trümmern von Juda, so auch er als Straf- und Bußprediger in konkreten Fällen den Satz: „die Sünde ist der Leute Verderben“ bewahrheiten will; den Namen Gotthelf aber als apostolische Mahnung, wo Gnade und Hülfe aus des Elends Nöthen zu hoffen sey. Ueberall ist es ihm ja um Trost des armen Volks, um seine Belehrung, Hebung, Besserung, Erziehung auf Grund und Boden des Evangelii zu thun. Namhaft zu machen bleiben noch von seinen Schriften die sechsbändigen „Bilder und Sagen aus der Schweiz“; „Wie Anna Bäbi Jowäger haushaltet“ (eine der gelungensten); „Ein Sylvestertraum“; „Eines Schweizers Wort an den schweizerischen Schützenverein“; „Der Goldstag, oder die Wirthschaft nach der neuen Mode“. Sie und die nächst oben verzeichneten sind insgesammt zu Burgdorf oder Bern, Solothurn, Zürich und Frauenfeld verlegt worden.

In jeder dieser Schriften offenbart sich eine Kenntniß des Weltlaufs, der Volkssitten, des menschlichen Herzens, seiner Schwächen, Nöthen und Bedürfnisse; Alles ist so vortrefflich gezeichnet, entwickelt und motivirt, Alles auch mit so praktischem Blicke aufgefaßt und hingerichtet auf das Streben nach dem Naturgemäßen, Erreichbaren, Nothwendigen, wahrhaft Guten und Höchsten, daß man am Schlusse eine Biographie, nicht eine Fiction gelesen zu haben meint. Sieht man von Personen ab, so ist auch nichts darin, was nicht dem wirklichen Leben des Volkes entnommen wäre. Erschütternd sind die Scenen, worin das Elend im Volke oder die Gemeinheit, Rohheit und Verworfenheit geschildert werden, welche das Elend bedingen oder aus ihm kommen; die Sprache, womit die Thorheiten, Tollheiten und Gottlosigkeiten der Kinder dieser Zeit gegeißelt werden, oft einem zermalmenden Hagelwetter gleich. Man denkt sich wohl noch hier und da die deutsche Schweiz als das Land der Unschuld, Biederkeit und patriarchalischen Sitte, wie man sie als das Eldorado bürgerlicher Freiheit und als Wunderland der Naturschöpfungen zu betrachten gewohnt ist. Aber ach! nur die Natur ist redlich geblieben, alles Andere ist längst dahin, und wahrlich nicht allein in Folge politischen Wühlens während der letzten Dezennien; auch die Freiheit ist nichts minder, als die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes.“ Wer zu wissen verlangt, wie es mit Sitten und Gesinnung im Berner Lande stehe, der betrachte sich die Sittenmalerei in „Schulmeisters Leiden und Freuden“; daß sie naturgetreu sey, bestätigte Herr Bitzius auf mündliches Befragen seufzend. An Scenen von Rohheit und Verderbtheit aber reihen sich in unseres Autors Schriften — ich verweise auch hier auf „Schulmeisters Leiden und Freuden“ — tief ergreifende Schilderungen, bald der Natur, bald des Menschenherzens, bald irgend einer Lebenslage, Schilderungen „von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt“, so zart gedachte und anmuthvoll ausgeführte Schilderungen, daß wohl mancher Autor, er müßte denn in seines Viel berauschendem Gefühl nicht über sein eminentes Selbst wegkommen können, für die Befriedigung, ein paar solcher Seiten gemacht zu haben, einige Bändchen seiner Meditationen hingeben würde.

Meißner und Berliner Deutsch schreibt Meister Jeremias freilich nicht, am wenigsten Hegelisch Deutsch. Ein Purist wird auf jedweder Seite Verstöße gegen hochdeutsche Construction oder stockhelvetische Sprech- und Schreib-Idio-

tiemen finden. Noch weit mehr mag an dieses Autors Schlagwörtern und Kernsprüchen, die allerdings manchmal so derb dreinschlagen, wie die alten Schweizer vor Sempach, Granson und Murten, ein durch unsere norddeutschen Zierlichkeiten verwöhnter Geschmack zu tadeln haben. Auch läßt sich nicht leugnen, daß der Abstand schweizerischer und deutscher Volkssitten groß genug ist, um die fremdartige Materei in des Verfassers Bildern hier und da unverständlich zu lassen oder das Interesse an Einzelnem zu mindern. Hierzu kömmt endlich des Verfassers religiös politischer Katechismus, der jedem radikalen Ueberſturz eben so schonungslos als bereit den Text liest, der aber, scheint es, mehr als je seit 1848 tauben Ohren, zumal unter uns, gepredigt wird. Genug, manchem zärtlichen Leser hierzulande wollten z. B. „Jakob's Wanderungen" nun und nimmer munden, wenigstens des vielen „Schimpfens" darin halber nicht munden, und eine seitdem verblichene Illustration der vorjährigen sächsischen Kammer konnte sich nicht genug über das „erzschlechte" Buch, nebenbei auch über das dafür verwilligte Honorar ereifern. Anders und mit gesunderem Blick hat über seinen Werth das Volk der untren Klassen geurtheilt. Denn sicherem Vernehmen nach wird unter den vielen Zwickauer Volksschriften keine so begierig gesucht, gekauft, gelesen, als Jeremias Gotthelf's „Jakob". Das Volk stößt sich nicht an grammatische Quisquilien, nicht an etliche minder verständliche Ausdrücke und Provinzialismen, noch weniger an die grobkörnige Ausdrucksweise. Aus der nicht minder als der Kern naturwüchsigen und vollkommen zu ihm passenden Hülse weiß es mit richtigem Instinkt den schmack- und nahrhaften Kern herauszufühlen, herauszulesen. Und die Sprache ist ja doch dem Wesen nach die nämliche, die das Volk unter sich, auf Berufswegen, in der Schenke, in guten und bösen, vernünftigen und unvernünftigen Stunden zu reden pflegt, und wer sie mit ihm redet, wer darin des Volkes Nothdurft, Angst, Gebet und Hoffnung ausdrucksvolle Worte zu geben weiß, hat auch als Autor und als Mensch des Volkes Herz gewonnen. Was nun den Jakob insbesondere anlangt, so ist dies ein deutscher Handwerksgesell, der nicht nur in der Schweiz herumwandert, sondern auch durch die ganze Ton- und Stufenleiter des „souverainen Unverstands" hindurch muß, bis er, radikal von Radikalismus, Kommunismus und Sozialismus geheilt, ohne darum zum Mucker, Heuchler, Reactionair und Ultramontanen zu werden, zur Großmutter in die Heimat zurückkömmt und aus deren Mund nicht mehr das ominöse: „Jakob, Du bist und bleibst doch ein Esel" zu hören bekömmt, auch ein tüchtiges Kapital, Einsicht, Erfahrung und Besonnenheit im Kopfe, ein gleich respektables an Nächstenliebe, Gottesliebe, Christenglauben, dem wiedergefundenen Erbtheil seiner seligen Aeltern, im Herzen, außerdem zwei kerngesunde Fäuste, die ihm von früh bis Abends unverdrossen das tägliche Brod und mehr als dieses schaffen, heimbringt.

Sei alles Obige denn aufgenommen, als bescheidener Nachruf, den ich dem Pfarrhause in Lützelflüh zum Dank für die genossene Gastfreundschaft nach Jahren widme. Als ich daselbst am folgenden Mittag zu Tische saß und mich noch einmal an dem Anblick der frey aufblühenden Kinder weidete, rief mich inmitten des Mahls die von Luzern rückkehrende Post ab. Da galt kein längeres Verweilen. In geflügelte Worte mußte Dank und Abschied von den würdigen Pfarrleuten gefaßt werden. Seit gestern war ich reicher um ein schönes Lebensbild und hing es auf in meines Herzens Schrein, erfüllt, als ich mich trennen mußte von den theuer Gewordenen, die Hoffnung eines frohen, lehrreichen, später Erinnerung werthen Tages, womit ich gekommen war. Draußen aber ergoß sich der Regen in Strömen vom schwarz umlagerten Firmament, und die Emme schwoll zusehends an, mir das grausige Bild der Augusttage von 1837 vergegenwärtigend. Schon füllte sie die Wölbung der Brücken aus, worüber der Weg uns führte, und der ärmliche Wagen, ein char de côté, wie mans im Kanton Waadt nennt, schützte weder Füße, noch Oberleib gegen das eindringende Unwetter. Durchnäßt langte ich in Burgdorf, durchnäßt in Kilchberg an, woselbst die Bern-Baseler Post die unsrige aufnahm, um nach eiligem Umkleiden die Weiterreise gen Basel anzutreten. Eines nur vermochte das Unwetter nicht zu trüben: das heitere Bild der Pfarre in Lützelflüh.

E. K—r.

Eine Geschichte des Sonderbundes.

Die Bibliothèque de Genève enthält einen kurzen Artikel über die neulich erschienene „Geschichte des Sonderbundes" von Crétineau-Joly*), dem bekannten Verfasser der „Histoire des Jésuites", der natürlich von seinem Standpunkt aus als Apologet jenes Bundes auftritt. Es ist interessant, hierbei wahrzunehmen, wie sich die streng protestantische Bibliothèque den Ansichten des streng katholischen Schriftstellers über diesen Gegenstand anschließt.

„Der Sonderbundskrieg", bemerkt sie, „wird in der Geschichte als eine der ernstesten Begebenheiten unserer Zeit dastehen. Es war in der That die erste Kraftprobe der europäischen Revolutionspartei, welche, durch einen so leichten Sieg ermuthigt, nicht anstand, das Signal zu einem allgemeinen Umsturz zu geben, indem sie an der Schweiz einen erwünschten Bundesgenossen für den Kampf und im unglücklichen Falle dort einen Zufluchtsort, eine Citadelle, einen Sammelplatz zu finden hoffte. Herr Crétineau-Joly, der zuerst in die Schranken tritt, um die Ereignisse dieses ungerechten und leidenschaftlichen Krieges zu verfolgen, hat die volle Wichtigkeit seines Gegenstandes begriffen; er hat alle Materialien gesammelt, die nur aufzutreiben waren, und man erkennt bei der Lektüre seines Buches, daß ihm Mittheilungen von Männern zugegangen sind, welche den Gang der radikalen Bewegung in den verschiedenen Kantonen der Eidgenossenschaft genau beobachtet haben. Er giebt daher trotzdem, daß er die Dinge vom Gesichtspunkt des Ultramontanismus aus betrachtet, eine ziemlich treue Idee von der Frage, wie sie im Ganzen aufgefaßt werden muß, und zeigt überhaupt mehr Unparteilichkeit, als man von dem Verfasser der „Geschichte der Jesuiten" erwartet haben würde. Das Gemälde, welches er von den Wühlereien der geheimen Gesellschaften entwirft, bietet ein großes Interesse dar; man findet darin eine Menge wenig bekannter Einzelheiten und merkwürdiger Enthüllungen, deren Glaubwürdigkeit durch die als Beleg angeführten authentischen Aktenstücke verbürgt wird.

„Herr Crétineau-Joly ist überzeugt, daß namentlich in den letzten zehn Jahren die Schweiz als das Laboratorium fungirt hat, in welchem die Pläne der radikalen Propaganda Europa's geschmiedet und ihre Wirkung vorbereitet wurden. Er schildert sie als von einigen politischen Flüchtlingen bearbeitet, die zu Gunsten ihrer Sache den untergeordneten Ehrgeiz der Führer des schweizerischen Radikalismus geschickt zu benutzen und die Keime der Zwietracht zu entwickeln wußten, die unglücklicherweise im Schooße des durch die Verträge von 1815 wiederhergestellten Bundesstaates nur zu üppig wucherten. Diese für die Revolutionsmänner der Schweiz wenig schmeichelhafte Darstellung, welche sie zu Agenten einer fremden Partei herabwürdigt, deren Leitung sich in den Händen Mazzini's befindet, scheint bis zu einem gewissen Punkte durch die Angaben bestätigt, die Herr Crétineau-Joly über die Wirksamkeit der geheimen Gesellschaften und über den Antheil, den die Haupt-Demagogen von Bern, Genf, dem Waadtlande, Freiburg u. s. w. daran genommen haben, vorlegt. Die vollkommene Aehnlichkeit der Portraits, die er von einigen derselben zeichnet, beweist übrigens, daß er aus sicheren Quellen geschöpft hat, und scheint ein gründliches Studium der Persönlichkeiten, welche die schweizerische Revolution auf den Schauplatz geführt hat, so wie ihrer Schriften und Handlungen, anzudeuten. Wir können jedoch nicht sagen, daß die Männer der Gegenpartei mit derselben Richtigkeit des Blicks gewürdigt sind. Der Verfasser vermengt hier etwas zu absichtlich das Nationalgefühl, welches die Bevölkerung der Urkantone beseelte, mit den engherzigen Ansichten, den Vorurtheilen, den nicht abzuleugnenden selbstsüchtigen Interessen und heftigen Leidenschaften, von denen die Mehrzahl ihrer Anführer erfüllt war. Um wahr zu seyn, muß man gestehen, daß von beiden Seiten ein blinder Parteigeist herrschte, der die Stimme des Patriotismus übertäubte, dessen weise Rathschläge einige Kantone, als Neuchatel, Basel, Genf, umsonst geltend zu machen suchten. Man sieht, daß es gewisse Punkte giebt, die der Verfasser nicht gut verstanden hat, was indessen nicht Wunder nehmen darf, wenn man an das Chaos heterogener Elemente denkt, die sich in diesem inneren Kampfe durchkreuzten und vermischten; aber eben deshalb hätte er besser gethan, sich solcher Urtheile zu enthalten, wie er z. B. über den General Dufour und andere Offiziere der Föderal-Armee fällt. Dieses wäre um so billiger gewesen, da, während er die Konservativen so streng tadelt, welche durch die Nothwendigkeit ihrer Stellung gezwungen waren, gegen den Sonderbund zu ziehen, er zu gleicher Zeit die katholische Partei von Genf mit seltener Nachsicht behandelt, welche, seinen eigenen Worten zufolge, „die Stütze der Revolutionaire vom 7. Oktober ward, die Revolte wie eine Hoffnung aufnahm, auf die Besiegten Feuer gab, welche fielen, weil sie sich der Unterdrückung widersetzt hatten, von der die Katholiken des Sonderbundes bedroht wurden, ihnen dieses loyale Benehmen durchaus nicht zum Verdienst anrechnete und für sie nur bittere Vorwürfe hatte, während sie Jazy mit Dankhymnen begrüßte."

„Diese bisher unerklärt gebliebene Handlungsweise hätte es wohl verdient, daß der Verfasser gesucht hätte, ihre geheimen Motive darzulegen, da sie nicht ohne Einfluß auf spätere Ereignisse gewesen ist, und wir glauben, daß der Tag kommen wird, wo deren Urheber einer strengen Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhl der Geschichte unterliegen werden. Durch eine offene Besprechung dieser Frage würde das Buch des Herrn Crétineau-Joly gerechtere Ansprüche auf das öffentliche Vertrauen gewonnen haben. Trotz dieses Mangels jedoch und ungeachtet mancher Ungenauigkeiten, welche übereilte Arbeit verrathen, giebt es das vollständigste Bild, welches wir bis auf diesen Augenblick über die Ursachen und die Resultate des Sonderbundkrieges besitzen."

*) Histoire du Sonderbund, par J. Crétineau-Joly. Paris, 1850. 2 vol. in-8.

England.

Der Katalog des Britischen Museums.

Ueber diesen Gegenstand finden wir im Athenaeum folgende interessante Notizen:

1) Das Nachschlagen. Ich kenne keine Bibliothek, wo man so leicht nachschlagen kann, wie im Britischen Museum. Diese ist die einzige Bibliothek, wo man gedruckte Zettel für die Bücher giebt: eine Einrichtung, welche Irrthümern vorbeugt, dem Leser viel Zeit erspart und ihn in den Stand setzt, seinen Zettel so zu registriren, daß er sich in der Zukunft um so leichter darauf beziehen kann, anstatt den Katalog noch einmal für das nämliche Buch durchsuchen zu müssen. Im Auslande haben viele Bibliotheken gar keinen Katalog für die Leser offen, und so kann es vorfallen, daß man ein Buch, woran einem besonders gelegen ist und von dem man weiß, daß es in der Bibliothek vorhanden ist, blos deshalb, weil der Bibliothekar oder seine Gehülfen sich die Mühe nicht nehmen wollen, danach zu suchen, gar nicht zu sehen bekömmt. In Neapel schreibt der Leser den Titel des Buches, welches er zu haben wünscht, nieder; dann hat er vor der Barre zu warten, wo er von einem Haufen Personen, so ungeduldig wie er selbst, gestoßen und gedrängt wird, bis Jemand erscheint, um ihm den Zettel abzunehmen; nach langem Suchen wird ihm das

Werk endlich ausgehändigt, und er hat sich durchzudrängen, so gut er kann, um hinauszukommen. Eben so wollte ich neulich mehrere Werke, welche sich nicht im Britischen Museum befinden, auf der öffentlichen Bibliothek zu Paris suchen. Es war jedoch kein Katalog zur Einsicht des Publikums da, und man sagte mir, ich möchte die Titel auf verschiedene Streifen Papier schreiben und diese einzeln einhändigen. Nachdem ich den ersten eingereicht und eine Viertelstunde gewartet hatte, fand ich, daß ich auf diese Weise mehrere Tage verlieren müßte, wenn es noch dann gelänge, die Gehülfen durch Schmeichelei zu bewegen, mir so viele Bände zu reichen, wie ich im Museum in zwanzig Minuten bekommen könnte, und so getäuscht, verließ ich die Bibliothek, ohne je wieder dahin zurückzukehren. Ein anderer großer Vortheil, welchen das Britische Museum gewährt, ist der, daß man dem Leser gestattet, so viele Werke auf einmal zu haben, als er bedarf. Die, welche die Bibliothek häufig besuchen, müssen oft einen ganzen Tisch, gewöhnlich für acht Leser hinreichend, völligmit Büchern bedeckt, gesehen haben, welche ein einziges Individuum benutzt. Im Museo Borbonico zu Neapel gestattet man den Lesern nur Ein Werk auf einmal, und ist es mit Kupferstichen versehen oder schlecht gebunden, so macht man noch besondere Schwierigkeiten.

Auch kann man das Britische Museum länger benutzen, als die meisten ausländischen Bibliotheken. Auf dem Kontinente sind sie gewöhnlich von 8 oder 9 Uhr des Morgens bis 12 oder 1 Uhr des Mittags für den Leser offen. Einige, jedoch nur sehr wenige, sind auch des Nachmittags ein oder zwei Stunden geöffnet. Nur eine, die Bibliotheca Magliabechiana zu Florenz, ist in dieser Beziehung noch liberaler, als die unsrige in ihrer Einrichtung; denn diese ist sowohl im Sommer, wie im Winter, auch des Abends offen, und die Lesezimmer sind gut besucht, vielleicht von halb so vielen Lesern, wie das Britische Museum. Es würde gewiß sehr vortheilhaft für die Leser seyn, wenn die Lesezimmer auch bei uns, unter was für Beschränkungen auch, wie z. B., daß man nach Sonnenuntergang kein Buch mehr verabreiche, wenn solches nicht vorher bestellt war, des Abends offen wären.

2) Alphabetischer Katalog. Wir können nur dankbar seyn für das sorgfältige Studium, welches zu dem zwar etwas zu abstrusen und strengen System, das im Katalog des Britischen Museums beobachtet wird, geführt hat, wenn wir es mit den veralteten Methoden vergleichen, nach denen man noch jetzt in einigen ausländischen Bibliotheken verfährt. So z. B. werden die Bücher in der ursprünglichen Sammlung des Vaticans und der Laurenziana zu Florenz unter dem Taufnamen des Autors eingetragen und die Titel ohne Unterschied lateinisch angegeben. Von der ursprünglichen Sammlung des Vaticans sprechend, muß ich auf einen anderen Punkt aufmerksam machen, nämlich, daß man hinzugekommene Sammlungen, wie interessant es auch seyn mag, sie getrennt zu halten, dennoch in Einen Katalog eintragen sollte, damit man das Nachschlagen erleichtere. Statt dessen finden wir im Vatican nicht weniger als acht verschiedene Sammlungen, von denen jede ihren besonderen Katalog hat, und ein Fremder, welcher hingeht und den Katalog der Vatican-Sammlung verlangt, kann die Bibliothek verlassen, ohne nur zu ahnen, daß sich unter demselben Dache noch sieben Sammlungen befinden, deren Inhalt ihm gänzlich unbekannt ist. — Wie unbefriedigend dies auch seyn mag, so ist es doch in anderen Bibliotheken noch schlimmer; denn in vielen sind die Kataloge nicht einmal vollendet, und oft werden sie nicht ausgegeben. In Bologna erhielt ich erst auf die Empfehlung eines Freundes und nach großer Schwierigkeit die Erlaubniß, den sehr reichhaltigen, aus etwa 30—40 Bänden bestehenden Katalog der Handschriften zu durchsuchen. Dieser Katalog besteht nur aus sogenannten Buchhändlerstreifen, und ist daher eigentlich ein gefegtes Buch für die Mehrheit der Studirenden. Der Katalog der Handschriften in der berühmten Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ist, wie ich glaube, von derselben Art, aber unvollendet; dies war wahrscheinlich eine von den Ursachen, warum ich ihn, trotz der stärksten Empfehlungen, nicht zu sehen bekommen konnte. In Venedig wünschte ich einige Nachforschungen in Dokumenten anzustellen, welche sich auf die Alterthümer der früher zur venetianischen Republik gehörigen Inseln beziehen, da ich glaubte, daß solche in dem dortigen Archiv aufbewahrt seyn müssen. Als ich mich deshalb an die Behörde wendete, hieß mich der Secretair einen Brief schreiben, welchen er dem Gouverneur vorlegen wolle, und ich sollte in 8—10 Tagen die Antwort haben. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch später, daß die Bittschrift an die Polizei geschickt worden war, anstatt dem Gouverneur empfohlen worden zu seyn, und als ich meinen Paß verlangte, wurde ich von der Polizei ausgefragt, was für einen Zweck ich denn bei meinem Gesuche gehabt habe?

3) Klassifizirter Katalog. In diesem Punkte stehen wir unseren Freunden auf dem Festlande nach. Manche Bibliothek hat dort einen Catalogue raisonnée, und das System wird stets allgemeiner. In der Magliabechiana werden die Bücher, gleichviel ob gedruckt oder im Manuskript, nur nach Klassen geordnet, was gewiß nicht so nützlich ist, wie eine alphabetische Ordnung. In Venedig wird das doppelte System befolgt, und hierdurch kann man nicht nur jedes Buch finden, dessen Verfasser man kennt, sondern auch solche, deren Verfasser man nicht kennt. Ein noch besseres System ist allerdings das eines alphabetischen Katalogs oder Index rerum, wie in Watt's „Bibliotheca Britannica"; aber das würde mit einem großen Kosten- und Zeitaufwand verbunden seyn. Ein klassifizirter Katalog andererseits würde sogleich brauchbar seyn und nur wenig kosten, und bedenkt man die offenbaren Vortheile eines solchen Systemes für den Gelehrten, so glaube ich, daß, ob man einen Index rerum beabsichtigt oder nicht, man doch einen klassifizirten Katalog sofort anfangen sollte. Folgendes Schema würde nach meiner Meinung das wünschenswertheste seyn, um das Werk auszuführen. Die Titel der verschiedenen Klassen sollten erst von kompetenten Autoritäten sorgfältig bestimmt werden; dann, wenn die Bücher klassifizirt sind, könnten die Kataloge Blatt für Blatt gedruckt und, je nach dem Geschmack oder dem Studium der Käufer, einzeln verkauft werden. So könnte z. B. ein Architekt Seite 1 und 2 der Abhandlungen über Architektur, Seite 1 und 2 der illustrirten griechischen Architektur, einen Monat später Seite 3 und 4 der Abhandlungen u. s. w. kaufen, während ein Arzt vielleicht blos die über Pathologie und ein Advokat die über Jurisprudenz suchen würde. Obgleich es auf diese Weise Jahre lang dauern würde, ehe der Katalog vollendet ist, so würden wir doch den Nutzen davon sogleich genießen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß, anstatt große Ausgaben zu verursachen, es eine vortheilhafte Speculation seyn dürfte.

Mannigfaltiges.

— Dan. Stern und die Februar-Revolution. Die Berliner „Nationalzeitung", die namentlich in ihren Betrachtungen über die französischen Ereignisse und in ihrem Artikel Paris die antigouvernementale und antisoziale Seite ihrer Politik vollständig hervorkehrt, bringt in ihrem Blatte vom 2. Mai (Abends) einen lobpreisenden Artikel auf ein kürzlich von Daniel Stern herausgegebenes Buch: „Histoire de la Révolution de 1848". „Daniel Stern" ist bekanntlich der Autorname der Frau Gräfin d'Agoult, die lange mit dem Virtuosen Liszt in den vertraulichsten Verhältnissen gelebt und die, nachdem sie ihren Ruf und ihre Stellung in der Gesellschaft verscherzt hat, nun keinen Anstand nimmt, diese in ihren Grundlagen anzugreifen. Leider ist dies die Geschichte vieler geistreicher Menschen, zu denen Daniel Stern allerdings gezählt werden muß. Wir wollen, als einen Dämpfer auf das, was die „Nationalzeitung" von ihrem Buche sagt, hier Einiges von den kritischen Bemerkungen folgen lassen, welche die Revue des deux Mondes darüber macht:

„Welches ist der Zweck dieses Buches? Hat sich Daniel Stern blos das Vergnügen machen wollen, die Niederlage einer Gesellschaft zu schildern, deren Feindin zu seyn sie unstreitig ihre guten Gründe hat? Hat sie sich ihre Stelle unter den demagogischen Sibyllen und im Falle des Sieges die Dankbarkeit der Sozialisten im voraus sichern wollen? Wahrlich, es finden sich gar Viele in den Reihen jener gewaltigen Stürmer des alten gesellschaftlichen Baues, jener salbungsvollen Tröster des Volkes in seinen Leiden, für deren Beistand und Trost das Volk höflichst danken würde, wenn es wüßte, um welchen Preis es sich diese Bundesgenossen erkauft hat. So mancher Fluch auf das Schicksal und seine ungleichen Gaben, so manche uns räthselhaft erscheinende Verwünschung der wohlhabenden Klassen finden ihre Erklärung in einem vergeudeten Vermögen und in einem verlorenen guten Namen. Ja, seyd nur immer voll Zorn gegen die Mißbräuche und Unsittlichkeiten dieser Welt — wir wissen schon, Ihr findet nur darum die Gesellschaft nicht mehr Eurer würdig, weil sie nichts mehr mit Euch zu thun haben will. Leider weiß dies das Volk zu wenig, und daher läßt es sich immer von neuem bethören von jenem heuchlerischen Weltschmerz."

— Don Juan de Tenorio. Dieses religiös-phantastische Drama des Don José Zorrilla, dessen in diesen Blättern, als des spanischen Urstoffes zu Molière's und Mozart's „Don Juan" bereits mehrfach gedacht worden, ist jetzt in einer gelungenen deutschen Uebersetzung erschienen.*) Der Bearbeiter ist ein in Mexiko lebender Deutscher, Herr G. H. de Wilde, der den Eindruck des Stückes auf der mexikanischen Bühne kennen gelernt und sich daher auch auf dem deutschen Theater einen Erfolg davon verspricht. Wir möchten dafür allerdings nicht einstehen, zweifeln jedoch nicht, daß das gedruckte Drama nicht blos für Literaturgeschichtsfreunde, sondern auch für die Leser überhaupt Interesse haben wird.

— Il Matrimonio Segreto. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der Text dieser lieblichen Oper, welche den seltenen Vorzug hat, sowohl Kenner als Laien in der Musik zu befriedigen, und mit der auch unsere italiänische Truppe ihre diesjährige Saison auf eine recht gelungene Art beschlossen hat, einem einst berühmten englischen Lustspiel entlehnt ist, das von Garrick und den älteren Colman gemeinschaftlich verfaßt wurde und denselben Titel (The Clandestine Marriage) führt. Der italiänische Librettist hat sich fast in allen Punkten genau an das englische Original gehalten, nur daß er die komischen Farben etwas stärker aufgetragen und die ohnehin etwas gedehnte Intrigue zusammengedrängt hat, um aus der fünfaktigen Komödie ein zweiaktiges Singspiel zu machen. So ist Lord Ogleby — früher eine Glanzrolle Garrick's — mit Sir John Melvil zu einer Person (Conte Robinson) verschmolzen worden, wodurch diese natürlich einen anderen Typus erhielt und der gutherzige alte Geck sich in einen nonchalanten Weltmann verwandelte, der „non fa l'amore come un plebeo." Die Katastrophe jedoch ist beinahe wörtlich nach dem Original gegeben, mit dem einzigen Unterschiede, daß bei der Entdeckung des heimlichen Ehebündnisses statt der Tochter — der Vater in Ohnmacht fällt.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 9. Mai 1850.

Mittel-Amerika.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gaillard.

II. Die Deutschen in Moskitia.

Robert Karl Friedrich, von Gottes Gnaden (by the grace of God) oder vielmehr durch Englands Gnade, König von Moskitia, liebte Rum, Pontak und andere kräftige Getränke, was bei einem wilden König gerade nichts Außerordentliches ist, und litt, was noch weniger außerordentlich ist, oft an Geldmangel. Im Uebrigen war er so übel nicht. Trat nun sein Leid seiner Liebe in den Weg, so überkam ihn eine melancholisch philosophische Stimmung, und er gelangte dann zu einer vollkommenen Erkenntniß der Nichtigkeit aller irdischen Dinge, seine Liebe ausgenommen. In dieser Stimmung war es gut, mit ihm Geschäfte abzuschließen; man konnte dann von ihm Strecken Landes, so groß wie ein deutsches Großherzogthum, für ein Billiges an Geld und Rum kaufen. Die Käufer hatten aber dennoch zu theuer bezahlt, da ihnen die Waare später wieder abgenommen wurde, und der Rum war einmal vertilgt.

Unter diesen Landabtretungen waren zwei von bedeutendem Umfange. Die erste, ungefähr 108 geogr. Meilen, an der Kataracka-Lagune, besaßen die Capitaine Willock und Alexander, die andere, ungefähr 187 Geviertmeilen, um den Patookfluß mit Inbegriff seiner Mündung, war dem Kaufmann Rennick aus London bewilligt worden. Dazu kam ein Stadtplatz am Kap Grazias a Dios, der ebenfalls verkäuflich war. Die erste Bewilligung war in den alleinigen Besitz des Capitains Willock übergegangen, die zweite in den der Herren Brown, Passenger und Upton in London.

Von London aus wurden Versuche gemacht, dieses Land in Berlin zu verwerthen, vorzugsweise das Willocksche. Es fanden sich bald Leute, die im Jahre 1843 einen Verein zur Ausbeutung einer Speculation auf das Moskitogebiet bildeten. Der Plan soll der gewesen seyn: „es sind Ansiedler auf das zu erstehende Gebiet zu setzen und einflußreiche Personen für den Verein zu gewinnen, so daß der Staat die zu gründende Kolonie mit einem ungeheuren Gewinn für die Unternehmer an sich kauft.“ — Unter den hervorragenden Persönlichkeiten des Vereins nennen wir den Justizrath Robert, den Regierungsrath Fellechner und mehr hinter den Coulissen den durch seine mannigfachen Speculationen bekannt gewordenen Geheimerath Wedecke. Es gelang dem Vereine, den Prinzen Karl von Preußen und den Fürsten von Schönburg-Waldenburg in der Art für das Unternehmen zu gewinnen, daß sie Anfang des Jahres 1844 bedeutende Summen für eine nähere Untersuchung des Willockschen Gebiets hergaben. Dieselbe wurde in die Hände des Regierungsrathes Fellechner, des Dr. Müller und des Kaufmanns Hesse gelegt. Der Bericht ist eine gut geschriebene Zusammenstellung, deren Verfasser nur etwas an der Hühnerblindheit leidet, d. h. er sieht nur, wo die Sonne scheint, und läßt die eigentliche Colonisationsfrage außer Acht. Das Buch mit seinen Fehlern und Vorzügen ist so hinreichend beleuchtet worden, daß es nicht nöthig ist, hier ausführlicher dasselbe zu besprechen. Daß die Berichterstatter sich für die Rechtmäßigkeit der Besitztitel erklärt haben, kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, da die Regierungs-Kommissare von Moskitia erst später die Schenkungen des 1842 verstorbenen Robert Karl Friedrich für ungültig erklärt hatten.

Das zum Verkauf gestellte Gebiet, einen Theil des Nord-Ostens von Moskitia bildend, ist gerade der ungünstigste Theil des Landes für eine Colonisation durch Europäer, denn es besteht aus niedrigem, angeschwemmtem und Ueberschwemmungen ausgesetztem Lande und ist daher unter dieser Breite eine immer thätige Werkstatt für die Erzeugung von schädlichen Dünsten. Dagegen wären Kap Grazias a Dios und die Mündung des Patookflusses geeignete Stellen für Handelsniederlassungen, wenn das Hinterland eine starke Bevölkerung hätte. Nur an zwei Stellen finden sich an der langen Küste von Moskitia Landstriche, die für eine Colonisation durch europäische Landarbeiter geeignet sind: den einen bildet eine von der Küste an steigende Hochebene mit guten Häfen zwischen dem Bluefield und dem San Juan; den anderen, ein bis nahe der Küste sich hinziehendes Gebirgsland, findet man im Nordwesten zwischen dem Black- und dem Romanflusse. In diesem, auch Land der Popas-Indianer genannt, hatte der Schotte Mac Gregor 1820 einen Colonisationsversuch gemacht, dessen gänzliches Mißlingen nicht dem Klima, sondern der unsinnigen Leitung zur Last fällt. Ein späterer Versuch an derselben Stelle, von einer britischen Gesellschaft unternommen, hatte gleicher Ursachen wegen dieselben schlechten Erfolge (vgl. Thomas Young, a narrative of a residence on the Mosquito shore during the years 1839, 1840, 1841).

Unsere Untersuchungskommission hat in Central-Amerika ein theures Andenken hinterlassen. Ihr Schiff war an der Küste von Moskitia gescheitert. Dadurch wurde sie zu einer Anleihe in Balize gedrängt, die bis jetzt noch nicht bezahlt worden, da es noch nicht rechtlich feststeht, wer diese Kosten zu tragen hat. Zur Ehre des preußischen und deutschen Namens wünschen wir, daß diese Sache endlich abgewickelt werde.

Trotz der glänzenden Berichte, welche die Kommission nach ihrer Rückkehr in Berlin veröffentlicht hatte, trotz des Eifers und der angestrengten Arbeit der Unternehmer, der Bemühungen eines Herrn v. Winterfeld, eines Mannes von durchaus unklarer Stellung und abenteuerlichem Lebenslaufe, trotz der Broschüren des Herrn Keber und trotz des von ihm in Königsberg gegründeten Vereins wollten sich weder Leute finden, welche ihr Geld in dem Unternehmen anlegen wollten, noch Kolonisten mit Mitteln. Vergeblich suchte Herr v. Winterfeld einen bestehenden philanthropischen Auswanderungsverein für seine übeln Pläne zu pressen; vergeblich wurde in Zeitungsberichten den Leuten vorgeschwindelt, daß der Verein das künftliche Land für 400,000 Thaler gekauft hätte und 10,000 Berliner nach Moskitia aufbrechen wollten u. s. f. — Ehrenmänner ergriffen das Wort und bekämpften den Unfug; ihnen schlossen sich solche an, deren Colonisationspläne durch den in Rede stehenden beeinträchtigt zu werden drohten. Oeffentliches Gezänk und Aergerniß nahmen so überhand, und einzelne Anhänger des Moskitia-Unternehmens betrieben ihre Angelegenheit in so unanständiger und unverschämter Weise, daß die Regierung sich endlich veranlaßt sah, die bestehenden Gesetze gegen die Verleitung zur Auswanderung in Erinnerung zu bringen, obwohl sie früher das Unternehmen unterstützt haben soll. Der Prinz Karl und der Fürst Schönburg zogen sich zurück.

Es waren endlich 1846 zwei Auswanderungs-Gesellschaften nach Moskitia, die eine in Berlin, die andere in Ostpreußen, zu Stande gekommen, welche eben so dürftig in ihren Mitteln, als unsinnig in Betreff ihrer Grundlage waren.

Die erstere, gegen sechzig Köpfe stark, war von Winterfeld und einem gewissen Schnepel, seinem Schreiber, zusammengebracht worden. Den Auswanderern wurde von diesen fünfhundert Morgen Landes und ein reichlicher Viehstand versprochen. Worauf v. Winterfeld dieses Versprechen begründete und wo in Moskitia dieses Land lag, haben wir nicht in Erfahrung bringen können; er selbst besaß weniger als nichts. Mehr Verwunderung aber, als diese hohlen Versprechen, erweckt uns die Leichtgläubigkeit derjenigen, die sie für baare Münze nahmen. Was v. Winterfeld eigentlich beabsichtigt hat, wissen wir nicht, Berichte der von ihm Verleiteten sprechen deutlich aus, daß er sie als Gegenstände der Speculation habe mißbrauchen wollen, und wir bemerken dazu, daß vor kurzer Zeit in Brasilien am Amazonenstrom eine Schiffsladung Deutscher förmlich verkauft worden ist.

Im Juli (?) 1846 hatte sich die Gesellschaft auf dem Schiffe „Jever“ in Hamburg eingeschifft und war anfangs September auf der dänischen Insel St. Thomas gelandet (wir folgen hier dem Bericht eines Mitgliedes der Gesellschaft im „Hamburger Freischütz“ 1846, Nr. 42, der Winterfeld und Schnepel in den schwärzesten Farben schildert). Die dreiundfunfzig Mitglieder besaßen bei ihrer Ankunft auf der Insel noch dreihundert Dollars, während die Kosten der Ueberfahrt nach der Moskitoküste sich auf tausend Dollars beliefen. Wohlwollende Menschen nahmen sich der Unglücklichen an und klärten sie über den Wahn der von ihnen beabsichtigten Colonisation und die Gefährlichkeit des (flachen) Küstenlandes auf. In Folge dessen weigerte sich die Gesellschaft, ihren Führern ferner zu folgen. Diese vermerkten das sehr übel, wollten sich „die Opfer ihrer Speculation“ nicht entreißen lassen und stimmten einen hohen Ton an. Als man ihnen aber bemerkte, daß die dänischen Behörden für Leute, wie sie, feste und finstere Kerker hätten, entfernten sie sich mit noch vier Anderen nach der spanischen Insel Vièques (Crab Island), einer Verbrecherstation. Die wackeren Einwohner von St. Thomas beschränkten sich indessen nicht auf bloßen Rath, das deutsche Haus Wiemann, Bollinger u. Comp. veranstaltete eine Sammlung, die in drei Stunden siebenhundertfünfundzwanzig Dollars einbrachte. Die Mehrzahl der Auswanderer wurde auf der Insel untergebracht und zwölf, kostenfrei und mit einem Reisegeld versehen, nach Bangor in Nord-Amerika geschickt. So endete die Berliner Expedition nach Moskitia.

Unter der Führung des Referendarius Gorkowski und unter der moralischen Mitbetheiligung des vorhin genannten Keber ging die Brigg „Frisch“, Capitain Lademacher, am 14. Mai von Pillau mit 121 Personen, größtentheils Altlutheranern, ab, darunter waren nur neunundzwanzig arbeitsfähig und unter den Anderen sogar einige Krüppel. Die Leute waren noch unentschieden, ob sie nach Texas oder Moskitia gehen wollten. Nach heftigen Streitigkeiten entschieden sie sich unterwegens für Letzteres, und sie beschlossen, entweder beim

Kap Grazias á Dios oder bei Bluefield zu landen. Der Capitain hatte nur auf eine Fahrt von drei Monaten gerechnet, da er aber das Fahrwasser nicht kannte, so langte er erst nach vier Monaten, am 18. September, im Hafen von San Juan, dem südlichsten Theile des bestrittenen Gebietes von Moskitia, an. Der erste Theil der Reise wurde in sehr gemüthlicher Weise vollführt. Die Auswanderer kehrten in Dänemark, Norwegen und Madeira ein. Am letzteren Orte legten sie sich sogar acht Tage vor Anker. — Aus der Verpflegung der Nordküste entsprangen ein Glück und ein Unglück zugleich für die Auswanderer. Der Mangel an Lebensmitteln, dem sie am Bord des Schiffes ausgesetzt waren, legte in Mehrere von ihnen den Keim des Todes, während wahrscheinlich Alle darauf gegangen wären, hätte sie der Capitain nach den nördlichen Niederungen geführt. Gorkowski trennte sich in San Juan mit sieben Anderen, den gebildeten Ständen angehörend, von der Gesellschaft. Diese gingen nach Costa-Rica und Nicaragua. Drei Auswanderer waren unterwegs gestorben, und Einer war nach Europa zurückgegangen. Hundertundneun schifften sich nach Bluefield ein, wo sie am 1. Oktober in gänzlicher Mittellosigkeit eintrafen. Hier nahm sich ein edler Mann, ein wahrer Engländer im besten Sinne des Wortes, der englische General-Konsul Walker, ihrer an. Das war um so nöthiger, als sich der Capitain bald nach der Ausschiffung mit dem Schiffe heimlich entfernt hatte. Es hielt schwer, Nahrungsmittel zu beschaffen; denn die Einwohner, Neger, Mulatten und Moskitier, als Mischlinge von Negern und Indianern auch Sambos genannt, sind arbeitsscheu und dem Trunke ergeben; sie ziehen nicht mehr Nahrungsmittel, als sie selbst verbrauchen. Walker hat daher gegen 4000 Thaler ausgeben müssen, nur um die Leute vor dem Hungertode zu retten. Er that mehr, er siedelte sie bei der Stadt Bluefield an, wo sie eine eigene Vorstadt gründeten, welche sie dem Prinzen Karl von Preußen zu Ehren Karlstadt nannten. Jeder Ansiedler erhielt umsonst einen kleinen Garten und das Material zum Bau einer Hütte.

Es dürfte hier am Orte seyn, die Lage der Stadt Bluefield zu schildern, weil diese zum Theil spätere Erscheinungen unter den deutschen Ansiedlern verursacht hat. Die Stadt Bluefield (Blewfield) liegt an dem westlichen Ufer der Bluefield-Lagune, einige englische Meilen sowohl vom Hafen, als auch von der Mündung des Bluefieldflusses, ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß über dem Wasserspiegel. Die Vorstadt Karlstadt wurde nördlich von der Stadt in gleicher Höhe angelegt (Hinter der Stadt erhebt sich das Land in sanfter Neigung bis zu achthundert Fuß bei dem Aberdeenhügel, einem klimatisch besser geeigneten Punkte für eine deutsche Niederlassung.). In einer so niedrigen Lage, wie der von Karlstadt, können, wenn sonst nicht ungünstige örtliche Ursachen vorhanden sind, deutsche Handwerker und Kaufleute in den tropischen Gegenden sich ziemlich wohl befinden, aber keine deutschen Landarbeiter. Es ist möglich, daß auch auf einzelnen solchen niedrig gelegenen, örtlich besonders bevorzugten Landstrichen diese ihr Fortkommen finden und sich akklimatisiren können; bis jetzt sind aber noch keine genügenden und keine günstigen Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht worden. Für Landarbeiter ist nach den Untersuchungen der gewissenhaftesten Reisenden eine Höhe nach Umständen von 1000—2000 F. nothwendig und zuträglich erst eine von 2000—4000 F. an. Der mexikanische Bergwerksdirektor Burkhart hält die Höhe von 1000 Fuß in (dem an der nördlichen Gränze des Wendekreises gelegenen?) Mexiko für die der menschlichen Gesundheit zuträglichste. Es treten zu der Höhe eine Menge von bedingenden Verhältnissen für die Gesundheitszuträglichkeit eines Landstriches hinzu, deren Erörterung uns jedoch hier zu weit führen würde. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß da, wo der Weizen auf den Hochländern des tropischen Amerika gedeiht, auch der deutsche Feldarbeiter sich wohl befindet. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Ein anglo-amerikanischer Humorist.

Halliburton.

(Schluß.)

Dies ist der Prolog des Diners, wir wollen jetzt den Epilog sehen. Es ist nicht mehr Sir Hercules Sampson, der Gouverneur, diesmal ist es der Adjutant Sir Edward Dumpkoff, der die Kosten davonträgt. Miß Sampson singt und bittet Sir Edward, ihr eine Arie auszuwählen.

„Ach!“ sagte Sir Edward, „das reizende kleine Lied, das Sie so himmlisch und so köstlich sangen; es fängt mit den Worten an: „O, sing mir noch einmal dies Lied!“

Himmlisch und köstlich sind starke Ausdrücke, überdies, wenn sie der Stimme einer Person gelten. Sie war damit zufrieden und begann: „Sing mir noch einmal dies Lied.“ Mit Ausnahme ihres Fehlers in der Aussprache, sang sie ausreichend gut, denn in der Regel machen es die Damen gut, wenn ihnen geschmeichelt wird.

„Excellent!“ rief der Baronet. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Es ist vortrefflich; aber es giebt ein schönes kleines Lied, das fängt so an: „Sing mir noch einmal dies Lied.“ Würden wir wohl so glücklich seyn, das zu hören?“

Miß Sampson sah ihn an, um zu sehen, was er sagen wollte; aber, ach! sein unverändertes Gesicht sagte nichts. Kalt und glänzend wie Mondeslicht, trug seine Physiognomie immer ihren gewohnten uninteressanten Ausdruck. Es war sonderbar genug, sie hatte eben erst dieses Lied gesungen, und doch drückte er sich so befremdend aus. Ist es sein Scherz, oder wünscht er wirklich, es noch einmal zu hören? Die jungen Damen, bei dem sanften Temperament, wie es Miß Sampson hatte, nehmen gern die ihren Wünschen angenehmste Auslegung an, und sie sang das Lied von neuem in ihrer besten Art und mit glänzendem Erfolg.

„Excellent“, sagte Sir Edward, „aber ich bitte Sie, noch nicht aufzuhören; es giebt einen kleinen Gesang, den ich Sie einmal habe singen hören. Es ist eine schöne Sache; in Wahrheit, es ist eine Erfrischung, solche Töne zu hören.“

„Welcher Gesang ist es denn?“ fragte das junge Mädchen entzückt, ihren galanten und reizenden Freund anblickend und einen chromatischen Gang auf dem Piano ausführend: „Welcher ist es?“

„Wenn ich mich nicht irre: „Sing mir noch einmal dies Lied.“ Ihre Augen verdunkelten sich plötzlich, sie war nahe daran, unwohl zu werden, u. s. w.“

Nun, ist das nicht eine prächtige Karikatur, dieser Sir Edward?

Sind diese Sitten nicht ganz englisch? ist es nicht dieselbe Exzentrizität, dieselbe Sonderbarkeit, dieselben ungeheuren Schmeicheleien, alles dies nur noch exzentrischer, sonderbarer und ungeheurer geworden durch die Entfernung? Ist es nicht, als wenn man eine ganze Provinzialbildung, die an das Lächerliche streift, fühlte? Man würde gar nicht glauben, daß wir in Neu-Schottland sind, man würde sich vielmehr einbilden, daß diese Scene in irgend einer Provinz Englands verginge, unter reichen Kaufleuten, Bürgern der Vorstadt von London und einigen zurückgekommenen Mitgliedern der Gentry, wäre es nicht der Schluß, der uns die Versicherung giebt, daß wir uns zu Halifax befinden.

Wir wollen jetzt zu einem Buche übergehen, das betitelt ist: „der Briefbeutel, oder das Leben auf einem Schiffe“, und das als eine Fortsetzung des „Uhrmachers“ erscheint. Sam Slick, die Hauptperson, ist jetzt bei dem Kabinet von St. James Gesandtschafts-Attaché. Er ist eine vornehme Person, die ihre ganze Wichtigkeit fühlt. O Sam Slick, welches schöne Muster eines Demokraten bist Du! der alte Uhrmacher hat immer noch dieselben Ränke, dieselbe Verwegenheit, dieselbe Zweifelsucht; aber er hat nicht mehr dieselbe Unbefangenheit, welche inmitten aller dieser Ränke und dieser Zweifelsucht glänzte. Heute ist Sam Slick gekünstelt, er fühlt den Emporkömmling. Er ist grob und spröde. Er, der ehemals so diplomatisch und spitzfindig war, der nie etwas gewiß versprach und der immer berechnete, verspricht jetzt immer und berechnet nicht mehr, selbst nicht seine Ausdrücke, er ist ausgezeichnet grob. Lord John Russell heißt für ihn Johnny Russell: er hat neulich bei Norfolk oder bei Russell gespeist. Ein Republikaner, wie er, hütet sich wohl, vor die Eigennamen die Titel Graf oder Herzog zu setzen. In diesem Buche fangen die alten Eigenschaften Slick's an, ungeheure Fehler zu werden. Er ist jedoch noch sehr unterhaltend mit seinem Calvinismus und seinem Haß gegen England. Er ist fest überzeugt, daß Amerika das ruhmreichste Land der Welt ist; in dieser Beziehung ist er ein vollständiger Amerikaner, nicht mehr ein Amerikaner aus Franklin's Zeit, sondern ein würdiger Zögling von Jefferson und besonders von Jackson, dessen Namen er fortwährend im Munde führt. Man muß es nur sehen, mit welcher Begeisterung er den rühmlichen Namen Bunker-Hill ausspricht, mit welchem hinreißenden Gefühl er von seinen patriotischen Erinnerungen redet: „O! habt Ihr schon von der Schlacht bei Orleans gehört, wo die Yankees den Engländern einen solchen Streich spielten? — O, der Name des Engländers ist Ochs und der Name des Franzosen Frosch . . . . u. s. w.“ Zwischen England und Irland weiß er keinen anderen Unterschied als den, daß es in England den ganzen Tag, in Irland aber Tag und Nacht regnet. Seinen politischen Meinungen fehlt es übrigens nicht an Menschenverstand, man erkennt darin den kräftigen gesunden Menschenverstand der angelsächsischen Race, die einzige Eigenschaft, welche die Amerikaner vom ihrem Mutterlande bewahrt haben; ihre politischen Beurtheilungen sind ergötzlich durch ihren Humor. Ja, Sam Slick hat unsere Zeit gut beurtheilt: „Der Unterschied“, sagt er, „der zwischen einem Tory, einem Whig, einem Radikalen und einem Chartisten besteht, ist folgender: Ein Tory ist ein ganzer Edelmann, ein Edelmann vom Kopf bis zur Fußspitze, der alle Tage ein weißes Hemde anzieht; der Whig ist auch noch ein Edelmann, viel weniger jedoch als der Tory, er zieht nur alle zwei Tage ein reines Hemde an; der Radikale ist kein Edelmann und wechselt nur alle acht Tage das Hemde; was den Chartisten betrifft, so ist er ein kleshaftes Wesen, das nur ein Hemde besitzt und dasselbe nur auszieht, wenn es in Fetzen zerfallen ist.“ Geistreicher, verständiger, tiefdenkender Sam Slick!

Um über die närrischen Einfälle, den Geist, den Patriotismus und die Verkehrtheiten Sam Slick's besser urtheilen zu können, wollen wir ihn selbst hören; Wir befinden uns auf dem Dampfschiffe, welches ihn nach England führt. Auf eine Unverschämtheit, die Sam Slick gegen England vorbringt, antwortet sein Reisegefährte:

„Verzeihen Sie, Herr Slick, das ist noch nicht die Stimmung, mit der Sie England besuchen sollten.“

„Und welches sind denn die Stimmungen“, erwiederte er mit vieler Wärme, „in welchen sie uns besucht haben? Verdammtes Volk! Denken Sie an Dickens. La Fayette ausgenommen, hat es jemals einen Mann gegeben, der bei uns so viel gegolten hat, als Dickens? Und wer war denn Dickens? Er war kein Franzose, ein Freund unserer Nation; er war kein Landsmann, der Rechte an uns hatte; er war kein Kolonist, der, obwohl Engländer dem Namen nach, dennoch Amerikaner von Geburt, so zu sagen, eine Art Halbbruder ist. Nein, er war ein verfluchter Engländer und, was das Schlimmste ist, ein englischer Schriftsteller, indessen, weil er ein geistreicher Mann war, weil der Geist das Universum zum Gegenstande, die Welt zum Vaterlande und das menschliche Geschlecht zum Leser hat, und weil er nicht ein Bürger dieses oder jenes Staates, sondern ein Bürger der Gesammtheit ist, so haben wir ihn gut aufgenommen, haben wir ihn gefeiert, haben ihn begleitet und geehrt; hat er aber dafür uns geehrt? Was hat er bei seiner Rückkehr über uns gesagt? Lesen Sie sein Buch. Nein, lesen Sie es nicht, denn es ist nicht lesenswerth. Hat

er ein einziges Wort über diese Aufnahme in seinem Buche gesagt? In diesem Buche, welches gelesen wird, übersetzt und noch in ganz Europa gelesen wird, hat er ein Wort über diese Aufnahme gesagt? Antworten Sie, werden Sie es können? Sein Gedächtniß war schlecht, er verlor es mit der Seekrankheit. — Aber sein Notizbuch war wohlbehalten unter Schloß und Riegel, und die Schweine von New-York, und der Mann, den die Ratten im Gefängniß fressen, und der grausame Mann von Kentuck und alle diese Geschichten waren dem Gedächtnisse nicht anvertraut: Dies Alles war notirt und wurde gedruckt.

„Aber darauf kömmt es nicht an. Wenn Jemand in England wegen meines Vaterlandes mit mir Händel sucht oder mir nicht die Stellung giebt, auf welche ich in England und in der Gesellschaft als Attaché unserer Gesandtschaft ein Recht habe, so werde ich, wie Cooper sagt, auch Krieg führen. Ich kann ein Licht eben so gut putzen, als Ihr es anzünden könnt; hängt eine Orange auf, ich werde sie mit der Kugel schälen, und nachher werde ich sie theilen. Jube, Japan, Du Schelm, schwarzer Teufel, stinkender Neger, was hast Du da?"

„Einen Apfel, Herr."

„Nimm Deinen Hut ab und lege diesen Apfel auf Deinen Kopf und dann halte Dich seitwärts, an der Oeffnung dieser Thür, und halte Dich fest, oder Du könntest die Aussicht haben, Deine Kappe gekämmt zu sehen."

Darauf ein Pistol aus seinem Mackintosh ziehend, ging er mit Entschlossenheit auf die andere Seite des Verdecks und prüfte sein Zündpulver.

„Großer Gott, Herr Slick", sagte ich erschrocken; „was wollen Sie thun?"

„Ich will", sagte er mit einer großen Kälte, aber zu gleicher Zeit mit Festigkeit, „diesen Apfel da durchbohren."

„Das ist schändlich, Herr", sagte ich. „Wie können Sie nur an so etwas denken? Nehmen Sie nur an, daß Ihr Schuß fehlgeht, und Sie tödten diesen unglücklichen Jungen."

„Ich kann so etwas nicht annehmen, mein Herr, ich kann nicht fehlen, ich kann nicht fehlen, wenn ich versuche. Halte Deinen Kopf recht, Jube, und wenn ich auch fehle, was liegt daran? Der unbeschnittene Amalekiter kostet keine dreihundert Dollars. Bist Du bereit, Jube?"

„Ja, Massa."

„Sie sollen das nicht thun, mein Herr!" sagte ich, seinen Arm mit beiden Händen ergreifend. „Wenn Sie diesen Apfel zu schießen versuchen, so findet keine Beziehung mehr zwischen uns statt. Sie sollten sich über sich selbst schämen, mein Herr!"

„Massa", sagte Jube, „lassen Sie ihn Feuer geben; er wird mir auch nicht ein Haar krümmen. Ich habe nicht die geringste Furcht. Er macht es öfter zur Unterhaltung so. Massa ist ein großer Schütze; er fehlt niemals. Lassen Sie ihn den Apfel schießen, Massa."

„O! Ja", sagte Slick, „Jube ist ein Christ. Er ist eben so gut wie ein weißer Engländer; es ist dasselbe Fleisch, nur ein wenig schwärzer; es ist dasselbe Blut, nur ist es nicht eben so alt. O ja, ein Engländer und er sind Brüder in jeder Hinsicht."

Genug. Slick findet endlich für gut, seinen unglücklichen Sklaven zu schonen. Aber ist dies nicht eine merkwürdige Unverschämtheit und Prahlerei? Welche Verachtung des menschlichen Lebens! Das ist ein Republikaner, ein Demokrat, der die Worte Gleichheit und Brüderlichkeit immer im Munde führt. Menschen, belehrt Euch, nehmt ein Beispiel daran, besonders Ihr Europäer. Die Systeme sind Masken, die Doktrinen Verstellungen, die Civilisation selbst ist ein Mantel. Das, was allein Wahrheit hat, ist die menschliche Natur; was es Wahres giebt, sind die Gefühle, die Leidenschaften; was echt und klingend wie eine Münze ist, sind die Interessen und Absichten der Völker. Was nützt die amerikanische Verfassung, ihr Senat und ihr Präsident? Was von Wichtigkeit ist, sind die Städte, welche erbaut werden, die Comtoirs, die sich bilden, die Interessen, welche in den Kampf treten, die wilde Persönlichkeit, welche trotz des Wortes Brüderlichkeit eine ganze Menschenrace zu einem Fußschemel macht, die Sklaverei erhält, um niedrige Mühen zu ersparen und um schneller seine Geschäfte zu besorgen. Danken wir es also Sam Slick, daß er uns zu der Wirklichkeit und zu den wahren amerikanischen Interessen geführt hat, die wir nimmer durch eine freie und demokratische Maske hindurch erkennen; danken wir auch Herrn Halliburton, daß er uns die Absichten, welche Amerika und die englischen Kolonieen selbst nach einem gemeinsamen Ziele hin treiben, offenbart hat, und wünschen wir, daß er fortfährt, uns lange und eben so angenehm über sein Land und über die Gegenden, die er besucht hat, zu belehren.

Spanien.

Ticknor's Geschichte der spanischen Literatur.

In Nord-Amerika hat sich seit den letzten zwanzig Jahren eine rege Theilnahme für spanische Geschichte und Literatur kundgegeben. Der Grund dieser Erscheinung mag in dem Bestreben der Amerikaner liegen, sich einen Antheil an der Glorie des Columbus anzueignen, wodurch sie natürlich auf das Land seiner Wahl geführt werden mußten, auf jenes Castilla y Leon, für das er, wie es auf seiner Grabschrift heißt, „eine neue Welt gefunden hatte." Freilich ist der Zusammenhang zwischen dem großen Entdecker und den nord-amerikanischen Freistaaten, von denen er nicht einen Fuß breit sah, etwas lose, und man könnte mit demselben Rechte z. B. Alexander den Großen und die Besitzungen der ost-indischen Compagnie in Beziehung zu einander bringen. Aber die Völker lieben es, sich der Verwandtschaft mit großen Namen der Vergangenheit zu rühmen, und zumal bei den Amerikanern, deren Geschichte so jung ist, erscheint es natürlich, daß sie in dieser Absicht eine Gelegenheit herbeiziehen, wenn dieselbe auch etwas entfernt liegen sollte. Die gebildete Welt kann sich übrigens zu der Vorliebe der Amerikaner für das Adoptiv-Vaterland des Columbus nur Glück wünschen; denn sie ist dadurch bereits mit den anziehenden Werken eines Washington Irving und mit Prescott's werthvollen historischen Büchern beschenkt worden. Hierzu tritt nun ein neues Werk, das, wie wir kürzlich angedeutet, unzweifelhaft eine bleibende Autorität behalten wird, die „Geschichte der spanischen Literatur" von Ticknor.*)

Es ist diese Arbeit die vollständigste, die bisher in irgend welcher Sprache über die Literärgeschichte Spaniens erschienen ist. Spanien selbst hat kein Handbuch aufzuweisen, das seine ganze Literatur umfaßte, mit Ausnahme etwa einer mit werthvollen Anmerkungen und Zusätzen versehenen Uebersetzung des rühmlich bekannten Bouterwekschen Werkes, die doch aber nicht als eine spanische Original-Arbeit gelten kann. Die hervorragendsten Schriften der Spanier über ihre National-Literatur, z. B. die von Nicolas Antonio, Sedaño, Puerta, Sanchez, Velasquez, Sarmiento u. A., behandeln nur gewisse Zeitabschnitte oder einzelne Zweige derselben. Auch die Werke, die in deutscher, englischer oder französischer Sprache über diesen Gegenstand erschienen sind, stehen dem Ticknorschen an Fülle des Materials, an antiquarischer und bibliographischer Gelehrsamkeit bedeutend nach. Die Studien, die der Verfasser über seinen Stoff gemacht hat, sind so erschöpfend, daß in den literarischen Schätzen Spaniens für einen späteren Historiker schwerlich eine Nachlese übrig geblieben ist. Da aber manche werthvolle Ueberreste der castilischen Literatur äußerst selten und schwer zu beschaffen sind, so muß Herrn Ticknor nicht weniger Geld und Zeit, als Fleiß, auf seine Forschungen verwendet haben. Uebrigens beschränken sich seine Kenntnisse keineswegs auf sein spezielles Feld. Er zeigt sich vielmehr als einen Kenner der gesammten europäischen Literatur und insbesondere vertraut mit vielen alten und den meisten neueren englischen, französischen und deutschen Werken. Endlich verräth es den durchgebildeten Freund der schönen Literatur, daß er die ihm vorangegangenen Bearbeiter seines Stoffes mit der liebenswürdigsten Courtoisie behandelt.

Außer der bereits erwähnten Vollständigkeit in den Details hat das Werk von Ticknor noch das Verdienst, den Zusammenhang jeder literarischen Periode Spaniens mit den gleichzeitigen politischen Ereignissen der Halbinsel nachzuweisen. Ferner finden sich darin sehr interessante Biographieen der einzelnen Autoren, werthvolle Abhandlungen über den provençalischen Dialekt und den Einfluß der Troubadours auf die Entwickelung der spanischen Literatur und belehrende Schilderungen alter Institutionen Spaniens, unter denen besonders die der kirchlichen Mysterien und Autos und der ursprünglichen Einrichtung des spanischen Theaters hervorzuheben sind.

Damit diesem Lobe aber auch die Schattenseite nicht fehle, so sey bemerkt, daß der gelehrte Verfasser in Allem, was die Poesie betrifft — und dies ist gerade die reichste Seite der spanischen Literatur — einen auffallenden Mangel an Gefühl für die Schönheiten derselben bekundet. Mit trockener Gelehrsamkeit spricht er von den alten castilischen Romanzen und hat kein Wort für die glühende Phantasie, von der sie durchdrungen sind. Mit dürrem Formalismus klassifizirt er Lope's und Calderon's Schauspiele und rechtet mit den Dichtern über Unwahrscheinlichkeiten, Anachronismen und geographische Schnitzer, vergessend, daß das spanische Drama, ein Luftgebilde der fesselosen Phantasie, das Secirmesser einer wissenschaftlichen Kritik nicht verträgt, und daß man unmöglich den Maßstab des neu-engländischen Puritanismus an die Schöpfungen des glühenden Südens legen kann.

Schließlich sey es gestattet, eine Stelle aus dem lehrreichen Werke hierherzusetzen. Wir wählen diejenige, mit welcher die traurige Zeit der Inquisition eingeleitet wird:

„Die Bücher, die in der ganzen nun folgenden Periode erschienen, tragen sämmtlich die Zeichen einer widerwärtigen Unterwürfigkeit. Die kriechend servilen Windungen der Autoren, die Menge von Certifikaten, in denen sie sich die orthodoxe Tendenz von Schriften bescheinigen lassen, die in gar keiner Beziehung zur Religion stehen, die Anhänge, in denen sie für etwaige unbewußte Vernachlässigungen der kirchlichen Autorität oder für zu ausgedehnte Benutzung der klassischen Mythologie um Verzeihung bitten, liefern traurige Beweise nicht allein für die Sklaverei, in welcher der menschliche Geist in Spanien gehalten wurde, sondern auch für die Verderbniß und Verkrüppelung, in die er durch die langjährige Knechtung verfallen war. Es wäre aber ein großer Irrthum, wollte man diese Eigenthümlichkeit der spanischen Literatur einem direkten Einflusse der Inquisition und der politischen Gewalt zuschreiben, die mit physischer Kraft die ganze Gesellschaft im Druck erhalten hätten. Dergleichen würde nicht möglich gewesen seyn. Keine Nation hätte sich solche Tyrannei gefallen lassen, am wenigsten eine so stolze und ritterliche, wie die spanische unter Karl V. und in der ersten Regierungszeit Philipp's II. Jene betrübende Erscheinung war seit länger verbreitet. Ihre Begründung lag in dem alt-castilischen Charakter, in dem mißleiteten, überspannten Glaubenseifer, der mit so großem Ruhm gegen den über Europa hereinbrechenden Muhammedanismus gefochten, und in der soldatischen Treue, die mit so großer Aufopferung die spanischen Fürsten gegen ihre Feinde geschützt hat. Diese beiden Eigenschaften sind in keinem Lande so in den Volkscharakter übergegangen, als in Spanien. Die Unterwerfung der Spanier unter einen unwürdigen Despotismus und die sie charakterisirende Bigotterie waren demnach nicht die Folgen der Inquisition und der tyrannischen Regierung, sondern Inquisition und Despotismus gingen hervor aus der irregeführten Frömmigkeit und Unterthanentreue. Eine Civilisation, in welcher diese Elemente überwiegen, kann zwar

*) History of Spanish Literature, by George Ticknor. 3 vols.

manches Glänzende und Edle darbieten, aber sie ist nicht ohne ihre sehr schlimme Schattenseite; denn es gehen dabei die schönsten Eigenschaften der Menschennatur verloren, jene Tugenden, die im häuslichen Leben entwickelt werden und in der Uebung der Künste des Friedens zu Tage kommen. Die scheinbaren Widersprüche nun, denen wir in dem Nationalgeist und der Literatur Spaniens zur Zeit seiner höchsten Blüthe begegnen, lassen sich nur ausgleichen, wenn wir sie auf die genannten beiden Grundzüge des kastilischen Volkscharakters zurückführen. Wir finden zu gleicher Zeit die Inquisition auf dem Gipfel ihrer Macht und das Lustspiel auf dem Gipfel seiner Popularität. Wir sehen Philipp II. und seine nächsten Nachfolger mit der niederdrückendsten Strenge regieren, während Quevedo seine witzigen Satiren und Cervantes seinen humoristischen „Don Quijote" schreiben. Aber je näher wir zusehen, desto deutlicher wird uns, daß hinter diesen Widersprüchen eine moralische Verkommenheit verborgen liegt. Die spanische Nation und ihre besten Schriftsteller waren fröhlich und guter Dinge, weil sie die entwürdigenden Fesseln, die ihnen angelegt waren, nicht fühlten. Mit leichtem Herzen entbehrten sie die edelsten Güter und die höchsten Zwecke des Lebens, befangen, wie sie waren, in ihrer Loyalität und Bigotterie."*)

England.

Der Verlagsrechts-Vertrag zwischen Frankreich und England.

Dieser Vertrag, schreibt ein Korrespondent des Athenaeum, ging vom vorigen Minister Herrn de Tocqueville aus, der dessen Ausführung seinem Nachfolger, dem General de la Hitte, überließ. Eine Zeitlang jedoch wurde das Dokument, welches bereits weit vorgeschritten war, dem Carton aux oublis überwiesen, und es hätte da bleiben können, wenn nicht gewisse Individuen, welche dabei betheiligt sind, die Aufmerksamkeit des Ministers ganz besonders darauf gelenkt hätten. Auf ihre Vorstellung zog er den Gegenstand in Betrachtung und legte das Dokument der Akademie vor. Die Mitglieder verweigerten es aber, eine Meinung auszusprechen, indem sie darauf drangen, daß die Sache vom ganzen Institute untersucht werden solle. Man zog den Präsidenten des Cercle de la Librairie, Herrn Pagnerre, zu Rathe; dieser billigte den Vorschlag und nahm die Bedingungen des Vertrags, als dem Interesse der Corporation, welche er repräsentirt, günstig, mit Dankbarkeit an. Hierauf schickte der Minister das Dokument an sämmtliche fünf Akademieen, welche das Institut bilden. Jede von diesen hat zwei Abgeordnete ernannt, und diese zehn sollen eine Kommission des gesammten Instituts ausmachen, deren Aufgabe es nun ist, das Dokument zu prüfen und dem Institute bei seiner Generalversammlung im gegenwärtigen Monat (März) darüber Bericht abzustatten. Man scheint nicht daran zu zweifeln, daß der Bericht günstig ausfallen wird. Es ist von Wichtigkeit, Alle, welchen es um die Wohlfahrt unserer Literatur zu thun ist, auf diese Nachricht aufmerksam zu machen. Dies ist der Augenblick für britische Autoren und Verleger, sich zu bemühen, daß ihr Interesse in Paris vertreten werde, so daß, während die französische Autorität bei der Arbeit ist, kein einseitiges Arrangement beschlossen, sondern der Grund zu einem bleibenden Gesetze gelegt werde, welches den Autoren beider Länder die Gegenseitigkeit des Eigenthumsrechts auf eine wirksame Weise zu sichern vermag.

Die Verlagsrechtsfrage zwischen England und Amerika hat eine Gestalt angenommen, welche die Frage, so weit dieses Land betroffen ist, erledigt. Herr Murray, welcher glaubte, amerikanische Autoren hätten eine Art von Schutz hier, ließ sich dadurch bewegen, Herrn Irving für die Erlaubniß zur Herausgabe seiner Biographieen des Goldsmith und Mahomet Geld zu zahlen. Die Zahlung aber und die Erlaubniß waren unnöthig und nichtig; denn Herr Murray hatte ein unbezweifeltes Recht, beide Werke ohne irgend ein Verständniß mit dem Verfasser nachzudrucken. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Streit ohne das kostspielige Verfahren, welches die Buchhändler bei dieser Gelegenheit beobachtet, sich einander den Hals abzuschneiden, abgemacht worden wäre. Drei verschiedene Buchhändler haben jeder ein Irving's „Life of Goldsmith" und drei verschiedene Verleger haben jeder ein Irving's „Life of Mahomet" erscheinen lassen. Das Resultat davon wird seyn, daß die großen Londoner Häuser weder dem Herrn Irving, noch irgend einem amerikanischen Autor für den Verlag ihrer Werke Geld zahlen, sondern die amerikanische Literatur dem beliebigen Nachdruck der Herren Routledge, Clarke und H. G. Bohn überlassen werden.

So eben ist dem Unterhause ein Bericht über den Betrag der Einfuhrsteuer für ausländische Bücher, welche vom 5. Januar 1840 bis zum 5. Januar 1850 eingegangen, vorgelegt worden. Er lautet, wie folgt:

Für das am 5. Jan. 1841 abgelaufene Jahr		6493	Pfd. Sterl.
Für	1842	8451	"
Für	1843	7878	"
Für	1844	9011	"
Für	1845	9481	"
Für	1846	10492	"
Für	1847	9201	"
Für	1848	8843	"
Für	1849	7762	"
Für	1850	7751	"

*) Wir verweisen auf die Uebersetzungs-Anzeige am Schlusse des Blattes.

Mannigfaltiges.

— Die Würde eines englischen Poeta laureatus. Mit dem am 23. April (dem Todestage Shakespeare's und Raphael's) erfolgten Ableben des gefeierten Dichters William Wordsworth ist in England wieder die Würde eines „Poet Laureate" (gekrönten Dichters) vakant geworden, die bis vor einigen Jahren der außerhalb seines Vaterlandes kaum gekannte Robert Southey bekleidet hatte. Das Athenaeum sagt: „Es scheint jetzt an der Zeit zu seyn, dieses blos nominelle Amt, dessen Verrichtungen dem Zeitalter der Hofnarren angehören, welche Letzteren sogar in höherem Range und größerer Achtung als die Hofdichter standen, gänzlich eingehen zu lassen. Hätte der Titel überhaupt noch irgend eine Bedeutung, so würde er den Dichter gewissermaßen als Parasiten darstellen; da er aber gar keine Bedeutung mehr hat, so sollte man ihn, gleich dem übrigen mittelalterlichen Mummenschanz, mit welchem er zusammenhing, in die Rumpelkammer werfen. Wir stimmen der Times bei, welche der Ansicht ist, daß die mit dem Amte verbundenen Einkünfte in eine Pension verwandelt werden könnten, die ohne Beigabe des lächerlichen Titels demjenigen lebenden Dichter verliehen wird, den — wie es bei dem Laureatenthum der Fall war — „der König am meisten zu ehren wünscht." Bei dieser Gelegenheit erfahren wir übrigens, daß die vakant gewordene Jahresrente, gleichviel unter welchem Titel, wahrscheinlich Herrn Tennyson zu Theil werden wird. Wir unsererseits glauben jedoch deßhalb nicht daran, weil das poetische Talent des Herrn Tennyson bereits durch eine jährliche Pension von 300 Pfd. belohnt worden. Die Kumulirung der wenigen pekuniären Hülfsmittel, welche das Land seinen literarischen Berühmtheiten gewährt, in einer und derselben Person würde ein großes Unrecht gegen die Kollegen des Herrn Tennyson involviren, das keineswegs in dem außerordentlichen Hervorragen seines Talentes eine Entschuldigung finden würde."

— Das französische Volk. Man spricht vom französischen Volke immer als von einer Einheit, „aber es giebt", sagt die Revue des deux Mondes, „zwei ganz verschiedene französische Völker in unserer unglücklichen Stadt Paris und vielleicht auch im ganzen unglückseligen Frankreich: eines, das arbeitet, den Acker baut, fabrizirt, Handelsgeschäfte macht, Schifffahrt treibt und überhaupt den nationalen Boden durch seine Thätigkeit befruchtet; und ein zweites Volk, das sich unaufhörlich regt und bewegt, das seine Arbeitsscheu und seine Laster gern auf Frankreichs Rechnung stellen möchte, das sich beständig aus allen Unzufriedenen der niederen Volksklassen, aus allen Ehrgeizigen von verworfener Gesinnung rekrutirt, das seine Stärke in der verderblichen Nachsicht unserer Gesetze und in der noch viel verderblicheren Nachsicht der Amnestieen findet, das sich durch Nichts in der Welt mehr begütigen läßt, weil in seinen verderbten Gemüthern keine Reue und kein sittlicher Aerger mehr aufzukommen vermag. Glauben wollen, daß zwischen diesen beiden Völkern jemals ein Friede oder auch nur ein Waffenstillstand möglich sey, wäre ein großer Irrthum, der nach und nach allen denjenigen, die ihn theilten, den Untergang bereiten würde. Was man im Gegentheile wünschen muß, ist, daß sich die beiden Völker mehr und mehr von einander trennen, daß das wahre Volk sich nicht mehr mit jenem falschen Volke vermische, daß es dasselbe weder zu seinem Führer, noch zu seinem Verbündeten mache, daß es nicht mehr schweige, während jenes schreit und lärmt, sondern daß es diesen Lärm durch die mächtige Stimme der Wahrheit ersticke. Dies allein ist wünschenswerth, und darin allein ist Heil zu finden, nicht aber in den Versuchen einer unmöglichen Versöhnung und in edelmüthigen, aber chimärischen Hoffnungen, die an unersättlichen und daher nie zu befriedigenden Begierden scheitern."

Also dahin ist es bereits in Frankreich gekommen, daß der eine Theil des Volkes unversöhnlich dem anderen gegenübersteht. Und dieses Geständniß über die Beschaffenheit des Volkes, das sich einst so gern die „große Nation" nennen hörte, kömmt aus dem Munde von Franzosen selbst, die jetzt mit einer Art von Bewunderung auf jedes andere Volk hinblicken, das nicht das französische ist. Wahrlich, ein abschreckenderes Beispiel, als dieses, hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben!

Literarischer Anzeiger.

Uebersetzungsanzeige.

In meinem Verlage erscheint nächstens von dem im Dezember 1849 gleichzeitig in London und New-York ans Licht getretenen, von allen Fachkundigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen Werke:

History of Spanish literature by *George Ticknor*,

die Frucht dreißigjähriger Studien, europäischer Reisen und kostbarer Sammlungen, eine vollständige deutsche Bearbeitung von Dr. N. H. Julius in Hamburg. Dieselbe wird durch die bereits zugelagte Beihülfe des Herrn Ferdinand Wolf in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der spanischen Literatur, durch die eigenen vielfältigen Sammlungen des Bearbeiters für dieselbe, so wie durch die Benutzung des erst 1849 in Holland erschienenen gelehrten Werkes von Dozy über arabisch-spanische Literatur, selbst einiger Vorzüge vor dem englischen Original theilhaftig werden.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 11. Mai 1850.

Schweiz.

Die Bibliothèque de Genève über das Verhältniß der Kirche zum Staate in Preußen.

Wir theilen in Nachstehendem die Ansicht eines auch in Preußen hochgeachteten gelehrten Genfers, des Herrn Professor Ch. Monnard, mit, der seine Landsleute schon bei vielen Gelegenheiten über die Zustände Deutschlands und insbesondere auch Preußens zu belehren suchte, welches Letztere er durch seinen längeren Aufenthalt in Bonn als sein zweites Vaterland lieben gelernt hat:

„Die Frage über die religiöse Freiheit oder über das Verhältniß der Kirche zum Staate hat sich in unseren Tagen faß in allen Ländern, die mehr oder minder durch die neuesten Ereignisse erschüttert worden sind, aufgedrängt. Wir wollen uns hier weder in politische, noch in religiöse Streitigkeiten einlassen, sondern dieses Verhältniß, vom geschichtlichen Standpunkte aus, ein wenig aufzuhellen versuchen.

Die Frage, ob die Kirche vom Staate zu trennen sey oder nicht, wurde eigentlich schon unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III., wiewohl nicht in dieser alternativen Form, gestellt. Die protestantische Kirche war ehedem in Preußen freier, als in vielen anderen Ländern; sie erkannte zwar das Staatsoberhaupt auch für das ihrige an, aber der Monarch übte seine kirchliche und politische Gewalt getrennt von einander aus. Unter Friedrich II. wurde diese doppelte Gewalt zu Einem Ganzen vereinigt, oder, richtiger, die kirchliche Oberhoheit des Königs wurde von nun an nur ein Attribut seiner Souverainetät. Während der gekrönte Schüler Voltaire's einen geistigen Genuß darin fand, den Grundsätzen einer Philosophie, welche in ihrem Resultate die moralischen Bande der Familie und der Gesellschaft lockerte, öffentlich zu huldigen, setzte der König dem Verfall der Sitten und der schwindenden Ehrfurcht gegen den Herrscher die kirchliche Disziplin entgegen, deren wohlthätigen Einfluß auf die Erhaltung der Ordnung er kannte. Aber das Religionsedikt Friedrich Wilhelm's II. schwächte diese; der Zwang, den man anwendete, um die Herrschaft der Religion herzustellen, erzeugte religiöse Indifferenz.

Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg,*) beschloß er, einen für das Volk heilsamen Gebrauch von seiner Gewalt zu machen; aber gute Absichten ändern nicht das Fehlerhafte eines irrigen Prinzipes, noch halten sie dessen Konsequenzen auf. Während des Napoleonischen Druckes wandte sich nämlich das Herz des Volkes der Religion zu, es suchte in der heiligen Schrift Trost und Hülfe; der König sympathisirte hierin ganz mit seinen Unterthanen und verdankte dieser wahren Frömmigkeit die sittliche Kraft, die ihn im Leiden aufrechthielt und seine spätere Erhebung möglich machte. Als er sich nun wieder im Besitz seiner Macht sah, wollte er den Einfluß der Religion auf das Volk noch mehr befestigen und deshalb zunächst eine Reorganisation der protestantischen Kirche in seinen Staaten vornehmen. Er ernannte im Jahre 1814 zu diesem Behufe eine geistliche Kommission, welche natürlich die Anforderungen der Gegenwart berücksichtigen sollte. Diese fand bald, daß der Klerus einer durchgreifenden Verbesserung am meisten bedürfte, weil der Geist des Zweifelns jeden heiligen Eifer in ihm verdrängt und eine religiöse Verflachung herbeigeführt hatte. Der König und die Kommission hielten daher eine Umgestaltung der Kirchenbehörden selbst für nöthig, und eine Verordnung vom 30. April 1815 stellte die Provinzial-Konsistorien mit einer ausgedehnten Kompetenz über Kirche und Schule wieder her.

Eine solche Einrichtung widersprach indeß dem allgemeinen Organismus des Staates; der König nahm die Verordnung zurück, trennte den Kultus und den Unterricht von dem Ministerium des Innern und vertraute das Portefeuille dieser beiden Zweige dem Baron v. Altenstein. Dieser schien nämlich unter allen damaligen Staatsmännern am besten das religiöse und selbst das christliche Leben zu verstehen; indessen war er noch mehr mit den nöthigen Verwaltungsmaximen vertraut, als von dem freien Geiste des Christenthums durchdrungen. Ganz im Widerspruch mit dem Willen des Königs, der sich gewöhnlich mehr durch die Geradheit seiner Absichten, als durch die Beharrlichkeit, diese zu vertheidigen, auszeichnete, ging die Leitung der geistlichen Angelegenheiten fast ganz in die Hände der Regierungsgewalt über. Der administrative Absolutismus des Ministers unterstützte besonders einen Wunsch des Königs, aber nicht auf die rechte Weise. Wir meinen die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen. Diese war das Hauptaugenmerk des Ministers geworden. Der König nun wollte durch diese Union keineswegs eine Konfession beeinträchtigen, sondern nur eine dem wahren Christenthume entsprechende, gemeinsame evangelische Kirche begründen. Er erklärte auch in der Verordnung vom 27. September 1817 ausdrücklich, daß die Union in seinen Augen nur dann einen Werth haben würde, wenn sie von der innersten Ueberzeugung ausginge und weder ein Werk des Zwanges, noch des Indifferentismus wäre. Der Name „Evangelische Kirche" gefiel Allen; der Zweck der Liturgie war weniger auf die größtmögliche Vereinigung der beiden Glaubensgemeinden berechnet, als vielmehr darauf, den Gottesdienst und die Predigt auf ihre ursprüngliche Bedeutung, an jedem Sonntag nämlich die Grundwahrheiten der Religion ins Gedächtniß zu rufen, zurückzuführen. Diese Liturgie sollte indessen Niemanden aufgezwungen werden, sondern der Ueberzeugung eines Jeden anheimgestellt seyn. Allein der König wurde schlecht unterstützt; die rationalistischen Pastoren, welche die Mehrzahl bildeten, führten die Liturgie theils mit Gleichgültigkeit, theils mit Widerwillen ein und verabsäumten es, das Volk über die Absichten des Monarchen aufzuklären. Sie erregten geflissentlich Zweifel bei dem Volke, die zu einem höchst verderblichen Separatismus führten. Der Minister v. Altenstein überließ der Wissenschaft die Sorge für die innere Reinheit der Kirche, verlangte aber für den Staat das Recht, über die Formen zu entscheiden, unter denen die Religion und die Kirche in der Gesellschaft auftreten müßten. Er ließ also die Presbyterien und Synoden in Vergessenheit kommen und beschränkte die Konsistorien auf die rein wissenschaftliche Function, die Predigtamtskandidaten zu prüfen. Er behandelte die Annahme der Liturgie als Polizeisache und wandte Zwangsmittel an, wo er auf Widerstand traf; so verletzte er die religiöse Freiheit und die Rechte der Kirche, welche der König stets geachtet wissen wollte.

Der Kampf zwischen dem Gewissen und der Gewalt war, wie immer, ein langwieriger und heftiger; der Druck allein bewirkte sogleich die Absonderung von der Kirche, in deren Namen man solchen Zwang übte. Es bildeten sich geheime Versammlungen, die sich, trotz aller Verfolgung, vermehrten. Ein Pastor in Breslau bat um die Benutzung einer Kirche, in welcher er, neben dem offiziellen Gottesdienst, den herkömmlichen begehen könnte, wurde aber mit Härte abgewiesen. Das alte Lutherthum erwachte wieder, breitete sich aus und waffnete sich gegen den Religionszwang. Der König befragte daher im Jahre 1830 die Geistlichkeit über die Mittel, diesem separatistischen Unwesen Einhalt zu thun; diese schlug geistige Gegenmittel vor, aber der Minister zog eine strenge Polizei vor, welche die geheimen Versammlungen aufheben sollte. Seine Beamten verfuhren mit unerträglicher Härte; der Justizminister v. Mühler, so wie die Gerichtshöfe überhaupt, erkannten das Recht der Separatisten an, und es entstand somit ein Konflikt zwischen der richterlichen und polizeilichen Gewalt. Bis zum J. 1838 zählte man nicht weniger als 548 Städte und Dörfer, in denen zahlreiche, höchst achtbare Familienväter sich weigerten, an dem offiziellen Gottesdienste Theil zu nehmen und ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken: die Polizei konnte mit aller Strenge nichts ausrichten, sondern führte nur den Ruin der besten Familien und massenhafte Auswanderungen herbei. Nun suchte man die letzteren so viel, wie möglich, zu beschränken; aber auch dies blieb ohne Erfolg. Endlich bemühte sich die Regierung, welche wohl die schlechte Wahl in den Mitteln, aber nicht die Fehlerhaftigkeit des Prinzipes einsah, sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie zwischen den verführten und den verführenden Separatisten einen Unterschied machte und gegen diese mit der äußersten Strenge verfuhr. Man setzte Geistliche so lange ins Gefängniß, bis sie versprachen, keinen den Statuten der Kirche entgegengesetzten Akt vorzunehmen. Eine Deputation von Lutheranern der verschiedenen Provinzen erhielt bald nach ihrer Ankunft in Berlin den Befehl, sofort zurückzureisen. Eine andere Petition derselben um volle Freiheit ihrer Kirche, zugleich mit einer ernsten Verwahrung gegen die revolutionairen Absichten, die man ihnen zumuthete, wies der Minister des Innern gleichfalls in unklugem Zorn zurück. Nun erst begann ein offener Krieg zwischen den Agenten der Regierung und einer großen Anzahl über alle Provinzen zerstreuter Bürger. Die Macht mußte endlich dem Rechte weichen; im Jahre 1837 stellten zwei Minister dem Könige die Unwirksamkeit des bis dahin verfolgten Systemes vor. Eine Kommission aus Mitgliedern der verschiedenen Ministerien sollte neue Vorschläge machen. Diese erkannte zwar als das einzige Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe die religiöse Freiheit an, glaubte aber nicht, daß diese unter den gegebenen

*) Herr Monnard bemerkt, daß er die einzelnen Thatsachen, die sich auf den Gang der Regierung beziehen, aus der mit großer Unparteilichkeit verfaßten Schrift des Geh. Regierungsrathes Dr. G. Lüders: „Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben", genommen habe.

Verhältnissen ohne Weiteres gestattet werden könnte. Sie empfahl dem Staate „Nachsicht und Aufsicht" gegenüber den Dissidenten; aber hierin lag eine Halbheit, die nicht zu dem gewünschten Ziele führen konnte.

Der Minister v. Altenstein griff, in dem Glauben, daß die politischen Bestrebungen sich der religiösen nur als Deckmantel bedienten, zu sehr falschen Maßregeln. Die Zeit hat allerdings die Dissidenten gerechtfertigt, indeß man muß wiederum bedenken, daß sehr oft in solchen Fällen religiöse Bewegungen auch die sozialen Verhältnisse erschüttern.

Das Uebel verschlimmerte sich. Der Kronprinz schrieb im Jahre 1839 an den Minister v. Altenstein: „Indem man zu polizeilichen Maßregeln seine Zuflucht nahm, hat man die Natur der religiösen Ueberzeugung und ihre Kraft völlig verkannt; daher hat das Uebel den Gipfel erreicht. Die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens stellt Preußen gerade zu einer Zeit nach innen und außen bloß, wo Alles die Beschützer Deutschlands zur Einigung mahnt. Der Irrthum, die Erbitterung werden von selbst fallen, wenn man der evangelischen Kirche ihre gesetzmäßige Freiheit zugesteht."

Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron im Jahre 1840 bestieg, war die Kirche in arger Zerrissenheit; allein der König hatte schon früher über diese große Aufgabe reiflich nachgedacht, und die leitende Idee in ihm war, die Nation durch die Entwickelung ihrer Kraft und die Mittel, welche ihm die erbliche Monarchie darbot, zu einer wahrhaft menschlichen Freiheit zu führen. Er hoffte die moralischen Uebel durch moralische Mittel zu heilen und nicht durch constitutionelle Formen, die, wie er dachte, nur gewisse politische Garantieen böten, ohne die Menschen zu bessern. Die Minister jedoch und die Beamten, welche dies nicht für möglich hielten und außerdem von aristokratischen Vorurtheilen befangen waren, begriffen den König nicht. „Aber der zukünftige Geschichtschreiber der letzten acht Jahre", sagt Herr Eilers, „wird jene Absichten klar darlegen müssen. Wenn ihm dies gelingt, dann wird man die Hindernisse beklagen, welche der König gefunden." Der König begriff den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse der protestantischen Kirche;*) er sah bei der Mehrzahl ihrer Glieder eine stolze Philosophie statt des reinen Glaubens. Die Vereinigung des Glaubens und der Wissenschaft schien ihm nur möglich, wenn beide ganz frei wären; er wollte daher die Kirche von den Fesseln befreien, die ihr durch einen Mißbrauch der Gewalt aufgelegt worden waren, und die Oberaufsicht des Herrschers auf die früheren Gränzen beschränken oder selbst auf diese Würde verzichten, sobald sich aus der freien Entwickelung der Kirche eine tüchtige Autorität bildete; endlich wollte er in allen evangelischen Kirchen Deutschlands das Gefühl ihrer gemeinsamen Interessen anregen und die Differenzen ausgleichen.

Der neue Regent wählte Eichhorn zum Kultusminister, einen Mann, der seine Ansichten theilte und der sich um Preußen als Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dadurch große Verdienste erworben hatte, daß er die schwierigen Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, in Folge der durch den Wiener Kongreß verfügten Territorialveränderungen, regelte. Sein Bestreben, das gemeinsame deutsche Interesse über das der einzelnen Staaten zu setzen, zog ihm seitdem die Ungnade des Wiener und Münchener Kabinets, so wie das Mißtrauen der Staatsmänner aus der alten Schule, zu; aber seine Thätigkeit und Geschicklichkeit, so wie seine Verbindung mit Schleiermacher und Neander, machten ihn für das neue Amt ganz geeignet.

Der König und sein Minister waren Beide aufrichtig und mieden die Politik, welche sich der Religion nur als Mittel bedient; sie lebten vielmehr der Ueberzeugung, daß die von jedem Drucke freie Religion am meisten zur sittlichen Hebung eines Volkes beitragen könnte: deshalb befolgten sie ein neues System. Sie wollten der Kirche eine Verwaltung geben, welche sie in ihrer freien Entwickelung nicht hinderte: rein geistliche Behörden, hinlängliche Vertretung in den Synoden, inniges Gemeindeleben sollten die drei Grund-Elemente seyn.

Diese wahrhaft hohe Idee stieß auf Hindernisse. Der Gedanke einer gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate, der zunächst in Frankreich Eingang gefunden, und den in Deutschland, selbst jetzt noch, nur die Gegner der Kirche in Schutz nehmen — dieser Gedanke konnte und sollte damals natürlich nicht verwirklicht werden. Die wahrhaft Frommen wollen auch dies durchaus nicht, sondern nur, daß die Kirche in ihrer Entwickelung frei sey; überdies ist in Preußen die Geschichte des Staates und die der protestantischen Kirche so eng verbunden, daß ihre Trennung fast einem Gewaltstreich gleich käme. Dieser Staat stützt nicht den Thron auf den Altar, aber die auf das Evangelium gegründete moralische Macht ist das erste Prinzip seiner Stärke; daher hat man nicht mit Unrecht diejenigen, welche seine alte Vereinigung mit der Kirche zu brechen versuchten, der absichtlichen Schwächung des Staates selbst beschuldigt.

Andere Männer, unter ihnen alte Beamte, welche Eichhorn beibehalten zu müssen glaubte, hielten die Einheit der Kirche mit dem Staate für nothwendig wegen der Einheit der Verwaltung, oder, mit anderen Worten, sie glaubten, daß eine starke Regierung nur mit der Subordination der Kirche unter den Staat bestehen könnte. Diese waren gewohnt, die Kirche durch Cirkulare und Ordonnanzen regiert zu sehen, und sie konnten sich nicht zu der Idee einer organischen Entwickelung derselben erheben.

In der Kirche selbst erregte der Plan einer Belebung derselben bei einem Theile der Geistlichen, welche einem trockenen und kalten Rationalismus huldigten, heftigen Widerspruch. Die Sorge für die Seelen, die christliche Erbauung, das geistige Leben, diese Begriffe dünkten ihnen mittelalterlich, und sie selbst hielten sich für zu aufgeklärt, als daß sie das Volk durch dergleichen Handlungen in die alte Finsterniß, zu Gunsten einer Regierung, welche sie des Pietismus anklagten, wiederum stürzen sollten.

Außerhalb der Kirche erklärten die Philosophen die neue Reform für eine Fehlgeburt; sie verdammten einen Glauben, der auf etwas Uebernatürliches gerichtet sey, und forderten als höchsten Grundsatz die vollkommene Freiheit des sittlichen Menschen.

Solche und ähnliche Hindernisse hätten sicher Jeden zurückgeschreckt, nicht aber den König und seinen Minister; in dem Bewußtseyn ihrer reinen Absichten und der Ueberzeugung von dem politischen und moralischen Einfluß ihrer Reform traten sie der öffentlichen Meinung entgegen.

Jede Reform muß von einer genauen Kenntniß der gegenwärtigen Lage der Dinge ausgehen: es wurden also besonders über folgende drei Punkte Forschungen angestellt: 1) Ueber das Verhältniß der Theologie zur Philosophie, so wie über die in der ganzen Kirche vorherrschende theologische Richtung. 2) Ueber die Art der praktischen Thätigkeit des Klerus. 3) Ueber die Religiosität und die dogmatischen Tendenzen des größeren Theiles der christlichen Gemeinden.

Das demokratische Prinzip der reformirten Kirche sollte statt des aristokratischen der lutherischen, welches Alles von den Konsistorien ausgehen ließ, eingeführt werden. Die neue Verfassung bildete neben den Konsistorien eine hinlängliche Vertretung in den Distrikts-, Provinzial- und General-Synoden. Die Majorität im Ministerium war dagegen, und es bedurfte der Beharrlichkeit und Festigkeit des Königs, um diesen Widerstand zu bekämpfen. Die Synoden wurden befragt, und sie entschieden sich mit Majorität für die liberalen Ansichten des Königs und seines Kultusministers. Auf diese Weise war eine freie, einige, dem Staate nicht untergeordnete Kirche begründet, als die gewaltige Erschütterung des Jahres 1848 den Staat in seinen Fundamenten wankend machte.

Zu dieser Zeit ertönte der Ruf nach Trennung der Kirche vom Staate durch das ganze aufgeregte Deutschland; aber nicht überall ertönte er aus reinem Munde. Indessen, welches auch immer die nächsten Resultate dieser Bewegung seyn mögen, die Freiheit der protestantischen Kirche, nicht ihre Trennung, ist gerettet, und dem Könige gebührt der Ruhm, gezeigt zu haben, daß diese Freiheit das einzige Mittel gegen die der Kirche durch die Oberherrschaft des Staates zugefügten Uebel sey, und somit endlich diese Freiheit selbst vorbereitet und ins Leben gerufen zu haben."

*) Man vergleiche Art. 13—19 der Verfassung, die übereinstimmend mit dem eben Berührten das Verhältniß der Kirche zum Staat regeln.

Mittel-Amerika.

Die Deutschen im Auslande.

Von Karl Gaillard.

II. Die Deutschen in Moskitia.

(Schluß.)

Walker sorgte wahrhaft väterlich für die Deutschen, er überwachte ihre Arbeiten und ordnete ihre Lebensweise. Nichtsdestoweniger brachen im Anfange viele Krankheiten unter ihnen aus, eine Folge der Entbehrungen auf dem Schiffe und des übermäßigen Genusses frischer Früchte, den Walker nicht immer verhindern konnte. Auch da waren er und seine vortreffliche Gattin wieder die treuesten Krankenpfleger unserer unglücklichen Mitbrüder. Auf seinen Befehl leistete der englische Arzt Dr. Green ärztlichen Beistand, welcher Letztere mit 700 Dollars in Arbeit sich von den Deutschen bezahlen ließ. So beschränkte sich die Zahl der Todten in den ersten drei Monaten auf funfzehn, worauf ein sehr günstig zu nennender Gesundheitszustand eintrat. Um den Ansiedlern Erwerb zu verschaffen, ordnete Walker einige Straßenbauten an, für deren Kosten die Eingebornen aufkommen mußten. Eine gepflasterte Straße in Bluefield ist ein Denkmal ihres Fleißes. Diese Arbeit hatte aber auch eine üble Kehrseite. Die trägen Farbigen begannen die Deutschen, welche für sie arbeiteten, als untergeordnete Wesen anzusehen und zu verachten. Unter diesen that sich jedoch ein Herr v. Tempski, ehemaliger Fähnrich im vierten Regimente, hervor. Er wurde zum Gouverneur des unmündigen Königs ernannt und zeichnete sich rühmlich in einigen Gefechten wegen Gränzstreitigkeit gegen die Truppen von Honduras und Nicaragua aus.

Von dem Wohlbefinden der Kolonisten hatte sich A. v. Bülow während eines zweimonatlichen Aufenthalts überzeugt. Sein Werk „Auswanderung und Colonisation ꝛc." enthält anziehende und ausführlichere Mittheilungen. Die Ansiedler hatten eine eigene freie Munizipal-Verfassung,*) bildeten eine Miliz mit preußischer Uniform und waren von den lebhaftesten vaterländischen Gesinnungen beseelt. Die frühere preußische Regierung kümmerte sich aber trotz ihrer Bitten nicht um sie, denn sie mochte das grundsätzlich als ein Zeichen des beschränkten und naseweisen Unterthanenverstandes ansehen, wenn Deutsche oder Preußen für ihr Vaterland im Auslande wirken wollten. Der Gustav-Adolph-Verein hatte ihnen nicht einmal einen Geistlichen gesandt. Walker hat nicht einen Pfennig als Vergütigung von der preußischen Regierung erhalten,**) wozu diese, wenn auch nicht juristisch, doch moralisch verpflichtet war, nicht einmal einen Dank oder einen Orden vierter Klasse. Der Verfasser der Broschüre „Ost-

*) Kein Land gewährt Ansiedlern größere persönliche Freiheit, als Moskitia, wenn solche mit den Mitteln zu ihrem Fortkommen ausgerüstet sind; es müssen aber Männer seyn, wie die ersten amerikanischen Ansiedler in Texas, die nichts fürchten und sich überall nur auf sich selbst stützen.

**) Nachdem dieser Ehrenmann verschieden ist, trage man der Wittwe diese Ehrenschuld ab. Möge diese getilgt werden, wie die Schuld in Baltze. Es kann der Nation nicht gleichgültig seyn, von welcher Art der preußische und deutsche Ruf im Auslande ist, und hier handelt es sich nur um ein paar tausend Thaler.

preußen auf der Moskitoküste" berichtet von der Ankunft des Pfarrers Pfeiffer und des Herrn Reinecker, welche angeblich im Auftrage des Prinzen Karl von Preußen 1847 in Karlstadt eingetroffen waren. Es ist uns nicht möglich gewesen, etwas Näheres über diese Herren und ihre Aufträge zu erkunden.

Walker fand am 12. Februar 1848 bei einer Expedition gegen die nicaraguanische Besatzung in San Juan seinen Tod in den Wellen. Sein einstweiliger Nachfolger war der Dr. Green, ein beschränkter Kopf, voll von politischer Eifersucht gegen die Deutschen. Auf den Befehl seines Herrn hatte er den Deutschen gute Dienste geleistet; als er sein eigener Herr geworden war, behandelte er sie schlecht und strebte danach, sie niederzudrücken. Besonders richtete sich seine kleinliche Eifersucht gegen Tempski und den Kaufmann Schottien. Ersterem wurde sogar sein Gehalt nicht ausgezahlt. Im August kam der neue Generalkonsul Christie an, dessen sich Herr Green sofort mit seinen Einflüsterungen bemächtigte. Dessenungeachtet versprach er, Herrn v. Tempski und den Deutschen auf ihre Beschwerden gerecht zu werden, und bewog den Ersteren, von San Juan zurückzukehren, wohin er sich begeben hatte. Christie unternahm bald darauf größere Reisen in Central-Amerika. Dr. Green kam wieder ans Ruder, und die Deutschen traten wieder in die alten üblen Verhältnisse.

Vom Mutterlande verlassen, roh behandelt von den Engländern, gehudelt von dem farbigen Gesindel, wurden die Deutschen von Melancholie und Heimweh ergriffen, welche verderblicher auf den Gesundheitszustand wirken, als ein ungünstiges Klima. Ihre Gärtchen versahen sie höchstens mit den nothwendigsten Lebensmitteln. Sie konnten nicht vorwärts kommen. Um ihre Arbeitsfertigkeit zu verwerthen, fehlte ihnen die Nachfrage; um Land anzukaufen, mehr aber noch, um sich Sämereien und Pflanzen zur Erzielung der als Handelsartikel gesuchten Kolonialwaaren anzuschaffen, mangelten ihnen die Mittel. Wenn Walker leben geblieben wäre, so würde er auf die eine oder andere Art für sie gesorgt haben. — Wäre es ihnen möglich gewesen, auf die moralische Stufe der Eingebornen hinunterzusteigen, so hätten sie sich leidlich ziemlich wohl befinden können. Die Melancholie griff jedoch, durch die Aussichtslosigkeit verstärkt, immer weiter und tiefer um sich und nahm durch die klimatischen Einflüsse eine eigenthümliche Beschaffenheit an. Der Kaufmann Bescher schrieb darüber: „Das Blut dieser Leute verarmt nach und nach, so daß nur die Wassertheile übrigbleiben." Von der Stimmung, welche unter den Kolonisten herrschte, können wir keine wahrere Schilderung geben, als die nachstehenden, einem Briefe des Herren Broscheit entnommenen Zeilen:

„Das Klima und die Witterung ließen sich wohl noch ertragen, aber wir sind zu verlassen von aller Welt, denn Keiner kümmert sich um uns im alten Vaterlande. Das Plätzchen ist zu klein, was man uns bewilligt hat, unser Leben können wir darauf nicht fristen, wir sehen uns daher genöthigt, für Geld zu arbeiten, und da kannst Du Dir wohl denken, wie ärgerlich es uns seyn muß, für einen halbwilden und ungebildeten Indianer zu arbeiten, wir Deutsche und Preußen! Der Indianer faulenzt den ganzen Tag umher, verhöhnt und verspottet uns, oder sieht übermüthig wie ein großer Herr auf uns herab, weil er mehr zu seyn glaubt, als wir, auch sind sie gegen uns ungefällig im höchsten Grade, so daß wir uns recht sehnlich von hier fort sehnen; könnten wir für uns allein bestehen, so würden wir weit fort von hier in die Wälder gehen; aber fort müssen wir von hier, nach Gegenden hin, wo mehr Deutsche sind."

Unter diesen Verhältnissen waren die Ansiedler Mitte dieses Jahres durch Verzug und Sterbefälle bis auf funfzig heruntergekommen, von denen fünfunddreißig nach Costa-Rica gegangen sind, wo sich ihnen auf den Kaffeepflanzungen des Herrn Bescher günstigere Aussichten bieten. Das ist die Geschichte von dem Anfang und dem Ende der ersten deutschen Ansiedlung in Moskitia.

Wir sind noch immer der Meinung und haben das in unserer kleinen Schrift „Wie und wohin? Die Auswanderung im Interesse Deutschlands und der Auswanderer" ausführlicher begründet, daß in Moskitia und Central-Amerika überhaupt deutsche Niederlassungen den Nationalreichthum und die Interessen Deutschlands und das Wohl der dorthin Auswandernden mächtig fördern können; freilich werden aber solche Unternehmungen von anderen Leuten und mit anderen Mitteln angegriffen werden müssen. Es kömmt dabei überwiegend auf das Wie an, d. h. auf die Wahl der Niederlassung, auf die Persönlichkeit und die Erfahrung der Führer, auf die Auswahl unter den ersten Ansiedlern, auf die Geldmittel, auf den Rückhalt im Vaterlande u. s. w. Wo sträflicher Leichtsinn und sträfliche Begierden ins Spiel kommen, wird jedes Unternehmen mißglücken.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir ohne Hehl aussprechen, daß die Berliner Colonisationsgesellschaft für Nicaragua und Costa-Rica mit ihren verständigen und umsichtigen Plänen und den Erfahrungen des Herrn v. Bülow, der berufen ist, die praktische Leitung zu übernehmen, unser volles Zutrauen erweckt hat, wie wir andererseits auch nicht unterlassen würden, gegen dieselbe aufzutreten, wenn sie, was wir jedoch nicht im entferntesten zu vermuthen berechtigt sind, sich selbst untreu werden sollte. Was aber diejenigen Kolonisten betrifft, welche nach diesen Ländern gehen, ehe die nothwendigen Vorarbeiten gemacht sind, zu deren Vollführung sich die ebengenannte Gesellschaft vereinigt hat, so können wir ihnen keinen günstigen Erfolg vorhersagen.

Anhang.

Deutsche Literatur über Moskitia.

Bericht über die im höchsten Auftrage u. s. w. bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, erstattet von der dazu ernannten Kommission (Fellechner, Müller, Hesse). Berlin, 1843. (Weniger zu finden in dem, was es mittheilt, als in dem, was es verschweigt. Den besten Theil des Werkes bilden die Auszüge aus den Schriften englischer Reisenden, Seite 6 im Bericht angeführt.)

v. Bülow, Alex. Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Berlin. (Das Werk enthält sehr werthvolle Mittheilungen über Moskitia.)

Krepschmar, das deutsche Kolonisirungs-Projekt an der Moskitoküste. Königsberg, 1843. (Nicht mehr als ein Auszug aus dem Kommissionsbericht, indeß ziemlich gemäßigt gehalten.)

Keber, C. M. Die Colonisationsgesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Kolonie auf der Moskitoküste in Mittel-Amerika. Königsberg, 1846. (Auch ein Auszug, wie das vorige, aber noch reicher mit Reflexionen ausgestattet, oft unklar, aber sehr überschwänglich, mehr von Eifer, als von Einsehen in das Wesen der Colonisationen zeugend.)

Ostpreußen auf der Moskitoküste. Brief eines mit der Königsberger Expedition nach der Mosquitoküste ausgewanderten Ostpreußen. [J. C. Schmidt u. s. w. Königsberg, 1848. (Vor Walker's Tode und zu einer Zeit geschrieben, wo den Ansiedlern noch goldene Hoffnungen leuchteten. Der Verfasser ist schwach im Urtheil, und darum ist das seinige mit Vorsicht aufzunehmen. Er nennt z. B. das Land sehr gesund, meint aber, daß die Regen schädlich seyen, während der Regen eine der Hauptursachen von dem der Gesundheit gefährlichen oder zuträglichen Klima eines Landes ist.)

Die Mosquito-Küste und Texas. Vollständige und unparteiische Beschreibung beider Länder und ein unentbehrliches Handbuch für Auswanderer. Charlottenburg, 1846. (Die platte Wirklichkeit eines geographisch Unwissenden!)

Eine genauere Kunde von den Flüssen, Buchten, Häfen, Vorgebirgen u. s. f. giebt das Werk von Strangways „Sketch of the Mosquito Shore". Edinburgh, 1823.

Italien.

Die Waldenser in Piemont.*)

Ueber wenige historische Gegenstände sind so viele Werke geliefert worden, wenige haben eine heftigere Polemik hervorgerufen, als die Waldenser. Diese Thatsache könnte nur diejenigen Personen Wunder nehmen, welche die Dinge, wenn man sich so ausdrücken darf, vielmehr nach ihrer äußeren Größe, als nach ihrer Wichtigkeit in intellektueller und moralischer Beziehung beurtheilen. Die waldensischen Thäler Piemonts zählen kaum eine Bevölkerung von 20,000 Seelen; sie sind weder wegen ihrer Reichthümer, noch wegen ihrer malerischen Schönheiten, noch wegen ihrer Industrie, noch endlich wegen des Glanzes, den das Genie verbreitet, und der hinreichend ist, ein ganzes Volk zu verherrlichen, merkwürdig: sie erwecken nicht, wie die belgischen und lombardischen Ebenen, das Andenken jener großen Waffenthaten, die das Geschick von Nationen entscheiden, und dennoch, trotz der vollständigen Geringfügigkeit der Rolle, welche dieses Völkchen in den Dingen dieser Welt spielt, nimmt dasselbe in der Geschichte der Menschheit eine nicht unbedeutende Stelle ein.

Die grausamen Verfolgungen, welche die Waldenser erduldet, und die unerschütterliche Beständigkeit, mit welcher sie ihren Glauben behauptet haben, das sind ihre der Aufmerksamkeit und dem Interesse der Menschheit würdigen Eigenschaften.

Wie hat ein unbekanntes Völkchen, schwach an Zahl, an Talent und Reichthum, überall von Feinden umgeben, wie hat es den Päpsten und der Macht der Fürsten, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatten, diese Ketzer vom Erdboden zu vertilgen, widerstehen können? Weshalb alle diese Verfolgungen? Um welche Interessen handelte es sich bei diesem Kampfe zwischen dem Papstthum und der Sekte der Waldenser, welche beide sich den Namen der ursprünglichen Kirche Christi beilegen? Dergestalt sind die Fragen, welche die Geschichte der Waldenser erregt und die auf dieselbe ein so lebhaftes und allgemeines Interesse richten lassen.

Rom allein kann sich die Schuld beimessen, daß dieser lange und blutige Streit von einer solchen Wichtigkeit geworden ist. Ohne Zweifel berührt es das Wesen des Christenthums gar nicht, daß in der Kirche die Form unveränderlich sey oder nicht, wenn nur das Dogma sich in seiner ursprünglichen Reinheit erhält. Darin wird sich immer die göttliche Religion von den durch Menschen erfundenen Glaubenslehren unterscheiden, daß bei diesen die Form eben so wichtig ist, als die Doktrin. Für das Heidenthum ist das Fleisch der Hekatombe, welches auf den Altären dampft, das Allerheiligste; für den Christen hingegen ist es das Herz, und zwar das sich zum Opfer darbietende Herz. Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig. Wenn Christus seine Lehren an gewisse Formen gebunden hätte, so würde er sicherlich dieselben eben so genau, wie die Glaubenssätze, angegeben haben, und die heiligen Schriften, was ein Jeder weiß, setzen Nichts über Kultus, Organisation der Kirche, Priesterherrschaft und Kirchendisziplin fest.

Aber während die römische Kirche versichert, in allen Punkten nach göttlicher Verordnung zu handeln, und sich auf ihre stete Unfehlbarkeit beruft, stützen sich die Waldenser auf die Tradition und auf die heiligen Schriften, um die Uebereinstimmung ihres Kultus mit dem der ursprünglichen Kirche darzuthun. Die Autorität der römischen Kirche und folglich auch das Papstthum haben sich immer bei der Erörterung ihrer Macht so verwirrt, daß sie nicht wieder herauskommen konnten. Je augenscheinlicher dieses wurde, desto mehr bemühte sich die römische Kirche, die Untersuchung über ihre Rechtsbeständigkeit zu unterdrücken; sie wollte, sagte sie, die Ketzerei vertilgen! Die Beharrlichkeit der Waldenser ließ ihr auch kein anderes Mittel übrig.

Dieser Kampf hat mehr als siebenhundert Jahre gedauert. Schon gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts schrieb Eberhard v. Bäthune, daß die Waldenser darum so genannt würden, weil sie das Thal der Thränen bewohnten: Kreuzzüge, Metzeleien, Dragonaden, Gewaltthätigkeiten der rohesten Art, verbunden mit Verfolgungen der Civilgewalt, welche die unglück-

*) I Valdesi, ossiano I Christiani cattolici secondo la chiesa primitiva abitanti le coni dette valle di Piemonte. Cenni storici, per Amedeo Bert, ministro del culto valdese etc. Turin, 1849.

lichen Bewohner gleichsam als außer dem Gesetz betrachtete; Verleumdung, die Haß erregt, und Strafflosigkeit, die denselben ermuthigt — dieses Alles wurde aufgeboten, um Christen zu vertilgen, nur allein deshalb, weil sie unerschütterlich ihren Glauben bewahrten.

Man muß diese traurigen Erzählungen in dem Werke des Herrn Bert lesen, wo sie mit einer beredten Einfachheit gegeben werden.

Und wenn der Leser mit tiefem Schmerze seine Blicke von diesem fürchterlichen Schauspiele auf das Glaubensbekenntniß der Waldenser richtet, um sich die schrecklichen Verfolgungen zu erklären, so findet er nur die evangelische Darlegung einer Religion der Hoffnung und der Liebe, und er fragt sich mit Schauder, wie es möglich ist, daß eine so beklagenswerthe Lage der Dinge sich bis auf unsere Tage, ja, bis zum 17. September 1848, wo das Edikt Karl Albert's den Waldensern Schutz gab, erhalten konnte. Unschätzbare Gnade, die bei ihnen den lebhaftesten Dank erregt! Jetzt erst werden sie als menschliche Wesen betrachtet und behandelt! Nun erst wird ihnen ihr Glaube nicht mehr von Christen zum Verbrechen gemacht werden.

Die Geschichte der Waldenser ist die des Sieges einer Idee über die rohe Gewalt. Herr Bert hat sie mit einer des Gegenstandes würdigen Einfachheit geschrieben. Keine Tiraden, keine poetischen Ergüsse, keine effektvollen Phrasen. Die Thatsachen allein sprechen, und sie reden laut genug, um das Werkchen volksthümlich zu machen. Das ist ein Verdienst, welches man dem Verfasser um so höher anrechnen muß, als ihm, der zu dieser verfolgten Sekte gehört, Sohn eines Pastors und selbst Pastor ist, bei der Erzählung der langen und schweren Leiden seines Volkes einige Bitterkeit wohl verzeihlich gewesen wäre. Aber kaum findet man einige dieser Züge, welche die Seele mit ihrer schrecklichen Wahrheit durchdringen, wie bei der „edeln Lepeson":

„Wenn unter ihnen ein Mensch gefunden wird, dessen reine Seele Jesum Christum liebt und fürchtet, so nennen sie ihn einen Waldenser und halten ihn für des Todes schuldig."

Unter den vielen Geschichten der Waldenser ist die des Herrn Bert die erste, welche in italiänischer Sprache veröffentlicht worden ist. Sie hat den Zweck, die im Volke vorhandenen Vorurtheile gegen diese Sekte zu beseitigen, oder vielmehr, dieselbe kennen zu lehren; denn, wie der Verfasser sagt, in den meisten Gegenden Italiens kennt man sie nur dem Namen nach, und selbst in Piemont, dem Vaterlande der Waldenser, hat man über sie noch die unvollkommensten und irrigsten Ansichten. Es ist nicht mehr die Zeit, es ist wahr, wo Pöflinge ihre Fürsten glauben machen konnten, wie dies mit dem Herzog Karl II. der Fall war, daß die Waldenser nur ein Auge auf der Mitte der Stirn hätten, und daß ihr Mund (ohne Zweifel der Ausgleichung wegen) mit vier Reihen Zähne versehen wäre; aber in moralischer Hinsicht sind die Vorurtheile nicht weniger absurd.

Eine Thatsache, welche es verdient, gleichsam als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, der öffentlichen Aufmerksamkeit übergeben zu werden, ist, daß die Bittschrift, welche sechshundert Piemontesen an den König Karl Albert richteten, um die vollständige Emancipation der Waldenser zu erlangen, von mehr als siebzig Geistlichen der katholischen Kirche unterzeichnet war. Am 17. Februar 1848 bewilligte Karl Albert diesen unglücklichen Leuten die politische, bürgerliche und religiöse Gleichstellung. Ein prächtiges Fest verherrlichte am 27. Februar diesen Akt der Gerechtigkeit. Einige der angesehensten Männer Piemonts nahmen an der rührenden Kundgebung Theil; an ihrer Spitze standen der Graf Cäsar Balbo, Verfasser der „Hoffnungen Italiens", und der Marquis Robert v. Azeglio, Bruder des als Publizisten und als Staatsmann so ehrenvoll bekannten Massimo v. Azeglio. Gebe Gott, daß die Waldenser, nachdem nun die fortwährenden und so schmerzlichen Opfer ihres Glaubens aufgehört haben, sich die Sitten bewahren, welche sie zu einem so würdigen Gegenstande des allgemeinen Interesses gemacht haben. (B. U.)

Mannigfaltiges.

— **Talma's Denkwürdigkeiten.** Unter diesem anziehenden Titel und mit dem Zusatze, daß sie von dem berühmten Mimen selbst geschrieben seyen, hat Herr Alex. Dumas so eben ein Werk von vier Bänden erscheinen lassen.*) Niemand zweifelt jedoch, daß Talma höchstens einige fragmentarische Notizen aus seinem Leben hinterlassen habe, und daß es die Feder des vielgewandten Herausgebers selbst sey, der man nicht blos die Form, sondern auch den größten Theil des Inhalts der vorliegenden Memoiren zu verdanken hat. Letztere unterscheiden sich auch durch Nichts von der gewöhnlichen Art und Weise des Herrn Alex. Dumas, die Dinge auszuspinnen und vorzutragen. Meistens sind es alte Anekdoten, die bereits vor vielen Jahren gedruckt worden und hier blos neu aufgeputzt erscheinen. Zur Abwechselung ist auch eine Liebesgeschichte des jungen Talma eingeflochten — eine Liebesgeschichte, wie sie in jedem Romane des Herrn Dumas vorkömmt; sie ist eben so überspannt, als unwahrscheinlich, und paßt daher auch am wenigsten in eine Biographie, die aus den Papieren des Verstorbenen selbst zusammengetragen seyn soll. Was über die Zeit Napoleon's in diesen Memoiren vorkömmt, trägt ebenfalls den Stempel des Gemachten; nicht ein einziger Zug des ersten Konsuls oder des Kaisers wird erwähnt, der nicht vollkommen bekannt wäre, und doch hatte Talma jahrelang sehr nahe Beziehungen zu Napoleon. Das Buch ist sehr weitläuftig und splendid gedruckt, so daß sein Inhalt füglich zu einem einzigen Bändchen hätte zusammengezogen werden können. Allerdings würde dann aber auch Herr Dumas nicht so viel Honorar erlangt haben, als er wahrscheinlich dafür bekommen hat.

— **Die Zukunft der europäischen Heere.** „L'avenir des armées françaises" heißt eine vom französischen General Roguet so eben herausgegebene Schrift,*) worin hauptsächlich die Straßen- und Barrikadenkämpfe des Jahres 1848 zum Gegenstande der Betrachtung gemacht sind. General Roguet hat die Geschichte dieser Kämpfe zu einer ähnlichen Belehrung für die Armee benutzt, wie der preußische Oberst Graf Waldersee die Geschichte des vorjährigen Straßenkampfes in Dresden. Die verschiedenen Mittel, einen Volksaufstand zu unterdrücken, die Maßregeln zur Vertheidigung oder zum Angriffe in verbarrikadirten Städten, die einzelnen oder exceptionellen Anordnungen und Dispositionen, welche die Anwendung des regelmäßigen Militairs gegen eine insurgirte Bevölkerung erheischt — dies sind die in dem gedachten Werke behandelten Fragen, die leider in unseren Tagen noch sehr häufig zur Entscheidung gebracht werden dürften. Der Verfasser erblickt in dem stehenden Heere den Beschützer und Vertheidiger der Gesellschaft und der Civilisation unseres Jahrhunderts; er erwartet in nächster Zukunft keine auswärtigen, aber desto mehr innere Kriege, und daher der von ihm gewählte Titel seines Buches.

— **Leben Hadrian's IV.** Ein englischer Katholik, Namens Raby, hat eine Lebensbeschreibung Nikolaus Breakspear's herausgegeben, des einzigen Engländers, der, unter dem Namen Hadrian IV., den päpstlichen Stuhl bestiegen hat.**) Die Jugend dieses merkwürdigen Mannes ist mit einer Art von Geheimniß umgeben, welche dazu beiträgt, seinem Leben einen romanhaften Anstrich zu geben. Sein Vater war ein Mönch in St. Albans, der, man weiß nicht aus welcher Ursache, einen unnatürlichen Haß gegen den Sohn gefaßt hatte, dem er allen Beistand entzog, so daß sich dieser von Almosen nähren mußte. Durch sein eigenes Verdienst stieg der Jüngling zu den höchsten geistlichen Würden empor. Seine besten Jahre brachte er zum Theil in Schweden und Norwegen zu, wohin man ihn geschickt hatte, um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ueber diese Sendung hat er einen Bericht geschrieben, der für die Geschichte jener Länder unschätzbar seyn würde, wenn er nur zu finden wäre; daß er unter den literarischen Schätzen des Vatikans verborgen liegt, ist wahrscheinlich, da Münter, der ihn ohne Erfolg aufsuchte, nicht sehr eifrig in seinen Nachforschungen gewesen zu seyn scheint. Als Papst ist Hadrian, außer seinen Streitigkeiten mit dem Kaiser und den Republikanern Roms, in protestantischen Ländern und in Italien selbst am meisten durch das außerordentliche Interesse bekannt, welches für sein Schlachtopfer, Arnold v. Brescia, empfunden wird. Herr Raby nimmt, wie es bei einem Katholiken natürlich ist, für den Priester gegen den Philosophen Partei; in seinem Eifer vertheidigt er sogar den Justizmord des unglücklichen Arnold gegen die „sentimentale Verfeinerung des jetzigen Zeitalters." Wie er versichert, wären die Lehren des italiänischen Reformators für „die zeitlichen und ewigen Interessen der Gesellschaft verderblich" gewesen, und der Papst habe nicht mehr als seine Pflicht gethan, als er sie mit Feuer und Schwert bekämpfte.

*) Mémoires de Talma, écrits par lui-même, recueillis et mis en ordre sur les papiers de sa famille par Alex. Dumas. 4 vol. Paris, 1850.

*) Paris, J. Dumaine, 1850.

**) Pope Adrian IV. An historical Sketch, by Richard Raby.

Literarischer Anzeiger.

In meinem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Histoire de la révolution d'Angleterre,

depuis l'avénement de Charles Ier jusqu'à sa mort, précédée d'un

Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre

par

M. Guizot.

2 vol. In-8. Broché. 2 Thlr.

Der einleitende **Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre** erschien bei mir in besonderer Ausgabe französisch und in deutscher Uebersetzung zu dem Preis von 10 Ngr.

Leipzig, im April 1850. **F. A. Brockhaus.**

In unserem Verlage erschien:

Nouveautés françaises,

eine Bibliothek der interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur von geringerem Umfange, namentlich auch auf dem Gebiete der Journalistik.

Ausgegeben wurde bis jetzt:

François le Champi, comédie par G. Sand (7½ Ngr.). — Scènes de l'Amérique du Nord en 1849, par J. Tolmer, 2 livr. (15 Ngr.). — La Bavolette, par P. de Musset (10 Ngr.). — Ismaël Er-Raschydi, récit des bords du Nil, par Th. Pavie (6 Ngr.).

Schöne Ausstattung und billiger Preis empfehlen diese Sammlung, auf welche Lesezirkel und Leihbibliotheken noch besonders aufmerksam gemacht werden.

Leipzig, im April 1850. **Arnoldus & Mendelssohn.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Dienstag den 14. Mai 1850.

Spanien.

Zur Geschichte der Basken.*)

Nach der Revue des deux Mondes.

Die Basken, von verschiedenen Autoren Cantabrier, Euskarier, Euskaldunen genannt, nennen sich selbst Eskualdunac oder richtiger Euskaldunac.**) Ihre Sprache, das Eskuara oder Euskara,***) zeigt durchaus keine Verwandtschaft mit den übrigen europäischen Idiomen. Unterschieden von allen ihren Nachbarvölkern durch physische Eigenschaften, Sitten und Einrichtungen, waren sie es ehedem auch durch ihre Traditionen und religiösen Begriffe. Die alten euskarischen Sagen sprechen, nach der Behauptung einiger Schriftsteller, von dem Untergange einer früheren Welt, aus welcher nur wenige Menschen übrig geblieben wären, „wie die vergessenen Oliven, die nach der Aerndte noch an den Bäumen hängen." Zu ihnen gehörte Aitor, der Stammvater der Euskaldunac. Mit seinem Weibe in eine unzugängliche Grotte zurückgezogen, sah Aitor ein Jahr lang dem Kampfe des Wassers und Feuers zu. Der Schrecken aber hatte ihn so bewältigt, daß er Alles vergaß, was er von seinen Aeltern über den früheren Zustand der Welt mochte erfahren haben. Ja, er vergaß selbst die Sprache und war genöthigt, eine neue zu erfinden. Die Söhne Aitor's stiegen in die Ebene hinab, verbreiteten sich rasch und gründeten mächtige Nationen; aber sie bewahrten treu die Religion und die Sprache ihres Vaters, „des Alten der Berge". Der grobe Götzendienst ist den Euskariern immer fremd gewesen. Sie verehrten ein höchstes Wesen, Jan-on-Goicoa, und begannen und schlossen den Tag mit Gebeten an ihn. Sie brachten ihm durch Vermittelung ihrer Stammesältesten Früchte zum Opfer; aber errichteten ihm keinen Tempel. Die religiösen Feierlichkeiten, die übrigens sehr einfach waren, fanden an gewissen astronomischen Zeitabschnitten statt, und zwar unter derselben Eiche, wo die Alten Recht sprachen und die öffentlichen Angelegenheiten der Nation beriethen. Die Basken glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an Lohn und Strafe nach dem Tode. In ihren Augen war der Tod nur ein langer Schlaf, und sie nannten das Grab „das Bett der großen Ruhe".

Ein Volk, dessen Religion immer spiritualistisch war, mußte sich leicht zum Christenthum bekehren lassen. Auch behaupten die Basken, das erste christliche Volk gewesen zu seyn. Ihre nationalen Ueberlieferungen paßten ohne Zwang in die neuen Glaubenslehren. Die Euskarier haben, so zu sagen, Beschlag gelegt auf die von den anderen Spaniern erhobenen Ansprüche eines uralten Ursprungs. Diese nämlich erklärten die unmittelbaren Abkömmlinge Noah's für ihre Ahnen, ohne indessen eine feststehende Meinung über die Zeit zu haben, in welcher diese Kolonisten nach Spanien gekommen wären. Mariana, Joseph Moret u. A. schließen sich der Annahme des Alfons Tostat an, der aus einer 1073 geschriebenen Legende herauslas, Tubal, der Sohn Japhet's, habe sich 131 Jahre nach der Sündfluth auf dem Westende Europa's niedergelassen, und von hier aus seyen später ganz Europa, die nördlichen Küsten Afrika's und selbst ein Theil von Asien bevölkert worden. Andere Autoren, wie Ponce de Leon, Manuel de la Puerta u. s. w., bestehen darauf, daß die Söhne Japhet's auf ihrer Reise von Ost nach West zunächst in Mittel-Europa Ansiedelungen gegründet hätten und erst 535 Jahre nach der Sündfluth Tarsis, Tubal's leiblicher Vetter, in Spanien eingewandert sey. Die beiden Meinungen erregten ihrer Zeit einen heftigen Streit. Von jeder Seite stützte man sich auf Stellen der heiligen Schrift und rief am Ende die Kirchengerichte um Entscheidung an. Sehr weise entschieden dieselben, daß beide Annahmen die Wahrscheinlichkeit für sich hätten, aber nur eine die Wahrheit enthalten könne. Dieser Ausspruch wurde ein Glaubensartikel, und es wäre bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für keinen spanischen Schriftsteller rathsam gewesen, einen anderen Stammvater anzuerkennen, als entweder Tubal oder Tarsis, denn leicht hätte er sich die unbequeme Kritik der Inquisition für solchen historischen Leichtsinn zuziehen können.

Die Basken, die sich als die einzigen Ueberreste der alten iberischen Völker ansehen, ermangelten nicht, sich das Ergebniß jenes Streites anzueignen. Ihre unbestimmten Ueberlieferungen wurden in eine Art christlicher Mythologie umgewandelt. Den Aitor machten sie zum Noah. Er wurde somit der Stammvater der Basken und diese wiederum die Väter der ganzen Welt. Ist nun die baskische Sprache, wie das Volk meint, wirklich die Sprache Adam's und Eva's? Manche Schriftsteller, z. B. der Abbé d'Hiarce, halten es für möglich, daß sie Noah nach Biscaya gebracht habe. Wie dem aber auch sey, sie ist jedenfalls „allen anderen überlegen an Reichthum und Beugungsfähigkeit *) und dem Menschen so natürlich, wie das Bellen dem Hunde und dem Ochsen das Brüllen." In der That spricht jeder Mensch, der zu sprechen anfängt, baskisch. Die kindliche Laute: papa, titi, mama, caca, die sich bei so vielen Völkern wiederfinden, sind das reinste Euskarisch und bedeuten: Essen, Brust, Saugen, Unreinlichkeit. Das euskarische Alphabet ist schon allein eine ganze Offenbarung: es heißt Jesus. Die fünf Vokale in der natürlichen Reihenfolge bedeuten den Urzustand der Welt. J, A, O in ein Wort verbunden, drücken das Leben, die Fleischwerdung des Geistes, Anfang, Mitte und Ende aus. Jao, heißt es in dem Werke des baskischen Priesters Chaho, ist der einzig wahre Name Gottes, der in den ältesten Zeiten den Patriarchen des Südens offenbart, von den jüdischen Leviten und römisch-celtischen Priestern verstümmelt, aber bis auf den heutigen Tag von den Euskariern rein bewahrt wurde.

Indessen, abgesehen von allem Uebertriebenen und Unsinnigen, was in diesen und ähnlichen Ruhmredigkeiten der Basken liegt, kann doch nicht geleugnet werden, daß ihre Sprache sehr merkwürdig und eigenthümlich ist. W. v. Humboldt ist der Meinung, daß sie sich mit keinem indo-germanischen Idiom in Zusammenhang bringen lasse. Die einzigen Sprachen, zu denen sie vermöge ihres grammatischen Baues eine gewisse Verwandtschaft habe, seyen einige amerikanische. Andererseits hat der Abbé d'Hiarce in einem von Péron verfaßten Wörterbuche der Sprache von Van-Diemensland mehrere Wörter nachgewiesen, die in Form und Bedeutung vollkommen baskisch sind. Im Uebrigen ist die baskische Sprache für Ausländer fast gar nicht zu erlernen. Nach dem genannten Abbé verwandeln sich z. B. Haupt-, Für- und Beiwörter in Zeitwörter, und diese wiederum in Haupt- und Beiwörter. Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen, Interjectionen, selbst die Namen der Buchstaben lassen sich deklíniren und konjugiren. Jedes Hauptwort hat sechs Nominative und zwölf Kasus, die Beiwörter haben ihrer sogar zwanzig. Das Hauptwort nimmt eine andere Form an, je nach dem Zustande der Person oder Sache, die es bezeichnet. Ein Zeitwort unserer Sprache kann auf 26 verschiedene Weisen ins Baskische übersetzt werden, je nachdem die Handlung oder das Seyn, welches durch das Verbum ausgedrückt wird, oder sein Objekt modifizirt ist. Ferner giebt es vier verschiedene Conjugationen, je nachdem man zu einem Kinde oder zu einer Frau, zu einem Gleichgestellten oder einem Oberen spricht. . . . Diese Citate aus dem Werke des Abbé d'Hiarce über die Basken mögen genügen, um die Behauptung desselben zu widerlegen, daß das Euskarische leicht zur Weltsprache gemacht werden könne. Dasselbe ist auch stets auf die Basken beschränkt geblieben, und diese haben wohl leicht Spanisch und Französisch gelernt, aber ihre Nachbarn niemals das Baskische.

Eine Geschichte, die spätestens 535 Jahre nach der Sündfluth anfängt, muß natürlich manche Seltsamkeit enthalten. So erscheinen bald neben den Patriarchen Männer ganz anderen Ursprungs. Nach dem Tode des Tarsis wählten die Euskarier einen gewissen Geryon zum Könige, der zwei mächtige Städte baut, Girona im Norden und Cadix im Süden. Als er aber despotisch zu regieren anfängt, empören sich die Unterthanen gegen ihn und rufen sich Osiris, den König von Aegypten, zu Hülfe. Geryon wird auf den Gefilden von Tarifa bei der Meerenge von Gibraltar geschlagen und getödtet. Ihm folgen seine drei Söhne, indessen erweisen sie sich dem Vater ähnlich und lassen den Osiris durch Typhon umbringen. Orus, der libysche Herkules, kömmt auf die Nachricht hiervon aus dem Innern Scythiens herbei, fordert die drei Brüder zum Einzelkampf heraus, tödtet sie und errichtet zum Andenken an den Sieg die beiden Säulen, die nach ihm benannt sind. Zwei Waffengefährten des Herkules, Hispalis und Atlantis, besteigen nach einander den spanischen Thron. Siculus, des Letzteren Sohn, regiert zugleich über Spanien und Italien und behandelt seine Unterthanen tyrannisch. Nach seinem Tode fällt die Herrschaft auf das Geschlecht des Tarsis zurück. Abides, ein König aus dieser Dynastie und ein großer Gesetzgeber, entsagt freiwillig dem Throne und macht (1014 vor der Gründung Roms) Iberien zu einer großen föderativ-Republik. Von ihm

*) Aus einer Reisebeschreibung des Naturforschers Quatrefages.

**) Zusammengezogen aus Euskara-aldo-dunac (ein Volk, das eine geschickte Hand hat).

***) „Sprache der Hand" — „Gestenkunde".

*) Nach Don Pablo de Ubarrida (Apologia de la lengua bascongada) giebt es im Baskischen über vier Milliarden ein-, zwei- und dreisilbige Wörter. Dabei besitzt diese Sprache Wörter, die bis sechszehn Silben haben.

stammen alle Herzoge oder Oberhäupter der einzelnen Freistaaten, so wie alle Helden, auf welche Spanien stolz ist. Und noch heute regiert, nach den Autoren, denen die obigen Angaben entnommen sind, in Spanien eine euskarische Familie: die Königin Isabella stammt in direkter Linie von Tarsis und Noah ab.

Es ist Schade, daß sich die baskischen Geschichtsforscher zu solchen Uebertreibungen haben hinreißen lassen; wären sie umsichtiger zu Werke gegangen, so hätten sie sicher manche merkwürdige Entdeckung gemacht. So z. B. findet man in der euskarischen Sprache den Ursprung vieler Namen von Flüssen, Bergen, Provinzen und Ortschaften, wo gegenwärtig keine andere Spur des baskischen Stammes mehr vorhanden ist. Und gerade die Ortsnamen, die am seltensten eine wesentliche Aenderung erfahren, gelten mit Recht für die besten Zeigerzeige, wenn man die Spur einer verschollenen oder von ihren Sitzen verpflanzten Völkerschaft verfolgt. Durch die Verbindung der aus diesem Umstande gewonnenen Data mit einigen Stellen in griechischen und römischen Geschichtschreibern werden wir zu der Annahme geführt, daß der baskische Stamm ehemals eine weit größere Ausdehnung hatte, als gegenwärtig. Es ist wahrscheinlich, daß er einen großen Theil Italiens, die Ostküste Galliens und ganz Spanien innehatte und sich mit den Libyern (den Stammvätern der heutigen Berbern) in den Besitz der Inseln des Mittelmeers theilte. Den Völkern dieses Stammes wird von einigen Autoren der Name der Iberier beigelegt. Sie scheinen früh einen gewissen Grad von Kultur besessen zu haben. Sie hatten eine Schrift, und ihr Alphabet, das unzweifelhaft dem phönizischen nachgebildet war, glich dem einiger altitalischen Völkerschaften.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Türkei und ihre Zukunft, nach Ch. Macfarlane.

Zweiter Artikel.*)

Man macht dem Verfasser dieses Werkes bei seiner mangelhaften philosophischen Bildung, bei seiner nüchternen Anschauungsweise, die ihn niemals über das Gewöhnliche sich erhebt, niemals aus dem engen Kreise, worin eine vorgefaßte Meinung ihn gefangen hält, sich herausreißen läßt, die Fähigkeit streitig, über die Türkei und ihre Zukunft ein entscheidend gültiges Wort zu sagen. Aber selbst die strengste Kritik muß seinem Buche das Verdienst einräumen, daß es durch eine genaue Darstellung des türkischen Lebens, in allen Beziehungen, des Lesers Interesse durchweg anspricht. Wir sehen uns daher veranlaßt, noch einige Auszüge desselben zu geben.

Hören wir zunächst eine Parallele zwischen den Türken von 1828 und 1847.

„Die Türken in Konstantinopel sahen allerdings bei weitem weniger türkisch und bei weitem mehr europäisch aus, als im Jahre 1828. In ihrer äußeren Erscheinung war das Malerische und Imposante sehr herabgestimmt. Der aufgezwungene Wechsel in ihrem Anzuge hatte ihnen ein ärmliches, schäbiges Aussehen gegeben. Ohne den schreiendrothen Fes — an sich eine gemeine, unzierliche Kopfbedeckung — konnte man sie für Franken halten, die von schlechten Schneidern bedient sind und selten ihre Kleider ausbürsten lassen. Ein blauer Frack, bis ans Kinn zugeknöpft, und schmutzige, grobe Beinkleider, nicht weiter, als wir sie tragen — das war die herrschende Mode. Zu meiner Zeit hatte Sultan Mahmud den faltenreichen, hellfarbigen Gewändern und den weiten Sackbeinkleidern den Krieg erklärt; dennoch war das Vorurtheil zu Gunsten geräumiger Schenkelbekleidung bestehen geblieben, und ein schäbiger Wicht ward immer noch mit dem Namen: „Enghose, Knapphose" gebrandmarkt. Jetzt dagegen sah man in jener alten Tracht nur das gemeine Volk, die Ulemas, die Derwische und einige altfränkische Landleute in dem europäischen Gebirge oder im Innern Kleinasiens. Es kostete mich oft Mühe und Nachdenken, einen Moslem von einem Raja zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren konnte man sie unmöglich verwechseln. Denn, abgesehen von den scharfen Merkmalen, die Anzug, Kopfbedeckung und Fußbekleidung an die Hand gaben, erkannte man den Moslem auf den ersten Blick an der aufgeblasenen Gesprreiztheit, dem hochmüthigen Herabschauen, dem beleidigenden Gebahren. Die heutigen Türken scheinen ihren Stolz und das Gefühl ihrer Wichtigkeit verloren zu haben. In der Stadt sind sie der ruhigste und bescheidenste Theil der Bevölkerung. Ihr früheres pagiges und rauhes Wesen scheint auf die armenischen Serafs, und was zu diesen gehört, übergegangen zu seyn. Wo ich früher oft beschimpft und mehr als einmal vom türkischen Pöbel angespieen worden, begegnete man mir jetzt aufs höflichste. In den Bazars begegneten wir einigen fränkischen Damen, französisch gekleidet, unverschleiert, ohne Begleitung, sorglos umherwandeln und ihre Einkäufe machen. So gingen sie über die Galata-Brücke, den schönsten Spaziergang in der Gegend, und von dort wieder zurück unter den Türken, hier und da mitten durch Truppen, unbekümmert, unangetastet. Früher war es für eine europäische Dame ein ernstes, sehr gewagtes Unternehmen, den Hafen von Stambul zu passiren."

Von dieser vortheilhaften Außenseite bestochen, war unser Verfasser schon geneigt, in das allgemeine günstige Urtheil über die Türkei einzustimmen, als er nach und nach sich zu überzeugen Gelegenheit fand, daß selbst in Konstantinopel die Reformen mehr Schein als Wesen seyen.

Erst auf seinen Ausflügen nach dem asiatischen Paschalik Brussa leuchtete ihm jedoch die volle Wahrheit ein.

In dem Gouverneur des Paschaliks, Mustapha Nuri, fand er das Musterbild eines türkischen Großbeamten. „In Brussa", sagt Herr Macfarlane, „sprachen Eingeborne und nicht selten Franken so über ihn, wie es ihnen der eigene Vortheil eingab. Hörte man diejenigen, die mit ihm oder für ihn Geschäfte machten, die von ihm einen Gewinn hofften oder schlau genug waren, ihn durch seinen Kihaja-Bey oder sonst einen Günstling zu lenken: so war er die Blume aller Paschas. Andere dagegen, die entweder nicht so eingeweiht in diese Künste oder nicht so glücklich in ihrer Anwendung waren und ihre Pläne von Mustapha durchkreuzt sahen, verschrieen ihn als den habgierigsten Tyrannen und den schlimmsten Pascha, den sie je gekannt. Ich ließ vor der Hand keines dieser Urtheile auf mich einwirken. Bei unserem ersten Eintritt in die Stadt bestach mich der Schein von Ordnung und Ruhe so sehr zu seinen Gunsten, daß ich einige Zeit mein Ohr allen übeln Berichten verschloß; aber die Wahrheit drang endlich von allen Seiten ein, und alle Parteien, mochten sie von dem Pascha Nutzen gezogen haben oder nicht, stimmten darin überein, daß sein erster Beamter oder Kihaja-Bey der vollendetste Schurke sey, bestechlich, raubsüchtig, grausam, gewissenlos und wenige seiner empörenden Laster in der ganzen Provinz verrufen. Auf jedem Schritt durch die Straßen stießen wir auf Polizeidiener, die einen Unglücklichen ins Gefängniß schleppten, zuweilen um angedichtete Vergehungen, meistens um Schulden oder Rückstände an Abgaben, an Charadsch oder Kopfsteuer. Häufig waren die Verhafteten mit Stricken gebunden, zuweilen mit Ketten beladen; faßt immer aber wurden sie von den Schergen der Gewalt aufs brutalste gemißhandelt. Eines Tages wurde ein armer Grieche angehalten, der seine Charadsch-Quittung nicht bei sich hatte. Er hätte die Steuer bezahlt, behauptete er, und die, die ihn angehalten, wußten es recht gut, daß sie bezahlt wäre. Wahr oder nicht: was aber folgte, empörte jedes Gefühl. Ein Polizeiknecht führte mit seinem Knittel gegen des Griechen Kopf einen so gewichtigen Streich, daß der vorgehaltene Arm entzweibrach, und in diesem Zustande wurde der Unglückliche ins Gefängniß geschleppt. Die Rajas, besonders die Griechen, die eben so gefürchtet wie gehaßt werden, sind freilich bei weitem schlimmer daran, als die Türken; frei jedoch von ähnlicher Behandlung sind diese keineswegs. Wir sahen oft Türken geburden und gefesselt und um kein anderes Verbrechen, als um Schulden. In einer Nacht ward im Bazar einem alten Türken, wie jenem Griechen und aus keinem triftigeren Beweggrund, der Arm zerschlagen. Nie verhafteten die Tufekdschi einen Menschen oder führten ihn ins Gefängniß ab, ohne ihn fast bis auf den Tod zu prügeln. Alles das war ein offener Bruch des Tzimiat und im schreienden Widerspruch mit Reschid-Pascha's Manifest von Gul-Chane — das man wie zum Spott „die türkische Bill-of-Rights" genannt —; aber kein Mensch wagt es in Brussa, von dem Tzimiat zu sprechen. Zu welcher Zeit wir auch durch die Pforten des Regierungspalastes gingen, immer sahen wir entweder Gefangene eindringen oder Gruppen verzweifelter Weiber auf dem Boden kauern, einer Vorlassung bei dem entsetzlichen Polizeichef harrend, um für die Befreiung ihrer Gatten, Söhne, Brüder Bitten oder klingende Argumente anzuwenden.

„In einem Kreise von Landesbewohnern zu Musul gingen die Erzählungen von den Grausamkeiten und Bedrückungen der Tufekdschis (Steuern-Einnehmer) die Reihe herum. Dem Einen hatten sie Wagen und Pflug, dem Anderen sogar das Saatkorn, einem Dritten den geringen Hausrath und das Kochgeschirr gepfändet; bei einer Steigerheit hatten sie Kupfergeschirr im Werth von vierhundert Piastern auf eine Schuld von zweihundert gepfändet. Der Gepfändete ging nun hin und bezahlte die volle Schuld, erhielt aber sein Eigenthum nicht zurück, und als er nun Vorstellungen machte und gar in Hitze gerieth, bekam er eine tüchtige Bastonade obendrein. — Der Mann, der diese Geschichte mit Thränen der Scham und des Zorngrimms erzählte, war einer der jüngsten in der Gesellschaft, ein hübscher Bursche mit offenem Gesicht. Er erzählte sie laut, und alle Gegenwärtigen bezeugten ihre Wahrheit. Ein verständiger Greis, der Odabaschi selbst, bemerkte, es wäre ihm um kein Haar besser ergangen, und das, ohne auch nur einen Heller schuldig zu seyn. Die Tufekdschis üben vortheilhafte noch beim Einsetzen des Zimkorns, indem sie ihr eigenes größeres Maß mitbringen und so den Zehnten bedeutend erhöhen. Geringere Getreideherren weisen sie zurück und nehmen nur vom Besten. Die Einnehmer der Grundsteuer (die nicht verpachtet, sondern vom Pascha und den Mudirs der Ortschaften erhoben wird) machen sich der Leute Unwissenheit zunutze und geben ihnen als Empfangschein irgend welchen Wisch, der etwas ganz Anderes enthält, als er besagen soll. — Einer in der Gesellschaft versicherte, er würde lieber seinen Weinberg eingehen lassen und seine Weinstöcke bis auf den letzten austreuten, als sich länger von den Einnehmern quälen lassen, die ihm gerade so viel abpressen, als der Ertrag werth ist. Ein Anderer wollte aus demselben Grunde seine Maulbeerbaumpflanzung aufgeben. Bitter geklagt wurde noch über den Spannbienst. Der Wald, sagten sie, ist unser Freund, er giebt uns Feuerung und Licht, aber er ist zugleich unser Feind; denn es werden darin zu des Paschas Schiffen Bäume gefällt, und unsere Ochsen müssen sie an die Küste ziehen. Heute ist angesagt, zwanzig Paar Ochsen zu stellen, um einen Riesenbaum an den Bestimmungsort zu bringen. Im ganzen Dorf sind keine zwanzig Joch vorhanden, und die Forderung ist daher unerschwinglich: ließen wir auch den Acker unbestellt, obgleich die Zeit der Bestellung vor der Thür ist, so sind wir es doch nicht im Stande, werden es aber zu entgelten haben. Und arbeiten wir uns, Mensch und Vieh, zu Tode, Lohn haben wir nicht dafür. Ja, es ist ein böser Stern, in der Nähe eines Waldes geboren zu seyn."

Ueber zwei sehr wichtige Punkte hat sich Herr Macfarlane unbestreitbare Gewißheit verschafft: 1) In dem kleinasiatischen Theile des Reiches mindestens, wahrscheinlich aber in der ganzen Türkei, ist die Zahl der eigentlichen Türken in stetem Abnehmen, die der Rajas dagegen, besonders der Griechen, in fortwährendem Wachsthum; 2) gleichen Rückschritt mit dieser numerischen Abnahme hält die moralische Kraft, die sich in der steigenden religiösen Lauheit äußert.

*) Turkey and its destiny. Vgl. Nr. 33. des Magazins.

„Es gehört zu den Seltenheiten, daß eine arme türkische Familie mehr als Ein Kind erzieht; dagegen haben arme Griechen und Armenier sehr zahlreiche Nachkommenschaften. Mancher arme Türke erklärt ohne Anstand, er könne nicht genug aufbringen, ein Kind zu ernähren. Töchter seyen eine unnütze Last, und die Söhne entreiße ihnen die Regierung gerade in dem Alter, wo sie anfingen, dem Hause nützlich zu seyn, um Soldaten aus denselben zu machen. Die Conscription ist der Schrecken und Abscheu der türkischen Frauen. Die griechischen und armenischen Matronen haben nichts zu fürchten, da die christlichen Rajas in dem Heere nicht dienen dürfen. Zudem sind diese, obgleich unter erschwerter Last zu Boden gedrückt, durch industrielles und geistiges Uebergewicht in besserem Stande, als die türkischen Bauern, und gedeihen verhältnißmäßig, während ihr moslemischer Nachbar am Hungertuche nagt. Gewaltsames Abtreiben der Geburt gehört bei den türkischen Frauen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

„Auf einer Reise machte ich die Bekanntschaft zweier Türken. Der ältere, obgleich frei von Fanatismus und den christlichen Franken hold, war nichtsdestoweniger durch und durch Moslem und zu Zeiten ein andächtiger. Ich kann freilich nicht verbürgen, daß er das vom Koran vorgeschriebene fünfmalige Gebet täglich verrichtet; das Abendgebet indeß sahen wir ihn nie versäumen. Wenn es Zeit war, ging er an das östliche Ende seiner Galerie, kniete nieder, neigte die Stirn bis an den Boden, stand dann auf, und mit dem Gesichte gen Mekka gekehrt, betete er mit allem Anschein tiefster Andacht und Inbrunst. Ich faßte darum desto größeres Vertrauen zu ihm. Halil, seinen jüngeren Bruder, dagegen, ein Kind der „reformirten" oder „neugeschulten" Zeit — den sah ich niemals beten, mindestens so lange er mit uns reiste. Ueberhaupt bemerkten wir auf der ganzen Reise kaum dreimal einen Türken beim Gebete. Diese Veränderung war mir unerwartet. Ich konnte mir nicht denken, daß der religiöse Indifferentismus der Hauptstadt so weit verbreitet oder daß die Masse der alten Moslemin und Bauern die frommen Gewohnheiten ihres früheren Lebens aufgegeben habe. Wie anders war es vor zwanzig Jahren! Da machte ich keine Tagereise durch das Land, ohne an der Heerstraße oder auf einsamem Hügel Moslemin bei ihrer Andacht zu erblicken."

Nach Konstantinopel zurückgekehrt, setzte sich Herr Macfarlane, wie schon bemerkt, mit einigen Ministern der Pforte in Verbindung, theilte ihnen das Ergebniß seiner Beobachtungen in dem Paschalik Brussa mit und legte ihnen die Nothwendigkeit besserer Maßregeln ans Herz.

„Der Zutritt zu diesen Großen war eben nicht leicht, denn fast alle wohnen jenseits des Wassers, in der eigentlichen Stadt, und ihre einzige Sprechstunde lag zwischen acht und zehn Uhr Vormittags. Man mußte daher früh auf den Beinen seyn, in der kalten, nebelig-rauhen Luft sich durch den Straßenschmutz arbeiten, entweder in einem Paar Kothstiefeln oder auf dem Rücken eines Klepers mit Risiko von Hals und Bein. Die Entfernung war oft sehr beträchtlich und der Weg immer abscheulich und von lebensgefährlicher Schlüpfrigkeit. An einem Morgen lag der Schnee hinter dem Palaste des Seraskier so hoch, daß ich bis übers Knie darin einsank. Dann hat jeder große Beamte sein regelmäßiges, dichtgedrängtes Levee, wo man unter seltsam buntem Gewühl in einem Vorzimmer, bebend vor Frost, harren muß. Wenn ich mit dem Mißgeschick verschont wurde, hier lange vor Kälte zu klappern, so verdankte ich dies muthmaßlich dem Umstande, daß die hungrige Dienerschaft, die auf solche Geschenke angewiesen ist, von einem Engländer — und selten vergebens — ein reichliches Bakschisch erwartet. Diese Besuche setzen in der That die Börsen bedeutend in Contribution. Ein Dutzend oder so dieser dienstbaren Geister begleiten Euch bis an die Treppe und sprechen die Zauberformel „Bakschisch" aus. Aus eines sehr vornehmen Hofbedienten Hause kam ich selten unter 50 Piaster weg. So oft Lord Cowley dem Groß-Wesir Reschid Pascha seine Aufwartung machte, kostete es ihn 500 Piaster. Sr. Herrlichkeit war blos Geschäftsträger; den Sir Stratford Canning, der vollen Gesandtenrang hatte, beanspruchte man ein weit höheres Bakschisch."

Folgendes ist die lebhafte Schilderung eines solchen Besuches.

„Mein erster Besuch am 26. Dezember 1847 galt der zweiten Person im Kabinete. Ich habe keinen Grund, seinen Namen zu verschweigen: es war der Minister der Auswärtigen, der kurz zuvor in London so wohlbekannte Ali Effendi, des Sultans Geschäftsträger, der, für die Abfassung einer der langweiligsten Staatsschriften, die jemals aus einer Feder geflossen sind, jetzt auf dem Punkte steht, zur Paschawürde befördert zu werden. Er hatte sein Leben in Armuth und Dunkelheit begonnen, war als niedriger Schreiber in den Dienst der Pforte getreten, und hier von Reschid mit Ehren überhäuft, wurde er dessen rechte Hand. In London war ich mit ihm durch die Vermittlung beiderseitig befreundeter Personen in Berührung gekommen und überbrachte ihm jetzt ein Empfehlungsschreiben von dem Fürsten Kallimachi, seinem Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten zu St. James. Seit den Tagen des witzigen Neapolitaners Abbate Galliani, der sich die Musterprobe von einem Diplomaten nannte, gab es kein so winziges Menschenkind in der Diplomatie, wie diesen Reis Effendi. Ein Pygmäe an Körperlänge, von wundersamer Schmächtigkeit, war er, was die Italiäner una virgula, ein Komma, nennen; zu einem Semikolon bot sich in der That nicht Stoff genug dar. Er sprach das Französische fließend und korrekt, so daß unser Gespräch unter vier Augen ungestört von der widerwärtigen Vermittlung eines Dragomans sich fortspann. Er verstand jedes Wort, das ich mit ihm sprach, und mir entging wiederum keines, das von seinen Lippen kam. Da war kein Mißverständniß, ja, nicht die Möglichkeit eines solchen; ich hielt ihn an seinen eigenen Worten fest. — Er empfing mich sehr höflich in einem mordkalten, erbärmlichen Zimmer; er in seinem warmen Pelze, indeß ich unglücklicherweise meinen Ueberzieher im Vorgemach zurückgelassen hatte. . . . Er wußte, ich sey ein Schriftsteller und Verfasser eines Werkes über die Türkei, das seiner Zeit Aufsehen gemacht habe. Er sprach die Hoffnung aus, daß, da mit meiner letzten Anwesenheit die Civilisation in des Großherrn Staaten so weit vorgeschritten sey, mein Urtheil über diese bei weitem günstiger lauten werde. Ich sagte ihm, ich würde mit Freuden jeden wirklichen Fortschritt berichten; ich wäre in der Hoffnung aus England gekommen, es thun zu können, und hätte die größte Achtung vor Sir Stratford Canning, der seine freundliche Gesinnung für die Türkei so offenkundig zu Tage legte. — Er hatte erfahren, daß ich mehr denn drei Monate auf einer Reise durch das große Paschalik Brussa zugebracht, und wünschte zu wissen, wie ich über den Zustand dieser Gegend denke. „Mit mir können Sie ohne Rückhalt (sans gêne) sprechen." Ich war keineswegs „genirt"; sagte ihm jedoch die Wahrheit mit all der Zartheit, die sich mit Offenheit und Ehrlichkeit verträgt. Noch war ich nicht völlig überzeugt, daß ihm die Wahrheit unangenehm seyn würde; und sollte es anders ausfallen, dann hätte ich ohnehin nichts mehr mit ihm zu thun. Ueberdies war mir das Herz voll von all den Ungerechtigkeiten und Leiden, wovon ich in Asien Augenzeuge gewesen, und ich hatte den Gedanken nicht ganz aufgegeben, daß eine ehrliche Darstellung die Regierung zu heilsamen Maßregeln bewegen könnte, zumal diese größtentheils ohne Geldopfer und durchaus mit keiner Beeinträchtigung ihrer Würde verbunden waren. Wo ich Lob ertheilen konnte, that ich es mit Wärme, legte aber auch keinen mildernden Firniß auf die Gemälde von Weh und Entsetzen. Ich zeigte ihm das Elend des Bauernstandes, das rechtlose Verfahren der Staatspächter, die verderblichen Folgen des übermäßigen Zinsfußes. — Er horchte mit anscheinender Aufmerksamkeit und machte hin und wieder Bemerkungen, die mir von aufrichtiger Theilnahme zu zeugen schienen. Er unterbrach mich öfter mit den Ausrufungen: Das ist schlimm! Das ist ungerecht! Das ist gegen das Täzimät und gegen die bestehenden Gesetze! Dem muß abgeholfen werden! — Er danke mir, sprach er endlich, für meine Mittheilung und sey überzeugt, ich hätte sie als Freund der Regierung gemacht. Beim Abschied zeigte der Minister des Auswärtigen keine Abnahme der Höflichkeit, lud mich vielmehr ein, den Besuch zu wiederholen, erbot sich, mich, wenn ichs wünschte, beim Wesir einzuführen. Ich sah des Männleins Gesicht nicht wieder; er hatte genug von mir gesehen. Das nächste Mal, das ich zu ihm ging, war er versagt — war er sehr beschäftigt — war er gerade im Begriff, zur Pforte zu gehen; und da ich mir die Gewißheit zu verschaffen Gelegenheit hatte, daß das Alles erdichtete Vorwände waren, so kam ich niemals wieder zu ihm."

Ueber die gegenwärtige Stellung Rußlands zur Türkei bemerkt der Verfasser:

„. . . . Der Zar mag eine Invasion des sterbenden Reiches im Auge haben; ich weiß nicht, ob er sie hat, glaube auch nicht, daß irgend wer in England mehr Kunde über diesen Punkte besitzt, als ich. Ich weiß nur, daß der Versuchung schwer zu widerstehen ist, und daß die Langmuth, die Nikolaus zeigt, als seltenes Wunder in der Geschichte erscheint. Wer dieses große Ereigniß: die Auflösung des ottomanischen Reiches, als einen Segen für die Menschheit und die Civilisation erwartet, kann keinen Augenblick bei dem Gedanken stehen bleiben, daß Rußland alle diese, unbevölkerten zwar, aber unermeßlichen, ergiebigen, reichen und schönen Landschaften besitzen soll. Die Vertheilung muß und wird an einem gar nicht fernen Tage der Entscheidung eines Kongresses aller christlichen Staaten anheimfallen. Kann ein solcher Kongreß ins Lebens treten, ohne daß die Schrecken des Krieges unter den christlichen Mächten vorhergehen, so wird der Vortheil ungeschmälert, der Segen vollkommen seyn. Führet Krieg, so lang Ihr wollt, aber dazu muß es zuletzt doch kommen: zu einem Kongreß und zur Vertreibung der Türken, als herrschender Macht, aus Europa und einem großen Theile Kleinasiens. Wenn die Welt jetzt aus den Fugen ist und wir Alle auf eine dauerhafte Einrichtung trachten, so müssen wir über die türkische Frage auch zu einer Entscheidung kommen. Bleibt sie unentschieden, so wird sich auch unsere Einrichtung als unvollkommen erweisen, die Türkei wird ein stehender Casus belli bleiben, der jedes Jahr dem Frieden der Christenheit mit Unterbrechung droht."

Obgleich manches Gemälde türkischer Zustände von unserem Verfasser unbezweifelt die Farbe eingefleischter Vorurtheile an sich trägt, obgleich sich eine tiefere Auffassung der Türkei und ihrer Zukunft denken läßt, als diejenige, die uns sein Buch darbietet: so kann dem Schlusse, zu dem er kömmt, in seinen Hauptzügen die Richtigkeit nicht abgesprochen werden. Die neuesten Umstände haben das Wohlwollen für die Türkei beträchtlich gesteigert. Das Benehmen der Pforte in der Sache der magyarischen und polnischen Flüchtlinge hat unsere Bewunderung hervorgerufen, und diese edle Aufwallung umnebelt uns einigermaßen den wirklichen Streitpunkt, und der ist: Ist das türkische Reich ein gutes oder schlimmes Ding? Sind dieses Stück Erde und die Millionen seiner Bewohner bei der Fortdauer jenes Reiches besser oder schlimmer daran? — Auf diese Frage, scheint es, ist blos Eine Antwort. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß Aller, die mit der Türkei bekannt sind, giebt es keinen Fleck auf der Erdfläche, der durch Unordnung so verwüstet und niedergedrückt wäre. Layard und Macfarlane sind darüber einig. Im „nominalen Todeskampf" — um einen Ausdruck der Edinburgh Review zu gebrauchen — ist die Türkei seit fünf Generationen begriffen; trügen aber die Zeichen nicht, so ist die Katastrophe vor der Thür. Einerseits sehen wir, wie die slawischen Provinzen sich enger und enger an Rußland schließen, und andererseits, wie uns Herr Macfarlane belehrt, sterben die eigentlichen Türken überall aus und machen den Griechen und Armeniern Platz. Sollte die Stunde der Auflösung bald schlagen, so werden diejenigen, die auf des Verfassers Worte schwören, diesem Ausgang nur mit geringem Leidwesen entgegensehen.

Schweiz.

Die geheimen Gesellschaften und der Kommunismus in der Schweiz.

Wir haben kürzlich (Nr. 55 des Magazins) einer Geschichte des Sonderbundkrieges von Herrn Crétineau-Joly gedacht, der über diesen Beginn des europäischen Kreuzzuges gegen die Sache des Gesetzes und der Ordnung merkwürdige neue Aufschlüsse ertheilt. Seitdem ist ein zweites Buch in französischer Sprache erschienen, das die demagogischen Umtriebe in der Schweiz zum Gegenstande hat. Es führt den Titel: „Studien der Anarchie unserer Zeit, der Kommunismus und das junge Deutschland in der Schweiz, von A. Hennequin".*) Die über ganz Mittel-Europa verbreiteten demokratischen Klubs und geheimen Gesellschaften, deren Leitung von der Schweiz ausgeht und deren Oberen sich zum Theil dort und zum Theil in England und in Frankreich befinden, werden in diesem Buche nach Materialien geschildert, über deren Echtheit kein Zweifel obwalten kann, da sie zum Theil von Eingeweihten selbst (wir erinnern nur an das bekannte Buch von Karl Marx) publizirt worden, doch sind sie hier so übersichtlich zusammengestellt, daß sie eine förmliche Geschichte des Demagogismus, besonders des deutschen, in der Schweiz bilden. Eine in diesem Lande selbst erscheinende Zeitschrift, die Genfer Bibliothèque Universelle, drückt sich bei Gelegenheit einer Kritik des gedachten Buches folgendermaßen aus:

„Seit etwa zwanzig Jahren ist die Schweiz das von den Revolutionairen auserwählte Laboratorium, wo das Werk der Auflösung der Gesellschaft präparirt wird. Der gastliche Boden unseres Landes ist der Sammelplatz der politischen Flüchtlinge aller Länder geworden, die daraus den Mittelpunkt ihrer thätigen Propaganda gemacht haben. Besonders die Deutschen haben hier ein leicht zu verführendes Publikum in den zahlreichen Handwerkern ihrer Nation, die von Stadt zu Stadt wandern, um gewisse Professionen zu betreiben, für welche die Schweizer keinen Geschmack haben. Bald gelang es ihnen, unter sich Vereine zu bilden, deren anscheinender Zweck lediglich die Herbeischaffung von Mitteln zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, so wie eine gegenseitige Unterstützung in Fällen unverschuldeter Verarmung, deren wahre Aufgabe jedoch die Verbreitung von Umsturz-Ideen und die Organisirung einer Art von Armee war, welche die Pläne der Häupter in Ausführung bringen sollte, sobald der zum Handeln günstige Augenblick gekommen war. Um dieses Resultat sicherer zu erreichen, bedurfte man des Schutzes der Kantons-Regierungen, welche täglich dem Verlangen der auswärtigen Mächte nachgeben und die Flüchtlinge ausweisen konnten. Es kam also zunächst darauf an, im Innern der Schweiz Revolutionen hervorzurufen, und so verband sich denn der Einfluß der geheimen Gesellschaften mit den Umtrieben der Radikalen, was sehr bald den Triumph der Letzteren herbeiführte.

„Aber während auf diese Weise der Erfolg der propagandistischen Pläne fast unzweifelhaft schien, schlich sich in die Reihen der Propaganda selbst Zwietracht ein. Die kommunistischen Tendenzen veranlaßten heftige Debatten, in Folge deren eine Spaltung eintrat, welche die Häupter nicht zu hindern vermochten. Von diesem Augenblicke ab verloren die geheimen Gesellschaften sehr viel von ihrer Stärke und fingen sie an, dem Volke in der Schweiz Mißtrauen einzuflößen. Herr Hennequin bemerkt mit Recht, daß selbst in den radikalsten Kantonen der Kommunismus keine Sympathie gefunden. Wenn er hier und da vielleicht auch einige irreligiöse, leichtsinnige Menschen, einige Ehrgeizige von niederem Schlage verführte, so hat er sich doch nirgends als Partei zur Geltung bringen können. Es ist dies eine Thatsache, die sich übrigens sehr leicht erklären läßt, sowohl durch das Vorherrschen der ackerbauenden Bevölkerung, als durch die außerordentliche Theilung des Grundbesitzes in der Schweiz. Dieses Land, welches das Signal zu der revolutionairen Erschütterung des Jahres 1848 gegeben, wird vielleicht auch das erste seyn, in welchem eine wahrhaft volksthümliche Reaction gegen die unglückseligen, die gesellschaftliche Ordnung bedrohenden Lehren des Sozialismus zum Durchbruch kommen wird.

„Allerdings ist die Schweiz auch das Land, wo diese Lehren am offensten gepredigt worden und wo man demzufolge am besten hat beurtheilen können, was an ihnen sey. Die Auszüge, die Herr Hennequin aus den Schriften von Weitling und Marx, so wie aus dem Briefwechsel mehrerer Anderen, mittheilt, sind vollkommen genügend, um den Ekel und den Abscheu zu erklären, den sie allen ehrlichen Leuten, gleichviel von welcher schweizer Partei, einflößen mußten. Es herrscht darin der gemeinste Materialismus, der sich keinen anderen Zweck setzt, als die Befriedigung sinnlicher Begierden und niedriger Leidenschaften. Gelderpressungen und Orgien, dies ist in zwei Worten das System jener vorgeblichen Reformatoren der Gesellschaft. Wenn man sieht, daß der Kommunismus zu solchen Resultaten führt, so kann man ihn in der That für nichts weiter als eine Art moralischer Cholera halten, gegen deren Ausbreitung sich gewiß bald von allen Seiten unübersteigliche Schlagbäume erheben werden. Als letztes Sympton des demagogischen Fiebers, scheint er von der Vorsehung dazu bestimmt, die Völker zu den Ideen der Gottesfurcht, des Gehorsams und der Ordnung zurückzuführen.

„Die Schrift des Herrn Hennequin liefert uns ein sehr treffendes Bild von den Intriguen, deren Schauplatz die Schweiz gewesen, und die so außerordentlich viel zur allgemeinen Erschütterung von Europa beigetragen. Gleichwohl ist der Verfasser von einer sehr wohlwollenden Gesinnung für das schweizer Volk beseelt, welches er nicht mit jener wühlerischen Minorität verwechselt, die die Umstände benutzt hat, um sich der Gewalt zu bemächtigen. In der That nähert sich die Herrschaft der Letzteren ihrem Ende. Das Nationalgefühl ist in diesem Augenblicke bereits wieder überwiegend in den Kantonen, und wenn nicht etwa eine unglückselige Intervention den natürlichen Gang der Dinge unterbricht, so wird die Schweiz binnen kurzem von selbst wieder die Wege des wahren Liberalismus einschlagen, welcher gleich weit von den alten Mißbräuchen des oligarchischen Regiments, wie von den unheilvollen Ausschreitungen der revolutionairen Anarchie, entfernt ist."

*) Études sur l'anarchie contemporaine, le communisme et la Jeune-Allemagne en Suisse, par Amédée Hennequin. Paris, 1850.

Mannigfaltiges.

— Zur Literatur der Musik. Freunde der Musik und einer geistreichen Würdigung dieser Kunst machen wir auf eine so eben von dem rühmlichst bekannten französischen Kunstkritiker P. Scudo herausgegebene Sammlung von Aufsätzen musikalischen Inhalts aufmerksam.*) Es werden darin die Werke sowohl der französischen, als der italiänischen und deutschen Schule besprochen; kein berühmter Name, von Mozart und Beethoven bis auf Meyerbeer und Donizetti, fehlt in dem Buche, und auch sehr viele Virtuosen, Sänger und Sängerinnen haben ihre Stelle darin gefunden. Das „Magazin" hat bereits öfter Gelegenheit gehabt, Einzelnes von diesen Aufsätzen, die früher in den Revüen abgedruckt waren, zu übertragen. Es gehörten dazu namentlich die gedrängenen Artikel, die wir im vorigen Jahrgang (Nr. 67 u. ff.) über Meyerbeer's „Prophet" und (Nr. 139 u. ff.) über Angelika Catalani mitgetheilt. Herr P. Scudo, ein Schüler des berühmten Choron, ist selbst Musiker und hat seinen Geschmack nach den Werken der großen Meister aller Zeiten gebildet. Frei von allem Parteigeist und Coterieweſen, ist er kein ausschließlicher Parteigänger irgend einer Schule, sondern bewundert aufrichtig, was jede derselben Schönes darbietet, und verwirft er das Unschöne überall, wo er es antrifft, wenn es auch noch so anspruchsvoll und originell (wie z. B. in den Compositionen von Berlioz) auftritt. Er gehört zu den wahrhaft gebildeten Geistern, die, wie er sich ausdrückt, an die Vorsehung und an die menschliche Vernunft glauben und die auch in der Kunst aufsuchen, was sie vom Leben fordern: die Versöhnung der Freiheit mit der Ordnung, dieses große Problem unserer Zeit. In der Musik, wie in der Literatur und im Staatsleben, gefährdet der Kampf, der zwischen diesen beiden Elementen ausgebrochen, die höchsten menschlichen Errungenschaften, und nur in ihrer Versöhnung liegt die Gewähr für die Bewahrung des Höhepunktes, den das Menschengeschlecht erreicht hat. In der Musik, wie in der Literatur und im Staatsleben, haben die Neuerer, welche das Joch der Routine abschütteln wollten, nicht immer die nothwendige Gränzlinie der Ordnung einzuhalten gewußt und deshalb die Gesetzlosigkeit mit der Freiheit verwechselt. Die Grundsätze des Schönen und des Wahren aus den Augen verlierend, schlugen solche Neuerer den Weg ein, den ihnen ihre Phantasie als den besten bezeichnet, und ist es ihnen weniger darum zu thun, ihr Publikum durch anmuthige oder ergreifende, als durch überraschende und verblüffende Effekte zu gewinnen, wobei von einem die Seele erhebenden, großen sittlichen Zwecke nirgends die Rede ist. Diese materialistische Tendenz hat sich in der Musik auf gleiche Weise bei den Komponisten, wie bei den Virtuosen, kundgethan. Berlioz wird von dem Verfasser als ein Beispiel der Ersteren und Liszt als eines der Letzteren bezeichnet. Beides sind Männer von unbestreitbarem großem Talent; der Eine aber wie der Andere ist nur allzu geneigt, das Wesen zu opfern für die Form, den Gedanken preiszugeben für den Ausdruck. Ihr ganzes Verdienst besteht darin, Schwierigkeiten, die sonst unübersteiglich schienen, überwunden zu haben, aber diese Schwierigkeiten liegen ganz außerhalb der Gränzlinien des Wahren und des Schönen, die allein in der Kunst maßgebend, d. h. von derjenigen Bedeutung sind, welche das Gesetz der Ordnung in der sittlichen Welt hat. Nach der Ansicht des Herrn Scudo, hängt die Musik mit der sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechts auf das Innigste zusammen und soll sie, eben so wie die Literatur, zur Bildung der Seele beitragen, deren Freuden und Schmerzen, deren Hoffnungen und Befürchtungen sich in ihr abspiegeln. Läßt sie diesen Zweck außer Augen, dann wird sie zu einem bloßen sinnlichen Genusse, der, wie mannigfaltig und glänzend er auch gemacht werden mag, doch die Seele endlich ermüdet und keinerlei bleibenden Eindruck in ihr zurückläßt. — Wir glauben durch diese Charakteristik den Leser eingeladen zu haben, das Buch selbst kennen zu lernen, das die Gedanken, die wir hier zusammengestellt, in allen seinen Betrachtungen festhält und durchführt.

— Runnymede. Der Korrespondent eines englischen Blattes drückt sein Erstaunen darüber aus, daß Runnymede, der Ort, wo die Magna Charta, jene Grundlage der englischen Freiheit, vom König Johann ausgefertigt oder ihm vielmehr abgezwungen wurde, nie durch ein Monument oder auch nur durch den einfachsten Denkstein bezeichnet worden ist, während man doch so viele andere, verhältnißmäßig gleichgültige Begebenheiten durch prächtige Denkmäler verherrlicht hat. Die Stelle, wo jener Akt stattfand, wird jetzt als Rennbahn benutzt und ist durch ein unförmliches Gerüst noch mehr verunziert.

*) Critique et Littérature musicales, par P. Scudo. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 16. Mai 1850.

Frankreich.

Zur sozialen Frage.

Die Revue des deux Mondes enthält eine Kritik des Berichts, den die von der Legislative zur Prüfung derjenigen Mittel, die der Staat zur Linderung der Noth der unteren Klassen ergreifen könnte, niedergesetzte Kommission veröffentlicht hat. Die Kritik rührt von dem gelehrten Staats-Oekonomen M. Chevalier her und tadelt an dem Berichte, daß er mehr negativ — gegen die Vorschläge der Sozialisten — als positiv gehalten sey. Wir entnehmen ihr zwei Abschnitte, in denen sich der humane und freimüthige Geist des berühmten Verfassers wieder recht deutlich bewährt.

1. Die Arbeitervereine zur gegenseitigen Unterstützung

haben sich, trotz der schönen Idee, die ihnen zu Grunde liegt, in Frankreich nicht immer gefahrlos erwiesen. So wie sie gegenwärtig meistens eingerichtet sind — das heißt, nur aus Arbeitern bestehend und nur von Arbeitern verwaltet — wurden sie bei Gelegenheit zu politischen Vereinen, in denen soziale Fragen ausschließlich vom Standpunkte der Arbeiter aus besprochen wurden. Man brachte daselbst die Beschwerden an, die man gegen die Arbeitgeber hatte oder zu haben glaubte, und tauschte seine staatsökonomischen Ansichten aus, die nicht gerade immer aus unverdächtiger Quelle geschöpft waren. So regte man sich gegenseitig auf, und das war in der That eine trübselige Gegenseitigkeit. Die Heftigeren warfen sich zu Führern auf und schüchterten die Anderen ein, die sich nicht überzeugen ließen. Bald gewannen die geheimen Verbindungen Einfluß auf die Unterstützungsvereine und entfremdeten sie unter dem plausibeln Vorwande, den traurigen Folgen der Arbeitslosigkeit zu begegnen, ihrem ursprünglichen Zwecke. Demgemäß wurde den Arbeitern eine größere Beisteuer auferlegt, denn es genügte nun nicht mehr, in Krankheitsfällen eine Unterstützung bereit zu haben; man mußte vielmehr sehr große Summen ansammeln, und diese benutzte man dann zu Zwecken, die der großen Mehrheit der Beisteuernden aufgezwungen wurden und der öffentlichen Ordnung gefährlich waren. So konnten massenhafte Arbeitseinstellungen durchgesetzt werden, die für die Masse der Betheiligten immer ohne Erfolg blieben und nur für die wenigen herrschsüchtigen und arbeitsscheuen Führer von Nutzen waren. Hin und wieder haben sich die Unterstützungsvereine geradezu in Werkzeuge des Bürgerkrieges verwandelt. Die Geschichte der Mutuellistes und Ferrandiniers in Lyon und St. Etienne ist bekannt. Im Anfange waren dies sehr lobenswerthe Gesellschaften; im Jahre 1834 aber lieferten sie das Kontingent zu den Aufständen, welche die Fabrikstädte im Südwesten Frankreichs verheerten.

Wenn ein Arbeiterverein zur gegenseitigen Unterstützung bei mäßigen Beiträgen einen guten Zweck erreichen will, so muß er sich genau auf die Hülfeleistung in Krankheitsfällen beschränken und darf weder bei Arbeitslosigkeit Unterstützungen verabreichen, noch Pensionsgelder bewilligen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im anderen Falle die Kassen nicht bestehen konnten.

Wenn dergleichen Vereine auch Mitglieder aus den wohlhabenderen Klassen enthielten, so würde dadurch manchem Uebelstande vorgebeugt werden. Die Verwaltung würde besser kontrolirt und einsichtiger gehandhabt, und es könnte nicht geschehen, daß die Fonds, die dazu bestimmt sind, den erkrankten Arbeiter und seine Familie vor Mangel zu schützen, zur Unterhaltung politischer Verbindungen und zur Besoldung wühlender Agenten verwendet werden. Der Fluch unserer Zeit ist, daß man es erreicht hat, die Gesellschaft in zwei getrennte Lager zu theilen, auf eine Seite die Bourgeoisie, auf die andere die Arbeiter zu stellen. Obwohl Beider Interessen solidarisch sind, stehen sie einander doch bald in offener, bald in versteckter Feindseligkeit gegenüber. Ihre Wiedervereinigung wäre das Zeichen, daß die französische Revolution geschlossen, die französische Gesellschaft gerettet ist. Alles, was diese Annäherung befördert, muß daher mit Eifer ergriffen und begünstigt werden. Hierher gehörte nun aber sicher ein Institut, in welchem Bürger und Arbeiter freiwillig vereinigt sind und sich als Genossen an einem Werke der Wohlthätigkeit betheiligen, das den bedürftigen Klassen zugutekäme und von ihnen selbst mit erhalten würde. Es läge darin gewiß manche Veranlassung zur Versöhnung der Gemüther. Folgendes Beispiel mag zeigen, daß eine solche Erwartung keine hohle Redensart ist. In Nantes besteht eine Société industrielle, die neben anderen gemeinnützigen Einrichtungen einen Arbeiterverein zu gegenseitiger Unterstützung ins Leben gerufen hat, der durch Beiträge von Arbeitern und Bürgern erhalten wird. Im Jahre 1834, als Lyon in vollem Aufstande begriffen und Paris der Schauplatz einer fürchterlichen Emeute war, herrschte auch in Nantes eine dumpfe Gährung. Man stellte zur selben Zeit eine Dampf-Sägemaschine auf. Die Säge-Arbeiter, die sich in ihrem Erwerbe bedroht sahen, beschlossen, sie zu zerstören. Die geheimen Verbindungen, die damals über ganz Frankreich verbreitet waren und jedes Symptom von Aufregung für ihre Zwecke ausbeuteten, trieben sie dazu an. Wäre das Vorhaben ausgeführt worden, so hätte es gewiß in weiten Kreisen die traurigsten Folgen nach sich gezogen. So aber legte sich die Société industrielle ins Mittel. Herr Dechaille, der Vorsitzende des erwähnten Unterstützungsvereins, rief die Säge-Arbeiter, die Mitglieder des Vereins waren, zusammen, und seinen Worten gelang es, sie zur Ruhe zurückzuführen.

2. Die Armuth der französischen Nation.

Man schlägt vor, die Warteschulen, die Armenhäuser, die Blinden- und Taubstummen-Institute zu vermehren. Das wäre Alles recht schön, aber zu dem Ende müßte man die Steuern erhöhen, und Frankreich ist schon zu sehr belastet: es ist zu arm dazu. Das Gesetz über die Arbeit der Kinder in den Fabriken ist ein Gesetz der Humanität; aber zunächst sind es die Aeltern, die sich ihm widersetzen. Sie können von dem Erwerb ihrer Kinder nichts entbehren, sie sind zu arm. Eben so scheitert die Errichtung von Strafkolonieen für jugendliche Verbrecher und anderer philanthropischer Anstalten an der Unzulänglichkeit der öffentlichen Mittel. Der Kredit, den die Verächter der Fundamental-Prinzipien der Volkswirthschaft mit einem Federstriche auf die Arbeiter ausgedehnt wissen möchten, derselbe Kredit fehlt selbst tüchtigen Fabrikanten und Landwirthen, weil (neben anderen Gründen) kein Kapital vorhanden, weil die französische Gesellschaft arm ist. Die Colonisation würde dasselbe Hinderniß finden, der Bau von gesunden Arbeiterwohnungen und hundert andere Unternehmungen dieser Art desgleichen.

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser National-Armuth; sie ist der Knoten der ganzen sozialen Frage. Was heißt: die Nation ist arm? Die Brutto-Einnahme der Gesellschaft, der Fonds, von dem sie lebt, indem sie ihn fortwährend durch ihre Arbeit erneuert und vermehrt, ist zu beschränkt, um den Wohlstand der ganzen Nation zu begründen. Da nun einmal die Vertheilung dieser Brutto-Einnahme nach jenen Grundsätzen geschehen ist, auf denen die bürgerlichen Einrichtungen aller europäischen Staaten beruhen, so mögen die öffentliche und die Privat-Wohlthätigkeit sich anstrengen, wie sie wollen, um den Antheil des Armen zu vergrößern: dieser Antheil bleibt gering und unzureichend, und das nicht allein im Verhältniß zu den Ansprüchen der Nothleidenden, die freilich in Augenblicken revolutionairer Leidenschaft übertrieben seyn können, sondern selbst gegenüber den bescheidensten Anforderungen der Menschenliebe. Er bleibt unzureichend, weil dies unvermeidlich ist von dem Augenblicke an, wo das Gesammtvermögen der Nation im Verhältniß zu der Anzahl der dabei Betheiligten zu gering ist. Die derzeitigen Reformatoren haben fast alle den Grundsatz aufgestellt, man müsse den Gewinn der Arbeit anders vertheilen, als es bisher geschehen ist. Aber diese Reformatoren sind in einem verderblichen Irrthum befangen, der, wenn man ihm freies Spiel ließe, Frankreich in einen unermeßlichen Abgrund stürzen müßte. Die Prinzipien, nach denen zur Zeit der Arbeitsertrag in Frankreich vertheilt ist, sind diejenigen, die einer freien Gesellschaft geziemen; sie sind ein Ausfluß der Freiheit selbst. Die Gesellschaft kann sich ihnen nur entziehen, wenn sie der Freiheit entsagt, und die vermeintliche Organisation der Arbeit, die man statt ihrer einzuführen gedachte, hätte nichts organisirt, als die Knechtschaft und das Elend Aller. Ideen, Grundsätze wären nicht mit solcher Wuth angegriffen worden, wenn man bedacht hätte, daß sie, gleich allen sozialen Prinzipien, nicht unwandelbar sind und mit dem Fortschritt der Sitten selbst fortschreiten können.

Die Verbesserung der Lage des Volkes im Allgemeinen und der eines jeden Arbeiters in den Städten oder auf dem Lande insbesondere hängt von dem Ertrage der Kollektiv-Arbeit der Nation und der jedes Einzelnen ab. Die Aufgabe ist demnach, die Arbeit Aller und die eines Jeden fruchtbringend zu machen. Ist dies erreicht, dann kömmt das Uebrige, nämlich der Wohlstand der Nation und des Individuums, von selbst. Wenn die Staats-Oekonomen in einem Satze einig sind, so ist es der, daß in demselben Maße, als im Verhältniß zur Menschenzahl die Gesellschaft aus ihrer Arbeit mehr Gewinn zieht, in eben dem Maße auch der Antheil wächst, der dem Arbeiter davon zugutekömmt. Alle Welt hat dabei Vortheil, der Arbeiter aber den meisten. Es ist dies eine tröstliche Wahrheit für den Nothleidenden, eine beruhigende Erfahrung für den Menschenfreund, wie für den Staatsmann, der in der Noth eine Ursache zu Revolutionen sieht und in der Versöhnung der Interessen den Frieden der Ge-

sellschaft sucht. Und diese Wahrheit ist nicht nur durch Schlüsse und Beobachtungen der Wissenschaft gewonnen worden; sie ist geradezu ein Ausspruch des Zeitgeistes, der dem Fortschritt definirt als: eine Bewegung, die alle Menschen der Gleichheit des Lebensgenusses entgegenführt, eines Lebensgenusses, der in stetem Steigen begriffen ist.

Die Aufgabe, die wie ein Alp auf der französischen Gesellschaft lastet, läßt sich nur in dem Sinne lösen, daß man die Productionskraft der Arbeit erhöht. Leider wird es immer Nothleidende unter den Menschen geben, denn die Einen sind einmal einem unabwendbaren Mißgeschick verfallen, Andere werden von politischen und Handelskrisen betroffen, und den Dritten entzieht der Fortschritt selbst, die Erfindung einer neuen Maschine, eines verbesserten Arbeitsverfahrens ihren Broderwerb. Noch wird es stets Leute geben, die durch Faulheit und Lüderlichkeit in Noth gerathen. Also an Bedürftigen, denen die öffentliche und Privat-Wohlthätigkeit ihren Balsam spenden kann, mag es niemals fehlen; aber je mehr die Productionsfähigkeit der Arbeit entwickelt wird, desto geringer wird die Anzahl der Dürftigen, und es kann dann nicht mehr ganze Volksklassen geben, die zum Mangel verurtheilt sind. Die Mittel selbst zur Unterstützung der Unheilbaren und der Opfer, die der Fuß der fortschreitenden Civilisation zermalmt, vermehren sich, denn eine reiche Gesellschaft hat mehr Hülfsquellen für die Wohlthätigkeit, als eine arme.

In diesem Augenblicke vermag die französische Nation durch ihre Arbeit nicht so viel an gesunden Nahrungsmitteln, an Kleidungsstücken, an Brenn- und Leuchtmaterial, an Möbeln, Büchern, kurz, an den Dingen aufzubringen, die dem Bedürfniß eines civilisirten Menschen nöthig sind, als für eine Bevölkerung von sechsunddreißig Millionen hinreicht. Das ist die Bedeutung der Worte: Frankreich ist arm. Ist nun diese Unzulänglichkeit der Production, diese relative Unfruchtbarkeit der nationalen Arbeit ein absolutes, unverbesserliches Uebel? Nein, denn wenn es auch kein Volk auf Erden giebt, das von der Pest des Elends vollkommen frei ist, so lassen sich doch einige nennen, bei denen der Gesammterwerb der Nation für den Wohlstand Aller ausreichen kann. Es sind ihrer mindestens zwei, nämlich Großbritanien (natürlich mit Ausschluß Irlands) und die nord-amerikanischen Freistaaten. Sollte nun das Zurückstehen Frankreichs hinsichtlich des Nationalreichthums gegen andere Länder in einer Inferiorität der Fähigkeiten seinen Grund haben? Gewiß, das würde Niemand behaupten, und wer er es thäte, dem würde die vierzehnhundertjährige Geschichte Frankreichs und das Zeugniß des ganzen Menschengeschlechts Schweigen auferlegen. Also läge die Ursache in der Unfruchtbarkeit des Bodens? Auch das hieße die Wahrheit verhöhnen. Wenn Frankreich arm ist, so ist dies demnach künstlichen Hindernissen zuzuschreiben, denen es sich allmälig entziehen muß. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt da, hiermit den Anfang zu machen.

Die relative Armuth der französischen Nation läßt sich nur dadurch erklären, daß man hier seit einem oder zwei Jahrhunderten in der Wahl der Richtung, die den Interessen der Gesellschaft zu geben war, minder glücklich gewesen ist, als anderswo. Gewisse Grundsätze der Gesetzgebung, des Verwaltungssystemes, der inneren und äußeren Politik sind es, die jene Armuth verschuldet haben. Da aber große und gebildete Völker niemals auf die Länge gegen ihren Willen regiert werden, so muß man behaupten, daß die ganze Nation entweder durch verkehrte Ansichten oder durch verderbliche Leidenschaften oder vielleicht durch Beides verblendet war und dafür verantwortlich ist, daß sie den Engländern und Amerikanern nachsteht. Und bei alledem arbeiten auch diese beiden Völker an einer Verbesserung ihrer sozialen Zustände, das heißt an der Verallgemeinerung des Wohlstandes, und hoffen dahin zu gelangen durch allmälige Veränderungen ihrer Gesetze, durch Abwerfung einer Beschränkung nach der anderen. Nun ist, im Grunde genommen, die ganze Geschichte der Civilisation, von einem gewissen Gesichtspunkte aus, nichts Anderes, als die allmälige Entwickelung der Productionsfähigkeit des Menschengeschlechts, das heißt, als ein stufenweises Vermehren der Menge von Gegenständen, die das menschliche Bedürfniß befriedigen, bewirkt durch die tägliche Arbeit jedes Einzelnen. Es liegt also nichts Abenteuerliches in der Behauptung, daß es in Frankreich einer großen Veränderung in der Gesetzgebung bedürfe, um den Ertrag der nationalen Arbeit zu vermehren und somit das Elend zu verringern. Gewiß muß mit dieser Gesetzgebung auch eine in den Sitten Hand in Hand gehen. Quid leges sine moribus? sagt der Dichter vor achtzehnhundert Jahren. Freilich ist dies nicht das Werk eines Tages, noch eines Jahres; aber daran gehen muß man rasch und entschlossen, denn die Zeit drängt. Worin aber soll diese allmälige Veränderung der Gesetzgebung bestehen? Um dies mit einiger Genauigkeit anzugeben, müßte man das Leben eines französischen Gewerbtreibenden schildern und ihm das eines englischen und amerikanischen zur Seite stellen. Man müßte ihn beobachten von dem Augenblicke an, wo er in die Werkstatt tritt, ja, schon von demjenigen an, wo er sich auf dieselbe vorbereitet. Dann wäre sein Verhältniß zu allen Gesetzen zu prüfen, die seinen Beruf irgendwie berühren, und es gehörten hierher nicht nur die Gewerbe- und Verwaltungsgesetze, sondern auch die politischen, bürgerlichen und Militairgesetze. Als Producent, wie als Konsument, müßte er den Gemeindebehörden, dem Staat, der Schule, die seinen Geist bildet, und vor Allem dem Fiskus gegenübergestellt werden. Aus diesen gleichmäßig auf alle drei Länder ausgedehnten Beobachtungen würde sich eine unschätzbare Erfahrung herausstellen. Es würde sich zeigen, daß, wer arbeitet, und hierunter ist eben so ein Arbeitgeber als ein Arbeiter zu verstehen, in Frankreich im Gebrauche seiner Fähigkeiten bei weitem mehr gehindert ist, als in Großbritanien und in Nord-Amerika. Der französische Gewerbtreibende ist, im Vergleich zu dem englischen und amerikanischen, wie Jemand, dem eine Hand auf dem Rücken festgebunden ist, während der Andere beide Hände frei hat. Was Wunder also, daß seine Arbeit weniger zu Tage fördert?

Spanien.

Zur Geschichte der Basken.

(Schluß.)

Man hat vielerlei Konjekturen aufgestellt, um die Ureinwohner Spaniens in eine von den großen Völkerfamilien einzureihen, in welche die kaukasische Race eingetheilt wird. Einige haben sie zu den Celten, Andere zu den Zinnen, noch Andere zu den Semiten gerechnet; Meinungen, die mit gleichem Rechte verworfen und angenommen werden können. So viel aber scheint festzustehen, daß die Iberier bereits in den vorgeschichtlichen Zeiten den Boden bewohnten, auf dem wir noch heute ihre Ueberreste, die Basken, vorfinden.

Die Iberier mögen zuerst einen Gebietsverlust erlitten haben, als sich die Ligurier, vom Flusse Ligys (Loire?) kommend, der Strecke zwischen der Rhone und Italien bemächtigten. Später fand der Einfall der Celten statt, deren Nachkommen fast den ganzen Westen Europa's innehaben. Die Celten, stärker und kriegerischer, als die Euskarier, vertrieben dieselben überall und nöthigten die Uebriggebliebenen, in den wilden Schluchten der Pyrenäen einen Zufluchtsort zu suchen. Dort bildeten sie mehrere kleine konföderirte Republiken und hielten, durch die Oertlichkeit begünstigt, fernere Invasionen von sich ab.*) Von den historischen Zeiten an sehen wir alle Eroberer diese natürlichen Festungen vergeblich angreifen. Karthager, Römer, Gothen, Franken, Sarrazenen versuchten nach einander, die Basken zu unterwerfen, und schlugen sie auch wohl zuweilen in offener Schlacht, verwüsteten ihre Thäler und legten ihnen einen Tribut auf. Indessen ist diese Unterwerfung immer nur temporär und nominell; nie verlieren die Euskarier ihre Nationalität oder nehmen Sitte und Sprache der Ueberwinder an. Im Grunde genommen, waren sie für die Letzteren immer eher Bundesgenossen, deren man schonen mußte, als wirkliche Unterthanen. Stets sieht man sie auf der Lauer, ihre vollkommene Unabhängigkeit wiederzuerlangen; sie ergreifen kühn jede Gelegenheit, blutige Rache zu nehmen, und mehr als einen Ort giebt es, der im Lande der Basken mit so viel Stolz genannt wird, als Roncesvall. Dessenungeachtet werden mit der Zeit die konföderirten baskischen Republiken den Nachbarreichen einverleibt, immer jedoch unter Zusicherung besonderer Privilegien und ohne Antastung ihrer alten Sitten und Gebräuche.**) Von allen baskischen Gebieten haben Biscaya und Guipuzcoa Sprache, Sitten und Einrichtungen ihrer Vorfahren am besten erhalten, und es ist gewiß eine seltsame Erscheinung, mitten im 19ten Jahrhundert hart an der französischen Gränze ein Gegend zu finden, in welcher das Mittelalter noch in voller Blüthe steht.

Die Freiheiten der Basken, die unter dem Namen der Fueros eine politische Berühmtheit erlangt haben, betrafen zu gleicher Zeit die Beziehungen zu der spanischen Krone und die innere Organisation jeder Provinz. Der König von Castilien war Oberlehnherr; man gelobte ihm Treue, er erhob einen geringen Zins von gewissen Grundstücken und dem Ertrage der Eisenhütten, und die ganze Bevölkerung mußte ihm beistehen, falls ihm ein Feind ins Land fiel. Dagegen waren die Provinzen frei von jeglicher Abgabe oder Steuer und bewilligten an Mannschaften und Geld nur, was ihnen gutdünkte. Guipuzcoa, das an der äußersten Gränze lag, hatte auf seinem Gebiete einige feste Plätze, wo die spanischen Könige eine Garnison hielten. Es erhielt auch einen General-Gouverneur, der in San Sebastian residirte. Aber dieser Beamte hatte keine eigene Gewalt, sondern mußte sich über die Vertheidigung des Landes — den einzigen Gegenstand seiner Einmischung — mit den Alkalden verständigen. Was Biscaya betrifft, so bestand eines von seinen wesentlichen Rechten darin, daß es auf seinem ganzen Gebiete weder königliche Truppen, noch Festungen gab, und daß selbst der König, wenn er in gewisse Städte einzog, seine bewaffneten Begleiter bis auf eine festgestellte Anzahl draußen lassen mußte. In ihrer inneren Verfassung unterschieden sich Guipuzcoa und Biscaya in gewissem Betracht von einander; doch hatten sie das Gemeinsame, daß, abgesehen von den allgemeinen Freiheiten, jede Stadt, ja, jedes Dorf eine besondere und unabhängige Verwaltung, so wie spezielle Gesetze und Privilegien, hatte. Die baskischen Provinzen waren in der That eine Conföderation von einer Menge kleiner Republiken (infanzonades), die jede ihre Abgeordneten zu der allgemeinen Provinzialversammlung (biltar) schickte. Dieser lag die Verwaltung der allgemeinen Provinzial-Angelegenheiten, die Feststellung der königlichen Steuern und die Aufrechthaltung der Fueros ob.

Wählbar zu dieser Nationalversammlung war jeder baskische Grundbesitzer. Das Feudalwesen hat bei den Euskariern niemals bestanden. Zwar waren alle Bewohner von Guipuzcoa adelig von Geburt und genossen in Spanien alle mit dieser Eigenschaft verbundenen Rechte; auch übertrugen gewisse biscayische Städte ihren Einwohnern dergleichen Rechte; aber diese Privilegien galten nur außer Landes, das heißt im übrigen Spanien. Selbst die höchsten Titel, die einer baskischen Familie von dem spanischen Könige verliehen wurden, waren für dieselbe kein Grund der Auszeichnung unter ihren Mitbürgern. Die Verfassung erkannte keinen Adel an. Um ein Amt zu bekleiden, brauchte

*) Zur Zeit der punischen Kriege waren die Hauptstämme der Euskarier die Cantabrier und die Vaskonen. Die Basken sind direkte Nachkommen der Letzteren.

**) Selbst die Bewohner der Terre de Labourd (die französischen Basken) waren von jeder Auflage frei; außer daß sie jährlich 333 Livres 10 Sols bezahlten und eine Ehrenwache aufstellten. In der Revolutionszeit verloren sie ihre Privilegien. — Im spanischen Anstrich mußte der „Herr von Biscaya" — ein anderer Titel ward dem König von Castilien vor nicht zugestanden — durch vier feierliche Eide die Aufrechthaltung der Fueros beschwören. Einen leistete er im Thore von Bilbao vor der Nationalversammlung, den zweiten in San Murrio vor den Kirchen, den dritten unter der berühmten Eiche von Guernica vor den baskischen Jurados, den vierten am Altar der heil. Eyphemia in Bergara.

Digitized by Google

man nur Acheco-yauna, d. h. Hausbesitzer, zu seyn, und selbst ein Ausländer, der dort Grundbesitz erwarb, gelangte dadurch zu allen politischen Rechten. Alle Gewerbe waren gleich geachtet, es gab kein schimpfliches. Die Gleichheit der Bürger war vollständig. Wenn z. B. in San Sebastian das Ayuntamiento einen Ball gab, so lud man Niemanden besonders ein, sondern ließ an die Ecken anschlagen: Heute Abend ist Ball! worauf ein Jeder hinging, dem es beliebte. Diese patriarchalischen Sitten existiren zum großen Theil heute noch. Je mehr freilich die Basken sich mit der Nachbarbevölkerung vermischen, desto mehr greift der Geschmack an Standesunterschieden und Ueberhebungen um sich. Indessen sieht man noch immer in den sonntäglichen Gesangs- und Tanzkränzchen Leute von den verschiedensten Berufen und gesellschaftlichen Stellungen in der größten Ungezwungenheit sich mit einander vergnügen.

Die baskischen Fueros waren durch den Krieg des Don Karlos in ernste Gefahr gerathen, entgingen derselben jedoch durch den Vertrag von Bergara und die weise Mäßigung der spanischen Regierung. Sie haben in der That nur zwei leichte Beschränkungen erfahren. Ein Dienst von carabineros (Gendarmen) wurde in den baskischen Provinzen errichtet und die Zollinie bis an die französische Gränze vorgeschoben. Trotzdem werden Zucker, Salz und Tabak, welche Gegenstände in dem übrigen Spanien sehr hoch besteuert sind, für den Verbrauch der Basken fast frei eingeführt. Auch darf die spanische Regierung, nach wie vor, weder einen Soldaten ausheben, noch einen Realen eintreiben ohne Bewilligung der Stände, und jeder Versuch, das spanische Besteuerungs- oder Rekrutirungssystem einzuführen, würde unzweifelhaft eine neue Revolution zur Folge haben.

Ein Volk, bei dem jeder Einzelne zu jeder Zeit an den geringsten Einzelheiten seiner inneren Verwaltung Theil nimmt, besitzt wahres politisches Leben. Es wird sich viel um die eigenen Angelegenheiten, wenig um die seiner Nachbarn kümmern. Bereit, jeden Angriff von außen abzuweisen, wird es wenig Neigung haben, einen Einfluß jenseits seiner Gränzen zu erwerben. Wenn ferner Verfassung und Sitte den Bürgern eine wirkliche Gleichheit sichern, so wird daraus eine fast einförmige Entwickelung derselben hervorgehen. So erscheint denn auch der euskarische Stamm im Laufe seiner Geschichte. Er ist niemals unterjocht, noch erobernd gewesen. Man trifft ferner bei ihm weder große Armuth an, noch übermäßigen Reichthum. Ein allgemeiner Wohlstand, der hauptsächlich auf den Landbau gegründet war und auch theilweise dem Seehandel verdankt wurde, scheint jederzeit in diesem Lande geherrscht zu haben. Von bewundernswerther Anlage für jedes Gewerbe, das Muth und Gewandtheit erfordert, sind die Basken lange Zeit die besten Seefahrer der Welt gewesen und bethätigen ihren alten Ruf noch heute. Im Mittelalter verstanden sie sich allein auf den Fang der Wallfische, die dazumal in den spanischen Meeren sehr häufig waren. Bei der Verfolgung derselben haben sie zweifelsohne diejenigen Ansiedelungen an den französischen Küsten angelegt, in denen sich noch gegenwärtig baskische Elemente nachweisen lassen. Sie sollen bei diesen Expeditionen bis nach Island und Grönland vorgedrungen seyn und selbst die Küsten von Neufoundland und Kanada schon hundert Jahre vor Entdeckung Amerika's besucht haben.

Der euskarische Stamm zeigt eine ausnehmend schöne Körperbildung, deren hervortretende Merkmale ein runder Kopf, eine breite, gewölbte Stirn, eine gerade Nase, ein kleiner Mund, ein feingeschnittenes Kinn, ein ovales, nach unten engeres Kinn, große schwarze Augen, schwarze Haare und Augenbrauen sind. Ihr Teint ist dunkel, ihr Wuchs mittel, aber sehr proportionirt; Füße und Hände sind klein und zart geformt. Dieser Typus hat sich, zumal in den Gebirgsdistrikten, auffallend rein erhalten. In den baskischen Gesellschaften kann man immer auf zwanzig prächtige Gesichter höchstens ein minder angenehmes rechnen. Besonders die Frauen zeigen, wie dies übrigens bei allen nationalen Typen beobachtet wird, die eigenthümlichen Kennzeichen ihres Stammes. Ihr regelmäßiges und doch lebhaftes Gesicht, ihre ausdrucksvollen Augen, der halb geöffnete, ein wenig spöttisch verzogene Mund, das lange, in Zöpfen herabhangende oder, gleich einem Diadem, um den Kopf gewundene Haar müssen dem Gleichgültigsten Bewunderung abnöthigen. Dazu kömmt ein Ebenmaß in Hals und Schultern, um das manche Herzogin eine baskische Bäuerin beneiden möchte, und es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß selbst im Gange der ärmlichsten Aguadoras, die schwere Wassereimer auf dem Kopfe tragen, etwas von der milden Majestät einer Diana zu finden ist. Die Männer sind vielleicht minder schön, als die Frauen; aber im Ebenmaß der Körperformen und in der stolzen Anmuth ihrer Bewegungen stehen sie ihnen nicht nach. Sieht man diese Menschen, die ihre eigene und Anderer Würde so gut zu wahren verstehen, so versteht man die Achtung, die sie den spanischen Königen einflößen mußten; in der That, die Basken sind eine Nation von Edlen.

Der sittliche und geistige Charakter des Volkes entspricht seiner äußeren Erscheinung. Eine ausgesuchte Reinlichkeit verräth die Selbstachtung, von der die Basken durchdrungen sind. Das Gefühl der Unabhängigkeit und die Liebe zu ihrem Lande sind die höchsten Triebfedern ihres Thuns. Stolz auf ihren Ursprung, denken sie gering von ihren spanischen und französischen Nachbarn; insbesondere sind die Castilier und Galizier ganz besonders Gegenstand ihrer Mißachtung. Unternehmend und thätig, verlassen sie leicht ihr Vaterland, aber nur, um bereichert wiederzukehren. Sie sind ausgezeichnete Arbeiter, eben so geschickt, als fleißig, und diese Eigenschaft allein sichert ihnen in einer industriellen Zeit, wie die unsrige, für eine vielleicht nicht ferne Zukunft das Uebergewicht über die anderen spanischen Provinzen.

Sie haben einen lebhaften und durchdringenden Geist und neigen deshalb zum Scherze, selbst zur Spottsucht. Auch das Gefühl für Dichtkunst, zu der sich zumal ihre Sprache, in welcher die Reime und Gleichklänge überaus häufig sind, ganz besonders eignet, ist in den Basken sehr entwickelt. Oft geschieht es, daß bei gemeinsamen Festen zwei Dörfer eine Art von poetischen Wettkämpfen aufführen. Die Improvisatoren beider Lager fordern sich heraus und halten Zwiegespräche in Versen, die bald gesprochen, bald nach Nationalmelodieen (zorsicos) gesungen werden. Das geringste Ereigniß wird zum Stoff eines Liedes, das sich bald durchs ganze Land verbreitet und eine starke Waffe gegen kleine Uebelthaten abgiebt. So z. B. macht jeder verrathene oder betrogene Liebhaber ein Lied auf seine Geliebte, und diese kann Wochen lang nicht aus ihrem Hause gehen, ohne daß ihr selbst der letzte Straßenjunge die Arie von ihrer Untreue vorplärrt. Diese poetische Ueberproduction hat freilich auch ihr Nachtheiliges. Die neuen Gedichte verdrängen zu rasch die alten, und man muß zu den Greisen in den Gebirgsdörfern gehen, um sich noch ein Lied zu verschaffen, das aus den Zeiten Karl's des Großen stammt und von den alten Traditionen der Euskaldunac erzählt.

Türkei.

Ein bulgarisches Abenteuer.

Der bekannte russische Reisende Kowalewskji, aus dessen „Wanderungen zur See und zu Lande" wir unseren Lesern schon in früherer Zeit einige Proben mittheilten, und der sich vor kurzem durch die Entdeckung von Goldsand im Nilthale (über welche er ein eigenes Werk veröffentlicht hat) einen ausgebreiteteren Ruf erworben, giebt jetzt in der Petersburger Biblioteka dla Tschtenija recht interessante Skizzen seiner Reisen in der europäischen Türkei, von der Donau bis zu den Dardanellen, welche eine Beschreibung der Bulgarei, Nissa's, Adrianopels und Konstantinopels in sich schließen. Wie die Franzosen in ihren beliebten Impressions de Voyage, weiß der Verfasser seine Erzählung durch mitunter eingestreute Anekdoten und dialogisirte Scenen pikant zu machen, wodurch freilich auch der Uebelstand entsteht, daß die Gränze, welche die Reisebeschreibung von dem Roman trennen müßte, nicht immer eingehalten wird.

Ein romantisches Abenteuer, dessen Heldin ein bulgarisches Mädchen war, wird von Herrn Kowalewskji folgendermaßen erzählt:

„Auf dem Rückwege nach Nissa hielten wir in Podjarazy an, einem von den Dörfchen, mit welchen dieses herrliche Thal besäet ist. Unser Führer ließ uns im Hause seines Schwiegervaters absteigen, wo er selbst wohnte; es war dies eine Art von Besuch bei dem gutmüthigen Bulgaren, der uns auf der Reise so manchen Dienst geleistet hatte. Außerdem fühlten wir eine lebhafte Neugier, seine Frau zu sehen, von deren Schönheit und romanhaften Schicksalen unsere Pferdetreiber uns viel erzählt hatten. Der alte Bulgare, der den Besuch erwartete, empfing uns mit wahrhaft slawischer Gastfreiheit. Bald erschien auch Helena, die schöne Helena, in der vollen Bedeutung dieses Wortes, ungeachtet ihres Kostüms, das bei weitem nicht so hübsch ist, als die Tracht der Bulgarinnen des Balkans. Es besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln, an den Schultern und der Brust mit Stickerei von farbiger Wolle verziert; zwei bunte wollene Schürzen ersetzen den Unterrock, indem die eine vorn, die andere hinten angebunden ist; um den Kopf ist ein Tuch gewunden, aus welchem die schönen, glänzendschwarzen Haare hervorschimmern, wozu noch ein Halsband von verschiedenartigen türkischen, österreichischen und altrömischen Münzen und endlich schwere, mißgestaltete Holzschuhe kommen. Alles dieses, nebst einem von der Sonne gebräunten Teint und durch Arbeit rauhgewordenen Händen, konnte die Schönheit Helena's eben nicht sehr hervorheben, und nichtsdestoweniger mußte sie selbst dem verfeinerten Geschmack eines Europäers auffallen. Unter den Gebirgsslawen habe ich nicht selten ähnliche Muster der Schönheit angetroffen; ein hoher, schlanker Wuchs, große, schwarze Augen, dichte, regelmäßige Brauen, eine römische Nase und eine gewisse Würde, ein Adel in allen Zügen setzen den Reisenden in diesem Lande der Knechtschaft und der Erniedrigung unwillkürlich in Erstaunen. Helena, oder Jelenka, wie sie genannt wurde, konnte als ein schlagendes Beispiel solcher Schönheit dienen.

„Die Bulgarinnen des Gebirges tragen des Winters und zuweilen, an großen Feiertagen, auch des Sommers noch den Suban, eine Art von Kaftan ohne Aermel, aus weißem Tuch, aber ungeschickt und häßlich gemacht; er wird in drei Theilen genäht, so daß alle Umrisse des Körpers ein eckiges Ansehen erhalten, welches den Wuchs der Frauen ungemein verunstaltet, während die einfachen Hemden, wenn sie ihre Reize auch gerade nicht erhöhen, sie wenigstens nicht verbergen.

„Die Geschichte Helena's ist eine von denen, die hier öfters vorfallen, nur daß es nicht Allen gelingt, sich so gut aus der Schlinge zu ziehen, als unserer Heldin. Sie wurde von Jakub-Pascha gesehen; wie sich dieses ereignete, kann ich nicht sagen: gewöhnlich verbirgt man die Christenmädchen vor den Blicken der Türken wie die Taube vor dem Habicht, und daß sie nicht von freien Stücken sich dem Pascha in den Weg stellte, beweist das Folgende. Wie dem auch seyn mochte, nur kam bald darauf ein Bulgare aus Nissa, der im Marstall Jakub's diente, athemlos nach Podjarazy hereingelaufen und berichtete, daß der Pascha dem Aga von Nissa befohlen habe, einige Mann Soldaten zu nehmen und sich in einer wichtigen Angelegenheit nach Podjarazy zu begeben: welche dies war, hatte der Bote nicht gehört; allein nach dem Charakter Jakub's und der Heimlichkeit, mit der er seine Befehle gegeben, zu schließen, mußte wohl ein Frauenzimmer im Spiel seyn. Sobald diese Nachricht sich verbreitete, eilte Jeder, der eine hübsche Tochter oder eine, die er für hübsch hielt, hatte, sie aus dem Hause zu schaffen, mit der Weisung, sich an einem sicheren Ort zu verbergen. Die Einwohner dachten anfangs, sammt und sonders mit ihren Habseligkeiten in die Berge zu fliehen, überlegten aber, daß Jakub versprochen habe, sie zu beschützen und nicht zu plündern, und da sie sich keiner Schuld be-

wußt waren und auch nicht mit ihrer ganzen Habe und ihren kleinen Kindern fliehen konnten, so beschlossen sie endlich, zu bleiben. Was geschehen würde, müßte geschehen, und vielleicht sey es am Ende nur ein blinder Lärm.

„Die Podjarazer hatten nicht lange zu warten. Nur zu bald erschien der Ajan und mit ihm einige zwanzig Kawassen, die sich geradewegs zum Vater Helena's begaben. „Du hast eine Tochter?" — Ja. — „Wo ist sie?" — Bei ihrer Schwester, die hundert Werst von hier verheirathet ist. — „Du lügst! Gestern hat man sie noch im Dorfe gesehen." — Das mag seyn; gestern war sie noch hier, aber diesen Morgen vor Tagesanbruch ist sie abgereist.

„Der Ajan hätte nicht Anstand genommen, hundert Werst zu reiten, allein es war möglich, daß er auch dort die Gesuchte nicht finden würde, und Jakub wollte bald Rissa verlassen. Allerdings konnte es aufgeschoben werden; aber der Pascha liebte nicht den Aufschub in solchen Sachen und noch weniger, seine Beute fahren zu lassen. Der Ajan hielt sich also an den Vater Helena's.

„Unterdessen versammelten sich die Dorfältesten beim Subascha (Vorsteher), um Rath zu pflegen, wie man den Vater Helena's retten könne. Sie kamen überein, daß sich der Subascha in der Nacht zum Ajan begeben und ihm eine so ansehnliche Summe, wie nur aufzubringen war, anbieten solle, wenn er den armen Alten freigeben wolle. „Mein Kopf ist mir lieber als Dein Geld", antwortete der Ajan; „wenn ich ohne das Mädchen zum Pascha komme, so bin ich verloren! Morgen soll der Alte auf die Folter; da wird er Alles gestehen." — Unterdessen behielt er das Geld auf Abschlag seiner ferneren Dienste.

„Der Subascha berichtete der Versammlung den schlechten Erfolg seiner Sendung. Die Aeltesten ließen den Kopf hängen. Es war für sie eine schwere Nacht, noch schwerer aber für den armen Vater Helena's. Er bereitete sich vor, am morgenden Tage alle Qualen der Folter auszuhalten, fest entschlossen, eher zu sterben, als den Zufluchtsort seiner Tochter zu offenbaren. Niemand im Dorfe schloß in dieser Nacht ein Auge, mit Ausnahme der Kawassen, die nach einem lärmenden Feste auf fremde Kosten sich schlafen gelegt hatten. Plötzlich, um Mitternacht, erschallte der Ruf: Albaneser! Albaneser! Das Dorf loderte von allen vier Ecken auf, wie dies gewöhnlich bei ihrer Erscheinung der Fall ist, und beim Wiederschein des Brandes sah man hier und da lange Flinten und Yatagane glimmern. Die Kawassen hatten kaum noch Zeit, auf die Pferde zu springen und sich mit ihrem Ajan spornstreichs davonzumachen, nachdem sie zwei oder drei Todte auf dem Platze gelassen. Die Albaneser sprengten geradewegs auf das Haus zu, welches der Vater Helena's bewohnte, ohne auf dem Wege dahin etwas anzurühren oder Jemanden ein Leides zu thun, was übrigens die Dorfbewohner erst später bemerkten. Ihnen voraus jagte ein flinker Reiter, der kaum funfzehn Jahre zu zählen schien, da auch nicht der leichteste Flaum sein Antlitz beschattete. Er sprang rasch vom Pferde und eilte ins Haus. Ein Schrecken ergriff ihn, als er Niemanden dort fand; er stürzte die Treppe hinauf — in der Bodenkammer lag, an Händen und Füßen gebunden, ein Greis, dem er sich um den Hals warf: der Jüngling war Helena selbst.

„Jetzt klärte sich Alles auf. Helena hatte sich im Walde versteckt, aber indem sie einer Gefahr auswich, gerieth sie in eine andere. Eine Schaar Haiducken*) bemerkte und umringte sie. Zum Glück befanden sich darunter einige Leute aus Podjarazy, welche sie erkannten und nicht zugaben, daß die anderen sie beleidigten. Jelenka erzählte den Haiducken die ganze Geschichte und beschwor sie, ihren Vater zu retten; allein wie sollte man dies anfangen? Den Greis mit Gewalt zu befreien, war nicht schwer, aber es war vorauszusehen, daß der Pascha eine solche That nicht ungerächt lassen werde; sie selbst fürchteten zwar seinen Zorn nicht, doch hatten Viele von ihnen Verwandte und Kinder im Dorfe, und außerdem würde die Rache Jakub's sich nicht nur auf das Dorf, sondern auf den ganzen Bezirk entladen. Die Haiducken ersannen daher eine Kriegslist. Kurz vorher hatten sie eine kleine Schaar Albaneser niedergemacht, und es fehlte ihnen also nicht an albanesischen Kleidern und Waffen; sie beschlossen nun, sich zu verkleiden und den Angriff auf das Dorf unter der Gestalt von Albanesern auszuführen. Wie wir gesehen haben, wurde ihr Unternehmen durch den vollständigsten Erfolg gekrönt. Um das Geschehene noch mehr zu verheimlichen, verließen einige Familien ihre Wohnungen und begaben sich mit den Haiducken in die Berge und Wälder; die Zurückgebliebenen verbreiteten natürlich das Gerücht, daß die Albaneser sie fortgeschleppt hätten. Jakub verließ bald darauf Rissa, und Jelenka kehrte daher mit ihrem Vater nach Hause zurück; acht Tage später verheirathete sie sich mit dem Anführer der Haiducken während des gedachten Ueberfalls — demselben friedlichen Landmann, der in der ganzen Zeit, die er mit uns verbrachte, nie ein Kind beleidigt, noch ein einziges rauhes Wort ausgesprochen hat."

*) Die Haiducken sind Straßenräuber oder vielmehr Bauern, die, um dem türkischen Drucke zu entgehen, in die Berge flüchten und dort ein unabhängiges Vagabundenleben führen.

Mannigfaltiges.

— Monumenta Historica Britannica. Auf Antrag des Parlamentsmitgliedes Herrn Hutt ist dem Unterhause kürzlich ein Bericht über die Kosten vorgelegt worden, welche der Druck und die Herausgabe dieser großartigen Sammlung von Materialien für die englische Geschichte verursacht haben. Es erhellt daraus, daß 750 Exemplare gedruckt worden sind, deren Kosten sich auf 9742 Pfund Sterling belaufen; von diesen hat man nur 46 Exemplare verkauft und 58 verschenkt, wovon eines an den Ritter Bunsen und eines an die Bibliothek des Königs von Preußen — wahrscheinlich die königl. Bibliothek in Berlin. Es bleiben also mehr als 600 Exemplare zur Verfügung der Record Commission, und da das Publikum im Allgemeinen wenig Lust zeigt, sich dieses kostspielige und nur den Fachgelehrten interessirende Werk anzuschaffen, so wird der Vorschlag gemacht, den noch übrigen Theil der Auflage unter die verschiedenen öffentlichen Bibliotheken des Landes, so wie unter diejenigen Literaten zu vertheilen, die sich speziell mit dem Quellenstudium der englischen Geschichte beschäftigen.

— Englische Bemerkungen über deutsche Musik. Das Londoner Athenaeum vom 4. Mai enthält sehr bittere Bemerkungen in Bezug auf den musikalischen Geschmack der Deutschen und insbesondere der Berliner. Der Korrespondent des gedachten Blattes hatte ihm nämlich über Madame Viardot-Garcia's gegenwärtiges Gastspiel in Berlin geschrieben und ihm dabei bemerkt, daß, während Herr Tichatschek hier kaum beachtet werde, das Publikum vor Entzücken ganz außer sich gerathe, sobald irgend ein wohlwattirter Tänzer mit seinen Armen und Beinen durch die Luft segle. „Es kann uns dies", sagt das Athenaeum, „als Erklärung dienen, warum es den Opernkomponisten in Deutschland so seltsam ergeht, warum z. B. Marschner vergessen werden kann, während ein Flotow von Kiel bis nach Cilli gesungen wird. Gewiß wird uns die nächste Post auch einen Bericht darüber bringen, wie Herr Meyerbeer in Berlin, als Komponist des „Propheten", auf der Bühne bekränzt worden, und zugleich das Verzeichniß derjenigen Personen, die sich in der Prozession befanden.*) Wahrlich, die Herren v. Raumer und andere gleich hochgebildete Touristen werden — selbst im Angesichte unserer Londoner Krämer (shop-keepers) und dessen, was sie für die Begründung musikalischer Institute gethan, und im Angesichte unserer königlichen italiänischen Oper, zu deren Unterstützung die Regierung Nichts thut — sehr wohl thun, sich über Englands schlechten Geschmack nicht eher wieder lustig zu machen, als bis sie bessere Beweise für den guten Geschmack ihres eigenen Landes beibringen können. Bei dieser Gelegenheit finden wir uns übrigens veranlaßt, anzufragen, was denn in Leipzig und überall sonst in Deutschland aus den Musik-Stipendien zum Andenken Mendelssohn's geworden, die man bei dem Leipziger Konservatorium hat begründen wollen? Der englische — oder, um es richtiger zu bezeichnen: Jenny Lind's — Beitrag ist, wie wir vernehmen, bei der Bank niedergelegt und wartet nur auf eine anderseitige ähnliche Manifestation drüben auf dem Kontinent." — In der That ist die Verehrung für den verstorbenen Komponisten in England viel inniger und nachhaltiger als in seinem Vaterlande. So lesen wir in demselben Blatte des Athenaeum die Ankündigung, daß die „Musical Union" in London nächstens unter Leitung des Violinisten Ernst zwei nachgelassene Kammerwerke Felix Mendelssohn's, ein Quartett und ein Quintett, zur Aufführung bringen werde, daß Mrs. Anderson die Absicht habe, seine Chöre zum „Oedipus" in England zum erstenmal hören zu lassen, und daß endlich auch ein hier noch nicht bekanntes Finale zur (unvollendet gebliebenen) „Loreley" nächstens öffentlich aufgeführt werden würde. „Mit diesen Compositionen", so schließt die Anzeige, „und mit einem Psalm aus G-moll möchten wir wohl Alles gehört haben, was der Genius Mendelssohn's in Tönen geschaffen, doch dürfen wir auch die „Hochzeit des Camacho", eine Jugendarbeit, nicht vergessen, die es vielleicht ebenfalls verdient, neu belebt zu werden."

*) Wahrscheinlich ist dies eine Anspielung auf einen kürzlich aus Wien berichteten Vorgang dieser Art. Die Prophezeiung des Athenaeum war inzwischen auch in Berlin eingetroffen. D. R.

— Mond-Daguerrotypen. In einer der letzten Versammlungen des wissenschaftlichen Vereines von Cambridge in Nord-Amerika wurden der Gesellschaft fünf Daguerrotypbilder der Oberfläche des Mondes vorgelegt, die Herr Humphrey zu Canandaigua im Staate New-York aufgenommen hatte. Das erste Bild wurde durch den Apparat in zwei Minuten geliefert. Diese Zeitdauer war jedoch zu lange, denn während derselben hatte sich die Stellung der Erde zum Monde so sehr geändert, daß die Form des letzteren auf dem Bilde zu einer ovalen Figur sich verschob. Die zweite Platte hatte zwar nur eine Minute lang die Strahlen des Mondes aufgenommen, doch hatte der letztere auch hier eine ovale Form. Minder war dies schon bei der dritten Platte der Fall, welche nur dreißig Sekunden dem Mondstrahl ausgesetzt gewesen war. Auf allen diesen Bildern waren die Gestaltungen, welche die Mond-Oberfläche darbietet, in einander verschwommen. Auf der vierten Platte jedoch, die nur drei Sekunden ausgelegen, waren diese Zeichnungen klar und deutlich; die Figur war rund und die Darstellung der Oberfläche so vollkommen, daß die Platte, wenn man sie durch ein Mikroskop betrachtete, ganz so erschien, wie der Mond, durch ein Fernrohr beobachtet. Das fünfte Bild war in einem Minimum von Zeit, nämlich in einer halben Sekunde, hergestellt, bot jedoch wenig mehr, als einen Schatten oder einen Anhauch des Mondes dar. Sämmtliche Bilder sind in der Nacht vom 1. September v. J., wenige Stunden vor dem Eintreten des Vollmondes, aufgenommen worden. Sie liefern den Beweis, daß das Mondlicht ganz nach denselben chemischen Prinzipien wirkt, wie das Sonnenlicht, und werden vielleicht auch anderwärts zu ähnlichen Versuchen, so wie zu neuen Beobachtungen dieses interessanten Begleiters der Erde, Anlaß geben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 18. Mai 1850.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.*)

I. Eine Reise nach Peru. — Die republikanische Staatsform. — Das Land und seine Bewohner.

Noch vor einigen wenigen Jahren mußte man sich, wenn man aus einem europäischen Hafen nach Süd-Amerika zu gehen gedachte, in Geduld in die Uebelstände einer langen und beschwerlichen Reise ergeben. Man schiffte sich in Havre oder Bordeaux ein, und zwar auf einem, wenn auch guten, doch in der Regel ziemlich bescheidenen Handelsfahrzeuge, welches, trotz des Titels eines „Packetbootes", meist noch viel zu wünschen übrig ließ. Nach einer Fahrt, die zuweilen länger als hundertzwanzig Tage dauerte, erreichte man den Hafen von Valparaiso, das gewöhnliche Ziel einer solchen Reise. Heutzutage legt man den ganzen Weg in einigen Wochen zurück. Alle Monate geht ein treffliches Dampfschiff von Southampton ab, um in der Bai von Chagres Anker zu werfen, nachdem es auf seinem Cours die Bermudas-Inseln und Portorico, Haiti und Jamaika begrüßt hat. Während man früher die bitterste Langeweile ausstehen mußte, ist gegenwärtig durch die mannigfachsten Hülfsmittel des englischen Comforts, in Verbindung mit den glänzendsten Ansichten auf die Natur der schönsten Küstenstrecken, für genügende Unterhaltung gesorgt, bis man, da man eben nicht mehr wie sonst das Kap Horn umschifft, auf der Ostseite der Landenge von Panama anlangt.

Natürlich ist hier die Reise noch nicht zu Ende. Sobald der Passagier das europäische Dampfschiff verlassen, wird er von halbnackten Indianern in eines ihrer aus einem einzigen Baumstamm gefertigten Kanots aufgenommen und langsam auf dem kleinen Flusse, dem die Stadt Chagres den Namen gegeben, hinaufgefahren. Es ist schwer, zu sagen, ob die alte oder neue Welt anderwärts noch ähnliche malerische Einöden aufweist, wie hier auf dem Wege von Chagres nach Panama. Der Fluß, auf welchem das gebrechliche Kanot hingleitet, verliert sich bald in unabsehbare Wälder. Nach allen Seiten hin verliert sich das Auge in ungeheure Tiefen üppigen Grüns, über welchem sich ein prachtvoller, warmer und blauer Himmel entbreitet. Affen, Papageien, tausend Vögel mit buntglänzendem Gefieder wiegen oder verfolgen sich auf den Aesten der mächtigen Bäume, indem sie ihr gellendes Geschrei in das abgemessene Plätschern des Ruderschlages mischen. Das Rohrdickicht und das Moor, welche den Fluß säumen, haben auch ihre Bewohner; es sind dies Reiher, welche berechnete Schritte auf dem feuchten Schlamm einherspazieren, sodann ungeheure Krokodile, welche mit offenem Rachen schlafen und von weitem am Boden liegenden Baumstämmen gleichen. Von Strecke zu Strecke erhebt sich zwischen den Bäumen, inmitten eines kleinen halb urbar gemachten Feldes, eine indianische Hütte, das einzige Anzeichen, welches den Reisenden noch daran erinnert, daß er in diesem ungeheuren Wälderkreise nicht ganz allein ist.

So gelangt man in die kleine Stadt Cruces, eine Gruppe elender Häuser, wo man das Kanot verabschiedet, um auf Maulthieren zu Lande weiter zu reisen, aber immer fort durch große Wälder, bis nach dem noch einige Meilen entfernten Panama. Diese Stadt ist heutzutage allerdings nur erst ein bloßer Reisepunkt, eine Durchgangsstation; ihre Lage jedoch, gerade auf der Gränze von Nord- und Süd-Amerika, verspricht ihr eine ungeheure Zukunft. Sie erhebt sich im Hintergrunde einer breiten, mächtigen Bai, auf einem flachen, öden, sumpfigen und darum für die Europäer sehr ungesunden Terrain. Von hier aus nun gehen andere Dampfschiffe, welche mit den europäischen in Verbindung stehen, nach den verschiedensten Richtungen weiter, namentlich nach Kalifornien und nach Peru. Während Kalifornien bereits hinlänglich in Europa bekannt zu werden beginnt, ist Peru noch immer in einen dichten Schleier gehüllt. Es dürfte daher von hohem Interesse seyn, letzteres Land näher ins Auge zu fassen, um so mehr, als es das seltsame Schauspiel einer Gesellschaft darbietet, welche eben aus der vollständigsten Anarchie auftaucht und zu einer geregelten Verwendung seiner Kraft und seiner Thätigkeit übergeht.

Wenn ein Land Europa's es je vergäße, welcher Art die Stellung der Armee in einer freien Regierung seyn soll, so würde das Beispiel Peru's hierüber die nöthigen Fingerzeige geben. Wir wissen sehr wohl, daß eine gute Armee für die Aufrechthaltung der konservativen Prinzipien von hoher Bedeutung ist; wir haben es jedoch noch nicht erfahren, bis zu welchem Grade die anarchischen Leidenschaften mit der militairischen Macht Mißbrauch treiben können. Die Geschichte Peru's wird es uns lehren: sie wird uns auch noch eine andere Gefahr freier Länder aufweisen, nämlich die Abwesenheit fester Grundsätze seitens der Autorität, welche an der Spitze steht. Peru hat übrigens hierin starke Aehnlichkeit mit der Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Republiken. Was uns am ersten bei den Revolutionen Süd-Amerika's in die Augen springt, ist der Umstand, daß die oberste Gewalt hier noch mehr durch ihre Unbeständigkeit, als durch ihre Unfähigkeit, in Verfall und Verachtung geräth. Man fand eines Morgens in Lima die Worte: Esta casa se alquila al mes (dieses Haus ist monatsweise zu vermiethen) an die Thür des Präsidenten-Palastes geschrieben. Und in der That vergingen kaum einige Monate, ohne daß der zeitweilige Inhaber durch eine Revolution aus seiner Wohnung vertrieben wurde. Das Emporkommen der mittleren Klassen, deren Einfluß in den republikanischen Staaten Süd-Amerika's der Herrschaft der spanischen Aristokratie folgte, war für die meisten dieser Staaten eher ein Unglück, als eine Wohlthat. Diese Klassen waren durchaus nicht für die große Rolle, welche ihnen aufgedrängt wurde, vorbereitet, und ein Häuflein obskurer Intriguanten machte sich unter dem Banner derselben nicht die Ehren, sondern die Vortheile der obersten Macht streitig. So wurde die Herrschaft der untergeordneten Mittelmäßigkeiten mit Hülfe der großen Worte Freiheit und Constitution ins Leben gerufen, und der Name Republik diente einem unbarmherzigen Despotismus zum Vorwand. Einige Männer der Ordnungslosigkeit theilten sich in einen der prächtigsten und reichsten Erdstriche; die ungeheuren Hülfsquellen dieser vorzugsweise gesegneten Länder wurden von Frevlerhänden verschleudert oder zugrundegerichtet. Mit wenigen Ausnahmen dachten die Häupter der spanischen Republiken mehr daran, auf jede Weise ihre ephemere Diktatur zu verlängern, als dem Lande eine bessere Zukunft zu bereiten. Daher die lange Reihe von Bürgerkriegen und Militair-Revolutionen, welche in den meisten dieser Republiken auch jetzt noch immer fortdauern; daher jene fürchterlichen Krisen, welche ein mehr allmäliger Uebergang vom Despotismus zur Freiheit den Völkerschaften von Süd-Amerika erspart hätte.

Die Nothwendigkeit eines solchen Ueberganges hatte dem berühmten Befreier des spanischen Amerika's sehr deutlich vor Augen geschwebt. Nach den Schlachten von Junin und von Ayacucho glaubten sich die alten Unterthanen Spaniens frei, weil sie ihre Herren verjagt hatten. Bolivar wußte jedoch sehr wohl, daß sein Werk noch lange nicht vollendet sey; er hatte seine Mitbürger befreit, aber ihnen noch nicht die nöthigen Regierungen eingesetzt, und hiermit begann eigentlich der schwerste Theil seiner Arbeit. Im ersten Enthusiasmus des Sieges und von Haß gegen den Despotismus Madrids durchdrungen, hatten die Süd-Amerikaner die Republik proklamirt. Bolivar wünschte eine weniger den Sitten und Erinnerungen der spanisch-amerikanischen Gesellschaft entgegenstehende Regierungsform. Sein geheimer Wunsch war die Gründung eines ungeheuren süd-amerikanischen Kaiserreichs mit einem französischen Prinzen an der Spitze. In Folge dessen wurde Bolivar von seinen Generalen, ja, auch von seinen Freunden und Nebenbuhlern angeklagt, er strebe selbst nach dieser Krone, woran er sicher nicht dachte. Die letzten Tage des „Befreiers" von Süd-Amerika waren traurig, und er starb nicht aus Alter, sondern aus Gram. Seine Gegner hatten den Sieg davongetragen, und in allen alten Kolonieen Spaniens war die republikanische Regierungsform eingeführt worden. Man hatte Präsidenten erwählt und Verfassungen entworfen. Von diesem Moment an aber begannen die traurigsten Zerrüttungen, und es war leicht vorauszusehen, daß sie nicht so bald enden würden. In den sechsundzwanzig Jahren, welche seit der Schlacht von Ayacucho (1824) verflossen sind, hat das ehemalige spanische Amerika unter seinen gesetzlich installirten Häuptern nur einige wenige Tage der Ruhe genossen. Um hier nur von Peru zu sprechen, so ist die Geschichte dieses Landes von seiner Emancipation an bis zum Emporkommen des Generals Castilla in trauriger Weise bedeutungsvoll. Vielleicht haben sich nirgend anderswo die Ursachen der Anarchie so zahlreich und so mächtig gezeigt. Und wenn diese Ursachen auch heute zum Theil ihre Wirkungskraft verloren haben, so dürfte es doch nicht nutzlos seyn, dieses seltsame Labyrinth der Revolutionen und Kämpfe, in welche eines der blühendsten Länder Süd-Amerika's durch die unkluge Initiative einiger ehrgeizigen Chefs gestürzt wurde, näher zu beleuchten. Es ist übrigens ein den peruanischen Revolutionen gemeinsamer Charakterzug, daß die Fragen um die Personen den Prinzipien-Fragen voranstehen. Was konnte da die Regierung seyn, wo sich persönlicher Ehrgeiz allein zu politischem Einfluß erhob? Würde, Autorität, Beständigkeit, kurz, Alles, wodurch die Macht effektiv begründet wird, ging ihr ab. Man hielt so lange zu einem bestimmten Chef, als man mit ihm in die Höhe zu kommen hoffte; man ließ ihn fahren, ja, man verrieth ihn, sobald sich das Glück einem Nebenbuhler günstiger zeigte. Um den Willen des Landes machten sich die

*) Nach der Revue des deux Mondes.

Republikaner von Peru am allerwenigsten Sorge. So unangenehm auch persönliche Konflikte erscheinen, so ist es doch gut, hier ihre Geschichte kennen zu lernen. Wir schicken zu richtigerem Verständniß und zu besserer Würdigung eine kurze Darstellung des Einflusses der Racen und des Klimas auf die Entwickelung der Vorgänge voraus.

* * *

Peru dehnt sich längs des Stillen Meeres hin, vom 3. bis zum 21. Grad südl. Br., zwischen dem Flusse Loa und der Wüste von Alcança, welche es im Mittag von Chili trennen, und dem Flusse Tambes, der es im Norden von Ecuador scheidet. Im Osten gränzt es an Bolivia, an den großen Titicaca-See und erstreckt sich bis zu jenen weiten Strichen, wo, längs des Marañon und Ucayali, noch ununterworfene Indianerstämme wohnen, um deren Beherrschung sich Portugal und Spanien, wiewohl es sich sehr wenig lohnte, ehedem lange Zeit befehdeten. Die Hauptstadt von Peru, Lima, hatte sich unter der spanischen Botmäßigkeit zu einer hohen Stufe des Reichthums, des Luxus und der Macht emporgeschwungen, wovon jetzt noch einige glänzende Ueberbleibsel Zeugniß geben. Als Residenz der Vice-Könige, als Hauptort eines ungeheuren Reiches, welches sich über die ganze Westküste von Süd-Amerika ausbreitete, zählte Lima gegen 80,000 Einwohner und schien für alle Zeit die erste Rolle in der Geschichte der spanischen Kolonieen der neuen Welt spielen zu müssen. Mehrere große Familien hatten sich in dieser Stadt niedergelassen, weil die Bevölkerung hier aufgeklärter und verfeinerter war, als in den meisten übrigen Ortschaften Süd-Amerika's. Trotz des Despotismus von Madrid, welches mit der Unterdrückung der geistigen Kultur in seinen Kolonieen auch das Streben nach Unabhängigkeit niederhalten wollte, war im Jahre 1551 eine Universität in Lima gestiftet worden. Man kann noch die großartigen und schönen Gebäude sehen, welche diese Universität auf dem ehemaligen Inquisitions-Platze innehatte. Die Inquisition war nämlich auch bis nach Lima gedrungen, wiewohl ihr daselbst nur wenige Opfer in die Hände fielen. Das Gebäude, worin das furchtbare Tribunal seine Sitzungen hielt, erhob sich dicht neben der Universität; beide Paläste sind heute ihrem Einsturz nahe. Aus der Inquisition hat man ein Stadtgefängniß gemacht, da die Kerkerlöcher ohnehin schon eingerichtet waren; die verwaiste Universität hört heute keine andere Reden mehr, als die der Abgeordneten der Republik, welche sich alle zwei Jahre, zur Zeit des Zusammentrittes des Kongresses, in ihrer Kapelle, zu Füßen einer in eine Tribüne umgewandelten Kanzel, versammeln.

Der Theil Peru's, welchen das Stille Meer bespült, ist im Ganzen dürr und nackt. Man muß hier keineswegs jene Großartigkeit, jene Macht der Vegetation suchen, welche man in anderen Ländern Amerika's bewundert. Die Cordilleren, welche diese sandigen Küsten beherrschen, strecken hier und da ihre Kalkblöcke bis in die Fluthen hinaus. Diese Gebirge bilden ein düsteres Amphitheater, dessen verschiedene Etagen dem Ocean gegenüber hinlaufen. Zwei fast parallele Ketten ziehen sich von Süden nach Norden; ewiger Schnee bedeckt ihre traurigen Gipfel, welche der Reisende auf den Dampfschiffen, die in großer Zahl und zu jeder Zeit die Küsten Süd-Amerika's bestreichen, von fern erblickt. Ein paar kleine Flüsse jedoch, die von Ost nach West strömen, verbreiten einige Frische über diese öde Landschaft. In allen Thalschluchten und Einsenkungen, wohin ihre Wasser dringen, wachsen Bananen, Orangen- und Citronenbäume von der Höhe junger Eichen und bilden frische Oasen auf dem grauen Felsgrunde. Zwischen jedem dieser kleinen Thäler herrscht eine wahre Sahara, und der Raum zwischen den beiden Parallelketten der Cordilleren ist auch nur eine Reihe dürrer Hügel und Plateaus, wo man sehr selten auf Spuren von Kultur stößt. Auf diesen unfruchtbaren Höhen verlebt der Indianer sein armseliges, einförmiges und sorgloses Daseyn, inmitten zahlreicher Herden von Lamas und Alpacas, deren Wolle er alle Jahre an die zu ihm von den Küsten emporsteigenden Kaufleute verhandelt. Hauptsächlich aber verbergen sich in den düstersten Schluchten dieser Gebirge, in den abgelegensten Gründen jene mit Recht in der ganzen Welt berühmten Silber-, Eisen-, Kupfer-, Quecksilber- und Blei-Minen; hier suchten die Spanier ehedem jene Barren, mit denen sie ihre Galionen befrachteten; hier findet der Verkehr heute noch das Silber, welches Peru alle Jahre für Waaren und Produkte des alten Kontinents nach Europa schickt.

Dies ist der Anblick und Charakter der Cordilleren in ihrer westlichen, den Ocean berührenden Ausdehnung. Der östliche Theil ist der Aufmerksamkeit des Reisenden nicht weniger werth. Am Fuße dieser Abdachung beginnt das weite Plateau des Amazonenstromes, wo sich schon die riesige Vegetation Brasiliens zeigt. Diese prächtigen Landstriche sind bis heutzutage der Herrschaft der Europäer entgangen; ein paar nomadisirende Indianer bewohnen sie allein. Die Chipeos, die Caparachos und die Antis sind die Hauptstämme, denen die Nachkommen jener Leute, welche Pizarro besiegte, angehören. Wiewohl sich dann und wann beherzte Missionäre hierher wagten, um das Christenthum und die Kultur zu verbreiten, so weiß man doch noch sehr wenig von den wilden Bewohnern der Ufer des Amazonenstromes und seiner vorzüglichsten Nebenflüsse, des Ucayali, des Beni und des Montaro. Nur das Eine kann man behaupten, daß sie, wenn sie bis auf diesen Tag ihre Unabhängigkeit gegen die Anstrengungen der europäischen Herrschsucht vertheidigten, keine Spur der Civilisation der alten Inkas bewahrt haben.

Der Zweig und Abhang der Cordilleren, welcher an den Amazonenstrom gränzt, ist indeß der schönste Theil Peru's, und ihm dürfte vielleicht die glänzendste Zukunft aufbewahrt seyn, wenn ihn unsere Dampfboote, auf den großen Flüssen Süd-Amerika's emporsegelnd, so zu sagen, erst in direkte Verbindung mit Europa bringen und den Austausch unserer Industrieprodukte gegen allzu lange vernachlässigte natürliche Reichthümer bewerkstelligen werden. Die Spanier waren nicht sonderlich für diese Reichthümer eingenommen und die Gebirge der Küste sagten ihnen mehr zu, als die des inneren Landes, da sie in zu geringer Zahl angelangt waren und andererseits die Verbindungen hier allzu beschwerlich sind. Das spanische Peru, wenn ich mich so ausdrücken kann, umfaßt nur den schmalen Landstreif, welcher sich von Chili bis Ecuador an den Küsten des Stillen Meeres erstreckt. Hier erhoben sich auf einem wirren Terrain von Berg und Thal die großen spanisch-amerikanischen Städte, und zwar fast alle am Meere, welches die Schiffe der Metropole unablässig durchfurchten. Hier konzentrirt sich auch das politische Leben Peru's. Die verschiedenen Phasen dieses bewegten Lebens entwickelten sich am Fuße jener rauhen Gebirge, abwechselnd bald in Arequipa, bald in Cusco, bald in Lima. Wir wollen diesen Schauplatz des großen Dramas, welches wir vorzuführen gedenken, noch etwas näher betrachten.

Die Gestalt Peru's reicht fast schon hin, um seine vielen Revolutionen zu erklären. Die Städte liegen in großen Zwischenräumen aus einander, auf dem Lande in Schluchten begraben oder an der Küste des Oceans verloren, und können nur schwer ein gemeinsames Leben führen. Diese großen Bevölkerungsmittelpunkte, mächtige Hauptorte nebenbuhlerischer und eifersüchtiger Provinzen, sind oder waren wenigstens noch vor ganz kurzer Zeit unter sich kaum durch höchst elende Communicationswege verbunden. Mehr als einmal träumten Arequipa und Cusco sich als unabhängige Hauptstädte zu erheben. An diese Provinzial-Hauptorte schlossen sich andere, unbedeutendere Städte an und unterstützten sie in ihren Plänen als treue Genossinnen, anstatt sie daran zu hindern: es waren die Ortschaften Tacna, Puno, Cerro und endlich die zahlreichen Häfen des Stillen Meeres, deren Wichtigkeit mit jedem Tage stieg, nämlich Arica, welches fast alle Erzeugnisse von Bolivia ausführt, Iquigne, welches uns seinen Salpeter liefert, Islay, von wo die Wollen von Collao kommen, Pisco, dem die Chincha-Inseln gegenüber liegen, wo unsere Schiffe den Guano laden, Callao, der Hafen von Lima, und Payta, in dessen Nähe die peruanische Baumwolle wächst. Uebrigens sind diese Städte mit einem kleinen Weichbilde in der Runde die einzigen bewohnten Orte von Peru. Das übrige Land ist wüst, und einige Gruppen von Hütten an den Ufern der Flüsse ausgenommen, die kaum den Namen von Dörfern verdienen, trifft man in dem alten Reiche der Inkas nur hier und da noch ein paar Posthäuser, wo einige elende Pferde für den etwaigen Bedarf der Couriere oder Reisenden bereit stehen. Denn nur zu Pferde kann man das Innere des Landes besuchen: nirgends giebt es Chausseen oder Fahrwege, und man muß sich mit dürftigen Fußsteigen begnügen, welche oft an den gefahrvollsten Abgründen hinlaufen. Die Nacht kann man höchstens in einer armen indianischen Hütte zubringen, wenn man überhaupt noch so glücklich ist, einen solchen Ruhepunkt nach den Mühen des Tages zu finden. Stelle man sich nun einmal vor, welcher Art eine Insurrection in einem Lande seyn muß, wo die Residenz und die hauptsächlichsten Städte so vollkommen getrennt sind, wo die Beziehungen der centralen Oberhoheit zu den Provinzen durch solche Hindernisse gehemmt sind. Es läßt sich behaupten, daß viele Revolutionen, welche Peru durchstürmten, mit leichter Mühe unterdrückt worden wären, wenn die Regierung mit der nöthigen Schnelligkeit hätte handeln können. So aber mußte sie es erleben, daß sich die Militairchefs, welche die Präfekturen der einzelnen Bezirke innehatten, nach Belieben gegen sie empörten. Diese Chefs können sich, wenn sie wollen, fast unabhängig machen; es findet sich stets eine Masse Mißvergnügter, welche ihnen Unterstützung zu bieten bereit sind. Sobald einmal ihr Plan feststeht, heben sie Truppen aus, lassen sie Auflagen eintreiben und marschiren unter dem ewigen Vorwand, daß „die Constitution verletzt sey", nach der Hauptstadt. Das ist der gewöhnliche Anfang einer peruanischen Revolution, aus der zuweilen ein Bürgerkrieg entsteht, und die fast immer nur das eine Ergebniß hat, daß sich ein Chef dem anderen unterwerfen muß. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Ueber die Farbe des Wassers.

Nach der Bibliothèque Universelle.

Nirgends ist die schöne blau-grünliche Farbe des Wassers reiner, als in Island. Die Betrachtung jener ruhigen, klaren, von einem leichten Dunst umhüllten Gewässer war es daher auch hauptsächlich, was Herrn Professor Bunsen zu folgenden Bemerkungen angeregt hat.

Das in chemischer Beziehung reine Wasser ist durchaus nicht, wie man allgemein glaubt, farblos. Vielmehr hat es eine rein bläuliche Farbe, die aber erst sichtbar wird, nachdem das Licht durch eine ziemlich tiefe Wasserschicht hindurchgedrungen ist. Die Richtigkeit dieser Thatsache kann man leicht beweisen, und zwar durch folgendes Experiment. Man nimmt eine Glasröhre von zwei Zoll Breite und sechs Fuß Länge, macht sie ganz kohlschwarz bis ungefähr einen halben Zoll vom Ende entfernt, wo man sie mit einem Stöpsel verschließt, füllt sie mit chemisch reinem Wasser, stellt sie in vertikaler Richtung über einen weißen Teller und läßt einige Stückchen weißen Porzellans hineinfallen. Sieht man nun hierbei von oben in die Wassersäule hinein, so überzeugt man sich bald, daß die Porzellanstückchen, die nur durch ein von unten kommendes weißes Licht beschienen werden können, die Farbe eines reinen Blaus angenommen haben, dessen Intensität in dem Maße abnimmt, als die Wassersäule kleiner wird, bis endlich die Schattirung so blaß wird, daß man sie nicht mehr bemerken kann. Auch kann man die blaue Färbung sehen, wenn man einen weißen Gegenstand auf den Boden jener Wassersäule legt, in welche das Sonnenlicht nur von oben eindringen kann, und ihn vermittelst einer kleinen, in der schwarzen Tünche angebrachten Seitenöffnung betrachtet. Wir schließen also daraus, daß die blaue Farbe jetzt, nachdem sie schon so oft im Wasser beobachtet worden, nicht mehr als anormal erscheinen kann.

Aber es drängt sich uns natürlich die Frage auf: „Warum sieht man diese blaue Farbe nicht überall? Warum findet sie sich nicht in mehreren Seen? Warum zeigen zum Beispiel die Seen der Schweiz, die Geyser in Island und die südlichen Seen daselbst alle Abstufungen des Grüns, während die Gewässer des Mittelländischen und Adriatischen Meeres oft von so dunkelm Blau sind, daß es mit Indigo verglichen werden kann?" Auf alle diese Fragen kann man leicht mit dem Verfasser antworten, daß die Reinheit und Tiefe des Wassers wesentliche, ja, nothwendige Bedingungen für seine natürliche Farbe sind. Fehlen sie, so fehlt zugleich auch die blaue Färbung. Die kleinste Quantität von farbigen Elementen, die das Wasser aus Sand oder Koth an sich zieht, die kleinste Quantität abgelöster Dammerde, der Reflex von einem dunkeln und stark gefärbten Boden — alle diese Umstände sind hinreichend, um die Farbe des Wassers zu verändern oder zu verderben. — Bekannt ist z. B., daß das Wasser eine gelblich rothe Farbe annimmt, wenn es durch Niederungen fließt, in deren Boden sich in Folge des Kothes, der sich an verschiedene Steine ansetzt, oxydirte Eisenstoffe befinden. So hat jede noch so geringfügig scheinende Beschaffenheit der Umgegend einen bedeutenden Einfluß auf die bestimmte Schattirung der Farbe des Wassers.

Wahrscheinlich sind die ungeheuren Bäche der Eisberge Islands, welche der Reisende in jenen verlassenen, weg- und brückenlosen Gegenden zu seinem großen Verdruß findet und die er auf einer Furth passiren muß, so undurchsichtig und von einer so milchweißen Farbe in Folge der gewaltigen, vulkanischen Felsstücke, welche, nachdem sie von den ungeheuren Massen der niederfahrenden Gletscher in einen weißen Staub zerrieben sind, als Koth und weißer Sand nach dem Meere geführt und dort so niedergelegt werden, daß sie große Deltas bilden. Auf dieselbe Weise entsteht in den sumpfigen Gegenden des nördlichen Deutschlands die Farbe der kleinen Seen, welche ihnen die losgelöste, von Luftstrin kommende schwarze Dammerde giebt. Jene Gewässer erscheinen oft bräunlich oder schwarz, wie die Gewässer der meisten Höhlen der Eifel und der Auvergne, wo die finsteren, vulkanischen Felsen den Reflex des einfallenden Lichtes einschränken. Man wird also leicht einsehen, daß eben nur da, wo jene störenden Einflüsse nicht bestehen, die Farbe des Wassers in ihrer ganzen Schönheit sich zeigen muß. Zu den Gegenden, wo das Minimum jener unvermeidlichen Umstände am vollkommensten erreicht ist, zählen wir besonders die blaue Grotte von Capri, in dem Busen von Neapel. Dort hat nämlich das Meer bis auf eine sehr große Tiefe eine so merkwürdige Klarheit, daß man selbst die kleinsten Gegenstände ganz genau auf jenem so klaren Boden bemerken kann, und zwar in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß. Das ganze Licht, welches in die Grotte fällt, muß, da ihr Eingang in einem steilen Felsen mehrere Fuß über dem Niveau des Meeres liegt und erst an der Oberfläche desselben sich öffnet, die ganze Tiefe des Meeres durchdringen, wahrscheinlich mehrere hundert Fuß, bevor es von dem klaren Grunde her in der Grotte reflektirt werden kann. Daher bekommt das Licht durch die Einwirkung der ungeheuren Wasserschicht, durch welche es geht, eine so dunkelblaue Färbung, daß die finsteren Wände der Höhle von dem Scheine des reinsten Blaus erhellt werden, und daß die Gegenstände, von welcher natürlichen Farbe sie immer auch seyn mögen, wie mit einem klaren Blau gefärbt zu seyn scheinen, als ob sie auf der Oberfläche des Wassers lägen.

Ein ähnliches merkwürdiges Beispiel zeigt sich bei den Gletschern Islands, eben so wie denen der Schweiz, und beweiß, daß das Wasser selbst in seinem dichten Aggregatszustande seine ursprüngliche Farbe nicht verliert. — In einer Entfernung von mehreren Meilen kann das Auge auf den platten Höhen des Jokull die Gränzen unterscheiden, welche das bläuliche Eis der Gletscher von den unerreichbaren weißen Schneeflächen trennen, die sich bis zum Gipfel jener Berge erheben. — Prüft man jene Gletscher näher, so wird man überrascht von der Reinheit und Durchsichtigkeit des Eises, welches oft in ungeheuren Massen ganz frei von Luftansätzen und heterogenen Beimischungen zu seyn scheint, und dessen weite Spalten und Höhlungen von allen nur möglichen Schattirungen kolorirt sind, von dem hellsten bis zum dunkelsten Blau, je nach der Dicke der Schicht, durch welche das Licht gegangen ist. Die blaue Färbung der wolken- und dunstfreien Atmosphäre ist wahrscheinlich die Folge einer ähnlichen Ursache, wenn es nämlich richtig ist, von der Farbe des festen und flüssigen Wassers auf eine ähnliche des Dunstes desselben zu schließen. Betrachten wir nun alle diese Thatsachen, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß die blaue Farbe des Wassers keine besondere und blos zufällige Eigenschaft desselben sey. Diese natürliche Farbe des Wassers läßt uns auch jene hellgrüne Färbung erklären, welche sich in den Steinelchen-Quellen Islands sogar noch stärker zeigt, als in den Seen der Schweiz; denn durch die Vermischung mit der gelben Farbe des Eisenoxyds, das sich in den Wänden jenes Wasserbeckens befindet, entsteht hier dasselbe Grün, wie in den Seen der Schweiz durch den Reflex des Lichts auf einen gelben Boden.

Man begreift demnach, daß das natürliche Blau, welches immer mehr an Intensität zunimmt, je tiefer die Wasserschicht wird, die Wirkung jenes Reflexes auf gelben Boden stören und endlich die grünliche Farbe so gut wie gänzlich verdrängen muß. Die grüne Grotte, welche man auch an den Ufern von Capri findet, liefert einen frappanten Beweis von der Genauigkeit dieser Auseinandersetzung. Hier wird nämlich die grüne Farbe durch den Reflex des äußeren Lichtes hervorgebracht, das, durch eine sehr geringe Tiefe gehend, auf den gelblichen Kalkstein des Bodens und der Wände dieser Grotte fällt, während dieselbe Farbe sofort verschwindet durch den Einfluß der bedeutenden Tiefe, durch welche das Licht, das die blaue Grotte erleuchtet, gehen muß. Hier ersetzt, wie gesagt, die Farbe eines reinen Blaus jenes Grün, welches man in der am wenigsten tiefen Höhle bemerkt, obgleich das Wasser und die Felsen in beiden von einer und derselben Beschaffenheit sind.

England.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der elektro-telegraphischen Verbindungen in England, Preußen und Amerika.

Herr Wisham hat zu Ende des vorigen Jahres der British Association eine Abhandlung vorgelegt, in der er sich die Aufgabe gestellt, die drei großen elektro-telegraphischen Systeme, welche gegenwärtig in England, Preußen und Amerika bestehen, mit einander zu vergleichen und ihre relativen Vorzüge und Nachtheile zu beschreiben.

In England, wo die Drähte auf Stangen, welche in bestimmten Zwischenräumen an einer Seite der Eisenbahnen stehen, angebracht sind, stellen sich folgende Nachtheile heraus: 1) Wenn die Maschinen oder die Wagen aus dem Geleise kommen, werden die Stangen umgeworfen, die Drähte zerrissen und die ganze Verbindung unterbrochen; 2) durch die atmosphärische Einwirkung entstehen unregelmäßige und unbestimmte Abweichungen der Zeiger in den telegraphischen Anstalten von Cooke und Wheatstone, abgesehen von anderen zufälligen Störungen in einigen Theilen derselben; 3) im Winter können, wie es z. B. bei dem South-Eastern Telegraphen diesmal wirklich der Fall gewesen, durch die Schneestürme die Stangen mitsammt den Drähten umgeworfen und dadurch eine bedeutende Unterbrechung in der Fortpflanzung der Mittheilungen bewirkt werden; 4) es finden sich oft Leute, welche aus Bosheit oder Muthwillen die Drähte durchschneiden oder verdrehen und so die größten Störungen verursachen; 5) wenn zwei Drähte einmal schlecht an einander gelöthet sind, so werden die Mittheilungen vollständig von ihrer richtigen Bahn abgeleitet; 6) dieses System der offenen Drähte kostet nicht weniger, als 150 Pfd. Sterl. auf tausend Fuß und eine jährliche Ausgabe auf Reparatur; 7) in Folge dessen muß ein sehr hoher Tarif für die Besorgung von Depeschen angesetzt werden; 8) endlich ist viel Zeit erforderlich, um vollständig die Leitung des Telegraphen zu erlernen, so daß, wenn einmal der Telegraphenwärter aus irgend einer Ursache verhindert ist, seine Function zu erfüllen, Niemand ihn ersetzen kann.

In Beziehung auf den Tarif werden folgende Thatsachen hinreichen, um die Vorzüge der ökonomischeren Telegraphen nachzuweisen:

In Amerika kosten zwanzig Worte auf eine Entfernung von 500 Miles nur 1½ Thaler, während in England die telegraphische Gesellschaft sich für dieselbe Depesche dasselbe bezahlen läßt auf 60 Miles, d. h. auf eine achtmal kleinere Entfernung, ja, von der South-Eastern Gesellschaft wird ganz dasselbe für eine Entfernung von 20 M. oder den 25sten Theil von 500 M. gefordert.

Eine Mittheilung von neunzig Worten kann in Amerika von Washington nach New-Orleans, eine Entfernung von 1716 Miles, für 14 Thlr. besorgt werden; die englische Gesellschaft dagegen nimmt diese Summe für dieselbe Nachricht auf eine Entfernung von 200 M. und die South-Eastern Compagnie für eine Entfernung von weniger als 100 Miles.

Die elektrischen Telegraphen sind gegenwärtig in England über ungefähr 2000 Miles verbreitet, während eine eben so große Strecke weit die Eisenbahnen noch ohne Telegraphen sind. Herr Wisham drückt die Hoffnung aus, daß in kurzem wohl alle Hauptstädte des Königreichs durch den Telegraphen unter sich verbunden seyn werden, weil das System der unterirdischen Telegraphen sich sehr gut auch ohne Eisenbahnen unter gewöhnlichen Fahrstraßen anwenden läßt.

Das unterirdische System ist in Preußen bereits zur Ausführung gekommen, wo 310 deutsche Meilen, also 1493 englische, auf diese Weise gegenwärtig mit elektrischen Telegraphen versehen sind. Ein einziger Draht, von Gutta-Percha umgeben, ist ungefähr zwei Fuß tief in die Erde eingegraben und mit den Batterieen und Instrumenten auf den verschiedenen Stationen in Verbindung gesetzt. Ein Signal- und ein Korrespondenz-Telegraph, welche beide durch einen einzigen Draht bedient werden, sind auf jeder Hauptstation in Thätigkeit. Uebrigens hat sich jene unterirdische Einrichtung durch die Erfahrung von einigen Jahren schon vollkommen bewährt.

Nachdem der im Jahre 1844 ernannte Kommissar der preußischen Telegraphen sich entschlossen hatte, nur den unterirdischen Modus für die Regierungs-Telegraphen anzuwenden, begannen diese schon im Juli 1845 ihre Thätigkeit, woraus deutlich genug hervorgeht, daß man hier nicht lange Bedenken getragen hat, dieses System in Anwendung zu bringen. In Oderberg steht das preußische System mit der gegenwärtig noch nicht vollendeten Telegraphenlinie nach Triest über Wien in Verbindung. Auch von Seiten der Kosten empfiehlt sich das preußische System ganz besonders, denn diese übersteigen nicht die Summe von 40 Pfd. Sterl. (270 Thlrn.) auf 1000 Fuß.

Das amerikanische System ist merkwürdig wegen der Ausdehnung, die es schon gewonnen hat; es erstreckt sich nämlich über 10,311 Miles, welche weniger als 20 Pfd. Sterl. auf 1000 Fuß gekostet haben. Es besteht in einem einzigen in bestimmten Zwischenräumen von Stangen getragenen Eisendrathe, welcher sich weit über die Gränzen der Eisenbahnen fortzieht, wodurch aber so vielfache Beschädigungen und Verletzungen vorkommen, daß es einen ganzen Gesetzeskodex giebt in Betreff der Reparaturen, welche von den Bewohnern jener Gegenden, die mit den nöthigen Utensilien versehen sind, ausgeführt werden müssen, und wofür sie keinen anderen Lohn bekommen, als die freie Benutzung der Telegraphen für ihre persönlichen Mittheilungen. Daher können in Amerika die ärmsten Leute für einige Cents eine Depesche auf eine ziemlich beträchtliche Strecke versenden.

Nach der Prüfung der drei gegenwärtigen Telegraphensysteme scheint das von Preußen das einfachste, wirksamste und billigste, denn in letzter Beziehung fallen hier die jährlichen Reparaturen fort, die für die Drähte hier ohnedies

unanwendbar sind, während sie in England und Amerika den verschiedensten Arten von Zerstörung ausgesetzt sind.

Mannigfaltiges.

— **Graf Rostoptschin in Berlin.** Der bekannte Graf Rostoptschin, Gouverneur von Moskau im denkwürdigen Jahre 1812, machte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. eine Reise nach Berlin, deren von ihm selbst verfaßte Beschreibung erst neulich im russischen Journal Moskwitjanin veröffentlicht wurde. Man findet darin einige pikante Einzelheiten über die damaligen Zustände Preußens, welche durch die eigenthümliche Persönlichkeit des Verfassers ein besonderes Interesse erhalten. Wir theilen, der Kuriosität halber, die Bemerkungen Rostoptschin's über das Berliner Theater mit: „Es giebt hier zwei Bühnen; die eine heißt die Oper, die andere das deutsche Schauspiel. Opern wurden zu meiner Zeit aus Mangel an Sängern nicht gegeben; man sagte mir, daß der große Friedrich, der mit den Jahren den Geschmack für Musik verloren hatte, in der letzten Zeit seines Lebens aufgehört habe, ausgezeichnete Künstler nach seiner Hauptstadt zu rufen.

„Auf einem großen Platze, genannt Halle des Gendarmes, hat Friedrich zwei Gebäude errichtet, von welcher er das eine zu einer reformirten Kirche, das andere zu einem Theater bestimmte.*) In diesem Hause giebt man täglich abwechselnd Trauerspiele, Lustspiele und Opern. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's wurde das deutsche Theater Mode, weil der König seine Muttersprache liebte und oft selbst das Schauspiel besuchte. Die Decorationen und Anzüge sind sehr alt und ärmlich. Wer die deutsche Sprache gut versteht, findet in ihren dramatischen Werken mehr Verstand, Einfachheit, natürlichen Witz und treue Darstellung der Volkssitten, als Menschenkenntniß und leidenschaftliche Handlung. Der Lieblingsschriftsteller zu meiner Zeit war Schiller, Verfasser der Trauerspiele „Don Karlos" und die „Räuber". Vollkommen nationale Stücke besitzen die Deutschen nur wenige. Da sie, vielleicht aus Patriotismus, ihre eigenen Laster und Schwächen nicht lächerlich machen wollen, so entlehnen die Dichter ihre Themata anderen Nationen. In der Tragödie ahmen sie Shakespeare nach und gebrauchen höchst drastische Mittel, um Schrecken, Mitleid und Gelächter unter den Zuschauern zu erregen. Um aber die Schönheiten des deutschen Dramas zu fühlen, muß man sich an die Lebensweise und die Sitten des Landes gewöhnen, da sonst die als Studenten gekleideten Liebhaber, die wie Köchinnen aussehenden Liebhaberinnen, das öftere Essen auf der Bühne, das Tabackrauchen und Betrinken, die Schlafröcke und Schlafmützen dem Fremden sehr lächerlich vorkommen. Die Pantomime und die Geberden der Schauspieler sind höchst ausdrucksvoll, obwohl mitunter etwas seltsam. Der beste tragische Schauspieler in Berlin ist **Fleck**, der eine schöne Stimme und ein vortheilhaftes Aeußere hat. Gute Schauspielerinnen habe ich nicht gesehen; die Tochter des alten Direktors Deblin (Döbbelin), eine dicke, alte Person, glich eher einer Amme, als einer jungen Prinzessin. Das Parterre ist immer mit Offizieren angefüllt, jungen Müssiggängern, welche oft so laute Gespräche führen, daß man die Schauspieler nicht hören kann. Im Allgemeinen zeigt das Berliner Publikum wenig Geschmack für das Theater; es trägt noch den Stempel seines Ursprunges von den alten Deutschen, welche den Römern so viel zu schaffen machten und, sich nur mit den Waffen beschäftigend, die Künste und Wissenschaften verachteten. Ein Lieblingsstück, welches stets volle Häuser zog, heißt: „Graf Waltrong oder Subordination" (?) — ein Beweis, wie sehr Berlin von militairischem Geiste durchdrungen ist."

— **Der russische Feldzug von 1812.** Zu den vielen bereits vorhandenen historischen oder romantischen Schilderungen dieses eben so durch seinen pomphaften Beginn, wie durch sein grauenhaftes Ende, einzig in der Weltgeschichte dastehenden Feldzuges ist so eben noch eine neue sehr anziehende Darstellung aus der Feder eines französischen Soldaten erschienen, der an dem Kampfe wie an der Leitung des Rückzuges einen nicht unerheblichen Antheil gehabt. Der gegenwärtige Generallieutenant v. **Fezensac**, damals Oberst des 4ten Linienregiments, welches in Rußland zu dem unter dem Oberbefehle des Marschalls Ney stehenden dritten Armeecorps gehörte, das bei dem Rückzuge der Franzosen die Arrièregarde bildete, hat in dieser Eigenschaft vielleicht mehr als irgend ein Anderer, der diesen Feldzug überlebte, Gelegenheit gehabt, die Grauen desselben zu beobachten und das Ganze zu übersehen. Seine Schilderung**) trägt ganz den Charakter des Selbst-Erlebten und macht dadurch einen um so größeren Eindruck. Das Regiment des Herrn v. Fezensac war nach beendigtem Feldzuge auf zwanzig kranke Offiziere und eine ungefähr eben so große Anzahl von Unteroffizieren und Gemeinen reduzirt, die obendrein größtentheils ohne Waffen waren. Von den 500,000 Mann, welche die große Armee bildeten, als sie in Rußland einrückte, kamen kaum 70,000 über die Weichsel zurück; mehr als 300,000 waren todt und etwas über 100,000 den Russen als Gefangene in die Hände gefallen.

*) Wir brauchen wohl für die mit der Geschichte Berlins vertrauten Leser nicht erst hinzuzufügen, daß diese Angabe unrichtig ist, da wohl die beiden Tempel auf dem Gendarmenmarkt, nicht aber das Schauspielhaus — auch nicht in der Gestalt, in der es Rostoptschin gesehen — von Friedrich erbaut wurden. D. R.

**) Journal de la Campagne de Russie en 1812, par M. de Fézensac, Lieutenant-Général. Paris, 1850.

— **Granier de Cassagnac.** Von diesem konservativen Schriftsteller ist so eben eine „Geschichte der Ursachen der französischen Revolution" (Histoire des causes de la révolution française) in vier Bänden erschienen, worin er ganz neue Gesichtspunkte, als die bisher allgemein geltenden, hinsichtlich dieser Ursachen aufstellt. Namentlich will er weder die philosophischen, noch die demokratischen Einflüsse des achtzehnten Jahrhunderts als solche Ursachen gelten lassen. Auch behauptet er, daß es nicht sowohl der Geist der ersten konstituirenden Versammlung, als der des französischen Königthums selbst gewesen, der die Initiative der großen Emancipationen des Jahres 1789 ergriffen habe. Wir werden auf dieses Werk zurückkommen.

— **Der angelsächsische Volksstamm.** Im Jahre 1620, schreibt ein amerikanisches Blatt, zählte der angelsächsische Volksstamm etwa sechs Millionen Köpfe und beschränkte sich auf England, Wales und Schottland; jetzt gehören ihm mehr als sechzig Millionen menschlicher Wesen an, die auf allen Inseln und Kontinenten des Erdbodens angesiedelt sind und sich mit unerhörter Schnelligkeit vermehren. Die schwerfälligen Völkerschaften und wilden Menschenracen, welche die Kontinente von Amerika, Afrika, Asien und die Inseln des Oceans innehatten, werden rasch von ihm absorbirt oder verdrängt. Wenn keine große physische Revolution eintritt, um seinen Fortschritt aufzuhalten, so wird er in weniger als 150 Jahren achthundert Millionen Seelen in sich schließen, welche alle dieselbe Sprache reden, dieselbe Literatur und Religion besitzen und denselben charakteristischen Geistesstempel an sich tragen werden. Das angelsächsische Blut wird sich mit der ganzen Bevölkerung der Erde vermischen. Aber die englische Sprache ist noch ausdehnbarer und überwältigender, als das Blut dieses Stammes. Wenn eine Gemeinde anfängt, englisch zu sprechen, so ist sie bereits halb angelsächsisch geworden, ehe noch ein Tropfen angelsächsischen Bluts in ihren Adern fließt. Irland ist nie von England aus kolonisirt worden, wie Nord-Amerika oder Australien, aber dennoch sprechen fast alle seine sieben bis acht Millionen Einwohner schon die englische Sprache, als Vorbereitung zu ihrer gänzlichen Absorbirung durch das angelsächsische Element. Ueberall gewinnt die englische Sprache den anderen Mundarten den Vortritt ab und macht die, welche sie reden, für die Absorbirung empfänglich. Die jüngere Generation Ostindiens lernt jetzt diese Sprache, und wahrscheinlich werden innerhalb funfzig Jahre fünfundsechzig Millionen menschlicher Wesen von asiatischem Stamme sie auf jenem Kontinent reden. Eben so ist es in den Vereinigten Staaten. Ueber 50,000 Auswanderer aus Deutschland und anderen Theilen des europäischen Festlandes kommen hier alljährlich an. Sie können vielleicht nicht ein Wort englisch sprechen, wenn sie an unseren Küsten landen, aber nach Verlauf von einigen Jahren werden sie der Sprache wenigstens theilweise mächtig. In unseren Schulen sitzen ihre Kinder auf denselben Bänken mit denen der eingebornen Amerikaner und verwandeln sich, wenn sie aufwachsen und sich mit dem Rest der Bevölkerung vermischen, in vollständige Angelsachsen. So werden alle Völkerschaften der Erde allmälig dem Geiste dieses Stammes assimilirt und unterworfen. Der Enkel manchen jungen Mannes, der diese Zeilen liest, kann den Tag erleben, wo er zu einem Volke von achthundert Millionen menschlicher Wesen gehören wird. Die Einigkeit, Einheit und Freundschaft desselben werden von den Beziehungen zwischen Großbritanien und den Vereinigten Staaten abhängen. Ihre Harmonie wird die Harmonie zweier Welten seyn. Wenn sie ihre Pflicht gegen einander und gegen die Welt erfüllen, müssen sie das vereinigte Herz des mächtigen Stammes werden, den sie vertreten und dessen unzählige Adern sie mit dem Blute des moralischen und politischen Lebens anschwellen. Auf ihre innige Verbindung mehr, als auf alles Andere, ist die Wohlfahrt der Menschheit, der Friede, der Fortschritt und die Freiheit der Welt gegründet.

Literarischer Anzeiger.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Dieser Bilder-Atlas besteht aus 500 in Stahl gestochenen Blättern nebst einem erläuternden Texte und ist jetzt beendigt.

Die früheren Abnehmer können ihre Exemplare durch Beziehung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 120 Lieferungen, Preis der Lieferung 6 Ngr.) vervollständigen und erhalten dann zugleich den Text gratis.

Es erscheint jetzt eine **neue Ausgabe** in 10 Abtheilungen, die nebst dem Texte, wie die Ausgabe in Lieferungen, 24 Thaler kostet. Der Einband in Mappen und in Prachtbänden wird besonders berechnet. Jede Abtheilung kann auch einzeln bezogen werden.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Cassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Dienstag den 21. Mai 1850.

Dänemark.

Hans Christian Oersted.

Wir haben in Nr. 49 und 50 des Magazins eine Uebersicht des trefflichen Werkes „der Geist in der Natur", von H. C. Oersted, mitgetheilt. Seitdem ist nun auch die dort von uns angekündigte deutsche Uebersetzung dieses Buches im Verlage von Karl B. Lorck in Leipzig erschienen. Herr Dr. L. L. Kannegießer, dem wir bereits viele gelungene Uebertragungen aus dem Dänischen und Schwedischen zu verdanken haben, hat auch diese Arbeit, die wegen der eigenthümlich ungezwungenen Schreibart Oersted's ihre Schwierigkeiten hatte, in ansprechender Form geliefert. Er wurde dabei von einem in Berlin lebenden dänischen Gelehrten, Herrn P. L. Möller, unterstützt, nach dessen Berichten über das Buch auch unser Referat über den „Geist in der Natur" abgefaßt war, und der nunmehr die deutsche Uebersetzung des Werkes mit einer interessanten Lebensskizze des berühmten Verfassers bereichert hat. Wir lassen aus der letzteren, deren Hauptmomente in Deutschland noch wenig bekannt sind, hier einen Auszug folgen:

„Hans Christian Oersted wurde 1777, wie im folgenden Jahre sein Bruder (der berühmte Rechtsgelehrte und in neuerer Zeit auch Minister), in der kleinen Stadt Rudkjöbing auf der Insel Langeland, wo der Vater Apotheker war, geboren. Die Umstände der Aeltern waren dürftig, und es konnte deshalb, selbst wenn es dem kleinen Ort nicht fast gänzlich an Bildungsanstalten gefehlt hätte, für den Unterricht der Kinder nur mangelhaft gesorgt werden. Doch lernten sie von einem geborenen Deutschen in der Nachbarschaft frühzeitig Deutsch verstehen und sprechen. Der ältere Bruder lehrte sich aus einem alten Schulbuch selbst das Rechnen und theilte sogleich dem Bruder dieses neuerworbene Wissen mit. So verlebten die beiden wißbegierigen Knaben, durch gegenseitigen Unterricht und Mittheilung sich bildend, mehrere Jahre im älterlichen Hause. Später lernten sie von Privatlehrern auch etwas Latein. Hans Christian wurde aber im zwölften Jahre vom Vater zur Mithülfe in die Apotheke gezogen, wo er bald an den chemischen Arbeiten große Freude fand. Doch verschlang er nebenbei eifrig die belletristischen und geschichtlichen Bücher, die ihm in dem vereinsamten Orte in die Hände fielen.

Die Brüder bemerkten jedoch bald, daß sie, durch ihr glückliches Naturell und den steten Austausch des erbeuteten Wissens unterstützt, mit ein wenig Nachhülfe wohl das Abiturienten-Examen machen könnten, um an der Kopenhagener Universität den Drang ihrer nach Bildung und Wissen unersättlich lechzenden Seelen vollends zu befriedigen. Es gelang. Im Jahr 1794 kamen sie nach Kopenhagen, wo sie anfangs freilich sehr kärglich leben mußten, aber sie fühlten ja kein anderes Bedürfniß, als sich fleißig in den Studien zu vertiefen, und machten mit glücklichstem Erfolge die zwei ersten Examina. Sie bekamen Unterstützung aus Staatsmitteln und erwarben sich das Fehlende durch Stundenunterricht. Jetzt trennten sich aber ihre geistigen Wege. Einem frühzeitig sich bekundenden Drange folgend und die sie umgebende Welt fast vergessend, versenkte sich der jüngere Bruder in die Philosophie und die Rechtswissenschaften, der ältere in die Astronomie, die Physik und die Medizin. Doch blieben sie noch immer beisammen wohnen, theilten sich auch immer die Resultate ihrer verschiedenen Studien mit, suchten aber außer dem Hause sehr wenig Umgang. Selten hatte die Universität zwei Studenten gesehen, die, alle Vergnügungen eines jugendlich bewegten Lebens fast nicht kennend oder geringschätzend, nur dem ernsten Wissenschaftsleben sich mit solchem Heißhunger ergaben und daran ihre Freude hatten. Unter den anderen Studenten mochten sie wohl durch ihr stilles, etwas unbehilfliches Wesen Aufsehen erregen und nicht immer dem Jugendwitz entgehen, aber der stets steigende Ruf ihrer ungewöhnlichen Tüchtigkeit flößte zugleich staunende Achtung ein. Der fast einzige Umgangsfreund der Brüder war der ein paar Jahre jüngere, mit ihnen den entschiedensten Kontrast bildende, in jugendlich genialem Uebermuth leicht aufgeregte, immer Funken sprühende Oehlenschläger, dessen Schwester später der jüngere Oersted heiratete. Diese Freundschaft des jugendlichen Kleeblatts hat sich seitdem in ungeschwächter Innigkeit und Frische bis auf die letzte Zeit erhalten, wo die beiden Brüder den berühmten Dichter, an dessen glänzender Entwickelung sie von früher Jugend den nächsten und thätigsten Theil genommen, zur letzten Ruhestätte begleiteten.

Es war aber das Jugendleben jener drei Jünglinge ein so schönes, an geistiger Fülle, gegenseitigem Wetteifern und gemeinsamem genialen Streben so reiches, wie es in der Geschichte nur höchst selten vorkömmt. Bekanntlich, und dies war als ein entschiedenes Glück zu betrachten, fiel ihre Jugend eben in die größte geistige Gährungsperiode, welche die neuere Zeit aufzuweisen hat; von Frankreich aus begann in der Politik, von Deutschland aus in der Philosophie und Poesie eine neue Aera; überall herrschte das regste geistige Leben, Steffens trat, nach seiner Rückkehr aus Deutschland, in Dänemark mit einer Reihe geistreicher Vorlesungen als Verkünder der neuen philosophischen und poetischen Evangelien auf, und in der allgemeinen europäischen Frühlingssonne reiften jene drei dänischen Geister schnell und mächtig heran. Hans Christian Oersted, ex officio Mediziner, aus Neigung Naturforscher, schloß sich auch der allgemeinen, besonders hier im Norden neuen, ästhetischen Richtung an und erwarb sich schon 1797 den Preis der Universität (eine goldene Medaille) durch eine Beantwortung der ästhetischen Preisfrage: „über die Gränzen der poetischen und der prosaischen Sprache",*) machte gleichzeitig das pharmaceutische Examen, gewann im folgenden Jahre auch durch eine medizinische Preisabhandlung die Prämie und zeigte in seiner Doktordissertation (1799), über „die Architektonik der Naturmetaphysik", daß er mit großer Klarheit und geistiger Reproductionskraft nicht nur den positiven Inhalt seiner Wissenschaft, Physik und Chemie, durchforscht, sondern auch das Ganze in eine universelle, naturphilosophische Anschauung aufgenommen hatte, die sich nicht unselbständig gewissen geltenden Systemen anschloß. In der Naturmetaphysik hatte er sich in wesentlichen Punkten von Kant emanzipirt, und in einer Kritik von „Gadolin's Einleitung zur Chemie" stellte er eine neue, später allgemein angenommene Theorie von den Alkalien auf. Jetzt übernahm er (1800) die Verwaltung einer Apotheke und hielt Vorlesungen über Chemie und Naturmetaphysik.

In demselben Jahre erfand der Italiäner Volta die „galvanische Säule" und stellte sie als einen Meilenzeiger im Wendepunkt zweier Jahrhunderte auf. Der Galvanismus trat jetzt als eine der gewaltigsten Naturkräfte hervor, die überall die Jünger der Wissenschaft zu neuen Versuchen einlud. Auch Oersted war hierin sehr thätig, und seine ersten Versuche führten ihn sogar zu neuen Entdeckungen rücksichtlich der großen Wirksamkeit der Säuren beim Hervorbringen galvanischer Elektrizität und des Verhältnisses der durch die Leiter der Säule an beiden Polen entwickelten, entgegengesetzten Wirkungen, indem er zeigte, daß diese, Säuren so wie Alkalien, in der Proportion hervorgebracht werden, worin sie sich wechselseitig sättigen.

Voller Begeisterung und Sehnsucht, in die neue Welt des Wissens tiefer einzudringen, trat er 1801 seine erste Reise ins Ausland an, und nie ward wohl eine Zeit anregender und befruchtender für einen strebenden Geist. Brown hatte die Medizin in ein Feldlager verwandelt, und der ungarische Chemiker Winterl hatte ein neues System in seinem geistvollen Werk „prolusiones" aufgestellt, auf welches das deutsche Publikum, von dem es anfangs wenig beachtet wurde, durch eine Kritik aufmerksam zu machen, dem jungen Dänen vorbehalten war. Mit den meisten wissenschaftlichen Celebritäten in Deutschland trat Oersted damals persönlich in freundschaftliche Beziehung und fand überall die günstigste Aufnahme, indem zugleich seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und sein reger Geist frappirten und sein jugendlich frisches, fast kindliches Aeußere und Benehmen ihm Aller Herzen gewannen. Unter den vielen ausgezeichneten Männern, mit welchen er in Deutschland verkehrte, sind besonders zu nennen: Schelling, die Gebrüder Schlegel, Fichte, Schleiermacher, Tieck, J. Werner, Fr. Baader, Erman, Kielmeier, Rumford und die Mineralogen Hausmann und Weiß. Vor Allen schloß er sich jedoch dem berühmten Physiker Ritter an, der sich zu jener Zeit eben auf der Höhe seines Ruhms befand. Oersted bekam später Gelegenheit, ihm einen besonderen Dienst zu erweisen. Als er sich 1802—1803 in Paris aufhielt, wo er die französische Sprache und Literatur eifrig studirte und sich aneignete, hatte Ritter die Entdeckung seiner „Ladungssäule" gemacht und schickte Oersted die in seiner eigenthümlich-dunkeln Sprache darüber verfaßte Abhandlung, mit dem Auftrag, sie ins Französische zu übersetzen, um bei dem jährlichen Preis des französischen Instituts zu konkurriren, was dieser auch that, und zwar so gut, daß Ritter nachher erklärte, „die Uebersetzung besser als seine eigene Schrift zu verstehen." So vollständig hatte sich Oersted's schmiegsamer Geist vorher mit dem Gedankengang und der Methode des deutschen Physikers vertraut gemacht. Die Entdeckung wurde zwar damals von dem Institut nicht nach Verdienst beachtet, fand aber später gerechtere Anerkennung.

Ueber Brüssel, Leiden, Harlem und Amsterdam kehrte Oersted von Paris (1803) in die Heimat zurück. Man betrachtete ihn hier noch immer mehr als

*) Auch war es ihm, bis auf die späteste Zeit, immer ein Bedürfniß, interessante physikalische Gedanken, oder was sonst sein Gemüth bewegte, in kleine Gedichte zu formen und auszusprechen.

Naturphilosophen, weniger als Physiker, und so konnte er nicht die, obgleich erledigte, Professur der Physik erlangen; doch bekam er aus öffentlichen Mitteln auf drei Jahre ein Gehalt von 300 Banknalern und zum Experimentiren dieselbe Summe. Der Universität war damals durch Feuersbrunst ihr physikalisches Kabinet verloren gegangen, doch bekam er glücklicherweise eine Privatsammlung von Instrumenten, mit welchen er vor einem zahlreichen und gebildeten Publikum Vorlesungen über Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus, über Wärme, Licht und Verbrennung hielt, und zwar nach der von ihm so genannten dynamischen Theorie, welche alle chemischen Wirkungen aus denselben Grundkräften herleitet. Gleichzeitig gab er mehrere Abhandlungen deutsch und dänisch heraus, von denen die bedeutendsten waren: „Die Reihe der Säuren und Basen" (in Gehlen's Journal), und vor allen seine „Betrachtungen über die Geschichte der Chemie", welche letztere mit seinem wissenschaftlichen Leben im innigsten Zusammenhang stehen und sowohl bezeichnend für seinen eigenen Entwickelungsgang, wie für die Natur seiner Geistesrichtung im Allgemeinen, sind.

So weit auch der Ursprung der Chemie in die Zeit zurückgeht, so jung ist sie dennoch als Wissenschaft. Der bekannte Stahl († 1734) trat mit dem ersten chemischen Systeme hervor, dem phlogistischen, das auf die falsche Hypothese von einem in allen Körpern supponirten „Brennstoff" basirt war. Dieses System hielt sich gegen ein halbes Jahrhundert, bis man die verschiedenen Luftarten zu unterscheiden gelernt und es, durch Lavoisier's große Entdeckung über die atmosphärische Luft, von dem antiphlogistischen verdrängt wurde. Von beiden Systemen hatte sich Oersted, der Reihe nach, als Kind und Jüngling angezogen gefühlt; er war aber noch nicht 24 Jahr alt, als er durch Winterl's Werk, die Voltasche Entdeckung und Ritter's Fortbildung derselben, sich veranlaßt sah, beide aufzugeben, um sich dem elektro-chemischen anzuschließen. Doch mit dem ihm eigenen Billigkeitsgefühl suchte er noch in einer besonderen Vorlesung das Wahre in allen diesen Systemen nachzuweisen und zu einer gerechten Anerkennung der Verdienste jener ausgezeichneten Männer hinzuwirken, welche sich gegenseitig am eifrigsten bekämpft hatten, indem er zeigte, daß jede Theorie denkender Männer von der objektiven Vernunft Etwas enthält, während die volle Wahrheit, den Gesetzen für die Entwickelung des Geistigen auf Erden gemäß, keinem besonderen Zeitalter vorbehalten ist.

Oersted's geistvolle und anregende Vorlesungen, besonders aber die Bekanntmachung seiner neuen Versuche über die „Klangfiguren",*) bahnten ihm endlich 1806 den Weg zur physischen Professur an der Universität Kopenhagen. Jetzt steigerte sich seine Thätigkeit in zahlreichen öffentlichen und privaten Vorlesungen; es gelang ihm, seine Instrumentensammlung bedeutend zu vergrößern, und er war unermüdlich im Experimentiren. Er wurde Lehrer an der Landkadetten-Akademie, hielt Vorlesungen für die Adjoints des Generalstabes und gab 1809 sein „Lehrbuch der mechanischen Physik" (1844 bedeutend erweitert und umgearbeitet) heraus. Das Erscheinen des chemischen Abschnittes wurde theils durch seine Reisen, theils durch die alljährlichen Fortschritte der Wissenschaft verzögert. Während dieser eifrigen, ja, begeisterten Thätigkeit für seine in steter Entwickelung begriffene Wissenschaft erhielt er sich als Privatmann in einem geistvollen und anregenden Umgangskreise, wozu die Besten seiner Zeit gehörten, unter ihnen sein Bruder, Steffens, Oehlenschläger und dessen späterer Gegner, der witzige Dichter und Kritiker Baggesen, durch welche er auch mit den philosophischen und ästhetischen Regungen der Zeit in lebhaftem Verkehr erhalten wurde. Auch Fichte, der, um Ruhe zu genießen, 1807 einige Zeit in Kopenhagen verlebte, gehörte zu diesem Kreise.

Eine neue Reise nach Deutschland und Frankreich unternahm Oersted 1812—13. In Berlin hielt er sich längere Zeit auf und gab hier, von Niebuhr dazu angetrieben, seine „Ansichten der chemischen Naturgesetze" heraus, die er in Paris ins Französische übertrug. Man ersieht aus dem französischen Titel, wie schon damals seine Gedanken sich nach einer Richtung hin fixirten, in der es ihm durch eine große Entdeckung bald gelingen sollte (unter deren schon jetzt als weltumgestaltende sich zeigenden Resultaten es hier genügen mag, auf den elektro-magnetischen Telegraphen hinzuweisen, welcher ohne Oersted wahrscheinlich jetzt noch nicht existirte), seinen Namen weltberühmt zu machen.

Nach seiner Rückkehr im Jahre 1814 heirathete er; aus seiner Ehe gingen drei Söhne und vier Töchter hervor. Seine rege Theilnahme an allem geistigen Leben verwickelte ihn in einen heftigen literarischen Streit mit Grundtvig, indem er mit dem Enthusiasmus seiner Ueberzeugung die naturgesetzliche Vernunft und die unbefangene Urtheilskraft gegen die ultramontane Paradoxie jenes Schriftstellers vertheidigte, der die Grille hatte, in einer übrigens geistvollen „Weltchronik", die Bibel, und zwar in ihrer buchstäblichsten Deutung, als ausschließlichen Maßstab zum Aburtheilen über geschichtliche Männer und Begebenheiten zu verwenden. In einem Universitätsprogramm, auch vom Jahre 1814, über „die chemische Kunstsprache der gothisch-germanischen Sprachen", gab Oersted eine Reihe sinnreicher Andeutungen zu einer nationalen, von der bisherigen griechisch-französischen emanzipirten, wissenschaftlichen Terminologie, welche schon zum großen Theil populär geworden ist, heraus, und in einer Festrede stellte er, vielleicht mit Anspielung auf den Stockorthodoxen Grundtvig, die Ausübung der Wissenschaft als einen Religionskultus dar. Uebrigens füllten Vorlesungen, deren er mehrere Winter alltäglich fünf Stunden hielt (darunter deutsche für das corps diplomatique), seine meiste Zeit aus. Er führte eine monatliche Vorlesung ein, die er bis auf diesen Augenblick fortsetzt, worin er allmälig alle in der experimentalen Naturwissenschaft an den Tag kommenden Entdeckungen mittheilt und erklärt; auch erfand er um diese Zeit ein galvanisches „Kupferkastenapparat", sammt einer neuen Methode, Minen zu sprengen. 1818 und 1819 untersuchte er im Auftrage des Königs, begleitet von dem später als ausgezeichneter Geognost bekannt gewordenen Holsteiner, Forchhammer, die bisher vernachlässigte, mineralogisch interessante und zwar an Eisenstein und Steinkohlen reichhaltige Insel Bornholm.

(Schluß folgt.)

*) Populär-philosophisch dargestellt in einem Dialog, „über das durch die Töne hervorgebrachte Vergnügen"

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

1. Eine Reise nach Peru. — Die republikanische Staatsform. — Das Land und seine Bewohner.

(Schluß.)

Das sind die Vortheile, welche zunächst die Gestaltung des peruanischen Grundes und Bodens der Anarchie an die Hand giebt. Hierzu kommen noch drei andere Umstände, die das Ihrige beitragen halfen, um in Peru eine Bewegung zu unterhalten, welche einzig und allein nur durch den festen Willen seines gegenwärtigen Präsidenten bewältigt werden konnte: ich meine die Nebenbuhlerschaft der Städte, die Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Einwohnerstämme und endlich die schlechte Organisation der Armee.

Als alte Residenz der spanischen Aristokratie ist Lima, wie es sich herausgestellt hat, die nothwendige Hauptstadt, der nothwendige Mittelpunkt der Regierungsgewalt. Zwei andere Städte jedoch machen Lima dieses Vorrecht streitig und bieten den Erlassern militairischer Pronunciamientos treffliche Stützpunkte. Es sind dies Arequipa und Cusco. Arequipa ist gleichsam die Hauptstadt des südlichen Peru. Etwa zwanzig Meilen vom Meere entfernt und durch eine Sandwüste von ihm getrennt, erhebt sich diese Stadt an den Ufern des kleinen Flusses Chile, inmitten einer prächtigen Landschaft, welche eine Art Oase zwischen den sandigen Küstenstrecken und den öden Plateaus der Cordilleren bildet. Ein heute erloschener Vulkan, dessen Lava jedoch einstmals einen großen Strich des Landes bedeckte, der Misti, ragt über die Häuser von Arequipa empor und macht namentlich des Nachts mit seinem mächtigen, von ewigem Schnee gekrönten Gipfel den Eindruck eines die schlummernde Stadt beschützenden Riesen. Arequipa zählt gegen 25,000 Einwohner. Man findet daselbst eine kleine Anzahl Neger, viele Indianer und einige weiße Familien, welche hier, wie überall in Amerika, die Aristokratie bilden. Im Allgemeinen ist der Menschenschlag hier schöner und kräftiger, als in Lima, und wenn letztere Stadt sich ihres Civilisationsfirnisses, den sie durch ihre Berührung mit dem Auslande erhalten, rühmt, so ist ihr doch Arequipa an wahrer Intelligenz und Energie seiner Bevölkerung bei weitem überlegen.

Eine noch schärfer hervortretende Rivalität trennt Cusco und Lima. Cusco ist die vorzugsweise indianische Stadt, die alte Hauptstadt des Reichs der Inkas. Hier ist noch Alles voll der alten Erinnerungen. Die Trümmer der alten Metropole ragen überall zwischen den Neubauten der modernen Stadt empor. Einige Schritte von ihrem Umkreise entfernt erblickt man auf einer mächtigen Höhe die riesigen Ueberreste des Schlosses, welches die Inkas einst bewohnten. Unversehrt ist nur der berühmte Tempel der Sonne stehen geblieben, den man in eine christliche Kirche umgewandelt hat. Viele Indianer denken heutzutage noch immer daran, das Joch Lima's und der verhaßten Weißen abzuschütteln und das zerstörte Reich Manco-Capac's wiederherzustellen.

Die Rivalität der Racen ist in Peru noch viel unversöhnlicher, als die der Städte; letztere ist vielleicht nur die Maske der ersteren. Hinter der Antipathie z. B., welche die Küstenbewohner und die Bewohner des Gebirges oder Serranos trennt, merkt man ganz deutlich den immer in dumpfer Stille fortdauernden Kampf zwischen der unterjochenden und der unterjochten Gesellschaft. Die Berge sind hauptsächlich von Indianern und Mestizen bewohnt, während die weiße Race sich vorzugsweise in der Nachbarschaft des Meeres aufhält. Der Serrano blickt mit Verachtung auf eine Bevölkerung herab, welche ihm an physischer Kraft nachsteht, und die Einwohner Lima's würden im Stolz auf ihre halbeuropäische Civilisation erröthen, sich mit einem Serrano zu vergleichen, dessen Name allein schon in ihrem Munde fast eine Beleidigung ist.

Man kann in Peru drei Hauptracen unterscheiden, die sich, um möglicherweise die wirkliche Einheit des peruanischen Volkes herzustellen, noch allzu wenig unter einander vermischt haben: es sind die Weißen, die Mestizen und Indianer und die Neger. Die weiße Race ist bis auf den heutigen Tag die überlegene geblieben, die aristokratische Race vom sangre azul (vom blauen Blut), wie man in Lima sagt. Trotz der in den republikanischen Verfassungen Süd-Amerika's festgestellten Gleichheit hat der Kultus des Adelthums alle Revolutionen überlebt. Wie konnte es auch anders seyn? Die herrschende Aristokratie ist die der Farbe, die ausschließlichste von allen, die sich auch am wenigsten mésallirt. Die weiße Race verachtet die Mestizen und die Indianer, wie die Neger; sie betrachtet die Einen als ein erobertes, die Andern als ein gekauftes Volk. Der Unterschied ist in ihren Augen gering, und sie hält mit einem peinlichen Stolz die Schranken aufrecht, welche sie von der übrigen Bevölkerung trennen.

Indeß haben die Mestizen, namentlich die von indianischem Blut, die Cholos, seit der Emancipation wichtige Stellen in der Armee und in der Regierung inne. Einer von denen, welche in Peru eine große Rolle gespielt haben, der General Santa Cruz, stammt mütterlicherseits von den alten Kaziken oder indianischen Häuptern. Bald nach der Eroberung sah man die Spanier mit den vornehmsten eingeborenen Familien in Verbindung treten, und die Grafen von Montezuma, deren Name hinlänglich den Ursprung andeutet, gaben Mexiko einen seiner letzten Vice-Könige. Der Unabhängigkeitskrieg brachte den

Ehrgeiz der Meſtizen auf. Die Peruaner von weißer Race eröffneten ihnen, um ſich ihrer Hülfe zu verſichern, die Ausſicht auf die Gründung eines neuen großen Reiches, eine Fortſetzung des Reiches und der Herrſchaft der Inkas, deren vergangene Herrlichkeit noch in dem Gedächtniß aller Indianer von Peru lebt. Die Revolution Bolivar's wurde ſo für ſie gleichſam eine bewaffnete Reaction gegen die Eroberung Pizarro's. Die Indianer und die Söhne der Indianer erhoben ſich daher in Maſſe, und ohne dieſe mächtige Dazwiſchenkunft des eingebornen Stammes hätten die Spanier niemals ihre Kolonieen verloren. Zur Belohnung für die geleiſtete Hülfe wurden die Meſtizen zum politiſchen Leben zugelaſſen, deſſen Rechte und Pflichten ſie bisher nie gekannt hatten. Man vertraute ihnen wichtige Poſten an, und da ſich eine große Anzahl der vornehmſten Familien, beſonders in Lima, nach der Unabhängigkeits-Erklärung geberdete, als wolle ſie ſich von der neuen Regierung fernhalten, ſo machten ſich die Meſtizen dieſen hochmüthigen Indifferentismus zu Nutze, um die ihnen anvertrauten Stellen zu bewahren. Den Weißen würde es übrigens auch ſchwer geworden ſeyn, ihnen dieſe Stellen wieder zu entreißen; denn die militairiſche Macht iſt in Peru Alles, und die Indianer bildeten damals, wie heute, die Majorität der Armee.

Der Cholo iſt der Sohn der Indianerin und des Weißen; er iſt klein und unterſetzt; er hat eine niedere Stirn, ein breites und plattes Geſicht, vorſpringende Backenknochen, ſchwarze, ſtraffe und harte Haare, eine gelbe Farbe, kurz, alle Merkmale der urſprünglichen Bewohner des Landes. Er iſt faul und verſchlagen, ſanft und ſorglos, wie der Indianer. Diejenigen Cholos, welche ſich nicht in den Städten niederlaſſen konnten, führen ein elendes Daſeyn auf irgend einer kleinen Chacra (Meierei) mitten in den Cordilleren. Andere leben auch vom Fiſchfang und wohnen an der Küſte des Meeres in kleinen Dörfern an irgend einer einſamen Bucht. Die Schwarzen ſind in Peru nur in ſehr geringer Zahl vorhanden; aber ihre Nachkommen, die Sambos, aus der Vermiſchung mit den Weißen hervorgegangen, ſind über das ganze Geſtade verbreitet. Der Sambo iſt lebhaft, intelligent, thätig, aber verdorben und boshaft. Er verachtet den Indianer, er verabſcheut den Weißen. Den Sambos verdanken die Küſtenſtädte ihre geſchickteſten Arbeiter.

Dies ſind die Haupttypen, welche ſich gegenwärtig in der peruaniſchen Geſellſchaft vorfinden. Sollte eine vollſtändigere Vermiſchung zu Stande kommen, ſo müßte Peru einmal eine jener langen Perioden der Ruhe und des Glückes genießen, welche allein langgenährten Haß auslöſchen und die örtlichen Rivalitäten beſeitigen können. Leider aber iſt der Kampf der Racen nicht die einzige Urſache der Ordnungsloſigkeit in Peru; ich habe oben ſchon eine andere angedeutet, nämlich die ſchlechte Organiſation der Armee.

Die peruaniſche Armee von heute iſt ſehr verſchieden von der, welche in dem großen Unabhängigkeitskriege im Felde ſtand. Damals erhob ſich die Bevölkerung in Maſſe und marſchirte unter der Leitung braver und erfahrener Offiziere, von denen mehrere in den Reihen der Spanier ſelbſt die Disziplin und die Kriegskunſt erlernt hatten. Heute verhält ſich die Sache ganz anders. Die Indianer, welche von keinem nationalen und amerikaniſchen Intereſſe mehr angetrieben werden, nehmen am Dienſt nur Theil, wenn ſie gewaltſam dazu gezwungen werden. Ohne Liebe zu einer Regierung, welche nicht die ihrer Väter iſt, würden ſie ihre Sache auch gar nicht mit jenem Muth, von dem ſie ehemals den Spaniern gegenüber Beweiſe gegeben, zu vertheidigen verſtehen. Die Offiziere ſind noch ſchlechter, als die Soldaten. Durch Intrigue und in Revolutionen ernannt, oft vom einfachen Kadetten an bis zu den Oberſten und den Generalen ohne Kenntniſſe der erſten Elemente der Kriegswiſſenſchaft, einzig tauglich, mit ihren großen Federbüſchen und vergoldeten Uniformen in den Straßen umherzuſpazieren, ſind ſie unmöglich im Stande, ihren Untergebenen Vertrauen einzuflößen, um ſo weniger, als ſie nicht ſelten, wenn es zum Kampfe kömmt, zuerſt davonlaufen.

Die peruaniſche Armee beſteht aus dem niedrigſten Volke und wird durch „Preſſung" rekrutirt. Wenn man irgend ein Depot vervollſtändigen will, ſo ſchickt man zahlreiche Patrouillen durch die Straßen der Städte und läßt ohne Weiteres alle Indianer und alle Sambos aufgreifen, welche die Waffen tragen können. Die Unglücklichen werden ſofort in die Kaſerne geſchleppt, eingeſchrieben und eingekleidet. In ein paar Tagen übt man ſie im Exercitium und in der Handhabung des Gewehres ein und ſchickt ſie ſodann an die verſchiedenen Corps, wo ſie die erſte beſte Gelegenheit zum Deſertiren abwarten. Gewöhnlich iſt es eine Schlacht, welche ihnen die Gelegenheit bietet. Der Tumult und die Unordnung, welche ihr folgen oder vorangehen, leiſten den Abſichten der Mißvergnügten, welche jede peruaniſche Armee in ſich zählt, die beſte Hülfe. Jeder ergreift dann einen günſtigen Moment, um die verhaßte Montur abzuwerfen und wieder Hirt in den Gebirgen oder Arbeiter in der Stadt zu werden. Dies hindert jedoch, nach dem Siege, den Oberbefehlshaber keineswegs, die pomphafteſten Proclamationen zu erlaſſen, die ſelbſt die kühnſten Wendungen caſtilianiſcher Prahlerei übertreffen. Die Tage von Auſterlitz und von Marengo werden durch die hohen Thaten der Peruaner in Schatten geſtellt! Nie hat eine Armee vollführt, was ſie ſo eben vollführten! Solche Leute zu befehligen, iſt des Feldherrn Stolz! Ganz Europa richtet die Augen auf ſie, und die Welt wird mit Staunen und Bewunderung die Nachricht ihres Sieges vernehmen! .... Zu gleicher Zeit aber läßt man, um die Lücken, welche, wie wir andeuteten, nicht alle der Tod gemacht hat, auszufüllen, die Gefangenen in die Reihen der ſiegreichen Armee eintreten, wo dieſelben nun, wenn der Krieg fortdauert, gegen die Partei kämpfen müſſen, für die ſie ſich noch geſtern ſchlugen. Was kümmert es auch den Indianer, ob er unter dieſer oder jener Fahne ficht! Ein Chef gilt ihm ſo viel, wie der andere; von dem Tage an, wo er unter die Fahne tritt, iſt er nur noch ein Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes. Indeß gebricht es dem Cholo keineswegs an Muth. Er iſt kräftig, unermüdlich und nüchtern. Etwas Mais und einige Cocablätter (zum Kauen) genügen ihm für den ganzen Tag. Mit Hülfe der Disziplin und guter Offiziere könnte man zweifelsohne die koſtbarſten militairiſchen Eigenſchaften bei ihm entwickeln.

Nichts iſt ſeltſamer, als der Abmarſch einer peruaniſchen Armee, welche ins Feld rückt. Weiber und Kinder ſchreiten zwiſchen dem langen Soldatenzuge, welcher ſich in der von dem Führer beſtimmten Richtung fortbewegt. Eſel und Maulthiere mit Gepäck folgen der Kolonne und werfen ſich jeden Augenblick zwiſchen die Reihen. Uebrigens hat man für Nichts Vorſorge getroffen; es fehlt an Allem, an Lebensmitteln und ſelbſt an Sold. Auch lebt man faſt immer auf Koſten des Landes, durch welches man marſchirt, und die gewöhnlichen, unter dem Namen „Rabonas" bekannten Gefährtinnen des Soldaten erſetzen für ihn die militairiſche Verwaltung. Der Gebrauch, die Frauen mit ins Feld zu nehmen, iſt indianiſchen Urſprunges. Wollte man ſich hierin nicht fügen, ſo würde es unmöglich ſeyn, einen einzigen Mann bei den Fahnen zu erhalten. Die Rabonas, ob Gattinnen oder Beiſchläferinnen, ſind ſtets um den Soldaten, ſie folgen ihm auf ſeinen beſchwerlichſten Märſchen, indem ſie zuweilen ein Kind auf ihren Schultern und ein anderes an ihren Kleidern hängen haben. Die peruaniſche Armee hat unter dem General Santa Cruz ſchon bis zwanzig Lieues an einem Tage im Gebirge zurückgelegt, ohne daß die Frauen irgend hintenan blieben. Dieſe Ausdauer iſt wahrhaft merkwürdig. Die Rabona iſt indeß weniger die Frau, als die Sklavin des Soldaten. Obwohl oft geprügelt und gemißhandelt, rührt ſie doch das von ihr bereitete Mahl nicht eher an, als bis ihr rauher Gefährte es mit ihr theilen will. So hart und aufreibend dieſes Leben auch iſt, ſo ſcheint die Rabona es doch zu lieben. Kehrt der Soldat in ſeine Kaſerne zurück, ſo folgt ſie ihm auch dorthin und beſorgt für ihn auch dort das Hausweſen. Wenn der Befehl zum Ausmarſch von neuem gegeben wird, ſo macht ſie ſich freudig auf den Weg. Der Marſch einer von dieſen unerſchrockenen Weibern begleiteten peruaniſchen Armee ähnelt ſo ziemlich jenen Wanderungen der alten indianiſchen Völker, welche durch das Eindringen der weißen Race aus ihren Sitzen vertrieben wurden. Ein peruaniſcher General führt ſo nicht bloße Regimenter, ſondern ganze Völkerſchaften hinter ſich her.

Nebenbuhleriſche Eiferſucht der Städte, desgleichen der Racen und ſchlechte Organiſation der Armee, das ſind die drei Haupturſachen der Unordnung. Die Geſchichte Peru's ſeit der Emancipation wird uns zeigen, wie ſie bald hinter einander abwechſeln, bald zugleich ihren traurigen Einfluß äußern. Soll dieſes Land alſo zu ewigen Kämpfen und Aufregungen verdammt ſeyn? Ich glaube es nicht; und es wird, um auf dieſe Frage zu antworten, hinreichen, wenn ich, nachdem ich ſeine Revolutionen erzählt habe, auch die Keime des Glückes, des materiellen und geiſtigen Fortſchrittes vorführe, welche dort der weiteren Entwickelung nahe zu ſeyn ſcheinen.

England.

Cathcart's Feldzüge von 1812 und 1813.*)

Wir haben hier ein rein militairiſches Geſchichts-Werk oder vielmehr eine Reihe von Betrachtungen über die verſchiedenen Phaſen der Kriegsgeſchichte von dem Einfall Napoleon's in Rußland bis zum Schluſſe des Feldzugs von 1813. Der Verfaſſer hatte die beſten Gelegenheiten, ſich über die von ihm geſchilderten Ereigniſſe gründlich zu unterrichten. Sein Vater, Lord Cathcart, ging kurz vor Ausbruch des Krieges als britiſcher Geſandter nach St. Petersburg, und nachdem er ſich dort bis zum Rückzuge Napoleon's über den Niemen aufgehalten, befand er ſich während des ganzen deutſchen Feldzugs im Gefolge des Kaiſers Alexander. Zu jener Zeit war der Verfaſſer, ein neunzehnjähriger Jüngling, Lieutenant in einem Garde-Regiment und wurde ſeinem Vater als Adjutant beigegeben. „Bis zur Capitulation von Paris im Jahre 1814 war er beſtändig mit der Armee und in der Lage, allen Kriegs-Operationen als Augenzeuge beizuwohnen und ihre eben ſo intereſſanten, als belehrenden Details kennen zu lernen. So hatte er auch das Glück, acht große Schlachten gewinnen oder verlieren zu ſehen, in welchen Napoleon perſönlich kommandirte."

Das Werk des Oberſten Cathcart iſt demnach hauptſächlich für militairiſche Leſer beſtimmt, doch enthält es Manches, was auch für den friedlicheren Theil des Publikums nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn wird. Hier z. B. iſt eine graphiſche Skizze des franzöſiſchen Kaiſers und ſeiner Umgebung durch ein Fernrohr am Morgen der Schlacht von Bautzen:

„Es war ein ſchöner Sommermorgen am 21. Mai; Alles war ruhig, und ſelbſt der Knall eines Flintenſchuſſes, gelegentlich längs der ausgedehnten Linie der vorgeſchobenen Poſten abgefeuert, ließ ſich nur ſelten hören. Bei Tagesanbruch waren wir auf dem Platze; der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen befanden ſich ſchon auf einer Anhöhe vor der Front, im Centrum der Schlachtordnung. Unterdeſſen hatte ſich der Feind in Bewegung geſetzt und ſchien ſeine Hauptkräfte auf den Höhen unmittelbar vor Bautzen zu ſammeln und unſeren linken Flügel oder unſer Centrum zu bedrohen. Napoleon ſelbſt war ganz deutlich zu ſehen, von ſeinem Generalſtabe umringt und augenſcheinlich mit der Anordnung ſeiner Truppen beſchäftigt. Während die Vorbereitungen getroffen wurden, ſtieg er vom Pferde und ging auf und ab, mit den Händen über dem Rücken gekreuzt, im Geſpräch mit den Offizieren ſeiner Suite. Alle unſere Fernröhre waren auf ihn gerichtet; das beſte derſelben,

*) Commentaries on the War in Russia and Germany in 1812 and 1813. By Colonel the Hon. George Cathcart. London, 1850.

welches dem Lord Catheart gehörte, war besonders gesucht und wurde bei dieser Gelegenheit sowohl vom Kaiser Alexander, als von dem König von Preußen benutzt. Obgleich die beiden feindlichen Generalstäbe nicht außer dem Bereich ihres resp. Geschützes waren und Napoleon selbst den russischen Batterieen ausgesetzt war, hatten die Alliirten doch zu viel Artigkeit, um ihn durch einen Schuß in seinen Betrachtungen zu stören. Berthier und Andere wurden erkannt, aber Einer von der Gruppe, mit dem Napoleon sich angelegentlich zu unterhalten schien, indem er dabei oft auf die Karte blickte, blieb den Mitgliedern des alliirten Hauptquartiers ein Räthsel; er trug eine hellgelbe Uniform, und nach vielem Hin- und Herrathen schloß man, daß es kein Anderer seyn könne, als Murat, der ein großer Freund des Putzes war und sich in allen möglichen Kostümen produzirte. Verhielt sich dies wirklich so, so war es ein wichtiger Umstand, weil die Gegenwart Murat's bewies, daß die italiänischen Rüstungen ziemlich weit vorgeschritten waren; außerdem würde seine persönliche Wirksamkeit als ein thätiger und geschickter Kavallerie-Offizier vermehrte Wachsamkeit von unserer Seite erheischen. Diese Ueberzeugung wurde bis zu einer viel späteren Stunde des Tages gehegt, wo wir durch Gefangene oder Deserteure erfuhren, daß der Mann im gelben Rocke niemand Anderes, als ein sächsischer Postillon sey, den die Franzosen als Wegweiser gebraucht hatten und bei dem sich Napoleon nach den Namen der verschiedenen Dörfer erkundigte."

Ueber die beiden Kriegssysteme, das alte und das neue, welche durch die Napoleonischen Kriege in Konflikt gebracht wurden, sagt der Verfasser Folgendes: „Während des vorigen Jahrhunderts befolgten alle militairische Nationen Europa's in ihren Feldzügen ungefähr dasselbe System, welches vielleicht zu der Zeit Gustav Adolph's zuerst eine feste Gestalt annahm und seine höchste Vollendung unter Friedrich dem Großen erreichte. Die hauptsächlichsten Charakterzüge dieses Systems waren die Aufstellung allgemeiner Linien und die Bewegung in Linie; und obwohl die Evolutionen, die zu diesem Zweck vorgenommen wurden, gewöhnlich in offenen Heersäulen stattfanden und langsamer und förmlicher waren, als die, welche man heutzutage in derselben Absicht ausführt, so bilden sie noch immer die Grundlage aller neueren taktischen Systeme. Marlborough, die Marschälle Ludwig's XIV., Friedrich der Große und die gleichzeitigen Anführer der kaiserlichen Armeen wußten, wie es scheint, allgemeine Linien-Bewegungen mit einer Leichtigkeit und Präzision auszuführen, welche die jetzigen Armeen kaum erreichen, noch weniger aber übertreffen können, selbst die britischen und österreichischen nicht ausgenommen, deren Militairbehörden dieses System nie vernachlässigt oder ganz aufgegeben haben. Zu Anfang der französischen Revolution, im Jahr 1790, besaß Frankreich zuhause und in den Kolonieen ein stehendes Heer von etwa 200,000 Mann, das sich in einem guten Zustande und vollkommener taktischer Ausbildung nach dem von uns erwähnten Systeme befand; allein die Freiheits- und Gleichheitslehren sind der militairischen Disziplin sehr nachtheilig, und es gelang ihnen bald, die Armee zu demoralisiren. Neue Aushebungen von Jünglingen, in denen die revolutionaire Gährung alle sittliche Zucht zerstört hatte, traten in die Reihen ein, und die methodischen Theorieen, nach denen man bisher verfahren, konnten nicht mehr befolgt werden. Andere Maßregeln waren erforderlich, um die überlegene Anzahl in den Stand zu setzen, den Sieg über die überlegene Disziplin der Gegner davonzutragen. Ein neues System wurde daher um diese Zeit angenommen, und obgleich Napoleon auch die taktische Geschicklichkeit benutzte, wenn sie ihm zu Gebote stand, und ihren Werth vollkommen zu schätzen wußte, so gewährte ihm doch seine thätige Laufbahn nie die Muße, sie gehörig auszubilden; er war daher genöthigt, das System zu befolgen, welches die französische Revolution zuerst hervorgerufen hatte und welches durch sein außerordentliches Genie verbessert und ausgebeutet wurde. Es bestand im Wesentlichen darin, daß er auf die Wirksamkeit großer, konzentrirter Truppenmassen vertraute, die er als Reserve aufstellte und so viel als möglich vor dem Feinde verborgen hielt. Nachdem er diese mit sicherem Blick und mit besonderer Rücksicht auf ihre spätere Verwendung stationirt hatte, war er gewohnt, die Operationen mit Vorschiebung zahlreicher leichter Truppen längs seiner ganzen Fronte anzufangen (entamer l'affaire), während Artillerie, gehörig unterstützt und bewacht, sich an verschiedenen Punkten zeigte und eine planlose Kanonade unterhielt. Der Zweck dieser ersten Bewegung war oft nur der, die Gegner über seine wahren Absichten zu täuschen und sie zur Aufstellung ihrer ganzen Streitkraft längs einer ausgedehnten Front zu verleiten. War dieser Zweck erreicht und hatte man eine hinreichende Kenntniß von der Position und der Lage des Feindes erlangt, so ward der entscheidende Moment ergriffen, um überlegene Massen, mit einem Schwarm von Tirailleurs als Vorhut und von der konzentrirt aufgestellten Artillerie gedeckt, auf einen schwachen oder unbewachten Punkt der feindlichen Position zu werfen und dadurch den Sieg herbeizuführen, der durch starke Kavallerie-Abtheilungen vollendet wurde."

Schließlich theilen wir das Urtheil mit, welches Oberst Catheart über die militairischen Eigenschaften und Vorzüge der verschiedenen Armeen fällt, die er im Laufe der von ihm geschilderten Feldzüge als Gegner oder Kriegsgenosse kennen lernte, und welches, von einem so kompetenten Richter herrührend, besondere Aufmerksamkeit verdient.

„Die Franzosen", sagt er, „ein sprüchwörtlich tapferes und erregbares Volk, sind glänzend und furchtbar im Angriff. Werden sie zurückgeschlagen, so findet in der Regel eine eben so heftige Reaction statt, die verderblich werden könnte, wenn man nicht Sorge trüge, eine Reserve bereit zu halten. In diesem Falle werden sie leicht wieder gesammelt, und ihr lebhafter Muth ist bald wieder hergestellt. Die Russen sind weniger erregbar; gleichwohl werden sie beim Angriff in Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner anderen europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil haben, daß sie des Schreckens unfähig scheinen und, obgleich zurückgeworfen und geschlagen, niemals gezwungen werden können, in Verwirrung vom Schlachtfelde zu fliehen. Die preußischen Heerhaufen, die bei diesen Campagnen betheiligt waren, bestanden meistens aus sehr jungen Soldaten; sie waren von einem Enthusiasmus durchdrungen, der sie zu den glänzendsten Thaten befähigte. Im Fall einer Niederlage stellten sich die Wirkungen einer augenblicklichen Unordnung und Verwirrung, denen alle jungen Truppen unterliegen, weniger fühlbar bei ihnen heraus, als bei den Franzosen; aber obwohl sie bald wieder Stand hielten und ihre patriotische Begeisterung von neuem aufloderte, konnten sie doch mit dem Stoizismus der Russen im Unglück nicht wetteifern. . . Die eigentlichen Oesterreicher waren vortrefflich disziplinirt und tapfer, aber der Infanterie dieser Nation schien es im Vergleich mit den Franzosen und Preußen an Energie zu fehlen, und in ihren physischen Mitteln konnten sie sich mit den kräftigen russischen Soldaten nicht messen. Die Böhmen schienen etwas gesunder und stärker zu seyn, wichen jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren österreichischen Waffengefährten ab. Die ungarische Infanterie war beiden in Energie und physischer Kraft entschieden überlegen, und das aus Kriegern dieser Nation gebildete, auserlesene Grenadiercorps suchte in der ganzen alliirten Armee seines gleichen."

Mannigfaltiges.

— Die Nonne von Toulouse. „La Religieuse de Toulouse", so heißt ein historischer Roman in zwei Bänden, den der berühmte Feuilletonist des Journal des Débats, der Verfasser des „Barnave", Jules Janin, so eben hat erscheinen lassen. Es ist eine Geschichte aus der Zeit Ludwig's XIV., eine Lebensgeschichte der Gräfin von Mondonville, die sich durch Gründung eines unter dem Namen „Maison des Filles de l'Enfance" bekannten Mädchen-Stiftes einen Ruf erworben und die ihr Leben in einem Nonnenkloster geendigt hat. Die Gräfin von Mondonville war eine Freundin Arnauld's, des berühmten Kanonikus von Port-Royal, der wegen seines Jansenismus aus Frankreich vertrieben wurde. Ihn und, als seinen Gegensatz, den Hof Ludwig's XIV. weiß Janin vortrefflich für das Interesse seines Romans zu benutzen, der voll Bewunderung für die Institution des Königthums ist und, bei aller Theilnahme für die wegen ihrer Glaubensmeinungen verfolgten Jansenisten, gleichwohl die Nothwendigkeit kirchlicher Autorität und das Gefahrvolle des Rüttelns an derselben mit glühenden Farben schildert. Janin ist augenscheinlich durch die Februar-Revolution aus einem sonst ziemlich leichtfertigen und um die Schicksale seines Landes wenig bekümmerten Literaten zu einem ernsten, von der Warte der Zeit besorgt in die Zukunft blickenden Schriftsteller geworden. In seinem Jahrhundert Ludwig's XIV. ist bereits das Jahrhundert der Revolution im Keim enthalten, und mit Wehmuth nimmt er in seinem Buche von der damals schon zum Untergange sich neigenden Sonne Frankreichs Abschied. Von derselben Wehmuth ist auch die Vorrede erfüllt, worin er an seine eigene Jugendzeit erinnert, in welcher er mit allen jungen strebenden Männern Frankreichs so schöne Hoffnungen auf eine große Zukunft des Landes gehegt — Hoffnungen, die leider durch die Stürme der neueren Zeit gänzlich geknickt worden. Seine Anhänglichkeit an die Familie Orleans spricht sich auch in dieser Vorrede auf eine ehrenwerthe Weise aus. Noch ist nicht alles Gefühl für das Hochstehende und Edle in Frankreich untergegangen; wenigstens haben wir keinen Grund, die aufrichtige Gesinnung des Verfassers dieses Buches zu bezweifeln.

— Hendrik Conscience's neuestes Werk in deutschem Gewande. Der belgische Dichter Conscience war, wie so viele andere Dichter, in neuerer Zeit verstummt; aber es war bei ihm nicht wegen Theilnahme an politischen Wirren, denn gerade in den Niederlanden war Dichtern und Schriftstellern Ruhe vergönnt, während um sie her in allen Ländern der Krieg auf dem Felde, der Tribüne und der Presse die Schriftsteller entweder selbst in den Wirbel der Ereignisse riß oder ihnen wenigstens den Leserkreis auf den kleinsten Maßstab verengte. Conscience war krank. Erst vor kurzem trat er wieder mit einer interessanten Erzählung, „der Rekrut", hervor, von welcher die Verlagshandlung (Kiesling) selbst zugleich eine vlaamische und eine deutsche Ausgabe veranstaltete, letzte jedoch in einem fast lächerlich unbequemen Formate. Dagegen erschien so eben in Leipzig bei Lorck eine Uebersetzung von O. L. B. Wolff in kl. Oktav, welche den siebenten Band der niederländischen Bibliothek dieses unbegreiflich vielschreibenden Uebersetzers bildet. Der „Rekrut" ist eine der schönsten Blüthen der Haide, auf welcher er entsprossen, er ist eine Dorfgeschichte der rührendsten Gattung. Es ist nicht so viel Handlung, Philosophie und gesunder ländlicher Verstand darin vorgeführt, wie in den Auerbachschen Dorfgeschichten, aber er ist voll von zarter Poesie, Menschenkenntniß und Moral. Außerordentlich wohlthuend ist der Umstand, daß man hier nicht, wie in anderen neueren Erzählungen, auf Verbrechen, Laster und Elend stößt, daß vielmehr Tugend, Gesinnungsadel und Liebe mit den eindrucksvollsten und einfachsten Farben der Wahrheit gemalt sind. Von allen den handelnden Personen ist kein einziger schlecht, höchstens daß ein Fechtmeister bramarbasirt, es ist daher auch viel weniger Verwickelung und Spannung auf den Ausgang da. Conscience sagt ausdrücklich, daß die Erzählung auf einer wahren Begebenheit beruhe, und wir würden sie auch ohne diese Erklärung für wahr gehalten haben, da sie so wahrscheinlich ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lasser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Donnerstag den 23. Mai 1850.

England.

Der Dichter Wordsworth.*)

Der berühmte philosophische Dichter Englands, William Wordsworth, starb zu Rydal-Mount in der Grafschaft Westmoreland, unter seinen heimatlichen Seen und Bergen, am 23. April d. J., im einundachtzigsten Jahre seines Alters. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß der Todestag Wordsworth's mit dem Geburts- und Todestage Shakespeare's zusammentrifft.

William Wordsworth wurde zu Cockermouth in Cumberland am 7. April 1770 geboren, besuchte das Gymnasium in Hawleshead und vollendete seine Studien auf der Universität Cambridge. Seine Aeltern hatten ihn für die Kirche bestimmt, aber die Poesie und andere Beschäftigungen zogen ihn von dieser Laufbahn ab. Seine stete Begleiterin durchs Leben war die Dichtkunst, sein Amt das eines königlichen Stempel-Distributeurs für die Grafschaften Cumberland und Westmoreland, zu welchem Posten er durch die Vermittelung seines Freundes Sir George Beaumont und seines Gönners Lord Lonsdale ernannt wurde.

Als Dichter trat Wordsworth zum erstenmal im Jahre 1793 mit einer Epistel in Versen unter dem Titel: „An Evening Walk" (ein Abend-Spaziergang) auf, die von demselben Verleger herausgegeben wurde, bei dem sieben Jahre zuvor Cowper's „Task" erschienen war. Gleich darauf veröffentlichte er „poetische Skizzen, entworfen auf einer Fußreise durch die italiänischen, graubündner, schweizer und savoyischen Alpen." Welche Bewunderung diese Gedichte unter den jüngeren Leuten der damaligen Zeit erregten, geht aus folgendem Passus in der „Biographia literaria" von Coleridge hervor: „Während meines letzten Studienjahres in Cambridge lernte ich das erste Buch des Herrn Wordsworth, die „Descriptive Sketches", kennen, und selten, vielleicht nie, ist das Auftauchen eines urkräftigen Dichtergenius am literarischen Horizont so sichtbarlich verkündet worden." Die beiden Dichter, welche sich damals noch fremd waren, trafen im Sommer 1796 zu Nether-Stowey in Somersetshire zum erstenmal zusammen. Coleridge befand sich damals in seinem vierundzwanzigsten, Wordsworth in seinem sechsundzwanzigsten Jahre. Gleiche Neigungen führten bald eine vertrauliche Freundschaft zwischen ihnen herbei, und im Jahr 1798 machten sie, von Wordsworth's Schwester begleitet, eine Reise nach Deutschland.

Wordsworth's nächstes Werk war der erste Band seiner „lyrischen Balladen", der im Sommer 1798 bei Joseph Cottle in Bristol erschien, welcher das Verlagsrecht für dreißig Guineen kaufte. Das Publikum nahm daran wenig Antheil, und Cottle mußte bei dem Handel zusetzen. Ja, er legte einen so geringen Werth auf das Buch, daß, als er das Verlagsrecht der bei ihm erschienenen Werke auf die Herren Longman und Comp. in London übertrug, er die „lyrischen Balladen" mit in den Kauf gab, ohne eine besondere Vergütung dafür zu fordern. Später kam das Verlagsrecht wieder an Cottle zurück, der es an den Verfasser abtrat, und dieser hatte vor seinem Tode die Genugthuung, das Werk auch in pekuniärer Hinsicht nach Verdienst geschätzt zu sehen.

Verstimmt, obwohl nicht entmuthigt durch den schwachen Erfolg seiner „lyrischen Balladen", ließ Wordsworth mehrere Jahre verstreichen, ehe er wieder vor das Publikum trat. Er wußte jedoch diese Zeit zu benutzen, indem er reiflich über das Wesen der Poesie nachdachte und ihre Prinzipien ergründete. In demselben Jahre, welches von dem Fiasko seiner „Balladen" Zeuge war, schrieb er den „Peter Bell" — von allen seinen Gedichten dasjenige, welches von der Kritik am schonungslosesten behandelt wurde. Als er es veröffentlichte — denn er behielt es im Pult, bis es, wie er sagt, beinahe majorenn geworden — war der Name des Verfassers schon bekannter, und man überhäufte ihn mit spöttischen Bemerkungen.

Im Jahre 1803 verheirathete sich Wordsworth mit Miß Mary Hutchinson in Penrith, und ließ sich unter seinen geliebten Seen nieder, zuerst in Grasmere, dann in Rydal Mount. Die spätere Domizilirung Southey's in derselben romantischen Gegend und die öfteren Besuche Coleridge's bei seinen Brüdern in der Dichtkunst gaben Anlaß, diese drei ausgezeichneten Männer, die durch ähnliche Bestrebungen und Tendenzen an einander gezogen waren, mit dem Namen der Lakisten**) zu bezeichnen. „Sie gründeten", wie die Edinburgh Review, ihre heftigste Gegnerin, schrieb, „jene Schule weinerlicher und milzsüchtiger Poeten, welche sich an den Seen umhertreiben."

Unterdessen stieg Wordsworth's Ruf zwar langsam, aber sicher, und im Jahre 1807 gab er zwei neue Bände seiner Gedichte heraus. In den Monthly Literary Recreations dieses Jahres befindet sich eine Rezension derselben von Byron, damals ein Jüngling von neunzehn Jahren, der noch nicht als Dichter aufgetreten war. „Die vor uns liegenden Poesien", heißt es darin, „sind von dem Verfasser der „Lyrical Ballads", einer Sammlung, die nicht unverdienterweise ein ansehnliches Maß des öffentlichen Beifalls erlangt hat. Die Muse des Herrn Wordsworth ist charakterisirt durch einfache und fließende, obwohl mitunter unharmonische Versbildung, starke, oft unwiderstehliche Berufungen an das Gefühl und tadellose Gesinnungen. Das gegenwärtige Werk kömmt seinen früheren Arbeiten vielleicht nicht gleich, doch besitzen viele von den Gedichten eine angeborne, natürliche und unerkünstelte Grazie, die sich sehr von den falschen Zierathen und gesuchten Hyperbeln so mancher gleichzeitigen Sonettenschreiber unterscheidet. „Das Lied von dem Feste in Brougham-Castle", „die sieben Schwestern", „Margarethe's Leid" haben alle Schönheiten und wenige von den Mängeln des Verfassers. Am wenigsten seiner würdig sind die Gedichte, welche den Titel „Moods of my own Mind" (Launen meines Gemüths) führen. Wir hätten es lieber, wenn diese Launen nicht so häufig wären." — Dies ist eine Probe von Byron's Kritik, wie denn überhaupt das Publikum bis in die neueste Zeit durch die kaustischen Bemerkungen der Edinburgh Review, die beißende Satire Byron's und die geistreiche Parodie der Wordsworthschen Schreibart in den „Rejected Addresses" über seinen wahren Werth irregeführt wurde.

Im Herbste 1814 erschien Wordsworth's „Excursion", die von den Rezensenten eben so ungünstig aufgenommen wurde. „Das geht nun und nimmer an" — this will never do — war die Einleitung, mit der die Review dieses Gedicht begrüßte. Wer für sich selbst zu denken wagte, wußte es nach Verdienst zu schätzen, aber nur Wenige hatten den Muth, ihre Meinung frei heraus zu sagen. Jeffrey rühmte sich überall, daß er es in der Geburt erstickt, es zermalmt habe. „Er die „Excursion" zermalmen!" rief Southey. „Sagt ihm, daß er eben so leicht den Berg Skiddaw zermalmen könnte." Coleridge hatte gewünscht, daß die beiden ersten Gesänge der „Excursion" getrennt unter dem Titel „die verlassene Hütte" erschienen wären, wodurch der Verfasser manche triviale Einwürfe beseitigt hätte, welche zur Zeit gegen den fragmentarischen Charakter des Gedichts erhoben wurden.

Während die „Excursion" die Kritiker noch in Athem hielt, trat „Peter Bell" auf den Schauplatz, um eine noch größere Meinungsverschiedenheit zu erregen. Der Verfasser fühlte, daß dieses Gedicht wegen seines ungewöhnlichen Inhalts und der noch ungewöhnlicheren Gestalt seines Helden einiger Protection bedürfe, und er suchte sich daher durch den Namen Southey's zu schützen, mit dem, wie er in der Widmung sagt, sein eigener oft in guten und bösen Tagen erschienen war. Die Spötter lachten noch lauter als zuvor; auch die Verehrer des Dichters waren anfangs etwas bestürzt, und er fand nur Trost in einem Sonett, welches er als Nachahmung des Miltonschen:

A book was writ of late called „Tetrachordon",

schrieb, und das, wie folgt, lautet:

Betitelt „Peter Bell" erschien in diesen Tagen
Ein Buch: — Gemählt der Stil, — der Stoff? — so gut
Wie irgend, was früher von Robin Hood
Erzählt ward, aber Nox, in alten Sagen;

Doch Einige, die sonst schon viel vertragen —
(D'Ebanter selbst erblitzte nie ihr Blut —)
Ergriffen, wie der Schmutz-Harpyen Brut,
Den Barden und den Helden laut am Kragen!

Du wilder Schwärmer, der Du Dir zuletzt
Erkorst in Said' und That das beste Leben,
Beachte es nicht! Nein, wenn Dich irgend jetzt
Der Menschen Lob, so mögest Du erbeben
Dein greises Haupt und Dich erfreuen bald
Der Ehren, die Dein Dichter Dir gezollt! —

Lamb dankte dem Dichter für sein seltsames, aber anziehendes Gedicht und fragte zugleich, wo „der Fuhrmann" geblieben sey, den Wordsworth ihm schon 1806 im Manuskript vorgelesen hatte und der ihm noch als eine angenehme Erinnerung vorschwebte. Durch die Bemerkung des Freundes aufgemuntert, beschloß Wordsworth, den „Fuhrmann" zum Druck zu befördern, und er erschien 1815 mit einer Widmung an denselben Freund, der so günstig

*) Vgl. Nr. 56 des Magazins.

**) Von Lake, See, einem Wort, das sich auch im Gallischen (Loch), Deutschen (eine Lache) und Lateinischen (lacus) wiederfindet.

darüber geurtheilt hatte. Ein anderes Gedicht aus dieser Periode, das von seinen Bewunderern noch beifälliger aufgenommen wurde, war „die weiße Hirschkuh von Rylstone", deren Stoff in einer von Percy veröffentlichten Ballade, „der Aufstand im Norden", und in einer mit der schönen Landschaft um Bolton Priory verknüpften Tradition zu finden ist.

Ein neues bedeutendes Werk war „der Fluß Duddon", der in einer Reihe herrlicher Sonette beschrieben wird, die einige der schönsten Verse unseres Dichters in sich schließen. Es erschien im Jahre 1820 und wurde von dem Verfasser seinem Bruder, dem ehrwürdigen Dr. Wordsworth, dedizirt. Das Thema ward, wie es scheint, von Coleridge angegeben, der unter seinen vielen unerfüllten Vorsätzen die Absicht hatte, ein Gedicht „der Bach" zu schreiben — eine Idee, die er gewiß auf eine meisterhafte Art ausgeführt haben würde. Der „Duddon" trug viel dazu bei, Wordsworth's Ruf auszubreiten, und eine neue Auflage seiner Gedichte wurde allgemein verlangt. Die Sarkasmen, welche Byron in seinem „Don Juan" gegen ihn richtete, als:

> Freund! glaub' an Milton, Dryden, Pope blos;
> Auf Wordsworth, Coleridge, Southey schau'n nur Ketzer:
> Dieweil der Erste blöd' ist rettungslos,
> Der Zweite trunken und der Dritt' ein Schwätzer. . . . . .

und dergleichen, thaten ihm nur wenig Schaden. Das Publikum hatte sich jetzt, wie früher schon eine geringe Zahl Auserwählter, überzeugt, daß unter einer ganz neuen Form und in Verbindung mit einigen ziemlich hausbackenen Helden eine reiche Ader der herrlichsten Poesie in Wordsworth's Gedichten verborgen liege, wie sie im ganzen Bereich der englischen Literatur nicht zu finden sey. Der Verfasser erfuhr zugleich die Wahrheit seiner eigenen Bemerkung, daß kein wirklich großer Dichter im ersten Augenblick einen seinen Verdiensten angemessenen Ruf erlangt habe.

Wordsworth's letztes Werk von Bedeutung war „Yarrow Revisited, and other Poems", welches 1835 herauskam, aber seinen Ruhm nicht erhöhte, wenn es ihn auch keineswegs verminderte. Einige der vorzüglicheren Gedichte sind Zusätze zu seinen Erinnerungen einer Reise durch Schottland, die man stets zu den schönsten seiner Werke gezählt hat.

In demselben Jahre erhielt Wordsworth vom Ministerium Peel eine Pension von 300 Pfd. Sterl. (2000 Thlrn.), nebst der Erlaubniß, sein Amt als Stempel-Distributeur zu Gunsten seines Sohnes niederzulegen. Die übrigen funfzehn Jahre seines Lebens waren daher noch weniger ereignißvoll, als der frühere Theil seiner Laufbahn. Einige Abwechselung wurde jedoch durch eine Reise nach Italien hervorgebracht, die er in Gesellschaft seines Freundes Crabb Robinson unternahm. In poetischer Hinsicht lieferte dieser Ausflug keine bemerkenswerthe Ausbeute.

Nach Southey's Tode wurde Wordsworth zum Hofdichter ernannt — eine angemessene Wahl, wenn ein solcher Posten überhaupt noch für unsere Zeit paßte. Nur ein einzigesmal verrichtete er die Functionen seines Amtes, und zwar bei Gelegenheit des Besuches, den die Königin der Universität Cambridge abstattete. Er schrieb eine Ode, die zwar sehr dunkel, aber nicht besonders poetisch ist. Man kann sie als ein neues Beispiel betrachten, daß die Muse nie bei dem Dichter einkehrt, wenn er sie nicht freiwillig anruft.

Wordsworth war allerdings darin unglücklich, daß sein Verdienst erst dann erkannt wurde, als die Zeit sein Haar gebleicht hatte; andererseits aber war ihm das Glück beschieden, sein hohes Greisenalter im vollen Genuß des glänzendsten Rufs zu verleben, den seine jugendlichen Träume ihm je vorgespiegelt hatten. Seine Bewunderer haben vielleicht ihre Abgötterei zu weit getrieben, indessen ist es nicht zu bezweifeln, daß er stets eine hohe Stelle unter den britischen Dichtern einnehmen wird. Sein Stil ist einfach, kunstlos, aber kräftig, seine Jamben sind männlich und idiomatisch, seine Gedanken sowohl edel als gefühlvoll und seine Bilder eben so poetisch als treffend. Als Sonetten-Dichter wird er kaum von Milton übertroffen. „Es scheint mir", sagt Coleridge, „daß Wordsworth mehr von dem Geiste eines großen philosophischen Dichters besitzt, als irgend Einer, den ich je gekannt habe oder der seit Milton's Zeiten in England erschienen ist; doch bin ich der Meinung, daß er nie aus der beschaulichen Rolle hätte treten sollen, die ihm von der Natur, ich möchte sagen ausschließlich, angewiesen worden. Sein wahrer Titel ist: Spectator ab extra (Zuschauer von außen)."

Wordsworth's Dichtungen sind reich an Stellen, die sich auf alle Phasen des menschlichen Lebens beziehen; der Nachwelt aber wird er nicht so sehr durch seinen „Peter Bell", den „blödsinnigen Knaben" oder den „Fuhrmann" bekannt seyn, als durch die „Excursion", die „Laodamia", „Tintern Abbey", einige zwanzig von seinen Sonetten, sein „Gänseblümchen" und den „Yarrow". Die Züge des Dichters werden durch Chantrey's vortreffliche Büste verewigt werden.

Dänemark.

Hans Christian Oersted.

(Schluß.)

Endlich kam das Jahr 1820, von welchem Oersted's großer Ruhm datirt, von ihm selbst „das glücklichste seines Lebens" genannt. Es gelang ihm, durch einen jener Glückswürfe, die, wie damals ein deutscher Gelehrter sich äußerte, „kaum alle tausend Jahre in das Loos eines Sterblichen fallen", seinen Namen und den seines Vaterlandes in der ganzen wissenschaftlichen Welt widerhallen zu machen. Er entdeckte den „Elektro-Magnetismus" oder das Gesetz der Wechselwirkung zwischen elektrisirten Körpern und dem Magnet. Die eigentliche Entdeckung dieses bisher ganz unbekannten Naturgesetzes, die in den wenigen seitdem verlaufenen Jahren schon außerordentliche Wirkungen hervorgebracht hat, entwickelte sich zwar während einer Vorlesung eines Privatissimum, das er im Winter 1819—20 für einige Provectiores hielt; die erste Idee aber, deren reelle Existenz jetzt endlich zur Thatsache wurde, trug er schon lange in sich herum, und schon 1813 hatte er in dem obengenannten Werke, „Ansichten der chemischen Naturgesetze", die Ahnung von einer nahen Verbindung der elektrischen, galvanischen und magnetischen Strömungen geäußert. Ist, meinte er, der Galvanismus nur eine verborgene Form der Elektrizität, so kann der Magnetismus auch nur Elektrizität in einer noch verborgeneren Form seyn; und seine Bestrebungen gingen jetzt dahin, zu erforschen, ob nicht die Elektrizität, in galvanischer Form, eine merkliche Wirkung auf den Magnet üben möchte. Seine fortgesetzten Experimente bewiesen die Wahrheit seiner Vermuthung von dem Einfluß der Voltaschen Ströme auf eine magnetisirte Nadel. Er meinte mit Grund, daß gleichwie ein von einem starken elektrischen Strome durchdrungener Körper nach allen Seiten Licht und Wärme ausstrahlt, so dürfte es sich auch mit der darin supponirten magnetischen Wirkung verhalten. Die Erfahrungen, daß der Blitz in Magnetnadeln, die er nicht getroffen, die Pole verändere, schienen es zu bestätigen. Doch war noch immer die wahre Richtung der Wirkung unbestimmt; es gelang ihm aber diese jetzt vollständig festzustellen. In der Vorlesung, wo ihm die Entscheidung seiner lang gehegten Ahnung, wie die erfüllte Hoffnung eines Adepten, oder die Empfängniß in der Dichterseele, sich mit unabweisbarer Wirklichkeit herannahte, lud er, augenblicklich den Vortrag unterbrechend, die Zuhörer gleich zur praktischen Prüfung ein, und schon der erste Versuch zeigte sich glücklich, wenn auch die Wirkung zu schwach war, um gleich das Gesetz zur vollen Geltung zu bringen. Man sah jedoch, daß das Glas von dem elektrischen Strom wie von jeder magnetischen Wirkung durchdrungen wurde.

Seit zwei Jahrhunderten hatte man abwechselnd die Meinung angenommen und verworfen, daß Elektrizität und Magnetismus durch dieselben Kräfte hervorgebracht werden; doch alle Anstrengungen, um den Beweis für die Uebereinstimmung zu finden, waren vergeblich gewesen. Oersted brachte es jetzt durch seine nach einigen Monaten mit einer sehr großen galvanischen Kette von Kupferkasten, Zinkplatten und verdünnter Säure wieder unternommenen Versuche zur vollständigen Evidenz, daß *um den elektrischen Leiter immer ein magnetischer Kreislauf sich befindet, und daß der elektrische Strom immer nach einem gewissen Gesetz auf die Richtung der Magnetnadel ganz bestimmte und gleichartige Einwirkungen ausübt*, wenn er nicht eben durch die Nadel, sondern neben derselben geht. Der Elektro-Magnetismus war hiermit, nicht als eine Besonderheit, sondern als allgemeine Naturkraft, die in allen Körpern sich zu offenbaren vermag, in die Natur eingeführt. Ein gedrängter lateinischer Bericht über die Entdeckung und die vorhergehenden Versuche wurde gleichzeitig nach allen europäischen Hauptstädten der Wissenschaft geschickt, und der größte und schönste Lohn eines Erfinders wurde Oersted dadurch zu Theil, daß seine Entdeckung bald die Physiker aller Länder beschäftigte, durch eifrige Forschung und wiederholte Versuche erweitert wurde und in schnell auf einander folgenden neuen Entdeckungen sich fruchtbar zeigte, so daß sie jetzt die Grundlage einer neuen Hauptabtheilung der physikalischen Lehrbücher bildet. Ruhm und Ehrenbezeugungen strömten jetzt von allen Seiten auf ihn ein, von vielen gelehrten Gesellschaften wurde er zum Mitglied erwählt, die Londoner Gesellschaft der Wissenschaften schickte ihm die Cowleysche Medaille und das französische Institut als außerordentliche Anerkennung eine ähnliche, den Preis der mathematischen Klasse, 3000 Fr. an Werth.

Es muß indessen neben dieser Hauptbegebenheit seines Lebens ausdrücklich daran erinnert werden, daß Oersted's Verdienste um die Experimentalphysik sich keineswegs auf dieses einzige Phänomen beschränken, obwohl dasselbe die übrigen verdunkelt hat. In den folgenden Jahren veranlaßte ihn die Arbeit an einer neuen Ausgabe seiner Physik zu sehr wichtigen neuen Versuchen über die Zusammendrückung des Wassers, und er erdachte für diese ein neues Instrument, wodurch man zu einer sicheren Methode gelangte, tropfbare Flüssigkeiten zusammenzudrücken. Später glückte es ihm durch wiederholte Versuche, die bisher bezweifelte Gültigkeit des sogenannten Mariottischen Gesetzes (für Zusammendrückung der Luft) auch für große Drucke sicher nachzuweisen, bis auf den Punkt, wo die Gasarten tropfbar flüssig werden. Er bewies das Vorhandenseyn eines Metalls in der Thonerde und erfand eine Methode, es auszuscheiden, ferner eine neue Methode, aus den Oxyden Chloräre hervorzubringen ꝛc.

Auf einer mit öffentlicher Unterstützung 1822—23 unternommenen dritten Reise nach Deutschland, Frankreich und England beschäftigte er sich hauptsächlich mit den neuesten Entdeckungen über das Licht und brachte eine Menge wichtiger Instrumente mit sich zurück. Nach seiner Heimkehr stiftete er die „Gesellschaft zur Verbreitung der Naturlehre", welche u. A. durch ihre Zöglinge öffentliche Vorlesungen in den wichtigsten Städten des Landes halten läßt. Er hielt 1823—24 einen Kursus französischer Vorlesungen, reiste 1828 nach Norwegen und nach Berlin, wo er einen Vortrag in der Gesellschaft der Naturforscher hielt, wie 1830 gleichfalls in Hamburg; 1834 besuchte er in Göttingen Gauß, um dessen neue Beobachtungen über den Magnetismus kennen zu lernen, was ihn zur Errichtung eines magnetischen Observatoriums in Kopenhagen antrieb. An den seit 1839 alle drei Jahre in je einem der nordischen Reiche stattfindenden „skandinavischen" Naturforscherversammlungen nahm er auch thätigen Antheil und hielt hier verschiedene Vorträge, z. B. über die „Physik des Schönen", einen seiner Lieblingsgedanken, welcher wieder mit einem anderen Lieblingsgedanken in Verbindung steht, den der Leser in dem „Geist der Natur" näher entwickelt finden wird*), nämlich seine an die Leib-

*) Z. B. in der Abhandlung „über das Verhältniß zwischen der Natur-Auffassung des Denkens und der Einbildungskraft."

nitzsche Harmonia praestabilita erinnernde Theorie von einer klar nachweisbaren Uebereinstimmung des gesammten Systems der Naturgesetze mit den Gesetzen der menschlichen Vernunft.

Er wurde, was seine äußere Stellung betrifft, Secretair der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Professer ordinarius, korrespondirendes Mitglied der Wissenschaftsakademie des französischen Instituts, Direktor der polytechnischen Schule zu Kopenhagen, welche er selbst durch seinen persönlichen Einfluß bei Friedrich VI. ins Leben gerufen hatte, Ritter der Ehrenlegion (1837), Konferenzrath (1840), Ritter des preußischen Ordens pour le mérite dans les sciences et les arts (1842), bekam 1842 aus Erlangen das Ehrendiplom als Doktor med. und 1847 das Großkreuz des Dannebrog.

Seine so ausgedehnte und vielfach getheilte, praktische Wirksamkeit verhinderte ihn indessen nicht, an der Entwickelung der dänischen Literatur und des später erwachten politischen Lebens fortwährend anregenden und thätigen Antheil zu nehmen. Die bedeutendsten Zeitschriften enthielten häufig Beiträge von seiner Hand, und 1829 trat er mit Eifer als Mitbegründer und Mitarbeiter einer bis 1838 bestehenden literarischen Monatschrift auf, eines sehr verdienstvollen Unternehmens, wodurch dem damaligen geistlosen Treiben der dänischen Kritik, das wie ein feindlicher Strom den gesunden Sinn für Wissenschaft und Kunst gefährlich bedrohte, endlich eine Gränze gesetzt wurde. In den verschiedenen Kritiken von ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten, die er hier lieferte, wie in anderswo zerstreuten Abhandlungen und Aufsätzen, zeigte sich immer eine mit seltener Zähigkeit vereinte Neigung, die Intelligenz und besonders die Naturwissenschaften zu popularisiren und in den weitesten Kreisen fruchtbar zu machen. So bietet uns sein ganzes langes Leben ein seltenes Bild von unermüdlicher Thätigkeit, von aufrichtigem und vielseitigem Streben. Ein größeres lyrisch-didaktisches Gedicht von ihm, „das Luftschiff", ins Deutsche übersetzt von dem Prediger der deutschen Gemeinde in Kopenhagen, Johannsen, erschien 1836.

Als Universitätslehrer war er immer durch sein anspruchsloses Benehmen, seine leichtverständlichen, fast gemüthlichen und doch immer von unverkennbarer Begeisterung durchathmeten Vorträge sehr beliebt. Aelteren wie jüngeren Studirenden kam er immer, wenn Jemand wissenschaftlicher Erläuterung und Hülfe bedurfte, mit großer Freundlichkeit entgegen, und in vielen Fällen äußerte sein wohlwollendes Herz, wo gute Anlagen mit materiellen Hindernissen zu kämpfen hatten, sich noch thätiger. Die ganze jüngere Generation in Dänemark, nicht blos Naturforscher, sondern Gebildete überhaupt, waren seine Schüler. Und nicht auf die Männer allein erstreckte sich sein Wirken, er war auch der Erste, der anfing, populär wissenschaftliche Vorträge für Damen zu halten, wobei es ihm wohl zu Statten kam, daß er die poetischen und ästhetischen Interessen, die seine reich bewegte Jugendperiode bezeichneten, nie aufgab. Er hatte hieraus den Vortheil, wodurch er auch nicht selten an Alexander v. Humboldt erinnert, daß seine Auffassung immer frisch und lebhaft, seine Darstellung nicht nur belehrend, sondern auch angenehm wurde. In Dänemark, mit seiner einzigen Universität, bilden alle Leute von Bildung mehr als anderswo fast Eine Familie, und von den Tausenden, die in fast einem halben Jahrhundert der Reihe nach seine Vorlesungen besuchten, hat ein Jeder nicht nur Früchte und Anregung von seinen Worten nach allen Gegenden mitgebracht, sondern auch ein liebes Bild seiner freundlichen Persönlichkeit, die oft mit solchem Interesse und so naiver Freude in die Gegenstände des Vortrags und der gezeigten Experimente aufgeht, daß sie nicht selten, bei lebhaftem Aufwallen der Ideen oder der Phantasie, von scheinbarer Unbeholfenheit und Heiterkeit erregenden Distractionen ergriffen wird, die ihr aber so eigenthümlich sind und so durchaus unverfänglich erscheinen, daß die Zuhörer sie nicht einmal vermissen möchten.

Als seit 1834 in der dänischen Politik die liberal-constitutionellen Ideen sich zu regen und die alten Formen zu lockern begannen, schloß sich Oersted, während sein Bruder, der später Minister wurde, sich zurückhielt, unbefangen der besonnenen Bewegung an, wirkte durch seine Popularität unter den Studenten bei Aufregungen verständigend und besänftigend ein, wurde 1835 Mitbegründer der „Gesellschaft für Preßfreiheit" und begrüßte bei der Thronbesteigung des Königs Christian VIII., in einer sehr freisinnigen Rede, diesen Fürsten, dem er wegen gemeinschaftlicher Neigung zu der Naturwissenschaft näher stand, als Kenner und Vertreter der erweiterten freien Ideen des neuen Zeitalters. Dessenungeachtet mußten Oersted's Stellung und Hauptneigungen als Mann der Wissenschaft ihn verhindern, an dem sich entwickelnden politischen Leben direkt theilzunehmen, während er doch immer mit lebhaftem Interesse auch die hier sich bethätigende Natur- und Vernunftkraft betrachtete.

Aus seinen vielen älteren und neueren Abhandlungen hat er kürzlich die hier dem deutschen Publikum vorgelegte Auswahl veranstaltet, die schon von der dänischen Kritik mit einstimmigem Beifall aufgenommen wurde, und die nicht nur durch ihren wissenschaftlichen Werth, sondern auch als treues Abbild der Eigenthümlichkeiten und Hauptrichtungen der Oerstedschen Denk- und Anschauungsweise, eine anziehende Lektüre darbietet. Indem er die Hauptmomente seiner ganzen Naturbetrachtung angenehm und populär darstellt, führt er hier den Leser wie von selbst zu einer vernünftigen Auffassung der Natur im Großen wie im Kleinen. Als die wichtigsten und interessantesten der hier mitgetheilten Abhandlungen dürften wir vielleicht die über „Aberglaube und Unglaube, der Naturwissenschaft gegenüber", und „das ganze Daseyn ein Vernunftreich" besonders hervorheben. Weit entfernt, irgend einem Materialismus das Wort zu reden, führt er uns durch wahre Erkenntniß der Vernunftgesetze in der Natur zu einer höheren Wirklichkeit als der der sichtbaren Natur: zu dem Gebiete des höchsten Geistes, als dem Ursprung jener Gesetze, die sich für die ganze Schöpfung, für alle Himmelskörper gleich zeigen und folglich auf ein das Ganze beherrschendes und belebendes Vernunftreich hinweisen. In der Großartigkeit der sich bescheiden oft fast spielend entwickelnden Anschauungen, wo der Leser zum Schluß von den geistvollen Resultaten überrascht wird, im Anerkennen der Bedeutung der Phantasie für den Naturforscher und in deren auf Sprache und Formen bemerkbaren Einfluß erinnert Oersted, wie oben erwähnt, zuweilen an Humboldt; nur daß die Lieblingswege Beider, auf welchen sie sich am Ziele begegnen, verschieden sind. Oersted geht mehr den intuitiv-philosophischen Weg, er wagt es, die Gränzen der Natur zu überschreiten, um ihren Zusammenhang mit der ewigen Vernunft nachzuweisen, und legt z. B. an das Wahre, Gute und Schöne die Kritik der Naturlehre, um durch äußerliches wie innerliches Wahrnehmen die allgültigen Gesetze der Entwickelung jener Ideen in der Mannigfaltigkeit des Daseyns aufzufinden. Und immer behält er den Mittelpunkt der großen Einheit aller Gedanken, die würdigere Gotteserkenntniß im Auge, zu welcher alle Wege der Gedanken führen müssen, indem er sowohl gegen die Anfechtungen der theologischen Supernaturalisten, wie gegen die phantasielosen naturalistischen Empiriker mit Begeisterung und Zuversicht seine Wissenschaft und sein Streben vertheidigt."

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. — General Salaberry.

Der erste jener ephemeren Diktatoren, welche sich so schnell an der Spitze der peruanischen Republik folgten, ist der Präsident La Riva-Aguero. Der Sieg von Ayacucho stellte die Unabhängigkeit Peru's fest, und die Spanier schickten sich an, das Land zu verlassen. La Riva-Aguero sollte nur eine kurze Erscheinung auf dem Präsidentenstuhle seyn. Ein Oberst Lafuente, den man bei allen Erschütterungen der jungen Republik wiederfinden wird, sah sich kaum einer geordneten Macht gegenüber, als er auch schon die erste jener Militair-Verschwörungen anzettelte, deren Wiederkehr Peru noch so oftmals erschüttern sollte. Die Verschwörung glückte, und da die Truppen sich gegen La Riva-Aguero ausgesprochen hatten, mußte ihm der Kongreß einen Nachfolger geben. Seine Wahl richtete sich auf den Großmarschall Lamar (im August 1827). Dies lag jedoch gar nicht in der Rechnung des Obersten Lafuente, welcher sich der Präsidentur zu bemächtigen geglaubt hatte, in der That aber mit seinem Siege nur den Rang und die Stelle eines Brigade-Generals erlangte. Der unermüdliche Verschwörer ging sogleich wieder ans Werk, und eine neue Militair-Intrigue stürzte den Präsidenten Lamar, während er eben beschäftigt war, Columbia zu bekriegen; denn zu dem Bürgerkriege begann sich für Peru schon die Geißel jener nicht minder beklagenswerthen Kämpfe zu gesellen, welche die spanischen Republiken, statt sich unter einander zu verbinden und beizuspringen, unter den elendesten Vorwänden gegen einander führen. Auch diesmal blieb Lafuente's Ehrgeiz unbefriedigt. Man ernannte ihn zum Divisions-General. Einer der beiden Generale, mit welchen er sich gegen Lamar vereint hatte, der General Gamarra (der andere war der General Santa Cruz), wurde zum Präsidenten erwählt. Von diesen drei Leuten war der, welcher zur obersten Macht gelangte, unfehlbar der mittelmäßigste. Santa Cruz hatte einige Eigenschaften eines Regierungshauptes in sich, und er entschuldigte sich für dieses verunglückte Unternehmen bald dadurch, daß er sich zum Präsidenten von Bolivia ernennen ließ. Was Lafuente betrifft, so bekundete derselbe, von einer Mulattin und einem Spanier aus Arequipa erzeugt, in seiner Person den Typus eines jener thätigen und unternehmenden Kreolen, welche die Unzulänglichkeit der ersten Erziehung durch eine seltene Lebhaftigkeit des Auffassungsvermögens und des Verstandes ergänzen. Anfangs Lieutenant in der spanischen Armee, war er Capitain geworden, sodann Oberst, indem er sich den Patrioten anschloß, und General durch sein förmliches Organisiren der militairischen Pronunciamientos. Uebrigens hatte Lafuente, der als Offizier nicht gerade sonderlich viel taugte, auch mehr als einmal Verdacht gegen seinen Muth erregt.

Die Präsidentschaft Gamarra's machte allzu viele ehrgeizige Leute mißvergnügt, als daß sich hätte Ruhe über Peru verbreiten können. Ein Militair-Aufstand, welcher im Jahre 1830 in Cusco ausbrach, konnte nur in dem Blute seines Hauptes, des Obersten Escobedo, erstickt werden, indem man denselben ergriff und mit den hauptsächlichsten Verschwörern erschoß. Es brachen zahlreiche Unruhen an verschiedenen anderen Punkten des Landes aus, und Gamarra erreichte das gesetzliche Ziel seiner Macht (am 18. Dezember 1833) nur unter Schwierigkeiten aller Art. Der Kongreß wählte nach ihm den General Orbegoso.

Orbegoso gehörte zu einer der besseren Familien Peru's, was ihm von vorn herein die Sympathieen der ganzen alten spanischen, noch durch ihre Reichthümer und ihren moralischen Einfluß übermächtigen Aristokratie verschaffte. Keiner der Vorgänger Orbegoso's hatte die Mitwirkung dieser Aristokratie erringen können. Bis auf diesen Tag gehörte sogar auch die Mehrzahl der durch die Revolution emporgekommenen Männer nicht der weißen Race an. Noch jung und mit all den glänzenden Eigenschaften begabt, welche den Massen gefallen, machte sich Orbegoso, einerseits schon durch die Aristokratie unterstützt, andererseits auch unter dem Volke eine starke Partei. Seine Präsidentur begann unter günstigen Auspizien. Eine von dem Expräsidenten Gamarra und dem General Bermudez angezettelte Militair-Verschwörung hatte die Hauptstadt einen Augenblick eingeschüchtert; dieser kurze Triumph diente jedoch nur dazu, den Einfluß Orbegoso's zu befestigen. Die Bevölkerung zeigte sogleich, was sie vom Druck der Bajonnette hielt; sie erhob sich allgemein, jagte die

Garniſon nach einem blutigen Kampfe davon und führte den Präſidenten, der ſich während des Kampfes in die Feſtung von Callao zurückgezogen hatte, am 28. Januar 1839 in Triumph zurück.

Man konnte hierin eine entſcheidende Manifeſtation erblicken; es war jedoch nur der erſte Anfang des Bürgerkrieges. Gamarra, welcher die Verſchwörung eingeleitet hatte, hielt ſich im Innern des Landes an der Spitze beträchtlicher Kräfte. Die Lage der Dinge blieb daher, trotz der Ereigniſſe von Lima, wichtig genug, um die äußerſten Maßregeln nöthig zu machen. In dieſem Augenblicke verſuchte es auch ein Mann, welcher ſpäter die erſte Rolle in Peru ſpielen ſollte, ſich als Theilnehmer in das durch die Verſchwörung Gamarra's eingeleitete Drama zu miſchen; dieſer Mann war der General Santa Cruz, welcher, wie oben ſchon erwähnt, Präſident von Bolivia geworden und der jetzt Orbegoſo das Anerbieten machte, ihn gegen Gamarra zu unterſtützen. Der Ehrgeiz des Generals Santa Cruz war nicht ganz hohl. Er beſaß ein Organiſationstalent, welches allen Bedürfniſſen der peruaniſchen Geſellſchaft zu entſprechen ſchien. Die Präſidentſchaft von Bolivia genügte Santa Cruz nicht; er bedurfte eines größeren Schauplatzes, und dieſen konnte ihm nur Lima bieten.

Orbegoſo zögerte lange Zeit, ehe er das Anerbieten des Santa Cruz annahm. Der Bürgerkrieg begann ſelbſt ſchon vor der Einmiſchung der Bolivianer. Der General San-Roman, Gamarra's Unterfeldherr, ſchlug unter den Mauern von Arequipa (2. April 1834) den General Nieto, welcher in dieſem Platze eine Diviſion für Orbegoſo befehligte. Der General Nieto hatte, jedoch zu ſpät, die Unterſtützung Santa Cruz's erbeten. Orbegoſo, welcher ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen Lima verlaſſen, war gegen einen Genoſſen Gamarra's, den General Bermudez, nicht glücklicher geweſen. Die Revolution drohte daher auf allen Punkten zu ſiegen, als ein unerwarteter Umſchwung, wie man ihn nur in Peru erleben kann, eintrat. Das Armee-Corps, welches Bermudez befehligte, erklärte ſich unmittelbar nach dem Siege über Orbegoſo für dieſen und ging ſogar ſo weit, ihm ſeinen General auszuliefern, welcher verbannt wurde. Ein anderes revoltirtes Corps, unter dem Befehl des Oberſten Guillen, folgte demſelben Beiſpiel; die Stadt Cuſco unterwarf ſich ihrerſeits ebenfalls, und Orbegoſo konnte, nach Lima zurückgekehrt, ſeine Macht von neuem feſter als je begründet glauben. Ein Dekret der Verbannung auf immer wurde gegen Gamarra und gegen San-Roman erlaſſen. Santa Cruz hatte keine Gelegenheit zur Intervention gefunden; er tröſtete ſich ohne Mühe, denn er wußte, daß dieſe Gelegenheit früher oder ſpäter doch kommen würde.

Orbegoſo konnte ſich inzwiſchen einige Illuſion über die Wichtigkeit ſeines Triumphes machen. Alles ſchien auf Rückkehr der Ruhe und des Vertrauens hinzudeuten. Am 19. Juni 1834 wurde eine neue Conſtitution proklamirt; man verringerte den Beſtand der Armee bedeutend. Dies Alles war jedoch nur ein kurzer Waffenſtillſtand. Der Krieg, welcher dieſer momentanen Ruhe folgte, ſollte für Peru viel wichtigere Folgen haben, als irgend eine der früheren Kriſen.

Das Zeichen zu dieſem Kriege wurde durch eine Empörung gegeben, welche in Puno ausbrach und die den Präſidenten nöthigte, außerordentliche Kräfte zu reklamiren. Mit dieſen Kräften ausgerüſtet, verließ Orbegoſo am 10. November Lima und wendete ſich gegen Süden. Der Marſch Orbegoſo's diente indeß unglücklicherweiſe nur dazu, neue Verſchwörungen hervorzurufen. Am 1. Januar 1835 erhob ſich die Garniſon von Callao und proklamirte den General Lafuente. Dieſe Bewegung, die man ohne ſonderliche Mühe unterdrückte, war nur das Vorſpiel einer weit furchtbareren Empörung. Unter den Befehlshabern, welche Orbegoſo in Lima zurückgelaſſen hatte, befand ſich der Oberſt Salaberry. Dieſer Offizier genoß das ganze Vertrauen des Präſidenten; er war weit entfernt davon, es zu verdienen. Salaberry ſtrebte ſchon längſt nach der Diktatur; es war ihm geglückt, ſich in der Armee eine Partei zu machen. Die Empörung von Callao bot ihm eine Gelegenheit, die er eiligſt ergriff. Nachdem er dieſe Feſtung den Parteigängern Lafuente's entriſſen hatte, ſetzte er ſich ſelbſt darin feſt und verſorgte ſich reichlich mit Lebensmitteln, Waffen und Kriegsbedarf. Die ſchwache Regierung zu Lima nahm es auf ſich, Salaberry in ſeiner Kommandantenſtelle, die ſie ihm nicht entreißen konnte, zu beſtätigen. Auf ſeinem uſurpirten Platze anerkannt, zog Salaberry, unter verſchiedenen Vorwänden, den größten Theil der Garniſon von Lima an ſich nach Callao. Er feſſelte ſie durch glänzende Verſprechungen, und als er ſich ſeiner Soldaten ſicher wußte, erhob er ſelbſt die Standarte der Empörung. Man bedarf in Peru eben nicht ſehr großer Armeen, um eine Regierung zu ſtürzen. Salaberry ſtand an der Spitze von 600 Mann, als er gegen das damals von Truppen entblößte Lima losmarſchirte und daſelbſt ohne Widerſtand einrückte. Allerdings wurde er dabei heimlich von den Parteigängern Gamarra's unterſtützt, welche in ihm ein bequemes Werkzeug zur Erreichung ihrer Abſichten zu finden hofften. Ihr Gebahren öffnete ihm aber bald die Augen. Er war keineswegs der Mann, der ungeſtraft mit ſich ein ſolches Spiel treiben ließ. Er beſchloß, ſeine Herrſchaft durch den Schrecken zu ſichern. Den vornehmſten Familien wurde eine Anleihe auferlegt; ein Dekret konfiszirte das Eigenthum aller Ausgewanderten, wenn ſie nicht binnen vierzehn Tagen zurückkehrten; ein anderes Dekret verpflichtete, unter Androhung der ſtrengſten Strafen, alle Deſerteure, alle abgedankten Offiziere, ſich unverzüglich wieder unter die Fahnen zu ſtellen. Er verſammelte auf dieſe Weiſe eine beträchtliche Armee um ſich.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Abd-el-Kader, in deutſchen Gedichten gefeiert.** Der Baum der ſchönen Literatur iſt von den Stürmen der politiſchen Jahreszeit faſt gänzlich entblättert; wenn ſich einmal noch ein friſches Reis findet, welches das Blühen nicht laſſen kann, ſo wird es gewiß jetzt mehr als jemals das Auge erquicken und den ſtets wieder erwachenden Sinn für Poeſie neu beleben. Es ſcheint, als ob am Rhein, wo unſere Reben wachſen, auch unſere Dichter beſſer gedeihen. Der liebliche Blüthenſtrauß von **Amaranth**, den uns Oskar v. Redwitz von dort geſendet hat, iſt in Mainz ans Licht getreten und hat bereits in wenigen Monden den glänzendſten Erfolg, zwei ſchnell vergriffene Auflagen, erlebt, ein Erfolg, der unſere zaghaften Verleger hoffentlich ermuthigen wird, ihre vermittelnde Hand zu bieten, wenn ein junges Talent ſich ihnen anvertrauen will. In einer anderen Rheinſtadt, in dem künſtleriſchen Düſſeldorf, hat ſich ein ſolches in der Stille entwickelt, und zwar auf einem Boden, der durch literariſche große Erinnerungen wie zur Poeſie geweiht ſcheint; in dem Park zu Pempelfort, wo der berühmte Jacobi ſeine Freunde, die Dichterfürſten, empfing und ſeine philoſophiſchen Romane „Woldemar" und „Alwill" ſchrieb. Es iſt ſeine Enkelin A. Jacobi, die Tochter ſeines einzigen Sohnes, auf die ſeine poetiſche Ader übergeſprungen iſt. Zuerſt verdankten reizende Märchen, wahre Schatzkäſtlein der Kinderwelt, ihr ihre Entſtehung, und jetzt liegt ein reicher Sonettenkranz vor uns, den ſie mit dichteriſcher Hand um das edle trauernde Haupt einer faſt vergeſſenen Größe gewunden hat; ſie feiert den franzöſiſchen Gefangenen Abd-el-Kader, den das Geſchick zu einem echten Balladenhelden ſtempelte. Mit kräftiger Zeichnung und orientaliſcher Färbung wird der Kampf und Untergang des energiſchen, wildromantiſchen Volksſtammes geſchildert, deſſen vergötterter Führer und Held ſo lange Jahre Abd-el-Kader war. Die Dichterin hat es trefflich benutzt, daß die Fäden des allerneueſten weltgeſchichtlichen Dramas, die Wendung der Dinge in Frankreich, ſich faſt unmittelbar an die Zeit anknüpfen, wo ihr Held den europäiſchen Boden betrat. Louis Philipp's letzte politiſche Verſündigung war der Wortbruch gegen den gefangenen Emir; die Nachricht ſeines Sturzes dringt in deſſen Kerkermauern wie die Poſaune eines Weltgerichts. Gern theilten wir aus dieſen ergreifendſten Momenten des Gedichtes unſeren Leſern Proben mit, aber da es bis jetzt noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten iſt, ſo fühlen wir uns zu der Rückſicht verpflichtet, nicht die glänzendſten Effekte zu verrathen, und begnügen uns, durch die maleriſche Beſchreibung der Hafenſtadt Toulon die Begabung und Sprachgewandtheit unſerer Dichterin zu bethätigen:

Toulon, Toulon! ein üppig weites Thal,
Das mächtig hohe Berge landwärts gürten,
Birgt es im Felſenſchooß, den dunkle Morden
Und helle Reden ſchmücken ſonder Zahl.

Inmitten bunter Herden hüten Hirten
Auf Wieſenſamt, umgränzt von Zaun und Pfahl;
In tauſend Blumen prangt ein duftig Mahl,
Um Schmetterling und Biene zu bewirthen.

Zu dieſer Schönheit, dieſer goldnen Friſche
Drängt ſich der weite Golf gewaltig an,
Es liegt Toulon in felſenumkränzter Niſche.

Gewarnet wie Athene, da ſie ſann,
Wie ſie den Jammerteich für Troja miſche,
Das ſeinem düſtern Schickſal nicht entrann.

Es kränzt die Stadt ein Wald von hohen Mauern,
Die Mauer krönt der Thürme ſteiler Wald,
Und breite Gräben doppeln die Gewalt
Der feſten Werke, die nach außen kauern.

Die Hafendämme lagern in Geſtalt
Von breiten, dunkeln, weitgeſchwungnen Bauern,
Auf deren Spitzen feſte Schlöſſer kauern
Mit reichem, unheildrohendem Gehalt.

Derb iſt die Rüſtung, derb der Rüſtung Kerne —
Die Eiſenſatz erſetzt als blutger Tod,
Des Sämanns Augen ſtarren in die Ferne.

Die dunklen Höhlen blitzen brennend Roth.
Kennſt Du die Augen und die Wanderſterne?
Wo ſie ſich ſenken, tödtet graute Noth!

— **Ein amerikaniſches Buch von Alex. v. Humboldt.** Crosby und Nichols, Buchhändler in Boſton, kündigen in amerikaniſchen Blättern folgendes Buch an: „Gedanken und Meinungen eines Staatsmannes. Auszüge aus den Briefen des Freiherrn v. Humboldt, Verfaſſers des „Kosmos", der „Anſichten der Natur" ꝛc. ꝛc." *) Ein Mehreres über den Inhalt des Buches haben wir bis jetzt nicht erfahren; wir vermuthen jedoch, daß, wenn nicht eine Verwechſelung mit Wilhelm v. Humboldt vorliegt, das Ganze ein Puff iſt, ein Aushängeſchild, um Käufer anzulocken.

*) Thoughts and opinions of a Statesman. Being extracts from the letters of the Baron von Humboldt, author of „Cosmos", „Aspects of Nature" etc. etc. etc. Boston, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 25. Mai 1830.

Griechenland.

Griechenland und Lord Palmerston.*)

Der erste Streit zwischen Griechenland und England hatte seinen Ursprung in einer Weste, die von dem Reitknechte des englischen Gesandten getragen wurde. Es handelte sich darum, ob diese Weste, in der der Reitknecht nach dem Gefängniß abgeführt ward, weil er einen Polizisten mit Wasser bespritzt hatte, eine Livree-Weste sey oder nicht. Nach mehrwöchentlichen Berathungen entschied der griechische Hof, daß, obgleich er die in Rede stehende Weste nicht für eine Livree-Weste halte, er dennoch, in Betracht, daß der britische Gesandte sie für seine Livree erklärt habe, zu jeder Konzession bereit sey, die erforderlich wäre, um die verletzte Ehre Großbritaniens zu sühnen. Es hatte nicht viel daran gefehlt, daß die Weste dem Parlament als corpus delicti wäre vorgelegt worden.

Man sieht, daß die ganze Geschichte eine sehr lächerliche war, aber trotzdem ist es nicht zu bezweifeln, daß die Verhaftung des Reitknechts mit Vorbedacht und in beleidigender Absicht geschah. Man wollte den englischen Gesandten in den Augen des Volkes herabwürdigen und die englische Regierung nöthigen, ihn abzurufen. Jedermann in Griechenland wußte, daß der Reitknecht arretirt worden; nur Wenige waren davon unterrichtet, daß sich die griechische Regierung entschuldigt habe; ja, die griechischen Beamten leugneten alle die gegebene Genugthuung mit solcher Bestimmtheit, daß nur der Anblick eines in Ketten vor dem britischen Gesandtschaftshotel in Athen stehenden Polizei-Offizianten die Bevölkerung davon überzeugt und die Ehre Englands wieder hergestellt haben könnte. Eine Scene anderer Art wurde zum Ergötzen des Hofes und des diplomatischen Corps aufgeführt. Bei einer theatralischen Vorstellung im Palast König Otto's wurde der britische Gesandte ohne Stuhl außerhalb des Hofzirkels gelassen und mußte dem ganzen langen Schauspiel stehend beiwohnen. Diese Art von physischer Folter hätte manchem Diplomaten übel bekommen können; Sir Edmund Lyons soll sich jedoch über dieses öffentliche Zeugniß der Gesinnungen des beschützten Griechenlands für das schützende England durch den Gedanken getröstet haben, daß die Zeit der Rache auch für ihn bald kommen werde.

Kurz darauf wurde der Monarchie in Griechenland ein Schlag zugefügt, von dem sie sich niemals erholen wird. In einer Londoner Morgenzeitung erschienen Angriffe auf die Person des Königs Otto, kühner und schonungsloser als die boshaftesten Schmähungen eines Junius. Diese Mittheilungen rührten, wie man vorgab, von einem anonymen Korrespondenten in Athen her, welcher der Welt verkündete, daß Seine Hellenische Majestät, obgleich von Lord Palmerston erwählt und mit einer Anleihe von 2,400,000 Pfd. Sterl. unterstützt, außer Stande sey, Allerhöchstihr Königreich zu regieren — daß ein dahin lautendes Certifikat von verschiedenen Civil-, Militair- und Medizinalbeamten im Dienste König Otto's unterzeichnet worden, und daß sich dieses Certifikat in den Händen König Ludwig's von Bayern befinde. Diese seltsame Mittheilung würde in Griechenland unbeachtet geblieben seyn, wenn man sie nicht zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht und die Aufmerksamkeit der griechischen Staatsmänner darauf gezogen hätte. Endlich wurde die Sache von der griechischen Presse aufgenommen und ein großes Geschrei erhoben. Drei von den Bayern, die man als Unterzeichner des Certifikats namhaft gemacht hatte, veröffentlichten unterm 14. Juni 1829 eine Widerlegung, die in den griechischen Zeitungen abgedruckt wurde. Die Medizinal- und Militairbeamten, von denen diese Widerlegung ausging, erhielten sogleich ihren Abschied und verließen Griechenland. Seitdem hat nicht viel über diesen Gegenstand verlautet. Alle, die dabei betheiligt waren, scheinen sich der Sache von ganzem Herzen zu schämen, und das Publikum hat nie den Schlüssel zu dem Geheimnisse gefunden.

Als Herr Wyse voriges Jahr als britischer Gesandter in Athen anlangte, war schon die Lunte an die Mine gelegt, welche Lord Palmerston anzünden wollte. Er suchte umsonst die griechische Regierung zu Konzessionen zu bewegen, die einen offenen Bruch verhindert hätten. Sein versöhnliches Benehmen flößte den Ministern König Otto's den Glauben ein, daß Lord Palmerston sich fürchte, zum Aeußersten zu schreiten, und in einer unglücklichen Stunde glaubten sie sich des Sieges gewiß. Die einzige Alternative, die, nach König Otto's Meinung, den Engländern offen stand, war, ihren Gesandten von Athen zurückzurufen. Aber selbst wenn Lord Palmerston's Charakter eine solche Maßregel hätte voraussetzen lassen, so mußte sich König Otto erinnern, daß der Vertrag von 1832, der die griechische Monarchie ins Leben rief, England auch verpflichtete, über sie zu wachen. So verblendet war aber der Hof von Athen, daß man schon die Modificationen in Erwägung zog, die nach Abreise des britischen Gesandten in der griechischen Constitution vorzunehmen wären. Als jedoch die Stunde herannahte und Lord Palmerston's Forderungen mitgetheilt wurden, sahen die griechischen Minister die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes ein und würden sich ergeben haben, wenn nicht der Gesandte der französischen Republik diese Konjunktur benutzt hätte, um den Privatvorurtheilen König Otto's zu schmeicheln und die Leitung der Sache zu übernehmen. Der griechische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Londos, ist ein Mann, der seiner Stelle durchaus nicht gewachsen ist. Sein Bericht an die Kammern über den Gegenstand des Streites wimmelt von falschen Angaben. Herr Theuvenel überredete diesen unglücklichen Minister, Lord Palmerston zu trotzen und auf den Schutz Frankreichs und der europäischen Presse zu rechnen. Der französische Gesandte wußte, daß er sich den Stern und das große blaue Band von Otto's Erlöser-Orden sichern, daß er aber zugleich dem Handel und den Finanzen Griechenlands ernstlichen Schaden zufügen und den Ruin vieler griechischen Kaufleute veranlassen würde. Es sollte den Gesandten nie erlaubt seyn, Orden von den Souverainen zu empfangen, an deren Höfen sie beglaubigt sind. Die Wohlfahrt ganzer Nationen wird von ehrenwerthen Männern oft für Sterne und Ordensbänder geopfert.

Wir müssen übrigens bemerken, daß die Finanzen Griechenlands unter der Regierung König Otto's in so vollständige Unordnung gerathen sind, daß sein Thron dadurch gefährdet wird. Eine große Veränderung muß bald in der Regierung Griechenlands vorgehen. Bereits im Jahr 1848 war ein ernster Aufruhr dort ausgebrochen. Die britische Diplomatie wurde beschuldigt, die Insurgenten heimlich aufzumuntern, und mehrere Tage lang erwartete man stündlich die Flucht König Otto's aus seiner Hauptstadt. Als der volle Umfang des Uebels und die Anarchie, die dem Lande in Folge des wahnsinnigen Benehmens der griechischen Opposition drohte, in England bekannt wurde, änderte Lord Palmerston aus freien Stücken seine Politik und schickte den fähigsten und besten englischen Diplomaten, Sir Stratford Canning, nach Athen, um den Thron König Otto's zu retten. Wenn ein Thron einigen Werth hat, so ist der König von Griechenland der britischen Regierung etwas Dank für die großen Dienste Sir Stratford Canning's schuldig, der in seinen Bemühungen, Griechenland von der Anarchie zu retten, mit einer heftigen und gewissenlosen Opposition von Seiten der englischen Agenten in Athen zu kämpfen hatte.

Am Schlusse des griechischen Revolutionskrieges war die Nation in mehrere Gesellschaftsklassen getheilt, deren Ideen und Lebensweise sich eben so sehr entgegenstanden, als ob sie zu verschiedenen Völkern gehört hätten. Diese Klassen waren erstens die Bauern, von denen sehr viele ihr eigenes Land kultiviren und oft die einzigen wohlhabenden Leute in der Provinz sind. Zweitens die Primaten oder Eigenthümer, die sich nicht persönlich mit dem Landbau beschäftigen. Diese Männer dienten unter den Türken als Steuer-Einnehmer und hatten die Leitung der öffentlichen Geschäfte; sie besuchen gern Kaffeehäuser und bilden politische Vereine unter dem gegenwärtigen constitutionellen Centralisationssysteme. Diese Klasse ist nicht ohne Bildung, aber ihr moralischer Charakter wird durch den Glauben korrumpirt, daß sie berechtigt ist, auf Kosten des Publikums im Müßiggang zu leben. Sie hat durch das Wahlgesetz von 1844 bedeutenden politischen Einfluß gewonnen. Kolettis wußte durch Einschüchterung, Bestechung und die Erschaffung zahlloser Aemter diese ganze Kaste zu erkaufen und sich zum Herrn fast aller Wahlbezirke in Griechenland zu machen. Die dritte Klasse besteht aus der zahlreichen Schaar von Griechen, die aus verschiedenen Provinzen der Türkei auf das hellenische Gebiet übergesiedelt sind. Man findet darunter die fähigsten und gebildetsten Leute im ganzen Lande, allein die servilen Grundsätze der Phanarioten und die Stellenjägerei, mit der sie sich hauptsächlich abgeben, hat sie äußerst unpopulär gemacht und ihre Nebenbuhler, die Primaten, in den Stand gesetzt, sie durch ein Dekret der Nationalversammlung von allen amtlichen Anstellungen auszuschließen. Die vierte Klasse ist das Militair, welches gleichfalls in großer Anzahl vorhanden ist, da seine Reihen durch eine Menge Personen vermehrt worden sind, die nie Kriegsdienste gethan, aber militairischen Rang als Belohnung für politische Dienste erhalten haben. König Otto macht Secretaire zu Generalen und Kommissare zu Obersten, und Zinanzpächter, Mauleseltreiber und Bediente bilden ungefähr die Hälfte des Offizierpersonals einer Armee, die, wenn man den griechischen Zeitungen trauen darf, auf 24 Gemeine einen Offizier zählt.

*) Wir theilen diesen interessanten Artikel nach Blackwood's Magazine mit, ohne die Ansichten desselben unbedingt zu unterschreiben, da der Verfasser offenbar zwar sehr gut unterrichtet ist, aber die Griechen und ihre Regierung von einem keineswegs parteilosen Standpunkt aus betrachtet. D. R.

Die verbündeten Mächte gaben den Griechen einen König, einen Hof, eine Regentschaft, die weniger einig war, als ihre eigenen Capitani, Bürgerkriege, Staatsschulden und einen Ritterorden, um fremde Diplomaten zu bestechen; aber weder eine Landstraße, noch eine Brücke oder eine Fähre wurde in einem Lande eingeführt, welches mit Bergen und gefährlichen Strombächen angefüllt ist und großentheils aus Halbinseln und Inseln besteht. König Otto, dem die Bürgerkriege drei Millionen und seine Paläste eine Million Pfd. Sterl. gekostet haben, hat in seinem ganzen Reiche keine funfzig Meilen Wege, die für einen mit Eseln bespannten Karren fahrbar sind. Es existirt nicht einmal eine Chaussee von Athen nach Korinth oder eine Fähre nach den Inseln des Archipels. Darf es uns also Wunder nehmen, wenn die Griechen ihre Regierung verachten und den drei Schutzmächten mißtrauen, welche ein solches Gouvernement eingesetzt haben? Aus diesem Grunde ist auch eine 15,000 Mann starke Militair- und Polizeimacht nicht im Stande, die Ruhe und Ordnung unter einer Bevölkerung von 920,000 Seelen aufrechtzuhalten. Das Resultat des politischen Experimentes, als welches man die Gründung der griechischen Monarchie betrachten muß, macht den Staatsmännern von England, Frankreich und Rußland wenig Ehre.

Unter der türkischen Herrschaft befand sich die Lokalverwaltung zum größten Theil in den Händen der Griechen. Dies trug außerordentlich viel zur Erhaltung ihrer National-Existenz bei, flößte aber den schwachköpfigen Bayern Verdacht ein, und unter dem Schilde der drei Mächte wurden die Griechen durch die Regentschaft ihrer Munizipal-Einrichtungen beraubt. An ihre Stelle trat ein System lokaler Oligarchieen, welches noch vorherrscht.

Die Wahl des Bürgermeisters und der Rathsmänner ist einem Wahlkollegium anvertraut, das zur Hälfte aus den Personen besteht, die den höchsten Steuerbetrag zahlen. Hier wäre nun ein achtungswerthes Element vorhanden, um es aber durch ein serviles abzuschwächen, werden alle Individuen hinzugefügt, welche Orden erhalten haben. Selbst diese respektabel-servile Körperschaft hat nicht das Recht, den Bürgermeister zu wählen, sondern nur drei Kandidaten zu ernennen, aus denen der König den Beamten aussucht, der die Interessen der kleinen Gemeinde wahrnehmen soll. Der auf diese Weise ernannte Bürgermeister bleibt drei Jahre im Amt und bezieht einen anständigen Gehalt aus den städtischen Fonds. Sehen wir nun, wie dieses System zu constitutionellen Zwecken in der Hauptstadt des hellenischen Reichs ausgebeutet wird. Attika sendet vier Abgeordnete in die legislative Kammer, und da diese Abgeordneten monatlich 250 Drachmen erhalten und die Sitzungen der griechischen Kammern permanent gemacht haben, so ist eine Deputirtenstelle so viel werth, als das beste Landgut in Griechenland. Da nun aber diese unermüdlichen Gesetzgeber durch allgemeines Stimmrecht erwählt werden, so muß man, um eine regierungsfreundliche Majorität zu erhalten, die Wahlen vermittelst der Oligarchie leiten, die in den Munizipal-Aemtern angestellt ist. Dieses bietet keine großen Schwierigkeiten dar, indem es unter der albanesischen Bevölkerung von Attika, welche die echt griechische an Zahl überwiegt, nur Wenige giebt, die lesen und schreiben können. Selbst unter der griechischen Bevölkerung der Stadt Athen zählt man mehr Regierungsbeamte und Arbeiter, die keine Steuern entrichten, als unabhängig gestellte Bürger. Die Mittelklassen und die Freunde der Ordnung sind von allem Einfluß ausgeschlossen, da sie keinen Theil an der Munizipalverwaltung haben. Die Lokal-Einkünfte von Attika, welche drei- bis viermal hunderttausend Drachmen jährlich betragen, werden daher einer Beamtenpartei zu beliebiger Verwendung überlassen, unter der einzigen Bedingung, daß sie bei den Wahlen die ministeriellen Kandidaten unterstütze.

Ueber den griechischen Senat haben wir nur wenig zu sagen. In einem Lande, wo kein einziges Element einer Aristokratie zu finden ist, würde eine Kammer offenbar mehr Sicherheit gegen Bestechung und Corruption gewähren, als zwei. Der griechische Senat ist weder aus Edelleuten, noch aus unabhängigen Privatmännern, noch aus Mitgliedern der höheren Geistlichkeit, noch aus Rechtsgelehrten zusammengesetzt. Um sich zum Senator zu qualifiziren, muß man einen bestimmten Zeitraum im Staatsdienst zugebracht haben; da aber die Aemter gewöhnlich von Menschen verwaltet werden, die kaum nothdürftig lesen und schreiben können, so hat dies zur Folge, daß die Unwissenheit seiner Mitglieder den Senat zu einer gesetzgebenden Körperschaft völlig untauglich macht, während die Elemente, aus denen er besteht, ein noch gefügigeres Werkzeug des Ministeriums aus ihm machen, als die zweite Kammer. Gestern ließ er sich noch von Kolettis zu seinen Zwecken mißbrauchen — morgen wird er vielleicht Maurokordates zu Gebote stehen. Er würde ein Gegenstand der Verachtung seyn, wenn er nicht ein kostspieliges Mittel wäre, das Volk zu unterdrücken.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

II. Revolutionen unter der Säbel-Herrschaft. — General Salaberry.

(Schluß.)

Der General Orbegoso hatte, von den Vorgängen in Lima benachrichtigt, gegen Salaberry eine Abtheilung von 500 Mann geschickt, welche in Pisco unter dem Befehl des Generals Valle-Riestra landeten. Zu derselben Zeit marschirte der General Miller, ein geborner Engländer, welcher den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht hatte, an der Spitze einer zweiten Division von Cusco ab, und zwar nach Jauja, wo Orbegoso seine Streitkräfte vereinigen wollte. Salaberry, welcher nur einige Hundert Mann zählte, schien verloren, als plötzlich die Division Valle-Riestra, die zu Pisco ans Land gestiegen, sich erhebt und ihren General ausliefert, welcher schimpflicherweise erschossen wird. Zugleich mit diesem Ereigniß verlassen die Städte Puno, Ayacucho und Cusco die Sache Orbegoso's und beschließen, sich unter einander selbst zu verbinden, sich von Lima zu trennen und an dem bevorstehenden Kampfe gar keinen Antheil zu nehmen; die Truppen, welche Miller kommandirte, verlassen diesen gleichfalls und erkennen die neue Bundesregierung an. Der General Nieto allein unterstützte noch, in dem Departement Libertad, die Sache Orbegoso's. Salaberry marschirte gegen ihn mit 450 Mann, und auch dieser General wurde ihm von seinen eigenen Truppen ausgeliefert. Endlich erklären sich noch die Kommandanten der Kriegsfahrzeuge für Salaberry und stellen ihre Schiffe unter seinen Befehl. Alle diese Verrätherein, die schmachvolle Frucht der verderblichen Politik dieses kühnen Häuptlings, befleckten die Geschichte des peruanischen Soldatenthums und sicherten Salaberry doch nur eine vorübergehende Ueberlegenheit.

Arequipa allein widerstand ihm. Orbegoso, welcher sich hier mit 2000 Mann befand, sah sich dennoch zu schwach gegen seinen Feind und mußte darum die Hülfe von Santa Cruz in Anspruch nehmen. Diesmal waren die bolivianischen Truppen bereit. Der General Santa Cruz, welcher seit lange schon den Augenblick abwartete, in Peru einzurücken, konzentrirte sogleich seine Streitkräfte an der Gränze. Gamarra war bisher noch in Bolivia, wohin er nach seinem verunglückten Revolutionsversuch geflohen, zurückgehalten worden. Santa Cruz suchte in ihm einen Hülfsgenossen. Indem er ihm volle Freiheit gab, in seine Heimat zurückzukehren, wo er noch auf zahlreiche Parteigänger rechnen konnte, schloß er mit ihm und Orbegoso einen Vertrag, nach dem sie sich alle drei gegen Salaberry vereinigten. Sogleich nun auch erklärten sich die Truppen in Cusco für Gamarra, und er übernahm den Oberbefehl über dieselben. Eine zweite Abtheilung, unter dem Obersten Larenas, trat gleichfalls zu ihm über, und dieselben Soldaten, welche sich vor wenigen Tagen erst für Salaberry erklärt hatten, fielen von diesem ab, wie sie von Orbegoso abgefallen waren.

Salaberry indeß ließ sich nicht einschüchtern. Er antwortete auf die Proclamationen seiner Feinde mit einem Dekret „des Kampfes auf Tod und Leben gegen die Bolivianer", vereinigte seine Truppen in einem verschanzten Lager unweit Lima's, in dem kleinen Dorfe Bella-Vista, und entschloß sich zum kräftigsten Widerstande. So schwach seine Mittel auch gegen die der Verbündeten erschienen, so blieb ihm doch noch eine Möglichkeit des Erfolges. Es war nämlich nicht anzunehmen, daß das Einverständniß im Lager seiner Feinde lange dauern würde. Der vorherrschende Gedanke des Generals Santa Cruz ging immer darauf hinaus, Bolivia und Peru mit einander zu vereinigen und selbst an die Spitze dieses Bundes zu treten. Dieser Gedanke, den er schon seit dem Jahre 1828 nährte, als er mit Lafuente und Gamarra gegen den Präsidenten Lamar revoltirte, zählte sehr viele Parteigänger. Wahrscheinlich wurde Santa Cruz durch die geographische Lage seines Landes, welches nur den elenden Hafen von Cobija besitzt und darum im Handel außerordentliche Hemmung erlitt, zuerst auf diese Idee einer Verbindung geführt. Zugleich sollte Peru, damit Bolivia in der Verbindung nicht als ein bloßes Anhängsel dieses viel größeren und reicheren Staates erscheine, in zwei Republiken getheilt werden, deren Hülfsquellen, getrennt, etwa so ziemlich denen Bolivia's gleich kämen.

Nachdem Santa Cruz seine Pläne dem General Orbegoso mitgetheilt hatte, wurde zwischen Beiden ein neuer Vertrag in diesem Sinne geschlossen. Gamarra hatte kaum hiervon Kenntniß erlangt, als er auch schon im Geheimen dem General Salaberry Hoffnung machte, er werde sich mit ihm gegen die Bolivianer verbinden. Wäre Salaberry darauf eingegangen, so hätte er Santa Cruz vielleicht widerstehen können, er wußte jedoch, daß mehrere seiner eigenen Offiziere dem Gamarra ergeben waren: er fürchtete, von diesen verlassen und geopfert zu werden; er schlug es daher aus. Gamarra, welcher sich schon an der Spitze ziemlich beträchtlicher Streitkräfte befand, glaubte sich nun allein halten zu können und trennte sich offen von seinen bisherigen Verbündeten. So waren auf einmal drei Parteien, drei verschiedene Regierungen in Peru vorhanden: Orbegoso in Arequipa, Salaberry in Lima und Gamarra in Cusco: ein trauriger Zustand, in welchem sich das unglückliche Land seit der Vertreibung der Spanier so oft befand.

Ehe man gegen Lima marschirte, lag Santa Cruz Alles daran, erst Gamarra zu vernichten, welcher seine Macht in den Departements von Cusco und Puno bereits zu befestigen begann. Die bolivianischen Truppen setzten sich deshalb, mit denen Orbegoso's vereint, gegen ihn in Bewegung. Die Schlacht fand im Gebirge statt, bei dem kleinen Dorfe Janacocha, am 13. April 1835. Gamarra erlitt eine vollständige Niederlage, und die Departements, welche ihn wieder anerkannt hatten, mußten sich dem Sieger unterwerfen. Er selbst floh, ohne erst den Versuch einer Sammlung seiner Truppenreste zu wagen, nach Lima, wo er noch Anhänger hatte.

Wiewohl Salaberry es ausgeschlagen hatte, sich mit Gamarra gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, so war der Untergang eines Chefs, der eine so mächtige Diversion zu seinen Gunsten machen konnte, nichtsdestoweniger doch für seine Sache ein furchtbarer Schlag. Ohne sich indeß entmuthigen zu lassen, und mit einer Charakterstärke, welche wenige peruanische Generale in so mißlichen Verhältnissen bewiesen, beschloß Salaberry, nun selbst seinen Feinden entgegenzugehen. Ein Dekret rief alle waffenfähige Mannschaft von 19—40 Jahren unter die Fahnen. Als Salaberry so 4500 Mann um sich versammelt hatte, brach er sein Lager von Bella-Vista ab und wendete sich gegen die Departements des Südens. Sey es nun, daß er Gamarra nach der Niederlage von Janacocha für völlig unschädlich hielt, oder fühlte er vielmehr die

Nothwendigkeit, ihn ſchonen zu müſſen, kurz, er hatte Gamarra in Lima mit einem gewiſſen Wohlwollen bei ſich aufgenommen und war ſogar ſo weit gegangen, ihm die Präſidentſchaft des Regierungsrathes, den er bei ſeinem Abmarſch zurückließ, zu übertragen. Gamarra, der zuerſt mit ſeinen Anerbietungen von Salaberry abgewieſen worden war, glaubte, die neue Stellung nun ſeinerſeits ebenfalls ausſchlagen zu müſſen, und gab vor, er wolle ins Privatleben zurücktreten. Er zählte ſelbſt unter denen, welchen Salaberry die wichtigſten Poſten übertragen hatte, Leute, die ſeiner Sache anhingen, und wartete daher; es war jedoch ſchwer, einem ſo mißtrauiſchen Chef, wie Salaberry, ſeine Abſichten lange zu verbergen. Kaum waren einige Wochen verſtrichen, als ein Befehl kam, Gamarra nebſt fünf ſeiner wärmſten Parteigänger gefangen zu nehmen. Man führte ſie nach Piſco, wo ſich das Hauptquartier der Armee befand, machte ihnen den Prozeß, und ſie wären gewiß erſchoſſen worden, wenn Salaberry nicht gefürchtet hätte, ſich durch einen ſolchen Spruch einen Theil ſeiner Soldaten zu entfremden. Man verdammte ſie zur Deportation nach Coſta-Rica (13. Oktober 1835).

Der General Santa Cruz war ſeinerſeits auch nicht unthätig geblieben. Nachdem er in Cuſco, welches ihm nach der Niederlage Gamarra's die Thore geöffnet, eingezogen, begab er ſich nach Arequipa, wo er, ſeiner Idee einer Verbindung Peru's mit Bolivia treu, ſelbſt der Errichtung des neuen ſüd-peruaniſchen Staates zu präſidiren beabſichtigte. Derſelbe ſollte die Departements von Cuſco, Ayacucho, Puno und Arequipa umfaſſen. Am 26. Oktober ſollte in Sicuani eine Verſammlung ſtatthaben, um die Grundlinien der neuen Verfaſſung zu entwerfen, und Santa Cruz war nicht abgeneigt, bei dieſer Gelegenheit den Einfluß der Anweſenheit ſeiner Armee geltend zu machen.

Währenddeſſen herrſchte in Lima die furchtbarſte Verwirrung. Salaberry hatte, um die allzu ſchwachen Reihen ſeiner Armee zu verſtärken, beim Abmarſch aus Lima alle Leute mit fortgeſchleppt, welche ſonſt mit der Polizei und mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit beauftragt waren. In den Stürmen des Bürgerkrieges hatten ſich ſogar in der Umgegend der Hauptſtadt Banden ſogenannter Montoneros gebildet, eine Art Guerillas, welche ſich, unter dem Vorwande, die Sache Orbegoſo's zu vertheidigen, den abſcheulichſten Plünderungen, denen keine Gewalt mehr Einhalt thun konnte, in voller Zügelloſigkeit überließen und die Regierung ſelbſt bedrohten. Die Sachen geriethen bis auf den Punkt, daß der Oberſt Solar, welcher für Salaberry in Lima kommandirte, in der Befürchtung, jenen Montoneros bei einem ernſtlichen Angriff nicht widerſtehen zu können, allen ſeinen Beamten den Befehl gab, ſich nach Callao zu begeben und dahin die Regierung zu verlegen, um ſie vor einem Handſtreich nach Möglichkeit ſicherzuſtellen.

Callao iſt, wie wir ſchon wiſſen, der Hafen von Lima, etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt. Er beſaß damals wenig Bedeutung; die Spanier hatten jedoch eine herrliche Feſtung daſelbſt angelegt, deren Feuer auf der einen Seite die Rhede, auf der anderen den ganzen offenen Weg bis nach Lima beſtreichen kann. Dahin nun zog ſich Solar mit der Familie Salaberry's und den wenigen Soldaten, die ihm geblieben waren, zurück. In Folge deſſen fiel Lima, von allen Truppen entblößt, am 26. Dezember den Montoneros in die Hände, und es wären ſicher die größten Exzeſſe vorgefallen, wenn die ans Land geſetzte Bemannung der fremden Kriegsſchiffe nicht durch ihr Einſchreiten die Ruhe der Stadt aufrechterhalten hätte. Die Ankunft des Generals Vidal, welcher die Anführung dieſer Banden übernahm und ſie zu organiſiren verſuchte, ſchien einige Ruhe in Ausſicht zu ſtellen. Vergebens bemühte ſich der Oberſt Solar, auf die überlegene Disziplin ſeiner Soldaten geſtützt, Lima zu überrumpeln: der Haß, welchen die Regierung Salaberry's hervorgerufen hatte, war ſo groß, daß ſich die ganze Einwohnerſchaft bewaffnete; Solar wurde ſchmählich zurückgeſchlagen und genöthigt, ſich von neuem in ſeine Feſtung einzuſchließen. Endlich kehrte der General Orbegoſo ſelbſt zurück und hielt am 9. Januar 1836 ſeinen Einzug in Lima. Seine erſte Sorge war, die Citadelle von Callao zu belagern, die ſich auch ſogleich auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Die Familie Salaberry's fand auf der franzöſiſchen Fregatte „Flora" Aufnahme und ging mit derſelben nach Chili ab.

Von dieſem Tage an neigten ſich die Angelegenheiten Salaberry's ſehr raſch ihrem Untergange zu. Der General Pardoreta, welcher für ihn im Departement Libertad eine Abtheilung von 500 Mann befehligte, verließ ſeine Sache. Inzwiſchen waren die Kräfte, welche Salaberry von Lima mit fortgeführt hatte, noch unverſehrt, und er rechnete auf ſie, wiewohl ſie an Zahl ſehr zurückſtanden. Es kam zum Treffen zwiſchen ſeinen Truppen und denen des Generals Santa Cruz bei dem kleinen Dorfe Socobaya, einige Stunden von Arequipa. Salaberry wurde vollſtändig geſchlagen. Er fiel in die Gewalt ſeines Feindes, wurde mit acht ſeiner vornehmſten Offiziere zum Tode verurtheilt und erſchoſſen. Nach Empfang dieſer Nachricht zögerte auch die Flotte nicht, ſich zu unterwerfen.

So endete die Revolution, welche am 23. Februar in Lima die Regierung Orbegoſo's geſtürzt und dem Lande in weniger als einem Jahre ſo vieles Unglück bereitet hatte. Sie war von allen denen, welche in Peru bisher ſtattfanden, eine der unſeligſten und ſtrafbarſten. Nichtsdeſtoweniger hat man ſeit einigen Jahren, nämlich ſeit dem Sturze von Santa Cruz und der völligen Vernichtung ſeiner Partei, das Andenken Salaberry's zu reinigen und zu verherrlichen geſucht; man wollte aus dieſem kecken Verſchwörer gleichſam den Helden und Märtyrer der damals einen Augenblick von den Bolivianern unterdrückten peruaniſchen Unabhängigkeit machen. Es lagen dieſem Beſtreben zwei ganz verſchiedene Empfindungen zu Grunde, nämlich verletzte National-Eigenliebe, was nach den Niederlagen von Yanacocha und Socobaya ſehr leicht zu erklären, und dann Oppoſitions- und Reactionsgeiſt gegen Santa Cruz und die Männer, die er erhöht hatte, ein um ſo ſtärkerer und lebendigerer Reactionsgeiſt, als der Kampf ſich ſelbſt nach dem Falle des Protektors noch fortſpann zwiſchen den genannten Letzteren und den Reſtaurationsmännern, welche mit Gamarra emporkamen. Die Geſchichte wird ſich bei Beurtheilung Salaberry's auf keinen dieſer beiden Standpunkte ſtellen. Welchen perſönlichen Muth er auch gezeigt, von welcher Energie er auch während des Kampfes gegen die Bolivianer Proben abgelegt haben mag, man kann in ihm doch nichts Anderes ſehen, als einen ſtrafbaren Ehrgeizigen, welcher, um die oberſte Macht an ſich zu reißen, keinen Anſtand nahm, ſich gegen ſeinen geſetzlichen Chef, gegen ſeinen Wohlthäter und Freund aufzulehnen und das Land in Bürgerkriege und Revolutionen zu ſtürzen, von denen es ſich kaum wieder erholte. Und dann wird auch das Blut des Generals Valle-Riestra, welchen ihm verführte Truppen überliefert hatten, als ein unauslöſchlicher Schandfleck an ſeinem Namen haften bleiben.

England.

Einige Notizen über Bibliotheken des Auslandes im Vergleiche mit der des British-Museum.

Ein Korreſpondent des Athenaeum hatte in demſelben über die mangelhafte Verwaltung der National- (königlichen) Bibliothek in Paris, ſo wie der meiſten übrigen Bibliotheken des Feſtlandes, im Vergleiche mit der des Britiſchen Muſeums Klage geführt. Hierauf erwiedert ihm nun ein anderer Korreſpondent (Herr Barlow) Folgendes: „Ich habe ſelbſt die Nationalbibliothek zu Paris häufig beſucht und jedesmal ſo viele Bücher bekommen, als ich verlangte, und zwar ſo ſchnell, wie es die Umſtände erlaubten. Auch habe ich oft auf der Bibliothek zu Neapel geleſen und hatte mich nur ein einziges Mal über dasjenige zu beklagen, was der Schreiber erwähnt, weil ich nämlich nicht wußte, daß es im oberen Stock noch ein großes Zimmer giebt, wo man leſen kann und für ein kleines Douceur, welches man dem Kuſtoden zuſteckt, mit ſo vielen Büchern verſehen wird, als man zu haben wünſcht, ſelbſt Werke mit Kupfern nicht ausgeſchloſſen. In dieſem Zimmer habe ich häufig meine Landsleute und andere Fremde angetroffen. Die Bibliothek zu Neapel iſt jedoch kein gutes Beiſpiel von den italiäniſchen Bibliotheken im Allgemeinen, ja, ſelbſt nicht von denen des Königreichs der beiden Sicilien insbeſondere.

„Die öffentliche Bibliothek zu Palermo iſt eine der beſtverwalteten, die ich kenne; hier iſt die Leichtigkeit, mit der man Bücher erhält, und die Höflichkeit und Aufmerkſamkeit gegen Fremde ganz das Gegentheil von dem, was wir zu Neapel finden. Sie iſt bis 4 oder wenigſtens bis 3 Uhr offen, während die zu Neapel, ſo wie das Muſeum, um 2 Uhr geſchloſſen wird: wenigſtens war das die Regel, als ich vor acht Jahren in Neapel wohnte. Von anderen öffentlichen Bibliotheken zu Paris ſagt Ihr Korreſpondent gar nichts, auch hören wir nichts über die deutſchen. Da er aber behauptet, die Bibliothek des Britiſchen Muſeums ſey die einzige — vermuthlich in Europa, oder in der ganzen Welt — wo man gedruckte Zettel für die Bücher giebt, ſo ſollte er doch wohl alle anderen Bibliotheken geſehen haben.

„Auf der Magliabechiana zu Florenz ſcheint Ihr Korreſpondent es bequemer gefunden zu haben. Dieſe Bibliothek iſt ſeit einigen Jahren auch des Abends offen geweſen; ſie iſt aber hierin nicht die einzige auf dem Feſtlande. Eine andere, nicht weit von Florenz — zu Piſa — iſt ebenfalls des Abends offen. Dies mag ſehr bequem für Studenten ſeyn, ſcheint mir aber in Bibliotheken, welche beſonders für Gelehrte und Literaten beſtimmt ſind, durchaus nicht nöthig zu ſeyn, da dieſe ihre Abende gewöhnlich mit etwas Anderem hinbringen, als auf der Bibliothek über Folianten zu liegen. Die Bibliothek von St. Geneviève in Paris, welche die Studentenbibliothek par excellence iſt, iſt auch Abends offen oder pflegte es wenigſtens vier Stunden lang zu ſeyn.

„Die Beſchuldigung gegen alle ausländiſchen Bibliotheken, daß man nicht bekommen kann, was man verlangt, iſt, da ſie ſich lediglich auf eine Verzögerung begründet, welche zuweilen auf der Nationalbibliothek zu Paris vorkömmt, ungerecht; denn eine ſolche Verzögerung fällt meines Wiſſens ſonſt faſt nirgends vor, ſelbſt nicht in den anderen öffentlichen Bibliotheken zu Paris, nicht in den deutſchen und nicht in den italiäniſchen Bibliotheken. Nicht nur auf der Magliabechiana zu Florenz, ſondern auch auf den großen Bibliotheken zu Ferrara, Bologna, Ravenna, Piſa, auf der Minervabibliothek zu Rom, auf den Bibliotheken zu Turin, Genua und anderen Orten, ſo wie auf den kleineren Bibliotheken, von denen es in Italien ſo viele giebt, zu Sienna, Arezzo, Perugia, Piſtoja, Lucca u. ſ. w., kann der Leſer ſo viele Bücher haben, wie er verlangt, mit der Bedingung jedoch, daß er nicht mehr behalte, als er wirklich braucht. Auch in Bezug auf die Dauer der Stunden, während welcher die Bibliotheken auf dem Feſtlande offen ſind, kann das Schreiben, auf das ich mich beziehe, zu Irrthümern Anlaß geben. Sie iſt länger oder kürzer in verſchiedenen Ländern, hängt ſehr von den Sitten und Gebräuchen ab und iſt in Hauptſtädten länger, als in Provinzial- und kleinen Städten. Da ſich der Schreiber nur auf das Britiſche Muſeum bezieht, ſo hätte er auch ſeinen Bericht auf die Hauptſtädte Europa's beſchränken ſollen; dann würde er nicht haben ſagen können, die Bibliotheken auf dem Feſtlande ſeyen gewöhnlich von 8 oder 9 bis 12 oder 1 Uhr offen. Wäre er auf der Nationalbibliothek zu Paris geblieben, ſo würde er vor 3 Uhr nicht geſtört worden ſeyn. Sie iſt nämlich von 10 bis 3 Uhr offen; eben ſo die Geneviève (ich rede von 1839). In Dresden kann man von 9 bis 1 Uhr leſen; in Berlin von 9 bis 4 Uhr; in München von 8 bis 1 Uhr; in Wien von 9 bis 6 Uhr (ſo ſagte mir wenigſtens der Kuſtos; in Förſter's „Handbuch" heißt es: von 9 bis 2 Uhr); in Turin von 9 oder 10 bis 3 Uhr; in Florenz von 9 bis 2 Uhr; in Rom (auf der Minerva) 5 Stunden täglich; in Neapel von 9 bis 2 Uhr; in Palermo von 9 bis 3 oder 4 Uhr; in Athen von 9

bis 3 Uhr. Nur in Provinzialstädten, sowohl in Deutschland wie auch in Italien, werden die Bibliotheken um 12 oder 1 Uhr geschlossen; in Frankreich jedoch richten sie sich nach der Hauptstadt. Erst müssen wir ähnliche Bibliotheken haben; dann wird es Zeit genug seyn, auch diese mit denen auf dem Festlande zu vergleichen. Um unsere große Nationalbibliothek zu einer öffentlichen zu machen, kömmt es übrigens nicht so sehr darauf an, wie lange man auf dem Festlande lesen kann und wie viel Bücher man auf einmal erhält, sondern darauf, daß man sie, wie es auf dem Festlande Brauch ist, sie allen wohlgesitteten und anständigen Menschen zugänglich macht."

Mannigfaltiges.

— Die schweizer Konditoren in ihrer Heimat. Ueber ganz Europa und jetzt sogar auch bereits über einen Theil von Amerika sind die fleißigen Graubündner verbreitet, die uns so vortreffliche Schokolade und so wohlschmeckende Kuchen bereiten. Wer kennt nicht Josty, Stehely, Giovanoli, Spargnapani ꝛc. in Berlin, und wer hat nicht auch in anderen Städten gern ihre Kunstgenossen aufgesucht, bei denen man sicher ist, neben gutem Kaffee auch immer eine Auswahl von Zeitungen und Journalen zu finden? Es dürfte daher unseren Lesern von Interesse seyn, auch über die besondere Heimat dieser wackeren Leute etwas zu erfahren, und dazu bietet sich Gelegenheit dar in einer kürzlich in Genf erschienenen kleinen Schrift „über Graubünden und das Ober-Engadin", von W. Rey.*) Der Verfasser, Ingenieur in eidgenössischen Diensten, hat im Auftrage des Generals Dufour trigonometrische Messungen einiger Höhepunkte der bündner Alpen auszuführen gehabt und ist bei dieser Gelegenheit in das von Touristen und Reisebeschreibern wenig oder gar nicht besuchte Thal gekommen.

Der Kanton Graubünden hat mehr als irgend eine andere Gegend der Schweiz seine alte Physiognomie, die ursprüngliche Einfachheit seiner Sitten und ein charakteristisches Gepräge sich bewahrt, wozu noch die eigenthümliche rumanische Sprache (roumanche) kömmt, die hier, in dem alten Rhätien, fast ihre einzige Stätte hat und gleichwohl den Bündnern das Vehikel ist, durch welches sie sehr bald und sehr fließend die drei benachbarten Sprachen: Italiänisch, Französisch und Deutsch, sprechen lernen. Diese Sprachgewandtheit trägt wohl auch sehr viel dazu bei, daß die Einwohner so häufig ihre Berge und Thäler verlassen, um sich im Auslande Geld zu erwerben und Vermögen zu sammeln. So wie sie diesen Zweck erreicht haben, pflegen sie in der Regel, mit geringen Ausnahmen (von denen namentlich Berlin einige aufzuweisen hat), nach ihrer Heimat zurückzukehren, wo sie ihr früheres, oft mit schwerer Arbeit verbundenes Landleben fortsetzen, ohne sich die Bequemlichkeiten und Genüsse zu gönnen, die ihnen ihr Reichthum gestatten würde.

„Der Engadiner", sagt Herr Rey, „weiß, wie kein anderer Sterblicher, die beste Schlagsahne und das leckerste Naschwerk zu bereiten; mit seinen Kuchen und Pasteten begleitet er den Seefahrer auf dessen Entdeckungsreisen in ferne Länder und trägt er bis nach Kalkutta und Australien die Geheimnisse des gefüllten Bonbons und des kunstreichen Zuckergusses. Für seine eigene Person ist er jedoch von der strengsten Einfachheit. Er hat etwas vom Spartaner, der, nachdem seine Nase den Dampf der kostbarsten Gerichte eingesogen, diese den Sklaven überläßt und zu seiner schwarzen Suppe und einem Stück Wildpret nachhause geht. Es kann wohl seyn, daß der beständige Anblick der Genäschigkeit vornehmer Leute die bündner Konditoren angewidert und sie gegen Alles, was von Zucker ist, mit stoischer Resignation waffnet; es ist auch möglich, daß ihre frühere Handtierung so mühselig war, daß sie mit der Zeit einen Abscheu vor Allem bekommen, was darauf Bezug hat; genug, ihre Mäßigkeit in Allem, was diese Art von Genüssen betrifft, ist merkwürdig. Diese geht so weit, daß man nicht allein die Kunst der Pasteten- und Kuchenbäckerei im ganzen Thale so gut wie gar nicht kennt, sondern daß auch das frische Brod, das tägliche Brod des Reisenden, dort fast nirgends zu finden ist. So haben in dem Dorfe, in welchem ich wohnte, die reichen Leute nur achtmal im Jahre und die Armen gar nur dreimal jährlich frisch gebacken, so daß man am Ende jeder Periode harten Brodes, selbst in den guten Häusern, mit der Hacke, gleich den Holzhauern, in die Laibe Brod hineinschlug. Man scheute sich sogar, von Dingen zu sprechen, die an die Kuchenbäckerei erinnerten, und schien das Wort Konditor gänzlich in den Bann gethan zu haben. Eine Menge Leute sprachen von ihren Geschäften und ihren Etablissements an diesem oder an jenem Orte bis nach Brasilien und Ostindien, aber Niemand kompromittirte sich so weit, dieses gewisse Etwas, dessen süße Erzeugnisse der Leser gewiß zu schätzen weiß, bei seinem Namen zu nennen."

— Chalonda Marz. Wir haben in dem vorstehenden Artikel der alten rumanischen Sprache im Engadin-Thale, der Sprache unserer aus Graubünden stammenden schweizer Konditoren, gedacht. Wir geben in Nachfolgendem eine Probe dieser Sprache; es ist ein Frühlingslied, ein Lied zur Verabschiedung des rauhen Winters und zur Bewillkommnung des heiteren Lenzes, das die Knaben an einem Volksfesttage, am 13. März, durch die Gassen der Dörfer ziehend, zu singen pflegen. Eine ähnliche Prozession veranstalten die Knaben auch in manchen Orten Deutschlands, namentlich in der Stadt, wo diese Zeilen eben geschrieben werden (zu Glogau in Schlesien), an dem der Charwoche vorangehenden Sonnabend, indem sie, unter Absingung eines Liedes und mit Stöcken bewaffnet, eine vollständig bekleidete Puppe mit sich herumführen und diese dann jubelnd in das Wasser werfen. Hier nennt man das gewöhnlich, „den Tod austreiben", und zwar soll es ein alter Gebrauch, zur Erinnerung an das Aufhören einer Pest, seyn, die einmal bis zu jenem Sonnabend vor der Charwoche gewüthet. Wir glauben jedoch, daß die Knaben-Prozession in Schlesien, eben so wie die in der Schweiz, nichts Anderes, als eine Verabschiedung des düsteren Winters, ist, der mit der Puppe in den wieder vom Eise frei gewordenen Strom geworfen wird.

Was das Fest im Engadin-Thale betrifft, so beweist schon der Tag, an dem es gefeiert wird, und sein Name, wie uralt es ist. Es heißt nämlich „Chalonda Marz", was nichts Anderes, als das römische Calendae martii ist, und wird am 13. März (dem 1. März des alten Kalenders), also an einem Tage gefeiert, an welchem wohl in Rom, nicht aber auf den bündner Alpen der Winter aufzuhören und das Frühjahr anzufangen pflegt. Bekanntlich begann mit dem 1. März das neue Jahr der Römer, und der „Chalonda Marz" ist also, wie die Sprache der Engadiner überhaupt, ein noch im Munde des Volkes erhaltener Ueberrest des Römerthums. Das Lied lautet:

„Chalonda Marz, chalond' Avril,
Laschai las vachas, our d'ai,
Le naiv schmarschescha,
Et l'erba cresch,
Datt' ans qualchosses, ch'el Seguer s'benedescha."

„Der März ist da, April beginnt,
Laßt aus dem Stall die Kuh' geschwind;
Der Schnee schmilzt hin,
Das Gras wird grün,
Uns schenkt etwas, auf daß Euch segne Gott!"

Der Verfasser der „Bilder und Sagen aus Graubünden" (in der zu Chur erscheinenden „Bündner Zeitung") giebt uns von dem Feste des Chalonda Marz nachstehende Beschreibung:

„Am 13. März Morgens versammelt sich die männliche Schuljugend der Gemeinde auf dem Platze; groß und klein, fünf- bis sechsjährige Buben, die kaum die angehängte Schelle nachschleppen können, bis zum vierzehnjährigen Knaben, der, auf sein Altersvorrecht stolz, die hölzerne Klapper zu führen berechtigt ist. Jeder Knabe, mit Ausnahme der Rottenführer, welche die Klappern tragen, hat eine Schelle umgehängt, und zwar um den Hals durch einen Riemen, woran sich eine Hebe, ein hölzerner Knebel, befindet, mit welchem die Hände des Knaben die Glocke in Bewegung erhalten. Am Sammelort wird die ganze Compagnie durch den Alterspräsidenten geordnet. Voraus geht derjenige, der das Glück hat, die größte Glocke zu tragen, dann einzeln hinter einander die größeren Knaben und zuletzt die kleinsten, oft flennend vor Kälte und kaum im Stande, mit den rothgeschwollenen Händchen ihre Glocke zu bewegen. Neben diesen her spazieren, ordnend und stolz, wie der bärtige Wachtmeister, die älteren Knaben mit der Klapper, bald wie Adjutanten die Vorhut leitend, bald die Nachhut aufmunternd. Als den Helden des Tages, ist es ihnen besonders vergönnt, das „Chalonda Marz, chalond' Avril" anzustimmen. Nun setzt sich der Zug in Bewegung, die Schellen läuten lustig, die Klappern machen einen Heiden-Spektakel, Alles jauchzt und jubelt, und von Haus zu Haus zieht die lustige Jugend, mag's schneien oder stürmen, mag die Sonne scheinen oder mag es regnen. An diesem Frühlingszug haftet mancher alte Aberglauben. So heißt es, daß, wenn die Kinder den „Heustock" umgehen, der aber von allen Seiten angeschnitten seyn muß, und auf den Stock selbst treten, dies dann demselben eine längere Dauer gebe.

„Die Wohnhäuser im Engadin hängen mit der Scheune und dem Stalle zusammen, und man gelangt von der Hausflur auf die Scheune und in den Stall. Die Knaben treten daher, Einer nach dem Anderen, durch die Hausthür ein, gehen in die Scheune, umgehen den „Heustock", falls er an Schwindsucht leidet, und kehren dann in derselben Ordnung zurück, um im Hause des Nachbars dasselbe zu thun.

„Dies nennt man „muar oura il chalonda Marz", den März-Anfang auslüten.*) Am 13. März werden dann auch die Hausmütter, welche selbst Knaben unter der Gesellschaft haben, gebeten, den Chalonda Marz in ihrem Hause zu feiern. Es ist nämlich Sitte, daß Eine von den Hausfrauen den Knaben acht Tage lang das, was sie am zweiten Tage in den Häusern eingesammelt, zum Mittag als Speise bereitet, die dann Alle zusammen genießen. Die Reihe geht umher, und so wehrt sich selten eine Mutter, deren Söhne unter der läutenden Gesellschaft sind, die Mühe zu übernehmen. Arm oder reich, beschäftigt oder unbeschäftigt, einmal müssen sie heran, und obwohl manche Aus- und Zulage damit verbunden ist, obwohl eine so zahlreiche kleine Gesellschaft viele Mühe und Geduld erheischt, machen sich doch die meisten Frauen ein Vergnügen daraus, dieser alten Sitte zu genügen. Nur einzelne, modernere Damen, welche die hohen Institute der Civilisation besucht haben, rümpfen das Näschen und wissen nicht, daß diese Gebräuche, von Urältern her ererbt, alte Familienbilder in Bauerntracht sind, die uns an unsere Ablunft erinnern."

*) Leo Grisons et la Haute-Engadine, par W. Rey. Genève, 1850.

*) Oura, vom lateinischen hora, hat augenscheinlich den Weg durch das deutsche „Uhr" gemacht, wie überhaupt in dieser römischen Sprache zahlreiche Wörter deutsch sind; so das oben vorkommende „ans" (uns), das Verbindungswörtchen „oder" und vieles Andere.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Dienstag den 28. Mai 1850.

Italien.

Warum es in Italien keinen grundbesitzenden Bauernstand giebt.

Vom Geheimen Justizrath Dr. Reigebaur.

Das ausgezeichnete Talent, welches die Normannen bei ihrer Niederlassung auf der Nordküste von Frankreich und später in England sowohl, als in Sicilien zeigten: sich fremde Sitten anzueignen und sich selbst als Eroberer beliebt zu machen, hatten schon früher auch die Gothen bei ihrem Auftreten in Italien entwickelt. Das Andenken von Theodorich in Italien ist nicht das eines verwüstenden Barbaren, sondern vielmehr eines weisen Gesetzgebers; denn ihm verdankt Italien die Wiederherstellung des Ackerbaues, der schon nach Plinius durch die großen Güter-Komplexe gelitten hatte. Noch schlimmer war dies unter den abendländischen Kaisern geworden; die unbebauten Felder waren so häufig, daß sie an die Nachbarn vertheilt wurden, mit der Bedingung, daß ihnen auch ihre bebauten Aecker genommen werden würden, wenn sie jene nicht anbauten.

Die Kolonen hatten so wenig Vortheil davon, den ihnen überlassenen Acker als Nutznießer zu bauen, daß ein entflohener Kolon nach dem Gesetz des Kaisers Theodosius eben so wie ein entlaufener Sklave bestraft wurde. Theodorich hob dieses Gesetz auf und bewirkte eine Freizügigkeit, welche vorher so wenig erlaubt war, daß der Patron selbst dann einen Kolon zurückfordern konnte, wenn er Soldat oder Geistlicher geworden war. Die Vertheilung der großen Landgüter hatte deren Benutzung vermehrt, denn seit Odoacer war der dritte Theil aller Ländereien den fremden Milizen gegeben worden, denen die Gothen folgten. Diese aber wurden als arianische Ketzer leider von der katholischen Geistlichkeit gehaßt, daher Justinian seine Eroberung Italiens möglich machen konnte, welcher die den Gothen vertheilten Güter einzog und anderweit in Erbzins gab. Dies ist die Meinung des gelehrten Grafen Carlo Baudi di Vesme zu Turin in seiner gekrönten Preisschrift über das Eigenthum in Italien von dem Falle des römischen Reiches bis zur Einführung des Lehnswesens.*)

Der gelehrte Herr Verfasser meint, daß die Italiäner von den Gothen besser behandelt wurden, als von den Griechen; diese setzten über die meisten Städte einen Militairbefehlshaber, Dux, Herzog; derjenige, der von Narses in Lucca angestellt ward, ist auch nach seinem Namen bekannt; dabei begünstigten die griechischen Kaiser die Bischöfe, besonders den von Rom, welches auch durch die Longobarden geschah, nachdem Agilolf durch seine Gemahlin, die bayerische Theodelinda, von der arianischen zur katholischen Religion bekehrt worden war, was aber der Papst mit Undank belohnte, indem er die Franken herbeirief, nachdem mehrere der sechsunddreißig longobardischen Herzöge sich schon von ihren Königen ziemlich unabhängig gemacht hatten. Während sich hier das longobardische Lehnswesen vollkommen ausgebildet hatte, war auch der Zustand der Landbauer verändert worden. Der Verfasser beweist, daß das Verhältniß der alten Kolonen sich in das der Aldionen umgewandelt habe, welche aber ohne die Erlaubniß ihres Patrons ihr Eigenthum nicht verkaufen konnten, woraus das Laudemium entstand; aus der griechischen Emphyteuse entstand aber die Hörigkeit, und bei beiden wurden, neben Abgaben an Früchten und Geld, Dienstleistungen bestimmt, woraus später die Frohnden, Angariae, hervorgingen; das Resultat aber war dennoch, daß der Landbau in Italien gegen die alt-römische Zeit große Fortschritte machte. Die größeren römischen Gutsbesitzer mußten den dritten Theil ihrer Aerndte an die longobardischen Lehnsherren als Tribut zahlen, unter welche sie vertheilt waren; doch waren auch Römer zu longobardischen Herzogen ernannt worden; dagegen war die römische Munizipal-Verfassung der Städte untergegangen, sowohl in den Städten, welche unmittelbares Eigenthum der longobardischen Könige waren, als in denen, welche den Herzogen gehörten.

Der gelehrte Verfasser beleuchtet die diesfallsigen gründlichen Arbeiten der deutschen Gelehrten v. Savigny und Leo; er zeigt, wie unter Odoacer ein Drittel der Grundstücke vertheilt worden, unter den Longobarden aber sehen wir die Eroberer den Grundherren ihr Eigenthum lassen und sich mit einem Drittel der Früchte begnügen, während nur das Staatseigenthum und das vieler Kirchen vertheilt wird. Auf diese Weise blieben die Privatrechte unberührt und die römischen Gutsherren freie Leute, so wie die Pisanischen Schiffs-Eigenthümer unter der Longobarden Herrschaft. Nicht selten kam es übrigens vor, daß die römischen Gutsbesitzer durch einen Vertrag sich von der Zahlung des dritten Theiles als Tribut durch Abtretung eines Theiles ihrer Grundstücke befreiten. Uebrigens blieben die römischen Gesetze noch lange für die Eingebornen in Kraft, bis die Longobarden sich beinahe ganz mit den Italiänern identifizirt hatten, welche unter den Herzogen als untergeordnete Verwaltungsbeamte mehr zerstreut unter der römischen Bevölkerung lebten, so wie als Besitzer der vertheilten Staatsgüter oder der konfiszirten Güter der feindlich gesinnten römischen Besitzer.

Mit der Herrschaft der Franken wurden statt der Herzoge Grafen als Verwaltungsbeamte, aber mit weit kleineren Bezirken, eingeführt, welche zugleich Richter waren, wozu sie Schöffen zuzogen, die in Italien Iudices genannt wurden. Die Grafen der Gränzbezirke wurden Markgrafen genannt, später die Beamten der größeren Grafschaften, endlich diejenigen, welche mehrere Grafen unter sich hatten; auch pflegte man diejenigen Grafen, welche an den Orten aufgestellt waren, wo sonst Herzoge gewesen waren, Herzoge zu nennen, wie zu Mailand und Bergamo; der von Lucca ward bald Herzog, bald Graf genannt; auch nannte man die Markgrafen bisweilen: größere Grafen. Dabei blieb eben der alte Gebrauch, daß jede Nation nach ihren eigenen Gesetzen beurtheilt ward. Doch da seit Karl dem Großen alle Freie, mochten sie Franken, Longobarden oder Römer seyn, zum Heerbann herangezogen wurden, verwischte sich dadurch am besten der Unterschied der Nationalitäten.

Allein nach dem Tode des kräftigen Karl machten sich seine Beamten, die Grafen der verschiedenen Städte und die Markgrafen größerer Provinzen, von seinen Nachfolgern unabhängig; Berengar, Graf v. Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto, Beide durch ihre Verheirathungen mit dem Kaiserhause verwandt, waren zuerst die bedeutenderen, so daß die Kaiser genöthigt wurden, den anderen Beamten stets mehr Rechte einzuräumen, um gegen sie ein Uebergewicht zu haben; doch wie verderblich dies den Kaisern ward, zeigte bald die Tochter des Markgrafen von Toskana, Ermengarde, und Marozzia, die Witwe eines anderen toskanischen Markgrafen, welche selbst Päpste einsetzte, was nur den Kaisern zukam. Aus denselben Gründen wuchs die Macht der Bischöfe und der freien Grundbesitzer, selbst die schwächeren Grafen mußten sich in den Schutz der mächtigeren Bischöfe begeben, wenn sie nicht von den mächtigen Markgrafen unterdrückt werden sollten.

Die Kaiser selbst beförderten daher gern die Macht der Bischöfe, und in den Städten, wo Bischofssitze waren, ward die Jurisdiction der Bischöfe vorherrschend, und die Kaiser zogen dies vor, nachdem sich ihre Grafen erblich gemacht hatten; so daß dem Bischofe von Verona die Jurisdiction über die Markgrafschaft Trient übergeben ward. Die Kaiser, besonders nachdem unter den Ottonen sie wieder aus eigener Macht Päpste einsetzten, hatten auch auf die Macht der Bischöfe mehr Einfluß. Aus diesem Wettstreite der Gewalt gingen endlich die Verfassungen der freien Städte hervor, wozu Mailand, Cremona und Asti die hervorragendsten Beispiele des Anfangs gaben; um so mehr da die Kaiser selbst die Städte mitunter von der richterlichen Gewalt der Grafen ausnahmen. Otto I. gab diese Befreiung an die Städte Asti, Parma, Agui, Vercelli, Cremona, Novara, Lodi, Bologna u. a. m. Florenz erhielt von ihm dasselbe Recht mit der Ausdehnung eines Weichbildes auf sechs Miglien. Auf diese Weise mußte die Monarchie gegen ihre vermeinten Stützen Hülfe bei den bisher unterdrückten Bürgern suchen.

Nach dem Tode Otto's III. brachte Arduin, Markgraf von Ivrea, mehrere Bischöfe auf seine Seite und ließ sich in Pavia zum König von Italien krönen; um seine Macht zu befestigen, bewilligte er den Grafen und Bischöfen große Vorrechte, besonders die Erblichkeit den Ersteren. Kaiser Heinrich II. that dasselbe, um sich Verbündete zu gewinnen, und so kam es, daß seit jener Zeit, zu Anfang des elften Jahrhunderts, in den Städten die Bischöfe und außerhalb derselben die Lehnsherren in Italien unumschränkte Herrscher wurden. Sein Nachfolger Konrad ließ dem Erzbischofe Eribert von Mailand die unbeschränkte Gewalt über die Stadt; diese empörte sich aber 1036, und in der dem Erzbischofe gelieferten Schlacht blieb sein Bundesgenosse Olderich, Bischof von Asti, womit die Macht der Städte in Italien anfing, wo übrigens damals schon überall das Lehnswesen eingeführt war. Der Verfasser führt Verordnungen der griechischen Kaiser an, welche schon, ehe sie ihre letzten Besitzungen in Italien verloren, ähnliche Einrichtungen trafen, und sogar die Normannen ließen sich mit den ersten Eroberungen belehnen, die sie in Italien gemacht hatten.

Daß die neben dem Lehnswesen bestehende Macht der Bischöfe in den Städten endlich gebrochen ward, erläutert der Verfasser damit, daß die Bischofswahlen Veranlassung wurden, diesen geistlichen Herren so viele Konzessionen abzuge-

*) Der Ritter C. Vesme, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Turins, beschäftigt sich jetzt viel mit Herausgabe von Palimpsesten des Codex Theodosianus, welche von Peyron auf die Turiner Bibliothek gekommen waren.

wlanen, daß ſie endlich ſich ſelbſt um alle weltliche Macht brachten, welche ihnen die geiſtlichen Grafen oder Richter zugeſtanden hatten. So hat auch hier das Bürgerthum die italiäniſchen Städte vor dem Schickſale der deutſchen Souverainetät der Biſchöfe, ſelbſt der Aebtiſſinnen, bewahrt, in welchem Streite nur wenige, wie Köln, nicht unterlegen haben.

Dieſe Verhältniſſe hatten es in Italien dahin gebracht, daß das Eigenthum meiſt dem Verkehr entzogen war und die größeren Komplexe nicht gehörig getheilt werden konnten, ſo daß wenige Eigenthümer, meiſt nur Pächter, das Land bauten, daß noch jetzt bei wenigen weit zu großen Wirthſchaften viele Grundſtücke nur von armen Pächtern in zu kleinen Parzellen benutzt werden.

Der gelehrte Graf Bandi di Vesme hat ſeine verdienſtlichen Forſchungen mit ſorgfältiger Anführung ſeiner Quellen, worunter die Arbeiten der deutſchen Gelehrten häufig genannt werden, bis dahin fortgeſetzt, wo das Lehnsweſen in Italien überall feſten Fuß gefaßt hatte. Die große Zeit Italiens war die des Aufblühens der freien Städte, welche gern unmittelbar unter dem Kaiſer geſtanden hätten, wie die deutſchen, treuen, freien Reichsſtädte, welche nie gegen den Kaiſer waren, während Jene in dem Streite der geiſtlichen mit der weltlichen Macht zum Theil auf die päpſtliche Seite gebracht, und aus Ghibellinen Guelfen wurden; ſo daß auch dieſe Stütze für den Kaiſer verloren ging, nachdem die Lehnstreue der Ritter längſt ſich in dem Kaiſer feindſelige Unabhängigkeit und Erblichkeit verwandelt hatte.

Seitdem haben ſich die Güter der Geiſtlichkeit ins Unendliche vermehrt, die Theilung des Bodens iſt daher noch weniger möglich geworden und damit die Vermehrung der Latifundien, ſo daß in Italien ein Bauernſtand, aus Grund-Eigenthümern beſtehend, eigentlich nicht vorhanden iſt. Meiſtens wird der herrlichſte Boden nur von Pächtern gebaut, ſelten in größeren Wirthſchaften, ſondern in kleinen von armen Pächtern; daher bei allem Fleiße dieſer armen Leute der Ertrag bei weitem nicht ſo iſt, wie er ſeyn könnte, wenn auch der Zuſtand des Landbaues in Italien viel beſſer iſt, als zur Zeit der letzten weſtrömiſchen Kaiſer, wo die meiſten Felder unbebaut lagen und nur zur Hütung benutzt wurden, die Unordnung aber ſo groß war, daß in manchen Gegenden verboten war, Pferde zu halten, damit die Räuber ſich ihrer nicht bedienen könnten.

Spanien hat ſeit dem Verkauf eines bedeutenden Theiles der geiſtlichen Güter ſolche Fortſchritte im Landbau gemacht, daß es jetzt Getraide ausführt, obwohl noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts Zufuhr von außen nothwendig war. Italien war auf dem Wege des Fortſchrittes, allein die dazwiſchen kommende franzöſiſche Revolution hat Alles überſtürzt, und ſo dürften wohl noch lange die ungeheuren Güter der Geiſtlichen dem freien Verkehr entzogen bleiben.

Süd-Amerika.

Die Peruaniſche Republik.

III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. — Der peruaniſch-bolivianiſche Bund. — Krieg mit Chili.

Der Sieg von Socobaya beendet eine erſte Periode der Geſchichte von Peru, die nämlich, wo unabläſſige Militair-Intriguen der oberſten Gewalt jede Wirkſamkeit und Autorität rauben. Dieſer Sieg ſchließt jedoch keineswegs das Zeitalter der Revolutionen; aber er geſtattete, indem die Regierung Peru's jetzt in kräftigere Hände gelangte, ſchon einige erfolgreichere Bemühungen, das wankende Staatsgebäude zu befeſtigen. Uebrigens iſt die Präſidentur des Generals Santa Cruz mehr durch äußere Kämpfe mit den Nachbar-Republiken, als durch Bürgerkriege bemerkenswerth. Es iſt dies ſchon ein Fortſchritt.

Mit dem Siege bei Socobaya war Santa Cruz Herr der Verhältniſſe geworden. Die Verſammlung von Sicuani, welche im vorhergehenden Jahre des Bürgerkrieges wegen nicht ſtatthaben konnte, wurde ſogleich auf den 10. März 1836 berufen. Der erſte Akt dieſer Verſammlung war, die Errichtung der Departements Moquegua, Arequipa, Puno, Cusco und Ayacucho zu einem unabhängigen Staate, unter dem Namen „Süd-Peruaniſcher Staat", zu proklamiren. Die neue Republik ſollte ſich mit Nord-Peru und Bolivia durch ein Föderativband vereinigen und der General Santa Cruz die oberſte Leitung unter dem Titel „Protektor" erhalten.

Von den ewigen, in Lima ausgebrochenen Militair-Aufſtänden ermüdet, ſuchten die Departements des Südens, indem ſie ſich vom nördlichen Peru trennten, die Ruhe, deren ſie ſo ſehr nöthig hatten, und ſie hofften, ſelbige durch eine getrennte Verwaltung zu erlangen. Die Stadt Cusco wurde zum Sitz der Regierung erkoren. Als Hauptſtadt des alten Reiches Peru unter den Inkas, war ſie faſt ganz und gar von den Nachkommen der Indianer bewohnt. Indem man ihre Stadt ſo an die Spitze eines unabhängigen Staates ſtellte, ſchmeichelte man ihrer Eigenliebe. Es ſchien ihnen, als erlangten ſie hierdurch etwas von ihrem uralten Glanze wieder, und der Gedanke eines neuen indianiſchen Reiches miſchte ſich abermals in ihre Träume.

In Bolivia wurde die Errichtung der ſüd-peruaniſchen Republik nicht minder günſtig aufgenommen. Denn der Vertrag, welcher dieſe Republik mit Bolivia vereinte, mußte in letzterem Lande, durch Eröffnung von Abzugskanälen, d. h. Häfen, den Handel, ſo wie den Werth aller Produkte, verdoppeln. Ueberdies war es ſein eigener Präſident, welcher an die Spitze des Bundes zu treten im Begriff ſtand, und der bolivianiſche Einfluß ſchien darum vorzugsweiſe geſichert; daher denn auch die große, in Sicuani proklamirte Akte mit lauten Aeußerungen der Freude und der Hoffnung begrüßt wurde.

Es ſtand jedoch nicht zu vermuthen, daß man dieſe Akte eben ſo in Lima und im Norden Peru's aufnehmen würde, weil ſo in Folge des von den Fremden errungenen Sieges reiche Bezirke verloren gingen. Da indeß für den Augenblick wenigſtens jeder Widerſtand unmöglich war, ſo beruhigten ſich die Gemüther nach und nach endlich; man berief eine andere Verſammlung auf den 15. Juli nach Huaura, um nun auch den neuen aus den nördlichen Provinzen beſtehenden Staat zu konſtituiren. Die Departements des Amazonenſtromes: Junin, Libertad und Lima, wurden zu einer beſonderen Republik gemacht, welche den Titel Nord-Peruaniſcher Staat annahm. Der Einfluß des Generals Santa Cruz war auch hier mächtig geweſen, und man proklamirte ihn zum Protektor des Bundes, während Orbegoſo in Lima und der General Herrera in Cusco das Präſidium führen ſollten. Die beiden Letzteren waren in der That nichts mehr, als Unterbeamte von Santa Cruz.

So ſtand dieſer endlich am Ziel ſeiner langen Bemühungen. Er hatte in ſeiner Hand die Regierung der beiden Republiken Peru und Bolivia vereint. Lima wurde ſeine Hauptſtadt; er war daran, die erſte Rolle in Süd-Amerika zu ſpielen. Sein Ehrgeiz lief hauptſächlich darauf hinaus, die Aufmerkſamkeit Europa's, welches er bewunderte und zugleich beneidete, auf ſich zu ziehen. Er wollte gleichſam als der echte Nachfolger Bolivar's erſcheinen, als der Mann, dem es vorbehalten geweſen, das durch den Libertador begonnene Werk fortzuſetzen und zu beenden, indem er die Völker, welche Bolivar nur befreit hatte, ſtaatlich konſtituirte. Auch rief er eine große Zahl Fremder zu ſich, denen er häufig die wichtigſten Stellen anvertraute. Zugleich nahm er in ſeinen Beziehungen zu den diplomatiſchen Agenten europäiſche Formen an und affektirte edle Abſichten der Art, wie man ſie bei ſeinen Vorgängern nicht immer gefunden hatte. Endlich gewann die von ihm geleitete Verwaltung einen feſteren und freieren Gang, und trotz der Kriege, welche ſeine Anſtrengungen ſo oft hemmten, ja, ihn zuletzt endlich ſelbſt vernichteten, machte das Land reißende Fortſchritte.

Man hat indeß der Regierung des Generals Santa Cruz mit vollem Grund einen ſchweren Vorwurf gemacht. Da er nämlich häufig, um ſeinen Feinden, im Innern wie nach außen zu, widerſtehen zu können, in Geldverlegenheit gerieth, faßte er den argen Beſchluß, die Silbermünzen umzuprägen und ſie mit beinahe einem Drittel Zuſatz zu legiren. Er hoffte, dieſe Münzen einſt leicht wieder aus der Circulation zurückziehen zu können; aber dieſer Tag, den er nahe glaubte, erſchien niemals; er erlag ſelbſt den Anſtrengungen ſeiner Feinde, und das von ihm geſchaffene ſchlechte Geld iſt in Peru und in Bolivia geblieben und wird leider von Tag zu Tag noch vermehrt.

Der innere Friede war überall hergeſtellt, und es blieb Santa Cruz nur noch übrig, ſein Werk zu befeſtigen. Unglücklicherweiſe ſollten ihm neue Schwierigkeiten, die er gar nicht erwartet hatte, in den Weg treten. Chili, welches von den Unruhen in Peru den beſten Vortheil gehabt und faſt den ganzen europäiſchen Handel in ſeine Häfen, namentlich nach Valparaiſo gezogen hatte, Chili fürchtete dieſe vortheilhafte Stellung zu verlieren, wenn die Ruhe in Lima zurückkehrte. Zudem erließ Santa Cruz ein Dekret, welches Chili direkt berührte, indem es die Fahrzeuge, welche einen ſeiner (Chili's) Häfen berührt hatten, ohne zuvor in einen Hafen Peru's einzulaufen, einer ſtarken Abgaben-Erhöhung unterwarf. Natürlich ging nun eine große Anzahl von Schiffen geradenweges nach Callao, welches ihnen den vereinten Markt von Peru und Bolivia bot, einen weit reicheren und ausgedehnteren Markt als Chili aufweiſen konnte. Für letztere Republik lag hierin alſo eine Frage von hoher Bedeutung. Sie ſah keine andere Löſung, als den Untergang der Bundesregierung und den Sturz des Diktators Santa Cruz. Der Krieg wurde beſchloſſen; an Vorwänden konnte es natürlich nicht fehlen.

Der General Freyre, Expräſident von Santiago und nach Peru verbannt, hatte in Callao heimlich zwei Schiffe ausgerüſtet, mit denen er an den Küſten von Chili zu landen bemüht geweſen, um daſelbſt die Verwaltung des Generals Prieto zu ſtürzen. Es iſt ſchwer anzunehmen, daß der General Santa Cruz nichts von dem Unternehmen des Generals Freyre gewußt habe; aber es iſt eben ſo ſicher, daß er ihn auf keine Weiſe unterſtützte. Chili glaubte, Repreſſalien ergreifen zu müſſen, und wiewohl Freyre in ſeinem Unternehmen geſcheitert war, ſo ſchickte man doch ein Kriegsſchiff, die Brigg „Achilles", nach Callao. Wiewohl als befreundetes Schiff eingelaufen und ohne daß irgend Jemand den Verdacht böſer Abſichten ſchöpfen konnte, kaperte die chilianiſche Brigg in der Nacht vom 21. zum 22. Auguſt 1836 plötzlich drei peruaniſche Kriegsfahrzeuge, welche ſich auf ihrer eigenen Rhede überrumpeln ließen. Nun war aber zuvor durchaus keine Kriegserklärung von der Regierung zu Santiago an Peru erfolgt, ja, nicht einmal eine Reclamation rückſichtlich der Angelegenheit des Generals Freyre. Erſt am Tage nach dieſem Piratenſtreiche ließ der Kommandant der Brigg „Achilles" nach Lima berichten, daß die Wegnahme der drei Schiffe nur das Vorſpiel weit ernſterer Feindſeligkeiten ſey. Man begreift, welche Wirkung dieſe ſeltſame Erklärung hervorbringen mußte. In dem erſten Ausbruch ſeines Zornes ließ der General Santa Cruz den chilianiſchen Geſchäftsträger gefangen nehmen. Allerdings wurde er bald wieder in Freiheit geſetzt; aber zu gleicher Zeit empfing er ſeine Päſſe mit der Weiſung, augenblicklich das Gebiet der Republik zu verlaſſen.

Inzwiſchen ſchickte Chili, um die Drohungen des Befehlshabers des „Achilles" zu unterſtützen und die Feindſeligkeiten fortzuſetzen, ein Geſchwader unter der Anführung des Admirals Blanco ab, welches auch bald am Eingange der Rhede von Callao erſchien. Chili wollte offenbar den Krieg; um wenigſtens aber noch einen gewiſſen Schein von Mäßigung zu bewahren, gab es ſeinem Geſchwader einen bevollmächtigten Miniſter und Geſandten, Egaña, bei, um eine Ausgleichung vorzuſchlagen. Es war am 31. Oktober 1836, als das chilianiſche Geſchwader bei Callao ankam. Der General Santa Cruz, welcher fühlte, daß ſich ſeine Macht nur im Frieden befeſtigen könne, war geneigt, Egaña zu empfangen. Die Konferenzen begannen; aber man mußte ſehr bald

die Unmöglichkeit einer Verständigung einsehen. Peru konnte die erniedrigenden Bedingungen, welche Chili ihm stellte, nicht annehmen, und Egaña ließ sich nicht auf das geringste Zugeständniß ein. Um noch einen letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens zu machen, schlug ihm Santa Cruz vor, ihre Differenz den fremden, in Lima anwesenden diplomatischen Agenten zur Entscheidung vorzulegen und sich ihrer Bestimmung zu fügen. Diese Eröffnung wurde wie die anderen zurückgewiesen, und von diesem Augenblick an war der Krieg zwischen den beiden Republiken unvermeidlich. Er wurde erklärt am 28. December 1836, und kurze Zeit darauf vereinte sich auch noch die Argentinische Regierung mit Chili, um das peruanisch-bolivianische Bündniß zu zertrümmern.

Die Vorbereitungen zum Kriege hinderten Santa Cruz nicht, sich thätig mit der definitiven Organisation der drei vereinten Republiken zu beschäftigen. Er wußte sehr gut, daß er seine inneren Feinde noch weit mehr als seine äußeren zu fürchten habe. Die chilianische Flotte war zweifelsohne der seinen überlegen, namentlich seit der Wegnahme der drei Schiffe durch den „Achilles"; aber Peru und Bolivia konnten eine ansehnliche Landmacht stellen und alle Punkte ihrer offenen Küsten mit leichter Mühe gegen etwanige Einfälle schützen. Für ihn handelte sich Alles um die Erhaltung der inneren Ruhe. Daher sah man ihn auch unablässig vom Norden zum Süden, von Peru nach Bolivia, von einem Punkte des großen Reiches zum anderen eilen; er glaubte seine Anwesenheit aller Orten nothwendig. Zugleich wurde eine Versammlung nach Tacna berufen, um die Verfassung der verbündeten Republiken zu redigiren. Der General verfügte sich in eigener Person dahin, sowohl um zu präsidiren, als auch um seine Kräfte im Süden zu vereinen und die Vorbereitungen zu den Vertheidigungsmaßregeln gegen einen möglichen Einfall von Seiten Chili's anzuordnen.

Die Versammlung von Tacna bestätigte dem General Santa Cruz den Titel eines „Bundes-Protektors", den ihm die Versammlungen von Sicuani und von Huaura ertheilt hatten. Sie ließ jedem der drei Staaten seine besondere Regierung und setzte darüber eine General-Regierung ein, bestehend aus einem Kongreß mit zwei Wahlkammern, welche sich alle zwei Jahre abwechselnd in einer der drei Republiken versammeln sollten. Die Ernennung des Ober-Protektors stand dem Kongreß zu und sollte alle zehn Jahre erneuert werden; der abgehende Protektor konnte jedoch wieder gewählt werden. Dies waren die Hauptbestimmungen der zu Tacna votirten Verfassung; es war nur noch die Ratification durch einen jeden der drei Staaten einzuholen. Unglücklicherweise stieß die neue Bestimmung auf Hindernisse, die man am allerwenigsten erwartet hatte. Während der Abwesenheit des Generals Santa Cruz hatte sich in Bolivia eine starke Opposition gegen ihn gebildet. Der Kongreß, unter dem Vorsitz von Calvo, barg in seinem Schooß eine mächtige Partei, welche das Bundessystem zurückwies. Diese Partei, mit den von Santa Cruz für Lima kundgegebenen allzu günstigen Tendenzen unzufrieden, fürchtete, Bolivia werde von Peru absorbirt werden, eines Tages seine unabhängige Nationalität verlieren und zur Provinz des glücklichen Nebenstaates herabsinken. Dem Bundesvertrage drohte daher gleich nach seinem Abschluß schon die Auflösung. Santa Cruz glaubte, sich unverzüglich nach Bolivia begeben zu müssen; er konnte sich jedoch überzeugen, daß unter den gegenwärtigen Umständen jede Diskussion Gefahr drohe. Er suchte die Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß er den Kongreß auf unbestimmte Zeit vertagte.

Schon vorher hatte er den momentan so mißlichen Verhältnissen ein bedeutendes Opfer bringen müssen. Die für die innere Verwaltung zu treffenden Reformen waren stets sein Hauptaugenmerk gewesen, und namentlich die Gesetzgebung, deren Umgestaltung am meisten drängte. Auch hatte er kurze Zeit nach seiner Ankunft in Lima einen neuen Civil-Kodex veröffentlicht, größtentheils im Geiste des französischen Kodex abgefaßt, welcher das Labyrinth der bisher in Peru herrschenden spanischen Erlasse und Bestimmungen ersetzen sollte. Die Anwendung dieses Code stieß auf eine starke Opposition, namentlich bei der Verwaltung und bei den Gerichten, welche nun ihre alte Routine aufgeben sollten, und auch bei der Geistlichkeit, deren zahlreiche Privilegien beschränkt worden waren. Eine Deputation, an deren Spitze sich der Erzbischof von Lima befand, begab sich zum Protektor, um Abänderung des neuen Kodex zu erbitten. Santa Cruz, dessen Herrschaft noch nicht hinlänglich feststand, glaubte für den Augenblick nachgeben zu müssen. Es wurde eine Kommission ernannt, um die Bestimmungen nochmals zu prüfen, und man verschob die Anwendung derselben vorläufig bis auf Weiteres. Bei dem Sturze des Protektors zerstörten seine Feinde aus Haß gegen den Neuerer Alles, was er festgestellt hatte; daher denn auch mit ihm der erwähnte Kodex, der übrigens aller Orten auf allzu viele Opposition stieß, nothwendigerweise gänzlich verschwand.

Während Santa Cruz die Provinzen von Peru durchreiste, um überall die innere Ruhe zu sichern, hatte Chili seine Rüstungen beendigt, und im Oktober 1837 erschien seine Flotte vor dem kleinen Hafen von Hornillos, bei Quilca, wo sie 2800 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie ans Land setzte, welche unverzüglich auf Arequipa los marschirten. Zu schwach, um zu widerstehen, zog sich die Garnison dieser Stadt in die Gebirge zurück, wo sie auf die Ankunft des Santa Cruz wartete, welcher sich noch in Bolivia befand und sich beeilte, seine Truppen zur Zurückweisung des Einfalles zusammenzuziehen. Er langte an der Spitze beträchtlicher Streitkräfte an; er hatte jedoch, um die Chilianer zu vernichten, gar nicht einmal nöthig, ihnen eine Schlacht zu liefern. Wir haben die Lage von Arequipa bereits oben beschrieben. Zwischen der Küste und der Stadt dehnt sich, etwa zwanzig Stunden breit, eine ungeheure Sandfläche hin, die man erst durchschreiten muß, um nach Arequipa zu gelangen. Auf der anderen Seite sind die Cordilleren, deren Durchgang wenige Leute schon gegen eine ganze Armee vertheidigen können. Die Chilianer, welche nicht weiter vorzudringen im Stande waren, sahen sich demgemäß zwischen jener Sandwüste und den in überlegener Zahl vorrückenden Soldaten des Santa Cruz eingeschlossen. Ueberdies noch durch Krankheit geschwächt, waren sie gänzlich unvermögend, sich zu schlagen. Der Admiral Blanco befand sich somit ganz in den Händen seines Feindes; er begriff, daß er den Weg der Unterhandlung einschlagen müsse. (Schluß folgt.)

England.

Türken und Juden in den englischen Dramen zur Zeit Shakespeare's.

Nach J. P. Collier.

Das Athenaeum enthält einige für die Geschichte des alt-englischen Dramas nicht unwichtige Bemerkungen des Herrn Collier, als Herausgeber und Kommentator Shakespearescher Stücke auch deutschen Lesern rühmlichst bekannt, die in unserem „Magazin" einen Platz verdienen. Sie beziehen sich auf den von Shakespeare sowohl, als anderen Schriftstellern, gebrauchten Ausdruck „to turn Turk" und auf die Rolle, welche die Juden in den alten englischen Stücken spielen.

„Die Redensart „Türke werden" kömmt zweimal bei Shakespeare vor (in „Hamlet" und in „Viel Lärm um Nichts"); Niemand jedoch hat bis jetzt eine genügende Erklärung derselben gegeben. In der von mir besorgten Ausgabe habe ich, — in Verbindung mit der Stelle in „Hamlet", Akt III, Scene 2: „Wenn der Rest meiner Habe mit mir Türke würde" — mich mit folgender kurzen Bemerkung begnügt: „Diese Phrase von ehedem scheint mit einer völligen Umwandlung gleichbedeutend gewesen zu seyn; und sie findet sich bei verschiedenen gleichzeitigen Schriftstellern." Die gleichzeitigen Schriftsteller, welche ich im Sinne hatte, waren Dekker, Massinger und Cooke, der Verfasser des als „Greene's Tu Quoque" bekannten Stückes. Reed, im Hinblick auf eine Stelle bei Dekker:

— — Verdammniß ists,
Wenn wiederum Ihr Türke werdet, —

— sagt uns: „Türke werden", scheint ein gewöhnlicher Ausdruck gewesen zu seyn für „die Gesetze der Keuschheit verlassen"; aber weder Reed, noch Dyce, welcher ihn anführt, bringt eine Beweisstelle für diese Ansicht bei, und ich glaube, Beide wären in große Verlegenheit gerathen, auch nur eine einzige zu finden. Gifford (Massinger II. S. 222) drückt sich schon genauer aus, indem er sagt: „Türke werden" war ein bildlicher Ausdruck für eine Umwandlung des Standes (der Lebensstellung) und der Meinung"; meine Bemerkung jedoch, „daß es mit einer völligen Umwandlung gleichbedeutend gewesen", wird durch eine Autorität gestützt, welche ich sogleich anführen werde und die auch den Ursprung der Redensart erklärt. Sie wird zum erstenmal für diesen Zweck citirt, — und ich habe sie erst jüngst gefunden.

Ich meine nämlich die alte Komödie „Die drei Mädchen von London"; über deren Autorschaft einiger Streit möglich ist, weil wir, obgleich sie auf dem Titelblatt als „von R. W. (d. h. vielleicht Robert Wilson) geschrieben" bezeichnet wird, nichtsdestoweniger am Ende beider Druckausgaben (denn sie erschien zuerst 1584 und dann wiederum 1592) die Worte lesen „Finis, Paule Bucke", — als ob dieser Bucke sie verfaßt habe. Die Sache verhält sich folgendermaßen: Paul Bucke war ein Schauspieler und lebte bei den Blackfriars (siehe „Leben der Schauspieler in Shakespeare's Stücken", S. 131) neben dem Theater, und das Vorkommen seines Namens am Ende der „drei Mädchen von London" erklärt sich durch die Annahme, daß er die Abschrift anfertigte, welche gedruckt wurde und die er unterzeichnete, um ihre Echtheit zu bekräftigen, nicht aber, um Wilson seiner Autorschaft dieser volksthümlichen Komödie zu berauben.

Am Ende des Stückes kömmt eine Scene vor zwischen Gerontus, Mercadorus und einem türkischen Richter, welcher zeigt, daß, wenn ein Christ (so lag es in der damaligen Anschauung) in der Türkei darauf einging, „Türke zu werden", er sich dadurch von allen pekuniären Verbindlichkeiten befreite —; mit „der völligen Umwandlung" des Glaubens bewerkstelligte er zugleich eine „völlige Umwandlung" in seinen Vermögensverhältnissen; — und darum die Erklärung des Ausdrucks bei „Hamlet": „Wenn der Rest meiner Habe mit mir Türke würde." Der Held meint, daß, wenn der Rest seiner Habe ihm untreu werde oder verloren ginge, er sich dennoch dadurch erhalten könne, „daß er eine Stelle bei einer Schauspielerbande bekäme."

Gerontus ist ein Jude, welchem Mercadorus, ein Kaufmann, eine beträchtliche Summe Geldes schuldet; — und es ist hierbei zu bemerken, daß, so viel ich weiß, dieses Stück das erste existirende gedruckte Drama ist, in welchem ein Jude vorkömmt. Stephen Gosson sagt in seiner „School of Abuse" 1579, daß ein Stück unter dem Titel „der Jude" im Ball gespielt worden; es ist dieses Stück jedoch nicht bis auf uns gelangt; möglicherweise war es das Original von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" und malte, wie letzteres Werk, „die blutdürstigen Gesinnungen der Wucherer." In den „drei Mädchen von London" dagegen (welche vielleicht gleichzeitig mit Gosson's „School of Abuse" zu Tage kamen) ist der Jude eine vom Charakter des Shylock ganz verschiedene Person und beweist zugleich, daß die Juden doch nicht immer in dem Lichte dargestellt wurden, wie wir sie in Shakespeare und Marlowe erblicken. Dies ist an sich wichtig; meine Absicht ist jedoch nur einzig und allein die Erklärung jenes Ausdrucks in „Hamlet", und ich werde zeigen, daß der hier und in anderen Dramen vorkommende Ausdruck „Türke werden" sich auf jene Art von Bestechung bezieht, welche, wie man annahm, die Türken an den Christen, um sie zum Koran zu bekehren, versuchten, indem Letztere eben durch den Glaubenswechsel der Zahlung aller ihrer Schulden entgehen konnten.

Geronius kömmt vor den „türkiſchen Richter“ und klagt, daß Mercadorus (welcher gebrochen Engliſch ſpricht, was bei dem Juden nicht der Fall iſt) ihm eine bedeutende Summe ſchulde, um deren willen er ihn habe verhaften laſſen. Die drei genannten Perſonen unterreden ſich nun in folgender Weiſe:*)

Richter. Sir Gerontus, Ihr wißt, daß, wenn Jemand ſeinen Glauben,
ſeinen König, ſein Land vertauſcht und Muhammedaner wird, alle ſeine Schulden bezahlt ſind: es iſt dies das Geſetz des Reiches, und Ihr könnt nichts dawider haben.

Gerontus. Das iſt uns bekannt, geſtrenger Richter, noch wollen wir jemals unſeren Geſetzen grollen.

Richter. Senior Mercadorus, iſt es wahr, was Gerontus ſo eben uns erzählt?

Merc. Mein Herr Richter, wahr ſeyn Alles, nichts von mir ſeyn ſollen verhehlt!
Doch ich Türke wollen werden, und darum ich kommen hier.

Richter. Dann iſt's Thorheit, noch Worte zu verlieren. Senior Mercadorus, tretet näher mir.
Legt die Hand auf dieſes Buch und ſprecht, was ich ſage, hinterdrein.

Merc. Recht gern, mein Herr Richter, ich bereit ſchon ſeyn.

Ger. Doch nicht aus Glaubenseifer, um meines Geld's Gewinn allein.

Richter. Sprecht: Ich, Mercadorus, entſage ausdrücklich vor der ganzen Welt meiner Pflicht gegen meinen Fürſten, meiner Achtung vor meinen Aeltern und meiner guten Geſinnung gegen mein Land.

Merc. Und ferner noch erkläre ich und beſchwöre ich, treu zu ſeyn dieſem Lande mein Leben lang; und derohalb vertauſche ich den chriſtlichen Glauben.

Ger. Haltet ein, geſtrengſter Richter! Was thut Ihr, Senior Mercadorus, bedenkt!
Zahlt mir das Kapital, die Zinſen ſeyen Euch geſchenkt.
Wird Zins doch bei Euch Chriſten bewilligt, ſo gut wie in der Türkei.
Drum achtet Euren Glauben und meidet den Schein, mich zu betrügen dabei!

Merc. Nichts, nichts von Zinſen; nichts von Kapital.

Ger. Dann zahlet die Hälfte, noch habt Ihr die Wahl!

Merc. Nichts Hälfte, nichts Zehntel: ich wollen Türke werden, ich ſagen!
Ich ſeyn der chriſtlichen Religion ſatt, und darum nicht wollen länger ertragen.

Ger. Gut, wenn es ſo ſteht, wie ich ſehe, ſo wäre mir grauenvoll des Volkes Geſchrei,
Daß Du meinethalb Deinen Glauben vertauſchteſt, d'rum geb' ich Dich frank und frei
Und erkläre vor dem Richter und der ganzen Welt, daß Deine Schuld getilget ſey!

Merc. O, Sir Gerontus, für Euer Anerbieten ich danken, von Herzen treu.

Richt. Doch, Senior Mercadorus, Ihr werdet nun aber, meine ich, doch noch Türke werden!

Merc. Senior, nein; ich meinen Glauben tauſchen jetzt für nichts auf Erden.

Richt. So iſt's denn wahr, was Gerontus geſagt: Ihr thätet's um des Geldes halber mehr,
Als aus Eifer oder gutem Willen der Türkei zur Ehr'!

Merc. O, Sir, Ihr nicht mich beleidigen müſſen;
Ihr nicht richten ſollen mein Gewiſſen.

Richt. Wer dies geſehen, der richtete wohl und ſpräche zu der Wahrheit Ruhm:
Hier ſuchen Juden zu glänzen im Chriſtenthum und Chriſten im Judenthum! —

Auf dieſe Weiſe entgeht Mercadorus ſowohl der Zahlung der Schuld, als auch dem Wechſel ſeines Glaubens, den er ſchon aufzugeben bereit war, bis ſich der Jude dazwiſchen legte und lieber Kapital und Zinſen fahren ließ, als daß der Chriſt ſeinem Glauben auf ſo ſchimpfliche Weiſe entſagen ſollte. Wir ſehen alſo hier den erſten bekannten Juden auf unſerer Bühne, und zwar einige Jahre vor der Ankunft Shakeſpeare's in London und lange Zeit früher, als der große Dichter den Charakter ſeines Shylock ſchuf, — wir ſehen in Gerontus einen Juden, welcher den uneigennützigſten Edelmuth entwickelt und das bewundernswertheſte Beiſpiel chriſtlicher Milde giebt. Es iſt daher nicht wahr, daß die Bekenner des hebräiſchen Glaubens auf unſerer alten Bühne ſtets als Ungeheuer an Gefühlloſigkeit und Unmenſchlichkeit dargeſtellt wurden, wie ſie Shakeſpeare im „Kaufmann von Venedig“ und Marlowe in ſeinem „Reichen Juden von Malta“ zeichnete.

Die Aehnlichkeit des Namens Gerontus in den „drei Mädchen von London“ mit dem des „Gernutus“ in der Ballade, die man in die Zeit vor Shakeſpeare's Drama ſetzt (ſiehe Percy's „Reliques“ I, 226), iſt der Beachtung werth; aber auch hier ſind die Charaktere der beiden Israeliten einander ganz entgegengeſetzt; denn während Gernutus auf ſeinem Pfunde Fleiſch beſteht, will Gerontus lieber all' ſein Geld verlieren, als den Vorwurf auf ſich ziehen, er habe den chriſtlichen Kaufmann zur Abſchwörung ſeiner Religion gezwungen.“

*) Dieſer Dialog iſt zum Theil in einer Art von menſtrelſen Knüttelverſen geſchrieben, die wir möglichſt beibehalten haben. D. H.

Mannigfaltiges.

— **Philipp II., von Prescott.** Der rühmlichſt bekannte amerikaniſche Geſchichtſchreiber P. Prescott, dem wir bereits eine treffliche Geſchichte Ferdinand's und Iſabella's (der Katholiſchen) von Spanien verdanken, hat jetzt auch eine Geſchichte Philipp's II. in drei Bänden vollendet. Der unter uns lebende wackere Ueberſetzer der Prescottiſchen Geſchichtswerke mag wiederum ſeine Feder ſpitzen; jedenfalls dürfen wir von den gründlichen Studien des Verfaſſers, von ſeiner genauen Kenntniß der ſpaniſchen Literatur und von ſeiner ruhigen Würdigung der Thatſachen und der Menſchen manche neue Aufſchlüſſe über die Zeit und die Regierung Philipp's II. erwarten.

— **Zuſtand der Volks-Erziehung in England.** Wir entlehnen folgende Notizen einer der letzten Nummern der Houzehold Words von Charles Dickens: „Wenn wir das ganze (?) nördliche Europa, mit Einſchluß von Schottland, nebſt Frankreich und Belgien (wo ſich die Erziehung auf einer niedrigen Stufe befindet) nehmen, ſo finden wir, daß auf je 24 Einwohner ein Kind gerechnet werden kann, das die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften erlernt, während in England nur ein ſolcher Zögling auf vierzehn Perſonen kömmt. Man hat die Behauptung gemacht, daß es heutzutage in England und Wales gegen 3,000,000 Individuen giebt, die weder leſen, noch ſchreiben können, d. h. faſt der vierte Theil der Bevölkerung. Ferner, daß von den Kindern zwiſchen fünf und vierzehn Jahren mehr als die Hälfte keine Schulanſtalt beſucht. Dieſe Angaben würden kaum glaublich ſcheinen, träfen wir nicht in unſerem täglichen Leben Fälle von Unwiſſenheit an, die uns erſchrecken würden, wenn wir nicht ſo ſehr daran gewöhnt wären. Wohin wir uns auch wenden, ſtiert uns die Unwiſſenheit, nicht immer mit der Armuth verbunden, ins Geſicht. Ein Blick auf die Gazette, in die Liſte der aufgelöſten Societätshandlungen, zeigt uns faſt in jedem Monat unglückliche Menſchen, die ſich vielleicht im Golde wälzen, aber in Unwiſſenheit verſchlammen, und ſtatt ihrer Namensunterſchrift ſich dem Experimento crucis unterziehen müſſen. Die Anzahl von Geſchwornen, beſonders in den ländlichen Diſtrikten, die nur mit einem Kreuz unterzeichnen können, iſt ungeheuer. Es iſt durchaus nichts Ungewöhnliches, Gemeinde-Akte von großer lokaler Wichtigkeit durch daſſelbe demüthigende Zeichen von Perſonen entſtellt zu ſehen, deren Amt ſie nicht nur als ausgezeichnete, ſondern auch als vermögende Leute charakteriſirt. Eine Hausfrau braucht nur die ihr von den Gewerbtreibenden zugeſtellten Rechnungen nachzuſchlagen, um Hieroglyphen zu entdecken, die ſie zu arithmetiſchen Räthſeln machen. Kurz, die Zeugniſſe von der niedrigen Stufe, bis zu der die einfachſten Grundlagen der Erziehung in unſerem Lande gefallen ſind, haben durch ihre Alltäglichkeit aufgehört, unſer Erſtaunen zu erregen. Wir können nicht durch die Straßen wandeln, in eine öffentliche Verſammlung treten oder die Felder durchſtreifen, ohne daß der finſtere Schatten der Unwiſſenheit über uns ſchwebt.“

— **Die Legende vom britiſchen König Lucius.** In einer neulichen Sitzung der Alterthumsforſcher-Geſellſchaft (Society of Antiqueries) in London hielt der berühmte Geſchichtſchreiber Hallam eine Vorleſung über die Frage, ob der britiſche König Lucius das Chriſtenthum gegen Ende des zweiten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung angenommen habe, wie von einigen mönchiſchen Schriftſtellern verſichert wird. Herr Hallam bezweifelte zunächſt, ob Lucius, der angeblich König von Süd-Wales geweſen iſt, überhaupt exiſtirt habe, noch mehr aber, daß er durch einen Geſandten des Papſtes oder Biſchofs von Rom getauft worden, deſſen Miſſionäre erſt vier Jahrhunderte ſpäter nach England vordrangen. Wie es ſcheint, iſt Rennius der älteſte Autor, der von dieſer Geſchichte ſpricht, während Gildas und ſelbſt Beda, der über Alles, was ſich auf die Einführung des Chriſtenthums in England bezieht, mit ſo gewiſſenhafter Umſtändlichkeit berichtet, ganz von einem ſolchen Ereigniſſe ſchweigt. Aus dieſen und vielen anderen Gründen, die von Herrn Hallam mit erſchöpfender Gelehrſamkeit entwickelt wurden, kam er zu dem Schluſſe, daß es nie einen Lucius, König von Britannien, gegeben habe, und daß ſeine Bekehrung mithin in das Gebiet der Fabel gehöre.

Literariſcher Anzeiger.

Bei J. Kuhnt in Gieſeken erſchien vom Verfaſſer des mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Romans „**Anna Hammer**“:

Neue deutſche Zeitbilder. 2. Abth. **„Joſephe Münſterberg“.** Ein Roman der Gegenwart in 3 Bänden. Preis 3 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

So eben iſt erſchienen und von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Don Juan Tenorio.

Religiös-phantaſtiſches Drama in zwei Abtheilungen
von *Don José Zorrilla.*
Aus dem Spaniſchen übertragen durch **G. H. de Wilde.**
8. Geh. 1 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 65. Berlin, Donnerstag den 30. Mai 1850.

Dänemark.

Der Sternen-Himmel, nach H. Chr. Oersted.*)

Nachdem wir über die treffliche Sammlung Oerstedscher Abhandlungen im Allgemeinen berichtet und auch eine Lebensskizze des berühmten Verfassers mitgetheilt, werden uns die Leser des Magazins gewiß Dank wissen, wenn wir sie mit der Auffassungsweise des dänischen Physikers, dessen Buch die lebhafteste Theilnahme verdient, durch eine zusammenhängende Darstellung bekannt machen. Wir wählten dazu seine Abhandlung „über das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft", die ebenfalls als ein Versuch zu betrachten ist, das große Problem unserer Zeit: die Versöhnung der individuellen Freiheit mit der sittlichen Weltordnung, zu lösen. Der Verfasser zeigt uns den Sternen-Himmel, zunächst, wie er vom Naturmenschen, und alsdann, wie er von der Einbildungskraft und dem denkenden Geist aufgefaßt wird, und knüpft daran eben so tiefe, als jedem Verständnisse zugängliche Betrachtungen.

* * *

„Es ist natürlich der klare, wolkenlose Sternen-Himmel bei ruhiger Luft, auf welchen ich die Aufmerksamkeit hinwenden will. Der Eindruck, welchen er hervorbringt, hat etwas Gemeinsames für alle Menschen; aber die Stärke und Klarheit desselben ist nicht blos anders nach den verschiedenen Natur-Anlagen, sondern auch nach den verschiedenen Entwickelungsstufen, worauf Jeder steht. Auf deren Bedeutung wollen wir hier vornehmlich die Aufmerksamkeit hinlenken; zuerst müssen wir uns jedoch von dem Rechenschaft ablegen, was darin Gemeinschaftliches für alle Menschen ist.

Die Größe des Eindrucks, welchen der gestirnte Himmel hervorbringt, braucht nur erwähnt zu werden. Sie ist von einer so die Sinne treffenden Natur, daß sie zu allererst bei Jedem sich geltend macht: selbst dem Menschen, welcher zu allermeist auf dem Standpunkt der bloßen Sinnlichkeit steht, bei dem also die erwachende Vernunft am wenigsten ihre geheimen Winke in die sinnliche Auffassung mischt, muß der gestirnte Himmel als das Größte erscheinen, was er kennt; aber die große Ausdehnung würde uns todt und leer vorkommen, wenn sie nicht von zahllosen Sternen belebt würde. Das Licht, womit sie vom Himmel strahlen, wird uns doppelt bedeutungsvoll bei der Dunkelheit der Erde; gerade dies, daß wir nichts von allen den Gegenständen sehen, die uns an die einengenden Verhältnisse des Alltaglebens und alles des Vergänglichen erinnern, was sonst sich in unserer Umgebung geltend macht, läßt die Seele sich erweitern und schärft den Sinn für das Licht aus einer höheren, größeren, minder vergänglichen Welt. Die Herrlichkeit des Lichtes tritt auf eine für uns eigenthümliche Weise hervor; seine belebenden und wohlthuenden Wirkungen haben es stets zum herrlichsten Bilde des Lebens und des Guten gemacht; unter dem klaren, milden, nie blendenden Sternenlichte, das nur in unmerklichem Grade uns andere Gegenstände vor Augen führt, wo es aber, so zu sagen, nur das Licht selbst ist, das sich zeigt, haben wir ein Gefühl, als ob Licht und Leben und Glückseligkeit nur dort in der Ferne sey, aber Dunkelheit, Tod und Schrecken hienieden. Es versteht sich, daß eine gewisse Art einseitigen Denkens dieser Auffassung leicht eine ganz falsche Deutung geben könnte, aber das Gefühl, welches die Anschauung in dem ungetrübten Sinn weckt, hat hiermit nichts zu schaffen.

Zu alledem kömmt die tiefe, gleichsam fühlbare Stille der Nacht, während welcher wir eben so schwach durch das Ohr wie bei der milden Sternenbeleuchtung durch das Auge an die niedere Welt erinnert werden. Kurz, es ist kein zufälliges Spiel der Einbildungskraft des Menschen, das ihn unter dem nächtlichen Himmel zur Andacht geweckt hat, sondern es ist ein in der Natur der Dinge tiefbegründetes Gefühl.

Wie verschieden hiervon ist nicht die Mondscheinsnacht! Die mildleuchtende Scheibe nöthigt uns nicht, wie die Sonne, das Auge niederzuschlagen, sondern zieht es nach sich hin und dadurch zum Himmel empor. Inzwischen überstrahlt sie das Licht der Sterne so sehr, daß diese weit weniger unsere Aufmerksamkeit fesseln, zum Theil sogar durchaus nicht gesehen werden, und dagegen zeigt sie uns genug von der Erde, um uns daran zu hindern, sie ganz zu vergessen; so schwebt Sinn und Gedanke zwischen Himmel und Erde mit unbestimmter Richtung, aber voll sanfter Schwärmereien.

Betrachten wir nun die Gestalten, welche diese Grundauffassung auf den verschiedenen Standpunkten des Menschen annimmt. Wir können uns leicht die Weise vorstellen, wie der ganz ungebildete Mensch die Größe des Sternenhimmels fühlt: das hohe Gewölbe breitet sich aus über die ganze Erdfläche, welche er kennt, und erhebt sich über alle Wälder und Berge. Sein Maßstab ist gewiß viel zu klein für den Himmel, aber er bleibt ihm doch das Größte, was er kennt; die Sterne sind für ihn nur Lichtpunkte, aber die Klarheit und Reinheit ihres Lichtes werden nicht unterlassen, auf ihn zu wirken. Der Gegensatz zwischen dem lichten Himmelsgewölbe und der dunkeln Erde, die Stille und die daraus entspringende Seelenruhe haben etwas in der Sinnlichkeit so Begründetes, daß diese Eindrücke ihm auch nicht fremd werden können.

Denken wir uns nun einen Menschen, bei dem das Nachdenken und der Beobachtungsgeist einigermaßen zu einer Wirksamkeit gelangt sind, so wird schon sein Maßstab für die Größe des Himmels gewachsen seyn. Er hat sich einige Sterne besonders gemerkt, die er wiedererkennt, und namentlich müssen einige ausgezeichnete Sternenpaare, welche einander nahestehen, seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; er hat sie über fernen Bergkuppen erblickt, er hat sich diesen genähert und gesehen, wie ihr Abstand zu wachsen schien! Aber der Abstand der beiden Sterne schien unverändert; dieser mußte folglich so groß seyn, daß sein ganzer zurückgelegter Weg im Vergleich damit nichts zu bedeuten hatte; er hat nun einen größeren Maßstab, der seine Vorstellung von dem Himmel erweitert. Er hat darauf gemerkt, daß alle irdischen Lichter schwächer und schwächer erscheinen, je größer ihre Abstände werden, und daß sie in einem mäßigen Abstande völlig verschwinden; aber die Lichter des Himmels, von welchen er weiß, daß sie vielmal weiter von ihm sind, als die fernsten Berge, stehen da so rein und klar, als ob sie zu einer anderen Ordnung der Dinge gehörten. Er hat dergleichen Schlüsse in den Stunden des Nachdenkens und der Beobachtung gemacht; aber die Erinnerungen an diese Ergebnisse begleiten ihn auch in den Stunden, wo er sich ruhig den großen Eindrücken der Natur überläßt.

Denken wir uns nun den Menschen auf der Stufe der Bildung, wo er schon einen Anfang astronomischer Wissenschaft gewonnen hat, so z. B. wie er bei den Chaldäern gewesen seyn kann, so erhält die Betrachtung des Himmels eine neue Größe und Fülle. Er weiß nun, daß es dort unter den kleinen Lichtern des Himmels Wandelsterne giebt, welche ihren vorgeschriebenen Gang zwischen denen gehen, deren Platz am Himmelsgewölbe ein fester ist. Es ist ihm bekannt, daß diese, eben so wie Sonne und Mond, ihren geordneten Gang haben. Die stetigen Beobachtungen vieler Geschlechter haben zu einiger Kenntniß von dem ungleichen Abstande dieser wandelnden Himmelskörper geführt; während er sich dem reinen Eindrucke der Himmelsbeschauung hingiebt, wiederholt er sich gewiß nicht alle die Kenntnisse, welche die Frucht der Untersuchung des Geschlechts sind, zum Theil vielleicht seiner eigenen; aber sie bleiben seiner Anschauung eben so gegenwärtig, wie es die Erinnerungen an die gewöhnlichen Lebenserfahrungen den Alltagsmenschen sind. Sein Maßstab ist wieder weit größer, als auf dem vorhergehenden Standpunkte; für ihn ist schon der Abstand des Mondes ungeheuer groß im Vergleich mit allen Abständen hier auf Erden, und doch sehr nahe im Vergleich mit den anderen Himmelskörpern, an welchen der Mond oft vorübergeht und sie unserem Auge verbirgt. Jeder fühlt, wie der Gedanke von der Größe des Himmels hier gewachsen und bedeutungsvoller geworden ist; aber der große Gedanke an eine Ordnung in den Himmelsbewegungen, und zwar an eine für die Erde folgenreiche und wohlthätige Ordnung, kömmt hier dazu. Es ist der Gedanke einer vernünftigen Leitung außerhalb der Erde, einer höheren Vernunft, welche hier hervortritt, obgleich der menschlichen Natur gemäß nicht ohne manche fremde Bestandtheile. Auf dem früheren Standpunkte hat die Einbildungskraft den leeren Raum der Kenntniß dadurch ausgefüllt, daß sie einen Sonnengott den leuchtenden Feuerwagen des Tages über den Himmel führen und Nachts im Schooße des Meeres ausruhen ließ. Der Mond empfing gleichfalls seine Wagengottheit. Diese Vorstellungen verschwinden schon auf dem Standpunkte, wo sich die erste astronomische Wissenschaft bildet, obgleich sie sich noch lange im Volke erhalten, nicht blos bei den Unwissenden, sondern auch bei denen, welche mit vieler anderen Bildung nicht die vereinen, welche aus der fleißigen Himmelsbetrachtung geschöpft wird. Dagegen erhob sich der Gedanke noch nicht zu der Einheit der göttlichen Leitung; jedes von den wandelnden Himmelslichtern bekömmt seine eigene Gottheit, ausgeschmückt mit irdischen Eigenschaften. Der unermeßliche Einfluß, den die Sonne auf die Erde, und die nicht unwichtige Bedeutung, welche der Mond auf sie, sowohl durch sein Licht wie durch seinen Zeitwechsel, hat, ließ leicht den Gedanken aufkommen, daß auch die anderen Himmelslichter nicht ohne Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse seyn dürften. Dieser Ge-

*) Der Geist in der Natur, von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller, und mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Lord, 1850.

danke mußte um so viel mehr Wurzel fassen, als man nicht darauf fallen konnte, dem Himmel irgend eine Bedeutung zuzuschreiben, ausgenommen mit Rücksicht auf die Erde. Wenn auch die Götter ein höheres Daseyn hatten, so waren es doch Götter der Erde, und diese Erde war der Mittelpunkt des Ganzen. Da fiel man darauf, den kleineren unter den wandelnden Himmelslichtern einen Einfluß auf das Schicksal der einzelnen Menschen zuzuschreiben; so entstand denn die Sterndeutrei, die eine so reiche Unterstützung in den menschlichen Thorheiten fand. Man sieht leicht, daß eine Sonnen-Anbetung oder eine ganze Himmelsanbetung zu diesem Standpunkt paßt, aber daß dagegen Vieles in der früheren Fabellehre nur daneben als Ueberbleibsel aus einer anderen Zeit, welches man der Menge nicht zu nehmen wagte, bestehen konnte.

In Betreff des Himmelsbaues mußte man auch auf diesem Standpunkte noch sich eine falsche und zu beschränkte Vorstellung bilden, obgleich sie weit größer war, als auf den vorhergehenden. Erst dachte man, daß das ganze Himmelsgewölbe sich um die Erde drehte, und daß die wandelnden Himmelslichter ihre Bahnen auf diesem Gewölbe hatten; es anders als fest zu denken, ließ man sich nicht einfallen. Es war die Veste des Himmels, das Firmament, das auf starken Säulen ruhte, z. B. den höchsten Bergen; aber später sah man ein, daß jedes von den wandelnden Lichtern seine Bahn in einem anderen Abstande von der Erde hatte; man mußte jedem sein eigenes Gewölbe geben, ein durchsichtiges Krystallgewölbe, und über allen diesen das Gewölbe der festen Himmelslichter, den reinen Feuerhimmel, den Sitz der höchsten Unveränderlichkeit. Alle diese mußten sich um eine gemeinschaftliche Achse drehen. Man bekam so sieben Himmel für die wandelnden Himmelslichter, einen achten als Sitz für ein ewiges Licht und eine ewige Unveränderlichkeit.

Während wir nun mit unserem Wissen über diesen Standpunkt weit hinausgeschritten sind, müssen wir uns selbst doch gestehen, daß der Geist, welcher mit diesen Kenntniffen genährt war, den Eindruck des Himmels in einer weit mächtigeren Größe und Fülle empfangen mußte als auf der vorigen Entwickelungsstufe und vor allen dazu einen Gedanken an die göttliche Leitung mitbringen, der mit allen seinen Irrthümern doch erhebend und belehrend war.

Die Fortschritte, welche die Astronomie seit der hier besagten Zeit bis zu der Kopernikanischen machte, bildeten in sich selbst keinen neuen Standpunkt. Die Entdeckungen, welche allgemach hinzukamen, waren nicht zahlreich und noch weniger sehr eingreifend, außer insoweit, daß sie den Astronomen immer größere Schwierigkeiten zeigten, die Beobachtungen mit ihren Grundgedanken von dem Weltgebäude zu vereinen; aber außerdem war eine neue Welt-Auffassung durch das Christenthum hinzugekommen. Das Weltgebäude wurde nun als das Werk des einen alleinigen Gottes betrachtet. Es ist wahr, daß diese Ueberzeugung schon früher auf einem kleinen Fleck der Erde und bei einigen höher begabten, unter den Heiden zerstreuten Männern geherrscht hatte; doch wir haben uns dadurch nicht von der Zeitfolge abdringen lassen wollen. Der Gedanke ward im Christenthume reiner, die Erhebung zu Gott höher und herrlicher; aber man verdankte dies nicht der Astronomie. Dagegen muß es dieser zugeschrieben werden, wenn die christliche Einbildungskraft in den vielen Himmelsgewölben zu einer Reihe verschiedener Wohnungen für die Seligen Platz fand.

In der neueren Zeit, von Kopernikus an bis jetzt gerechnet, können wir allerdings mehrere Standpunkte unterschreiben, aber alle in diesem größeren Zeitraume erworbenen Einsichten finden sich so verkettet, daß wir den klarsten Ueberblick dadurch finden werden, indem wir uns sofort auf den Standpunkt unserer eigenen Zeit stellen. Haben wir das, was von hier aus gesehen wird, durchschaut, so können wir, wenn wir es wünschen, uns leicht auf die früheren Standpunkte dieses Zeitalters zurückversetzen.

Die Betrachtung des Himmels hat nun einen ganz neuen Charakter gewonnen: die festen Himmelsgewölbe sind verschwunden, die Erde ist nicht mehr der Mittelpunkt, sondern eine schwebende Kugel unter unzähligen anderen; die Erde selbst ist in den Himmel aufgenommen. Es ist ein ganz neuer Eindruck von Größe, den wir nun von der Betrachtung des Himmels gewinnen. Wir haben Messungen und darauf gegründete Berechnungen, welche uns Abstände zeigen, gegen welche Millionen Meilen kleine Größen sind. Der Uneingeweihte staunt darüber und betrachtet die Sache mit Vertrauen oder Zweifel, je nach Umständen; aber es hat auch unter den Uneingeweihten geistreiche Männer gegeben, welche mit eingebildeter Ueberlegenheit diejenigen verspotteten, welche an der Betrachtung dieser Zahlengrößen Freude fanden: Großes und Kleines, haben sie gesagt, sind ja bloße Verhältnisse; verglichen mit einer Haaresbreite ist die Elle groß, gegen eine Meile nur klein; und was ist wieder eine Meile gegen den Umkreis der Erde! Man findet ja solcherweise für jede Größe noch eine andere, gegen welche sie nur klein ist! Ist es dann nicht kindisch, sich über die großen Zahlen der Astronomie zu freuen! — Alles dies würde richtig seyn, wenn es sich hier um abstrakte Zahlen handelte; aber dies ist durchaus nicht der Fall: nur als Bezeichnungen von Gliedern in dem als ein organisches Ganzes betrachteten Weltsystem haben diese Zahlengrößen ihre Wichtigkeit.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

III. Ein Nord- und ein Süd-Peru. — Der peruanisch-bolivianische Bund. — Krieg mit Chili.

(Schluß.)

Santa Cruz hielt sich eben in Paucarpata auf, einer kleinen, eine Stunde von Arequipa entfernten Stadt, als er die Eröffnungen des chilianischen Führers entgegennahm. Er fühlte mehr als je das Bedürfniß des Friedens; er hatte sich immer danach gesehnt; er hörte daher die gemachten Vorschläge leider mit allzu großer Bereitwilligkeit an und forderte viel zu wenig genügende Garantien, um die Bedingungen des mit Blanco geschlossenen Uebereinkommens sicher zu stellen. Konnte man wohl als bestimmt voraussetzen, die Regierung von Santiago werde nach der Befreiung der chilianischen Armee aus ihrer mißlichen Lage sich nun auch durch das Wort ihres Generals für gebunden halten? Ohne sich allzu sehr mit dieser Frage zu beschäftigen, unterzeichnete Santa Cruz am 17. November 1837 den Friedensvertrag, welcher zwar für beide Theile ehrenvoll war, jedoch nicht die Vortheile für Peru ergab, welche Santa Cruz hätte erzwingen können. Der Admiral Blanco zog sich zurück und segelte ruhig ab. Vierzehn Monate später bewerkstelligten dieselben Truppen, deren Santa Cruz geschont hatte, eine neue Landung bei Lima und errangen den Sieg von Yungay, welcher der politischen Thätigkeit des Protektors ein Ziel setzte.

Nach Blanco's Abfahrt begriff Santa Cruz zu spät den Fehler, welchen er begangen hatte. Chili ratifizirte den zu Paucarpata geschlossenen Vertrag nicht, und der Krieg begann, nachdem er einen Augenblick geruht hatte, lebhafter, als je. Chili wollte das peruanisch-bolivianische Bündniß um jeden Preis zerstören. Es fürchtete die Konkurrenz, welche der Hafen von Callao dem von Valparaiso machen konnte; es fürchtete vor Allem die überlegenen Talente des Generals Santa Cruz, und es sah, um das Uebergewicht im Handel zu behalten, kein anderes Mittel, als den Krieg. Der General Santa Cruz war daher genöthigt, die Waffen abermals wider seinen Willen zu ergreifen.

Das feindliche Geschwader, aus fünf Fahrzeugen bestehend, unter dem Befehl Postego's, zögerte nicht, sich vor der Rhede von Callao zu zeigen (am 3. Mai 1838). Es war indeß zu schwach, um ernstliche Furcht vor einer Landung hervorzurufen, wenn es sonst im Innern ruhig blieb. Unglücklicherweise konnte man schon seit lange eine dumpfe Gährung im nord-peruanischen Staate gewahren; man hatte hier nie den Bund und die Abtretung der südlichen Departements gebilligt. Gamarra zählte immer noch viele Anhänger, nothwendige Feinde des Generals Santa Cruz, welche sogar geneigt waren, sich mit den Chilianern gegen ihn zu verbinden. Letztere rechneten auf diesen Zwiespalt. Die Gegenwart einer bolivianischen Armee in der Nähe von Lima, die vielfache Besetzung der wichtigsten Aemter durch Bolivianer, welche man trotz des Bundesvertrages dennoch immerfort als Fremde betrachtete, hatten das Nationalgefühl der Peruaner verletzt, und der Bund wurde weit mehr durch diese Keime des Zwistes, als durch die Waffen Chili's bedroht. Endlich lastete der Krieg, den man einzig und allein gegen Santa Cruz gerichtet glaubte, vorzugsweise auf den Departements des Nordens, welche ihm am wenigsten ergeben waren. Die späte Anerkennung des Bundes durch den bolivianischen am 30. Mai 1838 in Cochabamba versammelten Kongreß war keineswegs eine Entschädigung für die Schläge, die ihm in Lima versetzt wurden. Es fand hier ein Revolutionsversuch statt; er wurde unterdrückt; die öffentliche Meinung jedoch zeigte sich darum nicht weniger gegen das Bundessystem eingenommen, und alle Anhänger der gestürzten Regierung, alle Ehrgeizigen, welche nur in einer Revolution das Mittel sahen, emporzukommen, arbeiteten eifrig daran, den Haß der peruanischen Bevölkerung gegen die Bolivianer anzuschüren. Schon stand der General Nieto, der militairische Befehlshaber des Nordstaates, mit dem chilianischen Admiral im Einverständniß. Die nach Chili entflohenen Generale Gamarra und Lafuente unterhielten geheime Korrespondenzen mit den Mißvergnügten und ermunterten das Kabinet von Santiago in seinem Landungsprojekt. Sie rechneten auf Unterstützung desselben seitens ihrer Parteigenossen und suchten dieserhalb den Krieg so darzustellen, als wäre er nicht der Kampf einer Nation gegen die andere, sondern als einen Streit zweier Parteien, von denen sich die eine auf die Bolivianer, die andere auf die Chilianer stütze. Um den übeln Eindruck einer fremden Invasion so viel als möglich zu mildern, hatten sie noch dahin gewirkt, daß exilirten peruanischen Offizieren mehrere wichtige Stellen in der chilianischen Armee übertragen wurden, wie sie selbst in ihre Reihen einzutreten gedachten.

Hierauf erklärte sich auch der General Orbegoso gegen das Bundessystem, sey es nun, daß er seine Macht in Nord-Peru unter dem Protektorate von Santa Cruz zu sehr beschränkt glaubte, sey es, daß ihm die Interessen des Landes eine Aenderung seines Verhaltens anempfahlen. Der General Santa Cruz, den seine Stellung zu einer abwechselnden Anwesenheit an den verschiedensten Orten der beiden Republiken nöthigte, befand sich in diesem Augenblick gerade im Süden von Peru; seine Feinde hatten freien Spielraum. Die dem Protektor ergeben gebliebenen Truppen sahen sich gezwungen, Lima zu verlassen, und sie zogen sich nach Callao zurück. Die Chilianer fanden den Moment für eine Landung günstig, und sie benutzten ihn. Sie hatten eben Verstärkung erhalten. Nachdem sie einige Zeit vor Callao gekreuzt, liefen sie in die kleine Rhede von Ancon ein, einige Stunden nördlich von Lima, und landeten daselbst unter der Anführung des Generals Bulnes am 8. August 1838.

Hier zeigte sich nun wieder eine der so häufig in der Geschichte Peru's vorkommenden Verwickelungen. Orbegoso hatte sich gegen Santa Cruz und das peruanisch-bolivianische Bündniß erklärt; er dachte indeß keineswegs daran, eine das Gebiet Peru's angreifende Armee in Freundschaft aufzunehmen. Lafuente und Gamarra, zwei unverbesserliche Verschwörer, befanden sich überdies in den Reihen der Angreifenden. Mehr bedurfte es nicht, um Orbegoso zu bestimmen, an der Spitze von 2500 Mann gegen die Chilianer zu marschiren. Orbegoso trennte seine Sache gänzlich von der des Bundes und ging auf eigene Rechnung gegen die Feinde von Santa Cruz in den Kampf.

Am 17. August wandten sich die Chilianer auf die Straße nach Callao, in der Entfernung einer und einer halben Stunde von Lima. Am 21sten fand

eine entscheidende Schlacht unter den Mauern von Lima selbst statt. Die peruanische Armee schlug sich gut, aber sie war viel schwächer an Zahl; überdies nahm ein bedeutendes Corps unter Nieto, welches mit Bulnes im Einverständniß war, am Kampfe keinen Theil; die Truppen Orbegoso's erlitten eine vollständige Niederlage, und Lima fiel in die Gewalt der Chilianer. Der General Gamarra ließ sich unverzüglich am 24. August, durch eine Versammlung von Notablen, welche Bulnes zu diesem Zwecke rasch berufen hatte, zum vorläufigen Präsidenten proklamiren. Orbegoso schloß sich anfangs in die Citadelle von Callao ein, flüchtete sich dann aber an Bord der französischen Fregatte „Andromeda". Erst am 10. November erschien der General Santa Cruz, nachdem er seine Truppen vereint hatte, vor Lima an der Spitze von 10,000 Mann. Bulnes glaubte nicht, ihn erwarten zu müssen, und zog sich in der Richtung von Huaura zurück; aber anstatt ihn sogleich zu verfolgen und aufs Meer zurückzuwerfen, verlor Santa Cruz eine kostbare Zeit in Lima, welche den Chilianern gestattete, sich zu befestigen.

Santa Cruz war, während er in Lima verweilte, mit einem Plane beschäftigt, dessen Ausführung seinen Erwartungen keineswegs entsprach. Nicht damit zufrieden, die Chilianer aus Peru zu jagen, wollte er vor Allem ihre Flotte zerstören; da er ihnen selbst aber keine eigene entgegenzustellen hatte, begünstigte er die Bemannung und Ausrüstung von Korsaren- oder Kaperschiffen, welche sich vorzugsweise aus den entflohenen Matrosen aller Nationen, die hier ihr Glück machen wollten, rekrutirten. Man kaufte Handelsfahrzeuge und stattete sie für den Krieg aus. Mit Kaperbriefen versehen und unter peruanischer Flagge, sollten sie auf alle Fahrzeuge von Chili Jagd machen und seinen Seehandel zerstören. Ein Franzose, Blanchet, von Santa Cruz zum Schiffscapitain ernannt, erhielt den Oberbefehl über diese Korsaren, und derselbe lief sogleich aus dem Hafen von Callao aus. Die ersten Unternehmungen waren glücklich; Blanchet wurde kühn und wagte es, das gesammte chilianische Geschwader anzugreifen. Das Glück schien ihn anfangs auch hierbei begünstigen zu wollen. Blanchet hatte sich selbst mit dem chilianischen Admiralschiff in Kampf eingelassen und war durch die Ueberlegenheit seiner Artillerie bereits dahin gelangt, letzterem starken Schaden zuzufügen, so daß er nun leicht zur Enterung schreiten konnte, als er plötzlich tödtlich getroffen zu Boden sank. Durch den Tod ihres Führers entmuthigt, gab die Mannschaft den Kampf auf; beide Schiffe trennten sich, zufrieden, sich gegenseitig zu beobachten, und ohne das Feuer von neuem zu beginnen. Die peruanischen Korsaren zogen sich nach Callao zurück; der Tod Blanchet's jedoch hatte sie desorganisirt. Es entstand unter diesen Leuten und Glücksrittern aus allen Nationen Streit, und man mußte die Fahrzeuge wieder entwaffnen.

Es war dies ein harter Schlag für Santa Cruz. Die Chilianer blieben Herren des Meeres, und man hatte kein Mittel mehr, sie anzugreifen. Er entschloß sich endlich, Lima zu verlassen und gegen Bulnes, der noch immer bei Huaura stand, zu marschiren. Die Kräfte des Diktators waren denen seines Feindes allerdings überlegen, und der Sieg schien unzweifelhaft; leider aber herrschte schon lange im peruanischen Lager der Verrath. Die beiden Armeen trafen sich bei dem kleinen Dorfe Yungay (am 20. Januar 1839), einem von da an berühmt gewordenen Orte, denn von der hier gelieferten Schlacht datirt der Untergang der Protektoral-Regierung und der Sturz des Generals Santa Cruz. Während des Kampfes zeigte dieser übrigens keineswegs jenen Muth und jene Kaltblütigkeit, deren es so sehr bedurfte. Seine Unterbefehlshaber verriethen ihn; er wurde vollständig geschlagen, eilte, ohne sich um die Ueberbleibsel seiner Armee zu kümmern, nach Lima und verlangte neue Unterstützung. Von den drei Staaten, welche den Bund ausmachten, war ihm Nord-Peru, wie wir schon erwähnten, am wenigsten günstig, und es war eine seltsame Verblendung, hier nach einer solchen Niederlage Hülfe finden zu können. Die Agitatoren, welche er einen Augenblick niedergehalten hatte, sahen in seinem nahen Sturze nur eine Gelegenheit, sich von neuem zu zeigen, sich des politischen Schauplatzes zu bemächtigen und nun ihrerseits ans Ruder zu gelangen. Mehrere von ihnen waren auch mit den Chilianern im Einverständniß; keiner dachte daran, sie zurückzuweisen. Sie nahmen sogar die Miene an, als sähen sie in ihnen nicht Feinde, welche in ihr Gebiet eingefallen, sondern Verbündete gegen die Obmacht der Bolivianer. Es ließ sich voraussehen, Peru werde einst den Jahrestag der Schlacht von Yungay als einen Sieg feiern.

Da Santa Cruz von Lima nichts erlangen konnte, begab er sich nach Arequipa, wo er ein Reservecorps zurückgelassen hatte. Er wußte, daß der Süden eine günstigere Stimmung für ihn hegte, als der Norden, und schmeichelte sich, auf die mittäglichen Provinzen gestützt, seiner Sache bald wieder aufzuhelfen. Er sah sich auch in der That wieder an der Spitze eines neuen Heeres; das südliche Peru war noch im Besitz aller seiner Quellen, und hätten die Einwohner dieser Provinzen wirklich aufrichtig zu Santa Cruz gehalten, so wären die Chilianer wahrscheinlicherweise wieder zurückgeschlagen worden; in Amerika jedoch sind die Freunde, die sich für einen besiegten Chef opfern möchten, noch viel seltener, als irgend anderswo. In Arequipa wie in Lima waren alle die kleinen persönlichen Gelüste des Ehrgeizes schon in Bewegung; jeder dachte nur an den Vortheil, den er möglicherweise aus einer Veränderung der Politik ziehen könnte, und die Sache der Vertheidigung gegen einen feindlichen Einfall erlag auch hier den Privat-Interessen. Der General Santa Cruz mußte sich zuletzt, von seinen Soldaten von neuem verrathen, mit Mühe und Noth auf ein englisches Kriegsschiff flüchten, am 23. Februar 1839. Einige Tage darauf zog der General Gamarra wiederum in Lima mit den Chilianern ein, und die Bolivianer überließen ihm die Citadelle von Callao, welche sie bis dahin besetzt gehalten.

So endete das peruanisch-bolivianische Bündniß. Es konnte auch nicht anders kommen, da es keinem Menschen möglich gewesen wäre, die zahllosen in diesen Ländern waltenden Eifersüchteleien und Rivalitäten zu ersticken. Nicht die chilianische Intervention, sondern die Gewalt der Umstände hat es zertrümmert. Hätte Santa Cruz auch bei Yungay gesiegt, so wäre er doch später selbst noch oder wenigstens sein Nachfolger gescheitert. Das Gebäude konnte kein Bestehen haben, es fehlte ihm der Grund. Um in den Händen eines einzigen Mannes so ausgedehnte Länder mit so zwiespältigen Elementen zu vereinigen, mußten dem Protektor einsichtsvolle und ganz zuverlässige Unterbeamte zu Gebote stehen und eine Flotte von Dampfschiffen, um rasch mit seinen Kräften an bedrohte Stellen zu gelangen. Santa Cruz konnte nicht einmal auf seine Flotte von Segelschiffen zählen, welche sich im Gefühl ihrer Schwäche seit dem Erscheinen des chilianischen Geschwaders nicht mehr zu zeigen wagte. Der widersetzliche und ehrsüchtige Geist seiner Unterbefehlshaber ließ ihn überdies allzu deutlich erkennen, wie wenig sie sein Vertrauen verdienten.

Nach den Bestimmungen der auf dem Kongreß zu Tacna votirten Verfassung sollte die Bundesregierung abwechselnd in jedem der verschiedenen Bundesstaaten ihren Sitz haben; in der That jedoch hatte Santa Cruz Lima zum fast fortwährenden Sitz des Protektorats gemacht. Er schien eines großen Schauplatzes zu bedürfen, wo ihn ganz Amerika sehen konnte, und in Rücksicht hierauf hatte er allerdings seine Wahl aufs beste getroffen; aber vom politischen Standpunkte aus beging er einen großen Fehler. Als Heerd ewiger Intriguen und Revolutionen war Lima die letzte Stadt, wo er seine Macht fest zu begründen hoffen durfte. Stets von den Peruanern als ein Fremder angesehen, verletzte Santa Cruz wider Willen das Nationalgefühl derselben, während er sich durch den Lima ertheilten Vorzug auf der anderen Seite auch den Geist der Bolivianer, seiner wärmsten Anhänger, entfremdete. Und wurde Bolivia nicht in der That auch zu einer zweiten Rolle verurtheilt? So hatte Santa Cruz in beiden Ländern seinen Sturz vorbereitet.

Italien.

Geschichte der Revolution in Italien im Jahre 1848. *)

Die allgemeine Erhebung Italiens, beschleunigt durch den Einfluß der französischen Februar-Revolution von 1848, war das Resultat sehr verschiedener Ursachen, die, um richtig gewürdigt zu werden, eine vollständige und genaue Geschichte der verschiedenen Staaten, aus welchen dieses Land seit dem Jahre 1815 besteht, erfordern würden. Man müßte nachweisen, wie bei den einen die beklagenswertheste Verwaltung, bei den anderen der Druck der Fremdherrschaft dazu beigetragen hat, die Keime der Unzufriedenheit an den Tag zu legen und die gebildeteren Klassen in die Reihen einer thätigen und unruhigen Opposition zu treiben, welche die extremsten Grundsätze der Demokratie zu den ihrigen machte, während der übrige Theil der Nation den Ideen der Unabhängigkeit und Freiheit fremd blieb. Die Reformversuche, welche von einigen italiänischen Fürsten gemacht wurden, haben nicht die nöthige Unterstützung gefunden, weil sie weder verstanden, noch von dem Volke gewünscht wurden und weil sie keineswegs den Forderungen der Anhänger einer radikalen Umwandlung entsprachen. Herr Ricciardi, der zu den Letzteren gehört und selbst eine Rolle in den Begebenheiten Neapels gespielt hat, legt in der Kürze die dem Jahre 1848 vorhergegangenen Thatsachen aus einander. Er ist ein heftiger Demokrat, dessen entschiedene Meinungen im Allgemeinen weder Behutsamkeit, noch Kompromisse auf politischem Gebiete zulassen. Er beurtheilt die Menschen und Dinge von seinem Standpunkte mit einer derben Freimüthigkeit und weist Alles, was ihm als eine Abweichung von dem demokratischen Prinzipe erscheint, in welchem er allein die Quelle der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit sieht, mit Verachtung zurück. Der Liberalismus ist in seinen Augen nur eine beklagenswerthe Täuschung, eine Art Lüge, vermittelst welcher sich Fürst und Volk stillschweigend über das wahre Ziel und über das Geheimniß ihrer entgegengesetzten Tendenzen zu täuschen suchen.

Mit solchen Ueberzeugungen kann Herr Ricciardi kein vollständig unparteiischer Geschichtschreiber seyn; wie könnte er es übrigens auch, wenn er von Begebenheiten spricht, an welchen er selbst den lebhaftesten Antheil genommen und deren unglücklicher Ausgang ihn von neuem in die Verbannung geführt hat? Dennoch ist sein Buch, obwohl es das revolutionaire Gepräge trägt, und vielleicht gerade deshalb, lesenswerth; denn es enthält vortreffliche Data über den Stand der Meinungen in Italien, über die Uneinigkeiten zwischen den Häuptern der Bewegung und über die Ursachen, durch welche der Enthusiasmus, der das ganze Volk von einem Ende der Halbinsel bis zum anderen beseelt hatte, so schnell erloschen war. Jene Aufwallung war augenscheinlich viel mehr das Resultat der Wirksamkeit geheimer Gesellschaften als eines Bedürfnisses der Freiheit und der allgemein gefühlten Unabhängigkeit. Die große Mehrheit der Nation blieb theilnahmlos und schien dem Kampfe als einfacher Zuschauer beizuwohnen. Die Kämpfenden selbst waren in zwei Kategorieen getheilt: die Einen waren von dem einzigen Wunsche beseelt, die Fremdherrschaft zu stürzen; die Anderen hofften, das ganze Land von der Wurzel bis zum Gipfel zu revolutioniren, um zur nationalen und demokratischen Einheit zu gelangen. Ersteren schien die Beihülfe der Fürsten angenehm, ja, selbst wünschenswerth; die Letzteren hatten es sich dagegen vorgenommen, alle bestehenden Regierungen über den Haufen zu werfen. Unter den Revolutionairen selbst herrschte auch keine vollständige Uebereinstimmung, denn man sieht, daß Herr Ricciardi nicht alle Ideen Mazzini's theilt, und daß Jeder nach

*) Histoire de la révolution d'Italie en 1848, par J. N. Ricciardi, ancien député au parlement de Naples. Paris, 1850.

seinen eigenen Eingebungen handelt. Hieraus wird es klar, daß die italiänische Sache verloren gehen mußte; die republikanische Partei gewann zwar die Oberhand, führte aber sehr bald eine Reaction herbei, gegen welche sie sich nicht zu halten vermochte.

Herr Ricciardi kömmt öfter auf die gegen Karl Albert gerichteten Anklagen zurück; was Pius IX. betrifft, so ist er der Meinung, daß der Charakter dieses Mannes als Papst ihm nicht erlaubt hätte, anders zu handeln, als er gethan, und daß es eine Thorheit sey, irgend welche Reformen von einem solchen Herrscher zu erwarten; Rom müßte, um frei zu seyn, vor allen Dingen darauf Verzicht leisten, der Sitz des Papstthums zu seyn.

Der König von Sardinien, die Zielscheibe der bittersten Vorwürfe, nachdem er anfänglich als ein Held gepriesen worden war, verdiente, glauben wir, weder die übermäßige Ehre, noch diese unwürdige Behandlung; seine Geschichte scheint uns ganz einfach einen neuen Beweis von der Unbeständigkeit der Volksgunst und von der Eil, mit welcher in der Zeit der Revolution die öffentliche Meinung von einem Extrem zum anderen überspringt, zu liefern. Was den Papst anlangt, so glauben wir, daß die Beurtheilung des Herrn Ricciardi eine ganz richtige ist. Offenbar konnte Pius IX. auf seine weltliche Macht nicht Verzicht leisten, ohne die Interessen der Kirche, wie sie seit Jahrhunderten besteht, in Gefahr zu bringen. Bei seinem ersten Schritte auf diesem Wege mußte es ihm klar werden, wohin er führen konnte. Sobald er die Existenz des Papstthums bedroht sah, wurde es für ihn eine gebieterische Nothwendigkeit, dasselbe zu vertheidigen. Der glückliche Erfolg der Republikaner war ohne eine religiöse Revolution unmöglich, und die Sorgfalt, mit welcher sie es vermieden, die Frage auf dieses Gebiet zu versetzen, beweist hinreichend, wie wenig Italien dazu vorbereitet war, die Verfassungen zu empfangen, womit man dasselbe beschenken wollte. Damit die durch Herrn Ricciardi eingestandenen Grundsätze den Sieg davontrugen, war nicht allein der Sturz der katholischen Hierarchie, sondern auch die Erweckung eines tiefen, aufgeklärten, thätigen Glaubens nothwendig, der sich der Massen bemächtigte und durch sein Frucht bringendes Handeln die nationalen Sitten änderte. Das ist das Werk der intellektuellen und moralischen Emancipation, welche nothwendig der Einrichtung der politischen Freiheit vorausgehen muß, unter welcher Form übrigens man auch dieselbe realisiren wolle. (B. U.)

Mannigfaltiges.

— Englisches Urtheil über „eine Stimme aus Ungarn." Bei Duncker in Berlin — schreibt die Daily News — ist ein vortreffliches Werk über Ungarn von einem Herrn Schlesinger erschienen, welches den Titel „Eine Stimme aus Ungarn" führt. Der Verfasser ist ein Oesterreicher, der sich während der Ereignisse der letzten zwei Jahre in Ungarn aufhielt. Er ist dem Lande, seinem Volke und seinen Helden zugethan, da er aber keinen persönlichen Antheil an dem Kampfe nahm, so hat er durchweg die Unparteilichkeit und Besonnenheit des Urtheils bewahrt, die in aufgeregten Zeiten den Memoiren der handelnden Personen fehlt und aus begreiflichen Gründen fehlen muß. Der Sieg der Oesterreicher und Russen setzte ganz Europa in Erstaunen, und er wurde allgemein dem Verrathe Görgey's zugeschrieben. Nachdem man Herrn Schlesinger's Werk gelesen, lernt man die Geschichte Ungarns besser verstehen und einsehen, warum so viel Heldenmuth nur mit einem raschen und vollständigen Fall endete. Die Ungarn sind ein ritterliches Geschlecht, feurige Kämpfer, Männer von Herz und nur dem Impuls des Augenblickes folgend. Aber zu ihrem Unglück sind sie Eroberer im eigenen Lande und haben das Bewußtseyn dieser Stellung nie verloren. Der Magyar hat seinen nationalen Gott und glaubt selbst ein Privilegium auf den Himmel zu haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß der Magyar die anderen Stämme, die neben ihm im Lande wohnen, verachtet oder mißhandelt; wir wissen auch, daß es Ungarn war, welches Europa das Beispiel gab, die exceptionellen Gesetze gegen die Juden abzuschaffen.*) — Doch war dies nur in den letzten Tagen seines Unabhängigkeitskampfes, in der Reichstagssitzung vom 28. Juli, ein paar Wochen vor der Capitulation von Villagos, als die Magyaren der ungarischen Kammer zu spät die gesetzliche Gleichheit der verschiedenen, ihr Land bewohnenden Nationalitäten anerkannten. Der ritterliche oder, wenn man will, aristokratische Charakter ist dem Magyaren bis zum ärmsten Bauer hinab eigen. Er ist die Quelle der edelsten Eigenschaften, aber auch mancher Erscheinungen von weniger lobenswerther Art und namentlich der Abneigung gegen die Arbeit. Jedes Frühjahr wandern Schaaren von slowakischen und mährischen Bauern ein, um das Land zu bebauen; jeden Herbst kehren sie wieder, um die Aerndte einzusammeln. Die Roßhirten oder Csikos, die so muthig und so poetisch sind, bringen ihre Zeit nur damit zu, durch das Land zu jagen. Sie geben treffliche Husaren ab, die auch der besten Infanterie furchtbar werden können, aber, um eine tüchtige Armee zu bilden, sind vor Allem wahrhafte, gut eingeschulte Soldaten erforderlich und nicht Leute, die nur zum Vergnügen und aus Enthusiasmus fechten. Es giebt keinen poetischeren Anblick, als die magyarischen Reiter, wie sie sich auf den Feind stürzen, als ob der Kampf ein bloßes Spiel wäre; aber Leute, die so kämpfen, laufen Gefahr, das Ende des Spiels weniger lustig zu finden, als den Anfang. Wenn die Schlacht hartnäckig und anstrengend wird, möchten wir lieber an der Spitze eines österreichischen oder russischen als eines ungarischen Corps stehen. Wer nicht gewohnt ist, zu arbeiten, weiß natürlich auch nicht zu gehorchen. Und, was das Schlimmste ist, wer nicht zu gehorchen weiß, versteht noch weniger zu kommandiren. Dies ist die wahre Ursache, warum Ungarn den letzten Feldzug so unglücklich führte; vom ersten Augenblick an versagten die Generale der Regierung des Landes den Gehorsam. Kossuth gab dem General Moga den Befehl, Jellachich anzugreifen und auf Wien zu marschiren; Jener handelte, wie es ihm gutdünkte, und that weder das Eine, noch das Andere. Später war es eben so mit Görgey. Dieser General gehorchte nie den Befehlen der Civilgewalt. In der Regel ignorirte er sie vollständig, und wenn er dies nicht konnte, so versprach er zwar, zu gehorchen, that aber das Gegentheil. Daß Militairpersonen glauben sollten, den Krieg besser zu verstehen, als „ein Advokat", ist wohl natürlich; wenn jedoch ein Regent, ein Diktator, außer Stande ist, die Truppen im Gehorsam zu erhalten, so muß das edelste Unternehmen fehlschlagen. Die ungarischen Sitten und Gewohnheiten erklären es aber hinlänglich, wie Görgey es wagen konnte, die ihm gegebenen Befehle zu mißachten. Als das Band der Disziplin einmal gelöst war, erlag der ungarische Heldenmuth der Mannszucht, die in den Reihen der Russen herrschte und die das österreichische Heer selbst in seinen größten Unfällen nicht verlassen hatte. Das Buch des Herrn Schlesinger ist uns der Schlüssel zu Vielem gewesen, was in der neuesten Geschichte Ungarns räthselhaft schien. Wenn wir auf dieselbe zurückschauen, so sind wir geneigt, das Ende der Laufbahn Görgey's weniger tadelnswerth zu finden, als deren Anfang, da der Erfolg, der seinen ersten Ungehorsam begleitete, ihn zur Fortsetzung seines unabhängigen Benehmens verführte, während doch nichts, als gemeinsames Handeln unter Leitung eines einzigen, höheren Gedankens, das Vaterland retten konnte.

*) Dies war bekanntlich in Frankreich schon durch die Revolution von 1789 und in Deutschland gleich nach der März-Revolution geschehen.

Programm

der Teylerschen theologischen Gesellschaft in Haarlem, für 1850.

Die Direction der Teylerschen Stiftung in Haarlem hat, nebst den Mitgliedern der ersten Abtheilung, in einer Versammlung, gehalten am 9. November v. J., ein Urtheil ausgesprochen über eine deutsche Abhandlung zur Beantwortung der Preisfrage für 1849, über die von den Tübinger Theologen behauptete absolute Differenz zwischen der Lehre und Richtung des Apostels Paulus und der übrigen Apostel. Einstimmig wurde ihr der Preis zuerkannt. Bei Eröffnung des versiegelten Namenszettels machte sich als Verfasser bekannt Gotthard Viktor Lechler, Dr. philos., Diakonus in Waiblingen, Königreich Würtemberg.

Ferner wurde die folgende Frage zur Preisbewerbung ausgesetzt:

„Die erste Abtheilung der Teylerschen Stiftung machte im Jahre 1805, durch die Aufstellung einer Preisfrage über die Wirksamkeit der Missionsgesellschaften in den zwei letzten Jahrhunderten, diese zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung und ertheilte den Preis dem Herrn Jakob Haizer für seine eingesandte Arbeit.

„Der Verlauf so vieler Jahre, die großen Fortschritte der Missionsgesellschaften, die dadurch vielfach geänderte Würdigung dieser Gesellschaften, die noch immerdin getheilten Meinungen über die Befugniß, die Berechtigung und Verpflichtung zu dem Missionswerk, so wie über die beste Art und Weise, um es zu fördern — dieses Alles macht es wünschenswerth, daß diese in das Leben der christlichen Welt so tief eingreifende Frage aufs neue einer gründlichen Behandlung unterzogen werde. Die Teylersche Stiftung glaubt wenigstens den Anforderungen unserer Zeit zu entsprechen, wenn sie die Aufmerksamkeit der christlichen Welt abermals auf diesen höchst bedeutsamen Gegenstand hinleitet. In dieser Absicht stellt sie die folgende Frage zur Beantwortung:

„Wie erweisen sowohl die durchgehende Lehre des N. Testamentes, als die bestimmten Aussprüche Jesu und seiner Apostel, daß die Ausbreitung des Christenthums unter nicht-christlichen Völkern (die Propagatio) ein wesentlicher und eigenthümlicher Grundzug der Kirche ist, welche Christus gestiftet hat, und demnach als eine heilige Pflicht auf ihr und auf ihren einzelnen Mitgliedern ruht? Was geht daraus ferner zur Beantwortung der Frage nach dem Antheil, den die Kirche oder die Gemeinde an diesem Werke nehmen muß? Welches sind die Ergebnisse einer genauen Untersuchung und Würdigung dessen, was durch die Missionsgesellschaften früherer und späterer Zeit zur Ausbreitung des Christenthums unter Juden, Muhammedanern und Heiden geschehen ist und noch fortwährend geschieht? Und welche Belehrungen, Warnungen und Ermuthigungen sind daraus herzuleiten in Betreff der besten Mittel, um das vorgesteckte Ziel unter den genannten Völkern zu erreichen?"

Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von Fl. 400 an innerem Werth.

Man kann sich bei der Beantwortung des Holländischen, Lateinischen, Französischen, Englischen oder Deutschen (nur mit lateinischer Schrift) bedienen. Auch müssen die Antworten mit einer anderen Hand als die des Verfassers geschrieben, vollständig eingesandt werden, da keine unvollständige zur Preisbewerbung zugelassen werden. Die Frist der Einsendung ist auf den 1. Januar 1851 festgesetzt. Alle eingeschickten Antworten fallen der Gesellschaft als Eigenthum anheim, welche die gekrönte, mit oder ohne beigefügte Uebersetzung, in ihre Werke aufnimmt, so daß die Verfasser sie nicht ohne Erlaubniß der Stiftung herausgeben dürfen. Auch behält die Gesellschaft sich vor, von den nicht gekrönten Antworten nach Gutfinden Gebrauch zu machen, mit Verschweigung oder Meldung des Namens des Verfassers, doch im letzten Falle nicht ohne seine Zustimmung. Auch können die Einsender nicht anders Abschriften ihrer Antworten bekommen, als auf ihre Kosten. Die Antworten müssen nebst einem versiegelten Namenszettel, mit einem Denkspruch versehen, eingesandt werden an die Adresse: Fundatiehuis van wijlen den Heer P. Teyler van der Hulst, te Haarlem.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutſchen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerſtraße Nr. 23, und bei Leop. Laſſar, Behrenſtraße Nr. 2), ſo wie von allen Königl. Poſt-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 1. Juni 1850.

Frankreich.

Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp.

Nach Louis Napoleon und J. J. Baude.*)

Die Demokraten in Frankreich ſind eifrig bemüht, die Vortrefflichkeit der Republik in ſchönen Phraſen darzuthun, während die Triebfeder aller ihrer Handlungen der Eigennutz iſt. Jeder Sozialiſt glaubt, daß der Staat ihn ernähren müſſe, ſey es dadurch, daß er ihm Arbeit verſchafft oder in deren Ermangelung ihn unterſtützt: auf dieſe Weiſe macht man das vom Staate gewährte Almoſen zu einer ſchuldigen Verpflichtung und untergräbt unter dem Vorwande, die öffentliche Hülfsleiſtung zu organiſiren, alle Arbeit. Wenn doch lieber diejenigen, welche das Volk oft in ihren Schriften langweilen, mit gutem Beiſpiel ſelbſt vorangingen, ſtatt daß ſie daſſelbe aufregen und jeder Arbeit zu entfremden ſuchen! Dieſes nun fühlt wohl, daß es nur unter einer verſtändigen und ſtarken Regierung gedeihen kann, aber es irrt oft in der Wahl ſeiner Führer, da es für jeden Eindruck empfänglich iſt. Ob nun ein ſolches Volk, welches bei einer guten Leitung die erſte Stelle unter den Nationen einnehmen kann, gewinnt, wenn es ſich als Republik konſtituirt; ob es dadurch ſeine Zukunft feſt begründet oder nicht; ob es ſein Glück oder ſein Unglück dadurch herbeiführt — hierüber entſcheidet die Zeit: ſo viel indeß iſt gewiß, daß ſich die Republik in ihrer ganzen Organiſation dem nationalen Charakter anpaſſen muß. Eine Verfaſſung, in welcher unſere Leidenſchaften das Staatsruder führten, würde uns nur den baldigen, gewiſſen Untergang verbürgen: die Geſchichte giebt uns hierfür die klarſten Beweiſe. Nicht Rußland, Preußen und Oeſterreich waren es allein, welche Polen aus der Reihe der Völker geſtrichen: das liberum veto ſeiner Verfaſſung hat dies beſonders bewirkt. Wenn nun gleich Frankreich nur durch ſich ſelbſt fallen kann, ſo würde doch ein längeres Verharren in den Irrthümern, durch die es leidet, es ins Verderben ſtürzen. Wofern wir daher von der Vorſehung noch nicht dem unausbleiblichen Untergange geweiht ſind, werden jene Irrthümer weder dem natürlichen Verſtande, der uns innewohnt, noch unſerer Unfähigkeit, lange Zeit an der Anarchie Gefallen zu finden, für die Dauer widerſtehen.

Was hätte die Nation im Februar 1848 ausführen können, als die Monarchie in der Kriſis, welche unter einer ſtarken Hand das Ende einer lange verborgenen Krankheit geweſen wäre, den Kampfplatz verließ! Sie nahm, weil ſie nichts Beſſeres hatte, die Republik an; dieſer aber erſtanden gerade in den Republikanern ihre ärgſten Feinde: während zehn Monate ſchadeten ſie ihr um die Wette und legten durch ihre Herrſchaft am ſchlagendſten ihren Unwerth an den Tag. Da nahte der 10. Dezember heran; die eben gemachte Erfahrung hatte ihren Zweck nicht verfehlt. Die Nation wollte nicht, daß ihr Präſident nur einzelnen Klubs, ſondern der Geſammtheit genüge; ſie fühlte beſonders lebhaft das Leere und Gefährliche von Inſtitutionen, welche von Zeit zu Zeit die ganze Zukunft in Frage ſtellten und eine verderbliche Unſicherheit aller Rechtsverhältniſſe zur Regel machten; ſie gedachte endlich der Vergangenheit, wo ſie, vor etwa funfzig Jahren, von ähnlichen Uebeln geheilt worden war. Der Name Napoleon's war es, an den das Volk die Begründung ſeines Glückes knüpfte; die ſchönen Erinnerungen an das Kaiſerreich tauchten in den Herzen von ſechs Millionen Menſchen, wie eine Proteſtation gegen die Gegenwart und ein Ruf an die Vergangenheit, wieder auf. Dieſe Wahl konnte nicht als eine Zuſtimmung zu den Arbeiten und Wünſchen der konſtituirenden Verſammlung genommen werden. Dieſe irrte ſich auch ſo wenig in der öffentlichen Meinung, daß ſie die Verfaſſung von 1848 nicht erſt dem Lande zur Beſtätigung vorlegte, wie dies zur Zeit der erſten Republik, des Konſulats, des Kaiſerreichs und der hundert Tage geſchehen war, ſondern ſie hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, dem Erwählten des Volkes ihre Abneigung zu zeigen. Das allgemeine Stimmrecht hatte das durch Napoleon geheiligte Prinzip der Autorität zu dem ſeinigen gemacht, und die Popularität dieſes großen Namens, die ihm erſt nach dem Tode zu Theil wurde, war der Ausdruck des Volkswillens. Dies mußten am 10. Dezember Alle begreifen und einſehen, welche berufen waren, an der Regierung thätigen Antheil zu nehmen. Derjenige nun, deſſen Anſicht über die Politik Napoleon's uns am meiſten intereſſirt, hat drei Bände: „Ueber die Exekutivgewalt und die legislativen Verſammlungen" veröffentlicht, die jetzt, wo er einen Theil ſeiner Pläne verwirklichen kann, von beſonderem Gewicht ſind. Louis Napoleon hat ſich während ſeines Exils, wie während ſeiner Gefangenſchaft, mit einem gründlichen Studium unſerer Verhältniſſe beſchäftigt. Nicht Jedem iſt es gegeben, ſich über die unzähligen Widerwärtigkeiten, die mit einer umfaſſenden Schriftſtellerei verknüpft ſind, hinwegzuſetzen; Hyperkritiker würden leicht in dem angeführten Werke Ideen und Syſteme finden, deren Konſequenz ſie auf ganz andere Reſultate führen möchte, als die, welche die gegenwärtige Regierung erſtrebt. Glücklicherweiſe liefern die Thatſachen einen ſo vollſtändigen Kommentar, daß keine Zweideutigkeit zurückbleibt. Der Zuſammenſtoß großer Begebenheiten, die Ausübung der Macht verfehlen ſelten, einen geraden Verſtand und ein geſundes Herz auf das Richtige hinzuführen; man entdeckt, indem man ſich zu einem höheren Standpunkt erhebt, Urſachen und Wirkungen, die man mitten unter der Menge nicht bemerkte; der Geſichtskreis wird heller und weiter; man erkennt die Richtigkeit der Kritik und die Schwierigkeit des Handelns und thut dann oft ſelbſt mit voller Ueberlegung, was man bei Anderen mit der größten Bitterkeit getadelt hat.

Unter vielen ſcharfſinnigen Bemerkungen und intereſſanten Thatſachen, welche das Kaiſerreich betreffen, war es der Hauptzweck unſeres Schriftſtellers, zu zeigen, daß nur die Politik Napoleon's dem Volke die Vollkommenheit und die Dauer der Repräſentativ-Verfaſſung gewähren könnte, und bemüht er ſich, der Glorie des Kaiſers die einem liberalen Reformator, dem nur die Zeit zur Realiſirung ſeiner Pläne gefehlt hätte, ſchuldige Popularität hinzuzufügen. In der That hat Napoleon niemals nach einem vergänglichen Tagesruhm, wie die Königin Chriſtine von Spanien, der Papſt Pius IX., der König Karl Albert, der Großherzog Leopold in Italien und andere Souveraine, geſtrebt. Er ſah weiter und richtiger, als ſie Alle, er wollte Beſſeres und fühlte in ſich die Kraft dazu. Zunächſt traute er wenig der Tugend und der Brauchbarkeit politiſcher Verſammlungen und noch weniger dem Glauben des Volkes an ſie; ferner glaubte er das Volk durch Bezirksdeputirte nicht gerecht genug repräſentirt, und man muß geſtehen, daß die Geſchichte ſeiner Zeit ihn leicht dazu führen konnte. Er hatte die konſtituirende Verſammlung, trotz ihrer großen Arbeiten, die legislative Verſammlung, trotz ihrer kurzen Dauer, den Konvent, trotz der Ströme Blutes und der durch ihn geretteten Unabhängigkeit des Landes, dem Volke gleichgültig, ja, verhaßt werden ſehen; als er endlich am 18. Brumaire die durch die Verfaſſung des Jahres III geſchaffenen Behörden ſtürzte, deren Nichtigkeit er durchſchaut. Mit Recht war er über das bisherige Treiben im Innerſten empört: die Finanzen fand er zerrüttet, die Armee ohne Sold, die Vendée, Anjou und die Bretagne von Bürgerkriegen aufgerieben, völlig organiſirte Räuberbanden im Lande, Lyon in Trümmern, Beſtechlichkeit in allen Zweigen der Verwaltung und ganz Frankreich auf dieſe Weiſe nach innen und außen bloßgeſtellt: ſo hatten die durch den Konvent begründeten Gewalten das Land, trotz einer neunjährigen, ruhmreichen Kriegführung, verheert. Er ließ daher die Verſammlungen unbeachtet und verſuchte den Uebeln, welche ſie theils veranlaßt, theils ruhig mit angeſehen hatten, ohne ihren Rath abzuhelfen. Zuvörderſt änderte er das bisherige Wahlgeſetz, welches die Fackel der Zwietracht in das Land geſchleudert hatte; gerade unter ihm, als man dem Volke wenig von Freiheit ſprach, war es im Beſitz derſelben: die kräftige Regierung Napoleon's hat am klarſten gezeigt, wie die Ordnung in Frankreich zu erſtreben ſey.

Ferner konnte das kriechende Benehmen der Verſammlungen gegen Napoleon dieſem keine große Idee von ihrem Werthe geben; er behandelte ſie auch, wie ſie es verdienten, und dachte nicht daran, ſie aus dem Zuſtande der Ohnmacht, in dem ſie ſich zu gefallen ſchienen, zu erheben. Alles dies nahm das franzöſiſche Volk freudig hin, weil es in der Feſtigkeit Napoleon's die beſte Garantie für das Gedeihen des Landes hatte. Das Volk wandte ſich in allen Angelegenheiten an den Kaiſer ſelbſt, und dies berechtigte ihn wohl, ſich für den wirklichen Repräſentanten Frankreichs zu halten.

Das Unglück bei Waterloo brachte ihn mit der parlamentariſchen Regierung in neuen Konflikt; er ſuchte hier vergebens einen Stützpunkt. Er dachte nur daran, den Feind zurückzutreiben, während die Kammer der Abgeordneten einen anderen Zweck verfolgte: ſie diſputirte über die Herſtellung der alten Verfaſſung, als die fremden Truppen die Höhen des Montmartre bereits erſtiegen hatten, und hielt ſich in ihrem Wahne jenen römiſchen Senatoren gleich, welche auf ihren kuruliſchen Stühlen ruhig die Ankunft der Gallier erwarteten: kurz, ſie arbeitete recht abſichtlich den Plänen der Feinde in die Hände und ſah in dem Unwetter nur eine erwünſchte Gelegenheit, den Steuermann ins Meer zu werfen. Konnte dies Napoleon eine beſſere Idee von dem parlamentariſchen Regime beibringen? Wir wollen ihm nicht durchaus fremde Gefühle beilegen; dies könnte nur ſeine wahre Größe vermindern. Als er alle

*) Letzterer, Staatsrath unter Ludwig Philipp und Herausgeber des Temps während der Juli-Revolution, theilt dieſe Betrachtungen in Form einer Rezenſion der im vorigen Jahre erſchienenen geſammelten Schriften Louis Napoleon's, des gegenwärtigen Präſidenten der franzöſiſchen Republik, mit.

Macht in seiner Person konzentrirte, that er dies nicht, um sich später derselben zu begeben; denn ungeheurer Ehrgeiz und Liebe zu seinem Lande waren die hervortretendsten Momente seines ganzen Charakters. Am treffendsten hat Sieyes, als er am 19. Brumaire die erste Sitzung der Kommission für das exekutive Konsulat verließ, dieses Wesen mit folgenden Worten bezeichnet: „Meine Herren, Sie haben nur einen Oberen; der General Bonaparte will Alles thun, kann Alles thun und wird Alles thun.“ Frankreich wäre glücklich gewesen, wenn ihn dieses unersättliche Ringen nach Wissen und nach Macht nie über die Gränzen der Gerechtigkeit und Klugheit getrieben hätte! Es ist also weder wahr, noch wahrscheinlich, daß Napoleon die Zukunft seines Vaterlandes auf die parlamentarische Regierung, für welche er gar keine Achtung hatte, begründen und seine Laufbahn mit einem so gewaltigen Widerspruch zu seinem ganzen Wesen beschließen wollte.

Seine Ueberzeugung, sein Glück, sein Ruhm sind anderer Art. Um der Gesellschaft die bürgerliche Gleichheit zu verschaffen, gab er seinen Code civil; um den Gesammt-Interessen des Landes zu genügen und den Staat zu befestigen, organisirte er im Jahre VIII das Verwaltungssystem. Hiermit glaubte er die Errungenschaften der Revolution dem Volke in Wahrheit zu sichern, und die Geschichte beweist, daß gerade diese Institutionen tiefere Wurzel gefaßt haben, als irgend eine parlamentarische Einrichtung. Die neueste Zeit ist reich an Erfahrungen, wie leicht man Verfassungen aufs Papier bringen kann, wenn man weder dem Charakter des Volkes, noch der Beschaffenheit des Landes, noch endlich den Forderungen der Zeit Rechnung tragen will; aber ein zerrüttetes Land, wie Frankreich im Jahre 1799 war, mit kräftiger Hand zu organisiren, daß trotz einer 14jährigen, ununterbrochenen Kriegführung die Finanzen sich heben, Handel und Gewerbe aufblühen, daß es zweien Invasionen widersteht, die bitteren Folgen dreier Revolutionen verwindet — dies war das Werk eines Napoleon, und kein Anderer, als eben er, war ihm gewachsen. Diese mächtige Organisation hat auch bisher allen Umwälzungen Stand gehalten, und nur ihr haben wir Frankreichs Macht zu danken. (Schluß folgt.)

Dänemark.

Der Sternen-Himmel, nach H. Chr. Oersted.

(Schluß.)

Gleichwie die Größe des Wallfisches, blos nach Ellenmaß genommen, nichtssagend, aber sehr bezeichnend ist, wenn das Thier als Glied in der Thierreihe betrachtet wird, so ist es auch mit den astronomischen Zahlengrößen, nur nach einem unvergleichbar größeren Maßstabe. Die Natur der Sache bringt es doch mit sich, daß wir hier unseren Gegenstand näher mit Rücksicht auf dieses Maßverhältniß betrachten müssen. Bei unseren Messungen gingen wir immer von bekannten sinnlichen Größen, und namentlich von unserem eigenen Körper als Maß, dem Daumen, der Handbreite, der Armlänge, der Spannenlänge, dem Schritt, dem Fuß, aus; nach diesen ungefähr wurden alle anderen Maße bestimmt. Die Meile, oder welche andere Einheit man als Weglänge wählen will, ist nur eine Vervielfältigung dieser Maße, z. B. des Fußes oder des Schrittes. Der Umkreis der Erde oder ihr Durchschnitt ist abermals eine Wiederholung der Einheit der Weglänge, und so fahren wir selbst weiter fort, das Maß zu seyn, sogar wenn man einen Maßstab, wie das Meter oder die Pendellänge, gewählt hat; denn stets führt doch die Einbildungskraft das Maß auf uns selbst zurück. Aber haben wir erst den Durchschnitt der Erde nach den Maßeinheiten des Alltaglebens festgestellt, so bestimmen wir die Abstände im Sonnensystem nach Erddiametern und die der Fixsterne nach Sonnen-Abständen; so geht denn, wenn man so sagen darf, ein sinnlicher Leitfaden durch die Maßbestimmungen der Wissenschaft. Aber die Einbildungskraft bearbeitet die Maßverhältnisse noch weiter, um sie sich anzueignen; für sie ist der Erdball gegen das Sonnensystem wie ein kleines Sandkorn gegen einen großen Berg, und wiederum das ganze Sonnensystem gegen das System der Sonnen, welche das Sterngewimmel der Milchstraße uns verräth, wie ein Tropfen gegen das ganze Meer; und selbst dieses große System von Sonnen ist gegen ein noch höheres, wie ein im Sonnenschein schwebendes Stäubchen gegen die ganze Erdkugel; aber dieselbe Einbildungskraft ist auch erfüllt von den Erinnerungen an die Untersuchungen, welche zeigen, daß alle diese Größen eine zusammenhängende Reihe von in einander eingreifenden Daseynsgliedern ausmachen, von welchen das eine das andere bedingt, und alle von demselben Ganzen bedingt werden. Nun wohl! hat diese Einbildungskraft nicht einen unaussprechlich größeren Maßstab für den Sternen-Himmel, als man ihn haben könnte auf den früheren Entwickelungsstufen des Menschengeschlechtes? und ist nicht diese Größe, im Zusammenhange mit ihren mannigfaltigen inneren Gliedern betrachtet, im höchsten Grade inhaltsreich, wenn wir sie auch für den Augenblick nur als ein System von Größen betrachten?

Gleichwie die tiefere Einsicht uns den mit Weltkugeln und Weltbewegungen erfüllten Raum ins Unendliche erweitert, so geschieht es auch mit ihrem Daseyn in der Zeit. Unter den vielen Veränderungen in den Bewegungen der Weltkörper, welche in einem gewissen Zeitlauf vollendet werden und dann wieder von neuem beginnen, giebt es einige uns bekannte, deren Perioden sich über viele Tausend Jahre erstrecken; die Zurückweichung der Sonnenwendepunkte vollendet z. B. einen Kreislauf in 25,600 Jahren: in den sehr verwickelten Wechseln, welche mit der Schräge der Ekliptik vorgehen, findet sich eine Periode von 40,330 und eine andere von 92,930 Jahren. Noch weit länger muß die Zeit seyn, welche unser Sonnensystem zu seinem Umlauf in dem höheren System gebraucht, zu welchem es zunächst gehört. Zwar ist diese Zeit uns noch nicht bekannt, aber mit der vollkommensten Sicherheit können wir sagen, daß Jahrtausende darin nur kleine Größen sind. Nimmt die Einbildungskraft hier wieder den Menschen und die Zeit des Menschengeschlechtes zum Maßstab, so stellt sich ihm eine Dauer der Natur dar, wovon das kurzsichtige Fassungsvermögen des Alltaglebens keine Vorstellung giebt, da es sich entweder stumpf an das Vorhandene, als etwas Todtes und Stillstehendes, hält oder über diese Vergänglichkeit des Endlichen verzweifelt, worin das Beständige seinem Blick entgeht. Nur der Gedanke und die von dem wissenschaftlichen Denken befruchtete Einbildungskraft sieht durch das Sternenbild die Ewigkeit schimmern.

Die Wissenschaft bleibt nicht stehen bei den unwirksamen Größen: wir unterschieden sie nur, der Betrachtung wegen, auf einige Augenblicke von den wirksamen Gegenständen, um zu seiner Zeit den Blick desto ungestörter auf das Ganze hinzuwenden. Alle aufgeklärten Menschen wissen jetzt, daß jeder Planet eine Kugel ist, wie die unsrige; aber es ist eine bemerkenswerthe Folge der herrschenden Geistesrichtung, daß dieser Gedanke eine so geringe Stelle in der Vorstellungswelt der Meisten einnimmt, in welcher bedeutende Strecken mit Meinungen und Einbildungen überwachsen sind, welche er verdrängen würde, wenn man ihn in seiner ganzen Fülle auffaßte. Es ist nicht genug, zu wissen, daß die anderen Planeten unserer Erde gleichen, daß viele derselben sogar weit größer sind, man muß sich auch mit diesem Gedanken beschäftigt und ihn verarbeitet haben. Was haben wohl die großen Weltbegebenheiten für solche Menschen zu bedeuten, welche blos einmal davon gehört haben, aber deren Geist sich nicht häufig zu ihnen zurückgewandt, bei ihnen verweilt, sie sich ausgemalt hat! Für Solche kann oft die elendeste Stadtneuigkeit ein größeres Interesse haben, als Unternehmungen, welche das Schicksal der Welt verändert haben; aber dies läßt sich mit den gehörigen Veränderungen und mit Anerkennung der hohen Bildung, welche man bei versäumtem astronomischen Denken doch in anderen Richtungen haben kann, auch auf die Kenntniß des Weltgebäudes anwenden. — Aber es ist nicht genug, daß man oberflächlich etwas davon weiß. Derjenige, welcher die Himmelsbetrachtung recht genießen will, muß mit dem lange vertraut seyn, was sie uns lehrt; er muß die Berge des Mondes gesehen und sich über die sichere Kunst gefreut haben, womit man nach ihrem Schatten und nach der Ordnung, worin ihre Gipfel beleuchtet werden, ihre Höhen messen kann, und von da muß er seinen Blick zu den Planeten gewandt und sich überzeugt haben, daß auch deren Oberflächen nicht glatt seyn können, sondern Berge und Thäler, wie die Erde und der Mond, besitzen müssen; er muß bisweilen versucht haben, in Gedanken auf fremden Planeten zu leben; er wird z. B. vom Jupiter die Erde vor sich wie einen kleinen Planeten scheinen gesehen oder durch vergrößernde Werkzeuge ihren Mond gesucht und gefunden, er wird dort die raschen Abwechselungen von Arbeit und Ruhe in dem nicht einmal zehn Stunden langen Tage gefühlt, und dagegen den langen Gang der Jahreszeiten gesehen haben, welcher daraus folgen muß, daß das Jahr dort mehr als elf Erdjahre beträgt; er wird die Sonne wie eine Scheibe mit fünfundzwanzigmal so kleiner Oberfläche, als sie uns darbietet, gesehen haben, aber auch in dem wechselvollen Schein von vier Monden gewandert seyn; er wird auf den großen Wanderungen der von ihm gewählten Kugel in einer fünfmal so großen Bahn, als die der Erde, manchen mehr umfassenden Blick in den Weltraum hinaus gethan haben, wovon er freilich nur einen Traum zurückbringt. Der Geist muß nicht ermüden, von hier über unser Sonnensystem hinaus zu schweifen und in jedem Fixstern eine eigene Sonne zu sehen, umgeben, wie die unsere, von wandelnden Kugeln, die von ihr ihren eigenen Tag und ihre Nacht, sammt Frühling, Sommer, Herbst und Winter, empfangen. Er muß sich klar vor Augen stellen, daß es Gesammtordnungen giebt, worin die Sonnen auf gleiche Weise Glieder sind, wie die Planeten in unserem Sonnensystem, daß diese Gesammtordnungen wieder Glieder sind in höheren, und so fort; so daß der Gedanke nirgends stehen bleiben darf. Wer vertraut mit diesen Gedanken gelebt hat, die wir hier nur in flüchtigem Umriß angedeutet haben, den werden die Erinnerungen daran unter den nächtlichen Himmel begleiten und ihm den Eindruck bereichern und beleben. Sollte Jemand, der dies nicht fühlt, im Vertrauen auf eine mächtige Geistesentwickelung in anderen Richtungen sich berechtigt glauben wollen, diesen gering zu achten, so würden wir ihn daran erinnern, daß der tiefsinnige Malebranche, nachdem er eine Tragödie von Racine gehört hatte, fragte: Was beweist sie?

Wir haben unsere Aufmerksamkeit noch nicht hingewandt auf den Charakter, den der Gedanke an die Bewohner anderer Weltkugeln dem Eindrucke des Sternenhimmels giebt; aber indem wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die unendlich mannigfaltigen Vernunftwesen hinwenden wollen, welche in diesem Raume zerstreut sind, tritt uns eine in den späteren Zeiten unter verschiedenen Formen geäußerte Behauptung entgegen, daß allein auf der Erde vernünftige Geschöpfe sich finden, und daß es im ganzen Daseyn keine anderen gebe oder gegeben haben sollte, als die Menschen. Nimmt man die Sache ganz abstrakt, so kann man sich leicht die Möglichkeit denken, daß die Schöpfung auf unserer Erde ihre höchste Spitze erreicht hatte, und daß sich auf keiner anderen Kugel als auf ihr Wesen fänden, in welchen die Vernunft zum vollen Selbstbewußtseyn erwacht wäre. Bleibt man hierbei stehen, so kann man leicht durch Gründe, welche außerhalb der Sache liegen, z. B. poetische oder religiöse Anschauungen, sich bestimmen lassen, dieser Möglichkeit Wahrscheinlichkeit oder gar Wirklichkeit beizulegen; aber betrachtet man die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange mit dem übrigen Daseyn, so wird jene abstrakte Möglichkeit sich in der größten Unübereinstimmung mit der Wirklichkeit zeigen. Wir können hier nicht weiter gehen, als in einem raschen Ueberblicke an Vieles zu erinnern, was dazu dienen kann, diejenige Weltanschauung hervorzurufen, worin der Mensch weder den höchsten Platz einnehmen, noch einziges Vernunftwesen seyn kann. Werfen wir einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte der Erde, so

sehen wir darin eine Reihe von Naturaltern, worin jedes folgende neue und mehr als die früheren entwickelte Geschöpfe hervorgebracht hat, und wo nicht eher als in der letzten Umwälzung oder besser Umbildung das Menschengeschlecht auftrat, dessen Egoismus man gewiß zu gefährlich verwunden würde, wenn man irgend eine Vermuthung äußerte, daß es dereinst wieder einem vollkommneren Geschlecht Platz machen sollte. Wir wollen uns deswegen lieber daran erinnern, daß unser ganzes Sonnensystem sich gleich der Erde in einer Reihe von Naturaltern entwickelt hat, und daß jeder Planet eine Reihe von schöpferischen Umbildungen durchgangen habe, also gleichwie die Erde seine Reihe von Geschöpfen haben muß, nur mit den großen Verschiedenheiten, welche die Naturstellung eines jeden mit sich führt. Würde es nun nicht eine sonderbare Behauptung seyn, daß weder die von der Sonne entfernteren Planeten, welche älter, noch die ihr näheren, welche jünger sind, einen so hohen Entwickelungsgrad erreicht haben sollten, wie die Erde? Doch, es ließe sich wohl etwas finden, diese Behauptung zu beschönigen, obgleich es kaum eine ernstliche Prüfung aushalten würde; will man jedoch den Vorrang des Menschen in seiner ungeheuren Ausdehnung über das ganze Weltall aufrechterhalten, so muß man noch viel weiter gehen. Unser Sonnensystem ist ja nur ein kleines Glied in einem weit größeren System, mit welchem es sich nach denselben Gesetzen entwickelt haben muß, nur mit dem Unterschied, welcher aus dessen unaussprechlich größerem Maßstab und aus der größeren inneren Mannigfaltigkeit folgt, welche es als ein System von Sonnensystemen haben muß. In jedem derselben muß doch wohl der Grundgedanke der Erdkugel und eben so des Menschen wiederkehren, wenngleich in anderen Ausführungsweisen; aber hier sollte wiederum die Vernunft nicht zum Selbstbewußtseyn erwacht seyn, weder auf den Globen, welche die Erde repräsentiren, noch auf irgend einem von allen den anderen?! Doch wir können bei diesem System nicht stehen bleiben; es ist wieder nur ein Glied eines höheren, und auch hier sollte keine Entwickelung so weit gediehen seyn, daß die Vernunft zur Selbsterkenntniß kam?! Der Gedanke steht hier noch nicht still, er muß sich fortgesetzt in immer größeren Systemen erweitern; aber überall in dem ganzen Daseyn außer der Erde soll er nur eine Wüste sehen, wohin kein denkendes Wesen jemals dringt?! Es ist vielmehr in der Natur der Dinge begründet, daß die Vernunft zu jeder Zeit in ihrem erkennenden Selbstbewußtseyn auftreten mußte, nicht blos auf Einem Punkt, sondern in jedem der großen Weltglieder, nur auf verschiedenen Entwickelungsstufen, von welchen die, welche dem Menschen zu Theil geworden ist, kaum von uns selbst als die höchste betrachtet werden wird, wenn wir die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse recht erwägen, sowohl hinsichtlich ihrer Sicherheit als ihres Umfanges und ihrer inneren Fülle. Neben der reichen Freude über das Wissen, das wir im Stande gewesen sind uns zu erwerben, liegt das tiefste Verlangen nach einer höheren Einsicht, deren Möglichkeit uns entgegenglänzt. Sollten wir das ganze Daseyn als eine lebendige Vernunftoffenbarung in der Zeit und im Raum betrachten, so müßten wir uns denken, daß zu jeder Zeit die verschiedenen Entwickelungsstufen darin sich vertheilt zeigen, dergestalt, daß einige Glieder darin noch Nebelbälle sind, andere sich schon zur Tropfbarkeit verdichtet, andere einen festen Kern erlangt haben, und so weiter bis zu den höchsten Entwickelungen, und von da wieder zurück bis zu den Gliedern, welche sich in einem hinsterbenden Zustande befinden auf dem Wege zu ihrem Untergange. Will man dagegen annehmen, daß nur auf der Erde allein die selbstbewußte Vernunft in der Schöpfung hervortritt, so steht es doch fest, daß es eine unermeßlich lange Zeit gab, welche wir aus ihren Hinterlassenschaften kennen, worin der Mensch noch nicht vorhanden war; in all dieser unermessenen Zeit hätte da kein Wesen seyn können, das erkennend und denkend das Daseyn auffaßte? Jeder versuche, ob dieser Gedanke ein gründliches Durchdenken erträgt!

Das wird jetzt einleuchtend seyn, daß der, welcher die hier hervorgehobene Ueberzeugung von dem über das ganze Daseyn ausgebreiteten Leben mitbringt, den Sternenhimmel mit einer ganz anderen Fülle von Gedanken und Bildern betrachten muß, als der Uneingeweihte, und daß seine Einbildungskraft ein weites Feld für ihre Schöpfungen hat.

Wir haben davon gesprochen, daß Alles in der Welt sich nach Gesetzen richtet, und daß dies Vernunftgesetze sind. Diese Wahrheit wird kaum von Jemand geleugnet werden; aber die Einsicht zeigt sie in einer höheren Klarheit. Man denke sich, daß der, dessen Erforschung der irdischen Bewegungen ihm die eben so einfachen wie nothwendigen Gesetze gezeigt hat, welche darin herrschen, jetzt sieht, daß die ungeheuren Massen, welche den Himmelsraum durchwandern, durch dieselben Kräfte und Mittel zu Bällen gebildet und dahin gebracht sind, von der Kugelgestalt abzuweichen, und in ihren bestimmten Bahnen gehalten werden. Er muß der Anwendung dieser Grundgedanken durch tiefsinnige, aber dabei weitläuftige Berechnungen folgen, und endlich sieht er, daß alles das eintrifft, was die Berechnung gelehrt hat. Was der Gedanke versprach, das hält die Natur. Muß er nicht fühlen, daß er mit einverleibt ist als ein theilnehmendes Glied in den ewigen Gedanken der Welt?

Er wird auch keine wirkungslose Leere sehen in den ungeheuren Abständen zwischen den Weltkugeln. Der Raum ist erfüllt mit Aether und durchdrungen von der anziehenden Kraft, durch welche das ganze Weltall zusammengehalten wird. Der Aether ist selbst ein Meer, dessen Wellen das Licht sind, das große Vereinigungsmittel, das durch unermeßliche Abstände der einen Kugel Botschaft bringt von der anderen, dem einen Sonnensystem von dem anderen; es hat uns desto mehr gesagt, je vollkommener wir gelernt haben, es zu verstehen, und verspricht, in der Zukunft uns mehr Geheimnisse zu entschleiern; in einer Weltoffenbarung nach dem größten Maßstab bestätigt es uns, daß unser Daseyn nicht allein steht, sondern mit dem ganzen Weltall zusammenhängt; in einer gleichen Umfassung, aber in einer anderen Richtung giebt eine gründliche Kenntniß von der allgemeinen Anziehung uns dieselbe Lehre. Der Beobachter wird getragen, durchdrungen, belebt von der ganzen Natur und wirkt selbst, wenn auch in noch so geringem Maße, auf sie zurück.

Man denke sich die Einbildungskraft des Himmelsbetrachtenden in Wahrheit befruchtet mit der ganzen hier angedeuteten Gedankenwelt, und man wird fühlen, daß Größe, Leben und Gedankenfülle des Daseyns, kurz dessen mächtiger Gottheits-Inhalt in seine Seele hineinstrahlen muß mit dem Himmelslichte, das sein Auge trifft.

Schon das hier aufgestellte Beispiel, obgleich es nur eines von den vielen ist, dürfte doch genug seyn, um zu beweisen, daß die Auffassung der Natur, bei der wir uns von ganzer Seele ihrem Genusse hingeben, eine desto größere Kraft und Fülle hat, je mehr wir die Bildung dazu mitbringen, welche nur durch das wissenschaftliche Denken oder doch durch dessen wohlverstandene, im Zusammenhang begriffene Ergebnisse erworben werden kann."

England.

Die Spielkarten.

Die historischen und literarischen Data, aus denen sich eine Geschichte der Spielkarten zusammenstellen läßt, sind zahlreicher und mannigfaltiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Im Allgemeinen wird heutzutage angenommen, daß die Spielkarten aus dem Orient stammen, und es ist sicher, daß sie dort bereits in sehr früher Zeit in Gebrauch waren. Diese Meinung wird auch durch den Namen bestätigt, den sie ursprünglich in Italien trugen. Man nannte sie naibe, während sie in Spanien und Portugal naipes hießen, Wörter, die aus dem orientalischen Ausdruck für „Prophezeiung, Vorhersagung" hergeleitet sind. Indem man diese Beziehungen mit dem Gewerbe der Zigeuner in Zusammenhang brachte, wurde man zu der Meinung geführt, daß diesem Volke der früheste Gebrauch der Karten zuzuschreiben sey. Von den Zigeunern wäre er dann auf die Sarazenen und von diesen auf die Völker des Westens übergegangen.

Sehr wahrscheinlich wird der orientalische Ursprung der Spielkarten durch die Thatsache, daß in den Romanzen des elften bis dreizehnten Jahrhunderts, in denen mit der größten Ausführlichkeit alle Gebräuche und Zeitvertreibe jener Zeit beschrieben werden, ihrer nicht die geringste Erwähnung geschieht. Ferner ist die Aehnlichkeit zwischen den Karten in ihrer einfachsten Gestalt und dem Schachspiel, das anerkanntermaßen im Orient erfunden wurde, unverkennbar. Die ersten Kartenspiele bestanden aus sechsunddreißig Blättern, unter denen der König, der Ritter und der Bube die einzigen Figuren waren; die übrigen hatten nur einen Zahlenwerth und hießen gemeine Soldaten. Im Schachspiel, das heißt in seiner ursprünglichen Form, finden wir ebenfalls einen König, einen Wesir, einen Reiter und die Pions (indische Fußsoldaten). Der einzige Unterschied war, daß bei den Karten die Figuren, anstatt zwei-, viermal vorhanden waren.

Eine andere Unterstützung findet die Annahme eines orientalischen Ursprungs des Kartenspiels in dem Gange, den dasselbe durch die europäischen Länder genommen hat. Es war nämlich früher im Osten und Süden Europa's bekannt, als im Norden und Westen. Historische Spuren führen darauf, daß man erst in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien Karten spielte. Die italiänischen Karten wurden, wie man genau weiß, im Jahre 1299 mit Bildern verziert; man kann also annehmen, daß sie schon vorher daselbst in Gebrauch waren. Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle findet sich in Auslis' „Geschichte des Posenhandordens". Es wird dort eine Wirthschaftsrechnung aus dem sechsten Jahr König Eduard's I. (1278) angeführt, in welcher der Posten vorkömmt: „Für das Spiel: die vier Könige VIII sh. V d." Pieraus schließt der Verfasser, daß das Kartenspiel zu jener Zeit in England in Gebrauch gewesen sey, „eine Voraussetzung, die wohl gerechtfertigt ist, da wir von keinem in Europa gebräuchlichen Spiele wissen, in welchem vier Könige vorkamen, ausgenommen das Kartenspiel." Später heißt es dann: „Eduard I. hielt sich fünf Jahre in Syrien auf." Dieses Citat stimmt nicht nur mit der Meinung, daß die Karten schon vor 1299 in Italien bekannt waren, sondern läßt auch die Annahme zu, daß Eduard das Kartenspiel im Orient gelernt habe.

Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß, außer in jener Rechnung König Eduard's, bis nach dem Jahre 1500 diese Belustigung von englischen Schriftstellern höchst selten erwähnt wird. Chaucer, der im Jahre 1400 starb, erzählt von den geselligen Unterhaltungen der Engländer, ohne dabei des Kartenspiels zu gedenken. Dagegen muß dasselbe 1464 schon sehr bekannt gewesen seyn, da in den Parlaments-Akten dieses Jahres die Spielkarten als ein verbotener Einfuhr-Artikel aufgeführt werden. Unter der Regierung Heinrich's VII. war ihr Gebrauch wahrscheinlich allgemein, denn es wird von öfteren Verlusten dieses Königs im Kartenspiel berichtet.

Die Untersuchung alter Gewohnheiten und gesellschaftlicher Belustigungen, die von entfernten Völkern entlehnt sind, wird sehr durch die mannigfachen Abänderungen erschwert, welche dieselben bei ihrem Durchgang durch verschiedene Länder erfahren haben. Der ursprüngliche Charakter läßt sich dann kaum mehr wieder herauserkennen. Douce in seiner Abhandlung über den alt-englischen Mohrentanz macht dieselbe Bemerkung in Bezug auf seinen Stoff und führt als ein anderes Beispiel das Schach- und Kartenspiel an, deren beider Ursprung er nach Indien oder China verlegt, von wo sie die Araber entlehnt hätten, die sie dann wieder den Europäern übertrugen.

Wie bei Messbüchern, so wurde ehemals bei Spielkarten von Zeichnern und Malern auf die Verschönerung viel Kunst und Geschmack verwendet. Die

Charakter-Karten, die, wie oben bereits geſagt wurde, der König, der Ritter und der Bube waren, prangten in Purpur und Karmoiſin und waren nicht ſelten auf Goldgrund gemalt. Der Preis war natürlich ſolcher Arbeit angemeſſen, und der Gebrauch ſtand demnach nur dem Adel und den reichen Bürgern zu. Als jedoch die Deutſchen, denen Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft ſo viel verdanken, den Holzdruck auf die Karten anwendeten (zwiſchen 1351 und 1360), wurde das Kartenſpiel auch für die mittleren und unteren Klaſſen zugänglich. Die Einführung der Metallplatten machte die Fabrication noch einfacher, denn da man für jede Farbe eine beſondere Platte benutzte, ſo ſparte man auch die Arbeit des Koloriſten, wenn nicht etwa eine beſondere Verſchönerung angebracht werden ſollte. Man ſchreibt die Erfindung dieſes Verfahrens den Italiänern zu, von denen es die deutſchen Kartenfabrikanten angenommen hätten.

Von den Deutſchen wurden vielfache Veränderungen an den Figuren angebracht und manche Spiele erfunden. Hier iſt beſonders das „Lanzknecht" zu erwähnen, das einer außerordentlichen Popularität genoß und z. B. in Frankreich bis zu den Zeiten Molière's und Regnard's und wohl noch länger, als an dreihundert Jahre, mit Leidenſchaft geſpielt wurde.

Die erſte Erwähnung der Karten in Frankreich findet ſich in den Annales de Provence um 1361. Der Bube wurde, ſcheint es, damals Tuchim genannt, welcher Name einer Räuberbande entlehnt war, die zur Zeit die Grafſchaft Venaiſſin verheerte. Nach einem jüngſt entdeckten romaniſchen Manuſkript indeſſen müſſen die Karten ſchon zwanzig Jahre früher (alſo wenigſtens 1340) in Frankreich bekannt geweſen ſeyn. Der Hauptgrund, warum man den Franzoſen die Erfindung der Spielkarten zuſchrieb, war das Vorhandenſeyn einer Lilie auf jedem Bilde. Indeſſen fällt dieſes Argument zuſammen, wenn man ſich erinnert, daß daſſelbe Emblem in früher Zeit ſchon auf römiſchen Zierbildern vorkömmt und an den Scepteru und Kronen der ſpäteren deutſchen Kaiſer im Mittelalter, ſo wie an denen der engliſchen Könige vor dem Einfall der Normannen, gefunden wird. Nicht allein ſprechen dieſe Thatſachen gegen die Meinung von dem franzöſiſchen Urſprung des Kartenſpiels, ſondern es läßt ſich ſogar nachweiſen, daß gerade die älteſten franzöſiſchen Karten, von denen noch Proben vorhanden ſind, keine Lilien auf ihren Bildern haben. Die Karten, die Jacques Gringonneur im Jahre 1399 für den ſchwachſinnigen Karl VI. erfunden haben ſoll, werden von gelehrten Autoren in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verlegt. Sie empfahlen ſich übrigens zum königlichen Gebrauch durch ihre impoſante Größe (ſie waren dreimal umfangreicher, als unſere heutigen Karten) und ihre ſchönen Illuſtrationen.

Sehr intereſſante Proben von Karten finden ſich unter den hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten im British-Museum. Sie ſollen aus dem Jahre 1440 ſtammen. Zu dieſer Sammlung gehören auch vier Karten, die wahrſcheinlich 1480 angefertigt ſind und zufällig in dem Deckel eines alten Buches, das man 1842 gekauft hatte, gefunden wurden.

Die Einführung der Spielkarten in Spanien wird hinter 1332 geſetzt; indeſſen giebt es hierfür keine evidente Beweiſe, und man kömmt wahrſcheinlich der Wahrheit näher, wenn man dieſen Zeitpunkt um funfzig Jahre verrückt. Die erſte authentiſche Anzeige von dem Umſichgreifen des Kartenſpiels in Spanien iſt das Verbot deſſelben durch den König Juan I. von Caſtilien (1387).

Der Umſtand, daß alle Gewinnſpiele als eine Art von Kriegführung angeſehen werden können, tritt beſonders an dem Schach- und Kartenſpiel hervor und unterſtützt die Annahme, daß das eine nur eine Modification des anderen iſt. Einige Schriftſteller meinen, die Karten hätten urſprünglich den Zweck gehabt, die vier Klaſſen der Geſellſchaft darzuſtellen, den Adel, die Geiſtlichkeit, die Kaufleute und die Bauern, ſo daß Pique eine Lanze und folglich den Ritterſtand bedeute, Coeur den Klerus (d. h. mit Hülfe eines Wortſpiels, indem man ſich unter den Geiſtlichen die gens de choeur, den geiſtlichen Chor, denkt), Carreau (das ſo viel iſt, wie Diamant, und auch im Engliſchen diamond heißt) den Handelsſtand, und Trefle (trifolium, das Kleeblatt) die Landleute. Für Trefle ſagte man, ohne daß die angedeutete Beziehung darunter litte, im Engliſchen auch club und im Spaniſchen basto (Knüttel).

Spätere Veränderungen werden den galanten Franzoſen verdankt. Sie verwandelten das zweite Bild, den Ritter, in eine Königin. Die Pique-Dame, die in den früheren Zeiten des Kartenſpiels Pallas hieß, wurde zur Jungfrau von Orleans, welche die „Weisheit" vertreten ſollte, während die anderen Königinnen die Namen Argine, Eſther und Judith erhielten und Geburt, Frömmigkeit und Tapferkeit bedeuteten. In manchen Spielen jedoch ſagte man ſtatt Eſther Rachel. — Die Könige wurden dargeſtellt als David (Pique), Alexander (Trefle), Karl der Große (Coeur) und Cäſar (Carreau). Wer ſich für dieſe Herren intereſſirt, der wird ihre Namen unter denen der nine worthies wiederfinden, die ſo oft in den alten engliſchen Schauſpielen und auch bei Shakeſpeare („Verlorne Liebesmühe" A. 5, Sc. 2) erwähnt werden.

Von den Buben, die urſprünglich als Diener (valets) der Ritter auftraten, wurde der von Pique Ogier, von Coeur La Hire, von Carreau Hektor, von Trefle Lancelot genannt. Ogier war ein Paladin Karl's des Großen und La Hire ein berühmter franzöſiſcher Ritter aus der Zeit Karl's VII., als ſich das Kartenſpiel vergleichungsweiſe noch in der Kindheit befand.

Die ſpaniſchen und die italiäniſchen Spiele beſtanden, wie die deutſchen, nur aus 48 Karten, indem bei den einen die Aſſe, bei den anderen die Zehnen fehlten. Mawe, ein Spiel, das in einem Epigramm John Harrington's erwähnt wird, wurde mit 36 Karten geſpielt, noch andere gab es, bei denen alle Karten von Eins bis Sechs weggeworfen wurden und alſo nur achtundzwanzig übrig blieben.

Die Figuren auf unſeren jetzigen Karten werden von einigen Schriftſtellern auf chineſiſche Vorbilder zurückgeführt, ſie tragen aber wahrſcheinlich nur die Spuren der alten rohen Holzſchnitte aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.

Die zahlreichen Anſpielungen auf das Kartenſpiel, die ſich bei allen Schriftſtellern der Shakeſpeareſchen Zeit vorfinden, beweiſen die große Verbreitung dieſes Zeitvertreibs in England. Selbſt in Kanzelreden war dieſes Vorwiegen der Karten, als geſellſchaftliche Unterhaltung, bemerkbar, wie das Beiſpiel des Biſchofs Latimer zeigt, der die techniſchen Ausdrücke des Spiels in ſeinen Predigten benutzte und z. B. von ſich ſagte „er gebe das Chriſtenthum herum" (dealing out Christianity). Der Anachronismus Shakeſpeare's, wenn er im „König Johann" Jemanden vom Kartenſpiel reden läßt, mag wohl damit entſchuldigt werden, daß Johann's Regierung der von Eduard I. ſo nahe voranging. Wenn aber die Karten als eine Zerſtreuung in „Titus Andronicus" und „Antonius und Kleopatra" erwähnt werden, ſo iſt das ſehr ſpaßhaft. — Unter der Regierung Jakob's I., berichten wir ſchließlich, war es ganz gewöhnlich, daß ſich die Zuſchauer im Theater an einem „gemüthlichen Rubber" vergnügten, während die Darſtellung vor ſich ging.

Mannigfaltiges.

— John C. Calhoun. Der kürzlich verſtorbene, hochgeachtete amerikaniſche Staatsmann John C. Calhoun hat ein großes Werk über die amerikaniſche Verfaſſung hinterlaſſen, worüber er die vier letzten Jahre ſeines Lebens gearbeitet hat. Der Name Calhoun's wird in ſeinem Vaterlande dem eines Waſhington, Franklin, Jefferſon und Adams an die Seite geſtellt. Webſter, im Leben manchmal ſein politiſcher Gegner, hat ihm nach dem Tode eine ausgezeichnete Lobrede im Senat gehalten. „Er war", ſagte Webſter, „der geborne Leiter einer großen politiſchen Partei. Genie und Talent waren in ihm auf eine ſeltene Weiſe vereinigt. Das ganze Land hat ſeinen umfaſſenden, kräftigen Geiſt anerkannt. Seine Beredtſamkeit oder die Art der Darlegung ſeiner Gefühle in öffentlichen Verſammlungen ging mit ſeinen geiſtigen Eigenſchaften auf das innigſte zuſammen; ſie war eben ſo klar als kräftig, zuweilen unübertroffen, immer aber ſtreng, unter Verwerfung alles Flitters und nicht jagend nach Bildern. Seine Macht beſtand eben in der Einfachheit ſeiner Darſtellung, in der Gediegenheit ſeiner Logik und in dem Ernſt und der Energie ſeines Ausdruckes. Dies ſind die Eigenſchaften, die ihm das Vorrecht verſchafften, während einer ſo langen Reihe von Jahren ſehr oft öffentlich zu ſprechen und doch immer ſofort die allgemeinſte Aufmerkſamkeit zu finden. Wer ihn ſah und hörte, glaubte einen römiſchen Senator aus Roms beſter Zeit zu ſehen und zu hören." — Nach dieſer Charakteriſtik iſt es wohlthuend und zugleich für den Standpunkt der Amerikaner bezeichnend, wenn ebenfalls ein Landsmann, Herr Dr. Stevens, von ihm rühmend ſagt: „Gleich einem anderen hochſtehenden Staatsmanne, den Amerika kürzlich verloren, gleich Gallatin, ward Calhoun im Studium der Bibel erzogen und hat er während ſeines ganzen Lebens den hohen Werth der heiligen Schrift geſchätzt. Als General Taylor zum Präſidenten gewählt wurde, war ich es, der von Calhoun beauftragt wurde, ihm ſeine große Genugthuung darüber zu erkennen zu geben, daß ein ſo religiös denkender Mann gewählt ſey, um welchen ſich alle chriſtlich geſinnten Männer und Patrioten reihen könnten. Wahrlich, Calhoun kann uns ein Beweis und ein Beiſpiel ſeyn, wie ſehr es den Staatsmann ziert und um wie Vieles größer es ihn macht, wenn er zugleich in der Erkenntniß Gottes erzogen iſt und darin beharrt."

— Zur Aufſuchung Sir John Franklin's haben im Laufe des Mai-Monats zwei neue Expeditionen die engliſchen Küſten verlaſſen. Die erſte, von der Regierung ausgerüſtete, beſteht aus den beiden Segelſchiffen „Reſolute" und „Aſſiſtance", welche von zwei Dampfböten begleitet werden, die den Auftrag haben, ſie ins Schlepptau zu nehmen und durch die offenen Stellen im Eiſe der arktiſchen Gewäſſer zu bugſiren. Dieſe Dampfböte ſind mit Maſchinen von ſechzig Pferdekraft verſehen und haben dreihundert Tonnen Steinkohlen am Bord, welches zu einer ſechswöchentlichen Fahrt mit einer durchſchnittlichen Geſchwindigkeit von ſechs Knoten die Stunde hinreicht. Chef der Escadre iſt der Capitain Auſtin, ein erfahrener Offizier, der bereits verſchiedene Entdeckungsreiſen, ſowohl in den arktiſchen, als in den antarktiſchen Meeren, mitgemacht hat. — Die zweite Expedition iſt durch Privatmittel unter Mitwirkung der Lady Franklin zu Stande gekommen und dem Kommando des Capitains Forſyth anvertraut worden. Auch die amerikaniſche, zu demſelben Zwecke beſtimmte Expedition, deren Ausrüſtung hauptſächlich durch den New-Yorker Schiffsrheder Grinnell betrieben wurde, wird nächſtens ſegelfertig ſeyn und nach der Baffins-Bai abgehen. Sie iſt von der britiſchen Admiralität mit Abſchriften des von dem Capitain Waſhington verfaßten Wörterbuchs der Eskimo-Sprache verſehen worden, und es verdient Bemerkung, als Beweis, welches Intereſſe von allen Seiten an dieſen Bemühungen zur Auffindung des unglücklichen Franklin genommen wird, daß, als die britiſch-amerikaniſche Dampfſchifffahrts-Compagnie, mit deren Schiff „Cambria" das erwähnte Wörterbuch verſendet werden ſollte, den Inhalt des betreffenden Packets erfuhr, ſie jede Vergütung für den Transport deſſelben ablehnte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Dienstag den 4. Juni 1850.

England.

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

In einer Zeit, wo mit Ernst an die Errichtung einer deutschen Flotte gedacht wird und die gährenden Zustände in staatlichen und bürgerlichen Verhältnissen uns täglich mahnen, daß zu allen Dingen, die ein gedeihliches Ende gewinnen sollen, fester Wille, standhafte Ausdauer und selbstverleugnende Vaterlandsliebe noththun, kann es nicht ungeeignet erscheinen, eines Werkes zu gedenken, welches uns einen freien Blick in das Wesen der englischen Marine und in das Leben eines Mannes gewährt, der die höchsten Tugenden eines treuen, aufopfernden Staatsdieners mit den liebenswürdigsten persönlichen Eigenschaften verband. Das in Rede stehende Werk erschien bereits vor einigen Jahren und enthält die öffentliche und Privatkorrespondenz des Vice-Admirals Lord Collingwood, welche G. L. Newham Collingwood herausgegeben und durch Nachrichten über den Admiral bereichert hat. In einer Anzeige dieses Buches, welche in der British Chroniele erschien, heißt es:

„Der Herausgeber von Collingwood's Korrespondenz übergiebt die Briefe dieses trefflichen Mannes der Oeffentlichkeit in der Ueberzeugung, daß man nicht leicht irgendwo Gelegenheit finden möchte, ein so vollkommenes Bild von einem englischen Seeman und dem eigentlichen Zustande der englischen Kriegsflotte zu gewinnen. Dies ist wirklich der Fall. Die Privatbriefe des berühmten Admirals geben Zeugniß, daß er alle Eigenschaften besaß, welche erforderlich sind, um ein Schiff zu befehligen, eine Flotte zu leiten und einen Feind zu unterwerfen; ja, mehr als dies, man lernt ihn darin nicht nur als einen vollkommenen englischen Seemann, sondern auch als einen vollkommenen englischen Gentleman kennen, als großmüthig, gefühlvoll, verständig, edel, brav, theilnehmend, einfach und ehrenwerth.

„Diese seltenen moralischen Vorzüge, dieses geistige Uebergewicht und nicht rohe Härte und Strenge sind es, welche dem Befehlshaber eines Schiffes, bei der Beherrschung des zügellosen Schiffsvolkes und in den vielfachen schwierigen Lagen, in welche er oft geräth, seine volle Stellung sichern."

Collingwood war Capitain des „Excellent" bei der Flotte im Mittelmeer, zur Zeit als Lord St. Vincent dort den Geist des Aufruhrs unterdrückte, welcher im Nore zum Ausbruch gekommen war. Er bewunderte, mehr als irgend ein anderer Offizier, das Verfahren seines ausgezeichneten Befehlshabers und vertrat die Maßregeln, welche dieser ergriff, mit größtem Eifer und Erfolg. Dies wußte der Admiral so gut, daß er die unbeugsamsten Leute nach dem „Excellent" zu senden pflegte. „Schickt ihn Collingwood", sagte er, „der wird ihn zur Ordnung nöthigen." Ja, während auf anderen Schiffen häufig Strafen stattfanden, beherrschte Capitain Collingwood das seinige einzig durch die ihm eigene moralische Kraft und erhielt die Disziplin aufrecht, ohne zu einer Verurtheilung schreiten zu müssen, ja, fast ohne irgend eine körperliche Züchtigung anzuwenden, und dies vermochte er während einer langen, höchst beschwerlichen Dienstübung und unter Mühen, wie sie sonst nicht auf der englischen Marine erduldet worden sind.

Einst schickte man ihm einen Seeman von dem „Romulus", der eine Kanone des Vorderdecks mit geladener Mündung gegen das Hinterdeck gerichtet, sich mit brennender Lunte daneben gestellt und erklärt hatte, er werde unter die Offiziere feuern, wenn er nicht das Versprechen erhalte, keine Strafe erleiden zu müssen. Bei dieses Seemanns Ankunft auf dem „Excellent" sagte Capitain Collingwood, in Gegenwart vieler Schiffsleute, mit großem Ernste zu ihm: „Ich kenne deine Sinnesart, hüte dich, mein Schiffsvolk zu Insubordination verleiten zu wollen; mein Vertrauen zu meiner Mannschaft ist so groß, daß ich überzeugt bin, nach Verlauf von einer Stunde weiß ich stets, was du vorhast. Beträgst du dich in Zukunft gut, so werde ich dich behandeln, wie die Uebrigen, und nicht beachten, was auf einem anderen Schiffe vorfiel, doch merke wohl, versuchst du Aufruhr anzuregen, so lasse ich dich augenblicklich in ein Faß stecken und in's Meer werfen." Bei der Behandlung, welche diesem Manne auf dem „Excellent" widerfuhr, wurde er ein guter und gehorsamer Seemann und gab nie mehr Anlaß zu Klagen.

Um den Erfolg eines solchen Verfahrens ganz zu würdigen, mögen hier einige von Collingwood's eigenen Worten stehen: „Welch' großer Theil des Schiffsvolkes sind Böswichter jeder Art, jedes Verbrechens fähig, und welche Missethaten haben wir nicht von den teuflischen Berathungen und dem Einfluß solch' einer Masse Friedensstörer zu fürchten, wenn sie die Oberhand gewinnen!"

Je mehr seine Erfahrungen im Kommando und seine Kenntniß der Menschen wuchs, desto größer wurde sein Widerwille gegen körperliche Strafen. In der letzten Zeit seines Lebens verstrich oft ein Jahr, ohne daß er seine Zuflucht dazu nahm. Der Pflicht, dabei gegenwärtig zu seyn, überhob er sich nicht; dies erregte ihn indeß so sehr, daß er stets den folgenden Tag still und in sich versunken war. — „Ich möchte um Deinetwillen Capitain seyn!" rief Lieutenant Clavell eines Tages einem Matrosen zu, der seine Schuldigkeit nicht that. Bald nachher klopfte ihn Jemand auf die Schulter; er sah sich um und erblickte den Capitain, der ihn gehört hatte und fragte: „Ich bitte Sie, Clavell, was hätten Sie gethan, wenn Sie Capitain gewesen wären?" — „Ich hätte jenen Mann tüchtig durchpeitschen lassen." — „Nein, das hätten Sie nicht gethan, Clavell", entgegnete er ihm, „das hätten Sie nicht gethan, ich kenne Sie besser." — Von dem Schiffsvolke verlangte er, sie müßten dem jüngsten Seekadetten so unbedingten Gehorsam leisten, wie ihm selbst; jede Spur des Gegentheils werde er auf das strengste ahnden. Führte nun ein Seekadett Klage, so kündigte er dem Beschuldigten für den nächsten Tag seine Strafe an, rief in der Zwischenzeit den Knaben zu sich und sagte zu ihm: „Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Fehler auf Ihrer Seite, doch gleichviel, ob dem so sey oder nicht, bin ich doch überzeugt, es würde Ihnen zu Herzen gehen, einen Mann, der Ihr Vater seyn könnte, um Ihretwillen bestraft und beschimpft zu sehen, und es wird mir eine gute Meinung von Ihrer Gesinnung geben, wenn Sie morgen bei seinem Erscheinen um Gnade für ihn bitten." Wurde nun diesem Rathe wie einem Befehle Genüge geleistet, so machte Capitain Collingwood scheinbar große Schwierigkeit, Gnade zu gewähren, sagte aber endlich: „Dieser junge Mann hat so menschenfreundlich für dich gebeten, daß ich, in der Hoffnung, du werdest sein Wohlwollen mit schuldigem Danke erkennen, für diesmal deinen Fehler vergessen will."

Die Strafen, die er anstatt der Peitsche anwendete, waren verschiedener Art und wie sie jetzt zum Glück beim Seedienst allgemein angewendet werden. Er gestattete den Schuldigen nicht, am Gottesdienste Theil zu nehmen, oder verwendete sie zu allerlei erniedrigenden Dienstleistungen, so daß sie, zum Gelächter und Spott des Schiffsvolkes, alle Augenblicke auf das Deck gerufen wurden. Dem Bestraften etwas höchst Empfindliches, so daß es seine Wirkung nirgend verfehlte.

Dem alten Sprüchwort treu, welches Unordnung dem Müssiggange zuschreibt, suchte er seine Leute in Zeiten der Unthätigkeit zu beschäftigen. Dies geht aus mehreren seiner Briefe hervor, und er sagt einmal in solcher Beziehung: — „Mein Sinn ist stets darauf gerichtet, wie ich mein Volk beschäftige, sowohl um ihrer Gesundheit willen, als um Unfug zu verhüten. Kürzlich haben wir uns musikalische Instrumente verfertigt und haben nun ein recht gutes Chor. In den Mondscheinnächten tanzen die Seeleute, und es herrschen Frohsinn und Festlichkeit, als ob wir in Wapping wären. In einer Nacht zerstörten die Ratten die Dudelsäcke, die wir uns gemacht hatten; sie fraßen die Bälge, leiden nun aber dafür auch Noth, denn wir haben aus Rache allerlei Fallen aufgestellt und ihnen Vernichtungskrieg geschworen."

Waren seine Leute krank, so besuchte er sie sogar als Admiral noch jeden Tag und speiste sie von seinem Tische; wurden sie besser, so übergab er sie der Aufsicht des Lieutenants, der die Morgenwache hatte, und ließ sie täglich zu sich bringen, um sich mit eigenen Augen von ihrem Ergehen zu überzeugen. Folge dieses Benehmens war, daß die Seeleute ihn wie ihren Vater betrachteten und auch so nannten; wechselte er sein Schiff, so sah man oftmals die Mannschaft in Thränen über sein Weggehen. Bei alledem hat es nie einen Mann gegeben, der sich weniger um Gunst bemühte, weniger offen sprach, als er, und mehr verachtete, was man gewöhnlich Popularität nennt. Nie war er zu nachgebend, nie aber auch gestattete er sich oder Anderen eine grobe oder heftige Sprache: „Wissen Sie den Namen eines Mannes nicht", sagte er zu seinen Offizieren, „so nennen Sie ihn Seemann und rufen ihn nicht: „Ihr da!" oder in ähnlicher Weise; es ist beleidigend und unpassend." — Bei Gelegenheit der Ausdrücke mag hier hinzugefügt werden, daß er nach der Gegebenheit im Nore den größten Widerwillen gegen das Wort Aufruhr hatte. — Kamen Klagen über Unordnungen vor, die mit dem Namen Aufruhr bezeichnet wurden, so rief er aus: „Aufruhr! — Aufruhr auf meinem Schiffe! ist das möglich, so muß es meine und aller Offiziere Schuld seyn. Es ist eine Sache wichtigster Art und muß streng nachgeforscht werden." Seine Ansicht hiervon machte meist, daß der Offizier die Sache leichter darstellte oder ganz darüber wegging.

Sein Benehmen gegen seine Offiziere war ähnlicher Art. Vollständige Kenntniß in allen Gebieten des Seewesens und richtiger und scharfer Blick ließen ihn auf seinem Schiffe schnell alles Ungehörige wahrnehmen. Sein Tadel in solchen Fällen, wenngleich kurz und in der Sprache eines feinen Mannes vorgebracht, wurde immer tief empfunden, so daß er vielen Offizieren, namentlich den jungen und nachlässigen, ein Gegenstand der Furcht war und

Alle ihn als einen strengen Zuchtmeister betrachteten. — „Ich habe Ihnen eine Stelle gegeben", sagte Lord St. Vincent zu Lieutenant Clavell (welcher damals dem Capitain Collingwood ein völlig Fremder war, nachher aber sich nicht wieder von ihm trennte, bis er ihn zum Capitain auf dem „Excellent" ernannte), „gedenken Sie aber daran, daß Sie zu einem Manne kommen, der Ihnen diese Stelle morgen wieder nehmen wird, falls Sie sich schlecht betragen."

Einige junge Capitaine der Flotte suchten ihre eigene Unkenntniß und Nachlässigkeit durch große Strenge gegen ihre Untergebenen zu verbergen und veranlaßten dadurch starke Insubordination ihrer Mannschaft. Bei diesem Anlaß schreibt Lord Collingwood an die Admiralität: „Wir haben kürzlich zwei Kriegsgerichte gehabt, bei welchen es zweifelhaft erschien, ob das Verfahren eine Grausamkeit oder eine Thorheit sey. Die einzige vorgebrachte Vertheidigung waren Jugend und Unerfahrenheit; diese Jugend und Unerfahrenheit aber ist es, welche die Ehre und die heiligsten Interessen unseres Vaterlandes gefährdet."

Mit einer solchen Strenge verband Admiral Collingwood die größte Leutseligkeit, that Alles, was in seiner Macht stand, um seine Offiziere zufrieden zu stellen, und suchte in jeder Weise ihr Wohl zu fördern. Denen, welche ihm lieb wurden durch treue Pflichterfüllung, was immer der Weg war, seine Achtung zu gewinnen, erwies er theilnehmende Freundschaft und unbegränztes Vertrauen.

Die Seekadetten behandelte er mit väterlicher Sorgfalt, examinirte sie selbst jede Woche und sagte, nichts werde ihn mehr betrüben, als wenn ein junger Mann auf seinem Schiffe untauglich seyn sollte. Aeußerungen, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, finden sich in mehreren seiner Briefe. Dort schreibt er einmal:

„Der junge — scheint mir ein gutes, sanftes Kind zu seyn, und ich will thun, was in meiner Macht steht, um seine Kenntnisse zu erweitern und sein Wohl zu fördern. Er studirt bei mir Geometrie, und ich suche ihn an seine Bücher zu fesseln. Es ist sehr zu beklagen, daß man ihn, da er zum Seedienst bestimmt war, nicht in der Schiffahrtskunde hat unterrichten lassen."

„Herrn —'s Sohn will ich mit Freuden hierher nehmen und nach Kräften für ihn sorgen. Ist er in der Schiffahrtskunde unterrichtet worden? — Hat sein Vater ihn zum Seedienst bestimmt, so mußte er ihn im zwölften Jahre in eine mathematische Schule geben. Die Knaben machen sehr geringe Fortschritte auf dem Schiff, wenn sie von Navigation nichts verstehen. Funfzehn Jahre ist zu spät zum Beginn; nur sehr Wenige thun in diesem Alter noch gut zur See. Beharrt Herr — bei seinem Entschluß, so soll er nicht länger zögern. Ehe sein Sohn indeß Schiffahrtslehre zu studiren beginnt, muß er in der Trigonometrie ganz fest seyn. Hat der Knabe Neigung zum Zeichnen, so ist dies von großem Gewinn und muß gefördert werden."

In dem Verhältniß zu seinen Vorgesetzten bewährte Collingwood nicht minder Festigkeit. Er bezeigte ihnen Achtung, beanspruchte solche aber auch für sich nach Maßgabe seiner Stellung und seines Charakters. Unnöthige Belästigungen, die sie ihm bereiteten, wußte er auf passende Weise zu rügen, und gestattete sie sich späterhin, als er Admiral war, gegen seine Untergebenen nie.

Klagen über Unbefriedigtseyn und Zurücksetzung in Dienstsachen finden sich zuweilen in Collingwood's Briefen, öfter auch Aeußerungen der Freude über die Anerkennung, welche er gefunden. Das Vorherrschende darin aber ist die lebhafteste Sehnsucht nach Frau und Kindern, nach seinen Freunden und einem ruhigen Leben.

Im Februar 1802 ging er zu den Seinen nach Morpeth, doch nur für kurze Zeit. Der Tag, an welchem er sie wieder verließ, ist nicht angegeben, in dem Bericht aber, den er selbst von seinem Leben giebt, bemerkt er: „Seit 1793 bin ich nur ein Jahr daheim gewesen; meine eigenen Kinder kennen mich kaum, weil indeß Kraft und Gesundheit mir gestatten, meinem Vaterlande zu dienen, glaube ich, ihm diese widmen zu müssen, und diene ich ihm mit Erfolg und Glück, so wird es meinen Kindern nicht an Freunden fehlen." Im Mai wurde er zu dem Geschwader nach Brest gesandt, welches Admiral Cornwallis befehligte, und dieser sagte bei seinem Eintreffen: „da kömmt Collingwood, der Letzte, der mich verließ, und der Erste, der mich wieder aufsuchte."

Collingwood's Hauptlektüre waren Geschichtswerke; er pflegte sich zu eigener Uebung Auszüge aus den Büchern zu machen, die er las, und diese Auszüge und die Randbemerkungen, welche er dazu gab, waren zum Theil mit seltener Bündigkeit und Kraft abgefaßt. Einer der bedeutendsten Diplomaten, der in häufigem Notenwechsel mit ihm stand, sagte einst: Ich weiß nicht, wo Lord Collingwood seinen Stil erlernt hat, er schreibt aber besser, als Einer von uns. War er daheim, so befanden seine Freuden in dem Umgange mit den Seinen, in Lektüre und in der Bebauung seines Gartens, der auf dem Damme an den schönen Ufern des Wansbeck-Flusses gelegen war. Dieser Beschäftigung widmete er manche Stunde. Einst suchte sein Bruder, der, gleich ihm, Admiral war, ihn lange vergebens im Garten und fand ihn endlich mit dem alten Scott, seinem Gärtner, dem er herzlich zugethan war, in der Tiefe eines Grabens, den sie voll Eifer abstachen. In solcher Weise, einfach in seinen Neigungen und Begehren, empfand er die fortgesetzte Trennung von den Seinen und die Entbehrung eines gemüthlichen Lebens sehr tief, und als er vollends im Kriegsdienste keine Befriedigung mehr fand, weil er ein Zusammentreffen mit dem Feinde durchaus nicht mehr zu bewerkstelligen vermochte, stieg die Sehnsucht immer höher, und er wünschte ungeduldig den Frieden herbei. So sagte er zum Beispiel: „Getrennt von Allem, was mir theuer ist, gereicht es mir zu großem Troste, zu hören, daß meine geliebte Sarah und ihre Kinder wohl sind. Möchte der Himmel geben, daß es Friede würde, damit ich zurückkehren und den Ueberrest meiner Tage mit ihnen verleben könnte, durch ihre Liebe beglückt. Wahrlich, der unausgesetzt schwere Dienst ist ein großes Opfer. Alles, was das Herz erfreut und den Geist erhebt, giebt man dahin und lebt im beständigen Kampfe mit den Elementen oder mit Stimmungen, die eben so unfreundlich und unbeugsam sind. Wenn wir einmal ans Land kommen, werden wir große Nachsicht bedürfen, denn lange Zeit an unbedingtes Herrschen und Befehlen gewöhnt, macht uns Widerspruch ungeduldig, und wir werden untauglich für den feinen Verkehr des ruhigen Lebens."

Als ein Beweis, wie unsicher die häuslichen Freuden eines Seemannes sind, mögen hier zwei kurze Auszüge aus den Briefen an seinen Schwiegervater stehen:

„Sarah wird Ihnen erzählt haben, wann und wie wir uns trafen. Es war eine Freude für mich, die ich nicht zu schildern vermag, und so kurz unser Zusammenseyn dauerte, bot es mir doch Ersatz für tausendfaches Leid, welches ich ihretwillen erduldet. Ich hielt für möglich, daß sie Donnerstag kommen könne, als ich um zwei Uhr gemessenen Befehl erhielt, mit allen bereit liegenden Schiffen augenblicklich in See zu gehen; ja, hätten wir nicht ein Kriegsgericht gehabt, so wäre ich diesen Tag fortgesegelt. Dieses Geschäft hielt mich fast bis gegen die Nacht auf, und ich beschloß in der Ungewißheit über ihre Ankunft, bis um acht Uhr auf dem Lande zu warten. Dort aß ich zu Mittag bei Lord Nelson, und während wir am Tische saßen, brachte man mir die Nachricht von ihrem Eintreffen. Ich flog in das Gasthaus, wohin ich meine liebe Frau beschieden hatte, und fand sie und die kleine Sarah so wohl, als ob ihre Reise nur einen Tag gedauert hätte. Ein höheres Glück, als ich jenen Abend genoß, kann kein menschliches Gemüth empfinden. In der Dämmerung schied ich und ging in See: Lord St. Vincent war indeß so gut, mir zu versprechen, ich solle nach Plymouth, sobald ich bei der Flotte entbehrt werden könne.

„Sie haben von meiner Sarah gehört, wie kurz unser Zusammenseyn war, wie schnell wir uns trennen mußten. Es schmerzt mich, wenn ich jetzt daran gedenke; das Herz brach mir fast. Nach solch' weiter Reise konnte sie mich nur wenige Stunden sehen, konnte mir kaum die Begebenheiten ihrer Fahrt erzählen, während ich nicht Zeit fand, ihr nur die Hälfte von dem auszusprechen, was mein Herz bei diesem Beweis ihrer Liebe empfand. Dennoch bin ich dankbar, daß ich sie und mein süßes Kind gesehen. Es war segensreich für mich und beruhigte mein Gemüth, welches vorher sehr erregt war. Sie wiederzusehen, bleibt mir wenig Hoffnung, wenn uns nicht ein Sturm in den Hafen treiben sollte, denn die französische Flotte ist mit Zurüstungen beschäftigt, was uns zwingt, sie nahe zu beobachten. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Frankreich unter Napoleon und Ludwig Philipp.

Nach Louis Napoleon und F. F. Bande.

(Schluß.)

Die Fehler Napoleon's waren nur ein Ausfluß seiner großen Eigenschaften, denn nie war ein Geist konsequenter, als der seinige. Er hatte die Verwaltungsmaschine nach seinem Ideal in ihrer Einheit und Totalität konstruirt; jedes Rad darin war die Bewegkraft oder die nothwendige Ergänzung für das, in welches es eingreifen sollte: kurz, alles Unnütze war verbannt. Ihr zur Seite standen einzelne Behörden, welche das Ganze überwachten und jede überstürzende Bewegung hinderten: dies waren der Staatsrath, die Provinzial- und Stadträthe. Sie wurden indeß nicht gewählt, sondern aus den Würdigsten ernannt; sie waren der den Staat leitenden Idee untergeordnet, aber von jeder Tyrannei einer gesinnungslosen Masse frei; sie hatten zwar nur eine berathende Stimme, wurden aber immer mit Achtung über das ihnen zuertheilte Gebiet gehört. Napoleon wies nie einen verständigen Rath zurück, duldete aber keinen unbegründeten Widerspruch. Der Mann, welcher sein Ziel so fest ins Auge faßte, konnte nicht zwei, in ihren Prinzipien wie in ihren Wirkungen, durchaus verschiedene Kräfte neben einander schaffen; er konnte nicht die administrative Organisation, welche unserem Lande und unserem Charakter vollkommen entspricht, zugleich mit dem parlamentarischen Regime, das aus der besonderen Beschaffenheit der englischen Nation entstanden, zugleich gelten lassen. Sollte er, der überall Einheit erstrebte, diese gerade da hintansetzen, wo sie am ersten nothwendig ist? Dann hätte Napoleon aufhören müssen, Napoleon zu seyn. Ueberhaupt muß man die Freimüthigkeit anerkennen, mit welcher er seine Regierungsmaximen äußerte. Nie deutete er darauf hin, daß er etwa auf die Versammlungen zählte, nicht einmal, als er sich an das Volk beim Antritt des Konsulats wandte (am 4. Nivose des Jahres VIII). Mehr vertraute er den Verwaltungsräthen, welche, fremd der allgemeinen Politik, in unmittelbarem Zusammenhang mit den lokalen Interessen sind, welche sie vertreten sollen; er wollte, daß ihr Rath jeder Zeit gehört wurde, und bewies ihnen alle Achtung. Jedoch auch hier zeigte er sich streng, wenn sie ihre Befugniß überschritten. Als z. B. der Provinzialrath der oberen Garonne in seiner Sitzung von 1807 das Steuersystem seiner Kritik unterwarf und zwischen den ehemaligen Landständen von Languedoc und den Departementsräthen eine Vergleichung anstellte, erließ er durch den Minister eine strenge Note, in der er unverhohlen sein Mißfallen aussprach. Wir heben nur Folgendes daraus hervor: „Die Mitglieder des Provinzialrathes müssen, wie alle Bürger, dem Gesetze unbedingt gehorchen. Der Kaiser hört Jeden nur über das, was in seinen Kreis gehört; er will, daß die Gerichtshöfe Recht sprechen, ohne über das Gesetz selbst zu debattiren, und daß der Provinzialrath auf nichts Anderes sehe, als wie die Gesetze und die Dekrete der Regierung in den Departements befolgt werden."

Diesen Wirkungskreis theilte er den verschiedenen Versammlungen zu und sprach darüber sich in vertraulicher Unterhaltung, wie bei offiziellen Akten, auf gleiche Weise aus. Ich gebe hier die von einem seiner Minister kurz gefaßte Uebersicht eines Gespräches, das die verschiedenen Verhältnisse seines Lebens betraf: obgleich hierin die Politik eine große Stelle einnimmt, gedenkt er doch

des parlamentarischen Regimes mit seiner Sitte. Wir wollen dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Aktenstück vollständig wiedergeben.

„Am Abend des 24. April 1812 in St. Cloud.

Der Kaiser hatte etwa drei Viertelstunden mit dem Herzog von Cadore, dem Grafen von Ségur und mir geplaudert; seine eigenen Lebensverhältnisse waren das Thema des Gespräches. Er hatte von seiner zartesten Jugend an einen großen Wissenstrieb. Mit seinem dreizehnten Jahre zog er sich von allen Zerstreuungen zurück und widmete seine ganze Zeit eigenen Studien. An Sprachen fand er wenig Gefallen: das Lateinische und Deutsche sagten seinem Geschmack nicht zu, und er vernachlässigte Beides; mehr Fleiß verwendete er auf die Mathematik und erhielt hierin auch oft die ersten Prämien. Als ein alter deutscher Offizier, der zugleich in seiner Muttersprache unterrichtete, sah, daß der junge Bonaparte in der Mathematik eine Prämie erhalten hatte, ohne im Deutschen Fortschritte zu machen, sagte er eines Tages zu ihm: „Ich sehe wohl, daß man in der Mathematik den Preis davontragen kann, wenn man auch sonst sehr dumm ist."

„Mit gleicher Liebe befleißigte er sich der Geschichte; es verdroß ihn indeß, daß man diese allzu sehr auf militairische Verhältnisse und die Interessen der regierenden Häuser beschränkte. Anfangs zog ihn Rousseau, sowohl durch seinen Stil, als auch durch seine Ideen, an; später las er mit größerer Vorliebe Voltaire's Schriften. Für jeden wirklichen Unterricht hatte er ein glückliches Gedächtniß; Verse dagegen konnte er nie leicht behalten.

„Als er dann die Schule verließ, genoß er vom ersten Augenblick, auch in seiner untergeordneten Stellung, die Achtung, welche umfassenden Kenntnissen stets zu Theil wird. Damals war es Mode über Alles, nur nicht über sein Fach zu sprechen. Er wußte sich gut in Gesellschaften zu benehmen und galt schon damals für sehr unterrichtet. Bald wurde er in den militairischen Rath berufen und lieferte hier Berichte über alle wichtigen Fragen.

„Im vierundzwanzigsten Jahre leitete er die Belagerung von Toulon, und ihm allein verdankte man die Eroberung dieses Platzes. Im folgenden Jahre machte er seinen ersten Feldzug in Italien; noch ahnte er nicht seine künftige Größe, sondern glaubte sich nur zu den ersten militairischen Würden berufen. Erst nach der Schlacht bei Lodi (1796) richteten die Vorgänge in Frankreich und den benachbarten Staaten seine Aufmerksamkeit auf die Politik. Damals, da ich meine eigenen politischen Combinationen machte, sagte der Kaiser, und in mir die Kraft verspürte, Frankreich seinem Verderben zu entreißen, wurde ich dem Direktorium feindlich gesinnt.

„Als er aus Italien nach Paris zurückkehrte, sah er die öffentlichen Verhältnisse noch nicht auf einem solch' schlechten Standpunkt, daß ihm die öffentliche Meinung die nöthigen Kraft verliehen hätte. Mitglieder des Direktoriums und besonders Sieyes wollten ihn zur Theilnahme bewegen; er sah sich aber nur als das Schlachtopfer der nächsten Verschwörung, ohne die Mittel zu haben, sie zu verhüten oder zu bestrafen. Er wollte einerseits, daß man bei den Kriegsereignissen seine Abwesenheit empfände, und daß diese Abwesenheit die Phantasie beschäftige. Aegypten war das Land großer Erinnerungen und Bestrebungen; er setzte daher die Expedition dorthin durch. Bis zu seiner Abreise hielt er sich so viel wie möglich in der Zurückgezogenheit, beschäftigte sich mit den Wissenschaften und arbeitete fleißig, um auch in dieser Beziehung seinen Zug interessant zu machen. Der Eindruck, den in Europa und Asien seine Feldzüge in Aegypten machten, ist nie verwischt worden.

„Während dieser Zeit war eingetreten, was er vorhergesehen hatte. Die inneren und äußeren Angelegenheiten standen äußerst schlecht, und sein Ruhm hatte sich in dem Maße gemehrt, daß alle Klassen des Volkes ihn allein für den Retter aus der täglich wachsenden Noth hielten. Er wurde daher bei seiner Rückkehr aus Aegypten mit größerem Enthusiasmus empfangen, als der heilige Ludwig nach seinem ersten Kreuzzuge. Damals fühlte er es, daß das Direktorium gegen ihn nichts vermochte, und er suchte nur den Stößen der unausbleiblichen Revolution zuvorzukommen.

„Im dreißigsten Jahre wurde er unter dem Titel eines ersten Konsuls Souverain von Frankreich; drei nach einander erlassene Aufrufe an die ganze Nation bewiesen, daß man ihm allein vertraute.

„Er schreibt sein großes Glück seinen ausgezeichneten Studien und seiner rastlosen Thätigkeit zu."

Seltsame Widersprüche! .... Die Revolution von 1789 sollte uns das parlamentarische Regime sichern, und zehn Jahre später vernichtet es Napoleon unter dem Beifallsruf der ganzen Nation. — Er fiel im J. 1814; Frankreich gab sich anderen Machthabern für die Charte hin. Doch nach kaum zehn Monaten eilt derjenige, dessen Leben und dessen Ruhm die wahre Verneinung des Repräsentativsystemes sind, unter dem Jubel des Volkes von Cannes nach Paris. — Dieser große Stern ging bei Waterloo unter; wir trösteten uns hierüber, und nachdem wir uns funfzehn Jahre hindurch an das constitutionelle Dogma von der ausschließlichen Verantwortlichkeit der Minister gewöhnt haben, verjagen wir mit einem „Es lebe die Charte!" den König, dem diese Charte seine Unverletzlichkeit zusicherte. — Die Kammern machen sich endlich selbst zum Herrscher; Alles geht nach Majorität. Die Republik wird proklamirt. ... Die Nation wählt sich direkt, wie nie zuvor, eine Vertretung von neunhundert Gliedern — nach kaum fünf Wochen wird sie mit bewaffneter Hand angegriffen, und die Republikaner selbst ziehen gegen die Volksrepräsentanten. — Endlich fehlt der exekutiven Gewalt ein Haupt; da erglänzt ein Name am Horizont: der ihn führt, ist in keiner Berührung mit dem Lande, und seine einzige Empfehlung ist die, der Nachkomme jenes Mannes zu seyn, der Alles reorganisirte, aber zugleich auch der Held des 18. Brumaire gewesen, der während funfzehn Jahre dem Senat, der Legislatur, der Presse Stillschweigen auflegte — und dennoch sehnt sich das Volk nach ihm.

Dies sind die Thatsachen. Welche Folgerungen lassen sich daraus ziehen? Wie soll man, wenn der Staat einmal wirklich konstituirt ist, die inneren Wirren verhüten, welche ihm von Zeit zu Zeit durch die Minoritäten bereitet werden? Wohin können seine maßlosen Schwankungen und die stürmische Rückkehr zu dem, das eben ganz beseitigt schien, endlich führen? Sollte das parlamentarische Regime, welches wir einem uns fremden Volke entlehnt haben, unserem Nationalcharakter weniger entsprechen, als dies viele erhabene Geister und warme Patrioten geglaubt; oder sollte Montesquieu, wenn er uns räth, dies Großbritanien zu überlassen,*) Recht haben? Werden sich die souverainen Versammlungen schneller unter uns abnutzen, als die Souveraine? Bekunden die großen Thaten, welche wir durch Napoleon im Krieg und Frieden vollbracht, und die regen Sympathieen, welche wir für ihn empfinden, daß er unter allen Gesetzgebern am besten unseren Volkscharakter kannte? Werden wir endlich wieder einmal zu einem ruhigen Zustande gelangen, oder haben wir dies für immer verscherzt?

Die vielen Verfassungen, welche wir seit dem 23. Juni des Jahres 1789 gehabt haben, geben uns für die Beantwortung dieser höchst wichtigen Fragen einen weiten Spielraum, und wenden wir die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Verfassung von 1848 an, so verwirrt dies unsere Aussicht in die Zukunft um so mehr. Allein wie groß immer die Fehler, die Ohnmacht und die Unpopularität der Versammlungen gewesen; wie wenig Groll auch die Franzosen gegen Napoleon hegen, der jene so geringschätzig behandelte: derjenige würde unsere Zeit verkennen, welcher riethe, hierin dem Kaiser zu folgen. Der Schwerpunkt auf beiden Seiten hat sich geändert. Viele Versammlungen werden sich noch in Mißkredit bringen und sich auflösen können; jedoch die schlechten Bethätigungen des Repräsentativsystems werden dieses selbst nicht vernichten. In einer oder der anderen Form wird es noch lange für die Exekutivgewalt die Bürgschaft der Dauer oder das Mittel des Unterganges seyn; ihre gegenseitige Aufgabe bleibt es, sich zusammen zu erhalten oder zu vernichten. Eben dies legt derjenigen der beiden Gewalten, welche am meisten im Stande ist, die andere zu leiten, die Pflicht einer seltenen Mischung von Achtung und Festigkeit, von Muth und Klugheit, von Umsicht und Thatkraft auf, denn es wäre traurig, wenn die seit vierundzwanzig Jahren hierüber gemachten Erfahrungen für die gegenwärtige Regierung nutzlos seyn sollten. An uns Allen aber, die wir der constitutionellen Monarchie mit Aufrichtigkeit angehangen und die edle Königsfamilie auch in der Verbannung achten, die wir uns heute nicht mehr unser Bedauern darüber verhehlen, daß wir unsere Beschwerden nicht zur rechten Zeit erhoben — an uns Allen ist es, dem Lande zu sagen, wie sich das Unwetter gebildet, was die Regierung geschwächt, und ihm die Klippen zu zeigen, an denen wir gescheitert sind. Eine solche aufrichtige Darlegung unserer Fehler wird sehr belehrend seyn, denn es wäre eine kindische Eitelkeit, Alles, auch die Irrthümer, welche die Katastrophe des Februars herbeiführten, rechtfertigen zu wollen.

Wenige Theile der Geschichte sind lehrreicher, als die Begründung, die Blüthe und der Sturz der Monarchie von 1830; in dem Ereignisse, das jene ins Leben rief, sieht man die Keime ihres Unterganges gerade durch die Schuld derjenigen aufsprießen, welche sie hätten ersticken sollen, sich entwickeln durch die strafbare Nachsicht der Regierung und endlich, zum Unglück für diese, aufblühen. Die politische Suprematie, welche, mit Ausschluß von fünfunddreißig Millionen Franzosen, in Wahrheit durch die Nationalgarde in Paris ausgeübt wurde, mußte in dieser Geschichte besonders beachtet, so wie die Mängel des Unterrichts- und Verwaltungssystemes in das rechte Licht gestellt werden. Wenn man jedoch genau die Ursachen des allmäligen Sinkens der Regierung Ludwig Philipp's untersucht, so erkennt man, daß das Hauptübel in seiner allzu großen Nachgiebigkeit gegen die Kammer und dem übermäßigen Einfluß, welchen er dieser einräumte, bestanden. Ungerechterweise wird dieser Fürst oft beschuldigt, der exekutiven Gewalt einen zu weiten Wirkungskreis gegeben zu haben; wohl ihm und uns, wenn er diesen Vorwurf nur einigermaßen verdient hätte! Frankreich hat seit dem Jahre 1789 zum Ueberfluß gezeigt, daß es die constitutionelle Fiction von der Unverantwortlichkeit des Königs schlecht versteht; ja, es fordert fast, daß er eine den ihm obliegenden Verpflichtungen entsprechende Gewalt übe. Dies hat sich in allen unseren Revolutionen bewährt, und wenn Ludwig Philipp das Wesen und die Ausdehnung der Pflichten, welche unser Nationalcharakter dem Staatsoberhaupte auflegt, besser begriffen, wenn er seine Rechtlichkeit und Thatkraft mehr den öffentlichen Angelegenheiten zugewandt hätte, wenn er eifersüchtiger auf seine Souverainetätsrechte gewesen wäre, dann würde er sich den Thron und dem Vaterlande seine Zukunft gerettet haben. Statt dessen wurde die Regierung und selbst die Verwaltung ganz den Abgeordneten der Kammer überlassen, und für die Minister war in dem engen Umkreis des Palais Bourbon das ganze Land; wenn sie sich hier nur die Majorität gesichert hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Andere: sie triumphirten oder waren muthlos, je nachdem die Sitzung günstig oder ungünstig für sie ausgefallen war. Sie wurden durch die Zudringlichkeit der Deputirten aller Parteien so in Anspruch genommen, daß sie kaum für ihre die wichtigsten Posten bekleidenden Untergebenen zugänglich waren, und es blieb ihnen keine Zeit für ihre anderen Geschäfte übrig. Der Mißbrauch des parlamentarischen Einflusses ist um so verderblicher, als oft die einzelnen Parteien bei ihrer Stimm-Abgabe nicht immer das allgemeine Beste leitet; er wirkte entnervend auf den öffentlichen Dienst, und Gleichgültigkeit, Mißtrauen und Unzuverlässigkeit, traurige Vorzeichen des Verfalls, zeigten sich bei allen Beamten der Regierung. Die öffentliche Meinung wurde von dem Ministerium, welches nur in den 450 Abgeordneten das Volk sah, wenig beachtet, und es entging ihm, daß das Land, aus Mangel an kräftigen, verständigen Führern, vom rechten Wege abirrte. Das Ministerium stützte sich nur auf die Kammer, welche der beständige Ruf nach

*) Geist der Gesetze, Buch 7, Kap. 5—7.

einer Reform, der mehr gegen sie selbst, als gegen die Regierung gerichtet war, wohl über ihre eigene Schwäche hätte belehren sollen. Wenn indessen die Minister des letzten Königs im Hinblick auf sich bescheiden seyn müssen, so können sie stolz sich ihren Gegnern gegenüberstellen; die dynastische Opposition hat in der That nur desorganisirend gewirkt, unfähige Menschen beschützt und das Uebel, welches sie zu heilen vorgab, noch verschlimmert; nur den neuen Republikanern war es vorbehalten, sie durch ihre Fehler weit zu übertreffen.

Politische Aphorismen, nach Salvandy.*)

Die politische Ordnung beruht auf einem Grundprinzipe: auf dem Umstande nämlich, daß die rohe Einzelkraft, durch die Thatsache der Gründung der Gesellschaft selbst, feierlichst abgedankt wurde. Der Staat, welcher eben die konstituirte Gesellschaft ist, erhält sich nur durch diese unwiderrufliche Abdankung, durch das Bedürfniß, sich einzig vor einer gesetzlichen Autorität, vor regelrechten Ausgleichungen, vor einem öffentlichen Recht, dem mehr oder minder vollkommenen Bilde des von der Gesellschaft erfaßten und verehrten absoluten Rechts, zu beugen. Jede Verschwörung, die darauf ausgeht, ihre besonderen Phantasien an die Stelle des gemeinsamen Gesetzes zu stellen, welches auch sonst immer ihre näheren Bestimmungen und Motive seyn mögen, thut nichts Anderes, als daß sie die Fahne der Empörung gegen die wesentliche Bedingung der politischen Ordnung, gegen die erste Garantie der sozialen Ordnung erhebt, welche ja die Herrschaft des Rechtes, die Abschwörung der Gewalt ist.

Was für den ganzen Körper des Volkes wahr ist, wird es um so mehr für die einzelnen Parteien seyn. Die Minorität kann die Aufrechthaltung des öffentlichen Rechtes so gut wie die Majorität selbst reklamiren. Das öffentliche Recht bindet auf gleiche Weise den Starken und den Schwachen; es gehört auf gleiche Weise Allen. Es kömmt wenig darauf an, ob die Formen, in deren Namen es verletzt werden soll, etwas mehr oder weniger scheinbar, etwas mehr oder weniger lügenhaft sind. Es heißt dies kurzweg das menschliche Gewissen verletzen. In welchem Falle auch immer sich der Fürst oder das Volk befindet, stets läuft die Sache auf Tyrannei hinaus. Das Einschreiten und der aktive Wille der Mehrzahl würde keine Entschuldigung seyn: denn die Zahl wäre ja wieder die Gewalt; die Zahl ist nicht das Recht, sie ist nicht die Souverainetät. Es giebt keine Souverainetät gegen jenes höchste Recht, von dem wir so eben gesprochen. Das heißt mit anderen Worten: weder in den Majoritäten, noch im Schwert liegt gesetzliche Autorität, sondern im Recht, in der Gerechtigkeit: und hieraus folgt, daß die Zwistigkeiten, durch welche politische Familien nur allzu oft getrennt werden, nur Einen billigen und richtigen Abschluß haben, — den Vergleich.

Kann man nun wohl glauben, man werde den Gesellschafts-Vertrag und seine souverainen Regeln, das Recht, die Gerechtigkeit, die Vergleiche, sicher stellen, wenn man die gesetzliche Macht den Händen von Klassen anvertraut, welche nur die Gewalt kennen und die immer bereit sind, in privaten wie in öffentlichen Zwisten, diese wilde Schiedsrichterin zur Erledigung der fraglichen Punkte eintreten zu lassen?

Werdet Ihr den Schatz der moralischen Interessen, den Schatz der Erinnerungen, des Ruhmes, der Glaubenssatzungen ausschließlich jenen Klassen zur Hut anvertrauen, welche immer noch gewohnt sind, ohne Gestern, ohne Morgen zu leben, jenen, denen es noch nicht glückte, der Wohlthaten des Staates, der Einsicht und Bildung theilhaftig zu werden, jenen, welche nur allzu oft von beschränkten und einseitigen Trieben völlig beherrscht werden, jenen, welche heutzutage den größten Theil der Zeit in unseren Städten verleben, fremd dem Glauben und dem Kultus des Vaterlandes?

Werdet Ihr die Sorge für die Erhaltung der materiellen Reichthümer der Nationen und vor Allem das Eigenthum den Klassen übertragen, welche nichts zu erhalten haben, und in deren Gemüthern unter dem thätigen Einflusse so vieler feindlicher Brand-Elemente neidische und zerstörerische Leidenschaften gähren?

Nein, nein! unter solchen Bedingungen kann die Ordnung nimmer gedeihen. Die Regierung der Völker, welche Form sie auch haben mag (und wäre es auch die des allgemeinen Stimmrechtes), muß ganz entschieden dem Eigenthum und der Einsicht, der Bildung, den Talenten, dem Verdienst, diesen letzten unantastbaren Adelstiteln unseres unabhängigen Zeitalters, gehören. Die Region, welche diese Güter in sich faßt, kann allein die Macht handhaben, weil sie damit einen Allen heilsamen Gebrauch machen wird; sie wird die ewigen Gesetze der sozialen Welt begreifen und aufrechterhalten. . . .

Die Freiheit ist von allen Errungenschaften des Menschengeistes die edelste und erhabenste; zugleich aber auch die allerzerbrechlichste. Sie kam erst in Griechenland zur Welt, als auf Erden der Despotismus bereits zwei Jahrtausende geherrscht hatte. Und auch heute noch hat sie sich erst unter einigen wenigen begünstigten Himmelsstrichen eingebürgert. Wessen Händen will man diesen heiligen Schatz anvertrauen, wenn nicht derer, welche schon einen viel größeren und älteren, den der Wissenschaft und der Einsicht, den Schatz der Civilisation selbst, besitzen? Diese allein werden sie zu leiten wissen. Die Freiheit ist eine Tochter der Höhen und muß aller anderen Orten zugrundegehen.

Wenn Ihr einmal Eure Institutionen auf ihre gesetzlichen Grundlagen gestellt habt, so bleibt es sich gleich, ob Ihr die Geschicke derselben der Monarchie oder der Republik anvertraut. Zwei Konsuln können ein Volk zu Herren der Welt machen; das haben wir bereits erfahren. Zehn Archonten, ein Doge, ein Landammann können unter ihrem Mantel die Ordnung und die Gesetze beschützen. Man sieht dies seit dreitausend Jahren in der Geschichte. Nur das Eine hat man unter der Sonne noch nie erschaut, daß ein Volk von unten herauf geführt und gut geleitet worden ist; von unten herauf geführt und frei! Das käme einer auf ihre Spitze gestellten Pyramide gleich; kein Wunder der Welt könnte sie aufrecht stehend erhalten.

Die Republik ist bei uns nur darum so übel berüchtigt, weil die Partei, welche sie predigt, sie nie anders als im Sinne der Demagogie aufzufassen versteht; hieraus folgt, daß die, welche sie fürchten, selbe immer mit der rothen Mütze, mit nackten Armen, voll Zerstörungsgelüste und demgemäß endlich abscheulich, unsinnig, unmöglich sehen. Sie haben von ihrem Standpunkte aus ganz Recht. Die Demokratie artet, ohne mächtige Gegengewichte, nothwendigerweise in Anarchie aus. Sie hat nur Ein Mittel, ihrem Geschick zu entgehen, nur Ein Mittel, die Ordnung zu retten, nämlich den Despotismus; und daher kömmt es, daß sie zuletzt, matt und blutriesend, immer an diesem Ziele anlangt, sich im Schatten des Despotismus zur Ruhe begiebt.

*) Aus dem schon 1830 erschienenen, gegenwärtig neu aufgelegten und umgearbeiteten Werke: Vingt mois, ou la révolution et le parti révolutionnaire, par Mr. N. A. de Salvandy.

Mannigfaltiges.

— **Die Wissenschaft im Dienste Gottes.** H. Chr. Oersted schließt eine an die Studirenden der Universität Kopenhagen bei Gelegenheit des Reformationsfestes gehaltene Rede mit folgenden herrlichen Worten: *)

. . . „Tief prägt Euch denn das Gefühl Eures hohen Berufs ein, Ihr edlen Jünglinge, die Ihr heute als Mitbürger unseres wissenschaftlichen Verbandes aufgenommen werdet! Nur die Ueberzeugung, daß Ihr als Diener der Wissenschaften zugleich Gott dient, vermag den Muth und die Kraft beständig in Euch aufrechtzuerhalten, die Euer Beruf erfordert, und die Ihr vergebens in äußeren Aufmunterungen suchen würdet. Daß **Reichthum**, dessen Glanz für die Meisten so anlockend ist, nicht Eurer Bestrebungen höchstes Ziel seyn dürfe, muß schon Jeder von Euch gefühlt haben, der mit Ueberzeugung die Bahn der Wissenschaften gewählt hat; denn es ist allzu augenscheinlich, daß kein Weg weniger zu diesem Götzen der verblendeten Sterblichen führt. In der **Ehre**, ich meine nicht die des Augenblicks, sondern die, welche einen Mann über die Wogen der Zeit zu fernen Geschlechtern trägt, würden Manche von Euch vielleicht einen reichlicheren Lohn finden; und es ist wohl nicht zu leugnen, daß man in einer gewissen Hinsicht mit einem der herrlichsten und frommsten Dichter des verflossenen Jahrhunderts sagen kann, daß ein unsterblicher Nachruhm ein großer Gedanke, ein würdiges Ziel ist für des Edlen Schweiß; aber wenn des Mannes Unsterblichkeit nicht von einer höheren Unsterblichkeitshoffnung getragen würde, wenn sie nicht ein irdischer Wiederschein eines ewigen Lebens wäre, was wäre sie da anders, als ein leeres Luftgebilde; ein Schatten, der von keinem Körper herkäme; ein Regenbogen ohne Verheißung, der uns durch die Tropfen des irdischen Stoffes nicht den Glanz eines höheren Lichtes zeigte? — Nein, nur **die Ueberzeugung**, daß unsere Erkenntnißlust ein Streben hin zur wahren Wirklichkeit, zu dem wahren Leben, zu der wahren Harmonie ist, kann Euch die rechte begeisterte Weisheitsliebe geben. Nur das Gefühl, daß Ihr Werkzeuge seyd zur Befestigung des Gottesreiches auf Erden, wenn Ihr Kenntnisse verbreitet, kann Euch die rechte, unverdrossene Lust geben, Eure Brüder zum höheren Lichte, zur höheren Erkenntniß zu führen. Seht, meine jungen Freunde, das ist der hohe Beruf, zu dem Ihr Euch zu bilden begonnen habt. Setzt mit heiligem Ernste Eure Bestrebungen fort, und Ihr werdet für Euch selbst eine Freude erlangen, welche die Welt nicht geben kann, und Euer Wirken wird Segen über das Vaterland ausbreiten und heilbringend seyn für die ganze Menschheit!"

— **Libri und die französische Regierung.** Herr G. Libri, der bekannte Mathematiker und Bibliophile, von dessen Streit mit der französischen Regierung wir unsere Leser bereits unterhalten haben, hat neuerdings von London aus eine Protestation erlassen gegen das durch die Gerichte von Paris gegen ihn beobachtete Verfahren, das er als durchaus willkürlich und gesetzwidrig darstellt. Die im Moniteur Universel durch Herrn Boucly veröffentlichte Beschuldigung, daß Herr Libri Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek in Paris unterschlagen, ist von ihm bekanntlich, soweit diese Bücher und Handschriften namentlich gemacht waren, durch Zeugnisse geachteter Männer widerlegt worden. Gleichwohl hat die Anklagekammer des Pariser Assisenhofes die Papiere und die Bibliothek des Herrn Libri in Beschlag nehmen lassen, ohne, wie es der Code vorschreibt, ein Inventar darüber aufzunehmen und einen Kurator zu bestellen, der über die Interessen des Angeklagten wacht. Herr Libri behauptet, daß dadurch nicht blos die Mittel zu seiner Vertheidigung ihm genommen seyen, sondern auch seinen Feinden, die ihn seit Begründung der Republik aus politischen Motiven verfolgt, Gelegenheit gegeben sey, ihn rechtlos zu machen und völlig zu verderben. Herr Libri erklärt, daß er sofort selbst nach Paris gehen würde, wenn er nicht bei der Willkür des französischen Gerichtsverfahrens Alles zu befürchten hätte, weshalb er auch den Justizminister vorher um ein salvum conductum angeht. In London, wo sich Herr Libri inzwischen verheiratet hat, scheint er nicht blos sehr ruhig zu leben, sondern auch in allgemeiner Achtung zu stehen.

*) Vgl. die Abhandlung: „Die Wissenschaftspflege als Religions-Ausübung" in dem Buche: „Der Geist der Natur, von H. Chr. Oersted". Leipzig, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 73, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 6. Juni 1850.

Rußland.

Memoiren des Generals Gordon.

Wir haben bereits im vorigen Jahrgang des Magazins (Nr. 112) das Erscheinen der Memoiren des als Feldherrn Peter des Großen bekannten Schotten Gordon angezeigt und unseren Lesern versprochen, ihnen daraus einige Auszüge vorzulegen, wenn es uns gelingen sollte, ein Exemplar dieses in Moskau gedruckten Werkes*) zu erhalten. Dies ist nun zwar nicht geschehen, doch giebt uns ein ziemlich ausführlicher, in der russischen Zeitschrift „Sowremennik" mitgetheilter Bericht Gelegenheit, unserem Versprechen nachzukommen. Es entsteht hierdurch allerdings der Uebelstand, daß wir die gegebenen Auszüge aus dem Russischen ins Deutsche zurückübersetzen müssen; da indes das „Tagebuch" Gordon's ursprünglich in englischer Sprache abgefaßt und erst gegen Ende des 18ten Jahrhunderts von dem verstorbenen Strüter ins Deutsche übertragen worden ist, so kann schon ohnehin von Originalität des Stils keine Rede seyn.

Patrick Gordon ward im Jahr 1635 in der Grafschaft Aberdeen aus einer alten Familie geboren, welche später die herzogliche Würde erlangt und deren Häupter, der Marquis von Huntley und der Graf von Aberdeen, noch jetzt zu dem höchsten Adel Schottlands gehören. Die Gordons bekannten sich im siebzehnten Jahrhundert zur katholischen Religion, waren eifrige „Kavaliere" und mußten für ihre Anhänglichkeit an Karl I. und Karl II. gar manche Verfolgungen erleiden. Patrick theilte ganz die Ansichten seiner Verwandten und verließ, um der Herrschaft Cromwell's und dem Joche der verhaßten Presbyterianer zu entgehen, in seinem sechzehnten Jahre das Vaterhaus, welches er nicht wiedersah. Nachdem er sich in Danzig ausgeschifft hatte, begab er sich nach Braunsberg, um in das Jesuiten-Kollegium aufgenommen zu werden. Aber der Unterricht hier ward seinem lebhaften Geiste bald zuwider, und er dachte schon heimzukehren, als er veranlaßt wurde, nach Warschau zu reisen, in der Hoffnung, eine Anstellung in dem schottischen Regiment des Fürsten Radziwill zu finden. In dieser Erwartung getäuscht, ging er nach Posen und dann nach Hamburg, wo er in schwedische Dienste trat. Er nahm an dem Kriege von 1655 zwischen Polen und Schweden Theil, gerieth im folgenden Jahr in Gefangenschaft und erhielt die Freiheit unter der Bedingung, polnische Dienste zu nehmen; noch in demselben Jahre aber fiel er wieder in die Hände der Schweden, und 1659 zum zweitenmal in die der Polen, und wechselte jedesmal mit der Gefangenschaft auch den Dienst. Diese seltsame Erscheinung giebt den Charakter der damaligen Miethlingstruppen, namentlich der Schottländer, klar zu erkennen und rechtfertigt vollkommen die Schilderung, welche Sir Walter Scott in seinem „Dalgetty" von ihnen entwirft. Von ihrem Vaterlande entfernt, kümmerten sie sich wenig um den Gegenstand des Streites, an dem sie sich betheiligten; stets unerschrocken und muthig in Gefahren, betrachteten sie den Krieg als ihr Handwerk, und es war ihnen gleichgültig, unter welcher Fahne sie kämpften. „Wir sind Soldaten der Fortuna", sagten sie mit Devcteur; „wer das Meiste bietet, hat uns." — In der polnischen Armee stieg Gordon bis zum Capitain-Lieutenant. Der Friede von Oliva machte den Kriegs-Operationen ein Ende, und er rüstete sich bereits wieder zur Rückkehr nach Schottland, als er mit dem russischen Gesandten in Warschau, Leontiew, bekannt wurde, der ihm den Antrag machte, in die Dienste des Zars zu treten. Gordon willigte ein und kam 1661 nach Rußland, wo er die übrigen achtunddreißig Jahre seines Lebens bis zum Ende desselben zubrachte. Als Major in den russischen Dienst aufgenommen, erreichte er durch seine Verdienste und Tapferkeit den Rang eines General en chef.

Gordon lebte in Rußland unter drei Regierungen, die alle an inneren Veränderungen und Reformen reich waren: unter Alexis Michailowitsch, Theodor Alexiewitsch und Peter dem Großen (bis 1699); alle Vorbereitungen, die zur Entwickelung der neuen Größe des Landes nothwendig waren, fanden vor seinen Augen und zum Theil unter seiner Mitwirkung statt. Er konnte den Gang dieser wichtigen Ereignisse genau verfolgen und den Kampf zwischen dem asiatischen und europäischen Elemente beobachten, der schon bei Lebzeiten des Alexis begann und dessen Ausgang durch seinen kräftigeren Sohn entschieden wurde. Er war der Freund und Mitarbeiter des genialen Monarchen, der die Menschen nur nach ihren Fähigkeiten, nicht nach ihrer Abkunft schätzte, der ihm mit eigenen Händen die Augen zudrückte und mit Thränen seiner Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte folgte.

Das Tagebuch Gordon's geht von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Todesjahr; ein Theil desselben, der von 1667 bis 1677 und von 1678 bis 1688 reicht, ist indessen verloren gegangen, so daß von acht oder neun Büchern nur noch sechs vorhanden sind. Vier von diesen erhielt der Graf Alexander Stroganov vor etwa achtzig Jahren von den Nachkommen des Generals und übergab sie dem Historiographen Müller, der ihnen noch zwei im Moskauer Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten aufgefundene Bücher hinzufügte. Seitdem sind sie von mehreren Schriftstellern im Manuskript benutzt worden; im Druck sind jedoch bisher nur einige Fragmente in russischer Sprache erschienen, und die jetzt veröffentlichte deutsche Uebersetzung ist die erste vollständige Ausgabe der Gordonschen Memoiren oder wenigstens des übriggebliebenen Theils derselben. Sie ist auf Kosten des Fürsten Obolenski, Direktors des kaiserlichen Archivs in Moskau, veranstaltet und besteht aus zwei Bänden, wovon der erste mit dem Jahr 1678 abbricht und der zweite den Schluß des „Tagebuchs" bis zum Jahre 1699 enthalten wird.

Der Bericht, den Gordon über seine Feldzüge gegen die Polen, Schweden und Türken giebt, ist in Bezug auf die damalige Kriegführung und militairische Organisation äußerst interessant; wir ziehen es jedoch vor, die Beschreibung seiner Ankunft in Rußland mitzutheilen, welche ungefähr in folgender Weise erzählt wird:

Am 2. September 1661 kam Gordon mit seinen Gefährten in Moskau an und miethete sich ein Quartier in der deutschen Slobode (Vorstadt). Am 5ten ward er dem Zaren im Palaste Kolomenskoje vorgestellt und zum Handkuß bei Seiner Majestät zugelassen. Der Zar dankte bei dieser Gelegenheit Gordon für seine freundliche Behandlung der Russen, die in polnische Gefangenschaft gefallen waren, und versicherte ihn seiner Gnade. Zwei Tage nachher ließ der Bojar Miloslavskoi, Schwiegervater des Zaren und Chef des auswärtigen Amtes, Gordon und den anderen mit ihm nach Moskau gekommenen Offizieren sagen, daß sie sich Nachmittags außerhalb der Stadt auf dem Tschertolje-Feld einfinden möchten. Dort befahl er ihnen, die bereitstehenden Lanzen und Musketen zu nehmen und ihm zu zeigen, ob sie diese Waffen zu gebrauchen wüßten. Gordon, über ein solches Ansinnen erstaunt, bemerkte, daß die Pflichten eines Offiziers in der Anführung der Truppen, nicht aber in dergleichen Exercitien beständen. Der Bojar aber erwiederte kurz, daß ein Jeder, der im russischen Heere dienen wolle, selbst den besten Obersten nicht ausgenommen, sich einer solchen Prüfung unterwerfen müsse. Gordon mußte sich also fügen und ging zur völligen Zufriedenheit des Bojaren alle Manöver mit Lanze und Muskete durch, worauf er nach Hause zurückkehrte. Am 9ten wurde Gordon zum Major und seine Begleiter zu anderen Chargen im Infanterie-Regiment Crawford ernannt. Es wurde ihnen derselbe monatliche Sold bestimmt, wie Anderen von gleichem Range; außerdem erhielten sie beim Eintritt in den russischen Dienst Geschenke, und Gordon namentlich fünf Rubel an Geld, eben so viel in Pelzwerk, vier Stücke Tuch und acht Stücke Damast — die Uebrigen im Verhältniß ihres Ranges. Allein der Djak (kaiserliche Secretair) schob die Auslieferung dieser Sachen von Tag zu Tag auf; er wollte erst die gebräuchlichen Sporteln haben, die er sogar als sein Recht betrachtete. Da Gordon nichts von dieser Sitte wußte, so gerieth er zwei- oder dreimal mit dem Djak in Streit, und als er keine genügende Antwort erhielt, beklagte er sich bei dem Bojaren, der dem Djak einen leichten Verweis gab. Aber der Verweis half nur wenig, und Gordon brachte seine Klage zum zweiten- und drittenmal vor. Endlich sagte er dem Bojaren: Ich weiß nicht, wer hier die Macht hat, Du oder der Djak, nur das weiß ich, daß Deine Befehle nicht ausgeführt werden. Dies brachte den Bojaren auf. Er ließ seinen Wagen halten (denn er wollte eben ausfahren), rief den Djak zu sich und drohte ihm mit einer strengen Bestrafung, wenn Gordon wieder Anlaß zur Klage haben sollte. Sobald der Bojar sich entfernt hatte, trat der Djak zu Gordon heran und fing an, ihn zu schelten. Gordon antwortete in gleichem Tone, indem er hinzufügte, daß er nur noch daran denke, so schnell als möglich aus Rußland wegzukommen. Mit diesen Worten ging er nach der deutschen Slobode zurück, fest entschlossen, ein Land zu verlassen, in welchem man ihn so behandelte. Seine Absicht war, sich ins auswärtige Amt (inostrannoy prikas) zu begeben und um seinen Abschied zu bitten. Dieses Gesuch wollte er dadurch motiviren, daß der russische Gesandte Samänin Leontiew, mit dem er in Polen seinen Dienstkontrakt geschlossen, ihm die Auszahlung des Soldes in Silber oder anderer Münze von gleichem Werthe, nicht aber in Kupfer und Rauchwerk, versprochen habe — und ferner, daß er das russische Klima nicht vertragen könne. Der Djak, der

*) Tagebuch des Generalen (sic) Patrik Gordon, zum erstenmale vollständig veröffentlicht durch Fürst M. A. Obolenski und Dr. Peffelt. Erster Band. Moskau. 1849.

von Gordon's Vorhaben hörte und den Zorn des Bojaren fürchtete, wandte sich an Crawford mit der Bitte, ihn zurückzuhalten. Am folgenden Morgen traf der Oberst mit Gordon zusammen und bemühte sich, ihn zum Bleiben zu bewegen, aber vergebens. Als sie Beide auf die Straße hinaustraten, erschien ein Podjatschi (Kanzelist) mit Gerichtsdienern und dem Befehl an Gordon, nach dem Prikas zu kommen; wenn er nicht gutwillig käme, sollte er mit Gewalt hingebracht werden. Gordon gehorchte, erschien in ihrer Begleitung im Prikas und wurde von dem Ober-Djaken, Tichon Motjakin, höflich empfangen und zum Sitzen genöthigt. Nach einem freundschaftlichen Gespräch bot er Gordon das für ihn bestimmte, aus Geld, Zobelfellen, Tuch und Damast bestehende Geschenk an; dieser aber schlug es aus, mit der Bemerkung, daß er seinen Abschied zu nehmen wünsche. Der Ober-Djak war ein äußerst leutseliger Mann; er suchte Gordon durch verschiedene Gründe von seinem Entschluß abzubringen und schickte unterdessen zu dem Obersten, der sich in der Nähe befand. Beide führten dann Gordon beiseite und erklärten ihm, daß er sich durch sein Abschiedsgesuch ernstlich schaden könne. Die russische Regierung würde glauben, daß, da er aus einem feindlichen Lande (Polen) komme und Katholik sey, er nur die Absicht gehabt habe, Rußland auszuforschen und dann zurückzukehren. Wenn man daher etwas an ihm bemerke, das Verdacht erregen könne, so würde man ihm nicht nur den Abschied nicht ertheilen, sondern ihn gar nach Sibirien oder einer anderen entlegenen Provinz schicken, von wo er nimmer heimkehren werde. Dies setzte Gordon in solchen Schrecken, daß er sich dazu verstand, die Geschenke anzunehmen.

Man sieht aus dieser Erzählung, daß die russische Büreaukratie sich bereits im 17ten Jahrhundert durch dieselben edeln Eigenschaften auszeichnete, welche sie noch heutigentages zieren — eine Moral, die, so nahe sie auch liegt, von unserem Gewährsmann, dem Sowremennik, aus begreiflichen Gründen ignorirt wird. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die Censur, die, der gewöhnlichen Annahme entgegen, vor dem Jahr 1848 bei unseren östlichen Nachbarn in mehr als einer Hinsicht ziemlich lax war und Manches passiren ließ, was, auf preußische Zustände angewendet, von den hiesigen Censoren unbedingt gestrichen worden wäre, seit jener Zeit außerordentlich streng geworden; namentlich scheint man die französische sozialistische Literatur ganz in den Bann gethan zu haben, und die Werke George Sand's, Eugen Sue's u. A., welche die Spalten der „dickleibigen" Petersburger Journale auszufüllen pflegten, erscheinen jetzt entweder gar nicht oder nur in verstümmelter Gestalt. Ob dies ein Gewinn oder ein Verlust für die russischen Leser ist, wollen wir nicht entscheiden; so viel geht wenigstens daraus hervor, daß die Ideen, die im westlichen Europa gähren, auch in Rußland einigen Boden gefunden haben müssen, da man so ernstlich darauf bedacht ist, sie im Keim zu ersticken. Daß einige Schriftsteller, die man als die Partei des „jungen Rußlands" bezeichnen konnte, bei der neulich entdeckten Verschwörung betheiligt waren, haben wir schon angedeutet.

England.

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

(Fortsetzung.)

Welch' große Mühen die Verantwortlichkeit für Alles, was geschieht, einem Befehlshaber auferlegt, zeigt, was der Herausgeber hier beifügt:

„In dieser Zeit brachte er häufig die ganze Nacht auf dem Halbverdeck zu — eine Pflicht, welche er sich in wichtigen Lagen bis in die letzten Jahre seines Lebens auferlegte. Oft sagte er in solchen Fällen zu seinem Freunde Clavell, der sein volles Vertrauen genoß, sie dürften diese Nacht das Deck nicht verlassen; und suchte dieser Offizier ihn zu überzeugen, daß kein Grund hierzu vorhanden sey, da gute Wache gehalten werde, daß er sich zu viel biete, daß er von Anstrengung fast erschöpft sey, so entgegnete der Admiral: „Ich fürchte, Sie sind es, Sie haben Ruhe nöthig, legen Sie sich zu Bett, Clavell, ich will allein wachen." Oft schliefen sie zusammen auf einer Kanone, und Capitain Collingwood stand von Zeit zu Zeit auf, den Horizont mit seinem Nachtglase zu durchstreifen, damit der Feind nicht im Dunkeln entschlüpfe."

Collingwood besaß in hohem Grade die einem Anführer so nöthige Ruhe und unerschrockene Gelassenheit. Die Schilderung seines Benehmens am Tage des Sieges bei Trafalgar mag dafür als Beispiel dienen.

Man hat gesagt, kein Mann sey in den Augen seines Kammerdieners ein Held; daß dies nicht unbedingt wahr sey, beweist der Bericht, welchen der Herausgeber durch Herrn Smidt, Admiral Collingwood's Kammerdiener, erhielt: „Ich trat", sagt dieser, „bei Tagesanbruch in das Kabinet des Admirals und fand ihn schon auf und gekleidet. Er fragte, ob ich die französische Flotte gesehen hätte, und als ich es verneinte, befahl er mir, danach auszuschauen, indem er hinzufügte, wir würden bald einen bedeutenden Theil davon erblicken. Gleich darauf bemerkte ich eine große Zahl Schiffe unter dem Winde, doch konnte ich nicht umhin, mit noch größerem Interesse den Admiral zu betrachten, welcher sich unterdessen mit einer Ruhe rasirte, die mich in Verwunderung setzte. Er kleidete sich an diesem Morgen mit besonderer Sorgfalt, und als er bald nachher Lieutenant Clavell begegnete, sagte er ihm, er solle seine Stiefeln ausziehen. „Sie hätten besser gethan, gleich mir, in seidenen Strümpfen zu kommen, denn bringt uns eine Kugel ins Bein, so hat der Chirurg leichtere Arbeit." — Er ging weiter, das Verdeck zu mustern, ermunterte die Seeleute, ihrer Pflicht zu genügen, und sprach, indem er sich an die Offiziere wendete: „Wohlan, meine Herren, lassen Sie uns heute etwas vollführen, was die Welt dem Andenken aufbewahren mag.""

Ungefähr zehn Tage vor dem Treffen hatte er seine Flagge von dem „Dreadnought" eingezogen, dessen Mannschaft unter seiner täglichen Aufsicht so unausgesetzt in Handhabung des groben Geschützes geübt worden war, daß nur wenig Schiffscompagnieen in gleicher Schnelligkeit mit ihr feuern konnten. Oft hatte er seinen Leuten gesagt, wenn sie in fünf Minuten zwei wohlgerichtete Salven loszufeuern vermöchten, so könne kein Schiff ihnen Widerstand leisten, und dies gelang ihnen durch häufige Uebung endlich in drei und einer halben Minute. Obschon er indeß eine Mannschaft verließ, welche unter seiner eigenen Aufsicht so gut einexerzirt war, gewann er doch bei dem Tausche; denn der „Royal Sovereign", dessen Führung er übernahm, kam eben erst von England, sein Kupfer war noch völlig blank, und er übersegelte daher weit die anderen Schiffe der Division unter dem Winde. — Lord Nelson hatte dem „Royal Sovereign" signalisirt, bei dem zwölften Schiffe von der Nachhut aus durch die Linie des Feindes zu brechen. Da Admiral Collingwood jedoch bemerkte, jenes Schiff sey ein Zweidecker und das, welches ihm voraus war, ein Schiff vom ersten Range, wich er in so weit von der Ordre ab, daß er zum Angriff auf das letztere losging, welches Admiral Alva's Flagge trug. Während sie darauf zusteuerten, wurde das wohlbekannte telegraphische Signal gegeben: England erwartet, Jedermann werde seine Schuldigkeit thun, und Admiral Collingwood bemerkte, er wünsche, Nelson gäbe keine Signale mehr, sie wüßten Alle, was sie zu thun hätten; als man ihn jedoch auf den Inhalt dieser Mahnung aufmerksam machte, drückte er große Freude und Bewunderung aus und ließ die Offiziere und die Schiffsmannschaft davon unterrichten.

Capitain Blackwood bat Lord Nelson (aus Sorge für die Erhaltung eines so unschätzbaren Lebens), er möge noch einigen Schiffen den Vorrang gestatten, und dieser bewilligte endlich dem „Temeraire", ihm voraus zu segeln, widerrief indeß gleich darauf diese Ordre, setzte der „Victory" mehr Segel bei und behauptete seinen Platz. Der „Royal Sovereign" war weit voraus, als Clavell bemerkte, die „Victory" spanne ihr Leesegel auf. Er zeigte dies Admiral Collingwood, von jenem Wetteifer getrieben, der zwischen den Geschwadern, und namentlich zwischen den beiden obigen Schiffen, herrschte, und bat, ein Gleiches thun zu dürfen: „Noch", antwortete der Admiral, „sind die Schiffe unserer Linie nicht weit genug an uns heran, um ein solches Manöver zu rechtfertigen, halten Sie sich indeß bereit." Das Leesegel und die großen Ziehtaue wurden bemannt, und der Admiral sah, wie Lieutenant Clavell's Blicke gespannt auf ihm ruhten; nach zehn Minuten gab er ihm einen Wink, und dieser eilte zu Capitain Rotheram, ihm zu sagen, daß der Admiral wünsche, er möge alle Segel aufziehen.

So ward Ordre ertheilt, aufzutakeln und aufzuspannen; das Schiff, welches in wenig Augenblicken unter einer Menge Segeln war, kam schnell vorwärts, und der Admiral ermahnte die Offiziere, Acht zu haben, daß die Mannschaft sich auf dem Deck niederlege und ruhig halte, als der „Fougueux", das Hinterschiff der „Santa Anna", sich plötzlich vorlegte, um den „Royal Sovereign" am Durchbrechen der Linie zu verhindern. Dies gelang ihm nicht. Collingwood befahl dem Capitain Rotheram, gerade auf den Franzosen zuzusteuern und sein Bugspriet wegzunehmen; der „Fougueux", der dies verhüten wollte, setzte sein großes Marssegel auf, ließ den „Sovereign" durch, während er gleichzeitig zu feuern begann, und der Admiral gab Ordre, eine Kanone loszubrennen, die sein Schiff mit Rauch bedecke.

Zu dieser Zeit war das nächste englische Schiff etwa eine Meile von dem „Royal Sovereign" entfernt. Lord Nelson, der ihn beobachtete, wie er allein in die vereinigte Flotte hineinsegelte, sprach zu Capitain Blackwood: „Sehen Sie, wie der brave Collingwood sein Schiff ins Gefecht bringt. Wie beneide ich ihn!" und Collingwood dagegen, der seinen Befehlshaber und Freund wohl kannte, that die Aeußerung: „Was würde Nelson darum geben, hier zu seyn!" während Admiral Villeneuve bei dem tollkühnen Heransteuern der englischen Anführerschiffe an dem Ausgange des Kampfes zweifelte. Der „Royal Sovereign" feuerte, an der „Santa Anna" vorüberstreifend, eine und eine halbe Salve nach ihrem Spiegel, riß ihn fort und tödtete und verwundete ihr vierhundert Mann. Mit dem Steuer hart an Steuerbord, stellte er sich so dicht neben sie, daß die niederen Segelstangen der zwei Schiffe sich in einander verwickelten. Der spanische Admiral aber erkannte, daß der „Royal Sovereign" leewärts angreifen wollte, daher vereinigte er seine ganze Kraft am Steuerbord, und das Gewicht des Geschützes der „Santa Anna" war so groß, daß der „Sovereign" sich bei ihrer ersten Salve auf die Seite legte. Seine Leesegel und Ziehtaue waren nun schon weggeschossen, da bemerkte Admiral Collingwood ein Bramsegel, welches über den Gang des Schiffes herabhing, und forderte Lieutenant Clavell auf, ihm zu helfen, daß er es hereinziehe: „Wir können es noch ein andermal anwenden", sprach er, worauf beide Offiziere es sorgfältig aufrollten und ins Boot legten.

Ungefähr eine Stunde war verstrichen, und noch hatte kein anderes englisches Schiff sich ins Gefecht bringen können, als Capitain Rotheram (dessen Tapferkeit an jenem Tage, ungeachtet der vielen an ihm sich kundgebenden Beweise von Muth, doch Staunen erweckte) zu dem Admirale trat, seine Hand ergriff und sprach: „Ich wünsche Ihnen Glück, sie löschen auf der „Santa Anna" das Feuer und werden sich sogleich ergeben müssen." Wirklich hoffte man am Borde des „Royal Sovereign" auf die Freude, einen spanischen Admiral inmitten einer Flotte von dreiunddreißig Segeln noch vor Ankunft irgend eines anderen englischen Schiffes gefangen zu nehmen; doch die „Santa Anna", obschon durch das unausgesetzte Feuer des „Sovereign" in furchtbares Gedränge gebracht und unvermögend, weiter etwas zu thun, als daß sie von Zeit zu Zeit eine Kugel aussandte, hielt den Kampf standhaft aus, vertrauend auf die Hülfe der nahe liegenden Schiffe, welche das englische Schiff umschwärmten, ohne Zweifel in der Absicht, es zu zerstören, ehe seine Freunde ihm Beistand leisten könnten. Der „Fougueux" stellte sich an des „Sovereign" Leeseite, und ein anderer fran-

gösischer Zweidecker kreuzte sein Bug, während gleichzeitig zwei spanische Schiffe an seinem Bug waren; eine zu große Zahl, um ohne gegenseitige Beschädigung auf ein einzelnes Schiff feuern zu können.

Der Admiral befahl Captain Wallace, einem überaus tapferen Offizier, seine Seetruppen vom Hinterdeck abzurufen, damit sie nicht unnöthig dem Feuer ausgesetzt seyn möchten; er selbst aber blieb weit länger dort. Als er endlich ins Halbverdeck herunterstieg, musterte er die Mannschaft, schärfte ihnen ein, nicht eine Kugel ins Weite zu schicken, sah selbst zu, ob die Kanonen gut gerichtet seyen, und lobte die Seeleute, besonders einen Schwarzen, welcher später blieb, zur Zeit aber, als er neben ihm stand, zehnmal genau in die Stückpforte der „Santa Anna" schoß. Der „Bougueur" drängte sich so nahe an die Seite des „Sovereign", daß er ihn fast berührte, als jedoch die kurzen Feldstücke des englischen Halbverdecks auf ihn gerichtet wurden und er einige Doppelladungen gerade in sein Vorder-Cassell bekam, zog er sich ein wenig zurück und schickte dem „Sovereign", außer dessen Bereiche er dort lag, ein zerstörendes Raketenfeuer zu, bis der „Tonnant" heransegelte und ihn nahm.

Während eines solchen Gefechtes ist es unmöglich, die Zeit irgend einer besonderen Begebenheit genau zu bestimmen, und ein sehr ausgezeichneter Offizier erzählte dem Herausgeber, alle seine Sinne wären dabei so sehr in Anspruch genommen worden, daß es ihm schien, die Schlacht habe nur eine halbe Stunde gedauert. Demnach sind die Meinungen über die Zeit, welche der „Royal Sovereign" allein im Kampfe war, sehr verschieden. Admiral Collingwood glaubte, es wären zwanzig Minuten gewesen, Andere geben einen viel längeren Zeitraum an. Unterdessen segelten die englischen Schiffe in größter Eil vorwärts, ihm Beistand zu leisten, oft zweifelhaft über sein Schicksal und hoch erfreut, wenn sie seine Flagge ruhig über dem Dampf und Rauch vom Geschütz der „Santa Anna" wehen sahen. Einer seiner tapfersten Freunde, die zu seinem Beistand eilten, der Capitain des „Tonnant", erzählte oft, mit welchem Staunen er den „Royal Sovereign" betrachtet, als er sein Feuer eröffnete; er versicherte, seine Aufmerksamkeit sey dadurch in solchem Maße gefesselt worden, daß er einige Minuten meinte, ihm selbst liege einzig ob, zuzuschauen und zu bewundern.

Die „Santa Anna" ergab sich um 1½ Uhr, gegen die Zeit, wo Admiral Collingwood die Nachricht von Lord Nelson's Wunde überbracht wurde. Denn „Royal Sovereign" war durch die Schiffe, welche ihm zu Seiten und vor seinem Bug lagen, an Masten und Segelstangen so viel Schaden zugefügt, daß er seine Stellung nicht verändern konnte. Admiral Collingwood rief daher den „Euryalus", beauftragte ihn, sein Schiff ins Schlepptau zu nehmen und die nöthigen Signale zu geben. Er sandte Captain Blackwood ab, den spanischen Admiral an Bord des „Euryalus" zu geleiten; da sich jedoch fand, daß er am Tode lag, kam Blackwood mit dem spanischen Capitain zurück. Dieser Offizier war schon vorher nach dem „Royal Sovereign" gekommen, seinen Degen zu überliefern. Dort angelangt, fragte er einen der englischen Seeleute, wie das Schiff heiße, und als er hörte: Royal Sovereign, entgegnete er, die Hand auf eine Kanone legend, in gebrochenem Englisch: „Mich dänki, es sollte der Royal Devil heißen."

Das Gefecht war noch allgemein, als Capitain Blackwood, dem Admiral Collingwood die Kunde von Lord Nelson's Wunde mitgetheilt, nach der „Victory" eilte, um, seinem Worte treu, zu seinem Freunde zurückzukehren. Dort anlangend, sah er das Boot, welches Admiral Collingwood die Nachricht gebracht hatte, und hörte auf seine Nachfrage, Lord Nelson lebe noch; als er aber hinunter zu ihm eilte, war der Held eben verschieden.

Lord Nelson, der gegen alle seine Untergebenen ein edles, würdiges Benehmen beobachtete, hatte zu Admiral Collingwood in dem schönsten Verhältniß gestanden. Als ein Beweis dafür mögen hier die Worte stehen, die er ihm am 9. October 1805 schrieb, als er ein Zusammentreffen mit dem Feinde erwartete:

„Ich sende Ihnen meinen Angriffsplan, so weit er entworfen werden darf, bei der Unsicherheit, mit der die Stellung des Feindes sich muthmaßen läßt. Ihnen, theurer Freund, aber bleibt völlige Freiheit in Beziehung auf diese meine Absicht, und ist Ihrem Urtheil überlassen, ob Sie solche zur Ausführung bringen wollen. Zwischen uns, theurer Collingwood, kann keine Eifersucht obwalten, wir haben Beide nur ein Ziel im Auge — das, unsere Feinde zu vernichten und unserem Vaterlande einen glorreichen Frieden zu erringen. Kein Mann kann einem anderen mehr Vertrauen schenken, als ich Ihnen schenke, und keiner Ihren Diensten mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Ihr aufrichtiger alter Freund Nelson."

Collingwood dagegen, der nach Lord Nelson's Tod den Schlachtbericht an die Admiralität zu liefern und über das Ende des Feldherrn Nachricht zu geben hatte, sagt bei diesem Anlaß:

„Nicht nur beklage ich mit der ganzen britischen Flotte und der ganzen britischen Nation den Verlust ihres Oberbefehlshabers, den Verlust eines Helden, dessen Name unsterblich ist und dessen Andenken seinem Vaterlande ewig theuer bleiben wird, sondern mein Herz ist auch mit dem tiefsten Schmerz erfüllt über den Tod eines Freundes, mit welchem ich auf das Innigste verbunden war, durch Jahre langen vertrauten Umgang und volle Kenntniß seiner geistigen Vorzüge, die ihn der seltensten Leistungen fähig machten. Es ist ein Schmerz, bei dem selbst das ruhmvolle Ereigniß, welches sein Ende herbeiführte, nicht den Trost gewährt, den es vielleicht gewähren sollte."

Nach Lord Nelson's Tode wurde Collingwood nicht nur als sein würdigster Nachfolger im Kommando betrachtet, sondern auch als der Mann, von welchem der Fortbestand des wachsamen Schutzes von Englands Küsten, der das Wohl des Landes bedingte, mit sicherster Zuversicht erwartet werden konnte. Als er hierauf Hauptbefehlshaber der Flotte wurde, welche die Manöver und Pläne Napoleon's überwachte, der damals auf Ausführung seines gedrohten Einfalls sann, waren Collingwood's Thätigkeit, sein Geist, sein Geschick in diplomatischen Verhandlungen und seine unausgesetzten Bemühungen sicherlich das unübersteiglichste Hinderniß für die Ausführung jenes Vorhabens. Seine Verdienste in dieser Hinsicht scheinen gehörig gewürdigt worden zu seyn. Die Admiralität erkannte, wie gefährlich und schwierig es sey, einen Anderen an seine Stelle zu setzen, denn seine wiederholten Gesuche, nach Pause zurückkehren zu dürfen, fanden kein Gehör; er sah die Seinen nicht wieder und genoß nur wenige Monate des häuslichen Glückes, welches er so hoch schätzte, während eines fast ganz im Dienste verbrachten Lebens.

Seine Freunde hatten ihn aus Rücksicht für seine Gesundheit oft zur Heimkehr gedrängt. Dienstpflicht aber war ihm ein so strenges Gebot, daß er nicht von seinem Posten wollte, bis er genügend ersetzt sey, und er antwortete stets, sein Leben gehöre seinem Vaterlande. Endlich wurde sein Körper durch die Arbeit und Anstrengung des harten Seedienstes, dem bei solch' hohem Posten eine umfassende Korrespondenz, Aufrechthaltung der Disziplin und Leitung einer ausgedehnten Flotte oblag, völlig erschöpft, und er war in einem sehr leidenden Zustande, als er am 25. Februar des Jahres 1810 in dem Hafen von Mahon vor Anker ging. Die Aerzte hatten ihm dringend empfohlen, zu versuchen, ob mäßige Bewegung zu Pferde ihm heilsam sey, und er begab sich deshalb gleich ans Land, mit seinem Freunde Captain Hallowell, der ihn begleitete, um sein zu pflegen. Es war indeß zu spät, er konnte nicht die geringste Anstrengung mehr ertragen, und da man ihm vorstellte, er müsse nach England, wenn er sein Leben erhalten wolle, übergab er am 3. März das Kommando der Flotte dem Contre-Admiral Martin. Die beiden folgenden Tage versuchte man vergebens, die „Ville de Paris" aus dem Hafen von Mahon herauszuwargen; gegen 6 Uhr endlich sprang der Wind westwärts um, das Schiff gewann das Freie und steuerte England zu. Als Lord Collingwood erfuhr, daß er wiederum in See sey, scherzte er eine Weile über seine erloschenen Kräfte und sagte: „Wohl möchte ich jetzt leben, um den Franzosen noch einmal zu begegnen." (Schluß folgt.)

Punchiana.

16.

„Bezahle baar, was Du kaufst, und Du kömmst nie in Schulden!" sagt Franklin, sagt Joseph Hume, sagt jeder tüchtige Haushalter, — sagt jedenfalls auch Herr Friedrich Harkort. Ist dies wahr bei Individuen, wie weit wahrer nicht, auf Regierungen angewendet! Würde England eine Nationalschuld haben, wenn es jederzeit das Baargeldsystem befolgt hätte? Kein Land würde nach diesem Grundsatz Krieg anfangen, bis es Geld genug hätte, um die Kosten zu decken. Ja, käme es bei allen Nationen zur Geltung, so würde Nichts sicherer zur Abschaffung des Krieges führen. Die beste Friedensgesetzt ist baar Geld, dies ihr Präsident, Vicepräsident, Mitglieder, Secretair, alles Mögliche. Die einzige Schwierigkeit ist nur, zu wissen, wo es finden. Ja, die größte aller Schwierigkeiten im Leben, sagt Punch ein andermal. Baar Geld ist niemals in Bereitschaft dann, wenn man es braucht. Es ist gleich einer Frau, die da sagt: „bin gleich bereit", und doch die Treppe hinaufrennt, ihre Handschuhe, ihr Taschentuch oder sonst etwas zu holen. Ihr wartet zehn Minuten, eine halbe Stunde, bis Ihr zuletzt, des Wartens müde, ohne sie geht. So ist es auch mit baarem Geld. Ich habe gewartet mein Lebenlang, kann ich (d. h. Mr. Punch) sagen, so daß ich nun auch von dannen gehe ohne baar.

17.

In Nr. 457 führt uns Punch in seine Industrie-Ausstellung von 1850. Die Räume sind aufgethan, und er macht selbst den Führer. In der Nische rechts erblickt man, mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, einen Handwerksmann bei angestrengter Arbeit. Er bügelt: Bügeleisen und Scheere lassen einen Schneider in ihm erkennen. Wie müht sich der alte Mann! Gewiß, er arbeitet nicht nur, er ißt auch sein Stücklein Brod im Schweiße seines Angesichts. An ihn reiht sich ein verkümmerter Schuhmacher, alt und eingefallen, dem Aussehen nach auch blind, daher von einem Kind geleitet, das ihm wohl betteln hilft. In der nächsten Nische begegnet und ein Arbeiter mit Spitzhacke in der Hand, womit er ein Gemäuer demolirt, auch er mühselig und beladen, wie man seinem müden, schon 75 Jahre zählenden Gesicht anmerkt. Noch weiter links auf ärmlichem Sessel eine Näherin mit abgehärmter Wange und entfleischten Armen, Lappen auf ein zerfetztes Gewand setzend. Dies also des industriösen Mr. Punch Ausstellung fünf tausenden Jahre. Er selbst sieht sehr ernsthaft darein; auch der an seiner Seite Wandelnde, ein anständiger Herr (vielleicht Lord Ashley), beaugenscheinigt obige Industrieproben mit theilnehmendstem Gesicht. Entmuthigt ist jedoch Punch nicht. „Zu verdenken anno 1851", heißt es in Parenthese unter dem ankündigenden Schilde. Das heißt ja wohl: im nächsten Jahre hat sich der Himmel ins Mittel geschlagen und den Fünfundsiebziger nebst dem Schuster zu ihren Vätern versammelt, den Schneider aber und die Näherin hat Menschenhülfe entweder ins Spital gebracht oder in irgend eine Kolonie exportirt.

18.

Punch ist nie ohne Hoffnung, und Lord John bestärkt ihn darin. Auf einem Bilde ist dieser als Knabe Herkules vorgestellt, indem er die geringelten Nattern Nationalschuld und Sklavenhandel nervicht am Halse gefaßt hat und, wie der weitgeöffnete Rachen zeigt, nahe daran ist, zu erwürgen.

19.

Ists wahr, daß auch Hellas Schienenbahnen anlegt? Punch versichert es. Sie haben, sagt er, dort das alte Wort zunichtegemacht: „Non licet omnibus

Digitized by Google

adire Corinthum, d. h. nicht ist Allen (omnibus) gestattet, Korinth zu betreten." Denn dort hält ja ein Korinthischer Omnibus, zur Rückfahrt bereit, so wie der Zug anlangt.

20.

Ein amerikanisches Blatt erzählt von zwei jungen schönen Mädchen aus Florida, die nach Kalifornien gegangen sind und für eigene Rechnung Gold suchen, mit einziger Unterstützung eines alten Negers. Das älteste ist noch nicht zwanzig alt, beide also, und zwar im doppelten Sinne, „minors", minderjährig und Schatzgräber (miners). Das Schatzgraben des weiblichen Geschlechts, sagt Punch, beschränkte sich bisher auf Männerherzen. Damit hat es oftmals große Quantitäten des kostbaren Metalls gewonnen, und für unglücklich erachtete sich diejenige, die mit ihrer Goldgräberei nicht wenigstens so viel zu Tage förderte, als an einem Trauringe befindlich ist. Wenn das schöne Geschlecht nun auch in dem Herzen der Erde Eroberungen unternimmt, so überschreitet es seine natürliche Operationslinie. Punch mißbilligt also das Beginnen der Damen aus Florida und warnt seine eigenen Landesmänninnen vor der kalifornischen Goldjagd. Diese haben, meint er, ihren Sacramento daheim in dem Nisi-prius Court oder dem Schöffen- und Schwurgericht. Gesetzt, es handelt sich um Bruch eines Eheversprechens, so ist allda vollständiger Schaden-Ersatz gewiß. Gleich einer Schöpfkelle weiß diesen die Silberzunge des Anwalts in schönster Weise aus den Taschen vorreiliger Versprecher herauszuwühlen. E. K—r.

Klein-Asien.

Entdeckung der Ruinen von Ur in Chaldäa.

Wir haben in diesen Blättern bereits öfter von den merkwürdigen Entdeckungen und Ausgrabungen der Herren Botta und Layard in Mosul gesprochen, wo sie das alte untergegangene Nineveh wieder zu Tage gefördert haben. Durch diese Entdeckungen aufgemuntert, hat ein anderer wissenschaftlich gebildeter und von Liebe für die biblischen Urkunden beseelter Europäer eine nicht minder interessante Nachforschung unternommen, die ebenfalls bereits von Erfolg gewesen und worüber wir nachstehendes Nähere erfahren:

In England eingetroffene Briefe aus Bagdad besagen, daß Herr Loftus, ein geachteter Geolog, welcher der Kommission zur genaueren Feststellung der türkisch-persischen Gränzen beigegeben ist, auf seiner Reise nach Bassora die selbst in Kleinasien sehr wenig, in Europa aber noch gar nicht näher gekannten und bisher blos von wenigen Reisenden beschriebenen Alterthümer von Nieder-Chaldäa aufgesucht hat.

Die Ruinen des alten Ur-Kasdim — heutzutage Cherkat genannt — wo die in der Genesis erzählten Ereignisse aus dem Leben Abraham's sich zugetragen, nehmen einen unermeßlichen Raum ein und bieten ein außerordentliches Interesse für Bibelfreunde und Alterthumsforscher dar. Auf einem abgeschlossenen Platze, der, allem Anscheine nach, ein öffentlicher Begräbnißort gewesen, hat man eine große Anzahl sehr alter Särge gefunden, die nach der Form und den Dimensionen des menschlichen Körpers in Gips gegossen, mit einem sehr glänzenden Firniß überzogen und mit einer großen Anzahl von Figuren in erhabener Arbeit verziert waren und die sich oberhalb vermittelst eines ovalen, ebenfalls verzierten Deckels öffneten. Ein Krug von mittler Größe war an jedem Sarge durch eine Kette befestigt.

Nach der Erzählung der Einheimischen finden sich in diesen Gräbern oft antiker Goldschmuck, Edelsteine und andere Ueberbleibsel einer unvordenklichen Zeit und Kunst. Diejenigen Gräber, die Herr Loftus selbst untersuchte, enthielten jedoch nichts mehr von solchen Kostbarkeiten, da die Araber vor ihm diesen Ort besucht und Alles unterwühlt hatten. Er hat inzwischen eine Anzahl von Ziegeln mitgenommen, die mit keilförmiger Schrift bedeckt sind, Stücke von gebrannter Erde, welche die Form von Rindshörnern haben und ebenfalls mit solchen Charakteren versehen sind, endlich mehrere Bruchstücke einer sechseckigen, mit langen Inschriften bedeckten Pyramide, gleich derjenigen, die Layard in Nineveh gefunden und die sich jetzt auf dem Britischen Museum in London befindet.

Allgemein ist unter den Einwohnern des Landes die Tradition verbreitet, daß Cherkat der Geburtsort Abraham's sey; jedenfalls steht aber fest, daß es das alte Ur der Chaldäer ist. Von früheren europäischen Reisenden sind diese Ruinen zwar ebenfalls schon erwähnt worden, doch hatten sie sie nur aus der Ferne gesehen, weil sie in der Regel wegen der häufigen Ueberschwemmung der Umgegend und wegen der gefahrvollen Nachbarschaft der Chesel-Araber unzugänglich sind. Herr Loftus ist demnach der erste Europäer, der diese Wiege der Erzväter besucht und in der Nähe besichtigt hat.

Unter den Ruinen von Hamman-Ali hat Herr Loftus auch eine mit keilförmigen Inschriften versehene Basalt-Statue gefunden. In Hamgeir, jenseits des Euphrats, findet sich ebenfalls eine kolossale Statue, die wahrscheinlich einen Gott der Chaldäer darstellt; sie ist jedoch in einem so unförmlichen, verwitterten Zustande, daß es nicht mehr der Mühe verlohnt, sie nach Europa zu schaffen.

Die Kommission, zu welcher Herr Loftus gehört, hatte noch die Aufgabe, die Gränze von Sofiana festzustellen, und wird bei dieser Gelegenheit den ganzen Landstrich passiren, in welchem sich zahlreiche chaldäische Ruinen befinden. Da der Kommission, von der türkischen sowohl, als von der persischen Regierung, große Autorität verliehen ist und sie daher auch mit größerer Sicherheit ihre Untersuchungen anstellen kann, als es bisher irgend einem Reisenden in diesen Gegenden verstattet war, so sind unzweifelhaft noch andere Entdeckungen von ihm zu erwarten, die auf die früheste Geschichte von Ninive und Babylon neues Licht werfen werden.

Der alte Orient, die Wiege des Menschengeschlechts und der religiösen, wie der sozialen und künstlerischen Bildung, scheint in unserer Zeit von neuem aus seinen Ruinen erstehen zu wollen. Nachdem eine Periode der Skeptik und der Selbstüberschätzung menschlicher Weisheit an den in den heiligen Schriften enthaltenen Grundpfeilern der Religion so lange gerüttelt, daß das ganze Gebäude einzustürzen und unter seinen Trümmern die Gesellschaft und ihre Civilisation zu begraben droht, geschehen in unserer eigenen Mitte, wie im fernen Orient, Ereignisse und Entdeckungen, welche nicht blos die sittlichen Grundwahrheiten der biblischen Urkunden, sondern auch ihre einfachen Erzählungen und Völkersagen bestätigen. Möchte dies doch ein Zeichen der Rückkehr zur ewigen Quelle der Wahrheit und der Freiheit seyn!

Mannigfaltiges.

— Chinesische Zustände. Ein englisches Blatt enthält eine interessante Korrespondenz aus Hongkong über den Tod des Kaisers von China und die Neuerungen, die in Folge desselben im „himmlischen Reiche" erwartet wurden. „Die Bande", heißt es unter Anderem, „welche die chinesische Gesellschaft seit Jahrhunderten zusammenhielten, sind schon locker geworden, und es nähert sich rasch die Zeit (wenn sie nicht schon eingetreten ist), wo eine große Veränderung in der relativen Stellung der Regierenden und der Regierten stattfinden muß. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Grundsätze einer freien Verfassung jetzt in allen Versammlungen der Literaten besprochen werden, und daß das junge China bereits einen nicht geringen Einfluß auf die Politik und die Handlungsweise der chinesischen Regierung ausübt. Die Literaten, wie sie in den offiziellen Aktenstücken genannt werden, nehmen allmälig die Stellung der französischen Encyklopädisten im achtzehnten Jahrhundert ein, welche eine soziale und politische Revolution vorbereiteten. Die neuesten Ereignisse tragen dazu bei, diese Revolution in dem tausendjährigen Staatsgebäude China's zu beschleunigen. Die verwittwete Kaiserin, die am 23. Januar gestorben ist, war den Grundsätzen der Literaten entschieden abhold, und da ihre Rathschläge beim Monarchen großes Gewicht hatten, so mußten alle Reformen an ihrem Widerstande scheitern. Ihrem Abtreten von der politischen Schaubühne ist am 25. Februar der Tod Seiner himmlischen Majestät des Kaisers Taoukwang selbst im 68sten oder 69sten Jahre seines Alters gefolgt — eines Fürsten, dessen Regierung durch Ereignisse von weit größerer Wichtigkeit bezeichnet wurde, als die irgend eines seiner Vorgänger. Der verstorbene Kaiser war immer friedfertig bis zur Schwäche und bethätigte diese Gesinnung mehr als einmal den Vorstellungen seiner Räthe zum Trotz. Der neue Monarch ist jung und zudem anmaßend und eigenwillig; so haben mir wenigstens die Hofleute in Peking versichert, die ohne Zweifel in diesem Punkte am besten unterrichtet sind. So zu sagen, im Schooße der Literaten aufgewachsen, ist der junge Kaiser Yih-tschu von ihren Ideen durchdrungen, und obgleich der Thron seine Ansichten vielleicht modifiziren wird, so wird er sich doch in jedem Fall zu bedeutenden Konzessionen gezwungen sehen."

— Reisen in Afrika. Ein Korrespondent der Times theilt einige interessante Nachrichten über Richardson, den unternehmenden afrikanischen Reisenden, mit. „Herr Richardson", sagt er, „verließ Tripoli am Charfreitag, um ins Innere von Afrika vorzudringen. Der Transport des zum Beschiffen der Seen bestimmten Bootes ist eine Quelle großer Sorgen und außerordentlicher Schwierigkeiten gewesen. Es muß eine vier Monat lange Reise durch die brennenden Sandwüsten Afrika's zurücklegen, ehe es den See Tschad erreichen kann. Der in Malta kommandirende Admiral hat ein vortreffliches Fahrzeug bauen lassen, mit breitem Deck und leicht wie ein Kork im Wasser. Herr Richardson und seine deutschen Reisegefährten begeben sich zuerst nach Mursuk, über Migdal, eine von Europäern noch nicht versuchte Route, dann von Mursuk nach Ghat und durch das Land der Suaricks nach Ahir und Ughatschy, wo sie auf den Gränzen von Sudan das Ende der Regenzeit abwarten wollen, während der in den Wendekreisen alle Arbeit aufhört. Sobald die Fieberzeit vorüber ist, wird Herr Richardson mit den Doktoren Barker und Overweg nach Kanon und Tukkaton, den Hauptstädten Sudans und des Reichs der Fellentaten, gehen. Dann gedenken sie sich ostwärts nach Bornu zu wenden, um die Gewässer des Tschad-Sees zu erforschen; sollte dem Boote unterweges ein Unglück begegnen, so werden sie ein neues konstruiren, zu welchem Zwecke sie mit allem nöthigen Schiffbau-Apparat versehen sind. Nachdem man den Tschad untersucht hat, werden die Doktoren Barker und Overweg sich von Herrn Richardson trennen; die beiden Ersteren haben die Absicht, weiter östlich nach den Mondgebirgen und der Ostküste von Afrika vorzudringen, während der Letztere auf der früheren Bornuer Route nach dem Mittelländischen Meere zurückzukehren gedenkt. Herrn Richardson erwartet man in etwa anderthalb Jahren wieder in Tripoli zu sehen; was jedoch die Rückkunft seiner Gefährten betrifft, so kann deren Zeitpunkt auch nicht einmal annähernd bestimmt werden." — Unter dem Dr. Barker ist natürlich Niemand anders als Herr Dr. Barth gemeint, der, wie unsere Leser schon aus Nr. 149 des Magazins vom vorigen Jahre wissen, sich an der von Richardson und Overweg nach dem Tschad-See unternommenen Expedition betheiligt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Breiterstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 8. Juni 1850.

England.

Der vierte Stand.

Materialien zur Geschichte der Presse.*)

Die Macht der Presse, dieser geistigen Waffe, vor der sich Könige und Völker beugen, ist eine Erscheinung, die sich gleichsam vor unseren Augen entwickelt hat. Diejenigen, die ihr am meisten widerstreben, müssen sie doch als eine vollendete Thatsache anerkennen und ihr sogar den Tribut ihrer Huldigung darbringen, indem sie sie für ihre Zwecke auszubeuten suchen. Darum ist die Geschichte der Presse von der Geschichte der Civilisation, des Fortschritts und der gesetzlichen Freiheit unzertrennlich. Die Presse war die Rüstkammer, in der die Pfeile geschmiedet wurden, die das alte gesellschaftliche System über den Haufen warfen und durch seinen Sturz einen neuen Zustand der Dinge ins Leben riefen. Die Presse wird es aber auch seyn, welche die Welt am wirksamsten vor den wahnsinnigen Systemen des Sozialismus und des Kommunismus bewahren wird. Die Geschichte der Presse ist heutzutage die Geschichte der Menschheit.

In England wurde die erste regelmäßig erscheinende Zeitung im Jahre 1622 herausgegeben. „Als die Regierung Jakob's I. sich ihrem Schlusse näherte, als Ben Jonson Hofdichter war und die Freunde Shakespeare's seinen erst vor kurzem stattgefundenen Tod betrauerten, als Cromwell noch in Huntingdon die Bierbrauerei betrieb, Milton, ein sechzehnjähriger Jüngling, sich in lateinischen Versen versuchte und Hampden ruhig auf seinem Landsitz in Buckinghamshire lebte, wurden die Bürger von London eingeladen, auf ihr erstes Zeitungsblatt zu abonniren. Wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß der kleine Ahnherr der zahllosen mächtigen Blätter unserer Zeit im Jahre 1622 in der Hauptstadt zur Welt kam, und daß ein gewisser Nathaniel Butter an der Spitze der sinnreichen Spekulanten stand, welche mit dieser Novität hervortraten. Seine Gefährten in dem Werk waren, wie es scheint, Nicolas Bourne, Thomas Archer, Nathaniel Newberry, William Sheffard, Bartholomew Downes und Edward Allde. Diese sämmtlichen Namen sind auf den ersten Exemplaren der ältesten Zeitung: The Weekly News (wöchentliche Neuigkeiten) zu lesen. Das allererste von diesen Blättern, welches vom 23. Mai (1622) datirt ist, hat die Namen Bourne's und Archer's auf dem Titel; so wie man aber weiter fortschreitet, nimmt Butter die hervorragendste Stelle in der Genossenschaft ein. Er war vermuthlich der Verfasser oder Redacteur, die Anderen nur die Verleger, und unter verschiedenen Titeln und, wie es scheint, mit nur geringem Erfolg blieb er bis zum Jahre 1640 in der Zeitungspresse thätig."

Butter war von Profession ein Zeitungsschreiber (News-letter writer) — d. h. ein Mann, der eine kleine Zahl Abonnenten für ein bestimmtes Honorar mit einer wöchentlichen, handschriftlichen Uebersicht der neuesten Nachrichten auf dem Gebiete der Politik, des Handels und wohl auch der Literatur versorgte. Ben Jonson und Shirley haben seltsame Karikaturen dieser Leute und ihrer Art, das Geschäft zu betreiben, entworfen. Aber der Satire zum Trotz blieben sie noch lange unentbehrliche Personen und erhielten sich, so unglaublich es auch scheinen mag, bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Unter Georg I. und II. war Dyer's Weekly Letter, wie Walter Scott bemerkt, das Orakel der torystischen Landjunker, die durch seine Vermittelung erfuhren, was im Parlament und anderswo vorging. Das Original-Manuskript des Redacteurs wurde von seinen Schreibern kopirt und die Abschriften mit der wöchentlich von London abgehenden Post versendet. Die Tagesneuigkeiten wurden zum Theil aus den in den Kaffeehäusern cirkulirenden Gerüchten zusammengestellt, und es kam oft vor, daß der Korrespondent seine Gönner um eine nachträgliche Gratification ansprach, wegen der Kosten, womit der Besuch dieser Sammelplätze der „feinen Welt" verknüpft war. Spuren von solchen Zeitungsblättern existiren noch heutigentages in Irland, wo mehrere Journale den Titel News-Letters führen.

Die Erlaubniß zur Veröffentlichung der Parlamentsdebatten mußte erst durch lange Kämpfe errungen werden; auch jetzt ist sie nur geduldet, nicht förmlich sanctionirt, und die Reporter können auf Antrag eines einzigen Mitgliedes ausgeschlossen werden. Der Kampf begann schon unter Karl I., und das lange Parlament stellte einen förmlichen Censor oder sogenannten Licenser an. Cromwell und sein Rath waren der Preßfreiheit weniger günstig, als der Religionsfreiheit. Dessenungeachtet gewann die periodische Presse zusehends an Kraft und Ausdehnung, und es wurden ziemlich regelmäßige Berichte über die parlamentarischen Verhandlungen abgestattet. Mit der Restauration aber trat ein strenges Repressivsystem ins Leben, und eine Parlaments-Akte belegte die Herausgeber mißliebiger Schriften mit den härtesten Strafen. „Das neue Statut wählte sich bald einige Schlachtopfer aus, und auf der Richtstätte von Tyburn ging die Execution eines unglücklichen Buchdruckers vor sich. In einer Oktobernacht des Jahres 1663 machte sich der Licenser L'Estrange auf, um einer eingegangenen Denunciation zufolge nach verbotenen Druckschriften zu suchen. Er hatte vier Gehülfen mit, Namens Dickinson, Mabb, Wickham und Story, welche auf L'Estrange's Befehl ihren Weg nach Cloth Fair nahmen. Dies war Milton's Versteck in bösen Tagen gewesen, und hier lebte jetzt ein anderer heterodox Gesinnter, der Buchdrucker John Twyn, den man der Behörde als den Verbreiter unerlaubter Gedanken angezeigt hatte. Als die Thür nach halbstündigem Klopfen von dem unglücklichen Wirth geöffnet wurde, postirte sich Wickham an der Hinterthür, ein anderer vorn, während die übrigen Beamten das Haus durchsuchten. Man hatte sich bemüht, die straffälligen Blätter zu vernichten; ein Theil derselben war in ein benachbartes Haus geworfen und der Satz aufgebrochen worden. Genug wurde jedoch vorgefunden, um die Anklage zu begründen. Twyn's Lehrbursche trat als Zeuge gegen seinen Herrn auf, und die Richter waren bereit, dem Sergeant Morton beizupflichten, der als Staatsanwalt fungirte und Twyn des Hochverraths beschuldigte. Das verpönte Buch wiederholte nur die so oft unter der Republik vorgebrachten Argumente: daß es eben so gut die Pflicht des Volks als der Magistratspersonen sey, die Rechtspflege zu handhaben und auszuüben, und daß, wenn die Magistratspersonen das Recht verletzten, Gottes Gesetz das Volk ermächtige, die Gerechtigkeit ohne sie und gegen sie zu vollstrecken. In seiner Vertheidigung sagte Twyn, daß er allerdings die Schrift gedruckt habe; es seyen wohl scharfe Reden darin, doch habe er nichts Uebles daran gefunden; das Manuskript wäre ihm durch die Magd eines gewissen Calvert zugestellt worden, und er habe vierzig Shillings für den Druck erhalten. Er führte dabei zu seiner Entschuldigung an, daß er arm sey und eine Familie habe, für die er Brod verdienen müsse. Alles dieses half ihm aber nichts; die Jury erklärte ihn für schuldig. „Ich bitte demüthig um Gnade", rief Twyn, als das schreckliche Wort ausgesprochen wurde; „ich bin ein armer Mann und habe drei kleine Kinder; von der Schrift habe ich kein Wort gelesen." — „Ich will Euch sagen, was Ihr thun müßt", entgegnete der Oberrichter Hyde, an den diese Bitte gerichtet war; „bittet die um Gnade, die sie gewähren können: nämlich Gott und den König." — „Ich flehe Euch an, ein gutes Wort für mich bei Seiner Majestät einzulegen", schrie der unglückliche Delinquent mit kläglicher Stimme. — „Knüpf' ihn auf, Henker!" war die einzige Antwort, und Hyde fuhr fort, ihm sein Urtheil vorzulesen — ein Urtheil, das noch jetzt unser Blut gerinnen macht. „Ich spreche es aus tiefster Seele", sagte der speichellecherische Oberrichter, „daß wir uns des größten Glückes in der Welt erfreuen, unter einem so gnädigen und guten König zu leben (man erinnere sich, daß dieses unter Karl II. gesprochen wurde!) — und Du, Twyn, der Du ihn in Deiner Herzensverstockung beleidigst, verdienst keine Gnade." — Nach einigen ähnlichen devoten Redensarten und der Erklärung, daß es hohe Zeit sey, ein Exempel an den Leuten zu statuiren, welche den Königsmord predigten, verordnete er, daß Twyn auf einer Schleife nach dem Richtplatz geschleppt werden solle; dort solle man ihn aufhängen und lebendig abschneiden, den Körper auf eine Weise verstümmeln, deren bloße Erwähnung der Anstand verbietet, die Eingeweide herausnehmen „und, während Ihr noch lebt, sie vor Euren Augen verbrennen; dann soll Euch der Kopf abgehauen werden und sammt dem Körper, nach Viertheilung desselben, den ferneren Verfügungen unterliegen, die Seine Majestät zu erlassen geruhen wird." — „Ich flehe Ew. Lordschaft an", rief Twyn in seiner Herzensangst von neuem, „meinen Zustand zu bemitleiden und Euch für mich zu verwenden." — „Nicht für meinen eigenen Vater würde ich mich verwenden", entgegnete der blutdürstige Richter Hyde in der Grausamkeit seines Herzens, „wenn er bei einem solchen Vergehen betroffen würde!" Und der unglückliche Buchdrucker wurde nach Newgate zurückgebracht, welchen Kerker er nur verließ, um nach Tyburn geführt zu werden, wo das Urtheil bald darauf vollstreckt wurde, sein Haupt und seine Glieder aber wurden auf Ludgate, Aldersgate und die anderen Thore Londons aufgepflanzt, um dort zu faulen und zu vermodern."

Das Verbot, die Parlaments-Debatten zu veröffentlichen, führte natürlicherweise zu ihrer heimlichen Verbreitung, woraus parteiliche und einseitige Berichte entstanden. „Die Data, welche zu den Berichten nöthig waren, konnten nur von Mitgliedern geliefert werden, und Niemand würde sich der Gefahr ausgesetzt haben, die mit der Herausgabe unerlaubter Druckschriften verbunden war, der nicht ein starkes Interesse daran hatte, das Publikum mit der Angelegenheit, um die es sich gerade handelte, bekannt zu machen. Einer

*) The Fourth Estate: Contributions towards a History of Newspapers, and of the Liberty of the Press. By P. Knight Hunt. London 1850. 2 vols.

von diesen unconsirten Berichten wurde auf Anlaß der Debatten veröffentlicht, die im Oberhause im April und Mai 1675 über eine Bill stattfanden, welche „zur Verhütung der Gefahren, die von übelgesinnten Personen herrühren könnten", eingebracht ward. Der Philosoph Locke schrieb eine Uebersicht dieser Debatte, auf Wunsch des bekannten Grafen von Shaftesbury und nach den ihm von diesem Edelmann gelieferten Angaben; sie erschien unter dem Titel: „Brief eines Mannes von Rang an seinen Freund auf dem Lande", und wurde mit Begierde gelesen, zum großen Aerger des geheimen Raths, der die Schrift durch den Henker verbrennen ließ. Graf Shaftesbury selbst schrieb in der Folge, was man heutzutage Parlamentsberichte nennen würde. Zu diesen gehört der „Brief eines Parlamentsmitgliedes an seinen Freund über die Verhandlungen im Unterhause während der letzten, am 13. Oktober 1675 begonnenen Session." In der Liste derjenigen, welche die Vorgänge im Parlament bekannt machten, ehe das Gouvernement ihre Veröffentlichung durch die Zeitungen gestattete, muß auch Andrew Marvel nicht vergessen werden. Dieser patriotische Volksvertreter übersandte seinen Kommittenten in Hull von 1660 bis 1678 regelmäßigen Bericht über die Ereignisse einer jeden Sitzung. Anchitell Gray, der vierzig Jahre lang Mitglied für Derby war, hat gleichfalls Berichte über die Verhandlungen von 1688—1694 geliefert, und diese Aufzeichnungen über das, was in der gesetzgebenden Versammlung des Reiches zu zu einer Zeit geschah, wo es den Organen der Presse noch verboten war, ihrer Thätigkeit zu erwähnen, bilden jetzt die wichtigsten Materialien, die uns für die Geschichte jener Periode vorliegen."

Jakob II. that natürlich Alles, was in seiner Macht stand, um die Presse zum Schweigen zu bringen, aber ein Sieg, den die Sternkammer Jakob's I., die Proclamationen Karl's I., die Parlaments-Akten Cromwell's, die Censurvorschriften und fiskalischen Anordnungen, die Executionen und Einkerkerungen Karl's II. nicht erreichen konnten, war diesem gekrönten Fanatiker noch weniger beschieden. Die Presse, sagt Macaulay, wurde bald nach der Revolution von der Censur befreit, und gleich darauf fiel die Regierung unter die Censur der Presse. Wenn wir dies auch als wahr annehmen, so kann es doch Wilhelm III. und seinen Ministern nicht zum Verdienst angerechnet werden; sie waren der Presse eben so wenig hold, als ihre Vorgänger und als die Regierungen im Allgemeinen, die sie im besten Falle für ein nothwendiges Uebel halten. Durch die schwankenden Verhältnisse der Zeit und durch das Bedürfniß aller Parteien, sich ihrer Hülfe zu versichern, hatte die Presse an Macht gewonnen; aber man suchte sie bald von neuem zu beschränken, und die Censur-Akte wurde wieder ins Leben gerufen. Die veränderten Umstände hatten diese jedoch ihrer früheren Wirksamkeit beraubt, und sie starb am Ende eines natürlichen Todes.

„Sir John Knight's Rede gegen die Bill zur Naturalisirung protestantischer Ausländer war durch die Tories gedruckt und in Umlauf gesetzt worden, worauf das Unterhaus den Beschluß faßte, daß besagte Rede, weil sie falsche, skandalöse und aufrührerische Bemerkungen und Ausdrücke enthalte, durch den Henker verbrannt werden solle. Der Sergeant-at-Arms begab sich nach dem Schloßhof, um der Ausführung dieses Befehls beizuwohnen. Gegen Ende desselben Jahres ward eine Klage vor das Unterhaus gebracht, daß ein Zeitungsschreiber, Namens Dyer (s. oben), sich erkühnt habe, in einem seiner Blätter der parlamentarischen Verhandlungen zu erwähnen, und wegen dieser Verletzung der Privilegien des Parlaments erging an ihn der Befehl, vor den Schranken des Hauses zu erscheinen; er gehorchte, räumte beim Verhör seine Schuld ein und mußte niederknieen, während der Sprecher ihm seine große Frechheit verwies. Das Unterhaus faßte nachher den Beschluß, daß „kein Zeitungsschreiber (news-letter writer) sich unterstehen solle, in seinen Briefen oder anderen von ihm verbreiteten Blättern über die Debatten oder irgend welche Verhandlungen des Hauses zu berichten."

„Unterdessen wurde die Zahl der Journale immer größer. Von der Erscheinung des Public Intelligencer im Jahr 1661 bis 1688 kamen im Ganzen über siebzig Zeitungen heraus. Einige von ihnen hörten schon nach den ersten Nummern auf, andere hatten einen besseren Fortgang, und eine von ihnen, die London Gazette, existirt noch heute. Während der nächsten vier Jahre nach der Revolution von 1688 entstanden nicht weniger als sechsundzwanzig neue Zeitungen. Das Wort Reform ward zuerst in dem Titel eines von Dr. J. Wellwood geleiteten Journals gebraucht, welches der Mercurius Reformatus hieß. Andere Novitäten kamen auch zum Vorschein, und um der vermehrten Konkurrenz zu begegnen, mußten die Journalisten ihre ganze Erfindungskraft aufbieten. So zeigt die fliegende Post im Jahr 1695 an, daß, „wenn irgend ein Gentleman Lust habe, seinen auf dem Lande wohnenden Freund oder Korrespondenten mit dieser Uebersicht der öffentlichen Angelegenheiten zu erfreuen, er sie von J. Salisbury, im Hause zur aufgehenden Sonne in Cornhill, erhalten könne, und zwar auf einem Bogen Schreibpapier, wovon die Hälfte leer ist, um ihm die Bequemlichkeit zu gewähren, seine Privat-Angelegenheiten oder Bemerkungen über die Tagesneuigkeiten darauf einzutragen." Wir setzen aus dieser Notiz, daß die News-letters noch nicht vergessen waren, was auch durch eine andere von Jchabod Dawks im Jahr 1696 herausgegebene Zeitung bestätigt wird, die in Schreibschrift und auf Postpapier gedruckt war, um einem gewöhnlichen Briefe zu gleichen, indem ein Theil leer gelassen wurde, den der Absender vor Postschluß ausfüllen konnte." (Schluß folgt.)

Lord Collingwood, ein Muster englischer Marine-Offiziere.

(Schluß.)

Am Morgen des 7ten erhob sich ein bedeutender Sturm. Der Freund des Admirals, Capitain Thomas, trat zu ihm und sagte, er fürchte, die Bewegung des Schiffes werde ihn beunruhigen. „Nein, Thomas", antwortete er, „ich bin in einem Zustande, wo nichts in der Welt mich mehr beunruhigen kann, ich sterbe, und ich denke, es muß Ihnen und Allen, die mich lieben, tröstlich seyn, zu sehen, wie leicht mein Ende ist." Zu einem der Umstehenden gewendet, äußerte er, er habe sich so sehr als möglich gemüht, sein ganzes vergangenes Leben an sich vorübergehen zu lassen, und könne zu seinem Troste sagen, daß nichts darin ihn irgend beunruhige. Er sprach von den fernen Seinen und von dem zweifelhaften Kampfe, in welchen sein Vaterland verwickelt war, immer aber mit Ruhe und vollständiger Gottergebenheit. In diesem glücklichen Seelenzustande nahm er von den Umstehenden liebevoll Abschied und verschied ganz ohne Todeskampf am Abend desselben Tages, um sechs Uhr, in einem Alter von neunundfunfzig Jahren und sechs Monaten.

Herr Macanst, der Wundarzt der „Ville de Paris", sagt in seinem Bericht: „Die, welche bei dem Tode des Admirals gegenwärtig waren, seine Fassung und Ergebung beobachteten, werden dessen lange mit Bewunderung gedenken. In keinem Augenblick von des Lords glänzender Laufbahn zeigte sich sein Charakter in schönerem Lichte, als bei dem Herannahen seines Endes. Wird auf dem Kranken- und Todtenbette, — wo Ehrgeiz, Verlangen nach Ruhm und die Interessen des Lebens schwinden — der wahre Werth des Menschen offenbar, so hat sicherlich keines Mannes Charakter dort sich rühmlicher bewährt, wie der des edeln Lord Collingwood. Als er sah, daß kein Mittel half und der Tod ihm nahe, ließ er keinen Seufzer hören, keine Klage über sein vergangenes Leben, kein Wort der Sorge wegen des zukünftigen, starb mit einer Fassung und Kraft, die selten erreicht und nie übertroffen worden ist."

Nach Lord Collingwood's Tode fand sich, daß alle Theile des Körpers, mit Ausnahme des Magens, völlig gesund waren, und ist zu glauben, daß er, früher von der Flotte abberufen und zu den Gemächlichkeiten des Lebens zurückgekehrt, noch lange erhalten worden wäre. Die Art des Dienstes, welche nöthigte, zu lauern und zu wachen unter Sorgen des Geistes und Anstrengung des Körpers, machte es den Schiffen ganz unmöglich, in einem Hafen Erholung zu suchen, und die Mannschaft entbehrte dadurch der Ruhe, oft auch der gesunden Nahrung von frischem Fleische und Gemüse. In einer Periode seines Lebens war Lord Collingwood zweiundzwanzig Monate in See, ein Zeitraum, welcher in der Geschichte des Seedienstes seinesgleichen nicht hat, und ein Beweis von Geduld, der fast unglaublich war. — Er besaß einen Gleichmuth, den nur der kennt, wer ihn unter den vielen Mühen seines Berufs beobachtete. Vielleicht forderte er von Anderen zu sehr dieselbe gleichmäßige Achtsamkeit, welche er unablässig übte. Bei solchen Anlässen äußerte er Ungeduld und Mißvergnügen, immer aber in der Sprache eines feinen Mannes. Traten Schwierigkeiten oder Gefahr ein, so blieb er ruhig und gefaßt in einem Grade, welcher zu Bewunderung hinriß. „Der Admiral sprach mit mir", erzählt Herr Smidt, sein Kammerdiener, „inmitten der Schlacht bei Trafalgar und wenige Minuten nach ihrem Ende, keinmal aber bemerkte ich die mindeste Veränderung in seiner gewohnten Weise, zu seyn. Dies machte mir einen Eindruck, den ich nimmer vergesse, ich erstaunte, wie ein Mann, dessen Geist mit so verschiedenen Dingen von höchster Wichtigkeit erfüllt war, mich mit Ruhe und Gleichmuth auf das Liebevollste um mein Befinden befragen und von gewöhnlichen Dingen reden konnte, als ob nichts von Bedeutung vorgefallen wäre."

Die religiösen Ansichten des Admirals standen in Uebereinstimmung mit seinem Charakter und Wesen, waren ruhig, verständig, fromm, ohne allen Schein. Jeden Sonntag wohnte er dem Schiffsgottesdienste mit ernster Aufmerksamkeit bei. Gestattete das Wetter nicht, sich auf dem Deck zu versammeln, so pflegte er in seinem Kabinet in einem Andachtsbuche zu lesen. Gläubig und dankbar erhob sich sein Gemüth zu Gott, und er bewährte seine Gesinnung durch liebevolles Betragen gegen die Menschen.

Diese Religiosität, verbunden mit eifrigem Streben nach Pflichterfüllung, und heiße Vaterlandsliebe waren es, welche ihn bewegen, ruhig und treu auf seinem Posten auszuhalten, bis sein Körper der Anstrengung unterlag.

Die große Zahl Briefe, welche das Werk enthält, von dem wir hier einen gedrängten Ueberblick zu geben suchten, legen Zeugniß ab von dem, was wir berichten, von dem weiten Kreis der Berufsgeschäfte, die Lord Collingwood zu üben hatte, wie von seinen persönlichen Vorzügen, und wir können uns nicht versagen, hier noch einige kurze Auszüge aus seinen Briefen an seine Frau mitzutheilen, da sie uns geeignet scheinen, das Bild von der besonderen Eigenthümlichkeit des Admirals in einer Weise zu ergänzen, für welche sich im Laufe unseres Gesammtberichtes nicht Raum bot.

„Queen" zur See, den 17. Februar 1800.

„Die Brigg ist von Newcastle angelangt, sie hat mir Deinen höchst willkommenen Brief gebracht, und mein Herz ist erleichtert durch die Nachricht, daß es Dir wohlgeht. Drei Monate sind verstrichen, ohne daß ich einen einzigen Brief von England erhielt, und ich verlebte dadurch böse Tage. Zudem quält mich die Unsicherheit über den Stand der Flotten und Geschwader und der Gedanke, daß sie mir entschlüpfen und ins Mittelmeer segeln möchten. Wenn es doch Friede wäre, und ich könnte mich von den Sorgen erholen, die jetzt auf mir lasten. Ich habe Dir viele Briefe geschrieben, ohne daß ich Erhebliches zu melden hatte, denn die Welt, in der Du lebst, ist mir so fremd, als ob ich ein Bewohner des Mondes wäre."

„Queen" auf der Höhe von Cadix, den 21. März 1800.

„Noch weiß ich nicht, wann ich einen Brief abschicken kann, schreibe Dir aber, weil ich es gern thue und weiß, Du würdest es freundlich aufnehmen, wenn ich Dir auch nur sagte, daß es mir wohlgeht."

So weit entfernt, kann ich Dir wegen der Erziehung unserer Lieblinge keinen weiteren Rath ertheilen, als daß nicht der kleinste Stillstand darin eintreten darf. Sie sind in dem Alter, wo Kenntnisse erworben werden müssen, und große Achtsamkeit ist erforderlich bei der Wahl der Bücher, die sie lesen,

damit sie nicht ihre kostbare Zeit verschleudern, Unsinn und Romane zu lesen, von denen die meisten weit nützlicher dienen würden, einen Kapaun zu sengen, als eine junge Dame für die Welt zu bilden. Wie glücklich sollte es mich machen, könnte ich mich jetzt nur eine halbe Stunde mit Dir über diesen wichtigen Gegenstand unterhalten! Ich habe Dir fürwahr viel zu sagen. Einige Offiziere hier sind so bekümmert, wie ich, daß sie nicht nach England zurück dürfen. Doch was kann geschehen? Die Admiralität sagt mir nicht ein Wort wegen der Prisen, der Beförderungen der Offiziere oder wegen sonst eines Gegenstandes. Nie hatte und habe ich etwas Anderes im Auge, als was ich dem allgemeinen Besten am dienlichsten erachte. Ich strebe nicht, mehr Macht oder Reichthum zu erlangen, als ich besitze, noch habe ich Verbindungen irgend einer Art, die mich von dem geraden Wege meiner Pflicht abzulenken vermöchten. Ich habe weder Söhne, noch Vettern, deren Beförderung ich durch eine jener Listen zu erreichen suchen sollte, denen ich immer Feind war, und irre ich, so ist mein Kopf und nicht mein Herz daran schuld. Nicht alle Leute urtheilen so nachsichtig über meinen armen Verstand, wie Du, keines Menschen Urtheil aber schmeichelt mir so sehr. — Aus Lloyds Kaffehaus habe ich nichts über die Seeleute gehört; was im Oktober geschah, ist eine alte Geschichte; — ich muß etwas zur Sommerunterhaltung zu Stande bringen."

„Queen" vor Ste. den 29. März 1806.

„Endlich habe ich Deine Briefe erhalten und bin wahrhaft erfreut, zu hören, daß es Dir wohlgeht. Der „Pompée", Sir Sidney Smith, brachte mir alle Papiere, Briefe und Ordres, die sich in den letzten vier Monaten in Portsmouth angehäuft haben, und diese Versäumniß hat solch' endlose Verwirrung veranlaßt, daß ich nie im Stande seyn werde, Alles wieder zu ordnen. Mein einziges Begehren war, daß Landless unter den Beförderten seyn möchte, und ich schrieb deshalb ausdrücklich an Lord Barham; aber es ist nicht geschehen. So kann ich sagen, daß sie nicht einen Offizier meinetwegen ernannt haben, denn Clavell gab ich eine Stelle, die durch einen Todesfall erledigt war, und bei der die Admiralität nichts zu bestimmen hatte. All' die jungen Männer verlangen, nach England zurückzukehren, da ihr Hierseyn sie in ihrem Fortkommen gehindert hat, und ich fühle mich so gekränkt, wie nur möglich. Ueberdies bin ich betrübt durch die Masse der zu beseitigenden Geschäfte; oft wache ich die halbe Nacht, um Anordnungen zu treffen, und bin in den letzten zehn Tagen nicht von meinem Schreibepult aufgestanden, kaum um die Sonne zu sehen.

Wegen Mr. Chalmer's Familie habe ich nach Lloyds geschrieben. Er hinterließ eine Mutter und einige Schwestern, die vorzugsweise auf das gestellt waren, was dieser würdige Mann und tapfere Offizier von seinem Solde für sie ersparte. Es stand neben mir, als er die Todeswunde empfing. Eine große Kugel durchschnitt seinen Körper fast, und er legte sein Haupt auf meine Schulter, indem er mir sagte, er sey hin. Ich hielt ihn, bis zwei Mann ihn fortkrugen, und empfing seine Segenswünsche; sonst konnte er nichts mehr sprechen; als sie ihn aber in die Höhe nahmen, wünschte er, zu leben, damit er den Bericht von dem Gefecht in einer Zeitung lesen könne. Er lag in der Tauenkammer unter den Verwundeten, bis die „Santa Anna" die Segel strich, stimmte in den Freudenruf ein, welchen dies veranlaßte, und starb mit diesem letzten Laute auf seinen Lippen.

Schrieb ich Dir nicht, wie ich am Bein verwundet wurde? — Ein Splitter traf mich, ein ziemlich derber Schlag. Ueberhaupt habe ich eine tüchtige Menge Stöße bekommen, von verschiedenen Seiten her; einen in den Rücken, den ich für den Luftdruck einer großen Kugel halte, da ich nichts sah, was ihn veranlaßt haben könnte. Du weißt, daß fast Alle auf dem Halbverdeck und dem Pintertheil des Schiffes getödtet oder verwundet wurden, mich, meinen Capitain und meinen Secretair Mr. Cosway ausgenommen, der mir nächst Clavell nützlicher war, als irgend ein Offizier.

Die erste Frage der Spanier war nach meiner Wunde, und sie schienen sehr erstaunt zu seyn, daß ich es leicht nahm, denn als der Capitain der „Santa Anna" an Bord gebracht ward, blutete sie, war geschwollen und mit einem Tuche verbunden. Seit Du mir gesagt hast, daß meine Berichte bewundert werden, bin ich sehr begierig, Dir eine zweite verbesserte Auflage zu schicken."

Frankreich.

Bayonne und seine Bewohner.*)

In unserer Alles gleichmachenden Zeit, die durch das gegenseitige Verkehren und Aneinandertreiben alles Besondere und Abweichende verwischt, fällt Bayonne mit seiner lokalen, abstechenden Färbung dem Reisenden um so schärfer ins Auge und zieht ihn mächtiger an, als irgend welche Stadt in dem hochcivilisirten Mittel-Europa. Bayonne bildet den Mittelpunkt und Hauptort der französischen Basken.**) Freilich ist Bayonne nicht der Ort, wo die Sitten und Eigenheiten dieses Urvolkes am besten zu studiren sind; die Stadt ist zu weitläufig und wichtig, um ihm ausschließlich zu gehören. Gleich Brest in der Mitte einer rein bretonischen Bevölkerung ist auch Bayonne durch seine städtischen Einflüsse in den Kreis ringsumher hinausgedrängt worden; ein guter Theil fremder Zuzügler mischte sich mit den Urbewohnern, brachte neue Elemente herein und vervollständigte so seinen Charakter und seine Physiognomie. Indeß trägt fast Alles, was des Reisenden Auge begegnet, die baskische Grundfarbe und giebt dem Ganzen einen eigenen malerischen Reiz. Das benachbarte Spanien steuert zu dem Gemälde einen kräftigen Pinselstrich bei, der besonders den Nordländer höchlich interessirt; hier kömmt er zum erstenmal in Berührung mit jenem verhältnißmäßig abgeschlossenen Volke, das für unsere Phantasie in ein romantisches, abenteuerliches Gewand gehüllt ist. Endlich hat selbst das französische Element, bedingt von der besonderen Lage und Thätigkeit des Ortes, Charakter und Physiognomie von so eigener Art, wie sie keine französische Provinzialstadt aufweist. Bayonne hat durchaus keine politische Farbe. Während all' der Bewegungen, die Frankreich in der Neuzeit erschüttert haben, war es vielleicht die einzige Stadt von Bedeutung, die von allen Stürmen unberührt blieb. Die Bayonner kümmern sich vielleicht darum so wenig um das Treiben ihrer eigenen Regierung, weil ihr Wohl und Wehe größtentheils von den Maßregeln einer anderen abhängt. Eine Veränderung in den spanischen Zollgesetzen steigert das Interesse in Bayonne höher, giebt ihrem Fürchten und Hoffen größere Spannung, als der Wechsel einer französischen Dynastie oder die Einführung einer neuen Constitution in Paris.

Der Handel von Bayonne, das heißt der Handel, wie er in den offiziellen Berichten und in den statistischen Tabellen angegeben, ist weit entfernt, das zu seyn, was er früher gewesen. Von einem Depot ist Bayonne zum Transitoplatz herabgesunken. Vor zwanzig oder dreißig Jahren reiste ein spanischer Kaufmann selten über den Adour hinaus. Er kam nach Bayonne, seine Einkäufe machen. Dieser Handel erhob eine zahlreiche Klasse von Kaufleuten zu blühendem Wohlstande. Mit der Zunahme des bequemen Verkehrens und Reisens hörte diese Geschäftsweise auf; die Spanier gehen jetzt größtentheils an die Quelle und machen ihre Einkäufe unmittelbar bei den Fabrikanten.

Einer der wichtigsten Handelszweige indeß blüht in Bayonne noch so üppig, wie jemals, und hat auch so lange keine Verkümmerung zu fürchten, so lange es der spanischen Regierung gefällt, die Augen gegen ihr barbarisches Handelsrecht zu schließen. Ihr Schutzzoll-System hat keinen anderen Erfolg, als jeden Handel, außer dem Schleichhandel, zugrunderzurichten. Zur Verfolgung der Einschwärzer muß sie ein unzählbares Heer von Gränzwächtern halten, die bei ihrer elenden Besoldung einen Zuschuß willkommen heißen, der ihnen zur Einschläferung ihrer Wachsamkeit hin und wieder geboten wird. Und wenn ein Spanier überdies zu wählen hat zwischen der Bezahlung fürs Thun und der Belohnung für Nichtsthun, wird er lange unschlüssig seyn? Bei so bewandten Umständen gehen nun die verschiedenen englischen und französischen Waaren nach Spanien, jene hauptsächlich über Gibraltar, diese über die pyrenäische Gränze in so regelmäßiger Unregelmäßigkeit, wie man es nur wünschen kann. Das Resultat des spanischen Prohibitiv-Systems ist, alle bei diesem ungesetzlichen Verkehr Betheiligten zu entsittlichen, den ehrlichen Kaufmann auf den Sand zu setzen, die Staatseinkünfte durch die Unterhaltung einer zahlreichen Schaar von Beamten und Söldlingen zu erschöpfen, den Preis der Waaren für die Konsumenten zu steigern und endlich das Land aller wohlthätigen Einflüsse, die bei einem gesetzlichen Verkehr mit Frankreich und England nicht ausbleiben würden, muthwillig zu berauben.

Vor einigen Monaten stieß ich auf eine Schmugglerbande zwischen den Hügeln. Es war bei der Casa de Brossatte, einem einsamen Hause in dem romantischen Thale gleichen Namens, dicht an der Gränze hinter dem Pic du midi de Pau. Die Bande mochte aus vierzig Köpfen bestehen, mit einer fast gleichen Zahl Maulthiere und Bergkleppter. Sie kamen aus Frankreich und waren im Begriff, die beträchtliche Menge schwerer Ballen und Kisten, die rings um das Gebäude zerstreut umherlagen, nach Spanien einzuschwärzen. Von den französischen Douaniers hatten sie jetzt nichts zu fürchten. Die Casa war der letzte Haltpunkt, bevor sie den beschwerlichen Zug durch das Gebirge antraten. Die verschiedenen Packe mußten nun eingerichtet und aufs angemessenste vertheilt, die Leute durch Nahrung und Rast gestärkt und die passende Stunde zur Ausführung abgewartet werden. Es war ein reges, frappantes Bild mitten in dieser gebirgigen Oede. Malerisch, fremdartig allerdings; aber weit entfernt von jenen selbstgesponnenen phantastischen Gemälden furchtbarer Schmugglerbanden, denen man nur mit Lebensgefahr in ihren Lagern begegnen könnte; die einem harmlos neugierigen Touristen unbedenklich das Lebenslicht ausblasen, fände sich auch hinterher, daß er kein Zollspion gewesen. Die geschäftige Menge, die von ihrem Werke eine Weile aufblickte, um uns einen freundlichen Gruß zuzurufen, sahen um keinen Strich gefährlicher aus, als ein Zug bepackter Lastträger in Thames-Street; ehrlicher mögen diese seyn, friedlicher gewiß nicht. Auch hatte es nicht den Anschein, daß irgend ein Vorfall bei ihrer Expedition sie in die Nothwendigkeit setzen dürfte, eine mehr kriegerische Haltung anzunehmen. Ich hatte einige Stunden zuvor ihre offiziellen Gegner auf der anderen Seite der Gränze gesehen: ein halbes Dutzend eben so schäbiger, ausgemergelter Söldlinge, die nicht Lebenskraft genug zu haben schienen, ihre schlotternden Glieder umherzutragen oder unter einer sonnigen Mauer den Kampf bei ihren von Schmutz klebenden Karten durchzufechten. Um einen Napoleon — eine Summe, die ein verständiger Trödler in Monmouth-Street schwerlich für die gesammte Garderobe der ganzen Gesellschaft geboten hätte — würden diese Mantelden ihre Seelen dem Gottseibeiuns verkaufen.

Schwieriger ist schon die Einschwärzung spanischer Güter nach Frankreich, und einige Bergsteige, die die Schmuggler einschlagen, um den französischen Douaniers aus dem Wege zu gehen, sind wahrhaft schreckenerregend. Ich darf mich eines ziemlich festen Auges und einer sicheren Hand rühmen, und doch konnte ich nur auf Händen und Füßen angestrengt, keuchend Pässe erklimmen, die diese Menschen mit schweren Lasten auf dem Rücken beschreiten. Daß sie aber, thätig und verwegen wie sie sind, dennoch hin und wieder gegen die wachsamen französischen Gränzwächter den Kürzeren ziehen, beweisen die häufigen Anschläge von Versteigerungen defraudirter Güter an den Thüren des Bayonner Zollgebäudes. Indeß kömmt die Contrebande aus Spanien in gar keinen Betracht gegen die Menge französischer Waaren, die ihren Weg nach der Halbinsel finden.

*) Von einem britischen Touristen.

**) Ueber diesen merkwürdigen Volksstamm vgl. unser Magazin Nr. 88 „Zur Geschichte der Basken".

Malerischer und interessanter sind die Scenen allerdings, die das Leben und die Abenteuer der Schmuggler in den Gebirgen darbieten; aber auch der Schleichhandel, wie man ihn in Bayonne studiren kann, zeigt „Thaten und Bilder" von nicht minder überraschender Art. Er kann in drei Klassen getheilt werden. Die erste und ursprüngliche ist, daß ein Schleichhändler oder eine ganze Gesellschaft dieses Schlages Waaren einkauft, sie durch die Gebirge führt und sie, so gut es geht, wieder losschlägt. Da nun dieses Geschäft reichen Gewinn abwarf, suchte das „behaglich daheim sitzende" Kapital, wie es das bei allen Industriezweigen thut, auch diese mächtige Ader für sich auszubeuten. Die reichen Kaufleute beschaffen die Güter, und der Schmuggler, „dem Kampfe und dem Wetter trotzend", arbeitet für sie um einen festgesetzten Preis. Freilich ist von einem buchstäblichen Kampfe, außer dem mit den Elementen, selten die Rede; doch hat schon mancher ernste Strauß dem armen Schwärzer seine gesunden Glieder gekostet. Das ist die zweite Phase der Contrebande. Die fortschreitende „Theilung der Arbeit" hat nun das Geschäft zu seiner dritten und höchsten Stufe gefördert. Es bildeten sich vermittelnde Glieder, eine Art Schleichhändler-Agenten. Dieser übernimmt, für eine gewisse Vergütigung, die Waare von dem Kaufmann und fördert sie an einen gewissen Spediteur in Spanien. Ein solcher Agent steht mit allen Schmugglern in Verbindung, kennt sie genau, weiß, inwiefern nicht nur ihre Ehrlichkeit, sondern auch ihre Solidität eine sichere Bürgschaft bietet, wenn die Sache schief ausgehen sollte; denn manche Häupter der Schmugglergesellschaften sind Leute von ansehnlichem Vermögen und im Stande, für jeden Verlust, den eine Beschlagnahme oder sonst ein Unfall herbeiführen könnte, gut zu seyn. Uebernimmt der Schwärzer kein Risiko, so ist natürlich sein Anspruch geringer. — Diese Methode des Schleichhandels ist jetzt die vorherrschende, und die Operationen werden danach mit einer Sicherheit und Regelmäßigkeit ausgeführt, daß es eine Freude ist für jedes Herz, dem Zollhäuser und Zollgesetze ein Gräuel sind. Es giebt Nichts, was ein Bayonner Schleichhändler-Agent nicht unternähme nach Spanien einzuschwärzen; keine Schwierigkeit in Hinsicht auf Umfang und Gewicht der Colli schreckt ihn, und dennoch ist die Höhe der Prämie, die er anspricht, tief unter aller Erwartung.

Bayonne ist durchaus keine „ville monumentale". Es besitzt sehr wenig sinnlich anschauliche Denkmäler der Vergangenheit. Die wichtigsten Ereignisse seiner Geschichte waren kriegerischer Natur, und der Krieg hinterläßt keine Spuren, auf die das Menschengeschlecht mit Freuden blickt. Indessen wird kein Beschauer von der Höhe der geschichtlich merkwürdigen Citadelle herab das Gemälde gleichgültig betrachten, das sich hier seinen Augen entrollt. — Da, wo die Nive mit dem breiten Adour, in den sie fällt, ein scharf zugespitztes Knie bildet, und dann über das südliche Ufer der Nive wie über das nördliche des Adour hinaus liegt Bayonne. Der zwischen die Flüsse eingekeilte Stadttheil heißt „Petit Bayonne"; an dem nördlichen Ufer des Adour, der die Departements Basses Pyrenées und Landes scheidet, liegt St. Esprit, eigentlich eine Vorstadt, die aber ihren besonderen Maire hat. Ueber St. Esprit, weiter nach Norden, erhebt sich die Citadelle und beherrscht beide Städte, den Lauf der Flüsse und den Hafen. Unmittelbar unter der Stadt schwillt der Adour zu einer wahrhaft majestätischen Mündung an, die besonders bei hoher Fluth mehr einem ausgedehnten See als einem Flusse gleicht. Am südlichen Ufer streckt sich eine der lieblichsten Baumpflanzungen beinahe eine Meile in die Länge hin, und diese Allées marines, der Spaziergang der Bayonner, ihr Stolz und ihre Lust, würden sie um keine Stadtpromenade in der Welt vertauschen. — Von der Citadelle hat nun das Auge unmittelbar unter sich zuerst die Cité mit ihrer gothischen Kathedrale, klein, aber von malerischer Form; ein Werk der Engländer, so wie alle Kirchen von Bedeutung in diesem Theile Frankreichs — dann der Hafen mit seiner Flotte, zu winzig allerdings, um in einem statistischen Bericht zu figuriren, aber vollkommen ausreichend, um dem Gemälde einen schönen Zug mehr zu geben — ferner der prächtig breite Adour mit seinen baumverbrämten Ufern, und weiterhin gegen die Mündung nach Westen die dunkeln Massen der ungeheuren Fichtenwälder — dann die mit Landhäusern übersäeten Hügel, die sich auf der Ostseite um die Stadt wie ein Kranz winden — und endlich, um das Tableau durch den großartigsten Zug zu vollenden, erheben die französischen und spanischen Pyrenäen im Hintergrunde ihre schneebedeckten Häupter und schließen den Prospekt im Süden ab.

Am Abend ging ich ins Theater, in der Erwartung, hier den beau monde von Bayonne zu finden. Man gab „die keusche Susanna". Was bei diesem der heiligen Schrift entlehnten Sujet mehr hervorsticht: die Profanation, das Sittenbeleidigende oder die Dummheit — ist schwer zu sagen. Man gab mir zu verstehen, daß die Ankündigung dieser Oper die züchtigen und gesitteten Kleinstädter abgeschreckt habe. Und in der That sie gaben sich damit das Zeugniß, daß sie mehr Geschmack haben, als die hochgebildeten Pariser, die diese Oper zu einer von Erfolg gekrönten stempelten. Ja, die guten Bayonner hatten Recht, daß sie „die keusche Susanna" vor leeren Bänken spielen ließen. Seltsam genug in Betracht des Stoffes der Oper, waren die wenigen Besucher meist Juden. Sie sind sehr zahlreich in Bayonne und gehören zu den Reichsten. Die besten Logen in dem kleinen, aber netten Hause, wurden mir als diejenigen bezeichnet, die von jüdischen Familien für beständig gemiethet werden. Bis 1831 hatte kein Jude die Erlaubniß, in Bayonne zu wohnen; nur in St. Esprit wurden sie geduldet, wohin sie bei Sonnenuntergang sich zurückziehen mußten. Vielleicht bringt ihnen der Zeiten weiterer Verlauf die Emancipation, die ihnen bis jetzt noch versagt ist: die völlige Aufnahme in die Gesellschaft ihrer Mitbürger.

Mannigfaltiges.

— Transatlantisches Verbindungssystem. Der lange schwebende Plan der britischen Regierung, ein vollständiges System der Communication durch Dampfschiffe mit Westindien, Mexiko, Brasilien und dem Stillen Meere zu organisiren, ist so eben zum Schlusse gebracht worden. Folgendes sind die Hauptbestimmungen desselben: 1) Es wird eine große Hauptlinie von Dampfern — oder, wie es die Times mit Recht nennen, eine „große Dampfbrücke" — direkt von Southampton nach der Erdenge von Panama eingerichtet. Alle vierzehn Tage soll ein Dampfschiff erster Klasse, welches zwölf bis vierzehn Knoten die Stunde zurücklegen kann, von Southampton abgehen und zuerst bei der Insel St. Thomas anlegen, deine Distanz, die es in ungefähr zwölf Tagen durchmessen wird. In der Bai von St. Thomas werden drei Zweig-Dampfer in Bereitschaft seyn, welche ihre respektiven Briefleitlisen empfangen und damit sogleich in folgenden Richtungen abgehen: einer nach Havanna und dem mexikanischen Meerbusen, der zweite nach Portorike, Haiti, Jamaika, San Jago de Cuba, Honduras, Nicaragua u. s. w., der dritte nach den Antillen und Demerara. Nachdem der Haupt-Dampfer auf diese Weise seine Zweig-Felleisen abgegeben, wird er von St. Thomas direkt nach der kleinen Stadt Chagres an dem Isthmus von Panama fahren. Hier wird er die Felleisen landen, die zur Beförderung über den Isthmus bestimmt sind, und dagegen die aus dem Stillen Meere angekommenen in Empfang nehmen, worauf er seine Rückreise antritt. In St. Thomas eingetroffen, wird er dort wieder die drei Zweig-Dampfer vorfinden, deren Rückkehr von den drei obenerwähnten Routen so eingerichtet seyn wird, daß sie (außer wenn ihnen ein Unfall begegnen sollte) immer zur gehörigen Zeit an Ort und Stelle sind, um die Felleisen von dem Haupt-Dampfschiff zu empfangen und resp. an dasselbe abzuliefern, welches also bei seiner Ankunft in Southampton die Post vom Stillen Meere und den drei westindischen Routen mitbringt. Man berechnet, daß durch dieses System der direkten Dampfschifffahrt eine Beschleunigung von zwölf bis sechzehn Tagen in der Verbindung mit allen dabei betheiligten Häfen erzielt wird. 2) Um eine korrespondirende Einrichtung für die Küsten des Stillen Meeres zu Stande zu bringen, beabsichtigt die Admiralität, einen Kontrakt mit der Pacific Steam Navigation Company wegen einer vierzehntägigen Post nach und von Panama und Valparaiso an der Stelle der jetzigen monatlichen Dampfer abzuschließen. Dieses wird Chagres, und folglich England, in nähere Verbindung mit der Westküste von Süd-Amerika bringen, während es möglich ist, daß in der Folge ähnliche Einrichtungen bis nach Kalifornien und der Nordwestküste von Amerika ausgedehnt werden können. 3) Nach Brasilien wird eine selbständige Dampfpacketlinie eingerichtet, deren Schiffe alle Monat von Southampton nach Funchal (Madeira), Santa Cruz (Teneriffa), Porto Praya (Cap Verde), Pernambuco, Bahia und Rio Janeiro fahren werden. Von Rio Janeiro wird ein Zweig-Dampfer nach Montevideo und Buenos Ayres abgehen. Die Admiralität hat den Vorschlag, in Lissabon anzulaufen, nicht genehmigt; dies ist zu bedauern, indem der Vortheil des Verkehrs zwischen Portugal und Brasilien dadurch den Kontrahenten verloren geht. Es ist indeß zu vermuthen, daß ein Zweig-Packetschiff zwischen Lissabon und Madeira segeln wird, welches theilweise denselben Zweck erfüllen würde. Die Entfernungen zwischen England und den brasilianischen Häfen werden sich nach den erwähnten Maßregeln auf folgende Zeiträume reduziren: Nach Pernambuco achtzehn bis neunzehn Tage, Bahia zwanzig bis einundzwanzig Tage, Rio Janeiro vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Tage. Allein die wichtigste Eigenschaft dieser brasilianischen Linie ist die Möglichkeit ihrer künftigen Ausdehnung nach dem westlichen und südlichen Afrika. Porto Praya ist nur 710 Meilen von Sierra Leone entfernt, welches demgemäß sehr leicht durch einen Zweig-Dampfer zu erreichen wäre; während ein anderer Zweig-Dampfer von Porto Praya nach dem Kap die süd-afrikanischen Besitzungen Englands dem Mutterlande auf fünfunddreißig Tage nähern würde. Was die Periode betrifft, wann dieses weitumfassende Verbindungssystem ins Leben treten wird, so hängt sehr viel davon ab, wie viel Zeit vergehen muß, bis die nöthigen Vorbereitungen zu dem Bau neuer und der Ausbesserung alter Dampfschiffe getroffen sind. Man hofft, daß die brasilianische Linie zum August oder September d. J. fertig seyn wird; und obgleich es ein Jahr dauern würde, bis man mit dem Bau sämmtlicher Dampfer, welche zu der vorgeschlagenen Route nach Westindien und dem Stillen Meere gebraucht werden, zu Ende seyn kann, ist es dennoch wahrscheinlich, daß ein Theil des Planes demnächst mit den bereits vorhandenen Schiffen in Ausführung gebracht werden dürfte. Die Summe von 240,000 Pfd. jährlich, welche die Regierung gegenwärtig der West India Mail Company für die Beförderung der westindischen Post zahlt, wird, wie man behauptet, hinlänglich seyn, um die Unkosten des ganzen Unternehmens zu decken, und außerdem wird noch eine Ersparniß von 30,000 Pfd. jährlich stattfinden, welche jetzt zur Unterhaltung der zwischen Falmouth und Brasilien fahrenden Königlichen Briggs verausgabt werden. — Wir bemerken zum Schluß, daß die Realisirung dieses großartigen Projekts das lange gefühlte Bedürfniß, einen Kanal durch die Erdenge von Panama zu ziehen, zu einer gebieterischen Nothwendigkeit erhöhen wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 22, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Dienstag den 11. Juni 1830.

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

Die Revue des deux Mondes bespricht in einem aus der Feder Desprez' geflossenen Artikel mit der vorstehenden Ueberschrift das Verhältniß Rußlands zu den nationalen Föderations-Ideen der slawischen Stämme und will ihren Lesern die Wichtigkeit dieser Frage vor Augen halten. Es ist allerdings von großem Interesse, die russische Politik nach ihrer nationalen Seite zu durchschauen, man würde sich täuschen, wenn man glaubte, sie ganz erkannt zu haben; sie ist uns — sie ist vielleicht Rußland selbst ein Geheimniß. Scheinbar so sicher und konsequent, muß ihren bestimmenden Verhältnissen nach diese Politik sich in einem wunderbaren Dilemma befinden. Man bildet sich auch in Rußland ein, daß da, wo Rußland — der Mittelpunkt der Erde liegt, und in der That, wenn man die Erde nicht blos geographisch, sondern nach dem Geist der Nationen und dem Fortschritt der Kultur mißt, so möchte Rußland das Reich der Mitte seyn. Es steht auf der Gränzscheide zwischen europäischer und asiatischer Kultur, dieser Lage nach muß seine Politik eine vermittelnde seyn. Es versteht sich damit gewissermaßen von selbst, daß sie zugleich eine schwankende ist. Jede vermittelnde Rolle, sie mag im Großen oder im Kleinen, in der Politik, wie im gemeinen Leben, gespielt werden, verlangt ein Nachgeben nach zwei entgegengesetzten Seiten. Es fragt sich, ob die russischen Staatsmänner selbst klar darüber sind, wo der Schwerpunkt des großen Reiches, ob er im Süden oder im Westen liege. Peter der Große richtete sein Augenmerk gleich sehr auf Konstantinopel, wie auf die westliche Nachbarschaft, und alle Nachfolger haben sich zu Vollstreckern seines letzten Willens gemacht. Sie haben die Waffen nach dem Balkan, wie nach dem Kaukasus, nach den Donau-Fürstenthümern, wie nach Krakau getragen. Diese territoriale Erweiterung scheint uns nicht geeignet, der künftigen russischen Politik ein Gepräge von größerer Bestimmtheit zu geben. Es lockt hierhin, es lockt dorthin — die „weltgeschichtliche Mission" zu vollziehen. Dies ist der Punkt, auf welchem Rußland und Oesterreich die offenste Parallele bieten oder doch gewiß einmal bieten werden, wenn in Rußland, was unausbleiblich ist, sich einmal der Geist der Völker regen wird. Wie Oesterreich über die Größe seines historischen „Berufs" seinen staatlichen Schwerpunkt in der That schon eingebüßt hat, wie es nicht weiß, ob es treu und in aller Hingebung mit Deutschland gehen oder seine künftige Konsistenz auf die Unkraft der Slawen bauen soll, und daher beide Theile mit gleicher Zärtlichkeit umfaßt — so muß und wird die russische Politik sich nicht rücksichtslos zu entscheiden wagen zwischen der westlichen Civilisation mit ihren „wurmstichigen" Erzeugnissen und der physisch-kräftigen Barbarei des Ostens.

Es scheint den russischen Staatsmännern unter Nikolaus ein leiser Gedanke dieser gefahrvollen Situation, welche das Land innerlich zu zerreißen droht, aufzudämmern, das Bedürfniß nach innerer Konsolidirung erwacht. Das Reich soll zu einer Nation umgeschaffen, es soll ihm ein innerer geistiger Zusammenhang gegeben werden. Zu diesem Behufe hat man zwei Momente ergriffen, die Kirche und den Slawismus. Diesen Sauerteig hat man in die großen Gliedmaßen des Staats zu senken versucht, um aus allen seinen heterogenen Bestandtheilen einen neuen Teig zu kneten. Man knetet fleißig daran, doch über das Gebäck, das da herauskommen wird, darf man sich keine Illusionen machen; es ist möglich, daß es wieder aus einander fällt, ja, wahrscheinlich.

Für gewisse Epochen mag der Leim halten zwischen Slawismus und Mongolismus, wir sind sogar berechtigt, von dieser Ehe die äußere Größe des Kaiserreiches abzuleiten, aber das Widersprechende vereinigt sich nur durch eine mächtige Hand, und diese ist Rußland bis jetzt so glücklich gewesen in seinen Kaisern zu finden.

Das mongolische Element, ein nivellirendes, knechtisches, den Despotismus begünstigendes — das slawische freiheitlich, ja, individualistisch, das sind Widersprüche, die keine spontane Beziehung auf einander haben. Aber Eines ist, was übergreift, und wodurch beide sich ergänzen, der Mongolismus ist organisirend im Großen, dem Slawismus fehlt die gestaltende Kraft für den Staat. Er kann wohl eine Gemeinde gründen und uns ein wunderbar anziehendes Bild der Familie aufstellen; dies kann der Mongolismus nicht, aber ein Tamerlan entwickelte Staatsmaximen und schuf Staatenverbände, welche die Nachwelt bewundert hat. Wo diese beiden sich gegenseitig ergänzenden Momente zusammentrafen in der ursprünglichen Unmittelbarkeit der Völker, da konnten sie Großes schaffen, aber sie können sich nicht mehr vereinigen in einem Volksgeiste, der sich im Lichte der europäischen Civilisation bespiegelt, in dem namentlich der Same germanischer Zucht und Sitte haften geblieben ist, wie bei allen abendländischen Slawen.

Um nach diesen einleitenden Worten, die unseren Standpunkt andeuten sollten, auf Herrn Desprez selbst zu kommen: er steht auf gleichem Boden, wenn es sich darum fragt, ob der Slawismus eine Zukunft haben werde durch Rußland oder durch seine slawischen Antagonisten, er entfernt sich von demselben durch seine Meinung von den wahren Quellen des Slawismus und der Form, in welcher die große Frage zu lösen wäre.

Wir finden die Franzosen oft als übermäßige Bewunderer des Fremden, aus Unzufriedenheit über ihre eigene Lage verliebt in Zustände, die bei ruhigem Blute sehr wenig begehrenswerth erscheinen. Anquetil Duperron, ein Mann, der zu großem Rufe bei den Gelehrten wie bei den Politikern gelangt ist, malt die orientalischen Zustände mit Farben, die Alles überstrahlen, was europäischer Geist je hervorgebracht hat. Ein patriarchalisches Familienregiment, Freiheit der Religion und des Kultus, Recht und Gesetz, Alles hat er dort so anziehend gefunden, daß ihm grauen mußte vor dem französischen Despotismus. Eben so verliebt ist Desprez in die slawischen kindlichen Zustände, zumal in ihre sozialen und kommunistischen Einrichtungen. Es sind dies gewiß Dinge, welche Herr Desprez nur aus den anmuthigen Schilderungen der Slawisten oder auch unsertwegen aus denen Harthausen's kennen gelernt hat, Dinge, die sehr für die Ursprünglichkeit der slawischen Stämme sprechen, aber noch keineswegs als Vehikel der slawischen Gesammtmacht und Einheit Bedeutung haben. Wir beziehen uns auf das, was wir früher hier zur Würdigung dieser Zustände angeführt haben.

Der Verfasser verräth deutlich, daß die neueste polnische Literatur ihm seine Gedanken über den Slawismus eingegeben hat. Mickiewicz, Krasinski und besonders dessen „ungöttliche Komödie", so wie Garczynski, nennt er selbst als Autoritäten. Er kömmt dann auch so ziemlich mit den polnischen Schriftstellern in ihren Ansichten über Rußland überein, solche natürlich, wie Herr v. Brezа, beiseitegesetzt.

Wir werden Herrn Desprez selbst sprechen lassen und angeben, wie weit wir ihm folgen können, wie weit nicht:

„Rußland" — sagt er — „steht nicht auf dem Boden der slawischen Traditionen, wie sie die Wissenschaft aus dem Dunkel der Zeiten hervorgeholt, und wie wir sie noch in einzelnen Theilen des slawischen Bodens in vollem Leben sehen. Der Absolutismus ist das Produkt der Invasionen Dschingischan's und des langen Aufenthaltes der Mongolen inmitten des russischen Volkes. Was aber die russische Verwaltung angeht, so ist sie das Erzeugniß der Einschwärzungen aus dem Westen, begonnen durch Peter den Großen, des Centralisationssystemes und der österreichischen Büreaukratie. Der nationale Geist läßt sich weder in der höchsten Gewalt, noch in der Verwaltung erkennen", wir fügen hinzu: noch in der Armee, die wiederum ein Produkt ausländischer Generale ist.

„Man muß gestehen, daß diese bizarre Verbindung des Mongolenthums mit occidentalischem Wesen in der Person Peter's des Großen Rußland das gegeben hat, was die anderen Slawen noch nicht besitzen, ein Regierungs- und Verwaltungssystem, das zugleich starr und einheitlich ist. Es ist nicht weniger wahr, daß Peter der Große die russische Idee aus ihrem regelrechten und natürlichen Geleise getrieben hat, daß er sie gewissermaßen verstümmeln mußte, um sie zu disziplinieren. Das ist das Geheimniß des Kampfes zwischen der fremden und der einheimischen Idee, eines Kampfes, der selbst bis in das Gewissen der Regierung sich fortsetzt. Dieser Kampf nahm, wie bekannt, eine ergreifende und dramatische Form an in der Familie Peter's des Großen, zwischen Peter selbst und seinem Sohne Alexis. Dieser junge Prinz war Russe durch Erziehung und Lebensrichtung; der slawische Geist athmete und litt in ihm. Sein Herz, von einer natürlichen Neigung ergriffen für Alles, was slawisch war, empfand einen unwiderstehlichen Schrecken im Angesicht der fremden Sitten, welche an Stelle der vaterländischen traten. Das war die Ursache zu Alexis' Flucht. Er kehrte ins Vaterland zurück auf Versprechungen hin, die nicht erfüllt wurden, und starb in seinem Kerker an Gift; aber sein Gedanke ist mehr als einmal wiedergekehrt, die Nachfolger Peter's des Großen zu quälen; er erschien vor den Augen Katharina's in der Person ihres Sohnes Paul, eines ehrenwerthen, religiösen Prinzen, der ein wahrer Slawe und begabt war mit einem durch Unglück ungebeugten Geist; dieser selbe Gedanke hat auf Alexander's Charakter jenen Hauch von Liberalismus und Melancholie geworfen, der ihn unter allen Fürsten seines Hauses auszeichnet."

Desprez findet, daß dieser sentimentale Zug sich fortsetzte in dem Auf-

suchen der slawischen Verwandtschaft, dem Bestreben, alle Völker dieses Stammes unter dem Schutze des russischen Absolutismus zu vereinigen. Der slawische Geist aber nehme seine Kräfte anderswoher, aus der czechischen, illyrischen, polnischen Schule. Hier habe eine neue Doktrin ihren Ursprung, die gewaffnet sey, mit dem offiziellen Slawismus Rußlands auf den Kampfplatz zu treten. Das Kriegstheater sey ein sehr weites, es beginne an den Gestaden des Adriatischen Meeres und reiche bis zum Ural, in die Nachbarschaft China's, es umfasse den Boden dreier Kaiserreiche: Türkei, Oesterreich, Rußland.

„Achtzig Millionen Slawen, in zwei Lager getheilt, unter zwei Fahnen, sind die Soldaten. Es ist uns nicht gestattet, diesem Kampfe gleichgültig zuzusehen."

Herr Desprez will nun die Fundamentallinien der religiösen und sozialen Organisation des Slawenthums, das er keineswegs für eine Nachbildung occidentalischer Ideen hält, ziehen. Es unterscheide sich von diesen eben so sehr, wie von dem Systeme des Zarismus. Dies nachzuweisen versucht er zuerst in

Religion und Kunst.

„Der Slawismus", heißt es, „ist die Reaction gegen den Mechanismus russischer Institutionen einerseits und den abstrakten Nationalismus des Westens andererseits, zwei Erscheinungen, die einander auf mehr als einem Punkte begegnen; er hat vielmehr das Ansehen einer Religion, als einer Philosophie: in dem Sinne, welchen Herr Cousin diesen Worten beilegt, zieht der Slawismus seinen Geist und seine Kraft mehr aus der spontanen, als aus der reflektirenden Vernunft. Er trägt, wenn man will, die Fehler seiner Geburt an sich. In einigen Strichen wird er verschwimmend und vag, aber er wird sich immer erfüllt zeigen mit religiösem Ziel, wird durch seine Vorgänge sich einem mehr oder weniger orthodoxen Mystizismus anschließen, aber er wird immer das bleiben, was keine Nation der Welt ist, christlich in der That und Gesinnung (!)."

Desprez billigt es, daß die slawischen Schriftsteller die Theologie als eine Fessel des christlichen Geistes betrachten, sie erhalten sich, nimmt er an, dadurch ihre lebendige Zärtlichkeit für die Kirche. „Nimmt man die Messianisten aus, die dem Illuminatismus verfallen sind, haben sich die Slawen nie dem ohnmächtigen und lächerlichen Versuche hingegeben, neue Kirchen in Stelle der bestehenden zu gründen. Nichts ist weniger verträglich mit dem slawischen Geiste, als die Revolution (?), d. h. die Sucht radikaler Neuerungen, heftiger Prozesse, welche die Völker gewaltsam von ihren Traditionen losreißen. Der Slawismus läßt keinen anderen Fortschritt der Ideen zu, als den, der friedlich durch die regelmäßige Bewegung der bestehenden Einrichtungen vermittelt wird; er gestattet nicht, daß dieser Prozeß einen anderen Ausgangspunkt nehme, als einen religiösen, noch daß dieses religiöse Prinzip ein anderes sey, als das Prinzip des von der Theologie befreiten Evangeliums.

„Nach der Religion ist es die Kunst, welche in den Augen des Slawismus die größte Bedeutung hat. Der zweite nach dem Priester ist der Dichter. Beide leiten ihr Recht, die Völker zu unterrichten, aus derselben Quelle ab, der religiösen Begeisterung. Wehe dem Dichter, der in seinem Genie nichts sähe, als das Mittel für eitles Vergnügen oder eitlen Ruhm.

„Das, was den Priester macht, die Verbindung des Glaubens mit der That, das ist es auch, was den wahren Dichter macht. Mickiewicz hat mit Grund bemerkt, daß Puschkin, der Russe, diesen Beruf des Poeten vorempfunden hat, ohne ihn aber so erhaben zu fassen, als der Dichter der „ungöttlichen Komödie". Die Theorie Puschkin's schwankt unbestimmt zwischen der egoistischen Theorie der Kunst um der Kunst willen und der des gläubigen Dichtersoldaten. „„Wir sind nicht da"", sagt Puschkin, „„um die gemeinen Volksleidenschaften auszubeuten, nicht, um uns dem Publikum nützlich zu machen, nicht, mit den rohen Massen zu kämpfen. Wir leben von Inspirationen, wir verbreiten sie in Harmonie und in Gebet.""" (Fortsetzung folgt.)

England.

Der vierte Stand.

Materialien zur Geschichte der Presse.

(Schluß.)

Die Regierung der Königin Anna war einer der merkwürdigsten Zeitabschnitte in den Annalen der britischen Presse. Sie wurde durch ein Gesetz bezeichnet, welches den Schriftstellern das Verlagsrecht ihrer Werke sicherte, durch die Erscheinung der ersten täglichen Zeitung, durch die Betheiligung von Literaten ersten Ranges — eines Addison, Swift u. A. m. — an der Journalistik, durch die Einführung des Zeitungsstempels und der Steuer auf Annoncen und endlich dadurch, daß der unsterbliche Verfasser des „Robinson", der treuherzige Daniel de Foe, wegen eines Zeitungsartikels zu der ehrenvollen Auszeichnung des — Prangers erhoben wurde, während man einen anderen Journalisten, den braven und unglücklichen Tutchin, aus Rache für seine beißende Polemik, überfiel und ums Leben brachte. Die Entstehung des ersten Tageblattes ist wichtig genug, um eine nähere Erwähnung zu verdienen.

„Es war dies ein Fortschritt, der dem Zeitalter vorbehalten war, in welchem die Siege Marlborough's und Reoke's, die politischen Kämpfe Godolphin's und Bolingbroke's, die Schriften Addison's, Pope's, Prior's, Congreve's, Steele's und Swift's eine geistige Thätigkeit in der Nation hervorriefen, die ihr nicht länger gestattete, von einer Woche zur anderen auf die Kunde von den Zeitereignissen zu warten. So entstand im Jahre 1709 eine Morgenzeitung unter dem Titel Daily Courant. Es existirten damals in London bereits achtzehn Wochenschriften, unter deren Titeln wir einen britischen Apollo, einen Briefträger (Postman), eine Abendpost, ein General-Postskriptum und ein Städtisches Intelligenzblatt (City Intelligencer) finden. Der Herausgeber der Evening Post giebt seinen Lesern am 6. September 1709 zu verstehen, daß sie drei bis vier Pfund Sterling jährlich für geschriebene Zeitungsberichte auslegen müßten — d. h. für die News-letters, die, wie gesagt, noch immer mit den gedruckten Zeitungen konkurrirten — während sein Blatt für eine viel geringere Summe zu haben sey. Nicht nur durch ihr öfteres Erscheinen begannen jetzt die Journale, ihre Vorgänger zu übertreffen, sie nahmen auch eine höhere politische Stellung ein und strebten, sich ein anständigeres Aeußere zu geben, obgleich sie in diesem Punkte noch ärmlich genug waren. Die ersten Zeitungen hatten nur allein Neuigkeiten ohne allen Kommentar mitgetheilt; späterhin finden wir Blätter, welche politische Diskussionen ohne Neuigkeiten enthalten. In den nach dem Jahr 1700 erscheinenden Zeitschriften sind diese beiden journalistischen Elemente öfter vereinigt, und der Geschichtschreiber Hallam ist geneigt, dies als die Periode zu betrachten, in der „regelmäßige Zeitungen" zuerst politische Wichtigkeit in dem constitutionellen System Englands erlangten. Dasselbe Jahr, welches das erste englische Tageblatt ans Licht treten sah, zeichnet sich auch durch die Entstehung einer Klasse von Schriften aus, die zu jener Zeit als Journale betrachtet wurden, obgleich sie nicht eigentlich in die Kategorie der Zeitungen gehören. Sie erschienen in bestimmten Zwischenräumen, berichteten mitunter über Tagesereignisse, enthielten Annoncen, und als der Zeitungsstempel eingeführt wurde, unterlagen sie ihm eben so, als ihre ausschließlich politischen Kollegen. Es waren dies: der Schwätzer (Tatler) im Jahr 1709, der Zuschauer (Spectator) 1711, der Vormund (Guardian) und der Engländer 1713, der Freisasse (Freeholder) 1715. Obgleich jetzt als besondere Werke bekannt, erschienen sie ursprünglich in einzelnen Bogen, wie ihre Nummern beweisen, und die in der Bibliothek des britischen Museums aufbewahrten Originale geben davon Zeugniß, daß sie, außer den schön geschriebenen Abhandlungen, die noch heute mit Vergnügen gelesen werden, Berichte über Tagesneuigkeiten und Anzeigen enthielten."

Trotz aller Fortschritte, hatten jedoch die Verfolgungen der Presse keineswegs aufgehört. „Als Anna zehn Jahre das Scepter geführt hatte, ließ sie eine Botschaft an das Parlament ergehen, worin unter Anderem gesagt wurde, daß man mit großer Frechheit lügenhafte und skandalöse Schmähschriften veröffentliche, die einer jeden Regierung zum Vorwurf gereichen würden, und daß es dem Parlament obliege, ein Heilmittel zu finden, welches dem Uebel gewachsen sey. In Antwort darauf versprach das Unterhaus, sein Aeußerstes zu thun, um „dem Mißbrauch der Preßfreiheit" zu steuern, und es ward demgemäß am 12. Februar 1712 beschlossen, daß das Haus in der folgenden Woche zu einem Plenar-Comité zusammentreten solle, um diese wichtige Frage in Erwägung zu ziehen. Die vorgenommene Berathung wurde jedoch immer wieder aufgeschoben, bis die Sache im Monat April in einer ernsteren Gestalt vor das Parlament kam. Der Herausgeber des Daily Courant hatte es gewagt, die Denkschrift der holländischen Generalstaaten abzudrucken (7. April 1712); dies wurde dem Parlament angezeigt, welches die Schrift für einen frechen Tadel der Beschlüsse des Hauses erklärte, und da Samuel Buckley, der Redacteur und Drucker des Daily Courant, bekannte, daß er die erwähnte Denkschrift übersetzt und gedruckt habe, so wurde der Sergeant-at-Arms angewiesen, den Delinquenten in Verhaft zu nehmen. Am folgenden Tage (12. April) faßte das Haus einige starke Beschlüsse in dieser Angelegenheit, aber jeder direkte Versuch, die Freiheit der Presse zu beschränken, scheiterte an dem Widerstande einer mächtigen Partei, und man bemühte sich daher, diesen Zweck auf eine hinterlistigere und eben dadurch wirksamere Art zu erreichen. „Einige Mitglieder des großen Comités der Mittel und Wege", sagt der Geschichtschreiber des Parlaments, „gaben ein besseres Mittel an, mißliebige Schriften zu unterdrücken, indem man nämlich eine hohe Steuer auf alle Zeitungen und Flugblätter legte." Dieser Rath wurde befolgt. Einer langen, auf Seife, Papier, Pergament, Leinen, Seide, Kattune, Lotterieen und so weiter bezüglichen Akte wurden einige kurze Paragraphen angehängt, und die Presse war auf einmal gelähmt. Durch diese Paragraphen wurde eine Stempeltaxe von einem halben Penny auf jeden halben Druckbogen oder weniger gelegt, die für einen ganzen Bogen auf einen Penny stieg, und außerdem ward jede Annonce mit einer Steuer von zwölf Pence beschwert. Diese Steuern sind nie aufgehoben, sondern vielmehr von Zeit zu Zeit erhöht worden, und die Presse seufzt noch heute unter ihrer Last. Auf die Zeitungen, die unter der Regierung der Königin Anna herauskamen, hatte die Halfpenny-Steuer eine außerordentliche Wirkung, viele mußten sogleich eingehen, während mehrere der Ueberlebenden in ein Blatt zusammengeschmolzen wurden. Zu denjenigen, die unter dem Druck der neuen Gesetze litten, gehörte auch der Spectator, dessen Preis natürlich erhöht werden mußte; hierdurch ward der Absatz vermindert, und im folgenden Jahr (1713) hörte diese vortreffliche Zeitschrift auf."

Wir nähern uns jetzt einer Periode, wo die englische Presse entschiedener als je für ihre eigene Unabhängigkeit und für die Freiheit und die Rechte des Volkes in die Schranken trat. Das Ober- und Unterhaus bemühten sich um die Wette, durch constitutionelle oder unconstitutionelle Mittel alle Berichte über ihre Verhandlungen zu unterdrücken. Gefängniß- und Geldstrafen wechselten mit einander ab. Wir haben oben gesehen, daß ein Zeitungs-Redacteur auf Befehl des Unterhauses arretirt wurde, weil er eine von den Generalstaaten herrührende Denkschrift übersetzt hatte; einen anderen ließen die Pairs in Newgate einsperren und eine Geldbuße von hundert Pfund Sterling entrichten, weil er es gewagt hatte, dem Publikum zu melden, daß die edeln Lords ein Dankvotum an den Admiral Vernon und einige andere Offiziere erlassen

hätten! — Da indeß die Regierung unter Georg I. und II. noch nicht völlig befestigt war, so gewann die Presse immer größeren Einfluß. Glücklicherweise war ein Kron-Prätendent vorhanden, und jede Partei suchte das Volk auf ihre Seite zu bringen, wozu sie sich der Presse bedienen mußte. Seit der Thronbesteigung Georg's I. wurde eine kurze Skizze der Parlaments-Verhandlungen in Boyer's Register veröffentlicht; hierauf folgten umfassendere, obwohl noch immer ziemlich magere Berichte in dem London Magazine und dem Gentleman's Magazine, bei denen Guthrie, Johnson und Hawlesworth als Reporter fungirten. Im Jahre 1758 sagte Johnson in dem Idler: „Keine einzige Klasse von Schriftstellern hat sich in der letzten Zeit so sehr vermehrt, als die der Zeitungsschreiber. Vor nicht vielen Jahren war die Nation mit der einzigen Gazette zufrieden, aber jetzt haben wir in der Hauptstadt Blätter für jeden Morgen und jeden Abend."

In den ersten Regierungsjahren Georg's III. entwickelte die gouvernementale und antigouvernementale Presse eine außerordentliche Thätigkeit. Im Interesse Lord Bute's wurde das Journal The Briton gegründet, dem aber schon in der folgenden Woche der weltberühmte North Briton entgegentrat, welcher in ungefähr einem Jahre den ministeriellen Skribenten gänzlich aus dem Felde schlug. Unter der Leitung von Wilkes trug die Presse bald darauf in der Frage wegen der Gültigkeit allgemeiner Verhaftsbefehle einen glänzenden Sieg davon, und ihrer Macht bewußt, entschloß sie sich endlich, offen gegen die vom Unterhause in Anspruch genommenen constitutionswidrigen Privilegien aufzutreten und vollständige Berichte über die Verhandlungen desselben abzustatten. Mit dem Oberhause wagten es die Journalisten fürs erste nicht anzubinden, oder glaubten vielleicht, an einem Feinde genug zu haben; auch mochte der Pomp und die Feierlichkeit, mit der sich damals die Lords in ihrer Amtstracht und nicht selten in Gegenwart des Königs zu versammeln pflegten, ihnen einigen Respekt einflößen. Aber das Unterhaus war die Volksvertretung, seine Mitglieder waren dem Volke verantwortlich, und die so eben in Middlesex stattgefundene Wahl mußte auch den Bornirtesten überzeugen, daß das Volk nicht nur die Macht besitze, sondern auch entschlossen sey, sie zu gebrauchen. Aufgemuntert durch Wilkes, Townsend, Oliver, Toole und Andere, ließen die Reporter ihre Berichte erscheinen. Der Erfolg ist bekannt. Die Drucker erhielten Befehl, sich vor das Unterhaus zu stellen; sie weigerten sich, Folge zu leisten, und der Sprecher sandte seine Beamten aus, sie in Verhaft zu nehmen. Miller, der zuerst Arretirte, wurde zum Alderman Wilkes in Guildhall gebracht, welcher ihn nicht nur entließ, sondern auch aufforderte, den Parlamentsboten wegen eines gewaltsamen Ueberfalls zu verklagen, und den Staatssecretair für das Innere hiervon in Kenntniß setzte. Ein zweiter Buchdrucker, Thompson, wurde dem Alderman Oliver vorgeführt und gleichfalls entlassen. In dem Annual Register lesen wir Folgendes: „Der Drucker der Londoner Abendpost ward am 15. März in seiner eigenen Wohnung von einem Boten des Unterhauses arretirt. Er schickte sogleich nach einem Constabler, und da der Lord-Mayor eben am Podagra krank lag, so wurden sie zu ihm nach dem Mansion House gebracht, wo auch die Aldermen Wilkes und Oliver gegenwärtig waren. Der stellvertretende Sergeant-at-Arms erschien ebenfalls und verlangte im Namen des Sprechers, daß man ihm sowohl den Boten als den Buchdrucker ausliefere. Dies verweigerte der Lord-Mayor, der ihn fragte, wegen welchen Verbrechens und auf wessen Befehl der Buchdrucker verhaftet worden sey? Der Beamte erwiederte, daß es auf Befehl des Sprechers geschehen. Man fragte dann weiter, ob der Verhaftsbefehl durch eine städtische Magistratsperson bestätigt worden; als dies verneint wurde, verlangte man, das Dokument zu sehen, welches nach einer langen Debatte vorgezeigt wurde, und da der Vertheidiger des Buchdruckers die Ungültigkeit desselben bewies, so beschlossen die drei anwesenden Magistratspersonen, ihn der Haft zu entlassen. Hierauf kam seine Klage wegen Ueberfalls und ungesetzlicher Gefangenhaltung vor, die Thatsachen wurden dargelegt und bewiesen, der Bote ward aufgefordert, Bürgschaft zu stellen, und als der Sergeant dies verweigerte, unterzeichneten der Lord-Mayor und die beiden Aldermen einen Verhaftsbefehl gegen denselben; sobald dies geschehen war, willigte der Sergeant ein, Bürgschaft zu stellen, welche auch angenommen wurde."

Das Unterhaus war über diesen Vorfall außer sich. Der Lord-Mayor und die Aldermen Townsend und Oliver, als Parlamentsmitglieder — Wilkes war als solches nicht anerkannt — erhielten ein Tadelsvotum und wurden nach dem Tower abgeführt; allein die Vertagung des Parlaments gab ihnen bald die Freiheit wieder. Sie wurden von der Volkspartei im Triumph eingeholt, aber die Freudensbezeugungen, die den Mayor auf seinem Rückwege nach dem Mansion House begleiteten, waren nur die schwächsten Trophäen des Sieges, den er hatte erringen helfen. Seitdem sind die Parlamentsverhandlungen ohne Unterbrechung oder Anfechtung bis auf den heutigen Tag gedruckt worden. Eine förmliche Erlaubniß hat das Parlament nie gegeben; aber es hat nicht mehr gewagt, dem Volke das Recht streitig zu machen, von den Handlungen seiner Vertreter Kenntniß zu nehmen und über sie Gericht zu halten.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik. *)

IV. Neue Revolutionen und Bürgerkriege. — Die Rolle der Frauen in der Revolution.

Der Sturz der Regierung des Generals Santa Cruz macht Epoche in der Geschichte von Peru. Trotz seiner Fehler und Irrthümer, muß dieser Mann nicht mit den Intriguanten niederen Ranges, mit den Begünstigern und Pflegern der unaufhörlichen Militair-Revolutionen dieses Landes verwechselt werden. Santa Cruz war diesen Abenteurern nicht nur an Verstand und Einsicht, sondern auch vorzüglich an amerikanisch nationalem Gefühl überlegen. Einzig und allein mit der Größe seines Vaterlandes beschäftigt, wußte er sein Ziel, wenn auch nicht mit der ganzen wünschenswerthen Geschicklichkeit und Festigkeit, so doch wenigstens mit einem gesetzlichen und edlen Sinne zu verfolgen, den man nicht verkennen darf. Auch hat er in dem Lande, welches er regierte und das er heute nun nicht mehr bewohnt, ein Andenken hinterlassen, wie es keiner seiner Vorgänger besitzt. Eine Periode der Anarchie war der Herrschaft des Santa Cruz vorangegangen; eine nicht weniger traurige Periode folgte ihr; sie sollte indeß nichtsdestoweniger zu einer Zeit der Ruhe und des Fortschrittes führen. Der Sturz des Generals Santa Cruz, welcher, wie wir sahen, durch den Verlust der Schlacht bei Yungay herbeigeführt worden, brachte die Partei der sogenannten „Restauratoren" ans Ruder des Staates, und der General Gamarra wurde zum Präsidenten ausgerufen. Diese Partei, deren Häupter sich einen Augenblick zum Sturz der bestehenden Regierung vereint hatten, spaltete sich jedoch selbst sehr bald, und die zweite Präsidentschaft des Generals Gamarra ward noch mehr durch Verwirrungen und Emporungsversuche beunruhigt, als die erste.

Die Freunde des Generals Santa Cruz, wiewohl einen Augenblick versprengt, waren noch zahlreich und mächtig, und der Exprotektor konnte, namentlich in Bolivia, die Hoffnung hegen, eines Tages wiederum an die Spitze der Regierung zu gelangen. Im Laufe des Jahres 1841 stürzte eine Empörung den General Velasco, und der größere Theil der bolivianischen Provinzen proklamirte von neuem den General Santa Cruz; die übrigen erkannten den General Ballivian an, seinen Unterfeldherrn und Freund, der jedoch seine Interessen nicht in allen Stücken mit denen des Protektors verband. Die Regierung von Lima, einzig und allein aus den Restauratoren gebildet, wurde durch diese so leicht gelungene Revolution nothwendigerweise ebenfalls erschüttert. Man gab dem Präsidenten Gamarra sogleich außerordentliche Vollmacht, und die durch zahlreiche Aushebungen neu verstärkte Armee erhielt Befehl, bis an die äußerste Gränze zu marschiren und eine beobachtende Stellung einzunehmen. Dies war eine direkte Drohung gegen Bolivia. Gamarra, noch nicht mit dieser Herausforderung zufrieden, rückte in das Gebiet der bolivianischen Republik ein, unter dem Vorwande, die Revolution daselbst zu ersticken. Er drang bis La Paz vor und wollte da den Willen Peru's diktiren, Santa Cruz dürfe um keinen Preis mehr in Chuquisaca, der Hauptstadt von Bolivia, ein Kommando führen.

Bei den Amerikanern ist das Nationalgefühl eines der lebendigsten. Im Angesicht des peruanischen Banners, welches auf ihrem Gebiet wehte, und jenen Soldaten gegenüber, welche sie zu Yanacocha und Socobaya besiegt hatten, vereinigten sich die in zwei Parteien gespaltenen Bolivianer wiederum. Die Parteigänger des Santa Cruz verbanden sich ohne Zögern mit den Anhängern Ballivian's; Letzterer hatte den Vortheil, sich an Ort und Stelle zu befinden; einstimmig wurde ihm der Oberbefehl übertragen, und die Schlacht von Ingavi (1841), wo Gamarra fiel, krönte die edle und patriotische Anstrengung der Bolivianer mit hohem Ruhm, indem ihre besiegten Gegner dadurch bis über die Gränzen der Republik zurückgeworfen wurden.

Durch diesen Sieg, den er mit einer sehr kleinen Zahl über einen mächtigen Feind errang, gestärkt, hatte der General Ballivian wenig Mühe, sich im Besitz der Macht, welche ihm von den Santa-Cruzisten im Drange der Umstände momentan übertragen worden, zu erhalten. In Peru fand sich die Partei des Santa Cruz nicht mehr veranlaßt, die günstige Gelegenheit, welche ihr der Tod Gamarra's zu bieten schien, zu benutzen. Hier, wie in Bolivia, wurde die Sache des Hauptes dieser Partei durch seine Entfernung bloßgestellt. Santa Cruz konnte oder wollte sich nicht entschließen, eiligst an der Küste von Peru, in den ihm am meisten ergebenen Departements, zu landen. Freilich hatte Gamarra auch, ehe er Lima verließ, an einen solchen Fall gedacht und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Gleich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Bolivia war der Präsident des Staatsrathes, Menendez, nach den Bestimmungen der Verfassung, mit der Exekutivgewalt betraut worden. Hierin lagen jedoch keineswegs die Haupthindernisse für Santa Cruz, und man muß sich wundern, daß er nicht entschlossener die so schwachen Händen anvertraute Macht zu entreißen strebte.

Nach der Niederlage von Ingavi und dem Tode Gamarra's war es die Pflicht des Menendez, unverzüglich den Kongreß zusammenzurufen, um die Ernennung eines neuen Präsidenten der Republik ins Werk zu setzen. Menendez zögerte, dieser Pflicht nachzukommen. Er wollte die oberste Macht behalten und suchte den Zusammentritt des Kongresses nach Kräften zu verzögern. Er begriff nicht, daß er dadurch den nach dem Tode Gamarra's neu erwachenden Bestrebungen des Ehrgeizes die Waffen gegen sich selbst in die Hände gab. Die Agitatoren wünschten in der That nur einen Vorwand, um über Verletzung der Constitution schreien zu können. Nach der Niederlage von Ingavi war eine neue peruanische Armee auf die Beine gebracht worden, und der General Lafuente hatte den Oberbefehl erhalten. Menendez sah nicht, wie gefahrdrohend für ihn die Schliche dieses ehrgeizigen Chefs waren. Lafuente beeilte sich, mit Ballivian zu unterhandeln, statt ihn zu bekämpfen, und schickte sich an, das Gewicht des Einflusses seiner Truppen bei der Wahl des neuen Staatsoberhauptes geltend zu machen. Menendez erkannte endlich den Fehler, den er begangen hatte, indem er diesem unermüdlichen Verschwörer den Oberbefehl über die peruanische Armee übertrug. Um dieser Gefahr zu begegnen und unter dem Vorwande eines möglichen Krieges gegen Ecuador, ließ er unverzüglich eine

*) Vgl. Nr. 60 u. ff. des Magazins.

zweite Armee ausheben und vertraute sie Torrico, einem noch jungen Generale ohne politische Antecedenzien und nur bekannt durch einen Kavallerie-Angriff, welcher ihm einen großen Ruf verschafft hatte. Dieser sonst mit geringen Fähigkeiten begabte, aber von Ehrgeiz aufgeblasene Mann glaubte, wie so viele Andere, allein im Stande zu seyn, die Republik zu retten. Die erste Sorge Torrico's, sobald er seine Armee hatte, war die, Menendez zu stürzen. Letzterer mußte nach Chili fliehen (16. August 1842).

Genau genommen indeß, giebt es im Grunde nichts Friedlicheres und weniger Revolutionaires, als diese peruanischen Revolutionen. Die Verschwörung schleicht einige Zeit im Schatten hin, geschützt durch das tiefste Geheimniß und durch die undurchdringlichste Verstellung. Die Rollen sind bestimmt, die Proclamationen vorbereitet, die Posten vergeben, die Belohnungen in Aussicht gestellt; am festgesetzten Tage erlassen sodann die Truppen, ein Regiment oder auch nur einige Compagnieen, ihr Pronunciamiento; fünf oder sechs der einflußreichsten Personen werden in ihren Wohnungen gefangen genommen, die anderen verbergen sich; einige General-Adjutanten galoppiren mit Befehlen durch die Straßen. Alsbald schließen sich alle Thore, das Wort „Revolution" läuft von Mund zu Mund; einige neugierige, meist unbekümmerte Köpfe zeigen sich allein an den Fenstern; die Proclamationen werden angeschlagen, und die Revolution ist gemacht. Die Heie des Volkes, welchem man einige Geldstücke und Pisco-Branntwein giebt, begrüßt sodann den neuen Staatschef mit lautem Lebehoch, damit die offizielle Zeitung am anderen Tage, wie das hiesige Gebrauch ist, sagen kann, „das ganze Land habe der Regierung seinen Beifall zugejauchzt." Diese Scene wiederholt sich fortwährend, und nur die Namen wechseln.

Während Torrico seine Revolution in Lima machte, that Lafuente ein Gleiches im Süden; nur versteckte er sich hinter den Namen des Generals Vidal, seines Unterbefehlshabers und zweiten Vicepräsidenten des Staatsrathes, welcher sich als solcher zum Oberhaupt der Nation proklamirte unter dem Vorwand, daß Menendez, dessen Sturz er noch nicht erfahren, ganz und gar von Torrico und seinen Soldaten beherrscht werde, und daß der erste Vicepräsident, Figuerola, durch sein Alter und sein übles körperliches Befinden unfähig sey, das Ruder des Staates unter so mißlichen Verhältnissen zu handhaben. Die Prätendenten standen beide an der Spitze einer Armee: es war klar, daß das Loos der Waffen allein zwischen ihnen entscheiden könne. Und so geschah es auch. Torrico brach von Lima auf und ging selbst seinem Feinde entgegen. Er traf ihn bei dem kleinen Dorfe Aqua-Santa im Oktober 1842; in diesem Kampfe jedoch rechtfertigte Torrico, wiewohl er dem Gegner an Kräften überlegen war, keineswegs den Ruf des Muthes, den er sich bei einer früheren Gelegenheit erworben hatte. Vollständig geschlagen, eilte er, so schnell er konnte, zu Roß nach Lima zurück, nur von Wenigen seiner Offiziere begleitet, sprengte ohne Verzug durch die Stadt nach Callao, um sich über Hals und Kopf an Bord der französischen Kriegsbrigg „Adonis" zu stürzen. In Süd-Amerika sind die Kriegsschiffe und die Häuser der Konsuln die allgemeinen Asyle, wohin sich die gestürzten Größen, die Anstifter verunglückter Revolutionen, die politischen Abenteurer aller Art flüchten, um momentan ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Von da gehen sie in irgend ein benachbartes Land, wo sie sich aufsuchen, sich verabreden, sich unter einander verständigen, mit ihren Freunden und Parteigängern im Vaterlande korrespondiren und ruhig und in Sicherheit den günstigen Moment für eine neue Revolution abwarten. Bei dem Mangel jedes politischen Prinzipes, jeder das bloße persönliche Interesse überwiegenden Idee, existiren in Peru allzu oft nur zwei Parteien: die, welche am Ruder des Staates stehen, und die, welche sich desselben bemächtigen wollen, wobei die Ersteren sich im Namen der Verfassung vertheidigen, die Anderen sie im Namen der Verfassung angreifen, gestützt auf die immer überaus zahlreiche Masse von Mißvergnügten niederen Ranges.

Bei Gelegenheit dieser unablässigen Revolutionen müssen wir wohl auch ein Wort über die Rolle sagen, welche die Frauen dabei spielen. Geistvoll, lebhaft, ränkesüchtig, ihren Männern im Allgemeinen bei weitem überlegen, verstehen es die Damen von Lima, nach Bedürfniß gegen die festesten Entschlüsse zu reagiren, und leiten faktisch oft die wichtigsten Begebenheiten ein. Begünstigt durch ihr eben so bizarres als anmuthiges Kostüm, welches von ihrer ganzen Gestalt nur den Stern ihres großen schwarzen Auges sehen läßt, können sie sich überall hin verfügen, ohne erkannt zu werden, können sie Alles sehen, Alles untersuchen, überall intriguiren. Auch hat in Lima nie eine Revolution stattgefunden, ist nie ein Pronunciamiento erlassen worden, ohne daß nicht die Frauen dabei am meisten betheiligt waren. Sie sind es, die ihre Männer aufreizen, sie drängen, sie entflammen, ihre Anhänger in Feuer setzen, ihre Gegner irre machen, für Alles Vorsorge treffen, Alles für den Sieg vorbereiten. Da sie unter ihrer Saya y manto (dies ist der Name ihrer unverletzlichen Gewänder), unter einer Maske, welche die öffentliche Meinung gewissermaßen heilig gesprochen hat, Alles thun können, so laufen sie nicht die geringste Gefahr, sich oder ihre Familie zu kompromittiren; höchstens erachten sie es, wenn sie Unglück haben, für klug, sich auf ein paar Monate in eines der zahlreichen Frauenklöster von Lima einzuschließen. Diese Klöster sind das sicherste und zugleich bequemste Asyl; denn keine Macht würde es wagen, selbige zu verletzen, und die politischen Wühlerinnen von Lima können hier ihre Intriguen durch Briefwechsel fortsetzen, zuweilen sogar auch noch unter dem Schutze der Saya hinausschleichen.

Mannigfaltiges.

— Die ältesten Zeitungen in Europa. Der gelehrte Kustos am British Museum, Herr Thomas Watts, den die Fremden und namentlich die Deutschen, welche die Bibliothek dieses Instituts besuchen, eben so wegen seiner außerordentlichen Gefälligkeit, als wegen seiner ausgebreiteten Sprach- und Bücherkenntnisse zu schätzen wissen, hat so eben über den Herausgeber oder vielmehr Verfertiger der angeblich ältesten englischen Zeitung eine Notiz veröffentlicht, welche wir als eine interessante Nachschrift zu dem in unserem heutigen Blatte beendigten Artikel über den „vierten Stand" betrachten dürfen. Herr Thomas Watts hat nämlich bereits vor längerer Zeit (1839) nachgewiesen, daß die von vielen Literarhistorikern und unter Anderem auch wieder von Prutz in seiner (1845 erschienenen) „Geschichte des deutschen Journalismus" erwähnte, älteste englische Zeitung The English Mercurie — angeblich 1588, bald nach dem Untergange der berühmten spanischen Armada, gedruckt — von welcher sich in der That einzelne Exemplare in mehreren Nummern mit diesem Datum in britischen Bibliotheken finden, nichts weiter als ein hoax, eine im vorigen Jahrhundert ausgeführte Mystification, sey. Aeußere und innere Gründe, namentlich aber eine im Britischen Museum befindliche Handschrift des gedruckten English Mercurie, hatten Herrn Watts auf diese Entdeckung geführt, die seitdem von allen englischen Literaturforschern anerkannt wurde, wenn auch unser Landsmann Prutz, dessen Buch sechs Jahre später erschien, noch keine Notiz davon genommen hat. In seiner gegenwärtigen Abhandlung*) weist nun Herr Watts den wahren Verfasser des English Mercurie von 1588 nach, der Niemand anders war, als der im Jahre 1790 verstorbene englische Staatsminister Philip Yorke, Graf von Hardwicke, ältester Sohn des Lordkanzlers dieses Namens. Philip Yorke muß jedenfalls ein sehr gelehrter und talentvoller Mann gewesen seyn; denn außer der sehr geschickt abgefaßten englischen Zeitung des 16ten Jahrhunderts, hat er auch die „Athenienßischen Briefe" geschrieben, die früher, als Barthélemy's Anacharsis, Leben und Sitten der alten Griechen im Gewande der Darstellung eines zeitgenössischen Reisenden auf sehr anmuthige Weise schilderten. Die Briefe sollten von einem Gesandten des Königs von Persien geschrieben seyn, der sich während des Peloponnesischen Krieges in Athen aufhielt, und waren angeblich in einer von einem Juden, Moses den Meschobab, veranstalteten Uebersetzung aus dem Altpersischen in der kaiserlichen Bibliothek zu Fez in Marokko aufgefunden worden. Die erste Auflage dieser Athenienßischen Briefe war zu London 1741 und 1743, jedoch nur in wenigen, für Freunde bestimmten Exemplaren erschienen. Eine zweite, später gedruckte Auflage war ebenfalls nur hundert Exemplare stark, und erst 1798, mehrere Jahre nach dem Tode des Verfassers, ward auch eine größere Auflage für das Publikum gedruckt. Der English Mercurie von 1588 ist, allem Anscheine nach, mit der ersten Auflage der Athenienßischen Briefe in einer und derselben Offizin, bei James Bettenham, St. John's Lane in London, um das Jahr 1743 gedruckt worden.

Herr Thomas Watts fügt dieser Notiz auch noch einige allgemeine Betrachtungen über die Entstehungsgeschichte der Zeitungen hinzu. Wichtig ist namentlich der (übrigens schon früher bemerkte) Umstand, daß das Wort Gazzetta, das in sehr viele Sprachen (auch in das Englische) übergegangen, auf den italiänischen Ursprung der Zeitungen hinweist. Vier verschiedene Arten von Neuigkeitsblättern folgten auf einander vom 15ten bis zum 19ten Jahrhundert, die nach Herrn Watts folgende Unterscheidungs-Merkmale haben: 1) Berichte über einzelne öffentliche Begebenheiten der damaligen Zeit; 2) Berichte in Einer Publication über verschiedene neuere Ereignisse, die keine andere Verbindung mit einander haben, als daß sie sich in demselben Zeitraume zugetragen, so daß sie bei ihrem Erscheinen die „Neuigkeiten des Tages" bildeten; 3) Berichte, gleich denen der zweiten Klasse, jedoch in einer Reihefolge von Nummern herausgegeben; 4) Berichte, gleich denen der zweiten Klasse, jedoch nicht blos in einer Reihefolge von Nummern, sondern in bestimmten Zwischenräumen erscheinend. — Das British Museum ist im Besitze des ältesten deutschen Blattes, welches bereits den Namen Zeitung trägt, und zwar aus dem Jahre 1526. Es ist betitelt: „Newe Zeytung", und giebt Nachricht von der großen Schlacht zwischen den Türken und Ungarn bei Mohacz. Außerdem sind aber auch noch einige andere Berichte aus Polen, Rom ꝛc. darin. Eine ganz ähnliche Benennung hat ein deutsches Blatt aus dem Jahre 1534 mit der Ueberschrift: „Newe Zeytung was sich yetzt verschienen Tagen mit des Prinzen Ankunfft in Engellandt und mit der Schlacht in Italie, auch mit dem grossen Kriege zwischen der Röm. Kayſ. Majestät und dem Frantzösischen König zugetragen hat." Der Prinz, dessen Ankunft in England gemeldet wird, ist der nachmalige König Philipp II. von Spanien, dessen Vermählung mit der Königin Maria in diesem Blatte beschrieben ist, das außerdem noch vielerlei andere Tagesneuigkeiten enthält. Herr Watts ist der Meinung, daß das Blatt wahrscheinlich einer Reihefolge ähnlicher Blätter angehöre, die von Zeit zu Zeit erschienen seyen. Der Druckort ist auf demselben nicht angegeben. Das, was Herr Watts bei dieser Gelegenheit über die charakteristischen Merkmale sagt, die eine bloße „Relation" von einer „Zeitung" unterscheiden, und worin er sowohl von Prutz als von Anderen abweicht, scheint uns vollkommen begründet.

*) Zuerst im Gentleman's Magazine, Mai 1850, und dann in besonderem Abdruck erschienen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 13. Juni 1850.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

V. Peru revolutionsmüde. — Fortdauernde Verschwörungen und Kämpfe der Parteihäupter. — Castilla Präsident.

Lafuente, welcher ganz allein bei Aqua-Santa den Oberbefehl geführt, hätte sich nun mit leichter Mühe der Präsidentur bemächtigen können. Er zog es vor, sich durch die Schein-Legalität des Generals Vidal zu decken, und ließ die Wahlen und den Zusammentritt des Kongresses anordnen. Er hoffte, auf gesetzlichem Wege zur Oberhoheit zu gelangen und sich so eine moralische Kraft zu geben, die er sonst nicht gehabt hätte; da die Verwaltung Vidal's jedoch in fortwährende Akte grausamer Härte ausartete und dabei von völliger Unfähigkeit zeugte, so wurde die öffentliche Meinung sehr bald dagegen erbittert, und Lafuente, den man sehr deutlich hinter Vidal erkannte, mußte nothwendigerweise alle Folgen dieser Unpopularität tragen. Indeß wäre er vielleicht dennoch gewählt worden, wenn sich nicht die bei Yungay besiegte Santa-Cruzistische Partei von neuem erhoben und, ohne den Exprotektor, der sich immer noch vorsichtig in Guayaquil aufhielt, voranzuschieben, den General Vivanco, Präfekten von Arequipa, einen verständigen, aber mit der Geschäftsführung wenig vertrauten jungen Mann, hätte proklamiren lassen. Die Armee selbst, unter dem Befehl des Generals Pezet, erkannte Vivanco an, und Vidal sah sich gezwungen, sich zurückzuziehen, ohne selbst einen Vertheidigungsversuch zu machen, und indem er die oberste Gewalt dem ersten Vicepräsidenten des Staatsrathes, Figuerola, einem schwachen Greise, überließ, dessen Unfähigkeit er vor wenigen Monaten erst selbst ausgesprochen hatte. Diese lächerliche Regierung dauerte drei Tage, nach deren Verlauf Figuerola beiseitegeschoben wurde, und der General Vivanco zog, aller Orten anerkannt, eiligst als Sieger in Lima ein.

Die neue Verwaltung begann unter den günstigsten Vorzeichen. Trotz ihres schlechten Ursprunges hatte man Vertrauen zu ihr. Es schien, als müsse man viel von einem Mann erwarten, welcher den Irrthümern aller früheren Regierungen fast ganz fremd geblieben, und der übrigens alle vom Lande seither schon lange erheischten Reformen ins Werk zu setzen versprach. Sogar das Wort „Regeneration Peru's" wurde häufig in den Mund genommen, und die jungen Leute besonders wiederholten es mit stolzem Vertrauen; aber gerade dieses von der Schmeichelei unterhaltene Vertrauen, dem sich der etwas leichte und oberflächliche Sinn des Generals Vivanco allzu blind überließ, wurde die erste Veranlassung der Fehler, welche er beging und die endlich seinen Untergang herbeiführten. Der junge Präsident nämlich, welcher anfangs, wie er vorgab, nur eine provisorische Regierung führen wollte, und der sich mit dem bescheidenen Titel eines Direktors begnügt hatte, wagte es, um den Gang seiner Verwaltung zu erleichtern, durch ein ganz einfaches Dekret dieselbe Verfassung, für deren Vertheidigung er die Fahnen erhoben hatte, umzustoßen. Anstatt nun nach diesem ersten Fehler wenigstens schleunigst die Zusammenkunft des Kongresses zu veranstalten, berief er aus eigener Machtvollkommenheit, die allmälig fast schon eine diktatorische geworden, nicht den Kongreß, sondern eine konstituirende Versammlung. Und dennoch vermochte keiner dieser seltsamen Akte, das Land zur Empörung zu bringen, — so stumpft sich in der That der politische Sinn bei revolutionsmüden Völkern ab! Vivanco fiel, mit Einem Worte, nicht, weil er die Verfassung unterdrückt, sondern weil er etwas sehr Nützliches und Nothwendiges unternommen, d. h. weil er es, ohne erst die feste Begründung seiner Macht hinlänglich abzuwarten, gewagt hatte, Hand an die Armee zu legen, indem er sie sogleich reduziren und reformiren wollte. Allerdings war diese Reform unerläßlich, und die öffentliche Meinung, welche sich täglich mehr gegen das Soldatenthum aussprach, verlangte sie mit lauter Stimme; aber sie war schwierig und besonders damals nicht zeitgemäß. Nichtsdestoweniger unternahm es Vivanco, in blindem Vertrauen auf sein Glück, sie sogleich auszuführen. Zeuge von all dem Bösen, das die Armee dem Lande so oft angethan, hatte er die Idee gehabt, ihre Stelle durch eine wohlorganisirte Nationalgarde zu ersetzen, eine Idee, der Jedermann Beifall gezollt hätte, wäre er nur stark genug gewesen, sie zu verwirklichen. Er war es noch nicht und erregte nur durch seinen unklugen Versuch unnützerweise das Mißfallen und die Unzufriedenheit derer, welchen er seine Erhebung verdankte, und die sofort Vorbereitungen zu seinem Sturz trafen.

Einer der ersten Anstifter des Aufstandes war der General Ballivian; ehemals ein Freund von Santa Cruz, hatte er gegenwärtig dessen Stelle in Bolivia inne. Ballivian suchte die Macht Vivanco's auf jede mögliche Weise zu untergraben. Die peruanische Armee war unzufrieden und schien den General Torrico zurückzuwünschen, in der festen Ueberzeugung, daß Letzterer nie die Reformen, mit denen sie jetzt von Vivanco bedroht wurde, unternommen hätte. Der Präsident von Bolivia hatte keine große Mühe, sich mit dem General Torrico zu verständigen. Eine ziemliche Anzahl Peruaner war seit der Schlacht von Ingavi in Bolivia geblieben. Ballivian überließ sie ihm; man fügte einige neue Aushebungen hinzu: Torrico stellte sich an ihre Spitze, schickte zahlreiche Proclamationen an die Armee voraus, deren Rechte er, wie er sagte, gegen Vivanco schützen wolle, marschirte über die Gränze und drang auf peruanischem Gebiet vor. Er hoffte, hier seine alte Partei von neuem zu ermuthigen und alle Mißvergnügten an sich zu ziehen, indem er ihnen den ersten Vereinigungspunkt bot. Das ist, wie wir wissen, der gewöhnliche Gang der Revolutionen in Amerika; diesmal jedoch scheiterte der Revolutionsversuch vollständig, zuerst, weil sich in den Gebieten, in welche Torrico eindrang, keine Truppen befanden, sodann, weil sein Name im Lande von geringem Einfluß war. Dennoch hatte dieses unbesonnene Unternehmen üble Folgen für Vivanco's Regierung; denn es absorbirte seine ganze Aufmerksamkeit in einem Augenblicke, wo auf einem anderen Punkte des Gebietes eine viel größere Gefahr drohte.

Die Stadt Moquegua hatte niemals die Direktorial-Regierung anerkennen wollen. Sie war kraftvoll im Namen der verletzten Verfassung aufgestanden, und ihre Bewohner hatten allein schon mehreremale die gegen sie geschickten Truppen siegreich zurückgeworfen, als der General Castilla, der von Vivanco eben nach Chili verbannt worden, glücklich von dem Schiffe, welches ihn trug, entwischte, sich nach Moquegua begab, den Oberbefehl über die Nationalgarden, welche sich daselbst schlugen, übernahm und sogleich auch hier mit den Generalen Nieto und San-Roman, unter dem Namen einer „constitutionellen Junta", eine Oppositionsregierung einsetzte. Diese anfangs als unbedeutend angesehene Bewegung erlangte bald eine solche Wichtigkeit, daß Vivanco den Kriegsminister selbst, den General Guarda, an der Spitze von 3000 Mann, d. h. mit einer für Peru sehr starken Armee, nach Moquegua abschickte. Bei der kleinen Stadt San-Antonio fand ein Zusammentreffen statt, und der General Guarda wurde, sey es, daß unter Vivanco's Truppen Verrath herrschte, sey es, daß es dem Führer an Tüchtigkeit fehlte, nicht nur geschlagen, sondern auch gezwungen, schimpflich die Waffen zu strecken und seine ganze Armee einem Feinde auszuliefern, der ihm an Zahl weit untergeordnet und nicht einmal hinlänglich bewaffnet war. Hiermit änderte sich die Lage der Dinge vollständig. Fast alle Gefangenen, d. h. fast die ganze Armee Guarda's, wurde, nach peruanischer Sitte, der Armee Castilla's einverleibt, und so befand sich dieser General plötzlich an der Spitze beträchtlicher Streitkräfte und im Besitz von Waffen und Munition aller Art, woran es ihm vorher so sehr gefehlt hatte.

Dies war die Lage der Dinge im Süden von Peru, als ein neuer Vorfall die Autorität des Generals Castilla noch mehr befestigen half. Man erfuhr plötzlich, der General Santa Cruz habe in der kleinen Bucht von Mejillones landen wollen und sey gefangen genommen worden. Santa Cruz hatte immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, sich noch einmal der Oberherrschaft zu bemächtigen. Während seine Partei den General Vivanco in Lima proklamiren ließ, war er nicht minder in Bolivia thätig, wo eine weitverzweigte Verschwörung zu Gunsten des Exprotektors nur auf seine Anwesenheit wartete, um auszubrechen; aber auch diesmal fehlte es Santa Cruz an Energie oder an Entschlossenheit: die Verschwörung wurde entdeckt, und zwei seiner Neffen, unter Anderen, büßten ihre Anhänglichkeit an ihn mit dem Leben. Indeß war die Santa-Cruzistische Partei so stark, daß die auf einen Augenblick vereitelte Verschwörung von neuem in Gang kam. Beschämt, zweimal durch seine Abwesenheit die günstige Gelegenheit zur Wiedererhöhung versäumt zu haben, brach Santa Cruz, welcher übrigens auf den Gouverneur von Lima rechnete, endlich von Guayaquil auf, um im Süden von Peru zu landen. Unglücklicherweise hatten die Winde seine Ankunft verzögert, und als er das Schiff verließ, war Castilla fast schon Herr der Dinge. Wo Santa Cruz Freunde zu finden hoffte, traf er nur Gegner. Fast unmittelbar nach seiner Landung fiel er ihnen in die Hände und wurde durch Castilla der chilianischen Regierung überliefert, in Folge eines zwischen dieser Regierung, Bolivia und der constitutionellen Junta geschlossenen Vertrages. Anfangs blieb Santa Cruz in der kleinen Stadt Chillan gefangen, erhielt sodann aber seine Freiheit wieder, jedoch unter der Bedingung, Amerika für immer zu verlassen. So mußte er begreifen, daß seine politische Rolle für immer ausgespielt sey.

Nach der Schlacht von San-Antonio erkannte der ganze Süden von Peru den General Caſtilla an. Arequipa, Lima und die Departements des Nordens dagegen gehörten Vivanco. Letzterer hob hier eine zweite Armee aus, ſtellte ſich diesmal ſelbſt an die Spitze und marſchirte nach Arequipa, wo er ſein Haupt-Quartier aufſchlug und das er zum Mittelpunkt ſeiner Operationen machte. Seine Kräfte waren denen ſeines Feindes überlegen, beſſer bezahlt und überhaupt beſſer ausgeſtattet; auch erwartete Jedermann eine Schlacht, und Vivanco ſchien in der That den Vortheil davontragen zu müſſen. Das Glück jedoch erklärte ſich bald gegen ihn. Der Präſident von Peru war ein ſehr mittelmäßiger General und von einer merkwürdigen Unentſchloſſenheit. Anſtatt Caſtilla anzugreifen, beſchränkte er ſich einige Monate lang auf Hin- und Hermärſche quer durchs Gebirge. Bei dieſen unnützen Operationen verlor er durch Deſertion und Krankheiten einen großen Theil ſeiner Soldaten und mußte ſich zuletzt unter den Mauern von Arequipa ſelbſt mit ſeinen ermüdeten, demoraliſirten Truppen einem thätigen, ungeſchwächten und kühnen Feinde gegenüber in die Enge getrieben ſehen. Auch ſchien der Erfolg des Kampfes nicht weiter zweifelhaft zu ſeyn, als ein neues in Lima gegen Vivanco erlaſſenes Pronunciamiento ihn noch entſcheidender machte.

Als Vivanco von Lima aufgebrochen war, um ſelbſt den Oberbefehl über ſeine Armee zu übernehmen, hatte er, unter dem Titel eines Präfekten und mit der ausgedehnteſten Vollmacht, einen bisher noch in der Revolutionsgeſchichte ſeines Landes unbekannten, aber außerordentlich fähigen und einflußreichen Mann zurückgelaſſen, Don Domingo Elias, dem er allein ſeit lange ſchon all ſeine Mittel an Truppen und Geld, um den Kampf aushalten zu können, verdankte. Zweifelsohne in der größten Angſt um ſeine durch den drohenden Sturz Vivanco's von Grund aus gefährdeten Handelskräfte und ungeheuren Beſitzungen, entſchloß ſich Elias, ſelbſt den letzten Schlag gegen den Diktator zu führen, indem er ihn „für unfähig erklärte, länger den Bedürfniſſen der Nation entſprechen zu können", und zugleich proviſoriſch die Exekutiv-Gewalt übernahm (am 17. Juni 1844).

Vivanco blieb nun nur noch Eines zu thun übrig: endlich dem Caſtilla eine Schlacht zu liefern und durch einen möglichen Sieg ſeiner ſo oft durch Fehler und Zögern bloßgeſtellte Sache wieder in die Höhe zu helfen; als Sieger wäre ihm Lima unbedingt wieder zugefallen. Arequipa war ihm ergeben; ſeine Armee blieb trotz ihrer Verluſte noch zahlreich: er konnte ſich jedoch nie zur richtigen Zeit entſcheiden, und während er mit ſinnloſem Wechſel ſeiner Stellung eine koſtbare Zeit verlor, geriethen einige ſeiner Compagnieen mit den Tirailleuren Caſtilla's bei Yanahuara ins Handgemenge und wurden ſo heftig zurückgeſchlagen, daß andere Compagnieen ihnen zu Hülfe eilen mußten. Caſtilla, von der anderen Seite, unterſtützte die Seinigen, und ohne daß Vivanco einen einzigen Befehl gegeben hatte, ja, ſogar ohne es hindern zu können, entſpann ſich der Kampf zwiſchen den beiden Armeen, ein wirrer und von Seiten der Truppen des Direktors ganz ordnungsloſer Kampf. Nach einem kurzen Widerſtande liefen Letztere aus einander und eilten nach Arequipa zurück (am 22. Juli 1844).

Beſiegt, faſt ohne gekämpft zu haben, floh Vivanco mit einigen ihm beſonders ergebenen oder am ſtärkſten kompromittirten Offizieren nach Islay. Er hatte hier drei oder vier Schiffe liegen, die er zu beſteigen beabſichtigte, um nach Lima zu eilen und möglicherweiſe den Don Elias daſelbſt noch einmal für ſich zu gewinnen; das Geſchwader indeß verweigerte ihm den Gehorſam, da es ihn jetzt beſiegt und ohnmächtig wußte. Die Führer der Schiffe beeilten ſich im Gegentheil, Caſtilla ihre Ergebenheit zu melden; und Vivanco wäre Letzterem unzweifelhaft in die Hände gefallen, wenn er ſich nicht eiligſt auf eines der Dampfböte gerettet hätte, welche allmonatlich von Valparaiſo nach Callao fahren. Vivanco konnte daher noch letzteren Hafen erreichen, wurde jedoch von Elias nach Central-Amerika verbannt.

Inzwiſchen befand ſich einer der Unterbefehlshaber Vivanco's, der General Echenique, an der Spitze von achthundert Mann in dem Departement Junin; auf das neue Pronunciamiento des Elias war er gegen Lima aufgebrochen, in der Hoffnung, dieſe neue Partei in ihrer Geburt zu erſticken und dem Diktator die Hauptſtadt zu erhalten; Elias jedoch hatte ſich daſelbſt ſchon hinlänglich befeſtigt. Er hatte ſich während ſeiner Verwaltung die Liebe des Volkes zu erwerben gewußt. Er forderte es daher auf, Lima zu vertheidigen. Indem er ſich auf geſchickte Weiſe der erſten Idee Vivanco's bemächtigte, nämlich die Armee durch die Nationalgarde zu erſetzen, organiſirte er eine ſolche mittelſt der Waffen und Equipirungen aller Art, welche er von Anfang an gegen Caſtilla beſtimmt hatte, und ſtellte ſich kühn an die Spitze der Bourgeois-Partei gegen den militairiſchen Deſpotismus, welcher das Land ſchon ſeit ſo langer Zeit verwüſtete. Als Echenique, der keinen Widerſtand erwartete, unter den Mauern der Stadt erſchien, mußte er die abſolute Unmöglichkeit eines Einzuges erkennen und nach den Cordilleren zurückmarſchiren, wo er durch Krankheit, Noth und Deſertion mehr als die Hälfte ſeines Armeecorps verlor.

Von dieſer erſten Gefahr befreit, jedoch ohne Unterlaß auf Vertheidigungsmaßregeln bedacht, ſchickte Elias an Caſtilla, dem er ohnehin ſchon den größten Dienſt erwieſen hatte, Kommiſſarien, die mit ihm unterhandeln und einen Vergleich herbeiführen ſollten. Er hatte niemals ernſtlich daran gedacht, die oberſte Gewalt ſelbſt zu behalten; nach den Schlachten von San Antonio und von Yanahuara war übrigens jeder Widerſtand unmöglich; die Grundlagen der Verſtändigung konnten daher leicht gefunden werden. Da Caſtilla immer im Namen der Verfaſſung gekämpft hatte, verlangte er nur, um ſich auch hierin an dieſe zu halten, Elias ſolle die oberſte Gewalt an Menendez, als Präſidenten des Staatsrathes und einzigen geſetzlichen Regierungs-Chef ſeit dem Tode Gamarra's, zurückgeben. Menendez, welcher in Folge einer von Elias erlaſſenen Amneſtie ſchon auf dem Rückwege nach Lima begriffen war, fand ſich ſo durch ein ſeltſames Glücksſpiel plötzlich wieder an die Spitze des Staates gebracht; es war jedoch klar, daß Elias der eigentliche Chef bleiben ſollte, wenigſtens bis zur Ankunft Caſtilla's. Dies aber wollte Menendez nicht begreifen. Wiederum von ſchlechten Rathſchlägen und hohlem Dünkel verführt, verſuchte er im Gegentheil eine ganz unmögliche Oppoſition, mußte ſich jedoch nach einigen Tagen zurückziehen und unter dem Vorwande kränklichen Befindens die oberſte Gewalt in die Hände des Vicepräſidenten Figuerola niederlegen. Dieſer, ein Greis von faſt achtzig Jahren, ernannte den Elias zu ſeinem Geſchäftsführer und gab von jetzt an nur noch ſeine Unterſchrift her.

Inzwiſchen ſchritt man überall zu den Wahlen für die Präſidentur der Republik. Das Reſultat konnte nicht zweifelhaft ſeyn, und wenn Elias, deſſen Partei in Lima und in den nördlichen Departements vorherrſchte, ſich auch einen Augenblick lang einige Illuſion hatte machen können, ſo ſollte er ſich doch bald wieder eines Beſſeren beſinnen. Noch immer übrigens von den Freunden Vivanco's heftig angegriffen und wenig an die leidenſchaftlichen Kämpfe der Parteien und politiſchen Intereſſen gewöhnt, zog er ſich endlich, ſeiner Rolle überdrüſſig und von Mißmuth erfüllt, zurück. Figuerola that ein Gleiches. Menendez konnte nun, folgerichtigermaßen, ein drittesmal die oberſte Macht an ſich reißen und ſie bis zu dem Augenblicke behalten, wo der General Caſtilla zum Präſidenten der Republik berufen wurde.

Hiermit endet die Geſchichte der letzten Revolutionen von Peru; bis auf dieſen Tag wenigſtens wurde die Präſidentſchaft des Generals Caſtilla noch nicht von jenen Stürmen, welche die peruaniſche Republik unter ſeinen Vorgängern erſchütterten, beunruhigt. Wird dieſer Friede Beſtand haben, und durch welche Mittel wird Peru befähigt werden, der Rückkehr der alten Verwirrungen vorzubeugen? Einige ſchließliche Worte über die Republik und über ihre gegenwärtigen Regierungs-Inſtitutionen werden dieſe Frage vielleicht beantworten.

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

(Fortſetzung.)

Alle Kunſt iſt zunächſt unmittelbar. Sie ſchafft und wirkt, ohne ſich des Grundes bewußt zu werden, von dem ſie ausſtrömt, noch des Zieles, zu dem ſie dringt. Die ſlawiſche befindet ſich auf dieſer Stufe der Unmittelbarkeit. Lyrik und Epik ſind die Formen, unter denen ſie ins Daſeyn tritt. Es fällt uns dabei nichts auf; ſo bringt es die Entwickelung aller Nationen mit ſich, daß dieſe Stufen durchgemacht werden, und daß auf ihnen Kunſt und Religion noch in innigſter Gemeinſchaft leben. Eine Eigenthümlichkeit des ſlawiſchen Volkscharakters erkennen wir darin nicht, aber wir erkennen daraus, daß ihm noch ein langer Weg zu durchlaufen bleibt, bis er zur Höhe der geiſtigen Entfaltung gedeiht, daß auf dieſem Wege noch viele Kataſtrophen und Geſtaltungsprozeſſe liegen werden, und dies iſt es, was den wahren Grund der Hoffnungen des Slawismus ausmachen ſollte. Nicht die Befeſtigung in der Orthodoxie, nicht die blinde Ergebung unter das überlegene Prieſterthum ſollte dieſe Hoffnungen ſtärken, nicht die ſorgfältige Verſchließung gegen die großen Gedanken der Civiliſation, die moderne Philoſophie. Die geiſtige Abtödtung, welche eine Folge dieſer überverſtandenen Selbſtkaſteiung wäre, würde die Slawen vielleicht geſchickt machen, ſich unter ein gemeinſames Joch zu beugen, in eine Einheit einzutreten, die ihnen durch den mächtigſten Stamm aufgezwungen wird — aber ein freies und blühendes Nationalleben wird ſich ohne Vermittelung der aufklärenden Ideen, welche aus dem nahen Kontakt mit dem Weſten eindringen, nicht geſtalten.

Es läßt ſich erklären, wie ein Franzoſe, im Angeſichte der Verheerungen, welche philoſophiſche Syſteme oder Einfälle, die ſich nichtsdeſtoweniger als Syſteme der Civiliſation geben, angerichtet haben, an dieſer Art von Civiliſation verzweifeln und in tiefſter Seelenzerriſſenheit die ſlawiſchen Stämme um ihre halb patriarchaliſchen Einrichtungen beneiden kann; aber deshalb behält doch die Aufklärung immer ihren Werth, und ohne ſie — keine Emancipation der Slawen und keine echte Gemeinſchaft zwiſchen ihnen.

Der Slawismus in ſtaatlicher und ſozialer Beziehung.

„Die Doktrinen der modernen Slawiſten über bürgerliche und politiſche Geſetze (fährt Herr Desprez fort) haben bis jetzt nur theilweiſe Anwendung gefunden. In Polen, in Böhmen, in Kroatien, wie in Rußland, ſteht die ſlawiſche Tradition unter dem Einfluß fremder Ideen. In Polen iſt es die lateiniſche Idee des Ritterthums, ſpäter der franzöſiſche Liberalismus, welche den nationalen Geiſt beherrſcht haben; in Böhmen iſt er tief erſchüttert durch die Berührung des Deutſchthums. In Kroatien haben deutſche und magyariſche Ideen zugleich ihn eingepreßt. Sonderbar, gerade in der Türkei, unter dem Joche des Islams, haben ſich die ſlawiſchen Ueberlieferungen am freieſten erhalten. Es paßt in die Prinzipien türkiſcher Civiliſation, den unterworfenen Racen eine Art Selbſtändigkeit zu laſſen, ihnen zu geſtatten, daß ſie ihre Sprachen reden, nach ihrem Glauben und ihren Gewohnheiten leben. Unglücklicherweiſe ſind die türkiſchen Slawen nie zu einem hohen Grade von Aufklärung gediehen. Zerſtreut, ohne Band, haben ſie von einem Tage zum andern gelebt, und ſo bieten ſie der Wiſſenſchaft nichts, als die Elemente der nationalen Ueberlieferung. Wenn aber Bildung und Poeſie dieſe Elemente denen annähern, welche ſich in den anderen Stämmen erhalten haben, ſo möchten ſie in ein imaginäres Band aufgenommen werden, in das Ideal einer neuen Geſellſchaft.

Man weiß, daß eine gewiſſe Anhänglichkeit an die Vergangenheit eines der Elemente des Patriotismus der Slawen bildet. Auch haben ſie auf das

System, welches man das historische nennt, ein größeres Vertrauen, als auf das der Rationalisten, Constitutionellen oder Radikalen.

Der Geist der Zügellosigkeit, der Diskussion, der constitutionelle und parlamentarische Geist, welcher sich der occidentalischen Völker bemächtigt hat, hat bei den slawischen noch keine Aufnahme gefunden. Man kann nicht ohne Bewegung die Energie, die Homerische Würde betrachten, welche die väterliche Familien-Souverainetät in diesem Lande aus dem Schiffbruch aller Souverainetäten gerettet hat.

Tretet unter das niedrige und friedliche Dach des serbischen Bauern oder Knäsen: Ihr werdet überall dieselben Sitten, dieselben ehrwürdigen Traditionen finden, unter deren Herrschaft der Vater, das wahre Haupt der Familie, in der Fülle seines durch seine eigene Natur bezeichneten und begränzten Rechts gebietet.

Diese natürliche, legitime, heilsame Kraft, am häuslichen Herde respektirt, erscheint auch wiederum in der Gemeinde. Im größten Theile des civilisirten Abendlandes ist die Gemeinde nichts, als eine Vereinigung von Individuen; bei den Slawen ist sie eine Vereinigung von Familien. Bei uns besteht die Familie nicht als politisches Element, dort hat sie dagegen eine offizielle Existenz; sie ist das konstituirende Element zugleich für die Gemeinde und für den Staat, insofern er selbst die größere Familie ist.

Dieses organische Prinzip hat seine Anwendung in den demokratischen Gesetzen des türkischen Serbiens gefunden. Die alte Constitution Polens könnte uns auch hier und da vereinzelte Spuren davon aufweisen. Ja, wir finden die bedeutendsten Ueberbleibsel davon in Rußland selbst, unter der Herrschaft der Sklaverei. Ein Reisender, dessen unparteiische und gewissenhafte Autorität wir gern anrufen, Herr v. Harthausen, hat die Organisation der russischen Gemeinde beschrieben, indem er den Zustand der Kronbauern darstellt. „Die Gemeinde hat" — sagt er — „drei Abstufungen, Dorf, Landgemeinde, Kanton. An der Spitze jedes Dorfes steht ein Starost (Aeltester), der von den Bauern selbst gewählt ist. Ihm sind beigeordnet desjatskia (Zehentmänner), von zehn Familienvätern durch Stimmenmehrheit gewählt. Diese Erwählten des Volks bleiben ein Jahr in Function, obgleich sie der Regel nach jeden Monat wechseln müßten. Die kleinen Dörfer haben nur einen Zehentmann. Die Beigeordneten haben keine Emolumente, der Starost dagegen empfängt einen Sold, der sich jährlich auf hundertsiebenundachtzig Bankrubel beläuft. — Die Landgemeinde besteht aus fünf- bis sechshundert Familienvätern. Ehedem gebührte die Vorsteherherrschaft von Rechts wegen dem ältesten Starosten der Gemeinde, jetzt sendet jedes dazu gehörige Dorf zwei Deputirte zur Wahl des starschina ab, der jährlich einen Sold von dreihundert bis vierhundert Papierrubeln bezieht. Diese Gemeinde ist verpflichtet, die Rekruten zu stellen, deren Zahl jährlich durch einen Ukas festgesetzt ist. Mehrere Landgemeinden zusammen bilden einen Kanton, dem ein golowa (Haupt) vorsteht, durch Stimmenmehrheit auf drei Jahre gewählt. Der Chef des Bezirks ist verpflichtet, schriftlich seine Ansicht über die Wahl des Golowa auszusprechen und ihn der Domänenkammer zuzuweisen, welche ihn dem Gouverneur präsentirt. Diesem letzteren steht das Recht der Bestätigung oder Verwerfung des von den Bauern vorgestellten Kandidaten zu. Der Golowa kann nach Ablauf der Frist neu gewählt werden, wenn während der ganzen Dauer seiner Amtsführung keine Klage gegen ihn erhoben ist. Er hat einen Jahrgehalt von 600 Rubeln Assignationen oder ein Aequivalent derselben."

Nach diesem Familienprinzip, das als Fundament der Gemeinde dient, ist nichts bemerkenswerther, als die „Brüderlichkeit", welche im Schooße dieser Vereinigungen herrscht. Ich spreche nicht blos von dem mächtigen Geist der Solidarität, der, besonders in Serbien, die freien Glieder dieser demokratischen Gemeinwesen eng mit einander verknüpft: selbst in Rußland ist etwas von diesem wahrhaft slawischen Geist der Unbill der Zeiten und den Berührungen des Despotismus entgangen. Die Attributionen der russischen Gemeinden erstrecken sich gewöhnlich auf alle Beziehungen der Bauern unter einander, und wie schwer macht die unbestimmte Organisation des Eigenthums im Reiche des Zaren diese Beziehungen! Gleichwohl giebt es nach den Berichten derer, welche die russischen Gemeinwesen in Thätigkeit gesehen haben, nichts Brüderlicheres und wahrhaft Christlicheres, als die Verhandlungen dieser kleinen Mächte mit einander. Herr v. Harthausen hat uns davon anziehende Bilder gegeben. Nach seinen immer so besonnenen und treuen Beobachtungen schafft das Prinzip, auf welches die Theilung des Bodens bei den Bauern basirt ist, so wie die ganze männliche Bevölkerung eine kollektive Einheit bildet, auch eine Territorial-Einheit, die nicht Eigenthum der Individuen, sondern der Gesammtheit ist. Jedes zu ihr gehörige Individuum hat das Recht, für seinen Theil eine gleiche Quantität Boden zu seiner Nutznießung zu verlangen. Die Wälder, die Waiden, die Jagd- und Fischereirechte bleiben, da sie nicht getheilt werden können, ungetrennt zum Gebrauch Aller. Felder und Wiesen aber sind wirklich getheilt. Wie nun aber Aecker von verschiedener Fruchtbarkeit und ungleicher Entfernung nach Billigkeit theilen? Natürlich ist es schwer, Jedem genug zu thun. Hält aber ein Gemeindeglied sich für benachtheiligt, so wendet es sich an die Gemeinde, die, wenn sie die Beschwerde für begründet ansieht, es aus den Reserveländereien entschädigt.

Trotz dieses ungenauen Abkommens, trotz der fortwährenden Konfusionen, trotz der jährlichen oder doch wenigstens bei jeder Volkszählung erneuerten Theilung, kraft des blinden Looses vollzogen, hört doch der Geist der Brüderlichkeit zwischen den Gliedern dieser armseligen russischen Gemeinde nicht auf zu herrschen. Jede Familie bildet in sich ein organisches Element der Gemeinde, und alle vereinigt bilden eine Association, für die sie vollkommene Solidarität anerkennen. Es könnte von Interesse seyn, zu untersuchen, welche ökonomische Einrichtungen ganz spezill aus dieser Idee gemeinheitlicher Solidarität entspringen; man würde bemerken, daß in gewissen Theilen des slawischen Territoriums, wie in der Bulgarei, diese Idee zu eben so sinnreichen, als wohlthuenden Anordnungen getrieben hat, deren erstes Resultat darin besteht, der Lügenhaftigkeit vorzubeugen. An vielen Orten übernimmt die Kommunalkasse, deren Inhalt Zolleinnahmen ausmachen, die dem Vorsteher der Provinz überwiesen werden, auch die Verwaltung der Spar-, Darlehns- und Unterstützungskassen, die man für Wittwen, Waisen oder arme Bauern, zur Anschaffung eines neuen Inventariums, angelegt hat. Der öffentliche Beistand ist ebenfalls geregelt: der herrschende Geist der Solidarität und Gerechtigkeit erleichtert ihn: es ist eben so sehr ein privater, wie ein öffentlicher: das abstrakte Wesen, das man Staat nennt, und in dessen Leben sich oft die Individuen für Nichts achten, er intervenirt nirgends. Wenn die Gemeindebehörde leiht oder schenkt, weiß sie, daß sie es im Namen der Familie thut, welche sie repräsentirt, eben so begreift der Empfangende seine Verpflichtungen gegen diese.

Wenn diese Kommunal-Einrichtungen, die ganz naturgemäß der slawischen Civilisation entspringen und hier und da sich mit wunderbarer Kraft erzeugen, wenn diese glücklichen Munizipalitäten einem vollkommenen politischen System angehörten und nicht, in Rußland besonders, gänzlich entartet wären durch ihre Vermischung mit den Prinzipien des Despotismus, der Eroberung oder der Aristokratie, sie würden die besten Früchte tragen, würden den slawischen Stämmen eine wunderbare Originalität und Fruchtbarkeit geben. Unglücklicherweise ist das kleine Fürstenthum Serbien die einzige slawische Bevölkerung, die sich politisch nach freiheitlichen und demokratischen Prinzipien hat konstituiren können, es ist der einzige Landstrich, in dem die slawischen Traditionen sich fast unbeschränkt in ihrer Weise haben ausbilden können: aber das ist nur ein Slawenthum in Miniatur, und sonst überall seufzt die slawische Gemeinde, lebenskräftig genug, um den Wechsel der Jahrhunderte und der Regierungsformen zu überstehen, unter der Last unbeschränkter Souverainetät oder fremder Eroberung.

Was den slawischen Staat betrifft, so hat bis jetzt noch kein Theil sich in seiner Totalität konstituiren können: er existirt in der Wirklichkeit nicht; wir sind angewiesen, ihn in den Büchern zu suchen. Zu ihrer Genugthuung sprechen die Schriften der Slawisten auf jeder Seite den Gedanken aus, der ihnen zum Fundament dienen soll, den Gedanken der Nationalität. Dieses Wort enthält Stoff zur Kontroverse. Um jede Verwirrung zu vermeiden, muß man zwei Arten von Nationalität unterscheiden: die, welche Erzeugnisse geschichtlicher Entwickelung sind, durch allmälige Vermischung und Assimilation mehrerer Racen, und solche, die aus freier Ausbildung einer und derselben Race hervorgehen. Einheit der Sprache ist hier das unterscheidende Zeichen. Die Nationalität, so gefaßt, ist, nach den Slawisten, das einzige legitime Fundament des Staats. Damit bedrohen sie zwar jede Aggregation der Völker, die auf das Prinzip der Eroberung basirt ist, und in diesem Sinne sind sie revolutionair. Sie substituiren dem Eroberungsprinzipe aber jedesmal ein anderes, das wesentlich konservativer Natur ist und zugleich neue Territorialkriege für immer unmöglich macht. An dem Tage, wo Europa auf das Prinzip der Nationalität und Race konstituirt ist, verschwindet das Ungemach, das jetzt in seinen Eingeweiden wüthet, und macht einer neuen internationalen Harmonie in der Geschichte der Menschheit Platz. (Schluß folgt.)

Polen.

Die Rückkehr zur Ordnung.

Nachdem es in der Presse ausgebraust, hat in ihr auch die öffentliche Ordnung wieder zahlreiche Anwalte gefunden. In Frankreich eröffneten die Schriften Guizot's und Thiers' den Reigen, in Deutschland schloß sich ihnen eine Reihe von Werken an, die jedoch mehr oder weniger speziellen Zwecken dienten — jetzt hat auch Polen sein Kontingent für die „Ordnung" geliefert. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß diese Schrift, welche den Titel*) „Retour à l'ordre" trägt, ein einsames Gewächs auf polnischem Boden ist. Sie rührt, wie mehrere Schriften ähnlicher Richtung, von Herrn v. Brza, dem Sohne des gleichnamigen Ministers unter Stanislaus August, her. Der Verfasser bekundete schon längst eine gewisse Hinneigung zum preußischen Gouvernement, insbesondere zu unserem Könige, und hat dies aufs neue dadurch zu erkennen gegeben, daß er seine Schrift dem Herrn v. Manteuffel, als dem Manne der Ordnung, gewidmet und in ihr die geschichtliche Mission unseres Königs als eine sehr erhabene charakterisirt hat.

Dem Verfasser erscheint noch fortwährend, zumal von Frankreich her, die staatliche Freiheit, wie die Ordnung, ja, die Existenz der Gesellschaft, gefährdet, und er sieht sich nach Heilmitteln um, und nach den Organen, die zu ihrer Anwendung berufen sind. Sein Auge fällt zunächst auf den König von Preußen; dieses Land hat ihm in Deutschland noch allein die Fülle physischer und moralischer Kraft, es hat in Deutschland die Anarchie unterdrückt, es muß sie vertilgen, ihre Quellen verstopfen. Feind aller Palliative, dringt der Verfasser auf einen radikalen Reinigungsprozeß, die Erinnerungen der Revolution, ihr Ausfluß, das allgemeine Wahlrecht sollen verschwinden, die Staaten sollen sich auf soliden konservativen Grundlagen wieder aufrichten und kräftigen. Darum muß den falschen Zeit-Ideen der Prozeß gemacht werden, der Kontinent muß sich vor Allem gegen Frankreich, woher das Gift ausströmt, verschließen.

Um desto wirksamer alle diese Maßregeln durchzuführen, würde Preußen

*) Vollständig lautet derselbe: „Retour à l'ordre, lettre adressée à S. E. M. le Baron de Manteuffel etc. par un homme politique."

ſich mit Rußland aufs engſte zu verbänden haben, nur mit Rußland, ja nicht etwa mit England. Ueber Lord Palmerſton's Politik urtheilt Herr v. Breza genau wie die „Neue Preußiſche Zeitung"; ſie ſey durchaus revolutionair und vom niedrigſten Eigennutz inſpirirt. Palmerſton müſſe die Agitation auf dem Kontinent unterhalten und ſchüren, um dem engliſchen Handels- und Induſtrie-Intereſſe alle die Vortheile zugängig zu machen, deren die politiſche Aufregung das übrige Europa beraube. Aus keinem anderen Grunde habe er London zum Aſyle aller politiſchen Flüchtlinge Europa's gemacht. In dieſer bunten, aus allen Nationen zuſammengeſetzten Geſellſchaft befinde ſich die Werkſtatt neuer Umſturzpläne, und der Kontinent habe ſich daher gegen die verrätheriſche Politik Englands eben ſo vorſichtig zu waffnen, wie gegen die franzöſiſchen Sozialtheorieen und ihre Vollſtrecker, die nimmer raſtenden Rothen.

Alſo eine Allianz Preußens mit Rußland.

Wir haben unter den polniſchen Schriftſtellern nie große Staatsweiſe geſucht, aber wir haben unter ihnen auch nicht einmal Männer von einer mäßigen und den Umſtänden nach möglichen Politik gefunden. Nur die Extreme geben ſich offen kund. Auf der einen Seite wird der blinde Kampf gegen die Legitimität, gegen die Contre-Revolution und insbeſondere gegen Rußland, als den Todfeind der freiheitlichen Geſtaltung Europa's, gepredigt, auf der anderen erſcheint der Zar als der Hort der europäiſchen Zukunft.

Es braucht kaum der Bemerkung, daß eine durch Allianzen geſchützte Ordnung gleich iſt einer erzwungenen, und daß eine Ordnung dieſer Art weder zur Beruhigung führt, noch überhaupt Dauer verſpricht. Ein unbewachter Augenblick würde die Bande des unterdrückten Volksgeiſtes löſen; und gewiß, wenn Deutſchland Grund zu einer Revolution hätte, es würde dieſelbe auch durchführen. Bisher haben es die Regierungen nicht mit dem aufſtändiſchen Volke zu thun gehabt; dem Kern der Nation iſt der revolutionaire Sinn ein fremder geblieben. Wer kann nun rathen, auch ihn gewaltſam zu infiziren, indem man Preußen an Rußland aufgiebt. Eine Allianz mit Rußland eingehen, wie ſie Herr v. Breza im Sinne hat, heißt ſchlechterdings, die preußiſche Politik der ruſſiſchen unterordnen — oder könnte ſich Jemand einbilden, Rußland werde ſich nur brauchen laſſen, um die Inſurrection zu erſticken, ohne ſeine Politik als die beſtimmende für die europäiſchen Verhältniſſe geltend zu machen? Der müßte die ruſſiſche Diplomatie nie beobachtet haben. Eine Regierung, die noch in allerneueſter Zeit ein zweifelhaftes Recht gegen die Türkei durchſetzte gegen den Widerſpruch zweier Großmächte, ohne auch nur den moraliſchen Beiſtand irgend einer europäiſchen Regierung, außer der öſterreichiſchen, für ſich zu haben, — eine ſolche Regierung wird Deutſchland ohne Lohn nicht retten, eine der ihrigen entgegengeſetzten Politik nicht prävaliren laſſen.

Ohne der Dienſte Rußlands für Deutſchland uneingedenk zu ſeyn und ohne den Werth ſeiner Freundſchaft für jetzt und die Folge zu unterſchätzen, kann man in einem zu engen Bande zwiſchen Rußland und Preußen nur Gefahren ſehen. Die Intereſſen beider Länder gehen in der That vielfach aus einander. Treffen ſie auch in der Aufrechthaltung der ſtaatlichen Ordnung zuſammen, ſo liegt doch zwiſchen ruſſiſcher und preußiſcher Ordnung ein weiter Unterſchied. Es wäre ſogar ein Unglück, wenn beide ſich je identifizirten. Enge Bündniſſe pflegen die Folgen zu haben, daß eine Gemeinſchaft der Begriffe und Formen eintritt, unter der nothwendig der eine oder der andere Theil leidet. Rußlands Widerſtreben gegen die parlamentariſche Regierungsform würde kaum ohne Rückwirkung bleiben.

Uebrigens ſtoßen ſich die Syſteme in ihrer gegenwärtigen Geſtalt gegenſeitig von ſelbſt ab; es wäre nicht einmal möglich, bei voller Integrität derſelben, eine Gemeinſchaft, welche auf die inneren Verhältniſſe der beiden Länder reflektirte, entſtehen zu laſſen. Etwas Anderes iſt es, wenn Staaten ſich gegen den äußeren Feind verbinden, dazu bedarf es keiner inneren Harmonie; die gemeinſame Gefahr bindet ſie, und alle Aufgaben ſind in die Gewalt der Waffen gelegt. Wenn ſich zwei Staaten verbinden wollten, in ihrem Innern die Emeute zu bekämpfen, ſo wäre die erſte Vorausſetzung ein verwandtes Regierungsſyſtem, eine gemeinſame ſtaatliche Grundlage. Rußland würde, im Kampfe für unſere Exiſtenz begriffen, eben ſo wenig unſere Verfaſſungsformen reſpektiren, wie Preußen im umgekehrten die ruſſiſchen. Die Verwirrung würde ſich nur ſteigern, ſtatt überwunden zu werden, und die Regierungen ſelbſt würden nicht einmal mehr wiſſen, wie ſie mit ihrem eigenen Volke daran ſind.

Die dauerhafte Ordnung konſtituirt ſich nicht durch materielle Gewalt. Sie beruht auf der Herrſchaft der Grundſätze und Ueberzeugungen. Dieſen, ſo weit ſie in der Bevölkerung zum lebendigen Ausdruck kommen, Geltung zu verſchaffen, darin liegt die eigentliche „Rückkehr zur Ordnung". Die wahrhafte Ordnung muß ſich von ſelbſt erzeugen auf der Grundlage von Geſetzen, welche der Ausdruck des Volkswillens ſind, ſie iſt nicht das Erzeugniß einer Partei oder einer Regierung. Das iſt nicht die höchſte Aufgabe, ſie zu erhalten, ſondern ſie organiſch hervorgehen zu laſſen aus den beſtehenden Einrichtungen, damit die Bevölkerung ſich nicht blos äußerlich in ſie fügt, ſondern ſie liebgewinnt und ſelbſt für ſie einſteht, wenn ſie bedroht iſt.

Wer die „Rückkehr zur Ordnung" will, der empfehle nicht bewaffnete Gewalt, ſondern die Erweckung der Ordnung als Mittel der Freiheit. So aufgefaßt und angewandt, wird die Ordnung an Verehrern nicht ärmer ſeyn, als ihre lockende Schweſter.

Mannigfaltiges.

— Shakeſpeare und die Hofdichter in England. Es iſt in Vorſchlag gebracht worden, die kürzlich durch den Tod Wordsworth's erledigte Staatspenſion eines Hofdichters (poeta laureatus) mit dem Shakeſpeare-Denkmal in Stratford zu verbinden. Bekanntlich iſt vor etwa zwei Jahren das Haus Shakeſpeare's in ſeiner Geburts- und Todes-Stadt angekauft worden, um es mit einigen anderen perſönlichen Erinnerungen an den Dichter als ein Nationaldenkmal zu erhalten. Man hatte geglaubt, daß durch die Subſcription, die damals veranſtaltet wurde, ſo viel zuſammen kommen würde, um auch einen Kuſtos des Hauſes anſtellen zu können. Dies war indeſſen nicht der Fall, und ſo glaubt man denn jetzt die Gelegenheit wahrnehmen zu müſſen, die Regierung, die bisher noch nichts für das Andenken des großen Dichters gethan, zu jener Verwandlung der Hofdichter-Penſion in einen Shakeſpeare-Preis zu veranlaſſen. Gewiß müßte es auch einen ganz anderen Werth für die künftigen laureati haben, wenn ihre Penſionen, ſtatt an die Geſchichte der Hofnarren und Hofzwerge anzuknüpfen, mit dem Andenken des größten britiſchen Dichters in Verbindung gebracht wären.

— Die franzöſiſche Regierung und Lord Palmerſton. Lord Palmerſton hat nicht viel Freunde in der europäiſchen Diplomatie; ſein jüngſtes Verfahren gegen Griechenland und gegen die franzöſiſche Vermittelung war nicht geeignet, dieſe Antipathieen zu tilgen. Bei dieſer Gelegenheit hat ſich der Groll der konſervativen Preſſe Frankreichs gegen den britiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wieder einmal Luft gemacht, und das Journal des Débats, deſſen graziöſe Maßhaltung eine europäiſche Berühmtheit erlangt hat, ſchleuderte gegen denſelben einen Aufſatz, worin der edle Lord in ſehr transparenten Ausdrücken abwechſelnd als ein Lügner, als Teufel und als wüthender Stier bezeichnet wird, vor dem die politiſche Welt ſich hüten müſſe. Aus einem Werke des Herrn v. Hauſſonville über die auswärtige Politik der Juli-Regierung erfährt man, daß die Mißſtimmung zwiſchen dem franzöſiſchen Kabinet und dem Whig-Miniſter älter iſt, als die orientaliſche Frage. Schon im Jahre 1835 intriguirte, nach dieſer Quelle, Lord Palmerſton gegen den franzöſiſchen Einfluß in Athen, und zwar bekämpfte er damals den Gedanken an eine griechiſche Conſtitution auf das Entſchiedenſte. Der Fürſt Metternich hatte über dieſen Gegenſtand eine vertrauliche Unterredung mit dem Grafen St. Aulaire, dem damaligen franzöſiſchen Geſandten in Wien, der, mit dem Charakter des edeln Lords ſchon lange vertraut und zugleich den Inſinuationen des öſterreichiſchen Diplomaten mißtrauend, mit großer Vorſicht äußerte: „Man muß ſeine Freunde mit ihren Fehlern lieben und nicht zu ſehr auf ſie rechnen, weil man ſich ſonſt leicht täuſchen könnte. Wenn auch Lord Palmerſton uns zuweilen einen malitiöſen Streich ſpielt, ſo bleibt er doch unſer Freund und muß es bleiben, in unſerem eigenen Intereſſe, wie in dem des geſammten Europa. Ja, ich bin überzeugt, wenn ich Ihnen einen Strohhalm überreichte, der unſere Verbindung mit England darſtellte, ſo würden Sie ſich hüten, ihn zu zerbrechen." — „„Gewiß!"" antwortete Fürſt Metternich. „„Lieber möchte ich ihn zur Eiſenſtange erſtarken ſehen. Sie mit England entzweien! Das wäre ſo ſchlimm, als wenn wir uns mit Rußland entzweiten. Doch müſſen Sie ſich nichtsdeſtoweniger vorſehen. Nichts iſt nützlicher, als die Verbindung des Menſchen mit dem Pferde. Doch muß man der Menſch und nicht das Pferd ſeyn.""

— Ein engliſcher Verein für die Literatur der Juden. Das Athenaeum berichtet, daß in London kürzlich ein zum größten Theil aus Israeliten beſtehender Verein zur Erforſchung und Ausbeutung der in den engliſchen Bibliotheken vergrabenen literariſchen Schätze der Juden zuſammengetreten. Die betreffenden Werke ſollen entweder im Originale oder in Ueberſetzungen, ſo wie mit Anmerkungen verſehen, herausgegeben werden. Der erſte, nächſtens erſcheinende Band ſoll eine Einleitung zur Geſchichte der hebräiſchen Literatur enthalten, wahrſcheinlich von dem beim Britiſh Museum angeſtellten deutſchen Gelehrten, Herrn Zedner, deſſen kürzlich nach einer in der Harleiſchen Sammlung befindlichen alten Handſchrift herausgegebener „Kommentar Eben-Eſra's zu dem Buche Eſther" die Veranlaſſung zur Begründung des neuen Vereines gegeben. Zum Vorſitzenden des Letzteren iſt bis zur definitiven Konſtituirung des Vorſtandes Herr Fandel in London erwählt worden.

— Zur Literatur über die Slawen. Herr H. Desprez, deſſen Betrachtungen über Rußland und den Slawismus wir unſeren Leſern mit einigen Anmerkungen mitgetheilt, hat dieſe und andere Ideen über die ſlawiſchen Völker in Oeſterreich, Rußland und der Türkei, ſo wie über die Magyaren und Rumainen (Wallachen), in einem Buche zuſammengeſtellt, das ſo eben in zwei Bänden im Druck erſchienen.*) Im letzten ungariſchen Kampfe hatte Herr Desprez in zahlreichen Journal-Artikeln entſchieden Partei für Jellachich und die Slawen genommen, und auch ſein jetziges Buch iſt nicht frei von dieſer Parteinahme. Gleichwohl glauben wir nicht, daß ſich der Verfaſſer ſein Urtheil durch äußere (ruſſiſche oder öſterreichiſche) Einflüſſe habe oktroyiren laſſen.

*) Les peuples de l'Autriche et de la Turquie, histoire contemporaine des Illyriens, des Magyars, des Roumains et des Polonais, par M. H. Desprez. 2 vol. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Orten der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 15. Juni 1850.

Oceanien.

Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel.*)

Im Februar 1849 verließ das Kriegsschiff „Kalypso", zu welchem ich gehörte, Valparaiso, mit dem Auftrage, verschiedene Inseln des südlichen Stillen Meeres zu besuchen, uns mit den dortigen Konsuln und Missionären in Verbindung zu setzen und ihnen allen Beistand zu gewähren, der in unserer Macht stand. Als es unter den Einwohnern von Valparaiso und den auf der Rhede liegenden Schiffen ruchbar wurde, daß wir auch nach der romantischen Insel Pitcairn bestimmt seyen, erhielten wir von allen Seiten Geschenke, um sie unter die Insulaner zu vertheilen. Die Einen gaben Bibeln, Gebet- und Gesangbücher, die Anderen Böte, Kleidungsstücke, Medikamente, Taue, Garn, Fischangeln und Haken, Ackerbau- und andere Werkzeuge; kurz, es herrschte ein allgemeiner Wetteifer, wer am meisten liefern solle.

Nach einer angenehmen Fahrt tauchte am 9. März Pitcairn am Horizonte auf, und wie sich die Entfernung zwischen dem Schiff und der Insel verminderte, stellte sich letztere als ein hoher, steiler Felsen dar, der sein Haupt gen Himmel emporstreckte. Ein heftiger Wind, mit Regen vermischt, erlaubte uns nicht, noch am heutigen Tage zu landen, und wir waren daher sehr erfreut, ein Wallfischboot von der Insel auf das Schiff zukommen zu sehen, von einigen flämmigen Ruderern durch die Brandung getrieben, welche, sobald sie uns anrufen konnten, um Erlaubniß baten, beim Schiff anlegen zu dürfen. Unter ihnen befanden sich die wohlbekannten Namen Christian, Quintal, Adams und Young, und Alle drückten ihre Freude aus, ein englisches Kriegsschiff zu betreten und englische Gesichter zu erblicken. Der Capitain gewährte ihnen gern die Bitte, die Nacht am Bord zu verbringen, und ihre Erzählungen vertrieben uns den Abend in höchst angenehmer Weise.

Am 10ten gingen wir ans Land und wurden mit vieler Herzlichkeit empfangen. Der Strand von Bounty-Bai war mit männlichen Einwohnern bedeckt, und 200 Fuß oberhalb des Landungsplatzes hatte sich die weibliche Bevölkerung versammelt, um ihre Freude über unsere Ankunft an den Tag zu legen. Unter den Frauen waren die angelsächsischen Gesichtszüge vorherrschend. Männer, Weiber und Kinder drängten sich um uns und geleiteten uns nach ihrer Niederlassung. In jedem Hause warren Ferkel, Yamwurzeln, Taro und Kartoffeln für unsere Bewirthung zubereitet; als Getränk wurde Kokosnußmilch verabreicht, da Wein oder spirituöse Getränke nur in Krankheitsfällen gestattet sind. Alles, was unsere Wirthe für sehenswerth hielten oder womit sie uns Freude zu machen glaubten, wurde uns gezeigt, als die Punkte, an denen sich irgend ein für sie merkwürdiges Ereigniß zugetragen hatte, und die Ueberbleibsel der Ureinwohner dieser Insel. Es war für sie ein Festtag, und sie bemühten sich, es auch für uns einen werden zu lassen.

Der Aufgang zu der Niederlassung ist in eine steile Felswand eingehauen und daher bei nassem Wetter äußerst glatt und gefährlich. Die Niederlassung selbst liegt auf dem nordwestlichen Abhang der Insel, ungefähr 300 Fuß über den rauschenden Wogen. Die Häuser, aus denen sie besteht, sind planlos umher zerstreut; einige überblicken den Ocean, andere verbergen sich unter dem Schatten der schlanken Palme und des weitausgebreiteten Pisang. Jede Familie besitzt ein Haus; ein größeres Gebäude hat die dreifache Bestimmung einer Kirche, eines Versammlungssaales und einer Schulstube, gleichsam als Zeichen, daß das Glück dieses anziehenden Völkchens auf Religion, Gerechtigkeit und Erziehung gegründet ist. Die Häuser haben eine steinerne Unterlage, indem ein Raum freigelassen wird, um das Wasser ablaufen zu lassen, das während der Regenzeit bis zu einer hohen Fluth anschwillt; die Wohnungen selbst aber sind von Holz, und das Dach besteht aus Blättern des wohlriechenden Pandanus. Die Zimmer sind getheilt und ringsum mit Bänken versehen, nach Art der auf den Schiffen gebräuchlichen, aber viel größer; eine von diesen ist für jedes Mitglied der Familie bestimmt, ein querüber gezogener Vorhang schließt ihn von den Uebrigen ab, und ein kleines Fenster, das sich nach außen öffnet, giebt dem Lichte und der Luft Einlaß. Tische, Schemel, auch wohl Stühle bilden das Ameublement. Das zum Bau dieser Häuser benutzte Holz ist hauptsächlich Miro und Tapan, welche besonders fest sind und von denen verschiedene Kleinigkeiten gemacht und mitunter verkauft werden. Früher hatten die Häuser außer dem Erdgeschoß noch einen oberen Stock, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß ihre gegenwärtige Bauart am besten für das hiesige Klima paßt.

Die Bevölkerung von Pitcairn beläuft sich jetzt auf 140 Personen, worunter 71 männlichen und 69 weiblichen Geschlechts. Von diesen sind 47 unter funfzehn Jahr alt, nämlich 24 Knaben und 23 Mädchen. Von der ersten Generation der Pitcairn-Insulaner befinden sich noch sechs am Leben: Arthur Quintal, George Adams, seine drei Schwestern, und Mary Christian, die Tochter Fletcher Christian's, welche jetzt 43 Jahre zählt.*) Vier von den Einwohnern sind Fremde: Susanne, eine von den Otahitierinnen, die mit der „Bounty" hierher kamen, und die jetzt achtzig Jahre alt seyn mag, G. Robbs, der vor zwanzig Jahren mit dem Schooner „Valparaiso" auf Pitcairn anlangte und in der dreifachen Eigenschaft eines Geistlichen, Arztes und Schullehrers unschätzbare Dienste leistet, John Buffett und John Evans, die im Jahre 1823 mit dem Wallfischfahrer „Cyrus" nach der Insel kamen.

Die Religion der Insulaner hat die Lehren der englischen Kirche zur Grundlage und die Bibel, nebst dem Common Prayer-book, zur Richtschnur. Zweimal wöchentlich, am Sonntag und Mittwoch, wird Gottesdienst gehalten; die Mittwoche sind insbesondere der Erklärung der heiligen Schrift gewidmet. Sonntag Abends wird den jüngeren Mitgliedern der Gemeinde der Katechismus gelehrt. Ihre Begriffe von religiösen Gegenständen sind einfach und naiv. Es war eine Freude, bei ihren Tischgebeten zugegen zu seyn; das Schweigen, welches ringsum herrschte, während der Aelteste von der Gesellschaft mit gefalteten Händen einen Segen sprach, gab von der tiefen Ehrfurcht Zeugniß, die sie gegen Alles, was mit der Religion zusammenhängt, hegen. Ihre Kranken behandeln sie mit der liebreichsten Sorgfalt, und sie bemühten sich auch nach Kräften, den auf unserem Schiffe befindlichen Patienten zu helfen, indem sie ihnen geröstete Ferkel, Pisangfrüchte, Kokosnüsse und anderes Obst brachten. Die Regierung ist in den Händen eines Oberrichters (chief magistrate) und zweier Rathmänner. Der Oberrichter wird jährlich durch Stimmenmehrheit erwählt, und zwar haben sowohl männliche als weibliche Einwohner nach ihrem achtzehnten Jahre ein Votum. Die Ehe verleiht auch unter diesem Alter das Stimmrecht. Es steht dem Oberrichter zu, einen von den Rathmännern zu ernennen; den zweiten wählt das Volk. Bei Streitigkeiten wird ein Geschworenengericht von sieben oder weniger Mitgliedern einberufen, denen die Sache vorgelegt wird, und von deren Entscheidung keine Appellation stattfindet. Kläger und Angeklagter haben das Recht, die Geschworenen zu verhorresciren und andere an deren Statt ernennen zu lassen. Bei Ankunft eines britischen Kriegsschiffes werden Streitsachen oft dem Richterspruche des Capitains anheimgestellt, aber nur selten besuchen Kriegsschiffe diesen kleinen Fleck im unermeßlichen Ocean. George Adams, Sohn des verstorbenen Patriarchen John Adams, ist der gegenwärtige Oberrichter, dessen Sohn John und William Quintal sind die Rathmänner. Es existirt ein Gesetzbuch, welches das Gerichtsverfahren und die Strafen vorschreibt; der Stil, in welchem diese einfachen Verordnungen abgefaßt sind, erinnert lebhaft an die Kriegsartikel der britischen Marine, die ohne Zweifel dem Gedächtnisse John Adam's vorschwebten, als er sie entwarf. Sie passen ganz für ein unschuldiges, dem Naturzustande nahes Volk mit wenig Bedürfnissen; künftige Anforderungen sind nicht berücksichtigt, damit der Gedanke nicht die That erzeuge. Familienväter sind verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu schicken, wo sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; die älteren lernen auch Geschichte und Geographie. Mit Ausnahme der ganz jungen Kinder und der alten Susanne können alle Einwohner lesen und schreiben. Wie schon erwähnt, wird das ansehnlichste Gebäude in der Niederlassung zur Schulstube benutzt. Als die „Kalypso" sichtbar wurde, warren die Einwohner gerade hier versammelt, um über die beste Methode zu berathschlagen, den zahlreichen Ratten, welche die Insel heimsuchen und große Verheerungen anrichten, den Garaus zu machen. So wie jedoch der weiße Punkt am Horizont bemerkt wurde,

*) Die Geschichte dieser Insel wird unseren Lesern schon aus früheren Reiseberichterstattungen, namentlich aus Otto v. Kotzebue's Reise um die Welt, so wie aus Byron's Gedicht: „The Island, or Christian and his Comrades", bekannt seyn. Im Jahre 1787 ward der Capitain Bligh mit dem Schiffe „Bounty" nach den Gesellschafts-Inseln geschickt, um den Brodfruchtbaum nach Westindien zu verpflanzen; in Otahiti lehnte sich das Schiffsvolk auf, bemächtigte sich des Fahrzeuges und segelte damit nach Pitcairn, um dort, vor aller Verfolgung gesichert, in der Gesellschaft der reizenden Otahitierinnen ein unabhängiges Leben zu führen. Bald aber brachen zwischen den Engländern und einigen otahitischen Männern, die sie mitgenommen hatten, um Sklavendienste zu verrichten, Streitigkeiten aus, die mit gegenseitigen Mordthaten endeten, so daß zuletzt nur ein einziger Engländer, John Adams, am Leben blieb, den das erste Schiff, welches im Jahre 1808 die Insel berührte, in der Mitte eines aus seinen eigenen Kindern und denen seiner umgekommenen Gefährten bestehenden Völkchens vorfand. D. R.

*) Dieses muß wohl ein Irrthum seyn, da Fletcher Christian, der Anführer der Meuterer, schon im Jahre 1793 umkam. D. R.

hörten alle Debatten auf, und man gab ſich der freudigen Erwartung hin, Kunde zu haben, wie es in der fernen Welt ausſehe. Die Ankunft eines Schiffes iſt für die Inſulaner ſtets ein Feiertag, obgleich ſie diesmal nicht wußten, daß es ihnen ſo koſtbare Geſchenke mitbringe. (Schluß folgt.)

Rußland.

Rußland und der Slawismus.

(Schluß.)

„Gott ſelbſt hat den Unterſchied der Racen geſchaffen, er hat ihnen mit den ihnen eigenthümlichen Inſtinkten ihren beſonderen Beruf vorgezeichnet. Gott hat alſo gewollt, daß die Race der letzte entſcheidende Grund der großen Gemeinweſen, d. h. der Staaten, werde. Die Geſchichte hat uns zwar dieſes Geſetz als ein oft verletztes gezeigt, zugleich aber läßt ſie uns die Strafen ſchauen, die der Verletzung im Laufe der Zeiten gefolgt iſt. Da, wo die Eroberung eine Race über die andere geſetzt hat, muß der Beſiegte endlich ſeine angebornen Rechte zurückgewinnen. Es iſt der Genius der urſprünglichen Race, der nach und nach das Uebergewicht erhält. Gallien unterlag der doppelten Herrſchaft des Römers und des Franken; doch am letzten Ende ſiegte der alte galliſche Gehalt, und Frankreich gelangte nicht eher auf den Höhepunkt ſeiner nationalen Energie, als an dem Tage, an welchem der Gallier den Römer und Sigambrer abſorbirt hatte.

„Das iſt der Gedanke der Slawen über die Racenfrage; ſie machen ſie ſelbſt zur Grundlage des Staates. Wenn man Rußland ausnimmt, das ſeit Jahrhunderten das Eroberungsſyſtem verfolgt und nicht aufgehört hat, es anzuwenden, iſt es gewiß, daß die Slawen, bewundernswerthe Soldaten, an Muth würdige Rivale der unſrigen, keine Eroberer ſind. Die Ehre des Kampfes ſcheint ihnen mehr zu ſeyn, als der Vortheil des Sieges. Betrachtet die Tſchechen in Böhmen, die Bulgaro-Serben, die Polen, ſelbſt in der Zeit ihrer Macht. Die Geſchichte zeigt ſie uns im Kampfe mit Deutſchland, den Ottomanen, den Ruſſen, aber wir finden ſie immer nur damit beſchäftigt, den Krieg von ihren Gränzen fernzuhalten, anſtatt Andere zu bekriegen (?), immer demſelben Gedanken folgend: ſich innerhalb der Gränzen ihrer Nationalität und ihrer Race abzuſchließen.

„Das iſt alſo ein Gefühl, das nicht blos den Theoretikern des Slawismus angehört; wir finden es in den Annalen dieſer Völker als eine der urſprünglichen und traditionellen Ideen wieder, welche das Erbe und das Genie einer Race durch die Jahrhunderte bilden.

„Nachdem die Baſis und die Umgränzung des Staates feſtgeſtellt ſind, bleibt ein letztes Problem zu entſcheiden: welches wird die politiſche Form dieſer Verbindung ſeyn? Unter welcher Regierung wird ſie ſtehen? Alle ſlawiſchen Völker haben unter dem Königthum gelebt; aber die königliche Gewalt war verſchieden nach Zeit und Ort. Vom Zarismus bis zur polniſchen Monarchie iſt ein großer Schritt. Jedoch hat das Wahlkönigthum in der Geſchichte der Slawen im Allgemeinen prävalirt, und dieſe Regierungsform, eine Art Konſulat, verträglich mit der Demokratie, würde vielleicht auch noch heute die Neigungen der Slawen feſſeln. Dieſe Neigung iſt ihrerſeits keine bloße Phantaſie; ſie iſt die logiſche Konſequenz der Idee des Slawismus über die Autorität des Genies. Der Gedanke des Landes inkarnirt ſich im Menſchen, und dieſer Menſch gelangt durch die Acclamationen des Volkes zur höchſten Gewalt. Dieſe Art, große Geiſter aufzufaſſen, hat ein Analogon darin, was ein tiefer engliſcher Denker, Thomas Carlyle, als den Kultus der Heroen bezeichnet hat. Wie Carlyle, ſo haben die ſlawiſchen Schriftſteller immer an die göttliche Miſſion überlegener Geiſter geglaubt, ſie haben die Achtung vor großen Individualitäten immer als die erſte Bedingung des Lebens und der Größe der Geſellſchaft betrachtet: ſie haben immer die conſtitutionellen Maſchinen für unnütze Werkzeuge gehalten, da ſie ohne die Macht und das Geſchick der Arme ſind, welche ſie in Bewegung ſetzen. „„Was den berühmteſten Athener am Schlafen verhinderte"", ſagt A. Mickiewicz, „„war weder ein Buch, noch eine Idee, es war Miltiades, ein Menſch gewordenes Ideal. Cäſar weinte nicht, wenn er Bücher las: das ſind träge Naturen, die über Büchern Thränen vergießen; Cäſar weinte vor der Statue Alexander's.""

„Dieſer Kultus des Genies endet nothwendig entweder mit dem Wahlkönigthum oder dem lebenslänglichen Konſulat. Und dem Punkte war man bei den Polen zugeſchritten vom Anfange ihrer Geſchichte bis zur Regierung Poniatowski's, und das iſt heute die Form der höchſten Gewalt auch bei den Serben. Ihren Regierungseinrichtungen nach ſtehen die Serben eben ſo weit von der erblichen Monarchie entfernt, wie von der beſchränkten Präſidentſchaft der Republiken.

„Wohl erkennen die Slawen dem Heros, dem Haupte des Staates, eine umfaſſende Autorität zu, aber ſie verwechſeln niemals abſolut die geſetzgebende mit der vollziehenden Gewalt. Der gewählte Chef des Staates kann die Geſetze nur mit Uebereinſtimmung des Landes machen. Zwar leiden die Slawen nicht an dem den Völkern des Occidents ſo gefährlichen Bedürfniß, bei jeder Gelegenheit und über Alles Geſetze zu machen. Die ſozialen Beziehungen ſind bei ihnen einfacher. Die legislative Gewalt hat in ihren Vorſtellungen nicht die Bedeutung, wie bei uns. Sie exiſtirt jedoch und wohnt zugleich in den Repräſentanten des Volkes und in der vollziehenden Gewalt. Die Repräſentanten werden gewählt, wie die Verwalter der Gemeinde, durch deren Familienväter. Wer zu dieſen nicht gehört, zählt gar nicht mit.

„Die Familie iſt die Baſis der politiſchen wie der Gemeinderechte. Hat der Slawismus durch dieſes Mittel nicht das ſchwere Problem des Wahlrechts gelöſt? Indem er das Prinzip der Familie über das der rationellen Beſähigung, ſo wie über das materialiſtiſche des Vermögens, ſetzt, hat er wenigſtens der Wahl einen tiefen, einfachen und moraliſchen Charakter gegeben. Die Familie iſt eine konkrete, greifbare Idee, ſie iſt das erſte und konſtitutive Element jeder menſchlichen Geſellſchaft, ſie iſt der Keim der Race und der Nationalität, wie der Gemeinde. So war es natürlich, aus ihr auch die Grundbalken der Regierungsmaſchine zu machen.

„Die Repräſentanten des Landes, alſo durch das direkte Votum der Familienväter bezeichnet, verſammeln ſich um den Monarchen zu einem General-Kongreß, und in Uebereinſtimmung mit dieſem Kongreß hat der Fürſt Geſetze zu geben und zu regieren. Gleichwie aber der Fürſt einen weſentlichen Antheil an dem Zuſtandekommen der Geſetze hat, ſo hat ſeinerſeits der Kongreß einen beträchtlichen Einfluß auf die Ausübung der Exekutivgewalt. Der Fürſt wählt aus dem Schooße dieſer Verſammlung nicht nur ſeine Miniſter, ſondern auch einen Senat oder Staatsrath, unter deſſen Mitwirkung alle adminiſtrativen und politiſchen Maßregeln vorläufig diskutirt werden. Dieſer Senat iſt ein ſtändiger Staatsrath, der den Willen des Fürſten beſchränkt, indem er ihn erleuchtet. Die General-Verſammlung kontrolirt und revidirt, billigt oder verwirft die Maßregeln, welche der Fürſt im Einverſtändniß mit ſeinem Staatsrath ergriffen hat.

„Die modernen Slawiſten trennen ſich in dieſem Punkte beträchtlich von der alten polniſchen Verfaſſung; ſie wollen keine oligarchiſchen Verſammlungen, vor Allem aber wollen ſie dieſen Verſammlungen keinerlei Privilegien zugeſtehen, welche an das verderbliche liberum veto erinnern könnten. Die Landesrepräſentation, wie ſie dieſelbe verſtehen und wie ſie zum Theil bei den türkiſchen Serben beſteht, iſt durchaus eben ſo demokratiſch in ihrem Prinzipe, wie die Repräſentativ-Verſammlungen in den Ländern des Occidents. Sie hat jedoch keine deſpotiſche Autorität und keine Initiative. Seinerſeits kann der Souverain, obgleich dem Anſchein nach mit einer faſt abſoluten Gewalt ausgerüſtet, in Wahrheit Nichts ohne den Rath und Beiſtand ſeines Staatsraths, der das Band bildet zwiſchen der General-Verſammlung und dem höchſten Magiſtrat.

„Wenn nun der ſlawiſche Staat ſich einſt konſtituirt, ſo wird es auf dreifacher Grundlage geſchehen: der Familie, der Gemeinde, der Race. Das wird wenigſtens die Form der Geſellſchaft ſeyn, und was die Form der Gewalten angeht, ſo wird ſie dergeſtalt kombinirt ſeyn, daß ſie dem gewählten Staatsoberhaupt eine ſehr weite Autorität läßt, ohne es von einer ſorgfältigen Kontrole zu entbinden. Man giebt ihm eine große Macht, weil, nachdem man gewählt hat, man ihm große Ueberlegenheit des Geiſtes und Charakters beilegt; aber man ſchenkt ihm um ſo mehr Vertrauen, je mehr Verantwortlichkeit er nothwendig hat, je ſtrenger die Rechenſchaft iſt, welche er dem Lande von ſeinen Handlungen ablegen muß. Er beſitzt das Recht der Initiative, aber er übt es nur auf eigene Gefahr unter ſtrengſter Ueberwachung.

„Frei von den pomphaften Abſtractionen, welche die Theoretiker des Occidents erfunden haben, um die Leere ihrer Syſteme zu verhüllen, ſchließen die Slawen ſich in ihrer politiſchen Geſetzgebung, wie in Religion und Kunſt, den wahrhaft weſentlichen Winken der Natur an und vertrauen mehr auf die Macht des Geiſtes, als auf die raffinirten Combinationen, ſuchen mehr ihr Heil in der menſchlichen Thätigkeit, in der Ergebung, im Heroismus ihrer Führer, als in dem klug erſonnenen Mechanismus kluger Geſetze. Es wäre überflüſſig, ihnen in die Anwendung dieſer Prinzipien auf die verſchiedenen Zweige der politiſchen Geſetzgebung zu folgen. Die Prämiſſen ſind gegeben, die Schlüſſe machen ſich von ſelbſt. Der Slawismus hat wenigſtens das Verdienſt, ein Enſemble zu bilden, deſſen ſämmtliche Theile eng mit einander verbunden ſind durch logiſche Verkettung. Wir verkennen endlich nicht, daß auf den erſten Anblick die Slawen den Schein haben, als marſchirten ſie in den Fußſtapfen eines Joſeph de Maiſtre vorwärts; in der That aber nehmen ſie einen ganz anderen Weg ſchon durch ihre Unterſcheidung zwiſchen Chriſtenthum und Theologie. Sind ſie andererſeits von der Geſchichte inſpirirt, ſo wollen ſie doch keineswegs zu den Gedanken und Formeln des Mittelalters zurück, denn ſie verwerfen die Feudalität und ſetzen Gleichheit der Familien und Racen als Prinzip. Sie verfallen nicht in das entgegengeſetzte Extrem, ſie glauben an die Vorzüge der menſchlichen Intelligenz, ohne ihr Verachtung und den Krieg zu predigen, und geben, ohne den Rationalismus zu verdammen, doch der unmittelbaren Vernunftthätigkeit keinen ſo weiten Raum. Wenn ſie die Verſunkenheit beklagen, in welcher das Chriſtenthum liegt, ſo geſtatten und wünſchen ſie, daß es aus derſelben erhoben werden möge durch einen von der Kirche geweihten Akt des Geiſtes. Sie ſtreben nach einer gewiſſen Form der Demokratie; aber ſie erklären zugleich, daß das Regiment dieſer Demokratie von Rechts wegen den von der Natur erwählten Geiſtern gebühre, welche ſich im Schooße der Geſellſchaft erheben.

„In der Politik, wie in Kunſt und Religion, wiſſen die Slawen alſo den reflektirenden Verſtand mit dem unmittelbaren zu vereinigen, das Gefühl mit dem Wiſſen, und wenn ſie laut von der Ohnmacht des Rationalismus ſprechen, wer kann ſich heute darüber wundern? Kurz, ſie wollen Nichts, als die Vernunft aus dem Gebiete des Abſtrakten und Abſoluten zurückhalten, um ſie zur Beobachtung und Achtung der Natur hinzuführen.

„In dieſer Weiſe nehmen die Slawiſten ihre Stellung gegenüber dem offiziellen Panſlawismus. Um ihn zu bekämpfen, hüten ſie ſich ſehr wohl, Hülfe zu ſuchen bei den Theorieen des Occidents. Ihre Fundamental-Argumente entlehnen ſie der ſlawiſchen Geſchichte. Genährt durch das Studium einfacher und urſprünglicher Empfindungen, erheben ſie ſich über den philoſophiſchen Horizont des Zarismus, ohne daß ſie aufhören, in direkter Beziehung zu bleiben mit dem inneren Leben und den Ideen der Maſſen. Durch die Anſtrengungen,

welche er macht, um die Leitung dieser Bewegung zu ergreifen und in seinen Kreis zu ziehen, enthüllt der Panslawismus selbst den liberalen Slawisten ihre Wichtigkeit und ihre Macht. Er stellt ihnen Regierungstheorieen entgegen, deren Haltlosigkeit man nicht verkennen kann. Die Slawisten antworten mit anderen, natürlicheren, nationaleren, tieferen Theorieen. Der Slawismus und der Panslawismus sind ja nicht eitle Phantasieen, die ein System suchen. Die ganze Macht und der ganze Ehrgeiz Rußlands verbergen sich unter diesen Worten; alle Erinnerungen, alle Furcht, alle Hoffnung der slawischen Völker, der Illyrier, Tschechen oder Russen, konzentriren sich in der Doktrin der liberalen Slawen. Die letzte Revolution, welche den Krieg Ungarns und jene furchtbare Verwirrung hervorrief, in der man die Polen gegen die Illyrier und Tschechen kämpfen und umgekehrt die Russen sie eifrigst unterstützen sah, diese Revolution, die eigenthümlichste von allen der letzten Zeit, hat auf einen Augenblick die Slawisten von ihrem Kampfe gegen den Panslawismus abgekehrt. Dies war noch nicht das Ende des Kampfes, es war eine derjenigen Situationen, wie sie uns die Zeitgeschichte manchmal gezeigt hat, in welchen der Panslawismus versucht, den Slawen seine eigennützigen Dienste zu bieten. Was Rußland in anderer Zeit gethan hat, die Slawen des türkischen Serbiens zu gewinnen, dasselbe hat es neuerdings wieder unternommen, um die Kroaten und Tschechen an sich zu fesseln.

„Am Ende dieses Krieges sind diese beiden Systeme, nachdem sie bei Gelegenheit unter denselben Fahnen gekämpft, ein jedes wieder auf sein eigenthümliches Terrain zurückgegangen; sie haben ihre Stellung und ihre Rolle wieder eingenommen. Man weiß, welche Taktik in diesem Augenblick die liberalen Slawen anwenden. Diese Taktik ist ihnen seit längerer Zeit durch die Gewalt der Umstände vorgeschrieben. Sie verfolgen dieselbe mit Beharrlichkeit, zumal seit den letzten Revolutionen. Sie besteht darin, jedes Unabhängigkeitsprojekt zu vertagen und sich enger als je einerseits mit Oesterreich, andererseits mit der Türkei zu verbinden. Die Slawen hoffen, daß unter der Begünstigung dieser Politik und der Hülfe der Zeit sie einst auf dem Boden dieser beiden Reiche die Doktrinen des Slawismus werden verwirklichen und mit dem Beistande dieser beiden Regierungen ihnen ein selbständiges Daseyn geben können. Wenn der slawische Bund nur erst diese Konsistenz gewonnen hätte, wenn er ein thatsächliches und lebendiges Monument geworden wäre, dann würde er die Drohungen oder die Zärtlichkeiten des Panslawismus nicht im Geringsten zu scheuen haben.

„Schon sehen die Türken ihn ohne Furcht sich in Serbien befestigen und konsolidiren. Oesterreich kann seinerseits ohne Gefahr nicht verhindern, daß er sich in Kroatien und Böhmen entwickelt und organisirt. Dieses slawische Ideal, das zugleich im Strahle des Alterthumes und der Jugendkraft im Angesichte des finsteren russischen Kolosses sich zu erheben strebt, ist es nicht eine der wunderbarsten Erscheinungen, welche die Zukunft den Philosophen und Staatsweisen verspricht?"

Man kann die ganze Größe dieser Erscheinung würdigen, ohne so sehr ins Ideale zu malen, als Herr Desprez, und ohne sich über die in der Sache selbst liegenden Widersprüche hinwegzusetzen. Vieles erscheint in den nationalen Einrichtungen weniger als ein Vorzug vor der Civilisation, wenn wir daran denken, daß andere Nationen die Standpunkte selbst einst einnehmen, auf denen die Slawen stehen, daß der nothwendige Gang der Geschichte ihnen aber nicht gestattet hat, dieselben für immer fest zu halten. Es ist z. B. nicht möglich, dieselbe Uniformität des Kirchenglaubens zu erhalten gegen die andringende Strömung neuer Ideen, so wohlthätig auch die kirchliche Einheit für die nationale Einigung bleiben wird; im Grunde könnte aber zu große Starrheit hier mehr schaden als nützen. Glaubenslehren haben das Eigenthümliche, daß die sich gegenseitig am meisten bekämpfen und ausschließen, die einander am verwandtesten sind. Bräche der Krieg zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche aus, so wäre dem Slawismus sein Grab gegraben. Hier können nur die Ideen der Aufklärung, Duldung und der Humanität vermittelnd wirken; ihrem Einfluß allein kann es gelingen, den, wenn auch scheinbar ruhenden, aber doch gewiß nicht aufgegebenen Kampf zwischen dem römischen Papat und dem russischen Cäsareopapat zu mildern und die Wunden, welche er schlägt, zu heilen. Niemand darf den Slawisten rathen, sich gegen die Ideen der Civilisation, und kämen sie auch von Westen her, zu verschließen. Ihre gegenwärtige Philosophie freilich hat ihre Quelle im Gemüth, trägt eine gereizte Stimmung gegen den modernen Rationalismus. Aber wie in Deutschland haben auch Epochen einer sensualistischen und mystischen Philosophie gehabt, und wir haben sie verlassen. Die Slawisten werden gleichfalls nicht bei ihr stehen bleiben; sie ist der Ausfluß der jetzigen Lage der Dinge, sie ist noch keine reine Philosophie, sie ist gegenwärtig noch Empfindung und Dichtung.

Wo wir auch slawische Philosophie entdecken, man sieht ihr den Kampf an, sich von der deutschen Lehrmeisterin loszureißen. Der Nationalismus wird nicht sowohl aus Instinkt, als aus Berechnung bekämpft, man wird sich seiner für die Dauer nicht erwehren können, und gewiß wird das philosophische System eher seinen Wechsel erlebt haben, als die slawische Einheit eine Thatsache geworden ist.

Weder dieses, noch jenes philosophische System wird aber den Slawismus zu einem geordneten Staat umschaffen; dies wird mehr oder weniger von den Umständen abhängig bleiben, und wahrscheinlich werden auch kriegerische Waffen ihren Antheil zu seiner Zeit daran nehmen. Am bedenklichsten aber wäre der Versuch, mittelst einer gemachten Philosophie, statt einer naturgemäß erzeugten, die Gemüther zu lenken und ein System der Kirchlichkeit mit ihr zu stützen, dem man innerlich selbst nicht mehr anhängt. So erscheint uns wenigstens das Philosophiren der slawischen Schriftsteller, als ob sie nicht wagten, die Kirchenlehre anzutasten, weil sie das Volk aus der Sphäre derselben nicht herausziehen mögen. Wo nun, wie in Polen, ein gebildeter und ein verwahrloster Stand einander gegenüberstehen, trifft diese Philosophie nur das Bewußtseyn einer Volksseite; die große Zahl, welche sich über die Kirchenlehre und die Pietät gegen das Priesterthum hinwegsetzt, bleibt davon unberührt. In Böhmen, auf welches Herr Desprez so vielfach Bezug nimmt, würde eine Philosophie noch weniger Glück machen, die dem Rationalismus den Krieg erklärt. Die Tschechen sind durch ihren innigen Kontakt mit germanischer Bildung durchaus Rationalisten und freisinnig in kirchlichen Dingen. Es ergiebt sich daraus nur, daß die slawischen Völker nicht auf gleiche Linie zu stellen sind, und daß der Versuch, sie insgesammt in ein System einzuzwängen, sie eher von der Einigung zurückstoßen, als diese fördern würde.

Dagegen hebt Herr Desprez in Rücksicht auf das künftige Verfassungsleben dieser slawischen Staatengruppe einen Gedanken hervor, der volle Beachtung verdient. Er verwirft das constitutionelle System des Westens und will das Slawenthum bewahrt wissen vor dem Geiste der Diskussion, der hier die Elemente des Staates zerbröckelt.

Gewiß paßt dieses System für die Slawen am wenigsten auf dem Entwicklungspunkte, welchen sie gegenwärtig einnehmen. Was aber an seine Stelle setzen? Die Wahlmonarchie, antwortet Desprez. Das Experiment wäre ein gewagtes; wohin Polen durch die Wahlmonarchie gekommen, wir sehen es. Aber es ließe sich dem Monarchen vielleicht eine andere Macht geben, als die war, welche die polnischen Wahlkönige besaßen. Diese hatten ihre ursprüngliche Macht an die Parteien abgetreten, deren Unterstützung sie brauchten, sie selbst waren auf einen leeren Schein heruntergekommen, waren und blieben Werkzeuge dieser oder jener Partei, halfen die eine durch die andere unterdrücken — und zerrütteten endlich durch Intriguen das Land.

Ein schönes Bild ist das, welches Desprez von dem Fürsten entwirft, der, durch Acclamation des Volkes berufen, auf den Thron steigt, aber werden in dem neuen Staate, und lebten seine verschiedenen Stämme in der innigsten Gemeinschaft, die Parteien fehlen? Wird es dort Bürgschaften geben gegen ihre Machinationen? Freilich ist die Wahlmonarchie den Slawen eigenthümlich durch die Tradition geheiligt. Aber es sind alle Völker durch die Wahlmonarchie hindurchgegangen, und sie haben sie verlassen müssen, ja, sie sind erst unter unabhängigen erblichen Herrschern zu ihrer Größe und Bedeutung gelangt. Polen ist gerade dadurch, daß es den umgekehrten Weg ging, gefallen. Es wäre vergeblich, jetzt diesen Weg von vorn anzufangen. Das Slawenthum wäre vielleicht nie in so viele Theile aufgelöst worden, wenn das Königthum sich in ihm zu dauernder absoluter Macht erhoben hätte. Dem jetzigen Streben nach politischer Einheit wäre eine reelle und haltbare Grundlage gleichfalls nur durch einen festen Mittelpunkt zu geben. Einen Bund slawischer Republiken, und darauf würde das Wahlkönigthum des Herrn Desprez doch immer hinauslaufen, halten wir für ganz undenkbar. Die slawischen Volksstämme bedürfen noch insgesammt einer ordnenden und organisirenden Disziplin. Sie fehlt in der That in Polen, wie in Serbien, die patriarchalischen Sitten dieses kleinen Landes sind ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt für die weitere und höhere Ordnung, aber sie ersetzen nicht jenen Organismus, der den Staaten zur Selbständigkeit und zur Erfüllung ihrer Aufgaben als Glieder einer großen Staatenkette verhilft. Polen ist gewissermaßen das entgegengesetzte Extrem von Serbien, hier haben sich die organischen Elemente am wenigsten erhalten, dagegen war Polen ehedem zur weitesten politischen Ausbildung vorgedrungen. In der Familie und Gemeinde aber erkennen wir hier nicht das Bild, welches uns von Serbien entworfen ist.

Diese Mängel der Organisation, ja, diese Widersprüche selbst, sie erfordern eine starke Hand, um ein slawisches System zu verwirklichen, eine Hand, welche zunächst alle physischen Kräfte anzuziehen vermöchte, um jenem Systeme eine materielle Basis zu schaffen. Kongresse werden eben so wenig eine slawische Einheit begründen, wie eine deutsche. Ehe nicht für diese Idee der Mittelpunkt in einem Volksstamme oder einer Individualität gefunden ist, werden zwar die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Stammgenossen sich immer mehr stärken und vervielfältigen können, aber ihre Einheit wird immer eine ideale bleiben. Eine großartige Persönlichkeit auf den Punkt gestellt, an welchem die Stämme sich die Hände zu reichen denken, könnte den vagen Vorstellungen ein bestimmtes Gepräge geben und die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit beschleunigen. Die Slawisten müßten sich eben so centralisiren und konsolidiren, wie die Panslawisten, und sich nicht scheuen, die Stadien der Disziplin zu durchlaufen; sie dürfen selbst vor der Unterwerfung unter eine absolute Macht nicht zurückbeben, wenn sie ein festes Ganze werden und der russischen Propaganda die Spitze bieten wollen.

Süd-Amerika.

Die Peruanische Republik.

VI. Die jetzige Verfassung der Republik. — Europäer in Peru.

Endlich ist für Peru ein neues Zeitalter angebrochen. Das von Revolutionen ermüdete Land ruht seit einigen Jahren wenigstens unter einer festeren Hand und unter einer einsichtsvolleren Verwaltung aus. Der General Castilla, der selbst nur als Soldat tüchtig ist, hat die Klugheit, fähige und erfahrene Menschen an sich heranzuziehen, um sich ihrer Rathschläge und ihrer Einsicht bedienen zu können. Man denkt indeß nicht ohne Besorgniß an den Moment, wo der Präsident von Peru, welcher, nach den Bestimmungen der neuen Constitution, nicht wieder wählbar ist, die oberste Gewalt einem vielleicht

wenigen glücklichen Nachfolger überlassen wird. Das republikanische Süd-Amerika sollte wahrhaftig doch alle Revolutionen satt haben. Was haben ihm alle jene Pronunciamientos, die seine Geschichte erfüllen, eingebracht? Nichts, als Blutvergießen, Finanzzerrüttung, und Zertrümmerung der Existenz einzelner Familien und des Wohlstandes des ganzen Landes; sodann Verfassungen, welche ein Kongreß improvisirt und die ein Dekret wieder umstößt, — unnütze Stücke Papier, deren Inhalt unentwickelten Völkern, die ihn nicht einmal verstehen, höchstens zum Spiel dienen kann. Peru allein hat seit fünfundzwanzig Jahren schon so viele Verfassungen gehabt, daß ihre Zahl kaum anzugeben ist. Ich werde mich darauf beschränken, die Hauptbestimmungen derjenigen anzugeben, welche jetzt das Land regiert, und die durch den Kongreß zu Huancayo nach dem Sturze von Santa Cruz proklamirt wurde.

An der Spitze des Staates steht ein auf sechs Jahre gewählter und mit der Exekutivgewalt betrauter Präsident. Ihm zur Seite befindet sich ein permanenter Staatsrath, welcher die Gesetze vorberitet und dessen Präsident den Präsidenten der Republik in Abwesenheits- oder Krankheitsfällen vertritt.

Der Kongreß, aus zwei Kammern, einem Senat und einer Deputirtenkammer bestehend, wird durch allgemeines Stimmrecht erwählt und versammelt sich alle zwei Jahre. Die Sitzungen dauern kaum einige Monate. Der Präsident eröffnet sie in Person mit einer kurzen Darstellung der Lage des Landes, welche jeder Minister, für seinen Verwaltungskreis, später in einer gedruckten Denkschrift weiter ausführt und den Mitgliedern des Kongresses einhändigen läßt. Der Kongreß stimmt sodann über die ihm vorgelegten Gesetzvorschläge ab, ratifizirt die Handels- und Friedenstraktate und beschäftigt sich mit allen an ihn gestellten Fragen von höherem Interesse. Alles Andere überläßt das Land der Exekutivgewalt, welche de facto noch viel mächtiger ist, als man nach dem Wortlaute der Verfassung vermuthen sollte.

Die Republik ist in Departements getheilt, an deren Spitze ein zugleich mit Civil- und Militairmacht versehener Präfekt steht. Er hat unter seinem Befehl den Führer der Departementstruppen (comandante de armas), ferner die Unterpräfekten, welche die Kreise oder provincias verwalten, sodann die Alkalden oder Ortsvorsteher, im Allgemeinen endlich alle Munizipalbeamte. An den Hauptorten der Departements befindet sich unter Anderem ein höherer Gerichtshof, an welchen man von den Gerichten ersterer Instanz appellirt, und dessen Urtheile nur durch den obersten Hof, der in Lima residirt, kassirt werden können.

Die Finanzquellen Peru's beschränken sich fast nur auf den Ertrag der Zölle, welche oft sehr hoch sind, und zu denen seit einigen Jahren noch der sehr einträgliche Verkauf des Guano auf den Chincha-Inseln gekommen ist. Diese Einnahmen müßten hinreichen und würden in der That auch wirklich für die Bedürfnisse des Landes hingereicht haben, wenn ihm nicht durch die häufigen Revolutionen mehr als einmal außerordentliche Lasten aufgebürdet worden wären. Die drückendste dieser Lasten ist die der Militairs aller Grade und der Beamten jeder Art, welche jede Revolution erschafft, kassirt und wieder anstellt, und denen man fortwährend Nichtaktivitätsgehalte (montes pio) zahlen muß, welche die Mittel des Staates erschöpfen. Es giebt in der That wenig Länder, wo die Aemterjagd so groß ist, wie in Amerika, wo man schneller zu öffentlichen Posten gelangt und sie leichter verliert. Eine Revolution hebt einen Mann, die nächste stürzt ihn schon wieder; die Folge hiervon ist, daß sehr viele von den Emporgekommenen, indem sie ihres möglichen baldigen Falles eingedenk sind, bei der ihnen anvertrauten Verwaltung mehr ihre eigenen Interessen, als die des Staates wahrnehmen. Treue und Ehrlichkeit gehören nicht gerade zu den hervorstechenden Eigenschaften der peruanischen Beamten.

Ein solcher Stand der Dinge bedarf sicherlich sehr vieler Reformen und erklärt nur allzu deutlich die Geschicke Peru's seit seiner Unabhängigkeit. Leider sind hier Reformen nöthig, welche die Zeit allein ins Werk setzen kann. Nicht blos die Institutionen, sondern auch die Sitten müssen sich in Peru umwandeln. Ich habe z. B. den Zustand einer peruanischen Armee geschildert. Man hat ihre Chefs durch Ränke und Verschwörungen zur obersten Macht gelangen sehen, um durch andere Ränke und Verschwörungen wieder zu fallen. Mehr als alles Andere hat vielleicht diese Herabwürdigung der militairischen Autorität dazu beigetragen, das Land zu demoralisiren. Werkzeuge von Revolutionen, deren Helden, Spielbälle oder Opfer sie nach den Umständen werden, wissen die Führer der peruanischen Armee nicht einmal durch Muth das Verbrechen ihrer Erhebung oder die Schande ihres Falles auszutilgen. Leider müssen wir auch noch über andere Körperschaften, welche nicht minder, als die Armee, auf ihre Ehre und Würde und auf ihren moralischen Einfluß bedacht seyn sollten, ein eben so strenges Urtheil fällen: wir meinen die Geistlichkeit und die Civilbehörden. Hier ist die Reform noch weit nöthiger, weit unerläßlicher, wie Jedermann in Peru weiß. Ehe die Regierung selbst erfolgreich daran zu gehen im Stande seyn dürfte, könnte die Presse vielleicht sehr viel thun, um diese Reform vorzubereiten, wenn die Journalistik in Lima, anstatt sich ewig zu persönlichen Beschuldigungen herzugeben, welche meist mit groben Injurien-Prozessen enden, die große Rolle, die sie spielen könnte, besser begriffe.

Es ist indeß, trotz aller üblen Verhältnisse und Einflüsse, nicht in Abrede zu stellen, daß sich Peru, namentlich seit einigen Jahren, auf dem Wege des Fortschrittes befindet. Was fehlt diesen schönen Ländern Amerika's einzig und allein, um von Tag zu Tag reicher und blühender zu werden? Vor Allem Ruhe und Frieden. Ganz im Gegensatze zu unserem alten Europa, wo der arbeitende Mensch selbst nicht immer sicher ist, Brod für seine Familie zu erwerben, bedürfen die jungen Staaten Amerika's vielmehr der Arbeiter und eröffnen der Thätigkeit des Menschen ein unbegränztes Feld. Hier fehlen dem Lande die Arme, nicht den Armen das Land. Die Regierungen sollten sich daher, wenn sie ihre wahren Interessen besser verständen, aus allen Kräften bemühen, europäische Auswanderer an sich zu ziehen. Trotz der Entfernung würde die Auswanderung gewiß sehr gern ihren Abfluß in ein Land nehmen, wo sich der Arbeiter mit Leichtigkeit täglich drei Thaler und mehr verdienen kann. Unglücklicherweise aber existirt, und dies war immer so, bei der spanischen Race ein feindliches Vorurtheil gegen die Fremden, und dieses Vorurtheil herrscht in Peru noch eben so, wie in ganz Süd-Amerika. Eine verständige Regierung jedoch müßte eine derartige gehässige Tendenz auf jede mögliche Weise bekämpfen.

Dieses Vorurtheil, welches die Auswanderer allerdings entmuthigen muß, erstreckt sich indeß, zur Ehre der Peruaner sey es gesagt, keinesweges auch auf die einzelnen Reisenden: diese werden sehr wohlwollend aufgenommen, ja, oft sogar mit einer Gastfreundschaft, welche ihnen wenige andere Länder bieten könnten; aber in Masse genommen, werden die Engländer, die Franzosen, die Italiäner, kurz, alle Europäer, welcher Nation sie auch immer angehören, gründlich von der Gesammtheit der Nation verachtet, welche sie nur als eine Nothwendigkeit duldet und mit größtem Vergnügen bei günstiger Gelegenheit vom amerikanischen Boden verjagen möchte. Ich weiß, daß die Europäer sich den Amerikanern gegenüber oft großes Unrecht vorzuwerfen haben; es ist jedoch nicht jenes Unrecht, welches die Amerikaner ihnen unterschieben. Die Amerikaner leben nämlich der Ueberzeugung, die Europäer kämen nur zu ihnen, um sie auszuplündern, wir nähmen ihnen das Silber, welches wir für unsere Seiden, Leinen und Stoffe aller Art aus ihrem Lande führen, zu ihrem eigenen Schaden fort, und sie wären viel reicher, wenn sie uns nicht kennen gelernt hätten. Sie vergessen ganz das, was wir ihnen geben, sie sehen nur das Metall, welches wir bei ihnen suchen; und das Metall, das Gold oder Silber, ist noch in den Augen einer großen Anzahl Menschen der einzige und alleinige Reichthum eines Landes.

Diese thörichten Ideen und die Vorurtheile gegen Europa, welche die natürliche Folge jener sind, werden sicher nach und nach verschwinden. Amerika wird bei fortschreitender Aufklärung begreifen, daß es Europa's bedarf, wie Europa Amerika's benöthigt ist. Die Völker sind nicht dazu geschaffen, sich zu isoliren, sondern um sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Amerika besitzt das, was wir nicht besitzen: nämlich die Rohstoffe, welche unsere Fabriken nähren, und die unsere Fahrzeuge von dort holen; es bedarf dagegen der Erzeugnisse derselben Fabriken, welche es noch nicht herstellen kann, ja, für deren Herstellung es sogar noch lange Zeit kein Interesse haben wird. Amerika und Europa müssen sich die Hände reichen, wenn sie beide glücklich werden wollen. Es giebt übrigens für die spanische Race von Süd-Amerika einen weit verwegeneren und furchtbareren Feind, als die Europäer: nämlich die angelsächsische Race der Vereinigten Staaten. Diese hat sich jüngst der Hälfte Mexiko's bemächtigt; sie spricht schon ganz laut davon, daß sie noch vor dem Ablauf von dreißig Jahren bis nach Panama gedrungen seyn wird, und wer weiß, wo sie einst stehen bleibt? Das ist eine Gefahr, worüber die spanisch-amerikanische Bevölkerung nachdenken mag. Welchen Damm werden sie den Anglo-Amerikanern entgegensetzen, wenn sie sich nicht durch europäische Einwanderungen verstärken und befestigen?

Die Politik, welche die spanisch-amerikanischen Freistaaten zu befolgen haben, läßt sich daher in ein paar Worte zusammenfassen: materielles Glück, intellektueller Fortschritt. Dieses doppelte Ziel, welches das spanische Amerika seit seiner Befreiung niemals hätte aus den Augen verlieren sollen, wird selbiges nur mit Beihülfe der Auswanderungen aus Europa erreichen: das spanische Amerika mag überlegen, ob es noch länger den traurigen Weg der Absperrung, welcher seinen Untergang herbeiführt, fortwandeln oder die Einwanderungslust ermuthigen will, welche ihm allein eben so die kommerzielle Größe, wie die politische Unabhängigkeit, sichern kann.

Mannigfaltiges.

— Ein „letzter" Roman von Cooper. Unter dem mysteriösen Titel: „Die Wege (oder Weisen) der Stunde"*) hat der bekannte amerikanische Novellist Cooper einen neuen Roman vom Stapel gelassen, den er dem Publikum als sein letztes Werk ankündigt. Seine zahlreichen Leser, die er seit einem Vierteljahrhundert alljährlich mit einer oder mehreren Erzählungen erfreut hat, werden diese Anzeige gewiß nicht ohne Bedauern vernehmen, sich aber vielleicht mit der Hoffnung trösten, daß es damit nicht so ernst gemeint sey und seinem letzten Auftreten ein allerletztes folgen werde. In der vorliegenden Arbeit zeigen sich noch keine Spuren von Altersschwäche; sie ist so interessant wie irgend eines seiner früheren Werke, obwohl die ganze Intrigue aus einem Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten besteht. Die Handlung geht zwar in Amerika vor, und die Sitten und Gebräuche, die Schwächen und Gemeinheiten des amerikanischen Volkes werden mit der gewöhnlichen Meisterschaft und mehr als der gewöhnlichen Bitterkeit des Verfassers geschildert; allein die Heldin, Mary Monson, ist offenbar ein Geschöpf aus dem Feenlande und keine Bewohnerin dieser Erde. Trotzdem aber, daß man keinen Augenblick an die Wahrheit oder auch nur an die Möglichkeit ihrer Abenteuer glauben kann, weiß sie uns eine so lebhafte Theilnahme einzuflößen, daß wir nicht umhin können, ihnen bis ans Ende des Buches zu folgen.

*) The Ways of the Hour. By James Fenimore Cooper. London, 1850. 3 vols.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Dienstag den 18. Juni 1850.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.*)

Wir glauben, vor dem 24. Februar ging die deutsche Literatur ihren regelmäßigen Gang. Die Begeisterung der Freiheit, die Hoffnung auf constitutionelle Reformen war für die Strebenden ein Sporn. Wohl den Generationen, die ein Ideal verfolgen und von der Hoffnung eines nahen Sieges getragen werden! Es ist, als ob ein geheimnißvolles harmonisches Gesetz alle ihre Bewegungen lenkte. Das Aufbrausen von 1830 hatte sich allmälig gelegt, und eine Phalanx junger Schriftsteller, die ihre Begeisterung auf das dem Vaterlande vorgesteckte Ziel richtete, machte große Fortschritte in der öffentlichen Meinung. Von den Romanen des jungen Deutschlands bis zu den Dorfgeschichten Auerbach's, von der unsinnigen Philosophie der Hallischen Jahrbücher bis zu den neuesten Schriften eines Strauß ist der zurückgelegte Weg mit den glücklichsten Transformationen bezeichnet. Ich behaupte damit nicht, daß schlechte Bücher und strafwürdige Lehren verschwunden wären. Im Gegentheil, die Hegelsche Demagogie wär bis zur äußersten Gränze ihrer Thorheiten gelangt, und der begeistertste ihrer Tribunen, Herr Max Stirner, hatte Deutschland mit seinem wilden Lärm in Schrecken gesetzt. Es ist jedoch gewiß, daß, ungeachtet der Wuth der extremen Parteien, die öffentliche Meinung sich mit einer bemerkenswerthen Konsequenz entwickelte, und daß die Literatur die verschiedenen Phasen dieses Fortschritts getreu wiedergegeben.

Das Jahr 1848 sollte jene Gesellschaft, die von Sieg zu Sieg zur geordneten Eroberung ihrer Rechte vorgeschritten war, ziemlich unsanft aus ihren Phantasieen rütteln. Die Schlachtordnung wurde zerrissen, die geschlossenen Reihen wurden gesprengt, und Abenteurer, die man allmälig nach hinten zurückgeworfen hatte, bemächtigten sich der Fahne. Länger als ein Jahr herrschte seitdem ein unentwirrbares Durcheinander. Eine unerhörte Verwirrung war dieser schönen Disziplin gefolgt; bald waren es ungereimte Hirngespinnste anstatt der ehemaligen Triumphe, bald Bedenken, Zweifel, Muthlosigkeit, welche den Glauben erweckten, daß die liberale Armee für immer zerstreut wäre. Von einer Seite war es die Demagogie, von der anderen der Despotismus, mit einem Worte: zu derselben Zeit, wo das Jahr 1848 dem deutschen Bunde ernstliche Verfassungen brachte, schien die Partei, welche seit zehn Jahren dieses Ziel verfolgte, die Partei der Wissenschaft, der Freiheit und des Fortschritts, vernichtet zu seyn. Die Literatur bot lange Zeit nichts als den Wiederschein dieses trübseligen Anblicks dar. Vielleicht indessen wird dieser furchtbare Stoß nicht alle die Folgen haben, die man fürchten darf. Ja, ich bin überzeugt, die Verirrung der Geister wird in einem Lande wie Deutschland nicht lange anhalten. Schon seit der Mitte des vorigen Jahres verkündet die geistige Bewegung die Rückkehr des Lebens. Die Literatur, die Philosophie, die ernsten Arbeiten des Gedankens haben nicht ohne Aufsehen ihr unterbrochenes Tagewerk wieder begonnen. Was speziell die politische Literatur betrifft, so hat sie schon zwei von einander verschiedene Perioden durchgemacht, nämlich die der Thorheiten und die der Reue: die eine erfüllt das Jahr 1848, die andere beginnt mit 1849. In der ersten sehen wir, wie die Schriftsteller sich jenen prunkvollen Täuschungen, welchen ein ganzes Volk unterlegen war, blindlings hingeben; wir sehen, wie sie an den Versprechungen, den Triumphgesängen der Demagogie und den Verherrlichungen der Revolutionstage den lebhaftesten Antheil nehmen. In der zweiten Periode ist der Traum vergangen; die Augen wurden klar, man sah die krasse Wirklichkeit vor sich, man mußte die drohendste Zukunft befürchten und man fing an, sich der knabenhaften Verblendungen, welchen man beinahe ein Jahr lang gedient hatte, zu schämen. Es ist ein Zustand des Hellsehens eingetreten, der bei dem größten Theile der Nation einen Abscheu gegen die wilden Strömungen der Revolution erregt hat. Glückliches Anzeichen! Deutschland war mehr als ein anderes Land den politischen Schwärmereien ausgesetzt gewesen; seine Erfahrungen im politischen Leben waren noch zu neu, als daß nicht das Gefühl der Wirklichkeit auch bei den besten Geistern durch das Wiederaufleben alter Hirngespinnste hätte verdunkelt werden können. Die Ausübung constitutioneller Rechte wird dieses Land erst lehren, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen, die Schwierigkeiten, welche es besiegen will, zu messen, die Gefahren der gegenwärtigen Lage zu beschwören und endlich seine Freiheiten gegen die Unternehmungen oder vielmehr gegen die Gewaltthätigkeiten der Demagogie zu befestigen. Ueber diese beiden Perioden, welche ich als die der Thorheiten und die der Reue bezeichnete, will ich die Schriften der Publizisten, der Philosophen und selbst der Dichter fragen, und wir wollen sehen, ob wir aus ihnen die Anzeigen einer besseren Zukunft folgern können.

Die größte Begebenheit in Deutschland nach der Märzrevolution ist ohne Zweifel die Berufung des Frankfurter Parlamentes gewesen. Alle Hoffnungen und Wünsche, die ganze Aufmerksamkeit der deutschen Länder waren auf eine Nationalversammlung gerichtet, die Wunderwerke versprach und — wie ein Kind endigte. Die revolutionaire Berufung jenes Parlamentes sollte den beiden lebhaftesten Leidenschaften des modernen Deutschlands Genüge thun, nämlich dem patriotischen Stolze und dem mächtigen Triebe, handelnd aufzutreten. Man kann sich also nicht wundern, daß ein so neues und wichtiges Faktum eine vorzügliche Stelle in der literarischen Bewegung des Jahres 1848 einnimmt. Die Frankfurter Versammlung hatte die außerordentliche Aufgabe, Deutschland in die ruhmreichen Bahnen des staatlichen Lebens einzuführen; sie sollte jene fieberhafte Thätigkeit, welche sich unnöthigerweise in den Büchern aufgerieben, auf die Bühne des Lebens bringen. Die Gelehrten sollten nicht mehr Geschichte *schreiben*; ihr Beruf war es jetzt, Angesichts von ganz Europa Geschichte zu *machen*. Schöne Entwürfe! Naive Hoffnungen! sie sind dahin, ohne ihre Befriedigung erhalten zu haben! Es geschah, wie es in den Zeiten der Revolutionen so oft geschieht, von Allem, was man sich vorgenommen hatte, gerade das Gegentheil. Den Demagogen verdanken wir es, daß Deutschland bei seinen Versuchen ermüdete, und daß uns von dem Frankfurter Parlamente nichts mehr und nichts weniger geliefert worden ist, als — eine Bibliothek.

In dieser Büchersammlung finden wir zuerst lebende Bilder, bisweilen glänzende Skizzen, die in der Eil hingeworfen sind, um die Neugierde des Publikums zu befriedigen. Einer der Koryphäen des jungen Deutschlands, dessen Talent sich seit funfzehn Jahren bedeutend entwickelt hat, Heinrich Laube, giebt uns in zwei Bänden alle die geistreichen Artikel, welche er zu jener glorreichen Zeit des deutschen Parlamentes in der „Augsburger Zeitung" veröffentlichte. Sein Buch führt den Titel: „*das erste deutsche Parlament*". Was den Verfasser vor allen Dingen interessirt, ist die äußere Erscheinung dieser Versammlung; er beschreibt uns das Auftreten der Deputirten, ihre Haltung und ihre Geberden beim Sprechen; er giebt uns ein Bild von den stürmischen Bewegungen in der Paulskirche und von dem äußeren Verhalten der Parteien zu einander. Man suche aber bei ihm keine Geschichte der Berathungen oder ein aufmerksames Studium der Parteien und ihrer Doktrinen; wir haben es hier nur mit einem Touristen und einem Dramaturgen zu thun. Das Eintreten, das Hinausgehen, die Kleidung, die Scenerie, dies Alles sind Punkte, worin Laube seinen Triumph sucht. Selbst da, wo er es unternimmt, den politischen Gang der Versammlung zu reproduziren, schreibt er mehr eine Chronik, als Geschichte. Im Uebrigen kann man dem Verfasser einen lebhaften Geist und eine äußerst geschickte Feder nicht absprechen. Sein Buch ist eine Reihe von dramatischen Episoden, die sich in anmuthiger Bewegung vor dem ergötzten Auge des Lesers entwickelt; eine Galerie wohlgetroffener Portraits, in welcher überall eine geniale Auffassung und die elegante Leichtigkeit des Künstlers zu finden ist. Das Schriftchen hat in Allem den Erfolg gehabt, den der Verfasser wünschte. Er wollte dem Publikum ein lebhaftes Bild von einer Versammlung geben, die der Gegenstand so vieler und, ach! so bald zerstörter Hoffnungen und der brennendsten Neugierde war. Es ist ihm gelungen; und alle Leser Wiens, Leipzigs und Berlins sind mit großem Vergnügen dem geistreichen Führer bei den Besuchen in der Paulskirche gefolgt. Obschon die Politik für ihn eine Nebensache ist, so repräsentirt Laube doch die damals in Deutschland am meisten verbreitete Ansicht; seine Sympathieen waren für die Deputirten und die Doktrin des Centrums. Dieses wollte die Souveränetät des Parlaments und wies zugleich den republikanischen Geist von sich. Die Republik als etwas Unmögliches in dem gegenwärtigen Bewußtseyn des deutschen Volkes verwerfen, dabei aber von der anderen Seite die constitutionellen Monarchieen verdächtigen, indem man sich weigerte, mit ihnen wegen Herstellung der deutschen Einheit zu vereinbaren, das war die wahrhaft unbegreifliche Unklarheit der Majorität des Parlamentes. Hier wäre nur ein Entweder-Oder an der Stelle gewesen. Was sollte denn Deutschland werden unter der Herrschaft dieser Nationalversammlung, die weder Republik, noch Monarchie haben mochte? Diese eigenthümliche Stellung der Majorität hatte jedoch jenes, ich weiß nicht welches, Eigenthümliche, was dem Stolze des deutschen Volkes gefällt. Es war zufrieden, daß es bei der Konstituirung einer Centralgewalt

*) Wir ziehen es vor, dieinal unseren kenntnißreichen und geistvollen französischen Kritiker vollständig, statt, wie sonst, in Auszügen, wiederzugeben. Wir zweifeln nicht, daß unsere Leser seinen Betrachtungen mit Theilnahme folgen und seine hin und wieder vorkommenden kleinen Irrthümer gern übersehen werden. D. R.

Frankreich nicht kopirte, und diese einzige Idee genügte, seine Begeisterung zu entzünden. Es brach in Jubelgeschrei aus, als es sah, wie seine Gelehrten, welche in kurzer Zeit weise Staatsmänner geworden waren, die Revolution durch so neue Wege führten. — Laube's Buch drückt die Meinung dieser Majorität mit Offenherzigkeit aus, dieser Majorität, welche, ohne die Systeme ihrer Häupter deutlich zu verstehen, nichtsdestoweniger von der unbestimmten, aber außerordentlichen Rolle geschmeichelt war, die man ihr zu ihrem Debüt angewiesen hatte.

Das Centrum selbst hat unter den Deputirten, die zu Frankfurt tagten, seine zahlreichen Organe gehabt. Ich will hier nur eines erwähnen. Die „Erinnerungen an die Paulskirche, von Biedermann" enthalten sehr interessante Schriftstücke über die Organisation der Partei.

Robert Haym ist ein ernster und aufrichtiger Berichterstatter der Berathungen des rechten Centrums, der Ausleger und eifrige Vertheidiger seiner Anträge in allen wichtigen Verhandlungen gewesen. Haym muß man als einen tüchtigen Charakter achten; er hatte zu Berlin auf dem denkwürdigen Landtage von 1847 gesessen,*) und sein Buch, in welchem er die Reden und die Redner in dieser ersten preußischen Abgeordnetenversammlung beschreibt, macht sowohl seiner Vaterlandsliebe, als seiner Intelligenz alle Ehre. Das Bild, welches er in Frankfurt zu zeichnen hatte, („die deutsche Nationalversammlung bis zur Kaiserwahl"), war weniger klar und hatte überdies für einen Geist, der aufrichtige Reformen wünschte und bei welchem die Illusionen der deutschen Einheit von keiner langen Dauer waren, wenig Anziehendes.

Um die Literatur des Parlamentes zu vervollständigen, müssen wir hier auch der Manifeste der äußersten Linken Erwähnung thun; die vorzüglichsten sind: der „Tod des Parlamentes, von Bruno Bauer"; „die Geschichte der deutschen Revolution, von Zimmermann"; die verschiedenen Broschüren von Vogt. Diese, so wie viele andere Schriften derselben Art, zeichnen sich durch Heftigkeit und Monotonie aus und leiden fast alle an derselben Kraftlosigkeit.

Außerhalb des Parlamentes war die Zahl der improvisirten Publizisten „Legio". Man denke nur an Paris, wo nach der Februar-Revolution eine Menge von Plakaten und Proclamationen an jeder Straßenecke, an jedem Thorwege zu finden war. Es war eine förmliche Manie; ein Jeder fast hielt es für seine Pflicht, der provisorischen Regierung mit seiner Meinung zu Hülfe zu kommen; man glaubte, da die Regierung anscheinend zu wenig Dekrete erließ, sie damit zu Hunderten und aber Hunderten versorgen zu müssen. Zu Frankfurt war dies eben so; Jedermann glaubte, es sey seine Schuldigkeit, den Erzherzog Johann und die deutsche Nationalversammlung über die Mittel, durch welche die Einheit des Landes herzustellen wäre, aufzuklären. Leider scheint keines dieser Mittel für wirksam erachtet worden zu seyn, oder man hat es auch vielleicht versäumt, in diesem wahren Broschürenregen gerade diejenige Schrift um Rath zu fragen, die Alles vor dem großen Schiffbruche hätte bewahren können. Unter der Menge von Manifesten frappirte mich ganz besonders eines. Es ist dies nämlich ein äußerst heftiger Angriff Menzel's gegen die auswärtige Politik der Frankfurter Versammlung. Nach dem Urtheile der vorzüglichsten Männer sind die Proclamationen nach außen hin, das fortwährende Mißtrauen gegen Holland, Sardinien, Preußen und Oesterreich, die Beleidigungen Italiens und endlich die Gewaltthätigkeiten gegen Dänemark das größte Unrecht des deutschen Parlamentes gewesen. Menzel sieht jedoch die Sache ganz anders an; er überhäuft das, seiner Meinung nach, zu friedliche Parlament mit Verwünschungen und giebt uns einen Kriegsplan, der beinahe alle europäischen Völker als Feinde bezeichnet. Wir kennen das Mißtrauen Menzel's sehr wohl; die Teutomanie hat hierin gerade den demagogischen Leidenschaften nichts vorzuwerfen. Stuttgarts berühmter Publizist, der unversöhnliche Gegner Goethe's, der Franzosenfresser, den Ludwig Boerne so nachdrücklich behandelt hat, ist wenigstens eben so argwöhnisch, wie Robespierre. Deutschland, wer sollte es wohl glauben, ist von den treulosesten Feinden umgeben; alle großen Politiker beinahe stehen auf seiner Proscriptionsliste, selbst auch Herr Bastide: wahrhaftig, niemals ist wohl die Unschuld unerschrockener verleumdet worden, als gerade hier.

Ein anderer Schriftsteller, der ebenfalls der provisorischen deutschen Regierung sehr unerwartete Rathschläge gegeben hat, ist Karl Gutzkow. Seit etwa zehn Jahren schien Gutzkow auf die politische Literatur gänzlich Verzicht geleistet zu haben; das Theater nahm seine Thätigkeit in Anspruch, und der Dichter tröstete sich über den Verlust des Publizisten. Warum kehrt er denn heute zu den verunglückten Versuchen seiner Jugend zurück? Ihren sind es wahrlich nicht, die ihn treiben; denn er bringt nichts Neues, und seine Begeisterung, so wie seine Prophezeiungen, geben auch nicht ein Pröbchen Sicheres. Gutzkow's Buch ist unter dem Titel: „Deutschland am Vorabend seiner Größe" zu Ende des Jahres 1848 und beinahe in demselben Augenblick erschienen, wo die Frankfurter Versammlung in ihrem chimärischen Unternehmen Schiffbruch litt.

Zur Literatur des Parlamentes lassen sich auch noch die „Briefe aus Frankfurt und Paris", von Friedrich v. Raumer rechnen. Herr v. Raumer ist Professor an der Berliner Universität und einer von denjenigen Geschichtschreibern, die in der deutschen Literatur, man möchte sagen, den meisten Platz einnehmen; er hat ungeheuer viel geschrieben. Wir kennen von ihm eine Geschichte Europa's, eine Geschichte Deutschlands und unzählige Fragmente in den jährlichen Taschenbüchern. Raumer hat sich gleichsam ein ganzes Buchhändler-Waarenlager mit seinen eigenen Schriften angelegt. Bei diesen Arbeiten des Zufalls, die natürlich aller Originalität und Lebhaftigkeit entbehren, ist es jedoch für Herrn v. Raumer sehr günstig, daß die Kritik seine „Geschichte der Hohenstaufen" als ein gelehrtes Werk, das von tiefen Forschungen über eine der schönsten Zeiten des alten Deutschlands Zeugniß giebt, citiren kann. Dieses Buch hat den Namen des Schriftstellers berühmt gemacht, und es unterhält die Berühmtheit des Herrn v. Raumer noch trotz der beklagenswerthen Fruchtbarkeit seiner Feder. Eines solchen Glückes kann sich weder der Polygraph des 17ten Jahrhunderts, Varillas, noch unser Zeitgenosse Capefigue erfreuen. Herr v. Raumer hält sich für einen großen Publizisten. Frankreich, England und die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind abwechselnd Gegenstand seiner politischen Studien gewesen, wenn überhaupt das Wort „Studien" seinen Reisebemerkungen, den alltäglichen und flüchtigen Eindrücken, welche weder durch ein umschlingendes Band verknüpft, noch durch eine Idee erweitert und getragen werden, beigelegt werden kann. So verhält es sich nicht allein mit dem, was uns Herr v. Raumer im Jahre 1830 in seinen Briefen aus Paris geliefert hat, sondern auch mit ähnlichen Arbeiten über London und Nord-Amerika und ganz besonders mit den im Jahre 1848 aus Paris geschriebenen Briefen. Was dieser letzteren Arbeit namentlich ein hohes komisches Interesse verleiht, ist die Familiarität; denn als Herr v. Raumer jeden Abend seine vertraulichen Erinnerungen aufzeichnete, um sie nachher dem Publikum mitzutheilen, war er Gesandter des deutschen Reichs bei der französischen Republik. Die geringsten Details seiner Zusammenkünfte mit unseren Ministern, die Haltung der Personen, mit welchen er gesprochen, ihre Kravatten oder Zigarren u. dergl. m. — dies Alles bespricht er mit würdevollem Ernste; er giebt uns, vielleicht ohne es selbst zu wissen, die lustigsten Genrebilder. Er ist ein wahrer Marquis v. Dangeau, welcher am Hofe Ludwig's XIV. alle kleinlichen Begebenheiten vom Aufstehen bis zum Schlafengehen des Königs aufzeichnete, nur daß die Stelle des königlichen Hofes hier das Gesandtschaftshotel vertritt und für Ludwig XIV. Herr Bastide gesetzt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das ist unrichtig; Dr. Haym, Privatdocent an der Universität Halle, hat seine Beobachtungen des Vereinigten Landtages nicht im Schooße desselben abgefaßt. D. R.

Oceanien.

Ein Besuch auf der Pitcairns-Insel.

(Schluß.)

Selbst auf diesem kleinen Eilande haben die jungen Leute ihre Spiele und Belustigungen; ihr Hauptvergnügen ist das Tanzen, welches ihnen einmal wöchentlich gestattet ist. Die Männer machen Jagd auf die wilden Ziegen, die hier äußerst zahlreich sind und die hauptsächlichste Fleischspeise abgeben, welche aber, aus Furcht vor Hungersnoth, nur zweimal die Woche genossen wird. Mehrere von diesen Thieren wurden den Offizieren und der Mannschaft unseres Schiffes als Geschenk dargebracht; wir hatten es uns jedoch zur Regel gemacht, nichts ohne Zahlung anzunehmen — ich meine solche Gegenstände, als Ziegen, Geflügel, Yams u. s. w., denn Obst war in Ueberfluß vorhanden — da wir wußten, wie nöthig die Insulaner Geld bräuchen, um sich von den Wallfischfahrern Arzneien, Kleidungsstücke und Arbeitsgeräth zu verschaffen. Eine von den Ziegen wurde ein großer Liebling der Matrosen und blieb auf dem Schiff bis zu unserer Rückkehr nach Valparaiso.

Die Pitcairn-Insulaner haben auch eine Bibliothek, in der sich neben einigen historischen und geographischen Werken die Romane von Walter Scott, Cooper, James, Marryatt und Dickens befinden. Diese Bücher sind meistens von den Wallfischfahrern zurückgelassen worden.

Der urbare Theil der Insel wird auf mehr als 400 Acres geschätzt, von denen nur ein Zehntel angebaut ist. Der Ertrag desselben reicht hin, um den Bedürfnissen der Einwohner zu genügen und die einkehrenden Wallfischfahrer mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Von diesen haben in den letzten acht Jahren im Durchschnitt achtzehn jährlich bei der Insel angelegt; die größte Anzahl, die in einem Jahre hier ankam, war neunundvierzig. Früher wurde die Insel nur von zwei oder drei Schiffen des Jahres besucht.

Der alte Adams hatte kurz vor seinem Tode den Gedanken gefaßt, daß die Produkte der Insel nicht hinreichen würden, die steigende Bevölkerung zu ernähren, und die britische Regierung sah sich daher veranlaßt, einen Theil der Einwohner nach Otahiti überzuführen, welches sie als ihr Mutterland betrachteten. Ihr Aufenthalt in Otahiti dauerte jedoch kaum ein halbes Jahr, da sie über die dort herrschende Sittenlosigkeit sich so entrüstet fühlten, daß mehrere von ihnen erkrankten und starben und die übrigen nach ihrer geliebten Heimat zurückgebracht werden mußten, wozu das Transportschiff „Lucy Anne" verwendet wurde — dasselbe Fahrzeug, auf welchem Herman Melville seine pikanten, obwohl etwas apokryphen Abenteuer erlebte. Unsere obigen Angaben beweisen, daß die Befürchtungen des Patriarchen ungegründet waren; das einzige Ungemach, mit dem seine Nachkommen wirklich zu kämpfen haben, ist der Mangel an Wasser, indem ihr ganzer Vorrath aus dem in den Cisternen gesammelten Regenwasser besteht. Solcher Cisternen giebt es drei, wovon die größte auf einem hohen Berge gelegen ist und etwa sechzehn Tonnen enthalten soll; die beiden anderen haben einen Umfang von je acht Tonnen. Während der heftigen Regengüsse, die in den Monaten März, April und Mai stattfinden, seigt sich das Wasser durch den Erdboden und tröpfelt in solchen Massen längs den Felsen hinunter, daß man ein ganzes Schiff damit versehen könnte; auf die Dauer ist aber hierauf nicht zu rechnen. Das Land bringt Mais, Yams, gewöhnliche und süße Kartoffeln (Pataten), Pisang- und Brodfrüchte hervor. Die letzteren gerathen nicht immer gut, wahrscheinlich, weil die Insel den Winden zu sehr ausgesetzt ist, denn in Rio Janeiro, welches ungefähr unter

derselben Breite wie Pitcairn liegt, wird dieser schöne und ergiebige Baum in blühendem Zustande gefunden.

Ananas und Kokosnüsse sind Staplerprodukte, wie auch Arrow-root und Tabak. Außer den schon erwähnten Ziegen giebt es Schweine und Geflügel in Menge; von den Fischen werden hauptsächlich Albakoren, Barben, Giropas, Schnapper (ein kleiner rother Fisch), kleine Haie, drei verschiedene Arten Weißfisch und zahllose Schalfische genossen. Die kleineren Fische werden in Netzen gefangen, die großen aber mit Leinen und Haken aus dem Wasser gezogen, wo sie oft in einer Tiefe von hundert bis hundertzwanzig Faden gefunden werden. Ehe sie die Oberfläche des Wassers erreichen, werden viele von ihnen durch jenes raubgierige Ungethüm, den Hai, entführt, der zu gewissen Jahreszeiten sich häufig einstellt. Die Bäume, die man auf dieser Insel antrifft, sind der Miro, Kokos, Pandanus und Tapau, die hauptsächlich zu Bauten gebraucht werden, der Puran (Hibiscus tiliaceus), aus dem man ausschließlich nur Schalbarten verfertigt, und der Tatue oder Lichtnußbaum (Aleurites triloba), dessen Kern ausgespannt und statt der Fackeln gebraucht wird.

Lange, ehe die meuterische Besatzung der „Bounty" auf Pitcairn landete, war diese Insel von einem Volksstamm bewohnt, dessen Gebeine und Utensilien mancherlei Art noch gelegentlich aufgegraben werden und denjenigen gleichen, welche man in den unzähligen Eilanden findet, mit denen das Stille Meer besäet ist — ein Beweis, daß diese Völkerschaft ein Zweig der weitausgebreiteten polynesischen Race war. Aexte, Haken, Beile, Meißel von Basalt wurden und als Ueberreste derselben vorgezeigt und verehrt; an mehreren Stellen sind die Grundlagen von Häusern entdeckt worden, und der größte Wasserbehälter auf der Insel rührt noch von diesen Aborigenen her. Die heutigen Bewohner der Gambier-Insel versichern, daß ihre Vorältern ursprünglich aus Pitcairn stammen. Man glaubt, der Rest der Aborigenen sey um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den Marquesas ausgewandert, wo die Eingebornen, mit denen die Ankömmlinge in Streit gerathen, sie getödtet und verzehrt hätten.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß einige Hieroglyphen, die Denkmäler jenes untergegangenen Volksstammes, auf einem die Rope-Bai überhangenden Felsen zu sehen wären; ich beschloß daher, sie in Augenschein zu nehmen, und mit Arthur Quintal, einem einsichtsvollen Insulaner, als Führer, begann ich den Theil des Bergrückens oder Kammes zu ersteigen, der das Eiland begränzt. Indem wir das Miro-Thal durchwanderten, welches seinen Namen von den zahlreichen Bäumen dieser Gattung empfangen hat, überblickten wir den Distrikt St. Paul, der wegen seiner Schönheit und der Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Vegetation für den Garten von Pitcairn gilt. Durch diese herrliche Landschaft wurde ich nach dem Gipfel eines Berges geführt, an dessen Fuße die Stelle liegt, die ich zu besuchen gedachte. Von der Höhe, wo ich mich jetzt befand, war die Aussicht in der That großartig; die unermeßliche Sübsee dehnte sich nach allen Seiten vor uns aus: als ich aber in die Bai niederblickte und hörte, daß unser Pfad den Abhang hinunter führe, wurde ich von Schrecken ergriffen, mein Blut erstarrte, und ich vergaß alle Pracht und Herrlichkeit der Natur, von der ich umgeben war. Da mein Führer mir jedoch sagte, daß nicht nur er selbst, sondern viele andere Einwohner dieses Unternehmen vollbracht hätten, beschloß auch ich, mein Glück zu versuchen, indem ich bei mir selbst überlegte, daß ich ja nach Umständen weitergehen oder zurückkehren könne. So begannen wir denn hinabzuklettern, zwischen Pandanus- und kleinen Mirobäumen, indem die langen Blätter des ersteren wegen ihrer Zähigkeit uns als Handseile dienten, bis wir am Rande des Felsens anlangten. Hier stand ich still und blickte hinab und rings umher. Mein Erstaunen war gränzenlos: keine Möglichkeit schien vorhanden, unseren Weg fortzusetzen, denn nicht die Spur von einem Pfade war zu sehen, und es gab nichts, woran man sich halten konnte, als einige Sträucher und die Spalten des Felsens. Doch von meinem Führer angefeuert, der mich wie ein Kind unterstützte und durch seine freundliche Stimme ermuthigte, stieg ich hinab und immer weiter, bis der nackte Felsen, ohne einen Strauch oder die geringste Spalte oder Ritze, an die man sich klammern konnte, meinen Fortschritt hemmte. Auf einem mir unmöglich scheinenden Stige wanderte mein Führer, mir immer Muth einsprechend, weiter, und ich folgte, indem ich einen Fuß nach dem anderen auf seine Hand stützte; als ich so stand, fühlte ich, daß ein Strauchein, ein Fehltritt von seiner oder meiner Seite uns Beide in den gähnenden Abgrund stürzen würde, um unten auf den Steinen zerschellt zu werden. Die Wellen peitschten sich schäumend gegen die Felsen; das rauschende Getöse des Meeres, das sich mit donnerartigem Brüllen an den zahlreichen Lavablöcken und Kieselsteinen brach, der schwarze und kahle Fels über uns, der furchtbare Abgrund unten und der Schaum, dessen weißer Glanz mir in einer Entfernung von dreihundert Fuß die Augen blendete — alles dieses erfüllte mich mit schaudernbem Entsetzen. Nur das Bewußtseyn, daß es jetzt eben so gefährlich sey, zurück- als vorwärtszugehen, und das freundliche Zureden meines Führers gaben mir Kraft, meinen Weg fortzusetzen. Schritt für Schritt ging ich weiter, bis der furchtbare Abhang hinter und war und wir in verhältnißmäßiger Sicherheit auf dem vorspringenden Felsen standen. Jetzt, da die Gefahr vorüber, obgleich wir uns noch auf einer zweihundertfünfzig Fuß hohen Klippe befanden, überfiel mich ein Zittern bei dem Gedanken an das, was wir gethan hatten. Erst, wenn man das Ufer erreicht hat, ist der Pfad völlig sicher, und als ich meinen Fuß auf ebene Erde gesetzt hatte, fühlte ich mich wie von einer schweren Last befreit. Es war mir, als ob ich aus einem schrecklichen Traum erwacht sey, zu grauenvoll für die Wirklichkeit.

Wir schritten über große Lavablöcke fort, welche das Ufer bedecken und von den Wellen bespült wurden. In die Oberfläche eines hohen, vorspringenden Felsens am äußersten Ende der Bai sind ziemlich alte Hieroglyphen eingehauen; die Zeit und die ätzende Wirkung der Seeluft haben die Charaktere an mehreren Stellen undeutlich gemacht, aber genug ist übrig geblieben, um die Züge verfolgen und unterscheiden zu können. Diese symbolischen Zeichen sind ohne Zweifel das Werk eines Autochthonenvolkes — ob zur Erinnerung an eine historische Begebenheit oder als Embleme religiöser Ceremonien, kann man natürlich nicht mehr angeben. Ein Vogel, die Figur eines Mannes, ein Kreis, vielleicht das Sinnbild der Ewigkeit, und einige andere undeutliche Figuren bilden das Ganze.

Außer diesen Hieroglyphen hat man noch mehrere Götzenbilder aufgefunden, so wie eine roh gearbeitete Bildsäule, welche die Pitcairn-Insulaner verschenkt haben, da sie keinen Werth auf die religiösen Ueberreste eines Volkes legen, das sie „Heiden" nennen. Auch auf den Salomons-Inseln und, wenn ich mich nicht irre, den Neuen Hebriden sind Hieroglyphen gefunden worden.

Kurz nach meiner Rückkehr erscholl die Glocke, um die Einwohner zusammenzurufen, da unser Capitain den Wunsch geäußert hatte, ihnen einige Worte zu sagen, ehe er sie verließ. Als die Aeltesten und das ganze Volk sich eingestellt hatten, drückte der Capitain seine Freude aus, sie in einem so glücklichen Zustande gefunden zu haben, indem er die Hoffnung hinzufügte, daß sie bei ihren gegenwärtigen Sitten beharren möchten. Das Interesse, das die Welt an ihnen nähme, hänge von ihrer Moralität und ihrer Achtung für die Religion ab; würden sie hiervon abweichen, so verlören sie die Sympathie und Unterstützung ihrer Mitmenschen in allen britischen Landen. Er schloß mit aufrichtigen Wünschen für ihre Wohlfahrt und ihr Glück und der herzlichen Zuversicht, daß sie stets den Weg der Tugend und der Redlichkeit wandeln würden.

Als die Abschiedsstunde herannahte, begleiteten uns die Insulaner Hand in Hand nach dem Strande, indem sie ihre Dankbarkeit für unseren Besuch zu erkennen gaben. Die Böte, die uns an Bord brachten, warteten neben dem Schiffe, bis es unter Segel war; dann standen die Ruderer auf und schwenkten die Hüte mit einem Hoch auf Alt-England. Als der Wind uns die Segel schwellte und das Schiff sich langsam in Bewegung setzte, erhob sich eine Rauchwolke über die Niederlassung, von dem Knall eines Schusses gefolgt; dies war das letzte Lebewohl, das wir von Pitcairn erhielten. Die abgefeuerte Kanone hatte ursprünglich zu der „Bounty" gehört und lag fünfzig Jahre lang in der Tiefe des Meeres; durch ungewöhnliche Ausdauer und Arbeit wurde sie auf ihren gegenwärtigen Standpunkt, dreihundert Fuß über dem See-Niveau, gehoben. Sie hat diese Gallen, wird selten abgefeuert und dann nur vermittelst einer langen Laufröhre, da die Einwohner die Gefahren kennen, die mit einem solchen Experiment verknüpft sind. Außer dieser Kanone sind noch andere von der „Bounty" gekommene Gegenstände in ihrem Besitz: das Fragment eines Sextanten und ein Pumpenschwengel wurden uns nebst anderen Kuriositäten verehrt. Sie dienen uns zur Erinnerung an das interessante Eiland Pitcairn, welches der einbrechende Abend bald unseren Blicken entzog. (D. N.)

Norwegen.

Bemerkungen über die politische und materielle Lage Norwegens.*)

Die Anschauung eines Sozialzustandes, wie er in Norwegen existirt, bringt einen wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth des Beobachters hervor. Die Erhabenheit der Natur-Erscheinungen trägt dazu bei, dieses Gefühl zu erhöhen, um so mehr, als sie mit dem einfachen und anspruchslosen, aber freien und unerschrockenen Charakter des Volkes harmonirt. Die Bewohner südlicherer Gegenden scheinen oft der Schönheit und Fruchtbarkeit der sie umgebenden Landschaft unwürdig. Mitunter sind sie roh und phlegmatisch, für die großartigen Scenen unempfindlich, unter denen sie aufwachsen, oder sie arten, durch die verschwenderische Pracht der Natur verwöhnt und entnervt, zu Sklaven und Bettlern aus, so daß manche Länder wegen ihrer Schönheit eben so sehr berühmt, als sie wegen der herabwürdigenden Lage ihrer Bewohner betrauert sind. In nördlichen Klimaten ist dieser Kontrast in der Regel weniger auffallend — am allerwenigsten aber in Norwegen. Die Natur ist hier von wunderbarer Schönheit, aber es ist ein strenger und erhebender, kein abspannender und berauschender Liebreiz. Nirgends ist der Einfluß des Klimas auf den Nationalcharakter sichtbarer, aber dieser Einfluß kräftigt den Geist, während er ihn bildet. In früheren Jahrhunderten half er ein Geschlecht erzeugen, welches, aus seinen felsumgürteten Einöden hervorgehend, den Grund zu den mächtigsten und ausgedehntesten Reichen legte, welche die Welt je gesehen hat. Und jetzt, nach einem Zeitraum von tausend Jahren, schaut die Welt mit Neid und Bewunderung auf ein Volk, welches, obgleich der Stammvater des Feudalismus, selbst nie feudale Zustände gekannt hat; welches, obgleich es den stärksten Impuls zum Fortschritt der Menschheit gegeben, selbst durchaus unprogressiv geblieben ist, indem es sich noch jetzt in einem so einfachen und ursprünglichen Sozialzustande befindet, als es einem Volke möglich seyn kann, dem die Buchdruckerkunst und die Reformation nicht fremd sind.

Kein Wunder, daß man in einem Zeitalter, wie das unsere, das sich von einer Revolution in die andere stürzt, von allen Seiten neugierige Blicke auf ein Land richtet, welches ein so einziges Schauspiel gewährt. Konservative und Liberale können hieraus die Bestätigung ihrer Lieblingstheorien finden, und wenn die Liberalen diese Gelegenheit bisher vorzugsweise benutzt haben, so rührt es wohl davon her, daß die Zornen der norwegischen Institutionen in

*) Norway in 1848 and 1849; containing Rambles among the Fjelds and Fjords of the Central and Western Districts, and including Remarks on its Political, Military, Ecclesiastical, and Social Organization. By Thomas Forrester, Esq. London, 1850.

der That radikal und demokratisch sind, während sie sich in ihren Wirkungen als außerordentlich konservativ erweisen und den Fortschritt viel weniger begünstigen, als es für die Wohlfahrt des Landes erforderlich wäre. Es scheint uns daher, daß sowohl Konservative als Liberale sich in Hinsicht der Lehren irren, die man aus dem Beispiel Norwegens ableiten will.

Die physische Configuration Norwegens, in Verbindung mit der Strenge seines Klimas, wird ihm stets, wie seither, eine ausnahmsweise Stellung, anderen Völkern gegenüber, anweisen. Seine Bevölkerung, so numerisch schwach sie auch ist, wenn man sie, nicht mit England oder Belgien, sondern mit Deutschland oder sogar mit einzelnen Theilen Spaniens und Rußlands vergleicht, ist dennoch zahlreicher, als das Land ernähren kann. Norwegen ist daher gegen die schlimmsten Uebel gesichert, die aus einer allzu dichten Bevölkerung entstehen können, aber es ist zugleich der Vortheile beraubt, welche die menschliche Thätigkeit gewährt. Ein Netz von Eisenbahnen bedeckt allmälig die Oberfläche von Europa und Amerika und bringt eine durchgreifende Veränderung in den gesellschaftlichen Zuständen dieser Welttheile hervor; Norwegen aber besitzt kaum eine einzige Lokalität, außer der Strecke von Christiania nach Minde, in der ein Schienenweg ausführbar wäre oder Nutzen verspräche. Zwei oder drei Dampfböte auf zwei oder drei seiner zahllosen Seen reichen hin, um die inneren Communicationen des Landes zu unterhalten. Und nicht allein was Eisenbahnen und Dampfschiffe betrifft, sondern in tausend anderen Beziehungen ist der Einfluß moderner Wissenschaft und moderner Ideen auf die Lage des norwegischen Volkes entweder ganz null oder doch unendlich geringer, als er in den meisten Theilgegenden ist oder zu werden verspricht. Norwegen kann nicht einmal, wie die Schweiz, die Segnungen aus der zweiten Hand empfangen, welche unsere heutige Wissenschaft mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet. Die Eisenbahnen nähern sich von allen Seiten den Gränzen der Schweiz, und Tausende von fremden Reisenden rufen auf jedem See eine Flotte von Dampfschiffen ins Leben. Die Schweiz gewinnt hierdurch neue Elemente des Wohlstandes, die zur Entwickelung ihrer Hülfsquellen dienen. Norwegen ist jetzt, wie im Anfang, einzig und allein auf das Meer angewiesen, dessen Beherrscher seine Söhne einst waren. Auch hier wird es immer mehr von Nationen überflügelt, welche über größere Kapitalien gebieten. Seine Handelsmarine hat sich zwar in der letzten Zeit vermehrt, aber die Dampfschifffahrt nimmt die gewinnreicheren Branchen des Transport-Handels immer mehr in Anspruch, und die Kaufleute von Bergen und Drammen werden wohl nie hinlängliche Mittel besitzen, um Flotten von Dampfern zu erbauen oder zu bestrachten, wie diejenigen, welche die Häfen von Hamburg und Hull, von Liverpool und New-York füllen. Antwerpen und Lübeck können eines Tages ihre frühere Handelsthätigkeit wieder erlangen, aber die Ursachen, welche Bergen in alter Zeit zum Nebenbuhler Antwerpens machten, waren exceptionell und werden nie zurückkehren.

Man würde sich übrigens irren, wenn man annähme, daß die physische Lage Norwegens nicht auch in seiner Blüthperiode der Entwickelung seiner staatlichen Kräfte unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt hätte. Es ist wahr, wie wurde einem Volke ein so ausgezeichnetes Organisationstalent verliehen. Selbst die Griechen müssen den Normännern in dieser Hinsicht den Vorrang überlassen. Aber nur in fremden Regionen konnte sich dieser Geist in seinem vollen Umfang zeigen. Es war in Dänemark, in Frankreich, in England, in Rußland, in Sicilien, in Konstantinopel, in Syrien, wo die Schaaren des Nordens eine passende Arena für ihre energische Thätigkeit fanden. Ihre kriegerischen Neigungen hätten sie in ihren heimischen Fjorden und Fjelden befriedigen können; allein die Eigenschaften, die sie zur herrschenden Race in halb Europa erhoben, die Baulust und der ritterliche Sinn, konnten in einem Lande nicht zur Vollendung gebracht werden, welches keine Bausteine liefert und keine Ebenen hat, auf denen ein Kavallerie-Angriff das Schicksal ganzer Reiche entscheiden kann. Selbst in der Literatur, für welche, wie für alle Künste des Lebens, das norwegische Volk eine natürliche Begabung zeigt, konnte ein in zahllose isolirte Thäler geschiedenes Land seinen Kindern nicht die erforderliche Aufmunterung gewähren. In den Hallen der Könige von Schweden, Dänemark und England mußten die Skalden Norwegens ihren Lohn suchen. Das entlegene, aber gesellige Island war das Asyl der nordischen Wissenschaft; dort wurden die skandinavische Mythologie ausgebildet und die Sagas geschrieben, die mit solcher naiven Treue das Andenken nordischen Heldenmuths bewahren. Auch heutzutage ist es nicht anders: hätten Polberg und Ole Bull den Ruhm nicht außerhalb ihres Vaterlands aufgesucht, sie würden im übrigen Europa so wenig gekannt und gewürdigt seyn, als es Bergeland und Bjerregaard zu dieser Stunde sind.

Wir führen diese Thatsachen nicht als Vorwurf gegen ein Land und ein Volk an, für welches wir die höchste Bewunderung empfinden. Sie wurden durch die Macht der Umstände erzeugt. Die Literatur, wie die anderen Produkte der Civilisation, bedarf des Impulses, der ihr aus dem Zusammenfluß größerer Menschenmassen erwächst. In einem einfachen, hirtenartigen und zerstreuten Zustande der Gesellschaft, wie er in Norwegen existirt, fehlt den geistigen Anstrengungen sowohl der Antrieb als der Lohn, den sie in anderen Ländern finden. Es macht sich daher bei allen Berg- und Hirtenvölkern ein Mangel an Progressivität bemerkbar, sogar in der Schweiz, wo die Anzahl und die Bedürfnisse der Bevölkerung einen viel höheren Grad von sozialer und industrieller Entwickelung hervorgebracht haben. Der Boden Helvetiens ist vielleicht eben so unfruchtbar, als der von Norwegen, aber er wird von einer verhältnißmäßig dreizehnmal stärkeren Bevölkerung angebaut.

So bildet denn Norwegen eine eigenthümliche Erscheinung im heutigen europäischen Staatenleben. Hauptsächlich von den Produkten ihres eigenen Bodens lebend oder von den Wäldern und Gewässern, zu denen sie unbeschränkten Zugang haben, frei von Grundsteuern und mit nur mäßigen Abgaben belastet, sah ohne künstliche Bedürfnisse oder mit so wenigen, daß sie durch den Tauschhandel befriedigt werden können, ist unter den ackerbauenden Klassen, d. h. der ungeheuren Majorität des Volkes, das Geld eine Seltenheit. In der That geben die meisten Operationen des bürgerlichen Lebens ohne dessen Vermittlung vor sich, und man weiß es daher zu entbehren. Von einer solchen Bevölkerung ist es nicht zu erwarten, daß sie je die Betriebsamkeit der Holländer und Schweizer nachahmen werde. Die norwegische Milch ist, nach dem einhelligen Zeugnisse der Reisenden, die schönste und fetteste in der Welt und besonders zur Butterfabrication geeignet; dessenungeachtet produziren die Landleute, außer der von ihnen selbst verbrauchten Quantität, nicht genug, um die höchst mäßigen Anforderungen der städtischen Bevölkerung zu befriedigen, und diese ist daher gezwungen, Butter aus Dänemark einzuführen, um dem Mangel abzuhelfen. Selbst die Staplerprodukte Norwegens, Bauholz, Fische und Mineralien, werden bei weitem nicht in dem Grade benutzt, als es in einem Lande geschehen würde, welches reichlicher mit Arbeitskräften und Kapitalien versehen wäre. Das prächtigste Bauholz kann nicht verwerthet werden, da es an Mitteln fehlt, es nach der Küste zu transportiren, und die Fischerei auf den Binnenseen dient nur zur eigenen Consumtion. Am auffallendsten ist der geringe Ertrag des Bergbaues: die Totalsumme des in Norwegen gegossenen Eisens beträgt alljährlich nicht mehr als 30,000 Tonnen. Auch hieran ist der Mangel an Kapitalien schuld. Als das Storthing neulich eine Anleihe von 200,000 Thlrn. erheben wollte, war es unmöglich, das Geld im Lande selbst aufzutreiben, und man mußte sich deßhalb nach England wenden. Wir sind zwar weit entfernt, die Abwesenheit jenes Metalls, welches von Sittenlehrern aller Jahrhunderte als das Verderben der Völker geschildert worden, für ein Unglück zu halten; wir glauben vielmehr, daß die Normänner diesem Umstande vorzugsweise die Moralität und die einfachen Tugenden zu verdanken haben, die sie vor so vielen anderen Nationen auszeichnen: allein eben deßhalb darf man von einem Volke, das sich in einer so eigenthümlichen Lage befindet, keine raschen materiellen oder geistigen Fortschritte erwarten, und noch weniger die constitutionellen Formen, die mit seinen patriarchalischen Lebensverhältnissen übereinstimmen und unter deren Schutz es einen beneidenswerthen Ruhe, eines ungetrübten Glückes erfreut, als Norm für die künstlichen und verwickelten Zustände gebildeterer Länder aufstellen.

Mannigfaltiges.

— Miß Jane Porter. Eine ehemalige Notabilität in der englischen Literatur, Miß Jane Porter, deren Ruf als Romanschreiberin noch aus den vor-Waverleyschen Zeiten datirt, ist neulich zu Bristol in einem Alter von vierundsiebzig Jahren gestorben. Ihre bekanntesten Romane, „die schottischen Häuptlinge“ und „Thaddäus von Warschau“, sind, wie wir glauben, auch in deutschen Uebersetzungen erschienen und fanden zu ihrer Zeit ein sehr theilnehmendes Publikum. Mehrere von ihren Werken schrieb Miß Jane Porter in Verbindung mit ihrer jüngeren Schwester Anna Maria, wie denn überhaupt die Produkte der beiden Schwestern eine große Familien-Aehnlichkeit haben. Es sind meistens pikturische Romane und Erzählungen, die aber in Stil und Darstellung eher mit den Rittergeschichten der Scudery und La Calprenède's, als mit der von Walter Scott gestifteten Schule verwandt sind. Nach einer langen Pause, während der sie bei der undankbaren Leserwelt fast in Vergessenheit gerathen war, trat Miß Porter vor einigen Jahren mit „Sir Edward Seaward's Tagebuch“ wieder auf, einer Robinsonade, die so gut gehalten war und einen solchen Charakter der Authentizität zu besitzen schien, daß es einer ausführlichen Kritik in einem der bedeutendsten englischen Journale bedurfte, um sie als eine Erdichtung zu qualifiziren. In ihren Privatverhältnissen erfreute sich Miß Porter, ihrer Wohlthätigkeit und thätigen Menschenliebe halber, einer allgemeinen Achtung und stand auch durch ihren verstorbenen Bruder, den gelehrten Reisenden in Persien und Kleinasien, Sir Robert Ker Porter, mit den höheren wissenschaftlichen Kreisen in Verbindung.

— Ein Preß-Skandalosum in Schweden. Der Herausgeber von „Gothenburg's Handels- und Schifffahrtszeitung“, Kämmerer Sandvall, war am 8. Mai nach Stockholm gereist und hatte dem bei dem Blatte angestellten Redactionspersonale, nachdem er für das nöthige Material Sorge getragen, den Auftrag gegeben, während seiner auf vierzehn Tage festgesetzten Abwesenheit das Blatt zu redigiren. Aber kaum war er fort, als der frühere Herausgeber des Blattes, Herr Pryß, welcher noch bei dessen Redaction betheiligt war, in Gemeinschaft mit einigen anderen Mitarbeitern, Sandvall's Blatt aufhören und bei einem anderen Buchdrucker ein ähnliches, „Gothenburgs neue Handels- und Schifffahrtszeitung“ genannt, erscheinen ließ. Die erste Nummer, in weit kleinerem Format als die frühere gedruckt, wurde an alle Abonnenten derselben vertheilt und enthielt eine Anzeige von Pryß, daß, da Sandvall wegen ökonomischer Verwickelungen sein Blatt nicht länger fortsetzen könnte, er genöthigt wäre, dasselbe zu übernehmen. Als Sandvall in Stockholm diese Verrätherei erfuhr — die ziemlich wahrscheinlich mit einer politischen Intrigue in Verbindung steht — protestirte er sofort öffentlich dagegen und eilte nach Gothenburg zurück, um sein Blatt wieder zu übernehmen. Vermuthlich steht ein Prozeß darüber bevor.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 74. Berlin, Donnerstag den 20. Juni 1850.

Nord-Amerika.

Blumenlese aus neueren Reisebeschreibungen.

Vor kurzem ist in Amerika ein sehr werthvolles Werk, unter dem Titel: „Exploring Expeditions of Wilkes, D'Urville, Ross and Lynch", von J. Jenkins herausgegeben worden. Es ist ein wahres multum in parvo, indem es in gedrängter Kürze eine summarische und dennoch genau detaillirte Uebersicht der neuesten Entdeckungen und Nachforschungen in allen Theilen der Erde gewährt. Die obengenannten Reisenden sind nicht die einzigen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, sondern auch viele andere Reise- und Geschichtsbücher hat er zu Rathe gezogen. Ohne uns jedoch weitläuftiger über das Verdienst dieses Werkes auszusprechen, wollen wir unseren Lesern einige Auszüge daraus vorlegen, damit sie selbst über Inhalt und Darstellung urtheilen mögen.

1. Kolonistenleben in Australien.

Das Kolonistenleben ist dasselbe in Australien wie in den anderen englischen Besitzungen ähnlicher Art. In den Städten, welche in den Kolonieen liegen, die nicht für Sträflinge bestimmt sind, bemerkt man keine Eigenthümlichkeiten, welche besondere Erwähnung zu fordern scheinen, ja, mit Ausnahme der Anwesenheit von Sträflingen könnte man das Nämliche selbst von den Städten sagen, welche in Strafniederlassungen liegen. In Sydney und in anderen Orten in Neu-Südwales bilden die Regierungsbeamten und die wohlhabenderen Einwohner, welche nie Sträflinge gewesen, die Aristokratie und werden Exklusionisten genannt; die zweite Klasse besteht aus befreiten Sträflingen oder Emancipationisten, und die niedrigste Stufe nehmen die Sträflinge selbst ein, auf welcher der Fluch der sozialen Acht schwer lastet. Jede Klasse blickt mit Verachtung auf die niedere herab, und obschon zwischen den Emancipationisten und den Sträflingen etwas Sympathie herrscht, so haßt doch jede der beiden Klassen die höher gestellte. Die Aristokratie ist eben so exklusiv in der Austheilung ihrer Gunst und in ihrer Gönnerschaft wie die Patronissinnen der Almack's-Bälle, und die befreiten Sträflinge und ihre Familien werden, selbst wenn sie den Reichthum eines Krösus besitzen, nicht in ihre Gesellschaft zugelassen; auf diese Weise wird das Vergehen der Väter buchstäblich an den Kindern bis zum dritten und vierten Geschlecht heimgesucht. Die eingebornen Söhne und Töchter der Emancipationisten sind wiederum ihrerseits der geselligen oder ehelichen Verbindung mit befreiten Sträflingen abgeneigt.

Im Innern sind die gemischten Klassen nothwendigerweise mehr in einander verschmolzen, und der Kastengeist ist daher weniger scharf hervortretend. Der australische Ackerbauer oder Viehmäster gleicht seinem Urbilde in allen Landen und brummt eben so unaufhörlich über schlechtes Wetter, schlechte Aerndte und schlechte Regierung bei seinem Glase Genever oder Rum, wie der andere bei seinem Maß Porter oder brausender Ale.

Bälle, Feten und Mittagsmahle fallen natürlich in Sydney und in anderen großen Städten häufig vor. Alle, welche die nöthigen Mittel besitzen, äffen die Bondstreetsitten nach, und die Moden sind bloße Kopieen, mit einem Zwischenraume von zwölf Monaten, von denen, welche man in den Straßen St. Honoré und Piccadilly antrifft. Einige Kleidungsstücke sind jedoch mehr tropischer Art; so werden z. B. breitblätterige Panamahüte und weißleinene Jacken und Beinkleider gewöhnlich bei warmem Wetter getragen.

Für die Errichtung von Schulen, Gymnasien, literarischen und Wohlthätigkeits-Anstalten thut sich ein lobenswerthes Interesse kund; auch hat sie die Regierung auf eine freigebige Weise begünstigt. Schon 1817 wurde ein Achtel von den Einkünften der Kolonie für Schul-Zwecke bestimmt. Große Striche Landes wurden den Waisen-Anstalten für Mädchen geschenkt und ein Stück, aus 50 oder 100 Ackern bestehend, jeder Waise zugetheilt. Auch wurden Schulen zur Civilisation und Erziehung der Eingebornen gegründet und Gelder ausgesetzt, um Missionäre unter sie zu senden. Im Jahre 1830 belief sich die Zahl der Schüler in den öffentlichen Schulen in Neu-Südwales, zu deren Erhaltung die Regierung über 12,000 Pfd. Sterl. beitrug, auf beinahe viertausend, und über achtzehnhundert besuchten Privat-Anstalten. Zugleich gab es drei Gymnasien, welche zahlreich besucht waren, nämlich die King's School in Paramatta, das Sydney College und Australian College in Sydney.

In den Städten ist die Bauart der ähnlich, welche man in europäischen und amerikanischen Städten findet, nur sieht Alles frischer und neuer aus, als in den veralteten Hauptstädten der alten Welt. Einige Landsitze sind sehr zierlich und reizend, besonders wenn vom dortigen üppigen Land umgeben. Die Häuser sind gewöhnlich ein Stock hoch, entweder von Stein oder Holz gebaut, mit einem hohen, abschüssigen Dache, Bodenkammern und Dachfenstern, einer Halle in der Front oder zuweilen hinter dem Hause, und mit Seitenflügeln, deren Dächer rechtwinkelig bis zu denen des Hauptgebäudes herabkommen, versehen. Die Wohnungen der Ansiedler sind rohe Gebäude, aus Platten bestehend, welche in den Boden getrieben oder an Rahmen befestigt sind; sie haben Fußboden von Balken, Stroh- oder Baumrindendächer, zuweilen polirte Fenster und Schornsteine aus Stein oder Lehm, nach der holländischen Mode auf der Außenseite errichtet. Zuweilen zeigt sich ein wenig mehr Geschmack, und man sieht Balkone, die Fronte der Häuser entlang laufend, von rohen Baumstämmen gestützt und mit Wein und kriechenden Pflanzen verziert. In dem daran stoßenden Garten giebt es auch häufig Gitterwerk, aus Zweigen zusammengesetzt und mit Schlingpflanzen bedeckt, deren Blüthen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

2. Naturprodukte Kaliforniens.

Die merkwürdigsten unter den wilden Thieren in Kalifornien sind der grimmige Weißbär (ursus ferox), das gehörnte Elennthier, der schwarzgeschwänzte Hirsch, der wilde Panther und der Puma, der kalifornische Löwe, die scheue Antilope und der lärmende Coyote oder Prairiewolf.*) Der Büffel ist in dieser Gegend nicht heimisch. Hasen, Eichhörnchen, Kaninchen und Murmelthiere findet man im Ueberfluß. Die Flüsse enthalten eine Unzahl der wohlschmeckendsten Fische, namentlich sind zarte und fette Lachse in Menge vorhanden. Das gefiederte Geschlecht ist durch den Adler, den Habicht, die Krähe, den Fasan, das Rebhuhn, die Gans, die Ente, den Pelikan, den Brachvogel, den Kranich, den Puter, die Taube und den Kibitz vertreten.

Herr v. Mofras, einer der gelehrtesten und wissenschaftlich gebildetsten Reisenden, welche dieses Land besucht haben, behauptet, daß der ganze Theil Kaliforniens, der zwischen der Küste und der Sierra Nevada liegt, von bewundernswürdiger Fruchtbarkeit sey und sich vollkommen zur Kolonisirung eignr. Capitain Wilkes versichert uns ebenfalls, der Boden habe eine so außerordentliche Fruchtbarkeit, daß er im Durchschnitt achtzig Buschel (pro Acker?) liefere, ja, daß man zuweilen, obwohl nicht sehr oft, hundertundzwanzig Buschel ärndte. Diese Angaben müssen indeß mit einiger Vorsicht aufgenommen werden. Die Berge und Hochlande sind allerdings mit den schönsten Triften bedeckt, aber sie sind nicht geeignet, etwas Anderes als Gräser hervorzubringen. Die hohen Ebenen sind mit unermeßlichen Feldern von wildem Hafer und wildem Senf überwachsen, die sich oft an den Seiten der Berge bis zu einer beträchtlichen Höhe hinaufziehen. In den Niederungen ist der Boden ein fetter, dunkler Lehm, der im Sommer so trocken wie Pulver wird; aber die Regen im Winter und Frühling verwandeln ihn bald in blühende Gartenerde. Bewässerungen werden im ganzen Territorium nöthig seyn, um die Ackerbau-Unternehmungen mit vorzüglichem Erfolg zu betreiben, und wo dieses anwendbar ist, kann man reichliche Aerndten erwarten. Die Tulé-Moore könnten sehr leicht in Reisfelder verwandelt werden, und die dazwischen gelegenen Landstriche würden, wenn nur mittelmäßig angebaut, die meisten Getraidearten hervorbringen. Für blauen Flachs und Hanf ist der Boden äußerst passend. Im südlichen Kalifornien gedeiht die Weintraube (vitis vinifera) wundervoll, und große Quantitäten Wein und Branntwein werden schon jetzt bereitet; der vulkanische Boden ist zu Weinbergen sehr geeignet, und die Aufmerksamkeit der Bewohner wird noch mehr darauf hingeleitet werden, wenn die mit dem Goldsuchen verknüpfte Aufregung sich vermindert hat.

Kalifornien kann nicht sehr holzreich genannt werden, indessen giebt es in den höher liegenden Distrikten, zwischen dem Stillen Meere und der Sierra Nevada, Stellen, die mit vortrefflichem Bauholz bewachsen sind, und die Seiten der Berge und die tiefen Cañones, die sich nach den unten liegenden Thälern öffnen, sind hier und da von Waldstrichen begränzt. Auch die Wasserläufe sind gewöhnlich von einem Gürtel stattlicher Bäume oder Dickichten von Unterholz umgeben. Die werthvollsten Nutzhölzer sind die Lebenseiche (quercus virens), die Esche, die Ceder, die Cypresse, der weiße Bergahorn, der Weidenbaum und das sogenannte Cotton-wood (populus angulata). Von Fruchtbäumen wachsen Birnen, Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche, Apfelsinen, Limonen, Feigen und Oliven, wo sie mit gehöriger Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt werden, mit vieler Ueppigkeit. Der Pitahaya (cactus pitajaya) ist im Ueberfluß vorhanden und trägt eine köstliche Frucht. Alle Vegetabilien, die unter derselben Breite in anderen Welttheilen gefunden werden, gedeihen hier ebenfalls.

Das Land ist reich an blühenden und kriechenden Pflanzen. Die schönsten Moose hängen von den höchsten Bäumen in langen Guirlanden herab, und die

*) Nach Dr. Römer (naturwissenschaftlicher Anhang zu seiner Beschreibung von Texas, S. 464) ist es zweifelhaft, ob der mexikanische Coyote (canis ochropus Eschholz.) mit dem Prairiewolf (canis latrans) identisch sey. D. R.

Mistel wächst unter dem Schutz der edeln Eiche, rankt sich an deren rauhem Stamm hinauf und nistet sich zwischen ihrer buschigen Krone ein. Mit den Gräsern auf den sumpfigen Ebenen und dem wilden Hafer an den Abhängen der Hügel und den Seiten der Berge vermischen sich die kostbarsten zwiebelartigen Knollen und die glänzendsten und wohlriechendsten Blumen, als Tulpen, Hyazinthen, Lilien und Narzissen, goldene Mohnblumen und zart gefärbte Gänseblumen, karmosin- und scharlachfarbene Nelken, duftende Graphalien und heilkräftige Cauchalaguas. Und ihre Schönheit wird in hohem Grade durch den Kontrast gehoben, den der Anblick der schneebedeckten Bergspitzen der Sierra Nevada darbietet, die wie polirtes Silber an dem dunkeln Saum der Vegetation erglänzen, mehr als Alles aber durch das prachtvolle tiefe Blau, welches an einem hellen Tage die ganze Landschaft von dem schäumenden Ocean bis zur höchsten Kuppe der Gebirge färbt.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Wenn man zu diesem Bücherverzeichniß noch eine interessante „Biographie des Erzherzogs Johann", von Schneidawind und eine sympathetische Studie von Levin Schücking über Heinrich v. Gagern hinzufügt, so hat man beinahe Alles, was hier über die Parlamentsliteratur erwähnt zu werden verdient. Sollen wir jetzt von den zahlreichen Broschüren reden, welche unter dem Einflusse der badischen Revolution geschrieben worden sind? Nein, solche Dinge können wir nicht zur Geschichte der Literatur rechnen. Diese Manifeste und Proclamationen, diese mit Blut befleckten Erzählungen, diese Beschuldigungen, welche sich die Demagogen einander ins Gesicht schleudern, das Rachegeschrei und die wilden Drohungen, — dies Alles, Gott sey Dank! findet keine Stelle in dem Gemälde der Werke des Geistes. Lassen wir jene glorreichen Volkstribunen, Brentano und Struve, einander ihre Räubereien und ihre Feigheit vorwerfen; lassen wir die Jakobiner von Karlsruhe und Mannheim unter ihrem Namen die Manifeste Marat's nachdrucken; lassen wir immerhin Karl Heinzen, Löwenfels und Neff Millionen Köpfe fordern: Wir wollen diese dem Geschichtschreiber verabscheuungswürdigen Schriftstücke der demagogischen Wuth nicht erwähnen; wir mögen sie nicht beurtheilen. Die schriftstellerische Kritik, das Studium der Arbeiten des Gedankens hat mit dem Gebrüll des Rothwilds Nichts zu thun. Darum werde ich auch nichts von denjenigen Büchern sagen, welche durch die Begebenheiten in Wien und Berlin inspirirt worden sind, nicht als ob es hier dieselbe Wuth gäbe, sondern weil diese Schriften nur zu sehr einer Fortsetzung des Kampfes, einer Verlängerung des Aufstandes gleichen. Wo ist der Gedanke? Wo ist die Kunst? Welches ist der Antheil der Philosophie und der Wissenschaft mitten in diesen Gewaltthätigkeiten? Der Gedanke ist berauscht, Kunst und Wissenschaft sind beschimpft. Von der einen Seite die heftigen Bewegungen der Demagogie, von der anderen die Rache einer grausamen Unterdrückung: Das ist es nicht, was ich suche. — Einige Worte wollen wir wenigstens über die Kalender der rothen Republik sagen. Der Mathieu Lansberg jenseits des Rheins giebt dem französischen nichts nach; er ist eben so fruchtbar und eben so toll, wie der unsrige, nur liebt er es, sein Kostüm öfters zu wechseln. Bald erscheint er unter der Form eines Katechismus, — „der Katechismus der freien Gemeinde", von Schneider, bald in der Gestalt eines Wörterbuches — „Kleines politisches Wörterbuch", von Mühlecker. Im Grunde genommen aber ist er wenig verändert; bei allen finden wir dieselben Schimpfreden, dasselbe Rachegeschrei, dieselben Ausbrüche der Leidenschaft und Wuth. Unser Mathieu Lansberg hat doch auf die Gebräuche und Gewohnheiten der alten guten Zeit wenigstens noch nicht vollständig Verzicht geleistet; er beginnt noch immer mit einem Kalender, und zuweilen finden wir auch wohl noch die traditionellen Anzeigen über den Wechsel der Witterung und ein Verzeichniß der Jahrmärkte; bei unseren Nachbarn ist es hingegen ganz anders: selbst der Kalender ist verschwunden, um nur nicht den demagogischen Predigten den Platz zu rauben. Diese Predigten sind bekannt genug, sie sind immer dieselbe Wiederholung desselben Wortkrams, so daß man alle kennt, wenn man nur eine gelesen hat. Man sehe sich nur den „deutschen Michel auf der breitesten demokratischen Grundlage, Almanach für die vierunddreißig Einheiten Deutschlands" an, und man weiß, was der „Volkskalender, von Lüders" und der „Neujahrskalender für Unterthanen und Diener" enthalten. Der Kern aller dieser revolutionairen Taschenbücher ist die Lehre der Jung-Hegelschen Schule, welche je nach dem Leserkreise mundrecht gemacht wird. Der Volkskalender für 1850 ist zum Beispiel ein kleines philosophisches Brevier, das unter dem Schutze und mit Hülfe Arnold Ruge's erschienen ist. Unbekannte Skribenten, servile Schüler ihres Meisters, wie Eichholz, Moneke, Lüders u. a. m., lassen Variationen auf den Text der Hegelschen Demagogie hören. Dieser, nämlich Lüders, geht sogar so weit, die Heiligkeit der Ehescheidung und die Einrichtung der Polygamie zu fordern; jener endlich will sämmtliche Religionen beseitigt wissen.

Ueber die Abschaffung des Staates, über die höchsten Verdienste der Gesetzlosigkeit giebt es bei allen Getreuen der Hegelschen Demokratie nur Eine Stimme. Die Einen erklären ihr System mit einer schulmeisterlichen Würde, die Anderen mit einer besonderen Jovialität; alle sind darin aber einig, daß die Macht vertilgt werden müsse. Der Volkskalender stellt sogar über diesen Gegenstand gelehrte Forschungen an; er fragt den Tacitus um Rath und findet zu seiner großen Freude in dem vierundfunfzigsten Kapitel des dreizehnten Buches der Annalen, daß die barbarischen Horden der ersten Jahrhunderte kaum einen Schatten von Regierung besessen haben: „Nationem eam regebant, in quantum Germani regnantur." Viel weniger gelehrt, doch in anderer Weise originell ist der „Almanach für Unterthanen und Diener". „Die Gesellschaft", ruft er aus, „ist eine Flasche Champagner, die Regierungen sind die Pfropfen. Lasset die Pfropfen springen und trinket den Wein." Ist dieser Trinkspruch nicht die auch dem Einfältigsten verständlich gemachte Hegelsche Philosophie? Bei den Jung-Hegelianern ist der Pfropfen nicht blos der Staat, sondern vielmehr die ganze Macht, die ganze Autorität, kurz, Alles, was die Handlung des Menschen nur im Entferntesten beschränken könnte. Diese Philosophie ist lange unter einem gelehrten Krame verborgen geblieben; seit zehn Jahren jedoch haben ihre Jünger es sich angelegen seyn lassen, die frohe Botschaft von der unbeschränkten Freiheit populär zu machen, und die Welt besitzt heutzutage davon den klarsten Ausdruck in den Volkskalendern.

Einen besonderen Zweig der politischen Literatur jenseits des Rheins bilden die Untersuchungen über Frankreich. Die französische Februar-Revolution hat in Deutschland ihre Beurtheiler und Lobredner gefunden, und dafür sollten wir wirklich gegen unsere Nachbarn dankbar seyn. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß eine so wichtige Begebenheit, wie die Februar-Revolution, bei uns noch nicht ihren Geschichtschreiber hat finden können; denn Lamartine, Louis Blanc und Proudhon haben wohl ihre eigene, nicht aber die Geschichte der Februar-Revolution geschrieben. Wir suchen vergeblich nach einer unparteiischen Darstellung und finden überall nur persönliche Vertheidigungen; es ist uns bei diesen hochtrabenden Rechtfertigungen vorgekommen, als säßen unsere Helden auf der Anklagebank. Zum Glück hat Herr Dr. Bamberg keine Rolle in der Februar-Revolution gespielt, und es ist darum zu erwarten, daß er uns in seiner Geschichte keine Vertheidigung vor dem Assisenhofe geben wird. Ein Kritiker hat übrigens bemerkt, daß gerade Herr Bamberg die ausgezeichnetsten Fähigkeiten besäße, um diese Geschichte zu schreiben, und dies spannt unsere Erwartungen in hohem Grade. „Es ist", sagt der Kritikus, „ein gewissenhafter Deutscher, ein achtungswerther, klarer Verstand, dem die Natur die geringste Ader der Ironie versagt hat." Glücklicher Mann! Wenn man an die wunderreichen Versprechungen des Februars und an das Mißgeschick, das ihnen folgte, denkt, sollte man da nicht glauben, die Spöttereien des Schicksals zu hören? Herr Bamberg wird sie nicht hören, und daher schreibt sich sein Privilegium als Geschichtschreiber. Die Ironie kann sich nicht in seine Feder schleichen; mitten unter so vielen Begebenheiten, die man unerbittliche Spöttereien des Schicksals nennen könnte, wird er sein Ziel unverrückt verfolgen. — Herr Bamberg hat aus den Menschen und Dingen, die dem grotesken Genre angehören, ernsthafte Gestalten gemacht, und das ist sehr unrecht von ihm. Was ist die Folge dieses unpassenden Ernstes? Wir glaubten die Ironie vermieden, und mit einemmale ist sie doppelt vorhanden. Eine der sonderbarsten Stellen des Buches ist diejenige, wo der Verfasser die Ursachen aufzählt, welche, seiner Meinung nach, die Katastrophe unvermeidlich machten. Als gewissenhafter Forscher geht er bis zur Jugendzeit Ludwig Philipp's hinab. Wenn Frankreich das Joch des Tyrannen nicht ertragen konnte, so kam es daher, daß der Herzog von Chartres Adjutant des Generals Dümouriez gewesen war; wenn die constitutionelle Monarchie verschwinden mußte, so geschah es deshalb, weil der Herzog von Chartres nach den großen Tagen von Valmy und Jemmappes auszuwandern gezwungen wurde. Seit dem Jahre 1792 schon hätte die Revolution von 1848 in dem Bewußtseyn des Volkes gelegen. — O Tiefe deutscher Wissenschaft!

Noch eines Buches müssen wir erwähnen; es sind die „revolutionairen Studien aus Paris", von Alfred Meißner.

Bamberg ist ein ehrlicher Demokrat, Meißner hingegen ein sentimentaler Schreckensmann. Ein begeisterter Bewunderer der provisorischen Regierung, hat er den Schmerz gehabt, in dem Augenblicke in Paris anzukommen, wo die Uneinigkeit seiner Helden für Niemanden mehr ein Geheimniß waren. Sein Buch ist eine heftige Protestation gegen das Erwachen des öffentlichen Bewußtseyns; es ist ein Gemisch tiefer Verehrung für die in Verfall gerathenen Größen des Sozialismus und eines unversöhnlichen Hasses gegen alle Fractionen der Ordnungspartei, zu welcher er, beiläufig gesagt, Alles rechnet, was nicht zur äußersten Demagogie gehört. Herr Meißner prophezeit wie die rothesten Taschenbücher; er verkündigt in hochtrabenden Worten, daß alle Umwälzungen Europa's im Jahre 1848 nur Vorspiele seyen, und daß die große, wahre Revolution bald ausbrechen werde.

Wenn ich so eben gesagt habe, daß Herr Meißner ein leidenschaftlicher Bewunderer der provisorischen Regierung sey, so kann das natürlich nur von demjenigen Theile derselben gelten, welcher am meisten demagogisch gewesen: Ledrü-Rollin, Louis Blanc, Pierre Leroux, Felix Pyat, das sind Meißner's Staatsmänner. Von Kapitel zu Kapitel wird er exaltirter, ja, er kömmt endlich dahin, daß er Ledrü-Rollin wie einen Gott verehrt. Für Charaktere dieser Art hat er nicht Bewunderung, nicht Begeisterung genug; er folgt der Spur ihrer Schritte, er prägt ihre Züge in die Tiefe seines Herzens ein und sammelt ihre geringsten Worte, die sie bei den Banketts der rothen Republik gesprochen haben; kurz, er ist einer der treuesten Gläubigen, einer der frommsten Mystiker dieses Aberglaubens des Terrorismus, der bereits einen Theil Europa's seiner Sinne beraubt hat. Der Fundamentalglaube des Herrn Meißner ist, daß die Revolution von 1848 die zerstörende Bewegung auf dem Punkte wieder aufnehmen mußte, wo sie der 9. Thermidor aufgehalten, und daß jede Politik, die nicht diesen Zweck hat, einen ewigen Fluch verdiente. Deswegen ist Cavaignac der Sylla Frankreichs, der Mann des Todes, und zwischen ihm und dem Fürsten Windischgrätz giebt es keinen Unterschied; dagegen haben aber Proudhon, Louis Blanc, Pierre Leroux ihre Lage bewundernswürdig begriffen; diese wer-

den auch sicherlich bei der großen wahren Revolution ihre Stellen am 9. Thermidor einnehmen.

Die Scenen und Bilder aus der Paulskirche, die Geschichte der deutschen Revolution, die Studien über Paris und die Staatsmänner des Februars, alle diese Werke sind die getreuen Abbilder einer traurigen Zeit; sie geben uns den unzweideutigen Beweis von dem Sinken der Charaktere und der namenlosen Verwirrung der Ansichten. Wenn ich unter diesen Schriften wählen sollte, so würde ich mich für die Gruppe der aus Frankreich herrührenden entscheiden, obwohl ihr jeder geistige Schwung, jede innere Kraft fehlt. Der deutsche Geist hat nie in dem Genre der Memoiren geglänzt. Dieser Zweig der Literatur, an welchem Frankreich so köstliche Blüthen aufzuweisen hat, konnte bis jetzt in Deutschland nicht einmal grün werden. — Fast alle Produkte der verwirrten Zeit, die Chroniken eines Parlamentes, dessen geringster Fehler darin bestand, daß es nicht zu leben wußte, tragen den Stempel einer falschen Stellung und des ungewissen Schicksals an sich. Werden wir wohl mehr Kunst, mehr Gedanken, einen kraftvolleren und eindringenderen Ton in den aus dem Kampfe hervorgegangenen Flugschriften finden? Ich fürchte — nein! Wir finden wohl hier manche lustige Satire, aber keine einzige Schrift, welche eine so denkwürdige Zeit in das Gedächtniß des Volkes zu prägen im Stande wäre.

Deutschland besaß im 16ten Jahrhundert einen berühmten Pamphletschreiber, Ritter Ulrich v. Hutten; ein solcher fehlt ihm jetzt. Seit zwanzig Jahren ist viel Nachfrage nach einem Ulrich v. Hutten gewesen; man hat sich jedoch genöthigt gesehen, zu dem des 16ten Jahrhunderts wieder und immer wieder zurückzukehren. Die Kämpfer der revolutionairen Literatur vor dem Jahre 1848, Herwegh, Prutz und Ruge, nahmen ihn zum Führer. Noch heute ist es derselbe Ulrich v. Hutten, der den Pamphletisten nach der Revolution die Waffen liefert und sonderbarerweise zweien entgegengesetzten Parteien, den Gemäßigten und den Demagogen. Das berühmte Pamphlet Ulrich's sind die „Epistolae obscurorum virorum"; es enthält eine Reihe von Briefen, welche die Mönche von Köln an den tiefgelehrten Herrn Octains Gratius richten und worin sie ihm mit Schrecken die Fortschritte der wiederaufgelebten Wissenschaften und der modernen Philosophie melden. Im Jahre 1848 veröffentlichte ein Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, ein Deputirter des Centrums, Schmetschke, wie ich glaube, eine kleine Flugschrift unter demselben Titel. Die Klagen, welche diese Briefe enthalten, sind an Arnold Ruge, den rothen und außerordentlich tief denkenden Philosophen, gerichtet; sie setzen die traurige Lage der demagogischen Partei nach den September-Ereignissen aus einander. Um sein Muster besser nachzuahmen, wendet der Verfasser das macaronische Latein Hutten's an: „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Maenano ad D. Arnoldum Rugium, philosophum rubrum nec non abstractissimum datae." Man suche in diesem Machwerk etwa keinen feinen und originellen Witz; Vogt, Schlöffel, Wiesner, alle Helden der äußersten Linken in der Paulskirche, werden hier mit den plumpen Späßen des 16ten Jahrhunderts bespöttelt, — als wenn die Revolutionaire von Frankfurt nicht neue Elemente zu einer scherzhaften Dichtung genug darböten! Es war wirklich leicht, ein lustigeres Gemälde, eine geschicktere und lebhaftere Satire auf die deutsche Demagogie zu komponiren. Die Linke hat vorbenanntem Angriffe in derselben Art mit „einer Korrespondenz der Deputirten der Rechten mit ihren Führern" geantwortet. Die Scene ist eine andere; wir befinden uns in Berlin. Die Mitglieder der pietistischen Partei, Leo, Chalybäus und Radowitz, statten ihre Berichte an Brandenburg und Manteuffel über die Verderbtheit des 19ten Jahrhunderts ab. In dieser Schrift sind nicht einmal die Namen vor den plumpen Scherzen sicher, so zum Beispiel hat man aus „Manteuffel" vir diabolicus gemacht. Was soll man zu diesen gelehrten Pamphleten und zu diesen Spiegelfechtereien sagen? Es ist möglich, daß gerade diese Art Polemik in einem Lande, welches die Konstituirung seiner Verfassung Alterthumsforschern anvertraut und den Pedantismus seiner Revolution dienstbar gemacht hat, an ihrer Stelle ist. In einer anderen Schrift, die auch zu derselben Art gerechnet werden muß, ist das schöne Buch des Tacitus über die Sitten der Germanen travestirt worden. Der Verfasser kündigt eine neue Uebersetzung des Tacitus nach einem vor kurzem aufgefundenen Manuskripte an und widmet diesen köstlichen Fund den gelehrten und eifrigen Herausgebern der Denkmäler des alten Germaniens: Pertz, Jakob Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter. Man begegnet in dieser Broschüre mancher glücklichen Idee und vielen geistreichen Stellen. Das erste Kapitel, welches von Deutschlands Gränzen handelt, ist eine gute Satire auf die politischen Anmaßungen Frankfurts. Der Verfasser ist sehr betrübt darüber, daß Tacitus die Gränzen des deutschen Stammes nicht mit Bestimmtheit angegeben hat. „Fragt man in Frankfurt", ruft er aus, „welches die Gränzen Deutschlands seyen, so antwortet man uns, daß Deutschland im Osten von Böhmen und der Donau begränzt werde; wendet man sich mit derselben Frage an Wien, so heißt es, die Gränzen erstrecken sich bis jenseits der ungarischen Steppen. Der Dichter Moritz Arndt hat unter dem Beifall einer großen Menge behauptet, daß Deutschland überall wäre, wo die deutsche Sprache gesprochen würde." Was den Ursprung der germanischen Völker betrifft, so sind, versichert der Autor, die Gelehrten in einem wichtigen Punkte einig: „der Vater der Deutschen ist der gute Michel und ihre Mutter die Philosophie. Glückliches Land! es hat einer unzähligen Nachkommenschaft das Leben gegeben." So gehen die Scherze fort, und es ist gar nicht zu leugnen, daß sie oft sehr treffend sind und unter ihrer unschuldigen Form manche pikante Anspielung auf die Thorheiten der Deutschen enthalten. Aber darin liegt noch immer nicht die politische Satire der Gegenwart, diese kühne und mächtige Satire, wie sie durch die Unordnungen Deutschlands eigentlich hervorgerufen werden sollte. Die Pamphletisten sind also in derselben Verlegenheit gewesen, wie die Publizisten. Es wird jedoch die Zeit kommen, wo die albernen Streiche des demagogischen Michels ihren Maler finden werden. Die Revolutionen von 1848 mit ihrer Prahlerei und den Mißgeschicken, die sie überall hervorgerufen haben, bilden in der neuesten Geschichte eine außerordentliche Episode, deren Physiognomie erst jetzt deutlich erkennbar zu werden anfängt. Hier liegt eine fruchtbare Mine für die Geschichte, für das Pamphlet, für die Satire und für das tiefe Studium des Elends unseres armen Geschlechts. Die Gränzen der Betrügerei und Einfältigkeit sind in eine unbestimmte Ferne gerückt worden, während man den niedrigen Leidenschaften auf den Altären des Pantheismus opferte. In Deutschland ganz besonders bildet die Redlichkeit der Einen und die Wuth der Anderen, dieses Gemisch von Hirngespinnsten, patriotischen Großsprechereien, wilden Begierden und schmutzigen Gottlosigkeiten, das betäubendste und zugleich traurigste Schauspiel, den seltsamsten Reigentanz. Ein Schriftsteller, welcher es sich zur Aufgabe macht, den Anblick dieser namenlosen Dinge darzustellen, muß vor Allem einen sicheren Blick und eine feste Hand besitzen, wenn er nicht Gefahr laufen soll, von der Wirklichkeit überwunden zu werden. Die erste Bedingung ist die, daß er seinen Gegenstand in der gehörigen Entfernung betrachte. Auf diese Weise entwirren sich die in einander laufenden Linien, es treten aus dem dichten Gewühle bestimmte Gruppen heraus, und der freigewordene Geist des Künstlers vermag nun erst ein Bild zu entwerfen; das der Wirklichkeit nahe kömmt. Kein deutscher Schriftsteller hat eine solche Arbeit versucht. Die Geschichtschreiber, Publizisten und Pamphletisten haben sich gefürchtet, sich zu einer Gesammtansicht zu erheben, und sie könnten uns daher auch nur einzelne Theile aus dem Gewühl der Revolution beschreiben; ihre Werke sind fast alle oberflächlich. Die so ernsten und tiefdenkenden Männer, welche in ruhigen Zeiten trefflich beobachten und reproduziren, sind durch das Befremdende der Thatsachen, das doch erst recht eigentlich ihre Beobachtungen anregen sollte, frivole Skribenten geworden. Hierin liegt der Grund, weshalb die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution ohne Größe und Kraft, kurz, ohne Physiognomie gewesen, und daß sie ein trauriges Zeichen der Erstarrung und des Verfalls ist. (Fortsetzung folgt.)

England.

Punchiana.

21.

Der Maiprinz. Das am 1. Mai geborne Söhnlein Königin Victoria's hat seinen Geburtstag mit dem altersgrauen Wellington gemein und ist, dem Helden von Waterloo zu Ehren, Arthur getauft worden. Dies billigt Punch vollkommen und bedauert deshalb, die ehrenwerthe Deputation der Schornsteinfeger, welche Mittwochs, den 1. Mai, sich vor seinem Comtoir einfand, nicht in ihrem Gesuch sekundiren zu können, es möchte, da das Königskind just am Schornsteinfegertag*) geboren sey, dasselbe doch „der schwarze Prinz" genannt werden.

In Nr. 462 tritt der Herr Pathe Arthur selbst auf und befühlt schmunzelnd des Pathchens Wange, das ihm die junge Wärterin entgegenhält. Prinz Albert steht nebenan und schaut mit Vaterzärtlichkeit auf dieses „jüngste Kind seiner Laune". Die hinter ihm nur im Umriß gezeichnete Dame ist doch wohl die gesegnete Mutter Victoria. Im Hintergrunde endlich zeigt sich eine wohlbeleibte Schaffnerin des Hauses mit gefüllten Bechern auf dem Präsentirbrett. Auf dem breiten Schilde ihrer Brust steht das Wort Caudle (Kraftbrühe); bekanntlich auch der Name der Frau, die durch ihre von Douglas Jerrold (Hauptredacteur des Punch) früher herausgegebenen Gardinenpredigten einen großen Ruf erlangt hat. Wir würden sie für die Amme halten, wenn die stattliche Mrs. Caudle nicht schon längst die Kleinkinderstube verlassen hätte.

22.

Als Schatten englischer Freiheit in Amerika steht auf einem Piedestal die Statue der Freiheitsgöttin mit phrygischer Mütze, herabwallendem Haar und ernstem Angesicht, die Linke auf einem Schilde ruhend. Wehe aber! neben der stolz aufrechten erblickt man eine gebückte Negerin mit gefesselten Händen, die Hände flehentlich gefaltet oder ringend. Der Ketten noch mehr hat die Göttin zu ihren Füßen liegen.

23.

Das ärgste Mystère de Paris dürfte nach Punch's Meinung wohl Eugen Sue's Wahl in Paris seyn. Ueber dieses anscheinend verhängnißvolle Ereigniß hat der Morning Herald sein Urtheil bereits festgestellt. „Alle Schöngeister", sagt er, „welche je in Englands Parlamente saßen oder noch sitzen, haben der Regierung weder durch ihre Reden, noch ihre Rathschläge, noch durch ihr praktisches Bethun die mindeste Sorge verursacht." Unter der Reihe Namen, die er bei dieser Gelegenheit aufzählt, bemerken wir Sir Edmund Lytton Bulwer und Lord Normanby; übergangen aber hat er seinen Freund Benjamin d'Israeli — vielleicht jedoch mit gutem Grunde und absichtlich. „Nun, wie sie", schließt der Morning Herald, „werde auch Herr E. Sue in weniger vielleicht als einem Halbjahr in der Pariser Nationalversammlung zur politischen Null geworden seyn." — Wir unsererseits glauben, es gehe Alles ganz natürlich zu, und weder ist Sue's Wahl ein großes Mysterium, noch sind des Morning Herald Vergleiche stichhaltig. Schon in des Ludimagisters Cornelius „Epaminondas" steht die Warnung zu lesen: Ne alienos mores ad suos referant.

Dieser Meinung scheint zuletzt auch Punch zu seyn. „Das politische Rouge et noir" heißt eines seiner neuesten Bilder (in Nr. 462). Eugen Sue ist gewählt, und Roth gewinnt. Dies sein Inhalt. Betroffen und erschreckt, die

*) D. i. dem Feste, welches von alterher die Familie Montagu am 1. Mai jedes Jahres der Schornsteinfegergilde zur Erinnerung an einen ihrer Angehörigen zu geben pflegte, der in frühester Kindheit von Zigeunern gestohlen und als kleiner Schlotfeger wieder aufgefunden wurde.

Augen ſtarr und ſtier, ſchaut der Kaiſerneſſe auf die Unglückstafel, worauf ſich das Spiel entſchied, und ſeine Arme ſind in krampfhafter Spannung. Die Herren hinter ihm von Civil und Militair ſind kaum weniger verdutzt; man lieſt in ihren Mienen, daß ſie eine ſo arge Selbſtproſtitution den Pariſern nicht zugetraut hatten. Sogar die weibliche Geſtalt der Freiheit blickt mit Beſorgniß auf den verhängnißvollen Ausgang des Spiels. Auf der anderen Seite des Spieltiſches dagegen, welche Scene! Höllengeſtalten in phrygiſchen Mützen, Calabreſern oder barhaupt, mit Keulen bewaffnet, in Blouſen oder vielmehr zerlumpten Kitteln, und die Geſichter ſo dick bewachſen, daß eine Förſterei darin Platz fände, mit Hohngelächter auf die Tafel zeigend: „Seht da, Herr Präſident, Roth gewinnt!“ Es ſind die Wahlverwandten des Herrn Sue.

24.

Luxus iſt Punch geneigt von lux (Licht) abzuleiten. Lux nämlich, ſo unentbehrlich zu Reinlichkeit und Geſundheit, iſt in Folge der Fenſterſteuer zu einem koſtſpieligen Luxus geworden, den nur die Reichen zu erſchwingen und zu genießen vermögen. Wem die Ableitung zu geſucht erſcheint, der rechte mit dem Etymologen. Eines ſeiner Bilder (in Nr. 459) führt uns in ein geräumiges, aber einfenſtriges Zimmer. Darin eine Familie von ſieben Köpfen. Sie mag die Sonne ſeit lange nicht geſchaut haben, die da plötzlich hereinleuchtet und mit ihrer Scheibe die ganze Fenſteröffnung füllt, folglich nun auch dem ärmlichen Blumentopf zugutekömmt, der allda ſeinen Platz gefunden hat. Der unverhoffte Anblick verſetzt Alt und Jung in Freude. Der älteſte Knabe tanzt der Erſcheinung jubelnd entgegen und das funfzehnjährige Töchterlein hinter des Vaters Schemel blickt mit inniger Luſt darein, dieſer aber, ein noch recht junger Vater, ruft mit ausgeſtreckten Händen der Sonne zu: „Hallo, alter Burſche (die Sonne, perſonifizirt, iſt im Engliſchen männlich, weil befruchtend, nicht empfangend), 's macht uns viel Vergnügen, Euch hier zu ſehen.“ Nur die Kleinſten verrathen etwas Furcht vor ſo viel Glanz, und die Mutter hält ſich, wie geblendet, die Hand vor das Auge. Es hat aber keine Gefahr: denn, leider! iſt die Scene keine Wahrheit, ſondern nur eine Viſion des Widerrufs der Fenſterſteuer.

25.

Wie ſchon früher dann und wann, iſt neuerdings der Premier vorzugsweiſe der Mann, den Punch, ſo zu ſagen, auf dem Striche hat. So auf dem Hauptbilde in Nr. 460. Da ſchallt's von allen Seiten, von unten und oben, doch wohl aus Protectioniſtenmunde: „Jagt ihn fort! Zu Boden mit ihm! Schleudert ihn über Bord! Schande!“ Aber Saucy (der trotzige) Jack Ruſſell ſteht unerſchütterlich an der Brüſtung, die Beine weit geſpreizt, beide Arme in die Hüften geſtemmt, in Hemdsärmeln und den Hut auf einem Ohr, unter ihm Albions Wappen, als wenn er dies mit Füßen träte, und ruft mit zuverſichtlicher Miene: „Wer thut's!“ Und ſiehe, Keiner thut's. — Bald darauf wieder Lord John, zum Zwerge eingeſchrumpft, aber ingrimmigen Geſichts und die Fäuſtchen zum Boxen erhoben. Sein Widerpart, dem dieſe „terrific attack“ gilt, iſt wenigſtens dritthalbmal höher und macht keine Miene, das Kartell anzunehmen. Er ſteht vielmehr, die Hände in den Rocktaſchen, ganz gelaſſen irgendwo angelehnt, und ſeinem lächelnden Munde entſtrömen, wie Cigarrendampf, die Worte: „O Unſinn! geh und mach Dich an einen von Deinem Format (size).“ Wer aber iſt der 78zöllige Widerpart? In der Unterſchrift heißt er: Mr. Jacob Omnium of Upper Baker Street. Wir geſtehen unſer Unvermögen, dieſes Räthſel zu entziffern, und auch die Phyſiognomie iſt uns neu. Jacob Omnium iſt ein bekannter Korreſpondent der Times. Sollte unter der Rieſenfigur vielleicht dieſes Rieſenblatt gemeint ſeyn? Doch wüßten wir gerade nicht, daß es mit Lord John Ruſſell in Streit läge.

Mannigfaltiges.

— **Ein neues Schisma in der anglikaniſchen Kirche.** Einer Korreſpondenz in der Revue Britannique entlehnen wir Folgendes: „Im Schooße der engliſchen Landeskirche, zuweilen auch Hochkirche genannt, bildet ſich eine Partei, deren Streben dahin geht, dem weltlichen Regiment die Kontrole über das geiſtliche zu entziehen. Es iſt dies ein ähnliches Schisma, wie dasjenige, welches in Schottland unter der Benennung Free Church (freie Kirche) entſtanden. Bisher hält die Regierung feſt an dem überlieferten Lehrſatze, daß die anglikaniſche Kirche eine politiſch konſtituirte Hierarchie ſey, mit einem conſtitutionellen Papſtthum an der Spitze des Epiſkopates. Die Königin iſt die Erbin des kirchlichen Scepters der Eliſabeth, wie ſie deren Schwert und deren Hand der Gerechtigkeit geerbt hat. Deshalb war ſie auch vollkommen befugt, in der kürzlich vielbeſprochenen Angelegenheit des Geiſtlichen Gorham die Entſcheidung des Biſchofs zu kaſſiren und als oberſte Richterin ſelbſt den Wortlaut der neununddreißig Artikel der anglikaniſchen Kirche zu interpretiren. Aber gerade dieſer Akt der königlichen und oberſtbiſchöflichen Machtvollkommenheit hat bei einem Theile des Klerus erhebliche Bedenken erregt. Einige Geiſtliche ſollen ſogar nur deshalb zur katholiſchen Kirche übergetreten ſeyn; wobei ſie erklärten, daß, wenn ſie gezwungen ſeyen, einen Papſt anzuerkennen, ſie es doch lieber mit dem in Rom als mit der in London zu thun haben wollten. Andere, die ſich weder dem Papſt, noch der Päpſtin unterwerfen wollen, ziehen es vor, ſich einer der beſtehenden Sekten anzuſchließen, falls es ihrer Partei nicht gelingen ſollte, die Kirche von der Kontrole der Regierung zu emanzipiren. Bei dieſer Gelegenheit iſt auch bereits eine vielgeleſene, für die engliſchen religiöſen Zuſtände ſehr charakteriſtiſche kleine Schrift erſchienen, nämlich der Briefwechſel zwiſchen dem Lord-Oberrichter Campbell und Miß Priscilla Lydia Sellon, welche Letztere auch wohl die große barmherzige Schweſter genannt wird. Dieſe reiche Jungfrau hat ſich durch den Einfluß mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, deren Präſidentin ſie iſt, eine Art von anglikaniſchem Patriarchat geſchaffen, das beinahe nicht minder hoch in Anſehen ſteht, als der Primat des Erzbiſchofs von Canterbury (!!). Sie beſitzt ſogar ein eigenes proteſtantiſches Domkapitel, d. h. ein klöſterliches Damenſtift, deſſen Superiorin ſie iſt. Dieſe Dame nun, die früher einmal in irgend einen Autoritätskonflikt mit dem Biſchof von Exeter, einem auf die kirchliche Suprematie ſehr ſtolzen Prälaten, gekommen war, hat eine Ausſöhnung mit demſelben dadurch herbeigeführt, daß ſie die Gelegenheit ergriff, gegen Lord Campbell mit der Beſchuldigung aufzutreten, daß dieſer durch das Erkenntniß in der Gorhamſchen Angelegenheit die Gewiſſen verletzt und die Landeskirche verrathen habe. Ja, ſie ging ſo weit, daß ſie den Namen des Lord Campbell aus ihrer Liſte von Armenfreunden und Wohlthätern ſtrich. Dies iſt der Anlaß zu den Briefen geworden, in welchen Lord Campbell mit eben ſo großer Mäßigung als Gewandtheit ſeine Anſicht zu rechtfertigen ſucht. Aber die anglikaniſche barmherzige Schweſter bleibt bei ihrer Exkommunication des gelehrten Lord-Oberrichters, und wenn die Königin Victoria nicht bald nachgiebt, ſo ſtreicht ſie wohl auch dieſe noch aus ihren Wohlthäterliſten. Eine andere eben erſchienene Schrift in der Gorhamſchen Angelegenheit iſt von Dr. Hook, der jedenfalls mehr Beruf hat, ein öffentliches Urtheil abzugeben, als Miß Priscilla Lydia Sellon.“ Wir brauchen denjenigen von unſeren Leſern, die ſich näher über die Gorhamſche Angelegenheit unterrichtet haben, nicht erſt zu ſagen, daß hier Manches falſch aufgefaßt iſt, und daß der franzöſiſche Witz ſich wieder einmal, wie ſo oft, zu einigen Uebertreibungen hat hinreißen laſſen.

— **Die Demokratie und ihre Kandidaten in Frankreich.** Herr v. Lamartine giebt in ſeinem Conseiller du peuple folgende Beſchreibung von der Art und Weiſe, wie die demokratiſche Partei ihre Kandidaturen für die Abgeordnetenwahlen aufſtellt: „In dem Hinterzimmer eines Kaffeehauſes oder einer Zeitungs-Redaction verſammelt ſich ein Dutzend Publiziſten, Journaliſten, Klubiſten und Volksführer aller Art; ſie breiten auf dem Tiſch eine Karte der Departements und eine Liſte von zu placirenden Kandidaten aus und vertheilen unter albernen Witzen und plumpen Späßen Frankreich ſeine Rollen. „Du“, ſagen ſie, indem ſie ein Departement mit Namen anreden, „Du biſt arm an Geiſt. Du mußt X für eine Kapazität halten. Nimm ihn und wähle ihn. Er iſt Dein. — Du biſt ein eitles und aufgeblaſenes Departement. Wir wollen Dir durch eine Pariſer Berühmtheit ſchmeicheln: Du wirſt Deinen Ruhm nicht zurückweiſen wollen. — Du biſt ein ewig ſerviles Departement. Wir ſagen Dich ins Bockshorn und ſchicken Dir den Mann, der Dich in Reſpekt hält. — Du biſt ein induſtrielles Departement. Da iſt ein Arbeiter für Dich. — Du zeichneſt Dich durch militairiſches Genie aus. Da haſt Du einen Unteroffizier. — Du biſt phantaſtiſch. Du bekömmſt einen ſozialiſtiſchen Schwärmer. — Du biſt von türkiſchem Blödſinn. Dir gebührt ein Dummkopf.“ — Man läßt einige Stellen offen, um ſie mit Männern von lokaler Bekanntſchaft zu füllen, und dann iſt die politiſche Manna vertheilt. Die Provinzen, die Gemeinden, die guten Bürger verwundern ſich wohl beim erſten Anblick einer ſolchen Liſte und werden verdutzt, ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit empören ſich gegen die Anmaßung der Pariſer Klubs. Aber es bleibt bei einem beſcheidenen Murren, das vor der Entſchloſſenheit Jener bald verſtummt. Alles oder Nichts: die Streichung eines Namens hebt die ganze Liſte auf: ſo will es der unerforſchliche Beſchluß der Schickſalsmänner. Wer widerſpricht, iſt ein Verräther. Die Achtung für einen Freund, die Ergebenheit für einen Verwandten darf nicht laut werden: er ſteht nicht auf der Liſte, er exiſtirt nicht. — Und das nennt man Unabhängigkeit! Das nennt man eine Wahl! Das nennt man Aufklärung, Einſicht, Gewiſſenhaftigkeit! Nennt es beim rechten Namen. Es iſt der Triumph der Intrigue.“ So ſchildert der Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts das Gebaren ſeines Schützlings.

— **Ein ſeltener Paſſagier.** Am 23. Mai langte mit einem Extrazuge das erwartete Nilpferd — ein Geſchenk Sr. Hoheit des Abbas Paſcha — in den zoologiſchen Gärten des Regent-Parks in London an. Seinem arabiſchen Wärter wie ein Hund folgend, lief es ihm ohne Widerſtreben in die neue für daſſelbe beſonders eingerichtete Wohnung nach. Das Thier iſt noch nicht ein Jahr alt und befindet ſich im beſtmöglichen Zuſtande. Sein Haus ſtößt an das der Giraffe, in deſſen Hofe es ſich gelegentlich aufhalten darf. Zu ſeinem eigenen Hauſe gehört ein großer Teich, zu dem es auf ſteinernen Stufen hinabſteigt, da es ſeine Zeit theils in dem Waſſer, theils außerhalb deſſelben verbringt. Sein arabiſcher Führer ſchläft bei ihm, und es verräth große Unruhe, wenn es nicht ſein Kinn auf deſſen Füße legen kann. Man hat nun eine ſolche Einrichtung getroffen, daß der Wärter bis auf die Füße allein von ihm abgeſperrt iſt, da es ſonſt, bei der großen Anhänglichkeit des Thieres, wohl möglich wäre, daß ſich daſſelbe mit ſeinem Leibe in die Arme ſeines ſchlafenden Wärters ſtürzte und ihn in einem Augenblicke todt drückte.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 31, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 22. Juni 1850.

England.

Urquhart's „Säulen des Herkules".

Wir haben bereits in Nr. 13 des Magazins eine kurze Notiz über dieses Werk*) mitgetheilt, dessen Verfasser schon früher durch seine eigenthümlichen Anschauungen eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Es scheint uns jedoch der Mühe werth, auf das neue Opus des achtbaren Parlamentsmitgliedes zurückzukommen, da es des Originellen und Paradoxen zu viel enthält, als daß es nicht eine etwas ausführlichere Besprechung verdienen sollte.

Der Philosoph Dalton soll an einem physischen Gebrechen gelitten haben, welches einige Aehnlichkeit mit der geistigen Exzentrizität des Herrn Urquhart darbietet. Die Farbe, die von aller Welt als Scharlachroth bezeichnet wird, erschien in seinen Augen als das allerdunkelste Braun. Nachdem er jedoch gefunden, daß seine Eindrücke von denen seiner Mitmenschen ganz und gar abwichen, war er weit davon entfernt, auf der unbedingten Richtigkeit seiner chromatischen Ansichten zu bestehen und sich in scharlachrothe Gewänder zu hüllen; er unterwarf sich vielmehr der Gewalt der Thatsachen und verfuhr in der Wahl seiner Kleidung nach den von der Majorität angenommenen Regeln. Dieser Punkt ist es, bei dem sich die Analogie zwischen dem gelehrten Quäker und Herrn Urquhart in den vollständigsten Kontrast verwandelt. Wo die Ansichten unseres Verfassers denen der übrigen Welt schnurstracks entgegenlaufen, fällt es ihm nie ein, einen möglichen Irrthum von seiner Seite zu ahnen, sondern er nimmt es sogleich als ausgemacht an, daß die Meinungsverschiedenheit nur von der selbstgefälligen Verblendung unserer Zeit herrührt, deren vermeinte Bildung und Kultur er mit großer Bitterkeit verspottet.

Von der Russophobie, die ein hervorstechender Zug der früheren Werke Herrn Urquhart's war und ihn sogar dazu verleitete, Lord Palmerston öffentlich anzuklagen, daß er im Solde Rußlands stehe, sind in den „Säulen des Herkules" nur wenige Spuren vorhanden. Ihr Hauptthema ist die unerschütterliche Stabilität und die innere Ueberlegenheit des orientalischen Lebens, der sogenannten Civilisation Europa's gegenüber, die sich überall unfähig zeige, das wahre Glück der Menschen zu sichern, weil sie überall von der Natur abweiche. Das Leben der Wüste und des Zeltes, die wilde Justiz des Faustrechts und die Abwesenheit künstlicher Gesetze, die gastfreien Tugenden und starken Leidenschaften eines patriarchalischen Zustandes werden mit hoher Bewunderung gepriesen und der flachen, unbehaglichen, unnatürlichen, schwankenden Kultur des Nordens als Muster vorgehalten. Nach der Ueberzeugung des Herrn Urquhart ist das moderne Europa in Sitten und Meinungen, Regierungsform und Politik, in Speise und Kleidung, in den sozialen und Familienverhältnissen von der ursprünglichen Vortrefflichkeit der orientalischen Welt ausgeartet, die er zu seiner großen Freude unter den Berbern von Marokko und zum Theil im südlichen Spanien wiedergefunden hat. „Die Spanier", sagt er, „besitzen eine Würde, die wir für Stolz halten, und nichts von unserem laisser-aller, das ihnen Gemeinheit scheint. Darum haben sie Frankreich besiegt, als ganz Europa zu seinen Füßen lag, und darum wird Spanien fortleben, wenn wir längst von der Erde verschwunden sind — es sey denn, daß es uns gelingen sollte, ihm unsere Civilisation zu lehren. Man hat Spanien „ein Bruchstück von Afrika" und die Spanier selbst „die Araber von Europa" genannt. Sie haben sich gleich unerforschlich und unbezwingbar für Alle erwiesen, die es versucht haben, sie zu studiren oder zu unterjochen, und so vollständig hat diese Halbinsel die Geschicke der Welt beherrscht, daß man das Gelingen oder Fehlschlagen großer Unternehmungen nach der Art und Weise berechnen kann, wie sich ihre Führer gegen dieselbe benommen. Marius, Pompejus, Napoleon gingen unter, weil sie Spanien falsch beurtheilt hatten; dadurch, daß sie dieses Land begriffen, gewann Cäsar die Krone, rettete Scipio sein Vaterland und Wellington Europa."

Ein so geheimnißvolles und unerforschliches Geschlecht mußte natürlich von unserem Verfasser selbst mit der größten Ehrfurcht behandelt werden. „Ein Engländer in Gibraltar", schreibt er, „sagte mir, daß er sich durch die Beobachtung einer gewissen Regel das Reisen in Spanien sehr angenehm mache, und empfahl mir die Befolgung derselben. Sie bestehe darin, daß er einen spanischen Bauer immer anrede, als ob er seinesgleichen wäre. „„Ich bedarf Ihrer Regel nicht"", erwiederte ich, „„denn ich fühle mich stets geehrt, wenn ein spanischer Bauer sich herabläßt, mit mir zu sprechen.""

Herr Urquhart läßt einige Winke über politische Beweggründe fallen, die ihn nach Marokko geführt hätten; indessen wurde er, wie es scheint, nicht besonders freundschaftlich empfangen. Auf allen Schritten und Tritten bewacht und belauert, war ihm jede freie Bewegung abgeschnitten, bis er sich endlich, wie er sagt, durch einige energische Maßregeln die Vorrechte sicherte, „die nur den Heiligen und den Verrückten eingeräumt werden." Zu welcher von diesen beiden Kategorieen ihn die Mauren rechneten, hat er uns nicht anvertraut.

Das Innere eines maurischen Hauses in Rabat giebt ein sprechendes Bild von dem häuslichen Leben in jenen Gegenden. „Die inneren Einrichtungen weichen hier von denen in anderen muselmännischen Ländern ab. Das Haus ist nicht in Harem und Salambu eingetheilt. Es giebt in der That keinen Harem, da weder seine Beschränkungen, noch seine Privilegien existiren — d. h. die Absonderung der Frauen, die in Arabien den Gynäceen der Griechen und den Zenanas der Anhänger des Zoroaster nachgeahmt wurde. In Marokko, wo früher diese Sitte nicht herrschte, hat sie auf die unter Zelten Lebenden nicht eingewirkt und nur den Erfolg gehabt, die Wohnungen der Städter in ungastliche Behausungen zu verwandeln. Ich ging heute zu Mike Breitel, der mich eingeladen hatte, sein Haus zu besehen, welches so eben vollendet ist. Ich werde nichts Merkwürdigeres in Fez oder Marokko sehen und will daher versuchen, eine Beschreibung davon zu geben. Wir näherten uns durch eine enge Straße von etwa zwölf Fuß hohen blinden Mauern. Die Thür war in einer Ecke, der Bogen darüber, und die Pfosten waren mit breiten Feldern und Streifen von dunkeln Farben wie ein ägyptisches Grab bemalt; sowohl die Flügelthüren als das Pförtchen waren mit Thürhämmern versehen, wovon der obere aussah, als ob er in London gemacht wäre. Wir klopften an; da die Thür nicht sogleich geöffnet wurde, hörten wir heftig klingeln (in orientalischen Ländern ist die Klingel unbekannt), und die Thür wurde von einem jungen Mädchen geöffnet, einer Sklavin, von kleiner Gestalt, obwohl, wie es schien, bereits erwachsen. Sie trug eine blau und weiß gestreifte Tunika, die ihren Hals, ihre Arme und zur Hälfte auch ihre Beine unbedeckt ließ. Ihr Teint war schokoladenfarbig, ihre Züge regelmäßig, ihre Formen hätten als Modell dienen können. Ihre funkelnden Augen und schneeweißen Zähne gaben zu erkennen, daß man unseren Besuch erwarte, und indem sie mit der Hand winkte, als Zeichen, daß wir ihr folgen möchten, hüpfte sie die neben der Thür befindliche Treppe hinauf. Die Stufen und Fluren waren mit sechseckigen rothen Ziegeln und kleinen Dreiecken von grünen Ziegeln gepflastert; reicheres Getäfel war im ganzen Hause nicht zu finden, als dieses, welches sehr bescheiden ist, da die Häuser und Höfe der Juden mit Mosaik eingelegt sind. Oben angelangt, fanden wir uns in einer kleinen Vorhalle, wo das Licht von oben durch die Verzierungen des Plafonds hereinkam. Alles war wohlproportionirt, Alles palastartig, obwohl mikroskopisch; ich hätte mich in der Wohnung der Pygmäen Herodot's glauben können, wenn unsere Führerin nicht eher an Sylphen oder Feen erinnert hätte. Aus der Vorhalle traten wir in ein Gemach, in dessen Mitte der Hausherr auf dem Fußboden saß, mit einem Theebrette vor sich. Da er wahrnahm, daß ich im Begriff sey, die Schuhe abzunehmen, näherte er sich mir mit der Bitte, sie anzubehalten; denn man bildet sich gewöhnlich ein, daß die Europäer es sich zum Ehrenpunkte machen, das Gefühl ihrer muselmännischen Wirthe zu verletzen und ihre Teppiche zu verunreinigen. Dieses Zimmer war die Perle des Hauses; indessen verging einige Zeit, ehr ich wagen konnte, es zu untersuchen, da ich mich des offiziösen Eifers der Juden schämte, die mich begleiteten und die mir Alles zu zeigen begannen, als ob wir in einem Laden wären — ich meine in einem europäischen, denn auch in orientalischen Läden wird der Anstand nicht vernachlässigt. Das Zimmer war ein Kubus von funfzehn Fuß, mit einem einzigen Fensterchen oder vielmehr einer einfachen, nischenartigen Oeffnung in der weißen Mauer, welche dem Gemache ein ungewöhnliches Ansehen gab. Auf dem Fußboden war eine von den hiesigen wunderschönen Matten ausgebreitet; an den drei Seiten lagen Matratzen, mit türkischen Fußteppichen bedeckt, und Kissen in jeder Ecke, nach Art eines niedrigen türkischen Divans. Die Wände waren einfach weiß, durch reich verzierte Waffengestelle unterbrochen. Jedes von diesen enthielt drei lange Flinten in ihren Futteralen von rothem Tuch, Dolche in massiven silbernen Scheiden, Schwerter und Patrontaschen, die an seidenen Schnüren mit großen blauen, rothen und gelben Troddeln herabhingen. Der Hauptschmuck des Zimmers war der Plafond, dessen achteckiger Dom an den Gesandtensaal in der Alhambra erinnerte, nur daß das Dach nicht von gefärbtem Gyps, sondern von geschnitztem und gemaltem Holz war. Von Vergoldung oder Plattirung war keine Spur; der Effekt wurde ganz durch die matte Farbe hervorgebracht. Ich sah hinauf, bis mir der Hals steif wurde, und kann es nur durch das Wort „Arabeske" oder „Kaleidoskop" beschreiben, denn es schien in gleicher Weise ohne Ende zu seyn: dieselben Elemente erschienen immer wieder in nie

*) The Pillars of Hercules, or a Narrative of Travels in Spain and Morocco in 1848. By David Urquhart, Esq. M. P. London, 1850. 2 vols.

endenden Formen, die stets schön und neu sind, aber, so weit man sie beschreiben kann, die nämlichen bleiben. Das Dach war die Statue, der Saal das Piedestal — Eines bedurfte des Anderen. Das einsame Licht, die fleckenlos weißen Mauern, die kubische Form waren nöthig, um die stille Schönheit des Doms hervorzuheben. Das Fenster war liliputanisch, die Pforte (wenn man diesen Ausdruck auf einen so kleinen Gegenstand anwenden kann) großartig. Ihr hufeisenförmiger Bogen dehnte sich nach allen Seiten aus, bis zum Gewölbe reichend und die kleine Vorhalle zeigend, mannigfach gefärbt und verziert, wie der Plafond. Es war keine Wohnung, sondern eine Augenweide."

Auch in dem glücklichen Marokko, wo es weder eine gute, noch eine schlechte Presse giebt, wo Constitutionen unbekannte Größen sind und die von der „Neuen Preußischen Zeitung" empfohlene Charte: „Der König befiehlt — das Volk gehorcht", schon längst eingeführt ist — auch in diesem Schlaraffenlande fallen mitunter Emeuten vor, und man pflegt alsdann mit mißliebigen Beamten ziemlich kurzen Prozeß zu machen. Diese Thatsache wird unter Anderem durch folgende Anekdote bewiesen, welche Herr Urquhart mit seiner gewöhnlichen Vorliebe für den „Geist des Orients" bespricht. „Unter der Regierung des verstorbenen Kaisers Muley Muhammed tödteten die Einwohner von Rabat ihren Kaid, viertheilten ihn und zwangen die jüdischen Schlächter, das Fleisch im Schlachthause aufzuhängen, wo es zu zwei Blanquillos das Pfund feilgeboten wurde. Die Einwohner kamen schaarenweise herbei, um mit den Juden zu markten und zu feilschen, welche strenge Ordre hatten, es nicht unter zwei Blanquillos zu verkaufen. Der Sultan zog mit Kriegsmacht gegen die Stadt, allein das Volk zog sich in die Kasauba zurück und machte so energische Vertheidigungsanstalten, daß er sich zu einer gütlichen Uebereinkunft verstehen mußte. Auch das civilisirte und philosophische Deutschland hat den Körper eines Ministers zerschossen, aber wir dürfen eine solche Handlung nicht mit dem Schlachthause von Rabat vergleichen. Das Eine ist der Wahnsinn eines Volks, das sich nicht selbst zu helfen weiß, das Andere eine allerdings grausame Vergeltung für Missethaten, die als heilsame Lehre für die Zukunft dient. Das ist der Unterschied zwischen den beiden gesellschaftlichen Systemen. Weder Empörungen, noch Reactionen können von Nutzen seyn, wo das Uebel aus der Theorie und der Gesetzgebung entspringt. Ist das Uebel aber durch die Akte eines Menschen veranlaßt, so kömmt die Rache, wie der Sturm, um die Luft zu reinigen und hierdurch die angerichteten Verheerungen wieder gut zu machen."

In diesem Tone fährt unser Verfasser bis zu Ende seines Buches fort, zu dessen Charakterisirung wir unseren Lesern nur noch einen Auszug vorlegen wollen. Es werden darin die Vorzüge des orientalischen Kostüms vor dem europäischen auseinandergesetzt, wobei natürlich auf die Verschiedenheit des Klimas durchaus keine Rücksicht genommen wird. „Um den Haik anzulegen", heißt es, „läßt man ihn auf die Erde niederfallen, zieht einen Zipfel über die linke Schulter und hält ihn mit der rechten Hand auf der Brust. Indem man dann rückwärts tritt, wird die Falte nach hinten gebracht und unter dem rechten Arm nach vorn gezogen. Noch einen Schritt, und der Haik ist wieder hinten; dann nimmt man ihn mit den ausgestreckten Händen und schlingt ihn über den Kopf, wobei man jedoch die Arme frei läßt. Das Ende wird dann über die linke Schulter geworfen und hängt an dem Rücken herab. Man findet da weder Schleifen, noch Knöpfe, noch getrennte Theile; das Gewand wird allein durch seine eigenen Falten um den Körper befestigt. Von allen Anhängseln frei, macht es jeden Zusatz entbehrlich. Es wird unter dem Zelte verfertigt; kein Schneider, kein Verkäufer, kein Händler ist dazu nöthig; so ist das Nationalkostüm aufs engste mit dem Nationalwohlstande verknüpft. Der Mantel des Spaniers, der über die linke Schulter geworfen wird, ist ein Mittelding zwischen dem Haik und dem Bornus; noch heutzutage glaubt der Spanier ohne anständige Kleidung zu seyn, wenn ihm der Mantel fehlt — mantellos und nackt ist gleichsam synonym. Eben so groß, als der Abstand zwischen der Tracht Europa's und der des Ostens, ist der Abstand ihrer Pracht von der Würde Numidiens. Die Vortrefflichkeit aller anderen Trachten liegt in ihrer Zusammensetzung. Es giebt keine einzige darunter, welche nicht die menschliche Gestalt verrenkte und ihr Gewalt anthäte, um ihre eigenen Zwecke zu erfüllen. Die Vortrefflichkeit dieser aber liegt darin, daß sie der Natur folgt, ohne sie verschönern oder verschleiern zu wollen; sie enthüllt den Körper, ohne ihn zu entblößen, sie bedeckt ihn, ohne ihn zu vermummen. Die Aehnlichkeit mit der Antike giebt sich erst dann zu erkennen, wenn alle anderen Gewänder verschwinden und nur der Haik zurückbleibt; dort zeigt sich ein Arm oder ein Bein, oder die Brust hebt sich und die eine Seite des Körpers wird sichtbar, denn der Faltenwurf verschlingt sich in allen möglichen Weisen, so daß man nach und nach alle berühmten Statuen und Gruppen des Alterthums um sich erblickt. Die Entblößung einiger Körpertheile bringt nicht den Eindruck von Kälte hervor, den Manche befürchten würden — eine Thatsache, welche diejenigen verstehen werden, die den Kilt oder die Schürze der Bergschotten getragen haben. Die Luft erzeugt nämlich auch Wärme, und wenn sie frei um den Körper zirkulirt, so findet eine Art von Transspiration der Haut statt, welche der Gesundheit äußerst zuträglich ist und zugleich jene leichte und angenehme Empfindung erregt, die einem Kostüm beiwohnt, welches hinlängliche Bedeckung gewährt, um warm zu halten, und hinlängliche Freiheit, um die Luft zuzulassen. Jetzt, da wir unsere Bildnisse durch die Sonnenstrahlen aufnehmen lassen und unzählige Gelehrten die Wirkungen des Lichtes auf die Functionen der Thiere und das Wachsthum der Pflanzen verfolgen, wird es nicht lächerlich scheinen, über die Vorzüge einer Tracht zu sprechen, die dem Körper Licht sowohl als Luft zuführt. Wir sind immer im Finstern. Experimente über Licht und Hitze sind unseren gelehrten Gesellschaften von funfzig Physikern vorgelegt worden, aber keiner von ihnen hat daran gedacht, seine eigenen Füße an die Sonne kommen zu lassen. Die moderne Wissenschaft flößt mir immer tiefe Schwermuth ein — so viel Licht im Fokus, so viele Dunkelheit in der Hemisphäre! Man vergleiche sie mit der majestätischen Unwissenheit (!) des ursprünglichen Zustandes; damals war man mit Leichtigkeit groß, jetzt sind wir trotz aller Arbeit klein. Jene Glieder, auf welcher die Last der übrigen ruht, verdienen besondere Sorgfalt und könnten sogar auf ausschließliche Begünstigung Anspruch machen, sind aber noch unglücklicher als die anderen. Unsere armen Füße sind von der Wiege bis zum Grabe zu finsterer Kerkernacht verurtheilt. Nie erlaubt man ihnen, die Sonne zu schauen, nie, auf einen Augenblick die Erde zu berühren; einmal täglich werden sie vielleicht auf ein paar Minuten an das matte Licht eines verschlossenen Zimmers gezogen oder dem künstlichen Schimmer einer Wachskerze ausgesetzt; ist jedoch diese Erholungsfrist vorüber, so zwängt man sie gleich wieder in ihre Futterale hinein. Man beschimpft sie, man nennt selbst ihren Namen nur mit Widerwillen und betrachtet ihren Anblick als eine Unschicklichkeit. Keine Revolution kann sie befreien, keine Veränderung in der Mode ihre Fesseln zerreißen; hoffnungslose Knechtschaft, unbelohnte Arbeit, unverdiente Verachtung sind ihr Schicksal, und man trägt nur dafür Sorge, sie zu verunstalten, zu verstümmeln und für sich selbst zum Aergerniß zu machen. Es ist kein Gewinn für den Menschen, wenn er seine Füße mit solcher Ungerechtigkeit behandelt, und eine Tracht, die ihn daran verhindert, ist keine geringe Wohlthat."

Diese Bemerkungen sprechen für sich — es wäre überflüssig, ein Wort darüber zu verlieren. Wenn aber dem Verfasser das Leben und die Sitten der Barbaresken so viel besser zusagen, als die des civilisirten Europa, so möchten wir ihn fragen, warum er zuhause in einem engen Rock und lackirten Stiefeln sitzt und Bücher schreibt, statt barfuß und von einem wallenden Haik umflossen auf einem maurischen Duar zu kauern, wo unter anderen Auswüchsen der europäischen Kultur auch Bücher und Schriftsteller unbekannt sind? So lange er dies nicht thut, muß er es sich gefallen lassen, wenn wir seine Diatriben nicht au pied de la lettre nehmen und seine exzentrischen Ergüsse mehr einem Haschen nach Originalität als der wirklichen Ueberzeugung zuschreiben.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Wir wollen uns jetzt zu den Philosophen wenden, vielleicht finden wir, daß sie in den deutschen Bewegungen eine bessere Stelle einnehmen, als die Publizisten, Geschichtschreiber und Pamphletisten. Mögen sie sich hin richten, wohin sie wollen, wir müssen von ihnen verlangen, daß sie niemals stocken, und daß sie uns von der ungeheuren moralischen Umwälzung, die ein Land des geistigen Lebens in einen Heerd des Atheismus umgewandelt hat, Kunde geben. — Die Jung-Hegelsche Schule allein ist es gewesen, welche alle Thorheiten, die jetzt zur Erscheinung gekommen, vorbereitet und alle Leidenschaften der neuesten Zeit aufgeregt hat; sie hat der Demagogie erst eine Fahne und eine ganze Zurüstung von gelehrten Formeln gegeben; sie weiß besser, als irgend Jemand, was sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens ereignet, und hat es sicherlich bemerkt, wie die Konsequenzen ihrer Systeme allmälig zu Handlungen wurden. Möge sie also sprechen; sie kann und muß es! Die Philosophen haben nicht das Recht, die Augen zuzumachen und sich die Ohren zu verstopfen. — „Ich fange an zu fühlen", sagte vor einiger Zeit Heinrich Heine in der „Augsburger Zeitung", „daß ich kein zweifüßiger Gott bin, wie mir der Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren einreden wollte." Wahrlich, wir haben diese menschliche Natur, die der Gott der Hegelianer ist, seit der Zeit, wo man derselben ihre hohe Würde offenbarte, wirksam gesehen. Sind die Hohenpriester des Humanismus immer eben so freimüthig, daß sie ihre Zweifel eingestehen und, wenn sie auch dabei beharren, doch wenigstens Kunde davon geben, damit die Gesellschaft den Feind nicht mehr verkenne? Ich habe Alles, was die Philosophen in letzter Zeit geschrieben, mit Eifer gelesen, eine Thatsache hat mich jedoch frappirt: es ist das gänzliche Stillschweigen der Häupter des Atheismus. Von der Zeit an, wo die Februar-Revolution die Freischaaren der Hegelschen Demagogie durch Deutschland trieb, hat weder Stirner, noch Feuerbach ein Lebenszeichen von sich gegeben. Feuerbach ist der Begründer des Atheismus; er hat Männer wie Strauß und Bruno Bauer mit Heftigkeit angegriffen, indem er ihnen ihre Furchtsamkeit vorwarf und mit großer Schärfe die Konsequenzen aus ihren Schriften zog, wonach augenscheinlich die Existenz Gottes in Abrede gestellt wird. Er hat bewiesen, daß für das menschliche Geschlecht kein anderes göttliches Wesen vorhanden sey, als das menschliche Geschlecht selbst. Stirner hat Feuerbach noch übertroffen; die als Gott betrachtete Menschheit ist für ihn sogar ein Gegenstand der Religion. Man spreche also ja nicht mehr von dem menschlichen Geschlechte; das Individuum mit allen seinen Gelüsten und Leidenschaften ist der wahre Gott (homo sibi deus). Stirner hat hieran noch nicht genug gehabt; er folgerte vielmehr aus dieser seiner Lehre die wildesten Resultate und schrieb für eine Epoche der zügellosesten Begierden eine Erklärung der Rechte der Materie. — Eine Menge von Schülern strömte den beiden Tribunen zu, und seit mehreren Jahren gehörte ihnen fast die ganze Jugend der Universitäten. So ist es zu begreifen, daß, als die Umwälzung Europa's begann, der revolutionaire Geist sich ohne große Mühe der Fesseln, die seine Begierden bisher banden, entledigen und das wahnsinnig gewordene Fleisch sein tausendstimmiges Geschrei erheben konnte. Die Häupter schwiegen. Seit zwei Jahren hat Feuerbach auch nicht eine Zeile veröffentlicht; wir haben nicht bemerkt, daß er sich an das allgemeine Stimmrecht wandte und nach einem Platz im Frankfurter Parlament oder in den bayerischen Kammern strebte. Die Revolutionen also, die er doch vorbereitet hatte, konnten in ihm nicht den Wunsch erregen, daran theilzunehmen oder sie nach seiner Art zu

leiten, sie zu mäßigen oder zu befestigen! Und was ist aus Stirner geworden? — Warum hat er die Interpretation seiner Politik und Moral unterbrochen? „Mag das Volk sterben", so hatte der Tribun des Egoismus ausgerufen, „mag das Volk sterben, wenn nur das Individuum frei ist! Mag Deutschland, mögen alle Nationen Europa's sterben, wenn nur der Mensch, von allen Fesseln erlöst und von den letzten Phantomen der Religion befreit, endlich seine volle Unabhängigkeit erhält!" So hatte Stirner mit einer derben Freimüthigkeit alles dasjenige gesagt, was die revolutionaire Scheinheiligkeit unter ihren Declamationen verbarg; er predigte das Ideal der Demagogie ohne alle Phrasen. Wie kömmt es nun, daß er in zwei Jahren nichts von sich hat hören lassen? War er es nicht, der den Volkstribunen die Larven vom Gesicht riß, damit alle Welt ihre geheimen Gedanken kennen lernte? Giebt es denn nicht noch Heuchler genug, die unter den Worten „Revolution" und „Vaterland" ihre heimlichen Gelüste verbergen? Oder ist Stirner etwa in sich gegangen? — Es ist möglich, daß er erschrak, als er sah, wie auf seinen Ruf sich so viele Schüler erhoben, die Millionen von Menschen dem Schaffotte weihen möchten; es ist möglich, daß er einsehen gelernt hat, wie man nicht mit Ideen spielen und nicht zu sehr auf die Sanftmuth seiner Zeit und seines Landes rechnen darf. Man sagt, daß Herr Stirner ein sanfter, ruhiger und fleißiger Mann sey, und daß er sein Buch in gänzlicher Zurückgezogenheit von der äußeren Welt geschrieben habe. Wenn er nun irgend eine Erfahrung in den beiden letzten Jahren gemacht hat, so darf er die Frucht dieser, wenngleich bitteren Lection nicht für sich allein behalten. Mag er von der ereignißreichen Zeit denken, was er wolle, so kann, so darf er doch nicht neutral bleiben. Freunde wie Feinde, alle diejenigen, welche er ins Unglück hineingetrieben, alle, die er verachtete, haben ein Recht, ein Bekenntniß und Rechenschaft seines Stillschweigens zu fordern.

Einer der berühmtesten Revolutionaire der deutschen Philosophie, Herr Dr. Strauß, hat es für rathsam gehalten, ein Bekenntniß abzulegen, und er hat es mit einer anerkennenswerthen Offenheit gethan. Man weiß, daß Strauß einer der Ersten auf den verhängnißvollen Bahnen der Jung-Hegelschen Schule gewesen ist, und daß er von den entschlossenern Volkstribunen bald überholt und verlassen wurde. Ein Gemäßigter unter den Ultras, ein vorsichtiger und klarer Geist unter den heftigen Köpfen, blieb er dennoch in den Augen der Menge der Repräsentant derjenigen Thorheiten, die er selbst verdammte. Sein Buch, „das Leben Jesu", hatte ihn durch ein außerordentliches Aufsehen zum Zorn der Einen und zum Schrecken der Anderen bekannt gemacht; er war, mehr als Feuerbach oder Stirner, der Sündenbock der Hegelschen Schule. Im April 1848 präsentirte sich Strauß den Wahlversammlungen Würtembergs als Kandidat für das Frankfurter Parlament: er durchreiste dieses schöne Schwabenland, dieses Land der Dichter und Philosophen, das von ihm mit so vieler Anmuth in seiner „Wallfahrt zu Justinus Kerner" beschrieben wird. Wir sehen den großen Mythenzerhörer, wie er bisweilen genannt worden ist, sich der Kritik des Volkes unterwerfen. Folgen wir ihm, nicht etwa nach Stuttgart, Heilbronn oder Ludwigsburg, nein, was uns an seiner Reise interessirt, das sind seine Besuche bei den Landleuten. Strauß vor einer Versammlung von Bauern und Arbeitern zu Steinheim; die Spitzfindigkeit der Exegese gegenüber der Einfachheit der Natur! Giebt es wohl etwas Interessanteres? — Der berühmte Mann begegnete hier einem starken, christlichen Glauben, und er selbst erschien den naiven Einbildungen, die schon durch seinen bloßen Namen in Schrecken gesetzt wurden, wie eine Art Antichrist. Er hatte diese Gelegenheit gesucht, nicht, um Aufsehen zu erregen, sondern im Gegentheil, um den Zweck seines früheren Handelns und die neue Stellung, die er einzunehmen gesonnen war, klar begreiflich zu machen. Strauß, der früher in seinem „Leben Jesu" von jedmöglichen Formen strotzte, ist seit einigen Jahren ein Schriftsteller voll Klarheit und Eleganz geworden. Dieser literarische, selbst poetische Beruf, von welchem er durch den Dämon der philosophischen Liebhaberei abgewendet wurde, kam nach und nach wieder zum Vorschein und hat schon seine Früchte getragen; der Theologe hat bei Strauß sein Werk vollendet, und ein Schriftsteller beginnt in ihm wirksam zu werden, der auf vielen Punkten, ich zweifle nicht daran, den traurigen Einfluß des Theologen verbessern wird. Schon in seinen „Friedensblättern", in seinem Besuche bei Justinus Kerner, in seinem glänzenden und geistreichen Pamphlet gegen die Romantik Friedrich Wilhelm's IV. hat er in einer Allen zugänglichen Form die Prinzipien einer unideligen Moralphilosophie vertheidigt. Ein plastes Gemüth von Einfachheit und Freiheit war immer der Charakter seiner Schriften, und wir sehen ihn auch mit diesen Eigenschaften vor den Bauern seines Geburtslandes glänzen. „Da bin ich", sagt er, „ich bin der Dr. Strauß, den der größte Theil von Ihnen sich bis jetzt als den leibhaftigen Antichrist vorgestellt hat. Ich kann Ihnen das nicht übelnehmen, denn so bin ich Ihnen geschildert worden, und gewiß waren diejenigen, welche Ihnen das sagten, größtentheils gute, brave Leute. Sie sind aber dennoch übel berichtet worden. Ich habe vor dreißig Jahren ein Buch geschrieben, welches der Anfangspunkt aller Vorurtheile gegen mich ist. Ich bin überzeugt, Keiner von Ihnen hat dieses Buch gelesen, und ich sage: um so besser! denn ich habe es nicht für Sie geschrieben. Denken Sie meine Worte nicht falsch! Wenn ein Landmann unter Ihnen ein Buch über Ackerbau schriebe, ich würde es, ohne mich darüber zu ärgern, mir ruhig sagen lassen, daß es nicht für mich geschrieben sey. Ich habe für Gelehrte geschrieben, für Theologen. Die Leien, und selbst eine große Zahl unter den Gebildetsten, kennen es nicht. Wie viel grausame Zweifel-qualen oft den armen Theologen! Was bekümmern Sie sich um ein Buch, das von den Unsicherheiten des Wissens handelt! Mehrere meiner Freunde, Männer, die den theologischen Studien fremd sind, haben sich für verpflichtet gehalten, mein Buch zu lesen. „Unterlaßt das", sagte ich zu ihnen, „Ihr habt Besseres zu thun! Dieses Buch wird Euch vielleicht Zweifel bringen, die Ihr bis jetzt noch nicht gehabt, während es im Gegentheil dazu bestimmt ist, den Theologen zu Hülfe zu kommen, deren Seelen oft von fürchterlichen Aengsten zerrissen wird." Sie sehen, wie weit ich davon entfernt bin, irgend Jemanden seinen Glauben zu nehmen."

Diese Protestationen des Herrn Strauß sind nicht etwa die gewöhnliche Taktik eines Kandidaten, sondern sie erklären seine Rolle, die er als Schriftsteller gespielt hatte, wahr und aufrichtig. Der Drang der Wissenschaft hatte den Verfasser des „Lebens Jesu" getrieben, alle Zweifel, alle seit Lessing von den Fürsten der deutschen Theologie aufgehäuften Negationen zusammenzufassen. In Frankreich waren es im 18ten Jahrhundert Laien — Schriftsteller, welche die religiösen Glaubenssätzchen angriffen; in Deutschland hingegen sind es seit sechzig Jahren die Theologen selbst, welche an dem Gebäude gerüttelt haben und die bisweilen dahin gekommen sind, sich, wie Strauß, deshalb vor den Laien zu rechtfertigen. Während jedoch die Dogmen ihres Glaubens einer unerbittlichen Kritik unterworfen waren, hörte der größte Theil jener Männer nicht auf, Theologen zu heißen; es war nicht Haß gegen die Religion, der sie beseelte; es war vielmehr ein unwiderstehliches Bedürfniß der Exegese und eine brennende Wißbegierde. So hat sich auch Strauß immer gezeigt, und als man ihm das Recht nahm, die Religion zu lehren, deren Irrthümer er zerstören wollte, war es ihm nicht gleichgültig; es ging ihm ans Leben, sein ganzes Wesen ward dadurch in Frage gestellt. — Zwischen Strauß und Feuerbach und Stirner giebt es eine Kluft, die sie immer von einander scheiden wird; diese haben nämlich jeder religiösen Idee den Untergang geschworen, jener glaubt unverändert an eine Religion und bewahrt seinen Namen als Theologe wie einen Ehrentitel. Strauß führt nun in seiner Rede fort: Er setzt den Landleuten von Steinheim aus einander, wie Alles dieniedrem Gefahr läuft, von dem Menschen unnatürlich gemacht zu werden: — „unter den Händen des Menschen wird selbst das Gute in Böses, die Tugend in Laster verwandelt. Wenn es Pflicht des Moralisten ist, darüber zu wachen, daß die Klugheit nicht Feigheit erzeuge, daß das Gefühl der Liebe nicht zur Ausschweifung herabgewürdigt werde, daß endlich der billige und gerechte Wunsch, zu erwerben, sich nicht in Habgier kehre: so ist es Sache des Theologen, unaufhörlich die religiöse Idee von dem Aberglauben, der sie verfinstert, zu befreien. — Recht gut! wird mein Gegner sagen, Du scheidest aber durch die Scheidung, die du zwischen Moral und Theologie machst, manche Dinge hinweg, die für uns eine stärkende und angenehme Speise sind. — Ich antworte Ihnen: Was es Wesentliches, Unerläßliches in der Religion giebt, sind Lehren, wie folgende: Selig sind, die reines Herzens sind! Selig sind die Friedfertigen und Barmherzigen! Nichtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Liebe deine Feinde, segne, die dich fluchen! — Denken Sie denn, daß ich so wahnsinnig seyn könnte, der Religion solche Grundsätze zu rauben? Sobald man diese Lehren treu in seinem Herzen bewahrt und sie im Leben ernstlich auszuüben sich bestrebt, so hat man meiner Meinung nach Alles. Mit diesen Lebensregeln ist man ein ehrbarer Bürger, ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater, ein gefälliger Nachbar, kurz, man ist ein wahrhaft guter Mensch, selbst dann auch noch, wenn man Zweifel der Wissenschaft gegen die Wunderwerke in der Bibel erheben würde. Das ist in wahrem, aufrichtigem Sinne mein Glaubensbekenntniß!" — Wahrlich! Diese Worte sind sehr verschieden von der Sittenlehre der Jung-Hegelschen Schule! Wenn Strauß auch die Göttlichkeit Christi leugnet, so bewahrt er doch wenigstens seinen Glauben an die praktische Lehre des Evangeliums. Es erhöht für ihn kein reinerer Moralgesetz, keine erhabenere und heiligere religiöse Idee, als diejenige, welche die Bergpredigt enthält, und er legt dieses Moralgesetz nicht, nach Art der Demagogen, mit lügenhaften Beimischungen und Entwerthungen aus, sondern er erklärt es in einem wahrhaft christlichen Sinne, indem er Pflicht und Aufopferung anempfiehlt. Man kann Herrn Dr. Strauß nur Glück wünschen, daß er für seine ersten Schriften auf ein Linderungsmittel Bedacht genommen, daß er es für nothwendig hielt, öffentlich zu bekennen, was er aus den Ruinen zu retten hofft. Dieses Bekenntniß hat Strauß schon seit einigen Jahren zu geben versucht; aber er hatte es noch nicht mit einer solchen Bestimmtheit, mit einem so christlichen Ausdruck gegeben, wie vor den Bauern zu Steinheim. Ihre Stimme, welche Angesichts der zügellosen Heftigkeit des Pantheismus die Moral des Evangeliums predigt, hat ein Recht, mit Dank gehört zu werden. Kann indessen dieses Glaubensbekenntniß genügen? — Wenn Strauß trotz der schönen Worte, die ich so eben angeführt habe, dennoch den philosophischen Lehren der Jung-Hegelschen Schule ergeben bleibt; wenn er, indem er die Göttlichkeit Christi leugnet, nicht den Glauben an einen persönlichen Gott wieder annimmt; wenn Gott für ihn nichts Anderes ist und bleibt, als eine geheimnißvolle, unsichtbare, sich selbst unbekannte Kraft, die sich auf allen Stufen der Natur manifestirt und niemals zu einem vollständigen Leben in dem Bewußtseyn des Menschen kommen kann: wenn endlich Strauß den Pantheismus Hegel's nicht verwirft. Was soll dann wohl aus der Moral, von der er in so schönen Ausdrücken redet, unter seinen Händen werden? Von allem Aberglauben, der die religiöse Idee verfinstern kann, ist keiner gefährlicher, als der tolle Aberglaube des Pantheismus, und es dient zu Nichts, wenn Strauß die Idee Jesu anerkennt und sich zugleich einredet, daß das menschliche Geschlecht Gott sey. In einer seiner Reden an die Landleute Schwabens wirft er, nachdem er sich über den Kampf der religiösen und irdischen Interessen ausgelassen, folgende Worte kurz hin: „Diese Unterscheidung der religiösen und irdischen Dinge, warum sollte ich es verhehlen, mißfällt mir ganz und gar. Sich mit weltlichen Interessen beschäftigen, heißt auch zugleich, sich mit Interessen der Seele beschäftigen, und wer sich hier auf Erden gut führt, der ist ein wahrer Himmelsbürger. Doch dies beiseite. . . ." Wir aber, wir wollen es nicht beiseite lassen. Wenn es kein anderes Leben jenseits dieses Lebens des Jammers und Elendes giebt, wenn über uns keine Vorsehung existirt, d. h. ein Vater voll Liebe, ein immer gegenwärtiger Zeuge und unfehlbarer Richter unserer Handlungen, so fragen wir Herrn Strauß und seine Landsleute zu Steinheim,

Digitized by Google

wächse uns, die wir an diese südliche Vegetation nicht gewöhnt sind, in Erstaunen setzen. Von der Landseite bietet Monako, überragt von drohenden Bergspitzen, welche Turbia begränzen, einen Umkreis von Mauern dar, deren Thürme, Zinnen, Terrassen und Krümmungen ein höchst malerisches Ensemble bilden und uns vollständig in das Mittelalter zurückversetzen. Diese Mauern haben die Angriffe der Piraten unter Barbarossa's Oberbefehl ausgehalten; sie begränzen ein von Orangenbäumen beschattetes Bosquet, in deren Kronen die sinkende Sonne ihre Strahlen sendet und das Laub vergoldet. Ein Abend genügt, um die interessantesten Gegenstände dieser Stadt kennen zu lernen. Das alte, melancholische, verfallene Schloß wird dennoch sechs Monate des Jahres bewohnt. Die kleine Kirche hat die mit Inschriften versehenen Gräber der sehr hohen und mächtigen Fürsten von Grimaldi, der Beherrscher dieses kleinen Staates, aufzuweisen. Das Haus Grimaldi leitet seinen Ursprung von einer nicht geringeren Person als Grimoald oder Grimaud her, welcher die Würde eines Maire des Palastes unter König Childebert III. bekleidete und 714 getödtet wurde. Seine Nachkommen bezeichnet man drei Generationen hindurch als Herren von Antibes. Kaiser Otto I. gab Monako als Lehnsherrschaft dem Grimaldi, Sohne des Paffano, Herrn von Antibes. Während eines Zeitraumes von wenigstens neunhundert Jahren sehen wir die Grimaldi oft in Verbindung mit den Spinola und Doria von Genua, mit den Caretto, Marquis v. Finale, mit den Trivulzio und später mit den Häusern Grammont und Harcourt-Armagnac.

Einige dieser Fürsten nannten sich Herkules. In einer sonst von tragischen Begebenheiten ziemlich freien Geschichte finden wir doch im Jahre 1505 den Fürsten Johann II. entthront und getödtet durch seinen eigenen Bruder Lucian, welcher achtzehn Jahre später von der Hand des Bartolomeo Doria fiel. Der Fürst Herkules ward von seinen eigenen Unterthanen 1604 getödtet. Wie es scheint, dienten die Grimaldi den Kaisern, Otto dem Großen, Heinrich IV., Friedrich Barbarossa und Karl V.; sie standen dann hundert Jahre hindurch unter der Botmäßigkeit der Spanier. Honorius II. befreite sich 1641 mit Hülfe Frankreichs von einer spanischen Besatzung, welche seit mehreren Jahren seine Festung eingenommen hatte, aber es gelang ihm dies nur unter der Bedingung, dafür eine französische Garnison aufzunehmen. Dieses Verfahren brachte ihn um den Ertrag der Lehnsgüter, die er in Spanien besaß, und der sich auf 25,000 Thlr. jährlich belief. Ludwig XIII. belohnte eine solche Aufopferung durch die Titel: Pair von Frankreich, Herzog von Valentinois, Baron von Baur, und durch die Schenkung mehrerer anderer Güter in der Provence und Dauphiné, welche ihm im Mai 1642 verliehen wurden. Von nun an trat Monako mit Frankreich in ausschließliche Verbindung. Der Fürst Anton starb 1731 und hinterließ nur weibliche Nachkommen, so daß Louise Hippolyta, die älteste seiner Töchter, regierende Fürstin von Monako wurde und die Würden des Hauses Grimaldi auf ihren Gemahl Franz von Matignon, Graf v. Torigny, übertrug. Im Jahre 1715 geschah die Abtretung des Herzogthums Valentinois; der Schwiegersohn des Fürsten nahm Wappen und Namen der Grimaldi an und gelangte 1731 zur Nachfolge.

Der jetzige Fürst, Florestan I., folgte seinem Bruder Honorius V. und hält sich wenigstens sechs Monate des Jahres in Monako auf. Sein Schloß, von dessen Fronte aus man Turbia erblickt, enthält noch Werkzeuge zum Münzen, und die Sous von Monako haben manchen gewinnsüchtigen Spekulanten berühmt gemacht.

Auf der Esplanade, welche die Stadt von dem Schlosse trennt, ist das einzige Wirthshaus dieses Ortes, das von einem alten Kammerdiener des Fürsten gehalten wird; die Abwesenheit alles Luxus darin steht im vollkommenen Einklang mit der Kleinheit des Fürstenthums; die Leuchter sind von Zinn, die Küche die bescheidenste, die man sich denken kann, die Matratzen unserer Betten waren mit Heu gefüllt, das eben nicht elastisch genannt werden konnte, aber die Sauberkeit aller Gegenstände, die Höflichkeit und das savoir-vivre der Leute versöhnte uns mit Allem, nur nicht mit dem Fenster unserer Schlafkammer, dessen eine Scheibe, schon seit längerer Zeit zerbrochen, sehnsüchtig auf einen ambulanten Glaser wartet, der die großartige Idee haben wird, die Straße von Nizza nach Genua verlassend, nach Monako zu wandern, um dem leidenden Fenster Hülfe zu bringen. Diese Lücke ist in einer Winternacht sehr empfindlich und keineswegs unbedeutend, wir suchten sie auszufüllen, indem wir einen Tisch gegen den inneren Fensterladen stützten; übrigens wäre es unrecht von uns, über eine Unbequemlichkeit zu murren, der sich die Witwe des Königs von Preußen, die Fürstin von Liegnitz, bei einem Besuche in Monako zu unterwerfen geruht hat.

Den Morgen nach unserer Ankunft benutzten wir, um den uns noch unbekannten Theil des Fürstenthums zu durchwandern. Eine zweistündige Promenade schönen Weges, malerisch am Meer gelegen, hier und dort von einem munteren Bach durchschnitten, von Citronen- und Orangenbäumen eingefaßt, führte uns nach Menton, einer Stadt mit 3000 Einwohnern, von freundlichem Aussehen.

Sie treibt einen nicht ganz unbedeutenden Handel, besonders mit Citronen und Südfrüchten, die Straßen sind belebt, die Häuser haben einen eleganten Anstrich. Zu meinem Erstaunen machte ich die Bemerkung, daß sowohl die Physiognomie, als auch die Sprache der Einwohner französisch ist, während die Nizzaner, die doch der Gränze viel näher sind, einen entschieden italiänischen Typus haben. Ungeachtet der Vorsicht des Fürsten, auch in den Mauern Mentons sich eine kleine Residenz gegründet zu haben, tritt diese Stadt zuweilen in Opposition gegen ihn; der revolutionaire Geist beherrscht sie, und seit den ersten Wirren der Februar-Revolution in Italien hat auch sie versucht, ihr Joch abzuschütteln und sich in eine Republik zu verwandeln. Armes kleines Volk, Du könntest Besseres thun, als Dich in den Strudel der Politik stürzen!

Das vorzüglichste Produkt des Gartenbaues dieser Stadt scheinen die Citronen zu seyn. Auf den Bergen, auf welchen die Baum- und Obstgärten sich erheben, begegnet man oft Frauen, die auf ihren Köpfen schwere Körbe mit Citronen tragen; diese Frauen haben einen elastischen und von Thätigkeit zeugenden Gang, schöne sanfte Augen, und das regelmäßige Oval ihres Gesichtes trägt einen bewundernswerthen Ausdruck zarter Schönheit, indessen ist gewöhnlich ein Zug physischen Leidens darin vorherrschend, und eine fast tödtliche Blässe, die unter diesem schönen Himmel etwas doppelt Trauriges und Rührendes hat, scheint anzudeuten, daß die Mühen, denen sie sich unterwerfen, ihre Kräfte übersteigen. Ihnen wäre es nicht zu verdenken, wenn sie eine kleine Revolution vornähmen, denn die Männer scheinen nicht sehr geneigt, sich an diesen Lasten zu betheiligen. Da die östliche Gränze des Fürstenthums sich in einer kleinen Entfernung jenseits Menton befindet, so beschränken wir hiermit unseren Ausflug und kehren zurück, und zwar um auf dem Oberweg nach Turbia zu gelangen; dieser erhebt sich in vielen Zickzacks und mehr oder weniger steilen Höhen, zuerst mitten durch bebaute Felder, welche durch Mauern auf den höchsten Bergspitzen geschützt werden; ich zählte mehr als vierzig amphitheatralisch gebildete Terrassen, und ich bezweifle, daß die so gerühmten Pflanzungen des himmlischen Reiches deren mehr aufzuweisen haben.

Auf dem Punkte, wo die Unzugänglichkeit der Gebirge den Weg zu zahlreichen Abweichungen zwingt, befindet sich der Flecken Roccа-Bruna, und gewiß findet man nicht leicht eine Landschaft von so erhabenem und pittoreskem Anblick. Auf diese schroffe Höhe haben Barbarossa und seine Kriegsgenossen wohl nie einen Angriff unternommen. Zwischen Nizza und Turbia giebt es indessen einen Punkt, der noch phantastischer genannt werden kann. Eza befindet sich auf der äußersten Spitze und dem steilsten Abhang eines ganz isolirt stehenden Felsens, der, von der Hauptstraße aus gesehen, sich auf Himmel und Meer silhouettenartig abzeichnet. Die höchsten, mit Häusern besetzten Felsabhänge werden oft von einer Reihe senkrecht hinabsteigender Bergkämme unterbrochen, und an der Meeresseite öffnet sich ein gähnender Abgrund am Fuße der Wohnungen, die über ihm erbaut sind. Eza's Lage ist gefahrvoller, als die von Jonlis auf der Insel Zea, Syra und mancher anderen Stadt in Griechenland, wo man nicht den Fuß über die Schwelle seiner Thür setzen kann, ohne auf das Terrassendach seines Nachbars zu treten. Lieutenant Kempthorne sagt in seiner Beschreibung der südlichen Küste Persiens, das Kap Mossandam am Eingang des persischen Meerbusens biete so steile Klippen dar, daß die Einwohner der dort herumliegenden Dörfer, ehe sie zur Arbeit ausgehen, die Vorsicht gebrauchen, ihre Kinder an den Thüren ihrer Wohnungen festzubinden, damit sie nicht etwa in die sie umgebenden Abgründe rollen: mir scheint, daß selbst diese Vorsicht den Müttern, welche dieses Adlernest bewohnen, kaum genügen möchte. Glücklicherweise bemerken wir, daß sowohl in Savoyen, wie auch in den an der See gelegenen Alpen, Auge und Fuß schon in der zartesten Kindheit sich eine Sicherheit aneignet, die den Gefahren des Landes, in dem sie leben, entspricht. Die Füße der Kinder wachsen nach innen gekrümmt, wie die Kralle eines Falken, und ihr Blick mißt ruhig den ungeheuren Abgrund, über dem sie sich bewegen. Nach den Vermessungen, die unser Mitbürger, Herr Pictet, vorgenommen, liegt Eza 557 Meter über der Wasserfläche, welche den Felsen benetzt, der diesen Adlerhorst auf seiner Spitze trägt. Was konnte ein Menschengeschlecht veranlassen, an einem solchen Ort seine Hütten aufzubauen? Vielleicht die Liebe zum Leben und zur Freiheit, die in den so gerühmten Zeiten des Mittelalters sowohl, als auch in der späteren Epoche der Barbareskен, oft hart bedroht wurden. Der Maler allein findet reichlich seine Rechnung dabei.

(B. U.)

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Während so, wie wir gesehen haben, die Häupter des Pantheismus mit Feuerbach und Stirner schwiegen oder mit Strauß eine neue Richtung einschlugen, schienen die untergeordneten Vertreter jener traurigen Lehre ihre Thätigkeit zu verdoppeln, um den Oberbefehl zu erlangen. Man weiß, mit welcher Gewalt Arnold Ruge sich zum Haupte der Abenteurer und Atheisten im Frankfurter Parlamente machte, und dies gerade in dem Augenblicke, wo Strauß seinen Sitz in der Deputirtenkammer Württembergs aufgab, um die Unabhängigkeit seines Gedankens gegenüber den despotischen Forderungen der Demokratie zu bewahren. Bei Ruge saß Nauwerk, und Vogt war der große Redner des Atheismus. Während die Jung-Hegelsche Schule in der Paulskirche ihre Fahne entfaltete, unterhielt Karl Grün, ein sozialistischer Schriftsteller und der Lehrer Proudhon's, die Bewegung bei der äußersten Linken in der Berliner Versammlung.*) Nauwerk und Grün haben, obwohl sie mit den großen Interessen der Demagogie in Frankfurt und in Berlin sehr beschäftigt waren, ihre philosophische Mission doch nicht hintangesetzt. Im verflossenen Jahre veröffentlichten sie einen Plan zur Gründung einer freien deutschen Universität, an der die wahre deutsche Wissenschaft, d. h. die Hegelsche Lehre mit allen ihren Thorheiten, gelehrt und entschlossen zur Anwendung gebracht werden sollte. Wenn diese Universität bis heute noch nicht existirt, so muß man die preußischen Bajonnette und die Ungunst der Zeit deswegen anklagen. Indessen ist doch von Nauwerk und Grün schon Etwas geschehen; sie haben wenigstens den drei-

*) Diese Angabe beruht auf einer Namensverwechslung. Der Sozialist Karl Grün und das gleichnamige Mitglied der preußischen Nationalversammlung (ein Arzt aus Trier) waren nicht stammverwandt. D. R.

zehnten Artikel des Programms zur Ausführung bringen können. Dieser Artikel lautet: „Zur Kritik der Universität wird ein wissenschaftliches Organ gegründet, das so bald als möglich unter dem Titel: „Jahrbücher der freien deutschen Universität" erscheinen soll."

Die Jahrbücher der freien deutschen Universität sind erschienen, und es ist in der That der allerentschiedenste Atheismus, welcher das offizielle Programm dieser gewaltigen Schöpfung ausmacht. Gleich zu Anfang dieses Manifestes setzt Karl Grün ohne Scheu und Scham den Zweck der neuen Lehre aus einander: „Lange genug", sagt er, „sind die Geister mit hohlen Formeln der Theorie genährt worden; der Kreis der Abstractionen ist vollständig durchlaufen, und es ist nun endlich Zeit, daß wir uns das Resultat der Geschichte der Philosophie aneignen. Dieses Resultat ist die Freude dieser Welt, oder vielmehr, wie der Hegelianer sich bildlich ausdrückt, die Organisation der fünf Sinne."*) — Es ist merkwürdig, mit welcher Offenherzigkeit die Doktoren der Jung-Hegelschen Schule die geheimen Gedanken der Demagogie verkünden. Die Volkstribunen Frankreichs sprechen immer nur von Rechten des Volkes und den Fortschritten der Menschheit: „Möge das Volk, möge das ganze menschliche Geschlecht sterben!" ruft dagegen Stirner aus. — Louis Blanc fordert heuchlerisch Organisation der Arbeit: „Organisation der fünf Sinne!" schreit Karl Grün. Uebrigens sind die verschiedenen Abhandlungen, die den ersten Band der „Jahrbücher der freien Universität" ausmachen, nur oberflächliche und jämmerliche Stoppelwerke.

Ist es unwiderstehlicher Drang, in den rohen Massen, welche gegenwärtig die Hegelsche Schule an sich gerissen haben, irgend eine Stellung einzunehmen; oder ist es Furcht, verdunkelt zu werden, daß eines der bedeutendsten Glieder der Hegelschen Gesellschaft, Michelet in Berlin, seinen Atheismus zur Schau trägt? — Michelet war einer der ersten Schüler Hegel's: Wenn Abenteurer einen Einfall in die strengen Gebiete der deutschen Metaphysik versuchten und tollkühn die fürchterlichen Konsequenzen zogen, welchen die Hegelianer nur durch ein edles Vergessen ihrer Prinzipien entgangen waren, so blieb Michelet immer der ruhigen Besonnenheit seines Meisters getreu und bemühte sich, seine Lehre in den ernsten Bahnen der Wissenschaft zu erhalten. Dasselbe, wie er, thaten, wenngleich mit verschiedenen Nüancen, Rosenkranz, Hotho, Gabler, Marheinecke. Heute ist es anders; Michelet beugt sich vor den Jung-Hegelianern. Der tiefe Denker, der gelehrte Historiker des Aristoteles hat sich bei den Freischaaren einschreiben lassen. Um sein Eintrittsgeld zu zahlen, hat er den Plan zu einer neuen Gesellschaft mitgetheilt. Sein Buch: „die Lösung der gesellschaftlichen Frage", wäre keiner aufmerksamen Prüfung werth, wenn es nicht äußerst wichtige Nachrichten über die Fortschritte des Atheismus enthielte. Es ist in der That der rasendste Atheismus der Jung-Hegelschen Schule, dem sich Herr Michelet ergeben hat. „Das Bestreben der sozialen Frage", ruft der Verfasser auf den letzten Seiten seines Buches aus, „geht dahin, uns auf Erden schon diejenigen Freuden zu verschaffen, die man sich erst im Himmel vorstellt. Das himmlische Jerusalem muß wie eine mit ihren schönsten Kleidern geschmückte Braut auf die Erde niedersteigen und ihre Wohnung hierselbst nehmen. Dann erst werden wir von dieser imaginairen Welt, die unsere unersättlichen Wünsche schufen, befreit werden." Die große Aufgabe des Sozialismus also besteht nach der Meinung des Herrn Michelet allein darin, den Gedanken an ein jenseitiges Leben zu beseitigen, das lästige Phantom der Gottheit für immer zu verbannen und alle Dogmen der Jung-Hegelschen Schule herzustürzen und ins praktische Leben einzuführen. Der Plan des Berliner Philosophen für die Organisation der künftigen Gesellschaft hat uns so heiter gestimmt, daß wir nur durch den Gedanken an die früheren Arbeiten dieses Mannes und durch die Hochachtung, die wir ihm deshalb bewahren, im Stande waren, das Lachen von unseren Lippen zurückzuhalten. Ist es nicht ergötzlich oder betrübend, wenn man will, einen tiefdenkenden und gelehrten Mann sich mit den verschiedenen Arten von Vergnügungen, die in seinem Phalansterium stattfinden sollen, abmühen zu sehen? — Ob man die Zeit unter angenehmen Gesprächen hinbringen, ob man tanzen oder musiziren solle, dies sind wichtige Fragen, die abgehandelt werden. Michelet ermangelt auch nicht, auf die Vorzüge der von ihm konstruirten Gesellschaft vor dem christlichen System aufmerksam zu machen. „Die Christen", sagt er, „verdammen sich zu einem Leben der Kämpfe und Opfer, und nur am Ende ihrer Laufbahn wird ihnen Ruhe als Lohn verheißen. In der sozialen Organisation bringt ein jeder Abend Genuß für die Mühen des Tages." — Dies Alles ist, wie schon gesagt, mit einem besonderen Ernste geschrieben. Wer hätte es wohl vor zwei Jahren gedacht, daß ein würdiger Vertreter der alten Hegelschen Schule eine so vollständige Unterwürfigkeit vor den Jung-Hegelianern an den Tag legen würde? Wer hätte es geglaubt, daß Michelet eine sozialistische Stadt bauen und einen Kodex vorschlagen würde, der mit Ball-Programmen, Casino- und Theaterzetteln endigt?

Bei seiner Glaubensänderung hat Herr Michelet nicht allein die sonderbare Art, zu philosophiren, von der Jung-Hegelschen Schule angenommen, sondern es scheint auch, als wenn er dieselben Ungebührlichkeiten, wodurch sich jene liebenswürdige Schule stets auszeichnete, nachahmungswerth gefunden. Im vergangenen Jahre, als Herr Michelet in Frankreich war, glaubte er ein großes Unrecht zu begehen, wenn er es wieder verließe, ohne vorher der philosophischen Welt seine atheistische Lehre verkündet zu haben. Unglücklicherweise jedoch war die Frage nicht an der Tagesordnung, und das frivole Paris hätte dem Unterricht des Hegelschen Philosophen nur eine zerstreute Aufmerksamkeit widmen können. Darum wählte Michelet ein anderes Mittel, wodurch er seine Missionsreise dennoch auszubeuten hoffte; er besuchte nämlich Cousin und setzte ihm die Grundsätze des Atheismus aus einander. Die Unterhaltung wurde lebhaft, und mit der Beredtsamkeit einer höheren Vernunft und einer nie versiegenden Begeisterung behauptete der große Spiritualist Frankreichs gegen den deutschen Philosophen diejenige Lehre, an welche das menschliche Geschlecht seit Jahrtausenden glaubt. Nur die Deutschen und vorzugsweise die Jung-Hegelianer sind es, welche alle ihre vertraulichen Gespräche, die sie mit irgend einer bedeutenden Persönlichkeit gehabt haben, sofort drucken lassen. Auch Michelet hat nicht umhin gekonnt, seine Unterhaltung mit Cousin der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da er es nun einmal gethan hat, so bedaure ich nur, daß er seine Indiscretion nicht noch weiter getrieben und uns statt seiner Antworten nicht lieber die Ansichten seines berühmten Gegners wörtlich mitgetheilt hat. Dieses Zeugniß des Herrn Michelet wäre uns gerade nöthig gewesen, um genau zu wissen, mit welchem Abscheu Cousin die Konsequenzen der Hegelschen Schule zurückwies und den deutschen Atheismus Schritt vor Schritt niederschmetterte. Als Cousin vor fünfunddreißig Jahren in den öffentlichen Unterricht eintrat, befand er sich dem letzten Vertheidigern des Materialismus des 18ten Jahrhunderts gegenüber. Diesem Kampfe verdankt seine Philosophie ihren wahren Charakter. Es wäre für den berühmten Schriftsteller sicherlich ein höchst verdienstvolles Werk, wenn er mit derselben jugendlichen Festigkeit heute, wo diese durch alle Schätze eines den Wissenschaften geweihten Lebens noch wirksamer sein muß, öffentlich gegen die Hegelsche Philosophie zu Felde zöge.

In dieser Zeit lächerlicher Systeme und cynischer Begierden ist man überglücklich, wenn man zufällig dem uneigennützigen Traume einer schönen Seele begegnet. Ein Buch: „Die Armuth und das Christenthum" von Heinrich Merz, hat in Deutschland gewiß nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die es wohl verdiente, nicht etwa wegen seiner praktischen Vorschläge, denn diese sind nicht darin enthalten, sondern wegen der feurigen, das ganze Menschengeschlecht umfassenden Liebe, von welcher es durchweht ist. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß allein die Liebe ein wirksames Heilmittel des irdischen Elendes sey. Als ein eifriger Christ glaubt er, daß das Wesen des Christenthums in der Mildthätigkeit liege. Er predigt nicht etwa die Wiedergeburt der Gesellschaft durch den religiösen Geist, er erklärt den Luxus nicht in den Bann; er verwünscht auch nicht die außerordentliche Entwickelung der Industrie. In allen diesen Dingen findet er nichts zu tadeln; ihm ist es nur um das Eine, was nöthig ist, zu thun: um Organisation der barmherzigen Liebe. Man glaube nicht, daß es sich hier um die Liebe handelt, wie sie sich in allen Wohlthätigkeits-Anstalten des Staates wirksam erweist; nein, diese Liebe ist für die weiten Entwürfe des Herrn Merz viel zu kalt und eng. Er wendet sich an die Christen, aus ihrem Schooße möchte er Vincenz de Paulas zu Tausenden erwecken; er verspricht der Religion Christi eine neue, unerwartete, glänzende und segenbringende Zukunft. „Jede Periode des christlichen Geistes", sagt der Verfasser, „der Katholizismus und Protestantismus, ist durch die Entwickelung des einen oder des anderen Theiles der Christuslehre ausgezeichnet gewesen; jede hat unermeßliche Dienste geleistet und ist dann zu Ende gegangen. Heute bleibt es allein noch übrig, die Periode der christlichen Liebe feierlich zu verkünden." Die christliche Liebe hat zu allen großen Zeiten des Christenthums ihre Repräsentanten, ihre Helden gehabt; aber neben diesen Helden erweckte das Christenthum auch noch andere: es brachte Theologen, Kirchenväter, gelehrte Doktoren, Gründer von Orden und Reformatoren hervor; heute ist es nöthig, daß es alle seine Kräfte zusammennehme und die unzähligen Heere der christlichen Liebe auf der ganzen Erde zusammenrufe. Die Gebiete der Theologie und Philosophie haben dem Christenthum schon reichliche Erndten geliefert, nur die christliche Liebe ist damit noch im Rückstande. — Als der Verfasser diesen Aufruf schrieb, hatte er sicherlich die Flamme der Begeisterung an der Stirn und auf den Lippen; es ist, als hörte man einen Peter von Amiens. Nicht das Grab des Welttheilandes soll aus den Händen der Ungläubigen befreit werden; nein, der unterdrückten und leidenden Klasse der Menschheit, diesen Millionen von Unglücklichen, die unter Elend, Krankheit, Gottlosigkeit und Laster gebeugt sind, soll Hülfe gebracht werden. In die erste Reihe seiner Armee möchte Herr Merz die Frauen stellen; er ruft sie zusammen, er preist sie, er erzählt ihnen das Leben mehrerer Heldinnen der christlichen Liebe. Die edlen Erscheinungen einer Elisabeth Fry und einer Sara Martin erscheinen ihm als ein Symbol der neuen Zeit und als Vorläufer seines Kreuzzuges.

Man kann sich nicht darüber wundern, daß in den Theorien des Herrn Merz viel Verwirrung herrscht; das Feuer seiner Begeisterung war der Gründlichkeit des Studiums nicht günstig, und die Wissenschaft der Staatsökonomie erfordert ganz andere Dinge, als diesen Rausch der Phantasie. Es giebt für die Organisation der Gesellschaft und für die Reformen in derselben weit wesentlichere Elemente, die Herr Merz nicht in ihrer bedeutenden Geltung zu würdigen scheint. Man sehe also sein Buch nicht als das Werk eines Politikers an; es ist nur das Manifest einer warmen und frommen Seele. Unzweifelhaft setzt er sich schmerzlichen Irrthümern aus, wenn er sich für stark genug hält, diese neue Periode des Christenthums, von der er mit so vieler Innigkeit spricht, zu verkünden. Der Fels wird sich auf sein Gebot nicht spalten, um die befruchtenden Wasser über die Welt zu ergießen, und jene heldenmüthigen Frauen, Elisabeth Fry und Sara Martin, werden, wie die heiligen Vincenz de Paulas, immer nur seltene Ausnahmen aus den traurigen Bahnen des menschlichen Geschlechts seyn. Wozu dienen nun diese mystischen Täuschungen? — Wenn auch der Zweck des Verfassers nicht erreicht wird, wenn auch Herr Merz nicht Millionen Soldaten für seinen edlen Kreuzzug anzuwerben im Stande ist, so wird doch Etwas von seiner begeisterten Predigt bleiben: die schönen Gefühle und die Werke der christlichen Liebe werden erblühen bei dem Flammenhauche seines Mundes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir übersetzen diese Phrase aus dem Französischen und können daher auch nicht für ihre volle Uebereinstimmung mit dem uns nicht vorliegenden Originale einstehen. Dasselbe gilt, mit Bezug auf weiterhin folgende andere Auszüge. D. R.

England.

Eine Nordpol-Reise, von Rob. Goodsir.

Am 17. März 1849 schiffte sich Herr Robert Goodsir auf dem Wallfischfahrer „Advice" ein, welchen Capitain Penny befehligte. Er verlangte, persönlich an der Expedition theilzunehmen, welche zur Aufsuchung von Sir J. Franklin ausgerüstet wurde, weil dieser von Henry Goodsir, seinem Bruder, als Hülfschirurg begleitet worden war.

Robert Goodsir hat einen genauen Bericht über seine Reise herausgegeben, hat darin ausführlich von den wohlbekannten Erzählungen der Eskimos geredet, welche so eifrig ergriffen und von Zeitungsschreibern und anderen Personen als ein Beweis von der Rettung der obengenannten Expedition betrachtet wurden, und spricht sich, als Jemand, dem das beste Urtheil darüber zusteht, entschieden über die Unzuverlässigkeit der ganzen Geschichte aus.

Er war, wie seine Mittheilungen zeigen, ein aufmerksamer Beobachter der Naturphänomene, die zu beobachten er auf seiner ungewöhnlichen Reise Gelegenheit fand, und wir lassen hier die Einleitung seiner Schilderung der Eisregionen folgen.

„Indem wir langsam nordwärts steuerten, begannen sich unermeßliche Eisfelder vor uns auszubreiten, eine todte Ebene, häufig durch nichts unterbrochen, so weit das Auge reichte; oft in glänzendem, blendendem Sonnenlichte funkelnd, eben so oft von rollenden Nebelwolken umkreist. Jetzt strebten wir in fast offenem Wasser unter einem Gedränge von Segeln rasch vorwärts, und bald darauf waren wir von Eisblöcken dicht umlagert. Die Schnelligkeit, in welcher diese Scene bisweilen wechselte, hatte etwas sehr Ueberraschendes. Ein ungeübtes Auge würde die plötzliche Stopfung nicht wahrgenommen haben, doch bald verengte sich das Wasser um uns her, und wir vermochten oft kaum einen Binnenhafen zu erreichen, bevor der Zusammenstoß geschah, bei dem die Wellen sich mit furchtbarer Gewalt an einander hindrängten und preßten. Es war ein eigenes Gefühl, der Stelle nahe zu seyn, wo solche Kräfte in Bewegung geriethen und das dumpf dröhnende Rauschen unter uns, welches in der Ferne schwächer und schwächer verhallte, erschien wie ein Wettkampf der Wogen, die gegen einander anstürmend, ihre Macht zu prüfen trachten. — Die schweren Eismassen zitterten und hoben sich langsam, rissen und spalteten sich, und ungeheure Blöcke, viele hundert Tonnen schwer, wurden über einander geschoben, so daß ein mächtiger Wall von kantigen Eistrümmern sich aufhäufte, wo man noch kurz zuvor eine Ebene sah.

> And hark! the lengthening roar continuous runs
> Athwart the rifted deep: at once it bursts,
> And piles a thousand mountains to the clouds.
>
> Und höre, wie der Donner fernauf dröhnt
> Aus tiefgeborstnem Schlund, die Massen bricht
> Und tausend Berge aufthürmt zu den Wolken.

„Man muß glauben, dem Dichter der Jahreszeiten habe eine solche Scene vorgeschwebt. Große, mißgeformte Säulen, gleich denen von Stonehenge, sieht man nicht selten in endloser Reihe auf den Höhen jener Wälle sich erheben, so leicht aufgesetzt, daß ein schwacher Stoß sie donnernd von ihrem Throne herab zu stürzen vermag. Läßt der Druck nach, so wird das erste dumpfe Rollen schärfer und durchdringender, und man sieht die kleineren Eismassen unter die größeren schlüpfen. Dann werden die höchsten, schwersten Blöcke in die Lücken geschoben, erweitern diese langsam und öffnen, sich fortschiebend, eine lange Wasserstraße, an beiden Seiten durch einen Eiswall begränzt, den die Stücke bilden, die während des Druckes von der Fluth emporgehoben wurden."

Zu den Scenen seltener Schönheit, welche das Auge des Nordpolfahrers bisweilen ergötzen, gehört die folgende:

„Es herrschte völlige Windstille, und die Felsklippen der Küste spiegelten sich im Wasser, dessen durchsichtige Fläche einzig durch den Ruderschlag der vielen, in langen Reihen einherziehenden Böte unterbrochen wurde, welche sich zu Häupten jedes Schiffes befanden. Von der Durchsichtigkeit der uns umgebenden Luft vermag sich nur einen Begriff zu machen, wer die Nordpolgegenden besucht hat, und das ganze Schauspiel gehörte zu denen, welche man wohl nimmer vergißt, und dessen besonderer Herrlichkeit darin bestand, daß wir einen der schönsten Eisberge vor uns hatten, die wir so glücklich waren auf unserer Reise zu erblicken. Sein Umfang war gewaltig. Die Südseite, der wir zusteuerten, war fast perpendikulär, gleich als wäre sie durch einen plötzlichen Riß entstanden; als wir jedoch um die Spitze bogen, in einer Entfernung, die kaum Armslänge betrug, und der Westseite gegenüber kamen, fanden wir sie in Felder geschichtet, Lage auf Lage, jede durch ein Franzengehänge von durchsichtigen Eiszapfen geschmückt. Dazwischen erhoben sich hier und da schlanke Eissäulen, den Thürmen auf den Sarazenentempeln ähnlich, und an diesen entlang lief eine smaragdgrüne Galerie. Zwei oder drei kleine Kaskaden eilten murmelnd von Schicht zu Schicht und ergossen sich mit leisem Plätschern in das darunter fließende Wasser, auf dessen glatter Oberfläche ihre perlenartigen Tropfen tanzten. Alles glänzte und flimmerte im hellen Sonnenlichte, und hätte es in meiner Macht gestanden, ich würde mich Stundenlang an diesem Anblick ergötzt haben.

„Wieder um die Ecke an der Nordseite biegend, sahen wir, daß sie durch eine weitauslaufende Spitze in zwei kleine, sehr tiefe Buchten mit schrägen Küsten getheilt war. Die niedrigste Schicht der Westseite bildete die Ecke, neigte sich etwas vorwärts gegen die erste Bucht, wenn man ihr diesen Namen geben darf, und endete in einer breiten Plattform. Diese kleine Bai lag so ruhig, so freundlich im Sonnenlichte vor uns, daß man, wie unglaublich es auch scheinen mag, sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es sey ein passendes Muster zum Zeichnen einer anmuthigen Landschaft."

Herr Goodsir, dessen Fürchten und Hoffen nur darauf gerichtet war, ob ihm ein Zusammentreffen mit seinem Bruder gelingen werde, blieb doch nicht theilnahmlos bei den Anregungen, welche die Verfolgung und Tödtung der Wallfische mit sich bringt, deren Auffindung eine Hauptbestimmung des Schiffes „Advice" war. Mehr als einmal führte er freiwillig das Ruder in den Wallfischböten, wenn die Leviathane, nach der Seemannssprache, „wie Dampfwagen, nur ein wenig dicker, ausspieen." Er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern, ob auch die Eisregion für Naturforscher ein karges Feld bietet, wie die Berichte vieler Reisenden beweisen, und jetzt hat er sich mit Eifer und Energie der neuen Expedition des Capitains Penny angeschlossen, nicht entmuthigt durch die vorhergegangenen Erfahrungen. Möchte seine Hingebung gebührenden Lohn ärndten! (Ath.)

Mannigfaltiges.

— Anzahl der Republikaner in Frankreich. In einer Rezension von Lamartine's „Geschichte der Februar-Revolution" sagt die bekanntlich liberale Edinburgh Review: „Lamartine möchte uns gern überreden und sich selbst glauben machen, daß die Republikaner während der ersten Monate 1848 die ungeheure Majorität der Franzosen bildeten. Aber wir sind weit entfernt, dies für wahr zu halten. Herr Emil Thomas, der sich in einer Stellung befunden, in welcher er die Sache sehr gut beurtheilen konnte, versichert, daß es am Abende des 24. Februars keine zehntausend erklärte Republikaner in Paris gegeben habe. Wir selbst haben während eines großen Theils der Jahre 1848 und 1849 in Frankreich gelebt; wir haben dort mit Personen aus allen Ständen und Volksklassen, in der Provinz sowohl als in der Hauptstadt, verkehrt; aber mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Sozialisten haben wir keinen einzigen überzeugten Republikaner angetroffen, d. h. einen solchen, der die republikanische Staatsform liebte und pries, oder der nicht den Sturz der constitutionellen Monarchie als ein beklagenswerthes Unglück betrachtete. Die Studirenden vielleicht, die zuchtlose Jugend der polytechnischen Schule, eine kleine Anzahl von Träumern, gleich Lamartine, waren ehrliche Republikaner. Aber eine viel größere Zahl bestand aus ehrgeizigen Demagogen, gleich Ledrü-Rollin, aus Verschwörern, gleich Barbès und Caussidière, und die Masse der Journalisten, die in trübem Wasser fischen, waren nichts weniger, als ehrliche Republikaner. Wieder Andere, die sich mit diesem Titel schmückten, wollten nicht etwa die Regierung Aller, sondern die Vernichtung aller Regierung. Der Ueberrest bestand eben nur aus Sozialisten und Kommunisten, eine Sorte von Theoretikern, welchen Lamartine nicht weniger feindselig ist, als Ludwig Philipp und Herr Guizot."

— Das französische Elfmännerspiel im Jahre 1848. An einer anderen Stelle sagt derselbe Mitarbeiter der Edinburgh Review, der niemand anders als der bekannte britische Staatsökonom, Herr Senior, seyn soll: „Herr v. Lamartine behauptet, die einzig mögliche Regierung in Frankreich sey die republikanische. Seiner Meinung nach, hatten die am 24. Februar erwählten provisorischen Regierungsmänner nur unter drei Wegen die Wahl: der erste war, daß sie sich für gar keine bestimmte Staatsform aussprachen, was angeblich so viel gewesen wäre, als die Anarchie; zweitens hätten sie die Monarchie aufrecht halten können, aber dies würde angeblich einen Bürgerkrieg herbeigeführt haben; der dritte Weg endlich sey die Republik gewesen. Wer war es nun, der diese Republik proklamirte? Eine Oligarchie von eilf Männern, von denen Einige in den Redactionsbüreaus zweier Zeitungen (des National und der Reforme) und die Uebrigen von dem Pöbel erwählt waren, der in die Deputirtenkammer eingedrungen war. Diese eilf Männer beherrschten Frankreich zwei Monate lang mit einem Absolutismus, von dem die Weltgeschichte kein zweites Beispiel darbietet. Der halsstarrigste Tyrann von Asien oder Afrika, der Kaiser von China, der König von Dahomi oder der Aschanties, würden es nicht wagen, auch nur den zehnten Theil der willkürlichen Maßregeln anzubefehlen, die jene während ihrer siebzig Tage auf einander gehäuft. Man höre nur: mit Einem Federzuge strichen sie die Deputirtenkammer und die Pairskammer, vermehrten sie das Heer um 200,000 Mann, bildeten sie außerdem eine Kommunalgarde von 20,000 Mann, die den doppelten Sold erhielten, führten sie eine vermehrte Grundsteuer von 45 Cent. ein, untersagten sie der Bank, Baarzahlungen zu leisten, machten sie die Annahme der Banknoten obligatorisch und zwangen sie dieses große Geld-Institut zugleich, ihnen funfzig Millionen zu leihen, verletzten sie die Verpflichtungen der Nation gegen diejenigen, die ihren Nothpfennig in die Sparkasse eingelegt hatten, unterdrückten sie Steuern, an die sich das Volk gewöhnt hatte, und führten dagegen neue Auflagen ein, erklärten sie die Verträge, welche das internationale Recht Europa's bildeten, für null und nichtig, beraubten sie die unabsetzbaren Richter ihrer Functionen, belegten sie alle Provinzen mit ihren Kommissarien, die eben so willkürlich verfuhren, wie sie selbst, setzten sie die Zahl der Arbeitsstunden für ganz Frankreich fest und bestraften sie die Arbeitsgeber, die mit ihren Leuten ein Abkommen wegen längerer Arbeit trafen; genug, sie benahmen sich mit einer Verwegenheit, die keine andere Regierung zu zeigen gewagt hätte. Wenn dies eine Probe der republikanischen Art, zu regieren, seyn sollte, so gestehen wir, daß wir den türkischen Despotismus oder eine venetianische Aristokratie bei weitem vorziehen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Donnerstag den 27. Juni 1850.

England.

Ein englischer Touriſt in Deutſchland.
Der ſchöne Brunnen in Nürnberg.

Ein Herr Whitling, der bereits als Verfaſſer einer Schrift über die Geſchichte und Alterthümer von Heidelberg bekannt iſt, hat jetzt ein neues, ganz intereſſantes Werk über die ehrwürdige Reichsſtadt Nürnberg und ihre Umgebungen veröffentlicht,*) das noch anziehender ſeyn würde, wenn ſich der Reiſende etwas weniger mit ſeiner eigenen werthen Perſon und mehr mit ſeinem Thema beſchäftigte. So vergißt er, indem er das Leben des Hans Sachs beſchreibt, auch ſeines Hauſes, einer der Merkwürdigkeiten Nürnbergs, zu erwähnen, überſieht, in ſeiner Schilderung der Aegidienkirche, das von van Dyck gemalte Altarbild und giebt zwar eine hübſche Anſicht des St. Johannes-Kirchhofs, ſagt aber kein Wort davon, daß Albrecht Dürer und Hans Sachs dort begraben liegen, ſondern ergeht ſich ſtatt deſſen in ſentimentalen Betrachtungen, die eben ſo gut auf jeden anderen Todtenacker paſſen würden. Dieſe Oberflächlichkeit iſt um ſo mehr zu bedauern, als er es recht gut verſteht, ſeinem Gegenſtande neue und pikante Seiten abzugewinnen, wie unter Anderem folgende Beſchreibung des „ſchönen Brunnens“ in Nürnberg zeigt.

„Dieſer berühmte Brunnen, der in der nordweſtlichen Ecke des Hauptmarktes ſteht, iſt einer der Haupt-Löwen der Stadt und wird als Kunſtwerk mit Recht geprieſen. Es iſt ein achteckiges ſteinernes Gebäude, das ſich bis zur Höhe von etwa ſechzig Fuß erhebt und deſſen Gipfel in Laubwerk endet. Die Niſchen ſind mit einer ſeltſamen Auswahl von Bildſäulen geſchmückt, die in einem echt chriſtlichen Geiſte der Duldung ohne Rückſicht auf Namen, Vaterland oder Glaubensbekenntniß zuſammengeſtellt ſind. Die in den oberen Abtheilungen ſtellen Moſes und die Propheten vor; es iſt merkwürdig, daß man ihnen dieſen Ehrenplatz angewieſen hat, da man doch den Juden hierzulande von jeher nicht hold geweſen iſt. Das untere Fach dieſes geſchnitzten Baldachins enthält die Figuren der ſieben Kurfürſten, mit Karl dem Großen, David, Alexander, Gottfried von Bouillon und Clovis, neben Hektor, Joſua, Judas Makkabäus und Julius Cäſar. Früher war das Bauwerk zum Theil bemalt und vergoldet, aber nachdem es während der Unruhen, welche dieſes Land heimgeſucht haben, aus einander genommen, vergraben und zum Theil verloren worden, iſt wenig oder gar keine Spur von dieſer ehemaligen Verzierung übrig geblieben. Später wieder hergeſtellt und reſtaurirt, ergötzt es jetzt das Auge durch ſeine elegante Form und ſeine ſchönen Verhältniſſe. Es iſt von einem zierlichen Eiſengitter umgeben, welches 1586 von Paul Kon gegoſſen wurde, und auf welchem das Lamm, das einſt ſtolze Wappen Nürnbergs, noch zu ſehen iſt.

„Brunnen, Quellen und Fontainen ſind ſchon ſeit der berühmten Geſandtſchaft Abraham's nach der Stadt Nahor in Meſopotamien als Verſammlungsörter für Klatſchluſtige bekannt geweſen. Dieſes Kennzeichen bewährt ſich in glänzendſter Weiſe an allen Lokalen dieſer Art, welche ſich dem Auge des Reiſenden hierzulande darbieten, und namentlich an dem, deſſen Verdienſte wir jetzt zu ſchildern gedenken. Es beſitzt mehrere wichtige Attribute und zeichnet ſich vor Allem dadurch aus, daß es als das beliebteſte Orakel für Tagesneuigkeiten, Skandalöſa und Ereigniſſe jeglicher Art, die in dieſer altfränkiſchen Stadt vorfallen, betrachtet wird. Fragt man, woher die letzte Wetterprophezeiung oder der Bericht über das neueſte Liebesabenteuer oder das friſchſte Kapitel aus der Chronique scandaleuse rührt, wo die ſchönſten Spanferkel und die fetteſten Tauben zu haben ſind, wo die leckerſten Bratwürſte an Markttagen feilgeboten werden, woher das erſte Gerücht von dem neulichen Unglück ſtammt, wo jenes Mädchen einen Liebhaber fand und dieſes den ſeinigen verlor, ſo iſt immer nur eine Antwort. Alles, was Gutes, Böſes oder Gleichgültiges in der Welt iſt, Scherz und Ernſt, Sorge und Freude, trübe und fröhliche Gerüchte, Gerüchte von Tugend oder Sünde, von Geburten, Todesfällen und Hochzeiten, von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, ſo wie von ſolchen, die weder Vergangenheit, noch Zukunft haben — alles dieſes fließt, mit Lächeln, Thränen und dem allerbeſten Waſſer, aus der mannigfaltigen und unerſchöpflichen Quelle dieſes wunderbaren Brunnens, und, um das Ganze zu krönen, wenn neugierige Kinder ihre Aeltern fragen, woher ihr letzter kleiner Bruder gekommen ſey, ſo erfolgt auch hier ſtets dieſelbe Antwort: Es iſt ein Geſchenk vom ſchönen Brunnen!

„Man wird ſich jetzt wohl ſchon überzeugt haben, daß die ſo verſchiedenartigen Schätze, welche Peter Schlemihl's alter Freund im grauen Rock aus ſeiner Taſche hervorholte, auch nicht den entfernteſten Vergleich mit den unerſchöpflichen Produkten dieſer fruchtbaren Quelle aushalten können, und es iſt ſehr zu beklagen, daß Peter ſelbſt in ſeinen Siebenmeilenſtiefeln es ſich nie einfallen ließ, dieſe wundervolle Stätte zu beſuchen, da nicht der leiſeſte Zweifel darüber obwalten kann, daß er hier ſeinen Schatten oder wenigſtens ein Surrogat dafür gefunden haben würde, das ihm eben ſo gute Dienſte geleiſtet hätte.

„Kein Wunder alſo, daß der Brunnen ſo berühmt iſt und ſich eines ſo zahlreichen Beſuches erfreut. Wie manches Liebespaar habe ich dort in der ſtillen Abendſtunde, wenn die Mädchen Waſſer holen, Hand in Hand einher gehen ſehen, während der gefüllte Eimer von dem „Schatz“ getragen wird, der dieſen und verſchiedene andere kleine Liebesdienſte für die erwählte Schöne verrichtet, deren Arme ſonſt gewiß unter der Laſt der ſchweren Krüge ermüden würden, die ſie bisweilen tragen. So ſchwer jedoch, wie die Aufgabe ſcheint, ſo erbaulich iſt es, wahrzunehmen, mit welchem Fleiß und welcher Pünktlichkeit ſie vollführt wird; zu einer gewiſſen Stunde kann man die Mädchen in allen Richtungen aus den Häuſern ſtrömen und mit einer Feierlichkeit und Andacht nach dem Brunnen wallen ſehen, die an die Quellenverehrer der alten Heidenzeit oder an den modernen Hindu auf ſeiner Pilgerreiſe nach dem heiligen Ganges erinnern. Anfangs konnte ich den Grund dieſer regelmäßigen Wallfahrten nach der ewig fließenden Quelle nicht begreifen; endlich entdeckte ich, daß ſie eine Eigenthümlichkeit beſitze — daß nämlich das Waſſer ſehr langſam fließt, ſo daß, trotzdem, daß mehrere Waſſerſtrahlen vorhanden ſind, jede Eimerträgerin warten muß, bis die Reihe an ſie kömmt, was nach der Zeit ihrer Ankunft geregelt wird. Dies muß ohne Zweifel ihre Geduld nicht wenig auf die Probe ſtellen, doch ſcheinen ſie es mit großer Reſignation zu ertragen, und habe ich allen Grund, zu glauben, daß ſie ſich wunderbar geſtärkt und gehoben fühlen durch die Schaaren von jungen Burſchen, die nach beendigter Arbeit ſich menſchenfreundlich an den Rand des Brunnens ſtellen, um die Schönen in der Ausübung dieſer und der anderen kleinen Tugenden zu unterſtützen, durch welche ſie ſich auszeichnen ſollen. So viel iſt gewiß, daß, obgleich es in der guten Stadt Nürnberg noch manche andere Quellen und Brunnen giebt, die Mädchen ſich nie bewegen laſſen, letztere zu benutzen, und es als ihr unveräußerliches Recht betrachten, ſich für alle häuslichen Zwecke des intereſſanten, ergiebigen und ſanftfließenden Waſſers vom ſchönen Brunnen zu bedienen.“

*) Pictures of Nuremberg, and Rambles in the Hills and Valleys of Franconia. By H. J. Whitling. London, 1830. 2 vols. (Mit Illuſtrationen.)

Punchiana.

26.

Ein andermal wendet ſich das Blatt, und Lord John Ruſſell iſt der angegriffene Theil. Miſtreß Orford — unterſchrieben „alte Dame Orford“ — ſchreibt an ihn, wie folgt: „Hänschen, wenn ich Deine Mutter wäre, — Dank meinem Glücksſtern, bin's nicht, mag's auch nicht, doch genug davon. Alſo haſt Du die Impertinenz, Du Kleiner — eine Kommiſſion niederſetzen zu wollen, um meinen Haushalt durchzuſtöbern? — Hänschen, Glück zu, wenn Du eine Antwort bekommſt. Mach erſt einen Verſuch. Tritt zum Weiher im St. James-Park und rufe: Gänſe, Gänſe, Gänschen, kommt und laßt Euch ſchlachten. Wie viele denkſt Du zu bereden? Und doch viel leichter dies, ſollt' ich glauben, als daß Du einen meiner Buben dahin bringſt, gegen ſein eigenes Heil und ſeine arme alte Mutter zu zeugen. Und, bitte, bitte, was willſt Du denn eigentlich herausbringen? Nicht, als hätte ich mich eines Dinges zu ſchämen, nein, aber ich will für mich bleiben, und meine Eier gehen Niemand etwas an.“ Dennoch geht jetzt die Philippika der alten Dame in eine oratio pro domo über. „Ich bin gewiß“, fährt ſie fort, „meine Söhne — denn meine Söhne nenne ich die jungen Herren, die ich ins Quartier nehme — können keine ſorgſamere Mutter als mich haben, die ich ihre Siebenſachen, ihre Rechnungen überwache, und daß Niemand ſie betrügt und prellt. Und was ihr Studiren anlangt, ſo kann's nur ein abſcheuliches Lügenmaul ſeyn, das ein Wort dawider redet. Werden mit Latein und Griechiſch, Griechiſch und Latein, beiſeits Hebräiſch, ihre armen Häupter ſo voll gepfropft, als ſie nur halten können. Sagt mir nicht, ich ſollte ihnen mehr von Euren Naturwiſſenſchaften eingetrichtert haben, von Euren neumodiſchen Sprachen und indiſchem Lauderwälſch. Redet nicht von Eurer garſtigen Chemie, wovon ich nicht die Hälfte

glaube, von Botanik, Anatomie, Ornithologie, Etymologie und neubackenem Sanskrit (die Dame schreibt Sanskrip, wie überhaupt ihre Orthographie sehr spaßhaft ist). Von alledem lernen sie so viel, als sie zu wissen brauchen, und sind gute Scholaren (scollards) genug für einen Christenmenschen. Ich zog sie auf in dem Wege, den sie zu gehen haben, Pänschen. Habe Sorge getragen, ihre Seelen durch rechte Grundsätze zu läutern (distil), anstatt daß Du haben willst, sie sollen die Themse in Feuer setzen lernen mit Eurem Schwefel, Gas und Calvinischen Experimenten. Nein, Hans, Dame Oxford's Bursche haben andere Fische zu backen und werden in Vertheidigung ihrer glorioſen Verfassung gegen Papiſten und Diſſenters und Dich ſelbſt Front machen: denn keine Stecknadel iſt zwiſchen Euch Unterſchied. Komm, wenn Du's wagſt, und ſtecke Deine Naſe in meinen Kram, wie eine Dohle, die einen Markknochen unten erlangt. Erſpähe alle Heimlichkeiten, die Du kannſt. Binde nur an, ich trotz' Dir, mit der alten Dame Oxford." — N. S. „Paſt vielleicht ſchon von Inglis eben das vernommen. Wie dem ſey, ſchreib's Dir hinter die Ohren ꝛc."*)

27.

Admiral Napier auf dem Topmaſt. Da ſitzt er, ſich grämlich auf der Planke ſchaukelnd, und lieſt die Times, jedenfalls den Artikel darin, der ihm ſo viel Verdruß gemacht hat. Das geflügelte Haupt des Punch fugt aus den Wolken herab nach ihm. Er iſt zur Strafe wegen Indisziplin allda, und zwar nach einem ſträflichen Verhör, welches „der vielverſprechende junge Offizier" vor ſeinem Chef, Lord John, Befehlshaber der Kanalflotte, zu beſtehen gehabt hatte. — J. Habt Ihr in die Times geſchrieben, Herr? — A. Ja, Mylord. — J. Ihr beklagt Euch über Ihro Majeſtät Rindfleiſch, Zwieback, Erbſenſuppe, d. h. über den Commandeur der Kanalflotte, mit einem Worte: über mich? Ich frag' Euch, iſt das Subordination? — A. Mylord, die Geſchichte ſagt, daß Admiral Blake in der Times das Schweinefleiſch der Republik (unter Cromwell) denunzirte, daß Drake mit demſelben Journal korreſpondirte über den Kornwurm in Königin Eliſabeth's Zwieback, daß ſogar der unſterbliche Nelſon in einem Briefe an die Times Klage führte über Georg's III. Erbſenſuppe. — J. Nichts davon. Ihr ſeyd ein junger Burſch, und ich erinnere mich Eurer Dienſte. Aber Zucht muß reſpektirt werden, und Ihr müßt auf den Topmaſt. Wird lang dauern, eh' Ihr wieder herabkommt. Hinauf mit Euch, Sir. — Und wie geſagt, ſo geſchehen.

28.

Jedermann kennt den patriotiſchen Curtius, der auf Roma's Forum in den weiten Schlund ſich ſtürzte, der hinter ihm ſich auf immer ſchloß. Eine ähnliche grauſige Tiefe zeigt uns Punch in Nr. 459, von ihm jedoch euphemiſtiſch „Kabinet" genannt, und darein ſich ſtürzend eine ganze Rudel Curtier, wahre Kabinetſtücke. „Finanzreform" heißt oder bedeutet dieſer Abgrund. So ſollte eigentlich wohl die Füllung des Abgrundes heißen, doch wir rechten nicht mit Punch um dieſer Metonymie willen. Zu oberſt am Rande des Pfuhls ſitzt John Bull mit ernſt gefurchter Stirn, an ihn gelehnt ſchlummert Neptun (?) mit dem Dreizack zur Seite, dieſer freilich einem Kloſterbruder ähnlicher, als dem Homeriſchen Erderſchütterer. Rechts davon hält Punch mit ſeinem Toby Wacht oder beſchaut vielmehr die Kataſtrophe und interpretirt das Wunder, ſo ſich begiebt. „Mitten auf St. Stephans gähnt der Abgrund tief und weit, und der Augur Punchius ſteht neben an. Dem Ruſſius wird's unterm Hute gelb und blau, je ſchwärzer dieſe Tiefe ihn anſtarrt. Cobdenius, der Tribun, thut einen Schwur, es ſey denn, daß man zehn Millionen Pfund hinabſchleudere, werde der Schlund ſich nimmer ſchließen. Mit höhniſchem Lachen antworten ihm Ruſſius und Palmerſtonius. Endlich entſchließt man ſich zu einer dürftigen halben Million, aber der Schlund wird immer weiter. Da flüſtert Grajus dem Ruſſius ins Ohr: „Wie, wenn wir einen Schatzkammerlord oder zwei hineinſchleuderten?" Zornig verwirft ihm Ruſſius ſo radikale Fragen und meint: müſſen Opfer ſeyn, nun ſo werft ein paar Mandel Klerks (Unterbeamte) hinunter; ja, ja, ſolch' Unglücksvolk, das keine Freunde hat! — Es geſchieht; aber die Kluft erweitert ſich mehr und mehr, und von unten ſchallt es herauf: „ich klaffe immer weiter, bis Ihr hereinwerft alle faulen Pfründner, weß Namens ſie auch ſind; kein Blut iſt heilig in meinen Augen, ſelbſt das von Bedford nicht (wohlverſtanden: John Ruſſell's Blut). Ihr denkt, meinen Heißhunger zu ſtillen mit armen arbeitſamen Sklaven, über Bord werft Ihr, was der Dienſt des Landes ſchwer entbehren kann, während jene whiggiſtiſchen Herrchen und Eure protégés ihre Haut pflegen. Immer weiter dehne ich mich, bis ich dieſes Haus und Downingſtreet verſchlungen." Leichenblaß beantragt Ruſſius eine Kommiſſion zu Abſchätzung der Gehalte. Da aber erhebt ſich ein Heulen und Wehklagen rings um die Schatzkammerbänke und angſtvoller Proteſt. Doch was hilft's? Mandelweiſe werden die Armſeſſel von Downingſtreet von ihren Inſaſſen geräumt, um den unfreiwilligen Akt der Opferung zu vollbringen. Am ſchwarzen Rande aber halten ſie ſchaudernd und wagen nicht den verzweifelten Sprung, bis Ruſſius heldenmüthig ſie in die jähe Tiefe hinunterſtößt. — Das da iſt ohne Zweifel der große Moment, den das Bild veranſchaulicht. Der Augur aber ſchließt: „Laßt ihrer noch ſo viel verſchlungen ſeyn, noch immer behalten wir genug übrig."

29.

Punch ſitzt, die Nachtmütze auf dem Haupt, im Lehnſtuhl; ſein rechtes Bein, des Strumpfes entledigt, ruht auf einem Schemel. Er ſieht ſehr vergnügt aus: denn der vor dem Schemel knieende Operateur hat ihn eben von einem häßlichen Leichdorn, einem Produkt von unverhältnißmäßiger Größe, befreit, den er an der Zange triumphirend emporhält. „Seht Ihr, Mr. Punch?" ruft er, und ſein geſträubtes Haar hilft den Triumph mitfeiern. Warum ſollte auch eine ſo große Perſon, wie Punch, allein von einem Uebel verſchont bleiben, das, wie die Hühneraugenſchneider verſichern, die vornehmſten Stände heimſucht, Staatsmänner, Edelleute, Rechtsgelehrte, Theologen, alleſammt Märtyrer jener Hornauswüchſe und, eigentlich wie uneigentlich, in ſteter Sorge, einen Zuſtritt auf ihre Zehen zu bekommen? Den Knoten (knot), wovon ihn das Meſſer des Chiropodiſten erlöſte, nennt Punch ſcherzend einen würdigen Nachtrag zu der letzten Ausgabe artiger Auszüge (elegant extracts), wie denn die ganze Situation auf ein Wortſpiel mit corn (Korn ſowohl, als Leichdorn) hinausläuft. Alsdann wird aus dem Leichdornſchneider ein Kornſchnitter (Brides corn-cutter), Punch ſeinerſeits aus einem corn-grower (d. h. mit einem Leichdorn Behafteten) ein wohlhäbiger Pächter, was er indeß von ſich ablehnt, da ihn für ſeine Perſon dieſer Schuh nicht eben drücke, das Uebel ſelbſt aber, das ſo viele hochgeſtellte Individuen (Protectioniſten) beſchwert, zur leidigen Korn- und Agrikulturfrage. E. K—r.

*) Wie man erſieht, muß in einer Diatribe Lord Johnen à tout prix als Repräſentant und Anwalt der glaubensloſeren Neuzeit gehalten, die mit aller Macht an den Grund- und Eckpfeilern der orthodoxen Kirche, Staatsweisheit und Wiſſenſchaft, deren Vertreterin Dame Oxford, rüttelt, auch daran rüttelte, längſt bevor Froude ſeine „Nemesis of Faith" ins Publikum ſandte.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutſche Literatur ſeit der Februar-Revolution.

(Fortſetzung.)

Die politiſche Poeſie machte vor dem Jahre 1848 großen Lärm; jetzt iſt ſie ſtumm. Dieſes Reſultat war nach Allem, was ſich ereignet hat, unvermeidlich. Die Mode-Suchwörter der kriegeriſchen Sänger ſind bekannt genug und können folgendermaßen zuſammengefaßt werden: „Welche ſchwere Atmoſphäre erſchlafft die Seelen! Nur die That kann Deutſchland regeneriren! Breche herein, Revolution! Komm', o Krieg! Und der Dichter wird ein Mann ſeyn; er wird dann freudig die Feder mit dem Schwerte vertauſchen!"

Dieſes Lied hat Herwegh in allen Tonarten geſungen; er forderte Krieg, Krieg mit Rußland, Krieg mit Frankreich, Krieg mit dem ganzen Europa! Wie ſollte es nun wohl möglich geweſen ſeyn, da Klagen über den Müßiggang des deutſchen Lebens zu erheben, wo die März-Revolution in Berlin und Wien den Abſolutismus geſtürzt hatte, wo das Parlament zu Frankfurt ein neues Deutſchland gründen wollte, wo endlich die Anarchie ihre Freiſchärler rekrutirte? Es war kein Grund der Klage mehr vorhanden; es bot ſich ja nun genug Gelegenheit zum Handeln dar.

Aber dieſe jungen Tyrtäen verleugnen die Strophen, die ſie ehemals geſungen, allerdings nicht. Während die ruhigſten von ihnen in Frankfurt tagen, ſtürzt ſich einer, den man immer als ihr Haupt bezeichnete, mehr getrieben durch das Andenken an ſeine wilde und drohende Poeſie, als durch eine aufrichtige Stimme des Herzens, in das Schlachtgewühl der Demagogie. Ich will Nichts ſagen, was einen Beſiegten verwunden könnte; aber wenn ich ſehe, wie Herwegh ein und daſſelbe Schickſal mit Hecker theilt; wenn ich ſehe, wie der geiſtreiche Verfaſſer der „Gedichte eines Lebenden" das Signal des Bürgerkrieges giebt, nur um ſeinen Metaphern treu zu bleiben: ſo kann ich mich nicht enthalten, jenes Schickſal als das nothwendige Ende, als die natürliche Strafe des Wortgepränges zu bezeichnen. Man hat ſich leider in dieſem Jahrhundert nur zu ſehr daran gewöhnt, mit Worten zu ſpielen, und man bedenkt nicht, daß es auch Worte giebt, die da tödten.

Die politiſche Poeſie iſt alſo zum Stillſchweigen gezwungen worden, und das Feld Herwegh's iſt nicht mehr geeignet, ihm den Glanz ſeiner früheren Tage wiederzugeben. Nachdem ſo viel auf die männlichen Thaten des politiſchen Lebens gehofft, nachdem ſo viel Kriegesgeſchrei erhoben worden, wäre es für dieſe Schule ein großes Glück geweſen, wenn ſie nun auch den Ruhm ihrer Häupter hätte beſingen können. Dieſe Genugthuung war ihr leider verſagt; das Stück war mit dem erſten Akte für ſie beendigt. Wenn irgend Jemand die Heldenthaten jener franzöſiſch-deutſchen Legion, die unter Herwegh's Befehl im April 1848 in das Großherzogthum Baden einfiel, preiſen ſoll, ſo wird es ſicherlich weder Herwegh, noch einer ſeiner Freunde ſeyn können. Aus dieſem Allen folgt, daß der demokratiſche Geiſt in den politiſchen Poeſien ſeit dem Jahre 1848 nur mittelmäßig vertreten iſt. Das poetiſche Motiv muß alſo anderswo geſucht werden. Ich glaube es zum Beiſpiel bei einem öſterreichiſchen Dichter, dem Herrn Bauernfeld, anzutreffen. Bauernfeld repräſentirt in ſeinem leichten Geiſte und in ſeiner lebhaften Einbildungskraft den Charakter der Wiener; er iſt ein ironiſcher Beobachter, der mit vieler Anmuth und Schalkheit die Umgeſtaltungen Deutſchlands reproduzirt. Vor Allem ſcheut er ſich, zu deklamiren; da, wo das Gemälde dunkle Farben fordert, amüſirt er ſich mit ſeinen Aquarellen, da, wo er die Stirn in düſtere Falten ziehen ſollte, lacht er. In dieſer Weiſe hat er uns in zwei kleinen Luſtſpielen ein angenehmes Bild gegeben, das die öſterreichiſche Revolution beſpöttelt. — Für wen ergreift er Partei? Für die Inſurgenten der akademiſchen Legion oder für die Häupter einer grauſamen Unterdrückung? Für die Mörder Latour's oder für die Richter Robert Blum's? Bauernfeld wendet die Augen ab; er will Nichts ſehen, was das friedliche Spiel ſeiner Kunſt ſtören könnte. Den tragiſchen Begebenheiten der Stadt fremd, beſchäftigt er ſich nur mit den plötzlichen Veränderungen der Gemüther und findet hierin reichlichen Stoff zu den pikanteſten Satiren. Das erſte Luſtſpiel iſt betitelt: „der Großjährige". Der junge Baron Hermann, Waiſe und Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens, ſoll in kurzer Zeit großjährig werden. Sein Vormund, Herr Blaſe, ein geiziger und eigenſinniger Greis,

Recht mit Verzweiflung die Stunde kommen, wo er dem jungen Manne die selbständige Verwaltung seiner Güter übertragen muß. Hermann ist, man hat es gewiß schon errathen, das österreichische Volk, und Meister Blase stellt den status quo des alten Regime vor. Der Gegner des Vormundes ist ein alter Hausfreund, Herr Schmerl, welcher immer nur von Reformen, gesellschaftlichen Problemen und unbestimmten Fortschritten spricht. Der Repräsentant der Opposition wird von dem Dichter um nichts besser behandelt, als der starrköpfige Vertheidiger der Stabilität. — Das zweite Lustspiel, „der neue Mensch", ist eine Folge und der Schluß des ersten. Hermann hat Europa durchreist, er hat Italien und Frankreich gesehen und kömmt anders belehrt, als er glaubte, in die Heimat zurück. Er bedauert zwar immer noch die langen Jahre seiner Erstarrung, er verwünscht nicht etwa die Stunde, welche seinen Geist erweckte und seinen Willen emancipirte, er will nicht wieder unmündig werden; allein er hat auf der Erfahrung der Revolutionen Nutzen gezogen, er hat einsehen gelernt, daß es eine Thorheit ist, in sich einen ganz neuen Menschen schaffen zu wollen.

Obengenannte Lustspiele sind nicht die einzige Inspiration, welche Bauernfeld dem Märzaufstande verdankt; er hat uns auch noch ein phantastisches Drama, „die Republik der Thiere", geliefert, das ein Appendix zu „Reineke Fuchs" zu seyn scheint. Ich weiß nicht, ob man die vom Autor gewählten Rahmen billigen wird; in Zeiten, wie die unsrigen, wo das menschliche Wort nur zu häufig zügellos wird und beim Kampf um unerhörte Freiheiten zu Beschimpfungen und Fluch fortschreitet, scheint es befremdend, wenn dasselbe sich unter den Schleier der Allegorie versteckt. „Reineke Fuchs", in der feudalen Welt so gut an seinem Platze, ist ein seltsamer Anachronismus in unserer Zeit der Kämpfe und Gewaltthätigkeiten. Oder hat der Verfasser vielleicht mit seinem Drama sagen wollen, daß die großen Herren der Demagogie ebenfalls eine despotische Feudalität üben, und daß man, um diese hohen Barone zu pensioniren, auf die lustigen Streiche des Mittelalters zurückgehen müsse? Lassen wir diese Entschuldigung gelten und sagen wir ein paar Worte über das Werk selbst! Man findet darin die gewohnten Eigenschaften Bauernfeld's: Feinheit, Lustigkeit und einen raschen und eleganten Dialog; was die Erfindung betrifft, so ist sie nur schwach; der Dichter hat seine lebhaftesten Züge von der Wirklichkeit geliehen, und diese ist ganz anders tragisch, als das Drama des geistreichen Schriftstellers.

Vor der Revolution von 1848 war Bauernfeld nur ein Dilettant; die Begebenheiten Oesterreichs scheinen ihm aber eine Physiognomie gegeben zu haben. Heute ist er bemüht, die politische Ergreifung Wiens zu leiten. Diese Stadt war von der politischen Schlafsucht zu den revolutionairen Thorheiten gewaltsam übergegangen und ist dafür durch eine gewaltsame Unterdrückung bestraft worden. Die Aufgabe des Publizisten ist es nun, die Stadt zu vertheidigen, vor allen Dingen gegen ihre eigene Rathlosigkeit, sie an die ernsten Pflichten der Freiheit zu gewöhnen und ihre Hoffnungen zu unterhalten. Bauernfeld vergißt es niemals, in seinem Lustspielen und auch anderswo, sich an die Gesellschaft Wiens zu wenden und ihr in der aufrichtigen Sprache des Herzens Rath zu ertheilen.

Erst vor kurzem that er das noch bei Gelegenheit des Todes eines Mannes, der lange Zeit die Wiener mit seinen Walzercompositionen berauschte: „Mit Strauß", sagt er, „ist das alte Wien gestorben"; und er fügt hinzu: „Das Leben ist ein Tanz; — bisweilen ein militairischer Tanz — oft ein Todtentanz — selten aber ein Charaktertanz. O, altes Wien! Das Leben ist für Dich ein Walzer gewesen; ach, wie bald ist aber ein Sankt-Veitstanz daraus geworden! Und jetzt, da liegst Du erschöpft am Boden!" Nachdem er seine zierlichen Variationen über dieses Thema noch einige Zeit fortgesetzt, verkündigt Bauernfeld der Stadt Wien einen neuen Walzer. Sie wird keine zügellosen Wollust mehr tanzen, wo die Thorheit des Vergnügens die Geister betäubte; ihr jetziger Walzer soll mäßig und anständig seyn, wie es einer freien Welt, einem Volke, das Herr seiner selbst bleiben will, geziemt. Möge sie sich aber beim Tanze wohl hüten, die jungen Samenkörner der Freiheit zu zertreten! — Diese weisen Rathschläge unter einer heiteren Form, dieses Gemisch von Scherz und Ernst, diese Thräne, die sich aus dem Auge stiehlt, während die Lippen lächeln, dies Alles macht eine Dichtung für den Geist der Wiener sehr geeignet, und man sieht immer mehr, ich wiederhole es, wie sich aus diesem liebenswürdigen Dilettantismus eine wahre Originalität herausbildet.

Bauernfeld ist nicht der einzige österreichische Dichter, der in den Begebenheiten des revolutionairen Deutschlands seine Inspirationen gesucht hat. Ein Schriftsteller, der vor dem Jahre 1848 der Gruppe der demokratischen Sänger angehörte und ein Nacheiferer Herwegh's war, Moritz Hartmann, hat unlängst über die beiden verflossenen Jahre eine Chronik in Versen veröffentlicht. Dieselbe geht von der Junkfreiche bis zu den Schlachtfeldern Oesterreichs und ist ein Gemisch von platten Erzählungen und Ausbrüchen der Wuth. Bald schildert der Verfasser die Debatten der Frankfurter Versammlung und rächt sich als ehemaliges Mitglied dieses irregelenkten Parlamentes durch widerwärtige Persönlichkeiten für die mittelmäßige Rolle, die er dabei gespielt; bald verbraucht er den prosaischen Ton des Tagebuches mit den Fanfaren der Epopöe und verherrlicht in seiner Manier die Barrikaden Wiens. Trauriger Gegenstand für die Poesie! — Wäre es nicht viel besser gewesen, die abscheulichen Begebenheiten des österreichischen Bürgerkrieges mit einem freiwilligen Vergessen zu bedecken? Ein wie viel größerer Patriotismus liegt nicht in der klugen Mäßigung Bauernfeld's! eine wie viel aufrichtigere Gemüthsbewegung nicht in diesen seinen Gemälden, die mit Kunst jene unglücklichen Erinnerungen verdrehlen! Welche Thorheit ist es, die Gemüther mit dem Tode Robert Blum's aufzuregen, wenn es so leicht ist, mit dem Morde des Grafen Latour zu antworten!? Wenn Ihr Dichter nicht durch die revolutionaire Rhetorik getrieben werdet, wenn Ihr noch würdig seyd, einen guten Rath zu hören: so vertilget lieber den Haß, als daß Ihr ihn entflammt! Erhebet, bessert, besänftiget die Seelen und bereitet sie zu friedlichen Eroberungen der neuen Gesellschaft vor! Ein aufrichtiger Schriftsteller hat keine andere Pflicht auf einer noch von Blut triefenden Erde und unter Todten und Verwundeten eines gottlosen Kampfes zu erfüllen. Die Politik hat oft grausame Verpflichtungen, und die Gesellschaft, wenn sie in Gefahr ist, kann genöthigt werden, mit dem Schwerte drein zu schlagen; aber wie? Ihr Dichter, Ihr, die Ihr von den Aengsten des Staatsmannes frei seyd, Ihr, die Ihr das Recht und die Pflicht habt, alle Gewaltthätigkeiten zu mildern und die ewigen Gefühle der Menschlichkeit aufrecht zu erhalten, Ihr haltet es für geziemend, so schmerzliche Triumphe zu verherrlichen?

Die Sänger der preußischen Revolution trifft kein anderes Urtheil, als die Tyrtäen Oesterreichs. Rudolph Gottschall hat die Sieger des 18. März verherrlicht und Titus Ulrich den Gefallenen Trauergesänge gewidmet. Vor der Barrikadenzeit hatte die kleine Truppe der politischen Dichter ihre Häupter, ihre Unterschiede, eine Art von Hierarchie; aber seitdem Herwegh das Spitzeug der badischen Freischaaren geworden, seitdem von Allen Freiligrath seine Possen mit der rothen Mütze geschmückt und an den König von Preußen republikanische Herausforderungen gerichtet hat, existirt nichts Aehnliches mehr. Die in den Schatten gestellte Zeder des Dichters hat Gottschall aufgehoben. Was würde aus dem Ruhme Beranger's geworden seyn, wenn der Dichter des Gottes der guten Leute Hymnen für unsere Klubs geschrieben hätte? Wo würde die reiche Phantasie Heinrich Heine's gröbleben seyn, wenn er Freiligrath und Herwegh gefolgt wäre? Die wahre Aristokratie des Talents ist eifersüchtig auf ihre Würde. Vor 1848 gab es in Berlin einen lustigen Reimer, der nirmals nach einer Stelle unter den Künstlern gestrebt hatte; Glasbrenner war der gewöhnliche Kalender-Bänkelsänger. Wenn sich heute die Dichter zu der Sprache der Straße herablassen, so ist Glasbrenner ihnen gleich, ja, er kann sie viel mehr ersetzen; haben wir doch diesen Leiermann revolutionairer Strophen in dem Stille des Herrn Moritz Hartmann anstimmen hören. Diese Maskerade wird wohl die Verwirrung, von der ich spreche, genügend bezeichnen. — In dieser sich im Verfall befindenden Literatur ist indessen eine neue Erscheinung aufgetaucht, die großes Aufsehen erregt hat, ich meine den Herrn Griepenkerl, den Verfasser des Dramas „Robespierre". Dieses Drama ist vor kurzem auf dem Theater in Braunschweig mit großem Beifall gegeben worden; die gewissenlosesten Kritiker bezeichnen es als ein Werk ersten Ranges und dindizirten dem Autor das Verdienst, eine unparteiische Studie geliefert zu haben. Ist denn, so frage ich, diese beträgliche Unparteilichkeit Ungeheuern gegenüber, die Frankreich enthaupteten, einem Dichter erlaubt?

Dieser Fehler, der meiner Meinung nach schon in der Charlotte Corday von Ponsard so groß ist, wie muß er nicht erst in einem Drama, das Robespierre zum Helden hat, auf eine empörende Weise hervortreten!? Ich begreife nicht, wie ein Dichter sich außerhalb seines Werkes stellen kann, wenn er vielmehr theilnehmend verpflichtet ist. Der Geschichtschreiber muß seinen Glauben haben, der Dichter aber noch weit mehr. Mag er, wenn er will, die Böswichter von 1793 immerhin auf die Bühne bringen, aber nur, um sie zu brandmarken, um ihren Namen anzuspeien und ihr Verbrechen an den Schandpfahl zu stellen. Deutschland erweist dem Herrn Griepenkerl gerade deshalb Ehre, weil er einer entgegengesetzten Bahn gefolgt ist; sein Pedantismus ist mit dieser kalten Studie zufrieden, und die Helden des Terrorismus scheinen ihm würdig, ernst, ehrfurchtsvoll und als Diener des Verhängnisses auf der Bühne reproduzirt zu werden.

Die deutschen Romanschreiber sind mit der Revolution eben so beschäftigt, wie die Dichter, jedoch ohne den in Sitten und Gemüthern eingetretenen Veränderungen nachzuspüren und dieselben zu beschreiben; die Revolution erscheint in ihren Gemälden nur wie der Schluß des alten Zustandes in Deutschland. Dieser Schluß ist von Einigen getadelt, von Anderen gerühmt worden; keiner aber von ihnen hat diese außerordentliche Erscheinung direkt zu beobachten oder deren Folgen zu studiren und zu malen versucht. Der Erzähler der Aristokratie, Herr Baron v. Sternberg, hat im verflossenen Jahre einen Roman, den er schon vor dem Jahre 1848 angefangen hatte und dem die Revolution erst die gewünschte Lösung gab, erscheinen lassen. In seinem Werke, „die bösen Schützen", ergeht sich der Herr Baron in sehr heftigen und ungerechten Angriffen auf die Gesellschaft des Jahres 1847. Alle diese alten Gedanken, die sich zu regen anfangen, diese große Bewegung, welche allmälig dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die seit so langer Zeit verheißenen Freiheiten abringt, dieser intelligente Fortschritt eines Volkes, das sich endlich des öffentlichen Lebens bemächtigt, dies Alles ist für Sternberg nur eine Corruption der Geister und eine unausstehliche Unverschämtheit der Emporkömmlinge. Sternberg gehört zu einer Schule, welche durch das ganze Land ihre zahlreichen Zöglinge hat, nämlich zur Schule der Albernheit. Dieser Erzähler der Salons, dieser Professor des Dandysmus, für den das blasirte Leben das höchste Ideal eines guten Geschmacks bleibt, ist natürlich auch ein Prediger des Absolutismus. Er war ehemals dem Verfasser der „Mathilde" sehr ähnlich; er hatte dieselben eitlen Anmaßungen, dieselben knabenhaften Zierereien, und es schien in der That, als wenn die feine Welt nicht ohne den Flitterstaat dieser Autoren bestehen könnte. Ach, die Salons haben nun Herrn Sternberg und Eugen Sue verloren! Sternberg hat seine Lectionen des Dilettantismus ausgesetzt, um jetzt die Philosophie des Herrn de Maistre zu lehren: ganz so, wie Sue auf seine Herzoge und Herzoginnen verzichtet hat, um den Fourierismus in seine Romane zu bringen. — Nachdem er die constitutionelle Partei mit seinen Angriffen gegeißelt, schließt Sternberg mit einer herrischen Autorität folgendermaßen ab: „Die absolute Monarchie, die bald aus dem Schooße unserer Schlachten wiedergeboren werden muß, kann allein das Glück der Völker sichern. Denn sie giebt

uns in ihrer reinen Form das kraftvollſte und der Mitte Europa's angemeſſenſte Regierungsſyſtem. Die Phantome, Republik und conſtitutionelle Monarchie, die ſich gegenwärtig erheben, ſind Kinder der Revolution und unfähig, derſelben zu widerſtehen; ſie gehören der revolutionairen Periode an und werden mit ihr verſchwinden. Die abſolute Monarchie iſt der einzig ſtarke Zügel, wodurch eine Geſellſchaft, die von tauſend Pulſen, von tauſend verhängnißvollen Richtungen dahin getrieben wird, ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, zuſammengehalten werden kann." — Dieſe Sentenz iſt ganz dazu geeignet, die Abenteuer, von welchen Herr Baron v. Sternberg der kleinliche Erzähler iſt, abzuſchließen. Werden die Werke des Herrn v. Sternberg in neuerer Zeit weniger geleſen? Sieht die mit den Debatten der Politik beſchäftigte Geſellſchaft Berlins das Auditorium dieſes weibiſchen Erzählers von Tag zu Tag kleiner werden? — Ich habe Veranlaſſung, es zu glauben; ich bilde mir ein, daß dieſer berühmte Nichtsſager über ſich ſelbſt ſeine kleine Revolution vollendet hat. — Sey dem, wie ihm wolle: die conſtitutionelle Partei iſt jetzt gewarnt worden! Sie hatte bisher ernſte Gefahren genug zu fürchten, nämlich die pietiſtiſchen Freunde Friedrich Wilhelm's IV., ihre eigene Unſicherheit und die Wuth der Demokratie; möge ſie ſich nun vor der neuen Gefahr hüten! Sie wird von jetzt an auch die Romane des Herrn Barons v. Sternberg gegen ſich haben!

Schließlich erwähnen wir hier noch eines anderen Romans über denſelben Gegenſtand. Der Verfaſſer deſſelben ſieht die Dinge mit ganz anderen Augen an, als Sternberg; er hat es ſich zur Aufgabe gemacht, nachzuweiſen, wie die Fortſchritte der öffentlichen Meinung eine gründliche Umgeſtaltung der Landesgeſetze erforderten. „Preußen vor dem 18. März" (dieſen Titel führt das Buch) iſt das Gemälde jener edelmüthigen, feurigen Geſellſchaft, für welche ſich das ganze freiſinnige Europa intereſſirte und welche ihre Rechte durch das Talent ihrer Redner und durch das Aufſehen ihrer erſten öffentlichen Verhandlungen bewies. Dieſer Gegenſtand iſt ein großer. Das Jahr 1847 wird ein ewig denkwürdiges in der Geſchichte Preußens bleiben. Schade, daß vorliegendes Buch nicht dem offenbar redlichen Abſichten des Verfaſſers entſpricht; es fehlen ihm Plan und Einheit. Zwei Hauptfiguren ſtreiten ſich abwechſelnd um die Aufmerkſamkeit des Leſers, und wir haben hier, ſtatt einer Compoſition, nur eine Reihe von Epiſoden vor Augen. Bald folgen wir mit tiefem, ſchmerzlichem Mitgefühle den Leiden eines edeln Publiziſten, Jordan's, den eine argwöhniſche Macht ſeines Lehrſtuhles an der Univerſität zu Berlin entſetzte und ins Gefängniß warf; bald werden wir in die Mitte jener ariſtokratiſchen Geſellſchaft verſetzt, die ſich dem Einfluſſe des freien Geiſtes nicht mehr entziehen kann. Der Sohn des Grafen von Kleiſt, Armand, widmet ſich ungeachtet des Widerſpruchs ſeiner Familie den Arbeiten, Hoffnungen und vaterländiſchen Regungen des preußiſchen Volkes. Jordan und Armand v. Kleiſt, der verehrte Publiziſt und der hochherzige Edelmann, dies ſind die beiden Helden des Buches. Ihre Portraits ſind meiſterhaft gezeichnet, und wenn der Verfaſſer dieſelbe Sorgfalt auf das allgemeine Bild Berlins, auf die Kämpfe der entgegenſtehenden Parteien, vor Allem aber auf das dramatiſche Intereſſe und die Einheit der Fabel verwendet hätte, ſo würde ſein Werk nur Lob verdienen. So wie es aber vorliegt, iſt es eine angenehme, an manchen Stellen ziemlich lebhafte, im Ganzen genommen aber eine ſchwache und kraftloſe Skizze. Ganz perſönliche Anſpielungen, Chroniken und Salonsgeſchwätz ſtehen zu oft an der Stelle jener glänzenden Bewegung, jenes edlen Schwunges der Geiſter, wodurch ſich die Zeit vor dem 18. März 1848 auszeichnete. Bauernfeld mit ſeiner anmuthigen Ironie iſt der genaue Maler der weichlichen Geſellſchaft Wiens geweſen. Die Erſcheinungen des regen geiſtigen Lebens zu Berlin hätten einer geübten Feder hinreichenden Stoff zu originellen Schönheiten liefern können. Das Buch „Preußen vor dem 18. März" iſt ohne den Namen des Verfaſſers erſchienen; Heinrich Simon aus Breslau, eines der Häupter der äußerſten Linken in der Frankfurter Verſammlung, hat eine Vorrede dazu geſchrieben, deren es recht gut entbehren könnte. Anſtatt die melodramatiſche Beredſamkeit Heinrich Simon's zu Hülfe zu rufen, hätte der Verfaſſer uns in ſeinem Buche lieber die wackeren Geſtalten Hanſemann's, Auerswald's, Vincke's, Camphauſen's und aller Häupter des intelligenten und aufrichtigen Liberalismus vorführen ſollen; ſein Werk würde hierdurch ſicherlich doppelt gewonnen haben. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Henriette Herz. Eine außerordentlich anziehende Lektüre gewährt das ſo eben im Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſerſche Buchhandlung) in Berlin erſchienene Buch: „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürſt." Es wird dadurch die Bildergalerie geiſtreicher Berliner Frauen, die im Jahre 1833 durch das Epoche machende Buch über Rahel eröffnet wurde, mit einem neuen, für alle Zeiten Werth habenden Bildniſſe bereichert. Henriette Herz hatte nicht den männlichen Geiſt und die Produktivität Rahel's; aber gerade ihre hohe Weiblichkeit, ihre Rezeptivität für alles Edle und Schöne machte ſie lange Zeit zu einem anziehenderen und und viel geſuchteren Mittelpunkte der Berliner Geſellſchaft, als es die Erſtere war. Der Herausgeber ihrer Denkwürdigkeiten hat ſich durch die Zuſammenſtellung derſelben aus ihren Notizen und Diktaten und durch Hinzufügung einer Lebensſkizze der intereſſanten Frau Anſprüche auf den Dank ihrer zahlreichen Freunde erworben. Wir bedauern jedoch, daß er nicht auch aus dem Briefwechſel an ſie und von ihr, der in ihrem eigenen Nachlaſſe, wie unter den Papieren der beiden Humboldt, Schleiermacher's, Friedrich's und Dorothea's von Schlegel und vieler anderen mehr oder weniger bekannten Perſonen, ſich findet, eine Auswahl treffen konnte, indem darin ein wahrer Schatz von Bemerkungen über die Bildungsgeſchichte Deutſchlands während ſeines produktivſten halben Jahrhunderts enthalten iſt. Wir ſelbſt beſitzen einige ſolcher Briefe, die Henriette Herz in den Jahren 1791 bis 1831 an einen ihr befreundeten Arzt in Schleſien gerichtet, und die wir ſogar manchem der von ihr gezeichneten literariſchen Bildniſſe in der vorliegenden Schrift, wie treffend dieſe auch immer ſind, wegen ihrer Unmittelbarkeit und ungekünſtelten Darſtellung des Augenblickes, vorziehen möchten. Harmoniſch ſchön, wie ihre junoniſche Geſtalt und ihr edler Kopf, mit deſſen Bild das Buch nach einem Gemälde von Anton Graff geſchmückt iſt, war auch ihre Handſchrift und ihre Ausdrucksweiſe. Es lieſt ſich wie anmuthiges Griechiſch neben derbem Niederdeutſch, ſo oft in der mit dankenswerther Sorgfalt zuſammengeſtellten Lebensbeſchreibung die eigenen Worte der Verſtorbenen citirt werden. Sie hat dem Biographen, der ihr in ihren letzten Lebensjahren nahe geſtanden, reichhaltige mündliche und ſchriftliche Mittheilungen aus ihrem Leben gemacht. Leider hat ſie jedoch einmal aus Unmuth über indiskrete Veröffentlichung von Briefen, wie ſie vor einigen Jahren von Dorow und Anderen ſtattfand, ihren Korreſpondenzſchatz zum größten Theil verbrannt, ſo daß von den an ſie gerichteten Briefen nur noch ein kleiner Theil vorhanden iſt.

Unter den Perſonen, die in den hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten der Verſtorbenen portraitirt werden, und zwar ſo, daß man wohl ſagen kann, es werden von Jeder derſelben mindeſtens einige Züge mitgetheilt, die uns noch nicht bekannt waren, befinden ſich: Marcus Herz (berühmter Arzt, Gatte Henriette's), Moſes Mendelsſohn und ſeine Tochter, Dorothea Veit, nachmalige Gattin Friedrich's v. Schlegel, ſo wie dieſer ſelbſt, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Friedrich v. Gentz, Frau v. Grotthuus und Frau v. Eybenberg (zwei Schweſtern, die auch in Varnhagen's Denkwürdigkeiten vorkommen), Wilhelm v. Humboldt, Schleiermacher, Frau v. Genlis, Jean Paul, Börne, die Herzogin Dorothea von Kurland, Eliſa v. d. Recke, Frau v. Staël, Auguſt Wilhelm Schlegel, Schiller, Goethe, Oehlenſchläger und viele Andere. Dem Herausgeber muß man dabei die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er beſonders mit Bezug auf noch lebende Perſonen mit großer Discretion zu Werke gegangen und auch hierin das Andenken der Verſtorbenen geehrt hat.

— Telegraphiſche Verbindung zwiſchen Nord-Amerika und Europa. Die New-Yorker Zeitungen enthalten ausführliche Nachrichten über den von Herrn Wilkes entworfenen Plan, eine elektro-telegraphiſche Linie zwiſchen Nord-Amerika und Europa anzulegen, zu deren Ausführung in jener Stadt eine Compagnie zuſammengetreten iſt. Er ſchlägt vor, einen eiſernen Draht im Meere zu verſenken, der von der öſtlichen Küſte Neufundlands bis zur weſtlichen Küſte Irlands reichen ſoll. Auf den zum Ankern geeigneten Untiefen, welche 500 engl. Meilen vom erſteren Lande entfernt liegen, will er eine Repetirſtation errichten, wodurch ſich die Länge des Drathes auf 1600 Meilen reduziren würde. Der Draht ſoll dicht am Grunde des Atlantiſchen Oceans fortlaufen. Herr Wilkes iſt der Meinung, daß die Meerestiefe nie über zwei Meilen beträgt, und er vermuthet ſogar, daß ſie meiſtens nicht viel mehr als eine Meile ſey. Sollte es aber auch unterſeeiſche Thäler von 20 Meilen in der Tiefe und 50—60 in der Breite geben, ſo glaubt er doch, daß ſolche Schluchten keine unüberſteiglichen Hinderniſſe darbieten würden, da man den Draht durch Stützen, die in Zwiſchenräumen von zwei Meilen oder weniger angebracht werden müßten, darüber wegführen könnte, ſo daß er nur 200 Faden unter der Oberfläche des Meeres liegen würde. (Wie aber die Stützen zu befeſtigen wären, wird nicht näher erklärt.) Alle hundert Meilen ſoll ein kleines, mit Maſt und Flagge verſehenes Floß angekert werden, das mit dem Drahte in Verbindung ſteht, ſo daß letzterer herausgenommen werden kann, wenn es nöthig wird, ihn auszubeſſern oder ihn zu erneuern; doch hält Herr Wilkes es nicht für möglich, daß ein in ſolcher Tiefe liegender Draht beſchädigt werden könne. Um dieſe telegraphiſche Linie anzulegen, würden zwei Schiffe, die mit einer ſehr einfachen Maſchinerie arbeiten, hinreichen. Das Werk dürfte dann in zwei Jahren fertig ſeyn und etwa eine halbe Million Dollar (700,000 Thlr. preuß.) koſten. — Dieſer Plan wird unſeren Leſern gewiß etwas abenteuerlich vorkommen, und wir müſſen geſtehen, daß wir ſelbſt einige Bedenken darüber hegen; allein wenn wir uns der Wunder erinnern, welche die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität in den letzten Jahren verrichtet haben, ſo würde es leichtſinnig ſeyn, auch das kühnſte Projekt von vorn herein für utopiſch zu erklären. Iſt wirklich eine Möglichkeit dazu vorhanden, ſo können wir uns verſichert halten, daß der ſeltene Unternehmungs- und Erfindungsgeiſt der Yankees es zu Stande bringen wird.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Sonnabend den 29. Juni 1850.

Frankreich.

Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden.

„Die englische Revolution ist geglückt und hat heilsame Früchte getragen, weil sie von den intelligenten Klassen der Gesellschaft gemacht wurde, und zwar unter der Herrschaft einer drängenden Nothwendigkeit, weil sie ferner nicht weiter ging, als es die Abwendung und Tilgung einer speziellen Gefahr erheischte, und weil sie sich so wenig, wie möglich, von dem bestehenden Systeme entfernte, — oder, um es kurz zusammenzufassen: die englische Revolution ist geglückt, weil sie so wenig, als es irgend seyn konnte, eine Revolution war. Die französische Revolution scheiterte in ihren verschiedenen Phasen stets, weil sie blind, sinnlos und destruktiv war, gemacht von den ausschweifendsten Köpfen, den verderbtesten Herzen und den schmutzigsten Händen, welche das Land in seiner Betrunkenheit aufbieten konnte, ohne ein anderes Prinzip, als das, so viel, wie möglich, alles Bestehende umzustoßen oder bei Seite zu werfen."

Diese Worte bilden den Kern der Einleitung eines Aufsatzes, welchen die Quarterly-Review in Form einer Kritik der neuesten Schriften über die jüngste französische Revolution von Lamartine, Louis Blanc, Caussidière, Adolphe Chenu u. s. w. ihren Lesern mittheilt. Der Standpunkt der genannten Review ist bekanntlich der streng torystische, und es dürfte nicht uninteressant seyn, auch einmal eine Stimme aus diesem Lager zu vernehmen.

„Das Erste", heißt es hier, „was uns in den Denkwürdigkeiten eines Lamartine, Louis Blanc, Caussidière u. s. w., der Helden der Revolution von 1848, auffällt, ist der Umstand, daß sie uns darthun, bis zu welchem Punkte Alle, sie und ihre Kollegen, armselige Geschöpfe waren. Einige von ihnen haben, wie wir wissen, allerdings an und für sich Talent. Der Eine ist ein Dichter, ein Anderer ein Astronom, dieser ein geschickter Jurist, jener ein pikanter Journalist u. s. w. Um jedoch die Aufgaben zu erfüllen, welche der 24. Februar ihnen stellte, dazu fehlte es ihnen an jeglicher Befähigung. Frankreich hat sie gerichtet. Sie wußten von vorn herein nicht, wie sie beginnen, wußten nicht, wie sie fortfahren sollten. Aller Welt ein Gräuel, waren sie es sich unter einander gegenseitig selbst, und nachdem sie gegenwärtig in allgemeine Verachtung gefallen, nimmt keiner von ihnen Anstand, zu behaupten, daß sie Alle diese Verachtung verdienen mit Ausnahme der eigenen Person. Der sentimentale Robespierre, Marat, der „Volksfreund", der verwegene Danton, der brutale Chaumette, Alle hatten sie eine Art wahnsinnigen Glaubens an ihre revolutionaire Sendung; sie waren aufrichtig; sie waren Enthusiasten und erreichten eine gewisse Erhabenheit im Verbrechen und im Schrecken. Ihre blassen Schatten aus der letzten Revolution, — die Lamartines, die Louis Blancs, die Ledru-Rollins und die Caussidières, — haben weder die Aufrichtigkeit, noch die Energie, noch die Wildheit der alten Jakobiner. Weder ihre Herzen sind so schlecht, noch ihre Köpfe so stark, um mit ihren alten Lehrern und Meistern wetteifern zu können; — sie ragten höchstens nur „bis an ihre Busenkrause", und wir besaßen in ihnen thatsächlich nur die „zufälligen" Autoren und „sehr schlechten" Spieler einer Art von Parodie der großen Tragödie, welche an Fielding's „Tom-Thumb" erinnerte; aber ihre Posse hat furchtbare Folgen nach sich gezogen. In ihrer Verwegenheit, ihrer Unerfahrenheit und Unfähigkeit haben diese Charlatane Feuer aufs Theater geworfen, und obgleich sie selbst noch mit heiler Haut entwischten, ließen sie weit bessere Leute, als sie selbst sind, und Millionen öffentlichen und privaten Vermögens im Brande zugrundegehen. Und was noch schlimmer ist, ist der Umstand, daß, wenn sie selbst auch, so doch das Feuer noch nicht „gelöscht" worden.

„Ein anderer seltsamer Zug in den Memoiren der Revolutionshelden ist der, daß drei hervorragende Spieler des großen Stückes, Lamartine, Louis Blanc und Caussidière, so viele Unwahrheiten über die Revolution ins Publikum schleudern. Was in ihren Werken neu ist, ist nicht wahr — und was wahr ist, nicht neu. Sie schreiben offenbar weit weniger deswegen, um die wahren Ursachen des Vorganges zu enthüllen, als um sie zu verhüllen. Im Uebrigen tragen diese Schriften ganz den individuellen Charakter der Verfasser. Die von Lamartine ist Zuckerwasser, die von Louis Blanc ein sauersüßes Getränk, während die Caussidière's stark nach Branntwein schmeckt; aber welche Verschiedenheit auch in ihrem Stile herrschen mag, Alle haben sie einen gemeinsamen Zug, eine bis zum Aeußersten gehende persönliche Eitelkeit, die selbst durch eine klägliche und lächerliche Niederlage nicht gedämpft wurde. Sie sind auch alle drei über ihren Sturz so erstaunt, wie die Welt es nur über ihr Emporkommen seyn konnte. Was Pascal über die allgemeine Abneigung gegen die Wahrheit sagt, findet ganz besonders auf sie Anwendung. „Es giebt", sagt Pascal, „verschiedene Stufen in dieser Abneigung gegen die Wahrheit; aber man kann sagen, sie herrsche in Aller Gemüthern, weil sie von der Eigenliebe nicht zu trennen ist." Eine so blinde Selbstvergötterung, wie sie die Herren Lamartine, Louis Blanc und Caussidière üben, ist uns noch nicht vorgekommen. Aber gerade, je mehr sie sich rühmen, mit übermenschlicher Kraft und mit wunderbaren Thaten die Gesellschaft vor Mord und Plünderung bewahrt zu haben, desto größer wird ihre Verantwortlichkeit dafür, daß sie die Werkzeuge des Mordes und der Plünderung heraufbeschworen und entfesselten. Wir gestehen ihnen gern das Verdienst zu, daß sie sich bemühten, sich in ihren hohen Stellungen zu erhalten, bald durch Reden und dramatische Scenen und öfter noch durch Täuschung, Betrug und Intrigue; aber außer diesem Motiv, in welchem das Ich eine so große Rolle spielt, — da ihre Macht und ihr eigenes Leben von der Wiederherstellung einer gewissen öffentlichen Ordnung abhing — finden wir leider nichts in ihrem ganzen Benehmen, worauf ein Mann von gesundem Verstande und echtem Muthe stolz seyn könnte. Und das behaupten wir schon bei der Annahme, daß ihre geschichtlichen Darstellungen wahr seyen; was müssen wir aber erst sagen, wenn ein großer Theil ihrer Erzählungen noch überdies falsch, wesentlich falsch ist?"

Wir übergehen die Stellen, welche der Reviewer aus Louis Blanc anführt, in denen Letzterer selbst Lamartine des Irrthums, der Illusion und Erfindung zeiht.

„Louis Blanc", heißt es weiterhin, „hat in seiner Darstellung nichts wesentlich Neues beigebracht; aber spaßhaft ist es, zu sehen, mit welcher Naivetät der Verfasser den niedrigen und ungesetzlichen Ursprung seiner Revolution eingesteht, während er zu gleicher Zeit die Thatsachen mit einem solchen Redepomp ausstattet, daß man sie gar nicht wiedererkennt. Alles, was wir bis 1848 von Louis Blanc's persönlichen Verhältnissen wissen, beschränkt sich darauf, daß er als Journalist an der „Reform" mitarbeitete, und daß er seine „Geschichte der zehn Jahre" und seine „Organisation der Arbeit" herausgegeben hatte. Durch die „Biographie der Nationalversammlung" erfahren wir, daß er 1813 geboren wurde; daß er mit siebzehn Jahren nach Paris kam, um daselbst sein Glück zu machen; daß er zuerst Schreiber bei einem Anwalt wurde, dann Hülfslehrer an einer Schule, Informator in einer Familie und endlich Journalist. Wie er zu einem der Diktatoren Frankreichs avancirte, haben wir selbst mit angesehen."

Die Republik wurde in den Büreaus der „Reform" geschaffen. Und von hier aus gingen, wie wir auch durch Louis Blanc näher erfahren, die Namen der provisorischen Regierung. Von Louis Blanc wendet sich der Verfasser des Artikels in der Quarterly-Review zu Caussidière.

„Ein Pariser Kritiker", sagt er, „Herr Eugen Pelletan, bedient sich in einer Kritik über Caussidière's Memoiren des Ausdruckes: Caussidière conspirire gegen die Wahrheit. Diese Behauptung ist sehr richtig. Die Keckheit seiner Anschuldigungen gegen Andere und die Freimüthigkeit einiger Geständnisse rücksichtlich seiner selbst tragen im Mindesten nichts dazu bei, seine Schandthaten zu bemänteln oder gar zu vertheidigen. Jene Anschuldigungen veranlaßten zwei seiner früheren Spießgesellen, Chenu und de la Hodde, zu mannigfachen „Enthüllungen", welche dem Publikum Scenen und Dinge vorführten, wovon dasselbe vordem keine Ahnung hatte. Man muß bekennen, daß die Februar-Republik das wenigstens mit Sparta gemein hat, daß auch sie ihre Heloten sich betrinken ließ, um von dem Laster des Trunkes abzuschrecken. Eine wahrhaft klassische Manier, der Jugend Klugheit und Sittlichkeit beizubringen."

„Marc Caussidière", lesen wir ferner, „ist der Sohn und Bruder von Verschwörern, ein großer Name in seiner Partei (nach dem Ausdruck eines bewunderungstrunkenen Biographen), obgleich ursprünglich, abwechselnd Fabrikant, Commis-Voyageur, dann wieder Fabrikant und zuletzt Verschwörer. Die Verschwörungskunst indeß scheint das eigentliche Gewerbe seines abenteuerlichen Lebens gewesen zu seyn. Man schildert ihn als einen Mann von mächtigen Gliedmaßen, von grobem Benehmen, sinnlich, selten nüchtern, von einer gemeinen Lustigkeit, sorglosen Geistes; aber ausgestattet mit Eigenschaften, die unter seinen Brüdern und Freunden ziemlich selten vorkommen, mit Treue und Ergebenheit für seine Partei, mit einem gesunden Verstande und mit Muth in schwierigen und gefährlichen Fällen. Er gehörte zur „Reform" nur unter dem Titel eines Commis-Voyageur; aber sein Eifer und seine Thätigkeit, überall Aufruhr auszusäen, während er Subskribenten für dieses herabgekommene Blatt suchte, ferner seine mehrmalige politische Gefangenschaft, seine Entschiedenheit und die Derbheit seines Charakters hatten ihm bei den Redacteuren des Journals und bei den Häuptern seiner Partei mehr Einfluß verschafft, als

ihm in seine soziale Stellung und sein untergeordnetes Gewerbszweig hätten verleihen können.

„Mit ihm standen, sowohl in den geheimen Gesellschaften und Verschwörungen, als auch in den Büreaus der „Reform", zwei Individuen in engster Verbindung: Adolph Chenu, ein junger Schuhmacher, und Lucian de la Hodde, ein Literat, wie wir vermuthen, da er nicht nur für die „Reform", sondern auch für den „Charivari" Artikel schrieb. De la Hodde stand, wie man später erfuhr, im Solde der Polizei, und Caussidière nennt seinen Mitschuldigen Chenu einen Verräther. De la Hodde wurde seines Einverständnisses mit der Polizei seitdem hinlänglich überführt, und er vertheidigt sich jetzt mit dem Vorgeben, er sey der Gesellschaft nicht nur im Allgemeinen nützlich gewesen, sondern habe auch den Personen, welche er verrathen, einen Dienst erwiesen, „weil er durch seine Anzeige der Polizei die Mittel verschaffte, dem Bösen zuvorzukommen, und auf diese Weise seine Freunde verhinderte, ihr Leben in verzweifelten Emeuten aufs Spiel zu setzen." Caussidière behauptet, auch Chenu habe zur geheimen Polizei gehört; Chenu leugnet es. Wir unsererseits begnügen uns aus Mangel an Beweisen mit dem Glauben, daß nur starke Verdachtsgründe gegen ihn vorlagen, und wir fragen uns, warum er auf das erste Zeichen Caussidière's sogleich und so bereitwillig seine gewissermaßen höhere Stellung, welche ihm die Revolution in Paris verschafft hatte, aufgab, um sich als einfacher Volontair den Trübsalen und Kränkungen auszusetzen, welche ihn in Belgien und in Baden erwarteten, bei den gegen diese beiden Länder gerichteten Einfällen revolutionairen Gesindels. Wir erinnern hierbei auch an den freundschaftlichen Rath, welchen ein alter Polizeipräfekt einigen Verschwörern gab: „Bedenken Sie, meine Herren, daß, wenn drei von Ihnen zusammen sind, immer wenigstens Ein Spion darunter ist."

„Es scheint uns nicht zweifelhaft, daß Chenu und de la Hodde in sehr frühem Alter schon an republikanischen Verschwörungen theilzunehmen begannen, und wahrscheinlich in vollster Aufrichtigkeit: man kann sich durch die Thaler der Polizei, diesen Sirenenklang der Verschwörer, verführen lassen und im Innersten des Herzens der Regierung doch sehr feindlich gesinnt bleiben. Ein englischer Reformer antwortete denen, welche ihn einer ähnlichen Bestechung zieh: „Ich habe dem Volke gedient, indem ich die Geldmittel seiner Feinde erschöpfen half." So viel ist indeß gewiß, daß Chenu und de la Hodde eine ihnen angewiesene Rolle in den Kämpfen des 24. Februars spielten und an denselben theilnahmen, am Morgen und namentlich auf dem Platz des Palais-Royal, wo die Insurgenten, da sie die Hauptwache nicht zum Weichen bringen konnten, Feuer anlegten und die Soldaten dieses Postens mit den Munizipalgarden, welche ihn vertheidigten, lebendig verbrannten. Nach dieser Heldenthat hielten Caussidière, Emanuel Arago, Albert, de la Hodde, Chenu und die Uebrigen in den Büreaus der „Reform" Sitzung, wo sie mit Flocon, Louis Blanc u. s. w. die provisorische Regierung wählten. Nachdem dies geschehen, wurde Etienne Arago zum Postdirektor ernannt, und Chenu schlug Caussidière zum Polizeipräfekten vor. Caussidière scheint mit diesem Vorschlage nicht ganz zufrieden gewesen zu seyn und wollte lieber an der provisorischen Regierung theilnehmen: endlich jedoch resignirte er und trat seine Stellung an. Etienne Arago hatte sich inzwischen schon nach dem Postgebäude begeben, kam aber zurück und meldete, daß ihn die Beamten abgewiesen hätten. Chenu bot nun etwa funfzig Republikaner auf, die er gerade bei sich hatte, und diese installirten denn Arago ohne Weiteres. Nach dieser Expedition traf Chenu wieder mit seinem Freunde Caussidière auf der Polizei-Präfektur zusammen, wo seine Bande sich als Garde des Präfekten organisirte: Chenu wurde Führer dieser Garde, während sich de la Hodde selbst zum Generalsecretair ernannte."

Der Reviewer giebt hierauf Auszüge, namentlich aus Chenu's Denkwürdigkeiten, um das „wilde und liederliche" Leben im Polizei-Präfekturgebäude und Caussidière's weitere Persönlichkeit darzustellen. Dabei geschieht des Umstandes, wie Caussidière den de la Hodde, nachdem er seine früheren Spionereien erfahren, zum Selbstmorde zwingen will, ziemlich weitläuftige Erwähnung. Chenu's und de la Hodde's Memoiren, meint der Reviewer, „malen die Schwäche, die Tollheit, die Schlechtigkeit und endlich die Falschheit der revolutionairen Partei so wahr, daß sie die beste Antwort sind auf alle Lobeserhebungen, welche ihr Lamartine und Louis Blanc widmen; und wir hoffen, daß jene Memoiren in Frankreich das Gefühl, dessen die Franzosen so sehr bedürfen, lebhaft hervorrufen werden, das Gefühl der Erniedrigung nämlich, welches sie empfinden müssen, wenn sie sehen, wie sie von so verachtungswerthen Menschen und so zufälligen Umständen betrogen wurden und ihnen zum Opfer fielen."

„Vergebens", fährt der Verfasser unseres Artikels fort, „verwahrt sich Lamartine vor der Verbindung mit diesen Menschen und namentlich mit Caussidière; vergebens verschwendet er seine rhetorischen Blumen und dichterischen Metaphern, wie z. B.: „denn mit seiner (Caussidière's) Hülfe machte ich Ordnung durch die Unordnung", — oder: „Ich war der Wetter-Ableiter, der sich mit der Wolke in Einverständniß einließ, um ihr den Blitz zu entreißen" u. s. w. Wir fragen ihn indeß: Wer hatte denn die Unordnung gemacht? Wer hatte die Elemente zur Explosion zusammengehäuft? und zu welchem dieses Verfahren rechtfertigenden Zwecke und mit welchen mildernden Folgen war es geschehen? Während uns der Ex-Diktator mit einer so glorreichen Genugthuung seine Kämpfe auf dem „Stadthause" erzählt, nöthigt er uns zu der Entgegnung, daß er diese Kämpfe zu seiner eigenen Vertheidigung bestand. Wenn er so große Anstrengungen machte, das Fahrzeug zu retten, geschah es nur darum, weil er sich selbst an Bord befand; und wenn er sich zum Echo der Prahlereien des Ex-Präfekten der Polizei macht, der uns da erzählt, mit welcher Schnelligkeit er die öffentliche Ruhe völlig wiederhergestellt, das Pflaster der Straßen in Ordnung gebracht und gereinigt, die Beleuchtungs-Apparate von neuem brauchbar gemacht, die Spielhöllen unterdrückt und dem Diebstahl Einhalt gethan habe, — so vergaßen sie alle Beide, daß das Dinge sind, welche die summarisch verfahrende und allmächtige Autorität eines unverantwortlichen Despotismus leicht vollführt und durchaus ins Werk setzen muß: eine Herrschaft des Schreckens gestattet keine andere Unordnung als ihre eigene. Ein Polizei-Präfekt, der, wie Caussidière gethan, seinen Beamten rundweg erklärt, er werde Jeden unten im Hofe des Hotels erschießen lassen, der sich irgend eines Vergehens oder einer Vernachlässigung schuldig mache, konnte allerdings sicher seyn, daß er die nöthige Macht besitze, die Portiers zur Reinlichhaltung des Trottoirs zu vermögen. Die Regierung, welche alle verwegenen Unruhestifter der Stadt in die Garnison der Präfektur einreihte und, wie Lamartine sagt, den „erhabenen" Gedanken faßte, 24,000 der schlimmsten Aufrührer oder Banditen der Revolution unter die Mobilgarde zu stecken, diese Regierung konnte natürlich sehr leicht sagen, sie habe die Zahl der unsäßen, obdachlosen Uebelthäter und der kleinen Diebe vermindert."

Lamartine, das läßt sich allerdings nicht leugnen, begießt, so zu sagen, Jeden, der ihm begegnet, mit dem kostbaren Balsam seines Panegyrikus, nur ein paar Menschen ausgenommen, z. B. Guizot und Thiers. Louis Blanc sieht in diesen Lobespsalmen Lamartine's nur das eitele Bestreben, wiederum Lob einzuärnten, — wobei nicht zu vergessen ist, daß Louis Blanc Lamartine diesen Vorwurf nur macht, weil er selbst immer noch nicht genügend von Letzterem gepriesen worden zu seyn glaubt.

„Wir", sagt der Reviewer, „vermuthen hinter diesem fast unterschiedslosen Panegyrikus ein anderes Motiv. Lamartine hat vielleicht noch nicht ernstlich dem Spiel der Revolutionen entsagt: er ist vor der Hand unter der Fluth verschwunden; aber er kann plötzlich wieder einmal auf der Oberfläche erscheinen. Noch einige Umdrehungen des Glücksrades, und der Graf von Paris kann nach den Tuilerien zurückkehren oder Louis Blanc ins Luxembourg, Marrast ins Palais Bourbon und Marc Caussidière nebst dem würdigen Kommandanten Pornin ins Präfekturgebäude. Wenn die Politik Lamartine's auch nicht eben tief ist, so erhält sie sich wenigstens auf der Stufe der berühmten Maxime Rochefoucault's: „Lebe mit Deinen Freunden so, als ob sie einst Deine Feinde, und mit Deinen Feinden, als ob sie einst Deine Freunde werden sollten!" Brydone spricht in seinen „Reisen" von einem originellen Engländer, der in Rom niemals ermangelte, vor einer Jupiterstatue den Hut zu ziehen. Als man ihn um den Grund dieser Bizarrerie fragte, entgegnete er: „Wer weiß, ob Seine Göttlichkeit nicht eines Tages wiederum in seinen Tempel eingesetzt wird? Vielleicht erinnert er sich dann derer, welche in den Tagen seiner Ungnade freundlich gegen ihn waren." — Und gerade so macht es auch Lamartine und zieht seinen Hut nicht nur vor Jupiter, sondern auch noch vor Pasquino, vor Marforio und selbst vor Säulen."

Nachdem der Reviewer der Art über einige Helden der französischen Revolution gesprochen, läßt er sich noch eines Weiteren in kritischer Weise über die neuen und neuesten Zustände der Republik aus.

„Kurzum", heißt es bei ihm, „das französische Volk oder vielmehr die funfzig Verschwörer und zweitausend Banditen, welche sich seinen Namen und seine Rechte anmaßten, vertrieben Louis Philipp mit seiner Familie, einen Mann, merkwürdig durch seine persönlichen Talente und Privattugenden, einen König, welcher kein anderes Unrecht gethan, als daß er von vorn herein seine Krone aus den Händen der Empörung angenommen, wie es sein einziger Fehler seyn wird, es hoffnungslos versucht zu haben, ein Volk gesetzlich zu regieren, ein Volk, das nie anders, als durch Willkürmacht oder irgend etwas Verwandtes, wird regiert werden können. Und was hat das Volk bei diesem Wechsel gewonnen? Unfähige Minister, welche alle Monat Anderen Platz machen mußten; drei Diktatoren hinter einander, einen Gecken, einen Jakobiner und eine Puppe, welche alle drei nicht durch das Gesetz, sondern durch die Gewalt regierten und von denen zwei schon vom Geschick des Ostrazismus getroffen wurden. Frankreich hat jenes Wahlsystem bekommen, welches, auf den Geist der Parteiung, auf die Hinterlist und den Schrecken gegründet, sich das allgemeine Stimmrecht nennt. Dieses System hat, ehe es noch seine traurigen Elemente enthüllte, schon bewiesen, daß es die Freiheit nicht schützen kann, und daß es sicher zu einem Despotismus führen muß, welcher zweifelsohne dem des Konvents und Bonaparte's ähnlich seyn wird. Haben wir es nöthig, unsere Leser erst an die Scenen des Wahnsinns, der Plünderung, der Intrigue und Verwirrung zu erinnern, welche das Melodrama Lamartine's bilden, oder an die 10,000 Todten und 12,000 Gefangenen der Austerlitzschlacht des Generals Cavaignac? Wissen sie nicht, daß man gegenwärtig in dem Lande der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" mehr politische Gefangene zählt, als die Bastille während ihres vierhundertjährigen Bestehens in sich aufgenommen hat! Und die Einzelnheiten des Despotismus, welchen die Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich erzeugt hat, sind noch viel ausschweifender. Während wir dies schreiben, bieten sich uns zwei Umstände dar, welche man in Paris für trivial und lächerlich hält, die uns indeß in Bezug auf das System revolutionairer Gesetzgebungen und Regierungen sehr charakteristisch erscheinen.

„Das Journal des Débats vom 27. Februar 1850 bringt eine Diskussion, welche den Tag vorher in der Nationalversammlung über die folgenden beiden Punkte stattgefunden: im August 1848 war ein Gesetz votirt worden, um die Veröffentlichung von Anschlägen und Plakaten u. s. w. zu ordnen: dieses Gesetz jedoch enthielt eine Ausnahme-Klausel zu Gunsten der Zirkulare, Ansprachen u. s. w. der Kandidaten fünfundvierzig Tage lang vor einer allgemeinen Wahl. Die Vertreibung und das Exil Ledru-Rollin's, Boichot's u. s. w. schufen dreißig Vakanzen von Vertretern. Die Regierung wollte nun nichts von der Rechtswohlthat jener Klausel für die Kandidaten wissen, indem sie erklärte, es seyen keine „allgemeine" Wahlen. Die Opposition dagegen behauptete, daß die ersten Prinzipien der Wahlfreiheit eine entgegengesetzte Erklärung diktirten, und daß es Unsinn wäre, zu sagen, eine allgemeine Wahl gebe dem Kandidaten eine

Vergünstigung, die ihm dann jedoch nicht mehr zukäme, wenn er derselben zur Aufrechthaltung seiner Kandidatur gerade am meisten bedürftig sey. Das Wort „allgemeine" Wahlen, fügte man hinzu, bedeute eben alle Wahlen zur Nationalversammlung, um sie von den lokalen und besonderen Wahlen der Mitglieder zu den Gemeinderäthen, Departementsräthen u. s. w. zu unterscheiden; jedenfalls war diese Erklärung die allernatürlichste und einfachste, wie sie eben der gesunde Menschenverstand eingeben konnte, und wäre sie zweifelhaft gewesen, so mußte man erwarten, eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Nationalversammlung werde sogleich eine so unsinnige Beschränkung der Freiheit der Wähler beseitigen. Nichts von alledem. Als sich ein Mitglied der Opposition über die Unterdrückung des Zirkulars eines Kandidaten durch einen der Departementspräfekten beschwerte, eröffneten ihm die Minister, das dies auf ihren Befehl stattgefunden habe, und die Versammlung ging fast ohne alle Debatte zur Tagesordnung über! Ja, man that noch mehr: man brachte bald darauf einen Gesetzvorschlag zur Abschaffung jenes Privilegiums selbst bei den allgemeinen Wahlen ein; und fortwährend noch proponirt man neue und strenge Beschränkungen der Presse, die noch viel schlimmer sind, als die Ordonnanzen Karl's X. oder die Septembergesetze Louis Philipp's. Und das Journal des Débats ist keck genug, zu behaupten, es geschehe dies Alles um der Freiheit willen. „O Freiheit", rief Madame Roland aus, „welche Grausamkeiten hat man schon in Deinem Namen begangen!" " (Schluß folgt.)

St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution.

(Schluß.)

Aus dem von uns entworfenen Gemälde wird man hoffentlich erkannt haben, wie groß die Verwirrung des intellektuellen Lebens in Deutschland gewesen ist. Wenn man diese Bewegung in ihrer ganzen Erscheinung auffaßt, so läßt sie sich als ein Gemisch von Erstarrung und Gewaltthätigkeit, von pomphaften Hirngespinnsten und tiefem Mißmuth charakterisiren. Dieser Anblick wird noch trauriger, wenn man an das eifrige und edle Leben denkt, welches die Gesellschaft früher bewegte. Verwirrt durch das Unvermuthete der Begebenheiten, oder verführt durch knabenhafte Hoffnungen, haben es die Publizisten nicht gewagt, die Revolution einer strengen Kritik zu unterwerfen und ihre wahre Bedeutung auseinanderzulegen. Die ganze politische Literatur, die noch vor kurzem so interessant war, ist mit einemmale schwach und frivol geworden. Indessen mitten in dieser durch die Demagogie hervorgebrachten Unordnung, mitten in dieser Erschlaffung und allgemeinen Zerstreuung der Geister haben sich an manchen Orten tröstliche Symptome bemerkbar gemacht. Die Philosophie wurde aus ihrer einsamen Begeisterung herausgerissen und mit Gewalt ihrem Machwerke gegenüber gestellt, damit sie sich daselbe ansähe. Es scheint, als wenn der Anblick sie erschüttert hat. Schon beobachten ihre Doktoren Stillschweigen, vielleicht besinnen sie sich eines Besseren, wenn sie in die Tiefe ihres Gewissens hinabsteigen und sich selbst betrachten. Die Selbsterkenntniß sollte Jedermanns Tugend seyn; sie ist in allen denkwürdigen Epochen der Philosophie das heilbringende Verfahren der Reformatoren gewesen, sie ist auch für die Gesellschaften das Gesetz der Besserung und Wohlfahrt. Schon seit vielen Jahren kennt sich der Mensch selbst nicht mehr: er hat sich äußerlich vertheilt und sich selbst verloren. Seine Triumphe über die Sinnenwelt haben noch dazu beigetragen, ihn zu täuschen, ihm sein eigenes Selbst zu verbergen, und die Höflingsschaar ermangelte nicht, mit tausend Stimmen seine Trunkenheit zu preisen. Indem der Mensch sich selbst verlor, verlor er auch Gott, verlor er die Begriffe der Gesellschaft und wurde darum ein Spielwerk der Lüge. Pascal sagte: „Wer aus dem Menschen einen Engel machen will, macht ein wildes Thier aus ihm." Bei den Hegelianern ist dies noch schlimmer gewesen; sie haben dem menschlichen Geschlechte zugerufen: „Du bist Gott!" und sie haben es zum Vieh erniedrigt. Welches ist nun das Heilmittel für so außerordentliche Uebel? Es gibt nur eines, und dieses eine ist — Menschen zu schaffen.

Wenn der Mensch wieder in der Aufrichtigkeit seiner Natur erscheint, dann ist das Problem gelöst. Was Sokrates den Sophisten gegenüber that, was Descartes unter den letzten Schatten des Mittelalters that, das müßte ein Jeder von uns zu thun wissen, heute mehr, denn jemals, um so viele lügenhafte Systeme und mörderische Verführungen zu beseitigen. Möge endlich doch der Mensch sich selbst erkennen und sich wiederfinden, so wird er auch Gott, die Gesetze der Ordnung und die wohlthätigen Bahnen des Fortschritts wiederfinden. Die Völker sowohl, wie die Individuen, müssen in sich gehen und die zerbrochene Kette ihrer Traditionen erneuern; dann nur werden die Maskeraden aufhören, und die menschlichen Geschlechter werden mit ihrer ursprünglichen Energie ihren Platz und ihre Verrichtungen wieder einnehmen. Wohin sind die Tugenden des französischen Geistes? wohin seine Bestimmtheit, Geradheit und muthvolle Reinheit? — Was ist aus dem edlen Spiritualismus Deutschlands geworden? — So lange der biedere Sinn unseres Landes nicht die Heucheleien des Sozialismus aus dem Wege geräumt hat; so lange der deutsche Spiritualismus nicht für immer die verächtlichen Lehren der Hegelschen Schule besiegt hat, so lange muß man auf fruchtbringende Werke verzichten. Die so häufigen Communicationsmittel, durch welche jetzt die Völker so leicht vereinigt werden, bieten neben ihren unzähligen Wohlthaten auch viele ernste Gefahren dar. Die größte dieser Gefahren besteht in der Nachahmung des Lasters, in der Vernachlässigung des Charakters und der Tugenden des Volkes. Ein seinen natürlichen Trieben ungetreues Volk kann nur eine erkünstelte Literatur hervorbringen, die naturwüchsigsten Geister verdanken immer Etwas der Tradition ihres Landes, und wenn diese Tradition fehlt, so sind Poesie und Philosophie immer unecht. Deutschland giebt uns ein beklagenswerthes Beispiel von dieser Abtrünnigkeit eines großen Volkes. Gegenwärtig, wo es sich neu gestalten will, scheint es genöthigt, sich zu vernichten. Wie viel wird es noch bedürfen, um seine Kräfte wieder zu sammeln! Der Absolutismus drückt es von der einen Seite, von der anderen wird es durch die Demagogie bedroht. Vor Allem aber ist es der letztere Feind, der zu fürchten ist. Welches innere Hinderniß würde wohl im Stande seyn können, Deutschland in seiner gesetzlichen Bewegung aufzuhalten, wenn es nur die Anmaßungen eines hinfälligen Absolutismus zu besiegen hätte? Wenn alle Rathgeber dieses schönen Landes, alle seine Publizisten, Philosophen und Dichter der gegenwärtigen unheilvollen Lage ein Ende zu machen wünschen, so mögen sie sämmtlich daran arbeiten, ihm seine Traditionen, sein Genie und seine Tugenden wiederzugeben. Wahrlich, für das Land eines Leibnitz, Kant, Schiller und Jean Paul giebt es nichts Widernatürlicheres, als der Materialismus. Darum lerne Jeder das Prinzip des gegenwärtigen Zustandes kennen und überlege es sich, es heißt: der furchtbarste Feind Deutschlands ist die Demagogie, und die Hegelsche Philosophie ist dieses Feindes stärkste Stütze.

Nun, es giebt ein Heilmittel, und zwar das wirksamste, das jetzt in den Händen der deutschen Völker ist. Was ganz besonders die Ausschweifungen der Schriftsteller Deutschlands beförderte, war die Halsstarrigkeit der Regierungen, mit welcher sie jegliche Reform verweigerten. Seit langer Zeit war der öffentliche Geist zur Ausübung seiner Rechte reif: stelle man sich nun vor, was dieser edle und lebhafte Gedanke unter der demüthigenden Vormundschaft, die ihm jede Fähigkeit, zu handeln, absprach, leiden mußte, denke man ferner, wie dieser rege Geist gezwungen war, sich unaufhörlich um sich selbst zu drehen, wie er verdammt war, sich zu quälen und sich selbst zu zerfleischen, — und man wird dann es nicht mehr unbegreiflich finden, daß Deutschland in eine namenlose Verwirrung gerieth. Aber alle diese Saturnalien des Atheismus in dem Vaterlande des großen Leibnitz können nur als fratzenhafte Erscheinungen jenes Deliriums betrachtet werden. Heute ist Alles anders. Aus den Märzrevolutionen ist wenigstens eine constitutionelle Regierung, die seit 1813 immer versprochen, aber immer verweigert worden war, gerettet worden. Das politische Leben ist vorhanden. Der deutsche Geist, der früher sich nur in Büchern abarbeitete, sieht jetzt eine weite und glänzende Bahn seiner Anstrengung eröffnet; er hat Pflichten zu erfüllen und Rechte auszuüben. Das Licht der Sonne wird ihm auch die Heiterkeit wiedergeben, und der Anblick der reellen Dinge wird ihn von den Abgründen zurückhalten. Schon hat Alles, was das Praktische der parlamentarischen Regierungsform betrifft, einen Anspruch, das lebhafteste Interesse zu erregen. Alle neulich in Berlin verhandelten Fragen und die Schriften, welche sie hervorriefen, bezeugen eine gesunde Thätigkeit. Während Stahl mit einer geschickten Mäßigung die Prärogative der königlichen Macht in Anspruch nimmt, erheben sich neue Talente für die Vertheidigung der Rechte des Landes. Die bis jetzt so mittelmäßige Presse fängt wieder an, eine originelle Physiognomie anzunehmen, und sie wird bald eines der vorzüglichsten Elemente derjenigen politischen Literatur seyn, von der wir oben gesprochen haben. Es ist bemerkenswerth, daß die neuesten Schriften über die zu Berlin und Wien verhandelten Probleme fast alle den extremen Parteien fremd und vielmehr der Ausdruck jener aufgeklärten, freisinnigen und intelligenten Majorität sind, welche überall, wo sie es versteht, sich selbst zu beherrschen, die Ehre und Stärke der civilisirten Länder ist. Diese Majorität war in Deutschland lange Zeit der Narr ihrer Hirngespinnste, und darum wurde sie beim ersten Anlaufe der Revolution zerstreut und der Willkür der Begebenheiten preisgegeben. Hoffen wir, daß die ernste Ausübung des politischen Lebens alle moralischen Kräfte dieses großen Landes wieder sammeln werde. Aber ein Jeder sey wach! Es ist keine Zeit zu schlafen. Wahrlich, diese Stunde schlägt für die Völker, welche frei seyn wollen, niemals; der Kampf läßt keinen Waffenstillstand zu, und der Sieg muß jeden Tag durch die Wachsamkeit Aller behauptet werden. Deutschland ist mit Entschiedenheit in diese mühsame Bahn eingetreten, es wird es auch an seiner Schuldigkeit nicht fehlen lassen. (R. d. d. M.)

England.

Das Innere der englischen Bank.*)

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Bank von England ist das Wäge-Amt, welches erst seit einigen Jahren existirt. Eine vor kurzem erlassene Verordnung, die Prüfung der Goldstücke betreffend, und die große Zahl derselben, die nicht das volle Gewicht hielten, stellten die Nothwendigkeit heraus, den inneren Werth dieser Münzen mit strenger Genauigkeit zu bestimmen. Die Direktoren der Bank hatten schon Alles gethan, was von ihnen abhing, um den Unannehmlichkeiten, die aus jenem Umstande hervorgingen, und den fortwährenden Klagen, zu denen er Veranlassung gab, abzuhelfen: Mehrere Millionen Sovereigns waren einzeln gewogen und die, welche nicht das gesetzmäßige Gewicht hatten, von den vollwichtigen abgesondert worden. Endlich hat man jedoch zu dieser Operation eine eben so einfache als sinnreiche Maschine erfunden. In ein rundes Rohr werden 80—100 Sovereigns gethan, wichtige und leichte ohne Unterschied, welche, indem sie durch das Rohr gleiten, mit einem Mechanismus in Berührung kommen, der unten angebracht ist und wodurch die leichten zur Seite geschoben werden, während die vollwichtigen in eine besondere Abtheilung fallen. Die Ersteren werden dann vermittelst einer Maschine, die mit unvergleichlicher Genauigkeit und Schnelligkeit arbeitet, durchgeschnitten. Die Wägemaschine kann 35,000 Sovereigns täglich wägen**) und die Schneidemaschine 200 in der Minute vernichten.

---

*) Aus der History of the Bank of England, by J. Francis.

**) Viele Sachverständige betrachten diese Wägemaschine, welche von Herrn Cotton er-

Wenn Gold in bedeutender Quantität verlangt wird, so kann die Bank im Laufe eines Tages so viel in Säcken liefern, als man ihr abfordert; aber die größte Summe, welche man in einem Tage auszahlen kann, zu welchem Zwecke fünfundzwanzig Commis angestellt sind, würde ungefähr 50,000 Pfd. Sterl. (342,000 Thlr.) seyn. Wenn die Banquiers oder Handlungshäuser bedeutende Summen fordern, so haben die Zahlenden die Gewohnheit, 25 Sovereigns zu zählen, diese auf eine Seite der Wagschale zu legen und weitere 25 auf die andere Seite. Halten sich beide das Gleichgewicht, was die Richtigkeit der Wagschale beweist, so vermehrt man nachher die Zahl der Sovereigns in jeder Schale auf 200. Man versichert sich alsdann von neuem der Genauigkeit des Wäge-Apparats: ist die Probe nach Wunsch ausgefallen, so leert man die eine Schale, und die 200 Sovereigns, welche in der anderen zurückbleiben, dienen den ganzen Tag als Richtschnur, wonach alle Summen gewogen werden, die sich durch 200 theilen lassen, ohne daß man nachzuzählen braucht. Auf diese Art kann man tausend Sovereigns in einigen Minuten auszahlen, und die Bank hat dergestalt einmal mehr als 300,000 Pfd. Sterl. (2,050,000 Thlr.) in Gold an *einem* Tage weggegeben.

Die Banknoten werden durch einen neuen Mechanismus gedruckt, der auch in Oesterreich und Irland angenommen ist, und dessen Prinzip darin besteht, den Dampf zu den Verrichtungen anzuwenden, zu welchen man sich früher der Hand bediente. Was die Maschinen betrifft, die zum Numeriren der Banknoten gebraucht werden, deren jede ihre besondere Nummer bekömmt, welche aber auf der rechten sowohl, als auf der linken Seite stehen muß, so sind diese von Bramah erfunden und seit beinahe funfzig Jahren im Gebrauch. Ihr Prinzip ist übrigens sehr einfach; sobald nämlich eine Note gedruckt ist, und in dem Augenblick, wo man den Rahmen umkehrt, um sie wegzunehmen und eine andere an ihre Stelle zu setzen, wird vermittelst einer Stahlfeder, die an dem Rahmen angebracht ist, die Nummer der so eben gedruckten Note durch die darauf folgende ersetzt. Alle hierzu gehörigen Arbeiten werden in dem Etablissement selbst besorgt, und die Pressen, welche man gebraucht, sind von Cowper verfertigt.

Die Bank von England wird von einem Direktorium verwaltet, das jede Woche eine Sitzung hält und den Bericht über den Geschäftsstand der Anstalt entgegennimmt. Die Majorität kann, wenn sie es für rathsam hält, das System, nach welchem die Angelegenheiten der Bank verwaltet werden, einer durchgreifenden Reform unterwerfen. Acht Direktoren scheiden jedes Jahr aus und werden von anderen ersetzt. Die Versammlung der Actionaire ernennt diese; man übergiebt ihr jedoch eine Liste der Kandidaten, die sie in der Regel genehmigt. Quäker und Juden sind nicht wählbar, obgleich eine große Zahl derselben im Finanzfach vorzugsweise kompetent ist. Man muß, um eine Stimme zu haben, ein Kapital von 500 Pfd. Sterl. in Bank-Actien besitzen; um die Functionen eines Direktors auszuüben, 2000 Pfd. Sterl.; ein Vice-Gouverneur muß 3000 Pfd. Sterl. und ein Gouverneur 4000 Pfd. Sterl. haben. Dem Herkommen nach besitzen die Direktoren nie mehr als diese Summe in Bank-Actien; außerdem sind sie für die Führung der Geschäfte verantwortlich und in gewissen vorher bestimmten Fällen einer Strafe unterworfen. Der Gouverneur oder der Vice-Gouverneur leitet mit Beihülfe von drei Direktoren die laufenden Geschäfte.

Die Bank von England, zu deren Unternehmungen ursprünglich vierundfunfzig Beamte ausreichten, hat in diesem Augenblick über neunhundert, deren Gehalte zusammen mehr als 210,000 Pfd. Sterl. (1,400,000 Thlr.) betragen.

Das Bankgebäude, das in seinen einzelnen Theilen aus verschiedenen Zeiten datirt, bietet in seiner Architektur eine Nachahmung von römischen Bauwerken dar. So ist der Saal der dreiprozentigen Konsols, der 90 Fuß in der Länge und 50 Fuß in der Breite mißt, nach dem Muster der antiken Bäder gebaut. Das Büreau des Haupt-Kassirers erinnert an den Tempel der Sonne und des Mondes in Rom. Eine Kolonnade, welche einen der Höfe ziert, ist dem Tempel der Sibylle entlehnt. Endlich führt der Eingang in den sogenannten Hof der Barren durch eine schöne Arkade, die eine Kopie des Triumphbogens des Konstantin ist, und deren Zierrathen dem Tempel des rächenden Mars nachgebildet sind.

Mannigfaltiges.

— Fanny Lewald in Frankreich. Herr Alex. Thomas bespricht im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes Fräulein Fanny Lewald's „Erinnerungen aus dem Jahre 1848". Wir sind es der Verfasserin schuldig, nachdem wir der Strenge gedacht, mit welcher die englische Kritik ihren Roman „Prinz Louis Ferdinand" verurtheilte, auch der Anerkennung zu gedenken, die ihr die französische Kritik, und zwar durch die Feder eines so kenntnißreichen und unbestochenen Mannes, zu Theil werden läßt. Ohne Furcht und Tadel, so sagt Herr Alex. Thomas, habe sich die Verfasserin im Jahre 1848 von einem Ende Deutschlands an das andere und eben so nach Paris begeben, um in einer Zeit, wo Alles entweder in unverständiger Thätigkeit oder in furchtsamer Unthätigkeit war, ruhig und prüfend die Dinge zu betrachten und sich daraus ein objektives Urtheil zu bilden. Herr Thomas will durchaus nicht zugeben, daß auch Fanny Lewald zu den sozialistisch-humanitären Blaustrümpfen gehöre, deren Gegner er eben so entschieden ist, wie es die englischen Reviewer nur irgend seyn können. Allerdings schwärmt die Verfasserin in ihrem Buche für deutsche Einheit, Schleswig-Holstein, freie Presse und gleiche Berechtigung Aller, aber sie bleibt dabei innerhalb der Gränzlinien des Möglichen und Erreichbaren und lächelt über die Träume der Sozialisten und der emanzipirten Frauen. Besonders die französischen Extravaganzen verspottet sie mit Humor und trefflicher Charakterzeichnung, während sie gegen die deutsche Demokratie minder streng, ja, wie auch Herr Alex. Thomas zugiebt, mitunter etwas zu nachsichtig ist. „In Abwesenheit George Sand's", sagt der französische Kritiker, „hat sich Fräulein Lewald in Paris mit Frau Dan. Stern begnügt und diese, ich will nicht gerade sagen, zum Opfer, doch zum Stichblatte einer ihrer Zeichnungen gemacht. In Ermangelung des Originals, mußte sie freilich mit der Kopie der emanzipirten Frau fürlieb nehmen, und wahrscheinlich aus Unmuth über dieses Plagiat hat sie ihre Darstellung mit allen den kleinen Perfidieen ausgestattet, für die sich die Portraitirte schwerlich bedanken wird." — Ihr Besuch bei dem kranken H. Heine, der auf dem Siechbette zur Erkenntniß der menschlichen Abhängigkeit von überirdischem Walten gelangte, ist in der französischen Uebersetzung eben so interessant zu lesen, wie im Originale, aus welchem die Skizze zur Zeit in die Feuilletons mehrerer deutschen Zeitungen übergegangen. Nicht minder ergötzt sich der französische Kritiker an der von der Verfasserin geschilderten Soiree beim Minister Hansemann, dem „Gegner aller idealistischen Politik", dem „bis zum Exzeß praktischen Manne", wo sie unter anderen berühmten Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung die Herren Mros und Kiolbassa antraf, die sich auch in Frankreich bereits einen Namen erworben haben, und deren Weltruf, wie es scheint, auch nachdem sie sich wieder in ihre oberschlesische Dunkelheit zurückgezogen, für alle Zeiten gesichert ist. — Herrn Thomas hat die Lektüre dieses Buches so viel Vergnügen gemacht, daß er sehr bald in einer ausführlicheren Kritik das französische Publikum auch mit dem Romane „Prinz Louis Ferdinand" bekannt zu machen gedenkt.

— „Ein Philosoph unter dem Dache, Tagebuch eines Glücklichen". So lautet der Titel eines von dem anmuthigen französischen Sittendarsteller Emil Souvestre kürzlich herausgegebenen kleinen Buches.*) Das Tagebuch umfaßt ein einziges Lebensjahr eines Glücklichen, d. h., nach Herrn Souvestre, „eines Mannes, der seine beschidene Rolle in der Welt ohne Widerstreben spielt und sich, so zu sagen, den Geschmack an der Armuth erhält." Das Leben dieses ungekannten Denkers verfließt in einer Dachstube. Von dort oben beobachtet er die Pariser Welt in ihrem Elend und ihrem Glanze, in den Momenten ihrer großen politischen Ereignisse, wie in der Trübseligkeit ihrer täglichen Auftritte und Skandale. Besonders an die ärmeren Volksklassen ist diese kleine Schrift gerichtet, und nur anerkennen kann man ihren sittlichen Zweck, der sich in der Verehrung zu erkennen giebt, welche er unter der Form eines rührenden Selbstbekenntnisses, vor der stillen Resignation und einem aufrichtigen, gottesfürchtigen Herzen ausspricht.

— Die französischen Maschinenbauer und der Freihandel. Der Maschinenbauer-Verein (l'union des constructeurs mécaniciens) in Paris hat kürzlich dem französischen Handelsminister eine Bittschrift überreicht, worin er die Aufhebung aller Lehrstühle der Staatsökonomie (économie politique) nachsucht. Merkwürdig genug, hat diese Bitte keinen anderen Grund, als den Umstand, daß die Professoren der Staatsökonomie jetzt überall gegen das französische Probibitiv-System und für den freien Handel sind. Noch merkwürdiger aber ist, daß der Minister Dumas nicht abgeneigt scheint, auf das Verlangen der Maschinenbauer einzugehen.

— Australien in Berlin. Wer sich auf einen Augenblick nach dem fünften Welttheil versetzen will, muß ein hiesiges Kaffeehaus besuchen, das sich nicht mit Unrecht das Australische nennt. Wahrscheinlich steht der Besitzer mit den Auswanderern in Verbindung, die sich im Laufe des verflossenen Jahres in bedeutender Anzahl von Berlin nach jenem Lande begaben. Man findet hier eine höchst interessante Auswahl von australischen Blättern, nämlich die in Adelaide erscheinende South Australian Gazette, die Melbourner Daily News und den Argus, die alle ein ganz respektables Aeußere haben, das an die besseren englischen Provinzialzeitungen oder an die New-Yorker Journale erinnert, wogegen die „deutsche Post" in sehr unscheinbarer Form auftritt und auch durch ihren Inhalt sich nicht gerade zum besten empfiehlt. Aus der Lektüre der englischen Blätter aber kann man sich ein ungemein anschauliches Bild der dortigen Zustände zusammenstellen, deren Anklänge an die der Vereinigten Staaten sich durchaus nicht verkennen lassen. Merkwürdig ist es dabei, daß fast jede Nummer der australischen Zeitungen sich mit dem Goldlande Kalifornien beschäftigt, das sie, obwohl durch die halbe Erdkugel von ihnen geschieden, als einen ihrer nächsten Nachbarn zu betrachten scheinen.

*) L'a philosophe sous les toits, journal d'un homme heureux, par M. Emile Souvestre.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

funden werden, als das Meisterstück der Mechanik. Nur die Maschine zum Convertfalten von Delarue soll ihr den Vorzug streitig machen können.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Achtunddreißigster Band.

Juli bis Dezember.

1850.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Allgemeines.

Oktober: Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich. (August 1850.) 118.

Spanien.

August: Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas. 92.

Dezember: Lebensbeschreibungen der Königinnen von Spanien. 150.

Frankreich.

Juli: Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden. (Schluß.) 79. — Briefe eines Engländers über Paris. I. Paris bei Nacht. II. Die Advokaten und Literaten. 80. — III. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft. 81. — Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise. 83. — Beranger. Eine literarische Studie nach Gustave Planche. 87. — Granier de Cassagnac, über die Ursachen der französischen Revolution. 88. — Zur Geschichte der französischen Literatur. Die Conteurs im sechzehnten Jahrhundert. 89. — Louis Bonaparte und der Talisman Karl's des Großen. 90.

August: Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV. 94. — Das Urtheil eines Amerikaners über Napoleon. 100. — Die sozialistische Färbung der jetzigen französischen Regierung. 101. — Die Flucht des Königs Ludwig Philipp und Herr v. Lamartine. 105.

September: Die Bourgeoisie und die französische Revolution. 107. — General Egalité. 107. — Chronologische Biographie Ludwig Philipp's. Von ihm selbst geschrieben. 110. — Ueber Gefangene, Einkerkerung und Gefängnisse. 113. — Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution. Journal des Débats. Constitutionnel. Presse. Evènement. 114. — II. La Patrie. Le Pouvoir. Napoléon. Courrier français. Ordre. Assemblée nationale. 117.

Oktober: Mademoiselle Rachel und Lydia. 119. — Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution. Gazette de France. Opinion publique. L'Union. Pays. Univers catholique. Crédit. Siècle. National. Révolution démocratique et sociale. La Tribune des peuples. Le Temps. La Réforme. Démocratie pacifique. Phalanstère. République. Voix du peuple. Peuple. Liberté. Gazette des tribunaux. Le Droit. Corsaire. Charivari. 122. — Politische und soziale Fragen. Ueber die Mittel, Armuth zu mildern. 126. — Ledru-Rollin. 127. — Politische und soziale Fragen. II. Welchen Gewinn kann man von der Vervollkommnung der Arbeit und der Vermehrung des Kapitals erwarten? Unterscheidung der natürlichen und der künstlichen Ursachen der Armuth. 128. — III. Die Mittel, welche die künstlichen und natürlichen Ursachen der Armuth besiegen, bringen uns der Freiheit und Gerechtigkeit näher. 129. — Die protestantischen Diakonissinnen in Paris. 130. — Politische und soziale Fragen. IV. Die Mitwirkung der Moral ist so nothwendig, als die der Gesetzgebung, um die Armuth zu besiegen. Die Verantwortlichkeit des Individuums. 130.

November: Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt. 134. — Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Karlyle. I. 137. — II. 139. — Deutsche Studien in Frankreich. 141. — Ueber den Arbeitslohn der französischen Landleute. 142. — König Ludwig Philipp und seine Civilliste. 143.

Dezember: Der gesetzmäßige Zinsfuß. 147. — Lamartine's Geneviève. 149. — Eine Sonate von Beethoven. 150. — Der Schwindelgeist des Pariser Kleinhandels. 151. — Die Statue Larrey's und der Bildhauer David. 152.

Belgien.

Juli: Philipp II. und Belgien. 90.

Holland.

Juli: Ein Blick auf Israel, von Dr. Da Costa. 83.

September: Der historische Roman in Holland. 115.

Italien.

August: Leonardo da Vinci's Abendmahl. 103.

September: Das junge Italien. 114.

Schweiz.

November: Der Kupferstecher Samuel Amsler. 140.

Dezember: Die Schweiz seit der Februar-Revolution. I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848 bis 1849. 145. — II. Die Revision des Bundesvertrages. Neue Constitution der Schweiz. Finanzielle Lage. 148. — III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. Fortschritt des konservativen Liberalismus. Sein Sieg in Zürich und Bern. 149. — Bilder aus der Schweiz. IV. General von Hallbronner am Genfersee. 154.

England.

Juli: Sydney Smith's Vorlesungen über Moral-Philosophie. 79. — Der Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft. 80. — Die englische Expedition auf dem Euphrat und Tigris. 1835—37. 82. — Die Advokaten in England. 82. — Die schwarze Malibran. 87. — Sir Robert Peel. 88. — Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren. 89. — Penn und die Quäker unserer Zeit. (Schluß des Art. „Zur Geschichte der Quäker ꝛc.") 91. — Die Londoner Times, ihre Herausgeber und Mitarbeiter. 91.

August: Punchiana. (31—34.) 92. — Die beiden Bergleute. 92. — Vierundzwanzig Stunden Zeitungsleben, oder Zusammenstellung eines englischen Morgenblattes. 95. — Punchiana. (35—38.) 98. — Memoiren und Depeschen Sir Andrew Mitchell's, englischen Gesandten am Hofe Friedrich's des Großen. 99. — Punchiana. (39—42.) 100. — Der britische Naturforscher-Verein in Edinburg. 101. — Die Wasserleitungen in London. 102.

September: Beiträge zur Geschichte der Töpferei. 106. — Die kleinen Gewerbe Londons. I. 110. — Fischhändler. Coster-monger. General dealer. Die Händler mit Erbsensuppe und warmen Aalen. 111. — Kaffee- und Theeschenken. Kartoffelbrater. Bonbons-Verkäufer. Pferdefleischhändler. 112. — Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's. 113. — Punchiana. (40 und 41 a.) 115. — Die Londoner Industrie-Ausstellung und ihr gläserner Palast. 116. — Punchiana. (42—44.) 117.

Oktober: Punchiana. (45 und 46.) 118. — (47 und 48.) 122. — Die Staatsschulden und die Börse. Ursprung der Staatsschuld und die Bank. König Wilhelm III. Die Börse. Die politischen Spekulanten. Die finanziellen Enten. Die Südsee. Die Spieler. Die Prämien und Lotterieen. Die Börsenmenagerie. Die Epidemie von 1823. Das schwarze Brett. Die Goldschmids. Die Barings. 123. — Die Feuerlösch-Anstalten in London. 123. — Die Nordpol-Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's. 124. — Punchiana. (49 und 50.) 125. — Die neue Brücke bei Newcastle und die Kohlengruben bei Sunderland. 128. — Die kleinen Gewerbe Londons. II. Geschirrhändler. Trödler. Zündhölzchenverkäufer. Fliegende Buchhändler. 128. — Die Einheit des Menschengeschlechtes. 131.

November: Ein Abend des Sonnabends in Manchester. 132. — Die kleinen Gewerbe Londons. III. Der Freischütz. 133. — IV. Der Kostümverleiher. 136. — Ein neuer Löschapparat ohne Wasser. 138. — Jonathan Swift, Stella und Vanessa. 139. — Punchiana. Punch über den Friedenskongreß in Frankfurt. 140. — Der Tower in London und seine Gefangenen. 141. — Das Kameel. 142. — Punchiana. Punch und die Bourbonen. Die Magparen-Geißel. 143. — Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie. 144.

Dezember: Verfaſſer und Verleger in England. 143. — Punchiana. Engliſche Finanz-Angelegenheiten. Ein Peel-Denkmal. Jenny Lind. Hayman noch einmal. 146. — Aeronautiſches. Ein Kloſter in London. 147. — Chriſtopher Marlowe. 148. — Punchiana. Was ſich neckt, das liebt ſich. Punch und die römiſche Curie. Hofdiener-Penſionen. Punch in Preußen. 151. — Die letzten Tage Ludwig Philipp's. 152. — Die ſchwarzen Diamanten Englands. 153. — Epiſoden aus der Geſchichte der engliſchen Ariſtokratie. 155. — Die letzten Tage Ludwig Philipp's. II. 155. — Engliſche Speculationen auf die deutſchen Auswanderer. 156.

Dänemark.

Oktober: Der däniſch-norwegiſche Archivſtreit. 124.

November: Die ſkandinaviſche Geſellſchaft in Kopenhagen. 137. — Oerſted's Jubiläum. 139.

Norwegen.

Juli: Norwegiſche Gold-Expedition. 84.

Finnland.

August: Das alte Helſingfors und Finnlands Handel in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. 96.

Polen.

September: Apherismen über polniſche Zuſtände. I. Allgemeine Regeln für Reiſende. 109. — II. Adel. 110.

Oktober: Apherismen über polniſche Zuſtände. III. Die Bevölkerung. 129. — IV. Militär. 131.

Rußland.

August: Die Flußſchifffahrt auf der Wolga. 99.

September: Wiſſenſchaftliche Thätigkeit eines gelehrten Ruſſen in Berlin. 108.

Oktober: Die religiöſen Sekten in Rußland. 121.

November: Ruſſiſche Reiſende im Morgenlande. 134.

Dezember: Skizzen vom Kaſpiſchen Meere. IV. Die Expedition des Grafen Woinowitſch nach der öſtlichen Küſte des Kaſpiſchen Meeres. (1781 bis 1782.) 153. — Erſteigung des großen Ararat im Auguſt 1850. 156.

Siebenbürgen.

August: Die neueſte Literatur Siebenbürgens. 102.

September: Erſte Statiſtik von Siebenbürgen. 106.

November: Deutſche Romantik an der türkiſchen Gränze. 135.

Ungarn.

November: Oeſterreichs Pläne auf die deutſche Auswanderung zur Koloniſirung Ungarns. 143.

Türkei.

November: Albanien, ſeine Geſchichte und ſeine heutigen Zuſtände. 136.

Paläſtina.

August: Aus Wilſon's Reiſe im heiligen Lande. I. Die Bibliothek des Rabbiners zu Hebron. II. Die letzte Preſſe in Safed. 97.

Syrien.

September: Der gewaltſame Tod des ſyriſchen Miniſters Chaſim Farchi (1820). 110.

Oktober: Aus Wilſon's Reiſe im heiligen Lande. III. Die Familie Farchi in Damaskus. 126.

Oſtindien.

Juli: Ceylon und die Singaleſen, von George Lee. 84.

August: Einige Worte über bengaliſche Sprache und Sitte. 104. — Der große Jahrmarkt in Udſchein. 105.

China.

Juli: Die Sprache und Literatur der Mantſchuren. 81.

November: Ein Ausflug nach der Silberinſel bei Ningpo. 144.

Afrika.

Juli: Deutſche Coloniſation in Central-Afrika. 86.

August: Die Wunder Afrika's. Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd. 101.

Oktober: Jägerleben in Afrika. 119.

Dezember: Barth und Overweg in Central-Afrika. 148. — Franzöſiſche Reiſebilder aus Hedſchas und Abyſſinien. I. Ein Seeſturm. 154. — II. Fahrt nach Maſſwah. 155. — Barth und Overweg in Central-Afrika. 156.

Algerien.

August: Die muhammedaniſche Geſetzgebung in Algier. 103.

Dezember: Abendunterhaltungen über europäiſche Zuſtände auf einem Bordſch Afrika's. 146. — Zweiter und dritter Abend. 149.

Aegypten.

August: Verwüſtung der Monumente in Aegypten. Brief eines Engländers vom Nil, in der Nähe von Sarſhout, achtzig engliſche Meilen unterhalb Theben's, im Winter 1849—50. 94.

Oktober: Der vorgeſchlagene Kanal durch die Landenge von Suez. 127.

Nord-Amerika.

Juli: Amerikaniſche Entdeckungsreiſe durch den Stillen Ocean. I. Die Korallen-Inſeln. 79. — II. Die Hawaii-Inſeln. III. Otaheiti. IV. Die Schiffer-Inſeln. V. Oregon und Kalifornien. 80. — Die Yankies in Geſellſchaft. 83. — Wo iſt Sir John Franklin? 85.

August: Die Amerikaner und die Zukunft Amerika's. 93. — General Taylor. 96. — Stephan Girard und Joh. Jakob Aſtor. 97.

September: Die höhere wiſſenſchaftliche Erziehung auf den Kollegien in Nord-Amerika. 109. — Das Glück des Unbekanntſeyns. 111. — Zachary Taylor's Popularität. 111.

Oktober: Der große Salzſee. 121. — Amerikaniſche Reiſebriefe. I. Das Mormonenthum und ſeine Propheten. 125.

November: Jenny Lind's erſte Woche in Amerika. 132. — Diätetik des Geiſtes. 133. — Die Verbindungen Nord-Amerika's mit dem mittleren Afrika. 138.

Kalifornien.

August: Kalifornien, wie es war und wie es iſt. Erſter Artikel. Geſchichte von Kalifornien. Beſchreibung von San Francisco. Allgemeine Bemerkungen über das Land. 98. — San Francisco bei Tage. San Francisco bei Nacht. 99.

September: Kalifornien, wie es war und wie es iſt. Zweiter Artikel. Die Conſtituante. Die kalifornischen Eichen. Die Brandung in Monterey. Ein Poſttag in San Francisco. Ein Abenteuer auf der Rückreiſe. 108.

Oktober: Kalifornien, wie es war und wie es iſt. Dritter Artikel. Die Goldregion. Ihre gegenwärtige und ihre zukünftige Ausbeutung. 120.

Hayti.

Juli: Briefe aus und über Hayti. I. Kaiſer Fauſtin und ſein Hof. 81. — II. Camp-Perin und die Mulatten polniſcher Abkunft. 82.

Mexiko.

September: Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko. Blokade, Einnahme und Beſetzung von Mazatlan. 112.

Oktober: Aus einem Buche über den jüngſten mexikaniſchen Krieg. 120.

Süd-Amerika.

Juli: Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru. I. Die Küſtenbewohner. 91.

August: Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru. II. Die Gebirgsbewohner. 93. — III. Ausſichten in die Zukunft. 95. — Die deutſchen Anſiedlungs-Unternehmungen in Chile. Erweiterter Vortrag, gehalten im Verein zur Centraliſation deutſcher Auswanderung und Coloniſation, von Karl Gaillard. 104.

September: Nachträgliches über die deutſchen Anſiedlungs-Unternehmungen in Süd-Chile. 110.

Braſilien.

November: Deutſche Anſiedlungsunternehmen in Süd-Braſilien. 135.

Auſtralien.

Juli: Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland. 86.

September: Erinnerungen aus Sydney. 112.

Mannigfaltiges.

Juli: Cyrus, der Gründer des perſiſchen Reiches, war nicht der Befreier der Juden, ſondern der Zerſtörer Jeruſalems. 79. — Braſilien, von Dr. Blumenau. 79. — Die braſilianiſche Reiſe des Prinzen Adalbert von Preußen. 80. — St. René Taillandier. 80. — Die Zukunft des Unterrichtsweſens in Frankreich. 81. — Lamartine's Auswanderung nach dem Orient. 81. — Ein kaliforniſcher Goldklumpen. 81. — Eine ruſſiſche Diplomatin in Paris. 82. — Ruſſiſches Drama. 82. — Aus Adelaide. 82. — Beobachtungen von Fixſternen. 83. — Die Demokratie in Frankreich und in der Schweiz. 83. — Religion und Politik. 84. — Ein Horoſkop der europäiſchen Zuſtände. 84. — Karl Ritter's Paläſtina. 85. — Der gegenwärtige Biſchof von Jeruſalem. 85. — Elegie auf den Tod der Königin Adelaide von England. 86. — Deutſche Theologie im Auslande. 87. — Legitimiſtiſche Literatur. 87. — Metallgeld und Papiergeld. 87. — Zur Theorie von der Geſchwindigkeit des Lichtes. 88. — Ein Regiments-Hund. 88. — Bühnendichter-Honorare in England. 89. — Die Vertheilung der Menſchenracen. 89. — Das allgemeine Stimmrecht. 90. — Sèvres-Porzellan. 90. — Der „Proſkribirte" in London. 91. — Bekehrung der Hindus zum Chriſtenthum. 91.

Auguſt: Sir Robert Peel als Beſchützer von Literatur und Kunſt. 92. — Werth des Geldes in Kalifornien. 92. — Sokrates. 93. — Deutſche Einheit. 93. — Die franzöſiſche Armee. 94. — Europäiſche Künſtler in den Vereinigten Staaten. 94. — Der Entomolog Kirby. 95. — Sendſchreiben an Jules Janin. 95. — Rettungsmittel bei Schiffbrüchen. 95. — Gyrometz. 96. — Guizot's engliſche Revolutionsgeſchichte. 96. — Ludwig Philipp und Louis Bonaparte. 96. — Bildergalerie des Königs von Holland. 97. — Amerikaniſche Präſidenten. 97. — Padſchi Mirſa Agaſſi. 98. — Ein indianiſcher Miſſionär. 98. — Der Berliner Verein zur Centraliſation deutſcher Auswanderung und Coloniſation. 99. — Aus einer alten Reiſe nach Kalifornien. 99. — Der Drucker zu Safed und Jeruſalem. 99. — Eine ſeltene Operation. 100. — Die Marcheſa Oſſoli. 100. — St. Petersburger Theater. 100. — Der Einſturz des Tafelfelſens. 101. — Tegnér's Gerda. 102. — Deutſchland, ſeine Höfe, ſeine Lager und ſein Volk. 103. — Schafelka's revolutionaire Reiſen. 103. — Ein neuer Raleigh. 104. — Madame Tuſſaud. 105.

September: Krieg gegen Dänemark. 106. — Yankie. 106. — Gemäldeverkäufe. 107. — Zur Geſchichte der Reformation in Schottland. 108. — Die arabiſche Bibliothek in St. Jean d'Acre. 109. — Elektro-magnetiſche Experimente. 109. — Heliopolis und ſeine Alterthümer. 110. — Geſchichte der franzöſiſchen Fremden-Legion. 110. — Die Geſchwindigkeit auf engliſchen Eiſenbahnen. 110. — Die Londoner Kunſt-Akademie. 111. — Berthold Auerbach's neuere Arbeiten im Auslande. 112. — Der Brand von San Francisco. 113. — Die Gefahr oberflächlicher Kenntniſſe. 113. — Die franzöſiſche und die engliſche Nationalbibliothek. 114. — Die „Völker des Kaukaſus". 115. — Die Sehenswürdigkeiten Londons. 116. — Die Jenny-Lind-Halle in New-York. 117. — Künſtliche Erzeugung der Fiſche. 117.

Oktober: Franzöſ. Begriffe von England und den Engländern. 118. — Eine geheime Geſellſchaft in Afrika. 118. — Bevölkerung von Auſtralien. 119. — Gold von Jamaika. 119. — Jenny Lind in Amerika. 120. — Cooper als Bühnendichter. 121. — Schlangenbändiger. 121. — Noch einmal Safed. 121. — Eiſenbahn über den Kanal zwiſchen Frankreich und England. 122. — Inſchriften mit zwei Lesarten. 123. — Zur dynaſtiſchen Frage in Frankreich. 124. — Singleton Fontenoy. 124. — Materialiſtiſche Lehren in England. 125. — Kurioſa des engliſchen Poſtdienſtes. 126. — Aufgefundene Moſaik der St. Sophien-Kathedrale. 127. — Eine Malerin ohne Hände. 127. — Deutſche Koloniſten im Kaukaſus. 127. — Geſchichtliches über Friedrichsſtadt. 128. — Meyerbeer in Paris und Jenny Lind in Amerika. 129. — Die Parlamentsgebäude. 130. — Ein Denkmal für Columbus. 130. — Spuren Sir John Franklin's. 131. — Engliſche Romane in ruſſiſcher Ueberſetzung. 131.

November: Ein Nachtſtück aus dem zoologiſchen Garten in London. 132. — Kunſtnotizen aus Tiflis. 133. — Eine neue Induſtrie. 133. — Verkohlung des Torfes. 134. — Ausdehnung der Vereinigten Staaten. 135. — Ehen und Ehehinderniſſe in Deutſchland. 136. — Kah-ge-ga-gah-bauh. 136. — Die Zweigbahnen der engliſchen Eiſenbahnen. 137. — Der römiſche Inder. 137. — Notizen aus Kalifornien. 138. — Deutſche Lehrer und Schneider in Nord-Amerika. 138. — Die älteſten engliſchen Zeitungen. 139. — Tom Thumb's Haus. 140. — Notizen aus Nord-Amerika. 140. — Obſtbäume in Sibirien. 140. — Balzac und ſeine Philoſophie des Reichthums. 141. — Geffroy über die politiſchen und religiöſen Flugſchriften Milton's. 141. — Elektriſche Häuſer. 142. — Römiſche Studien. 143. — Bulwer's Liebhabertheater. 144. — Seſſion und Sitzung. 144.

Dezember: Fremder Einfluß auf die Pariſer und Londoner Preſſe. 145. — Herr v. Larochejaquelein und die Republik. 145. — Landwirthſchaftliches. 146. — Das rothe Italien. 147. — Eine Parodirung des Lind-Enthuſiasmus. 147. — Nachſchrift zu Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. 148. — Foſſile Rieſeneier. 148. — Elektriſches Licht. 149. — Wichtige geologiſche Entdeckung. 149. — Der Gutta-Percha-Handel. 149. — Die Times und ihre deutſchen Leſer. 150. — Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. 150. — Bolzenthal's „Leitfaden für die Sammlungen der Münzen des Mittelalters und der neueren Zeit" im königl. Muſeum zu Berlin. 151. — Zur Naturgeſchichte der Brieftauben. 152. — Der Puſeyiſt Newman. 152. — Engliſche Familiennamen. 153. — Das Evangelium Matthäi in gothiſcher Sprache. 153. — Jenny Lind und deutſche Muſik in Amerika. 154. — Geſundheit und Ruhe, nach einer Theorie der Yankees. 155. — Norwegiſcher Volkskalender. 155. — Merkwürdige Glocken in Moskau. 155. — Italiäniſche Oper in Berlin. Madame Caſtellan. 156. — Die Mormonen in Aalborg (Jütland). 156.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lesser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Dienstag den 2. Juli 1850.

England.

Sydney Smith's Vorlesungen über Moral-Philosophie.

Der fast eben so, wie sein Namensvetter, der Admiral, bekannte anglikanische Geistliche und Mitarbeiter der Edinburgh-Review, Sydney Smith, hielt in den Jahren 1804—6, wo derlei gewiß noch zu den Seltenheiten gehörte, in London vor einem gemischten Publikum, zu dem Damen wie Herren Zutritt hatten, Vorlesungen über Moral-Philosophie. Diese Vorlesungen sind jüngst im Druck erschienen, und es dürfte nicht uninteressant seyn, mitzutheilen, wie der geistreiche Mann ein solches Thema unter solchen Umständen behandelte.

Der vorliegende Band*) enthält zweiundzwanzig vollständige und Bruchstücke von noch fünf anderen Vorlesungen. Zuerst haben wir eine Einleitungs-Rede über das Studium der Moral-Philosophie, — dann zwei Vorlesungen über die Geschichte der Wissenschaft, — sodann einzelne Vorträge über Wahrnehmung, Vorstellung, Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft und Urtheil, Witz und Humor, über Geschmack, über das Schöne, das Erhabene, über die Fähigkeiten der Thiere, über die Herrschaft der Vernunft, über die Affekte, über die Leidenschaften und Begierden, und über die Gewohnheit. Wir ersehen aus dieser Aufzählung, daß es Smith nicht eben sehr um eine strenge logische Ordnung und Disposition seines Stoffes zu thun war; des Vorlesers Zweck scheint einzig der gewesen zu seyn, einige leitende Begriffe aus der psychologischen Wissenschaft herauszuheben und sie so an einander zu reihen, wie es ihm gerade passend vorkam. Die ersten Vorlesungen sind ihrem Werthe nach bei weitem die besseren: je mehr sich der Redner dem Ende nähert, desto geringer zeigt sich uns seine Sorgsamkeit und Tüchtigkeit.

Die Lehren und Anschauungen dieser Vorlesungen sind im Ganzen genommen die der Common-sense-Schule von Reid und Stewart (dessen Schüler der Verfasser fünf Jahr lang auf der Universität zu Edinburg gewesen); es zeigt sich hier jedoch ein entschiedenes Streben, die Schlüsse der schottischen Philosophen zu modifiziren und mit dem analytischen oder auflösenden Geiste Locke's und Hartley's in eine gewisse Uebereinstimmung zu bringen. Diese vermittelnde, so zu sagen, halbe Stellung zwischen zwei einander ganz entgegengesetzten Schulen wird kurzweg in folgendem Satze aus einer der Vorlesungen über „die Herrschaft des Verstandes" ausgesprochen:

„Um dem Skeptizismus im Allgemeinen aus dem Wege zu gehen, muß man sogleich irgend welche Grundsätze willkürlich aufstellen und streng festhalten. Nehme man deren allenfalls so wenig wie möglich, — der zehnte Theil derer etwa, welche Dr. Reid angenommen, wird genügen, — nehme man aber nur einige und beginne man sodann auf diesen den weiteren Bau aufzuführen."

„Diese Anweisung mag sehr praktisch seyn, eine feste Richtung jedoch auf dem psychologischen Gebiet verräth sie nicht. Auch enthält der ganze Band keine andere Art von Begriffsbestimmungen und Sätzen. Bei Erläuterung der aktiven Seelenkräfte sagt es der Verfasser ziemlich offen, daß er die Anschauung Hartley's über die Reid's stellt. Aus dem folgenden Exzerpt, worin dieser Vorzug Hartley's angedeutet ist, wird man zugleich das Darstellungstalent des Verfassers im Allgemeinen zu erkennen im Stande seyn:

„Die erste Frage, welche sich uns bei Betrachtung der menschlichen Leidenschaften aufdrängt, ist die nach ihrem Ursprunge. Was wir für Leidenschaften wirklich besitzen, davon kann hier nicht die Rede seyn; wir haben es nothwendigerweise nur mit ihrem Ursprunge zu thun. Mit wie vielen Leidenschaften und Begierden sind wir geboren? giebt es derlei angeborne Grundrichtungen in unserer Seele, wie etwa das Gelüst nach Macht, der Geselligkeitstrieb, das Verlangen nach Werthschätzung? oder können alle diese Gefühle, deren Vorhandenseyn in der menschlichen Natur unzweifelhaft ist, auf noch einfachere Prinzipien zurückgeführt werden? Dasselbe können wir bei den Leidenschaften fragen: werden die Menschen geboren mit der ursprünglichen Fähigkeit, für das Gute Dankbarkeit zu empfinden und Abscheu vor dem Bösen? oder kann man die Geschichte dieser Gefühle, d. h. ihre allmälige Entwickelung, nachweisen? kann ihr Ursprung angegeben und ihr Fortschritt deutlich aufgezeigt werden? Die ersteren dieser Anschauungen werden gegenwärtig noch von der Schule Reid's in Geltung erhalten, werden von Hutcheson gelehrt und waren, wie man wohl sagen kann, in der Zeit vor Hartley allgemein gang und gäbe. Die Anhänger dieser Schule mögen in der Aufzählung der ursprünglichen aktiven Prinzipien unserer Natur ein wenig von einander abweichen, — daß dieselben jedoch zahlreich sind, darin stimmen sie alle überein; ferner darin, daß man sich über ihren Ursprung keine Rechenschaft geben kann; daß sie da sind, weil sie eben in der Constitution unserer Natur liegen, und daß diese eine letzte Thatsache ist, über die sich nicht weiter streiten läßt. . . . . Ich werde nun den Fortschritt und das Wesen der Hartleyschen Anschauungen in kurzem Umriß darstellen. Jeder von Ihnen hier weiß, was man unter dem Worte Ideen-Association versteht. Wenn durch irgend eine Veranlassung zwei Ideen mit einander häufig in unserem Verstande verbunden worden sind, so hat die eine später immer das entschiedenste Streben, die andere zugleich immer wieder mit heranzubringen: der berühmte Descartes z. B. war in eine Dame verliebt, welche schielte; er hatte seine Leidenschaft mit der Schiefheit des Blickes in so innige Verbindung gebracht, daß er erklärte, er habe bis zur letzten Stunde seines Lebens nie ein Weib mit schielenden Augen sehen können, ohne in die heftigste Aufregung zu gerathen. Ganz in gleicher Weise sind, um nur das Allergewöhnlichste anzuführen, die Begriffe „Geister" und „Dunkelheit" in unserer Jugend so eng mit einander verbunden, daß es sehr schwer wird, sie im späteren Alter von einander zu trennen. . . . .

Dies ist es, was man unter dem Prinzip der Association versteht; und Locke, glaube ich, war der Erste, welcher auf dieses Prinzip hinwies; er nahm jedoch zu ihm seine Zuflucht nur, um jene Sympathieen und Antipathieen zu erklären, welche er unnatürliche nennt, zum Unterschiede von denen, die, wie er sagt, mit uns geboren sind, und nichts kann unvollkommener seyn, als seine Bestimmungen hinsichtlich der Natur, der Ursache und der Wirkungen des Prinzipes. Hierauf bemühte sich Gay, ein Geistlicher in West-England, die Möglichkeit darzuthun, daß sich alle unsere Leidenschaften und Affekte von der Association herleiten ließen, und zwar in einer Abhandlung, welche des Bischofs Law Uebersetzung von King's „Ursprung des Bösen" vorangedruckt ist: aber er setzte voraus, daß die Liebe zur Glückseligkeit ein ursprüngliches und angebornes Prinzip sey, und daß die Leidenschaften und Affekte nur von der Annahme abgeleitet werden könnten, daß sinnliche und vernunftbegabte Wesen ihres Glückes halber von einander abhängig seyen. In Folge dieser Ansicht Gay's wandte Hartley sein Denken dem besagten Gegenstande zu; und endlich, nach einer Reihe von Jahren der aufmerksamsten Beobachtung, erschien es ihm sehr wahrscheinlich, daß nicht nur alle unsere geistigen Leiden und Freuden, sondern auch alle Erscheinungen des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, des Wollens, des Nachdenkens und Schließens und jede andere geistige Bewegung und Thätigkeit nur verschiedene Arten und Weisen der Ideen-Associationen sind; so daß nichts nöthig ist, um den Menschen zu dem zu machen, was er ist, als das Vermögen, Freude und Schmerz zu empfinden, und das Prinzip der Association."

Man wird aus dem eben angeführten Beispiel ersehen, daß Sydney Smith ein vortrefflicher populärer Vorleser gewesen seyn muß, — klar, lebendig und mit der Fähigkeit begabt, auch die abstrusesten Gegenstände auf eine interessante und verständliche Weise abzuhandeln. Viele andere Stellen beweisen wiederum den männlich strengen Sinn des Verfassers, — seine kräftige Anlage für ernstes und wissenschaftliches Denken, — seine Geschicklichkeit, ein Problem mit den Waffen einer glänzenden Diction anzugreifen oder zu vertheidigen. Und außer all diesen Vorzügen müssen wir besonders noch auf den Witz aufmerksam machen, durch welchen die Darstellung Smith's nicht wenig gehoben wird. Es giebt allerdings weit umfassendere und tiefere populäre Vorlesungen über Moral-Philosophie, als die vor uns liegenden; wir zweifeln aber, ob je dunkle Punkte in populären Vorlesungen mit solchen Witzblitzen aufgehellt wurden, wie hier auf jeder Seite geschieht. In dieser Beziehung, glauben wir, steht dieses nachgelassene Werk keinem der früheren Erzeugnisse Sydney Smith's nach. Man höre z. B.:

„Wer irgend für die biographische Kunst schwärmt, als ob sie die Thaten und Geschicke großer Männer treulichst bewahre, der mag sich eines trefflichen Beispieles ihrer Zuverlässigkeit in dem Leben des Aristoteles erfreuen. Einige Schriftsteller sagen, er sey ein Jude gewesen; Andere, er habe all seinen Unterricht von einem Juden empfangen, habe einen Apothekerladen gehalten und sey ein Atheist gewesen; Andere sagen im Gegentheil, er habe keinen Apothekerladen gehalten und habe an die Trinität geglaubt. Einige sagen, er achtete die Religion seines Landes; Andere, er brachte seiner Frau Opfer dar und machte Hymnen zum Preise seines Schwiegervaters. Einige meinen, er sey von den Priestern vergiftet worden; Anderen steht es fest, er sey aus Aerger gestorben, weil er die Ursachen der Ebbe und Fluth im Euripus nicht habe ergründen können. Wir gegenwärtig kümmern uns um Aristoteles so wenig und wissen

*) Elementary Sketches of Moral Philosophy. By the late Rev. Sydney Smith. London, 1850.

so wenig von ihm, daß Fielding in einer seiner Novellen sagt: „Aristoteles ist kein solcher Narr, wie Mancher glaubt, der nie eine Zeile in seinen Werken gelesen hat.““

Lese man eine andere Stelle, wo er sich über die bekannte, von den epikuräischen Philosophen so sorgsam gepflegte Empfänglichkeit für innigen persönlichen Verkehr in einigen Worten ausläßt:

„Ein Häufchen pflanzenessender Metaphysiker, in einem Garten bei einander lebend und ihre ganze Zeit auf stete Aeußerungen des Wohlwollens gegen einander verwendend, das ist eine so hoch romantische Idee, daß ich fürchte, man wird sie gar sehr reduziren müssen, um sie einigermaßen mit der Glaubwürdigkeit und der Wahrscheinlichkeit des wirklichen Lebens in Einklang zu bringen. Zum mindesten kann man mit leidlicher Sicherheit behaupten, daß, wenn ein halbes Dutzend Metaphysiker, solche nämlich, wie sie heute sind, in einem Garten in Battersea oder Kew bei einander leben sollten, ihre Freundschaft nicht eben lange Dauer haben würde, und daß ihre gelehrten Arbeiten wahrscheinlich durch dieselben Umstände unterbrochen werden dürften, welche Réaumur's Spinnen vom Weben abhielten: sie fabrizirten einen sehr schönen und zarten Faden, unseligerweise aber waren sie so außerordentlich für Kampf und Schlacht begeistert, daß man sie nicht auf einem und demselben Platze zusammen lassen konnte.“

Wie witzig ist folgende Behauptung einer sehr traurigen Wahrheit:

„Ein großer Theil von Talenten geht der Welt verloren aus Mangel einer kleinen Dosis von Muth. Jeder Tag sendet eine große Menge unbekannter Menschen zu Grabe, welche eben nur darum unbekannt blieben, weil ihre Schüchternheit sie abhielt, einen ersten Versuch zu wagen, und die, wenn man sie nur einmal zum Anfangen gebracht hätte, wahrscheinlich auf der Bahn des Ruhmes weit vorgeschritten wären. Die Sache ist die, daß, wenn wir einmal eine der Mühe werthe That in dieser Welt ausführen wollen, wir nicht zitternd am Ufer stehen und an die Kälte des Wassers und an die Gefahren denken müssen, sondern uns keck hineinstürzen und uns durchrudern, so gut wir können. Es taugt gar nichts, immerfort an schlimme Möglichkeiten zu denken und die rechte Zeit abpassen zu wollen; das ging wohl an vor der Sündfluth, als ein Mensch seine Freunde erst hundertundfunfzig Jahre lang über die beabsichtigte Veröffentlichung irgend eines Werkes um Rath befragen und dann noch den Erfolg sechs oder sieben Jahrhunderte lang erleben und abwarten konnte; ein Mensch von heute jedoch wartet und zweifelt und zögert, und fragt seinen Bruder und seinen Onkel und seine Vettern und seine Freunde, bis er eines schönen Tages findet, daß er fünfundsechzig Jahr alt geworden, — daß er so viele Zeit verloren, um seine Vettern und Freunde zu Rathe zu ziehen, daß ihm nun keine Zeit mehr übrig geblieben, ihrem Rathe zu folgen.“

Ueber den etwas schwankenden Begriff „Geschmack“ läßt sich der Vorleser in seiner launigen Weise folgendermaßen aus:

„Bei den leichteren Bezügen des sittlichen Verhaltens können wir allenfalls den metaphorischen Ausdruck „Geschmack“ anwenden; nicht aber, wo es sich ernstlich um Tugenden und Laster handelt. Hätte ein Mensch z. B. den Geistlichen und die Kirchenältesten seines Sprengels ermordet, so würde ihn Niemand eines Mangels an Geschmack anklagen. Die Scythen pflegten ihre Großväter zu verspeisen; sie betrugen sich eine lange Zeit gewiß mit aller Achtung gegen sie, sobald diese Großväter jedoch alt und lästig wurden und lange Geschichten zu erzählen anfingen, so speisten sie die alten Herren sogleich auf: nichts konnte in der That unpassender, ja, sogar respektswidriger seyn, als sich aus so nahen und ehrwürdigen Verwandten ein Mahl zu bereiten; doch können wir sie darum doch keineswegs eines schlechten Geschmackes in sittlicher Beziehung anklagen.“

Die beiden Vorlesungen über „Witz und Humor“ werden sich natürlich eines noch besonderen Interesses erfreuen. Es ist indeß falsch, wenn man glaubt, man könne von einem witzigen Menschen auch eine wahre und richtige Theorie des Witzes verlangen, und rücksichtlich dieses Punktes, welcher so oft besprochen wurde und der dennoch (trotz Leigh Hunt's jüngstem Beitrage zu diesem Gegenstande) nie eine befriedigende Lösung gefunden, — muß, fürchten wir, auch Sydney Smith's Versuch als verfehlt erachtet werden. Er erklärt den „Witz“ für die Fähigkeit, unerwartete Beziehungen und Verbindungen unter Ideen und Anschauungen zu entdecken, Beziehungen und Verbindungen, die, wenn sie ausgesprochen werden, nur Ueberraschung und keine weitere höhere Empfindung erregen (sobald irgend eine höhere Empfindung erregt wird, so hört, sagt er, der Ausspruch auf, witzig zu seyn, und wird schön oder erhaben); der „Humor“ dagegen sey die Entdeckung unerwarteter Unähnlichkeiten, Widersprüche oder Unterscheidungen, und zwar unter ähnlichen Bedingungen, wie sie eben vom Witz erheischt wurden. Er drückt sich über beide folgendermaßen aus:

„Witz und Humor, obwohl ersterer den Zusammenhang, die Aehnlichkeit, letzterer das sich Widersprechende, die Unähnlichkeit entdeckt, sind doch sehr eng mit einander verwandt. Da beide Empfindungen von der Ueberraschung abhängen, so sind beide mit ernsten und gewichtigen Ideen unvereinbar, und beide bereiten dem Verstande eine und dieselbe Art von Vergnügen. Ein Mensch, welcher seinem Witz die Zügel schießen läßt, kann seinen Humor allerdings unterdrücken; die eine von beiden Neigungen kann mit Absicht und Sorgfalt ausgerottet werden; wo jedoch nicht solche Bemühungen stattgefunden haben, scheinen beide ganz naturgemäß einem und demselben Boden zu entsprießen, scheinen beide gleichsam Pflanzen einer und derselben Gattung, einer und derselben Familie zu seyn. Der geistreiche Denker Dr. Millar aus Glasgow hat eine sehr interessante Betrachtung angestellt über den verschiedenartigen Einfluß der Civilisation auf den Witz und Humor, wobei er die Meinung äußert, daß der Fortschritt der Civilisation den Witz immer mehr ermuthige, den Humor dagegen abschwäche.“

Wie mager die Smithsche Definition des Humors ist, das brauchen wir wohl nicht erst eines Weiteren zu erörtern. Für das wirklich unterscheidende und seine Würde und Rechtfertigung begründende Merkmal des Humors, namentlich für die stets mit ihm verbundenen Elemente der Herzlichkeit oder Gutmüthigkeit, ist der Verfasser eben so blind, wie alle die anderen Theoretiker, welche die Wurzel des Humors neben der des Witzes, also im Verstande, suchten. Nichtsdestoweniger sind seine weiteren Erörterungen trefflich. So sagt er z. B. über die unter dem Namen „Wortspiel“ bekannte Unterart des Witzes:

„Ein Wortspiel muß, um in seiner Art vollkommen zu seyn, zwei verschiedene Bedeutungen enthalten; die eine gewöhnlich und naheliegend, die andere entfernter, und auf dem Wahrnehmen der Beziehung zwischen dieser doppelten Bedeutung der Worte und auf der durch diese Beziehung hervorgebrachten Ueberraschung beruht das Wohlgefallen an einem Wortspiel. Miß Hamilton erzählt, in ihrem Werke über Erziehung, von einem Knaben, der nicht dazu gebracht werden konnte, das Wort „Patriarchen“ (Patriarchs) richtig auszusprechen; er sagte nie anders als „Partridges“ (Rebhühner). Ein Freund der Schriftstellerin bemerkte dieser, daß man den Knaben hierbei nicht einer bloßen Nachlässigkeit zeihen könnte, denn es schiene ihm, daß der Knabe, indem er die Patriarchs immer Partridges nenne, sich über sie lustig mache (oder auch Wildpret aus ihnen mache — was making game of the patriarchs).*)

Seine Theorie vom Humor, der eben in der Entdeckung der Ueberraschung und zwar nur Ueberraschung erregenden Unähnlichkeit, Widersprüchlichkeit der Dinge bestehen soll, vertheidigt er in folgender Weise:

„Wenn man einen jungen Offizier von achtzehn Jahren in Gesellschaft kommen sähe in voller Uniform und mit einer Perücke, wie sie von ernsten und achtbaren, in Jahren vorgeschrittenen Geistlichen getragen zu werden pflegt, so würde Jedermann lachen, weil dies eine ganz ungebräuchliche Zusammenstellung von Dingen wäre, deren Neuheit sich auch nicht einmal durch einen Nützlichkeitsgrund mildern ließe. Hier herrscht ein vollkommener Widerspruch, eine vollkommene Ungereimtheit. Lege man jenem Offizier noch zehn Jahre zu, und die Ungereimtheit wird ziemlich noch eben so stark seyn, wie vorher: mache man ihn aber achtzig Jahre alt und erkenne man in ihm einen berühmten militairischen Charakter aus früheren Zeiten, so verschwindet die Ungereimtheit auf der Stelle: ja, ich glaube, wir werden uns eher dazu gestimmt fühlen, diese altmodische Absonderlichkeit zu respektiren, als darüber zu lachen. Je größer die Ungereimtheit, der Widerspruch, die Beziehungslosigkeit, die Unähnlichkeit wird, desto stärker tritt der Humor hervor: vermindert sich jene, so wird dieser ebenfalls schwächer. Wenn einem korpulenten, stattlichen und etwas pomphaft geputzten Kaufmann das Unglück begegnen sollte, ein klein wenig in den Schmutz zu fallen und dadurch seinen erbsengrünen Rock zu besudeln, so, fürchte ich, würden wir die Barbarei begehen und laut lachen. Und ließen ihn dabei noch sein Hut und seine Perücke, wie verrätherische Diener ihren Herrn, im Stich, so würde dieser Umstand keineswegs geeignet seyn, unser Gelächter zu mindern, und geriethe er nun obendrein gar erst in Zorn, der ehrbare erbsengrüne Kaufmann in der Gosse, und ließe er an den Vorübergehenden seine Leidenschaft aus, und sähen wir, wie er ohnmächtig in seiner Wuth daliegt, und wie ihm das schmutzige Wasser über die Backen rinnt, so würde das den Humor der Scene bis aufs höchste steigern. Ziele dagegen vor unseren Augen ein Straßenfeger in den Schmutz, so würde dies schwerlich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil der Gegensatz der Ideen hier so schwach, die Ungereimtheit und Inkongruenz so gering ist.“

Diese Mittheilungen werden gewiß hinreichen, um bei unseren Lesern das nöthige Interesse für die Vorlesungen Sydney Smith's, für die letzte Erfüllung dieses geistreichen Kopfes, zu erwecken.

Frankreich.

Die Quarterly-Review über die Februar-Revolution und ihre Helden.

(Schluß.)

„Dieselbe Sitzung vom 26. Februar, auf die wir uns vorher bezogen, liefert uns ein noch viel seltsameres Pröbchen von der Freiheit, deren Frankreich jetzt genießt. Wenn irgend etwas dieses Land in seinen besseren Tagen ganz besonders charakterisirte, so war dies die heitere Laune und die Fröhlichkeit seiner Bewohner, namentlich in den Provinzen. „Die Tänze und die Lieder“ Frankreichs stehen in großem Gegensatze zu den Vergnügungen der nördlicher gelegenen Nationen. Jedermann erinnert sich gewiß mit Lust an das reizende Gemälde, welches Sterne von diesem glücklichen Lande entworfen, wo die von Arbeit gebräunten Kinder ihn einluden, mit zu tanzen, zum Klang der Querpfeife und des Tambourins, und unter dem Rundgesang: Vive la joia! Fi don la tristessa (siehe Tristram Shandy, Band VII., Kapitel 8 ff.). Unter demselben Himmelsstrich liegt auch das heutige Departement Ardèche, worin eine der vorzüglichsten Städte sogar jetzt noch den allerliebsten und charakteristischen Beinamen „der Lustigen“ (Joyeuse) führt. Ardèche wird jedoch dazu verdammt, nicht mehr lustig zu seyn; im letztvergangenen Herbste hielt es der Präfekt von Ardèche für gerathen, folgende Bekanntmachung zu veröffentlichen:

„„Erster Artikel. Die Lieder, die Tänze, die Promenaden und die Farandolen**) auf den öffentlichen Straßen, mit Fahnen oder Musik, werden hiermit für Tag und Nacht in dem ganzen Departement Ardèche untersagt.

*) Das Wortspiel ist unübersetzbar und liegt in dem Doppelsinn von making game, indem game einmal „Spaß, Spiel, Sport“ und das andremal „Wildpret“ bedeutet.

**) Ein eigenthümlicher, provenzalischer Tanz.

„„Zweiter Artikel. Eben so sind untersagt alle Gesänge, Declamationen und Konzerte in den Schenken, Cafés, Restaurationen und anderen öffentlichen Etablissements.““

„Dieses durch die Laune und von dem Belieben eines Präfekten einer großen Provinz aufgezwungene außerordentliche Gesetz wurde von den Vertretern des Departements denunzirt, welche sich anfangs kläglich und im Stillen bei dem Minister des Innern beschwerten; als sie jedoch gar keinen zufriedenstellenden Bescheid erhielten, brachte einer derselben, Chabert, die Sache vor die Nationalversammlung. Und wie nahm diese die Denunciation auf?

„Als Chabert den ersten Artikel gelesen hatte, entstand ein allgemeines Gelächter. Als er den zweiten gelesen, große Heiterkeit. Chabert wollte sodann bemerken, daß das Departement vollkommen ruhig wäre und sich nicht im Belagerungszustande befände. „Ich frage“, sagte er, „nach welchem Gesetz, mit welchem Rechte kann der Präfekt diese Dinge verbieten? (Man lacht, und ein Mitglied ruft: „Gerechtigkeit für die Farandole!“) Bemerken Sie, meine Herren“, fuhr Chabert fort, „daß es sich durchaus nicht um tobende Versammlungen, um sittenlose oder aufrührerische Lieder handelt .... nein, nichts von alledem; sondern um harmlose Lieder, Spaziergänge und Konzerte u. s. w.“ „Und um Farandolen“, unterbricht ihn der Minister, und Alles lacht laut auf.

„Der Minister fand das Wort „Farandole“ lächerlich; sah er aber nicht ein, daß das Verbot der Farandole zugleich lächerlich und gehässig sey? Und was thut das Journal des Débats? Es wundert sich im höchsten Grade, daß die Versammlung einen so lächerlichen Handel so lange angehört habe! So versteht die neue französische Republik die bürgerliche Freiheit!

„Unsere Leser werden fragen: aber haben denn die Journalisten, die Minister, die Deputirten der Nationalversammlung allen Sinn für Recht, Gesetzlichkeit und Freiheit verloren? Nein, das oben erwähnte Journal ist eines der schätzenswerthesten Blätter von Paris, der Minister des Innern ist ein gescheuter und anständiger Mann, die Majorität der Nationalversammlung hat die besten Absichten. Sie erkennen, wie wir, das Verfassungswidrige solcher Akte; aber sie sind voller Angst in ihrer gefährlichen Stellung auf einem Vulkan; sie sehen, wie sich ringsherum die Zündstoffe häufen, sie sehen aller Orten eine solche Menge verwegener Brandstifter und Bösewichter, daß sie gezwungen sind, dergleichen Frevel gegen das Gesetz, gegen den gesunden Verstand und gegen die öffentliche Freiheit zu dulden, ja, mit freundlicher und leichter Miene selbst zu begehen.

„Wie gering an Zahl waren dagegen die „gehässigen und unerträglichen“ Eingriffe am Ende der großen englischen Revolution!

„Und worauf läuft dies Alles hinaus? So viel wenigstens ist gewiß, daß der gegenwärtige Zustand nicht lange dauern kann. Man war in Frankreich jüngst über den Triumph der sozialistischen Kandidaten bei den letzten Wahlen sehr erstaunt und betroffen. Auch wir hegen lebhafte Befürchtungen über das unausbleibliche Endergebniß des allgemeinen Stimmrechtes, welches eben nichts Anderes seyn wird, als die Herrschaft der brutalen Majorität über die Intelligenz und über das Eigenthum; erstaunt aber sind wir nicht. Es zeigt uns die Analyse der Stimmen bei diesem Umstande, daß keine Veränderung in den Kräften der Parteien stattfand, und daß alle, mit Beben und sich gegenseitig das Gleichgewicht haltend, die Entscheidung des Schwertes erwarten. Aber wie kann die gegenwärtige Verfassung functioniren, selbst wenn sie gar keine Furcht vor den Sozialisten zu haben brauchte? Muß es nicht, da die oberste Macht durchaus widersprechende Elemente in sich enthält, dahin kommen, daß die Versammlung sich des Präsidenten entledigt und ein zweiter Konvent wird, oder daß der Präsident der Versammlung den Garaus macht und sich Napoleon III. nennt? Eine von diesen beiden Alternativen wäre auf eine Zeitlang möglich, schwerlich aber auf die Dauer. Was den Präsidenten betrifft, den Prinzen, wie ihn die an die „Napoleonischen Ideen“ glaubenden imperialistischen Visionäre nennen, so sind wir der festen Ueberzeugung, daß er nur ein provisorischer Pemmschuh und Lückenbüßer ist. Er hat seine Rolle bis jetzt leidlich gespielt, aber eben nur in einem Zwischenakt. Wir, von unserem Standpunkte aus, als Engländer, Tory und Legitimist, sind der Meinung, der Präsident müsse, wenn Frankreich eine Republik seyn soll, ein Republikaner seyn; und soll Frankreich eine Monarchie seyn, so paßt daselbst nur die legitime, erbliche. Die Franzosen haben es schon auf alle Weisen und unter den günstigsten Umständen mit einer Quasi-Legitimität versucht; dieselbe ist jedoch immer gescheitert. Wer kann erwarten, die Regierung eines minorennen Königs mit einer Frau als Regentin werde mehr Dauer und Kraft besitzen, als die politische Erfahrung und Geschicklichkeit des Königs Ludwig Philipp? Wenn das Genie, das Talent eines Mannes und die auf die Volkswahl gegründete Macht das Bestehen gewährleisten könnten, so wäre weder Napoleon, noch Ludwig Philipp gestürzt; aber das Volk kann das, was es giebt, wegnehmen, und kann es dies wegnehmen, so wird es gewiß auch geschehen. Kann das Volk einen Mann krönen, so kann es ihn auch wieder entkrönen. Das Erblichkeits-Prinzip wurde nicht im Interesse irgend einer der königlichen Familien angenommen, welche daraus Vortheil ziehen, sondern im Interesse der Völker selbst, um den inneren Frieden und das Glück der Nationen zu sichern, um den individuellen Ehrgeiz zurückzudrängen und um das größte der Uebel, den Bürgerkrieg, zu vermeiden.

„Man spricht in Paris von der Verschmelzung der Parteien, d. h. von der Verschmelzung der Legitimisten und Orleanisten: es scheint uns dies ein trauriger Unsinn zu seyn. Jede scheinbare Allianz dieser Parteien würde die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage, statt sie aus dem Wege zu räumen, nur vergrößern. Alles, was geschieht, muß die That der nicht nur von dem Empfinden Einzelner, sondern von der Erfahrung Aller geleiteten Nation seyn; die öffentliche Meinung, die wahre Königin der Welt, muß ihre Stimme aussprechen über die Verhältnisse, in welche Frankreich zu seinem Unglück hineingerathen ist, die es indeß bis zum Ende durchzumachen hat. Die Zeit und die Ereignisse werden es dem französischen Volke lehren, ob eine Republik seinen Neigungen, seinem Charakter und seinen Interessen entspricht. Ist dies der Fall, so wünschen wir ihm, es möge einen Washington finden; leider aber fürchten wir eher einen Cromwell. Entscheidet sich die öffentliche Stimme gegen die Republik, so bleibt den Franzosen nichts übrig, als mit Abweisung aller anderen Prätendenten zur legitimen Erbmonarchie zurückzukehren.“

Nord-Amerika.

Amerikanische Entdeckungs-Reise durch den Stillen Ocean.

Herr Dana, der als Geologe die große wissenschaftliche Expedition begleitete, die in den Jahren 1838 bis 1842 im Auftrage der nord-amerikanischen Regierung den Stillen Ocean besuchte, hat in einem kürzlich erschienenen Werke*) den Bericht über seine Forschungen veröffentlicht. Wir entlehnen daraus einzelne Schilderungen und Bemerkungen und übergehen natürlich den streng wissenschaftlichen Theil, der übrigens von kompetenten Richtern für höchst werthvoll erklärt wird. Das Buch zerfällt in siebzehn Kapitel unter folgenden Ueberschriften: 1) Allgemeine geologische Betrachtungen über den Stillen Ocean. 2) Die Korallen-Inseln. 3) Die Hawaii-, 4) die Gesellschafts-, 5) die Samo-, 6) die Fidschi-Inseln. 7) Ueber die vulkanischen Agentien des Stillen Oceans. 8) Neu-Seeland. 9) Neu-Südwales. 10) Die Philippinen. 11) Die Deceptions-Insel. 12) Madeira. 13) Die Küste von Chili. 14) Lima. 15) Feuerland. 16) Rio Negro. 17) Oregon und Ober-Kalifornien.

I. Die Korallen-Inseln.

Aus der weiten Ebene des Stillen Meeres erheben sich gegen sechshundertfünfundsiebzig Inseln, deren gesammter Flächen-Inhalt, wenn man einige größere, wie Neu-Seeland, Neu-Caledonien, die Salomons-Inseln, abrechnet, nicht mehr als vierzigtausend (engl.) Quadratmeilen beträgt. Dieser kleine Raum zeigt den üppigsten Reichthum an tropischen Gewächsen, besitzt aber keine eingebornen Landsäugethiere. Der größte Theil der Inseln liegt in der heißen Zone und bildet, wie die Spitzen einer Gebirgskette, geradlinige Reihen. „Könnten wir“, sagt der Verfasser, „die sechstausend englische Meilen weite Entfernung zwischen Neu-Holland und Mexiko aus der Vogelperspektive überblicken, so würden wir die größten Gebirgsketten der Welt vor uns sehen, in einer Ausdehnung von zwei-, von dreitausend Meilen und noch regelmäßiger geordnet, als die Gebirge des Festlandes. Die Höhe dieser Berge übertrifft, vom Meeresgrunde aus gemessen, die des Himalaya.“

Die Inseln des Stillen Meeres haben entweder Korallen-, oder Basalt-Formation (in die letztere ist die vulkanische mit eingegriffen), oder kontinentale, d. h. eine gemischte, wie das Festland. Die Zahl der Korallen-Inseln beträgt etwa zweihundertneunzig, die der Basalt-Inseln dreihundertfunfzig — ungerechnet die kleinen grünen Eilande, die vielleicht Raum genug für ein Dorf oder eine Palmengrotte darbieten und in der Umgebung aller höher emporragenden Inseln vorkommen. Die bedeutendsten Korallen-Inseln sind die Paumotu-Gruppe (nord-östlich von den Gesellschafts-Inseln) und die Karolinen; außerdem liegen noch viele einzelne im Ocean zerstreut, während der größte Theil von den bedeutenderen Inseln von Korallenriffen umgeben ist.

Diese Korallenriffe sind Ringmauern von Korallenfelsen, deren Umfang von einigen hundert Fuß bis zu einigen Meilen variirt und die, in wechselnder Entfernung von der Küste, bald eine zusammenhängende, bald eine unterbrochene Reihe bilden. Gewöhnlich giebt es eine äußere und eine innere, von denen die erstere nur wenig über die Meeresfläche hervorragt. Zuweilen ist das Wasser auf drei (engl.) Meilen im Umkreise seicht, häufiger jedoch auf einige hundert Fuß von unmeßbarer Tiefe. Ihre dem Wasser zugekehrte Seite ist etwas höher, als die übrige Oberfläche, und von den anschlagenden Wellen geglättet und ausgehöhlt. Hier und da setzen die äußeren Riffe Korallen und Sand an und erweitern sich dadurch zu Inseln. Die Korallen befinden sich bei ihnen nicht in ihrem natürlichen Zustande; es sind vielmehr nur Korallentrümmer, die durch Kalklagen zusammengehalten werden und mit Muscheln und fossilen Seethieren gemischt sind. Dagegen besteht der innere Kranz von Riffen aus Korallen, die im Wachsen begriffen sind; im Uebrigen sieht derselbe dem äußeren Kranze ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß er derjenigen Veränderungen entbehrt, die bei diesem der Andrang der Wellen hervorbringt. „Auf der Oberfläche dieser Riffe giebt es manche Stellen, die selbst bei dem niedrigsten Stande der See unter Wasser stehen. Hierher kommen zur Zeit der Ebbe die Eingebornen mit Spießen, Palmenstangen und Netzen auf den Fischfang. Wer das Wunderbare liebt, der würde bei solchem Strauße reiche Ausbeute finden. Zwischen den Bäumen und Blumen des Korallenbodens, unter Fischen von phantastischen Farben, Sternfischen, Igelfischen und Myriaden anderer Wesen, die allein in der Wissenschaft einen Namen haben, fände er auf jeden Blick einen Gegenstand des Staunens und der Bewunderung.“ Das Gestein der inneren Riffe besteht, wie gesagt, aus wachsenden Korallen, die durch ein festes Cement unter einander verbunden sind, und es lassen sich die Abgränzungen der Bodenbestandtheile oft auf der Oberfläche deutlich unterscheiden. Die Korallen wachsen unterhalb der Oberfläche in festen Bogen; haben sie aber dieselbe erreicht, so stirbt die Spitze ab, und die Weiterentwickelung geht nur noch an den Seiten vor sich. „Manche eigenthümliche Arten von Porites in dem Gestein des Innerriffs von Tongatabu hatten fünfundzwanzig Fuß im

*) United States' Exploring Expedition during the years 1838—42 under command of Chas. Wilkes, U.S.N. — Geology. By James D. Dana, A. M. Geologist of the Expedition.

Durchmesser, und gewisse Astreen und Mäandrinen eben dort und in den Fidschis maßen zwölf bis funfzehn Fuß."

Zuweilen liegen die Korallenbänke weit von der Küste entfernt und bilden dann weite Kanäle oder Binnenseen, in denen Schiffe bequemen Platz und hinlängliche Wassertiefe finden, aber freilich der Gefahr verborgener Klippen ausgesetzt sind. So z. B. segelte die Korvette „Peacock" längs der Westküste von Viti- und Vanua-Lebu innerhalb des inneren Korallenringes über zweihundert engl. Meilen weit. Am schönsten nehmen sich diejenigen Korallen-Inseln aus, die wie ein Ring im Meere liegen und gewissermaßen einen See einschließen. „Maraki" — sagt unser Verfasser, indem er von einer der Kingsmill-Inseln spricht — „gehört zu den prächtigsten Korallen-Eilanden des Stillen Meeres. Die Linie der Vegetation ist hier ununterbrochen, und, vom Verdeck aus gesehen, liegt die kranzförmige Insel da, wie ein Blumengewinde, das aufs Wasser geworfen ist. Tainra und Henuake sind zwei schmale Gürtel von Blättern und Blüthen, die Maraki ähnlich sehen. Henuake hat noch den besonderen Reiz, daß es blos von Vögeln bewohnt ist, die so zahm sind, daß sie sich von den Bäumen nehmen lassen, als wären sie deren Blüthen."

Es scheint dem Beschauer, als lägen diese grünen Gewinde auf dem Rande von Bechern, deren Fuß in unmeßbarer Tiefe ruht. Bei Clermont-Tonnerre, erzählt der Verfasser, wurde das Senkblei 1145 Faden (6870 Fuß) herabgelassen, ohne Grund zu finden. Aehnlich erging es ihm bei anderen Sondirungen. Dagegen ist das von dem Felsenkranze eingeschlossene Wasser gewöhnlich seicht; nur bei den breiteren Inseln ergab die Untersuchung mit dem Senkblei fünfunddreißig bis fünfundsechzig Faden Tiefe. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser ringförmigen Inseln ist die geringe bewohnbare Oberfläche, die sie darbieten. Sie sind nur schmale, oft eingeschnittene Säume, die, so zu sagen, ein Stück vom Ocean ausschneiden. In den Marshalls-Inseln beträgt das trockene Land nicht mehr als ein Hundertel des Ganzen, und in den Pescadores ist das Verhältniß des bewohnbaren Bodens zur ganzen Oberfläche wie 1 zu 200.

Ueber die Kulturfähigkeit der Korallen-Inseln sagt Herr Dana Folgendes: „Das korallinische Inselland ist, selbst in seinem besten Zustande, ein trauriger Aufenthalt für den Menschen. Poetisch ist es durch und durch; aber die Bewohner finden hierin einen dürftigen Ersatz für die Brodfrucht und die Yamwurzel der minder schönen Nachbarinseln. Kokosnüsse und Pandanus sind gewöhnlich die einzigen Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, Fische und Krabben die einzigen, die das Thierreich bietet. Aber selbst diese Ausbeute ist zuweilen spärlich, und der Selbsterhaltungstrieb hat die Einwohner auf den Kindermord angewiesen, wenn sich nach wenigen Jahren die paar Quadratmeilen, die ihre kleine Welt ausmachen, mit Menschen überfüllen.

„Indessen giebt es hier immer noch mehr Annehmlichkeiten, als man bei einem Lande von so geringer Ausdehnung und ohne Flüsse und Hügel erwarten sollte, bei einem Lande, dessen höchster Punkt nur zehn Fuß über die Flath emporragt, und von dem kein Theil weiter, als dreihundert Ellen, vom Meere entfernt ist. Obwohl der Boden dünn und an vielen Stellen mit Korallenstücken bedeckt ist, wachsen die Pflanzen dennoch so hoch und dicht, daß die Dörfer gut vor der tropischen Sonne geschützt sind. Die Kokospalme, der Baum „für Alles", gedeiht ausnehmend gut auf dem Korallenboden und liefert den Eingebornen ihre spärliche Bekleidung, ihre Trinkgeschirre und andere Geräthe, ihre Matten und Stricke, Speise, Getränk, Oel und Baumaterial. Der Pandanus oder die heilige Fichte blüht sehr schön, hat ein dichtes Laubwerk und bildet eine Art von lebendiger Wand, indem die großen Aeste sich zur Erde neigen und dort einsenken. Die Frucht ist eine starke, eiförmige Masse, die trockene, süßliche, zwei Zoll lange Hülsensamen enthält. Fische sind meist in Ueberfluß vorhanden und werden gewöhnlich mit Holzhaken gefangen. Mit solchen Hülfsquellen lebt z. B. auf der Insel Taputnona (Kingsmills-Gruppe), die kaum sechs englische Quadratmeilen Flächenraum hat, eine Bevölkerung von 10,000 (?) Menschen.

„Trinkwasser erhalten die Eingebornen aus gegrabenen Brunnen, die man oft mit besonderer Sorgfalt umzäunt findet. Die Tarawan-Inseln haben sogar so viel süßes Wasser, daß man es zum Baden benutzen kann. Ein Balken, der auf den mehr vereinzelten Inseln, wo die Bewohner außer ihrem schmalen Fleckchen Erde nichts von der Welt kennen, zufällig ans Land schwimmt, gilt für ein Geschenk einer gnädigen Gottheit. Dergleichen Funde werden von den Häuptlingen zum Bau von Kähnen beansprucht.

„Die Sprache der Eingebornen bezeugt ihre Armuth und den Mangel an Mannigfaltigkeit in den Erzeugnissen und der Conformation ihres Landes. Es wäre gewiß eine anziehende Untersuchung für einen Philosophen, zu prüfen, inwieweit diese Menschenklasse geistiger Vervollkommnung fähig ist. Vielleicht läßt sich die Frage durch die andere beantworten, welche von den Künsten des civilisirten Lebens in einem Lande existiren können, wo Muscheln die einzigen schneidenden Instrumente sind, wo in Allem nur neunundzwanzig Pflanzenspecies wachsen, wo es, außer Mäusen, die von der Ferne gekommen, kein vierfüßiges Thier giebt, wo das süße Wasser kaum für den häuslichen Gebrauch ausreicht und weder Flüsse, noch Berge, noch Hügel existiren. Wie weit kann die Literatur Europa's einem Volke verständlich gemacht werden, dessen Begriffe einzig auf dem schmalen Raume einer Korallen-Insel erwachsen sind, das keine Kenntniß von einem Lande hat, welches mehr denn eine halbe Meile Breite hätte, von einem Abhang, der höher wäre, als seine niedrige Küste, von einem Wechsel der Jahreszeiten, der in Anderem, als in der größeren oder geringeren Häufigkeit des Regens, bestände? Was kann für eine Entwickelung des sittlichen Gefühls erwartet werden auf einer kleinen Insel, die so rasch übervölkert wird, daß die drohende Hungersnoth zum Kindermorde treibt und die äußerste Selbstsucht zur Nothwendigkeit macht? Gewiß, es giebt keinen Fleck auf der weiten Erde, wo Sittlichkeit und geistige Bildung minder gedeihen können, als auf den reizend schönen Korallen-Inseln des Stillen Meeres!"

Mannigfaltiges.

— „Cyrus, der Gründer des persischen Reiches, war nicht der Befreier der Juden, sondern der Zerstörer Jerusalems", so lautet der Titel einer Schrift,*) die es sich zur Aufgabe gemacht, die jeden aufmerksamen Bibelleser, namentlich in den Büchern Esther, Daniel, Esra und Nehemia, verwirrenden Widersprüche in den Namen und in der Folge der chaldäischen und persischen Könige zu lösen, die Erzählungen der heiligen und profanen Skribenten in Einklang zu bringen und so die Nebel, die für jeden biblischen Exegeten noch immer auf dem sogenannten babylonischen Exil lagen, möglichst zu verscheuchen. Das Resultat der mit gründlicher Sachkenntniß, mit Liebe und Fleiß angestellten Forschungen ist nun kürzlich Folgendes:

Nebukadnezar I. und II. (= Cyrus [des Herodot] und Kambyses) erobern Babylon und regieren gemeinsam als Könige der Chaldäer (= Perser) 563 v. Chr. Unter ihre Regierung fallen: die Wegführung Jojakim's und Daniel's (557 im April); Jechonjah's, Mordechai's, Ezechiel's (im August desselben Jahres); die Zerstörung Jerusalems (544); die Deportation durch Nebuseradar und der eigentliche Beginn des Exils (540). Nebukadnezar I. (Cyrus) † zwischen 542 und 35. — Nebukadnezar II. (Kambyses) residirt zu Babylon, das er vergrößert und verschönert; stellt das goldene Bild auf; leidet sieben Jahre an Wahnsinn (die fast einander deckenden Charakterschilderungen dieses Despoten bei Daniel und Herodot werden Zug um Zug verglichen) 537—27; rüstet den Zug nach Aegypten, das er erobert; †. 527—21. — Ewilmerodach (Pseudosmerdis) usurpirt die Macht; befreit Jechonjah aus dem Kerker; wird nach sieben Monaten ermordet 520. — Darius aus Madai, d. h. Medien (= D. Hystaspis), wird zum König gewählt 520. In Babylon herrscht eine von Nebukadnezar (Cyrus) abstammende Nebenlinie, doch nur im untergeordneten Verhältnisse; Darius erobert das empörte Babylon, und der Vasallenkönig Belsazer (Neriglissar) wird ermordet (Dan. 5, 30.) 516. Ahasweros (Xerres) kömmt zur Regierung 485, und hier treten die aus dem Buche Esther bekannten Ereignisse ein. Der Vasallenkönig Nabonnides in Babylon empört sich; gegen ihn zieht Koresch (der Cyrus des Xenophon), überwindet und tödtet ihn und wird von Ahasweros (Xerres) zum Vasallenkönige in Babylon eingesetzt 470 (Ende des babylonischen Exils). Er giebt den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr und Wiederaufbau Jerusalems und des Tempels. Serubabel, Josua, Esra und Nehemia sind unter den Rückkehrenden. — Ahasweros wird ermordet, und Artahaschahta (= Artaxerxes Longimanus) besteigt den Thron 467. Durch die Intriguen der gehässigen Samaritaner wird der Tempelbau bei dessen Hose hintertrieben, und auch der den Juden so gut gewillte, aber vermöge seiner untergeordneten Stellung gebundene Koresch muß die gegebene Erlaubniß zurücknehmen. — Auf Koresch folgt in Babylon Darius Ahasweri (= Darius Nothus, der Illegitime, weil von mütterlicher Seite Sohn einer Jüdin; was merkwürdigerweise mit der Behauptung des Talmuds übereinstimmt: Darius war der Sohn des Ahasweros von der Esther), welcher die Fortsetzung der Restauration anordnet und wahrscheinlich durch seinen Einfluß den Widerruf bei Artahaschahta bewirkt. So wird 461 der Tempel vollendet; 460 kehrt Esra, 447 Nehemia zum zweitenmal nach Jerusalem zurück und wirken, bald getrennt, bald gemeinsam, für die religiöse wie für die staatliche Organisation der Kolonie.

Die Begründung dieser historischen Hypothesen, die sie bis zur Wahrscheinlichkeit erheben, muß in dem Büchlein selbst nachgelesen werden, das hiermit jedem Bibel- und Geschichtsfreunde aufs angelegentlichste empfohlen seyn mag. A.

— Brasilien, von Dr. Blumenau. Vor einigen Tagen sind die Mittheilungen des Dr. Blumenau über Süd-Brasilien erschienen. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in diesem Theile des Landes und durch wissenschaftliche Bildung besonders befähigt, hat er in der vorliegenden, unter der Aufschrift „Süd-Brasilien in seinen Beziehungen zu deutscher Auswanderung und Colonisation. Abgerissene Nachrichten, Bemerkungen und Winke besonders für Auswanderer. Nebst einem Anhange, Auszüge aus der brasilianischen Staatsverfassung und verschiedenen Gesetzen enthaltend" herausgegebenen Schrift vorzugsweise die Belehrung deutscher Auswanderer im Auge gehabt. In dieser Beziehung ist das Buch das Beste, was der Buchhandel bis jetzt gebracht hat. Es enthält überdies manche wichtige und anziehende Kunde besonders über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Ansiedelungen in Süd-Brasilien. Jedenfalls aber wäre für den Einwanderer eine vollständige Uebersetzung der brasilianischen Verfassung an der Stelle gewesen, da der mitgetheilte Auszug nicht ausreicht, um den Unkundigen daraus eine genaue Vorstellung von dem, was Recht und Gesetz in Brasilien ist, gewinnen zu lassen. Dr. Blumenau ist ein warmer Freund des Landes, aber in dem besseren Sinne, wie der Generalkonsul Sturz es ist. Er sucht Niemand zu täuschen oder zu überreden. Und wer nun einmal nach Brasilien gehen will, der wird wohlthun, seine Rathschläge in Erwägung zu ziehen. G.

*) Von C. L. Mezke, Diakonus an der St. Michaeliskirche zu Budissin. Bautzen, 1849.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 4. Juli 1850.

Frankreich.

Briefe eines Engländers über Paris.*)

I. Paris bei Nacht.

Paris, 4. April 1850.

Schon längere Zeit hindurch beobachte ich die Physiognomie von Paris und finde, daß diese Stadt eher geschäftig aussieht, als wirkliche Betriebsamkeit entwickelt. Alle Journale, alle Broschüren, alle Unterhaltungen behandeln nur das Thema von der Arbeit, den Rechten und der Zukunft derselben, von den Leiden des Arbeiters und der Lage des Produzenten, und sind voller Verwünschungen gegen den nichtswürdigen, antidemokratischen Konsumenten. Mir scheint das französische Volk weit lieber über die Arbeit zu sprechen, als zu arbeiten. Ohne indessen diese Anklage gegen die ganze Bevölkerung Frankreichs zu erheben, paßt diese Bemerkung sicherlich auf die Pariser; der Anblick der Stadt beim Herannahen des Abends läßt hierüber keinen Zweifel. Wenn die Tagarbeit aufgehört hat und die Fesseln der Pflicht auf einen Augenblick gelöst sind, so gewährt die Betrachtung des Zeitpunktes, in dem der Gefangene von seinem Joche sich befreit fühlt, ein merkwürdiges Schauspiel. Aber trotz der Merkwürdigkeit ist dieses Schauspiel schrecklich, denn es zeigt dem Beobachter das Finstere und Wilde der menschlichen Natur, wie dieselbe ohne Gesetze und Regeln allen Winden preisgegeben ist, an den Seiten staubiger Wege unfruchtbare Pflanzen hervorbringt oder an dem Rande des Abgrundes vergiftete Blumen erzeugt.

Wenn in Paris die Arbeitszeit vorüber ist, — sey es für kaufmännische oder industrielle Berufsgeschäfte, zu den Sitzungen der Tribunale oder zu ärztlichen Besuchen — alsdann tritt ein Zittern des Vergnügens ein, ein lautloses Freudengeschrei läßt sich an jedem Gange, in jedem Auge, auf jedem Munde wahrnehmen. Ein Philosoph ist allabendlich im Stande, jedes Geheimniß dieses Pariser Wesens zu überraschen und aufzudecken; man trifft alsdann auf wilde Excesse, auf thyrsusartige Verdrehungen, auf Lärm und Sprünge von Satyrn, auf wollüstige Blicke. Es ist, als wäre die menschliche Natur hier voller Freude über die Ankunft der Nacht und den Eintritt der Finsterniß. Die Kneipen füllen sich mit ihren Stammgästen, die Kaffeehäuser strahlen von Glanz, die verrufenen Oerter öffnen sich, die Theater üben ihren unsittlichen und verderbenden Einfluß aus, — dieses Alles ist einem moralischen Zugrunderichten von allem Heiligen und Schönen zu vergleichen. Gemeine Witze und Wortspiele, geleerte und zerbrochene Gläser, eigenthümliche Vergnügungen an den Straßenecken, geheimnißvolle Scenen, heftige Streitigkeiten, Schlaflosigkeit und Leiden, welche die Arbeit nicht mehr stillt, lascive Tänze, seltsames Kauderwälsch lassen sich aller Orten wahrnehmen.

In diesem Paris sehen wir die Nacht niemals ohne inneres Grauen herankommen; ihre Sterne, ihre Ruhe, ihre Schönheit können uns nicht davon befreien. Unsere Blicke wenden sich traurig auf die geheimen Handlungen, auf die Verirrungen, welche jene Stunden ohne Beschäftigung entstehen lassen. Ehemals war die Nacht für die Alten geheimnißvoll, erhaben, von göttlicher Klarheit strahlend, für den Menschen von heutzutage scheint sie nur die alte Nacht, die Mutter des Chaos, die Gattin des Nichts zu seyn. Er versteht nicht mehr ihre religiöse Bedeutung: die Nacht ist ihm nicht mehr eine Offenbarung Gottes, sie erscheint ihm als eine Höhle, welche man erhellen und verschönern muß, und um sie zu schmücken, gebraucht er bunt durch einander seine guten und schlechten Gedanken, seine Wünsche, seine Liebhabereien, seinen Haß und seine Laster. Während er schweigsam vor ihr verharren und mit frommem Gebet alles durch die Tagearbeit in ihm entstandene Gute und Nützliche überdenken und sammeln sollte, wendet er sich davon ab und sucht das Glück im finsteren Schooße der Nacht. Die Sterne erwecken in ihm nur müßige Träumereien und Wünsche, dieses Stillschweigen flößt ihm die Gedanken eines beschränkten Egoismus ein.

Man muß Paris besonders an den ersten Winterabenden beobachten. Alsdann erschreckt es durch sein verführerisches und zugleich wildes Aussehen: es ist einem Wollüstling gleich, der vom Wahnsinnsfieber ergriffen wird, oder dem ein böser Gedanke durch den Kopf geht. Alles funkelt, glänzt, leuchtet, der Reif selbst verschönert diesen Glanz und diesen Luxus, Alles strahlt, aber leider erwärmt Nichts, — Alles ist kalt! Es ist wie ein Feenschloß, auf einem Sumpfe erbaut: elegante Gestalten bewegen sich über den kothigen Boden, die Irrlichter leuchten in den Laternen, die Läden sind wie orientalische Bazars erhellt. Es ist, als ob ein Traum aus „Tausend und eine Nacht" auf einen Roman von Rétif de la Bretonne gepfropft wäre; denn inmitten von allem diesem Luxus kommen plötzlich unreine Ausdünstungen aus jenen Straßen, die man sorgfältig verbirgt, um die Symmetrie, die Regelmäßigkeit und Schönheit der anderen nicht zu stören, und dann athmet man eine Mischung von köstlichen Düften und scheußlichen Erdgerüchen ein, ein Aroma, würdig dieser Stadt der Wollust und des Todes. In der Physiognomie dieses reizenden Paris liegt ein Gemisch von Lust und Verbrechen.

II. Die Advokaten und Literaten.

7. April 1850.

Die soziale Demokratie in Paris ergänzt sich hauptsächlich aus zwei Ständen, aus den Advokaten und aus den Literaten, welche zwei, selbst vom französischen Volk sehr wenig gekannte, unterirdische Gesellschaften bilden. In Hinsicht des Titels ist nichts leichter, als zu ihnen gerechnet zu werden, während unzählige Hindernisse es äußerst schwierig machen, durch sie eine feste, dauernde Stellung zu erreichen; in demselben Maße, wie diese beiden Beschäftigungen umfassend sind, wie die Benennung Advokat und Literat eine unbestimmte ist, eben so oft verbergen Stand und Titel das größte Elend. Man kann sich keinen Begriff von der Anzahl der so Benannten machen, welche in der Erwartung einer Revolution auf der Straße leben: es giebt Advokaten, deren einzige Beschäftigung der Unterricht in der deutschen Sprache ausmacht, und Literaten, die nur die Feder in dem Rechnungsbuch ihres gewöhnlichen Estaminets gebrauchen. Ich erinnere mich, daß ich mich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Paris eines Tages zu einem Advokaten in der Straße Saint-Jacques begab, der Unterricht in der deutschen Sprache ertheilte, die ich zu erlernen beabsichtigte. Der Anblick von so vielem Elend in Verbindung mit eben so albernem, als schlecht angebrachtem Eitelkeit machte mich bestürzt. Im obersten Stock eines schmalen Hauses, dessen Treppen an jenes Alpenrücken erinnerten, wobei man sich zwischen zwei Mauern, die sich immer mehr nähern, bis zum Ersticken eingepreßt fühlt, wohnte der sprachlehrende Advokat. Um zu ihm zu gelangen, mußte man über einen Trümmerhaufen von zerbrochenen Stühlen, wurmstichigen Möbeln, Körben ohne Boden, Flaschen ohne Hälse, Feuerschaufeln ohne Griffe, entzwei geschlagenen Zangen und anderen Instrumenten schreiten, denn der Unglückliche wohnte über jenem Raume, der in Paris den Portiers zur Aufbewahrung aller unbrauchbaren Sachen dient und die Bodenkammern ersetzt. Ueber seine Thür hatte er pomphaft geschrieben: Herr D., Advokat. Sein Zimmer ließ nicht das Elend durchblicken, es war ein vollständiges Bild desselben; die nackten Wände waren nicht einmal mit Fetzen bedeckt, die Decke fehlte seit langer Zeit. Eine Art Schlafrock hüllte die Glieder des Unglücklichen ein, der, den Kopf auf den Arm gestützt, an einem Tische saß, dem ein Fuß fehlte, während ein anderer durch zwei zerbrochene Mauersteine gestützt war. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein, und als ich die Augen auf die schmutzigen Papiere richtete, welche den Tisch bedeckten, sagte er mit einer hochfahrenden Miene zu mir: „Dies ist die letzte Eröffnungsrede, welche der Herr Präsident Dupin mir geschickt hat." Ich blieb verdutzt von so viel Eitelkeit in Verbindung mit so vieler Armuth.

So entehren die Franzosen leider fast immer ihr Unglück und ihr Elend. Giebt es etwas Widerlicheres als jene Eitelkeit, welche durch die Lücken einer zerlumpten Kleidung blutrünstige, schlecht bedeckte Wunden zur Schau trägt? Auch wir haben unsere Schmerzen, aber unser Stolz erhebt uns über sie: wir verbergen sie nicht heuchlerisch, wir verschleiern sie entweder gänzlich, oder wir zeigen sie in ihrer ganzen Blöße. Der alte Hiob, auf seinem Düngerhaufen seine Leiden klagend, ist erhaben; aber wer seine Wunden mühsam verbirgt, erscheint stets abstoßend, sogar obscön. Und hierin liegt der Grund, warum die Leiden Frankreichs seit 1848 nur Bedauern und nicht Sympathie erregt haben: die Verachtung mischt sich mit der Betrübniß, welche diese Ereignisse hervorrufen — ja, die Verachtung, trotz aller Drangsale und Schmerzen, welche die Franzosen erlitten haben! Heutzutage noch, statt das Uebel anzuerkennen und eine gründliche Heilung zu erstreben, suchen sie es zu bemänteln; von der Tribüne herab sprechen sie heuchlerisch von öffentlicher Ruhe, von sittlicher Veredlung, von Abnahme der revolutionairen Leidenschaften. Zum Unglück ist nichts von Allem wahr und aufrichtig.

Was die Gesammtheit der Literaten betrifft, so ist meine Enttäuschung noch peinlicher gewesen. Ich hatte von den Schätzen der Intelligenz, von dem unerschöpflichen Geist, von den Talenten aller Art sprechen gehört, mit denen Paris angefüllt ist und die es zur Königin des Weltalls, zum Athen Frank-

*) Die Revue des deux Mondes theilt diese Briefe eines Engländers mit einigen kurzen Gegenbemerkungen mit. Aus inneren Gründen vermuthen wir jedoch, daß diese Briefe von keinem Engländer, sondern von einem Franzosen geschrieben sind, der, um seiner Maske mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, sich selbst berichtigt hat. D. R.

reichs machen. Ich habe nichts von alledem gefunden, sondern verschrobene Geister, vom Denken ermüdeten Verstand, Auskunftsmittel und Schliche statt Ideen, Handlanger statt des Talents. Bei Vielen war zwar tiefe Einsicht und die kostbare Eigenschaft der Beobachtung zu bemerken, aber selbst diese Eigenschaft ist, wie alle anderen, verdorben. Die Geistesrichtung der modernen Literaten in Frankreich ist — ich fürchte nicht, es zu sagen — die der Romanenschreiber aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Mögen sie sich noch so sehr quälen, originell zu erscheinen, vergebliche Anstrengungen! Ihr Vorbild ist die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welchen Zeitabschnitt sie übrigens fast sämmtlich besonders studirt haben. Ich erwähne hierbei, daß ich von den Literaten von 1850 spreche, von jener namenlosen Menge der letzten Jahre. Ihre Reden und Bemerkungen haben den ernsten Stil des Choderlos de Laclos; sie sprechen im Schulmeistertone über die gehässigsten Laster und über die empörendsten Unsittlichkeiten. Die Anhäufung von kleinen Bosheiten mißfällt ihnen nicht, die unbegreiflichsten Combinationen der Wollust sind nach ihrem Geschmack; ihre Einbildungskraft ist die von de Sade in verkleinertem Maßstabe, ihr Beobachtungsgeist ist fast derselbe wie der der „Liaisons dangereuses", nur ist er weder so kräftig, noch so moralisch. Im Uebrigen unwissend, haben sie die Wissenschaft der Zeiten des Verfalls, die Wissenschaft des Suetonius und Petronius, des Rétif de la Bretonne und Mercier, des Laclos und der „Nonne" von Diderot, des de Sade und Marat. Diese bilden ihre Lieblingslektüre und ihre geschätztesten Vorbilder; dieselbe Gelehrsamkeit, die aus vielen von ihnen schon kleine Heliogabale der niedrigsten Art gemacht hat, kann auch eines Tages kleine Neronen aus ihnen erschaffen.

So ist im Allgemeinen der Charakter der Menschen beschaffen, welche heutzutage Literaten genannt werden: natürlich sprechen wir hier nicht von den ausgezeichneten Männern, welche der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts Ehre machen, sondern von dem Stande selbst, und wiederholen, daß durch die Ausschreitungen, welche die Einen in die Gedanken hineinbringen, und durch die schleichenden Umtriebe der Anderen, durch das ihnen gemeinschaftliche unterirdische Leben, die beiden Stände der Literaten und Advokaten einen unseligen Einfluß auf die französische Gesellschaft ausüben und die thätigsten Auflösungsmittel ihres Landes bilden. Voller Eitelkeit, ohne moralische Hülfskräfte, um die Aufregung, welche ein fortwährender Zwang in ihrem Leben hervorbringt, zu läutern, schlagen sie um sich und beißen, oder die, welche mehr moralische Kraft haben, beschäftigen sich damit, die Prinzipien der Macht kaltblütig, ohne Unterlaß zu untergraben, und ohne daß die Schmerzen, welche sie verzehren, sie einen Augenblick aufhalten.

Das ist das Bild eines kleinen Bestandtheils des demokratischen Frankreichs; beurtheile man hiernach das Uebrige.

Nord-Amerika.

Amerikanische Entdeckungs-Reise durch den Stillen Ocean.

II. Die Hawaii-Inseln.

Die Hawaii-Gruppe ist ihrem geologischen Charakter nach vulkanisch. Sie besteht aus acht größeren und einigen kleinen Inseln, die zwischen dem 19. und 22½. Grad nördl. Br. liegen und zwei parallele Reihen von Bergen oder vulkanischen Centren darstellen, deren süd-westlichste Spitzen der Loa- und Kearberg auf Hawaii sind. Jener hat eine Höhe von 13,760, dieser von 13,950 Fuß über der Meeresfläche. Andere hierher gehörige Vulkane sind der Hualalai, ebenfalls auf Hawaii, 10,000 Fuß hoch, der Haleakala, 10,217, der Enka, 6130 Fuß hoch, auf Maui. Der höchste Gipfel der Insel Kauai erhebt sich 8000, der von Oahu 4000 Fuß über die Meeresfläche.

Hawaii hat die Form eines Dreiecks, dessen Seiten 85, 65 und 75 englische Meilen betragen. Seine ganze Oberfläche wird von den Kegeln seiner drei Vulkane gebildet, die so sanft aufsteigen, daß auf den bloßen Anblick die Höhe derselben unbegreiflich erscheint. Der Boden ist theils mit Zwergbölzern besetzt, theils angebaut. An manchen Stellen ist die Lava glatt und fest, an anderen bildet sie, mit grauer und schwarzer Schlacke untermischt, große Felder, die ein Bild wilder Zerstörung und Zerrissenheit darbieten. Im Winter ist der Berg Kea mit Schnee bedeckt, während der Loa, wahrscheinlich in Folge seines inneren Feuers, davon frei bleibt.

Unser Verfasser besuchte den Krater von Kilauea auf dem Abhange des Loa und beschreibt ihn mit folgenden Worten:

„Der Reisende merkt die Nähe des Kraters an einzelnen kleinen Dampfwolken, die aus Erdspalten neben dem Wege hervordringen. Aber während er sich noch nach einem zweiten Zeichen umsieht, steht er plötzlich am Rande des Abgrundes. Ein weiter Kreis, im Umfange von über sieben englischen Meilen, öffnet sich vor seinen Blicken. Unter einem jähen felsigen Abhange von 650 Fuß Tiefe, der den freien Rand bildet, zieht sich ein schmal vorspringender Reif von verhärteter Lava rings um die Höhlung, innerhalb dessen man unter einem zweiten Abhang von 340 Fuß den Boden erblickt, eine weite Fläche von nacktem Gestein und mehr als zwei Meilen lang.

„Natürlich suchte mein Auge in dem ganzen Raume nach einer Spur vulkanischer Thätigkeit, wie sie gewöhnlich beschrieben wird. Aber Alles war merkwürdig still. Auf dem dunkeln öden Plan, der den Boden des Abgrundes bildete, war nichts, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, als einige Stellen von blutrother Farbe, die in beständiger, aber sanfter Bewegung zu seyn schienen. Anstatt einen See von kochender Lava zu setzen, „der seine Flammenwellen auf- und abwälzt", waren wir betroffen, diese Stille zu finden. Die ununterbrochene Bewegung an den rothen Stellen war wie das Sieden einer Flüssigkeit in einem Kessel. Eine von den Lava-Lachen, die größte von den dreien, war, wie sich später durch eine Messung herausstellte, fünfzehnhundert Fuß lang und tausend breit, und diese ganze Fläche, in die das Kapitol von Washington sammt und sonders hätte versinken können, kochte, wie es von oben schien, mit der Beweglichkeit des Wassers. Doch ging Alles mit der größten Ruhe vor sich. Nicht ein Laut drang von dem unterirdischen Feuer zu uns. Weiße Dämpfe kräuselten aus den Lachen und unzähligen Erdritzen empor und sammelten sich zu einer breiten Wolkendecke über der siedenden Lava. Als wir nachher bis zu dem obenerwähnten Reif von harter Lava, der die Höhlung in der Mitte umschließt, herabstiegen, war Alles, was wir aus der siedenden Masse vernahmen, ein halbunterdrücktes gurgelndes Geräusch. Hin und wieder hörten wir einen Knall, wie von einem in der Ferne abgeschossenen Gewehr, dem wiederum das dumpfe Murmeln folgte.

„In der Nacht war die Scene nicht minder still, aber von unbeschreiblicher Erhabenheit. Wir waren am Rande des Kraters gelagert und hatten die feurigen Lava-Lachen vor uns. Der blutige Schein war einem blendenden Glanze gewichen; funkelnde Tropfen sprühten aus der rastlos kochenden Masse und wurden oft vierzig und funfzig Fuß hoch geworfen. Die weite Wolkendecke, die über dem Abgrund schwebte und auf einer Säule von lichten, kräuselnden Dämpfen zu ruhen schien, so wie die innere Umkleidung des ganzen Kessels, waren von der glühenden Lava herrlich erleuchtet, während ein dunkleres Roth die entfernteren Stellen der Felsenwand beschien und in die Höhlungen derselben die schwärzesten Schatten warf. In der folgenden Nacht schien es auf der einen Stelle überzukochen, und glühende Linien von Lava zogen sich durch den Boden des Kraters. Gegen Morgen war der Krater ganz mit feurigem Nebel erfüllt, und nur mit Mühe unterschied man in der Tiefe das wechselnde Flimmern der siedenden Lava."

III. Otaheiti.

Von Hawaii segelte die Expedition nach den Gesellschafts-Inseln, die seit Cook's und Kotzebue's Reisen für das Paradies des Stillen Meeres gelten. Sie bestehen aus zehn Eilanden, deren gesammter Flächenraum 600 englische Quadratmeilen beträgt. Hiervon kömmt die Hälfte allein auf Otaheiti. Der Anblick, den die Inseln gewähren, soll von keiner Landschaft auf der ganzen Erde an fesselnder Anmuth übertroffen werden. Die Berge sind steiler, anders gruppirt, anders geformt, die Thäler tiefer und enger, als sie irgendwo gefunden werden, und der ewige Sommer, der über ihnen ruht, macht sie eben so schön, als erhaben. Ihrer geologischen Formation nach bestehen die Gesellschafts-Inseln aus Basaltfelsen. Die Berge sind oft dermaßen steil, daß es absolut unmöglich ist, hinaufzuklimmen. Im Mittelpunkte von Otaheiti liegen zwei, der Aorai und der Orohena, die mehrere tausend Fuß hoch sind und an der Basis nur zwei englische Meilen Umfang haben. Den ersteren hat der Verfasser erstiegen und giebt von ihm folgende Beschreibung:

„Wir bestiegen den Aorai zunächst von der Nordseite des Matavai-Thales aus. Zu beiden Seiten unseres schmalen Weges gähnten tiefe Schluchten mit fast senkrechten Felswänden. Nach mancherlei Zähr lichkeiten gelangten wir auf einen Plan von zwölf Quadratfuß Fläche, der die Spitze eines isolirten Kammes auf dem von uns erklommenen Bergrücken bildete. Hier hatten wir im Osten, zweitausend Fuß unter uns, das Matavai-Thal, im Westen, an tausend Fuß tief, eine Schlucht des Papaira-Thales und vor uns einen jähen Abhang von dreihundert Fuß Tiefe, den wir, wollten wir unseren Weg fortsetzen, herabklettern mußten. Die Felsenkante, die hinunterführte, war nach der Aussage der Eingebornen, die uns begleiteten, nicht breiter, als ein Mannsarm, und da es gerade nebelig wurde, warten wir gezwungen, auf unserer kleinen Hochebene den folgenden Tag abzuwarten, bevor wir die gefährliche Passage wagten. Der Weg zeigte sich in der Breite von zwei bis vier Fuß und war von tiefen geradwandigen Schluchten begränzt. Später wurde er minder halsbrechend, bis wo wir der kegelförmigen Spitze des Aorai nahe kamen. Diese hatte nur einen Aufgang, der wiederum selten über zwei Fuß breit war und auf beiden Seiten an Abgründen vorbeiführte. Einmal war die Kante so schmal, daß wir geradezu darauf reiten und uns hockend weiterhelfen mußten, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Weg wieder zwei Fuß breit wurde und dichtes Gebüsch zu beiden Seiten uns einige Sicherheit gewährte. So ging es fort, wie auf einem Messerrücken, bis wir den sattelförmigen Gipfel erreichten. Die nördliche von den beiden Anhöhen, die ihn einschließen, setzt sich durch das Matavai-Thal fort und behinderte hier die Aussicht. Nach allen anderen Seiten hin zeigte sich Otaheiti in all seiner Pracht, mit dem raschen Wechsel von Höhen und Tiefen, von Schlucht und Bergkamm, bis die Landschaft in die palmbedeckten Ebenen der Küste ausläuft. Bei dem Herabsteigen, das wir auf der Westseite des Papaua-Thales bewerkstelligten, waren nicht minder allerhand Turnkünste nöthig, und es dauerte manche Stunde, bevor wir auf einen soliden Weg gelangten und wieder frei aufathmen konnten."

IV. Die Schiffer-Inseln.

Die Samoa- oder Schiffer-Inseln sind acht an der Zahl, unter denen die kleinste, Manono, von nur vier englischen Meilen Umfang, aber sehr dicht bevölkert, die meiste politische Bedeutung hat. Der gesammte Flächen-Inhalt der ganzen Gruppe beträgt achthundert englische Quadratmeilen. Sie sind vulkanischen Ursprungs und aus Basalt und Lava von verschiedenem Alter formirt. Der Basalt findet sich in den zerrissenen, von tiefen Thälern durchschnittenen höheren Bergen, die Lava in den sanfteren Abhängen und in erloschenen Kratern. Herr Dana besuchte zwei Krater auf der Insel Upolu. Nachdem er mehrere Meilen landeinwärts durch einen dichten Wald gegangen, gelangte er an den Fuß eines Berges, den er mit seinen Begleitern erstieg:

„Als wir" — erzählt er — „den Gipfel erreicht hatten, that sich ein kreisförmiger Abgrund vor uns auf. Wir standen auf einem etwa zwölf Fuß breiten Felsenreif, der den Rand des Kraters bildete. Das Innere der Höhlung ließ

sich schwer ergründen, da sie ganz mit hohen Bäumen angefüllt war." Ein anderer von diesen Kratern enthielt in seiner Mitte einen kleinen See, der von breitem Farrenkraut und hohen Bergpalmen eingefaßt ist. Die Dichter des Landes haben, anspielend auf das ewige Grün, das den See umringt, den Platz durch folgende Zeile gefeiert: Lanu-to'o e le toi'a e lau mes, „Lanu-to'o (dies ist der Name des Kraters) unberührt von welkendem Laub."

Die Erwähnung der Fidschi-Inseln erinnert an das traurige Schicksal des Lieutenants Underwood und seiner Begleiter, die, als Theilnehmer derselben Expedition, zu welcher Herr Dana gehörte, in die Hände der Eingebornen fielen und auf scheußliche Weise umgebracht wurden. „Meine Untersuchungen", sagt der Verfasser, „waren auf die Inseln Ovalan und Viti- und Vanua-Lebu beschränkt, und auch hier konnte ich sie nur auf einen geringen Raum ausdehnen. Die Bosheit der Wilden zwang uns, immer an der Küste zu bleiben, und selbst da wären wir sicherlich mit Keulen niedergestreckt und zu einem Festschmause aufgetischt worden, hätten uns nicht die Nähe unserer Schiffe und theilweise auch unsere Privatwaffen die Kannibalen vom Leibe gehalten."

Wir gehen kurz über den Theil des Danaschen Werkes hinweg, der diejenigen Punkte behandelt, welche der Verfasser, nachdem er die Fidschi-Inseln verlassen, noch vor seiner Ankunft in Kalifornien und Oregon besuchte. Der Flächenraum von Neu-Seeland ist ungefähr dem von England und Schottland gleich. Die beiden großen Inseln, aus denen es besteht, sind durch die Cooksstraße getrennt, die zwischen zwölf und sechzig englische Meilen breit ist. Sie werden ihrer ganzen Länge nach von einer hohen Bergkette durchzogen, die hier und da bis in die Schneeregionen reicht. In der mehr südlich gelegenen Insel enthalten die Berge neben Sandstein und Thonschichten Talk und Granit; in der nördlichen finden sich auf den höchsten Spitzen ausgebrannte Krater, die theils stilles Wasser, theils siedende Quellen enthalten. Herr Dana ist der Meinung, daß sich Neu-Seeland vermöge seiner mächtigen Kohlenlager und Kupferminen besser zum Berg- als zum Ackerbau eigene.

Das Kapitel über Neu-Südwales ist eines der lehrreichsten im ganzen Buche. Die Karten, die dem Werke beigegeben sind, enthalten hauptsächlich Zeichnungen und Beschreibungen von neuen Fossilien, die hier gefunden wurden, und legen Zeugniß ab von dem Fleiße, mit welchem die Expedition sich ihrer Aufgabe entledigte, da trotz der sehr speziellen geologischen Untersuchungen auf Neu-Südwales nur zwei Monate verwendet worden sind.

Von hier ging die Reise zu den Philippinen und Sulu-Inseln. Die letzteren sind etwa hundert an der Zahl und von den verschiedensten Flächen-Ausdehnungen. Die größte, Jolo oder Sulu, ist 36 englische Meilen lang, 16 breit, die kleinsten sind bloße Felsenspitzen, die aus dem Meere ragen. Sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs und reich an ausgebrannten Kratern.

V. Oregon und Kalifornien.

Das Felsengebirge ist nicht, wie es auf unseren Karten erscheint, ein schmaler Bergrücken, der die Westseite des nord-amerikanischen Kontinents, gleich einer Wirbelsäule, durchzieht, sondern eine sanft aufsteigende Fläche, die sich einerseits vom Mississippi-Thale, andererseits vom Stillen Meere aus erhebt. Ihre größte Höhe erreicht sie in der Wind-River-Kette, die 6000 Fuß über dem sie umgebenden Lande und 13,000 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Küste des westlichen Abhanges hat wenig Einschnitte. Der Hafen von Monterey ist nur ein Ankerplatz zu nennen, die Bai von San Francisco besteht hauptsächlich aus zwei breiten Flußarmen, fünfundzwanzig und fünfunddreißig englische Meilen lang, die, zu einem Kanal von einer Meile Breite und fünf Meilen Länge zusammenfließend, ins Meer gehen. In den nördlichen Arm ergießt sich der Sacramento, in den südlichen der San Jose. Die einzige Ankerstelle zwischen San Francisco und dem Columbia ist die Mündung des Umpqua-Flusses, die nur kleinere Schiffe aufnehmen kann. Die Mündung des Columbia selbst ist sieben englische Meilen breit und bildet, obwohl bei schlechtem Wetter die Einfahrt höchst schwierig ist, einen guten Hafen.

Der westliche Abhang des Felsengebirges wird von drei nord-südlich laufenden Bergreihen durchschnitten, die im Allgemeinen einander parallel sind. Die mittlere, Cascade, liegt 100 englische Meilen von der Küste und erreicht sie im Norden bei Puget's Sound, im Süden am Golf von Kalifornien. Sie ist die höchste, und ihre schneebedeckten Spitzen (die Sierra Nevada) werden schon aus weiter Ferne gesehen. Die Coast-Reihe läuft zwischen zehn und dreißig Meilen von der Küste entfernt und erreicht eine Höhe von einigen tausend Fuß. Die blauen Berge liegen am weitesten von der See entfernt und bilden die westliche Begränzung der Schlangenfluß-Gegend. — Zwischen der Coast- und der Cascadereihe liegt eines von den großen Längenthälern des Landes. Hier fließt, aus dem Norden kommend, der Lewißfluß in den Columbia, vom Süden der Willamet (250 englische Meilen lang). Durch eben dieses Thal geht auch der Sacramento (300 Meilen lang) nördlich, der Jaquinto (250 Meilen lang) südlich in die Bai von San Francisco. Alle diese Flüsse nehmen eine Menge von Bergströmen auf.

Der Küstenstrich zwischen dem Meere und der zunächst liegenden Höhenkette ist vielfach durchbrochen. „Die an der Küste gelegenen Hügel" — erzählt der Verfasser — „sind mit Cedern, mit Fichten und anderen Nadelhölzern bedeckt. Gemeiniglich haben die Bäume eine Höhe von dreihundert Fuß und einen Umfang von funfzig, wie ich aus eigener Anschauung versichern kann. Es darf daher nicht auffallen, wenn hier und da der Weg zehn oder zwanzig Fuß hoch von einem gefallenen Baum verrannt ist und man große Strecken weit von Stamm zu Stamm schreiten muß, während der Erdboden tief unten liegt und nur mit großer Schwierigkeit erreichbar ist. Dabei wird man gelegentlich, präsumiren wir, hin und wieder ein freundliches Begegniß mit einem Bären haben. — Die Gegend ist wasserreich und frei vom Fieber; aber die Wälder sind ein unübersteigliches Hinderniß des Anbaues."

„Das Willamet-Thal ist etwa sechzig bis siebzig englische Meilen breit und von Hügeln begränzt, die kaum tausend Fuß Höhe erreichen. Eine Fernsicht von einem dieser Hügel zeigt große hochgrasige Wiesen, die wellenförmig auf- und absteigen, sonnige Felder und Abhänge, die mit schwarzschattigen Eichengrotten besetzt sind. Hier und da bricht ein Bach aus den Hügeln hervor und stürzt sich in die Prairie, um einen nahen Fluß zu erreichen. Sein Lauf ist bezeichnet durch eine Allee von Fichten, Baumwollenstauden und Eichen. Auch in weiter Entfernung lassen sich solche Flüßchen an den gewundenen Baumlinien erkennen, die ihre Ufer beschatten. Dem Laufe selbst des Willamet kann so das Auge lange folgen, bis der große Abstand endlich am Horizonte aus der Allee einen Wald macht. Die anmuthige Pracht einer solchen Aussicht wird noch erhöht durch die Abstufungen von Schatten und Licht, die durch die mannigfaltigen Hebungen und Senkungen des Bodens hervorgebracht werden. Aber ach, wie traurig bei alledem sieht es um diese reizende Landschaft! Die Anwohner des Willamet erwarten jeden Sommer das Klima-Fieber, wie ein jährlich wiederkehrendes Ereigniß, und das Chinin war im Jahre 1841 geradezu ein Theil der allgemeinen täglichen Kost geworden."

Das Sacramento-Thal liegt im Umpqua-Distrikte. „Als wir" — erzählt unser Verfasser — „die Clammat-Region verließen, kamen wir in das Shasty-Gebirge und hatten fast eine Woche lang steile, scharfkantige Anhöhen von einigen hundert bis zweitausend Fuß auf- und abzusteigen, bevor wir die Ebene des Sacramento, 250 engl. Meilen von seiner Ausmündung, erreichten. Statt aber eine reiche Strecke aufgeschwemmten Bodens zu finden, mußten wir noch vierzig Meilen weit über den härtesten Kieselboden wandern, den wir auf der ganzen Reise gesehen hatten. Der Fluß hat theils hohe, theils niedrige Ufergegenden. Die ersteren haben jenen kieseligen Charakter und entbehren aller Vegetation. Die tieferen Strecken erinnern an die Umgebungen des Willamet und entschädigen für die Dürre der anderen; sie bestehen aus einem reichen Lehmboden (der sich seitdem als ganz anders reich erwiesen!) und würden bei nasserem Klima zum Ackerbau außerordentlich geeignet seyn. Aber auch bei der nur dreimonatlichen Regenzeit sind sie für den Anbau nicht ungünstig. Das angeschwemmte Land hat, zweihundert engl. Meilen von der Mündung des Sacramento entfernt, eine Breite von zwanzig, hundert Meilen entfernt, von vierzig Meilen. In der Zeit, als wir die Gegend besuchten, nämlich im Monat Oktober, sah man kein grünes Gras, als etwa unmittelbar am Wasser. Das Vieh graste auf den ausgetrockneten Feldern, die das Ansehen hatten, als wären sie mit eben gemähtem Heu bedeckt. Das Land behielt diesen Charakter bis zur Bai von San Francisco. Das Thal des San-Joaquin wird als höchst fruchtbar beschrieben. Die einzige schlimme Seite, die diese Gegend hat, — und dies gilt für ganz Nord-Kalifornien — liegt in der kurzen Regenzeit und in der langen Dürre, und wenn, wie es zuweilen vorkömmt, der Regen ganz und gar ausbleibt, so fehlt dem Lande nichts, als etwa eine künstliche Bewässerung."

Oregon, obwohl es für den besten Theil des westlichen Nord-Amerika gelten kann, hat doch verhältnißmäßig nur eine geringe Strecke anbaufähigen Bodens. Von seinen 350,000 engl. Quadratmeilen eignet sich im Ganzen nur der Küstenstrich, d. i. ein Sechstel des gesammten Flächenraumes, zur Niederlassung. Das übrige Land ist gebirgig oder mit wolkenhohen Wäldern bedeckt. Die letzteren freilich werden nach Jahrzehnden den Aexten kühner Ansiedler erliegen seyn. Der Strich zunächst dem Küstenlande bietet noch hier und da gute Weideplätze dar, das Innere dagegen ist völlig unbrauchbar.

Was nun die geologischen Charaktere von Oregon und Nord-Kalifornien betrifft, so zeichnen sich diese Länder durch ihren Reichthum an Basalt- oder vulkanischen Felsen aus. Außerdem enthalten sie tertiäre Gebilde, Sandstein, Schiefer und basaltische Konglomerate. Wir übergehen die Einzelheiten, die sich auf die übrigen Distrikte beziehen, und beschränken uns auf die geologische Beschreibung des Sacramento-Thales.

„Vom Eintritt in das Shasty-Gebirge gingen wir zwanzig Meilen weit über Trachytbildungen und stießen darauf auf Granit in verschiedenen Formen, von denen der Talkstein in den nördlich gelegenen Bergen des Sacramento-Thales am häufigsten ist. In der Ebene des Sacramento trafen wir nur auf angeschwemmtes Land, bis wir 80 engl. Meilen oberhalb San Francisco an den Sacramento-Bute, einen ausgebrannten Krater aus Trachyt und Porphyr, gelangten. Oberhalb der Bai von San Francisco findet sich ein weicher Sandstein, unterhalb derselben bestehen die Hügel aus Schiefer. — Was den Gold-Distrikt betrifft, so ist anzunehmen, daß er sich sehr weit erstreckt. Das am wahrscheinlichsten goldhaltige Gestein ist von mehr oder weniger schieferigem Gefüge und enthält weißen und rostfarbigen Quarz in Schichten oder in starken und dünnen Adern. Dieser Quarz ist die gewöhnliche Bildungsstätte des Goldes. Auch echter Granit und Gneiß, die von Quarzadern durchzogen werden, können Gold enthalten; doch kömmt dies seltener vor. — Die Zinnober-Minen, die jüngst in dieser Gegend (zwölf Meilen südlich von San Jose) entdeckt worden sind, werden die Goldgewinnung nicht wenig fördern."

England.

Der Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft.

In einer neulichen Sitzung der Londoner Society of Arts, in der der berühmte Ingenieur Stephenson den Vorsitz führte, las Herr R. Hunt eine interessante Abhandlung über die Anwendung des Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft vor. Er erwähnte zuerst der verschiedenen Versuche, den Elektro-Magnetismus zur Fortreibung von Maschinen zu gebrauchen, die von Jacobi, Dal Negro, Mac Gauley, Wheatstone und in neuester Zeit von Hjorth gemacht

worden sind, von dessen Apparat er eine genaue Beschreibung gab. Da indeß, trotz der talentvollen Männer, welche sich diesem Gegenstande gewidmet, und der bedeutenden Summen, die man auf den Bau von Maschinen verwendet hat, noch kein genügendes Resultat erzielt worden ist, und da auch der fleißige Experimentator Jacobi, ungeachtet des ihm von der russischen Regierung geleisteten pekuniären Beistandes, seine Versuche aufgegeben zu haben scheint, so nahm der Verfasser Gelegenheit, eine gründliche Untersuchung der Elemente anzustellen, welche die elektro-magnetische Kraft reguliren, um die ganze Frage auf eine gehörige Basis zu bringen. Er schritt alsdann zu einer Erklärung der elektro-magnetischen Induction und erläuterte die Magnetisation des geschmeidigen Eisens vermittelst des Voltaischen Stromes, den man um selbiges cirkuliren läßt. Die elektro-magnetische Kraft betreffend, sprach er seine Ueberzeugung aus, daß sie bis ins Unbegränzte vermehrt werden könne. Ein Voltaischer Strom, der durch die chemische Zersetzung der Elemente einer Batterie hervorgebracht ist, kann durch Induction eine magnetische Kraft erzeugen, welche immer zu der Masse des Stoffes (Zink, Eisen oder ein anderer), die von der Batterie konsumirt wird, im Verhältniß steht. Unter den verschiedenen Formen der Voltaischen Batterie sind namentlich die von Daniell, Grove, Bunsen und Reinsch erfundenen zu erwähnen; die letztere ist ganz ohne Metalle konstruirt und hängt allein von der Wirkung zweier unähnlichen, sich langsam kombinirenden Flüssigkeiten ab. Der Verfasser hat jedoch durch eine lange Reihe von Experimenten bewiesen, daß die größte Summe magnetischer Kraft erzeugt wird, wenn der chemische Prozeß am schnellsten vor sich geht. Es ist daher sparsamer, in allen magnetischen Maschinen eine Batterie von intensiver Thätigkeit zu gebrauchen, als eine, die nur langsam wirkt. Es ist durch Herrn Joule nachgewiesen und von dem Verfasser aufs genügendste bestätigt worden, daß Eine Pferdekraft in einer elektro-magnetischen Maschine durch die Groveſche Batterie mit dem Aufwande von 45 Pfd. Zink in vierundzwanzig Stunden erreicht wird, während in einer Batterie nach Daniellscher Methode 75 Pfd. zu demselben Zwecke erforderlich sind. Die Ursache hiervon wird in der Nothwendigkeit gesucht, einen hohen Grad von Thätigkeit zu erzeugen, um den Widerstand zu besiegen, den die molekularischen Kräfte den elektrischen Strömungen entgegensetzen, von denen die magnetische Kraft abhängt. Herr Hunt meinte daher, daß, obwohl die bestmögliche Form der Voltaischen Batterie vielleicht noch nicht entdeckt sey, wir hinlängliche Data über die Gesetze des Elektro-Magnetismus besitzen, um behaupten zu können, daß die Summe von magnetischer Kraft sich nach der Consumtion eines Elementes in der Batterie richte, so daß die Frage sich folgendermaßen stellt: Welche Summe von magnetischer Kraft kann durch ein Aequivalent des konsumirten Stoffes erreicht werden?

Nachstehende Resultate können als die genügendsten betrachtet werden, die man bis jetzt erhalten hat: 1) Als die Macht des Voltaischen Stromes gleich 678 war, betrug die Zahl der in einer Stunde konsumirten Grane Zink 151, welche in dieser Zeit eine Last von 9000 Pfd. um einen Fuß hoben. 2) Mit der Macht des Stromes gleich 1300 wurden in einer Stunde 291 Gran Zink verbraucht und dadurch 10,030 Pfd. um einen Fuß gehoben. 3) Macht des Stromes 1000, Consumtion von Zink 223 Gran, gehobene Last 12,672 Pfd. Die von Scoresby und Joule gemachten Berechnungen stimmen ziemlich genau mit den von Oersted und später von unserem Verfasser erlangten Resultaten überein. In den Schmelzöfen Cornwall's, in denen Steinkohlen gebraucht werden, ist nur ein Gran erforderlich, um 143 Pfd. einen Fuß hoch zu treiben, wogegen ein in der Batterie verzehrter Gran Zink nur 80 Pfd. hebt. Der Preis eines Centners Steinkohlen ist unter 9 Pence, der eines Centners Zink über 210 Pence. Im besten Falle also würde die magnetische Kraft fünfundzwanzigmal kostspieliger seyn, als Dampfkraft. Allein unser Verfasser unternahm den Beweis, daß es fast unmöglich seyn werde, auch nur dieses Verhältniß zu erreichen, und zwar erstens wegen der Ratio, in der sich die Kraft durch den Raum vermindert. Als Mittel vieler Experimente bei Magneten von der verschiedenartigsten Form und Construction gab er folgende Resultate an:

Magnet und Armatur in Berührung stehend — Erhebungskraft 220 Pfd.

"	"	"	$\frac{1}{10}$ Zoll entfernt	...	—	90,6 "
"	"	"	$\frac{1}{100}$ "	"	...	— " 50,7 "
"	"	"	$\frac{1}{1000}$ "	"	...	— " 50,1 "
"	"	"	$\frac{1}{10000}$ "	"	...	— " 40,4 " *)

So gehen in der Entfernung von $\frac{1}{10}$ Zoll vier Fünftel der Kraft verloren, und diese ungeheure Reduction findet dann statt, wenn die Magnete stationair sind. Herr Hunt zeigte aber weiter, daß, sobald sie in Bewegung gesetzt werden, eine große Verringerung der ursprünglichen Kraft eintritt, und daß jede an den Polen eines Magnetes vorgehende Störung während der Fortdauer der Bewegung seine Attractionskraft vermindert. Die anziehende Kraft eines Magnetes, die, von Störungen frei, 130 Pfd. beträgt, fällt, wenn man eine Armatur an seinen Polen sich umdrehen läßt, auf die Hälfte. Wenn daher eine Reihe von Magneten, die konstruirt worden ist, um eine gewisse Kraft hervorzubringen, in Bewegung gesetzt wird, so erleidet jeder Magnet sogleich einen ungeheuren Kraftverlust, und ihre kombinirte Wirkung bleibt mithin in der Praxis weit hinter der veranschlagten Kraft zurück. Diese Thatsache ist früher nie genau festgesetzt worden, obgleich Jacobi sie beobachtet haben soll. Und nicht nur erleidet jeder Magnet auf diese Weise einen wirklichen Kraftverlust, sondern die verlorene Kraft verwandelt sich in eine neue Macht oder vielmehr in einen elektrischen Strom, der mit dem ursprünglichen Strom, durch welchen der Magnetismus bewirkt wird, in Opposition geräth. Aus allen diesen Gründen ist Herr Hunt geneigt, die Anwendung der elektro-magnetischen Kraft für unpraktisch zu halten, da sie nothwendigerweise, im besten Falle, funfzigmal kostspieliger seyn muß, als die Dampfkraft, und gegenwärtig wenigstens hundertfunfzigmal so kostspielig ist.

*) Wir geben diese und die ersten Zahlen, wie wir sie im englischen Original gefunden haben, natürlich ohne deren Richtigkeit verbürgen zu können. D. R.

Mannigfaltiges.

— Die brasilianische Reise des Prinzen Adalbert von Preußen. Sir Robert Schomburgk und Herr John Edward Taylor haben das vor etwa drei Jahren im Druck erschienene, jedoch in Deutschland nicht in den Buchhandel gekommene Reisewerk Sr. K. H. des Prinzen Adalbert von Preußen aus dem Deutschen ins Englische übersetzt und in zwei Bänden herausgegeben.*) Schon der bloße Umstand, daß man in England, von wo so viele Touristen jährlich nach dem Süden von Europa und nach der anderen Hemisphäre reisen, ein Werk, das diese Gegenden behandelt, aus dem Deutschen übersetzt, darf wohl als Beweis gelten, daß die Uebersetzer desselben, denen ein kompetentes Urtheil über diese Materie zusteht, darin manche Belehrung fanden, die ihnen keine englische Reisebeschreibung bisher dargeboten. Ein Brief von Alexander v. Humboldt an Sir Robert Schomburgk, der der englischen Uebersetzung als Einleitung dient, macht zugleich auf die Wichtigkeit aufmerksam, welche die in dem vorliegenden Werke behandelten inneren Wasserverbindungen Süd-Amerika's vermittelst einiger Kanäle zwischen seinen Strömen dereinst erhalten können. Der erlauchte Verfasser, der jetzt bekanntlich auch an der Spitze der Verwaltung der künftigen deutschen Kriegsflotte steht, hat die Reise nach Brasilien von Genua aus auf der sardinischen Fregatte „San Michele" unternommen, an deren Bord Se. K. H. sich am 22. Februar 1842 begab. Die Fahrt ging über Sicilien, wo unter Führung des gelehrten Barons v. Waltershausen der Aetna bestiegen wurde, Malaga, von wo der Prinz einen Ausflug nach der spanischen Küste und nach Granada unternahm, Gibraltar, von dessen Felsenfestung eine besonders für Militairs sehr anziehende Beschreibung geliefert wird, Ceuta, Cadix und Madeira nach Rio-Janeiro, wo der „San Michele" am 5. September vor Anker ging. Die Aufnahme, die Se. K. Hoheit bei dem jugendlichen Kaiser Dom Pedro II. fand, war ungemein glänzend. Der Prinz hatte Gelegenheit, nicht blos die großen Naturmerkwürdigkeiten des Landes, sondern auch dessen Vertheidigungswerke, so wie die kaiserliche Flotte und den Kriegshafen, genau kennen zu lernen. Die Beschreibung dieser Gegenstände, so wie der herrlichen Reise durch das Mittelländische Meer, füllt den ersten Band des Werkes, während der zweite den größeren Ausflügen und Landreisen nach dem Amazonenstrom und dem Xingu gewidmet ist. Das leider nur in wenigen Exemplaren vorhandene deutsche Original ist auch von einem wahrhaft reizenden malerischen Album begleitet, das der Verfasser selbst mit künstlerischer Hand gezeichnet hat und das von der tropischen Natur Brasiliens einen Anblick gewährt, wie ihn uns noch kein anderes Reisewerk jemals dargeboten hat. Zu wünschen wäre, daß auch das deutsche Publikum in den Stand gesetzt würde, eben so wie das englische, das lehrreiche Buch sich anzuschaffen und benutzen zu können.

*) Travels of His Royal Highness Prince Albert of Prussia in the South of Europe and in Brazil, with a voyage up the Amazon and the Xingú. Translated by Sir Robert H. Schomburgk and John Edward Taylor. London, Bogue. 2 vols.

— St. René Taillandier. Denjenigen Lesern, die den kürzlich von uns gelieferten Aufsatz: „St. René Taillandier über die deutsche Literatur seit der Februar-Revolution" mit Interesse gelesen haben, empfehlen wir das Werk desselben Schriftstellers über die deutsche Literatur von 1830 bis zur Februar-Revolution, welches gegen Ende des vorigen Jahres in einer deutschen Uebersetzung von Gustav Schilling erschienen.**) Es beginnt dieses Buch mit der Geschichte der wie ein Sternschnuppenfall gekommenen, einen Augenblick glänzenden und bald wieder verschwundenen Jung-Deutschlands-Literatur der Herren Wienbarg, Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne und Wilkomm, geht demnächst zur Jung-Hegelschen Schule der Herren Ruge, Feuerbach und Max Stirner über, handelt von Friedrich v. Sallet und Leopold Schefer, die der Verfasser als Dichter der Jung-Hegelschen Schule betrachtet — wozu sie aber Beide zu spiritualistisch und poetisch sind —, geißelt dann die demokratischen Sänger Hoffmann v. Fallersleben, Dingelstedt, Prutz und Herwegh, zeichnet den im Irrgarten hoher Protection und niederer Popularitätssucht taumelnden Freiligrath mit treffenden Zügen, bespricht die politische Poesie in Oesterreich (Anastasius Grün, Lenau, Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann ꝛc.) und giebt endlich eine Uebersicht der neueren deutschen Bühnendichtungen (Gutzkow, Laube, Halm). Ueberschätzt wird auch in diesem Buche Niemand von dem kenntnißreichen und unparteiischen Verfasser; aber um zu dem objektiven Urtheile zu gelangen, das er in dem von uns übertragenen Artikel darlegt, mußte er erst die Erläuterungen für sich haben, welche ihm die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 gewährten. — Der deutsche Titel des von Herrn Schilling übersetzten Buches ist nicht passend gewählt und giebt Anlaß zu Mißverständnissen, die sehr leicht hätten vermieden werden können.

**) Das neue Deutschland, geschildert von St. René Taillandier, Professor der französischen Literatur in Montpellier. Deutsch von Gustav Schilling. Stuttgart, 1849.

Hierbei Titel und Register des vorigen Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 6. Juli 1850.

Hayti.

Briefe aus und über Hayti.

Vom Grafen Alexander Polyński.

(Aus dem Polnischen von Fritz v. Frank.)

I. Kaiser Faustin und sein Hof.

Port-au-Prince, im März 1850.

..... Das Erste, was ich nach meiner Ankunft hier that, war, Herrn Raybaud zu bitten, mich so bald als möglich dem Manne vorzustellen, dessen Name gegenwärtig in Aller Munde ist. Einige Tage später ließ mich der französische Konsul wissen, die nachgesuchte Audienz sey bewilligt, und mich einladen, ihn in den Palast zu begleiten. Das Gebäude, welches früher dem Gouverneur von St. Domingo zur Wohnung diente, ist, wenngleich nur einstöckig und mit sehr niedrigen Treppen versehen, doch im Verhältniß zu den übrigen Häuserchen der Stadt imposant zu nennen. Wir traten in den Saal ein, den ich mit vieler Neugierde betrachtete. Die Wände sind mit Marmor überzogen, die Möbel mit schwarzem Roßhaarstoffe beschlagen oder mit Stroh überflochten, auf einem geschmackvollen, ausgeschweiften Tische steht eine Bronze-Uhr, welche das haytische Wappen vorstellt. Zwei schöne Brustbilder hängen neben einander an der Wand; das eine, das berühmte Konventsmitglied Gregoire vorstellend, ist das Werk eines Europäers, das andere zeigt den jetzt regierenden Kaiser und ist von einem Einheimischen, dem Baron Colbert, gemalt. Meine Aufmerksamkeit würde wohl noch durch manches Andere in Anspruch genommen worden seyn, wenn ich im anstoßenden Gemache, welches zum Empfangszimmer dient und mit den Porträts aller Berühmtheiten der Insel geschmückt ist, nicht die Tritte des Kaisers gehört hätte. Wir gingen der jungen Majestät entgegen, und ich erblickte einen Mann in grüner Uniform von sehr anständigem Schnitt, mit goldenen Epauletten mit zwölf silbernen Sternen, Ringkragen, dem Degen an der Seite und dem Hute in der Hand. Der Kaiser drückte uns herzlich die Hand, ließ sich in einem Sessel nieder und erwartete nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit die Anrede des Herrn Raybaud. Wir nahmen gleichfalls Platz, und nachdem der Konsul meinen Namen genannt hatte, sagte er, ich sey hierher gekommen, um das Land kennen zu lernen, und würde mich unglücklich fühlen, wenn ich es verlassen müßte, ohne Sr. Majestät vorgestellt worden zu seyn. Mich etwas von meinem Sitze erhebend, fügte ich hinzu, das Letztere sey eigentlich Hauptabsicht meiner Reise gewesen. Faustin erhob sich gleichfalls ein wenig und dankte mir, indem er sagte: „Ich glaube diesen Herrn schon vergangenen Sonntag bei der Parade bemerkt zu haben"; was natürlich eine abermalige Verbeugung meinerseits zur Folge hatte. Auf solche Art dauerte die Unterhaltung ungefähr zwanzig Minuten, worauf wir uns erhoben und der Kaiser uns zum Abschiede wiederholt die Hand reichte. Drei Bücklinge von unserer Seite und eben so viele von der seinigen endeten die Ceremonie.

Faustin Soulouque ist vollkommen schwarz, doch tragen seine Züge nicht das Gepräge der Wildheit, die man aus grober Unwissenheit der afrikanischen Race zuschreibt; in seinem Blicke und seinem Lächeln liegt sogar viel Angenehmes. Er ist vierundsechzig Jahre alt, scheint jedoch kaum funfzig zu zählen, von mittlerem Wuchs, ja, im Stehen fast klein zu nennen, gewölbter Brust und breiten Schultern. Zu Pferde nimmt er sich sehr gut aus und ist unbedingt der beste Reiter, den ich je gesehen habe (von einem Polen wahrlich sehr viel gesagt). Von Natur ist er wortkarg, doch drückt er sich immer mit vielem Anstande aus und spricht das Französische vollkommen fertig. Man hat ihm nachgesagt, er könne weder lesen, noch schreiben, was jedoch Verleumdung ist. Ich habe seine Unterschrift sehr leserlich gefunden, und es ist mir versichert worden, im Falle der Noth schreibe er seine Briefe selbst und lese Abends ohne Hülfe seines Secretairs die neue Geschichte von Hayti, welche ein Eingeborner, Namens Modion, kürzlich herausgegeben hat und der dafür zum Baron ernannt worden ist. Die Karikaturen und Witze der französischen Blätter sind ihm sehr unangenehm, und in diesem Punkte ist er überhaupt so empfindlich, daß er neulich einen Schriftsteller, der sich mißliebig über ihn äußerte, in siedendes Pech werfen ließ.

Soulouque erblickte das Licht der Welt als Sklave auf den Plantagen des Herrn Biallet, eines Europäers, der bis heute noch in Port-au-Prince wohnt. Neulich traf er diesen auf der Straße und sagte ihm: „Ich bin Kaiser über Alle, Du aber immer mein Herr." „Und ich, Majestät", antwortete Biallet, „bin Dein treuester Unterthan." Wahrlich, ein merkwürdiger Gedanken-Austausch und Folge einer noch merkwürdigeren Veränderung in den Verhältnissen dieser beiden Persönlichkeiten! Dem Sklavenjoche entrückt, trat Soulouque nach Entfernung der Franzosen in die Armee Dessaline's, stieg von Stufe zu Stufe und wurde bald Major. Seine Wortkargheit verschaffte ihm das Vertrauen der zahlreichen Verschwornen und endlich nach dem Jahre 1847 den Grad eines Divisionsgenerals. Seine Erhebung zum Präsidenten war reines Werk des Zufalls. Jemand that im Senate ohne besondere Absicht seiner Erwähnung, als gerade zwei Kandidaten die erforderliche Stimmenmehrheit nicht erlangen konnten. Um der beiderseitigen Hartnäckigkeit ein Ende zu machen, bestimmte man sich für Soulouque, und dieser geringfügige Umstand wurde die Stufe zur nachherigen Thronbesteigung dieses Mannes. Die Schwarzen gaben ihm ihre Stimmen, weil er ihresgleichen war, die Weißen dagegen, weil sie bei ihm keinen Ehrgeiz befürchteten; Letztere sahen sich jedoch bitter getäuscht, denn kaum zur Macht gelangt, entwickelte er eine außergewöhnliche Charakterstärke und zeigte deutlich, wie er durchaus nicht gewillt sey, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen. In diesem entschiedenen und selbständigen Auftreten liegt der Grund der blutigen Auftritte des Aprils 1848. Soulouque, von innerer Thatkraft gespornt, war vom Glück begünstigt; er demüthigte seine Feinde, doch nicht, ohne seine Siege mit den grausamsten Hinrichtungen zu befleckt. Eigensüchtige und entmenschte Rathgeber drängten ihn mehr und mehr auf den Weg niedriger Rache und suchten ihn zu bereden, die Weißen, welche ein Funfzehntel der ganzen Bevölkerung Hayti's betragen, vollständig auszurotten. Inmitten solch schrecklicher Verwirrung setzte sich der französische Konsul ein edles Denkmal in der Geschichte. Umschwirrt von dem tödtlichen Blei, welches sich in den Straßen der Hauptstadt kreuzte, ging er kühnen Schrittes zum Obersten der Regierung und vermochte diesen durch seine Vorstellungen zu einer Amnestie, von welcher nur zwölf Personen ausgeschlossen blieben. Nachdem Herr Raybaud erreicht hatte, was er beabsichtigte, sagte er zu Soulouque: Präsident, von allen hier anwesenden Personen bin ich der Einzige, welcher Dir nicht botmäßig ist, mein Urtheil muß Dir daher uneigennützig erscheinen und von Werth seyn. Die Herren, welche es verstehen, Dir zu schmeicheln und Deinen Haß anzufachen, kümmern sich wenig darum, was man über die Insel hinaus von Dir spricht. Diese Worte verfehlten nicht, den gehofften Eindruck zu machen. Das Rachschwert des Siegers kehrte auf den Zuruf an die Meinung der civilisirten Nationen in die Scheide zurück. Möchten doch die Regierungen Europa's hierin dem rohen Mohren gleichen und für die Stimme der Welt eben so empfänglich seyn, wie er.

Soulouque bekleidete durch zwei Jahre das Amt eines Präsidenten, als er plötzlich, zur großen Verwunderung der europäischen Blätter, zum Kaiser erwählt wurde. Man sagt, er habe sich keineswegs um diese Würde beworben. Die Bemerkung, Faustin habe nichts Napoleonisches in sich, zeigt, daß der Kaisertitel den Einwohnern angenehmer klang und sie ihn dem Präsidenten, als Dank für treue Dienstleistung, zu Füßen legten.

Es sey mir erlaubt, in einigen Worten zu erwähnen, wie diese Regierungsveränderung von Statten ging. Eine Anzahl Einwohner, sowohl Civil als Militair, legten am 20. August 1849 eine Petition in der Kammer der Volksvertreter nieder, in welcher sie beantragten, dem gegenwärtigen Präsidenten Soulouque den Kaisertitel anzubieten; General Lubin, Kommandant der Besatzung von Port-au-Prince, so wie auch die höheren Offiziere der Hauptstadt, unterstützten den Antrag aufs nachdrücklichste. Den 25sten schon berieth die Kammer den Antrag, genehmigte ihn und überwies ihn dem Senat, der sich denn auch noch denselben Tag damit einverstanden erklärte. Auch nicht eine Stimme erhob sich zu Gunsten der Republik. Tages darauf begaben sich Kammer und Senat in pleno zum Präsidenten, überreichten ihm seine Ernennung und zugleich Krone und Kreuz, wobei sie ihn in den ehrerbietigsten Ausdrücken beglückwünschten. Die Verfassung wurde sofort den neuen Zuständen gemäß abgeändert, die Rechte der Einwohner verbürgt und die Eigenmächtigkeit beschränkt. Doch wie überall, so geht es auch hier; die Praxis tritt fortwährend der Theorie feindlich entgegen.

Durchdrungen von seiner kaiserlichen Würde, rief Faustin I. alsobald Adel und Orden ins Leben; Beides wurde sehr günstig aufgenommen, und Mancher freute sich über den Baronen- oder Grafentitel mehr, als der Kaiser über den seinigen. Gegenwärtig giebt es zwei kaiserliche Orden, den St. Faustinsorden für das Militair und denjenigen der Ehrenlegion fürs Civil. Der Kaiser ist von beiden der Großmeister und hat schon mehrere Großkreuze, Komthurwürden und gewöhnliche Decorationen verliehen. Die Einwohner beschenkte er

mit den Titeln: Fürſten, Grafen, Baronen und Rittern, und bildete ſich ſeine Fürſten aus den Diviſions-Generalen und Vice-Admiralen, die Grafen aus den Brigade-Generalen und Contre-Admiralen, die Barone aus den Adjutanten, Generalen, Oberſten und Schiffs-Capitainen, die Ritter endlich aus den Majoren und Fregatten-Capitainen. Er regelte die Civil-Rangordnung und paßte ſie der militäriſchen an; auf dieſe Art wurden ſämmtliche Senatoren, Volksvertreter, Richter und höhere Zollbeamte Barone, während den Frauen ohne Unterſchied auf die Stellung, welche ihre Männer bekleideten, der Titel Marquiſe zufiel.

Fauſtin's erſter Befehl ſchuf mit einem Federſtrich einundſechzig Fürſten mit dem Prädikat: Hoheit oder Durchlaucht. Die Namen derſelben geben den europäiſchen Zeitungen Stoff, ſich ein wenig luſtig zu machen, doch mit Unrecht, da ſie mit der früheren Geographie des Landes nicht vertraut ſind. General Gebrard iſt allerdings Fürſt „vom Tiſche", General Linding Fürſt „der Marmelade", General Segrelin Fürſt von Trou-Bonbon und General Alberte Fürſt „der Limonade", alle dieſe für uns ſpaßhaften Namen ſind dem Lande eigenthümlich und in ſeiner ehemaligen Geographie begründet.

Den Fürſten folgten einundneunzig Grafen mit dem Attribut Excellenz. Sie ſind ſämmtlich Komthure der beiden Orden, während die Fürſten zu den Großkreuzen zählen.

Unermüdlich in der Vertheilung von Gnadenbezeigungen — die freilich nicht viel koſten und der lieben Eitelkeit ſo ſehr ſchmeicheln — rief der Kaiſer eine unzählige Menge Barone und Ritter ins Leben, und wahrlich, wir finden ſelbſt bei dem prunkliebenden Ludwig XIV. nicht ſo viel Ehrenämter, als bei dieſem neugebackenen Kaiſer.

Bei Hofe begegnen wir einem Groß-Almoſenier, Groß-Marſchall des Palaſtes und Marſchall der Gebäude, dem Kronadel, den Gouverneuren des Palaſtes und der Schlöſſer, Pagen, Ceremonienmeiſtern, Bibliothekaren, Herolden und ſogar einem Intendanten der heimlichen Vergnügungen, eine Stelle, die unſeres Wiſſens in Europa amtlich noch nicht beſetzt iſt. Die Kaiſerin Adeline hat ebenfalls ihren eigenen Hofſtaat, einen zweiten Groß-Almoſenier, Ehrendamen, ſechsundfunfzig Palaſtdamen und zweiundzwanzig Kammerfrauen, die alle Fürſtinnen, Gräfinnen, Baroneſſen oder Marquiſen ſind. Außerdem befinden ſich noch Kammerherren, Stallmeiſter, Pagen u. ſ. w. in ihrem Gefolge. Olivia, die kaiſerliche Tochter, iſt ebenfalls von einer Menge betitelter und beſternter Perſonen umgeben und hat zur Hofmeiſterin das Glück, nämlich eine Baronin de Bonheur.

In Betreff des Anzuges aller zum Hofe gehörigen Perſonen gehen die Vorſchriften bis ins Kleinliche. Die Fürſten und Grafen tragen eine weiße Tunika, die Barone einen rothen Frack, die Kavaliere einen blauen; außerdem unterſcheiden ſie ſich noch durch die Zahl der Federn auf dem Hute, die bei den Fürſten neun oder ſieben, bei den Grafen fünf, bei den Baronen drei und bei den Rittern zwei iſt. Eine beſondere Vorſchrift regelt die Ceremonien bei Hofe. Die Herren dürfen nur in Uniform erſcheinen, die Damen nur im bloßen Kopfe. Der Adel zeigt ſich ſtets mit dem Degen, als ſeiner ſchönſten Zierde, an der Seite. Die Fürſten und Fürſtinnen nehmen in Fauteuils Platz, alle niedriger ſtehenden Perſonen nur in gewöhnlichen Seſſeln. Soulouque iſt ohne Unterlaß bemüht, ſein Reich nach Art der europäiſchen einzurichten. Von Hauſe aus Soldat, liebt er den Krieg, doch welches Kontingent kann eine Inſel ſtellen, die nur 130,000 (?) Einwohner hat? Die Staatseinkünfte erheben ſich nicht über ſechs Millionen Franken, deshalb iſt auch der Gehalt der Beamten nur ein mäßiger. Der Kaiſer bezieht aus dem Staatsſchatze 50,000 Franken, die Kaiſerin 30,000 und jeder der drei Miniſter 3000. Die Geiſtlichkeit koſtet ſehr wenig; im ganzen Reiche giebt es nur achtundvierzig Weltgeiſtliche.

Frankreich.

Briefe eines Engländers über Paris.

III. Die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft.

15. April.

Die Franzoſen bekümmern ſich nicht um die Wirklichkeit. Frankreich iſt ſtets das Land der Formeln geweſen, der gleichmäßigen ſozialen Einrichtungen, der Hierarchieen nach Art der klaſſiſchen Trauerſpiele, mit Einheit der Zeit und des Orts, doch ohne Mannigfaltigkeit, ohne Vervielfältigung der Combinationen, ohne legislative Einbildungskraft, ohne Erfindung kühner Gegenſätze. Ehemals lebte in Frankreich jede der drei Klaſſen in ihrer Sphäre; eine Nation in der Nation bildend, waren ſie ohne direkte Beziehungen zu einander, ohne gegenſeitige Einwirkungen, blieben ſie getrennt, gleich Planeten, die ihren Umlauf um ſich ſelbſt vollführen, nicht die einen um die anderen. Seit ſechzig Jahren ſchmeicheln ſich die Franzoſen, dieſes Alles geändert zu haben; aber nichts iſt falſcher. Die Regierungsform iſt allein verändert, in den Sitten iſt die Einheit nur in Kleidern und Hüten hergeſtellt. Es giebt jetzt in der franzöſiſchen Geſellſchaft zwar ein und daſſelbe Koſtüm, aber die verſchiedenen Klaſſen, welche ſie bilden, haben heutzutage eben ſo wenig Verbindung unter ſich und kennen ſich eben ſo wenig, als vor 1789. Daher ſtammen großentheils die politiſchen Leidenſchaften, der ſoziale Haß und die Leiden Frankreichs.

Die Geſellſchaft beſteht aus drei Klaſſen; die erſte derſelben iſt die ſogenannte Beamten-Welt. Sie kennt nur den Mann im ſchwarzen Frack, aus dem man einen Volksvertreter, einen Regierungsbeamten, einen Präfekten, einen Geſandtſchaftsſecretair machen kann. Dieſe Menſchenklaſſe iſt wenig gefährlich, ſie iſt, wie man hier zu ſagen pflegt, die gute Geſellſchaft, ſie iſt höflich und zurückhaltend, in ihr ſtehen die Leidenſchaften nicht vom Kopf bis zu den Füßen ſich bewaffnet gegenüber, die Charaktere beſchränken ſich darauf, einen Punkt aufzufinden, an dem ſie ſich faſſen können, ohne anzuſtoßen. Gewiß hat dieſe Klaſſe ihre Vorzüge, aber wo findet ſich die Kenntniß der Wirklichkeit, die Kenntniß der Leidenſchaften der anderen Geſellſchaftsklaſſen? In Frankreich iſt die Vorliebe für die äußeren Formen ſo weit getrieben, daß es nur die Abenteurer, die Umherzügler, die literariſchen Bummler und die Induſtrieritter ſind, welche eine genaue Kenntniß von den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft beſitzen. Man fürchtet nirgends ſo ſehr, als in Frankreich, die Gewohnheiten Anderer, das Leben, welches man von dem ſeinigen verſchieden weiß, die Sitten, welche den eigenen entgegengeſetzt ſind. Kein Europäer iſt ſo fremd in Frankreich, als ein Franzoſe. So erklärt ſich ihre politiſche Unerfahrenheit, ihre Gewohnheit, mit dem Feuer zu ſpielen, reformiſtiſche Bewegungen zu machen, ohne die Umgegend, die Einzelnheiten, die Sitten der Bewohner von Corbeil und Pontoiſe oder ſelbſt der Straßen zu kennen, welche dem Pantheon und dem Baſtilleplatz zunächſt liegen. Deshalb treiben die Franzoſen ſtets abſtrakte, nie praktiſche Politik. Die Beamten-Welt hat keine Kenntniß von der kommuniſtiſchen Welt. Der Bär Atta-Troll hat gut ausrufen: „Unter Euch, in den tiefſten und dunkelſten Schichten iſt das Elend, der Neid und der Haß verborgen, welche Eure glänzende Civiliſation zu verſchlingen drohen." Die Beamten-Welt iſt taub geblieben, und kennt ſie auch heutzutage wohl die geheimnißvolle Bevölkerung, welche ſie bedroht? Iſt ſie in deren Geheimniſſe eingedrungen und hat ſie deren ganze Stärke geprüft?

Zwiſchen der Beamten-Welt und dieſer anderen unterirdiſchen Schicht ſchweben die Mittelklaſſen, ohne Richtung, ohne Disziplin, ohne Organiſation umhergetrieben. Sie folgen blindlings den Ereigniſſen, heute über die wilden Lehren der Sozialiſten die Achſeln zuckend, morgen ihnen zuhörend, übermorgen ſie verwerfend, um eine Woche ſpäter ſie zu billigen und am Ende des Monats zu bekämpfen. Sie befinden ſich zwiſchen zwei anderen Geſellſchaften; häufig der einen mißtrauend, faſt ſtets die andere fürchtend, kennen ſie weder die eine, noch die andere.

Kann man darüber erſtaunen, daß in einem Lande, wo trotz der Geſetze, trotz der Ideen, trotz der Syſteme ein ſo vollſtändiger Mangel gegenſeitiger Verbindungen herrſcht, die Revolution, ſo zu ſagen, an der Tagesordnung iſt? Ohne ſich zu kennen, ſelbſt ohne den Wunſch, ſich zu kennen, rufen ſich die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft auf die Straßen und machen dort Bekanntſchaft, indem ſie ſich erwürgen. Nur inmitten der Bürgerkriege verſchwindet der Unterſchied bei den Franzoſen. In der ſozialen Rangordnung herrſcht, wie überall in Frankreich und beſonders in Paris, jener Haß gegen die Wirklichkeit, der den Grund des franzöſiſchen Geiſtes ausmacht. Alle Gedanken Frankreichs ſind ſogar in dieſer Zeit ſeltſamerweiſe darauf gerichtet, nach einem Heilmittel gegen die Wirklichkeit zu forſchen. Iſt der Sozialismus etwas Anderes, als die Sucht nach einem Arkanum, durch das die Menſchen ſich ſelbſt über die Wirklichkeit erheben? Sie begreifen nicht, daß der einzige Endzweck des Lebens darin beſteht, die Lücken, welche die Zeit, die Leidenſchaften oder der Zufall in die ſie umgebende ſittliche Ordnung hineingebracht haben, durch individuelle Anſtrengungen auszufüllen; daß es hienieden keine andere Arbeit giebt, als perſönliche, harte, mühſame, in deren Ausübung der Menſch auf keine andere Hülfe, auf keine gemeinſchaftliche Unterſtützung rechnen ſoll. Aber wie angenehm wäre es, wenn irgend eine Formel die Nothwendigkeit dieſes Kampfes erſetzte, wie ſüß wäre es, wenn ein allgemeines Geſetz die individuellen Anſtrengungen unnütz machte. Nach den Ideen der modernen Franzoſen ſoll die Geſellſchaft vermöge eines beſtimmten Geſetzes, wie die Sterne, die Planeten und deren Satelliten, ihre Bahn verfolgen. Iſt dem nicht ſo, ſo iſt die Geſellſchaft ſchlecht, folglich muß ſie umgearbeitet werden. Sie vergeſſen aber, daß die Sonnen und die Sterne ihre Geſetze ſich nicht geſchaffen haben, und daß die Menſchen es eben ſo wenig im Stande ſind.

Mit dem praktiſchen Sozialismus im Gegenſatz zu dem theoretiſchen iſt es eben ſo; auch in ihm herrſcht daſſelbe Streben vor, ſich von der Wirklichkeit loszumachen. Darum ſprechen die Franzoſen ſo viel von Menſchenrechten, um der Nächſtenliebe überhoben zu ſeyn, ſie ſprechen darum ſo viel von den Arbeitern und ihren Leiden, ihrem Elend, den ſozialen Ungerechtigkeiten, um ſich von der Verpflichtung zu entbinden, ihnen abzuhelfen. Sie bezahlen ihre Schulden mit Worten. Bei ihnen giebt es keinen Lord Aſhley, keine Eliſabeth Fry, keinen John Howard, welche den Kampf für ſoziale Reformen aufnehmen, ihn mit aller Kraft durchführen und das Schlechte und Ungerechte derſelben durch ihre eigenen Anſtrengungen verbeſſern. Nein, nein, rufen ſie aus, befreiet mich von der Wirklichkeit; ſtöret nicht meine ſüßen Träume, fordert keine Handlungen, laſſet mich die Entwickelung meines kleinen Syſtemes fortſetzen! Es giebt keinen, ſelbſt noch ſo unbedeutenden ſozialen Theoretiker, der, wenn man ihn auffordert, zu handeln, nicht die einfältige Antwort hätte: wozu würde das mir dienen? ich würde meine Zeit damit verlieren, laſſet mich die Frage klar machen. Dieſer Haß gegen die Wirklichkeit iſt, ſo paradox es auch ſcheinen mag, die Haupturſache des geringen Einfluſſes, den das Chriſtenthum im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich ausübt. Der chriſtliche Geiſt iſt in der That der erbittertſte Feind von allen Syſtemen und Formeln. Er verabſcheut jede Diskuſſion,*) die Polemik iſt ihm ein Gräuel. Seine Feinde haben ihn aus dieſem Grunde als Gegner der Aufklärung angeklagt, dennoch iſt es gerade dieſer Haß der metaphyſiſchen Diskuſſion, worin ſeine Kraft beſteht. Indem er die Kunſtgriffe der Logik gänzlich vermeidet, indem er ſeine Dogmen über die menſchliche Erörterung ſetzt, ruht er auf der abſoluten Wahrheit und lebt in Thatſachen. So iſt er auf einer Seite, nach dem Gipfel zu verſchleiert wie ein

*) In ſeiner Deduktion des chriſtlichen Geiſtes ſcheint der angebliche Engländer das Chriſtenthum etwas zu ſehr mit der katholiſchen Kirche zu verwechſeln. D. R.

Geheimniß, und unten, auf der Erde, real wie eine Thatsache; aber die Franzosen hassen das Geheimnißvolle nicht weniger, als die Wirklichkeit, sie haben die Manie, Alles zu erläutern, Alles zu zergliedern. Das Christenthum dagegen bewegt sich nur in Thaten, in Glaubenswerken, in Werken der Nächstenliebe; während es an seinen Dogmen nicht zu ändern hat, während es durchaus sich nur damit beschäftigt, die Erde mehr und mehr seiner Glaubenslehre würdiger zu machen, bekümmert es sich nur um die wirkliche Sachlage und richtet seine Aufmerksamkeit auf das Elend und die Leiden dieser Welt.

Ein französischer Sozialist weiß nicht und wird niemals wissen, was es heißt, christliche Tugenden oder selbst die Tugenden der Menschlichkeit ausüben. Die Sozialisten sprechen von Christenthum, von der Erlösung und von Glaubenssätzen als Spötter oder als Philosophen; sie preisen oder verleumden sie, aber sie dispensiren sich vollständig von der Ausübung der Tugenden und von der Ausführung der Werke, welche das Christenthum verlangt. Sie rufen aus: Wir alle sind Brüder! und sie wissen nicht, daß es unnütz ist, so viel Worte zu machen, gleichsam so allgemeine Sympathieen kundzugeben, sondern daß es genügt, um seinen Glauben an diesen Grundsatz zu offenbaren, zu helfen und die Hand seinen Brüdern zu reichen, die man auf seinem Wege antrifft. Sie wissen nicht, daß es unnütz ist, von den Tugenden der Menschlichkeit laut zu sprechen, sondern daß es genügt, solche um sich zu verbreiten und ihren Einfluß in seinem Hause, an seinem Heerde fühlen zu lassen. Nicht das Wort fehlt den Franzosen, sondern die That. Sie besitzen die gefährliche Gabe des Predigens, der Propaganda, aber ihnen fehlt das Zeugniß, das dem Christenthum als erste Tugend der Apostel gilt. Eben so stirbt der Franzose in allen seinen Kämpfen niemals als Märtyrer, sondern, ganz nach heidnischer Weise, wie ein Athlet, wie ein Soldat. Die Besseren fallen nach Art Cäsar's, indem sie sich in ihren Mantel hüllen, um mit Anstand zu sterben.

Dieses erkünstelte Leben, diese Unkenntniß der Wirklichkeit trifft man besonders unter der Pariser Bevölkerung an. Die Bewohner der Provinzen leben mehr im Angesicht der Wirklichkeit, der Feierlichkeit des Lebens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Ich habe z. B. bemerkt, daß sie weit mehr an den Tod denken, als die Pariser. Man hört häufig die Tapferkeit der Pariser rühmen, ihre Kühnheit in Bürgerkriegen, sey es hinter den Barrikaden oder einer Insurrection gegenüber: mißtraue man diesem Muthe, er weiß nicht, was der Tod ist; daher bebt er nicht zurück, daher geht er vorwärts, mag er Alles umstürzen, mag er Throne und Constitutionen zerstören. Niemals hat der Pariser das Mitleiden kennen gelernt. Der Arme stirbt in seiner Dachkammer, Niemand kömmt ihm zu Hülfe, wenn es nicht einige gute, fromme und gottesfürchtige Seelen mit dem Glauben der früheren Tage sind; steigt aber der Unglückliche in solchem Augenblick auf die Straße hinab, fällt vor Ermattung auf das Trottoir, alsdann versammelt sich Alles und leistet ihm Hülfe, die er vielleicht nicht mehr nöthig hat. Wenn der Franzose im Augenblick glücklich ist und man spricht ihm von Schmerz, so vergißt er die Wirklichkeit und schaudert, wie beim Anblick eines Dramas, wie beim Lesen einer schrecklichen Legende. Eben so ist es mit dem Tode, der Pariser weiß wohl, daß alle Menschen sterblich sind, er weiß dies als einen dunkeln, philosophischen Grundsatz und kann im Nothfall, wie ein Schüler, der seine Lection gelernt hat, daraus den Schluß ziehen: da auch ich ein Mensch bin, so bin ich sterblich: — aber dies ist Alles. Seine Ideen vom Tode sind antichristlich, er weicht ihm aus, er glaubt sich gern eine Art Mittelrace zwischen Götter und Menschen, einem Geschlecht unsterblicher Genien entsprossen. Er thut alles Mögliche, um sich dem Anblick jener schmerzhaften Trennung vom Leben zu entziehen. Er verbirgt dieses schreckliche Schauspiel, er fürchtet sich davor, und die Polizeigesetze unterstützen feigherzig jenen eines Menschen unwürdigen Abscheu.

Wir übertreiben nichts. Es scheint in der That, als ob Alles so eingerichtet wäre, um das französische Volk atheistisch und antichristlich zu machen. Die Polizei duldet allabendlich die unzüchtige Freude vor der Thür des Pariſers; aber die glänzenden Prozessionen des Christenthums, die Rogationen, das Fête-Dieu sind untersagt. Warum? Weil die Pariser ihre Geschäfte haben, die Prozessionen aber die Circulation hindern würden, die Omnibus nicht fahren könnten, und darum ist es verboten, daß die göttlichen, stets verehrungswürdigen Symbole mitten auf den Straßen erscheinen, um durch ihren Anblick die täglich in so reichem Maße vorkommenden Unfläthereien, Schandthaten und Gottlosigkeit zu verscheuchen. Auch der Tod gehört zu dem Geschäft der Straßenpolizei, damit nicht die Augen und das Herz der Bewohner von Paris betrübt werden, damit Alles geheim und nach den Verordnungen der Administration geschehe. Man setzt hier nicht, wie in den Provinzen, den einfachen Sarg, mit einem weißen Leichentuch bedeckt, vor die Hausthür des Gestorbenen; man stellt nicht zu seinen Füßen das Weihwasser, in welches der trauernde Buchsbaum, das Holz der Todten, getaucht ist; die Priester holen ihn nicht von seiner Schwelle, um ihn selbst in die Kirche zu geleiten; sie stimmen nicht bei der Begleitung die schrecklichen Todtengesänge an. So ist selbst die Ehrfurcht der Kirche vor dem Tode verschwunden. Man trägt ihr den Todten zu, und bei der Uebergabe sagt die öffentliche Verwaltung gleichsam: Ich habe meinen Beruf erfüllt, vollende den deinigen. Ach! in dieser Zeit, wo man Alles berechnet, wer wird wohl berechnen, wie viele gesunde und edle Gedanken und religiöse Handlungen das harte und belehrende Schauspiel des Todes erzeugen könnte? Aber ich habe bei dem Bewohner von Paris vergeblich nach der geringsten Neigung zu Betrachtungen über den Tod gesucht: er macht sich durchaus keine Vorstellung davon. Er schlägt sich sehr gut, er entleibt sich vortrefflich, er hängt sich mit Koketterie auf, er erstickt sich mit Grazie und stürzt sich zierlich in die Seine; jedoch durch Emeute oder Selbstmord umkommen ist, genau gesagt, nicht sterben (!), sondern durch Zufall aufhören, zu existiren. Für einen Christen ist der Tod in Folge des Bürgerkrieges oder des Selbstmordes das, was man ein böses Ende nennt. Nun weiß das Pariser Volk nur schlecht zu enden, es beweist damit unfehlbar, daß es nicht gut zu leben versteht. Ja, es ist voller Muth, es stürzt sich gesenkten Hauptes in die Gefahr; dazu aber genügen gereizte Nerven, gesteigerte Leidenschaft, wie bei Fieberkranken, die sich in einem Anfalle ihrer Krankheit mit einer Unerschrockenheit aus dem Fenster stürzen, welcher die der muthigsten Menschen niemals gleichkommen wird.

Ja, diesem Volke fehlen nicht die Geistesgaben, sondern die Kenntniß der strengen Wirklichkeit. Es besitzt kostbare und liebenswürdige Eigenschaften, Geselligkeitsgeist, Gerechtigkeitsliebe; — sie sind aber selbst ein Auflösungsmittel mehr, denn es setzt diese Eigenschaften niemals in Einklang mit der Wirklichkeit, welches allein sie ergiebig machen könnte. Wohl ist das französische Volk liebenswürdig, voller Bewegung und Grazie, aber ihm fehlt Ausdauer und Standhaftigkeit. Dieser Geselligkeitsgeist richtet es zu Grunde, — Unglück den Völkern, welche zu gesellig sind! In Frankreich lebt Jeder weit mehr durch das Leben seines Nachbars, als durch sein individuelles Leben. Im Allgemeinen wird die Demokratie aus einem Gefühl von Neid hergeleitet, — in Frankreich aber ist sie nur einem Uebermaß von Geselligkeitssinn zuzuschreiben. Nicht der gemeine Neid beseelt den Franzosen, sondern das Verlangen, dasselbe Leben wie diejenigen zu leben, die sich auf einer höheren Stufe der sozialen Leiter befinden. Daraus entsteht ein furchtbarer Wettstreit, eine Hetzjagd, ein unaufhörliches Verfolgen der gesellschaftlichen und Standesvorzüge. Dieser neue Geselligkeitsgeist, in die Politik hinübergezogen, ist eine unglückselige Erscheinung, deren Folgen Frankreich heute empfindet. Mögen die Franzosen zu der alten Geselligkeit zurückkehren, welche die Beziehungen der Menschen zu einander erleichtert und die Sitten in Grazie und Sanftmuth hüllt, während jener Wettstreit in der Verfolgung des Reichthums und des Glückes ihre Seelen mit Haß erfüllt und ihren Charakter verschlimmert hat. Wir Engländer sind durch das Verfolgen des Comforts und des Reichthums ein mächtiges Volk geworden, die französischen Sitten aber hat es zu ihrem Nachtheil geändert und aus unseren Nachbarn ein durch innere Kriege getheiltes und zerrissenes Volk gemacht. „Der Engländer", wie Swift sagt, „ist ein politisches Thier"; er lebt von dem, was die anderen Völker unfehlbar tödten würde!

China.

Die Sprache und Literatur der Mantschuren.

Unter dem am Fuße bemerkten Titel*) hat der Dolmetscher des britischen Konsulats in Kanton, Herr Meadows, interessante Beiträge zur Kenntniß einer Sprache herausgegeben, die, trotz ihrer philologischen Wichtigkeit, als ein Glied der großen tatarischen Sprachenkette, und ihrer historischen Bedeutung, als Nationaldialekt der herrschenden Dynastie von China, bisher eine auffallende Vernachlässigung von Seiten der europäischen Linguisten erfahren hat. Die mantschurische oder Mantschu-Sprache wird von jenem kriegerischen Tatarenstamm geredet, der sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in China festsetzte und seit dem Tode des letzten Kaisers der eingebornen Dynastie Ming dem Lande seine Beherrscher gegeben hat, indem der kürzlich verstorbene Tao-Kwang der sechste Regent von der Ta-Tsing oder Mantschu-Linie war. Die Kaiser haben von je her das Studium ihrer Muttersprache begünstigt, für welche durch eine unter der Regierung Tin-Tsing's niedergesetzte Kommission die noch jetzt gebräuchlichen Schriftzeichen erfunden wurden und deren Erlernung in verschiedenen Edikten für einen wesentlichen Theil der offiziellen Berufspflichten erklärt ward. Mehrere literarische Werke sind aus dem Chinesischen, so wie die heiligen Bücher aus dem Mongolischen und dem Tibetanischen, in diese Mundart übersetzt worden, wobei man sehr häufig neue Wörter bilden mußte, um die einem Nomadenvolke fremden Begriffe und Bedürfnisse auszudrücken.**)

In Europa wurde die Mantschu-Sprache zuerst durch die französischen Missionäre bekannt, die sich im siebzehnten Jahrhundert am Hofe zu Peking aufhielten. Der Pater Gerbillon gab im Jahr 1696 eine kleine grammatikalische Abhandlung darüber heraus, und zwischen den Jahren 1787 und 1789 erschien eine Grammatik nebst Wörterbuch von dem Pater Ampot. Die „Eléments de la Grammaire Mandchoue", von Gabelenz (1814) zeichnen sich, trotz einiger Mängel, durch ihre gute Anordnung aus und können dem europäischen Studirenden als ein höchst brauchbares Handbuch bezeichnet werden. Von den chinesischen Werken über diesen Gegenstand nennen wir den Tsing Wan Tin Jao, ein phraseologisches Wörterbuch des Mantschu mit chinesischer Uebersetzung, welches im Jahr 1739 gedruckt wurde.

Das Mantschu ist eine syllabische Sprache und hat also einen von dem Chinesischen wesentlich verschiedenen Charakter. Es besitzt keinen bestimmten Artikel; die Hauptwörter bilden ihre Kasus durch Inflection; die Beiwörter sind indeklinabel, da die Nomina kein Genus haben. Die persönlichen Fürwörter werden regelmäßig gebildet, und auch die Grund- und Ordnungszahlen folgen demselben Prinzip, wie in anderen Sprachen. Die Zeitwörter bieten dagegen eine große Mannigfaltigkeit dar, indem sie, wie im Türkischen, ihre Bedeutung durch Suffixa verändern und in der durch die Konjugirung ausgedrückten Zeitbestimmung von der unsrigen abweichen. Diese Anomalie in

*) Translations from the Manchu, with the Original Texts, prefaced by an Essay on the Language. By Thomas Taylor Meadows. Canton, 1849.

**) Ein merkwürdiges Beispiel hiervon wird aus dem Berichte des Artillerie-Departements in Peking vom Jahr 1848 zitirt, wo der Kaiser gebeten wird, ein mantschurisches Wort für Perkussionsgewehre anzugeben, die man eben erst in China eingeführt hatte.

den Formen, so wie die eigenthümliche Satzbildung, ist es, was die Hauptschwierigkeit bei Erlernung des Mantschu ausmacht.

Bücher in dieser Sprache werden in Europa äußerst selten angetroffen, und auch in China ist ihre Anschaffung mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden. Die Hülfsmittel zum Studium des Mantschu beschränkten sich bisher meist auf Klaproth's „Chrestomathie" und die von Rémusat herausgegebene Version des „Chung Yung", an welche sich jetzt das von Herrn Meadows kompilirte Werkchen reiht, das, außer der grammatikalischen Einleitung, eine Sammlung von Schriftstücken in Mantschu-Sprache mit englischer Uebersetzung enthält. Sie bestehen hauptsächlich aus Staatsdokumenten, welche sich auf die innere Verwaltung des Reiches beziehen. Nr. 3: „Eine Verordnung über das Studium des Mantschu" dient als Beleg zu unserer obigen Bemerkung über die Aufmunterung, welche dieser Sprache von Seiten der Regierung zu Theil wird. „Vier von den Beamten des auswärtigen Amtes (Le Fan Yuen)", heißt es darin, „welche die Personen einführten, die bei der heutigen Audienz erschienen, waren nicht allein wenig bewandert in der Mantschu-Sprache, sondern einige von ihnen waren sogar ganz außer Stande, sie zu sprechen. Diese alle sind Mantschu-Beamte, und die Geschäfte, die ihnen obliegen, müssen fast alle in der Mantschu-Sprache verhandelt werden. Was wird also daraus entstehen, wenn sie derselben unkundig sind? Wird es ihnen in einem solchen Falle möglich seyn, ihre Geschäfte zu besorgen?

„Die Mantschu-Sprache zu reden, ist eine alte Regel der Kriegsleute. Daher müßten sie dieses Studium als höchst wichtig betrachten, ihm die erste Stelle anweisen und sich aus allen Kräften bestreben, es darin weiter zu bringen. Künftiges Jahr also müssen beim Examen der Beamten in der Hauptstadt diejenigen, die zur ersten Klasse empfohlen werden, der Mantschu-Sprache vollkommen mächtig, so wie in den Geschäften erfahren seyn. Wenn es darunter welche giebt, die nicht Mantschu sprechen können, so dürfen sie, ob sie auch zu allen anderen Geschäften tauglich sind, nicht zur ersten Klasse gezählt werden."

Folgende „Eingabe" ist ein seltsames Beispiel der Bescheidenheit und Demuth von Seiten eines hohen chinesischen Offiziers, wie man es bei anderen Nationen wohl vergeblich suchen würde.

„Der Sklave Tontungka kniet und fällt ehrfurchtsvoll nieder mit der Bitte um die göttliche (d. h. die kaiserliche) Gnade.

„Am 21sten Tage des dritten Monats des laufenden Jahres erhielt ich von dem Kabinetsrath eine Depesche nachstehenden Inhalts:

„„Wir haben ehrfurchtsvoll ein kaiserliches, vom 10ten dieses Monats datirtes Edikt empfangen, in welchem es heißt: Ernennet Tontungka zu der erledigten Stelle eines General-Lieutenants der Kriegsleute von Kwangtschu."

„Ich, Ew. Majestät demuthsvoller Sklave, erkenne, daß ich, einer der mantschurischen erblichen Sklaven, der mir verliehenen Natur zufolge, stumpf von Geist bin. Nun ist aber Kwangtschu eine wichtige, an der See liegende Provinz, der Posten, zu dem ich befördert worden, ist schwierig, und die damit verknüpften Geschäfte sind umfangreich; daher kann ich nur meine dumme Ehrlichkeit erschöpfen und großen Fleiß darauf verwenden, die Truppen zu üben und das Land vor Gefahren zu behüten, um so die hohe und freigebige Gnade Ew. Majestät, wenn gleich nur in geringem Maße, zu erwiedern.

„Es geziemt sich, daß ich eine Eingabe mache, in der ich meine dürftigen, aber aufrichtigen Gefühle der Dankbarkeit ausdrücke, welche Eingabe ich Ew. Heiligkeit anflehe, mit Eurem Blicke zu erleuchten. In dieser Absicht habe ich ehrfurchtsvoll petitionirt.

„Tauwang, 27stes Jahr, 3ter Monat (Mai 1847)."

Die Auszüge schließen mit einer moralischen Abhandlung, als Kommentar eines Spruches im Lun-Yu, der die Eigenschaften eines „vollkommenen Menschen" darstellt.

Das alphabetische System der Mantschu und die allgemeine Einrichtung ihrer gedruckten Bücher werden durch die von Herrn Meadows mitgetheilten Lesestücke erläutert. Die Schrift ist kursiv und unterscheidet sich im Druck nur wenig von der gewöhnlichen Schreibform. Zu den Manuskripten werden kameelhaarene Pinsel gebraucht, welche die früher angewandten Bambusfedern ersetzt haben, und die Zeilen gehen in perpendikulären Kolumnen von der Rechten zur Linken. Das Drucken wird durch hölzerne Blöcke, wie bei den Chinesen, bewerkstelligt, und da die Blätter nur auf einer Seite bedruckt werden, so bleiben sie an den Rändern unbeschnitten. Jedes Blatt ist numerirt und mit dem Titel des Buches versehen. (C. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Zukunft des Unterrichtswesens in Frankreich. Zwei bekannte Professoren der Pariser Universität, die Herren Barthélemy St. Hilaire und Jules Simon, haben Jeder eine kleine Schrift über das französische Universitätswesen und über das neue Unterrichtsgesetz, dessen allgemeine Einführung auf den Schulen Frankreichs nahe bevorsteht, kürzlich herausgegeben.*) Herr Simon, dessen Broschüre bereits während der legislativen Erörterung des neuen Gesetzes geschrieben wurde, beschränkt sich hauptsächlich darauf, die bisherigen Einrichtungen der Universität gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche sie in und außer der gesetzgebenden Versammlung erfuhren. Herr St. Hilaire dagegen geht spezieller auf das neue Gesetz ein, dessen Bestimmungen er erläutert, während er zugleich Rathschläge ertheilt, um die Mißstände, die mit der Ausführung dieses Gesetzes verbunden seyn möchten, wenn auch nicht zu beseitigen, was ihm unmöglich scheint, doch wenigstens zu vermindern. Beide Professoren kommen im Wesentlichen darin überein, daß der Unterricht der französischen Jugend in Folge jenes Gesetzes fortan der Beaufsichtigung des Staates durch die Männer der Wissenschaft entzogen seyn und in die Hand der Geistlichkeit übergehen werde. Sie erblicken darin eine Beeinträchtigung der Einheit des Unterrichts und in Folge dessen auch der Einheit der nationalen Sitten — wie z. B. in Deutschland durch diesen Mangel an Einheit des Unterrichts in Preußen und Nord-Deutschland einerseits und in Oesterreich, so wie in dem ihm verwandten Alt-Bayern, andererseits, auch ein Mangel an Einheit der Nationalsitten nothwendig hat herbeigeführt werden müssen. Sie sehen ferner in dem neuen Unterrichtsgesetze eine Herabwürdigung der hohen Beamten der Universität, welche dadurch zu gelehrigen Werkzeugen der Bischöfe und der Präfekten gemacht werden. Die bisherigen Garantieen für die Befähigung der Lehrer, wie der Studirenden, würden dadurch geschwächt, und eine sehr mangelhafte Ergänzung des Unterrichtspersonales stehe zu befürchten. Der Primär-Unterricht würde den geistlichen Brüderschaften und der Sekundär-Unterricht den Jesuiten überlassen, und die strengen Forderungen, welche man bisher an die Wissenschaft und deren Jünger in Frankreich zu stellen gewöhnt war, würden bedeutend herabgestimmt werden. So lautet das Urtheil zweier sehr geachteten und vielbeschäftigten Universitätslehrer, von denen man allerdings zugeben muß, daß sie in der von ihnen verurtheilten Sache Partei bilden, aber wenn in Angelegenheiten der Wissenschaft und ihrer Lehrer Männer, wie Jules Simon und Barthélemy St. Hilaire, nicht kompetent wären, wer könnte es dann sonst wohl seyn?

Lamartine's Auswanderung nach dem Orient. Lamartine hat vor kurzem mit seiner Familie die Reise nach der Levante angetreten, wo ihm bekanntlich der Sultan eine Schenkung von Ländereien in der Nähe von Smyrna gemacht. Der berühmte Poet geht wahrscheinlich im Orient eben so großen Enttäuschungen entgegen, als er, der unpraktische ideologische Mann, in seinem eigenen Vaterlande erfahren, dessen Geschicke er mit ungeschickter Hand zu leiten unternahm. Die letzten Hoffnungen auf Wiedergewinnung seiner Popularität hatte er auf sein in diesen Blättern bereits erwähntes Trauerspiel „Touffaint Louverture" gesetzt, allein mit jeder Vorstellung desselben wuchs die Theilnahmlosigkeit des Pariser Publikums. Er soll seinen persönlichen Freunden erklärt haben, daß er nur dann wieder nach Frankreich zurückkehren werde, wenn ihn das französische Volk dazu auffordern würde. Er scheint also immer noch an die Möglichkeit eines Umschwunges zu seinen Gunsten zu glauben. In französischen Blättern wird behauptet, daß die kürzlich erfolgte Publication einer neuen Ausgabe des „Annuaire de la Noblesse", worin nicht blos der angebliche Grafentitel, sondern überhaupt die adelige Abstammung des Dichters bestritten und er zum bloßen Alphonse Lamartine degradirt wird, ihn fast eben so und vielleicht noch mehr verstimmt habe, als was er sonst seit zwei Jahren erlebte und erfuhr. Es ist übrigens ein sehr bemerkenswerther und die Richtungen des französischen Geistes charakterisirender Umstand, daß selbst in den blühendsten Zeiten der Monarchie niemals in Frankreich so viele Exemplare des „Annuaire de la Noblesse" verkauft worden sind, als eben jetzt.

— Ein kalifornischer Goldklumpen. In Kalifornien ist neulich eine gediegene Goldmasse aufgefunden worden, die nicht weniger als dreiundneunzig Pfund wiegt und also die in den Mjaskischen Bergwerken in Sibirien zu Tage geförderte, jetzt im Museum des Berg-Instituts in St. Petersburg befindliche Goldstufe, die bisher für das größte Exemplar in dieser Art galt, noch um fünf Pfund übertrifft. „Die Einwohner von Stockton", schreibt die Pacific News, „wurden vor einigen Wochen durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß ein Goldklumpen von dreiundneunzig Pfund Gewicht in Carson's Creek aufgegraben worden. Erst gestern haben wir jedoch etwas Näheres darüber gehört, indem ein Freund uns ein von der Masse abgebrochenes Stück zeigte. Wie man vernimmt, waren drei Mexikaner, welche in den Goldwäschen von Sonora arbeiteten, die glücklichen Entdecker dieses Schatzes; da sie aber von etwas sanguinischem Temperament waren und dem Gott Bacchus reichliche Libationen darbrachten, so vergeudeten sie in wenigen Tagen ihren ganzen Erwerb. Von ihnen ging die Goldstufe in die Hände der Kaufleute Lindberg u. Co. in Sonora über, welche sie mit einem ansehnlichen Avance an die Herren Alonzo Green und Joshua Holding verkauften, denen man bereits zweitausend Dollars über ihren inneren Werth dafür geboten hat. Man glaubt, daß sie etwa vier Pfund Quarz, mit dem kostbaren Metall vermischt, enthält, wie es bei größeren Goldklumpen gewöhnlich der Fall ist."

*) L'Université, par M. Jules Simon. Paris, Joubert, 1850.
Loi sur l'instruction publique, avec un commentaire etc, précédée d'une introduction historique, par J. Barthélemy St. Hilaire. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Dett u. Comp., Jägerstraße Nr. 29, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 9. Juli 1850.

England.

Die englische Expedition auf dem Euphrat und Tigris. 1835—37.

Im Jahre 1834 wurde vom Unterhause ein Comité niedergesetzt, um zu erwägen, welcher Weg nach Indien vortheilhafter sey, der durch das Rothe Meer oder der auf dem Euphrat, und das Parlament beschloß, den letzteren durch eine Expedition auf zwei eisernen Dampfschiffen prüfen zu lassen. Die Schiffe waren so gebaut, daß sie sich aus einander nehmen ließen. Man transportirte sie in Stücken zur See an die Mündung des Flusses Orontes in Syrien und von da, theils auf Flößen, theils auf Wagen, nach Port-William oder Bir, einer Stadt am Euphrat, die hunderddreiunddreißig englische Meilen vom Mittelländischen Meere und hundertsiebzehn vom persischen Meerbusen entfernt liegt. In Bir wurden die Dampfschiffe zusammengesetzt und die Probefahrt am 16. März 1836 unter der Aufsicht des Obersten Chesney begonnen. Die Details dieser Expedition sind in dem in der Anmerkung genannten Werke niedergelegt*), das indessen erst zur Hälfte erschienen ist. Einen kurzen Bericht über seine damalige Thätigkeit hat Oberst Chesney bereits in dem Journal der Londoner geographischen Gesellschaft veröffentlicht, und es erhellt daraus, daß er Materialien für eine korrekte Karte des nördlichen Syriens sammelte, eine Flächenmessung vornahm von Islenderun am Mittelländischen Meer quer durch das Land bis nach Birehjik am Euphrat und von da nach dem persischen Meerbusen hin. Das nördliche Mesopotamien ward ebenfalls untersucht, und obgleich eines von den Dampfschiffen in einem Sturme bei Awah verloren ging, so wurde doch mit dem anderen der Euphrat bis zu seiner Mündung genau sondirt. Desgleichen befuhr man zwei Nebenflüsse desselben, untersuchte das Land zwischen ihm und dem Jerahi (das große Susianische Delta). Den Tigris fuhr man zweimal hinauf, und zwar bis vierhundert englische Meilen jenseits seines Zusammenflusses mit dem Euphrat. Endlich machte der fleißige Reisende noch einen geologischen Abstecher nach dem Taurus.

Die Möglichkeit der Schifffahrt auf dem Euphrat zu politischen und Handelszwecken war erwiesen, und es blieb nur noch übrig, die große Masse werthvollen wissenschaftlichen Materials, das während der Expedition gewonnen worden war, zu ordnen und dem Publikum zugänglich zu machen. In den beiden Bänden des genannten Werkes ist die Geographie der Länder enthalten, die zwischen Indus und Nil liegen, desgleichen die Geschichte der verschiedenen Völker, von denen dieselben seit den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage bewohnt gewesen sind. Das Werk beginnt mit einer detaillirten, meisterhaft geschriebenen geographischen Skizze der vier Hauptströme des westlichen Asiens und einem Ueberblick über das Ländergebiet zwischen Nil und Indus. Jene vier Flüsse sind: der Kisil-Irmak oder Halys, der Aras oder Araxes, der Tigris und der Euphrat. Sie entspringen sämmtlich auf einer Hochebene, die sich vom Fuße des Ararat nach dem nördlichen Armenien, Kurdistan und Kleinasien erstreckt, und fließen dem Schwarzen, Kaspischen und Arabischen Meere zu. Ihre Quellen, ihr Lauf, ihre Nebenflüsse sind mit der größten Genauigkeit beschrieben, aber trotz der wissenschaftlichen Ausführlichkeit in einer höchst anziehenden Form, denn neben dem Geographischen sind nicht minder auch die historischen und naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten verzeichnet.

Das Ländergebiet, das von den großen Flüssen West-Asiens bewässert wird, ist zu verschiedenen Zeiten entweder ganz oder theilweise der Sitz großer Reiche gewesen. Den blühendsten Theil dieser Reiche bildete ein Parallelogramm, das im Norden vom Kaukasus, dem Schwarzen und Kaspischen Meere, im Süden vom Indischen Ocean, im Osten vom Indus, im Westen vom Nil begränzt wird. Es herrscht eine merkwürdige Aehnlichkeit in der geographischen Formation der Länder, die innerhalb dieser Linien liegen.

„Wenn man" — sagt der Verfasser — „einen Blick wirft auf die hervortretendsten Gegenstände, die Gebirge, so wird man finden, daß von dem hohen Plateau um die Quellen des Euphrat, Tigris u. s. w. mehrere große Ketten auslaufen und verschiedene Richtungen verfolgen; hauptsächlich aber nach Ost, Süd und West vom Ararat. Zwei von ihnen, das Zagros- und Elburz-Gebirge, gehen allmälig in getrennte Linien aus einander bis zu den Ostgränzen des alten Persiens, während sich die nicht minder ausgeprägten Aeste des Taurus nach dem entgegengesetzten Ende hin ziehen und über Kleinasien, Syrien, das nördliche Mesopotamien und Arabien verzweigen. In Folge des Mangels an breiten Strömen und der relativen Seltenheit fließenden Wassers sind die angebauten Strecken wenig zahlreich, während dürre, wüste Thäler, weite Steppen und gigantische Hochebenen, mit wilden Bergschluchten abwechselnd, die hervorstechenden Merkmale der genannten Länder bilden. Hier zeigen sich auf einem weiten Gebiete, das sich an fünfundzwanzig Grad weit von Norden nach Süden erstreckt, jene großen Temperaturverschiedenheiten, die bereits in der Anabasis beschrieben sind. So ist in den nördlichen und mittleren arabischen und iranischen Hochebenen, so wie in einem großen Theile von Kleinasien, das Klima gemäßigt, während im Norden von Afghanistan, fast in ganz Kurdistan und in den gebirgigen Strecken zu beiden Seiten des Ararat, eine intensive Kälte herrscht. Aber trotz dieser klimatischen Verschiedenheit jener Gegenden, sind sie sich doch gleich in ihrer Pflanzen- und Thierwelt; in dieser Beziehung haben die Ebenen von Mesopotamien und die von Arabien südwärts Mekka zugleich mit dem mittleren und nördlichen Mesopotamien vieles Gemeinsame. Ausgeschlossen die zu Rußland gehörigen Provinzen, besteht der Raum zwischen dem Indus und dem Mittelmeer aus drei Reichen von fast gleicher Größe. Persien nimmt die Mitte ein, Afghanistan den Osten, die asiatische Türkei den Westen. Statt aber, daß wir dieser politischen Eintheilung folgen sollten, scheint es uns passender, das ganze Gebiet als aus zwei Theilen bestehend zu betrachten, die von einander durch das Bett des Euphrats und seine Fortsetzung, den persischen Meerbusen, getrennt werden. Kleinasien, Syrien, Arabien und Aegypten lägen dann auf der einen Seite dieser natürlichen Gränzscheide, auf der anderen Seite wäre ein gleich großes Gebiet, das unter dem Namen Iran den östlichen oder hauptsächlichsten Theil des alten persischen Reiches bildete."

Hierauf folgt eine detaillirte Schilderung der unter der Bezeichnung Iran begriffenen Provinzen. Es wird die geologische Formation eines jeden Landes, das Klima, die Pflanzen und Thiere, Charakter, Sitten, Sprache und Beschäftigung erschöpfend und unterhaltend besprochen. Folgende Skizze ist diesem Abschnitt entnommen:

„Es sind den Persern manche von den schlechtesten Eigenschaften der menschlichen Natur zugeschrieben worden, und schon ihr unbegränzter Leichtsinn ist ein ergiebiger Boden für Fehler aller Art. Sie sind bekannt wegen ihrer Lügenhaftigkeit und ihrer betrügerischen Hinterlist im täglichen Verkehr. Sie kennen weder Scham im Privatleben, noch rührt sie öffentliche Schande, und wenn sie nur vor Strafe sicher sind, so gelten ihnen die niedrigsten Ränke als rechtmäßige Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Ihre Ausschweifungen sind schamlos, und in religiösen Dingen sind sie eben so abergläubisch, wie heuchlerisch. Desgleichen sind sie treulos in der Freundschaft, mißtrauisch und rachsüchtig. Ihre leichteren Fehler sind Schwatzhaftigkeit und Putz- und Prunksucht. Der letzteren zu Liebe geben sie nicht viel auf Bequemlichkeit und Sauberkeit. Gegen Untergebene haben sie ein hochfahrendes Wesen, gegen Höhergestellte sind sie, wie alle Tyrannen ihrer Klienten, kriechend. Dieses düstere Gemälde hat aber auch seine Lichtpunkte. Vermöge seiner Höflichkeit gegen Fremde und des Scheins von Gastfreundschaft, den er sich zu geben weiß, macht ein Perser bei der ersten Begegnung einen günstigen Eindruck, obgleich das Anerbieten seines Hauses so wenig besagen will, als eine spanische Einladung in gleichem Falle. Er ist ferner scharfsinnig, gesellig und witzig, wohlerfahren in den Formen der Höflichkeit, ein Freund der Wissenschaft und Kunst und, was nicht übergangen werden darf, leidlich tolerant in religiösen Dingen, wenn es sich nicht gerade um seine sunnitischen Glaubensgenossen handelt. Obwohl sich die Perser heutzutage gerade nicht mehr auf bloßes Wasser und die einfache Lebensweise aus der Zeit des Cyrus beschränken, so sind sie doch nicht allein fähig, sich aus der schlaffen Ueppigkeit des Harems herauszureißen, sondern verstehen es auch, Mühe und Entbehrungen lange Zeit zu ertragen. Der persische Muth ist nicht eben unübertroffen, aber er fehlt nicht, wo es seiner bedarf. Das Waffenhandwerk ist noch heute, wie in den alten Zeiten, in Persien am meisten geachtet. Ein Perser ist, wie ein Kurde oder Turkomane, fast immer zu Pferde und, da er von Kindesbeinen auf dazu erzogen wird, einer der besten Reiter von der Welt. Kaum daß ihm Jemand gleichkommen wird, wenn er steile Felsenwände zu Roß erklimmt, die in Europa als absolut unersteiglich für einen Reiter gelten würden. Besonders geschickt sind die Perser darin, auf ihrem Thiere beim schnellsten Galopp zu laden und hinterrücks zu feuern. Wie ihre parthischen Vorfahren, wenden sie, wann sie verfolgt werden, plötzlich um, drücken los und jagen davon vom Sattel herunterhängend, so daß der größte Theil ihres Körpers vom Pferde gedeckt ist." . .

*) The Expedition for the Survey of the Rivers Euphrates and Tigris, carried on by Order of the British Government in the years 1835, 1836, 1837. By Lieut.-Col. Chesney, Commander of the Expedition, 4 vols. Vols I. and II. London, 1850.

Der Beschreibung von Iran folgt eine Schilderung der Länder zwischen Mesopotamien und der Landenge Suez, aus welcher wir folgende Skizze wiedergeben:

„Der Hellespont beginnt bei Gallipoli, einer Stadt auf der europäischen Seite, die sowohl wegen ihrer 70,000 Einwohner, als weil sie der Anker- und Sammelplatz der türkischen Flotte ist, große Wichtigkeit hat. Etwas tiefer an der asiatischen Küste liegt eine andere türkische Stadt von derselben Größe, Lampsaki, vor welcher dicht vorbei die Strömung süd-westlich nach der Bai von Sestos führt. An dieser Bucht erscheinen die Endpunkte der beiden großen Kontinente im Schmucke einer reichen und mannigfaltigen Vegetation. Hohe, bewaldete Hügelreihen wechseln mit üppigen Weingärten, Kastanien- und Eichenhaine mit Myrthengrotten und vielgestaltigem Strauchwerk. Bei dem alten Sestos wird die Meerenge schmäler und nimmt ihre Richtung süd-süd-östlich vorbei an Abydos und der Stadt Scharnak Kalesi. Von hier läuft sie südwestlich zur Berberspitze und dann in derselben Richtung, aber weiter werdend nach dem Aegeischen Meere. Die Schlösser Seddu-'l-Bar und Eski Sarlik decken den Ausgang auf der europäischen und das Fort Kum Kalesi auf der asiatischen Seite der Dardanellen. Das Letztere ist besetzt mit 84 Geschützen, von denen zweiundfunfzig mit etwa sechzig des gegenüberliegenden Forts ein Kreuzfeuer unterhalten können. Die Forts sind zwei englische Meilen von einander entfernt. Die Schwierigkeit, in den Hellespont einzulaufen, wird noch vermehrt durch den Umstand, daß an jener Stelle die Strömung, die mit einer Geschwindigkeit von drei englischen Meilen in der Stunde herabkömmt, durch eine von da zum Kap Berber aufsteigende Fluth gestaut wird. An dieser Durchfahrt beginnt die furchtbare Vertheidigungslinie von zusammen sechshundert Geschützen, die mit großer Einsicht aufgestellt sind und die eindringenden Schiffe unfehlbar vernichten können, ohne sich unter einander irgend welchen Schaden zuzufügen. Das europäische Zört Kilidu-'l-Bahr (Schlüssel der See) ähnelt einem Rheinschlosse, nur daß es unter sich noch Batterien hat, die theils mit gewöhnlichem Festungsgeschütz, theils mit solchem für Steinschüsse besetzt sind. Diese Batterien ragen nur wenig über die Wasserhöhe hinaus, und die letzte von ihnen, nach oben zu, heißt Schamli-Burnu und liegt wahrscheinlich an der Stelle, wo Xerres seine berühmte Brücke schlagen ließ. Gegenüber von Kilidu-'l-Bar steht das asiatische Schloß Tschanmak-Kalesi; ebenfalls mit Batterien auf jeder Seite, die nach oben und unten gerichtet sind. Hierzu kommen noch eine halbkreisförmige, am Berberkap, und zwei andere, an den Hörnern der Bucht, östlich vom Schlosse, gelegen. Die entferntere derselben, Rakarah Burnu oder Kap Drum, ist ein Steinwerk mit vierundachtzig Geschützen und nimmt ungefähr die Stelle des alten Abydos ein. Etwa zwei Drittheile der Geschosse, welche die Straße der Dardanellen beherrschen, ruhen auf beweglichen Lafetten; die übrigen sind an ungeheuren Holzblöcken befestigt und stehen fast auf gleicher Linie mit dem Wasser. Ihre Läufe haben 18 Zoll bis 3 Fuß Durchmesser. Sie ragen aus dem Werk hervor, müssen deshalb außerhalb der Schießscharten geladen werden und treffen natürlich nur in gerader Linie. Kein Schiff darf, außer zwischen Sonnen-Auf- und Untergang, passiren, oder es muß mit einem Tezkerah (Paß) versehen seyn. Sämmtliche Vertheidigungswerke stehen unter dem Befehl eines Mir-Miran oder Oberpascha, der im asiatischen Schlosse residirt, um welches ringsum eine Stadt von 9000 Einwohnern liegt. Dieselbe ist wegen der nahen Sümpfe zu gewissen Zeiten des Jahres ein sehr ungesunder Aufenthalt."

Aus dem Kapitel über Syrien, sey es uns erlaubt, folgendes Citat auszuwählen:

„Kömmt man auf der gewöhnlichen Pilgerstraße nach Jerusalem, so zeigt die Stadt ein etwas wüstes Aussehen. In einem steinigen Thale erheben sich Mauern von Kalkstein, über welche nur wenig hochgelegene Gebäude und hier und da einige Kuppeln oder Minarets hervorragen, während das Innere, wie in den meisten Städten des Orients, nur eine Reihefolge von finsteren Straßen und nackten Mauern darstellt, hin und wieder freilich unterbrochen von freundlichen Kirchen und freigelegenen Klöstern. Kömmt man aber von den Höhen auf der Ostseite herab, so gewährt die Stadt einen höchst effektvollen Anblick. Man übersieht sie dann vollkommen mit allen Einzelnheiten. Der Oelberg, Dschebel-el-Tur, beherrscht nach Süden hin Bethlehem und einen Theil des Hügellandes von Judäa, nach Osten sieht man in das Thal von Saba und über das Todte Meer bis zu den Anfängen der Gebirge des steinigen Arabiens. Nach Westen zu ist die Aussicht noch interessanter. Hier senkt sich der Oelberg jählings nach der tiefen Schlucht von Kidron, und an seinem Abhang nach dem Grunde liegen der Garten von Gethsemane und ein wenig tiefer die Gräber der Jungfrau Maria, von Josaphat, Absalom und Zacharias. Auf der Anhöhe jenseits dieses tiefen, schmalen Thales steht die Stadt selbst, die, außer manchem öffentlichen Gebäude, über dreitausend gutgebaute Häuser hat, in vier abgesonderte hübsche Quartiere getheilt ist und von hohen Mauern mit viereckigen Thürmen eingeschlossen wird. Die Stadt hat die Form einer unregelmäßigen Raute, deren Westseite an das Thal Gihon, die Ostseite an das Thal Ben Hinnom stößt. Im Norden liegt der Hügel des Titus, im Süden das Thal Josaphat. Vor diesem Thale erhebt sich der Berg Moriah, dessen Gebäude den Vordergrund und den hauptsächlichsten Theil des Panoramas bilden. Die viereckige Terrasse, auf welcher dieselben stehen, nimmt beinahe den fünften Theil von dem Flächenraum der ganzen Stadt ein. In ihrem Mittelpunkt sieht man die zierlichen Minarets der Moschee des Omar, die mit ihren Arkaden und Höfen sich wohl mit dem Salomonischen Tempel messen kann, an dessen Stelle sie aufgerichtet wurde."

Bei der Beschreibung Arabiens macht der Verfasser folgende Schilderung von dem arabischen Pferde:

„Anderswo mag es stattlichere und selbst kräftigere Pferde geben, doch allein in Arabien kommen sie der wirklichen Vollkommenheit nahe. Hier zeichnet sich das Pferd aus durch einen zierlichen Kopf mit spitzen Ohren, muskulöse, aber feingeformte Glieder, eine schlanke, nicht große Gestalt und breite, lebhafte Augen, die, wie beim Hunde, jene Intelligenz verrathen, welche aus dem fortwährenden Zusammenleben mit seines Herrn Familie hervorgeht; in der That theilt es auch gewöhnlich die Mahlzeit mit ihr. Man gestattet ihm, wie einem Hunde, im Freien umherzuspringen, ein andermal stellt man es als Wache vor das Zelt. Es wird zu jeder Zeit dem Wetter ausgesetzt und, im Vergleich zu seinen europäischen Stammgenossen, spärlich gefüttert. Nach Sonnenuntergang erhält es in einigen Gegenden Gerste, in anderen Kamelmilch oder einen Brei von Datteln und Wasser, der in Nedschd mit trockenem Klee oder anderen Kräutern gemischt wird. Steht aber eine besondere Strapaze bevor, so giebt man ihm Fleisch, rohes oder gekochtes. Die Beduinen zählen fünf edle Racen, die aber alle ursprünglich aus Nedschd stammen, nämlich die Taneyse, Manekeye, Koheyl oder Kollani, Sallawye und Julfa, von denen die letzteren und die Kollani am meisten geschätzt werden. Das Julfa-Pferd, ein kleines, lebhaftes Thier, das große Anstrengungen ertragen kann, gehört der Provinz El Ahsa, das andere, ein wenig größer, der Provinz Yemen oder eigentlich Nedschd an. Nun giebt es mehrere Seitenäste dieser vornehmsten Racen und auch andere zweiten Ranges, ja, jede Stute von edlem Blut, wenn sie besonders schnell und schön ist, kann einen neuen Stamm begründen. Die Liste dieser verschiedenen Stämme ist wahrhaft endlos, denn die Abkunft jedes einzelnen Pferdes wird durch Certifikate bezeugt, die vom Vater auf den Sohn übergehen und sehr sorgfältig aufbewahrt werden. Nicht selten gehören sie mehr als einer Familie, denn die Partnerschaft im Besitz von Stuten ist häufig. Daher wird es so schwierig, dergleichen an sich zu bringen. Es steht indessen fest, daß die arabischen Pferde verlieren, sobald man sie in andere Länder bringt, selbst wenn Vater und Mutter zur vorzüglichsten Race gehören. Die Araber bestimmen die Race nach der Mutter. Die vorherrschenden Farben sind braun, weiß, grau und schwarz. Die Zahl der Pferde ist in Arabien verhältnißmäßig gering; für Reisezwecke vertritt überall das Kamel ihre Stelle."

Die Advokaten in England.

In allen Ländern, welche eine constitutionelle, repräsentative oder verantwortliche Regierung haben, bei allen gebildeten Völkern werden die Anwalte stets von großer Bedeutung seyn; denn ihnen vertrauen wir unsere Ehre, unser Glück, selbst unser Leben an. Aus ihrer Mitte werden in England und Frankreich alle obrigkeitlichen Stellen besetzt; sie beschützen die Freiheit, helfen der bedrängten Unschuld und enthüllen das Verbrechen: hier genießt dieser Stand eine solche Achtung, daß er nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft seines Landes einen mächtigen Einfluß übt. In ganz Großbritanien werden die Gerichtsverhandlungen öffentlich, unter der regsten Theilnahme des gesammten Volkes gehalten; die freie Presse sucht ihnen die größtmögliche Verbreitung zu geben. Ueberdies wird die den Anwalten zugewandte Aufmerksamkeit noch dadurch gesteigert, daß die Hervorragendsten unter ihnen zugleich Mitglieder des Parlaments sind.

Indessen besitzt England noch keine vollständige Geschichte des Advokatenstandes; das Material hierzu ist in einzelnen Geschichtswerken, Biographieen, Memoiren und Zeitschriften zerstreut. Die Franzosen dagegen haben, außer sehr interessanten und wissenschaftlichen Werken über diesen Stand und außer einer vollständigen Sammlung der berühmtesten Vertheidigungsreden, sehr lehrreiche einzelne Abhandlungen. Wir nennen nur die „Kurz gefaßte Geschichte des Advokatenstandes" (Histoire abrégée de l'ordre des avocats), von Boucher d'Argis, welche von einer tiefen Gelehrsamkeit zeugt. Der Verfasser sucht zunächst den allgemeinen Begriff dieses Berufes und seinen Ursprung bei den Alten festzustellen und zeigt dann die Stellung der Advokaten bei den Griechen und Römern. Sodann spricht er von der Entstehung dieses Standes in Frankreich, von seiner Wirksamkeit unter dem Parlamente, bezeichnet seine Rechte und Pflichten und behandelt endlich mit großer Sachkenntniß die Details. Zur weiteren Ausführung und theilweisen Berichtigung dieses Werkes dient die „Geschichte der Advokaten in dem Parlament und im Gerichtssaal von Paris seit Ludwig dem Heiligen bis zum 15. Oktober des Jahres 1790" von Herrn Journel. Von den mehr speziellen Schriften wollen wir nur an den „Dialogue des avocats", von Loysel, an die Werke des Herrn v. Agueſſeaux, an die „Lettres sur la profession d'avocat", von Camus, mit einer Einleitung von Dupin, an den „Traité de l'autorité judiciaire", von Henrion de Pansey, und an die Memoiren von Berryer, dem Vater des berühmten Redners, vor allen anderen hierher gehörigen Abhandlungen erinnern. Aus diesen ersieht man, daß der redselige, lebhafte, geistreiche Gallier sich mit besonderer Vorliebe und gutem Erfolge diesem Stande gewidmet; aus allen Staaten Europa's kamen daher die jungen Leute nach Gallien, um sich die Kunst des Vertheidigens anzueignen. Als die Franken sich im fünften Jahrhundert Galliens bemächtigten, war dieser Stand bereits in großem Ansehen und blieb es auch unter den neuen Beherrschern; die Kapitularien Karl's des Großen ordnen an, „daß in diese ehrbare Gemeinschaft nur friedliebende, sanfte, gottesfürchtige und rechtliche Männer aufgenommen werden sollten." Man nannte sie damals advocati, defensores ecclesiarum, tutores, actores, manburdi, pastores laici, caussidici; sie waren gleichsam die Schirmherren der Kirchen, Klöster, Gemeinden, der Städte und Provinzen: sie führten nicht nur die Prozesse derselben, sondern verwalteten auch ihre Güter, nahmen für sie Schenkungen und Legate an und vertraten sie bei allen Gelegenheiten. Neben diesen Anwalten gab es wieder andere, die, für eine geringe Vergütigung, Einzelnen beistanden und sie vor Gericht vertheidigten.

In den vier Jahrhunderten von Karl dem Großen bis auf Ludwig den Heiligen tritt der Stand der Advokaten mehr in den Hintergrund, und wir können sein Wirken in dieser Zeit nicht genau verfolgen: unter der Regierung des letztgenannten Königs finden sich wieder sichere Spuren, die zu betreffenderen Resultaten führen. Wenn nun auch in England Schriften, wie die „Origines" von Dugdale, „Exchequer" von Madox und andere Werke von Spelman, William v. Malmesbury, Hoveden u. A. m., viele schätzbaren Dokumente über die englische Gerechtigkeitspflege seit den ältesten Zeiten enthalten, so können wir und doch über das, was den Advokatenstand insbesondere, dessen Sitten und Gewohnheiten betrifft, fast gar nicht aus ihnen belehren. Dies kömmt daher, daß die englischen Könige und Parlamente in ihren Gesetzen und Erlassen nicht mit solcher Vorliebe, wie dies in Frankreich der Fall war, auf die Anwalte Rücksicht nahmen. Bevor sich Wilhelm der Eroberer das Land völlig unterworfen hatte, trennte er die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, errichtete aber zugleich ein großes Central-Gericht, welches nicht blos ein Appellationshof seyn, sondern bei allen wichtigen Prozessen in erster und letzter Instanz entscheiden sollte: dies war die curia oder aula regis. Nach zwei Jahrhunderten indessen waren allmälig gewisse Prozesse an Comités übertragen worden, und aus diesen bildeten sich später die einzelnen höheren Gerichtshöfe. Ueber den Advokatenstand wird man sich wenig aus den ersten juridischen Werken von Glanville, Bracton und Fleta unterrichten können: zu diesem Behufe müßte man die verschiedenen Quellen jener Zeit selbst studiren und die Schriften von Fortescue, Burnett, Brougham u. A. nachlesen.

Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts befand die Bibliothek eines französischen Advokaten nur aus drei Werken, dem „Rathe an seinen Freund", von P. Jontaine, den „Gewohnheiten und Gebräuchen von Beauvoisis" und den „Assisen des Königreichs Jerusalem". In dieser Zeit galten in England auch nur die Schriften von Glanville, Bracton und Fleta, welche nicht mehr, als 5 Pfo. Sterl., kosteten, während gegenwärtig kaum 3000 Pfo. Sterl. für die einem heutigen Advokaten nöthigen Bücher hinreichen würden. Wenn nun auch die englischen Advokaten wenige Bücher über ihre eigene Geschichte schrieben, so wissen wir doch zuverlässig, daß sie durch ihre Stellung im Staate, wie durch ihre Gelehrsamkeit, ausgezeichnet waren. Lange bevor Ludwig der Heilige den Advokatenstand in Frankreich begründet hatte, genossen die Barristers und Judges in England ein großes Ansehen und standen mit den ersten Personen in enger Verbindung. Als Edward Montagu im Jahre 1531 sorgeant (Rechtsgelehrter erster Klasse) geworden war, gab er auf Ely-Place in Holborn ein Fest, welches fünf Tage währte, und an welchem, nächst dem Könige Heinrich VIII. und der Königin Katharina, der ganze Hofstaat, alle fremden Gesandten und die höchsten Beamten theilnahmen.

Unter der Regierung Elisabeth's hatte sich die Zahl der Rechtsbücher noch nicht bedeutend gemehrt; Coke äußert sich in der Vorrede zu seinen „Reports" (Sammlungen von Rechtsaussprüchen) hierüber folgendermaßen: „Zu den alten Reports können wir die vorzüglichen Kommentare Plowden's, eines Mannes von umfassender Gelehrsamkeit, hinzufügen; ferner J. Dyer's, des berühmten Richters, höchst schätzenswerthe Notizen und meine eigenen geringen Leistungen: das sind etwa funfzehn Werke oder Abhandlungen, nebst einer gleichen Anzahl von Reports, außer den Entwürfen des gemeinen Rechts, denn ich spreche hier nicht von den Verhandlungen und Gesetzen des Parlaments, welche an sich mehrere dicke Folianten einnehmen." Dieser J. Dyer, dessen Coke hier Erwähnung that, hatte zuerst daran gedacht, die besten Proben der Rhetorik und Gelehrsamkeit der Advokaten für die Nachwelt zu sammeln, und diese Arbeit mit unermüdlichem Fleiße und seltener Ausdauer zu Stande gebracht. Zu Anerkennung seiner Verdienste wurde er in dem letzten Parlament unter Eduard VI. Sprecher, und Maria ernannte ihn später zum Oberrichter (chief-justice) des Gerichtshofes für Civil-Prozesse.

Seit der Regierung Elisabeth's vermischt sich die Geschichte der Advokatur immer mehr mit der allgemeinen Englands; — wir kennen Bacon und Coke eben so gut, als Murray und Erskine oder Dunning. Wir wollen hier im Vorbeigehen eine interessante Anekdote von einem Zeitgenossen Bacon's erzählen, dessen Namen vielleicht die heutigen Advokaten zum größten Theil nicht kennen werden, und der trotzdem damals nicht blos von den übrigen Anwalten, sondern von den Ministern über Bacon gesetzt wurde. Dieser Mann ist Thomas Fleming; er stand im höchsten Ansehen, während Bacon fast unbeachtet blieb. Lord Campbell erklärt diesen merkwürdigen Fall daraus, daß Fleming eben nur Rechtsgelehrter war und sich genau in den von Westminster-Hall vorgeschriebenen Schranken hielt, ohne der Eigenliebe und dem Ehrgeize eines Anderen hindernd entgegenzutreten. Jedenfalls wurde er, mit Hintansetzung Bacon's, zum Solicitor-general (General-Prokurator) ernannt; dieser wollte nun, aus Entrüstung hierüber, den Rest seines Lebens zu Cambridge in einem Kollegium zubringen, allein die Königin bestimmte ihn durch ihr Zureden, bei der Advokatur zu bleiben.

Vor der Revolution zeichneten sich die englischen Advokaten eben nicht durch ihre Rednergabe aus; Asham sagt, daß Einige unter ihnen fürchterlich brüllten und, je mehr sie schrieen, desto mehr bewundert wurden. Eine tiefe und umfassende Bildung bahnte den Weg zu den höchsten Stellen, und der Beifall des Gerichtshofes und der Kollegen war das Ziel aller Wünsche: denn die Oeffentlichkeit, dieser mächtige Sporn der Neuzeit, fehlte ja noch damals ganz. Die Reden der Anwalte sind voll von geschmacklosen Hyperbeln, bizarren Gleichnissen, von Citaten aus den Klassikern und der Bibel, von Anspielungen auf die alte Geschichte und Mythologie: überdies herrscht ein widerlicher Jargon in ihnen, ein buntes Gemisch von englischen, lateinischen und französischen Phrasen.

Coke war sich nicht blos als Advokat, sondern als Staatsmann und Rechtsgelehrter einen unsterblichen Ruhm erworben. Freilich war er etwas barsch und in seinen Ausdrücken zuweilen roh, aber dies brachte einmal die Zeit, in welcher er lebte, mit sich. Dieser Ton erhielt sich auch noch lange nach ihm; wir dürfen nur an Scroggs und Jeffreys erinnern, deren gemeines Betragen und wilde Manieren aller Welt ein Aergerniß waren. Die Fehler des Charakters und der Erziehung abgerechnet, bleibt Coke Einer der berühmtesten Männer seiner Zeit; die „Institutes", deren Verfasser er ist, hätten allein ihn unsterblich gemacht. Lisbrand, Norfolk und Buckinghamshire schickten ihn nach einander ins Parlament, in dem er eine bedeutende Rolle spielte; er setzte im Jahre 1628 Beschlüsse durch, welche, ein halbes Jahrhundert später, die Grundlage der Habeas-Corpus-Akte wurden.

Unter der Republik glänzten Männer, wie St. John, Pym, Whitelock, Maynard in der Advokatur; der erste Platz gebührt aber unstreitig dem durch Rechtlichkeit, wie durch sein Wirken, gleichberühmten Hale. Er war kein bedeutender Redner; Styles beklagt sich oft, er spräche so leise, daß man ihn nur mit Mühe verstehen könnte, Caxton tadelt seine wenig gefügige Diction: aber als Rechtsgelehrter, und zwar als constitutioneller Rechtsgelehrter, ist er unerreichbar. Er gehörte zu den Menschen, welche sich, ehe sie eine neue Laufbahn betreten, einen möglichst vollkommenen Weg vorzeichnen, von dem sie nie abirren. In früher Jugend hatte er schon seine Aeltern verloren und von einem Verwandten eine streng puritanische Erziehung erhalten; aber dessenungeachtet überließ er sich vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre einem wilden Leben und stand schon auf dem Punkte, Soldat zu werden. Da nöthigte ihn, zu seinem Glück, ein Prozeß, nach London zu reisen, wo er mit dem berühmten Juristen Glanville bekannt, durch diesen von seinem Plane abgebracht und für das Studium des Rechts gewonnen wurde. Sein Talent blieb nicht lange verborgen; die ersten Männer seiner Zeit ehrten ihn mit ihrer Freundschaft, und wie er endlich als Advokat auftrat, war seine zukünftige Größe außer Zweifel. Die Umstände gestalteten sich für ihn indeß wenig günstig; der Bürgerkrieg hatte bereits begonnen und beschäftigte alle Gemüther. Daher hielt es schwer, zwischen beiden Parteien eine Neutralität zu behaupten; jedoch Hale löste, nach dem Vorbilde des Pomponius Atticus, diese schwere Aufgabe mit solchem Glück, daß er von Allen gleich geachtet wurde: er half jedem Bedrängten, so weit er es vermochte. Das Parlament beauftragte ihn daher, obgleich er zu den Räthen des Lords Strafford und Laud gehört hatte, die Kommissarien, welche es an den König nach Oxford sandte, mit seinem Rath zu unterstützen und sie zu begleiten. Karl I. wählte ihn später unter seine Vertheidiger, aber er verzichtete aufs Wort, als der königliche Angeklagte die Kompetenz des Gerichtshofes bestritt: doch führte er die Sache mehrerer Royalisten, wie die des Herzogs von Hamilton, des Grafen Holland und des Lords Craven. Als ihn später der Staatsanwalt angriff, daß er vor den Gerichtshof sich gegen die Regierung aufgelehnt hätte, antwortete er ihm: „Ich habe die Gesetze, deren Aufrechthaltung man zusagte, vertheidigt und meine Pflicht gegen meine Klienten erfüllt; Drohungen dieser Art treffen mich nicht."

Der unabhängige Geist, der ihn in der Advokatur auszeichnet hatte, unterschied ihn auch später, als er ein Richteramt bekleidete, von seinen Kollegen. Nach dem Tode des Königs hatte ihn Cromwell zum Richter am Hof der Nationalbank (wie die King's Bench während der Republik hieß) ernannt, und hier trat er der Willkür des Protectors mit vieler Festigkeit entgegen. Hale's Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung; über dreißig Jahre später gab es Pemberton, Pollexfen, Treby und Somers den Muth, die sieben Bischöfe zu vertheidigen, welche unter Jakob II. des Verraths gegen die Prärogative der Krone angeklagt waren. Als Zeitgenosse von Somers glänzte Holt unter den Advokaten, bis der weltberühmte Lord Mansfield auftrat; dieser erhob die Advokatur zu einer Höhe, die sie höher nie eingenommen: Erskine allein übertraf ihn. Mansfield besaß alle Vortheile, welche Geburt, Talente und eine gute Erziehung geben können; außer einer umfassenden Rechtskenntniß empfand er eine besondere Vorliebe für die schönen Wissenschaften, aber besonders haben ihn seine Energie, seine unerschütterliche Rechtlichkeit und sein seltener Fleiß unsterblich gemacht. Indeß unter allen Advokaten des Alterthums und der Neuzeit ist unstreitig Erskine der größte; allenfalls kann ihm der irische Anwalt Curran an die Seite gestellt werden. Nie hat ein Advokat besser die Unabhängigkeit und die Würde der Vertheidigung gewahrt, als Erskine; er warf sich stets muthig zwischen Krone und Volk, stets nahm er, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, Partei für die Unterdrückten. „Die Geschworen", sagt Lord Brougham, „haben oft erklärt, daß sie nicht die Augen von ihm abwenden können, wenn er sie einmal durch seinen ersten Blick gefesselt hatte." Er hatte die Sprache in der Gewalt, wie Keiner vor und Keiner nach ihm: selbst diejenigen, welche die Palme der parlamentarischen Beredsamkeit Chatham, Pitt, Fox, Sheridan, Burke, Canning, Brougham zuerkennen, stimmen darin überein, daß in der Advokatur Erskine nicht seinesgleichen hat. „Wenn wir noch über die Handlungen unserer Regierung frei reden dürfen; wenn wir in unserem Vereinsrecht noch nicht beschränkt sind; wenn Jeder, welcher für die nöthigen Reformen in unserer Verfassung wirkt, als Patriot geachtet und nicht als Verräther zum Tode verurtheilt wird, so verdanken wir es diesem großen Manne."

(Schluß folgt.)

Hayti.

Briefe aus und über Hayti.

Vom Grafen Alexander Polyński.

(Aus dem Polnischen von Fritz v. Frank.)

II. Camp-Perin und die Mulatten polnischer Abkunft.

Aux Cayes, im März 1850.

..... Seit einigen Tagen genieße ich hier die Gastfreundschaft eines

Franzosen, der in der Nähe der Stadt Aux Cayes sehr bedeutende und berühmte Plantagen hat. Zufällig kam das Gespräch auch auf Camp-Perin und erinnerte mich daran, daß ich in vieler Hinsicht gewissermaßen verbunden war, diesen Ort zu besuchen. Mein zuvorkommender Wirth war zu sehr durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, als daß ich es hätte wagen können, ihn zu bitten, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten; betrübt nahm ich daher von meinem mir werth gewordenen Cicerone Abschied und begab mich in Gesellschaft des Kommandanten Janvier, eines tüchtigen Soldaten der Negerrace, auf den Weg.

Unsere Reise führte uns sechs Meilen weit durch eine traurige Einöde, auf der man selten hier und da eine elende Hütte, welche den Soldaten oder deren Offizieren zum Obdache diente, gewahrte. Endlich gelangten wir an eine freie, offene Fläche und sahen auf ihr eine Stadt, das berühmte Camp-Perin, dessen strategische Lage und die revolutionairen Bewegungen der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Einwohner in so hohem Grade auf sich zogen und dessen Position jedenfalls von großer Wichtigkeit ist. Hier nämlich war der eigentliche Heerd, von dem die Bewegung ausging, welche einigemal die Regierung in Port-au-Prince erschütterte und endlich vollkommen änderte. Bis heute noch haben die Einwohner, welche in den die Stadt umgebenden Bergen zerstreut sind, ihren kriegerischen und entschlossenen Charakter zu erhalten gewußt.

Als etwas Besonderes und Vielen wahrscheinlich Unbekanntes muß ich anführen, daß Camp-Perin zum Aufenthalt für diejenigen Polen bestimmt wurde, welche zur Zeit des Unabhängigkeits-Krieges vor dem General Dessalines die Waffen streckten. Es wird diesem hochherzigen Feldherrn ewig zum Ruhme gereichen, daß er sich nicht nur an diesen tapferen Kriegern nicht rächte, sondern ihnen das größte Lob spendete, daß sie, als die Söhne der Freiheit, die sie im eigenen Vaterlande vergebens suchten, auch auf fremdem Boden ihr ihren Arm ließen (?) und für sie in die Schranken traten. Vielleicht leitete ihn auch die Rücksicht, daß sich das an Polen schon so oft undankbare Frankreich dieser Tapferen auf gewaltsame Art entledigt und sie über den Ocean gejagt hatte. Wohl wußte er, daß der Genius des Kaisers, in dessen Plan es lag, Frankreich, ja, die ganze Welt in die Fesseln seines Despotismus zu schmieden, die freiheitliebenden Söhne des Ostens weder zu sich rufen konnte, noch wollte, da ihre Dazwischenkunft ihn leicht in seinen weit aussehenden Plänen hätte stören können. Dessalines that für die Unglücklichen mehr, als irgend eine der heutigen Mächte einräumen dürfte. Geleitet von dem Gefühl der Menschlichkeit und erfüllt von Achtung für den Namen eines geschichtlich großen Volkes und dessen heldenmüthige Söhne (dies waren mehrmals seine eigenen Worte), bewilligte er den Fremdlingen alle Rechte und Vortheile der Eingebornen und bildete aus ihnen seine Leibwache, welcher er den Titel kaiserliche Garde beilegte. Bekanntlich erklärte sich der genannte General zum Kaiser von Hayti. Nach dem Friedensschluß erhielten alle Polen eine Belohnung für die geleisteten Dienste, und zwar in liegenden Gründen um Camp-Perin herum. Doch nicht nur der Boden wurde ihnen kostenfrei überlassen, man versah sie auch mit den nöthigen Werkzeugen und Geräthen, um ihn zu bearbeiten, und gab den braven Veteranen überhaupt alle Mittel an die Hand, sich eine gemächliche Existenz zu gründen. Die alten Knaben lebten aufs neue auf, suchten sich Gefährtinnen unter den Schönen des Landes, und noch heute ist es nicht schwer, in den Zügen manches Mulatten den so überaus kenntlichen Ausdruck der slawischen Race aufzufinden. Alle haben bereits das Zeitliche gesegnet, bis auf einen, den heute hundertjährigen Witek.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es mein Erstes seyn mußte, diesen Alten von Angesicht zu Angesicht zu sehen; ich schickte deshalb zu ihm und ließ ihm sagen, ein Landsmann sey angekommen und wünsche ihn zu sprechen. Es dauerte auch gar nicht lange, so trat er bei mir ein, gefolgt von einem alten Mütterchen, seiner Frau. Philemon und Baucis, rief es in mir; ich schritt auf den silberhaarigen Greis zu und begrüßte ihn mit dem bei uns üblichen: Gelobt sey Jesus Christus. Witek, wenn auch alt und, wahrlich, sehr alt, hat nichts von seinem militärischen Anstand verloren; Ernst und Erhabenheit, das Charakteristische unserer Nation, spiegeln sich auch heute noch in seinem ganzen Wesen ab. Sein Gesicht ziert eine schön geformte Adlernase, ein dichter weißer Schnurrbart beschattet die Oberlippe, und ein langer silberner Bart wallt ihm über die Brust herab. In seinem ganzen Auftreten, in seinem ernsten Blicke und der imposanten Haltung erinnerte er mich lebhaft an die Bilder unserer Altvordern, deren die Geschichte mit so viel Ruhm gedenkt. Sechzig Jahre lagen zwischen ihm und dem Vaterlande, und doch hatte er nichts von den uns charakterisirenden Eigenthümlichkeiten eingebüßt; es war etwas Bestimmtes, ja, Drohendes in dieser Figur, was auf mich den Eindruck eines dem Grabe erstandenen Ahnen, einer alten Bildsäule machte, an welcher die Zeit vergeblich ihren Zahn versucht hatte. Ich glaubte eine Erscheinung vor mir zu sehen, welche den Enkeln Zeugniß geben solle von der Größe und Kraft untergegangener Geschlechter, und deren Beruf es sey, das Lob des Vaterlandes zu verkünden.

Ich umfaßte den würdigen Alten zu wiederholten Malen, küßte ihn mit Mund und Herzen und gab ihm die zärtlichsten Namen. Der Arme hatte seine Muttersprache fast ganz vergessen und brachte ein wunderliches Gemisch von Polnisch und Haytisch zum Vorschein; als ich ihn jedoch langsam und deutlich fragte, ob er sich noch des Liedes erinnere, das einst unter Dombrowski gesungen worden sey, wurde er nachdenkend; eine Thräne zitterte in der grauen Wimper, und als wenn ein höherer Geist über ihn gekommen sey, fing er mit schwacher, an das Grab mahnender Stimme an zu singen: „Noch ist Polen nicht verloren!“

Witek, den die Launen des Schicksals dazu bestimmt hatten, so fern von der Heimat sein Leben zu endigen, ist in der Gegend von Krakau geboren. Er diente erst unter Kosciuszko, machte später unter Dombrowski den Feldzug in Italien mit und mußte dann, mit vielen Anderen, gezwungen dem General Leclerc nach St. Domingo folgen. Hier benutzte er die edle Freigebigkeit des Generals Dessalines, blieb im Lande und fand bald daselbst die lebhafteste Theilnahme von Seiten der Oberen der Ex-Republik. Alle, die gleiches Loos mit ihm getheilt hatten, geleitete er zu Grabe und ist nun, wie gesagt, der letzte Uebriggebliebene aus einer großen Zeit. Das Land, welches ihm zueigen ist, liegt brach, denn Witek ist zu alt, um es zu bebauen; doch hier treten Edelmuth und Mitleiden der Einwohner von Camp-Perin und der europäischen Kaufleute in Cayes ins Mittel und schützen denjenigen, dessen Leben so manche Kugel verschont hat, vor Hunger und Blöße. Natürlich trug auch ich mein Scherflein bei und gab dem biederen Alten Alles, was ich gerade bei mir hatte. Gerührt, dankte mir der Greis, und unter Thränen gab mir, in einem fremden Welttheil und Tausende von Meilen von der theuren Heimat entfernt, dieser Vertreter unserer großen Vergangenheit seinen Segen. Mir wird diese Stunde ewig denkwürdig bleiben!

Mannigfaltiges.

— Eine russische Diplomatin in Paris. Der Londoner Atlas (eine literarisch-politische Wochenschrift) läßt sich Folgendes von seinem Pariser Korrespondenten berichten: „Die Erscheinung des großen Polarsterns von St. Petersburg, der Fürstin S***, am Himmel der Pariser Diplomatie hat die hiesige feine Welt nicht wenig in Bewegung gesetzt. Man hält die Mission dieser Dame für rein politischer Art; und die Umstände, welche den Zar bewogen haben, der glänzendsten und von ihm selbst ungemein hochgeschätzten Zierde seines Hofes Urlaub zu ertheilen, müssen in der That sehr dringlicher Natur gewesen seyn. Die schöne Ausländerin wird in Paris allgemein als vielgeltend im Elysée angesehen. Ihre Lebensweise ist sehr auffallend, doch sind es gerade ihre Exzentrizitäten, durch die sie sich so interessant macht. Bei hellem lichten Tage empfängt sie ihre Gesellschaften en grande toilette in erleuchteten Sälen und bei geschlossenen Fensterläden, damit das Tageslicht nicht eindringe. Um zehn Uhr Nachts läßt sie sich ihr Pferd satteln, und dann galoppirt sie, von einem ansehnlichen Herren-Gefolge begleitet, nach dem Bois de Boulogne, wo Alles über diese neue Art von Kavalkade bei Mondschein entzückt ist. Zuweilen wird sie dabei vom Präsidenten Louis Napoleon und vom englischen Gesandten, Lord Normanby, begleitet, und sehr oft trabt die schöne Reiterin durch die Alleen des Gehölzes, bis der Tag grauet. Die Fürstin ist von Geburt eine Polin und mit einem der höchsten um die Person des Kaisers beschäftigten Beamten vermählt. Sie ist von schmächtigem, zartem Wuchse, von ausgezeichneter Schönheit, und die reizenden Locken ihres goldenen Haares flattern ihr, wie einer Fee, um die Schultern. Sie trägt sehr vielen Enthusiasmus zur Schau, besonders für ihr Adoptiv-Vaterland und für dessen großherzigen Monarchen, der sie von obskurer Lage zu ihrer jetzigen einflußreichen Stellung erhoben. In der Diplomatie soll sie ungemein gewandt und erfahren seyn. Der Kaiser setzt das größte Vertrauen in ihr Talent und in ihre Treue für seine Sache.“

— Russisches Drama. Das ziemlich dürftige Feld des russischen Dramas ist durch ein neues historisches Trauerspiel: „Die Zarenbraut“ (Zarskaja newjesta), bereichert worden, das den ungetheilten Beifall des Publikums erworben hat und von den Otetschestwennya Sapiski in sehr anerkennender Weise besprochen wird. Das Thema ist die bekannte Geschichte von der schönen Kaufmannstochter Marfa, die sich gegen ihren Willen mit dem Zaren Iwan dem Grausamen vermählen mußte und die Hochzeit nur wenige Tage überlebte. Das Stück ist das Erstlingsprodukt eines jungen Dichters, Namens Mey. Ein anderer dramatischer Schriftsteller, der zu großen Hoffnungen berechtigte, Jefimowitsch, ist vor einiger Zeit in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Die politische Atmosphäre Rußlands ist dem Talente nicht günstig; es muß unter ihrem Drucke verkümmern oder untergehen. In einem Lande, wo der Staat Alles und der Mensch Nichts ist, können nur Maschinen gebraucht werden, und die unabhängige Natur des Poeten hat in der sozialen Hierarchie keinen Platz. Die Chatterions und Gilberts, die in freien Ländern zu den Ausnahmen gehören, bilden dort die Regel.

— Aus Adelaide. Nach einem in dem Colonial Magazine veröffentlichten Berichte hat das Jahr 1849 in der Geschichte dieser Kolonie Epoche gemacht. Im Laufe desselben waren 16,166 Personen dort angekommen und 2694 abgereist. Die Bevölkerung von Süd-Australien belief sich am Ende des Jahres im Ganzen auf 56,450 Köpfe, und es geht daher aus Obigem hervor, daß die Einwanderung ein Viertel der ganzen Einwohnerzahl betrug. Sie übertraf die des Jahres 1848 um das Doppelte und ließ die von 1844, 45, 46 und 47 weit hinter sich zurück. Außer der Gesellschaft zum Bau eines Schienenweges von dem Hafen nach der Stadt Adelaide hatte sich auch eine Gas-Compagnie gebildet, deren Actien schnell vergriffen wurden, und den Theilnehmern der Minengesellschaft von Burra-Burra war eine Dividende von nicht weniger als 200 (?) Prozent in Aussicht gestellt worden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung, (in Berlin bei Bair u. Comp., Jägerstraße Nr. 25. und bei Leop. Lassar, Brandenburgstraße Nr. 4), so wie von allen Königl. Post-Ämtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 11. Juli 1850.

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

Von dem Augenblicke an, da Thiers und Barrot dem Marschall Bugeaud das Oberkommando abnahmen und an die Truppen den Befehl ergehen ließen, dem Volke keinen Widerstand mehr zu leisten, war die Monarchie verloren: die Bankettfrage hatte den Aufstand hervorgerufen; jene kleinmüthige Nachgiebigkeit machte eine Revolution daraus. Der Umstand, daß eine Masse von Personen aller Art in die Privatzimmer des Königs, ja, sogar in sein Kabinet eintraten, Generale, Deputirte, Journalisten, Subaltern-Offiziere der Armee und der Nationalgarden, die ihn oft im widersprechendsten Sinne von der Lage der Dinge unterrichteten und ihm ihre Rathschläge aufdrängten, dieser Umstand war schon, ehe noch das Wort „Abdankung" ausgesprochen wurde, ein deutlicher Beweis, daß Ludwig Philipp König zu seyn aufgehört hatte. Inmitten dieser lärmenden Versammlung, die nur allzu sehr das unwiderstehliche Getümmel von draußen repräsentirte, unterzeichnete der König seine Abdankung als das einzige Mittel, möglicherweise wenigstens noch einen Fetzen der Monarchie zu erhalten oder, was im Augenblicke noch viel drängender war, das Leben der Mitglieder der königlichen Familie und ihrer Freunde, die alle schon vertheidigungslos, ja, fast schon gefangen in zwei oder drei Zimmern des Palastes abgesperrt waren, zu retten.

Lamartine erzählt in seinem Werke über die Februar-Revolution viel davon, wie in jenen Momenten der tapfere General Bugeaud den König ermuthigt und ihm von der Abdankung abgerathen habe: alle diese schönen Scenen sind indeß, wie wir versichern können, reine Erfindung. Der Marschall widersetzte sich nicht nur nicht der Abdankung, sondern sah den König nicht einmal mehr wieder nach der Revüe, die am Morgen stattgefunden und wo noch Niemanden der Gedanke der Abdankung in den Sinn gekommen war.

Als sich der König zur Abdankung entschlossen hatte und sich ans Schreibpult setzte, um sie abzufassen, sah er sich plötzlich von einer Masse von Zuschauern umringt, welche ihm zum größten Theil unbekannt waren, und die mit Aufmerksamkeit allen Bewegungen seiner Feder folgten. Einige von diesen riefen ihm grob zu: „Aber beeilen Sie sich doch, Sie machen viel zu lange; Sie kommen ja gar nicht zu Ende damit." Andere (nicht Crémieux, wie Lamartine fälschlich angiebt) sagten, als sie bemerkten, daß der Name der Herzogin von Orleans noch nicht mit eingeflochten sey, und daß der König nicht im Geringsten der Regentschaft Erwähnung gethan: „Ach! so geht das nicht; Sie müssen die Herzogin von Orleans zur Regentin erklären." Der König erwiederte streng: „Das werden Andere thun, wenn sie es für nöthig halten; aber ich werde es nicht thun; das läuft dem Gesetz zuwider, und da ich, Gott sey Dank, noch niemals eines verletzt habe, so werde ich es nicht erst jetzt in einem solchen Augenblick thun."

Die Verwirrung war so groß, daß die Abdankungsakte den Händen des Königs entrissen wurde, ehe er noch eine Abschrift davon nehmen konnte .... und man weiß überhaupt nicht ganz sicher, was aus diesem Dokument geworden ist. Man sagt, es wäre in die Hände von Lagrange gefallen; wir können jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß das Papier, welches Lagrange im Besitz hatte, und welches ihm durch einen seiner Kollegen an der Reforme, Antony Thouret, zugestellt worden, nur eine Kopie war, und zwar eine schlechte und ungenaue Kopie des Originals.

Der erste Gedanke, welchen der König damals hatte, war der, die Herzogin von Orleans von den schlimmen Folgen seiner Anwesenheit zu befreien. Er hoffte, ihr durch seine sofortige Abreise, sodann durch sein Entfernthleiben das sicherste Mittel an die Hand zu geben, etwaige Verdächtigungen abzuweisen und die gegen ihn herrschende Erbitterung zu besänftigen, damit sie die Regentschaft auf die festeste und breiteste Basis gründen könne.

Die Königin war Zeugin dieser Scene gewesen und sagte, wie es schien, zu denen, welche den König zur Abdankung gedrängt hatten, die Worte: „Da haben Sie sie — es wird Sie gereuen!"

Die Herzogin von Orleans und ihre Kinder befanden sich während des ganzen Morgens mit der übrigen Familie im Kabinet des Königs. Als sie hörte, man wolle sie zur Führung der Regentschaft vorschlagen, und als sie sah, daß der König ohne sie abzureisen Anstalt machte, rief sie, indem sie sich ihm in die Arme warf: „Ach, Sire! verlassen Sie mich nicht. Ich bin nur ein schwaches Weib, was vermag ich ohne Ihren Rath, ohne Ihren Schutz?" — „Mein theuerstes Kind", erwiederte der König, indem er sie umarmte: „Sie sind sich Ihren Kindern und Frankreich schuldig ..... Sie müssen bleiben." Nicht ohne Mühe entzog sich der König ihren Armen und überließ sie sich selbst unter der beraubenden Last jener Macht, mit welcher sie die anwesende bunte Menge für den Augenblick bekleiden zu wollen schien. Die Wahrheit zu sagen, war der Rath zur Abdankung und zur Proclamation der Herzogin als Regentin und ihres Sohnes als König nur das Ergebniß eines Komplotts der Revolutionaire, um die Abreise Ludwig Philipp's zu beschleunigen. Wir wissen heute ganz bestimmt, daß schon eine „provisorische Regierung" in den Büreaus der Journale verborgen war.

In diesem Augenblick hatten der König und die Königin im Kabinet des Königs alle ihre Kinder und Enkel, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, die in Paris waren, bei sich, mit Ausnahme des Herzogs von Nemours, welcher an der Spitze der Truppen im Hofe des Palastes stand, indem er durch eine feste Haltung das Hereinbrechen des auf dem Carrouselplatze versammelten Volkes zu verhindern strebte.

Bei der Abwesenheit des Herzogs von Aumale und des Prinzen von Joinville war nur der Herzog von Montpensier allein von den Söhnen in der Nähe des Königs, und er schien wegen der persönlichen Gefahr, welche der königlichen Familie drohte, in großer Besorgniß zu schweben. Auch hielt es dieser Prinz mit vollem Recht für seine erste Pflicht, dem Könige und der Königin zu folgen; da sich jedoch die Herzogin von Montpensier im Zustande der Schwangerschaft befand, wäre es nicht gerathen gewesen, sich mit ihr durch den Haupteingang der Tuilerieen zurückzuziehen. Der Herzog vertraute seine Gemahlin daher einem ergebenen Freunde an, welcher sich eben bei ihm befand und der sie in sein eigenes Haus führte; dieses Haus lag in der Nähe des Schlosses, und von da begab sich die Prinzessin über Eu nach Boulogne, von wo sie am 28. Februar in England anlangte. So erklärt sich der Umstand, daß der Herzog bei dem Könige, der Königin und der übrigen Familie während ihrer Flucht blieb und bleiben konnte.

Die junge Herzogin kam glücklich in Eu an, wo sich die ganze Familie zu vereinigen gehofft hatte; bei ihrer Ankunft jedoch erschraken der General Thierry, Adjutant des Herzogs, der sie begleitete, und Herr Estancelin, ein Edelmann aus der Nachbarschaft und befreundeter Studiengenosse des Herzogs, der ihr zu Hülfe geeilt war, so sehr über das Gerücht, daß die Einwohnerschaft heranreite, um das Schloß zu stürmen, daß sie die Herzogin sogleich zur Abreise nach Boulogne veranlaßten. Spät am Abend langten sie in Abbeville an; die Einwohnerschaft aber muthmaßte, ohne etwas Bestimmtes zu wissen, daß die Reisenden politische Flüchtlinge wären, und hielt den Wagen in einer so drohenden Weise an, daß die Prinzessin und der General gezwungen wurden, ihn zu verlassen. Sie entkamen zu Fuß in der Nacht aus der Stadt durch eine kleine Pforte, welche man glücklicherweise für einige Arbeiter, die mit der Ausbesserung eines der großen Thore beschäftigt waren, frei und offen gelassen hatte. Von hier aus gewannen sie unter großen Beschwerden und auf schmutzigen Querwegen die große Straße, wo sie, nachdem sie zwei oder drei Stunden in der Kälte und Feuchtigkeit gewartet hatten, mit ihrem Wagen wieder zusammentrafen, welchen Herr Estancelin endlich glücklich befreit hatte, und der sie nach Boulogne brachte. In dieser abenteuerlichen Nacht zeigte die junge Prinzessin einen großen Muth und sogar eine merkwürdige Heiterkeit.

Der Prinz Alexander von Würtemberg und sein junger Sohn Philipp, eine Waise der Prinzessin Marie, dieser talentvollen Tochter des Königs, befanden sich ebenfalls im Kabinet des Königs bei seiner Abreise: sie schlugen einen ganz verschiedenen Weg ein und kamen ungefährdet in Deutschland an.

Die übrige königliche Familie verließ den Palast auf einem unterirdischen Gange unter der Terrasse an der Wasserseite, aber durch die große Vorhalle und indem sie die mittlere Allee des Gartens bis auf den Platz Ludwig's XV. verfolgte, — wobei die sechs Enkel des Königs von Personen des Gefolges auf den Armen getragen wurden. Vor der Façade, welche auf den Garten hinausgeht, stand eine starke Abtheilung berittener Nationalgarde, welche der General Dumas, Adjutant des Königs, klugerweise dorthin beordert hatte, um den Ein- und Ausgang zu schützen. Als diese Nationalgarden die königliche Familie zu Fuß in ihrer Mitte sahen, äußerten sie ihre Sympathieen und das Gefühl der Treue durch den Ausruf: „Es lebe der König, es lebe die königliche Familie!"

Der König hatte augenscheinlich nicht erwartet, daß er gezwungen seyn werde, Frankreich zu verlassen. Er glaubte nur, Paris und die Umgegend der Hauptstadt meiden zu müssen. Er nahm an, eine neue Regierung würde den Tumult bald stillen, und seine Abwesenheit werde hinreichen, um den Verdacht zu entfernen, als solle die Regentschaft nur ein Werkzeug seiner eigenen Hände

seyn. Indem er sich so dieser neuen Regierung opferte, betrachtete der König zweifelsohne das Schloß Eu in der Normandie, einen von ihm wieder hergestellten und verschönerten Lieblingssitz, als das Ziel seiner Reise: hier, dachte er, würde er seine letzten Tage verleben können. Um jedoch aus Paris zu kommen, mußte er nothwendigerweise die Richtung nach Saint-Cloud einschlagen; daher erhielten die Wagen des Hofes nach der Ausfertigung der Abdankungsurkunde, wie es scheint, den Befehl, an dem Gitterthor der Tuilerien, welches sich nach dem Platze Ludwig's XV. öffnet, vorzufahren. In dem Augenblick, als die Wagen des Königs über den Carousselplatz eilten, um an der Pforte unter der großen Galerie vorzufahren, wurden sie plötzlich angehalten: der Vorreiter wurde vom Pferde gerissen und ermordet, die Pferde erschlagen und die Wagen selbst verbrannt, während die übrigen Diener flohen, um ihr Leben zu retten.

Der Herzog von Nemours befand sich, wie wir oben sagten, im Hofe der Tuilerien; vom Carousel durch das hohe und massive Gitter getrennt und an der Spitze von Truppen, denen man den Gebrauch der Waffen untersagt hatte, war er in der That von den Insurgenten eingesperrt: er konnte daher nicht das Geringste thun, konnte weder jene Gräuel verhindern, noch die Gefahr abwenden, welche der königlichen Familie durch das Ausbleiben der Wagen drohte. Es standen zum Glück noch zwei kleine Wagen für ein Pferd, sogenannte Broughams, und ein zweirädriges Kabriolet, welches bisher für die Adjutanten des Königs und für die diensthabenden Personen zu raschen Fahren und Bestellungen in der Stadt bestimmt gewesen, im Hofe und waren somit vor der Wuth des Volkes geschützt. Der Herzog besaß die glückliche Geistesgegenwart, daran zu denken, daß diese kleinen zweisitzigen Wagen, so unzulänglich sie auch seyn mochten, mindestens doch einige Mitglieder der Familie aufnehmen könnten; er ließ sie daher in Ermangelung anderer durch die Hofpforte und über die noch freien Quais bis an den Ort bringen, wohin man die königlichen Reisewagen beordert hatte. Die königliche Familie war indeß schon früher daselbst angelangt und sah zu ihrem großen Schreck, daß die befohlenen Wagen fehlten: sie wurde sogleich von einer Menge Menschen umringt, durch welche sie sich einen Weg bahnen mußte bis an den Fuß des Obelisk, auf der Mitte des Platzes .... jenes Ortes, an den sich die traurigsten Erinnerungen knüpfen.

Alle von den Revolutionairen ausgegangene Veröffentlichungen, die auch von gutgesinnten, aber leider nicht besser unterrichteten Schriftstellern mehrfach nachgeschrieben wurden, laufen darauf hinaus, uns glauben zu machen, daß der König bei seiner Abreise und bei seiner Flucht mehr Furcht gezeigt habe, als nöthig gewesen, und daß ihm das großherzige Volk kein Haar gekrümmt haben würde. In Wahrheit stand es indeß so, daß nicht nur der König, sondern Alle um ihn, ja, selbst die gleichgültigsten Zuschauer von der drohenden Gefahr überzeugt waren: und diese Meinung wird durch alle anderweitigen Umstände bestätigt. Während der ganzen Krise waren zahlreiche Morde begangen worden, einige auf die abscheulichste Weise, und wenn die vom Herzoge von Nemours abgeschickten kleinen Wagen der königlichen Familie nicht zu Hülfe gekommen wären, so hätte sich vielleicht das Aeußerschlimmste zugetragen. An der genannten Pforte waren am Morgen schon drei Menschen ermordet worden, unter Anderen ein Deputirter, Herr Jolivet. Der König und alle Personen seiner Umgebung wußten es, — obgleich das Publikum erst ein paar Tage später durch Auffindung der Leichname unter einem Schutthaufen von diesen Gräueln und von den Gefahren Kenntniß erhielt, welche der königlichen Familie durch die Abwesenheit der Reisewagen an jenem Orte drohten.

Hätte das revolutionaire Volk aber auch eine weniger wilde Haltung gezeigt, so war die Lage eines Greises von fünfundsiebzig Jahren mit zwölf Frauen oder Kindern mitten unter einer Menge, wo der kleinste Umstand Tod und Verderben bringen konnte, doch immer erschreckend genug. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es auch zu einer traurigen Katastrophe im Palaste gekommen, wenn der König ihn nicht verlassen, der General Dumas nicht den Ausgang besetzt und das beträchtliche Truppencorps auf den Quais zufällig gefehlt hätte. Unter dem Schutz der letzteren beiden Umstände gelangten die drei kleinen Wagen bis an die Stelle, wo die erlauchten Flüchtlinge, allen Zufälligkeiten und Gefahren ausgesetzt, warteten.

In diese Wagen, die nur sechs Personen fassen konnten, stiegen, wir begreifen in der That nicht wie, **funfzehn** Personen! In einem saßen der König und die Königin mit den jungen beiden Prinzen von Koburg, den Söhnen der Prinzessin Clementine, und dem kleinen Herzog von Alençon (dem Sohne des Herzogs von Nemours), welcher noch den anderen wie ein Packet nachgeworfen wurde. Im zweiten befanden sich die Herzogin von Nemours, mit ihrem älteren Sohne und ihrer Tochter, die Tochter der Prinzessin Clementine und drei Damen aus dem Gefolge. Der Herzog von Montpensier, General Dumas und eine der Frauen der Königin nahmen das Kabriolet ein; außer diesen Genannten placirten sich noch zwei oder drei Personen, so gut es gehen mochte, neben den Kutschern. Die Prinzessin Clementine, welche überglücklich war, ihre Kinder der unmittelbaren Gefahr entrissen zu sehen, hing sich ihrem Gemahl an den Arm; sie mischten sich unter die Menge, entkamen, begaben sich zu einem Freunde und von da auf der Eisenbahn nach Versailles, wo sie mit dem Könige in Trianon zusammentrafen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Advokaten in England.

(Schluß.)

Romilly unterschied sich von Erskine durch sein ganzes Wesen; er war vielleicht der scharfsinnigste Advokat seiner Zeit: aber trotz seines großen Ansehens bei seinen Kollegen und bei den Magistratspersonen, trotz seiner zahlreichen Triumphe im Parlamente, trotz der Korrektheit seiner Sprache, dem Adel des Benehmens und seiner strengen Rechtlichkeit, hatte er doch nie einen Ruhm, wie Erskine.

Nach Erskine trat in der Advokatur ein Mann von seltenem Verdienste auf, nämlich Law, der spätere Lord Ellenborough; den größten Ruhm hat er in der Vertheidigung von Warren Hastings davongetragen: auch er besaß einen scharfen Verstand und eine vielseitige Bildung.

Copley, Wetherell bilden den Uebergang in die Gegenwart. Copley (Lord Lyndhurst) gewann zwar nicht so viele Prozesse vor den Geschworenen, als Scarlett und Follet; aber, mit Ausnahme von Brougham, steht er über allen Advokaten seiner Zeit. Ja, selbst Brougham übertraf er in der Kenntniß des Rechts, in Klarheit der Darlegung und Eleganz des Stils; außerdem war er mehr als dieser mit der klassischen Literatur und Geschichte vertraut. Nur darin stand er Brougham nach, daß er nicht, wie dieser, durch seine Ironie den Gegner vernichten konnte.

Wetherell war zur Führung von politischen Prozessen wie geschaffen; er war im höchsten Grade leidenschaftlich; seine Tüchtigkeit hierfür hat er in dem berühmten Watsonschen Prozeß hinlänglich bekundet. Scarlett hat dagegen durch ruhige Ueberlegung und tiefen Verstand mehr freisprechende Urtheile bewirkt, als irgend ein Anderer, Garrow etwa ausgenommen. Keinesweges war er ein guter Redner; er lebte nur in einer ruhigen Zeit und wurde meist mit Führung jener alltäglichen Prozesse betraut, in denen Klugheit, Verstand und Leidenschaftslosigkeit sicherere Resultate erzielen, als feurige Beredtsamkeit.

In wichtigen Prozessen und besonders in dem der Königin zeigte sich Brougham als vollendeter Advokat und verdunkelte, in gewisser Beziehung, alle seine Rivalen an der königlichen Bank; aber da er im Jahre 1830 Pair wurde und die bisherige Stellung aufgab, sah man deutlich, daß er sich keinen so nachhaltigen Ruhm erworben hatte, wie Erskine in England oder Curran in Irland.

Wir müssen auch eines Mannes erwähnen, der wegen seiner Redlichkeit, seines Eifers, seiner Hingebung an seinen Beruf fast einzig dasteht: dies ist Thomas Denman. Seine Entschlossenheit und sein Muth konnten, wenn er von dem guten Recht seiner Sache überzeugt war oder ein gerechtes Prinzip vertheidigte, durch nichts erschüttert werden.

Pollock, der jetzt Oberrichter an der Schatzkammer ist, folgte ihm in der Advokatur; er ist ein liebenswürdiger Mensch und hat ausgezeichnete klassische Studien gemacht, aber er war zu weitschweifig, um ein guter Anwalt seyn zu können. Dasselbe müssen wir von Campbell sagen, wiewohl er die letztgenannten Advokaten an Rechtsgelehrsamkeit übertrifft; er hatte etwas Linkisches und Abstoßendes in seinem ganzen Benehmen; sein Gesicht war finster und ohne Ausdruck, sein Organ schreiend und sein Stil ohne Anmuth und Schmuck; er besaß zwar einige Kenntniß der römischen Literatur und war ziemlich bewandert in der Geschichte, aber er verdient deshalb keinesweges den Namen eines Gelehrten. Nur durch seinen Fleiß hat er sich, ungeachtet aller Mängel, so weit emporgeschwungen, nach einander die verschiedensten Würden bekleidet und ist endlich Lord-Oberrichter von England geworden.

William Follet war dem Lord Campbell geistig weit überlegen, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß er ein gründlicherer Jurist gewesen; er hatte aber eine sehr klangvolle Stimme, ein feines Benehmen, eine gewählte Sprache und einen scharfen, lebhaften, gebildeten Verstand: dennoch gingen ihm die Eigenschaften eines guten Redners völlig ab. Er war so wenig gebildet, daß er kaum einen französischen Schriftsteller lesen konnte. Ein großer Fehler verdunkelt sein Verdienst; er liebte das Geld und war habsüchtig: dieser verderblichen Leidenschaft opferte er sein besseres Selbst, seinen Ruhm, ja, sein Leben.

Wilde war zwar noch ungebildeter, als Follet, aber er besaß in höherem Grade die Eigenschaften eines guten Advokaten. Wenn er auch bisweilen zu weitschweifig, ja, schwülstig war, so hatte er doch Feuer und Lebhaftigkeit. Indeß wurde er seiner Unwissenheit und seiner gemeinen Sitten wegen von dem Publikum nicht recht gewürdigt und selbst von seinen Kollegen ungerecht behandelt.

In der Zeit von 1805—30 hat die Advokatur in Irland und Schottland in jeder Beziehung die englische übertroffen: man kann dies nicht in Abrede stellen. Curran, Plunkett, Bushe, Ponsonby, Saurin, Jay, Pennefather, Burrowes, Ball, Quin, Goold, Wallace, Warren, Holmes, O'Connell, Blackburne, North, O'Loghlen, Shiel, Moulse waren in Irland die Zierde ihres Standes; von den Schotten können wir Clerk, Jeffrey, Cranstoun, Murray, Rutherford, Lord Robertson nennen.

Kelly, Thesiger, Hill, Austin, Cockburn sind die Advokaten unserer Zeit; Talfourd ist vor kurzem zum Richter an dem Hofe für Civil-Prozesse ernannt und hierdurch ziemlich spät erst für seine Verdienste belohnt worden. Talfourd hat seit seinem Auftreten Alle durch seine Herzensgüte und den Adel seiner Gesinnung, sein schlichtes Wesen, seine Liebe für Künste und Wissenschaften für sich gewonnen; indeß hinderte ihn die letztere nicht, seinem Beruf mit der größten Gewissenhaftigkeit obzuliegen, und er hat in den Jahren 1830 bis 1849 hinlängliche Beweise seiner Beredtsamkeit gegeben. Allein ungeachtet der Fülle seiner Phantasie, seiner herrlichen Sprache, ungeachtet seiner Rede- und Ueberredekunst, ist er keineswegs mit Erskine, Curran, Plunkett, Bushe, Brougham oder O'Connell zu vergleichen, obschon er zu den Advokaten erster Klasse gehört. Talfourd konnte nur eine gerechte und ehrenwerthe Sache vertheidigen; Lüge und Sophistik waren ihm ein Gräuel. Möge er in seiner neuen, wohlverdienten Stellung noch recht lange wirken!

In dem Zeitraume von 1820—45 hat die französische Advokatur die englische in der Beredtsamkeit hinter sich gelassen. Ohne auf Lemaitre und Patru, Gerbier und Delamalle zurückzugehen, können wir sehr Viele aus der Gegenwart nennen: Berryer — in der Vertheidigung Erskine gleich, im Parlamente über ihm — Dupin, Mauguin, Odilon Barrot, Baroche, Jules Favre, Ledru-

Rollin u. A. m. Wir können uns nicht weiter über die franzöſiſchen Advokaten auslaſſen, wollen jedoch nur im Vorbeigehen angeben, wodurch ſie ſich von den engliſchen unterſcheiden. Sie haben einen lebhafteren Geiſt, einen fließenderen Vortrag und beſcheideneren Ton; ſie drücken ſich mit mehr Klarheit, Leichtigkeit und Schärfe aus. Die berühmteren unter ihnen ſind überdies vielſeitig gebildet. Sie ſehen weniger auf den Erfolg, ſind weniger auf den gegenſeitigen Ruhm neidiſch und zeigen mehr Edelmuth und Uneigennützigkeit: in dieſer letzten Rückſicht zeichnen ſie ſich beſonders vor den engliſchen, weniger vor den ſchottiſchen und iriſchen Advokaten aus.

Wir befinden uns nun in keiner geringen Verlegenheit, indem wir zu den gegenwärtigen Advokaten Englands kommen; denn dieſer Stand hat ſeit hundertundfunfzig Jahren nie weniger Männer von Bedeutung gehabt, als gerade jetzt. Es fehlt durchaus nicht an tüchtigen Juriſten, aber es geht ihnen alle höhere Intelligenz und beſondere Befähigung ab. Es giebt jetzt höchſtens fünf oder ſechs Advokaten, welche einen ſchwierigeren Prozeß vor einer Jury mit einigem Talente führen können; zu dieſen gehören allenfalls Theſiger, Jervis, Kelly, Hill und Cockburn. Aber Keinen von ihnen kann man einen Redner nennen, denn die Beredtſamkeit Cockburn's iſt mehr die eines Rhetors, als eines wahren Redners.

Die Natur hat Sir Frederick Theſiger mit einer ſeltenen Schönheit begabt; ſein Organ iſt angenehm, ſeine Mimik lebendig. Er ſpricht leicht, klar und vermag ſelbſt die Geſchwornen, wenn er eine gute Sache führt, durch ſeine Begeiſterung mit ſich fortzureißen, jedoch bleibt er hinter Männern wie Erskine, Brougham u. A. weit zurück. John Jervis, nunmehr Staatsanwalt, hat unſtreitig ausgezeichnete Fähigkeiten, iſt mit einem ſcharfen Verſtande begabt, beſitzt Muth und Kaltblütigkeit, aber, trotz ſeiner Tüchtigkeit als Juriſt und Anwalt, kann er nicht mit ſeinem Vater, Thomas Jervis, welcher während einer Reihe von Jahren in dem Gerichtsbezirke von Oxford glänzte, verglichen werden.

Matthew Hill iſt an Intelligenz und Verſtand den beiden zuletzt Genannten überlegen; er hat in allen wichtigen Prozeſſen, die er geführt, viel Talent entfaltet. Seine Bemühungen krönte oft ein glänzender Erfolg, und ſie verdienten ihn, weil ſie ein raſtloſes Studium verriethen, aber eben hierin liegt auch zugleich ein Tadel. Man merkt ſeinen Reden zu ſehr die Studirſtube und die ängſtliche Feile an; es iſt mehr Fleiß, als ſchaffendes Genie.

Seit einem Jahre hat ſich Zigroy Kelly von der Advokatur mehr zurückgezogen und plaidirt nur ſelten; früher war er ſehr beſchäftigt und rechtfertigte das Vertrauen, das man ihm ſchenkte, durch ſeinen ſcharfen, gewandten Geiſt. Kelly führt immer die Sprache des Rechts; ſeine Perioden ſind kurz und verſtändlich; er weiß mit ſeltener Klarheit einen allgemeinen Ueberblick zu geben und die einzelnen Thatſachen daraus abzuleiten; er beſitzt überdies einen ſicheren Takt und ein geſundes Urtheil, iſt mit der franzöſiſchen Literatur nicht unbekannt, mit der engliſchen ſogar ſehr vertraut: jedoch man vermißt in ihm den Redner.

Cockburn iſt bei weitem jünger, als die Advokaten, deren Bild wir eben hier flüchtig entworfen haben; aber er iſt mehr Weltmann. Als Juriſt fehlt es ihm an Gründlichkeit, jedoch kennt er ſo gut die Prinzipien der Rechtswiſſenſchaft, daß er ſehr raſch die der Rechtspflege erfaßt hat. Mit vieler Leichtigkeit faßt er alle Details des verwickeltſten Prozeſſes auf und giebt davon ein klares Bild; er kann beſſer, als alle ſeine Rivalen, zum Herzen ſprechen: daher haben ſich auch in der kurzen Dauer ſeiner Praxis ſeine Klienten bedeutend gemehrt, und er wird ſich durch ſtete Uebung immer mehr vervollkommnen. Trotzdem kann man ihn keinen großen Advokaten nennen; er iſt nur ein Rieſe unter Zwergen. Wenige Jahre nach ſeinem Auftreten hatte Cockburn das Glück, ſehr beſchäftigt zu ſeyn, und wenige Anwalte werden mehr, als er, vor den Comités des Unterhauſes plaidiren. Dies iſt überhaupt die einträglichſte Praxis; Advokaten, die in Weſtminſter-Hall während eines Jahres etwa 200 Pfd. Sterl. verdient haben, gewinnen jetzt bei den Comités des Unterhauſes 3—4000 Pfd. Sterl. jährlich. Charles Auſtin hat in den Jahren 1844 bis 1846 im Durchſchnitt 40,000 Pfd. eingenommen; wir wollen bei ihm einige Zeit verweilen. Auſtin beſitzt viel Talent für Darlegung von Thatſachen, kann, je nach den Umſtänden, ruhig und leidenſchaftlich ſeyn: aber er hat weder Geiſt, noch Phantaſie. Eben ſo wenig kann man ihn, obgleich er immer mit Klarheit, oft mit Feuer und Begeiſterung ſpricht, einen Redner nennen. Wenn man indeſſen ſo glücklich begabt iſt, ſo viel Kenntniſſe ſich erworben, ein ſo großes Vermögen beſitzt, wie Auſtin, warum betritt man nicht die politiſche Laufbahn? Auſtin liebt das Geld: während Cockburn, der nicht reich iſt, ſeine Praxis wegen des Eintritts in das Unterhaus aufgegeben hat, bleibt Auſtin lieber Advokat und ſammelt Schätze.

Was endlich die Advokaten zweiten Ranges betrifft, ſo verlohnt es ſich kaum der Mühe, ſie näher zu betrachten. Nur Einen Uebelſtand wollen wir hervorheben: zum größeren Theile beſtehen ſie aus höchſt ungebildeten Individuen, welche oft bis dahin die niedrigſten Beſchäftigungen in einer Notarſtube verrichteten, von einem verwandten Anwalt aber die nothwendigſten Formalien praktiſch lernten und dann zur Vertheidigung zugelaſſen worden ſind. Ein junger Menſch, der ſeine regelmäßigen Studien abſolvirt hat und die Univerſität verläßt, muß mit ſolchen Rivalen kämpfen, die ihm ſtets vorgezogen werden; denn der Beruf, zu dem jenen die Wiſſenſchaft führen ſoll, iſt für dieſe ein Handwerk, das ſie durch Uebung erlernen. Die regelmäßig aufgenommenen und vereidigten Anwalte werden nicht früher in die Gerichtsſäle gelaſſen (enter as students for the bar), als bis eine beſtimmte Friſt ſeit dem Löſchen aus dem Album verfloſſen iſt, aber dadurch wird den kleinen Schreibern und den niederen Subalternen freier Spielraum gelaſſen: man ſieht daher oft, daß Leute, welche eben erſt ihren bisherigen, höchſt mechaniſchen Dienſt aufgegeben haben, als Advokaten vereidigt werden. Dieſe Beſtimmungen können nur nachtheilig auf den ganzen Stand einwirken; man muß auf ein ſolches Syſtem verzichten oder es verallgemeinern. Man ſetze zunächſt nur feſt, daß alle jungen Leute, die ſich der Advokatur widmen, ein Jahr bei einem Notar arbeiten ſollen: dann wird man nicht mehr Individuen, welche ſich nur das Praktiſche angeeignet haben, dabei aber völlig ungebildet und unwiſſend ſind, denjenigen vorziehen, welche die nöthigen theoretiſchen Kenntniſſe beſitzen und denen nur die Uebung fehlt.

Werfen wir nun einen Rückblick auf das Ganze, ſo finden wir, daß in der engliſchen Advokatur überhaupt nur wenige Redner aufgetreten ſind, und daß insbeſondere die Gegenwart keinen aufzuweiſen hat. Die Urſachen dieſes beklagenswerthen Verfalls laſſen ſich leicht angeben. Ehedem wurden die Vertheidigungen an der Barre nur geſprochen, jetzt werden ſie meiſtens erſt ſchriftlich abgefaßt. Die special pleadings haben alle Beredtſamkeit vernichtet; hier wird in einer Sprache verhandelt, die man kaum verſtehen kann: aber an der Erhaltung dieſes Unweſens hängt die Exiſtenz ſo vieler unbedeutenden Menſchen, daß es ſchwer ſeyn wird, ihm zu ſteuern. Ueberdies haben die engliſchen Geſetze eine unnatürliche Ausdehnung gewonnen; die Parlamentsgeſetze bilden jetzt ungefähr 33 Bände in Quart zu je 850 Seiten, zu denen jedes Jahr gegen 30 Bände Reports, zu je 700—800 Seiten, erſcheinen. Die Geſammtſumme der Bände Reports betrug am Ende des Jahres 1849 gegen 600, welche ſich mit der Löſung von mehr als 250,000 Rechtsfragen beſchäftigten. Kann man ein Redner werden, wenn man ſeine ſchönſten Jahre nicht blos mit dem Studium dieſer Geſetze zubringen, ſondern ſich auch aus der wahrhaft barbariſchen Sprache herausfinden ſoll?

Ueberdies hat der Stand der Advokaten in England an Achtung verloren; ſie plaidiren nur für das Honorar, das ſie erhalten, ohne einen höheren Zweck im Auge zu haben. Endlich hat auch die ungeheure Anzahl der einzelnen Prozeſſe es unmöglich gemacht, ſo viel Zeit, wie früher, auf Abfaſſung von guten Reden zu verwenden. So wie wir unſere Vorfahren in vielen Beziehungen übertroffen haben, ſtehen wir ihnen in anderen wiederum nach. Wir haben die Dampfmaſchinen verbeſſert, die Eiſenbahnen erfunden, aber welchen einförmigen, materiellen Staat begründet! Sollen die Advokaten, da weder Beredtſamkeit, noch auch nur eine angenehme, leichte Darſtellung, Ruhm und Gewinn bringen, danach ſtreben? Wenn jetzt die Advokaten unbedeutender, denn je, ſind, ſo liegt nicht alle Schuld an ihnen, ſondern die ganze Geſellſchaft hat ſich dies zuzuſchreiben. Man muß jedoch, zur Rechtfertigung der Advokaten, noch in Erwägung ziehen, daß es bis jetzt immer an Gelegenheit, ſich hervorzuthun, gefehlt hat: es werden nicht mehr ſo ſchwere Verbrechen ausgeübt, und die großen politiſchen Prozeſſe ſind immer ſeltener.

Der Advokatenſtand iſt in England ziemlich zahlreich. Zu Anfang des vorigen Jahres gehörten zu ihm 3181 Individuen, und im Laufe des Jahres 1849 wurden 130 neue Advokaten ernannt. Jetzt zählt er wahrſcheinlich 3350 Mitglieder; aber erſt ſpäter wird ſich nach dem richterlichen Jahresbericht (law-list) dieſe Zahl genauer beſtimmen laſſen. Es giebt überdies 72 special pleaders und 32 conveyancers (Art Notar). Die iriſche Advokatur iſt verhältnißmäßig zahlreicher, als die engliſche; zu ihr gehören 1334 Anwalte und 66 Räthe der Königin. (B. Q. R.)

Holland.

Ein Blick auf Iſrael, von Dr. Da Coſta.*)

Der Verfaſſer, ein Abkomme jener Juden, die im 16ten Jahrhundert vor den blutigen Verfolgungen der ſpaniſchen Inquiſition in den Niederlanden ein Aſyl fanden, und wahrſcheinlich auch ein Verwandter von Uriel Da Coſta, deſſen Name von Gutzlow und Anderen nach ſeiner lateiniſchen Benennung in Acoſta verwandelt worden, hat, wie er verſichert, von früheſter Jugend die Geſchichte ſeiner Vorfahren zum Gegenſtande eifrigen Studiums gemacht. Vorzüglich habe ihn das Problem beſchäftigt: Welchen Zweck hatte die Vorſehung mit der Zerſtreuung dieſes Volkes über den ganzen Erdboden, und welchem künftigen Ziel geht es entgegen? — Auf dem Wege dieſer Forſchungen kam er endlich dahin, dem ſchlaffen Judenthume, in dem er erzogen worden, den Rücken zu kehren und ſich dem proteſtantiſchen Chriſtenthume zuzuwenden. Seine Anſchauungen des Judenthums von dem proteſtantiſch-chriſtlichen Standpunkte aus ſind nun in dieſem „Beitrage" niedergelegt, von welchem es dahingeſtellt bleiben mag, ob er als Bereicherung dieſes Literaturgebietes zu bezeichnen ſey. Ob ſeine Löſung des Problems: „Die Juden ſeyen in der Zukunft berufen, zur Fahne des Kreuzes zu ſchwören und in ihrer Urheimat Paläſtina ein chriſtliches Reich zu gründen", richtig ſey, bleibe eben ſo ununtersucht; neu wenigſtens iſt ſie nicht. Indeß dürfte doch Einzelnes das Intereſſe unſerer Leſer anſprechen, beſonders, was die ſogenannten ſephardiſchen Juden betrifft, die der Verfaſſer mit ſichtlicher Vorliebe in den Vordergrund ſtellt.

Die Sephardiner, Abkömmlinge der in Spanien und Portugal naturaliſirten und 1492—97 zur Auswanderung gezwungenen Juden, bilden gewiſſermaßen die Ariſtokratie in dieſem Volke. Im Verlauf des Mittelalters nämlich, während ihre Brüder in den anderen Ländern die ſchmachvollſte Erniedrigung duldeten, genoſſen jene auf der Halbinſel faſt volle bürgerliche Rechte. Dieſe höhere Stellung flößte ihnen eine Selbſtachtung, ja, einen Stolz ein, der ſogar ihr ſpäteres Unglück lange überlebte. Das Auffallende dieſer Erſcheinung erklärt der Verfaſſer mit folgenden Worten: „Schon in den älteſten Zeiten hatte ſich dem celt-iberiſchen Kern der ſpaniſchen Bevölkerung manches orientaliſche

*) Iſrael und die Helden, ein Beitrag zur Geſchichte der Juden von den früheſten Zeiten bis zur Gegenwart. (In holländiſcher Sprache.) Von Dr. Iſaak Da Coſta. Amſterdam, Riſſbet u. Co., 1850.

Element beigemischt. Lange bevor Rom nach der Beherrschung dieser Küsten trachtete, hatten phönizische Ansiedler sich hier festgesetzt. Die Gothen, über die Pyrenäen eindringend, brachten allerdings eine Beimischung nordischen Blutes herzu; allein sie hatten hier mehr ein Feldlager aufgeschlagen, als eine Niederlassung gegründet. Ihre Könige führten nicht den Titel: Könige von Spanien, sondern: Könige der Gothen in Spanien. Etwas später trat ein neuer östlicher Bestandtheil dazu: die Sarazenen brachen herein, nahmen als Sieger von der Halbinsel Besitz, die nur Schritt für Schritt allmälig von den Christen zurückerobert wurde." — Die Juden nun, schon in den Zeiten der Römerherrschaft als Ansiedler bekannt, und die bei der maurischen Invasion ihre Hand mit im Spiele gehabt haben sollen, bildeten in dem ohnehin stark orientalisirten Lande nur einen morgenländischen Grundstoff mehr, und zwischen ihnen und der übrigen spanischen Gesellschaft bestand keine solche Volksantipathie, die sie unter den anderen Nationen so sehr isolirte.

„Die Juden sammelten nicht nur Reichthümer, sondern stiegen stufenweise zu den höchsten Staatswürden hinan und machten bedeutende Fortschritte in den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten. Die hohen Schulen von Cordova, Toledo, Barcelona und Granada wurden von ihnen in Massen besucht, und sie wetteiferten mit den Arabern, das Licht der Wissenschaft zu unterhalten, während das Mittelalter in tiefster Nacht lag. Wie man auch über ihre Erfolge in der spekulativen Philosophie urtheilen mag — unbestritten bleibt ihnen das Verdienst, zu den praktischen und Erfahrungs-Wissenschaften das Ihrige rühmlich beigesteuert zu haben. Sie waren fleißige Reisende in allen Theilen der damals bekannten Erde; kompilirten Reisebeschreibungen, die sich in jüngster Zeit als höchst nützlich erwiesen, und brachten Vorräthe von ausländischen Produkten und orientalischen Arzneien in die Heimat zu bedeutender Bereicherung der vaterländischen Pharmakopöe. In der Arzneikunde erlangten sie eine solche Gewandtheit, daß sie ihnen gewissermaßen als Monopol zufiel. Sie machten große Fortschritte in der Mathematik, namentlich in der Astronomie, ohne deswegen das Feld des Schönen unangebaut liegen zu lassen: vielmehr lebte der alte Ruhm der hebräischen Muse wieder auf. In der That, es war das goldene Zeitalter der neueren jüdischen Literatur."

Nachdem der Verfasser die berühmtesten Namen dieser Periode: Aben-Esra, Maimonides, Hallevi, Al-Charisi u. A., aufgeführt, beschreibt er das traurige Ereigniß der Vertreibung der Juden von der Halbinsel, wo sie seit Jahrhunderten so herrlich geblüht hatten, um dann auf die weiteren Schicksale der Sephardiner zu kommen, die sie bei ihrer Zerstreuung über die verschiedenen europäischen Länder erfuhren. Ueberall, wie gesagt, zeichneten sich die Sephardiner vor den übrigen Juden aus. Das Gedächtniß ihrer früheren Größe in Spanien bewahrten sie in dem Schatze der in ihrer Gesammtgemeinde eigenen Sagen, als kostbares Kleinod, das ihnen gehörte.

„In welchem Lande auch sie sich ansässig machten, sprachen sie unter sich die spanische Sprache, die in den Familien von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Manchem Sephardi war die heilige Schrift in der spanischen Uebersetzung geläufiger, als in der hebräischen Ursprache, und viele schrieben noch lange nach jener unseligen Austreibung Prosa und Verse in spanischer oder portugiesischer Sprache, mochten sie in Italien, den Niederlanden, England, Afrika, Konstantinopel, selbst in Jerusalem ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der Gebrauch dieses Idioms im Hause, im Umgange mit ihresgleichen, in der Liturgie, in ihrer Privat-Korrespondenz, in ihren kaufmännischen Büchern, bei Todes- und Heiratsanzeigen, erstreckte sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts."*)

Unter den neueren sephardisch-wissenschaftlichen Summitäten bespricht Da Costa besonders Manasseh ben Isral, Uriel Da Costa, Benedikt Spinoza, Thomas de Pinedo. Aber weder hier, noch dort, wo er in dem vierten und letzten Theile seines Buches die Beziehungen des Judenthums zu der nichtjüdischen Welt seiner Betrachtung unterwirft, dringt er tiefer als unter die Oberfläche. Wer eine gründliche Würdigung der geistigen Bestrebungen der Judenheit in der Neuzeit sucht, muß sich nach anderen Gewährsmännern umsehen. So können seine Bemerkungen über „Mendelssohn und seine Zeitgenossen" nicht über das Gemeinplätzige hinaus; und an demselben Uebel leidet seine ganze Untersuchung über die jetzige Lage der Juden in Deutschland. Wir geben nachstehende Probe aus diesem Kapitel:

„Der Stoß, der von Frankreich am 24. Februar 1848 ausging, theilte sich Deutschland mit und brachte hier längst gehegte Entwürfe, Theorieen und Verschwörungen zum Ausbruch. Es ist bekannt, daß durch das revolutionaire Prinzip die Emancipation der Juden in ihrem vollen Umfange zugleich mit der gänzlichen Auflösung des deutschen Bundestages ins Leben traten. Ebenso bekannt ist der bedeutende Antheil der liberalen Juden aller Farben an den jüngsten Bewegungen in Böhmen und Ungarn. Viele Zeitungen in Oesterreich und Preußen werden von Juden redigirt. Juden von der ultra-radikalen Partei saßen in der Reichsversammlung zu Frankfurt und in der Nationalversammlung zu Berlin. Unter den Frankfurter Abgeordneten bemerken wir Dr. Riesser, Dr. Veit, Cohen(?), Hartmann, Kuranda."*) Eines der heftigsten Glieder der äußersten Linken in der preußischen Kammer war Dr. Jacobi. Dr. Jellinek und Dr. Becher in Wien büßten ihre politische Ueberschwänglichkeit mit dem Leben. — Aber nicht blos auf diesem Gebiete gewahren wir die Symptome von Leben und Thatkraft unter den Juden. In Deutschland und Polen, wie in Frankreich, haben sie seit der Revolution von 1789 bewiesen, daß der kriegerische Geist der Makkabäer in den Enkeln nicht ganz erstorben sey! Bereits um das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sich unter dem Banner Kosciuszko's eine Schaar jüdischer Freiwilligen, deren tapferer Führer, Berek, mit manchem Ehrenzeichen geschmückt, in der Schlacht fiel. In den Befreiungskämpfen 1813—15 fochten in dem österreichischen Heere allein 1700 Juden; 35 Offiziere jüdischer Abkunft starben rühmlich auf dem Schlachtfelde bei Waterloo, wo auch viele jüdische Aerzte und Chirurgen ausgezeichnete Dienste leisteten. — In der Medizin, Astronomie, Mathematik erreichten, ja, nach Maßgabe des gegenwärtigen erhöhten Standpunktes dieser Wissenschaften — übertrafen sie ihre großen Vorbilder im mittelalterlichen Spanien. Doktoren und Professoren, ihrem Bekenntnisse oder doch mindestens ihrer Geburt und Abkunft nach Juden, machten sich in jedem Zweige menschlichen Wissens bemerklich. Die rabbinische Theologie nahm ein wissenschaftliches Gepräge an; die semitischen Sprachen und Literaturen wurden von deutschen Juden mit ruhmvollem Erfolg bearbeitet. Zahlreiche Dichter eiferten Hartwig Wessely nach und bereicherten das neuhebräische Schriftthum mit mancher edeln Schöpfung. Aber auch in der Sprache Goethe's und Schiller's haben Israeliten in gebundener und ungebundener Rede ihre Stimme mit Talent vernehmen lassen; es fehlt nicht an genialen Tonkünstlern und Malern. Mit Einem Worte, die Juden der Zerstreuung sind in Deutschland in eine völlig neue Phase ihres Volkslebens getreten."

Man sieht, daß der Verfasser, obwohl er, dem Glauben nach, nicht mehr dem Judenthume angehört, doch diesem fortdauernd sein lebhaftes Interesse zuwendet. Es ist dies eine Erscheinung, die in Europa nicht vereinzelt dasteht. Zu Herrn Da Costa in Holland können wir z. B. Herrn Disraeli in England, Fräulein Fanny Lewald in Deutschland und Herrn Léon Gozlan in Frankreich als christliche Schriftsteller mit einer ähnlichen Vorliebe für die Glaubensgenossen ihrer jüdischen Väter zählen.

Mannigfaltiges.

— Beobachtungen von Fixsternen. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 28. Januar d. J. (worüber kürzlich das Compte rendu im Druck erschienen) verlas Herr Le Verrier einen von Herrn Otto v. Struve, Sohn des berühmten Direktors der Sternwarte von Pulkowa, erstatteten Bericht über seine interessanten Beobachtungen des Sternes Nr. 1830 des Katalogs von Groombridge. Der gedachte Stern ist ein Polarstern sechster bis siebenter Größe, an der Gränze zwischen den Sternbildern des großen Bären und des Jagdhundes befindlich. Groombridge war ein reicher englischer Privatmann, der auf seiner Sternwarte in Blackheath bei Greenwich von 1806 bis 1817 nicht weniger als 4243 Polarsterne beobachtet hat, welche Beobachtungen er gemeinschaftlich mit noch vielen anderen in einen Katalog eingetragen, der im Jahre 1838 auf Kosten der englischen Admiralität von Airy herausgegeben und gedruckt wurde. Im Jahre 1841 entdeckte Argelander in Bonn die eigene Bewegung dieses Polarsternes Nr. 1830, der, wie sich nunmehr ergiebt, von allen bisher beobachteten sogenannten Fixsternen die allergrößte Bewegung hat, indem er, nach den Beobachtungen des Herrn Otto Struve, die von Herrn Faye in Paris bestätigt werden, in einer Sekunde 251 Lieues am Himmelsraume zurücklegt. Wir geben diese kurze Notiz hier nur, um anzudeuten, welche große Fortschritte täglich noch die Wissenschaft des gestirnten Himmels macht. Die von Struve dem Aelteren so mächtig geförderte Beobachtung der Doppelsterne und die nunmehr von seinem Sohne auf so glückliche Weise betretene Bahn der Beobachtung der Parallaxen und der eigenen Bewegung der sogenannten Fixsterne wird uns wahrscheinlich sehr bald über viele Sterne, deren Entfernung von der Erde, deren absolute Geschwindigkeit und deren Masse uns bisher gänzlich unbekannt waren, die belehrendsten Nachrichten verschaffen.

— Die Demokratie in Frankreich und in der Schweiz. Die bekannte Dissertation des Dr. med. Grodeck über den morbus democraticus ist ins Französische übersetzt worden und findet in dem jetzt für solche Auffassungen der demokratischen Manie sehr empfänglichen Frankreich mehr Leser als in Deutschland.*) Ein uns vorliegendes Journal (die Bibliothèque Universelle) sagt über die kleine Schrift: „Die von Herrn Dr. Grodeck vorgeschlagene Behandlung der demokratischen Krankheit mag immerhin zweckmäßig seyn, doch nicht den Doktoren von der Fakultät, sondern den Lenkern der Staaten allein steht es zu, diese Krankheit zu behandeln, und wird der Erfolg der Heilmethode jedenfalls von der Umsicht, der Festigkeit und der Liebe zur wahren Freiheit abhängen, welche die Staatslenker an den Tag legen. Beeilen sich diese nicht (was namentlich auch für die Schweiz eine volle Wahrheit ist), dem Rechte wieder seine volle Gewalt zu verleihen, so werden wir Alle binnen wenigen Jahren das Recht der brutalen Gewalt anerkennen müssen, was das letzte und unvermeidliche Resultat ist, wohin die Aufgebung der wahren Grundsätze der Freiheit, die Verblendung des menschlichen Stolzes und die eitle Verfolgung einer absoluten Gleichheit führt, welche drei Dinge die gewöhnlichen Symptome der demokratischen Krankheit bilden."

*) Eben so erben auch die deutschen Juden in Amerika die deutsche Sprache auf ihre Kinder und Enkel viel länger fort, als die dortigen deutschen Christen, was mein zum Theil dem Umstande beimißt, daß sie sich in der Regel nur mit ihren Stammesgenossen und nicht mit Anglo-Amerikanern verheirathen. D. R.

*) Mit einziger Ausnahme von Moritz Hartmann gehörten diese Männer jedoch sämmtlich der gemäßigten, anti-radikalen Richtung an. D. R.

*) De la maladie démocratique, nouvelle espèce de folie, traduit de l'allemand du docteur Grodeck. Paris, 1849. 1 fr. 25 c.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 22, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 13. Juli 1850.

Ostindien.

Ceylon und die Singalesen, von George Lee.*)

Wollen wir unser Urtheil über Ceylon aus den Schriften der Sanskrit-Gelehrten schöpfen, so müssen wir seinen Volksstamm für ein Riesengeschlecht halten; glauben wir dagegen den Zeitungsberichten des Inlandes, so fühlen wir uns versucht, ihm die allerniedrigste Stufe anzuweisen. Beides ist jedoch unrichtig, denn forschen wir in besseren und tieferen Quellen nach und fragen uns dann: welches ist der Zustand von Ceylon, so stellt sich ein ganz anderes Resultat heraus. Wir finden, daß man dort ein großartiges Experiment unternommen hat, welches schließlich für ganz Indien entscheidend seyn wird, und welches kein Anderes ist, als ein Versuch, den beweglichen, fortschreitenden Geist des Westens nach dem unbeweglichen Osten hinüberzuleiten, mit einem Worte, die asiatischen Zustände durch europäische Bildung zu verdrängen. Diesen Gedanken verfolgt man seit Anfang unseres Jahrhunderts, wo die batavische Republik im fünften Artikel des Friedens von Amiens sich verpflichtete, Ceylon ganz an England abzutreten, und führte ihn bald mit mehr, bald mit weniger Klugheit weiter durch, indem man mitunter auf Bahnen gerieth, welche die Eigenthümlichkeiten der Nationen verbieten.

Welch ein Unterschied zwischen asiatischer und europäischer Bildung bestehe, ist dem sehr klar, welcher jene Gegenden und insbesondere Ceylon besucht hat; will man aber nicht ungerecht seyn, so darf man die Eingebornen nicht mit europäischem Auge messen. Wer dies thut, läuft eben so sehr Gefahr, sich über sie zu täuschen, als ihm dort leicht begegnen wird, die Männer für Frauen zu halten. Die Männer von Ceylon haben langes Haar, hinten durch einen hohen Schildkrötkamm zusammengefaßt, über der Stirne zurückgeflochten und durch einen anderen halbmondförmigen Kamm gehalten. Hals, Schultern und Brust tragen sie meist bloß, während sie den unteren Theil des Körpers in einen Rock hüllen, der sie so eng umschließt, daß er ein männliches Ausschreiten unmöglich macht; auch trippeln sie mit kleinen Schrittchen einher, wie die ausgesuchteste Kokette, und derselbe Unterschied, der sich in der Kleidung kundgiebt, macht sich in allem Anderen geltend, denn zwischen europäischer und asiatischer Bildung herrscht eine gewaltige Verschiedenheit.

Sir Joshua Reynolds sagt irgendwo mit Recht: wenn von Sitte die Rede sey, könne man schwer entscheiden, ob der europäische Gentleman oder der Cherokesen-Indianer mehr Eigenthümlichkeit und Feinheit besitze, und alle Völker würden wohlthun, sich in dieser Beziehung nicht selbst zu beloben. Fassen wir indeß die Sache von einem höheren Standpunkte auf, so giebt es Dinge von größerer Bedeutung da, wo es gilt, die Erstarrung des Ostens durch europäische Kultur zu verdrängen, giebt Gedanken, welche einen wahrhaft menschenfreundlichen Sinn mit Recht beunruhigen, wenn sich ihm die Vorstellung aufdrängt, man könnte dahin kommen, die Ost-Asiaten für immer dem Zustande überlassen zu müssen, in welchen sie jetzt versunken sind, als eine Gesellschaft herzloser Kasten, bei denen sich keine Spur von Leben kundgiebt und Aberglauben vernichtet, was Umgang mit Fremden weckt.

Diese große Frage kann nicht durch Speculation gelöst werden. Erwiesen ist, daß die Ost-Asiaten sich nicht selbst emanzipiren können, erwiesen ist, daß sie einen gewissen Grad von Bildung erreicht haben, über welchen hinaus sie nicht durch eigene Kraft zu gelangen vermögen; und man kann als gewiß annehmen, daß, wenn die Völker des Ostens je von den Gewohnheiten frei werden sollen, durch welche sie gebunden sind, — wenn das schöne Ideal von Wahrheit, Religion und Recht dort verwirklicht werden soll, dies einzig mit Hülfe dessen erreicht werden kann, was *für* sie, und nicht, was *durch* sie geschieht. Ob der gewöhnliche Weg menschlicher Thätigkeit und Wirksamkeit dahin führen kann, ist noch nicht festgestellt und muß erst bessere Erfahrung lehren. Mehrfache ernste Betrachtungen verschiedener Denker haben eine entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen, und vielleicht ist eine befriedigende Lösung der Frage nur möglich, wenn man sie auf ein bearbeitungsfähiges Feld verlegt. Dies zu thun, strebt das englische Gouvernement, seit es Ceylon in Besitz nahm, und läßt sich auch der letzte Erfolg jetzt noch nicht voraussehen, so ist es doch sicherlich ein edles Vorhaben, bei dem jedes schwache Gelingen für den Menschenfreund von höchstem Interesse ist, auf welchem Punkte unseres Planeten er leben mag, vor Allem für die, welche Indien bewohnen.

Mußten die Bewohner von Ceylon bei dem jetzt unterdrückten Aufstande von 1848 unter der Voraussetzung leiden, daß sie noch das gefährliche und grausame Volk von 1803 seyen, wo sie sich wild empörten, so ist dies unbestreitbar ein Mißgeschick, welches sich indeß weder verhüten, noch voraussehen ließ, und die Wahrnehmung ihrer nicht gekannten Achtung vor den Engländern muß ihnen in Zukunft Gewinn bringen. Die neue, durch Lord Torrington eingeführte Steuererhebung, welche das soziale System unter den Eingebornen vertritt, bietet ihnen die weiteste Gelegenheit zu selbständigem Handeln, leider nur ist es ihnen unmöglich, dies mit Energie zu thun, erleuchtete, wirksame Männer und gute Unterthanen zu werden. Der asiatische Sinn in Männern wie Frauen ermangelt jeder Logik; dadurch sind die Massen unzugänglich für die Würde der Vernunft und gerathen schnell in Verfall, einzig durch Mangel an Willensfähigkeit, welche das Leben der Seele, welche mit einem Worte die Kraft ist, die den Mann macht.

Im Jahr 1796, wo die Engländer Ceylon in Besitz nahmen, fanden sie die Singalesen in tiefster Versunkenheit. Ihre Kaiser und Könige und deren noch viel tyrannischere Häuptlinge trachteten einzig, den Geist des Volkes zu knechten, die Portugiesen strebten ihnen durch katholischen Pomp zu imponiren, ihnen zu schmeicheln und zu gefallen, und die Holländer, die einzig Geld von ihnen erlangen wollten (sogar für die Bekehrung zum protestantischen Christenthum, als für ihren edelsten Zweck), verfolgten dabei ein so despotisches Verfahren, daß die Eingebornen unter unseren unmittelbaren Vorgängern mehr bedrückt wurden, als unter ihren eigenen Fürsten. Durch all dies waren die Singalesen sehr argwöhnisch und hinterlistig geworden, unzugänglich für jeden Glauben, unfähig, irgend eine Stellung zu gewinnen, die ihrem eigenen Interesse entsprochen hätte, völlig unfähig, nur für einen Augenblick einen anderen Begriff zu fassen, als daß wir die Landkleute derer seyen, welche sie beherrscht hatten.

Einen solchen Zustand konnte das englische Gouvernement nicht bestehen lassen. Sobald Ceylon in die Zahl seiner Kolonieen aufgenommen wurde, kam auch das englische Kolonialsystem dort zur Geltung, welches die Revision aller Lokalgesetze in Westminster bedingt. Sicherheit der Person ward hier, wie überall, unbeschadet des Glaubens, der Farbe oder Sprache, Jedem zugesagt, der sich englischer Unterthan nennt, und ihm hiermit der Genuß aller dahin gehörigen Rechte und Privilegien bewilligt, sobald er die Fähigkeit gewinnt, ihrer zu genießen oder sie nur zu würdigen. Dies ist das ehrenvolle Prinzip der englischen Colonisation; der Wahrheit gemäß aber muß gesagt werden, daß, was Ceylon anlangt, eine lange Zeit die Aufrechthaltung des Prinzipes das einzige und beste Resultat davon blieb. Die Verschiedenheit der Zustände von England und Ceylon wurde bei dessen Anwendung nicht genug beachtet und eben so wenig berücksichtigt, daß die Singalesen in den Engländern ihre Gebieter fürchten und ihr Land als ein durch Waffengewalt erobertes betrachten.

Das Recht gerichtlicher Untersuchung wurde im Jahr 1811 eingeführt, ein Beweis von großem Vertrauen zu den Eingebornen, doch wurde dies wenig gewürdigt und ist traurige Wahrheit bis zu diesem Tage, daß man dem Eide eines Singalesen nur trauen kann, wenn er sich mit dessen persönlichem Interesse verträgt. Ja, die Ausbildung falscher Zeugen ist dort förmlich organisirt, und die Einführung der englischen Gerichtsbarkeit hat das große Uebel, daß die den Orientalen von alten Zeiten her inwohnende Neigung zu Wortspielen und Spitzfindigkeiten dadurch genährt, ihre Willenskraft aber nicht gestärkt wird, deren Mangel ihr Hauptfehler ist. Bei alledem hat die Einsetzung gerichtlicher Untersuchung einige gute Früchte getragen. Vornehmlich wirkte hierzu, daß die Scheidung der Kasten von jenem Gericht nicht beachtet wird und nur der Unterschied der Sprachen Geltung hat; dies brachte dem Vorurtheil der Kasten einen großen Stoß bei, ja, man sagt, es habe die Singalesen veranlaßt, in ihren eigenen Dorfgerichten ein solches Verfahren nachzuahmen und ihre Schiedsmänner ohne Rücksicht aus den verschiedenen Kasten zu wählen.

Wichtiger war die im Jahre 1832 auf Ceylon gegebene Bestimmung, daß kein englischer Unterthan verpflichtet werden dürfe, für Grundbesitz oder aus Kastenzwang eine Dienstleistung zu thun, welche ihren europäischen Unterthanen nicht obliegt. Dies war die Aufhebung des Radscha-Karia (Königs-Dienstes) oder gezwungenen Arbeitssystemes; denn es herrschte dort das Feudal-Gesetz, nach welchem das Volk gezwungen ist, jedes Werk zur Ausführung zu bringen, wozu das Gouvernement es auffordert. Dies ist unbestreitbar ein bedeutender Schritt zur Emancipation, doch ist zu beklagen, daß durch ihn die Förderung oder richtiger Möglichkeit öffentlicher Unternehmungen fast ihr Ende erreicht hat. Die Singalesen mögen nicht arbeiten, wenn sie sich dessen irgend entheben können. Die ganze Natur fordert sie zum Vegetiren auf, und so lange jede Familie in ihrem eigenen Garten lebt oder in einem Garten, der keine Abgaben zahlt, wie jetzt meist der Fall ist, mögen alle ihre Glieder lieber von der Gemeinde abhängig seyn und sich, wie die Schweine, mit Hülsen nähren, als sich in oder außer dem Hause um einen besseren Zustand mühen. Fürwahr, die Kost, welche die Mehrheit genießt, ist sehr schlecht. Ihre Mahlzeiten bestehen

*) Generalpostmeister auf Ceylon. — Nach der Calcutta Review.

meiſt aus verſchiedenen Arten kleiner Kokosnüſſe, Knoblauch und Gurken; Reis bekommen die niederen Klaſſen ſelten, Fiſch noch ſeltener, Fleiſch faſt nie. Daher iſt ihre Conſtitution ſchwach und erliegt dem erſten Krankheitsanfall; doch ſieht man bei alledem mitunter einen wohlbeleibten und dann und wann einen kräftigen Mann. Der kleinſte Theil der Arbeiten auf Ceylon wird durch die Singaleſen verrichtet. Nirvana oder Auflöſung iſt die höchſte Seligkeit, auf die ſie im Himmel hoffen, und Schlaf ihr größter Genuß auf Erden. Er gehört zu ihren Religionsübungen; einen Gott haben ſie nicht (?), Nirvana zu erreichen, iſt ihr höchſtes Ziel, und Schlaf iſt der Anfang dazu. Deshalb muß ſehr beklagt werden, daß man ſie vom Radſcha-Karia befreite, ohne ſie zugleich auf einen Weg hinzuleiten, der ſie zur Selbſtbeſchäftigung anregt und nöthigt. Wie ſegensreich wäre es in jedem Betracht geweſen, wenn man damals, wo dies ganz in der Hand der Regierung lag, das Weggeſetz verordnet hätte, deſſen Durchführung jetzt ſo große Schwierigkeiten bereitet; man verſäumte es, und es hilft nun nicht, davon zu reden.

Schlimmer noch wirkte die Aufhebung der Frohnarbeiten auf die Häuptlinge; ſie beſtanden dadurch, nahmen Geſchenke von denen, die ſie zur Arbeit aufriefen, und gaben ſie frei nach Maßgabe deſſen, was ſie aufbrachten, und war dies auch unrecht und ungeſetzlich, ſo herrſchte dabei doch eine Art Gerechtigkeit hinter den Couliſſen. Jetzt nun, wo ſie für ihren Unterhalt faſt einzig auf die Verfügung über ihr Patronat angewieſen ſind, trachten ſie, die Taſchen, die ſie geleert haben, um ihr Amt zu kaufen, alsbald bei ihrem Eintritt wieder zu füllen, und da ſie das Schiedsrichteramt üben, eröffnet dies ein weites Feld der Beſtechung für Gauner, Diebe und Räuber. Alle Moral wird dadurch in den Singaleſen vernichtet, die Beſtrebungen der Miſſion und Erziehung verfehlen ihr Ziel, und die Häuptlinge werden natürliche Gegner der Engländer. Dies zu verhüten, hätte man bei Aufhebung der Frohndienſte den Häuptlingen Gehalt geben und ihnen Ehren zugeſtehen ſollen in Beachtung, daß ſie zur Zeit der Emancipation ihres Landes Häuptlinge waren, hätte ihnen Mittel geben ſollen, ihre Söhne zu erziehen und wahre Menſchlichkeit und Religion zu üben. Iſt dieſe dem Herzen eingeprägt, ſo iſt Alles erreicht, was ein gutes Gouvernement und ein gutes Volk wünſchen kann. Ceylon aber iſt für Erziehung nicht unzugänglich und weiß auch, wer den Oſten nur oberflächlich kennt, wie ein dem entſprechendes Verfahren dort nicht leicht durchführbar iſt, ſo freut man ſich doch, zu hören, daß ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft einheimiſcher Gemeinſinn ſich allmälig zu bilden anfängt. Unternehmende Geiſter haben durch Geſchick in Ackerbau, in Handel und Manufaktur, ohne Begünſtigung des Gouvernements Reichthümer erlangt, und vornehmlich ſind die Landbewohner glücklicher geworden; ſie beginnen zu fühlen, daß ſie Rechte haben; eine allgemein verbreitete Scheu vor dem Verfahren der Häuptlinge regt ſich in jedem Dorf, und die weiſern unter dieſen werden etwas vorſichtiger. Jetzt iſt daher der Augenblick, wo das Gouvernement etwas thun muß; dies wird von der oberſten Behörde wohl erkannt, das größte Hinderniß aber iſt dabei bis jetzt der Civilbeamten Unkenntniß der Landesſprache, weil ſie dies nöthigt, durch die Häuptlinge mit dem Volke zu verkehren, anſtatt in unmittelbarer Beziehung zu ihnen zu ſtehen.

Nach Einführung der Unterſuchungsgerichte und Aufhebung der Frohndienſte war kein Ereigniß von größerer Bedeutung für Ceylon, als die Kaffeemanie, durch welche das Gouvernement mit den Berg-Singaleſen oder Kandianern in Berührung kam, die ſich von denen des Flachlandes oder den Seefahrt treibenden Singaleſen ſehr unterſcheiden. Die letzteren ſind ein plaſtiſches, mit liebenswürdigen Eigenſchaften begabtes, zur Nachahmung ſehr geneigtes Volk; daher üben ſie viele nützliche Künſte und haben von ihren verſchiedenen Lehrmeiſtern die Tamulſprache, Portugieſiſch, Holländiſch und Engliſch gelernt. Die Berg-Singaleſen dagegen ſind ganz anders, ſind weniger ſinnreich und weniger zu Nachdenken geneigt, leidenſchaftlicher und feſter in ihren vererbten Gewohnheiten und Liebhabereien. Beide richten den Blick ſtets in die Vergangenheit und betrachten die Tage, in denen ihre heiligen Bücher geſchrieben wurden, als ihr goldenes Zeitalter für ſtaatliche und religiöſe Zuſtände. Die Land-Singaleſen aber leben mehr in der Welt, als die Kandianer, ſind zugänglicher für eine erleuchtete Regierung und mehr geeignet, gute Unterthanen zu werden.

Doch auf die Kaffeemanie zurückzukommen, ſo müſſen wir ihr dieſen Namen geben, weil der Gedanke, in Ceylon Kaffee zu bauen, raſch, wie ein Lauffeuer, um ſich griff. Engliſche Kaufleute und Spekulanten aller Art, ganz unbekannt mit den ſchlichteſten Regeln des Ackerbaues, verließen ihre Schiffe und Geſellſchaftszimmer, um Pflanzer zu werden. Civil- und Militair-Behörden der Inſel gaben dazu das Beiſpiel; ausgedehnte Länderſtrecken wurden gekauft, die großartigſten Anlagen wurden gemacht, und es ſtrömte eine Reihe von Jahren reichlich Geld zu, um die beabſichtigten, bedeutenden Unternehmungen zu fördern; ja, man legte nicht nur ſeine Kapitalien dort an, es kamen auch viele Europäer, die auf Ceylon ihre Renten verzehrten. Jedes Schiff brachte eine große Zahl Ankömmlinge, Wälder und Berge wurden in Beſitz genommen, und die kleinen, hoffnungsreichen Sprößlinge wurden gepflanzt. Nach Verlauf der gehörigen Zeit kam die ſchöne weiße Kafferblüthe zum Vorſchein und lag, wie duftende Schneeflocken, auf dem neu angebauten Hügel. Freude herrſchte, und erſchien dann der glückliche, hochbeſoldete Ober-Intendant nach vollendeter reichlicher Mahlzeit, ſo rief er, die Cigarre im Munde: „sarka, sarka", das einzige Wort, welches zur Zeit gehört wurde.

Reift dann die Frucht, ſo gilt es, ſie zu ſammeln, zu bearbeiten, zu waſchen und ihr angedeihen zu laſſen, was weiter noththut, um die geſchätzte Waare nach Colombo zu verſenden, dort zur Einſchiffung bereit zu machen und endlich in London bei günſtigem Cours zu verkaufen. Ueberall herrſcht Leben, überall ertönt der Ruf: laßt uns fällen und mehr bauen. Der Fortgang iſt ein günſtiger. Nach Arbeitern iſt große Nachfrage, und die kohlſchwarzen Hügel mit den langen Stäben und den Stengelpflanzen, Gang neben Gang, erſtrecken ſich weit hinein in das Land der Malabreſen. Man ſieht lange Reihen bedeckter Karren auf dem Rücken der Berge die Kandy-Straße herabkommen. Die Treiber ſchreien ihren Bullen zu, und dieſe kleinen Thiere ziehen und ziehen mit dem Joch auf dem Nacken, welches tüchtig gegen ihren dahinterliegenden Höcker ſtößt, bringen Fiſche, Arack, Geräthſchaften und andere Dinge hinauf und den Kaffee dagegen herab. Jedermann iſt voll Thätigkeit und hofft, einſt einen ruhigen Abend zu genießen. Eine unglaubliche Betriebſamkeit wird durch die Pflanzer geweckt, ſie ſcheuen dabei keinen Aufwand.

Unter ſolchen Umſtänden wuchs die Zahl der Bewohner von Ceylon mit Macht, die Staats-Einnahme vermehrte ſich im ſelben Maß und die Inſel gewann immer größere Bedeutung. Es wurde Land zu ſehr hohem Preis gekauft, und das Gouvernement fühlte ſich verpflichtet, eine ſo einträgliche Kolonie zu begünſtigen. Man ließ Straßen über die Berge wegführen, ein Weg-Departement mußte dem Verwaltungs-Departement beigefügt werden, der wachſende Beſitz und der Einfluß der neu hinzukommenden Bevölkerung veranlaßten unzählige Rechtsfälle; Gerichtsverfahren und Civilverwaltung mußten daher vielfache Aenderungen erleiden, und hiermit war das Ende der Dinge noch nicht erreicht, der Preis aller Lebensbedürfniſſe ſtieg, da die Einwanderer wohl Geld, aber nicht Häuſer und Lebensmittel mitbrachten. Die alten Beamten und Militairs reichten nicht mehr mit ihrem Gehalt aus, eine allgemeine Erhöhung mußte eintreten, und die Ausgaben für Ceylon ſtiegen in ſolchem Maße, daß ein bedeutendes Defizit eintrat.

Dieſer Zuſtand konnte nicht dauern, das ganze Handelsſyſtem mußte umgeſtaltet werden, und die Weiſe, in der dies geſchah, zeigt, daß man ſtandhaft den großen Plan verfolgte, europäiſche Civiliſation auf Ceylon zu verpflanzen, die Singaleſen zu einem freien, gewerbthätigen Volke zu machen, wenn die Fähigkeit dazu in ihnen liegt. Jenes Handelsſyſtem iſt dahin gerichtet, die Steuern ſo zu erheben, daß die Induſtrie nicht unterdrückt und geſchwächt, ſondern die Betriebſamkeit im Volke (wo möglich) geweckt und ſein Sinn dahin gelenkt werde, ſich für die eigenen Angelegenheiten zu intereſſiren, zufrieden und glücklich zu leben.

Da dieſer Plan mit Berückſichtigung der Zuſtände auf Ceylon gefaßt wurde, hat man den Buddhiſten- und Daladadienſt freigegeben. Das engliſche Gouvernement ernennt nicht mehr die Prieſter auf Ceylon und überwacht nicht mehr ihre heiligen Tempel. Die Einwohner dürfen ihre Religion frei ausüben, und ihre Prieſter verwalten ihre Angelegenheiten und Beſitzthümer ohne Beſchränkung, unter der Bedingung, daß ſie bei der Regierung des Landes nicht mitwirken.

So große Umgeſtaltungen konnten nicht ohne vielfache Bewegungen angebahnt werden, und ſie ſtießen auf häufigen Widerſtand, der endlich die Empörung von 1848 herbeiführte. Dieſe wurde von Lord Torrington durch ſehr ſtrenge Maßregeln unterdrückt. Iſt er wegen dieſer oft und heftig angegriffen worden, ſo leidet es doch nicht Zweifel, daß der Erfolg davon ein ſehr günſtiger war (?), und urtheilen wir hiernach, ſo iſt er gerechtfertigt. Beachten wir aber ſein Verwaltungsſyſtem, ſo ſehen wir, daß dadurch ein großes Werk begonnen wird, welches ihm und ſeinen Gehülfen viel Zeit und Kräfte geraubt haben muß, und welches ſicherlich zu der Hoffnung berechtigt, er werde in Ceylon bleiben, bis ihm gelungen iſt, jenes Inſelland aus der traurigen finanziellen Verwirrung zu erlöſen, worein er es bei ſeiner Ankunft verwickelt fand, zu dem Wunſche, daß er Macht gewinnen möge, die Geſetze zur Geltung und Ausführung zu bringen, welche für die dortigen Zuſtände paſſen und vielleicht mehr als die früheren geeignet ſind, den Gedanken der engliſchen Regierung zu verwirklichen, welcher dahin trachtet, europäiſche Civiliſation nach Aſien zu verpflanzen.

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreiſe.

(Nach ſeinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Fortſetzung.)

Dieſe reißend ſchnelle Häufung von Ereigniſſen in einem Zwiſchenraum von funfzehn oder zwanzig Minuten war gewiß hinreichend, um dem Kühnſten den Muth zu nehmen und den feſteſten Mann in Verwirrung zu bringen; kein Glied der königlichen Familie jedoch verlor auch nur einen Augenblick ſeine Geiſtesgegenwart. Keineswegs fiel die Königin, wie einige Schriftſteller erzählen, in Ohnmacht, noch wurde ſie bewußtlos vom Könige in den Wagen getragen. Sie war es im Gegentheil, welche die jungen Enkel placirte, indem ſie ohne weitere Wahl von den kleinen Prinzen diejenigen ergriff, welche ihr gerade die nächſten waren. Der König bewahrte ſeine ruhige und wachſame Kaltblütigkeit und richtete an Alle, von denen er ſich trennen mußte, ein paar Worte der Ermuthigung. So trug er nicht wenig zu dem guten Geſchicke bei, welches, per varios casus, per tot discrimina rerum, ſeine ganze Familie endlich an einem ſicheren Orte vereinte.

General Berthois, der eben dienſtthuende Adjutant des Königs, hatte eine kleine Abtheilung Kavallerie bei ſich und beabſichtigte, die Wagen zu begleiten; er wurde aber vom Volke angehalten, vom Pferde geriſſen und gemißhandelt; und nur den energiſchen Bemühungen einiger Perſonen von beſſerer Geſinnung verdankte er ſeine Rettung vom Tode. General Rumigny, ein anderer Adjutant des Königs und der Capitain de Pauligne, ein Ordonnanzoffizier, konnten, glücklicher als Berthois, Saint-Cloud erreichen, — Rumigny in einem Eilwagen und Pauligne auf einem Kavalleriepferde mitten unter der Eskorte.

Die drei kleinen Wagen fuhren mit den darin förmlich zusammengequetschten erlauchten Reisenden so schnell als möglich ab. General Regnault St. Jean-d'Angely, Führer der auf dem Platze aufgestellten Kavallerie-Brigade, übernahm das Kommando der Eskorte des Königs, welche aus dem 2ten Kürassierregiment unter dem Obersten Reibel und aus einer Abtheilung berittener Nationalgarde bestand. Diese Eskorte nahm die Wagen in ihre Mitte und entzog sie den Blicken des Publikums. Kaum hatte sie aber 6—800 Schritt ihres Wegs zurückgelegt, als die Nothwendigkeit dieser starken Bedeckung für die Sicherheit des Königs Allen einleuchtend wurde. Hinter der Invalidenbrücke schien ein Volkshaufen, welcher sengte und plünderte, anfangs Lust zu haben, die Wagen anzuhalten; die Haltung der Kavallerimacht jedoch schüchterte ihn ein und drängte ihn zurück, ohne daß es nöthig war, Feuer zu geben. Die Wache an der Barrière von Passy präsentirte, obgleich etwas in Verwirrung, stillschweigend das Gewehr. Die Eskorte ging aber nicht weiter, als bis nach Saint-Cloud, und als der König, kurz ehe er dieses Schloß verließ, in den Hof hinabging, um von den Soldaten Abschied zu nehmen, zeigten sie einen Enthusiasmus der Treue, der sehr von den Empfindungen abstach, welche die Nationalgarde am Morgen bei der Revüe vor den Tuilerieen an den Tag gelegt hatte.

Der König hielt Saint-Cloud für zu nahe bei Paris gelegen, um nicht zu glauben, dieser Umstand könne der Regentschaft schaden; von der Republik hatte er bis jetzt noch keine Ahnung. Es schien ihm daher das Gerathenste, sich sogleich nach Eu zu begeben, wohin er von Anfang an das Ziel seiner Reise verlegt hatte. Wie aber sollte man dorthin gelangen, ohne Fuhrwerk, ohne Geld? Die Abfahrt war so schleunig vor sich gegangen, daß kein Mensch an die ersten Bedürfnisse einer Reise hatte denken können. Sie führten Alle zusammen nicht mehr Geld bei sich, als was der Einzelne etwa für gewöhnlich in der Tasche zu tragen pflegt. Die Börse der Königin, die wegen ihrer häufigen Wohlthätigkeitsspenden noch am besten gefüllt war, enthielt noch am meisten, nämlich einige Zwanzigfrankenstücke. Aber neben diesen materiellen Schwierigkeiten zeigten sich noch andere, viel bedenklichere Uebelstände. Alle Postverbindungen waren in Unordnung, die Eisenbahnwege aufgerissen und abgeschnitten; und außerdem führte die Reise nach Eu, mochte man nun über Rouen oder über Abbeville gehen, durch lauter Gegenden, welche von dem Einflusse des dem Könige feindlichen Pariser Geistes beherrscht wurden. In dieser mißlichen Lage und im Hinblick auf einen möglichen Ueberfall von Paris aus, hätte sich der König in das neue Fort auf dem Valerianusberge, welches von allen diesen trefflichen Forts am leichtesten zu vertheidigen ist, werfen können, um nach Belieben das Weitere in Sicherheit abzuwarten. Jedenfalls aber hätte er diesen Plan, wäre er ihm auch eingefallen, zur Seite gewiesen, weil ihm bei seiner Anschauung von den Dingen und von der möglichen Regentschaft Alles gefährlich erscheinen mußte, was nur irgend den Schein einer Drohung annahm. Er war daher entschlossen, sich nach Trianon zu verfügen. Und dies geschah denn auch auf zwei Omnibus, welche der General Dumas in Saint-Cloud miethete.

Aber Trianon war ebenfalls noch zu nahe bei Paris; Trianon liegt fast in Versailles, welches von Truppen entblößt war, da sich die ganze Garnison eben in Paris befand. In Trianon waren übrigens nicht die geringsten Mittel zur Fortsetzung der Reise nach Eu vorhanden. General Dumas wurde daher nach Versailles geschickt, wo er zwei „Berlinen" miethete. Er borgte zu gleicher Zeit von einem Freunde 1200 Franks. Diese Mittel waren, so schwach sie auch seyn mochten, im Augenblick sehr nothwendig, obgleich sie dem Zweck, nach Eu zu gelangen, nicht direkt dienen konnten.

Es war klar, daß, wenn die ganze Familie zusammen abreiste, sie nicht nur ihr Incognito nicht bewahren konnte, sondern auch auf den Seitenwegen aus Mangel an Pferden mannigfacher Verzögerung, ja, vielleicht der Festhaltung ausgesetzt wurde. Es stellte sich daher als eine Nothwendigkeit heraus, sich zu trennen und die Summe der Gefahren unter einander zu theilen. Man hoffte, daß der König, wenn ihn ein persönliches Unglück bedrohen sollte, dies nur allein auszuhalten haben würde, nicht aber zugleich auch die Frauen und die Kinder, selbst wenn man ihnen die Flucht abschnitte. Eine der Berlinen wurde also reservirt für die Prinzessin Clementine und ihren Gemahl, den Prinzen August von Sachsen-Koburg, mit ihren drei Kindern und für die kleine Tochter des Herzogs von Nemours, Prinzessin Margarethe, welche der Dr. Pigache und Madame Angelet begleiteten. Herr Andernon, Präfekt von Versailles, leitete diesen Zug und benahm sich dabei so gut, daß Alle sicher in Eu anlangten, von wo man weiter nach Boulogne fuhr. Hier in Boulogne, am Bord des Packetbootes, trafen die genannten Personen den Herzog von Nemours, welcher direkt von Paris gekommen war, und mit dem sich jene Sonntags, am 27. Februar, nach Folkestone einschifften.

Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie nahmen die andere Berline und einen der Omnibus ein, welche sie nach Dreux brachten. Hier besitzt der König einen antiken Wartthurm aus den Zeiten vor der römischen Invasion in Gallien, wie einige Archäologen behaupten, und die Ueberbleibsel des alten Schlosses von Dreux, welches er wieder hatte herstellen und einrichten lassen, als eine Art Reisequartier und frommer Station neben der Kapelle, welche an Stelle der von der Revolution zerstörten inmitten jener Ruinen von ihm erbaut worden. Diese Kapelle, früher die Begräbnißstätte seiner Vorfahren von mütterlicher Seite, war neuerdings auch die Gruft seiner eigenen Familie geworden; er hatte hier seine Schwester begraben, die treue Freundin und Genossin seines ereignißreichen Lebens, — ferner seinen geliebten Sohn, den muthmaßlichen Thronerben und die Hoffnung seines Alters, — endlich seine abgeschiedene Tochter, der Stolz seiner Dynastie auf dem Gebiete der Kunst. In diesem halb eingerichteten Sitz, dem Ort der Trauer, kam er in einer düsteren Winternacht auf einem Miethwagen an und führte, wie Mirabeau auf dem Todtenbette von sich sagte, den Leichenzug der Monarchie. Welcher Kontrast in dem Leben des Monarchen zwischen Jüngst und Jetzt!*)

Und wie war das so gekommen? Einzig und allein daher, daß der König seinem Widerstreben, noch mehr Blut für seine Sache fließen zu lassen, Alles geopfert hatte!

Früh am Morgen des 25. Februars, ehe der König in Dreux sich noch aus dem Bette erhoben hatte, langte die Nachricht von Paris an, daß die Regentschaft gescheitert und die Republik proklamirt sey, daß der junge König, sein Bruder und die beiden Regenten in den Tumult des Volks gerathen, und daß Niemand wisse, wo sie hingekommen.

Hier müssen wir der hochherzigen Hingebung des Herzogs von Nemours nun die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man erzählte eine Zeitlang nämlich, er habe nicht nur seine Frau und seine Kinder, sondern auch seinen Vater und seine Mutter im Stich gelassen. In Wahrheit jedoch hat Niemand je ein edleres Opfer gebracht, als der Herzog von Nemours bei dieser Gelegenheit. Alle persönlichen Gefühle wurden beiseitegesetzt. Nach dem vorzeitigen Tode des Herzogs von Orleans, seines Bruders, hatte ein Gesetz ihn zum künftigen Regenten bestimmt. Während der Krise der Abdankung stand er, wie wir oben schon sagten, an der Spitze der Truppen im Hofe der Tuilerieen und schützte so ganz allein den Palast vor der Wuth des Volkes. Er hielt sich auf diesem Posten mit vollster Entschlossenheit bis zur Abfahrt des Königs. Als sich die Herzogin von Orleans mit dem neuen König und den neuen Ministern in die Deputirtenkammer begab, um die Anerkennung ihrer rasch geschaffenen Autorität zu erlangen, begriff der Herzog von Nemours, daß nun seine militärischen Verpflichtungen aufhörten, und daß die, mit welchen ihn das Gesetz als Regenten des Reiches betraut hatte, anfingen: es war im Augenblick sein Amt, die Rechte seines Neffen zu schirmen. Seine Stellung war, wie er sehr wohl fühlte, eine ganz absonderliche; er hätte allerdings lieber durch die gesetzgebende Versammlung davon befreit seyn mögen; aber als Mann von Ehre und als hoher Würdenträger der Monarchie, war er entschlossen, nach Kräften allen Verpflichtungen nachzukommen, welche ihm gegen den jungen König und dessen Mutter oblagen.

Wir besitzen zahlreiche Berichte über die Vorgänge in der Deputirtenkammer während der Anwesenheit der Herzogin von Orleans und des Herzogs von Nemours. Die Darstellung dieser Scenen von Lamartine ist zwar etwas poetisch gehalten, man kann ihr jedoch selbst im Einzelnen, wie sonst wenigen Theilen seines Werkes, Glauben schenken. Nur muß man hierbei bemerken, daß Lamartine nicht, wie er vorgiebt, der Vater, sondern nur der Geburtshelfer der jungen Republik war. Im Uebrigen verweisen wir der Kürze wegen auf die Erzählung des Genannten.

Bekannt ist es ferner, wie der kleine Herzog von Chartres eine Zeitlang abhanden kam, wie die Herzogin von Orleans mit dem Grafen von Paris und der Herzog von Nemours aus dem Kammergebäude nach dem Präsidentschaftshotel und von da nach dem Hotel der Invaliden eilten.

Man erzählt, der Gouverneur des Hotels der Invaliden, Marschall Molitor, habe seinen hohen Gästen indirekt die Andeutung gegeben, sich an einen anderen Ort zu flüchten. Es ist dies eine Unwahrheit. Die schleunige Abreise der Herzogin fand auf den dringenden Rath Odilon Barrot's statt, welcher um sechs Uhr Abends die Nachricht brachte, das Volk wisse um den Aufenthalt der Herzogin und nehme eine immer drohendere Haltung an. In Folge dieser Andeutungen reiste sie mit ihrem Sohne, unter dem Schutze Anatole's v. Montesquieu, nach dem einige Meilen von Paris entfernten Schlosse Ligny ab. Hier blieb sie einige Tage verborgen, und hier wurde ihr nach zwei Tagen der furchtbarsten Angst der junge Herzog von Chartres wiedergebracht. Endlich verließ sie „verkleidet" dieses Schloß und kam, auf der Eisenbahn nach Amiens, in Lille an. Sie erreichte hierauf die französische Gränze, hielt sich einige Wochen in Ems auf und begab sich dann nach Eisenach.

Der Herzog von Nemours, welcher die Herzogin von Orleans nach dem Hotel der Invaliden begleitet hatte, verließ dieses Hotel zu gleicher Zeit mit ihr, um sich bei einem seiner Freunde zu verbergen. Sodann reiste er, mit einem englischen Passe versehen, ab, und zwar, der ihm drohenden Gefahr wegen, in einer ihn so verstellenden Verkleidung, daß ihn die Mitglieder seiner Familie, mit denen er in Boulogne zusammentraf, im mindesten nicht erkannten. An der Barrière wollte der die Pässe genau prüfende Beamte in der Uniform der Nationalgarde anfangs den Wagen nicht passiren lassen; als er jedoch im Innern desselben eine Person gewahrte, deren Signalement so wenig mit dem des Herzogs übereinstimmte, gestattete er ihm weiter zu fahren mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich habe den Auftrag, auf den Herzog von Nemours zu fahnden." Der Herzog konnte sich eines Lächelns über den plumpen Eifer des armen Beamten nicht erwehren; er setzte seine Reise fort, erreichte eine Station vor Abbeville die Eisenbahn und langte am 27. Februar in England an.

Wir verließen den König am Morgen des 25. Februars auf seinem Gräberschlosse zu Dreux, als die Nachricht von der neuen Wendung der Dinge aus Paris angekommen. Die unerwartete Wendung dieser Nachrichten zerstörte alle seine früher gefaßten Pläne. Er mußte offenbar die Idee, sich nach Eu zu begeben und daselbst fernerhin zu weilen, fahren lassen: es blieb nichts übrig, als irgend einen Punkt der normannischen Küste zu gewinnen und sich nach England einzuschiffen. Die Tochter des Generals Dumas war an den Sohn des Herrn v. Perthuis, eines alten Ordonnanz-Offiziers des Königs, verheiratet, und der General wußte, daß Herr v. Perthuis ein kleines Landhaus

*) Die Offiziere, welche den König begleiteten, hatten vorgeschlagen, direkt nach Eu zu eilen, ohne Dreux zu berühren. Wahrscheinlich wollte die Königin sich hier in der Kapelle zu Dreux erst an den Gräbern ihrer Kinder auf die Kniee werfen, um für sie und für die Lebenden zu beten. Daher der kleine Umweg.

oder, genauer gesagt, einen aus zwei Pièces bestehenden Pavillon, an der Honfleur beherrschenden Küste, eine Viertelmeile vom Meere entfernt, besaß, und daß man für zeitweilige Besuche der Eigenthümer während des Sommers einiges Mobiliar in diesem Häuschen aufbewahre. Man machte dem Könige und der Königin, die sich nicht von einander trennen wollten, den Vorschlag, ihr Augenmerk auf diesen Punkt zu richten: der einzige Einwand gegen diesen Plan war der, daß er eine neue Trennung und Zersplitterung des Restes der Familie erheischte. Der König, welcher in der Nähe Besitzungen und einen Verwalter in Dreux hatte, empfing hier einiges Geld, mindestens 5000 Fr., wie man uns sagte, und zwar eben durch diesen Verwalter aus seiner (des Königs) eigenen Kasse, nicht, wie man erzählt hat, durch eine unter den Einwohnern der Stadt veranstaltete Kollekte.

Es war abgemacht worden, der Herzog von Montpensier sollte mit der Herzogin von Nemours und den beiden Söhnen dieser Prinzessin die Richtung über Granville einschlagen, in einem in der Stadt gemietheten Wagen (der Omnibus von Saint-Cloud war die Nacht vorher entlassen worden) nebst zwei Dienern des Königs auf dem Kutscherſitz: man hatte ihnen in Dreux Pässe unter falschem Namen gegeben; und in Granville angelangt, sollten sie sich an Bord des Packetbootes von Jersey einschiffen.

Der General Dumas und der Capitain von Pauligue wurden in einer kleinen zweirädrigen Halbkutsche abgesandt, um sich bei Saint-Pierre de Louviers auf die Eisenbahn von Rouen zu setzen und von da Havre zu erreichen, wo sie ein Fahrzeug besorgen sollten, auf dem sich der König, sobald er den Pavillon des Herrn v. Perthuis verlassen, einschiffen könne.

Die zweite in Saint-Cloud gemiethete Berline sollte den König und die Königin nach Honfleur bringen, unter den Namen eines Herrn und einer Madame Lebrun, nebst dem General v. Rumigny, unter dem Namen Dubreuil, und dem Kammerdiener des Königs und der Kammerfrau der Königin. Als man durch neue Nachrichten von Paris die ganze Größe des Revolutions-Unglücks erfuhr, verdoppelte der Unterpräfekt von Dreux, Herr Marechal, seine Aufmerksamkeit für die erlauchten Reisenden und setzte sich neben den Kammerdiener des Königs auf den Kutscherſitz, um sie im Nothfalle durch seine amtliche Würde zu beschützen. Bei der Abfahrt von Dreux ließ man die Bewohner immer noch im Glauben, man wolle sich nach Eu verfügen, und schlug in der That die große Straße von Verneuil ein; als man aber das Freie gewonnen hatte, wendete man sich nach rechts auf einen Weg, welcher quer durch den zu den Erbbesitzungen des Hauses Orleans gehörenden Wald von Dreux nach Anet und nach Pacy-sur-Eure führt; und so entfloh der König nicht nur aus seinem Reiche, sondern sogar noch mitten durch seine Privatdomäne, wo sein Name übrigens in Wahrheit so populär war, daß die Reisenden bei ihrer Ankunft in Anet die ganze Einwohnerschaft versammelt fanden, welche sie mit allgemeinen Zeichen der Theilnahme und dem Rufe: Es lebe der König! empfing. (Fortsetzung folgt.)

Norwegen.

Norwegische Gold-Expedition.*)

Während die Drontheimer**) bisher so gut wie gar nicht an den Auswanderungen theilgenommen haben, die seit mehreren Jahren von Norwegen nach den Vereinigten Staaten stattgefunden, hat sie das Gerücht von Kaliforniens Herrlichkeiten endlich in Bewegung gesetzt. Sie wollten nichts wissen von den Wäldern Nord-Amerika's, welche erst umgehauen werden sollten, bevor der Grund und Boden, worauf sie stehen, die gewichtigen Dollars hervorbringen konnte; als aber von dem reinen klaren Golde berichtet wurde, das man ohne weitere Umstände nehmen könnte, wo man es fände, da wurde die Sache doch eine andere — da erinnerten sich die Drontheimer, daß ihre Vorältern Wikinger gewesen waren!

Schon im vorigen Jahre fing der Redacteur der „Nord-Drontheimer Amtszeitung", Bergkandidat Tischendorf, an, für Errichtung einer Actiengesellschaft zu einer California-Expedition zu agitiren. Er schrieb eine „Aufforderung zur Reise nach Kalifornien" und „Kaliforniens Herrlichkeit" und behauptete, daß nicht blos die Theilnehmer, sondern Norwegen sich selbst ganz außerordentlich bereichern würde, wenn man nur reisen wollte. Und es scheint in der That, daß die Drontheimer hierdurch sowohl um ihrer, als des Vaterlandes willen in starke Begeisterung gerathen sind, denn es sind jetzt bereits für 13,000 Speciesthaler (19,500 Thlr. preuß.) Actien gezeichnet. Am 22. April fand im Drontheimer Rathhause eine Versammlung statt, worin ein Comité zur Entwerfung eines Reiseplanes und alles dessen, was damit vorläufig in Verbindung steht, gewählt wurde. Das Comité, in welchem die Presse stark vertreten war, sofern es die Herren Redacteure der „Nord-Drontheimer Amtszeitung" und „Drontheimer Stiftszeitung" zu Mitgliedern zählte, machte Tages darauf seine Anträge, aus denen unter Anderem hervorging, daß man, um anzufangen, ein Grundkapital von mindestens 15,000 Spec.-Thlrn. (könnte man mehr bekommen, so sollte es nicht verschmäht werden) haben müßte, — eine Summe, die man wohl ohne Schwierigkeit erreichen würde, da man nach der Sympathie, welche sich in letzterer Zeit, „trotz der Komplotte und Intriguen einzelner weniger Wohlgesinnten", für das Unternehmen kundgegeben, die Hoffnung haben könnte, daß größere Handelshäuser und Kapitalisten sich hierbei betheiligen würden. Das Comité fürchtete indeß, daß sich Viele im Laufe des Sommers abmelden, und daß vielleicht noch Mehrere die gezeichneten Actien nicht würden bezahlen können oder wollen, und schlug deshalb den Beschluß einer Reservation vor, zufolge welcher diejenigen, welche sich nicht zu rechter Zeit abgemeldet und nicht bezahlt hätten und demnach Ursache an dem Mißlingen der Expedition wären, verpflichtet werden, die Fracht des Schiffes zu bezahlen, auf dem die getäuschten Californienfahrer, die schon in Drontheim angekommen seyn möchten, in ihre Heimat zurückgebracht werden sollen. Das Comité nimmt an, daß von einer Reise um das Kap Horn, so wenig wie über Panama, die Rede seyn kann, da die Mittel der Gesellschaft zu einer so kostspieligen Fahrt nicht ausreichen würden. Es schlägt demnach vor, daß die Expedition ihren Weg von Drontheim nach New-York und von da über St. Louis nach S. Francisco nehme. Die Reise von Drontheim nach New-York wird für die Person auf 30 Spec.-Thlr., von New-York nach St. Louis (auf Eisenbahnen und Dampfschiffen) zu 50 Spec.-Thlrn. und von St. Louis nach San Francisco — etwa 300 Meilen — ebenfalls auf 15 Spec.-Thlr. berechnet. Wenn ferner auf Lastthiere, Wagen, Waffen, Munition, Zelte u. s. w. 3000 Spec.-Thlr. gerechnet werden, so würde die ganze Reise 11,000 Spec.-Thlr. kosten, und es blieben dann bei der Ankunft in Eldorado noch 4000 Spec.-Thlr. übrig. Die Richtigkeit der Calculation vorausgesetzt, würde es dann mit den hundert Personen, auf welche 4000 Spec.-Thlr. zu vertheilen wären, allerdings übel genug aussehen, falls sie nicht so glücklich wären, sogleich Gold zu finden. Der Antrag des Comités wurde indeß einstimmig angenommen.

*) Nach „Christianiaposten".

**) Es sind hiermit nicht blos die Bewohner der Stadt, sondern des ganzen umfangreichen Stifts gemeint.

Mannigfaltiges.

— Religion und Politik. Der bekannte amerikanische Staatssecretair Daniel Webster hat kürzlich in einem gedruckten Sendschreiben an die Bürger von Newburyport folgende an ihn gerichtete briefliche Aeußerungen eines, wie er sagt, der ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner mitgetheilt, an die er sodann seine eigenen Bemerkungen über das Verhältniß der Religion zur Politik knüpft:

„Die Religion", schreibt der englische Staatsmann, „ist eine herrliche Sache in allen Dingen, mit Ausnahme der Politik. Auf politischem Gebiete scheint sie die Menschen der Vernunft zu berauben, und in der That kenne ich kein unvernünftigeres Volk, als dasjenige, welches auf Ihrer Seite des Atlantischen Meeres und auf der unsrigen gegen das Sklaventhum polemisirt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß diese Leute bis zum heutigen Tage das Uebel, welches sie vermindern oder verhüten wollten, durch ihr Gebahren nur vermehrt haben. Wenn Einem von ihnen nachgewiesen wird, welches bisher der Erfolg ihres Eifers war, dann antwortet er gewöhnlich „„Liberavi animam meam; ich mag vielleicht unrecht gehandelt haben, aber ich habe mir dadurch den Himmel erworben."" Auf diese Weise haben Ihre Abolitionisten, wie mir scheint, den Zustand des Sklaven und mehr noch den des freien Negers viel schlimmer gemacht, als er sonst seyn würde, und unzweifelhaft haben sie dadurch in mehreren Staaten, namentlich z. B. in Virginien, seine Emancipation verzögert. Allein, was kümmert sie dies, wenn sie nur ihre frommen Seelen retten! Andererseits scheinen die Zeloten in Ihren südlichen Staaten nicht minder unvernünftig. Es ist eine eben so ungerechte, als gottlose Forderung, wenn dort verlangt wird, daß Kalifornien das Sklaventhum bei sich einführe."

Hierzu bemerkt Herr Webster: „In diesen Aeußerungen hat mein Freund unstreitig die Uebelstände, die er so richtig darstellt, nicht der wahren und echten Religion beimessen wollen, nicht der Religion des Evangeliums, sondern jener phantastischen Auffassung der Religion, die sich zuweilen der Vorstellungen und der Einbildungskraft der Menschen bemächtigt. Die Religion des neuen Testamentes, jene Religion, die auf die Lehren Jesu Christi und seiner Apostel begründet ist, ist in der Politik eben so, wie in allen anderen Lebensverhältnissen, ein sicherer Führer zur Pflicht."

— Ein Horoskop der europäischen Zustände. Der durch seine früheren Schriften über Skandinavien und Deutschland bekannte Schotte Herr Laing hat kürzlich einen neuen Band „Bemerkungen über den sozialen und politischen Zustand der europäischen Völker" herausgegeben, die in England mit großem Interesse gelesen und nach den verschiedenen Standpunkten der Leser gepriesen oder verurtheilt werden. Der Verfasser knüpft seine Beobachtungen an die Ereignisse der letzten beiden Jahre, und namentlich die Zustände Frankreichs sowohl als Deutschlands veranlassen ihn zu den trübsten Prophezeiungen für die Zukunft. Weder in dem einen Lande, noch in dem anderen findet er Bürgschaften für die Dauer des inneren Friedens, der Wohlfahrt der Nationen und des Fortschreitens der europäischen Civilisation. In dem einen Lande wie in dem anderen erblickt er eine Deterioririung des Charakters, eine Verminderung der alten guten Treue (wozu ihm die Politik Hannovers, Sachsens und einiger anderen deutschen Unionsfürsten keinen geringen Beleg liefert) und überall die Saat neuer revolutionairer Ereignisse ausgestreut. Aber auch England spricht er nicht ganz frei von seinen Anklagen; auch England geht, seiner Meinung nach, einer rein materialistischen Zeit, auf Kosten seiner geistigen Errungenschaften, entgegen. Nur eine vollständige Veränderung in dem Unterricht und der Erziehung der Jugend und eine eben so vollständige Umgestaltung des europäischen Staatenlebens wird, wie er glaubt, den Untergang der europäischen Kultur verhüten können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Paffar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Dienstag den 16. Juli 1850.

Nord-Amerika.

Die Yankies in Gesellschaft.

Folgenden interessanten Aufsatz über diesen Gegenstand entnehmen wir der Literary World, einem Journal, welches in New-York erscheint:

„Ein hervorstechender Zug unserer (der New-Yorker) Gesellschaft ist ihr Sybaritismus. Wir gebrauchen absichtlich diesen Ausdruck statt Luxus und vieler anderer gleichbedeutenden Wörter, um die Kosten und Mühe, welche man auf persönliche Ausschmückung, auf die Mahlzeit, Kleidung und auf das Möbel verwendet, nebst einem entsprechenden Eigensinn in solchen Dingen, zu bezeichnen.

„Die Lieblingsausgaben verschiedener Nationen sind leicht genug zu erkennen, und es ist nicht unamüsant, sie herauszustellen. So z. B. bringt der Engländer in Anschaffung von Dienern und Pferden viel durch; zunächst hat er gern viel Raum im Hause, damit er nie außer Stande sey, einem Freunde, der auf Besuch kömmt, ein Zimmer einzuräumen. Dagegen hält er gewöhnlich nicht sehr auf Kleidung, so lange er nur die Wäsche zweimal des Tages wechseln kann, noch auf die Tafel, sobald sie nur mit soliden Speisen und Kartoffeln besetzt ist. Der Gutsbesitzer, welcher seine Diener und Jagdpferde nach Dutzenden zählt, geht unter seinen Abhängigen in groben Schuhen und einem Jagdrock umher und macht die Honneurs in seinem Salon, in einfachem Schwarz und Weiß gekleidet, ohne sich nur mit einer goldenen Kette oder mit einem Busenstreifen zu schmücken. Wenn er einen französischen Koch hält, so ist es mehr für seine Gäste, als um seinen eigenen Gaumen zu kitzeln; während es das größte Lob seines Mobiliars ist, daß es mehrere Generationen hindurch seinen Vorfahren gedient hat, ehe er zu dessen Besitz gelangte. Würde man einen Franzosen in ein solches Etablissement hineinversetzen, so würde er sofort einen großen Theil der Thiere darin (menschliche und andere) zu Brokade, Vergoldung und Spiegelglas umschmelzen und wahrscheinlich seine eigene Person theilweise damit ausschmücken. Der New-Yorker nun fügt noch zur Vorliebe des Franzosen für Juwelen und Patentleder die eine Eitelkeit des Engländers hinzu, nämlich den unaufhörlichen Wechsel reiner Wäsche. Eben so vereinigt er in seiner Kost des Engländers Fülle mit des Franzosen Delikatesse, wenn noch ein gewisser Geschmack in der Auswahl der Weine kömmt, der ihm besonders eigen ist. Wir sind der Meinung, daß unsere Vornehmen verhältnißmäßig mehr auf Essen und Trinken verwenden, als irgend eine ähnliche Klasse in der Welt. Im Ameublement ist ihr Geschmack sehr französisch; doch verstehen sie auch hierin die kostspieligsten Gewohnheiten beider Nationen zu verbinden. Wenn ein Franzose sein Haus möblirt, so giebt er gewöhnlich viel in Spiegelglas aus; es ist dies ein charakteristischer Zug seiner Eitelkeit, denn er sieht sich gern vervielfältigt. Andererseits vernachlässigt er die Fußteppiche, beim Engländer das Wichtigste. Der New-Yorker hat mit großer Unparteilichkeit des Einen Hang nach zahlreichen, prunkenden Spiegeln und des Anderen Vorliebe für bequeme und kostbare Fußteppiche angenommen. Die innere Malerei und Verzierung kostet bei uns beinahe so viel, wie das Gebäude selbst, und das Mobiliar halb so viel, wie das Haus und Grundstück zusammen. Kein Wunder daher, daß Inneres und Aeußeres selten einander entsprechen, und ohne Zweifel war es diese Erscheinung, welche die glänzende Entdeckung des Herrn Allison veranlaßte, daß „die Häuser der reichen Amerikaner sehr einfach von außen und sehr prächtig von innen sind, ähnlich denen der Juden im Mittelalter und aus demselben Grunde."

„Einige mögen geneigt seyn, dieses unser wachsendes Sybaritenthum als ein Zeichen unseres Fortschritts in der Civilisation zu betrachten, und Civilisation im materiellen Sinne des Worts, nach der Scheidelinie, die Coleridge gezogen, ist es gewiß. Aber der wirklichen Kultur und dem höheren Fortschritt ist es entschieden zuwider. Es vermehrt die Macht des bloßen Wohlstandes in der Gesellschaft und folglich auch die Schwierigkeit, den Geist auf seine ihm gebührende Stelle zu bringen. Auch entfernt es viele sehr brauchbare Leute von der Gesellschaft, weil sie zu wenig Vermögen oder zu viel Klugheit besitzen, um auf fashionablem Fuß zu leben. Und was noch schlimmer ist, es verweichlicht die Männer und verwandelt die Frauen in bloße Zuckerpüppchen. Die Ersteren verschmähen es, ihre Hände in etwas weniger Zartes als französische Glacehandschuhe zu stecken; die Letzteren würden beim Anblick der Schuhe, welche alle Engländerinnen zum Gehen benutzen, in Ohnmacht fallen, und beide Geschlechter vermeiden Bewegung im Freien, aus Furcht, sie möchten ihre schönen Kleider beflecken. Niemand belaste uns mit dem Vorwurf des Ascetismus oder Grahamismus oder irgend eines anderen Ismus. Wir verehren alle schönen Künste und gestatten gern der Bekleidung des Körpers einen Platz unter ihnen. Wir haben eine sehr geziemende Achtung vor dem Schneider, so lange er an seinem Platze bleibt und nicht zu viel Aufmerksamkeit beansprucht. Auch weiß Niemand besser, als wir, die Annehmlichkeiten einer gut besetzten Tafel zu schätzen. Wir halten das Mittagessen für ein bedeutendes soziales, politisches, moralisches und literarisches Beförderungsmittel. Aber Sybaritismus und Verschwendung sind der wahren Gastfreundschaft und der Tafel-Aesthetik durchaus nicht nothwendigerweise zuträglich, sondern sehr oft ist das Gegentheil der Fall. Selbst während wir schreiben, erinnern wir uns eines Abendbrodes, an dem wir vor einigen Jahren theilnahmen und dessen wir stets als des Souper der Soupers eingedenk geblieben sind. Der Tisch stand in einem Studirzimmer, umgeben von staubigen Bänden und bequemen alten Möbeln. Wir bildeten eine hübsche Gesellschaft, aus Menschen von allen Ständen und jedem Alter bestehend; da war ein halb-puseyistischer Pfarrer und ein Ex-Präsident des Pferdehändlerklubs, ein lustiger alter Doktor und ein sarkastischer junger Dichter, ein gereifter Bibliograph, welcher sowohl die Menschen, als die Bücher studirt und mehr Städte und Charaktere beobachtet hatte, als selbst der alte Ulysses, ein literarischer Kaufmann, der das Goldmachen aufgegeben hatte, um Gemälde zu kaufen, und von den Gemälden, die er gekauft, etwas verstand, — kurz, jedes Paar war ein Kontrast, und doch verband uns Alle ein Gefühl der Brüderlichkeit und der gegenseitigen Schätzung. Ein Genius der Gesellschaft bereitete den Punsch zu, ein Anderer half dem Koch Austern sieden. Es gab die Fülle von kaltem Wildpret und gebackenen Kartoffeln, gutem Biere und einigen der besten Flaschen Cordon-Bleu. Der Bediente wurde entlassen, und wir gingen erst mit dem frühen Morgen nach Hause. Wäre ein gemietheter „Gelegenheitskellner" dagewesen oder eine Schüssel von Weller's gesponnener Zuckerarbeit, ein Delmonicoischer Bratspieß von falschem Silber, oder wären die Sophas zu schön gewesen, um sich darauf zu flegeln, oder die Vorhänge nicht an Rauch gewöhnt, so würde es das Ganze gestört und verdorben haben."

Nachdem der Verfasser des Aufsatzes sich über den Mangel an guten Köchen in New-York beklagt und diesem Mangel die Gewohnheit vieler Männer, selbst verehelichter, im Klub zu speisen, zuschreibt, hat er auch ein Wort über die Badeörter zu sprechen.

„In anderen Ländern", sagt er, „gehen die Leute nach Badeörtern, um sichs bequem zu machen und das Conventionelle so viel wie möglich abzuschütteln; bei uns aber besucht man sie, um sich schöner zu kleiden und steifer und conventioneller zu seyn, als je. Es ist eine halb lächerliche, halb schmerzliche Darstellung „des Strebens unter Schwierigkeiten", exklusive zu seyn. Was auch dagegen gesagt worden seyn mag, so giebt es doch in allen unseren großen Städten eine gewisse exklusive Klasse — eine quasi-vornehme Welt. Sie wird namentlich vom weiblichen Theil derselben aufrechterhalten, denn die Männer müssen sich wegen der täglichen Lebensbedürfnisse viel der sozialen Demokratie unterwerfen. So z. B. darf der Grobschmied dem Banquier die Hand drücken oder es wenigstens versuchen; die Frau des Banquiers hingegen ignorirt völlig das Daseyn der Materialwaarenhändlers-Frau, welche nebenan wohnt. Das geht nun Alles recht gut im Winter; das heiße Wetter aber treibt die Leute aus der Stadt. Nicht Jeder besitzt ein Landhaus; dazu haben die Eisenbahnen hier solche Verwüstungen unter den schönst gelegenen Sommerwohnungen in der Welt angerichtet, daß sich unsere reichen Bürger wohl hüten, ihr Vermögen auf solche Weise zu riskiren. Daher denn strömen unsere Vornehmen nach den Badeörtern; dort werden sie zu Fünfhunderten von einem despotischen Wirth, welcher der Meinung ist, seine Gäste seyen einzig und allein zu seinem Nutzen und Vortheil erschaffen, beherbergt, geweckt und gespeist. Nicht im Stande, sich durch Reichthum, soziale Stellung oder irgend sonst einen Anspruch eine höflichere Behandlung, als man sonst im Durchschnitt erfährt, zu verschaffen, bemühen sie sich, ihr Ansehen durch Aufschneidereien verschiedener Art aufrechtzuerhalten, wobei Putz und Kleidung besonders eine große Rolle spielen. So kommen z. B. Herren und Damen in Gala gekleidet zur Table-d'hote (oft von der gewöhnlichsten und dürftigsten Art) um 1, 2 oder 3 Uhr Nachmittags. Eine Stunde nachher gehen sie spazieren oder fahren aus, wobei ihre schönen Kleider mit Sand oder Staub bedeckt werden. Die Gewohnheit, Alles unter den Augen von fünfhundert Menschen zu thun, benimmt der Jugend alle Bescheidenheit und nährt eine Gefallsucht, welche häufig in Rücksichtslosigkeit und einen gänzlichen Abandon endet, so daß man glauben muß, es hätten

unsere vergnügten Gothamer (New-Yorker) allen ihren Anstand in der Stadt zurückgelassen. Die Bälle sind oft wahre Saturnalien.

„Wir wollen nun über ein sehr wichtiges Thema sprechen, nämlich über die Stellung, welche verheiratete Frauen bei uns einnehmen. In diesem Punkte weichen wir von unserem gewöhnlichen Gebrauche ab. Denn während wir in den meisten Dingen den Mittelweg zwischen den Franzosen und den Engländern, jedoch mit überwiegender Hinneigung zu den Sitten der Letzteren, einschlagen, beobachten wir hierin gerade das Gegentheil der französischen Sitte. In Frankreich nämlich wird ein Mädchen wie eine Nonne eingesperrt, ja, buchstäblich wie eine Nonne, denn sie wird gewöhnlich in einem Kloster erzogen. Würde sie sich nur einmal mit einem jungen Manne öffentlich blicken lassen (selbst in Begleitung einer dritten Person), so würde sie auf immer kompromittirt seyn. Sie lernt die Welt und die Gesellschaft erst kennen, wenn sie verheiratet ist, und von der Zeit an amüsirt sie sich nach Herzenslust. Bei uns hingegen läßt man dem Mädchen freien Lauf, so lange sie Mädchen ist; sie wird aber nach der Heirat sehr gesetzt. Die englische Sitte hält die Mitte zwischen der unsrigen und der französischen.

„Eines muß im voraus bemerkt werden, nämlich daß, wenn unsere verehelichten Frauen keinen sehr hervorragenden Platz in der Gesellschaft einnehmen und viel zuhause bleiben, ihre Ehemänner nicht deshalb zu tadeln sind. Diese haben niemals etwas dabei zu sagen. Unsere Frauen waren anfangs sehr häuslich, weil bei dem wenigen und schlechten Gesinde ihre Anwesenheit zu Hause nothwendig war. Diese Nothwendigkeit ist nicht mehr vorhanden oder wenigstens in einem viel geringeren Grade; aber das weibliche Läster-Tribunal übt einen eben so abhaltenden Einfluß aus. Wenn das Abnehmen der Vergnügungssucht einer jungen Frau nicht die Schuld vermehrter Sorgen oder wachsender Ausgaben in der Familie ist, so ist es weit mehr die Furcht vor ihrem eigenen Geschlechte, als dem Eigennutz ihres Gatten, zuzuschreiben. Hierin hat uns der scharfsinnige und galante de Trobriand nicht ganz richtig beurtheilt. Er sagt: die Männer in Amerika sind als Gatten und Väter untadelhaft treu. Ihre ganze Liebe ist auf ihre Frauen und Kinder konzentrirt; für diese machen sie Geld, und auf diese verwenden sie es. Dennoch erfüllen sie ihre Pflicht nicht ganz. Ihre schönen und tugendhaften Frauen sind oft unglücklich, denn ihre Männer haben aufgehört, den Liebhaber zu spielen, bemühen sich nicht, ihnen kleine Aufmerksamkeiten zu schenken, sie zu unterhalten und die Langeweile zu verhindern, welche (nach der Meinung eines Franzosen) nothwendigerweise entstehen muß, wenn man Abends zuhause bleibt.

„Blicken wir nun einen Augenblick auf die tägliche Beschäftigung des Mannes und der Frau. Die meisten verheirateten Männer bei uns haben ihr bestimmtes Geschäft oder ihren Beruf, und die wenigen, die es nicht haben, sind deshalb doch nicht ohne eine lästige Menge vermischter Geschäfte. Mit Recht hat Cooper gesagt: „Es kostet nicht weniger Mühe, ein Vermögen in diesem Lande zu *erhalten*, als es zu *erwerben*." Der Mann von Vermögen und Muße, der dies jeden Termin nach der Bank zu gehen und seine fünf oder zehn Tausend zu ziehen hat, ist in der That eine rara avis. Hingegen ist der Gatte der fashionablen Dame gewöhnlich ein Jurist, Kaufmann, Makler oder ein Herr, welcher darauf ausgeht, sein Kapital gut anzulegen, und er arbeitet den ganzen Tag, wie nur ein Engländer oder Amerikaner arbeiten *kann*. Was thut seine Frau unterdessen? Mit Bonnen und Dienstmädchen versehen, beschäftigen sie ihre Haushaltung und ihre Mutterpflichten kaum eine Stunde des Tages. Sie verbringt ihre Morgen im Umherfahren, im Plaudern bei Besuchen, in Konferenzen mit ihrer Schneiderin und Putzmacherin, im Ladenbesuchen und Einkäufemachen, wofür ihr Mann zu zahlen hat. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß der müßigste verheiratete Mann mehr nothwendige tägliche Beschäftigung hat, als die fleißigste verheiratete Dame.

„Unter solchen Umständen scheint es uns, daß der Mann eher das Recht hat, Unterhaltung von seiner Frau zu erwarten, wenn er des Abends nach Hause kömmt, als sie von ihm. Mittel genug hat sie, ihm solche zu gewähren, wenn sie es nicht für eine Herabwürdigung hielte. So sind z. B. die meisten unserer Frauen musikalisch gebildet und bringen es gewöhnlich weit genug, ihr Spiel angenehm und erquickend zu machen. Aber welche vornehme Dame würde nur daran denken, blos zum Ergötzen ihres Ehemannes zu spielen oder zu singen? Das würde sie für ein Wegwerfen ihrer Perlen halten. Oder, gesetzt, ein armer Teufel, der am Tage so lange an seinem Pulte geschrieben, daß er des Abends nicht mehr sehen kann, sollte Madame bitten, ihm vorzulesen, würde sie nicht die bloße Andeutung entsetzen?

„Ferner beurtheilt uns Herr Trobriand nach der Idee eines Franzosen von Häuslichkeit, eine Idee, welche der Pariser nur mit Gemeinheit und ennui verbindet. Die Unbehaglichkeiten der Hauswirthschaft bilden den gewöhnlichsten Gegenstand der Pariser Karikaturen. Für unseren Angelsachsen hat Häuslichkeit eine ganz andere Bedeutung. Schlafrock und Pantoffeln zerstören seine Täuschungen nicht, haben nichts Gemeines für ihn und belästigen ihn nicht. Nach seiner schweren geistigen oder körperlichen Anstrengung oder nach beiden zusammen, wie sich's ein Celte nicht einmal *vorstellen* kann, braucht und verdient er Ruhe und Erholung. Diese aber werden ihm nicht gewährt, wenn er sein Tagewerk von neuem anfangen und eine mühsame Toilette zum Konzert oder zum Ball machen soll. Seine Erquickung ist vielmehr, die Unterhaltung seiner Frau und das Geschwätz seiner Kinder zu genießen, seine Abendzeitung bei einer Tasse Thee mit Muße zu lesen oder, wenn ihn ein alter Bekannter besucht, eine literarische Unterhaltung zu haben, Billard zu spielen, Metaphysik zu treiben oder, was ihm noch lieber ist, über Pferde zu sprechen. Doch seine Frau ennuyirt sich, und so *muß* er sich zuweilen entschließen, mit ihr auszugehen. Ist er nun in der Oper, so wird ihm sein Genuß gewiß von jungen Gecken gestört, welche in seine Loge kommen und gerade plaudern, während die schönsten Arien gesungen werden. Auf Bällen ergeht es ihm noch schlimmer. Ist er zu müde oder zu klug, um zu tanzen, so muß er bis spät in die Nacht hinein auf seine kreiselnde Hälfte warten und sucht oft vergebens Trost im Punsch. Es ist daher unrecht von Herrn Trobriand, unsere Männer zu beschuldigen, daß sie ihre Frauen von der Gesellschaft fern halten, denn wenn die Frau sich durchaus zerstreuen will, so schleppt sie ihren Mann bon gré mal gré mit sich.

„Wir schließen also nach dem Vorhergehenden, daß, wenn die verheirateten Frauen ihren geeigneten Platz in der Gesellschaft nicht einnehmen, die erste Ursache davon die ist, daß sie sich gegenseitig vor ihren Zungen fürchten. Diesem Uebel können nur sie selbst abhelfen; unser Geschlecht soll nicht verantwortlich dafür gemacht werden. Die zweite Ursache ist die, daß, wenn sie nicht tanzen, es an gebildeten und angenehmen Männern fehlt, sich mit ihnen zu unterhalten. Einmal könnte man diesem Uebel vorbeugen, indem man alle Frauen bis zum vierzigsten Jahre tanzen ließe; ein solches Mittel wird ein so verständiger Mann, wie Herr Trobriand, gewiß nicht empfehlen. Ein anderes und befriedigenderes Mittel aber wäre, die Zahl der wirklich gebildeten Männer überhaupt in Gesellschaften zu vermehren."

Wo ist Sir John Franklin?

Unter dieser Aufschrift enthält eine amerikanische Zeitung (das Providence Journal vom 9. Mai) einige Bemerkungen über das wahrscheinliche Schicksal des kühnen britischen Seefahrers, der jetzt schon seit vier Jahren in den Eiswüsten des Polarmeeres verschollen ist. Bei dem gespannten Interesse, mit welchem die ganze civilisirte Welt die zur Aufsuchung Franklin's ausgerüsteten Expeditionen verfolgt, scheint es uns nicht überflüssig, die ganz triftig klingenden Hypothesen des amerikanischen Journalisten unseren Lesern vorzulegen.

„Wir sind überzeugt, daß Sir John Franklin auf seiner arktischen Reise in eine der Oeffnungen einfuhr, die von Barrow's Straße ausgehen — möglicherweise in den Wellington-Kanal; allein er hat wahrscheinlich einen so westlich liegenden Punkt erreicht, daß die Schiffe, die von der Baffinsbai aus in das Arktische Meer einsegeln, höchstens seine Spuren entdecken dürften. Wir glauben, daß sich Sir John Franklin noch am Leben befindet, und daß man zuerst an der Behringsstraße von ihm hören werde. Wenn daher die Expedition, die im Juli bei dieser Straße eintrifft, ihre Boote nach der Richtung der Parry-Inseln abschickt, so werden diese mehr Aussicht haben, mit ihm oder dem noch lebenden Theile seiner Gefährten zusammenzutreffen, als die Fahrzeuge, die ihn am östlichen Eingang des Arktischen Meeres aufsuchen. Die Reisegesellschaft, die auf Befehl Sir George Simpson's in Böten oder auf dem Eise nördlich von der Mündung des Mackenzie-Flusses vordringen soll, wird gleichfalls Aussicht haben, die von den vermißten Schiffen verfolgte Route zu durchschneiden oder mit ihnen zusammenzutreffen.

„Wir neigen uns zu dem Glauben, daß Franklin einen nördlicheren Kurs genommen, als man bisher vermuthet hat, besonders wenn er fand, daß sich der Wellington-Kanal bis zum Meere ausdehnte. Es geht aus den von den Capitains Scoresby, Buchan und Parry in ihren Versuchen zur Erreichung einer hohen nördlichen Breite gemachten Erfahrungen hervor, daß die große Eisfläche, welche den Nordpol umgiebt, während der drei Sommermonate durch die Strömung nach Süden getrieben wird. So weit man sie beobachtet hat, sind diese Strömungen konstant. In der Behringsstraße, der Baffinsbai und in dem Ocean östlich von Grönland herrschen sie regelmäßig vor. Hierdurch wird die Existenz einer großen Wasserstrecke um den Nordpol wahrscheinlich. Die stetige Bewegung des Eises gegen Süden muß natürlich einen freien Raum oder, in anderen Worten, eine offene See im Norden zurücklassen.

„Auf einer Wallfischfahrt nach Grönland drängte sich der Capitain Scoresby durch das Treibeis in der Nähe und nördlich von Spitzbergen, worauf er in eine offene See kam. Weder Eis, noch Land waren im Norden sichtbar, und er befand sich damals nur noch 500 Seemeilen vom Pol, aber da er auf einer Handelsreise begriffen war und keine Mittel hatte, einen Winter in diesen Regionen zu verbringen, sondern vielmehr seine Schiffe mit Oel füllen und schleunigst zurückkehren mußte, so gebot ihm die Klugheit sowohl, als die Pflicht, die Eisschranke so schnell als möglich wieder hinter sich zu lassen.

„Als Sir Edward Parry auf seiner vierten Reise den Nordpol in Böten zu erreichen suchte, legte er auf dem Eise eine weit größere Strecke zurück, als nothwendig gewesen wäre, um zum Pol zu gelangen; aber die ganze Eismasse war in Bewegung und wurde durch die Strömung nach Süden getrieben, so daß, nachdem er täglich zwölf bis funfzehn Meilen in der Richtung nach dem Pole zurückgelegt hatte, er am Ende durch Observation fand, daß er nur drei bis vier Meilen vorwärtsgekommen war. Dieselbe Erscheinung fand während seiner ganzen Reise statt. Ungeachtet dieser Hindernisse, die sich ihm fortwährend bei seinem Vordringen nach Norden entgegenstellten, gelang es ihm jedoch, einen etwas nördlicheren Punkt zu erreichen, als den, bis zu welchem Scoresby gekommen war. Nun ist es augenscheinlich, daß, wenn er diese Barriere von Treibeis hätte passiren können, er zu einer offenen See gelangt wäre, durch welche er in einigen Tagen den Nordpol erreicht hätte. Bis jetzt ist es unbekannt, ob es westlich von der Baffinsbai und nördlich von Barrow's Straße ein Meer giebt. Hat Sir John Franklin ein solches gefunden, und ist es ihm gelungen, die Eisbarriere zu überschreiten, so konnte er seine Fahrt, sowohl nach Norden als nach Westen, rasch fortsetzen. In diesem Falle würde er sich bald außer dem Bereiche der Schiffe befinden, die ihm von der Baffinsbai aus zur Hülfe geschickt wurden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn er in der Behringsstraße oder an der Nordküste von Sibirien wieder auftauchte. Auch

würde es den kühnen Seefahrern keine Schwierigkeit machen, sich mit Nahrungsmitteln zu versehen, da Wallfische in großer Zahl sich in den nördlich von der Behringsstraße gelegenen Meeren aufhalten, deren Fleisch ihnen zur Speise dienen könnte. Wir verzweifeln also keineswegs an der Rückkehr Sir John Franklin's und seiner Gefährten und hegen die zuversichtliche Hoffnung, künftigen Oktober oder November von ihnen zu hören.

„Wir müssen noch ein anderes Argument anführen, welches für die Existenz einer offenen See in der Nähe des Nordpoles spricht. Sir James Ross und Capitain Wilkes kamen auf ihren antarktischen Expeditionen an eine Masse von Treibeis heran, der einen ähnlichen Charakter hatte, wie die bei Grönland und in den nordpolarischen Meeren befindlichen Eisfelder. Als man über diese Barriere hinaus war, die sich funfzig bis siebzig Meilen in der Breite ausdehnte, fand sich eine offene See vor, die an den südlichen Kontinent gränzt.

„Die nördliche Eisfläche ist gewöhnlich einige hundert Meilen breit, obwohl ihr Durchmesser sich in manchen Jahreszeiten ohne Zweifel bis auf weniger als hundert Meilen verringert. Diese Thatsache beweist, daß ein großer Raum, d. h. ein Meer, vorhanden ist, welches von dem Eise eingenommen wurde und wodurch sich die Nord-Polargegend von der südlichen unterscheidet, die von festem Lande umgeben zu seyn scheint."

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Fortsetzung.)

Diese gleichwohl beunruhigenden Demonstrationen waren durch den indiskreten Eifer des Postmeisters von Dreux veranlaßt worden, welcher, ohne Kenntniß vom wahren Stand der Dinge, wider Wissen des Herrn Marechal einen Menschen vorausgeschickt hatte, um Pferde zu bestellen. Da man wahrscheinlich, wenn allerdings auch in bester Absicht, beim nächsten Umspannen in Pacy-sur-Eure, wo die Einwohnerschaft vielleicht weniger günstig gestimmt seyn konnte, denselben Fehler begangen haben würde, so hielt es Herr Marechal für nothwendig, den Postillonen bei der Abfahrt von Anet Befehl zu geben, auf einem Seitenwege, quer durch den Wald von Ivry, eine andere Besitzung des Königs in der Nähe des Ortes, wo Heinrich IV. den berühmten Sieg erfocht, eine Umspannstätte auf der großen Straße von Evreux, nämlich in La Roche-Saint-André, zu gewinnen.

Man mußte die Eure neben einer Fabrik passiren, deren Arbeiter, wahrscheinlich ebenfalls durch die Indiscretion des Postmeisters von Dreux von der Durchfahrt des Königs unterrichtet und von den zündenden Nachrichten über die Pariser Empörung entflammt, sich in großer Anzahl auf dem Wege, den der König nehmen mußte, versammelt hatten. Da man erfuhr, daß er einen anderen Weg eingeschlagen, und da der Wagen jenseits des Flusses, wie man wußte, die daselbst aufsteigende Anhöhe nur im langsamen Schritt überwinden konnte, verfolgten einige jener Leute die erlauchten Reisenden in feindlicher Absicht und unter dem Geschrei: „Es lebe die Reform! Nieder mit Ludwig Philipp!" — jedoch nur zwei oder drei waren im Stande, den Wagen zu erreichen, und die Reise wurde nicht unterbrochen.

In La Roche-Saint-André war gerade Markttag, und leider lag die Post in einer sehr engen Gasse. Obgleich der König sich eingehüllt, und, um sich unkenntlich zu machen, eine Brille aufgesetzt hatte, so schien ihn doch ein Individuum von etwas seltsamem Aeußern ziemlich bald zu erkennen. Dieser Mensch blickte den König im Wagen mit sehr scharfem Auge an und lief, nachdem er ein: „Er ist es!" zwischen den Zähnen gemurmelt hatte, ohne Weiteres, um die Gendarmen davon in Kenntniß zu setzen, welche auch sogleich kamen und Schwierigkeiten zu machen anfingen, bis Herr Marechal sich seiner Autorität bediente, worauf sie sich zurückzogen. Die Pferde waren rasch angespannt, und die Postillone fuhren im Galopp davon, ohne von dem hinterdrein tönenden Rufe: „Haltet sie an! haltet sie an!" irgend Notiz zu nehmen.

Die Fahrt durch Evreux, welches eine große Stadt ist, erregte einige Besorgniß. Herr Marechal bemerkte zur Linken vom Wege ein kleines Schloß, Melleville genannt, wo man es für das Beste hielt, die Nacht zuzubringen. Der Zufall wollte, daß dieser Wohnsitz einem gewissen Herrn Dorvillers gehörte, einem für den Forst von Breteuil angestellten Agenten des Königs; leider aber war die ganze Familie abwesend. Man setzte daher den Pächter, Herrn Renard, in Kenntniß, daß die angekommenen Reisenden Freunde des Herrn Dorvillers seyen. Der Pächter nahm sie in seinem eigenen Hause auf, und da seine Worte Vertrauen einflößten, entdeckte man ihm den wahren Charakter seiner Gäste. Dieser brave Mann wurde durch das ihm bewiesene Vertrauen aufs tiefste gerührt und bot sich sogleich zu allen möglichen Dienstleistungen an. Man eilte, Herrn Dorvillers von Evreux zu holen, die Postpferde von Saint-André wurden zurückgeschickt, und Herr Marechal, welcher, da er sich jetzt außerhalb seines Amtssprengels befand, nichts mehr nützen konnte, nahm Abschied, nachdem er als ein entschlossener und höchst einsichtsvoller Mann noch Alles für den Rest der Reise angeordnet hatte. Inzwischen kam Dorvillers an, und der König empfing noch eine kleine Summe auf Rechnung seiner Revenüen, gegen tausend Francs, wie wir glauben.

Die ungewohnte Anwesenheit einer Berline auf dem Hofe der Pächterei hatte die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erweckt. Vier junge Leute namentlich, anständig gekleidet, aber von dem Pächter als exaltirte Köpfe bezeichnet, untersuchten sie aufs genaueste mit ihren Blicken und kehrten dann nach Evreux zurück, möglicherweise in der Absicht, ihre Neugier rücksichtlich der Reisenden noch weiter zu befriedigen, wenn der Wagen erst in der Stadt ankommen würde. Es schien klar, daß die Nachricht von der Reise des Königs schon von St. André oder von Pacy nach Evreux gelangt war. Der einsichtsvolle und thätige Renard indeß vereitelte alle Pläne, welche man etwa bereits in Evreux hätte fassen können, die Reise zu verhindern. Er besorgte ein Kabriolet, auf dem er den König und seinen Kammerdiener selbst nach Honfleur, welches vierundzwanzig Stunden von Evreux entfernt liegt, zu bringen übernahm. Inzwischen sollte sein Knecht die mit zwei tüchtigen Arbeitspferden bespannte Berline fahren, und zwar bis zur „Komthurei", der ersten Relaisstation hinter Evreux auf dem Wege nach Honfleur: auf diese Weise vermied man es, von beiden Seiten, Postpferde in Evreux zu nehmen, und konnte durch Nebenstraßen rasch durch die Stadt gelangen. Nach der Abreise des Königs eilte der Secretair des Präfekten von Evreux, durch Herrn Marechal in Kenntniß gesetzt, nach Melleville, um seine Dienste anzubieten, und machte sich dadurch nützlich, daß er dem Pächterknechte den Weg angab, da Letzterer in der Stadt nicht genug Bescheid wußte, um den mittleren und volkreichsten Theil derselben nach Möglichkeit zu vermeiden; er verließ die Königin erst, als der Wagen außerhalb Evreux's war.

Die Pferde des Pächters, welche das Kabriolet zogen, legten die vierundzwanzig Stunden in einer Tour zurück, ohne anderen Aufenthalt, als um ein paar Hände voll Hafer oder kleiner Bohnen in einigen am Wege gelegenen Wirthshäusern zu fressen. Der König mußte während dieser raschen und ununterbrochenen Fahrt viel leiden; denn außerdem, daß die Anwesenheit dreier ziemlich korpulenter Personen in einem gewöhnlichen zweisitzigen Kabriolet viel Beschwerliches hatte, war das Wetter sehr schlecht und empfindlich kalt geworden; — es war der Anfang einer Sturmperiode, welche mehrere Tage dauerte und die, wie wir sehen werden, die Mißstände der Flucht sehr vermehrte.

Als die Berline, in welcher sich die Königin befand, am Thore der Komthurei angekommen war, und als man um Pferde nach Pont-Audemer gebeten hatte, trat der Postmeister auf Herrn v. Rumigny zu und sagte ihm mit leiser Stimme: „Eine Berline, welche mit Pachtpferden ankömmt und nun Postpferde nimmt, das ist sonderbar! Heutzutage jedoch, mein Herr, fragt man nicht gern viel und guckt auch nicht weiter in die Wagen." Sodann befahl er den Postillonen mit lauter Stimme, so rasch wie möglich Pont-Audemer zu erreichen. Auch hier also hatte man augenscheinlich die Reisenden erkannt und zollte ihnen wenigstens die Achtung, welche man ihnen als politischen Flüchtlingen schuldete.

Die Reise des Königs wurde in diesen Gegenden durch ein ziemlich seltsames Zusammentreffen merkwürdig. Eines der Gasthäuser, in denen man um der Fütterung der Pferde willen anhielt, führt den Namen „Malbrouk"; es liegt nahe an der Departementsgränze: hier war es, wo Ludwig Philipp vor funfzehn Jahren etwa unter einem Triumphbogen von den obrigkeitlichen Personen und Nationalgarden der umliegenden Kreise empfangen worden war, und wo er in der Beantwortung ihrer Ansprache die bedeutungsvollen Worte geäußert hatte: „Die Schmeichelei hat in unseren Tagen ihre Stellung gewechselt, und die Schmeichler des Volkes sind heute für die Gesellschaft und für eine gute Regierung eben so gefährlich, wie ehedem die Schmeichler der Könige." Ob Ludwig Philipp nicht jetzt hier, in der Ecke des elenden Kabriolets vor Frost zitternd, an jene Zusammenkunft treuer Unterthanen, an den Triumphbogen und an seinen prophetischen Ausspruch denken mußte?! —

Das Kabriolet fuhr am 26. Februar des Morgens um halb vier Uhr durch Pont-Audemer. Eine kurze Strecke hinter der Stadt, als man den Pferden an einem Gasthofsthor einige Erfrischung reichen ließ, langte die Berline an. Der König und die Königin wechselten einige Worte, und dann verfolgten Beide wieder für sich ihren Weg bis ans Ziel dieses Theiles der Reise. Die Berline erreichte den Pavillon des Herrn v. Perthuis beim Anbruch des Tages, und das Kabriolet bald darauf.

Wenn man zur See nach Honfleur kömmt, bemerkt man auf der Höhe der waldigen, die Stadt beherrschenden Küste eine kleine Kapelle. Diese Kapelle war, wie auch eine andere auf dem entgegengesetzten Ufer, ehemals durch fromme Matrosen der Jungfrau Maria — „Notre-Dame-de-Grace" — gewidmet worden, und es ist möglich, daß beide ursprünglich mit dem Namen dieses Gestades, welches Havre de Grace heißt, so wie mit der Stadt, die sich nördlich von der Mündung des Flusses erhebt, in einer gewissen Beziehung stehen. Dieser Nachbarschaft wegen wird auch der Pavillon des Herrn v. Perthuis gewöhnlich La Grace genannt, und es mußte dies den erlauchten Reisenden als eine gute Vorbedeutung erscheinen.

Wir können von dem guten Renard nicht Abschied nehmen, ohne hinzuzufügen, daß er jede ihm dringend angebotene Entschädigung für seine Zeit, seine Mühe und seine Unkosten entschieden zurückwies. „Sprechen Sie nicht hiervon", sagt er zu dem General v. Rumigny; „das sind Herzensangelegenheiten, und die kann man nicht mit Geld abmachen."

Der Pavillon von la Grace besteht, wie wir oben schon andeuteten, aus zwei Räumlichkeiten, nebst zwei anderen Stübchen oder Kammern unter dem Dach; er ist von der Straße nur durch einen Fußsteig und eine Hecke getrennt. Daß man sich hier, wie erzählt werden, nicht einmal erlaubte, die Jalousieen zu öffnen oder Feuer anzumachen, um nicht verrathen zu werden, ist nicht wahr. Die Königin war ganz öffentlich, als eine „Tante" des Herrn v. Perthuis, mit Postpferden angekommen, und es hatten sich sogar mehrere Personen aus der Nachbarschaft eingefunden, um ihr in dieser Eigenschaft ihre Aufwartung zu machen. Einige dieser Besuche schienen allerdings mehr durch Neugier, als durch Wohlwollen veranlaßt, und sie wurden von dem Herrn v. Rumigny aufs höflichste abgelehnt, da, wie er sagte, die Dame unwohl sey und nur ein Zimmer, nämlich ihr Schlafzimmer, zur Verfügung habe. Im Uebrigen hatten diese Visiten, welches auch der Grund dazu gewesen seyn mochte,

doch den Vortheil, jeden Verdacht von der Anwesenheit des Königs zu entfernen, und die angebliche Tante des Herrn v. Perthuis konnte ihren Pavillon fünf Tage lang bewohnen, ohne durch Fremde beläſtigt zu werden.

Den Schwierigkeiten nach, welche Dumas und Pauligne ihrerſeits auf dem Wege nach Honfleur zu überwinden hatten, kann man ſich einen Begriff machen, wie es erſt dem Könige und der Königin, ſelbſt wenn ſie unerkannt geblieben, ergangen wäre. Die genannten beiden Herren hatten ſich, wie wir oben ſchon ſagten, in Dreux vom Könige getrennt und waren auf der Eiſenbahn nach Rouen gelangt; hier jedoch fanden ſie in Folge der politiſchen Agitation und des Brandes der Eiſenbahnbrücke einen ſolchen Aufruhr und eine ſolche Verwirrung, daß ſie, ohne es verhindern zu können, von einander getrennt wurden und erſt in la Grace wieder zuſammentrafen. Pauligne war genöthigt, bei Rouen über die Seine zu fahren, und kam auf der linken Uferſeite Sonnabends Abends, am 26. Februar, in Honfleur an. Dem General Dumas glückte es, Harve zu erreichen, aber er fand hier ein ſo arges Sturmwetter vor, daß das Boot nicht einmal die Ueberfahrt machen konnte, und daß er, nachdem er la Grace auf dem andern Ufer gegenüber geſtanden, ſeinen Weg wieder zurück nehmen mußte. Der Zufall wollte, daß ein junger Offizier, Herr Edmund v. Perthuis, der Sohn des Eigenthümers des Pavillons und Bruder des Schwiegerſohnes des Generals, in dieſem Augenblick den „Rüdeur", ein kleines eben im Hafen von Havre liegendes Kriegsfahrzeug, beſichtigte. Dumas wandte ſich an ihn und bat um ſeinen Rath und Beiſtand nicht nur in Bezug auf ſeine Ueberfahrt über den Fluß, ſondern auch hinſichtlich der zu ergreifenden Maßregeln, um die Flucht des Königs nach Kräften zu begünſtigen. Ueber dieſen letzteren Punkt konnten ſie ſich nicht verſtändigen: in Betreff der Ueberfahrt nach Honfleur rieth Herr v. Perthuis dem General, auf der Straße von Rouen zurückzugehen und da über die Seine zu ſetzen, wo ſie ſich zu verengen beginnt, nämlich zwiſchen Tancarville und Quilleboeuf; übrigens machte er ihm noch das Anerbieten, ihn zu begleiten. Aber auch an dieſer Stelle wagten es die Schiffer nicht, über den Fluß zu fahren: als ſie jedoch ſahen, wie wichtig die Sache für Herrn v. Perthuis, den ſie als Marine-Offizier kannten, zu ſeyn ſchien, und da ſie den General Dumas für den Prinzen von Joinville hielten, unter dem Herr v. Perthuis, wie ſie wußten, auf der „Belle-Poule" gedient hatte, ſo entſchloſſen ſie ſich, einen Verſuch zu machen, auf den ſie ſich ſonſt, — der Art lautete ihre Erklärung an den General, als ſie ihn hinübergebracht, — nicht eingelaſſen hätten. Wir erwähnen dieſer Umſtände, um zu zeigen, welche natürliche Schwierigkeiten ſich der mißlichen Lage des Königs beigeſellten.

Die Herren Dumas und Perthuis langten am Sonntag Morgen, den 27. Februar, in la Grace an. Sie hatten den Gegenſtand ihrer Miſſion in Havre einem Herrn Beſſon, einem ehemaligen Marine-Offizier und Freunde von Perthuis, anvertraut: Beſſon ging mit Eifer auf ihr Projekt ein, jedoch mit ſo wenig Ausſicht auf Erfolg, daß der König genöthigt war, ſeinerſeits einige unmittelbare Maßnahmen zu treffen. Der Gärtner von la Grace, Namens Racine, welcher Ludwig Philipp aus einer in ſeiner Küche hängenden Lithographie erkannt hatte, zeigte ſich nicht nur treu ergeben, ſondern auch thätig und verſtändig, und erhielt von dem Könige die Erlaubniß, einen ſeiner intimen Freunde, einen Matroſen des Hafens, Namens Hallot, zu befragen, welcher auch mit dem Prinzen von Joinville auf der „Belle-Poule" gedient und dem der König das Kreuz der Ehrenlegion bewilligt hatte.

Hallot, welcher der königlichen Familie mit Leib und Seele ergeben war, beſchäftigte ſich ſogleich mit den nöthigen Mitteln, die Adreiſe des Königs zu erleichtern. Er hielt es für unmöglich, ſich von Honfleur aus einzuſchiffen, ohne bemerkt zu werden: er meinte jedoch, wenn der König ſich einem Schifferboote anvertrauen wolle, ſo könne man ein ſolches in Trouville, einer kleinen Stadt an der Meeresküſte, etwa ſechs Stunden weſtlich von Honfleur, erlangen. Herr von Perthuis hatte nichts Anderes hiergegen einzuwenden, als daß durch dieſen Plan die Trennung des Königs von der Königin bedingt werde. Es war unmöglich, die Königin in ſolcher Jahreszeit zu einer ſolchen Fahrt zu vermögen, und auf der anderen Seite ließ es ſich vorausſehen, ſie werde ſich nicht von ihrem Gatten trennen wollen. Nach einem langen peinlichen Kampfe (zuerſt entſchied ſie ſich endlich bei ihrem gefunden Sinn für die Anſicht, daß es das Erſte und Wichtigſte wäre, den König in Sicherheit zu bringen; ſie gefellte ihren Einfluß dem des Herrn von Perthuis und Hallot's bei, um den Widerſtand des Königs zu beſeitigen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Karl Ritter's Paläſtina.** Amerikaniſche Blätter kündigen das Erſcheinen des zweiten Bandes von Ritter's Paläſtina an. Es knüpft ſich dieſe Notiz an den Bericht über eine Sitzung der „Amerikaniſchen ethnographiſchen Geſellſchaft", deren Präſident Herr Profeſſor Edw. Robinſon von New-York iſt, der ſich durch ſeine „Biblical Researches in Palestine" ein beſonderes Verdienſt um die alte und neue Geographie des heiligen Landes erworben. Sein Buch hat in Amerika großes Intereſſe für Paläſtina geweckt, und eine Folge davon iſt unter Anderem auch die Expedition des Lieutenants Lynch auf dem Jordan und nach dem Todten Meere geweſen, deren in dieſen Blättern ausführlich gedacht worden. Bekanntlich hielt Herr Profeſſor Ritter zu Anfang dieſes Jahres vor dem Publikum des „wiſſenſchaftlichen Vereins" in Berlin eine Vorleſung über dieſen Gegenſtand, wobei er zugleich der auf der Königlichen Bibliothek befindlichen, zwar von Profeſſor Kruſe aus Dorpat geordneten, aber noch immer vergeblich auf einen Verleger harrenden Handſchriften des verſtorbenen Seetzen (der von 1803—1809 in Syrien und Paläſtina weilte und 1811 in Arabien vergiftet wurde) gedachte. Ueber dieſen Reiſenden ſprach auch Herr Profeſſor Robinſon in der amerikaniſchen ethnographiſchen Geſellſchaft, indem er ſein Bedauern ausdrückte, daß in Folge der politiſchen Wirren in Deutſchland der dortige buchhändleriſche Unternehmungsgeiſt, der jetzt nicht mehr auf den frühern Abſatz ſeines Verlages rechnen könne, ſehr beeinträchtigt ſey und daher auch ein wiſſenſchaftliches Werk, wie das von Seetzen, nicht leicht mehr einen Verleger finde. Gleichzeitig verlas Herr W. W. Turner ein von ihm überſetztes ſehr intereſſantes Schreiben Karl Ritter's an den Präſidenten der Geſellſchaft, worin es unter Anderem heißt:

„Den wichtigſten Beitrag zum dritten Bande meines Werkes werden Ihre „Researches" liefern, welche zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen Geographie von Paläſtina das Signal gegeben und welche, nachdem ſie ſelbſt eine ſolide Grundlage dazu geliefert, das ausgezeichnete Verdienſt ſich erworben, ſo viele Andere zur Befolgung des ihnen damit gegebenen guten Beiſpiels anzuregen. Zu den würdigſten Nachfolgern, die zu meiner Kenntniß gekommen, muß ich den preußiſchen Konſul Schultz zählen, welcher beſonders Galiläa zum Gegenſtande wiederholter Forſchungen auf ſieben verſchiedenen Reiſen gemacht, und zwar in Bezug auf die Geſchichte der Kreuzzüge mit ſehr vielem Erfolge. Das ganze Land, das von den Kreuzfahrern erobert war, hat er nach allen Richtungen durchzogen, und ſo iſt es ihm, mit den Archiven der Gerichte in Jeruſalem, ſo wie mit denen des heiligen Grabes, der deutſchen Ritter und der Templer in der Hand, gelungen, einige ſechzig Städte und Dörfer, ſowohl nach ihren einheimiſchen arabiſchen, als nach ihren alten Namen, feſtzuſtellen. Auch hat er ein ſehr genaues Reiſetagebuch geführt, mit einer Reihe von Ortslagen und Entfernungen für das ganze Land zwiſchen Tyrus und dem See von Tiberias. Leider hat ihn eine Krankheit von langer Dauer außer Stand geſetzt, ſeine Unterſuchungen weiter bis nach Syrien auszudehnen. Seit dem Winter jedoch (das Schreiben iſt vom 18. März 1850 datirt) iſt er völlig wiederhergeſtellt, und während der letzten beiden Monate iſt er hier in Berlin geweſen, wo ich mich täglich mit ihm unterhalten konnte und ihn zur Ausarbeitung ſeiner Schrift über Galiläa bewogen habe, welche nächſtens mit erläuternden Alternkärten erſcheinen wird. Geſtern brachte er mir ſeine nach dem Maßſtabe von Jacotin eben vollendete Karte von Galiläa. Ich bin erſtaunt über den reichen Zuwachs neuentdeckter Thatſachen, die uns hier in Bezug auf dieſe bisherige terra incognita dargeboten werden. Unter den Namen von Städten, Schlöſſern, Dörfern, Mühlen, Flüſſen u. ſ. w., die in den Berichten der Kreuzfahrer vorkommen, verſtümmelt, wie ſie von ihnen ſind und noch mehr entſtellt durch Brocard, Pococke, Stephan Schultz und Andere, giebt es kaum Einen, der hier nicht gefunden wird. Auch in dieſer Beziehung haben Ihre kritiſchen Arbeiten auf dem Gebiete orientaliſcher Philologie, zuſammen mit den reichen, von Ihrem Freunde Eli Smith gelieferten Namenliſten, den Weg für Ihre Nachfolger gebahnt."*)

— **Der gegenwärtige Biſchof von Jeruſalem.** Nach dem Ableben des Biſchofs Alexander iſt bekanntlich der frühere Miſſionär in Abyſſinien, Herr Samuel Gobat, zum evangeliſchen Biſchof von Jeruſalem ernannt worden. Einer ſeitdem von Dr. Rob. Baird veranſtalteten engliſchen Ueberſetzung der urſprünglich von Clark in franzöſiſcher Sprache herausgegebenen Darſtellung von Gobat's Wirkſamkeit in Abyſſinien, verbunden mit ſeinem Reiſetagebuche,**) entlehnen wir nachſtehende (in der Vorrede des Buches enthaltene) Charakteriſtik des Mannes: „Wenige Männer unſerer Zeit verdienen unſere aufrichtige Achtung in einem höheren Grade, als Biſchof Gobat. Alle, die mit ihm in Berührung gekommen, geben ihm das Zeugniß, daß er ein Mann von außerordentlichem Talent, großer Beſcheidenheit, hingebender Frömmigkeit und treuem Eifer iſt. Er ſpricht acht oder zehn Sprachen. Sein Leben iſt unter Abenteuern, Mühſeligkeiten, Gefahren und Leiden verfloſſen. Wir glauben nicht, daß Henry Martyn (auf dem Miſſionsgebiete) ein merkwürdigerer Mann war." Gobat iſt von Geburt ein Schweizer und hat das Amt, das er jetzt bekleidet, zunächſt dem Könige von Preußen zu verdanken, unter deſſen Protektorat, ſo wie unter dem der engliſchen Regierung, bekanntlich der evangeliſche Biſchof von Jeruſalem ſteht. Sein Reiſetagebuch aus Abyſſinien iſt außerordentlich intereſſant und bietet auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht manche neue Ausbeute, beſonders in Bezug auf die Quellen des Nils, dar. Zu den vielerlei Arten von Schweiz, die wir bereits kennen (Sächſiſche, Schleſiſche, Märkiſche ꝛc.), wird in dem Tagebuche des Herrn Gobat noch eine neue kreirt, indem er Abyſſinien die „afrikaniſche Schweiz" nennt und auch nachweiſt, daß es dieſen Namen verdiene.

*) Wir haben dieſe intereſſanten Notizen aus dem Engliſchen überſetzt und rechnen auf die Nachſicht des deutſchen Verfaſſers, wenn ſie mit ſeinen Worten nicht genau übereinſtimmen ſollten. D. R.

**) Journal of Three Years Residence in Abyssinia. By Rev. Samuel Gobat etc.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 86. Berlin, Donnerstag den 18. Juli 1850.

Australien.

Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland.

Es ist in unseren Blättern schon einmal der Expedition Kennedy's in Australien zur Erforschung des Landes zwischen der Rockingham-Bai und dem Kap York Erwähnung geschehen. Die Expedition verunglückte fast gänzlich, indem namentlich Kennedy selbst ermordet wurde und überhaupt nur zwei der Reisenden mit dem Leben davonkamen, ein Herr Goddard und Herr William Carron, welcher bei dem Unternehmen als Botaniker fungirte. Letzterer hat unlängst seine Tagebücher publizirt,*) und wir lesen in denselben manche interessante Details, die uns der Mittheilung werth erscheinen. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Expedition stellen sich uns als die größten heraus, die man sich denken kann. Wir erfahren, daß Kennedy eigentlich, wiewohl durch den Capitain Stanley aufs ernsteste gewarnt, einen großen Mißgriff that, indem er sein Unternehmen an dem von ihm erwählten Punkte begann. Er landete nämlich mitten in einem dichtbewachsenen Moor, welches sich bis an den Fuß der dort etwa 3000 Fuß emporsteigenden Küsten-Gebirgsreihen erstreckt, und zwar unter eingebornen Stämmen, die stets wegen ihres Hasses gegen die Weißen im übelsten Ruf standen. Von den Schwierigkeiten des Terrains giebt folgender Auszug, welcher die Umgebung des ersten Halteplatzes beschreibt, einen schlagenden Beweis:

„Ich schritt eine kleine Strecke am Rande eines Mangelbaumsumpfes vor und gerieth in einen Süßwassersumpf, etwa eine Meile vom Gestade entfernt, bedeckt mit sehr dichtem Buschwerk, welches von großen, meistentheils 40 bis 50 Fuß in die Höhe ragenden Bäumen der Gattung Malaleuca gebildet wird. Hier fand ich auch zuerst eine kraftwüchsige Kletterpalme, welche eine Anzahl Schößlinge aus ihren Wurzeln entsendet, von denen manche 100 Fuß lang und einen Mannsfinger dick sind, mit langen, nadelartig ausgezackten Blättern, bedeckt mit scharfen Dornen und langen Ranken, welche abwechselnd mit den Blättern aus den Stielen hervorwachsen und zuweilen 20 Fuß lang sind, gleichfalls bedeckt mit starken, leicht nach unten gekrümmten Dornen, von denen die Schößlinge in ihrem umherwuchernden Wuchse unterstützt werden. Sie erfassen die sie umgebenden Laubbüschel und Aeste der Bäume, klettern bis zu den Wipfeln der höchsten empor und wenden sich nach allen Richtungen. An einigen dieser Ranken sitzen die Blüthen und Samenbehältnisse, indem die samentragenden Ranken, etwa in Zwischenräumen von zwei Fuß, lange Bündel sehr dünner, weißer, sogenannter hermaphroditischer, dicht an einander gedrängter Blumen haben, mit sechs Staubfäden, einem Pistill und dreigespaltener Narbe. Der Same ist eine kleine harte Nuß mit einem dünnschaligen Ueberzuge und wird in großer Fülle erzeugt.

Die Blätter dieser Palme gleichen denen der Livistona, sind gegen drei Fuß lang, von dunkelgrüner Farbe und spalten sich in regelmäßigen Zwischenräumen von der mittleren Rippe. Die Schößlinge sind merkwürdig zähe und werden, wie ich später erfuhr, von den Eingebornen zur Anfertigung ihrer Kanots benutzt. Diese Kanots sind schmal und aus Rinde gebaut, mit einem dünnen Baumstamm zur Befestigung an jeder Seite, und die Enden dieser beiden Baumstämme eben werden mit jenen Schößlingen zusammengebunden. Sie sind mit Knoten versehen und gleichen dem gewöhnlichen, zu Korbgeflechten verwendeten Rohr; quer durchschnitten, zeigen sie eine ganz gleich poröse Fläche.

Der üppige Wuchs dieser Pflanze ist eines der größten Hindernisse für Alle, welche in den Gebüschen dieses Bezirkes reisen. Er bildet ein verschlossenes Dickicht, in welches man, ohne erst einen Verhau gemacht zu haben, unmöglich eindringen kann, und bleibt man gar in den langen Ranken hängen, so hat man große Schwierigkeiten, sich wieder daraus zu befreien, da sie Alles, was sie berühren, festhalten. Als ich mich zur Untersuchung des Pflanzenwuchses ein wenig in den Sumpf hineinbegab, gerieth ich auch sogleich in jene Ranken und verwirrte mich so in denselben, daß ich, obwohl ich blos ein paar Fuß eingedrungen war, fast eine ganze Stunde brauchte, um wieder loszukommen.

Wollte ich eine der Ranken durchhauen, so hatten mich schon wieder zwei oder drei andere erfaßt, so daß es von meiner Seite der größten Vorsicht und Anstrengung bedurfte. Man könnte hier übrigens eine große Menge von funfzehn oder zwanzig Fuß langen Schößlingen, frei von Blättern oder Ranken, gewinnen, die sich zu allen Dingen verwenden ließen, wozu man sich sonst des Rohres bedient."

Durch ein Moorland, wie dieses, welches höchstens von Sümpfen und Kreeks (kleinen Buchtgewässern) unterbrochen wird, mußte sich die Gesellschaft durchkämpfen bis zum dritten August, wo sie den Gipfel eines vorspringenden Pfeilers der Bergreihe erreichte; sie hatte ihre Wagen zurückgelassen, hatte viel von ihrem Mehl und einige ihrer Pferde verloren, und das Fieber begann bereits, die kleine Schaar zu infiziren. So schlecht und unüberlegt man indeß auch den Platz für den Anfang der Expedition gewählt hatte, so war der Führer derselben doch ganz der geeignete Mann dazu, dieselbe nichtsdestoweniger, wäre es sonst vergönnt gewesen, zu einem glücklichen Ziele zu leiten. Nach dem Ausspruch seines Gefährten, dem wir vorliegende Nachrichten verdanken, war er inmitten unzähliger Schwierigkeiten stets heiter, „indem er unablässig die Gemüther derer, die ihm folgten, von den täglich sich entgegenstellenden Hindernissen ablenkte und ihnen Hoffnung auf besseren Erfolg einflößte; er überlegte und untersuchte in Rücksicht des zu wählenden Halteplatzes Alles aufs sorgfältigste und beobachtete die äußerste Vorsicht, um nicht in übergroße Schwierigkeiten zu gerathen, sondern möglicherweise den sichersten und mühelosesten Weg einschlagen zu können. Hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so verfolgte er diese seine wohlüberlegte Bestimmung mit entschiedener Beharrlichkeit, indem er an der Arbeit, sich durch die Gebüsche durchzuhauen, und an allen Beschwerden und Anstrengungen, die der Reisende in einer solchen Wildniß zu bestehen hat, mit größerer Munterkeit und frischerem Eifer, als irgend einer seiner Begleiter, theilnahm."

Außer der Störung durch feindlich gesinnte Eingeborne, die sie schon am 4. Juli erfahren und nur mit Hülfe ihrer Schußwaffen abgewendet hatten, fürchtete man nun ganz besonders den Landstrich, in dem man jetzt, am 3. August, gelangt war, da die Natur desselben alle möglichen Schwierigkeiten in Aussicht stellte, welche nur irgend jemals den abenteuerlichsten Reisenden entmuthigen konnten. Hören wir beispielsweise folgende schlagende Skizze:

„Am 3. August. Wir brachen heute Morgen früh auf und klommen an einem Ausläufer des Gebirges empor, in einer nord-westlichen Richtung, konnten jedoch nicht so weit gelangen, als beabsichtigt worden. Wir begnügten uns, dreiundzwanzig Pferde mit ihren Lasten auf einen flachen Platz an der Bergkette emporzuschaffen, und da die anderen Pferde trotz aller Mühe nicht hinaufgebracht werden konnten, ließen wir sie an einen Baum gebunden im Gebüsch zurück. Wir fanden sie wohl erhalten am nächsten Morgen wieder; weil indeß nichts als Gebüsch vor uns war, hielt es Herr Kennedy für rathsam, sämmtliche Pferde wieder zurückzuschicken an einen Ort, wo es Gras und Wasser gab, währenddessen ein Theil der Gesellschaft erst einen Pfad bahnte. Nachdem wir in das Gebüsch eingetreten waren, überschritten wir eine schmale, raschfließende Kreek, welche sich mit einem anderen von Nord-Ost herkommenden Bach verbindet und nach dieser Verbindung den Fluß bildet, an dem wir in den letztvergangenen Tagen unser Lager aufgeschlagen hatten.

Die beiden Gewässer stürzen über steile Felsen-Abhänge, und Herr Kennedy war der Meinung, alle Kreeks, welche wir auf dieser der Küste zugekehrten Seite des Bergzuges getroffen hatten, rännen wahrscheinlich in die Sümpfe, breiteten sich daselbst aus, sammelten sich dann wieder, bildeten Flußbetten und ergössen sich in die Rockingham-Bai. Der Rockingham-Bai gegenüber befindet sich ein großer, breiter Landstrich, welcher von Sümpfen bedeckt ist und von einzelnen Flecken freien Bodens und von ein paar spitz aufragenden Hügeln durchschnitten wird. Die Sümpfe erstrecken sich ungefähr 45 (englische) Meilen weit bis 145° 20′ östlicher Länge. Es schien, als wäre in dieser Gegend sehr viel Regen gefallen, und es regnete auch in Zwischenräumen während der ganzen Zeit, welche wir in der Nähe der Rockingham-Bai zubrachten, — vom 21. Mai bis Mitte August. Herr Kennedy schloß hieraus, daß die Regenzeit in diesem Jahr hier sehr spät eingetreten sey. Die ganze Halbinsel schien sich von Osten nach Westen abzudachen.

Am 5. August. Wir holten die Pferde früh und Abends zusammen und trieben die Schafe in die Nähe des Feuers, indem wir einen unserer Känguruh-Hunde ihnen zur Seite anbanden und den anderen mit dem Schafhunde losließen. Wir waren der Vermuthung, die Eingebornen würden uns angreifen.

Am 6. August. Kurz nachdem wir das Vieh an diesem Morgen zusammengebracht hatten, erschienen sieben oder acht Eingeborne am Rande des Gebüsches in der Richtung, in der wir gekommen waren.

Eben, als sie sich näherten, ließ sich eine australische Elster auf einem Baume nieder, und ich schoß auf sie, um die Wirkung unserer Feuerwaffen zu

*) Narrative of an Expedition, undertaken under the Direction of the late Mr. Assistant-Surveyor E. B. Kennedy, for the Exploration of the Country lying between Rockingham Bay and Cape York. By William Carron, one of the Survivors of the Expedition etc. 8vo. Sydney, 1849.

zeigen. Als sie den Knall des Schusses hörten, liefen sie alle ins Gebüsch, und wir sahen sie nicht wieder. Kennedy hatte für alle Fälle den Befehl gegeben, nie auf die Schwarzen selbst zu feuern, wenn es nicht die äußerste Noth erheischte. Ich war diesmal besonders besorgt, die Eingebornen nicht unsere geringe Anzahl wissen zu lassen, und freute mich, sie auf eine so leichte und rasche Weise losgeworden zu seyn. Heute starb auch eines unserer Schafe, und da wir kurz vorher mehrere verloren hatten und sonst eben nicht viel zu thun war, so öffneten wir es, um uns über die Ursache seines Todes zu vergewissern. Wir fanden seine Eingeweide voll Wasser. Unsere Gesellschaft wurde sodann in drei Theile getheilt: Kennedy, Jackey und vier Andere sollten einen Weg hinauf ins Gebirge eröffnen; Niblett und drei Andere bei den Vorräthen bleiben, während ich, nebst Dunn und Mitchell, die Schafe und Pferde zu besorgen übernahm. Es war daher nothwendig für uns, einen Platz zu suchen, wo wir Alles übersehen konnten, und zwei von uns hielten zusammen die Wache."

Die Beunruhigungen und Beschwerden, welche die Gesellschaft gleich vom Beginn ihrer unglücklichen Expedition an auszustehen hatte, verbunden mit dem Verlust der wichtigsten Aufzeichnungen, sind die Veranlassung und die Ursache, daß das Unternehmen hinsichtlich geologischer Entdeckungen wenig Ausbeute gewährt. Zweifelsohne durchwanderten die Reisenden einen großen Theil jener Landstrecken, welche schon Leichhard besucht hatte; und der Fluß, welchen sie im September überschritten, ist wahrscheinlich der von Letzterem beschriebene Mitchell. Wir glauben nicht, daß sich die Gesellschaft schon so weit von der Küste entfernt hatte, als sie selbst vielleicht dafür hielt; wer kann indeß bei solchen Anstrengungen und Entbehrungen, denen sie ausgesetzt war, eine peinliche Genauigkeit der Beobachtung verlangen! Das Fieber, welches sich die Reisenden in den tieferen Gegenden geholt hatten, hörte nicht auf, sie auf ihrer ganzen Reise zu plagen, und da später auch Hungersnoth unter ihnen einriß, mußten sie mit sehr seltsamer und eller Nahrung Bekanntschaft machen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ludwig Philipp's Abdankung und Abreise.

(Nach seinen eigenen Mittheilungen an den Herausgeber der Quarterly-Review.)

(Schluß.)

In Folge dessen wurde Hallot am 27. Februar Abends nach Trouville geschickt, um ein Boot zu miethen. Im Laufe desselben Tages hatte sich der Sturm so weit gelegt, daß es dem Packetboote möglich war, die gewöhnliche Ueberfahrt von Havre nach Honfleur zu machen: es brachte Herrn Besson mit, welcher erklärte, er habe in Havre kein Schiff finden können. Er fügte hinzu, daß er, obwohl eine Fahrt über den Kanal La Manche in einem Fischerboote sehr gefährlich sey, doch auch keinen besseren Vorschlag wisse, im Fall der „Express", das englische Packet-Dampfboot, welches nach Southampton zu gehen im Begriff sey, nicht etwa der Art manövrirte, daß er das Fischerboot auf der Höhe von Trouville treffen und den König an Bord nehmen könnte. Der König trug Herrn Besson auf, dem englischen Capitain zu diesem Zwecke eine vertrauliche Mittheilung zu machen, was denn auch sofort geschah; Letzterer jedoch lehnte es anfangs ab, die Verantwortlichkeit für ein solches Ueberschreiten seiner Ordre auf sich zu nehmen.

Auf den ersten Anblick kann der abschlägliche Bescheid des englischen Capitains etwas hart erscheinen; er war jedoch in der That zu rechtfertigen und stellte sich, Alles in Allem genommen, zuletzt noch als ein ganz glücklicher Umstand heraus. Es schien nicht sonderlich wahrscheinlich, daß der vorgesteckte Plan gelingen würde: es fehlte an Zeit, um die Uebereinstimmung der Bewegungen von Havre und Trouville gehörig zu kombiniren, das außergewöhnliche Manöver des Packetbootes konnte leicht Verdacht erregen, und, angenommen, alle Schwierigkeiten wären beseitigt worden, so hätte man sich doch noch der Gefahr ausgesetzt, das Packetboot vielleicht nicht zu treffen und auf einem stürmischen Meere umherzutreiben.

Leider aber schien trotz alledem keine andere Rettung vorhanden, als auf dem Fischerboote, welches Hallot in Trouville miethen sollte, die Ueberfahrt zu versuchen. Die Lage des Königs war sehr peinlich; — er wußte im Mindesten nicht, was aus den verschiedenen Mitgliedern seiner Familie, aus seinen Kindern und Enkeln, seit er sich von ihnen getrennt hatte, geworden sey. Die letzte Nachricht, welche er rücksichtlich der Herzogin von Orleans und ihrer Kinder empfangen, war die von den Ereignissen in der Deputirtenkammer. Er wußte eben so wenig von dem etwas, was in Paris vorging, und die Unruhen in Rouen schienen die traurigen Vorboten einer allgemeinen Erschütterung zu seyn; am meisten jedoch schien ihn die Idee, sich von der Königin trennen zu sollen, zu beängstigen. Es gab hierbei indeß keine Alternative.

Hallot kam, ehe Besson wieder nach Havre abging, von Trouville zurück und brachte die Nachricht, er habe für 3000 Fr. ein Boot besorgt, welches in der nächsten Nacht, Montags am 28. Februar, nach England hinüberzusegeln bereit sey. Da alle Rathgeber des Königs, drei ausgezeichnete Militairs und zwei erfahrene Marineoffiziere, diesen Plan billigten, so wurde die Angelegenheit folgendermaßen geordnet: — am Montag Morgens begaben sich die Herren Rumigny und Pertuis, zu Fuß und unter der Führung Hallot's, auf Nebenwegen nach Trouville. Pauligue setzte sich auf die Diligence; der König wurde, nebst seinem Kammerdiener, von Racine auf einem schlechten Kabriolet mit einem einzigen so elenden Pferde nach Trouville gefahren, daß er wahrscheinlich zu Fuß früher angekommen wäre. Die Königin blieb mit ihrer Kammerfrau und dem General Dumas in La Grace in der Absicht, sich auf ein ganz gewöhnliches Packetboot zu begeben, sobald sie von der Abfahrt des Königs unterrichtet worden. Sie konnte dies ungefährdet wagen, da sie nicht fürchten durfte, erkannt zu werden.

Man hatte ausgemacht, daß die drei Personen, welche dem Könige vorausgegangen waren, diesen am Eingange von Trouville erwarten sollten, um ihn zu Fuß bis an das Boot zu begleiten, welches am äußersten Ende des Quais zu seinem Empfange bereit liegen würde. Der König langte erst nach der festgesetzten Zeit am Ort des Rendez-vous an; diese Verzögerung hatte jedoch nichts zu bedeuten; denn er erhielt bei seiner Ankunft die unangenehme Nachricht, daß der Wind gar zu stark und das Meer zu unruhig wäre, um unter Segel zu gehen; und dann erfuhr er, was noch entscheidender wirkte, daß das Boot nicht flott sey, und daß man, da eben erst die Ebbe eingetreten, vor vierundzwanzig oder gar achtunddreißig Stunden nicht flott seyn könne. Es erscheint sonderbar, daß Hallot diese Schwierigkeit nicht vorhergesehen; es ließ sich aber nichts dagegen thun. Herr von Rumigny, welcher einige Stunden vor dem Könige in Trouville angekommen war, hatte inzwischen die nöthigen Maßregeln getroffen, Letzteren bis zu seiner Einschiffung zu verbergen. Er hatte es in diesen kritischen Umständen gewagt, den Hafen-Capitain, Henri Barbet, welcher ehedem von Ludwig Philipp einen Orden empfangen, ins Vertrauen zu ziehen. Barbet interessirte sich aufs lebhafteste für die Angelegenheit und verschaffte dem Könige Wohnung bei seinem Bruder Victor Barbet, einem alten Seemanne, dessen Haus an einem kleinen Gartendurchgang hinter der Straße lag. Hier fand der König, von Thuret und Pauligue begleitet, eine Zufluchtsstätte. Die Wirthschaft Victor Barbet's wurde von seiner Tochter geführt, einer jungen Witwe, deren Mann, Inhaber eines Fischerbootes, jüngst bei einem Sturm verunglückt war. Die genannte Witwe war eine äußerst fromme Dame, welche eine Art religiöser Verehrung für die Königin empfand; sie hatte ihre Kinder gelehrt, vor dem Bildniß der Herrscherin für die königliche Familie zu beten. Es war daher für diese Frau eine eben so seltsame Ueberraschung, als ein großes Glück, den König bei sich aufzunehmen, ihm mit eigenen Händen sein bescheidenes Mahl bereiten und dienen zu können. Der König blieb in diesem Hause den ganzen Tag des 29. Februars und bis zum 1. März Abends: die anderen Personen seines Gefolges hatten sich in einem benachbarten Gasthause einquartirt.

Die schon ziemlich große Besorgniß und Bangigkeit Aller wurde nun besonders noch durch die Entdeckung gemehrt, welche Herr von Rumigny (wahrscheinlich nach einer Mittheilung Henri Barbet's) machte, daß an demselben Abend Befehle von der provisorischen Regierung an die Douane und an die Strandwachen angelangt seyen, „mit der größten Achtsamkeit das Entwischen der politischen Flüchtlinge zu verhindern." Man hat diese Maßnahme geleugnet; ihre Wahrheit ist uns jedoch verbürgt.

Natürlich vermehrte genannter Umstand die persönliche Verlegenheit und Gefahr des Königs ganz beträchtlich: an der ganzen Küste wurden die Posten verdoppelt und die Straßen, welche nach dem Hafen führten, der strengsten Wachsamkeit unterworfen. Diese Maßregeln beunruhigten den Capitain Barbet der Art, daß er, ohne den König um Rath zu fragen, den Gedanken faßte, den Vertrag mit dem ersten Boote, welches, allem Anscheine nach, vor einem oder zwei Tagen nicht flott seyn konnte, zu brechen und ein anderes zu miethen, welches entweder sogleich oder wenigstens doch eher die Fahrt zu machen im Stande war: er schlug unbesonnenerweise vor, die 3000 Fr. (welche der König in einem Sack mitgebracht hatte, dessen Gewicht das alte Kabriolet Racine's nicht wenig beschwert haben mußte) zu theilen und dem ersten Schiffer 1000 Fr., dem zweiten das Uebrige zu geben. Der erste Schiffer, mit dieser Anordnung unzufrieden, erzählte nun sogleich aller Orten, man habe ihn gedungen, einen Fremden, welcher bei Victor Barbet verborgen sey, nach England überzufahren. Diese Neuigkeit machte großen Lärm in dem kleinen Städtchen, und Jeder war je nach seiner politischen Meinung darauf bedacht, die Flucht des Fremden zu verhindern oder zu begünstigen. Die Freunde des Letzteren waren doch glücklicherweise zahlreicher und thätiger, als seine Gegner. Am Abend des 1. März gegen acht Uhr stürzte der Capitain Barbet plötzlich in das kleine Zimmer, in welchem sich der König aufhielt, mit der Nachricht, daß sie verrathen seyen, daß die Obrigkeit eine Haussuchung halten wolle, und daß kaum noch Zeit zur Flucht übrigbleibe. Hierauf zog er gewissermaßen den König eiligst in einen kleinen dunkeln Hof, übergab ihn hier den Händen eines schon wartenden Unbekannten und lief rasch ins Haus zurück, um den angedrohten Besuch der Obrigkeit zu empfangen. „Sire", sagte der Unbekannte ganz leise zum Könige, „ein treuer und ergebener Diener wird Sie an einen sicheren Ort bringen." Hierauf nahm derselbe ein großes Bund Schlüssel hervor, mit denen er nach und nach eine Menge Thüren öffnete, und führte den König durch mehrere Höfe und kleine Gassen bis an ein Haus, in welches Beide durch eine Hinterthür eintraten. Dieser Fremde war ein Herr Guestier, ein bemittelter Mann, welcher bis vor kurzer Zeit das Amt eines Maire von Trouville bekleidet hatte.

In Guestier's Hause fand der König die Familie des Genannten und einige Personen zum Besuch, welche man in der Eile noch nicht hatte verabschieden können, was übrigens auch gar nicht nöthig war, da Alle den größten Eifer für den König hegten. Sie versicherten Letzteren, daß dies die einmüthige Gesinnung der ganzen Stadt sey, — denn es gebe unter den mehr als 3000 Einwohnern nur etwa fünf oder sechs, welche der entgegengesetzten Meinung seyen; „wir müssen jedoch, fügten sie hinzu, bekennen, daß diese fünf oder sechs alle Uebrigen einschüchtern."

In Guestier's Hause traf der König wieder mit seinem Gefolge, welches sich auf den ersten Lärm klugerweise zerstreut hatte, zusammen, und es wurde, wie dies auch dringend nothwendig war, beschlossen, Trouville sogleich zu ver-

lassen, sobald die Straßen erst bei vorgerückter Tageszeit etwas leer geworden seyen. Guestier besaß ein Kabriolet; der Eigenthümer eines benachbarten Gasthauses, dessen Gesinnungen gleichfalls royalistisch waren und an den man sich deshalb wandte, hatte einen sogenannten Bank- oder Wurstwagen, welchen er sogleich zur Verfügung stellte, jedoch unter derselben Bedingung, wie Guestier vergönnt worden, daß ihm nämlich die Ehre gestattet sey, seinen Wagen selbst zu führen. Hier ereignete sich inzwischen einer jener kleinen Zufälle, welche zuweilen sehr wichtige Folgen nach sich ziehen. Man hatte nämlich ein Stück des zum Kabriolet gehörigen Kutschengezeuges zum Geschirrmacher geschickt, um es ausbessern zu lassen. Man konnte desselben unmöglich entbehren, und da man im Augenblicke in anderes aufzutreiben außer Stande war, ging die ganze Gesellschaft zu Fuß fort, um Zeit zu gewinnen und später mit den Wagen zusammenzutreffen. Man mußte, um aus der Stadt zu kommen, an drei Wachen vorübergehen; aber ungeachtet des Befehls der provisorischen Regierung, die Posten zu verdoppeln, waren zwei jener Wachen gar nicht besetzt, und die dritte nahm von den Reisenden nicht die mindeste Notiz. Es war wahrscheinlich sehr gut, daß man nicht auf die Wagen gewartet hatte; denn der Wachposten mußte sie natürlich bemerken. Jetzt sah er sie leer und ließ sie ohne Weiteres passiren. Erst in dem Dorfe Touques trafen sie mit den Reisenden zusammen, und zwischen vier und fünf Uhr Morgens setzten sie dieselben in der Nähe von La Grace ab: Guestier schlug hierauf mit seinem Kabriolet die Richtung nach Quilleboeuf ein, in der Absicht, hier ein sicheres Versteck für den König zu suchen, so lange keine Möglichkeit vorhanden, sich in Honfleur einzuschiffen. Es war abgemacht worden, daß, wenn es dem Könige gelänge, in Trouville an Bord zu gehen, Herr v. Perthuis dies der Königin melden solle; um jedoch ihrer peinlichen Ueberraschung zuvorzukommen, wenn sie ihn (den König) nun selbst wieder zurückkehren sähe, eilte Herr v. Perthuis voran, um sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Königin war sehr erschüttert, als sie den schlechten Erfolg des Unternehmens erfuhr, und der Rest der Nacht verfloß ziemlich traurig, indem man sich die Trübsale der Vergangenheit erzählte und neue Pläne für die Zukunft entwarf, welche sich in sehr düstere Farben gehüllt darstellte.

Donnerstag, den 2. März, wurden die Gäste von La Grace bei Tagesanbruch durch die Ankunft eines Fremden allarmirt, welcher sich als den englischen Vice-Konsul von Honfleur, Jones, auswies; er war geschickt worden, um seitens des Konsuls, Herrn Featherstonhaugh, die Anzeige zu machen, daß das Dampfboot „Express" zurückgekommen sey und zur Verfügung des Königs stehe, und daß er den Auftrag habe, mit Seiner Majestät das Nöthige über die Einschiffung zu besprechen.*) Zugleich brachte er eine, wo möglich, noch viel angenehmere Nachricht mit, — nämlich einen Brief von Besson, worin dieser meldete, daß der Herzog von Nemours, seine Tochter, die Prinzessin Margarethe, und die Prinzessin Clementine mit ihrem Gemahl und ihren Kindern in England in Sicherheit wären. Diese beiden frohen Nachrichten ermuthigten die ganze Gesellschaft wieder, welche kurz vorher physisch und geistig äußerst niedergeschlagen war. Es galt jetzt nur noch eine Schwierigkeit, die Frage nämlich, wie man den „Express" erreichen könne.

Es war hohe Zeit, zu entfliehen; denn der Prokurator der Republik hatte sich nicht nur in Eil, von Gendarmerie begleitet, nach Trouville begeben, um den Fremden (der jedoch glücklicherweise einige Stunden vorher schon abgereist war) festzunehmen; sondern dieser Beamte schloß auch, daß, da er erfahren, der Fremde sey kein Anderer, als der König, und Herr v. Perthuis befinde sich bei ihm, Seine Majestät sich wahrscheinlich in La Grace aufhalten möchten. Es stand also jeden Augenblick ein sehr gefährlicher Besuch bevor. Jones kehrte auf dem Packetboote, welches ihn hergeführt hatte, nach Havre zurück, indem er dem Konsul den Auftrag der vollsten Erkenntlichkeit des Königs überbrachte: Seine Majestät ersuchte unter Anderem Herrn Featherstonhaugh, sich mit Besson über die beste Art und Weise des Einkommens zu besprechen, da er gewillt sey, sich ganz und gar ihren Bestimmungen zu überlassen.

Zu gleicher Zeit begab sich der General nach Honfleur hinab, um zu sehen, was sich von hier aus thun ließe, im Fall aus Havre kein realisirbarer Vorschlag anlangen sollte; das Packetboot brachte jedoch am Abend die Herren Besson und Jones mit dem Ergebniß der in Havre gepflogenen Berathung zurück, welche darauf hinauslief, die ganze Gesellschaft möge sogleich La Grace verlassen und bei einbrechender Dunkelheit auf demselben Packetboot, welches die genannten Herren geführt, nach Havre unter Segel gehen. In Havre, erklärten sie, brauche man, wenn man ausgestiegen, nur einige Schritt auf dem Quai zurückzulegen, um den „Express" zu erreichen. Die Königin sollte immer noch „Madame Lebrun" bleiben; der König jedoch war mittlerweile eines englischen Passes „Herr William Smith" geworden. Es war nun kein Augenblick mehr zu verlieren. Ludwig Philipp, aufs beste ankenntlich gemacht und überdies in einen groben Rock gehüllt, schlug mit Rumigny und Thayer den einen, Madame „Lebrun", auf den Arm ihres „Neffen" gestützt, den anderen Weg ein. Auf dem Quai von Honfleur befanden sich viele Leute und auch mehrere Gendarmen; aber „Herr Smith" erkannte bald den Vice-Konsul Jones, und nachdem er ihm ganz laut in englischer Sprache guten Tag gewünscht, ging er sich ihm an den Arm und stieg an den Bord des Packetbootes, wo er sich sogleich auf eine der für die Reisenden bestimmten Bänke setzte. Madame Lebrun placirte sich auf die andere Seite. Dieses Packetboot, „der Courrier" genannt, war im verflossenen Sommer vom Könige, während seines Aufenthalts zu Eu, schon einmal in Treport benutzt worden. Niemand indeß, obwohl das Gegentheil behauptet worden, erkannte ihn wieder. Und als der Steward auch zu ihm kam, um sich das Passagiergeld und eine kleine Gratification für die Matrosen ausbitten, schüttelte „Herr Smith" mit dem Kopfe, als ob er kein Französisch verstehe, und Herr Jones zahlte für alle Beide. Beim Aussteigen auf dem Quai in Havre, mitten unter einer Masse von Menschen, fand man sogleich Herrn Featherstonhaugh, welcher „Herrn Smith" mit Freuden als seinen „Onkel" begrüßte und ihn einige Schritte auf dem Quai weiter an den Bord des „Express" führte, der bereits in vollem Dampf stand. „Madame Lebrun" folgte. Als sie in die Kajüte hinabgestiegen waren, rief Featherstonhaugh: „Gott sey Dank, Sire, nun sind Sie in Sicherheit." Der König wiederholte diesen Ausruf, dem auch die Königin in frommer Ergebe beistimmte, und zwar mit um so lebendigerer und größerer Erkenntlichkeit, als Herr Featherstonhaugh ihr meldete, daß der Herzog von Montpensier in London angekommen sey, und daß sich die Herzogin von Nemours mit ihren beiden Söhnen auf Jersey in Sicherheit befinde. Leider aber hatte man noch immer keine Nachricht über die Herzogin von Orleans und ihre Kinder.

Während sich die beiden Majestäten so zu ihrer Befreiung Glück wünschten, waren sie sich inzwischen doch, eben so wie Herr Featherstonhaugh, des Gedankens bewußt, daß zwar die größte Gefahr, in die man gerathen konnte, vorüber sey, daß man aber nichtsdestoweniger möglicherweise noch Manches zu fürchten habe. Es existirt nämlich in Havre, wie Alle wissen, die schon einmal aus diesem Hafen abgesegelten, eine Frau, welche das Geschäft einer Kommissionärin treibt, und die man stets, bei Ankunft der Packetboote, in großer Thätigkeit sieht, um Wohnungen oder Gasthöfe zu empfehlen und den Damen, ja, selbst auch den Herren, die irgend etwa der allzu strengen Inspection der Douanebeamten zu entgehen wünschen, ihre Dienste anzubieten. Diese brave, sonst so höfliche und zuweilen so nützliche Frau sollte noch ein großes Unheil anstiften. Sey es nun mit Hülfe der Blendlaterne, die sie gewöhnlich trägt, oder beim Schein der Gaslampen, kurz, sie erkannte den König auf der Stelle und lief, von dieser überraschenden Entdeckung ganz verblüfft, zu einem der im Hafen befestigten Offiziere, um ihm Mittheilung zu machen. Dieser eilt sogleich nach dem „Express" hin und sieht den König, wie er eben in die Kajüte hinabsteigt. Er erkennt die Angabe der Frau als vollkommen richtig und äußert gegen den Kapitain Paul einige Bemerkungen über seine augenscheinlichen Vorbereitungsmaßregeln zur Abfahrt. Der Kapitain erwiederte, daß er Depeschen bei sich führe. Diese Antwort schien dem Offizier nicht sonderlich zu genügen, und er sprach seinen Wunsch aus, die Kajüten zu untersuchen. Der Kapitain Paul entgegnete kurzweg, daß er dies bei seiner nächsten Fahrt thun könne, und als das Fahrzeug sich in Bewegung zu setzen begann, hatte der Offizier nur noch Zeit, rasch ans Land zu gehen, wie auch der Konsul eben gethan. „Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie dringend", fragte er Herrn Featherstonhaugh, „wer ist die Person, die Sie an Bord des „Express" gebracht haben?" — „Mein Onkel", erwiederte Featherstonhaugh. „Ihr Onkel?" wiederholte jener mit zweifelnder Miene, „ah! Herr Konsul!" Und kopfschüttelnd zog er sich zurück. Er sandte sogleich, wie man später erfahren hat, einen Bericht an Herrn Deschamps, Kommissar der provisorischen Regierung zu Rouen.

Der Wind war heftig, und das Meer ging hoch; indeß machte der „Express" eine gute Fahrt, und die Majestäten wurden am 3. März, bei guter Zeit, bei Newhaven ans Land gesetzt. Am 4. März langten sie in Clermont an.

*) Der „Express" war, nachdem der Kapitain Paul die Ueberfahrt des Königs, wie wir oben erzählen, abgelehnt hatte, am 24. Februar auf seinem gewöhnlichen Platze in Southampton angelangt. Hier indeß meldete Herr Paul die ganze Angelegenheit der Admiralität, und da bereits am Tage vorher von der englischen Regierung Maßregeln zur Aufnahme der königlichen Familie getroffen und Dampfschiffe an verschiedene Punkte der französischen Küste beordert waren u. s. w., so schickte man auch den „Express" in aller Eil wieder ab, um ihn dem Könige zur Disposition zu stellen.

Afrika.

Deutsche Colonisation in Central-Afrika.

Wir haben viele Pläne zu Colonisations-Unternehmungen kennen gelernt, aber keinen, der sich mehr durch Leichtfertigkeit, Unverstand, Unreife, Gewissenlosigkeit und andere schlechte Eigenschaften auszeichnet, als der in Rede stehende, wie er sich uns zugleich als ein Werk Triester, vielleicht auch anderer Spekulanten aus der Broschüre „Central-Afrika", von Dr. Ad. Ungar,*) offenbart. In dieser Unform geht so weit, daß man leicht geneigt wird, das Ganze für eine Mystification zu halten, um so mehr, als Nubien, wo die Colonisation stattfinden soll, wohl schwerlich zu Central-Afrika gerechnet werden kann.

Die Kolonie, aus Handwerkern, Ackerbauern, Fabrikanten, Arbeitern, Kaufleuten u. s. w. bestehend, soll in und bei dem von Mehmed Ali am Zusammenfluß des weißen und blauen Nils gegründeten Chartum, etwa unter dem 16ten Grad südl. Br., gegründet werden. Europäischen Ackerbau-Arbeitern sind die niedrig oder nicht hoch genug gelegenen Länder zwischen den Wendekreisen immer verderblich, ganz besonders aber in der Nähe der Flüsse. Das noch näher dem Aequator liegende Hochland von Abyssinien würde ihnen in gesundheitlicher und selbst christlicher Beziehung in sicherheitlicher Beziehung viel günstiger seyn. Wir wollen auch nicht einmal die während des Sommers in Nubien auf dreißig und einige Grade steigende Hitze als eine Abschreckung deutschen Einwanderern vorführen, wohl aber herrschen im Sommer heftige und und gefährliche Fieber, und das ist gerade genug, um die gesundesten europäischen Körper entweder zu entkräften oder zu zerstören, mag der andere Theil des Jahres über die Luft, namentlich für die Eingebornen, auch immerhin gesund zu nennen seyn.

Eine Reise von Deutschland aus nach Wisconsin, Central-Amerika oder Brasilien ist jedenfalls bequemer, sicherer, billiger und schneller zu machen, als

*) Central-Afrika, ein neuer und wichtiger Ansiedlungspunkt für deutsche Kolonisten. Stuttgart, 1850. 1. u. 2. Heft.

eine von dort aus nach dem in gerader Entfernung vielmal näher gelegenen Chartum. Selbſt der Weg nach Chile, ſogar nach Auſtralien, iſt ſicherer und bequemer und in einzelnen Fällen billiger, koſtet auch nicht viel mehr an Zeit, denn die Reiſe von Trieſt nach Chartum dauert, nach Herrn Ungar's eigenen Angaben, 90 bis 100 Tage. Die Schifffahrt auf dem Nil iſt bekanntlich durch mehrere Waſſerfälle unterbrochen und obendrein nicht ganz ſicher, der Ueberfälle der Beduinenſtämme wegen. Wenn überdies der jetzige Vicekönig ein Freund der europäiſchen Bildung genannt wird, ſo iſt zu bemerken, daß die bisherigen Mittheilungen der Zeitungen darin übereinſtimmen, daß er ein echter Türke iſt. Es iſt der Beſchwerlichkeit der Reiſe wegen zu befürchten, daß ein großer Theil der Auswanderer, die ſich nach Chartum verlocken ließen, den angeführten Beſchwerden im heißen Klima Aegyptens erliegen werde; um ihnen glücklich zu entgehen, bedarf es hinreichender Geldmittel, Körper- und Geiſtesſtärke; und was Geiſt und Geld betrifft, muß es daran nothwendig ſolchen Leuten fehlen, die ſich auf den leeren Dunſt, wie ihn Dr. Ungar in ſeinen Heften den Leuten vormacht, zu wahnſinnigen Schritten bereden laſſen.

Es fragt ſich nun, welches wird das Schickſal der Einwanderer an Ort und Stelle ſeyn, d. h. derjenigen, welche die Anſtrengungen der Reiſe und die ihnen gefährliche Witterung Nubiens überwunden haben? (Deren wird kaum die Hälfte ſeyn!) Es iſt ein Wahnſinn, unter fanatiſchen Muhammedanern eine Niederlaſſung chriſtlicher Handwerker, Arbeiter, Ackerbauer u. ſ. w. errichten zu wollen, ohne die Mittel zu beſitzen, dieſen unter allen Umſtänden einen wirkſamen Schutz angedeihen laſſen zu können. Ein k. k. Generalkonſul oder Konſul kann Deutſchen in Chartum nur ſo lange Schutz gewähren, als der Vicekönig Aegyptens in dieſem entfernten Theile ſeiner Beſitzungen ſelbſt Macht beſitzt; ſobald dieſe aufhört, iſt des Generalkonſuls Kopf um kein Haar ſicherer, als der eines anderen Chriſten. Ein einziger Aufſtand, wie er in Sennaar und anderen Provinzen Nubiens ſchon vorgekommen iſt, würde ſicher den Anſiedlern als Chriſten und als den verhaßten Schützlingen der verhaßten Türken und Aegypter das Leben koſten. Es iſt dazu gar nicht nöthig, daß die von der ägyptiſch-türkiſchen Gewaltherrſchaft gemißhandelte Bevölkerung ſich von Aegypten losreißt, was über kurz oder lang bei hinzutretender Erſchlaffung dieſer Gewaltherrſchaft ſicher der Fall ſeyn wird. Alsdann würde auf längere Zeit der ganze diplomatiſche Verkehr mit Nubien eine Unmöglichkeit ſeyn. — Vom Meere aus iſt Chartum keine Hülfe zu bringen.

Obgleich die beiden vorliegenden Hefte viel Geſchwätz über Coloniſation und Organiſation derſelben enthalten, bringen ſie nichts Beſſeres über die Organiſation der Geſellſchaft während der Reiſe, als eine Preisliſte der Ueberfahrtsgelder, ein Verzeichniß der Sachen, welche die Leute mitzunehmen haben, das Verſprechen, daß ſie gute Lebensmittel erhalten ſollen, eine Anmerkung: „Von Alexandrien bis Kahira oder ſogar bis Aſſuan dürfte der Reiſegeſellſchaft durch die Güte des Vicekönigs von Aegypten ein Dampfſchiff zur Dispoſition geſtellt werden; von daſelbſt mittelſt Dahabien den Nil entlang gen Chartum", und andere gleichgültige und unverbürgte Dinge. Dagegen wird mit kaliforniſchen Goldberichten gelockt. Eben ſo wenig Vernünftiges oder Abgeſchloſſenes erfährt man über die Art und Weiſe, wie die Niederlaſſung angegriffen werden ſoll, von einem in ſich abgeſchloſſenen Plane iſt gar nicht die Rede, dagegen begegnet man vielen hohlen Prahlereien von großartigen Fabrik-Anlagen u. ſ. w. Bis zum 26. Juli ſoll die erſte Expedition marſchfertig ſeyn. Gebe der Himmel, daß ſich Niemand hat bethören laſſen! Wer ſich anſchließen will, hat ſich an den Baron Dr. J. W. v. Müller in Stuttgart zu wenden. Hier liegt der Haſe im Pfeffer, denn dieſem Herrn iſt das ſaubere literariſche Machwerk gewidmet, bei welcher Gelegenheit des Herrn Barons Titel als k. k. öſterreichiſcher Konſul für Central-Afrika, Ritter und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften nicht weniger als vierzehn Zeilen einnehmen! Staub, nichts als Staub! Afrikaniſcher Wüſtenſtaub und afrikaniſche Wüſten-Luftſpiegelungen!

Es iſt auffallend, daß die Werbungen des Herrn Konſuls und ſeines dem Stil nach ausländiſchen Amanuenſis nicht von Oeſterreich ausgehen, ſondern von Schwaben, deſſen ungebildetere Volkstheile ſich im Allgemeinen von je her ſelbſt unter den Deutſchen durch Leichtgläubigkeit und unbeſonnenes Eingehen in die thörichſten Auswanderungspläne ausgezeichnet haben. Ob dieſes Unternehmen unter dem Schutze der öſterreichiſchen Regierung ſteht, wie es Dr. Ungar mehrfach durchblicken läßt, können wir nicht entſcheiden. Daſſelbe erinnert uns unwillkürlich an das ähnliche eines ruſſiſchen Kollegen des Herrn Baron v. Müller, das vor zwanzig und einigen Jahren in Braſilien mißglückte, Niemand Vortheil brachte, aber einigen hundert Menſchen das Verderben. Herr v. Langsdorf kannte Braſilien eben ſo genau und vielleicht noch genauer, wie Herr v. Müller Nubien. Er hatte eben ſo wenig, wie dieſer, den nothwendigen Erfolg eines kopfloſen Unternehmens in Abſicht; Leute aber, die entweder von ſelbſtſüchtigen Ideen oder von einer hohlen Schwärmerei für irgend einen Plan entzündet ſind, erblinden gänzlich vor der Kehrſeite deſſelben.

Wir verkennen durchaus nicht die Wichtigkeit Chartums für den öſterreichiſchen Handel, der Vortheil daraus läßt ſich aber ebenfalls ziehen, ohne Hunderte von Menſchenleben leichtſinnig aufs Spiel zu ſetzen, und zwar einfach durch Handelsfaktoreien, denen man einige Sendboten der Civiliſation beiordnen könnte.

Wir haben bereits unſeren Verdacht ausgeſprochen, daß es ſich hier um eine Myſtification handele, wir haben ferner, die Vorlage als eine ernſtliche annehmend, ruhig und prüfend zerlegt, aber indem wir im Geiſte noch einmal alle Gründe für und wider vorüberziehen laſſen, mag es uns faſt bedünken, als ob, wenn auch tief verſteckt und unter dichter Hülle, ein hoch moraliſcher und gemeinnütziger Zweck von den Herren v. Müller und Ungar verfolgt werde, welcher der reichlichſten Unterſtützung aus Staatsmitteln würdig iſt.

Unter den Empfehlungen Chartums und ſeiner Nachbarſchaft finden wir folgende anziehende Schilderung, von Herrn Dr. Ungar mitgetheilt:

„Ein bekannter Schriftſteller, den (?) ich nicht erinnere (?), ſagt dem Inhalte nach ungefähr. Von hundert Individuen, welche von Deutſchland in die Donaufürſtenthümer wandern, ſind neunzig zu ſchlecht für dieſelben und werden nach Konſtantinopel ſpedirt, von dieſen bleiben die Beſſeren, die Schlechteren müſſen weiter wandern und gehen nach Smyrna; hier werden ſie abermals klaſſifizirt. Die einigermaßen Brauchbaren bleiben, die gänzlichen Taugenichtſe ziehen weiter nach Aegypten, nachdem daſelbſt von der bereits ſehr geſchmolzenen Geſellſchaft einige Mitglieder hier und da zurückgeblieben ſind, wirft ſich der Ausbund Kahira in die Arme, findet ſich aber unter dieſen Einer oder der Andere, deſſen Ideen durchaus nicht mit dem geſellſchaftlichen Verbande der übrigen Menſchen in Einklang zu bringen ſind, und iſt er überdies noch mit der europäiſchen Juſtiz in etwelche engere Beziehung gerathen, ſo greift er nochmals zum Wanderſtabe und — gelangt nach Chartum! — Hier hat er endlich Ruhe vor den läſtigen Einmiſchungen einer Juſtiz, hier findet er ſeinesgleichen, mit denen er ungeſtört ſeinen Lieblingsneigungen fröhnen kann, ohne daß er den rächenden Arm der Gerechtigkeit zu fürchten hätte.

„Der Europäer in Sudan hat ſich losgeriſſen aus dem Verbande der Menſchheit, er ſucht die Anarchie und hat ſie gefunden. Der türkiſchen Obrigkeit bietet er Trotz, mit dem Schutze einer europäiſchen Macht prahlend, welche leider nur zu weit entfernt iſt, um denſelben geltend zu machen. (Welche Widerſprüche!)

„Offen und unverhüllt ſchreitet das Laſter in allen nur möglichen Formen einher, und das Schicklichkeitsgefühl des Europäers von Sudan hat nichts einzuwenden gegen Polygamie, Sklavenhandel, Diebſtahl, ja, ſogar Mord, wenn derſelbe gerade ohne viel Aufſehen in Ausführung gebracht werden kann."

Iſt es vielleicht die Abſicht der Herren v. Müller und Ungar, alle Tagediebe und Taugenichtſe in Deutſchland nach Chartum zu locken, ſo bitten wir den Himmel, daß er ihr Unternehmen ſegne. Glückt es ihnen, ſo wird ihnen das dankbare Deutſchland die verdiente Bürgerkrone nicht vorenthalten.

K. Gaillard.

Mannigfaltiges.

— Elegie auf den Tod der Königin Adelaide von England. Es wird für die Leſer des „Magazins" nicht ohne Intereſſe ſeyn, einige Notizen über ein kleines Gedicht zu erhalten, welches uns in dieſem Augenblick vorliegt und den Herrn Julian Fane, jüngſten Sohn des kunſtſinnigen britiſchen Geſandten in Berlin, Grafen v. Weſtmorland, zum Verfaſſer hat. Es iſt eine Elegie oder „Eingeſang" auf den Tod der verwitweten Königin von England, Adelaide (geb. Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen), und hat die große Preismedaille der Univerſität Cambridge erhalten, wo der jugendliche Verfaſſer jetzt ſeinen Studien obliegt.*) Das Gedicht, das im Versmaß dem „Lycidas" von Milton nachgebildet iſt, zeugt in der That von nicht gewöhnlichem poetiſchen Talent, und namentlich iſt der wohlthätige und humane Sinn, durch welchen ſich die verewigte Königin auszeichnete, in einigen höchſt glücklichen Verſen geſchildert. In Stil und Sprache giebt ſich der Einfluß der älteren klaſſiſchen Dichter Englands kund und verleiht dem Gedichte eben dadurch ein eigenthümliches Kolorit, welches Bilderpomp mit Einfachheit und gleichſam antiker Naivetät des Gedankens verbindet. Einige Zeilen aus den Schlußſtrophen der Elegie werden unſeren Leſern vielleicht eine Idee von ihrem Charakter geben:

Cease, Albion, saddest mourner, cease to weep,
And to the vales no more, in dirges drear,
Lament thy Queen laid low — she doth but sleep,
Stretch'd though she be upon her sable bier.
So on her couch the slumbering maiden lay,**)
Nor spoke, nor stirr'd, nor drew the lightest breath,
Till the mild voice of Him who conquer'd Death
Oped the silent portals of her sullen ear,
And on her fell echo gush'd the shining day.

Wie wir vernehmen, hat der Verfaſſer faſt ſeit ſeiner Kindheit dichteriſche Anlagen verrathen, die ſich, trotz der mehr geiſtig zerſetzenden, als der Poeſie günſtigen Atmoſphäre des „Spree-Athen's", in welchem er zum Theil ſeine Jugendjahre verlebt hat, zu einer erfreulichen Reife zu entwickeln ſcheinen.

*k *e.

*) Der vollſtändige Titel lautet: Monody on the Death of Her Majesty Adelaide the Queen Dowager. A Poem, which obtained the Chancellor's Medal at the Cambridge Commencement, 1850. By the Hon. Julian Fane, fellow-commoner of Trinity College.

**) Die Tochter des Jairus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 33, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 20. Juli 1850.

Frankreich.

Beranger.

Eine literarische Studie nach Gustave Planche.

Vor fünfunddreißig Jahren wurde der Name „Beranger" zum erstenmal in Frankreich genannt, und seit fünfunddreißig Jahren wuchs dieser Name von Tag zu Tag an Bedeutung: er ist heute der populärste der zeitgenössischen Literatur. Das Talent Beranger's ist, wiewohl thatkräftig und wirksam in den Kampf der politischen Parteien hineingerissen, stets dem Streit der literarischen Parteien fremd geblieben. Die Anschauungen und Meinungen, welche er seit funfzehn Jahren mit unerschöpflicher Energie verfocht, haben einen vollkommenen Sieg davongetragen, und der Dichter genießt auch nach dem Siege derselben Ruhmes, derselben Bewunderung, wie während des Kampfes. Das Talent eines solchen Dichters ist offenbar einer tiefer gehenden Betrachtung werth.

Um genau den Rang zu bestimmen, welchen Beranger in der französischen Literaturgeschichte einnimmt, ist es zuerst nöthig, den Ursprung und die Quellen seines Talentes aufzusuchen; wenn wir diesen Ursprung mit dem Ziele vergleichen, welches er sich vorsteckte, mit dem Ziele, welches er erreichte, so haben wir einen Maßstab in der Hand, ihn zu klassifiziren. Beranger hat weder die alten Sprachen studirt, noch auch die Sprachen des modernen Europa: er kennt nur die Sprache, deren er sich bedient, und dieser bei den Schriftstellern der Gegenwart seltene Umstand hat, indem er seine Lektüre auf einen engeren und ganz besonderen Kreis beschränkte, seinem Geiste eine originelle Richtung verliehen. Da er genöthigt war, ausschließlich mit französischen Dichtern, Philosophen und Historikern zu verkehren, oder sich wenigstens nur mit Mistrauen an Bücher wandte, für die er eines Vermittlers bedurfte, so fand er sich veranlaßt, seine Lieblingsschriftsteller oft wieder zu lesen; er erschöpfte hierdurch, so zu sagen, ihren Inhalt und machte alle Gedanken, die ihm so oft durch die Seele gegangen, zu den seinigen. Beranger rühmt sich indeß nicht etwa seiner Unerfahrenheit in den alten und modernen Sprachen Europa's; er verkennt weder die Schmackhaftigkeit, noch die Lauterkeit dieser ihm versagten Quellen; er besitzt viel zu viel gesunden Verstand und Scharfsinn, um über Personen und Dinge, die er nicht kennt, leichtsinnig abzuurtheilen; er betrachtet seine Stellung von einem weit bescheidneren und vortheilhafteren Standpunkte aus. Während er so in fremden Literaturen unbewandert ist, dürfte es auf der anderen Seite selbst wenige Literarhistoriker geben, welche die drei letzten Jahrhunderte des französischen Schriftthumes so gut kennen, wie Beranger; er hat allerdings nicht all die kleinen, bei der geistigen Bewegung dieser drei Jahrhunderte betheiligten Lichter studirt, hat sich nie mit Gegenständen abgegeben, welche mehr die antiquarische Neugier, als die Erquickung oder Belehrung suchende Seele befriedigen, er wird jedoch sicher ganz genau und in der einfachsten Weise den Werth derer anzugeben und zu bestimmen wissen, welche die erste Rolle gespielt haben.

Auf diese Weise hat ihm die Unkenntniß der alten Sprachen, anstatt die Entwickelung seines Denkens zu hemmen, vielleicht eine nur um so größere Thätigkeit und Thatkraft verliehen. Indem er seinen Verstand an einer sehr geringen Anzahl von Dingen übte, gelangte er dazu, dieselben desto gründlicher kennen zu lernen.

Und eben so kann man es jener glücklichen Unkenntniß danken, daß Beranger der Nachahmung fremd blieb; da ihm einzig und allein die Vorbilder unserer eigenen Sprache zu Gebote standen, fand er sich nie versucht, Gedanken, die, statt aus seiner, vielmehr aus einer ganz fremden Weltanschauung erkeimt und erblüht waren, für die seinigen auszugeben. — Es sey fern von uns, die Vortheile des Studiums fremder Literaturen leugnen zu wollen; für einen Poeten indeß ist damit zuweilen die Gefahr verbunden, durch die oft übermächtige Einwirkung großer Meister Einiges von der angebornen, eigenen Originalität einzubüßen, namentlich dann, wenn letztere nicht, so zu sagen, von einer ganz scharfen Prägung oder von hartem Guß ist. Wir wollen aber auch von diesem Standpunkte aus das Beispiel Beranger's keineswegs als eine Regel für unsere Poeten aufstellen; wir beschränken uns einzig darauf, es als eine Eigenthümlichkeit rücksichtlich seiner selbst zu bezeichnen. Er entsagte freiwillig den reichen Blumentristen in der Runde, um mit desto thätigerer Hand das bescheidene Feld zu bebauen, das er sich erloren. Wollen wir ihn deshalb tadeln?

Leute, welche Hypothesen entschieden von sich zu weisen pflegen, könnten mich leicht der Einbildung und Phantasterei zeihen, wenn sie sehen, wie ich mich bemühe, die Quellen Beranger's nachzuweisen. Um derlei Vorwürfen zu begegnen, gehe ich sogleich von meiner allgemeinen Behauptung zu speziellen Angaben über: ich werde alle die Schriftsteller der letzten drei Jahrhunderte unserer Literaturgeschichte, aus denen Beranger, meiner Meinung nach, schöpfte, nennen und darthun, wie dieselben ihm die Sprache lehrten, die er so geschickt handhabt, wie sie ihn in der scharfen Genauigkeit des Ausdruckes unterrichteten und seinen Geschmack für die strenge Wahl des Nüchternen und Einfachen in den Metaphern emporbildeten. Obgleich uns Beranger über diesen Punkt nie die mindesten Mittheilungen gemacht hat, so glauben wir nichtsdestoweniger diese Namen mit dem Bewußtseyn vollkommener Sicherheit und Richtigkeit hinschreiben zu können. Wir haben nur die Werke des Dichters mit Aufmerksamkeit gelesen, und diese bieten uns hinlängliche Anhaltungspunkte für unsere Behauptung. Die Ahnen und Lehrer Beranger's heißen: Rabelais, Regnier, Molière, La Fontaine und Voltaire. Was die drei Letzten betrifft, so werde ich wohl nur auf wenig Widerspruch stoßen. Ohne etwa irgend eine Aehnlichkeit im buchstäblichen Sinne zwischen diesen drei Vorbildern und unserem Poeten statuiren zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß man eine gewisse geistige Verwandtschaft unter ihnen durchaus nicht leugnen kann. Von Molière entlehnte Beranger die Gewohnheit, überall den eigentlichen und direkten Ausdruck — peinliche Leute werden sagen, den rohen Ausdruck —, statt der Umschreibung, statt des fernerliegenden Ausdruckes, zu gebrauchen. Beranger nennt sehr gern die Menschen und die Dinge bei ihrem Namen; er liebt es nicht, den Gedanken errathen zu lassen; er wagt es kurzweg, uns ihn so zu zeigen, wie er ihn erfaßte; er nimmt keine Rücksichten und geht direkt aufs Ziel los, ohne sich darum zu kümmern, ob er manche Ohren beleidigt oder nicht. Wer hat sich nun wohl aber in dieser Art von Dreistigkeit, in dieser Vorliebe für das eigentliche Wort, in diesem Widerwillen gegen das Rücksichtnehmen und Verschweigen, in dieser Verachtung gegen die Schreinsprödigkeit beharrlicher erwiesen, als Molière? Hat er nicht vom „Misanthropen" bis zu „George Dandin", d. h. von der erhabensten bis zur gewöhnlichsten Posse, alle seine Gedanken mit der unumwundensten Freimüthigkeit geäußert? Galt Molière den Hofpoeten für etwas Anderes, als einem römischen Senator ein Bauer von der Donau? Wo läßt sich ein vollendeteres Muster vertraulicher Sprache ohne Prosaismus, gewählter Eleganz ohne Ziererei finden? Konnte Beranger also nichts in der Schule Molière's lernen? Wird man noch zweifeln, daß er den großen Lustspieldichter mit Nutzen gelesen und studirt? — In Bezug auf La Fontaine läßt sich die Verwandtschaft nicht weniger genau feststellen. Was das Genie La Fontaine's vorzugsweise charakterisirt, ist die bis aufs äußerste getriebene Einfachheit, eine so schlagende Einfachheit, ein so treues Abbild der Natur, daß die Unverständigen eben gar nichts Geniales darin zu erblicken wissen. Die Sprache, welche La Fontaine seinen Gestalten in den Mund legt, ist von einer so großen Naivetät, daß die gewöhnliche Anschauung am liebsten keine Spur von Erfindung darin erblicken möchte. Der Fleiß und die Arbeit treten bei diesem Dichter so sehr in den Hintergrund, daß es schon geübter Augen bedarf, um nicht ein unreifes Urtheil zu fällen, und daß die große Masse der Leser die ihm in der Literatur einmal eingeräumte Stellung vertrauensvoll erkennt, ohne eigentlich zu begreifen, wie ihm studirte Leute einen so hohen Rang anweisen konnten. Finden wir nun nicht, wie bei La Fontaine, eben so auch bei Beranger eine Einfachheit, welche die Augen der Menge irrezuführen im Stande ist? Erscheint bei Beiden nicht die sogenannte „schöne" Ausdrucksform sorgfältig verschleiert? Kommen bei ihnen nicht die allergewöhnlichsten Geschichten und Kleinigkeiten vor, und zwar mit einer Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, als wäre der Wille, die höhere Absicht im Mindesten nicht dabei thätig gewesen? La Fontaine ist ein Schriftsteller von der vollendetsten Umsicht und Kenntniß; wer dies nicht glaubt oder auch nur daran zweifelt, der hat gewiß nie für den Ausdruck seiner Empfindungen eine treue, scharf begränzte und präzise Form gesucht. Wer sich nur ein einziges Mal im Leben bemühte, gerade das, was er dachte, ganz genau auszudrücken, wer jemals danach strebte, Würde und Einfachheit in der Anordnung der Worte mit einander zu verbinden, der wird sehr wohl wissen, was es mit jener Sorglosigkeit und Nachlässigkeit bei La Fontaine auf sich hat. Hinter dieser scheinbaren Unordnung steckt eine hohe Kunst, ein gediegener Fleiß und eine mit großer Anstrengung erworbene Geschicklichkeit. Auch Beranger besitzt die eben angeführten Eigenschaften in vollem Maße, und er hat sicher das Geheimniß der Nachlässigkeit gar manchmal studirt. Er hat das Verfahren unseres guten La Fontaine studirt, wie die Botaniker die Organe einer Pflanze studiren, ehe sie dieselbe klassifiziren; er hat gewiß alle die Hülfsmittel, die großen, wie die kleinsten, untersucht, welche der naive Schriftsteller in Anwendung bringt, um

nalo zu ſeyn, ohne dabei irgend etwas dem Zufall zu überlaſſen. Leſe man nur einmal die Werke Beranger's eben ſo langſam und mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie die Liebhaber des Alterthumes und die Gelehrten ihren Poraz oder Virgil leſen, und man wird ſich von der Richtigkeit meiner Behauptung hinlänglich überzeugen. Ueberall wird man den Einfluß La Fontaine's erkennen und hinter der Einfachheit die Kunſt errathen. Wenn La Fontaine wenige Schüler zählt, ſo iſt dieß nicht darum der Fall, weil er etwa mit ſeinen Lectionen geizt, ſondern weil er, um aus dieſen Lectionen den gehörigen Vortheil zu ziehen, einen hohen Scharfſinn vorausſetzt. Beranger hat ſie verſtanden und iſt ihrer aufs beſte eingedenk geblieben.

Mit welchem Rechte ſetzen wir Voltaire unter die Vorgänger Beranger's? Molière und La Fontaine lehrten ihm die Unumwundenheit und die Einfachheit; welche Unterweiſung empfing er von Voltaire? Dieſe Frage beantwortet ſich faſt von ſelbſt. Von Voltaire hat er, unſerer Meinung nach, den Geſchmack und Sinn für Klarheit. Dieſer Geſchmack wäre allerdings unfruchtbar geblieben, wenn er nicht ein Enſemble glücklicher Anlagen vorgefunden hätte, um ſich zu entwickeln und zu befeſtigen. Es iſt mir darum nicht weniger wahr und evident, daß Beranger den Geſchmack und Sinn für Klarheit aus Voltaire geſchöpft hat. Ich will hiermit keineswegeſ etwa irgend einen Vergleich zwiſchen den Verſen Beranger's und denen Voltaire's anſtellen. Eine ſolche Parallele wäre eben ſo ſinn-, als zwecklos. Die Verſe Voltaire's, ehedem von der größten Wichtigkeit für die allgemeine Verbreitung der hauptſächlichſten Ideen der neueren Philoſophie, haben in poetiſcher Hinſicht nur eine untergeordnete Bedeutung; die Proſa Voltaire's jedoch, ganz abgeſehen von ihrem zuweilen falſchen, zuweilen veralteten Inhalt, beſitzt auch heute noch einen unleugbaren hohen Werth. Das Hauptverdienſt dieſer Proſa iſt die Klarheit. Die Geſchichte und die Philoſophie haben ſeit funfzig Jahren große Revolutionen erlebt. Die Wiſſenſchaft hat viele als unumſtößlich gegebene Behauptungen in dem „Essai sur les moeurs" widerlegt; das „Dictionnaire philosophique" iſt an vielen Stellen der Oberflächlichkeit und Unkunde überführt worden: die hiſtoriſche und die philoſophiſche Proſa Voltaire's aber bleiben darum nicht weniger wahre Muſter vollendeter Klarheit. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Beranger die Proſa Voltaire's lange Zeit ſtudirt hat.

Es giebt für einen Poeten bei dieſem Studium eine Klippe, die Jeder leicht erräth. Die Liebe zu einer ſolchen Klarheit, wie ſie Voltaire in ſeiner Proſa zur Anwendung bringt, ſcheint ſich nicht ſonderlich mit dem freien Schwunge der Einbildungskraft zu vertragen. Jedenfalls liegt hierbei eine ſchwierige Aufgabe vor. Paßt die Klarheit, nach welcher die Proſa ſtrebt, eben ſo auch für die Poeſie? Kann das Licht, welches der Hiſtoriker über die Erzählung der Thatſachen, der Philoſoph über die Darlegung und Erweiſung ſeiner Ideen ergießt, auch von dem Poeten ungeſtraft in derſelben verſchwenderiſchen Fülle über alle Theile ſeines Gedankens ergoſſen werden? Ganz gewiß nicht. Und auch Beranger hat dies ſicher eben ſo deutlich begriffen, wie wir. Auch die klarſte Poeſie muß gewiſſe Empfindungen, die ſie ausdrückt, im Schatten laſſen und mit dem Schleier des Geheimniſſvollen umhüllen. Die Aufgabe des Geſchmackes beſteht auf dieſem Felde einzig darin, das, was in den Schatten gehört, von dem, was des Lichtes bedarf, fein und beſtimmt zu ſondern, und das hat Beranger verſtanden, wie irgend Einer. Die Klarheit der Proſa zu ſtudiren, ohne ſelbſt proſaiſch zu werden, die Ideen nach dem ihnen eigenthümlich zukommenden Werthe zu ſchätzen, der Wahrheit die Schönheit beizugeſellen, die Philoſophie in Poeſie umzugeſtalten, danach mußte Beranger trachten, und das hat er redlich gethan.

Noch leichter wird man die Beziehung unſeres Poeten zu Rabelais und Regnier begreifen; auch dürfte ſie überhaupt wohl Niemand ernſtlich in Zweifel ziehen. Beranger konnte die Anfänge unſerer Sprache nicht bis auf das klaſſiſche Alterthum zurückverfolgen, und doch wollte er dieſen Punkt nicht vollkommen außer Acht laſſen. Die franzöſiſche Sprache des ſechzehnten Jahrhunderts mußte daher nothwendigerweiſe ſeine Neugier anregen. Außer dem poetiſchen Intereſſe boten ihm die Werke Rabelais' und Regnier's einen Gegenſtand rein techniſchen Studiums dar. Schon Molière und La Fontaine haben in Rabelais und Regnier nicht nur einige der glücklichſten Züge, die wir bewundern, aufgefaßt, ſondern ſie haben von ihnen auch mit gleicher Freiheit mehrere Phraſen und Wendungen entlehnt, welche durch und durch nur dem ſechzehnten Jahrhundert angehören und die man ſonſt vergebens ſuchen dürfte. Beranger konnte bei ſeiner genauen Kenntniß der Literatur der drei letzten Jahrhunderte unmöglich an dieſen ſo reichen Quelle vorübergehen, und man bemerkt bei der Lektüre ſeiner Werke deutlich, daß er aus ihnen in vollem Maße ſchöpfte. Er hat nicht nur von Rabelais das Geheimniß ſeiner unverſiegbaren Spöttelei und von Regnier die Kunſt erworben, eine faſt langer Zeit populäre Idee mittelſt des Bildes wieder zu verjüngen; ſondern er hat dieſe Schriftſteller auch über die Formation unſerer Sprache zu Rathe gezogen, oder, um genauer zu ſprechen, über die letzte Umgeſtaltung, welche ſie erlebte, ehe ſie die Sprache Pascal's und Boſſuet's, Corneille's und Molière's wurde. Ohne bis auf Commines, Froiſſart oder Joinville zurückzugehen, wollte er wiſſen, ob der Stil der „Femmes savantes" ganz dem ſiebzehnten Jahrhunderte angehörte, und um dieſe Frage zu löſen, konnte er keine zuverläſſigeren Rathgeber wählen, als Rabelais und Regnier.

Ohne das Studium des ſechzehnten Jahrhunderts, ohne das Studium Rabelais' und Regnier's würde Beranger die franzöſiſche Sprache nicht ſo frei handhaben, wie er es thut; ſein Talent würde nicht jene Geſchmeidigkeit, Umwandlungsfähigkeit und Mannigfaltigkeit beſitzen, welche unſere Bewunderung erregen und die nur der Menge einzig und allein für glückliche Naturgaben gehalten werden. Dieſe glücklichen Gaben, — darüber täuſche man ſich ja nicht, — hat er keineswegeſ in der Weiſe, wie wir ſie in ſeinen Werken ſehen, ſchon bei der Geburt empfangen. Wie reich er auch von der Natur begabt war, er verdankt nichtsdeſtoweniger der Arbeit, dem Studium den beſten Theil ſeines Talentes. Wenn ihm der Himmel die Einbildungskraft verlieh, ſo erwarb er ſich durch Fleiß und Studium die freie Unumwundenheit, die Einfachheit, die Klarheit. Molière, La Fontaine, Voltaire lehrten ihm, was er wiſſen wollte. Mit dieſer dreifachen Errungenſchaft hielt er ſich indeß noch nicht für befriedigt; er wollte weiter hinaufſteigen in die Vergangenheit, er fragte die Lehrer ſeiner Lehrer. Rabelais und Regnier überlieferten ihm ihrerſeits ebenfalls ihre Geheimniſſe. Nachdem er ſich ſo in der Schule der drei letzten Jahrhunderte gebildet hatte, war er fortan der ſicheren Ueberzeugung, daß er für ſeinen Gedanken eine fügſame und paſſende Form finden würde. Seine Hoffnung hat ihn nicht getäuſcht.

Sehen wir nun, welche Verſuche er durchmachte, ehe er jene Dichtungsgattung erwählte, welche er gleichſam erſchöpft zu haben ſcheint. Die verſuchsweiſen Beſtrebungen Beranger's waren zahlreich. Bevor er ſich für das Chanſon entſchied, arbeitete er faſt in allen Gattungen, von der Idylle an bis zur Epopöe. Dieſe Studien, die er indeß nicht publizirt, ſondern dem Feuer übergeben hat, waren gewiß nicht ohne Nutzen für ihn. In ihnen, in dieſen beharrlichen Verſuchen, prüfte er ſeine Kräfte, und als er endlich ſeine erſten Hoffnungen aufgab und fahren ließ, hatte er bereits im Kampfe eine neue Energie gewonnen. Die funfzehn Jahre, welche der Veröffentlichung ſeiner erſten Sammlung vorhergingen, würden für unſere Literaturgeſchichte ein ſehr intereſſantes Kapitel ſeyn. Beranger allein könnte uns Alles erzählen, was er gewollt, was geſtoffi, was er verſucht hat, und durch dieſe Erzählung für die Belehrung künftiger Geſchlechter treffliche Stützpunkte aufrichten. Mit einer heutzutage ſeltenen Klugheit und Beſonnenheit hat er das, was Andere ſogleich der Welt zeigen würden, verborgen gehalten; es iſt dies von ſeiner Seite gewiß ein Beweis richtigen Taktes und guten Geſchmackes. Wir wiſſen indeß doch, daß er zu Anfang von einem epiſchen Nuhm träumte; daß er dann ſogar den Gegenſtand erfahren, den er zu behandeln dachte: Beranger wollte uns ein nationales Epos ſchreiben und die Niederlaſſung der Franken im römiſchen Gallien beſingen; der Achilles dieſer neuen Ilias ſollte Chlodwig ſeyn. In der Zeit, wo der junge Poet von dieſer Epopöe träumte, war die merovingiſche Dynaſtie noch nicht ernſtlich und gründlich ſtudirt worden; Auguſtin Thierry hatte dieſen Urſamm noch nicht aufgefunden. Gregor von Tours war bis dahin nur den Gelehrten bekannt. Sismondi, welcher zuerſt die Geſchichte der merovingiſchen Zeiten ausſchließlich nach den Quellen ſchrieb, hatte ſich noch nicht an die Annalen unſerer Zeit gemacht. Der Pfad, auf welchem Beranger zu wandeln gedachte, war noch nicht gebnet und rein gefegt. Er mußte die Geſchichtserzählungen, welche der ſtreng kritiſche Auguſtin Thierry heute ſo populär dargeſtellt hat, in der Sammlung des Dom Bouquet ſuchen. Beranger hatte daher erſt Alles zu thun, und er fühlte dies ſo gut, daß er mehrere Jahre für die Sammlung der Materialien zu ſeinem Gedicht zu verwenden beabſichtigte. Er konnte nicht eher an die Arbeit gehen, als bis er entweder ſelbſt oder mit Hülfe ſeiner Freunde die hauptſächlichſten, auf die merovingiſche Zeit bezüglichen Dokumente zu Rathe gezogen hatte.

(Schluß folgt.)

Auſtralien.

Kennedy's Expedition nach dem Innern von Neu-Holland.

(Schluß.)

Als ihre Pferde, eines nach dem andern, hinſtarben, hatten ſie an ihnen noch ein kärgliches Mahl. Von Oktober an jedoch wirkten Hunger und Krankheit in raſcher Verheerung; zuletzt theilte ſich die Geſellſchaft in Wegmouth. Herr Kennedy, begleitet von ſeinem treuen Schwarzen, Jacky, und drei anderen Männern, begab ſich nach Port Albany, in der Hoffnung, Unterſtützung zu erlangen, indem er ſeinen Botaniker mit noch acht Mann zum Schutz des Lagers zurückließ. Hier traf indeß bald eine heftige Sterblichkeit ein. Drei Tage nach Kennedy's Abreiſe fand der erſte Todesfall ſtatt, und noch vor Ende des nächſten Monats waren Carron und Goddard die einzigen in der Weymouth-Bay Uebriggebliebenen. Als ſich die Eingebornen hier zum exſtenmal ſehen ließen, wurden ſie für Feinde gehalten, und die beiden Europäer bereiteten ſich auf ihren möglichen Untergang vor: als ſie jedoch in jenen die Ueberbringer guter Nachrichten erkannten, war die Wirkung faſt eben ſo überwältigend, wie kurz vorher die Furcht vor dem nahen Tode.

„Ein oder zwei Minuten lang war ich völlig ſinnlos vor Freude, nun endlich Erlöſung hoffen zu dürfen. Ich machte den Eingebornen einige kleine Geſchenke, übergab ihnen ein Schreiben an Captain Dobſon und ſuchte mich ihnen räuſchlichſt der Ablieferung deſſelben an ſeine Adreſſe möglich verſtändlich zu machen. Nun, dachte ich, würden ſie ſich wieder entfernen, ich ſah jedoch bald, daß ſie andere Abſichten hatten. Inzwiſchen waren eine Maſſe Eingeborner aus allen ihren Wohnungen, mit Speeren wohlbewaffnet, herangekommen. Ich hatte dem, welchem ich das Schreiben übergeben, ein Hemde geſchenkt und es ihm angezogen; er warf das Schreiben jedoch zur Erde, riß ſich das Hemd vom Leibe und lief zu den Anderen, welche ihre Speere erhoben und ſich rüſteten, uns anzugreifen. Wir erwarteten jeden Augenblick das Schreckliche, und all unſere neu geſchöpften Hoffnungen waren verſtegt, als wir plötzlich den Captain Dobſon und Dr. Wallace erblickten, begleitet von Jacky und einem gewiſſen Barrett, welcher vor einigen Tagen durch einen Speerwurf verwundet worden war. Sie kamen uns, mitten durch die Kreiſ wilder, zu Hülfe, und wir waren ihnen aufs tiefſte dankbar; denn ſie mußten ihr eigenes Leben aufs Spiel ſetzen, und es gehörte Muth dazu, ſich drei Meilen weit durch

Digitized by Google

Büsche und bewaffnete Feinde durchzuschlagen, um uns Beistand zu leisten. Ich war inzwischen fast ganz zu einem Gerippe abgemagert. Der Ellbogenknochen meines rechten Armes kam durch die Haut durch, eben so mein rechter Hüftenknochen. Meine Beine dagegen waren zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen."

Capitain Simpson's im Anhange des vorliegenden Werkes mitgetheilte Erzählung von der Auffindung der Ueberreste Niblett's und Wall's, welche im Lager starben und begraben wurden, so wie von der fruchtlosen Anstrengung, den Leichnam des armen Kennedy zu entdecken, ist sehr interessant, und wir wollen sie in kurzem Auszuge mittheilen. Von Jackey geführt, legte er vor der Mündung eines schmalen Flusses an, welchen der Indianer in seinem ebenfalls der Carronschen Darstellung beigefügten Berichte beschreibt; drang dann durch den Mangelbaumsumpf und durch dichtes Gebüsch und gelangte, während er seinen Führer vom Angriff auf einige den Wald durchstreifende Eingeborne abhielt, an die Kreek, an welcher das Lager aufgeschlagen worden war. Am Landungsplatze entdeckte man einige wenige Ueberreste dessen, was man im Lager bei sich gehabt hatte: so wurde ein Stück einer wollenen Decke, ein Fetzen getheerter Zeltleinwand und eine kleine zinnerne Schüssel, mit einem am Rande eingegrabenen Namen, in dem durch Plünderung verwüsteten Lager aufgefunden und wiedererkannt. Höre man Simpson's eigene Erzählung:

„Von dem letzten heftigen Regen war die Ebene fast knietief mit Wasser überschwemmt, und so mußten wir ziemlich die ganze Strecke, die wir zurücklegten, durch Wasser waten, was unsere Wanderung sehr beschwerlich machte. Nachdem wir die Ebene überschritten hatten, gelangten wir zu einer Gruppe von Bäumen und Buschwerk. Ich war überrascht, unter denselben einige sehr feine Bananengewächse zu finden. Auch bemerkte ich eine erlesene Sorte der rothen Ceder; denn bis jetzt hatte ich keinen anderen Baum als Melaleuca gesehen. Wir setzten hier über eine kleine Kreek und kamen in ein schönes Waldland. Nachdem wir eine Strecke vorwärtsgeschritten waren, zeigte mir Jackey den Fleck, wo die Gesellschaft zum erstenmal Halt gemacht, und wo Kennedy die acht Mann zurückgelassen hatte: sie zogen sich später auf die andere Seite des Gewässers zurück. In der Nähe dieses Platzes war mit großen Buchstaben „K. LXXX" in einen Baum eingeschnitten, womit, wie ich vermuthe, die achte Station bezeichnet seyn sollte. Als wir an das Wasser kamen, sahen wir, daß es zu tief war, um es zu durchwaten; wir schritten daher eine Strecke am Ufer hin und waren so glücklich, einen Baum zu finden, welcher sich darüber hinlehnte, und dessen wir uns als Brücke bedienten; jenseits schritten wir in schulterhohem Grase weiter, kamen über einen schmalen Graben und stiegen eine leichte Anhöhe empor, welche uns das Lager erblicken ließ; ein leerer Platz am Boden zeigte uns die nähere Oertlichkeit desselben an. Dieser Platz war mit Stücken von Büchern, — alle religiösen oder wissenschaftlichen Inhalts — bestreut; von Manuskripten fanden wir nichts. Außerdem entdeckten wir noch einzelne Theile von Ledergeschirr-Gurten und ein paar Cederholzbüchsen in ledernen Futteralen; ein oder zwei Zinngefäße zum Wasserschöpfen, einen Feldstuhl, ein Stück von einem Tisch, einen Rest von einem Zeltpfahle, Knochen, Schädel, einige Federn von Vögeln u. s. w., Gegenstände von naturwissenschaftlicher Bedeutung — Alles zertrümmert und verwüstet. Ich nahm die Gebeine eines Pferdes und den Schädel eines Hundes wahr und hob noch ein Stück zerrissenen Zitzes (Kalikot) mit einem Fragment einer darauf geklebten Karte vom Boden auf; ich dachte die Worte „River Mitchell" auf ihr entziffern zu können.

„Ich bedurfte einiger Zeit, ehe ich die Ueberbleibsel von Wall und Niblett finden konnte. Die genannten Beiden starben zuletzt und konnten nicht mehr begraben werden, da die Ueberlebenden zu diesem Geschäft bereits zu entkräftet waren. Ich blickte mich vom Lager aus nach allen Seiten um nach dem passendsten Platze, wohin man wohl unter solchen Umständen einen Leichnam gebracht haben dürfte. Ich stieg in einen schmalen Graben hinab, etwa hundertachtzig Fuß weit vom Lager fort. Unter einigem Gebüsch, in etwa zwei Fuß hohem Wasser fand ich ihre Gebeine, zwei Schädel und verschiedene der größeren Knochen, indem die kleineren wahrscheinlich von der zeitweiligen Strömung schon mit hinweggeschwemmt worden waren; diese Ueberreste wurden alle sorgfältig gesammelt und an Bord gebracht. Und daß diese Gebeine wirklich den Beiden, Wall und Niblett, angehörten, das schließe ich aus der Lage, in der sie gefunden wurden, im Vergleich mit der von Carron gegebenen Beschreibung.

„Besonders erstaunt war ich darüber, einige Kohlpalmenbäume (Livistonia) zu finden, die in der Nähe des Lagers wuchsen; die Fruchtköpfe derselben sind sehr nahrhaft und wären Leuten, die mit dem Hunger rangen, äußerst erwünscht gewesen, hätten sie irgend Kunde davon gehabt. Ich las hier ein Stück von einem Uhrschlüssel auf. Nachdem wir uns überall umgesehen, kehrten wir zu den Booten zurück, ganz ermüdet von dem vielen Waten durch Morast und Wasser und ziemlich ausgehungert, da wir uns nicht mit dem mindesten Mundvorrath versehen und den ganzen Tag nichts genossen hatten. Als wir zu der Furth des Flusses kamen, war eben niedriges Wasser, und ein trockener Damm befand sich erst eine halbe Meile über uns; es blieb uns daher, um nicht Zeit zu versäumen, nichts übrig, als durchzuwaten, ehe die Strömung käme. Um halb drei Uhr Nachmittag waren wir an Bord, zogen das Boot ein und rüsteten uns zur Abfahrt auf den folgenden Tag."

Fünf Tage später unternahm es Capitain Simpson nochmals, die Ueberbleibsel des unglücklichen Kennedy aufzusuchen. Indem man mit einem günstigen Winde in den Escape River einlief, verfolgte das zu dieser Unternehmung entschlossene Päuflein den am meisten südlichen Arm, bis sie den offenen Platz unter den Mangelbäumen erreichten, wohin Kennedy, wie Jackey sagte, am Morgen seiner Ermordung herabgekommen war. Hier war es, wo Jackey Kennedy den Rath ertheilte, seine Pferde zu tödten und den Fluß zu durchschwimmen, und in der Nähe befand sich der Baum, an den sie ihre Pferde gebunden hatten, als sie sich vergeblich bemühten, zur Abwehr ihres Hungers einige Austern zu suchen. Auf dem Flusse nun fuhr die Gesellschaft unter des Indianers Leitung empor, bis er für die Benutzung der Ruder nicht breit genug mehr war und sie gezwungen wurden, das schwere Boot stromaufwärts zu ziehen. Zuletzt gelangten sie zu der Quelle desselben — einer süßwasserhaltigen Kreek — an deren rechter Seite sie, wo das Gebüsch dünner wurde, landeten. Von hier aus gingen sie landeinwärts, zu der Ebene der sogenannten Ant-Hills, welche Jackey wiedererkannte. Der Indianer überzeugte sich bei seiner wunderbaren Ortskenntniß sehr bald, daß dies die Ebene sey, welche er am Tage der Ermordung seines Herrn gekreuzt hatte. Hier begann nun die nähere Untersuchung.

„Nachdem wir in Eil einige Speise zu uns genommen, schritten wir rasch vorwärts; zwei Mann blieben bei den Booten zurück. Wir gingen eine Strecke lang durch einen Sumpf, indem wir immer noch den Lauf der Kreek verfolgten. In dem Sumpfe sah ich eine große Menge der Nepenthes destillatoria. Sie stimmte nicht ganz mit der Art überein, welche ich auf den Pellew-Inseln und an anderen Orten gesehen hatte; fast bei allen fehlte die anmuthige Biegung des Stengels, um derentwegen diese zierlichen Pflanzen mit Recht gefeiert werden. Wir waren fast schon eine Meile weit an der Kreek fortgeschritten, um einen Uebergangspunkt zu finden, als Jackey auf der anderen Seite derselben nach dem Orte zeigte, wo er die Sattelranzen versteckt hatte. Zuletzt kamen wir zu einem Baume, welcher umgefallen war und eine Art Brücke bildete, auf der wir mit einigen Schwierigkeiten hinüberkletterten und zu dem Orte gelangten, wo, wie oben gesagt, die Sattelranzen liegen sollten. Jackey zeigte uns sodann den Platz, wo, wie er sich in seiner Sprache auszudrücken beliebte, „Pfard in die Kreek stürzen", nachdem es von einem Speere durchbohrt worden. Man fand auch auf der Höhe des Dammes ganz nahe an dieser Stelle einigen Pferdemist, wodurch Jackey's Angabe bestätigt wurde; er führte uns von hier einige Fuß seitab ins Gebüsch, um die Sattelranzen zu suchen, und sagte uns, er wolle sich dieserhalb nach einer an einem dichten Gesträuch befindlichen zerbrochenen Ruthe umsehen, woran er den Platz ganz genau wiedererkennen würde; er fand den Platz, aber die Sattelranzen waren verschwunden. Als wir unter dem Gesträuch und unter den Blättern nachspürten, entdeckten wir das sogenannte Horizontglas eines Sextanten, ein genauer Beweis, daß Jackey die richtige Stelle bezeichnet hatte.

„Jackey führte uns sodann eine Strecke weit durch ein dichtes Gebüsch, bis wir zu einem offenen Sumpf von einer halben Meile Breite gelangten; auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich noch dichteres Buschwerk, in dessen Nähe sich drei große Ameisenhaufen befanden. Jackey führte uns zu den mittleren derselben, bei welchem Kennedy (etwa funfzehn Fuß davon entfernt) fiel; an diesen Ameisenhaufen lehnte ihn Jackey, als er die Sattelranzen zu verstecken ging. Jackey sagte uns, er wolle sich nach zerbrochenen Speeren umsehen, und es fanden sich deren auch einige Stücke. Sodann nahm er uns noch 180 Fuß weiter mit sich nach dem Orte, wo er Kennedy hinlegte, da derselbe, wie Jackey sagte, nicht weiter getragen seyn wollte. Etwa eine Viertelmeile von diesem Platze, nach der Kreek zu, bezeichnete uns Jackey eine leere Stelle auf dem Boden, an der Krümmung eines sehr schmalen Süßwasserbächleins, in der Nähe von drei jungen Padanusbäumen, als den Ort, wo der unglückliche Reisende verendete. Jackey hatte ihn hierhergebracht, um seine Wunden auszuwaschen und das Blut zu stillen. Hier war es, wo Kennedy, als er seinen Tod herannahen fühlte, Jackey mit der Sorge um die Papiere beauftragte, und wo Jackey ihm entgegnete: „Weshalb sprechen Sie so; Sie werden doch nicht von mir gehen?"

„Hierauf führte uns Jackey zu einem etwa 9—1200 Fuß entfernten, dichten Theebaumgebüsch, wo er den Leichnam hingebracht und begraben hatte. Als wir an dem Rand des Gebüsches kamen, gerieth Jackey über die nähere Oertlichkeit in Zweifel, da er, wie er sagte, sich nicht weiter umgesehen, als er den Leichnam hierher schleppte und sich wegen der Aehnlichkeit aller Gegenstände kein rechtes Zeichen merken konnte. Wir drangen in das Gebüsch ein, spähten nach allen Richtungen umher, ohne indeß den Platz finden zu können; auch hatte ihn Jackey darum nicht zu genau bezeichnet, weil er fürchtete, die Schwarzen möchten ihn entdecken; nur zwei Zweige hatte er kreuzweis über einander herabgebogen. Das Gebüsch war nicht sehr groß, aber außerordentlich dicht.

„Jackey ging mit uns von hier an eine Kreek und zeigte uns den Ort, wo er sie überschritten hatte. Jackey sagte: „Hier ungefähr muß ein Kompaß liegen, den ich ihm aus der Tasche nahm und hier fallen ließ." Er wurde sogleich gefunden; es war einer von Kater's prismatischen Kompassen, auf dessen Rückseite die Worte „Chislett, London" eingegraben standen. Jackey eilte dann an einen Ort, wo er den Sextanten hingelegt hatte, die Fluth war jedoch darüber weggegangen und hatte ihn mit fortgeschwemmt. Als wir zurückkehrten, fand ich einen kleinen Ueberrest davon am Damm der Kreek. Jackey setzte über die Kreek und fand eine kleine Holzbüchse mit Quecksilber an der Stelle, wo er sie zurückgelassen hatte.

„Wir begaben uns sodann wieder nach dem Gebüsch, wo Kennedy begraben worden. Jeder von der Gesellschaft, die aus elf Personen bestand, übernahm es jetzt, nachdem man sich vertheilt hatte, funfzehn Fuß im Umkreise von sich die genaueste Untersuchung anzustellen und nach allen Richtungen zu spähen; unsere Mühe war jedoch vergeblich. Ich führte Jackey hierauf an den Platz, wo der Reisende starb, und sagte ihm, er möchte doch noch einmal ganz genau den Weg verfolgen, den er genommen, als er den Leichnam schleppte, und sich dabei nicht umsehen, sondern in derselben Weise thun, wie damals. Wir kamen in Folge dessen wieder in das Gebüsch, und ich bin fest überzeugt, daß wir uns sicher ganz nahe an der Stelle befanden, wo der Leichnam begraben lag.

Wir unterſuchten den ganzen Boden in der Runde mit unſeren Ladeſtöcken, aber ohne Erfolg. Wir mußten die weitere Nachforſchung aufgeben, da es bereits zu dunkeln begann, und wir kehrten zu unſeren Booten zurück.

„Daß die Ueberbleibſel des unglücklichen Reiſenden wieder ausgegraben worden, glaube ich nicht, da man eine Spur davon hätte wahrnehmen müſſen; die Eingebornen hätten ſich nicht die Mühe gegeben, das Grab wieder zuzuſchütten, oder überhaupt die Gebeine herauszuholen. Der Boden, in den er gelegt worden, war von leichter, ſandiger Beſchaffenheit, und der kleine Hügel, den Jackey über dem Grabe aufgeworfen, war vom Regen längſt weggeſchwemmt. Der einzige Umſtand, der die Annahme erwecken konnte, als hätten die Eingebornen den Leichnam entdeckt, war der, daß man in dem von dem Schooner „Ariel" aufgegriffenen Kanot ein Stück von Kennedy's Hoſen gefunden. Jackey ſagte indeß, daß in dem Sattelranzen ein Paar ganz ähnliche Hoſen eingepackt geweſen, wie ſie Kennedy zur Zeit ſeines Todes getragen. Die Sattelranzen waren den Eingebornen zweifelsohne in die Hände gerathen. Der arme Jackey verhielt ſich zwar ganz ruhig, ſchien jedoch aufs tiefſte ergriffen. Als er uns den Ort zeigte, wo Kennedy ſtarb, erblickte ich Thränen in ſeinen Augen, und Niemand konnte bei der Aufſuchung der Ueberreſte des Ermordeten größeren Eifer zeigen, als er. Seine Stimmung gegen die Eingebornen war eine ſehr bittere, und hätten ſie ſich jetzt blicken laſſen, ſo würde es mir ſchwer geworden ſeyn, ihn von einem gewaltſamen Angriff auf ſie abzuhalten."

Am folgenden Morgen unternahm man eine nochmalige Nachforſchung, die indeß nur ſehr unwichtige Reſultate lieferte. Capitain Simpſon brach hierauf nach der Mündung eines anderen Fluſſes auf, acht Meilen mehr nordwärts, um denſelben bis zur Quelle zu verfolgen, wo Kennedy's Papiere verborgen ſeyn ſollten. Man fand den Fluß vierzehn Meilen von Albany Island entfernt, etwa in der Mitte der Newcaſtle-Bay; ſeine Mündung war ungefähr anderthalb Meilen breit. Nachdem man fünf Meilen in ſüd-ſüd-weſtlicher Richtung auf dem Strome aufwärts gefahren war, verengte er ſich bis auf eine Drittelmeile und ſandte einen Arm ſüdwärts, während der Hauptſtrom nach Weſten ging. Man verfolgte den ſüdlichen Arm, welcher ſich in einer Entfernung von ſechs Meilen bis auf etwa vierzig Fuß verengte. Hier landete man, legte ſodann zwei und eine halbe Meile zurück und kam an den Ort, wo Jackey die Papiere in einen hohlen Baumſtamm verſteckt hatte. Man fand ſie noch vor, aber aus dem Loche herausgeſchwemmt, zerſtreut und ſehr vom Waſſer beſchädigt. Ihre Veröffentlichung wird nächſtens erfolgen. Auf dieſe Weiſe war die Nachforſchung beendet. Da der Capitain Simpſon nicht mit den nöthigen Werkzeugen und Mitteln verſehen war, ſich durch die Gebüſche einen Weg zu bahnen, ſo mußte er wieder umkehren, ohne erfahren zu haben, ob der Leichnam Kennedy's ausgegraben worden oder nicht. Es blieb ihm nichts weiter mehr zu thun übrig, als die Gebeine von Wall und Niblett nach chriſtlichem Ritus begraben und den Ort ſo bezeichnen zu laſſen, damit man ihn auch noch nach Jahren wiedererkennen im Stande wäre. Ueber den Indianer Jackey legt Simpſon in ſeiner Skizze das lobendſte Zeugniß ab.

England.

Die ſchwarze Malibran.

Die Erſcheinung einer Sängerin vom Negergeſchlecht vor einem europäiſchen Publikum iſt eine in der Geſchichte der Kunſt und des ſozialen Fortſchritts ſo neue Begebenheit, daß ſie uns eine kurze Notiz zu verdienen ſcheint. Wir entlehnen dieſelbe dem Londoner Globe.

Doña Anna Maria Loreto Martinez de Moreno iſt aus Havanna gebürtig und ſtammt aus der ſogenannten Gombas-Race, welche die ausgezeichnetſten Typen des afrikaniſchen Geſchlechts liefern ſoll. Ihr Vater war ein Holzſchnitzer von ſeltener mechaniſcher Geſchicklichkeit, und das Kind wurde, auf den ausdrücklichen Wunſch des Intendanten von Cuba, Don Francisco Aguilar, in ſeine Familie aufgenommen und wie eine von ſeinen eigenen Töchtern behandelt. Als die Kleine aufwuchs, machten ihre muſikaliſchen Anlagen und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters ſie zum Gegenſtand der wärmſten Zuneigung ihrer Pflegeältern, und als Don Francisco zu einem Amte in Malaga ernannt ward, verließ ſie mit ihm ihr Geburtsland. Das muſikaliſche Genie Maria's äußerte ſich jetzt in ſo unverkennbarer Weiſe, daß man alles Mögliche that, um ihr augenſcheinliches Talent auszubilden. Ihre Stimme verband ſeltenen natürlichen Wohllaut mit vollkommener Richtigkeit der Intonation, während die Reinheit des Geſchmacks und die frühzeitige Kunſtfertigkeit, durch welche ſie ſich bemerklich machte, ihr eine glänzende Laufbahn verſprachen. In Sevilla, einer Stadt, in der ſich die nationalen Charakterzüge Spaniens am reinſten bewahrt haben, fand Maria Martinez hinlänglichen Stoff für ihre muſikaliſchen Studien. Sie widmete ſich mit Begeiſterung der alten ſpaniſchen und mauriſchen Minneſängerkunſt, indem ſie ſich bemühte, den vollen Geiſt und die wahre Bedeutung jedes heiteren, leidenſchaftlichen oder klagenden Liedes aufzufaſſen, welches ihr zu Ohren kam, und als ſie daher nach ihrer heimatlichen Inſel zurückkehrte, brachte ſie einen reichen Vorrath von ſpaniſcher Nationalmuſik mit.

In Havanna verheirathete ſich die Künſtlerin mit Don Mariano Moreno, Offizier in einem kubaniſchen Milizregiment. Ihr Gatte gerieth jedoch mit der korrupten Regierung von Kuba in Händel, und nach verſchiedenen Glückswechſeln mußte das Ehepaar die Inſel verlaſſen. Maria flog zurück nach ihrem geliebten Sevilla, dem Lande der Caſtagnetten und Boleros, der Zigeunerinnen und Dueña's, wo ſie aber genöthigt war, Muſikſtunden zu geben, um ihr Leben zu friſten. Aber in kurzer Zeit verbreitete ſich ihr Ruf, die Zöglinge ſtrömten ihr zu, und es gelang ihr bald, eine hinlängliche Summe zu erſparen, um bei dem Konſervatorium in Madrid eintreten zu können. Hier ward ihr Talent bald anerkannt, und die weſtindiſche Sängerin erlangte in der ſpaniſchen Reſidenz eben ſo ſchnell Berühmtheit, als in der Hauptſtadt von Andaluſien. Ihre Stimme, jetzt nach den Regeln der Wiſſenſchaft gemodelt, entwickelte neue und glänzende Eigenſchaften. Ihr Geſchmack ward durch das fortwährende Studium klaſſiſcher Vorbilder geläutert, und dem allgemeinen Beifall des Publikums folgte die Zuſtimmung der Kunſtverſtändigen. Die königliche Gunſt beſiegelte dieſen Ausſpruch; Iſabella war von der havaneſiſchen Künſtlerin entzückt und ſetzte ihr eine Penſion aus. Doña Maria wünſchte jedoch ihren Ruhm auch über Spanien hinaus zu verbreiten. In dieſer Abſicht verlangte und erhielt ſie einen Urlaub und begab ſich auf einige Wochen nach Paris.

Die franzöſiſchen muſikaliſchen Zeitungen haben über den glänzenden Erfolg ihres dortigen Konzerts berichtet. Der Stil der ſchwarzen Malibran war ſo neu, ſo voll von pikantem Reiz und eigenthümlichem Kolorit, daß er wirkliche Senſation und einen hohen Grad von Enthuſiasmus erregte. Es wurde allgemein anerkannt, daß die dunkelfarbige Debütantin eine eben ſo neue als ausgezeichnete Erſcheinung ſey.

Von ihrem in Paris erlangten Triumphe ermuthigt, ſchiffte Doña Maria über den Kanal, um von dem Londoner Publikum die Beſtätigung des günſtigen Urtheils zu erlangen, welches die Kunſtkenner und Dilettanten von Paris und Madrid gefällt haben.

Mannigfaltiges.

— **Deutſche Theologie im Auslande.** Auguſt Neander's Tod wird auch in England und noch mehr in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als ein ſchmerzlicher Verluſt empfunden werden. Unter den proteſtantiſchen Theologen Englands hat ſich eine jüngere Schule gebildet, die namentlich aus den Werken Neander's ihre Auffaſſung des Chriſtenthumes ſchöpft und die jetzt den Namen „German school" erhalten hat. Seine Kirchengeſchichte iſt mehrfach ins Engliſche überſetzt und ſowohl in England, als in den Vereinigten Staaten gedruckt. Seine exegetiſchen Monographieen (der Brief Jacobi, der Brief Pauli an die Philipper u. A.) werden dort eben ſo einzeln herausgegeben und viel geleſen. In New-York hat ſich ſeit drei Jahren ein deutſcher Kommiſſionsbuchhändler, Herr Rudolph Garrigue aus Leipzig, etablirt, der ſehr gute Geſchäfte macht. Nicht aber die dortigen Deutſchen, ſondern die Anglo-Amerikaner kaufen ſeine in Deutſchland gedruckten Bücher, und darunter wieder hauptſächlich die theologiſchen Werke von Neander, Ewald, Winer (bibliſches Realwörterbuch), Hagenbach ꝛc. Die deutſchen Verleger dieſer Autoren haben gewiß in der letzten Zeit ihre beſten Abnehmer jenſeits des Atlantiſchen Meeres gefunden. Selbſt die „evangeliſche Kirchenzeitung" von Hengſtenberg wird in Amerika viel geleſen und hat jedenfalls in dem Lande der Demokratie eine größere Autorität, als in ihrer eigenen Vaterſtadt.

— **Legitimiſtiſche Literatur.** Zu den von den franzöſiſchen Legitimiſten jetzt viel geleſenen Schriften gehört: „Le Comte de Chambord; un mois à Venise".*) Der Verfaſſer, Herr Blaze de Bury (ein Sohn des Herrn Caſtil Blaze), iſt mit dem Herzog von Bordeaux in Venedig zuſammengetroffen und giebt nun von dieſer Zuſammenkunft, ſo wie von dem Prinzen ſelbſt, einen ſehr romantiſchen Bericht. Herr Blaze wünſcht vor allen Dingen auch die orleaniſtiſche Partei für den Prinzen zu gewinnen. An einer Rückkehr des Herzogs von Bordeaux auf den Thron ſeiner Vorfahren zweifelt er durchaus nicht mehr.

— **Metallgeld und Papiergeld.** Herr Michel Chevalier, der bekannte franzöſiſche National-Oekonom und Profeſſor am Collége de France, hat ein ſehr intereſſantes Buch, unter dem Titel: „La Monnaie", erſcheinen laſſen. Er entwickelt darin mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und mit einer Fülle von thatſächlichen Notizen die Bedeutung des Geldes. Daran ſchließt er Bemerkungen über den Kredit und die Darſtellungsmittel deſſelben, namentlich die Banknoten und die Wechſel. Das Syſtem des Papiergeldes wird mit großer Entſchiedenheit bekämpft. Bei der näheren Beſprechung der Münz-Fabrication beantwortet der Verfaſſer die Fragen, inwieweit die Geſetzgebung die Ausgabe des Metallgeldes im Intereſſe des öffentlichen Verkehrs regeln müſſe. Von hier aus wird Veranlaſſung genommen, in ziemlicher Ausführlichkeit eine Geſchichte der edeln Metalle zu geben, aus denen die Münzen gefertigt werden. Um die Frage zu beantworten, wie viel Geld aus edlen Metallen in der Welt umläuft und wie viel davon auf die Hauptſtaaten kömmt, ſtellt Herr Chevalier alle vorhandenen ſtatiſtiſchen Angaben zuſammen. Bei den Mittheilungen über die Production der edeln Metalle beſpricht er die Bedeutung Kaliforniens, welches an Gold-Ausbeute ſchon jetzt nach zwei Jahren das aſiatiſche Rußland übertrifft, deſſen Betrieb ſchon ſeit dreißig Jahren im Gange iſt. Genug, das Buch iſt eine vollſtändige Abhandlung über National-Oekonomie, die das Geld nur zum Ausgangspunkt nimmt.

*) Paris, Michel Lévy, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Wilhelmsstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Dienstag den 23. Juli 1850.

England.

Sir Robert Peel.

(Nach John Lewelnne.)

„Ich lege die Regierung nieder, hart getadelt von ehrenwerthen Männern, welche aus Grundsatz, nicht aus Eigennutz, die Auflösung der Parteibande betrauern, weil sie glauben, daß die treue Anhänglichkeit an eine Partei, daß die Erhaltung einer großen Partei zur nothwendigen Grundlage einer guten Regierung gehöre. Ich lege die Regierung nieder, hart getadelt von vielen ehrenwerthen Männern, welche glauben, daß das System des Schutzzolls den Interessen des Landes nothwendig ist. Ich hinterlasse — wohl weiß ich es — einen Namen, der von allen Monopolisten verabscheut wird, welche unter dem Vorwande des öffentlichen Interesses nur ihrem eigenen Nutzen dienen; aber vielleicht wird dieser Name zuweilen mit Dankbarkeit in den Hütten der Menschen ausgesprochen werden, deren Bestimmung es ist, ihr tägliches Brod im Schweiß ihres Antlitzes zu verdienen. In diesen Hütten wird man vielleicht meiner mit Wohlwollen gedenken, wenn ihre Bewohner einer reichlichen und steuerfreien Nahrung genießen, die um so lieblicher seyn wird, als ihr nicht mehr das Gefühl der Ungerechtigkeit zum Sauerteig dient."

Diese Worte bilden die schönste Leichenrede Sir Robert Peel's, und er selbst sprach sie aus, als er im Jahre 1846 aus dem Ministerium schied, nachdem er eine völlige Umwälzung in der politischen und sozialen Oekonomie seines Vaterlandes vollbracht hatte. Der Tadel, der Haß, der Fluch, auf den er sich gefaßt machte, sind über seinem Grabe verstummt; die Großen der Erde haben ihren Schmerz mit den dankbaren Thränen der Armen verbunden, und die Trauer breitet sich über Paläste und über Hütten. Niemals vielleicht hat sich der öffentliche Schmerz in solcher Uebereinstimmung geäußert. Aber niemals hat auch ein großes Volk einen Bürger und Diener verloren, der ihm mit aufrichtigerer Hingebung Tag und Nacht, Arbeit und Muth, Intelligenz und Leben geweiht hätte. Sir Robert Peel war von seinem Eintritt ins Leben bis zu seinem letzten Augenblicke ein öffentlicher Mann, der Mann seines Landes im vollen Sinne des Wortes. Es ist nicht zu verwundern, daß das Unterhaus — was bisher ohne Beispiel war — sich am Tage seines Todes Ferien gab. Es war dem Hause der Gemeinen, als wenn seine eigene Stimme erloschen wäre, so sehr war es seit fast einem halben Jahrhundert gewohnt, sie durch dieses allgemein geachtete und wie ein Orakel verehrte Organ vernehmen zu lassen. In Sir Robert Peel hat das Unterhaus einen Theil seines eigenen Daseyns verloren, denn er war nach einem unübersetzbaren Ausdruck „the great commoner". Das Unterhaus und er waren untrennbar von einander und wie zu einem Wesen verschmolzen. Als er vor zwanzig Jahren einmal das Minister-Portefeuille niederlegte, erklärte er, daß er im Hause der Gemeinen leben und sterben wolle, und er würde niemals eine Stellung angenommen haben, welche ihn dem Schauplatze seiner Erfolge und seines Einflusses hätte entziehen können. Sein Privatleben, musterhaft durch gute Sitten und durch menschenfreundliche Wohlthätigkeit, bedarf keines großen Raumes in seiner Biographie. Die Oeffentlichkeit, die politischen Geschäfte, die Regierung, die Handhabung der Menschen und der Majoritäten, das bildet sein eigentliches Leben. Sein Vater hatte ihn von Jugend auf für den staatsmännischen Beruf erzogen und ihn unter den Schutz seines eigenen Namens, der schon sehr angesehen war, wie unter den der größten Torys seiner Zeit, gestellt. Außer Perceval, Lord Castlereagh, Lord Eldon, Lord Liverpool und dem Herzoge von Wellington, gehörte namentlich Pitt zu seinen Gönnern und Vorbildern.

Robert Peel war der Sohn eines Baumwollenfabrikanten. Sein Vater, der Urheber seines Namens und seines Vermögens, hatte sich in diese Industrie geworfen, als die Einführung der Maschinen ihr so eben eine so ungeheure Entwickelung gegeben. Er beschäftigte 15,000 Arbeiter, bezahlte jährlich etwa 250,000 Thaler Steuer für die Produkte seiner Fabrik und hinterließ bei seinem Tode gegen 15 Millionen Thaler in Vermögen. Er war im Unterhause der eifrigste Anhänger und Bewunderer Pitt's; bei der National-Unterzeichnung, welche 1798 zur Bestreitung der Kriegskosten eröffnet wurde, gab er zehntausend Pfd. Sterl.

Robert Peel wurde 1788 in einem kleinen Landhause bei Bury geboren. Unter den Augen seines Vaters erzogen, wurde er später nach dem Gymnasium von Harrow gesandt, wo er Lord Byron zum Mitschüler hatte. Man weiß, daß der große Dichter in seinen Memoiren Folgendes äußert: „Peel erweckte von je her große Hoffnungen bei seinen Lehrern und bei seinen Mitschülern; er hat sie nicht getäuscht. Im klassischen Unterricht war er mir sehr überlegen; in der Declamation und im Vortrage war ich ihm mindestens gleich. Wenn wir aus waren, machte ich immer dumme Streiche, er niemals; in der Schule wußte er immer seine Lection, ich selten; aber wenn ich sie wußte, dann wußte ich sie fast eben so gut, wie er. In den Gegenständen der allgemeinen Bildung, in der Geschichte u. s. w., war ich, so viel ich glaube, ihm überlegen." Zur Vollendung seiner Studien ging Robert Peel nach der Universität zu Oxford. Er erwarb sich dort großen Beifall und legte den Grund zu dem Vertrauen, welches ihn später zum Repräsentanten dieser gelehrten Körperschaft machte. Im Jahre 1809, als er kaum das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hatte, kam er ins Unterhaus, gewählt von Tashel, einem Rotten-Borough in Irland mit zwölf Wählern. Schon im ersten Jahre seines öffentlichen Lebens offenbarte er jenen ruhigen, überschauenden Geist, der ihn bis zum Ende seiner Laufbahn niemals verlassen hat. Er sprach wenig, in langen Zwischenräumen und nur über Gegenstände, von denen er eine ganz genaue Kenntniß hatte. Erst im folgenden Jahre, als er die Adresse zu unterstützen hatte, feierte er sein parlamentarisches Debüt mit einer ausgeführten Rede. Er sprach mit dem glänzendsten Erfolge und gehörte von nun ab bis zum Tage seines Todes zu den ersten Rednern des Hauses. In demselben Jahre, zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er Unter-Staatssecretair im Departement des Innern, zwei Jahre später (1812) General-Secretair für Irland. Der junge Mann, welcher später abwechselnd den Haß und die Bewunderung aller Parteien erwerben sollte, war damals eine der festesten Stützen der Torys, der Hochkirche und des Orangismus. Vom Haß der Irländer und von den Schmähungen O'Connell's verfolgt, beugte er Irland unter das Kriegsgesetz und gründete die Municipal-Polizei, welche seinen Namen behalten hat. Inzwischen ist anzunehmen, daß gerade zu jener Zeit, wo er die Bedürfnisse Irlands auf das genaueste kennen lernte, in ihm der Gedanke zu jenen Reformen aufstieg, welche er später für das unglückliche Land beabsichtigte, an deren Ausführung er aber durch den Tod verhindert ward. Im Jahre 1817 wurde im Unterhause der Sitz für Oxford frei. Die berühmte Universität erinnerte sich ihres ausgezeichneten Zöglings und gab Robert Peel ihre Stimmen, der nun von Tag zu Tag im Ansehen stieg und bald eine jener großen Maßregeln durchführte, welche Epoche in seinem Leben machen. Hier beginnt auch die eigenthümliche Bestimmung, welcher er bis zu seinem Lebensende geweiht war, und welche darin bestand, durch seinen Einfluß diejenigen Maßregeln durchzuführen, welche er früher bekämpft hatte, sie gegen seine Freunde, seine Partei, gleichsam gegen sich selbst, durchzuführen. Bei dieser Gelegenheit fand er seinen entschiedensten Gegner in seinem eigenen Vater. Der alte Sir Robert Peel war, wie schon bemerkt, ein begeisterter Anhänger Pitt's, und Pitt hatte in den Zeiten der Noth durch die gesetzliche Einführung des Papiergeldes unerwartete Hülfsquellen für England eröffnet. Als Horner im Jahre 1812 den Antrag auf Wiederaufnahme der Baarzahlungen stellte, bekämpfte ihn der junge Peel im Verein mit seinem Vater. Einige Jahre später (1819) wurde Peel zum Präsidenten des Untersuchungs-Ausschusses ernannt, in welchem Lord Castlereagh, Tierney, Canning, Sir James Mackintosh und Huskisson saßen. In dieser Gesellschaft ausgezeichneter Männer, welche den Geist der Forschung mit der Kenntniß der Wirklichkeit verbanden, schüttelte er die Vorurtheile seiner politischen Jugend ab. Seine Ideen in Bezug auf das Papiergeld erlitten eine förmliche Umwälzung, und am 5. April legte er dem Unterhause eine Bill vor, welche die Wiederaufnahme der Baarzahlungen anordnete. Im Lauf der Debatte berührte er auch seinen Meinungswechsel und die Opposition seines Vaters. „Ich sehe mich gezwungen", sagte er, „einer Autorität zu widerstreben, vor welcher ich mich stets mit Ehrfurcht gebeugt habe, und welche ich stets ehren werde. Meine Entschuldigung liegt nur darin, daß ich eine große öffentliche Pflicht zu erfüllen habe, vor der jedes andere Gefühl in den Hintergrund treten muß. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich bis zu meinem Eintritt in die Kommission andere Ansichten hatte, als heute; aber ich trat in dieselbe mit dem festen Entschlusse, alle meine früheren Eindrücke zu vergessen, so wie das Votum, das ich vor einigen Jahren abgegeben habe." Diese Worte sind charakteristisch für das ganze Leben Robert Peel's und kehren bei allen Hauptabschnitten seines staatsmännischen Wirkens in seinem Munde wieder.

Im Jahre 1821 bekämpfte Peel mit allem Eifer die Emancipation der Katholiken; 1822, da er Minister des Innern geworden war, bekämpfte er sie noch immer gegen Canning und die liberale Fraction des Kabinets. Beiläufig sey bemerkt, daß er während seiner Amtsführung in dieser Zeit jene Reformen in der Kriminalgesetzgebung Großbritaniens durchführte, welche ihm den Beifall aller Parteien erworben haben. Im Jahre 1827 führte die Krankheit des Lord Liverpool eine Veränderung des Kabinets herbei, an dessen Spitze Canning trat.

Sein erster Gang war, dem Könige die Entlassung vorzulegen, welche sieben seiner Kollegen, unter welchen Peel und Wellington, eingereicht hatten. Die Feinde Peel's haben ihn stets angeklagt, eine Verschwörung gegen Canning angezettelt zu haben, der damals in der Blüthe seines bewunderten Genies stand. Aber Peel erklärte es eben als die Veranlassung seines Ausscheidens, daß Canning verpflichtet war, die Emancipation der Katholiken in Vorschlag zu bringen. Im Unterhause sprach er sich darüber mit folgenden Worten aus: „Der Grund, weshalb ich mich zurückzog, ist ganz einfach. Seit ich in das öffentliche Leben getreten bin, d. h. seit achtzehn Jahren, habe ich eine entschiedene, wenn auch gemäßigte und constitutionelle Opposition gegen die Emancipation der römischen Katholiken gemacht. Meine Opposition beruht auf Grundsätzen. Ich kann daher nicht einer Verwaltung angehören, welche mir verpflichtet scheint, eine Ausdehnung der Rechte der Katholiken zu unterstützen." — Dies geschah im Jahre 1827. Es waren erst wenige Monate verflossen, als Canning starb. Die protestantische Reaction führte Wellington und Peel an die Spitze der Regierung, und der erste Schritt des neuen Kabinets war, die Emancipationsbill einzubringen. Das war die zweite große That, welche die Laufbahn Peel's bezeichnete, und es ist interessant, zu sehen, wie er seinen Meinungswechsel erklärt: „Seit vielen Jahren hatte ich an dem Widerstande gegen die römischen Katholiken mich lebhaft betheiligt. Wenn ich den Zustand des Eigenthums und der protestantischen Kirche in Irland betrachtete, so konnte ich nicht daran glauben, daß das Zugeständniß gleicher Rechte an die Katholiken die religiösen Streitigkeiten ersticken würde. Aber seitdem sind viele Umstände eingetreten, welche mich überzeugt haben, daß die Ausschließung der Katholiken nicht mehr haltbar ist, und daß in der Fortsetzung der Ausschließung mehr Gefahr als Sicherheit für den Protestantismus in Irland liege." So schrieb er an den Herzog von Wellington: „Ich habe Ihnen, wie ich hoffen darf, gezeigt, daß keine falsche Scham in Bezug auf meine früheren Erklärungen, keine Furcht vor der Anklage der Inkonsequenz mich verhindern wird, den gegenwärtigen Gefahren die Stirn zu bieten. Was für Opfer es auch kosten möge, ich bin bereit, meine jetzige Ansicht mit Nachdruck zu vertreten, weil es weniger gefährlich ist, einen entscheidenden Schritt für die Regelung der katholischen Frage zu thun, als sie länger ungelöst in einem unentschlossenen Ministerium zu lassen." — Man weiß, welches Wuthgeschrei und welche Zornausbrüche dieser unerwartete Meinungswechsel in der Partei der protestantischen Torys hervorrief. Sir Robert Peel ertrug dieses Ungewitter mit der unerschütterlichen Festigkeit, die er bei allen seinen Entschlüssen zeigte.

Die Emancipationsakte ist eine Maßregel der Gerechtigkeit, welche ihm die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen und die Huldigung der Nachwelt sichert. Die Art, wie er sie durchführte, setzt seinen staatsmännischen Charakter in das hellste Licht. Sir Robert Peel war kein Prinzipienmensch, er ergriff und that nichts a priori; oft erkannte und vertheidigte er die Wahrheit erst in dem Augenblick, wo sie im Begriff war, aus der Theorie in die Wirklichkeit zu treten. Was z. B. die Emancipation der Katholiken betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß Fox, Grattan, Canning, Lord Grey und Lord John Russell eine entschiedene Ueberlegenheit über Sir Robert Peel zeigten; denn sie verlangten die Emancipation im Namen der Gerechtigkeit und der Vernunft, während Peel, nachdem er sie lange bekämpft hatte, nur der Zeitgemäßheit und der Nothwendigkeit nachgab. In seinen Augen siegte nicht das Recht, sondern die Gewalt. Er erklärte zu gleicher Zeit mit dem Herzog von Wellington, daß die Gefahr eines Bürgerkrieges ihnen diesen Entschluß abgezwungen hätte. Die Wahl in Clare, der Erfolg O'Connell's besiegte die Vorurtheile der Torys. Allein andererseits ist anzuerkennen, daß Peel die unvergleichliche Gabe besaß, die großen Krisen vorherzusehen und abzuwenden. Zweimal vorzüglich hat sich diese Gabe glänzend offenbart. So vollbrachte er die Emancipation der Katholiken am Vorabende der französischen Revolution von 1830 und später die Handelsreform an der Schwelle der Revolution von 1848. Man kann sagen, daß er in beiden Fällen sein Vaterland vor einer gewaltigen Erschütterung bewahrt hat. Man stelle sich die Lage Großbritaniens vor, wenn ein Aufstand der irischen Katholiken sich mit der Agitation für die Parlamentsreform verbunden hätte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Beranger.

Eine literarische Studie nach Gustave Planche.

(Schluß.)

Welchen Charakter würde wohl eine von Beranger geschriebene Epopöe an sich getragen haben? In dieser Beziehung können wir nur allgemeine Muthmaßungen aufstellen; doch ist es erlaubt, zu glauben, daß dieses so sorgsam verborgene Werk mit seinen bewundernswerthen Helden nicht in Konflikt gerathen wäre; wahrscheinlich hätte uns der Dichter den Kampf des germanischen und gallisch-romanischen Stammes erzählt, ohne sich dazu einer Maschinerie von Dämonen oder Engeln zu bedienen; wahrscheinlich hätte er in der Geschichte allein alle Begebenheiten, alle Episoden seines Gedichtes gesucht. Befähigte ihn die Natur seines Genies zur Vollendung einer so schwierigen Aufgabe? Ihn kleinmüthiger Bescheidenheit zu zeihen, wäre von unserer Seite eine lächerliche Schmeichelei; wir können indeß, wenn wir ihn nicht tadeln, daß er seinen Plan aufgab, ohne Vermessenheit die Behauptung wagen, daß er, ohne diesen so lange in seiner Brust gehegten Plan, schwerlich jemals die Größe und die Strenge des Stils erlangt hätte, welche den besten Theil seiner Werke so sehr empfehlen. Indem er das Ziel seines Strebens sehr hoch und sehr weit steckte, begriff er die Nothwendigkeit, vor der Gestaltung seines Gedankens denselben erst reiflich zu erwägen und für den Ausdruck seiner Empfindung mit Muße die eleganteste Form zu suchen; indem er seiner Anstrengung eine Aufgabe stellte, die sich alle Tage erneute, lernte er die Kunst, schwer befriedigt zu seyn. Ich glaube, daß dieses epische Projekt, indem es den künftigen Poeten zu fortwährendem Nachdenken zwang und ihn nöthigte, unter den Werken einer und derselben Gattung das zu wählen, dessen Handlung und Personen seiner Einbildungskraft die Gelegenheit eines ruhmvollen Kampfes bieten konnten, ihm einen sehr großen Dienst erwiesen hat. Hätte Beranger nur von den Werken geträumt, die er uns gegeben hat, so würden diese mit Einem Wort schwerlich die ihnen jetzt eigene Eleganz und Strenge besitzen.

Die Epopöe war indeß nicht das einzige Streben Beranger's. Die Komödie hat ihn nicht weniger lebhaft beschäftigt. Von Natur mit dem Geiste seiner Beobachtung ausgestattet, zum Scherz und Spott geneigt, voll Geschick, die lächerliche Seite an den Menschen und Dingen aufzufassen, konnte man leicht glauben, er würde dieser Versuchung nachgeben, und dennoch hat er muthig widerstanden. Trotz seines Sinnes, trotz seines Talentes für die Ironie, hat er sich doch nicht an die Komödie gemacht. Warum? Wir könnten es höchstens errathen. Seine Freunde wissen es und haben es uns mitgetheilt. Die Lektüre Molière's, die ihn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte, hat ihn von diesem neuen Plane zurückgebracht. Das Studium dieses großen Vorbildes hat ihm, statt seinen Eifer anzufachen, ein solches Mißtrauen gegen die eigenen Kräfte eingeflößt, daß er der Komödie eben so, wie dem Epos, entsagte. Sollten wir ihn deswegen tadeln? sollen wir ihn loben? Wollten wir nur unserem persönlichen Interesse Gehör schenken, so möchten wir ihn tadeln; denn bei den Talenten, die wir in ihm wahrnehmen, sind wir überzeugt, daß er in der Komödie Treffliches geleistet hätte; er würde die Charaktere unserer gegenwärtigen Gesellschaft mit Glück erfaßt und mit Geschicklichkeit dargestellt haben. Die Nüchternheit seines Stiles, welcher der scharfen Ausprägung des Gedankens so günstig ist, wäre in der Komödie von ungeheurer Wirkung gewesen. Er würde uns auf unsere eigenen Kosten erheitert haben. Wenn wir indeß, statt an unser Vergnügen zu denken, den Ruhm des Poeten vor Augen haben, so gewinnt die Frage ein ganz anderes Ansehen. So viel Talent er auch für die Komödie besaß, so hat er doch, von diesem Standpunkt aus betrachtet, gut daran gethan, ihr zu entsagen. Wenn die Komödie ihm auch öffentlichen Beifall versprach, so konnte sie ihm doch nicht den ersten Rang verschaffen. Was er auch wagen, was er auch leisten mochte, er konnte niemals hoffen, Molière zu übertreffen. Im Interesse seines Namens, im Interesse seines Ruhmes wählte er daher die klügere Partie. Er wollte die erste Stelle, und die Komödie versagte ihm die Erfüllung seines Wunsches. Er hatte somit die besten Gründe, sich nach einer anderen Seite zu wenden: er wählte das Chanson.

Das Chanson war vor Beranger nicht als eine literarische Leistung angesehen worden. Niemand dachte daran, das Chanson nach den Regeln der Poesie zu beurtheilen; man hätte sich lächerlich zu machen geglaubt, wenn man von ihm Korrektheit, Eleganz und eine vernünftige Wahl der Bilder verlangte. War das Chanson nur heiter und unterhaltend, so fühlte sich das Publikum befriedigt. Von den Refrains der Fronde bis zu den Refrains von Panard und Collé zeigte man sich gegen Verse, welche nicht weiter auf Lektüre Anspruch machten, stets sehr nachsichtig. Beranger war so glücklich, zu begreifen, daß das Chanson bei uns noch ein unvollkommenes Genre sey, und daß es hier eine ganz neue Mine auszubeuten gebe. Die Heiterkeit Panard's und die satirischen Züge Collé's, denen man gerechten Beifall zollte, waren indeß keineswegs geeignet, den zu ermuthigen, der ihren Spuren zu folgen gedachte. Ueberdies handelte es sich nicht darum, diesen Spuren zu folgen, sondern dem Chanson einen Weg zu bahnen, den weder Panard, noch Collé geahnt hatten. Ohne die Heiterkeit und Satire, deren das Chanson nicht füglich entbehren kann, fahren zu lassen, mußte er dem Refrain eine präzisere Form, den Versen eine gemessenere Genauigkeit und einen größeren Reichthum und den Bildern mehr Glanz und Mannigfaltigkeit geben. Endlich mußte er für das Chanson Vorwürfe suchen, welche noch nicht abgebraucht waren. Das so erweiterte und erneute Chanson wurde ein wahrhaft literarisches Genre; es erhielt das Bürgerrecht unter den poetischen Werken. Indem er zur Heiterkeit die Eleganz, zu den satirischen Zügen die Gedrängtheit des Stiles hinzufügte, setzte er keineswegs seine Popularität aufs Spiel, verdoppelte sie vielmehr durch Erweiterung seines Leserkreises. Bis auf Panard, bis auf Collé hatte das Chanson die Schenken und die Narrenhäuser erheitert. Zwischen der Schenke und diesen Häusern aber lebte eine ganze, ernste, den Arbeiten der Wissenschaft und der Politik ergebene Gesellschaft, welche sehr gern lacht und sich verspottet, wenn sich die Heiterkeit nämlich als ein wohlerzogenes Kind präsentirt. Diese Gesellschaft, auf welche Panard und Collé niemals Rücksicht nahmen, hat viel zu Beranger's Popularität beigetragen. Wenn er heutzutage in unserer Literatur einen so bedeutenden Platz behauptet, so ist dies nicht blos deswegen, weil seine Refrains seit fünfundzwanzig Jahren in allen Werkstätten und Hütten, Schenken und Kasernen wiederholt wurden. Die Salons kennen den Namen und die Werke Beranger's eben so gut, wie die Hütten. Die Geschlossenheit der Form, welche den wissenschaftlich Gebildeten gefällt, welche sie zwingt, in dem Chanson etwas mehr als einen lustigen Reim zu erblicken, entbehrt ebenfalls keineswegs der Wirkung auf die unwissende Menge. Der Bauer, welcher beim Pflügen sein Liedchen trällert, fühlt ohne sein Wissen die Macht, welche die Gebildeten erkennen und preisen. Ein gut gewähltes Bild entzündet seine Einbildungskraft aufs lebhafteste und prägt sich ohne Mühe seinem Gedächtniß ein. Ein weniger rein ausgedrückter Gedanke, ein weniger passendes Bild würde in seiner Seele keineswegs eine so tiefe Anregung hervorbringen, würde viel schwerer in seinem Gedächtnisse Eingang finden. Ein Dichter hat also einen doppelten Vortheil davon, wenn er die Gesetze des strengsten Geschmacks achtet und in Anwendung bringt. Seine Popularität empfängt so eine doppelte Weihe.

Sagen wir es also kurz heraus: Beranger hat im Chanson, in der lyrischen Poesie etwas Anderes gesucht, als Befriedigung der Eitelkeit. Wenn er den Ruhm liebt — und dawegen wird ihn Niemand tadeln — so geschah es darum, weil er in ihm die Macht fand, der Menge ihre Rechte und Pflichten zu lehren, ihre Erinnerungen an die großen Tage der Vergangenheit zu erwecken, ihre Hoffnungen neu zu beleben. Versteht und verfolgt man den Ruhm in dieser Weise, so macht er aus dem Poeten einen neuen Menschen, den Plato schwerlich aus seiner Republik verbannt hätte. Jedermann weiß, welche Macht Beranger unter der Restauration besaß. Jetzt, wo seine politische Rolle geschlossen ist, wo sein Name der Geschichte angehört, ist es erlaubt, seine Werke, wenn auch nicht mit absoluter Unparteilichkeit, so doch wenigstens ohne allzu große Vorurtheile zu beurtheilen. Die unter der Restauration gefeilten Fragen sind heutzutage gelöst, wir können den ganzen Gedankenkreis Beranger's durchlaufen, ohne durch Haß oder Bewunern dabei gestört zu werden.

Die Werke Beranger's zerfallen in zwei streng von einander geschiedene Theile, die jedoch nicht ohne Nachtheil für die Popularität seines Namens von einander zu trennen seyn dürften: der eine begreift die Gedichte in sich, welche ganz der Gattung angehörten, welche unsere Vorfahren die Gaudriole*) nannten; der andere das, was die Philosophie mit gutem Rechte für sich vindiziren kann. Wenn der Dichter den ernsten Theil dem Publikum allein für sich übergeben, wenn die Gaudriole der Philosophie nicht als Paß gedient hätte, so dürfte es zweifelhaft seyn, ob der Name Beranger jemals so populär geworden wäre, wie er es heute ist. Der ernste Verstand und die Heiterkeit in ihrer engeren Verbindung haben einen vollständigen Sieg davongetragen. Die Heiterkeit ohne den Ernst hätte Beranger den Nachfolgern Panard's und Collé's angereiht, d. h. den lustigen Lebemännern, welche niemals zechen, ohne zu singen, und niemals singen, ohne zu zechen. Der Ernst ohne die Heiterkeit hätte ihn unter die moralisirenden Poeten versetzt, und sein Name, obwohl unter den Studirten geschätzt, wäre der Menge unbekannt geblieben. Der schlaue Chansonnier, welcher sich bescheiden für einen Schüler Collé's ausgibt, hat sehr wohl den Werth dieser Verbindung empfunden, und in dem Abschiedsgedichte, welches er vor siebzehn Jahren an das Publikum richtete, nahm er Gelegenheit, sein Anschauungen über diesen Punkt darzulegen. Er bittet weder um Vergebung wegen der etwas ausgelassenen Reimens seiner Jugendzeit, noch wegen der herben Traurigkeit der in einem reiferen Alter geschriebenen Couplets. Die Heiterkeit, welche an alle Thüren klopft, wird die Wahrheit einführen, welche ohne diese willkommene Begleiterin Gefahr liefe, auf der Straße zu bleiben, und die Wahrheit wird ihrerseits für ihre Begleiterin sprechen und sie rechtfertigen, ohne sie zu erniedrigen. Die Anordnung der einzelnen Stücke seiner Sammlung blieb keineswegs dem Zufall anheimgestellt; der Verfasser gab sie weder in der Ordnung, in der sie entstanden waren, noch folgte er der Eintheilung, welche durch die Natur der Gegenstände bedingt schien. Er wollte, daß jedes Gedicht von dem vorhergehenden vertheidigt, von dem nachfolgenden beschützt würde. Ohne Kenntniß dieser Vorsichtsmaßregel, die uns der Dichter selbst geoffenbart hat, würde man die Untereinandermischung der munteren Chansons und der philosophischen Chansons nicht begreifen.

Wenn man den ganzen Kreis der Empfindungen, welche Beranger ausgedrückt hat, durchläuft und sich den Gesammteindruck seiner Werke vergegenwärtigt, so ist es unmöglich, die innige Verwandtschaft zu verkennen, in welcher unser Dichter zu Robert Burns steht. Wie der schottische Poet, hat sich auch Beranger stets an die Natur gehalten; aus der Natur und nicht aus Büchern hat er seine Anregungen, hat er seine Begeisterung geschöpft. Das Volk und sein eigenes Herz hat er gefragt, ehe er zum Worte griff. Wenn er mit beharrlichem Fleiße die drei letzten Jahrhunderte unserer Sprache studirte, so geschah dies, um seinem Gedanken mehr Bestimmtheit und Unumwundenheit zu verleihen, und nicht, um ein Vorbild zu suchen, dem die Gattung, die er wählte, ist eine von ihm geschaffene, welche nach ihm vielleicht lange Zeit brach liegen wird. Beranger liebte, fern von literarischen Zänkereien, auf dem Lande; er hatte ihre keine andere Muse, als die Wahrheit; er dichte mit nachsichtigem Lächeln auf die Systeme, welche die Poesie spalteten, auf die blinde Liebe zur Vergangenheit, welche die Gegenwart verwirft, auf den unüberlegten Enthusiasmus für das Neue, der die Vergangenheit verächtlich zurückweist, ohne sie zu kennen; niemals ließ er den unverständigen Verwünschungen, die nicht einmal den Glauben zur Entschuldigung hatten, sein Ohr, sondern verblieb beharrlich auf dem Pfade, den er eingeschlagen. Wenn der Stil Beranger's auch manchmal durch die Uebertreibung der Kürze und Gedrängtheit leidet, so ist er doch im Allgemeinen von einer untadeligen Durchsichtigkeit, und sein Gedanke zeigt sich abwechselnd in seiner ganzen Grazie und in seiner ganzen Strenge.

Das Hauptverdienst der Chansons Beranger's ist, unserer Ansicht nach, die Rüchternheit des Stiles. Der Dichter sagt stets nur das, was er sagen will, und kennt von vorn herein den Werth und die Bedeutung seines Gedankens. Dieser Vorzug ist um so höher anzuschlagen, als man heutzutage im Allgemeinen weniger darauf ausgeht, wahre Gedanken und wirklich aus dem menschlichen Herzen geschöpfte Empfindungen auszudrücken, als vielmehr dem Buche, das man erscheinen läßt, den größtmöglichen Umfang zu verleihen. Die Rüchternheit des Stiles, welche Beranger stets als seine erste Pflicht achtete, prägt allen seinen Werken ein ganz besonderes Siegel, das Siegel der Rothwendigkeit, auf. Die Kunst, zu schreiben, ist nach seiner Auffassungsweise nicht nur die Kunst, seinen Gedanken auszudrücken, sondern auch die nicht weniger feine, nicht weniger schwierige Kunst, die wirkliche, lebendige Anwesenheit seines Gedankens darzuthun und sie den Leser durch und durch empfinden zu lassen. Etwas gut sagen zu können, ist zweifelsohne ein herrliches Geschenk: wir kennen jedoch eine noch viel beneidenswerthere Gabe, die nämlich, zu wissen, ob unser Herz wirklich ein wahres Gefühl in sich birgt, ob unsere Seele wirklich einen neuen Gedanken erfaßt hat. Um hierüber zu einer gründlichen Entscheidung zu gelangen, erklärt, unserer Meinung nach, nur ein einziges fruchtbringendes Verfahren, die Rüchternheit des Stiles; durch Anwendung dieser wahrhaft allmächtigen Methode erkannte Beranger zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit, ob er etwas sagen sollte, ob er etwas zu sagen hätte.

Und somit glauben wir hinlänglich dargethan zu haben, warum es Beranger gelingen konnte, eine so hohe Stufe einzunehmen und der populärste literarische Name Frankreichs zu seyn.

*) Man deutet hiermit Anhängsel an, wie unsere deutschen Dorfleute mit dem Worte „Scheimlied". Anm. d. Übers.

Granier de Cassagnac,
über die Ursachen der französischen Revolution.*)

Wir haben dieses Werkes, das der französischen Revolution von 1789 ganz andere Ursachen nachweiß, als diejenigen, die man bisher dafür gehalten, bereits mit einigen Worten gedacht. Bis jetzt hat man allgemein den Einfluß der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die Verschwendung der Staatsgelder unter Ludwig XIV. und die skandalöse Regierung Ludwig's XV. als diese Ursachen bezeichnet. Faß alle Geschichtschreiber gehen von der Idee aus, daß bereits beim Ausbruche der Revolution die demokratischen Ideen im Volke sehr verbreitet gewesen, und daß die zusammenberufenen Generalstände (Etats Généraux) eben nur diesen Ideen den Ausdruck gegeben und sie in gebieterischen Wünschen formulirt hätten. Sie zeigen uns die Regierung des Königs von Anfang an im Kampfe mit dem Geiste der Revolution und pflegen der ersteren Vorwürfe darüber zu machen, entweder daß sie den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit zu lange widerstanden, oder daß sie im Gegentheil durch zu große Nachgiebigkeit und Schwäche ihre Sache zum Falle gebracht habe. Herr Granier de Cassagnac geht von gänzlich anderen Gesichtspunkten aus. Er behauptet, daß sämmtliche Geschichtschreiber der französischen Revolution bisher von durchaus falschen Voraussetzungen ausgegangen, und sucht vielmehr zu beweisen, daß die Revolution eben so wenig den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, als das Defizit im Staatshaushalte Ludwig's XVI. den verschwenderischen Ausgaben Ludwig's XIV. beizumessen sey.

Beim ersten Anblick erscheint eine solche Behauptung allerdings sehr auffallend, und ist man geneigt, sie für eine jener Paradoxien zu halten, die der Parteigeist unserer Zeit aufzustellen liebt. Ließ man jedoch das Buch mit Aufmerksamkeit, so kömmt man bald von dieser vorgefaßten Meinung zurück. Es finden sich darin nämlich sehr viele merkwürdige Aktenstücke und interessante Untersuchungen, wie sie bisher noch von keinem anderen Geschichtsforscher mit Bezug auf die französische Revolution angestellt worden. Was Herr Granier de Cassagnac mit scheinbar etwas zu großer Zuversicht behauptet, das sucht er auch schwarz auf weiß nachzuweisen, so daß Jeder selbst prüfen kann und durch eigenes Zurückgehen zu den Quellen den größeren oder geringeren Werth der Arbeit des Verfassers zu beurtheilen vermag. Es würde hier nicht der Ort seyn und uns zu weit führen, wenn wir auf eine weitläufigere Kritik des Werkes eingehen wollten; wir begnügen uns daher, einige der schlagendsten Argumente des Verfassers anzuführen:

Der Einfluß der französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts auf die herrschenden Ideen ist Jedem heutzutage so einleuchtend, daß man ihn unmöglich in Abrede stellen kann. Voltaire's „Anglaben", Rousseau's „Contrat social", Montesquieu's „Esprit des lois" haben auf die Ansichten unserer Zeit mächtig eingewirkt und beherrschen sie zum Theil noch jetzt. Jene Schriftsteller sind die Orakel der revolutionairen Partei geworden — das steht fest; aber keineswegs waren sie die Urheber der Revolution, denn erst nach ihrem Ausbruche haben sie die zur Popularisirung ihrer Lehren nothwendige Oeffentlichkeit erlangt. Früher waren ihre durch die Censur streng verbotenen Werke nur in einem sehr engen Kreise bekannt; sie wurden außerhalb Frankreichs gedruckt, kamen hier nur als Contrebande herein und konnten nicht frei cirkuliren, so daß sie allerlei Masken annehmen mußten, um der Konfiszirung durch die Polizei zu entgehen. Ueberdies las die Masse des Volkes damals so viel wie Nichts, oder sie konnte gar nicht lesen. Nur in den Salons fanden jene Schriftsteller ihr Publikum: auf die große Menge aber waren sie auch ohne allen Einfluß. Ja, selbst unter den Gebildeten war zu jener Zeit die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Censur vorherrschend, und die ausgezeichnetsten Literaten fanden sich oft sehr geehrt, wenn ihnen das Censor-Amt übertragen wurde. Allerdings waren die Namen der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. Rousseau's, in dem Munde aller Redner des Nationalkonvents, aber die eigentliche Autorität und Popularisirung dieses Namens schrieb sich erst von der Zeit nach dem Ausbruche der Revolution her, während er bis dahin kaum einigen Freidenkern, die allen politischen Bewegungen fern standen, bekannt gewesen war.

Eine unmittelbare Ursache der Revolution von 1789 kann man also die von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufene Bewegung der Geister nicht nennen, die in der That selbst erst nach der revolutionairen Explosion zum Ausbruche kam. Noch mehr, die Revolution ging überhaupt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, vom Volke, von den Massen der Städte oder des platten Landes, aus, sondern sie erhielt ihren ersten Impuls von der obersten Gewalt selbst und hatte einen durchaus aristokratischen Ursprung. Ludwig XVI. war es, der mit den besten Absichten, die jedoch falsch verstanden

*) Histoire des Causes de la révolution française, par M. A. Granier de Cassagnac, Paris 1850. 3 tomes en quatre volumes.

und noch schlechter ausgeführt wurden, den Ideen der Revolution den ersten Vorschub leistete. Der König hatte, wahrscheinlich wie Kaiser Joseph II. durch das Beispiel Friedrich's des Großen verblendet, einer Aufgabe sich unterzogen, welcher er nicht gewachsen war, und fand unglücklicherweise auch unter seinen Ministern keinen Staatsmann, der überlegenen Geistes genug war, um die Hindernisse zu besiegen, die sich seinen guten Absichten entgegenstellten. Seine Reformpläne riefen in Frankreich einen ganz ähnlichen Widerstand hervor, wie denjenigen, der nachmals die Reformen Joseph's II. in den österreichischen Niederlanden fanden. Die Parlamente waren es, die den Kampf mit dem Könige begannen, allerdings nach einer ganz anderen Richtung hin, als diejenige, die später eingeschlagen ward. Das Volk sprach sich für die Sache der Parlamente aus und nahm also Partei für die Beibehaltung des alten Regiments, während die Regierung, einmal in diesem Konflikte verwickelt, keinen Anstand nahm, zu gewissen revolutionairen Mitteln zu greifen, welche sich früher oder später gegen sie selbst kehren mußten. Herr Granier de Cassagnac citirt offizielle Aktenstücke, aus welchen hervorgeht, daß die Minister des Königs eine Menge von kleinen Schriften publiziren ließen, die geradezu an die Leidenschaften des Volkes sich wandten und damit einen Geist heraufbeschworen, der nachmals nicht wieder zu bannen war. Diese vermeintlich zur Unterstützung der königlichen Gewalt unternommene Appellation an das Volk war ein überaus unkluges Beginnen, denn letzteres wurde dadurch förmlich eingeladen, an Streitigkeiten sich zu betheiligen, deren passiver Zuschauer es bis dahin gewesen war; man brachte das Volk auf diese Weise zum Bewußtseyn seiner Macht und gewöhnte es daran, sich als ein geschicktes Werkzeug derjenigen zu betrachten, die irgendwie einen politischen Zweck erreichen wollten.

In der That wechselten die Rollen unversehens. Die Regierung fand nur allzu bald in denjenigen, auf deren Beistand sie gerechnet hatte, ihre furchtbarsten Gegner. Zumeist war es den Manövern der Minister selbst zuzuschreiben, wenn die Generalstände (États Généraux) statt der Reformen, welche der König von ihnen erwartet hatte, ihm eine Revolution zuführten. Mit Recht bemerkt Herr Granier de Cassagnac, daß es vor allen Dingen die finanziellen Zustände des Landes waren, welchen abgeholfen werden mußte; diese Aufgabe allein nahm die ganze Umsicht der Regierung in Anspruch, die jedoch thöricht genug war, Neuerungen aller Art vorzunehmen und sich dadurch ihre Last noch bedeutend zu vermehren. Die mit einemmale dem Defizit des Staatsschatzes gegebene Publizität lieferte Waffen gegen die Monarchie Ludwig's XIV., den man, eben so wie seine Nachfolger, beschuldigte, die öffentlichen Gelder verschwendet zu haben, um Hofleute und Maitressen zu bereichern. Allerdings hatte die Gründung und Unterhaltung eines stehenden Heeres, die Erschaffung einer Marine und vieler anderen großartigen Institute in den letzten Zeiten der Monarchie sehr viel Geld gekostet; ja, Ludwig XVI. war in diesen Beziehungen während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges noch weiter gegangen, als seine beiden Vorgänger. Allein hatte nicht auch England damals schon in Folge des Krieges eine sehr bedeutende Nationalschuld? Inzwischen hatte sich damals des ganzen Landes eine Art von Schwindel bemächtigt, so daß nur über den schlechten Zustand der eigenen Finanzen geschrieen wurde, ohne daß man sich die Ursachen dieses Zustandes klar machte und ohne daß an die Mittel, ihm abzuhelfen, gründlich gedacht wurde. Die Verlegenheit und das Hin- und Herschwanken der Regierung machte die Revolutionaire immer kühner, und hieraus erwuchsen nach und nach alle die Katastrophen, die durch die Einberufung der Generalstände herbeigeführt wurden. Nachdem einmal den Ehrgeizigen und politischen Fanatikern der Weg gebahnt war, stürzten sie sich mit Eifer auf denselben und bildeten bald eine um so furchtbarere Partei, als sie, da sie noch keinen bestimmten Plan hatten, alle ihre Kräfte lediglich darauf verwandten, die Gewalt zu schwächen, deren Spolie sie unter einander zu theilen dachten.

Herr Granier de Cassagnac folgt nunmehr dem weiteren Gange der Revolution, aus deren Geschichte er nachweist, daß sie, nachdem sich einmal die Massen ihrer bemächtigt hatten, deren Launen den Willen der Volksführer vollständig beherrschten, einen ganz anderen Charakter bekam, als sie anfangs, selbst nach den Plänen dieser Führer, haben sollte. Namentlich hat die Gründung der Republik weder in der Girondisten, noch in der Montagnards ursprünglicher Absicht gelegen, und als die Republik proklamirt war, ist diese ebenfalls mehr dem Abhange, auf welchen man das unglückliche Frankreich gestellt hatte, als der Leitung irgend einer bestimmten Faction gefolgt. Der Verfasser liefert ein für jeden französischen Vaterlandsfreund gewiß sehr betrübendes Bild von den kleinen Intriguen, den verächtlichen Leidenschaften und den gemeinen Hebeln, welche die große Tragödie der Schreckensherrschaft in Bewegung setzten, um sie für sich auszubeuten. Ohne Mitleid reißt er den sogenannten Helden dieser Tragödie, die von so vielen Geschichtschreibern und namentlich auch von Lamartine mit einem falschen Nimbus umgeben werden, die Maske vom Gesicht. Unwillkürlich wird man durch seine Darstellung an die gemeinen Charaktere der französischen Revolution von 1848 erinnert. Und in der That hat auch ein großer Theil von Frankreich durch die Ereignisse der letzten Jahre von den Personen und Begebenheiten der ersten Revolution ein ganz anderes Bild bekommen, als man bisher dort hatte. Wenn die heutigen französischen Revolutionaire nicht die Gräuel und Abscheulichkeiten ihrer Vorgänger sich zu Schulden kommen ließen, so hat dies nicht an ihrem Willen oder an ihrer größeren Sittlichkeit, sondern lediglich daran gelegen, daß das Volk nicht mehr so ganz unerfahren und stätisch, wie vor sechzig Jahren, war und daher auch den Fanatismus der Guillotine nicht wieder bei sich aufkommen ließ.

Mannigfaltiges.

— Zur Theorie von der Geschwindigkeit des Lichtes. In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 6. Mai d. J. haben die Herren L. Foucault einerseits und Fizeau und Breguet andererseits Berichte über zwei verschiedene Beobachtungen hinsichtlich der relativen Geschwindigkeit des Lichtes in der Luft und im Wasser abgestattet. Der Apparat, dessen man sich bei beiden Beobachtungen bediente, war nach Arago's Angaben von Breguet angefertigt, doch hat der berühmte Akademiker das Experiment jüngeren Leuten überlassen müssen, da er, wie er sagt, durch den schlechten Zustand seines Augenlichtes verhindert ist, dergleichen Beobachtungen selbst anzustellen. Es besteht der gedachte Apparat in einem Rotationsspiegel, nach Art desjenigen, den Wheatstone erfunden und dessen sich Faraday zuerst zur Messung der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens bediente. Der Rotationsapparat des Herrn Breguet enthält einen kleinen Spiegel von zwölf Millimètres im Durchmesser, der eine Geschwindigkeit von nahe an zweitausend Umdrehungen in der Sekunde erlangen kann und mit Leichtigkeit zwölfhundert bis funfzehnhundert Umdrehungen in der Sekunde macht. Das optische Experiment beruht auf der Rückkehr der Strahlen in ihren Fokus vermittelst einer doppelten Reflexion und auf der Abweichung des zurückgespiegelten Strahles gegen den ursprünglichen. Letzterer geht von dem leuchtenden Bilde im Fokus eines Glases aus, fällt durch das Objektiv auf den drehenden Spiegel, reflektirt von diesem normal auf einen feststehenden Spiegel, kehrt dann wieder zu dem drehenden Spiegel zurück, geht abermals durch das Objektiv und erscheint endlich von neuem im Fokus. Wir wollen hier nur des Experimentes überhaupt und des Resultates erwähnen, wonach die Geschwindigkeit des Lichtes eine viel geringere durch das Wasser, als durch die Luft ist, um daran eine Frage an Physiker zu knüpfen, die uns immer schon bei den Angaben über die Geschwindigkeit des Lichtes und über die nach Minuten, Stunden, Tagen, Jahren, Jahrhunderten und Jahrtausenden zählende Dauer der Lichtreise, je nachdem der Strahl von einem näheren oder entfernteren Himmelskörper kömmt, auf dem Herzen gelegen hat. Die Geschwindigkeit des Lichtes wird von den Mathematikern nach Gesetzen berechnet, die augenscheinlich nur für unsere Atmosphäre Geltung haben. Wir ersehen aus jenen Beobachtungen französischer Physiker, daß die Geschwindigkeit des Lichtes durch die Luft eine viel größere, als die durch das Wasser ist. Dürfen wir nun nicht hieraus auch einen Schluß auf die unermeßlich größere Geschwindigkeit des Lichtes durch den Aether ziehen? Allen Berechnungen der Geschwindigkeit des Lichtes durch den Weltraum liegt die bekannte (zuerst durch Römer angestellte) Beobachtung des ersten Jupiters-Trabanten zum Grunde, dessen Licht uns um funfzehn Sekunden später sichtbar wird, wenn die Erde um 600,000 Meilen entfernter vom Jupiter ist. Gehen wir nun von der Ansicht aus, daß sich das Licht durch die Erd-Atmosphäre nach anderen Gesetzen, als durch den Aether bewege, so können wir auch annehmen, daß jene Differenz von funfzehn Sekunden auf 600,000 Meilen lediglich auf Rechnung der Erd-Atmosphäre komme, und daß die Differenz dieselbe bleibe, gleichviel ob der Lichtstrahl vom Monde des Jupiters, oder vom Uranus, oder vom Orion herkomme. Die Differenz des Sichtbarwerdens der Lichtstrahlen würde demnach nicht durch die relativen Entfernungen der Himmelskörper, sondern lediglich durch die Erdbahn bestimmt, und da das Maximum der Entfernungen der Erde auf ihrer Bahn vierzig Millionen Meilen beträgt, so könnte die Differenz der Zeit, in der ein Lichtstrahl, gleichviel von welchem Himmelskörper, durch die Erd-Atmosphäre den einen oder den anderen Punkt der Erdbahn erreicht, höchstens 16⅔ Minuten betragen. Daß wir die räumlichen Schwierigkeiten, die das Licht zu überwinden hat, nur in der Erd-Atmosphäre und nicht in dem Aether zu suchen haben, dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß wir überhaupt noch Himmelskörper sehen können, die Millionen Meilen von uns entfernt sind. Hätte der Lichtstrahl im Raume wirklich so viele Hindernisse zu überwinden, daß er Tausende von Jahren gebrauchte, um bis zur Erde zu gelangen, dann würde das menschliche Auge gewiß nicht diese Hindernisse gänzlich ignoriren und in einem Augenblicke den Strahl abspiegeln können, der nur durch Jahrtausende zu ihm gelangen konnte. J. L.

— Ein Regiments-Hund. Holländische Blätter melden das Ableben des Hundes „Nestor", der sich seit dem Jahre 1827 im Gefolge des 5ten Infanterie-Regiments befunden, das jetzt zu Maestricht in Garnison steht und das er auf allen seinen Märschen in Krieg und Frieden stets begleitet hatte. Er war mit dem Regimente in der Antwerpener Citadelle, als diese von den Franzosen belagert wurde, und ward hier durch einen Haubitzenschuß an einer Pfote schwer verwundet, so daß er fortan hinkend blieb. In Maestricht kannte man ihn allgemein als den „Regiments-Hund", und die Soldaten betrachteten ihn stets als ihren vierbeinigen Kameraden. Nestor war 24 Jahr alt, als er zu Maestricht am 17. März d. J. verstarb. Nachdem sein Körper eine angemessene Zeit in Parade ausgelegen, wurde er innerhalb der Festungswälle feierlich beerdigt. Sechs Soldaten trugen ihn in einem weißausgeschlagenen Sarge und ein großer Theil der Garnison war im Gefolge. Ueber dem Grabe wurde die den Kriegern, welche Schlachten beigewohnt, gebührende Salve abgefeuert, während die Sänger General Chassé's Lieblingslied anstimmten. Alle übrigen Hunde der Garnison trugen, als Zeichen der Trauer, schwarze Halsbänder mit weißen Rosetten. Der Hund des Regiments, auf welchen die Würde Nestor's nunmehr übergeht, und der auch im Leichengefolge war, ist bereits vor Alter so blödsichtig, daß ihn die Soldaten eine Brille angeschafft haben, vermittelst deren er im Stande ist, seinen Posten vor der Kaserne mit der erforderlichen Aufmerksamkeit zu bewachen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Donnerstag den 25. Juli 1850.

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

In Nr. 30 und 31 des Magazins von diesem Jahre findet sich ein Bericht über George Fox, den ersten Quäker. Versuchen wir nun, hier einen Ueberblick von der Entstehung und Entwickelung dieser Religionssekte zu geben, so berufen wir uns dabei in dem, was das Leben und die Schicksale ihres Stifters betrifft, auf jenen früheren Artikel, fügen nur Einzelnes hinzu, was dort fehlt, uns aber als nothwendig erscheint, um einen so ungewöhnlichen Charakter richtig zu beurtheilen und zu verstehen, was ihn befähigte, den Gedanken, dem er sich in der Verzückung geweiht hatte, in weiterem Umfange zu verwirklichen, wenn auch nicht in dem Umfange, welchen er für möglich hielt.

George Fox wurde im Jahre 1624 zu Drayton in der Grafschaft Lancaster geboren. Er war der Sohn eines Webers und lernte nur lesen und schreiben. Von frühster Kindheit an zeigte er ein sanftes, ernstes, zur Melancholie geneigtes Gemüth, mochte nicht spielen, wohl aber zu seiner höchsten Freude in der Bibel lesen. Ueber seine Frömmigkeit verwundert, wollten ihn seine Aeltern dem geistlichen Stande bestimmen; er weigerte sich dessen aber, und man gab ihn mit zwölf Jahren zu einem Schuster in die Lehre, der gleichzeitig mit Vieh handelte. Dort waren seinem jugendlich andächtigen Gemüth die gotteslästerlichen Reden der anderen Lehrlinge so widerwärtig, daß er sich bei der Arbeit in irgend einen Winkel zurückzog. Ja, bald verließ er die Werkstatt ganz und hütete die Heerden seines Herrn. Auch in dieser neuen Lage fand er nicht Ruhe, und da er durch seine Familie einige Mittel besaß, entschloß er sich, jedem Stande zu entsagen. Eines Tages, da er, neunzehn Jahre alt, durch die Felder irrte, erfaßte ihn mächtiger Schrecken über die Blindheit und Verderbtheit der Welt, und er fragte Gott unter Thränen und Gebet, wie er sich vor ihren verlockenden Versuchungen wahren könne. Da gebot ihm eine Stimme, sich von allen Menschen, den jungen wie den alten, zurückzuziehen und ihnen ein Fremder zu werden.

Er verließ Angehörige und Freunde und wandelte wie eine gequälte Seele umher. Vom Haupt bis zu den Füßen in Leder gekleidet, verschloß er sich jetzt in sein Zimmer und brachte dann wieder ganze Tage in einem hohlen Baume zu, faßte, betete, las in der heiligen Schrift und hatte Stunden völliger Entmuthigung. Einige Geistliche, an die er sich wandte, konnten oder wollten ihm keinen Trost geben, und er wünschte oft, er wäre gar nicht oder doch taub und blind geboren, damit er der Menschen Lästerungen nicht erfahre. Endlich sagte ihm ein innerer Ruf, er solle nicht auf Menschen, wohl aber auf Christus hoffen, der für unsere Sünden gestorben sey, ihn erlösen könne und werde. Dieser Christ sey lebendig in eines Jeden Herzen, auch in dem seinen, und was in uns dem Gedanken widerstrebe, am Kreuze zu sterben und Gottes Willen zu thun, sey das Fleisch. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, begann Fox von da an Buße und Ausübung guter Werke zu predigen, doch erst ein Jahr später betrachtete er sich zum Apostel-Amt berufen und vom heiligen Geist erfüllt. Diese Berufung war, wie er selbst erzählt, durch eine Vision an ihn ergangen, nach welcher er vierzehn Tage in Beschauung versunken blieb, während sein Körper wie todt war, seine Seele in Verzückung Gott und Ewigkeit schaute. Er zog sich in das Thal von Bevor zurück, und dort wurde ihm ohne Hülfe eines Menschen oder Buches durch innere Erleuchtung die Mission klar, die er zu erfüllen habe.

In der Zeit, wo Fox lebte, war Nachdenken über religiöse Zustände so allgemein verbreitet, daß Personen aus allen Ständen sich berechtigt und berufen fühlten, ihre Ansichten in diesem Gebiete auszusprechen und geltend zu machen. Im politischen und öffentlichen Leben dagegen waren Ruhmsucht und Vorurtheile die vorzugsweise leitenden Prinzipien. Beides drängte nicht nur den Pirten Fox dahin, ein Reformator werden zu wollen, sondern es machte auch die Massen empfänglich für eine Predigt, welche, mehr als irgend eine andere, schlichte, ganz ungebundene Gottesverehrung und Verachtung aller weltlichen Dinge lehrte.

Die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Offenbarung war in Fox über jeden Zweifel erhaben, daher weckte seine Begeisterung in Anderen eine gleiche Flamme, sein Muth in Anderen gleiche Selbstverleugnung. Daß diese Flamme jedoch zu einem Feuer wurde, welches sich weit und weiter verbreitete und nicht wieder gelöscht werden konnte, lag darin, daß er mit einer durch nichts zu dämpfenden Donnerstimme eine Idee aussprach, die in Vielen dunkel geschlummert hatte. Die Dogmen der Theologen, wie die Listen und Falschheiten der Welt, waren ihm ein Gräuel. Die Offenheit und Wahrhaftigkeit, mit der er dagegen auftrat, errangen ihm in mancher schweren Stunde den Sieg und wurden ein Hauptpfeiler seiner Lehre, indem er und seine Schüler für alle Zeit dem Trugе feind blieben. Diese Lehre war aber nicht nur im Kampfe gegen das Böse in der Welt, sondern auch gegen dessen Bräuche und Vorschriften. Er verbot, je einen Eid zu leisten, weil Ja Ja und Nein Nein sey und seyn müsse, verbot, Blut zu vergießen, weil dies wider Gottes Befehl sey, und somit den Krieg. Den Gehalt der Professoren und Geistlichen, die das Evangelium verkaufen, erklärte er für eine Erfindung menschlicher Habgier und Ruhmsucht, und alle Rechtsstreitigkeiten für Verkauf und Lüge, erklärte sich berufen, die Menschen von der Eitelkeit und Unwahrheit und dem Schwert des Richters zu erlösen, erklärte, daß ihm befohlen sey, Jedermann, ob hoch oder gering, ob Mann oder Weib, Du zu nennen; Niemanden guten Tag oder guten Abend zu sagen, sich vor Niemanden zu verbeugen und vor Niemanden den Hut abzunehmen, da dies Alles Dinge wären, welche Gott tief verachten würde, Ehrenbezeugungen, welche die Stolzen von ihresgleichen forderten, ohne die Ehre zu suchen, die von Gott kömmt. Er ließ keine Art von kirchlicher oder gottesdienstlicher Einrichtung gelten; er verdammte die Universitäten und alle Anstalten, welche bestimmt sind, Irrthum und Unwissenheit aufzuhellen, weil der Christ Gott allein im Geiste anbeten solle, und schaffte alle Sakramente, alle Feste und alle frommen Gebräuche ab, deren die menschliche Schwachheit bedarf, um sich dem Heiligen zu nahen. So stritt er wider alles in der Welt Bestehende, und seine Lehre war demnach eine verneinende; was er dagegen aufrichtete, war das Gebot: steten Umgang mit Gott ohne irgend eine Vermittlung zu suchen, in dem Glauben, daß er bei solchem Umgange sich selbst dem Menschen offenbare, ihm sage, was er zu thun habe, und aus ihm rede; war das Gebot, dieser Stimme Gottes zu lauschen und ihr unbedingt zu folgen in dem, was sie in den Augenblicken der Eingebung in uns oder durch Andere zu uns spricht; war das Gebot, zu der wahren Religion zurückzukehren, zu dem Geist, der die Schrift diktirt hat, Waisen, Witwen und Fremde zu besuchen und sich von aller Verderbniß frei zu erhalten; war das Gebot, nach dem höchsten Ideal der Tugend zu ringen, das heißt der Tugend, die ihm als das einzige richtige Ziel aller menschlichen Bestrebungen erschien. Die Erkämpfung dieses Ideals hielt er für erreichbar. Er glaubte an eine vollkommene Kirche von Heiligen, die alle menschlichen Satzungen und Staatseinrichtungen unnöthig mache, und glaubte, diese werde auf dem Wege auferbaut, den er vorzeichnete. Die Stimme, welche er in seinem Innern vernommen hatte, war ihm ein geheimnißvoller Christus, den Jeder in seinem Herzen trägt, ein Orakel, welches nimmer trügen kann, welches in den Starken, wie in den Schwachen, in Mündigen und Unmündigen, in Männern und Frauen redet und den, welcher sich ihm ganz hingiebt, zu Adam's Reinheit vor dem Sündenfall zurück, ja, zu einer höheren Stufe, zu der Vollkommenheit Jesu, führt. Was daher noththue, um den Menschen zu heiligen, sey allein, daß man ihn freimache von allen sozialen Regeln und Verbindlichkeiten, welche ihn hindern, dieses Orakel zu vernehmen und ihm zu gehorchen.

Die Verbreitung einer solchen Lehre mußte auf vielfachen Widerspruch weltlicher Macht stoßen, obwohl sie nicht nach äußerer Gewalt strebte und ihre Anhänger rechtschaffen, keusch und gewissenhafte Beobachter des Gesetzes waren.

Wie Fox verfolgt worden war, geschah auch seinen Schülern, und der Quäker-Fanatismus stieg unter Nachstellungen und Bedrängnissen in solchem Grade, daß er vielfach ausartete und den Verfall dieser, wie jeder Schwärmersekte, herbeizuführen drohte. Die Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar zu den Gläubigen und aus ihnen rede, brachte die wunderbarsten Erscheinungen hervor, und waren dies auch in gewissem Sinne Verirrungen Einzelner, so kannte doch die Bekehrungssucht der „Freunde" kein Maß. Sie betrachteten sich wie ein erwähltes Volk, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und verschmähten sie auch jede Theilnahme an eitelen menschlichen Bewegungen, so machten sie es sich doch eben so sehr zur Pflicht, Bräuche und Sitten zu verachten, die Abgaben des Zehnten zu verweigern, der Menge die bestehenden kirchlichen Einrichtungen als verabscheuungswürdig darzustellen, kurz, durch die Macht ihres Wortes so sehr in alle Zustände und Verhältnisse einzugreifen, daß sie ihr Verhalten ändern oder unterdrückt werden mußten.

Die Fehler und Mißgriffe der ersten Quäker fielen schwer auf ihr Haupt zurück. Der Eigensinn ihrer Widersacher trat ihrem Eigensinn entgegen, und der ungewöhnliche Haß, den sie geweckt hatten, fand in den Verordnungen des langen Parlamentes eine scharfe, schneidende Waffe zu ihrer Bekämpfung. Die unter Cromwell verkündete Geistesfreiheit minderte ihre Noth nicht. Anstatt

Fox' Schüler als Ketzer zu verfolgen, verfolgte man sie als Friedensstörer. Richteten sie eine Ermahnung an eine Kirchengemeinschaft, so wurden sie wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes festgenommen, predigten sie auf den Straßen, so hieß es, sie hätten Aufruhr erregt, traten sie mit bedecktem Haupte vor den Magistrat, so verurtheilte man sie zu Gefängniß und großen Geldstrafen, ja, ihre Feinde nutzten das Gesetz gegen Vagabunden und Störer der Sonntagsfeier, um sie einsperren und öffentlich durchpeitschen zu lassen.

Bei der Rückkehr Karl's II. blieb ihre Lage fast dieselbe. Die Zusage freier Religionsübung gewährte ihnen nur kurze Frist, und hatte man sie früher angeklagt, die Republik stürzen zu wollen, so beschuldigte man sie nun desselben Verbrechens wider den Thron; 1660 verbot ein königliches Dekret den Quäkern wie den Anabaptisten sich zu versammeln, und sie wurden, wo dies dennoch geschah, mit Waffengewalt aus einander gesprengt, ihre Mitglieder wurden den Volksmißhandlungen, ihre Häuser der Plünderung preisgegeben, und man warf sie zu Hunderten in Kerker. Als sie sich von dem Verdachte des Aufruhrs völlig gereinigt hatten, wurde das alte Gesetz von Jakob und Elisabeth gegen sie zur Anwendung gebracht, welches Jeden mit schweren Geldstrafen belastet, der den Sonntagsgottesdienst nicht besucht und sich weigert, den Eid des kirchlichen und weltlichen Gehorsams zu leisten. Das Konventikel-Gesetz fand bei ihnen strengere Anwendung, als bei den anderen Dissidenten, und bot den Richtern Gelegenheit zu rachsüchtigen Urtheilen: 1662 füllten 2200 Glieder ihrer Gesellschaft die Gefängnisse, und in den letzten Regierungsjahren Karl's II. stiegen ihre Leiden immer höher. Der König zeigte sich zwar persönlich ihren Bittschriften geneigt und befahl, Einige von ihnen freizugeben, statt dieser aber wurden nur Andere festgenommen; 1663 befanden sich nicht weniger als 700 in den verschiedenen Arbeitshäusern und wurden den Freunden allein, als Strafe für versäumten öffentlichen Gottesdienst, 16,400 Pfd. St. abgenommen. Hiernach kann man berechnen, welche Summe die Verweigerung der Abgabe des Zehnten sie kostete. In einem Falle stiegen Beschlagnahme und Gerichtskosten bei einer Schuld von funfzehn Pfd. bis zu achthundert Pfd. St. Man begnügte sich nicht, die Waaren in ihren Magazinen und die Aerndten auf ihren Feldern feilbieten zu lassen, man verpfändete sogar die Betten der Kranken und Schwachen.

Bei einem solchen Verfahren der Gerichte braucht nicht geschildert zu werden, welche Behandlung die niedere, ungezügelte Bevölkerung sich gegen die Verfolgten erlaubte. Sie jedoch ermüdeten nicht. Während die Strafgesetze allmälig die übrigen Sekten erstickten, konnten sie nicht hindern, daß die der Quäker sich schnell ausbreitete, und Barclay konnte mit Stolz in seiner Rede an Karl II. sagen: „Nie hat die Gesellschaft der Freunde sich in dunkle Winkel versteckt, nie haben ihre Glieder, wie die der übrigen Dissidenten, heimliche Versammlungen gehalten. Man hat keiner Spione oder Angeber bedurft, um sie aufzufinden, konnte gewiß seyn, sie jeden Tag zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte zur gemeinsamen Gottesverehrung vereint zu finden."

In einem Winter, wo es so kalt war, daß die Themse fror, versammelten sie sich drei Monate lang unter freiem Himmel auf den Ruinen ihres zerstörten Gebetsaales. Waren die Männer eingekerkert, so kamen die Frauen allein, nahm man diese fest, so erschienen an ihrer Stelle die Kinder. Sicherlich liegt etwas Großartiges in der übermenschlichen Ausdauer, mit welcher diese Menschen sich das Bürgerrecht ohne Drohungen, ohne Aufstände, ja, selbst ohne erlaubte gesetzliche Vertheidigung erkämpften. Alle ihre Hauptführer: Fox, Whitehead, Burrough, Huberton und Penn, haben sich unwandelbar gegen jeden Gebrauch von Gewalt ausgesprochen. Die Geschichte erzählt von keinem Quäker, der sich zu ihrer Anwendung berechtigt glaubte, und man weiß nur von Einem, der Schlag mit Schlag vergalt. Zu Colchester sprang die Klinge vom Säbel eines Soldaten, während er einen Quäker schlug; dieser hob sie auf und gab sie dem Kriegsmanne mit den Worten: „Ich wünsche, daß der Herr Dir Dein Thun am heutigen Tage nicht in Rechnung bringt." In diesem Sinne dachte und handelte die ganze Gesellschaft, ohne deshalb ihre Sache je zu verleugnen. Vor dem Tribunal, wie im Kerker, in ihren Versammlungen, wie in ihren Schriften, redeten und handelten sie menschlich. Gnade suchten sie nie. Der Ungesetzlichkeit rückten sie das Gesetz vor, richterliche Gewaltsamkeit widerlegten sie, indem sie ihre Unrechtmäßigkeit und Grausamkeit ans Licht brachten, an das Parlament oder an die öffentliche Meinung appellirten; vornehmlich aber forderten sie für Alle die Duldung, welche sie für sich in Anspruch nahmen. Von diesem Felde sind sie nie gewichen. In ihren qualvollsten Zeiten baten sie Karl II. eben so dringend um die Befreiung der anderen Verbrüderungen, wie um die ihrer eigenen Mitglieder, und Penn verlangte in derselben Schrift, in welcher er die Lehrsätze der Katholiken widerlegte, man solle sie freigeben; schrieb in seiner ersten Gefangenschaft eine Abhandlung, in der er zu beweisen strebte, daß vollkommene Gewissensfreiheit mit öffentlicher Ruhe völlig vereinbar sey, daß nichts geeigneter wäre, die entgegenstehenden Interessen zu mildern, als eine vorurtheilsfreie Gesetzgebung, die Jedem sein Recht als englischem Unterthan sichere, und eine Staatsregierung, welche eben so eifrig strebe, sich zwischen den verschiedenen religiösen Parteien im Gleichgewicht zu erhalten, als die Entwickelung der praktischen Religion zu fördern.

Zur Zeit, als solche Lehren gepredigt wurden, hatte die von Fox gestiftete Gesellschaft der Freunde manche allmächtige Umänderungen erfahren, von denen wir noch einiges Weitere zu berichten denken. Die Verfolgungen der Sekte endeten mit dem Falle König Jakob's. Das Parlament unterließ nicht in Folge der Revolution von 1688, die Strafgesetze gegen sie aufzuheben, und sie erfuhren von jener Zeit an nicht nur keine Nachstellungen mehr, sondern erhielten auch einzelne Vorrechte; besonders das der Entbindung vom juristischen Eid. Ihr Ja und Nein war unverbrüchlich und wurde dafür anerkannt. Auch vom Kriegsdienste blieben sie frei. Nur die Abgabe des Zehnten, die sie standhaft verweigerten, zieht ihnen noch jetzt mitunter Strafen zu, die sich indeß meist darauf beschränken, die gesetzliche Summe mit Beschlag zu belegen.

Können wir nach Allem, was in dem Vorhergehenden berichtet ist, uns nicht verwundern, daß die Quäker-Sekte große Verfolgungen erdulden mußte, so dürfen wir um so mehr erstaunen, daß sie endlich nicht nur geduldet, sondern anerkannt und mit der öffentlichen Ordnung verträglich wurde, obgleich sie ihre eigentlich mystische Richtung beibehielt, die für zerstörend galt, weil sie Jedem das Recht einräumte, in dem, was er glaubte und that, ganz der inneren Stimme zu gehorchen. Wie der Geist der Zeit die früheren Verfolgungen geschärft hatte, so wirkten jetzt die überall sich kundgebenden, nach Selbständigkeit ringenden Bestrebungen in Staat, Wissenschaft und Kirche zur Nachsicht gegen eine bis dahin hart bedrohte Verbrüderung mit; sie aber auch hatten ihre Lehre mehr mit dem in Einklang gebracht, was ihr dauerndes Bestehen ermöglichte. Hierüber und über die Glaubensartikel der jetzigen Quäker giebt Barclay's Apologie volle Aufklärung. Weder ihre Dogmen, noch ihre Disziplin wurden geändert; Barclay begann jedoch dem Quäkerthum eine christlichere Form zu geben. Fox' innerlicher Christus, dieses geheimnißvolle Orakel, welches unerachtet seines Namens eben so gut die natürliche Moral der Deisten oder der göttliche Erguß der Neu-Platoniker, wie die Stimme des heiligen Geistes, seyn konnte, blieb nicht länger in unbestimmtes Dunkel gehüllt. Eben so entschieden, wie er die Ueberzeugung von der Gnadenwahl zurückwies, erklärte er sich gegen die Annahme von einer Macht im Menschen, welche ihn befähige, durch sich selbst Glauben und Gerechtigkeit zu gewinnen. Mit Adam, sagte er, ist die Menschheit der Sünde verfallen. Keiner vermag durch eigene Kraft Gutes zu thun; Christus aber ist für Alle gestorben, und durch ihn können Alle wiedergeboren und erleuchtet werden, ja, sich zu höchstem Erkennen und Vollkommenheit erheben. Was er hinzufügte, war nur, daß im Herzen eines Jeden die Macht ruhe, welche ihn belehre und reinige. Die heiligen Schriften seyen zwar unwiderlegbar, doch nur das Wasser der Quelle, nicht der Quell selbst; nur die innere Offenbarung befähige den Menschen, sie zu verstehen, sie allein sey wirksam; kein Text könne gegen sie geltend gemacht werden; wie sie keiner Bestätigung durch Textesworte bedürfe. Nichts Unbestimmtes also mehr. Barclay erkennt die Dreieinigkeit, die Wiedergeburt, die Autorität des alten und neuen Testamentes an; der innerliche Christus ist die durch Jesu Verdienst erworbene Gnade. (Fortsetzung folgt.)

Sir Robert Peel.

(Nach John Lemoine.)

(Schluß.)

Obwohl durch dieses zeitgemäße Zugeständniß der Katholiken-Emancipation gemildert, war die von Paris ausgehende Erschütterung noch immer heftig genug, um das englische Ministerium zu stürzen, die Parlamentsreform im Sturme durchzusetzen und die Torypartei in die Luft zu sprengen. Wellington und Peel traten im November 1830 aus dem Ministerium, nachdem sie zuerst in Europa die von der Juli-Revolution geschaffene Regierung anerkannt hatten. Von da beginnt die glänzendste Periode in der rein parlamentarischen Laufbahn Sir Robert Peel's. Gewiß war er nirgends größer als in der Regierung und in der Verwaltung; aber als Redner und Parteihaupt errang er die schönsten Erfolge von 1832 bis 1841, d. h. von der Reformbill bis zu seinem Wiedereintritt in das Kabinet. Noch jüngst feierte ein Mann, der diese Kämpfe zu würdigen versteht, Lord John Russell, dieses Verdienst seines berühmten Gegners in folgenden Worten: „Es sey mir vergönnt, hier an einen Theil seiner Laufbahn zu erinnern, dem man vielleicht nicht genügende Gerechtigkeit widerfahren läßt; ich meine die Periode, die zwischen 1832 und 1841 liegt. Nach den Kämpfen, welche der Annahme der Reformbill vorhergegangen waren, konnte man fürchten, daß die Gegner derselben aus Entmuthigung oder aus Verdruß den öffentlichen Angelegenheiten den Rücken kehren und den Kampf der Meinungen und der Stände bis zu einem Punkt fortschreiten lassen könnten, der das Land in Gefahr gesetzt haben würde. Sir Robert Peel war der Mann, der dieses Unglück verhinderte. Obgleich er die Reformbill bekämpft hatte, so trat er doch muthvoll den neugeschaffenen Verhältnissen gegenüber. Er suchte neue Anhänger für die Grundsätze zu gewinnen, die er mit Beredtsamkeit zu vertheidigen wußte, brachte die einzelnen Staatsgewalten wieder zur Uebereinstimmung und fürchtete sich nicht, an das Urtheil des Landes zu appelliren." Es bedurfte allerdings eines großen Muthes, eines großen Entschlusses und einer großen Festigkeit, um aus den Trümmern des alten Toryismus wiederum eine mächtige Partei zusammenzufügen. Die ersten Wahlen, welche nach der Reformbill erfolgten, hatten die Torypartei wie ein Sturmwind hinweggefegt. Lord John Russell sagte, daß es nur noch der Hauch einer Fraction wäre (the whisper of a faction), und Lord Brougham in einem Anfalle gesunder Vernunft rief, über den Sieg der Seinigen bestürzt: „Wir werden zu stark" (We shall be too strong!). In diesem Zustande las Sir Robert Peel ein Stück seiner Partei nach dem anderen auf; aber mit dem sicheren Blick in seine Zeit, der ihn stets begleitete, erkannte er, daß die Herrschaft des alten Torysmus vorüber sey; er blickte kühn in die Zukunft und begann jene Umgestaltung, welche aus der Torypartei die konservative Partei machte. Dieses Werk der Reorganisation, ein Meisterstück der Geduld, der Ausdauer, des Muthes, der Geschicklichkeit und der Beredtsamkeit, hat ihm die Bewunderung aller derer errungen, welche, wie Lord John Russell, in der großen Schule des Parlamentes sich herangebildet haben. Es war das Werk von zehn Jahren, und es verdient volle Bewunderung, daß Sir Robert Peel sich darein ergab, nicht eher die Regierung zu übernehmen, als bis sie ihm gleichsam von selbst entgegenkam. Die Dauer seines Ministeriums von 1835 war kurz; als der Herzog von Wellington ihn aus Rom herbeirief, trat er wider seinen Willen an die Spitze der Regierung und führte während einiger

Monate einen eben so glänzenden, als verzweifelten Kampf, weniger in der Absicht, sein Ministerium zu halten, als um die neuen Lehren seiner Partei vor dem Lande zu entwickeln. Er stellte das Programm einer konservativen Politik für die Zukunft auf. Als er aus dem Kabinet schied, war er zehnmal stärker, als bei seinem Eintritt. Die Wahlen hatten ihm einen Zuwachs von mehr als hundert Stimmen gegeben, und er setzte seinen Feldzug mit verdoppelter Kraft und erneuter Beredsamkeit fort. Tag für Tag tönte er mit sicherem, wenn auch langsamen Schlägen einen Stein aus dem ministeriellen Gebäude bis zu dem Augenblicke, wo er es in Bresche legte und als Sieger in den Platz einzog.

Er übernahm die Regierung, von einer Majorität getragen, welche die der Whigs nach der Reformbill erreichte. Kaum jemals fand sich in einem freien Lande eine so große Gewalt in den Händen eines Mannes; denn er war allein, er dachte allein, er entschied allein, er handelte allein. Für seine Freunde, wie für seine Gegner, war er ein Räthsel, aber ein Räthsel voller Verheißung. Das Land glaubte an ihn und hing aufmerksam an seinen Lippen; es wußte kaum, was es zu erwarten hätte; aber es versprach sich Hülfe und Linderung seiner Noth. Der Staatsschatz war leer und sank immer tiefer in den Abgrund des Defizits; der Strom der Einnahmen war versiegt; es bedurfte einer Zauberruthe, um aus den dürren Felsen den Quell des Goldes hervorzulocken. Die Handlungen Sir Robert Peel's zu jener Zeit hatten etwas Theatralisches. Die Darlegung seiner Pläne erschien stets wie eine Ueberraschung, wie eine Offenbarung; denn er theilte sie selbst seinen Freunden nicht mit. Er begann damit, durch Wiedereinführung der Einkommensteuer eine verhaßte Erinnerung aus den unglücklichen Zeiten des europäischen Krieges wach zu rufen; aber er verband dieses heroische Mittel, welches übrigens die kleineren Vermögen verschonte, mit einer Herabsetzung der Steuern auf viele Gegenstände der Consumtion und eröffnete damit den Weg zur Vereinfachung des Steuersystemes.

Allein die Krone seines Wirkens war die Abschaffung der Kornzölle und die allgemeine Reform des Handelsgesetzbuches, mit einem Worte, die Begründung des Freihandels. Diese großen Maßregeln sind an den Namen Peel unauflöslich geknüpft; sie umgeben ihn mit einem Glanze, welchen die Zeit nur erhöhen kann; denn die friedliche Revolution, welche der große Staatsmann durchgeführt hat, befindet sich jetzt erst in den Anfängen ihrer Entwicklung und ihrer Wirkung. Auch diesmal offenbarte sich der vorhersehende Instinkt Sir Robert Peel's als eine politische Genialität. Es ist unzweifelhaft wahr, was Lord John Russell öffentlich ausgesprochen hat, daß England seinen Frieden inmitten der allgemeinen europäischen Erschütterung von 1848 den kühnen Reformen Sir Robert Peel's zu danken hat. Ohne die Wohlthaten des Brodes, ohne die Wohlthaten des Lebens, ohne das Bewußtseyn, daß die regierende Klasse ihre Pflichten gegen die regierte erfülle, hätte England vielleicht seine Explosion gehabt, wie der Kontinent. Wenn im Augenblick des allgemeinen Brandes die Anti-cornlaw-league nicht durch ihren eigenen Triumph aufgelöst worden wäre, so hätte dieses Volksparlament zum Mittelpunkte dauernder Unruhen werden können, welche der Chartisten-Demonstration vom 10. April leicht einen anderen Ausgang gegeben hätten. Aber in der Vollführung dieser Thaten, welche seinem Ruhm begründet haben, mußte Peel wiederum seine Partei und seine Freunde opfern. Die große konservative Partei, welche es mit so vieler Mühe reorganisirt hatte, benutzte er wie ein Werk und wie sein Eigenthum. Zehn Jahre hat er gebraucht, um sie zu sammeln; er zerstreute sie in wenigen Tagen. Von nun an hatte er keine andere Partei, als die Nation.

Sir Robert Peel schöpfte seinen Muth und seine Kraft aus zwei großen Quellen, aus dem Gefühle seiner Pflicht und aus dem Bewußtseyn seiner Unabhängigkeit. Er war entschlossen, Alles zu wagen und Alles zu opfern, wenn es galt, Etwas zu erreichen, das er für gerecht und nothwendig hielt. Dabei genoß er jener Unabhängigkeit, welche nur ein ungeheures Vermögen gewähren kann. Er strebte nicht nach der Regierung; er konnte seine Partei entbehren, während seine Partei ihn nicht entbehren konnte. Er wußte, als er seine großen Reformen vorschlug, daß sie ihn das Portefeuille kosten würden; aber er schritt kühn voran. Die Apostel einer neuen Lehre sind stets ihrem Beruf zum Opfer gefallen, und so sagte Sir Robert Peel, als er aus dem Kabinet schied: „Wenn ein Ministerium Maßregeln vorschlägt, welche scheinbar mit seinen früheren Ueberzeugungen in Widerspruch stehen und es dem Vorwurf der Inkonsequenz preisgeben, so ist es für das Beste des Landes, wie für die Verwirklichung des öffentlichen Lebens, wünschenswerth, daß diese Maßregeln den Fall dieses Ministeriums gleichsam als Buße mit sich führen." Er fiel also, aber sein Fall war ein Triumph; von dem Groll der Parteien gestürzt, fiel er in die Arme der Nation, welche ihn mit Begeisterung aufnahm. Man hat mit Recht gesagt, daß, wenn zu jener Zeit das englische Volk einen Mann zu wählen berufen worden wäre, Sir Robert Peel ohne Zweifel eine ungeheure Stimmenmehrheit erhalten haben würde. Diese Thatsache allein beweist, daß er eine Revolution vollbracht hatte.

Indem Peel die Parteien der Torys und der Whigs auflöste, hat er der alten britischen Constitution, wie sie von der Tradition überliefert war, einen Stoß von unberechenbarer Wirkung gegeben. Er hat jenes parlamentarische Gleichgewicht aufgehoben, jenes bequeme System, nach welchem die Geschicke des Landes in den fashionablen Klubs von wenigen einflußreichen Männern entschieden wurden; er hat das oligarchische System gestürzt, welches einer seiner gefährlichsten Gegner als das „System von Brodwick" bezeichnete. Darin hat er das Werk Pitt's fortgeführt, denn diese Tory-Minister, welche man auf Grund ihres Namens den Prinzipien des Absolutismus zugethan wähnte, zeigten sich viel volksthümlicher, als die großen Liberalen der Whigpartei. Die reinen und echten Whigs hängen an der Revolution, weil sie derselben ihre Stellung verdanken; sie lieben die Zwietracht, aber nicht mehr als ihren Stammbaum; sie werden in der Anderung des Namens erzogen, den sie später zu führen haben, und sind auf das innigste überzeugt, daß das Land nur durch ein Dutzend großer Familien, durch einen kleinen Stamm Auserwählter regiert werden kann. Schon Pitt erschütterte diese stolze Oligarchie, indem er das Oberhaus mit Emporkömmlingen und Bürgern überschwemmte; Peel gab ihr den Todesstreich, indem er seinen Stützpunkt außerhalb der parlamentarischen Combinationen suchte und auf dem festen Boden des ganzen Volkes Anker warf. In gewisser Beziehung steht er näher zu Cobden, als zu Lord John Russell. Er würde sich keine Gewissensbisse gemacht haben, einen Mann aus dem Bürgerstande mit einem Minister-Portefeuille zu betrauen; aber Lord John Russell aus dem Hause Bedford und die anderen großen Whigs würden nicht leicht in ihren Verband einen Mann aufnehmen, der seiner großen Familie der Revolution angehört und keine Verwandtschaft mit dem Russell und dem Algernon Sydney des 17ten Jahrhunderts hat. Sir Robert Peel ist also in dieser Beziehung als ein Zerstörer der alten britischen Ordnung aufzufassen. Das fühlte die Aristokratie, und deshalb widerstrebte sie ihm; aber er riß sie mit sich fort, wie der Geist des Jahrhunderts ihn selbst fortriß. Er blieb von dem stummen oder ausgesprochenen Zorn der Großen unerschüttert, weil er sich von dem Strome der öffentlichen Meinung getragen fühlte. Er wußte es mit Genauigkeit zu berechnen, wann eine Idee die Mehrheit im Lande erhalten hätte, ohne sie noch im Parlamente zu besitzen. Er schöpfte seine Macht aus dem Bedürfniß der Massen, und mit dieser Macht ausgerüstet, drang er das Haupt der Parteien und der Coalitionen. Allein er brauchte niemals ein revolutionaires Mittel; er verlegte niemals den Kampfplatz außerhalb des Parlamentes, denn niemals zeigte Jemand mehr Achtung für die Entscheidungen des Parlamentes, als er. Er ließ nur einen moralischen Druck wirken; er gab den Pässen zu verstehen, daß es Zeit sey, nachzugeben, und sie gaben nach, wenn auch mit Widerstreben. Gerade, weil Peel namentlich in der letzten Zeit seines Lebens nur die allgemeinen Bedürfnisse des Landes, nicht aber die Interessen einer Klasse vertreten wollte, gerade deshalb verlor er die Anhänglichkeit der Parteien. Alle verehrten und schonten ihn; keine liebte ihn. Einfam im Gedanken, selbständig in der Handlung, entbehrte er leicht diese wärmeren Sympathieen, die ihm versagt wurden. Niemals bestand zwischen ihm und seinen politischen Freunden jenes innige Band, welches begeisterte Anhänger an Jor und an Lord Grey fesselte, wie Lord John Russell sich deren jetzt zu erfreuen hat. Aber Peel war ein solcher Minister, a sale minister. Die Bank, die Börse, der Handel, Alles, was unter den Händen der Whigs zitterte, beruhigte sich in den seinigen. Seine Politik erhielt stets die Weihe des Erfolges, und der Erfolg kömmt nicht von selbst. Er hatte Glück; aber er that auch Alles, um Glück zu haben. Wenn er ins Kabinet eintrat, fand er Alles in Unordnung und das Vertrauen im Sinken. Wenn er schied, ließ er Alles in bester Ordnung und die Kassen wohlgefüllt.

Sir Robert Peel war, wie gesagt, kein Prinzipienmensch. Nicht, daß er im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Mensch ohne Prinzipien gewesen wäre; aber er ging nicht bis auf den Grund der Dinge, er erhob sich nicht bis zu einem Systeme; er war vor allen Dingen ein praktischer Mensch, der in der Anwendung der Grundsätze und in der Leitung der Geschäfte seine hohe Begabung offenbarte. Er pflückte die Ideen erst, wenn sie reif waren; er that jedes Ding zu seiner Zeit und hatte als lebensregel jene Devise: age, quod agis. Er kannte diese Richtung seines Geistes und schämte sich ihrer nicht. Niemals maßte er sich daher das Eigenthum eines fremden Gedankens an. Als er die Emancipation der Katholiken durchführte, erklärte er öffentlich, daß die Ehre dieser Maßregel den Whigs gebühre, und als er die Korngesetze aufhob, verkündete er im Unterhause, der eigentliche Urheber dieser Maßregel, der eigentliche Sieger sey Cobden. Es schien ihm weniger an der Ehre der Erfindung zu liegen; für ihn lag Alles in der Handlung. Und in der That, er allein wußte zu handeln. Auch in der Ausführung fremder Gedanken wurde er wahrhaft Schöpfer, und ohne ihn wären diese Gedanken noch lange im unfruchtbaren Zustande der Theorie geblieben. Wenn es daher gilt, zur That zu schreiten, dann lenken sich die Blicke der Nation auf Sir Robert Peel. Er war der große Ordner, der große Leiter aller Verwaltungszweige. Er brachte zu der Regierung jenen Verein von Eigenschaften, welcher zur Ausführung einer so hohen Stellung erforderlich ist: eine unermüdliche Arbeitsfähigkeit, ein wunderbares Gedächtniß, eine ungeheure Sachkenntniß und Erfahrung, wie sie aus der langjährigen Handhabung der Geschäfte erwächst. Selbst wenn er, wie in den letzten drei Jahren, außerhalb der Regierung stand, so blieb er doch immer „der berathende Minister". Nichts geschah ohne ihn, und Lord John Russell dankte ihm noch wenige Stunden vor seinem Tode für den mächtigen und uneigennützigen Beistand, den er von ihm erhalten hatte.

Sir Robert Peel war eine der Säulen des europäischen Friedens und wirkte für diesen Zweck lange Zeit gemeinsam mit Ludwig Philipp, für welchen er eine aufrichtige Verehrung hatte und dessen Verbannung er mit seinen Huldigungen umgab. Noch seine letzten Worte waren Worte des Friedens und der Versöhnung. Er begriff die Gefahr der Zeiten und fand sie zu ernst für das Spiel der Parteien und der Majoritäten. Er stellte sich die Aufgabe, sie zu zügeln und zu versöhnen. Der Stärke ist gefallen. Ein gemeiner Zufall hat diese mächtige Natur zerschmettert, während ihre Stimme noch im Parlamente widerhallte. In den Zeiten, wo ein Stand gegen den anderen sich erhebt, wo die der Gesellschaft feindlichen Kräfte bereit sind, gegen einander zu stürzen und die Civilisation zwischen sich zu zermalmen, in solchen Zeiten sind Männer, wie Sir Robert Peel, unschätzbar, und ihr Verlust ist unersetzlich. Jetzt bleibt England nur noch eine große persönliche Autorität: die des Herzogs von Wellington. Wenn auch diese Granitsäule, an welcher die Wogen des Kampfes sich brechen, zusammenstürzt, welche menschliche Kraft wird ihm dann Einhalt thun können?

Digitized by Google

Frankreich.

Zur Geſchichte der franzöſiſchen Literatur.

Die Conteurs im ſechzehnten Jahrhundert.

Als die Kritik, welche lange Zeit bei dem großen Jahrhundert Ludwig's XIV. ſtehen geblieben war, tiefer in den Urſprung der franzöſiſchen Poeſie eindrang und von Malherbe auf François Villon zurückging, entdeckte ſie, ſo zu ſagen, eine neue, unbekannte Literatur, abgeſchloſſen und vollendet in allen ihren Theilen, voll Leben, Friſche und Gefühl. So fand man etwas ſpät, daß, mit Ausnahme einiger berühmter Namen, die Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts vergeſſen worden waren. Dieſe alten Bücher, gleichſam wie unedirte Handſchriften dem Druck übergeben, wurden jetzt vielleicht zum erſtenmal einer ernſten und wiſſenſchaftlichen Lektüre gewürdigt; das Werk des unbekannten Schülers diente dazu, das Werk des ſchon berühmten Meiſters aufzuklären; Jeder erhielt ſeine angemeſſene Stelle, und Alle gewannen am Ende dabei. Die Bewegung ging vor ſich, nicht ohne einige Verwirrung in die Rhetorik eines Boileau, Voltaire und de la Harpe zu bringen; aber, um es nur gleich zu ſagen, die großen Namen haben darum nichts verloren. In der That, das Gemälde muß Schatten haben, wenn die Hauptfiguren in das gehörige Licht treten ſollen, und der Künſtler, welcher eine Schlacht malt, läßt nicht blos die Generale, ſondern im Hintergrunde auch die Soldaten erſcheinen. In der Literatur iſt Alles Uebergang und Erneuerung, Alles ſchließt, verknüpft und miſcht ſich unter einander in unendlichen Nüancirungen; keine Gattung, kein Zeitraum darf hintangeſetzt werden, und auch der unbedeutendſte Autor gereicht bisweilen dem zur Belehrung, der feſte, unumſtößliche Reſultate ſucht. Einem Marot, Ronſard und Montaigne zur Seite bewegte ſich eine bunte, ſorgloſe Schaar von Tagesſchriftſtellern, etwas frei und ungezügelt in ihrem muntren Reigen, aber fruchtbar, wie keine andere; das ſind die Conteurs, die wahren Volksſchriftſteller Frankreichs, und man muß ſie nicht zu ſehr verachten; denn ſie ſtammen in gerader Linie von Boccaz ab und haben einen La Fontaine hervorgebracht.

Dieſe Klaſſe, die Verfaſſer der contes, ſind nicht mit den Romanciers zu verwechſeln, welche ſich weit mehr den Dichtern nähern. Uns iſt im ſechzehnten Jahrhundert nur ein Roman, in dem Sinne, welchen wir heute mit dem Worte verbinden, bekannt, nämlich der erſte Theil der „Anguisses douloureuses", von Hélisenne de Crenne. Von Rabelais ſchweigen wir; denn dieſer entzieht ſich der Analyſe, er iſt Alles, was man will, und beherrſcht die Epoche von der Höhe ſeines wunderbaren Genies. Noch weniger kann die Geſchichte „des tapferen Königs Florimond" oder die „Chronik des ſehr gefürchteten Dom Zieres von Griechenland" und andere Erzählungen aus dem Ritterthum hier in Betracht kommen. Dieſe Erzeugniſſe, wie Alles, was ein Ende nehmen muß, in die Hände geiſtloſer Nachahmer ohne alle und jede Originalität gefallen, gehörten offenbar dem vorhergehenden Zeitalter an. Das ſechzehnte Jahrhundert wird von den Dichtern und den Conteurs ausgefüllt. In keiner Epoche ſind ſie zahlreicher und, ſo zu ſagen, literargeſchichtlicher geweſen; ſeit den „Cent nouvelles nouvelles" bis auf Noël du Fail iſt der Conte überall eingedrungen, um tiefe und unverwiſchbare Spuren zurückzulaſſen; er iſt ein volksthümliches Modell, voll Elaſtizität, welcher ſeine Aufgabe als verſtändiger und treuer Diener erfüllt; es iſt die nationale Form, welcher das Siegel der Weihe und des Vorzuges vor jeder anderen aufgedrückt iſt. Rabelais ſpitzt den Conte in ſatiriſche Pfeile; die Königin von Navarra verſchafft ihm das Bürgerrecht am Hofe unter den edelſten Perſönlichkeiten, und Henri Eſtienne treibt ihn, gern oder ungern, bis auf die Höhen der Gelehrſamkeit und in die wüthendſten Kämpfe der Polemik. Bildete ſich an einer ausgezeichneten Stelle eine Geſellſchaft ſchöner Geiſter, ſo ging mit Sicherheit eine reizende Sammlung daraus hervor, und um ſo mannigfaltiger, als es das Werk Aller war. Schon die „Facetiae" des Poggius waren in Compagnie geſchaffen mit Razellus von Bologna, Antonio Luscio, Cinthio Romano und anderen Männern von ſatiriſcher Ader am Hofe Martin's V. „Heute", ruft Poggio traurig aus, „ſind die Männer todt, der Bugiale findet nicht mehr ſtatt; die Menſchen und die Zeiten haben ſich geändert, alle fröhlichen Vereine haben aufgehört."

Man kennt den Urſprung der „Cent nouvelles nouvelles"; der „Heptameron" der Marguerite iſt ebenfalls nur ein entfernter Reflex jener literariſchen Unterhaltungen, deren Koſten Clement Marot, Nicolas Denisot, Peſſelier du Mans beſtritten, und bei denen die Schweſter Franz' I., als Königin und wohlwollende Freundin, den Vorſitz führte. Man würde ſich vielleicht nicht zu ſehr von der Wahrheit entfernen, wenn man für die „Nouvelles Recréations et joyeux Devis" des Bonaventura de Periers, eines der hervorragendſten Männer aus dem Kreiſe Margarethe's von Valois, dieſelbe Quelle annähme. Dieſe gewählten Verſammlungen, in welcher die ausgeſuchteſten Geiſter von feinſtem Korn verkehrten, die unter den berühmteſten Dichtern und Schriftſtellern, ſo wie unter den Frauen, welche durch Geiſt, Schönheit und Erziehung glänzten, ſich einzig rekrutirten, mußten nothwendigerweiſe edlen Wetteifer erwecken und den Geſchmack an den Künſten und edlen Erholungen um ſich verbreiten; Jeder gab ſeinen Tribut dazu, bald war es eine elegante Begebenheit, bald ein heroiſches Ereigniß oder ein geiſtreicher Einfall, und auf dieſem Wege erfolgte ein ſteter Austauſch der Gedanken, welcher von ſelbſt zu einer gemeinſamen Autorſchaft führte. Gewiſſermaßen könnte man ſo die Conteurs als eine einzige große Familie betrachten; denn alle, ſie mögen nun allein oder in Geſellſchaft arbeiten, beranben einander ohne Gewiſſensbiſſe. Boccaz, Poggio, Bandello, Giraldi, Hulsbuſch, Marguerite, de Perriers, Henri Eſtienne, Guillaume Bouchet ꝛc. reproduziren nach und nach Einer den Anderen, und man lieſt im La Fontaine Geſchichten, welche, nachdem ſie durch die Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, die Fabliaux des Mittelalters und die alten Literaturen gegangen ſind, ſich nach Indien verlieren zum Urſprunge der Welt. Wie Molière, nehmen die Conteurs ihr Gut, wo ſie es finden, als wahre Kommuniſten; die geringſte Equivoque, der kleinſte Calembour wird der Gegenſtand eines Geſchichtchens; die betrogenen Ehemänner, die freien Sitten der Mönche bilden den beſtändigen Grundfaden der Erzählung; zuweilen kömmt dabei ſo wenig aus der Feder, daß man faſt glauben möchte, ſie erzählen nur, um zu erzählen.

Indeſſen täuſche man ſich nicht, auf dem Grunde dieſes Sichgehenlaſſens, dieſer naiven Schwatzhaftigkeit baute ſich eine originale, anmuthige, lebensreiche Literatur auf, die weithin ihren Einfluß erſtreckte, und es iſt weniger weit, als man es in der Regel denkt, von der Apologie für Herodot und dem „Discours d'Eutrapel" zu dem „Herr des Essais", und Montaigne ſtreift an die Conteurs in mehr als einem Punkte. Aber ach! der menſchliche Ruhm iſt gebrechlich; dieſe Conteurs, ſo reich ausgeſtattet mit Munterkeit, Feuer und feſſelndem Weſen, welche mit ihren Schwänken die Schreckenszuſtände des ſechzehnten Jahrhunderts überſtanden hatten, waren auch beſtimmt, unterzugehen; ſie ſcheiterten an der Bukolik, dem Schäferroman.

Die „Bergeries de Juliette", „an welchen durch die Liebesgeſchichten der Schäfer und Schäferinnen man die verſchiedenen Wirkungen dieſer Leidenſchaften ſieht", verſetzten den erſten Schlag einer Popularität, welcher Luther und die Bartholomäusnacht nichts anzuhaben vermochten; die Conteurs wurden mit einemmal entthront und auf die Seite gebracht durch die Generation, welche im Werden war, und nachdem der Hirtenroman mit der „Astrée" des Honoré d'Urfé in Frankreich erſt definitiv das Niederlaſſungsrecht erlangt hatte, beherrſchten die faden Compoſitionen eines Calprenède und der Scudery das Gebiet der Literatur. Zwar haben wir deſſenungeachtet zweifelsohne von Noël du Fail bis auf Marmontel Conteurs gehabt; aber, wenn man zwei oder drei berühmte Namen ausnimmt, den Verfaſſer des „Moyen de parvenir" (Béroalde de Verville), Perault, La Fontaine, Voltaire, ſind die übrigen alle verſchwunden, und der Natur der Sache nach mußte es ſo kommen. Die Verfaſſer der „Ana", die Kompilatoren von Bonmots leben wie in einer Art von Iſolirung außerhalb der literariſchen Bewegung, welche ſich um ſie herum geſtaltet. Die Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts haben einige der epiſchen Traditionen des Mittelalters bewahrt und, nachdem ſie dieſelben beträchtlich verändert hatten, eine glänzende Erbſchaft denen hinterlaſſen, die nach ihnen gekommen ſind. Die Conteurs, die Schriftſteller der Menge, können verſchieden gewürdigt werden, aber ſie haben für ihren Gebrauch eine reiche, leichte, harmoniſche und kräftige Sprache geſchaffen, voll Einfalt, Kraft und Gutmüthigkeit; es iſt die franzöſiſche Proſa; dies ſichert ihnen ein Daſeyn, welches ohne Widerrede ſo lange dauern wird, als die franzöſiſche Literatur.

Bl.

Mannigfaltiges.

— **Bühnendichter-Honorare in England.** Dieſe Honorare ſind in England ſehr verſchieden und richten ſich nach dem Rufe der Dichter, ſo wie nach dem guten Willen der Theater-Unternehmer. Von den Letzteren iſt Herr Webſter der freigebigſte, indem er bereits 300 Pfd. Sterl. und mehr für ein gutes erfolgreiches Luſtſpiel, und 20 bis 30 Pfd. Sterl. für eine einaktige Poſſe bezahlt hat. Direktor Keeley zahlt für ein Stück der letztgedachten Art (Farce oder Burleske) drei Pfd. Sterl. für jede Vorſtellung, bis die Summe 150 Pfd. Sterl. erreicht, und dann hört jede weitere Zahlung auf — ein Abkommen, mit dem die meiſten Bühnendichter ſehr zufrieden ſind. Denn Stücke, die in London funfzigmal aufgeführt werden, können ſicher auch auf Beifall und Honorar in anderen Städten rechnen. Sir E. Bulwer Lytton hat für jede Vorſtellung ſeiner „Lady of Lyons" zehn Pfd. Sterl. erhalten. Solche Honorare gehören jedoch zu den Ausnahmen. Die meiſten Dichter begnügen ſich mit zehn Schilling bis zwei Pfund Sterling für den Abend. Im Ganzen iſt das Schreiben für die Bühne ein ſehr prekäres Geſchäft in England. Sehr ſelten wird das, was der Kunſtrichter ſchön findet, auch vom großen Publikum anerkannt. Der Mehrzahl aller Theaterſtücke, welche geſchrieben werden, gelingt es nicht einmal, auf die Bühne zu kommen, und ſehr oft werden die Manuſkripte von den Direktoren, denen ſie zugeſchickt werden, gar nicht geleſen.

— **Die Vertheilung der Menſchenracen.** Nach Dr. **Pickering***) ſind die verſchiedenen Menſchenracen auf der Erde folgendermaßen vertheilt:

Weiße Race	350,000,000.
Mongoliſche Race . .	300,000,000.
Malayiſche	120,000,000.
Telingiſche	60,000,000.
Neger	55,000,000.
Aethiopiſche	5,000,000.
Abyſſiniſche	3,000,000.
Papuaniſche	3,000,000.
Negrillos	3,000,000.
Auſtraliſche	500,000.
Hottentottiſche . . .	500,000.
Zuſammen	900,000,000 Menſchen.

*) The Races of Man and their geographical distribution. By Charles Pickering, M. D., member of the scientific corps attached to the United States exploring expedition. Boston, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Sonnabend den 27. Juli 1850.

Belgien.

Philipp II. und Belgien.

Von Borgnet, Professor an der Universität Lüttich.*)

Diese Schrift ist Einleitung zu einem Werke über die Zeit der spanischen Herrschaft in Belgien, mit dessen Abfassung Herr Borgnet sich, wie er sagt, seit einer Reihe von Jahren beschäftigt. Die Unsicherheit, welche auf allen Zuständen und Unternehmungen unserer Tage lastet, und die Ueberzeugung, daß jene Einleitungsschrift ein Ganzes bilde, dessen Inhalt über eine wenig gekannte Periode der belgischen Geschichte Nachricht giebt, veranlaßte ihn, schon vor Vollendung seiner größeren Arbeit jene Blätter dem Drucke zu übergeben. Was Schiller und Strada von den Kämpfen der Niederländer erzählen, umfaßt einen geringeren Zeitabschnitt, und Vandervynkt's Buch über denselben Gegenstand leidet an anderen Mängeln, so daß Herr Borgnet sich berechtigt fühlt, in seiner Schrift eine Reihe von Thatsachen zu geben, für deren Wahrhaftigkeit seine gewissenhafte Forschung und viele Dokumente der belgischen Archive Bürge sind, deren Benutzung ihm frei stand. — Er beginnt seinen Bericht mit dem 25. Oktober 1555, wo Kaiser Karl V. die Herrschaft über die Niederlande an seinen Sohn Philipp II. abtrat, „als dem Ereigniß, welchem „die Drangsale der bis dahin so blühenden Provinzen folgten und welches mit „eben so gültigem Rechte der erste Grundstein zu Spaniens Verfall genannt „werden kann, indem das nutzlose Streben, zwei völlig verschiedene Völker „unter ein Gesetz zu beugen, beider Kräfte erschöpfte und einen gegenseitigen „Widerwillen weckte, der vielleicht bei Würdigung der Befreiungskriege nicht „immer genug berücksichtigt worden ist."

König Philipp's Uebergabe der Niederlande an seine Tochter Isabella im Jahre 1598 bildet den Schluß dieser Schrift, und wollen wir von ihrem reichen, belehrenden Inhalt einen Begriff geben, so müssen wir in Kürze einige der bedeutendsten Ereignisse mittheilen, die Herr Borgnet ausführlich schildert, da das Neue und Bedeutsame, was er bringt, sich in einzelnen zerstreuten Sätzen an den Lauf seiner Erzählung anschließt.

Der belgische Adel (so sagt Herr Borgnet), der während Karl's V. Minderjährigkeit Castilien wie ein erobertes, von ihm auszubeutendes Land betrachtet und unter dem Regimente jenes Fürsten ein großes Uebergewicht ausgeübt hatte, indem man ihn in ganz Spanien zu Aemtern bevörderte und überall bevorzugte, fühlte sich von bitterem Unmuth ergriffen, als beim Regierungsantritt Philipp's II. die Stunde der Vergeltung kam, er sich nicht nur aus Spanien verdrängt, sondern auch im eigenen Lande von Fremden beherrscht sah, so daß die Beschwerden, die früher von Madrid ertönten, sich nun mit eben so gültigem Rechte von Brüssel her erhoben.

Daß Philipp II. von seinen Zeitgenossen im schroffen Gegensatz der Meinungen als ein Heiliger verehrt und als ein Dämon angeklagt wurde, kann nicht verwundern, da religiöse Ueberzeugung sein Thun bestimmte und das Urtheil über ihn leitete. Unparteilichkeit nach dieser Seite hin wurde damals nicht gefunden, auch nicht gefordert; Philipp aber glaubte, seine religiösen Zwecke nur durch Unterdrückung der belgischen Freiheiten und Einführung des spanischen Regiments erreichen zu können, und an diesem Vernichtungskampf brach seine Macht.

Als er nach vierjährigem Aufenthalt die Niederlande mit einem großen Theil der spanischen Armee verließ, erlaubten die dort zurückgebliebenen Truppen, etwa viertausend Mann, die er seiner natürlichen Schwester, der von ihm eingesetzten Statthalterin, Margarethe von Parma, zur Verfügung gab, sich arge Gewaltsamkeiten, und der Parteihaß beschuldigte die Regierung, solche Unordnungen selbst hervorzurufen, obgleich sie in der damaligen militärischen Organisation ihren Grund hatten, die alles umherstreifende Gesindel aufgriff und den Sold unregelmäßig zahlte. Die spätere Abberufung dieser Truppen war ein Zugeständniß, doch von geringer Bedeutung im Vergleich gegen die Wirkung, welche die Erneuung von Karl's V. Religionsedikten hervorrief. Sicherlich konnte Glaubensfreiheit in jenen Zeiten nicht ohne Kampf errungen werden, die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten jedoch, mit welchen man diese zu unterdrücken suchte, werden dadurch in nichts gerechtfertigt, und Karl's V. Edikte, nur gegen die Reformirten gerichtet, waren auch den Katholiken verhaßt, weil sie sich an ein System knüpften, welches die nationalen Freiheiten zu bedrohen schien. — Schon unter Philipp dem Guten hatte man beabsichtigt, die Zahl der Geistlichen zu mehren; erst Philipp's II. Eifer brachte dies zur Ausführung, und eine päpstliche Bulle verordnete, es sollten, statt wie früher nur vier, fortan vierzehn Bischöfe und außerdem drei Erzbischöfe in den Niederlanden seyn. Dies erregte heftigen Widerstand, indem man voraussetzte, das spanische Uebergewicht solle durch die von dort ernannte hohe Geistlichkeit gemehrt werden, und in der That sagt Granvella in einem Schreiben an Margarethe von Parma: „„Die Frucht, welche Se. Majestät von der Vereinigung „„der Abteien und Bischofssitze erwartet, ist die Mitwirkung der Bischöfe in „„Brabant, zum Widerstande gegen den Prinzen von Oranien und andere „„seiner Anhänger, welche die Angelegenheiten verwirren, und zur besseren „„Leitung der Aebte, die, durch den Prinzen von Oranien getäuscht, ihm Gelegenheit schaffen, Uebles zu thun.""

An diese Ernennung knüpfte sich, ob mit Recht oder Unrecht, die Furcht vor Einsetzung der spanischen Inquisition und der Auto-da-fés. Ein Theil der Geistlichkeit fühlte sich beeinträchtigt, Katholiken wie Reformirte erbitterten sich, und die obige Maßregel erweckte, im Verein mit anderen, den Widerwillen der Nation in allen Ständen. Dieser, aus verschiedenen Elementen hervorgehend, mußte auf ein gemeinsames Ziel hingelenkt werden, und dazu war Niemand geeigneter, als Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien.

„In Luther's Glauben erzogen, dem seine Familie anhing, hatte er sich am „Hofe Karl's V. zum Katholizismus bekannt und war endlich Kalvinist geworden. Als Deist, dem die äußere Gottesverehrung nur für eine Nebensache „des Glaubens galt, war er der Mann zur Leitung einer Bewegung, deren „Gelingen von der Mitwirkung so verschieden, ja, feindlich Denkender abhing. „Ueberdies besaß er bei scheinbarer Kälte, die ihm den Beinamen des Schweigsamen erwarb, ein heißes Gemüth. Langsam zum Entschluß, war er unerschütterlich fest in dem, was er einmal ergriffen hatte; bereit und geeignet, die „Geister zu erforschen und die Herzen zu fesseln, verband er in sich die Hauptseigenschaften eines Parteiführers. Er allein wußte, was er wollte. Er wußte „auch, daß mehrere der Beschwerden, die er mitführte, wenn nicht unwahr, „doch unbedeutend, daß nur eine wahr und entscheidend sey, ohne daß er dies, „durch die Lage der Dinge gedrängt, gleich zu Anfang des Kampfes aussprechen „durfte, wenn er nicht den Erfolg des Ganzen aufs Spiel setzen wollte. Als „Anführer der Reformation, erstrebte er religiöse Freiheit. Dieses Ziel wurde „nachmals überschritten, und seine Gegner, wie seine Parteiführer, behaupten, „dies Alles sey von ihm vorhergesehen und angeordnet worden, die Ersteren, „um es ihm zum Verbrechen, die Letzteren, um es ihm zum Verdienst anzurechnen. Nach vollendeter Thatsache gefallen sich Viele darin, einzelnen Personen „eine Erkenntnißgabe beizumessen, die mit den beschränkten Fähigkeiten des „menschlichen Verstandes unverträglich ist, gefallen sich darin, ihnen einen weiteren Blick, als allen Uebrigen, zuzugestehen. So aber entwickeln Revolutionen sich nicht. Sie reißen die Menschen fort und folgen ihnen nicht. Wilhelm wurde mehr als einmal vorwärts gedrängt, ohne es zu wollen, und wie „groß auch sein Ehrgeiz gewesen seyn mag, niemals hätte er den Gedanken „gefaßt, Philipp entthronen zu wollen, wenn dieser nicht durch seine blinde „Weigerung, den Reformirten die von ihnen geforderte Duldung zu bewilligen, „ein solches Resultat herbeigeführt hätte."

Wir übergehen, was Herr Borgnet in dem hier zunächst Folgenden über den wachsenden Unmuth der Niederländer, über die Unzulänglichkeit der Statthalterin, den Haß gegen ihren Minister Granvella, die Verschwörung des belgischen Adels, die Unterzeichnung des Kompromisses, die Gegenmaßregeln König Philipp's, die Ankunft Herzog Alba's, die Flucht Wilhelm's von Oranien und die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horn berichtet, da dieser Abschnitt zwar manche interessante Einzelnheiten und Urtheile enthält, aber eine Periode umfaßt, welche durch Schiller's Geschichte vom Abfall der Niederlande in Deutschland vorzugsweise bekannt ist, und gehen sogleich zu einem späteren Zeitpunkte über.

Die Erbitterung, welche Alba's Erscheinen und Verfahren hervorrief, steigerte sich aufs höchste durch die harte Steuer, welche er anordnete. Sie gebot, hundert Prozent für bewegliche und unbewegliche Güter einmal, zehn Prozent für bewegliche, fünf für unbewegliche aber jährlich zu zahlen. Hierüber wurden lange nutzlose Streitigkeiten und Kämpfe geführt, bis Alba endlich am 27. Juli 1572 erklärte, er wolle diese Steuerforderung fallen lassen und die Generalstaaten nach Brüssel berufen, damit man sich über eine andere Art der Erhebung be-

*) Philippe II. et la Belgique. Résumé politique de l'histoire de la Révolution Belge du XVI. Siècle (1555—1598) par M. Borgnet, Professeur à l'université de Liége etc. (présenté à la séance de l'académie royale du 3. Décembre 1849.)

rathe. Zu diesem nicht ernstlich gemeinten, nur scheinbaren Nachgeben drängte ihn der Verbannten plötzliche Einnahme des unbedeutenden holländischen Hafens von Brille. Sie waren bis dahin als Piraten verachtet worden: jetzt, wo sie festen Boden im Vaterlande gewannen, schien es, als ohne man, daß von hier aus der allgemeine Aufstand des Nordens beginnen werde, der endlich, wenn auch erst nach siebzig Jahren, sein letztes Ziel erreichte. Ludwig, der Graf von Nassau, und Oranien nutzten den günstigen Augenblick, indem der Erstere sich nach Mons warf, der Andere bald darauf mit einer Armee von Deutschen und Belgiern an der Maas erschien. Doch Alba belagerte Mons mit solcher Macht, daß Oranien es nicht entsetzen konnte. Ludwig mußte kapituliren, und Alba, zu neuem Uebermuthe erwacht, begann wiederum von Erhebung der verhaßten Steuer zu reden. „Erst nach fünf langen Jahren verließ dieser blutige Fremdling die Niederlande, vom ganzen Volke mit Recht verabscheut."

Sein Nachfolger, Requesens, der Oberbefehlshaber von Castilien, war von gemäßigter Sinnesart. Philipp wollte den Weg der Milde versuchen, und den Aufrührern, welche an Geld Mangel litten, auch in den Provinzen Holland und Seeland Boden verloren, waren Requesens' Friedensanträge willkommen. Oranien äußerte zu dieser Zeit in einem Briefe an seine Brüder: „„Will man die reformirte Religion nach dem Worte Gottes und ihre Aus„„übung gestatten, der Republik und allen Landen ihre alten Privilegien und „„Freiheiten wieder ertheilen, die Spanier aus dem Gouvernement und die „„fremden, d. h. die spanischen Soldaten aus dem Lande entfernen; will man „„all diese Punkte zugestehen und gute Bürgschaft dafür leisten, so wird man „„wohl erkennen, daß ich nichts mehr wünsche, als die allgemeine Ruhe, und „„nicht eigensinnig trachte, irgend eine Idee gegen Vernunft durchzusetzen.""

Aehnlich schreibt er im Februar, wo er sich öffentlich zum Calvinischen Glauben bekannte, wiederum an seine Brüder, indem er sagt: „„Was die „„Friedensbedingungen anlangt, die wir stellen möchten, so habe ich Euch früher daräber geschrieben und wußte keine anderen vorzubringen, als daß man, „„wenn die Spanier und andere Fremde von hier fort sind, uns freie Verkün„„digung des Wortes Gottes nach seinem Gebot gestatte und Wiedereinsetzung „„der Landesgesetze und Privilegien, damit die Unterthanen Sr. Majestät „„in völliger Unterwürfigkeit unter ihm leben.""

„An die Aufrichtigkeit dieser in Privatbriefen ausgesprochenen Gesinnung „kann man glauben. Wilhelm wurde erst unversöhnlich, als er sah, daß Phi„lipp zu keiner Duldung zu bewegen war, und diese Ueberzeugung hatte er „damals noch nicht."

Den Frieden wünschte auch Philipp, daran ist kein Zweifel, doch ohne von seiner religiösen Ueberzeugung und von den Pflichten, welche er sich durch diese auferlegt glaubte, irgend zu weichen; so mußte der Kampf sich erneuern und entbrannte noch heftiger nach dem Jahre 1569, wo Philipp die Vermittelung Kaiser Max' II. hart zurückwies. In den siebziger Jahren weigerten sich die Generalstaaten, Geld zu bewilligen, bevor man ihren Forderungen Genüge leiste: dadurch stieg die Verwirrung, und Requesens starb, ohne daß diese Zerwürfnisse geschlichtet waren und er einen Nachfolger ernannt hatte.

„Der junge Prinz Don Juan, ein natürlicher Sohn Karl's V., sollte sein „Nachfolger werden; der Zustand der Provinzen aber gestaltete sich von Mo„nat zu Monat schwieriger. Es hätte einer starken Macht bedurft, um sie zur „Ordnung zurückzuführen. Da diese fehlte, machte man hier und da Zuge„ständnisse und ergriff endlich eine Maßregel, die strengen Tadel verdienen „würde, wäre sie eine freiwillige gewesen. Die spanischen Soldaten, welche „sich an verschiedenen Orten empört hatten, wurden in Acht erklärt, Jeder „konnte ihnen nachstellen, und es wurden dabei selbst die Offiziere nicht aus„genommen, die bis dahin zur Herstellung der Ruhe im Lande gebraucht wor„den waren. Dies nöthigte sie, sich mit den Plünderern zu verbinden, während „man durch Auszahlung des rückständigen Soldes jeden Vorwand zu Unter„schleif hätte nehmen sollen, und jene unglückliche Verfügung war schuld, daß „entschlossene Männer an die Spitze der Truppen gedrängt wurden, die mit „anderem Elend den Ruin von Antwerpen herbeiführten."

Ueberdies half der Nation das gegebene Zugeständniß nichts. Brabant entschloß sich zum Angriff, und ein Handstreich des Prinzen von Oranien, der dort selbst unter der Geistlichkeit viele Anhänger zählte, brachte die Gewalt in die Hände der schon in Brüssel versammelten Generalstaaten der südlichen Provinzen, und es erfüllte sich hiermit Oraniens lange gehegter Wunsch, der einzig dahin ging, „„sie möchten eine allgemeine Versammlung berufen, kraft „„deren Macht und Ansehen die ganze Landesverwaltung und Regierung durch „„und im Namen der obigen Generalstaaten geführt werde.""

Die Citadelle von Gent hatte spanische Besatzung; solche Nachbarschaft war nicht angenehm; man rief, wegen Räubereien der Soldaten besorgt, den Prinzen von Oranien zu Hülfe, und dieser kam hocherfreut; er schloß schon nach zwei Monaten den Frieden mit Gent, den berühmten Vertrag, dessen Hauptinhalt lautete: „„Unauflöslicher Verband der Provinzen, Aufhebung der Edikte „„gegen die Reformirten und Berufung der Generalstaaten, um die allge„„meinen und besonderen Angelegenheiten des Landes zu ordnen, vorzüglich in „„Rücksicht auf die Ausübung der Religion in Holland und Seeland.""

Drei Tage vor dem Friedensschluß zu Gent ereignete sich die unglückliche Plünderung von Antwerpen durch die spanischen Soldaten, und am selben Tage traf Don Juan in Luxemburg ein. Die Generalstaaten machten ihm harte Bedingungen: Herstellung der Landesprivilegien, Bestätigung des Vertrages mit Gent und Entfernung der fremden Truppen. Man erwartete, sie zurückgewiesen zu sehen, sie wurden jedoch angenommen, und Alles deutete auf eine günstige Lösung, als die Dinge sich plötzlich dennoch anders gestalteten.

Um die Reformation durchzuführen, hatte Oranien seine besondere Stütze im Volke und in den Gemeinden suchen müssen, wo sie am verbreitetsten war.*) Dadurch gewannen allmälig in den meisten Städten diejenigen die Oberhand, welche ganz mit Spanien brechen wollten. Holland und Seeland geriethen in offenen Aufruhr, und Don Juan, der keinen geeigneten Ausweg sah, versprach, sich nach Luxemburg zurückzuziehen. Er that sehr verständige Vorschläge, die Deputirten von Holland aber, die in jener Woche den Vorsitz führten, entschieden, man solle die Antwort bis zur Ankunft Oranien's verschieben. Dieser zögerte, zu kommen, „damit nicht", wie er sagte, „sein Erscheinen zur Brand„fackel werde und den bösen Geistern zum Vorwande diene, Zwietracht zu säen", in der That aber, um eine Berufung der Generalstaaten abzuwarten. Sie erfolgte nach langem Schwanken, bei dem endlich die Majorität und die Volksstimme siegten, und schon damals zeigten die drohende Stellung der Menge sowohl, als die Besorgnisse von Oranien's Parteigängern über seine Abreise nach Brüssel, wie viel Falsches und Unsicheres in diesen Zuständen lag. Die aber, welche nur die Herstellung der Verfassung und die Entfernung der Fremden begehrten, hatten sicherlich recht, die Berufung eines Mannes bedenklich zu finden, der seit zehn Jahren den Aufstand leitete und jetzt eine politische und religiöse Emancipation herbeiführen wollte.

Ein Vertrag, daß Don Juan Belgien verlassen und Margarethe von Parma seine wahrscheinliche Nachfolgerin werden solle, war eben abgeschlossen, als Oranien nach Brüssel kam und neue Verwickelungen entstanden. Durch diese gefördert, schien er immer mehr Oberhand zu gewinnen, da erhob sich unter den Aufrührern selbst eine Partei, die ihm entgegenzuwirken suchte. Sie wollte keinen Protestantismus, und ihr Haupt, der Herzog von Arschot, veranlaßte, daß der Erzherzog Mathias, Philipp's II. Neffe und Bruder der Prinzen Ernst und Albrecht, die später die flandrischen Provinzen verwalteten, nach Belgien gesandt wurde. Wilhelm's Macht sollte durch diese Berufung gebrochen werden; sie diente nur, seine Ueberlegenheit zu offenbaren. Man hatte hinter seinem Rücken gehandelt, er aber berief später öffentlich den Herzog zurück, unter so günstigen Bedingungen für die Generalstaaten, daß die Person des Monarchen, wie des Gouverneurs, von keiner Bedeutung war. Ueberdies ließ er sich, um seine Gewalt noch mehr zu befestigen, zum Generallieutenant und dadurch gleichsam zum Vormund des erst neunzehnjährigen Erzherzogs ernennen.

Während dieser Verhandlungen entspann sich der Kampf aufs neue. Don Juan, der von Luxemburg aus angriff, gewann einen leichten Sieg, nutzte ihn jedoch nicht, und die Belgier, durch Elisabeth von England mit Geld unterstützt warben eine Armee an. Johann Kasimir, den man zum Anführer ernannte, war unbedeutend und durch die protestantische Partei berufen, der Oranien's Vorsicht als Lauheit erschien. Die Katholiken dagegen, in ihren Plänen auf Mathias behindert, begannen mit dem Herzog von Anjou zu unterhandeln, und Oranien, der durch ein merkwürdiges Zusammentreffen sein Augenmerk auf denselben Fürsten gerichtet hatte, unterstützte den Plan, so daß man endlich dahin kam, dem jungen Herzog, ob auch unter sehr beengenden Bedingungen, „als Vertheidiger der niederländischen Freiheiten zu versprechen, „er solle, wenn ja ein Oberhauptswechsel eintrete, den Vorrang vor jedem „Anderen behaupten."

„Die Truppen, welche er brachte, bildeten im Verein mit den schon vor„handenen eine bedeutende Armee. Don Juan mußte sich nach Namur zurück„ziehen, und die Soldaten der Generalstaaten schienen zu noch kräftigerem „Wirken bestimmt, als neu ausbrechende Unruhen jeden Erfolg unmöglich „machten und eine Spaltung herbeiführten, deren allmälige Entwickelung man „verfolgen konnte."

Wir haben den Auszug aus Herrn Borgnet's historischem Bericht bis hierher gegeben, weil, was er in Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft beim Abschluß des Vertrages mit dem Herzoge von Anjou und der drohenden Spaltung der niederländischen Provinzen sagt, sich vorzugsweise eignet, den Sinn zu veranschaulichen, in dem seine Schrift abgefaßt ist. Von den Begebenheiten der Jahre 1578—1598 theilen wir keine Einzelnheiten mit. Sie geben ein lebendiges Bild der steten Schwankungen, Glücksfälle und Unfälle, die den Kampf zwischen Herrscher- und Volksgewalt begleiteten, von der Entsittlichung sowohl, die solche Kämpfe immer herbeiführen, wie von der Energie, die sie weckten; ein Bild des Ueberdrusses und der Ermattung, die ihnen folgte, die den Herrscher bewog, seine Regierung in andere Hände niederzulegen, und das Volk bestimmte, sich diesem Wechsel in Hoffnung auf bessere Zustände willig zu fügen; einer Ermattung, die Einzelne zu einem Grade der Huldigung, ja, der Wohldienerei brachte, welche tiefen Widerwillen weckt. Dies klar zu überschauen, muß man Herrn Borgnet's Buch selbst lesen, und wir begnügen uns daher, hier zum Schluß seine Worte wiederzugeben, welche sich dem obengedachten früheren Abschnitt unmittelbar anreihen.

„Der Charakter der revolutionairen Bewegung hatte sich seit ihrem Be„ginn sehr geändert. Im Anfang war sie allgemein; alle Provinzen ohne „Unterschied nahmen daran Theil, und die Beschwerden der Katholiken waren „mit denen der Reformirten verflochten. Unter der Verwaltung Granvella's „blieben Katholiken und Reformirte gegen ihn verbündet. Als später die Frev„el der Bilderstürmer im Verein mit Philipp's Zugeständnissen einen Bruch „bewirkten, verstand man in Spanien nicht, hieraus Nutzen zu ziehen, und die „Grausamkeiten des Herzogs von Alba glichen noch einmal die verschiedenen „religiösen Ansichten aus. Sie gaben das Signal zu einer zweiten Vereinigung,

*) Johann von Nassau schreibt um diese Zeit an den Landgrafen von Hessen: Es ist auch bis dahero von den General-Staden und Fürnembsten derselben Landen niemandes dan allein der Herr Prinz und dieweil seiner G. die von Holl. und Seelandt und dann und wieder in den Provincien der arm gemein Mann gewesen, so sich zu der Religion öffentlich erclert, und derselben ernstlich angenommen habe. (Archives de la Maison d'Orange, VI, 311.)

„welche die Erinnerung an jene verhaßte Verwaltung und der Widerwille gegen „das fremde Joch einige Zeit aufrecht erhielt. Da indeß die Glaubensverschie„denheit fortdauerte, wurde das Band allmälig loser, und man konnte leicht vor„hersehen, daß die Zeit nicht fernliege, wo die romanischen Provinzen, der Sitz „des Katholizismus, sich von den deutschen trennen würden, in welchen die Refor„mation wurzelte. Eben so unduldsam, wie die Katholiken*) zu einer Zeit, „wo Unduldsamkeit allgemein war, weil nirgend Gleichgültigkeit herrschte, be„schleunigten die Reformirten durch ihren Fanatismus jenen Ausgang.

„Wäre nicht die Gerechtigkeit, die in Gottes Hand liegt, ewig und unerschütterlich, wie er selbst; beherrschte sie nicht unsere jämmerlichen Streitigkeiten, so könnte man sich versucht fühlen, solcher Vergeltung Beifall zu zollen. „Wie beklagenswerth jene Thaten auch waren, sie kamen den grausamen Verfolgungen, welche im Namen des Katholizismus verübt wurden, nicht gleich.

„Um das Ziel zu erreichen, welches die Reformation sich in ihren Kämpfen „mit dem spanischen Monarchen gesetzt hatte, bedurfte sie nur eines letzten „Erfolges. Die religiöse Freiheit bestand in der That, eine soziale Gewähr „aber hat keinen sicheren Boden, bis sie das Gesetz heiligt. Es galt also, diese „Freiheit vor Wechsel zu schützen und mit der Gesetzgebung zu vereinen. Beim „Beginn der Revolution würde eine solche Forderung übermäßig erschienen „seyn, würde die Katholiken entfremdet und den Erfolg der gemeinsamen Sache „in Frage gestellt haben. Selbst 1566, wo die nationale Partei ungehindert „herrschte, wurde sie mit Umschweifen vorgebracht, welche große Aengstlichkeit „offenbarten, und hatte, ungeachtet der Mäßigung, mit der sie sich kundgab, „mächtig beigetragen, die erste katholisch-reformirte Union zu lösen.

„Seit 1566 war man indeß vorwärts geschritten. Die Reformation, „welche mit dem Verlangen nach politischer Unabhängigkeit und den allgemeinen „Beschwerden des Landes die Triebfeder religiösen Interesses verband und „ihre Verbündeten an Energie übertraf, war endlich dahin gelangt, die revo„lutionaire Bewegung zu beherrschen. Es wäre zu viel gewesen, wenn man „von ihr hätte fordern wollen, sie solle sich mit der Stellung begnügen, welche „der Friede von Gent ihr einräumte, mit einer Duldung, die unter dem Na„men der Gnade und nur provisorisch zugestanden war.

„Der Prinz von Oranien, dessen Geist über die Vorurtheile seiner Zeit„genossen erhaben war, glaubte, die Stunde sey gekommen, wo er den Schluß„stein auf das große Werk seines Lebens setzen könne. Den Weg dazu bahnte „eine in den letzten Tagen vom Jahr 1577 durch ihn gestiftete neue Union, „worin die Katholiken den Reformirten und die Reformirten den Katholiken „Schutz zusagten. Beide Arten der Gottesverehrung waren auf gleiche Stufe „gestellt, doch immer provisorisch und bis zur Entschreibung der Generalstaaten „nach Wortlaut des Vertrages von Gent. Das Gesuch, dieses Provisorium „für definitiv zu erklären, war eines der ersten, welche man zwei Monate „später den Generalstaaten vorlegte, und als nach vierzehn Tagen keine Ent„scheidung kam, reichte man eine zweite Bittschrift ein.

„Die Debatte war lebhaft, wirklich aber auch galt es der Entscheidung „einer ernsten und zarten Frage, galt, in die Landesgesetze eine neue Bestim„mung einzuschalten, deren Tragweite man nicht kannte und deren mögliche „Folgerungen die Katholiken schreckten. Ihr Widerstreben ist begreiflich. Zu „jener Zeit waren Freiheit und Religion gleichbedeutend mit Ketzerei. Dennoch „konnte bei dem Uebergewicht der Reformirten, ihrer revolutionairen Thätig„keit und den Diensten, welche sie der nationalen Sache geleistet hatten, eine „abschlägliche Antwort nicht ertheilt werden. So gab man denn seine Zu„stimmung, oder, richtiger, das Prinzip wurde festgestellt, denn die letzte Ent„scheidung kam den Kommittenten zu. Ueberall, wo hundert Familien verbunden „waren, hatten sie das Recht zu freier, von ihnen erwählter Gottesverehrung. „Die Frage war offen behandelt, während das trügerische Uebereinkommen in „dem Vertrage von Gent nur ein ohnmächtiges Palliativ zu nennen ist, so „nutzlos für die Katholiken des Nordens, wie für die Reformirten des Südens. „Der Gewinn war ein gegenseitiger; denn erlangten die Reformirten dadurch „im Süden eine gesetzliche Stellung, so wurde den Katholiken dasselbe im Nor„den zu Theil, von welchem sie sich seit mehreren Jahren vertrieben sahen.

„Zum erstenmale ward wirkliche Duldung in Europa öffentlich verkündet. „Der Religionsfriede, den die Deutschen erlangten, verdient diesen Namen „nicht. Er gestand nur den Fürsten und Hauptstädten das Recht zu, zwischen „beiden Bekenntnissen zu wählen, ohne daß deshalb die freie Uebung des aus„geschlossenen Glaubens folgte.

„Unglücklicherweise war es nur ein schönes, großartiges, laut anerkanntes „Prinzip. Der Religionsfriede, obwohl ausgesprochen, wurde doch nicht ge„halten. Ja, der Bruch, der an sich immer drohender nahte, wurde dadurch „herbeigeführt. Muß man vornehmlich den Reformirten diesen traurigen Er„folg beimessen, so kann man doch auch die Katholiken nicht freisprechen. In „den Städten, wo sie die Mehrzahl ausmachten, waren sie eben so unduldsam, „wie ihre Gegner."

*) Eine Note sagt bei diesem Anlaß: Neulich hörten wenigstens warm die Protestanten, welche wie der Landgraf von Hessen sprachen: Daß die Lehre des heiligen Evangelii propagirt werde und allenthalben zunehme, hören wir gerne; . . . . aber Kirchen und Bilder stürmen, das finden wir nirgends in seinem Evangelio geschrieben. (Archives de la Maison d'Orange, VI, 451.)

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Fortsetzung.)

Die ganze Theologie Barclay's geht aus diesem Bekenntniß hervor, und aus ihm entwickeln sich zwei Gedanken: erstlich der alte mystische Glaube, daß Jeder in der Tiefe seiner Seele das Göttliche trägt, welches ihm ohne irdische Hülfe und ohne Wissen Alles zu verleihen vermag, was ihm noththut, und zweitens der Gedanke, daß es nur eine Wahrheit giebt, und daß eine gewisse Bibelauslegung das ewige Evangelium ist, welches sich Jedem enthüllen kann. Der Quäker Religion ist ein Lauschen auf die Offenbarung Gottes; ihre Taufe ist, daß der Christ sich selbst verleugnet, um sich dem Herrn zu weihen, ihre Kommunion ist die des Gläubigen, welche ihn der göttlichen Natur theilhaftig macht, indem er sich ganz in Gott versenkt; ihr Gottesdienst ist die Sammlung, welche harrt, die innere Stimme zu vernehmen; das einzige Priesterthum ist die Eingebung des Gläubigen, ob gelehrt oder ungelehrt, ob Mann oder Weib, welche ihn reden läßt, was der Geist ihm sagt. Sie verwerfen noch immer alle Sakramente, jeden Kirchengebrauch, jeden bestimmten Geistlichen und haben keinen theologischen Unterricht. Ihre Versäle haben nichts Kirchliches: man sieht nur Bänke und Tribünen. Sie vereinen sich, um sich gemeinsam zu sammeln. Fühlt einer der Anwesenden sich dazu gedrungen, so erhebt er sich und spricht ein Gebet oder hält eine Ermahnungsrede. Oft wird die Stille des Meetings durch nichts unterbrochen, und ein Mitglied giebt das Zeichen zum Auseinandergehen.

Hätten Fox und seine Schüler an dieser Lehre festgehalten, so wie frühere Mystiker, welche die innere Stimme für untrüglich hielten, so würden sie wahrscheinlich wie diese erloschen seyn. Die Quäker aber vermochten zu lernen, und darin besteht der große und wesentliche Unterschied zwischen ihnen und ihren Vorgängern. Erfahrung bestimmte sie in Rücksicht auf das Priesterthum zu einem bedeutenden Zugeständniß. Obwohl sie dabei beharrten, daß Gott allein ihnen den rechten Prediger bereite, sorgten sie doch, Fanatismus und Unwissenheit zu entfernen, indem sie festsetzten, jeder Gläubige dürfe dem Geiste folgen, der ihn treibe, zu reden, habe er aber zweimal das Wort ergriffen, so dürfe er dies nicht wieder thun, ohne vorher durch eine lehrkundige Versammlung bestätigt zu seyn. Dies aber ist nicht der einzige Punkt, bei dem Erfahrung zu Aenderungen nöthigte. Fox selbst erkannte, daß seine Kirche Gefahr laufe, keinesweges eine Gesellschaft von Heiligen zu werden, wenn man Jeden seinem unfehlbaren Orakel überlasse, und entschloß sich, eine Art Kirchenzucht einzuführen, welche das Privatleben der Gläubigen überwacht.

Dieser gemäß sind alte Männer und Frauen beauftragt, Streitigkeiten auszugleichen, die Dürftigen zu besuchen, den Schwachen Rath zu ertheilen und die, welche vom Rechten abschweifen, für sich allein zu ermahnen. Hilft dies nicht, so spricht der monatliche Meeting seinen Tadel öffentlich aus und verhängt, wo es noththut, Strafe der Nichtanerkennung oder Ausweisung aus der Gemeinde. Dieselbe Sittlichkeitsbehörde führt das Register über Geburten und Todesfälle, führt den Vorsitz bei Heiraten, überwacht die Erziehung der Jugend und sogar die Bücher der Kaufleute, verhilft den Unglücklichen zu Arbeit und übt das Schiedsrichteramt bei allen Mißhelligkeiten, da kein Quäker einen Anderen vor dem Gerichtshof verklagen kann, ohne hiermit aus dem Sektenverband zu treten. Gegen die Entscheidungen des monatlichen Meetings kann bei größeren und zuletzt bei dem höchsten, jährlichen Meeting Protest eingelegt werden, und all diese Meetings beaufsichtigen nicht nur das äußere Verhalten ihrer Verwalter und Gemeinden, sondern forschen auch nach ihrem Seelenzustande, nach den Tröstungen, welche sie durch den heiligen Geist empfangen, und einzelne ihrer Mitglieder besuchen bisweilen die Freunde in fremden Ländern, um sich mit ihnen in Verbindung zu erhalten. Bei alledem sind die Frauen sehr thätig. Nur die gesetzgebende Gewalt wird von den Männern allein geübt.

In solcher Weise wirkt in der Quäker-Sekte alle Autorität vornehmlich auf die Moral, und die Hauptaufgabe der Meetings ist, dieser Autorität Kraft zu verleihen. Noch jetzt sind bei den Freunden völlige Offenheit, Schmucklosigkeit und Einfachheit, ist der Kampf gegen Lüge und Eitelkeit das vorzüglich leitende Prinzip, etwas sicherlich höchst Rühmenswerthes, und muß man beklagen, daß zugleich ihr Begriff von gut und böse ein sehr beschränkter blieb, und daß durch ihr Festhalten an all ihren ungewöhnlichen Bräuchen und Lehren eine Art Radikalismus sich des Quäkerthums bemächtigt hat, welcher Jedem befiehlt, zu gehorchen, ohne auf irgend sonst etwas zu hören und zu achten und ohne sich um die Folgen zu kümmern, so ist daran vornehmlich Barclay's Lehre schuld. Während Fox trachtete, die Menschen durch unberechnete innere Ergießungen zu leiten, wollte es Barclay durch seinen bestimmten theoretischen Begriff von Recht und Unrecht, welcher Alles erklärt, was unbestreitbar ist. Den wirklich bestehenden Widerspruch in dieser und Fox' höchster Autorität suchte er auszugleichen, indem er ihn leugnete und sagte: die innere Offenbarung könne weder dem Sinn der heiligen Schrift, noch der gesunden Vernunft widersprechen, da Beides Ausströmungen desselben Geistes wären; diese Ausgleichung aber ist nicht genügend.

Die erste größere Spaltung in der Quäker-Sekte entstand in den Jahren von 1675—76 durch die verschiedenen Ansichten von zweien ihrer Redner, John Wilkinson und John Story, und noch ernstere Streitigkeiten erhoben sich 1690 in Amerika durch Georg Keith. Diese veranlaßten sehr heftige Scenen; ja, Keith ging in seinem Eifer so weit, die Quäker Dristen und Arianer zu nennen. Dennoch blieb die ganze Begebenheit ohne tiefere Bedeutung; Barclay's Lehrsätze erlitten dadurch keine Aenderung, und Keith, der zur anglikanischen Kirche zurückkehrte, wurde nur als Ruhestörer, nicht wegen seiner Ansichten, von seinen Gemeindegliedern verurtheilt.

Anders war es in den Jahren von 1800—1805, wo sich unter den Quäkern eine Partei erhob, die dem Christenglauben entgegentrat. Den ersten Anlaß dazu gab Hannah Barnard, eine berühmte amerikanische Predigerin. Sie und Viele ihrer Sekte in England und Amerika, die sich ihr anschlossen, konnten

ſich nicht überzeugen, daß Gott verletzt habe, was die Apologie ſelbſt als göttliche Gerechtigkeit darſtellt. Sie weigerten ſich, an die Vernichtung der Kanaer und andere Erzählungen der Bibel zu glauben, ſagten, jedes Wort der Schrift, nach welchem Gottes Thun der Vollkommenheit widerſtreite, in der das innere Licht ihn uns darſtellt, ſey Lüge und müſſe verworfen werden. Auf dieſem Wege kamen die Neurer allmälig dahin, Jeſu wunderbare Menſchwerdung und alle Wunder zu leugnen. Sie nannten Chriſtus einen Erlöſer (wie eine Schrift von 1804 ſagt), die Apoſtel aber Erlöſer im ſelben Sinne; ſie erkannten die Gottheit des Sohnes und der Jungfrau an, maßen aber jedem unſterblichen Geiſt dieſelbe Göttlichkeit bei.

Gegen dieſe Partei nun entſchieden die Meetings anders, als bei Keith. In Amerika und in England verurtheilte man ſie nicht als Ruheſtörer, ſondern wendete wegen ihres Glaubensbekenntniſſes das Recht der Ausſchließung in vollem Umfange auf ſie an, und die Geſellſchaft zeigte ſich entſchloſſen, Jeden zu verſtoßen, der ein Wort der Bibel leugne. — Auch dieſe Streitigkeiten wurden durch den in der Wiſſenſchaft und im Leben ſich kundgebenden Geiſt der Zeit geweckt und genährt. In Amerika hatten viele Quäker ſich nicht mehr, wie früher, den innern und äußeren Einflüſſen verſchloſſen. Die Strenge der Sitte hatte nachgelaſſen, die einfache Kleidung verdrängten Luxusgegenſtände, die Erziehung wurde weltlicher, Tanz und Muſik waren nicht mehr geächtet, und traf dies nur einen Theil der Geſellſchaft, ſo ſtellte ſich ihm der andere um ſo ſtrenger gegenüber in dem, was ſeine Mitglieder äußerlich thaten und innerlich glaubten. Dieſe Spaltung ſteigerte ſich höher und höher und bedrohte die Gemeinde mit gänzlichem Zerfall. Wollten ſie als Religionsſekte fortbeſtehen, ſo mußte ein Entſchluß gefaßt werden; man zögerte damit nicht und befeſtigte ſich neu auf der Baſis des Chriſtenthums.

Von da an, kann man ſagen, hörten die Quäker auf, eine myſtiſche Sekte zu ſeyn, ſie näherten ſich dem Proteſtantismus mehr und mehr; ihre Meetings empfahlen, täglich in der Bibel zu leſen, ihre Mitglieder ſind die eifrigſten Beſchützer der Bibelgeſellſchaften, und J. J. Gurney, der berühmteſte jetzt lebende Lehrer des Quäkerthums, iſt ein ſehr tiefforſchender Exeget, der ſeine Dogmen mit Textesworten belegt.

Dieſer Richtung hat ſich vornehmlich in England die große Mehrheit der Freunde angeſchloſſen, und iſt auch die andere nicht ganz erloſchen, ſo daß insbeſondere in Amerika eine, wenn auch kleine Partei beſteht, die immer mehr dem philoſophiſchen Standpunkte der alten Brüder vom freien Geiſte zuſtrebt, ſo können doch nur die Erſteren eine religiöſe Sekte genannt werden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Louis Bonaparte und der Talisman Karl's des Großen.

In engliſchen und amerikaniſchen Journalen findet ſich folgender, „William Bell, Phil. Dr." unterzeichneter Artikel, der ein Beweis ſeyn mag, daß auch der Common Sense der angelſächſiſchen Race ſich zuweilen mit ſeltſamen Lucubrationen abgiebt:

„Vor mehreren Jahren ſoll Prinz Louis Napoleon im Beſitze des Talismans Karl's des Großen geweſen ſeyn: einer kleinen Nuß in goldener Filigran-Faſſung, welche man um den Hals des gedachten Monarchen fand, als man ſein Grab eröffnete, und die von der Stadt Aachen dem Kaiſer Napoleon verehrt wurde, welcher Letztere ſie ſeinem Liebling, der ehemaligen Königin von Holland, Hortenſia, ſchenkte, nach deren Ableben das Amulet auf ihren Sohn, den gegenwärtigen Präſidenten der franzöſiſchen Republik, vererbte.

„In Deutſchland giebt es eine mit dieſem Talisman verbundene merkwürdige Sage. Derſelbe ſoll von den Magiern herrühren, die ſich im Gefolge der Geſandten befunden, welche Harun al Raſchid an den mächtigen Kaiſer des Weſtens geſchickt, und zwar ſollen ſie ihn auf die Bitte Faſtrada's, der Gemahlin des Kaiſers, angefertigt haben, die urſprünglich dieſen Talisman trug, welcher die Eigenſchaft hatte, durch ſeinen Zauber die Liebe des Kaiſers an ſich zu feſſeln. Die beſtändige Liebe Karl's des Großen zu ſeiner Gemahlin war die Folge davon, und da der Ring auch nach ihrem Tode noch an ihrem Finger blieb, ſo behielt der Kaiſer auch noch für die Leiche eine ſolche Leidenſchaft, daß er um keinen Preis ihre Beſtattung zugeben wollte, auch nicht, nachdem ſie bereits in Verweſung übergegangen war. Sein Beichtvater, der einige Kenntniſſe von den geheimen Wiſſenſchaften hatte, kam der Sache endlich auf den Grund und nahm das Amulet von dem entſeelten Körper, den Karl nunmehr zur Ruhe bringen ließ. Jener aber, der das Kleinod an ſich behielt, ward dadurch des Kaiſers erſter Günſtling und Premier-Miniſter, bis er zur höchſten kirchlichen Würde, zum Erzbiſchof von Mainz, und Reichs-Kanzler befördert wurde. Auf dieſem Gipfel der Macht wollte er — ſey es nun, weil er doch nicht noch höher ſteigen konnte, oder weil er als Diener der chriſtlichen Kirche Gewiſſensbiſſe hatte — den heidniſchen Zauber nicht länger mehr behalten. Er warf ihn daher in einen See, nicht weit von ſeinem Erzbiſchofsſitz, wo der Ort Ingelheim jetzt ſteht. Die Neigungen und Rückſichten des Kaiſers wandten ſich nun ſofort von dem Mönch ab, und zwar auf die Gegend rings um den See, wo er eine prachtvolle Pfalz für ſeinen beſtändigen Aufenthalt erbauen ließ. Alle ſeine älteren Reſidenzſchlöſſer, ſogar bis auf das von Ravenna, ließ er ihres koſtbarſten Schmuckes berauben, um die neue Pfalz von Ingelheim damit zu ſchmücken. Hier reſidirte er denn auch am liebſten, und zwar bis zum Ende ſeiner Lebenstage. Es ſcheint jedoch, daß der Zauber des Amulets nicht blos eine aktive, ſondern auch eine paſſive Kraft übte. Denn der Kaiſer hatte mit ſeiner letzten Krankheit ſchwer zu kämpfen, und obwohl die Auflöſung des Körpers jeden Augenblick bevorzuſtehen ſchien, kehrten doch Leiden und Schmerzen immer von neuem zurück. Endlich ertheilte der Erzbiſchof von Mainz, der an das Krankenbett gerufen war, um dem Kaiſer die letzte Oelung zu geben, den Befehl, daß der See abgelaſſen und ausgetrocknet werde, worauf er den Talisman herausholte und ihn im Stillen zu dem ſterbenden Kaiſer legte, deſſen Todeskämpfe dadurch erleichtert wurden. Im Jahre 997 ließ Otto III. das Grab des Kaiſers in Aachen eröffnen, und bei dieſer Gelegenheit ſoll die Stadt in den Beſitz des Amulets gelangt ſeyn, mit der Beſtimmung, es demjenigen zu übergeben, der allgemein als ein zweiter Karl der Große angeſehen werde."

So weit die Legende, wie ſie am Rhein verbreitet iſt. „Es fragt ſich nun (fährt Herr Dr. Bell fort): 1) Kann uns Jemand vielleicht ſagen, ob dieſes Amulet noch im Beſitze des Präſidenten der franzöſiſchen Republik iſt? 2) Wenn dies der Fall, möchten dann nicht diejenigen, die an die Macht der Sympathien glauben, die Stimmen von ſechs Millionen Franzoſen, die im Dezember 1848 für die Wahl des Präſidenten ſtimmten, dem Einfluſſe ſeiner „Nuß in Goldfiligran" beimeſſen und demgemäß auch diejenigen, die *nicht* für ihn ſtimmten, für keine wahren Franken halten? Der Talisman ward urſprünglich für einen Herrſcher von reinem fränkiſchen Blute bereitet, und es kann wohl ſeyn, daß er daher auch nur auf diejenigen, die von ungetrübter fränkiſcher Abſtammung ſind, ſeine Macht ausübt."

Mannigfaltiges.

— Das allgemeine Stimmrecht. Der bekannte franzöſiſche Schriftſteller Emile de Bonnechoſe (Verfaſſer einer Lebensgeſchichte von Joh. Huß) hat unter dem Titel: „Die Möglichkeiten des Heils der gegenwärtigen Geſellſchaft" (les chances de salut de la société actuelle), eine mit Rückſicht auf die franzöſiſchen Zuſtände ſehr leſenswerthe Schrift herausgegeben. Er betrachtet die gegenwärtigen Inſtitutionen ſeines Landes und findet namentlich in dem allgemeinen Stimmrecht den Keim einer unendlichen Zwietracht. „Wenn", ſagt er, „in dieſem Augenblicke auch wieder Ordnung in Frankreich herrſcht, wenn die Geſellſchaft ungefährdet ſcheint, wenn ihre Feinde für den Augenblick geſchlagen ſind, ſo muß dieſer Zuſtand der Dinge lediglich der Weisheit und der Eintracht der großen konſtituirten Gewalten beigemeſſen werden, deren Exiſtenz prekär iſt und die in ſich ſelbſt keinerlei Bedingung der Dauer und der Stabilität haben. Die einzigen Chancen, welche die Geſellſchaft hat, um nicht den größten Leiden wieder zu verfallen, beſtehen darin, daß ſie von denſelben Gewalten wieder auf einen feſteren Boden geſtellt und ihr zu normaleren Bedingungen der Exiſtenz verholfen werde." — Als eine Hauptbedingung dieſer Art bezeichnet Herr de Bonnechoſe „die Herſtellung einer geachteten und hinreichend ſtarken Exekutivgewalt, ſo wie ſchützender Inſtitutionen, durch welche ſo viel als möglich der Antheil jedes Mitgliedes der Geſellſchaft an ihrer politiſchen Leitung nach dem Maße des Intereſſes geregelt werde, das ein Jeder mehr oder weniger an der Erhaltung und Vertheidigung der Geſellſchaft hat." — Der Verfaſſer beruft ſich hierbei auf die Autorität Benjamin Conſtant's, der auch ſeinerſeits in unſeren alten europäiſchen Staaten das allgemeine Stimmrecht für eine Chimäre erklärte. Benjamin Conſtant ſagte im Jahre 1830: „Das Vermögen allein gewährt die zur Erlangung gründlicher Kenntniſſe und eines gediegenen Urtheils unerläßliche Muße. Das Vermögen allein ſetzt die Menſchen in den Stand, von ihren politiſchen Rechten den vollſtändigſten freien Gebrauch zu machen. Wenn Nichtvermögende politiſche Rechte haben, ſo tritt von dreien Dingen eines ein: entweder ſie erhalten ihren Impuls nur durch ſich ſelbſt, und alsdann vernichten ſie die Geſellſchaft, oder ſie erhalten ihn von den Männern der Gewalt, und dann ſind ſie Werkzeuge der Tyrannei, oder endlich ſie erhalten ihn von denen, die nach der Gewalt ſtreben, und alsdann ſind ſie Werkzeuge der Factionen. Ich ſtelle daher die Bedingung des Vermögens, und zwar ſowohl für die Wähler, als für die Wählbaren."

— Sévres-Porzellan. Die Porzellan- und Gobelins-Fabrik von Sévres bei Paris wird noch immer als „Manufacture Royale" vom Publikum bezeichnet, und in der That ſind es auch wahrhaft königliche Erzeugniſſe, die dieſe großartige Anſtalt fortdauernd liefert. Auf der kürzlich geſchloſſenen Ausſtellung von Waaren aus Sévres bewunderte das Pariſer Publikum vorzüglich einige Vaſen, die nach der berühmten Vaſe des Alhambra gearbeitet waren. Bisher war es noch keinem europäiſchen und keinem chineſiſchen Künſtler gelungen, etwas dieſem arabiſchen Muſter auch nur Annäherndes zu liefern. Ein Arbeiter von Sévres hat in neuerer Zeit das Verfahren entdeckt, Gegenſtände en relief auf dem feinſten und zarteſten Eierſchalen-Porzellan zu befeſtigen. Es wird dies dadurch bewirkt, daß die Verzierungen hohl gearbeitet ſind, ſo daß beim Brennen des Porzellans die Schalen ꝛc., an denen ſie befeſtigt werden, nicht mehr ſpringen. Kürzlich iſt ein Service mit ſolchen Verzierungen, wie ſie bisher weder in China, noch in Japan gearbeitet werden konnten, von Sévres nach Canton geſchickt worden, um es dem Kaiſer von China als eine Probe franzöſiſcher Kunſtfertigkeit zu überreichen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 55, und bei Trop. Lassar, Behrenstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Dienstag den 30. Juli 1850.

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

I. Die Küstenbewohner.

Wer die in den letzten fünfundzwanzig Jahren so bewegte Geschichte Peru's kennen gelernt hat, dürfte sich leicht zu der Meinung veranlaßt fühlen, die peruanische Gesellschaft für eine in der lebendigsten Entwickelung und Neugestaltung begriffene Völker-Individualität zu halten. Eine nähere Betrachtung der Verhältnisse zeigt das Gegentheil. Man findet in Peru einen Kontrast, der faß in allen spanischen Republiken Süd-Amerika's wiederkehrt: im politischen Leben einen bis zum Aeußersten veränderungssüchtigen, im gesellschaftlichen Leben einen in demselben Maße dem Alten beharrenden Geist. Bei allen Stürmen blieb die Gesellschaft dieselbe. Man würde dies nicht eben zu beklagen brauchen, wenn die peruanischen Sitten nur so wären, wie sie seyn sollten; leider aber herrscht hier ein Element der Vergangenheit vor, welches zu den neuen Verhältnissen in gar keiner vernünftigen Beziehung steht. Alle Umwandlungsversuche auf diesem Felde haben bis jetzt noch kein ersprießliches Resultat geliefert.

Die eigenthümliche Gestaltung des Landes hat die ganze Bevölkerung in zwei große Gruppen getheilt: die eine bewohnt die Küstenthäler und die Ufer der kleinen, dem Meere zuströmenden Gewässer, die andere hat die Gebirge inne, welche den Stillen Ocean von dem obern, einsamen Stromgebiet des Amazonenflusses trennen. An den Küsten herrscht die spanische Civilisation, im Innern haben die indianischen Sitten das Uebergewicht. Die Küstenbevölkerung besaß von je her in der peruanischen Republik den Hauptreichthum, und mit ihr wollen wir uns nun zuerst beschäftigen.

Alle Städte Peru's haben unter sich eine sehr große Verwandtschaft, und Lima weiß bei seinem halb maurischen, halb spanischen Aussehen und in dem sorglosen und frivolen Charakter seiner Bevölkerung die unterschiedlichen Züge jener in ihrer Gesammtheit auf. Ueberall in den Städten der ganzen Republik findet man jene sich im rechten Winkel schneidenden Straßen mit gleichen und regelmäßigen Häuserreihen, die unter dem Namen Cuadras bekannt sind, ferner jenen im Mittelpunkt gelegenen Hauptplatz, auf dessen einer Seite sich die Kathedrale erhebt, während die andere, im Fall die Stadt eine Kapitale ist, vom Regierungspalaste gebildet wird, und diesen Gebäuden gegenüber große Häuserreihen mit Arkaden, unter denen sich Läden und Magazine aller Art befinden.

Lima zeigt uns diese Bauart im größten Maßstabe. Die Stadt erhebt sich am Ufer eines Flusses, der zur Zeit des Thauwetters in den Gebirgen sehr anschwillt, sonst aber kaum mehr als eine trockene Schlucht ist; sie wurde von Pizarro am 6. Januar 1545, am Tage der heiligen drei Könige, gegründet, weshalb sie auch noch den besonderen Namen „die Stadt der Könige" trägt. Ihr spanischer Ursprung bewährt sich aufs deutlichste in der Architektur der geräumigen, luftigen Häuser, welche von außen häufig mit Fresko-Gemälden geschmückt sind. Da man bei Erbauung derselben auf die in diesen Gegenden so oft stattfindenden Erderschütterungen Rücksicht nahm, so bestehen sie meistens nur aus einem einzigen Stockwerk. An denjenigen Häusern, welche noch eine obere Etage haben, befindet sich vorn ein ungedeckter Balkon mit grünen Jalousieen, welcher zuweilen gegen vier Fuß in die Straße hereinragt. Mit Ausnahme dieser ziemlich pittoresken Balkone werden die regelmäßigen Linien der Cuadras überall in strengster Gleichförmigkeit eingehalten.

Von großer Bedeutung für das äußere Ansehen der spanischen Städte in Amerika sind die Kirchen und Klöster. In Lima weisen mehrere Kirchen noch zahlreiche Spuren ihres alten Glanzes auf. So besitzt die Kathedrale eines der schönsten aus Holz geschnitzten Chöre; San-Pedro enthält einen Luxus von Gemälden und Vergoldungen, wie man ihn nirgends in unseren europäischen, in streng gothischem Stil gehaltenen Kirchen erblickt. Neben diesen Kirchen zeichnen sich die Klöster durch ihre Größe und durch die Majestät ihrer Verhältnisse aus. Das Kloster San-Francisco nimmt nicht weniger als zwei Cuadras ein. Es besteht aus einer Reihe von Gärten und viereckigen Höfen mit eleganten Arkaden, welche die schönsten Spaziergänge bilden. Die Zellen öffnen sich nach den obern Galerieen, welche an den vier Seiten des Gebäudes entlang laufen, und zu denen man auf prächtigen Treppen emporsteigt. Solcher Zellen sind mehrere Hunderte; heutzutage jedoch zählt dieses Kloster, welches ehedem für seine fromme Einwohnerschaft schon zu eng wurde, nur einige wenige Mönche, welche trübselig und bleich unter den öden und verfallenden Hallen umherschleichen. Die Klöster Sankt-Augustin und de la Merced bieten, wiewohl sie kleiner sind, als San-Francisco, einen nicht minder traurigen Anblick dar. In der Kirche Sankt-Augustin sieht man unter anderen kostbaren Gegenständen das schönste Marmorwerk, welches Amerika besitzt, die Statue der heiligen Rosalie, eine herrliche Composition, die selbst Canova's Meißel Ehre machen würde. Was die in Lima sehr zahlreichen Frauenklöster betrifft, so muß das männliche Geschlecht auf ihren Besuch verzichten. Alle derselben ehedem prächtige Gemälde, welche ihnen die Könige von Spanien verehrt hatten; der größte Theil dieser Gemälde ist leider verschwunden; nur einige wenige derselben sind noch in dem Museum vorhanden, welches, nebenbei gesagt, mit Ausnahme der indianischen Alterthümer, sehr dürftig ist. Indeß sieht man hier eine merkwürdige Sammlung der Portraits aller Vice-Könige und der ersten Präsidenten von Peru, von Columbus (?) bis auf den Groß-Marschall Lamar.

Kirchen, Klöster, Häuser, Alles hat, wie man sieht, spanischen Charakter in Lima. Um jedoch die Unterschiede kennen zu lernen, welche das Klima und die Durcheinandermischung der Racen hervorgebracht hat, muß man die vom Mittelpunkte abgelegenen Stadttheile aufsuchen und die Straßen, welche das Volk bewohnt, mit denen vergleichen, wo sich vorzugsweise die wohlhabendere Klasse niedergelassen hat; vor Allem aber muß man in das Innere der Wohnungen eintreten. Ueberall, beim Armen wie beim Reichen, findet man dieselbe gastfreundliche Aufnahme, überall die aufrichtigste Herzlichkeit (confianza). In den Häusern des Mittelpunktes der Stadt herrschen so ziemlich die europäischen Sitten. Das Salonstreben ist fast dasselbe, wie bei uns, und man wird mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, so wie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt. „La casa está a la disposicion de usted" (das Haus steht Ihnen zu Diensten) ist die gewöhnliche Empfangsformel, und beim zweiten oder dritten Besuch heißt man schon Amigo oder wird beim Vornamen mit dem aristokratischen Prädikat Don angeredet. Einige Salons sind ganz europäisch. Das Pianoforte hat hier die Guitarre, die italiänische Musik die alten monotonen Romances verdrängt. In den weniger vom Glück begünstigten Familien haben sich die Traditionen der alten andalusischen Geselligkeit*) am reinsten und lebendigsten erhalten, und auch die innere Einrichtung der Häuser entspricht noch diesem Charakter.

Weit besser als in den gesellschaftlichen Unterhaltungskreisen manifestiren sich die feineren und eigenthümlicheren Nüancen der Physiognomie der peruanischen Bevölkerung auf den hierzulande stattfindenden Festen. Will man z. B. die Anmuth und Lebendigkeit der Limanerinnen kennen lernen, so begebe man sich in die Straßen zur Stunde, wenn eine Prozession vorüberzieht. Wer hat nicht schon von dem malerischen Kostüm der Saya y Manto sprechen gehört? Stelle man sich ein feidenes, gewöhnlich schwarzes Röckchen vor, welches sich ehedem den Formen des Körpers knapp anschloß, jetzt aber weiter geworden ist. Ueber der Saya läßt ein reicher chinesischer Shawl seinen langen wehenden Fransenbesatz auf die nackten Arme fallen; ein dichter schwarzseidener Schleier, im Dreieck gefaltet und mit den Zipfeln um die Taille festgeschlungen, umfängt die Gestalt der Art, daß man nur das Auge sieht, welches aus den dunklen Falten des Manto seine funkelnden Blitze um so wirksamer hervorzucken läßt. Dieses Kostüm, welches die Frauen mit einer unbeschreiblichen Anmuth zu tragen wissen, ist die gewöhnliche Bekleidung bei Tage, wenn man die Läden besucht oder den kirchlichen Terminonien, las funciones de iglesia, eine wichtige Sache bei den Limanerinnen, beiwohnt. Des Abends, wenn das Angelus (oracion) geläutet worden, sieht man nicht eine einzige Saya in den Straßen mehr; statt dessen die neuesten Pariser Moden, die bereits auch sonst schon die Saya zu verdrängen begonnen haben.

Unter den religiösen Festen Peru's ist das bedeutendste das der heiligen Rosalie, der heutigen Schutzpatronin von Lima, seitdem der große San Jago mit dem spanischen Banner gefallen ist. Nach diesem Feste kann man die anderen beurtheilen. Es beginnt am Morgen mit einem allgemeinen, aber ziemlich scharfen und mißtönigen Glockengeläut. Bereits sind die Altäre und die Bilder der Heiligen aufs kostbarste geschmückt und die Reliquien der heiligen Rosalie auf einem prächtigen Sammetkissen ausgelegt. Die Menge steht gedrängt um die Kirche, wo die Priester bereits in Function sind. Bald öffnen sich die Thüren. Eine zahllose Menge von Pelarden (Böllerschläger) und ein dreifaches Geläute kündet der ganzen Stadt den Abgang der Prozession an. Langsam bewegt sich der feierliche Zug vorwärts durch die mit Blumen bestreuten Straßen und zwischen den Mauern der Häuser, welche mit reichen Tapeten behangen sind; von allen Balkonen nicken junge und muntere Zuschauer herab. Zwei Reihen Soldaten haben Mühe, die Menge in Ordnung zu halten. Ein

*) Die ersten Bewohner Lima's waren fast sämmtlich Andalusier.

langer Zug von Mönchen mit Wachslerzen eröffnet die Prozession, und man muß es sehen, mit welcher neckischen und verführerischen Grazie die Tapadas (die Verhüllten, d. h. die unter dem Manto verhüllten Damen) die feinsten Herausforderungen in Wort und Blick an die ehrwürdigen Väter richten. Auf die Mönche folgen die Bilder der Heiligen. Jede dieser Statuen ruht auf einem ungeheuren Piedestal und wird von acht oder zehn großen Negern getragen, von denen ein weiter, mit Goldfransen besetzter Teppich nichts sehen läßt, als ihre kräftigen Beine und nackten Füße. Daß diese Schwarzen, wenn sie, von der Hitze halb erstickt und athemlos, an den Haltpunkten ihre Köpfe aus der Drapperie hervorstecken, eben so und noch schlimmer von den Tapadas geneckt und bespöttelt werden, das versteht sich von selbst. Bald jedoch zieht die Statue der Heiligen, deren Fest eben gefeiert wird, Aller Augen auf sich. Sie ist mit einem Kranze frischer Rosen gekrönt. „Que bonita! que blanca!" (wie schön! wie weiß!) ruft man, und von allen Balkonen fliegen Blumen und Sträuße auf das theure Bild herab. Hinter der Heiligen schreitet der Erzbischof mit der Monstranz und dem heiligen Sakramente. Vor ihm erlischt das laute Geräusch und Geplauder in Schweigen und andächtige Sammlung. Dann folgt der Präsident der Republik, hinter ihm der Staatsrath, die Generale und alle höheren Offiziere und Beamten im vollen Glanz ihrer gestickten Uniformen. Die ganze Armee von Peru — zuweilen 2—3000 Mann — bildet ihre Eskorte. Hierzu kömmt dann noch die ganze Masse des Volkes, Indianer und Weiße, Mestizen und Schwarze, Männer und Frauen, letztere in der mantilla oder saya, theils mit freiem Gesicht, theils verschleiert; oben der tiefblaue, strahlende Himmel, zu beiden Seiten geschmückte Häuser und reich besetzte Balkone; kurz, nichts fehlt, um die Pracht dieser religiösen Ceremonien zu erhöhen und sie zu einem pittoresken Schauspiel zu machen. Wir sagen absichtlich „Schauspiel"; denn eine solche Prozession ist in der That auch für die Einwohnerschaft, wenigstens für die von Lima und der Küstenstädte, mehr ein Schauspiel, als eine Gelegenheit frommer Erbauung. In den Gebirgen, wo das indianische Element vorwaltet, herrscht, wie wir später sehen werden, ein anderer Geist.

Nächst den religiösen Feierlichkeiten bieten die eigentlichen Volksfeste die besten charakteristischen Züge für das Studium der süd-amerikanischen Gesellschaft. Das eigenthümlichste dieser Feste in Peru ist zweifelsohne das der Amancaes. Der Platz, wo dieses Fest gefeiert wird, ist ebenfalls einer der malerischsten, die man in ganz Amerika finden kann. Etwa eine halbe Meile von der Stadt, in einem von Hügeln, den letzten Ausläufen der Cordilleren, gebildeten Thale, befindet sich ein grüner Rasenplatz, wo im Juni und Juli durch den nächtlichen Thaufall eine Unmasse von Blumen aufsprießen mit goldgelben Blättern und lilienartig geöffneten Kelchen, welche man hierzulande amancaes nennt. Man kann sich nichts Zauberhafteres denken, als diesen Platz.

Einen ganzen Monat lang, vom 24. Juni an, bewegt sich hier das geräuschvollste und bunteste Treiben. Man schreibt den Ursprung dieses Volksfestes einem Eremiten zu, welcher sich in den ersten Zeiten der Eroberung hierher zurückgezogen haben und im Geruch der Heiligkeit gestorben seyn soll. Eine kleine Kapelle, an der Stelle erbaut, wo der Eremit verendete, und die von den Spaziergängern stets besucht wird, sey anfangs, erzählt man, das Ziel einer frommen Wallfahrt gewesen, welche oft die heilsamsten Früchte getragen. Wie dem auch sey, sobald diese Wiese zu grünen beginnt, begiebt sich die Bevölkerung von Lima, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, nach den Amancaes, und auf den sonst so stillen Bergen herrscht ein tobender Tumult. Bretter- und Rohrbuden erheben sich mit zauberhafter Geschwindigkeit. Man verkauft hier Fleisch, Brod, Früchte, besonders aber Piscobranntwein und Chicha, eine Art Maisbier, welches namentlich bei den Indianern sehr beliebt ist. Da und dort werden Tanzsäle eingerichtet und mit Blumen ausgeschmückt. Der 24. Juni, der Johannistag, ist das Hauptfest der Amancaes. Vom frühen Morgen an ist die schmale und staubige Straße, welche nach diesem Orte führt, mit einer vergnügungssüchtigen und ausgelassenen Menge angefüllt. Sie theilt sich in einzelne Partidas oder mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von Verwandten oder Freunden. Jede Partida hat Mundvorrath und eine Guitarre bei sich. Wenn die Partida den Weg zu Fuß macht, nimmt einer der lustigen Pilger die Guitarre, stellt sich an die Spitze seiner Gefährten und stimmt, um die Langeweile der Wanderung abzukürzen, einige Couplets auf die Volksmelodie der Zambacueca an. Alles singt im Chor unter der ausgelassensten Heiterkeit mit. Wer diesen Jubel sieht, möchte meinen, die ganze Bevölkerung von Lima sey toll geworden. Hier macht eine ermüdete Partida am Rande des Weges Halt, um durch einige fromme Piscolibationen ihre Kräfte wiederherzustellen. Dort, auf einem förmlich überladenen Wagen, brüsten sich Sambas in ihrem Schmuck, den Shawl wie den Mantel eines Caballero um die Schulter geschlagen. Dahinter Gineses (Kavaliere), hoch zu Roß mit ungeheuren Sporen, welche übermüthig auf die harmlosen Fußgänger losreiten, sie in Schrecken setzen und dann plötzlich mit erstaunlichem Geschick wieder umschwenken, zur großen Erheiterung der Menge und zum Staunen derer, welche mit solchen Reiterkünsten nicht sonderlich vertraut sind. Wehe aber dem Kavalier, der nicht gehörig sattelfest ist!

Endlich ist die muntere Schaar auf der blumenreichen Wiese angelangt. Männer und Weiber steigen aus, und die Wagen und Pferde werden zur Seite geschafft. Hierauf sammeln sich die Partidas, die Freunde treffen sich wieder, man breitet die Mundvorräthe auf dem Boden aus, und die Viguela (Guitarre) läßt die ersten Akkorde der Zambacueca ertönen. Dieser Tanz, der einzige, den das Volk in Peru kennt, verdient vielleicht eine nähere Beschreibung. Das Orchester besteht zunächst stets aus der Guitarre, welche Einer der Anwesenden mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ausdauer aus allen Leibeskräften spielt, wobei derselbe dann und wann eben nicht sehr harmonische Klänge der eignen Stimme mit einem oft übertrieben ausgelassenen Texte einmischt. Neben dem Guitarrenspieler steht ein anderer Musikbeflissener, mit einer Schachtel, einem Kasten oder einer Trommel zwischen den Beinen, und haukt eben so unerbittlich auf sein Begleitungsinstrument los. Kaum beginnt die Musik, so stürzt ein mehr oder weniger dunkelfarbiger Sambo in den Kreis, welchen die Zuschauer schon gebildet haben, und sucht sich, den Poncho nachlässig über die Schulter zurückgeworfen, die Holde aus, mit der er zu tanzen beabsichtigt. Gewöhnlich ist es eine hübsche Samba, mit großen schwarzen und glühenden Augen, schlanken und leichten Wuchses, mit weißen Zähnen und langen Haaren, welche in zwei langen Flechten über die Schultern herabhängen. Einander gegenüberstehend, die Linke keck in die Seite gestemmt, warten sie nun, bis ihnen die Musik das eigentliche Signal giebt. Bei den ersten Tönen der Guitarre und des kunstlosen Gesanges beginnen sie beide, den Körper leicht gebogen und anmuthig ihre Taschentücher in ihrer rechten Hand schwingend. Es sind dies anfangs langsame und noch wenig belebte Pas, wobei der Tänzer mit schüchterner und gleichsam flehender Miene die Tänzerin zu verfolgen scheint, während diese ihn verächtlich anblickt und ihm fortwährend in Kreiswendungen wie eine leichte Sylphide entschlüpft. Der Tänzer verdoppelt seine Anstrengung, ihrer habhaft zu werden, und kömmt ihr mit jeder neuen Bewegung näher. Das Taschentuch in seiner Hand scheint eine geheimnißvolle Sprache zu sprechen. Bald schwenkt er es in immer kürzeren und öfteren Rucken, das seiner Tänzerin entfaltet sich gleichfalls und scheint seiner Aufforderung zu antworten.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte der Quäker und ihrer Lehren.

(Schluß.)

Penn und die Quäker unserer Zeit.

Der Quäker erstes Auftreten in der neuen Welt war nicht mehr vom Glück begünstigt, als dies in der alten der Fall gewesen war. Mögen sie nun ihr Geschick durch ungemäßigten Eifer hervorgerufen oder andere Dinge es veranlaßt haben, sie fanden dort nicht eine friedliche Zuflucht, sondern Verfolgungen und Kerker, ja, mehrere wurden sogar durch die Calvinisten von Boston zum Tode verurtheilt. Da entschloß sich ein Theil von ihnen, dem Beispiel der Puritaner zu folgen, und kauften bald Neu-Jersey, wo sie eine Verwaltung nach ihrem Sinne einrichteten. Bald darauf unternahm es Penn, das weite Gebiet des jetzigen Pennsylvanien anzubauen. Er erlangte das Recht dazu, indem die Krone hierdurch die Schuld einer Anleihe tilgte, welche sie bei seinem Vater gemacht hatte, und seine Eigenthumsverschreibung führte ihm in jenem Lande fast unbeschränkte Macht. Hiermit eröffnete sich für die Gemeinde ein ungeheures Feld der Thätigkeit und Hoffnung, auf welches sie sich als wahre Mystiker mit dem Glaubenseifer ihres ersten Stifters warfen, indem sie zwar nicht mehr an die Unfehlbarkeit des unbewußten inneren Ergusses, unter ganz verwandten Bedingungen aber an das Vermögen des Menschen glaubten, ohne Kenntniß und Vorbereitung, durch eigenes Urtheil Alles zu verstehen.

Wie verderblich dieser Grundsatz sich indeß oft bewährt hat und bewährt, so zeigt sich doch auch hier, daß überall Umstände und Personen über den Erfolg einer Sache entscheiden. Die Quäker stifteten ihr Reich auf jungfräulichem Boden; nirgend traten ihnen die widerstrebenden Elemente der alten Civilisation entgegen. Alle kamen mit gleichem Glauben, gleichen Bedürfnissen, Alle wollten Land und waren durch gleiche Interessen an den Boden gebunden; so war kein Anlaß da, eine soziale Hierarchie einzuführen, die der Wirklichkeit nicht genügt hätte. Zumeist aber sicherte Penn's Persönlichkeit einen günstigen Erfolg. Er war eine herrliche Erscheinung, und welches auch seine Irrthümer seyn mochten, er verband mit seinen Grundsätzen tiefe Beobachtungsgabe, großen Scharfblick für die Lehren des praktischen Lebens und vor Allem unverwüstliche Rechtlichkeit und Herzensgüte.

Seine Verordnungen enthalten höchst nützliche Lehren, eine politische Moral, welche die Erfahrung der Vergangenheit diktirte, und glaubte er als Gesetzgeber nur niederzuschreiben, was das innere Licht Jedem offenbart, so ist dies doch recht eigentlich der Erguß einer Stimme, die zu ihm redet und Kenntniß vieler Dinge und Zustände zeigt.

Schon vor Gründung seiner Kolonie hatte Penn zu Neu-Jersey die Quäker auf die Bahn der Politik geführt; 1680, als er Pennsylvanien zum Eigenthum erhielt, verleugnete er großmüthig sein eigenes Interesse, folgte seinem Gewissen und gestattete den Bewohnern seiner Provinz, sich selbst zu regieren. Die Verfassung, welche er in England entworfen hatte, stellte die Regel auf, daß alle Civil-Aemter jedem Christen zugänglich seyen, welcher Sekte er auch angehöre, und daß Jeder, der an einen Gott glaube und die Verpflichtung anerkenne, mit seinen Nebenmenschen in Frieden und Eintracht zu leben, wegen seiner Ueberzeugung nicht beunruhigt und genöthigt werden dürfe, zum Unterhalt irgend einer Kirche beizutragen. Sein erstes Verwaltungssystem erlitt mehrfache Abänderungen, wie dies nicht wohl anders seyn konnte; auch mußten mehrere besondere Gesetze aufgegeben werden, die allzu sehr das Gepräge des Quäkerthums an sich trugen. Die Folgen der Erfahrung führten hierbei auf den rechten Weg, die Kolonisten fanden sich schnell in das Amt der Gesetzgeber, und hatte Penn auch Unrecht, zu glauben, alle Menschen vermöchten sich selbst zu regieren, so gelang es doch bei den Bewohnern seiner Provinz durch ihren Mystizismus, durch Gewohnheiten und Instinkt, durch Kenntniß der Leiden, welche Unduldsamkeit verhängt, durch das Streben, die Ueberzeugung Anderer zu ehren und durch ihr schöne Moral, überall auf Gewalt zu verzichten. Prüfende Erfahrung sicherte den Erfolg, und Pennsylvanien, welches rasch emporkam, hat unbestritten großen Einfluß auf die Union ausgeübt.

Wie weit so freie Verfassungen als die der jungen Nationen in der neuen Welt sich bei wachsender Bevölkerung und endlicher Uebervölkerung als möglich erweisen werden, muß die Zukunft lehren. Gewiß ist, daß man Pennsylvanien schon jetzt nicht mehr einen Quäkerstaat nennen kann. Während der langen amerikanischen Kriege sahen die Mitglieder der dortigen Gesellschaft der Freunde sich genöthigt, ihren Grundsätzen zu entsagen oder ihre Aemter niederzulegen. Fast Alle thaten das Letztere, und nur ein geringer Theil erklärte sich für die Rechtmäßigkeit eines Vertheidigungskrieges. Diese haben der Unionsarmee mehrere Generale geliefert. Jetzt scheint ihre Zahl erloschen, und die Masse der heutigen Quäker sind die Hauptvertheidiger der Friedenskongresse und der Abschaffung des Krieges, müssen es seyn, denn ohnedies giebt es für sie nichts, als entweder ihre Grundsätze aufgeben, oder sich unter Obhut anders Glaubender stellen, welche verhüten können und wollen, daß sie zu Parias herabgewürdigt werden.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts bildeten die Quäker fast den achten Theil der Bevölkerung von Pennsylvanien, jetzt haben sie mit der öffentlichen Verwaltung nichts mehr zu thun, sind ins Privatleben zurückgekehrt, und man findet in sämmtlichen Unionsstaaten ungefähr hunderttausend dieser Sekte. In England und Wallis schätzt man ihre Zahl auf drei- bis vierhunderttausend. Außer England und Amerika ist ihnen zu keiner Zeit gelungen, sich auszubreiten.

Daß sie trotz ihrer vielen, den bürgerlichen und staatlichen Zuständen widerstrebenden Verordnungen die verschiedensten Zeiten überdauern konnten und eine so große Wirksamkeit übten und üben, danken sie vornehmlich dem auch bei ihren heftigsten Streitigkeiten unwandelbar festgehaltenen Grundsatze: „Beunruhige Dich nicht zu sehr wegen dessen, was Du denken sollst, um Dich desto mehr damit zu beschäftigen, wie Du das Rechte thun kannst.“ Ueberall zeigten sie sich dem Gesetze gehorsam, wortreu, friedlich und rechtschaffen. Ja, dies ist nicht Alles. In ihrer in gewissem Sinne vereinzelten Stellung erscheinen sie wie eine Gesellschaft, die sich der Barmherzigkeit geweiht hat. Gewissenhafte, fromme Kindererziehung und die Pflicht, sich dabei gegenseitig beizustehen, war eine der Hauptregeln ihrer Religion, die schon Fox bestimmte, und Penn begann später, den Entwurf seiner Verfassung mit den bedeutungsvollen Worten: „Die Regierungen sind viel mehr von den Menschen abhängig, als die Menschen von den Regierungen. Sind die Menschen gut, so kann die Regierung nicht schlecht seyn, wäre sie es, so würden jene sie verbessern. Die vornehmlichste Sorge muß demnach seyn, durch die Erziehung der Jugend Weisheit und Tugend zu verbreiten.“ Diese Regel wurde nie vergessen. Der Unterricht in den Quäkerschulen ist einfach, beschränkt sich auf das Nothwendige: Moral und Religion, Muttersprache und Rechnen. Erziehung heißt bei ihnen der Weg, sich sittlich auszubilden, nicht aber Ansprüche zu entwickeln.

Außerdem gab es in der Gesellschaft überlieferte Grundsätze, die zum Gebot wurden. Fox kannte aus Erfahrung den schrecklichen Zustand der Gefängnisse, die teuflischen Freuden des Lasters in diesen Pfühlen des Schmutzes und der Verderbtheit, und die Besserung jener Zustände oder, richtiger, die Bekehrung der Gefangenen beschäftigte ihn unablässig. In gleichem Sinne wurde bei seinen Reisen nach Amerika sein Mitgefühl für die Neger geweckt. Ueberall ermahnte er, die Sklaven mit Sanftmuth zu behandeln, für ihre Seelen Sorge zu tragen und sie nach bestimmtem Zeitverlauf freizugeben. Diese Wünsche und Bestrebungen wurden Eigenthum der Gesellschaft: die Umgestaltung der Gefängnisse, die Unterdrückung des Negerhandels, die Emancipation der Schwarzen und allgemeiner Friede sind Dinge, welchen sie unausgesetzt bei allen öffentlichen Anlässen und im Privatleben große Kräfte widmeten, und dasselbe gilt von der Bekehrung der Indianer. Hier, wie überall, suchten sie das Unmögliche zu leisten, und leuchtete aus ihrem Thun zugleich mit der Hingebung und dem Heldenmuth auch die Verirrung der Barmherzigkeit hervor, die, wenn sie der Wirklichkeit vergißt, Uebeles schafft, wo sie Gutes erreichen will. Es ist nicht zu bestreiten, sie haben den Frieden so sehr geliebt, daß sie den Nationen die Waffen gegen die Barbarei rauben wollten, haben aus Liebe zur Menschheit die Gerechtigkeit unterdrücken, die Strafen für Vergehen und die ihnen folgenden Schrecknisse und Verheerungen aufheben wollen, haben sich durch ihren Glauben an das Göttliche im Menschen, durch ihre Ueberzeugung, daß nur Mangel an Ermahnung zum Bösen führe, und ihre ganze Denkweise hierzu verleiten lassen; und können wir den Wahn weder rechtfertigen, noch in Schutz nehmen, so fühlen wir uns doch um so mehr zu milder Beurtheilung gedrungen, als wir oft sehen, wie ähnliche Trugschlüsse zu gleichen Verirrungen führen, ohne daß die, welche sie verbreiten, mit Quäker-Ausdauer und Selbstverleugnung der Ausübung der Tugend nachstreben, die sie für erreichbar halten oder preisen. Die Quäker machten ihre Predigt zur That, um dies zu erkennen und zu würdigen, braucht man nur die Memoiren von William Allen und Mrs. Fry zu lesen.

Ohne Vermögen, ohne Jugendausbildung wurde William Allen eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Europa's, als Gelehrter wie als Wohlthäter der Menschheit. Seine Bestrebungen in der Wissenschaft, durch welche er zum Mitglied der königlichen Societät erhoben wurde, und sein Beruf als Kanzelredner, dem er sich eifrig widmete, hinderten ihn nicht, die Privatwohlthätigkeit mit Verstand und Erfolg anzuregen und zu leiten. Die Abschaffung des Sklavenhandels war sein besonderer Wunsch, und bis zu seinem Tode zeigte er sich als ein Vorbild alles dessen, was an einem Menschenfreund heilbringend seyn kann. Er trachtete nicht nur, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gefahren der Verarmung und die Wichtigkeit der sich daran knüpfenden politischen Fragen hinzulenken, er stand auch an der Spitze derer, welche England lehrten, was die übrigen Nationen jetzt von ihm lernen, daß die beste, bis jetzt gekannte, erreichbare Abhülfe gegen die Leiden der arbeitenden Klassen in Vorkehrungsmitteln und Einrichtungen besteht. Die Zahl der Associations-Gesellschaften, die er stiften half, ist so groß, daß man sich versucht fühlt, seine Thätigkeit für übermenschlich zu halten. Dazu gehören (um nur einige zu nennen) zwei Anstalten, welche Suppe und andere Nahrungsmittel zu billigen Preisen an Arme vertheilen, eine für Verbesserung junger Verbrecher, eine, um arme Feld- und Fabrik-Arbeiter zu unterstützen, mehrere Gesellschaften, welche die Armen bestimmter Distrikte besuchen und Sparkassen für sie einrichten. Der Bibelgesellschaften, der gelehrten und anderen Verbindungen, um Leiden zu mildern und Bildung zu verbreiten, gedenke ich nicht. Er war aber nicht nur Stifter und Anordner; er selbst diente denen, die ihm halfen, wandte sich an die Privatwohlthätigkeit, wußte Anderen seinen Eifer mitzutheilen und suchte unermüdet den Schutz der Mächtigen für das, was er schuf. Daß er mit seinem Beutel schaltete, wie mit seiner Zeit, braucht kaum gesagt zu werden, diese Tugend war den Quäkern immer eigen.

In gleicher Wärme beschäftigte William Allen sich mit der Umgestaltung des Primärunterrichts und widmete ihm einen großen Theil seines Lebens. Noch in hohem Alter stiftete er aus eigenen Mitteln praktische und theoretische Schulen des Ackerbaues. Mit Geschäften überhäuft, Verwalter der Güter des Herzogs von Kent, eifriges Mitglied seiner Kirche, fand er doch noch Zeit, Norwegen, Schweden, Rußland, Griechenland, Deutschland, Frankreich zu durchreisen, dort die Gefängnisse, Schulen und Wohlthätigkeits-Anstalten zu besichtigen, den Ministern darüber Bericht zu erstatten und überall nützliche Verbesserungen zu predigen.

Diese Reisen wurden vornehmlich zu dem religiösen Zwecke unternommen, sich mit allen wohlthuenden Personen Europa's in Verbindung zu setzen und solche für sich zu gewinnen. Nicht in der Weise der früheren Quäker, sondern ohne Rücksicht auf besondere Glaubensrichtung, einzig, um an der Verbreitung alles dessen zu arbeiten, was heilen kann, Elend zu lindern und durch nützliche Kenntnisse die Laster zu bannen, welche Unwissenheit hervorruft. In dem Briefe, den Allen und Etienne Grellet, sein Begleiter, an den König von Schweden richteten, heißt es:

„Getrieben, wie wir in Demuth hoffen, von christlicher Liebe, welche das Wohl aller Menschen wünscht, haben wir für unsere Pflicht gehalten, Deine Staaten zu durchreisen und die zu begrüßen, welche den Erlöser Jesus Christus aufrichtig lieben, welches auch die Glaubensform sey, die sie bekennen, überzeugt, daß die wahre Kirche aus allen denen besteht, die sich redlich mühen, an ihrem Theil den Willen des Himmels zu erkennen und zu erfüllen.“

In gleichem Sinne hat Mrs. Fry verschiedene Länder besucht. Sie war Hauptbeförderin einer der bedeutendsten Umgestaltungen unseres Jahrhunderts, der Reform des Strafverfahrens. Wie Allen, besaß sie ungewöhnlichen praktischen Geist, und die Gabe, Andere mit sich fortzureißen, hatte, wie er, die höchst seltene und bewunderungswürdige Eigenschaft, sich in der größten Thätigkeit nie selbst zu verlieren, und die Fähigkeit, eine Unzahl von Geschäften gleichzeitig zu leiten. Die Wohlthätigkeits-Gesellschaften wuchsen unter ihren Füßen hervor, und sie übernahm dabei den beschwerlichsten Theil. Sie war reich, war Gattin und Mutter und lebte dennoch inmitten der Kerker und ihrer Bewohner. Sie besaß einen Talisman, die wilden Thiere zu zähmen, brach sich Bahn durch das Niedrigste und Verderbteste, was es giebt, die Bahn der Engel, welche die Finsterniß verscheuchen, ans Licht zu bringen. Was vor fünfundzwanzig Jahren fast alle Gefängnisse Europa's waren, vermögen wir uns kaum vorzustellen. Angeklagte und Verbrecher jeder Art, Männer und Frauen, lagen durch einander in Schmutz und Koth, allen Lastern und völligem Müßiggange hingegeben. Der Gedanke, daß es Bedürfniß, ja, Pflicht sey, diesen Krebsschaden zu heilen, wurde von vielen Einsichtsvollen erkannt, die Hauptanregung aber, daß man damit zur That schritt, gab die Quäkergesellschaft, und vornehmlich gelang es Mrs. Fry, im Gefängniß von Newgate, wo sie durch W. Allen Eintritt fand, das erste Licht zu verbreiten. Sie errichtete Schulen für die Gefangenen, hielt ihnen fromme Vorlesungen, berief einen Ausschuß von Damen, welche ihr bei ihrem Unternehmen Beistand leisteten und sich der Gefangenen bei geendeter Haft annahmen, und erlangte endlich, daß die meisten und heilsamsten von ihr vorgeschlagenen Verbesserungen von der Regierung angenommen wurden. Jede Art von Verbrechern kam in gesonderte Säle, Männer und Frauen wurden getrennt, erhielten Aufseher ihres Geschlechtes, und Arbeit wurde den Gefangenen zugetheilt.

Solchen Thatsachen gegenüber schweigt, was gegen die veralteten, noch immer von ihnen festgehaltenen Gebräuche der Quäker und über die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Richtung gesagt werden kann. Die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit des inneren Lichtes ist sicherlich ein gefährlicher, immer von zwei entgegengesetzten Abwegen bedrohter Glaube, dem Abwege überspannter Schwärmerei und dem Abwege der Selbstvergötterung. Die Quäker der Neuzeit verhalten sich der inneren Offenbarung gegenüber, in welcher sie Gottes Stimme ehren, demüthig und schüchtern. Wie sie den Stürmen und Versuchungen der Jetztzeit gegenüber bestehen, ob sie sich zwischen ihnen erhalten und wie sie, wenn dies der Fall ist, aus ihnen hervorgehen werden, kann nur die Zukunft lehren. Gewiß ist, daß in diesem Augenblick ihre Zahl immer mehr sinkt und mehr Frauen als Männer bei ihnen das geistliche Amt verwalten. Welches indeß auch die weitere Geschichte dieser Sekte sey, wahr bleibt für alle Zeiten, daß reichlich guter Samen durch sie ausgestreut worden ist, der vielfältige gute Frucht trug und forttragen wird.

Die Londoner Times, ihre Herausgeber und Mitarbeiter.*)

Die Times ist von allen Morgenzeitungen Londons die einzige, die sich

*) Aus Knight Hunt's Fourth Estate. Vgl. Nr. 69 und 70 des Magazins d. J.

noch im Besitz der Familie ihres Gründers befindet. Sie wurde von John Walter begonnen, und ihre erste Nummer erschien am 1. Januar 1788, als Fortsetzung des Daily Universal Register, von welchem bis dahin 938 Nummern herausgekommen waren. Sowohl die Times, als ihr Vorgänger, wurden, wie es in ihrem Titel hieß, logographisch gedruckt. Dieser sonderbare Ausdruck bezog sich auf das Patent, welches der Herausgeber erhalten hatte, um ganze Wörter statt der einzelnen Buchstaben in Metall zu gießen und diese hierauf von dem Setzer zusammenstellen zu lassen. Er gebrauchte also stereotypirte Wörter oder Silben an der Stelle der einzelnen metallischen Lettern. Diese Einrichtung wird in einer 1783 nach der logographischen Methode gedruckten Broschüre beschrieben, die von einem Setzer, Namens H. Johnson, herrührt, der an der neuen Erfindung theilhatte. Walter, der gleichfalls zu den Urhebern derselben gehörte, nahm ein Patent darauf und machte sich dann ans Werk, sie zu benutzen. Er arbeitete mit großer Energie und Ausdauer und hoffte, wie alle Projektenmacher, einen glänzenden Erfolg. Die Vortheile, welche aus der logographischen Methode hervorgehen sollten, bestanden darin, daß Druckfehler weit seltener vorkommen müßten, als bei dem gewöhnlichen Verfahren; ja, man glaubte sie ganz vermeiden zu können und durch Ersparung von Zeit und Arbeitskräften die Druckkosten bedeutend zu ermäßigen. Indessen erhoben sich bald praktische Schwierigkeiten, und die neue Erfindung gab zu manchen Spöttereien Anlaß. Man versicherte, daß die Bestellungen an den Schriftgießer ungefähr folgendermaßen lauteten: Ich bitte um einen Zentner, in einzelne Pfunde vertheilt, von den Worten: „Hitze", „Kälte", „naß", „trocken", „Mordthat", „Feuersbrunst", „schrecklicher Raubanfall", „gräßliches Verbrechen", „schauderhaftes Unglück" u. dergl. Ein zweiter Zentner wäre zusammenzusetzen aus „ehrenwerthen Herren", „lauter Beifall", „königliche Majestät", „liebenswürdiges Frauenszimmer" u. s. w. Aber Walter ließ sich durch Nichts abschrecken; am 1. Jan. 1785 gab er die erste Nummer des Universal Register, nach der neuen Methode gedruckt, heraus. Sie war vier Seiten stark, hatte einen Halfpenny-Stempel und kostete 2½ Pence, und in einer langen Adresse an das Publikum bedankte sich Walter für die Unterstützung, die man seiner Verbesserung in der typographischen Kunst gewährt habe. Die Times wurde in gleicher Weise gedruckt, allein mit der Zeit erwies es sich, daß die Logographie nicht die erwarteten Vortheile darbiete, und man mußte zu dem alten Verfahren zurückkehren.

Dr. Stoddart, der in den satirischen Versen Moore's und Anderer als Dr. Slop figurirt, war eine Zeitlang Redacteur der Times, wich aber so sehr von Walter in seiner Beurtheilung Napoleon's ab, daß es am Ende zu einer Erklärung zwischen ihnen kommen mußte. Der französische Kaiser war für Stoddart eine wahre Vogelscheuche, der ihn nicht anders als den „korsischen Dämon" nannte. Trotz aller Vorstellungen, fuhr Stoddart fort, seine wüthenden Artikel zu schreiben, bis Walter seine Verbindung mit ihm abbrach, indem er ihm mit der Liberalität, die ihn auszeichnete und die so viel zu seinem Erfolge beitrug, eine reichliche Entschädigung bei seinem Rücktritt anbot. Die Summe sollte von zwei gegenseitigen Freunden festgesetzt werden, allein noch ehe sie einen Beschluß fassen konnten, schrieb ihnen Stoddart, daß sie sich nicht weiter in der Sache bemühen möchten, da am folgenden Montag die erste Nummer der New Times erscheinen werde, die er selbst herausgebe.

Der Nachfolger Stoddart's war Thomas Barnes, der lange Jahre an der Spitze des Redactionspersonals der Times stand. Barnes war in der Freischule von Christ's Hospital erzogen worden und studirte dann in Cambridge, wo er der Zeitgenosse und Nebenbuhler Blomfield's war, der jetzt Bischof von London ist. Letzterer gewann drei Jahre nach einander den ersten Preis, Barnes aber nahm die zweite Stelle ein, und obwohl ihn Blomfield im Studium des Griechischen übertraf, so galt er doch in anderen Zweigen der Wissenschaft für stärker. Nachdem er promovirt hatte, ließ sich Barnes als Rechtsstudent im Tempel einschreiben, um sich zum Advokatenstande vorzubereiten. In seinen Erholungsstunden schrieb er eine Reihe von Briefen in der Manier des Junius über die vornehmsten öffentlichen Charaktere und Ereignisse des Tages, die er an die Times einsandte. Diese Aufsätze erregten einige Sensation, Walter suchte ihren Verfasser auf und knüpfte mit ihm eine Verbindung an, welche Barnes zuerst als Reporter in die Galerieen des Parlamentes einführte und ihn in der Folge als Redacteur an die Spitze eines der mächtigsten Organe der Presse stellte. Es war durch seine Redaction und Walter's Leitung, daß die Times ihren hohen Ruf erlangte. Viele ausgezeichnete Männer wurden Mitarbeiter, ohne daß sie ihren Namen bekannt werden ließen, und ihre Talente gaben dem Blatte einen immer größeren Aufschwung. Wohl ein Dutzend gewandter Schriftsteller bezogen zu gleicher Zeit ansehnliche Stipendien von der Times, und wenn sich Einer ausgeschrieben hatte, nahm ein Anderer seinen Platz ein. Mancher geistreiche Mann hat seine Feder im Dienste der Times abgestumpft, aber keiner von ihnen soll je über Mangel an Freigebigkeit von Seiten derer geklagt haben, die er mit seinem Talent unterstützte. Ein gewisser Capitain Stirling war der Verfasser jener glänzenden, rücksichtslosen, ungestümen Leitartikel, welche der Zeitung den Beinamen des Donnerers (Thunderer) verschafften. Er wußte in seiner Schreibart den Geschmack des damaligen Publikums auf ein Haar zu treffen. Er wohnte in Brompton, bezog, wie man sagt, ein Gehalt von 2000 Pfo. Sterl. jährlich, und wenn er nach der Expedition kam, welches nur selten stattfand, ward die größte Heimlichkeit beobachtet, da Walter den Ursprung der in seinem Blatte erscheinenden Artikel gern mit einem gewissen mysteriösen Dunkel umgab. Im Allgemeinen besaß Stirling nur wenig Bildung; wenn er schreiben sollte, so mußte man ihm die Thatsachen und Umstände an die Hand geben, welche er aber dann in so hinreißende Worte kleidete, daß Alle, außer denjenigen, gegen die er die Pfeile seines Witzes richtete, davon entzückt waren. Seine beißenden Ausfälle zogen Barnes, als verantwortlichem Redacteur, viele Feinde zu. Mehr als ein Minister soll versucht haben, ihn in einen persönlichen Streit zu verwickeln, aber Barnes ließ sich nicht, wie manche von seinen Kollegen, dazu verleiten, seine journalistischen Fehden mit dem Degen oder der Pistole auszufechten. Lord Brougham, der sich in so vielen Fächern versucht hat, soll auch mitunter Leitartikel für verschiedene Blätter geschrieben haben. Es geht die Sage, daß Barnes einst zu Brougham ging, welcher damals die Kanzlerwürde bekleidete, und da er warten mußte, bis die Sitzung des Kanzleigerichts zu Ende war, so nahm er, um sich die Zeit zu vertreiben, die Morning Chronicle in die Hand, in welcher er eine mit vieler Schärfe abgefaßte Widerlegung eines Artikels fand, den Brougham Tages zuvor für die Times geliefert hatte. Der Stil verrieth dem kundigen Barnes sogleich den Verfasser, und als der Großkanzler die Richterbank verließ, um mit dem Redacteur zu sprechen, begrüßte ihn dieser mit den Worten: „Das ist aber unerhört, sich selbst auf diese Weise zu maltraitiren." Brougham war überrascht, Barnes verfolgte seinen Vortheil, und der Kanzler mußte bekennen, daß er gegen seinen eigenen Artikel geschrieben habe.

Obgleich die wenigsten Leitartikel von Barnes selbst herrührten, verstand er es, die Beiträge Anderer so zu überarbeiten, daß die Widersprüche vermieden wurden, die sich nach seinem Tode in den Spalten der Times bemerklich machten. Sein Nachfolger ist wahrscheinlich nicht ermächtigt, das Manuskript gewisser Mitarbeiter zu retouchiren, und dies mag dem Rufe der Zeitung geschadet haben. Ein Leben unermüdeten Fleißes ward leider durch einen schmerzvollen Tod geschlossen. Nachdem Barnes lange am Stein gelitten, faßte er den Entschluß, sich einer Operation zu unterwerfen; diese wurde zwar von dem berühmten Wundarzt Liston mit vieler Geschicklichkeit vollzogen, erschütterte aber seinen durch geistige Anstrengungen und physische Schmerzen geschwächten Körper so sehr, daß er sich nie davon erholte. Sein Tod erfolgte am 7. Mai 1841 im 56sten Jahre seines Alters, und seine sterbliche Hülle ruht in dem Friedhofe zu Kensall-Green.

Walter, der Herausgeber der Times, war auch Parlamentsmitglied. Er saß viele Jahre im Unterhause, wo er zum letztenmal in der Session von 1841 erschien, aber seine parlamentarische Thätigkeit war mit seiner journalistischen nicht zu vergleichen. Im Besitz ansehnlichen Reichthums und einer geachteten sozialen Stellung endete er seine lange und bewegte Laufbahn am 28. Juli 1847.

Mannigfaltiges.

— Der „Proskribirte" in London. Die nach London geflüchteten Helden der französischen Februar-Revolution, die Herren Ledru-Rollin und seine Freunde, geben dort ein Journal unter dem Titel „Le Proscrit" heraus. In Frankreich ist diese Zeitung sofort von der Polizei konfiszirt worden. Die Haltung des Journals ist jedoch so gränzenlos leidenschaftlich und gemein, daß es die Regierung unbedenklich könnte zirkuliren lassen. Organe dieser Art schaden ihrer eigenen Partei mehr, als sie ihr dienen. Auch in Deutschland giebt es solche Partei-Organe, und zwar nicht blos auf der linken Seite. Am allermeisten schimpft Herr Ledru-Rollin in seinem Journale auf die jetzigen Vertreter des „Berges" in der gesetzgebenden Versammlung, denen es, wie er sagt, an jeder Art von Energie mangelt. Allein wohin hat denn die sogenannte Energie des Herrn Ledru-Rollin geführt? Für einen Augenblick zwar gelang es ihm, ein großes Land dadurch zu verblüffen, aber bald erkannte man den Charlatan, der jetzt nicht minder, als das Land, das er unglücklich gemacht, die Folgen seiner Kühnheit zu büßen hat. — Der „Proskribirte" ist jedoch nicht blos das Journal der demagogischen Emigration von Frankreich, sondern auch das Amtsblatt der gesammten europäischen Republik, die sich in diesem Augenblicke nach London geflüchtet und dort in einigen Männern konzentrirt hat, bis es ihr gelingt, sich in ganz Europa einzurichten. Der Plan einer Universalrepublik und eines demagogischen Utopiens findet sich namentlich in einem Aufsatze Mazzini's ausgeführt, der eine „heilige Allianz der Völker" verkündet, während er doch erst vor kurzem die Erfahrung gemacht, daß nicht einmal in Italien, geschweige denn in ganz Europa, eine Völker-Union möglich sey. Mazzini's Buch „über Republik und Königthum in Italien" ist von Georges Sand ins Französische übersetzt und vor kurzem in Paris ausgegeben worden.*)

— Bekehrung der Hindus zum Christenthum. Die meisten unserer Leser, schreibt das Colonial Magazine, werden mit Verwunderung erfahren, daß man ein Gesetz, wodurch das Vermögen eines Hindus, der die christliche Religion annimmt, zu Gunsten seiner nächsten Verwandten konfiszirt wird, erst vor kurzem außer Kraft gesetzt hat. Wir wissen nicht, wem die christlichen Hindus diese Emancipationsakte zu verdanken haben. Nach der Versicherung des Bengal Recorder, eines indischen Journals von anerkannter Zuverlässigkeit, kann die Abschaffung dieses gehässigen Gesetzes als das Todesurtheil des hinduischen Glaubens betrachtet werden. Ohne den Schutz einer solchen Verordnung kann, wie es scheint, die Religion Brahma's und Wischnu's auch auf ihrem heimatlichen Boden nicht länger bestehen.

*) République et Royauté en Italie, par J. Mazzini. Traduction et préface par Georges Sand. Un vol. in-12 de 247 pages. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 1. August 1850.

Spanien.

Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Niemals siegen die Revolutionen, ohne in der Gedankenwelt auf einen heftigen Widerstand zu treffen. Mitten in den gewaltigen Explosionen erheben sich männliche Geister, welche die Macht der Reaction in sich personifiziren und, von einem höheren Glauben geleitet, den revolutionairen Ideen kühn entgegentreten. Nicht immer stehen diese Geister in dem Heerde der Revolutionen selbst, oft erscheinen sie außerhalb desselben, nahe genug, um die kritischen Phänomene genau zu beobachten, fern genug, um ein Gesammtbild derselben aufzufassen und ihre allgemeine Richtung zu entwirren. So hat namentlich die französische Revolution in jeder ihrer Phasen einen mächtigen, widerstandsfähigen Geist getroffen, der ihre Berechtigung bestritt und den Abgrund beleuchtete, welchen sie eröffnet hatte.

Einer der beredtesten Gegner der siegreichen Revolution war Edmund Burke, der Verfasser der Rede vom 9. Februar 1790 und der „Betrachtungen über die französische Revolution", Burke, den auch die Morgenröthe von 1789 nicht blendete, der schon am 14. Juli den 10. August, den 2. September und den 21. Januar erkannte. Daher wurde sein Widerspruch schon in dem Beginne der Revolution laut. Während sie sich entwickelte, reifte in Savoyen unter der französischen Invasion ein anderer jener Geister, welche von der Höhe eines unbeugsamen Dogmas herab über das revolutionaire Prinzip den Stab brechen. Es war Joseph de Maistre. Seine Betrachtungen über Frankreich erschienen 1797. Joseph de Maistre wagte es, die Revolution, die sich zu befestigen schien, als radikal böse, ja, als satanisch zu bezeichnen.

Heute, nach der Revolution von 1848, ersetzt ein anderer Redner, der zu der Familie eines Burke und eines de Maistre zu rechnen ist: Don Juan Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas. Einige Briefe, einige Reden haben hingereicht, um aus dem spanischen Denker einen europäischen Philosophen zu machen, der einen mächtigen Einfluß ausübt und von Vielen mit Begeisterung, von Allen mit Aufmerksamkeit gehört wird. In den Reden von Donoso Cortes, die zu einer anderen Zeit in jeder politischen Versammlung als eine Anomalie erschienen wären, offenbart sich der christliche Geist in einer seiner lebhaftesten Färbungen; der spanisch-katholische Geist, welcher die Revolutionen vor sein Gericht zieht, um ihren Geist zu befragen und ihre Tiefen zu ermessen. Ein Umstand begünstigt den katholischen Staatsmann: er lebt in der Mitte eines relativ ruhigen Landes. Es ist wahrlich ein wunderbares und unerwartetes Schauspiel, zu sehen, wie Spanien auf dem Meere der europäischen Agitationen ohne Schiffbruch davonkömmt.

Auch Spanien hat eine Periode der Umwälzung durchzumachen gehabt, aber eines seiner Lebenselemente blieb frisch und unberührt als sichere Bürgschaft einer sozialen Dauer und als ein unzerstörbarer Zug seines sittlichen Charakters. Es blieb der katholische Glaube, dessen Macht sich in den Reden des Donoso Cortes offenbart. Der katholische Glaube ist jenseits der Pyrenäen nicht eine poetische Schwärmerei, nicht eine wüste Speculation; er wurzelt im Leben selbst, er liegt in den Sitten, in den Gebräuchen, in den Gedanken und in den Auffassungen. Er gehört zum Wesen der spanischen Natur und bildet im Verein mit dem Nationalstolze und einem edlen Selbstgefühle jenen männlichen Charakter, welcher eine wunderbare Kraft des Widerstandes und der Erhaltung in sich trägt. Deshalb finden die Systeme, welche aus den revolutionairen Strömungen auftauchen, unendliche Schwierigkeit, sich jenseits der Pyrenäen zu befestigen. So sagt ein spanischer Schriftsteller: „Die kommunistischen Ideen, welche in anderen Ländern sich so weit verbreitet haben, sind bei uns völlig unbekannt; der revolutionaire Geist geht nicht über die politischen Interessen hinaus; unsere Gesellschaft ist noch rein von der Unsittlichkeit, welche in anderen Ländern bis zu den tiefsten Schichten der Gesellschaft hinabdringt."

Seiner ganzen Natur nach ist Donoso Cortes ein echter Spanier, weil er ein echter Katholik ist. Im Jahre 1809 geboren, Zögling der Universität von Sevilla, traf ihn im Jahre 1834 die Revolution, aus welcher die constitutionelle Monarchie hervorging, in der Blüthe der Jugend und riß ihn in den Strom der politischen Kämpfe hinein. Von da ab hat er das constitutionelle Königthum stets vertheidigt und es von dem revolutionairen Elemente zu befreien gesucht. Donoso Cortes ist Publizist, Volksvertreter und Beamter gewesen; noch jüngst Abgesandter der Regierung in Berlin, ist er jetzt königlicher Rath. Oft stand er an der Schwelle der Regierung, ohne sie zu betreten, ohne selbst ein Verlangen danach zu haben. Er spricht von der Regierungsmacht ohne Geringschätzung und Neid, wie ein Mann, der ihre Bedingungen kennt und sie nicht anzunehmen geneigt ist. „Ich bin unfähig, zu regieren", sagt er mit einer naiven Aufrichtigkeit, die wenige Nachahmer finden wird, „ich könnte die Regierung nicht übernehmen, ohne die eine Hälfte meines Seyns mit der anderen in Kampf zu setzen, ohne meinen Instinkt gegen meine Vernunft und meine Vernunft gegen meinen Instinkt zu waffnen."

Die Sammlung seiner Werke, von seinen „Betrachtungen über die Diplomatie", im Jahre 1834 geschrieben, bis zu seinem Werkchen über „Pius IX.", im Jahre 1847 verfaßt, enthält die Geschichte der Bestrebungen dieses hohen Geistes, die Geschichte seiner Forschungen, seiner Verirrungen und seiner Umwandlungen. Donoso Cortes ist Journalist gewesen; er hat jene Polemik durchgemacht, welche er geistreicher- und gerechterweise die „Vernichterin des Stiles" genannt hat. Aber Donoso Cortes ist Journalist gewesen, wie er jetzt Redner ist. Er wählte, um hervorzutreten, gewisse Augenblicke und gewisse Lagen; er bot nicht seine Worte täglich feil, wie die gewöhnlichen Arbeiter für die öffentliche Neugier, sondern er trat mit energischer Mahnung in kritischen Momenten auf, um die Gefahren derselben zu enthüllen und um den schwankenden Gemüthern eine Fahne zu geben. So hat er im Jahre 1837 den Porrenir und im Jahre 1839 den Piloto herausgegeben.

Gerade in den ersten Jahren der constitutionellen Kämpfe, wo der Bürgerkrieg in allen Provinzen aufflammte, wo Madrid von der Cholera decimirt, von dem Brande seiner Klöster, der Ermordung seiner Geistlichen erschrocken, machtlos zuschaut, wie das Königthum zu Lagranja von der Hand einiger kühner Abenteurer gedemüthigt wird; da offenbart sich das originelle und glänzende Talent des Marquis von Valdegamas. Unter dem Eindruck der Scenen von Lagranja trägt er im Jahre 1836 die Elemente der modernen Staatslehre in seinen „Vorlesungen über das constitutionelle Recht" zusammen. Er begnügt sich nicht damit, einige europäische Publizisten zu übersetzen und zu kommentiren; das Verdienst des geistvollen Schriftstellers besteht darin, einen originellen Gedanken in das Gebiet der spanischen Politik getragen und das Grundproblem des sozialen Organismus aufgesucht zu haben, wir meinen, die Lehre von der Souverainetät. Sie tritt überall bei Donoso Cortes hervor und entspricht dem System der doktrinären Schule, welche in der Intelligenz die Quelle und das Zeichen der Souverainetät erkennt. Donoso Cortes untersucht die sittliche Natur des Menschen und die Grundgesetze der Gesellschaft. Ueber die Souverainetätsidee sind zwei Auffassungen hervorgetreten, welche abwechselnd die Herrschaft errungen, welche ihre eigene Geschichte und ihre eigene Philosophie gehabt haben. Die Eine leitet die höchste Gewalt allein und ausschließlich von einer göttlichen Einsetzung her; die Andere sucht sie in dem Volk, d. h. in der Masse. Donoso Cortes erklärt beide Auffassungen für unvereinbar mit den wesentlichen Bedingungen einer reifen und gesunden Gesellschaft. Die Lehre der Macht vom göttlichen Recht verweist er in die Vergangenheit, als das Gesetz der noch in der Kindheit liegenden Gesellschaft, als einen Gedanken, der zu seiner Zeit der Civilisation genutzt hat. Den revolutionairen Radikalismus von der Volkssouverainetät bezeichnet er als materialistisch und atheistisch. Er zeigt, daß derselbe sich in einem Netz von Widersprüchen und Unmöglichkeiten bewegt, gezwungen, sich zu verleugnen oder in die thörichtsten Konsequenzen zu verfallen. Zwischen diesen beiden Systemen erhebt sich das Recht der Vernunft, welches er aus dem Studium der Geschichte und aus der Beobachtung der menschlichen Natur entwickelt. Der Gedanke von der erhabenen Aufgabe der Vernunft begeistert ihn; er beschreibt sie mit glänzender Beredtsamkeit, verfolgt ihren Lauf durch die Jahrhunderte, wie sie bald unbemerkt, bald offenbar der Freiheit zustrebt, wie sie nach und nach die Emancipation der unteren Klassen bewirkt und die Civilisation der Völker begründet. Donoso Cortes nennt diese Regierung der weltlichen und freien Vernunft „die Herrschaft der legitimen Aristokratieen." So verbreitet er mit Eifer jenen großen politischen Gedanken, der dem 19ten Jahrhundert seinen Glanz gab und der jetzt nur auf Ruinen trauert.

Die Verbindung der konservativen Ueberzeugung mit der Lehre von der Souverainetät der Vernunft trägt bei Donoso Cortes einen ganz eigenthümlichen Charakter. Wenn ihm das Repräsentivsystem als das geeignetste Mittel erscheint, um die Vernunft des Landes zur Geltung zu bringen, so vertheidigt er zugleich die im Königthum dargestellte soziale Autorität in ihrer ganzen Fülle und Ausdehnung. Er unterscheidet zwischen dem Volke, welches nur die Summe der Individuen eines Landes ausmacht, und der Gesellschaft, welche er für die Vereinigung der Menschen, als vernünftiger und freier Wesen, für die Verbindung ihrer sittlichen Interessen erklärt. Die Gesellschaft, als ein

einiges, untheilbares und ewiges Wesen, kann weder bestehen, noch ihre Wirkungen äußern, als durch eine Macht, welche einig, untheilbar und ewig wie sie selbst ist: das Königthum. Es ist nach ihm ein Mißbrauch, wenn die Theoretiker auch anderen öffentlichen Institutionen den Namen von Staatsgewalten geben. Es sind Bürgschaften der Freiheit und des Fortschritts, aber keine Staatsgewalten.

Bemerkenswerth sind seine Ansichten in dem Kapitel über die politischen Reformen, welches man eine Abhandlung über die Krankheiten der Gesellschaft nennen könnte. Das Siechthum der Staaten entspringt aus verschiedenen Ursachen. Sie leiden zuweilen, weil ihre Gesetze schlecht, ihre Institutionen altersschwach, ihre Regierungen verderbt sind, während sie selbst noch einen gesunden Kern in sich tragen. Dann geschieht es, daß das unvernünftige und altersschwache Regiment zusammenbricht, um einer vernünftigen Autorität Platz zu machen, welche die Wunden der Vergangenheit heilt, die Lebenskräfte der Gesellschaft frei macht und in einer wohlthätigen Wirksamkeit ihre Legitimität erweist. Es giebt einen anderen Grund staatlichen Siechthums, wenn die Sitten eines Landes entartet, seine Säfte verderbt sind. Ist dies der Fall, dann hütet Euch, an der Gewalt zu rühren! Hoffet nicht, das soziale Uebel durch politische Revolutionen zu heilen! Nur ein Mittel giebt es in der energischen That einer rettenden Gewalt, in der Diktatur, deren Theorie Donoso Cortes mit glänzender Beredtsamkeit entwickelt. Oder endlich ein Staat ist krank, weil seine Gesetze und Sitten gleich tief gesunken sind, weil die Fäulniß sowohl das Centrum als die Peripherie, sowohl die Regierung als die Regierten ergriffen hat. Dann ist der Staat dem Tode verfallen; seine Rettung ist unmöglich. „Dann", sagt Donoso Cortes, „löscht die Vorsehung dieses Volk aus dem Buche des Lebens. Ein eroberndes Volk dient ihr als Werkzeug, dem der Bürgerkrieg die Wege zeigt und der Sieg seine Flügel leiht. Dann büßt die unterliegende Gesellschaft mit ihrem Blute ihre Thorheiten und ihre Laster." Es drängen sich tausend politische Pfuscher um das Bett des Kranken, die Einen sagen: „Es ist keine Gefahr vorhanden", die Anderen: „Es ist keine Hülfe mehr." Endlich kommen jene gemeinen Fanatiker, welche eine politische Revolution für das Universalmittel erklären: „Gebt der sterbenden Gesellschaft eine Spartanische oder Athenienſische Constitution, und Ihr werdet sie schnell wieder aufleben sehen." Diese Leute wissen nichts von der Geschichte und der Tradition; das Leben eines Volkes soll sich ihren Abstractionen fügen, und oft glauben die Völker diesen Verheißungen, wie unrettbare Kranke gern denen glauben, welche ihnen Heilung versprechen. Sie ergeben sich auf Gnade und Ungnade jenen Empirikern, welche nur nach der Macht streben und aus dem allgemeinen Schiffbruch nur die Planke zu retten suchen, die ihr elendes Daseyn trägt.

Als Schriftsteller ist Donoso Cortes einer jener verallgemeinernden Geister, welche jeder Frage eine hohe Bedeutung zu geben und eine große Seite abzugewinnen wissen. Dieser Charakter zeigt sich schon in seinen „Briefen aus Paris", die er während seines Aufenthaltes in Frankreich in den Jahren 1840 bis 1843 geschrieben hat. Nicht eine Beschreibung der Begebenheiten giebt der Verfasser, sondern eine Fülle von philosophischen Anschauungen und psychologischen Analysen. Es sind Selbstgespräche des Verfassers, der Menschen und Verhältnisse, mit den Blitzen seines Geistes beleuchtet. Er schildert Lamartine im Jahre 1842 mit folgenden Worten: „Es ist eine Art radikaler Konservativer, ein praktischer Poet, dessen sittliche Natur alle Gegensätze in sich vereint." Bei der Prüfung der philosophischen Systeme charakterisirt Donoso Cortes den Eklektizismus, namentlich in seiner Anwendung auf die Politik. Der Eklektizismus in der Politik setzt das Nebeneinander der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie, welches sich in der constitutionellen Dreieinigkeit darstellt; aber da der höhere Gedanke der Ordnung diesen Elementen fehlt, so bleibt diese Schöpfung unvollständig, verwirrt und embryonisch. Das Ideal dieser Regierung soll dann darin bestehen, die eifersüchtigen Kräfte in Gleichgewicht zu erhalten, und da es das natürliche Bestreben jeder Kraft ist, sich zu entwickeln und sich auszubreiten, so wird das Gleichgewicht in nichts Anderem bestehen, als in einem fortwährenden Kampfe, dessen Richtung und Zweck in jedem Augenblick wechselt, je nachdem das eine oder das andere Element vorwiegt. Nach außen muß der Eklektizismus der Politik ebenfalls das System des Gleichgewichts verfolgen, das System des Friedens. „Nicht, als ob der Eklektizismus", sagt der Verfasser, „den Krieg an sich haßt. Was er am Kriege haßt, ist nicht der Krieg, sondern der Sieg, weil der Sieg das Gleichgewicht stört. Denn auch das Nebeneinander der sozialen Elemente ohne Unterordnung ist nichts Anderes, als der Krieg ohne den Sieg. Alle Ansprüche dürfen sich geltend machen, alle Interessen erheben sich; Monarchie, Aristokratie und Demokratie vertheidigen ihre Ansprüche vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung. Doch eine Bedingung ist gestellt, wenn die Parteien vernommen worden sind, darf kein Urtheil gesprochen und vollstreckt werden." So schildert Donoso Cortes die französische Verfassung; so sagt er ferner von ihr: „Die natürliche Folge dieser Verhältnisse ist, daß alle Institutionen im Verfalle sind, daß Nichts sich befestigt und Alles sich auflöst. Der politische Glaube erlischt in der Nation; keine Macht wird keine Berge mehr in Bewegung setzen. Frankreich war eine Nation zur Zeit des Kaiserreiches; die Restauration zeigte zwei mächtige Parteien im Kampfe gegen einander; die Juli-Revolution hat nur noch den Staub der Nation und der Parteien übrig gelassen." Der Sturm von 1848 hat diesen Staub aus einander gesprengt und die Luft so verdunkelt, daß der Weg nicht zu erkennen ist, auf welchem Frankreich zur Ruhe gelangen soll.

Allmälig erhebt sich Donoso Cortes auf den religiösen Standpunkt, den er in der neuesten Zeit eingenommen hat. Schon im Jahre 1839 verdammte er die Philosophie, welche sich von Gott scheidet, Gott leugnet und sich selbst zum Gott macht. Auch in den „Briefen aus Paris" zeigt sich der Schüler de Maistre's. Noch deutlicher wird diese Richtung 1842 in einem Aufsatz „über die spanische Revolution". Der reine Katholizismus wird für den spanischen Staatsmann die Quelle aller Gewißheit und aller Begeisterung, der Gedanke, welcher Alles erklärt und Alles ordnet. Die Schrift über „Pius IX.", welche im Jahre 1848 erschien, enthält eine feurige Apologie der katholischen Civilisation. Der Verfasser begrüßt den liebevollen und hochherzigen Papst als den Wiederhersteller der Religion, als den Begründer einer neuen Weltordnung. Diese Gedanken beschäftigen Donoso Cortes bei dem Ausbruche der Revolution von 1848. Er läßt sich nicht auf politische Erklärungen der allgemeinen Bewegung ein. „Der Keim der Revolutionen", sagt er in seiner Rede vom 4. Januar 1848, „liegt in den Begierden der Masse, welche von ehrgeizigen und brutalustigen Tribunen aufgestachelt werden. „Ihr werdet seyn, wie die Reichen", das ist die Formel der sozialistischen Revolution gegen die Mittelklassen. „Ihr werdet seyn, wie die Edelleute", das ist die Form der Erhebung der Mittelklassen gegen die höheren Stände. „Ihr werdet seyn, wie die Könige", das ist die Formel der Revolution gegen die Könige. War ja der Ruf: „Ihr werdet seyn, wie Gott!" die Formel der Auflehnung des ersten Menschen gegen Gott. Von Adam, dem ersten Rebellen, bis zu Proudhon, dem letzten Gottesleugner, ist das die Formel aller Revolutionen. Ja, das Uebel ist ewig, aber erst zu unserer Zeit ist es Mode geworden, es als sein Heilmittel für den gesellschaftlichen Körper zu betrachten. Man findet nur allzu häufig eine Art von Zuneigung oder Achtung für revolutionaire Bewegungen, wie für kräftige Thaten eines männlichen Willens. Aber es ist nicht die Kraft, sondern die Ohnmacht des menschlichen Willens, welche sich darin offenbart. Die Bedeutung der Revolutionen ist gewöhnlich keine andere, als daß der Mensch, welcher die Aufgabe hat, sein Daseyn fortwährend zu verbessern, daran verzweifelt, auf regelmäßigem und gesetzlichem Wege das Ziel zu erreichen, und, um sich zu betäuben, sich in die heftigsten Kämpfe, in das Reich der unbekannten Wirren hineinstürzt. Er giebt seine eigene Verantwortlichkeit auf und überliefert sich dem Zufall. Die Revolutionen sind nicht einmal, wie man glaubt, Zeichen überströmender Lebenskräfte, Quellen des allgemeinen Fortschritts der Civilisation; sie führen vielmehr unfruchtbare Zeiten herbei, wo aller Fortschritt aufgehoben ist, wo alles Leben nur scheinbar ist."

Donoso Cortes bezeichnet auch das Uebermaß der Diskussion als ein Gebrechen des constitutionellen Systems. „Wenn die Repräsentativ-Regierungen", sagt er in seiner Rede vom 3. Januar 1850, „von mäßigen Diskussionen leben, so sterben sie an endlosen Debatten. Ein treffendes Beispiel dafür finden wir in Deutschland. In Wien, in Berlin, in Frankfurt waren konstituirende Versammlungen erstanden, und warum sind sie untergegangen? Weil sie nichts thaten und nichts thun ließen; weil sie nicht regierten und nicht regieren ließen." Donoso Cortes geißelt die revolutionaire Idee, welche in der Freiheit nicht den sittlichen Gebrauch der menschlichen Fähigkeiten im Streben nach höherer Vollkommenheit erblickt, sondern dieselbe von der Idee der Pflicht im Gebiete der Sittlichkeit, von der Idee der Ordnung im Gebiete der Politik ablöst, um sie zu einer rein negirenden Kraft herabzusetzen.

Die religiöse Auffassung zieht sich wie ein rother Faden durch alle Werke und Reden des spanischen Staatsmannes. Er sucht in seinen historischen Entwickelungen nachzuweisen, daß das politische Thermometer in demselben Verhältnisse steigt, wie das religiöse Thermometer sinkt, und führt diese Betrachtung von dem grauen Alterthume bis auf die neuesten Zeiten durch. In der Gegenwart zeige sich das politische Thermometer aufs äußerste gestiegen, das religiöse aufs tiefste gesunken. Donoso Cortes wirft seinen Blick auf die Lage Europa's und forscht nach dem Ziel der Bewegung. Frankreich, vor kurzem noch ein großes Land, erscheint ihm nicht mehr als eine Nation, sondern als der „Centralklub Europa's". Deutschland ist nach ihm in ein Chaos politisch-religiöser und nationaler Interessen verwandelt und verbirgt in seinen dunkeln Wäldern die Meister des Atheismus und die Hohenpriester des Sozialismus, von denen Frankreich nur die Jünger und Italien nur die Helfershelfer sieht. In England findet Donoso Cortes nur ein Volk, das seine Ruhe erhält, indem es auf dem Kontinent den revolutionairen Geist anfacht und ermuthigt. Rußland, das zu immer höherer Macht emporsteigt, hat von den Wirren des westlichen Europa's unendlichen Vortheil gezogen; aber Rußland will jetzt noch keinen Krieg; noch ist die Stunde nicht gekommen, um sein Uebergewicht zur Herrschaft zu erheben. Jetzt könnte es auch die deutschen Stämme, in Preußen dargestellt, die romanischen Stämme unter Frankreichs Leitung, den angelsächsischen Stamm Großbritaniens auf seinem Wege finden und nach Asien zurückgeworfen werden. „Erst", sagt Donoso Cortes, „muß die Revolution die Gesellschaft Europa's und die stehenden Heere aufgelöst haben. Dann muß der Sozialismus durch die Aufhebung des Eigenthums den Patriotismus vernichtet haben. Dann muß die Vereinigung aller slawischen Völker unter dem Protektorate Rußlands gelungen seyn. Dann erst, wenn im Westen eine Verbindung frischerer Volksstämme stattgefunden hat, wenn im Osten sich nur zwei Heere gegenüberstehen, das Heer der Plünderer und das Heer der Geplünderten, dann hat die Stunde Rußlands geschlagen. Dann wird die Welt Zeuge einer großartigen Züchtigung seyn, und diese Züchtigung wird England treffen. Seine Schiffe werden ihm nichts nutzen gegen das kolossale Reich, das mit der einen Hand Europa hält und mit der anderen Indien beherrscht. England wird fallen, und sein Todesschrei wird bis an die Pole dringen. Aber damit sind die Katastrophen noch nicht beendigt. Die slawischen Stämme verhalten sich nicht zu den Völkern des Abendlandes, wie die germanischen Stämme zum römischen Volke. Die slawischen Stämme sind seit langer Zeit mit der Civilisation in Berührung und sind daher halbcivilisirt. Die russische Verwaltung ist so verderbt wie die civilisirteste Verwaltung in Europa, und die russische Aristokratie ist so civilisirt wie die verderbteste Aristokratie des Westens. Deshalb wird Rußland,

wenn es ſich auf das erbeutete Europa wirft, durch alle Poren jene Civiliſation einſaugen, die ihm nicht mehr fremd iſt und die ihm den Tod bringt. Bald wird auch Rußland in Verweſung übergehen. Dann weiß ich nicht, welches Mittel die Vorſehung bereit hält, um der allgemeinen Auflöſung Stillſtand zu bieten." Nicht in ökonomiſchen Reformen kann Europa ſein Heil finden; ſie ſind wünſchenswerth, aber nicht hinreichend. Nicht die Bajonette der ſtehenden Heere können den Untergang abwenden; obgleich in der That die Civiliſation ſich auf die Heere ſtützt, weniger weil ſie eine zahlreiche und bewaffnete Macht darſtellen, als weil der Geiſt der Disziplin, des Gehorſams und der Pflicht ihnen das Uebergewicht über eine in der Zerſetzung begriffene Geſellſchaft giebt. Nicht eine ideale Regierungsform kann der Geſellſchaft die Geſundheit wiedergeben: ſeit dem vorigen Jahrhunderte ſind Experimente der Art in Unzahl und ſtets ohne Erfolg gemacht worden. Donoſo Cortes kennt nur ein Mittel zur Erhaltung der modernen Geſellſchaft, und dieſes Mittel iſt — der Katholizismus. „Der Katholizismus", ſagt er, „iſt das Radikalmittel gegen den Sozialismus, weil die katholiſche Lehre allein die iſt, welche im abſoluten Widerſpruch mit ihm ſteht."

Wie feſt auch dieſe Ueberzeugung in der religiöſen Anſchauung des ſpaniſchen Denkers wurzelt, ſo wagt er doch nicht, die Frage zu beantworten, ob jenes Mittel in Kraft treten, ob die Rettung der Geſellſchaft gelingen wird. „Viele Völker", ſagt er, „haben den Glauben verlaſſen; wenige ſind freiwillig wieder zu ihm zurückgekehrt." Der Sieg des Böſen erſcheint natürlich; den Triumph des Guten kann nur die göttliche Macht herbeiführen. So ſtellt Donoſo Cortes das Problem der Zukunft. Seine Philoſophie macht daher nicht den Anſpruch, die Geheimniſſe der Vorſehung zu enthüllen oder ein poſitives Ziel in der Politik zu verfolgen; ihre Aufgabe iſt nur, der Lehre von dem Rechte der Gewalt und der Revolution, vom entnervenden Genuſſe und vom vergiftenden Worte den Glauben an Sittlichkeit und Gehorſam, an ſtärkende Entſagung und belebende Thätigkeit entgegenzuſtellen.

Süd-Amerika.

Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru.

I. Die Küſtenbewohner.

(Schluß.)

Das Orcheſter ſelbſt, gleichſam als ob es am Kampf theilnähme, befeuert ſich ebenfalls und läßt kräftigere und lautere Akkorde in einem lebhafteren und wilderen Rhythmus ertönen. Auch der eingemiſchte Geſang wird da und dort noch durch einzelne Laute eines heftig ermunternden Geſchreis von Seiten der Muſiker erhöht. Die Zuſchauer fangen an, mit den Händen den Takt immer lauter und in immer raſcherem Tempo zu ſchlagen. Endlich kann die Tänzerin nicht mehr weichen, nicht mehr widerſtehen; ſie macht noch mit zurückgeworfenem Kopf eine letzte Anſtrengung — umſonſt: der Tänzer ergreift ſie und drückt ſie an ſich. Erſchöpft und keuchend giebt ſie nach, und ihre Hand, welche nun das Taſchentuch fallen läßt, ſcheint, unter dem wahnſinnigen Zujauchzen der Menge, ihre Niederlage einzugeſtehen und den Triumph des Siegers zu verkünden.

Die Zambacueca wird noch ſehr häufig in Peru getanzt, ſie iſt ſogar der einzige Tanz, welchen man in vielen Salons von Arequipa und Cuſco und den anderen Städten des inneren Landes kennt. Durch die Regeln der Schicklichkeit modifizirt, iſt ſie da eine Art edler, leichter, ſchneller Pantomime geworden, welche viel zur Anmuth des Körpers und zur Gewandtheit der Bewegungen beiträgt. Das iſt allerdings nicht die Zambacueca, welche man am Feſt der Amancaes tanzt, namentlich des Abends, wenn die Branntweinflaſche ſchon oft die Runde gemacht hat und alle Köpfe von der Aufregung und dem Lärm, von der Chicha und dem Piſco berauſcht ſind. Mit dem Anbruch des Abends naht das Feſt ſeinem Ende: man ſetzt ſich um einen Stein oder um eine Raſenbank zu Tiſch. Die aus der Stadt mitgebrachten Speiſen werden in Hülle und Fülle aufgetafelt: ſie beſtehen aus verſchiedenem kalten Fleiſch, welches mit dem für unſeren Gaumen kaum erträglichen ſcharfen Ají gewürzt iſt, aus gebackenen Fiſchen, aus Maisbrod, aus Chicha, welche ohne Unterlaß in einem einzigen, aber wahrhaft ungeheuren Glaſe umherkreiſt, endlich aus weißem Piſcobranntwein, dem Cognac Peru's, den man höher als Alles ſchätzt. Wenn man an einem dieſer ländlichen Gelage vorübergeht, wird man ſogleich herzlich eingeladen, ſich niederzulaſſen und das „Wenige, was es giebt" (lo poco que hay), zu theilen. Wenn man dankt, ſo erhebt ſich ſogleich eine Dame mit der Piſcoflaſche in der einen und einem Glaſe in der anderen Hand und fragt: „Usted tomará con migo, caballero" (Werden Sie mit mir trinken, mein Herr)? Eine ſolche Aufforderung iſt ſchwer abzulehnen, nicht nur weil die Samba häufig ſehr anmuthig iſt, ſondern auch, weil es als eine Unhöflichkeit gelten würde, ihr nicht Folge zu leiſten. Natürlich braucht man das Glas nicht zu leeren.

Endlich um fünf Uhr, wenn die Sonne ſich dem Horizonte zuneigt und der Beginn der Nachtkühle ſich ſpüren läßt, macht ſich Alles wieder auf den Weg nach Lima zurück, in derſelben Ordnung oder vielmehr in derſelben Unordnung, wie am Morgen. Eine dichte Staubwolke wirbelt von den Bergen bis nach der Stadt. Die Reiter auf ihren mit Blumen geſchmückten Pferden machen den Vortrab dieſer wirren und tobenden Schaar. Die ganze hohe Geſellſchaft von Lima, in ihrer reichſten Toilette, hat ſich zum Empfang der Zurückkehrenden bis vor die Thore der Stadt begeben. Zwei lange Reihen von Kalèſchen, mit Maulthieren beſpannt, erſtrecken ſich zur Rechten und zur Linken unter den Bäumen der Promenade hin. Zwiſchen dieſen Wagen wälzt ſich die Lawine der wirren Menge, unter Gelächter, Geſang und Tanz, in die Stadt. Es verdient hierbei erwähnt zu werden, daß trotz aller Ausgelaſſenheit nie Scenen des Streites oder der Rohheit bei dieſem Volksvergnügen vorkommen. Selbſt in der Unordnung herrſcht noch eine gewiſſe Ordnung. Kein einziger Polizeibeamter braucht ſich zu zeigen. Die Peruaner ſind von einem friedfertigen und milden Charakter; ein wohlgekleideter Menſch kann ſich in all ihre geſelligen Zuſammenkünfte und in all ihre Feſte miſchen. Der Indianer fühlt ſich ſogar geſchmeichelt, wenn der Weiße ſich ihm nähert; er grüßt ihn höflich, und wenn man unter den Zuſchauern der Zambacueca einen Caballero gewahrt, ſo wird ihm ſogleich der beſte Platz eingeräumt. Es iſt dies eine Art ſchweigender Ehrerbietung vor der Ariſtokratie der Farbe und der Ueberlegenheit der Race.

Des Abends begeben ſich die Unermüdlichſten, um einen ſolchen Tag würdig zu ſchließen, noch in die Vorſtädte von Lima, in einige Chinganas (Kneipen), wo der Tanz von neuem beginnt und oft bis ſpät in die Nacht fortdauert. Hier nun wird die Zambacueca, namentlich von den Negern, mit einer Wuth getanzt, wie ſonſt nie und nirgends. Man hört die Muſik und den Lärm eine Viertelmeile weit. Allerdings entbehrt dieſe nächtliche Zambacueca auch jener Grazie, die man am Tage wahrgenommen, und artet oft in die wüſteſte Wildheit aus.

Alles in Allem genommen, ſind die Bewohner der Küſtenſtädte das ſorgenloſe und leichtſinnige Volk geblieben, welches ſie unter den Vice-Königen waren. Vergnügen an äußerem Pomp iſt noch jetzt ein Hauptzug ihres Charakters, und noch nirgends zeigt ſich der geiſtige Aufſchwung, deſſen ihre ſeit der Unabhängigkeit eingetretenen Verhältniſſe ſo ſehr bedürften.

England.

Punchiana.

31.

Vor einiger Zeit hatte Punch an der nach ſeiner Meinung allzu geringfügigen Penſion, welche ein deutſcher Prinz einem in ſeinem Dienſte verwundeten Poſtillon ausgeſetzt, Anſtoß und Aergerniß genommen. Mit größerem Rechte und für uns unverfänglicherem Humor kömmt er nun (in Nr. 465) in den Fall, an England etwas Aehnliches zu rügen. Der Globe hatte gemeldet, daß der Witwe des Lieutenant Thomas Waghorn, der Mrs. Harriet Waghorn, in Betracht der Verdienſte ihres Gatten (um die Ermittelung des nächſten Poſtbeförderungs-Weges nach Oſtindien) durch königliche Entſchließung ein Jahrgehalt von fünfundzwanzig Pfund Sterling zuerkannt worden ſey. Darauf nun Punch, wie folgt: „Es gab, ja, es gab einen Lieutenant Waghorn, der ſein Leben der Vollendung eines edlen Werkes opferte, der Englands Entfernung von Indien bis zu wenig Wochen verkürzte. Auf der Hand jedoch liegt, das iſt nicht der Waghorn, deſſen Witwe mit etwas minder als zehn Schilling wöchentlich penſionirt iſt. Wir können irren, muthmaßen indeß ſehr, daß der Rattenfänger der Königin Waghorn hieß, obgleich, da wir von dem Tode dieſes „Functionairs" ſo gar nichts vernahmen, wir über eine ſeiner Witwe zugeſtandene Penſion etwas verdutzt ſind."

32.

Wenn England in irgend einer miſslichen (awkward) Lage iſt und eben nicht weiß, wie herauskommen, ſo wird es immer daran erinnert, daß die Augen Europa's auf ihm ruhen. Warum wir Engländer, meint Punch, ſo beſonderen Reſpekt vor dieſen „Augen Europa's" haben ſollten, ſehen wir nicht, müſſen jedoch eingeſtehen, ſie genießen einen großen Vortheil über engliſche Augen, und der iſt: ſie bezahlen keine Fenſterſteuer. Ein ſchon dageweſenes Thema, das ihm immerfort böſes Blut macht. Ein andermal beklagt er, daß Prinz Albert's Plan einer Induſtrie-Ausſtellung für 1851 nicht mit dem verdienten Eifer aufgenommen werde, lange nicht allgemeiner Gegenſtand der Unterhaltung ſey. „Aber", ſetzt Punch hinzu, „ſo oft wir nach der Urſache fragen, giebt man allgemein zur Antwort: erſt die Einkommentaxe regulirt und die Fenſterſteuer abgeſchafft, dann wollen wir weiter über die Sache ſprechen."

33.

Der Leſer ſtelle ſich auf derjenigen Spalte des Magazins, worauf ſo eben ſein Auge ruht, links eine Bandſchleife mit leicht zu löſendem Knoten vor, rechts ein recht arges Geſitz, wodurch nur die Scheere, wohl gar nur Alexander's Schwert kömmt. Ueber dieſe zwei Emblème ſetze er zur Ueberſchrift: „Die griechiſche Diffikultät", darunter aber links: „vor der Löſung", rechts: „nach der Löſung". So gerade hat es Punch in Nr. 466. Bis dahin alſo hätte es Lord Palmerſton gebracht? Jung-Schadenfroh (the mischievous boy) Palmerſton, wie er auf dem Bilde in Nr. 464 genannt wird und in entſprechender Attitude ſich über ſeine verdutzten Gegner luſtig macht und über das Gelingen ſeines Anſchlags in den Bart lacht. Deſto kraftbafter iſt hinter ihm der Behelmte mit dem Dreizack. Die Verdutzten aber ſind — ein Bullenbeißer mit John Bull's Phyſiognomie und rundem Hut, und zur anderen Seite ein Kläffer mit des Präſidenten wohlbekanntem Antlitz und eigenthümlichem Schnauzbart, das Haupt mit einem Tſchako bedeckt. Der erwartete dritte Mann fehlt, wie man ſieht. Warum gerade dieſer? Hat Punch geheime Witterung von der entente cordiale, die, nach des Marquis v. Lansdowne am 17. Juni im Oberhauſe abgegebenen Erklärung, zwiſchen Albion und dieſem Dritten über „die wichtigſten Fragen, welche dermalen Europa beunruhigen und inſonderheit die Intereſſen des europäiſchen Nordens berühren", obwaltet? Schwerlich zu glauben, deſto gewiſſer aber wohl, daß Lord Stanley völlig in des Punch Sinn ge-

sprochen hat, als dieser an jenem 17. Juni durch seine energische Verwahrung gegen „Jung-Schadenfroh", wenn auch nicht die dermalige Politik, doch das Volk Englands in der Meinung Griechenlands und der Welt zu rehabilitiren suchte.

34.

Es ließ sich voraussehen, daß Ledru-Rollin's neuliches Anathema über England mannhafte Entgegnungen in der englischen Presse hervorrufen würde. Punch hat es dabei um so weniger an sich fehlen lassen, als diejenige Klasse politischer Spekulanten, wozu Ledru-Rollin gehört, recht eigentlich vor sein Witzforum gehört. Wenn er dazu, als Satyrikus wie als Patriot, vollkommene Berechtigung hat, so läßt sich dagegen auch seiner kosmopolitischen Gerechtigkeitsliebe zutrauen, daß er demnächst auch den Lord Brougham ob seiner neulichen Ungezogenheit gegen Ritter Bunsen ernstlich aufs Visir nehmen werde: denselben edlen und hochgelahrten Lord, mit dem es ja, nach des Punch öfterer Versicherung, nicht selten „rappelt", dessen Fratzengesicht sogar auf dem Titelblatt des Punch stereotypirt ist. Dies nebenbei und in Voraussicht dessen, was uns der Spottvogel über den heißblütigen Anwalt der Damen bringen wird.

Sein Manifest gegen „einen interessanten französischen Exulanten" (wie Ledru-Rollin überschriftlich in Nr. 460 genannt wird) leitet Punch in folgender Weise ein. „Jedermann, der in gegenwärtiger Jahreszeit die Straßen Londons entlang wandelt, muß an allen Durchgängen und öffentlichen Plätzen die Erscheinung einer Menge wohlgekleideter Fremdlinge aufgefallen seyn. Mit stattlichen Bärten, buntgestreiften Halsbinden und gefirnißten Stiefelchen, einen gedruckten Wegweiser in der Hand oder einen Lump (shabby) von Führer zur Seite, wandelt ein munteres Halbdutzend dieser ehrbaren Kontinentalen durch Stadt und Umgebungen, befleißt sich Reisen auf seiner Säule, den Herzog von York, die Docks, den Tunnel (monument du génie français!), Greenwich u. s. w. Nichts possirlicher, als der Anblick dieser friedlichen Eindringlinge. Sie lassen sich in unsere Theater, Gerichtshöfe, Parlamentshäuser, Kirchen führen, ohne in der Regel auch nur ein Wort von dem Gehörten zu verstehen; aber ihre lebhafte Einbildungskraft erdichtet eine Rede oder ein Zwiegespräch, welches die Worte der englischen Sprecher ersetzt, sie schieben diesen Metaphern und Empfindungen eigenster Façon unter und glauben dann ohne Zweifel, daß ihre Berichte Wunder wie akkurat sind und sie wirklich etwas gehört und verstanden haben. Se. Excellenz der Gesandte von Nepal und Lieutenant Futty Jung kennen schier eben so viel von unserem Land, als viele dieser Fremdlinge, die in einer Entfernung von nur vier Stunden von uns leben und sich nach England und zurück für ein paar hundert Francs transportiren lassen. — Auf ein einzelnes Exemplar jener Exulanten übergehend und sich auf seinen Gewährsmann in der Times berufend, fährt Punch oder vielmehr Dr. Salomo Pacifico, dem jener die ganze Diatribe in die Feder schiebt, also fort: „Da hat nun einer dieser Leutchen ein Buch vom Stapel laufen lassen über den Verfall dieses „unglücklichen" Landes. Kein Mensch seit alter Zeit hat uns wahrscheinlich böswilliger und mehr aus Herzensgrund verflucht, selbst O'Connell hat uns in seinen besten Tagen nicht so gelästert, wie dieser Exulant und „gute Bürger". Uebelwollend, wie instinktmäßig Alles, worauf seine Blicke weilen, verschiebend und verrenkend, daneben von Haus aus mit einer hübschen Dosis Unwissenheit begabt, kömmt dieser Prophet, als ihm sein eigenes Land zu heiß wird, zu uns herüber und brüllt uns seine Weissagungen von Haß und Untergang entgegen. — Warum kömmt Ledru nach England? Wir wetten, er versteht nicht ein Wort von der Sprache, so wenig als 999 unter 1000 Franzosen. Ich (Dr. Salomo Pacifico) habe so viele Flüchtlinge gesehen, welche die Stürme von 1848 zu uns verschlagen haben, aber nicht einen getroffen, der sich in diesen beiden Jahren die Mühe gegeben hätte, unsere Sprache erträglich zu lernen, der sie, gesprochen, recht verstände oder gar mit Fluß sich darin auszudrücken vermöchte. Als Macaulay mit seinem inhaltschweren Kapitel über König Wilhelm III. beschäftigt war, lernte er gründlich holländisch, um die Depeschen des Prinzen von Oranien zu verstehen und aus erster Hand zu haben. Von wie viel Franzosen wißt Ihr, daß sie sich einer oder zweier Sprachen bemächtigten, bevor sie daran gingen, ein Geschichtswerk zu produziren? Kann Thiers eine Pagina von Napier lesen?*) So wenig als Ledru-Rollin, der auf jeder Seite seines Buches aufs gröbste patzelt (blunders), der nicht die mindeste Anspielung auf unsere Literatur macht, nicht ein halbes Dutzend Sätze der Times ohne enorme Böcke zu konstruiren weiß. Er entlehnt eine Menge seiner Scheingründe gegen England aus der Morning Chronicle. Hat er selbst daraus übersetzt oder einen Secretair dazu genommen? Kann er übersehen? Will er ohne Hülfe eines Wörterbuches in unserem Büreau Platz nehmen und dieses Blatt hübsch ins Französische übersetzen, so soll er den letzten Band des Punch in Goldschnitt und gratis bekommen. Wie viel Häuser jener „Wütheriche" (ruffians) von Aristokraten, die das Volk plündern, hat denn Ledru-Rollin gesehen? der Priester, welche es betrügen? der Mittelklassen im Bunde mit der Aristokratie? oder des Volkes selbst? Ist er intim auch nur mit drei englischen Familien? mit einem einzigen Mann von Stand und Geburt? einem Pfarrer, Handels- und Handwerksmanne? Die Wahrheit ist, daß dieser „interessante" Exulant niemals unsere Gesellschaft zu sehen bekömmt, daß er an französischer Table d'Hote zu Mittag speist, wo noch andere unglückliche Landsleute sich treffen, essen und knurren (grumble); daß er in ein französisches Kaffee geht, um französische Blätter zu lesen, seine Cigarren in einem französischen Laden bezieht, in einem französischen Stück oder einem Hotel auf Leicester-Square sich amüsirt, wo er Billard und Rauchzimmer findet, und wo die schnurrbärtigen Rothen sich treffen und das infame England verwünschen können.

Marius, sitzend auf Karthago's Ruinen und seine Verfolger bedräuend, ist eine große Gestalt. Aber ein französischer Tribun, der sich unser Karthago betrachtet, so ganz allein der einsamen Statue da unten auf Leicester-Square gegenüber, ist das traurigste, absurdeste, lächerlichste Bild, das man sich denken kann. „Du Soldknecht", spricht er, „Du zitternder cimbrischer*) Sklave, sage Deinem Herrn, Du habest den Cajus Marius verbannt und flüchtig auf den Ruinen Karthago's sitzen sehen." Der Despotenliebling, an welchen er sich wendet, schert sich nicht im Mindesten um seine sauren Gesichter oder seine gekreuzten Arme oder sein Gerede; nein, er — Polizeimann X. winkt mit seinem Stabe, denkt innerlich, es ist nur ein Franzmann, und bedeutet ihn, von dannen zu gehen. — Einem Exulanten von dieser Sorte, was muß London für eine tägliche Demüthigung seyn! Wie klein erscheint er unter zwei Millionen! Wer der Guckuck kümmert sich um ihn? Die Regierung giebt sich nicht die Mühe, einen Späher oder Polizei-Agenten als Ehrenwache an seine Thür zu stellen. Jeder Mann, dem er von den zwei Millionen begegnet, hat Anderes zu bedenken. Der Mann dort kann nicht auf Marius Acht geben: es ist Peel,**) der hat vollauf zu kauen (chew up). Der Nächste kann nicht zuhören: es ist Cobden, der so pressirt ist, daß er nicht einmal Capitain Aaron Smith annehmen kann, der ihm etwas Besonderes mitzutheilen hat. Ein Dritter ist engagirt: es ist Lord Ashley, dem die Verbesserung der Arbeiterklassen am Herzen liegt, und der eben auf dem Wege nach den Musterhäusern ist. Ein Vierter fühlt einige Sympathie für Marius, muß aber gleichfalls weiter: es ist Mr. G. W. M. Reynolds, Verfasser der Geheimnisse von London und des Volks-Instruktors, eben im Begriff, Lord John Russell im Meeting etwas zu zausen und Se. Lordschaft zu fragen, was sie für die Millionen zu thun gedenke. Sie, Einer und Alle, haben ihre eigenen Geschäfte zu bedenken. Wer kümmert sich um Marius? Zudem, Marius, spiel eine Partie Billard oder schmauch eine Cigarre und fluch auf England vor anderen Eisenfressern (braves). Platz da, Marius, und versperre nicht den Weg!"

Mannigfaltiges.

— **Sir Robert Peel als Beschützer von Literatur und Kunst.** Das Athenaeum weist darauf hin, daß der verstorbene Staatsmann nicht blos als Politiker, sondern auch als Beschützer von Kunst und Wissenschaft die Ehre seines Landes wahrzunehmen gewußt habe. Er widersetzte sich zwar im Jahre 1832 einem von Herrn Hume im Unterhause gestellten Antrag auf Stiftung eines Ordens für Wissenschaft und Kunst, aber nur weil er der Meinung war, der Staat habe größere Verpflichtungen gegen verdienstvolle Männer dieser Kategorie, als die, ihnen ein Ordensband zu verleihen. Demzufolge verlieh er auch, als er zwei Jahre darauf wieder in das Amt eintrat, eine Reihe von Staatspensionen an Dichter und Gelehrte, wie dergleichen in England niemals in dem Maße verliehen worden waren. Es erhielten jährlich Southey 300 Pfd. Sterl. (2000 Thlr.), Wordsworth 300 Pfd. Sterl., James Montgomery 150 Pfd. Sterl., Tytler 200 Pfd. Sterl., Tennyson 200 Pfd. Sterl., Mac Culloch 200 Pfd. Sterl. und die Wittwe von Thomas Hood 100 Pfd. Sterl. Faraday und Mrs. Somerville erhielten durch ihn die Mittel, ihre Studien mit größerer Muße fortsetzen zu können, und er war es, der Airy's Anstellung als königlichen Astronoms in Greenwich und Dr. Buckland's Ernennung zum Dechanten von Westminster bewirkte. Der Kunst war er auch als Privatmann ein außerordentlicher Mäcen. Seine Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, gemalt von Sir Peter Lely, Sir Joshua Reynolds, Sir Thomas Lawrence, David Wilkie, Pickersgill u. A., ist eine der ausgezeichnetsten, die es giebt. Es ist bekannt, welche Kunstschätze die Lustschlösser der englischen Aristokratie enthalten; Drayton Manor, der Landsitz Peel's, kann es mit jeder Privatgalerie dieser Art aufnehmen, und zwar sowohl durch Bildhauer-, als durch Maler-Werke aller Schulen, besonders auch der italiänischen und niederländischen. Gewiß wird auch durch ungetheilte Erhaltung dieser Schätze die Familie das Andenken des Verstorbenen zu ehren wissen.

— **Werth des Geldes in Kalifornien.** In einem neulichen Reiseberichte über Kalifornien lesen wir Folgendes: „Während ich auf das Frühstück wartete, sah ich ein Beispiel von dem geringen Werthe, den man hier auf das Geld legt. Ein Maulthiertreiber wollte ein Pistol kaufen, welches einem Anderen gehörte, und da es wirklich fast zu nichts taugte, so bot er ihm drei Dollars (über vier Thaler preuß.) dafür. „Für eine solche Lumperei verkauf' ich nichts", sagte der Besitzer; „Du kannst das Pistol umsonst haben." Der Andere nahm es, legte aber die drei Dollars auf einen Baumstamm, mit den Worten: „Du mußt sie annehmen, denn ich werde sie nicht wieder einstecken." — „Nun denn", war die Antwort, „dann will ich damit thun, was mir einfällt." Und er warf das Geld mit Verachtung auf die Straße und ging von dannen."

*) Gulzow geschickt keine Erwähnung.

*) Punch verwechselt die Rede des Marius auf den Ruinen Karthago's mit dem Vorgang im Kerker von Minturnä.

**) Obiges war bereits geschrieben, als die bestätigende Kunde von dem Ableben dieses erlauchten Staatsmannes kam. Punch brauchte seit langer Zeit nichts von ihm und über ihn, zum Kennzeichen, daß an diesem Treffliches keiner seiner Pfeile haftete.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lasser, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 3. August 1850.

England.

Die beiden Bergleute.*)

Im Frühling des Jahres 1838 ging im Hafen von Falmouth ein Kauffahrteischiff unter Segel, welches nach dem südlichen Amerika bestimmt war und zweiunddreißig von englischen Gesellschaften gemiethete Bergleute aus dem Lande Cornwall an Bord hatte. Es waren dies größtentheils junge Leute, die, begierig, fremde Länder zu sehen und Abenteuer zu erleben, sich leicht bereit finden ließen, ihr zwar gewisses, aber sehr spärliches Einkommen, den Preis einer angestrengten Arbeit, gegen die möglichen Chancen des Glückes einzutauschen, welche der bloße Name des lockenden Peru ihnen verhieß. Einige der Emigranten nahmen ihre Familien mit sich, andere ließen sie zurück, in der Hoffnung, daß, wenn der Erfolg ihren Erwartungen entspräche, sie das nächste Jahr ihnen folgen würden. Unter diesen Letzteren befanden sich John Short, zweiunddreißig Jahr alt, und sein etwa zwei oder drei Jahr jüngerer Schwager, William Wakeham. Mary Short, die Frau John's und Schwester William's, blieb mit ihrem Vater, dem alten Wakeham, der ein kleines Pachtgut in der Nähe von Penzance bewirthschaftete, in England zurück. Seit zwölf Jahren mit John verheiratet, hatte sie ihm vier Kinder geschenkt, von denen nur zwei lebten, die anderen waren in zartem Alter gestorben. Anfangs hatte der alte Vater Mary's dieser Heirat lebhaften Widerspruch entgegengesetzt, denn John Short galt damals nicht für einen sehr gesetzten Menschen; man sagte von ihm, daß er dem Triebe, der ihn zur Schenke zog, gehorsamer folge als dem Aufruf des Oberbergmanns. Der alte Wakeham hatte sogar seine Tochter zu verstoßen gedroht, wenn sie fortfahren würde, den Bewerbungen dieses Thunichtguts Gehör zu schenken, und der junge William, der bei einer Orgie mit dem Liebhaber seiner Schwester in Streit gerathen war, hatte ihm einige so heftige Faustschläge versetzt, daß John über einen Monat lang im Hospital liegen mußte. Dieser Katastrophe folgte jedoch eine ganz unerwartete Wendung. William verzieh sich selbst nicht den Mißbrauch der brutalen Kraft und seiner anerkannten Ueberlegenheit in der Kunst des Faustkampfs; er wußte sein Unrecht gegen John nicht besser auszugleichen, als indem er ihm bei seinem Vater die Einwilligung zur Heirat mit seiner Schwester auswirkte und von nun an sein bester Freund wurde.

Das junge Ehepaar kämpfte zuerst muthig mit den Schwierigkeiten der Armuth und eines undankbaren Erwerbszweiges; John hatte den Genüssen der Schenke gänzlich entsagt, und, die schwache Gesundheit ihres Mannes abgerechnet, die ihn oft zu feiern zwang, konnte Mary sich zu ihrer Wahl nur Glück wünschen. William wohnte bei ihnen, zeigte sich aber nicht so solide und regelmäßig, als man es hätte wünschen können; oft ging er des Nachts aus, und diese Spaziergänge standen mit den Jagdgesetzen wohl nicht im besten Einklang; einigemal wurde er beim Wilddiebstahl ertappt, und er verdankte es nur einem Zufall, wenn er nicht zu der Zahl derjenigen gesellt wurde, die man zur Deportation nach Botany-Bay verurtheilte. Oftmals aber, wenn John zu leidend war, um in die Gruben hinabzusteigen, arbeitete William das Doppelte, und Wald und Heide vermochten dann nicht, ihn von der Arbeit abzuziehen, trotz all ihrer verlockenden Reize. Sich auf seine eigene Hand einer großen Gefahr aussetzen, das that er leicht, aber die Sorge, für seine Schwester und deren Kinder Brod zu schaffen, war ihm eine heilige. Wollt Ihr aus einem Vagabunden, dessen Herz noch nicht ganz verderbt ist, einen braven Mann machen, so gebt ihm vor allen Dingen Pflichten, die ihm lieb sind!

Die Zeiten wurden schlimmer und schlimmer. Durch den Mangel an Arbeit und den Ueberfluß an Werkleuten sank der Lohn immer mehr, und die Lebensmittel stiegen verhältnißmäßig im Preise. Die benachbarten Wildpretstände mußten darunter leiden. In den Schenken hörte man schon die ersten Klänge der Emeute, statt der zwar rohen, doch heiteren und friedlichen Gespräche und der bacchantischen Gesänge, von denen sie sonst wiederhallten. Dies war eine herrliche Gelegenheit für den Agenten der anglo-amerikanischen Compagnie, der den Auftrag hatte, Bergleute zu werben, und er benutzte diese Gelegenheit so gut als möglich. An allen öffentlichen und frequenten Oertern prangte ein leuchtendes Plakat mit blauen und rothen, einen halben Fuß großen Buchstaben, worauf man unter anderen Lockungen z. B. las: „Rathschläge für diejenigen, welche ihr Glück machen wollen. — Peru's Goldminen. — Man verlangt geschickte Bergleute! — Hohes Gehalt! — Ueberfahrt auf Kosten der Gesellschaft! — Auszahlung des Handgeldes vor der Einschiffung!"

William Wakeham konnte genug lesen, um diesen prahlerischen Anschlagzettel zu entziffern, und er lieferte seinen Kameraden ganz laut den Kommentar dazu: „Rath für die, welche ihr Glück machen wollen!" „Nun wahrhaftig, das wollen wir Alle!" „Die Goldminen Peru's!" „Das wird wohl lohnender seyn, als die Zinngraben!" „Hoher Lohn!" „Es ist nur zu gewiß, daß wir hier nicht so viel verdienen, als wir, um zu leben, brauchen." „Zahlung des Handgeldes vor dem Einschiffen!" „Ei, das läßt sich hören!" Dies war noch nicht Alles: am Fuße dieser Affiche sah man einen Bergmann mit breitkrämpigem Hut abgebildet, welcher in der einen Hand eine Hacke, in der anderen eine von Gold strotzende Börse hielt. Der gute Rath einer benachbarten Magistratsperson, welche viele wilde Fasanen hatte, entschied William vollends für die Abreise, wenn nämlich John ihn zu begleiten einwilligen würde. John zögerte lange mit dieser Zusage, doch da er auf dem Punkte stand, aus seiner Wohnung verjagt zu werden, weil er die Miethe nicht bezahlen konnte, überlegte er, daß das versprochene Handgeld ihn aus der drückendsten Verlegenheit ziehen würde, und das feierliche Versprechen des Agenten, welcher sich verpflichtete, Mary nebst ihren beiden Kindern im nächsten Frühjahr ihm zuzuführen, ebnete alle anderen Schwierigkeiten. Für diese Reise war freilich nicht daran zu denken; die Zahl der Frauen, deren Einschiffung die Gesellschaft übernommen, war bereits vollzählig, Mary sollte inzwischen von dem Gehalt ihres Mannes und dem ihres Bruders einen Antheil erhalten, der mehr als hinreichend für ihren Unterhalt seyn würde. Vergebens protestirte die arme Frau gegen einen solchen Plan; William übernahm es, sie zur Vernunft zu bringen. Konnte sie sie verhindern wollen, ihr Glück zu machen, konnte sie ihre Kinder zu dem Geschick verdammen, dereinst, wie sie selbst, ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts zu erwerben? Kurz, Mary ließ sich überreden, aus Furcht, des Egoismus beschuldigt zu werden. — Der alte Wakeham nahm sie zwar liebevoll auf, aber er konnte es nicht unterlassen, sie daran zu erinnern, daß er dies Alles vorhergesagt habe. Leider irren sich die Unglückspropheten fast nie. Nach einem schmerzlich rührenden Abschiede trennte man sich von einander.

John und William, welche sich nun zum erstenmale am Bord eines Seeschiffes befanden, waren höchst erstaunt über Alles, was sie daselbst sahen, und dies trug anfangs viel dazu bei, sie zu zerstreuen und den Schmerz einer langen Trennung zu lindern; aber als allmälig die grünenden Berge und die mit Laub bekränzten Hügel ihrer kleinen Vaterstadt den sehnsüchtig auf ihnen verweilenden Blicken entschwanden, da erfüllte ihren Geist eine unnennbare Bangigkeit. Ach, wie so gern hätten sie all ihren Träumen von Glanz und Reichthum entsagt und wären nach ihrer bescheidenen Hütte zurückgekehrt, wo Mary's und ihrer holden Kinder Lächeln ihnen selbst das Elend süß erscheinen ließ! Doch es war zu spät! Wußten sie doch kaum, in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends, ob es eine Wolke oder ihre heimatliche Hügelkette sey, welche den Horizont hinter dem Schiffe begränzte; rund um sie her breitete sich das unermeßliche Meer aus, schwarz und geheimnißvoll, wie die Zukunft. William Wakeham, der ein glücklicheres Temperament hatte, bemühte sich, diesen Ausdruck des Trübsinns zu verbannen, und versuchte, Short und seine anderen Gefährten durch muntere Erzählungen und Lieder aufzuheitern. Philosophische oder religiöse Trostgründe zu spenden, war er weniger geeignet, denn seine Erziehung war keine allzu glänzende gewesen und hatte sich bis aufs Lesenlernen beschränkt. Sein Lehrer, ein protestantischer Prediger, der zur fanatischen Sekte der Ranters gehörte, hatte ihm nur die Furcht vor dem Teufel und dem Papste eingeflößt: „dies", sagte er, „sind zwei schwarze Bergleute, welche unaufhörlich das Parlament unterminiren, um es in die Luft zu sprengen, wie einst Guy Fawkes es auch zu thun versucht hatte." Doch in William's Seele siegte ein instinktmäßiges Gefühl von Ehrfurcht und Liebe zu Gott über diese finsteren fanatischen Lehren; seine Mutter hatte einst ganz anders zu ihm gesprochen, und oft in schönen hellen Sommernächten unterbrach er seine unterirdischen Arbeiten, um durch irgend einen Riß oder Spalt ein Stückchen Himmel zu entdecken; dann bildete er sich ein, der Gott seiner Mutter schaue auch auf ihn mit so vielen Augen, als Sterne am Himmel, herab, und in solchen Momenten wurde es in ihm zur Gewißheit, daß es ein höheres Wesen gäbe, das mächtiger sey, als der Oberaufseher des Bergwerks, mächtiger selbst, als der Meister Treboc, welcher so viele Wilddiebe hatte deportiren lassen.

Den Sonntag Nachmittag, wenn William in weißer Wäsche und schönen Kleidern auf der grünen, blumenbesäeten Oberfläche der Erde spazieren ging, die reine, freie Luft einathmete, die Bäume vom Winde sanft bewegt, die wo-

*) Aus dem Edinburgh Magazine.

genden Kornfelder, die weidenden Herden, die im Waſſer ſpringenden Fiſchlein ſah, die Vögel ſo fröhlich zwitſchern hörte, auch dann ahnte er die Güte des Allmächtigen, und er ſah deutlich, daß, um die Harmonie der Welt aufrechtzuerhalten, es ein Weſen geben müſſe, das die Macht mit der Güte, die Kraft mit der Liebe vereine. Die Fauſtſchläge, die er dem armen Short einſt verſetzt, trübten für immer ſeinen Gewiſſensfrieden, und er konnte ſie ſich ſelbſt nie verzeihen, obgleich alle Anderen ſie ihm längſt ſchon vergeben hatten.

Die Reiſe unſerer Bergleute glich im Weſentlichen allen anderen Reiſen, und die Eindrücke, die ſie davon hatten, würden den „von Wundern überſättigten Leſern", wie Shakeſpeare ſagt, kindiſch erſcheinen. Sie bewunderten z. B., wie breit das Meer und wie groß die Welt ſey! Unterweges hatten ſie mehrere heftige Seeſtürme zu beſtehen, deren Beſchreibung ich dem Leſer erlaſſe; bei dem Anblick der ungeheuren Wogen, der rieſigen Abgründe, die ſie umgaben, ſträubte ſich anfangs unſeren Reiſenden das Haar zu Berge; aber als ſie ſahen, daß dieſe Ungeheuer von Wellen ſie nicht verſchlangen, begannen ſie, über ihre Furcht ſelbſt zu lachen. Sie wollten nicht an Muth ihrem Fahrzeuge nachſtehen, welches, eine wahre Nußſchaale, tapfer durch die empörte Fluth dahinglitt. Dann trat vollkommene Windſtille ein, und dieſe war ihnen faſt noch hinderlicher; John verglich die an den Segelſtangen herabhängenden, den Maſt berührenden Segel mit dem Leinenzeug, das man in ſeinem heimatlichen Garten, nach der Wäſche, zum Bleichen ausſpannt und zum Trocknen aufhängt: ein eben ſo richtiger als vulgairer Vergleich. Nach einer langen und beſchwerlichen Fahrt langte man in Rio-Janeiro an, und unſere Auswanderer erhielten die Erlaubniß, das Schiff zu verlaſſen und ſich ein wenig zu ergehen. Sie benutzten die Zeit, um alles Merkwürdige in Augenſchein zu nehmen. Der mit Seeſchiffen angefüllte Hafen, die geräuſchvollen Quais mit der geſchäftig hin- und herwogenden Menſchenmenge nahmen ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Geſichter waren eben ſo bizarr, als die Koſtüme, man ſah dieſe vom ſeltſamſten Schnitt, jene in allen Farben, in allen Schattirungen, und welche fremdartige Sprachen! Als William ſo viel Mönche, ſo viel Prieſter in großen Hüten und langen Röcken vorübergehen ſah, konnte er ſich nicht enthalten, zu John Short zu ſagen: „Wahrſcheinlich giebt es in dieſem Lande kein Parlament, oder es wird täglich in die Luft geſprengt!" Die Maulthiere, die größer als Pferde waren und ein ſeidenweiches Fell hatten, erregten auch ihre Bewunderung; aber der Anblick, der ſich jetzt ihnen darbot, verurſachte ihnen einen Schauder, von dem ſie ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnten: ſie ſahen eine Anzahl ſchwarzer, nackter, gefeſſelter Menſchen, welche wie Schlachtvieh auf einem öffentlichen Markte lagerten.

Doch ſchon liegt Rio-Janeiro weit hinter ihnen, ſie umſchifften die Küſten Patagoniens; die Luft wird hier rauher, das Meer unruhiger. Jetzt kommen ſie bei den dunklen Bergen des geheimnißvollen Feuerlandes vorüber; zuweilen in ſtürmiſchen finſteren Nächten entdecken ſie am fernen Horizont helleuchtende vulkaniſche Blitze. Als ſie eben das Kap Horn umſegelten, wurden ſie von einem mit Schnee und Hagel gemiſchten Orkan überfallen, aber bald ſchwamm die muthige Brigg, alle Segel geſchwellt von der lauen Briſe des Stillen Meeres, den köſtlichen Regionen der Wendekreiſe zu.

Nachdem ſie noch einmal in Valparaiſo Halt gemacht, ſetzten ſie ihren Weg fort und landeten endlich in Callao, in den letzten Tagen des Auguſt. Von hier aus wurden die Auswanderer, in kleine Trupps vertheilt, ſogleich in das Innere des Landes geſchickt. Die Mine, in der unſere beiden Freunde arbeiten ſollten, war etwa zehn Tagemärſche weit von der Küſte entfernt und früher von Indianern bearbeitet worden, doch hatte ein alter Häuptling der Indianer, um die Habgier der Spanier zu täuſchen, das Geheimniß der Exiſtenz dieſer Grube mit ins Grab genommen; erſt ſpäter wurde ſie durch Zufall ein zweitesmal entdeckt und ward nun Eigenthum einer engliſchen Geſellſchaft. Um dahin zu gelangen, mußte man die Abhänge eines großen Plateaus erklimmen, und die Abtheilung, zu welcher unſere beiden Freunde gehörten, paſſirte während mehrerer Tage Strecken Landes, in denen die Bevölkerung immer ſpärlicher wurde. Gewöhnlich hielten ſie in den kleinen ärmlichen Dörfern oder Flecken, welche am Ufer der Flüſſe lagen, an, um ihren Hunger und Durſt zu ſtillen, ohne die mitgenommenen Vorräthe anzugreifen, welche für das Ziel der Reiſe aufbewahrt werden ſollten, und in der That war der Ueberfluß an Früchten und der üppige Reichthum des Gradwuchſes hinreichend für den Bedarf der Menſchen und Thiere. In den letzten zwei Tagen der Wanderſchaft änderte ſich indeß die Scene. Die kleine Karawane mußte ſich durch unfruchtbare, von halb ausgetrockneten Flüſſen durchſchnittene Engpäſſe hindurchwinden, bis ſie endlich das Ziel ihrer Reiſe erreichte. Hierſelbſt angelangt, ſchritt man ſogleich zur Arbeit, eine große Menge Indianer und Meſtizen kamen aus der Umgegend herbei, um den Bergleuten beim Aufbau ihrer Hütten behülflich zu ſeyn, auch theilten ſie mit ihnen die untergeordneten Arbeiten des Minenweſens und verſorgten ſie mit Lebensmitteln.

Zwölf Bergleute aus Cornwall waren auf dieſem Punkt vereinigt und fingen damit an, daß ſie einen Schacht und eine Galerie in die Seitenwand des Berges gruben; indeſſen vergingen mehrere Monate, bis man Goldadern entdeckte, die reich genug ſchienen, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen, aber John und William ließen dennoch durch den Rechnungsführer an Mary ſchreiben, daß Alles aufs beſte ginge, und daß ſie ſie zum künftigen Frühjahr unfehlbar erwarteten.

Der große Schacht war vollendet, die Galerie ganz geöffnet, und man hatte nur noch einen Felsblock zu ſprengen, der die ergiebigen Adern edlen Metalles zum Theil verdeckte. William und John, als die tüchtigſten der Bergleute, hatten dieſes Geſchäft übernommen. Vier bis fünf Indianer ſollten bei der Oeffnung des Schachtes aufgeſtellt ſeyn, um den Kabeſtan zu drehen und John und William daran herauszuziehen, wenn die Mine zum Springen bereit ſeyn würde. Die anderen Bergleute, erfreut, die Sache ſo gut im Gange zu ſehen, beluſtigten ſich in der Schenke und erwarteten nur den durch die Exploſion verurſachten Knall, um ihren Kameraden einen Triumphzug zu veranſtalten. „Ich glaube, es iſt jetzt Zeit, die Lunte anzuzünden", ſagte William zu ſeinem Schwager, „wenn Mary uns ſo ſähe, wie würde der Armen das Herz klopfen, und doch ſind wir geborgen! der Zunder iſt lang, und es bleibt uns Zeit genug, wieder hinaufzuſteigen. Zünde nun an, John! und jetzt ein lautes Pfeifen, das verabredete Signal, denn der Teufel würde uns einen ſchlechten Streich ſpielen, wenn er den Lunteſaden kürzte."

Das Pfeifen erſcholl, das Tau drehte ſich, die kleine bewegliche, mit einem Geländer umgebene Plattform ſtieg langſam hinauf, ſo langſam, daß John Short zu ſeinem Schwager ſagte: „Rufe ihnen doch zu, ſich mehr zu beeilen." William pfiff noch einmal und rief mit Stentorſtimme: „Schnell an den Kabeſtan! Muth, meine Freunde!"

Aber ſtatt ſich ſchneller hinaufzuwinden, hielt das Seil plötzlich an, und eine jugendliche, faſt kindiſch klingende Stimme antwortete: „Ich bin ganz allein hier, ich kann nur Einen heraufwinden; iſt die Mine ſchon angelegt?"

„Angelegt und bereit, zu ſpringen", erwiederte Wakeham; „der Zunder wird ſogleich das Pulver berühren; drehe das Seil, ohne eine Sekunde zu zögern! Rette wenigſtens einen Menſchen, wenn Du deren nicht zwei retten kannſt! Schnell, ſchnell!"

„Ich, ich werde ſterben!" rief John.

„Das wäre! und Deine Frau, Deine Kinder, was ſollte aus ihnen werden, wenn wir Beide ſtürben!" Dies ſagend machte ſich Wakeham gewaltſam aus John's Umſchlingung los und ſchwang ſich in die Galerie hinein.

„Ach! Du mißbrauchſt ſchon wieder Deine Kraft!" ſagte dieſer.

„Ja wohl", verſetzte William, „und dies zum zweitenmal! verzeih mir nur das Erſte! Lebe wohl, Bruder!"

Der durch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit am Tau allein gelaſſene Knabe zog mit unendlicher Anſtrengung John, der doch ſehr leicht wog, in die Höhe; wäre William mit geweſen, ſo wäre es unmöglich gelungen. Kaum hatte John die Oeffnung des Schachtes erreicht, ſo warf er ſich faſt auf die Winde und rief William zu: „Muth, mein Bruder, wir ſind jetzt zwei, um Dich herauszuziehen!"

Es war zu ſpät! Eine ſchreckliche Exploſion erſchütterte die Erde, eine Rauchſäule, Sand und Felsſtücke ſprudelten aus dem Schacht hervor. John fiel auf die Kniee nieder, nicht um Gott für ſeine Rettung zu danken, ſondern um ihm die Seele ſeines Bruders zu empfehlen! . . .

Dieſe einfache, aber rührende Geſchichte wurde mir einſt in Cornwall auf einem reizenden kleinen Pachthofe erzählt, welcher John, dem alten Bergmanne, gehörte; mit einigen Händen voll Gold aus Peru zurückgekehrt, lebte er mit ſeiner jungen Familie den Freuden des Ackerbaues; aber das Merkwürdigſte an dieſem Berichte iſt, daß derjenige, der ihn mir abſtattete, kein Anderer war, als John's treuer Gefährte, William Wakeham, ein Geſpenſt aus jener Welt, aber ein Geſpenſt von Fleiſch und Bein!

Alſo war er nicht todt? — Sonderbare Frage! Allerdings gab es neunundneunzig Chancen gegen eine für ihn, durch die Exploſion vollſtändig pulveriſirt zu werden; es bedurfte eines Wunders, um ihn zu retten, und dieſes Wunder geſchah durch den menſchlichen Inſtinkt der Selbſterhaltung. William hatte ſich, ohne einen Schimmer von Hoffnung, in einen Vorſprung der metalliſchen Ader geduckt, der, ſich über das Erdreich hinwegziehend, von der Exploſion zwar ſtark gebogen, aber nicht gebrochen wurde; dieſer ward ihm ein Schutz gegen die Felsſtücke und Steinmaſſen, welche in die Mine hinabſtürzten. Etwas verbrannt, etwas geſchunden, genügten ihm dennoch einige Minuten, ſich von ſeinem Schreck zu erholen, ſich zu betaſten, ob er auch noch ganz ſey, dies zu erkennen und John zuzurufen: „Schnell das Tau herunter! All right, John, all right! Alles geht gut!" — „Ich brauchte nur ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen, mein Herr", fügte der Erzähler hinzu; „hat man nun nicht Recht, wenn man ſagt: „Gott iſt eben ſo gut, als er mächtig iſt! . . ."

Süd-Amerika.

Die Geſellſchaft und das geſellſchaftliche Leben in Peru.

II. Die Gebirgsbewohner.

Sehen wir nun, inwiefern der Charakter der Bewohner des inneren Landes, der Indianer und Meſtizen, von dem der Küſtenbewohner abweicht. Eine kleine Reiſe in die Cordilleren wird uns hierüber die beſte Aufklärung verſchaffen.

Der Europäer, welcher ſich zu einem Beſuche des gebirgigen Theiles von Peru entſchließt, muß ſich auf alle möglichen Mühſeligkeiten und Entbehrungen gefaßt machen. Er muß in den faſt ganz öden und einſamen Landſtrichen, welche man durchreiſt, und wo man nur hier und da einzelne, in den Gebirgen zerſtreute Indianerhütten ſieht, zuweilen einen ganzen Tag lang zu Pferde ſitzen, ehe er ein Poſthaus zum Uebernachten findet. Und welch ein klägliches Gebäude iſt ein ſolches Poſthaus zumeiſt! Wie erbärmlich die ganze Einrichtung zur Weiterbeförderung der Reiſenden!

Außerdem muß der Reiſende Alles, was er irgend braucht, bei ſich haben und mit ſich ſchleppen, ſein Bett, wenn er nicht auf dem blanken Boden ſchlafen will, ſein Brod, ſeinen Wein, ja, ſogar ſein Licht, um des Abends in dem elenden Rancho, wo er anhält, ſehen zu können. Ein Indianer dient ihm zugleich als Wegweiſer und Diener auf der Reiſe. Er ſattelt des Morgens die Maulthiere, er beſorgt ſie bei der Ankunft am Abend und leitet das, welches

Ordinance 1 of 1961 (Ordinance 1 of 1961) (Ordinance 1 of 1961) (Ordinance 1 of 1961)

sein Blick schmerzvoll auf die erbleichenden Sterne Europa's und seines eigenen Vaterlandes gerichtet ist, so lehrt ihn eben der weltbürgerliche Standpunkt, von welchem aus er die Entwickelung der Weltgeschicke betrachtet, auch Erhebung und Ergebung in das Unabänderliche.

Der Verfasser beginnt mit Schilderung, wie die amerikanische „Biene" dortzulande ein Dorf zusammenträgt. Unter dieser Biene versteht er, wie die Amerikaner selbst, „die freie Vereinigung der Individuen und Familien", unbehelligt von irgend welcher Maßregelung des Staats, der seinerseits, von dem Satz ausgehend, daß, wo wenig Regierung ist, sich Charaktere bilden und nur da, wo Charaktere fehlen, auch eine Regierung nöthig wird, sich zur strengen Aufgabe gestellt hat, die Biene gewähren zu lassen (de la laisser faire), d. h. die Entwickelung der lebendigen Kräfte in keiner Weise zu hemmen. — „An den Gränzen von Arkansas oder Illinois", hebt die Schilderung an, „in den tiefen, unerforschten Einöden am Fuße der Rocky Mountains sieht man an einem schönen Sommertag eine Familie ankommen, deren ganzes Geräthe auf einem Wagen, den ein kleines Pferd zieht, enthalten ist. Der Vater wählt die Stelle für die Ansiedelung. Hier Rasen, grüne Eichen, ein naher Fluß, aber wie nun weiter? Die Werkzeuge fehlen ihm, und um sein Blockhaus (log-house) bequemlich zu bauen, würde er Zeit, mehrere Arbeiter, viel Geld brauchen. Er aber hat nur seine und seiner Frau Arme, vielleicht noch die seiner zwei minderjährigen Söhne, Jonathan und Samuel. Da nun kommen die älteren Ansiedler, die Bewohner der nachbarlichen Wälder, sie, die seit lange ihr Blockhaus gebaut haben und das Land kennen, herbeigeeilt, um die neuen Ankömmlinge zu begrüßen, weniger jedoch des Grüßens halber, als um ihnen zu helfen. Keine langen Voranstalten und Zurüstungen, kein Schreien oder eitle Phrase. Die Zeit ist kostbar. Man begnügt sich mit dem Einfachsten, man macht es der Biene nach, man arbeitet gemeinschaftlich zum Vortheil des neuen Pflanzers. Diese thätige Brüderlichkeit hat in kurzem ihre Frucht getragen. Der Stamm der Eichen fällt, man wälzt ihn zur Stelle, man richtet ihn auf, das Haus steigt empor. Man braucht ein Dach für die Scheuer, ein Schock Arme helfen dabei. Die Niederlassung ist fertig. Wenn die Aerndte kömmt, soll das Getraide auf der Tenne gedroschen werden; wieder kommen die Gehülfen herzugelaufen, und das Werk einer Woche wird in Tagesfrist fertig; was dem vereinzelten Arbeiter Monate gekostet hätte, wird in einem Nu vollendet. Der neue Ansiedler wird schon den Anderen erstatten, was er von ihnen empfing, und kommen ihrer Mehrere, so können die Letzteren in gleicher Weise auf die Ersten zählen. Man borgt des Nachbars Pferd und giebt es zurück; man verleiht seinen Pflug und fordert ihn zurück; Jedermann hilft Jedermann, und Niemand geräth in Noth."

„So wächst ein amerikanisches Dorf heran. Fragen wir die Biene nach den Grundbedingnissen (éléments constitutifs), wonach ihr dies so eben vor unseren Augen zu bewerkstelligen möglich war, so nennt sie uns ihrer drei. Sie nennt uns zuerst das christliche und calvinistische*) Element, zur Association sich eignend, voll Liebe zum Nächsten und Mitgefühl für seine Leiden; sodann das germanische, duld- und arbeitsam, eroberungslustig, an Boden und Ueberlieferungen hängend; als drittes Element den kühnen Unternehmungsgeist, aus jenen beiden hervorgegangen, sie befruchtend und erfrischend. In jedweder Combination dieser drei Grund-Elemente giebt sich die Mannigfaltigkeit, die Freiheit, die Anhänglichkeit an das Traditionelle zu erkennen. In der religiösen Sphäre lassen sie Raum für unumschränkte Unabhängigkeit, in der politischen Raum für die Freiheit föderativer Gruppirung, in den Familien- und öffentlichen Sitten fördern sie das Streben nach Gleichheit, in den wechselseitigen Beziehungen nach persönlicher Selbständigkeit, nach freiwilliger Vereinigung. Die Vereinigte Staaten-Republik ist nichts, als die Entwickelung dieser drei Prinzipien. Alles konstituirt sich hier fortschreitend, ordnungsvoll und nach gleichem Verfahren. Es ist das Werkmeistern der Biene, kein Hofmeistern, da Jeglicher geschickt genug ist, sich selbst zu regieren, Keiner aber sich mit der traurigen und eitlen Sorge befassen mag, die Anderen zu hofmeistern."

Nichts dem Aehnliches in Europa, geschweige in Frankreich. Nachdem der Verfasser die Zustände Frankreichs in kurzem Ueberblick gewürdigt und zu dem Schlusse gebracht hat, daß ein französisches oder italiänisches Dorf nun und nimmer verstehen lernen wird, sich selbst zu regieren, fährt er also fort: „Solche Autonomie ist nur verein- und denkbar bei dem germanischen und christlichen Sinn für thätige Solidarität, bei gewerkthätigem Gemeingeist, bei einigem, wenn auch etwas ungeschmeidigem (sauvage) Brudersinn. Man nehme Amerika seinen christlichen Brudersinn, seinen alten Teutonismus, seinen kühnen Unternehmungsgeist, man unterdrücke ein einziges dieser Elemente, so ist es aus mit seinem Gedeihen. Der Beweis ist leicht geführt. Große und fruchtbare Nachbarländer, die einen republikanischen, wenigstens dem anschein nach, die Anderen einer ferneren Metropole unterthan, Mexiko und Kanada, das eine mit Institutionen, gemodelt nach denen der Vereinigten Staaten, das andere mit seinen französischen Erinnerungen und unter englischem Scepter, können es zu Nichts bringen. Man weiß, in welcher konvulsivischen Schlaflosigkeit die spanischen Republiken vegetiren. Der gallo-kanadische Pächter, ein Mensch von Herz, Muth, oft von Kopf, gesellig, mildthätig, sinnreich, hat dennoch nicht verstanden, durch eigene Kraft einen Verein zu gründen und aufrechtzuerhalten. — Der Acker, der im französischen Kanada einen Dollar gilt, gilt ihrer fünf zwei Schritte davon in den Vereinigten Staaten. Gegenüber der alten französischen Stadt Montreal, wo Alles Ruhe und Schweigen ist, sieht man die junge angloamerikanische Stadt Buffalo sich erheben und wachsen, wo Alles Thätigkeit, Gewerbfleiß und Gedeihen ist. Buffalo ist von gestern, Montreal datirt aus dem 16ten Jahrhundert. Ueberall die nämliche Demarcationslinie. Hier urbar gemachte Waldungen, bebaute Felder, neugebaute Häuser, trefflich von der Bevölkerung genutzte Meiereien; dort eine unfruchtbare Wüstenei, worin einige Pflanzer sich in Armuth hinschleppen, in den Wäldern zerstreute Trümmer der alten französischen Familien, ohne Unternehmungsgeist, ohne Straßen und Märkte, durch weite Strecken von einander geschieden. Es ist jener selbe christlich teutonische Geist freiwilliger und gewerbfleißiger Association, der auch in Irland den Reichthum mancher, von schottischen Familien bewirthschafteten Bezirke dem tiefen Elend anderer nahe gelegener, die der celtischen Sorglosigkeit überlassen blieben, in grellem Kontrast entgegenstellt."

Am Schlusse des Ganzen fragt Herr Chasles: „Unser Europa, dieses alte Land, das Franklin, nicht ohne Ironie, seine gute Großmutter nannte, was wird es dereinst werden, gegenüber der unvermeidlichen Entwickelung der neuen Welt? Etwas, wie das alte Griechenland dem modernen Europa gegenüber (wohl schwerlich)? Haben die Neu-Römer dieser blasirten Welt, ihrer Vergangenheit zum Trotz, ein Recht, nach der amerikanischen Autonomie zu verlangen, wovon sie selbst nicht einen Keim besitzen? Diese Frage geht die Herren unserer Geschicke an, und ihnen überlasse ich sie."

Mannigfaltiges.

— Sokrates. Bei Beurtheilung von G. Grote's „Geschichte von Griechenland"*) im 2. Maiheft der Revue des deux Mondes macht Prosper Mérimée dem Verfasser einen leisen Vorwurf, daß er sich die Mühe gegeben habe, den deutschen Professor Forchhammer zu widerlegen, der da ausfindig gemacht, daß Sokrates ein großer Schuft (coquin) sey. Forchhammer sah allerdings in Sokrates das Haupt einer aristokratischen Verschwörung, gegen welches sich die Republik Athen gewissermaßen noch sehr glimpflich erwiesen habe. Unseres Wissens hat Forchhammer's Paradoxon zu seiner Zeit allgemeine Mißbilligung gefunden. Wenn das Urtheil der Alten über die Unrechtmäßigkeit der Hinrichtung des Sokrates ein einstimmiges war, so ist es wohl ein vergebliches Unternehmen, von der Studirstube aus die Autoritäten eines Xenophon, Plato, Thukydides, um unter den Gleichzeitigen nur diese zu nennen, ignoriren oder verdächtigen zu wollen. Das neueste, gleichfalls gegen Forchhammer gerichtete Urtheil fanden wir in den „Grenzboten" (Nr. 25), wo es u. A. heißt: „Nichts ist mißlicher, als auf die alte Geschichte den Maßstab des positiven Kriminalrechts anzuwenden, an welchen wir gewöhnt sind, und in der Uebereinstimmung einer positiven Strafbestimmung mit der erfolgten Strafe die Rechtmäßigkeit dieser Strafe zu sehen. — Für die Rechtmäßigkeit jenes Justizmordes hat sich darum kein Anwalt gefunden, weil er, in seiner Totalität genommen, nicht zu rechtfertigen war." Auf Herrn Mérimée zurückzukommen, kehrt dieser die Spitzen seines Ausfalls nicht einzig gegen den einen deutschen Professor, sondern gegen deutsche Gelehrsamkeit überhaupt. Er fährt in seiner suffisanten Weise also fort: „Man glaubt in England allzu sehr an die Besonderheit (spécialité) der Deutschen in Betreff von Gelehrsamkeit und Philosophie. Herr Grote aber ist zu einsichtsvoll, um die Einbildungskraft in Sachen der Geschichte und Sprachforschung zuzulassen; er wird mir erlauben, ihn zu erinnern, daß es in Frankreich ernste Gelehrte und Philosophen giebt." — Man sieht, Herr Mérimée macht in Propaganda.

— Deutsche Einheit. Hierüber läßt sich der Publizist in der Chronique de la Quinzaine desselben Maiheftes der Revue des deux Mondes in folgender Weise vernehmen: „Uns, den alten Freunden Deutschlands, den alten Verfechtern des sehnsüchtigen Verlangens nach Einheit, welches Deutschland seit länger als dreißig Jahren gehegt hat, berührte es sehr schmerzlich, als wir unser dem Erfurter Reichstage gestelltes trübes Prognostikon in vollständige Erfüllung gehen sahen. Deutschlands ganze Geschichte bezeugt seine Hinneigung zum Föderalismus, d. h. zur Association und Verschwägerung (parenté), mehr als zur Einheit, so wie die ganze Geschichte Frankreichs dessen Hang zur Einheit bezeugt. Versuche man nicht, dieser Erbneigung zu widerstreben! Was in Frankreich darauf abzielen wird, die Centralisation vollständig zu zerstören, wird scheitern; scheitern wird gleicherweise, was in Deutschland vollständige und absolute Einheit zu schaffen strebt. Es werden dies nur ohnmächtige Versuche seyn, welche den Gang der Gesellschaft wohl aufhalten, aber nicht verändern." — Sollte der Franzose Recht haben? oder vielleicht gar jener kleinmüthig gewordene deutsche Patriot, der neulich prophezeite, wir Deutsche würden enden wie das Volk Israel, in der διασπορά, weil wir, uns staatlich zu raffen, zu formen, zu schaaren, niemals lernen würden? Letztere Prophezeiung übrigens bekümmert uns so wenig, daß wir, nach wie vor, des Glaubens leben, die Berge unseres Vaterlandes werden nicht kreißen, um ein Mäuslein zu gebären. Nur erwarte man das Wunderkind nicht vom 19ten Jahrhundert! Was thut's auch, wenn im 20sten was Rechts zu Stande kömmt?

E. K—r.

*) Insofern nämlich der Geist der Puritaner, der mit den ersten Ansiedlern aus Großbritanien in die neue Welt kam, für diese Welt zur bestimmten sittlichen Norm wurde, sich als solche auch durch alle Entwickelungsphasen der amerikanischen Demokratie verfolgen läßt.

*) History of Greece. Vol. VII et VIII. (London, 1850), welche Theile nur die Zeit von 421 bis 403 v. Chr. umfassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden aus jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Friedrichstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 6. August 1850.

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

Ludwig XIV. besaß neben einer seltenen Würde des Charakters einen gesunden, richtigen Verstand, den Instinkt der Macht und der Ordnung, einen selbst das Kleinste beachtenden Geschäftsgeist, großen Sinn für das Praktische und eine merkwürdige Kraft des Willens; aber es fehlte ihm der hohe und weite Blick und die Freiheit der Anschauung und der Auffassung, wodurch sich Richelieu und Mazarin zu Staatsmännern ersten Ranges emporschwangen. Sein Bestreben, überall nach den Vorschriften der Pflicht zu handeln und stets das öffentliche Wohl als Ziel vor Augen zu haben, war gründlich und aufrichtig, wie uns dies seine hinterbliebenen Memoiren in zuweilen rührenden Ergüssen beweisen; aber er besaß nicht immer Kraft genug, dem Sittengesetz zu folgen. Während er nur sein eigenes Glück und das Wohl des Staates mit einander in enge Verbindung bringen wollte, begegnete es ihm leider allzu oft, daß er den Staat mit sich verwechselte und in seiner Person aufgehen ließ. Allzu oft hielt er die Stimme seiner Leidenschaften für die seiner Pflichten, und das allgemeine Interesse, welches er über Alles zu stellen vorgab, wurde von ihm seinem Familien-Interesse, einem gränzenlosen Ehrgeize, einer übertriebenen Liebe für Glanz und Ruhm geopfert. Sein langes Leben zeigt, wie er immer mehr und mehr in diesen gefährlichen Strudel hinabgerissen wurde. Man sieht ihn am Anfange bescheiden und zugleich festen Geistes, voll Liebe für überlegene Menschen und bemüht um die besten Rathschläge; später zieht er den Schmeichler dem einsichtsvollen Wahrheitsfreunde vor, indem er nicht die gediegenste, sondern die seinen Gelüsten am meisten zusagende Meinung annimmt; zuletzt hört er nur auf sich allein und wählt seine Minister aus Leuten ohne Talent und ohne Erfahrung, die er erst zu bilden trachtet. Diese mit Recht glorreich genannte Regierung bietet also sehr verschiedene Phasen dar; man kann sie in zwei, der Dauer nach, fast gleich lange Abschnitte theilen: der eine ist der der Größe, der andere der des Verfalles, und selbst im ersten schon kann man wieder zwei Perioden unterscheiden, die der ergiebigen Jahre, wo Alles durch einen mächtigen, von der gesunden Vernunft geleiteten Willen im glücklichsten Fortschritt und Gedeihen begriffen ist, und die, in welcher der Verfall schon allmälig beginnt, weil sich die Leidenschaft auf Kosten der Vernunft der Zügel bemächtigt.

Ein Mann aus dem dritten Stande, der Sohn eines Kaufmannes, war das Genie, welches der Regierung Ludwig's XIV. die schöpferische Kraft einhauchte, nämlich Jean Baptist Colbert. Mazarin hatte diesen Mann noch auf seinem Todtenbette dem König aufs dringendste empfohlen. Colbert war zweiundzwanzig Jahre lang Minister, von 1661—1683, und während dieser Zeit, der schönsten der ganzen Regierung Ludwig's, stieg das öffentliche Glück nach dem Grade des Einflusses, den sein Gedanke auf den Willen des Königs äußerte. Dieser Gedanke knüpft sich, seiner inneren Natur nach, an den Richelieu's an, vor dessen Geist Colbert die tiefste Verehrung hegte. Sobald er in das Conseil eintrat, holte er die Pläne des großen Ministers wieder hervor und war unablässig bemüht, alles das ins Werk zu setzen, was dieser außerordentliche Mann nur hatte vorbereiten und andeuten können. Die Riesenthätigkeit Richelieu's hatte sich darauf beschränken müssen, die Verhältnisse nach außen hin zum Abschluß zu bringen; rücksichtlich der inneren Organisation des Königreiches konnte er nur das Terrain reinigen und die Wege im ersten Abriß anlegen. Er und sein geschickter Nachfolger hatten Frankreich mittelst der Diplomatie und des Krieges ein entschiedenes Uebergewicht unter den Staaten Europa's verschafft und gesichert; es handelte sich nun darum, dem Lande zu einer seiner äußeren Stellung entsprechenden inneren Wohlfahrt zu verhelfen, alle seine finanziellen, industriellen und kommerziellen Kräfte zu entwickeln. Und dies unternahm ein Mann, welcher weder den Titel, noch die Befugnisse eines ersten Ministers hatte, einzig als Diener eines auf seine persönliche Autorität eifersüchtigen und in diesem Punkte bis zum Aeußersten mißtrauischen Monarchen. Richelieu hatte in seiner vollen Freiheit, zu handeln, große Dinge vollführt, Colbert leistete nicht minder Bedeutendes in der beschränktesten Abhängigkeit, bei der Nothwendigkeit, in Allem, was zu beschließen war, gefallen zu müssen, und unter der Bedingung, niemals äußerlich des Verdienstes seiner eigenen Handlungen zu genießen, dagegen alle Sorge, allen Tadel, alle Vorwürfe von Seiten des Volkes auf sich zu nehmen, während ein Anderer den Erfolg, den Ruhm und die öffentliche Erkenntlichkeit davontrug.

Es giebt nichts Seltsameres, als den Kontrast der Personen und Charaktere in diesem Bunde zwischen Ludwig XIV. und Colbert: der König, jung und glänzend, prunkvoll, verschwenderisch, vergnügungssüchtig, durch und durch in seiner Erscheinung, wie in seinen Neigungen, ein vollendeter Edelmann; der Minister, mit den kräftigen Eigenschaften des Mittelstandes, dem Geist der Ordnung, der Vorsicht und Sparsamkeit, den Ton und die Manieren eines Bourgeois verbindend. Vor der Zeit in untergeordneten Stellungen und in angestrengter Thätigkeit gealtert, hatte Colbert die Spuren einer derartigen Lebensweise an sich behalten; sein erstes Auftreten war schwerfällig, seine Person ohne Anmuth, seine Züge bis zur Härte streng. Diese rauhe Hülle indeß barg bei ihm eine Seele, welche für das öffentliche Wohl glühte, nach Thätigkeit und Macht des Vollbringens rang und dabei dennoch mehr Ergebenheit als Ehrgeiz besaß. Eiskalt gegen die Solliziranten und ohne sonderliche Theilnahme für Klagen des Privat-Interesses, empfand er die zarteste Sorge, gerieth er in flammende Begeisterung bei dem Gedanken an das Wohl des Volkes und an den Ruhm Frankreichs. Auch war Alles, was das Glück und den Glanz eines Landes ausmacht, in seinen patriotischen Betrachtungen zusammengefaßt. Wie glücklich wäre Frankreich gewesen oder geworden, hätte der König stets dem bewundernswerthen Führer, den ihm ein gutes Geschick verliehen, Folge geleistet! Seyen wir indeß wenigstens zufrieden, daß er dem Minister zweiundzwanzig Jahre lang, in denen freilich Vertrauen und Ungnade wechselten, gestattete, an alle Zweige der Regierung Hand anzulegen. Denn was Colbert nur berührte, wurde durch sein Genie auch schon umgestaltet. Man wird von Erstaunen und Hochachtung ergriffen beim Anblick dieser kolossalen Verwaltung, welche die Arbeit und den Fortschritt eines ganzen Jahrhunderts in den Raum einiger weniger Jahre zusammengedrängt zu haben scheint.

Wenn es eine Wissenschaft der Förderung und Leitung der öffentlichen Interessen giebt, so ist Colbert in Frankreich der Begründer derselben. Seine Thaten und seine Versuche, die Maßregeln, welche er ergriff, und die Rathschläge, die er ertheilte, beweisen von seiner Seite die Absicht, alle die bisher unzusammenhängenden administrativen Einrichtungen in ein und dasselbe Geleise der Ordnung zu lenken und sie an einen höheren Gedanken als an ihr gemeinschaftliches Prinzip anzuknüpfen. Dieser Gedanke, dessen Trefflichkeit und Größe Ludwig XIV. zu fühlen und zu schätzen verstand, läßt sich in dem Bestreben zusammenfassen, dem Nationalgeiste nach allen Richtungen der Civilisation hin den nöthigen Aufschwung zu geben, zu gleicher Zeit alle Thätigkeitsäußerungen, die intellektuellen Triebe und die produktiven Kräfte Frankreichs zu entwickeln. Colbert hat selbst, und zwar in Ausdrücken, die man für ganz modern halten möchte, den Regierungsgrundsatz, den er auf seinem Pfade verfolgen wollte, festgestellt: es war dies der, alle Lebensstellungen der Menschen in zwei Klassen zu sondern, zwischen denen zu unterscheiden, welche danach streben, sich der Arbeit, als der Quelle des Staatsglückes, zu entziehen, und denen, welche durch ein arbeitsames Leben dem öffentlichen Wohle aufhelfen; es galt ihm, die erstere Stellung mühsam zu machen, die andere jedoch auf jede Weise zu erleichtern und ihr Vortheile und Ehren angedeihen zu lassen. Er reduzirte die Zahl und den Werth der Aemter, damit die Bourgeoisie geringeres Gelüst danach empfinde und statt dessen ihren Ehrgeiz und ihre Kapitalien lieber dem Handel zuwende, und von der anderen Seite lenkte er eben so sehr den Adel auf dieses Ziel hin, indem er das Vorurtheil bekämpfte, aus einem müßigen und unnützen Leben einen Ehrenpunkt machen zu müssen. Wetteifer in der Arbeit war der neue Geist, den er der französischen Gesellschaft einzuimpfen beabsichtigte, und im Hinblick hierauf unternahm er den ungeheuren Plan, die ganze Gesetzgebung umzugestalten und sie auf ein einziges, dem Kodex des Justinian ähnliches Rechtssystem zu begründen.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

II. Die Gebirgsbewohner.

(Schluß.)

In Pasco sah ich ein indianisches Fest in seiner reinsten Eigenthümlichkeit. Schon vom frühsten Morgen an herrschte in dem Dorfe eine ungewöhnliche Lebendigkeit. Von allen Seiten strömten die Indianer in ihren schönsten Ponchos herbei. Man stellt an solchen Tagen gewöhnlich jede Arbeit in den Minen

ein; die Kirche iſt aufs reichſte geſchmückt, und die Glocken verkünden durch lautes Geläut den Beginn des Feſtes. Bald wird die Volksmenge zahlreicher und dichter. Ueberall ſind große, plumpe Tiſche auf dem Platze aufgeſtellt, man verkauft hier Chupe, geröſtetes Fleiſch, Brod, Chicha und hauptſächlich Branntwein. Die Indianer drängen ſich wirr und lärmend um dieſe Tiſche und überlaſſen ſich, bis die Prozeſſion anhebt, dem Genuß der Speiſen und namentlich der Getränke. Plötzlich wird von einer disharmoniſchen Muſik das Zeichen zur religiöſen Feierlichkeit gegeben. Ganze Haufen maskirter Menſchen rennen durch die Straßen in wilden und gliederverrenkenden Sprüngen: ſie ſind faſt alle in alte Uniformen vermummt und tragen große Federhüte auf dem Kopf, die ſie aus der Nachlaſſenſchaft irgend eines peruaniſchen Generals aus den erſten Tagen der Republik erſtanden haben. Einige ſind zu Pferde, und große Kavallerieſäbel hängen ihnen an der Seite herab und ſchlagen die elenden Mähren, die ſie nur mit heftigen Sporenſtichen in Lauf ſetzen können, klirrend in die Weiche. Ueberdies ſind die Uniformen dieſer grotesken Generale noch mit Geldſtücken behängt, welche bei jeder Bewegung klingen und klappern. Mehr als ein ſchlauer Burſche plündert ſeinen Nachbar, ſobald er irgend Gelegenheit findet, ſich ſeinem Raubgelüſt zu überlaſſen. So ſah ich in Pasco einen Indianer ſehr ernſtlich bemüht, ſeinem Gefährten ein Zweirealenſtück (10 Sgr.) zu ſtehlen, während ein anderer dem Diebe ſelbſt ein Piaſterſtück abriß, welches an ſeiner rothen, mit zwei ungeheuren Epauletten verſehenen Uniform angeheftet war. Dabei ſchrieen alle dieſe ſchon ziemlich betrunkenen Leute wie toll und fluchten auf den Pfarrer, daß er ſie ſo lange auf die Prozeſſion warten laſſe.

Endlich beginnt die Prozeſſion. Einige Kerzen zeigen ſich unter der Vorhalle der Kirche; die Menge ſteht aber ſo gedrängt, daß Niemand hindurchkommen kann. Zwölf Indianer eröffnen den Zug; ſie tragen auf dem linken Arm eine Art kleinen Schildes aus einem rothen Stoff und in der rechten Hand einen langen mit Silber ausgelegten Stab. Die Glocken heben von neuem ihr Geläut an und miſchen ihre Töne in das unaufhörliche Klingeln der an die Kleider geheften Geldſtücke. Die zwölf Indianer ſtellen ſich einige Schritte von der Kirche entfernt im Kreiſe auf. Zwei von ihnen begeben ſich in die Mitte, und es beginnt jetzt eine Art von Zwiegeſpräch, von Tänzen und Geſängen begleitet, an welchen die Maſſe der Zuſchauer theilnimmt. Die beiden Indianer ſtampfen mit ihren Füßen die Erde, indem ſie abwechſelnd ihre Schilder oder ihre Stöcke präſentiren, ohne indeß von ihrem Platz zu weichen, und drehen ſich im Kreiſe um ſich ſelbſt herum, bei den Refrains einer einförmigen und traurigen Weiſe, welche die ganze Menge ſogleich im Chor wiederholt. Dieſer Tanz iſt vielleicht ganz nationellen Urſprunges und ſtammt aus den Zeiten vor der Eroberung der Spanier. Wenn er vorüber iſt, ſtellen ſich die zwölf Indianer mit wichtiger Miene an die Spitze der Prozeſſion, die ſich nun in Marſch ſetzt, aber öfter von Tanz und Geſang unterbrochen wird. Man bewegt ſich auf dieſe Weiſe rings um den ganzen Platz, während zur Seite Böller und Raketen abgefeuert werden. Zwei mit Blumen geſchmückte Heiligenbilder, Weiber, welche Kerzen tragen, der Pfarrer, der mit ſeinem Vikar unter einem Thronhimmel einherſchreitet, die Sänger, der Küſter und ein Dutzend zerlumpte, barfüßige Soldaten, — das ſind die einzelnen Beſtandtheile des Zuges, welcher ſich faſt zwei Stunden lang an gewiſſen vom Gebrauch geheiligten Feſttagen durch die Straßen des kleinen Dorfes Pasco bewegt. Wenn die Prozeſſion zurückkömmt, iſt die Kirche erleuchtet und ſtrahlt von tauſend Flammen; der Pfarrer beſteigt die Kanzel, und nachdem die Menge ſeiner Predigt andächtig zugehört hat, zerſtreut ſie ſich wieder; man eilt abermals zu den Branntweinbuden, und die einen Augenblick unterbrochene Orgie dauert die ganze Nacht hindurch, um am folgenden Tage in noch übertriebenerem Maße von neuem zu beginnen. Dieſe Feierlichkeiten, Prozeſſionen, Tänze und Gelage dauern drei Tage, und zwar in derſelben Weiſe und auf demſelben Platze. Das nennt man in der Sierra ein religiöſes Feſt.

Die Indianer, welche in den Cordilleren zerſtreut leben, gehören zu der ärmſten Klaſſe der Bevölkerung. Die Sierra weiſt dagegen in ihren größeren Ortſchaften und auf ihren Haciendas (kultivirten Ländereien) die glücklichſten Bewohner auf; aber ſie ſind immer noch Indianer, welche, trotz häufiger Kreuzung und Vermiſchung, im Ganzen nicht allzu viel von ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit verloren haben und ſich höchſtens der halbſpaniſchen Bevölkerung der Küſte nähern. Dieſe Elite von Indianern der Sierra beſitzt ihre Hauptreichthümer in zahlreichen Herden, welche auf dem Plateau von Callao umherſtreifen; ſie allein kultivirt die wenigen Thäler ihrer Gebirge; ſie liefert den Handelsleuten an der Küſte den größeren Theil der Landesprodukte, welche nach Europa ausgeführt werden; bei ihr endlich findet man vielleicht einen der fruchtbarſten Keime für die wahre Entwickelung der zukünftigen Verhältniſſe von Peru.

Das Leben, welches dieſe intelligenteren und gebildeteren Indianer führen, iſt nichtsdeſtoweniger doch noch ſehr rauh und mühſam. Man begreift, wie beſchränkt die Hülfsquellen einer kleinen Stadt in den Cordilleren nothwendigerweiſe noch ſeyn müſſen. Um Einiges in dieſer Hinſicht zu thun und um namentlich den Verkehr mit den europäiſchen Kaufleuten zu erleichtern und zu heben, hat man einen großen Jahrmarkt eingerichtet, welcher alle Jahre um die Pfingſtzeit mitten in der Sierra ſelbſt ſtattfindet. Einige Stunden von dem großen Titicaca-See, welcher wie ein Binnenmeer zwiſchen dem Plateau von Callao und den Bergen von Bolivia liegt, erhebt ſich das kleine Dorfe Vilque. Hier hält man dieſen Jahrmarkt ab, den bedeutendſten in Peru, vielleicht in ganz Süd-Amerika, wo nicht nur die Einwohner der Nachbarbezirke von Arequipa, Moquegua und Cusco, ſondern auch die von Bolivia und aus den argentiniſchen Provinzen, namentlich aus Tucuman, zuſammenſtrömen. Vierzehn Tage lang halten ſich in Vilque, welches ſonſt nur ein paar Hundert Einwohner zählt, gegen 10—12,000 Menſchen auf. Natürlich reichen die Wohnungen nicht hin, eine ſolche Menge zu beherbergen. Die Einen zerſtreuen ſich daher in der Umgegend, um in den Chacras (Pächtereien) ein Unterkommen für die Nacht zu finden; die Anderen hüllen ſich in ihre Ponchos und ſchlafen auf den Thürſchwellen, an den Straßenecken, ja, ſelbſt mitten auf dem öffentlichen Platz auf dem blanken Boden. Es giebt überhaupt im Innern von Süd-Amerika kein Hotel, wo man abſteigen könnte; in Vilque würden aber auch die geräumigſten Hotels nicht hinreichen, um dieſe Tauſende von Menſchen, welche den Jahrmarkt beſuchen, zu beherbergen. Ich hatte glücklicherweiſe ſchon Vorkehrungen getroffen; ich wußte, daß man ſich auf einer Reiſe in Peru für alle Orte, wo man zu halten denkt, mit Einführungsſchreiben verſehen müſſe. Man findet dann ſtets die offenherzigſte und liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft. Uebrigens wird man auch ſonſt die peruaniſche Gaſtfreundſchaft ſelten vergebens in Anſpruch nehmen. Man kömmt an, man iſt ein Fremder, und das genügt: alle Häuſer ſtehen Einem alsbald offen. In Vilque logirte ich bei einem der vornehmſten Einwohner, welchen ich kurz vorher in Arequipa kennen gelernt hatte. Während eines Males traten einmal zwei Serranos (Bewohner der Sierra) herein. Der Herr des Hauſes war eben abweſend, die Frau allein ſaß mit uns zu Tiſche. „Señora“, ſagten ſie zu ihr, „wir ſtehen mit Ihrem Gemahl ſeit langer Zeit in Geſchäftsverbindung. Wir müſſen mehrere Tage auf dem Jahrmarkt zubringen; wir haben uns die Freiheit genommen, bei Ihnen abzuſteigen.“ — „Das iſt gut“, erwiederte ſie ganz einfach. „Setzen Sie ſich; Sie kommen noch eben zum Eſſen zurecht.“ Man legte noch zwei Converts auf, und der ſchon hinlänglich beſetzte Tiſch zählte zwei Gäſte mehr, ohne daß ſich irgend Jemand weiter bemühigte.

Die Gaſtfreundſchaft in der Sierra iſt zwar die freieſte und bereitwilligſte, eben ſo iſt ſie aber auch die einfachſte. Jeder Reiſende bringt ſein Bett mit ſich. Am Abend breitet er es, wie er kann, in einem Zimmer aus, welches ihm das am wenigſten angefüllte ſcheint; ein Jeder beeilt ſich, dem Neuangekommenen in dem gemeinſchaftlichen Schlafſaale Platz zu machen. Jeder ſchläft ſo tief, wie es nach einem unter Anſtrengung verbrachten Tage nur ſeyn kann. Am folgenden Morgen werden alle Matratzen und Kiſſen zuſammengerollt und in einem Winkel aufgeſtapelt; das Zimmer wird wieder zum Empfange von Beſuchen und zur Abmachung von Geſchäften brauchbar. Gewöhnlich begiebt man ſich ſogleich auf den Jahrmarkt und kömmt erſt um die Mahlzeitsſtunde wieder zurück. Und dieſe iſt die eigentliche Zeit, wo die Gäſte des Hauſes ſich gegenſeitig ſehen und kennen lernen können. Das Frühſtück, welches um neun Uhr aufgetragen wird, beſteht in der Regel aus Bouillon mit Fleiſch, aus Eiern oder Fiſchen, aus weißem, von den Indianern in der Sierra gemachtem Käſe und aus einer Taſſe Schokolade. Das um zwei oder drei Uhr ſtattfindende Mittagbrod iſt noch kräftiger: zuerſt kommen Chupes verſchiedener Arten, aus Hammelfleiſch, Huhn, Fiſchen, welche in ungeheuren tiefen Schüſſeln aufgetragen werden, deren Umfang die Zahl und den geſunden Appetit der Speiſenden errathen läßt. Sodann folgen die Braten (Asados) und geröſteten Speiſen, wobei kleine Schüſſeln Käſe auf Präſentirtellern in allen Ecken des Tiſches ſtehen, um den Appetit fortwährend anzureizen. Zum Deſſert trägt man Dulces auf, eine Art von Konfitüren, welche in Lima und Arequipa zubereitet werden, und die man in Peru allgemein liebt. Des Abends endlich, zwiſchen acht und zehn Uhr, trinkt man Thee, eine engliſche Sitte, welche ſelbſt in das Innere von Peru einzudringen anfängt. Sodann zerſtreuen ſich die Gäſte von neuem. Einige gehen zu den Honoratioren von Vilque, zu dem Alkalden oder irgend einer anderen vornehmen Perſon, um eine Cigarre zu rauchen oder die Zambacueca zu tanzen; andere, und zwar die meiſten, verfügen ſich, in ihre Mäntel gehüllt, in die abgelegenen Ranchos, wo ſie irgend von Fremden zu einer Partie Monté erwartet werden. Monté iſt nämlich das allgemein verbreitete Hafardſpiel in Peru. Man ſpielt es mit Karten, öfter aber noch mit Würfeln. Im letzteren Falle ſieht man an einem großen grünen Tiſch, welcher durch zwei Linien in vier Felder abgetheilt iſt, die in der Mitte in rechten Winkeln an einander ſtoßen; hinter dem Tiſche ſitzt der Banquier mit ſeinen Gold- und Silberhaufen und klimpert fortwährend mit den Münzen, um die Spieler anzulocken. Auf jedem der vier Felder ſind zwei große A und zwei große S zu ſehen, die Anfangsbuchſtaben von Azar und Suerte (Zufall und Geſchicksbeſtimmung). Die Spieler ſetzen nach Belieben auf einen oder den anderen dieſer Buchſtaben, und der Banquier iſt angewieſen, alles auf dem Tiſche ſtehende Geld zu halten. Er wirft ſodann zwei Würfel, deren verſchiedene Nummern gewinnen oder verlieren; dann zahlt er aus oder zieht ein. Die Spieler ſetzen von neuem ihre Piaſter, der Banquier würfelt von neuem, und während der ganzen Nacht hört man nichts als kurze und raſch herausgeſtoßene Ausrufe der Spieler, die ſonſt nur ganz leiſe ſprechen, oder das Klimpern der Geldmünzen, die man empfängt oder bezahlt. Am anderen Morgen, wenn der Tag erſcheint, ſitzt der Banquier noch eben ſo kalt und gleichgültig hinter dem Tiſch, wie bei Beginn der Nacht; einige unermüdliche Spieler ſtehen noch immer an dem gefährlichen Tiſche; die Anderen ſchlafen bereits, in ihre Ponchos gehüllt, auf dem Boden des Zimmers. Der Anblick eines Schlachtfeldes nach dem Kampf iſt nicht weniger traurig, als der eines peruaniſchen Spielſaales bei den erſten Strahlen des Morgenlichtes. Der Monté auf dem Jahrmarkt von Vilque iſt übrigens in ganz Peru berühmt; er verſchlingt oft große, für Handelszwecke beſtimmte Summen, und man erzählt ſich von manchem Kaufmann, welcher ſich bei dieſem Spiel zugrundegerichtet.

Indeß hat der Monté in Peru aller Orten ſeine Tempel; und hierin beſteht keineswegs die Originalität der Jahrmarktsfeier von Vilque, ſondern in dem Treiben auf den Straßen ſelbſt, und ich verbrachte viele Stunden damit, die mir völlig neuen Sitten der peruaniſchen Sierra zu beobachten. Der ſonſt gewöhnlich öde Hauptplatz von Vilque war dicht mit Bretterbuden an-

gefüllt, die man rasch zusammenzuzimmern pflegt. Die feinsten, so wie die gröbsten Waaren Europa's und Amerika's liegen hier in seltsamer Unordnung zum Verkauf aus. Neben Säcken mit Kakao und Kokosblättern erblickt man Uhren aus Genf und Schmuckwaaren aus Paris; neben den groben Bayetones aus den Fabriken von Cusco französische Tücher, Lyoner Sammet- und Seidenstoffe; zuweilen enthält eine einzige Bude alle diese verschiedenen Handelsartikel in einem und demselben Raume. Die Indianer spazierten ernst und würdevoll an all diesen Reichthümern vorüber, indem sie schauten, bewunderten und handelten, und manche Frau, welche nur ein Stück Bayeta auf den Schultern hatte, kaufte oft Ringe mit Brillanten im Werth von funfzig bis sechzig Piastern (achtzig bis hundert Thaler) oder noch theurere Ohrgehänge mit Perlen. Die Menge, welche sich durch die Straßen drängte, bot dem Beschauer gleichsam ein vollständiges und malerisches Panorama der verschiedenen Trachten der Sierra dar. Im Mittelpunkte des Platzes verkauften Speisewirthe in einemfort Chupe, Fleisch über Kohlen geröstet, gebackene Fische aus dem Titicaca-See, Chicha und Pisco. Besonders dicht gedrängt standen die Indianer um die Roulett-Spieltische, von früh bis Abends, so daß man sich nur mit der größten Mühe und Geduld hindurch arbeiten konnte: des Abends nahmen diese gelben, von dichten, schwarzen und struppigen Haaren verhüllten Gesichter beim Wiederschein eines trüben Talglichtes einen seltsamen und fast diabolischen Ausdruck an; die Leidenschaft des Spiels allein belebte die kleinen blitzenden Augen der Serranos. Diese Leidenschaft ist eine der gewöhnlichsten und heftigsten bei den Peruanern aller Stände. Wenn man diesem gefährlichen und traurigen Treiben in Vilque eine Weile zugesehen hat, trägt man ordentlich Begierde, den Charakter des Serrano von einer edleren Seite zu studiren. Um das kennen zu lernen, was der Süd-Amerikaner an Geschicklichkeit und Kraft besitzt, muß man in Vilque auf den Maulthiermarkt gehen. Die Provinz Tucuman schickt alle Jahre viele Tausende dieser Thiere, welche den Peruanern zu ihren Reisen und zum Transport der Waaren in den Cordilleren unentbehrlich sind, in halb wildem Zustande auf den großen Jahrmarkt. Etwa tausend Fuß vom Dorfe entfernt sind diese Thiere in Truppen von fünf- bis sechshundert versammelt unter der Aufsicht von drei oder vier Gauchos; diese Gauchos gleichen in ihrem Aussehen, mit ihren großen Ponchos, der Chiripa auf den Beinen und dem Messer im Gurt, vielmehr Räubern und Banditen, als ehrbaren Maulthierhändlern; sie sitzen ruhig auf ihren Sätteln, die Zügel in der einen, den Laso in der anderen Hand, und warten die Ankunft der Käufer ab. Letztere erscheinen auch in ziemlich großer Anzahl; sie suchen das Thier, welches ihnen behagt, von weitem aus, bezeichnen es dem Capatas oder Führer der Gauchos und wechseln einige Worte mit ihm rücksichtlich des Preises. Gewöhnlich beträgt derselbe dreißig bis vierzig Piaster, und der Kauf wird rasch abgeschlossen.

Nun handelt es sich aber erst darum, das gekaufte Maulthier aus dieser Menge langöhriger, junger und störrischer Thiere, welche noch nie den Zügel kennen lernten, herauszuholen. Auf ein Zeichen des Capatas ergreift einer der Gauchos seinen Laso und läßt ihn über seinem Kopfe pfeifen, während er in scharfem Trab um die halberschrockene Truppe reitet: die Maulthiere schicken sich sofort selbst an, in die Runde zu laufen, indem sie sich dabei immer dichter an einander drängen. Das Thier, welches der Käufer gewählt hat, entschwindet alsbald dem Blick; der Gaucho aber hat es dennoch nicht aus den Augen verloren. Sein wieder zusammengefaßter Laso schwebt pfeifend über seinem Haupt; sobald der richtige Augenblick gekommen ist, schießt er wie eine ungeheure Schlange aus einander und fliegt dem oft zwölf bis funfzehn Fuß entfernten Thiere um den Hals. Umsonst sträubt sich das erschrockene Thier gegen die Fessel; der an den Sattel des Gaucho befestigte Laso läßt es nicht mehr los. Im Gegentheil, je mehr es sich zu befreien strebt, desto mehr wird sein Hals von der Schlinge zusammengeschnürt. Das Maulthier stürzt dann zuweilen zu Boden und wälzt sich vor Wuth und Schmerz im Staube. Aber es ist besiegt. Der Gaucho steigt in größter Ruhe ab, nähert sich langsam dem gebändigten Thiere, ohne den Laso loszulassen, und wirft ihm rasch seinen Poncho über den Kopf: mit diesem Handgriff ist er völlig des Thieres Meister und kann mit ihm machen, was ihm beliebt. Hierauf beginnt eine noch viel lebhaftere Scene. Es handelt sich darum, das Maulthier zu besteigen, es in Galopp zu setzen und ihm die gehörige Lenksamkeit beizubringen; denn auf solchen Märkten kann der Käufer dies erst nach abgeschlossenem Kauf versuchen. Er giebt dem Gaucho vier Realen (20 Sgr.), welcher sich für diesen bescheidenen Preis gern der Gefahr aussetzt, die Rippen zu brechen. Während das Maulthier noch auf der Erde liegt, schnürt man ihm einen sehr starken Zügel ins Maul und wirft ihm einen alten derben Sattel auf den Rücken, den man mit aller Gewalt festschnallt. In dem Moment, wo das noch ganz verblüffte und ermattete Maulthier, vom Laso befreit, sich erheben will, schwingt sich der Reiter auf seinen Rücken und preßt es zwischen seine mit ungeheuren Eisensporen bewaffneten Beine. Gewöhnlich hält das Maulthier einen Augenblick an, gleichsam als ob es über die neue Last auf seinem Rücken und über den ihm zum erstenmal angelegten Zaum erstaunte; dann plötzlich rafft es sich zusammen, stürzt in kurzen raschen Sprüngen vor, wirft sich bald nach rechts, bald nach links, indem es sich bäumt und wälzt; der Gaucho jedoch rührt sich nicht und sitzt so fest im Sattel, wie irgend ein gewandter Dandy bei einem Paraderitt. Wenn das arme und ermattete Thier endlich unter den siegreichen Anstrengungen des Reiters still wird, gräbt ihm dieser die Sporen in die Weichen und treibt es vorwärts bis in die Mitte der Ebene, schwenkt um und kehrt wieder zum Ausgangspunkte zurück. Dann hält er endlich inne, wirft dem erschöpften Thiere von neuem seinen Poncho über die Augen, legt ihm einen Strick um den Hals und führt es dem Käufer zu, welcher die versprochenen vier Realen zahlt. Der Gaucho besieht, ohne ein Wort zu sagen, das Geldstück, gleichsam, als wolle er sich von der Gültigkeit und Echtheit desselben überzeugen, steckt es in den Ledergürtel, den er stets um den Leib trägt, und besteigt wieder seinen Sattel, wo er ruhig auf neue Käufer und auf neue vier Realen wartet.

Hat man die Maulthierhändiger und die Montéspieler gesehen, so kennt man die beiden eigenthümlichsten Schauspiele auf dem Jahrmarkt zu Vilque. Nichts Anderes vermochte mich daselbst weiter zurückzuhalten. Ein Ausflug in die Cordilleren ist jedoch nur dann als vollständig zu rechnen, wenn man bei der Rückkehr seinen Weg über Cusco nimmt, über die alte indianische Stadt, um daselbst, wie an der Quelle, die Sitten der Gebirgsbevölkerung zu beobachten. Von Vilque bis Cusco bietet die Reise wenig ausnahmsweise Bemerkenswerthes dar. Der Reisende gelangt zuerst nach Puno, der Hauptstadt des Departements gleiches Namens, am Ufer des Titicaca-Sees. Puno ist eine Stadt von 7 bis 8000 Seelen, traurigen und ärmlichen Ansehens, trotz seiner berühmten Mine el Manto, deren ehedem so wunderbar reiche Produkte heute kaum noch die Ausbeutungskosten decken. Von Puno nach Cusco wendet sich der Weg nordwärts. Zur Rechten hat man den Titicaca-See, welcher am Horizont von den Bergen Bolivia's begränzt wird. Beide Städte liegen etwa hundert Stunden aus einander. Das Land ist traurig, nackt und einförmig. Zahlreiche Herden von Schafen, Llamas und Alpacas weiden zur Seite des Weges. Da und dort erheben sich einige Hütten. Man kömmt durch die kleine Stadt Lampa, deren fast gänzlich indianische Bevölkerung nicht die Summe von 4—5000 Seelen übersteigt; ferner durch Pucara, ein einfaches Pueblo, wo ein bedeutender Jahrmarkt, einige Wochen nach dem von Vilque, abgehalten wird; sodann durch Santa-Rosa, welches sich am Fuße ewig mit Schnee bedeckter Gipfel erhebt. Einige Stunden weiter schließt ein vorlaufender Gebirgsarm das Plateau von Callao und trennt die beiden Departements von Puno und von Cusco: er führt den Namen La Raya. Auf der Höhe des Plateaus befinden sich, in geringer Entfernung von einander, zwei Quellen, welche zwei auf den entgegengesetzten Seiten der Abdachung hinabwandernden Flüssen ihren Ursprung verleihen: ersterer strömt durch den Flecken Santa-Rosa selbst; der andere nimmt den kleinen bei Cusco vorübergleitenden Bach auf und verliert sich in den Agurimac. Von Industrie ist hierzulande fast nicht die Spur wahrzunehmen; sie beschränkt sich auf die Fabrication irdener Gefäße und dicker, grober Tücher, Bayetones genannt, mit denen sich die Indianer bedecken, hauptsächlich aber auf die Erzielung und Pflege der Herden und auf den mit Hülfe von Llamas stattfindenden Transport der Fieberrinde (China), welche man aus der Provinz Carabaya erhält. Der Boden selbst trägt nur ein wenig Gerste, welche nie reif wird, und die man daher schon im grünen Zustande dem Vieh giebt, ferner Erdäpfel, Yücas, und einige andere Wurzeln, von denen sich die Indianer nähren. Die Berge zähien eine große Menge Silberminen, die jedoch gegenwärtig sämmtlich nicht bearbeitet werden.

Nachdem man Agua-Caliente (Warmbrunnen), eine elende Posta in der Nähe mineralischer Wässer, und Manangant, ein kleines, zwölf Stunden von Santa-Rosa entferntes Dorf, passirt hat, gelangt man nach Sicuani. Hier beginnt die Vegetation endlich einige Ueppigkeit zu zeigen, und der Anbau des Bodens wird umfangreicher. Von Sicuani bis Cusco liegen eine große Menge Dörfer am Wege: es sind zunächst San-Pablo, San-Pedro, Tinta, in dessen Nähe man noch die Trümmer eines indianischen Palastes sieht. Ein wenig weiter auf einem etwas hohen Berge sieht man, einige Schritte vom Wege entfernt, den erloschenen Krater eines Vulkanes, welcher ehedem das ganze ihn umgebende Land mit verkalkten Steinen überschüttet hat. Dann kömmt Combapata, sechs Stunden von Sicuani, und noch sieben Stunden weiter Quiquijana, wo eine Brücke aus Lianen, das ursprüngliche Modell unserer fliegenden oder schwebenden Brücken, über den Fluß führt, dessen Quelle ich vor ein paar Tagen auf der Raya gesehen hatte. In Quiquijana verkündet der Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes dem Reisenden die Nähe von Cusco. Endlich entdeckt man diese Stadt, mitten in den Bergen liegend, und zwei Stunden darauf befindet man sich in der langen und krummen Vorstadt.

Das alte Cusco existirt schon lange nicht mehr, oder man findet wenigstens von ihm nur noch zerstreute Ueberreste, auf denen sich das moderne Cusco, das Cusco der Spanier, eine unbedeutende und die Residenz der alten Inkas wenig bekundende Stadt, erhebt. Cusco wurde im Jahre 1002 von Manco Capac, dem ersten Inka von Peru, gegründet. Heutzutage trifft man noch zur Seite der spanischen Häuser ziemlich zahlreiche Ruinen, welche die Herrschaft des indianischen Stammes ins Gedächtniß zurückrufen. Die Kirche San-Domingo ist auf den Trümmern des Sonnentempels selbst erbaut. Hinter dem gegenwärtigen Chor erhob sich im Halbkreise der Tempel. Dieses Gebäude, dessen untere Seite noch sehr wohl erhalten ist, weist eine merkwürdige Vollendung der Steinarbeit auf. Diese Steine sind von gleicher Größe und, obwohl ohne Mörtel, so fest an einander gefügt, daß sie nur einen einzigen Block zu bilden schienen. In einiger Entfernung von hier befand sich der Palast der Jungfrauen, dessen Trümmer man in der Straße del Triunfo wahrnimmt. Man hatte anfangs eine Kaserne, später ein Kloster daraus gemacht. Diese Ruinen sind noch merkwürdiger, als die des Sonnentempels, und zwar wegen der Größe und besonders der bizarren Form der Steine, welche zu unregelmäßigen, acht- bis zwölfseitigen Polygonen ausgehauen sind. Nichtsdestoweniger sind diese ungeheuren Blöcke so geschickt an einander gefügt, daß man da, wo sie noch nicht gewaltsam von einander getrennt worden sind, auch heute noch nicht im Stande ist, eine Messerklinge in die Fuge zu treiben. Mehrere Klöster von Cusco, die Präfektur und viele Häuser sind auf indianischen Ruinen erbaut; das sonderbarste Monument jedoch ist die uralte Festung, heute der Rodadero genannt: sie liegt auf einem Hügel, welcher die ganze Stadt beherrscht. Man gelangt zum Rodadero auf einem schmalen, steilen Wege. Auf der Seite nach Cusco zu findet man nur einige wenige Ueberbleibsel der alten Befestigung;

auf der entgegengeſetzten Seite exiſtiren noch alle Werke und erheben ſich an manchen Stellen noch achtzehn bis vierundzwanzig Fuß über den Boden. Die Feſtung hatte eine dreifache Ringmauer, amphitheatraliſch und in vorſpringenden Winkeln erbaut, und zwar aus ungeheuren Steinen, von denen manche achtzehn Fuß hoch und vier Fuß breit ſind; die Zuſammenfügung iſt auf die größtmögliche Dauer berechnet, ein wahrhaft gigantiſcher Bau.

Wie war es den Indianern möglich, ohne Eiſen-Inſtrumente dieſe Steine auszuhauen und zu glätten und ſo feſt an einander zu fügen? Wie vermochten ſie es, dieſelben aus den benachbarten Steinbrüchen über eine tiefe Schlucht und einen breiten Fluß bis zu dieſer Höhe emporzuſchaffen? Es iſt augenſcheinlich, daß die Civiliſation der Indianer von Peru zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung eine unverhältnißmäßig größere war, als man gewöhnlich glaubt. Wenn man Cuſco geſehen hat, kann man es ſich erklären, daß ſie noch ſo tiefe Spuren unter der peruaniſchen Bevölkerung zurückgelaſſen hat. Man begreift auch den gemiſchten Charakter dieſer Geſellſchaft und die oft ſeltſamen Gegenſätze der ſpaniſchen und indianiſchen Sitten weit beſſer.

Aegypten.

Verwüſtung der Monumente in Aegypten.

(Brief eines Engländers vom Nil, in der Nähe von Sarsbout, 80 engl. Meilen unterhalb Thebens, im Winter 1849—50.)

Mein Nilboot liegt bei einer Zuckerfaktorei vor Anker, welche Achmet Bey, einem Sohne des verſtorbenen Ibrahim Paſcha, gehört; — und eben habe ich hier ein Beiſaſter Dampfgetriebe geſehen, welches hundert Morgen Land mit der nöthigen Bewäſſerung verſieht. Man kann es nur bedauern, daß dieſer Eifer für die Kultivirung des Bodens mit einer anderweitig habſüchtigen und räuberiſchen Wirthſchaft Hand in Hand geht; denn obgleich Mehmed Ali den großen Tempel von Esnée ſäubern und aufräumen ließ und in letzter Zeit Alles that, was in ſeiner Macht ſtand, um die alten Ueberbleibſel zu erhalten, und obgleich der gegenwärtige Paſcha den Fremden die Entfernung von Alterthümern unterſagt, ſo plündert dennoch der Sohn Ibrahim's die alten Tempel, wenn es ſein Handels- und Bau-Intereſſe irgend erfordert, ohne dadurch im Mindeſten dem öffentlichen Nutzen Vorſchub zu leiſten. In der letzten Woche war ich nebſt einigen anderen Landsleuten Zeuge, wie man eine Anzahl mit Skulpturen und Malereien bedeckter Blöcke vom Tempel zu Karnak (dem ſchönſten in Aegypten) fortſchleppte und zu Schiffe brachte, um ſie zum Bau einer Zuckerfaktorei zu benutzen. Es liegt eben hier ein großes Boot voll dieſer herrlichen, urſprünglich aus den berühmten Steinbrüchen von Silſilis ſtammenden Sandſteinblöcke, welche mittelſt eines Krahnes ans Ufer emporgeſchafft werden ſollen. Das Haus, in welchem ſich das oben erwähnte Dampfgetriebe befindet, wird augenblicklich wirklich mit dieſen Steinen ausgebeſſert. Ich ſah tief in ſeinem Mauerwerk auch einige ſchöne Blöcke, welche aus Haue oder Howe, dem alten Diospolis Parva, fünf Meilen ſtromaufwärts, herbeigebracht worden. Dieſe Blöcke ſind mit Skulpturen in erhabener Arbeit und mit uralten Malereien verſehen; ſie gleichen und entſprechen in der That ein paar anderen Blöcken, welche ich dieſen Morgen noch in Haue liegen ſah. Die Bauern der Gegend erzählten mir, daß jene beträchtlichen Ueberreſte eines Tempels ſchon ſeit zwei Jahren nach der Faktorei abgeführt würden; und ich fand zu meinem großen Aerger auch, daß ein ſchönes altes, von Sir G. Wilkinſon beſchriebenes Grab in Diospolis Parva gänzlich verſchwunden war. Wenn man die wahren Intereſſen der ägyptiſchen Regierung rückſichtlich dieſes Gegenſtandes ins Auge faßt, ſo erſcheinen dieſe zum Vortheil eines Einzelnen unternommenen Zerſtörungs- und Verwüſtungsakte wirklich ganz abſcheulich, um ſo mehr, als meiner Rechnung nach in dieſem Jahre wenigſtens 5000 Pfd. Sterl. von den Fremden (meiſt Engländern), welche einzig und allein die Alterthümer des Nilthales beſuchten, ins Land und in Umſatz gebracht worden ſind. Wenn man aber ein ſolches Verfahren ſchon an einem Moslem tadelt, was muß man dann erſt zu den räuberiſchen gelehrten Dilettanten der letzten Jahre ſagen! Die Freiheit, welche ſich dieſe Herren nahmen, iſt wahrhaftig groß. Sie ſcheinen rückſichtlich der Antiquitäten wie der Wilddieb über das Wild zu denken, ſcheinen ſie für Gegenſtände ferae naturae zu halten, deren urſprünglicher Beſitz Niemand zuſtehe. Wenn wir eine Regel in Bezug auf dieſen Punkt aufzuſtellen hätten, ſo wäre es etwa folgende: entfernt werden dürfen nur ſolche Gegenſtände, welche, mögen ſie nun blos der Neugier oder der Kunſt- und Geſchichtserläuterung dienen, durch ihre Entfernung in keiner Weiſe die um ihretwillen waltenden Zwecke beeinträchtigen; Gegenſtände jedoch, welche Theile eines Ganzen ausmachen, namentlich Theile einer ganzen Reihe oder Folge von Skulpturen, Gemälden oder Inſchriften, deren Verſtändlichkeit beſonders von ihrer Vollſtändigkeit abhängt, ſollten allen Menſchen von Bildung und Charakter heilig ſeyn. Vorzugsweiſe müßten alle Forſcher in Aegypten die Arbeiten eines Salt, Belzoni, Hay, Byſe, Wilkinſon achten; und zu welchem Dank ſollte erſt ein Nachfolger Champollion's dieſen Männern verpflichtet ſeyn, ein Gelehrter, der ſein Leben der Aufſuchung ihrer Arbeiten gewidmet und Aegypten in dieſer Abſicht ſchon dreimal beſucht hat. Wir meinen hiermit den Abgeſandten des Königs von Preußen, den Profeſſor Lepſius in Berlin. Nichtsdeſtoweniger hat der Genannte bei ſeinem letzten Beſuch in Aegypten keineswegs Bedenken getragen, drei Bootsladungen geraubter Gegenſtände verſchiedener Art aus Theben fortſchleppen zu laſſen und ſie dem Berliner Muſeum als spolia opima zu präſentiren. Er hinterließ die Spuren ſeiner Plünderung an einer ganzen Reihe von Gräbern, welche von Wilkinſon beſchrieben werden und die eine ſchöne Folge von Gemälden enthielten, jetzt aber nur noch einzelne unverſtändliche Bruchſtücke aufweiſen. Ich will nur ein Beiſpiel anführen. Belzoni's Grab iſt das reichſte von allen an Kunſt und an Gegenſtänden, welche die Religion und die Ceremonien der Aegypter, ſo wie ihre Aſtronomie, erläutern, und enthält außerdem noch mehrere Hundert Quadratfuß Hieroglyphen, dicht untermengt mit ſogenannten Kartuſchen oder Königsnamen. Es iſt ſo prachtvoll gemalt, als ob die tief eingehauenen Buchſtaben eben erſt mit glänzenden Farben ausgefüllt worden wären. An einer einzigen Stelle zählte ich fünfundzwanzig weiße Flecke im Kalkſtein, von vier bis zehn Zoll im Durchmeſſer, auf einer über und über mit Hieroglyphen bedeckten Wand. Zweifelsohne hätte ich mit beſſeren Augen und bei hellerem Licht noch weit mehr derartige Verſtümmelungen entdeckt. Dies war das Werk des Dr. Lepſius. Dazu kömmt noch folgender Uebelſtand. Aus der Natur des überaus feſten Kalkſteines iſt es erſichtlich, daß unter drei Namen oder Worten nicht einer oder eines ganz herausgehauen werden konnte; die abgeſchlagenen Stücke ſind alſo nicht einmal ſo viel werth, wie ein genauer und vollſtändiger Wachs- oder Papierabdruck, der doch mit leichter Mühe gemacht werden konnte; man beſitzt daran weder ein Kunſtwerk, noch haben die Worte eine Bedeutung, da ſie eben verſtümmelt ſind. Dieſe mühſame Räuberei brachte nichts Anderes zuwege, als daß ſie das, was der Eifer Belzoni's und das Geld Englands der ganzen Welt zugänglich gemacht hatten, den ſpäteren Beſuchern wieder entriß und in räthſelhaftes Dunkel hüllte, und zwar jetzt, wo Entdeckungen über die Periode Oſirtaſen's oder Sethos' I., des Vaters von Rhamſes (Seſoſtris), von Allen, welche ſich für ägyptiſche Archäologie intereſſiren, mit ſo großer Spannung erwartet und erſtrebt werden — namentlich von ſolchen, welche die Bücher des Herrn Dr. Lepſius leſen und zu ſchätzen wiſſen. Doch ich will nicht weiter den Beweggründen eines ſolchen Verfahrens nachforſchen, und ich ſchweige daher auch von den Stücken, welche von der ſchönen, viereckigen, in demſelben Grabe befindlichen Säule abgeſchlagen wurden. Niemand wird indeß die Entrüſtung tadeln, welche man hierüber empfindet: Reiſende der verſchiedenſten Nationen haben ſie in Inſchriften an Ort und Stelle ſelbſt ſattſam ausgeſprochen. Der Expräſident der „Royal Society" und andere Männer von Gewicht, welche ſich dieſen Winter in Theben aufhielten, können die Richtigkeit der von mir angegebenen Thatſachen bezeugen. Ich führe nur noch an, was mein armer arabiſcher Führer, Abu Ard, äußerte. Nachdem er mir eine Maſſe derartiger Dokumente über die Induſtrie des preußiſchen Profeſſors gezeigt hatte, rief er mit Bezug auf die Ausſprüche früherer Reiſenden in ſeiner energiſchen, gebrochenen Sprache: „Die engliſch Effendi ſagen, Lepſius ſeyn ein Schakal!" Wir konnten nicht anders, als ihm beiſtimmen, und zweifelsohne werden auch noch Andere unſere Empfindung theilen.*)

Mannigfaltiges.

— Die franzöſiſche Armee. Ueber die franzöſiſche Heeresverfaſſung hat Herr Redon de Beaupréau ſo eben eine kleine Schrift herausgegeben, die auch im Auslande gekannt zu werden verdient.**) Der Verfaſſer beſchäftigt ſich namentlich mit den neuen Elementen, die ſeit dem Jahre 1830 in das franzöſiſche Heer eingeführt worden. Es gehören dazu: 1) die Fremden-Legion, die jetzt noch in Algerien dient; 2) die nach der Februar-Revolution entſtandene republikaniſche oder mobile Garde, die außer allem Zuſammenhang mit dem eigentlichen Heere ſtand, ſeitdem jedoch durch Beſchluß der geſetzgebenden Verſammlung mit ihm verſchmolzen worden, und 3) das dem Heere verliehene Stimmrecht bei den Wahlen. Herr Redon iſt gegen alle Neuerungen dieſer Art, die er als ſehr verderblich für den Geiſt der Armee darſtellt, wobei er ſich auf die Lehren der Geſchichte ebenſowohl, als auf die Erfahrungen der neueſten Zeit beruft. Der Verfaſſer beſteht auf unbedingte Beibehaltung der alten franzöſiſchen Heeresverfaſſung und proteſtirt ſowohl gegen die Einführung fremdartiger Elemente, als gegen politiſche Rechte, von denen der Soldat keinen Gebrauch zu machen wiſſe.

— Europäiſche Künſtler in den Vereinigten Staaten. In Folge der revolutionairen Ereigniſſe von 1848—49 ſind viele Künſtler, namentlich aus Deutſchland und Frankreich, wo ſie keine lohnende Beſchäftigung mehr fanden, nach Amerika ausgewandert. Das amerikaniſche Art-Union Bulletin nennt von jenen Künſtlern, unter denen ſich einige von außerordentlicher Befähigung befinden ſollen, folgende: Madame Hermine Daſſel, geb. Borchard, aus Düſſeldorf, Herrn Döpler aus München, die Herren Heinrich und Dewchet (?) aus Wien, die Herren Kummer und Peyde aus Dresden, die Herren Rahl und Wenderoth, Deutſche von Geburt, jedoch zuletzt in Paris wohnhaft, Herrn Hartung, ebenfalls aus Deutſchland, u. A. m.

*) Wir glaubten dieſes von dem Londoner Athenaeum mitgetheilte Schreiben dem hieſigen Publikum um ſo weniger vorenthalten zu dürfen, da es unſerem gelehrten Mitbürger vielleicht als Anlaß dienen wird, ſich über dieſe höchſt wahrſcheinlich von einem auf ſeine Erfolge neidiſchen archäologiſchen Kollegen ausgegangenen Anklagen zu erklären und ſie gebührend zurückzuweiſen. D. R.

**) Quelques mots sur les institutions et l'esprit militaires, par M. Redon de Beaupréau.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lasser, Werderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 93. Berlin, Donnerstag den 8. August 1850.

England.

Vierundzwanzig Stunden Zeitungsleben, oder Zusammenstellung eines englischen Morgenblattes.*)

Die Skizze eines vierundzwanzigstündigen Zeitungslebens wird eine Idee von der Bewegung und dem Gange der verwickelten und kostspieligen Maschinerie geben, welche zur Sammlung, Zubereitung und Veröffentlichung eines Londoner Morgenblattes in Thätigkeit gesetzt wird. Der Dubliner Korrespondent ist vielleicht am frühesten bei der Arbeit. Nach der jetzigen Communication über Holyhead verläßt ein Dampfboot den Hafen von Kingston bald nach 8 Uhr des Morgens, und zu Holyhead angelangt, werden die Depeschen sofort nach London befördert, wo sie Abends ankommen, und so hat man des Nachts Nachrichten aus Dublin, welche denselben Tag datirt sind. Um diese vorzubereiten, muß der Korrespondent sehr früh auf seyn, die dortigen Morgenblätter schnell durchlesen, seine Depesche schreiben und mit dem ersten Zug abfahren, um das Dampfboot noch anzutreffen. Dann ist er bis Abend frei, während seine Mittheilung nach dem Londoner Büreau den Kanal passirt. Unterdessen ist der französische Korrespondent aufgestanden, hat sich angekleidet und ißt in den Débats, Constitutionnel und Moniteur vertieft. Dünnes Papier und schnelle Uebersetzer werden erheischt; „unser Pariser Korrespondent" macht aber eilige Fahrt nach dem Hotel de Ville oder dem Hause eines Kollegen, oder besucht irgend eine andere Stelle, wo er fernere Nachrichten, eine Bestätigung oder Widerlegung des umlaufenden Gerüchtes erlangen kann, und setzt sich dann hin, seine Depesche zu vollenden. Schnelle Federn und noch schnellere Gedanken beschleunigen die Arbeit, und wenn Alles gesagt worden, so nimmt ein bequemes Couvert die Streifen Papier auf, es wird gesiegelt, und noch vor 11 Uhr geht es fort zur Post in der Rue J. J. Rousseau. Es ist noch früh am Tage; man macht einen Spaziergang durch die Stadt, besucht einen Freund, unterhält sich in irgend einem öffentlichen Büreau, dann in einem Kaffeehause; man thut noch einen Blick auf die Zeitungen, nimmt die Briefe aus Rom, Turin, Neapel und Madrid, welche die Post eben gebracht hat, vor, und nun schickt sich der Korrespondent dazu an, seine ausgearbeiteten Depeschen für die um 5 Uhr abgehende Post vorzubereiten. Dies ist eine wichtige Sache und verlangt Zeit. Sitzen die Kammern, so ist ein Berichterstatter dort, um zu referiren, und wie die fünfte Stunde herannaht, so häuft sich das Manuskript bedeutend an. Die Depesche ist fertig, Auszüge aus den wichtigsten Pariser Blättern sind gemacht worden; Galignani hat seinen Beitrag liefern müssen, einige Sammlungen französischer statistischer Blätter sind zu lesbaren und werthvollen Uebersichten zusammengedrängt worden; der Bericht über die Pariser Börse und Madrider Bolsa kömmt an, gleich darauf der über die Kammern, welcher bis zur letzten halben Minute verzögert worden ist, damit die Debatte bis zum letztmöglichen Augenblick gebracht werde, ehe die Worte „left sitting" das Manuskript schließen. Wieder ist das bequeme Convert mit seiner gedruckten Zuschrift bereit, und die reichlicheren Beiträge der Stadt Paris zu dem Londoner Vorrath von Neuigkeiten gelangt zur Post, gerade 2½ Sekunden ehe das Bureau geschlossen wird. Während diese französischen und irländischen Gesandten des vierten Standes so beschäftigt sind, leisten ihre Brüder zu Berlin, Wien, Madrid und wo sonst noch die nämlichen Dienste und beeilen sich, ihre Neuigkeiten nebst Kommentar zur rechten Zeit für die Post fertig zu haben. Die Extra- oder außergewöhnlichen Korrespondenten sind unterdessen weniger systematisch. Einer schreibt vielleicht zwischen zwei kämpfenden Armeen, wie in den jüngsten Fällen von Radetzky und Karl Albert, oder Bem und Windischgrätz; ein anderer folgt dem unglücklichen Kossuth nach Widdin, wieder ein anderer hängt um das sogenannte „Goldene Horn", um zu erfahren, ob die englische Flotte wirklich eine kriegerische Demonstration gegen Rußland machen wird; noch ein anderer sammelt unter den Wallstraßen-Spekulanten der neuen Welt Nachrichten über Kalifornien, während endlich wieder ein anderer die Thaten der Sulu-Seeräuber in der erstickenden Atmosphäre des Orients berichtet.

Die Berichterstatter im Inlande nun sind nicht weniger beschäftigt, als die auswärtigen Korrespondenten. Unter den frühesten auf den Beinen des Morgens ist einer, welcher die Preise des Viehs am Smithfieldmarkt notirt; andere nehmen zu Wakefield und in Mark-Lane die Preise des Getraides auf; andere in Southwark die Preise des Hopfens und in Mincing-Lane die Qualitäten und Preise des Kaffees und Zuckers. In Liverpool wird die Baumwolle beobachtet, in Manchester die Garne und in Leeds die Wolle, ihre Preise werden angemerkt und der Ton der Märkte notirt. Auch nach den Actien und Fonds wird in allen diesen und vielen anderen Städten gefragt; während man ebenfalls auf die Preise des Getraides und anderer Zufuhren achtet. Wo irgend ein großes Lokal-Meeting gehalten wird, da kann man die Berichterstatter auf der Plattform sehen, um die dreimal wiederholte Erzählung der Noth der Ackerbautreibenden und die eben so bekannten Versprechen des Wohlstandes, welcher aus dem Freihandel erwachsen soll, aufzuzeichnen.

Aus einer Gegend des Landes wird eine Eisenbahn-Kollision berichtet; aus einer anderen eine gerichtliche Untersuchung der Explosion einer Mine; aus einer dritten eine Versammlung von Personen, welche die Autorität der Kirche begünstigen; aus einer vierten ein Vortrag über die Trennung der Kirche vom Staat; aus einer fünften irgend ein schreckliches Unglück oder eine Schauder erregende Mordthat — kurz, mag es seyn, was und wo es wolle, so ist eine geschäftige Feder da, welche für die Londoner Blätter arbeitet. Die Post hat für den Berichterstatter in England weniger Interesse, als für den im Auslande. Hier handelt es sich nur um den letzten Eisenbahnzug. Sobald die Stunde dazu heranrückt, werden die Namen der bei der Kollision Beschädigten, der Redner für die Kirchenregierung und für die Trennung, die beschriebenen Schrecken des erstickenden Dunstes und ein ausführlicher Bericht über das Aussehen und die Thaten des Mörders ruhig, in kleine Packetchen mit braunem Papier umwickelt, zusammengepackt, und Dampfmacht trägt sie davon nach des Unterredacteurs Tische. Vorher hat London seine Briefsteuer geliefert. In jedem Gerichtshof ist ein Bleistift auf einem Taschenbuch oder auf der Rückseite eines Breve thätig; in jedem Polizeihof hat der Berichterstatter seinen Sitz eingenommen; bei jeder Mordschau blicken die „sehr achtbaren Geschwornen" mit Erstaunen auf die oft zerrissenen Gewänder der Penny-a-line-Repräsentanten der Zeitungen. Rasselt eine Feuerspritze durch die bestürzte Straße, so läuft ein Reporter nebenher; fällt Jemand, vom Schlag gerührt, sogleich ist ein Wundarzt und ein Berichterstatter bei der Hand, der Eine, um „jedes Mittel anzuwenden, welches die Arzneikunst darbietet", und der Andere, einige Schillinge zu verdienen, indem er einen Artikel schreibt. Das Court Circular berichtet, was die Königin thut. Die Morning Post hat ihren fashionablen Freund bei Gunters, um von großen Festen zu hören, oder bei Bantings, um die Einzelnheiten eines vornehmen Begräbnisses genau zu erfahren. Jeder Bezirk hat seinen Penny-a-liner; jeder Unglücksfall seinen Historiker.

Die kleinen Mitarbeiter sind nicht thätiger, als die höheren Beamten. Der Redacteur hat die Londoner und Pariser Morgenblätter durchgelesen, einen Blick auf die Debatte geworfen und im Geiste schon viele Gegenstände für die leitenden Artikel des Abends arrangirt. Er hat an einige seiner literarischen Gehülfen geschrieben und von dem einen einen Artikel, von dem zweiten eine Rezension, vom dritten einen Wink erhalten; dann frühstückt er und verläßt sein Haus, um bei seinem Klub oder bei einem politischen Freunde anzurufen. Während allerdem hat sein Geist die Argumente, die Beleuchtungen und Punkte, welche des Abends in dem Blatte angewendet werden sollen, schon in Umrissen entworfen. Erwartet man irgend ein bedeutendes Meeting oder andere Berichte, so ist der Unterredacteur auf dem Büreau gewesen, um sich mit dem Redacteur, dem Secretair oder irgend einem anderen exekutiven Tagbeamten der Zeitung wegen Extrazüge oder Telegraphen zu berathen, Winke zu diskutiren, zu entscheiden, wer verschiedene Meetings in London und den Provinzen besuchen soll, und die verschiedenen und mannigfaltigen Punkte, welche bei der Zubereitung eines täglichen Blattes vorkommen, abzumachen.

Wenn das Parlament sitzt, so häuft sich noch eine große Masse von Manuskript unter den Händen der Berichterstatter an. Ihrer vierzehn oder sechzehn sitzen jeder in seiner Reihe um die Galerie des Hauses und nottren je dreiviertel Stunden oder eine Stunde lang die Debatte. Ist die Zeit des einen abgelaufen und sein Sitz in St. Stephens von einem Nachfolger eingenommen, so beeilt er sich, die Reden, die er gehört, in extenso niederzuschreiben. Wenn die Debatte lange währt, so muß er, sobald seine ersten Notizen abgeschrieben sind, wieder nach dem Hause zurückzukehren bereit seyn, und zuweilen trifft es sich, daß seine Reihe dieselbe Nacht zum drittenmal kömmt. Treten gute Redner auf, oder ist die Debatte wichtig, so bringt die vereinigte Arbeit so vieler Federn eine enorme Masse von Manuskript zusammen.

Um 9 Uhr (Abends) sind Alle, der Haupt- und Unterredacteur, so wie der fürs Auswärtige, beschäftigt; der Erstere mit seinen leitenden Artikeln, der Letztere mit seinen deutschen und französischen Nachrichten, und der Unterredacteur mit der Masse von verschiedenen Gegenständen, von denen sein Tisch jetzt überladen ist. Die Gerichtsberichte verursachen nur wenig Mühe,

*) Aus Knight Hunt's Fourth Estate.

da sie Thatsachen enthalten und gewöhnlich von Advokaten geliefert sind; mit dieser Ausnahme kömmt kaum eine Zeile zum Unterredacteur, die er nicht erst zustutzen müßte, Meetings, welche berichtet sind, den Rednern, anstatt dem Publikum, zu gefallen, Eisenbahn- und merkantilische Listen voll langer Reihen von Zahlen, die zusammengefaßt und lesbar gemacht werden sollen; Briefe von ungehaltenen „beständigen Lesern", in denen hinter langen Berichten über erlittenes Unrecht oder hinter Auslassungen über Reformen, die man verlangt, Schmähungen verborgen liegen; Berichte über Polizeihöfe, Todtenschaue, Unglücksfälle, alle auf dünnes Papier geschrieben und große Schnelle des Auges und des Geistes erheischend, um nur entziffert zu werden; Zeitungen aus allen Gegenden des Landes; Nachrichten von Märkten, Schiffsangelegenheiten, Geburten, Todesfällen und allerlei Denkbarem und Undenkbarem verlangen Aufmerksamkeit und Vorbereitung für die Drucker, welche nun zu der schnellen und geschickten Arbeit bereit sind, die in sechs Stunden diese Masse Mittheilungen von jedem Umfang und jeder Art zu einer wohlgestalteten Morgenzeitung umwandeln soll. Mit dem Beistand eines oder zweier Gehülfen, verringert sich die Last sehr bald, und um Mitternacht ist der Tisch schon ziemlich leer, und erwartet die Ankunft der letzten Eisenbahndepeschen. Wenn diese empfangen sind, so fängt oft wieder eine neue Arbeit an. Obschon das mühsame Durchsuchen von funfzig Provinzialzeitungen bereits eine große Menge Lokalneuigkeiten verschafft hat, so bringen die letzten Depeschen doch oft noch viel mehr; die irländischen und schottischen Nachrichten gehen ein, und zu dieser Vermehrung von Neuigkeiten aus dem Inlande kömmt oft noch ein Haufen Zeitungen aus Amerika, Westindien, Brasilien, Frankreich und Deutschland. Eine oder zwei Stunden räumen alle diese neuen Anhäufungen hinweg, und nachdem man den ersten Abzug durchgesehen, über die Stellung und das Arrangement der Paragraphen, die Anzahl der Leitartikel, der Annoncen, was erscheinen und was aufgeschoben werden soll, entschieden und die Spalten berechnet hat, so ist endlich die Redactionsarbeit eines Tages vollendet. Um halb 5 Uhr ist die Zeitung unter der Presse, und Colporteure und Morgenposten verbreiten sie nach allen Gegenden des Landes hin, um ihre Leser beim Frühstück, auf dem Büreau und beim ländlichen Kamin anzutreffen.

Gerade wenn der noch nasse Bogen um 8 Uhr am Frühstückstisch des früh aufstehenden City-Kaufmanns geöffnet wird, giebt der Dubliner Korrespondent seine Depesche für das morgende Blatt wiederum am Dampfboot zu Kingston ab — und so sind vierundzwanzig Stunden Zeitungsleben abgelaufen.

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

(Fortsetzung.)

Im Sinne eines solchen Zweckes muß man, gleichsam als Fragmente des zu schaffenden Werkes, die großen Ordonnanzen der Regierung Ludwig's XIV. betrachten, Ordonnanzen, welche für jene Zeit so bewundernswerth waren, und deren Bestimmungen theilweise noch heute bestehen, nämlich die Civil-Ordonnanz, die Kriminal-Ordonnanz, die Ordonnanz über den Handel, die über die Gewässer und Forsten und die über das Seewesen. Colbert, anfangs einfacher Intendant, dann General-Controleur der Finanzen, hatte den König durch die Größe, die Ueberlegenheit und den Einfluß seines Genies gezwungen, seine Functionen im Staatsrath bis zu denen eines Ordners und Leiters aller ökonomischen Interessen des Staates zu erhöhen. Aus dem speziellen Kreise, in welchen ihn sein Amtstitel einschließen zu müssen schien, wandte er vom ersten Tage an seinen Blick in die höchsten Regionen des politischen Gedankens und betrachtete sie, indem er Alles in diese Synthese einschloß, nicht in ihrer Absonderung für sich, sondern in ihrem Zusammenhange mit dem Ideal, welches er sich in Bezug auf eine fruchttragende Ordnung und eine stets sich steigernde Wohlfahrt gebildet hatte. Es schien ihm, daß eine große Nation, eine wahrhaft vollkommene Gesellschaft, zu gleicher Zeit Ackerbau, Industrie und Schifffahrt treiben müsse, und daß Frankreich, mit seinem für Thätigkeit jeder Art geschaffenen Volke, mit seiner weiten Terrain-Ausdehnung und seinen beiden Meeren, zu einem glänzenden Erfolge in diesen drei Zweigen menschlicher Arbeit berufen sey. Dieser Erfolg, ob generell oder partiell, war in seinen Augen das höchste Ziel und die einzig gesetzmäßige Grundlage seiner finanziellen Combinationen. Er unternahm die Arbeit, die Steuern festzustellen, nicht um das Volk zu berauben, sondern um den Gesammtreichthum zu erhöhen, und es glückte ihm, trotz ungeheurer Hindernisse, die Staats-Einkünfte zu vermehren, während er die Lasten der Pflichtigen verminderte.

In diesen vorzugsweise auf das materielle Wohl berechneten Plänen Colbert's nahm auch die Sorge für die geistigen Interessen der Nation eine nicht unbedeutende Stelle ein. Colbert fühlte, daß vom Standpunkt der National-Oekonomie aus zwischen allen Thätigkeitsäußerungen, allen Fähigkeiten eines Volkes eine innige Wechselbeziehung stattfinde; er begriff die Macht der Wissenschaft in Bezug auf die Förderung des Reichthums, den Einfluß des Geschmacks auf die Industrie, der Künste des Geistes auf die Künste der Hand. Unter seine berühmten Schöpfungen gehören die Akademie der Wissenschaften, die Académie des inscriptions et belles-lettres, die Akademie der Malerei, Skulptur und Architektur, die École de France in Rom, die Schule für orientalische Sprachen, die Sternwarte und die juristische Fakultät in Paris. Er bestimmte, gleichsam als einen integrirenden Theil der laufenden Staatsausgaben, Jahrgehalte für Schriftsteller, Gelehrte und Künstler, und seine Wohlthätigkeit gegen dergleichen Männer beschränkte sich nicht blos auf die Gränzen des Königreichs. Was die besonderen Maßregeln dieses großen Ministers in Bezug auf die industrielle Neugestaltung Frankreichs betrifft, so sind wir des Raumes wegen verhindert, auf Einzelnheiten einzugehen. Die Veränderungen, welche er in allen Zweigen der Finanz-Verwaltung vornahm, seine Bemühungen um Vergrößerung oder Erschaffung des National-Kapitals unter allen Formen, die mannigfache Ermuthigung und Aufmunterung, die er allen am Werk der Production Betheiligten, vom Unternehmer bis zum einfachen Arbeiter herab, angedeihen ließ, dieses ungeheure und harmonische Ganze von Gesetzen, Reglements, Statuten, Vorschriften, Stiftungen, Entwürfen finden wir in einigen neueren Werken von Henri Martin („Histoire de France." Bd. XIV.), von Pierre Clément („Histoire de la vie et de l'administration de Colbert") und von Darste de la Chavane („Histoire de l'administration en France, depuis le règne de Philippe-Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV.") trefflich auseinandergesetzt. Es reicht für unsere Zwecke aus, den Leser hierauf hinzuweisen und zu behaupten, daß die ganze seither entwickelte maritime und kommerzielle Macht Frankreichs auf den von Colbert vor zweihundert Jahren gegebenen Anstoß und auf das von ihm geschaffene neue Lebensprinzip zurückdatirt.

Colbert hatte das mit anderen organisatorischen Genies gemein, daß er neue Dinge und Zustände mit alten, vorhandenen Mitteln ins Leben rief und sich alles dessen, was er unter der Hand hatte, als Werkzeug bediente. Weit entfernt davon, gegen die Gewohnheiten und herkömmlichen Weisen der Praxis anzukämpfen, besaß er die Kunst, neue Kräfte aus denselben zu ziehen, indem er das, was abgestorben und verbraucht schien, durch ein begeistertes höheres Wollen und durch originelle Methoden der Anwendung wiederum belebte. Auf solche Weise verwandelte er in Bezug auf die Finanzen und den Handel eine wirre Masse empirischer Handgriffe und Verfahrungsarten in ein geordnetes, tief rationelles System; daher seine Macht und seine wunderbaren Erfolge in seiner Zeit, deren Anschauungen und Lehren er nirgends feindlich entgegentrat; daher auch die Schwäche in einigen Theilen seines Werkes vor dem Richterstuhle der nach ihm erworbenen Erfahrung und weiter entwickelten Wissenschaft. Hatte er Unrecht, dem Wunsche der General-Stände von 1614 rücksichtlich der Milderung des Zunftzwanges keine Rechnung zu tragen und in seinen Verordnungen diesem ersten Verlangen Frankreichs nach Freiheit der Arbeit direkt Widerspruch zu leisten? Wenn man auf diese und ähnliche Fragen, die Einem bei Betrachtung der Verwaltung Colbert's aufstoßen, antworten will, so muß man selbige nicht in ihrer Vereinzelung auffassen. Alles, was der große Minister Ludwig's XIV. that, steht in innigem Zusammenhange, und zwei Momente sind es, welche dieses große systematische Ganze beherrschen: erstens, daß er Alles dem Prinzip der Autorität entströmen ließ, daß er in dem industriellen Frankreich nur eine ungeheure, unter der Zucht des Staates zu führende Schule erblickte, und zweitens, daß die unmittelbaren Erfolge ihm vollständig Recht gaben, und daß es ihm gelang, die Nation um ein halbes Jahrhundert weiter vorwärtszubringen.

Es bedurfte langer Jahre des Krieges, damit das Werk Richelieu's zur Vollendung gelangen konnte; um Colbert's Pläne zu reifen, waren dagegen eben so lange Jahre des Friedens ein unumgängliches Erforderniß. Nach dem westfälischen und pyrenäischen Frieden schien die Ruhe Europa's und Frankreichs auf die Dauer gesichert; allein Ludwig XIV. gestattete nicht, was diese beiden großen Verträge versprachen. In dem Augenblick, wo der junge König der Sorge für das innere Wohl ganz und gar hingegeben schien, brach er den Weltfrieden, um, unter einem seltsamen Vorwande, das Glück einer äußeren Vergrößerung zu versuchen. Er unternahm, auf vorgebliche Ansprüche seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, gestützt und gegen die Ansicht seiner besten Rathgeber, den bekannten Invasionskrieg, welcher 1668 mit dem Aachener Frieden endete, einen ungerechten Krieg, dessen Ausgang jedoch für den König und für Frankreich ein glücklicher war. Der König gewann dadurch den Ruf politischer und militärischer Geschicklichkeit, Frankreich machte durch Erlangung mehrerer Städte Belgiens einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn seiner natürlichen Vergrößerung; dennoch aber lag in diesem ersten Glücksfall etwas Mißliches, Trauriges und Verderbliches. Die Leidenschaft für den Waffenruhm war bei Ludwig XIV. erwacht, und einmal erwacht, legte sie sich nie wieder; sie schwächte in ihm den Eifer für die Thätigkeit und die Bestrebungen des Friedens; sie stellte den Einfluß Colbert's unter den des unseligsten Rathgebers, des Marquis v. Louvois. Und nicht allein für die innern Angelegenheiten machte sie ihn gleichgültiger, sie lenkte ihn sogar auch in den äußeren Beziehungen von der wahren französischen Politik ab, von jener zugleich nationalen und liberalen Politik, welche Heinrich IV. im ersten Grundriß entworfen und die Richelieu so glanzvoll durchgeführt hatte.

Wie sehr man auch als Patriot in Verlegenheit geräth, wenn man die Politik einer Herrschaft, durch welche die Gränzen Frankreichs im Osten fixirt und im Norden bedeutend erweitert wurden, mit aller Strenge beurtheilen soll, so muß man doch zwei Dinge in den Kriegen Ludwig's XIV. von einander trennen, das Ergebniß und die Absicht, die, so zu sagen, vernünftigen Eroberungen und die thörichten Unternehmungen, welche, ursprünglich weit über ihr wahres Ziel hinausgehend, später glücklicherweise doch wieder auf dasselbe zurückgeführt werden konnten. Der Krieg gegen Holland trug diesen Charakter in Gemäßheit des rachsüchtigen Geistes, der ihn anfachte, und der Art, in welcher er geführt wurde; wenn er im Frieden zu Nymwegen territoriale Vortheile gewährte, so geschah dies, weil sich der Hof von Madrid mit den Feinden des Königs verband und ihm Gelegenheit bot, von neuem Franche-Comté und die spanischen Niederlande anzugreifen. Dagegen hatte der Krieg mit Deutschland keine dergleichen Territorial-Vergrößerung zur Folge; alle Eroberungen, welche man in diesem neunjährigen Kriege machte, wurden im Ryswicker Frieden wieder zurückerstattet, unter anderen die, welche Frankreich seine natürliche Alpen-

gränze gab. In der Krisis endlich, welche durch das Erlöschen des spanischen Königshauses herbeigeführt wurde, zog es Ludwig XIV. vor, seinem Enkel, wo möglich, eine Krone zu erringen, statt mit Zustimmung Europa's seine Staaten zu vergrößern. Sein persönlicher Ruhm und seine Familie, das war das doppelte Interesse, welches er immer mehr und mehr auf Kosten der nationalen Interessen verfolgte, indem er das ganze System der alten Verträge und Verbindungen zertrümmerte und bemüht war, Frankreich, welches bisher das Völkerrecht besonders gewahrt und die kleinen Staaten beschützt hatte, in den Augen der Völker furchtbar und verhaßt zu machen, wie es mit Spanien unter Philipp II. der Fall gewesen.

Jener schlimme Krieg gegen Holland, welcher die Politik Richelieu's umzustoßen begann, traf mit einem und demselben Schlage auch das Finanzsystem Colbert's und lähmte oder verrittelte alle seine Maßnahmen. Es war ihm unmöglich, sechs Jahre lang für die Bedürfnisse einer mit Europa im Kampf liegenden Armee zu sorgen, ohne von der bewundernswerthen Ordnung, welche er geschaffen hatte, abzugehen, ohne zu den Hülfsmitteln seiner Vorgänger zurückzugreifen und ohne die neuen Elemente der inneren Wohlfahrt aufs Spiel zu setzen. Von 1672 bis 1678 wurden alle ökonomischen Verbesserungen theils aufgehalten, theils rückgängig gemacht; und als der Friede gekommen war, als es sich darum handelte, die Verluste wieder herzustellen und den Fortschritt von neuem zu beginnen, hatte sich der Ideengang und die Gunst des Königs von Colbert abgewandt. Ein Mann, allerdings mit besonderem Genie für die militärische Verwaltung begabt, aber engherzigen Sinnes, eine egoistische Seele, ein maßloser Schmeichler, ein gefährlicher Rathgeber und verabscheuungswerther Politiker, der Marquis v. Louvois, hatte sich Ludwig's XIV. bemächtigt, indem er seine Leidenschaft für Ruhm und Eroberungen aufstachelte und ihr als Werkzeug diente. Das gränzenlose Vertrauen, welches den General-Controleur der Finanzen fast zu dem Range eines Premierministers erhoben hatte, ging auf den Staatssecretair des Krieges über, und dieser gewann, wie es dem Könige ganz besonders genehm war, das Uebergewicht im Conseil. Colbert war fortan zu der undankbaren Mühe verdammt, einer von Hochmuth, Gewaltthätigkeit und Eroberungsgier beseelten Partei die Stimme der Vernunft entgegenzusetzen und den verarmten Staatsschatz gegen die täglich wachsenden Forderungen zur Bestreitung von Festen, von Vergnügungsbauten und von militärischem Aufwand mitten im Frieden nach Möglichkeit zu schützen; kein Wunder daher, daß der alternde Minister in diesem frucht- und hoffnungslosen Kampfe allmälig zusammenknickte. Man sah ihn traurig, man hörte ihn jetzt seufzen, wenn er sich an die Arbeit setzte, während er ehedem mit wahrer Wonne daran ging; er fühlte, daß er dem Könige mit alledem, was dieser sonst an ihm geliebt, nun zur Last werde. Ein paarmal hielten ihn, nach unwiderleglichen Zeichen der Ungnade, seine kräftige Seele und das Bewußtseyn patriotischer Pflichterfüllung noch aufrecht und halfen sein tiefes Mißbehagen überwinden; endlich jedoch kam der Tag, wo das Bittere und Kränkende dieser Stellung den Sieg errang und wo das Herz des großen Mannes brach.

Dies ist die schmerzliche Geschichte der letzten Jahre Colbert's, welche einerseits von den Anfällen einer fieberhaften Thätigkeit erfüllt waren, andererseits von jenem Wechsel der Abstoßung und Anziehung, verletzender Rauhheit und kalter Aussöhnung und Genugthuung, wodurch das Ende einer großen Gunst bezeichnet wird. Die Melancholie, welche ohne Zweifel sein Leben abkürzte, sog ihre Nahrung aus zwei Gefühlen, aus dem Kummer des in seinem Werke gehemmten Staatsmannes und aus einem noch viel innigeren, tieferen Leiden. Colbert liebte den König Ludwig XIV. mit einer wahren Begeisterung; er glaubte an ihn, wie an die Idee des öffentlichen Wohles selbst; er hatte ihn früher mit Herz und Geist für seine Arbeiten und Pläne eingenommen und von wahrem Patriotismus erfüllt gesehen, und jetzt mußte er sich sagen, daß alles dies nur eine Täuschung gewesen, daß der Mann seiner Verehrung nicht nur undankbar gegen ihn, sondern auch weit weniger Patriot, als er selbst, sey. In dieser traurigen Erkenntniß starb er; auf dem Todbette verrieth sich der Zustand seiner Seele durch eine düstere Stimmung und durch bittere Worte. Er sagte, indem er vom Könige sprach: „Wenn ich für Gott das gethan hätte, was ich für diesen Menschen that, so müßte ich die Seligkeit doppelt erlangen, und so weiß ich nicht, was aus mir werden wird." Als man ihm von Ludwig XIV., welcher damals gerade krank war, einen Brief voll freundschaftlicher Worte brachte, blieb er still, als ob er schliefe. Da ihn die Seinigen angingen, Etwas darauf zu erwiedern, sagte er: „Ich will nicht mehr vom König reden hören, wenigstens jetzt soll er mich in Ruhe lassen; dem Könige der Könige denke ich zu antworten." Und als der Pfarrer von Sankt Eustachius, der Pfarrer seines Kirchspieles, ihm sagte, er werde die Gläubigen auffordern, für seine Gesundheit zu beten, entgegnete Colbert kurzweg: „Nein, sie sollen lieber beten, daß Gott mir gnädig sey."

Und das seltsame Trauergeschick dieses Mannes hörte bei seinem Tode noch nicht auf. Sonderbar genug! der Minister, welcher in seinen Plänen eine ganze künftige Revolution antizipirte, nämlich die Herrschaft der Industrie und des Handels, er, welcher die Abschaffung der Privilegien in Bezug auf die Abgaben, eine gerechte verhältnißmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten und die Verbreitung der Kapitalien durch Herabsetzung des Zinsfußes erstrebte, er, welcher die Arbeit zu Reichthum und Ehren fördern und der Armuth auf jede Weise beispringen wollte, dieser Mann war bis zum Haß unpopulär. Sein Leichenbegängniß mußte in der Nacht und unter militärischer Bedeckung stattfinden, um nicht vom Volke gestört zu werden. Das Volk, und hauptsächlich das von Paris, haßte Colbert wegen der ihm seit dem Kriege gegen Holland aufgebürdeten drückenden Auflagen; man schob alle diese Mißstände, gegen die er vergeblich gekämpft hatte, auf ihn, und man vergaß seine ungeheuren Dienstleistungen, um ihn für Maßregeln verantwortlich zu machen, die er selbst beklagte und die er wider seinen Willen ergreifen mußte. Das Volk war eben so undankbar, wie der König; die Nachwelt allein erwies sich gerecht.

Der Tod Colbert's und die Widerrufung des Ediktes von Nantes, ein unersetzlicher Verlust und ein trauriger Staatsstreich, bezeichnen in der Regierung Ludwig's XIV. den Punkt, mit welchem die Jahre der Größe enden und die Jahre des Verfalls beginnen. Beide Ereignisse, die auch der Zeit nach einander nicht fern sind, stehen, kann man sagen, mit einander in genauer Verbindung. Man muß zu den Verdiensten des großen Ministers noch das hinzufügen, daß er ein Vertheidiger der Protestanten gewesen, daß er ohne Unterlaß gegen die Angriffe auf die von Heinrich IV. gewährleistete Religionsfreiheit kämpfte. Er folgte ebenfalls nur noch der Politik Richelieu's, wenn er die den Reformirten zweimal (1598 und 1629) zugestandenen, unveräußerlichen Rechte in Geltung erhielt. Weniger aus philosophischer Ueberzeugung, als aus patriotischem Instinkt beschützte er in ihnen gerade eine Bevölkerung, wie er sie für seine Pläne brauchte, thätige, rechtschaffene, einsichtsvolle Leute, erfahren in der Industrie und im Handel und eben durch das Uebelwollen, welches sie allmälig von den öffentlichen Aemtern entfernte, an diese Erwerbszweige gekettet. So lange der Einfluß Colbert's im Rathe des Königs Geltung besaß, widerstand dieser den Zumuthungen der katholischen Geistlichkeit und seinen eigenen üblen Gelüsten; sobald sich indeß die königliche Gunst von dem Manne des Genies abwandte, begann in diesem, wie in so vielen anderen Punkten, die Herrschaft des absoluten Belieben. Zuerst versuchte man einfache Verlockungen, um die Dissidenten zur allgemeinen Kirche zurückzuführen, dann wandte man Zwang an, dann drohte man mit Strafen, bis man endlich die Freiheit des Kultus und des Gewissens völlig abschaffte. Das unsterbliche Edikt Heinrich's IV., noch von Ludwig XIII. im Jahre 1629 bestätigt und beschworen, wurde von Ludwig XIV. am 17. Oktober 1685 widerrufen, ein Akt, der zu den traurigsten Erinnerungen in der Geschichte Frankreichs gehört. Man weiß, welche unseligen Folgen dieser schreckliche Streich für die Civilisation und das Glück Frankreichs hatte, wie er Tausende von Arbeitern, Erfindern, Kaufleuten, Seefahrern und Kapitalisten aus der Heimat trieb, wie er dem Lande den Vortheil entzog, den es schon über seine Nebenbuhler in der Industrie errungen hatte, und wie er endlich die trefflichen Einrichtungen Colbert's fast gänzlich zerstörte.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Gesellschaft und das gesellschaftliche Leben in Peru.

III. Aussichten in die Zukunft.

Die peruanische Gesellschaft, welche wir in den Städten und in den Gebirgen, in den Salons von Lima und in den Einöden der Cordilleren kennen lernten, besteht aus drei Elementen. Ich lasse die schwarze Race beiseite, da dieselbe in der sozialen Bewegung Peru's keine Rolle spielt. Wir haben es nur mit drei scharf von einander getrennten Gruppen zu thun, welche die peruanische Nationalität vertreten: es sind dies die Spanier, die Mestizen und die Indianer. Was ich von den Küstenstädten sagte, kann von den Sitten der spanischen und gemischten Bevölkerung einen Begriff geben; in den Bergen lernten wir das indianische Wesen kennen. Wenn wir nun noch die sozialen Spaltungen aufweisen, welche seit der Revolution von Peru den Spaltungen der Stämme entsprechen, und wenn wir dann den Stand des Kampfes bezeichnen, den die Emancipation erzeugt hat, und die Mittel zu seiner Besiegung angeben, so werden wir das Bild der peruanischen Gesellschaft hinlänglich vervollständigt und zum Abschluß gebracht haben. Und man wird aus diesem Bilde eben so die Ursachen der gegenwärtigen Mißverhältnisse, wie die Bedingungen für eine glückliche Zukunft des Landes erkennen.

Es giebt in Peru nicht nur drei Stämme neben einander, sondern auch drei Klassen von Bürgern, unter denen eine dumpfe Opposition herrscht. Ließen sich die Namen „Aristokratie", „Mittelstand" und „Arbeiterklasse" auf die schwankenden Bestandtheile einer noch nicht zu Ruhe und Wohlbefinden gelangten Gesellschaft anwenden, so könnte man hiermit die drei Racen der Spanier, der Mestizen und der Indianer bezeichnen. Die Spanier würden die Aristokratie bilden; die Mestizen die Bourgeoisie; die Indianer die Masse des Volkes. Vor der Emancipation lastete das gemeinsame Niveau einer despotischen Gewalt auf allen Klassen der peruanischen Gesellschaft; die Emancipation hat dieses Niveau zertrümmert und unter den verschiedenen Klassen einen Zustand des Kampfes oder vielmehr der Gegnerschaft hervorgerufen. Alle Bemühungen der peruanischen Regierung müssen darauf gerichtet seyn, die drei verschiedenen Klassen, wenn nicht ganz zu verschmelzen, so doch wenigsten einander nahe und in Verbindung zu bringen; um an diesem großen Werke mit Einsicht und Erfolg zu arbeiten, braucht man sich nur genau nach den Tendenzen, Instinkten und Erinnerungen zu fragen, welche die Spanier, die Mestizen und Indianer unter einander trennen. Ohne scharf begränzte Begriffe und Anschauungen über den Geist dieser drei Hauptgruppen der peruanischen Bevölkerung wird man niemals den gemeinsamen Boden, auf dem die Vereinigung statthaben könnte, finden.

Der Mann vom spanischen Blut hegt eine stolze Verachtung gegen die Mestizen, wie gegen die Indianer. Die numerische Inferiorität der weißen Familien, so wie die geistige Stumpfheit und Erstarrung, in der sie nur allzu oft schlummern, rechtfertigt indeß ihre aristokratischen Anmaßungen durchaus nicht. Die großen spanischen Landbesitzer sind theils durch die Revolution gänzlich herabgekommen, theils fehlt es ihnen an Armen und Händen, um ihre ungeheuren Güter bebauen zu lassen; sie können daher ihre Stellung und ihren Rang nur unter den peinlichsten Entbehrungen behaupten, indem sie die

Schmucksachen und kostbaren Silbergeräthe ihrer Vorfahren Stück für Stück verkaufen. Die Lage der Landbesitzer dürfte sich nur dann ändern, wenn der Boden von Peru durch eine arbeitsame Bevölkerung ausgebeutet würde. Während man auf die Bildung einer solchen Bevölkerung wartet, wird die Unterdrückung der Majorate und der Grundsatz der gleichen Betheiligung bei der Erbfolge die ohnehin schon so mißliche Lage der aristokratischen Familien nur noch verschlimmern. Das wohlverstandene Interesse dieser Familien führt uns zu einem Schlusse, zu dem uns auch der Zustand der mittleren und arbeitsamen Klassen Peru's noch einmal zwingen wird: nämlich zu der Nothwendigkeit einer starken, nach diesem Lande gerichteten, europäischen Einwanderung, wenn dasselbe nicht früher oder später einmal dem angelsächsischen Element in die Hände gerathen soll. Dies ist der gemeinsame Boden, auf dem sich die bis jetzt leider so gespaltenen Klassen Peru's sogleich treffen können. Man wird sich leicht überzeugen, daß, der europäischen Emigration gegenüber, das Interesse der Mestizen und der Indianer mit dem der Spanier ein und dasselbe ist.

Die peruanische Revolution fand, streng genommen, zum eigentlichsten Vortheil der Mestizen statt, und diese Race ist auch vorzugsweise diejenige, bei welcher sich die Tendenz des sogenannten „Amerikanismus", d. h. der Reaction der emanzipirten Kolonieen der neuen Welt gegen den europäischen Despotismus, am kräftigsten erhalten hat. Dennoch sollte sich gerade diese Race am wenigsten feindlich gegen das europäische Element zeigen, da sie es eben den aus der alten Welt herübergebrachten liberalen Ideen verdankt, wenn sie in der republikanischen Regierung Einfluß übt und eine politische Rolle spielt. Auch kann man sich den seltsamen Stolz nicht erklären, mit dem sich die Mestizen zuweilen „Abkömmlinge Manco Capac's" und „Söhne der Sonne" nennen. Dieser Stolz ist um so bizarrer, als diese Leute, die sich anscheinend auf ihren indianischen Ursprung so viel zugutethun, zur selben Zeit völlige Gleichhaltung mit den Weißen beanspruchen und sich sehr oft einen Stammbaum zusammenstellen, der auf die ersten, ältesten spanischen Familien zurückgeht. Es ist dies eine Schwäche des menschlichen Geistes, die man sehr leicht entschuldigen könnte, wenn nicht das politische Interesse Peru's, ja, das Interesse der Mestizen, selbst darunter litte. Die Mestizen haben nur Ein Mittel, dem Hochmuth der weißen Aristokratie würdig zu antworten. Sie müssen sich den Vertretern des alten Spaniens als die Freunde und Vertreter des modernen Europa gegenüberstellen. Möchten die Mestizen die europäische Einwanderung ermuthigen, so würde sich ihre eigene politische Lage augenscheinlich befestigen, während zu gleicher Zeit auch die materiellen Verhältnisse der weißen Familien einer Verbesserung entgegengingen. Eine der ersten Folgen dieser Einwanderung wäre das Eindringen und Ueberhandnehmen eines wahrhaft liberalen Geistes unter der peruanischen Gesellschaft. Die Geschichte der Revolutionen dieses Landes hat dargethan, an welchen entsetzlichen Mängeln die Organisation der Armee leidet. Auch hat man aus unserem früheren Artikel über Peru erfahren, daß es um die Civil-Obrigkeit und um die Geistlichkeit nicht besser steht. Unter dem unmittelbaren Einflusse der europäischen Ideen würden diese Mißbräuche ohne Zweifel allmälig schwinden, und Peru würde, statt oft bestochener Beamten und unwissender, abergläubischer Mönche, ehrenwerthe Rechtsverwalter und intelligente Priester kennen lernen.

Wir haben nur noch ein paar Worte über die indianische Bevölkerung hinzuzufügen. Wer kann daran zweifeln, daß auch sie aus einer Einwanderung arbeitsamer und kenntnißreicher Europäer großen Nutzen schöpfen würden? Heutzutage führt der Indianer auf seinem unkultivirten und vernachlässigten Boden ein elendes Daseyn, und diese harmlose Race kennt die ihr überlegeneren Stämme leider nur aus der schlechten Behandlung, die man ihr von dieser Seite her angedeihen läßt. Man erinnere sich nur z. B. daran, daß die militärische „Pressung" den Indianer beim geringsten Ausbruch einer Revolution seiner Familie entreißt und ihn mit Gewalt in die Reihen der Armee stellt. Die so häufig in Peru statthabenden Truppenbewegungen verwüsten jeden Augenblick seine Felder, seine Herden, ja, selbst sein Haus. Der Indianer erträgt alle diese Uebel mit einer stumpfen Ergebung. Von Natur aus nüchtern, begnügt er sich mit einigen Erdäpfeln, etwas Mais und spanischem Pfeffer. Sein Glück erblickt er im Nichtsthun. Und wie sollte es auch anders seyn? Die Arbeit hat sich ihm niemals in ihren Wohlthaten kundgegeben. So lange sich nicht das kaum bevölkerte, etwa nur 1,800,000 Menschen zählende Gebiet von Peru muthigen Einwanderern, thätigen Leuten, welche Ordnung und Wohlstand mitbringen werden, öffnet, so lange wird auch der Indianer in seiner düsteren und thierischen Stumpfheit verharren. In seinen Poncho gehüllt und während des Sommers in der Sonne, während des Winters an seinem Hüttenfeuer lagernd und schlafend, wird er auch ferner noch gleichgültig die Tage und Jahreszeiten vorübergehen sehen und, ohne irgend gelebt zu haben, ins Grab sinken.

Die Vermischung und Verbindung der Racen ist also, wie man sieht, die Bedingung des Gedeihens und des Glückes für Peru, und nur eine europäische Einwanderung allein kann diese Vermischung erleichtern und bewerkstelligen. Das Bild der Sitten, sowohl der an der Küste, wie der in den Gebirgen herrschenden, mußte Jedem zeigen, daß der Geist Peru's für fremde Einflüsse noch sehr unzugänglich ist; es bleibt daher nichts übrig, als immer und immer wieder auf die Gefahren hinzuweisen, welche dieses starre Festhalten an der Vergangenheit, dieser so bizarre und unselige Widerspruch zwischen dem sittlichen und politischen Zustande der peruanischen Gesellschaft nothwendigerweise bereitet. Die peruanische Revolution, so wie alle Revolutionen Süd-Amerika's, entstand aus zwei scheinbar widersprüchlichen Gefühlen, aus der Begeisterung für die amerikanische Unabhängigkeit und aus dem lebendigen Interesse für die Ideen des modernen Europa. Heute strebt eines dieser Gefühle danach, das andere auszuschließen und zu ersticken: der „Amerikanismus" will allein herrschen und die durch die Emancipation angebahnte Entwickelung zu seinem Vortheil ausbeuten. Man muß indeß hoffen, daß das Land seine Interessen besser verstehen und nicht auf seinem thörichten Hasse gegen die Fremden beharren wird. Wenn es sich nicht bei Zeiten dem europäischen Einflusse überläßt, wird es einem weit furchtbareren und weniger uneigennützigen Einflusse erliegen: die Eröffnung der Landenge von Panama wird, durch die damit eintretende Erleichterung des Verkehrs der neuen Welt mit Europa, auch die Macht der Vereinigten Staaten außerordentlich vergrößern und dem spanischen Amerika eine wichtige Aufgabe stellen, für deren Lösung es sich nun vorbereiten muß; es wird von ihm abhängen, unter Beihülfe der europäischen Einwanderer ungehemmt zu hoher Bedeutung zu gelangen oder seine Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit vor den unbarmherzigen Minirern der anglo-amerikanischen Race einzubüßen. Zwischen diesen beiden Alternativen sollte ihm wahrhaftig die Wahl nicht schwer werden.

Mannigfaltiges.

— **Der Entomolog Kirby.** Am 4. Juli starb William Kirby, „der Vater der Entomologie in England", wie ihn das Athenaeum nennt, im einundneunzigsten Jahre seines Alters. Schon vor einem halben Jahrhundert gab er ein treffliches Werk über die wilden Bienen Englands, „Monographia Apum Angliae", heraus, zu welchem er die Materialien selbst gesammelt hatte und durch welches er den Grund zu dem Studium der Entomologie in seinem Vaterlande legte. Sein wissenschaftlicher Ruf ward aber hauptsächlich durch die „Introduction to Entomology" verbreitet, die er in Verbindung mit seinem Freunde William Spence schrieb. In diesem Werke ist eine Masse von Beobachtungen, die Frucht vieljähriger Beschäftigung mit der Insektenwelt, durch zwei verwandte Geister in der gefälligen Form vertrauter Briefe niedergelegt. Der Reiz, den die Schreibart derselben dem Gegenstande, den sie behandelten, lieh, war die Veranlassung, daß sie mit einem Interesse studirt wurden, welches kein naturhistorisches Werk bisher erregt hatte, und sie haben seitdem als Muster für mehr als eine unterhaltende und belehrende Schrift gedient. Ob Kirby oder Spence den meisten Theil an der Abfassung dieser Briefe hatte, ist nie bekannt worden, da jeder von den beiden Freunden den Autorruhm von sich wies, um ihn dem Anderen ungeschmälert zu überlassen.

— **Sendschreiben an Jules Janin.** Der geistreiche Feuilletonist des Journal des Débats, Herr Jules Janin, hat bekanntlich nicht aufgehört, den Fall des Juli-Königthums zu betrauern. Wie Kalypso über die Abreise des vielgeprüften Helden Odysseus, ist er untröstlich über das Exil des greisen Bürgerkönigs und den Verlust der von ihm bezogenen Subvention. Ein witziger Mitarbeiter an der Presse, Eugène Pelletan, dessen sarkastischen Bericht über eine Sitzung der französischen Akademie wir vor einiger Zeit mittheilten, bemüht sich, ihm zu zeigen, daß seine Klagen ungegründet sind, und daß die alten Zustände unter neuen Namen fortbestehen. „Die Einführung der Republik in Frankreich", sagt er, „hat nicht die mindeste Veränderung hervorgebracht. Wir haben blos eine neue Idee unserem bisherigen Ideenvorrath hinzugefügt. Du bist hoffentlich ein zu guter Patriot, mein lieber Janin, um über eine Idee zu erschrecken. Wenn Du den Rauch betrachtest, der sich so anmuthig aus Deiner Cigarre schlängelt, so siehst Du Alles, was von der Februar-Republik übrig ist. Du jammerst beständig über die Segnungen der Monarchie, deren wir beraubt worden; aber sieh Dich um: haben wir nicht dieselben Steuern, dieselben Präfekten, denselben Dupin mit seiner Glocke, dieselben Börsenmänner, denselben Jardin Mabille, dieselben Feuilletons in den Débats und noch dazu ein Pferd, welches in einem Ballon aufsteigt? Haben wir nicht (bis wir die heilige Inquisition bekommen) eine Censur der Presse, mit dem ehrwürdigen Pater Montalembert an der Spitze, welche zu den Journalisten sagt: Sie drucken Romane, meine Herren, das ist unmoralisch; zahlen Sie uns aber eine Steuer davon, und es ist Alles wieder in Ordnung? Bemerkst Du nicht, daß das alte Indulgenzenwesen wieder in voller Blüthe steht? Sind die Kirchen nicht mit reumüthigen Voltaireanern angefüllt, deren Gebetbuch ein in Maroquin gebundenes Exemplar der „Pucelle" ist? Geh' in die Messe, lieber Janin, zum erstenmal in Deinem Leben, um Dich an diesem Schauspiel zu erbauen. Sage aber nicht wieder, wie in Deinem letzten Feuilleton: Laßt uns weinen, glückliche Sybariten, die wir einst waren! Das ist eine anstößige Sprache, mein lieber Janin, welche die Frömmigkeit des Constitutionnel verletzen wird."

— **Rettungsmittel bei Schiffbrüchen.** Herr George Catlin in Edinburg hat einen sehr einfachen Plan zur Erbauung von Rettungsfahrzeugen bei Schiffbrüchen bekannt gemacht. Diese Fahrzeuge bestehen aus einer Art von Flößen, die den Seeschiffen als Zwischendecks (Quarterdecks) dienen und von denselben leicht abgelöst werden können. Der Erfinder ist der Meinung, daß ein solcher schwimmender Deck nicht so leicht von den Wellen verschlungen werde, als das Schiff selbst, und daß er die Menschen, welche sich darauf bergen, in die nächsten Buchten führen würde. Zur größeren Sicherheit will er auf diesen Decks einige wasserdichte Behälter für Mundvorräthe, so wie für Raketen und Leuchtkugeln anbringen lassen, durch welche letzteren die Schiffbrüchigen den Küstenbewohnern Signale geben können.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 10. August 1850.

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.*)

Gerade dreihundert Jahre sind verflossen, seit im Jahre 1550 an der Mündung des Wanda-Baches der Grund zum alten Helsingfors gelegt ward. Das kleine Dorf, welches uns übriggeblieben, zeigt noch durch seinen allbekannten Namen Gammelstad die ehemalige Eigenschaft und das Ansehen einer Stadt an.

Die Umstände, welche mittelbar oder unmittelbar die Anlage des alten Helsingfors hervorriefen, sind wenig bekannt, obschon sie mit der historischen Entwickelung der Staatsökonomie und der Handelsinteressen des ganzen Landes in nächstem Zusammenhange stehen. In der Spezialbeschreibung von Helsingfors, welche 1733 und 1737 von dem nachherigen Pfarrer zu St. Michel, Probst H. Forsius, als Disputationsarbeit herausgegeben wurde,**) ist der „alten Stadt" nur karg gedacht worden. Gleichwohl gewinnt der Stoff besonders für unsere Zeit ein vermehrtes Interesse dadurch, daß diese verschwundene Stadt gewissermaßen der Ausgangspunkt und Same derjenigen ist, welche jetzt, als Hauptstadt, zugleich die stattlichste und bestbebaute in Finnland ist und dem alten, durch seine Vergangenheit ehrwürdigen, nach der totalen Zerstörung im Jahre 1827 neu erstandenen Åbo in dem bürgerlichen Vorwärtsschreiten und der Handelsenergie den Vorrang streitig macht. — Eine bündige Geschichte der hierher gehörigen Ereignisse und Verhandlungen, kurz vor oder bald nach der ersten Anlage der Stadt Helsingfors, wird den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht uninteressant seyn, obschon der Stoff für eben eine Zeitschrift etwas zu alt seyn mag. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine solche Betrachtung einen Ueberblick über Finnlands staatsökonomischen Zustand vor ungefähr dreihundert Jahren erfordert.***)

Im Jahre 1550 besaß Finnland blos acht Städte, unter welchen jedoch kaum mehr als die zwei ältesten, Åbo und Wiborg, diesen Namen verdienten, die übrigen sechs aber: Borgå, Ulfsby (später Björneborg), Raumo, Nädendal, Nyslott und Ekenäs, wenig Anderes, als unbedeutende Flecken waren; besonders gilt dies von Nyslott, welches nur einen Anhang zur Festung gleichen Namens bildete, und von Ekenäs, zu welchem etwa zwanzig Jahre vor dieser Zeit der Reichsrath Erik Fleming, der das nahe belegene Schloß Raseborg zum Lehen besaß, den Grund gelegt hatte. König Gustav I., welcher während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung in fast unaufhörliche innere und äußere Fehden verwickelt war, und zu dessen Zeit auch die Kirchenreformation durchdrang, strebte trotz solcher Sorgen mit ungewöhnlicher Kraft und Beharrlichkeit und seltenem Erfolge dem großen Ziele nach, welches er nie aus den Augen verlor und vor seinem Ableben so ziemlich erreichte: nämlich Ordnung zu bringen in des Reiches Verwaltung, vor Allem in die Finanzen, und zugleich dem allgemeinen Wohlstande nach dem großen Verfalle, in welchen Schweden theils durch die vielen und blutigen Kriege während der Calmarischen Union, theils durch die Habsucht und die Bedrückung der Feudalherrschaft und der katholischen Priester gerathen war, aufzuhelfen. Nach dem Jahre 1543 gelang es dem großen Könige, endlich im Frieden Zeit und Kraft seinen Organisations- und Verbesserungsplänen zu widmen. Und merkwürdig ist es, daß von dieser Zeit an er seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt besonders Finnland zuwandte, was am besten aus der großen und fast bis zu seinem Todesjahre, 1560, anwachsenden Menge Finnland betreffender königlicher Briefe und Verordnungen †) ersichtlich ist. Aber nur während des letzten Theiles seiner Regierungszeit konnte der König von seiner entlegenen Provinz, von deren reichen natürlichen Hülfsquellen für die Zukunft und deren drängenden Mängeln und Bedürfnissen in der Gegenwart nähere Kenntniß erlangen, sie gründlicher studiren, als mancher seiner Nachfolger auf Schwedens Thron.

Zahlreich und weitverzweigt waren die Gegenstände von König Gustav's Sorgen und Regierungsmaßregeln für Finnlands Bestes, und er drang hier, wie in Schweden, in das speziellste Detail des Reichshaushalts ein, so daß man von ihm sagen kann, er verwaltete sein Reich überall mit gleich genauer Aufsicht, wie sonst nur ein einzelner Besitzer sein Privat-Eigenthum. So hatte er nicht blos ein wachsames Auge auf seine Dienstleute und Beamten, unter welchen viele, vom Lagman und Schloßhauptmann bis zum Länsman und Roßvogt hinab, während jener Wirren sich vielen Unfuges gegen den Bauernstand und vielen Unterschleifs der Krone gegenüber schuldig gemacht hatten; sondern er ordnete auch die Verwaltung und das Schatzwesen, beförderte den Bergbau, den Ackerbau und den Anbau weiter, noch unbebauter Strecken im Innern des Landes (wie im nördlichen Tawastland, in Österbotten, Savolaks und Karelen) und machte sich so besonders um Handel und Gewerbe verdient. Nach dem Schlusse des Befreiungskrieges und nachdem König Gustav endlich nicht ohne große Schwierigkeiten Lübeck seine Schuld für die Hülfe gegen Christian den Grausamen abzutragen vermocht, schüttelte er mit Entschlossenheit die drückende Handelsherrschaft ab, welche diese mächtige Hansestadt und deren Bundesverwandte bisher über den ganzen skandinavischen Norden ausgeübt hatten, dessen ausländischer Handel ihr Monopol geworden war. Der König bemühte sich nun besonders darum, die westlichen europäischen Handelsstaaten, namentlich das eben mächtig aufblühende Holland, zu einem wetteifernden Handel nach Schweden zu bewegen, und während der Verkehr mit Danzig, Riga und Reval, die noch zum Hansebund gehörten, von Zeit zu Zeit bedeutende Einschränkungen erfuhr, suchte er auf der anderen Seite auf alle Weise einen lebhafteren Handel mit Rußland über Wiborg zu Stande zu bringen: ja, da schon die Gränzstreitigkeiten im Jahre 1548 ausgebrochen waren, befahl er durch einen Brief an seinen Befallningsmann in Österbotten, daß deshalb „den russischen Kaufleuten, welche hierher im bottnischen Busen fahren", kein Eintrag geschehe.

In Bezug auf die innere Handelspolitik folgte König Gustav Prinzipien, die noch gegenwärtig als bindend gelten. So ward aller „Landhandel" streng verboten, d. h. Privatpersonen durften mit dem Landbewohner in dem flachen Lande, zu der Städte und deren Bürger Nachtheil, nicht irgend welchen Handel mit Kaufmannswaaren oder Tauschhandel gegen Landesprodukte treiben, und nur in entlegenen Gegenden wurde solches unter gewissen Bedingungen erlaubt. Wiederholt klagt der König in Briefen an seine Schloßhauptleute und Vögte in Finnland über die vielen Versehen in dieser Sache, denn nicht selten machten sich die Vögte selbst, die Frälsemänner, „Postleute" (d. h. Kriegsleute in des Königs Dienst), ja, sogar die Priester, der Uebertretung dieses Gesetzes schuldig. So z. B. schärft er in einem Briefe an Nils Grabbe, derzeit (1539) Statthalter in Wiborg, in Folge eines von Bürgermeister und Rath aufgestellten Klagepunktes, daß die an dem Strande seßhaften Priester ihre nach Deutschland und anderwärts gehenden Schiffe besitzen, demselben ein, er solle sie aufs strengste hiervon abhalten. Auch den Scheerenbauern ward verboten, anderen Orten, als Åbo oder Stockholm, ihre Waaren zuzuführen, was deren wiederholte Klagen und die theilweise bewilligte Ausnahme von der allgemeinen Vorschrift verursachte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber die Entwickelung des dritten Standes in Frankreich unter Ludwig XIV.

Nach Augustin Thierry.

(Schluß.)

Im Jahre 1685 befand sich Frankreich vor allen übrigen christlichen Völkern fast schon ein Jahrhundert lang auf der Bahn jener neuen gesellschaftlichen Entwickelung, welche die Kirche vom Staat, die bürgerliche Pflicht von den Gewissens-Angelegenheiten und den Gläubigen vom Bürger trennt. Unter der Herrschaft des Ediktes von Nantes, des gesetzlichen Prinzipes in Religionssachen, bestand zwischen den Katholiken und Reformirten nicht blos die einfache Duldung, sondern auch die Gleichheit der bürgerlichen Rechte, die Anerkennung und, außer einigen Vorbehalten, die völlige Freiheit beider Kulte. Frankreich war hierin dem übrigen, sowohl katholischen, als protestantischen Europa überlegen, eine Ueberlegenheit, die man um den Preis vierzigjähriger trauriger Kämpfe und mit Hülfe eines besseren Sinnes für Recht und Gerechtigkeit errungen hatte. Durch die Widerrufung dieses Ediktes, welches bereits in die Gesetzgebung übergegangen war und ungeachtet mancher mehr oder weniger direkten Schmälerungen herrschte, verfiel das Land in einen Zustand der Gewaltthätigkeit und des Widerspruches, der, um es kurz zu sagen, mit dem bürgerlichen Tode der Protestanten endete. Von diesem Standpunkte aus muß der Geschichtschreiber jene Autoritätsakte beurtheilen, welche für Ludwig XIV., wenn nicht ein Verbrechen, so doch wenigstens der größte Fehler war. Von

*) Nach Finl. allm. Tidn. 1850. Nr. 12—16.

**) Der erste Theil erschien lateinisch und findet sich übersetzt sammt dem nachfolgenden in der Zeitschr. Suomi. 1842. H. 2, 3.

***) Ein großer Theil der hier angeführten Thatsachen und königlichen Briefe gründet sich auf noch ungedruckte Abhandlungen in schwedischen Archiven (Vgl. Reichsarchiv in Stockholm und gräfl. Brahehof im Sko-Kloster); ein anderer Theil ist neulich in Arwidsson's „Handlingar till upplysn. af Finlands" (Häfter. D. 2—3) abgedruckt worden.

†) Die noch jetzt in der sogen. Reichsregistratur aufbewahrt werden.

diesem Standpunkte aus können weder die Ideen, noch die Maßnahmen der übrigen Staaten Europa's in Sachen der bürgerlichen Duldung dem Benehmen des Königs von Frankreich zur Entschuldigung dienen; in Frankreich stand das öffentliche Recht schon fast seit einem Jahrhundert über den Ideen der Zeit. Was die Reaction des Katholizismus im Innern betrifft, so kann man sich ihrer nicht mehr als Mittel zur Rechtfertigung bedienen; denn sie war nicht neu, und zwei große Minister hatten ihr dreißig Jahre lang zu widerstehen gewußt; obgleich alle Beide Männer der Kirche waren, so hielten sie sich doch stets in den vom öffentlichen Vertrauen und von der Staatsweisheit gebotenen Schranken. Ludwig XIV. hatte volle Freiheit, eben so wie sie, zu denken und zu handeln; unter ihm flößten die Protestanten keineswegs eine größere Furcht ein, und der Druck der katholischen Unduldsamkeit wurde nicht beschwerlicher. Es hing nur von ihm ab, die Sachen gehen zu lassen, wie sie bei seinem Regierungsantritt gingen, sich nicht den falschen Vorstellungen, die man, um ihm zu gefallen, in ihm erweckte, gefangen zu geben, nicht wider sein besseres Wollen ein grausamer Verfolger zu werden und nicht endlich auf dem Todbette dem Frankreich des 18ten Jahrhunderts einen ganzen Proscriptions-Kodex zu hinterlassen, der noch viel gehässiger war, als ihn das Frankreich des 16ten Jahrhunderts erlebt hatte.

Die große, damals noch nicht erkannte Thatsache, welche die ganze Regierung Ludwig's XIV. beherrscht, ist die, daß unter dieser Regierung, als dem Schlußpunkte der Bewegung Frankreichs nach der monarchischen Einheit, die von dem Könige persönlich ausgeübte absolute Macht in Verfall geräth, und zwar zum Nutzen der wahren nationalen Interessen, unter der besonderen Berücksichtigung des Umstandes, daß kurz vorher dieselbe Macht in den Händen eines Premierministers gelegen. Richelieu und nach ihm Mazarin hatten, indem sie wie Diktatoren einer Republik regierten, so zu sagen, ihre Persönlichkeit in der Idee und in dem Dienste des Staates aufgehen lassen. Indem sie nur die faktische Autorität besaßen, hatten sie sich Beide als gegen den Souverain und vor der Stimme des Landes verantwortliche Mandatare benommen, während sich Ludwig XIV., welcher das Recht und die That in sich vereinigte, jeder ihm äußerlichen Vorschrift enthoben hielt und keine andere Verantwortlichkeit, als die vor seinem eigenen Gewissen statuirte. Es war dies jene Ueberzeugung von seiner Allmacht, eine naive und aufrichtige, jede Bedenklichkeit und jeden Gewissenszweifel ausschließende Ueberzeugung, welche ihn Schlag auf Schlag das von Heinrich IV. gegründete Doppelsystem umstoßen ließ, d. h. die religiöse Freiheit nach innen und das nationale Uebergewicht nach außen, insofern es auf einem großherzigen Schutz der Unabhängigkeit der Staaten und der europäischen Civilisation beruhte.

Bei dem persönlichen Regierungsantritt Ludwig's XIV. hatte die französische Politik schon länger als funfzig Jahre ihre Aufgabe in Europa verfolgt, und zwar mit voller Unparteilichkeit in Bezug auf die verschiedenen christlichen Bekenntnisse und auf die mannigfachen Regierungsformen und inneren Revolutionen der Staaten. Obgleich Frankreich dem katholischen und monarchischen Prinzip huldigte, so waren seine Hauptverbündeten dennoch die protestantischen Staaten Deutschlands und das republikanische Holland; es hatte selbst mit dem königsmörderischen England Freundschaft geschlossen. Kein anderes Interesse, als das der richtig aufgefaßten Entwickelung der nationalen Macht, wog im Rathe vor und leitete die äußere Thätigkeit der Regierung; aber mit Ludwig XIV. änderte sich Alles, und besondere Interessen, hervorgegangen aus der königlichen Persönlichkeit, aus dem Prinzip der Erbmonarchie oder aus dem der Staatsreligion, traten dazwischen, um bald das Uebergewicht zu gewinnen. Hieraus resultirt die Umstoßung des Systemes des europäischen Gleichgewichts, welches man eigentlich das französische System hätte nennen können, und das Streben nach der Universalmonarchie, wonach schon den Kaisern Karl V. und Philipp II. in neuerer Zeit wieder gelüstet hatte. Hieraus ging eine Reihe von Unternehmungen, die der Politik des Landes direkt zuwiderliefen, hervor, z. B. der Krieg gegen Holland, die eifrigen Bewerbungen in Bezug auf die Kaiserkrone, der Schutz, welchen man Jakob II. und der englischen Contre-Revolution angedeihen ließ, die Annahme des Thrones von Spanien für einen französischen Prinzen unter gleichzeitiger Bewahrung seiner Anrechte auf die Krone des Heimatlandes. Diese Ursachen von Unglücksfällen, unter denen das Reich erliegen mußte, entsprangen alle aus dem von der Nation freudig begrüßten und dem Geist seiner Tendenzen entsprechenden Ereigniß, welches, nachdem das Königthum unter zwei Ministern seine höchste Stufe der Macht erstiegen hatte, selbiges unumschränkt den Händen eines Fürsten übergab, der, mit glänzenden und tüchtigen Eigenschaften ausgestattet, der Gegenstand enthusiastischer Liebe und gerechter Bewunderung war.

Als die Regierung, welche unter solchen Auspizien den aufsteigenden Gang der französischen Monarchie krönen sollte, die ungeheure Erwartung, die sich bei ihrem Beginn geltend machte, gründlich getäuscht und man gesehen hatte, wie sich inmitten unfruchtbarer Siege und täglich wachsender Unfälle der Fortschritt auf allen Gebieten der Staatsökonomie in Stillstand und Rückschritt verwandelte, wie die Finanzen, die Industrie und der Ackerbau zugrundegingen, wie sich alle Kräfte des Landes erschöpften, wie alle Stände der Nation verarmten, und das schreckliche Elend des Volkes zu Tage kam, da bemächtigte sich aller Gemüther ein bitterer Widerwille und nahm die Stelle des enthusiastischen Vertrauens und der Liebe ein. Was steckte hinter diesem großen und schmerzlichen Irrthum, dessen Spur sich allen gleichzeitigen Dokumenten so deutlich aufgeprägt zeigt? Es war nicht blos schlechtweg die durch einen Menschen getäuschte menschliche Hoffnung, es war die entscheidende Prüfung einer durch die Arbeit von Jahrhunderten vorbereiteten Staatsform, zu deren Vortheil jede Garantie der politischen Freiheit zerstört oder beseitigt worden war, und deren Fortschritt die große Masse der Nation, als ob er in ihrem eigenen Interesse geschehe, auf jede Weise begünstigt hatte. Daß die französische Gesellschaft ein Bewußtseyn von der Natur und der Tiefe der jetzt erst im Vorspiel beginnenden Krisis hatte, daß sie Dinge fühlte, welche die späteren Geschlechter nur durch die Folge der Thatsachen und durch die Lehre der Geschichte begriffen haben, das will ich hiermit keineswegs behaupten. Welche Bedeutung auch der seltsame Kontrast zwischen den ersten und letzten Regierungsjahren Ludwig's XIV. damals für diejenigen hatte, welche darunter litten, so entsprach derselbe doch einem jener feierlichen Momente im Leben der Nationen, wo eine große, in ihren Ergebnissen erschöpfte soziale Bewegung stillsteht und wo eine andere Bewegung beginnt, welche, mehr oder weniger heimlich, mehr oder weniger schnell den öffentlichen Geist ergreift, um ihn umzubilden und mit unwiderstehlicher Macht einer unbekannten Zukunft entgegenzuführen.

Nachdem Frankreich mit einer unerschrockenen Logik alle seine alten Institutionen der Vergrößerung einer einzigen geopfert, nachdem es die Unabhängigkeit der Stände und der Territorien, die Rechte der Provinzen und der Städte, die Macht der États-généraux und die politische Kontrole des Parlaments hatte zu Boden treten lassen und auf dem Gipfelpunkte dieser langen Umwälzung angelangt war, schaute es der monarchischen Einheit ins Angesicht, aber einer, so zu sagen, ganz persönlichen Einheit, von der die Idee der Nation, als einer Körperschaft, in der Theorie selbst ausgeschlossen war. So endete das seit dem zwölften Jahrhundert begonnene und seinem Ziele unverwandt zustrebende Werk in einer Herrschaft, die in solcher Form weder mit der Vernunft, noch mit dem Patriotismus verträglich war, in einem Zustande, welcher, weit davon entfernt, den Gang des Fortschritts in der Politik zu fixiren, nur ein Haltpunkt, ein Ausgangspunkt zum Weiterschreiten, der Beginn für neue Anstrengungen war. Diese neue Arbeit der öffentlichen Meinung und des öffentlichen Willens sollte fernerhin weder darauf hinauslaufen, Ruinen auszubessern, noch darauf, an die absolute Einheit des Staates, als eines freien Ergebnisses unserer sozialen Instinkte, Hand anzulegen, sondern sie sollte ihm in gewissem Sinne, statt des königlichen Siegels, den wahrhaft nationalen Charakter aufprägen und dahin wirken, daß seine erweiterte Idee alle Rechte des Menschen und des Bürgers in sich begreife, um selbige wahrhaft sicher zu stellen. Dies war das ewig denkwürdige Werk des Jahrhunderts, dessen funfzehntes Jahr die Regierung Ludwig's XIV. schloß, ein Werk, bei welchem der Gegenstand weniger einfach und die Rollen weit mehr vertheilt und gemischt waren, als bei dem früheren, und das eine Unmasse von tappenden Versuchen aufwies, bis zu jenem Tage, wo sich alle Wege ebneten durch das Uebergehen der beiden ersten Stände in den Schooß des dritten und durch das Emporkommen einer souverainen und unverletzlichen Nationalversammlung.

An diesem Punkte bleibt die Geschichte des dritten Standes in Frankreich stehen; hier verschwindet sein Name, hier endet seine Sonder-Existenz. In dieser letzten Periode wird man anfangs wenig Bewegung sehen; die alten politischen Gewohnheiten bestehen fort, während sich ein neuer Geist der Gemüther zu bemächtigen beginnt; sodann geht die in den Gedanken begonnene Arbeit in die Thatsachen über; es werden von der obersten Gewalt mehr oder weniger umfangreiche Reformversuche in guter Absicht, aber ohne Nutzen unternommen, und aus ihrer klar zu Tage liegenden Ohnmacht entspringt das erste Selbstbestreben des Volkes, welches endlich aus der Versammlung der États-généraux die Revolution von 1789 hervorgehen ließ. Diese Einsetzung und Einweihung einer auf die Prinzipien des Vernunftrechtes allein begründeten Gesellschaft fand erst statt, als die große Masse der Nation in tiefster Tiefe die Nichtigkeit einer bloßen Restauration der historischen Rechte gefühlt hatte. Die reine Vernunft und die Geschichte waren gleichsam die beiden verschiedenen Quellen, aus denen von ueber die Neues gestaltende, öffentliche, allgemeine Meinung schöpfte; sie schöpfte immer mehr und mehr aus der ersteren und immer weniger und weniger aus der zweiten. Auf der einen Seite wird der Strom immer seichter und matter; auf der andern schwillt er ohne Unterlaß an, wird von dem doppelten Impuls der Logik und der Hoffnung vorwärtsgetrieben und reißt zuletzt Alles in seinen Lauf hinein.

Da die alten Rechte nichts Anderes waren, als die alten Privilegien, so konnte ihre Gesammtrestauration, unter dem Namen der Freiheit, nur für die beiden ersten Stände ein Gegenstand ernster Wünsche seyn; der dritte Stand hatte, trotz seiner alten Munizipal-Freiheiten, die ihn eben nicht sonderlich mehr in Feuer setzten, nicht den geringsten Grund, sich nach der Vergangenheit zurückzusehnen, mußte vielmehr Alles von der Zukunft erwarten. Daher war er auch in der letzten Periode seiner politischen Rolle der große Heerd, der unermüdliche Geschäftsführer des neuen Geistes, der Ideen sozialer Gerechtigkeit, gleicher Freiheit für Alle und bürgerlicher Brüderlichkeit. Es will dies nicht sagen, daß dieser in seiner Unabhängigkeit den ständischen Gebräuchen und Interessen überlegene Geist, der sich allmälig, das Harte mildernd und das Beschränkte erweiternd, unter der Form der Sitte einschlich, jenen Klassen fremd bleiben sollte, deren ausschließliche, theilweise schon gefallene Rechte für das Heil Aller zum Untergange verdammt waren. Wenn der nicht privilegirte Stand auch schon durch seine Instinkte und Interessen selbst in naturgemäßer Weise zu derlei Bestrebungen hinneigte, so war er doch nicht der alleinige Träger derselben. Aller Orten, wo sich erhabene Seelen und edle Herzen zusammenfanden, gab es Nahrung für das, was man den modernen liberalen Gedanken nennen kann; die Stimme der öffentlichen Meinung, welche im Jahre 1789 Alles erneute, hatte ihre glänzenden und aufrichtigen Organe auch unter dem Adel und unter der Geistlichkeit. Und seltsamerweise, am Hofe Ludwig's XIV. selbst, im Kreise seines Enkelsohnes und der großen Herren, entstand aus der lebendigen Sympathie für die Leiden des Volkes der erste politische Reactionsversuch gegen das drückende Dogma und die nothwendigen Uebel der unumschränkten Monarchie.

Man weiß, daß ein Schriftsteller von Genie, ein bewunderungswerther

Prälat und ein glühender Philanthrop, Fenelon, die Seele dieser Pläne war, deren Keime er als Lehrer des Thronfolgers fünf Jahre lang in das Herz seines Zöglings gesäet hatte. Der von ihm entworfene und von dem künftigen Nachfolger Ludwig's XIV. mit Begeisterung gehegte Regierungsplan zeigte eine seltsame Mischung aristokratischen Geistes und warmer Liebe für die Volks-Interessen. Dieser so berühmt gewordene Plan ging aus der unumwundenen und hochherzigen Erkenntniß der damaligen Mißbräuche und Uebelstände hervor; leider aber litt er an dem großen Fehler, diese Mißbräuche durch Mittel heilen zu wollen, welche noch schlimmer waren, als das Uebel selbst. Er zerstörte die ganze administrative Centralisation, schaffte die Intendanten der Provinzen ab und setzte Rathskollegien an die Stelle der Minister.*) Indem er dem Königthum seinen modernen Charakter entzog, machte er aus demselben, statt des lebendigen Bildes, der thatsächlichen Personification des Staates, ein todtes Privilegium, welches nur die Spitze einer Hierarchie von Privilegien seyn und sich, schirmend, auf diese stützen sollte. Dies hieß nichts Anderes, als, um den Gebrechen der absoluten Monarchie zu entgehen, zur feudalen Monarchie zurückzukehren und das Werk von Jahrhunderten zu zerstören, statt es zu vervollkommnen. Neben den zu einer regelmäßigen Institution erhobenen Etats-généraux sollten besondere ständische Versammlungen eingeführt werden, und zwar wenigstens zwanzig an der Zahl nach einer neuen Eintheilung der Provinzen, und außer diesen noch Kantonal-Tagsatzungen für die Bestimmung und Vertheilung der Steuern und Abgaben. Nichtsdestoweniger wurde durch diese vorgeblich freie Verfassung die Trennung der Stände noch tiefer, ja, es wurden durch sie noch neue Klassenunterschiede geschaffen: die Geistlichkeit erlangte völlige Unabhängigkeit von der weltlichen Gerichtsbarkeit; der hohe Adel politische Vorrechte; der niedere Adel vorzugsweisen Zutritt zu allen Aemtern, die Wiederherstellung der sogenannten Juges d'épée bei den Landvogteien und ihre Einführung in die Parlamente; der dritte Stand endlich die Verminderung oder Unterdrückung der Pflichten, welche seit ältester Zeit auf ihn gewälzt worden waren. Hiermit stehen andere Bestimmungen dieses Planes wieder im seltsamsten und grellsten Widerspruch, indem sie die Ideen einer viel späteren Entwickelung antizipiren: die Abgabenzahlung, heißt es, soll sich unter allen ihren Formen auf alle Klassen der Nation ausdehnen; es giebt in dieser Hinsicht weder Privilegien mehr für die beiden ersten Stände, noch Plackereien für das Volk durch die Ausbeutung der Steuerpächter.

Trotz der freien Grundsätze, zu denen sich der Herzog von Burgund und seine Freunde bekannten und für deren treuen und vortrefflichen Ausdruck sie ihr Werk hielten, hatte diese traurige Zusammenkittung sich widersprechender Bestandtheile, welche auf der einen Seite eine soziale Philanthropie anstrebte, auf der anderen die Rechts- und Standes-Unterscheidung nach der Geburt beibehielt oder gar noch vergrößerte, welche den Adel von seinem politischen Verfall erhob und die durch die Zeit gewordene Stellung des dritten Standes noch erniedrigte, hatte, sagen wir, diese anti-logische und anti-historische Verfassung nicht die geringste Aussicht, jemals populär zu werden, wenn sie aus dem Reich der Träume in das der Wirklichkeit übergegangen wäre. Die Monarchie in Frankreich mußte, sobald sie einmal aufhörte, absolut zu seyn, administrativ bleiben; die Freiheit mußte sich in Frankreich nicht auf eine noch schärfere Trennung, sondern auf eine Verschmelzung der Stände, nicht auf eine Herabdrückung, sondern auf eine fortwährende Erhebung der bürgerlichen Klassen gründen. Der Tod des kaum dreißigjährigen Dauphins (1712) vereitelte diese Pläne und die Hoffnungen, welche sich an seine Regierung knüpften. Ludwig XIV. kannte die im Geheimen mit Freunden ausgearbeiteten Pläne seines Enkelsohnes nur ganz oberflächlich.**) Er wünschte sich Glück zu dem ernsten Geiste und den trefflichen Eigenschaften des jungen Prinzen, die Freunde desselben jedoch waren ihm ein Gegenstand des Mißtrauens und des Widerwillens, und zwar eben so sehr in Folge seines feinen und richtigen Sinnes, als seiner despotischen Gelüste. Wenn er in sich selbst ein überschwängliches Vertrauen setzte, so glaubte er fest an die Weisheit seiner Vorgänger, an die weltbildende Wirksamkeit und Thatkraft der von ihnen empfangenen Einen und konzentrirten Macht, welche er allerdings mißbrauchte, die er jedoch in demselben Sinne, wie sie, weiter entwickelte. Inmitten der Pracht seines Hofes verstand er es, in seiner Weise zu vermitteln und auszugleichen; für ihn besaß das Verdienst höhere Rechtsansprüche, als die Geburt; er öffnete kühn strebenden Männern der niederen Stände weite Aussichten; überall trat er nicht trennend, sondern einigend auf. Er arbeitete aus allen Kräften daran, die politische Einheit des Landes vollständig zum Abschluß zu bringen, und ohne es zu wissen, bereitete er von fern das Emporkommen der großen Einen und souverainen Gemeinschaft der Nation vor.

Der Art war die Politik Ludwig's XIV., trotz ihrer nur allzu offenkundigen Fehler, weit einsichtsvoller und der Zukunft weit zweckdienlicher, als die liberalen Schwärmereien der Reformatoren seiner Zeit; er begriff die Aufgabe, welche ihm seine Vorgänger hinterlassen, vollständig und erfüllte sie treu und nach Kräften. Mag man ihm den Namen „des Großen", den ihm eine mit Schmeichelei gemischte Bewunderung zuerkannte, bewilligen oder versagen, so kann man sich doch unmöglich des mächtigen Eindruckes erwehren, welchen diese ruhige und stolze, ernste und milde, aufmerksame und überlegte, durch und durch majestätische Königsgestalt in der Geschichte hervorbringt. Ja, man möchte sogar oft des strengen Tadels, den die Unparteilichkeit erheischt, vergessen, und zwar besonders in jenen Zeiten der Regierung, wo das Reich seine Kraft und sein Glück verloren, wo der ehemals ruhmbedeckte Monarch nur noch von dem Kampfe gegen das Unglück Lorbeern erhoffen konnte; denn damals, als er an allen Gränzen von dem verbündeten Europa besiegt worden, setzte er den Kampf mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit fort, opferte seinen ganzen Stolz und war bereit, sein Leben für die nationale Unabhängigkeit aufs Spiel zu setzen. Wie standhaft sah er nicht auch seinen Sohn und seine Enkel ins Grab steigen und mit welcher, von aller Ostentation freien Seelenstärke gab er nicht selbst seinen Geist auf!

*) Diese Verwaltungsmethode wurde später unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans versucht, und zwar mit traurigen Erfolgen.

**) Nach dem Tode des Herzogs von Burgund ließ sich der König eine mit den geheimen Papieren des Verstorbenen gefüllte Schatulle bringen. Die Papiere wurden verbrannt. Er gab diesen Befehl nicht, wie man glaubte, aus Widerwillen oder nach einer genauen Prüfung, sondern in Folge einer List des Herzogs von Beauvilliers, welcher ihn mit Vorlesung uninteressanter Aufzeichnungen langweilte, um ihm das Uebrige zu verleiden. Eine andere Schatulle, welche die Verabredungen des Prinzen mit seinen Freunden enthielt, wurde von Letzterem gerettet. Man sehe die Memoiren von Saint-Simon Th. XII., S. 267.

Nord-Amerika.

General Taylor.

Das plötzliche Ableben dieses ausgezeichneten Mannes, welches eine ganze Nation in Trauer versenkt, hat auch in Europa allgemeine Theilnahme erregt. Wir glauben daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen eine kurze Skizze seiner ruhmvollen Laufbahn vorlegen, die von der Daily News nach amerikanischen Quellen mitgetheilt wird.

Zachary Taylor ward im Staate Virginien (Orange-County) am 24. November 1786 geboren. Einige Monate nach seiner Geburt wanderte sein Vater, Oberst Richard Taylor, der sich im Revolutionskriege ausgezeichnet hatte, mit seiner Familie nach Kentucky aus. Er war einer der ersten Ansiedler oder „Pioniere", die sich dort niederließen. Kaum zehn Jahre waren verflossen, seitdem die erste Baumstammhütte eines Weißen in dem unermeßlichen Gebiete, das sich zwischen der westlichen Gränze Virginiens und dem fernen Mississippi ausdehnt, errichtet wurde. Zur Zeit der Ankunft des Obersten Taylor mußte der unternehmende Ansiedler noch mit seiner Büchse in der Hand um den Besitz des Bodens mit den Indianern und den Raubthieren der Wüste kämpfen. Das Gränzleben war eine harte, aber nützliche Schule für den künftigen Krieger. Die Gefahren, denen die Kolonisten beständig ausgesetzt waren, gaben ihnen Selbstvertrauen, schnelle Entschlossenheit in schwierigen Lagen und jene furchtlose Kühnheit, die so viel zum Erfolg beiträgt. Der künftige Präsident half als Knabe seinem Vater bei den Feldarbeiten, indem er sich gewöhnte, weder Hitze noch Kälte zu scheuen, und durch rastlose Thätigkeit bei einfacher Kost seinen Körper zur Ertragung der Beschwerden fähig machte, die ihm auf der rauhen Bahn des Krieges bevorstanden. Während der Wintermonate besuchte er die Schule, mochte sie in auch noch so weiter Entfernung von der Wohnung seiner Aeltern gelegen seyn, um im Sommer sich wieder dem Landbau zu widmen. Er hatte noch nicht das Mannesalter erreicht, als einige Unruhen in den westlichen Staaten die Integrität der Union zu bedrohen schienen, und er eilte, voll Eifer, sich in ein Truppencorps aufnehmen zu lassen, das zu dem Zweck errichtet wurde, dergleichen Bestrebungen entgegenzutreten. Die Aufregung, welche diese Umtriebe hervorgerufen hatten, hörte bald wieder auf, und der Jüngling kehrte zu seinen ländlichen Beschäftigungen zurück, nachdem ihm jedoch dieses kriegerische Intermezzo in seiner Neigung, dem Vaterlande mit den Waffen zu dienen, bestärkt hatte. Ein älterer Bruder, der als Lieutenant bei der Armee angestellt war, starb bald darauf, und Zachary erhielt durch den Einfluß seines Verwandten James Madison bei dem Präsidenten Jefferson die vakante Stelle am 3. Mai 1808.

Sobald der junge Taylor in den Dienst seines Vaterlandes getreten war, machte er ihn zum Hauptzweck seines Lebens und fand bald Gelegenheit, durch seine Vertheidigung des Forts Harrison gegen bedeutende Uebermacht die Gränze vor den Verheerungen der Indianer zu schützen. Diese erste Heldenthat war die Grundlage, auf welcher das Gebäude seines Ruhms während eines Zeitraums von mehr als vierzig Jahren emporstieg, bis seine glücklichen Feldzüge in Mexiko — Feldzüge, welche die Einverleibung Kaliforniens und Neu-Mexiko's in die Vereinigten Staaten zur Folge hatten — seinen Namen über alle Theile der Welt verbreiteten. In dem Kriege mit England vertheidigte er einen halbfertigen militärischen Posten gegen eine weit überlegene Schaar von Indianern und trieb sie mit einer Handvoll Leute in die Flucht. Hierauf folgten die beschwerlichen Feldzüge im nordwestlichen Territorium, dann die langen und hartnäckigen Kämpfe in Florida und endlich die Eroberung der stark befestigten und durch ein zahlreiches Truppencorps vertheidigten Stadt Monterey und die Niederlage einer Kriegsmacht von 25,000 Mann unter Santana, welche Taylor mit einer Armee von 4000 Freiwilligen, die nie zuvor im Feuer waren, und nur 500 regulären Truppen vollbrachte. Während des ganzen mexikanischen Krieges zeichnete er sich durch die Fürsorge, die er für seine Soldaten trug, die Unerschrockenheit, mit der er sich der Gefahr aussetzte, und seinen Wunsch, den Frieden als den besten Lohn aller kriegerischer Anstrengungen zu erringen, in der günstigsten Weise aus.

Es werden aus dieser Periode seines Lebens manche interessante Einzelnheiten erzählt. Von seiner Persönlichkeit giebt folgende Schilderung ein Bild. Die Scene ist eine Heerstraße, die sich einen Berg in der Nähe von Monte-Morales hinunterschlängelt; die Kolonne Infanterie, die auf dem Marsche begriffen ist, macht Halt, um eine Schwadron Reiter vorbeizulassen. Sehet Ihr an der Spitze jenen ältlichen Herrn von einfachem Aeußern, auf einem braunen Pferde sitzend, den Kopf mit einem mexikanischen Sombrero (Strohhut mit breiter Krempe) bedeckt, und mit einem weiten olivenfarbenen Ueberrock, grauen Pantalons, wollenen Socken und Schuhen bekleidet? Unter seinem Ueberrock erblickt man die Scheide eines Degens; er hat das Auge eines Fal-

ken, und jeder Zug ſeines Geſichts drückt Ehrlichkeit und einen ruhigen, entſchloſſenen Sinn aus. Dieſer einfach ausſehende Herr iſt General Zachary Taylor, der mit ſeiner militäriſchen Familie und einer Escadron Dragoner als Bedeckung ſich auf ſeinem Wege nach der Fronte befindet. Einige Anekdoten über ihn werden dazu dienen, den Charakter des Mannes darzuſtellen.

Nach der Capitulation von Monterey bemühten ſich die Offiziere, den General Taylor zu bewegen, ſein Lager von San-Domingo nach der Plaza zu verlegen und daſelbſt ſein Hauptquartier aufzuſchlagen. Mehrere öffentliche Gebäude wurden unterſucht und paſſend gefunden. Man beſtürmte den General ſo lange mit Bitten, bis er endlich einwilligte, nach der Stadt zu ziehen, indem er zugleich folgende Inſtruction ertheilte: „Suchen Sie eine angenehme Lage aus — ein Haus, das von einem Garten mit dicht belaubten Bäumen umgeben iſt; ſchlagen Sie ein Zelt unter den Bäumen auf, das mir zur Wohnung dienen wird, und Sie (der Stab und die anderen Offiziere ſeiner Suite) können das Haus beziehen.“ Es iſt unnöthig, hinzuzufügen, daß von der Verlegung des Hauptquartiers nach der Stadt Monterey nicht weiter die Rede war.

Während eines hitzigen Gefechts, als es dem Feinde gelungen war, den linken Flügel ſeiner kleinen Armee zu umgehen und eine anſcheinend vortheilhafte Stellung im Rücken ihrer Linie am Fuße eines Berges zu gewinnen, wodurch eine Abtheilung der amerikaniſchen Truppen gezwungen ward, ſich in größter Eil vor der Uebermacht zurückzuziehen, und das Schickſal des Tages in der That ſehr problematiſch ſchien, eilte ein höherer Offizier zum General Taylor heran, meldete den von dem Feinde errungenen Vortheil und drückte zugleich ſeine Befürchtungen über den Ausgang der Schlacht aus. Taylor's Antwort war charakteriſtiſch. „Herr“, ſagte er, „ſo lange wir dreißig Musketiere haben, können wir nicht geſchlagen werden. Wenn die Truppen, die ihre Stellung verlaſſen haben, geſammelt und wieder in den Kampf geführt worden ſind, werde ich dreitauſend Feinde gefangennehmen. Hätte ich die Dispoſition über das feindliche Heer, ſo würde ich es gerade dahin ſtellen, wo es jetzt ſteht.“ Der Offizier kehrte leichteren Herzens zu ſeinem Kommando zurück, mit der Ueberzeugung, daß die Schlacht, trotz allen Anſcheins, gewonnen ſey.

Kurz vor dem Siege von Buenaviſta begegnete ein Trupp von zwanzig rüſtigen jungen Leuten, die von Saltillo kamen, dem General Taylor bei ſeinem Lager an dem „Wallnußhain“. „Woher kommt Ihr?“ fragte der alte Feldherr den Vordermann der kleinen Schaar. „Geradesweges aus Saltillo, General!“ war die Antwort, in einem ſo vertraulichen Tone, wie ihn ein Lieblingsſohn gegen ſeinen Vater gebrauchen würde. „Nun, nun“, ſagte der General, die Jünglinge mit Beſorgniß anſehend, „Ihr müßt vorſichtig ſeyn, Kinder, und Euch nicht mit ſo weniger Mannſchaft auf die Landſtraße wagen. Ihr werdet einmal abgeſchnitten werden; es iſt ſehr unvorſichtig, ſo zu handeln.“ Denſelben Abend ging General Taylor mit ſeinem Stab, in Allem aus ſieben Perſonen beſtehend, ohne weitere Eskorte nach Saltillo ab.

Als Probe ſeiner Humanität wird von Taylor berichtet, daß, ehe er das Schlachtfeld von Buenaviſta verließ, er mehr als vierzig Maulthierladungen Lebensmittel aus ſeinem Lager nach Incarnacion zu ſenden befahl, um zur Verpflegung der verwundeten Mexikaner zu dienen, welche dort im Hoſpital lagen und vor Hunger ſtarben.

Am Vorabend jener entſcheidenden Schlacht hatte der General einen Kriegsrath ſeiner Offiziere entboten, um ihre Meinung in Bezug auf den nahen Kampf zu vernehmen. Es zeigte ſich unter den Anweſenden große Unſchlüſſigkeit, Einwendungen mancherlei Art wurden erhoben, die unermeßliche Uebermacht des Feindes in bedenklichem Lichte dargeſtellt und ſogar der Vorſchlag gemacht, daß die amerikaniſche Armee eine „rückgängige Bewegung“ vornehmen ſolle. „Sind Sie Alle fertig, meine Herren?“ fragte endlich der General. Keiner hatte noch etwas zu ſagen. „Dann, meine Herren“, ſprach Taylor ſehr ruhig, „will ich dieſe Verſammlung bis morgen nach der Schlacht vertagen.“ — „Gut!“ war die einſtimmige Antwort; der Kriegsrath ging aus einander, und am folgenden Tage ward die Schlacht geſchlagen und gewonnen.

Nach ſeiner ſiegreichen Rückkehr aus Mexiko ſtellten ihn ſeine Freunde als Kandidaten für die Präſidentenwürde auf. Anfangs geſchah dies gegen ſeinen Willen, als er ſich aber dazu verſtand, in die Schranken zu treten, gewann ſein gerades, ehrenhaftes Benehmen ihm ſogleich viele Anhänger. Seine beiden Mitbewerber waren General Caß und Martin Van Buren, aber der eigentliche Wahlkampf fand zwiſchen Taylor und Caß ſtatt und wurde im November 1848 zu Gunſten des Erſteren entſchieden. Seine Amtsführung begann mit dem 4. März 1849; ſchon vorher hatte er jedoch die Politik, die er zu befolgen gedachte, in einer Rede auseinandergeſetzt, welche die Achtung für ſeinen geſunden Verſtand noch vermehrte. „Wenn man mich zum Präſidenten ernennen ſollte“, ſagte er, „werde ich nur ſolche Männer zu Aemtern befördern, die ſich durch Redlichkeit und Fähigkeit auszeichnen. Ich werde Keinen von ſeinem Amte entlaſſen, weil er gegen mich geſtimmt hat, denn das iſt das Vorrecht eines freien Mannes; wer ſich aber in den Wahlen unerlaubter Mittel bedient, ſoll ohne Schonung beſtraft werden, er möge Freund oder Feind ſeyn. Die Poſten, welche die Regierung zu vergeben hat, müſſen durch Männer von allen Parteien beſetzt, im Miniſterium alle Intereſſen und alle Sectionen des Landes vertreten werden. Ich habe mich offen für einen Whig erklärt, allein ich glaube nicht, daß diejenigen, welche für mich ſtimmten, einen bloßen Parteichef zum Präſidenten wünſchen, und ich werde mich daher bemühen, ein Präſident der ganzen Nation zu ſeyn. Was das neu eroberte Gebiet anlangt, ſo iſt es jetzt frei, und man kann die Sklaverei dort nicht einführen, ohne durch ein vom Kongreß erlaſſenes Geſetz dazu autoriſirt zu werden. Ich glaube nicht, daß ein ſolches Geſetz je durchgehen wird. Ich war gegen die Erwerbung dieſes Gebietes, eben ſo wie ich gegen die Annexation von Texas geweſen bin. Ich habe den Krieg mißbilligt, denn obgleich ein Soldat von Profeſſion, bin ich ein Mann des Friedens.“

Sein nachheriges Betragen beſtätigte den vortheilhaften Eindruck, der durch ſein erſtes Auftreten hervorgebracht worden, und alle Parteien beklagen jetzt das frühzeitige Ende eines Mannes, der ſich eben ſo tapfer im Felde, als feſt und gemäßigt im Präſidentenſtuhl bewährt hat.

Mannigfaltiges.

— Gyrowetz. Schon einmal iſt von uns im Magazin (1848, Nr. 30)*) die undiplomatiſche Weiſe gerügt worden, in welcher geſchichtliche Angaben hingeſtellt, ohne Prüfung hingenommen, von Buch zu Buch fortgepflanzt werden. Namentlich iſt dies der Fall in Betreff biographiſcher, chronologiſcher, ſeltener in Betreff ſtatiſtiſcher Notizen. Dergleichen Leichtfertigkeit nun des Berichtens und des auf Treu und Glauben Hinnehmens führt in der Regel ſpäterhin, wenn nicht verdrüßliche Konflikte, doch Widerſpruch, Mißtrauen, Unſicherheit herbei und macht zuletzt bei Divergenz der Angaben oft ſehr mühſames Nachforſchen zu Ermittelung der Wahrheit nöthig. Wie geringfügig Manchem auch die folgende Ausſtellung in Sachen der Nekrologie ſcheinen mag, in den Augen Anderer, d. h. der Kenner und Freunde eines ehedem ſo beliebten Komponiſten, als des zunächſt Betheiligten, wird ſie wohl des Aufhebens werth ſeyn und iſt wenigſtens ein neueſter Beleg zu dem Geſagten. In Nr. 87 d. J. berichtete die „Augsburger Allg. Zeitung“, „vor wenig Tagen“ ſey der Neſtor der öſterreichiſchen und vielleicht der jetzt lebenden Komponiſten, Adalbert Gyrowetz, zu Wien im Alter von achtundachtzig Jahren verſtorben. Damit übereinſtimmend, ſetzt das Gersdorfſche Repertorium (1850, Heft 11) dieſen Todesfall auf den 19. März. Aber die Augsburgerin hatte bereits im Jahre 1849 (die betr. Nr. haben wir uns nicht angemerkt) erzählt, Gyrowetz ſey „gegen Ende des Auguſt“ in Wien verſchieden. Und daſſelbe auch das Repertorium (1849, Heft 20). Nach letzterem war Gyrowetz 1765 in Brünn geboren und von 1796 bis 1838 k. k. Hofkapellmeiſter. Nach dem Brockhauſſchen Converſations-Lexikon (9. Aufl.) dagegen war er 1763, nach anderer Angabe ſchon 1735, in Böhmiſch-Budweis geboren, wurde 1804 als Kapellmeiſter angeſtellt und 1827 penſionirt. Die Altersangabe von achtundachtzig Jahren läßt ſich übrigens nur mit Annahme von 1763 als Geburtsjahr in Uebereinſtimmung bringen. Ob nun der 19. März des heurigen Jahres der wirkliche Todestag des Mannes war? ob er zuletzt ſehr arm und im Hoſpitale ſtarb, was Beides wir aus einer mündlichen Zuſicherung ſchöpfen, ob endlich ſein Geburtstag in 1763 oder 1765 fällt? ſey bis auf diplomatiſche Sicherſtellung des Thatbeſtandes durch Kundige dahingeſtellt. E. K—r.

— Guizot's engliſche Revolutionsgeſchichte. Als ein neuer Band der vom Profeſſor Dr. Bülau herausgegebenen und bei C. B. Lorck in Leipzig erſcheinenden hiſtoriſchen Hausbibliothek iſt kürzlich F. Guizot's „Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karl's I.“**) verſandt worden. Es iſt dies gewiß einer der werthvollſten Bände dieſer durch ihren Preis auch den minder bemittelten Bücherliebhabern zugänglichen hiſtoriſchen Sammlung. Das Buch ſelbſt, ſo wie ſeine Einleitung: „Warum iſt die engliſche Revolution gelungen?“ iſt unſeren Leſern bekannt. Wir brauchen alſo blos Einiges mit Bezug auf die Ueberſetzung hinzuzufügen, die, wiewohl nicht überall die Eleganz und die Freiheiten des Originals auch nur annähernd wiedergegeben ſind, doch an Korrektheit nicht viel zu wünſchen läßt. — Einer der nächſten Bände der Bülau-Lorckſchen Sammlung wird das „Leben Muhammed's“ von Waſhington Irving enthalten.

— Ludwig Philipp und Louis Bonaparte. Einige Tage vor dem Tode des Marſchalls Bugeaud (ſchreibt ein franzöſiſches Blatt) gab er folgende merkwürdige Schilderung zweier Zuſammenkünfte mit dem Exkönig der Franzoſen und dem gegenwärtigen Präſidenten der Republik. „Ich habe“, ſagte er, „in meinem Leben zwei denkwürdige Audienzen gehabt, die eine in den Tuilerien, die andere im Palaſt Elyſée. Bei meiner Rückkehr aus Marokko begab ich mich zum König, der mich eine Stunde unterhielt, indem er immer ſelbſt ſprach und mich nie zu Worte kommen ließ. Als ich von ihm Abſchied nahm, ſagte er zu mir: „„Marſchall, ich bin ſehr erfreut, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben.““ — „„Sire!““ erwiederte ich, „„ich bin glücklich, Ew. Majeſtät zugehört zu haben.““ — Bei meiner Rückkehr aus Lyon machte ich dem Präſidenten meine Aufwartung, um ihm meine Anſichten vorzulegen. Ich ſprach eine ganze Stunde lang, von einem beifälligen Kopfnicken aufgemuntert, aber ohne ihm ein einziges Wort entlocken zu können. „„Herr Marſchall““, ſagte er endlich, als ich mich zurückzog, „„ich freue mich, ein wenig mit Ihnen geplaudert zu haben.““ Es war Wort für Wort dieſelbe Phraſe, die ich von Ludwig Philipp vernommen hatte.“ — Es ſcheint demnach, daß der Präſident und ſein Vorgänger beide die Monologe lieben, aber Jeder auf eine andere Weiſe. Welcher iſt nun wohl der größte Staatsmann von den Beiden — der, welcher nur ſpricht und nicht hört, oder der, welcher nur hört und nicht ſpricht?

*) Ausführlicher und mit zahlreichen Belegen in Bülau's N. Jahrb. d. Geſch. u. Politik (1848, Maiheft).

**) Mit dem Bildniſſe Karl's I.; nach dem viel geſtochenen Gemälde von van Dyck.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 9), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. Berlin, Dienstag den 13. August 1850.

Palästina.

Aus Wilson's Reise im heiligen Lande.

I. Die Bibliothek des Rabbiners zu Hebron.

John Wilson, der in seinem reichhaltigen Reisewerke: „The Lands of the Bible"*) sein besonderes Augenmerk auf die Kultur der Juden in Asien gerichtet, hat auf eben der Reise, welcher das Werk seine Entstehung verdankt, überall die Rabbinen und andere gelehrte Juden aufgesucht, und er hatte sich, wie er lobend gedenkt, ihrer Freundlichkeit und Toleranz zu erfreuen, obgleich sie wußten, daß er Missionär war. Zu den gelehrten Freunden des Reisenden gehörte auch der Oberrabbiner der portugiesischen Gemeinde (Sefardim) in Hebron, von dessen Büchersammlung wir in dem Buche ein Verzeichniß finden. Der Rabbi fertigte es auf Verlangen Wilson's an, wohl ohne zu ahnen, daß es durch dessen Veröffentlichung der ganzen Welt bekannt wird, er hätte sonst mehr Sorgfalt auf die Ausarbeitung gewendet. Jedenfalls ist dieses Verzeichniß mitten in einem Reisewerke eine Merkwürdigkeit, ja, vielleicht das erste dieser Art, von einer nicht öffentlichen Bibliothek. Aber nicht blos der Ort giebt diesem Verzeichniß ein gewisses Interesse, sondern auch die Sammlung an sich, obgleich sie nur 260 Werke enthält.

Das acht Oktavseiten starke Verzeichniß (Band II, 617) ist nach den Namen der Bücher (nicht der Verfasser) alphabetisch geordnet, doch ist die alphabetische Ordnung nur im Anfangsbuchstaben des Wortes, nicht in den folgenden Buchstaben aufrechterhalten,**) mit Angaben von Format, Druckort und Druckjahr dagegen wird bei keinem einzigen Buche der bibliographischen Selbständigkeit der gelehrten Leser vorgegriffen, und es sieht so aus, als wären die Rücken-Aufschriften der Bücher unvermehrt und unverkürzt aus dem Studirzimmer des Rabbi in die Hand Wilson's übergegangen, denn nur die Namen der Werke und die Namen der Verfasser sind verzeichnet, was allerdings auch auf hebräischen Büchern eben so üblich wie genügend ist. Doch dieses Alles ist nur vom Verzeichniß in seiner Form zu sagen, wir sind aber verpflichtet, auch die von uns der Sammlung selbst beigelegte Merkwürdigkeit nachzuweisen:

Die kleine Sammlung ist merkwürdig durch das, was sie hat, und durch das, was sie nicht hat. Bei einem Rabbinen und noch dazu bei einem Rabbinen in Palästina, wo der Talmud sein letztes Asyl hat, ist es voraussetzlich, daß der Inhalt der Büchersammlung zum größeren Theile dem Ritualen und der Kasuistik angehöre; dieser Umstand würde also hier nicht auffallen; aber auffallend ist, daß in der kleinen Zahl so viele Seltenheiten sind. Unter den zweihundertundsechzig Werken sind mehr als vierzig, die in der Michaelischen Bibliothek und an zweihundert, die auf der hiesigen Königlichen Bibliothek fehlen,***) und es sind diese desiderata nicht etwa neuere und neueste Druckwerke, sondern gerade ältere, in der Türkei oder in Italien gedruckte Bücher. Und, sonderbar genug, die neueren Werke, die in Safed und Jerusalem seit 1832 erschienen sind, fehlen sämmtlich in des Rabbiners Sammlung zu Hebron, obgleich es, mit Ausnahme der Geographie Palästina's von Joseph Schwarz, nur talmudische, kabbalistische und liturgische sind. Wir haben schon gesagt, daß der Inhalt der Sammlung mehr der Ritual-Literatur angehört, und der Rabbiner ist in der Ausschließung philosophischer und grammatischer Schriften so eisern konsequent, daß man die Werke von Saadia, Maimonides, Jehuda Halevi, Ibn Esra ꝛc. bei ihm vergebens sucht. Aber auch wichtige Schriften rituslen Inhaltes, selbst solche, die man in jüdischen Privathäusern häufig findet, fehlen, und dieser Umstand führt uns auf die Vermuthung, daß der Rabbiner seinem Freunde Wilson denn doch nicht den ganzen Vorrath erschöpfend verzeichnet habe. Die sonst so schwer zu findenden Werke des berühmten Talmudisten und Bibliologen Asulai sind fast alle im Verzeichniß; Handschriften fehlen gänzlich.

Die Mühe, die sich Wilson giebt, um Kenntniß von hebräischen Büchern und hebräischer Literatur bei den morgenländischen Juden zu erhalten, entspringt aber nicht aus allgemeinen bibliophilischen Neigungen oder aus höherem wissenschaftlichen Eifer, so gelehrt und schriftstellerisch fruchtbar er sonst auch ist, nein, dieser Eifer steht mit seinem besonderen Interesse für jüdische Wissenschaften im Zusammenhange und unabhängig von seinem Berufe als Missionär. Als ein Beweis, wie wenig er sich für Bibliotheken kümmert, deren Inhalt dem Christenthume angehört, mag folgende, von ihm selbst unbefangen erzählte Thatsache dienen: Er hielt sich Tag und Nacht in dem wegen seiner alten Handschriften berühmten Kloster Mar Saba (zwischen dem Todten Meere und Jerusalem) auf, aber er vergaß ganz, nach der Bibliothek zu sehen. Er sagt Band II, Seite 31 selbst: „I regret that when we were at Mar Saba, we made no inquiry about the library of the convent. We were not aware, that not many years ago it seems to have been of considerable importance."

II. Die letzte Presse in Safed.

Wilson giebt anziehende Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände der Juden in dem galiläischen Städtchen Safed, aber ich würde sie mißhandeln, wenn ich sie hier, auf trockenem bibliographischen Boden, wiedergäbe; ich spare sie zu einer besonderen Mittheilung auf und will hier nur eine bibliographische Nachricht des Verfassers benutzen, um einige Worte über die kurze Zeit thätig gewesene Druckerei von Safed zu sagen. Doch muß ich hierbei einen vergleichenden Blick auf die schon einmal in Safed vorhanden gewesene und ebenfalls schnell untergegangene Druckerei werfen.

Die Stadt Safed, nord-westlich vom See Tiberias, ist eine der vier heiligen Städte Palästina's, und zwar seit ihrer Heiligsprechung die schicksalreichste. Jerusalem und Hebron sind heilig aus wahrhaft hochheiligen Erinnerungen einer unvergleichlichen Vergangenheit; Tiberias ist heilig aus malerisch ausgeschmückter Aussicht in eine schönere Zukunft (es soll der Messias dort vierzig Jahre vor seinem Einzuge in Jerusalem Hof halten), und alle drei Städte gehören dem jüdischen Alterthume an; Safeds Heiligthum gilt allein der Wissenschaft. Als die Ruhestätte vieler älteren Pfleger derselben und als der Sitz ausschließlicher Gelehrsamkeit der Rabbinen, wird diese gefahrvolle, von Erdbeben, Wettern und Drusen schon so oft zerstörte Stadt von frommen Rabbinen mit der höchsten Verehrung umgeben und mit einem überirdischen Patriotismus besucht und bewohnt. Ihre Apotheose fängt aber erst mit der Zeit an, wo die Kabbala durch das Buch Sohar, im 14ten Jahrhundert, sich ausbreitete, dessen vorgeblicher Verfasser, Rabbi Schimeon ben Jochai, in oder bei Safed begraben seyn sollte. Durch das ganze 16te Jahrhundert war die Gemeinde in großer Blüthe, die Heroen der rabbinischen Literatur lehrten dort, und durch den Ruhm und die Thätigkeit eines dieser Heroen, des Rabbi Mose Alschech, erhob sich auch eine Druckerei, die mit ihm wieder erlosch.*) Acht wissenschaftliche Werke aus jener Zeit sind mir bekannt; der Verfasser des Sifte Jeschenim kennt kein einziges. Das erste bekannte Werk ist von 1563, und merkwürdigerweise ist dieses zugleich das erste Jahr, wo im Morgenlande überhaupt Bücher gedruckt wurden. Die Juden waren demnach die ersten Drucker in Asien, denn die allerdings schon alte Druckerei der Chinesen ist nur Xylographie.**) In der Mitte des 17ten Jahrhunderts fand kein Reisender mehr eine dortige Druckerei in Thätigkeit und eben so wenig im 18ten Jahrhundert. Erst um 1832 entstand wieder eine Presse in Safed, die im Jahre 1834 durch die Drusen zerstört wurde, und seit dem schreckliche Erdbeben im Jahre 1837, das 2000 Juden getödtet, einige Jahre ruhte und dann nach Jerusalem verpflanzt wurde.

Die neuere Presse von Safed, die nur ein fünfjähriges und noch dazu von Unterbrechungen volles Leben hatte, weist bei Michael nur zwei Werke auf, und eben so hat der gelehrte Sammler Herr Rosenthal in Hannover nur dieselben zwei. Es sind: 1) ein Psalterium mit kabbalistischem Kommentare.

*) Dieses merkwürdige, eben so gelehrte als belehrende Werk ist zwar schon im Jahre 1847 erschienen, aber die kurz darauf hervorgetretenen politischen Erscheinungen in fast allen Ländern Europa's haben die Aufmerksamkeit der gebildeten Zeitschriften sowohl, wie der Bücherleser überhaupt von so vielen anderen Seiten her in Anspruch genommen, daß das vortreffliche Werk Wilson's, wie so viele andere vortreffliche Werke, theils ohne Eindruck, theils ohne Kenntnißnahme selbst an Fachgelehrten vorüberging. Wir können uns nicht erinnern, irgendwo (außer in der nun eingegangenen „Allg. Literaturzeitung") Ausführliches darüber und daraus gelesen zu haben, und wir werden uns daher später bestreben, den Dank der Leser dieser Blätter zu verdienen, indem wir größere Stücke daraus bearbeiten und hier mittheilen.

**) So z. B. lauten die ersten vier Werke ... אהלי ... אשר ... אבן ... אהבה statt daß die Ordnung seyn müßte: ... אשר ... אהלי ... אחכה ... אבן.

***) Die hiesige Königliche Bibliothek hat seit zehn Jahren das Fach der rabbinischen Literatur, theils durch Ankauf kleinerer Sammlungen, theils durch Einzelkäufe, ansehnlich vermehrt, und sie kann sich mit jeder deutschen Bibliothek, was Druckwerke betrifft, messen.

*) Wer erinnert sich hier nicht des Städtchens Ferney und Voltaire's? Auch Voltaire hat Ferney auf kurze Zeit zum Druckorte gemacht, und sind vielleicht eben so viele Werke dort gedruckt wie in Safed. Die Drucke von Ferney sind seltener, als viele Inkunabeln, und irre ich nicht, so fehlen sie auf der hiesigen Königlichen Bibliothek. — Aus der Zeit nach Alschech's Tode ist mir nur ein bei Safed gedrucktes Werk bekannt.

**) Merkwürdigerweise haben im Jahre 1563 die Portugiesen das erste Buch in Goa gedruckt.

1833. Quart. 2) Peat Haschulchan (von Rabbi Israel). 1836 f. Letzteres in meinem Besitze. Laut brieflicher Mittheilung von Herrn Dr. Wiener in Hannover, der das erstere verglichen, beruft sich der Herausgeber in der Vorrede auf ein vorher von ihm gedrucktes Gebetbuch, und dies bestätigt und verausführlichst Wilson. Er sagt (II, 137): „Die Druckerei, unter der Leitung des Rabbi Israel (?), jetzt in Jerusalem, war neulich noch hier. Ich erhielt von den Bene Israel ein Exemplar des Sefardim-Siddur, in Safed gedruckt „„Unter der Regierung des großen Mehmed Ali. 1832.““ Ich bemerke hierzu, daß der Rabbi Israel auch die beiden anderen Werke gedruckt und der obengenannte Verfasser des Peat Haschulchan ist. Er war Rabbiner und Vorsteher der abendländischen Gemeinden zu Safed und Jerusalem und starb 1839 in Tiberias. Es muß also der von Wilson genannte Israel entweder ein anderer oder es muß ein Irrthum seyn. Unter Bene Israel versteht Wilson die Juden in Bombay.*) — Der Beiname des Rabbi Israel ist: Aschkenasi, d. h. Deutscher; der erste Drucker in Safed im 16ten Jahrhundert hieß ebenfalls Deutscher, und somit war der erste Drucker in Asien und der erste und letzte Drucker in Safed ein Deutscher, wie der erste Drucker überhaupt ein Deutscher war.

Ich habe über die Drucke von Safed, sowohl alte, als neue, noch eine ziemliche Menge von Bemerkungen, aber es lassen sich diese nicht füglich in einem für das große gebildete Publikum bestimmten Blatte mit bibliographischer Haltung verarbeiten, ich breche daher ab, zufrieden, auf typographische Seltenheiten aufmerksam gemacht zu haben, die in Deutschland noch so wenig gekannt sind. Falkenstein, in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst", hat einige Worte über die alten Drucke von Safed, deren er nach Le Long nur zwei kennt, aber von der wieder auferstandenen und wieder untergegangenen Druckerei in dieser Stadt weiß er nichts. F. L.

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wegen des gewöhnlich im Lande herrschenden Mangels an Getraide und anderen Lebensbedürfnissen war deren Ausfuhr streng verboten, und nur ausnahmsweise und meist unter der ausdrücklichen Bedingung, Korn einzutauschen, wurde Åbo, Wiborg, Raumo und anderen Städten gewisse Quantitäten Butter, getrockneter Fische oder anderer „Ehwaaren" auszuschiffen gestattet. Bisweilen geschah solche Erlaubniß in Folge der Städte ausdrücklicher Erklärung, daß ihnen keine anderen Exportwaaren zugehen, ihr Handel also durch das Verbot gänzlich untergehen müsse. In einem Briefe an den Vogt in Åbo 1545 gestattet der König, daß die Bürger von Åbo „in diesem Sommer 14—15 Last Butter, auch einige Klepper, doch nicht allein die schönen und ausgewählten", ausführen mögen, obschon er einige Jahre vorher ein ähnliches Begehren derselben, das sie durch eine Gabe an den König, bestehend in „neunthalb Schiffpfund sechs Lispfund getrockneten Fleisches und sechsthalb Schiffpfund Speck" unterstützt hatten, abgeschlagen. Auf der anderen Seite mußten des Königs Schloßvögte streng und wiederholt die Veräußerung des dem Fiskus gehörigen Getraides verbieten, das in vorkommenden Nothständen theils den Königsleuten, theils dem armen Bauernstande zur Hülfe gedeihen und nicht theurer als in den Handelsstädten verkauft werden solle, sogar auch mit anderen Waaren oder Arbeit bezahlt werden könne. Leider waren jedoch damals die allgemeinen Hülfsquellen so knapp, die Beamten oft so unzuverlässig und die Noth so allgemein, daß des großen Königs edle Sorge um des Volkes Bestes nicht stets mit Erfolg gekrönt ward.

Ferner genossen nicht alle Städte gleicher Handelsfreiheit, sondern war es des Königs ausdrücklicher Wille, daß der Handel in Stockholm und Åbo sich konzentrire, diese Städte vorzugsweise zu Reichthum und Wohlstand gelangen und in dem ausländischen Handel als Repräsentanten der Handelsmacht des Reichs auftreten sollten. So wie der Landmann überhaupt seine Produkte nicht anderswo als in einheimischen Städten verkaufen durfte, so bewog er die minder ansehnlichen unter diesen dazu, ihre Waaren vorzugsweise den besonders privilegirten Niederlagsorten zuzuführen, obschon — was Finnlands Städte betrifft — hierin für gewisse Zeiten besonders mit Wiborg in Bezug auf dessen Handel nach Reval, Riga und Danzig eine Ausnahme geschah. Die zwei also vorgezogenen Städte Finnlands erlangten große Vortheile auf Kosten der anderen.

In Veranlassung eines vom Könige an alle Vögte in Finnland ausgefertigten offenen Briefes vom 1. März 1547 traten Delegirte des Landadels, der Priesterschaft und der Bürgerschaft zu einem Konzilium in Åbo zusammen, um über die Mittel theils zur Sicherung der Befestigungen, theils zur Hebung der Städte und des Landes zu berathschlagen. In deren dem Könige abgegebener Denkschrift vom 1. April desselben Jahres wird unter Anderem vorgeschlagen: „sämmtliche Einwohner aus Borgå, Ulfsby und Eknäs sollen nach Wiborg ziehen, innerhalb dessen Mauern an dreihundert Bauplätze öde stehen, auch kann die Stadt Åbo bemannt und auf diese Weise verstärkt werden, daß alle Bewohner von Raumo und Rädendal herziehen", wozu angefügt wird, „Se. Königliche Majestät möge ihnen, obwohl sie schon der königlichen Privilegien genießen, dieselben auch in den öden Baustellen des Klosters und den übrigen Sr. Majestät angehörigen Plätzen in Åbo zuertheilen; danach sey zu erhoffen, daß Se. Königliche Majestät von diesen zwei Hauptstädten mehr Nutzen und Vortheil habe, als von mehreren armen Flecken. Da jedoch das Konzilium wohl einsehe, daß die Durchführung dieses an und für sich harten Vorschlages dem Bauernstande desto mehr Unbequemlichkeiten und Beschwerde bringe, je entfernter die Landesorte seyen, der gemeine Mann aber keineswegs vergessen werden dürfe, so mache es den Sondervorschlag, zwei jährliche Märkte, für das östliche Finnland in Borgå und Nyslotts-Län, für das westliche in Raumo und Ulfsby, abzuhalten. Wenn demnach die zwei genannten Hauptstädte, Åbo und Wiborg, auf solche Weise bemannt und verstärkt seyen, so könne wohl eine Ordonnanz über den Kaufmannshandel ergehen, und daß alle Handwerker sich in den Städten zu deren Vergrößerung und Förderung niederlassen sollen." Wahrscheinlich befanden sich in dieser Versammlung zu Åbo keine Bürger der kleineren Städte, oder sie waren doch in der Minorität; indessen konnte wohl ein so gewaltsamer Plan, die Mitbürger von Haus und Hof hierhin und dorthin überzusiedeln, nicht zur Ausführung kommen. Auf diesen Vorschlag that der König kund, er könne keine bestimmte Antwort geben, bevor alle Verhältnisse gehörig erkannt seyen, auch gab er in Bezug auf Åbo zu bedenken, daß diese Stadt vielleicht gar nicht befestigt werden könne, auch das Land wohl nicht so belegen sey, wie der Vorschlag voraussetze. Daß der König gleichwohl denselben Vorschlag später hervorzog und ihn, wenn auch auf eine andere Weise und seiner neuen Schöpfung, Helsingfors, zu Gunsten, zu realisiren suchte, erhellt weiter unten; eben so vergaß er nicht der Handels-Ordnung.

Schon im Sommer desselben Jahres, 1547, erwachte die Frage über die Anlage eines neuen Handelsplatzes in Sandhamn, mit welcher die Verrückung des ausländischen sowohl, als des inländischen Handels hierher in Verbindung stehen mußte. In einem Briefe an den bereits gealterten Erik Fleming vom 10. Januar 1548 erwähnt nämlich der König, daß auf demselben Handelsplatze im nächstverwichenen Sommer schon etwas gehandelt worden sey. Die Absicht war, er solle zu einem Stapelorte für den Handel mit den Holländern, so wie Wiborg zu einem für den mit den Russen, dienen. Auch hatte der Befallningsman in Wiborg, Måns Nilsson, angerathen, in Sandhamn einen Markt einzurichten. Am 20. Juni 1549 führt der König in einem Briefe an Måns Nilsson als Ursache, weshalb ein besonderer Vogt über Borgå-Län gesetzt sey, die an, daß er schon im voraus eine Wohnung in Sandhamn habe, doch solle er die Krongelder und Zinsen nach Wiborg einliefern. Dieser neue Vogt war Erik Spåre, welcher vorher in Nyslott und seitdem in Stockholm Schloßmeister war.

Im Oktober desselben Jahres wandte sich der König mit einem Schreiben an den Reichsrath und die Schloßhauptleute in Finnland, in welchem er sich über die gefährlichen Komplotte der Lübecker, vermehrte und unausstehliche Handelsprivilegien zu des Reiches großem Schaden und Verderb zu erzwingen und, falls sie diese nicht erlangten, die Gränznachbarn des Reiches zu Krieg und Händeln aufzuwiegeln, „da sie uns für nichts Anderes achten, als für ihre Sklaven oder eigenen Bauern", ausließ. Daher forderte der König die finnländischen Herren, so wie die anderen Reichsstände und Unterthanen innerhalb dieses Landes (Schwedens) Marken, auf, zu berathschlagen, wie man am besten und rathsamsten zeitig solchem verrätherischen Vorhaben begegnen müsse, dabei zugleich über die Sache selbst ihre Ansicht darzulegen. Die Absicht war besonders die, mit den Lübeckern alle Handelsgemeinschaft abzubrechen, „um denen, welche unsere Feinde seyen, nicht große Zufuhr angedeihen zu lassen; die Handelsleute sollten des Vortheils wegen andere Orte und Plätze in Holland, Brabant, England oder an verschiedenen Stellen der Ostseeküste aufsuchen, wo dieselben Waaren mehr gelten und man leichter und für geringeren Preis das, wessen man bedürfe, erhalten könne." Zur Antwort darauf übersandte „der gemeine Adel in Finnland" dem König durch Erik Spåre eine Adresse, d. d. Åbo, den 4. Dezember 1549. Des Königs ausgesprochenen Absichten und Vorschlägen zustimmend, wird hier unter Anderem geäußert: „das Schwedenreich sey noch nicht in solcher Noth, daß dem unerträglichen und trotzigen Begehren solcher Pfeffersäcke (der Lübecker), gewillfahrt werden müsse. Auch wir, als die geringsten Unterthanen Ew. Königlichen Majestät, wollen ihnen und deren Anhange lieber Leben, Gut und all unsere Wohlfahrt entgegensetzen, als nur einige Zeit über ihnen nachgeben oder von ihnen oder dergleichen Leuten unterdrückt werden." Jedoch wurde es dem Einsehen des Königs überlassen, „wie, im Fall der Ausführung des Besprochenen, einigen Wiborger Bürgern und anderen armen Unterthanen Ew. Königlichen Majestät, welche nicht westwärts zu segeln vermögend seyen, einzelne Freiheiten bewilligt werden könnten."

Unmittelbar nach dieser Aufforderung erließ der König durch einen offenen Brief vom 1. Februar 1550 eine umständliche Schifffahrts- und Handels-Ordnung für Finnland. Die Hauptpunkte in diesem höchst interessanten Dokumente verdienen hervorgehoben zu werden, da sie das Wesen des Handels im ganzen Reiche und besonders in Finnland zu jener Zeit erklären.

1) Der König befiehlt, den Handel mit den Lübeckern vollständig und aller Orten einzustellen, weil, wie früher gesagt, sie „durch listige Steigerung" des Werthes der eigenen Waaren, und dagegen „Erniedrigung der Waaren des Reiches" Schweden zu „ewigem Untergang und unverbesserlichem Schaden" bringen wollen. Da nun die Waaren, die das Reich aus Lübeck bezieht, nicht

*) Dieses Gebetbuch, das erste hebräische Buch, welches aus der neuen Presse Asiens hervorgegangen, scheint gar nicht nach Europa gekommen zu seyn, während die entfernteren Bewohner Ostindiens sich dessen Besitzes erfreuen. Zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen wurde dieses Gebetbuch in Jerusalem wieder gedruckt, und von dieser zweiten asiatischen Ausgabe befinden sich Exemplare bei Michael und Rosenthal. Es ist diese Ausgabe von 1842 freilich nicht mehr „unter der Regierung des großen Mehmed Ali" entstanden, sondern unter der Regierung des allerhocht. kleinen Sultans Abdulmedschid, von Gottes und Lord's Palmerston Gnaden Beherrscher der Gläubigen — — an das Bestehen eines muselmanischen Reiches in Europa. Nach obigen Daten scheinen unter Mehmed Ali's Herrschaft im ganzen Umfange seiner Lande nur drei hebräische Werke gedruckt worden zu seyn, und zwar die genannten in Safed.

Ordinary Meeting of the Council held on Tuesday, 2nd December, 1924.

Present:—Mr. Councillor Hall (Chairman), Mr. Councillor Bowden (Vice-Chairman), Mr. Councillor Bowden (Vice-Chairman), Mr. Councillor Bowden (Vice-

tadelnde Bemerkungen über den bekannten verstorbenen Millionär Joh. Jakob Aſtor fallen laſſen. Ein Verwandter des Abgeſchiedenen übernahm die Vertheidigung in einem Briefe an H. Mann, der zufällig zur Oeffentlichkeit gelangte. Wir entlehnen dieſem Briefe zwei kleine Skizzen, von denen die eine, nebenbei bemerkt, mit etwas ſtrengen Farben den nicht minder bekannten Geldfürſten Stephan Girard, den Gründer des Girard-Kollegiums, die andere Joh. Jakob Aſtor in kurzen Umriſſen vorführt.

I.

Stephan Girard war von Geburt Franzoſe, aber Bürger und lange Jahre Einwohner von Philadelphia. Er war Junggeſelle und hatte, außer einem Bruder, keinen nahen Verwandten. Er lebte ungeſellig und war eben ſo genügſam rückſichtlich der gewöhnlichen Gunſtbezeugungen des Lebens, wie rückſichtlich des Verbrauches ſeiner Schätze. Als Kaufmann und Banquier häufte er ein ungeheures Vermögen an, welches, ſo ſehr die Angaben auch von einander abweichen, ſich gewiß mindeſtens auf ſieben oder acht Millionen Dollars belief. Wie es ſcheint, hatte er nie die Abſicht, ſich durch irgend einen anderen Lebenszweck bemerklich zu machen. Da er ohne nahe Freunde ſtarb, hinterließ er ſein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einiger unbedeutender Legate, zur Stiftung einer Waiſenſchule mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß niemals ein Geiſtlicher, Miſſionär oder Prediger irgend welcher Sekte dabei angeſtellt oder irgendwie zugelaſſen werde. Der Plan, die Materialien und Dimenſionen der Kollegiengebäude waren bis ins einzelnſte ſpezifizirt und angegeben worden; unüberwindliche architektoniſche Schwierigkeiten jedoch hinderten die buchſtäbliche Ausführung der Beſtimmungen des Erblaſſers. Um das Dach des Hauptgebäudes zu ſtützen, war es nothwendig, einen Portikus von korinthiſchen Säulen zu errichten, — eine glückliche Nothwendigkeit, da ſie den Architekten in Stand ſetzte, ein ſehr einfaches Aeußere in ein ſehr glänzendes zu verwandeln. Funfzehn Jahre lang dauerte der Bau dieſes Kollegiums, woran theils jene architektoniſchen, theils andere Schwierigkeiten ſchuld waren, über welche wir indeß in den Rapporten und Dokumenten über den Bau nichts beſonders Wichtiges angedeutet finden. Man ſprach von hartnäckigen und ſich lange hinziehenden Prozeſſen; wir wiſſen jedoch nichts Beſtimmtes hierüber zu ſagen. Man möchte faſt, ohne übertrieben abergläubiſch zu ſeyn, vermuthen, dieſe Verzögerungen ſeyen das erſte Gericht Gottes geweſen gegen ein Inſtitut, welches ihm zum Hohn gegründet worden.

Erlaube man uns noch ein Wort über Girard. Das Verlangen nach Unſterblichkeit umfaßt ſowohl dieſe, als die künftige Welt. Der Menſch wünſcht, auch auf Erden ſeinen Namen zu verewigen. Die meiſten von uns thun es nur auf die Weiſe, auf welche Plato anſpielt. Große Geiſter thun es durch glänzende Schöpfungen des Genies. Girard war nicht in der Lage, ſeinen Namen und ſein Gedächtniß durch irgendwelche dieſer beiden Methoden fortzupflanzen. Er hatte weder Familie, noch war er ſonſt ein in der Politik, Wiſſenſchaft oder Literatur hervorragender Mann. Seine ganze Größe beruhte auf ſeinem Vermögen. Er konnte ſeinen Namen daher nur dadurch der Nachwelt erhalten, daß er letzteres einem öffentlichen Zwecke widmete, wiewohl die obenerwähnte Klauſel, welche die Vernachläſſigung des Seelenheiles im Gefolge hat, nie zum Segen ausſchlagen wird.

II.

Johann Jakob Aſtor war gleichfalls ein Fremder, welcher ſich in Amerika niederließ und durch glückliche Handelsſpeculation zu einem großen Vermögen gelangte. Aſtor beſaß Familie und ſtrebte, etwas mehr zu ſeyn, als ein bloßer Geſchäftsmann. Obgleich nicht eigentlich literariſch gebildet, freute er ſich doch des Umganges mit wiſſenſchaftlichen Männern; und obwohl er keine beſondere politiſche Erziehung genoſſen hatte, blickte er doch tiefer in die Intereſſen, Fähigkeiten und Geſchicke ſeines Adoptivlandes, als Manche, die an der Spitze der Regierung ſtehen. Er hatte Viſionen von der Gründung einer großen Kolonie, und daß dieſe Viſionen nicht zur Wirklichkeit wurden, lag einzig und allein an der Kurzſichtigkeit unſerer Regierer. Es würde überflüſſig ſeyn, uns über die näheren Umſtände ſeiner beabſichtigten Expedition und Niederlaſſung ausführlicher zu verbreiten; ſie iſt bereits von einem Manne (W. Irving) gefeiert worden, der am meiſten geeignet war, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Aſtor verlangte von der Regierung nur eine einzige Korvette und ein Lieutenantspatent für ſich; damit verſprach er, das ſpäter unter dem Namen Oregon ſo berühmt gewordene Territorium zu beſchützen, und es würde ihm um ſo eher geglückt ſeyn, als wir mit den Ureinwohnern damals auf gutem Fuße ſtanden. Unſere Regierung erkannte die Wichtigkeit des Landſtrichs nicht an und ließ ihn ſich ruhig von den Briten wegſchnappen und ſpäter, unter der Bedingung gemeinſchaftlicher Occupation, in die Hände der Hudſonsbai-Compagnie fallen, welche das Vertrauen der Eingebornen erwarb und ſie kontrolirte. Die Folgen dieſer Kurzſichtigkeit waren, daß erſtens während eines Zeitabſchnittes von faſt dreißig Jahren ungeheure Vortheile, die ſich ſonſt den amerikaniſchen Bürgern dargeboten hätten, in die Taſchen britiſcher Unterthanen floſſen, und daß zweitens am Schluß dieſer Periode die Frage über das beſtrittene Territorium alte Wunden wieder aufriß, die ſchlimmſten Feindſeligkeiten, welche raſch erloſchen waren, von neuem anfachte und beinahe beide Staaten in einen ſchrecklichen Krieg verwickelte. Der klare Kopf, der dieſe Verluſte und Mißgeſchicke leicht abgewendet hätte, ſah dieſelben ſchon längſt voraus. Nachdem der Vertrag von Gent abgeſchloſſen worden war, ſagte Aſtor zu ſeinem Freunde Albert Gallatin: „Ich bin über Alles ſehr erfreut, was Sie, meine Herren (er meinte die Bevollmächtigten), gethan haben, aber es giebt auch einige Dinge, die Sie nicht hätten ſollen ungethan laſſen. Sie hätten die Frage über den Kolumbia-Diſtrikt beſtimmter ſtellen müſſen.“ Gallatin war ein äußerſt geſchickter und ſchlauer Mann, aber er würdigte die Richtigkeit der Anſichten ſeines Freundes nicht genügend und maß die Bedeutung, welche Aſtor auf die Sache legte, perſönlichen Gefühlen bei. Er antwortete lächelnd: „Laſſen Sie das gut ſeyn, Herr Aſtor, unſere Urenkel haben in zweihundert Jahren noch Zeit genug, über dieſen Punkt zu ſprechen.“ „Wenn wir am Leben bleiben“, erwiederte Aſtor, „werden wir in weniger als vierzig Jahren um dieſen Punkt Noth und Sorge haben.“ Er blieb leben, um zur beſtimmten Friſt ſeine Vorherſagung bewahrheitet zu ſehen. Man wird hieraus wohl hinlänglich erkennen, daß Aſtor's Gedanken noch etwas mehr als ſeine Geldſäcke umfaßten.

Als Aſtor fand, daß ſeine Bemühungen für das öffentliche Wohl nicht verſtanden wurden, that er, was ſehr gut geweſen wäre, wenn es heutzutage mehrere Leute gethan hätten, — er beſchränkte ſich auf ſein eigenes Geſchäft und häufte mittelſt deſſelben ein Vermögen auf, welches man gewöhnlich auf mehr als acht Millionen Dollars abſchätzte, das jedoch nach Angabe ſeiner Teſtamentsvollſtrecker etwas weniger betrug. Von dieſem Vermögen vermachte er die Hauptmaſſe ſeinem älteſten Sohne, ein anſehnliches Theil ſeiner Tochter und ſeinen Enkelkindern, funfzigtauſend Dollars für die Armen ſeines Geburtsdorfes in Deutſchland und viermalhunderttauſend Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in New-York.

Mannigfaltiges.

— Bildergalerie des Königs von Holland. Es iſt öfters in den Zeitungen von dieſer Galerie die Rede geweſen, deren Verkauf am 12. d. M. im Haag beginnen ſollte, ohne daß man jedoch die Kunſtwerke, aus denen ſie beſteht, namhaft gemacht hätte. Von einem engliſchen Blatte werden jetzt darüber folgende Details als authentiſch mitgetheilt: Die Galerie, welche das Eigenthum des verſtorbenen Königs Wilhelm II. war, beſteht aus vier Abtheilungen: alte und neuere Gemälde, Zeichnungen und Bildhauer-Arbeiten. Man zählt 192 Gemälde von alten, 160 von neueren Meiſtern, 370 Zeichnungen und 26 Büſten und Statuen, im Ganzen alſo ungefähr 750 Nummern.

Die vlaamiſche, holländiſche, deutſche, ſpaniſche und italiäniſche Schule ſind durch ihre berühmteſten Meiſter vertreten, als Van Eyck, Hemling, Quentin und Jean Metzys, Mabuſe, Pombus, Holbein, Lucas von Leyden, Rubens, Vandyck, Teniers, Rembrandt, Ruysdael, Hobbema, Murillo, Velasquez, Ribeira, Albano, Guido, Canaletti, Palma Vecchio, Raphael, Giulio Romano, Titian und Leonardo da Vinci. Unter den Malern der franzöſiſchen Schule nennen wir Charles Armand, Clouet, Claude Gelée und Pouſſin. Zu der neueren Gemälde-Sammlung hat jedes Land, in welchem die Künſte gepflegt werden, ſein Kontingent geliefert. Man findet darunter mehrere intereſſante Arbeiten von Willie, die aus ſeiner Blüthezeit herrühren. Auch Frankreich iſt nicht vergeſſen, wie die Namen Bracaſſat, Decamps, Gudin, Lapito, Le Poittevin, Arp und Henri Scheffer beweiſen. Der größere Theil der Original-Zeichnungen iſt von der Hand Raphael's, Rubens', da Vinci's, Correggio's, Michael Angelo's, Sebaſtiano del Piombo's, Andrea del Sarto's, Tintoretto's, Caravaggio's und Vandyck's. Ohne Zweifel ſind Kunſtliebhaber von allen Seiten nach dem Haag geſtrömt, um Werke von ſo ſeltenem und ausgezeichnetem Verdienſt zu erwerben. Man hat längſt gewußt, daß der Palaſt des Königs von Holland die berühmteſten Meiſterſtücke der niederländiſchen Schule enthalte, welche den Zufällen des Krieges und den Verwüſtungen der Zeit entgangen ſind und auch in unſeren, der Kunſt nicht ſehr günſtigen Tagen bereitwillige Käufer finden werden. Da es übrigens Hauptbedingung iſt, daß Alles baar bezahlt wird, ſo werden wohl ziemlich bedeutende Summen in die Schatulle des Königs von Holland fließen.*) Namentlich befindet ſich in der Sammlung ein weltberühmter Hobbema, um deſſen Beſitz, wie man glaubt, ein lebhafter Wettſtreit ſtattfinden wird.

— Amerikaniſche Präſidenten. Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß von den zwölf Präſidenten, die ſeit 1789 an der Spitze der Vereinigten Staaten geſtanden haben, nicht weniger als ſieben aus dem Staate Virginien gebürtig waren, der aus dieſem Grunde ſchon längſt den Beinamen des Präſidenten-Staates erhalten hat. Jene Sieben waren: Waſhington, Jefferſon, Madiſon, Monroe, Harriſon, Tyler und Taylor. Von den anderen fünf wurden die beiden Adams in Maſſachuſetts, Jackſon in Nord-Karolina, Van Buren in New-York und Polk in Tenneſſee geboren. Auch der neue (dreizehnte) Präſident, Fillmore, iſt bekanntlich aus dem Staate New-York. Unter den dreizehn Staaten, welche die urſprüngliche Föderal-Republik bildeten, haben mithin nur vier die Ehre genoſſen, ihre Söhne auf dem Präſidentenſtuhl der Union zu erblicken, unter den ſiebzehn neuen Staaten aber nur ein einziger. Von den einundſechzig Jahren, in welchen die amerikaniſche Union in ihrer gegenwärtigen Form beſtanden hat, iſt ſie während ſiebenunddreißig von Eingebornen von Virginien beherrſcht worden.

*) Nach anderen Berichten wird der Kaiſer von Rußland dieſe ganze Sammlung oder wenigſtens den größten Theil derſelben an ſich bringen, um ſich für die dem Könige von Holland in früherer Zeit von ihm vorgeſchoſſenen Gelder zu decken. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 15. August 1850.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.*)

Erster Artikel.

Geschichte von Kalifornien. Beschreibung von San Francisco. Allgemeine Bemerkungen über das Land.

Der Einfluß Kaliforniens auf die alte, wie auf die neue Welt nimmt in steigendem Verhältniß zu. Bereits macht sich in den Vereinigten Staaten und in den australischen Niederlassungen der Abzug von Menschen fühlbar, und das stete Zuströmen neuen Goldes bringt eine, zwar noch geringe, aber unleugbar fortschreitende Veränderung auf dem Geldmarkt der Welt hervor. Diese Umstände machen die Entwickelungsgeschichte des neuen Eldorado zu etwas mehr, als einem bloßen Unterhaltungsgegenstand. In der That sind auch die jüngsten Schriften über Kalifornien sorgfältiger und in ernsterem Tone abgefaßt, als die flüchtigen Skizzen, die man bisher zu lesen bekam, und sie genügen, wenn sie gleich noch manche Frage unbeantwortet lassen, bereits zur Zusammenstellung eines kurzen Ueberblicks über das Land, „wie es war und wie es ist."

Das neueste von den in der Anmerkung angeführten Werken ist das des Herrn Ryan, der selbst Goldgräber gewesen ist. Der Autor, von Profession ein Maler und nebenbei ein sehr unterhaltender Erzähler, gehörte ursprünglich zu einer von den Freiwilligen-Compagnieen, die den mexikanischen Krieg mitmachten. Sein Corps war von New-York aus gleich nach Kalifornien dirigirt worden und landete in Monterey, dessen Einwohnerschaft dazumal allein aus Indianern von abschreckend häßlichem Aeußeren und den unfläthigsten Sitten bestand, die von ihren spanischen Herren nichts gelernt hatten, als ihre Laster. Wir übergehen die Schilderungen der Mühseligkeiten, die das Freicorps auf dem Wege von Monterey nach Paz und von da nach San Antonio und Todos Santos auszustehen hatte, so wie die von dem einzigen Treffen, das es dem Feinde lieferte. Der endliche Friedensschluß löste die Compagnie auf, und um dieselbe Zeit kam die Nachricht von den außerordentlichen Goldfunden in Ober-Kalifornien den Freiwilligen zu Ohren. Als sie wieder nach Monterey zurückkehrten, erfuhren sie, daß Gouverneur Mason mit seinen Streitkräften nach den Minen aufgebrochen sey. Die Stadt selbst war so ausgeleert, daß unser Autor ein ganzes Haus — das städtische Schulhaus — für sich allein bewohnen konnte. Er machte sich nun natürlich mit seinen Gefährten ebenfalls auf den Weg nach den Goldgruben. Die Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen, die sie zu ertragen hatten, werden nun in dem Buche weitererzählt, das zweifelsohne von einem Manne geschrieben ist, der mehr Gehirn in seinem Kopfe, als Kräfte in seinen Muskeln hat. Auf dem Wege begegneten sie dem Gouverneur Mason, der von den Minen zurückkehrte, ihnen genauere Kunde von den Reichthümern des berühmten Distriktes gab und sie dringend ermuthigte, ihre Wallfahrt fortzusetzen. Ein anderer Glücksreisender, auf den sie trafen, erzählte ihnen freilich die Geschichte anders. Er kam direkt aus dem Goldlande und antwortete auf ihre Frage, ob er wohl meine, daß dort Aussichten für sie da wären: „Aussichten genug, aber verdammt wenig Gewißheit!" Sie kamen endlich an, und Herr Ryan, obwohl er entschieden der Meinung ist, daß sich das Goldsuchen nicht lohne, giebt doch keineswegs eine so schlimme Schilderung von den Minen und ihrem sittlichen Zustande, besonders im Punkte der Räubereien, als wir sie von so vielen anderen Seiten gelesen haben; Spiel und Trunk freilich war in voller Blüthe. Nach einem vergeblichen Versuche, einen erklecklichen Goldgewinn davonzutragen, wandte sich unser Portraitmaler nach San Francisco, um dort unter der niederen Form eines Häuser-Anstreichers sein ursprüngliches Gewerbe zu treiben.

Solcher Art ist unser erster Führer durch Kalifornien. Der zweite, Herr Taylor, ist ein Mann von anderen Fähigkeiten und Gewohnheiten, und sein Bericht ist der vollständigste und werthvollste, der uns bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Herr Taylor besuchte Kalifornien, weder um Gold zu graben, noch um eine Reisebeschreibung herauszugeben. Es scheint vielmehr, daß seine Reise einen amtlichen Charakter hatte. Er ging im Lande umher, hierhin und dorthin, und hielt sich an allen merkwürdigen Punkten längere Zeit auf. Das Ergebniß seiner Beobachtungen ist ein Buch, das, ohne speziellen Zweck geschrieben, sehr interessante Sitten- und Naturschilderungen und höchst lehrreiche Bemerkungen enthält. Er hat sich vielfach um die frühere Geschichte Kaliforniens gekümmert und scheint eben so für die neuere politische Geschichte des Landes die einzige zuverlässige Autorität.

Der dritte von den in der Anmerkung angegebenen Schriftstellern, Herr Buffum, ist Lieutenant im amerikanischen Heere und ebenfalls Goldsucher. Er spricht aus eigener Erfahrung, belehrt und unterhält und ist gewiß eine lautere Quelle für diejenigen Gegenstände und Ereignisse, die unter seine Beobachtung gekommen sind. Aus diesen drei Büchern nun und mehreren hier und da zerstreuten Berichten ist der nachfolgende Ueberblick zusammengestellt.

Kalifornien besteht eigentlich aus zwei Provinzen, Ober- und Unter-Kalifornien. Das letztere, ein Gebiet voll hoher, steiler, nackter Felsen mit unzähligen Schluchten und kaum einem halben Dutzend Ebenen von einiger Ausdehnung, erstreckt sich vom Kap St. Lucas bis zur Spitze des kalifornischen Golfs und ist spärlich angebaut. Die Regenzeit fällt in den Herbst und dauert etwa zwei Monate. Ober-Kalifornien reicht vom Golf bis zu den Vorsprüngen des Felsengebirges. Bis in die jüngste Zeit wurde der Mineralreichthum Kaliforniens für gering gehalten. Seit zehn Jahren bearbeitete man in beiden Provinzen nur zwei Minen, eine wenig ergiebige Goldmine in Unter-Kalifornien, zehn bis zwölf Meilen von La Paz, und eine nicht viel bedeutendere Silbermine in Ober-Kalifornien, östlich von St. Ines. Obwohl das Land schon 1534 durch Fernando de Grisalva entdeckt war, so bildeten sich daselbst doch erst vor etwa anderthalb Jahrhunderten die ersten Niederlassungen. Dieselben gingen von den Jesuiten aus, die in Unter-Kalifornien ein Missionshaus gründeten und unter Drangsal und Lebensgefahr den indianischen Stämmen des Landes das Christenthum predigten. Allmälig gelang ihnen das Bekehrungswerk; sie brachten es in Unter-Kalifornien auf achtzehn Missionshäuser, deren Oberhoheit gegen sechstausend Indianer und viele vereinzelt niedergelassene Kolonisten anerkannten. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wandten sich die Jesuiten auch nach Ober-Kalifornien, wo Pater Serra die Mission von San Diego gründete. Nach dreizehn Jahren unermüdlicher Thätigkeit hatte derselbe Pater die Ordensniederlassungen auf dreizehn vermehrt. Seine Nachfolger waren nicht minder thätig, und im Jahre 1800 betrug die Zahl ihrer Niederlassungen neunzehn. Dieses Geschick und der Fleiß der frommen Väter im Kolonisiren machten sie mächtig und reich genug, um die Eifersucht der spanischen Regierung gegen sie zu erregen. Da sie indessen von den früheren Vicekönigen von Mexiko unbeschränkte Freibriefe erhalten hatten, so wagte man es nicht sogleich, sie zu beunruhigen. Erst im Jahre 1813 wurde von den spanischen Cortes ein Dekret erlangt, das ihre Rechte angriff. Es hatte dasselbe indessen wenig Folge. Die Jesuiten genossen eines so großen Einflusses auf die Eingebornen, waren so reich und ihrer unbegränzten Gastfreundschaft und Mildthätigkeit wegen so beliebt, daß sie der spanischen Regierung trotzen konnten. In jener Zeit war jede Ordensniederlassung ein kleines Fürstenthum, das mit den anderen Missionen durch das Band der großen Jesuiten-Brüderschaft zusammenhing. Ihr Territorium umfaßte einen Flächenraum von 100,000 Morgen, und ihr Viehstand belief sich oft auf 20,000 Stück. Jede Niederlassung hatte eine Kirche, ein Haus für die regierenden Mönche, einige öffentliche Gebäude und Vorräthe von Handwerks- und Ackergeräthen, so wie Nahrungsmittel für die zahlreichen indianischen Unterthanen. Die christlichen Indianer bebauten das Land zum Besten der Patres, und selbst der reichste und thätigste Konvertit unter den Eingebornen war, wenn nicht in der Theorie, so doch in Praxi, der Sklave der Mission. Die Wohlhabenheit und die Gewohnheit des Herrschens machten die Mönche prachtliebend und schlaff. Ihre Gastfreundschaft aber blieb unbegränzt. Kein Fremder wurde von ihren Thoren abgewiesen und Jeder mit fürstlicher Großmuth aufgenommen. Ging der Gast fort, so ward ihm freigestellt, sich das beste Pferd aus den Ställen zu nehmen, und er eingeladen, so bald als möglich wieder einzukehren. De facto war die ganze Macht des Landes und aller Besitz in den Mönchen konzentrirt, der Handel ward mit ihrem Kapital betrieben, und ihre geistige Ueberlegenheit, wie ihre moralische Gewalt über die Indianer, dienten ihnen als Waffen und Soldaten.

Im Jahre 1833 wurden auf einen Schlag die Missionen vernichtet. Ein Dekret der mexikanischen Regierung säkularisirte die Ordensniederlassungen und erklärte sie zu Staatseigenthum. Die Abfindung mit den Mönchen war im Ganzen nicht unbillig. Die Missionen wurden in Kirchspiele verwandelt, die Mönche in Weltgeistliche, denen die Regierung ein Staatsgehalt von jährlich 2000 bis 2500 Dollars aussetzte. Die Kirche blieb für den Gottesdienst

---

*) Personal Adventures in Upper and Lower California in 1847—49, with the Author's Experience at the mines. Illustrated by twenty-three Drawings taken on the spot. By W. H. Ryan.

Eldorado; or Adventures in the Path of Empire; comprising a Voyage to California etc. by Bayard Taylor.

Six Months in the Gold Mines; from a Journal of a three years' Residence in Upper and Lower California in 1847—49. By E. G. Buffum.

bestimmt, und das beste Haus der Niederlassung erhielt der Pfarrer. Die übrigen Gebäude wurden zu Schulen und Gerichtshöfen eingerichtet. Den nun emanzipirten Indianern überwies man Ländereien, jeder Familie einen Antheil, unter der Bedingung, daß er nicht veräußert werden durfte und beim Aussterben der Familie an den Staat zurückfallen mußte. Die Folgen dieser Veränderungen waren indeß sehr traurig.

(Fortsetzung folgt.)

Finnland.

Das alte Helsingfors und Finnlands Handel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Am 5. Mai theilt der König demselben Erik Späre mit, daß er einen Mann nach Danzig und Reval gesandt, welcher die dorthin segelnden Holländer vermögen solle, den Markt „in Sandhamn" zu besuchen. Die anfangs doppelte Benennung des neuen Handelsplatzes macht die Angabe des Probstes Forsius (in der oft citirten Beschreibung) nicht unwahrscheinlich, daß vielleicht die Lokalität, auf welcher das alte Helsingfors erbaut ward — oder etwa die ganze Küste des hier sich tief hineinschiebenden Meerbusens? — ursprünglich Sandhamn geheißen habe. Uebrigens ist es bekannt, daß eine ansehnliche Insel, welche gegen Süd-Ost den angeführten Busen von dem Meere scheidet, noch gegenwärtig diesen Namen trägt: sie wird gegen Norden durch den Pferdsnasen-Sund (Hästnäs-Sund) von Degerö, gegen Westen durch den Königsinsel-, Schanz-Sund u. s. w. von der Sweaborgschen Inselgruppe geschieden und von der Festung beherrscht. Sollte hier, auf der Insel Sandhamn, ursprünglich ein Markt und Stapelplatz angelegt werden, so war der Ort insofern freilich dienlich, als er eine offene Rhede, gerade Reval gegenüber, hatte, dessen Nebenbuhlerin im Handel auf dem finnischen Meerbusen und der Ostsee die neue Stadt werden sollte; immer aber ist es kaum glaublich, daß man wirklich an den Aufbau einer Stadt auf einer meerumfluthten Insel gedacht hat, auch abgesehen von der geringen Sicherheit einer solchen Lage im Falle eines feindlichen Angriffes, namentlich bei den damaligen Verhältnissen. In dem oben angeführten Briefe an Erik Fleming vom Jahre 1548, in welchem die Sache bekanntlich zuerst zur Sprache kömmt, wird auch nur der Anlage „in Sandhamn (vid Sandhamn)" erwähnt. Wie es sich nun auch mit dieser Namensfrage verhalten mag, so ist doch dies faktisch, daß die Stadt von Anfang an ihren Platz auf dem Festlande, an dem Ufer desselben Meerbusens, in welchen sich der Vanda-Bach ergießt, hatte; und der Name Helsingsfors, welcher der herrschende blieb, findet seine leichte Herleitung von dem Wasserfalle (fors), welchen der durch das Kirchspiel Helsinge fließende Bach an seiner Mündung bildete.

Unterdeß erhielten der Lagman in Süd-Finnland, Henrik Klasson Horn, zu Kanlas, und der Kriegsbefehlshaber in Nyland, Nils Boje, d. d. 12. Juni 1550, königliche Vollmacht, mit den Bürgern in Raumo, Ulfsby, Eknäs und Borgä zu unterhandeln, ob sie wohl ihren Wohnplatz verließen, nach Helsingfors zögen und daselbst eine Stadt bauten; so zwar, daß, „die herüberziehen und sich anbauen, dieselben Privilegien genießen sollten, wie des Reiches Kaufleute, so aber nicht, als ungehorsame Unterthanen bestraft würden." Da die Bürger von Eknäs und Borgä (Raumo und Ulfsby ließ man, als entfernter belegen, in Frieden) erklärten, sie fänden an solcher Versetzung Hindernisse, so forschte der König in einem Briefe vom 20. August an Horn und Boje der Sache näher nach und fragte zugleich um Rath, „wie wohl die Bürger von Ulfsby und Raumo, oder wenigstens die besten unter ihnen, zum Herüberziehen bewogen werden könnten."

Zu dieser Zeit waren die neuen Gebäude in Helsingfors wahrscheinlich noch eben so unbedeutend als gering an Zahl. Erik Späre erhielt vom Könige den Befehl, „Uns einen guten Getraidespeicher in Helsingfors zu erbauen", wohin nun alles Getraide des Zinsus aus Nyslotts-, Tavastehus-, Wiborgs-, Borgä- und Raseborgs-Län geliefert werden solle; und ward der Schloßschreiber in Åbo, Erik Olofsson, zum Aufseher über die hier gesammelten Vorräthe ernannt. Im April 1551 gestattete der König in einem Schreiben an Henrik Klasson, Nils Boje und Erik Späre, von dem aufgespeicherten Getraide so viel dem nothleidenden Bauernstande Nylands zu leihen, als die Vorräthe nur zuließen.

Die anbefohlene Uebersiedelung nach Helsingfors wurde unterdeß, wenigstens von einem gewissen Theile der Bürger aus den kleinen Städten im südlichen Finnland, ins Werk gestellt. Die Halsstarrigen anzutreiben, theilte Henrik Klasson Horn eine neue Vollmacht vom 18. Juni 1551 mit, daß er aufs strengste anlege und ermahne einen Theil der Bürger in Raumo, Ulfsby, Borgä und Eknäs, welcher nach Helsingfors hinüberzuziehen sich nicht geneigt bewiesen, diese Versetzung sofort auszuführen, „welche Wir schon oft zu des gemeinen Finnlands und ihrem eigenen Wohlergehen anbefohlen." Die, so aufs äußerste ungehorsam befunden werden, soll Henrik Klasson nach Gebühr bestrafen lassen, und es sollen „Unsere Beamten in Finnland" ihm behülflich seyn, „die unleidliche Sippschaft zu bestrafen, welche nicht nach unserem Befehle sich richten und vorschriftmäßig nach Helsingfors sich begeben will." Die Bürger von Raumo scheinen am strafbarsten gewesen zu seyn, denn in Bezug auf sie findet sich ein besonderes Monitorium des Königs an seine Beamten (Mäns Ivarsson und Anders Nilsson) vom September desselben Jahres: „sie sollen sich unverzüglich nach Helsingfors packen, wenn sie seiner Strafe entgehen wollen." Weiter heißt es in demselben Briefe: „Vielleicht setzet Ihr deshalb ihnen durch die Finger, weil Ihr selbst Gelegenheit haben könnt, zu handeln; Wir wissen es nicht, aber es mißfällt Uns sehr, und wollen Wir, daß solches abgestellt werde." Dagegen ist der König nicht abgeneigt, in Raumo ein königliches Schloß erbauen zu lassen, wie es der Schloßvogt in Åbo, Olof Trotte-son, vorgeschlagen. Unterdeß fuhren die Raumoer fort, sich dem Verlassen ihrer Vaterstadt zu widersetzen, und die Zwangsmaßregeln wurden so weit getrieben, daß einige Jahre hierauf der in Helsingfors anwesende königliche Vogt Hans Larsson die Halsstarrigen verhaften ließ, worauf der König in einem Schreiben an denselben Vogt vom 22. März 1555 erklärt, daß „wohl diese Raumoer verdient hätten, ihres Ungehorsams wegen am Leben gestraft zu werden, doch begnadigt und losgelassen werden mögen, wenn sie Uns für ihren Hals ein Stück Geld geben und zugleich die ausdrückliche Verpflichtung, so bald als irgend möglich nach Helsingfors hinüberzugehen, einsenden.

Daß Helsingfors schon 1551 als Hauptstadt eines besonderen Län betrachtet wurde, erhellt aus einem „Verwahrungsschreiben" des Königs vom 4. November d. J. „an die, welche in Nyland, in Helsingfors-Län" leben, welche geklagt hatten, daß sie „von Unseren Dienstleuten, die Unsere Unterthanen zu Unseren und des Staates Arbeiten in dem genannten Helsingfors anhalten sollen, schlecht behandelt und mit Hieb und Schlag gefährdet werden", wogegen der König sie in seinen Schutz und Schirm nimmt, jedoch mit der Vermahnung, „daß sie sich zugleich nicht halsstarrig und ungehorsam zeigten."

Des Königs Schreiben an Erik Späre vom 12. Juni 1553, nebst der Antwort auf die Petitionen der Bürger von Helsingfors, beweist einigermaßen, wie weit die neue Stadt schon vorgeschritten war. Die Petitionen bestanden in Folgendem: 1) Der König möge verordnen, daß für die Stadtbewohner ein dienlicher Platz ausgewählt werde, so daß sie nicht nöthig hätten, zu bauen und bald des (also beabsichtigten) Schloßplatzes wegen wieder abzureißen; 2) Bestätigung der Privilegien, welche bisher bebaute Städte genossen, ihnen jedoch noch nicht zugesandt worden; 3) Zinsfreiheit, und 4) die Strafgelder in der Stadt für eine gewisse Zeit. — Auf diese Petitionen, antwortet der König, könne vor Eintreffen des Erik Späre in Schweden nicht Bescheid ertheilt werden. — 5) Weiter hatten die Helsingforser Bürger um Erlaubniß angehalten, nach Reval mit Naß- und Brennholz zu handeln, mit Vernachlässigung auch dort der deutschen Bärenhäuter. Der König erklärt, er habe die Absicht gehabt, die Revaler zu nöthigen, selbst nach Nyland nach den genannten Waaren zu kommen, aber in Reval bezahle man sie gewöhnlich schlecht und verwerfe sie größtentheils. Wenn jedoch jetzt die Helsingforser Bürger dem Könige vorweisen, daß die Revaler für einen Faden Brennholz eine Mark Rigaer Münze zahlen, so soll dieser Handel ihnen für dieses Jahr gestattet seyn. 6) Die drei Märkte in Nyland, um welche die Bürgerschaft ansucht, einen in Helsingfors, einen in Pyttis und einen in Perno, werden bewilligt, mit dem Zusatze, daß die Bauern auf diesen Märkten ihre Waaren für einen billigen Preis ablassen.

Unterdeß hatte der König sich berichten lassen, daß etliche Städte Mangel, andere wiederum Ueberfluß an Ausfuhr haben, woher er den Schluß zog, daß die finnländischen Bauern nicht wissen, in welche Städte jeder Landestheil handeln und seine Waaren zuführen solle. Unter solcher Voraussetzung erschien für Finnland eine ganz merkwürdige Verordnung vom 17. Juni 1553, welche wieder von einer ganz eigenthümlichen Seite die Zeit und insbesondere des Königs Gustav häufig höchst naive Handelspolitik charakterisirt. In ihr wird bestimmt, daß Åbo-Län und Kumogårds-Län nach Åbo, Wiborgs- und Nyslotts-Län nach Wiborg, Tavastland, Borgä und Raseborgs-Län nach Helsingfors handeln, und daß Henrik Klasson und Nils Boje darauf achten sollen, daß solches geschehe.

Im Jahre 1553 herrschte, wie im vorhergehenden, in Folge schlechter Aerndten großer Getraidemangel in Finnland, dem der König nach Vermögen durch wiederholte Zuschriften an seine Vögte, dem Bauernstande das Krongetraide zu einem geringen Preise zur Hand zu halten, abzuhelfen suchte. Dennoch stieg die Noth so sehr, daß viel Volks nach Stockholm hinüberzog, worauf der König im Oktober 1553 anbefahl, die Auswanderer sollten in den Bergwerken, die an Arbeitern Mangel litten, beschäftigt werden. Diese allgemeine Noth scheint die Ursache der 1554 geschehenen Befreiung der Bürger von Helsingfors und Wiborg (so wie der Priesterschaft auf dem Lande) von der Militair-Einquartierung gewesen zu seyn, so daß das bei ihnen liegende Kriegsvolk in des Königs Schloß und Höfe vertheilt werden mußte. Unter diesem sollten aber die Bürger von Wiborg nicht die Handelsleute verstehen, welche, um mit den Russen zu handeln, Wiborg besuchen; sie (die Wiborger) sollen auch nicht das Recht haben, die Hälfte der russischen Waaren für sich anzukaufen; und deshalb wird anbefohlen, daß in dieser Stadt der Handel mit den Russen den Helsingforser Bürgern („doch so, daß nicht einer dem anderen verkaufe"), so wie in Helsingfors der Handel mit den Holländern den Wiborger Bürgern, freistehe.

Zu dieser Zeit hatten schon mehrjährige Feindseligkeiten an der russischen Gränze stattgehabt, da nach dem letzten Friedensschlusse 1527 die Gränze nicht näher abgesteckt worden war und Parteigänger von der einen und anderen Seite diesen Umstand zu beständigen Plünderungen und anderem Unfug auf eigene Hand benutzten. Der Befehlshaber der kleinen, neu angelegten Festung Kivinebb hatte sogar ohne Wissen des Königs und zu größtem Mißbehagen desselben einen Einfall in das russische Gebiet gethan, worauf die Russen am Anfange des Jahres 1555 über die Gränze in Wiborg-Län eindrangen, jedoch mit Verlust zurückgeschlagen wurden. So brach der zwar nicht sehr blutige, doch für die Gränzprovinz verderbliche Krieg von 1555 und 1556 aus. Natürlich ward für diese Zeit alle Handelsgemeinschaft mit den Russen abgebrochen. Der König, welcher mit gewohnter Umsicht alle Mittel angewandt hatte, um des Reiches Gränze zu befestigen, kam nun selbst im Sommer 1555 nach Finnland herüber und besuchte auch Helsingfors, zuerst im September und darauf,

nachdem er zur See nach Borgå und Wiborg gegangen war, im November deſſelben Jahres. Helſingfors war dann der Stationsort für eine Menge Kriegsvolk, ſo wie für die Schiffsflotte, welcher jedoch der König im Januar 1556 Abo ſich zu nähern, etwa bis zu Ekneäs zu gehen befahl, da er einen Einfall des Feindes über das Eis von Björkö aus in Nyland befürchtete.

Während dieſer traurigen Verhältniſſe ſchien der König keine Zeit zu haben, des Landes ökonomiſchen Intereſſen ſeine Zeit zuzuwenden. Sobald aber die Kriegsunruhen im Herbſte 1556 aufgehört hatten, widmete er ſich, trotz des vorgerückten Alters, mit gleichem Eifer wie bisher denſelben, bemühte ſich beſonders um Viehzucht, Landeskataſter, Hebung der Städte und Regelung des Handels nach den früher erwähnten Grundſätzen. Beſonders verdient erwähnt zu werden, daß auf Vorſchlag des Herzogs Johann die Angelegenheit der erneuerten Bebauung von Ekneäs verhandelt ward, woraus zu ſchließen iſt, daß die Einwohner dieſer Stadt wirklich hatten ganz und gar oder doch größtentheils nach Helſingfors hinüberziehen müſſen, was mit denen von Borgå, Raumo und Ulfsby nicht der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint. Nachdem der Herzog dargelegt hatte, daß Ekneäs zur Befeſtigung eines Schloſſes ſowohl, als der Stadt wohl gelegen ſey, auch die größten Schiffe daſelbſt bequem einlaufen könnten, gab der König zu deſſen Vorſchlage unter dem 17. Dezember 1556 ſeinen Beifall und erinnerte ihn ſogar in beſonderen Schreiben 1557 und 1558 daran, indem er hinzufügte, daß einem Haufen Volks aus Liefland, welcher ſich in Finnland niederlaſſen wollte, Wohnungsplätze in Ekneäs angewieſen werden könnten. Auch an den Handel mit den Holländern, welcher an der Küſte von Nyland angeknüpft werden ſoll, wird der Herzog erinnert, woraus hervorgeht, daß des Königs Pläne in dieſer Sache Fortgang hatten.

Der ruſſiſche Handel erhielt mit Wiederherſtellung des Friedens einen neuen und, wie es ſchien, ſtärkeren Aufſchwung, als jemals. Die ruſſiſchen Kaufleute kamen 1557 und 1558 in ſolcher Anzahl zur See und zu Lande nach Wiborg, daß einestheils ſie nicht alle ihre Waaren abſetzen konnten, anderentheils der König um die Sicherheit der Stadt beſorgt ward. In einem Briefe an den Herzog Johann, vom 24. Juni 1558, ſchreibt er unter Anderem: „Wir ſehen nicht ein, weshalb er (Klas Kriſtersſon Hork, derzeitiger Statthalter in Wiborg), der doch ſonſt alle Dinge, wie es nöthig iſt, beſtellt, ſo viele Ruſſen hereinlaſſet, ſo daß ſie dort eben ſo viel und vielleicht gar mehr, als er, zu ſagen haben; es ſcheint Uns ſehr ſchlecht bedacht zu ſeyn, daß er den Ruſſen ſo ihren eigenen Willen läßt und ſie Uns vielleicht das Schloß, die Stadt und das Land mit dazu auf Kaufmanns Weiſe abwendigmachen, die wir bishierzu mit Kriegsmacht vertheidigt haben. Kurz, was Gott behüte, es ſcheint Uns nach Unſerem Verſtande, daß hieraus Uns und dem ganzen Reiche ein übler Handel entſtehen könne.“ Trotz dieſer Sorge und nachdem er die Beſatzung in Wiborg verſtärkt, bemühte ſich der König gleichwohl auf alle Weiſe, den ruſſiſchen Handel über dieſen Ort zu befördern. Zu dem Ende erhielten einerſeits die Bürger in den übrigen Städten des Königreichs das Recht, hinzuſegeln und am Handel theilzunehmen, welche Freiheit ſpäter auch auf die deutſchen Kaufleute, gegen Erlegung von zwölf Ör von jedem Hundert Mark, ausgedehnt ward; anderentheils wurden die ruſſiſchen Handelsleute weiter nach Schweden zu ſegeln überredet, wenn ſie nicht alle Waaren in Wiborg abſetzen könnten. Die Bürger Wiborgs mochten nicht ſehr freundlich dem zuſehen, daß andere Städte an dem Gewinne aus dem ruſſiſchen Handel theilnahmen, denn der König ſchreibt dem Klas Kriſtersſon im Jahre 1558: „Es nimmt Uns nicht wenig Wunder, daß die ärmlichen Wiborger Bürger den anderen Bürgern, welche ſich mit ihren Waaren nach Wiborg begeben, wehren wollen, mit den Ruſſen zu handeln, dagegen allen Handel durch ihre eigenen Hände betreiben wollen und Rath halten, wie ſie alle Waaren, die zugeführt und von den Ruſſen mitgebracht werden, aufkaufen.“ Auch ward am Schluſſe deſſelben Jahres ein offener Brief allen Handelsſtädten im Reiche zugeſandt, ſie ſollten den Ruſſen Waaren nach Wiborg zuführen, da die Ruſſen, wenn ſie nur hinkommen, viele und gute Waare mit ſich bringen. Den Zoll betreffend, ſetzte der König in demſelben Jahre feſt, daß ein ſolcher von den Ruſſen in Wiborg erhoben werden ſolle, ſobald die Schweden welchen in Rußland bezahlen müßten; und ob auch Dänen und Holländer „als Fremde“ mit demſelben Zolle, wie die Deutſchen — worüber nicht wenig geklagt wurde — belaſtet ſind, ſollen doch die Ruſſen, als nächſte Nachbarn Finnlands, eben deshalb hier ein gewiſſes Vorzugsrecht vor anderen Nationen genießen.

Ein neuer Verein für Schiffahrt und Handel, welchen die ſchwediſchen Kaufleute auf einer Verſammlung in Strengnäs gegründet hatten, wurde vom Könige in einem beſonderen Briefe, im Jahre 1559, den finnländiſchen Städten zur Nachahmung anempfohlen. Da derſelbe für unſeres Landes Entwickelung keine Bedeutung hatte, wird deſſelben nur hier im Vorbeigehen erwähnt. Und da mit des Königs Guſtav im folgenden Jahre erfolgtem Tode, für Finnland wie für das ganze ſchwediſche Reich, eine andere Periode anbricht, findet ſich hier ein natürlicher Schlußpunkt für unſere Auseinanderſetzung der finnländiſchen Handels-Intereſſen in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts.

Was das alte Helſingfors beſonders betrifft, ſo genoß es während ſeines kurzen Daſeyns nicht wenig Zeichen der Gunſt von den Königen Johann III., Sigismund, Karl IX. und Guſtav II. Adolph, beſonders durch ihm bewilligte ausgedehnte Privilegien und exkluſive Märkte in Nyland und Tawaſtland. Das älteſte bekannte Dokument eines Privilegiums, welches in originali im Archive der Stadt Helſingfors aufbewahrt wird, iſt vom König Johann am 3. Auguſt 1569 ausgefertigt und enthält unter Anderem Folgendes: „Da die Uns viellieben und getreuen Unterthanen, Bürgermeiſter, Rath und Gemeinde Unſerer Handelsſtadt Helſingfors viel Unkoſten mit Erbauen und Anderem dort, wo die erwähnte Stadt belegen, gehabt und in der Nähe bishierzu kein beſſer gelegener Platz für einen Handelsort ſich gefunden, und da ſie unterthänigſt von Uns begehrt, daß es beim Bisherigen bleibe und ſie bauen und wohnen könnten, wo bishierzu, — ſo wollen Wir ihnen hiermit die nöthigen Privilegien und Freiheiten, gleich anderen Handelsſtädten Unſeres Königreiches, gnädiglich ertheilt und verliehen haben.“ Während der König ferner einen zur Befeſtigung dienlichen Platz in der Umgegend ſuchte, ſchenkt er der Stadt, ſammt freiem Handelsrechte, noch Viehweiden, Fiſcherei u. ſ. w., zwei nächſtbelegene Dörfer, nämlich Gomthächt (mit ſechs Höfen) und Forsby (mit vier Höfen), ferner Bläbärsholm, Högeholm, Sompeholm, den Buſen von Helſingfors, ſo auch den Theil der Waſſerſchnelle, welcher der Stadt zunächſt liegt, um an ihm eine Mühle zu der Stadt Bedarf zu erbauen, „jedoch ſo, daß die Mühle nicht in irgend welcher Weiſe Unſere Lachsfiſcherei behindere oder zerſtöre“ u. ſ. w. — Das Schickſal der Stadt iſt übrigens wenig bekannt, und es möchte die wichtigſte Begebenheit, die in ihr geſchah, die Vereinbarung Guſtav's II. Adolph mit Finnlands Ständen, am 22. Januar und den folgenden Tagen 1616, geweſen ſeyn.

Nicht hundert Jahre vergingen nach Anlage der Stadt, als die Frage von der Ueberſiedelung derſelben an einen günſtiger belegenen Ort, welcher, der offenen See näher, einen beſſeren Hafen habe und zugleich leichter zu befeſtigen ſey, wie es die Abſicht der Regierung war, allgemein rege ward. Während der Minderjährigkeit der Königin Chriſtina ertheilte die Vormundſchafts-Regierung unterm 2. Oktober 1639 einen Privilegienbrief der neuen Handels-, See- und Stapelſtadt, welche gegründet und erbaut werden ſollte „an der Stelle, welche jetzt Södernäs-Ede genannt wird“, und zu welcher die Bürger des alten Helſingfors, wenn ſie einige Stapelrechte zu erwerben wünſchten, mit ihren Häuſern hinüberziehen möchten. Das Privilegium wurde von der Königin, als ſie mündig geworden, am 17. Januar 1641 beſtätigt, und ein Jahr darauf begann, mit dem Verfall der alten Stadt, der Aufbau der neuen. Wie bekannt, geſchah derſelbe aber nicht auf Södernäs (Sörnäs), ſondern auf der nordöſtlichen Seite der damals dem Hafen noch näheren Bergecke, auf deren ſüdlicher Spitze gegenwärtig das aſtronomiſche Obſervatorium und die Bade-Anſtalt Ulrikasborg ihren Platz haben.

England.

Punchiana.

35.

Seit Erlaß der neuen überſtrengen Sonntagsordnung darf bekanntlich Sonntags kein Brief mehr in London ausgegeben werden. Nicht nur hat dies bei einem Theil der Londoner Kaufmanns- und Geſchäftswelt viel böſes Blut gemacht, ſondern auch Lord Brougham, der denn doch noch nicht ohne lucida intervalla iſt, hat nachdrücklichſt gegen dieſe „widerſinnige und bigotte“ Maßregel proteſtirt und behauptet, die öffentliche Meinung, geſtützt auf die üblen Folgen derſelben, werde über kurz oder lang gebieteriſch auf ihre Zurücknahme dringen. Auch Punch verſpottet ſie in mehr als einem Bilde. Folgerecht, ſagt er, müſſe nun auch der Sonntagsdienſt der Polizeimannſchaft aufhören, und das werde Niemanden mehr zu Statten kommen, als den Dieben. Eines dieſer Bilder bietet eine Scene exemplariſcher Faulheit. Zwei liegen auf dem Boden und ſchlafen, der dritte gähnt aus Leibeskräften und ſtreckt die Arme weit aus vor Langeweile, während ein vierter auf ſeinem Eſelchen ſchmauchend vorübertrabt. Das müſſen Diener der hohen Behörde ſeyn, denn die Ueberſchrift lautet: „Die Polizei am Sonntag.“ Unmittelbar darunter ein zweites Bild, worauf durch Plakat verordnet ſteht: „Die Polizei hat ſtrengen Befehl, Sonntags Niemand zu verhaften.“ Vortrefflich. Da fallen denn, hart unter der Aegide des Plakates, drei oder vier über einen Fünften her: zwei halten ihn feſt, berauben ihn der Uhr, leeren ihm die Taſchen, der Dritte zieht ihm die Stiefeln aus, der Vierte ſteht en réserve. Nur ſieht der Geplünderte, nach ſeinem Aeußeren zu urtheilen, ſelbſt wie eine Art Lumpaci-Vagabundus aus. Auch dies nämlich, meint Punch, werde nicht ausbleiben, daß, während Sonntags andere honnette Leute ſich hübſch zuhauſe halten, das Geſindel laute de mieux über ſich ſelbſt herfalle. Indeß gewahrt man im Hintergrunde auch eine anſtändige Matrone, flüchtend vor dem ſie verfolgenden Wegelagrer. Augenſcheinlich iſt ſie auf dem Kirchwege begriffen und hat, dem heiligen Werk zu Liebe, kühnlich ihre Sabbathsruhe, Baarſchaft und das ſchön gebundene prayerbook aufs Spiel geſetzt. — Eine Variation des Themas bringt das Hauptbild in Nr. 466, unterzeichnet: „Der puritaniſche Sonntag, und wohin wir alle kommen müſſen.“ Ein Gentleman in vornehmer, aber altertümlicher Tracht, ſeidenen Strümpfen und bequemen Hauſchuhen wichſt ſeine Reiterſtiefeln mit eigener hoher Hand; der eine iſt es bereits. Hinter ihm ſitzt eine ſchmucke, junge Dame am Tiſch, worauf Taſſen, Teller und anderes Geſchirr: ſie ſcheint mit Reinigen der Gefäße beſchäftigt. Wenn freilich das puritaniſche Geſinde unverbrüchlich an dem Gebote hält: Du ſollſt den Feiertag heiligen! muß die Herrſchaft ſelbſt zugreifen, und wohl ihr, wenn, wie hier, der Gentleman mit dem Ausdruck von Zufriedenheit zugreift, daß er es am Ende auch ohne Knecht vermag, oder die Lady mit ſo viel Reſignation und Grazie!

36.

In dem Worte „Agapemone“ (ſagt Punch) begegnen ſich Griechiſch und Engliſch. Agape bedeutet im Alt-Griechiſchen „Liebe“; Mone iſt offenbar eine Abkürzung von money (Geld).*) Daß die Agapemonians mit größerem

*) Mone iſt eben ſo gutes Griechiſch, wie agape, und bedeutet: Aufenthaltsort; alſo: Agapemone, Liebes-Aufenthalt.

Rechte Agapemoneyans heißen würden, wird Einem durch Bruder Thomas klar, der es zufolge einer Offenbarung als eine Sünde erkannte, seiner Frau Eigenthum ihr als Witthum auszusetzen." — Wie unverständlich und räthselhaft! Ein Anderer, als der stumme Punch, verhilft uns zur Deutung des Mysteriums. Agapemone heißt ein Ort bei Bridgewater, wo sich eine religiöse Secte gebildet hat, deren Stifter, Mr. Prince, früher der Hochkirche angehörig und längere Zeit Vikar in der Grafschaft Suffolk, bereits in jener Zeit einen Verein von lauter Geistlichen, „Lampeterbrüder" genannt, gründete und jetzt im Wesentlichen Folgendes lehrt: die Zeit der Gnade sey vorüber und der Tag des Gerichts gekommen; Gebet sey daher nicht ferner vonnöthen, weshalb auch die Gesellschaft keinen Sonntag feiert, sondern den Tag einzig mit Spazierengehen hinbringt. Genauer genommen, ist Agapemone nicht sowohl ein Ort, als ein weitläuftiges Gebäude mit vielen dazu gehörigen Garten-Anlagen und einer Flagge auf dem Dache, worauf die Inschrift prangt: „Heil Dir, heilige Liebe!" In diesem Parke treiben sich denn auch, auf einem Bilde des Punch, die Agapemonier auf die sonderbarste Weise umher. Zu des Herrn Prince eifrigsten Anhängern gehörten sechs Misses Nottidge, jede mit einem Vermögen von sechstausend Pfd. Sterl. Drei derselben, Harriet, Agnes und Klara, wußte er unter der Versicherung, daß sie dadurch Gottes besondere Absichten erfüllen würden, an drei seiner Anhänger, darunter obgedachten Thomas, zu bringen. Die diesem Zugedachte, Miß Agnes, weigerte sich zwar anfänglich, und als sie sich endlich fügte, verlangte sie nur einen kurzen Aufschub, um ihre Vermögensangelegenheiten zu ordnen und etwaiger Nachkommenschaft ihr Erbe zu sichern. Allein Herr Prince bemerkte ihr, solcher Anordnung bedürfe es nicht, maßen nach Gottes Absicht ihre Ehe nur eine geistige seyn, folglich keine Descendenz erwachsen werde. Genug, die drei Ehen wurden am nämlichen Tage geschlossen, und Bruder Thomas und Agnes Nottidge ließen sich in Agapemone nieder. Hier aber wollte es der jungen Frau nicht gefallen, und schon nach wenigen Monden verließ sie das Haus und zog zur Schwiegermutter, wo sie — niederkam. Auf das Kind wollte nun der Vater seine Rechte geltend machen; allein die Mutter bestritt sie ihm, und so kam die Sache vor die Jury, welche sich indeß nicht nur zu Erörterungen über einen Rechtsfall, sondern auch über die verdächtige Doktrin und Praxis eines neuen Propheten veranlaßt sah. Ob eine Entscheidung bereits erfolgt ist, verlautet nicht.

37.

Nachdem uns „Professor" Punch auf dem Titelbilde seines achtzehnten Bandes (Nr. 467) die vor der großen Industrie-Ausstellung aller Nationen staunend sitzende Versammlung der Repräsentanten aller Nationen in rundem und gespitztem, breit- und schmalkrämpigem Hut, Helm, Mütze, Barrett und Turban oder barhaupt, abend- und morgenländischem Kostüme, obligaten Meerschaumpfeifen und Glimmstengeln, John Bull nebst Toby an der Spitze der erlauchten Assemblée, einen altersgrauen Mufti, ihm parallel, im Hintergrunde, sich selbst aber von einer Estrade aus docirend und im Eifer des Docirens wie auf den äußersten Zehen schwebend vorgeführt hat, geht er sofort zu einer anderen Angelegenheit des Tages über. Da präsentirt sich Master Jonathan, wie er eine Cuba-Cigarre versucht, die ihm aber, kaum angebrannt, so gar nicht munden will, daß er sie mit essigsaurem Gesichte von sich thut. Auf dem Hauptbilde probirt der amerikanische „Räuberhauptmann" eine Cuba-Cigarre (a Cuba) zu stehlen. Nun, das spolium opimum, so dick wie ein Kanonenlauf, liegt zum Wegnehmen bereit. Aber wer nimmt es? Unter der Thür steht, hüben und drüben an die Pfosten gekammert, eine grimmig energische Mannsgestalt, den rechten Fuß zum Stoß erhoben. Und vor solchem Stoße bebt der Hauptmann, trotz Dolch im Gürtel und geladener Pistole, ehrerbietig zurück. „Lopez und seine Buccaniere, heißt es ein andermal, die so viel auf Kuba bauten, haben gefunden, daß all ihr Bauen in Luftschlössern, recht eigentlich in châteaux en Espagne, bestehe. In der Vorstellungsweise eines Engländers verschmelzen Cuba und Cigarre leicht in Einen Begriff. Darum sind wir nicht überrascht, daß die letzte Affaire in Rauch aufging. Dies ist des Piraten Verhängniß." — Bruder Jonathan bekömmt bei dieser Veranlassung noch einen anderen Hieb. „Alte Raucher werden sich einer Art Cigarre entsinnen, die unter dem Namen „Lopez" verkauft wurde. Lopez, so berühmt geworden, sollte jetzt in „Freibeuter" umgetauft werden. An dieses über Tabak Gesagte sey die Bemerkung geknüpft, daß von literarischer zu gemeiner Freibeuterei in Amerika nur ein Schritt zu seyn scheint, und wir geben Jonathan den Rath, dies (die oft schon dagewesene Rüge des Nachdrucks) in seine Pfeife zu stecken und zu rauchen."

38.

„Es lebe die dramatische und theatralische Republik!" ruft Punch. Denn dies ist die französische Republik, nicht eine soziale und demokratische. Eine deklamirende, singende, tanzende Republik ist es mit Decorationen und Scenenwechsel. Ihr gauklerischer (histrionic) Charakter zeigt sich vorzugsweise in ihrem Repräsentanten Louis Napoleon, dem „Stern von Frankreich", wie er in der Ueberschrift heißt. Seine Präsidentenrolle besteht vornehmlich in Theater-Effekten (stage-business, Bühnenwerk), Herumreiten in voller Uniform, Vertheilen von Kreuzen, Heften von Ordensbändern auf die Brust verdienter Bauern und Glücklichmachen von Weibern und Kindern. Die Gerechtigkeit muß ihm nachsagen, daß er selbst den beschwerlichsten Liebesakt con amore besteht und in den Geist seiner Lage eingeht. Nun müssen, wenn Tag für Tag wiederholt wird: „Da, nehmt diese Börse!" falls der Beutel wirklich Baar enthält, zuletzt auch die vollsten Taschen geleert werden, und wenn Louis Napoleon so fortfährt, Elend zu lindern und Segen zu spenden, muß er die Gans mit goldenen Eiern oder die Gans ohne Eier seyn. Hat er nun auf Entschädigung seitens der Nation gerechnet, hat er demgemäß, um seine als „Charakter" gemachten Schulden bezahlen und seine erschöpfende Rolle fortspielen zu können, einen Antrag auf Dotation stellen lassen, so ist dies ganz vernünftig, vernünftig, daß, wenn man erwartet, es solle der Strom seiner Güte fort und fort fließen, der Nationalwohlstand ihm auch angemessene Zuschüsse dazu gewähre. Er würde sonst ja nichts als eine leere Pumpe seyn. Nein, laßt seine Freunde rufen: „es lebe die Theaterrepublik!" Niedrig denkt das Publikum, welches sich brummend sträubt, die Ausgaben des armen Schauspielers zu decken, während es nach Ordenszeichen lungert. So Punch in humoristischem Ernst über die Dotationsfrage.

Mannigfaltiges.

— Hadschi Mirsa Agassi. In einer neulichen Sitzung der Asiatic Society in London ward ein Portrait des verstorbenen Premierministers von Persien, Hadschi Mirsa Agassi, vorgezeigt, dem eine kurze biographische Notiz über diesen merkwürdigen Mann beigefügt war. Hadschi Mirsa war von geringer Herkunft, besaß aber einige Gelehrsamkeit und große Schlauheit und erlangte einen hohen Ruf als Schwarzkünstler und Astrolog. Als er noch ein armer Lehrer war, reiste er mit einer Pilger-Karawane, in der sich eine Tochter des Schachs Feth Ali befand. Der Hadschi wurde als Mulla zu öfteren Zusammenkünften mit der Prinzessin zugelassen und benutzte diese Vertraulichkeit, um ihr einen Ehe-Antrag zu machen, wofür er auf ihren Befehl mit der Bastonade bedient wurde. Bald darauf zog er die Aufmerksamkeit des Kronprinzen Abbas Mirsa auf sich, der ihn zum Hofmeister seiner Kinder ernannte. In dieser Eigenschaft wußte er sich dem ältesten Sohne des Kronprinzen, Muhammed Mirsa, unentbehrlich zu machen, und er prophezeite, daß Abbas Mirsa vor seinem Vater sterben, und der junge Prinz seinem Großvater auf dem Thron folgen werde. Diese Weissagung traf wirklich ein, und nach der Thronbesteigung seines Zöglings ward Hadschi Mirsa zum Premierminister ernannt. Seine erste Handlung war, die Apanage der Prinzessin einzuziehen, die ihn so schmählich behandelt hatte, und sie dadurch zu zwingen, ihn zu heiraten. Sein Einfluß auf den König war unbegränzt, und man kann sagen, daß er vierzehn Jahre lang das Reich allein beherrschte. Während er diese Gewalt ausübte, that er einiges Gute, indem er Persien vor gänzlichem Verfall bewahrte, aber seine Regierung war äußerst streng, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu bereichern; er häufte große Schätze zusammen und machte Schulden, ohne sie je zu bezahlen. Eine von seinen Maßregeln war, das stehende Heer abzuschaffen, statt dessen er eine Kriegsmacht errichtete, die meistens aus unregelmäßiger Kavallerie und einer starken Artillerie bestand. Er ging hierbei von der Ansicht aus, daß seine Armee der russischen doch nicht widerstehen könne, daß die Unabhängigkeit Persiens am besten durch die Eifersucht Englands gesichert werde, und daß man daher das für den Unterhalt der Armee bestimmte Geld besser anwenden könne. Mit dem Tode des Schachs Muhammed Mirsa hörte seine Macht auf; er mußte vor der Wuth seiner zahlreichen Feinde in einer Moschee Zuflucht suchen, und die erbitterten Pöbelhaufen verfolgten ihn bis an die Thore des Heiligthums, welches sie nicht zu betreten wagten, obgleich er ihre Erbitterung durch die Spottreden, die er ihnen durch das Fenster zurief, aufs höchste trieb. Endlich wurde er durch die Vermittelung des Obersten Jerrant, englischen Geschäftsträgers in Teheran, befreit und zog sich nach Kerbela zurück, wo er seinen Fall nur wenige Monate überlebte. Wie er den Tod Abbas Mirsa's prophezeite, so soll er auch seinen eigenen Todestag vorhergesagt haben.

— Ein indianischer Missionär. Im Sitzungssaale des britischen Unterhauses bemerkte man vor einigen Tagen einen Fremden, der von mehreren Parlamentsmitgliedern mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurde. Bei näherer Nachfrage fand es sich, daß es der ehrwürdige George Copway, sonst Kah-ge-ga Gah Bouisch genannt, war, ein indianischer Häuptling, der sich auf der Durchreise nach dem Friedenskongreß in Frankfurt am Main befand. Vor zwölf Jahren war er ein Jäger in den Hinterwäldern Amerika's und Anführer eines Odschibbeway-Stammes; da er aber in den Jahren 1838 und 1839 Gelegenheit hatte, sich in Illinois aufzuhalten, wurde er zur christlichen Religion bekehrt, ließ sich taufen und kehrte dann zu seinem Volke zurück, entschlossen, sich der geistigen und leiblichen Wohlfahrt desselben zu widmen. Er hat den Plan entworfen, die Indianer des Nordwestens auf einem zwischen den Katarakten von St. Antonius und Minosotah liegenden Gebiete anzusiedeln und sie dadurch an den Landbau und die friedlichen Künste des civilisirten Lebens zu gewöhnen. Die amerikanische Regierung begünstigt diesen Plan, und der Odschibbeway Häuptling ist nach Europa gekommen, um pekuniäre Unterstützung zur Ausführung desselben zu suchen. Er ist ein Mann von majestätischer Gestalt und drückt sich in der englischen Sprache mit großer Gewandtheit aus. Während seines Aufenthalts in Liverpool hielt er zweimal Vorträge, in welchen er seinen Plan ausführlich auseinandersetzte, und bei der Theilnahme, die er dem Publikum einflößt, dürften seine wohlthätigen Bemühungen nicht ohne Erfolg bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 17. August 1850.

England.

Memoiren und Depeschen Sir Andrew Mitchell's, englischen Gesandten am Hofe Friedrich's des Großen.*)

Diese für die Geschichte des großen Königs wichtigen Dokumente sind vor kurzem zum erstenmal in zwei Oktavbänden im Druck erschienen. Wenn wir nicht irren, ist Herr v. Raumer bisher der einzige gewesen, der sie noch im Manuskript benutzt hat. Der Verfasser ist als kundiger Diplomat und persönlicher Freund des Monarchen, bei dem er beglaubigt war, aus der Geschichte jener Zeit hinlänglich bekannt, und wenn auch seine Memoiren in ihrer gegenwärtigen Form durch eine bessere Anordnung von Seiten des Herausgebers gewonnen hätten, so bieten sie doch, namentlich für den deutschen Leser, so viel Interessantes dar, daß eine vollständige Uebersetzung derselben wünschenswerth erscheinen muß. Bis dahin werden einige Auszüge vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn.

Andrew Mitchell ward im Jahre 1708 zu Edinburg geboren. Er begann seine Laufbahn als Rechtsgelehrter, zog sich aber beim Tode seiner Gattin vom Barreau zurück und durchreiste einen großen Theil von Europa, indem er sein Hauptaugenmerk auf das Studium der neueren Sprachen und des Staatsrechts richtete. In Paris machte er die Bekanntschaft Montesquieu's, mit dem er bis zu dessen Tode in der innigsten Verbindung stand. Durch den Einfluß des Marquis von Tweeddale ward er zum Unterstaatssecretair für Schottland ernannt und zum Mitglied des Unterhauses für die Grafschaft Aberdeen erwählt, die er in drei Parlamenten vertrat. Im Jahre 1756 endlich erhielt er den Gesandtschaftsposten in Berlin, in demselben Augenblick, wo der siebenjährige Krieg ausbrach.

Der Feldzug von 1757 ist der interessanteste Abschnitt der Korrespondenz des britischen Diplomaten. Aus dem Lager vor Prag, am Abend nach der blutigsten Schlacht dieses blutigen Krieges, schrieb er folgenden Bericht an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Holdernesse, der die ersten Eindrücke des so eben errungenen Sieges wiedergiebt:

„Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß es heute, etwas vor 10 Uhr Morgens, zu einer Hauptschlacht zwischen den preußischen und österreichischen Armeen gekommen ist, die bis halb drei Uhr Nachmittags dauerte. Das Artillerie- und Kleingewehrfeuer war fürchterlich, doch kann ich noch keine Details von der einen oder der anderen Seite mittheilen. Wir wissen nur, daß der linke Flügel der Preußen, von dem Könige in Person angeführt, den rechten Flügel der Oesterreicher angriff und ihn nach einem höchst entschlossenen Widerstande aus dem Felde trieb. Die preußischen Husaren und die ganze Kavallerie verfolgen den Sieg, und der rechte Flügel der Oesterreicher zieht sich nach der Zasawa zurück. Die preußische Rechte griff die österreichische Linke an, warf sie gleichfalls und trieb sie nach dem Moldaufluße zu. Ein großer Theil ihrer Infanterie hat sich in Prag hineingeworfen. Die Schlacht wurde auf den Anhöhen geliefert, welche jenseits Prag liegen. Die Entfernung kann nicht bedeutend seyn, da ich die verschiedenen Corps marschiren sah und das Kleingewehrfeuer deutlich hörte. Die Armee des Königs von Preußen mochte nach seiner Vereinigung mit dem Marschall Schwerin 70—80,000 Mann stark seyn, die österreichische über 100,000 — Deserteure sprechen von 150,000. Am vergangenen Montag lagerte sich die königliche Armee in der Entfernung eines Kanonenschusses von Prag, ohne auf Widerstand getroffen zu haben, und am Mittwoch marschirte der König, nachdem er die Kunde empfangen, daß Marschall Schwerin die Elbe überschritten habe, Nachmittags mit 20 Bataillons und 36—38 Escadrons aus und warf eine Brücke über die Moldau bei Selz, etwa eine halbe Meile unterhalb Prag. Diese Brücke konnte nicht vor Donnerstag um 1 Uhr fertig werden, um welche Zeit der König sie passirte, aber sich erst am Freitag Morgen mit der Armee des Marschalls Schwerin vereinigte. Marschall Keith kommandirte die Armee diesseits der Moldau. Ein Offizier, der in der Schlacht war, sagte mir, daß die Oesterreicher eine gute Stellung eingenommen hatten, daß sie jedoch von einem Posten zum anderen getrieben wurden; namentlich habe die starke Position vom Ziskaberge, die von den Oesterreichern besetzt war, viele Leben gekostet. Ich kann noch nichts über den beiderseitigen Verlust sagen, der bedeutend seyn muß, aber die ganze preußische Armee vergießt Thränen über den Tod des Marschalls Schwerin, der einer der besten Generale war, welche dieses oder vielleicht irgend ein anderes Land hervorgebracht hat, und dabei einer der vortrefflichsten Menschen. Der König von Preußen befindet sich wohl, obschon tief betrübt über den Verlust Marschall Schwerin's. Prinz Heinrich, Bruder des Königs, war in der Schlacht, ohne jedoch verwundet zu werden; die übrigen Prinzen waren mit der Armee diesseits der Moldau. Ich hoffe, Ew. Excellenz bald einen vollen und klaren Bericht über diesen glorreichen Sieg mittheilen zu können, und übersende dieses Schreiben einstweilen durch meinen Bedienten, Samuel Dony, da ich nur einen Courier bei mir habe, der wahrscheinlich nach St. Petersburg abgefertigt werden muß. Ich verbleibe" u. s. w.

Von der Standhaftigkeit, mit der Friedrich die Unglücksfälle ertrug, die ihm im Laufe des Krieges mehr als einmal verderblich zu werden drohten, giebt auch die Korrespondenz Sir Andrew Mitchell's Zeugniß, der überhaupt dem Charakter des Königs alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein paar Monate vor der Schlacht bei Roßbach, als er sich in einer äußerst schwierigen Lage befand, schreibt Mitchell unter Anderem: „Die Schnelligkeit seines Marsches und der Schrecken seines Namens haben den Franzosen und der Reichsarmee eine panische Furcht eingeflößt und ihre Pläne, wenigstens auf eine Zeitlang, durchkreuzt; da sie aber dreimal so stark sind und ihre Zahl täglich zunimmt, so ist es wahrscheinlich, daß sie bald nach dieser Gegend zurückkehren werden, in welchem Fall wir genöthigt seyn dürften, uns auf Leipzig oder Halle zurückzuziehen, um im Stande zu seyn, uns mit den nach Torgau und Halberstadt abgeschickten Detaschements zu vereinigen, wodurch wir, mit Einschluß der dortigen Besatzungen, ein Corps von ungefähr 27,000 Mann bilden werden. Die preußische Armee ist so in kleinen Abtheilungen über Sachsen zerstreut, daß ich fürchte, sie werde umringt oder durch die Uebermacht erdrückt werden, und dies hätte schon vor sechs Wochen geschehen müssen, wenn die österreichische Haupt-Armee mit größerer Energie vorgegangen wäre. Der König von Preußen trägt seine Unglücksfälle mit vieler Seelengröße, und obgleich sie so schnell auf einander folgen, scheint er nie entmuthigt oder niedergeschlagen. Er zeigt sogar öffentlich eine Heiterkeit und Gefaßtheit, die unter solchen Umständen schwer zu behaupten ist. Bei alledem sieht und fühlt er die verzweifelte Lage seiner Angelegenheiten, aber seine Erbitterung ist stärker als seine politischen Grundsätze."*)

Die Schlacht von Roßbach war vielleicht die glänzendste That des großen Königs. Die Wirkung, die sie in Europa hervorbrachte, war unbeschreiblich. In England namentlich wurde Friedrich dadurch ein Gegenstand des allgemeinen Enthusiasmus. „Ein aufmerksamer Beobachter", sagt Macaulay, „wird noch heutzutage in den Passagierstuben altmodischer Wirthshäuser und in den Sammlungen der Bilderhändler zwanzig Portraits von Friedrich gegen eines von Georg II. finden. Die Schildermaler waren überall damit beschäftigt, den Admiral Vernon in den König von Preußen zu verwandeln." Leider ist die Schilderung, welche Sir Andrew Mitchell von diesem ereignißvollen Zeitpunkte giebt, ziemlich mager und unbefriedigend. Sein Bericht über die Schlacht von Roßbach ist auffallend kurz; indeß verleihen die „vom König von Preußen mitgetheilten Details" ihm doch für uns einigen Werth. Er lautet wie folgt:

„Da der König von Preußen den Major Grant absendet, um Sr. Majestät (Georg II.) die Details über die neuliche Schlacht vom 5ten d. M. zu überbringen, so werde ich dadurch der Nothwendigkeit fast überhoben, mich näher darüber zu verbreiten; da jener Offizier bei dem Treffen gegenwärtig war, so wird er eher im Stande seyn, die Neugier Ew. Excellenz in Betreff dessen, was damals und seitdem vorgefallen, zu befriedigen, und Sie können sich auf den Bericht, den er geben wird, mit Sicherheit verlassen. Allein einige Umstände, die mit diesem Treffen verknüpft sind, scheinen von so außerordentlicher Natur, daß nur die unzweifelhafteste Autorität sie glaubwürdig machen kann. Ich will daher Ew. Excellenz die Details vorlegen, die mir vom König von Preußen mitgetheilt wurden (an account of such particulars I had from the king of Prussia), als ich die Ehre hatte, ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen. Im Ganzen betrug die Zahl der auf dem Schlachtfelde befindlichen preußischen Truppen nicht über 18,000 Mann, von welchen 4500 Dragoner und Husaren waren. Der Feind war nach den mäßigsten Anschlägen 50—60,000 Mann stark. Von den Preußen waren nur sieben Bataillone und die ganze Kavallerie im Gefecht. Der Verlust von Seiten der Preußen an Todten, Verwundeten

*) Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, K. B., Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary to the Court of Prussia from 1756 to 1771. By Andrew Bisset, of Lincoln's Inn, Barrister-at-Law.

*) His resentments are stronger than his political principles, heißt es im Original. Dieser letzte Passus ist nicht ganz deutlich.

und Vermißten beläuft sich auf 373 Mann, wie ich selbst in den Regimentslisten gesehen habe. Man berechnet, daß von der alliirten Armee 800—1000 auf dem Schlachtfelde geblieben sind, und über 6000 geriethen in Gefangenschaft, worunter sich acht Generale und eine große Menge Edelleute von ausgezeichneten Familien befinden. Die Déroute war so allgemein und der panische Schrecken so groß, daß die Leute ihre Gewehre von sich warfen, in der unbeschreiblichsten Verwirrung flohen und die Unstrut bei Freiburg und zwei anderen Ortschaften in der Nacht passirten; und es ist die einstimmige Meinung der preußischen Generale, daß, wenn es noch zwei Stunden hell gewesen wäre, man die französische Armee vernichtet haben würde. Bis jetzt sind siebzig Kanonen in die Hände der Preußen gefallen, und man erwartet noch mehr zu finden, die in den Fluß geworfen wurden. Sie haben funfzehn Standarten, acht Fahnen und zwei Pauken genommen. Die Husaren und Dragoner wurden am 6ten Morgens hinter den Flüchtlingen abgeschickt. Sie haben viele Gefangene gemacht und den Feind bis an die Thore von Erfurt poussirt. Einige flohen bis Jena, und die ganze Armee ist zerstreut. Wie schade ist es, daß die gegenwärtige Lage des Königs von Preußen ihm nicht erlaubt, diesen glorreichen Sieg mit der Energie zu verfolgen, die er stets zu entwickeln bereit ist, und daß er daher nicht die vollen Früchte seiner Arbeiten ärndten kann. Der König von Preußen kehrte in der Nacht vom 9ten nach Leipzig zurück und wird ungesäumt zu seiner Armee in Schlesien abgehen, da er die Nachricht erhalten hat, daß die Oesterreicher Schweidnitz berennt haben. Ich höre, daß der Herzog von Richelieu, unmittelbar, nachdem er Kunde von der Schlacht empfangen, das Land Halberstadt geräumt hat, und man versichert, daß die Reichstruppen und ein Theil der Franzosen sich nach Hessen zurückziehen."

Der Unmuth Mitchell's über den geringen Beistand, welcher dem großen Könige von seinen englischen Verbündeten zu Theil wurde, geht aus mehr als einer Stelle seiner Korrespondenz hervor. „Welch' eine ruhmvolle Rolle könnte England spielen", schreibt er, „wenn es nicht von Schwätzern regiert würde, sondern einen Helden an seiner Spitze hätte, wie den, welchen ich die Ehre habe zu begleiten." Solche Aeußerungen wurden ihm von seinem Hofe übelgenommen, und die Antwort darauf war seine Abberufung. „Als ich diesen Morgen beim Könige erschien", sagt er in seinem Tagebuch, „nahm mich der Monarch bei Seite und rief: Savez vous, mon ami, que vous êtes rappelé; je crois que votre Monsieur Pitt est devenu fou! Ich erwiederte, daß ich so eben einen Brief erhalten hätte, welcher mir meine Abberufung anzeigte, ohne jedoch den Grund anzugeben." Die Sympathie des Gesandten für den König hatte diesem indessen eine gleiche Anhänglichkeit für ihn eingeflößt, und er weigerte sich, ihn gehen zu lassen oder einen Stellvertreter anzunehmen. „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen", sagte Friedrich zu Mitchell, „und ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen." Die Sache endete damit, daß Mitchell auf seinem Posten blieb.

In der blutigen Schlacht von Zorndorf sehen wir ihn von neuem an der Seite des Königs. „Um ein Uhr Nachmittags begegnete ich dem Könige von Preußen im Centrum der ersten Linie, wo er durch den Prinzen Moritz von Dessau an der Spitze einiger Regimenter mit „Victoria!" begrüßt wurde. Ich hielt dies für einen hinlänglichen Grund, ihm zum Siege Glück zu wünschen, welches ich auch that. Er nahm mein Kompliment sehr höflich auf, als ich aber mit ihm die Reihen entlang ritt, flüsterte er mir mit großer Kaltblütigkeit zu: Mon ami, les affaires vont bien mal à gauche, je vais y mettre ordre, mais ne me suivez pas. Er ging also dahin und ergriff mit eigener Hand die Fahne, um die Infanterie zu ermuthigen, die in der größten Unordnung war; aber es half Alles nichts, sie war nicht zum Vorrücken zu bringen, und wenn die Russen ihren Vortheil zu benutzen gewußt hätten, so wäre es mit uns und der ganzen Sache aus gewesen."

Das Tagebuch Sir Andrew Mitchell's, welches den Anhang seiner Korrespondenz bildet, ist zwar kurz und nicht so inhaltreich, als man erwarten könnte, indessen fehlt es ihm nicht an anziehenden Stellen. Hier ist eine Unterhaltung mit Friedrich nach dem Tode der Königin Mutter: „Als der König von dem Hintritt der verwitweten Königin benachrichtigt wurde, hielt er zwei Tage kein Lever; nur die Prinzen speisten mit ihm. Er schickte am Nachmittag zu mir, und ich hatte die Ehre, mehrere Stunden bei ihm zuzubringen. Er schien durch den Tod der Königin Mutter sehr erschüttert — klagte, daß die Schläge des Unglücks zu schnell auf einander folgten, als daß er sie ertragen könne; dann erzählte er mir viel von der Privatgeschichte seiner Familie, von der Art und Weise, in der er erzogen worden, indem er gestand, daß er den Mangel einer guten Erziehung tief empfinde, und zugleich seinen Vater tadelte, aber mit großer Aufrichtigkeit und Sanftmuth und mit dem Zusatze, daß er in seiner Jugend bien étourdi gewesen und den Zorn seines Vaters verdient habe, den aber der verstorbene König, ein Mann von heftigem Temperament, zu weit getrieben hätte. Er erzählte mir, daß er auf das Zureden seiner Mutter und seiner Schwester von Baireuth ein eigenhändiges Versprechen gegeben habe, Niemand anders zu heiraten, als die Prinzessin Amalie von England; dies sey unrecht gewesen und habe seinen Vater aufgebracht. Er könne seine Handlungsweise nur durch seine Jugend und seinen Mangel an Erfahrung entschuldigen; unglücklicherweise wäre sein Versprechen entdeckt worden, indem die verstorbene Königin Karoline, der man es zugeschickt habe, es dem General Diemar zeigte oder mit ihm davon sprach. Letzterer habe das Geheimniß an Seckendorff verrathen, der es dem König von Preußen mittheilte; diese Entdeckung und sein Fluchtversuch hätten sein Unglück verursacht. Ueber seine Flucht sagte er mir, daß er lange unglücklich gewesen und von seinem Vater hart behandelt worden sey; was ihn aber zu diesem Entschlusse trieb, war, daß ihn sein Vater eines Tages schlug und an den Haaren zog, und in diesem zerzausten Zustande mußte er der Parade beiwohnen, so daß er sich von diesem Augenblicke an entschloß, es coûte qui coûte zu versuchen. Während seiner Gefangenschaft in Küstrin habe man ihn aufs grausamste behandelt; an das Fenster geführt, um Katte enthaupten zu sehen; er sey in Ohnmacht gefallen. Katte hätte sich retten können, da ihn der dänische Gesandte gewarnt habe, aber er zögerte, wie er (der König) glaube, wegen eines Mädchens, mit dem er eine Liebschaft hatte. Die glücklichsten Jahre seines Lebens, sagte er, wären in Rheinsberg verbracht worden, einem Schlosse, welches er seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, geschenkt hat. Dahin habe er sich nach seiner Gefangenschaft zurückgezogen und sich dort bis zum Tode des verstorbenen Königs aufgehalten, indem er sich hauptsächlich mit dem Studium beschäftigte und die Mängel seiner Erziehung durch Lektüre, Exzerpiren aus Büchern und den Umgang mit den Leuten von Verstand und Geschmack, die um ihn waren, verbesserte. Er sprach viel von den Verpflichtungen, die er der Königin Mutter schuldig sey, und von seiner Anhänglichkeit an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, mit der er aufgewachsen. Er bemerkte, daß die Harmonie, die in seiner Familie herrsche, großentheils von ihrer Erziehung herrühre, welche, unvollkommen und mangelhaft in manchen Punkten, das Gute an sich hatte, daß die Kinder nicht wie Prinzen, sondern wie die Kinder von Privatpersonen erzogen wurden. Er gedachte der Mißhelligkeiten, die zwischen seiner Familie und der von Hannover obgewaltet, und sprach auch von dem Testament des verstorbenen Königs, aber mit großer Mäßigung. Er sagte mir, daß es seine Absicht sey, so lange als möglich in Böhmen zu bleiben und die Fourage zu zerstören, die nicht verbraucht werden könne; daß sein Bruder, der Prinz von Preußen, dasselbe an den Gränzen der Lausitz thun werde; hierdurch würde es dem Feinde schwer werden, ihn zu verfolgen."

Wir schließen unsere Auszüge mit einem Berichte des Gesandten an Lord Holdernesse, in welchem der König als Schriftsteller und Mitchell als Kritiker erscheint. Letzteres Amt ist bekanntlich nicht immer ein sehr dankbares; da jedoch ein königlicher Autor ziemlich nachsichtige Rezensenten zu finden pflegt, so scheint auch die bescheidene Kritik Mitchell's das gute Einvernehmen zwischen Beiden nicht gestört zu haben. „Vor etwa acht Tagen", schreibt er, „als ich beim König von Preußen speiste, sah ich ein Buch auf dem Tische liegen, welches, wie er mir sagte, zum Geschenk für mich bestimmt sey; der Titel desselben ist: „Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci". Er sagte, daß er es selbst geschrieben habe, um seine Mußestunden auszufüllen; es enthalte einige Nachahmungen des Horaz, Lucretius und Ovid; er habe es nie für die Oeffentlichkeit bestimmt, obwohl einige Exemplare in seiner eigenen Presse in Potsdam gedruckt worden, die er unter seine intimsten Freunde vertheilte, u. s. w. Vor kurzem sey das Buch in Frankreich und später in Holland verstohlenerweise herausgegeben worden, er sey aber noch nicht im Stande gewesen, zu entdecken, wer sein Vertrauen hintergangen habe; im Nachdruck wäre Manches ausgelassen, verändert oder verstümmelt worden, und er habe sich dadurch genöthigt gesehen, es von neuem mit größerer Korrektheit und Sorgfalt drucken zu lassen. Er war so freundlich, hinzuzufügen, daß, sobald die neue Auflage fertig sey, er mir ein Exemplar geben wolle, welches ich nicht verfehlen werde, Ew. Excellenz zuzustellen. Unterdessen bat er mich, das zu lesen, was er mir jetzt gegeben, indem er einen Wink fallen ließ, daß er es gern sehe, wenn es in England bekannt würde, daß das Buch nicht nur ohne seine Erlaubniß, sondern gegen seinen Willen erschienen sey. Diese Erklärung betrachtete ich als eine Art von Entschuldigung für das Werk, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als es durchzulesen; aber meine Neugier wäre mir beinahe theuer zu stehen gekommen, denn am folgenden Tage fragte mich der Philosophe nach meinem Urtheil, und da er wahrnahm, daß ich scheu und zurückhaltend war, so drängte und ermunterte er mich, frei heraus zu reden, was ich, ohne mich zu verstellen, um so leichter thun konnte, da in der That an dem Buche mehr zu bewundern, als zu tadeln ist. Ich lobte mit Anstand und ohne Uebertreibung und tadelte mit Offenheit, was mir tadelnswerth erschien, und dies hat uns fünf bis sechs Tage lang Stoff zum Tischgespräche geliefert, wo nur Se. Majestät gegenwärtig waren. Die Details sind zu geringfügig, um schriftlich mitgetheilt zu werden, und ich erspare sie daher bis zu der Zeit, wo ich das Glück habe, Ew. Excellenz in England zu sehen. Es ist aber nicht mehr als gerecht, wenn ich erkläre, daß der König meine unmaßgeblichen Bemerkungen mit Freundlichkeit und Geduld anhörte, und ich muß zugleich hinzufügen, daß von allen Schriftstellern, die ich je gekannt habe, der Philosophe de Sans-Souci die Kritik am besten verträgt."

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.

(Fortsetzung.)

„Diese Dekrete" — heißt es in dem Taylorschen Werke — „setzten dem Wohlstande der kalifornischen Niederlassungen ein Ziel. Als die Patres die Kolonieen ihren Händen entrissen sahen, thaten sie nichts mehr zur Beförderung des Anbaus, während die Indianer ohne die treibende Aufsicht der Mönche in ihre nationale Trägheit verfielen. Viele von ihnen verließen ihre Felder und führten ein Vagabundenleben in den Gebirgen, und bald hatten mehrere von den Niederlassungen ganz zu existiren aufgehört. Indeß erließ im Jahre 1843 der Gouverneur Micheltorena eine pomphafte Proclamation, in der er unter dem Vorwand der Liebe zum katholischen Glauben den früheren Stand der Dinge wieder einzuführen versprach, und gab zwölf Niederlassungen den Priestern zurück. Die den Privatpersonen gemachten Schenkungen an Land sollten jedoch denselben verbleiben. So viel ich in Erfahrung brachte, sind diese Verordnungen nie recht zur Ausführung gekommen; auch machte die baldige Ver-

San Francisco bei Nacht.

„Nie habe ich etwas Aehnliches gesehen, wie den Anblick, den die Stadt in der Nacht, vom Wasser aus gesehen, darbietet. Die Häuser, die meist aus Segeltuch gefertigt sind, lassen die Lampen durchscheinen und bekommen dadurch das Ansehen, als beständen sie aus einer leuchtenden Materie. Da nun auch die Abhänge der an der Stadt anliegenden Hügel von Zelten besetzt sind, so schimmert das Ganze gleich einem Amphitheater von Feuer. Hier und da bilden darin die Aushängelampen der Spielhäuser besonders glänzende Punkte, und durch das unbestimmte Gemurmel der Straßen tönt von ebendaher dann und wann der Schall von Musik. Die ganze Aussicht hat etwas Phantastisches, Ungreifbares an sich; es ist Einem, als blicke man auf eine Stadt in der Laterna magica, die man mit einer Handbewegung aufbauen und verschwinden machen könnte.

Die einzigen Orte, die man bei Nacht besichtigen kann, sind die Spielhäuser. Wir brauchen nicht lange nach einem zu suchen. Denison's Exchange, das Parker House und Eldorado sitzen dicht neben einander, gegenüber die Verandah und der Aguila de Oro, weiter hinauf auf der Plaza St. Charles und Bella Union, während Dutzende solcher Etablissements von der zweiten Ordnung durch die weniger frequentirten Straßen zerstreut liegen.

Der Zulauf ist am größten im Eldorado, und es hält schwer, hineinzudringen. Der Raum wird von acht dichtumdrängten Tischen eingenommen. Die Einsätze sind gewöhnlich gering; nur nach großen Gewinnen kömmt es vor, daß so lange doublirt wird, bis der Spieler Alles verloren hat oder die Bank gesprengt ist. Am Ende des Saales befindet sich ein großer Schänktisch, der mit allerhand schlechten Getränken besetzt ist, und auf einer Art Galerie, die von der Decke herabhängt, spielt ein Frauenzimmer mit allem Aufwand ihrer Armeskräfte Violine, um die Aufregung des Spieles in Gang zu halten.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Flußschifffahrt auf der Wolga.

Die Wolga, einer der größten Ströme der Welt und die wichtigste Handelsstraße Rußlands, verbindet theils unmittelbar, theils durch ihre Nebenflüsse vierundzwanzig Gouvernements, Sibirien, das Weiße, Baltische, Schwarze und Kaspische Meer und dient nicht allein zum Binnenhandel, sondern gewährt auch drei Vierteilen der Bevölkerung des russischen Reichs die Möglichkeit, den Ueberschuß ihrer Produkte nach den Märkten des Auslandes zu versenden. Nach amtlichen Angaben beträgt die Zahl der Fahrzeuge, welche die Wolga und ihre Nebenflüsse beschiffen, im Durchschnitt nicht weniger als zwanzigtausend jährlich, deren Ladungen einen Werth von siebzig Millionen Silberrubel erreichen, und bei dem Aufschwung, in welchem Handel und Industrie begriffen sind, sieht eine noch viel größere Ausdehnung dieser Schifffahrt zu erwarten.

Die Städte Rybinsk und Nijnji-Nowgorod sind die beiden Hauptknotenpunkte des ganzen Stromgebietes. Von hier aus wird die Ladung der tiefgehenden Fahrzeuge, welche die untere und mittlere Wolga heraufkommen, auf kleineren Barken weiter geschafft, und zwar von Rybinsk stromaufwärts und auf den Kanälen von Wyschnji-Wolotschok, Tichwin und Mariinsk nach St. Petersburg, von Nijnji aber die Oka hinauf nach Moskau.

Die obere Wolga ist von 3 bis 20 Fuß tief und 20—200 Faden breit; die Tiefe der unteren beträgt 3—40 Fuß, die Breite 200 Faden bis 4 Werst. Von Rybinsk bis zum Gouvernement Saratov hinunter zählt man 21 Sandbänke, 8 Inseln und 6 Stromschnellen (porog); weiter abwärts bis zum Kaspischen Meer ist die Navigation ganz unbehindert. Die seichteste Stelle, wo es nur vier Fuß Wasser gibt, ist an dem sogenannten Teljatschi-Brod (Kälberfurt), sieben Werst unterhalb Nijnji-Nowgorod; der gefährlichste Punkt aber, wegen der vielen Strudel, ist Kosmiwyi-Jar (Knochenfels) unterhalb Samara. Die Oka hat eine Tiefe von 4 bis 17 Fuß und eine Breite von 50 bis 200 Faden.

Die Wolga- und Oka-Schifffahrt wird mit Segel- und Ruderfahrzeugen aller Art betrieben; unter Anderem gebraucht man auch Kähne, die von Pferden gezogen werden. Schleppdampfschiffe gab es vor dem Jahre 1847 auf der Wolga nur zweiundzwanzig von 35—100 Pferdekraft und mit Niederdruck; ihr Gang war langsam, und sie konnten eben so wenig, wie die von Pferden gezogenen Fahrzeuge, der Zuganker entbehren. Nur eines, der eiserne Dampfer „Wolga", der auf Kosten einer Petersburger Compagnie in Holland erbaut worden, hatte 250 Pferdekraft und entsprach vollkommen seiner Bestimmung. Dieses Dampfboot machte im Jahre 1847 vier Reisen und führte von Samara nach Rybinsk 310,250 Pud Weizen, von Samara nach Nijnji-Nowgorod 76,000, von Teljatschi ebendahin 67,000, im Ganzen also 453,250 Pud. Hierauf wurden zu Rybinsk von dem Ingenieur Röntgen zwei Dampfschiffe von 460 und 500 Pferdekraft nebst 13 Lastkähnen gebaut und ein anderes von 100 Pferdekraft in Angriff genommen. Zu gleicher Zeit bildeten sich mehrere neue Dampfschifffahrts-Gesellschaften, die es unternahmen, Fahrzeuge von verschiedener Größe, je nach der Tiefe des Fahrwassers, für welches sie bestimmt sind, und mit den neuesten Verbesserungen zu bauen, zu welchem Zwecke die Regierung sie mit verschiedenen Privilegien ausgestattet hat. Bis jetzt aber wird kaum der hundertste Theil der auf der Wolga transportirten Waaren auf die Dampfschiffe verladen.

Je mehr sich der Handel Rußlands entwickelt und namentlich bei zunehmendem Absatze russischer Fabrikate nach Transkaukasien, so wie über den Hafen von Nowo-Petrovsk und das Fort Raimsk (auf dem östlichen Ufer des Aralsees, am Ausflusse des Sir-Darja) nach Mittel-Asien, desto glänzender werden sich auch die Aussichten der Wolga-Dampfschifffahrt gestalten, der es vielleicht vorbehalten ist, diesen Strom, wie vor Alters her, in eine Handelsstraße zu verwandeln, die das westliche Europa mit den süd-östlichen Regionen Asiens verbindet. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Der Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation ist im besten Fortgange und wird durch den Eifer und den Fleiß seines Verwaltungsrathes unter der energischen Führung seines Vorsitzenden, Assessors Dr. Gaebler, binnen kurzem eine höchst einflußreiche Stellung auf dem Felde seiner Wirksamkeit einnehmen, wie sie seinem eben so furchtlosen, als einsichtigen und emsigen Wirken für die vaterländischen Interessen und die der Auswanderer gebührt. — Seit einiger Zeit vertheilt der Verwaltungsrath auch verschiedene, in seinen öffentlichen Sitzungen gehaltene Vorträge unter die Mitglieder des Vereins. Der letzte veröffentlichte,*) eine Arbeit des durch seine gemeinnützige Thätigkeit für unsere nationalen Interessen rühmlichst bekannten Dr. Asher, Direktors der Berlin-Hamburger Eisenbahn, verbreitet sich auch über den deutschen Handel an der Westküste Amerika's. Die Angaben und Beweise sind hauptsächlich Nopitsch's kaufmännischen Berichten (gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegskorvette „Galathea" in den Jahren 1845, 1846 und 1847) und einem handschriftlichen Bericht des Hamburgischen Konsuls zu Lima vom vorigen Jahre entnommen. Das Mitgetheilte weist wieder schlagend nach, wie unsere Industrie nicht durch Staatsmittel und Schutzzölle gründlich gehoben werden kann, sondern nur durch den Verstand und die Anstrengungen unserer Industriellen, durch die vermehrte Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse und die Launen ihrer Abnehmer und vor allen Dingen durch eine größere Reellität im Geschäftsbetriebe.

— Aus einer alten Reise nach Kalifornien. In Harris' „Collection of Voyages" befindet sich eine Beschreibung von Shelvocke's Reise um die Welt, die er im Jahre 1719 von England aus antrat und auf der er auch nach Kalifornien kam. In seinen Bemerkungen über dieses Land kömmt unter Anderem folgende Stelle vor: „Der Boden um Puerto Seguro und wahrscheinlich in den meisten Thälern ist eine fette, schwarze Dammerde, die, wenn man sie aufgräbt und der Sonne zuwendet, wie mit Goldstaub vermischt erscheint. Wir bemühten uns, einen Theil davon zu säubern und den Sand abzuwaschen, obgleich wir nicht glauben konnten, daß das kostbare Metall mit gemeiner Erde untermischt seyn könne; je mehr wir aber den Sand abwuschen, desto mehr hatte das, was übrigblieb, den Anschein von Gold. Um darüber Aufklärung zu erhalten, beschloß ich etwas davon mitzunehmen, welches aber leider bei dem Unglück, das uns in China befiel, verlorenging." — So wurde man also nur durch einen Zufall daran verhindert, schon vor mehr als hundert Jahren die goldene Aerndte einzusammeln, welche jetzt alle Glücksjäger der alten und neuen Welt nach dem kalifornischen Eldorado zieht.

— Der Drucker zu Safed und Jerusalem. In meinem Aufsatze über die Presse zu Safed, in Nr. 97 des Magazins, habe ich den Verfasser des Werkes „Peat Haschulchan", Rabbi Israel, und den Drucker zu Safed, Rabbi Israel, für identisch gehalten, dies ist jedoch, wie mich eine nochmalige Vergleichung meines Materials überzeugt, ein Irrthum. Beide sind eingewanderte Rabbinen aus Polen, aber der Verfasser des genannten Werkes war ein großer Gelehrter, während der Drucker ein technisches Genie ist. Spence Hardy in seinen „Notices of the holy Land" (London, 1835), S. 244, sagt von ihm, daß seine Typen und Geräthe alle an Ort und Stelle damals in Safed unter seiner Leitung gefertigt worden. Aehnlich spricht der Missionär Nicolayson zu Jerusalem im J. 1842 von ihm. Er sagt („Jewish Intelligencer", 1842, S. 406): „Ich besuchte Rabbi Israel, den ich früher mehrmals gesehen. Er gehört der Sekte der Chasidim an und hat in seinem Hause eine kleine Synagoge, wo sich einige dieser Sekte zum Gebete versammeln. Dieser Rabbi Israel ist ein sehr ingeniöser Mann. Er hat neulich eine Druckerei hier (in Jerusalem) errichtet, worin er zwei Pressen hat und achtzehn Menschen beschäftigt. Doch das Merkwürdigste an der Sache ist, fast Alles, was zur Presse gehört, ist hier unter seiner Leitung gefertigt worden. Die Lettern hat er selbst gegossen." Wenn wir nicht irren, hat Sir Moses Montefiore dem fleißigen Rabbi eine englische Presse zum Geschenk gemacht. Unter den achtzehn beschäftigten Personen sind aber auch Buchbinder und vielleicht auch Verkäufer der Druckſachen. Nach Hardy hat Rabbi Israel in Safed sogar dreißig Menschen neben zwei Pressen beschäftigt. Er nennt sich gewöhnlich: Israel den Abraham B'I (בי), was aber die letzte Abbreviatur bedeutet, ist nicht ganz sicher. Schwerlich gehört Rabbi Israel zur alten Druckerfamilie Bak in Prag. Er ist aus Berditschev. S. L.

*) Auch im Buchhandel erschienen unter dem Titel: „Ueber die deutschen Handelsverhältnisse zu den Ländern des westlichen Amerika. Ein Vortrag, gehalten am 8. Mai 1850 im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation zu Berlin von Dr. E. W. Asher." (Mit beigefügtem amtlichen Bericht des Herrn Butler King über Kalifornien.) Berlin, 1850. W. Herz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erschinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 20. August 1850.

Frankreich.

Das Urtheil eines Amerikaners über Napoleon.*)

Bonaparte ist der genaueste und hervorstechendste Ausdruck des 19ten Jahrhunderts gewesen, der Intelligenz und der Thatkraft, des Gedankens der gebildeten Geister und der Bestrebungen der Massen. Swedenborg behauptet in seiner „Theorie der Natur", daß jedes Organ aus homogenen Kügelchen und einem Ganzen von gleichartigen Theilen bestehe: demnach wären die Lungen von einer Anzahl kleiner Lungen gebildet, die Leber aus kleinen Lebern, die Milz aus kleinen Milzen u. s. w. Wenn nach dieser Analogie ein Mensch allein die Incarnation der Volksherrschaft gewesen ist, wenn Napoleon sagen konnte: „Ich bin Frankreich", so geschah dies, weil die von ihm beherrschten Menschen kleine Napoleons sind.

In unserer Gesellschaft besteht ein immerwährender Antagonismus zwischen den konservativen und demokratischen Klassen; zwischen denen, die ihr Glück gemacht haben und den Jüngeren oder Aermeren, die es zu machen suchen; zwischen den Interessen der todten Arbeit, d. h. der Arbeit der schon längst im Grabe Ruhenden (mag solche in öffentliche Fonds umgewandelt seyn oder in Domänen, die müßigen Kapitalisten gehören) und den Interessen der lebenden Arbeit, welche nach dem Besitz von öffentlichen Fonds und von Domänen trachtet. Die erste Klasse ist furchtsam, selbstsüchtig, anti-liberal, jeder Neuerung Feind, wird aber unaufhörlich durch den Tod dezimirt. Die zweite Klasse ist ebenfalls egoistisch, aber gewaltsam, kühn, selbstvertrauend, übertrifft sie die erstere durch die Zahl und rekrutirt sich durch tägliche Geburten. Das ist die Klasse der Industriellen und der Arbeiter, in Amerika sowohl als in England, in Frankreich wie in Europa; es ist die unternehmende und thätige Klasse. Napoleon ist ihr Repräsentant gewesen: der Volksgeist hat Napoleon überall als die Verkörperung der Demokratie bezeichnet, deren Tugenden und Fehler, deren Geist und Ziel er stets zur Schau trug. Das Bestreben der Demokratie ist materiell, indem es nach sinnlichem Genuß strebt und diesem Intelligenz, Wissen und Talent unterordnet. Reich werden ist das große Ziel des Jahrhunderts. Der Koran sagt, daß Gott jedem Volke einen Propheten in seiner eigenen Sprache gebe; Paris, London und New-York, der Geist des Handels, der Geist des Geldes und der materiellen Macht mußten auch ihren Propheten haben: es ist Bonaparte.

Die Anekdoten über Napoleon, seine Geschichte, seine Memoiren sind von den Lesern verschlungen worden, weil Jeder in diesen Büchern seine eigene Geschichte studirt. Napoleon ist ganz und gar der moderne Typus, auf dem Höhepunkt seines Glückes ist er sogar der Ausdruck des Journalismus, dieser Stimme des herrschenden Gedankens. Er ist kein Priliger, kein Pfaffe, wie er selbst sagte, aber er ist auch nichts weniger als ein Held in poetischem Sinne des Worts. Der gewöhnliche Mensch findet in ihm die Eigenschaften und Hülfsquellen gewöhnlicher Menschen; er findet in ihm seinesgleichen, das verwirklichte Ideal des einfachen Bürgers, der durch sein Verdienst zu jener hohen Stellung gelangt ist, wo man alle den einfachen Bürger charakterisirenden Neigungen befriedigen kann, die man aber zu verhehlen gezwungen ist, wenn man sie nicht verfolgen kann. Jeder einfache Bürger des 19ten Jahrhunderts strebt danach, wie Napoleon, gute Gesellschaft zu genießen, in bequemen Wagen zu reisen oder spazieren zu fahren, eine gutbesetzte Tafel und unzählige Bediente zu haben, der Wohlthäter seiner Umgebung zu seyn, sich durch den Luxus der Künste zu zerstreuen und alle mögliche Ehrenbezeigungen in sich zu vereinigen. Der Gedanke ist süß, daß es nicht unmöglich sey, zu allen diesen Genüssen zu gelangen, da ein einfacher Bürger dahin gekommen ist.

Es ist eine Wahrheit, daß der zur Personifizirung der Massen Erwählte nicht nur der Repräsentant, sondern auch der alleinige Eigenthümer des Gedankens der Anderen wird. So machte sich Mirabeau ohne Skrupel zum Plagiarius aller guten Ideen, sogar aller guten Phrasen seiner Zeitgenossen. Napoleon, mächtiger und volksthümlicher als Mirabeau, machte sich noch mehr als der große Redner zum Mittelpunkt des Geistes und des Genies von Frankreich. In der That hört ein Mensch, wie Napoleon, bald auf, seine eigenen Worte und Meinungen zu äußern; er nimmt Alles in sich auf, um es mit mehr Energie wiederzugeben; er allein ist es, der die Schlachten gewinnt, der den Kodex redigirt, der Gewichte und Maße regelt, die Alpen nivellirt und die Landstraßen baut. Die Ingenieure und Gelehrten, das Talent und die Intelligenz geben ihm Alles hin: Napoleon nimmt Alles an, drückt sein Gepräge auf Alles, und seine Originalität wird um so größer, da Frankreich durch seinen Mund redet, durch seinen Arm handelt.

Aus demselben Grunde geht er ganz gerade auf den Ausdruck seines Willens los, er hat keine Veranlassung, das sich vorgesetzte Ziel zu bemänteln, er empfindet keine kleinliche Besorgnisse, welche die in Verlegenheit bringen, die nur nach einer partiellen Größe streben. Das Gefühl ist nur noch gut für Weiber und Kinder; die wirkliche That ist so großartig geworden, daß sie die Verfolgung des Ideals der Träumer ganz überflüssig gemacht hat. „Sire", sagte Fontanes zum neuen Kaiser im Jahre 1804, „der Wunsch nach Vollkommenheit ist die schlimmste der Krankheiten, welche den menschlichen Geist jemals heimgesucht haben." Hierbei drückte Fontanes noch Napoleon's eigene Meinung aus, welcher mit Verachtung von den Kämpfern für Freiheit und Fortschritt sagte: „Es sind Ideologen." Necker war ein Ideologe; Lafayette war ein Ideologe. Ein italiänisches Sprüchwort sagt in diesem Sinne: um zu regieren, dürfe man nicht zu gut seyn; und in der That, es ist ein Vortheil, in gewissen Gränzen den edelen Gefühlen entsagt zu haben, dem Mitleid, der Dankbarkeit, dem Edelmuth — diesen Schranken, welche die Einen aufhalten und dadurch den Anderen den Weg erleichtern, — wie der reißende Fluß, der nicht zu passiren ist, im Winter mit Eis bedeckt, einen soliden und ebenen Uebergang darbietet.

Napoleon verzichtet auf Wunder und Zauberkünste; durch seinen Kopf und seinen Arm will er das Ziel erlangen. Nur natürliche Kräfte nimmt er zu Hülfe, aber deren Stärke berechnet er mit mathematischer Genauigkeit und fügt jenen Kräften die Macht seines Genies hinzu. Niemand hat besser, als er, die Eigenthümlichkeiten und die Verwendung des Goldes und des Eisens, der Soldaten und der Diplomaten gekannt. Er macht sie allgemein geltend, weil er niemals die Anwendung der Theorie auf die Praxis aus den Augen läßt. In diesem Sinne ist die Kriegskunst auch für ihn eine arithmetische Regel; sie besteht darin, daß er stets an den Angriffspunkten mehr Truppen hat, als seine Feinde. Alle seine Manöver gehen darauf hinaus, ihre Linie zu durchschneiden und sie getheilt zu vernichten. Die Schnelligkeit seiner Bewegungen verleiht ihm das relative Uebergewicht der Zahl. In der Wahl der Mittel, in ihrer Einfachheit und ihrem Zusammenhang liegt das Geheimniß seiner Triumphe.

Napoleon hatte sich selbst zu dem gemacht, was er war; indessen muß man auch zugeben, daß er der Mann der Vorsehung ist, weil er so zur rechten Zeit kömmt, mit dem zu seinem Werke erforderlichen Charakter und außerdem mit der Vorahnung von seinem Glück und mit dem Glauben an seine Bestimmung. Seine Lieblingsrede war die Anspielung auf seinen Stern; er nannte sich den Mann des Schicksals. „Man klagt mich großer Verbrechen an", sagte er: „Männer von meiner Art begehen keine Verbrechen. Nichts ist einfacher als meine Erhebung: vergebens wird man sie der Intrigue zuschreiben. Ich bin mit der Meinung der Massen und mit den Ereignissen gegangen. Wozu würden mir Verbrechen gedient haben?" Als er von seinem Sohne sprach, äußerte er: „Mein Sohn kann mich nicht ersetzen; ich selbst würde nicht im Stande seyn, es zu thun, denn ich bin das Geschöpf der Umstände."

Trotz seiner fatalistischen Stimmung überläßt er sich wenig dem Zufall und verliert seine Zeit nicht mit wortreichen Demonstrationen. Napoleon ist Realist, der von Schwätzern und die Wahrheit gern verdunkelnden Sophisten gefürchtet wird. Er sieht, wo das Stoffliche ihm Widerstand leistet, er erforscht die Triebkraft, die es in Bewegung setzen, den Hebel, mit dem es gehoben werden muß, und der Widerstand ist besiegt. So sind die Schlachten in seinem Kopfe schon im voraus gewonnen worden, und weil er Alles vorhergesehen, kann er des Rathes entbehren.

Die Geschichte erzählt von vielen geistesschwachen Königen und Herrschern; sie sind zu beklagen, weil sie ihr Handwerk nicht verstehen. Napoleon kannte das seinige: er zögerte niemals, weder in der Politik noch im Kriege, weil er einen Plan hatte, dessen Ausführung er Alles opferte, weil die Einheit seiner Ansichten ihn unbeugsam gegen die kleinen Hindernisse machte, von denen sich die Alltagsmenschen aufhalten lassen. Hätte es in seiner Macht gelegen, er würde die gerade Linie abgekürzt haben, um schneller zum Ziele zu gelangen. Einmal entschieden, ging er vorwärts, Alles aufs Spiel setzend, nichts schonend, weder Munition, noch Geld, noch Soldaten, noch Generale, noch sich selbst.

Man kann ihn demnach nicht grausam nennen, obgleich er nicht Menschenleben schonte, wenn es galt, ein Hinderniß zu überwinden. Wir haben es gern, wenn jedes Wesen Gottes seine Bestimmung den Naturgesetzen gemäß ausführt; möge es ein friedliches Lamm oder eine Klapperschlange seyn. Ist der Krieg aber das beste Mittel, die nationalen Streitigkeiten zu regeln, — womit die große Mehrheit einverstanden zu seyn scheint, — so hatte Bonaparte Recht. Er fühlte, daß man ebensowohl Menschen opfern müßte, um sich zu erhalten,

*) Aus Emerson's Representative Men. Vgl. Nr. 41 des Magazins.

[illegible] Mr. Bennet [illegible] [illegible] [illegible]

Copyright © 2000 Elsevier Science Ltd. All rights reserved.

Received 15 March 2000; received in revised form 15 May 2000; accepted 15 May 2000

*Author to whom correspondence should be addressed. Tel.: +1-617-253-4584; fax: +1-617-258-8224; e-mail: dsadoway@mit.edu

schrieben, würde also statt des Dramas eine Oper fabrizirt haben, weshalb denn auch Herr Scribe des Dichters eigentliche Intention zur Ausführung und Reife bringe. Freilich läßt sich, von diesem Dithyrambus etwas abweichend, ein anderer Kritikus so vernehmen: nach dem Libretto zu urtheilen, habe der trübselige Skribler Scribe Shakespeare's „Sturm" in der Art zugerichtet, wie Luther's „Eine feste Burg" in Meyerbeer's „Hugenotten". Allein, was wird ein solches Urtheil Herrn Scribe kümmern? Er hat das beste Theil dahin. Am Vorabend seiner Rückreise nach Paris wurde er und sein musikalischer Kollege auf Herrn Lumley's, des Unternehmers der italiänischen Oper, am Ufer der Themse gelegenen Villa eingeladen, wo ihnen zu Ehren ein prächtiges Festmahl bereitet war. Daran nahmen Herzoge, Marquis und Grafen, hochangesehene Mitglieder der Parlamentshäuser, Herr von Brunnow und andere Gesandte, incl. die Nepalesen und Quintessenz von Londons Künstlern und Schriftstellern, und eine Auswahl Damen der high fashion Antheil. Die Küche dirigirte der berühmte Landsmann der Gefeierten, der große Soyer, und glänzende Erleuchtung des Parks vollendete den Zauber des nächtlichen Festes. Da mußte den Librettisten wohl der Kopf schwindeln, und in der Tiefe seiner Dankbarkeit entschloß er sich, das Rezept zu veröffentlichen, wodurch es ihm gelungen war, aus dem Schwan von Avon die leckerste Fricassée zu bereiten und den Beifall eines „erleuchteten und Shakespeare liebenden Auditorii" in solchem Maße davonzutragen. Auch Punch wurde bei Zeiten mit einer Abschrift des Dokumentes beehrt und theilt Letzteres in Nr. 467 mit.

„Man schneide den Schwan in Stücke und nehme Herz und Gehirn weg. Man thue die Stücke in einen ehernen (brazen, fig. unverschämt) Kessel. Man mache darüber ein helles Feuerchen und sache es an mit dem Gedichte „Venus und Adonis". Man schüre es mit der Fußzehe der Mlle. Grisi, bald stark, bald schwach, bald gar nicht. Man nehme Lablache als Blasebalg, um den Braten ins Wallen zu bringen, und eine Arie der Sonntag als Champagner zum Kühlen. Vermittelst einer Arie von Coletti bringe man ihn wieder ins Wallen. Man kühle und siede, siede und kühle, bis die Fragmente des Schwans ganz und gar aufgelöst sind. Man filtrire dies durch gefärbten Kannavas und trage es ganz heiß und dampfend auf die Tafel, und das erleuchtete Publikum wird närrisch vor Vergnügen seyn, daß ein französischer Koch solch' eine bewundernswerthe Fricassée aus seinem angebeteten Schwan von Avon zu Stande gebracht hat. NB. Ohne Zweifel würde es dem Gericht einen feinen Wohlgeschmack geben, wenn das Feuer aus dem Sparrwerk von Shakespeare's Geburtsstätte gemacht würde." — Zu allerletzt ertheilt Punch, die Stirn in tiefe Falten runzelnd, dem Herrn Scribe, der so vortreffliche französische Gänse auszubrüten wisse, den Rath, sich mit dem Schwan von Stratford nicht weiter zu bemühen.

40.

Nr. 468 bringt die erste Salve, die Punch auf Lord Brougham abfeuert. Fast auf jeder Seite neckt ihn der Kobold, bald mit Kleingewehrfeuer, bald aus grobem Geschütz. „Bei der letzten Donnerstagsvorstellung bei der Königin", heißt es, „hatten folgende Personen „von Distinction" die Ehre, Ihro Majestät vorgestellt zu werden:

Viscount Palmerston, nachdem selbiger seine Politik im Hause der Lords hatte censiren lassen, durch Lord Aberdeen;

Lord Brougham, nachdem er Ritter Bunsen aus der Loge der peeresses ausgetrieben, durch Lord John Manners;

Mr. Punch, nachdem er seinen neunzehnten Band angefangen, durch Mr. Plumptre."

Ein Bericht der Times über das Skandal vom 17. Juni hatte die „hagere Figur des edlen und gelehrten Lord", so zu sagen, in Parallele gesetzt mit den Schauspielern Keeley und Wright vom Haymarket- und Adelphi-Theater, doch aber gesagt, daß der Vergleich nicht ganz der Wirklichkeit entspreche. Gegen obige Parallele aber läßt Punch sie Beide feierlichen Protest einlegen und darthun, daß sie, als Komödianten von Profession, durchaus nicht in eine Rubrik mit Henry Lord Brougham, Dilettanten in niedrigem Lustspiel (low comedy), zu bringen seyen, dies auch eben so ihre Berufsstellung beeinträchtige, als insonderheit ihrem Gefühle widerlich sey. — Auf einem der Bilder sitzt der nämliche edle Lord vor uns und schneidet das längste seiner Gesichter. Hinter ihm steht Punch, anscheinend Willens, ihm die Haare zu verschneiden, wie man aus dem Kamme auf dem Scheitel des Coiffeurs schließen könnte. Allein dem ist nicht so. Punch untersucht vielmehr das „außerordentliche Organon" Sr. Lordschaft und findet es so viel umfassend, daß selbst das Rohr (truncheon) des Polizei-Offizianten oder der Büttelstock darein passe. Seit der Affaire mit Ritter Bunsen sey Sr. Lordschaft in eine frische Phase (character) eingerückt (in wenigstens fünfhundert verschiedenen Rollen sey Lord Henry bereits aufgetreten, heißt es ein andermal), die ihn zweifelsohne zu einer hohen und aparten Bestallung qualifizire, vielleicht als Lord Oberconstabler oder als neukreirter Earl of Bumble and Vaux,*) oder, wie Manche meinten, als Spießträger beim hohen Justizhofe; daß er eine Promotion verdient habe, darüber seyen Alle einig.

41.

Die Preismedaille für die Ausstellung von 1851 soll zur Aufschrift bekommen: „England hofft Frieden mit aller Welt." Auf der Kehrseite soll Britannia mit einem jungen Lamme stehen, vice des alten Löwen. „Wie nun", fragt Punch, „wenn das Comité zur Rückseite einen Palmerston-Kopf wählte, mit der Umschrift: Nemo me impune lacessit (Niemand reizt mich ungestraft)?" Der händelsüchtige Viscount bekömmt bei dieser Gelegenheit das Epitheton sparrant (Klopffechter?).

42.

Auch auf die verschärfte Sonntagsfeier kömmt der Humorist zurück. Auf dem Hauptbild (in Nr. 468) erblickt man zwei Männergestalten in schwarz sonntäglichem Feierkleid, breitkrämpigen und pyramidalisch gespitzten Hüten, auch gefalteten Händen. Es sind Puritaner: der eine augenscheinlich Lord John, der andere Lord Ashley, Bruder Ashley von ihm angeredet. Im Hintergrunde sieht man das Postbüreau, laut Anschlags, verschlossen. Davor bewegt sich eine Menge Volks, Standespersonen zumeist, auch Frauen. Die einen gehen mit geballter Faust von dannen, alle sind verblüfft und erbost, und Einer scheint's noch immer nicht zu glauben, so bedächtig buchstabirt er an dem „Post-Office geschlossen". Dem guten Ashley, dem Stifter dieses Unheils, verleiht Punch vermittelst eines in aller Rechtsform von sich ausgestellten Dokuments, seiner frommen Verdienste halber, Titel und Namen von Lord Sackcloth and Ashes (Sack und Asche), und ins Wappen ein Pilgerhemd von dito Stoff. Lord Brougham dagegen ist in der leidigen Sonntagsfrage, weil im Interesse der britischen Geschäftswelt, wieder der alte „gute Heinrich", und Punch sagt ihm in einem Verschen: sich in solcher Weise verdient zu machen, sey viel hübscher, als gegen einen fremden Minister ungezogen zu seyn, oder ungezogen gegen irgendwen.

Mannigfaltiges.

— Eine seltene Operation. Londoner Blätter theilen folgenden Bericht über eine chirurgische Operation mit, die mit Hülfe von Chloroform an einem Leoparden im zoologischen Garten vollzogen wurde: „Der Tschitah oder Jagd-Leoparde, den die zoologische Gesellschaft neulich von dem Pascha von Aegypten zum Geschenk erhielt, hatte das Unglück gehabt, bei einem Sprung in seinem Käfig das Bein zu brechen, und man mußte sich dazu entschließen, ihm dasselbe zu amputiren, eine Operation, die mit großer Geschicklichkeit von Herrn Simmonds, Professor an der Thierarzneischule in Camdentown, verrichtet ward. Der Operateur fing damit an, dem Leoparden Chloroform beizubringen, indem er ihm einen mit dieser Flüssigkeit getränkten und am Ende eines Stockes befestigten Schwamm an Rachen und Nüstern hielt, ein Verfahren, über welches der Patient sein Mißvergnügen durch lautes Brüllen zu erkennen gab. Bald aber machte sich der Einfluß des Narkotikums bei dem Thiere fühlbar, welches während der ganzen Operation und bis zu seiner Entfernung vom Operationstisch unbeweglich und scheinbar leblos lag. Als es hierauf nach seiner Zelle zurückgebracht und auf ein Lager von reinem Heu gelegt wurde, kam es schnell wieder zu sich und begann sich auf seinen noch übrigen drei Beinen mit einer Munterkeit umherzubewegen, als ob gar nichts vorgefallen wäre."

— Die Marchesa Ossoli. Am 19ten v. M. verunglückte das Schiff „Elisabeth" auf der Reise von Livorno nach New-York an der Küste von Long-Island, wobei ein Theil der Mannschaft und sämmtliche Passagiere umkamen. Unter Letzteren befand sich auch die in Nr. 44 des Magazins erwähnte Marchesa Ossoli (S. Margaret Fuller), die mit ihrem Gatten und Säugling nach ihrem Vaterlande zurückkehrte. In Cambridge (Staat Massachusetts) geboren, hatte sie sich schon seit ihrer frühesten Jugend durch literarisches Talent ausgezeichnet. Vor vier Jahren ging sie nach Europa und hielt sich längere Zeit in Rom auf, aus welcher Stadt sie höchst interessante Berichte an ein New-Yorker Journal (die Tribune) einsandte und wo sie sich auch verheiratete. Nach dem Mißlingen der italiänischen Freiheitsbestrebungen, an denen sie lebhaften Antheil genommen hatte, bewog sie ihren Gemahl, sie nach Amerika zu begleiten, um, durch ein feindliches Geschick verfolgt, dicht am heimatlichen Gestade mit ihm den Tod in den Wellen zu finden.

— St. Petersburger Theater. Das St. Petersburger Theaterjahr ist ein anderes, als das Kalenderjahr; man rechnet nämlich von Eröffnung der Bühne nach Ostern bis zum Schlusse vor den großen Fasten. Das letzte Theaterjahr war eines der längsten; es umfaßte mehr als elf Monate, indem es am 4. April 1849 anfing und mit dem 7. März 1850 schloß. Die Thätigkeit auf allen Bühnen der Kaiserstadt war eine außerordentliche, und der Besuch des Publikums gegen die früheren Jahre ein ungewöhnlicher — ein neuer Beweis, daß man sich am Newastrom noch im Stande der politischen Unschuld befindet, der im westlichen Europa mit den Tagen des Februars und März ein Ende genommen hat. Die Gesammtzahl der zum Ressort der kaiserlichen Theater gehörigen Personen beträgt nicht weniger als 2484. Einzeln betrachtet, gehören hierzu 893 darstellende Künstler (374 männlichen, 519 weiblichen Geschlechts), 165 Zöglinge der Theaterschule (70 Knaben und 95 Mädchen), 371 Musiker (incl. 202 weiblichen Geschlechts), Choristen 85, Choristinnen 35 und sonstiges Personal 735 (475 männlichen und 260 weiblichen Geschlechts). Im deutschen Theater fanden die Stücke von Benedix und der unvermeidlichen Mad. Birch-Pfeiffer den meisten Anklang. Im russischen erlangte das aus dem Französischen übersetzte Vaudeville: „Djedowaja djewuschka" (Une fille terrible) durch die ganz ausgezeichnete Darstellung Fräulein Samoilow's einen kolossalen Beifall. Im französischen Theater glänzten die Damen Pleffy und Volnis, in der italiänischen Oper Grisi, Frezzolini, Mario und Tamburini und im Ballet Fanny Elsler.

*) Brougham's jetziger Titel ist bekanntlich Lord Brougham and Vaux. Bumble ist der Name des Büttels in Dicken's „Oliver Twist".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 22. August 1850.

Frankreich.

Die sozialistische Färbung der jetzigen französischen Regierung.

In dem Vaterlande des Satzes: Il ne faut pas trop régner wird unter den civilisirten Ländern am meisten gegen diese erste aller Regierungsmaßregeln gefehlt. Die Centralisation, die Einmischung der Staatsbehörden in die bürgerlichen Angelegenheiten und die Bereitwilligkeit der Bürger, die Regierung sorgen zu lassen, ist nirgends so in Blüthe, als in Frankreich. Einen neuen Beleg hierzu liefern die Verhandlungen des großen Ackerbau- und Gewerbekongresses, der kürzlich in Paris beisammen war. Es soll dies mit den Worten des gelehrten Staatsökonomen M. Chevalier gezeigt werden, aus dessen Kritik jener Versammlung wir folgenden Abschnitt mittheilen:

„Wir sind allesammt geneigt, dem Staate größere Befugnisse einzuräumen, als ihm vernünftigerweise zustehen sollten, und lassen es uns gern gefallen, wenn sich die Gesetzgebung in Dinge mischt, die besser dem freien Willen und dem Gerechtigkeitsgefühl des Einzelnen allein überlassen wären. Wir glauben nicht mehr an die Vorsehung im Himmel, haben aber eine Abstraction an ihre Stelle gesetzt, die sich Jeder von uns, wie die Indianer ihren Manitu, je nach Belieben und Bedürfniß zustutzt. Diese Abstraction ist der Staat. Einer, wie Alle, erwarten wir vom Staate unser Wohlergehen. Dem Fabrikanten soll er Bestellungen, dem Handarbeiter Beschäftigung, dem Studirten, der nicht von Renten leben kann, eine Stelle verschaffen. Wer Verluste erlitten, dem soll der Staat sie ersetzen helfen. Das Privat-Interesse verlangt von ihm Gesetze, die, sey es auch zum Schaden des Ganzen, seine Vortheile sichern, es verlangt also geradezu das Ungerechte, als ob dies einem Gesetzgeber gestattet wäre.

„Und, sonderbarer Widerspruch! während wir uns vor dieser Abstraction des Staates alles Selbstgefühls, aller persönlichen Würde begeben, ist die Regierung, wenn sie sich in irgendwem personifizirt, sey dies ein König, von welcher Linie immer, sey es ein Präsident, die Zielscheibe unserer Beschimpfungen. Nichts mögen wir von ihr ertragen; des Guten, das sie uns erweist, gedenken wir nicht und das Schlimme, das uns von irgendwoher zukömmt, bürden wir wüthend ihrer Verantwortung auf.

„Jene Neigung nun, sich auf Kosten der persönlichen Freiheit maßregeln zu lassen, so viel es nur immer angeht, was ist sie Anderes, als der Hintergrund aller sozialistischen Systeme? Sozialismus ist nicht, wie seine Anhänger es ausrufen, die Lehre derer, denen die Wohlfahrt des Volkes am Herzen liegt. Die Sozialisten werfen sich zwar zu Beschützern derselben auf und sprechen sehr viel von ihr; aber ihre Huldigungen fördern sie nicht. Es mögen die Sozialisten gute Absichten haben, doch ihre Spezifiker sind giftiges Gebräu. Das Wesen und zugleich der Fundamental-Irrthum ihrer Lehre liegt eben darin, daß sie glauben, der Staat müsse Alles absorbiren, für Alles sey er verantwortlich, und ihm gegenüber habe das Individuum nicht mehr Willen, als das Automat in den Händen Vaucanson's; der Staat, oder welcher Verein von Männern ihn vertrete (denn irgendwie vertreten muß er doch seyn), könne alle Privat-Interessen kreuzen und Jedem seinen Antheil bestimmen unter dem Vorwande von Gesetz und Gerechtigkeit. Kurz, was man Sozialismus nennt, ist die Entäußerung der Freiheit, und ein Sozialist ist ein Mensch, der entweder nicht frei und gerecht seyn kann oder es nicht seyn will.

„Indessen sind nicht allein diejenigen Sozialisten, die sich so nennen; zu ihnen gehören auch von den unter anderen Fahnen Stehenden Alle, die eine übertriebene Einmischung der Gesetzgebung in die bürgerlichen Verhältnisse verlangen. So haben sich die sozialistischen Sophismen auch in die französische Regierung eingenistet, und die Verhandlungen in dem kürzlich zusammengetretenen Ackerbau- und Gewerbekongresse beweisen dies. Hier hat die Regierung Vorschläge gemacht, die den Fundamental-Irrthum des Sozialismus an der Stirn trugen, nämlich die Anmaßung des Staates von Befugnissen, die in jeder freien Gesellschaft dem Einzelnen überlassen bleiben müssen.

„Man erinnere sich z. B. der unterbreiteten Vorschläge über den Flachsbau, die Seidenzucht, über die Veredelung des Rindviehs. Die Regierung hat es sagen hören und glaubt es, sie sey die Vorsehung, von der die Verbesserung dieser Zweige der Landwirthschaft abhänge. Sie sieht nicht ein, daß sie, um eine solche herbeizuführen, immer wieder auf die Einsicht der Landwirthe, auf ihr Streben, durch Arbeit ihre Einkünfte zu verbessern, würde zurückkommen müssen. Oder sie muß eine sehr schlechte Meinung haben von dem Verstand und Fleiß der französischen Nation und von ihrem Geschick für die elementarste aller Freiheiten, für die Ausübung des eigenen Gewerbes. Mag die Regierung, wenn ihr auswärtige Agenten neue Beobachtungen über den Flachsbau mittheilen oder Nachricht von einer besonderen Art von Seidenwürmern geben, das Publikum damit bekannt machen, mag sie ihren Gesandten und Konsuln befehlen, den französischen Bürgern behülflich zu seyn, wenn sich dieselben an Ort und Stelle das Neue aneignen wollen; es wäre dergleichen gewiß sehr verdienstlich. Auch das sey ihr zugestanden, mit dem Gelde der Steuerpflichtigen einige Ehrenpreise, die freilich nicht sehr kostspielig seyn dürften, für gute Landwirthe zu gründen. Nur sollte man glauben, zu solchen Dingen brauchte es keinen Kongreß, und es verlohnte sich nicht, einen Gutsbesitzer darum seinen wichtigen Geschäften zu entziehen. Wenn man aber solche Kleinigkeiten zu Staatsangelegenheiten macht, wenn man dem Staat, der ohnedies schon mit Sorgen überladen ist, noch die Verantwortlichkeit auferlegt für die Methode, die jeder Flachsbauer oder Seidenzüchter befolgt, so ist dies ein gewaltiger Mißgriff. Wenn man meint, durch hier und da bewilligte Geldgeschenke die Veredelung der Thierracen zu fördern, und dazu den mühsam aufgebrachten Schilling der Steuerpflichtigen verwenden will, so ist das Verschleuderung. Der Lohn für einen einsichtigen Landwirth, der sein Gut verbessert, liegt, wie bei allen Gewerben, in dem erhöhten Preise seiner Erzeugnisse; sollte er außer dieser natürlichen Belohnung noch eine vom Staate erhalten, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch ein guter Fabrikant, ein tüchtiger Arzt, ein Advokat, der viele Prozesse gewinnt, ein Arbeiter, der sich durch Schmieden oder Weben oder Spinnen mehr erwirbt, als Andere, Anspruch auf eine Prämie aus dem Staatsschatz haben soll? Bei einem solchen Systeme leert der Staat seine Börse, d. h. die der Steuerpflichtigen, zu Gunsten von Leuten, die ohnedies Glück haben; er wird aber auch den Anderen genügen müssen, die nichts leisten und ihm, ihrer alma mater, ihre Noth klagen. Allmälig würde so aus dem französischen Volke eine Nation von Staatspensionären werden, eine Nation von Bettlern und Sklaven.

„Dieselbe Tendenz gab sich in einem Gesetzvorschlage kund, den im Jahre 1848 der damalige Minister des Ackerbaues der konstituirenden Versammlung vorlegte. Es sollten nämlich zehn Millionen Frs. zu landwirthschaftlichen Verbesserungen aus dem Staatsschatze auf Hypotheken verliehen werden. Dies hieß also, die Gesammtheit des Publikums belasten, um einem Theil desselben Publikums Kapitalien zu verschaffen. Die Versammlung verwarf den Vorschlag. Neuerdings ist die Regierung wieder auf diese Idee zurückgekommen, wie aus einer dem Ackerbaukongresse gemachten Proposition hervorgeht, in der es unter Anderem heißt: „Der Staat und das Departement garantiren jeder bis zur Höhe eines Drittels die Bezahlung der Pfandbriefe in Bezug sowohl aufs Kapital, als auf die Interessen."

„An den Regierungsvorschlägen zur Veredelung der Pferde zeigt sich derselbe sozialistische Geist. Die offiziellen Beschäler sind nicht immer den Besitzern von Stuten zur Hand, oder diese haben Gründe, sich anderer zu bedienen, weil sie es vorziehen, Pferde von niederem Werthe zu haben. Die Stutenbesitzer finden im letzteren Falle ihren Vortheil und begnügen sich dabei. Nun aber hat die Regierung im Kongresse das Verfahren einer Anzahl von Pferdezüchtern streng gerügt, die über ihr Interesse anders verfügten, als sie selbst es wünscht, und ein Gesetz vorgelegt, um diesen Uebelstand zu beseitigen. Zunächst sollte jeder Besitzer eines Beschälers denselben, bevor er ihn der öffentlichen Benutzung übergiebt, von der Behörde prüfen und, wird er für gut befunden, zeichnen lassen. Auf die Unterlassung wird eine Strafe gesetzt, die im Wiederholungsfalle das Doppelte beträgt. Dies heißt schon willkürlich mit Privat-Eigenthum schalten. Habe ich einen Beschäler, so zwinge ich Niemanden, sich seiner zu bedienen; ich biete ihn an, und wer ihn gebrauchen kann, benutzt ihn. Mit welchem Rechte legt man das Interdikt auf mein Thier, wenn es den Begriffen des Herrn Präfekten über Pferdezucht nicht entspricht? Aber man blieb hierbei nicht stehen. In einem folgenden Paragraphen des genannten Gesetzes heißt es: „Jeder Pferdebesitzer, der eine Stute bespringen lassen will, muß sich hierzu eines von der Behörde markirten Beschälers bedienen." Dawiderhandelnde werden mit einer Geldbuße von 16—200 Fr. bestraft, im Wiederholungsfalle mit der doppelten Summe. Solche Gesetze nun werden einer Nation zugedacht, die darauf ausgeht, die freieste der Welt zu werden, und in ihrer letzten Constitution — ungerechnet die früheren — die Worte führt: „Die Verfassung garantirt den Bürgern Arbeits- und Gewerbefreiheit."

„Wenn die Verwaltung derlei Gesetze im Sinne hat und amtlich vorlegt, so ist nicht einzusehen, warum sie die Kommunisten straft, die doch auch nichts weiter verlangen, als daß der Bürger das Recht, über sein Eigenthum zu schalten, dem Staate abtrete. Aber, wird man sagen, es geschieht fürs öffentliche Wohl! Nun, sprechen denn die Kommunisten anders, wenn sie ihre Vorschläge empfehlen, mit denen sie Freiheit und Menschenwürde untergraben? Und ver-

Received: 1 March 1966

Abstract. We prove that every finite group G has a normal subgroup N such that G/N is isomorphic to a subgroup of the symmetric group S_n and N is contained in the kernel of every homomorphism from G to S_n. This result is known as Cayley's theorem.

1. Introduction

Let G be a finite group of order n. For each $g \in G$, define the map $\lambda_g : G \to G$ by $\lambda_g(x) = gx$. Then λ_g is a bijection, and the set $\{\lambda_g : g \in G\}$ forms a group under composition.

2. Main result

Theorem 1. *Let G be a finite group of order n. Then G is isomorphic to a subgroup of S_n.*

Proof. Define $\Phi : G \to S_n$ by $\Phi(g) = \lambda_g$. For $g, h \in G$ and $x \in G$,

$$\Phi(gh)(x) = \lambda_{gh}(x) = ghx = \lambda_g(\lambda_h(x)) = (\Phi(g) \circ \Phi(h))(x).$$

Hence Φ is a homomorphism. If $\Phi(g) = \mathrm{id}$, then $gx = x$ for all $x \in G$, so $g = e$. Thus $\ker \Phi = \{e\}$, and Φ is injective. $\square$

3. Corollaries

Corollary 2. *Every finite group of order n has a normal subgroup N such that G/N is isomorphic to a subgroup of S_n.*

Proof. Take $N = \ker \Phi$. Then N is normal and $G/N \cong \Phi(G) \leq S_n$. $\square$

Corollary 3. *If G is a finite group of order n, then n divides $|S_n|$.*

Proof. By Theorem 1, $|G| = |\Phi(G)|$ divides $|S_n| = n!$. $\square$

4. Example

Let $G = \mathbb{Z}/3\mathbb{Z}$. Then $\lambda_{[1]}$ is the cycle $(0\ 1\ 2)$, and $\lambda_{[2]}$ is $(0\ 2\ 1)$. Hence $G \cong \langle (0\ 1\ 2) \rangle \leq S_3$.

5. Conclusion

We have shown that every finite group acts faithfully on itself by left multiplication, yielding an embedding into a symmetric group. This is the basis for many structural results in finite group theory.

Copyright © 2000 Ziff Davis Media Inc. All Rights Reserved.

daß, wenngleich noch keine Methode, sie zu fixiren, bisher entdeckt wurde, die Schwierigkeit werde überwunden werden, und daß wir noch alle Farben der natürlichen Welt durch ihre eigenen Strahlen auf Silber- und Papierflächen übertragen sehen werden. Allein die höchst wichtige Thatsache in der Photographie, die ich nun zu erwähnen habe, ist die besondere Beschleunigung des von Herrn Nièpce entdeckten Verfahrens, wodurch er im Stande ist, das Bild einer von zerstreutem Licht erleuchteten Landschaft in einer oder höchstens zwei Sekunden zu erhalten. Durch diese Methode erhielt er ein Sonnenbild auf Eiweiß so augenblicklich, daß er die früher von Herrn Arago, mittelst einer Silberplatte, gemachte Entdeckung, wonach die von den mittleren Theilen der Sonnenscheibe kommenden Strahlen eine größere lichterzeugende Kraft besitzen, als die von ihrem Rande ausgehenden, zu bestätigen vermochte. Die erwähnte, so interessante Entdeckung Arago's gehört zu einer ganzen Reihe von Entdeckungen über Lichtmessung, mit deren Bekanntmachung der berühmte Naturforscher sich gegenwärtig beschäftigt. Von dem Verluste seiner Augen bedroht, welche so viele glänzende Phänomene entdeckten und in die Mysterien der sinnlichen Welt so tief eindrangen, vervollständigt er jetzt, mit Hülfe anderer Augen als seiner eigenen, jene herrlichen Untersuchungen, welche seinen Namen unsterblich machen und den wissenschaftlichen Ruhm seines Landes erhöhen werden."

Im übrigen Theile seiner Rede verbreitete sich der berühmte Physiker zunächst über die Nothwendigkeit, die trefflichen astronomischen Instrumente, deren England sich erfreue, nach der südlichen Hemisphäre und an solche Orte namentlich zu schaffen, welche durch eine möglichst trockene, durchsichtige Atmosphäre, die in England so überaus selten ist, am geeignetsten wären, die von den Instrumenten für die Wissenschaft zu erwartenden Vortheile zu erzielen. Er geht alsdann auf die Mangelhaftigkeit der englischen Gesetzgebung, sofern sie den Schutz wissenschaftlicher Entdeckungen betrifft, über und erörtert endlich die große Wichtigkeit, welche die Gründung eines dem französischen ähnlichen National-Instituts für England haben würde, indem er zugleich aufs dringendste räth, daß die Regierung für die Ausführung eines solchen Unternehmens gewonnen werde.

Afrika.

Die Wunder Afrika's.*)

Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd.

Von allen Erdtheilen der alten Welt ist vorzüglich Afrika das Land der Wunder. Man nehme nun eine wahre Beschreibung von Reisen oder Entdeckungen zu Land und auf dem Meere, oder die orientalischen Märchen aus Tausend und Eine Nacht — findet man darin wohl eine Gegend wie Afrika? Oeffne man irgend ein naturgeschichtliches Werk, das älteste wo möglich, man wird stets die Wunder Afrika's alle anderen verdunkeln sehen. Ist es nicht das Vaterland des Phönix, der sich nur alle fünfhundert Jahre bei dem Tode seines Vaters den Bürgern von Heliopolis zeigte? Dieser einsame König der Lüfte, von der Größe des Adlers, dessen tausendfarbige Flügel von Gold und Purpur wiederstrahlen, brachte aus Arabien die verehrten Ueberreste seines Erzeugers, um sie ehrfurchtsvoll in dem Grabe seiner Vorältern, in dem Tempel der Sonne, niederzulegen.

Wollt Ihr wissen, wie der Phönix es bewerkstelligte, seine kostbare und verehrte Last durch die Lüfte zu führen? Herodot wird Euch sagen, daß er damit anfing, ein großes Ei ganz aus Myrrhe zu verfertigen, welches leicht genug war, um es fortragen zu können; in dieses künstliche, ausgehöhlte Ei schloß er den Körper seines Vaters ein, füllte die leer gebliebenen Theile des Eies mit Myrrhe aus, wodurch das frühere Gewicht nicht verändert wurde, und vollendete dann in Aegypten die Trauer-Ceremonie.

Will man sich an dem Tod des Phönix erbauen, so lese man die genaue „Beschreibung der Vögel, Thiere, Schlangen, Kräuter, Bäume, Männer und Frauen Arabiens und Aegyptens", von Belon du Mans. Ihr werdet darin den Phönix auf seinem Scheiterhaufen sehen, den Blick auf den brennenden Glanz der Sonne gerichtet, das Ganze durch die folgenden Strophen verherrlicht:

O du phénix le divine excellence!
Ayant vescu seul sept cens soixante ans,
Il meurt dessus des ramées d'encens,
Et de sa cendre un autre prend naissance.

Hoffen wir im Interesse des Sohnes die Wahrheit der letzten Version; denn der Transport der in Myrrhe eingeschlossenen Asche von Arabien nach Aegypten ist leichter auszuführen, als diese weite Reise mit dem Körper seines Vaters zurückzulegen.

Andere sind der Meinung, daß der Phönix niemals stirbt; nur wenn die Gebrechen der Jahre zu sehr zum Vorschein kamen und der Vogel seine Gestalt nicht mehr so ansehnlich fand, als in den schönen Tagen seiner Jugend, häufte er die auserlesensten wohlriechenden Hölzer des glücklichen Arabiens zusammen und wartete geduldig, bis das Feuer des Himmels seinen duftenden Scheiterhaufen anzündete, die Ueberreste seines alt gewordenen Körpers verzehrte und ihm seine Jugend wiedergab.

*) Aus Fraser's Magazine.

Welche Ansprüche, fragt man aber, hatte wohl der Phönix auf eine so angenehme Unsterblichkeit? Niemals hatte der Phönix mit seinem Schnabel sich der verbotenen Frucht genähert.

Wir kommen zu einem anderen Wunder. In Arabien, in der Nähe der Stadt Buto, giebt es eine Gegend, die mit geflügelten Schlangen bevölkert seyn soll. Herodot sah dort ungeheure Haufen von Schlangenknochen in jeder Größe. Jetzt ist dieser Ort ein schmaler Durchgang zwischen zwei Bergen und führt auf eine weite Ebene, die bis an Aegypten reicht. Man erzählt, sagt der Historiker von Halikarnaß, daß zu Frühlingsanfang geflügelte Schlangen von Arabien nach Aegypten fliegen, daß aber die Ibisse sie auf der Reise erwarten, mit ihnen kämpfen und sie tödten. Dieses außerordentlichen Dienstes wegen genießen die Ibisse einer so großen Verehrung bei den Aegyptern.

Die von Belon beschriebene „geflügelte Schlange", welche nach dem Berg Sinai fliegt, gehört ohne Zweifel zu diesem schrecklichen Invasionsheere.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft und die unermeßliche Ausdehnung des selbst in diesem unternehmungslustigen Jahrhundert noch unbekannten Territoriums von Afrika sieht, wie kann man erstaunen, daß der Roman sich dieser weiten, unerforschten Regionen bemächtigt hat? Die meisten der uns dort bekannten Thiere sind von außergewöhnlichen Formen und Eigenschaften, — wie der kürzlich vom Professor Owen beschriebene Gorilla, diese neue Gattung menschenähnlicher Affen, beweist, die weit schrecklicher ist, als alle vom Maler Füßli erfundenen Phantome. Eben so bietet die Giraffe mit ihrer langen, beweglichen Zunge und ihrem sonderbaren Gang, indem sie stets zwei Füße von einer Seite erhebt, so daß Vorder- und Hinterfuß den Boden zugleich verlassen, eine eigenthümliche Erscheinung dar.

Es ist noch nicht lange her, daß die Giraffen in dem modernen Europa bekannt geworden sind. Kein Land hat deren so viele wie Großbritanien aufzuweisen. In dem zoologischen Garten Londons haben sie sich regelmäßig und erfolgreich vermehrt; alle Jungen, mit Ausnahme einer einzigen, sind gut fortgekommen. Dennoch sind in dieser großen und prächtigen Anstalt drei große Thiere Afrika's noch nicht gesehen worden, nämlich der afrikanische Elephant, das Nilpferd und das afrikanische Rhinoceros. Aber bald wird der Garten im Regent-Park die beiden ersten dieser gigantischen Pachydermen besitzen. Als Gegengeschenk für die Windhunde, welche die zoologische Gesellschaft an Abbas Pascha geschickt hat, hat dieser ein junges männliches und ein weibliches Nilpferd fangen lassen und beide für jene Gesellschaft bestimmt.*) Der König von Dahomy, dessen Thron aus den Schädeln seiner Feinde errichtet ist und der ein Heer großer, starker Amazonen befehligt, hatte niemals Pfauen gesehen. Die zoologische Gesellschaft, welche sich den Besitz eines afrikanischen Elephanten lebhaft wünschte, schickte Sr. afrikanischen Majestät mehrere Pfauenpaare, und der Fürst, nachdem er die Vögel bewundert hatte, gab seinen Amazonen Befehl, sich eines weiblichen trächtigen Elephanten zu bemächtigen, dessen Junges man ihm abnehmen und lebend der zoologischen Gesellschaft Londons senden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 74 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— **Der Einsturz des Tafelfelsens.** Dieser Felsen, eine von den Merkwürdigkeiten des Niagara-Falles, ist bekanntlich vor kurzem eingestürzt. Der Buffalo Advertiser theilt über diese Katastrophe einige interessante Details mit. Das eingestürzte Felsstück hatte 150—200 Fuß in der Länge und 30—70 Fuß in der Breite und bildete einen unregelmäßigen Halbzirkel, von wo aus man eine treffliche Aussicht auf die Stromschnellen hatte. Das furchtbare Krachen, welches sein Einsturz verursachte, wurde in einer Entfernung von drei englischen Meilen auf der kanadischen Seite vernommen, während es auf der amerikanischen Seite, des Geräusches der Katarakten halber, kaum hörbar war. Es war ein glücklicher Umstand, daß sich der Vorfall gerade um die Mittagszeit ereignete, wo sich die meisten Fremden in den Gasthöfen befanden, da man sonst ohne Zweifel mehrere Verluste an Menschenleben zu beklagen gehabt hätte. Ein Wagen, von dem man die Pferde ausgespannt hatte, stand auf dem Felsen, mit einem Knaben, welcher darin saß; dieser fühlte den Granit unter sich zusammensinken und hatte eben noch Zeit, herauszuspringen und an den Rand des Felsens zu eilen, der erst dann einstürzte, als die ganze übrige Masse gefallen war. Ein Herr und eine Dame mit ihrem Führer befanden sich unter dem Felsen, als er zu sinken begann. Ein Stück von etwa einer Tonne Gewicht kam zuerst herunter, worauf sich die Gesellschaft schnell zurückzog; kaum war sie in Sicherheit, als der ganze Fels mit Donnergepolter in den Abgrund geschleudert wurde.

Schon seit längerer Zeit hatte sich eine Spalte gezeigt, die sich allmälig erweiterte und einen baldigen Riß verkündete. Das nach und nach stattfindende Einstürzen der Felsen dient nicht wenig zur Bestätigung der Theorie, daß der Wasserfall im Laufe der Zeit von dem Bergrücken bei Lewistown bis zu der gegenwärtig von ihm eingenommenen Stelle fortgerückt sey. Wenn diese Bewegung konstant ist, so würde er sich also am Ende in den Erie-See verlieren, bis wohin aber, nach seinen bisherigen Fortschritten zu schließen, noch manches Jahrhundert vergehen dürfte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 24. August 1850.

England.

Die Wasserleitungen in London.

Im Jahre 1580 machte sich ein Holländer, Namens Peter Morrys, bei dem Lord-Mayor von London anheischig, mittelst eines von ihm erfundenen Verfahrens das Wasser der Themse, durch seine eigene Kraft, bis zu dem Giebel der höchsten Häuser in der Stadt steigen lassen zu können. Da die Stadt in dieser Zeit mit Wasser sehr schlecht versorgt war und die Bevölkerung von Tag zu Tag zunahm, so gab man Morrys die Erlaubniß, das System auf seine Gefahr hin zu versuchen; man vermiethete ihm zu diesem Behufe auf fünf Jahr den ersten Bogen an der Nordseite der alten Londoner Brücke für einen jährlichen Zins von zehn Shilling, und er machte sich sogleich ans Werk. Die Arbeiten wurden so eifrig betrieben, daß nach Verlauf von wenigen Monaten die Bewohner dieses Viertels sehr überrascht waren, als sie eine Wassersäule, höher als der Kirchthurm von St. Magnus, in die Luft steigen sahen. Man wird sich leicht die Freude dieser Leute denken können, welche jetzt blos einen kleinen Hahn zu drehen brauchten, um so viel Wasser, als sie nur immer wollten, zu haben, während sie dasselbe sonst mit vieler Mühe aus wenigen Quellen in der Nachbarschaft oder aus eigenen Ziehbrunnen schöpfen mußten.

Bis dahin war der Stadt das Wasser in so geringen Massen zugeführt worden, daß es kaum für das Getränk der Armen und die Küche der Reichen genügte. Da es ein Gegenstand des Handels geworden war, so mußte der Dürftige für immer darauf verzichten, seinen Körper zu reinigen, und selbst die Mittelklassen konnten nur selten dieses Bedürfniß befriedigen. Die Straßen wurden gleichfalls vernachlässigt, und die schmutzigen Gossen verbreiteten daher einen Geruch, der auf den Gesundheitszustand Aller sehr nachtheilig wirkte. Die Erfindung der Saugpumpe im Jahre 1425 hätte, da sie mit Leichtigkeit das Wasser in die höchsten Stockwerke beförderte, diesen Uebelständen sicher abgeholfen; aber ihrer allgemeinen Einführung standen theils die Hindernisse, mit denen jede Neuerung zu kämpfen hat, theils die bedeutenden Kosten ihrer Einrichtung entgegen.

Indessen bestimmte der gute Erfolg des hydraulischen Rades, welches 216 Gallonen (664 Quart) in der Minute schöpfte, unseren Morrys, seinem Unternehmen eine größere Ausdehnung zu geben; auf sein Gesuch wurde ihm auch der zweite Brückenbogen unter denselben Bedingungen, wie das erstemal, überlassen. Aber neben dem unternehmenden Holländer traten bald zahlreiche Konkurrenten auf, von denen ihm ein reicher Goldschmid, Hugh Myddelton, der gefährlichste wurde. Dieser besaß die Mittel, um ein Unternehmen auszuführen, vor dem die Londoner Corporation zurückgeschreckt war. Dieses vom Parlamente genehmigte Projekt bestand darin, der Hauptstadt aus der ergiebigsten Quelle, welche man in einem Umkreise von zwanzig bis dreißig Meilen anträfe, das Wasser durch einen hinlänglich großen Kanal zuzuführen. Myddelton hatte sich zwar, nachdem ihm die Corporation ihr Privilegium überlassen, mit allem Eifer ans Werk gemacht, sah aber bald in den Vorurtheilen und dem Neid seiner Mitbürger sich unüberwindliche Hindernisse entgegentreten. Die Grundeigenthümer, durch deren Gebiet der Kanal gehen sollte, stellten übermäßige Forderungen, so daß Myddelton mitten in seinem Unternehmen, aus Mangel an Kapitalien, an dessen Fortführung gehindert wurde.

Morrys frohlockte über die Verlegenheit seines Konkurrenten, dem die Corporation jede Unterstützung verweigerte. Myddelton mußte sich daher an den König Jakob I. wenden, welcher, mit der ihm eigenthümlichen Habsucht, für seine Betheiligung die Hälfte des Gewinnes beanspruchte. Nun konnte Myddelton die Arbeiten wieder aufnehmen, und im Jahre 1613 floß, noch vor Ablauf des von der Corporation gesetzten Termines, unter großem Zudrang des Volkes, das Wasser in den Behälter von Clerkenwell.*) Der Kanal, welcher ungefähr fünf Fuß breit, eben so tief war und durch ein Terrain von neunundzreißig Meilen hinlief, kostete mit allen Nebenausgaben 150,000 Pfd. Sterl.

Myddelton vertheilte nun das Geld, mit dem er bei dieser Speculation betheiligt war, auf sechsunddreißig Actien, von denen er ungefähr die Hälfte verkaufte, um wenigstens für die Kosten gedeckt zu seyn; sodann legte er für die Verführung des Wassers in die einzelnen Häuser, Röhren an, deren Preis er auf 1 Pfd. 6 Shill. 8 D. bestimmte.

*) In der Nähe dieses ersten Wasserwerkes von London, nicht weit von dem bekannten Clerkenwell-Gefängniß, heißt jetzt noch ein öffentlicher Platz, seinem Manne zu Ehren, „Myddelton-Square". D. R.

Eine Urkunde, durch welche es Myddelton gelang, seinen königlichen Compagnon von jeder Theilnahme an der Leitung des Unternehmens auszuschließen, konstituirte im Jahre 1619 die „Gesellschaft der neuen Wasserleitung". Leider gab diese Urkunde dem Publikum weder eine Garantie für die Lieferung guten Wassers, noch setzte sie einen Tarif fest, den die Compagnie nicht überschreiten dürfe: eben so unterließ man es, zum allgemeinen Nachtheil, sich das Rückkaufsrecht des gegebenen Privilegiums vorzubehalten. Die Stadt war also, gerade in diesem allerwichtigsten Bedürfnisse, von der Willkür eines unternehmenden Spekulanten und eines geldgierigen Fürsten abhängig, der eben nicht dem Wohle des gesammten Volkes seine Interessen opferte.

Kurz, die Compagnie theilte fast während eines ganzen Jahrhunderts mit Morrys und seinen Erben dieses höchst wichtige Monopol und ließ natürlich keine Konkurrenz neben sich aufkommen. Obgleich nun damals noch, wegen der häufigen Reparaturen, deren die hölzernen Röhren bedurften, die Unterhaltungskosten ziemlich bedeutend waren, so konnte die Gesellschaft ihren Actionairen dennoch Dividenden zahlen und dem Könige Karl II. die seinem Vater abgetretenen Actien abkaufen.

Vom Jahre 1692 ertheilte die Corporation neue Konzessionen, so daß zu Anfang dieses Jahrhunderts fünf Gesellschaften (die der neuen Wasserleitung, die von Hampstead und die von Chelsea im Norden, die von Southwark und von Lambeth im Süden der Themse) im Besitze des Wassermonopols waren. Damit man ermesse, welchen Vortheil die Gesellschaften hieraus zogen, wollen wir nur dieses Eine erwähnen, daß die Compagnie von Lambeth, welche mit einem bescheidenen Grundkapital von 5920 Pfd. Sterl. begonnen, nach dreiunddreißig Jahren die Summe von 150,000 Pfd. Sterl. auf die Erweiterung ihres Etablissements verwenden konnte, wiewohl sie ihren Actionairen zu gleicher Zeit Dividenden von 50—100 Prozent zahlte. Die Anwendung des Dampfes auf die Wasserleitungen, welche vom Jahre 1782 datirt, hat zum Emporblühen der Gesellschaften viel beigetragen; man legte statt der hölzernen Röhren, welche man alle funfzehn Jahre erneuern mußte, gußeiserne, deren Unterhaltung weniger kostspielig war. Die Gesellschaften drückten indeß das Publikum mit der willkürlichen Erhöhung des Tarifs, ohne auf die Beschwerden der Betheiligten zu achten; gestützt auf ihr Monopol, sorgten sie nur für ihren Gewinn. Da zog sich plötzlich ein gewaltiges Unwetter über dem Haupte der Sorglosen zusammen: es zeigte sich nämlich im Jahre 1805 eine wahre Wasserwuth, der wir nur den Eisenbahnschwindel der Neuzeit an die Seite stellen können. Wie auf einen Zauberschlag erstanden alsbald drei Gesellschaften, unter denen die der Grand-Junction die bedeutendste war: mit diesen führten die älteren einen wahren Verzweiflungskampf, welcher sieben Jahre währte, und bei dem es den Parteien weniger auf den eigenen Gewinn, als auf den Ruin des Gegners ankam. Man suchte Abonnenten um jeden Preis zu erlangen, und es war nichts Seltenes, daß eine Gesellschaft eine ganze Straße entlang Röhren legen ließ, um einen Einzigen in dieser mit Wasser zu versorgen. Auf diese Weise wurden ungeheure Summen ohne eigentlichen Nutzen für das Publikum vergeudet.

Dieser Zustand konnte nicht lange dauern: er endete damit, daß sich die einzelnen Gesellschaften verständigten, sich zum großen Schaden für die Konsumenten verbanden und sich buchstäblich in die Hauptstadt theilten. Der alte Uebermuth zeigte sich, und die Tarife wurden bald unerträglich erhöht; den gerechten Klagen der Abonnenten antwortete man mit Hohn. Die allgemeine Unzufriedenheit veranlaßte jedoch im Jahre 1821 eine parlamentarische Untersuchung, mit welcher das Comité des Unterhauses betraut wurde; dieses betrachtete das Ganze besonders vom finanziellen Gesichtspunkte, ließ sich die Rechnungsbücher vorlegen und ermittelte, bei der Pflichtvergessenheit einiger Beamten, eine Unzahl von Mißbräuchen. So verweigerten unter Anderem oft die Gesellschaften neuen Straßen die Lieferung des Wassers, weil sie nicht erst neue Röhren legen wollten, selbst dann nicht, wenn ihr Hauptkanal dieselben durchschnitt; dann mußten die Bewohner die Röhren auf eigene Kosten legen und die Gesellschaft bitten, ihnen das Wasser für den gewöhnlichen Preis zu liefern. Diese Untersuchung endete damit, daß ein Gesetz zur Regelung des Tarifs vorgeschlagen wurde; dies verwarf indeß das Oberhaus mit einer Majorität von Einer Stimme, und die Gesellschaften wurden in Folge dessen noch übermüthiger und willkürlicher als bisher.

Da erschien im Jahre 1827 eine Broschüre, „der Delphin", welche großes Aufsehen erregte; der Verfasser derselben, Herr Wright, erklärte, sie fast nach dem Diktat eines Herrn Robson, eines der Direktoren der Grand-Junction-Gesellschaft, niedergeschrieben zu haben. Robson habe ihm, von Gewissens-

Bassin anschlig wurde, schwamm es darauf zu, bis es wieder festen Grund unter sich hatte.

Die Muskelkraft dieses Thieres war wunderbar. Die Eisengitter der Umzäunung waren in Zwischenräumen durch große eiserne Strebepfeiler befestigt; das Rhinoceros steckte seinen enormen Kopf zwischen die Pfeiler und das Gitter und schüttelte dieses so heftig nach rechts und links, daß es zur Erde fiel. Auf diese Art gelang es ihm einst, ins Freie zu kommen, ohne jedoch weiteren Schaden anzurichten, als den, welcher durch seine choregraphischen Uebungen in einem Parterre von rothen Geranien veranlaßt wurde. Der Zustand des Blumenbeetes nach dieser kleinen Expedition läßt sich denken. Man fing das Thier jedoch sehr bald und führte es in seine Behausung zurück.

Beim ersten Anblick des Rhinoceros hätte man beinahe glauben können, eine riesenhafte Schildkröte zu sehen. Die bizarre Form seiner Oberlippe, die dicke Haut, welche eine Art Panzer bildete, seine Beine, seine massiven Füße, Alles trug zu dem Gedanken bei, als wäre dieses enorme Thier mit warmem nach dem Muster eines anderen, mit kaltem Blute vom Schildkrötengeschlecht, geschaffen. Jedenfalls war dies eine vervollkommnete Nachbildung, denn das Thier hatte einen lebhaften Gang, regte man es aber auf, so wurden seine Bewegungen gewaltig. Das Geräusch der Walze, mit der die Gärtner den Kies der Wege ebneten, welche dem Raum zunächst waren, in dem es frei umherging, brachte den höchsten Schrecken in ihm hervor. Sobald es dieses Geräusch hörte, während es sich ganz ruhig am Ende des Geheges befand, drehte es sich um und lief gesenkten Kopfes, bis es sich durch die starken eisernen Stangen der Umzäunung aufgehalten fand. Die Gärtner hatten beim Anblick dieses Wuthausbruches nichts Eiligeres zu thun, als die Flucht zu ergreifen.

Kehren wir nun zu den beiden anderen Pachydermen Afrika's zurück, von denen wir oben gesprochen haben, und betrachten wir ihre Gewohnheiten und ihre Geschichte.

Obgleich viele Reisenden von der gewaltigen Statur des afrikanischen Elephanten — elephas Africanus — gesprochen haben, ist er der allgemeinen Meinung nach kleiner, als der asiatische, von dem er sich besonders durch den Kopf, die Ohren und die Hufen unterscheidet. Er hat einen runden Kopf und eine konvere Stirn, statt der konkaven des anderen; seine Ohren sind bedeutend länger, als bei dem asiatischen, und an jedem Hinterfuße hat der afrikanische Elephant nur drei Hufen, während der andere deren vier hat.

Der Major Denham giebt folgende Dimensionen eines fünfundzwanzigjährigen Elephanten an, der bei Brü, ungefähr zehn Meilen von Kouka, getödtet wurde:

Länge vom Rüssel bis zum Schweif	25	Fuß	6	Zoll
" des Rüssels	7	"	6	"
" der kleinen Zähne	2	"	10	"
" der Füße	1	"	7	"
" des Auges	—	"	2	" (1½ Zoll Breite.)
" vom Fuß bis zur Hüfte	9	"	6	"
" von der Hüfte bis zum Rücken	3	"	—	"
" des Ohrs	2	"	2	" (2 Fß. 6 Zoll Breite.)

Indessen hatte der Major weit größere lebende Elephanten gesehen, und zwar von sechzehn Fuß Höhe, mit Hauzähnen von sechs Fuß Länge. Dennoch bemerkt er, daß die oben angegebenen Verhältnisse bei weitem die gewöhnlichen übertreffen.

Dieses unglückliche Thier tödtete man, indem man ihm die Kniekehlen durchschnitt. Es hatte vorher eine große Menge Wunden im Bauche und dem Rüssel erhalten. Während der Jagd waren ihm fünf Kugeln in die Seiten gedrungen, aber sie saßen nur einige Zoll tief im Fleische und schienen es nicht sehr zu inkommodiren. Der zu seinem Körper führende Weg glich am anderen Tage einem Markte durch die Anzahl der Leute, welche sich beeilten, ein Stück vom Thiere fortzutragen. Nach der Angabe des Majors Denham ist das Fleisch des Elephanten sehr geschätzt, selbst von den Vornehmen des Landes und den Familien der Scheichs, welche es heimlich essen. „Es ist wohl zähe", fügt er hinzu, „jedoch hat es mehr Schmackhaftigkeit, als das dortige Rindfleisch. Bei solchen Gelegenheiten machen sich ganze Familien auf den Weg, um an der Beute theilzunehmen." (Schluß folgt.)

Siebenbürgen.

Die neueste Literatur Siebenbürgens.

In dem äußersten Winkel der abendländischen Reiche, an der Gränze des Orients — des türkischen Reichs — begegnen wir einem reichen literarischen Leben, vielleicht um so lebendiger, weil die Bevölkerung hier in so merkwürdiger Weise gemischt ist. Darum erscheinen seine Schriften in den verschiedensten Sprachen, mit denen und deren bedeutendsten Verfassern wir die Leser des Magazins für die Literatur des Auslandes bekannt machen wollen.

Zuerst nennen wir einen allgemein verehrten deutschen Schriftsteller, den ausgezeichneten Geologen und Archäologen, Pfarrer Johann Michael Ackner zu Hamersdorf bei Hermannstadt, bekannt durch seine gelungenen Aufsätze „über die antiken Münzen Daciens", seine „Mineralogie Siebenbürgens mit geognostischen Andeutungen" (einer vom Verein für siebenbürgische Landeskunde gekrönten Preisschrift), durch seine wissenschaftlichen vaterländischen „Reiseberichte" und als Mitarbeiter mehrerer inländischen Zeitschriften, so wie durch seine schönen naturwissenschaftlichen (vorzüglich mineralogischen, paläontologischen, anatomischen) und antiquarischen (vorzüglich numismatischen) systematisch geordneten Sammlungen.

Weiter sind zu nennen:

2) Der gelehrte Staatsmann Joseph Bedeus Ritter von Scharberg, k. k. Geheimerath, Oberlandeskommissär in Siebenbürgen und Vorsteher des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, welcher, noch als k. Hofrath in Wien seine längere Anwesenheit daselbst durch fleißigen Besuch der k. Archive und Bibliotheken erfolgreich für die Geschichte Siebenbürgens und seiner Nation benützend, verschiedene gediegene Arbeiten, wiewohl meist anonym, herausgegeben hat. Wir heben von diesen zugleich mit seinem Namen bezeichneten hervor sein „Lucrum Camerae in Ungarn und Siebenbürgen", historische Untersuchungen über die Natur, den Ursprung und die Umgestaltungen der ehemals daselbst unter diesem Namen gebräuchlichen Abgaben (Kronstadt, 1838); seine „Verfassung des Großfürstenthums Siebenbürgen aus dem Gesichtspunkte der Geschichte, der Landesgesetze und des bestehenden öffentlichen Rechtes" (Wien, 1844), und sein letztes, zum Theil noch unter der Presse befindliches Nationalwerk für Siebenbürgen und Ungarn: „Historisch-genealogisch-geographischer Atlas zur Uebersicht der Geschichte des ungarischen Reichs, seiner Nebenländer und angränzenden Provinzen." Nach dem Vorbilde von Le Sage, Kruse u. A. bearbeitet, erläutert es im ersten Theil auf drei Tafeln die alte Geschichte des ungarischen Reichs bis zur Einwanderung der Magyaren; im zweiten Theil giebt es auf funfzehn Tafeln eine synchronistische und vollständige Uebersicht der Geschichte Ungarns, Siebenbürgens und der Nebenländer vom Jahre 900 bis 1600 n. Chr., so wie aller Staaten, deren Begebenheiten mit jenen in Verbindung stehen. Beigefügt sind funfzehn vollständige genealogische Tafeln der Herzoge und Könige der Ungarn und vier Geschlechtstafeln der vorzüglichsten Fürsten von Siebenbürgen; im dritten Theil endlich bezeichnet es auf acht Tafeln und eben so viel historischen Karten den Zustand Ungarns, Siebenbürgens und der Nebenländer von der Herrschaft der Römer bis zur jetzigen Zeit und enthält außerdem noch Erläuterungen zur alten und mittleren Geographie derselben, die Abbildung und Beschreibung der Wappen aller Länder und Provinzen des Reichs und ähnliche werthvolle Zugaben. Das Werk besteht aus dreißig Bogen im größten Royal-Format und wird in Lieferungen von der Hochmeisterischen Buchhandlung in Hermannstadt herausgegeben. Fünf Lieferungen, bis zum Jahre 1650, sind im Druck erschienen; es ward durch die magyarische Rebellion unterbrochen, aber wird nun wieder fortgesetzt.

3) Michael Bielz, Vorsteher des lithographischen Instituts in Hermannstadt, als Naturforscher und durch derlei Aufsätze in Zeitschriften, vorzüglich aber durch seine vaterländische, systematisch geordnete, ziemlich vollständige Sammlung lebender Land- und Süßwasser-Mollusken rühmlich bekannt.

4) Der verdienstvolle evangelische Bischof und Superintendent der Augsburgischen Konfessionsverwandten in Siebenbürgen und Pfarrer zu Birthälm, Georg Paul Binder, eben so als Philosoph und beliebter Redner — viele seiner Reden sind im Druck veröffentlicht —, wie als Pädagog, Historiker, Diplomat und selbst als Dichter hervorragend.

5) Des Voranstehenden wackerer Sohn, Georg Binder, evangelischer Pfarrer zu Wolkendorf bei Schäßburg, welcher eine „Uebersicht der Erdkunde für Schule und Haus, zunächst für Siebenbürgen, nebst einem Abriß der Geschichte Siebenbürgens", dann den „Siebenbürgischen und Sächsischen Hausfreund" sammt mehreren anderen werthvollen naturwissenschaftlichen Aufsätzen herausgegeben hat.

6) Joseph Dück, Professor am evangelischen Gymnasium zu Kronstadt, Verfasser der gediegenen Geschichte des in den frühesten Zeiten schon berühmten Kronstadter Gymnasiums, zugleich als Festgabe zur dritten Säkularfeier des Kronstadter Gymnasiums.

7) Joseph Fabini, Beisitzer des evangelischen Ober-Ehegerichts zu Birthälm und evangelischer Pfarrer in Reichesdorf, Verfasser verschiedener geschichtlicher Aufsätze, wie auch der Elegie „der Sachsen Zukunft" zur siebenhundertjährigen Feier des Einwanderungs-Jubiläums (Kronstadt, 1843).

8) Johann Filtsch, derzeitiger Hermannstadter Kapitelsdechant und Pfarrer zu Schellenberg, schrieb „De Romanorum in Dacia Coloniis" (Cibinii, 1808).

9) und 10) Die beiden wackeren Brüder, Michael und Karl Fuß, Professoren am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, Ersterer Secretair des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Letzterer Secretair des Vereins für Naturwissenschaften zu Hermannstadt, zeichnen sich als unermüdliche wissenschaftliche Forscher, namentlich als Botaniker und Entomologen, aus, wovon ihre gediegenen veröffentlichten Handbücher und anderweiten Aufsätze Beweise liefern.

11) J. F. Geltch, evangelischer Pfarrer zu Rams, ein talentvoller und fruchtbarer lyrischer Dichter, von dem viele zerstreute Gelegenheitsgedichte die Presse verlassen: so ein Band eigener Dichtungen, die selbst im Auslande Anerkennung fanden, und ein Bändchen einer Sammlung vaterländischer Erzeugnisse von mehreren deutschen Verfassern.

12) Johann Hinz, der gewandte Publizist, Statistiker und Belletrist, welcher Proben seines Talents im Vereinsarchiv für siebenbürgische Landeskunde und in anderen Journalen niedergelegt hat.

13) Joseph Leonhard, evangelischer Pfarrer zu Brös, der außer einigen anderen Aufsätzen ein Lehrbuch zur Beförderung der Kenntniß von Siebenbürgen (Hermannstadt, 1818) herausgegeben hat.

14) Johann Michaelis, Professor am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, Vorsteher einer höheren Mädchen-Schulanstalt daselbst, Verfasser einschlagender Elementar- und zweckmäßiger Schulbücher, Bearbeiter und Herausgeber des „Siebenbürgischen Volksfreundes", welcher auch, wie vieles andere Nützliche, durch die unheilvolle magyarische Revolution zum Schweigen gebracht und unterdrückt worden ist, und dessen Fortsetzung sehr wünschenswerth wäre.

15) Gottfried Müller, Dr. der Rechte, Professor an der Akademie in Hermannstadt, Verfasser des „Magyaren-Spiegel".

16) und 17) Karl und Ludwig Neugeborn, Ersterer Hermannstadter Senator, Mitredacteur der periodischen Zeitschrift Transsilvania und Verfasser einer Geschichte Siebenbürgens, Letzterer durch naturwissenschaftliche Arbeiten bekannt, wie auch durch Herausgabe einer Naturgeschichte als Leitfaden bei Vorlesungen an Gymnasien, drei Hefte: Mineralogie, Zoologie und Botanik umfassend. Das dritte ist von dem oben genannten Professor M. Zay bearbeitet (Druck G. Closius in Hermannstadt, 1845).

18) Friedrich Philps, evangelischer Pfarrer zu Großau, Mitarbeiter am Schulplan für die sächsischen Gymnasien in Siebenbürgen, Verfasser von Elementarbüchern, vorzüglich von Vorarbeiten zu einer lateinischen Grammatik. Früher ist von ihm herausgegeben: „De Valachorum Origine dissertatio" (Cibinii, Sam. Filtsch, 1829).

19) Martin Reschner, evangelischer Pfarrer zu Talmatsch, durch eine Dissertation: „De praediis, praedialibusque Andreani Privilegii" und als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, vorzüglich als scharfsinniger Diplomatiker und Sammler bekannt. Dessen handschriftliche Sammlung besteht aus zehn Großfoliobänden Urkunden, die vaterländische Geschichte betreffend.

20) Dr. Dan. Roth, gewesener Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Kaltenholz, seit der magyarischen Rebellion ausübender Arzt in Jassy, ausgezeichnet als dramatischer Dichter. Rühmliche Erwähnung verdienen seine im Druck bei Gött in Kronstadt erschienenen Tragödien: „Den Raphael", „der Königerichter von Hermannstadt", „die Normänner", „die Kinder des Waldes" u. m. a.

21) Georg Schaser, evangelischer Pfarrer zu Thalheim, rühmlich ausgezeichnet durch seine gediegenen Arbeiten: „De jure Flandrensi Saxonum" (Cibinii, 1822); „Geschichte des Hermannstadter Kapitels"; „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Samuel v. Bruckenthal, Gubernators von Siebenbürgen, aus archivarischen Quellen gesammelt" (Hermannstadt, G. Closius, 1845) und mehrere andere Aufsätze.

22) Martin Schnell, welcher „die Sachsen in Siebenbürgen" (Kronstadt, 1844) herausgegeben hat.

23) Karl Schuller, Professor am evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt, hat herausgegeben: „Argumentorum pro latinitate linguae Valachicae Epicrisis" (Cibinii, 1821); „Umrisse und kritische Studien zur Geschichte von Siebenbürgen mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der deutschen Kolonisten im Lande" (Hermannstadt, 1840); früher noch ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte", für den ersten Unterricht von Gymnasialschülern, mit historischen Karten und synchronistischen Tabellen versehen" (Hermannstadt, Samuel Zillich, 1835); „Sammlung von Gedichten in Siebenbürgisch-Sächsischer Mundart"; „Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart" und mehrere andere gediegene Aufsätze; ist auch als genialer, gemüthlicher Dichter sehr beliebt und geschätzt.

24) Johann Georg Schuller, Pfarrer in Girelsau, Bruder des Vorausstehenden, durch kräftige Aufsätze in verschiedenen inländischen Journalen und als Sammler von vaterländischen Volkssagen bekannt.

25) J. Söllner, Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, Rittmeister-Auditeur im k. k. Prinz Eugen von Savoyen Dragoner-Regiment, hat, außer mehreren publizistischen Aufsätzen, auch eine Statistik des Großfürstenthums Siebenbürgen geschrieben, die jedoch die Presse, wegen der durch die Ungarn veranlaßten Insurrection, nicht ganz verlassen hat. Druck und Verlag davon bei Theodor Steinhaussen in Hermannstadt.

26) Daniel Teutsch, Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg, lieferte verschiedene geschichtliche Aufsätze in das „Archiv für siebenbürgische Landeskunde".

27) Joseph Trauschenfels, k. k. Gouvernements-Referent und Vorstand der siebenbürgischen Kammerprokuratur in Hermannstadt, Verfasser der Biographie von Christian Heyser, dramatischem Dichter, und Herausgeber des Schauspiels von demselben „Hans Berckner oder die Lebendigbegrabene" (Kronstadt, 1846); auch Editor des „Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum sive annales Hungarici et transsilvanici, partes II complectentes annales ann. 900—1699" (Coronae, 1847. 4to.); ferner Verfasser der „Bemerkungen über die vom siebenbürgischen, griechisch nicht-unirten Bischof Basilius Moga im Jahre 1837 den siebenbürgischen Ständen unterlegte Bittschrift", so wie endlich der „biographisch-literärischen Denkblätter der siebenbürgischen Deutschen", welche wegen des bisherigen anarchischen Landeszustandes die Presse nicht verlassen.

28) Joseph Wächter, Dr. med., welcher eine „Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwasser, nebst einem Berichte über die merkwürdigen Schwefelräucherungen des Dr. Galés in Paris" (Wien, 1817) im Druck herausgegeben hat.

29) Joseph Zimmermann, Professor der Rechte an der Rechts-Akademie zu Hermannstadt, welcher sich als Geschichtsforscher und Diplomatiker, vorzüglich als Neumarkter Landtagsdeputirter durch eine in der Landtagssitzung vor den Ständen gehaltene und auch im Druck erschienene Rede, so wie durch andere Aufsätze, ausgezeichnet hat.

30) Heinrich Schmidt, Professor der Kameralwissenschaften, des Bergrechts, der National-Oekonomie, Staatswirthschaftslehre, Finanzwissenschaft, Polizei und Statistik, Redacteur des „Siebenbürger Boten" und Verfasser mehrerer gediegener Aufsätze, selbst als epigrammatischer Dichter und Satiriker bekannt, namentlich durch: „Aus den Ruinen des Sachsenlandes in Siebenbürgen" (Geschrieben unter magyarischer Preßfreiheit. Gedruckt unter der österreichischen!). Hermannstadt, 1849.

* * *

Von den ungarischen Schriftstellern bezeichnen wir mit Recht zuerst den bei weitem vor Allen hervorragenden gelehrten Grafen Joseph von Kemeny, mehrerer gelehrten Gesellschaften und Akademien korrespondirendes und Ehrenmitglied, Verfasser der „Notitia archivi Capituli Albensis" (1836); „Erdély orszag' történetei — Tára 1837" (bei letzterem Werke nennt der Graf selbst seinen wackern Freund Kovats als Mitarbeiter); „Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens" (Klausenburg, 1839), erster und zweiter Band, der dritte liegt zum Drucke fertig vor; Verfasser der meisten und werthvollsten Aufsätze des in Kronstadt von Anton Kurz herausgegebenen „Magazins für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens"; so wie auch vieler anderer Artikel. Sehr ausgezeichnet ist endlich dessen antiquarische Urkundensammlung, bestehend aus fünfundfunfzig Foliobänden, sechsundvierzig Quartbänden lauter Handschriften, die vaterländische Geschichte betreffend. Ein Riesenwerk, laut zeugend von des Grafen energischer und ausdauernder Thatkraft. Leider haben auch diese kostbaren Schätze durch den letzten heillosen Aufstand und Landsturm der Ungarn und Walachen sehr gelitten.

Von ungarischen Gelehrten nennen wir ferner Joseph Salamon, Professor am reformirten Gymnasium zu Klausenburg, welcher, außer einigen Aufsätzen in ungarischer Sprache, „De statu ecclesiae evang. reform. in Transsilvania commentatio" (Claudiopoli et Lipsiae, 1840) geschrieben hat.

Ferner den Dr. Andreas Fodor, ausübenden Hunyader Bezirksarzt in Deva, Alterthumsforscher und Verfasser von „Mehádia vagy a' Herculesi Fürdök" (Kolosvart, 1844). „Gyüjteménye nemelly Marosnémeti es Vezeli határon kiásott Romai sir-és emlék-köveknek, mellyek jelenleg a' Marosnemeti kertben felállitvak" (Kolosvart, 1844).

Endlich nennen wir von Vielen noch Samuel Brassai, Professor am reformirten Kollegium in Klausenburg, Naturforscher, besonders Botaniker, Benkö, Szilágyi, Petöfi und Székei, welche sämmtlich durch verschiedene in ungarischer Sprache verfaßte wissenschaftliche und publizistische größere Werke und kleinere Artikel bekannt sind.

* * *

Von den Walachen oder Rumänen, wie sich jetzt dieselben angefangen haben zu nennen, können wir, obschon sie in der Mehrzahl alle anderen Nationen Siebenbürgens übertreffen, äußerst wenige zu den Schriftstellern und Gelehrten zählen. Wenn wir den sehr gebildeten A. Treb. Laurian, als Alterthumsforscher und Verfasser des Geschichtswerkes „Ueberblick der Geschichte der Rumänen" in walachischer Sprache, den Nikolaus Balaßescu, griechisch nichtunirten Geistlichen, und Timotheus Ziparin, Professor in Blasendorf, Beide sehr gelehrte Philologen und Verfasser und Herausgeber von deutsch-walachisch-französischen Wörterbüchern, und endlich den thätigen Georg Baritz als Redacteur der Gazeta Transsilvanica und mehrerer anderer guter Aufsätze und Artikel — aufgeführt haben, so sind wir mit diesen aus der walachischen Nation Siebenbürgens fertig und dürften schwerlich in derselben noch irgend einen Schriftsteller von Bedeutung finden.

Mannigfaltiges.

— Tegnér's Gerda. Eine bereits seit zwanzig Jahren angekündigte Dichtung des im Jahre 1847 verstorbenen Sängers der Frithiofssage, „Gerda", eine Dichtung, die er leider unvollendet hinterlassen hat, ist jetzt in einer deutschen Uebersetzung des Fragmentes von Gottfried v. Leinburg herausgegeben worden.*) Dem Gedichte, dessen Handlung in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt, liegt folgender Plan zum Grunde: Der Milchbruder Waldemar's des Großen, Axel Hvide, nachmals als Erzbischof Absalon berühmt durch seine Ausbreitung des Christenthums in Skandinavien, verliebt sich als zwanzigjähriger Jüngling in Gerda, eine Tochter des Riesen Finn (des skandinavischen „Zingal"), der den Wunderdom von Lund erbaut haben soll. Aber eben so glühend für ihr ewiges Seelenheil, wie für ihre Schönheit, opfert der junge Ritter die glänzendsten weltlichen Aussichten, indem er, um die stolze Riesenmaid zum Christenthume zu bekehren, sich dem geistlichen Stande angelobt. Von Paris zurückgekehrt, wo er unter Abälard Theologie studirte, ist er bereits im dreißigsten Jahre seines Alters Bischof von Roeskilde und wird darauf auch zum Erzbischof von Lund erwählt, als welcher er so glücklich ist, nicht nur die geliebte Gerda, sondern auch ihren Bruder, den Recken Sölve, zum Christenthume zu bekehren und sie zu taufen. Die Riesenschlucht des Gebirges steht nunmehr verlassen, da Sölve auf Vikingens Gränzfelsen eine Veste, das heutige Sölvitsburg, erbaut und Gerda in der Nähe von Lund, unter dem Schutze des Erzbischofs Absalon, ein Kloster, das heutige Helgonabacken, gründet, in dessen Mauern sie, als Priorin, ihr Leben beschließt. — Von den vier Büchern, welche diesen Inhalt umfassen sollten, ist nur eines vollendet und auch dieses eine lückenhaft, indem einzelne Strophen noch in Prosa gekleidet sind. — Herr v. Leinburg weiß den skandinavischen Wortfall treu und wohllautend wiederzugeben, obwohl wir ihn einen zu großen Verehrer der Gedichte des Königs Ludwig von Bayern nennen möchten, dessen poetische Constructionen wir zuweilen bei ihm nachgeahmt finden.

*) Frankfurt a. M., Brönner, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden bei jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25. und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Dienstag den 27. August 1850.

Algerien.

Die muhammedanische Gesetzgebung in Algier.*)

Die Schwierigkeiten, die sich der französischen Regierung seit der ersten Eroberung Algeriens entgegenstellten, sind zum großen Theil durch ihr eigenes Verfahren hervorgerufen worden. Die heiligen Rechte der Bewohner Algeriens wurden von ihr mißachtet, Gebräuche, die Jahrhunderte lang bestanden, wurden vernichtet, und eben so ward die Besteurung des Grundbesitzes in eine solche Verwirrung gebracht, daß dieselbe bis heute noch nicht auf gesetzlichen und unantastbaren Grundlagen von der Behörde hat geregelt werden können.

Als im Jahre 1830 Algier in die Gewalt der Franzosen kam, rieth eine kluge und billige Politik, die Sitten und Gesetze der besiegten Bevölkerung zu achten. Aber diese Gesetze waren unbekannt und konnten deshalb nicht in Anwendung gebracht werden. Man mußte also die Sorge dafür den Bewohnern Algeriens überlassen, die in ihrem eigenen Interesse dahin strebten, ihren Herren den Sieg beschwerlich zu machen und allen Versuchen einer dauerhaften Befestigung der Franzosen in ihrem Lande entgegenzuarbeiten; daher haben sie auch mit afrikanischer Treulosigkeit eine unentwirrbare Unordnung geschaffen. Die Grundlagen für die Steuern wurden verrückt, die Berichte der Unterthanen an das Gouvernement verfälscht, und der Grundbestandtheil des Besitzthums wurde unter seinen Lügen verheimlicht. Um gerecht zu seyn und um einem Jeden seinen Antheil der Verantwortlichkeit zu geben, kann man andererseits nicht unerwähnt lassen, daß, wenn die Mauren den Staat betrogen haben, dieser sich eben so gut unverzeihliche Anmaßungen vorzuwerfen hat. Die muhammedanische Bevölkerung, so wie sie vorgefunden wurde, besaß zum Beispiel öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, milde Stiftungen, deren Einkünfte man einzog und von ihrer ursprünglichen Verwendung ablenkte. Viele Hospitäler, Schulen und andere Anstalten gingen in Folge dessen ein. Im Jahre 1837 existirten noch zu Konstantine Schulen für den mittleren und höheren Unterricht, die von sechs- bis siebenhundert Schülern besucht wurden und in welchen der Koran, Arithmetik, Rhetorik, Astronomie und Philosophie Lehrgegenstände waren. Außerdem bestanden neunzig Elementarschulen mit dreizehn- bis vierzehnhundert Schülern. Zehn Jahre später sind es etwa nur noch sechzig junge Leute, die sich den höheren Studien widmen, und die Elementarschulen sind bis auf dreißig, mit dreihundertfunfzig Schülern etwa, zusammengeschmolzen.

Diese Uebelstände haben die Unkenntniß der Gewohnheiten und Gesetze Algeriens veranlaßt. Zu den schon beträchtlichen Schwierigkeiten, welche das Studium der arabischen Sprache darbietet, kam noch das Mißtrauen der Eingebornen, die es sich angelegen seyn ließen, das Studium ihrer Civil-Urkunden und ihrer Gesetzbücher dem Fremdling zu verleiden. Ueberall, wo das Gesetz ein heiliger Text ist, wird es Pflicht für jeden wahren Gläubigen seyn, die Kenntniß desselben vor den Ungläubigen geheimzuhalten. In Algier wurde diese allen muhammedanischen Völkern eigenthümliche Gesinnung noch durch den bitteren Gedanken der Knechtschaft vermehrt, und deshalb mußte Frankreich eine Armee von 100,000 Mann und ein Budget von 100 Millionen haben, um ein Land zu behaupten, welches früher von einer Handvoll Türken im Zügel gehalten wurde.

Dennoch fängt jetzt der bisher so trübe Himmel an, sich aufzuklären, und mit der Zeit werden die finsteren Wolken verschwinden. Untersuchungen und beharrliche Studien sind unternommen worden und haben schon zu erfreulichen Ergebnissen geführt. Die wissenschaftliche Ausbeutung Algeriens, die von der Regierung anbefohlen worden ist, hat schon eine Menge von Dokumenten zu Tage gefördert, die man in den Abhandlungen ex professo der Gelehrten oder der Orientalisten, welche sich bis auf den heutigen Tag mit diesen Materien beschäftigten, vergeblich gesucht haben würde, und diese algerische Encyklopädie ist so eben durch ein wichtiges Denkmal bereichert worden. „Der Inbegriff der muhammedanischen Jurisprudenz nach dem malekitischen Ritus, übersetzt von Perron", ist ein wahres corpus juris, welches die Sammlung aller religiösen, politischen und bürgerlichen Gesetze der afrikanischen Völker enthält.

Für den Muhammedaner giebt es nur Ein Gesetz: dies ist das Religionsgesetz. Es begreift in sich zu gleicher Zeit das Dogma, die Vorschriften des Kultus und die Regeln für das bürgerliche Leben. Da das Gesetz der unmittelbare Ausfluß des Willens Gottes ist, der die kurzgefaßten Grundlagen desselben in den Koran niedergelegt hat, so ist Alles, was er enthält, eben so heilig und in demselben Grade ehrwürdig, von dem Artikel an, der die Einsetzung des Chalifats bestimmt, bis zu den Worten, welche die Verhaltungsmaßregeln bei den Waschungen vorschreiben. Daher kömmt es, daß man in der Anordnung des muhammedanischen Gesetzbuches eine augenscheinliche Verwirrung zu finden glaubt. Gewohnt, das Geistige von dem Zeitlichen zu trennen und das Heilige von dem Profanen zu unterscheiden, sehen wir hier Mangel an Zusammenhang, wo wirklich logische Verbindung vorhanden ist. Gleichwohl sind an die Spitze des Kodex achtundfunfzig Sätze gestellt, welche ausschließlich das Dogma betreffen; diese nennt der Muselmann elidn, die Religion, um sie von dem eigentlichen Gesetz, cheriâ, zu unterscheiden. Was das Sittengesetz der Orientalen betrifft, so ist dasselbe in ihrer Jurisprudenz gewissermaßen zerstreut vorhanden. Der Islam hat nie den Gedanken gehabt, über die Moral eine besondere Abhandlung zu liefern. „Es scheint", so bemerkt Herr Perron ganz wahr, „als wollte diese Einrichtung sagen: die Moral ist das auf alle Fälle des Lebens angewendete Gesetz." Nach der Vollführung des Dogmas folgen zuerst die Ausübungen des Kultus und die Vorschriften für die Liturgie, worin man Alles erwähnt findet, was das Gebet, die Waschungen, die Begräbniß-Ceremonien u. s. w. betrifft; den Schluß bilden die Regeln für das bürgerliche Leben. Nach den Pflichten des Menschen gegen Gott werden also die Pflichten des Unterthanen gegen den Fürsten und zuletzt die Pflichten der Staatsbürger gegen einander aufgeführt: — wo findet man eine größere logische Anordnung? Wenn zwischen diesen verschiedenen Materien keine scharfe Sonderung vorhanden ist, so kömmt das daher, daß es in einer Gesellschaft, wo die religiöse Praxis Alles übertrifft, auch nicht das Geringste giebt, was sich nicht mit irgend einem kirchlichen Brauche verknüpfte. In einer Menge von Fällen giebt es Vorschriften des Kultus, welche die Rechtsgültigkeit von Handlungen bestimmen oder verwerfen. So ist z. B. ein Kauf, der zur Stunde des feierlichen Gebets am Freitage abgeschlossen worden ist, dadurch schon allein null und nichtig. Der Kultus mischt sich in Alles: in die öffentliche Gesundheitspflege, in die allgemeine Polizei, in die Besteuerung, in die Wissenschaft u. s. w. Die arabische Gesetzgebung, wie ehemals die mosaische, gezwungen, auch die geringsten Umstände vorzusehen, hat für jeden Fall des Lebens eine unverletzliche Formel herstellen müssen. Um eine mächtige politische Einheit zu schaffen, um eine große Nation aus so beweglichen Elementen, wie die orientalischen Volksstämme waren, zu bilden, mußte der Gesetzgeber seinen unwandelbaren Willen als den alleinigen hinstellen, mußte die Freiheit des Geistes sowohl, als die des Körpers, unterdrückt und beide einer wahren Kasernen-Disziplin unterworfen werden. Die arabische Gesetzgebung hat ein Volk organisirt, wie wir es mit einem Regimente Soldaten machen. Ganz im Widerspruch mit den meisten Staaten Europa's, wo das Volk mit seinen Sitten und Traditionen das Gesetz veranlaßte, hat die arabische Gesetzgebung durch das Gesetz ein Volk geschaffen.

Die Gesetze der Muhammedaner wurden erst im zweiten Jahrhundert der Hedschira gesammelt und geordnet. Vor dieser Zeit existirte kein anderes geschriebenes Gesetz, als der Koran. Die Erklärungen, Rathschläge und Urtheile des Propheten wurden von seinen unmittelbaren und mittelbaren Schülern durch mündliche Ueberlieferungen erhalten und in die Länder weiter getragen, welche nach und nach in die Gewalt des Islams fielen. Als die Zeitgenossen der ersten Generation zu verschwinden anfingen, fühlte man das Bedürfniß, die heiligen Aussprüche des Propheten zu sammeln und aufzuzeichnen. Eine Unzahl von Imams und Rechtsgelehrten veröffentlichte hierauf Sammlungen, die mehr oder weniger den Stempel der Authentizität an sich trugen. Aus der Menge jener Sammlungen sind, in merkwürdiger Uebereinstimmung mit den christlichen Schriften, nur vier Bücher als orthodoxe angenommen worden, weil man glaubte, daß die Verfasser derselben unter dem Einfluß der unmittelbaren oder doch der geehrtesten mittelbaren Schüler des Propheten geschrieben hätten, und weil die Uebereinstimmung in den Grundlehren und Glaubensartikeln für die Echtheit der Schriften sprach. Diese vier orthodoxen Gesetzbücher der muhammedanischen Völker sind: der P'anafitische, der Châfeïtische, der Malekitische und der H'anbalitische Ritus. Ersterer, der P'anafitische, welcher den Imam Abu P'anifa-No'man-Ibn-Tâbit, mit dem Beinamen Groß-Imam, zum Gründer hat, ist durch die Abassiden am allgemeinsten angenommen und durch den berühmten Hârûn-er-Raschîd zu ganz besonderen Ehren gebracht worden. Nach dem Falle Bagdads blieb dieser Ritus am ottomanischen Hofe, in den asiatischen Staaten, in der Tatarei und in Indien in Kraft. Die Lehre des Imams Chafei wird in Aegypten befolgt; die des P'anbal hat nur noch einige

*) Précis de Jurisprudence musulmane, par Khalil-Ibn-Isâ'ak, traduit de l'Arabe par M. Perron. 3 volumes in 4°; Paris, 1850. Imprimerie nationale.

zerstreute Anhänger; die Lehre des Malek endlich, die zuerst im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung unter der Regierung El-Hakem's in Spanien eingeführt worden war und die H'anafitische Jurisprudenz, welche bis dahin befolgt wurde, ersetzte, verbreitete sich von Cordova über Afrika, wo sie noch als die einzige Autorität in dem ganzen Mar'reb (Westen, im Gegensatze zu Gärb, Osten, welches Arabien und Syrien in sich begreift) besteht. Der Malekitische Ritus ist nach dem des H'anifa der verbreitetste und beherrscht beinahe die Hälfte der muhammedanischen Welt. Die Schüler Malek's benutzten die Arbeit ihres Meisters als Grundlage für Gesetzbücher, die bis zum achten Jahrhundert der Hedschira in Gebrauch waren. Zu dieser Zeit unternahm Khalil-Ibn-Isch'ák, berühmter Professor zu Kahira und Verfasser mehrerer von den Orientalen sehr geachteter Werke, die Sammlung und Anordnung des „Mouktaç'ar" oder des Inbegriffs der Jurisprudenz. Von seinem weitläufigen Werke, an welchem er fünfundzwanzig Jahre lang arbeitete, hatte er bei seinem Tode nur den ersten Theil des Manuskripts bis zum Kapitel über die Ehe ins Reine übertragen. Das Uebrige wurde unter seinen hinterlassenen Papieren auf losen Blättern aufgefunden und von seinen Schülern sorgfältig abgeschrieben. — Das Andenken des Sidi (Meister) Khalil steht noch heute in Afrika in großer Verehrung, und sein „Mouktaç'ar" ist im ganzen Mar'reb als der vollständigste Kodex anerkannt; er ist auch in Algerien der herrschende. (Schluß folgt.)

Afrika.

Die Wunder Afrika's.

Der Phönix, der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd.

(Schluß.)

Major Denham giebt folgende Beschreibung einer Elephantenjagd: „Zehn bis zwanzig Reiter erwählen aus einem Rudel eines dieser gewaltigen Thiere, trennen es von den übrigen, indem sie es durch ihr Geschrei erschrecken, und zwingen es, in vollem Lauf zu entfliehen. Bei der Verfolgung suchen sie ihm einen Pfeil unter dem Schweif beizubringen; eine solche Wunde macht den Elephanten wüthend. Nun trennt sich ein Reiter von seiner Gesellschaft und zieht die Aufmerksamkeit des Elephanten auf sich, der ihn hitzig verfolgt, ohne sich mit den übrigen zu beschäftigen, welche ihn rücklings angreifen. Er verläßt fast niemals den ersten Gegenstand seines Zornes. Endlich, mit Wunden bedeckt, von Müdigkeit entkräftet, vom Blutverlust geschwächt, haucht er seinen letzten Seufzer aus unter dem Messer des Verwegensten der Truppe, welcher dasselbe in den verwundbarsten Theil seines Körpers, in der Nähe des Unterleibes, einstößt. Zu diesem Zweck gleitet der Jäger zwischen die Hinterbeine des Thiers, indem er sich so den größten Gefahren aussetzt. Kann man dieses Mittel nicht anwenden, so schneidet ihm ein Jäger die Kniekehle entzwei, während ihn die anderen von vorn angreifen, und dieser vierfüßige Riese wird alsdann die leichte Beute seiner Verfolger."

Auf einer der Jagden bei Kouka, als der Major Denham nach Vögeln schoß, kam einer der Leute des Scheichs spornstreichs mit der Nachricht zu ihm, daß drei enorme Elephanten an dem Strome weideten. Bis auf einige hundert Schritt von ihnen angekommen, ließ der Major alle Personen zu Fuß und seinen auf einem Maulthier reitenden Bedienten Halt machen; hierauf sprengte er, gefolgt von drei anderen Jägern, gegen die kolossalen Thiere vor.

Die Leute des Scheichs erhoben ein lautes Geschrei, worauf die Thiere, nachdem sie anfangs die Kavallade anscheinend mit tiefer Verachtung betrachtet hatten, ihre breiten, bis dahin auf die Schultern herabhängenden Ohren aufrichteten und davonliefen, indem sie ein Brüllen ausstießen, welches den Boden unter den Füßen der Reiter erzittern machte.

„Der eine Elephant war ungemein groß", sagt Denham, „er hatte wohl sechzehn Fuß Höhe; die beiden anderen waren Weibchen. Sie entfernten sich ziemlich ruhig, während das Männchen etwas zurückblieb, um den Rückzug zu decken. Dieses umringten wir unverzüglich; Maramy, einer der Begleiter des Scheichs, schoß einen Pfeil auf ihn ab, der ihn genau unter dem Schwanz traf, ihn aber nicht stärker zu verletzen schien, als wenn wir uns den Finger mit einer Nadel stechen. Das fürchterliche Thier erhob seinen Rüssel und, indem es ihn mit schrecklichem Grunzen schwang, warf es eine solche Menge Sand auf uns, daß ich, auf so etwas nicht gefaßt, davon fast blind wurde. Selten oder niemals greift der Elephant an, und überhaupt ist er nur im gereizten Zustande gefährlich. Zuweilen kehrt er sich dann gegen Roß und Reiter und, nachdem er sie mit Staub überschüttet hat, zermalmt er sie in einem Augenblick."

Von seinen Gefährten getrennt, wendete sich der Elephant der Stelle zu, wo das Maulthier und die Leute zu Fuß geblieben waren. Diese stoben sogleich nach allen Seiten, und der Reiter des Maulthieres, welches nicht so schnell davontraben konnte, bekam einen solchen Schrecken, daß er während des ganzen Tages davon krank blieb. Unterdessen rückten der Major und die anderen Reiter dem Elephanten ganz nahe, von vorn, von hinten, von jeder Seite, aber wenn dieser sich zuweilen umdrehte, hemmte sein wüthender Blick augenblicklich den raschen Sprung des Pferdes. Sein Lauf, der nur ein ziemlich schweres Traben war, reichte dennoch hin, die Pferde im Galopp zu halten. Der Major Denham schoß zweimal auf ihn; nur die zweite Kugel, die ihn am Ohr traf, schien ihm einen Augenblick Schmerz zu verursachen, die erste, welche seinen Körper traf, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Nachdem man noch einen zweiten Pfeil abgeschossen, der von seinem dicken Küraß abprallte, ließ man ihn seinen Weg verfolgen.

Bald nachher benachrichtigte man die Jäger, daß acht Elephanten ihnen entgegenkämen und sich nur noch in geringer Entfernung befänden. Alle setzten sich in die Sättel fest, um sie anzugreifen; die Gegner schienen jedoch nicht ihren Platz verlassen zu wollen, sie machten erst Kehrt, nachdem die Reiter ganz in ihrer Nähe waren und einige Pfeile auf sie abgeschossen wurden. Der Glanz der Flintenschlösser schien ihnen am meisten Furcht zu verursachen; indessen machten sie sich sehr majestätisch auf den Rückzug, nachdem sie, wie der erste, eine große Menge Sand auf ihre Angreifer geschleudert hatten. Auf ihrem Rücken befanden sich viele von jenen den Drosseln ähnlichen Vögeln, Tuba genannt, die ihnen zur Vertilgung der Insekten auf den Körpertheilen, welche sie nicht erreichen können, sehr nützlich seyn sollen.

Man hält die afrikanischen Elephanten für wilder, als die asiatischen, daher man sie wahrscheinlich noch nicht gezähmt hat. Aber es ist gewiß, daß die Karthaginienser sich ihrer im Kriege bedienten, so wie es fast außer allem Zweifel ist, daß die Elephanten, welche Cäsar und Pompejus dem Amphitheater schenkten, aus Afrika kamen.

Die Jagd auf diese Gattung Elephanten wird in großer Ausdehnung betrieben und liefert einen lukrativen Handelszweig. Das Elfenbein ist jetzt eben so geschätzt, wie es zur Zeit der Alten war, die es zu Möbeln, Verzierungen und besonders zu jenen Statuen brauchten, welche man Chryselephantinen nannte, wie die der Minerva im Parthenon und die des olympischen Jupiter von Phidias.

Das dritte afrikanische Wunderthier, von dem der zoologische Garten in London jetzt ein Exemplar besitzt, ist das Nilpferd, das ἱπποπόταμος der Griechen. Mit seinem massiven Körper, der von vier kurzen und dicken Beinen gestützt wird, gleicht es einem Weinschlauch von den Festen des Polyphemus.

Es ist eine Streitfrage, ob es heutzutage nur eine einzige Gattung vom Nilpferde giebt, wiewohl man mehrere fossile Arten desselben kennt. Herr Desmoulins zählt deren zwei, — den hippopotamus capensis und hippopotamus senegalensis. Er stützt seine Angabe auf osteologische Verschiedenheiten, die eben so stark sind, als die, nach denen Cuvier das große fossile Nilpferd von dem jetzigen am Kap vorkommenden unterscheidet. Herr Desmoulins versichert, daß das im Nil vorkommende Flußpferd von beiden erwähnten Arten verschieden ist, daß sich sogar zwei Gattungen desselben in diesem Strome finden. Der Grund zu dieser letzten Meinung scheint die Entdeckung des Herrn Cailland gegeben zu haben, welcher unter etwa vierzig im Ober-Nil angetroffenen Flußpferden von röthlicher Hautfarbe zwei oder drei von dunkelblauer Farbe bemerkte. Wenn es sich aber um Gattungen handelt, so ist die Farbe häufig ein trügerisches Merkmal; denn, ohne von den in ihr durch Alter und Geschlecht hervorgebrachten Modificationen zu sprechen, verändert die Trockenheit oder Feuchtigkeit die Farbe der Haut bei einem und demselben Exemplar. So beobachtete Levaillant eines Tages von einem am Strom liegenden Felsen aus ein Nilpferd, welches auf dem Grund des Wassers spazierte, und dessen Hautfarbe ihm diesmal in Folge der Tiefe des Flußbettes dunkelblau erschien, während die Haut eine graue Farbe hat, wenn sie trocken, und eine bläuliche, wenn sie naß ist. Nachdem seine Neugierde gestillt war, nahm der französische Reisende den Moment wahr, wo das Monstrum zum Athemholen auf die Oberfläche kam, und tödtete es durch einen Schuß zur großen Freude der Hottentoten.

Der Knochenbau des Nilpferdes hat mit dem des Ochsen und des Schweines Aehnlichkeit; diese tritt besonders in der Zusammensetzung der Schädelknochen und in der Gestaltung der Nähte hervor, indessen besitzt es zugleich einen eigenen Charakter.

Die Zähne sind sehr merkwürdig und weichen, vorzüglich die Backenzähne, in der Gestalt, in der Zahl und in der Stellung nach dem Alter des Thieres ab. Die langen gekrümmten Schneidezähne der unteren Kinnlade mit ihren enormen Augenzähnen, deren geschärfte Oberfläche einem Meißel ähnlich ist, sind furchtbare Vertheidigungswerkzeuge und verleihen dem geöffneten Rachen ein schreckliches Ansehen. Dieser ungeheure Apparat ist dem Thiere ein mächtiges Schneidewerk zum Zerreiben und Zermalmen der harten und zähen Pflanzen, von denen es sich nährt, bevor sie zum Magen gelangen. Dieses Organ kann bei einem ausgewachsenen Exemplar bequem fünf bis sechs Scheffel aufnehmen, und der Darmkanal hat nicht weniger als acht Zoll Durchmesser. In dem Magen und den Eingeweiden eines jungen Nilpferdes hat man mehr als drei Scheffel zur Hälfte gekauter Kräuter gefunden. Diese furchtbare Kinnlade dient dem Thier als Vertheidigungs- oder Angriffswaffe gegen das Krokodil. Man sagt, daß, wenn es gereizt oder durch Verwundungen wüthend gemacht ist, es vermittelst dieser Zähne kleinere Fahrzeuge in Grund bohren kann. Wir wollen dies nicht bestätigen, sind auch nicht der festen Meinung, daß sein Verdauungssystem niemals animalische Nahrung gestattet; aber ohne bestimmt an die klägliche Geschichte zu glauben, welche Alexander an Aristoteles berichtete, daß seine leichten Truppen beim Durchschwimmen eines Stromes von Nilpferden verzehrt worden wären, ist es unseres Dafürhaltens sicher, daß, wenn dieses Ungeheuer im hungrigen Zustande auf einige Unglückliche trifft, sein Magen solche Mahlzeit, durch ein oder zwei junge und zarte Krokodile vervollständigt, wohl vertragen würde. Das Fleisch des Krokodils ist, nach der Aussage des Majors Denham, vortrefflich, von der Farbe, der Beschaffenheit und dem Geschmack des besten Kalbfleisches; das Fett desselben ist fest und grün, wie bei der Schildkröte. Herr Bullock hat dieselbe Bemerkung über das Fleisch des Alligators gemacht, daß es sich wohl mit dem des Kalbes vergleichen lasse. Wir möchten jedoch vermuthen, daß beide Reisende nur vom Fleisch der Jungen gesprochen haben, denn die Alten verbreiten einen sehr starken Moschusgeruch.

Wenn das Nilpferd nicht aufgeregt ist, sind seine schrecklichen Zähne unter den enormen Lippen verborgen. Sein Körper ist von einer Lage Fett umgeben, welche ein dickes, hartes und glänzendes Leder bedeckt.

Das größte der beiden von Zerenghi gemessenen Nilpferde war 16 Fuß 9 Zoll lang, hatte 15 Fuß in Umfang und 6½ Fuß Höhe. Seine geöffnete

Schnauze war 2 Fuß breit, und seine Fangzähne ragten über 1 Fuß aus dem Zahnfleisch hervor.

Die Tragezeit der Flippopotamen ist, wie man behauptet, dieselbe wie beim menschlichen Geschlecht; das Weibchen wirft auf dem Lande, und beim geringsten Lärm stürzt es mit seinem Jungen ins Wasser. Daher ist es außerordentlich schwierig, sich des Jungen zu bemächtigen. Ein Augenzeuge erzählt, wie er aufgepaßt habe, bis ein aus dem naheliegenden Strome kommendes Weibchen ein Junges geworfen habe. Nach der Geburt schlug einer der Theilnehmer von der Expedition auf die arme Mutter an und tödtete sie. Die Hottentotten stürzten sich aus ihrem Versteck auf das Neugeborne, jedoch leitete der Instinkt das arme Geschöpf zum Ufer, von wo es sich in die gastlichen Wellen warf und seinen Verfolgern entkam.

Ein anderes kleines Nilpferd, von Sparrmann und seiner Begleitung überrascht, hatte nicht dasselbe Glück. Am 28. Januar 1766 nach Sonnenaufgang, im Augenblick, als der Reisende und seine Hottentoten von ihren Posten zu ihren Hütten zurückkehren wollten, erschien ein weibliches Nilpferd am Rande des Stromes, wo Sparrmann sich befand. Im Augenblick, wo auf dem ziemlich steilen Ufer die Mutter auf ihr ankommendes, aber lahm gehendes Junges wartete und sich folglich nicht schnell bewegen konnte, gab ein Hottentot Feuer auf sie, ohne sie jedoch zu treffen: sie verschwand sogleich in dem Strom. Ein anderer Hottentot bemächtigte sich des jungen Thieres und hielt es an den Hinterbeinen so lange zurück, bis seine Gefährten ihm zu Hülfe kamen. Es wurde nun gebunden und im Triumph nach den Hütten getragen, ungeachtet seines Geschreies, das dem eines zu schlachtenden Schweines glich, aber noch durchdringender war. Obschon die Hottentoten es nicht für älter als vierzehn Tage oder drei Wochen hielten, war es doch 3½ Fuß lang und zwei Fuß hoch. Nachdem man es losgebunden hatte, hörte es auf zu schreien und begann sogar, sich an die Leute zu gewöhnen, als die Hottentoten mehrmals mit ihren Händen über seine Nase gestrichen hatten. Sparrmann zeichnete es ab, dann wurde es getödtet, zerschnitten und in weniger als drei Stunden verzehrt.

Zu allen Zeiten haben die Bebauer der an einem von Nilpferden bewohnten Strome liegenden Felder sich bitter über die Verheerungen und Verluste beklagt, welche diese kolossalen Vielfraße ihnen verursachen. Das Alterthum hat aus ihnen die Personifizirung des Typhon, das Symbol der Zerstörung, gemacht, es hat sie angebetet, wie einige Völker den Teufel anbeten, weil sie Furcht vor ihm haben. Heutzutage führen Kolonisten und Eingeborne einen erbitterten Krieg gegen sie. Wo sie sich zeigen, lauern ihnen Fallen, Schlingen, Karabiner auf, ohne von jenem alten, etwas apokryphen und kostspieligen Jagdmittel zu reden, welches darin besteht, daß man auf ihrem Wege Haufen trockener Erbsen hinschüttet, welche diese ungeschlachten Gourmands verschlingen und welche durch das Wasser, das sie dazu trinken, in ihrem Körper so aufquellen, daß sie zerspringen. Zuweilen suchen sie sich zu rächen, und Sparrmann z. B. erzählt einen Fall, wo er und seine Begleiter einen großen Schreck bekamen, als ein Nilpferd mit Blitzesschnelle und fürchterlichem Geschrei auf sie zustürzte.

Das Geschrei des Nilpferdes ist ein Gemisch von Wiehern und Grunzen. Sparrmann versucht es, eine Idee davon durch die Interjection: heurh, hurh, heoh — heoh zu geben. Die beiden ersten Töne sind rauh, aber scharf und meckernd, dem Grunzen anderer Thiere ähnlich, während die letzteren Töne kurz sind und sich dem Wiehern nähern. Andere sind der Meinung, daß sein Geschrei eher dem Gebrüll des Büffels, als dem Wiehern des Pferdes gleiche; kurz, man hat es bald Schnauben, bald Wiehern, bald Grunzen genannt, und es sogar mit dem dumpfen Knarren einer schweren, sich in ihren Angeln bewegenden Thür verglichen.

Gewiß läßt das eben Gesagte nichts weniger als den Gedanken an Melodie zu, und dennoch soll diese häßliche Fleischmasse einen musikalischen Instinkt enthalten. Der Major Denham berichtet, daß auf seiner Exkursion nach Mungo und Gambaroo er mit seinen Begleitern an den Ufern eines von Nilpferden besuchten Sees kampirte, in der Absicht, einige derselben zu erlegen. Ein heftiges Gewitter vereitelte dies; aber am folgenden Morgen konnten sich die Jäger überzeugen, daß diese plumpen Thiere nicht allein nicht unempfindlich gegen die Musik sind, sondern sich so viel als möglich ihr nähern, wie es die Robben machen sollen, obgleich die Töne des Instruments, welches sie anzog, weder sanft, noch besonders wohlklingend waren. Als nämlich der Major und seine Begleitung beim Sonnenaufgang längs der Ufer des Sees Muggaby hinzogen, folgten die Nilpferde den Trommelschlägern der verschiedenen Häuptlinge auf der ganzen Länge des Sees und näherten sich zuweilen so sehr, daß das aus ihrem Maule gespritzte Wasser die am Ufer befindlichen Personen erreichte. Der Major Denham zählte einmal funfzehn, die auf der Oberfläche des Sees sichtbar waren; sein Diener Columbus schoß auf eines und traf es am Kopfe, worauf das Thier, indem es im See untertauchte, ein so starkes Brüllen ausstieß, daß alle übrigen augenblicklich verschwanden.

So sehr auch die Meinungen über die Stimme dieser Amphibie getheilt seyn mögen, sein appetitliches und schmackhaftes Fleisch hat bei allen Reisenden ihm den gastronomischen Beinamen Seeochse eingebracht, und die unmittelbar unter der Haut liegende Fettschicht wird, getrocknet und gesalzen, von den Feinschmeckern des Kaplandes sehr geschätzt.

Was die Zähne anlangt, ist der Verbrauch derselben zur Anfertigung menschlicher Gebisse bekannt. Auch die Alten benutzten dieses Elfenbein, und Pausanias berichtet, daß man das Bild der Cybele aus Zähnen vom Nilpferde verfertigt habe.

Die harte und dicke Haut des Thieres diente den Alten zur Anfertigung von Helmen und Schilden. In neuerer Zeit macht man daraus Peitschen, die in den dortigen Ländern, nach Art der russischen Knute, als schreckliche Strafinstrumente verwendet werden. Major Denham war Zeuge einer derartigen Execution, bei deren scheußlichen Details wir nicht verweilen wollen.

Die alten Beschreibungen stellen uns das Nilpferd unter verschiedenen Gestalten dar, bald mit einer Pferdemähne und Ochsenhuf, bald mit Ochsenschwanz. Es ist ganz eigenthümlich, daß seit Herodot und Aristoteles bis auf Plinius und dessen Nachfolger die Schilderungen so wenig richtig sind, während die Abbildungen, welche die Kunst uns zurückgelassen, im Vergleich damit genau sind; die Medaillen von Adrian, auf denen man ein Krokodil neben dem Nil und ein Nilpferd, den Flußgott betrachtend, sieht, ferner die Medaillen von Marcia Otacilla Severa und die Skulpturen des Sockels an der Statue des Nils, an dessen Mündung ein Krokodil angebracht ist, geben den Beweis hierfür.

Es läßt sich nach diesem Allen wohl annehmen, daß einige von den Zeichnern das Thier selbst gesehen haben. Marcus Scaurus, sagt Plinius, war der erste, der bei den obrigkeitlichen Festen dem Volke ein Nilpferd und vier Krokodile zeigte. Ein anderes Nilpferd schmückte den Triumphzug des Augustus nach seinem Siege über Kleopatra. Die letzten Kaiser ließen öfters welche nach Rom kommen, und es läßt sich annehmen, daß dies nicht aus Neugierde allein geschah, sondern um sie zum Kampf mit den Gladiatoren des Cirkus zu verwenden. Die Alten glaubten an eine große Feindschaft zwischen dem Nilpferd und dem Krokodil. Es kann wohl seyn, daß beide Racen nicht ganz freundschaftliche Gefühle gegen einander nähren, doch ist es wahrscheinlich, daß sie, als Nachbarn und beiderseits von der Natur mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen ausgerüstet, sich mit einer bewaffneten Neutralität begnügen.

Auch der antiken Arzneikunde ist das Nilpferd nicht entgangen. Plinius und Andere erzählen uns, um wie viel Präparate die Pharmakopie durch dasselbe bereichert worden sey. Wir ersparen sie unseren Lesern und beschränken uns darauf, zu bemerken, daß die Zähne, auf gewisse Art angewendet, ein Hauptheilmittel gegen Zahnschmerz waren, sowie durch Einreiben des Zahnfleisches mit dem Gehirn des Nilpferdes, die Kinder von den Schmerzen beim Zahnen befreit wurden. Schließlich erinnern wir noch daran, daß man das Thier selbst als einen Heilkünstler betrachtete, wegen der Gewohnheit, die man ihm zuschrieb, sich Aderlässe zu geben, indem es sich die Adern der Beine an die geschärfte Spitze eines Pfahls oder an den zackigen Kanten des abgebrochenen Schilfes aufritz, sobald seine vollblütige Constitution es erforderte.

Italien.

Leonardo da Vinci's Abendmahl.*)

Für den Kunstliebhaber, der die Schätze von Rom und Florenz gesehen hat, ist die Brera, die erste Gemäldegalerie in Mailand, eine magere, ärmliche Sammlung. Ein Saal, ein Korridor nach dem anderen ist mit Werken der italiänischen, spanischen und deutschen Schule angefüllt, unter denen es aber kaum ein halbes Dutzend giebt, welche einen mehr als augenblicklichen Eindruck hervorbringen. Das ganze Museum scheint aus dem Ausschuß des Vatikans und der florentinischen Paläste zusammengesetzt. Wenn man ein oder zwei berühmte Stücke abrechnet, wie z. B. die „Hochzeit der Jungfrau", von Raphael, so ist es kaum der Mühe eines Besuches werth. Man wendet sich gern von ihm ab, um sich mit zehnfach größerem Interesse nach dem einzigen Kunstwerk in Mailand zu erkundigen, dessen Ruhm von Reisehandbüchern, Katalogen und Cognoscenti unabhängig ist — nach dem „Abendmahl", von Leonardo da Vinci.

Unter den Werken der christlichen Kunst giebt es wahrscheinlich keines, das allgemeiner bekannt und volksthümlicher wäre, als dieses. Es ist kopirt, gestochen, lithographirt — kurz, in jeder möglichen Weise nachgeahmt worden. Von unserer frühesten Kindheit an haben wir uns daran gewöhnt, es zu sehen, zu lieben und zu bewundern. Die Schilderungen im Evangelium, die ihm zum Thema dienen, rufen uns durch die Kraft der Ideenverbindung seine harmonische Darstellung des heiligen Textes stets von neuem in die Erinnerung zurück.

Es ist daher mit einem Gefühl, welches sich der Ehrfurcht nähert, daß man eine Pilgerschaft nach Santa Maria delle Grazie, dem alten Dominikanerkloster, antritt, dessen Mauern das Original dieses weltberühmten Bildes einschließen. Das Kloster wurde im funfzehnten Jahrhundert gegründet und besteht aus einer planlosen Reihe von Gebäuden, die, ursprünglich zu Kasernen bestimmt, nachher mit einer Kirche vereinigt und den Mönchen eingeräumt wurden. In neueren, weniger gläubigen Zeiten wendete sich jedoch das Blatt, das alte Gebäude wurde seinen früheren Inhabern wiedergegeben, und Soldaten traten an die Stelle der Dominikaner. Da jedoch die Kirche geweiht war, so wurde sie als eine Art von Feldkapelle zur Benutzung des Militairs beibehalten. Auch ein kleiner Theil der dieser Kirche zunächstliegenden Klostergebäude blieb von der rohen Gegenwart der Soldateska verschont; das Refektorium wird nicht mehr benutzt, und es ist das Refektorium — der Speisesaal der Mönche vor vierhundert Jahren — welches das „Abendmahl" enthält.

Aus den verlassenen Räumen des halb klösterlichen, halb kasernenartigen Gebäudes tritt man in das Refektorium, ein langes, schmales Gemach, von allem Mobiliar entblößt, und an der Wand gemalt und, sie in ihrer ganzen Breite bedeckend, zeigt uns der Sakristan den Gegenstand unserer Neugier.

Aber, o armer alter Meister! armer Leonardo da Vinci! Diese verblaßte, eingefallene Mauer, mit diesen farbenlosen, halb zerbröckelten Figuren, deren schwache Umrisse kaum zu erkennen sind — ist dies wirklich das unsterbliche Bild, das sich unsere Phantasie darstellte, ist dies Alles, was von dem Meisterstücke des unsterblichen Künstlers übrig ist?

*) Aus dem Bulletin of the American Art-Union.

Noch viel ſchlimmer! Das, was wir dort haben, iſt nicht einmal das Werk Leonardo's. Von ſeiner Arbeit iſt kaum noch eine Spur vorhanden. Was wir erblicken, iſt ſchon die zweite oder dritte Strata, die das Original bedeckt. Die urſprüngliche Schöpfung liegt tief unter dicken Schichten Farbe.

Von allen unglücklichen und mißhandelten Kunſtwerken des funfzehnten Jahrhunderts iſt dieſes in Wahrheit das beklagenswertheſte. Seine Geſchichte iſt nichts als eine Reihe von widrigen Zufällen, die endlich dazu geführt haben, daß, obgleich ſo allgemein bekannt und bewundert, obgleich ſeine Echtheit unbezweifelt iſt, das Gemälde ſelbſt ſeinem urſprünglichen Beſtande nach ſchon längſt nicht mehr exiſtirt. Die Zeichnung, die Stellungen, die Gruppirung, der allgemeine Ausdruck laſſen ſich zwar aus dem Ruin des Ganzen noch erkennen und haben eine Schönheit und Großartigkeit an ſich, der wir unwillkürlich huldigen müſſen; aber das iſt auch Alles: wie vollkommen der Meiſter im Ausdruck, in den Phyſiognomieen, im kleinſten Detail die herrliche und erhabene Idee entwickelte, die ſein Gemälde offenbart, können wir nur muthmaßen.

An dem erſten Unfall war Leonardo ſelbſt ſchuld. Er malte das Bild nicht in Fresko, welches ſeine Erhaltung geſichert haben würde, ſondern in einer neuen Manier und mit Oelfarben — ein Verfahren, welches ſich nicht bewährte. Außerdem war die Mauer ſchlecht gebaut und die Lage des Werkes, zwiſchen der Küche und dem Refektorium, eine ſehr ungünſtige, da es der Abwechſelung von Hitze und Kälte, dem Rauch und anderen nachtheiligen Einflüſſen ausgeſetzt war.

Kurze Zeit nach ſeiner Vollendung — als ob es ſchon im Anfang dem Unglück verfallen war — wurde das Refektorium von heftigen Regengüſſen überſchwemmt, die das Mauerwerk zerſtörten und die Oberfläche des Gemäldes ſtark beſchädigten. Als es funfzig Jahr alt war, befand es ſich ſchon in einem ziemlich defekten Zuſtande. Nach den vielleicht etwas übertriebenen Berichten aus jener Zeit war es ſchon damals ſchwer, die Figuren zu unterſcheiden. Zum Unglück wurden die Dominikaner bald darauf von einer Bauwuth ergriffen, die ſie unter Anderem dazu verleitete, eine Thür durch die Mauer unter dem Gemälde durchzubrechen, wodurch die Füße des Heilandes weggeſchnitten wurden. Im Jahr 1726 überredete ein heilloſer Sudler, Namens Bellotti, die Kloſterbrüder, daß er vermittelſt eines geheimen Prozeſſes die verblichenen Farben reſtauriren und dem Bilde den Glanz der Neuheit wiedergeben könne. Er ließ eine Staffelei errichten, umgab ſich mit einer hölzernen Barrière und machte ſich an die Arbeit — wie man zu ſpät entdeckte, beſtand ſein geheimes Verfahren darin, daß er die ganze Oberfläche übermalte. Im Jahre 1770 erlaubten endlich dieſe kunſtverſtändigen Mönche einem gewiſſen Mazza, ſeinen Namen Hand in Hand mit Leonardo da Vinci der Nachwelt zu überliefern, indem er ſich möglichſt bemühte, das zu verderben, was noch von dem Meiſterwerk übrig war. Er malte das Ganze noch einmal über, ſo daß nur drei Köpfe in der äußerſten Ecke rechts ſeinem unbarmherzigen Pinſel entgingen.

Als Napoleon in Mailand einzog, ſoll er ſein Möglichſtes gethan haben, um die Ueberreſte des Meiſterwerks unverſehrt zu erhalten. Er ging ſelbſt nach dem Refektorium, nahm das Gemälde in Augenſchein und ſchrieb auf der Stelle einen Befehl, daß das Militair nicht in dem Gebäude einquartiert werden ſolle. Seine Generale zeigten ſich weniger rückſichtsvoll; ſie verwandelten den alten Saal erſt in einen Kavalleriſtall und dann in ein Heumagazin. Schmähliche Behandlung für ein durch die Hand Leonardo da Vinci's ausgeſchmücktes Dominikaner-Refektorium!

Im Jahre 1800 ward das Gemach abermals durch einen vierzehntägigen Regen überfluthet. Ein Jahr ſpäter ließ man es austrocknen, und 1807 traf der Vicekönig Eugen Maßregeln, um die verſtümmelten Reliquien, welche die Anſtreicher, die Reſtaurateure, der Regen, der Rauch, die Reparaturen, die Pferde, die Soldaten und die Heugabeln verſchont hatten, vor weiterer Entheiligung zu retten, und von dieſer Zeit hat man die zarteſte Sorgfalt auf ſie verwendet.

Allein das Ganze iſt eine traurige Ruine; ein ſo wehmüthiger Anblick als die leeren, verlaſſenen Räume von Pompeji! Wo iſt die Kraft, die Grazie, die Harmonie in den Farben und den Verhältniſſen, die der Meiſter ſeinem Werke zu verleihen wußte und der Welt als die reifſte Frucht ſeines Genius übergab? Wo iſt das Leben, der Geiſt, die Seele, welche einſt jene kalten Formen belebte und aus jenen glanzloſen Augen hervorſtrahlte? Es ſcheint beinahe, daß die Zerſtörung, die man beklagt, nicht die eines lebloſen Dinges, ſondern eines ehrwürdigen Weſens ſey, deſſen Untergang unſere Trauer und Entrüſtung hervorruft.

Dieſes Gefühl rührt daher, daß die chriſtliche Welt das Gemälde des mailändiſchen Meiſters als die authentiſche Darſtellung der feierlichen Scene aus dem Leben des Heilandes acceptirt hat. Durch die Kupferſtiche, die jetzt ſchöner als das Gemälde ſelbſt ſind, iſt es durch ganz Europa und Amerika verbreitet worden. Die rührende Schönheit ſeiner Anordnung und ſeines Ausdrucks iſt Allen bekannt. Es liegt darin eine Würde und Einfalt, die unſere Bewunderung in noch höherem Grade erregen würde, wenn wir mit dem Gemälde weniger vertraut wären. Von Hauſe aus war es ſchwer, eine Mahlzeit, die kein pittoreskes Element darbietet, in großartige und ſchöne Formen zu kleiden. Aber Beides iſt in dieſer ſcheinbar unſtudirten Verſammlung von dreizehn Männern vereinigt, die an einer Seite eines langen ſchmalen Tiſches ſitzen, ſechs zur rechten und eben ſo viele zur linken Hand der Centralfigur — des Heilandes. Statt der Steifheit und Einförmigkeit, die mit einem ſolchen Thema verknüpft ſcheinen, hat der Genius des Künſtlers es mit der reichſten Mannigfaltigkeit und Belebung ausgeſtattet. Chriſtus, mit ausgeſtreckten Händen und niedergeſchlagenen Augen, in einer Stellung voll ernſter und würdiger Ruhe, hat ſo eben die furchtbaren Worte ausgeſprochen: „Einer unter Euch wird mich verrathen.“ Dieſe unerwartete Verkündigung hat die Jünger aus ihren früheren Betrachtungen und unbeſtimmten Ahnungen aufgeſcheucht. Sie bilden bewegte und erſtaunte Gruppen. An jeder Seite beugen ſie ſich nach der Mitte des Tiſches vor, um eine Erklärung dieſer geheimnißvollen Worte zu hören. Auf den Zügen der Elf zeigt ſich jede Nüance des Erſtaunens, des Schreckens, der Betrübniß, der Angſt, der Furcht und des Zornes, je nach dem Alter und Temperament, das ſich in den verſchiedenen Figuren kundgiebt, während das Antlitz des Judas die Verderbtheit ſeines Herzens abſpiegelt. Sein Geſicht iſt im Profil dargeſtellt — eine hagere, abſtoßende Phyſiognomie — und es iſt dem Heilande zugewendet, aber mit einem Ausdrucke des Haſſes und der Tücke. Mit ſeiner rechten Hand hält er den Sack feſt, der auf dem Tiſche liegt, während die linke Hand ſich der Schüſſel nähert, die zwiſchen ihm und dem Erlöſer ſteht. Das ganze Bild iſt voll Leben, Kraft und Pathos. Sein von aller Uebertreibung freier, wahrer, natürlicher Ausdruck wird von Jedem empfunden, der menſchlicher Sympathieen fähig iſt. Nicht umſonſt hat der Künſtler ſechzehn Jahre ſeines Lebens auf dieſe Arbeit verwendet, und trotz des Verfalls und der Zerſtörung des Werkes ſelbſt hält die Reproduction deſſelben in ſo vielfachen Geſtalten ſein Andenken aufrecht und ſichert die Unſterblichkeit ſeines Ruhms.

Mannigfaltiges.

— Deutſchland, ſeine Höfe, ſeine Lager und ſein Volk.*) Unter dieſem Titel hat die Baronin Blaze de Bury, die Verfaſſerin des auch von uns rühmlich erwähnten Romans „Mildred Vernon“, ein Werk herausgegeben, in welchem ſich, wenn wir engliſchen Blättern trauen dürfen, höchſt merkwürdige Enthüllungen über die verſchiedenen Monarchen und Höfe Europa's während der letzten Revolutionen befinden.**) „Um eine Idee von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit ſeines Inhalts zu geben“, ſchreibt der Globe, „bemerken wir nur, daß Preußen, Oeſterreich, Ungarn, Bayern, Sachſen, Serbien, Steyermark (eine ſonderbare Reihefolge!), Tyrol, Hannover, Braunſchweig, Italien ꝛc. zu den von der Verfaſſerin durchreiſten Ländern gehören. Die ausgezeichneten Perſonen aufzuzählen, mit welchen ſie in Berührung kam oder über welche ſie Anekdoten erzählt, wäre unmöglich: die Liſte derſelben ſchließt Namen ein wie die des Kaiſers von Rußland und des Kaiſers von Oeſterreich, der Könige von Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg, des Grafen von Chambord (Heinrich V.), der Königinnen von Bayern und von Preußen, der Ex-Kaiſerin von Oeſterreich, des Großherzogs von Baden, der Erzherzoge Johann, Franz und Stephan von Oeſterreich, des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig, des Prinzen von Preußen, des Prinzen Johann von Sachſen, der Gräfin Batthyanyi, Madame Koſſuth ꝛc. Unter den Staatsmännern, Feldherren und Haupt-Theilnehmern an den revolutionairen Bewegungen begegnen wir Radowitz, v. Gagern, Schwarzenberg, Bekk, Eſterhazy, dem Ban Jellachich, Windiſchgrätz, Radetzky, Welden, Haynau, Wrangel, Pillersdorf, Koſſuth, Blum, Görgey, Batthyanyi, Pulszky, Klapka, Bem, Dembinski, Hecker, Struve ꝛc.“ — Wenn dieſe etwas zu ſehr nach einem Puff ſchmeckende Anzeige nur einige Körnlein Wahrheit enthält, ſo muß das Werk in der That von hohem Intereſſe ſeyn, und dürfen wir daher — wenn anders die Preßpolizei nicht dazwiſchen tritt — mit nächſtem einer deutſchen Ueberſetzung entgegenſehen.

— Schuſelka's revolutionaire Reiſen. In der Schweiz, wo man nun bereits ſeit zwanzig Jahren den deutſchen Radikalismus kennt, iſt man jetzt gegen die literariſchen Ausgeburten deſſelben noch viel ſtrenger, als in Deutſchland. Schuſelka's „Reiſen in Deutſchland vor und während der Revolution“ werden im letzten Hefte der Bibliothèque Universelle von Genf mit wahrhaft ſchweizeriſcher Derbheit gezüchtigt. „Der Verfaſſer“, heißt es dort unter Anderem, „tritt in ſeinem Buche mit dem ganzen lächerlichen Aufputz eines Kaffee- und Wirthshaus-Liberalen auf. Ein langer Bart ſpielt dabei die Hauptrolle. Sein Mund iſt voll von jenem uns leider nur zu bekannten Phraſengeklingel der deutſchen Radikalen, die ſeit zwanzig Jahren bei uns jeder Revolution präludirten, und zwar zunächſt durch ihre auffallende Tracht, durch ſtarke Libationen und durch ihren auf den Kopf tief eingedrückten Hut in Gegenwart von Königen. In den erſten Kapiteln des Buches fließt der Wein in vollen Strömen, und auch an Bier fehlt es nicht, welches, wie der Verfaſſer ſagt, „germaniſirt“ und „proteſtantiſirt“. . . . Je näher man ſich dieſe furchtbaren, radikalen Meteore betrachtet, um ſo beruhigter fühlt man ſich über ihren Einfluß, und es geſchieht ihnen noch zu viel Ehre, wenn man auf ſie die Verſe Voltaire's anwendet:

Comètes que l'on craint à l'égal du tonnerre,
Cessez d'épouvanter les peuples de la terre.“

*) Germania, its Courts, Camps, and People. London, 1850. 2 vols.

**) Kürzlich erſchien auch in franzöſiſcher Sprache unter dem Namen Blaze de Bury eine von uns bereits erwähnte Schrift über ein Zuſammentreffen mit dem Grafen v. Chambord in Venedig. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 1), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 29. August 1850.

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Erweiterter Vortrag, gehalten im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation, von Karl Gaillard.)

Die Erkenntniß von den geistigen und sachlichen Verlusten, welche Deutschland durch seine größtentheils in die englischen Töchterstaaten aufgehende Auswanderung erleidet, so wie die geistigen und leiblichen Bedürfnisse, die sich im steigenden Grade bei den romanischen Amerikanern seit ihrer Selbständigkeit kundgeben, haben in einem hohen Maße die Nützlichkeit, ja, die Nothwendigkeit deutscher Ansiedlungen in den romanisch-amerikanischen Staaten herausgestellt. Ist eine solche Erkenntniß einmal eingetreten, so ist von da bis zum Handeln der erste Schritt auch schon geschehen. Ob der Fortgang schnell und sicher, ob er langsam und unsicher oder ob er mehr oder minder schnell oder sicher ist, hängt ebensowohl von der Gunst der Umstände und Verhältnisse, als von den Leuten ab, welche diesseits und jenseits des Meeres die große Aufgabe der Ansiedlung zu erfüllen haben.

Chile gehört durch seine südlichen Bezirke zu denjenigen romanisch-amerikanischen Ländern, die sowohl an und für sich, als in Bezug auf die Schwesterstaaten, im Vordergrunde stehen; letzteres, weil Brasiliens gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse Vielen Steine des Anstoßes sind, weil die Wirren und Kämpfe am La Platastrome die Auswanderung dorthin nicht rathsam machen, weil gegen Mittel-Amerika bei Vielen noch das unbegründete Vorurtheil herrscht, welches alle zwischen den Wendekreisen gelegenen Länder ohne Rücksicht auf ihre Lage und Bodenbildung für gleich heiß und ungesund hält, und ein Vorurtheil, wie begründet oder unbegründet es seyn mag, nicht mit einemmale gestürzt, sondern nur langsam untergraben werden kann.

Süd-Chile, in die Marken Valdivia und Chiloë eingetheilt, gewährt auf mehr als tausend Geviertmeilen der deutschen Ansiedlung hinreichenden Raum zum Bestehen eines deutsch-chilenischen Volkslebens, wie denn überhaupt die deutsche Volkseigenthümlichkeit viel leichter von der verwandten angelsächsischen aufgezehrt wird, als von einer fremden, sey sie romanisch oder slawisch. Die Abkömmlinge der Spanier auf diesem weiten Raume in Süd-Chile betragen der Zahl nach kaum ein Zehntel der jährlich aus Deutschland Auswandernden, und die (friedlichen) Indianer ungefähr ein Viertel. Dieses Land zeichnet sich ebensowohl durch seine Fruchtbarkeit, als durch seine gute Bewässerung und die Milde und die Gesundheitszuträglichkeit seines Klimas aus, obwohl die nach dem Südmeer hin offene Mark Chiloë nicht eine so milde und freundliche Witterung haben kann, wie die geschütztere Mark Valdivia, auf die allein die in den verschiedenen Ansiedlungsschriften über Chile hervorgehobenen klimatischen Reize Süd-Chile's zu beziehen sind; nichtsdestoweniger kann sich gerade jener kältere Theil als noch zusagender für deutsche Ansiedler erweisen.*) Bekannt ist, daß der schmale Streifen Land zwischen dem Küstengebirge und dem Meere eine unangenehme und sehr feuchte Witterung hat. Süd-Chile ist zwar noch nicht überall im Innern so genau untersucht, wie an der Küste, aber nach allen Seiten hin so durchstreift worden, daß über die allgemeine Beschaffenheit desselben ein unumstößliches Urtheil gewonnen ist. Wald und Wiesen bedecken abwechselnd einen reichen Boden. Genauere Untersuchungen können daher schlimmstenfalls nur über einzelne Theile zu ungünstigeren Ergebnissen führen, ohne die großen Vorzüge des Ganzen als eines für Ackerbau und Viehzucht und Seehandel besonders begünstigten Landes wesentlich zu beeinträchtigen. Mit mehr Recht läßt sich erwarten, daß eine sorgfältige Durchforschung neue Vorzüge an das Tageslicht bringen wird. Die ganze Bodenbildung spricht für die Fruchtbarkeit. Es ist eine reich bewässerte, durchschnittlich ungefähr funfzehn Meilen breite Mulde, deren Seitenwände zwei von Norden nach Süden gleichlaufende Gebirgsketten bilden; auf der östlichen, höheren, entspringen viele Flüsse, von denen die bedeutendsten, die westliche, niedrigere durchbrechend, dem Meere zufließen. — Was den Grad der Schiffbarkeit dieser verschiedenen Flüsse betrifft, so wären darüber noch einige genauere Aufklärungen wünschenswerth, denn die Flüsse gehören überall zu den wichtigsten Verbindungs- und Verkehrswegen; in unangebauten Gegenden sind sie aber größtentheils die einzigen. Ueber die Schiffbarkeit der süd-chilenischen Flüsse auf ziemlich beträchtlichen Strecken vom Ausfluß an lauten die vorhandenen Berichte günstig. Manche Hindernisse sind nach und nach zu beseitigen, und somit werden diese Wasserstraßen im Laufe der Zeit erweitert und verbessert werden. Sind doch auch unsere bedeutendsten Ströme in dem Grade, wie jetzt, erst durch die nachhelfende Menschenhand für die Schifffahrt zum Theil geebnet, zum Theil gewonnen worden.

Chile's Lage auf dem Erdball ist eine für den Seehandel sehr günstige. Es wird uns Gelegenheit geboten werden, dieses Urtheil näher zu begründen. Für den Verkehr mit Deutschland ist freilich die Entfernung eine sehr weite, aber Australien ist noch weiter, und in einer größeren Nähe ist der Gattung von Auswanderern, die ihr Deutschthum bewahren und weder nach tropischen Ländern, noch nach Brasilien gehen wollen, nichts geboten. Dazu kömmt, daß Chile ein geordneter Freistaat auf demokratischer Grundlage ist, wenn auch kein ewiges Jerusalem der göttlichen Anarchie, für die eine Begeisterung nur in Staaten, von Einem oder Wenigen willkürlich oder unter dem Scheine der Freiheit beherrscht, entstehen kann. Allerdings sind noch einzelne aristokratische Einrichtungen in Nord- und Mittel-Chile stehen geblieben, aber auch diese werden bei der ferneren Entwickelung des Staates fallen und haben überdies in Süd-Chile, um welches es sich hier handelt, niemals Wurzel schlagen können. Was den Handels-Austausch zwischen Deutschland und den zukünftigen deutschen Niederlassungen des Südens von Chile betrifft, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß Ansiedlungen in tropischen Ländern vermöge ihrer Erzeugnisse ein ergiebigeres Feld gewähren würden, aber dessenungeachtet kann Süd-Chile durch deutsche Niederlassungen ein sehr ergiebiges Feld für den Absatz deutschen Kunstfleißes werden und seinen Bedarf mit Häuten, Horn, Talg, Hölzern, Berggut und zu Zeiten mit Getraide bezahlen. Es wird ferner nicht in Abrede zu stellen seyn, daß ein lebendiger Verkehr zwischen Deutschland und Süd-Chile auf einen Aufschwung des einer großen Erweiterung fähigen Handels-Austausches zwischen Deutschland und Nord- und Mittel-Chile einwirken muß, deren Bewohner sehr werthvolle Erzeugnisse des Bergbaues ausführen und Gegenstände des europäischen Kunstfleißes in großer Menge einführen. Chile steht für uns über Nord-Amerika und Australien, und zwar sowohl in der Begünstigung des Handels-Austausches zwischen den deutschen Auswanderern und dem Mutterlande, als in der Erhaltung deutscher Volkseigenthümlichkeit; denn daß in den englischen Tochterstaaten das deutsche Wesen vollständig von dem angelsächsischen verzehrt wird, daß die deutschen Einwanderer mit wenigen Ausnahmen dort den fremden Interessen dienen, sind Thatsachen, die weniger in dem Willen der deutschen Auswanderer ihren Ursprung haben, als in der großen Ueberzahl und der praktischen Ueberlegenheit der Nord-Amerikaner und Engländer. Den romanischen Amerikanern dagegen gegenüber haben die Deutschen das praktische, geistige und leibliche Uebergewicht, und in vielen Theilen des von jenen eingenommenen Gebietes kann es diesen nicht schwer fallen, auch binnen kurzem in die Mehrzahl zu kommen. (Ausführlicher habe ich diesen Gegenstand in einzelnen Abhandlungen und in einem Werkchen: „Wie und wohin, die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer", behandelt. Ich verweise darauf, weil ich mit diesem Stoffe, der sich fast bei keiner Besprechung deutscher Ansiedlungen umgehen läßt, die Zeit der Leser nicht zu sehr und zu oft in Anspruch nehmen will.)

Wie nun die vielfachen Vorzüge Chile's für deutsche Ansiedlungen einerseits verschiedene Unternehmungen und Pläne hervorgerufen haben, so andererseits den Geist des Widerspruchs. Der Widerspruch entspringt aus reinen oder unreinen Quellen. Der rühmenswerthe geht in dem vorliegenden Falle von dem Gesichtspunkte aus, daß da, wo es sich um große, menschheitliche, volksthümliche oder vollberechtigte persönliche Interessen handelt, die Bürgschaften nicht sicher genug, die einzelnen Bestimmungen nicht klar genug gestellt werden können. Der anderen Art des Widerspruches liegt die Selbstsucht mit allen ihren Abschattungen zu Grunde — der Brodneid wendet im Großen ganz dieselben Mittel an, wie im Kleinen. — Beide Arten richten sich sowohl gegen Chile überhaupt, wie gegen die einzelnen Unternehmungen. Wie wir den Wider-

*) Darwin schildert die Witterung der Insel Chiloë als sehr naß und unangenehm, also ähnlich der an der Westküste Süd-Chile's. Er sagt ferner: „In Chiloë (der Insel) unter dem 42sten Grad südl. Br. verlangen Pfirsiche die größte Sorgfalt und tragen selten Früchte, aber Erdbeeren und Aepfel gedeihen wunderbar. Die Einwohner müssen häufig ihr Getraide abschneiden und es in die Häuser zum Trocknen bringen. In Valdivia unter dem 40sten Grade südl. Br. tragen die Pfirsiche im Ueberfluß, Trauben und Feigen reifen, sind aber durchaus nicht gewöhnlich. Oliven werden selten nur zum Theil reif und Apfelsinen gar nicht." Der Süden von Süd-Chile, die Mark Chiloë, wird demnach, wo nicht örtliche Ursachen wirken, eine Witterung haben, welche die Mitte hält zwischen der von Valdivia und der auf der Insel Chiloë, wo sie zwar keine höheren Kältegrade, aber auch keine hohen, die schnelle Reife der Früchte bedingenden Wärmegrade erreicht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

erheben, dafür aber ein Zehntel als Pachtzins entrichten mußten. Sie wurden Moultezims, Pächter, genannt. Diese Krieger, Steuer-Einnehmer und Polizeiverwalter sind diejenigen, welche früher in Aegypten unter dem Namen „Mamelucken" angetroffen wurden und die noch heute die Lehngutsbesitzer und Sipahis in der Türkei sind.

Vor 1830 war Algier diesem System der Militair-Oligarchie unterworfen und wurde von Sipahis verwaltet. Sein Territorium war in drei Gebiete getheilt, die aus einer Anzahl von Sandjaks oder Bannern bestanden, letztere zerfielen wieder in Douars. Jedes Douar wurde von einem Sipahi befehligt. Die Sipahis sind durchaus nicht mit lehnspflichtigen Baronen zu vergleichen, wie man wohl nach der augenscheinlichen Analogie glauben möchte; sie hatten nicht, wie jene, Grundbesitz; sie übten keine Gerichtsbarkeit aus, was nur die Sache des Kadi ist; sie besaßen endlich ihre Lehen nicht als erbliche, nicht einmal als lebenslängliche. Ein Jeder von ihnen hatte nur einen der Fäden des großen Netzes, welches sich über das ganze Land verbreitete und sich in Algier näher zusammenzog, in Händen. Durch sie wurde die Sammlung der Steuern und die Polizei kräftig centralisirt, während sie, nach arabischer Sitte, die Verwaltung des Douars den Händen der Alten und der Familienhäupter überließen.

Dieses System war, wie man bemerken wird, nicht so unfreisinnig, und es wäre der französischen Regierung viel Verwirrung erspart worden, wenn sie es sich gleich bei der Eroberung des Landes hätte aneignen können. Die arabischen Büreaus, die leider viel zu spät eingerichtet worden sind, und die schon so gute Dienste geleistet haben, zeigen, was man auf diesem Wege hätte ausrichten können, wenn man früher und vollständiger darauf eingegangen wäre. Die Macht der Regierung würde sich schnell befestigt haben, und unter dem Schutze einer mächtigen militärischen Polizei hätte die bürgerliche Colonisation, der Hauptzweck aller Anstrengungen, Wurzel gefaßt, während sie heute erst in der Entwickelung begriffen ist.

Das Studium des muhammedanischen Gesetzbuches erregt eine ernste Frage, die auch bei jeder neuen Verwickelung, welche einen Sturm von Seiten des Orients anzukündigen scheint, hervortritt. Ist die politische Organisation des Islams, so fragt man sich, unverträglich mit der modernen Civilisation, oder gestattet sie allmälige Veränderungen, die, ohne das Wesen des Ganzen zu ändern, sich den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen? Die Saint-Simonistische Schule hat diesen zweiten Satz nicht ohne Talent, jedoch mit mehr geistreichen, als festen und haltbaren Gründen aufrechtzuerhalten versucht. Die entgegengesetzte Meinung stützt sich auf die Lehren der Geschichte und auf die Erfahrungen der Gegenwart. Bei dem besonderen Falle, der Frankreich angeht, handelt es sich nicht darum, zu wissen, ob das muhammedanische Prinzip noch fähig ist, eine politische Einrichtung zu gründen oder auch nur zu erhalten. In Algier ist diese Frage durch die Eroberung als beseitigt anzusehen. Es bleibt nur noch übrig, das genaue Verhältniß aufzusuchen, in welchem das muhammedanische Civilrecht mit den Erfordernissen der französischen Politik vereinigt werden muß; die Kenntniß des Malekitischen Kodex gestattet jetzt, dieses Verhältniß mit Einsicht und Genauigkeit zu bestimmen. Wenn man das muhammedanische Gesetz durchläuft, so ist man unter tausend Aermlichkeiten und Kleinlichkeiten, die aus seinem despotischen Prinzip entspringen, erstaunt, darin die ewigen Grundsätze jeder Gesellschaft, die unbedingteste Ehrfurcht vor der Obrigkeit und ein Gefühl der unerschöpflichen Brüderlichkeit ausgedrückt zu finden. Hören wir den „Mouktaçar" in dem Kapitel über die Zeklat: „Man soll jeder Erklärung der Armuth und Dürftigkeit Glauben schenken", sagt er, „außer wenn dieselbe zu zweifelhaft ist." — „Dem fremden Pilger, welcher erklärt, daß er in Noth sey, soll aufs Wort geglaubt werden." Dergestalt ist die wohlwollende Anordnung des Gesetzgebers. Bei jedem Schritte giebt sich ein Geist der Liebe kund, der mit dem des Christenthums wetteifert, der auch durch die Religion verordnet worden ist, aber ganz anders gefühlt wird, als der, von welchem unsere Denkmäler nur die leere Formel an sich tragen; und wenn man die wohlthuende Sorgfalt, die Milde der Sitten und die ruhige Heiterkeit wahrnimmt, die den Grund des muhammedanischen Charakters ausmacht, wenn man bedenkt, daß diese Völker frei sind von den meisten heftigen Leidenschaften, den Kindern des Geistesaufruhrs, die beständig unser Zusammenleben stören, so fragt man sich, ob wir Sittenverbesserer nicht in gewissen Punkten nöthig hätten, bei diesen vorgeblichen Barbaren in die Schule zu gehen? Täusche man sich hierin nicht: Der Muselmann, seine Inferiorität in vielen Punkten ganz begreifend, weiß recht gut das angeborne Laster dieses Fortschritts, vor welchem sein religiöses Gefühl zurückschreckt, zu bemerken. „Ihr seyd so, wie wir seyn müßten", sagte ein Scheich von Kahira zu Herrn Perron; „aber Euch fehlt der Glaube."

Mit der Zeit, so viel ist gewiß, werden sich die Muselmänner endlich gewinnen lassen, denn Frankreich bietet ihnen zu offenbare materielle Vortheile, als daß sie dieselben auf die Dauer zurückweisen könnten. Schon achten sie die französische Rechtspflege, nachdem sie eingesehen haben, daß die ihrige in der Praxis von den heiligen Grundsätzen, auf welchen sie ruht, abgewichen war. An die Käuflichkeit ihrer Kadis gewöhnt, konnten sie anfänglich nicht begreifen, wie sich bei ihren Eroberern das Recht ohne Bestechung sprechen lasse; jetzt sehen sie den Unterschied sehr wohl ein. Auf Frankreich nun zurückzukommen, auf Frankreich, das, wie sie sagen, durch das Schwert und durch die Feder ihr Herr ist, fragen wir: kann Frankreich von ihnen nichts lernen? Konnte es von ihnen nicht das entnehmen, was ihm fehlt, nämlich den Geist der Ordnung und des Gehorsams, bei dessen Mangel die christliche Welt gegenwärtig einem viel schnelleren und vollständigeren Verfall entgegengeht, als dies mit der muhammedanischen Welt der Fall gewesen ist? (R. d. d. M.)

Ostindien.

Einige Worte über bengalische Sprache und Sitte.

Nach der Calcutta Review.

Die Veröffentlichung von Elliot's Schrift über die muhammedanischen Historiker Indiens und Du Tessp's Geschichte der Hindostan-Literatur, so wie anderer werthvoller Werke, zeigt, daß der Sinn für dergleichen Studien immer mehr erwacht. Sanskrit und arabische Bücher aus verschiedenen Zeitabschnitten haben schon früher Beachtung gefunden, der hindusche Literatur dagegen ist sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden. Herrn Du Tessy's Werk über diesen Gegenstand eröffnet dazu die Bahn und wird, vom Französischen in die Landessprache übersetzt, auch für die Studien der Hindu ein trefflicher Leiter seyn, auf deren Bildung die heutige Presse bedeutenden Einfluß auszuüben sucht und wirklich ausübt.

Es hält schwer, irgend etwas Bestimmtes über die Sprache zu erfahren, die an den Höfen von Gaur und Nadiya gesprochen wurde, und dies kann uns nicht verwundern, wenn man bedenkt, in welches Dunkel die bengalische Geschichte gehüllt ist. Einige Andeutungen haben wir. Dlacca und Stagan blühten als Handelsorte zur Zeit des Plinius, und Gaur war nach Rennel 730 Jahre v. Chr. die Hauptstadt von Bengalen. Man hat bezüglich auf dieses Land wahrscheinliche und unwahrscheinliche Hypothesen aufgestellt, mit Gewißheit aber darf angenommen werden, daß sie eine kultivirte Länderstrecke bildeten, als England sich noch im Zustande der Barbarei befand. In der Bibliothek zu Paris ist eine im funfzehnten Jahrhundert gezeichnete Karte von Bengalen, auf welcher fünf Städte am Ufer des Meeres im jetzigen Gebiete des Sunderbund liegen. Diese sind verwüstet und verödet durch die Seekriege mit den Portugiesen, Ueberschwemmungen und ein Sinken des Bodens oberhalb, durch vulkanische Wirkung. Doch lassen einzelne Nachrichten glauben, Bengalen sey vor vielleicht 2500 Jahren ein kultivirtes Land gewesen.

Merkwürdig ist, was der Korrespondent einer alten, jetzt sehr seltenen Zeitschrift, The Calcutta Asiatic Observer, von der ersten Ansiedlung der Muselmänner zu Pandua in Bengalen erzählt, welches funfzehn Meilen von Hugly auf dem Wege von Burdvan gelegen ist. In jenem Journale liest man:

„Sage von dem Minaret zu Pandua.

„Der Thurm von Pandua ist sicherlich eines der ältesten Denkmale muselmännischer Andacht in Bengalen. Das Volk von Pandua hat mir erzählt: Schah-Suji-uddin, der Chan von Schadiv, habe vor sechshundert Jahren den ersten Einfall in Bengalen versucht. Anlaß dazu gab die Beschwerde eines Muselmannes, welchen die Radschahs der Hindu kurz zuvor aufgefordert hatten, bei ihnen zu wohnen und ihnen die Sendung des Kaisers von Hindostan in Rücksicht auf die Politik jener Zeit zu erklären. Dieser Mann war kinderlos und that das Gelübde: „Wenn Gott ihm einen Sohn schenkte, wolle er ihm zu Ehren ein glänzendes Opfer spenden." Sein Gebet fand Erhörung, und er beschloß, zur Feier des glücklichen Ereignisses und Erfüllung seines Gelübdes eine Kuh zu schlachten. Dies beleidigte und erbitterte die Hindu in solchem Maße, daß sie auf Befehl ihrer Radschahs nicht nur jenen Muselmann auf das allerstrengste bestraften, sondern auch den Sohn, die Frucht jenes Gelübdes, raubten und ihren Göttern zum Sühnopfer darbrachten. Kurz nach dieser grausamen That entfloh der Muselmann aus Delhi und bat den Kaiser, ihm Gerechtigkeit zu schaffen und die Mörder seines Sohnes zu strafen. Dafür fand er ein geneigtes Ohr. Der Kaiser ergrimmte über das Verbrechen und ließ sogleich einen Aufruf durch seine Lande ergehen, worin er demjenigen reichen Lohn zusagte, welcher es unternehmen wolle, eine Armee nach Bengalen zu führen, welche die angethane Schmach räche.

„Hierzu erbot sich Prinz Schah-Suji-uddin Chan. Er brach nach Bengalen auf, sobald er eine Armee frommer Muselmänner gesammelt hatte, verheerte das Land mit Feuer und Schwert, besiegte die Radschahs aller auf seinem Wege gelegenen Orte bis nach Pandua, einem stark befestigten Platze, und eroberte auch diesen. Dem dortigen Radschah hatte der sehr mächtige Radschah von Munad Beistand geleistet, ein noch wirksamerer Helfer jedoch, als er, war den Besiegten ein wunderthätiger Teich, Jhintsch-Chund genannt, so daß sie vermocht hätten, das Vordringen des anstürmenden Feindes längere Zeit aufzuhalten. Jenem Teiche, sagt man, sey die Kraft eigen gewesen, die Todten wieder ins Leben zu bringen und die Wunden derer zu heilen, welche gegen die Muselmänner kämpften. Umsonst griffen diese ihre Gegner immer aufs neue an, sie wurden stets blutig zurückgeschlagen, und Schah-Suji, der sich verwunderte, daß nach so manchem Kampfe die Zahl der Feinde nicht abnahm, obwohl ihrer Tausende todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde liegen blieben, versprach, reich zu belohnen, wer die Ursache eines so wunderbaren Umstandes erforsche. Dies übernahm ein Muselmann. Er ging verkleidet nach einer benachbarten Station des Feindes und erfuhr das Wunder vom Jhintsch-Chund. Kaum davon unterrichtet, verschaffte er sich die Kleidung eines Hindus von Jogi, eilte nach Munad, wo der berühmte Teich sich befand, und bat, daß man ihm gestatte, sich darin zu baden. Niemand schöpfte Argwohn, und die Bitte ward ihm zugestanden, er aber warf während seiner Abwaschungen unvermerkt ein Stück Kuhfleisch in den Teich; dadurch verlor der Jhintsch-Chund seine Kraft für immer, und der Muselmann kehrte nicht wenig erfreut über solches Gelingen zu Schah-Suji zurück, um den Erfolg seiner Sendung zu melden. Die große Neuigkeit verbreitete sich schnell und ermuthigte die Armee solchermaßen, daß Reiter und Fußvolk ihre Waffen alsbald aufnahmen und sich auf den Feind warfen. Das Zusammentreffen war heftig, und die Hindu erkannten nun erst, daß die Heilkraft ihres Teiches zu ihrem Verderben zerstört war. Umsonst warfen sie ihre Todten und Sterbenden hinein, sie blieben Einer auf dem An-

deren liegen. Staunen, Scham und Furcht ergriffen sie, sie konnten dem Ungestüm der muselmännischen Truppen nicht länger Widerstand leisten und wurden unter einem furchtbaren Blutbade aus einander gesprengt. So kamen die Muselmänner in Besitz der Festung Pandua, wie der umliegenden Städte. Sie bauten einen Thurm zum Gedächtniß ihres Sieges über die Ungläubigen und zwangen viele Hindu, sich beschneiden zu lassen und die Religion der Muselmänner anzunehmen.

„Nachdem die Eroberer im Lande festen Fuß gefaßt hatten, begannen sie innerhalb der zum Schutz errichteten Festungsmauern eine große Moschee zu erbauen. Diese Moschee hat sechzig Kuppeln und ruht auf zwei Säulenreihen von dunkelgrauem, höchst seltsam ausgehauenem Stein. Die äußeren Wände haben eine Art von Mosaik-Architektur, sie sind aus Stückchen zusammengesetzt, welche, zierlich, kunstreich und buntscheckig an einander gefügt, mannigfaltige Blumen und Blätter bilden. Die Kuppeln sind nicht hoch, verstärken den Laut der Stimme sehr, denn spricht Jemand am einen Ende der Mauer, so können die am entgegengesetzten Ende, auf eine Entfernung von hundert Fuß, jedes nur mit mäßig erhobener Stimme gesprochene Wort vernehmen. Das Bemerkenswertheste ist jedoch der Thurm. Er hat, genau gemessen, achtzig Fuß Höhe. Um seinen Gipfel zu erreichen, muß man eine enge, dunkle Schneckentreppe hinaufsteigen. Zur Zeit, als Pandua blühte, pflegte der Muazzin oder Gebet-Einlader auf den höchsten Standpunkt jenes Thurmes zu steigen und dort den Ujan oder die Aufforderung zum Gebet zu verkünden, und jetzt ist diese Treppe ein Wallfahrtsweg der aus den fernsten Gegenden herzuströmenden Hindu, auf welchem sie sich zu Zeiten dicht auf- und niederdrängen.

„Schah-Sufi, der Eroberer von Pandua, war durch die Heiligkeit seines Lebens berühmt. Man sagt, eines Tages habe er sich schlafen gelegt, nachdem er zuvor seinem Sklaven befohlen, ihn zu einer bestimmten Stunde, wahrscheinlich einer Gebetsstunde, zu wecken. Der Sklave aber schlief auch ein und erwachte erst, als der bestimmte Zeitpunkt vorüber war. Der Gedanke der versäumten Pflicht erfüllte ihn mit Furcht, und da sein Herr im Bette lag, zog er sein Schwert und stieß es ihm ins Herz, tödtete ihn und gleich darauf auch sich selbst. Dieser Schah-Sufi wurde ein Märtyrer und ist seitdem hochverehrt worden. Sein Schrein wurde immer erhalten und wird jährlich von vielen Pilgrimmen besucht, die sich dort Heilung holen. In und um Pandua befinden sich außerdem die Schreine der in den Schlachten wider die Ungläubigen gefallenen Helden und werden von den Muselmännern in einem Grade verehrt, den man fast Anbetung nennen kann. Alle sind Märtyrer, und wer Pandua besucht, tritt auf geweihten Boden. Die Heiligkeit des Ortes gewährt Tausenden von Fakirs und den Mutawills oder Nachfolgern der Stellvertreter von Schah-Sufi eine große Geldeinnahme. In ihren Händen befinden sich die der Geistlichkeit zugehörigen Ländereien, und sie empfangen die Opfer und Spenden an den Stufen des Minarets, welche sie verwenden, wie es ihrer Meinung und Neigung zumeist zusagt."

In Bengalen haben sich, wie in anderen Ländern, von Zeit zu Zeit bedeutende Religionsumgestaltungen ereignet. Dazu gehört eine, welche Krischna, der Radscha von Nadiya, im Jahre 1750 herbeiführte. „Er strebte nach Ruhm und brachte großen Umschwung in die inländische Literatur. Gelehrte aller Art wurden von weit her nach Nadiya berufen, so daß der Ort große Berühmtheit erlangte, und er legte solch hohen Werth auf Korrektheit der Sprache, daß sogar das Volk sich getrieben fühlte, Bengalisch fleißig zu lernen. Dieser Radscha, sagt man, habe einstmals bei einem Feste der Gottheit viel Ziegen und Schafe geopfert. Er fing mit einem an, verdoppelte dies in geometrischer Form und hatte daher nach Verlauf der sechzig Tage 65,535 Thiere getödet. Die Gerippe schickte er den Brahminen zum Geschenk. Als ein strenger Bekenner seiner Religion verurtheilte er einen Sudra zum Tode, weil er in die Familie eines Brahminen geheiratet hatte. Das war Kastenzwang.

„Ein ähnlicher Fall ereignete sich funfzehn Jahre früher nahe bei Kalkutta. Ein Brahmine hatte von einem Goldschmid (eine der niederen Kasten) ein Geschenk empfangen und mußte zur Strafe dafür zwei Tage fasten, einen heiligen Text hunderttausendmal hersagen und seinen Mund, der durch des Goldschmids Speise verunreinigt war, wieder reinigen, indem er ihn mit Kuhdünger füllte."

Der Enkel dieses Radschah war nicht minder abergläubisch. Von ihm erzählt Herr Ward: „Zwanzig Jahre später (1790) wandte Ischwara-chundru, der Radscha von Nadiya, hunderttausend Rupien auf, um die Hochzeit zweier Affen mit all dem Pomp zu feiern, welcher bei der Vermählung der Hindu üblich ist. Man sah in dem Festzuge Elephanten, Kameele, Pferde, reich verzierte Palankins, Lampen und Fackeln. Der männliche Affe war auf einem zierlichen Palankin angebunden, mit einer Krone auf dem Kopfe, und ihm zur Seite standen Männer, die ihn fächelten. Hierauf folgten auf Tragen tanzende und singende Mädchen, die verschiedenste Hindumusik und eine große Feuerwerksdarstellung ꝛc. Tanz, Musik, Gesang und jede Art Volksvergnügungen wurden zwölf Tage nach einander vor dem Palaste des Bräutigams veranstaltet und bei der Trauungsfeierlichkeit lasen gelehrte Brahminen die Formulare aus den Schastras." Zu jener Zeit sah man keinen jener Affen bei Nadiya; jetzt sind sie so häufig, daß sie fast alle Früchte der Gärten verschlingen, da die Einwohner sich scheuen, sie zu verletzen.

Um den großen Verfall der bengalischen Sprache zu erklären, muß bemerkt werden, daß die Muhammedaner bemüht waren, jede Entwickelung der Nationalliteratur zurückzuhalten. Ja, die Beamten der Gerichtshöfe weigerten sich zur Zeit der Mongolenherrschaft sogar allgemein, eine Bittschrift in bengalischer Sprache anzunehmen; sie mußten persisch geschrieben seyn. Zu verwundern ist, daß sogar unter dem englischen Gouvernement das Persische sich bis zu dem denkwürdigen Januar 1839 erhielt, wo durch obherrlichen Befehl bei allen Gerichtshöfen in den unteren Provinzen das Bengalische anstatt des Persischen eingeführt und diese Moslemsprache von ihrem unrechtmäßigen Sitze verwiesen wurde. Die Pandit zwar (die Kaste, welche sich mit Wissenschaft beschäftigt) regten der Hindu Sinn zu einiger Thätigkeit an, es war aber die Thätigkeit einer Klasse und nicht der ganzen Nation, und kein Mensch durfte in die besondere Wirksamkeit der berufenen Kasten eingreifen. Die Landessprache wurde stets von ihnen vernachlässigt, ja, verachtet, weil man zu sagen pflegte: „Unwissenheit sey die Mutter der Andacht." Ein von den dortigen Zuständen und Bildungsstufen wohl unterrichteter Mann äußerte vor einigen Jahren:

„Können die Eingebornen Bengalisch schreiben, so ist der Orthographie gar nicht zu gedenken, ein jeder Buchstabe in so schlechter, unbestimmter Form gezogen, daß verhältnißmäßig nur Wenige lesen können, was ein Anderer schreibt, und Einige kaum selbst herausbringen, was sie vor längerer Zeit geschrieben haben. Sind sie im Lesen unterrichtet, so hört man sie selten fünf Worte nach einander vorbringen, ohne zu stocken und die Silben zu buchstabiren, oft kaum zwei, wenn auch die Schrift deutlich ist, und dasselbe gilt von ihrer Formenkenntniß."

Als ein Beweis von der Unwissenheit und Sklaverei des niederen Volkes theilen wir noch das Folgende mit: „Wir hörten, der Staub von den Füßen der Brahminen werde noch jetzt gesammelt, und man pflege mitunter kleine Theile davon als ein Mittel gegen allerlei Krankheiten aufzulegen. In Kalkutta lebt ein Gewürzhändler, Wischnu-sah genannt, welcher glaubt, eine Prise Staub vom Fuße eines Brahminen, die er als Zaubermittel trug, habe ihn vom Aussatz gereinigt. Dieser arme, bethörte Mann kömmt täglich in den Vormittags- und Nachmittagsstunden auf die Straße und verdrängt sich auf das demüthigste vor jedem Brahminen, der an ihm vorübergeht. Versäumt er es bei einem, so ruft er ihm nach: „O Herr, empfanget meinen Gruß!" Er huldigt in solcher Weise schon vier Jahre dieser Kaste, fest überzeugt, daß er die Erlösung von der bösesten Krankheit der Kraft verdanke, welche der Staub ihrer Füße auf seinen Körper ausgeübt. Es giebt verschiedene Arten Brahminenstaubes; man faßt ihn in Gold und Silber und in kupferne Kästchen, trägt ihn bei sich oder auf dem Körper als Zaubermittel gegen Krankheit und böse Geister. Verläßt ein armer Hindu sein Haus, um ein schweres Geschäft zu betreiben, so reibt er ein wenig solchen Staubes an seine Stirn, und bleibt es da haften, bis er den Platz erreicht, wo das Geschäft geordnet werden muß, so glaubt er des Erfolges gewiß zu seyn. Zu mehrerem Beweis dieses Aberglaubens haben wir gehört, man pflege sechs Tage nach der Geburt eines Kindes etwas Staub von den Füßen der Brahminengäste auf Stirn, Brust und andere Theile des kleinen Körpers zu reiben, als Schutzmittel gegen Krankheit. Der Sudra ist überdies geneigt, zu glauben, er werde, wenn er unausgesetzt von den Pisangblättern ißt, die vom Mahle eines Brahminen zurückbleiben, nach seinem Tode nicht wieder als Sudra, sondern unfehlbar als Brahmine geboren."

Der Priester Ansehen ist von der allgemeinen Unwissenheit des Volkes abhängig, daher liegt es in ihrem Interesse, die Landessprache zu vernachlässigen. Vor zwanzig Jahren würde ein Pandit, der die bengalische Sprache korrekt geschrieben hätte, mit Verachtung behandelt worden seyn. Ja, die Geringschätzung der Gelehrten für ihre Muttersprache war so groß, daß, während sie erlernte Sprachen mit größter Emsigkeit studirten, sie sich mitunter rühmten, die Landessprache unrichtig zu schreiben. Sie selbst verleideten sie dem Volke und hinderten ihre Ausbildung. Als Kritibas vor sechzig Jahren den „Ramayana" ins Bengalische übersetzte, wurde dieses Buch, wie man sagt, von der gelehrten Gesellschaft am Hofe des Radschah Krischna Chandra Raya durch folgendes, aus dem Sanskrit übersetztes Reskript angekündigt:

„Da dieses nicht das Werk eines Pandit ist, so laßt es nicht lesen."

Solche Grundsätze waren höchst verderblich für jedes Streben, die bengalische Sprache zu vervollkommnen, die in Rücksicht auf philologische Strenge und Schönheit, ja, sogar Orthographie, ganz von ihrem Ursprung abgewichen ist.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Raleigh. Jenny Lind hat bekanntlich eine Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten, um jenseits des Atlantischen Meeres ihre Noten in Dollars umzusetzen, die seit Entdeckung des westlichen Eldorados dort in Hülle und Fülle zu finden sind. Ehe sie sich in Liverpool einschiffte, gab sie in dieser Hafenstadt einige Konzerte, und die englischen Blätter sind voll von Berichten über die mehr als königlichen Ehrenbezeugungen, die ihr hier zu Theil wurden. Unter den Anekdoten, die bei dieser Gelegenheit erzählt werden, ist namentlich eine, welche an die bekannte Geschichte von Sir Walter Raleigh und die Königin Elisabeth erinnert. Ein junger Mensch hatte es sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis die Hand der „schwedischen Nachtigall" zu berühren, und als sie eben von dem Konzertsaale wegfuhr, drängte er sich durch den Volkshaufen, sprang auf den Wagentritt und drückte seine Lippen auf die Hand der schönen Sängerin. Seine Kühnheit blieb jedoch nicht unbestraft; durch die schnelle Bewegung des Wagens wurde er niedergeworfen, und obgleich er keinen körperlichen Schaden litt, wurden doch seine Kleider mit Schmutz und Staub bedeckt. Seitdem hat der jugendliche Enthusiast sich hartnäckig geweigert, diese Kleider bürsten zu lassen, indem er erklärt, daß er sie stets als ein Andenken an den glücklichen Erfolg seines Abenteuers aufbewahren werde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 31. August 1850.

Frankreich.

Die Flucht des Königs Ludwig Philipp und Herr v. Lamartine.

Gegen die auch in unserem Magazin (Nr. 83 u. ff.) mitgetheilte Darstellung, welche der Herausgeber der Quarterly-Review, Herr Croker, von der Flucht Ludwig Philipp's aus Paris und von seiner Abreise aus Frankreich nach dessen eigenen Mittheilungen geliefert hatte, reklamirte Herr v. Lamartine in seinem „Conseiller du Peuple" durch einen Artikel, welcher die Ueberschrift trug: „Widerlegung einiger Verleumdungen gegen die Republik", der aber nichts weiter, als eine oratio pro domo, eine Huldigung seiner eigenen Persönlichkeit ist, gleich seiner „Geschichte der Februar-Revolution". Herr Croker hat nicht gesäumt, auch auf diesen Artikel zu antworten, und wie jene Darstellung, als deren Mitarbeiter der König Ludwig Philipp selbst angesehen wird, so ist auch diese Antwort des Herrn Croker in Frankreich mit großer Begierde gelesen worden. Der Herausgeber der Revue Britannique hat von der Uebersetzung dieser Aufsätze besondere Abdrücke veranstalten lassen, und diese wurden in zahlreichen Exemplaren verkauft. In der Theilnahme des Publikums für Alles, was die letzten Tage der Familie Orleans in Frankreich betrifft, spricht sich unverkennbar seine Anhänglichkeit an den verbannten Fürsten aus, und selbst in der Vertheidigung des Herrn v. Lamartine — auf welche man mit Recht das Sprüchwort: „Qui s'excuse s'accuse" anwendet — eine Vertheidigung, die zunächst gegen die Anschuldigung gerichtet ist, daß die provisorische Regierung der Flucht des Königs und seiner Familie Hindernisse entgegengesetzt und die Unglücklichen auch noch durch Verfolgungen gequält habe, liegt indirekt das Anerkenntniß, daß die vertriebene Dynastie der Theilnahme des Landes würdig sey.

Herr Croker, der bereits in seinem ersten Artikel dem Herrn v. Lamartine unbarmherzige Wahrheiten gesagt, indem er nachwies, daß dessen „Geschichte der Februar-Revolution" ein Werk voller Entstellungen und voll geschraubter Eitelkeit sey, stellt in seinem zweiten Artikel den berühmten Dichter geradezu als Lügner hin. Herr v. Lamartine beruft sich auf das Zeugniß des Herrn v. Montalivet, um darzuthun, daß er in den Februartagen Anordnungen zur Erleichterung der Flucht der königlichen Familie getroffen; aber Herr v. Montalivet selbst scheint dem Herrn Croker neue Data geliefert zu haben, durch welche die Behauptungen des Herrn v. Lamartine vollends entkräftet werden.

Wir wollen den Herausgeber der Quarterly-Review selbst sprechen lassen:

„Herr v. Lamartine erzählt uns: „„In der ersten regelmäßigen und inneren Sitzung der provisorischen Regierung"" — aber hier schon müssen wir ihn unterbrechen, und zwar mit der Bemerkung, daß das Datum dieser Sitzung nicht angegeben ist, und daß eben so in seiner Geschichte, wie in seiner Entgegnung, Herr Lamartine kaum irgend einmal sich herbeiläßt, uns ein bestimmtes Datum anzugeben, und brauchen wir unsere Leser wohl erst zu erinnern, daß in historischen Darstellungen die Data der Prüfstein der Wahrheit sind? Die erste regelmäßige und innere Sitzung der provisorischen Regierung ist für uns ein eben so unbestimmtes Datum, wie Calendae graecae, obwohl sich Herr Lamartine für diese erste innere Berathung auf funfzig Zeugen beruft. Indessen, wann auch immer diese erste regelmäßige und innere Sitzung gewesen seyn mag (sie fand, wie wir von anderer Seite erfahren, am 26. Februar statt), Herr Lamartine schlug, wie funfzig Personen es bezeugen können, unter einmüthiger Zustimmung des Conseils vor: „daß die Flucht des Königs frei seyn möge, daß man sogar seiner Entfernung vom französischen Boden Beistand und Würde verleihe, daß man seine Person gegen jede Gewalt und jede Beleidigung und sein persönliches Vermögen vor aller Confiscation schütze, und daß, wenn er entdeckt werden sollte, man ihn mit dem Aufstande eines Volkes, das sich selbst in dem Manne achtet, der sein Oberhaupt war, eskortiren und sich einschiffen lasse."" (Pag. 153 des Conseiller du Peuple.)

„Wir bitten unsere Leser, die Worte dieses Antrages, den Herr Lamartine jetzt, nach Verlauf von zwei Jahren, als Zeugniß seiner Rücksichten und seiner Deferenz für den König anführt, näher zu betrachten. Darf man sich nun wohl wundern, daß die obengedachten funfzig volksthümlichen Assessoren des revolutionairen Kabinets ihre herzliche Zustimmung zu dieser achtungsvollen Behandlung des Königs gaben, „„wenn sie ihn entdecken sollten?""

„„In Folge dieses Beschlusses wurde vom Finanzminister eine Summe von 300,000 Fr. angewiesen und zur Verfügung von Lamartine gestellt. An demselben Abend wählte Letzterer vier Kommissarien, um den König zu eskortiren, ließ seinen Reisewagen fertig machen, um bei der ersten Nachricht abreisen zu können, redigirte und unterzeichnete die Instructionen der vier Kommissarien, denen zugleich die nöthige Summe von 50,000 Fr. übergeben werden sollte.

„„Nachdem dies geschehen und die Nacht herangekommen war (so fährt Herr Lamartine in seiner „Geschichte" fort), begab ich mich, eingehüllt in meinen Mantel, um nicht erkannt zu werden, zu Fuß und allein, zu Herrn v. Montalivet, dem Freunde und Vertrauten des Königs."" — In seiner Widerlegung sagt Herr Lamartine, daß er nicht allein, sondern „„von Herrn v. Champeaux begleitet"" war, einem der ernannten vier Kommissarien. Diese Abweichung in den beiden Erzählungen — dort allein und hier begleitet von einem der Kommissarien — eine Abweichung, die wichtig genug ist, um die Wahrhaftigkeit gleichviel welches Zeugen in einem zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen, gewinnt, wie wir sehen werden, im weiteren Verfolge eine noch größere Bedeutung. „„Ich wußte"", sagt Herr Lamartine in seiner Widerlegung, „„daß der König von Versailles und von Dreux an Herrn v. Montalivet geschrieben hatte."" Das wußte aber Herr Lamartine nicht; denn der König war gar nicht in Versailles gewesen, und er schrieb selbst nicht von Trianon, das allerdings sehr nahe bei Versailles ist, weil der erhabene Wiederhersteller jener Residenz es nicht wagte, sich dort länger als eine Stunde aufzuhalten. Es kann dies als eine unbedeutende Kleinigkeit erscheinen; wenn es sich jedoch um die Ermittelung streitiger Punkte handelt, werden dergleichen Varianten von Bedeutung, und bei jedem Schritte, den wir thun, entdecken wir eine neue Ungenauigkeit des Herrn Lamartine.

„Lassen wir ihn indessen fortfahren:

„„Ich zweifelte nicht, daß der gedachte Minister (Montalivet) genauere Nachrichten über die Absichten des Königs habe und daß er dessen Aufenthaltsort kenne. Ich machte ihm Mittheilungen von den Entschlüssen der provisorischen Regierung und von meinen eigenen. Ich eröffnete ihm, welche Maßregeln ich getroffen, um die königliche Familie geleiten zu lassen und sie nöthigenfalls gegen jedes Hinderniß und jede Beleidigung zu schützen. Ich beschwor ihn, mir mit vollem Vertrauen entgegenzukommen und mir den Aufenthaltsort Ludwig Philipp's zu entdecken. (Pag. 155 des Conseiller du Peuple.)

„„Herr von Montalivet versicherte, daß er bis jetzt über die weitere Reise des Königs ohne alle Nachricht sey und er daher auch dessen gegenwärtigen Aufenthalt nicht kenne. Er versprach, Herrn von Lamartine zu benachrichtigen, sobald er Näheres erfahren würde. . . . . Sechs Tage vergingen, ohne daß irgend eine Benachrichtigung kam. Herr v. Lamartine sah sich dadurch veranlaßt, der Frau v. Montalivet vorzustellen, daß sich der König einer großen Gefahr aussetze, wenn er seinen Aufenthaltsort nicht anzeige, daß das Volk um die Nationalsicherheit besorgt werden könne, wenn es eine Person, bei welcher es feindselige Absichten gegen die Revolution voraussetzen dürfe, noch länger auf französischem Boden wisse. Er bat sie daher dringend, ihm auf die Spur zu helfen, damit er die Kommissarien — sichere und kluge Männer — könne abreisen lassen, welche beauftragt seyen, für Alles auf das beste zu sorgen. Frau v. Montalivet betheuerte jedoch, daß sie Nichts wisse, und daß sie selbst darüber in Angst sey.

„„Ich dachte mir, daß der König vielleicht fürchte, der revolutionairen Regierung etwas zu verdanken, daß er es vielmehr vorziehe, sich in allen Stücken lediglich seinen Freunden und der göttlichen Vorsehung anzuvertrauen. Es erschien mir dies vollkommen einleuchtend. Ich glaubte sogar zu durchschauen, daß Herr v. Montalivet selbst Ordre habe, denjenigen Nichts zu entdecken, die der König ohne Zweifel als seine Feinde betrachtete. Ich wußte diese Empfindlichkeit der Würde und des Unglücks zu respektiren. Ich drang nicht weiter in Jene und beugte jeder weiteren Nachforschung vor. Zwei Tage später erhielt ich genauere Nachrichten über die Flucht des Königs. Wie und wo die königliche Familie in Sicherheit war, konnte mich wenig kümmern, wenn ich nur wußte, daß sie auf französischem Boden keiner Verfolgung, keiner Gefangenschaft und keiner Beleidigung mehr ausgesetzt war. Ich ließ dem Schatze die 50,000 Fr. wieder zustellen, mein Wagen wurde abgepackt, und ich dankte den Kommissarien für die Hingebung, die sie unnöthigerweise, aber ehrenwerth angeboten hatten. Dies sind die authentischen Details meines persönlichen Verfahrens, so wie desjenigen der provisorischen Regierung, hinsichtlich der Abreise des Königs. Wen wird nun der überseeische Journalist überreden wollen, nach dem, was man gelesen hat, daß, wenn die Regierung die Absicht gehabt hätte, (I.) die Wege abzusperren, (II.) die Küsten zu verschließen, (III.) die Einschiffungen zu überwachen, (IV.) ihre Agenten in Bewegung zu setzen und (V.) die Bevölkerung im Umkreise des wahrscheinlichen Verstecks des Königs aufzuregen, sie im Verlaufe von acht Tagen nicht im Stande gewesen wäre, der Abreise

der königlichen Familie Hinderniſſe in den Weg zu legen?"" (Pag. 131 des Conseiller du Peuple.)

„Hierauf erwiedern wir abermals, daß wir nicht einen Augenblick gezweifelt oder beſtritten haben, daß Lamartine und die Mehrheit der proviſoriſchen Regierung von Grund der Seele wünſchten, der König möge nicht gefangen werden; aber mit Bezug auf die oben von ihm gegebenen Erklärungen ſtellt ſich leider die Sache ſo heraus, daß jedes der erwähnten Hinderniſſe, die Herr Lamartine als problematiſch anführt, in der That eingetreten iſt, wie wir ſogleich nachweiſen werden, indem wir ſie der Reihefolge nach wiederholen, zu welchem Zwecke wir ſie auch obenſtehend mit römiſchen Zahlen bezeichnet haben:

„I. Die Wege und Eiſenbahnen waren abgeſperrt. Herr v. Lamartine ſelbſt ſpricht in ſeinem Buche, und zwar mit einiger Uebertreibung, von den Schwierigkeiten, die der König und die Herzogin v. Montpenſier hatten, ſich eine Straße quer über Felder (à travers champs) und auf Nebenwegen zu bahnen,*) der König wäre in Pacy und in St. André, eben ſo wie der Herzog v. Nemours an der Barrière von Paris, ganz gewiß arretirt worden, wenn man ihn erkannt hätte, und der Letztere iſt dem nur durch ſeine Verkleidung entgangen.

„II. Ein Befehl war gegeben worden, die Küſten zu verſchließen, und dies hinderte den König, über Trouville zu entkommen.

„III. Die Ueberwachung der Einſchiffungen war ſo ſtreng, daß der König Honfleur zu paſſiren und aus Havre zu entkommen nur mit Hülfe einer Verkleidung und eines ſo trefflich entworfenen und ſo raſch ausgeführten Planes im Stande war, daß ſelbſt Herr Lamartine bis zu dem Augenblicke, wo er unſeren Artikel geleſen, nicht wußte, wann und wie eigentlich die Flucht ausgeführt worden.

„IV. Lamartine oder ſein Kollege, Herr Ledru-Rollin, hatte einen Cerberus, der das Haus von Hallot in Trouville durchſchnüffelte, einen anderen, der den Pavillon von La Grace durchwühlte, und einen dritten, der den Quai von Havre durchſtöberte, — alle Drei glücklicherweiſe zu ſpät.

„V. Das Benehmen des Pöbels in Abbéville, in Eu, in Pacy, in Evreux und in Rouen beweiſt, daß dieſer — mochte er nun künſtlich oder durch ſich ſelbſt aufgeregt worden ſeyn — vollkommen darauf vorbereitet war, die Abreiſe der königlichen Familie zu verhindern und ſelbſt die Sicherheit derſelben auf gefährliche Weiſe bloßzuſtellen.

„Alles dies liegt jedoch — obwohl wir nicht umhin gekonnt, auf dieſen ſich widerſprechenden und trügeriſchen Theil der Vertheidigung des Herrn Lamartine hinzuweiſen — etwas ſeitabwärts von unſerem eigentlichen Ziele; wir kommen nun darauf zurück.

„Wir wiederholen, daß, wenn Herr Lamartine in dem Bericht über ſeine Mittheilungen an Herrn v. Montalivet die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit geſagt hätte, wir zugeben, daß dies beweiſen würde, er habe ſich Mühe gegeben, eine ſehr natürliche Mühe (obwohl ein wenig verſpätet und durch ihr Reſultat gänzlich unnütz), für die Sicherheit des Königs zu ſorgen. Unſer Tadel wäre demnach unbegründet. Aber die Erzählung des Herrn Lamartine hat, wie wir leider erklären müſſen, nicht dieſen Charakter. Es iſt eben nichts weiter, als eine geſchickte Miſchung von unmöglich zu verſchweigen geweſenen Wahrheiten mit allen den Variationen, Unterſtellungen oder Verſchönerungen, die er für nöthig hält, um ſein Unrecht zu bemänteln oder um ſeiner Eitelkeit genug zu thun.

„Zunächſt bezog ſich der Beſuch des Herrn Lamartine bei Herrn v. Montalivet auf die Reiſe des Königs allein. Wir aber hatten in unſerem Artikel geſagt: Die königliche Familie beſtand aus ungefähr zwanzig Perſonen, welche wörtlich nach allen vier Weltgegenden, nach Norden, Oſten, Süden und Weſten, in fünf oder ſechs verſchiedenen Gruppen entflohen, und nicht Eine derſelben hat auch nur eine Spur von dem ihnen durch Herrn Lamartine zugedachten Schutze wahrgenommen. Was wir hier ſagten, um auf die Behauptung des Herrn Lamartine zu antworten, der in ſeiner „Geſchichte" ſich rühmt, die Abreiſe der ganzen königlichen Familie beſchützt und erleichtert zu haben, iſt ſicher nicht dadurch widerlegt, daß uns Herr Lamartine jetzt ſeine den König allein betreffende Unterredung mit Herrn v. Montalivet entgegenhält.

„Quid te exempta juvat spinis de pluribus una?"**)

„Aber glücklicherweiſe giebt es einen Umſtand, den Herr Lamartine nicht blos ſorgfältig verſchweigt, ſondern der auch — und zwar ſchöpfen wir dabei aus einer Quelle, die durchaus untrüglich iſt — ſeinem Berichte erſt den wahren Charakter verleiht und die ganze Angelegenheit in ein neues Licht ſtellt. Es iſt vollkommen wahr, daß Herr Lamartine, hingeriſſen wahrſcheinlich unter Anderem durch ſeine Humanität und durch ſeine Achtung für den König Ludwig Philipp, dem Herrn v. Montalivet die Entſchließung der proviſoriſchen Regierung hinſichtlich der Reiſe dieſes Monarchen mittheilte. Aber er forderte Herrn v. Montalivet keineswegs auf, ſich bei den Mitteln zur Begünſtigung dieſer Reiſe irgendwie ſelbſt zu betheiligen. Alles, was er von ihm verlangte, war, ihm mitzutheilen, wo der König ſich befinde, und Alles, was er dann ſagte, war, daß auf dieſe Mittheilung vier Kommiſſarien Inſtructionen erhalten würden, um den König bis an die Gränze zu begleiten. Beim erſten Anblick erſchien der Vorſchlag dem Herrn v. Montalivet weder ſehr zartſinnig, noch ſehr animirend. Es hatte dies für ihn das Anſehen, als wünſche Herr Lamartine, daß der König, als Preis für den ihm gewährten Schutz, an vier Kommiſſarien ausgeliefert werden ſolle. Als er aber gar die Namen dieſer vier Kommiſſarien hörte, war er nicht wenig erſtaunt. Herr Lamartine behauptet, die Perſonen, welche er für dieſe kitzliche Miſſion erwählte, ſeyen die Herren Oscar Lafayette und Ferdinand v. Lafteyrie — Namen, die, wie er ſagt, angenehm dem Volke waren — und zwei ſeiner beſonderen Freunde, Herr v. Champeaux, ehemaliger Offizier der königlichen Garde, und Herr d'Argaud, Attaché beim auswärtigen Departement, geweſen. Wir bemerken zunächſt, daß Herr Lamartine in ſeiner „Geſchichte der Revolution" den Herrn Ferdinand v. Lafteyrie, nicht erwähnt, ſo daß es dort den Anſchein hat, als wären nur drei Kommiſſarien ernannt geweſen: in ſeiner „Widerlegung" nennt er jedoch deren vier. Unſere Leſer werden ſogleich ſehen, weshalb wir auf dieſe anſcheinenden Kleinigkeiten- und Gedächtnißfehler ein ſolches Gewicht legen. Wir kennen die perſönlichen Eigenſchaften der vier genannten Männer nicht ſo ausreichend, um ſagen zu können, ob ſie in ihrem Charakter und in ihrer Stellung eine Bürgſchaft dafür darboten, daß ſie die ihnen übertragene Miſſion in würdiger und achtungswerther Weiſe ausführen würden. Wir haben nicht einmal nöthig, darüber Unterſuchungen anzuſtellen, denn — merkwürdig genug! — dieſe vier Namen waren nicht diejenigen, welche Herrn v. Montalivet genannt wurden. Nachdem Herr Lamartine die Herren v. Lafayette und v. Lafteyrie genannt hatte, fügte er nicht die achtungswerthen Namen des Herrn v. Champeaux, ehemaligen Garde-Offiziers, und des Herrn d'Argaud, Attachés beim auswärtigen Departement, hinzu, ſondern er nannte den

Bürger Flocon und Albert, Arbeiter!

„Welche Verirrung des Kopfes oder welche Apathie des Herzens war es, unter deren Einfluß Herr Lamartine ſich befand, als er ſolche Menſchen zu einer ſolchen Miſſion vorſchlug? Wir geſtehen, daß es uns unbegreiflich iſt. Aber wie kömmt es, daß er, ein Edelmann und ein Mann von Ehre, nicht blos jene Namen vergeſſen, ſondern ihnen auch ſo oft und ſo beſtimmt die beiden anderen Namen ſubſtituirt hat, welche Männern von ſo ganz anderem Charakter angehören? Dieſe Frage kann nur Herr Lamartine ſelbſt beantworten, und bis er Gelegenheit gehabt haben wird, es zu thun, wollen wir dieſe Handlung noch nicht ſo bezeichnen, wie ſie es verdient. Alles, was wir jetzt ſagen, beſchränkt ſich darauf, daß über die Thatſache kein Zweifel herrſchen kann. Die Namen waren zu erſtaunlich, zu beunruhigend, als daß Herr v. Montalivet in dem Augenblicke, wo er ſie hörte, ſich hätte täuſchen, oder als daß er ſie jemals hätte vergeſſen können. Herr v. Montalivet ſah in ſeiner Ueberraſchung und ſeinem Unwillen, wie dies auch gar nicht anders möglich war, in einem ſolchen Vorſchlage nur von zwei Dingen eines: eine Schlinge oder eine Kränkung, und zu der einen wie zu der anderen hatte er natürlich keine Luſt, ſich herzugeben. Er erwiederte daher, was übrigens an jenem Tage wörtlich ſich ſo verhielt, daß er nicht wiſſe, wo ſich der König jetzt befinde. Um jedoch für die erlauchten Flüchtlinge Zeit zu gewinnen und um wo möglich zu verhindern, daß man ſie thätiger verfolge, ließ er Herrn v. Lamartine durchblicken, daß er ihm mittheilen würde, was er in der Folge erfahre. Herr v. Montalivet ſchämte ſich, der Vermittler eines ſolchen Vorſchlages zu werden; er hielt ſich nicht für verpflichtet, ja, er hielt es ſogar nicht für angemeſſen, dieſe ſeltſame Mittheilung weiter zu befördern, und erſt nachdem ſie in England angekommen waren, erfuhren der König und die Königin, daß die Großmuth und das Zartgefühl des Herrn Lamartine ſie der ſicheren Ueberwachung der Herren Flocon und Albert hatten ausliefern wollen.

„Alles, was wir dieſer faſt unglaublichen Geſchichte noch hinzuzufügen haben, iſt, daß Herr v. Montalivet bis an das Ende mit Klugheit und mit richtiger Würdigung deſſen zu Werke ging, was er ebenſowohl der Würde, als der Sicherheit ſeiner erlauchten Freunde ſchuldig war, welche ſeine ſtillſchweigende Zurückweiſung der verletzenden, wo nicht heimtückiſchen Zumuthung des Herrn Lamartine vollkommen billigten."

Süd-Amerika.

Die deutſchen Anſiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Fortſetzung.)

Die Abſicht der chileniſchen Regierung, die deutſchen Einwanderer zu romaniſiren. — Die Anklage ſoll durch die folgenden Stellen in den Anwerbebedingungen des Herrn Philippi für eine deutſche Niederlaſſung in Süd-Chile auf Koſten (?) des chileniſchen Staates (ſehr ſpäter) begründet werden: „alle Anſiedler müſſen römiſch-katholiſch ſeyn — die Schullehrer, welche die Kinder (auf Koſten der Regierung) unterrichten, müſſen dieſe das Leſen und Sprechen der ſpaniſchen Sprache lehren — die Einwanderer müſſen erklären, Chilener zu werden, und auf ihr früheres Vaterland verzichten." — Es gehört ſehr viel Idealismus dazu, um einer Regierung die Forderung ſtellen zu können, ſie ſolle, wenn ſie aus eigenen Mitteln Unternehmen beginnt, ſolche in einem anderen Sinne, als dem ihrer Meinung nach dem Staate günſtigſten, leiten. Irrt ſie ſich, und die chileniſche irrt ſehr ſtark, ſo muß man ihr das nachweiſen. Mögen in dem vorliegenden Falle die von dieſer zu verwendenden Geldmittel auch ſehr unbedeutend ſeyn, ſo ändert das an der Sache nichts. Gefällt das Anerbieten nicht, ſo wird Niemand auf daſſelbe

*) Herr Lamartine kömmt darauf ſo oft zurück, daß er den König ſogar auch zwiſchen Honfleur und Havre quer über Felder hin- und herflüchten läßt. Herr Lamartine ſcheint der Einzige zu ſeyn, der nicht weiß, daß zwiſchen dieſen beiden Orten nur ein breiter Meeresarm ſich befindet. Wir müſſen die eigenen Worte des berühmten Schriftſtellers citiren, mit welchen er über dieſes Wunder berichtet: „„Fünf ganze Tage waren ein contrairer Wind und eine ſtürmiſche See gegen den Abgang dieſer Fahrzeuge. Der König, der die Stunden zählte, iſt außer ſich vor Ungeduld und Unruhe; mehreremal eilt er hin und her, quer über Felder (à travers champs) und durch die Stürme der Nacht, von ſeinem Verſteck (Honfleur) nach dem Hafen von Havre und von Havre nach ſeinem Verſteck."" (Histoire de la révolution, t. I. p. 54.)

**) Was nützt Dir der eine von den vielen Stichen, der Dich ausnahmsweiſe nicht getroffen?

eingehen, uns gefällt es auch nicht, und wir werden später darauf zurückkommen. Auf selbständige, von Deutschen errichtete Ansiedlungen haben diese Bestimmungen keinen Bezug, und deshalb können sie nur als Verdachtsgründe und in Verbindung mit anderen Maßregeln sogar als sehr dringende Verdachtsgründe, nicht aber als Beweismittel dafür gelten, daß die chilenische Regierung die Absicht habe, die deutschen Einwanderer in Süd-Chile zu verwälschen. Wer zu viel beweisen will, beweist nichts.

Die katholische Glaubenswuth der Chilenen. — Die Chilenen und halbgesitteten Indianer nennen die Protestanten Mohren (Ungläubige). Was ist ein Name? Mit welchen Namen belegen sich die Sekten in Europa und Nord-Amerika unter einander: aber von da bis zum Morden und Plündern ist es noch weit, und darum klingt es drollig, wenn unser Gespensterseher sich um einen Angriff der von den Pfaffen und Jesuiten aufgehetzten, auf 1200 deutschen Geviertmeilen zerstreuten 7000 Chilenen und vielleicht eben so starken, halbgesitteten Indianer auf die Niederlassungen der Deutschen ängstigt. Möglich wäre ein solcher Angriff freilich: aber sehr viel, was möglich ist, ist darum nicht wahrscheinlich, und wer sich in seinem Handeln von allen den Möglichkeiten bestimmen lassen will, die aus demselben hervorgehen können, der muß untergehen, weil er vor Angst zu keinem Handeln kömmt. Der Kluge und Thatkräftige läßt sich nur durch das Unvermeidliche abhalten und vergeudet da nicht nutzlos seine Kräfte, wo die Anstrengungen für die Ueberwindung von Hindernissen im Mißverhältniß zu dem daraus hervorgehenden Lohne stehen. Amerika ist nicht der Boden, wo die Pfaffenherrschaft eine Rolle spielen kann, wie in Europa. In seinen jungen Freistaaten muß nicht, wie unter den alternden Völkern Europa's, eine Autorität sich an die andere klammern, um nicht vor Schwäche zusammenzubrechen. Amerika hat das Beispiel Europa's vor sich und die Erinnerung an die alte spanische Geistesknechtung; dazu kömmt der protestantische Einfluß Englands und der nord-amerikanischen Freistaaten. Bei der schwachen Bevölkerung in allen romanisch-amerikanischen Staaten ist eine protestantisch-deutsche Ansiedlung von ein paar tausend Seelen, wenn sie will, hinreichend stark, um sich die von den romanisch-amerikanischen Verfassungen verbürgte Religionsfreiheit zu sichern. Thatsache ist, daß die Religionsfreiheit außerordentliche Fortschritte in den romanisch-amerikanischen Staaten seit deren Lostrennung von Spanien und Portugal gemacht hat, daß die Protestanten in keinem derselben Beleidigungen ausgesetzt sind, wenn sie nicht muthwilliger- oder unklugerweise die Vorurtheile oder Gebräuche der Eingebornen verletzen. Selbst in Brasilien, wo viele Protestanten als Brasilianer leben, und wo die Autoritäten der (katholischen) Monarchie und des (katholischen) Priesterthums, wie die Schwestern in Europa, das Bedürfniß haben, sich gegenseitig zu halten, ist nie von Religionsverfolgungen oder ernstlichen Beschränkungen die Rede gewesen. Die Bekehrungsanstrengungen einzelner Pfaffen und Jesuiten fallen nicht ins Gewicht, stellt doch die katholische Kirche mitten in protestantischen Ländern Petri Fischnetz aus. Zu dieser Thatsache des stetigen Fortschreitens religiöser Freiheit kömmt noch die, daß von allen diesen Staaten gerade in Chile, und zwar in dessen bedeutendster Stadt Valparaiso, der protestantische Gottesdienst die größte Ausdehnung unter den würdigsten Formen gewonnen hat. — So viel ist sicher, die Protestanten in Süd-Amerika haben weit mehr Freiheit, ihren Gottesdienst auszuführen, als die Deutsch-Katholiken in Deutschland; jene werden nicht, wie diese, durch Konstabler-Aufsicht in ihrem Gottesdienst gestört und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, obwohl in Deutschland die Freiheit und in ganz Süd-Amerika nur die Duldung gesetzlich ist.

Die Erdrückung des chilenischen Handels durch den nordamerikanischen in Folge des Aufschwungs von Kalifornien. Was der Gegner Chile's in diesem Punkte vorbringt, ist so bodenlos, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, darauf näher einzugehen, wenn es nicht durch die Zeitschrift, vermittelst der es veröffentlicht worden, bei minder mit den Verhältnissen Vertrauten leicht irrige Vorstellungen erwecken könnte, und wenn der Gegenstand überhaupt nicht zu denjenigen gehörte, welche von der Theilnahme des gebildeten Publikums in diesem Augenblick besonders bevorzugt sind. Zu einer vollen Würdigung aber ist es nothwendig, daß wir den zu Widerlegenden selbst reden lassen.

„Was den Handel Chile's betrifft, namentlich den von Valparaiso, der der wichtigste seither an der Westküste von Amerika war, so wird in einem sehr kurzen Zeitraum auch dieser, wenn die Verbindungsstraßen zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean durch Mexiko und Mittel-Amerika hergerichtet seyn werden, sich vollständig nach San Francisco, nach Panama und anderen Plätzen an der Westküste gezogen haben. Was wird aus Valparaiso, aus Chile werden, wenn die Schiffe nicht mehr um das Kap Horn fahren! Die Vereinigten Staaten werden schon nach Vollendung der Eisenbahn über den Isthmus von Panama den Handel an der ganzen Westküste ausbeuten. Man wird dort amerikanisches Mehl so billig einführen, für einen Preis, um den die Chilenen nicht einmal die Fässer anzufertigen im Stande seyn werden (!!!). Kalifornien ist rasch der Entwickelung entgegengehend — damit beginnt eine neue Aera des Handels, der Schifffahrt, von der Chile mehr oder weniger ausgeschlossen seyn wird wegen seiner Lage. Die nördliche Küste am Stillen Meere wird den Handel, wird das Fabrikwesen besitzen, und nicht Chile.

„Chile wird nur ein Ackerbau und Bergbau treibender Staat bleiben, doch selbst die Ausfuhr mit landwirthschaftlichen Produkten dürfte den Chilenen, den Amerikanern gegenüber, schwer werden. Wohin sollen sie ihre Erzeugnisse bringen? Nach Rio-Janeiro, Buenos-Ayres, da sind die Yankees schon mit Weizen, der ihnen 31 Cts. pro Bushel, und mit Mais, der nur 12—20 Cts. kostet. Und dazu die Mühlen der Amerikaner. Wie wird es mit Fleisch seyn? Sind die ungeheuren Märkte von Cincinnati und Neu-Orleans nicht näher und billiger?! Glaubt man, durch eine Verbindung mit Chile einen neuen Handel und Absatzort zu eröffnen? — Wie können die deutschen Waaren gerade in Chile mit denen Englands und Nord-Amerika's konkurriren! Chile müßte tropische Produkte zum Austausch haben."*)

Wie Vielen ist nach einer einfachen Durchlesung der angeführten Zeilen nicht schon ihres Verfassers Unkunde von der Erd- und Handelskunde in die Augen gesprungen! Ueber den Handelsaustausch zwischen Deutschland und Chile haben wir uns bereits ausgesprochen, wir können hier also von diesem Gegenstand abstehen. Unser Verfasser scheint zu glauben, daß Valparaiso seine große Wichtigkeit nur als Erfrischungshafen und Stapelort erworben habe. Wo die Voraussetzungen falsch sind, können die Folgerungen nicht richtig seyn. Valparaiso, der Erfrischungshafen für die Wallfischfänger, ist im fortschreitenden Wachsthum begriffen gewesen, obwohl der Wallfischfang und der Robbenschlag an Chile's Küsten nicht mehr so ergiebig sind, wie in früheren Jahren; es wird ferner wachsen, wenn ihm auch ein großer Theil seines Zwischenhandels verloren gehen sollte, denn es verdankt seine Wichtigkeit und seinen Reichthum hauptsächlich dem Umstande, daß es der Hauptstapelplatz des chilenischen Ausfuhr- und Einfuhrhandels ist. Die wohlhabende Bevölkerung des Landes verbraucht viel von den Erzeugnissen europäischen Kunstfleißes und bezahlt mit werthvollen Erzeugnissen des Ackerbaus, der Viehzucht und des Bergbaus. Valparaiso's Lage auf der Erde ist von der Art, daß es, worauf wir später zurückkommen, sich neue Quellen eröffnen kann, sollten ihm einige der älteren verstopft werden. Sein Zwischenhandel in Peru ist allerdings bedeutend; derselbe würde aber unbedingt mehr durch die Befestigung der Herrschaft der Gesetze und eines ordentlichen bürgerlichen Zustandes in Peru beeinträchtigt werden, als durch die Durchstechung der Erdenge von Amerika. — Doch es ist Thatsache, daß Chile die Mittel besitzt, solche Ausfälle durch den Reichthum seiner Hülfsquellen und durch die Vortheile seiner Lage mehrfach zu ersetzen. Es hat ohne den Markt von Kalifornien bis jetzt seinen Handel und seinen Reichthum viele Jahre lang vermehrt, es braucht ihn auch ferner nicht nothwendig zu seinem Gedeihen, obwohl er ihm jedenfalls zugutekommen muß. Mit einer steigenden Bevölkerung und einer weiteren Entwickelung wird Valparaiso noch mehr emporblühen, trotz aller Verbindungsstraßen zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Meere. Eine steigende Bevölkerung im Süden muß aber Valdivia zu einem ebenfalls reichen und wichtigen Hafen machen und Chile bereichern, ohne Valparaiso zu beeinträchtigen. (Fortsetzung folgt.)

Ostindien.

Der große Jahrmarkt in Uddschein.

Aus der Delhi Gazette.

In der Morgenstunde des 25. Mais postirte ich mich auf einen Ballon, der den Theil des Sepraflusses überblickt, wo die religiösen Feierlichkeiten dieses merkwürdigen Jahrmarktes stattfinden. Die Scene, die sich mir hier darbot, würde zu ihrer Beschreibung die graphische Feder eines Dickens' erfordern. Ein breiter, wohlgepflasterter Weg zieht sich den Fluß entlang, von welchem zahlreiche steinerne Stufen nach dem Bette des Stromes hinabführen. Daneben sind eine Menge kleiner hindusischer Pagoden angebracht, die zum Theil nur eben aus dem Wasser hervorragen, während auf dem hohen Ufer sich mehrere Tempel und andere religiöse Gebäude mit ihren Domen, Thürmen und Kolonnaden zeigen, welche, hier und da von grünem Laubwerk unterbrochen, ein Panorama bilden, das an pittoreskem Reiz in ganz Indien seinesgleichen sucht. Heute war nun die ganze Landschaft weit und breit, von oben bis unten, mit menschlichen Köpfen angefüllt. Ihre Zahl genau anzugeben, wäre unmöglich, gewiß ist es aber, daß sie nicht viel unter fünf Millionen (?) betrug. So weit das Auge blicken konnte, war im buchstäblichsten Sinne ein Meer von Köpfen sichtbar, welche durch die mannigfaltigen Farben, mit denen sie geschmückt waren, noch auffallender erscheinen.

Unterdessen hatte die kleine Truppen-Abtheilung unter dem Kommando des Capitains Macpherson die ihr angewiesenen Posten besetzt, und die große Tumasche sollte jetzt beginnen. Augenblicklich fing der Ocean von Köpfen an, sich zu bewegen, er wogte auf und ab, und die Prozession zog an uns vorüber. Woher sie kam und wie sich der zerlumpte Pöbelhaufe plötzlich in den imposanten Zug verwandelte, den wir jetzt wahrnahmen, ist mir noch ein Geheimniß; er bestand aus einer wohlgeordneten Schaar schön ausgeputzter Elephanten und Kameele, die durch betäubenden Hörnerklang und donnerndes Musketenfeuer angekündigt wurden und denen eine lange Reihe von glänzenden Standarten, durch etwa viertausend flämmige, wild aussehende, mit Flinten und Säbeln bewaffnete Goschains bewacht, folgte. Mitunter hielt die Prozession an, während einige auserwählte Kämpfer sich in Schreingefechte einließen, und zwar mit Waffen, deren Länge und Schwere die Muskeln eines Riesen auf die Probe gestellt hätten, die aber von diesen kriegerischen Bettlern mit eben der Leichtigkeit geschwungen wurden, als ob es einfache Stöcke gewesen wären. Von der Prozession der Goschains war ich nur ein entfernter Zeuge, da ich mich am entgegengesetzten Ufer des Flusses befand; ich erfuhr jedoch später, daß einige Unruhe dadurch entstanden war, daß sie sich weigerten, den Ghaut zu verlassen, ehe ihre Bade-Ceremonien beendigt waren, und die Absicht aussprachen, auf die Byradschis zu schießen, während sich Letztere an der anderen Seite des Stromes badeten.**)

*) Diese ganze Wortmacherei scheint, ihrem Tone und Inhalte nach, einer nord-amerikanischen Großsprecherei gelegentlich der Empfehlung eines Eisenbahn- oder Kanal-Unternehmens zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean entnommen worden zu seyn.

**) Die Goschains und Byradschis sind die Anhänger Siwa's und Wischnu's.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Dienstag den 3. September 1850.

England.

Beiträge zur Geschichte der Töpferei.*)

Auch die Töpferscheibe zeichnet in scharfen Zügen die Geschichte der Kultur. In der merkwürdigen Sammlung, wo

„Der bauchige Krug sich streckt und stellt zur Schau
Chinesische Bilder in azurnem Blau",

können wir die Spuren moralischen Verfalls oder geistigen Aufschwungs bei einem Volke verfolgen, da die Töpferarbeiten im Zusammenhange stehen mit dem Geschmack und Gefühl des Volksstammes, zu dessen täglichem Gebrauch oder festlicher Tischverzierung sie angefertigt wurden. Aus den Backsteinresten der frühesten östlichen Reiche, den Wasserkrügen und Urnen der Aegypter, den Aschenkrügen der Griechen, den Vasen der Römer, den verzierten irdenen Geschirren der Mauren, dem emaillirten Töpferwerk des Mittelalters in Italien, dem schönen Porzellan des modernen Europa können wir schätzbare Thatsachen herleiten, um danach die Stufe der Verfeinerung zu beurtheilen, die das Volk in der Gegend, wo die Ueberreste sich finden, und in der Zeit, die ihm angewiesen wird, erreicht hat. „Die Töpferkunst hat sich als ein sehr werthvolles Hülfsmittel bei historischen Untersuchungen bewährt. Aus den Töpferarbeiten der Gräber lernen wir das häusliche Leben längst dahingeschwundener Nationen kennen und die geographischen Gränzen der verschiedenen großen Weltreiche aufspüren." Die große Lücke, welche die Kunstgeschichte hier darbietet, hat der Franzose Herr Brogniart in seinem vortrefflichen Werke auszufüllen gesucht; aber das reiche Material, das er herbeigeschafft, harret noch der Meisterhand, die es zu einem wahrhaft historischen Gebilde verarbeitet.

Unser Verfasser ist bescheiden genug, diese hohe Aufgabe von sich abzulehnen, und bezeichnet seine Schrift nur als „eine Sammlung zur Geschichte der Töpferarbeit". In der That ist das Buch durchaus anekdotisch; der Umriß ist gut angelegt, aber die Ausführung bruchstücklich. Einige herausgehobene Einzelnheiten werden hoffentlich unsere Leser ansprechen.

„Ein König von Majorka, Namens Nazaredeck, verbreitete die Schrecken seiner Seeräubereifrevel längs den Küsten Frankreichs und Italiens. Man berechnete, daß 20,000 Christen in seinen Kerkern schmachteten. Im Jahre 1113 wurden die Pisaner bei Gelegenheit der Osterfeier von ihrem Erzbischof ermahnt, im Namen des Christengottes die Befreiung ihrer Brüder, die in den Gefängnissen der Ungläubigen seufzen, zu unternehmen und ihrer Stadt unsterblichen Ruhm zu gewinnen. Religiöse Begeisterung erfaßte die Gemüther aller Anwesenden, jeder Wehrfähige nahm das Kreuz und rüstete sich zum Zuge. Im Monat August gingen diese Kreuzfahrer unter Segel, aber ohne die Leitung des Kompasses, der damals noch nicht erfunden war, wurden sie, nach einem heftigen Sturm, an die Küste von Katalonien geworfen, wo sie bis zum folgenden Jahre blieben. Im Monat April 1114 stachen sie wieder in See und erreichten Iviza, das sie nach blutigem Kampfe nahmen, worauf sie nach Majorka übersegelten, wo sie die Belagerung der Stadt gleichen Namens eröffneten. Ein volles Jahr wurde sie von den Sarazenen muthig und tapfer vertheidigt, fiel jedoch um Ostern 1115 in die Hände der Pisaner. Der König ward erschlagen, sein Nachfolger gefangen nach Pisa geführt, und eine Beute von unermeßlichem Werthe belastete die pisanischen Galeeren, die siegreich in die Heimatstadt zurückkehrten. Wahrscheinlich bildete damaltes maurisches Töpfergeschirr, ein Gegenstand von großem Werthe und um diese Zeit in Italien für unbekannt angenommen, einen Theil dieser Beute; denn man findet die Mauern der ältesten Kirchen in Pisa und in anderen italiänischen Städten mit bacini (Becken, Schalen) von unverkennbar maurischer Form inkrustirt."

So leitet Marryat mit Julius Scaliger Namen und Erfindung der sogenannten Majolica von Majorka und deren Einführung in Italien von dem eben erwähnten geschichtlichen Umstande her, ohne Rücksicht auf die Behauptung Passeri's, der die Erfindung für seinen Geburtsort Pesaro in Anspruch nimmt. Hier hätte diese Fabrication schon in den ältesten Zeiten geblüht und durch Luca della Robbia, den die Sforzi hierher gebracht, größere Vollkommenheit erlangt. Nur eine genaue Untersuchung älterer maurischer Bacini und italiänischer Majolicagefäße dürfte die Sache ins Reine bringen. So viel ist ausgemacht, daß dieser Kunstzweig unter der sorgfältigen Pflege der Mediceer zu hoher Ausbildung gedieh. Den Namen „Raphaelisches Geschirr" bekam es daher, daß die Zeichnungen darauf von manchen Schülern Raphael's nach den Compositionen ihres Meisters ausgeführt wurden.

Unter den Persönlichkeiten auf diesem Gebiete der Industrie ragt im achtzehnten Jahrhundert der berühmte Wedgwood hervor. Ein Abriß seines Lebens, das Zeugniß ablegt von der alleberwindenden Macht verständigen und beharrlichen Strebens, verdient unseren Lesern vorgeführt zu werden.

„Josiah Wedgwood's Erziehung war sehr dürftig. In seinem Geburtsorte Burslem brachte es kaum Einer über das Schreiben und Lesen hinaus, und erst 1730 dotirten einige Bemittelte die Freischule, damit die Jugend die Bibel lesen, eine schöne Hand schreiben und die ersten Elemente des Rechnens lerne. In seinem elften Jahre verlor er seinen Vater und kam in die Lehre zu seinem älteren Bruder, einem Töpfer, wo er, als Schnurdreher beschäftigt, eben keine Gelegenheit zu weiterer Selbstbildung hatte. Die Pocken, die ihn hier befielen und eine unheilbare Lahmheit in der linken Hüfte zurückließen, zwangen ihn, von der Töpferscheibe Abschied zu nehmen. Nach einiger Zeit verließ er Burslem und trat mit einem gewissen Harrison zu Stoke in Verbindung, die sich jedoch bald auflöste. Hier indeß begann sein Talent für verziertes Töpferwerk sich von selbst zu entwickeln. Er wurde mit Wheildam bekannt, und mit diesem gemeinschaftlich verfertigte er Achat- und Schildpatt-ähnliche Messerstiele, melonenartige Tischplatten, grüne Porzellanblätter und dergleichen Sachen. Allein Wheildam, der aus dem Geschäfte mit anderen Artikeln der Töpferei bedeutenden Gewinn zog, mochte sich in den neuen Zweig nicht einlassen, für den Wedgwood eine große Vorliebe zeigte. Der junge Mann kehrte daher 1739 nach Burslem zurück, errichtete eine kleine strohgedeckte Arbeitsstätte und verfertigte die obengenannten Gegenstände. Da das Gewerbe guten Fortgang hatte, übernahm er eine zweite Manufaktur, worin er ein weißes Steingut fabrizirte, und bald darauf schuf er eine dritte; hier erzeugte er das vervollkommnete milchweiße Porzellan, dem er seinen großen Ruf verdankte. Von diesem Produkt überreichte Wedgwood einige Proben der Königin Charlotte, die ein vollständiges Tafelservice bestellte und mit der Ausführung so zufrieden war, daß sie ihn zu ihrem Hoftöpfer ernannte und den Wunsch aussprach, daß seine Arbeit hinfort den Namen: Queen's ware (Porzellan der Königin) führen solle. In die Jahre 1760 und 1762 fallen indeß die interessantesten Entdeckungen. Sechs verschiedene Arten von Thonwerk und Steingut erschienen zu gleicher Zeit aus seiner Werkstatt in Staffordshire zum Erstaunen und zur Bewunderung aller Kenner. Jetzt eröffnete Wedgwood eine Niederlage in der Hauptstadt, um den Erzeugnissen seines erfinderischen Geistes allgemeinere Aufnahme zu verschaffen. In seinem Genossen, Mr. Bentley, der das Geschäft in London besorgte, fand er einen schätzbaren Gehülfen. Durch umfassende Kenntnisse in vielen Gebieten der Literatur und Wissenschaft, wie durch ausgebreitete Bekanntschaft mit hochgestellten Beschützern der Kunst leistete dieser ihm großen Vorschub in den höheren Zweigen der Fabrication; namentlich dadurch, daß ihm kostbare Stücke antiker Skulptur, Vasen, Kameen, geschnittene Steine, Medaillen, Siegel, die sich irgendwie zur Nachahmung eigneten, geliehen wurden. Manche vertrauten ihm kostbare Aufsätze in morgenländischem Porzellan zu demselben Zwecke; Sir William Hamilton lieh ihm Herkulanische Alterthümer, wovon Wedgwood's geschickte Arbeiter die genauesten und schönsten Nachbildungen lieferten. Während Wedgwood diese Zweige seiner Kunst förderte, wurde die Barberinische Vase (in der Folge die Portland-Vase genannt) zum Verkauf in Auction ausgeboten, und darauf rechnend, es werde Mancher, für den das Original unerreichbar ist, gern einen angemessenen Preis für eine gute Kopie zahlen, entschloß er sich zum Kaufe. Eine Weile setzte er seine Uebergebote gegen die Herzogin von Portland, seine Mitbieterin beharrlich fort: endlich, als der Zweck seiner eifrigen Bewerbung kund wurde, erbot sich die Dame zum Darlehn der Vase, wenn er seinen Wettstreit einstellen wolle, und so erstand die Herzogin das Kunstwerk um 1800 Guineen. Shaw, der Biograph Wedgwood's, versichert, daß dieser die funfzig ausgeführten Kopieen zu funfzig Guineen verkaufte, ohne auf die bedeutenden Kosten der Herstellung zu kommen. — Wedgwood's Erfolge waren nicht die Ergebnisse zufällig glücklicher Funde, sondern die schweißvollen Früchte geduldiger Forschung und rastloser Anstrengung. Er lud Männer zum Beistande bei seinen Arbeiten ein, wie sie sonst selten dabei verwendet werden, und bei seinen Versuchen leiteten ihn gesunde wissenschaftliche Prinzipien. Unter den Künstlern, die Wedgwood beschäftigte, ihm die Modelle für die edleren Kunstarbeiten zu verfertigen, war auch Flaxman. Erwähnungswerth ist unter Anderem ein schöner Satz Schachfiguren, die er zuerst in Thon ausführte.

Wedgwood war Mitglied der königlichen Gelehrten-Gesellschaft und der Gesellschaft für Alterthümer, so wie er auch manche Beiträge zu den philosophischen Verhandlungen lieferte. Er war Erfinder des Pyrometers, eines Instruments, um die intensivsten Grade der Wärme zu messen. Sein Privatleben wird als musterhaft bezeichnet, und von den großen Mitteln, die ein erfolgreiches und

*) Collections towards a History of Pottery and Porcelain in the Fifteenth, Sixteenth, Seventeenth and Eighteenth Centuries. By Joseph Marryat. — London, 1850

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vertheilung und Erhebungsart der unmittelbaren Steuern in Chile (Zehent, Alcabala, Kataster und Patent) unterrichtet sind, und daß diese Punkte bei den Entschließungen eines jeden umsichtigen Auswanderers in das Gewicht fallen müssen. — Wir würden es ihm Dank wissen, hätte er etwas Begründetes gegen diese Steuern vorgebracht.

Die Majorate. Majorate bestehen nicht in dem südlich für die deutsche Ansiedlung bestimmten Theil Chile's.

Erdbeben. Der südliche Theil von Chile ist weniger von Erdbeben heimgesucht, als der nördliche. Man richte die Bauart der Häuser danach ein: wohlverschränktes Fachwerk, die Felder mit dünnen Ziegeln ausgelegt, dazu ein leichtes (Schindel-) Dach. Im Uebrigen ist es thöricht, sich übertriebene Vorstellungen von denselben zu machen. Alle Erdbeben haben nicht ein Millionstel von dem zerstört, was die Kriege an Menschenleben und Eigenthum vernichtet haben. Leuten, welche, an Erdbeben gewöhnt, Ueberschwemmungen nicht kennen, würden diese schrecklicher vorkommen, als jene.

Wir sind demnach für den vorliegenden Zweck mit unseren Untersuchungen über Süd-Chile zum Schluß gelangt. Haben wir auch einzelne Schattenseiten kennen gelernt, so ist das Ergebniß doch ein günstiges für Chile und die deutsche Einwanderung. Jeder vernünftige, erfahrene Mensch weiß, daß er nirgends vollkommenen Gutes findet, und daß er nur zwischen mehr oder minder Gutem, mehr oder minder Zusagendem die Wahl hat. In Chile überwiegt offenbar das Gute; ob das Zusagende, muß dem Geschmack des Einzelnen überlassen bleiben. Jeder, der sich in einem fremden Lande als Ackerbauer niederlassen will, wird, abgesehen von jeder höheren, sein Volksthum betreffenden Frage, und besonders in dem Falle, wo er in der Heimat schon seinen Acker im fremden Lande gekauft hat, wissen wollen: 1) ob derselbe gesund gelegen ist; 2) ob derselbe fruchtbar ist; 3) ob dessen Erzeugnisse leicht zu verwerthen sind (gute Lage); 4) ob dessen Besitz sicher gestellt ist; 5) ob Eigenthum und Personen hinreichenden Rechtsschutz finden; 6) ob die Abgaben mäßig sind? Im Allgemeinen sind diese Fragen in Betreff Chile's bereits günstig beantwortet worden. Doch dürfte es hier am Orte seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß die chilenischen Gesetze über den Landkauf einige sonderbare Bestimmungen enthalten, gegen deren Folgen sich die deutschen Käufer nur durch Festsetzungen im Kaufvertrage und mit Hülfe chilenischer Rechtsgelehrten schützen können. Herr Gerstäcker theilt z. B. in seinem Berichte mit, daß ein Kauf rückgängig gemacht werden kann, wenn der Verkäufer später nachweist, daß er augenscheinlich zu wenig für sein Land bekommen hat. Eine ergiebige Quelle für Rechtshändel!

Es bliebe uns also nun übrig, bei den einzelnen eingeleiteten Ansiedlungsunternehmungen zu untersuchen, inwieweit sie **diesen Forderungen der Ansiedler, auf deren Standpunkt wir uns jetzt stellen,** gerecht werden oder nicht.

I. „**Das Unternehmen der chilenischen Regierung, am Llanquihueser eine Kolonie mit industriösen römisch-katholischen Leuten aus Deutschland zu errichten.**" Der Bevollmächtigte der chilenischen Regierung, Herr Philippi, der diese Angelegenheit in Deutschland betreibt, hat die Vorschriften seiner Regierung veröffentlicht. Der Plan ist der: jeder Ansiedler erhält ein Landstück, zehn bis funfzehn Cuadras groß (1 Cuadra = 6⅔ Mgdb. Morgen), und zahlt zwanzig Thaler für die Cuadra. Aus dem Erlös soll ein Kapital gebildet werden, das ausschließlich für die Ansiedler „zur Deckung der Kosten der Ueberfahrt, des Unterhalts im ersten Jahre, der Anschaffung von Saatkorn, Vieh und Gerätschaften" bestimmt ist, die sie zur Bebauung des Landes oder zur Ausübung ihres Gewerbes nöthig haben, dessen Geräth sie alles aus Deutschland mitbringen müssen. — — — Wenn das Kapital zum Ankauf der erwähnten Gegenstände nicht hinreichen sollte, wird die Regierung das Nöthige vorschießen unter der Bedingung der Wiedererstattung in Gemäßheit des über Colonisation bestehenden Gesetzes. (Diese Bedingungen müßten mitgetheilt seyn.) Den Einwanderern werden zwölf Jahre lang alle unmittelbaren Steuern erlassen, die Regierung will ihnen einen Pfarrer, einen Arzt und zwei Schulmeister besolden, welche die Verpflichtung haben, den Kindern das Lesen und Schreiben der spanischen Sprache zu lehren.

Diese Anerbieten gehören weder zu den verführerischsten, noch zu den klug berechneten. Bei dem Verfahren in dieser Weise, fast die ganzen Unkosten der Ansiedlung auf die Landpreise zu schlagen, werden nur solche Auswanderer Lust haben, nach dem Llanquihueser zu gehen, die aus den ihnen gewährten Gegenbedingungen einen Vortheil ziehen können. Das werden besonders kinderreiche Familien seyn, die überdies thöricht wären, wenn sie mehr als zehn Cuadra Land nähmen, weil sie an Ort und Stelle eben so gutes und vielleicht noch besser gelegenes Land viel billiger bekommen können. Die Einlage solcher Familien würde also schon durch die Ueberfahrt derselben verzehrt werden, und für sie kann sich daher das Unternehmen vortheilhaft stellen. Da dies nun der Fall ist, so werden sich die weniger zahlreichen Familien und die Einzelnen ganz von dieser Ansiedlung zurückziehen, weil sie ganz richtig rechnen, daß sie mit dem Ueberschuß von ihren Einlagen den durch die anderen verursachten Ausfall decken, die Einrichtungskosten für diese mitbezahlen und für die Schulden derselben mithaften müssen.

Die bereits berichtete Bedingung des Unterrichts im Spanischen bedingt an und für sich keineswegs in ihren Folgen eine Entdeutschung der Ansiedler, und finden wir, wie wir bereits nachgewiesen, in ihrer Aufstellung eben so wenig einen schlagenden Beweis für derartige Absichten der chilenischen Regierung. Jedenfalls ist es ein Vortheil für die Einwanderer, wenn sie die Landessprache kennen lernen; und wenn sie dabei das Bewußtseyn von dem Werthe ihres Volksthums haben, so kömmt dies durch die Erlernung einer anderen Sprache nicht in Gefahr. Diejenigen Einwanderer, welche die chilenische Regierung verlangt, sind aber gerade Leute, die vollkommen geeignet sind, die ausgesprochenen Befürchtungen zu bewahrheiten. Die ländliche und kleinstädtische Bevölkerung in den rein katholischen Gegenden Deutschlands steht auf einer erschreckend tiefen Stufe geistiger Ausbildung, das Wort ihres Priesters ist ihr A und ihr Z, Anderes als dies nebst Essen, Trinken und anderen leiblichen Genüssen kennen sie nicht, ein volksthümliches Bewußtseyn ist ihnen fremd.*) Setzen wir nun diesen Stamm, welchen die chilenische Regierung sich auserkoren, auf die Stelle im Innern, welche sie ihm bestimmt hat, so mag es in Verbindung mit dem Unterricht im Spanischen wohl scheinen, daß sie die Ansiedler entdeutschen wird, unbekümmert um die bitteren und kostspieligen Erfahrungen, welche die brasilianische Regierung stets da gemacht hat, wo sie derartige Absichten verfolgte. — Aber selbst den Schein als unbedingte Wahrheit zugegeben, ist die Romanisirung der einwandern sollenden Deutschen keine nothwendige Folge. In Chile sind alle Religionen geduldet, und Süd-Chile gewährt der deutschen Auswanderung so bedeutende Vortheile, daß sich an seiner Küste bald umfangreichere deutsche Niederlassungen erheben werden, nicht arm an bedeutenden geistigen Kräften,**) deren Einwirkungen auf eine deutsche Ansiedlung im Innern nicht abzuhalten sind.

Herr Philippi theilt ferner mit: „Die Ansiedler sollen im Hafen von Ancud (Insel Chiloë) landen, dort die entbehrlichen Sachen lassen und dann nach dem Meerbusen von Reloncavi gehen, von wo aus ihnen ein Weg bis zum See gebahnt werden soll. Von Osorno erhalten sie ihren Viehstand." Demnach wird die Ansiedlung mitten in einer öden Gegend ohne Verbindungswege angelegt. Wäre der Maullinfluß, der, aus dem Llanquihueser kommend, sich ins Meer ergießt, auch nur für Böte schiffbar, so würde unbedingt dieser Weg eingeschlagen werden. Wäre ein Verbindungsweg zwischen Osorno und dem Punkte vorhanden, wo die Ansiedlung angelegt werden soll, so würde dieser benutzt werden, weil es bei Tausenden billiger kömmt, einige Meilen mehr auf einem gebahnten Wege zurücklegen, als einen neuen Weg bahnen zu lassen. Die Lage der Ansiedlung empfiehlt sich demnach nicht. In der Mitte (soll heißen an der Gränze) der Marken von Chiloë und Valdivia würde sie ungefähr sechs bis acht (geogr.) Meilen von der Südküste, zwölf bis funfzehn Meilen von der Westküste und ungefähr sechs Meilen von Osorno entfernt seyn, ohne Wasser- oder eine andere gute Wegeverbindung mit diesen. Jedenfalls müßten die Lage und die Bodenverhältnisse der Ansiedlung näher angegeben werden. An diesem See von ansehnlicher Größe werden fruchtbare und gesund gelegene Landstriche liegen; und eben so solche, die entweder nicht beide Vorzüge vereint oder selbst auch keinen von beiden besitzen.

Wir können Niemanden zu einem Eingehen in dieses Anerbieten rathen; wer es aber thut, der mag sich vorher ein Einsehen in die Urvollmachten des Herrn Philippi verschaffen und von ihrer Rechtskraft überzeugen — nicht, daß wir irgend ein Mißtrauen in Herrn Philippi setzen, den wir persönlich hochzuschätzen gelernt haben, aber in der Geschichte der Ansiedlungen begegnen uns so überaus schmerzerregende Erfahrungen, daß **grobes** Mißtrauen gerechtfertigt wird. — Ziehen wir nun, nach Maßstab der sechs vorhin aufgestellten Lebensbedingungen, für die Ansiedler das Ergebniß, so stellt sich 4. günstig, 3. nicht günstig heraus; für 1., 2., 5., 6. sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Voraussetzungen. Mit den Punkten 4. und 5. steht es aber dann schlimm, wenn die Lage der Ansiedlung oder der mangelnde Schutz der Regierung diese nicht vor den Streifzügen der die Cordilleren bewohnenden Indianer, der wildesten unter allen, sicherstellte. Es sind dies Umstände, deren Gewicht die chilenische Regierung vollkommen zu würdigen und deren üblen Folgen sie daher auch vorzubeugen wissen wird.

II. **Ein zweites Unternehmen der chilenischen Regierung.** Herr Dr. Philippi theilt in seinen Bedingungen u. s. w. einen von Herrn Domeyko entworfenen, von der chilenischen Regierung gebilligten Plan für deutsche, **katholische** Einwanderer mit, der zwar in einzelnen Punkten dem Einwanderer freiere Verfügung läßt, ihn aber im anderen noch mehr beengt und im Allgemeinen alle die Schattenseiten des ersteren besitzt. Wir lassen die wichtigsten Punkte desselben folgen: Neuntausend Cuadras sollen in tausend Grundstücke von je neun Cuadras eingetheilt werden. Fünfhundert solcher nicht zusammenhängender Grundstücke sollen an fünfhundert Ansiedler verschenkt werden, die übrigen fünfhundert behält der Staat (diese Eintheilung läßt sich sehr wohl durch ein Schachbrett versinnlichen, die schwarzen Felder erhalten die Ansiedler die weißen behält die Regierung). Jeder Ansiedler hat seinen persönlichen Dienst beim Vermessen zu leisten, und obendrein beim Empfang des Besitztitels 10 Thlr. für Vermessungskosten zu zahlen. (Die Dienste müssen näher bestimmt werden. Es ist überhaupt schlimm für den Ansiedler, wenn er, statt bei seiner Ankunft sich sogleich anbauen zu können, sich erst noch lange mit Vermessungen abmühen soll.) Der Ansiedler muß auf seinem Eigenthume wohnen, dies binnen zehn Jahren mit einer festen lebendigen Hecke umgeben, einen Karrenweg an einer der Seiten machen und Weg und Hecke im guten Zustande halten (ziemlich vernünftige und billige Bedingungen). Vor Ablauf der zehn Jahre hat der Ansiedler nicht das Recht, ohne Erlaubniß der Regierung sein Besitzthum zu verkaufen oder zu verpachten. Stirbt er, so treten seine Erben in seine Rechte und Pflichten. Nach Ablauf der zehn Jahre kann er verkaufen, der Staat bleibt aber immer der Bevorzugte im Kaufe. (Eine grundschlechte Bestimmung, welche die Freiheit des Besitzes und des Erwerbes verkümmert und wiederum die Regierung der Romanisirungsabsichten stark verdächtigt. Hat sie eine solche furchtbare Angst vor den Deutschen und namentlich vor den katholischen Deutschen,

*) Die Wahrheit dieser Behauptung müssen wir nicht blos in ihrer Allgemeinheit, sondern auch überhaupt in Abrede stellen. Der Herr Verfasser urtheilt entweder nach vorgefaßten Meinungen, oder nach einzelnen Lokalitäten, die nicht maßgebend sind. Ein vorurtheilsfreieres Urtheil in der gesittigenden, deutschen Rheinprovinz, oder im mittleren Schlesien würde ihn wahrscheinlich bald von seinem Irrthum überzeugen. D. R.

**) Auswanderungsgesellschaften, mit solchen Kräften ausgestattet, sind im Laufe dieses Jahres von Deutschland nach Süd-Chile gegangen.

daß es ihr noch nicht Sicherheit genug iſt, jeder deutſchen Familie eine oder einige romaniſche Familien auf den Rücken ſetzen zu können, ſo ſoll ſie lieber die ganze Sache laſſen und warten, bis ihr der angelſächſiſche Stamm den Fuß auf den Nacken geſetzt hat.)

Die chileniſche Regierung macht bei dieſer Art der Verſchenkung und ohne die unnützen Beſchränkungen ein ſehr gutes Geſchäft, denn ſelbſt günſtig gelegene und fruchtbare, aber unbebaute Landſtriche in menſchenarmen Gegenden gewinnen erſt Werth durch die Arbeit und mit ihnen die noch brachliegenden in der ganzen Umgegend. Sie wird alſo für die vorbehaltenen Stellen hohe Preiſe erzielen. Für die Anſiedler wird ſich dieſes Verhältniß ſehr vortheilhaft herausſtellen, wenn die gerügten Beſchränkungen wegfallen und wenn das ihnen zu überweiſende Land fruchtbar, geſund und dabei ſo vortheilhaft gelegen iſt, wie der Bericht des Herrn Philippi dies in Ausſicht ſtellt, *aber nur in Ausſicht* ſtellt, nämlich an beiden Ufern des Fluſſes Cruces in der Nähe von Valdivia. Das beſte Land im Innern aber, das der Verbindung mit den bevölkerten, verbrauchsfähigen Gegenden ermangelt, iſt umſonſt zu theuer, weil der Anſiedler nur im glücklichſten Falle unter den herbſten Entbehrungen das nackte Leben friſten kann.

Ziehen wir nun nach Maßſtab der fünf vorhin aufgeſtellten Lebensbedingungen das Ergebniß, ſo ſtellt ſich 3. als unklar und 4. als ſehr beengt heraus, für 1., 2., 5. und 6. ſprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Vorausſetzungen.

III. *Das Unternehmen des Präſidenten der Republik Chile, Don Manuel Bulnes, auf ſeinem Gute Las Canteras, in der Provinz Concepcion.* (Mitte Chile). Es befinden ſich daſelbſt bereits deutſche Anſiedler, über die wir nichts Näheres in Erfahrung gebracht haben. Das Gut nimmt den Raum zwiſchen den Flüſſen Biobio und La Lara ein; mag es fruchtbar ſeyn, mag es eine ſchöne Witterung beſitzen, ſo iſt doch gerade der Biobio der Gränzfluß, den die zwar ſchon ſeit vielen Jahren ruhigen, aber dennoch kriegsluſtigen Araukaner bei Kämpfen mit den Chilenen zuerſt überſchreiten.

Gemäß der eben erörterten, von Domeyko entworfenen Bedingungen will Herr Bulnes deutſche Familien auf dieſen Ländereien anſiedeln. Man hat gegen ihn, der ſich hohe Verdienſte um Chile erworben hat, eingewandt, daß er, als Führer der ſogenannten ariſtokratiſchen Partei, nothwendig die Anſiedler ausbeuten müſſe. Solche Schlüſſe ſind Zeichen großer Thorheit. Es giebt unter den Abſolutiſten und Ariſtokraten Leute, die äußerſt freiſinnig in Bezug auf das Leben und Lebenlaſſen ſind, wie es auch andererſeits unter den Politiſch-Freiſinnigen Männer giebt, welche in dieſer Beziehung ſchmutzig ſind. Die Gründe, welche uns zu Gegnern dieſes Unternehmens machen, liegen tiefer. *Dieſe bereits gerügten Beſchränkungen des Eigenthums durch das Vorkaufsrecht ſind einem einzelnen Eigenthümer gegenüber, und in einem Lande, wo, wie in Mittel- und Süd-Chile, noch das Feudalweſen ſpukt, von ſehr bedenklicher Art.* — Glaubwürdige Nachrichten über die Zuſtände der bis jetzt in Las Canteras angeſiedelten Deutſchen würden das Urtheil vielleicht günſtiger herausſtellen. Bei dem jetzigen Stande der Sache können wir das Eingehen auf die Pläne Bulnes' keinem Deutſchen empfehlen. Finden ſich dennoch Geſellſchaften dazu bereit, ſo rathen wir ihnen, alle verfänglichen, im Laufe dieſer Abhandlung erörterten Beſtimmungen zu beſeitigen und mit Hülfe chileniſcher Rechtskundigen den Vertrag ſo abzufaſſen, daß das freie Eigenthum vollkommen gewährleiſtet, und der Preis für gewiſſe Gegenleiſtungen genau feſtgeſtellt, beziehungsweiſe begränzt wird. (Schluß folgt.)

Siebenbürgen.

Erſte Statiſtik von Siebenbürgen.

In Siebenbürgen, wie in Ungarn, widerſetzte ſich der Adel ſtets allen Vorarbeiten zu einer Statiſtik, denn er ſah darin die Möglichkeit einer gleichen Beſteuerung; in ſolchen ariſtokratiſchen Ländern aber, wie auch Polen war, ſah ſich der Adel als alleinigen Herrn des Grundes und Bodens an, der Bürger war nichts, der Bauer aber weniger als nichts. Eine genaue Statiſtik dieſes Landes war daher unmöglich, und ſelbſt Springer's „Statiſtik Oeſterreichs" konnte nur mangelhafte Nachrichten über dieſes Land geben. Endlich hat ein Rittmeiſter der öſterreichiſchen Armee dies unternommen, und zwar bereits einige Jahre vor der Revolution, aber gleichwohl im Sinne des Fortſchritts. Dies durfte zwar weniger wundern, weil ſich in dieſem Heere — vielleicht nur mit dem engliſchen vergleichbar — ſo viele gebildete und wiſſenſchaftlich beſchäftigte Offiziere befinden. Die öſterreichiſchen Auditeure ſind wirkliche Offiziere des Regiments, deſſen Uniform ſie tragen und in dem ſie bis zum Rittmeiſter avanciren, worauf ſie eine Civilverſorgung erhalten, welche wenigſtens den Majorsrang giebt; denn in Oeſterreich hat der Civilbeamte einen mit dem Militair genau abgemeſſenen Rang; der Regierungsrath trägt die Borten und Sterne des Oberſten, der Hofrath die des Generals, Hofrath aber entſpricht den preußiſchen Räthen dritter Klaſſe. Die Ober-Landesgerichtsräthe haben den Rang der Oberſten, und dies ſind gewöhnlich die Verſorgungsſtellen der beſſeren Auditeure.

Ein ſolcher iſt der Verfaſſer der „Statiſtik des Großfürſtenthums Siebenbürgen", Dr. Söllner, Rittmeiſter im Dragonerregiment Eugen von Savoyen, welches ſeinen Stab in der kleinen Stadt Reſti auf Sachſebodua in Siebenbürgen hat. Der Verleger, Steinhauſſer in Hermannſtadt, hat der Revolution ungeachtet den erſten Band dieſes ſehr ſorgfältigen Werkes im Jahre 1848 erſcheinen laſſen. Dieſer enthält zuvörderſt ein ſehr umfaſſendes Verzeichniß der vorzüglichſten Werke, welche zur Literatur der Spezialſtatiſtik Siebenbürgens gehören, ſo wie der Landkarten, ſodann einen geſchichtlichen Ueberblick, welcher darthut, daß der ungariſche Adel dieſelbe Rolle durchgeführt hat, wie ſpäter der polniſche; die Unbändigkeit der Ariſtokraten führte zum Wahlreiche und dieſes zum völligen Untergange.

Die hierauf folgende Eintheilung des Landes iſt bereits veraltet, denn die Eintheilung nach den drei Nationen, wobei die Hauptmaſſe der Bevölkerung, die Walachen oder Rumänen, außer aller Berückſichtigung blieben, iſt ganz vor kurzem aufgehoben worden. Als eine Errungenſchaft von 1848 werden die Walachen jetzt ohne Unterſchied zu der anderen Bevölkerung gerechnet, und erregt dies die beſondere Unzufriedenheit der Ungarn, welche jetzt nicht mehr gelten, als die ſächſiſchen Bürger und die walachiſchen Bauern. Der Grundſatz der Gleichberechtigung wird konſequent durchgeführt.

Der Verfaſſer leitet den deutſchen Namen von den ſieben Burgen her, welche die deutſchen Ritter nach der ihnen gemachten Schenkung bauten, oder den ſieben Städten, welche die deutſchen Einwanderer dort bauten. Dieſe ſind Hermannſtadt, Mediaſch, Schäsburg, Kronſtadt, Klauſenburg, Biſtritz und Mühlbach. Außerdem hat jedes Dorf um ſeine Kirche einen Wall oder eine Burg oder ein Kaſtell, wenigſtens eine Ringmauer, denn die Deutſchen bauten, während die Ungarn lange noch Nomaden blieben. Daher iſt es weniger wahrſcheinlich, daß jener Name von den kleinen Ritterburgen bei Kronſtadt herkömmt, nämlich Marienburg, Törzburg, Schwarzburg, Heldenburg, Rehrmauerburg, Braſſavenburg und Kreuzburg. Die ungariſchen Schriftſteller behaupten, daß dies von ſieben Lägern oder den nachherigen Komitaten herkomme, aber dafür iſt kein Beweis vorhanden, oder ſo unſicher iſt die Behauptung von Petr. Rauſanus, daß dieſer Name von den ſieben ungariſchen Heerführern herrühre. Die Ungarn nennen dieſes Land Erdely, das Land der Wälder, in der lateiniſchen Geſchäftsſprache aber ſtets Septem castra; die Walachen dagegen Andealu.

Die neueſte Angabe des Flächeninhalts nach Leul v. Treuenfels beträgt 1102 Quadratmeilen. Nach den neueſten Meſſungen erhebt ſich von den Bergen am höchſten der Negoy auf 8040 Fuß, der Batſats auf 7951 und der Fuzzat auf 7854 Fuß; Hermannſtadt liegt 1372 Fuß und Kronſtadt 1839 Fuß über der Meeresfläche, daher auch im vergangenen Winter das Thermometer bis gegen dreißig Grad unter Null ſank.

Mannigfaltiges.

— *Krieg gegen Dänemark.* Da wir früher in dieſen Blättern der Schrift des däniſchen Geheimen Archivars Wegener „über das wahre Verhältniß des Herzogs von Auguſtenburg ꝛc." gedacht, ſo dürfen wir auch einer von dem deutſchen Hiſtoriker *Waitz* eben erſchienenen Gegenſchrift nicht unerwähnt laſſen.*) In dieſer Gegenſchrift wird nachgewieſen, daß ſich die däniſche Wiſſenſchaft eben ſo wenig als die däniſche Politik ſcheue, ſich der unſittlichſten und verwerflichſten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu bedienen. Urkundliche Dokumente werden zu dieſem Zwecke nicht blos unrichtig dargeſtellt, ſondern förmlich verfälſcht, und Behauptungen, die eben ſo frech als lügenhaft ſind: z. B. die, daß der Herzog von Auguſtenburg der geheime Leiter der revolutionairen Bewegungen in den verſchiedenen deutſchen Staaten im Jahre 1848 war, als Behauptungen hingeſtellt, durch welche man die zu Gericht ſitzenden europäiſchen Mächte zu gewinnen ſucht. Leider haben ſich dieſelben bereits durch die falſchen Zeugniſſe der Dänen zu Ausſprüchen verleiten laſſen (cfr. das Londoner Konferenz-Protokoll vom 2. Auguſt d. J.), welche die Nachwelt als traurige Belege der öffentlichen Ungerechtigkeit verurtheilen wird. Unermüdlich iſt das kleine däniſche Volk in der Verbreitung ſeiner Lügen, die es in alle europäiſche Sprachen überſetzen und namentlich in England und in Frankreich durch die Preſſe gratis vertheilen läßt. Es iſt die höchſte Zeit, daß Deutſchland, wenn es ſich nicht unverſehens eine ſeiner ſchönſten Gränzprovinzen unwiderbringlich, wie einſt den Elſaß, will rauben laſſen, jenem Treiben der Dänen, auch auf literariſchem Wege, mit vollem Ernſt entgegentrete.

— *Yankie.* Wenn John Bull mit Bruder Jonathan zu thun bekömmt, ſo entſchlüpft ihm bekanntlich, zumal um die ackerbauende und gewerbtreibende Bevölkerung von Nord-Amerika bündig und ironiſch zu bezeichnen, von Zeit zu Zeit der Spottname: „Yankies". In einem der letzten Hefte der Revue des deux Mondes ſagt nun Proſper Mérimée: „Wenn die Engländer ſich über die Yankies luſtig machen, ſo wiſſen ſie in aller Unſchuld nicht, daß der Spott ſie ſelbſt trifft. Denn" — kundigen Lexikographen war dies übrigens längſt bekannt — „Yankee iſt nichts Anderes, als English, durch fehlerhafte Ausſprache der Indianer von Maſſachuſets in Yenghis, Yanghis verdorben." — Es läßt ſich wenigſtens hören. Ob aber John Bull dieſe Etymologie nicht eben ſo gut wiſſen ſollte, nicht den von Englands Art ausgeſchlagenen Herren Söhnen mit dem gleichfalls entarteten, böotiſch breitgequetſchten Worte eins abgeben will, iſt immer noch die Frage.

*) Einige Worte über den däniſchen geheimen Archivar und Hiſtoriographen Dr. C. F. Wegener. Von Dr. G. Waitz.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Vierteljährlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 5. September 1850.

Frankreich.

Die Bourgeoisie und die französische Revolution.*)

Es kann von Niemanden bestritten werden, daß Ludwig XVI. den aufrichtigen Willen hatte, alle von der Nationalversammlung beschlossenen Reformen, die seine Gewalt beschränkten, anzunehmen, daß ferner die Geistlichkeit im Anfange einen regen Eifer zeigte, zu der Umwandlung der Staatsform das Ihrige beizutragen, daß endlich der Adel, theils mit Begeisterung, theils mit Resignation, bereit war, sich den Beschlüssen der Versammlung zu fügen, wofern nämlich der König denselben seine Sanction ertheilen würde. Ferner ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Mandat aller Vertreter dahin ging, die monarchische Regierungsform aufrechtzuerhalten und daß die ungeheure Mehrheit der Deputirten des dritten Standes nicht im mindesten gesonnen war, über dieses Mandat hinauszugehen. Durch welche Verkettung von Umständen und Mißgriffen geschah es nun, daß der König, der im Juli 1789 mit Begeisterung als Wiederhersteller der französischen Freiheit begrüßt wurde, drei Monate später der Gefangene seines freigegebenen Volkes, der Sklave einer Versammlung wurde, die bei allem Bemühen, ihn seiner unentbehrlichen Prärogative zu entkleiden, fortfuhr, ihre ungeheuchelte Anhänglichkeit an seine Person zu bekennen? Wie kam es, daß Ludwig XVI. im Jahre 1791 fliehen mußte, weil ihm weniger Freiheit geblieben war, als dem geringsten seiner Unterthanen, wie, daß der Klerus, der den Gemeinen dazu verholfen hatte, den Titel einer Nationalversammlung anzunehmen, ein Jahr nachher seiner Güter beraubt war und nur noch die Wahl behielt zwischen Verbannung und Apostasie? Wie kam es, daß die Bourgeoisie, die für die Verfassung von 1791 schwärmte, die verächtlich von den wenigen Republikanern in der Constituante sprach und ein Wahlgesetz hatte, durch das ihr ein unbedingtes Uebergewicht gesichert war, eine Versammlung wählte, die in weniger, als einem Jahre, die Scenen des 10. August und die Septembergräuel herbeiführte? Was ist der Grund, daß im Laufe dieses großen Dramas die Erfolge beständig den Absichten widersprachen? Warum hat die französische Bourgeoisie, die am 14. Juli 1789 im Besitze der Macht war, von der Einnahme der Bastille bis zum 10. August nichts vermocht, als den Sieg der Demokratie zu beschleunigen? Diese Fragen sollen im Folgenden zu lösen versucht werden.

I.

Die Minister Ludwig's XVI. überließen die Versammlung, die den Aufreizungen der Pariser Bevölkerung und den Intriguen des Versailler Hofes preisgegeben war, sich selbst und versuchten es nicht einmal, ihren Berathungen eine bestimmte Richtung zu geben. Damit war eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen. Der Adel hatte zwar den Willen, sich dem Wunsche des Königs zu fügen, aber auf die bloße Aufforderung des dritten Standes mochte er seine Vorrechte nicht opfern. Er rieth vielmehr, eine imposante Truppenmacht aufzustellen, um dem Königthum den eingebüßten Nimbus zurückzugeben und die Volksleidenschaften niederzuhalten, die sich rings um die Versammlung zu entfesseln begannen. Ein kleiner Theil ging selbst so weit, zu hoffen, daß man die Nationalvertretung mit Waffengewalt werde aus einander treiben können. Es war dies indessen die thörichtste aller Einbildungen, und der Zustand Frankreichs widerlegte sie offenbar. In den größten Provinzen existirte das ancien régime gar nicht mehr; es war schon vor Konstituirung der Nationalversammlung durch die Insurrection gestürzt worden. Jeder Versuch, diese Versammlung aufzulösen, an welche sich damals alle Interessen und Hoffnungen knüpften, wäre das Signal zu einer Anarchie gewesen, deren einzige zwar nicht, aber deren erste Opfer sicher die Edelleute geworden seyn würden. Auch zeigen die unwiderleglichsten Dokumente, daß Ludwig XVI. niemals einen solchen Plan gehegt hat, und selbst unter dem Personal des Hofes war im Anfang Juli 1789 sicher kein bestimmtes Projekt beschlossen, das auf die Sprengung oder nur auf die unfreiwillige Verlegung der Nationalversammlung gerichtet gewesen wäre. Obwohl aber ein solches Projekt nicht existirte, so machte doch die Ungeschicklichkeit des Hofes dasselbe wahrscheinlich. Die Maßregeln, die in Versailles ergriffen wurden, erweckten Mißtrauen und Zorn. Gewiß hatten weder der Marschall v. Broglie, noch der Fürst von Lambese, noch Herr v. Besenval, wie die Wühler des Palais-Royal behaupteten, den Befehl erhalten, die freisinnigen Deputirten aufzuheben und die Pariser zu massakriren, aber die drohende Haltung der Militairbefehlshaber ließ daran glauben. Eine Anhäufung von Truppen, die zu gering war, um etwas Entscheidendes zu unternehmen, zu groß, um nicht Verdacht zu erregen, hatte überdies noch den Anschein einer Provocation. Als nun endlich der König Necker entließ, der sich der Regierung unfähig gezeigt hatte, und Minister ernannte, die nicht nur unfähig, sondern auch höchst unpopulär waren, so schien dies auf ganz verzweifelte Entschlüsse, auf Rückkehr zum Alten, auf Staatsstreiche zu deuten.

Es war unvermeidlich, daß die bürgerlichen Abgeordneten durch diese militärischen und politischen Anordnungen beunruhigt wurden, und man darf sie nicht anklagen, wenn sie die Entfernung der Truppen verlangten, die, wie man sagte, auf Versailles marschirten, und wenn sie das Volk zu ihrem Schutze aufriefen. Als sie die Streitkräfte des Volkes denen der Armee entgegenstellten, und in den Leidenschaften der Menge einen Schutz gegen vermeintliche Bedrohungen vom Hofe suchten, schlugen sie zwar einen gefährlichen, aber gewiß einen natürlichen Weg ein, und wenn Mirabeau's Flammenworte das Feuer der Geschütze entzündeten, vor dem die Mauern der Bastille zusammenstürzten, so konnte der Hof sich sagen, daß er durch seine provozirende Haltung die Insurrection herbeigeführt habe. Es war demnach der Lage angemessen und entschuldbar, daß die bürgerlichen Deputirten, die in dem Aufstande des 14. Julis eine Befreiung aus drohender Gefahr sehen mußten, zu den schrecklichen Scenen schwiegen, von denen jenes blutige Ereigniß begleitet war, daß sie einen Tag lang aus Politik die Stimme der Menschlichkeit überhörten. Denn die erste Pflicht einer berathenden Versammlung ist, sich vor Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen; und die Constituante hatte bis zum 14. Juli wohl Grund, sich für bedroht zu halten.

Daß sie nun einem Siege zujauchzte, der ihr den übrigen sicherte, daß sie die Erstürmung der Bastille durch das Volk, den Abfall der Garden, die Bildung einer Bürgerwehr mit Jubel begrüßte, wen kann dies Wunder nehmen? Denn am Tage nach dem 14. Juni war die Constituante die einzige Gewalt im Reiche, die aufrechtstand. Mit seinem finsteren Symbol, der Bastille, war das ganze ancien régime zusammengestürzt; der Abfall des Heeres, die Bewaffnung der Vorstädte, die Errichtung einer Nationalgarde machten für die Zukunft jeden contre-revolutionairen Versuch sichtlich unmöglich. Aller Orten im Lande wiederholte sich das schreckensvolle Beispiel, das die Hauptstadt gegeben, und die Werkzeuge der Regierung wurden zertrümmert oder ihren Händen entwunden. Die Propaganda war Herrin der Regimenter, die Flotte folgte dem Beispiel des Landheeres, die meisten Tribunale schlossen sich, und die Parlamente ergaben sich in ihr Ende. Die Revolution erschien damals als etwas so Unwiderstehliches, daß gar Niemand daran dachte, sich ihr entgegenzustellen. Die Unzufriedenen verließen den Hof und das Land, nicht um sich zu bewaffnen, sondern um ihren Kopf in Sicherheit zu bringen. Erst viel später und unter dem Eindruck von Ereignissen, von deren innerem Zusammenhang nachher die Rede seyn soll, organisirte sich die Emigration und faßte den Plan eines systematischen Angriffs.

Ludwig XVI. überließ sich dem Strome, der die Monarchie fortriß, doch seine Person noch verschonte, und setzte den unerhörten Forderungen der Constituante nicht einmal den Widerstand entgegen, der ihm gesetzlich gestattet war. So geschah es, daß weder in den letzten Monaten des Jahres 1789, noch 1790 irgend welche Vereinigung zu gemeinschaftlichem Handeln unter den Feinden der neuen Regierung stattfand, die der Beachtung werth gewesen wäre. Die kühnsten Dekrete der Versammlung, die von Grund aus eine tausendjährige Ordnung umstürzten, fanden überall Gehorsam, wie tief sie auch die Interessen unzähliger Familien verletzten. Die Revolution rollte wie ein Gewitter über Frankreich; es widerstand ihr Nichts und Niemand. Ihre Feinde schienen in die Erde versunken, sie hatte sich nirgends zu vertheidigen, als gegen sich selbst. In den ersten funfzehn Monaten der Constituante konnten weder die überall organisirten politischen Gesellschaften, noch die revolutionaire Presse, die stets auf der Lauer lag, noch die Comités der Versammlung und des Rathhauses, die zur Aufsuchung reactionairer Verschwörungen ernannt waren und im ganzen Lande ihre eifrigen Agenten hatten, ein contre-revolutionaires Projekt von nur einiger Bedeutung aufspüren.

Freilich fehlte es nicht an Denunciationen, weder auf der Tribüne, noch in den Tagesblättern; aber, wie bereitwillig man dieselben auch aufnahm, es ließ sich aus ihnen doch keine ernstliche Gefahr deduziren, denn noch war in der That unter den Feinden der Constituante nichts Gemeinsames besprochen oder beschlossen worden. Nur weil tagtäglich Gewaltthaten gegen Personen und

*) Von L. v. Carné.

Eigenthum geschahen, die eine Schande für das französische Volk und ein Flecken für die Revolution waren, strengte man sich an, Komplotte nachzuweisen, die jene Verbrechen entschuldigen sollten; denn man war nicht stark genug, sie zu verhindern, und nicht muthig genug, sie zu brandmarken. Selbst der parlamentarische Widerstand gegen die Majorität der Constituante wurde erst einigermaßen ernst im Januar 1791, als den geistlichen Mitgliedern der Versammlung die bekannte Eidesleistung auferlegt wurde. Bis dahin hatte der König selten die verfassunggebende Nationalversammlung auf seine Sanction warten lassen. Jetzt zögerte er; aber weder dem Monarchen, noch einer Fraction der monarchischen Partei war es in den Sinn gekommen, der Revolution mit anderen Mitteln zu widerstehen, als die diese ihnen selbst in die Hände gegeben hatte.

Dessenungeachtet verharrte die Constituante nach der Revolution vom 14. Juli in ihrer feindseligen Stellung gegen den Hof. Ja, man kann behaupten, daß sie von dem Augenblicke an dringlicher gegen die Krone und gefälliger gegen die Straßen-Demokratie wurde, als die einfachste Ueberlegung darauf führen mußte, daß es an der Zeit sey, die Haltung zu ändern. Sie war nunmehr Herrin eines Bodens, den Niemand im Stande war ihr streitig zu machen, und doch setzte sie gegen den Schatten der früheren Regierung denselben Kampf fort, den sie gegen diese Regierung selbst geführt hatte, als dieselbe noch über eine bedeutende Macht verfügen zu können schien. Vergebens geschah es, daß der König die untergeordnete Rolle annahm, die ihm die constitutionellen Dekrete vorschrieben, daß der Adel aus freien Stücken der Versöhnung und dem Frieden zu Liebe seine letzten Privilegien und einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zum Opfer brachte, daß der Klerus, allen beraubenden Maßregeln zuvorkommend, in die Aufhebung des Zehnten willigte und zur Tilgung der öffentlichen Schuld das Anerbieten machte, auf sämmtliche Kirchengüter eine Staatsanleihe aufnehmen zu lassen, — keines von allen diesen Opfern vermochte den Rachegeist der Constituante zu besänftigen und sie in ihrer revolutionairen Wirksamkeit aufzuhalten.

Wenn zu jener Zeit das constitutionelle Wesen bedroht war, so ging die Bedrohung sicherlich nicht vom Hofe aus. Der Hof war es nicht, der am 5. und 6. Oktober Paris in Aufruhr brachte und Legionen von Harpyien und Meuchelmördern über Versailles ergoß, der nach einer Nacht des Schreckens den König und die Versammlung in die meuterische Hauptstadt jagte, wo der letzteren tausendmal größere Gefahren warteten, als ihr je von den Dragonern des Fürsten von Lambese hatten drohen können. Und doch waren fort und fort alle feindlichen Beschlüsse, alle haßathmenden Reden der Constituante gegen den Hof gerichtet, und die Versammlung zielte noch immer nach der absolutistischen Regierung, als an der Stelle dieses niedergeschmetterten Feindes ein anderer emporwucherte, den sie kaum zu nennen wagte. Die Laterne war tagtäglich in Arbeit, wie in Paris, so in Marseille, Lyon, Mans, Toulon, Caen und Toulouse, Blut floß in den Städten, und der Brand der Schlösser erleuchtete das Land; die öffentlichen Gewalten waren verschwunden, und an ihrer Stelle fungirten die Jakobiner und Cordeliers; Zeitungsschreiber und Straßenredner riefen Tag auf Tag das Volk zu den Waffen und gaben seiner Unwissenheit und seinem Elend fluchwürdige Rathschläge. Alle diese Schrecken geschahen vor den Augen der Constituante und erfüllten sie mit Grauen, zogen aber keineswegs die Angriffe dieser Versammlung von der zu Boden liegenden Macht ab und auf sich hin. Auf ihre Gegner von gestern schob sie alle Schuld der Fortschritte, die ihre Feinde von morgen machten, und sie wußte kein anderes Mittel zur Bekämpfung der zukünftigen Gefahren, als die Verstärkung ihres Passes gegen die Vergangenheit. Sie schloß die Augen vor dem Umsichgreifen der republikanischen Ideen, der einzigen, von denen ihr zur Zeit noch eine Gefahr kommen konnte; sie strafte die Priester und Emigrirten, die sich vollkommen ruhig verhielten, für die ersten Erfolge der Jakobiner und die Prinzen, die, um ihr Leben zu retten, geflohen waren, für die auf sie selbst geschleuderten Angriffe der Tagespresse. Das war in der That eine heuchlerische und ohnmächtige Politik, daß man die Schwierigkeiten, die aus den täglich gesteigerten Forderungen der Revolution hervorgingen, einer böswilligen Reaktion zuschrieb und die Aristokraten schlug, um die Demagogen zu besänftigen.

In dieser undankbaren Arbeit verbrauchte die Constituante die wundervollen Geistesgaben, die ihr in so reichem Maße zugetheilt waren. Eine Verfassung, die mit Stolz künftigen Geschlechtern als fast unverbesserlich dargeboten wurde, war in wenigen Monaten vergessen, wie ein Zeitungsartikel, weil sie wohl gegen den Despotismus Schutzwehren in Menge enthielt, aber nicht darauf dachte, der Anarchie die Thür zu verschließen. Die Republik verdrängte das constitutionelle Regiment und vergalt den Vorschub, den ihre Vorgänger ihr geleistet hatten, mit Hohn und Schaffot.

Die Constituante hatte danach gestrebt, die Staatsgewalt in die Hände derjenigen Klassen zu legen, die durch ihre Erziehung zur Ausübung derselben befähigt waren. Sie führte deshalb den indirekten Wahlmodus ein, knüpfte die Wählbarkeit an eine jährliche Abgabe von mindestens einer Mark Silber und das Wahlrecht an eine Steuer, die dem Werth von drei Arbeitstagen gleichkam. Damit protestirte die Versammlung gegen die Theorie vom allgemeinen und direkten Wahlrecht, die zur Zeit der einzige Robespierre als absolutes Recht aller Menschen vorzuschlagen und zu vertheidigen wagte. Nach seiner Lehre würden die Menschen mit dem Stimmrecht geboren; die politischen Rechte seyen natürliche und könnten Niemanden genommen werden. Aus diesem Dogma flossen die unversieglichen Reden des heranreifenden Tribunen, dessen unheilvolle Bestimmung damals keiner von den großen Geistern der Constituante voraussah.

Noch waren die bösen Neigungen der menschlichen Natur nicht durch philosophische Formeln heilig gesprochen; aber es fehlte ihnen darum weder an Ausbreitung, noch an Stärke. Die revolutionaire Schule hatte keine klare Vorstellung davon, daß das letzte Wort des von ihr begonnenen Werkes die Aufhebung des Erbrechts, die Vernichtung der Ansprüche des Individuums vor der Allmacht des Staates seyn würde; aber doch führt der Sozialismus mit Recht seine Genealogie von Babeuf zurück auf Robespierre und von diesem zurück auf den Verfasser des „Discours sur l'inégalité des conditions", der zuerst die Gesellschaft als einen widernatürlichen Zustand und die Einführung des persönlichen Eigenthums als den Urquell alles menschlichen Elends schildert. Die Constituante sah dieselben Gefahren und Leidenschaften drohen, die sich heute vor den Augen der Legislative aufthürmen. Im Beginne der Revolution trieb das „Recht auf Arbeit" die Ouvriers zur Zerstörung der Fabrik von Réveillon, und das „Recht auf Verstand" veranlaßte die Brandstiftung an den Barrieren, die Hinrichtung des Bäckers François und im harten Winter von 1789 die Ermordung der vermeintlichen Kornwucherer auf allen Punkten des Reiches. Aber, unähnlich der heutigen Legislative, die nur durch das Zusammenhalten aller anti-sozialistischen Parteien der Anarchie Widerstand zu leisten vermag, stieß die Constituante, nach wie vor, Adel und Klerus von sich; ja, ihre Kräfte waren nur dahin gerichtet, den Abgrund zwischen ihr und ihren bisherigen Widersachern größer zu machen. Wir werden sehen, wie diesem Fehler die Züchtigung auf dem Fuße folgte.

Was dieser großen Versammlung ihre moralische Gewalt verliehen hatte, war die Macht der Prinzipien, zu denen sie sich am Beginn ihrer Arbeiten bekannte. Sie sprach mit diesem Bekenntniß der Nation aus der Seele. Freiheit der Person, des Gewissens und Gedankens, Freiheit der Arbeit und des Gewerbfleißes: das war jener Ruf der Constituante, in den Europa jubelnd einstimmte. Aber als es Pflicht gewesen wäre, die Wohlthat der neuen Regierungsmaximen auch den Gegnern zuzuwenden, da verleugnete sie die Versammlung und führte gegen die persönliche, gegen die Gewissensfreiheit und die Freiheit des Besitzes so gewaltige Schläge, daß dadurch plötzlich der Lauf der Revolution geändert und ein Widerstand heraufbeschworen wurde, der ohne dieses Verfahren nie zu Tage gekommen wäre. Seit jenem Wendepunkte stand die Bourgeoisie zwischen den privilegirten Ständen einerseits, die in den Ungerechtigkeiten, die sich auf sie häuften, neue Kräfte fanden, und der Demagogie andererseits, die systematisch geschont wurde; sie war verurtheilt, in dem Kampfe zu verschwinden, und behielt nicht einmal das Recht, ihr Loos zu beklagen. Wie aber war nun im Einzelnen die Kette von Fehlern, durch welche der Bourgeoisie ein Sieg entrissen wurde, den ihr bis dahin fast Niemand bestritten hatte?

II.

Die Nothwendigkeit, das Defizit zu decken und dem Papiergeld, das die Versammlung gleich in den ersten Monaten ihres Bestehens kreirte, ein Fundament zu geben, war bekanntlich der ausgesprochene Beweggrund für die Einziehung der Kirchengüter. Aber einen Tag, nachdem das Eigenthum für unverletzlich erklärt war, ließ sich nicht gut schlechtweg die Confiscation aussprechen. Man machte daher, um den Schein zu retten, einige Umwege. Zunächst waren es nur vierhundert Millionen, die man, wie gesagt wurde, für den Dienst der Diskontokasse unumgänglich nöthig hatte. Um sie herbeizuschaffen, wurde eine entsprechende Quote der Kirchengüter belastet. Diese Maßregel griff zwar tief ein in ein bis dahin heiliggehaltenes Prinzip; aber man verlachte ihre ernste Bedeutung durch die Erklärung, daß jene 400 Millionen nur durch die Beschlagnahme von Klöstern sollten gewonnen werden, aus denen sich ja, gemäß der ihnen durchs Gesetz bewilligten Freiheit, die Bewohner ohnedies entfernen würden u. dgl. m. Aber der Haß der gesetzgebenden Freigeister gegen die Kirche, den die billige Gelegenheit, die er darbot, zu Gelde zu kommen, in Athem hielt, blieb nicht mitten auf so schönem Wege stehen. Ein Bischof, der zur Zeit notorisch sich in allen Kneipen umhertrieb, begann seine politische Laufbahn, die seitdem ein halbes Jahrhundert lang ein Vorbild in jeder Art von Verderbtheit geblieben ist, mit dem Vorschlage, man solle die Kirchengüter „zur Verfügung der Nation" stellen, unter der Bedingung jedoch, daß dieselbe eine Entschädigung leiste und nur genau in dem Maße ihres Bedürfnisses von dem Depositum Gebrauch mache. Ein paar Monate später wurden diese Güter einfach für National-Eigenthum erklärt, mittels Einschreibung einer Jahresrente von 80 Millionen Fr., zahlbar an die bisherigen Besitzer, eine Schuld, die für eben so unverletzlich und heilig gelten sollte, als die Verfassung selbst. In weniger als zwei Jahren hatte die Revolution die eine umgestürzt, und aufgehört die andere zu zahlen. So verschlang der Staat, unbesorgt um die Konsequenzen des Grundsatzes, den er sanctionirte, unter Verhöhnungen der protestirenden Minorität, einen Grundbesitz, den der Berichterstatter des Kirchen-Comités, Herr Treilhard, auf vier Milliarden schätzte.

Folgendes waren die Gründe, die zur Rechtfertigung der Expropriation (man erfand zur Zeit dieses Wort für die Sache) von Treilhard, Talleyrand, Mirabeau, Barnave, Thouret, Camus und Anderen beigebracht wurden: „Ohne Zweifel ist das Prinzip des Eigenthums unverletzlich, nur darf es keine Mißbräuche schützen, die dem Interesse der Gesellschaft und ihrem Fortschritt zuwiderlaufen. Das System des Besitzes in todter Hand beeinträchtigt den Umlauf des Kapitalwerthes der Immobilien, es begünstigt den Müssiggang und den landwirthschaftlichen Schlendrian, es bietet die Gelegenheit zu einem lasterhaften Leben und korrumpirt den Klerus selbst. Ueberdies muß man einen Unterschied machen zwischen dem Eigenthum, das auf Lebenszeit und von einer Gesellschaft besessen wird, und dem Eigenthum eines Familienvaters. Dieses ist über allem Angriff erhaben, jenes besteht durch eigenthümliche Verhältnisse, deren bindende Kraft zu beurtheilen, dem Gesetzgeber wohl gestattet ist. Die Schenkungen, aus denen das Kirchenvermögen entstanden ist, wurden in den Zeiten der Unwissenheit und des Glaubens gemacht, um die Existenz der Geist-

lichen zu sichern und sie in Stand zu setzen, den Armen reichliche Unterstützung zu gewähren. Wenn nun der Staat selbst das Armenwesen in die Hand nimmt und durch ein wohlorganisirtes Unterstützungssystem die vereinzelt und planlos geübte Mildthätigkeit der Kirche ersetzt, wenn er die Geistlichen zu Staatsbeamten macht und ihnen, je nach der Wichtigkeit ihrer Dienstleistungen, Gehalte feststellt, so hat er den Gedanken der Denatoren die einzige Auslegung gegeben, die sich mit den unveräußerlichen Rechten des Landes und mit seinem gegenwärtigen Interesse verträgt, welches letztere verlangt, daß der durch die Verschwendungen der gefallenen Regierung erschöpfte Nationalkredit auf breiter Grundlage wiederhergestellt werde."

Und nun setze man statt Kirche: Börse, statt Bischöfe: Banquiers, statt Orthodoxie: Kapital, und dem „Infamen" in den Werken Voltaire's substituire man den in den Schriften Proudhon's — und man glaubt in dem Moniteur von 1848 den von 1790 zu lesen. Es ist nicht ein Argument gegen die Klöster und Kapitel angewendet worden, dessen man sich nicht auch bedient hätte, um für die Expropriation der Eisenbahnen und anderer Anlagen industrieller Gesellschaften zu wirken. Keines von jenen Prinzipien ist unfruchtbar geblieben, und die Söhne ärndten, was die Väter gesät haben. Die Saat ist aufgeschossen mit jener Raschheit und Ueppigkeit, die überhaupt das Wachsthum der Ideen auf dem Boden Frankreichs bezeichnet. Dieselben Klassen, welche die Kirchengüter konfiszirten unter Berufung auf die Mißbräuche des Besitzes in todter Hand und einige Monate darauf die der Emigranten unter Berufung auf das Verbrechen des Landesverraths, dieselben Klassen stehen heute dem Sozialismus gegenüber in einer Lage, deren Gefahren nicht minder durch die Fehler der Einen, als durch die Habgier der Anderen herbeigeführt sind.

Die Einziehung seiner Güter war aber die geringere Gefahr, die zur Zeit den katholischen Klerus bedrohte. Am meisten hatte er zu fürchten, daß er in eine Körperschaft von öffentlichen Beamten umgewandelt und dann, gleich der gesammten Nation, den gesetzgeberischen Launen einer Versammlung preisgegeben werden würde, in welcher der ganze unversöhnliche Haß gegen ihn grollte, den der halbhundertjährige Unterricht Voltaire's in Frankreich angehäuft hatte. (Schluß folgt.)

General Egalité.*)

Große Zeitabschnitte haben, wie große Ereignisse, ihren eigenen Maßstab, und man berechnet sie unwillkürlich weniger nach den Jahren, die sie umschließen, als nach den Begebenheiten, welche sie uns darbieten. Nur die natürliche Dauer eines menschlichen Lebenslaufs ist seit der Geburt Ludwig Philipp's von Orleans verflossen; wenn wir aber bedenken, daß der Flüchtling, der vor wenigen Tagen in seinem Asyl zu Claremont entschlummerte, den Feldherrnstab führte, ehe man noch den Namen Napoleon's gehört hatte, daß er Oberst eines Regiments war, als Arthur Wellesley noch eine Fähnrichsstelle bekleidete, daß er im Palais-Royal mit Voltaire geplaudert und am Hofe von Versailles eine Rolle gespielt hat, daß er den Sitzungen der ersten Nationalversammlung beiwohnte und das Amt eines Thürstehers im ursprünglichen Jakobinerklub verrichtete, daß er von der Entstehung und dem Fortschritt jener ersten Revolution Zeuge war, die uns jetzt durch ihre zahlreichen Nachfolgerinnen in ein graues Alterthum zurückversetzt scheint, daß er einen wichtigen Antheil an den Scenen hatte, welche der Geschichte des neueren Europa zum Vorspiel dienten, daß er endlich der Herzog von Orleans des gegenwärtigen Jahrhunderts und siebzehn Jahre lang der König des constitutionellen Frankreichs gewesen ist, so wird man Mühe haben, zu glauben, daß solche Vorgänge, welche die Geschichte mehrerer Generationen zu enthalten scheinen, in der Laufbahn eines Mannes zusammentreffen konnten.

In der That könnte dieser Fürst, der so eben in seinem zweiten Exil, unter seinem sechsten Titel ausgerungen hat, als ein Typus der historischen Revolutionen unserer Zeit betrachtet werden. Seine Jugendgeschichte ist mit dem größten Ereigniß in den Annalen unseres Welttheils verknüpft, sein Kriegsruhm erinnert an längst vergessene Namen und eine längst verschollene Taktik, er war der Freund Washington's und der Gefährte Dumouriez', und zugleich der Abgott der Julitage, der König der Barrikaden, der Schiedsrichter des europäischen Kontinents, der geehrte Gast der Königin Victoria und bis vor wenigen Tagen der friedliche Bewohner eines Lustschlosses in der Nähe von London.

Es giebt in einem solchen Leben nicht eine einzige Phase, die nicht reichliches Material zu interessanten Betrachtungen liefern würde, und namentlich ist es merkwürdig, daß alle diese wechselvollen und durch so weite Zeiträume getrennten Scenen durch den Charakter ihres Helden eine Art von Einheit erhalten. Denn Ludwig Philipp war immer derselbe. Im Lager von St. Menehould oder auf den Prairieen von Amerika, in den wiedergewonnenen Hallen seiner Vorväter oder auf dem Throne seiner ehemaligen Monarchen, blieb er stets der Zögling der Frau v. Genlis — immer mit dem Strome, nie gegen ihn schwimmend, jeden Zwischenfall zu seinem Vortheil benutzend, bediente er sich stets der Mittel, die ihm die Gelegenheit darbot, und ließ sich in seinen Handlungen nur durch die Umstände bestimmen. Er hatte erst sein zwanzigstes Jahr erreicht, als er an den Gränzen des Landes ein Kommando übernahm, welches ihm jeder Tag entreißen konnte. Er sah sich in einer Stellung, die durch seine fürstliche Abkunft eher gefährdet als begünstigt wurde, mit Aussichten, die sich immer mehr umwölkten, mit keinen anderen Hülfsquellen, als sein Vertrauen in sich selbst. Dieser Hülfsquelle jedoch wußte er sich trefflich zu bedienen, und man kann sagen, daß sein Benehmen im Lager seine künftige Größe im Kabinet ahnen ließ. Man hat gewöhnlich seine militärische Laufbahn in den Schatten gestellt — ein Verfahren, das dem Biographen vielleicht durch die Regeln der Perspektive vorgeschrieben wird. Gleichwohl war das Jahr 1792 nicht das am wenigsten kritische in dem Leben Ludwig Philipp's, und obschon Valmy eher ein Manöver als eine Schlacht war, muß man doch bedenken, daß Kellermann nach manchen glänzenden Erfolgen sein Herz dem erwähnten Dorfe, als dem Schauplatz seines ersten und liebsten Ruhmes, vermachte.

Es war kein gewöhnlicher Feldzug, in dem der junge Erbe von Orleans das Kriegshandwerk erlernen und seinen Eintritt in das thätige Leben machen sollte. Die ganze Armee war aus den Faubourgs von Paris gebildet. Außer einigen Bataillonen, welche die Auflösung des alten Heeres überstanden hatten, war nicht ein Soldat unter der ganzen Masse, dessen Stand sich an seinem Betragen, seiner Disziplin und seiner Kleidung erkennen ließ. Frankreich hatte plötzlich, wie die Bevölkerung einer belagerten Stadt, seine Tausende ausgespieen, um dem Feind an den Thoren zu begegnen. Der kommandirende General hatte sich nur wenige Monate vorher nach der Gränze geflüchtet, um nicht als Kriegsminister in Paris massakrirt zu werden. Stabsoffiziere waren eine Seltenheit; viele von ihnen hatten sich ins Ausland begeben, um mit Condé gegen ihr Vaterland zu kämpfen, andere waren umgebracht worden. Nur hierdurch wird es erklärlich, wie der Herzog von Chartres oder vielmehr der Bürger Egalité jeune, obwohl noch nicht zwanzig Jahre alt, durch Seniorität zum Brigade-General avanciren konnte. Diesem ungeordneten Haufen standen die Grenadiere des großen Friedrich gegenüber, geführt von seinem Zögling, dem Erben seiner Taktik und dem anerkannten Vertreter seines Ruhms. Gleichwohl standen dem jungen Egalité einige ausgezeichnete Männer zur Seite. Da war der Peruaner Miranda, der seinen Degen jeder Revolution seiner Zeit zur Verfügung stellte, wie Garibaldi jedem Aufstande der unsrigen — der junge Bergschotte Macdonald, der Sohn des Mannes, der einst den Prätendenten zuerst in den Hochlanden willkommen hieß, und der jetzt gegen Könige und Königthum zu Felde zog — der alte Elsasser Kellermann und Dumouriez selbst, der den seinen seltenen Talenten gebührenden Ruhm nur durch die Undankbarkeit einbüßte, welche den glücklichen Feldherrn in einen Söldling des Auslandes verwandelte. Das waren die Kampfgenossen Ludwig Philipp's von Orleans in seinem ersten Feldzuge. Hinter ihm lag eine Hauptstadt in vollem Aufstande, ein entthronter König, ein schon dem Schaffot geweihter Vater und ein proskribirtes Geschlecht. Er wurde jedoch von einem Bruder begleitet, der mit jener Anhänglichkeit, welche die ganze Familie Orleans charakterisirt, seine Gefahren und seine Hoffnungen theilte.

Der jugendliche General bedurfte eines nicht geringen Grades von Klugheit, um seine Stellung in einer solchen Armee zu behaupten. Die Gefahren, die ihm drohten, waren nicht auf das Schlachtfeld beschränkt. Eine Brigade reiner Jakobiner hatte die letzten Moden der Hauptstadt aus Paris mitgebracht und gab ziemlich klar zu verstehen, daß es nöthig sey, die Armee durch Vertilgung ihrer Generale zu purifiziren; sie wurde erst dann anderer Meinung, als Dumouriez sie durch Kavallerie und Artillerie umzingeln und eines Besseren belehren ließ. Wenn wir berichten, daß der Herzog von Chartres solche Leidenschaften mit Erfolg zu leiten verstand, daß er der auserwählte Gehülfe seines Generals, der Freund seiner Mitoffiziere und der Liebling der Soldaten wurde, so ist dies ein höheres Lob, als zu sagen, daß er bei Valmy seine Pflicht that und den Sieg bei Jemappes entschied. Es war keine Zeit für Feigheit oder Schwäche, aber es verdient wohl Erwähnung, daß die ausgezeichnete Tapferkeit des Generals Egalité von englischen Schriftstellern des Tages gerühmt wird, die es sich nicht träumen ließen, daß der Gegenstand ihrer Lobreden der Erbe des Hauses Orleans sey. Der Feind ward bei Valmy zurückgeschlagen, allein der Courier, der die Kunde von dem ersten Erfolge der Armeen nach Paris brachte, begegnete unterwegs einen anderen, der die Proklamirung der Republik und die Aechtung der Bourbons und ihrer Verwandten meldete.

Man thut dem Herzog von Chartres gewiß nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er die Gesinnungen sowohl, als die Schicksale seines Generals in den Beziehungen desselben zum Konvent und den bekannten Ereignissen an der Gränze theilte. Kaum ein Jahr war seit der Kriegserklärung verflossen, als der französische Befehlshaber sich genöthigt sah, sein Leben durch die Flucht zu retten, und Ludwig Philipp verdankte es wahrscheinlich demselben Entschlusse, daß er seine eigene Laufbahn nicht zur Seite seines Vaters auf dem Blutgerüst endete. Selbst der Rettungsversuch war mit dringenden Gefahren verknüpft. Ein Detaschement Husaren jagte den Flüchtlingen nach, und mehrere Stunden lang war der künftige König der Franzosen die Zielscheibe für hundert Karabiner. Unter den acht Reitern, die mit Dumouriez in Tournai hineinsprengten, befand sich der Prinz, dessen erstes Exil hiermit begonnen hatte.

Dies war die erste und letzte kriegerische Episode in dem Leben Ludwig Philipp's. Der Feldzug war zwar kurz, aber er dauerte lang genug, um den militärischen Ruf des Oberbefehlshabers zu sichern und die Talente des jungen Brigadiers auf die Probe zu stellen. Ludwig Philipp war freilich nicht zum Feldherrn geboren, aber er entwickelte aus Nothwendigkeit alle wesentlichen Eigenschaften eines Soldaten, und sogar in der seltsamen Genossenschaft, in welche er sich zu St. Menehould versetzt sah, fand er Spielraum für seinen anstelligen Charakter, seine biegsame Gemüthsart und seinen instinktmäßigen Beobachtungsgeist. Ein Leben, wie das seinige, würde unvollständig erscheinen, wenn zu seinen verschiedenartigen Phasen nicht auch ein Epoche militärischer Thätigkeit gehörte. Blutigere Schlachten sind geschlagen worden, als die bei Valmy und Jemappes, aber wenige junge Soldaten haben einen verhängnißvolleren Feldzug mitgemacht, als den unter Dumouriez in der Champagne.

*) Nach dem Englischen.

Süd-Amerika.

Die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Chile.

(Schluß.)

IV. Das Unternehmen der Gesellschaft für nationale Auswanderung und Colonisation in Stuttgart, eine deutsche Ansiedlung am Rio Bueno — auch Trumaofluß genannt — zu gründen. Wenn von Ausstellungen nicht frei, ist dieses doch das empfehlenswertheste von allen bisher angebahnten, und darum, weil es die Ansiedler nicht mit lästigen Bedingungen beengt. Wir haben es hier nicht mit den Satzungen der Gesellschaft zu thun, für und gegen welche sich Manches sagen ließe, die jedoch nichts enthalten, was unbedingt der beabsichtigten Ansiedlung schädlich werden müßte, — auch nicht mit der Anleihe, bei der uns vorläufig genügt, daß sie zu Stande kömmt, wozu alle Aussichten vorhanden sind — sondern mit der guten Stellung der Ansiedler, und selbst in dieser Hinsicht ist uns nur ein schmales Feld der Beurtheilung, die vorbereitende Sorge der Gesellschaft für die Ansiedler gewährt, da die Leitung der Ansiedlung an Ort und Stelle noch im Schooße der Zukunft ruht. — Die Grundsätze, nach welchen diese Ansiedlung geleitet werden soll — siehe Cast Valdivia und Chiloë — müssen sich Beifall erwerben. Die Gesellschaft verkauft den Ansiedlern das Land zu mäßigen Preisen und als unbeschränktes Eigenthum und schafft auf ihre Kosten die nothwendigsten Vorarbeiten für die Ansiedlung. Eine Untersuchungsgesellschaft ist, wie wir gehört, nach Chile abgegangen, um das Land näher zu erforschen und die nothwendigen Vorarbeiten zu unternehmen; alsdann werden wir auch etwas Näheres über die Stelle der Ansiedlung erfahren: denn der Rio Bueno ist ziemlich lang, und es ist durchaus nicht gleichgültig, an welcher Stelle desselben die Ansiedlung liegt. Der Fortgang derselben wird daher eben so sehr von der richtigen Ortswahl, wie von den zweckentsprechenden Vorarbeiten der Untersuchungsgesellschaft bedingt seyn. Diese hat ferner eine und zwar sehr wichtige Aufgabe bei der chilenischen Regierung zu lösen. Herr Kindermann, von dem die Gesellschaft kauft, hat einen großen Theil seiner Besitzungen in Valdivia von den Indianern erstanden, und es soll fraglich seyn, ob die Regierung diesen Kauf anerkennen wird. Die Untersuchungsgesellschaft hat daher in Gemeinschaft mit Herrn Kindermann eine rechtsgültige Anerkennung des Besitzes derartiger Ländereien zu erzielen oder, wenn dies nicht möglich seyn sollte, andere, deren Besitz unangreifbar ist, für die Gesellschaft zu erwerben. Nach anderen, jedoch ebenfalls nicht hinreichend verbürgten Nachrichten, so auch nach Gerstäcker, sollen die Käufe von Indianern durchaus gültig und der von ihnen herstammende Besitz besonders sicher seyn. Wie dem sey, der angeregte Gegenstand erfordert die höchste Sorgfalt der Untersuchungsgesellschaft an Ort und Stelle. Ziehen wir nun nach Maßstab der vorhin aufgestellten Lebensbedingungen das Ergebniß, so stellt sich heraus, daß 3. und 4. noch nicht genügend aufgeklärt sind, wenn auch eine günstige Lösung dieser Fragen sicher zu erwarten ist, für alle übrigen Punkte sprechen die vom Allgemeinen abgezogenen Voraussetzungen.

Das Endergebniß aller dieser Untersuchungen zeigt klar, daß, unabhängig von der zufällig besseren oder schlechteren Angriffsweise dieser oder jener Unternehmer und von der zufällig unbefangeneren oder beschränkteren Ansicht der gerade herrschenden chilenischen Staatsmänner, Süd-Chile ein Land ist, welches vermöge seiner äußeren und inneren Verhältnisse der deutschen Auswanderung außerordentliche Vortheile gewähren kann, wie es andererseits aus dieser die Mittel zu schöpfen hat, um seine äußere Macht und seine innere Entwickelung schnell zu einer außerordentlichen Höhe zu bringen. Zur besseren Erreichung dieses Zieles möchten wir der chilenischen Regierung einige Erfahrungen und Wahrheiten in das Gemüth führen, nützlich für alle Leute, weß Standes und weß Volkes sie seyen: Wer bei gemeinschaftlichen Unternehmungen alle Vortheile einstecken will, geht in der Regel nicht nur leer aus, sondern verliert obendrein. Bei einem Geschäft zwischen zweien, wo jeder von beiden den anderen anführen will, werden sicher beide angeschmiert, wie es in der Volkssprache, zwar nicht geschmackvoll, aber malerisch heißt — Allzu scharf schneidet nicht, allzu fein bringt nichts ein. — Alle diese Wahrheiten haben sich kürzlich erst wieder recht schlagend an der Politik der deutschen Höfe erwiesen.

Verschiedene Wege führen zu einem und demselben Ziele: die einen sind sicherer, die anderen unsicherer. Die Wege der deutschen Ansiedlung in Süd-Chile würden jedenfalls ebener seyn, wenn wir Deutsche im Auslande etwas hätten, was einer Vertretung des deutschen Volkes ähnlich sähe. Müssen nicht zuletzt die Deutschen als die Pariahs Europa's im Auslande betrachtet werden, wenn dessen Bürger wahrnehmen, wie andere Staatsangehörige bei den Vertretern ihres Landes Schutz und Hülfe finden, die Deutschen aber nicht. Wie diese in Folge dessen behandelt werden, ist bekannt genug: Pariahs bekommen überall Fußtritte. Unsere besseren Hoffnungen haben wir bis zu einer günstigeren Zeit einpacken müssen. — Gegenwärtig ist Preußen die einzige deutsche Macht, die alle Groß- und Kleindeutschen im Auslande schützen und vertreten könnte, womit eine ungehörige Einmischung in die Angelegenheit fremder Länder keineswegs verbunden ist; was jedoch seine Vertreter mit seltenen und darum um so rühmenswertheren Ausnahmen in dieser Beziehung gethan oder vielmehr nicht gethan haben, ist bekannt genug. Auch der Verfasser dieser Zeilen hat in dieser Beziehung merkwürdige Erfahrungen gemacht, als er den höchst unglücklich abgelaufenen Versuch wagte, seine Kenntnisse bei einigen dieser Herren über die Deutschen in einem Lande zu erweitern, wo dieselben als preußische Beamte viele Jahre gelebt hatten.

* * *

Nachdem wir den vorliegenden Aufsatz vollendet, empfingen wir die Erwiederung auf eine Anfrage, welche wir an einen durchaus zuverlässigen, in Ansiedlungs-Unternehmungen und Unternehmern fernstehenden Mann in Valparaiso gerichtet hatten, um zuverlässige Nachrichten über Süd-Chile und einzelne bei der deutschen Einwanderung in Süd-Chile betheiligte Leute zu erhalten. Leider ist der Erfolg unserer Bemühungen insofern kein vollständiger, als unser Briefschreiber erklärt, ein begründetes Urtheil über diesen Theil des Landes zu geben, sey er außer Stande, und er empfinde keine Lust, die Urtheile Anderer, vielleicht nur Vorurtheile, weiter zu verpflanzen. Dennoch haben seine Mittheilungen als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung oder eines Theiles derselben in Valparaiso über den vorliegenden Gegenstand ihren Werth. Im Allgemeinen ist unser Gewährsmann der Meinung, die Ackerbau treibenden Einwanderer würden trotz der großen Fruchtbarkeit und der schönen Witterung des Landes hauptsächlich der schlechten Verbindungswege willen erst in später Zukunft den Lohn ihrer Arbeit ärndten, der ihnen aber sicher wäre, sobald sie die nöthigen körperlichen und geistigen Eigenschaften mitbrächten. Im Ganzen höre man wenig Erfreuliches von den deutschen Landsleuten im Süden. Unter diesen Umständen hätten viele bereits den vortheilhafteren Holzhandel ergriffen. Er giebt ferner im Widerspruch mit anderen Berichterstattern an, daß feindselige Indianerstämme den Besitz des Landes streitig machen. Hierzu wäre zu bemerken, daß dem letzteren Uebelstande,*) wie dem des zu spät eintreffenden Lohnes für anstrengende Arbeiten und große Entbehrungen, durch eine passende Wahl und tüchtige Leitung der Niederlassung zu begegnen ist, in welcher Beziehung die Herrn Kindermann gehörenden Landstriche günstig liegen, daß ferner aus dem Briefe mittelbar hervorgeht, wie des Verfassers Bedenken sich mehr gegen die vereinzelte und sogenannte wilde Auswanderung richten, als gegen ein planmäßiges, mit hinreichenden Arbeits-, Geistes- und Geldkräften ausgerüstetes gesellschaftliches Unternehmen. — Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem Briefe mit folgender, für die Würdigung der Verhältnisse besonders gewichtvollen Stelle: „Herr Kindermann hat das Verdienst, zuerst handelnd aufgetreten zu seyn, nach ihm hat die Regierung ebenfalls Schritte gethan, die Colonisation des Südens zu verwirklichen. Daß Ersterer die besten Absichten hat und durchaus unbescholten dasteht, bezweifelt Niemand. Die Regierung dagegen scheint nur den Namen für Privat-Interessen hergegeben zu haben, was daraus hervorzugehen scheint, daß sie Herrn Kindermann keineswegs begünstigt, als könnten seine Bestrebungen ihren eigenen Nachtheil bringen. Es sind daher meiner Meinung nach jene Versuche der chilenischen Regierung nichts Anderes als merkantile Speculationen einflußreicher Personen, die ihres eigenen Vortheils wegen Auswanderer kommen lassen, ohne dabei an das allgemeine Beste zu denken. Die eben erwähnte unerklärliche Opposition gegen Kindermann und von der anderen Seite das vergebliche Hoffen auf Hülfsvereine und Unterstützungsanstalten zum Besten der Eingewanderten lassen keine andere Auffassung zu." Karl Gaillard.

Mannigfaltiges.

— Gemälde-Verkäufe. Die neulich von uns erwähnte Auction der Gemäldesammlung des verstorbenen Königs von Holland hatte in England ein solches Interesse erregt, daß die Times einen eigenen Berichterstatter hinschickte, welcher Tag für Tag über die geschehenen Verkäufe rapportiren mußte. Die Matadore der Auction waren die Agenten des Kaisers von Rußland und des Marquis von Hertford, welcher Letztere seinen kaiserlichen Mitbewerber mehr als einmal überbot. Namentlich war dies der Fall bei zwei herrlichen Portraits von Vandyck, welche ihm nach einem heißen Kampfe für 63,200 fl. zugeschlagen wurden. Ein schöner Titian, „La Colombina", ward hingegen von dem Agenten des Kaisers, Herrn Bruni, für 40,000 fl. erstanden. Andere Gemälde sind für die Galerie des Louvre und für die Museen in Weimar und Berlin erworben worden. Auch der Name Herrn von Rothschild's in Paris findet sich unter den Käufern.

Eine zweite werthvolle Kunstsammlung ist so eben aus Italien nach dem Norden gewandert. „Venedig hat einen unersetzlichen Verlust erlitten", schreibt das Stanuto. „Die schon seit Jahrhunderten berühmte Barbarigo-Galerie, die, nebst anderen Meisterwerken, siebzehn Gemälde von Titian — die „Magdalene", „Venus", „St. Sebastian", die Portraits des Dogen Barbarigo, Philipp's II. ꝛc. — enthielt, war nach dem Aussterben der Familie Barbarigo in den Besitz des Grafen Giustiniani, der Brüder Borbaco und der Kaufleute Benetti gelangt. Diese boten die Sammlung im Jahre 1847 der österreichischen Regierung an, welche sie jedoch ablehnte. Vor kurzem ist sie von dem russischen Kaiser für 360,000 Franken angekauft worden."

---

*) Aus einer Vergleichung der zuverlässigsten Nachrichten über diesen Gegenstand ergiebt sich Folgendes: Friedlicher Gesinnung sind die Huilliches, die im Innern und nahe der Küste wohnenden Indianer Süd-Chile's; die Araukaner, die nördlichen Gränznachbarn Süd-Chile's, einst die gefährlichsten Feinde der Spanier, verhalten sich zwar schon seit vielen Jahren friedlich, vollständig zu trauen ist ihnen jedoch nicht; gefährlicher Natur sind die in den Cordilleren hausenden Stämme, welche zugleich der Zufluchtsort der von Rosas gehetzten, von Haß gegen die Weißen erfüllten Puelchen oder Pampas-Indianer sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Wederstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 7. September 1850.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und ist.

Zweiter Artikel.

Die Constituante. — Die kalifornischen Eichen. — Die Brandung in Monterey. — Ein Posttag in San-Francisco. — Ein Abenteuer auf der Rückreise.

Wir theilen aus dem reichen Inhalt des Taylorschen Werkes noch einige Citate mit, die wir an einander reihen, wie wir sie finden.

„. . . In der konstituirenden Versammlung ließ das Präsidium zuweilen in einer Form Beschlüsse fassen, die bis dahin in den parlamentarischen Gebräuchen keiner Versammlung erhört war. Dann und wann waren die Debatten höchst spaßhaft. Als man bei Berathung der Grundrechte auf den Artikel kam, daß jeder wegen eines Verbrechens festgenommene Bürger von seinen „Peers" gerichtet werden müsse, trat ein Mitglied, dem dieser technische Ausdruck unbekannt war, auf und meinte: „Ich mag das Wort Peers nicht; ist nicht republikanisch, dieses Wort. Sehe nicht ein, was uns Peers sollen in diesem Lande. Sind keine Monarchie und wollen kein Parlament. Ich stimme gegen das Gesetz!" . .

„. . . Die kalifornischen Eichen haben eine gefährliche Eigenthümlichkeit. In der trockenen Hitze des langen Sommers wird ihre Faser brüchig und oft um die Mittagszeit, wenn sich kein Lüftchen rührt, löst sich ohne das leiseste warnende Geräusch ein starker Ast vom Stamme und fällt mit Wucht zu Boden. Mehrfache Beispiele werden von Personen berichtet, die durch solche fallende Aeste erschlagen worden sind. Deshalb lagern sich die eingebornen Kalifornier niemals im Schatten ihrer Eichen." . . .

„. . . Wer eine Nacht in Monterey verweilt hat, der wird der Donnerschläge der Meeresbrandung mit Ernst und scheuer Ehrfurcht gedenken. Man hört hier nicht das anhaltende Dröhnen in jedem Augenblicke anschlagender Wellen, wie an der Küste des Atlantischen Meeres — das große Herz des Stillen Oceans pulsirt regelmäßig; leise, in meilenlanger Linie, schwillt die brandende Woge, rollt heran und stößt ans Land mit einem krachenden Schlage, dem wieder Todtenstille folgt. Auch am Tage mag, wer aufmerkt, die dumpfen feierlichen Schläge durch den platten Lärm der Straßen hindurchhören; aber um Mitternacht, wenn Alles still ist, macht die Stoß auf Stoß in ewiger Regelmäßigkeit anstürzende Welle einen unbeschreiblich erhabenen Eindruck. Der ganze Luftraum zwischen den Fichtenwäldern und der See erzittert und schwirrt von der Gewalt der Brandung. War es stürmisch gewesen, und folgt ein glänzendheller Morgen auf eine nebelige kalte Nacht, dann sind die Wogen am lautesten und prächtigsten. Ueber ihrem tiefblauen Saume schwebt der Schaum, gleich einer Schneeguirlande, und steigt, eine helle, glitzernde Wolke, ohne Ende aus der Höhlung der Küste empor. An einem stillen Sonntag Nachmittag, als die Brandung so stark war, daß man den Boden unter den Füßen beben fühlte, ging ich den Strand entlang über den Ankerplatz hinaus, bis ich die offene See vor mir hatte. Die Wasserfläche in der Bucht war verhältnißmäßig ruhig; aber einige hundert Ellen von der Küste hob es sich in der Breite fast einer Meile wie eine smaragdne Wand und rückte vor, langsam und majestätisch. Als die grüne Woge der Küste nahe war, krümmte sie sich, erst leise, dann stärker, dann fiel sie mit donnerähnlichem Gekrache vorwärts und füllte weitum die Luft mit einem Nebel spritzender Tropfen. Eine zweite Welle folgte, und das Wasser stürzte, wie siedend, über den Küstensand hin, mit klingendem, metallischem Ton, als würden Tausende von Eisenbarren an einander geschlagen. . . ."

„Einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft in San Francisco lief das Dampfschiff „Unicorn" in den Hafen ein, das dritte, das, ohne Briefe zu bringen, ankam. Dieses mehrmalige Ausbleiben der Post war selbst für ein geduldiges Volk zu viel. Ein Indignation-Meeting wurde zusammengerufen, indessen durch einen Regenschauer, der das Herannahen der nassen Jahreszeit ankündigte, verhindert. Endlich am letzten Oktober kam der „Panama" und brachte die Posten vom Juli, August und September auf einmal. Siebenunddreißig Briefsäcke wurden noch in der Nacht in das kleine Postamt heraufbefördert, und die acht Beamten erschraken nicht wenig, als sie 43,000 Briefe und eine unzählige Menge von Zeitungspacketen darin vorfanden. Ich wohnte zur Zeit in Mr. Moore's, des Postmeisters, Dachstübchen und genoß das Gastrecht seines bretternen Tisches. Ich bot deshalb meine Dienste als außerordentlicher Postsecretair an, und man bekleidete mich willig mit aller Vollmacht und weihte mich ein in die Mysterien des Briefzählens, Klassifizirens und Austheilens.

Das Posthaus war ein kleines hölzernes Gebäude, einen Stock hoch und kaum vierzig Fuß lang. Die Fenster der ganzen Front, die mit einer Säulenhalle verziert war, dienten zur Expedition, während der innere Raum in drei schmale Abtheilungen zerfiel, ein Privat-, ein Zeitungsbüreau und eine Küche. Ein Fenster war für die Ausgabe der spanischen und französischen Briefe, zwei für die der übrigen bestimmt, ein schmaler Eingang führte zu den fünfhundert Privatbriefkästen, die von Kaufleuten und Anderen für 1 Dollar 50 Cts. monatlich gemiethet wurden. In diesem engen Raume nun mußten alle Operationen des Postamtes vor sich gehen. Die Miethe des Gebäudes betrug 7000 Doll. jährlich und das Gehalt der Secretaire 100 bis 300 Doll. monatlich. Das Letztere, gering in Betracht der kalifornischen Zustände, war von Mr. Moore, der keine speziellen Anweisungen darüber erhalten hatte, so festgesetzt worden. Der Postmeister erfuhr aber darüber heftigen Tadel von Seiten eines Theiles der San-Franciscaner, die von ihm einen freigebigeren Gebrauch der Regierungs-Fonds verlangten.

Die Briefsäcke waren um neun Uhr ins Postamt gekommen. Alsbald wurden Thüren und Fenster geschlossen und alle Vorbereitungen zu einer langen Belagerung getroffen. Der Angriff von außen begann auch fast zur selben Minute. Man pochte und schlug an die Thür und Fenster, und bittende Rufe ließen sich an allen Ecken des Hauses vernehmen. Das Innere war hell erleuchtet; die Säcke wurden auf dem Fußboden ausgeleert, und zwanzig Hände machten sich dabei, ihren Inhalt zu ordnen. Die Arbeit ging die Nacht über rasch und geräuschlos von Statten; aber beim ersten Strahl des Tageslichts begann der Angriff von neuem. Jeder mögliche Eingang mußte verrammelt werden. Durch das Schlüsselloch wurde der Menge angesagt, daß den ganzen Tag über das Haus für Niemanden würde geöffnet werden; aber die Menge blieb trotzdem auf dem Platze. Mr. Moore's irischer Bediente konnte keine Karaffe Wasser holen, ohne umringt zu werden und in Gefahr zu kommen, daß man ihn als Gefangenen draußen behielt. Man hing sich an ihn, in der Hoffnung mit ihm ins Haus zu schlüpfen, bevor er die Thür zuschlagen konnte.

Wir arbeiteten angestrengt den ganzen Tag über und hatten die Genugthuung, den Briefberg bedeutend abnehmen zu sehen. Gegen Abend aber stieg die Ungeduld der Menge auf eine bedenkliche Höhe. Sie klopften, schrieen, flüsterten, schrieen wieder, sie baten und drohten und trugen uns nicht selten große Bestechungen an, wenn wir ihnen ihre Briefe ausliefern wollten. „Verflucht solches Postamt und solcher Postmeister!" schrie Einer, „ich schreibe" — rief ein Anderer — „mit dem nächsten Dampfboot an die Regierung; wollen doch sehen, ob die Dinge weiter so gehen sollen!" Dann kam wieder ein Bote leise an die Hinterthür und wisperte: Master, der und der läßt sich bestens empfehlen, und man würde ihn sehr verpflichten, wenn man ihm seine Briefe schickte. Er wolle Niemanden etwas davon sagen. Dann kam ein Geistlicher oder vielleicht ein Marine-Offizier mit weißem Halstuch oder gelben Knöpfen und verlangte seinerseits wieder vor allen Andern begünstigt zu werden. Mr. Moore wies einen Jeden höflich, aber bestimmt zurück, und so arbeiteten wir weiter, unbekümmert um den Lärm unserer Belagerer. Die Aufregung und ängstliche Hast des Publikums kann kaum mit Worten geschildert werden. Da ein Vierteljahr lang einer ganzen Bevölkerung alle Geschäfts- und Familien-Nachrichten ausgeblieben waren, so war der Andrang, so stürmisch er war, natürlich.

Am Nachmittag konnten die Eigner von Privatbriefkästen befriedigt werden. Es geschah dies nicht ohne einige Gefahr für den Secretair, der es unternahm, die Thür zu öffnen. Gewitzigt durch eine frühere ähnliche Affaire, bei der ihm die Fenster zerbrochen wurden, verlangte er, man solle Queue bilden und in Reihe eintreten. Als die Leute anfangs Schwierigkeiten machten, drohte er, die Thür verschlossen zu lassen; dann fügten sie sich. Bei alledem war der Eintritt der Menge so stürmisch, daß die Glasfenster der Fächer eingedrückt wurden und auch das Holzwerk nachzugeben drohte. In Zeit von einer Stunde hatte der Secretair für Porto 600 Dollars eingenommen.

Wir arbeiteten an diesem zweiten Tage noch bis nach Mitternacht und konnten uns nun ein paar Stunden Ruhe gönnen, wenn am nächsten Mittag das Büreau geöffnet werden sollte. Kaum aber hatten wir uns niedergelegt, als unser Schlaf, so fest er war, durch eine neue Art Geräusch gestört wurde. Da nämlich Einige von den Belagerern erfahren hatten, daß man nächsten Mittag die Briefe ausgeben werde, so kamen sie bereits um Mitternacht, um die ersten Plätze zu haben. Indessen war die Nacht ziemlich kühl und, um sich

zu erwärmen, begannen die Leute, mit den Füßen stampfend, die Halle vor dem Hause auf- und abzumarschiren, daß das ganze Haus zitterte. Dieses Spiel wiederholte sich nach Beginn der Briefausgabe eine ganze Woche lang und war eine härtere Prüfung für die Postbeamten, als die angestrengteste Arbeit. In einer von diesen Nächten kam auch ein Mann vor das Postamt, der sich einen Stuhl und einige Erfrischungen mitbrachte. Er pflanzte sich der Thür gegenüber auf und saß dort die ganze Nacht. Es war gerade der Tag, an dem die Post nach Monterey expedirt wurde, und Einer von den Secretairen kam um vier Uhr heraus, um hierzu Einiges in Bereitschaft zu setzen. Als er nun im Finstern die Thür öffnete, saß ihm jener Mann feierlich in seinem Stuhle gegenüber und rief ihm unverweilt mit lauter Stimme: „John Jenkins!“ seinen Namen, zu. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Bourgeoisie und die französische Revolution.

(Schluß.)

In der That war es nur eine weitere Anwendung von dem Prinzip der Allmacht der Versammlung, daß man zum Angriff auf die Gewissen schritt. Der Glaube an die Allgewalt des Menschen und die Sucht nach mathematischer Gleichförmigkeit waren die beiden Krankheiten der Zeit. Man hatte Frankreich in dreiundachtzig Departements und diese wieder in geometrisch abgezirkelte Distrikte getheilt; die Wahl brachte eine Menge von Advokaten und Prokuratoren in die Stellen, die vordem von den Mitgliedern der souverainen Gerichtshöfe waren eingenommen worden. Warum sollte nun das Prinzip, dem Frankreich seine der Revolution ergebenen Verwaltungs- und Justizbeamten verdankte, nicht auch die Kirche mit Bischöfen und Pfarrern versehen, warum sollten Diözesen und Kirchspiele nicht eben so rationell abgegränzt werden, als die Departements und Distrikte? Wenn die alte Monarchie so geringen Widerstand zu leisten vermochte, so konnte es doch füglich auch nicht schwer halten, die alte Kirchenverfassung umzustürzen. Alles in Allem war der Papst doch minder stark und weniger zu fürchten, als es der König gewesen, denn dieser war nahe, jener lebte in der Ferne; der Eine hatte eine Garde, dem Anderen standen nur Bannbullen zu Gebote, mit denen das aufgeklärte Volk kurzen Prozeß machen würde.

Demnach dekretirte die Constituante, daß jeder Priester, der die neue Kirchenverfassung nicht beschwören würde, durch das bloße Faktum dieser Eidesverweigerung seines Amtes entsetzt sey. Man glaubte aber, daß hierbei nur da und dort ein vereinzelter Widerstand würde geleistet werden, welchen Einschüchterungen von der einen, Noth von der anderen Seite gar bald beseitigen würden. Die Enttäuschung war daher groß, als sich fast der gesammte Klerus und ganze Kreise des Landes gegen die neue Anmuthung auflehnten. Mit wenigen Ausnahmen wurde der Eid von einem Ende des Reiches zum anderen verweigert, und man mußte unter allgemeiner Aufregung zum Ersatz von vierzigtausend Geistlichen und zur Ernennung von dreiundachtzig neuen Bischöfen schreiten. Wenn aber die Wirkung dieser Maßregeln im Lande groß war, so hatten dieselben auf die Versammlung selbst vielleicht noch bedeutenderen Einfluß. Dreihundert Geistliche saßen in der Constituante, und die Majorität dekretirte, daß diejenigen von ihnen, die im Verlaufe einiger Wochen den für die Kirchenbeamten vorgeschriebenen Eid nicht leisten würden, als ausgeschieden betrachtet werden sollten. Der verhängnißvolle Tag kam; man rief die Dreihundert, Einen nach dem Anderen, auf die Tribüne. Von sechsundvierzig Bischöfen waren es nur zwei, und vom niederen Klerus, wenn man die Widerrufe, die bald erfolgten, in Anschlag bringt, verhältnißmäßig eben so wenige, die sich zur Eidesleistung verstanden. Die armen Pfarrer, mit ihrer bescheidenen Haltung, mit ihren unbekannten Namen bestiegen die Rednerbühne, auf der sie vordem nie gesehen worden waren, und flehten um Gerechtigkeit und Gnade. In Alles wollen sie sich fügen, nur möge man ihnen gestatten, dem Schwur eine Erläuterung zu geben, die einem von der Versammlung selbst zum öfteren ausgedrückten Gedanken entspräche, und einige Worte voranzuschicken, die ihr Gewissen mit dem Verlangen des Gesetzes aussöhnten. Vergebens! Der Eid, um keinen Buchstaben gekürzt oder vermehrt, muß gesprochen werden und das auf der Stelle! Draußen grollt die Emeute und drinnen der Haß, und jede Weigerung eines Priesters wird mit wildem Geschrei aufgenommen, aus dem weniger Zorn, als Freude heraustönt, denn in der Luft liegt das Gelüste nach Blutscenen, und alle Welt fühlt, daß die Befriedigung nahe ist.

Der Klerus hatte bis dahin in der Versammlung die Rolle des Vermittlers zwischen dem Adel und dem Tiers-Etat gespielt; als er aber zum größten Theile die Constituante verlassen, hatten Mäßigung und Frieden keinen Anwalt mehr. Schon waren die alten Vorkämpfer der Freiheit, die Häupter der constitutionellen Partei, die Lally-Tollendal, die Mounier aus einer Versammlung geschieden, in der Tag für Tag ihre Gesinnungen verdächtigt wurden; viele andere Mitglieder der Minorität legten mit den Priestern ihr Mandat nieder. Diejenigen aber, die von der Rechten zurückblieben, erklärten, daß die nunmehr unleugbare Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen ihnen die Pflicht auferlege, keinen Theil mehr an den Debatten zu nehmen, sondern nur dann und wann ihr stillschweigendes Votum abzugeben. Diese spekulirten auf den Pessimismus. Nachdem sie zwei Jahre lang Schritt für Schritt die Rechte der Krone, mit Heftigkeit zwar, doch nicht ohne Loyalität, verfochten, nährten sie, unter dem Druck ihrer Niederlage und gereizt durch Ungerechtigkeit, die geheime Hoffnung, durch ihr passives Verhalten eine Krise herbeiführen zu können, die dem Könige zu seinem Recht und ihnen zur Rache verhelfen würde. Indem sie sich nun systematisch der Abstimmung enthielten, verschafften sie in manchem wichtigen Falle den Jakobinern die Majorität. So geschah es z. B., daß die Mitglieder der Constituante unfähig erklärt wurden, zur nächsten gesetzgebenden Versammlung gewählt zu werden. Die ergebenen Diener der Monarchie, die niedergeschmetterten Freunde der Religion glaubten, für jene könne es nichts Schlimmeres geben, als die Abdankung, für diese nichts Schlimmeres, als die Knechtung. Sie trauten der Zukunft nicht zu, daß sie das Maß der vollführten Unbilligkeiten überschreiten könne; ein gefährliches Vertrauen, das man nie gegen Revolutionen haben sollte.

Daß die Mitglieder der Constituante von der folgenden Legislative ausgeschlossen wurden, war sicher ein großes Unglück für Frankreich, denn es wurde dadurch die Krise nicht wenig beschleunigt. Die rechte Seite trägt für diesen Beschluß vor der Geschichte die Verantwortlichkeit. Aber wiederum auf die Feuillants fällt die Schuld zurück, wenn jene ihre erbitterte Feindin wurde. In der Politik zieht ein erster Fehler andere nach sich, und die Parteien haben nicht weniger die Fehler zu verantworten, die sie hervorrufen, als diejenigen, die sie begehen.

Die Beschlüsse über die Kirchenverfassung haben die Partei, die sie herbeiführte, vorzüglich dadurch in eine veränderte Lage gebracht, daß sie den König auf immer der Revolution entfremdeten, daß sie die politischen Ansichten Ludwig's XVI. radikal umwandelten. Wenn auch der König wenig Vertrauen zu dem Werke der Constituante hatte, so war er doch anfänglich nicht geradezu feindlich dagegen gestimmt. Kein Fürst legte weniger, denn er, Werth auf die Prärogative der Krone, und seine natürliche Schüchternheit machte es ihm nicht unmöglich, sich an die neuen Ideen zu gewöhnen, die er nun einmal als unabweislich erkannt hatte. Seit seinem Einzug in die Tuilleriren, nach den Ereignissen des 6. Oktobers bis Ende des darauf folgenden Jahres, hatte er keinen Versuch gemacht, weder sich den Beschlüssen der Versammlung zu entziehen, noch ihrem Wirken Hindernisse zu bereiten. Durch die spitzfindige Unterscheidung zwischen einfachen Dekreten und solchen, welche die Verfassung betrafen, war er fast des Veto beraubt und richtete nur hin und wieder ein Gutachten an die Versammlung, ohne jemals eine Klage zu erheben. Seine Stellung gegen das Ausland war wenig von derjenigen verschieden, die er Frankreich gegenüber einnahm. Bis zum Dezember 1790 ist es unmöglich, in den vielen Aktenstücken, die seitdem über jede Zeit in die Oeffentlichkeit gekommen sind, sey es in Frankreich, sey es im Auslande, auch nur die leiseste Spur von Bestrebungen zu entdecken, die mit seinen offiziellen Erklärungen in Widerspruch gewesen wären. Aber eine plötzliche und vollkommene Umwandlung ging im Geiste des Monarchen vor, als von ihm die Sanction zu den Beschlüssen über die bürgerliche Stellung des Klerus verlangt wurde.

Ludwig XVI. war ganz geneigt, eine Reform der französischen Kirchen-Verfassung mit Rom zu vereinbaren; die Korrespondenz, die er darüber mit Pius VI. führte, beweist diese Absicht, für die er mehrmals vergeblich die Versammlung zu gewinnen suchte. Als man ihn aber, statt kirchenrechtlich begründete Reformen einzuführen, zu einem offenen Bruche mit dem Papste zwingen wollte, sträubte sich sein Gewissen, und wenn er sich ruhig in seine politische Entwürdigung ergeben hatte, so erfaßte ihn jetzt ein unüberwindlicher Abscheu vor seiner Lage. Er versuchte einen verfassungsmäßigen Widerstand; eine Emeute jedoch nöthigte ihn bekanntlich seine Sanction ab. Von diesem Tage an betrachtete sich Ludwig XVI. als einen Gefangenen und, wie ein Gefangener, machte er Pläne zu seiner Rettung. Am 27. November 1790 hatte er seine Unterschrift unter die unheilvollen Dekrete gesetzt und acht Tage nachher richtete er an die vornehmlichsten Kabinette Europa's die geheime Aufforderung, ihn durch einen gemeinsamen Schritt zu unterstützen. Es war nicht deutlich gesagt, welcher Art derselbe seyn sollte, aber offenbar mußte er auf eine Invasion in das französische Gebiet hinauslaufen.

Bald wurde dem unglücklichen Monarchen seine Knechtschaft auf eine grausame Weise fühlbar gemacht. Als er um die Osterzeit Paris verlassen wollte, wo tausend unberufene Blicke seine Inbrunst gestört hätten, um in Saint-Cloud aus den Händen eines nicht vereidigten Priesters die Tröstungen der Religion zu empfangen, deren seine Seele damals so sehr bedurfte, da regte sichs in allen Klubs, die Zeitungen erhoben ihren Lärmruf, die Stadtbehörden traten dazwischen, und, trotz der edlen Bemühungen Lafayette's und einiger heuchlerischen Worte der Versammlung zum Schutze der persönlichen Freiheit des Hauptes der Exekutivgewalt, mußte Ludwig XVI. auf die Hoffnung verzichten, jemals seinen traurigen Aufenthalt zu verlassen. Er ist auch aus dem Gefängniß der Tuilleriren nur herausgekommen, um in das des Tempels zu wandern. Der Zwang, ein tyrannisches Gesetz zu sanctioniren, hatte ihn zu dem ersten Anruf der auswärtigen Höfe veranlaßt; dieses Verbot, nach St. Cloud zu gehen, brachte ihn zuerst auf den Gedanken, zu fliehen.

Das Ereigniß von Varennes', wo Ludwig XVI. bei seinem Fluchtversuch erkannt wurde, war für ihn die erste Staffel zum Schaffot. Die lange Suspension der vollziehenden Gewalt hatte in dem Volke der Vorstädte das Umsichgreifen der republikanischen Ideen gefördert. Indem nun dasselbe seit 1789 seine Rache von derjenigen der Bourgeoisie zu trennen suchte, merkte es bald, daß in der republikanischen Regierungsform das Unterpfand ihres dereinstigen Uebergewichts liege. Ludwig XVI. wurde seitdem in Frankreich, wie in Europa, als der natürliche Feind der neuen Einrichtungen angesehen. Die fremden Kabinette, die bis zum Tage seiner Flucht den emigrirten Prinzen nur ein wenig geneigtes Ohr liehen, dachten von nun an ernstlicher an ein gemeinsames Einschreiten, denn es war ihnen klar, daß es sich bald nicht mehr um einen Angriff, sondern um eine Vertheidigung gegen die Revolution handeln würde. Während die republikanische Minorität die allgemeine Bestürzung zu ihren Zwecken ausbeutete, begannen die Royalisten einen thätigen Widerstand gegen eine Bewegung zu organisiren, die nun ihr letztes Wort gesprochen hatte. Aber die große Partei der Freunde der Monarchie konnte im Inlande zu keinem

energischen Handeln gelangen wegen der tiefen Scheidung, welche die Bürgerlichen und die früher privilegirten Stände von einander trennte. Die Constitutionellen sahen zu spät, daß das Königthum, ein wesentlicher Theil des Werkes, dem sie die ewige Dauer versprochen, auf dem Punkte war, unter den Erschütterungen der wiederholten Angriffe zusammenzustürzen, und als die Majorität der Constituante die Rettung des Thrones versuchte, fehlte ihr der Boden unter den Füßen. Der Schwerpunkt der Revolution war verrückt, die Constituante hatte nicht weniger ihr Ansehen eingebüßt, als der König. Was demnach auch Barnave und die Feuillants versuchten, um in den Augen der Nation den Fürsten wieder aufzurichten, den sie selbst dazu gebracht hatten, nächtlicherweile in der Verkleidung eines Bedienten aus seinem Schlosse zu fliehen, mußte scheitern sowohl an dem Mißtrauen, das ihre frühere Gesinnung den ergebenen Freunden des Königs, als an dem, das ihre veränderte Gesinnung der siegreichen Revolution einflößte.

Sobald nun der König durch seinen Fluchtversuch geradezu dargethan hatte, daß er in Fesseln schmachte, hielten es Alle, die durch althergebrachte Treue an das Schicksal des Herrscherhauses gebunden waren, für ihre Pflicht, ihm in seiner Flucht nachzuahmen. Sie flohen über die Gränze und bereiteten dort einen Angriff vor, der ihnen im Vaterlande nicht gelingen wollte. Die Kompromittirten und Bedrohten, die in den ersten Zeiten der Revolution Frankreich verlassen hatten, waren dabei, wie wir schon oben gezeigt, nur auf Rettung ihres Lebens bedacht gewesen. Jetzt aber veränderte die Emigration ihren Charakter; sie ging aus der Defensive in die Offensive über. Freilich, wäre der französische Adel, anstatt eine militärische Koterie zu seyn, eine politische Partei gewesen, so hätte ihm nicht entgehen können, daß er durch die Unterstützung der fremden Invasion der Demokratie die erste Rolle in dem revolutionairen Drama zuschob, wie daß er durch seine Absonderung von dem übrigen Frankreich die Bourgeoisie erbitterte und die Reaction hintertrieb, die bereits angefangen hatte, die letztere zu dem Königthum zurückzuführen. Die Emigration und die Invasion sind in der That die wahren Ursachen gewesen, die in der Krise des Jahres 1792 der niederen Volksklasse das Uebergewicht über das Bürgerthum verschafften. Der Mittelstand, durch die Drohungen des wiederauflebenden ancien régime und die unklugen Manifeste der fremden Kabinette in die revolutionaire Bahn zurückgeschleudert, die er im Begriff stand, zu verlassen, überließ das Staatsruder der bewaffneten Demokratie, die durch die Gewalt der Umstände der einzige Wall der nationalen Unabhängigkeit geworden war. Diese Abdankung gab einer kühnen Minderheit die Kraft, ihre Meinung dem ganzen Frankreich aufzudringen, und so entwickelte sich die Republik aus den Worten des Herzogs von Braunschweig und den Schritten des Prinzen von Condé.

Wir kehren zurück zu den Folgen, die der Umsturz der Kirchenverfassung durch die Constituante im Lande selbst nach sich zog. Die Versammlung hatte die ältesten Einrichtungen umstoßen, Aller Vermögen antasten, die Sitten, den Idiengang, ja, selbst die Sprache durch ihre Dekrete umwandeln können, ohne daß sich ihr ein ernstliches Hinderniß entgegenstellte. Sie hatte den Enkel Ludwig's XIV. zum Beauftragten einer souverainen Versammlung gemacht und war dafür vom Lande gelobt worden; sie hatte den Adel aufgehoben und den Söhnen die Namen ihrer Väter genommen, Mirabeau in Riquetti, Lafayette in Mottié, Montmorency in Bouchard verwandelt u. s. w., und Frankreich billigte Alles, jubelte Allem zu, selbst diesem Mißbrauch des Sieges. Aber von dem Tage an, als die Gesetze gegen den Klerus gegeben waren, war der Einklang gestört. Ein dumpfer Widerstand, der bald in helle Kämpfe auslohte, zeigte sich an allen Punkten des Landes, und nicht lange, so gab es keine Stadt, kein Dorf oder Gehöfte, wo sich nicht Freunde und Feinde der Revolution in unversöhnlichem Hasse einander gegenüberstanden. Die ländliche Bevölkerung, die ruhig der Demüthigung des Königthums zuschaute, ward aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschreckt, als man ihr die Priester nahm, die sie von Kindheit auf verehrt hatte. Ihren geraden Sinn empörte es, daß Geistliche gewählt werden sollten wie Deputirte, und daß Menschen von anerkanntem Unglauben über das Schicksal der Kirche entschieden. Ihr Gewissen lehnte sich auf, als die neuen Eindringlinge unter dem Schutze der Bajonette an den verlassenen Altären das heilige Amt versahen. Die Bretagne und Anjou gaben mit ihren Emeuten das Zeichen zu dem großen Brande, der eine ganze Generation verzehren sollte, und als die Versammlung nach ihrer Auflösung sich in die Provinzen zerstreute, die sie von Grund aus, um einer philosophischen Laune willen, aufgeregt hatte, traf sie aller Orten auf Mordscenen, auf rohe Kirchenschändung und blutige Rache. So war es ihr beschieden, den Abgrund zu ermessen, den sie mit eigenen Händen gegraben und in den sie sammt ihrem Werke alsbald verschwinden sollte.

Gewohnt, nirgends einen Widerstand zu finden, hatte sich die Constituante eingebildet, das Maß der Willkür und Unbill, die in ihrem Namen geübt wurden, genau begränzen zu können. Als sie die Absetzung der eidverweigernden Priester dekretirte, hatte sie ihnen wenigstens das Recht belassen, als Privatpersonen, ohne öffentlichen Charakter, den Gottesdienst in den Kirchen abzuhalten. Ferner war ihnen eine Pension von Seiten des Staates zugesichert worden, die sie vor Mangel schützte. Leider aber ist es leichter, sich ganz von einem gefährlichen Prinzip zurückzuhalten, als, ist es einmal in Wirksamkeit, seinen Folgen Stillstand zu gebieten. Die Berührung der abgesetzten und der neuen Geistlichkeit in denselben Kirchen führte zu Auftritten, die es nöthig machten, daß die Priester, die man zunächst nur aus ihren Presbyterien entfernen wollte, auch von dem Altar verjagt werden mußten.

III.

Die Constituante hatte kurz vor ihrer Auflösung zwei Kommissare (Grenonné und Gallois) zur Untersuchung der Ursachen ernannt, die den Unruhen in den westlichen Departements zu Grunde lägen. Die Legislative hörte gleich in ihren ersten Sitzungen den Bericht dieser Kommission. Dieses Aktenstück wies nach, daß die politischen Neuerungen in jenen Gegenden ohne allen Widerspruch aufgenommen worden wären und die kürzlich kundgegebene Aufregung einen ausschließlich religiösen Charakter habe, der freilich Schlimmes befürchten lasse. Endlich riethen die Berichterstatter, mit jener Schüchternheit, die dazumal Jedem natürlich war, der von Mäßigung und Gerechtigkeit sprach, man solle einige Verfügungen zurücknehmen, andere modifiziren u. dgl. Die Legislative antwortete auf die Rathschläge der Klugheit und Billigkeit mit grausamen Maßregeln. Ein erstes Dekret entzog den nicht vereidigten Priestern die von der Constituante garantirte Pension, ein anderes autorisirte die Ortsbehörden, sie auszuweisen, und nicht lange, so folgte Androhung und Execution der Todesstrafe.

Die Constituante hatte im Jahre 1790 ohne Diskussion einen Gesetzentwurf verworfen, der von dem comité des recherches ausgegangen war und die Beschränkung des Auswanderungsrechtes bezweckte. Mirabeau setzte damals durch, daß die Verlesung des Entwurfes einstimmig verweigert wurde. Als aber die Versammlung gegen das Ende ihres Bestehens sich von den Gefahren bedroht sah, die ihre eigenen Fehler hervorgerufen hatten, verlor sie jene Ehrfurcht vor der Freiheit und dem Rechte, die ihrem ersten Auftreten so großen Glanz verliehen hatte. Bevor sie die Macht aus Händen gab, beschloß sie noch Ausnahmemaßregeln gegen Alles, was die Auswanderung ins Ausland betraf. Die Legislative ging auf diesem Wege weiter. Der Aufforderung zur Rückkehr folgte die Sequestration der Einkünfte der Emigrirten. Bald wurde alles Eigenthum derselben zum Nationalgut erklärt. Die Todesstrafe endlich machte auch hier den Beschluß der tyrannischen Verordnungen.

In diese Bahn gelenkt, veränderte die französische Revolution ihren Charakter. Es war nicht mehr ein neues Recht, das ein veraltetes, eine Regierungsform, die eine andere verdrängte; es war die Eröffnung eines Riesenkampfes zwischen der Freiheit des Einzelnen und dem Despotismus des unersättlichen Staatswohls. Mit der neuen Kirchenverfassung und den Dekreten gegen die Emigranten ging die Revolution von der amerikanischen zur jakobinischen Schule, aus den Händen Lafayette's in die Hände Robespierre's über. Der 10. August war die nothwendige Folge von dem Triumph der Demokratie, den die Leidenschaft der Constitutionellen herbeigeführt hatte.

Nun begann jene Kette von unerbittlichen Nothwendigkeiten, aus denen die sophistischen Anwalte der Revolution alle Verbrechen herleiten, welche die finsteren Jahre der Schreckenszeit bezeichnet haben. „Der Sturz des Königthums" — sagen sie — „mußte die Folge seyn von der schiefen Stellung, die der König zur Constitution einnahm, wie von dem Mißtrauen, das seine geheimen Gesinnungen beim Hereinbrechen eines auswärtigen Krieges dem Lande einflößten. Die Invasion, die durch die Emigranten betrieben, der Bürgerkrieg, der durch die Geistlichkeit angefacht wurde, brachten die entstehende Republik dem Untergange nahe. Die Gränzen waren durchbrochen, das Heer zerstob vor dem Feinde und die westlichen Departements begrüßten die eindringenden Armeen mit Jubel. Was konnte geschehen, wenn nicht daß die Keime des Widerstands in einem Strom von Blut ertränkt und die Gewalt durch einen entscheidenden Akt Männern in die Hand gegeben wurde, die zu Allem entschlossen waren? Danton hatte die Kühnheit, diesen furchtbaren Gedanken in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, und er machte aus den Leichen der September-Opfer einen Wall gegen den Feind. Das Entsetzen trieb die halbe Nation an die Gränze, und der Schrecken machte die Regimenter vollzählig. Als nun Paris, indem es die September-Gräuel duldete, sich für immer in die Sache der Revolution verstrickte, mußte eben so unwiderruflich auch der Konvent sich kompromittiren, der in seinen ersten Beschlüssen ein bedenkliches Schwanken verrieth. Gestützt auf die Septembermänner, verlangen die Klubs, daß dem König der Prozeß gemacht wird. Um das eigene Leben zu retten, sprechen die Konventsmitglieder über Ludwig XVI. das Todesurtheil, und somit waren sie ebenfalls unlöslich an die Revolution geknüpft. Indessen geht der Krieg mit wechselndem Glücke weiter; die Vendée liefert ihre großartigen Kämpfe, die Bourgeoisie gewinnt Muth im Uebermaß ihres Elends, der Süden bewaffnet sich, die Departements erheben den Schlachtruf gegen Paris. Wäre in dieser Lage ohne Beispiel die Sache der Revolution nicht verloren, der Einzug der fremden Heere unvermeidlich, die Restauration unausbleiblich gewesen, wenn nicht am 31. Mai der Föderalismus enthauptet wurde und eine blutige Diktatur der Regierung, der Nation, den Armeen eine Einheit des Handelns und eine Lebensverachtung verlieh, davon die Geschichte kein Beispiel hatte, noch haben wird? Gegenüber der Verschwörung aller Mächte der Erde und des Himmels war die Revolution Mensch geworden, und der fanatische Glaube, die unbeugsame Konsequenz Maximilian Robespierre's stützen, leiten und begeistern das Schreckens-Comité, in dessen Hände für einige Zeit der Konvent selbst seine Macht niedergelegt. Und in der That, wenige Monate solcher Diktatur genügten, um Frankreich zu retten."

Diese vorgebliche Beweisführung soll von den verbrecherischen Häuptern der Schreckenszeit den Bannfluch der Geschichte abwenden. Aber sie fehlt in ihren Vordersätzen. Sie wäre richtig, wenn jene Attentate, die man, wie die Glieder einer Kette, an einander reihen will, nicht eines aus dem anderen entsprungen, wenn sie nicht das Ergebniß von Fehlern gewesen wären, die eine geschicktere oder wenigstens eine ehrlichere Politik vermieden hätte, und von unseligen Thaten, die nicht zum Nutzen der französischen Revolution und ihrer dauernden Interessen, sondern zur Befriedigung persönlicher und vorübergehender Leidenschaften begangen wurden.

Wenn die Gesinnungen Ludwig's XVI. der Verfassung von 1791 widerstrebten, wenn statt der Harmonie der Gewalten ihre Feindlichkeit hergestellt

worden war, wer trägt die Schuld, wenn nicht die leichtsinnigen Gesetzgeber, die, um die Schranken der königlichen Macht festzustellen, die Erniedrigung des Monarchen dekretirten und mit Befriedigung zu der weltlichen Schmach die religiöse Gewissensbedrängniß fügten? Wenn die Hekatombe des Septembers und das Opfer des 21. Januars durch die äußerste Gefahr bestimmt wurde, in welcher das Land schwebte, wer hatte diese Gefahr heraufbeschworen, wer hatte das lange widerstrebende Europa zum Kriege genöthigt und die bisherigen Freunde der Revolution unter den Kabinetten zu unversöhnlichen Gegnern gemacht? Wer provozirte den Bürgerkrieg und gab der Emigration ihre Ausdehnung und Bedeutsamkeit? Nach dem Sturze der absoluten Regierung, nach der Proclamation der Volkssouverainetät und der Einführung von Institutionen, die sicher für die Reife des damaligen Frankreichs zu liberal waren, wer verwickelte plötzlich die politische Frage durch die religiöse, tyrannisirte den König in seinem Privatleben und seinem Gewissen und lähmte seine Hand für den Gebrauch derselben Rechte, die man ihm eben bewilligt hatte? Welche Maßregeln und Bedrohungen riefen die Coalition in Waffen, trieben die Vendée zum Aufstand, den König und nach ihm den Adel zur Flucht? Wenn der 10. August den 2. September und den 21. Januar, wenn eine Lage ohne Beispiel und Ausgang den 31. Mai nothwendig machte, wer hat dann den 10. August verschuldet? Wer hat zwischen der Monarchie und Frankreich die Scheidung herbeigeführt, die solche Gefahren im Keime enthielt?

Die bösen Neigungen der Constituante und ihre feige Verleugnung des Rechtes waren es, die aus der Staatsreform eine Revolution machten. Die Jakobiner führten dieselbe zu Ende, aber die Majorität der Constituante bleibt vor der Geschichte für sie verantwortlich. Dieselbe Bourgeoisie nun, aus der die Mehrheit der konstituirenden Versammlung hervorgegangen war, wählte die Legislative von 1791, und sie war hier noch ungehinderter, als bei der ersten Wahl. Die orthodoxe Geistlichkeit war vertrieben, der royalistische Adel insgesammt geflohen. Mit stolzer Sicherheit, mit einer Selbsttäuschung, die nur in den Einbildungen der Emigration ihresgleichen hatte, proklamirte die Legislative bei Eröffnung ihrer Sitzungen mit Thränen in den Augen und erhobenen Händen die Unverletzlichkeit, die ewige Dauer der Constitution. Und doch war dieselbe Constitution schon kaum mehr, denn ein Schatten, als sie aus dem Schutz der Constituante in den der Legislative überging. Dies hinderte aber die Legislative nicht, so oft sie eine Proscription verfügte, so oft sie einen Unschuldigen dem Hochgericht überlieferte, oder dem zu Boden gestreckten Königthum einen neuen Schlag versetzte, ihre Liebe zur Constitution mit enthusiastischen Ausrufungen zu betheuern, und kaum einen Monat bevor diese Versammlung mit den Trümmern des Thrones zusammenstürzte, den sie selbst vollends unterwühlt hatte, dekretirte ihre Mehrheit auf den Antrag Lamourette's noch einmal die Heiligkeit der Verfassung und schwur gleichen Haß denen, die den Absolutismus zurückführen, wie denen, die Frankreich in eine Republik umzuwandeln versuchen würden. Dabei aber verging keine Sitzung, in der nicht das Königthum, das doch eine durch diese gepriesene Constitution berechtigte Gewalt war, in den Staub getreten wurde. Jeden Meuterer umgab man mit einer Heldenglorie und gerade die Anhänger jener vergötterten Verfassung von Delessart bis Lafayette überlieferte man der geschwinden Justiz des Herzogs von Orleans, oder man erregte gegen sie Meutereien unter ihren eigenen Soldaten.

So setzte die Bourgeoisie in der Legislative das Werk der Verblendung und der schwachen Rachgiebigkeit gegen die Jakobiner fort, das die Bourgeoisie in der Constituante begonnen hatte, bis der Konvent erschien, und von der vielbeschworenen, für ewige Zeiten aufgerichteten Verfassung nicht mehr die Rede war.

Rußland.

Wissenschaftliche Thätigkeit eines gelehrten Russen in Berlin.

Der jüdische Gelehrte aus Rußland Herr S. Sachs, genannt Keidansky (Sohn des Rabbiners in Neuzsagarn in der Nähe von Mitau),*) seit einigen Jahren unser Mitbürger, hat hier schon mehrere gründliche Forschungen literar-historischen Inhaltes veröffentlicht, und zwar in hebräischer Sprache, deren er sich in allen seinen Abhandlungen mit seltener Gewandtheit bedient. Unter Anderem redigirt er auch eine hebräische Zeitschrift, „Hajona" genannt, die als würdige Fortsetzerin der seit 1843 ruhenden Zeitschrift „Kerem Chemed" betrachtet wird, und zu welcher die namhaftesten Gelehrten Beiträge liefern. Es ist aber diese hebräische Zeitschrift des Russen Herrn Sachs recht eigentlich ein hebräisches Seitenstück zu der von Herrn Professor Erman hier herausgegebenen Zeitschrift zur wissenschaftlichen Kenntniß Rußlands, da ihr Inhalt auf den Geist der Juden des russischen Reiches Rücksicht nimmt, ihre Form dagegen durch einen fast ausschließlichen Kreis von Lesern in Rußland bedingt wird. Hat aber die Ermansche Zeitschrift zum Hauptzwecke, die große Welt mit den Zuständen Rußlands bekannt zu machen,**) so strebt Herr Sachs in entgegengesetztem Sinne, seine Glaubensgenossen in Rußland mit den Zuständen der großen Welt bekannt zu machen, wenigstens ihnen den Blick in eine wissenschaftlich geregelte und zeitgemäße Thätigkeit zu öffnen, wie sie bei den fortgeschritteneren Juden im übrigen Europa gefunden wird, und wir wünschen nur, daß diese hebräische Zeitschrift verhältnißmäßig ähnliche Theilnahme und Unterstützung finden möchte, wie die Ermansche. — Zu den neuesten Erzeugnissen der wissenschaftlichen Bestrebungen des Herrn Sachs gehört die bibliologische Ergänzung eines Katalogs von achtzig sehr kostbaren hebräischen Handschriften. Herr M. L. Bisteliches aus Brody hatte nämlich im vorigen Winter diese Handschriften, die er in Italien und Nord-Afrika gesammelt, nach Berlin gebracht, um sie der königlichen Bibliothek anzubieten, und Herr Dr. Zunz fertigte auf des Besitzers Verlangen einen Katalog an. Diesen Katalog, den Zunz mit gewohnter Gelehrsamkeit und in fließendem Hebräisch geschrieben, veröffentlichte Herr Bisteliches später, nachdem die Handschriften in die Hände eines hiesigen Buchhändlers übergegangen waren und von da zum größten Theile an die Oxforder Bibliothek gekommen sind, und Herr Sachs krönte das Werk durch Untersuchungen über einige Schriftsteller, deren Werke hier verzeichnet sind, und durch Auszüge aus den unbekannten Werken. Wichtig sind seine Entdeckungen bei Kodex 68, wo er nachweist, daß der Verfasser der dort genannten Schrift, „Esrat Jehovah", kein anderer ist, als Rabbi Esriel, Lehrer des berühmten Moses ben Nachman im 13ten Jahrhundert, und daß dieser Esriel der eigentliche Schöpfer und Verbreiter der Kabbala ist. Die von Herrn Sachs in dieser Hinsicht gewonnenen Ergebnisse müssen aber allgemein als wahr anerkannt worden seyn, denn ein spekulativer Kopf und gleichfalls hier lebender Russe hat das Werkchen „Esrat Jehovah" sofort auf den Namen des Rabbi Esriel drucken lassen, und es findet, wie wir hören, große Verbreitung. Der Katalog, der, wie gesagt, ganz hebräisch gehalten ist, heißt: „Ha-Palit", etwa gleich „Reliquie" und wörtlich deutsch: „Der Gerettete", da der Herausgeber mit dem Namen andeuten will, daß die verzeichneten Handschriften als inedita und zum Theil unica durch diese Sammlung vom Untergange gerettet sind. Der deutsche, etwas undeutliche Titel lautet folgendermaßen: „Katalog werthvoller hebräischer Handschriften von Dr. L. Zunz, mit Anmerkungen, enthaltend einige Untersuchungen über einzelne in den Handschriften erwähnte Autoren und Auszüge aus denselben von Senior Sachs. Zu beziehen durch S. Löwenherz."

Außer Herrn Sachs befinden sich gegenwärtig noch andere junge jüdische Studirende aus Rußland hier, die sich schon durch Schriften mehr oder weniger einen Namen gemacht haben. So Herr Böhmer, der eine gelehrte Untersuchung über die Essäer herausgegeben, und Herr Lebensohn, der in schöne hebräische Verse den Untergang Troja's aus Virgil's Aeneide übersetzt hat. Der Vater des Letzteren, B. Lebensohn, ist Hauptlehrer der kaiserlichen Rabbinerschule zu Wilna und durch mehrere sowohl ästhetische, als sprachwissenschaftliche Werke rühmlich bekannt.

F. L.

*) S. Sachs hat an der hiesigen Universität Philosophie studirt.

**) Dies ist nicht ganz richtig, indem der Zweck des Ermanschen Archivs für wissenschaftliche Kunde von Rußland hauptsächlich der ist, den Inhalt der in russischer Sprache erscheinenden und daher dem Publikum weniger zugänglichen wissenschaftlichen Untersuchungen im westlichen Europa bekannt zu machen. D. R.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Reformation in Schottland. Der rühmlichst bekannte schweizer Geschichtschreiber der Reformation Luther's und Calvin's, Herr Merle d'Aubigné, hat so eben, als Frucht einer auf Einladung des verstorbenen Chalmers unternommenen Reise nach Schottland, wo er sich längere Zeit aufhielt, eine Geschichte der dortigen Religionsstreitigkeiten und der in neuester Zeit daselbst entstandenen „freien Kirche" herausgegeben.*) Die Free Church von Schottland ist bekanntlich nicht ein Resultat der Lockerung des positiven Glaubens — wie dies bei den sogenannten „freien Gemeinden" auf dem Kontinent der Fall zu seyn pflegt — sondern vielmehr ein Weg zur Befestigung dieses Glaubens, den man dadurch von seiner bisherigen weltlichen Abhängigkeit befreit und auf sich selbst, auf die von Gott erfüllte Innerlichkeit, zurückgeführt hat. Herr Merle d'Aubigné ist voll Begeisterung für die wahrhaft religiöse Bewegung, die er in Schottland gefunden, eine Bewegung, die eben so frei von jedem Haß und jeder Verfolgungssucht, wie tief durchdrungen von ihrer sittlichen Aufgabe ist. Um den Gedanken der gegenwärtigen Bewegung darzulegen, wirft der Verfasser auf die kirchlichen Ereignisse der drei letzten Jahrhunderte einen resumirenden Blick. Er erzählt die Geschichte der britischen Reformation, weist auf den besonderen Charakter hin, den sie gleich zu Anfang in Schottland angenommen, wo sich in der Organisation der presbyterianischen Kirche bereits die Elemente zu der heutzutage geltend gemachten Unabhängigkeit vom Staate finden. Hieran weist der Verfasser nach, daß die schottische Kirche in ihrem Keime schon das Prinzip zweier Könige und zweier Königreiche getragen, von denen der eine König zeitlicher Natur, dessen Reich also von dieser Welt, das andere aber von geistiger Art ist, dem also Alles gehört, was das zukünftige Leben und das Heil der Seelen betrifft. Die heutige Befreiung ist demnach nicht als eine Emancipation von dem ursprünglichen Gedanken, sondern als die vollständige Erfüllung desselben zu betrachten. Wie groß die Begeisterung für die „freie Kirche" war, geht aus dem Umstande hervor, daß bereits im dritten Jahre ihrer Begründung nicht weniger als eine Million Pfund Sterling für den Unterhalt der Geistlichen subskribirt war. Die englische Regierung hat übrigens dem Werke nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt, und fast in jedem Orte Schottlands findet man jetzt ein stattliches Gotteshaus der „freien Kirche".

*) Trois siècles de luttes en Ecosse, ou deux rois et deux royaumes, par J. H. Merle-d'Aubigné. Paris, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53. und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Dienstag den 10. September 1850.

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Genst.*)

I. Allgemeine Regeln für Reisende.

Um eine Reise nach dem Königreich Polen unternehmen zu können, bedarf der Reisende zunächst der Visa des bei seiner Regierung akkreditirten Gesandten oder Konsuls, ohne welche Legitimation sein sonst gültiger Paß an der Gränze unter keinen Umständen berücksichtigt wird. Der mit der Visa des russischen Gesandten oder Generalkonsuls versehene Paß muß dann noch vom diesseitigen Gränzpaßbüreau mit der Ausgangsvisa versehen werden, und nun erst öffnet sich dem Reisenden endlich der polnische Gränzschlagbaum. Dicht an demselben steht das Haus des polnischen Gränzzollbeamten (Strasznik), der die Pässe zum erstenmal revidirt und, sobald er auf denselben die vorschriftsmäßigen Visa der russischen Gesandtschaft, resp. Konsulats, erblickt, sie an sich nimmt und den Eingang gestattet. Ein Gränzaufseher fragt nun den Reisenden, ob er nichts Steuerbares bei sich führe, und begleitet diesen unter Mitnahme der Pässe, entweder zu Wagen oder zu Pferde, nach dem Gränzhauptzollamt oder der Komora, wo der Gränzsteueramts-Naczelnik sein Paß- und Steuerbüreau hat. Während nun die Pässe und Legitimationspapiere dem Naczelnik durch den Begleiter vorgelegt werden, bemächtigen sich mittlerweile die Steuerbeamten ohne Weiteres des Gepäckes des Reisenden und bitten ihn um die Schlüssel seiner Koffer und Colli; jedoch geschieht dieses Alles mit der größten Artigkeit und Rücksichtnahme. Der Gränzsteuerbeamte, so wie der polnische Beamte überhaupt, ist sehr gering besoldet und würde ohne Nebeneinnahmen nicht bestehen können; er ist daher angewiesen, sich jede seiner Dienstleistungen vom Publikum bezahlen zu lassen, — es ist dies geradehin stillschweigende Bedingung und dem Reisenden daher anzuempfehlen, seine Bekanntschaft damit und seine Willfährigkeit, diese Bedingung zu erfüllen, dem Beamten dadurch zu erkennen zu geben, daß er wie zufällig einige kleine Geldstücke in die Hand nimmt oder, noch besser, wie den ungefähr seinen Geldbeutel während der Revision in der Hand hält. Diese Manipulation erleichtert die Revision ungemein; Koffer und Colli werden zwar dessenungeachtet genau, doch mit aller Artigkeit und Behutsamkeit, durchsucht. Ist der Reisende dagegen barsch oder gar unhöflich, und giebt er zu erkennen, daß er nichts spenden werde, so setzt er sich der Gefahr aus, daß sein ganzes Gepäck das oberste zu unterst gekehrt werde, ja, daß man die Koffer geradezu umstürzt und ihm dann überlassen bleibt, alles von neuem wieder in aller Eil zu packen, was für Postreisende ganz besonders unangenehm und nachtheilig ist.

Fertige Kleider und eben so Wäsche, selbst wenn beide ganz neu sind, können als Gebrauchsgegenstände des Reisenden steuerfrei eingeführt werden, hat man jedoch andere steuerbare Kleinigkeiten bei sich, so ist es gut, solche gleich zu oberst zu legen, auch gleich anzugeben und dem Naczelnik mit dem Passe wie zufällig einige Gulden beizulegen; man darf dann Nachsicht erwarten.

Bücher und Drucksachen, und seyen es Gebetbücher und Kinderfibeln, mit über die Gränze zu nehmen, ist unbedingt verboten; solche müssen vielmehr, wenn man sie einzuführen wünscht, sofort bei Ankunft auf der Gränze angegeben und dem Naczelnik überreicht werden, der sie durchsieht, inventarisirt, einpackt und nach Warschau mit der Adresse des Reisenden an die Ober-Censurbehörde schickt. Der Reisende hat dafür sogleich das Postporto nach Warschau und später in Warschau circa zwei Silberrubel an Censurkosten zu zahlen. Die Bücher werden ihm dann nach ungefähr sechs bis acht Wochen vom Censuramte frei an seine Adresse per Post zugeschickt, natürlich mit Ausnahme der verbotenen Schriften, die zurückbehalten werden; dasselbe Schicksal haben auch oft werthvolle wissenschaftliche und sonst erlaubte Werke, wenn ein Beamter ihren Besitz wünscht, oder es kommen auch wohl bedeutungsvolle Verwechselungen vor — z. B. erhielt Jemand einmal statt Becker's Weltgeschichte einige Kinderfibeln zugeschickt.

Sehr vorsichtig muß der Reisende seyn, daß er zur Emballage seiner Effekten keine bedruckte Makulatur, alte Zeitungen ꝛc. nimmt, auch kein beschriebenes Papier, sondern lieber die wenigen Groschen nicht scheut, ungebrauchtes Papier zu solchem Zweck zu kaufen, denn die bedruckte und beschriebene Emballage nehmen die Revisionsbeamten an sich, unbekümmert, ob die damit verpackten Gegenstände dadurch leiden oder nicht.

Ist die Revision geschehen, so sind die Beamten behülflich, dem Reisenden seine Colli wieder in Ordnung zu bringen, und nehmen nun ihr kleines Honorar in Empfang. Freilich melden sich nun auch solche, die nur dabei gestanden haben, allein ein halber bis ein poln. Gulden pro Mann genügen hinreichend, um jeden zufriedenzustellen. Auch der Straßnik, welcher den Reisenden vom Gränzschlagbaum nach dem Zollhause begleitete, erhält seinen Gulden.

Hat der Reisende einen eigenen Wagen, so wird dieser natürlich genau durchsucht, und in solchem Falle ist schon anzurathen, gleich von vornherein einige Gulden in die Hände der Revisionsbeamten gleiten zu lassen, damit nicht etwa die Wagenpolster aufgeschnitten werden.

So wird der Reisende mit eigener Equipage leicht an zwanzig Gulden und darüber los, während der mit der Diligence Reisende blos vier bis sechs Gulden zu spenden hat.

Nächst den Büchern sind Tabak und Cigarren verpönt; blos zum Reisebedarf gestattet das Gesetz dem Fremden ein offenes Packet Rauchtabak von dreiundzwanzig poln. Loth, ungefähr über ein halbes preuß. Pfund. Was man im Beutel hat, kömmt nicht in Anschlag; auch ein Vorrath von unter hundert Cigarren ist erlaubt, doch muß darüber ein Protokoll aufgenommen werden, das nach Warschau abgeht, und der Reisende setzt sich der Verlegenheit aus, daß er jeden Augenblick von neuem revidirt wird, daher ist es nicht zweckmäßig, so viel Cigarren offen bei sich zu führen.

Ist die Revision nun endlich vollständig erledigt, so hat man sich in die Post-Expedition zu verfügen, wohin der Naczelnik die Pässe geschickt hat; hier werden sie gesucht, zugleich aber hat der Fremde eine Erklärung in russischer, polnischer, deutscher oder französischer Sprache zu unterzeichnen, daß er auf sein Ehrenwort versichere, weder Bücher, noch steuerbare Sache undeklarirt eingeführt zu haben. Früher wurde diese Erklärung nicht gefordert, sie erweist sich indeß sehr wirksam und praktisch.

Hat der Fremde Wagen bei sich, so zahlt er für eine Kutsche oder auf Druckfedern ruhende Britschke sechs Gulden, für einen Leiterwagen oder Britschke ohne Federn zwei Gulden Chausseegeld; dafür kann er nun die Chausseen und Wege im ganzen Lande frei befahren, so lange sein Aufenthalt in Polen dauert, und sollte dieser Jahre lang währen; verläßt er später das Land wieder mit eigenem Wagen, so bezahlt er dasselbe beim Ausgang. Eben so werden die eigenen Pferde, mit welchen der Fremde ins Land kömmt, in dem Passe bemerkt und in die Bücher eingetragen, und mit so vielen Pferden der Reisende ins Land einfährt, eben so viel muß er wieder mit herausnehmen oder für jedes Pferd weniger die hohe Eingangssteuer zahlen. Kreprirt daher während der Dauer seines Aufenthalts eines der Pferde und will er kein anderes kaufen, so muß er von der Ortsbehörde sich ein Zeugniß darüber ausstellen lassen, wie das Pferd verunglückt ist. Ist alles dieses besorgt, so hat der Reisende an der Gränze keinen weiteren Aufenthalt, der Paß wird vom Naczelnik unterzeichnet und besiegelt, und dem Fremden glückliche Reise gewünscht.

Ist nun das Ziel der Reise Warschau, so beginnen an den Rogatki (Thorbarrièren) dieser Stadt dieselben Zollrevisionen, da es nicht erlaubt ist, zollbare Gegenstände einzuführen; um diese Revision zu erleichtern, ist es ebenfalls gerathen, den Reviforen, gleich wie sie an den Wagen treten, einige kleine Geldstücke in die Hand zu drücken. Zu diesem Behufe ist es überhaupt gut, sich vor dem Eintritt in Polen mit einzelnen Gulden und zehn Kopekstücken zu versehen, damit man nicht in Verlegenheit kömmt, größere Geldstücke geben zu müssen. Ohne solche kleinen Opfer setzt man sich großer Chikane und selbst Gefahr aus, da man doch gemeiniglich — selbst ohne es zu wissen — einen oder den anderen unerlaubten Gegenstand bei sich führt.

Sobald auch hier die Revision vorüber ist, hat man im Thorhause seinen Paß oder Legitimation abzugeben und empfängt dagegen eine Karte, mit welcher man sich am anderen Morgen auf dem Paßamte im Rathhause in Warschau zu melden hat und eine Aufenthaltskarte erhält, die man immer und überall bei sich tragen muß.

Um bald abgefertigt zu werden, giebt man dem Polizeischreiber zugleich mit der Thorkarte einen Gulden; sind viele Personen da, die abgefertigt werden wollen, so ist es räthlich, zwei auch drei Gulden zu spenden, um früher expedirt zu werden.

Bei der späteren Abreise überreicht man gleichfalls auf demselben Büreau seine Aufenthaltskarte, rekommandirt mit zwei Guldenstücken; gleichzeitig aber auch eine Bescheinigung des Distrikts-Kommissarius der Straße, in der man gewohnt hat, daß man beim Hauswirth keine Schulden gemacht und alle Rechnungen bezahlt habe. (Um diese Bescheinigung muß man sich mehrere Tage

*) Proben aus einem nächstens im Druck erscheinenden Werke.

[illegible] [illegible] [illegible] [

By Peter Armitage

Medical Statistics Unit, London School of Hygiene and Tropical Medicine

[Read before the Royal Statistical Society on Wednesday, December 11th, 1968, the President, Professor M. S. Bartlett, in the Chair]

SUMMARY

Some of the problems of sequential clinical trials are discussed. The paper begins with a brief review of the historical development of the subject, and then considers the relative merits of open and closed designs, the ethical objections to the use of fixed sample size tests, the choice of a measure of therapeutic advantage, the specification of the sequential plan, the question of bias in the estimation of treatment differences, and the use of concomitant information. Finally, the future of sequential methods in clinical trials is briefly discussed.

1. Introduction

The purpose of this paper is to discuss some of the problems of sequential clinical trials. It begins with a brief review of the historical development of the subject, and then considers the relative merits of open and closed designs, the ethical objections to the use of fixed sample size tests, the choice of a measure of therapeutic advantage, the specification of the sequential plan, the question of bias in the estimation of treatment differences, and the use of concomitant information. Finally, the future of sequential methods in clinical trials is briefly discussed.

2. Historical Development

The first sequential test to be proposed was the sequential probability ratio test of Wald (1945), which was developed during the Second World War for the testing of munitions. Wald and Wolfowitz (1948) proved that the sequential probability ratio test minimizes the expected number of observations both when the true value of the parameter is equal to one of the two hypothetical values and when it is outside the interval between them. Armitage (1950) showed that the sequential probability ratio test could be applied to the comparison of two treatments in a clinical trial, and Bross (1952) described a sequential test for the difference between two proportions. Bross (1952) also proposed a sequential test based on the ranks of the observations, and Armitage (1954) described a sequential test for the difference between two means when the variance is unknown.

The first sequential clinical trial to be reported was that of Hill, Doll, Gilliland, Gray, Hutchison, Lewis, Marshall, Peto, Richards, Shaw and Thomas (1951), which was a trial of streptomycin in pulmonary tuberculosis. The trial was carried out by the Medical Research Council, and the sequential plan was devised by Armitage. The trial was stopped after 109 patients had been allocated to treatment, and the result was highly significant. The trial was subsequently reported in detail by Medical Research Council (1952).

Since then, many sequential clinical trials have been reported. Armitage (1960) gave a detailed account of the methods used in a trial of treatments for bronchitis, and Armitage, McPherson and Rowe (1969) described a trial of treatments for hypertension. Other trials have been reported by Gilbert, McPeek and Mosteller (1977), Ellenberg and Eisenberger (1985), and Whitehead (1997).

3. Open and Closed Designs

In a closed sequential design, the number of observations is determined by the sequential plan, and the trial is stopped when a boundary is crossed. In an open sequential design, the number of observations is not determined in advance, but the trial is stopped when a boundary is crossed or when a maximum number of observations is reached.

Closed designs are more efficient than open designs, but they are less flexible. In a closed design, the number of observations is fixed in advance, and the trial must be carried out to the end even if the results are clear. In an open design, the trial can be stopped as soon as the results are clear, but the number of observations is not fixed in advance.

4. Ethical Objections to Fixed Sample Size Tests

The ethical objections to the use of fixed sample size tests in clinical trials are well known. If a fixed sample size test is used, the trial must be carried out to the end even if the results are clear. This means that patients may be allocated to an inferior treatment after the superiority of the other treatment has been established.

Sequential methods can avoid this problem by stopping the trial as soon as the results are clear. However, the use of sequential methods raises other ethical problems. For example, if the trial is stopped early, the estimate of the treatment difference may be biased.

5. Choice of a Measure of Therapeutic Advantage

The choice of a measure of therapeutic advantage depends on the type of data. For binary data, the difference between two proportions is often used. For continuous data, the difference between two means is often used. For survival data, the hazard ratio is often used.

6. Specification of the Sequential Plan

The sequential plan is specified by the boundaries. The boundaries can be specified in terms of the test statistic or in terms of the probability of a type I error. The boundaries can be symmetric or asymmetric.

7. Bias in the Estimation of Treatment Differences

The estimation of treatment differences after a sequential trial is not straightforward. The maximum likelihood estimate is biased. Several methods have been proposed for correcting the bias.

8. Use of Concomitant Information

Concomitant information can be used to increase the efficiency of a sequential trial. For example, if the baseline value of the response variable is known, it can be used to adjust the treatment comparison.

9. Future of Sequential Methods in Clinical Trials

Sequential methods are now widely used in clinical trials. They are particularly useful when the treatment effect is large or when the cost of observations is high. They are also useful when ethical considerations require that patients be allocated to the better treatment as soon as possible.

References

Armitage, P. (1950). Sequential analysis with more than two alternative hypotheses, and its relation to discriminant function analysis. *J. R. Statist. Soc. B*, **12**, 137–144.

Armitage, P. (1954). Sequential tests in prophylactic and therapeutic trials. *Quart. J. Med.*, **23**, 255–274.

Armitage, P. (1960). *Sequential Medical Trials*. Oxford: Blackwell.

Armitage, P., McPherson, C. K. and Rowe, B. C. (1969). Repeated significance tests on accumulating data. *J. R. Statist. Soc. A*, **132**, 235–244.

Bross, I. (1952). Sequential medical plans. *Biometrics*, **8**, 188–205.

Ellenberg, S. S. and Eisenberger, M. A. (1985). An efficient design for phase III studies of combination chemotherapy. *Cancer Treatment Reports*, **69**, 1147–1154.

Gilbert, J. P., McPeek, B. and Mosteller, F. (1977). Statistics and ethics in surgery and anesthesia. *Science*, **198**, 684–689.

Hill, A. B., Doll, R., Gilliland, A. R., Gray, R. G., Hutchison, G. B., Lewis, H. E., Marshall, J., Peto, R., Richards, V., Shaw, L. A. and Thomas, P. R. (1951). Clinical trial of streptomycin in pulmonary tuberculosis. *Lancet*, **i**, 769–782.

Medical Research Council (1952). Streptomycin treatment of pulmonary tuberculosis. *Br. Med. J.*, **ii**, 769–782.

Wald, A. (1945). Sequential tests of statistical hypotheses. *Ann. Math. Statist.*, **16**, 117–186.

Wald, A. and Wolfowitz, J. (1948). Optimum character of the sequential probability ratio test. *Ann. Math. Statist.*, **19**, 326–339.

Whitehead, J. (1997). *The Design and Analysis of Sequential Clinical Trials*, revised 2nd ed. Chichester: Wiley.

gehen, oft geradezu verderblich iſt. Wir haben ſchon hinlänglich darauf aufmerkſam gemacht, wie es unmöglich ſey, auf dieſe Weiſe die nöthige Gründlichkeit zu erlangen. Der Schüler erhält ſtets nur einzelne Brocken, nur Stück- und Flickwerk. Aus dieſem lückenhaften, chaotiſchen Gedräu tauchen dann jene Wechſelbälge von Philoſophie empor, welche uns unter den Namen „Mesmerismus", „elektriſche Pſychologie", „Phrenologie" und „ſoziale Reform" in Unruhe und Verwirrung ſetzen. Durch dieſes Halbwiſſen wird der öffentliche Geiſt zur gierigen Aufnahme jeder Art von Radikalismus vorbereitet. Wonach trachtet man nicht auf dem politiſchen und ſozialen Felde! In der Theologie iſt das Neue das Liebſte! Die ganze Sittenlehre möchte man in ein phyſikaliſches Syſtem verwandeln! Verbrechen heißt nur Krankheit, und als einziges Geſetz erkennt man nur die „leidenſchaftliche Anziehung und Abſtoßung" an. Eine gute, allgemeine, die alten Zweige des Wiſſens umfaſſende Erziehung iſt unendlich beſſer, als jenes Treiben, indem ſie nicht nur den Geiſt vor bloßem Schreinwiſſen bewahrt, ſondern auch nützlichere Menſchen als gegenwärtig erzeugt, Menſchen, deren geſunder und einfacher Verſtand weit eher das Richtige trifft, als die gewandteſte Sophiſterei es im Stande iſt.

Die Verwirrung der Geiſter nimmt in dem Maaße überhand, als unſere Kollegien ſich geneigt zeigen, die alte Strenge einem mehr populären Syſteme zum Opfer zu bringen. Dieſer Umſtand ſollte letztere wahrlich veranlaſſen, auf dem jetzt eingeſchlagenen Pfade einzuhalten und ſich ein anderes Ziel zu ſtecken. Ihre Hauptaufgabe iſt gegenwärtig die, eine höher und durch und durch gebildete Klaſſe zu erzeugen und dieſe der Halbwiſſerei und Oberflächlichkeit gewichtvoll entgegenzuſtellen. Unſere Kollegien müſſen, ſtatt einer falſchen Anſchauung, welche doch nie mit den ihr gemachten Konzeſſionen zufrieden iſt, nachzugeben, durchaus zu einem, ſo zu ſagen, mehr ſcholaſtiſchen Syſteme zurückkehren, d. h. zu einem Syſteme, welches ſich auf die volle und einzige Wahrheit gründet und das einem in richtigem und harmoniſchem Verhältniſſe ſtehenden Studiengange huldigt, bei dem es weit mehr darauf ankömmt, die ſogenannten Humaniora (d. h. die Wiſſenſchaften, die dem Menſchen als ſolchem nöthig ſind) zu lehren, als den Geiſt mit einem ausgedehnten bunten Allerlei und mit jenen „dem praktiſchen Nutzen" dienenden Kenntniſſen anzufüllen. Es iſt die höchſte Zeit zur Umkehr; denn ſchreiten unſere Kollegien auf ihrer jetzigen Bahn weiter vorwärts und entfernen ſie ſich immer mehr von der wahren Idee einer liberalen Erziehung, ſo iſt gar kein Halt- oder Zielpunkt abzuſehen; die Anforderungen des „praktiſchen Nutzens" werden immer gebieteriſcher auftreten, und es bleibt nichts übrig, als daß der Lehrkurſus zuletzt alle möglichen menſchlichen Beſchäftigungen und Thätigkeiten in ſeine Kreiſe hereinzieht.

Leider haben unſere Kollegien dieſe Richtung ſchon weit genug verfolgt. Die Erfahrung, die beſte Rathgeberin, beweiſt jedoch aufs klarſte, daß die Ergebniſſe dieſes ewigen Bemühens um „das Nützliche", Alles in Allem genommen, ärmlich und werthlos ſind. Man nehme daher ſo bald als möglich jenes Syſtem wieder auf, welches beſſere Früchte trug. Es verſteht ſich hierbei von ſelbſt, daß die alte Methode in einigen nebenſächlichen Punkten modifizirt werden muß, um namentlich den Fortſchritten auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften zu entſprechen. Man hat dieſe Wiſſenſchaften in letzterer Zeit etwas gar zu ſehr überſchätzt, wenigſtens rückſichtlich ihres komparativen Werthes. Die Chemie z. B. iſt allerdings eine ſehr edle Wiſſenſchaft; in einer Zeit jedoch, wo man rings von ſozialer, politiſcher, theologiſcher und anderer Marktſchreierei und Quackſalberei umſtürmt wird, dürfte die Logik doch ein noch empfehlenswertheres und nützlicheres Studium ſeyn, als die Chemie. Tüchtigkeit in logiſchen Reagenzverſuchen iſt heutzutage höher anzuſchlagen, als Uebung in derartigen Verſuchen auf chemiſchem Gebiet. Leſe man nur einmal mit ernſter Aufmerkſamkeit die Reden auf dem Kongreß und die Leitartikel in vielen unſerer weitverbreiteten Zeitungen und frage man ſich dann, im Hinblick auf das Geſagte, welcher Gattung von Kenntniß unſere jungen Männer am meiſten bedürfen. Die Kenntniß der Worte, welche Manche in ſpöttiſcher Unwiſſenheit den Dingen gar entgegenſtellen möchten, wird gerade eines der wichtigſten Dinge in einer Zeit, wo die Dinge ſelbſt verkehrt und verderbt ſind, oder in Folge des allgemeinen Mißbrauchs der Sprache und der Verwerfung oder Verdrehung der erſten Grundwahrheiten durch ein falſches Medium betrachtet werden.

Unſere Kollegien müſſen danach ſtreben, mehr wahrhaft praktiſche Menſchen zu bilden. Nehmen wir aber das Wort „praktiſch" im gewöhnlichen Sinne, ſo dürfte man leicht fragen: Iſt dies wirklich der Hauptmangel unſerer Zeit? unſeres Landes? Haben wir nicht ſogenannte praktiſche Menſchen in Hülle und Fülle? Erfahren wir nicht alle Tage die Ergebniſſe ihrer praktiſchen Arbeiten, wie ſie auf dem Kongreß, auf den Baltimore Conventions, Philadelphia Conventions, Buffalo Conventions und auf allen großen und kleinen Conventions durch unſer ganzes Land zu Stande kommen? Erblickt man ihre Spur nicht in jenem Demagogenthum und in jener gänzlichen Herabwürdigung der geſunden Vernunft, zu welcher gewiſſe Politiker und die politiſche Preſſe aller Parteien ſo raſch herabgeſunken ſind? Haben ſie das Volk nicht völlig in der Hand und leiten ſie es nicht? Fehlt es alſo an ſolchen praktiſchen Männern? Und bringen unſere Kollegien nicht andererſeits nur noch ſehr wenige wirkliche Gelehrte, Bücherwürmer und Pedanten hervor?

Je mehr unſere Kollegien danach ſtreben, populär zu werden, deſto tiefer werden ſie in Verfall gerathen. Es iſt die „Miſſion" — um eines der Schlagworte des Tages zu brauchen — es iſt die Miſſion des Kolleginms, wie der Kanzel, nicht der öffentlichen Meinung zu folgen, ſondern ihr voranzugehen und ſie zu leiten, ſie zu erheben, wenn ſie auf einer niederen Stufe ſteht, ſie zu bekämpfen, wenn ſie ſchlecht, ſie zu verbeſſern, wenn ſie im Irrthum befangen iſt. Wenn Kollegium und Kanzel dieſen Beruf nicht zu erfüllen trachten, müſſen ſie früher oder ſpäter, in den allgemeinen Verfall hineingeriſſen, nothwendigerweiſe ſelbſt ihre Endſchaft erreichen. . . . . "

Mannigfaltiges.

— Die arabiſche Bibliothek in St. Jean d'Acre. Dſchezar Paſcha, der während ſeiner Herrſchaft über das Paſchalik von Acre Tauſende von Menſchen hinrichten oder verſtümmeln ließ, hatte mit derſelben Launenhaftigkeit und blutdürſtigen Willkür, mit welcher er gemordet, auch Bauten aufgeführt und Schätze geſammelt, und gleich den Blutmenſchen Diomyſius und Sulla, hatte er auch Anfälle von Begünſtigung der Literatur. Er, der erſte Beſieger Bonaparte's, war, wie der letzte Beſieger deſſelben, Blücher, ohne beſondere Bildung, aber er war, auf ſeine Weiſe, der Beſchützer der Wiſſenſchaften. Unter Anderem gründete er auch eine reiche Bibliothek, die er mit der ſeinen Namen tragenden Moſchee verband. Doch das Schweigen neuerer Reiſenden über dieſe gewiß ſehr wichtige Sammlung veranlaßt mich, hier ein Wort darüber zu ſagen, um die Aufmerkſamkeit künftiger Beſucher Syriens darauf zu lenken, und etwa die Aufſchlüſſe von beſſer unterrichteten Leſern zu provoziren:

Ich habe in dieſen Blättern geſagt, daß der treffliche Reiſebeſchreiber John Wilſon nur die hebräiſchen Bibliotheken beobachtet, von Sammlungen in anderen Sprachen aber nichts oder nicht viel weiß. Dieſe Behauptung rechtfertigt er abermals in ſeiner Beſchreibung der Stadt Acre. Er hat die Moſchee des Dſchezar, nach Ueberwindung von Hinderniſſen, beſucht, gezeichnet und ausführlich beſchrieben, aber von der Bibliothek kein Wort: dagegen erzählt der Herausgeber der „Travels of Lady Hester Stanhope",*) er habe im Jahre 1817 die Bekanntſchaft des maronitiſchen Prieſters Abnua Juſef Maron in Acre gemacht, der ihm für Geld ein Verzeichniß der Bibliothek der neuen Moſchee verſchafft, der Bibliothek, welche mit ſehr großem Aufwande von Dſchezar Paſcha geſammelt worden und aus 11,000 Bänden beſteht. In einer Anmerkung fügt er hinzu, er habe bei ſeiner Rückkehr nach England den Katalog dem Orientaliſten Profeſſor Nichol in Oxford geliehen, nach deſſen Tode aber das Verzeichniß wahrſcheinlich als werthloſes Papier verbrannt worden ſey! Die Angabe des engliſchen Arztes iſt theilweiſe im Widerſpruche mit der vom deutſchen Profeſſor Scholz gegebenen Beſchreibung. Dieſer, welcher 1821 in Syrien war, ſagt: „Die größte Bibliothek in Syrien iſt in Acre. Dſchezar Paſcha hat ſie aus der des Kloſters vom heiligen Salvator bei Saida, des Scherich Kairi und des Mufti von Rama zuſammengebracht. Es ſind darin 804 Nummern, aber nicht eben ſo viele verſchiedene Werke . . . . . " Auch Scholz hat die Bücher ſelbſt nicht geſehen und beſchreibt nur nach einem ihm vorgelegenen Katalog, vielleicht wieder von der Hand des Abnua Juſef, aber die Abweichung der beiderſeitigen Angaben führt zu verſchiedenen Folgerungen. Dſchezar's Charakter iſt mehr mit der Angabe Scholz' im Einklange, nach welcher Klöſter und Privatbibliotheken geplündert worden, um die neue Moſchee zu ſchmücken. Nach dieſer Verſion müſſen viele chriſtliche Werke darunter ſeyn, aber auch viele Doubletten, und da die ganze Sammlung nur 804 Nummern hat, ſo wäre ſie doch nur eine mittelmäßig reiche Bibliothek, wenn auch „die größte Bibliothek in Syrien." Nach dem Engländer aber, der über eine Myriade Bücher mehr angiebt, iſt die Sammlung mit großem Aufwande zu Stande gekommen, und es läßt ſich vermuthen, daß der Türke Dſchezar keine chriſtlichen Werke und keine Doubletten gekauft. Neben den auffallenden Widerſprüchen laſſen uns auch beide Berichterſtatter ungewiß, ob die Sammlung aus Handſchriften oder aus Druckwerken und Handſchriften beſtehe, und es wäre daher jedenfalls verdienſtlich, wenn einer unſerer gelehrten Mitbürger, die in Acre waren oder noch dort oder in der Nähe ſind, etwas hierüber mittheilten. Die Moſchee hat beim Bombardement im Jahre 1840 ſehr gelitten, ſollte dabei die Bibliothek untergegangen ſeyn? Es wäre eine bisher verſchwiegen gebliebene Errungenſchaft der durch die europäiſchen Großmächte wieder hergeſtellten Herrſchaft der Türken über Syrien. J. L.

— Elektro-magnetiſche Experimente. Der Profeſſor Page in Waſhington hat Experimente über den Elektro-Magnetismus als bewegende Kraft angeſtellt, die ein günſtigeres Reſultat zu liefern ſcheinen, als die in Nr. 80 unſeres Magazins erwähnten des Herrn Hunt. In ſeinen im Smithſonſchen Inſtitut gehaltenen Vorträgen ſpricht er die Ueberzeugung aus, daß die einſtige Anwendung dieſer Kraft an der Stelle des Dampfes keinem Zweifel unterliege. Er verſichert, daß er die Koſten ſo ſehr verringert habe, daß ſie in den meiſten Fällen weniger als die des Dampfes betragen, obwohl noch immer etwas mehr als die der wohlfeilſten Dampfmaſchinen. Bei aller Unvollkommenheit des von ihm gebrauchten Apparats, kann er durch die Conſumtion von drei Pfd. Zink täglich eine Pferdekraft erzeugen. Im Gegenſatz zu den bisher gemachten Erfahrungen findet es ſich, daß, je größer die Maſchinen, deſto geringer ſich die Koſten herausſtellen. Es ſind noch praktiſche Schwierigkeiten zu überwinden, die Batterie muß verbeſſert und die Experimente müſſen in größerem Maßſtabe angeſtellt werden, um z. B. eine Kraft von hundert Pferden zu erzeugen, aber nach dem, was Herr Page bereits geleiſtet hat, glaubt er auch dieſes bald zu Stande bringen zu können.

*) Dieſe vom Arzte der Lady Stanhope (Meryon?) herausgegebenen Reiſen ſind, wie man mir ſagt, nicht ins Deutſche überſetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 12. September 1850.

Frankreich.

Chronologische Biographie Ludwig Philipp's.
Von ihm selbst geschrieben.*)

Alter.	Datum.	Aufenthaltsort.	Ereignisse.
	1773, Okt.	.....	Geboren zu Paris, 6. Oktober.
5.	1778, Okt.	.....	Chevalier Bonnard zum Hofmeister des Prinzen ernannt.
9.	1782, Jan.	.....	Die Erziehung desselben wird der Frau v. Genlis anvertraut.
	— April.	.....	Marie Amélie geboren (26. April).
12.	1785, Aug.	.....	Der Prinz empfängt seine Bestallung als Oberst (20. Aug.).
14.	1787, Jan.	.....	Reise nach Spa; Besichtigung des Regiments Chartres zu Eidet.
15.	1788, Jan.	.....	Reise nach Mont St. Michel. Der Prinz läßt einen eisernen Käfig zerstören, dessen Ueberbleibsel noch jetzt gezeigt werden.
18.	1791, Juni	Vendome.	Reise nach Vendome. Der Prinz übernimmt dort das Kommando seines Dragonerregiments.
	— Aug.	Valenciennes.	Er folgt seinem Regiment von Vendome nach Valenciennes.
19.	1792, April.	.....	(28. April.) Seine erste Schlacht. Treffen bei Boussu und Quaregnon.
	— Mai.	.....	(7. Mai.) Der Prinz wird zum Maréchal de Camp (Gen.-Major) ernannt. Er kommandirt eine Brigade Dragoner unter Marschall Luckner.
	— Juli.	Metz.	(Ende Juli.) Wird mit seiner Brigade in Metz einquartiert, unter dem Befehl des Generals d'Harville.
	— Sept. (1. Jahr der Republik. National-Convent.)	.....	(11. Sept.) Der Prinz wird zum Generallieutenant ernannt. (20. Sept.) Schlacht bei Valmy.
20.	— Okt.	Paris.	Reise nach Paris. Der Prinz geht zur Armee unter Dumouriez ab.
	— Nov.	.....	(6. Nov.) Schlacht von Jemappes.
	— Dez.	Tournay.	(Ende des Jahres.) Der Herzog von Chartres begiebt sich nach Paris, um seine Schwester abzuholen, und führt sie nach Tournay. Er sucht umsonst seinen Vater zu überreden, sich nach Amerika zurückzuziehen.
	1793, Febr.	.....	Der Herzog von Chartres geht wieder zur Armee. Belagerung von Maestricht.
	— März.	.....	(18. März.) Schlacht von Neerwinden. Der Herzog v. Chartres ist gezwungen, im Hauptquartier des Prinzen von Koburg in Mons Zuflucht zu suchen.
	— April.	.....	(12. April.) Nachdem er sich geweigert, mit Generallieutenantsrang in österreichische Dienste zu treten, reist er nach der Schweiz ab.
		Basel.	(22. April.) Ankunft in Basel. Gustav v. Montjoye schließt sich ihm dort mit Mlle. d'Orléans und Frau v. Genlis an. Es wird ihnen nicht erlaubt, sich in Zürich oder Zug aufzuhalten. General Montesquieu empfängt sie zu Bremgarten. Mlle. d'Orléans tritt dort in ein Kloster.
20.	1793, Juni.	.....	(20. Juni.) Der Herzog von Chartres verläßt Bremgarten, um eine Reise durch die Schweiz anzutreten, zu Fuß, allein und fast ohne Geld. Die Mönche von St. Gotthard weigern sich, ihn einzulassen.
	— Sept. (2. Jahr der Republik.)	Bremgarten.	Rückkehr nach Bremgarten. Herr v. Montesquieu verschafft dem jungen Prinzen eine Stelle, unter falschem Namen, als Professor an einem Gymnasium zu Reichenau.
21.	— Nov.	Reichenau.	Er nennt sich hier Mr. Corby.
		.....	(6. Nov.) Der Herzog von Orleans stirbt auf dem Schaffot. Der Herzog von Chartres befindet sich in Reichenau. Hier erbt er den Titel eines Herzogs von Orleans.
	1794, Juni.	Bremgarten.	Nach einem Aufenthalt von acht Monaten in Reichenau begiebt er sich wieder zum General Montesquieu nach Bremgarten.
22.	— Dez. (3. Jahr der Republik.)	.....	Gegen Ende des Jahres verläßt der junge Herzog von Orleans mit seiner Schwester die Schweiz; Mlle. d'Orléans, um sich zu ihrer Tante, der Frau Prinzessin von Conti, nach Ungarn zu begeben, der Prinz mit der Absicht, nach Amerika überzuschiffen.
	1795, März.	Hamburg.	Er kömmt in Hamburg an. Seine Reise nach Amerika wird verschoben. Da er nicht in Stande ist, diesen Plan auszuführen, so macht er eine Reise nach dem Norden und besucht nach einander Kopenhagen, Schweden und Norwegen.
	— Aug.	Lappland.	(24. Aug.) In Lappland. Am Nordkap.
	— Sept. (4. Jahr der Republik. Directorium.)	..... Finnland. Stockholm.	18 Grad vom Nordpol.
23.	1796, Jan.	Hamburg.	Rückkehr nach Hamburg.
	— Aug.	Friedrichsstadt.	Aufenthalt in Friedrichsstadt, im Herzogthum Holstein.
	— Sept. (5. Jahr der Republik.)	.....	(24. Sept.) Reist von Hamburg nach den Vereinigten Staaten ab.
24.	1797, Febr.	Vereinigte Staaten.	Die drei Brüder*) treffen in den Vereinigten Staaten zusammen und besuchen in Gesellschaft die Provinzen des Innern.
	— Juli. (6. Jahr der Republik.)	.....	Rückkehr nach Philadelphia.
25.	— Dez.	.....	(10. Dez.) Abreise nach Neu-Orleans.
	1798, Febr.	Neu-Orleans.	(17. Febr.) Ankunft der drei Brüder in Neu-Orleans.
	— März.	Havana.	In der Absicht, sich nach Spanien zu ihrer Mutter zu begeben, kommen sie am 13. März nach Havana, wo sie gezwungen werden, mehr als ein Jahr zu bleiben.
26.	1799, Mai. (7. Jahr der Republik.)	Halifax. New-York.	(21. Mai.) Man erlaubt ihnen nicht, sich nach Spanien einzuschiffen. Sie reisen über Halifax nach New-York.
27.	1800, Febr. (8. Jahr der Republik.	London.	Die drei Brüder treffen in London ein. Zusammenkunft des Herzogs von Orleans mit dem Grafen von Artois (Monsieur). Sie

*) Diese von dem verstorbenen Könige selbst zusammengestellte Tabelle giebt die erste Uebersicht seines wechselvollen und wechselreichen Lebens. Wir glauben daher, daß es für die Leser des Magazins nicht ohne Interesse seyn wird, wenn wir sie ihnen nach einer von der Daily News mitgetheilten englischen Uebersetzung vorlegen. D. R.

*) Der Herzog von Orleans, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais.

| | | |

der Stadt schweben, an den Himmel zu zeichnen anfangen; dann verbreiten sich andere arme Geschöpfe, fast eben so zerlumpt als jene, aber arbeitsamer, durch die Straßen. Sie tragen einen Quersack auf dem Rücken; sie durchwühlen alle Kothhaufen; sie fristen ihr Leben, indem sie die von den Köchinnen fortgeworfenen Knochen, Lumpen und alte Eisenstücke sammeln und für ein paar Pence verkaufen. Andere sammeln sich, bevor sie in ihre Werkstätten gehen, an einer Straßenecke um einen Kaffeehändler, dessen Getränk in einem großen zinnernen Gefäße dampft und dessen Kohlenfeuer durch die Löcher der Feuerklicke einen glühenden Schein in dem Grau des anbrechenden Tages verbreitet, während schon die Hökerin mit ihrem Grünkram durch die noch im Schlummer liegenden Straßen eilt. Wer würde bei dem Anblicke des Elendes, den London in der Nacht darbietet, sich denken können, daß allein neunundzwanzig seiner Banquiers in einem einzigen Jahre 930 Millionen Pfd. Sterl., also mehr als drei Millionen täglich, durch ihre Hände laufen sehen; wer würde glauben, daß ein einziger Banquier der City in einem Jahre mehr als dreißig Millionen Pfd. Sterl. ausgeliehen hat? Wer könnte das Stadtviertel St. Giles, so wie es noch vor einigen Monaten aussah, besuchen; wer mit seinen Augen die unbeschreiblichen Gräuel an diesem Orte des Elendes, an diesem Heerde der Krankheiten, in dieser Schule des Verbrechens sehen; wer könnte diesen Stadttheil, wo in einem einzigen Raum, wie Herr Smirke berichtet, elf Männer, dreizehn Frauen und dreißig Kinder zusammenlebten, wo bis zu sechzig der gefährlichsten Diebe Londons bisweilen mit einander unter demselben Dache schliefen, durchwandern; — wer könnte alle diese scheußlichen Details gesehen haben und noch glauben, daß die Stadt solcher Schrecken auch „der Banquier der Welt" sey, wie sie der verstorbene Herr v. Rothschild genannt hat, daß sie die Stadt sey, bis zu welcher alle Geschäfte Indiens, China's, Rußlands, aller Länder der Erde reichen?

Man kann den Gedanken nicht fassen, daß in einer Stadt, wie London, es überhaupt nur einen Menschen geben kann, der nicht weiß, wohin er des Nachts sein Haupt legen soll, daß es arme menschliche Geschöpfe giebt, die nicht einmal ein Stück Brod haben, um ihren Hunger zu stillen, in der reichsten Stadt der Erde, wo der Werth der gegen Brandschäden versicherten liegenden Güter gegen 500 Millionen Pfd. Sterl. beträgt. — „Ein kleiner Ausflug nach St. Giles", sagt Herr Smirke, „ist hinreichend, um sich mit seinen fünf Sinnen, die bei jedem Schritt unangenehm berührt werden, zu überzeugen, daß dieses Stadtviertel eher erbaut worden ist, als die heilsamen Verordnungen für die Gesundheit der Städte bestanden. Es ist eine Seltenheit, wenn man hier einmal eine Kloake antrifft. Die Anhäufung des Schmutzes ist fürchterlich, und man kann den Mangel der Mittel zur Reinlichkeit nirgends mehr beklagen, als gerade hier." Und gleichwohl beträgt in den Kirchspielen Holdern und Finsbury, welche St. Giles zunächst liegen, die Länge der großen bedeckten Kloaken dreiundachtzig (engl.) Meilen. Die Rinnen, welche dazu dienen, das Wasser aus den Straßen zu schaffen, sind sechzehn Meilen lang, und die Röhren, welche das für jede Haushaltung nöthige Wasser in die großen Reservoirs bringen, haben eine Ausdehnung von 460 Meilen, was ungefähr der Entfernung Londons von Edinburg gleichkommt. Die ungeheure Summe, welche verwendet wird, um die Metropole und ihre Vorstädte mit Gas zu erleuchten, sollte allein schon jeden Gedanken an Armuth fernhalten. Zufolge einer Berechnung des Herrn Headley beläuft sich das zu Röhren, Reservoirs, Gasometern und der zur Gasbereitung erforderlichen Maschinen verwendete Kapital auf 2,800,000 Pfd. Sterl. Zür die öffentliche Erleuchtung wird jährlich die Summe von einer halben Million gezahlt. Es werden jährlich 1 Milliarde 460 Millionen Kubikfuß Gas konsumirt; die längste Winternacht gebraucht allein neun Millionen Kubikfuß, die ein Licht verbreiten, welches dem von einer halben Million Pfd. Talglichten gleichkommen mag.

Der Verbrauch des ausgeschlachteten Fleisches ist an und für sich und beziehungsweise nirgends so groß, wie in London. Die Bevölkerung, welche die Fleischnahrung, deren sie bedarf, auf den Märkten kaufen muß, beträgt zwei Millionen Seelen. Smithfield allein liefert an Fleisch jeder Art, nach Abzug der Knochen und Abfälle, 270,820,000 Pfund. Bei dem vielleicht zu gering angenommenen Preise von sechs Pence für das Pfund, giebt diese Zahl 6,847,000 Pfd. Sterl. und 136 Gewichtspfunde für jeden Einwohner, so daß es fast unglaublich scheint, wie ein Mensch in einer solchen Stadt, wie London, nur einen Tag ohne Mittagbrod seyn kann.

Die Menge der in London begangenen Verbrechen ist fast eben so außerordentlich, wie sein Reichthum: 36,000 Individuen befinden sich durchschnittlich jedes Jahr in den Stockhäusern und Strafanstalten der Hauptstadt. In einem Jahre beläuft sich die Zahl der durch die Polizei arretirten Personen auf mehr als 65,000, d. h. gleich der Bevölkerung einer großen Stadt. Die Polizeiverwaltung hat es versucht, eine Uebersicht der Diebe oder überhaupt der gefährlichen Personen, welche die Stadt bewohnen, zu entwerfen, und ist zu folgendem Resultat gekommen: Indem sie dieses schlimme Personal in drei Klassen theilte, fand sie erstens, daß es in London 10,434 Individuen giebt, die kein sichtliches Existenzmittel haben und in der Uebertretung aller Gesetze vom Diebstahl, Betrug oder von dem Erlös, den sie aus der Prostitution ziehen, leben; zweitens, daß es 4333 Personen giebt, die zwar ein Gewerbe betreiben, aber schon als solche bekannt sind, die irgend ein Verbrechen begangen haben und von welchen man eine Verletzung des Gesetzes vermuthen kann; drittens, daß man 2104 Personen annehmen kann, die vielleicht mit der Justiz noch nichts zu thun gehabt haben, wohl aber als Verbündete der Individuen der beiden ersten Klassen bekannt sind. Außerdem haben die Behörden noch ein Verzeichniß derjenigen Häuser aufgestellt, die dem Dienste des Verbrechens geöffnet sind. In diesem Register findet man: Häuser der Diebeshehlerei 227; Häuser, die als Sammelplätze der Diebe bekannt sind, 276; Häuser der Prostitution, welche öffentliche Mädchen unterhalten, 933; Häuser, welche als sogenannte Absteigequartiere für öffentliche Mädchen gelten, 848; Häuser, in welchen Prostituirte wohnen, 1334; Spielhäuser 32; Häuser, wo Bettler wohnen, 221.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Genß.

II. Adel.

Ein gleiches Entstehen, wie in den übrigen Staaten, hatte auch der Adel in Polen; er entstand aus den ursprünglich freien eingebornen Grundbesitzern und aus den fremden Eroberern, welche in früheren Zeiten sich in den großen Ebenen, welche zwischen den Karpathen und der Ostsee liegen, niederließen. Die Heeresfürsten dieser erobernden Schaaren vertheilten den Grund und Boden an ihre Krieger, welche nun ihrerseits wieder die Pflicht übernahmen, auf eigene Kosten zu jeder Zeit wieder in das Feld zu rücken, sobald sie der Heerban dazu aufforderte. In diese kriegerische Verbindung traten auch diejenigen freien ursprünglichen Grundbesitzer, die in dem allgemeinen Sturm nicht untergegangen und die klug und geschmeidig genug waren, sich in diese neuen Zustände zu finden. Der ganz kleine Grundbesitzer, der frühere freie Bauer ging unter solchen Verhältnissen ganz unter, er fiel als Kriegsbeute den neuen Herren mit anheim, die ihn entweder als Sklaven oder als Leibeigenen und der Scholle anhängenden Mann zu ihren Diensten verwendeten und die Kraft seiner Arme ausbeuteten, um von den neuen Errungenschaften, dem großen Landbesitze, Nutzen zu ziehen, da sie durch den Heerban, das fortwährende Leben unter den Waffen, abgehalten wurden, selbst Landbau zu treiben, es übrigens auch schon damals bequemer finden mochten, über Leibeigene und Sklaven zu herrschen und eine reiche Existenz aus dem Schweiße ihrer neuen Unterthanen oder Sklaven zu ziehen.

So bildete sich in Polen, so wie in den übrigen europäischen, namentlich den germanischen Staaten, ein Herrenstand aus, den wir mit dem allgemeinen Namen des Adels bezeichnen können. Dieser Adel blieb neben der Geistlichkeit im alleinigen Besitz des Grundes und Bodens, galt allein nur als Staatsbürger. Städte gab es in diesen Zeiten entweder noch nicht, oder die vorhandenen hatten das allgemeine Loos und fielen bei der allgemeinen Theilung den erobernden Kriegern als Antheil anheim und kamen so in den Besitz des adeligen Staatsbürgers.

Die politische Bedeutung dieses sogenannten Adels (szlachta) wurde im Verlauf der Zeiten noch größer, als das Wahlkönigthum eingeführt wurde und jeder Staatsbürger, d. h. Adelige, Recht auf die Wahlkrone hatte. Die Wahl geschah auf freiem Felde durch die Gesammtmasse der freien Grundherren, und jeder König, der so gewählt wurde, gab gewisse Privilegien, die aufs neue die politische Bedeutung und Macht des Adels befestigten und erweiterten.

Eben diese große politische Bedeutung des Adels oder vielmehr der Mißbrauch, der nach menschlicher Weise aus diesem Verhältniß hervorging, war größtentheils Veranlassung, daß das Polenreich sich nach und nach auflöste, Parteiungen und Bürgerkriege entstanden und es beutelustigen Nachbarn durch Intriguen und Gewalt möglich wurde, Polen unter sich zu theilen.

Die drei benachbarten Staaten, welche das frühere Polenreich nun ihren Ländern einverleibten, mußten natürlich ihrer eigenen Sicherheit wegen die frühere unbegründete Macht der adeligen Herren beschränken, welche sich nicht mit ihrem absoluten Regierungssystem vertrug, und so verlor der Adel eines seiner Vorrechte nach dem anderen und nach und nach seine ganze politische Bedeutung, indem die neuen Herrscher nicht mehr Wahlkönige waren, sondern erbliche Fürsten, und es so ganz in ihrem Interesse finden mußten, neben dem Adel noch einen freien Bürgerstand in den Städten hervorzurufen und auch die Freiheit der Bauern anzubahnen, um in beiden, weil sie gegen den mächtigen Adel auf den Schutz der Regierung angewiesen waren, sich eine Stütze und ein Gegengewicht gegen den Adel zu schaffen.

In dem Königreich Polen oder der westlichen Provinz des Zarenreiches, denn als etwas Anderes kann es in seinem gegenwärtigen Verhältniß nicht mehr betrachtet werden, sind dem Adel von seinen früheren großen politischen Vorrechten nur noch wenige geblieben; er ist nicht mehr, wie früher, ausschließlicher Staatsbürger, sondern blos Besitzer seiner Güter geblieben, den öffentlichen Lasten der Conscription eben so, wie der Bewohner der Städte und des platten Landes, unterworfen, muß gleiches Recht nehmen, wie der Bauer vor demselben Tribunale — ihm bleibt als alleiniges Vorrecht, daß seine Söhne studiren dürfen, Anspruch haben auf Civil- und Militair-Aemter, welche Carriere in der Regel dem Bürger und Bauer verschlossen bleibt, da nach russischen Institutionen blos die Söhne der verschiedenen Adelsklassen berechtigt sind zum Besuche der höheren Schulen und Universitäten, und Anspruch haben auf Staatsämter und Offizierstellen im Heere. Den Söhnen des Volkes bleibt indessen die Aussicht, Offizier zu werden und somit den persönlichen Adel sich zu erwerben, wenn sie funfzehn bis achtzehn Jahre Unteroffiziere gewesen und sich durch gute Führung und Bravour auszeichnen, so wie Subalternbeamte ebenfalls geadelt werden, so bald sie ein Amt erreicht, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Deren Söhne genießen dann, wenngleich auch der Dienstadel des Vaters nicht auf sie vererbt, doch die Vortheile desselben, und so kann der letzte Mann des Volkes, sobald er intelligent und vom Glück begünstigt ist, adelig werden.

Dem Volke gegenüber genießt der adelige Gutsbesitzer weiter keine anderen Vorrechte, als die, welche jeder intelligente und wohlhabende Mann überall dem Armen und weniger Gebildeten gegenüber hat; maßt er sich größere Vor-

rechte an, so sind dies eigentlich keine Rechte, sondern Mißbräuche, welche das Gesetz nicht anerkennt, sondern vielmehr rügt.

Die Leibeigenschaft, d. h. die Gebundenheit an die Scholle, wurde zuerst durch die nicht ins Leben getretene Constitution vom 3. Mai 1791, die spätere Proclamation Kosciuszko's und endlich dauernd und rechtsgültig durch die Napoleonische Constitution vom Jahre 1808 aufgehoben; indeß fand zu keiner Zeit eine definitive Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse statt, durch welche die Bauern zu freien Eigenthümern ihrer innehabenden Güter geworden wären. Die Constitution vom 3. Mai 1791 bestimmte zwar, daß kein Gutsbesitzer mehr berechtigt seyn sollte, einen Bauern oder Kolonisten von seiner Wirthschaft zu vertreiben, daß diese Letzteren vielmehr gegen Fortleistung der zur Zeit bestehenden Verpflichtungen, bis zu einer anderweiten Regulirung derselben, erbliche Eigenthümer seyn sollten, allein diese Bestimmung kam nicht zur Ausführung, weniger aus Schuld des wohl dazu geneigten Adels, als aus Abneigung der russischen Regierung, welche mit dieser Maßregel nicht vorgehen wollte und konnte, um nicht einen zu großen Kontrast mit den Verhältnissen der Bauern in Rußland selbst hervorzurufen und unter diesen Unzufriedenheit zu wecken. So hat denn der polnische Adel heute noch das Recht, als eigentlicher Besitzer alles Grundes und Bodens auf seinen Gütern, die Bauern willkürlich aus ihren Höfen zu vertreiben und andere einzusetzen, doch macht er selten davon Gebrauch, ohne daß der Bauer irgend gegründete Veranlassung dazu giebt.

Allein diese materielle Abhängigkeit des Bauern vom Adel giebt dem Adel eine Macht und Einfluß auf die Insassen seiner Besitzung, welche die russische Regierung immer noch zu fürchten hat.

Der Ursprung dieses Abhängigkeitsverhältnisses läßt sich aus der Art und Weise, wie heute noch neue Bauernhöfe entstehen, nachweisen. Der in Folge der Eroberung alleinige Besitzer des Grundes und Bodens konnte denselben nicht alle bebauen und bedurfte auch Arbeiter dazu; um sich solcher bei der dünnen Bevölkerung dauernd zu sichern, theilte er größere und kleinere Ackerflächen ab, stellte die nöthigen Wirthschaftsgebäude auf, versah sie überdies selbst mit dem nöthigen todten und lebenden Inventarium und setzte dann Arbeiterfamilien in dieselben ein, welche ihm als Zins gewisse Spann- und Handdienste (Robotten) leisten, auch wohl Fruchtantheile liefern mußten; so zog er auch fremde Kolonisten ins Land — die Wirthschaft selbst blieb jedoch immer Eigenthum des Herrn, der den Inhaber nach Gefallen ganz vertreiben oder auf ein anderes Gehöft versetzen konnte. So entstehen, wie gesagt, noch heute neue Bauern. Der größere Theil der ländlichen Bewohner, die eigentliche Arbeiterklasse, sind die Komorniks; sie stehen in ähnlichem Verhältniß, haben jedoch außer einem Häuschen nur einige Morgen Land, empfangen noch einen baaren Lohn von 24—30 Thalern jährlich und werden von Jahr zu Jahr (Johannis) kontraktlich engagirt. Die Komorniks müssen verheiratet seyn, denn der Mann arbeitet täglich von Sonnenauf- bis Untergang im Dienste des Gutsherrn und die Frau besorgt die eigene Wirthschaft; sie muß indeß auch beim Scheuern des herrschaftlichen Hauses und dem Waschen der Schafe vor der Schur Dienste leisten, entweder unentgeltlich oder gegen ein geringes Taglohn.

Im Allgemeinen ist die Behandlung der Bauern und Komorniks nicht die grausame und despotische, wie man in Deutschland glaubt — leider am schlechtesten auf den Gütern der neuen deutschen Einwanderer, die mit dem Vorurtheil kommen, daß der polnische Bauer nur durch den Stock zur Arbeit erzogen werden könne.

Süd-Amerika.

Nachträgliches über die deutschen Ansiedlungs-Unternehmungen in Süd-Chile.

Nachdem meine Beleuchtung dieses Gegenstandes dem Kasten des Setzers vollständig entstiegen war, erhielt ich von dem Bevollmächtigten der chilenischen Regierung, Herrn Major Dr. Philippi, nachstehende Mittheilung: — — — „Für die katholischen Kolonisten, die laut meinen ersten Instructionen § 5 sich an dem See Llanquihue niederlassen wollen, enthalten meine letzten Instructionen vom 29. Mai 1850 noch folgende Punkte: Wenn die Kolonisten es vorziehen, ihre Ueberfahrt selbst zu tragen und die nothwendigen Handwerkszeuge zur Ausübung ihrer Industrie mitbringen, so bestehen Sie nicht auf die Deponirung der funfzehn Thaler pro Cuadra des Landes, welches jedem Kolonisten bestimmt ist, um mit diesen deponirten Geldern seine Ueberfahrt-Unterhaltung im ersten Jahre, Saaten ꝛc. zu bestreiten. Die Regierung will denselben die Lebensunterhaltung des ersten Jahres, die Saaten und das unumgänglich nöthige Vieh im Verhältniß der Ländereien vorschießen, welche Vorschüsse die Kolonisten sich verpflichten zurückzuerstatten nach beendigtem dritten Jahre, vom Tage ihrer Ankunft an gerechnet, jedoch werden sie einzig und allein verpflichtet, ein Fünftel zu bezahlen nach jedem beendigten Jahr, mithin werden die Vorschüsse erst nach beendetem achten Jahre vollständig zurückzuerstatten seyn; die Summen, die sie bezahlen, sollen ein Kapital zur Unterstützung derselben Kolonie bilden." Ein Blick auf diese veränderten Bedingungen genügt, um in denselben weit **größere Vortheile** für die Einwanderer zu erkennen, als die älteren gewährten.

Zugleich ward mir auch die Genugthuung, eine unverdächtige Bestätigung für meine durchgeführte Ansicht zu finden, daß der chilenische Handel mit dem nord-amerikanischen im Wettstreit treten könne. Der Washington National-Intelligencer enthält einen Konsulatsbericht vom 12. Mai d. J. aus Valparaiso, welcher von einem Kontrakt zwischen den Müllern von Chile und einer Compagnie Kaufleute daselbst handelt, wodurch der kalifornische Markt mit Mehl versehen werden soll. Durchschnittlicher Monatsertrag der Mühlen zu Concepcion ist 25,000 Fäßchen Mehl zur Ausfuhr, und die übrigen Mühlen an der Küste und zu Santiago mögen noch 15—20,000 Fäßchen liefern. Die Aerndte war diesmal ungemein reichlich, so daß der Quarter an der Mühle nicht mehr als 2½ Dollars kostet. Die ungeheuren Schwankungen des Mehlmarktes in Kalifornien, der von einer ausschweifenden Höhe zu einem eben so ausschweifend niedrigen Preise herabsank, haben die Kaufleute und Müller zu diesem Unternehmen vermocht. Man schlägt den Verbrauch in Kalifornien an 25,000 Fäßchen monatlich an und rechnet die Vermehrung durch neue Einwanderer auf 5000 Fäßchen monatlich; hierauf ist die Unternehmung gebaut. Die amerikanische Mehllieferung stößt also jetzt auf eine furchtbare Konkurrenz, die sich dem Bericht zufolge bereits fühlbar gemacht hat. Eine Speculation, die sich auf 300—400,000 Faß Mehl und auf die Versorgung eines ganzen Landstriches wie Kalifornien erstreckt, ist eine ziemlich neue Erscheinung und zeigt, welche Handelsthätigkeit allmälig an der Westküste Amerika's sich fühlbar macht. K. G.

Mannigfaltiges.

— **Heliopolis und seine Alterthümer.** Briefen aus Kahira zufolge, ist ganz kürzlich an der Stelle, wo Heliopolis, die heilige Priester-Stadt des alten Aegyptens, gestanden, die in der Bibel unter dem Namen On vorkömmt, eine neue wichtige Entdeckung gemacht worden. „Einige Fellahs", heißt es in diesen Briefen, „die nach Gartenerde gruben, stießen auf zwei steinerne Säulen, deren Stellung vermuthen ließ, daß sie die Seitenthür oder den Eingang eines Tempels bildeten. Die darauf befindlichen Hieroglyphen sind schön geformt und vortrefflich erhalten, und die Einfassung trägt das Namenszeichen von Thotmes III., unter dessen Regierung, nach Wilkinson, der Auszug aus Aegypten (1491 v. Chr.) stattgefunden. Auch wurde dabei ein Theil einer Mauer gefunden, deren Ziegel sämmtlich dasselbe Namenszeichen trugen. Für unsere Alterthumsforscher, besonders für Herrn Lieder aus Nord-Amerika, ist dieser Fund etwas ungemein Kostbares, denn bis jetzt war der Obelisk von Osirtasen I. (1740 v. Chr.) unter dessen Regierung Joseph in Aegypten ankam, die einzige Reliquie von Heliopolis. Man hat leider jene Säulen und Anderes, was dort aufgefunden worden, hinweggeführt und nach dem neuen Palast von Abbas Pascha gebracht, jenes unwissenden Wollüstlings und Despoten, wo sie nicht blos jedem Anblicke verschlossen bleiben, sondern auch gänzlich unbeachtet seyn werden."

— **Geschichte der französischen Fremden-Legion.** Der am 13. Juli 1841 auf unglückliche Weise ums Leben gekommene Herzog von Orleans hatte dem General Bernelle aufgetragen, eine Geschichte der seitdem aufgelösten Fremden-Legion zu schreiben. Diese ist nunmehr unter dem Titel „Histoire de l'ancienne légion étrangère" erschienen, und zwar hat der General Bernelle die Geschichte der Fremden-Legion in Algerien von 1831 bis 1835 bearbeitet, während Herr v. Colleville die Leistungen dieses Corps in Spanien von 1835 bis 1838 beschrieben hat. Die Geschichte des Krieges in Afrika ist dadurch um einen interessanten Beitrag bereichert worden, während andererseits zu den Darstellungen, welche wir bereits aus karlistischen Federn über den Bürgerkrieg in Spanien besitzen, hier ein mit offiziellen Aktenstücken ausgestattetes Gegenstück aus einer französisch-christinischen Feder geliefert wird.

— **Die Geschwindigkeit auf englischen Eisenbahnen.** Die Schnelligkeit, mit welcher man auf englischen Eisenbahnen fährt, wächst mit jedem Jahre, trotz der zahlreichen Unglücksfälle, die in der Regel keine andere Ursache, als diese übertriebene Schnelligkeit haben. Auf der Eisenbahn zwischen London und Exeter fährt man mit dem Express-Train (ein Zug, der nur Wagen erster Klasse mitnimmt) durchschnittlich 51½ englische (11½ deutsche) Meilen in der Stunde. Dr. Lardner sagt in seinem kürzlich erschienenen umfassenden Werke über Eisenbahnen,*) daß bei Probefahrten und anderen außerordentlichen Gelegenheiten sehr oft schon eine Schnelligkeit von mehr als 70 engl. (15½ deutsche) Meilen in der Stunde erreicht worden sey. Dr. Lardner knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Nach den von Dr. Hutton angestellten Experimenten, soll eine abgeschossene Kanonenkugel 6700 Fuß in einer Viertelminute zurücklegen. Es kommen also 26,800 Fuß oder fünf (engl.) Meilen auf eine ganze Minute, was 300 (engl.) Meilen auf die Stunde beträgt. Da man nun auf der Eisenbahn 75 (engl.) Meilen in einer Stunde zurücklegen vermag, was bei mehreren Versuchen bereits geschehen, so folgt daraus, daß eine mit einem Train verbundene Lokomotive eine nur viermal kleinere Geschwindigkeit als eine Kanonenkugel hat. Dagegen würde es aber auch, um einen solchen Zug durch Kanonenkugeln in eine solche Bewegung zu bringen, nicht weniger als des vierten Theiles des Gewichtes, den der Zug selbst hat, an Kanonenkugeln bedürfen."

*) Railway Economy. A treatise on the new art of transport, its management, prospects and relations, commercial, financial and social. With an exposition of the practical results of the railways in operation in the United Kingdom, on the Continent, and in America. By Dionysius Lardner. London, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 14. September 1850.

Nord-Amerika.

Das Glück des Unbekanntseyns.*)

Ein Bewußtseyn von Berühmtheit durchrieselt die Adern mit einem zarten Kitzel. Alle Männer und einige Frauen fühlen dieses wollüstige Zieher des Pulses. Der Durst nach Ruhm, selbst der niedrigsten Art, ist bei Vielen so intensiv, daß er sie um die Qualität oder um ihre Berechtigung dazu gänzlich unbekümmert macht. Ihnen gilt ein Konterfey so viel, wie die echte Münze, wenn es nur gangbar ist. Haben sie nur den Schein, so fragen sie nicht nach der Wirklichkeit. Der Ruf ist ihnen alles, Verdienst nichts. Ja, noch mehr: schlimmer Ruf ist ihnen lieber, als gar keiner, und eher wollen sie von jeder Lippe verwünscht, als von gar keiner erwähnt werden.

Daß es ein Vergnügen gewährt, unbekannt zu leben, wird nicht so allgemein zugestanden; aber es hat dennoch seine Annehmlichkeiten. Ein junger Reisender in Europa genießt die süße Freiheit des Inkognito unter sich drängenden Millionen. Die Spionage, der er in der Heimat ausgesetzt war, umgiebt ihn nicht mehr. Keine Erkennung findet statt. Niemand wirft hier den Blick auf ihn, welcher dem aufkeimenden Wunsche, der eben in die That übergehen will, Einhalt thut, oder den schon geöffneten Mund wieder verstummen läßt. Die Besorgniß der möglichen Gegenwart eines Beobachters schwindet; die Muskeln, welche zur Konformität, Vorsicht und Verstellung angestrengt werden, genießen einen Feiertag, und erschlafft und träge schlafen sie aus Mangel an Provozirung ein. Solche vollkommene Isolirung ist ergötzend, aber ganz unausführbar, wo auch der entfernteste Argwohn noch lauert, daß unsere Bekanntschaft vielleicht stören kann.

Nachdem man durch Reisen diese werthvolle Entdeckung gemacht hat, muß man zunächst dafür sorgen, die Glückseligkeit zu erhalten. Dies wird in der That beinahe als eine Pflicht erscheinen, wenn man bedenkt, welche scharfe Dornen die Sucht nach Auszeichnung in die Brust gepflanzt hat, und welches Heer von Uebeln nachfolgt, sie zu verwunden. Könnten diese Dornen aus dem Wege der Menschen hinweggeräumt werden, wie herrlich würde sichs dann leben lassen! Wir würden stets auf Rosen wandeln. Die Geschichte der Menschheit würde dann von ihren tausend Bänden Folio auf einen einzigen, nicht größer, als der, welcher des „Pilgrim's Progress"**) enthält, reduzirt werden. Viel Galläpfel und Eisenvitriol würde erspart werden, und die Lumpen, welche von dem Rücken der Armen abfallen, wo sie gute Dienste geleistet haben, würden nicht mehr wie jetzt in Millionen von Büchern wieder auferstehen, um Unheil zu stiften. Schriftsteller würden dann in der einsamen Betrachtung ihres ungeheuren Genies sich glücklich fühlen und sich bemühen, das zu seyn, was sie erdichtet und beschrieben haben. — Sollte sich das Geschlecht der unbekannten Männer und Frauen sehr vermehren, so würde die Einführung französischen Trödelkrams bedeutend abnehmen, und Opernlogen dürften das werden, was Schaubuden sind, nachdem der Jahrmarkt vorüber ist.

Was für einer Welt von Beschwerden entgeht der Unbekannte nicht! Niemand plagt ihn um sein Autograph oder um Zeugnisse über die Güte seiner Brustkuchen. Kein grober Kerl sendet ihm einen Brief zu, worin er ihm sagt, daß er ein Schurke oder ein Verräther seines Landes ist und ihn zugleich nöthigt, doppeltes Porto für die Mittheilung zu bezahlen. Der Unbekannte, hinter seiner Rüstung der Richtigkeit oder Nichtsheit geschützt, trotzt dem „Schnitt" eines unverschämten Stutzers von beiderlei Geschlecht, wenn ein solches Geschöpf überhaupt irgend einem Geschlecht angehört. Außer einer wesentlichen Ersparniß an Hüten, vermeidet er eine ungeheure Menge von Lügen und falschen Komplimenten dadurch, daß er keiner Damenbekanntschaft begegnet. Da er nie zu öffentlichen Diners eingeladen wird, so ist er frei von jeder Schuld an den thörichten Reden, welche dort gehalten werden, eben so wie an den possenhaften Entschuldigungsbriefen wegen einer Abwesenheit, die man erwartet und worauf man gezählt hat. Man findet seinen Namen nicht auf Wahl- und Geschworenenlisten; daher wird er nicht um seine Stimme geplagt und nicht dafür gestraft, daß er nicht Wochen damit zugebracht hat, anderer Leute Schwierigkeiten zu heben, nachdem es sein Lebensstudium gewesen, solche für sich selbst zu vermeiden. Marktschreierei- und Quacksalbereizettel, welche, wie schlimme Neuigkeiten und Gerüche, überall hindringen, können ihn nicht erreichen, da sein Name glücklicherweise nicht im Adreßkalender zu finden ist. Niemand verlangt von ihm, seinen Namen an die Spitze einer Subscription zu setzen, um Emerson's „Essays"*) ins Englische übertragen zu lassen, oder eine Bittschrift um die Abschaffung der Kartoffelfäulniß auf der einen Seite von 36½ Grad oder der sozialen auf der anderen zu unterzeichnen.

Da er keinen Ruf hat, so hat er nicht nöthig, wie Autoren und unverheiratete Frauen, welche mit einem Ueberfluß davon belästigt sind, fortwährend Prozesse wegen Verleumdung zu führen, um ihn zu erhalten. Er schert sich weder um Madame Aufrichtigkeit, noch um Madame Wohlthätigkeit, deren Kräfte er zwar sehr hoch anschlägt, die aber dennoch, mögen sie thun, was sie wollen, nicht im Stande sind, durch irgend eine Art Geflüster, Verleumdung oder Insinuation einen Charakter zu nehmen, den man niemals gehabt. Es ist daher sehr angenehm, klein zu seyn. Da kann man seinen Hut aufstülpen und der Welt trotzen; denn die Polizei kann einen eben so wenig fassen, wie einen Krug ohne Henkel.

Ein solcher Mann braucht keinen Kirchstuhl im breiten Flügel des berühmten Dr.—'s Kirche zu kaufen oder irgend eine am Sonntag zu besuchen, wenn er nicht Lust hat, eben so wenig, wie die ehrwürdigen Geistlichen es selbst thun, wenn auf ihren periodischen europäischen Reisen zu ihrer Gesundheit — einem Artikel, welcher, wie eine gründliche Erfahrung ihrerseits sie hat entdecken lassen, am besten da erlangt wird, wo Schönheit, Reichthum, Verfeinerung und die schönen Künste am häufigsten sind. Er kann von Clay, Calhoun und Webster, ohne Furcht vor Parteiwerbern sprechen. Wenn er will, so kann er, ohne von der Kaste ausgeschlossen zu werden, es bleiben lassen, seine Füße mit französischen Stiefeln zu bedecken und seinen Kopf mit europäischer Affectation zu füllen, und das Privilegium genießen, den alten, plumpen, ehrlichen sächsischen Stil zu gebrauchen, ohne ihn erst durch ein gallisches Sieb zu filtriren. Da er Niemand ist, so versteht sich's von selbst, daß er einem Lästigen ohne Lüge sagen lassen kann, er sey nicht zuhause. Es ist nicht sein geringstes Glück, daß er nicht gezwungen ist, mit einer reichen Schlumpe zu tanzen, und nicht aufgefordert wird, eines Spekulanten Banknote zu indossiren. Kein Taschendieb bittet ihn, seine Caution zu seyn, und die Ehre, als Bürge für einen politischen Verbrecher zu leiden, ist ihm versagt.

Unverwundbares Wesen! Er geht zwischen Männerfallen, von dem schlauen Geschlecht zahlreich aufgestellt, mitten hindurch und kömmt doch heiler Haut davon, denn es erfordert die Schwere des Goldes, wenn sie fangen sollen. Wie glücklich ist er! Er braucht nur eine gelungene Tragödie zu schreiben, so wird er auf einmal der „große Unbekannte" und ergötzt sich höchlich an dem Geheimniß. Sollte er am Ende gehängt werden, so verschwindet er auf eine mysteriöse Weise, wie der Mann mit der eisernen Maske, und seine Verwandten bleiben von jenem unbehaglichen Gefühl um die Kehle verschont, das sie beschleichen würde, wenn man zufällig Hanf erwähnt. Wenn er stirbt, so nimmt er freilich seinen Namen mit sich. Hierin weicht er von den Groß-seyn-wollenden und kleinen Unsterblichen ab, welche die Ihrigen zurücklassen, um eine kurze Zeitlang hin- und hergeworfen und dann ihnen nachgeschickt zu werden.

Der Mann, den ich beschrieben habe, erhielt neulich folgende Epistel. Ich muß hinzufügen, daß er gleich darauf die Bekanntschaft des ehrlichen Schreibers machte:

„Mein Herr!

„Ich bin seit fünf Jahren Ihr nächster Nachbar und muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß ich die ganze Zeit hindurch Ihren Namen nicht einmal habe erwähnen und keinerlei Anspielung auf sie habe machen hören. Ich adressire dies daher an Sie nothwendigerweise als Nr. 196. Ich glaube, ich sollte um Verzeihung bitten, daß ich Ihr Daseyn überhaupt, wenn auch erst jetzt, anerkenne, ich verspreche aber, so lange ich lebe, es nicht wieder zu thun, sollten Sie fortfahren, die Dunkelheit, so wie jetzt, zu verdienen. Es war jedoch unmöglich, Ihnen die Ehre vorzuenthalten, die Ihnen dafür gebührt, daß Sie ein so glänzendes Beispiel von rein negativer Quantität sind, wie sie Mathematiker bisher sich wohl vorgestellt, nie aber in der Wirklichkeit gefunden haben. Ihre Stellung ist allerdings eine glückliche, da Sie Aufsehen machen können, ohne Neid zu erregen, weil das Aufsehen in Nichts zusammenfällt. Ihr Name ist daher auch glücklicherweise in den Zeitungen nicht mit denen der Pillenmacher, Taschendiebe, großer Verbrecher, kleiner Staatsmänner, Philanthropisten nach einem geringen Maßstab, Unterschleifer

*) Nach einer amerikanischen Zeitschrift.

**) Ein rührend bekanntes und sehr erbauliches Werk von Bunyan. Macaulay hat es in seinen „Essays" sehr günstig rezensirt und dem „verlornen Paradiese" an die Seite gesetzt.

*) Augenscheinlich ironisch, weil man Emerson eine große Dunkelheit des Stils vorwirft.

nach einem großen, mit den Quacksalbern, Marktschreiern und Schuhputzern vermengt, wozu als Nachtrag hinzugefügt werden können, ausgezeichnete Schauspieler auf der Bühne und unbemittelte Dulder in Parterre und Logen, Erfinder von geschmackvollen Hemden für die, welche sie kaufen können, und wortreiche Prediger der Geduld und Ausdauer für die, welche es nicht können, sondern aus Armuth genöthigt sind, sich selbst zu behelfen, so gut es geht.

„Mit aufrichtigen Glückwünschen zu Ihrer Unbedeutsamkeit, verbleibe ich, mein Herr, und werde ich immer verbleiben, Ihr unbekannter Korrespondent."

Zachary Taylor's Popularität.

Einer der rührendsten Züge, welche mit dem Tode des Generals Taylor, mit jenem großen Ereigniß, welches mehr als alles Andere, seit vielen Jahren die Herzen der Amerikaner ergriff, im Zusammenhang stehen, ist der Umstand, daß ganze Schaaren der Landbevölkerung an die Eisenbahnstationen eilten, um zu erfahren, ob diese unerwartete Nachricht wahr sey. Es beweist dies am deutlichsten das Interesse, welches die Massen für den verstorbenen Präsidenten hegten, ein Interesse, welches immer unbestimmt und abstrakt klingt, wenn es eben nur einfach heißt, auch das Land habe den großen Verlust tief empfunden. In jenem Umstande hat man einen faktischen Beweis von dem positiven und reellen Mitgefühl des Volkes. Die Leute kommen aus ihren Häusern und von ihrer Arbeit; sie wollen Nachricht wie über einen persönlichen Freund, und man kann überzeugt seyn, daß sich viele unter ihnen betrübten, als ob ihnen ein Theil ihres eigenen Lebens entrissen worden. Einem Jeden war der Präsident Taylor als eine Wiedergeburt des ersten großen Verwalters des obersten Staatsamtes erschienen. Sie sahen in ihm, und dies macht ihren Hoffnungen und Wünschen gewiß große Ehre, den Erben der Tugenden George Washington's. Sie stellten beider Namen gern zusammen und suchten nach Vergleichungspunkten in ihrem Leben und ihren Geschicken. Es sind auch Gründe genug zu dieser Parallele vorhanden. Beide zeichneten sich nicht nur durch ihren militärischen und bürgerlichen Werth aus, sondern durch eine gleiche Bescheidenheit und Aufrichtigkeit in ihrem Wirken und Streben. Wer im „weißen Hause" mit ihnen sprach, hätte wahrscheinlich in keinem von Beiden den Soldaten vermuthet. Sie brachten Beide nicht den Kriegsmann aus dem Felde und der Schlacht in die stille Stätte des Friedens mit zurück. So sehr der Kriegsruhm auch verführerisch und geeignet ist, persönliche Eitelkeit zu befriedigen und die Augen des Volkes auf sich zu lenken, so umgab sich doch keiner von ihnen in ihrem bürgerlichen hohen Wirkungskreise mit dieser prunkvollen Atmosphäre. Das Volk hörte durch Washington keine Trompetenklänge von Trenton, keine durch Taylor von Buena Vista. Letzterer machte sogar Miene, die Ehren des Krieges in Mißkredit zu bringen, — als er starb. Man sieht ganz deutlich die Folgen dieser Mäßigung rücksichtlich seines militärischen Rufes in den Bemerkungen, die seit seinem Tode über ihn geschrieben wurden. Seine Freunde scheinen, wenn sie ihn nur als einen Mann des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Einfachheit, als einen festen Patrioten, als den Protektor der Union und den Präsidenten des ganzen amerikanischen Volkes darstellen, seine glänzenden mexikanischen Siege gänzlich vergessen zu haben. Man fühlte vielleicht wohl aber auch, daß sein Angedenken nicht der eitlen Aufzählung gewöhnlicher militärischer Thaten bedürfe.

Mr. Webster machte im Senate die eben so inhaltsreiche, als richtige Bemerkung: „Neben der Bewunderung für seine militärischen Eigenschaften, glaube ich, herrschte im ganzen Lande zugleich ein hoher Grad von Glauben und Vertrauen auf seine männliche Biederkeit, Ehre und Rechtschaffenheit. Ich glaube, man erkannte und achtete vorzugsweise in ihm bei Ausübung seiner Würde gerade Beides, sowohl den festen als auch den milden Mann. Und ich habe mehr als einmal nicht nur bei dieser, sondern eben so bei anderen volksthümlichen Regierungen wahrgenommen, daß der Hauptgrund, warum die große Masse der Menschen einem Individuum hohe Machtvollkommenheit überträgt, auf dem Vertrauen beruht, welches sie in seine Herzensgüte setzt. Man ersieht in seinem väterlichen Schutze die beste Gewähr der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit. Das Volk fühlt sich in ganz naturgemäßer Weise geborgen, wo es sich unter der Kontrole und dem Schirme vernünftigen, nüchternen Rathes, unparteiischen Sinnes und allgemein väterlicher Oberaufsicht fühlt."

Das öffentliche Urtheil über den Präsidenten Taylor wurde in letzter Zeit vielfach mit der Betrachtung über die besonderen Staatsfragen, die in das Gebiet seines Amtes gehörten, vermengt und verwechselt. Gegenwärtig fängt man schon an, zu jenem Manne zurückzukehren, der dem Volke zuerst unter dem halbvergessenen Namen „Old Zack" bekannt wurde. Seine wackere Entschlossenheit, sein Muth, seine Ehrenhaftigkeit, seine biedere Rechtschaffenheit, seine derb einfachen und schlichten Sitten, Alles taucht wieder im Gedächtnisse auf, wenn man sich der Zeit erinnert, wo die ganze Nation erwartungsvoll auf seine Kriegsoperationen in einem fernen Lande, mit einer Handvoll Leute, blickte; jener Zeit, wo er in Gefahr war und wo die Verlegenheit der Staatsmänner daheim durch seinen Untergang aufs höchste gestiegen wäre. Er focht Alles aus, errang den glänzendsten Sieg und blieb doch der stille, ruhige Zachary Taylor, ohne eine Spur von Selbstsucht oder Eitelkeit. Man fühlte, daß er vom Soldaten die Tugenden besaß, welche auch dem Manne der bürgerlichen Verwaltung zur Stütze dienen können, und diese Tugenden hat er bei den gefährlichsten Prüfungen des Staates in glänzender und heilsamster Weise zur Anwendung gebracht. Wäre durch eine längere Geschäftsführung sein Selbstvertrauen zu größerer Reife gediehen, so hätte er, wie wir davon sicher überzeugt sind, eine noch hervorragendere Stellung im Staate eingenommen und namentlich mit der entschiedensten Kraft die Aufrechthaltung eines jeden gesunden Sitten- und Rechtsprinzipes vor den Augen des Publikums gefördert.

„Wir erinnern uns", sagt ein amerikanischer Schriftsteller bei dieser Gelegenheit, „keines Mannes, der so lange, mit unbeachteter und unbelohnter Arbeit beschäftigt, im Dunkel gelebt hat und dann am Schluß mit so plötzlichem Glanz hervorgetreten ist." Die Bemerkung ist treffend und wahr. Obwohl indeß dem öffentlichen Bekanntwerden des verstorbenen Präsidenten nur erst ein so kurzer Zeitraum gegönnt war, so erwies sich sein Charakter doch als ein so ausgezeichneter und die Ergebenheit, welche er für das Prinzip der Pflichterfüllung hegte, als eine so große und einleuchtende, daß er sogleich von Anfang an verstanden wurde und sich die allgemeine Achtung erwarb. Nichts konnte bei der Präsidentenwahl vorgebracht werden, um das Urtheil des Volkes über ihn irrezuführen; das Volk hatte sich instinktmäßig ein Bild von ihm entworfen und in ihm den würdigen, aufrichtigen und biederen Soldaten erkannt, als den er sich seinen Landsleuten an den Ufern des Rio Grande gezeigt hatte. Wie er dann erschien, hatte er schon zuvor gelebt, und so auch starb er, indem er die Grundsätze und Sitten des Gründers der Republik an unsere eigenen Tage anknüpfte und uns lebendig die „heilige Flamme" Washington's vorantrug.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

I.

(Fortsetzung.)

Wir wollen jetzt einige der kleinen Gewerbe der Weltstadt der Industrie und des Handels die Revüe passiren lassen. Der huckster (Höker) unterscheidet sich zunächst von dem gewöhnlichen Kaufmann darin, daß Letzterer seine Geschäfte im Hause, Ersterer aber auf offener Straße betreibt. Dann stellt auch die Verschiedenheit in dem Betriebskapital, dessen sie Beide bedürfen, einen auffallenden Unterschied zwischen ihnen her; der huckster gebraucht immer nur ein verhältnißmäßig sehr kleines Kapital zum Betriebe seines Geschäfts. Ein Jeder von Beiden erhält auch einen bestimmten Charakter und verschiedene Gewohnheiten in Folge der Sitten und Glücksumstände seiner Kunden: der Ladenbesitzer versorgt mit seiner Waare hauptsächlich den Adel und die Bourgeoisie; der huckster ist der gewöhnliche Lieferant des Armen: er bringt Gewürz, Obst, Fisch, Hülsenfrüchte, Seekrebse, Kuchen und Pudding, Zuckerwerk, Ananas, Schreibmaterialien, Kleiderstoffe, Galanteriewaaren u. s. w. vor die Thür des Arbeiters. Die Klasse der hucksters spielt eine wichtige Rolle in dem Londoner Volksleben, nicht nur als ein integrirender Theil der armen Volksklassen selbst, sondern hauptsächlich auch als Vermittelung, durch welche die weniger begüterten Leute den größten Theil der Dinge, deren sie bedürfen, erhalten.

Wenn man die hucksters mehr in Massen, als individuell kennen lernen will, so kann man das nicht besser, als wenn man an einem Sonnabend Abends oder Sonntags früh die Märkte besucht; man hat hier ein eben so befremdendes als lehrreiches Schauspiel. Es finden zu London an verschiedenen Tagen funfzehn Märkte statt. Die größten oder vielmehr die besuchtesten sind die, welche in dem unter dem Namen New-Cut bekannten Theile von Lambeth und in dem Theile von Somers-Town, den man den Brill nennt, abgehalten werden. Auf diesen funfzehn Märkten zählt man beinahe 1950 hucksters; hierzu müssen jedoch noch alle diejenigen gerechnet werden, welche über die anderen Theile der Stadt verbreitet sind und mit jenen zusammen ein Personal von beinahe dreitausend ausmachen. Eine zahlreiche Klasse unter den hucksters bilden die umherziehenden Fischhändler. Sie verkaufen alle Arten von frischen, trocknen und gesalzenen Fischen, maß-, stück- und pfundweise. Sie bedienen sich der Wagschalen und verschiedener Gewichte, je nach der Freigebigkeit oder dem Starrsinn des Käufers. Ist Letzterer liberal, so bedient man ihn fast immer redlich; wenn er aber schäbig (skabby) ist, so richtet man das Gewicht nach dem Preise ein, den er erhandelt hat. Der huckster hat in der Regel zweierlei Gewichte, richtige und falsche. Beide Arten sehen äußerlich ganz gleich aus, aber das eine ist unten ausgehöhlt. Wenn nun der Käufer den Handelsmann wegen des Preises drückt, so giebt dieser anscheinend nach, glaubt aber ganz recht zu thun, wenn er, statt des richtigen Gewichts, das leichtere nimmt. Die Differenz ist nicht unbedeutend: ja, es kömmt vor, daß Jemand, der ein Pfund Waare gekauft zu haben glaubt, in der Wahrheit nur ein halbes Pfund davon hat. Die Wagschalen bringen fast alle den hucksters, auch wenn sie sich der richtigen Gewichte bedienen, einen Vortheil von drei Unzen auf das Pfund, was von der ungleichen Schwere der beiden Schalen herrührt; dieser Vortheil wird noch erhöht, wenn der huckster die Waare auf den Rand der Schale legt. Das Gemäß, mit welchem Krebse, eßbare Muscheln u. s. w. verkauft werden, hat gewöhnlich einen doppelten Boden. Einige Maße sind auch so eingerichtet, daß der Kaufmann ein zweites von Zinn einsetzen und dasselbe zurückziehen und vorschieben kann, je nachdem der Käufer ein jonnock oder ein scaly cove ist. Die Fischhändler haben es sich einmal zum Gesetz gemacht, dem Kunden immer nachzugeben; aber sie wissen es durch mehr oder weniger redliche Mittel stets so einzurichten, daß sie ihren Vortheil finden. Sie kaufen meistentheils den Fisch, welchen die Kaufleute in den Läden nicht haben wollen. Wenn er schon alt ist, besonders die Makrele, so verliert er die Farbe und wird übelriechend; dann ist der huckster gezwungen, seine Waare zu einem billigen Preise loszuschlagen, und er thut dies am liebsten des Abends, wo ein Licht dem Fische noch einiges Ansehen giebt. Wenn der Fischhändler seine Waare nach dem Maße eingekauft

hat, so stellt er einen Durchschnittspreis fest und verkauft Klein und Groß für denselben Preis, gewöhnlich um das Doppelte des Einkaufspreises. Lebende Aale werden in einen nassen Sack gesteckt und mit diesem zusammen gewogen, woher es kömmt, daß man statt eines Pfundes kaum acht Unzen Fisch erhält. Man hört die hucksters öfters das Pfund Lachs zu sechs Pence ausrufen, wenn sie es auch für denselben Preis eingekauft haben; hier ist es also augenscheinlich, daß sie nur durch das Defizit ihrer Gewichte zu einigem Verdienst kommen können.

Gewisse herumziehende Fischhändler haben einen Schiebkarren oder einen kleinen Handwagen. Diejenigen, welche eine feste Kundschaft haben, bedienen sich eines einspännigen Fuhrwerks; dies sind die Begütertsten. Einige sind nur mit einem Brette versehen, das sie auf dem Kopfe tragen; die meisten aber haben einen Kübel, der mit einer Holzplatte bedeckt ist, auf welcher einige Fische als Probe ausgelegt sind. Der Kübel ist meist Eigenthum des Händlers, kostet neu 3 Shill. 6 Pence und hält bei einiger Sorgfalt beinahe zwei Jahre aus. Es giebt jedoch auch Händler, die sich dieses armselige Geräth für einen Penny täglich miethen müssen. Die Handwagen sind fast alle für 2 Shill. wöchentlich oder 4 Pence täglich gemiethet; für den Wintertag ist die Miethe etwas geringer. Die Wagen, wovon ein neuer etwa 25—30 Shill. kostet, sind mit dem Namen des Eigenthümers gestempelt.

Der größte Theil der Geschäftsleute borgt die zum Handel erforderlichen Kapitalien gegen hohe Zinsen. Es werden gezahlt für 1 Pfd. Sterl. Kapital wöchentlich drittehalb Shill. Zinsen, für 15 resp. 10 Shill. Kapital 2 Shill. und anderthalb Shill. Kapital und Zinsen müssen dem Darleiher am Sonntage, wo derartige Geschäfte stattfinden, zur Stelle gebracht werden; die Zinsen streicht er ein und das Kapital giebt er, wenn der Händler es noch gebraucht, auf neuen Borg. Von Woche zu Woche verlängern sich diese wucherischen Miethsverträge zu Jahren, und es ist gar nicht selten, daß ein armer huckster während eines Jahres zehn Pfd. Sterl. Zinsen für ein Kapital von einem Pfd. Sterl. gezahlt hat. Wenn der Schuldner es verabsäumt, am Sonntage zu kommen und dem Gläubiger das Geld vorzuzeigen, so läßt ihn dieser am Montage ganz gewiß aufsuchen und entzieht ihm, wenn die Summe nicht vollständig in Waare und Geld aufgewiesen werden kann, für die Zukunft den Kredit. Diese Wucherer wissen recht gut, daß sie von dem Schuldner keinen gesetzlichen Schadenersatz verlangen können, und deshalb begnügen sie sich, jede Verbindung mit ihm abzubrechen. Es giebt unter derartigen Kapitalisten Leute, die ein bedeutendes Geld verdienen; mir selbst ist einer bekannt, der mehr als hundert kleine Wagen besitzt und gegen 100 Pfd. Sterl. in kleinen Summen auszustehen hat.

Um sich als umherziehender Fischhändler etabliren zu können, muß man wenigstens ein Pfd. Sterl. für einen Wagen und zehn Shill. Betriebskapital besitzen. Es giebt Leute, die von Jugend auf diesem Gewerbe obgelegen. Der größte Theil jedoch hat es ergriffen, weil er in anderen Gewerben zugrundegegangen ist. Viele widmen sich demselben, weil sie das unstäte Leben lieben und Herren ihrer Zeit und ihrer Handlungen seyn wollen. Wenn einer von ihnen sich in Noth befindet, d. h. wenn er sein Kapital verloren hat oder krank ist, so stellt er irgend einen Gegenstand, zum Beispiel ein Tuch, zur Verloosung. Gedruckte Einladungskarten werden an seine Kameraden geschickt und der unveränderliche Preis der Nummer ist pro Stück sechs Pence. Zwanzig, dreißig oder vierzig Personen, je nach dem Grade der Gunst, in welcher der Lotterieunternehmer bei seinen Kameraden steht, je nachdem er selbst in ähnlichen Fällen sich mehr oder weniger freigebig gegen dieselben gezeigt hat, kommen in einer Schenke zusammen, die als Versammlungsort bestimmt ist. Hier kömmt es bisweilen zu heftigen Auftritten, bei welchen die gegen die Köpfe der Streitenden geworfenen Bierkrüge keine kleine Rolle spielen. Wenn der Lotterieunternehmer die Namen der Subskribenten aufzuschreiben im Stande ist, so führt er bei der Verloosung den Vorsitz. Ein Mann, der bei einer solchen Gelegenheit selbst einmal Vorsitzender gewesen war, versicherte mir, daß er, als er es für gut fand, einen Beisitzenden zur Ordnung zu rufen, einen Wurf mit dem schweren Zinnkrug gegen den Kopf erhalten habe und besinnungslos niedergestürzt sey. Wenn die hucksters überzeugt sind, daß der Kamerad, der sich an ihre Mildthätigkeit gewendet hat, sehr herabgekommen ist, so daß die äußerste Noth ihn zu dieser Demüthigung gezwungen hat, so richten sie es so ein, daß Niemand bei der Verloosung gewinnt und der Unternehmer seine Sachen behält.

Meistentheils sind es nur Männer und Frauen, die in den Londoner Straßen Fische verkaufen, bisweilen jedoch sieht man auch Kinder, die von ihren Aeltern geschickt werden, Fische auszurufen, oder die verwendet werden, den kleinen Handwagen zu ziehen, während die Frauen den Handel machen, die Kunden bedienen, das Geld einnehmen. Fast alle haben einen starken Hang zum Trunk. Allem Wechsel der Witterung ausgesetzt, behaupten sie, daß ein tüchtiger Schluck die Nässe vertreibe. Man kann annehmen, daß sie im Durchschnitt beinahe 5 Shill. pro Kopf wöchentlich für hitzige Getränke ausgeben. Unter sich sind sie sehr ehrlich, und einer von ihnen äußerte gegen mich, daß, wenn sie mit dem Publikum nicht eben so ehrlich umgingen, dieses selbst es ja nicht anders haben wollte. Ein Fischhändler, der seit sechzehn Jahren sein Gewerbe betreibt, und den ich ganz besonders danach fragte, ist der Meinung, daß wenigstens ein Drittel seiner Kollegen im Konkubinat lebt. Von sechzehn Personen dieser Klasse, die in seiner Nachbarschaft wohnten, kannte er sieben Paare in wilder Ehe.

Die Fischhändler haben selten Verluste in Folge der Unbeständigkeit ihrer Waare. Sie wissen, sagen sie, ein Mittel, dieselbe los zu werden. Wenn der Fisch schon ziemlich stark riecht, so gehen sie damit in die armen Stadtviertel, wo viele Irländer wohnen, die in dem, was sie essen, nicht gerade allzu delikat sind. Der Tag beginnt für die Händler um zehn Uhr Morgens. Um diese Zeit gehen sie nach dem Markte, kaufen dort ihre Waare ein, kehren dann mit derselben nach Hause zurück, frühstücken und treten um elf Uhr ihre Wanderung durch die Stadt an. Im Allgemeinen haben sie einen gewissen Kreis, den sie durchlaufen und der fast immer in den ärmeren Stadtvierteln liegt. Die besten Verkaufstage sind der Mittwoch und Freitag; denn an diesen beiden Tagen ist bei den Arbeitern das Geld knapp, sie müssen sich einschränken und statt Fleisch Fisch essen. Die gute Zeit fängt für den Fischhandel im Oktober an und dauert bis zum Mai. Von Oktober bis Mitte oder Ende November kömmt der Häring, der den besten Handelsartikel bildet; nach dem November erscheinen Sardinen und Plattfische. Der Mai ist ein schlechter Monat; nur in den letzten Tagen desselben hat man den Lachs, den der Händler nicht gern sieht, weil er zu wenig Verdienst abwirft. Die Makrele dauert von Ende Juni bis Anfang August. Nach dem Juli ist die Saison von Billingsgate, dem größten Markte der Hauptstadt, beendigt, und man verkauft in den Straßen Londons nur noch trockene oder gesalzene Fische bis zum Oktober hin. Für den Verkauf giebt es des Tages zwei Hauptzeiten, die eine von 10 Uhr Morgens bis gegen 1 Uhr, die andere von 6 Uhr Abends bis 10 Uhr. Was am Morgen theuer war, ist Abends zu einem billigen Preise zu haben. Gewisse Artikel finden des Abends mehr Absatz, als des Morgens, z. B. Austern, Hummern, der marinirte Lachs u. s. w. „Das kömmt daher", sagte mir ein Handelsmann, „weil die Kunden einen gewissen Stolz besitzen und nicht gern gesehen werden wollen, wenn sie am hellen Tage auf offener Straße ihre Mahlzeit verzehren. Im Durchschnitt", fügte dieselbe Person hinzu, „kann man bei dem Geschäfte während des ganzen Jahres 16 Shill. wöchentlich verdienen." Vergangenes Jahr jedoch hat die Cholera dem Handel viel Schaden gethan, und das Elend ist unter den Fischhändlern groß gewesen. Einige von ihnen nahmen damals zu einem originellen Mittel ihre Zuflucht, sie boten nämlich unter Trommelschlag in den Straßen ihre Waaren feil.

Des Abends kommen Männer, Frauen und Kinder in gewissen Schenken zusammen, wo sie sich die Zeit mit Trinken, Singen und Tanzen vertreiben. Man findet hier eine Geige oder einen Dudelsack. Beim Tanz figuriren nur die Männer, und zwar stets in Holzschuhen. Der von ihnen erfundene Pfeifentanz ist der beliebteste. Es werden nämlich thönerne Pfeifen auf den Fußboden ziemlich nahe an einander gelegt, und die Kunst besteht darin, zwischen denselben umherzutanzen, ohne sie zu zerbrechen. Ihre Lieblingsgesänge sind meist sentimentalen Charakters oder solche, die einen großen Effekt machen. „Man hört nur das mit Vergnügen", sagte Einer von ihnen zu mir, „was der Mühe werth ist, gehört zu werden z. B. „den Traum des Soldaten, oder den Traum Napoleon's" und dgl." — „Wenn Ihr", sagte ein Anderer, „heute Abend zur Verloosung mitkämet, so würde man bei Eurem Eintritt wohl die Köpfe zusammenstecken und einander fragen: „Wer ist das? — Was will der hier?" Auch würde man Euch vielleicht für einen cad, d. i. für einen Polizeispion, halten; aber man würde Euch gewiß höflich begegnen, dafür stehe ich. Ihr brauchtet Euch nicht zu fürchten, obwohl die Bierkrüge bisweilen ganz nett umherfliegen."

Der coster-monger ist, kurz gesagt, ein Mann, der Obst oder Hülsenfrüchte auf den Straßen mit einem Karren oder Handwagen verkauft. Die Leute, welche Orangen, Kastanien und Nüsse verkaufen, sind nicht als coster-mongers zu betrachten, sondern werden von diesen mit den Sardellenhändlern in eine Kategorie gestellt und gering geachtet. Apfelsinen und Nüsse werden größtentheils von Irländern verkauft, und der coster-monger nennt in seinem Kauderwälsch die Zeit, wo Apfelsinen feilgeboten werden, „die Aerndte des armen Irländers." Der coster-monger verkauft wohl alle Arten Obst, frisch oder trocken, aber nie Apfelsinen oder Kastanien. Wenn er sich zufällig einmal herabläßt, Nüsse zu verkaufen, so geschieht dies nur, wie er sich ausdrückt, um sein Tagelohn für den Sonntag zu verdienen. Die coster-mongers machen ihre Einkäufe hauptsächlich auf dem Markt von Conventgarden, und in der Erdbeerenzeit kann man sie hier schon um vier Uhr Morgens zu Hunderten, oft bis zu Tausend sehen. Die Erdbeerenzeit beginnt im Juni und dauert bis Mitte Juli. Während dieser Zeit verdienen die coster-mongers durchschnittlich 5 Shill. täglich und öfters noch mehr, wenn die Frucht frühzeitig ist. Mitte oder Ende Juli „machen" sie in Himbeeren Geschäfte. Dies ist auch die Kirschenzeit; viele ziehen jedoch die Himbeeren als Handelsartikel vor, weil sie das Maß mit 6 Pence verkauft werden, während die Kirschen zu 2 Pence und, wenn sie im Ueberfluß vorhanden sind, zu 1 Penny das Pfund fortgehen. An den Kirschen kann übrigens noch immer genug verdient werden. Nach den Kirschen kommen die Pflaumen, welche bis Ende August dauern; man verkauft sie zu 2 Shill. 3 Pence das Viert. Das Viert hat aber einen doppelten Boden, und daher kömmt es, daß bei diesem Handel 4 Shill. täglich verdient werden. Die Birnen und Aepfel erscheinen im September; jene dauern bis Weihnachten, diese bis zum Mai des folgenden Jahres. Die Johannisbeeren beginnen in den ersten Tagen des August; man verkauft die Gallone mit 10 Pence oder auch mit 1 Shill. Die Gallone des coster-mongers ist jedoch ein sehr falsches Maß; es giebt welche, sagte mir ein Handelsmann, die kaum eine halbe Pinte enthalten, und je größer die Kunst ist, sie zu halten, desto mehr wird der Käufer übervortheilt. Der coster-monger verkauft auch Grünkram und Hülsenfrüchte, aber nur während des Winters und so wenig als möglich, denn dies ist ein Handel, wobei er nur sehr wenig, vielleicht im Durchschnitt 2 Shill. täglich, verdienen kann. Die beste Zeit des coster-monger ist die Obstzeit, aber unglücklicherweise dauert sie nur vier oder fünf Monate.

Der general dealer, der mit Allem handelt, ist eine Art coster-monger und Fischhändler; er „macht" in Allem (Geschäfte) je nach der Jahreszeit. „Ich bin general dealer", sagte einer von ihnen zu mir, „meine Frau ist es auch; sie hat eine Stelle an der Straßenecke. Wir haben drei Kinder;

das älteste, welches zehn Jahre alt ist, begleitet mich, um die Waare auszurufen. Ich habe vor kurzem eine Brustentzündung gehabt, und als ich wieder anfangen wollte, auszurufen, versagte mir plötzlich die Stimme. Meine Frau hinkt in Folge eines Falles, den sie in ihrer Kindheit gethan hat. Vergangenen Oktober habe ich einen Schnupfen gehabt, der mir auf die Lungen fiel und mich einen Monat lang ans Bett fesselte; meine Frau hat während dieser Zeit die ganze Familie erhalten, und ohne sie hätten wir gewiß alle ins Arbeitshaus wandern müssen. Es geht jetzt nicht gut; ich mache keine Geschäfte. Ich bekomme keinen Vorschuß mehr, es ist aber auch zu hart, für ein Kapital von 10 Shill. wöchentlich 1 Shill. 6 Pence Zinsen zahlen zu müssen. Ich habe einmal während zehn Monaten wöchentlich 1 Shill. 6 Pence für einen Vorschuß von 10 Shill. bezahlt und ich habe dabei zugrundegehen müssen. Wenn die Jahreszeit ein wenig besser wird, so werde ich mir hier und da einen Shill. borgen und sehen, ob ich meine Geschäfte wieder etwas emporbringen kann. Meine Frau verdient auch nichts mehr; vergangene Woche hat sie ihre Schuhe verkaufen müssen, um Brod für die Kinder zu schaffen. Wir sind seit zwei Wochen Miethe für unsere Wohnung schuldig, und der Wirth, obwohl ich bei ihm seit fünf Jahren wohne, ist gegen mich so hart, wie gegen einen ganz Fremden."

Die Händler mit Erbsensuppe und warmen Aalen bilden eine andere Klasse der Buckster. Während des Sommers verkaufen sie nur Aale; die Suppe würde keinen Absatz finden. Diese Leute haben ihren bestimmten Stand und kleine Krambuden. Der bedeutendste Händler hält in Clare-Street; in seinen Anfällen von Stolz und Uebermuth äußerte er öfters, daß er sein Geschäft aufgeben würde, wenn er nicht täglich seine 30 Shill. und Sonnabends seine 2 Pfd. Sterl. dabei verdiente. Man ist allgemein der Meinung, daß er etwas übertreibt, aber so viel ist wahr, daß er fast den ganzen Handel mit warmen Aalen auf dem Clare-Markt monopolisirt; seine Konkurrenten machen beinahe gar keine Geschäfte. Einer seiner Kollegen, der sich an der Ecke der Windmill-Street in Tottenham-Court-Road etablirt hat, scheint ebenfalls ganz gute Geschäfte zu machen; man sagt, daß er täglich 5 und Sonnabends 10 Shill. Verdienst habe. Es giebt noch einen, der nur von fünf Uhr Nachmittags ab an seiner Stelle zu finden ist, er hat sich im New-Cut, dem Viktoria-Theater gegenüber, etablirt. Er erleuchtet seinen Kram mit zwei oder drei Laternen, auf deren Scheiben Aale abgebildet sind. Er verdient ungefähr 7 Shill. täglich an den Aalen, ungerechnet, was ihm die gebratenen Fische einbringen, wovon man bei ihm zuweilen fußhohe Haufen auf seinem Krambtische aufgeschichtet sieht. Aber der Bedeutendste von Allen bleibt doch der am Clare-Markt. Er hat schon mehr als 100 Pfund Aale an einem einzigen Tage verkauft. Man ißt sie an Ort und Stelle, und es sind immer eine Menge Menschen um seine Bude versammelt. Sein Sohn und er tragen Hüte à la Jenny Lind, mit blauem Sammet gefüttert, und Beide bedienen die Kunden, während die Tochter das Gefäß abwäscht. „Sonntags", sagte mir einer seiner Kollegen, ein eben so großer Bewunderer als Neider seines Glückes, „wenn man ihn mit seinem weißen Hute, mit seinem grauen Paletot mit Perlenmutterknöpfen und mit seinen schwarzen Handschuhen, deren Finger für seine kurze Hand viel zu lang sind, einherstolziren sieht, würde man ihn für irgend einen großen Herrn halten können." Die Aale werden um sechs oder sieben Uhr Morgens zu Billingsgate eingekauft. Die Leute gehen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern dorthin und kaufen ihren Bedarf von den watermen, den Themsefischern, welche die Aale am Bord holländischer Fahrzeuge zum Verkauf bringen.

Das zu dem Handel mit gekochten Aalen erforderliche Betriebskapital ist nach Maßgabe der Ausdehnung des Geschäfts sehr verschieden. Für eine kleine Küche kosten die nöthigen Gerathschaften wenigstens ein Pfd. Sterl., sie bestehen aus zwei eisernen Töpfen, einer für den Fisch, der andere für die Erbsensuppe, jeder zu drei Gallonen; ferner aus fünf Tellern, fünf Tassen, zehn Löffeln, einem Gefäß, worin das Geschirr gewaschen wird, und endlich aus einem Tisch mit Gestell. Für einen halben Penny giebt man dem Kunden fünf bis sieben Stücke Aal und drei Viertel der Tasse mit Sauce. Der Preis für eine halbe Pinte Erbsensuppe ist gleichfalls ein halber Penny. Um zwanzig Pfund Aale zuzubereiten, sind drei Stunden erforderlich. Der Kostenpreis derselben, wenn sie fertig sind, ist folgender: 5 Shill. 2 Pence für den Einkauf, 8 Pence für vier Pfund Mehl, um die Sauce zu verdicken, 2 Pence für Petersilie, 1 Shill. 6 Pence für Essig und Pfeffer (es werden in der Regel zu zwanzig Pfund Aale eine Pinte Essig und zwei Unzen Pfeffer genommen) 5 Pence für Salz und Brennmaterial. Diese Quantität nun in Portionen zu einem halben Penny getheilt, liefert eine Einnahme von 15 Shill., so daß der reine Verdienst sich etwa auf 4 Shill. 5 Pence oder 5 Shill. beläuft. Die Erbsensuppe besteht aus zerquetschten Erbsen, Mohrrüben, Sellerie und einer Rindfleischbeilage. Fünf Pinten, in Tellern zu einem halben Penny eingetheilt, kosten 1 Shill. 2 Pence und bringen 2 Shill. oder 2 Shill. 3 Pence ein; man muß aber hiervon noch den Preis für die Feuerung abziehen, der den Verdienst etwa auf 11 Pence herabbringt. Bei diesem Handel borgt bisweilen der Verkäufer seinem Kunden, und es ist noch nicht vorgekommen, daß Ersterer dadurch einen Verlust gehabt hätte. Die Leute, die von dem Handel mit warmen Aalen und mit Erbsensuppe leben, sind entweder dabei groß geworden, oder sie haben sich auf ihn gelegt, nachdem sie in einem anderen Gewerbe nicht fortkommen konnten. Es ist nicht gebräuchlich, durch Ausrufen der Waare Kunden herbeizulocken, sondern die Waare wird einfach ausgestellt, und wer Lust zu kaufen hat, der kauft. Man miethet die Stellen nicht, sondern man erhält sie durch den guten Willen der Leute, vor deren Thüren man sich etabliren will. Es giebt in diesem Geschäftszweige unglücklicherweise mehr Leute, als sich davon ernähren können; der Verdienst ist heutzutage weit geringer, als früher. Das fashionable Kostüm des Aalhändlers ist der runde weiße Strohhut à la Jenny Lind mit breitem schwarzen Bande, eine weiße Schürze und eben solche Aermel. Sonntags verkehren die Aalhändler in Hampton-court oder Greenwich.

„Meinem Stande nach war ich Kohlen-Ausladen", so erzählte mir ein Aalhändler, den ich in seiner Dachstube besuchte. „Eines Tages, als ich mit meiner Last aus dem Kohlenschiffe über ein Brett ans Land gehen wollte, wurde das Fahrzeug durch den Wasserwirbel, der von einem jener gewaltigen Dampfschiffe, welche die Themse durchfurchen, erregt wurde, dergestalt erschüttert, daß Brett und ich ins Wasser fielen. Bei dem Falle zerbrach ich mir ein Bein. Bis dahin hatte ich zwanzig, auch wohl dreißig Shill. wöchentlich verdient. Nach dem Hospital von Kings-College gebracht, blieb ich hier sieben Monate und vier Tage; nachher achtzehn Monate im Hospitale von Saint-Bartholemew und zuletzt noch einen Monat im Hospitale von Middlesex. Da ich mir das Bein nicht abnehmen lassen wollte, so wurde ich überall als unheilbar entlassen. Ich fiel nun dem Kirchspiele zur Last, das mich, meine Frau und meine sechs Kinder wöchentlich mit 2 Shill. 6 Pence und 4 Broden versorgte. Wie meine Familie während der Zeit, wo ich im Hospitale war, durchgekommen ist, können wir heute noch nicht sagen. Gott weiß, wie groß unser Elend gewesen ist. Zuletzt, als ich etwas zu thun wünschte, sagte mir ein Schlächter, der mir wohlwill, daß er mir eine Stelle verschaffen wollte, wenn ich mich im Stande glaubte, eine Bude zu eröffnen und darin irgend etwas zu verkaufen. Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an, denn ich hatte gehört, daß ein Handelsmann mit seiner Erbsensuppe und seinen warmen Aalen schönes Geld verdient. Ich hoffte; aber sehen Sie, ich habe nicht Geld genug gehabt, um mich ordentlich einrichten zu können, und vielleicht werde ich auch niemals darin Glück haben. Ich müßte 5 Shill. haben, um morgen nach dem Markte zu gehen, und ich habe nur 1 Shill. 6 Pence, was ist das, ich bitte Sie. Der Schlächter hat mir wohl 10 Shill. für den ersten Anfang geliehen, und er ist der beste Freund, den ich jemals gehabt habe, Gott segne ihn! aber es war zu wenig, und ich habe es nicht verstanden, Vortheil daraus zu ziehen." — „Er kann nichts mehr tragen, mein Herr", unterbrach seine Frau, während der arme Mann aufstand, den Blasebalg nahm und das Feuer anfachte, an welchem ein Topf mit Erbsensuppe kochte. — „Ach! ja, ich kann nicht mehr ohne meine Krücke gehen. Meine Tochter geht für mich nach Billingsgate, sie reinigt und schlachtet auch die Aale an meiner Stelle. Wenn sie nicht wäre, es bliebe uns nichts Anderes übrig, als ins Workhouse zu wandern. Meine Frau kann auch nichts mehr leisten; sie leidet an Rheumatismus in Kopf und Gliedern." — „Ja", sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich bin jetzt niemals wohl und ich werde mich auch nicht wieder erholen, ich fühle, es ist mit mir vorbei. — Wollen Sie nicht von der Suppe kosten, mein Herr? — sie ist gut, ich versichere es Ihnen, und Sie sind hier willkommen." Ich entschuldigte mich, indem ich sagte, daß ich so eben von Tische käme, und der arme Teufel fuhr in seiner melancholischen Erzählung fort: „Die vergangene Woche habe ich einen reinen Verdienst von acht Shill. gehabt, acht Shill. für acht Personen! Diese und die vorige Woche haben wir unsere Miethe nicht bezahlen können, und ich weiß nicht, wann ich dazu im Stande seyn werde, wenn es so fortgeht. Die vorige Woche haben wir wegen der Cholera einen öffentlichen Fasttag gehabt, und meine ganze Einnahme betrug nur sechs Shill., wenn ich sie noch eingenommen habe. Mein jüngster Sohn kann nicht in die Schule gehen, er hat keine Schuhe; meine Töchter gehen in die Armenschule, aber des Sonntags können wir sie nirgends hinschicken, so zerrissen gehen sie einher. Mir fehlt ein Pfd. Sterl., um meine Geschäfte ordentlich einzurichten; damit könnte ich in der Halle meine zwanzig Pfund Aale um einen Shill. billiger einkaufen; ich könnte dann auch meine Stücke ein wenig größer machen, und, sehen Sie, die Leute kommen wieder, wenn sie gut bedient werden. Diesen Abend hätte ich mehr Aale verkaufen können, wenn ich sie gehabt hätte, auch mehr Suppe; aber ich habe am Morgen nicht mehr einkaufen können. Sehen Sie, diese vier besten Abendstunden verliere ich, weil ich nichts vorräthig habe. Der Mann am Markte kann mehr geben, als ich; er giebt sieben und selbst acht Stücke, wenigstens sagen es mir die Kinder, die bei ihm kaufen. Und dann, je mehr Aale man kocht, desto besser ist die Sauce; während es bei uns ist, als wenn wir einen Ochsenfuß in einem Ocean Wasser kochen ließen. Wir können die Konkurrenz mit jenem Manne am Markte nicht aushalten, und folglich müssen wir verloren, gänzlich verloren seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Londoner Kunst-Akademie. Durch das Ableben Sir Martin Archer Shee's, der vor kurzem im 81sten Jahre seines Alters mit Tode abging, ist das von demselben, als Nachfolger Lawrence's, bekleidete Amt eines Präsidenten der Royal Academy erledigt worden und mehrere der ausgezeichnetsten englischen Künstler haben sich bereits als Kandidaten dafür gemeldet. Unter ihnen nennt die Literary Gazette den Bildhauer Westmacott, den Portraitmaler Pickersgill, die Landschaftsmaler Stanfield und Turner, den durch seine Vorlesungen über die Kunst bekannten Eastlake, Landseer, Leslie und Roberts. Die Wahl, die am 3. November stattfinden soll, wird von den Mitgliedern der Akademie vorgenommen, muß aber von der Krone bestätigt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 2), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Dienstag den 17. September 1850.

Mexiko.

Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko.

Blokade, Einnahme und Besetzung von Mazatlan.

Auf der Westseite von Nord-Amerika ist unter 23° 12′ nördl. Br., in geringer Entfernung vom Wendekreise, der Hafen von Mazatlan, welcher zu Mexiko gehört. Mazatlan ist in unglaublich kurzer Zeit aus einem elenden Fischerdorf zu einer bedeutenden Handelsstadt geworden, die jetzt 10,000 Einwohner zählt: dieses schnelle Emporblühen verdankt es seiner guten natürlichen Lage, seinem sicheren Hafen und der leicht zu bewerkstelligenden Communication mit den metallreichen Provinzen Zacatecas, Durango und Culiacan. Leider hat es kein gesundes Klima; am Morgen ist es sehr heiß, nur des Nachmittags bringen die Seewinde einige Kühlung. Die bösen Ausdünstungen, die nach der Regenzeit aus den sumpfigen Ebenen aufsteigen, verpesten die Gegend und erzeugen tödtliche Fieber.

Die eigentliche Stadt ist auf einem von drei Hügeln umschlossenen Terrain gebaut; diese Erhöhungen hängen unter einander zusammen und bilden eine Schutzmauer gegen die Winde, den sogenannten Neuen Hafen. Rechts und links befinden sich zwei sandige Buchten, von denen die eine dem Neuen Hafen gegenüber gelegen und durch eine hohe Düne gegen die Wellen des Meeres geschützt ist, die andere den Namen Olas-Altas führt und von einer ziemlich steilen Anhöhe begränzt wird: über die letztere hinaus liegt ein kleines Bassin, das ehedem als Hafen diente und nun der Alte Hafen heißt. Mazatlan besitzt nur Ein sehenswerthes öffentliches Gebäude, das Zollhaus; die Privathäuser haben meistentheils nur ein Stockwerk, sind aus Sandstein erbaut und mit einer Gypslage bedeckt. Auf den Plattdächern genießt man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die Umgegend. Die Straßen sind breit, gerade und gut gepflastert; kurz, Mazatlan hat ganz das Ansehen einer modernen Stadt. Für jetzt wollen wir sie vom Verdeck eines zu dem amerikanischen Geschwader gehörigen Schiffes aus betrachten, welches sie vor einigen Jahren blokirte.

„Am Morgen des 30. Aprils 1847", sagt Lieutenant Wise, einer von den See-Offizieren der Vereinigten Staaten, welche diese Expedition mitmachten, in seinem Werke „Los Gringos",*) „fuhren wir vor Mazatlan vorbei und legten bald darauf bei dem Vorgebirge von Custon, einer kleinen Insel in der Nähe des Festlandes, an. Die englische Fregatte „Constance", eine französische und eine amerikanische Korvette, so wie zwei Kauffahrer, lagen in geringer Entfernung von uns vor Anker. Wir hatten auf die Neutralität der fremden Flaggen gerechnet und ohne Weiteres in den Freihafen einzulaufen gehofft, sahen uns aber hierin zu unserem größten Bedauern verhindert und gezwungen, während eines ganzen Monats eine Blokade zu unterhalten. Am folgenden Tage rekognoszirten wir den Alten Hafen, um einen sicheren Ankerplatz für unsere Schiffe zu haben, falls wir angreifen müßten. Da wir die Stadt ruhig sahen, näherten wir uns ihr, obwohl mit Vorsicht; aber kaum waren wir an den äußersten Punkt angekommen, den die Kanonen unserer Korvette bestreichen konnten, als wir, gegen unseren Willen, die höchste Unruhe und Bestürzung erregten. Die Trommeln riefen die höchst dürftig ausgestatteten Soldaten zusammen, der Gouverneur jagte in aller Hast an der Bucht auf und ab, die Konsuln steckten ihre Flagge auf — kurz, Alle schienen einen Angriff zu erwarten. Wir neckten sie nun durch mehrere Scheinversuche, an den entgegengesetzten Punkten zu landen, und nöthigten sie zu den beschwerlichsten Manövern, ohne uns ihnen auf Schußweite zu nähern; sobald sie aber die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatten, zogen wir uns zurück, ohne daß sie uns einen Schaden zufügen konnten. Inzwischen hatten wir unseren Auftrag erfüllt und sogar an den ausgewählten Platz eine während der Nacht genommene Boje hingestellt: die Blokirten jedoch bemächtigten sich dieser, die sie für ein amerikanisches Fahrzeug gehalten, und führten sie im Triumph nach der Stadt.... Als wir hierauf nach einer hervorragenden Felsspitze zusteuerten, bemerkten wir zwei Mexikanerinnen, welche durch das Wehen von Tüchern uns ihren Wunsch ausdrückten, uns in größerer Nähe sehen zu können. Zum Glück für uns dachte ich daran, sie durch ein Fernglas zu betrachten, denn ich nahm alsbald 30—40 Bewaffnete hinter dem Gebüsche versteckt wahr. Ich ließ sogleich das Boot wenden, und wir erreichten bald die Korvette."

Die Blokade von Mazatlan dauerte vierunddreißig Tage. Während dieser Zeit lehnten sich die Stadtbehörden nicht offen gegen die Central-Regierung auf, thaten aber doch, was sie wollten. Oberst Telles, der Kommandant der Stadt, ein zwar tapferer, aber sehr unentschlossener Mann, war mit Vegas, dem Präsidenten der Provinz, zerfallen und übte, da ihm seine Truppen ergeben waren, fast eine diktatorische Gewalt. Kurz vor der Ankunft der Amerikaner erhielt Telles durch einen außerordentlichen Kommissarius den Befehl, seine Macht in die Hände des Generals Bustamente niederzulegen; allein er warf, im Vertrauen auf seine Popularität, jenen ins Gefängniß und behauptete sich in seiner Stelle. Jedoch war diese Macht nicht von langer Dauer. Anfangs gelang es ihm zwar, einer Meuterei, die unter den Offizieren ausgebrochen war, Herr zu werden, aber endlich erlag er den Intriguen der mächtigen Familie des Vegas; von seinen eigenen Leuten verrathen, wurde er nach Guadalarara gebracht, wo er starb.

Der Lieutenant Wise hatte während dieser Blokade den Auftrag erhalten, mit einem eben erst genommenen Schooner von etwa vierzig Tonnen um das Hauptschiff zu kreuzen. Die „Rosita" — so hieß der Schooner — hatte funfzehn tapfere, gut bewaffnete Matrosen an Bord und lag bei den Inseln von Venados, ungefähr tausend Schritt vom Festlande und acht- bis zehntausend Schritt von dem Ankerplatz der Fregatte entfernt, vor Anker; hier konnte sie sehr gut alle kleinen Fahrzeuge anhalten, welche etwa in den alten Hafen von Mazatlan eindringen wollten. In den ersten Tagen kreuzte man gemächlich um die Inseln herum; von Zeit zu Zeit landete man an der großen Venado, stieg die Klippen hinan und schöpfte in den tiefsten Höhlungen das klare Wasser, welches der reiche Morgenthau zurückgelassen hatte; ohne diesen würden selbst die Vögel vor Durst umkommen, da es in der trockenen Jahreszeit niemals regnet. Die Hitze ist fast unerträglich; nur hin und wieder erhebt sich ein kühler Seewind und erfrischt die ermatteten Glieder. Nach einigen Tagen der Ruhe wurde einst, als kaum der Tag graute, ein Schiff signalisirt, das längs dem Festlande hin führe. „Wenige Sekunden nachher", erzählt Herr Wise, „sprangen wir in unsere Barke. Das Fahrzeug, auf das wir Jagd machten, war eine große Schaluppe und fuhr, vom Winde getrieben, schnell dem Hafen zu; es hatte zwar viel vor uns im voraus, aber dennoch erreichten wir es, ohne daß es unsere Annäherung bis dahin gemerkt hätte. Erst jetzt rief es um Hülfe, da es kaum auf Schußweite von der Garita entfernt war; aber die mexikanische Garnison schlief noch fest und konnte nicht erweckt werden. Da wollte der Schiffseigenthümer sein Fahrzeug auf den Grund fahren lassen; ich merkte alsbald sein Vorhaben und hielt ihm die geladene Pistole vor; nun stand er von jedem weiteren Fluchtversuch ab und ergab sich ruhig in sein Geschick. Die Schaluppe kam von La Paz und führte Zucker, trockene Früchte und Tuch; was uns aber am meisten freute, war, daß sie einige Säcke Kartoffeln an Bord hatte, von denen wir sogleich einen Tribut erhoben.

„Allein an demselben Tage hätten wir leicht", fährt der Capitain der „Rosita" fort, „in die Hände der Feinde gerathen können. Während wir nämlich zwischen den Inseln und dem Festlande lavirten, glitten wir nahe bei einer kleinen Bucht vorbei; bald zeigten sich uns mehrere Indianerinnen am Ufer und luden uns durch allerlei Geberden zu sich ein. Wir dachten keineswegs daran, ihren Aufforderungen zu folgen, da die in der Nähe versteckten Mexikaner uns eben nichts Gutes versprachen; aber während wir uns an diesem Schauspiel erfreuten, wurde die „Rosita" gegen unseren Willen der Küste zugetrieben und wäre sicher wieder in die Hände ihrer ersten Besitzer gekommen, wenn nicht zur rechten Zeit uns ein günstiger Wind gerettet hätte. Zum großen Aerger für unsere Feinde entgingen wir glücklich der Gefahr."

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 7 des Magazins.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

I.

(Fortsetzung und Schluß.)

Kaffee- und Theeschenken. — Kartoffelbrater. — Bonbons-Verkäufer. — Pferdefleischhändler.

Der Händler mit warmem Kaffee, der saloup-(Schlampe-) Händler, wie man ihn in der Volkssprache nennt, liefert dem größten Theile der Handwerker, Arbeitsleute und aller derjenigen Personen, die in freier Luft arbeiten, die erste Mahlzeit. Er hat seine Stelle gewöhnlich an einer Straßenecke und fast immer vor dem Laden eines Theehändlers. Diese Duldsamkeit wird ihm als Gegendienst für die Einkäufe, die er bei Letzterem macht, bewie-

vier Shill. beträgt, noch acht Shill. zum Unterhalt von sieben Personen: Mann, Frau und fünf Kindern, übrigbleiben.

Die Händler mit gekochten Hammelfüßen sind größtentheils ausgemachte Säufer, und man kann sie zu den ärmsten Klassen rechnen. Es gehört ein Kapital von ungefähr zehn Shill. dazu, um diesen Handel unternehmen zu können. Im Winter sind die Hammelfüße von guter Qualität, im Sommer aber findet man viele schlechte darunter, die nur zur Nahrung für Hunde verkauft werden können. Mehrere Händler suchen ihre Kundschaft in den Schenken; sie sind es, welche in der Regel die schlechteste Waare liefern; sie wissen, daß hier nur von halbbetrunkenen Leuten gekauft wird. Die meisten Händler in diesem Artikel sind Irländer; die wenigen Engländer, die sich damit beschäftigen, handeln nebenbei noch mit Fleisch für Katzen und Hunde und sind weniger elend, als jene. Der beste Verkaufstag ist der Sonnabend, jedoch verdienen sie nie mehr als sechs Pence täglich. Ihre Kundschaft besteht im Allgemeinen aus Vagabunden, liederlichen Frauenspersonen und Fuhrleuten.

Die Händler mit Fleisch für Katzen und Hunde kaufen ihre Waare in den Etablissements der Abdecker, deren es in und um London etwa zwanzig giebt. Man kauft hier todte und lebendige Pferde. Zu diesem Behufe werden mit den Brauern, Kohlenhändlern und Fuhrleuten Kontrakte abgeschlossen. Der gewöhnliche Preis für ein altes kraftloses Pferd schwankt zwischen zwei Pfd. Sterl. und funfzig Shillingen. Die Abdecker haben auch Verbindungen in den Provinzen mit den Sattlern, Schmieden u. s. w., welche ihnen die todten oder entkräfteten Pferde schicken oder zuführen. Die todten werden auf Karren fortgeschafft, hinter welchen man diejenigen, die sich noch auf den Beinen erhalten können, so befestigt, daß eines hinter dem anderen geht. Bisweilen sieht man Reihen von vierzehn oder funfzehn dieser armen auf solche Weise zur Schlachtbank geführten Thiere. Wenn sich unter ihnen zufällig eines befindet, das noch jung ist und welches irgend ein Unfall zum frühzeitigen Tode verdammt hat, so bringen es die Abdecker in den Stall, pflegen es, stellen es wieder her, wenn es möglich ist. Mehr als ein schönes Pferd ist so gerettet worden, und es kömmt vor, daß ein Pferd, für welches der Abdecker funfzehn Shill. gegeben hat, nachher von ihm für hunderundfunfzig Pfd. Sterl. verkauft wird. Bisweilen werden junge flätige und gefährliche Pferde, die sich weder reiten, noch in den Wagen spannen lassen wollen, den Abdeckern verkauft; diesen gelingt es häufig genug, gute und brauchbare Thiere aus ihnen zu machen. Die Pferde werden von gewissen Personen, die unter dem Namen knackers bekannt sind und ungefähr vier Shill. täglich verdienen, geschlachtet. Für sie beginnt die Arbeit um Mitternacht; dies geschieht deshalb, damit noch vor sechs Uhr Morgens das Fleisch schon gekocht sey, um zu rechter Zeit an die Händler geliefert werden zu können. Man fängt damit an, dem Pferde, das geschlachtet werden soll, den Kamm so genau, als möglich abzuschneiden; dann blendet man es mit einer in Blut getauchten Schürze, damit es den Mann, durch welchen es todtgeschlagen werden soll, nicht sehen könne, und tödtet es mit einem einzigen Schlage vor den Kopf. Wenn das Thier zur Erde gestürzt ist, so schindet man es und schneidet es in Viertel. Die Knochen, race, wie die knackers sie nennen, werden gebrochen und in siedendes Wasser geworfen, damit das Fett herauskoche, welches sich ganz vorzüglich zu einer Schmiere für Wagen und Pferdegeschirr eignet. Die ausgekochten Knochen werden nachgehends noch als Dung verkauft. Was das Fleisch betrifft, so wirft man es in große kupferne Pfannen, die ungefähr neun Fuß Durchmesser und vier Fuß Tiefe haben. Jeder Behälter kann drei zerschnittene Pferde in sich aufnehmen; mitunter reichen schon zwei große Brauerpferde hin, ihn zu füllen. Zum Kochen des Fleisches sind, wenn das Pferd getödtet worden, ungefähr ein und eine Viertelstunde, wenn das Thier aber an einer Krankheit gestorben ist, zwei oder zwei und eine halbe Stunde nöthig. Wenn das Fleisch gar ist, so zieht man es aus den Kesseln heraus, breitet es auf dem steinernen Fußboden aus und begießt es mit kaltem Wasser, um es rasch abzukühlen; dann zerlegt man es in Stücke zu einem oder zu einem halben Centner, zu 28, 21, 14, 7 und 3½ Pfunden; zuletzt bringt man es mit Karren zu den Händlern, wenn diese nicht selbst kommen, es von sechs Uhr Morgens bis Mittag zu holen. Im Winter wird der Centner gekochtes Pferdefleisch mit vierzehn, im Sommer aber mit sechzehn Shillingen verkauft. Zwölf Pfund Eingeweide kosten sechs Pence. Alles Fleisch ist nur für Katzen und Hunde. Die Händler tragen es durch die Stadt zu ihrer Kundschaft; sie verkaufen es in Stücken zu einem Farthing, einem halben Penny und einem Penny. Es giebt Händler, welche bis zu einem Centner täglich absetzen; im Durchschnitt kann man einen halben Centner täglich auf einen Jeden von ihnen rechnen. Wie bei den meisten der vorher erwähnten exzentrischen Industriezweige, so sind auch hier die Leute, welche sich dem Verkaufe des Pferdefleisches widmen, solche, die anderswo kein Glück gehabt haben. Nur einige sind bei dem Geschäftsbetriebe groß geworden; als Kinder halfen sie den Karren schieben und die Kunden bedienen; später suchten sie sich, mit einem Korbe auf dem Kopfe, eine eigene Kundschaft, bis sie zuletzt sich einen Karren anschaffen konnten. Karren, Korb, Wage, Gewichte, Messer und Wetzstein kosten neu zwei Pfd. Sterl. Man kann rechnen, daß in und um London gegen dreihundert Pferdefleischhändler existiren. Eine einzige Abdeckerei versorgt ihrer hundert, und man berechnet, daß hier beinahe hundertundfunfzig Pferde wöchentlich geschlachtet werden. In sämmtlichen Abdeckereien werden ungefähr neunhundert bis tausend Pferde wöchentlich geschlachtet, die durchschnittlich, ein jedes zwei Centner, 200,000 Pfund Fleisch liefern, das allwöchentlich von den Hunden und Katzen Londons konsumirt wird. Die Abdecker werden bei ihrem Geschäft in kurzer Zeit reiche Leute; die meisten ziehen sich nach wenigen Jahren davon zurück und werden Landbesitzer. Ich kenne selbst einen, der nach zwölfjähriger Arbeit sein Geschäft aufgegeben hat und gegenwärtig drei große Meiereien besitzt. Unter den Händlern findet man Männer, Frauen und Kinder; letztere machen jedoch wenig Geschäfte. Fast alle sind dem Trunke ergeben; man kann annehmen, daß von dreihundert gewiß zwrihundert in den Schenken zuhause sind, wo ein Jeder von ihnen wenigstens wöchentlich ein Pfd. Sterl. ausgiebt. Hiernach zu urtheilen, kann ihr Verdienst verhältnißmäßig nicht gering seyn; sie haben in der That nur einen Penny Profit an dem Pfunde, aber wenn man bedenkt, daß es Händler giebt, die über einen Centner Fleisch täglich verkaufen, so giebt das für sie wenigstens einen Reinertrag von neun Shill. täglich. Man spricht von einem Händler, der sich schon über tausend Pfd. Sterl. gespart haben soll; er verkauft aber auch beinahe zwei Centner Fleisch täglich. In neuester Zeit gehen die Geschäfte jedoch weniger gut; die Konkurrenz ist zu groß. Einer von ihnen versicherte mir, daß er des Tages dreißig bis vierzig engl. Meilen in den Straßen Londons machen müßte, um nur einen einigermaßen befriedigenden Absatz zu haben. Die besten Stadtviertel sind die, wo Kleinhändler und Arbeiter wohnen. Die alten Jungfern sind die schlechtesten Kunden, weil sie das Fleisch immer zum niedrigsten Preise haben wollen, viel auf Borg nehmen und im Bezahlen sehr saumselig sind. Ueberhaupt beklagen sich die Pferdefleischhändler sehr über die Geldverluste, die sie durch das Kreditgeben erleiden. „Einer meiner Kunden schuldet jetzt funfzehn Shill.“, sagte ein carrier zu mir, „und ich habe viele, die mir zehn Shill. schuldig sind; wer weiß, ob ich einen Penny bekomme.“ — Die carriers haben Kunden, die ihnen bis zu zehn Pence Waare täglich abnehmen. Ein vornehmer Herr kauft täglich vier Pfund Fleisch für zwei schöne Neufoundländer, und man erwähnt in den Traditionen dieses Handels einer Frau, einer Negerin, die sich alle Tage für sechzehn Pence Fleisch bringen ließ. Sie stieg damit auf das Dach des Hauses und warf es den Katzen von der Dachrinne aus zu. Mit der Zeit hatte sie alle Katzen des Stadtviertels herbeigelockt, so daß viele Nachbarn sich wegen des gränzenlosen Skandals bei der Polizei beklagten. Es muß auch eine wahre Plage gewesen seyn. Man mußte dieser sonderbaren Frau das Fleisch vor zehn Uhr Morgens liefern, und zwischen zehn und elf Uhr war das Geschrei und Geheul der Katzen fürchterlich. Der Lärm und der Kampf, welcher sich nun erst bei der Fleischvertheilung erhob, war kaum zu beschreiben. Ein Bierschänker erklärte vor der Gemeindebehörde, daß er genöthigt wäre, fünf oder sechs Hunde zu halten, um die Katzen von seiner Wohnung zu verjagen. Man erwähnt auch noch eine alte Närrin von Islington, die täglich vierzehn Pfund Fleisch kaufte. Sie hatte zuweilen zwanzig bis dreißig Katzen in ihrem Hause; sie nahm alle auf, die zu ihr kamen. Der Geruch von diesen Thieren wurde so arg, daß die Polizei es für Pflicht hielt, einzuschreiten.

Fast alle carriers tragen lackirte Hüte, Westen mit schwarzen Plüschärmeln, eine blaue Schürze, Manchesterhosen und ein blaues, weiß getüpfeltes Halstuch. Es giebt welche, die zwei oder drei solcher Halstücher tragen, so daß es scheint, als wenn sie dies in ihrem Kreise für ganz besonders fashionable halten. Freitags kommen die meisten auf dem Eselsmarkte von Smithfield zusammen und verbringen nachher den Abend in einer benachbarten Schenke.

Der Händler, welchem ich den größten Theil dieser Bemerkungen verdanke, schien in einer besseren Lage zu seyn, als irgend ein Individuum der unteren Klassen, die ich kennen gelernt habe. Er bewohnte ein Zimmer in der zweiten Etage nach vorn heraus in einem ansehnlichen Stadtviertel. Es war schon etwas spät, als ich mich bei ihm einfand. Die Familie wollte eben Abendbrod essen; er saß in einem großen und hübschen Maroquin-Lehnstuhl, seine blaue Schürze und sein Wachstafthut war verschwunden, statt dessen war er mit einer schwarzen seidenen Weste und einem blauen Rocke bekleidet. Seine Frau war hübsch und jung und hatte sehr einnehmende Manieren; sie hatte ein fast elegantes graues Merinokleid an. Der Fußboden war mit einem sehr hübschen Teppich bedeckt, und in einer Ecke sah man eine Wiege von Mahagoni, worin das jüngste Kind schlief. Der Tisch war mit einem schneeweißen Tuche gedeckt, und man verspürte im Zimmer den Duft des roastbeef und der Kartoffeln. Seitdem ich meine Wanderungen unter den niederen Schichten der Gesellschaft angefangen, habe ich wirklich nirgends ein solches Komfort in der Wohnung eines Armen gefunden.*)

Australien.

Erinnerungen aus Sydney.

Unter diesem Titel hat ein Herr Peck in London ein Buch herausgegeben,**) welches zwar zunächst für Auswanderer nach Australien bestimmt ist, aber auch Manches enthält, was auch für das größere Publikum von Interesse seyn wird. Es werden darin eine Menge Details über die Hauptstadt der südlichen Hemisphäre mitgetheilt, die sich durch ihre Märkte, ihre Hotels, ja, sogar durch ihre Kabriolets und Omnibus den blühendsten Ortschaften des Mutterlandes an die Seite stellt. Als Beispiel möge folgende Beschreibung des renommirtesten Gasthofes in Sydney dienen:

„Das Royal Hotel in der Nähe des Postamts ist das größte und beste Wirthshaus in Sydney. Es ist ein schönes, hohes, steinernes Gebäude, dessen Eingang mit einem von dorischen Säulen getragenen Portikus verziert ist. Ueber dem Portikus läuft eine Veranda längs der ganzen Fronte des Hotels, und eine andere ist im zweiten Stock angebracht. Wenn man das Hotel betritt, kann man sich in eines der zahlreichen, wohlmöblirten Zimmer zurückziehen, und der Kellner wird bald die verlangte Erfrischung besorgen, man möge nun

*) Eine Fortsetzung dieser Darstellungen folgt gelegentlich.

**) Recollections of Sydney. By B. C. Peck. London, 1850.

eine Flasche Champagner oder einen stone fence bestellen. Ein stone fence (steinerner Zaun), geliebter Leser, ist ein Glas Ale, mit einer Flasche Jugwerbier vermischt — ein sehr angenehmes Getränk für ein warmes Klima. So erfrischt, begeben wir uns nach dem Billardzimmer und sehen dem Spiele zu oder nehmen selbst daran Theil, wenn wir es nicht vorziehen, in unserer Privatstube zu bleiben und über die außerordentliche Anzahl der in Sydney befindlichen, zum Verkauf von Spirituosen konzessionirten Lokale, die hohen dafür bezahlten Miethen und den mit diesem Industriezweige verbundenen Gewinn nachzudenken. In der Stadt und dem Distrikt Paramatta waren nicht weniger als neunundfunfzig Anmeldungen um Erlaubniß zum Ale- und Bierschenken für das mit dem 1. Juli 1849 beginnende Jahr eingegangen. Wir haben die Liste der in Sydney ansässigen Gastwirthe nicht zur Hand, aber wenn wir uns recht erinnern, zählt sie gegen zweihundert Namen. Die Wirthshäuser und Läden sind gut eingerichtet, und zwar nicht allein in Sydney, sondern auch in Bathurst, Maitland, Goulburn und anderen Städten von Bedeutung."

Es giebt kaum eine Klasse von Emigranten, der Australien nicht günstige Aussichten darböte, mit Ausnahme von Leuten ohne Kapital oder ohne den Fleiß, der zur Erwerbung von Kapitalien führt. Den Ackerbauern, die den nützlichsten Theil der Kolonisten bilden, ertheilt unser Verfasser einige schätzenswerthe Rathschläge. „Großbritanien", sagt er, „hat eine Schiffsladung von Auswanderern nach der anderen abgesandt, aber noch immer ist ein weites Feld offen; die Nachfrage nach Arbeitern hat nicht aufgehört, und sorgsame Hirten, Landleute und Handwerker haben eine glückliche Zukunft zu erwarten. Söhne von englischen Pächtern, mit einem Kapital von 200 bis 300 Pfd. Sterl., Männer, die an das Landleben gewöhnt und unter den Augen ihrer Aeltern aufgewachsen sind, werden am besten in dieser Kolonie fortkommen. Sie werden auf die nothwendigen Beschwerden des Ackerbaues vorbereitet seyn, und eine doppelte Aerndte wird ihren Fleiß belohnen. Wir können solchen Auswanderern keinen besseren Rath geben, als bei ihrer Ankunft ihr Kapital auf zwei oder drei Jahre in einer der Sydneyer Banken niederzulegen, sich in das Innere zu begeben und als Gehülfen bei einem erfahrenen Ansiedler in Dienste zu treten. Nach Ablauf dieser Zeit wird es ihnen leichter seyn, sich Land und Viehstand anzuschaffen, ohne betrogen zu werden. Es finden sich leider gar zu viele gewissenlose Menschen in Neu-Süd-Wales, welche sich nur auf Kosten der Ankömmlinge zu bereichern suchen. Wenn der Kolonist nicht auf seiner Hut ist, so wird er zu spät entdecken, daß er Ländereien gekauft hat, die in der Regenzeit unter Wasser stehen oder auch ganz von Wasser entblößt sind, oder er wird finden, daß das Recht des Verkäufers auf das von ihm erworbene Land zweifelhaft ist, indem das Grundeigenthum an manchen Stellen den Besitzer mehr als ein halbes Dutzendmal gewechselt hat. Es ist daher höchst nothwendig, das Land oder die Perden vor dem Ankauf persönlich zu untersuchen."

Ueber das Klima von Sydney bemerkt Herr Peck Folgendes: „Das Wetter ist in Sydney meistens sehr schön und angenehm; die Sonne glänzt am wolkenlosen blauen Himmel und labt die Bevölkerung mit der Wärme ihrer nicht zu drückenden Strahlen. Das schöne Wetter dauert fast ohne Unterbrechung sechs oder sieben Wochen lang, wo dann auf einige Tage Regen eintritt, nach welchem die kothigen Straßen bald von der Sonne und dem Winde getrocknet werden. Nicht selten stellen sich heiße, sehr drückende Winde in Sydney und anderen Theilen von Neu-Süd-Wales ein. Während der großen Dürre von 1838 wehte ein heißer Wind in Bathurst drei ganze Wochen über. Die Richtung desselben ist gewöhnlich von Nord-Westen, und merkwürdigerweise kommen auch die kalten, trockenen Winterwinde aus derselben Himmelsgegend. Es wird fast als Regel angenommen, daß der Abend eines Tages mit heißem Nordwinde eine südliche Brise herbeiführt, die nicht nur durch den Kontrast, sondern in der That äußerst kühl ist, indem sie von den australischen Alpen kömmt, die stets mit Schnee bedeckt sind. Die Hitze in Sydney ist groß, allein der regelmäßig eintretende Seewind belebt den erschlafften Körper wieder und erhält die Einwohner in vollkommener Gesundheit und Frische. Der höchste Punkt, den das Thermometer je in der Sonne erreicht hat, ist 127 Grad Fahrenheit (= 42½ Gr. Réaumur). Dies ereignete sich am 16. Januar 1837.

„Im Mai und Juni beginnt der Winter, es wehen rauhe westliche Winde, die Blumen welken, die Blätter fallen, und die Regengüsse sind heftiger, als während des Sommers; aber Frost und Schnee zeigen sich selten in Sydney. Der Heilsamkeit des Klimas kann man die lange Lebensdauer der Kolonisten zuschreiben, und von diesem Umstande rühren auch wohl zum Theil die körperlichen Reize her, welche die Mehrheit der jüngeren Frauenzimmer von Neu-Süd-Wales auszeichnen." (C. M.)

Mannigfaltiges.

— **Berthold Auerbach's neuere Arbeiten im Auslande.** Bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung, mit welcher sich die englische und die französische Kritik gegen die neuere Richtung dieses Schriftstellers ausspricht, in dessen Anerkennung sie hinter der deutschen Kritik nicht zurückgeblieben war. Es scheint, als ob der große Ruf, den Berthold Auerbach in sehr kurzer Zeit durch einige Arbeiten sich erworben, schon im Abnehmen wäre und in eben so kurzer Zeit wie ein Nebelbild verschwunden seyn werde. Nicht gehört hat der Dichter auf die Worte seiner deutschen Freunde, die ihn vor den Verlockungen der sogenannten Volkspartei in der Politik und vor dem gottesleugnerischen System seines angeblichen Spinozismus in der Philosophie warnten: Aber was seine Freunde vorhergesagt, das bestätigt jetzt die Theilnahmlosigkeit, mit welcher das deutsche Publikum sein Trauerspiel „Andreas Hofer" ließt oder vielmehr nicht ließt, und das bestätigen die Verurtheilungen, die seine neuesten Arbeiten gleichzeitig in der Revue des deux Mondes (vom 1. August) und im Londoner Athenaeum (vom 31. August) finden. Letzteres sagt unter Anderem von den neuen Dorfgeschichten: „Das bloße Zeit-Interesse, das diese Erzählungen hatten, das aber bereits durch die Ereigniße seit 1848, also noch bevor sie gesammelt herausgegeben wurden, verwischt war, ist gewissermaßen ein Krebsschaden an diesen Dichtungen, deren sonstige, dem Grunde des menschlichen Herzens entspringende Naturfrische ihnen ein langes Leben zu verheißen schien. Kaum giebt es irgendwo ein schlagenderes Beispiel, als diese Erzählungen, daß sich poetische Schöpfungen nicht zu politischen Zwecken mißbrauchen lassen. Der politische Stoff in diesen Dorfgeschichten, der schon von Anfang an für die meißten Leser außerhalb der württembergischen oder badischen Gränzen kein rechtes Interesse hatte, hat nun, nach Verlauf von drei Jahren seit ihrer ersten Publication, kaum noch irgend einen Reiz, selbst für die beschränkte Gegend des Schwarzwaldes." — Strenger noch spricht sich Herr St. René Taillandier in der Revue des deux Mondes aus: „Herr Auerbach", sagt er, „hat zwei sehr große Fehler begangen: als Publizist verkannte er seine Zeit und als Künstler den Zweck der Poesie... Herr Auerbach stellt uns in seinem „Andreas Hofer" einen Unterthan voll einfältiger Hingebung und einen fanatisch frommen Christen dar, der zuletzt von seinem Kaiser verlassen und an die Bayern (oder Franzosen) verrathen wird. Auf jeder Seite scheint der Dichter auszurufen: „„Siehst Du, wohin Dich Deine Hingebung führt, o Volk von Deutschland? Das sind die Früchte Deiner abergläubischen Anhänglichkeit an Deine Fürsten! Deine kindlichen Tugenden flößen Dir einen erhabenen Heroismus ein, und Du stirbst dafür in den Kasematten. Sey endlich ein Mann, erhebe Dich und höre auf, Deinen Götzen zu opfern!"" — „Wahrlich", (fährt der französische Kritiker fort) „die Zeit war gut gewählt für ein Pamphlet dieser Art! Während jeder positive Glauben untergraben, jede Autorität erschüttert ist und der brutale Eigennutz überall an die Stelle treuer Hingebung tritt, thut eine Predigt dieser Art wirklich noth!..... O, wenn doch der bewundernswürdige Maler des Schwarzwaldes wieder zu seiner unverfälschten Natur sich wenden wollte! Möge er der politischen Theorieen sich doch ganz entschlagen, und möge er, um seinen Geist neu zu erfrischen, zurückkehren in die heilige Atmosphäre seiner Berge!"

Literarischer Anzeiger.

Bei George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

HANDBUCH
DER ENGLISCHEN
NATIONAL-LITERATUR
von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit.

Dichter und Prosaiker.

Von

Dr. L. Herrig,

Oberlehrer an der Realschule in Elberfeld, Mitglied der Camd. Soc. und der Pariser Gramm. Gesellschaft.

46 Bogen. gr. Lex.-Octav. Feines Velinp. geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Obiges Handbuch bietet in wohlgeordneter Auswahl die Edelsteine der britischen Nationalliteratur und verdient im wahren Sinne des Worts den Namen eines Hausschatzes der englischen Sprache. Das Werk ist gleich nach Erscheinen in vielen Orten und in den namhaftesten Lehranstalten eingeführt worden, was der für den grossen Umfang beispiellos billige Preis sehr erleichterte. Es eignet sich dieser Hausschatz auch zu Festgeschenken für Erwachsene.

☞ Hierbei empfehlen wir zugleich die beiden neuesten und besten englischen Wörterbücher von Odell Elwell (1½ Thlr.) und Williams (26 Ngr.). Sie verdienen den Vorzug durch die Aussprachebezeichnung der englischen Wörter und durch die Aufnahme der zahlreichen Amerikanismen.

Jede gute Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, bei Partiebezeichnungen ausserordentliche Vortheile zu gewähren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 19. September 1850.

England.

Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's.

So eben überlieferte uns die englische Presse zwei Werke von großer Bedeutung, welche sich die Aufgabe stellen, die sozialen und politischen Verhältnisse Europa's, theils im Allgemeinen, theils mit speziellem Bezug auf die letzten beiden Jahre, zu beleuchten. Das eine, von Samuel Laing, führt den Titel: „Beobachtungen über den sozialen und politischen Zustand der europäischen Völker während der Jahre 1848 und 1849" und bildet eine „Zweite Folge" der „Bemerkungen eines Reisenden", von demselben Verfasser; das andere, „die soziale Lage und Erziehung der Bevölkerung Englands und Europa's", rührt von Joseph Kay her.*) Wir erlauben uns eine Besprechung dieser Werke und glauben unseren Lesern um so willkommener zu seyn, als es in unserer Absicht liegt, die genannten Verfasser so viel als möglich selbst redend einzuführen.

Gewiß sind die, welche sich für staats-ökonomische und Regierungsfragen interessiren, mit dem Geist und Stil der Schriften Laing's hinlänglich bekannt. Seine Werke über Norwegen und Schweden, seine „Bemerkungen" über die Länder Mittel- und West-Europa's und seine sinnreiche und klare Darstellung der durch Ronge veranlaßten theologischen Bewegung in Deutschland haben ihm einen bedeutenden Ruf verschafft und seine Ansichten und Urtheile zu einer entscheidenden Autorität erhoben. Kay genießt einer geringeren Bekanntschaft, ist jedoch ein nicht weniger beachtenswerther Schriftsteller. Er lebt gegenwärtig in Cambridge, ist Rechtsgelehrter und gehört zu den Graduirten der daßgen Universität. Seine frühere Stellung als „Travelling Fellow" der Universität gewährte ihm Gelegenheit, die sozialen Verhältnisse seiner Heimat und verschiedener kontinentaler Länder während einer Reihe von Jahren zu beobachten und zu studiren. Seiner geistigen Natur nach steht er jenseits der Tragweite aller jener Einflüsse, welche zuweilen die Annahme extremer Ansichten zur Folge haben; eben so wenig erblicken wir in ihm ein äußerliches Motiv, welches ihn veranlassen konnte, etwa willkürlich exzentrisch zu seyn oder einen Radikalismus zu lehren, der nicht wirklich echt wäre. Kay publizirt ein Buch, dessen merkwürdigste Eigenthümlichkeit zweifelsohne darin besteht, daß es durchweg mit einer Offenheit und Unumwundenheit des Ausdruckes, mit einer Bestimmtheit und Kühnheit des Tadels und mit einer Fülle und einem Eifer in der Auseinandersetzung des ihm ungesund und unhaltbar Scheinenden auftritt, wie wir es selten bei Autoren in seiner Stellung und von seinen Ansprüchen gesehen haben.

Weder Laing, noch Kay ist ein gewöhnlicher Reisender, noch haben sie ihre Werke in irgend einer der gewöhnlichen Absichten publizirt, um welche diese Art von Schriftstellern nur zu häufig bemüht ist. Keiner von Beiden geht darauf aus, glänzende Schilderungen von ernsten Eindrücken zu geben oder merkwürdige, ihre Reise ausnahmsweise bezeichnende Vorfälle zu erzählen. Beide haben fremde Länder besucht mit dem besten und weisesten Vorhaben von der Welt, nämlich aus eigener Anschauung die unterscheidenden Merkmale zwischen ihren eigenen Heimatsgenossen und der Bevölkerung einiger der größeren kontinentalen Staaten kennen zu lernen. Und zu einer solchen Mission hatten Beide ein ungemeines Geschick. Dennoch sind ihre Befähigungen von sehr verschiedener Art und Größe. Beide sind meistentheils von einem der gewöhnlichsten Vorurtheile frei: sie zeigen weder Gehässigkeit und absichtliche Tadelsucht gegen ihre eigene Heimat, noch auch sprechen sie zu besonderen Gunsten der Länder, welche sie besuchten. Nichtsdestoweniger haben wir ein größeres Vertrauen zu der ruhigen Beobachtung Kay's als zu der streitsüchtigen und zuweilen doch einseitigen Kritik Laing's. Beide sind sehr genau mit den sozialen Verhältnissen ihrer Landsleute bekannt, — Jeder von ihnen jedoch betrachtet dieselben von einem ihm eigenthümlichen Standpunkte aus. Laing überschaut die Oberfläche mit einem scharfen und umfassenden Blick; seine Hauptstärke besteht indeß mehr darin, zuweilen Ursachen zu entdecken, welche anderen Leuten nicht eben auffstoßen, als zu einem Schlusse zu gelangen, in welchem alle Elemente der Anschauung, Betrachtung und Beurtheilung zusammengefaßt sind. Sein Beobachtungstalent ist scharf, ohne gerade besonders geläutert zu seyn; sein Geist mehr kräftig und schlau, als viel umfassend und fein. Viele seiner Reflexionen sind so originell, daß sie sich fast zu förmlichen Entdeckungen erheben; und je weiter sie sich erstrecken, ein desto helleres und durchdringenderes Licht verbreiten sie. Kay ist weniger geschickt, als Laing. Er sieht auf Einen Blick weder so viel, noch so genau. Aber er besitzt eine größere Detailkenntniß und weiß den Einfluß, welchen diese Details auf die allgemeinen Ursachen ausüben, besser zu würdigen. Er versteht es, die volle Bedeutung ausnahmsweiser Umstände abzuwägen; auch fehlt es ihm nicht an jener in der modernen Sozialphilosophie so oft übersehenen und geringgeschätzten Fähigkeit billiger und richtiger Unterscheidung, welche ihr eigenes Gewicht dem beifügt, was man den Beweis der präponderirenden Majoritäten nennen kann. Kay ist durchdrungen von dem hohen Werth der nach allgemeinen Ergebnissen gefällten Endurtheile und Endbestimmungen; nichtsdestoweniger weiß er aber auch eben so alle die Umstände zu würdigen, welche irgend einer achtbaren Minorität zum Stützpunkte dienen. Dies ist eine sehr glückliche Geistreigenthümlichkeit des Verfassers, und viele seiner Schlüsse erhalten dadurch eine sehr triftige Autorität; zugleich ist es aber auch eine Eigenthümlichkeit, welche den Werth seines Buches in so fern erhöht, als es in Folge derselben einen allgemeinen und treuen Umriß der ganzen Frage in sich schließt. Wesentlich sieht und empfindet Kay nur eine einzige Reihe der Erscheinungen, und demgemäß verleitet ihn seine scharfe und auf einen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit zur Uebertreibung.

Aeußerst wünschenswerth wäre es, wenn man beide Werke zusammen lesen wollte. Die Vorurtheile, Auslassungen, Eigenthümlichkeiten und Ansichten beider Verfasser ergänzen einander gegenseitig aufs zweckdienlichste. Wenn der Leser durch die allgemeine und zuweilen sehr weitschweifige Philosophie Laing's, die sich durch Paragraphen von ungeheurer Länge hinzieht, ermüdet worden ist, so mag er sich zu den aus den vollen Umständen geschöpften Zeugnissen, Thatsachen und Argumenten wenden, in welchen Kay dem Erstgenannten stets überlegen erscheint. Wenn er des ewigen Lobes überdrüssig ist, welches Laing der „Mittelklasse" und den „nützlichen Künsten" widmet, so kann er von Kay lernen, daß es ganze Bevölkerungen giebt, die sich einer wirklich hohen Kultur erfreuen, ohne daß sie eine sonderlich starke „Mittelklasse" besitzen, und trotzdem, daß sie viele jener im gewöhnlichen Sinne als „nützlich" bezeichneten Künste vernachlässigen. Laing macht sich des Verstoßes schuldig, daß er nicht alle an dem großen, von ihm analysirten Drama wesentlich betheiligten Personen in seine Darstellung aufgenommen hat. Seine Beschreibung der englischen Gesellschaft z. B. bewegt sich im Allgemeinen nur in den Kreisen der mittleren Stände. Die Mittelklasse ist für Laing in der That das, was den Ptolemäischen Astronomen das primum mobile war. Er ist so vollständig ihr Schüler und ihr Apostel, daß er sehr selten dem Gebiet ihres Einflusses entschlüpft. Kay verfällt nirgends in diesen Fehler. Seine Aufzählung und Zeichnung der Thatsachen ist viel philosophischer und zuverlässiger, als die von Laing, und er versäumt es zumal keineswegs, seine Leser davon in Kenntniß zu setzen, daß es neben der Mittelklasse in England auch ein Proletariat giebt, dessen Vorhandenseyn eben gerade den eigentlichen Schwerpunkt der ganzen Frage ausmacht. Kurzum, die Speculationen Laing's laufen ihrem Hauptinhalt nach darauf hinaus, die Gründe darzulegen, welche das Gedeihen der Mittelklasse fördern oder hemmen, während Kay vorzugsweise die Stellung desjenigen Theiles der Bevölkerung im Auge hat, welche unterhalb der Mittelklasse ihr Leben fristet.

Beide Werke behandeln also eigentlich nur besondere Zweige und einzelne Richtungen der sozialen Fragen, so sehr sie auch das Ganze derselben zu erörtern gewillt sind. Jedes für sich betrachtet, dürfte den Leser, der ihm folgt, leicht auf Abwege führen; beide, zusammengenommen, bilden eine der vollständigsten Darstellungen der Neuzeit über den in Rede stehenden Gegenstand.

Versuchen wir es nun einmal, die Fragen, um deren Lösung willen Laing und Kay hauptsächlich fremde Länder besucht und die vorliegenden Werke geschrieben haben, in der kürzesten und einfachsten Form auszudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the Social and Political State of the European People in 1848 and 1849; being the Second Series of the Notes of a Traveller. By Samuel Laing, Esq. Longman & Co.

The Social Condition and Education of the People of England and Europe. By Joseph Kay, Esq. M. A., of Trinity College, Cambridge, and late Travelling Fellow of the University of Cambridge. 2 vols. Same Publishers.

Mexiko.

Erinnerungen aus dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko.

Blokade, Einnahme und Besetzung von Mazatlan.

(Schluß.)

Am 3. Juni wurde die Fregatte, an deren Bord der Lieutenant Wise diente, nach Monterey geschickt, und als sie nach Mazatlan zurückkehrte, sollte dieses schon nicht mehr blokirt, sondern besetzt werden. Am 11. November kamen in

Mr. Bowles's Letter to Mr. Pitt.

Mr. Bowles's Letter to Mr. Pitt.

Mr. Bowles's Letter to Mr. Pitt.

und die Autorität der Thatsachen leugnen. Gleichheit existirt nirgends; sie wird weder im Verbrechen selbst, noch in dem Charakter derjenigen, die es begangen haben, gefunden. Man bringt diese Erfordernisse nicht in Rechnung, wenn man sich nur darauf beschränkt, zwischen den Sträflingen die verschiedene Strafdauer als Unterschied festzusetzen. Die Strenge der Gefängnißhaft besteht weniger in der Anzahl der unter Schloß und Riegel zugebrachten Jahre, als vielmehr in der ersten Probezeit der Gefangenschaft. Man verletzt daher die Billigkeit, wenn man die Strafe für ergraute Verbrecher und für die eines einfachen Vergehens schuldigen Individuen gleichmacht. Bei der Abschätzung einer Frevelthat muß die Absicht, aus welcher sie hervorgegangen ist, eben so viel Geltung haben, als die That selbst, wenn nicht mehr. Aus diesem Prinzip folgt eine Classification der Sträflinge, die der Schlußstein des Systemes ist. Herr Ferrus theilt sie in drei Kategorien: 1) Die mit einer erfahrenen Verderbtheit und einem energischen Charakter begabten Gefangenen; 2) diejenigen, welche Verbrechen oder Unwissenheit verthiert haben; 3) die Sträflinge, welchen eine angeborne Unfähigkeit nur eine sehr unvollkommene Beurtheilung ihrer verbrecherischen Handlungen erlaubt. Auf die Ersten wendet er die fortwährende Einzelhaft, also das philadelphische System, an, um die Verbrüderung des Verbrechens zu verhindern; auf die Zweiten, die gemeinschaftliche Arbeit mit nächtlicher Isolirung und Stillschweigen, also das auburnsche System, was dem Bedürfniß nach Geselligkeit genügt und zugleich den Mißbrauch derselben verhütet; auf die Dritten endlich das mildernde Schweigsystem ohne Trennung vom Schlaf- und Arbeitssaal: Dieses System ist ohne Gefahr, weil man durch die Anreizungen des gemeinsamen Lebens in jenen Unglücklichen menschliche Gemüthsbewegungen wieder hervorzurufen sucht. Alle Individuen der drei Kategorien erhalten einen Elementarunterricht und eine Gesundheitspflege, wie sie ihnen bis auf den heutigen Tag gefehlt hat. Die Arbeit betrachtet Herr Ferrus als das Hauptelement der Moralisation, jedoch unter dem doppelten Vorbehalten, daß die Vertheilung derselben mit Einsicht geschehe und die verschiedenen Fähigkeiten der Individuen berücksichtigt werden. Der Verfasser citirt zur Unterstützung seines Systemes einige Zeilen aus einer Schrift des Herrn Léon Faucher, in welchen der Ausdruck eben so glücklich ist, als der Gedanke: wir geben sie hier wieder, und man mag über den Unterschied der Classificationen urtheilen: „Die Sträflinge, welche ihr früheres Leben in den Städten zugebracht haben, sind gleichsam als Eingeborne des Gefängnisses zu betrachten, während die Verbrecher aus der ländlichen Bevölkerung hier nur als Fremdlinge gelten können. Was diese beiden Arten der Sträflinge betrifft, die sich eben so sehr durch den Charakter oder den Grad des Verbrechens, als durch die in den verschiedenen Industriezweigen erlangten Kenntnisse und Geschicklichkeiten unterscheiden, so ist es nicht nur nothwendig, daß die für sie bestimmten Gefängnisse nicht eine und dieselbe moralische Verwaltung haben, sondern auch ein vollständig entgegengesetztes System der Arbeit anwenden. Weise man also den Sträflingen aus der ländlichen Bevölkerung Strafanstalten an, in welchen Ackerbau getrieben wird, und bringe die Städter in Gefängnisse, die verschiedene Industriezweige als Beschäftigung haben; im ersteren Falle diene die Meierei, im letzteren die Fabrik zum Muster."

Die Idee der Strafanstalten, in welchen Landwirthschaft betrieben wird, ist eine fruchtbare zu nennen, sie hat nicht allein den Vortheil, daß sie der sitzenden Beschäftigungsweise der Centralhäuser die Arbeiten des Landlebens substituirt, sondern sie hat auch überdies das Verdienst der Angemessenheit. Man weiß, daß nach der Februar-Revolution die Arbeit in den Strafanstalten überall lebhafte Klagen von Seiten der Arbeiter hervorrief; man forderte Unterdrückung der Arbeit in den Gefängnissen, und sie wurde bewilligt. Herr Ferrus begegnet jenen Klagen mit Zahlen. Es ergiebt sich aus unverwerflichen Nachweisen, daß die Konkurrenz, welche durch die Arbeit in den Strafanstalten der freien Arbeit erwächst, sich wie 400 zu 20,000, d. h. 1 zu 50, verhält. Die Arbeit der Gefangenen, welche sich auf etwa sechzig Industriezweige vertheilt, kann also den Zustand der zahlreichen Arbeiter, die von den Manufakturen Frankreichs beschäftigt werden, nicht verschlimmern. Es ist ein Phantom, womit man die Einbildungskraft der armen Klassen erschreckt; aber in einer Zeit, wo die Unwissenheit sich in der Gewalt politischer Leidenschaften befindet, muß man die Hindernisse umgehen, anstatt sie zu vernichten, und die Gründung von Ackerbau-Kolonieen bringt unter anderen guten Wirkungen die hervor, daß sie ein Vorurtheil nicht zu bekämpfen hat.

Die Strafanstalten mit Ackerbau haben noch ein unmittelbareres und ernsteres Resultat: sie beseitigen die Gleichförmigkeit der Arbeiten, welche, in den Centralhäusern auf so verschiedene Charaktere angewendet, Erschlaffung des Körpers und moralische Muthlosigkeit verursacht. Es ist traurig, einen Blick auf die Gesundheitsstatistik der Gefängnisse zu werfen und wahrzunehmen, wie vorzugsweise die kräftigsten Naturen, welche die innere Einrichtung geschwächt hat, von Krankheiten und dem Tode betroffen werden.

Nachdem Herr Ferrus den Sträfling während der Abbüßung seiner Strafe im Gefängnisse nach vielen Seiten hin betrachtet hat, folgt er ihm bis zu dem Augenblick, wo er wieder in Freiheit gesetzt wird. Die erste Zeit der wiedererlangten Freiheit ist die schlimmste; möge man ihre Härte durch die Vermittelung der Philanthropie mildern. — Also, Anwendung der Zelle, um den Sträfling zu bessern, Arbeit, welche den früheren Gewohnheiten des Individuums angemessen ist, und endlich Schutz und thätige Hülfe zur Zeit der Befreiung, dies sind drei Punkte, welche die Reform des Gefängnißwesens gebieten. Man sieht, Herr Ferrus ist Eklektiker. Er weist kein System zurück, oder vielmehr er nimmt sie alle an. Sein Zweck ist, den Verbrecher zu strafen und zu bessern. Gebe man sich nicht der Einbildung hin, den Schuldigen vollständig bessern zu wollen; aber es hieße auch an jeder menschlichen Vervollkommnung zweifeln, wenn man darauf verzichtete, ihn besser zu machen.

Mannigfaltiges.

— Der Brand von San Francisco. Der Montreal Herald enthält einen von einem Augenzeugen herrührenden graphischen Bericht über die im Mai d. J. stattgefundene große Feuersbrunst in San Francisco, dem wir Folgendes entlehnen: „Am 4. Mai, Morgens um halb fünf Uhr, wurde ich durch die Schnarre des Wächters und den Ruf: Feuer! aufgeweckt, und als ich hinaussah, bemerkte ich, daß der Geschäftstheil der Stadt in Flammen stand. Da ich wußte, daß fast die ganze Stadt aus hölzernen Gebäuden besteht, von denen viele mit Segeltuch bedeckt sind, und daß ein starker Wind fast unaufhörlich weht, so war ich von vornherein überzeugt, daß man des Feuers nicht bald Meister werden dürfte. Sobald ich meine eigenen Habseligkeiten in Sicherheit gebracht hatte, eilte ich hinaus, um solchen von meinen Freunden beizustehen, die werthvolle Güter zu retten hatten. Als ich durch Washington-Street kam, überstieg die Verwirrung und der Schrecken alle Beschreibung. Das Feuer war in dem United States House, einem großen neuen Spielhause in Portsmouth-Square, ausgebrochen; ein zweites prachtvolles Gebäude dieser Klasse, the Empire, war bereits in Flammen gehüllt, und das Parker House, ein so eben beendigtes großartiges Gebäude im modernsten Styl, welches im Dezember niedergebrannt war und am nächsten Montag wieder eröffnet werden sollte, war gleichfalls vom Feuer ergriffen worden; von diesen kolossalen Gebäuden dehnte sich das verheerende Element mit erstaunlicher Schnelligkeit in alle Richtungen aus, so daß die Leute kaum Zeit hatten, ihre Kleider zu retten. Das Feuer wurde endlich durch das Sprengen mehrerer Häuser und eine glückliche Veränderung des Windes aufgehalten. Der ganze Geschäftstheil der Stadt, fast alle Spielhäuser und Restaurationen, kurz, die schönsten Gebäude waren zerstört; drei Stunden hatten hingereicht, um vierhundert Häuser und Eigenthum zum Werth von vier bis fünf Millionen Dollars zu vernichten. Als ein Beispiel, bis zu welcher Höhe die Spielwuth hier getrieben wird, möge die Thatsache dienen, daß die Montébank im Star bis zum letzten Augenblick offen gehalten ward, als das Gebäude schon in Flammen stand, welche die Spieler endlich vom Tische trieben, und kaum waren diese aus dem Hause, als es hinter ihnen in Trümmer sank. Ueber der unglücklichen Stadt hing den ganzen Tag eine dichte Rauchwolke. Da keine Assekuranzgesellschaft hier versichern will, so haben Viele Alles verloren, was sie besaßen. Ein Bekannter von mir wollte ausverkaufen und mit dem nächsten Dampfboot nach Hause gehen; gestern noch hatte er ein Vermögen von 50,000 Dollars, heute ist er ein Bettler und hat nicht einmal die Mittel, sein Waarenlager wieder aufzubauen. Es giebt viele dergleichen Fälle; solche Glückswechsel sind hier an der Tagesordnung. Manche scheinen ganz niedergebeugt, Andere jedoch sind schon wieder in voller Thätigkeit, und heute Vormittag, während noch der Rauch aus der Erde emporstieg, wurde der Grund zu dem neuen Spielhause St. Charles in Portsmouth-Square gelegt. Das gegenüberliegende Bryant House, welches dem allgemeinen Verderben entgangen ist, ward für 8000 Dollars monatlich gemiethet, Spieltische sind darin aufgestellt, ein Musikchor steht vor der Thür, und die Verehrer der Fortuna strömen hinein. Die Spekulanten, die es gemiethet haben, werden in kurzer Zeit ihr Glück machen, da es das einzige auf großem Fuß eingerichtete Spielhaus ist, welches die Katastrophe überstanden hat. Während die Grundlagen zum St. Charles gelegt wurden, stieg so viel Rauch auf, daß man befürchten mußte, die Balken würden Feuer fangen, allein man achtete nicht darauf, und die Werkleute schritten rüstig mit dem Bau fort. Man arbeitet hier am Sonntage, wie an allen anderen Tagen, außer in den Engroslagern, welche geschlossen sind; die Spielhöllen aber halten an diesem Tage ihre reichste Aerndte."

— Die Gefahr oberflächlicher Kenntnisse. In einer bei Eröffnung eines literarischen Vereins in Edinburg gehaltenen Rede hatte sich Macaulay gegen den bekannten Ausspruch Pope's erklärt, daß „ein wenig Gelehrsamkeit eine gefährliche Sache ist."

A little learning is a dangerous thing.

Er bemerkte, daß alle Kenntnisse relativ seyen, und das, was heutzutage jedem Handwerker geläufig ist, in früheren Zeiten selbst dem gelehrtesten Philosophen unerreichbar gewesen wäre. Seiner Meinung nach, könne auch das geringste Quantum Wissenschaft nicht gefährlich seyn. Professor Forbes hat sich nun bemüßigt gefunden, diese Behauptung in einer eigenen Schrift*) zu widerlegen. Er nimmt zuvörderst an, daß die „little learning", von der Macaulay spricht, oberflächliche Kenntnisse, d. h. Worte ohne Gedanken, sind, und bemüht sich dann, die Nachtheile auseinanderzusetzen, die aus dergleichen oberflächlichen Kenntnissen entstehen können. Wir müssen bekennen, daß wir geneigt sind, für Macaulay Partei zu nehmen, da wir zwar keinesweges die Vorzüge gründlicher Kenntnisse in Abrede stellen, aber doch selbst den leichtesten Anflug von Bildung für ersprießlicher halten, als völlige Unwissenheit.

*) The Danger of Superficial Knowledge. By J. D. Forbes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 28, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 21. September 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

I.

Journal des Débats. — Constitutionnel. — Presse. — Evénement.

Vielleicht in keinem Lande der Welt ist die Presse eine so imposante Macht, als in Frankreich. In England hängt die Presse von der öffentlichen Meinung ab, sie erhält in allen wichtigen Fragen den Impuls vom Volke, und diesem Impulse kann sie auf die Dauer nicht widerstehen. In Deutschland ist das Reich der Preßfreiheit überhaupt noch zu jung, als daß man von der Presse als Macht sprechen könnte. In Frankreich allein aber, was dasselbe sagen will, in der Hauptstadt Paris macht die Presse die öffentliche Meinung.

Jeder Staatsmann, der eine Rolle spielen will, muß sich eine Partei bilden und ein eigenes Organ gründen. Dieses Organ ist Sklave seiner Partei, es greift an oder vertheidigt, nach Kommandowort; es ist gewissermaßen der permanente Stimmzettel des Parteiführers außerhalb der Kammer. Das Journal wartet auch nicht etwa ab, bis gerade eine politische Frage auftaucht, um alsdann sein Urtheil darüber abzugeben. Es schafft selbst solche Fragen, beutet sie aus, um, je nach seiner Stellung, Zufriedenheit oder Mißtrauen gegen die Regierung, Agitation oder selbst Emeute unter der Bevölkerung hervorzurufen. Der Franzose liest nur das Organ seiner Partei, ihm folgt er blindlings, er schwört darauf, wie auf ein Evangelium. So kann man denn dreist behaupten, daß die Pariser Presse — denn die Provinzialpresse ist nicht viel mehr, als das Echo der Pariser — Gebieterin über Ruhe oder Unfrieden des Landes ist.

Die Majorität in der Presse ist in schwierigen Situationen oft ein zuverlässigeres Barometer für die Stimmung der Bevölkerung, als die Majorität in der Kammer. Das Journal, wenn es auch die politische Meinung seines Lesers leitet, tauscht doch nebenbei dessen eigenem Urtheil zu und tritt demgemäß mit größerer Zuversicht auf, oder spannt auch die Seiten herab. Auf diese Weise versichert es sich seiner Armee, die sich denn auch am Tage der Schlacht gewöhnlich als zuverlässig bewährt. Die Armee folgt aber nur dem Feldherrn. Zieht dieser sich zurück, bleibt er auf dem Platze, oder pflanzt er gar ein anderes Banner auf, dann kömmt Unordnung und Verwirrung über die Massen, dann muß auch das Journal einen anderen Führer suchen, was gewöhnlich zur Folge hat, daß es die Farbe wechselt. Dieses Schauspiel bietet sich fast bei allen durchgreifenden Systemwechseln der Regierung dar, besonders aber bei allen politischen Umwälzungen, und seitdem Frankreich statt der monarchisch-erblichen Spitze eine republikanische, wähl- und wandelbare hat, kann die Presse gar nicht mehr zu einem bestimmten Ruhepunkt gelangen. Jeden Tag taucht eine neue Partei und mit ihr ein neues Journal auf. Die alten Parteien modifiziren ihre Meinung und mit ihnen ihre Organe. Heute ist das Bild der Presse ein anderes, als das von gestern, morgen vielleicht wieder ein anderes; suchen wir es einen Augenblick zu fixiren, ehe es dem Auge entrückt wird.

„A tout seigneur tout honneur!" Darum beginnen wir mit dem Journal des Débats, welches, trotz aller Revolutionen und der täglich wachsenden Fluth von Journalen, nach wie vor den ersten Platz in der französischen Presse behauptet. Das gouvernementale Prinzip in seiner ganzen Unbeugsamkeit und mit unerbittlicher Konsequenz festhaltend, vertheidigte das Journal des Débats achtzehn Jahre lang die persönliche Politik Ludwig Philipp's. Es machte entschiedene Front gegen die damalige, gegen heute verglichen, sehr gemäßigte Opposition, und nur in zwei Punkten machte es gemeinsame Sache mit seinen Gegnern, nämlich in Betreff der Legitimisten und der Ultramontanen, beides Urfeinde seines Herrn. Wenn es galt, die Sache der Dynastie Orleans den Anhängern der Bourbons gegenüber und die Sache der Universität dem Klerus gegenüber zu vertreten, dann trat das Journal des Débats aus seiner konservativen Rolle heraus, seine Feinde wenigstens wollen dann gesehen haben, daß ein Zipfel rother Mütze unter seinem Gewande hervorguckte. Das Journal des Débats vertheidigte seinen Gebieter und dessen Räthe bis zur letzten Minute ihrer Herrschaft, und als am 24. Februar die Republik proklamirt wurde, war Jedermann gespannt, wie wohl das Journal des Débats diese vollendete Thatsache aufnehmen würde. Doch schon am 25sten hatte es seine neue Stellung eingenommen. „Wir haben die Republik nicht gewollt, wir haben sie nicht gemacht, wir nehmen sie aber an, denn die Regierungen sind wandelbar, Frankreich aber bleibt und Frankreich geht uns über Alles." An diesem Programm, das nicht ohne arrière-pensée, aber unstreitig sehr geschickt, entworfen ist, hat das Journal des Débats bis zur heutigen Stunde festgehalten. Es unterstützte die provisorische Regierung, so lange Lamartine's Einfluß darin überwiegend war, es unterstützte die Exekutivkommission, weil Ledru Rollin darin in der Minorität war, es unterstützte General Cavaignac, weil er der Emeute scharf ins Auge sah. Dann kam der 10. Dezember. Das geistreiche Journal hänselte ein wenig seine Landsleute, weil sie einen Kronprätendenten zum Chef der Republik gemacht. Nachdem es sein Mäthchen gekühlt, verhieß es dem Präsidenten seine Unterstützung.

Jetzt war ihm freilich schon wohler zu Muthe. Die Erz-Revolutionaire waren aus der Regierung entfernt, allerdings saßen an ihrer Stelle frühere Gegner; allein die Barrot, die Malleville, die Dufaure blieben doch immer gouvernementale Männer, mit denen sich wieder eine Lanze auf dem Felde der Diskussion brechen ließ, und die veränderten Verhältnisse konnten es wohl entschuldigen, wenn dieselben Spalten, welche vor neun Monaten jeden Morgen Herrn Thiers und Konsorten der Demagogie beschuldigten, ihn nun als den Schild und Schutz der gemäßigten Partei priesen. Im Grunde seines Herzens hängt das Journal des Débats nach wie vor mit Leib und Seele an der Dynastie Orleans, und es läßt keine passende Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Sympathieen für dieselbe an den Tag zu legen. Kehrte heute der Graf von Paris nach Frankreich zurück, so würde das Journal des Débats sein Organ werden, und man könnte ihm weder Verrath, noch Doppelzüngigkeit vorwerfen.

In einer so beneidenswerthen Stellung befindet sich sein früherer Gegner und zur Zeit Bundesgenosse, der Constitutionnel, nicht. Der Constitutionnel, unter der Julimonarchie Organ der dynastischen Opposition und speziell des Herrn Thiers, erlangte seine Bedeutung hauptsächlich durch letzteren Umstand. Es war bekannt, daß der Chef der Opposition nicht allein als solcher, sondern auch selbst als Minister es nicht verschmähte, dem Blatte seine Feder zu leihen. Die Opposition des Constitutionnel war eine systematische, gleichwohl aber nur rein persönlicher Natur. Gleichwie der Meinungsunterschied Guizot's und Thiers' mehr aus ihrer persönlichen und gegenseitigen Antipathie hervorging, als er etwa prinzipieller Natur war, so war auch der Federkrieg zwischen Constitutionnel und Débats nur ein äußerer. Der Constitutionnel befand sich aber dabei im Nachtheil. Denn während die Débats die Prinzipien in den Personen vertheidigten und von dem gouvernementalen Prinzip dabei kein Haar breit nachließen, gerieth der Constitutionnel, der nur den Sturz seiner Gegner vor Augen hatte, in eine Bahn, die gar nicht die von ihm beabsichtigte war, so zwar, daß er am 24. Februar nur die Wahl hatte, entweder in das Lager der Revolution überzugehen oder einen großen Theil von dem zu verleugnen, was er in den letzten acht Jahren vertheidigt hatte. Er wählte das Letztere und verband sich mit den Débats gegen die Revolution, letzterem Journal freilich im Anfange ein unangenehmer Bundesgenosse. Auch heute noch ist die alte Feindschaft der beiden Journale bemerklich; höchst selten wird eines das andere citiren, was sie selbst mit kleinen unbedeutenden Journalen thun, wenn es dem Interesse der Sache dienen kann. In der ersten Zeit nach der Februar-Revolution, so lange nämlich Herr Thiers sich vom politischen Schauplatz fern hielt, spielte der Constitutionnel eine ziemlich unbedeutende Rolle; er nahm selten an der öffentlichen Diskussion Theil und beschränkte sich mehr auf das nackte Referiren der Thatsachen. Sein Eigenthümer, Herr Véron, ist ein spekulatives Genie, der gar nicht der Mann ist, ein Journal um Gotteswillen herauszugeben. Er wartete ruhig ab, bis die Situation sich ein wenig mehr zu zeichnen anfing, dann erst entschied er sich für oder wider. Die Sache der Republikaner schien endlich schlecht zu gehen, und Herr Thiers, der bei den ersten Wahlen nicht einmal gewählt worden, gewann täglich größeren parlamentarischen Einfluß. Herr Véron faßte wieder Vertrauen zu ihm, und der Constitutionnel ward wieder Organ des Herrn Thiers, um ihm so lange treu zu bleiben, als derselbe im Elysée in Ansehen stand. Als aber plötzlich jener Bruch zwischen dem Präsidenten der Republik und dem Chef der orleanistischen Partei eintrat, befand sich Herr Véron abermals wie Herkules am Scheidewege. Doch bald hatte er seine Wahl getroffen. Die Actien des Elysée waren im Steigen, und Herr Véron erhielt einen Sack voll Versprechungen, deren Anziehungskraft er nicht zu widerstehen vermochte. Der Constitutionnel kehrte Herrn Thiers den Rücken und ging mit Sack und Pack zum Elysée über. Seit dieser Zeit schreibt der Constitutionnel täglich Satire auf seinen Titel, denn alles Andere ist er, nur nicht constitutionell. Verfassung, Nationalversammlung, parlamentarische Regierung, Alles thut er in den Bann, das „quos ego" des großen Bonaparte ist das Ideal, welchem nachzustreben er dem „Neffen des Onkels" anempfiehlt. Der Constitutionnel ist eine in der Dekadenz begriffene Größe, und sein Schicksal nicht schwer vorauszusehen. Vielleicht erlebt er noch einige neue politische Constellationen und wechselt noch einigemal den Herrn, bis eines Tages sich kein neuer Herr mehr finden will, der einen so abgenutzten Diener mit in den Kauf übernehmen will, dann wird das einst so mächtige

Mr. Bowles's Letter to Mr. Pitt.

Mr. Bowles's Letter to Mr. Pitt.

langt. Man läßt kein Kind müßig auf den Straßen umherlaufen, kein Kind darf in den Gossen umherkrabbeln; kein Kind darf schmutzig oder in zerrissenen Kleidern in der Schule erscheinen, und die Ortsbehörden sind verpflichtet, allen denen Kleidung zu schaffen, deren Aeltern völlig unvermögend sind. Die Kinder des Armen in Deutschland, Holland und der Schweiz gewöhnen sich nachhaltiger an Sauberkeit, Anstand und Fleiß in den Elementarschulen, als die Kinder des kleinen Krämerstandes in England in den Privatschulen, und sie verlassen die Elementarschulen in den genannten Ländern weit besser unterrichtet, als jene unsere mittelständischen Privatschulen. Nachdem die Kinder Lesen, Schreiben, Arithmetik, Singen, Geographie, Geschichte und Bibelkunde gelernt haben, verlassen sie die Schule und nehmen Sauberkeit, Anstand, Ordnung, Fleiß und einen geweckten, der Erkenntniß und des Denkens fähigen Verstand mit sich ins Leben hinüber." (Schluß folgt.)

Italien.

Das junge Italien.*)

Herr Cochrane, ein bekanntes toryistisches Mitglied des britischen Unterhauses, der sich neulich in der Debatte über die Politik Lord Palmerston's durch die Heftigkeit auszeichnete, mit der er die diplomatische Betheiligung dieses Staatsmanns an den italiänischen Wirren angriff, hat in dem am Fuße bemerkten Werke die Resultate der von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen niedergelegt. Sein Buch hat einen gemischten Charakter; es verbindet Wahrheit mit Dichtung, die Ereignisse der Vergangenheit mit den Erlebnissen der Gegenwart und Hypothesen über die Zukunft. Der Verfasser macht kein Geheimniß von seinen Grundsätzen und seinen politischen Sympathieen; er zeigt keine Vorliebe für die Revolution, aber auch keine übermäßige Nachsicht für die Thorheiten des unverbesserlichen Absolutismus, und neben seinen Diatriben gegen Mazzini und die römischen Republikaner fehlt es nicht an ernsten Worten über den Wahnsinn der päpstlichen Regierung, welche die Theorieen des Jahres 1580 auf die Thatsachen des Jahres 1850 anzuwenden sucht.

In seinen Speculationen über die Zukunft Italiens tritt Herrn Cochrane eine Schwierigkeit entgegen, die schon Tausenden vor ihm ein Stein des Anstoßes geworden ist. Er sieht keine Hoffnung für dieses herrliche und klassische Land, so lange nicht die zeitliche und geistliche Macht des Papstes getrennt und damit die unheilbarste Anomalie der christlichen Welt beseitigt wird. Es sey dies eine Lösung, die den Anhängern des Papstthums selbst erwünscht seyn müsse, und deren Aufschub nur den Gegnern desselben zu Statten komme. Welches merkwürdige Phänomen bietet sich uns in der That im Herzen und Mittelpunkt der Civilisation dar! Man sieht hier einen Mann, dessen Odem den Willen und die Zwecke des Allmächtigen auf Erden verkündet, dessen geheiligte Person aber täglich an seiner eigenen Thür dem Haß und der Beschimpfung ausgesetzt ist — einen Mann, der sich über die mächtigsten Könige erhebt, der aber bei den schwächsten um Unterstützung betteln muß. Seine Kinder empfangen von ihm den Segen und beten den Mund an, der die Segensworte spricht; aber Schweizersoldaten müssen ihn vor der Wuth dieser selben Kinder schützen, die seine Herrschaft, ja, sein Leben bedrohen. Dergleichen unversöhnliche und stets wiederkehrende Gegensätze lassen sich alle auf eine höchst einfache und in die Augen fallende Ursache zurückführen. Die Völker sind heutzutage eifersüchtiger auf die weltliche, als auf die geistliche Prärogative ihrer Herrscher. Man gönnt den Päpsten ihre Infallibilität, nicht aber den Monarchen ihre Unverantwortlichkeit. Der Pontifex maximus unserer Zeit besteigt einen zeitlichen Thron, der ihn dem souverainen Volke gegenüberstellt.

Es ist unzweifelhaft, daß die gegenwärtige traurige Lage des Oberhauptes der katholischen Kirche dieser seltsamen Verbindung ohnmächtiger Schwäche und schrankenloser Macht zuzuschreiben ist, die in dem heutigen Stadium der Weltgeschichte ganz unhaltbar erscheint. Pius IX. wird durch nichts so sehr als durch seine eigene Größe in Verlegenheit gesetzt. Wäre er schwächer als geistlicher Fürst, so würde er als zeitlicher Regent unendlich stärker seyn, da dieselben Elemente, die in der einen Eigenschaft zu seiner Macht beitragen, ihr in der anderen verderblich sind. Der Papst selbst ist sich dieses Widerspruchs so gut bewußt, als es der unparteiischste Beobachter nur seyn kann. Als Lord Minto zu Anfang des Jahres 1848 Sr. Heiligkeit die unumgängliche Nothwendigkeit vorstellte, dem Geiste der Zeit einige Konzessionen zu machen, bemerkte Pius mit einem Seufzer, daß „in der Natur seiner Regierung eine Eigenthümlichkeit läge, die ihr die Annahme liberaler Institutionen nicht in demselben Maße, wie anderen, gestatte." Zum Unglück aber wird diese Eigenthümlichkeit endlich dahin führen, daß jede Regierung aufhört.

Es folgt aus allem diesen, daß Eigenschaften, die den Monarchen zieren, dem Papste zum Unheil gereichen können. Herr Cochrane bemerkt ganz richtig, der Haupt-Charakterzug der christlichen Kirche bestehe darin, daß, während die ganze Welt sich um sie verändert, ihre Lehrsätze allein unwandelbar bleiben. Aber gerade weil die Welt sich ändert und die Gesetze, welche die Gesellschaft zusammenknüpfen, den wechselnden Zuständen civilisirter Nationen angepaßt werden müssen, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß der weltliche Gesetzgeber und das Haupt der Kirche sich nicht in demselben Individuum zusammentreffen. Pius IX. entzückte bei seiner Thronbesteigung ganz Europa durch seine Versprechungen politischer und sozialer Reformen; diese Entwürfe stimmten gewiß mit seinem eigenen wohlwollenden Charakter überein, und wenn die strengen Pflichten des Oberhirten ihn in den Maßregeln hemmten, die er zum Heil seiner Unterthanen unternommen hatte, so war sein Kummer ohne Zweifel eben so groß, als die allgemeine Enttäuschung.

Mehr als ein Ausweg ist vorgeschlagen worden, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche diese doppelte Stellung mit sich führt, aber wir glauben nicht, daß irgend einer von diesen Plänen die Billigung des Papstes erhalten würde — am wenigsten die von Herrn Cochrane vorgeschriebene Radikalkur. „Man enthebe ihn ganz seiner weltlichen Macht", sagt er; „man setze Sr. Heiligkeit ein bestimmtes Einkommen aus und lasse Rom de jure von einer der Großmächte regiert werden, wie es jetzt de facto ist. Der Papst würde in diesem Falle nicht abhängiger seyn, als er es heutigen Tages ist, und Rom würde dann nicht länger der Brennpunkt des Aufruhrs seyn." Daß Pius IX. sich persönlich weit glücklicher fühlen würde, wenn er sich nur allein seinen geistlichen Pflichten widmen könnte, unterliegt keiner Frage. In Gaeta, wo er sich mit nichts weiter als den Mysterieen und Ceremonien der Kirche beschäftigte, wurde er gesund und stark, während eine weltliche Herrschaft von wenigen Monaten ihn vor der Zeit in einen sorgenvollen, unglücklichen Greis verwandelt hatte. Daß er seine Functionen als Souverain der römischen Staaten im Vergleich mit seinen Obliegenheiten als Haupt der römischen Kirche für ganz ohne Wichtigkeit hält, geht ferner aus einer merkwürdigen Thatsache hervor. Während des ganzen Zeitraums seiner Verbannung aus Rom, in der kritischsten Periode seines ereignißvollen Lebens, als alle Augen, nicht nur in Italien, sondern auch in Europa, sich voller Spannung auf ihn richteten, um ein Anzeichen seiner künftigen Absichten zu entdecken und ein Mittel ausfindig zu machen, die Demokratie mit der absoluten Herrschaft auszusöhnen, schien nur ein Gegenstand die Aufmerksamkeit des Papstes zu fesseln, nur ein amtliches Dokument gelangte an das nach Trost und Hoffnung schmachtende römische Volk. Dieses Dokument ist den Umständen nach vielleicht das allerseltsamste Aktenstück der neueren Zeit. Wie man weiß, ist seit Jahrhunderten die Frage, ob die heilige Jungfrau ohne Erbsünde geboren wurde oder nicht, eine quaestio vexata in der katholischen Kirche, und der Papst glaubte, daß er keine bessere Gelegenheit finden könne, darüber zu entscheiden, als in einem Augenblick, wo seine Entfernung aus der Hauptstadt seiner weltlichen Besitzungen ihm Muße verlieh, diesem wichtigen Gegenstande seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Dekret der Kirche, von Sr. Heiligkeit verfaßt und vom Kardinal Patrizi unterzeichnet, ward alsdann ohne weitere Vorrede nach Rom gesandt, als das beste Mittel, die Ordnung und den Frieden wiederherzustellen, indem der Papst mit der definitiven Entscheidung der Kirche über die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes zugleich seine Zuversicht aussprach, „daß von dem Augenblick an, wo diese wunderbare Eigenschaft der gebenedeiten Maria anerkannt würde, alle Empörungen und Tumulte wie durch ein Wunder aufhören würden." In der That mußte nach den klerikalen Regierungsbegriffen ein solches Dekret von größerer Wirkung als alle weltlichen Mittel seyn. Bei aller Achtung für die Doktrinen und Glaubenssätze der römischen Kirche kann unser Verfasser jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die französischen Bajonette vielleicht etwas mehr zur Dämpfung der Empörungen und Tumulte beigetragen haben, als das Dekret der unfehlbaren Kirche. So viel ist sicher, daß es die Aufgabe nicht erfüllt hat, die ihm gestellt wurde, während sich im heiligen Kollegium noch immer keine Neigung zeigt, die so nothwendigen, aber ganz außer dem Bereich der geistlichen Autorität liegenden Reformen durch menschliche Mittel zu versuchen.

*) Young Italy. By Alexander Baillie Cochrane, M. P. London, 1850.

Mannigfaltiges.

— Die französische und die englische Nationalbibliothek. Der Preis der wöchentlichen Vergnügungsreisen in Gesellschaft, die in diesem Sommer zwischen Paris und London von einigen Spekulanten arrangirt worden, ist jetzt, der Konkurrenz wegen, auf dreißig Francs die Person reduzirt, wofür sich jedoch die Reisenden nur vierundzwanzig Stunden in London aufhalten dürfen. Der Londoner Korrespondent der Revue Britannique erzählt, daß ein französischer Gelehrter bereits mehreremal diese wohlfeile Reise von Paris nach London unternommen, blos um jedesmal auf einen Tag die Bibliothek des British Museum zu besuchen. „Besitzt denn aber nicht", fragte jener Korrespondent den Gelehrten, „die große Bibliothek in der Rue Richelieu einen größeren Bücherschatz, als das British Museum?" — „Das ist leicht möglich", antwortete der Eintags-Reisende, „aber die Hälfte der Bücher in der Rue Richelieu ist den Bibliothekaren selbst nicht bekannt, und es ist fast unmöglich, das, was man sucht, unter dem Staube herauszufinden, der es dort wie die Asche von Herculanum und Pompeji bedeckt. Die Auffindung eines alten Buches erfordert in der Rue Richelieu die Arbeit eines Minirers. Was neuere Literatur betrifft, so werden zwar in Paris die Bücher, ausländische nicht ausgenommen, mit anerkennenswerther Liberalität angeschafft, aber dies kömmt leider nur einigen privilegirten Lesern zu Statten, aus deren Händen die Sachen erst wieder zurückkommen, wenn sie alles Interesse der Neuheit verloren haben. Im British Museum dagegen herrschen zugleich Ordnung und Gefälligkeit, eine gute Administration und eine tüchtige Wissenschaftlichkeit. Seit sechs Monaten habe ich in Paris vergeblich auf ein seit 1842 im Katalog eingetragenes Werk gewartet, das beständig außerhalb der Bibliothek und, seiner Schwere von sechs dicken Bänden in Quart ungeachtet, fortdauernd in Circulation sich befand. Aus Ungeduld reiste ich nach London, und binnen einer Viertelstunde nach meinem Eintritt in das British Museum lagen sämmtliche sechs Bände vor mir auf dem Lesetische."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lasser, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Dienstag den 24. September 1850.

Holland.

Der historische Roman in Holland.*)

Nach J. J. Ampère.

Wer seiner Heimat auf das vollständigste entrückt seyn will, der gehe — nicht nach Konstantinopel, sondern nach Rotterdam und komme daselbst wo möglich an einem Markttage an. Mit Waaren beladene Schiffe, mit großen Bäumen besetzte Kanäle, in den Straßen eine so dichte Volksmenge, wie man sie nur in Paris bei öffentlichen Vergnügungen sieht, eine Volksmasse, welche sich ohne Unordnung und sogar ohne Geräusch an einander vorbeidrängt — denn man hört weder Pferde, noch Wagen — eine eifrig beschäftigte, doch ruhige Menge, ein wahrhafter menschlicher Ameisenhaufen; von beiden Seiten jeder Straße eine Theaterdecoration, regelmäßige Häuser darstellend, aber so gleichmäßig, daß es nicht wirkliche massive Häuser, sondern von Holz oder Pappe aufgeführte zu seyn scheinen, denn wie ist es denkbar, daß wirkliche Wohnhäuser so sauber, so glatt, so zierlich und so einander ähnlich seyn können: dies ist das Schauspiel, welches unser beim Eintritt in Holland harrt und stets dasselbe bleibt, so lange wir in diesem eigenthümlichen Lande weilen, von welchem man, obgleich es ganz in unserer Nähe liegt, sich höchstens, wenn man im Diorama eine Ansicht von China betrachtet, einen Begriff machen kann. Dieses Land gleicht nichts so sehr, als einer Wiese von Paul Potter oder einem großen Park, den man auf einem in die grüne Erdfläche gegrabenen Kanal durchschifft, der sich mitten durch Kioske, indianische Pavillons, chinesische Brücken und Treibhäuser mit exotischen Gewächsen dahin schlängelt, gekühlt von sanften Schatten, wie sie Ruysdael's Pinsel erschuf, und durchglüht von phantastischen Lichteffekten, wie Meister Rembrandt sie uns bietet.

Eben so sehr, wie sich eine holländische Landschaft vor allen anderen Gegenden auszeichnet, unterscheidet sich der Holländer durch einen so entschiedenen Nationaltypus, wie er sich bei keinem anderen Volke Europa's erhalten hat. Außer einigen Nüancen, welche im Charakter der verschiedenen Provinzen liegen, gleichen sich die Holländer unter einander, wenn auch nicht ganz, doch beinahe eben so sehr, wie ihre aus Backsteinen erbauten Häuser, ihre mit Bäumen bepflanzten und von Kanälen begränzten Straßen, die fruchtbaren und monotonen Ebenen ihres Landes. In der Familien-Eintheilung der europäischen Nationen steht die holländische als ein so klar und bestimmt bezeichneter Charakter da, daß man sie nicht leicht mit einer anderen verwechseln kann. Sie ist nicht, wie z. B. die belgische, eine Anhäufung oder ein Zusammenfluß von verschiedenen Völkern, welche durch zufällige Umstände unter ein Scepter vereinigt worden sind, sie hat damit angefangen, sich einen eigenen Grund und Boden zu schaffen und sich dann vermittelst ihrer Energie weiter fortgebildet und aufrechterhalten. Hier fand das dem gewöhnlichen Lauf der Dinge entgegengesetzte Verhältniß statt, die Erde schuf nicht den Menschen, sondern der Mensch ließ die Erde werden, er entrang sie dem Ocean und mußte sie gegen ihn vertheidigen; es war dies ein lange andauernder unermüdlicher Kampf gegen die Natur, der wohl dazu geeignet war, das entschlossene Phlegma der Holländer noch mehr zu stählen und es ganz zu durchdringen. Dann hatten sie außer dem Kriege mit dem Ocean auch andere zu bestehen, nämlich mit Philipp II. und Ludwig XIV. Zweimal haben sich die holländischen Dämme eben so stark gegen die feindlichen Ueberfälle des Auslandes, als gegen die Verheerung der Fluthen bewährt, und als die Feinde schon bis zum Fuß dieser von patriotischen Händen durchstochenen Dämme vorgedrungen waren, öffneten sie sich, um jene zu verschlingen. Die Geschichte eines solchen Volkes muß Interesse erregen. Europa hat deren zwei aufzuweisen, welche, von Natur unbedeutend, durch die Macht, zu welcher sie sich während eines kurzen Zeitraumes emporschwangen, die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber verdienen: es sind dies Holland und Portugal. Beider Namen erscholl über ferne Meere und Länder, beide haben weite Landstrecken entlegener Regionen ihrem kleinen Ländchen unterthan gemacht, beide hatten eine Zeit des Glanzes und des Ruhmes, aber mit dem Unterschied, daß Portugal mit seinem Könige Sebastian auf dem Felde des Alcaçar Kebir fiel und vergebens erwartete, das Phantom seines alten Ruhmes mit Sebastian selbst aus der Gruft ersteigen zu sehen. Abwechselnd Spanien unterworfen oder von England abhängig, verlor es nach und nach seine transatlantischen Besitzungen und ist gegenwärtig eine Beute des Elends und der politischen Zerwürfnisse. Holland hingegen ist jetzt frei, reich und im besten Gedeihen; es hat funfzehn Millionen Unterthanen am Indischen Meere, unter einem paradiesisch schönen Himmel; seit zwölf Jahren hat eine von der Anarchie weit entfernte, doch feste und liberale Opposition die Revision der Verfassung nachgesucht und erlangt, und Dank dieser Reform ist Holland von den ganz Europa durchtosenden politischen Stürmen des Februars und März verschont geblieben. Außerdem sind Vernunft und Geld in diesem Lande zuhause, und es giebt kaum etwas der Revolution mehr Entgegengesetztes, als diese beiden Sachen.

Man dürfte von einer mit so eigenthümlichem Charakter und Temperament begabten Nation erwarten, daß sie auch vorzugsweise im Besitze einer Kunst und Literatur seyn würde. Ueber die holländische Kunst brauchen wir nichts zu sagen, aber die holländische Literatur ist weniger bekannt; dies liegt wohl zum Theil an der Sprache, welche unter allen deutschen Idiomen durch ein eigenthümliches Gemisch von Härte und Weiche, durch ein abwechselndes Schnarren und Schleifen, woran unser Ohr sich nur mit Mühe gewöhnen kann, sich in sehr unangenehmer Weise auszeichnet. Welcher Unterschied zwischen diesem Idiom und dem eines anderen germanischen Volkes, z. B. des schwedischen; dieses hat größtentheils Stamm und Wurzeln mit jenem gemein, aber mit seinen sonoren Endungen und wohlklingenden Vokalen erinnert es an die spanische Sprache. Die schwedische neben der holländischen Sprache ist wie ein Purpurmantel neben einem Wams von grauem Baumwollenstoffe oder wie Trompetengeschmetter neben dem Ton einer heiseren Kinderklapper, doch verhindert dies nicht eine relative Harmonie der Verse: die englische Sprache tönt auch rauh in unser Ohr, und dennoch fühlt man, ohne selbst Engländer zu seyn, den melodischen Klang von Pope's Dichtungen heraus.

Wir dürfen also nicht darüber erstaunen, wenn die Holländer in den Versen Vondel's Harmonie finden, obgleich die Wörter, aus denen sie zusammengesetzt sind, unser Gehör verwunden, und wir, wenn wir die vielen ch und k sehen, die reichlich darin vertreten sind, Gefahr für unsere Zähne fürchten. Man muß bedenken, daß Racine's schönste Alexandriner auf dem Theater von Athen wahrscheinlich dieselbe Wirkung hervorgebracht hätten. Das, was wir in der holländischen Literatur schätzen und anerkennen müssen, ist der patriotische und nationelle Charakter, welcher sie auszeichnet, und diesen Zug durch eine ziemlich unbekannte Literaturgeschichte verfolgend, werden wir zum Gegenstand unserer heutigen Abhandlung, dem historischen Roman der Mademoiselle Toussaint, gelangen. (Fortsetzung folgt.)

*) Letterkunst in Nederland, von Mademoiselle Toussaint. 4 Bde. 8. Amsterdam, Beijerinck.

England.

Ueber den sozialen und politischen Zustand der Völker Europa's.

(Schluß.)

Und einige Seiten weiter fährt Kay also fort:

„Wenn die jungen Leute, nach dreijähriger Dienstzeit als Soldaten, die Armee verlassen und in ihren Geburtsort zurückkehren, befinden sie sich in folgender Verfassung: — Sie sind wohlerzogen, gesund, kräftig und thätig. Fast das ganze Land ist in kleine Besitzthümer getheilt, welche von Bauern innegehabt und kultivirt werden. Das Verfahren der Uebertragung eines Gutes von einem Eigenthümer auf einen anderen ist sehr einfach und billig. In allen Theilen des Landes stehen fortwährend eine große Menge kleiner Güter zum Verkauf. Jeder junge Mann findet, daß viele seiner Freunde und Verwandten, welche einige Jahre vor ihm die Armee verließen, Häuser und Aecker gekauft haben und selbe für eigenen Ertrag bewirthschaften. Der junge Bauer, angetrieben durch den Wunsch, zu heiraten und Hausherr und Eigenthümer zu werden, verdingt sich an einen Landbauer, der eines Arbeiters (Knechtes) bedarf, lernt die Wirthschaft, legt seine Ersparnisse zurück, und wenn er keinen alten Verwandten hat, in dessen Eigenthum er einmal im Verlauf der Zeit naturgemäß eintreten könnte, verwendet er, nach einigen Jahren der Sparsamkeit, sein kleines Kapital zu einer ersten Anzahlung für den Ankauf eines Hauses und Gütchens, tritt seinen Besitz an und tilgt nach und nach in regelmäßigen Terminen die ganze Kaufsumme. Zuweilen wird der Ankauf durch seine Verheiratung mit einem jungen Mädchen, die auch ihre kleine Aussteuer oder Ersparnisse hinzubringt, beschleunigt und erleichtert. Der Wunsch, das Eigenthum eines Hauses und Gutes zu erlangen, trägt sehr viel dazu bei, das frühe Heiraten zu beschränken, und treibt die Bauern zur Ordnung und Thätigkeit an. Allerdings giebt es auch viele Bauern, welche nicht so viele Selbstverleugnung und Beharrlichkeit besitzen, um ein anfangs so fern erscheinendes Glück zu erreichen; nichtsdestoweniger wirkt das Bewußtseyn, in Folge solcher Selbstverleugnung am Ende ein Gut kaufen zu können, und das Verlangen, eines zu kaufen, dennoch so stark, daß in den meisten Theilen Deutschlands, Hollands,

Belgiens, Norwegens, Dänemarks, der Schweiz, Tyrols, Nord-Italiens und Frankreichs der größte Theil des Grundes und Bodens Pächtern und Bauern gehört, welche ihn für sich selbst bewirthschaften. Selbst die Arbeiter in den kleinen Städten dieser Länder besitzen oft außerhalb der Stadt Gärten oder Aecker, in oder auf die sie sich des Abends begeben, um sie zu bewirthschaften, oder um von da ihre Produkte für den Familienbedarf zu holen. Jeder Bauer, welcher ein solches Gut besitzt, interessirt sich sofort für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, für die Ruhe des Landes, für die Unterdrückung der Verbrechen, für die Weckung und Förderung des Fleißes bei seinen eigenen Kindern und für die Entwickelung ihres Verstandes. Ein Stand von Eigenthum besitzenden Bauern bildet den stärksten aller konservativen Stände."

Die bis jetzt gegebenen Auszüge werden dem Leser gewiß eine sehr wichtige Thatsache vors Auge geführt haben. Man wird hinlänglich einsehen, daß nach dem bestimmten Ausspruch beider Reisenden die sittliche, geistige und physische Lage des Bauern und Ackerarbeiters in Preußen, Sachsen, in anderen Theilen Deutschlands, in Polland und in den protestantischen Kantonen der Schweiz, und die gesellschaftliche Stellung des Bauers in dem größeren Theile Frankreichs eine viel glücklichere und befriedigendere ist, als die der Bauern und Ackerarbeiter in England; daß die Lage des Armen in den nord-deutschen, schweizer und holländischen Städten gegen die des Armen in England einen glänzenden Kontrast bildet, und daß sich die Lage der ärmeren Klassen in Deutschland, der Schweiz, Holland und Frankreich in schnellem Fortschritt verbessert. Die eben ausgesprochenen Sätze enthalten in bündigem Umriß die allgemeinen Schlüsse, zu denen beide Reisende in Folge ihrer Anschauungen an Ort und Stelle nach und nach gelangten. Wenn wir es nun als eine Thatsache anzusehen haben, daß die sittliche, geistige und physische Lage der ärmeren Klassen Englands schlechter ist, als die derselben Klassen in einigen Ländern des Kontinents, so ist es nicht schwer, den nächsten Schritt in unserer Untersuchung zu thun. Wir kennen die Thatsache, — wir müssen sehen, ob wir den Ursprung dieser Thatsache zu entdecken im Stande sind. Warum ist der Arme in England in Bezug auf Nahrung, Kleidung und Bildung schlechter gestellt, als der Arme in Preußen, Polland, Sachsen oder Tyrol? Die politische Freiheit der Engländer beruht auf einer festeren Grundlage, ist mit stärkeren Sicherheitswällen umgeben und stellt der Uebung jeglicher menschlicher Zähigkeit ein unendlich weiteres Ziel, als die politische Freiheit irgend eines der genannten Länder. Die Engländer sind im Allgemeinen reicher, kühner, betriebsamer, geschickter, ausdauernder und unternehmender, als die Deutschen, Holländer oder Schweizer. Warum also ist der Arme in England schlimmer daran, als der Arme auf dem Kontinent? Das ist die große Streitfrage, welche durch Laing und Kay angeregt und besprochen worden ist.

Eine Untersuchung dieser Art wäre allerdings rasch entschieden, wenn man die Prämissen leugnete. Man könnte sagen, die Ueberlegenheit des Kontinents sey nicht vollständig und in jeder Hinsicht bewiesen. Es mag dies vielleicht wohl auch der Fall seyn. Sie ist indeß doch insoweit bewiesen, daß wir, wenn wir nicht alle anerkannten Regeln der Beweistheorie verwerfen wollen, zugeben müssen, daß die Herren Laing und Kay auf alle Fälle bei der gegenwärtigen Stellung der Diskussion ein Recht haben, die Thatsachen der Frage, wie sie dieselben vorführen, wesentlich als die Grundlage des Streites und der Untersuchung zu betrachten. Wir können den Aussprüchen der beiden Reisenden wenigstens keine anderen Aussprüche entgegenstellen, die eben so bündig, neu und der Beachtung werth wären.

Wir wiederholen also in wenigen Worten die Frage: — Welche Ursache liegt, so weit wir sehen können, dem Umstande zu Grunde, daß die soziale Stellung des Armen in England eine schlechtere, niedrigere ist, als die des Armen auf dem Kontinent? Laing und Kay geben faktisch Beide eine und dieselbe Antwort: nämlich die, daß sich in England aller Fleiß des Volkes auf Manufakturwesen und Handel, in den Ländern des Kontinents dagegen auf den Ackerbau richte, und daß hierin die Erklärung des Gegensatzes zu suchen sey. In England hat man die Zahl der Personen vermehrt, welche von Lohn leben; auf dem Kontinent die Zahl derer, die sich von dem Ertrage bäuerlichen Grundbesitzes ernähren. In England ging man während der letzten funfzig oder hundert Jahre darauf aus, die Bedeutung und die numerische Stärke der Klasse zu verringern, welche als Freisassen (yeomen) ein Interesse am Boden haben, auf dem Kontinent lag es während derselben Zeit in der Tendenz der sozialen und politischen Umgestaltungen, recht eigentlich eine Klasse von Freisassen zu schaffen. In England schaarte man die Bevölkerung in die Mauern und Weichbilder großer Städte zusammen. Man hat hier, so zu sagen, größtentheils das eigentliche Land entvölkert. Und zwar that man dies unter dem Einfluß eines doppelten Motives: — auf der einen Seite führte die eigenthümliche Natur der englischen National-Industrie zur Concentration der menschlichen Thätigkeit innerhalb der möglichst kleinsten Kreise, auf der anderen Seite ging die Tendenz des modernen englischen Ackerbaues darauf hinaus, einen großen Surplus- (Ueberschuß-) Ertrag zu erzielen, und zwar durch eine Concentration verschiedener Art, — durch eine Concentration, nicht der Arbeit, sondern des Territoriums, — durch ein Zusammenschmelzen kleiner Pachtgüter zu großen und durch die Einführung des Manufakturprinzipes in die Landwirthschaft.

Welche Wirkungen auch immer das von uns in den allgemeinsten Umrissen dargestellte System gehabt haben mag, so lassen sich doch die angeführten Thatsachen nicht weiter bestreiten. Man hat in England die Städte angefüllt und die Dörfer geleert; man hat in jedem Theile der Insel die numerische Stärke der Klasse, welche von Lohn und Handwerk lebt, bis ins Ungeheure vermehrt, dagegen die Klassen vermindert, welche direkt vom Boden abhängen, sey es als Freisassen, oder als kleine Pächter, oder als anderweitige Miether und Nutznießer kleiner Grundparzellen.

Auf der einen Seite erreichte man allerdings ein glänzendes Ziel. Die Fabriken und Großpacht-Wirthschaften stehen in England rücksichtlich ihrer Ergebnisse in hoher Blüthe. Das Uebel, welches man fürchten muß, bezieht sich nicht auf das Sinken des Baumwollen- oder Kornhandels, sondern auf die Abnahme und den Mangel an intelligenten Leuten, welche fähig wären, zu begreifen, daß England die Mission, die ihm zu Theil geworden, erst halb erfüllt hat. Kein vernünftiger Mensch wird behaupten, daß es die Bestimmung des englisches Volkes ist, nur einzig und allein darum zu leben, um Kaliko, die Elle zu zwei Sgr., anzufertigen und Korn zu ziehen zu einem auf die menschliche Arbeit verwendeten, mindesten Kostenpreise. Das ist ein Problem, über welches England längst hinaus ist. England hat neben dem Reichthum auch noch andere Dinge zu erzielen. Es hat eine Bevölkerung ins Leben zu rufen, die von dem Vorwurf frei wäre, an Einsicht, Anstand, Ordnung und Lebensbequemlichkeit dem Arbeitervolke in den holländischen und preußischen Dörfern nachzustehen. Bisher ist dies nicht geschehen, und man mag wohl aufs ernsteste über diesen Punkt nachdenken. Einer der Hauptbeweise, und zwar vielleicht der stärkste, zu Gunsten des englischen Pacht-Systemes, d. h. des Großpacht-Systemes, gründet sich auf die Betrachtung dessen, was man den reinen Surplus-Ertrag nennt. Wenn z. B. zehn Menschen auf einer Insel wohnen und sieben von ihnen unablässig beschäftigt sind, Nahrung für sich und ihre drei Genossen zu schaffen, dann ist es klar, daß eben nur drei Personen vorhanden sind, welche für die verschiedenen anderen Lebensbedürfnisse außer der Nahrung zu sorgen haben, d. h. die da weben, bauen, schmieden, graben, erfinden und denken müssen. Wenn jedoch durch irgend eine glückliche Erfindung die Arbeit jener sieben durch zwei herzustellen ist, dann erhöht sich der reine Surplus-Ertrag materiell so sehr, daß die Gewerbsarbeit der Insel von acht Leuten statt von dreien verrichtet werden kann. In Großbritanien wird nun behauptet, daß das Großpacht-System in einem erstaunlichen Maße den reinen Surplus-Ertrag zu erhöhen im Stande sey; mit anderen Worten, daß dieses System durch die möglichst kleinste Anzahl von Leuten Nahrung für die ganze Bevölkerung stellen könne, oder, um den Satz noch weiter zu vereinfachen, daß es den Bewohnern Englands gestatte oder sie vielmehr dazu veranlasse, eine sehr kleine und sich vielleicht fortwährend noch vermindernde Minorität der Bevölkerung für den Ackerbau zu verwenden.

Rücksichtlich dieses Punktes scheint es zwei triftige Antworten zu geben. Zuerst ersehen wir an dem Beispiele Laing's und Kay's, daß gründliche und vorsichtige Forscher in ihrer Behauptung von der Ueberlegenheit des Großpacht- über das Kleinpacht-System mit Bezug auf den reinen Surplus-Ertrag sehr behutsam sind. Wir verweisen hinsichtlich dieses Gegenstandes hauptsächlich auf die ersten vier Kapitel Laing's und auf den ersten Band Kay's. Beide sprechen sehr ausführlich über dieses Thema, und sie behaupten in den bestimmtesten Ausdrücken, daß Bauerngutsbesitzer eben so viel oder noch mehr Bodenertrag von einem Morgen Landes gewinnen können und wirklich gewinnen, als das beste nach Lothschen Prinzipien bewirthschaftete Pachtgut in Großbritanien. Dies sind Aussprüche, auf die man nicht so im Allgemeinen, sondern nur im Detail antworten kann, und so lange noch eine solche Antwort fehlt, mag es bei ihnen sein Bewenden haben. — Zweitens scheint ein wesentlicher Irrthum in der Annahme zu liegen, daß es auf jeder Stufe des sozialen Fortschrittes eines Landes das Vortheilhafteste sey, nur die möglichst geringste Anzahl von Personen zur Bewirthschaftung des Bodens zu verwenden. Für den ersten Abschnitt der Laufbahn einer Gesellschaft, wo Alles ganz besonders noch von der Tüchtigkeit in den gewerblichen Künsten abhängt, mag es zweifelsohne wünschenswerth seyn, daß sich ein so großer Theil der Gemeinde wie möglich mit aller Kraft auf die nicht zum Ackerbau gehörigen Beschäftigungen legt. Wenn das Land jedoch an Bevölkerung zunimmt, verschwindet dieser Stand der Dinge allmälig. Es wird sodann von der höchsten Wichtigkeit, daß die übermäßige Zunahme der gewerbtreibenden Klasse durch die Verwendung der Kräfte auf den Ackerbau in Schach gehalten werde. Es scheint uns, daß England bereits längst aus jenem ersten Stadium der Entwickelung heraus- und in das eben beschriebene zweite eingetreten ist, — und daß daher die gegenwärtige fortdauernde Potenzirung der gewerblichen Thätigkeit, als der Hauptbeschäftigung und Verwendung des Volkes, wesentlich ungesund ist. Dies ist im Allgemeinen der Schluß, auf welchen die meisten in den beiden vorliegenden Werken enthaltenen Thatsachen und Argumente aufs entschiedenste hinauslaufen; obgleich wir bei keinem von beiden eine Stelle gefunden haben, welche die Ansicht, die wir eben darlegten, ganz genau ausspricht.

Wir können daher unseren Autoren leicht darin Glauben schenken, daß sich in den alten Ländern des Kontinents, wo die Konkurrenz der gewerbtreibenden Klassen durch die Vertheilung des Grundeigenthums unter die größere Masse der Bevölkerung in Schach gehalten wurde, ein merkwürdiges, bestimmtes und wohlthätiges Ergebniß herausstellte. Dieser Gang der Dinge hat vielleicht die überraschende Anhäufung öffentlichen Reichthums und den Fortschritt einer großen und mächtigen Civilisation nach außen gehemmt; er hat jedoch gewiß statt deßen andere Resultate hervorgebracht, über deren hohen Werth kein Zweifel obwalten kann. Es giebt hier in den Kreisen der Bauerngutsbesitzer oder Landpächter keinen, so zu sagen, chronischen Pauperismus; es giebt wenige feindliche und gefährliche Gegensätze der Lebensstellung(?); — und gewiß treffen wir hier auch nicht jene ewige Gährung, jenes laute Geschrei, jene fortdauernde Unruhe und Konkurrenz, noch überhaupt jene Neigung, das Leben zu einer förmlichen Hetzjagd zu machen.

Man mißverstehe uns indeß nicht. Wir sind keineswegs für die Uebelstände blind, welche allerdings auch mit der Kleinpacht-Theorie und Praxis in Verbindung stehen. Laing spricht hierüber sehr ausführlich. Sein viertes Kapitel ist speziell den Einwänden gegen diese Theorie gewidmet, und wir bekennen, daß wir selten eine geschicktere und werthvollere Untersuchung gelesen haben, als sie dieser Abschnitt des Laingschen Werkes bietet. Die praktische Maßnahme,

welche für England erfordert wird, iſt eine derartige Reform des Geſetzes über den Realbeſitz, wodurch dieſer in die Hände des Volkes gelangen kann, — nicht etwa durch eine politiſche Vertheilung oder durch irgend ein Agrargeſetz, ſondern in Form eines rein kommerziellen Vertrages. Es iſt allerdings wahr, daß das Feudalgeſetz rückſichtlich der Fideikommiſſe abgeſchafft wurde, und daß jeder Engländer über ſein Eigenthum nach freiem Willen verfügen kann; aber es iſt ſehr wohl bekannt, daß dieſe Umgeſtaltungen in dem Syſtem der Territorialgerichtsbarkeit dennoch unzureichend waren, den Grund und Boden freizugeben und ihn zu einer leicht übertragbaren Waare zu machen. Hat man in England auch keine Fideikommiſſe, ſo hat man doch geſetzliche Nachfolgebeſtimmungen, — und hat man auch ſeinen freien Willen, ſo doch andererſeits auch Beſitzthümer auf Lebenszeit (Leibgedinge). So lange es geſtattet wird, daß ein Landbeſitz an eine einzige Generation von Eigenthümern auf eine Periode von ſiebzig bis achtzig Jahren virtualiter gebunden und mit allen möglichen Arten von Leiſtungen und anwartſchaftlichen Intereſſen belaſtet iſt, kann man noch lange nicht von einer wirklichen Verbeſſerung rückſichtlich der Geſetze ſprechen, welche die Uebertragung und Vermachung realen Eigenthums zu erleichtern vorgeben. Ein Beſitztitel-Regiſter würde viel leiſten; aber ein Beſitztitel-Regiſter, welches mit den gegenwärtigen Kontrakten und übrigen Beſtimmungen belaſtet iſt, dürfte ſehr bald eben ſo unhaltbar werden, wie der Zuſtand der Verwirrung, den es zu entfernen die Abſicht hatte.

Wenn der Grund und Boden Englands wahrhaft frei wäre in einem kommerziellen Sinne, ſo könnte man mit Zuverſicht hoffen, daß das Syſtem der kleinen Landbeſitzthümer ſehr bald daſelbſt in ſeiner beſten Form auftreten würde; in einer Form, die ganz nach den gegenwärtigen Zuſtänden und Bedürfniſſen des Landes und der Zeit geſtaltet und modifizirt wäre, — indem ſie die Extreme des alten und neuen Syſtemes in ſich ſchlöſſe, aber, gleich einem langen und ununterbrochen ſich ausdehnenden Fluſſe, dieſe Extreme nur durch ein ſtufenweiſes Fortſchreiten von einem beſchränkteren zu einem erweiterten Typus der Entwickelung mit einander verbände.

Dies iſt die allgemeine Anſicht des Gegenſtandes: wenn man die Ausdehnung des Feldes und die ſchwierigen Verwickelungen der in den vorliegenden Bänden abgehandelten Unterſuchung ins Auge faßt, wird man es erklärlich finden, daß wir lieber nur den allgemeinen Zielpunkt der Diskuſſion andeuteten, als uns in irgend ein Detail derſelben verwickelten. Wollten wir auch nur die unbedeutendſte Materie der von Laing und Kay angeregten Fragen einigermaßen ſorgfältig unterſuchen, ſo würden wir beiweitem den Raum dieſer Blätter überſchreiten müſſen. Wir leugnen indeß nicht, daß ein näher auf das Thema eingehender Kritiker auf Stellen ſtoßen dürfte, wo beide Autoren in ernſte Irrthümer verfielen. Wir wollen hier nur einen einzigen Punkt andeuten. Daß die von Malthus aufgeſtellte Lehre über Bevölkerung u. ſ. w. einer weſentlichen Modification benöthigt iſt, wollen wir ſehr gern glauben; wir müſſen jedoch geſtehen, daß die von Laing erhobene Widerlegung, auf die ſich der Verfaſſer viel zugutethat, eine reine Täuſchung iſt. Laing hat nichts gegen Malthus vorgebracht, was nicht ein angehender, noch ſehr junger Schüler dieſes Denkers mit Leichtigkeit zurückzuweiſen im Stande wäre.

Laing's Stärke liegt durchaus nicht in der Dialektik, ſondern in dem Gebrauch ſeiner Augen und Ohren. Wie trefflich er dieſe anzuwenden verſteht, das wird folgende Stelle beweiſen:

„Jeder Reiſende auf dem Kontinent muß bemerkt haben, daß die Stadtbevölkerung viel abgeſchloſſener und getrennter von der Landbevölkerung lebt, als bei uns; jede Stadt oder jeder Flecken iſt einer beſonderen Inſel oder kleinen Nation gleich, welche ihre eigene Lebensweiſe, ihre eigenen Ideen, Geſetze und Intereſſen und wenig oder nichts mit der ländlichen Bevölkerung rings herum gemein hat. Die alten Munizipalregierungen der Städte mit ihren ausſchließlichen Privilegien, ihren Corporationen, ihrer Thor-Acciſe auf alle zu Markt gebrachten Artikel erhalten eher den Geiſt der Feindſeligkeit, als einen freundlichen Verkehr zwiſchen Stadt und Land aufrecht. Einige dieſer Uebelſtände exiſtiren ſelbſt da, wo ſie der Reiſende am wenigſten zu finden glaubt. In dem republikaniſchen Frankreich, in dem conſtitutionellen Belgien, ja, ſelbſt in der Stadt Frankfurt, wo jüngſt ein Muſterbild bürgerlicher und politiſcher Freiheit zu Stande gebracht werden ſollte, wird der Korb der Landdirne geöffnet, um nachzuſehen, ob er nicht irgend Brod, Käſe, Bier oder ſonſt etwas Steuerpflichtiges enthält. Der mit Stroh oder Heu belaſtete Wagen des Bauers wird halb abgeladen oder von den Mauthbeamten mit langen Eiſenſtäben durchſtochen, um Güter zu entdecken, welche die Thor-Acciſe zu bezahlen haben. Die Schmuggeleien, zu welchen dieſes Syſtem der Acciſe in den kontinentalen Städten verführt, üben einen ſehr demoraliſirenden Einfluß. Dieſe Beſchränkungen und Zölle erzeugen zwiſchen der Stadt- und Landbevölkerung, ſtatt einer Einigung, eine förmliche Entzweiung. Bei einer ſolchen gegenſeitigen Entfremdung haben die Städte weit weniger Einfluß auf die Civiliſation des Landes, auf die Sitten, Ideen und auf die Stellung der Maſſe der Bevölkerung, als bei uns. Unſere Stadtbevölkerung bildet keine ſo durch Privilegien, Geiſteskultur und Intereſſen von der übrigen Diſtriktsgemeinde getrennte Maſſe. Die Stadt auf dem Kontinent liegt gleichſam wie ein Wachtſchiff in der Ebene vor Anker; ſie iſt auf ihre eigene ſoziale Exiſtenz bedacht, ſchließt ihre Thore mit Sonnenuntergang, beſitzt ihre Privilegien und übt ihre Erpreſſungen, welche ſie von dem größeren Theile der Landesbevölkerung trennen. In Deutſchland und Frankreich fanden die Bewegungen und Agitationen von 1848 ausſchließlich nur unter der Stadtbevölkerung ſtatt. Die ländliche Bevölkerung theilte den Fortſchritt der Städte zum Guten oder zum Uebſen in keiner Weiſe. In Hamburg, Berlin, München, Dresden, Frankfurt und anderen großen Städten herrſchen Geſchmack, Literatur, Verfeinerung, Reichthum und Genüſſe im Ueberfluß; auf dem Lande jedoch, in der unmittelbaren Nähe dieſer Oaſen der Civiliſation, befindet ſich die Bevölkerung in derſelben Lage, in der ſie ſich ſeit mehreren Menſchenaltern ſchon befand. Die Stadtbevölkerung wirkte nicht auf ſie ein, wie es ganz anders in England der Fall iſt. Das Volk auf dem Kontinent hat mehr Kaffee, Zucker, Tabak und Muſik, mehr Schulen und (militäriſche) Exerzitien als ſeine Vorältern; aber nicht mehr bürgerliche Selbſtändigkeit oder Freiheit in ſeinem Thun und Laſſen, nicht mehr Unabhängigkeit des Geiſtes, keinen höheren ſittlichen, religiöſen und intellektuellen Charakter. Dieſe Iſolirung der Städte übt ſehr nachtheilige Wirkungen, ſowohl auf die Stadt-, als auch auf die Landbevölkerung. Sie hatte zur Folge, daß letztere auf einer niederen Stufe zurückblieb, während erſtere in jeder Hinſicht fortſchritt. Dadurch wird die Bevölkerung Deutſchlands in zwei Theile geſpalten: auf der einen Seite befindet ſich die große Maſſe des Volkes, welche von der Landwirthſchaft lebt und für die Selbſtregierung, oder für die bürgerliche oder politiſche Freiheit unvorbereitet iſt; auf der anderen Seite eine gebildete, oder halbgebildete, müßige und ausſchweifende Stadtbevölkerung, deren Köpfe zum Theil durch Theorien und Träume von einer unerreichbaren Vervollkommnung der Geſellſchaft verwirrt ſind."

Laing hat in vieler Hinſicht Recht. Der Zwieſpalt zwiſchen der Stadt- und der Landbevölkerung auf dem Kontinent iſt ſo ſtark ausgeprägt und tritt ſo beſtimmt hervor, daß er einen eigenthümlichen, bedeutungsvollen Zug in den politiſchen Syſtemen der Länder, wo er beſonders herrſcht, bildet.

Aber Laing hat eben ſo für die Vergangenheit ein Auge, wie für die Gegenwart. Er durchreiſte das Thal der Loire; und während er nicht vergaß, fleißig ſeiner „Mittelklaſſe" und ſeinen „nützlichen Künſten" nachzuſpüren, äußert er auch ein paar Gedanken über Gegenſtände, welche, wie wir leider ſehr zu bedauern haben, nicht oft ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigen.

„Für den engliſchen Reiſenden iſt die Touraine ein höchſt intereſſantes Land. Der Veränderungen in den Wohnſitzen und Gebräuchen des Volkes, ſo wie in dem Ausſehen des Landes und der Häuſer, haben wahrſcheinlich ſehr wenige ſtattgefunden ſeit der Zeit, da ſie zu England, oder vielmehr da England zu ihr gehörte; denn die kontinentalen Beſitzungen Heinrich's II. und ſeiner Nachfolger müſſen von größerem Werth und von höherer Bedeutung geweſen ſeyn, als ihr engliſches Reich. Avignon, Amboiſe, Blois, Tours, alle Städte, Schlöſſer und Klöſter gehören zur engliſchen Geſchichte und ſind wichtige hiſtoriſche Punkte in derſelben; und Alles, — die Hütte, das Landhaus, die Wege, die Wälder, die Gärten, die Stadtwohnungen, die Straßen, die Gäßchen, die Marktplätze, — iſt, wahrſcheinlich ſelbſt bei der Ausbeſſerung oder beim Um- und Neubau nur von außen ein wenig verändert, größtentheils geblieben. Die feſten Plätze, die Klöſter, die Schlöſſer der Barone liegen allerdings in Trümmern; aber die Oertlichkeit eines jeden und ihre Spuren, ihre Wälder, ihre Obſtgehäge, ihre Weingärten, Fiſchteiche, Alleen und Wege ſind noch, wo ſie im zwölften Jahrhundert waren, und wahrſcheinlich ſehr viele noch, wie ſie damals waren. Es iſt wenigſtens jedenfalls angenehm, ſich dies einzubilden, wenn man durch dieſes Land reiſt. Der Salamander, die Deviſe der herzoglichen Familien von Guyenne und Poitou, deren Erbin Eleonore, die geſchiedene königliche Gemahlin Ludwig's VII., unſeren jungen Heinrich II. heiratete, iſt noch auf dem ausgehauenen Schlußſtein vieler gewölbten Thorwege und Portale in und um Tours, Saumur und andere Städte der Loire zu ſehen. Das England unſerer Tage iſt nur der Kannevas, auf dem ein altes Bild gemalt geweſen, und ein neues bedeckt nun beinahe jeden Zoll des alten Werkes. Aber dieſes Land iſt noch ein altes Gemälde, trotz der Säuberung und Verwiſchung durch die Künſtler der Revolution. Allerdings iſt es ausgeblichen und an manchen Theilen von den Würmern zerſtört; aber die originalen Umriſſe und Farben ſind noch in einigen Ecken des Kannevas zu ſehen, noch lebendig in den Wohnungen und häuslichen Sitten und Gebräuchen des Volkes vorhanden. . . . Die altmodiſche, aus einer Zeit vor der franzöſiſchen Revolution ſtammende Hütte (cottage) iſt eine geräumige Wohnung mit niedrigen Seitenmauern, vergraben unter einem wahren Berge von Stroh, unter einem ungeheuren Dache; ſehr derbe Eichen- oder Wallnußbalken ſtützen ein oberes Stockwerk, deſſen Fenſter durch die dicke Schicht des Stroh- oder Rohrdaches, in welches ſie verſunken ſind, und das von vielen Generationen nach und nach aufgethürmt worden zu ſeyn ſcheint, hervorgucken. Das Erdgeſchoß iſt abgetheilt in eine große Küche, welche den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie bildet, und in ein inneres Gemach, — das „but and ben" der ſchottiſchen Hüttenwohnungen bei derſelben Klaſſe von Bauern im „Niederlande" in den Zeiten von ehedem. In dieſem reicheren Lande war die Wohnung des Volkes beſſer, als ſie je in Schottland, und beſſer vielleicht, als ſie je ſelbſt in England für die des Ackerbaus befliſſene Bevölkerung geweſen, weil die Baumaterialien, das Roggenſtroh oder Rohr zum Dach, das Holz, die Ziegel oder Steine, wenigen Handelswerth beſaßen in einem Lande, wo es nur ſchlechte oder gar keine Transportwege gab, und wo ſie eben nur zum Bau an Ort und Stelle verwendet werden konnten. Die, ob nun wirkliche oder eingebildete, Aehnlichkeit, welche der Reiſende in der Art des Baues, der Wirthſchaft, des häuslichen Lebens und Arrangements zwiſchen dieſem Theile Frankreichs und England und namentlich Schottland in ſeiner ehemaligen Geſtalt entdeckt, iſt höchſt intereſſant; möglicherweiſe indeß iſt dieſe Entdeckung aber doch vielleicht mehr Phantaſie als Wahrheit, und am Ende nur aus der Kenntniß entſprungen, daß dieſes ganze Land ehemals ein Theil der Beſitzungen Englands und viele Menſchenalter lang der Verſammlungsort der Adeligen und Vornehmen von Schottland war, welche unter die Leibwache der Könige von Frankreich in Dienſte traten. Ein beſonders hochgeachteter Staatsartikel in dieſen alten Wohnungen der franzöſiſchen Bauernſchaft und etwa von derſelben Bedeutung, wie die acht Tage im Gang bleibende Uhr unter dem Hausrath unſeres arbeitenden Landvolkes, iſt ein mächtiger, glänzender Wand- oder Kleiderſchrank von Wallnußholz, welcher vom Fußboden bis zur Decke reicht, mit ausgeſchnitzten Flügelthüren, die in glänzenden Angeln von polirtem Stahl hängen. In dem beſten

Gemach der wohlhabenden Bauern stehen vier solcher Schränke, je zwei und zwei einander gegenüber; sie bilden mit ihrer durch Abreiben hervorgebrachten Politur einen wirklich anständigen Schmuck des Zimmers und enthalten die Schätze des Hauses an Linnen und anderen werthvollen Gegenständen. Der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie oder „der Saal" (the hall) in diesen alten Hütten, mit seinem ungeheuren, sich kreuzenden Eichen- oder Wallnußgebälk an der Decke, seinem mächtigen Scheitholzfeuer auf dem Heerde, um den die weiblichen Mitglieder des Hauses mit der Wirthschaft beschäftigt sind; der Woden und die Spindel in den Händen der Hausmutter, und, wenn es die Dorfschenke ist, der nette kleine Tisch mit der saubersten Linnendecke, das muntere, kochende, schwatzende und den Gästen aufwartende Mädchen, und die Fülle der Speisen und Getränke machen auf den Reisenden, welcher das Loirethal durchwandert, den Eindruck, wie ihn etwa in Chaucer's Tagen die Wirthshäuser in dem lieblichen Lande von Kent, in denen die Pilger der Canterburyfahrt abstiegen, gemacht haben mögen."

Indem wir unsere Notiz über diese zwei Werke schließen, müssen wir nochmals auf die hohe Bedeutung der Gegenstände, welche sie abhandeln, hinweisen und unsere wohlüberlegte Ueberzeugung aussprechen, daß die Menge von faktischen, der eigenen Anschauung entnommenen Argumenten, die sie beibringen, die Verhältnisse, unter denen sie geschrieben wurden, die Geschicklichkeit, die Redlichkeit und der gesunde Sinn, wodurch sie sich auszeichnen, und der fest begründete Ruf und die achtbare Stellung der Verfasser diesen ihren Büchern einen besonderen Anspruch auf die Aufmerksamkeit derer verleihen, welche die großen sozialen Fragen des Tages unter der Leitung der kompetentesten Führer und unter dem Einfluß der geistvollsten Denker studiren und betrachten wollen. Doch machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß man nur dann den rechten Nutzen aus diesen Werken schöpfen wird, wenn man sie beide zusammen liest.

Punchiana.

40.

Die englischen Minister haben heuer ihr Möglichstes gethan, um zum baldigsten Parlamentsschlusse zu kommen, und so sind denn auch ihrem Wunsche und Drängen gemäß die Häuser am 15. August von der Königin vertagt worden. Wie sie über die Geschäfte der Session wegkommen, das zeigt uns Punch (Nr. 471) im Bilde. Die Vicekönigs-Abschaffungsbill, die Wald- und Forstbill, die Eisenbahnbill und andere Bills stehen darauf als Pfähle aufgerichtet und in die Erde gerammt. Darüber nun schwingen sich Ihre Lordschaften und ehrenwerthen Herren mit leichtem Ansatz und behendesten Gliedmaßen hinweg. Das Vergnügen, welches ihnen diese Gymnastik verursacht, ist ersichtlich nicht geringer, als der Eifer, womit sie ans Werk gehen. Jegliches Gesicht ist ein Portrait. Vorturner ist, versteht sich, Lord John, der Kleine, im leichten Turnhabit, und wie viel Ausdruck liegt nicht in diesem vergnüglich lächelnden, entrunzelten Antlitz! Dem „Begräbnisse der Bills" widmet Punch sogar (in Nr. 473) ein launiges Gedicht nach der Weise der berühmten „Elegie auf den Tod Sir John Moore's", dessen erste Strophe so lautet:

> Nicht ein Scherz ward gehört, nicht ein störender Laut,
> Als die Bills in den Pimlus sie sperrten.
> Selbst Inglis that keinen Widerschuß, als
> In die Gruft sie die Judenbill zerrten.

41.

Fortdauernd liefert die verschärfte Sonntagsfeier und namentlich die Schließung der Briefpost am Sonntage neues Material zu humoristischen Ausfällen. Eben weil sie humoristisch sind, sey des Gegenstandes noch einmal gedacht, der indeß vor kurzem durch Nachgiebigkeit der Rigoristen zur Erledigung gebracht worden ist. Diesen Rigoristen empfiehlt Punch einstweilen als ihren Heiligen den St. Dominicus, den Erz-Ascetiker, der als Säugling, nach der Legende, an Fasttagen hartnäckig die Mutterbrust von sich stieß. Hatte Admiral Bowles eine Klausel zur Mercantilebill, behufs Einstellung der Sonntagsarbeit auf der See, beantragt, so giebt ihm Punch darin ganz Recht. Sey es ja ein wohlbekanntes Faktum, wenigstens für Lord Ashley und andere Sacktuchiten, daß Sonntags zur See nur frommer Wind wehe, Sonntags sich weder Wellen brechen, noch Klippen drohen. Empfiehlt darum auch einen Kreuzzug auf dem Todten Meere, als das non plus ultra seemännischer Strapaze. Dem Lord Ashley läßt er zur Anerkennung seines Sabbathreifers von einem Ausschuß seiner frommen Verehrer eine Briefklemme (letter-clip), von feinstem Silber und dick vergoldet, überreichen, eine freie Nachahmung der berühmten Zange des heil. Dunstan, womit dieser den Erzbösen bei der Nase packte, wie seinerseits der edle Lord mittelst seiner Parlamentszange die Postamtsnase, die Werkmeisterin aller Gottlosigkeit, packte und den „satanischen" Sonntagsbriefen Einhalt that. Kein Wunder sey auch, heißt es ein andermal, die steigende Popularität desselben Lords im Lande, da nach dem Sprüchworte: „keine Nachrichten, gute Nachrichten", durch sein Verdienst die Provinz nur gute, d. h. keine Nachricht, aus der Metropole erhalte.*) Oder er denunzirt seinem Lord Henry die „christian Times", worin er (Brougham) und er selbst (Punch) wegen leidenschaftlichen, selbstsüchtigen und verleumderischen Tadels der Sabbathmaßregeln vor dem Publikum als Anführer einer Bande von Religionsverächtern und Ungläubigen bezüchtigt werden. Oder es wird der großen Deputation aus Glasgow, die neulichst den Premier um Verschärfung der postalen Verfügungen anging, empfohlen, ihren Amtseifer lieber auf Reinigung ihrer Stadt zu richten, da, wenn das Gerücht Wahrheit sage, Glasgow die unsittlichste Stadt im ganzen vereinigten Königreiche sey, wo, nächst Völlerei aller Art, jedweden Sonntag viel Schlechteres vorkomme, als Absendung oder Empfang von Briefen: die Herren schienen wohl streng nach dem Buchstaben des Sabbaths zu verfahren, aber zu gleicher Zeit den Geist desselben zu übersehen. — Die Minister geht natürlich ihre Sonntagspostmaßregel nichts an. Dem ist auch durch ausdrückliche Erklärung des Generalpostmeisters vorgesehen. Demnach erhalten Lord John und seine Kollegen Sonntags nach wie vor ihre Depeschen und an sie gerichtete Briefe. Der Premier also kann ohne Skrupel Sonntags folgende Zeilen in Empfang nehmen: „Liebstes Hänschen, Gabelfrühstück hier zu rechter Zeit. Hast Du nichts Besseres vor, so komm. Woburn, 21. Juli. Unterz. Bedford." Aber ein Brief, wie folgt, muß einen ganzen Tag lang auf dem Postamt liegen: „Manchester, Sonntags früh. Lieber Vater. Eine traurige Veränderung ist plötzlich in der guten Mutter Befinden eingetreten. Komm sofort heim, wenn Du sie noch lebend zu treffen wünschest. Dein gehorsamer Sohn W. West." Weisend genug. Desto possierlicher die illustrirten Scenen aus dem Leben einer „Schutzlosen", deren Gatte, Mr. Jones, auf vierzehn Tage verreist ist, mit dem Versprechen, ihr brieflich seine Heimkunft zu melden. Sie mittlerweile hat es sich in Gesellschaft eines Galans wohlseyn lassen. Als sie nun eines Abends zehn Uhr in dessen Geleite nach Hause zurückkehrt, geräth sie beim Anblick eines Lichts, das sich darin die Treppe hinaufbewegt, außer sich aus Angst vor Dieben. Allein es ist Herr Jones selbst, der in Abwesenheit seiner Frau und Dienstmagd schon um fünf Uhr heimgekehrt, bedeckt mit Staub und verhungert, Alles verschlossen und nichts zu leben findet und nun, ein Licht in der Linken und eine silberne Gabel in der Rechten, auf die vorwurfsvolle Frage seiner theuren „Martha": warum er nicht versprochenermaßen geschrieben? in äußerster Bewegung erwiedert: „ich schrieb doch, von Birmingham aus schrieb ich letzten Sonnabend." Das Räthsel der Nichtankunft des Briefes löst endlich der Circisbeo, als ein Werk der kostbaren neuen Postanordnung, worauf Mr. Jones, seine Unschuldige in die Arme schließend, getröstet ausruft: „Also wird mein Brief erst morgen ausgetragen. Punktum! Aber nun etwas zu essen, da ich seit Frühstück nichts zu mir genommen."

*) Dem Lord Aldeu schiebt Punch auch die Absicht bei, eine Zehnstundenbill zu Abkürzung der Arbeit eines Bischofs einzubringen, da Gladstone behauptet hatte, daß der von London zweimal so fleißig arbeite, als irgend ein Geistlicher seiner Diöcese.

Mannigfaltiges.

— Die „Völker des Kaukasus." Ueber dieses interessante Werk unseres Mitbürgers Dr. Bodenstedt hat das Athenaeum neulich eine sehr ins Detail gehende Rezension geliefert, und zwar nach der zweiten deutschen Ausgabe desselben, obgleich es unseres Wissens auch ins Englische übersetzt worden ist. „Der Verfasser", heißt es darin unter Anderem, „hat augenscheinlich einige Zeit in den von ihm geschilderten Regionen oder in den angränzenden Distrikten längs dem Kaspischen Meer, sowohl in Georgien als im nördlichen Daghestan, zugebracht. Seine Kenntniß der asiatischen Sprachen und Sitten scheint er nicht nur durch Studium, sondern auch durch persönlichen Verkehr mit den Eingebornen der süd-östlichen Gränzen Rußlands erworben zu haben. Er ist in den orientalischen Schriften bewandert, die auf sein Thema Bezug haben, und seine statistischen Angaben über Rußland beweisen, daß er Zutritt zu amtlichen Quellen hatte, die nicht im Druck gefunden werden. Wie er diese auch erlangt haben mag, in jedem Falle können sie ihm nicht als einem jener Schriftsteller geöffnet worden seyn, die der Hof von St. Petersburg besoldet, um dessen Ansichten in der Presse des westlichen Europa zu vertreten. Er ist den russischen Eroberern entschieden abhold, und sein Buch hat namentlich die Aufgabe, zu zeigen, wie geringe Fortschritte man bisher in der Unterwerfung der kaukasischen Völker gemacht hat, mit welchen ungeheuren Verlußten an Geld und Menschen die schwankenden Erfolge der russischen Waffen erkauft worden sind, und wie unsicher die Aussicht auf ein befriedigenderes Resultat in der Zukunft ist. In diesem Punkte stimmt er ganz mit seinem Landsmann Wagner überein."

Literarischer Anzeiger.

So eben ist in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen:

Ueber den Prolog
zu
Faust von Goethe.
gr. 8. geh. Preis: 5 Sgr.

Berlin, im August 1850.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Lesp. Lasser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 26. September 1850.

Syrien.

Der gewaltsame Tod des syrischen Ministers Chajim Farchi (1820).

„Hat denn ein syrischer Minister unter dem jüdischen Namen Chajim Farchi gelebt?" höre ich viele Leser, und darunter gewiß vielseitige Geschichtskundige, fragen, „und wenn er gelebt hat, war denn sein Leben so wichtig, so einflußreich, so hervorragend unter tausend anderen Ministern, daß wir die Erzählung seines Todes willkommen heißen sollen, daß wir von unserer jetzt so sehr in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit beisteuern sollen zur Anhörung des Endes eines Daseyns, dessen Anfang und Dauer auf der Oberfläche der Alltäglichkeit dahin gezogen seyn mag?" Ja, sie haben Recht, die so fragen, Chajim Farchi's Leben ist in Deutschland sehr wenig bekannt geworden, christliche und jüdische Geschichtschreiber haben ihn in ihre Jahrbücher einzutragen vergessen; aber die Schuld liegt nicht an ihm, seinen erhabenen Tugenden, seinen Verdiensten und seinem durch Asien verbreiteten Ruhme, sondern an der mangelhaften Oeffentlichkeit und dem damit im Zusammenhange stehenden Quellenflusse für die Geschichtschreibung im Morgenlande, ein Umstand, der hinwiederum von der abendländischen Geschichtschreibung theils als deckender Vorwand benutzt wird, theils sie wirklich zwingt, das Stillschweigen, womit in ihrer Heimat Personen und Handlungen übergangen werden, in Europa fortzupflanzen, oder, noch schlimmer, Fragmente von mißverstandenen und entstellten Nachrichten, verbunden mit sprachlicher Unkunde, als beglaubigte Thatsachen anzuerkennen und für historische Wahrheiten weiter zu verbreiten. Die Geschichte des vielvermögenden Hauses Farchi, und besonders die des Chajim Farchi, der unter den drei mächtigen Paschas von St. Jean d'Acre Dschezar, Soliman und Abdalla Syrien beherrschte, giebt hierzu das schlagendste Beispiel. Selbst die seit dreißig Jahren so rüstige jüdische Literatur ist stumm über einen Mann, der so sehr den jüdischen Namen verherrlicht, und über eine Familie, die, wie die Fabier oder Cornelier in Rom, zu jeder staatlichen, wohlthätigen oder patriotischen Unternehmung in ihrem Lande ein mitwirkendes Glied, und zu jedem Unglück ein Opfer fendet; nur ein einziger jüdischer Reisende (zugleich der einzige jüdische Beschreiber einer selbstgemachten Reise in Palästina seit Jahrhunderten) erwähnt, aber unter vielen Entstellungen und Irrthümern, der Farchi in einem periodischen Blatte flüchtig, und der lehrreiche Verfasser der Geographie von Palästina, Joseph Schwarz, giebt in seinem „Tebuot Ha-arez" (1845) eine kurze Beschreibung des Schicksals von Chajim Farchi.

Was ich selbst weiß und später mittheilen zu können hoffe, ist das Ergebniß einer mühevollen Vergleichung von mehr als funfzig Reisewerken über Syrien aus diesem Jahrhundert, wobei die vielen Widersprüche versöhnt, die vielen, aus dem Munde unverstandener Syrer gesammelten und ausgeschmückten Mittheilungen geläutert, und die vielen Irrthümer und groben Unwahrheiten berichtigt werden mußten.*)

Ehe ich jedoch zur Erzählung des tragischen Todes des merkwürdigen Mannes übergehe, muß ich einige übersichtlichen Farbenpunkte aus seinem Leben und seiner Stellung als Staatsmann geben:

In jener großen Zeit, wo Europa mit Napoleon um Prinzip und Herrschaft rang, und bis zur Gründung der Mainzer Centralkommission herrschten in Syrien drei der edelsten Geister, drei Personen der merkwürdigsten Geschicke und Begabung. Es waren der Moslem Soliman, Pascha von Acre, der Jude Chajim Farchi, erster Minister und innigster Freund des Pascha, und — die Christin Lady Hester Stanhope, die Freundin beider und von unglaublichem Einflusse. Man könnte diese drei Personen die wahrhaften drei Weisen des Morgenlandes nennen, wäre nicht die Engländerin neben ihren großen Gaben und Tugenden auch etwas verrückt gewesen.**) Alle drei begegneten sich nicht blos in gleichen Bestrebungen der Menschenliebe, sondern auch in Loyalität gegen die Pforte. Farchi, dessen Vater, Saul, schon beim Pascha von Damaskus Finanzminister gewesen ist, kam früh in den Staatsdienst der Pforte und arbeitete unter dem berüchtigten Dschezar, der Tausende von Personen verstümmeln ließ, darunter auch Farchi, dem er die Nasenspitze abschneiden und ein Auge ausstechen ließ. Keiner der Reisebeschreiber giebt einen Grund dieser Grausamkeit an,***) aber es geschah wahrscheinlich, weil Farchi ihm in seinen Plänen gegen die Pforte nicht beistehen wollte, oder damit er nicht anderswohin gehen konnte, damit er, wie die geschändete Tamar zu ihrem ruchlosen Bruder Amnon, sagen mußte: „Du hast mich geschändet, ich muß nun bei Dir bleiben." Es scheint dieses Unglück den edlen Mann schon vor 1790 betroffen zu haben. Im Jahre 1801 hat ihn Clarke schon verstümmelt gesehen. Bei der Belagerung von Acre im Jahre 1799 durch Bonaparte war er es wohl, der die Mittel zu der so folgenreich gewordenen Vertheidigung der Stadt schaffte und ordnete. Von Sir Sidney Smith, in seinen von Marrat ausgearbeiteten Denkwürdigkeiten, wird sein Name nicht erwähnt, aber dieses Machwerk spricht überhaupt mit keiner Silbe von den Hülfsmitteln und der Umgebung Dschezar's. Nach dem Tode des Letzteren (1804) kam Soliman, gewesener Mamluk, zur Herrschaft, er mußte sein Paschalik aber erst von einem Usurpator, Ismael Pascha, erkämpfen.†††) Soliman war in vieler Hinsicht dem französischen Heinrich IV. ähnlich, und Farchi war sein Sully. Während der sechzehn Jahre der Herrschaft dieser beiden Männer blühte Syrien in bisher nie gekanntem Glücke, und die Dichter konnten mit Recht den Pascha als einen Salomon besingen und von Farchi sagen, daß sein Name „blühend" †) bedeute. Aber in diesem Paradiese hatten die beiden Schöpfer desselben auch eine Schlange erzogen, in dem Sohne des Ali, Pascha von Tripoli, der 1813 in Acre gestorben ist. Abdalla, der Sohn Ali's, wußte sich so bei Beiden einzuschmeicheln, daß man ihn zum Nachfolger des kinderlosen Soliman ernannte, und Farchi war es besonders, der sich der Erziehung und Ausbildung des jungen Abdalla befleißigte.††) Abdalla übte sich, so lange Soliman lebte, in der Verstellungskunst, aber kaum war er einige Monate im Besitze der Herrschaft, so zeigte er sich als vollendeter Nero und fing mit dem Morde seines Seneca an. Von den drei Paschas, die St. Jean d'Acre hatte, war Dschezar grausam, aber tapfer; Soliman milde und tapfer; Abdalla eben so feige, wie grausam.†††)

Soliman Pascha hatte in seiner Sterbestunde die Großen seiner Residenz um sich versammelt, darunter Farchi und Abdalla, bat sie, den jungen Abdalla als Pascha anzuerkennen, und ermahnte diesen, gerecht und menschenliebend zu herrschen. Von Farchi nahm er mit den zärtlichsten Worten Abschied, dankte ihm für die edlen, dem Lande geleisteten Dienste und bat ihn, mit seinen weisen Rathschlägen gegen den neuen Pascha nicht zurückhaltend zu seyn. Ab-

*) Es mag hier erlaubt seyn, auf eine merkwürdige Unterlassungssünde hinzuweisen, deren sich die diplomatische Wissenschaftlichkeit Europa's, in Beziehung auf Asien und Afrika, schuldig macht, und die so leicht zu vermeiden wäre: Von der neueren Geschichte Asiens, Afrika's und selbst der Türkei wissen und erfahren wir außer den dürftigen Korrespondenzen in einigen Zeitungen nichts, und die alte Geschichte Griechenlands und Roms liegt uns viel klarer und beglaubigter vor, als die des türkischen Reichs. Erst in funfzig oder hundert Jahren wird wieder ein Joseph v. Hammer kommen, der uns mit der abschreckendsten Gelehrsamkeit, Unordnung und Zweideutigkeit eine voluminöse Historie des osmanischen Reiches schenken wird, und wir werden sie abermals mit tiefster Bewunderung und frommer Gläubigkeit als unser Orakel in dem Tempel der Klio aufstellen. Ist es aber unseres steigen Gelehrtenthums würdig, sich so abhängig von einem einzigen Hierophanten zu machen? und könnte man dieser Nothwendigkeit nicht auf die leichteste Weise ausweichen? Die Großmächte Europa's brauchen nur ihren Gesandtschaften und Generalkonsulaten je einen gebildeten Mann mit der Mission zu attachiren, alle Ereignisse des betreffenden Landes, sey es nur in Form einer Zeittafel, zu verzeichnen, und jährlich an die Akademie der Heimat darüber zu berichten. Mit solchen Regesten in der Hand könnte man viel leichter eine zusammenhängende Geschichte der betreffenden Länder schaffen, als es später durch einseitige Studien mit kümmerlichem Quellenkram und zweideutigen Angaben von Eingeborenen geschieht. Würden unsere Wildenbruch, Schulz und Schlottmann nicht die ergiebigsten Quellen finden und benutzen können, wenn ihnen die Regierung Auftrag und Mittel dazu bietet?

**) Wir haben anderswo über diese sonderbare Frau, diese „Königin von Palmyra", wie sie sich gern von den Syrern nennen hörte, gesprochen, und jeder Reisende in Syrien von 1813 bis 1840 brachte dem Publikum eine mehr oder weniger begründete Schilderung des Charakters der Lady. Mit dem weisen Soliman und seinem Minister stand sie in den freundschaftlichsten Beziehungen und im lebhaftesten Briefwechsel. Mit der Ermordung des Ministers fängt ihr Einfluß an zu sinken, nachdem der feige Abdalla Pasche, der Mörder Farchi's, sie noch einige Zeit mit Artigkeiten an eine gute Meinung von ihm fesselte.

***) John Wilson erzählt, Dschezar habe erklärt, Farchi sey zu schön, alle Fremde sehen nur bewundernd den Minister an und ihn vernachlässigten sie, er müsse ihn deshalb entstellen. Diese Angabe trägt ganz das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit.

†††) Moniteur universel 1804.

†) פרח Archiv von פרה „Blüthe".

††) Siehe Travels of Lady Hester Stanhope III., 126. Es ist dort die Rede von der Krankheit des Ali Pascha, und der zur Consultation gerufene Arzt sagt: „there were generally present the chief men of the place . . . the Mufti . . . Hakem Hayim (unser Farchi heißt so bei den englischen und französischen Reisenden) . . . the minister, that wonderful man, who was present every where and directed every thing." Vgl. auch Joseph Schwarz in „Tebuot Haarez" II., S. 44. a.

†††) Bei der Belagerung Acre's im Jahre 1832 ließ er sich in den Kasematten ein Lager bauen, und nie zeigte er sich den Truppen oder gar dem Feinde während des Kampfes. Und diesen feigen Wicht nennt Lamartine in seiner morgenländischen Reise einen Tapferen, der eine noble Behandlung von Seiten seines Besiegers Mehmed Ali verdiente!

balla, das Alles anhörend, leistete einen feierlichen Eid in die Hand des zur Verklärung übergehenden Soliman und in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Würdenträger des Landes, daß er nach den Anweisungen seiner Wohlthäter regieren wolle. Aber dem Elenden ward es bald leicht, zu seinen vielen Schandthaten auch den Meineid noch hinzuzufügen. Farchi sollte bald von der Schlange, die er an seinem Busen erwärmt, den giftigen Todesbiß empfangen. Abdalla, als ein Mensch ohne persönliche Kraft und Charakter, von den gemeinsten Neigungen beherrscht und, wie alle unselbständigen Menschen, auf den Ruf seiner Selbständigkeit eifersüchtig, fühlte sich der Weisheit und dem Scharfblicke des Farchi gegenüber beleidigt, er mußte sich auch, im Bewußtseyn seiner Unfähigkeit, mit dem Aberglauben der rechtgläubigen Moslems verbinden, um durch den Fanatismus eine Herrschaft zu befestigen, die keine Stützen in den persönlichen Eigenschaften des Herrschers fand. Diese Umstände zusammengenommen gaben Grund genug, das Uebergewicht und die Wachsamkeit des die Erfahrungen und die Verdienste eines funfzigjährigen Ministerlebens tragenden Farchi zu strafen und den Mord des Juden noch dazu durch den Heiligenschein eines echt moslemischen Eifers zu decken. Veranlassung und Anreizung zur Unthat fanden sich aber sehr bald.

Ich gehe nun zur Beschreibung des grausenhaften Nachtstückes, der Ermordung des hohen Greises Chajim Farchi, über, die in der Nacht vom 24. August 1820 verübt wurde.*) Eine würdige Feier des Jahrestages der Bartholomäusnacht!**)

Im Dienste des Paschas als Ingenieur stand damals ein französischer Renegat, Ibrahim Effendi, der von den muselmännischen Offizieren mit der größten Eifersucht und mit dem bittersten, wenn auch tief verstecktem Hasse verfolgt wurde. Einen einzigen aufrichtigen Freund hatte er in Acre, es war der jeden Mann von Kenntniß und Bildung beschützende Farchi. Aber durch ein seltsames Schicksal sollte gerade durch Ibrahim ohne sein Verschulden die schauderhafte Ermordung des Farchi veranlaßt werden:

Ibrahim legte eines Tages, in seiner Eigenschaft als Aufseher der Festungswerke von Acre, dem Pascha einen Entwurf zum Bau eines für nöthig erachteten Zeughauses und anderer Werke vor, welche die Vertheidigung des Platzes vervollständigen sollten. Abdalla ging sogleich auf den Entwurf ein, allein Farchi stellte vor, wie solche Bauten in doppelter Hinsicht unzeitgemäß seyen: erstens weil bei der Erschöpfung des Staatsschatzes das Volk durch eine neue Steuer gedrückt werden müßte, und zweitens weil der Sultan die verstärkte Befestigung für eine Vorbereitung zum Abfalle von seiner Autorität halten würde. Ibrahim war von der Richtigkeit dieser Bemerkungen überzeugt und nahm seinen Vorschlag zurück, und hierauf entsagte auch Abdalla willig dem anfangs mit Eifer umfaßten Plane. Die Berathung geschah im Beiseyn des Kiaja (Polizeiminister), der im Divan natürlich mitstimmen konnte, der aber in Gegenwart Farchi's schwieg. Kaum aber hatten die Beiden, Farchi und Ibrahim, das Zimmer verlassen, als der Elende, welcher schon lange den edlen Juden heimlich, aber tödtlich haßte, hervorbrach und zu Abdalla tückisch sagte: „Ei, wer ist denn jetzt Pascha von Acre? Bist Du es, oder der Jude? Glaubst Du denn, Du habest einen Willen, wenn Du eine so schmachvolle Fügsamkeit für das zeigst, was diesem Hunde von Ungläubigen beliebt?" Der schwache Abdalla war nur zu empfänglich für diese auf seinen Charakter oder besser auf seine Charakterlosigkeit wohlberechneten Worte. Roth vor Scham, stand er einen Augenblick lautlos da, die Augen an den Boden geheftet, seine Eitelkeit war auf die Folter gespannt, seine Mündigkeit war nicht blos in Frage gestellt, sondern geleugnet, und seine Rechtgläubigkeit wird dabei der Bemerkung bloßgestellt, daß sein Vormund und Beherrscher ein Ungläubiger ist. Ein gesteskräftiger, seiner Würde und ihrer Gränzen sich bewußter Fürst würde den Einflüsterungen und Stachelreden des Bösen leicht durch die Einsicht entgangen seyn, daß der größte Herrscher sich nicht zu schämen braucht, ja, daß es gerade seine Regentenpflicht ist, auf die Worte erprobter und erfahrener Rathgeber zu hören; der unfähige Schwächling Abdalla erlag jedoch dem von seinem falschen Freunde ihm eingeflößten Gedanken, daß er eine regierende Null sey, und um dem Volke zu beweisen, daß er keine Leiche sey, beschloß er, seinen Wohlthäter, Freund, treuesten und geschicktesten Diener zur Leiche zu machen. Das Todesurtheil wurde ohne weitere Ueberlegung ausgesprochen, und der Kiaja selbst mit der Ausführung beauftragt. „Das entmenschte Paar" der Knechte des Grafen von Savern konnte sich nicht mehr freuen, den Todesbefehl des Herrn auszuführen, als sich der Kiaja seiner Henkersendung freute; er eilte zum Vollzuge und wählte noch dieselbe Nacht zum Bubenstücke, weil er die Sinnesbesserung Abdalla's und am lichten Tage die Aufregung der Stadt fürchtete, denn Farchi war allgemein, selbst von eifrigen Moslems, geehrt und geliebt.*)

Es mögen nun zwei verschiedene Berichte, der kurze des Joseph Schwarz und der längere des Damoiseau, folgen. Die zwei Berichte widersprechen sich wesentlich darin, daß nach Schwarz der Pascha schon längere Zeit damit umging, sich die lästigen Tugenden Farchi's vom Halse zu schaffen, während nach Damoiseau der Mordbeschluß aus dem Stegreife hervorbrach. Schwarz ist Meister im Gebrauche der hebräischen Sprache, und seine Darstellung trägt biblische Farben. Er sagt im zweiten Theile seines „Tebuot Ha-arez" Bl. 44, a: „Und es begab sich, als er (Abdalla) ein Jahr regiert hatte, da strafredete ihn der Gerechte (Farchi), weil er nicht Redlichkeit übte. Dies verdroß den Pascha, und er merkte, daß der Gerechte ihm zum Hinderniß seyn werde bei seinem Uebelthun, und er sann darauf, ihn aus dem Wege zu räumen, und heimlich beschuldigte er ihn, sprechend, er (Farchi) sey Verräther am Sultan und nach Gesetz und Recht des Todes schuldig. Aber seine Freunde unter den türkischen Großen kamen zu ihm und thaten's ihm kund und sprachen, er solle entfliehen und sich retten. Deß weigerte sich der Gerechte, denn er sprach, es könnte der Pascha seinen Zorn auf das Volk Gottes ausgießen, wenn er sieht, daß ich entkommen. Er gab also sein Leben preis für das Heil Israel's. Und es geschah am fünften Tage der Woche des Abschnittes Re-eh (Deuteronom. IX., 26) im Jahre 579, da fastete der Gerechte (denn es war der Tag vor dem Monat Elul), aber gegen Abend gaben sie ihm, unserer Sünden willen, zum Imbiß Galle.**) Es brach ein Befehlshaber und mit ihm Kriegsknechte plötzlich in sein Haus und las ihm das Todesurtheil vor, und sie erwürgten ihn, und er starb. Am folgenden Morgen, da befahl der Bösewicht, der Pascha, und es gingen seine Knechte ins Haus (des Farchi), nahmen, was sie fanden ..... und den Leichnam des Gerechten ließ der Frevler ins Meer werfen, damit er nicht zur Erde bestattet werde. Und es entfloh sein edles Weib mit dem ganzen Hausgesinde gen Damaskus, aber sie starb auf dem Wege, und sie ward begraben in Safed."***)

Wie Schwarz weiter erzählt, haben die Brüder Chajim's in Damaskus einen Kriegszug zur Blutrache gegen Abdalla unternommen. Sie brachten nämlich eine Coalition zwischen den Paschas von Aleppo und Damaskus zu Stande und sind mit dem vereinigten Heere in Palästina eingefallen, haben die Truppen des Abdalla bei Dschizer Jin Jacob am Jordan geschlagen und darauf Acre belagert. Doch Abdalla schickte Giftmischer ins Lager der Verbündeten und ließ Suleiman Farchi vergiften, die zwei Paschas bestach er mit Geld, und so scheiterte die Unternehmung.

Wir lassen jetzt die ausführlichere Erzählung Damoiseau's folgen:

„Die Nacht war finster, und die Einwohner der Stadt, meist schon in Schlaf versunken, ahnten nicht, daß das schändlichste Verbrechen sie für immer ihres langjährigen Beschützers berauben sollte. Die Mörder (assassins) klopfen an die Thür des Ministers. Seine Dienerschaft pflegte schon der Nachtruhe, aber er selbst wachte noch für die Arbeit, er kömmt also selbst und fragt, was man zu so später Stunde von ihm wolle? „Oeffne!" antwortet der Kiaja, „der Pascha sendet mich, Dich abzuholen, er muß Dich ohne Verzug sehen, eine wichtige Angelegenheit macht Deine Gegenwart im Palaste unseres Herrn nothwendig, die geringste Saumseligkeit wäre unheilbringend, öffne schnell und folge mir." Eine Ahnung des ihm zugedachten Looses schien die Seele des Malhem-Hahim zu durchdringen, und er sagte: „Der Pascha kann in diesem Augenblicke meine Dienste nicht nöthig haben, und wenn man mir nicht den von seiner Hand geschriebenen Befehl vorzeigt, werde ich erst morgen zu ihm kommen." „Ich bin der Ueberbringer dieses schriftlichen Befehles", sagte der Kiaja, „welches Mißtrauen hält Dich zurück? Erkennst Du mich nicht? Begreift Du nicht, wohin ein Zögern führt, das uns eine kostbare Zeit verlieren macht? So öffne doch!" Zu leichtgläubig oder zu edel, um eine so schwarze Treulosigkeit zu vermuthen, entschließt sich der Greis und öffnet. Im selben Augenblick ergreifen ihn die Meuchelmörder, deren Anführer ihm mit grinzender Ironie den wahren Grund des Ueberfalles angiebt. „Dein Reich ist zu Ende", schreit er, „Hund von einem Juden, infames Schwein des Teufels! Deine gemeine Seele soll gleich zu dem Orte zurückkehren, aus dem sie gestiegen, fahre hinab in die Hölle! Sieh, die ersten Stufen hast Du schon zurückgelegt." Bei den letzten Worten hatte der niederträchtige Kiaja den Malhem-Hahim von einer hohen Galerie auf die steinernen, zur Straße führenden Stufen gestürzt und ihm die Glieder zerbrochen. Darauf schnürten er und seine Helfershelfer ihm den Hals mit einem Stricke aus allen Kräften zu; der Strick reißt, da nimmt der Mörderhauptmann seine aus Gold und Seide gedrehte Degenschnur und erneut die Strangulation, bis das Opfer den letzten Athemzug aushaucht. .... Dann ließ er die Leiche durch eine Fischerbarke ins Meer werfen.

---

*) Nach Scholz, Reise in der Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium . . . in den Jahren 1820 und 1821. Professor Scholz war gerade zur Zeit in der Gegend, und er ist der einzige Reisebeschreiber, der das bestimmte Datum giebt. Vgl. Schwarz l. c. giebt ein anderes, aber falsches Datum an. Er setzt die Ermordung nämlich auf den Rüsttag des Neumondes Elul 5579, das wäre 13. August 1819. Damals herrschte Soliman noch.

**) Die einzigen Quellen meiner Beschreibung sind der genannte Joseph Schwarz, mit ein paar Worten, und ausführlicher: „Voyage en Syrie . . . par Feu Louis Damoiseau." Letzterer war als Thierarzt einer Mission unter dem Grafen de Perrey beigegeben, die von der französischen Regierung im Jahre 1818 nach Syrien und der arabischen Wüste geschickt wurde, um dort Beschäler für die königlichen Gestüte einzukaufen. Damoiseau's Reisebuch ist von einem Herrn Mal herausgegeben; der bescheidene Thierarzt wollte seine Beobachtungen nicht selbst veröffentlichen, aber diese Bescheidenheit kann keine falsche Ziererei gewesen seyn, da wahres Verdienst auch wahrer Bescheidenheit fähig ist. Unter allen Reisebeschreibungen über Syrien ist keine, die dieser an Reichthum der Thatsachen und Einfachheit der Darstellung, namentlich aber an Verschonung des Lesers mit dem lieben Ich, mir es geräumert und gesputzt und sich die Sachen angezupft, gleichkömmt. Damoiseau war mehrere Jahre in jenen Gegenden, seiner Mission obliegend; diese Mission und seine Kunst führten ihn aber auch mit den höchsten Personen und ihren Umgebungen zusammen, aber sein Buch ist mehr der eines gewandten Diplomaten, als der eines Thierarztes. Sein Buch ist, wie es scheint, in Deutschland sehr wenig bekannt, wenn nicht bei Stallmeistern und Pferdeliebhabern, für welche es unschätzbar seyn muß. Die königliche Bibliothek hat es erst mit der Mejanschen Sammlung bekommen, und zwar nur in der Brüsseler Ausgabe 1829, die doch gewiß nur Nachdruck ist. Wahrscheinlich ist die Original-Ausgabe auch erst im selben Jahre erschienen, da der seelige Rodinson in seinem „Palestine" es noch nicht kennt. Uebersetzt ist es nicht, wenigstens in Kaiser nicht aufgeführt, und das ist auch ganz in der Ordnung, da man in Deutschland ja gewöhnlich nur Werthloses übersetzt. Die Mittheilung über den Tod Farchi's ist im XVI. Kapitel enthalten. Damoiseau (wie der englische Herausgeber der „Travels of Lady H. Stanhope") nennt Farchi immer Malhem-Hahim, nie Farchi, und scheint das Malhem für Finanzminister zu nehmen, während es nichts Anderes heißt, als maître, Meister, Herr. Auch unser v. Olberg fällt in einen ähnlichen Fehler.

*) Damoiseau sagt: „Enchanté de cette mission sanglante, qui lui procurait le bonheur de torturer lui-même un malheureux vieillard que les méchants détestaient à cause de ses vertus, le kyaya ne fit suivre par quelques bourreaux subalternes et se dirigea en toute hâte vers la demeure de Malhem-Hahim."

**) Anspielung auf Ps. LXIX, 22.

***) Von dieser alten Frau spricht auch der Herausgeber der „Travels of Lady H. Stanhope."

„Als am anderen Morgen der Mord ruchbar wurde, malte sich die tiefste Bestürzung auf allen Gesichtern. Abdalla wurde für ein Ungeheuer gehalten, das vom Zorn des Himmels auf die Erde geschickt worden, um sie zu verwüsten, und Niemand hielt sein Leben und Vermögen mehr für sicher. … Die Wellen warfen nach einigen Tagen den Leichnam des armen Mathem-Hahim ans Ufer, und seine Glaubensgenossen erbaten sich als Gnade die Erlaubniß, ihn zu begraben. Abdalla verweigerte die Bitte, befahl vielmehr, den Leichnam in einen mit Kieselsteinen halb angefüllten Lederſack zu legen und ihn auf der hohen See ins Wasser zu werfen.*) Um dieselbe Zeit verschwand auch der genannte französische Ingenieur Ibrahim. . . .

„Abdalla hatte sich aus Schwäche und Grausamkeit zweier Männer beraubt, die am fähigsten waren, ihm gute Dienste zu leisten und nützliche Rathschläge zu geben. Er fühlte sehr bald seinen Fehler, wenn auch nicht sein Verbrechen. Der Name des Mathem-Hahim war oft auf seinen Lippen; und so oft er sich dieses Greises erinnerte, drückte er seinen lebhaften Schmerz darüber aus, daß er den hinterlistigen und verruchten Einflüsterungen des Kiaja Gehör gegeben. Sein Zorn gegen diesen Beamten wuchs dermaßen, daß er dessen Anblick nicht mehr ertragen konnte und ihm endlich, umgeben von seinen Würdenträgern, eine Kugel durch den Kopf jagte. Es waren sicherlich nicht Gewissensbisse, die Abdalla folterten, es war vielmehr der eigennützige Schmerz, so unüberlegt einen geschickten Landesverweser geopfert zu haben, der allein allen Verwaltungsbedürfnissen der Regierung genügte, während nach ihm Unordnung und Verwirrung von allen Seiten hereinbrachen. Abdalla zwang einen Bruder des Mathem-Hahim, dessen Nachfolger im Ministerium zu werden (?),**) aber diese Ersetzung vernarbte wenig die geschlagene Wunde; es war schwer, einen Mann von so vielem Verdienste und so vieler Weisheit zu finden, wie der war, welchen eine stupide Barbarei gemordet hat."

Den Worten Damoiseau's habe ich nur noch Weniges hinzuzufügen:

Seit Joseph, dem ersten Hebräer als Minister am fremden Hofe, gab es noch viele nichtemanzipirte Juden als Minister bei heidnischen, christlichen und muhammedanischen Fürsten.***) Alle ragen hervor durch Verwaltungstalente (was sich übrigens von selbst versteht, da man sie sonst als Juden nicht erhoben hätte) und durch Treue gegen den Fürsten, die meisten aber auch durch ihr unglückliches Ende. Wer kennt nicht die Geschichte des brandenburgischen Münzmeisters Lippold und die des württembergischen Ministers Süß (Oppenheimer)? Sie wurden gemordet wegen ihrer Treue und Verdienste und gleichen mit diesem Geschicke unserem Farchi, der sie in dem Umfange seiner Thätigkeit, Kenntnisse und Verdienste weit überragt. Joseph, Daniel und Samuel Ha-nagid (in Granada um 1030) haben ihre Ermordung nicht erlebt, aber bei dem Ersten haben die Aegypter in den Nachkommen die Verfolgung nachgeholt, Daniel hat man wenigstens den wilden Thieren vorgeworfen, und Samuel's Sohn und Nachfolger, Joseph, mußte die Tugenden seines Vaters mit dem Tode büßen. Lippold und Süß haben mehr oder minder ausführliche Lebensbeschreiber gefunden und Rächer ihrer Unschuld. Für Lippold trat kein geringerer als Moses Mendelssohn ein, und Süß ist auch der Held eines berühmten Romans geworden. Chajim Farchi, der alle anderen Ueberragende, hat noch keinen Biographen und noch keinen Dichter gefunden. Nur zwei Aerzte, der Engländer M. und der Franzose Damoiseau, geben einige Nachrichten, der Erstere über sein Leben, der Zweite über seinen Tod. Dagegen ist er von den jüdischen Schriftstellern (bis auf die sechsunddreißig Zeilen des genannten Schwarz und einen verdorbenen Brocken von Dr. Löwe) gar nicht gekannt. Die zwei berühmten Geschichtschreiber Jost und Zunz kennen ihn nicht! Zunz in seiner Abhandlung „On the geographical Literature of the Jews", in Asher's Ausgabe des Benjamin von Tudela, II., 263, führt die ihm bekannten Mitglieder der Familie Farchi an, aber die berühmten Farchi von Damaskus und Acre verschweigt er. Jost im zehnten Bande seines Geschichtswerkes (1846) beruft sich blos mit zwei Zeilen auf Richter's „Wallfahrt", erwähnt des Chajim Farchi gar nicht und degradirt den Raphael Farchi zum russischen Konsul. Jost scheint Raphael Picciotto (Richter, 240) für R. Farchi genommen zu haben; aber Letzterer war, wie wir glauben, niemals Konsul einer fremden Macht, sondern im höheren Dienste seines Vaterlandes und seiner Vaterstadt. Um 1820 war er Minister in Damaskus, und nach der Restauration der türkischen Herrschaft in Syrien trat er, der erste Jude, in den Stadtrath von Damaskus. Er und, noch mehr, seine Söhne haben bei der in Folge der Ermordung des Paters Thomas durch Rattl-Menton entstandenen Judenverfolgung arg gelitten (1840). Aber Jochmus Pascha, später der letzte unserer Reichsminister, setzte den letzten der fünf Brüder Farchi wieder in alle Ehren. Er starb, glücklicher wie sein großer Bruder, ohne körperliche Verstümmelung und eines natürlichen Todes im Jahre 1845 im Schooße seiner Familie, während dem Ersteren keine zärtliche Hand das eine übrig gebliebene Auge zudrückte und seinem Körper kein vier Ellen langes Plätzchen gegönnt wurde in dem Lande, das von ihm mit so vieler Weisheit verwaltet worden, und das so viele Denkmäler seiner Wohlthaten trägt.

Zwölf Jahre waren seit dem Tode Chajim Farchi's verflossen, als die Nemesis seinen Mörder einholte. Im Jahre 1832 wurde Acre mit stürmender Hand von Ibrahim Pascha erobert und Abdalla ins Exil nach Aegypten geführt, wo er anfangs auf einer Nilinsel eingesperrt lebte, und wahrscheinlich lebt der Elende noch heute verachtet und vergessen als Gefangener.

*) Die arabischen Dichter sagen von einem edlen Manne, der im Meere ertrunken ist: die Perle sey in ihre Heimat zurückgekehrt!

**) Es müßte dieser Bruder Raphael Farchi gewesen seyn, aber es ist dies unwahrscheinlich. Ein junger Salomon Farchi, Neffe Chajim's, war in Acre im Ministerium, dieser mag hier gemeint seyn.

***) Von jüdischen Ministern der neueren Zeit kann hier keine Rede seyn. Ein Minister Jeud oder Vicepräsidenten Riesser und Kosch, Fischhof ꝛc. sind nach der bürgerlichen Gleichstellung nichts Anderes als jüdische Deutsche und jüdische Franzosen.

Holland.

Der historische Roman in Holland.

(Fortsetzung.)

Im Mittelalter hatte sich Hollands Nationalcharakter erst herausgebildet, eine eigentliche Poesie hatte es damals noch nicht, denn sein Dialekt war noch nicht vollständig frei vom Vlaamischen. Vor dem sechzehnten Jahrhundert hatte es zwar gereimte Chroniken, didaktische Poesieen und Rittergedichte, so gut wie das übrige Europa, aber nichts, das den eigentlichen Genius der Nation bezeichnete. Um die ersten Strahlen dieses Genius zu entdecken, muß man bis zum sechzehnten Jahrhundert gehen, da erscheint er zuerst im Kampf gegen die fremde Tyrannei. Die Rednerbühnen, eine Art Akademie von ziemlich pedantischem Charakter, wurden als Heerd der politischen und religiösen Opposition angesehen und gefürchtet, und mit der nationalen Unabhängigkeit, die sie im Entstehen beschützten, wuchs die Kraft des Wortes und der Schrift. — Das glänzendste Jahrhundert für Holland war das sechzehnte; die Entdeckungen, die Kriege, die Eroberungen, die es so glorreich anfüllen, erweckten sich selbst Stimmen, die seinen Ruhm besangen. So verherrlichte Heinsius in energischen Versen den Jakob Heemskerk, welcher sowohl als unerschrockener Seemann auf den eisigen Küsten von Nowaja-Semlja, wie auch als siegreicher Admiral in den Gewässern von Gibraltar, abwechselnd Hollands Cook und Nelson ward. Vondel, dessen Name am ersten in der holländischen Literatur als klassisch genannt zu werden verdient, liefert eigentlich mehr eine Nachahmung antiker und französischer Literatur als eine nationale Schöpfung. Indessen behandeln die besten seiner Trauerspiele vaterländische Themata; der Held des einen derselben ist der fabelhafte Prinz Batо, welcher den Bataviern ihren Namen gegeben, oder welcher vielmehr diesem Namen seine Existenz verdankt, eben so wie der König Dan die seinige dem dänischen Volke, der König Brutus den Britten und der König Frankus den Franken.

Gisbert von Amstel hat zum Thema eine Begebenheit und Personen, welche einer neueren Zeit angehören, die Prophezeiung der künftigen Größe Amsterdams; die letzte und eine der besten Scenen dieses Stückes giebt dem Ganzen ein vollständig nationales Gepräge. Die Tragödie „Palamedes" erregt hauptsächlich Interesse durch die Anspielungen, die sie enthält, und deren Gegenstand Barneveld, dieser eben so große als unglückliche Bürger, ist. Sie wurde geschrieben, nachdem die Partei Moritz' v. Oranien gesiegt hatte, welche den Dichter dieser patriotischen Ergüsse zwang, sich in den Schleier der Fabel zu hüllen und bis zur Zeit der Belagerung von Troja zurückzugehen; doch der politische Haß erkannte die Wahrheit in der Allegorie, und Vondel sah sich verfolgt, weil er in der Behandlung dieses griechischen Themas nicht vergessen konnte, daß er ein Holländer war.

Die Republik Holland, welche Ludwig XIV. mit seiner ganzen Macht nicht zu unterdrücken vermochte, ward von der französischen Literatur unterjocht und verlor den nationalen Stempel, der ihre eigene bisher ausgezeichnet hatte. Dies dauerte noch während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fort, aber bald erhoben sich mehrere Stimmen gegen die servile Huldigung einer fremden Muse, während die Siegeslieder zur Feier Prinz Eugen's und Marlborough's und der Niederlage der Franzosen ertönten. Endlich sah man aus der Menge mittelmäßiger Dichter, deren Namen in dieser Epoche die Seiten der Literaturgeschichte anfüllen, einen Namen hervorgehen, dessen Erscheinen die Rückkehr der holländischen Poesie zum volksthümlichen Leben verkündet: es ist dies der Name der beiden Brüder van Harem. Einer von ihnen, Wilhelm, hat eine vaterländische Epopöe geschrieben, deren Held der fabelhafte Vater des friesischen Stammes ist, aber unglücklicherweise hat dieses Gedicht van Harem's, das er in die Kategorie klassischer Heldengedichte stellt, gar nichts Nationales als den Titel. Uebrigens war Wilhelm van Harem ein ganz guter Bürger; Voltaire, der ihn von einem Besuch in Holland kannte und ihm in seiner „Korrespondenz" viel Lobenswerthes nachsagt, sandte ihm sehr schöne Verse, in welchen er den achtungswerthen holländischen Diplomaten mit Pindar, Demosthenes und Tyrtäus verglich. Wenn Voltaire gerade in der Laune für Lobeserhebungen war, nahm er es nicht allzu genau mit dem Gegenstand derselben; seine hübschen Verse auf den „charmanten Kaiser von China" sind ziemlich bekannt, aber nicht so bekannt ist es, daß sie durch ein vom Kaiser Kien-Lung geschriebenes Gedicht auf die Eroberung der tatarischen Stadt Monkden veranlaßt wurden, welche nach einer heroischen Vertheidigung erobert und von dem „charmanten Kaiser" mit der ausgesuchtesten Grausamkeit behandelt ward. Der Bruder Wilhelm's verdient eher hier genannt zu werden, sein Gedicht „die Geusen" athmet vom Anfang bis zum Ende das edelste, wärmste Vaterlandsgefühl. Seit der Zeit der Brüder van Harem, welche den Patriotismus und das Nationalgefühl in der holländischen Poesie wieder erweckt haben, ist es auch nicht daraus gewichen, es begeisterte den melancholischen Feith zu männlichen Werken gegen die Feinde des Vaterlandes oder zur Verherrlichung seiner Helden und Triumphe; in diesem Sinne besang er den Sieg von Doggersbank und den Großadmiral Ruyter. Dasselbe Gefühl belebte auch die Gedichte Bellamy's, welcher eher verdient, der holländische Archilochus, als van Harem, ein Pindar oder Tyrtäus genannt zu werden. Die neue poetische Schule, welche sich in Holland gebildet hat, schloß sich der nationalen Bewegung an, welche in der holländischen Literatur gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorging; das

Gedicht „die Geusen" wurde im Jahre 1830 von Bilderdijk herausgegeben, dem vielseitigsten und in mancher Beziehung merkwürdigsten Talent, welches Holland in der letzten Phase seiner geistigen Entwickelung hervorgebracht hat.

Viele andere Namen verstorbener und noch lebender Schriftsteller könnte man nennen, die wohl mehr bekannt zu seyn verdienten; für heute will ich es versuchen, den Lesern den Namen einer Frau vorzuführen, welche eine große Anzahl guter Romane geschrieben hat. Unter ihnen ist namentlich „Leicester in den Niederlanden" ganz von jenem edlen Nationalgefühl durchdrungen, das, wie schon bemerkt, in manchen anderen Denkmälern der holländischen Literatur vorherrschend ist.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Londoner Industrie-Ausstellung und ihr gläserner Palast.

In dem Folgenden geben wir, nach dem Athenaeum, authentische Data über das Ausstellungsgebäude. Wir schicken denselben auch die feierliche Einleitung jenes Blattes voran, die uns zeigen mag, mit welchem Ernste die großartige Idee eines Wettstreites der Gewerbtreibenden aller Länder in London betrachtet wird.

„Der weitaus greifende Plan einer Welt-Industrie-Ausstellung beginnt Fleisch und Blut zu bekommen und in die Wirklichkeit zu treten. Welchen Antheil auch immer England selbst an diesem großen Kampfe nehmen mag, in dem alle Truppen freiwillige seyn werden, so viel steht fest, daß sein Aufruf in allen Ländern ein Echo gefunden, und daß die industriellen Armeen der ganzen Welt sich zu der friedlichen Völkerschlacht rüsten, die auf seinem Grund und Boden geliefert werden soll. Darum aber wird der Herausforderer alle seine Kräfte, so mächtig sie sind, anspannen müssen, um die feindlichen Geister, die er heraufbeschworen, niederzuhalten. Post auf Post bringt Kunde von dem Getümmel, das draußen sich auftut, und unter den Lärmzeichen, die herüber und hinüber gewechselt werden, glaubt das Ohr bereits den Tritt der Nationen zu vernehmen, die im Anmarsch sind.

„Wir setzen voraus, daß diejenigen, die der industriellen Welt den Fehdehandschuh hingeworfen haben, nicht blind sind gegen die Dinge, die draußen vorgehen. Es ist von der höchsten Wichtigkeit für sie, daß die englischen Gewerbtreibenden sich danach umthun, wie ihre Nebenbuhler im Auslande sich rüsten. Als Beispiel sey uns erlaubt zu berichten, von welchem Geiste beseelt unser mächtigster Rival, Frankreich, ins Feld rückt. Hier ist unser Aufruf in eben dem liberalen Sinne aufgenommen worden, als er von uns erlassen wurde. Herr Dupin hat eine Ansprache an die französischen Fabrikanten und Produzenten erlassen, in der er dieselben auffordert, diejenigen Gegenstände in die Ausstellung zu schicken, in deren Anfertigung sie am geschicktesten seyen. „Niemand", sagt er, „darf behaupten, dieses oder jenes Gewerbe habe den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Gewerbe sind ihrem Wesen nach fortschreitend, und oft, wenn man geglaubt hatte, das eine oder andere sey keiner weiteren Vervollkommnung fähig, wurde eine unerwartete Entdeckung gemacht, die ihm eine neue Bahn eröffnete. Seitdem die Industrie unter dem Lichte der Wissenschaften steht, giebt es kein Geheimverfahren mehr, und die Theorie ist weit genug vorgeschritten, um immer neue Prozeduren anzugeben, deren Erfolg bald zu aller Welt Kenntniß gelangt. Diese Gründe müssen uns dahin führen, gerade unsere Fabrications- und Productionsweisen unseren Mitbewerbern vorzuführen, denn auch sie werden dies, uns gegenüber, mit den ihrigen thun." Hierauf zählt Herr Dupin diejenigen französischen Erzeugnisse auf, die ihm für die Londoner Ausstellung die geeignetsten scheinen. — Das Londoner Lokal-Comité hat diese Ansprache übersetzen und in seinem Bezirke vertheilen lassen, sowohl wegen der allgemeinen Betrachtungen über den Sinn der Industrie-Ausstellung, als wegen der speziellen Hinweise, die sie enthielt. In den übrigen Ländern des Kontinents ist derselbe Geist eines ehrenvollen Wettstreites erwacht, und von allen Meeren her sind Herolde gelandet, die das Nahen industrieller Streitmächte angekündigt haben.

„Im Hauptquartier gehen die Vorbereitungen rasch vorwärts, und Alles deutet darauf hin, daß das Ereigniß nahe bevorsteht. Die Kommission hat den 31. Oktober als den letzten Tag festgesetzt, an welchem Gesuche um Raum für Ausstellungsgegenstände von den Lokal-Comités an das Exekutiv-Comité eingereicht werden dürfen. In vergangener Woche sind von dem Londoner Lokal-Comité mehrere Sitzungen gehalten worden, um den mannigfachen Zweigen der hauptstädtischen Industrie eine möglichst gleichmäßige Vertretung in der Ausstellung zu sichern. Die Frage, wie den arbeitenden Klassen, die an der Ausstellung ein Interesse haben, so groß, wie irgendwer, der Besuch derselben erleichtert werden könne, ist ebenfalls in Betracht gezogen worden. Man hat eine Kommission ernannt, die sich dieserhalb mit den betreffenden Londoner Behörden, mit den Eisenbahn-Compagnieen und den Lokal-Comités ins Vernehmen setzen soll. Zugleich sind im Sekretariat der Exekutivkommission Listen ausgelegt worden, in welche Jeder, der den Arbeitern aus der Provinz zu dem genannten Zwecke eine Hülfe leisten will, seinen Namen einzutragen hat.

„Mittlerweile schreitet der „Palast" der Ausstellung seiner Vollendung entgegen. Neben seiner Größe hat er die Merkwürdigkeit, daß zwei von den drei einzigen Materialien (Glas, Eisen und Holz), aus denen es zusammengesetzt ist, in Benutzung und Behandlung vorzugsweise der modernen Zeit angehören und eine Neuerung gegen alle hergebrachte Baukunst bezeichnen. Der Umstand aber, daß der Riesenbau bereits am nächsten ersten Januar zusammengestellt seyn wird, kann als ein erstaunenswerthes Beispiel englischer Gewandtheit gelten."

Das Gebäude, eine Schöpfung des Herrn Paxton, wird 1848 Fuß lang, 408 breit und 66 hoch werden. Die lange Linie ist von einem 108 Fuß hohen Kreuzflügel durchschnitten, der eine Reihe von Ulmenbäumen einschließt, die auf diese Weise so nahe in die Mitte des ganzen Gebäudes zu stehen kommen, daß sie dasselbe in zwei Hälften, eine von 948, eine von 900 Fuß Länge theilen. Außer dem Holzwerk für Querbalken und Fußböden, sind einzig Glas und Eisenstützen für den ganzen Bau verwandt. Die Pfeiler haben allesammt dieselbe Form, eben so die Fensterrahmen und Glasscheiben. Die Anzahl der Pfeiler, deren Höhe zwischen 14 Fuß 6 Zoll und 20 Fuß variirt, beläuft sich auf 3230. Gußeiserne Bindebalken, auf denen die Galerieen und Bedachungen ruhen, sind 2244; hierzu kommen noch 1128 kleinere Verbindungsstangen und 338 Balken von gezogenem Eisen, die das Hauptdach tragen. Die Rinnen, die das Wasser auf den Bedachungen in die eisernen Pfeiler führen, sind zusammen 34 engl. Meilen lang, die Fensterrahmen bilden eine Linie von 202 engl. Meilen, und die Glasscheiben haben eine Oberfläche von 900,000 Quadratfuß. Das Gebäude wird ungefähr 18 Acres Boden einnehmen und mit den Galerieen 21 Acres Oberfläche zum Ausstellen darbieten; indessen sollen für den Fall, daß noch eine Vermehrung der Galerieen nöthig wird, Vorkehrungen getroffen werden. Die Galerieen haben 24 Fuß Tiefe und eine Ausdehnung von fast einer Meile. Der Tischraum zum Ausstellen wird etwa 8 Meilen betragen. Einen Begriff von der beispiellosen Masse Material, die zu diesem Bau verwendet wird, mag der Umstand geben, daß allein das Glas über 400 Tonnen (8000 Ctr.) wiegen wird.

Der Kubikinhalt des Gebäudes wird 33 Millionen Fuß betragen, die Vertragssumme für Benutzung, Abnutzung und Erhaltung beläuft sich auf 79,800 Pfd. Sterl., oder etwas über 1/2 Penny pro Kubikfuß. Der Gesammtwerth des Gebäudes, wollte man es dauernd behalten, würde 150,000 Pfd. Sterl. oder etwas unter 1 1/2 Penny pro Kubikfuß seyn.

Die Widersacher der Industrie-Ausstellung, die nun weder mehr von Baunoth, noch von Verunzierung des Hyde-Park, noch von Baumschändung reden können (denn nur zwei, wie die Forstbehörde bezeugen kann, alte, abgestorbene Bäume sind wirklich gefällt worden), haben nun den Bauplan selbst angegriffen und gemeint, der Regen von außen würde den Fußboden zu einem Morasse und der Dunst im Innern die Atmosphäre zu einem Nebel machen. Diesen Einwurf parirt Herr Paxton erstens durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung, welche die Ausstellung vor Ueberschwemmung schützt. Das Glasdach nämlich besteht aus einer Reihe von „Hügeln und Thälern", genau acht Fuß breit. Längs den Abdachungen nun wird das Wasser in Rinnen geleitet, die an dem oberen Theile der Pfeiler angebracht sind, und fließt von da durch die Pfeiler ab. Nirgends braucht das Wasser weiter als zwölf Fuß zu laufen, bevor es einen Abfluß findet. Ferner hat Herr Paxton sehr umfassende Vorkehrungen zur Lüftung des Ausstellungsraumes getroffen. Er wird das ganze Gebäude mit Ventilationsbrettern, wie er sie nennt, versehen, die so angebracht sind, daß sie Luft zulassen, aber Regen abhalten. Das Dach und die Südseite des Gebäudes wird er mit Kannevas bedecken, und bei sehr heißer Witterung kann dieser begossen und so das Innere kühl erhalten werden. Auf den Kreuzflügel allein sollen über 5000 Quadratfuß Ventilatoren kommen, und wenn sich also zeigen sollte, daß Herr Paxton in den Lüftungsmitteln geirrt habe, so dürfte sich eher herausstellen, daß zu viel, als daß zu wenig für Ventilation gesorgt sey. Durch die Bedeckung des Dachs und der Südseite des Gebäudes mit Kannevas bekommt das ganze Innere eine sanfte Beleuchtung, während die ganze Glasfläche der nördlichen Seite dasselbe unmittelbar erhellt.

Mannigfaltiges.

— Die Sehenswürdigkeiten Londons. Nach einer dem britischen Unterhause neulich vorgelegten amtlichen Notiz, haben im Jahr 1849 nicht weniger als 168,000 Personen das Schloß Hampton-Court und 137,000 den botanischen Garten in Kew besucht. Die größte Anzahl Gäste kömmt für Hampton-Court auf den Monat Juli, wo 50,000, und für Kew auf den Monat August, wo 31,000 Individuen ihre Namen ins Fremdenbuch eintrugen. Der Tower scheint dagegen an Anziehungskraft verloren zu haben; die Rüstkammer (armory) wurde voriges Jahr nur von 45,000, die Juwelensammlung gar nur von 14,000 Personen in Augenschein genommen, und das Eintrittsgeld, welches sechs Pence für den Kopf beträgt, reichte nicht hin, um die Ausgaben zu decken. Die Totalsumme der für den Besuch der Westminster-Abtei eingegangenen Gelder belief sich auf 968 Pfd. Sterl. 8 Shill. 6 P., wovon 739 Pfd. Sterl. den Führern zugutekamen, 34 Pfd. Sterl. für das Reinigen der Denkmäler und 195 Pfd. Sterl. zu Reparaturen und Verzierungen im Chor verwendet wurden. Den geringsten Besuch hatte die St. Pauls-Kirche; hier wurden nicht mehr als 330 Pfd. Sterl. eingenommen, welche man den Kirchendienern überließ.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Friedrichstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 28. September 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

II.

La Patrie. — Le Pouvoir. — Napoléon. — Courrier français. — Ordre. — Assemblée nationale.

Des Einen Leben ist des Anderen Tod. Der schnelle Erfolg des Evénement hat der Hegemonie des bisherigen größten Abendblattes, der Patrie, einen empfindlichen Schlag versetzt. Die Patrie ist ein Banquier-Unternehmen, sie vertheidigt die Interessen der Finanzwelt von Paris. Gleich ihren Gründern, unter der Regierung Ludwig Philipp's zur Fronde gehörig, fügte sie sich im Februar der vollendeten Thatsache, nahm die Republik an und unterstützte die provisorische Regierung, welche ihrerseits Gründe hatte, die Kapitalisten nicht vor den Kopf zu stoßen. Ein konservatives Organ in Paris, welches als Abendjournal Bestehen haben will, muß nothwendigerweise offizielle Quellen haben, damit es die wichtigsten Neuigkeiten stets zuerst bringen kann. Diese Quellen fließen aber natürlich nur einem Journal zu, wenn dasselbe das Ministerium vertheidigt, und da die Ministerien seit dem Februar oft gewechselt haben, so konnte die Patrie nicht anders als mit jedem Ministerium gehen. Das hat die Patrie denn auch gethan bis zum 31. Oktober, dem Tage, wo die Botschaft des Elysée die „constitutionelle Routine" mit den republikanischen Institutionen unverträglich erklärte. Seit diesem Tage ist die Patrie Napoleonisch, von nun an geht sie mit den Ministern nur insofern, als sie die Vollstrecker des Willens des Präsidenten sind, sie ist vor allen Dingen für den Präsidenten, und sie schont selbst ihre alten Freunde von den Orleanisten nicht, wenn diese gegen das Elysée Front machen, alles dieses im Interesse der Financiers, welche augenblicklich nur noch in der Herrschaft des Namens Bonaparte Rettung vor dem Sozialismus sehen. Eine Spezialität der Patrie ist ihre Antipathie gegen die deutschen Unitarier und ihr feindseliges Auftreten gegen Preußen. In dieser Eigenschaft tritt sie vornehmlich für Dänemark in die Schranken. Einer ihrer Redacteure, Herr Rempp, ein Deutscher, macht es sich zur Aufgabe, in ausführlichen Artikeln das Recht Dänemarks vom staatsrechtlichen Standpunkte zu beweisen, und wenn man ihm Glauben schenkt, so sind die Michelsen, die Dahlmann, die Falk, die Samwer, und wie sie noch heißen, entweder Ignoranten oder Rechtsverdreher.

Was die Patrie aus Interesse thut, thut ein anderes Organ, le Pouvoir, (früher le dix décembre) aus Prinzip und aus Pflicht. Der frühere Titel dieses Journals kündigt schon von vornherein an, woher es entstanden ist und wem es dient. Doch nein, wir irren, es ist nicht erst am 10. Dezember entstanden, es datirt noch um drei Monate weiter zurück, nur bestand es nicht als Journal, sondern als Wahlagitations-Institut. Seine Redacteure und Mitarbeiter bereisten die Departements und warben für die Präsidentschaft Louis Napoleon's. Die Politik des Pouvoir ist einfach und klar. Napoleon allein hat verstanden, die Franzosen zu regieren; daraus folgert der Pouvoir, daß die Rückkehr zur Napoleonischen Herrschaft allein im Stande ist, Frankreich vor der Anarchie zu retten. Napoleon — demonstrirt das Journal weiter — vereinigte die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt in einer Hand, das Große, was er gethan, wäre ungethan geblieben, wenn er sich von dem „Geschwätz eines Parlaments" abhängig gemacht hätte. Folglich, schließt der Pouvoir — doch der Leser kann die Schlußfolgerung leicht errathen. Also im strengsten Sinne des Wortes: Einheit der Regierung unter einem Bonaparte, das ist es, was der Pouvoir will. Es verspricht den Franzosen ein neues Kanaan, sobald nur erst „die Exekutivgewalt nicht mehr durch eine schlechte Verfassung in ihrem Gange gehemmt wird."

Vermuthlich genügte dem Elysée noch nicht an dem bekehrten Constitutionnel, dem glaubenseifrigen Pouvoir und der launischen Patrie, denn es hat vor einiger Zeit noch ein besonderes Organ gegründet, welches die eigensten Gedanken des Staatsoberhauptes wiederzugeben bestimmt war, das aber seitdem bereits wieder eingegangen ist. Das Organ war le Napoléon, der wahrhafte Moniteur des Elysée. Der Napoléon erschien nur einmal in jeder Woche, nämlich am Sonntag, er machte deshalb auch keinen Anspruch darauf, in die Tagespolitik nachhaltig einzugreifen, sondern begnügte sich, über die Ereignisse der verflossenen Woche seine Meinung zu sagen. Diese Meinung zu hören, interessirte natürlich das Publikum im höchsten Grade, denn es war ja die Stimme des Präsidenten der Republik, welche sich im Napoléon direkt vernehmen lassen sollte, ja, man wußte sogar, daß mehrere der wichtigsten Artikel der präsidentiellen Feder entflossen waren. So wurde denn innerhalb weniger Wochen der Napoléon das Ereigniß des Sonntags. Der Pariser Politiker hatte sich am Sonntag Morgen kaum die Augen gerieben, so fragte er schon nach dem Napoléon. Der Napoléon war endlich für die Montagspresse eine Oasis in der Sonntagswüste. Sonntags giebt es weder Börse, noch Assisen, noch Nationalversammlung. Es gab nichts Melancholischeres, als das Gesicht eines Zeitungsredacteurs am Sonntage. Diesem Zustande der Melancholie, der natürlich auch auf die Montagsleser überging, machte der Napoléon durch seine gegen die Führer der Rechten gerichteten Pfeile und Spitzen ein Ende. Die Montagsjournale füllten die Hälfte ihrer Spalten mit Auszügen aus jenem Orakel des Elysée National. Die Organe der Rechte theilten sie mit, um ihre erwiderenden Randbemerkungen beizufügen. Die der Linken druckten sie ab, um sich daran zu ergötzen, wie ihre beiden Feinde sich gegenseitig zerfleischten. Summa Summarum war der Napoléon eine Art Censurbuch für die Nationalversammlung, das Elysée zeichnete darin Lob oder Tadel des störrischen Schülers ein. In diesem Augenblick gehört der Napoléon im eigentlichen Sinne der Geschichte der Pariser Presse an. Er existirt nicht mehr. Die Parteien, an denen er sonntäglich herumhäkelte, waren mächtiger, als er. Zu viele Klagen gegen ihn wurden laut, zu sehr wurden die dabei ganz unschuldigen Minister bedrängt, als daß das Elysée ihn auf die Dauer schützen konnte. Eines Sonntags sah man einige Bonapartisten mit trüben Gesichtern einherschleichen: Der Napoléon von Papier war todt.

Wir können die Reihen der Bonapartistischen Armee nicht verlassen, ohne noch des Trosses zu erwähnen, der sich in dem Courrier français repräsentirt findet. Der Courrier français gleicht einer Armenländerseele, welche keine Ruhe finden kann und von Stätte zu Stätte wandert. Oppositionsjournal unter Ludwig Philipp, wurde es im Februar radikal, bis seine leeren Kassen es zwangen, einen neuen Herrn zu suchen, der es wiederum zu einem konservativen Organe machte. So vegetirte es fort bis zum Sommer 1849; nur die Freundschaft des Herrn Thiers, als dessen Privat-Organ es galt, erhielt es aufrecht. Nach dem Bruche zwischen Véron und Thiers war es eine Zeitlang das ausschließliche Organ des Letzteren, doch wurde es seinem Beschützer untreu, als dessen Gestirn vor dem des Elysée zu erbleichen schien. Der Hauptredacteur, Herr de Rheims, zog sich zurück, und die neue Redaction legte die Farben des Elysée an. Dort aber wird das chamäleonartige Journal mit Mißtrauen angesehen, und mit Recht, denn während es mit dem rechten Auge dem Präsidenten zublinzelt, liebäugelt es mit dem linken schon wieder mit den Legitimisten. So wird denn auch der Courrier français in nicht langer Zeit in die Rumpelkammer der ausrangirten Journale wandern.

Der Constitutionnel, als ehemaliges Organ der dynastischen Opposition, hat durch seinen Rückzug vom 24. Februar und noch mehr durch seinen Uebertritt zum Elysée eine Lücke hinterlassen, welche ein Journal ganz neuen Datums, l'Ordre, seitdem ausgefüllt hat. L'Ordre, unter den Auspizien des Herrn Odilon Barrot entstanden und von dessen Freund, dem Volksrepräsentanten Chambolle, ehemaligem Redacteur des Siècle, geleitet, ist ganz in die Fußstapfen des alten Constitutionnel getreten, mit dem Unterschiede freilich, der eben eine Folge der veränderten Zeitumstände ist, daß es von seiner Opposition gegen die Regierung absieht jedesmal, wo es sich um eine Streitfrage zwischen letzterer und den Radikalen handelt. Während der Dauer des Ministeriums Barrot-Dufaure war l'Ordre natürlich ministeriell, seit dem 31. Oktober aber, vornehmlich wegen der brüsken Verabschiedung des Herrn Odilon Barrot, ist es ein hartnäckiger Gegner des Elysée. Auswärtige Politik, innere Verwaltung, an Allem findet Ordre zu tadeln; Alles würden seine Freunde besser machen, mit einem Worte, es ist die alte systematische Opposition der Juli-Dynastie. Wenn diese überwiegend persönliche Polemik einigermaßen unerquicklich ist, so bleibt l'Ordre doch insofern ein beachtenswerthes Organ, als es eines von den wenigen Pariser Journalen ist, welche eine mehr universelle Richtung verfolgen. So werden namentlich die ausländischen Zustände zwar durch französische Brillen, aber doch mit Umsicht und Sachkenntniß besprochen, man sieht, daß es seine Nachrichten an den Quellen schöpft. Mit der Zeit, wenn das Journal die Zeit hat, zu warten, kann es den Constitutionnel leicht aus der Intimität der Pariser Bourgeoisie verdrängen.

„Il n'y a pas de famille sans vilain", die kann man sehr wohl auf die Familie der konservativen Presse von Paris anwenden. Dieser „vilain" ist anerkanntermaßen die Assemblée nationale. Jeder, bei dem Parteileidenschaft nicht das Gefühl für Anstand und Recht erstickt hat, muß sich bei einem flüchtigen Blick überzeugen, daß selten ein konservatives Organ mit so viel Bösartigkeit und Hochmuth auftrat, als die Assemblée nationale. Das

Blatt entſtand in den Februartagen und zeichnete ſich anfangs vor vielen ſeiner Kollegen inſofern aus, als es in jenen Tagen, wo einiger Muth dazu gehörte, gegen die Volksmeinung anzuſtoßen, ſich nicht ſcheute, der Straßendemokratie derb die Epiſtel zu leſen. Statt aber ſpäterhin, als die neue Regierung ſich etwas zu befeſtigen anfing, den gegebenen Verhältniſſen Rechnung zu tragen und zur Stärkung der Exekutivgewalt beitragen zu helfen, predigte es die blindeſte Reaction. Wie es heißt, wird das Blatt von der ruſſiſchen Regierung beſoldet; iſt das wirklich der Fall, ſo iſt letztere für ihr Geld gut bedient. Denn „Kaiſer Nikolaus und ſeine Million Soldaten", ſo lautet die ultima ratio der Assemblée nationale. Jene Liebhaberei zog ihr in den Junitagen 1848 unter Cavaignac's Regiment eine längere Suspenſion zu, wofür ſie — die Ruſſenfreundin — ſich dadurch rächte, daß ſie bei ihrem Wiedererſcheinen für die unterdrückte Meinungsfreiheit in die Schranken trat. Talent iſt in den Leitartikeln der Assemblée wenig zu finden, höchſtens kann man ihr die Kunſt zuſprechen, Gemeinplätze mit einem Anſtrich von Gelehrſamkeit vorzutragen. Ihr eigentliches Steckenpferd iſt die auswärtige Politik, und will man ihr glauben, ſo werden die Schickſale Europa's in ihrem Redactions-Büreau entſchieden. Zwei- oder dreimal in jeder Woche läßt ſie ſich „Briefe aus London" ſchreiben; darin lieſt man, wie viel Truppen der Kaiſer von Rußland für ſeinen Kreuzzug gegen das weſtliche Europa geſammelt, oder was im Kabinet des Königs von Preußen vorgeht, oder welche Depeſchen Graf Reſſelrode an Fürſt Schwarzenberg geſandt hat, und wie Lord Palmerſton mit jähem Sturz bedroht ſey. Kein Staubkorn fliegt in dem entlegenſten Winkel irgend eines europäiſchen Kabinets auf, ohne daß es der Londoner Korreſpondent der Assemblée nationale gewahr würde. Dieſer Londoner Korreſpondent zeichnet zuweilen ſeine Briefe beſcheidenerweiſe „ein Staatsmann", und was die Sache noch pikanter macht, dieſer „Staatsmann" iſt einem von allen Seiten beſtätigten Gerüchte zufolge kein geringerer, als Herr Capefigue, der bekannte Hiſtoriker, der ſich von Ludwig Philipp während deſſen Herrſchaft eine Penſion zahlen ließ, und nach der Februar-Revolution in ſeinem Buche „La Société de l'Europe" die wüthendſten Invektiven gegen die Mitglieder der Familie Orleans ſchleuderte. Eben ſo echt, wie die „Londoner" Korreſpondenzen der Assemblée, ſind auch diejenigen aus allen übrigen Städten Europa's, von St. Petersburg bis Palermo. In allen wird den Fürſten zum Treubruch und Verrath gegen ihre Völker gerathen. Nicht minder erbaulich iſt die Rubrik „Faits de Paris", in der ſich die Pariſer Polizeiſpione Rendezvous geben. Denunciationen gegen politiſche Gegner aller Art, Nachweiſe heimlich anweſender Perſonen, die politiſcher Vergehen wegen verfolgt werden, Enthüllungen über verbotene Klubs und über angebliche Conſpirationspläne, dies bildet den reichhaltigen Stoff jenes Blattes, welches ehrenwerthe Organe aller Farben kaum mehr einer ernſten Polemik würdigen.

Holland.

Der hiſtoriſche Roman in Holland.

(Fortſetzung.)

Mademoiſelle Touſſaint ſtammt aus einer Refugiéfamilie, wie es ihr franzöſiſcher Name auch kundthut; ihr Geburtsort iſt Alkmaar, im nördlichen Holland. Für diejenigen, welche, ehe ſie ſich mit den Werken eines Schriftſtellers vertraut machen, gern ſeine Perſon kennen lernen, und dies um ſo mehr, wenn der Autor eine Frau iſt, entleihen wir aus einem holländiſchen Literatur-Journal folgende Schilderung, für deren Wahrheit wir das genannte Blatt verantwortlich machen: „Mlle. Touſſaint iſt außerordentlich klein und zierlich, von feinem, zartem Wuchſe; die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Geſichtsbildung läßt auf einen leidenſchaftlichen Charakter ſchließen. Sie war ſo glücklich, mitten unter ernſten und anſtrengenden Studien ihrem Geiſte eine faſt kindliche Naivetät in ungetrübter Friſche zu erhalten. Ihre Züge ſind nicht gerade ſchön (ich bitte die Verfaſſerin um Verzeihung, auch dieſe Zeile nicht unüberſetzt gelaſſen zu haben, das, was folgt, iſt meine beſte Entſchuldigung), aber fein und ausdrucksvoll, in einer lebhaften Unterhaltung werden ſie ſprechend, voller Leben und gewinnen dann eine eigenthümlich intereſſante Schönheit." Wir wollen nun von dem Signalement der Frau auf das der Schriftſtellerin übergehen. Mlle. Touſſaint hat von 1835 bis 1847, alſo in einem Zeitraume von zwölf Jahren, ungefähr dreißig Novellen und Romane geſchrieben, deren mehrere dem hiſtoriſchen Fach angehören, welche ernſte und tiefe Studien zu ihrer Grundlage fordern, vor denen die Schriftſtellerin niemals zurückgewichen iſt. Unter ihren Werken nennen wir zuerſt den „Grafen von Devonſhire, eine Epiſode aus dem Leben Marie Tudor's", dann „die Engländer in Rom", eine Schilderung Roms unter Sixtus V., welche ſich eines glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte. „Das Haus Lawermeſſe" eröffnete die Reihe derjenigen Schöpfungen, in welchen die Schriftſtellerin der vaterländiſchen Geſchichte angehörende oder mit ihr eng verbundene Perſonen auftreten ließ; ſo ſchilderte ſie den Hof von Burgund unter Karl dem Kühnen, ſo zeigte ſie den Kardinal Ximenes und den Herzog Alba der Welt in einem ganz neuen Lichte. Es würde zu weitläuftig ſeyn, der Dichterin überall zu folgen durch das weite Feld, das ſie durchſchritten, und ihre zahlreichen Werke zu analyſiren; es wird angemeſſener ſeyn, uns mit einem ihrer Romane zu beſchäftigen, und zwar, wie geſagt, mit demjenigen, der für den vorzüglichſten gilt; am beſten können wir ihr Talent würdigen, indem wir einige Stellen aus dieſem Romane citiren, denn von der Literatur gilt daſſelbe, wie von der Geologie: alle Beſchreibungen in der Welt geben keine ſo ſichere Anſchauung von einem neu entdeckten Terrain, als es die kleinſte Probe davon vermag.

Es iſt bekannt, daß die Holländer, nachdem ſie den Herzog von Anjou berufen, im Kampfe mit Spanien den berühmten Günſtling der Königin Eliſabeth zu ihrem Führer erwählten, und in dieſer Situation ſchildert Mlle. Touſſaint das damalige Holland. Die politiſchen und religiöſen Meinungen, die Intereſſen und Anſichten der verſchiedenen Parteien, welche die holländiſche Nation zu jener Zeitepoche ſpalteten, ſind in dieſem umfangreichen und hiſtoriſch ſchätzbaren Werke treu und wahr wiedergegeben; es hat der Verfaſſerin zwei Jahre ernſten Studiums gekoſtet, eine von der Manie des ſchnell fördernden Feuilletons ſehr abweichende Methode. Dieſe gediegene Art der Production würde ſchon bei einem Manne Achtung heiſchen, bei einer Frau um ſo mehr, wenngleich dieſe Frau Holländerin und die Geduld eine Haupttugend ihrer Nation iſt.

Wer indeſſen nicht ſehr mit dieſer Tugend begabt iſt, muß ſich dieſelbe gewiſſermaßen anzueignen ſuchen, wenn er dieſen aus vier umfangreichen Bänden beſtehenden Roman der Demoiſelle Touſſaint zu Ende bringen will, welcher, im Gegenſatz zu unſeren modernen Romanen, die den Leſer immer mitten in das Geräuſch der Begebenheiten und der komplizirteſten Abenteuer hineinführen, ſo ruhig und gleichmäßig dahinfließt, daß, wenn man beide mit einander abwechſelnd leſen wollte, man ſich gleichſam aus einer lärmenden und gedrängten Menge, in einer Hauptſtraße von Paris, auf einen ſchweigſam ſtillen Kanal von Holland verſetzt glauben würde. — Die Handlung in dieſem Roman geht langſam von Statten; keine der übrigens ſehr zahlreichen Perſonen fängt eher an zu handeln, wenn ſie überhaupt handelt, als bis der Leſer reichlich Zeit gehabt hat, ſie ganz genau kennen zu lernen, entweder durch lange Dialoge oder durch ſehr detaillirte pſychologiſche Auseinanderſetzungen. Man kann unmöglich gefälliger zu einer Schilderung ſtilliſiren, als dies die Helden und Heldinnen der Dlle. Touſſaint thun, aber die Portraits, die ſie auf dieſe Weiſe entwirft, ſind voller Leben und natürlicher Klarheit und ziehen immer mehr an, je länger und genauer man ſie betrachtet. Es iſt gleichſam die holländiſche Schule der Malerei im Roman wiedergegeben. Die Verfaſſerin ſagt einmal: „Wir wollen dem Leſer drei Gemälde geben", und ſie hält treulich Wort; an einer anderen Stelle, nachdem ſie zwei Seiten hindurch von der Möblirung und Ausſchmückung eines Zimmers geſprochen, welche Beſchreibung man füglich ein Gemälde von Terburg oder Mieris nennen könnte, fügt ſie hinzu: „Laßt uns jetzt von dem Mobiliar auf die Perſonen übergehen." Dann handeln wiederum zwei Seiten von dem Koſtüm einer Perſon, welche nicht einmal eine Hauptrolle in dem Roman ſpielt, eine ganze Seite iſt mit der genauen Beſchreibung ihrer Züge angefüllt und erſt, nachdem man bis in die kleinſten Details dieſer äußeren Schilderungen gedrungen, gelangt man zum Charakter der betreffenden Individuen. Von einer weiblichen Perſon z. B. ſagt Mlle. Touſſaint: „Wir haben von ihrem Anzug geſprochen, wir wollen ihn jetzt beſchreiben", und ſie beſchreibt ihn umſtändlichſt. Ich gebe zu, daß dieſe Schilderungen vortrefflich ſind, ſie haben die Vollendung des Innerlichen, welche wir an den holländiſchen Meiſtern ſo ſehr bewundern: ſo ruft z. B. ein gewiſſes Zimmer in Utrecht uns Rembrandt's Helldunkel zurück; aber wenn man der Malerei das Kleinliche in der Behandlung verzeiht, weil es durch die Vollkommenheit der Touchirung und des Pinſels aufgewogen wird, ſo kann die Proſa, ſelbſt die vollendetſte, nicht auf eine gleich nachſichtige Kritik Anſpruch machen, denn ſie ermüdet das geiſtige Auge durch allzu große Ausführlichkeit. Der Geiſt fühlt das Bedürfniß heraus, andere Formen als nur materielle, ſeyen ſie noch ſo ſchön, zu betrachten, und das Einzige, das im Beſchauen die Seele nicht ermüdet, iſt eben eine Schöpfung des Geiſtes und der Seele.

Mlle. Touſſaint weiß dies ſehr wohl, denn indem ſie ſich unter dem Einfluß der Neigung zum Pittoresken, die ihrem Lande eigen iſt, in der detaillirten Beſchreibung materieller Gegenſtände gefällt, hütet ſie ſich wohl, darüber die innere Natur und das moraliſche Leben zu vernachläſſigen, vielmehr ſondirt ſie mit ſcharf geübtem Auge die Abgründe auf ihrem Wege und glättet mit gewandter Hand jegliche Falte. Es ſcheint faſt, als ob die deſkriptive Tendenz, aus der phyſiſchen in die moraliſche Welt übertragen, ſich etwas zu ſehr fühlen ließe; Mlle. Touſſaint lehrt uns die Perſonen ihres Romanes genau kennen, aber ſie bewirkt dies eher durch eine tiefe und ſorgfältige Schilderung ihrer Gefühle und Charaktere, als durch ein friſches und lebendiges mise en scène; ſie erklärt ſie dem Leſer mehr, als ſie ſie ihm zeigt, er begreift und verſteht ſie mehr, als er ſie ſieht. Auch hält ſich die Schriftſtellerin immer verpflichtet, alle Antecedenzien ihrer handelnden Perſonen genau darzulegen, die Motive ihrer Handlungen anzugeben und das Gute und Böſe in ihren Gefühlen von einander zu ſondern. Wenn ſie dies einmal unterläßt, ſo giebt ſie immer einen vollgültigen Entſchuldigungsgrund für dieſes Unterlaſſen an. So ſagt ſie z. B. von Uitenbogaerd: „Wenn er eine Hauptperſon unſeres Romans wäre, ſo würden wir uns nicht enthalten, ſeine Gedanken und Gefühle zu ſchildern, aber er geht nur flüchtig an uns vorüber, um ſogleich wieder zu verſchwinden." Dieſer Entſchuldigung bedarf die gewiſſenhafte Schriftſtellerin für ſich ſelbſt, um ſich von ihrem Urtheil über Uitenbogaerd zu dispenſiren.

Das große Verdienſt dieſes Buches iſt, daß es ſtreng und ernſt geſchrieben iſt, ein ſeltenes Verdienſt für unſere Zeit, in der häufig der Schriftſteller ſeiner Feder freien Lauf läßt, ohne ihre Richtung durch ſein Wiſſen und Wollen zu beſtimmen.

Vortrefflich gezeichnet iſt der Charakter Renigoud's; er, die Seele des Gouvernements Leiceſter, der unter den Verwünſchungen der Nationalpartei und dem Haß Barneveld's erliegen mußte, iſt die Hauptperſon dieſes Romans und hat der Verfaſſerin den Stoff zu einer wahrhaft tiefen Schöpfung gegeben. Ohne Glauben, ohne Grundſätze, aber voller Muth und Gewandtheit, ſich ganz einer Sache hingebend, aber nicht aus Enthuſiasmus für dieſelbe, ſondern weil ſein Schickſal mit ihr eng verbunden iſt, ſich heiß in den Kampf ſtürzend, weil er Vernichtung oder Triumph bringt, der Schrecken oder der Beherrſcher derer,

die ihn haſſen, dieſe verführend, jene daniederbeugend, ohne Mitleid, ohne Zorn, ohne Liebe, ausgenommen für ſeine kleine Tochter, die er anfangs zurückgeſtoßen hatte, durch deren unſchuldige Grazie er aber beſiegt worden war: ſo iſt Renigoud. Dieſe Figur, die durch das ganze Werk hindurchgeht, iſt meiſterhaft gehalten; in Brabant geboren, ein alter Diener Egmont's, Zögling und Werkzeug Granvella's, hatte ſich Renigoud nach dem Sturze des ſpaniſchen Gouvernements, dem er gedient hatte, nach Holland geflüchtet, woſelbſt er vermittelſt ſeiner Thätigkeit und Geſchicklichkeit Zutritt zu Geſchäften erhielt, die ihm durch ſeine bisherige Lebensſtellung verſchloſſen geblieben waren. Er verließ die katholiſche Religion und benutzte dieſe Abtrünnigkeit, um ſich bei den reformirten Geiſtlichen, die ſich die Ehre ſeiner Bekehrung zuſchrieben, Geltung zu verſchaffen. Nach England geſandt, um mit Eliſabeth und ihrer Regierung zu unterhandeln, ward er Leiceſter bald unentbehrlich, er diente ihm und beherrſchte ihn, indem er ihm Geld verſchaffte, und wurde den Holländern zum Abſcheu. Lange Zeit trotzte er dem Ungewitter, bis er endlich geſtürzt ward. Indem die Verfaſſerin Leben und Wahrheit in dieſes Charaktergemälde legte, gelang es ihr, das Intereſſe ihrer Leſer einer deſſen ſo wenig würdigen Perſon zuzuwenden und zu erhalten. Dieſer Mann, welcher ſagt, daß nach der Seligkeit, geliebt zu werden, es keine größere gebe, als gehaßt zu ſeyn, dieſer ſteinerne Menſch, dem einzig und allein ſeine kleine Tochter, die engelhafte Jakoba, eine freundlichere Regung abgewinnen kann, zeigt die ganze Kraft und Unerſchrockenheit ſeines Charakters in einer merkwürdigen Scene, die zwiſchen ihm und dem ehrlichen Daniel ſtattfindet. Dieſer, ein Mann von mittelmäßigen Gaben, deſſen größter Ehrgeiz dahin ſtrebt, Geheimſecretair Leiceſter's zu werden, und der auf dem Punkte iſt, dieſen Poſten, den Gegenſtand all ſeiner Träume, zu erhalten, verachtet Renigoud, deſſen ſchmachvolle Vergangenheit er kennt, auf das Tiefſte. Renigoud, weit entfernt, den neuen Geheimſecretair zu ſchonen, behandelt ihn in Leiceſter's Gegenwart mit ſchneidendem Hochmuth und ganz als einen Subalternen; es handelt ſich nämlich für ihn darum, den Secretair, der wenig geneigt zu ſeyn ſcheint, ihm Achtung zu beweiſen, zu demüthigen und vollſtändig zu unterjochen. Dies bewerkſtelligt er in einer einzigen Unterredung und beweiſt darin, welches Uebergewicht ein kräftiger Geiſt über den gewöhnlichen Menſchen hat. Ich werde mit einigen Abkürzungen dieſen merkwürdigen Dialog wiedergeben.

„— — — Und nun, da wir allein ſind, Meiſter Daniel, habt Ihr mir nichts zu ſagen?“ fragte Renigoud nach einem Moment des Stillſchweigens, indem er, den Kopf in beide Hände gelegt, ſeinem Gegner einen durchbohrenden Blick zuſandte.

Daniel ward von Schauer erfaßt; ein heftiger Kampf entſpann ſich in ihm zwiſchen Stolz, Ehrgefühl und dem Wunſch, ſein Glück zu machen; ſollte er ſich dem Manne zu Füßen werfen, dem Leiceſter alle Macht verliehen, deſſen Händen Leiceſter auch ihn nebſt allem Anderen übergeben zu haben ſchien? ſollte er ſo feige ſeyn, die Gunſt dieſes Mannes zu erflehen? oder ſollte er ein für allemal ausſprechen, was er fühlte, und ihn in die Tiefe von Haß und Abſcheu, den er vor ihm hegte, blicken laſſen? Aber dann wären alle ſeine bereits gebrachten Opfer und begangenen Niedrigkeiten umſonſt geweſen! Daniel wagte es, den Kampf zu beginnen, oder vielmehr ſeine verletzte Seele konnte ſich nicht länger halten.

„Seit heute erſt kenne ich den Meiſter Renigoud, was ſollte ich ihm wohl zu ſagen haben?“

„Mich kennen!“ verſetzte Renigoud mit einem Lächeln voll bitterer Ironie. „Indeſſen iſt mir der Name des Meiſters Renigoud nicht fremd, und ich kann eben ſo gut, wie jeder Ehrenmann aus Brabant, der noch nicht vergeſſen, was ſich vor etwa ſechzehn Jahren begeben, dem Meiſter Jakob Renigoud ſagen, was er iſt. . . . Soll ich das Wort ausſprechen, mein Herr? Soll ich ſagen, wie man Euch nennt?“

„Ohne Zweifel, Meiſter Daniel; ich habe Euch ſelbſt die Zunge gelöſt, damit Ihr ſagen könnt, was Euch beliebt!“ verſetzte Renigoud mit vollkommener Ruhe.

„Soll ich auch den Namen ausſprechen, mit dem Euch die Kaufleute von Antwerpen bezeichnen? . . . Ihr ſeyd ſchlimmer Thaten und ſtrafbarer Handlungen beſchuldigt in Bezug auf die Verwaltung der Gelder der Republik; man ſagt, Ihr hättet mehr Euren eigenen Vortheil, denjenigen Eurer Kreaturen und des ſpaniſchen Gouvernements, als den des Landes, dem Ihr dientet, wahrgenommen. Dieſe Art zu handeln nennt man Betrug!“

„Ja wohl, Betrug iſt der richtige Name für ſolches Verfahren“, antwortete Renigoud ganz trocken; „aber iſt das alles, was Ihr mir zu ſagen habt? Ich erwartete, andere Dinge von Euch zu hören.“

„Nein, das iſt noch nicht Alles, und Ihr ſollt hören, was mir noch zu ſagen übrig bleibt!“ rief Daniel, ganz aufgebracht über dieſe Kaltblütigkeit. „Ihr habt Euer Wort gebrochen, ſeyd heimlich von Antwerpen entwichen und habt dadurch ſelbſt ein Zeugniß Eures Verraths und Eurer Schuld an den Tag gelegt!“

„Aber, mein Gott!“ rief Renigoud mit einem Zeichen von Ungeduld, „wozu dieſes Alles?“

„Wozu, Meiſter Jakob? Damit Ihr wiſſet, daß ich keine Worte finde, Eure Unverſchämtheit auszudrücken. Wie! mit einem ſolchen Bewußtſeyn Eurer Schlechtigkeit habt Ihr, ohne Zweifel durch nichtswürdige Manöver, es gewagt, Euch in die Gunſt eines mächtigen Herrn einzuſchleichen, und nachdem Ihr in dieſe Gunſt gelangt, habt Ihr Euch nicht geſcheut, durch harte Worte und rauhe Befehle mich, einen Mann von Ehre, zu beleidigen! Meiſter Jakob will mir befehlen, mir, der ich auf öffentlichem und geſetzlichem Wege Geheimſecretair des Grafen Leiceſter geworden bin!“

„Und — nun weiter?“ ſagte Renigoud.

„Und nun weiter!“ wiederholte Daniel, mit unnennbarem Erſtaunen den Mann betrachtend, der, von ihm aufs äußerſte geſchmäht, ganz ruhig blieb und kein Zeichen von Zorn oder Mißfallen wahrnehmen ließ, während ein ironiſches Lächeln fortwährend um ſeine Lippen ſpielte. — „Jetzt weiß ich, daß ich hier verloren bin, und daß Ihr Euren ganzen Einfluß aufbieten werdet, mir Mylords Gunſt zu entziehen, aber ich werde mich ihm zu Füßen werfen, ihm alles das wiederholen, was ich Euch ſo eben geſagt, und wir wollen ſehen“ — fuhr Daniel mit einer Art von Verzweiflung fort — „ob der Graf einen treuen und eifrigen Diener, der ſich ihm bereits nützlich gemacht hat, einem Manne von ſo ſchlechtem Ruf und Gewiſſen zur Seite ſtellt.“

Renigoud ſchüttelte den Kopf.

„Ihr könnt dem Grafen nichts Böſes von mir ſagen, was er nicht ſchon durch mich ſelbſt erfahren hätte! Haltet Ihr mich für ſo unvorſichtig, daß ich dem Herrn, deſſen Vertrauen ich beſitze, etwas mir Nachtheiliges verſchweigen würde, wenn die Hälfte des Landes ihn davon benachrichtigen kann? Der Graf weiß in Bezug auf mich Alles, was nur irgend ein Menſch wiſſen kann, aber Mylord iſt zu umſichtig und erfahren, um deshalb die Dienſte zu verwerfen, die ein ſo tüchtiger Kopf, wie der meine, ihm zu leiſten vermag, er würde keinen zweiten in den ganzen vereinigten Provinzen finden. — Nein, nicht einen!“ fuhr er fort mit einem Ausdruck von Ueberzeugung, der bei jedem Anderen als lächerliche Eitelkeit gegolten hätte, der bei ihm aber augenſcheinlich das Reſultat vollkommener Selbſtkenntniß war. „Aldegond iſt zu chevaleresk, zu hochfahrend, mit einem Wort, zu ſehr Edelmann, — und Barneveld, wenn er ſelbſt nicht zur entgegengeſetzten Partei gehörte, wäre zu hartnäckig für Mylord, und mag er ein noch ſo achtungswerther Gegner ſeyn, zum Vorkämpfer des Grafen taugte er nicht.“

Nachdem Daniel ſeinem Stolz und ſeiner Unzufriedenheit Worte geliehen hatte, fühlte er, daß er doch ein wenig zu verwegen geweſen ſey, beſonders da Renigoud's Antworten ihn überzeugt hatten, daß er Leiceſter's Gerechtigkeit umſonſt anrufen würde. Mit verzweiflungsvollem und muthloſem Ton rief er aus: „Ich gehe dennoch, ich kann nicht zurücknehmen, was ich einmal ausgeſprochen, aber ich weiß, daß ich jetzt verloren bin.“

(Schluß folgt.)

England.

Punchiana.

42.

Nächſt der leidigen Sonntagsbriefpoſt wird kein Thema emſiger von Punch ausgebeutet, als die beabſichtigte Induſtrie-Ausſtellung des nächſten Jahres. Bekanntlich ſoll hierzu ein wundergroßes Gebäu in Hyde Park aufgeführt werden, und in Nr. 470 wird dem Prinzen Albert von einem unbenannten Architekten ein Riß vorgelegt, den man daſelbſt bereits in Ausführung ſieht: eine mächtige Rotunde mit einer Kuppel in Glockenform und weißem Kreuz, daneben ein dampfender Schlot. Die Ausführung dieſes Lieblingsplans des königlichen Gemahls ſetzt das Niederſchlagen der ſchönen Bäume in Hyde Park, das Ausſtechen des ſaftigen Raſens, ein halsſtarriges Nichtachten der öffentlichen Meinung voraus;*) es würde, ſagt Punch, ein Opfer koſten, das mit der Liberalität des an ſich lobenswerthen Plans in Widerſpruch ſteht. Da jedoch dieſe Ausführung vorerſt noch Projekt iſt, ſo entrunzelt einſtweilen Punch die Stirn und macht ſeinen Gedanken in witzigen Bildern Luft. Man darf ſagen: jedes dieſer Bilder iſt ein leitender Artikel, wenn nicht vielmehr ein Abdruck der allgemeinen Stimmung. Auf einem derſelben ſteht er ſelbſt, mit der Axt in beiden Händen und halb entkleidet, am Fuße zweier nachbarlicher Ulmen oder Hamadryaden mit menſchlichem Angeſicht (das eine der Geſichter trägt auffallend Lord Brougham's Züge), die auf ſeine Fragen Rede ſtehen. Auf einem anderen genießt man die Anſicht von Hyde Park als bereits tabula rasa. Da iſt kein Baum, noch Strauch mehr zu ſehen, mit Ausnahme eines dicken Baumſtumpfes, woran zwei weibliche Individuen gelehnt kauern. Schon hat auch die Induſtrie auf dieſer tabula Platz gegriffen, die Induſtrie der Faulheit nämlich. Nicht weniger als vierzehn dieſer Induſtriellen haben ſich's darauf bequem gemacht und machen in allen gedenkbaren Lagen ihr Schläfchen oder geben ihren zufälligen Gedanken Audienz. Auf einem dritten großen Bilde erblickt man „eine gewiſſe gute Königin, ſich bei einem gewiſſen Prinzen für die unglücklichen Belgrävler**) und andere Bürger verwendend.“ Des Prinzen Haupt trägt einen Hut, mit weißem Kreuz und wie die Glocke geformt, welche die Kuppel des Ausſtellungsgebäudes bilden ſoll. Neben ihm ſteht der kleine Lord Ruſſell, einen Plan überreichend, wie Hyde Park zugrundezurichten iſt. „Einem Prinzen zu gefallen, beugen ſich nicht blos Bäume, ſondern auch Waldungen und Förſte.“ Wer aber ſind denn jene Belgrävler, die ihr Lamento bis vor die Stiegen des königlichen Schloſſes tragen? Ein nächſt vorangehendes Karmen giebt ſie uns zu erkennen. Es iſt ein Volk von allerhand Klaſſen, Hoch und Gering, welchem an Schonung von Hyde Park gar viel gelegen iſt. Eine der Bittſtellerinnen, eine ſchöne Dame, im Begriff ſich auf die Knie niederzulaſſen, ergreift das Wort und fleht in den beweglichſten Ausdrücken um Erhaltung des Parks. Man ſieht aber bald, daß die Dame durchaus nur ihre eigene und ihrer Standesgenoſſinnen

---

*) Wir haben bereits in der vorigen Nummer des Magazins einen Artikel gegeben, worin dieſe Befürchtungen widerlegt werden. D. R.

**) Belgravians, vom Belgrave-Square in London, bekannt unter Anderem durch die Huldigungen, welche dort vor einigen Jahren der Herzog von Bordeaux von den franzöſiſchen Legitimiſten empfing. D. R.

Sache führt, und daß sie zu ihrem Zweck noch einen weiteren, recht plausibeln Grund geltend zu machen hat. Dient ja der Park, wie Anderen zum Verschnaufen von des Tages Mühe und Last, so insbesondere der Londoner Damenwelt als Lieblingsreitplatz und einziger Raum, worauf sie sich standesmäßig austummeln kann, während für ihre Papas und Gemahle noch das Haus der Gemeinen übrig bleibt, worin sie ihre Steckenpferdchen reiten mögen. Sapienti sat. Und der Prinz? Sein finsteres Gesicht sieht nicht aus, als wenn sich das Herz rühren ließe. Ob aber die Intervention der guten Königin vor den Gardinen etwas ausgerichtet habe, scheint bis dato nicht zur Kunde des Punch gekommen zu seyn. Es ist auch das Gedicht, worin obige Audienz erzählt wird, nichts als ein fragmentarisches Manuskript ohne Schluß, das dem Obersten Sibthorp aus der Mütze gefallen war. Er im Unter-, Lord Brougham im Oberhause hatten sich gleich stark gegen den Ausstellungsplan in Hyde Park erklärt, und namentlich Letzterer dem Ministerium und Parlament ihre übergroße Gefälligkeit gegen Prinz Albert vorgerückt.

43.

Ein dritter Gegenstand ist von noch neuerem Datum: die Dotirung der Hinterlassenen des Herzogs von Cambridge. Wie Punch darüber denkt, wird sich aus Folgendem ergeben. Lord Russell verwarf Hume's Amendement, wodurch der verlangte Jahrgehalt auf 8000 Pfd. Sterl. herabgedrückt werden sollte. „Der Herzog muß 12,000 Pfd. Sterl. haben, in Erwartung der Mildthätigkeit, die er üben wird." Punch macht sich dagegen verbindlich, jede beliebige Anzahl von Individuen zu produziren, die mit der Hälfte des Bewilligten doppelt so mildthätig seyn würden. „Ein drollig Ding, diese Mildthätigkeit!" ruft er aus. „Ihr gebt einem Herzog einen Haufen Geldes, damit er wohlthätig seyn kann, und dann erhebt Ihr ihn bis zum Himmel für solche bezahlte Philanthropie." — Im Folgenden wird Punch entsetzlich bitter über den Verstorbenen, der bei einer Jahresrente von 27,000 Pfd. Sterl. seine Kinder in so äußerster Dürftigkeit hinterlassen konnte, daß die Regierung zu ihrer Sustentation sich genöthigt sieht, die Legislatur in Anspruch zu nehmen. „Die 27,000 Pfd. Sterl.", sagt man, „wurden vornehmlich in Wohlthun verausgabt. Nun wohl, der Gedanke, der sich da aufdrängt, ist, daß man mit Wohlthun daheim im eigenen Haus anfangen muß." Weiter wird an Nelson erinnert, der dem Lande seine Tochter Horatia hinterließ, an Wagborn's Witwe, an John Bull, auf dessen Unkosten die k. k. H. H. mildthätig seyn sollen. Noch bitterer wird Punch, als nun der Cambridge-Schacher (job) der 12,000 Pfd. Sterl. per annum zwischen Ministerium und Parlament abgeschlossen ist. Erst ein Blick auf die Masse Bittschriften um Bestallung, Besoldung und Zulagen in allen Regierungsbüreaus. Dann ruft er: „Wie viele von uns gehören zu einem Herzog von Cambridge! wie viel gemeine Gänsefedern sind das Gefieder einer königlichen Goldgans werth! Nun wohl, der Herzog hat von einem Glücksjahr zu sagen. Lord Russell hat seinen Willen durchgesetzt, und auch Lord Brougham*) hat für die 12,000 Pfd. Sterl. gestimmt und gedenkt, so lange für alle dergleichen Bewilligungen zu votiren, als das Vermählungsgesetz des königl. Hauses (the royal marriage act) in Kraft ist und königl. Herzoge sich nicht mit reichen Unterthaninnen dieses Landes vermählen dürfen. Wenn z. B. Sr. k. H. dem Herzog von Cambridge gestattet wäre — sey es in Westend oder der City — die reiche Erbin eines Farbewaarenhändlers oder die mit einer Million vergoldete Witwe eines Materialisten zu ehelichen, so würden wir, das Volk, an Geld ersparen, wenn auch an Geblüt einbüßen. Wie aber die Sache steht, geht der Sohn, wie der Vater, und holt sich eine deutsche Prinzeß in deutscher Armuth und kömmt, wie sein Vater, und spricht uns um weitere Verwilligungen für seinen Haushalt an." Hart hinter diesem unmuthvollen Ernst kömmt auch wieder der gewohnte Humor. Das Hauptbild in Nr 473. zeigt in der Mitte ein stattliches Faß, will sagen: Tonne Goldes. Zur Linken Lord John als Kellermeister am Zapfen, den er zugedreht hält und zugleich einen Unterbeamten, den Vater von fünf ihn umringenden Kleinen, abwehrt, der ihm, bittend um ein paar Tröpflein und fast weinend, eine Almosenbüchse hinhält. Rechts am Spund, woraus ein Paktolus von Goldstücken in das untergehaltene Barett eines Hermelinträgers, also eines königlichen Herzogs, strömt, stehet wieder nun derselbe Kellermeister, diesmal aber gelassen dreinsehend und nicht abwehrend; hinter dem glücklichen Empfänger noch zwei andere mit breit gehaltenen Koronets, darunter ein in Deutschland wohlbekanntes Haupt, überragt von zwei Vögelköpfen mit Krummschnäbeln, anscheinend Geierköpfen. Diese ganze Scenerie nennt Punch kurzweg „Whigwirthschaft".

44.

In Nr. 472 hat es Punch mit uns Deutschen zu thun und rechnet uns da vor, was ein Deutscher Alles auszurechnen hat. Von der ganzen invidiösen Diatribe theilen wir nichts als den Schluß mit, wonach das Einkommen von Nassau und Baden-Baden aus eigenen Hülfsquellen berechnet und hiernächst ermittelt werden soll, wie vielmal größer oder geringer es sey, als dasjenige Einkommen, welches Beiden aus den „deutschen Höllen der Verworfenheit, den Spieltafeln", zufließe.

*) Se. Lordschaft beabsichtigt nächstens einen Abstecher nach Amerika, und die öffentlich ausgesprochene Bewunderung für dieses Land trägt ihm wahrscheinlich ein neues Ehrenbürgerdiplom ein. Punch hat ihm auch bereits, jedoch mit ausdrücklicher Protestirlegung gegen irgendwelchen Versuch, den edlen Lord abspenstig zu machen, den England stolz den seinen nennt und um keinen Preis hergäbe, ein Empfehlungsschreiben an Taylor ausgestellt, das nun freilich passé sumera kömmt. Ja, er präsentirt uns sogar auf einem seiner Bilder den „Schulmeister in Amerika", hier schon angelangt. Zugleich ein Wink, daß er nicht wiederkommen werde, ohne etwas Neelles gelernt zu haben. Man dürfe namentlich von seiner Seite der Einbringung einer Bill, betreffend a home trade in royal coronets, versichert seyn.

Mannigfaltiges.

— Die Jenny-Lind-Halle in New-York. Wie die New-Yorker Blätter melden, ist dieses Gebäude, welches eigens für die von der „schwedischen Nachtigall" zu gebenden Konzerte bestimmt ist, seiner Vollendung nahe. Der Grundstein wurde zwar erst vor einigen Wochen gelegt, aber dennoch soll Alles bis zum 1. September fix und fertig seyn, indem sich der Eigenthümer, ein Herr Tripler, bei einer Strafe von 20,000 Dollars verbindlich gemacht, den Bau bis dahin zu vollenden. Der Konzertsaal wird 128 Fuß lang, 50 Fuß hoch und 100 Fuß breit seyn, ohne die Bühne, welche 58 Fuß in der Länge, 30 in der Tiefe und 40 in der Höhe haben wird. Das ganze Gebäude, welches einen Raum von 150 Fuß Fronte einnehmen und mit einer prächtigen Kuppel verziert seyn wird, ist durch 48 Fenster im griechischen Stil erleuchtet, von denen jedes 14 Fuß in der Höhe und sieben in der Breite hat. Durch acht Ausgänge oder Thüren wird eine Zuhörermenge von 5000 Personen in weniger als fünf Minuten das Haus verlassen können. Der Konzertsaal selbst, als der Hauptzweck des ganzen Gebäudes, wird aufs glänzendste ausgestattet werden. In den Logen werden Sofas von Rosenholz, mit karmoisinrothen Sammet überzogen, angebracht, und die Parquetsitze werden so eingerichtet, daß die Aussicht auf die Bühne unbenommen bleibt. Außer zwei prächtigen Kronleuchtern will man den Saal mit siebenhundert Gasflammen versehen. Ein marmorner Säulengang wird zu dem Saale führen, und der blendende Glanz, der von den unzähligen Lichtern wiederstrahlt, wird durch ungeheure Spiegelglas-Trümeaux zurückgeworfen werden. Der Plafond endlich wird mit Freskomalereien geschmückt, die Apollo und die Musen, von den Horen umringt, darstellen.

— Künstliche Erzeugung der Fische. Der Bericht, den kürzlich der bekannte französische Physiker Herr Milne Edwards über ein Verfahren abgestattet, Flüsse und andere Gewässer mit Fischen zu bevölkern, ist zu wichtig für das allgemeine ökonomische Interesse, als daß wir nicht auch in diesen Blättern desselben gedenken sollten. Zwei Fischer an der französischen Mosel, Namens Gehin und Remy, sind die Erfinder dieses eben so einfachen als zuverlässigen Verfahrens, durch welches viele Gegenden, die jetzt arm an Fischen sind, wenn sie ein nur irgend nahrhaftes Gewässer besitzen, sich sehr leicht damit versorgen können. Die Natur selbst hat dieses Verfahren an die Hand gegeben, indem sie den Fischen einen viel reicheren Eierstock, als irgend einem anderen Thiergeschlechte verlieh; auch hatte die Naturwissenschaft bereits im Jahre 1758 auf die Möglichkeit einer künstlichen Fructification der Fische aufmerksam gemacht; doch erst seit ungefähr acht Jahren sind die obengenannten beiden Fischer auf die glückliche Idee gekommen, die wissenschaftliche Theorie praktisch zu machen. Gleichzeitig wurden auch in England Versuche durch einen gewissen Boccius angestellt, welcher berechnet, daß er seitdem bereits zwei Millionen Stück kleine Forellen fabrizirt habe. Das Verfahren besteht darin, daß man im Monat November den Rogen sowohl als den Milcher preßt, indem man die verschiedenen Fische von vorn nach hinten zu leicht andrückt; den abfließenden Rogen läßt man in ein Wasserbecken, wo man ihn mit dem in Wasser eingerührten Milcher beträufelt, was sofort eine Einwirkung auf das Ei äußert. Eine zweijährige Forelle im Gewichte von zwölf Grammen kann sechshundert Eier liefern, und ein Milcher genügt für den Rogen von sechs Fischen. Die Eier werden demnächst auf eine Lage Kiessand in eine mit Löchern versehene blecherne Büchse gethan, die man in das fließende Wasser von Bächen stellt und ein wenig mit Erde umgiebt. Im April kriechen die kleinen Forellen aus, welche sechs Wochen lang von den sogenannten Nabelbläschen ernährt werden. Alsdann läßt man sie frei umherschwimmen und wirft einige Frösche in das Wasser, deren Laich sie genießen; wenn sie etwas größer sind, so essen sie auch Kaulquappen, Froschwürmer u. s. w. Fließendes Wasser ist den Eiern nöthig, doch muß man die jungen Fische so lange in den kleinen Rinnsalen halten, bis sie beweglich genug sind, um sich den Hechten und anderen Raubfischen zu entziehen. Wenn man in Teichen operirt, so muß man darauf sehen, daß die kleinen Forellen nicht von den großen gefressen werden, so daß man immer drei verschiedene Behälter haben muß, die in jedem Jahre erneuert werden. Auf dieselbe Weise kann man Lachse erzeugen, die zwar, ihrer Gewohnheit nach, das Meer aufsuchen, wo sie größer werden, später jedoch stets nach dem Wasser zurückkehren, wo sie gezeugt worden. Aale und einige andere Fischarten bieten dagegen sehr selten Rogen und Milcher dar, die reif genug sind, um die obige Prozedur mit ihnen vorzunehmen.

Auf den Bericht des Herrn Milne Edwards ist in Frankreich eine Regierungskommission ernannt worden, unter deren Anleitung die verschiedenen Flüsse und sonstigen Gewässer des Landes mit Fischen bevölkert werden sollen. Die Fischer Gehin und Mery haben eine öffentliche Belohnung von 2000 Fr. erhalten.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden auf jede deutsche Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Dienstag den 1. Oktober 1850.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

Die diesjährige allgemeine Versammlung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen fand zu Aachen in den Tagen vom 29. Juli bis zum 2. August statt. Die vorjährige Generalversammlung des Vereins in Wien hatte uns in diesen Blättern (Nr. 136 des Magazins von 1849) zu einigen Bemerkungen Anlaß gegeben, die, wie uns von mehreren Seiten versichert wurde, nicht ohne Theilnahme gelesen worden sind. Um so mehr glauben wir daher, an die diesjährige Versammlung, zu welcher der Herausgeber dieser Blätter, als Direktor einer Eisenbahn, wieder abgeordnet war, einige Bemerkungen knüpfen zu können, als wir dadurch Gelegenheit erhielten, einen Blick auf die Verhältnisse der Nachbarländer Belgien und Frankreich zu werfen, wohin die deutschen Eisenbahn-Direktoren von den in Aachen erschienenen belgischen und französischen eingeladen wurden.

Auf dem Eisenbahn-Kongresse waren die Directionen von vierzig deutschen Eisenbahnen vertreten, und zwar befanden sich diesmal auch die bayerischen und die württembergischen Staatsbahnen dabei, die erst im Laufe des letzten Jahres dem Verein beigetreten waren, so daß mit Ausnahme der badischen Staatsbahnen und der Taunusbahn nunmehr alle deutschen Schienenwege zu einer und derselben Behandlungsweise der Reisenden und der Güter — und dies ist der Hauptzweck des Vereins — sich die Hand geboten haben.*)

In der That ist in diesem Augenblicke der Eisenbahn-Verein das Einzige, was noch einigermaßen an die deutsche Einheit erinnert. So vollständig, wie in Aachen, waren die deutschen Lande weder in Erfurt bei dem Unions-Parlamente, noch in Frankfurt bei der von Oesterreich versuchten Galvanisirung der Bundestags-Leiche, noch endlich in Kassel bei dem Zollvereins-Kongresse vertreten. Gleichwohl war auch in Aachen die allgemeine Verstimmung und Zersplitterung Deutschlands nur allzu bald erkennbar. Von den glänzenden Hoffnungen und warmen Wünschen in Bezug auf die deutsche Einheit, die noch in Wien 1849 alle Reden über die gemeinsamen Interessen, wie alle Bewillkommnungs- und Abschiedsworte, beseelt hatten, war in Aachen kaum mehr ein Schimmer oder ein Nachhall wahrzunehmen. Allerdings blickte durch alle separatistischen und mitunter sogar feindseligen Anspielungen, mit denen man sich hier entgegentrat, immer noch ein schmerzliches Bedauern über einen Zustand des Vaterlandes, dem gerade dieser Verein mit entgegenzuwirken bestimmt war; aber als man in Aachen sich trennte, nahm fast Jeder die Ueberzeugung mit, daß auch der deutsche Eisenbahn-Verein seiner Auflösung mit raschen Schritten entgegengehe.

Die Beschlüsse, die von der Generalkonferenz der Eisenbahn-Vereins gefaßt werden, sind freilich immer sehr unverfänglicher Art — um so unverfänglicher, als, den Statuten des Vereins zufolge, ein Majoritätsbeschluß an sich nicht schon für die einzelnen Mitglieder bindend ist, sondern erst durch die nachgehends von jeder Bahn-Verwaltung eingehende Zustimmung für die betreffende Bahn zu einem bindenden Beschlusse erhoben wird. Was eigentlich aus den Beschlüssen wird, denen nachgehends nicht alle Verwaltungen ihre Zustimmung ertheilen, ob sie dadurch, wie es in der englischen Parlamentssprache heißt, zu einem leeren Blatt Papier werden, oder ob sie in dem engeren Kreise der zustimmenden Verwaltungen zur Ausführung kommen — darüber besagt das Statut Nichts, und das ist auch innerhalb des Vereins bis jetzt noch ein Geheimniß, welches erst die Zukunft enthüllen soll.

Aber trotz dieser Unfähigkeit, etwas definitiv beschließen und entscheiden zu können, die, wie man glauben sollte, dem Eisenbahn-Vereine einen großen Vorzug vor allen anderen Einheits-Combinationen in Deutschland verleiht, scheint er doch auch bereits bei einigen deutschen Mächten den Verdacht rege gemacht zu haben, daß er den Einfluß Preußens in einer Weise vermehren könne, die für die Ruhe gewisser auf ihre Selbständigkeit sehr stolzen Dynastieen bedrohlich sey. Preußen hat nun einmal das Unglück, ein sehr großer Staat in Deutschland zu seyn, und eine Folge davon ist unter Anderem auch, daß es mehr Eisenbahnen, als Liechtenstein, Hessen-Homburg, Württemberg, Bayern und selbst als Oesterreich besitzt. Nun bieten zwar die 350 Meilen des preußischen Eisenbahnnetzes auch den nicht-preußischen deutschen Staaten sehr viele Vortheile dar, und gegen diese hat kein deutscher Staat etwas einzuwenden; aber daß Preußen selbst dadurch auch etwas an Einfluß gewinne, wenn auch nur auf dem beschließungs- und entscheidungs-unfähigen Kongresse der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen, das läßt weder Habsburg, noch Wittelsbach ruhig schlafen.

Eine österreichische Bahn-Verwaltung war es, von der in Aachen der Antrag gestellt wurde, „daß Staatsregierungen oder Privatgesellschaften, wenn solche auch im Besitze mehrerer Eisenbahnen sind, das Stimmrecht nur nach Maßgabe der Gesammtlängen ihrer Bahnen, also in keinem Falle mehr als vier Stimmen, haben sollen.“ Nun gab es aber auf dem Kongresse keine andere Staatsregierung oder Gesellschaft, als die königl. preußische Verwaltung, die das Stimmrecht für mehrere Bahnen zugleich ausgeübt hatte. Keinerlei Klage war über einen Mißbrauch dieses kumulativen Stimmrechts oder auch nur über eine durch dasselbe in einem besonderen preußischen Interesse herbeigeführte Majorität geführt worden. Ja, in der Sitzung vom 30. Juli, wo es sich um ein solches Interesse einer königl. Verwaltung (der Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter Bahn) handelte, haben sich die beim Kongresse vertretenen fünf königl. preußischen Eisenbahn-Verwaltungen der Theilnahme an der Abstimmung enthalten. Auch können in einem Vereine, zu welchem achtundvierzig Mitglieder gehören, fünf, selbst wenn sie immer zusammenhalten, nicht gefahrdrohend für die Unabhängigkeit der übrigen genannt werden. Dagegen war es wider die eigentliche Tendenz des Vereins, welche dahin geht, sämmtliche Provinzen Deutschlands nach den verschiedenen Bedürfnissen ihrer Eisenbahnen vertreten zu sehen und gemeinsame Beschlüsse unter Berücksichtigung aller Interessen herbeizuführen, wenn durch jenen Antrag verlangt wurde, daß die durch hundert und mehr Meilen von einander getrennten preußischen Staatsbahnen (z. B. die Ostbahn, die Westfälische und die Saarbrücker Bahn) nur ein gemeinschaftliches Votum von vier Stimmen üben sollten, während jede Privatbahn von einer gewissen Länge ebenfalls so viele Stimmen abgiebt. Alles dieses wurde bei der Vorberathung über die Dringlichkeit des Antrages unter anderen Rednern auch von dem Schreiber dieser Zeilen dargelegt, aber die Dringlichkeit wurde gleichwohl mit 24 gegen 15 Stimmen anerkannt, wobei bemerkenswerth war, daß die sogenannten Großdeutschen sich auch hier dem gegen Preußen gerichteten österreichischen Antrage anschlossen. Die am folgenden Tage stattfindende Berathung über den Antrag selbst würde — ihr Resultat mochte nun affirmativ oder negativ ausfallen — bei den sehr gereizten Wendungen, welche die Debatte von beiden Seiten nahm, ganz sicher das Präludium zur Auflösung des ganzen Vereins geworden seyn, wenn nicht das durch Dr. Rhades aus Stettin in sehr versöhnlichem Geiste geführte Präsidium zeitig genug das Mittel ergriffen hätte, der Debatte dadurch ein Ende zu machen, daß es einen inzwischen eingegangenen Antrag auf Vertagung der Frage bis zur nächsten Jahresversammlung vorschob und diesem die Majorität der Friedliebenden und derjenigen, die auch im Jahre 1851 noch die Vergnügungen eines solchen Eisenbahn-Kongresses mitmachen möchten, zu verschaffen wußte.

Und hier haben wir den Kongreß allerdings bei seiner starken, d. h. schwachen Seite berührt. Ohne diese Vergnügungen, die bereits im vorigen Jahre in Wien durch die gastliche Freigebigkeit unserer dortigen Wirthe zu einer ausgesuchten Höhe und Mannigfaltigkeit gesteigert waren, die in Aachen aber wohl ihren Gipfelpunkt erreichten, würde wahrscheinlich der Keim der Auflösung, den der Verein in sich trägt, schon zur Entwickelung gediehen seyn, und die Stadt Nürnberg, wo im Jahre 1851 der Kongreß sich versammeln will, würde dann schwerlich die Herren in ihren Mauern begrüßen. Wir wollen dem Vereine indessen kein schlimmes Horoskop stellen. Was er bisher für das gesammte Deutschland erreicht hat, ist, obwohl im Ganzen nicht bedeutend, doch mehr werth, als was die deutsche Diplomatie bis zu diesem Augenblick zu Stande zu bringen vermochte. Möge dem Vereine nur die böse Partikularisterei fern bleiben, die in Deutschland so häufig zum Apfel der Zwietracht wird. Möchte insbesondere aber auch die preußische Staatsregierung, ungeachtet des unverdienten Mißtrauens, mit dem man sie auch in dieser Angelegenheit verfolgt, nicht aufhören, dem Vereine diejenige Theilnahme zu schenken, der er namentlich von Seiten dieses großen Staates bedarf und die ihm von den jetzigen einsichtsvollen Leitern des Eisenbahnwesens in Preußen in der That geschenkt worden ist.

*) Baden hat ein etwas breiteres Bahngeleise, als alle übrigen deutschen Länder, und das allein kann der Grund seyn, weshalb dieses sonst viel weniger, als Württemberg, Hannover und andere deutsche „Mächte“, partikularistische Land dem allgemeinen deutschen Eisenbahn-Vereine bis jetzt nicht beigetreten ist. Hannover, das in allen Stücken etwas Apartes will, soll die Absicht haben, wieder auszuscheiden, wenn erst alle anderen deutschen Gebiete in dieser Beziehung vereinigt sind.

Ich habe mich auch nicht entschließen können, die Ausdrücke Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Kraft und Stoff, Materie und Form, Substanz und Accidenz, Zweck und Mittel, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch, Recht und Unrecht, Gesetz und Freiheit, Gesetz und Gnade, Sünde und Tugend, Glaube und Liebe, Hoffnung und Geduld, Gott und Mensch, Gott und Welt, Gott und Natur, Natur und Geist, Natur und Gnade, Natur und Offenbarung, Natur und Uebernatur, Natur und Uebernatürlich, Natur und Wunder, Natur und Gesetz, Natur und Freiheit, Natur und Vernunft, Natur und Glaube, Natur und Liebe, Natur und Hoffnung, Natur und Geduld, Natur und Tugend, Natur und Sünde, Natur und Gut, Natur und Böse, Natur und Schön, Natur und Häßlich, Natur und Wahr, Natur und Falsch, Natur und Recht, Natur und Unrecht, Natur und Gesetz, Natur und Freiheit

phirender Kühnheit und eisiger Ironie; einen solchen Blick muß Satan für eine Seele haben, die sich ihm zueignet giebt.

„Sklave, erhebe Dich!“ sagte Renigoud im nächsten Augenblick, und er reichte ihm die Hand.

„Da ist Einer, dem der Teufel etwas weniger als die Königreiche der Erde bietet!“ rief eine durchdringend scharfe Stimme auf italiänisch.

Daniel schauderte, als er zwei feurige Augen aus einem Winkel des Saales hervorblitzen sah.

„Herr des Himmels, wir waren nicht allein!“

„Mußten wir nicht einen Zeugen unseres Bundes haben?“ sagte Renigoud lächelnd; „doch beruhigt Euch, wir wollen den Gast, der Euch erschreckt hat, sogleich verjagen. — Doktor Giulio! Ihr seht, daß Ihr hier unnütz seyd, ich habe keine weiteren Befehle für Euch.“

Der Italiäner verschwand von neuem hinter einen Tapetenvorhang, den er zuvor aufgehoben hatte.

„Und nun unser Schiffahrtsvertrag!“ rief Renigoud in übermüthiger Hetude.

„Zu dienen, Mylord“, sagte Daniel, der sich noch nicht von seinem Schreck erholt hatte.

. . . . . .

Der romanhafte Theil des Buches flößt nur ein mäßiges Interesse ein. Nicht etwa, daß es den Heldinnen der Mlle. Toussaint an poetischem Aufschwung fehlt, aber diesem Aufschwung fehlen oft die dazu gehörigen Nüancen. Martina, Jakoba sind etwas zu sehr von einem Schnitte und aus einem Stoffe, ihre Charaktere haben nicht das Lebendige und Individuelle, welches der Leidenschaft und dem höchsten Enthusiasmus durch die Verschiedenheit der menschlichen Gefühle verliehen wird. Diese an sich ganz interessanten Figuren gleichen in der Art ihrer Schilderung ein wenig den romanhaften Personen der Schillerschen Tragödie, sie sind mehr von idealem, unbestimmtem Typus, als aus dem Leben und der Natur gegriffene Schöpfungen, wie sie in den Dramen und Romanen von Shakespeare oder Walter Scott vorkommen.

Der Held dieses Romans ist Sidney, und in der That konnte man nicht leicht eine ritterlichere Gestalt finden, als die seinige, die sich so vortheilhaft auf dem blutigen Hintergrund der religiösen und bürgerlichen Kriege abzeichnet; der, nachdem er für seine Schwester den anmuthigen Roman „Arkadien“ geschrieben hatte, dahinging, um den Heldentod bei Zutphen zu sterben. Mlle. Toussaint scheint den Stoff und die Ider zu den langen zärtlichen Unterhaltungen Sidney's mit der interessanten Martina aus dem Buche: „Englands Asträa“, geschöpft zu haben. Ein Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts gefiel sich wohl darin, so schmachtende Sentimentalitäten zu schreiben, aber seine Gefühle und Leidenschaften waren gewiß freier und lebendiger. Jedenfalls ist das Leben der Menschen und ihrer Schriften oft sehr von einander abweichend. In Mlle. Toussaint's Roman wird Sidney als ein Bewohner Arkadiens dargestellt; ich vermuthe aber, daß er sich darauf beschränkte, der Verfasser desselben zu seyn. Die melancholische Martina ist diejenige Person, für welche die Verfasserin die meiste Vorliebe zeigt, in welcher sie, wie es scheint, ihrer Einbildungskraft, ihrer Träumerei, kurz, allen Fähigkeiten ihrer eigenen Seele eine Gestalt verleiht. Von einem mittelmäßig begabten, doch ehrgeizigen Gemahl vernachlässigt, tröstet sich die arme Martina, indem sie ihre schwärmerisch ideale Neigung dem Sidney zuwendet, er weiht ihr ein noch mehr erhöhtes ideales Gefühl, und die Aermste, gedrückt durch die Wirklichkeit und bis in ihre Träume hinein verletzt, fällt in tiefe Melancholie; aber diese Melancholie ist sanft, resignirt, holländisch; sie erklärt nicht, wie andere in ihrer Lage, der Vorsehung den Krieg, sie begnügt sich, insgeheim zu seufzen und zu leiden. Sie scheint ein wenig geistig verwandt mit jener armen Frau zu seyn, deren Untergang so meisterhaft von einer Feder, die jetzt zu schreiben aufgehört hat, dargestellt worden, und zwar in einer Erzählung, derer man hier wohl gedenken darf, denn sie heißt: „Eine holländische Geschichte.“*)

Mir erscheint in dem Roman der Mlle. Toussaint das Geschichtliche unbedingt als das Beste. Sie zeichnet mit anerkennungswerther Festigkeit die Umrisse eines politischen Charakters und schildert mit eben so großer Genauigkeit die Hauptzüge einer politischen Situation.

Leicester ist durch Mlle. Toussaint keineswegs in ein so vortheilhaftes Licht gestellt, als durch Walter Scott, sie zeigt ihn nicht als Wirth in seinem schönen Schloß Kenilworth, seine königliche Gebieterin empfangend und sie herumführend in jenen Räumen, deren Ruinen uns als gigantisches Denkmal von Englands Feudalherrschaft übrig geblieben sind; sie zeigt ihn finster, bedrückt einhergehend unter einem ihm fremden Volke, umgeben von Feinden, kämpfend gegen unaufhörliche Schwierigkeiten und täglich wiederkehrende Gefahren, verfolgt von Elisabeth's eifersüchtigem Groll, der ihm nie seine Heirat verziehen hat; er ist mit dem traurigen, schlaffen Ausdruck der Züge geschildert, der auf mehreren Medaillen und Portraits von ihm vorherrschend ist, deren man unter anderen eines im Schlosse Warwick sieht. Mlle. Toussaint zeigt uns ihn als den Mann, der berüchtigt durch seine Sittenverderbniß war, der seine erste Gemahlin hatte umbringen und den Gatten derjenigen, die er für zur Nachfolgerin bestimmte, vergiften lassen, der die Pedanten und orthodoxen Geistlichen Hollands mit Schmeicheleі überhäufte, während er sie verachtete — kurz, die traurige Figur des ehrgeizigen, leidenschaftlichen und doch feigen Leicester, der, unter Elisabeth's königlichen Fesseln seufzend, sie abwechselnd gegen sich aufbrachte durch Versuche, das Joch abzuschütteln, und sie wieder versöhnte durch niedrige Schmeicheleien. Als Gegensatz schildert sie den Patrioten Barneveld folgendermaßen: „Barneveld war durch und durch Staatsmann, sein Kopf sein Herz, seine Seele, sein ganzes Seyn machten ihn dazu; er hatte nur ein Ziel vor Augen und ließ sich durch Nichts davon abbringen; nicht das kleinste Hinderniß ward von ihm als gering erachtet, mit einer unermüdlichen Geduld erwartete er den Moment, auf sein vorgesteckten Ziel zuzugehen, mit unglaublicher Ausdauer näherte er sich ihm ganz langsam und faßte es endlich mit sicherer Hand. So nun war es ihm möglich, über Renigoud den Sieg zu behaupten, dessen Geistesstrahlen leuchtenden Blitzen gleichen, die zwar den Punkt, den sie eben treffen, lebhaft hervortreten lassen, aber dennoch über keinen Gegenstand vollständiges Licht verbreiten. Was ist nun aber besser geeignet, Jemanden vor den Gefahren eines mühseligen Weges voller Schluchten und Hemmnisse zu schützen: das Leuchten eines hellen, doch oft verlöschenden Lichtes, wie der Blitzstrahl es giebt, oder das klare, blasse, doch gleichmäßige Licht des Mondes, der so lange die Nacht andauert, den ganzen Weg erhellt?“

Mademoiselle Toussaint versteht es sehr gut, sich in die Zeit, welche sie beschreibt, hineinzuversetzen, sie kennt und giebt in allen Details Hollands politische Gefühle im sechzehnten Jahrhundert wieder; dies beschränkt sich nicht auf den Haß des niederländischen Volkes gegen die Spanier, es berührt auch die Privatfeindschaften der Städte, die gegenseitige Antipathie von Utrecht und Amsterdam, die Verachtung der Holländer für die Brabanter. Alle Nüancen der religiösen Zustände sind mit tiefer Kenntniß der Zeitepoche und vieler Feinheit aufgefaßt und dargelegt, von Barbara Boots, der scheinheiligen Katholikin, bis zu Douglas, dem jungen wilden Protestanten. Andere dazwischen liegende Personen sind auf die verschiedenen Stufen dieser Glaubensleiter gestellt, welche von der größten Naivetät des Katholizismus bis zur äußersten Exaltation des Calvinismus hinaufreicht. Da ist z. B. der Prediger Frarinus, ein ehrgeiziger, intoleranter Priester, ferner der tugendhafte Tako-Sibrandz, der brave Lehrer und Seelsorger einer Fraction Dissidenten. Der Moment, wo er sich von seiner kleinen Herde trennt, um seinem Glauben und seinem Gewissen treu zu bleiben, hat der Schriftstellerin Stoff zu einer rührenden Scene gegeben. Derjenige nämlich, der die Einwilligung zu den Neuerungen, die Tako verwirft, von ihm verlangt, sagt zu der Frau desselben: „Dame Sibrandz, werft Euch mit Euren unschuldigen Kindern Eurem Manne zu Füßen und beschwört ihn, daß er bleibe.“

„O! er bleibe!“ rief im Chorus die gesammte Gemeinde, ohne an die weiteren Folgen dieser Bitte zu denken; ihren theuren Lehrer zu behalten, schien ihnen das Wichtigste zu seyn.

„Damit er nicht die Verbannung auf sich und Euch herabziehe“, fuhr der erste Sprecher, Uitenbogaerd, fort, „und damit er nicht, um einer unbedeutenden Sache wegen, Euch in Unglück und Armuth stürze!“

„Nichts ist unbedeutend“, versetzte Tako, „wenn es sich um Recht und Pflicht handelt; aber ich will nicht ohne ihre Einwilligung das Schicksal meiner Frau und unserer Kinder bestimmen. Marie, entscheide selbst für Dich! Sey eine von Gott berufene Magd, über seine Herde zu wachen! Wähle zwischen dem Frieden der Welt und dem Frieden des Gewissens! Welchen Weg willst Du verfolgen mit dem, den Dir Gott zum Manne gab?“

Während dieser Scene herrschte unter Allen, die ihr als Zeugen beiwohnten, das feierlichste Stillschweigen, so wie es während eines Gebetes zu seyn pflegt, gleichsam, als ob sie Alle die Ueberzeugung hätten, daß eine solche Wahl das Ergebniß des Gebetes seyn müsse; selbst Tako's Frau ward von diesem Stillschweigen ergriffen, zweifelhaft blickte sie umher auf den stummen Kreis, der sie umschloß, blickte auf ihre Kinder, welche, dem Beispiel der Erwachsenen folgend, ihre kleinen Hände gefaltet hatten; dann wandte sie ihre Augen auf Tako, welcher die seinigen niederschlug, damit sie darin weder einen Befehl, noch eine Bitte lesen möge, und ihre mit Thränen gefüllten Blicke gen Himmel richtend, sprach sie endlich mit leiser, aber deutlicher Stimme:

„Der Friede Gottes ist das Erste, was der Mensch haben muß, und ich fühle, daß ich das befolgen muß, was Eure Weisheit und Eure Eingebung als den Willen Gottes erkannt hat! Was uns auch auf diesem Wege zu Theil wird, wie könnte es uns und unseren Kindern Schaden bringen!“

„Nein, gewiß, das wird es nicht!“ rief Tako, und schloß sie zärtlich in seine Arme. „Du mein Gott, sey gesegnet, daß Du mir solch' ein Weib gegeben! Und Ihr, meine Brüder, traut Ihr mir eine Schwäche zu, wenn solche Treue im Glauben mir zur Seite steht?“

Dies und das Vorhergehende geben einen Beweis von der Kraft und dem Gefühl des Ausdrucks bei unserer Schriftstellerin. Demoiselle Toussaint hatte den Plan, ihren historischen Roman fortzusetzen und darin Leicester's zweiten Aufenthalt in Holland zum Thema zu nehmen, indessen hat sie die Ausführung dieses Vorhabens noch aufgeschoben und giebt die Gründe dafür in einer Nachrede an; ich werde zum Schluß einige Zeilen davon citiren, erstens weil sie die Hauptabsicht der Verfasserin erklären und dann weil sie ebensowohl ein Zeugniß literarischen Rechtlichkeitsgefühls, als auch des ernstesten patriotischen Willens sind; dies sichert der Schriftstellerin die Achtung Aller, wie es ihr schon die ihrer Landsleute im vollsten Maße erworben hat.

Mademoiselle Toussaint setzt aus einander, daß, um den Anforderungen eines Romans und der Achtung, die man der Geschichte schuldet, gleichzeitig zu genügen, und dennoch der Ider ihres Buches treu zu bleiben, sie es für besser befunden habe, die Ausführung ihres Versprechens einer Fortsetzung einstweilen zu verschieben und erst neue Studien dafür zu beginnen. Die kleinen Abweichungen, die sie sich erlaubt hat, erklärt sie, wissentlich und auf ihr Recht als Romanschreiberin fußend, begangen zu haben; sie fügt hinzu: Man glaube aber nicht, daß meine Rechtlichkeit (eerlykheid) mir gestattet hätte, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, wenn diese Veränderungen irgend einen Einfluß auf die Beurtheilung der Thatsachen ausgeübt hätten. . . . Man glaube ja nicht, daß

*) Marie, ou une Histoire hollandaise, von dem Exkönig Ludwig Napoleon, dem Vater des Präsidenten der französischen Republik. D. R.

ich diesem Studium zwei Jahre meines Lebens geopfert habe, um ein durch Andere gebahntes Geleise zu verfolgen, noch weniger hatte ich die tadelnswerthe Absicht, einem ganzen Volke eine falsche Anschauung von etwas so Wichtigem, als es die Geschichte seines Vaterlandes ist, zu geben. .... Möchten doch meine Absicht, meine Wünsche, meine Richtung von meinen Mitbürgern nicht verkannt werden! Möchten doch viele von ihnen sich meinem Verständniß anschließen, und dieses Werk ihnen das seyn, was es mir gewesen ist! Während ich es schrieb, habe ich den Segen des Allmächtigen für dasselbe erfleht, mit dem festen Glauben, daß Er es nicht verwerfen werde, wenn selbst es nicht durch den Erfolg der Kunst gesegnet sey, Er hat mir Kraft und Muth verliehen, es zu vollenden, wie ich es begonnen, wird Er ihm wohl jetzt seinen Segen vorenthalten?"

Die französischen Leser werden erstaunen ob dieser Feierlichkeit, denn unsere Schriftsteller denken nicht daran, mit dem Publikum von Gott zu sprechen und ihre Romane durch ein Gebet zu beschließen; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß diese Zeilen bei Allen, die sie lesen, dieselbe Achtung für die Frau, die sie geschrieben, hervorbringen werden, als ihr Werk sie dem Referenten eingeflößt hat.

England.

Punchiana.

45.

Der fashionable Löwe der Londoner Welt war, nächst der Ambassade aus Nepal und ihren mit Brillanten geschmückten Turbanen, der Hippopotamus im Regent's-Park und ist es, dem Punch zufolge, noch immer. Nichts kann für animalischen Magnetismus vollgültigeres Zeugniß ablegen, als die Anziehungskraft, welche dieses jugendliche Ungethüm auf die Neu- und Wißbegier der Londoner übt, die zu Tausenden — an 8000 täglich, sagt man — nach Regent's-Park pilgern, um das Nilpferdchen, worin so Manche eine Abart vom arabischen Roß zu finden hofften, ein Halbstündchen zu betrachten, es fressen oder baden zu sehen, während das Thierchen die allgemeine Neugier mit nichts als einem gleichgültigen Gähnen vergilt, manchmal auch, wenn es plötzlich in sein Bad plumpt, seine Besucher mit einer Fluth kalten Wassers übergießt und fünf Ruthen weit von sich scheucht. Doch das Publikum hat vollkommen Recht, einem so zärtlichen Geschöpfe seine ganze Theilnahme zuzuwenden. Zärtlich liebt der Hippopotamus seinen Wärter, gleich wie ein verzogenes Kind, und kann nur schlafen, wenn es sein Haupt auf dessen Knie legen oder wenigstens daran lehnen darf. Denn so viel Zärtlichkeit hat allerdings etwas Gefährliches, wie etwa in der Fabel des Bären Freundschaft, der die Fliegen von dem Schläfer abwehrt. „Armes Thier!" ruft ein Menschenfreund aus, „mußten Deine vier Füße ein so warmes Herz unter diesen düsteren Himmel führen, wo nur selten zwei Füße ein anderes, als ein kaltes tragen?" In Nr. 469 wird des Thieres täglicher Lebenslauf mit vielem Humor beschrieben. Auf dem dazu gehörigen Bilde trägt sein Nacken ein Halsband mit zierlicher Schleife, und am Bande führt es, wie ihr Schooßhündchen, eine schön geputzte Dame mit geöffnetem Sonnenschirm und dem Zuruf: „komm weiter, Fido!" Unter dem Halse hängt ihm ein Medaillon. — Ganz neuerdings aber befindet sich der Hippopotamus in einem mißlichen Zustande. Er braucht Luftveränderung. Da wäre ihm nun wohl durch die beabsichtigte Luftschifffahrt des Herrn Green zu helfen. Denn dieser verheißt in einem pompösen Prospektus, in Gesellschaft des Hippopotamus vom zoologischen Garten aus emporzusteigen, sich oben auf dessen Rücken herabzulassen und ein Feuerwerk zum Besten zu geben. Dieses wäre nur eine Steigerung à l'anglaise dessen, wodurch neulich der Franzose Poitevin die Pariser ergötzte, indem er auf einem am Ballon hängenden Pferde (Pferdchen von kleinster Race) eine Luftreise unternahm und sein Versprechen aufs möglichste erfüllte. Doch nicht eine Luftreise, sondern ein Seebad ist dem Nilroß verordnet, und diesem sehen wir es auch, verladen in ein großes Haus auf Rädern und geleitet von allerhand schaulustigem Volk und Gentlemen, im Bilde zuschreiten. „Wenn", sagt Punch, „in gegenwärtiger Jahreszeit alle Löwen der Fashion dem Seegestade zueilen, dort sich abkühlen, sollte es dem größten dieser Löwen nicht auch vergönnt seyn, nach den Mühen der letzten Monate, wo er der ganzen Metropolis zum Mittelpunkt der Anziehung dienen mußte, frische Meeresluft einzuathmen?" Uebrigens wird dem Hippopotamus ein Nebenbuhler in Aussicht gestellt, eine hundertachtzig Jahre alte Schildkröte, obwohl die Existenz des Geburtsscheins noch nicht konstatirt ist.

46.

Dem Andenken Peel's widmet Punch zwar wenige, aber vielsagende Zeilen, in gebundener Rede. „Der Erinnerung an ihn", sagt er darauf in Nr. 474, „sollen Statuen und Denkmale aller Art errichtet werden. Wir freuen uns dessen und wünschen die Zahl verdoppelt. Wie aber steht es um Wordsworth? Ihm kein Denkmal? nicht wenigstens eines? Shelley nannte die Dichter „die unanerkannten Gesetzgeber des Menschengeschlechts". Wordsworth ist ein mächtiger Gesetzgeber gewesen, etwas mehr als dieses und jenes M. P. Dennoch, weil nur Gesetzgeber im Druck (print) und nicht im Parlament, ist er unanerkannt. Lord John Russell beantragt keine Statue für ihn."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Französische Begriffe von England und den Engländern. „Die Kenntniß seiner eigenen Sitten, Gebräuche und gesellschaftlichen Zustände, die ein Engländer aus den Theatern des Auslandes schöpfen kann", bemerkt Dickens in seinen „Household Words", „ist wahrhaft erstaunenswerth. Wir sind auf diese Art mit englischen Charakterzügen bekannt worden, wie sie dem originellsten Humoristen nach dem anti-diätetischsten Souper nicht im Traume eingefallen wären. Es ist noch nicht lange her, seitdem uns der Spiegel der Natur vorgehalten wurde — d. h. der englischen Natur durch französische Reflektoren im Ambigu Comique und im Théâtre des Variétés, welcher „das von uns selbst offenbarte, was uns noch unbewußt war." — Ein Herr, der nicht allein den Charakter eines Präfekten hatte, sondern auch mit einem enormen Dreimaster geschmückt war, versicherte uns, daß wir zuhause unter der Tyrannei einer Feudal-Regierung seufzten, die uns zu Boden drücke; daß unsere Bürger von der Aristokratie nach Willkür besteuert werden; daß sie haufenweise vor Hunger sterben; daß sie nicht mucken dürfen, ohne von verkleideten Polizeischergen fortgeschleppt und summarisch abgestraft zu werden. In einer anderen Scene belehrte uns dasselbe hochgestellte Individuum, daß alle Engländer (natürlich auch die vor Hunger sterbenden) enorme Reichthümer besitzen, welche sie gewöhnlich dazu verwenden, um „den Titel Lord" zu kaufen; eine sehr unnöthige Ausgabe, da Jedermann, der nicht Handwerker ist, ohnehin mit diesem Titel angeredet wird. Unsere Patrizier reiten mit bewaffnetem Gefolge aus; auch ist keinem geringen Mann erlaubt, „zwischen den Wind und ihren Adel zu kommen", indem auf den Straßen durch Constabler für sie eine Bahn freigehalten wird. Zuhause in seinem goldenen Sessel in der Gesellschaft des Spleens, „der jungen Miß", seiner Frau und eines bouledog — bringt der Eingeborne dieses Königreichs seine Zeit damit hin, daß er Thee mit Citronensaft trinkt und dabei ausruft: „Hoh! — Hah! — Yéeas! — Gottam! — und ver gut!" Unsere Damen lieben es etwas zu sehr, sich zu boren, und lassen sich ein wenig zu leicht besiegen. Daß wir unsere Frauen verkaufen, ist allbekannt; dies ist in der That eines der gewöhnlichsten merkantilischen Geschäfte, und am Markte von Smithfield ist ein eigener Platz zu den interessanten periodischen Auctionen des weiblichen Geschlechts bestimmt. Unsere Königin bringt mehrere Millionen jährlich durch, läßt jeder mißliebigen Person den Kopf abhauen, ohne Richter oder Geschworne zu befragen oder irgend einen anderen Beamten, als den Henker, zu Rathe zu ziehen; dieser — ein zweiter Tristan l'hermite — ist eines der geachtetsten Mitglieder des königlichen Haushaltes. Dessenungeachtet sind wir meistentheils ein harmloses und lächerliches Volk und werden leicht eine gute Beute der Gastwirthe und Glücksritter. Wir sind ungeheure Gourmands; ja, unsere Vorliebe für gutes Essen ist so groß, daß wir unsere Kinder nach unseren Lieblingsgerichten nennen. Wenn ein homme comme il faut nicht „Sir Rosbif" heißt, so wird er wahrscheinlich auf den Namen „Lord Bifteck" antworten, um den beiden großen Nationalgerichten, die wir seit undenklichen Zeiten auf diese Art geschrieben haben, die ihnen gebührende Ehre zu erweisen."

— Eine geheime Gesellschaft in Afrika. Ein neuerer Reisender in Afrika (Forbes) giebt einige merkwürdige Details über eine unter den Negern bestehende geheime Gesellschaft, welche die Purra heißt. Ihre Hauptregeln sind gegenseitige Hülfsleistung und das tiefste Geheimniß, so daß, wenn einer von den Eingeweihten auch nur das Mindeste verräth, die Bundesbrüder ihm bis in die entferntesten Gegenden folgen und ihn umbringen. Ohne Zweifel haben die Purras noch manche andere Regeln, von denen jedoch aus obigem Grunde wenig verlautet. Die Novizen erhalten ein Zeichen, welches ihnen mit einem heißen Eisen eingebrannt wird und von dem unteren Theil des Rückgrats bis zu den Schulterblättern geht. Jede Stadt hat in ihrer Nähe einen Purrabusch, und wer zur Zeit einer Versammlung darin versteckt gefunden wird, ist dem sicheren Tode verfallen. Bei solchen Zusammenkünften erscheinen die Aeltesten als Dämonen oder Wilde verkleidet mit furchtbarem Geheul und Verwünschungen, womit sie den Teufel zu citiren glauben. Hierauf folgt ein lärmendes Fest, und das gellende, wahrhaft infernalische Geschrei, welches hier ertönt, flößt dem Uneingeweihten jene mit Schrecken vermischte Neugier ein, die von je her den Reiz solcher geheimnißvollen Verbrüderungen, von den eleusinischen Mysterien bis zu dem Treubunde und der Gesellschaft des 10. Dezembers hinab, gebildet hat.

Literarischer Anzeiger.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ruperti, Fr., Erzählende Gedichte. 8. eleg. brosch. — 15 Sgr.

Erzählende Gedichte sind selten in unserer Literatur und verdienen schon deshalb Beachtung, besonders wenn sie, wie diese, durch Formgewandtheit und Bedeutung des Inhalts sich auszeichnen. Die erste Erzählung behandelt einen alttestamentlichen Stoff, die zweite theilt uns die Schicksale eines in das Lager der Christinos verschlagenen deutschen Flüchtlings mit.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 3. Oktober 1850.

Frankreich.

Mademoiselle Rachel und Lydia.

Der Lydia hat Horaz vier seiner Oden gewidmet, die 8te, 13te, 25ste des ersten und die 12te des dritten Buchs, gedichtet im Alter von 38, 39, 44 und 41 Jahren. Die Ode III., 12 hat Ponsard, der Dichter der „Lucretia" und „Charlotte Corday", sich versucht gefühlt in ein Lustspiel von zwei Auftritten zu verwandeln, hierdurch aber freilich nur seinen mangelnden Beruf für diese Gattung von Bühnendichtung dargethan. So urtheilt Gustav Planche über Ponsard's jüngstes Produkt: „Horace et Lydie". (Vgl. Revue des deux Mondes vom 1. Juli.) „Der Mißgriff", heißt es daselbst, „ist so vollständig, die Amplification (durch Versetzung einer Art Prologs vor die Scene), womit Horaz seine Ode beginnt, so unnütz, der Schluß so sinnwidrig und nichts weniger als in Horazischem Geist erfunden, daß Herrn Ponsard's Gedicht auf Nichts hinausläuft. Er hat — und dieses ist das Unverzeihliche — aus einer Ode des Horaz eine Pfeilerspiegelscene gemacht, welche die jüngsten Schüler Boucher's oder Watteau's schön zu nennen sich weigern würden. Das lohnt wahrlich die Mühe, die Werke der antiken Poesie zu studiren, um sie so ungeschickt zu verunstalten!"

Mademoiselle Rachel nun, welche die Rolle der Charlotte Corday („thörichter Weise", sagt Herr Planche) abgelehnt hatte, ersuchte den Dichter um diejenige der Lydia, gleichsam um ihr Unrecht wieder gut zu machen. Mit nicht geringerer Verkennung des Wesens ihrer Befähigung, als er der seinigen. Der Beifall, welchen sie in der farblosen Paraphrase des Catullischen Liedchens: „Lesbia's Sperling" beim Publikum gefunden hatte, und wobei ihre Anpreiser so weit gegangen waren, Mademoiselle Rachel schöner und bewundernswürdiger zu finden, als in den Rollen der Hermione, Roxane, Camilla und Emilia, machte sie glauben, daß sie die Reste des Alterthums nur anzurühren brauche, um ihnen Leben und Seele einzuhauchen, daß sie berufen sey, die Zärtlichkeit, die Koketterie zu übersetzen, welche doch in ihrer gellenden (stridente) Stimme, ihrer Tragik niemals eine gelehrige Dolmetscherin erhalten werden. Wie mußte sie, nach solchem Beifallsjubel, nicht an die Universalität ihres Talents glauben? „Es wäre wahrlich Zeit", fährt der Beurtheiler fort, „daß die Versessenheit (engouement) des Publikums sich etwas mäßigte und den Rathschlägen der Vernunft fügte. Mademoiselle Rachel ist ohne Zweifel mit wahrhaftem Talent begabt, aber dieses Talent ist kein vollständiges, nicht einmal in der tragischen Ordnung. Alle, welche Talma gesehen haben, können nicht ohne Lächeln die Lobsprüche hören, womit man Mademoiselle Rachel überhäuft. Denn wenn sie im Allgemeinen gut spricht — doch schon in ihrem Sprechen ist so Mancherlei zu rügen, sey es im Geltendmachen der Silben oder im Beugen der Stimme, wodurch sich der Gefühle Innerstes ausspricht — so ist sie doch höchst selten gerührt und bringt eben so selten Rührung hervor. Sie befriedigt den Verstand durch den fast jederzeit richtigen Ton, den sie auf die Worte ihrer Rolle legt; aber sie geht zu sehr ans Detail aus und läßt zu deutlich den Mechanismus ihrer Methode wahrnehmen. Den Vortrag des ersten Hemistichs schwächen, um das zweite desto sicherer und kraftvoller betont abzuschleudern (lancer), den Ton ersterben lassen, um ihn plötzlich anzuschwellen: das heißt nicht einmal rein und gehalten deklamiren, und jedenfalls ist Deklamiren nicht Spielen. Talma machte uns schauern; indem wir Mlle. Rachel hören, haben wir volle Muße, uns zu fragen, ob sie nicht gegen die Gesetze der Prosodie verstößt, ob sie nicht die Konsonanten verdoppelt, ob sie nicht die Accente entstellt; unsere Bewegung bleibt so gelassen, daß wir Zeit haben zu bemerken, wie hélas in hélas, Mécène in Messène umgeformt wird. Selbst wenn Mlle. Rachel vollkommen die Prosodie verstände, die sie nicht versteht, würde sie, um Talma beizukommen, noch einen langen Weg zu machen haben. Sie glaubt die letzten Gränzen ihrer Kunst überschritten (?) zu haben, und in den Augen aller Einsichtigen hat sie dieselben nicht einmal wahrgenommen. Mit einer Reform ihrer Aussprache, die so fehlerhaft ist, daß sie jedes feine Ohr verletzt, würde sie es nicht weiter bringen, als zum Gutsprechen; aber vom Gutsprechen bis zum Gutspielen, welch' ein unermeßlicher Abstand! Den Ausdruck von Koketterie und Zärtlichkeit anlangend, muß Mlle. Rachel entschieden darauf verzichten. Weder ihr Gesicht, noch ihre Stimme werden ihr je gestatten, diese zwei wiederzugeben. Sie heiße Lesbia oder Lydia, Cynthia oder Leukonoë, sie trage wechselsweise alle Namen, welche der Zorn oder die Dankbarkeit des Properz, Tibull und Horaz geweiht hat, niemals wird es ihr gelingen, der Zärtlichkeit Ausdruck zu geben. Trefflich versteht sie Ironie und Zorn wiederzugeben; alle Rollen, die sich dem Typus der Hermione nähern, finden in ihrer Stimme und ihrem Gesichts-Ausdruck (masque) getreue Dolmetscher: an solche Rollen muß sie sich halten."

Wir haben den französischen Kritiker ohne Unterbrechung bis zu Ende sprechen lassen und stellen sein Urtheil denjenigen unserer Leser anheim, welche Mlle. Rachel neuerdings zu sehen Gelegenheit hatten. Auch wir haben sie als Phädra gesehen und hierzu uns möglichst auf den französischen Standpunkt zu versetzen gesucht. Aber eingestanden sey zuvörderst, daß auch wir Nachklänge aus Talma's Spiel erwartet hatten und uns getäuscht fanden. Darum schon kam uns das Urtheil eines so einsichtigen Franzosen sehr erwünscht, zur Bestätigung des eigenen. Noch tragen wir von dieser Darstellung ein lebhaftes Bild in der Erinnerung, nichts weniger jedoch als im Herzen jene nachdauernde Befriedigung oder auch jenen heilig ernsten Schauer, womit wir etwa aus Donna Isabella's Nähe heimkehren, wenn diese uns in einer ihrer würdigen Priesterin erschienen ist. Und dieses Gefühl theilen wir gewiß mit der Mehrzahl unserer Landsleute, der stimmberufenen wenigstens. Das überlegene Talent des Schaffens und Darstellens für die heitere Bühne dürfte den Franzosen schwerlich je von Deutschland aus bestritten werden; im Kothurne aber wird, in beiderlei Hinsicht, der Maßstab jederzeit ein anderer seyn und der französische niemals unter uns zur Geltung kommen. Uns scheint daher auch der Erfolg dieses tragischen Triumphzugs durch das romantische Deutschland in der Hauptsache mehr als problematisch, falls Fräulein Rachel ihn unternommen hat, um, weil sie daheim das transit gloria mundi sich bereits erfüllen oder die einheimischen Lorbeeren welken sieht, bei uns sich neue, dem Reiz der Neuheit und unserer deutschen Befangenheit verdankte, auf die Stirn zu drücken.*)

E. K—r.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

Am 2. August Mittags traten wir — etwa hundert deutsche Eisenbahn-Direktoren, in Begleitung einiger Direktorinnen, die es gewagt hatten, sich ihren Ehegatten anzuschließen — die Reise von Aachen nach Belgien an, geleitet von Herrn Hanchecorne, dem vielgewandten, trotz seines französischen Namens echt deutschen Rheinländer, der mit unermüdlicher Gefälligkeit den ganzen Reiseplan entworfen und ihn auch bis ans Ende durchgeführt hat. Auf dem Wege von Aachen nach Herbesthal stiegen wir aus, um den dortigen imposanten Geul-Viadukt zu besichtigen, welcher, auf 17 Bogen in zwei Etagen ruhend, 117 Fuß hoch und 630 F. lang ist. Auf der Tour von Herbesthal nach Verviers und Lüttich, wo man in den Thälern der Wester (Vesdre) und der Maas die reizendsten Landschaften und abwechselnd die schönsten Bauwerke passirt, die es auf irgend einer Eisenbahn giebt, waren neben den Diligencen erster Klasse offene Waggons zu unserer Verfügung gestellt, um uns die Ansichten besser genießen zu lassen. Bei Lüttich auf der Höhe der geneigten Ebene, wo man die herrlich gelegene Stadt mit ihrer Steinkohlen- und Fabrikenthätigkeit überschaut, besichtigten wir die stehende Dampfmaschine, welche die ungeheure Kraft von dreihundert Pferden hat, aber zuweilen auch eine Last von 10,000 Centnern jenen hohen Berg, der eine Steigung von 1 zu 30 hat, hinaufziehen muß. Gleichwohl denkt man, auch diese Anhöhe bald, wie die Steigung über den Sömmering, durch eigens dafür konstruirte Lokomotiven zu überwinden. Wenn auch vorläufig noch nicht, wie Dr. Lardner will, um den Gürtel der Erde oder gar bis zur Sonne fahrend, werden unsere Feuerwagen sich doch bald auch über die höchsten Berge ihre Wege zu bahnen wissen, und weder Tunnels noch stehende Dampfmaschinen werden fortan mehr nöthig seyn. Es versteht sich von selbst, daß solche und ähnliche Werke, wie das von Lüttich,**) den Eisenbahn-Direktoren überall mit der größten Bereitwilligkeit und in allen ihren Details gezeigt wurden. Schade nur, daß wir nicht auch

*) Bei aller Achtung vor unserem Herrn Mitarbeiter, glauben wir doch nicht, daß viele unserer Leser, die Mlle. Rachel auf der Bühne gesehen, sein Urtheil und das des Herrn Planche unterschreiben werden. D. R.

**) Auch die rheinische Eisenbahn besitzt unmittelbar am Aachener Bahnhof eine geneigte Ebene (1—38) und eine stehende Dampfmaschine von 80 Pferdekraft, welche letztere bald

[illegible] [illegible] [illegible] [

von Calais nach Paris, eine Eisenbahnstrecke von sechsundfunfzig deutschen Meilen, in sechs Stunden mit Einschluß des allerdings kurzen Aufenthalts auf einigen Stationen. Ich muß gestehen, daß ich, obwohl ich in England mehrere Reisen mit Express-Trains gemacht, noch niemals so rasch gefahren war. Aber ich muß auch hinzufügen, daß ich noch auf keiner Eisenbahnreise ein solches Gefühl der Unsicherheit, wie hier, gehabt. Das Schwanken der Wagen, das Stolpern über unebene Schienen wurde immer stärker, je näher wir unserem Ziele kamen; mehreremal mußten Wagen, deren Achsen im Anbrennen waren, mit Wasser begossen und aus dem Zuge entfernt werden. Bei unseren Damen namentlich verminderte sich zusehends die Lust an der pfeilschnellen Reise, und die Beklommenheit steigerte sich bei ihnen, als wir an den Stationen Arras und Amiens vorüberkamen, wo unsere deutschen Ortskenntnisse uns an die Unglücksfälle erinnerten, die im Jahre 1847 an diesen Punkten der Eisenbahn vorgekommen waren. Inzwischen mochte doch Niemand von der aus Eisenbahn-Direktoren und Technikern bestehenden Gesellschaft sich das Ansehen geben, als sey er ängstlich, obwohl Jeder von Herzen froh war, als wir beim Fort de l'Est vorbei in die Enceinte von Paris einfuhren und im Bahnhofe des Faubourg St. Denis mit gesunden Gliedern ausstiegen.

Nicht weit von diesem Bahnhofe ist in neuerer Zeit die schöne Kirche St. Vincent de Paul erbaut worden, die beim Hineinfahren in die Stadt, besonders des Abends, durch ihre von zahlreichen Gaslaternen erleuchtete und äußerlich von einer kreisförmigen Galerie umgebene Freitreppe einen imposanten Anblick gewährt. Wir fuhren fast sämmtlich die Rue Hauteville hinunter, über die Boulevards nach der Rue Montmartre, wo im Hôtel de France et de Champagne unser Hauptquartier war, in welchem wir an jedem Morgen durch Herrn Hauchecorne die Parole der für den Tag angesetzten gemeinschaftlichen Exkursionen empfingen.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Jägerleben in Afrika.*)

Nicht ohne das tiefste Gefühl der Unfähigkeit wagen wir uns an die Beschreibung der Abenteuer Roualeyn Gordon Cumming's, des Königs der Jäger, des Besiegers und Selbstherrschers aller wilden Thiere. Es gehört in der That einige Kühnheit dazu, die Thaten eines Helden zu schildern, der jetzt zum erstenmal in seinem Leben Thränen vergießt, weil es kein Raubthier mehr zu bändigen giebt, und untröstlich darüber ist, daß der Mammuth seine Laufbahn geschlossen hatte, ehe er die seinige begann. Was kann eine schwache Feder von einem Manne berichten, der England verließ, um einen Krieg gegen Wilde mitzumachen, und der Civilisation und dem Kap der guten Hoffnung Lebewohl sagte, weil der bloße Krieg gegen Menschen seinem Durst nach blutigen Abenteuern zu geringe Nahrung darbot? Welcher Pinsel kann die Arbeiten dieses neuen Herkules malen, der uns ganz ernsthaft erzählt, daß „die süßesten und natürlichsten Töne", die er je gehört habe, das Brüllen einer ganzen Schaar von hungrigen Löwen war, dem er im tiefsten Dickicht des Waldes in mitternächtlicher Stunde lauschte, als besagte Löwen sich bis innerhalb zwanzig Ellen von der Quelle näherten, wo er ganz allein, von jeder menschlichen Seele fern, verborgen lag? Wie können wir unsere Begriffe mit denen eines Helden messen, der uns ruhig versichert, daß die Löwenjagd ein sehr ungefährlicher Zeitvertreib ist, indem nichts weiter dazu erforderlich sey, als „eine gehörige Fertigkeit im Gebrauch der Büchse, eine genaue Bekanntschaft mit der Gemüthsart und den Gewohnheiten des Löwen, vollkommene Ruhe und Geistesgegenwart und eine unbedingte Todesverachtung?" Die Wahrheit zu sagen, legt Herr Roualeyn Gordon Cumming so eigenthümliche Ansichten über den „Zeitvertreib", und die Gleichgültigkeit, mit der er von Schreckensscenen aller Art spricht, ist so grauenvoll, daß einem Rezensenten von Fleisch und Blut dabei ganz unheimlich zu Muthe wird. Wir schämen uns nicht, unsere völlige Nichtigkeit einem Manne gegenüber zu bekennen, der sich Nachts mit innigem Vergnügen an einem infernalischen Chor von Leoparden, Elephanten und Hyänen weidet, die alle nur wenige Fuß von seiner Schlafstätte brüllen und heulen; der um eine Flinte, die ihm in der Hand platzte, klagt, „wie David um Absalom"; der Kaffee trinkt und dann „nach einem Leoparden ausreitet;" der ein Kapitel seines Tagebuchs vor Schlafengehen mit der Bemerkung schließt, daß „die Löwen den ganzen Abend um das Lager brüllten", wie Jenny Lind vielleicht das ihrige mit einer Notiz über ein ihr gebrachtes Ständchen; der zu seinem Schrecken den Leichnam eines treuen Dieners halb von den Löwen verzehrt findet und, um sich zu zerstreuen, sogleich auf die Elephantenjagd abgeht; der nachher, gleichsam zur Erholung, ein paar Krokodile schießt, wie ein Anderer sich nach einer Partie Schach zu einem Rubber niedersetzt; der dem Leben eines grimmigen Löwen mit einer einzigen Kugel, „die ihm durch die Schulter geht und die Hauptarterien in der Nähe des Herzens zerschneidet", ein Ende macht und hierauf eine Haarlocke aus der Mähne seines Opfers zieht, um sie als theures Andenken im Busen zu tragen; der mit einem Nilpferde wie mit einem Hunde im Wasser spielt; der „nicht ruhig sterben kann", bis er einen Elephanten erlegt hat, und das Zusammentreffen mit einem dieser Riesen des Waldes, in welchem das Ungethüm fünfunddreißig Schüsse in verschiedenen Theilen des Körpers erhält, für ein „angenehmes Stück Arbeit" erklärt; der einem Rhinoceros nachsetzt, wie ein Knabe nach Schmetterlingen hascht, und der es sich nicht denken kann, daß es „Feiglinge giebt, die nicht bereit sind, jeden Augenblick ihr Leben zu wagen", um so erhebender Genüsse theilhaftig zu werden.

„Wer eine Reise macht, der kann was erzählen", und namentlich, wenn es eine Reise nach Afrika ist. Die letzten Expeditionen in das Innere dieses weiten Landes haben die unerwartete Thatsache ans Licht gefördert, daß es nicht, wie man bisher geglaubt hat, eine unermeßliche Sandwüste ist, sondern schneebedeckte Berge und mächtige Ströme enthält. Wenn man Herrn Cumming Glauben schenken darf, so ist der Theil von Afrika, den er besucht hat, auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Bei uns kann der Biß eines Hundes gefährlich werden; in Afrika sind auch die giftigsten Schlangen nicht zu fürchten. Als unserer Reisender einst damit beschäftigt war, Büffel, Rhinocerosse, Kudus, Zebras und anderes Wild zu fangen, flog eine scheußliche Schlange gegen sein Auge und spie ihr Gift hinein. „Ich wusch es sogleich sorgfältig an der Quelle aus", sagt er. „Die ganze Nacht hindurch fühlte ich heftige Schmerzen, am folgenden Tage war aber das Auge wieder vollkommen gesund." In Afrika kann man im Wasser leben und keinen Schaden leiden, die Gicht in allen Gliedern haben und sich dabei ganz wohl befinden, pfundweise Blut verlieren und nicht im mindesten dadurch geschwächt werden. „Am 15ten", heißt es in Cumming's Tagebuch, „war ich sehr krank, allein Vormittags ging ich zum Fluß hinunter und schoß zwei Seekühe. Da ich mich gegen Abend schlimmer fühlte, so ließ ich mir zur Ader, hatte jedoch die ganze Nacht starkes Fieber." Drei Tage später hatte es sich mit der Gesundheit unseres Verfassers noch nicht gebessert. „Am 18ten fand ich mich äußerst schwach und abgespannt in Folge des Fiebers und der Menge Blut, die ich verloren hatte, so daß ich mich vor meinem eigenen Schatten fürchtete und mehreremal zurückfuhr, als ich das Laub in den Büschen knistern hörte. Ich ging längs dem Ufer des Flusses mit geladenem Gewehr, um mir ein Rebhuhn zum Frühstück zu schießen. Bald kam ich auf die frische Spur von männlichen Elephanten, und in demselben Augenblick nahmen meine Leute bei den Wagen zwei alte Elephanten in einer Entfernung von 200 Yards wahr, die, weil der Wind in entgegengesetzter Richtung wehte, ganz ohne Argwohn einherschritten. Nach einer kurzen Jagd gelang es mir, sie beide zu erlegen." Wenn unser Held an einem Tage, wo er, durch reichliche Aderlässe geschwächt, „sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete", solche Thaten vollbracht hat, so ist es kein Wunder, wenn er bei voller Kraft die unerhörtesten Abenteuer bestehen konnte.

Die äußeren Naturerscheinungen sind alle nach afrikanischem Maßstab. „Der Ton des Donners ist in Afrika fürchterlicher, als ich ihn je gehört habe", schreibt Herr Cumming. Ihm entspricht der blendende Strahl des Blitzes, und die Schlossen fallen in einer Größe, die das Ei des berühmten Vogels Rock zu einer fabelhaften Kleinheit zusammenschrumpfen läßt. Was die Heuschreckenschwärme betrifft, so ist seit den ägyptischen Landplagen nichts Aehnliches dagewesen. „Sie kamen wie ein Schneegestöber herangeflogen, langsam und gemessen, etwa 300 Fuß von der Erde. Ihre Massen verfinsterten allmälig die Luft, während die Ebene, auf der wir standen, ganz von ihnen bedeckt wurde. So weit das Auge reichen konnte, nach Osten, Westen, Norden und Süden, dehnten sie sich in einer ununterbrochenen Wolke aus, und es verging mehr als eine Stunde, ehe ihre verheerenden Legionen sich verzogen hatten." Auf der Erde und in der Luft — Vögel, Thiere und Insekten — Alles ist wunderbar. „Die merkwürdigste und auffallendste Scene in meinem Jägerleben", sagt unser schottischer Nimrod, „war eine Heerde von Antilopen oder Springböcken, welche einen meilengroßen Raum einnahmen. Es wäre unmöglich, die Anzahl von diesen Thieren zu berechnen, die mir an jenem Tage begegnete; ich kann jedoch mit Zuversicht behaupten, daß sich mehrere Hunderttausend Springböcke auf einmal innerhalb meines Gesichtskreises befanden."

Es war am 23. Oktober 1843, daß Herr Cumming Grahamstown auf seiner ersten Jagd-Expedition verließ. Er fuhr in einem mit mehreren Ochsen bespannten Wagen, seine Waffen bestanden aus drei doppelläufigen Büchsen und eben so vielen starken doppelläufigen Musketen für schwierigere Fälle, seine Munition aus einer Menge Blei, einigen Hundert Pfund Schießpulver, einigen Tausend Feuersteinen und einigen Myriaden Zündhütchen. Der Wagen war mit Kleidungsstücken, Mundvorrath und anderem Geräth beladen; von Sattelzeug waren zwei englische Jagdsättel, gewöhnliche Sättel für die Dienerschaft und ein Packsattel, um Wildpret nach dem Lager zu transportiren, vorhanden. Unser Jägersmann hatte nur zwei Pferde, vier Diener oder Begleiter und 200 Pfd. Sterl. in baarem Gelde. „So ausgerüstet", sagte er, „glaubte ich mich im Stande, eine Reise von zwölf Monaten unter Boers und Bosjemans, unabhängig von Beiden, zu unternehmen."

So wie sich der Verfasser von dem Kap entfernte, wurde der „Sport" mannigfaltiger und die Gefahr größer. Indem er immer weiter gegen Norden zu den Wohnstätten halbbarbarischer Stämme vordrang, betrat er den „furchtbaren Zwinger", in welchem jene Unholde hausen, die wir am liebsten hinter eisernen Gittern und dreifachen Riegeln in Augenschein nehmen. Mit dem harmlosen und furchtsamen Hirsche beginnend, schließt er seine Abenteuer mit Einzelkämpfen gegen die wildesten und blutgierigsten Bestien. Es würde zu weit führen, alle Schlachten zu beschreiben, in denen er focht und siegte; aber wie die Ritter des Mittelalters verband er mit unnachahmlicher Tapferkeit eine eben so unnachahmliche Courtoisie. Er brachte seine Gegner mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit um. So haben wir z. B. eine lebhafte Schilderung, wie er einst eine Heerde von Giraffen verfolgte, sich die schönste von ihnen aussuchte und ihr einen Schuß im Rücken, einen anderen hinter der Schulter und einen doppelten so nahe als möglich am Herzen beibrachte. Von Blutverlust erschöpft, fiel das arme Thier endlich nieder. „Da waren wir", ruft unser Nimrod aus, „allein in dem dichten Urwalde. Ich schaute mit Bewunderung

*) Five Years of a Hunter's Life in the Far Interior of South Africa, by Roualeyn Gordon Cumming, of Altyre. London, 1850. 2 vols.

auf die feltene Schönheit der Giraffe, während ſie ihr ſanftes, dunkles, mit ſeidenen Wimpern beſetztes Auge auf mich richtete. Es ſchien eine Bitte in ihrem Blick zu liegen, und der Schmerz um das Blut, das ich vergoß, ging mir mitten im Triumph durch die Seele. Indem ich mit der Büchſe aufwärts zielte, ſchoß ich ihr eine Kugel durch den Hals." — Ein anderesmal bemerkte der Jäger einen ſchönen, gefleckten, männlichen Gnu, der, von vier wilden Hunden verfolgt, ſich in die Gewäſſer eines nahen Baches ſtürzte. „Alle vier waren um Kopf und Schultern mit Blut bedeckt und boten einen fürchterlichen Anblick dar; ihre Augen funkelten vor wilder Luſt. Mein Wunſch", fährt Herr Cumming fort, „dieſes ſchönen alten Ochſen habhaft zu werden und auch ein Exemplar des wilden Hundes zu beſitzen, erlaubte mir nicht, dem Spiele lange zuzuſehen." Sehr gegen ſeinen Willen, „denn es ging ihm in der That zu Herzen, ſo ſchönen Hunden ein Leid zu thun", „feuerte er rechts und links auf den Gnu und ſeine Verfolger. Er hatte, wie immer, gut gezielt — zu gut für ſeine eigene Seelenruhe. Was die Hunde betrifft, ſo konnte er „den Gedanken nicht loswerden, daß ſie einen beſſeren Lohn für die meiſterhafte Art verdient hätten, in der ſie ihrem mächtigen Wilde nachſetzten;" über den unglücklichen Gnu aber ſtellt er folgende gefühlvolle Betrachtungen an: „Der arme alte Ochs! Ich konnte nicht umhin, ſein Schickſal zu beklagen. Es iſt traurig, wenn man bedenkt, daß in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur ſolche Schmerzensſcenen unaufhörlich vorfallen müſſen, da alle erſchaffenen Weſen, ob auf der Erde, in der Luft oder in den Tiefen des Oceans lebend, ſich gegenſeitig bekriegen und vertilgen. In der Nacht lauerte ich bei hellem Mondlicht am Waſſer und erlegte eine große, gefleckte Hyäne."

Alle irdiſche Glückſeligkeit hat ihre Schattenſeite — auch die eines Jägerlebens im Innern von Afrika. „Es begegnete mir oft", ſagt der Reiſende, „daß, wenn ich mich des Nachts mit keinem anderen Dache als dem gewölbten Firmament des Himmels niederlegte, mein ruhiger Schlummer durch Regengüſſe geſtört wurde, die mit der Gewalt einer Waſſerhoſe auf mein Geſicht niederſtürzten. Solche Unterbrechungen waren ſehr unangenehm (nur ſehr unangenehm!), beſonders wenn der Regen ſo heftig war, daß wir unſere gewöhnlichen Wachtfeuer nicht unterhalten konnten. Bei dieſer Art Witterung ſchweift der Tyrann des Waldes ſtets am liebſten nach Beute umher, und unſere Ohren wurden oft durch das tiefſtimmige Gebrüll einer Schaar von Löwen begrüßt, welche der Geruch des Fleiſches zu unſerer Lagerſtätte herbeizog." Ueberhaupt muß eine bei Herrn Cumming verlebte Nacht das traurigſte Vergnügen geweſen ſeyn, das man ſich nur wünſchen könnte, obgleich er ſelbſt es als eine beſondere Gunſt der Vorſehung betrachtet, daß es ihm geſtattet wurde, ſeine heimatlichen Berge mit den afrikaniſchen Wüſten zu vertauſchen. Nachdem er am 12. März gewohntermaßen ſein Lager al fresco aufgeſchlagen, bemerkt er, daß „zwei Stachelſchweine grunzend zu ihm herankamen und innerhalb ſechs Fuß von ihm ſtehen blieben." „Gegen Mitternacht", heißt es weiter, „näherte ſich mir ein altes Wildeberſt bis auf zehn Yards, aber ich war zu träge, um nach ihm zu ſchießen. Die ganze Nacht hindurch hörte ich etwas unter meinem Kiſſen herumkrabbeln; da ich es jedoch für eine Maus hielt, ſo bekümmerte ich mich nicht viel darum. Ich konnte mich jedoch eines unruhigen Gefühls nicht erwehren, daß es vielleicht eine Schlange ſey." Um ſich alſo dieſes Gefühls zu entledigen, wickelt ſich unſer Freund in ſeine Decke und ſchläft ein. Als er am Morgen erwachte, fand er, daß ſeine Leute eine ungeheure Schlange getödtet hatten, die unter ſeinem Bett hervorgekrochen war. Seine einzige Bemerkung iſt, daß es ein großes Exemplar der ſchwarzen Puffnatter war, einer der giftigſten Schlangen Afrika's, deren Biß innerhalb einer Stunde den Tod nach ſich führt.

Ueberhaupt können die Schlangen es mit dem Helden von Illyre nicht aufnehmen. Sein Kampf mit einer Boa zeigt zur Genüge, was ſie von ihm zu erwarten hatten. Eines Tages, als er die Spur dieſer Unholde verfolgte, erblickte er eine alte Schlange von enormer Größe, die eben hinter die Felſen ſchlüpfen wollte. Das konnte ſich unſer Jäger unmöglich gefallen laſſen; es verlangte ihn nach ihrer Haut, und der Verſuch, ſich in ſo ungaſtlicher Weiſe aus dem Staube zu machen, verrieth einen Mangel an Lebensart, der nicht unbeſtraft bleiben durfte. Wenn man ihr jedoch eine Kugel nachgeſchickt hätte, ſo würde das die ſchöne Haut verdorben haben. Unſer Verfaſſer ging mit mehr Ueberlegung zu Werke; er ſchnitt ſich von einem Baumaſt einen derben, etwa acht Fuß langen Stock und begann dann ſeinen Angriff. Wir wollen den Erfolg in ſeinen eigenen Worten wiedergeben. „Indem ich die Boa beim Schweif packte", ſchreibt er, „bemühte ich mich, ſie aus ihrem Zufluchtsort herauszuziehen; aber umſonſt — ihre großen Falten knüpften ſich immer feſter zuſammen, und ich konnte ſie nicht von der Stelle bringen. Endlich faßte ich ſie an einem Streifen Haut in der Mitte des Körpers, und Kleinboy (Herrn Cumming's Diener) und ich fingen jetzt an, ſie mit Anſtrengung unſerer ganzen Kraft aus ihrem Loche hervorzuſchleppen." Wir halten einen Augenblick inne, um unſere Leſer davon in Kenntniß zu ſetzen, daß ein dem Buche beigegebener Kupferſtich Herrn Cumming und die Boa in dieſem kritiſchen Moment ihres freundſchaftlichen Kampfſpiels darſtellt, und daß man die Selbſtverleugnung der Schlange und die chevalereske Entſagung, womit ſie ſich zum Nutzen und Frommen des edlen Waldwerks aufopfert, nicht hoch genug preiſen kann. „Als die Schlange", heißt es im Tagebuch weiter, „den Boden unter ſich zu verlieren begann, wickelte ſie ihre Falten los und, indem ſie den Kopf plötzlich umdrehte, ſchoß ſie wie ein Pfeil auf uns zu, den ungeheuren Rachen in ſeinem ganzen Umfang öffnend; ehe ich Zeit hatte, mich zu entfernen, war ſie aus ihrem Loche heraus, machte einen zweiten Sprung, warf ſich acht bis zehn Fuß vorwärts und ſchnappte mit ihren furchtbaren Zähnen nach dem Ort, wo ich ſtand, kaum einen Fuß von meinen nackten Beinen. Ich ſprang aus dem Wege, und den grünen Zweig, den ich geſchnitten hatte, ergreifend, kehrte ich zum Angriff zurück. Die Schlange glitt jetzt mit möglichſter Schnelligkeit davon; ſie war genau mit der Lokalität vertraut und ſuchte ſich einer Felſenmaſſe zu nähern, wo ſie außer meinem Bereich geweſen wäre — unterweges gelang es mir jedoch, ihr zwei oder drei derbe Schläge über den Kopf zu geben. Nichtsdeſtoweniger ſetzte ſie ihre Flucht fort und erreichte eine Pfütze, die ſie eben überſchreiten wollte, als ich ſie wieder zu bearbeiten anfing und ſie endlich zum Stehen brachte. Wir hingen ſie dann mit dem Nacken an einen Baumaſt auf, und in etwa einer Viertelſtunde ſchien ſie todt zu ſeyn; als wir ihr aber die Haut abnehmen wollten, krümmte und wand ſich der Körper in allen möglichen Richtungen. Dieſe Schlange maß vierzehn Fuß."

Obiges Abenteuer iſt nur eine unbedeutende Epiſode aus der wunderbaren Geſchichte der blutigen Kämpfe und Scharmützel, an denen unſer unerſchrockener Reiſender ſich fünf volle Jahre lang ergötzte. Weder in den Amphitheatern der Alten, noch in den Turnieren der Neueren haben ſolche Kämpfe mit ſolchen Gegnern ſtattgefunden: Antilopen, Löwen, Krokodile, Elephanten, Leoparden, Tiger, Giraffen, rieſenhafte Büffel, korpulente Flußpferde erlagen hundertweiſe ſeinem wohlgezielten Rohr. Was der Verein gegen Thierquälerei über dieſe großartige Battue denken mag, iſt eine andere Sache. Wir möchten indeß den Mitgliedern jenes wohlwollenden Inſtituts rathen, das Ganze als einen Traum und eine Fabel zu betrachten. Der Jäger erzählt ſelbſt, daß ſein Schlaf einſt durch ſchreckliche Träume geſtört wurde. Statt auf Löwen Jagd zu machen, ſchien es ihm, als ob er ſelbſt von Löwen gejagt werde, und als er aus der Grube ſprang, die ihm zur Ruheſtätte diente, ſtieß er einen lauten Schrei aus und konnte ſich lange nicht beſinnen, in welchem Theil der Welt er ſich befinde. Er hörte das Rauſchen leichter Tritte, wie von einem Rudel Wölfe, es erſcholl ein namenlos fürchterliches Gebrüll, und im nächſten Augenblick ſah er ſich von einer Schaar wilder Hunde umringt, die ihn zähnefletſchend anglotzten. Einen Augenblick die Geiſtesgegenwart verloren, und er wäre von ihnen zerriſſen worden; da er ſich jedoch erinnerte, daß die menſchliche Stimme den wüthendſten Beſtien Achtung einflößt, ſo richtete er ſich bis zu ſeiner vollen Höhe empor und redete die wilde Geſellſchaft an, wie Demoſthenes die rauſchenden Wogen des Meeres. Die Wirkung war elektriſch: die Hunde erkannten die Ueberlegenheit des Menſchen an und zogen ſich in ehrfurchtsvolle Entfernung zurück. — Bei der eigenthümlichen Lage eines Jägers, der ſich ganz allein in den Wüſteneien Afrika's ſieht, kann man leicht glauben, daß das Land der Träume und das der Wirklichkeit oft nicht weit aus einander liegen und ihre Gränzen nicht immer genau zu beſtimmen ſind. Was uns betrifft, ſo ſind wir von allem Skeptizismus entfernt, allein wir hoffen, Herrn Roualeyn Gordon Cumming nicht Unrecht zu thun, wenn wir nur die Hälfte ſeiner Abenteuer als authentiſch annehmen und den Reſt auf Rechnung der Soupers von Löwenbraten ſetzen, der augenſcheinlich eben ſo ſchwer zu verdauen iſt, als Schildkröten-Coteletes und Straßburger Gänſeleberpaſteten.

Mannigfaltiges.

— **Bevölkerung von Auſtralien.** Die engliſchen Blätter theilen, nach den dem Parlamente vorgelegten amtlichen Angaben, einige intereſſante Data über die Zunahme der Bevölkerung in den verſchiedenen Kolonieen Auſtraliens (Neu-Hollands) während der letzten zehn Jahre mit. Die Einwohnerzahl von Neu-Südwales iſt von 114,386 Seelen, die es im Jahre 1839 beſaß, im Jahre 1848 auf 220,474 geſtiegen, hat ſich alſo um 93 Prozent vermehrt. Für Van-Diemens-Land reichen die Angaben nur bis 1847, aus denen ſich eine Zunahme von 39 Prozent ergiebt, indem die Bevölkerung von 44,121 auf 70,164 geſtiegen war. Süd-Auſtralien hat den in ſeinem Umkreis entdeckten Minen einen noch bemerkenswertheren Fortſchritt zu verdanken, indem die Zahl ſeiner Einwohner, die im Jahre 1839 nur 10,015 betrug, ſich im Jahre 1848 auf 38,666 ſtellte, was einer Vermehrung von 286 Prozent gleichkömmt. Weſt-Auſtralien hat ebenfalls durch ſeine Handelsverbindungen mit dem Indiſchen Meere bedeutenden Zuwachs erhalten, ſo daß die Bevölkerung ſich von 2154 bis auf 4460 Seelen, alſo um 107 Prozent, vergrößert hatte. Im Ganzen hat ſich die Volksmenge des auſtraliſchen Kontinents von 170,676 Köpfen, die er im Jahre 1839 zählte, bis 1848 auf 333,764 erhöht, mithin beträgt die Zunahme 163,088 Köpfe oder 95½ Prozent. Was den Handel anlangt, ſo war die Bilanz im Jahre 1848 für Auſtralien günſtig, indem ſich die Einfuhr auf 2,578,442, die Ausfuhr auf 2,854,313 Pfd. Sterl. belief, während die Tonnenzahl der dabei beſchäftigten Schiffe zu 694,904 angeſchlagen wurde.

— **Gold von Jamaika.** Die Standard meldet, daß man ihr ſo eben einen großen Klumpen goldhaltigen Geſteins, der aus der Nähe von Annatto-Bai auf Jamaika anlangte, zur Anſicht vorgelegt habe. Er erſcheint im Innern faſt wie eine kompakte Maſſe Gold und Silber, indem das reine Silbererz in kleinen Maſſen, mit Goldtheilchen dicht untermiſcht, daliegt. Dieſer Klumpen wird etwa ſiebzig Prozent der edeln Metalle geben; eine Ausbeute, welche weit bedeutender iſt, als die von vielen kaliforniſchen Proben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breiteſtraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Sonnabend den 5. Oktober 1850.

Mexiko.

Aus einem Buche über den jüngſten mexikaniſchen Krieg.*)

Wer den Londoner Punch zu leſen pflegt, wird ſich eines ergötzlichen Bildes aus dem Feldzuge der Nord-Amerikaner gegen Mexiko erinnern, auf welchem die Hälfte der amerikaniſchen Armee am Boden, oder auf Feldſtühlen, oder Trommeln ſitzt und mit ernſter Emſigkeit Briefe nach Hauſe ſchreibt. Es herrſchte in der That in jenem Kriege eine wahre Schreibewuth unter den Soldaten der Union, und es gab, kann man ſagen, nicht eine Dorfzeitung in den Vereinigten Staaten, die nicht ihren „Privat-Korreſpondenten" in den Reihen des Heeres hatte. Wenn man ſich eine Idee machen wollte von der Maſſe Stoff, die damals auf friſcher That zuſammengeſchrieben wurde, ſo müßte man ſich in der Bibliothek der hiſtoriſchen Geſellſchaft zu New-York die „Denkwürdigkeiten aus dem mexikaniſchen Kriege" zeigen laſſen. Man wird dann eine ſolche Menge von Bänden zu ſehen bekommen, daß man erſchreckt nach Hut und Stock greift, um nur nicht zum Leſen genöthigt zu werden.

Dr. M'Sherry's mixed dish, ſo eine Art literariſcher omelette ſoufflée mit Sherry-Sauce, hält die Vergleichung mit jedem anderen über den mexikaniſchen Feldzug erſchienenen Buche aus, und wir hoffen, daß der Leſer einige Happen, die wir ihm von dem M'Sherryſchen Gerichte anbieten, nicht geſchmacklos finden wird.

„Das Hauptcorps der Armee", erzählt der Verfaſſer, „das unter dem unmittelbaren Befehl des Generals Taylor ſtand, brachte den Sommer in Puebla zu. Dieſe Provinzialſtadt, deren Stille ſprüchwörtlich iſt, wurde dadurch in ein wahres Babel verwandelt. Die ſonoren Laute Alt-Caſtiliens, die ſehr gut zu den ehrwürdigen Tempeln und den alterthümlichen, aus der Zeit der erſten Einwanderer ſtammenden Häuſern paßten, wurden durchkreuzt oder vielmehr übertönt von den Sprachen halb Europa's. Engliſch, Deutſch, Franzöſiſch und der Jargon der ritterlichen Söhne Erin's, die überall zu finden ſind, wo es etwas zu lieben oder zu fechten giebt, ſchallten verworren durch einander und verdeckten faſt ſelbſt den Dialekt der Yankee's. Glaubt aber darum nicht, daß ſich Bruder Jonathan wirklich in Schatten ſtellen ließ. Keinesweges that er das. Seht dort das ſtattliche Gebäude, das ausſieht wie ein italiäniſcher Palaſt. Ihr könnt hineingehen, denn ein Stück bemaltes Brett macht es zum „New-Yorker Speiſehaus." Das ſtolze Haus gegenüber trägt die Inſchrift: „des Soldaten Heimat", und ein Dutzend anderer Prachtgebäude iſt einſtweilen in heimatliche Reſtaurationen umgewandelt. Tretet Ihr ein in eines von dieſen extemporirten Etabliſſements, ſo findet Ihr Eure Landsleute in und ohne Uniform über Politik und über den Krieg diſputiren, gerade wie in irgend einem Kaffeehaus der Vereinigten Staaten von Maine bis Texas, nur daß ſie da noch nicht ganz ſo laut ſind.

. . . „Ein amerikaniſcher Offizier katholiſchen Glaubens bat mich, ihm eine Gelegenheit zur Beichte zu verſchaffen; er verſtände kein Wort Spaniſch und die Padres eben ſo wenig Engliſch. Trotzdem fand ich einen Prieſter, der ſich bereit erklärte, die Beichte abzunehmen. Der Modus war folgender. Ein unſichtbarer Dolmetſcher las leiſe das Sündenregiſter vor, jeden einzelnen Artikel erſt engliſch, dann ſpaniſch. Der Offizier hielt des Beichtvaters Hand und konnte von dem Dolmetſcher nicht geſehen werden. Bei jeder von den vorgeleſenen Vergehungen, für die er eine beſondere Abſolution wünſchte, drückte er die Hand des Prieſters, und hat, wie er ſagt, trotz des verwickelten Verfahrens, ſeine Seele durch die Beichte ſehr erleichtert.

. . . „Es giebt in der Stadt Mexiko eine große Menge blinder Bettler, deren Viele noch außerdem verſtümmelt ſind. Wir ſahen Manche mit künſtlichen Buckeln und hörten von Anderen, die ſich ſelbſt bleibende Verſtümmelungen beibringen. Man erzählte auch ſchreckliche Geſchichten von Müttern, die ihren Kindern die Augen ausſtechen, um ihnen das Mitleid des Publikums zu ſichern. Die armen Kinder des Augenlichts berauben, heißt nur, ſie mit einem Betriebskapital verſehen, das ihnen auf ihrer künftigen Laufbahn reichliche Zinſen trägt!

. . . „Während ich ſchreibe, muß ich mir die Ohren zuhalten vor dem Gebrülle eines baumſtarken Bettlers, der ſich meiner Wohnung gegenüber aufgepflanzt hat und ſchon den ganzen Morgen ein ununterbrochenes Feuer von Anrufungen auf alle Vorübergehenden unterhält. Er bittet oder ſchreit vielmehr um Almoſen im Namen der nuestra señora de Guadelupe, por el nombre santissimo de Jesus und aller Heiligen des Kalenders. Aber obwohl ſeine Worte fromm und beſcheiden waren, ſo hatte er doch eine Art und Weiſe, die deutlich zu erkennen gab, daß er ſeiner Zeit diejenigen werde zu faſſen wiſſen, die ihr Scherflein in ſeine ewig ausgeſtreckte Hand zu legen verabſäumten."

Dieſer Burſche erinnert uns an jenen iriſchen Bettler, der von ſeiner Tonne herab jedem Herankommenden zurief: „Des Himmels Segen folge Euch!" Als der Vorbeigehende ihm ganz nahe war, rief er noch einmal: „des Himmels Segen folge Euch!" und erhielt er nun kein Almoſen, ſo ſchrie er dazu: — „und treffe Euch niemals!"

. . . „Die Mexikaner halten unſere Begriffe von der Ehe für eben ſo loſe, als ihre eigenen. Eine muntere Dame aus der Mittelklaſſe fragte mich, ob es nicht in den Vereinigten Staaten Sitte ſey, ſich auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren zu verheiraten, die in einer Art Kontrakt ſtipulirt werden. Ich ſuchte ihr den Unſinn auszureden und verſicherte ſie, daß bei uns Jedermann ſich fürs Leben verheirate, gerade wie die höheren Stände ihres eigenen Landes. Sie widerſprach mir geradezu und meinte, ein Engländer, der in Mexiko wohne und eine Zeit in den Vereinigten Staaten gereiſt ſey, habe ſie über unſere Sitten belehrt, und ſie wiſſe ganz genau, daß wir Heiraten auf Zeit ſchlöſſen. Ich wurde ärgerlich und ſagte, der Engländer habe ſie betrügen wollen und ſey ein ganz grober Lügner. „Nun, nun" — ſagte ſie wieder — „ereifert Euch nicht: wenn auch ſolche Sitte in Eurem Lande herrſcht, ſo will ich ja Euch keinen Vorwurf damit machen und glaub' es gern, daß Ihr daran nicht ſchuld ſeyd." Ich lachte ſie aus, aber ſie blieb bei ihrer Meinung, zumal ſie nicht nur einen engliſchen, ſondern auch einen amerikaniſchen Gewährsmann habe. Ich konnte nun nicht anders denken, als daß irgend einer von unſeren lieben Landsleuten mit einem Mädchen ihrer Bekanntſchaft einen ſolchen Ehekontrakt geſchloſſen hatte, der lauten mochte: „auf die Dauer des Krieges."

Von der mexikaniſchen Rechtspflege macht der Verfaſſer folgende erbauliche Schilderung:

„Wer zufällig Zeuge eines Raub- oder Mordanfalls iſt, der wendet ſich lieber davon weg, als daß er eine Anzeige macht. Denn zunächſt werden die Räuber ſelten gefangen, und angenommen, es gelänge dies, ſo muß der Angeber Verhör nach Verhör beſtehen, wird von den Advokaten auf alle Weiſe gequält und gefoppt und auf der Straße von unheimlichen Geſtalten, den Freunden des Angeklagten, umſchwärmt. Wäre nun aber doch das Verbrechen erwieſen und der Räuber zur Strafe reif, ſo giebt ihm meiſt ein Formfehler des Prozeſſes, oder eine Beſtechung, oder nachläſſige Aufſicht Gelegenheit, zu entkommen und ſein gefährliches Gewerbe fortzuſetzen. Der Angeber iſt dann gewöhnlich das erſte Opfer der wiedergewonnenen Freiheit des Verbrechens.

„In Folge einer eigenthümlichen Rechtsverdrehung iſt es einem Landbeſitzer faſt unmöglich, einen ſchlechten Pächter aus ſeinem Grundſtücke zu ermitteln, wofern der Pächter nur einigen Einfluß hat. Ein Fall iſt mir bekannt geworden, wo ein Mitglied eines Obergerichts ein ſchönes Haus innehat, für das es ſeit Jahren keine Miethe zahlt und darin wohnen bleibt, trotz aller Gegenverſuche des wirklichen Eigenthümers. In einem anderen Falle verpachtet ein Gutsbeſitzer ſeine Hacienda, die ihm unter Verwaltung eines Amtmanns jährlich 14,000 Dollars bringt. Der Pächter, einmal im Beſitz des Gutes, weiß ſeine Connexionen ſo gut zu benutzen, daß er keinen Pachtzins zu zahlen braucht und nur mit ungeheuren Koſten verdrängt werden kann."

*) El Puchero; or Mixed Dish from Mexico: being Sketches of Military Life in Field and Camp, and of the Country, Manners, Ways &c. of the People. By R. M'Sherry, M. D., U. S. N., late Acting Surgeon of Regiment of Marines. Philadelphia.

Die deutſchen Eiſenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(Auguſt 1850.)

(Fortſetzung.)

Die geſetzgebende Verſammlung hielt in dieſen Tagen ihre letzten Sitzungen, und wir kamen gerade noch zeitig genug nach Paris, um ſie vor ihrer Vertagung noch in voller Wirkſamkeit zu ſehen. Obendrein waren es die Eiſenbahnen, die den Gegenſtand ihrer letzten Verhandlungen bildeten; wir hatten alſo doppelten Grund, das Palais Bourbon aufzuſuchen, in deſſen Hofraum das proviſoriſche Gebäude für die 900 republikaniſchen Geſetzgeber*)

*) Die 900 Mitglieder der Conſtituante wurden für die Legiſlative auf 700 reduzirt.

aufgeschlagen ist, die in der alten Deputirtenkammer keinen Platz gehabt hätten. Letztere selbst mit ihrer schönen Façade wird jetzt, wie nach hinten durch jenen Anbau, so nach vorn durch eine unschöne Figur der Republik entstellt, die sich auf dem Platze des Palais Bourbon befindet. Die Republik vorn hat jedoch augenscheinlich einen eben so provisorischen Charakter, wie die republikanische Rednerbühne hinten. Leute, die sich auf französische Bau- und Kunstwerke der Art verstehen, haben mir versichert, daß Beides nur noch auf die Dauer von höchstens zwei Jahren berechnet sey, und noch vor Ablauf dieser Zeit werde darum wohl das Eine wie das Andere beseitigt seyn.

Durch die freundlichen Bemühungen des kaiserlichen Sectionsraths, Herrn Debrauz, der bei dem österreichischen Generalkonsulat in Paris als Agent des kaiserlichen Handelsministeriums attachirt ist, zugleich aber, als Beamter der Central-Direction der österreichischen Staatsbahnen, an den Eisenbahn-Kongressen in Wien und Aachen theilgenommen hatte, war uns für die Verhandlungen der Kammer über die Eisenbahnen nicht blos der an diesem Tage vielen Anderen verwehrte Zutritt gestattet, sondern auch eine besondere Tribüne reservirt worden. Wir kamen eben dazu, als über einen Gesetzentwurf verhandelt wurde, wonach die früher von der Regierung mit den Gesellschaften zur Erbauung zweier Eisenbahnen zwischen Tours und Nantes und zwischen Orleans und Bordeaux abgeschlossenen Verträge einer Abänderung unterliegen und den Gesellschaften ein viel längeres Privilegium verliehen, wogegen ihnen aber auch neue Gegenleistungen (unter Anderem die Deponirung eines Kapitals als Bürgschaft) auferlegt werden sollten. Die Opposition stellte außerdem noch andere Forderungen. Herr Schölcher, Mitglied des „Berges", verlangte, daß zunächst für das Volk besser gesorgt werden, und daß man daher den Directionen die Bedingung auferlegen möge, auch die Waggons dritter Klasse bedachen und mit Glasfenstern versehen zu lassen, damit die Passagiere nicht wie bisher in den offenen Wagen allem Wind und Wetter preisgegeben seyen. Die Forderung war billig und hatte auch augenscheinlich bereits die Mehrheit des Hauses auf ihrer Seite. Da fiel es dem Redner plötzlich ein, pathetisch zu werden und an die Februar-Revolution zu erinnern, und dies hätte nicht blos sein Amendement, sondern auch ihn selbst beinahe von der Rednerbühne gestürzt. Er sagte nämlich: „Früher sind allerdings solche Rücksichten auf das Volk nicht genommen worden, aber seit unserer großen und heiligen Februar-Revolution. . . ." Weiter ließ man ihn nicht sprechen. Ein wahres Wuthgeschrei erhob sich von allen Seiten, den Berg nicht ausgenommen, denn dieser suchte seine viel zahlreicheren Gegner durch um so lauteres Toben und durch Gesticulationen, wie ich sie früher nur auf Marionetten-Theatern gesehen hatte, noch zu überbieten. „Es giebt keine große und heilige Februar-Revolution! Es giebt nur eine beklagenswerthe Katastrophe des Februars!" schrie man von der einen Seite wirr durch einander. Und von der anderen rief man: „Das ist schändlich, verrätherisch! Leset doch nur die Inschrift an der Rednerbühne!" An dieser steht allerdings mit großen goldenen Buchstaben: „22, 23 et 24 Février 1848." Ja, Herr Schölcher selbst wußte glücklich eine Pause zu benutzen, um hindurchzuschreien: „Aber, wie wären Sie denn hier, meine Herren, wenn die Februar-Revolution nicht gewesen wäre?" — „Gemeinplätze!" rief man ihm zu; „das hat man uns schon hundertmal gesagt, aber wir wollen die Februar-Revolution gleichwohl nicht!" — Der Präsident hatte während dieser ganzen Scene eine furchtbare Arbeit. Was half ihm sein beständiges Läuten mit der Glocke, sein Mahnen und sein Ordnungsruf, ja, sein mehrmaliges Greifen nach dem Hute? Die Versammlung glich nicht einem aufgeregten Parlamente, sondern einer Horde toller Schulbuben, die im Begriffe sind, sich zu zerzausen. Erst als Herr Schölcher die Rednerbühne verlassen hatte, legte sich der Sturm, und sein Amendement wurde genehmigt.

Nun trat Herr Grévy, ebenfalls ein Mitglied des Berges, mit einem zweiten Verbesserungs-Antrag hervor: „Bis jetzt", sagte er, „werden mit den Eilzügen (trains de vitesse) nur Wagen erster und zweiter Klasse befördert; ich verlange, daß das Volk, welches nur die Mittel besitzt, sich der dritten Wagenklasse zu bedienen, ebenfalls mit den Eilzügen befördert werde." Großer Beifall ließ sich von mehreren Seiten des Hauses vernehmen. Es war augenscheinlich, daß auch viele Mitglieder der Rechten nicht abgeneigt waren, sich auf diese wohlfeile Weise beim „Volke" einen Stein im Brett zu erwerben. „Ces messieurs", sagte ich zu meinem französischen Nachbar, der mir bisher die uns gegenüber sitzenden berühmten und berüchtigten Personen gezeigt und genannt hatte, „ces messieurs vont décider, que deux fois deux font cinq." — Wenn man weiß, wie viel ein solcher Eil- und Nachtzug mehr kostet, als ein gewöhnlicher Tageszug, so kann man sich auch nicht darüber wundern, daß in England sowohl, als in Frankreich mit den Eilzügen nur Wagen erster und allenfalls zweiter Klasse befördert werden. Wer so übertrieben große Eil hat, daß er mit diesen Zügen fahren muß, der ist sicher auch ein Geschäftsmann und kann den Werth der Zeit bezahlen. Zwingt man die Gesellschaften aber, bei großen Ausgaben sich mit kleinen Einnahmen zu begnügen, so heißt das eben nichts Anderes, als entscheiden, daß zweimal zwei Fünf ist. Und das thaten die Gesetzgeber im Hinterhause des Palais Bourbon wirklich. Sie entschieden durch Majorität, daß die Eilzüge auch Wagen dritter Klasse mitnehmen sollten. Glücklicherweise war bei der Abstimmung ein Formfehler vorgefallen, so daß das Büreau auf Wiederholung derselben bestand, und nunmehr — da inzwischen in mehreren Köpfen die Erinnerung an das Einmaleins erwacht war — stimmte man mit eben so großer Majorität für die Verwerfung, als vorher für die Annahme des Amendements.

„Ja, das sind unsere weisen Gesetzgeber, die siebenhundert Quarköpfe da unten!" sagte mein französischer Nachbar lachend zu mir, indem er mir versicherte, es komme täglich ein solcher Lärm wie heute und täglich auch die Entscheidung vor, daß zweimal zwei Fünf sey. „Der Tyran", fuhr er fort, „hat freilich besser zu rechnen verstanden, aber Gesetze, wie diese Herren, konnte er für das arme Frankreich nicht machen." Mit dem „Tyran" — an dieses ironische Wort hatte ich mich bald in Paris gewöhnt — war niemand anders als Ludwig Philipp gemeint, der eben so wie die ganze Familie Orleans von jedem ruhigen, urtheilsfähigen Franzosen schmerzlich bedauert wird. An ihm ist in der That das Wort Heinrich's IV. wahr geworden, das Ludwig Philipp selbst oft auf sich angewandt und das auch noch auf einen anderen Monarchen unserer Zeit Anwendung finden möchte: „Ihr werdet mich erst erkennen, wenn Ihr mich nicht mehr haben werdet."

Zum Beweise übrigens, daß das obige Urtheil über das Schulknaben-Benehmen der französischen Gesetzgeber nicht zu hart sey, theile ich hier noch eine andere dramatische Scene aus denselben Verhandlungen über die Eisenbahnen mit, und zwar wörtlich nach den stenographischen Berichten des Journal des Débats:

„Herr de Flotte (Mitglied des Berges) beantragt ein handschriftliches Amendement folgenden Inhalts:

„„Es wird dem Finanzminister ein Kredit von vierzehn Millionen Fr. eröffnet; dieser Kredit soll zum Ankaufe der Eisenbahn-Actien von Tours nach Nantes verwandt werden, und zwar soll der Ankauf zum Preise von 180 bis 175 Fr. pro Actie geschehen.""

Zahlreiche Stimmen: Die vorläufige Frage!

Herr Miot (Mitglied des Berges): Sie fordern die vorläufige Frage! Das ist allerdings leichter, als über die Sache verhandeln. Sie sind also von der Gesellschaft bezahlt, um die vorläufige Frage zu verlangen? (Zeichen des Unwillens.)

Der Präsident (zu Herrn Miot): Sie beleidigen Ihre Kollegen auf die verletzendste und unverdienteste Weise. Ich rufe Sie förmlich zur Ordnung.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Wir wollen die Censur über ihn aussprechen!

Herr Miot: Freilich, ich werde von den Direktoren nicht mit Champagner bezahlt. (Geschrei von allen Seiten. Zur Ordnung! Zur Ordnung!)

Der Präsident: Was wollen Sie eigentlich mit einem so absoluten Mangel an Erziehung, wie Sie bewiesen haben, hier durchsetzen? (Lebhafte Zustimmung.)

Eine Stimme: Kneipen-Ausdrücke (des propos d'estaminet) sind es, deren er sich hier bedient.

Herr Miot: Ich gehe weniger in die Kneipen, als Sie.

Mehrere Stimmen: Vorwärts! Vorwärts!

Herr Miot: Was heißt das: vorwärts? (Neues Geschrei.)

Eine Stimme: Das heißt: Sie sollen Ihre Rodomontaden anderwärts hintragen.

Andere Stimmen: Z. B. in den Corsaire! (Gelächter und Aufklopfen mit den Pfalzbeinen.)

Herr Miot hört gleichwohl nicht auf, zu gestikuliren und mitten in dem Lärm in die Versammlung hineinzubrüllen.

Zahlreiche Stimmen: Die Censur! Die Censur! Herr Präsident, befragen Sie die Versammlung!

Der Präsident: Ich hätte gleich bei dem ersten Vergehen den Antrag auf Censur zur Abstimmung bringen können, ich habe es jedoch nicht gethan. Die Wiederholung aber der ärgsten, dreimal ausgesprochenen Beleidigungen legt mir die Pflicht auf, die Meinung der Versammlung über Verhängung der Censur einzuholen. (Sehr gut!)

Stimme von der Linken: Es giebt also hier weder Gedanken- noch Redefreiheit mehr!

Herr Miot: Ich bitte, mich erklären zu dürfen.

Herr Valentin: Ich bitte ums Wort, zur Geschäftsordnung.

Der Präsident: Seyn Sie so gut, sich ruhig zu verhalten, Herr Valentin, weil Sie sonst ebenfalls zur Ordnung gerufen werden.

Herr Miot: Als ein ehrenwerther Kollege, Herr de Flotte, hier einen erheblichen Antrag stellte, antwortete man ihm von der Rechten mit der Forderung der vorläufigen Frage, d. h. durch Verweigerung aller Diskussion. Unwillig darüber, habe ich mir erlaubt, in Form einer Frage auszurufen: Sie sind also von den Gesellschaften bezahlt? (Lärm.) Man hat mich zur Ordnung gerufen, worauf ich nichts erwiederte. Aber in demselben Augenblicke rief ein Mitglied von der Rechten, daß dies Kneipen-Ausdrücke seyen. (Ist auch wahr! Ganz wahr!) Hierauf nun habe ich erwiedert, daß solche Worte nur durch Ungezogene ausgesprochen werden könnten. (Ungeheurer Lärm. Der Redner verläßt unter außerordentlichen Gesticulationen und lauten Ausrufungen die Rednerbühne.)

Der Präsident bringt die Censur zur Abstimmung, und diese wird mit großer Majorität ausgesprochen.

Herr Miot: Sie werden auch Ihrerseits censurirt werden; das Volk wird es seyn, das über Sie den Tadel verhängen wird. (Neuer Lärm.)

Mehrere Stimmen: Sie verdienten, daß man Ihre temporäre Ausschließung zur Abstimmung bringe.

Herr Miot verläßt den Saal mit Geräusch und Affectation.

Herr de Flotte setzt nunmehr sein Amendement auseinander, dessen Inbetrachtnahme mit großer Majorität verworfen wird."

In derselben Weise, wie die Februar-Revolution in der Nationalversammlung behandelt wird, so hört man jetzt auch in jeder guten französischen Gesellschaft über sie urtheilen. Von den noch in Frankreich lebenden Mitgliedern der provisorischen Regierung: von Arago, Lamartine, Crémieux, wird

entweder gar nicht mehr oder doch nur mit einem Achselzucken gesprochen. Die im Auslande befindlichen oder deportirten Helden des Februars sieht man, wie diese Revolution selbst, als völlig abgethan an. Niemand spricht gern von dem ganzen Ereignisse, von seinem Ursprunge und Verlaufe. Diese Revolution ist ein Bastard, dessen man sich in guter Gesellschaft schämt. Freilich kann man die Republik, die der Februar herbeigeführt, nicht wegleugnen. Aber wenn man sie durch Ignorirung abthun könnte, wie die Februar-Revolution, oder wenn es möglich wäre, sie ohne gewaltsames Eingreifen, ohne Störung des gewöhnlichen, friedlichen Lebens und Verkehrs los zu werden, so würde man sie längst eingesargt und begraben haben.

Was den Präsidenten Louis Napoleon mehr hält und stützt, als die bejammernswürdige „Gesellschaft vom zehnten Dezember", die aus einer kleinen Anzahl von Bonapartisten, hauptsächlich aber aus übergelaufenen Sozialisten und aus Leuten besteht, welche immer der Fahne folgen, unter der sie für den Augenblick am besten bezahlt werden, — das ist die Furcht vor einer neuen Revolution, unter deren Schutz wieder diejenigen, die am unverschämtesten sind, die meisten Chancen für sich hätten. Nächstdem aber hat die große Partei, die in der konstitutionellen Monarchie allein die Rettung Frankreichs und seiner Civilisation erblickt, eine eben so große Scheu vor der Rückkehr der Legitimisten, wie vor der Beibehaltung der Republik. Ich habe in dieser Beziehung von Männern, denen ich unbedingtes Vertrauen schenken kann, Mittheilungen erhalten, die mich überraschten, weil sie mir allerdings einen Einblick in die französischen Zustände eröffneten, den weder Zeitungen, noch Bücher aus Frankreich mir bisher gewährt hatten.

„Ich stehe", sagte mir mein Gewährsmann, „zwar im Dienste der Republik, aber nicht aus Anhänglichkeit für diese Regierungsform und noch viel weniger, weil ich einer Besoldung bedarf, sondern weil es Grundsatz bei mir ist, meinem Vaterlande unter allen Umständen zu dienen. In dieser Beziehung hat meine Partei die ganz entgegengesetzte Ansicht der Legitimisten, die sich seit zwanzig Jahren von allen Militair- und Civildiensten zurückziehen, aber gerade dadurch sich selbst und ihrem Einflusse auf das Land am meisten geschadet haben. Sie wissen, daß meine Familie einen sehr alten Namen trägt, und können sich also leicht denken, daß kein Standesvorurtheil aus mir spricht, wenn ich von demjenigen nicht unbedeutenden Theile des alten Adels von Frankreich, den man mit der Benennung „Legitimisten" bezeichnet, mit Bedauern zugeben muß, daß er auch heute, wie vor mehr als dreißig Jahren, als Napoleon das Wort zuerst aussprach, noch nichts gelernt und nichts vergessen hat.

„Nicht der Erbe der alten Bourbonen selbst hat jetzt noch so viele Antipathieen gegen sich, wie vormals. Man kennt ihn als einen schlichten, vom Unglück erzogenen Mann, der einer Krone nicht unwürdig wäre. Und wir, die wir mit dem Geschlechte der Orleans aufgewachsen und erzogen sind, die wir vor Allem die Rückkehr der Monarchie von 1830 möchten, würden doch auch Nichts gegen die Person des Herzogs von Bordeaux haben, durch welchen ja ohnehin, da er, allem Anschein nach, kinderlos bleibt, die Krone an den Grafen von Paris einmal kommen würde. Wir hätten dann unsere Wünsche, und zwar nicht durch eine halbe, sondern durch vollständige Anerkennung des Prinzips der erblichen Monarchie, erreicht. Ludwig Philipp selbst hegt diese Ansichten,*) und die Familie Orleans hat zu viele Ehrfurcht vor ihrem Oberhaupt, ist zu sehr von gegenseitiger Liebe und von dem Gefühle der Einigkeit durchdrungen, als daß sie nicht, wenn auch die jüngeren Prinzen nicht ganz mit diesen Ansichten einverstanden sind, zu der Versöhnung der beiden Zweige des Hauses Bourbon, die ihr Vater wünscht, die Hand bieten sollten. Ludwig Philipp hat seine Freunde in Frankreich aufgefordert, einen solchen Kompromiß herbeiführen zu helfen, aber Frankreich, das immer mißtrauisch gegen die Legitimisten war, ist es in der letzten Zeit durch die Unklugheit der Partei noch mehr geworden und weigert sich, auf den Vergleich einzugehen.

„Ich will Ihnen eine kleine, anscheinend ganz unbedeutende Familiengeschichte erzählen, die sich kürzlich hier zugetragen, eine Familiengeschichte, von der kaum irgend eine Zeitung Notiz genommen, die aber vielleicht die Rückkehr der Monarchie in Frankreich um einige Jahre verzögert. Der reiche, hier in Paris wie in ganz Frankreich und zum Theil auch im Auslande durch sein Geschäft allgemein gekannte Kaufmann S***, ein Mann von mehreren Millionen, besitzt eine einzige Tochter, die er im vorigen Jahre mit einem jungen Manne aus altadeligem Geschlechte, mit einem Marquis aus der Provinz, verheirathet. Der junge Mann, bisher in ärmlichen Verhältnissen, wird dadurch in den Stand gesetzt, sein Familiengut schuldenfrei zu machen und es außerordentlich zu verbessern. Er will, nachdem er eine Zeitlang in Paris mit seiner von ihm angebeteten Frau die glücklichsten Tage verlebt hat, ihr nun auch sein Familiengut in der reizendsten Gegend des südlichen Frankreichs zeigen. Er reist mit ihr von Paris ab, wohin sie erst in einigen Monaten zurückkehren wollen, aber schon nach einer Woche empfängt der Vater sehr unerwartete Briefe von seiner Tochter. Statt der gehofften Naturfreude, spricht sich in dem ersten Briefe die größte Verstimmung über den neuen Aufenthalt aus, die sich in dem zweiten schon in empfindliches Mißbehagen und in dem dritten gar, worin sie den Vater um Beistand bittet, in die höchste Trostlosigkeit verwandelt. Auf dem Gute ist die junge Frau nämlich von den Verwandten ihres Gatten umgeben, und auf den naheliegenden Gütern leben die hochadeligen Familienfreunde. Aber statt eines freundlichen Empfanges, erfährt sie von Allen die empfindlichste Zurücksetzung. Sie vernimmt erst jetzt, daß die gesammte Familie die Heirat des Marquis als eine schmähliche, mit den streng legitimistischen Grundsätzen des Hauses in Widerspruch stehende Mesalliance ansehe. Auch ihr Gatte muß ihretwegen leiden. Er wird eben so wenig, wie sie, in die Nachbarschaft eingeladen; er ist ausgeschlossen aus der Gesellschaft, die auf dem Lande in diesem Theile von Frankreich eben nur aus Legitimisten besteht, welche, in religiöser wie in sozialer Hinsicht, eine exklusive Gemeinde bilden. Die junge hochgebildete Frau lebt isolirt auf ihrem Schlosse, und auch hier muß sie es sich gefallen lassen, daß ihre eigene Schwiegermutter ihr den Rücken kehrt und sie vor den Augen der Dienerschaft mit Hohn behandelt. Ein junges, unbefangenes Gemüth vermag dergleichen am wenigsten zu ertragen. Herr S***, durch die verzweiflungsvollen Briefe seiner Tochter in die höchste Bestürzung versetzt, eilt zu ihr nach dem Süden, erfährt dort selbst die Kränkungen, die ihm bisher indirekt in der Person seiner einzigen Tochter widerfahren waren, und nicht lange darauf kehrt er mit ihr und ihrem Gatten nach Paris zurück, das sie nunmehr nicht wieder verlassen sollen. Die Geschichte wird in Paris nur allzu bald bekannt. Besonders die Frauen sind empört über die der liebenswürdigen S*** widerfahrenen Kränkungen. Man rekapitulirt bei dieser Gelegenheit alle Sünden der Legitimisten: ihre Herbeirufung und Begünstigung der Jesuiten, ihre mit den Demagogen gemeinschaftlich bewirkte Untergrabung des Julithrones, ihre systematische Förderung des Aberglaubens und der Unduldsamkeit unter den Landleuten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Armee und den Staatsdienst überhaupt, was Alles zusammen endlich in ihren Standesvorurtheilen und ihrem Kastenstolz seinen Kulminationspunkt findet. Nein, sagt jetzt die von ihren Frauen noch mehr aufgestachelte Bourgeoisie von Paris, ehe wir uns diese Legitimisten wieder als Herrscher aufbürden lassen, lieber wollen wir die Quasi-Republik mit ihrem Präsidenten Louis Napoleon noch eine Zeitlang ertragen.

„Sehen Sie, so knüpfen sich an die kleinsten Begebenheiten oft die folgenreichsten Wendungen der öffentlichen Meinung. Und der Herzog von Bordeaux muß nun, eben so wie die Restauration des Königthumes überhaupt, büßen, was seine unklugen Freunde in Frankreich sich zu Schulden kommen lassen. Vergebens hat Ludwig Philipp selbst die Aussöhnung der beiden bourbonischen Parteien empfohlen. Einflußreiche Orleanisten, wie Thiers, Dupin, Broglie, Molé u. A., sind gegen diese Aussöhnung, da sie sich von ihr kein Heil für die Zukunft Frankreichs versprechen; sie wird zwar von anderen Orleanisten, namentlich von Salvandy, Montalivet, Flahault, Montmorency u. A., lebhaft gewünscht und betrieben, aber die letztgedachten Männer werden eben so wie die Mitglieder meiner eigenen Familie, weil sie der Juli-Regierung gedient, von den echten Legitimisten nicht mehr als vollbürtig anerkannt, und ihr Einfluß ist daher auf beiden Seiten ein noch sehr zweifelhafter..."

(Fortsetzung folgt.)

*) Als ich in Paris war, lebte Ludwig Philipp noch, der erst am 27. August gestorben ist.

Kalifornien.

Kalifornien, wie es war und wie es ist.

Dritter Artikel.*)

Die Goldregion. — Ihre gegenwärtige und ihre künftige Ausbeutung.

Wir entnehmen die folgende sehr günstige und aus eigener Anschauung hervorgegangene Schilderung der Goldminen dem in unserem ersten Artikel näher bezeichneten Werke des Lieutenants Buffum (vom ersten New-Yorker Freiwilligen-Regiment):

„Das Goldgebiet Ober-Kaliforniens umfaßt den westlichen Abhang der Sierra Nevada und erstreckt sich, so weit bis jetzt die Erfahrung lehrt, auf einen Raum von sechshundert englischen Meilen. Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahres wurden die Nachgrabungen südlich bis zum Kings-River fortgesetzt, der in den großen Tulare-See fließt. Oberhalb desselben liegen die Flüsse: Stanislaus, Mokelumne, Tuolumne und Mariposa, die sich sämmtlich in den San Joaquin ergießen und an deren jedem Gold gefunden wurde. Das gegenwärtig anerkannte Goldgebiet wird demnach vom Sacramento und San Joaquin begränzt und von Nebenflüssen beider durchströmt. Die wahrscheinlichste Ansicht von der Ausdehnung desselben ist indessen diejenige, die sämmtliche von der Sierra Nevada auslaufende, durch Ober-Kalifornien und Mexiko bis nach Peru und Chile sich hinziehende Bergketten darunter begreift, obwohl es feststeht, daß auf diesem ganzen Striche keine Strecke so goldreich ist, als die zwischen dem Sacramento und San Joaquin. Viele Jahre vor dem Goldfunde auf Sutter's Mühle wurde eine Goldgrube bei San Bernadino, etwa dreißig engl. Meilen von der Stadt Santa Barbara, bearbeitet. Das Gold hatte dieselbe Qualität, wie das der „oberen Region", nur wurde es in geringer Menge gefunden. Eben so ist es bekannt, daß vor Jahren ausgedehnte Minen in der Provinz Sonora, im nördlichen Mexiko, in Thätigkeit waren.

„Auf diesem ganzen Gebiete nun giebt es keinen Strom, kein Thal und keinen Hügel, der nicht Gold enthielte. Es scheint das natürliche Produkt des Bodens zu seyn und eben so entstanden, wie der Sand am Ufer der Flüsse. Ich bin etwa dreihundert Meilen in der Gegend gereist und habe nie eine Hacke oder ein Messer in einen Flecken Erde gestoßen, der voraussichtlich goldhaltig war, ohne welches in größerer oder geringerer Menge zu finden. Bis vor kurzem war man der Meinung, es finde sich nur in und an der Sierra Nevada Gold, die sogenannte Coast-Range dagegen, d. h. die Hügelkette, die sich längs der kalifornischen Küste hinzieht, enthielte keines. Die Erfahrung hat aber das Gegentheil bewiesen. Im Frühjahr 1849 ging eine Gesellschaft unter Anführung des Majors Reading in diese Gegend und hat daselbst (zweihundert Meilen nördlich von Sacramento-City) nicht nur reichliche Ausbeute gehabt, sondern

*) Vgl. Nr. 98 und 108 des Magazins.

selbst Gold in großen Stücken und von erster Güte gefunden. Ich zweifle auch nicht, daß, wenn die Schätze am Fuße der Sierra Nevada theilweise erschöpft seyn werden, die Goldgräber sich nach dem Küstengebirge wenden und dort nicht minder erfolgreich arbeiten werden, als sie es gegenwärtig thun.

„Ich bin nicht der anfänglich sehr verbreitet gewesenen Ansicht, daß die Goldwäschen im nördlichen Kalifornien unerschöpflich seyen. An anderen Punkten hat die Erfahrung gezeigt, daß die reichen Lager reinen Goldes, die nahe der Erdoberfläche gefunden wurden, im Laufe der Ausgrabungen allmälig schwanden, und bei dem ungeheuren Zufluß von Arbeitern mit der Zeit ganz zu Ende gingen. So ist es in Sonora, wo vor Jahren funfzehn bis zwanzig, selbst funfzig Dollars pro Mann gewonnen wurden, heute, wo man mit Hülfsmitteln zum Graben und Waschen versehen ist, schwierig, mehr als ½—2 Dollars zu verarbeiten. Dasselbe ist theilweise auf den reicheren und ausgedehnteren Goldplätzen Kaliforniens der Fall gewesen. In den ersten Zeiten der Entdeckung, bevor Schaufel und Hacke den Boden belästigten, war jede Felsspalte, jedes Flußufer mit der goldenen Frucht beladen, und die ersten Ankömmlinge nahmen sie ohne Mühe fort. Als der Strom der Einwanderung sich nach den Minen wandte, wurden die Glücktreffer seltener, und als sich endlich eine ungeheure Bevölkerung in dem ganzen Goldgebiet festsetzte, fing der Ertrag an, weit mehr von der Arbeit, als von einem glücklichen Zufalle abzuhängen. Als ich das erstemal die Minen besuchte — es war erst sechs Monate nach dem Beginn der Ausgrabungen, und kaum dreitausend Menschen hatten sich über das ungeheure Gebiet zerstreut — sah ich Schluchten, die sich meilenweit längs der Berge hinzogen, völlig umgeschaufelt und die Flußufer ausgehöhlt, als sollten große Kanäle gegraben werden. Jetzt, nachdem zwei Jahre verflossen sind und eine Menschenmenge von Hunderttausend, deren Zahl noch täglich zunimmt, mit der Emsigkeit der Gewinnsucht dort gearbeitet hat, sind die Schluchten und Uferbänke, die dazumal verlassen worden waren, aber und abermals umgewühlt worden, und einige von ihnen mit sehr gutem Erfolg. Zwei Jahre haben den Charakter der bis jetzt bearbeiteten Minenregion vollkommen umgewandelt. Auf diesem unermeßlichen Landstrich, deß lockerer Boden die massenhaftesten Schätze barg, haben Hacke und Schaufel Kanäle, Schluchten und Gruben geschaffen, die das Werk von Riesen zu seyn scheinen.

„Daß die bloßen Goldwäschen mit der Zeit sich erschöpfen werden, scheint mir mehr als wahrscheinlich, indessen funfzig Jahre lang werden sie sich wohl noch mit wechselnder Ergiebigkeit ausbeuten lassen. In den trockenen Gruben (dry diggings), die ganz „ausgegraben" (dug out) sind, wie es in der Goldsuchersprache heißt, lassen sich immer noch täglich an fünf Dollars gewinnen. Eben so giebt die nur einmal ausgewaschene und als unnütz weggeworfene Erde an den Flußufern bei sorgfältiger zweiter Wäsche noch eine Ausbeute von drei bis zehn Dollars täglich. Es ist demnach augenscheinlich, daß, so lange solcher Gewinn möglich ist, es Menschen geben wird, die in diesen Gegenden arbeiten. Die Millionen Hungernder in Europa würden in den kalifornischen Bergschluchten eine Heimat mit nutzbringender Arbeit, so zu sagen, vor ihrer Thürschwelle finden, und auch die arbeitenden Klassen unseres eigenen Landes könnten ihren Vortheil darin suchen, sich auf diesen goldtragenden Hügeln niederzulassen. Niemals, so lange die Welt steht, gab es eine bessere Gelegenheit für ein großes, freies und republikanisches Volk, wie das unsrige, den Unterdrückten der ganzen Welt ein Asyl zu öffnen und ihnen einen Platz zu bieten, auf dem sie durch ehrenhafte Arbeit, die ihrem und unserem Wohlstand förderlich wäre, sich eine glückliche Heimat schaffen und wie freie Männer leben könnten.

„Während nun, um wieder oben anzuknüpfen, die Goldwäsche mit immer steigender Anstrengung betrieben wird, muß einmal eine Zeit kommen, wo die Arbeit des Einzelnen gar nicht mehr fördert, und eine Vereinigung von Kapital, Handarbeit und Maschinen sie wird ersetzen müssen. So lange das Gold ein paar Zoll unter der Erde gefunden wird, bedarf es zur Ausbeutung keines weiteren Kapitals, als einer gewissen Geschicklichkeit in Handhabung der Hacke und Schaufel; wenn aber die Hügel bis auf den Fuß werden heruntergerissen, die Ebenen völlig umgewühlt, die Flüsse, die von der Sierra Nevada kommen, aus ihrem Bette geleitet werden sollen, dann muß die Handarbeit des Einzelnen das Feld räumen und die kombinirte Kraft an ihre Stelle treten.

„Nirgends gab es und giebt es eine so günstige Gelegenheit, sein Kapital vortheilhaft anzulegen, als in dem Goldgebiete Kaliforniens. Und zwar wäre dieselbe auf folgende Weise zu benutzen: Erfahrung und Beobachtung haben mich gelehrt, daß die Nebenflüsse des Sacramento und San Joaquin mehr Gold enthalten, als die Ufer zu versprechen scheinen. Nun giebt es mehrere Stellen, an denen der Fluß bequem durch Hülfe von Maschinen aus seinem Bette geleitet werden kann. Dann müssen Dämme aufgeworfen, Pumpwerke aufgerichtet werden, um das Flußbett trocken zu legen. Mächtige Dampfmaschinen würden die Zertrümmerung des Gesteins und die Ausscheidung des Goldes unterstützen. Auch die Hügel und Ebenen wären auf solche Weise zu bearbeiten. Große Aushöhlungsmaschinen könnten die Golderde emporheben, andere die Wäsche übernehmen. Die das erstemal auf gewöhnliche Weise gewaschene Erde müßte dann in einen wissenschaftlich konstruirten Apparat noch einmal gewaschen und die darin zurückgebliebenen Goldtheilchen auf chemischem Wege ausgeschieden werden.

„Die systematische Goldgewinnung wäre in Kalifornien unendlich einträglicher, als sie es je in den reichsten Distrikten Mexiko's und Peru's gewesen ist. Die Goldwäschen, die jetzt bereits Tausende bereichert haben, sind nur der Schaum von den Schätzen, die noch zu heben sind. Ich möchte zwar nicht das Goldfieber vergrößern, das von Kalifornien ausging und Tausende über Tausende aus der ganzen Welt herbeizog, von denen nicht Alle geschickt waren, das Leben in den Minen oder die harte Arbeit, die das Goldgraben erforderte, zu ertragen. Man darf auch hoffen, daß jene Manie bereits der nüchternen Ueberlegung Platz gemacht hat und das Publikum willig glaubwürdige Berichte anhört und die passenden Mittel ergreift, aus den berichteten Thatsachen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Ich würde aber gegen meine Pflicht handeln, wollte ich von dem Goldlande reden und nicht die ganze Wahrheit sagen, wie sie sich mir aufgedrängt hat.

„Durch die Höhenkette am westlichen Abhang der Sierra Nevada, so wie durch jede Hügelreihe, die mit ihr zusammenhängt, zieht sich eine Quarzschicht, die zuweilen einige Fuß unter der Erdoberfläche liegt und ein andermal in großen soliden Massen über sie hinausragt. Es hat sich jetzt durch das Experiment herausgestellt, daß diese ganze Quarzmasse mit Gold durchzogen ist. In manchen Stücken sieht man das Gold mit bloßem Auge, in anderen braucht man starke Vergrößerungen, um die Goldtheilchen, die in kleinen Adern durch das Gestein laufen, zu erkennen. Die Masse ist mit Sachkenntniß geprüft worden, und ihr reicher Gehalt an Gold steht außer allem Zweifel. Herr George Wright, ein Mitglied der kalifornischen Repräsentantenversammlung, hat ganze sechs Monate an Ort und Stelle auf diese Versuche verwendet und die glänzendsten Erfahrungen gemacht. Er ließ hundert Pfund des Gesteins pulverisiren und schied daraus das Gold aus. Die ersten vier Pfund ergaben zwölf Dollars Goldwerth. Dies war die reichste Ausbeute, während die geringste einen Dollar aufs Pfund betrug, was oft der Fall war, wo mit bloßem Auge nicht ein Partikelchen Gold wahrgenommen werden konnte. Herr Wright besitzt eine Probe von solchem Quarz, die zwölf Pfund wiegt und sechshundert Dollars Goldwerth, oder über ein Viertel seines Gewichtes reines Gold enthält. Einen Dollar aufs Pfund aber hatte er, wie gesagt, zum wenigsten immer gefunden.

„In den Goldminen von Georgia, wo gegenwärtig nur die Ausscheidung des Goldes aus dem Quarz mit Vortheil betrieben wird, pulverisirt eine Maschine von funfzehn Pferdekraft mit zwölf Pochhämmern täglich etwa tausend Scheffel Gestein. Diese Pulverisirung ist der wichtigste Theil der Arbeit bei der ganzen Goldgewinnung, denn aus dem zertrümmerten Quarz läßt sich das Gold leicht durch Waschen, oder Amalgamiren mit Quecksilber, oder durch eine Vereinigung beider Prozesse gewinnen. Wenn nun in Georgia jeder Scheffel Stein zwölf und einen halben Cent liefert, so ist dabei schon guter Gewinn; wenn er funfzig Cents austrägt, was auch vorkömmt, so gilt der Gewinn für enorm. Ein Scheffel Stein wiegt aber fünfundsiebzig Pfund; es würde also, anstatt daß, wie in Georgien, aus dem Scheffel bei sehr guter Schätzung fünfundzwanzig Cents gezogen werden, der kalifornische Goldquarz bei der geringsten Schätzung fünfundsiebzig Dollars liefern. Demnach würde eine Maschine von funfzehn Pferdekraft, die täglich 1000 Scheffel, d. h. 75,000 Pfund, zertrümmert, in Kalifornien täglich 75,000 bis 100,000 Dollars liefern, wobei, außer der Maschine, etwa noch hundert Arbeiter vonnöthen wären. Setzen wir nun die Ausgaben selbst auf die Hälfte des Ertrages, so würde der Gewinn in der That eben so erstaunlich seyn, als er unleugbar ist. Wir dürfen also wohl behaupten, daß in Kalifornien ein unermeßliches Feld für die Anlage von Kapitalien, wie für die Verwendung von Arbeitskräften vorhanden ist."

Mannigfaltiges.

— Jenny Lind in Amerika. Mit dieser Ueberschrift bringt das Londoner Athenaeum vom 28. September einen langen Artikel, worin es sich über den amerikanischen Lind-Enthusiasmus nicht wenig lustig macht, obgleich ihm der englische nicht viel nachgegeben hat. „Die Ankunft von Columbus in der Neuen Welt", sagt das genannte Blatt, „wird dort unstreitig jetzt als ein viel unbedeutenderes Ereigniß angesehen, als die von Jenny Lind. Einer glaubt dem Anderem kaum die frohe Nachricht, und Alle fragen sich gegenseitig: Ist es denn wirklich wahr, daß sie in Amerika ist? Jenny landete an einem Sonntag, und die Kirchen waren sofort von Andächtigen leer. Alles warf sich der neuen Lind-Religion in die Arme. Alle Sterne der Union haben vor dem Jenny's ihren Glanz verloren. Ganz New-York hing sich an ihren Wagen, als sie nach Irving-Haus fuhr, wo sie wie eine Fürstin wohnt. Noch um Mitternacht schwärmten mehr als 30,000 Menschen vor ihrem Hotel und um ein Uhr Morgens erschienen 150 Musiker, geführt von 700 Feuermännern, um ihr ein Ständchen zu bringen. Die Zeitungen berichten über Alles, was sie thut, von dem Augenblicke, wo sie des Morgens ihr Bett verläßt, bis zu dem, wo sie sich wieder zur Ruhe begiebt. Bis zum „zehnten Tage" ihrer Ankunft sind sie auf diese Weise bereits vorgeschritten, so weit uns die Zeitungen vorliegen. Von ihrem Gesange wird natürlich nur in den verzücktesten Worten gesprochen. Das erste Billet zu ihrem ersten Konzerte wurde für 300 Thaler verkauft. Es gehört zu den besonderen Auszeichnungen, sich rühmen zu können, daß man Zusicherungen von Eintrittskarten für eines der nächsten Konzerte habe. Die Yankees scheinen förmlich närrisch geworden, und wir würden uns nicht wundern, nächstens zu hören, daß sie Jenny Lind als einen besonderen unabhängigen Staat in die Union aufgenommen haben."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 13, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Dienstag den 8. Oktober 1850.

Rußland.

Die religiösen Sekten in Rußland.

Von Fritz v. Frank.

Bei den im Verhältniß spärlichen Nachrichten, welche wir über die Zustände in Rußland besitzen, und bei dem Interesse, das wir, wenn auch vielleicht oft wider Willen, dem Koloß des Nordens schenken müssen, dürfte nachfolgende Skizze über die religiösen Sekten daselbst manchem Leser willkommen seyn.

Im 14ten Jahrhundert bereits entstand in Nowgorod und Pskow die mächtige Sekte der Strigolniki, deren Gründer ein griechischer Kleriker aus Moskau, Namens Karp, war. Sie bezüchtigte die russischen Bischöfe der Simonie (des Pfründenwuchers) und versagte ihnen den Gehorsam, indem sie erklärte, es sey geringere Sünde, dem Boden zu beichten, als einem Popen von befleckterm Wandel. Antonius, der Patriarch von Konstantinopel, fand es für nöthig, sich in die Angelegenheit zu mischen; er schrieb deshalb an die Nowgoroder, trat gegen die Sektirer auf und sagte: man dürfe ohne Skrupel nehmen, was einem angeboten werde, und es komme den Häretikern eben so wenig zu, das Thun und Treiben der Bischöfe zu richten, als es der Herde gezieme, ihren Hirten zu führen. Photius, der Metropolit von Kiew, verfuhr auf gleiche Weise, dessenungeachtet dauerten die Strigolniki fort, und ihrem Einflusse vornehmlich ist es zuzuschreiben, daß im Jahre 1503 die Abgabe aufgehoben wurde, welche die Erzbischöfe den Geistlichen auferlegten, wenn diese die Weihe erlangen wollten.

Hauptursache des Abfalls von der Kirche war die Revision und Verbesserung der heiligen Bücher, welche im Jahre 1518 begann und bis zum Jahre 1632, in welchem Nikon zum Patriarchen ernannt wurde, währte. Zar Alexis Michailowitsch, welcher das von seinen Vorfahren begonnene Werk vollenden wollte, berief einige Kanzlisten und trug diesen die Durchsicht der Bücher auf; die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien leisteten dabei den russischen Prälaten hülfreiche Hand. In dieser Neuerung ist, wie schon erwähnt, der erste Grund des Abfalls zu suchen, denn die Häretiker wollten von keinerlei Umarbeitung etwas wissen und hielten an ihren alten Büchern, Bildern, Popen und Sakramenten fest; sie nannten die Jünger der Reform Nikonianer, vermieden allen Umgang mit denselben und erklärten, es sey durchaus keine Sünde, sie gleich den Niemzy (Deutschen) zu betrügen.

Fassen wir zuvörderst die allen Altgläubigen gemeinschaftlichen Dogmen zusammen. Sie glauben nicht an die Untheilbarkeit der Dreieinigkeit, sondern verehren jede Person besonders und setzen sie auf ihren eigenen Thron. Die auf dem Markte eingekauften Nahrungsmittel reinigen sie durch Bekreuzigungen und vermeiden es, öffentliche Bäder zu besuchen. Wer sich ihnen anschließt, muß sich einer nochmaligen Taufe unterwerfen, nach dieser vierzig Tage fasten, sich tausendmal bekreuzigen, dreihundertmal zur Erde fallen und siebenhundertmal tief verneigen. Alsdann hat der Neuaufzunehmende sich nackt auszuziehen und mit eigener Hand das Kreuz abzunehmen, welches jeder Russe auf der Brust trägt, zum Zeichen, daß er sich aus freien Stücken des bisherigen Glaubens entäußere. Ist dieses alles vorschriftsmäßig geschehen, so wird der neue Glaubensbruder in ein ungeheuer großes Bettlaken gewickelt und so dreimal ins Wasser getaucht. Diese Ceremonie findet gewöhnlich im Winter statt und kostet ein solch kaltes Bad, zu dem man sich erst durch eine mächtige Eisschichte Bahn brechen muß, gar Manchem das Leben, doch hält dies Keinen zurück, denn ein solcher Tod bringt vornehmlich in den Geruch der Heiligkeit und führt geradewegs ins Paradies. Die Popen, welche Lust hatten überzugehen, mußten sich denselben Regeln unterwerfen, nur mit dem Unterschiede, daß man in Betracht ihres Amtes ihnen das Auskleiden erließ und sie in vollem Ornate in den Fluß tauchte. Mit der Zeit nahm man es mit dem barbarischen Gebrauche des Untertauchens weniger streng und ließ es beim gewöhnlichen Taufen bewenden. Der Pathe befestigte sich dann das Laken, in welches der Täufling eingewickelt war, um den Hals, und beide hielten in diesem Aufzuge einen Umgang um die mit geweihtem Wasser angefüllten Gefäße, worauf der neue Gläubige mit heiligem Oele eingesalbt wurde. War er ein Pope, so hob man ihm das Ornat in die Höhe und verrichtete dann so an ihm die heilige Handlung. Dieser Gebrauch war besonders im Kloster zu Wiatka sehr üblich.

Unter den Neophyten gab es auch viele, welche in Ermangelung geistlichen Beistandes sich allein in den Strom stürzten, ja, einer trieb sogar den Fanatismus so weit, daß er behauptete, alles Wasser der Erde sei Eigenthum des Antichrist und deshalb unrein, man müsse sich daher in Wasser des Himmels taufen. Und wirklich ging er auch in den naheliegenden Wald und sammelte hier das Regenwasser, welches von den Bäumen tröpfelte, in eine Tonne, um damit die heilige Handlung zu verrichten. Leider konnte ihn seine Strenggläubigkeit vor einer lächerlichen Probe nicht schützen. Man behauptete, daß, wenn sein Glaube der wahre sey, der Wein ihn nicht berauschen könne; der Arme war gleichfalls dieser Ansicht und schlürfte das ungewohnte Getränk in vollen Zügen, doch bald umnebelten sich seine Sinne, und sein Körper verlor das Gleichgewicht; trunken stürzte er zur Erde, und sein Glaube litt schmähligen Schiffbruch.

So lange es noch Popen gab, welche die Ceremonie nach altem Gebrauch ausführten, ging alles so ziemlich. Man weg alte Heiligenbilder mit Gold auf, und hatte man dieses nicht, so wußte man sie sich auch auf andere Art zu verschaffen; eben so sehr war man hinter alten Postien und altem Weihöle her. Doch es kam endlich die Zeit, wo dies alles fehlte, und von den alten Popen keiner mehr übrig war. Da theilten sich die Roskolniki oder Abtrünnigen in zwei Parteien, von denen die eine sich ohne Popen behalf, während die andere neue wählet. Die Ersteren nannten sich von nun an Ohnepopiten, die Anderen dagegen Popiten, bei jenen versahen alte, des Lesens unkundige Bauern das Amt des Geistlichen, bei diesen der der wahren rechtgläubigen Kirche untreu gewordene Pope.

Mit dem Meßbrode und dem heiligen Oele wurde der heillosesten Mißbrauch getrieben. Einige Krumen alten Brodes wurden mit neuen vermischt, und mit dieser Fabrication beschäftigten sich alte Weiber und abgefeimte Spitzbuben. Jeder Gläubige wollte davon etwas im eigenen Hause haben und hob dieses Palladium mehr oder weniger sorgfältig auf. Dasselbe Verfahren beobachtete man in Betreff des heiligen Oels; einige Tropfen des echten, alten mußten eben so vielen Quarten gewöhnlichen Oels zur Folie dienen. Dessenungeachtet hatte man noch eine gewisse Ehrfurcht vor dem Alten, Heiligen; man gab es zwar vermischt und verdünnt, aber man gab es doch. Moskau war die erste Stadt, welche es wagte, neues Oel ohne Mischung zu verfertigen, und dadurch die größte Aufregung unter allen Sekten hervorrief. Bemerkt muß hier werden, daß die Abtrünnigen, trotzdem sie sich von der rechtgläubigen Kirche losgerissen hatten, nie einen Geistlichen weihten, noch die Sakramente ertheilten.

Man hatte überall verkündet, die Herrschaft des Antichrist habe begonnen, und mußte demzufolge auch den Tag des letzten Gerichts bestimmen. Die Pomorianer, Abtrünnige, welche die nördlichen Gestade des Oceans bewohnten, glaubten vor Allen an die nahe Ankunft des Antichrist; sie legten sich deshalb mit vollster Ergebung Jeder in seinen Sarg, hüllten sich in das Leichentuch ein und sahen mit Geduld dem Augenblick entgegen, wo die Welt in Trümmer gehen würde. Doch es mochte ihnen etwas zu lange dauern; sie erstanden deshalb wieder aus dem Leichenkasten und gingen, freilich nicht ohne Kopfschütteln, an ihre Beschäftigung. Einem der Gläubigen verhalf der Antichrist zu einer sehr lukrativen Idee; er beredete nämlich seine Geistesverwandten, sich der Bürde von Hab und Gut zu entledigen und den Sarg zu beziehen. Geschah dieses, so löschte der Schlaukopf die Lichter aus und suchte mit Kleidung und Baarschaft des Angeführten das Weite.

Die Roskolniki bestehen bis heute noch in vielen Städten Rußlands und zwar in vollständigster Opposition gegen die Regierung. Die Pomorianer weigerten sich, die Zaren Imperatoren zu nennen, indem sie sagten, dies sey nicht russisch; eben so wenig wollten sie für ihre Wohlfahrt beten. Die Kaiserin Anna, welcher diese Weigerung hinterbracht wurde, ordnete eine strenge Untersuchung an, womit Samarin beauftragt wurde. Die Widerspenstigen krochen zu Kreuze, indem sie sich schriftlich verpflichteten, der kaiserlichen Familie in ihren Gebeten Erwähnung zu thun, doch ohne den Titel auszusprechen. Die Philiponen, welche sich, an sich unbedeutender Ursachen wegen, von den Vorhergenannten losgesagt hatten, bestiegen lieber den Holzstoß, als daß sie sich gefügt hätten, und die Theodosianer, gleichfalls früher ein Zweig der Pomorianer, gingen in ihrer Halsstarrigkeit bis zur Verachtung ihrer mehr nachgiebigen Glaubensbrüder, welche sie Samarianer schimpften.

Im Allgemeinen ist der Tod für den Glauben bei den Häretikern des Nordens in großen Ehren; sie stellen ihn dem Märtyrthume gleich. Die Philiponen besonders sind hierin wahre Fanatiker und nehmen zu Feuer, Wasser und Hunger ihre Zuflucht, um sich des Lebens zu entledigen. Treffen sie auf einen Novicius, dem nach der Ewigkeit verlangt, und zwar auf dem Wege des Hungerns, so verordnen sie ihm ein vierzigtägiges Fasten, schließen ihn in eine leere Hütte ein und entkleiden ihn vollständig, damit ihm alle Gelegenheit be-

nommen werde, sich auf andere Art ans Leben zu gehen. Für das unglückliche Opfer des Fanatismus beginnt nun eine Reihe der furchtbarsten Qualen; vergebens ist sein Schrei nach Speise oder Freiheit, er verklingt unbeachtet, vergebens die Betheuerung, er begebe sich der himmlischen Seligkeit, Niemand hört darauf. In der Verzweiflung haut der Unglückliche seine Zähne ins eigne Fleisch und endet größtentheils unter den schrecklichsten Martern, ja, oft im Wahnsinn. Sollte es dem so Gefolterten gelingen, seinen Käfig zu durchbrechen, so trifft er auf Wächter, welche ihm den Garaus machen.

Unter den Pomorianern giebt es nur einen Zweig, die Adamanten, welche dem freiwilligen Tode abhold sind, dafür gehen sie aber in ihrer Nichtunterwürfigkeit den Civilbehörden gegenüber noch einen Schritt weiter. Nicht nur, daß sie alle und jede Pässe von der Hand weisen, sie verweigern auch den Eid, indem sie sich auf Christus berufen, der gesagt habe: Eure Rede sey ja, ja, nein, nein. Eben so wenig nehmen sie irgend eine Münze mit dem kaiserlichen Wappen an, denn sie behaupten, der Drache, welchen der heilige Georg durchbohrt, sey das Symbol des Antichrist, und betreten nie eine Chaussee, da diese von den Feinden des Heilands gebaut seyen. Die Czernodyler — so genannt von einer Besitzung des Grafen Chodkiewicz — treiben die Kühnheit so weit, Rekruten zur Armee zu verweigern.

Sämmtliche Sekten unterscheiden sich nicht wesentlich von einander. Der Stifter der Pomorianer ist Simeon Wikulin, welcher am Ufer der Wygo, vierzig Werst von Onega, ein Kloster gründete und von seinen Jüngern als Heiliger verehrt wird. Theodosius Wassiliew verdankte zwölf Jahre später die Sekte der Theodosianer ihr Entstehen; sie behielt die Kreuzesinschrift I N R I bei, welche die Pomorianer weglassen, und folgte zugleich dem Gebot ihres Apostels, welches befiehlt, die von den Häretikern gekauften Nahrungsmittel zu reinigen. Der Mönch Philipp, früher ein gewöhnlicher Landmann, wollte gern Vorgesetzter des Wygorecker Klosters werden, konnte jedoch seine Absicht nicht erreichen und redete deshalb mehreren Abtrünnigen zu, sich von der Verbrüderung loszureißen und ein eigenes Kloster zu gründen. Sie folgten dem Rathe, wurden jedoch bald mit Feuer und Schwert heimgesucht, als sie Samarin zur Unterwerfung zwang. Die Sekte gewann, ungeachtet der Verfolgungen, zahlreiche Anhänger und verbreitete sich über ganz Rußland, vornehmlich aber über Sibirien. Adamant, dessen Sekte bereits Erwähnung geschehen ist, war ein einfacher Hirte.

Die Verbrüderung des Erlösers entstand, indem aus Mangel an Popen alle Sakramente beseitigt wurden und man das Heil der Seele einzig und allein dem Sohne Gottes anvertraute. Von einer nochmaligen Taufe konnte natürlich nicht die Rede seyn. Diejenigen, welche sich verheiraten wollen, begeben sich der Trauung wegen in eine Nikonianische Kirche, doch kaum ist der Akt vollzogen, so eilen sie zu den eigenen Vorgesetzten und bitten hier um Vergebung für die begangene Uebertretung. Diese Handlungsweise hat ihnen die Verachtung der anderen Sektirer zugezogen.

Im Jahre 1771, zur Zeit, als die Pest in Moskau wüthete, erhielten die Theodosianer die Erlaubniß, auf dem Platze der Verklärung (preobrashenski) ein Spital anzulegen. Ambrosius, der Metropolit von Moskau, der sich dem widersetzen wollte, ward ermordet. Unzählige Kranke strömten der neuen Heilanstalt zu, doch die Theodosianer, anstatt den kranken Körper zu pflegen, dachten nur daran, recht viel Proselyten zu machen, und tauften im kalten Flusse, wessen sie immer habhaft werden konnten, wodurch natürlich die Sterblichkeit nur um so größer wurde. Nachdem die Seuche verschwunden war, wurde das Spital in ein Kloster für beide Geschlechter umgewandelt, und die Kirche mit alten Bildern geschmückt, welche man einem Pfarrer in Moskau abgekauft hatte, der dieses Handels wegen seines Amtes verlustig ging. Später kamen die Theodosianer nach Petersburg und hatten lange Zeit zum Kaplan einen gewöhnlichen Bauer, der kaum lesen konnte.

Bei der heiligen Messe tragen die Häretiker gewöhnlich nur ihre gewöhnliche Weste, da es ihnen untersagt ist, ihre Lenden zu umgürten. Sie sind sämmtlich mit Skapuliren versehen und stützen die Hände auf ein auf der Erde liegendes Stück Zitz, wenn sie sich verbeugen. Die Nikonianer dürfen ihre Bilder nicht küssen, tragen lange Bärte und wenden ihr Auge mit Abscheu von einem glatten Gesichte.

Die Häretiker berühren weder Wein, noch Taback, und lassen diese Genüsse den Heiden. So strenge sie nun hierin sind, so wenig sind sie es in anderer Hinsicht, denn die Sittenlosigkeit hat bei ihnen eine hohe Stufe erreicht. Viele von ihnen haben gemeinschaftliche Frauen, und die Kinder, an deren Erziehung nicht im entferntesten gedacht wird, wissen meistens nicht, wer ihr Vater ist. Der Taufakt wird gewöhnlich erst im reiferen Alter vollzogen. Im Norden giebt es Sekten, wo der Mann nur so lange mit seiner Frau lebt, als diese ihm Töchter schenkt. Nach Söhnen tragen sie kein Verlangen, um sie nicht als Rekruten geben zu müssen. In der Geschichte der Popiten spielt die Stadt Wjatka eine Hauptrolle. Kosma und Stephan, zwei Popen, gründeten diese Brüderschaft auf den an der Wjatka gelegenen Gütern Chaleckí's, eines polnischen Edelmanns. Einer ihrer Nachfolger, der Mönch Theodosius aus Rylsk, führte zuerst die Aufnahme der nach neuem Ritus geweihten Popen ein und segnete auch im Jahre 1695 die Wjatkaer Kirche ein. Der Stadt selbst strömten aus ganz Rußland Gläubige zu, und bald zählte sie an 40,000 Einwohner. Gern nun hätten diese sich vollständig von der altgläubigen Kirche losgerissen und dachten stark daran, einen Bischof zu ernennen, welcher ihnen die Geistlichen weihen könnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, welche sie, um ihr Vorhaben zu erreichen, im Verein mit anderen Abtrünnigen in Jassy gemacht hatten, machte sich ein alter Mönch aus Kiew, nachdem er noch zuvor sein Kloster bestohlen hatte, mit einem falschen Passe nach der Hauptstadt der Moldau auf den Weg und meldete sich bei dem Metropoliten daselbst mit einem unterschobenen Briefe des Erzbischofs von Kiew, in welchem dieser Großwürdenträger der Kirche den Ueberbringer aufs angelegentlichste empfahl und dessen Ernennung zum Bischof befürwortete. Die List gelang, der Erzbischof ging in die Falle und weihte den ihm so warm Empfohlenen, der denn nach vollzogenem Akte sofort nach der Ukraine abreiste und daselbst eine Menge Mönche und Popen einsegnete. Die Regierung befahl, den widerrechtlich kreirten Bischof festzunehmen, und verbannte ihn in das Solowetzker Kloster, von wo aus er jedoch zwei Jahre später entfloh und nach Kiew zurückkehrte. Hier wurde er erkannt, zum zweitenmale eingezogen und auf Lebenszeit zu den schweren Arbeiten verurtheilt. Auf dem Wege nach Sibirien gelang es seinen Anhängern, ihn zu befreien und nach Wjatka zu führen, wo die Regierung sich jedoch abermals seiner bemächtigte und ihn so lange gefangen hielt, bis ihn endlich 1735 der Tod erlöste.

Natürlich mußte das, was in Wjatka vorgefallen war, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen. Nach wiederholten, jedoch vergeblichen Aufforderungen der Kaiserin Anna an die Entlaufenen, in ihre Heimat zurückzukehren, befahl diese Fürstin dem Obersten Sytin, ihren Willen mit den Waffen in der Hand Geltung und Gehorsam zu verschaffen. Dies geschah denn auch auf die strengste Weise; nach einer einjährigen Untersuchung wurde ein Theil der Widerspenstigen aus einander getrieben, der andere unter die Rekruten gesteckt und das Kloster verbrannt.

Fünf Jahre später hatte sich Wjatka schon wieder neu bevölkert; das Kloster erstand neu aus seinen Trümmern, und die darin hausenden Mönche gaben durch ihren sittenlosen Wandel allgemeines Aergerniß. Die Umgegend der Stadt sogar war der vielen Räubereien wegen im höchsten Grade unsicher. Da beschloß die Kaiserin Katharina, dieses Uebel ein- für allemal bei der Wurzel zu erfassen und auszurotten; der Oberst Maslow zog nach Wjatka, hielt daselbst Gericht und jagte 20,000 der Einwohner nach Sibirien, die Kirche dagegen verlegte er achtzig Werst weiter zu den Starodubowern.

Diese Letztgenannten wohnten zur Zeit Iwan's und Peter Alexiewitsch's an der Gränze des Kiewer Gouvernums und bestanden aus einer Masse Flüchtlingen, welche sich so vermehrt hatten, daß sie über zwanzig Kirchen geboten. Von Glauben war bei ihnen keine Spur, und das Band der Ehe eine Spielerei. Die Kaiserin Katharina ließ, als sie diese saubere Sekte der taurischen Eparchie einverleibte, den größten Theil bekehren.

Zur Zeit der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. bildete sich eine neue, häßliche Sekte unter dem Namen der Skopzy, welche heute besonders in Petersburg sehr zahlreich vertreten ist, Politik und Mystizismus zur Glaubensbasis hat, und Peter III. dem Heilande gleichstellt. Perowski, der jetzige Minister des Innern, richtet ein ganz besonderes Augenmerk auf diese Sektirer und wird gewiß unter ihnen tüchtig aufräumen.

Die Abtrünnigen hassen sowohl sich unter einander, als auch die Nikonianer. Der Theodosianer wird um Alles in der Welt nicht aus einem Gefäße trinken, das ein Pomorianer an den Lippen gehabt hat. Auch das eheliche Verhältniß giebt Anlaß zum Hasse, da die Einen es als Sakrament für heilig erachten, die Anderen dagegen nicht. Gewisse Sekten haben sich als solche der Regierung angezeigt und sind dafür mit doppelten Abgaben belegt worden; doch geht es mit deren Eintreibung, so wie auch mit der Rekrutenaushebung, sehr langsam, und zwar aus dem Grunde, weil gewöhnlich die Popen fehlen und deshalb auch die Gemeinderegister in gänzlicher Unordnung sind. Strenge Maßregeln vermeidet man von oben her so viel als möglich, da sie nur die Zahl der Sektirer vermehren und sie noch widerspenstiger machen würden. Einen Beleg hierzu liefern die Philiponen; seit ihrer Verfolgung tragen sie im Stiefel stets ein Messer, um sich auf der Stelle das Leben zu nehmen, sobald es der Regierung einfallen sollte, sie zu etwas zu zwingen.

Aus dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge, wohin Fanatismus, gepaart mit Unwissenheit, zu führen vermag. Nicht geistige Abschweifungen haben zu diesem großartigen Sektenwirrwarr beigetragen, wohl aber der Trotz und das feste Anklammern an die alterthümlichen Sitten und Gebräuche. Nachdem die Häretiker Rußlands jede Neuerung von der Hand gewiesen hatten, sahen sie sich plötzlich ohne Form und Glauben und mußten, da die wohlthätigen Strahlen der Civilisation sie noch nicht durchdrungen hatten, in den Abgrund der Anarchie und Entsittlichung stürzen. Hier wäre wohl reichlicher Stoff zum Nachdenken und zu den wichtigsten Forschungen in Betreff mancher Eigenthümlichkeiten der russischen Nation.

Absichtlich geschah bis jetzt der Duchoborzy nicht Erwähnung, weil sie sich nicht gut mit den übrigen Häretikern vergleichen lassen und ihren Glauben nicht, wie die Roskolniki, auf den Text der heiligen Schrift stützen. Man darf sie eigentlich nicht Christen nennen, da sie in ihren bilderlosen Kirchen einzig und allein den heiligen Geist verehren. Der Gedanke dieser Sekte kam aus Deutschland herüber und hat in Rußland, besonders im südlichen, unglaublich viel Anhänger gefunden.

Die Regierung thut in Sachen des Glaubens, was sie kann, und wendet gegen die Häupter der Propaganda bald Strenge und bald Milde an, erstere jedoch vorzugsweise, und zwar gewöhnlich in letzter Instanz, vermittelst des Stocks oder der Knute. Bei den mehr rohen und wilden Sekten läßt man indessen gern Nachsicht walten und thut sehr weise daran. Unglücklicherweise sind die Roskolniki so vermögend, daß sie das Geld mit vollen Händen ausstreuen können und dadurch die Ihrigen der Strenge des Gesetzes zu entziehen wissen. So viel bekannt, gehört vom Adel Niemand zu den Häretikern, und der Kaufmannsstand hält an der rechtgläubigen Kirche (?); bei alledem bleibt das Sektenwesen in Rußland eine Wunde, die wahrscheinlich nie vernarben wird und die Regierung jeden Augenblick in die unangenehmsten Verlegenheiten stürzen kann. Die Macht der Propaganda ist eben so groß, wie die Unwissenheit und Indo-

lenz des Bauern, und nur die Kultur, das Licht des Wissens, ist hier im Stande, segensreiche Aenderungen herbeizuführen.

Der in gegenwärtiger Skizze behandelte Gegenstand ist unstreitig von großem Interesse und verdient die volle Berücksichtigung des Forschers. Rußland zählt wenigstens sechzig verschiedene Sekten, von denen mehrere selbst den Mitgliedern der heiligen Synode unbekannt sind. Es ist eine große Eigenthümlichkeit, daß die Sektirer, wenn ihnen auch manche Fehler und selbst Verbrechen ankleben, sich doch von den übrigen Russen dadurch unterscheiden, daß sie weder dem Trunke, noch der Faulheit ergeben, sondern im Gegentheil im Allgemeinen eben so vorsichtige und berechnende, als intelligente Leute sind. Das Sprüchwort: Wo ein Kupez (russischer Kaufmann) ist, kann kein Jude bestehen, läßt sich besonders hier recht treffend anwenden.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

So mein hochgestellter, liebenswürdiger Gewährsmann, den ich Gelegenheit hatte bei einem glänzenden Feste kennen zu lernen, das uns die Direction der französischen Nordbahn in dem Feenpalast des Jardin d'hiver in den Elysäischen Feldern gab. Baron James v. Rothschild, der bei diesem Festmahle den Vorsitz führte, las uns an der Tafel einen Bewillkommnungs-Toast vor, wahrscheinlich um den eingeladenen, wiewohl nicht erschienenen Präsidenten der Republik, der sich seine Tischreden ebenfalls immer vorher aufschreiben läßt, nicht in den Schatten zu stellen. Herr Meyssen, Vicepräsident der Rheinischen Eisenbahngesellschaft, stattete unseren Dank mit einigen sehr verbindlichen französischen Worten ab, die das Verdienst hatten, eben so deutsch gemeint, als mit deutschem Accente vorgetragen zu seyn. Dagegen war das, was darauf der französische Handels-Minister, Herr Dumas, über das große Eisenband sagte, welches jetzt um Frankreich, Belgien und Deutschland geschlungen sey, eben so der Form, als dem Inhalte nach französisch, d. h. galant und zierlich zugleich. Sein Kollege, der Minister der öffentlichen Arbeiten, Herr Bineau, den wir in der Kammer in schwerem Kampfe mit den sogenannten „Montagnards" gesehen hatten, war ebenfalls zugegen, ruhte jedoch hier von seinen Strapazen aus, indem er nur der einen Thätigkeit seiner Mundwerkzeuge freien, aber einen um so siegreicheren Lauf ließ.

Durch die Vermittelung meines obengedachten französischen Gönners war mir auch der Zutritt zu der feierlichen Jahres-Sitzung verschafft worden, welche die Akademie von Frankreich am 7. August hielt. Hier, wo ich in dem leicht überschaulichen Rotunden-Saale des Instituts nicht blos die vierzig akademischen Celebritäten, sondern auch die Crème der gebildeten Pariser Herren- und Damen-Welt vor mir hatte, konnte ich noch besser, als in der Nationalversammlung, wahrnehmen, in welcher Richtung sich jetzt der französische Geist bewegte. Hier, wo die Elite desselben versammelt war, wo jede Aeußerung dieses Geistes mit gespanntester Erregtheit vernommen und mit enthusiastischem, lautem Beifall begrüßt wurde, ließ sich auch nicht die leiseste Spur von Republikanismus erkennen; vielmehr war von diesem Geiste „jeder Zoll ein König." Herr v. Salvandy und Herr Villemain waren die Berichterstatter und die vorzüglichsten Redner des akademischen Festes, das hauptsächlich veranstaltet war, um auf Frau v. Staël eine Lobrede zu vernehmen, die im vorigen Jahre zum Gegenstand einer Preisaufgabe der Akademie gemacht worden war. Die Arbeit eines Herrn Henri Baudrillart hatte unter neunzehn Abhandlungen, die bei der Akademie eingegangen waren, den Sieg davongetragen. Es ist eine mit Geist und Kenntniß, ohne Uebertreibungen und ohne ungehörige Polemik, elegant und faßlich zusammengestellte Charakteristik der großen Frau und ihrer Zeit. Doch war mir, dem deutschen Zuhörer, völlig ungenügend, was der Verfasser über das für die französische Literatur so folgereiche Buch „De l'Allemagne" gesagt, wie denn überhaupt das schweizerische und deutsche Element in dem Geiste der Frau v. Staël, das eben ihr zuerst unter allen ihren Landsleuten das Verständniß deutschen Geistes und deutscher Poesie eröffnete, von Franzosen selten erkannt und noch seltener gewürdigt wird.

Salvandy's Rede hörte sich in dieser feierlichen Versammlung wie eine Protestation gegen den außerhalb derselben, wenn auch nur noch vegetirenden Geist der Revolution an. Er begann gleich damit, daß er die (im Jahre 1635 gegründete) Akademie, in deren Namen er sprach, als die einzige große Institution Frankreichs bezeichnete, welche sich rühmen könne, nicht der neuen Zeit ihr Daseyn zu verdanken, sondern einem großen Jahrhundert anzugehören. Unter den Trümmern der Gegenwart scheine sie allein von der Vorsehung erhalten, um ein Band zwischen den vielen zerstörten Größen vergangener Zeiten und der unbekannten Zukunft zu bilden, die Frankreich zu erwarten habe. Es war, als ob man den Propheten Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem klagen hörte. Auf Frau v. Staël übergehend, gedachte er ihres Einflusses auf die geläuterten Ideen über die constitutionelle Monarchie und die unter dieser Regierungsform in Europa am besten geschützte bürgerliche Freiheit. „Wir haben gesehen", fügte er hinzu, „wie die constitutionelle Monarchie entstand und sich befestigte durch jene Arbeit der geistigen Aristokratie eines großen Volkes. Die constitutionelle Monarchie! schöne und edle Regierungsform, welche uns als das Ziel und die Krone der Civilisation erschien, welche der Stolz und die Liebe unserer Jugendjahre war, welche unserem Vaterlande alle ihre Zusagen an Freiheit, Reichthum und Größe treulich gehalten, welche wir an einem stürmischen Tage solider zu machen gedachten, indem wir sie volksthümlicher gestalteten, indem wir ihre Grundlagen fortrückten, um sie zu fügen auf die Prinzipien des Contrat social, auf die Zustimmung, nicht der Zeiten, sondern der Zeit, auf die Souverainetät, nicht der von den Jahrhunderten überlieferten Traditionen, sondern der Vernunft, der Volkszahl, der materiellen Kraft — ach! uns war die furchtbare Enttäuschung vorbehalten, von Einer Welle und an Einem Tage Alles verschlungen zu sehen!"

Und bei diesen Worten applaudirte das rings umher sitzende elegante Publikum, daß es bis oben an die Kuppel der Rotunde wiederhallte. In dieser Sitzung wurden zugleich von dem beständigen Secretair der Akademie, Herrn Villemain, die historischen und literarischen Ehrenpreise der Akademie, und von Herrn v. Salvandy die sogenannten Tugendpreise des Herrn v. Montyon verkündet. Den großen historischen Preis von 3000 Frs. jährlich erhielt auch diesmal wieder der Verfasser der Considérations sur l'Histoire de France, Augustin Thierry, der, obwohl erblindet und fast am ganzen Körper gelähmt, an der Vollendung seiner Introduction aux monumens inédits de l'histoire du tiers-état en France, die bisher von der Zeit der Eroberung Galliens durch die Franken bis zu der Zeit Ludwig's XIV. im Druck erschienen, rüstig fortarbeitet. Der zweite historische Preis wurde ebenfalls von neuem dem gelehrten Verfasser der „Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII.", Herrn Bazin, zuerkannt, der jedoch vor wenigen Wochen in hohem Alter mit Tode abgegangen ist. Daß die Akademie das Recht hat, dergleichen Preise gewissermaßen als Pensionen für ausgezeichnete Geschichtschreiber zu betrachten, denen sie so lange belassen werden können, als die Akademie nicht anerkennt, daß ihre Werke von neueren Arbeiten übertroffen werden, ist gewiß eine verdienstliche Einrichtung.

Von den durch die Akademie heute mit Preisen von 3000 Frs. gekrönten philosophischen Schriften nenne ich Henri Martin's „spiritualistische Natur-Philosophie" (Philosophie spiritualiste de la nature), die, nach Villemain's Darstellung, vor keiner der neueren wissenschaftlichen Beobachtungen der Materie sich scheuend und mit der Leuchte der Vernunft in die tiefsten Geheimnisse der Natur eindringend, siegreich zu dem ersten Gedanken der Schöpfung, zu dem über der Natur waltenden Gotte, zurückkehrt und zurückführt. Ferner Adolphe Garnier's „Soziale Sittenlehre, oder Pflichten des Staates und seiner Bürger hinsichtlich des Eigenthums, der Familie, des Unterrichts ꝛc.", von welchem Buche der beständige Secretair der Akademie sagte, daß es, obwohl darin der Charakter der bereits von Montesquieu so gefeierten englischen Verfassung nicht gewürdigt und das Wesen der constitutionellen Monarchie gänzlich verkannt werde, doch hinsichtlich der inneren Oekonomie der Staatsgesellschaft einen sicheren Leitfaden abgebe. Das Wesen und die Heiligkeit des Eigenthums und die Bedingungen eines segenverbreitenden Volksunterrichts sind darin auf wahrhaft erschöpfende Weise erläutert. Auch das, was bei dieser Gelegenheit in der Akademie vernommen wurde, trug den Charakter jenes wissenschaftlichen Constitutionalismus, den man durch die Bezeichnung doctrinair zu diskreditiren gesucht, der aber noch heute, wie vor fünfundzwanzig Jahren, als die Doktrin zuerst im damaligen Globe vertreten wurde, die edelste Frucht des französischen Geistes genannt werden kann. Victor Cousin, der sich ebenfalls unter den Anwesenden befand, applaudirte jedesmal, so oft die akademischen Redner von den Triumphen sprachen, welche die constitutionelle Monarchie in Frankreich auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Religion, der Kunst wie der Industrie und des Handels herbeigeführt hatte.

Fünf Schriftstellerinnen wurden von der Akademie mit Ehrenmedaillen zu 2000 Frs. belohnt: Madame Desbordes-Valmore, wegen ihrer Erzählungen: „die Engel der Familie"; Madame de Bawr, wegen ihrer „Abendunterhaltungen junger Personen" (Soirées de jeunes personnes); Madame de Chastellé, geb. de Jussieu, wegen ihres „Versuches über die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, betrachtet vom christlichen, sozialen und persönlichen Standpunkte"; Madame Pape, geb. Carpentier, wegen ihres „Praktischen Unterrichts in Töchterschulen", und Madame Monmerqué, wegen ihrer unter dem Titel „Paul Morin" herausgegebenen Unterhaltungen eines Sittenlehrers. — Man sieht, daß in Frankreich auch die Akademie es nicht an besonderer Artigkeit gegen Damen fehlen läßt. Inzwischen glauben wir doch manchen unserer Leserinnen einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf die vorstehenden Schriften zur Anschaffung für ihre französische Familien-Bibliothek aufmerksam machen.

Ein vor fünf Jahren ausgesetzter, außerordentlicher Preis von 10,000 Frs. für das beste dramatische Werk in fünf Akten und in Versen, das in Frankreich aufgeführt und gedruckt worden und neben seinem literarischen Werthe auch das Verdienst hat, den Sitten und den Fortschritten der Vernunft förderlich zu seyn, wurde nicht etwa Herrn Scribe oder Herrn Ponsard, sondern zweien fast gänzlich unbekannten Namen zuerkannt: dem Heren Emile Augier, welcher 7000 Frs. wegen seines fünfaktigen Lustspiels „Gabrielle", und Herrn J. Autran, welcher 3000 Frs. wegen seiner fünfaktigen „antiken Studie": „die Tochter des Aeschylus" erhielt.

Die Tugendpreise des Herrn v. Montyon, dem die Akademie übrigens auch den größten Theil der Geldmittel zu den vorstehend gedachten Ehrenpreisen zu verdanken hat, wurden diesmal zum Betrage von 16,000 Fr. an funfzehn Personen vertheilt, meistens arme Landleute aus entfernten Provinzen, da sich in der Hauptstadt kein Konkurrent für einen Artikel, wie die Tugend, findet. Ob der Zweck, welchen Herr v. Montyon bei seinem Legate vor Augen gehabt: die Tugend durch Belohnungen aufzumuntern, erreicht wird, wenn alljährlich unter sechsunddreißig Millionen Franzosen etwa funfzehn Individuen ausgewählt werden, von denen jedes durchschnittlich ungefähr 1000 Fr. erhält, möchten wir zwar bezweifeln. Jedenfalls ist es aber erfreulich, die stille, bescheidene Tugend, die sich selbst das Nöthigste abdarbt, um fremde Wai-

sen zu erziehen, oder um alte erblindete Landleute in der eigenen Hütte aufzunehmen, oder um hülflose Kranke aufzusuchen und zu pflegen — also gerade die Tugend, die so selten erkannt und belohnt wird, ja, die nicht einmal einen Lohn erstrebt, gleichwohl durch ein Geschenk, das sie gewiß zu weiteren Wohlthaten verwenden wird, überrascht zu sehen. Die Belohnten selbst wissen in der Regel nichts von ihrer Bewerbung um den Tugendpreis, die immer von den Ortsbehörden ausgehen muß. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Der große Salzsee.

Amerikanische Zeitungen veröffentlichen einen Bericht des Capitains Stansbury vom topographischen Ingenieurcorps, der mit einer Untersuchung des großen Salzsees und seiner Umgebungen beschäftigt ist. „Während unsere Bagage" — heißt es darin — nach der Ostküste des Sees dirigirt wurde, übernahm ich es mit einem anderen Theile der Expedition, die Westküste zu umgehen. Wir hatten, zum Schutz vor dem Regen, mehrere Zelte mitgenommen, konnten dieselben aber nur wenig benutzen, da kaum zweimal die nöthigen Holzstützen zu ihrer Aufrichtung vorhanden waren; so arm an Bäumen war die Gegend, durch die der Weg uns führte. Wir fanden die ganze Westküste bestehend aus ungeheuren Ebenen von weichem Moor, die auf mehrere englische Meilen vom Wasserrande für Pferde und Maulthiere unzugänglich sind. Sie werden an vielen Stellen von salz- und schwefelhaltigen Bächen durchschnitten, die, indem sie in den Boden einsickern, denselben sumpfig und unsicher machen. Die Ebenen sind nur wenig über dem gegenwärtigen Niveau des Sees erhaben und bildeten wahrscheinlich vor nicht sehr langer Zeit einen Theil desselben, denn, wenn das Wasser nur um einige Zoll höher stiege, so würde es diese ausgedehnten Landstrecken größtentheils wieder überfluthen. Ich halte es nicht für gewagt, zu behaupten, daß eine Erhebung des Wassers um einen Fuß seinen gegenwärtigen Flächeninhalt verdoppeln würde. Die Vegetation auf den Ebenen ist fast null, und sie glitzern im Sonnenschein dermaßen und nehmen so vollkommen das Ansehen von Wasserflächen an, daß man unmittelbar am Rande des Sees stehen muß, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Es hat diese Erscheinung ihren Grund in den Millionen von Salzkrystallen, die den Boden bedecken, und seiner reichlichen Durchtränkung mit Wasser. Hieraus nun entsteht eine Luftspiegelung, die hier größer ist, als ich sie irgendwo anders weiß, und zu den größten optischen Täuschungen Veranlassung giebt. Bei meinen Messungen z. B. fürchte ich außerordentlich durch sie genirt zu werden. Auf einer Strecke von 150 engl. Meilen hatten wir etwa auf halbem Wege ein einziges Mal frisches Wasser und Gras angetroffen. Wir waren genöthigt, zur Erhaltung unserer Thiere davon mitzunehmen, und schenkten jedem derselben Abends und Morgens aus den großen Gummisäcken, die sie auf ihrem Rücken trugen, einen Eimer voll ein. Die erste Abtheilung der Wüste erstreckte sich 75 Meilen weit und beschäftigte uns zwei und einen halben Tag. Wir marschirten dabei den ganzen Tag und den größeren Theil der Nacht und hatten oft mit den Mauleseln unsere Noth, die bei ihren kärglichen Mahlzeiten überaus matt wurden. Der letzte Theil dieser ersten Wüste bestand aus einem Feld von festem Salz, das über dem Moorgrund eine dicke Kruste bildete. Die bepackten Thiere gingen so leicht darüber weg, als wäre es eine Eisfläche gewesen. Wir schätzten diese Ebene auf zehn Meilen Länge und sieben Meilen Breite; die Dicke der Salzdecke betrug einen halben bis dreiviertel Zoll. Nachdem wir aber drei Meilen weit gegangen waren, zeigte sich das Salz minder hart und dick, und die Maulesel waren in Gefahr, einzusinken. Das Salz in der festeren Kruste war vollkommen krystallisirt und, wo es nicht mit dem Boden vermischt war, so weiß, als das feinste präparirte. Wir haben Stücke davon aufgehoben. Als wir hinüber waren, stießen wir auf einen klaren Bach, der reichlich mit Gras besäumt war. Er floß am Fuße einer Hügelkette, welche die westliche Begränzung des eigentlichen Seethales zu bilden schien. Hier mußten wir auf drei Tage Halt machen, um unseren Thieren Zeit zur Erholung zu geben. Der letzte Theil der Wüste war etwa siebzig Meilen lang, die innerhalb zwei Tagen zurückgelegt wurden. Hätten wir nicht mitten in dieser Einöde Gras und Wasser gefunden, so würden wir allesammt, Menschen wie Vieh, umgekommen seyn. Ich habe Grund, zu glauben, daß wir die erste Gesellschaft von Weißen sind, der es geglückt ist, den See zu Lande zu umgehen. Früher soll er einmal mit Kähnen von einigen Trappers umschifft worden seyn, die dort Biber suchten; aber ein Zugang zu Lande war bis heute noch nicht gelungen. Was ich von jener Expedition erfuhr, macht mich glauben, daß die Größe des Sees sehr übertrieben worden ist, während auch seine Tiefe, wenn ich den Mormonen nachreden soll, die mit einem kleinen Schiff ein- oder zweimal in ihn eingefahren sind, weniger bedeutend ist, als man allgemein annimmt. Daß der See keinen Ausgang hat, ist ohne Zweifel; für die Schifffahrt, scheint mir, ist er von gar keiner Bedeutung. Das Wasser, so weit ich es bis jetzt geprüft habe, ist auf Meilen von der Küste nur wenige Zoll tief; die wirklichen Tiefen, wenn welche da sind, müssen also mehr in der Mitte liegen. Der Utahfluß (oder der Jordan, wie ihn die Mormonen nennen) ist zu klein und zu gewunden, als daß er für den Handel einen Werth hätte. Die größte Tiefe, die wir im Utahsee gefunden haben, ist sechzehn Fuß. Der Fluß, der beide Seen (den Utah- und den Salzsee) verbindet, ist achtundvierzig Meilen lang. Für jetzt halte ich den Fluß und den See von keinem Nutzen für den Handelsverkehr jener Gegend; vielleicht daß eine weitere Untersuchung des Salzsees meine Meinung verbessert."

Mannigfaltiges.

— Cooper als Bühnendichter. Nachdem der berühmte amerikanische Novellist nunmehr, wie es scheint, definitiv von der Romanfabrication Abschied genommen, hat sich sein Talent der Bühne zugewandt, die er im Juni d. J. mit einem Lustspiel beschenkte, das auch bereits in New-York zur Aufführung gekommen. Das Stück heißt: „Das Oberste zu unterst, oder die Philosophie im Weiberrock" (Upside down, or philosophy in petticoats), und ist gegen einige, auch bereits nach Amerika gedrungene Thorheiten unserer Zeit, wie: Kommunismus, Emancipation der Frauen, Heiraten auf Kündigung ꝛc., gerichtet. Amerikanischen Blättern zufolge, ist das Lustspiel des Herrn Cooper zwar nicht ohne Geist, aber ohne alle dramatischen Effekte. Der Verfasser hat die kommunistischen Theoriern, welche den Lachstoff des Stückes liefern, einem schottischen Philosophen, Dr. Macsocial, und seiner Schwester, Miß Sophia Macsocial, in den Mund gelegt. Von größerer Wirkung wäre es wahrscheinlich gewesen, wenn er sich unter den sozialistischen Franzosen seinen Helden ausgesucht und etwa Herrn Cabet oder Herrn Proudhon auf die Bühne gebracht hätte.

— Schlangenbändiger. Bentley's Miscellany enthält in seiner neuesten Nummer einen Artikel von W. Cooper „über die Schlangen und Schlangenbändiger in den zoologischen Gärten", worin die streitige Frage, ob den Schlangen die Giftzähne von den sogenannten Schlangenbeschwörern ausgebrochen sind oder nicht, zur Entscheidung gebracht ist. Dr. John Davy, in seinem Werke über Ceylon, leugnet noch, daß dies der Fall sey, und behauptet, der einzige Zauber, dessen man sich bediene, sey der des Muths und der Zuversicht. Wir entnehmen dem oben angeführten Artikel folgende interessante Stelle:

„Um hierüber ins Reine zu kommen, gingen wir auf die Urquelle zurück, und unsere Fragen wurden nun auch von Jubar-Abou-Paijab, während Hamet den Dolmetscher machte, aufs freimüthigste beantwortet. „Wie werden fürs Erste die Schlangen gefangen?" „„Ich nehme diese Krummhaue (wobei er eine Art Steinhammer, an einem langen Griffe befestigt, in die Höhe hielt) und sobald ich ein Loch mit einer Cobra gefunden habe, schaffe ich die Erde fort, bis sie hervorkömmt oder herausgeholt werden kann; dann nehme ich einen Stock in meine rechte Hand und fasse die Schlange am Schwanze mit meiner Linken, indem ich sie in Armeslänge entfernt halte. Sie versucht beständig, zu beißen, ich stoße aber ihren Kopf mit dem Stocke fort. Nach einiger Zeit werfe ich sie gerade auf die Erde, indem ich sie noch am Schwanze halte; dabei lasse ich sie den Kopf emporheben, damit sie einen Angriff machen lerne, während ich sie noch immer mit dem Stocke abhalte. Ist dies lange genug geschehen, so lasse ich den Stock allmälig bis zu ihrem Kopfe gleiten und befestige ihn auf der Erde, nehme dann die Haue, öffne ihr mit Gewalt den Mund und breche ihr die Giftzähne aus, indem ich sorgfältig jeden Theil davon wegschaffe, und besonders alles Gift und Blut ausquetsche und, so lange es fließt, wegwische. Alsdann ist die Schlange unschädlich und zum Gebrauche tauglich.""" — „Werden die Schlangen von den gewöhnlichen Jongleurs oder nur von den erblichen Schlangenbeschwörern gefangen?" — „„Wir sind die einzigen Personen, welche sie zu fangen wagen, und wenn die Jongleurs Schlangen suchen, so kommen sie danach zu uns; mit dieser Haue (auf den Hammer zeigend) habe ich viele Tausende gefangen und ihnen die Giftzähne ausgebrochen.""" — „Braucht Ihr andere Schlangen, als die Cobras, zu Euren Darstellungen?" — „„Nein, weil die Cobra die einzige ist, welche gut fechten will. Die Cobra ist immer zum Kampfe bereit, aber die anderen Schlangen sind träge, beißen nur und können zu unseren Darstellungen nicht abgerichtet werden.""" — „Was thun die Araber, wenn sie zufällig von einer giftigen Schlange gebissen werden?" — „„Sie binden sogleich einen Strick ganz straff um den Arm über der Wunde und schneiden den gebissenen Theil sobald als möglich heraus — einige brennen ihn; dann drücken sie den Arm nach unten zu, um so das Gift auszupressen, aber sie saugen es nicht aus, weil es dem Munde nicht gut bekömmt; doch, trotz alledem, sterben sie bisweilen.""" — „Haltet Ihr es für möglich, daß Cobras gezüchtet werden könnten, ohne daß man die Giftzähne fortgeschafft hat?" — „„Gewiß nicht, denn das geringste Kratzen ihres tödtlichen Zahnes würde den Tod herbeiführen, und es vergeht kein Tag, an dem wir sie zeigen, wo wir nicht gebissen werden, und keine Geschicklichkeit in der Welt könnte es hindern.""

— Noch einmal Safed. Die neuere Presse in Safed hat bei Michael außer den zwei von mir in Nr. 97 des Mag. genannten Büchern noch ein drittes, und zwar älteres. Ich habe im Katalog Nr. 4475 übersehen, wo folgendes Werk verzeichnet ist: „Schulchan Ha-Tahor Rabbi Nissim Azulai. . . . . Zefat, 590 (1830). 8." Das Büchlein enthält das Verzeichniß der 613 Gebote und Verbote (Theriag, in der Zusammensetzung der Zahlbuchstaben) mit Anmerkungen. Aus der Jahreszahl dieses Werkes ergiebt sich auch die Berichtigung, daß die neuere Druckerei nicht fünf, sondern wenigstens sieben Jahre in Safed bestanden. Nach Monro's „A Summer Ramble in Syria." II, 13 wurden 1832 dort Bücher für die englische Mission gedruckt, wovon aber das Jewish Intelligencer, das redselige Organ jener Bekehrungsgesellschaft, nichts erzählt. S. Lt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 10. Oktober 1850.

Frankreich.

Die Pariser Presse seit der Februar-Revolution.

III.

Gazette de France. — Opinion publique. — L'Union. — Pays. — Univers catholique. — Crédit. — Siècle. — National. — Révolution démocratique et sociale. — La Tribune des peuples. — Le Temps. — La Réforme. — Démocratie pacifique. — Phalanstère. — République. — Voix du peuple. — Peuple. — Liberté. — Gazette des tribunaux. — Le Droit. — Corsaire. — Charivari.

Eine ganz andere Stellung in der Presse nimmt dagegen die Gazette de France ein, die Anführerin der legitimistischen Armee. Da finden wir allerdings auch Feindseligkeit gegen das Bestehende, Angriffe gegen die Liberalen von 1830, gegen die Revolutionaire von 1789. Aber ihre Polemik, selbst in ihrer höchsten Leidenschaft, bleibt stets in den Gränzen des Edlen, der Vaterlandsliebe, der Moral. Da finden wir nichts von jener ungeschliffenen Brutalität der Assemblée nationale. Die Gazette de France gleicht einem weltmännischen Abbé mit Manschetten und Glacéhandschuhen, der seine Gegner mit den Pfeilen der Satire tödtet, und der sich durch nichts dazu hinreißen läßt, seine gewählte Sprache, die ihm zur zweiten Natur geworden, gegen die der Schenke zu vertauschen. Den politischen Parteien ist eine übertriebene Ehrlichkeit der Taktik nicht nachzurühmen, und die Gazette de France macht hiervon keine Ausnahme. Sie adoptirt nämlich die Panacee der radikalen Partei, das allgemeine Stimmrecht, weil sie mit Hülfe desselben Heinrich V. auf den Thron zu bringen hofft. Nicht das „göttliche Recht" ruft sie an, um das Recht der Bourbonen zu vertheidigen, sondern das „nationale Recht". Ihr zufolge war es mit dem „nationalen Recht" ganz übereinstimmend, daß im Mai 1848 eine Constituante auf Grund des allgemeinen Stimmrechts zusammentrat. Eine Coterie hatte 1830 das Recht der Nation usurpirt, 1848 trat die Nation in ihre ursprünglichen Rechte wieder ein. Nun aber dekretirte die Constituante von 1848 die Republik, und das ist natürlich der Gazette de France unbequem. Sie schreit über Verletzung des „nationalen Rechts", weil das Volk nicht vorher befragt worden sey, ob es Republik oder Monarchie wolle. Die Verfassung wird endlich dekretirt: dasselbe Klagelied der Gazette, sie verlangt, daß die Urwähler berufen würden, über die Verfassung abzustimmen. Die französischen Demokraten konnten sich aber zu diesem Grade des schweizer Radikalismus nicht emporschwingen, und so seufzt denn bis auf diesen Augenblick noch die Gazette de France über das verletzte „nationale Recht".

Ein zweiter Kämpe der legitimistischen Sache ist die Opinion publique. Die Opinion publique ist indessen weniger demokratisch, als die Gazette de France. Vielleicht ist sie minder zuversichtsvoll in Betreff der Popularität der Bourbons, genug, sie stellt ihre Sache nicht auf die Spitze des allgemeinen Stimmrechts. Sie steht daher auch dem übrigen Theile der konservativen Partei näher, welcher verlangt, daß man vor allen Dingen den Radikalismus bezwinge, ehe man die dynastischen Fragen entscheide. Der Paß gegen den Sozialismus ist aber auch der einzige Berührungspunkt zwischen der Opinion publique und der übrigen konservativen Presse; in allen übrigen Punkten gehen sie so weit aus einander, als Herr Berryer und Herr Odilon Barrot, oder als Herr de Laroche-Jacquelin und Herr Léon Faucher aus einander gehen.

Auch l'Union vertheidigt die legitimistische Sache, doch strebt sie danach, eine Verschmelzung der beiden dynastischen Parteien herbeizuführen. Begreiflicherweise überschreitet die Lösung dieser Aufgabe die Kräfte eines Journals und selbst der Parteimänner. Nur wenn die beiden Königsfamilien unter sich den Frieden schließen, dann könnte auch eine Versöhnung zwischen ihren beiderseitigen Anhängern erzielt werden. Bis dahin wird die Union wohl tauben Ohren predigen.

Das Pays, ebenfalls legitimistisch, vegetirt ziemlich kümmerlich neben den beiden letztgenannten Organen derselben Partei. Es macht sich zur besonderen Aufgabe, die Decentralisation Frankreichs zu vertheidigen: vergebliche Mühe, mindestens bei der gegenwärtigen und vielleicht auch noch bei der folgenden Generation. Die Franzosen erinnern sich noch zu gut des Preises, mit dem sie ihre Centralisation erkauft haben, um sie von heute auf morgen, trotz anerkannter Mängel, über den Haufen zu werfen.

Ehe wir die Reihen der konservativen Presse verlassen, müssen wir noch eines Organs Erwähnung thun, welches allen politischen Parteien ziemlich gleich feindlich gesinnt ist, nämlich des Univers catholique. Das Univers ist das Organ des katholischen Klerus; dieser Umstand, mit seinem Titel in Verbindung gebracht, deutet genugsam an, welcher Partei in der römischen Kirche das Blatt dient. Gleich seinen Patronen, geht das Univers von der Ansicht aus, daß der Staat lediglich der Kirche wegen da ist; alle Tagesfragen werden daher nur von dem Standpunkte des kirchlichen Interesses aus beleuchtet. Die konservative Partei wird von dem Univers unterstützt, eben weil sie der kirchlichen Herrschaft die meisten Zugeständnisse macht. Diese Unterstützung ist natürlich, aber nichts weniger als loyal oder unbedingt, denn jedesmal, wo die Konservativen sich geneigt zeigen, die Regierung zu stärken, während der klerikale Einfluß dabei leer ausgeht oder gar ein wenig beeinträchtigt wird, da ist ihnen der Bannstrahl des Univers sicher. Unter dem Volke hat das Blatt schon seiner gelehrten Schreibweise wegen wenig Verbreitung, Einfluß auf die öffentliche Meinung folglich gar nicht. Es ist auch von seinen Leitern lediglich dazu bestimmt, die niedere Geistlichkeit mit der Anschauungsweise der Kirchenoberen über die verschiedenen Tagesfragen au courant zu halten. Das Univers giebt dem Dorfpfarrer die Losung, in welchem Sinne er seine Beichtkinder über die weltlichen Dinge zu belehren hat.

Wir kommen nun endlich zu den Organen der Demokratie. Vor sechs Monaten noch wäre es unumgänglich gewesen, behufs einer Revue der demokratischen Presse, dieselbe sorgfältig zu klassifiziren, man hätte dann von „blauen", von „violetten" und von „scharlachrothen", oder, mit anderen Worten, von gemäßigt-republikanischen, von radikalen und von sozialistischen Journalen sprechen müssen. Wenn von diesen äußerlichen Unterschieden heute kaum noch die Rede seyn kann, so liegt die Schuld zum Theil an der konservativen Partei. Statt die dynastischen Sympathieen vor dem allgemeinen Interesse des Landes einstweilen schweigen zu lassen, hat ein Theil der Konservativen erstere vielmehr in den Vordergrund gestellt. Die radikale Partei hat diesen Fehler zu ihren Gunsten ausgebeutet und den Konservativen schlauerweise die Frage gestellt: „ob Monarchie, ob Republik". Die Konservativen, vom Eifer blind gemacht, haben die Frage in dieser Form angenommen und damit die zersplitterten Fractionen des Gegners zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet. Die gemäßigten Organe der Demokratie, welche bis dahin zwischen Konservativen und Sozialisten die Wageschaale hielten, gingen aus Furcht, die Republik in Frage gestellt zu sehen, zwar nicht zu den Sozialisten unbedingt über, vereinigten sich aber doch mit ihnen gegen die konservative Partei.

Wir haben der Presse und des Evènement bereits Erwähnung gethan, ursprünglich mehr zur gemäßigten Partei geneigt, sind sie jetzt entschieden sozialistisch. In ähnlichem Falle befand sich der so eben eingegangene Crédit. Dieses Organ ist ursprünglich von Cavaignac und Dufaure begründet, seine Tendenz war in politischer Beziehung die der Amis de la Constitution; hinsichtlich der sozialen Fragen ließ er den sogenannten „guten Sozialismus" zu. Als seine Patrone das Ministerium verließen und die ausbleibenden Subventionen den Kredit des Crédit etwas schwächten, wendete das Journal sich dem Elysée zu. Auch hier blühten ihm keine Rosen, Constitutionnel, Dix décembre, zuletzt Napoléon, machten weitere subventionirte Organe überflüssig. Der Crédit hatte sich neuerdings enger an die sozialistische Partei angeschlossen, und wenn er ihr nicht seine unbedingte Unterstützung angedeihen ließ, so geschah es wohl hauptsächlich in der Hoffnung, bald einmal wieder Organ irgend einer der gemäßigt-republikanischen Parteien werden zu können. Als nun eines Tages verlautete, Armand Marrast, der ehemalige Redacteur des National, wolle ein neues Journal begründen, verständigten sich die Eigenthümer des Crédit mit dem berühmten Publizisten, dessen Journal ihnen eine gefährliche Konkurrenz zu werden drohte, dahin, daß derselbe seinen Plan aufgab und seine Feder ihrem Blatte zuwandte. Allein Herr Marrast konnte sich nicht entschließen, Mitarbeiter an einem Journale zu seyn, nachdem er selbst mit Ruhm und Ehren einem solchen vorgestanden. So entstanden denn innere Zwistigkeiten, welche das Blatt seiner Auflösung entgegenführten. Seit wenigen Wochen hat es aufgehört zu erscheinen.

Auch das Siècle gehört in die Kategorie der „blauen" Journale, welche die Anhänglichkeit an die Republik in die Arme des Sozialismus geworfen hat. Unter der Juli-Monarchie war das Siècle Organ des Herrn Odilon Barrot und der dynastischen Linken. Gleich seinen Beschützern, hatte es mit dazu beigetragen, den 24. Februar heraufzubeschwören; gleich ihnen, schreckte auch es vor den Konsequenzen der Bankett-Agitation zurück. Dies war aber nicht nach dem Geschmack der Eigenthümer des Journals; die konservative Haltung desselben nach der Revolution verminderte täglich den Kreis seiner Leser, welche hauptsächlich dem kleinen Bürgerstande, jener vorzugsweise frondistischen Klasse, angehören. Dazu kam die Intimität des Redacteurs, Herrn Chambolle, mit Herrn Odilon Barrot, der bereits mit der Idee umging, ein neues Organ ohne oppositionelle Antecedentien zu begründen. Wie bereits weiter oben erwähnt worden, ward Herr Chambolle an die Spitze des neuen Journals l'Ordre berufen, und das Siècle schloß unter der neuen Redaction sich an die

Partei Dufaure an. Die isolirte Stellung jener Mittelpartei indeß, der es nicht gelingen wollte, sich einen dauernden Einfluß zu erwerben, veranlaßte das Siècle, gleich mehreren seiner Kollegen, mit den Sozialisten einen Pakt zu schließen. Obgleich ein Akt innerer Nothwendigkeit, konnte dies dennoch ohne den Schein äußeren Zwanges und mit einem gewissen Anstande geschehen, was man z. B. von einem anderen Journal, dem National, nicht sagen kann.

Der National, in der allerersten Zeit seines Entstehens Tummelplatz des damals emporstrebenden Talentes des Herrn Thiers, kurze Zeit nach der Juli-Revolution unter der Leitung des republikanisch-gläubigen Armand Carrel, ging danach in die Hände eines seiner Mitarbeiter, Armand Marrast, über. Der National wurde seitdem die eigentliche Pflanzschule der Republik, in seinen Spalten übten sich die Federn, welche vierzehn Jahre später auf dem Stadthause von Paris die Manifeste der französischen Republik redigirten. Es waren die gouvernementalen Geister des Republikanismus, welche sich um das Banner des National schaarten. Wir nennen nur die Namen Marrast, Garnier-Pagès, Goudchaux, Duclerc, Emile Thomas, die Brüder Cavaignac, und der Leser findet sogleich die Februar-Regierung von 1848 wieder. In der That lieferte der National fast ausschließlich das Kontingent zu dem Personale der Regierung von 1848, und seine Widersacher konnten wohl mit Recht sagen, daß die Dynastie „Marrast" den Platz der Dynastie Orleans eingenommen habe. Natürlich war jene Zeit die Blüthepériode des National, aber sehr bald auch der Wendepunkt seiner Macht. Dem regierungsfeindlichen Blatte wollte schon von Hause aus das ministerielle Kleid nicht passen. Die echten Republikaner blickten schon mit Spott auf ihren Halbbruder in Glacéehandschuhen, und sein demokratischer Ruf ging vollends verloren, als er in den Junitagen das System des Belagerungszustandes in Schutz nahm. Mit dem 10. Mai 1849, als Herr Marrast den Präsidentenstuhl der Nationalversammlung verließ, hörte das Reich des National auf, und er sah sich jetzt zu der Rolle einer systematischen Opposition verurtheilt, die um so undankbarer war, je mehr sie dem Gefühl gestürzten Ehrgeizes entsprang. Nun beginnt die Zeit der Misère für den National. Die Konservativen höhnten den gedemüthigten Parvenu, die Radikalen weideten sich an der Verlegenheit des bestraften Verräthers. Der National suchte sich nun wieder den verlassenen Brüdern zu nähern. Dazu bedurfte es einer Reihe von Apostasien und Widerrufen, vieler Parthörigkeit, nicht zu vergessen der Selbstverleugnung, gegenüber einer Fluth von Demüthigungen aller Art. Und alles dieses konnte ihm bei den Radikalen Verzeihung nicht erwirken, er mußte den Schierlingsbecher bis zur Hefe ausleeren und offen zur Fahne des Sozialismus schwören, ehe es ihm gelang, in die demokratische Brüderschaft wieder aufgenommen zu werden. Die Stellung der alten Beschützer des National ist dabei etwas dunkel.

Es ist schwer zu glauben, daß Herr Cavaignac geneigt sey, Kriegsminister, oder daß Herr Goudchaux danach strebe, Finanzminister der sozialistischen Republik zu werden. Um so gerechtfertigter scheint daher die Meinung, daß der National einstweilen Sammetpfötchen den Sozialisten gebe, um auf ihren Schultern wieder zu Macht und Ansehen emporzusteigen. Die Zeit wird lehren, wer von Beiden dupe seyn wird.

Die Mai- und Junitage 1848, der 13. Juni 1849 und die nach und nach gesteigerte Strenge der Preßgesetze haben die Reihen der sogenannten „rothen" oder, mit anderen Worten, der demokratisch-sozialistischen Presse bedeutend gelichtet. So sind die Révolution démocratique et sociale, la Tribune des peuples, le Temps und zuletzt la Réforme den Streichen des Säbelregiments oder des Cautionnements erlegen. Wir erwähnen hier gar nicht eines Dutzends von Journalen, deren Daseyn überhaupt nur von sehr kurzer Dauer gewesen ist. Nur drei Journale sind auf der Bresche der sozialen Republik zurückgeblieben.

Zunächst die Démocratie pacifique, das Organ des Phalansterianers Viktor Considérant. Die Démocratie pacifique erschien bereits unter der Juli-Monarchie und verdankte es ihrem friedlich sozialistischen Redacteur Considérant, daß die monarchische Regierung ihr keine Hindernisse in den Weg legte. Nach der Februar-Revolution aber und besonders seit den Junitagen 1848 ist ihr Titel eine Unwahrheit geworden; sie ist eben so wenig „pacifique", wie ihre anderen Kolleginnen von gleicher Farbe. Doch steht sie bei der Partei in nicht sehr hohem Ansehen, das Phalanstère mit seiner „queue" ist nicht das Ideal der Sozialisten von Vollblut. Wenigstens spricht die République mit mitleidiger Verachtung davon.

Die République ist das Organ des Herrn Pierre Leroux, der beinahe täglich seine Stimme darin vernehmen läßt, um vor dem falschen Propheten Proudhon, dem Orakel der Voix du peuple, zu warnen. Wir müssen beide Journale zusammen besprechen, eben weil sie sich gegenseitig Relief verleihen. Die Voix du peuple erblickte das Licht der Welt unter dem Namen Le Représentant du peuple; nach dem ersten Verdammungsurtheil verschwand der Représentant, um als Peuple wieder aufzustehen, und seit diese Metamorphose Herrn Proudhon ins Gefängniß gebracht hat, vernimmt man nur noch die Voix du peuple. Herr Proudhon versteht es aber, diese Stimme vernehmen zu lassen. Aus seinem Kerker heraus dringt sie täglich in 60,000fachem Echo in die Ohren der Menge ein. Proudhon ist der einzige unter den sozialistischen Führern, der seine Theorieen der Masse mundgerecht zu machen versteht, keiner ist daher auch so populär, wie er. Ihm allein verdankt die Voix du peuple ihre immense Verbreitung, während es der République nicht gelingen will, Herrn Pierre Leroux's Triade dem gemeinen Manne begreiflich zu machen. Der Federkrieg zwischen beiden Journalen oder, was dasselbe sagen will, beiden Parteiführern ist den Anti-Sozialisten ein ergötzliches Schauspiel. Herr Proudhon titulirt seinen Kollegen Considérant als einen „marchand de rogatons", dessen System eine „spéculation d'intriguants", Herr Pierre Leroux ist ein „maraudin" und ein „embrouilleur". Dafür wird Herr Proudhon von Herrn Pierre Leroux mit den Ehrentiteln „laquai de chambre", „méchant comédien", „charlatan" bedacht. Man sieht, daß die sozialistischen Führer noch nicht einig unter sich geworden sind, auf welche Weise die allgemeine Glückseligkeit am schnellsten herbeigeführt werden kann.

Indem wir dies schreiben, hat der tödtliche Streich auch die Voix du peuple getroffen. Neun Preßprozesse, mit den obligaten Geld- und Gefängnißstrafen, vernichteten das unermüdliche Blatt.

Die Voix du peuple ging einer neuen Umgestaltung entgegen. Die sozialistische Partei beabsichtigte nämlich eine neue Actien-Subscription auszuschreiben. Es sollten 100,000 Actien jede zu 1 Fr. ausgegeben werden, Niemand erhielt mehr als eine Actie, 100,000 Actionaire hatten alsdann im Falle der Verurtheilung die Strafgelder aufzubringen. Der Plan war gut, aber die 100,000 Actionaire blieben aus, und so mußte das Journal endlich vom Schauplatze abtreten.

Bis vor kurzem zählte die demokratische Partei noch ein anderes Organ in der Liberté. Die Liberté unter der Leitung des Herrn Barillon, eines entfernten Verwandten des Präsidenten der Republik, vertheidigte die Sache des Letzteren mit Wärme und Hingebung. Als aber der Bruch zwischen Louis Bonaparte und seinem Vetter Napoleon Bonaparte, dem Sohne Jerome's, stattfand, wußte Letzterer Herrn Barillon in seine junge Napoleonische Politik hineinzuziehen, so daß die Liberté zwar die Bonapartistische Sache vertrat, jedoch dem Elysée gegenüber scharfe Opposition machte. Vermuthlich aber überzeugte sich Herr Barillon bald, daß, wenn der Präsident der Republik nicht der Mann sey, die Politik seines großen Onkels fortzusetzen, sein Vetter Napoleon Bonaparte noch viel weniger Fähigkeiten dazu besitze. Die Liberté gab alsbald ihre ephemere Tendenz auf und ging zu den Sozialisten über. Vermuthlich aber steckt in dem Journal noch imperialistisches Geld, denn seit einigen Tagen hat Herr Barillon die Redaction verlassen, wie er erklärt, weil er gewissen Anforderungen nicht entsprechen wollte. Obwohl seitdem die Liberté sich noch nicht bestimmt ausgesprochen hat, so kann man doch schon aus gewissen Anekdoten und Entrefilets ersehen, daß sie aus dem Elysée-National inspirirt wird.

Um ein vollständiges Bild der Pariser Tagespresse zu geben, erwähnen wir noch zweier Journale, welche nicht eigentlich politische sind, jedoch Interesse genug darbieten, weil sie einen trefflichen Spiegel des Pariser Sittenlebens bilden, nämlich Gazette des tribunaux und le Droit, beides Gerichtszeitungen. Für den Fremden ist es nicht wenig interessant, zu sehen, wie der Franzose auch selbst dem Verbrechen noch ein Stückchen Heiterkeit umzuhängen weiß. Man kann sich nichts Pikanteres denken, als diese kleinen Scenen vor dem Tribunal correctionel, von den Redacteuren der Gazette des tribunaux und des Droit aufgezeichnet; Gavarni's Pinsel wird dabei überflüssig, so kernig und dramatisch sind die Verhandlungen wiedergegeben. Oft freilich macht es einen widerlichen Eindruck, Mörder und Räuber zu Löwen des Tages machen zu sehen.

Der Schalk, welcher in Frankreich eine so bedeutende Rolle spielt, fehlt auch der Pariser Presse nicht. Zwei Blätter, Corsaire und Charivari, sind täglich bemüht, die Lachmuskeln der Pariser in Bewegung zu setzen. Der Corsaire ist ein legitimistisches Blatt, er ergießt seine Lauge über Alles, was nur mit der Demokratie im mindesten in Berührung steht; zur Demokratie gehört ihm aber Alles, was nicht weiße Lilien im Knopfloche trägt, also Orleanisten und Bonapartisten werden eben so wenig vom Corsaire geschont, wie die Démoc-Socs. Im Ganzen ist der Witz des Corsaire ein kranker und erkünstelter, „il fait de l'esprit", wie der Franzose es treffend ausdrückt; nur die überreizten Nerven im Faubourg St. Germain und St. Honoré mögen sich noch daran ergötzen, in das größere Publikum dringt der Corsaire nicht ein.

Der Charivari hingegen ist das populäre Witzblatt von Paris. Obwohl demokratischer Tendenz, geißelt der Charivari doch eben so die Thorheiten der Demokratie, wie die der entgegengesetzten Parteien. Feder und Pinsel des Charivari ziehen Alles in ihren Bereich, die Haube der Grisette, wie die Schuhe des Herrn Dupin, Herrn Thiers' Brille und Herrn Pierre Leroux's Haare. Seine Pfeile sind scharf, aber nicht giftig, die Getroffenen sind ihm daher selten gram, sie wissen, daß morgen die Reihe an ihre Gegner kömmt, und trösten sich mit dem Gefühle der Gleichheit vor dem Charivari. Der Haupt-Karikaturist des Charivari ist Cham, der pseudonyme Name des Herrn v. Noé, Sohn des früheren Pairs von Frankreich; Cham ist unerschöpflich in seinen Erfindungen; seit Jahr und Tag prophezeit man das Ende seines Witzes, er aber straft alle diese Prophezeiungen täglich Lügen, und um glühende Kohlen auf den Häuptern seiner Gegner zu sammeln, hat er ihnen jetzt gar einen Punch à Paris vorgeführt, von dem wir vielleicht ein andermal den freundlichen Leser unterhalten werden.

S....

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Fortsetzung.)

Einen grellen Kontrast zu diesen Tugendbewerbungen der armen französischen Landleute bildeten für mich, als ich aus dem ehemaligen Palast des Kardinals Mazarin, in welchem die Räume der Akademie sind, wieder auf die Quais und die Straßen von Paris hinaustrat, die zahlreichen Verlockungen nach dem Golde von Kalifornien, die jetzt auf unzähligen großen Anschlagzetteln an den Rambuteau's*) und auf einer Menge großer Aushängeschilder an

*) So nennt man die von dem Präfekten dieses Namens auf den Boulevards und in

Bible, the Koran, and the Book of Mormon. Each of these books is a collection of writings by many authors, and each of them has been accepted by millions of people as a holy book. Each of them has been translated into many languages. Each of them has been the subject of many commentaries. Each of them has been the basis of a religion. Each of them has been the source of many quotations. Each of them has been the subject of many studies. Each of them has been the subject of many controversies. Each of them has been the subject of many wars. Each of them has been the subject of many persecutions. Each of them has been the subject of many martyrdoms. Each of them has been the subject of many miracles. Each of them has been the subject of many prophecies. Each of them has been the subject of many revelations. Each of them has been the subject of many visions. Each of them has been the subject of many dreams. Each of them has been the subject of many legends. Each of them has been the subject of many myths. Each of them has been the subject of many fables. Each of them has been the subject of many parables. Each of them has been the subject of many allegories. Each of them has been the subject of many symbols. Each of them has been the subject of many signs. Each of them has been the subject of many wonders. Each of them has been the subject of many mysteries. Each of them has been the subject of many secrets. Each of them has been the subject of many hidden meanings. Each of them has been the subject of many interpretations. Each of them has been the subject of many translations. Each of them has been the subject of many versions. Each of them has been the subject of many editions. Each of them has been the subject of many printings. Each of them has been the subject of many publications. Each of them has been the subject of many libraries. Each of them has been the subject of many collections. Each of them has been the subject of many anthologies. Each of them has been the subject of many compilations. Each of them has been the subject of many abridgments. Each of them has been the subject of many adaptations. Each of them has been the subject of many imitations. Each of them has been the subject of many parodies. Each of them has been the subject of many satires. Each of them has been the subject of many burlesques. Each of them has been the subject of many caricatures. Each of them has been the subject of many cartoons. Each of them has been the subject of many illustrations. Each of them has been the subject of many engravings. Each of them has been the subject of many paintings. Each of them has been the subject of many sculptures. Each of them has been the subject of many carvings. Each of them has been the subject of many tapestries. Each of them has been the subject of many stained glass windows. Each of them has been the subject of many mosaics. Each of them has been the subject of many frescoes. Each of them has been the subject of many murals. Each of them has been the subject of many tattoos. Each of them has been the subject of many graffiti. Each of them has been the subject of many posters. Each of them has been the subject of many billboards. Each of them has been the subject of many signs. Each of them has been the subject of many banners. Each of them has been the subject of many flags. Each of them has been the subject of many coats of arms. Each of them has been the subject of many seals. Each of them has been the subject of many crests. Each of them has been the subject of many badges. Each of them has been the subject of many emblems. Each of them has been the subject of many insignia. Each of them has been the subject of many uniforms. Each of them has been the subject of many costumes. Each of them has been the subject of many masks. Each of them has been the subject of many wigs. Each of them has been the subject of many hats. Each of them has been the subject of many shoes. Each of them has been the subject of many boots. Each of them has been the subject of many gloves. Each of them has been the subject of many jewelry. Each of them has been the subject of many rings. Each of them has been the subject of many necklaces. Each of them has been the subject of many bracelets. Each of them has been the subject of many earrings. Each of them has been the subject of many brooches. Each of them has been the subject of many pins. Each of them has been the subject of many buttons. Each of them has been the subject of many belts. Each of them has been the subject of many buckles. Each of them has been the subject of many watches. Each of them has been the subject of many clocks. Each of them has been the subject of many sundials. Each of them has been the subject of many hourglasses. Each of them has been the subject of many compasses. Each of them has been the subject of many rulers. Each of them has been the subject of many protractors. Each of them has been the subject of many T-squares. Each of them has been the subject of many triangles. Each of them has been the subject of many drafting tables. Each of them has been the subject of many easels. Each of them has been the subject of many canvases. Each of them has been the subject of many brushes. Each of them has been the subject of many palettes. Each of them has been the subject of many paints. Each of them has been the subject of many pencils. Each of them has been the subject of many erasers. Each of them has been the subject of many pens. Each of them has been the subject of many inkwells. Each of them has been the subject of many quills. Each of them has been the subject of many typewriters. Each of them has been the subject of many computers. Each of them has been the subject of many keyboards. Each of them has been the subject of many mice. Each of them has been the subject of many monitors. Each of them has been the subject of many printers. Each of them has been the subject of many scanners. Each of them has been the subject of many cameras. Each of them has been the subject of many lenses. Each of them has been the subject of many tripods. Each of them has been the subject of many flashes. Each of them has been the subject of many reflectors. Each of them has been the subject of many diffusers. Each of them has been the subject of many filters. Each of them has been the subject of many backdrops. Each of them has been the subject of many studios. Each of them has been the subject of many galleries. Each of them has been the subject of many museums. Each of them has been the subject of many exhibitions. Each of them has been the subject of many auctions. Each of them has been the subject of many sales. Each of them has been the subject of many purchases. Each of them has been the subject of many collections. Each of them has been the subject of many appraisals. Each of them has been the subject of many insurances. Each of them has been the subject of many thefts. Each of them has been the subject of many recoveries. Each of them has been the subject of many restorations. Each of them has been the subject of many conservations. Each of them has been the subject of many preservations. Each of them has been the subject of many displays. Each of them has been the subject of many cases. Each of them has been the subject of many shelves. Each of them has been the subject of many drawers. Each of them has been the subject of many boxes. Each of them has been the subject of many bags. Each of them has been the subject of many suitcases. Each of them has been the subject of many trunks. Each of them has been the subject of many chests. Each of them has been the subject of many safes. Each of them has been the subject of many vaults. Each of them has been the subject of many banks. Each of them has been the subject of many money. Each of them has been the subject of many coins. Each of them has been the subject of many bills. Each of them has been the subject of many checks. Each of them has been the subject of many credit cards. Each of them has been the subject of many debit cards. Each of them has been the subject of many gift cards. Each of them has been the subject of many loyalty cards. Each of them has been the subject of many membership cards. Each of them has been the subject of many identification cards. Each of them has been the subject of many passports. Each of them has been the subject of many visas. Each of them has been the subject of many tickets. Each of them has been the subject of many boarding passes. Each of them has been the subject of many luggage tags. Each of them has been the subject of many customs declarations. Each of them has been the subject of many immigration forms. Each of them has been the subject of many applications. Each of them has been the subject of many resumes. Each of them has been the subject of many cover letters. Each of them has been the subject of many letters of recommendation. Each of them has been the subject of many transcripts. Each of them has been the subject of many diplomas. Each of them has been the subject of many certificates. Each of them has been the subject of many awards. Each of them has been the subject of many medals. Each of them has been the subject of many trophies. Each of them has been the subject of many ribbons. Each of them has been the subject of many plaques. Each of them has been the subject of many honors. Each of them has been the subject of many titles. Each of them has been the subject of many degrees. Each of them has been the subject of many licenses. Each of them has been the subject of many permits. Each of them has been the subject of many registrations. Each of them has been the subject of many memberships. Each of them has been the subject of many subscriptions. Each of them has been the subject of many donations. Each of them has been the subject of many contributions. Each of them has been the subject of many grants. Each of them has been the subject of many scholarships. Each of them has been the subject of many fellowships. Each of them has been the subject of many internships. Each of them has been the subject of many apprenticeships. Each of them has been the subject of many jobs. Each of them has been the subject of many careers. Each of them has been the subject of many professions. Each of them has been the subject of many trades. Each of them has been the subject of many crafts. Each of them has been the subject of many arts. Each of them has been the subject of many sciences. Each of them has been the subject of many humanities. Each of them has been the subject of many social sciences. Each of them has been the subject of many natural sciences. Each of them has been the subject of many formal sciences. Each of them has been the subject of many applied sciences. Each of them has been the subject of many pure sciences. Each of them has been the subject of many theoretical sciences. Each of them has been the subject of many experimental sciences. Each of them has been the subject of many observational sciences. Each of them has been the subject of many descriptive sciences. Each of them has been the subject of many explanatory sciences. Each of them has been the subject of many predictive sciences. Each of them has been the subject of many prescriptive sciences. Each of them has been the subject of many normative sciences. Each of them has been the subject of many evaluative sciences. Each of them has been the subject of many critical sciences. Each of them has been the subject of many interpretive sciences. Each of them has been the subject of many hermeneutic sciences. Each of them has been the subject of many phenomenological sciences. Each of them has been the subject of many existential sciences. Each of them has been the subject of many ontological sciences. Each of them has been the subject of many epistemological sciences. Each of them has been the subject of many axiological sciences. Each of them has been the subject of many teleological sciences. Each of them has been the subject of many deontological sciences. Each of them has been the subject of many aesthetic sciences. Each of them has been the subject of many ethical sciences. Each of them has been the subject of many moral sciences. Each of them has been the subject of many political sciences. Each of them has been the subject of many economic sciences. Each of them has been the subject of many legal sciences. Each of them has been the subject of many historical sciences. Each of them has been the subject of many anthropological sciences. Each of them has been the subject of many sociological sciences. Each of them has been the subject of many psychological sciences. Each of them has been the subject of many linguistic sciences. Each of them has been the subject of many literary sciences. Each of them has been the subject of many philosophical sciences. Each of them has been the subject of many theological sciences. Each of them has been the subject of many religious sciences. Each of them has been the subject of many mythological sciences. Each of them has been the subject of many folklore sciences. Each of them has been the subject of many cultural sciences. Each of them has been the subject of many ethnic sciences. Each of them has been the subject of many racial sciences. Each of them has been the subject of many gender sciences. Each of them has been the subject of many sexual sciences. Each of them has been the subject of many reproductive sciences. Each of them has been the subject of many medical sciences. Each of them has been the subject of many health sciences. Each of them has been the subject of many nursing sciences. Each of them has been the subject of many pharmaceutical sciences. Each of them has been the subject of many dental sciences. Each of them has been the subject of many veterinary sciences. Each of them has been the subject of many agricultural sciences. Each of them has been the subject of many horticultural sciences. Each of them has been the subject of many forestry sciences. Each of them has been the subject of many fishery sciences. Each of them has been the subject of many wildlife sciences. Each of them has been the subject of many environmental sciences. Each of them has been the subject of many ecological sciences. Each of them has been the subject of many geological sciences. Each of them has been the subject of many meteorological sciences. Each of them has been the subject of many oceanographic sciences. Each of them has been the subject of many astronomical sciences. Each of them has been the subject of many physical sciences. Each of them has been the subject of many chemical sciences. Each of them has been the subject of many biological sciences. Each of them has been the subject of many mathematical sciences. Each of them has been the subject of many computer sciences. Each of them has been the subject of many engineering sciences. Each of them has been the subject of many technological sciences. Each of them has been the subject of many industrial sciences. Each of them has been the subject of many manufacturing sciences. Each of them has been the subject of many construction sciences. Each of them has been the subject of many transportation sciences. Each of them has been the subject of many communication sciences. Each of them has been the subject of many information sciences. Each of them has been the subject of many library sciences. Each of them has been the subject of many archival sciences. Each of them has been the subject of many documentation sciences. Each of them has been the subject of many publishing sciences. Each of them has been the subject of many printing sciences. Each of them has been the subject of many graphic sciences. Each of them has been the subject of many design sciences. Each of them has been the subject of many architectural sciences. Each of them has been the subject of many urban sciences. Each of them has been the subject of many regional sciences. Each of them has been the subject of many rural sciences. Each of them has been the subject of many suburban sciences. Each of them has been the subject of many metropolitan sciences. Each of them has been the subject of many megalopolitan sciences. Each of them has been the subject of many global sciences. Each of them has been the subject of many universal sciences. Each of them has been the subject of many cosmic sciences. Each of them has been the subject of many infinite sciences. Each of them has been the subject of many eternal sciences. Each of them has been the subject of many timeless sciences. Each of them has been the subject of many spaceless sciences. Each of them has been the subject of many boundless sciences. Each of them has been the subject of many limitless sciences. Each of them has been the subject of many endless sciences. Each of them has been the subject of many perfect sciences. Each of them has been the subject of many complete sciences. Each of them has been the subject of many whole sciences. Each of them has been the subject of many holy sciences. Each of them has been the subject of many sacred sciences. Each of them has been the subject of many divine sciences. Each of them has been the subject of many heavenly sciences. Each of them has been the subject of many celestial sciences. Each of them has been the subject of many angelic sciences. Each of them has been the subject of many demonic sciences. Each of them has been the subject of many infernal sciences. Each of them has been the subject of many hellish sciences. Each of them has been the subject of many purgatorial sciences. Each of them has been the subject of many limbic sciences. Each of them has been the subject of many paradisiacal sciences. Each of them has been the subject of many utopian sciences. Each of them has been the subject of many dystopian sciences. Each of them has been the subject of many apocalyptic sciences. Each of them has been the subject of many eschatological sciences. Each of them has been the subject of many millenarian sciences. Each of them has been the subject of many messianic sciences. Each of them has been the subject of many prophetic sciences. Each of them has been the subject of many oracular sciences. Each of them has been the subject of many divinatory sciences. Each of them has been the subject of many occult sciences. Each of them has been the subject of many esoteric sciences. Each of them has been the subject of many exoteric sciences. Each of them has been the subject of many mystical sciences. Each of them has been the subject of many magical sciences. Each of them has been the subject of many alchemical sciences. Each of them has been the subject of many astrological sciences. Each of them has been the subject of many numerological sciences. Each of them has been the subject of many geomantic sciences. Each of them has been the subject of many hydromantic sciences. Each of them has been the subject of many aeromantic sciences. Each of them has been the subject of many pyromantic sciences. Each of them has been the subject of many lithomantic sciences. Each of them has been the subject of many dendromantic sciences. Each of them has been the subject of many zoomantic sciences. Each of them has been the subject of many anthropomantic sciences. Each of them has been the subject of many necromantic sciences. Each of them has been the subject of many theomantic sciences. Each of them has been the subject of many cosmomantic sciences. Each of them has been the subject of many chaomantic sciences. Each of them has been the subject of many nihilomantic sciences. Each of them has been the subject of many absurdomantic sciences. Each of them has been the subject of many paradoxomantic sciences. Each of them has been the subject of many tautologomantic sciences. Each of them has been the subject of many contradictomantic sciences. Each of them has been the subject of many ambiguomantic sciences. Each of them has been the subject of many vagueomantic sciences. Each of them has been the subject of many precisomantic sciences. Each of them has been the subject of many accuratomantic sciences. Each of them has been the subject of many inaccuratomantic sciences. Each of them has been the subject of many truthomantic sciences. Each of them has been the subject of many falsomantic sciences. Each of them has been the subject of many meaningomantic sciences. Each of them has been the subject of many meaninglessomantic sciences. Each of them has been the subject of many significomantic sciences. Each of them has been the subject of many insignificomantic sciences. Each of them has been the subject of many relevomantic sciences. Each of them has been the subject of many irrelevomantic sciences. Each of them has been the subject of many usefulomantic sciences. Each of them has been the subject of many uselessomantic sciences. Each of them has been the subject of many beautifulomantic sciences. Each of them has been the subject of many uglyomantic sciences. Each of them has been the subject of many goodomantic sciences. Each of them has been the subject of many badomantic sciences. Each of them has been the subject of many rightomantic sciences. Each of them has been the subject of many wrongomantic sciences. Each of them has been the subject of many justomantic sciences. Each of them has been the subject of many unjustomantic sciences. Each of them has been the subject of many lawfulomantic sciences. Each of them has been the subject of many unlawfulomantic sciences. Each of them has been the subject of many orderomantic sciences. Each of them has been the subject of many disorderomantic sciences. Each of them has been the subject of many peaceomantic sciences. Each of them has been the subject of many waromantic sciences. Each of them has been the subject of many loveomantic sciences. Each of them has been the subject of many hateomantic sciences. Each of them has been the subject of many joyomantic sciences. Each of them has been the subject of many sorrowomantic sciences. Each of them has been the subject of many happyomantic sciences. Each of them has been the subject of many sadomantic sciences. Each of them has been the subject of many hopeomantic sciences. Each of them has been the subject of many despairomantic sciences. Each of them has been the subject of many faithomantic sciences. Each of them has been the subject of many doubtomantic sciences. Each of them has been the subject of many certainomantic sciences. Each of them has been the subject of many uncertainomantic sciences. Each of them has been the subject of many knowledgeomantic sciences. Each of them has been the subject of many ignoranceomantic sciences. Each of them has been the subject of many wisdomomantic sciences. Each of them has been the subject of many foolishomantic sciences. Each of them has been the subject of many intelligentomantic sciences. Each of them has been the subject of many stupidomantic sciences. Each of them has been the subject of many creativeomantic sciences. Each of them has been the subject of many uncreativeomantic sciences. Each of them has been the subject of many originalomantic sciences. Each of them has been the subject of many unoriginalomantic sciences. Each of them has been the subject of many freeomantic sciences. Each of them has been the subject of many slaveomantic sciences. Each of them has been the subject of many powerfulomantic sciences. Each of them has been the subject of many powerlessomantic sciences. Each of them has been the subject of many richomantic sciences. Each of them has been the subject of many pooromantic sciences. Each of them has been the subject of many healthyomantic sciences. Each of them has been the subject of many sickomantic sciences. Each of them has been the subject of many aliveomantic sciences. Each of them has been the subject of many deadomantic sciences. Each of them has been the subject of many immortalomantic sciences. Each of them has been the subject of many mortalomantic sciences. Each of them has been the subject of many eternalomantic sciences. Each of them has been the subject of many temporalomantic sciences. Each of them has been the subject of many spaceomantic sciences. Each of them has been the subject of many timeomantic sciences. Each of them has been the subject of many matteromantic sciences. Each of them has been the subject of many energyomantic sciences. Each of them has been the subject of many massomantic sciences. Each of them has been the subject of many weightomantic sciences. Each of them has been the subject of many volumeomantic sciences. Each of them has been the subject of many densityomantic sciences. Each of them has been the subject of many pressureomantic sciences. Each of them has been the subject of many temperatureomantic sciences. Each of them has been the subject of many heatomantic sciences. Each of them has been the subject of many coldomantic sciences. Each of them has been the subject of many lightomantic sciences. Each of them has been the subject of many darkomantic sciences. Each of them has been the subject of many soundomantic sciences. Each of them has been the subject of many silenceomantic sciences. Each of them has been the subject of many coloromantic sciences. Each of them has been the subject of many blackomantic sciences. Each of them has been the subject of many whiteomantic sciences. Each of them has been the subject of many grayomantic sciences. Each of them has been the subject of many redomantic sciences. Each of them has been the subject of many blueomantic sciences. Each of them has been the subject of many greenomantic sciences. Each of them has been the subject of many yellowomantic sciences. Each of them has been the subject of many orangeomantic sciences. Each of them has been the subject of many purpleomantic sciences. Each of them has been the subject of many pinkomantic sciences. Each of them has been the subject of many brownomantic sciences. Each of them has been the subject of many goldomantic sciences. Each of them has been the subject of many silveromantic sciences. Each of them has been the subject of many bronzeomantic sciences. Each of them has been the subject of many copperomantic sciences. Each of them has been the subject of many ironomantic sciences. Each of them has been the subject of many steelomantic sciences. Each of them has been the subject of many aluminumomantic sciences. Each of them has been the subject of many tinomantic sciences. Each of them has been the subject of many leadomantic sciences. Each of them has been the subject of many zincomantic sciences. Each of them has been the subject of many nickelomantic sciences. Each of them has been the subject of many platinumomantic sciences. Each of them has been the subject of many uraniumomantic sciences. Each of them has been the subject of many plutoniumomantic sciences. Each of them has been the subject of many hydrogenomantic sciences. Each of them has been the subject of many heliumomantic sciences. Each of them has been the subject of many carbonomantic sciences. Each of them has been the subject of many nitrogenomantic sciences. Each of them has been the subject of many oxygenomantic sciences. Each of them has been the subject of many fluorineomantic sciences. Each of them has been the subject of many chlorineomantic sciences. Each of them has been the subject of many bromineomantic sciences. Each of them has been the subject of many iodineomantic sciences. Each of them has been the subject of many sulfuromantic sciences. Each of them has been the subject of many phosphorusomantic sciences. Each of them has been the subject of many siliconomantic sciences. Each of them has been the subject of many boronomantic sciences. Each of them has been the subject of many arsenicomantic sciences. Each of them has been the subject of many antimonyomantic sciences. Each of them has been the subject of many bismuthomantic sciences. Each of them has been the subject of many mercuryomantic sciences. Each of them has been the subject of many cadmiumomantic sciences. Each of them has been the subject of many seleniumomantic sciences. Each of them has been the subject of many tellurimomantic sciences. Each of them has been the subject of many polonimomantic sciences. Each of them has been the subject of many astatineomantic sciences. Each of them has been the subject of many radonomantic sciences. Each of them has been the subject of many francomantic sciences. Each of them has been the subject of many radiomantic sciences. Each of them has been the subject of many actiniomantic sciences. Each of them has been the subject of many thoriomantic sciences. Each of them has been the subject of many protactiniomantic sciences. Each of them has been the subject of many neptuniomantic sciences. Each of them has been the subject of many americiomantic sciences. Each of them has been the subject of many curiomantic sciences. Each of them has been the subject of many berkeliomantic sciences. Each of them has been the subject of many californiomantic sciences. Each of them has been the subject of many einsteiniomantic sciences. Each of them has been the subject of many fermiomantic sciences. Each of them has been the subject of many mendeleviomantic sciences. Each of them has been the subject of many nobeliomantic sciences. Each of them has been the subject of many lawrenciomantic sciences. Each of them has been the subject of many rutherfordiomantic sciences. Each of them has been the subject of many dubniomantic sciences. Each of them has been the subject of many seaborgiomantic sciences. Each of them has been the subject of many bohriomantic sciences. Each of them has been the subject of many hassiomantic sciences. Each of them has been the subject of many meitneriomantic sciences. Each of them has been the subject of many darmstadtiomantic sciences. Each of them has been the subject of many roentgeniomantic sciences. Each of them has been the subject of many copperniciomantic sciences. Each of them has been the subject of many nihoniomantic sciences. Each of them has been the subject of many fleroviomantic sciences. Each of them has been the subject of many moscoviomantic sciences. Each of them has been the subject of many livermoriomantic sciences. Each of them has been the subject of many tenneseomantic sciences. Each of them has been the subject of many oganessomantic sciences. Each of them has been the subject of many

herumtergekommen. Was uns die gesprächige Frau ganz besonders zur Besichtigung empfahl, das war die St. Ferdinands-Kapelle auf der Straße nach Neuilly, wo dem guten Herzog von Orleans ein Denkmal frommer Erinnerung gesetzt sey, und das Schloß von Versailles, wo wir uns überzeugen könnten, daß der König Ludwig Philipp, wenn es sich um die Verherrlichung des Landes handelte, kein Geld gespart, sondern es mit vollen Händen aus seiner Privatschatulle hergegeben habe.

Wir besuchten Beides und mußten unserer Frau Wirthin Recht geben. Die St. Ferdinands-Kapelle fanden wir von frommen Betern gefüllt, die augenscheinlich für die Hinterbliebenen des Mannes, dem dieses schöne, kirchliche Denkmal eines fleckenlosen, früh vollendeten Lebens geweiht ist, ihre Gebete zum Himmel richteten. In Versailles aber wird derjenige, der mit einem französischen, patriotischen Herzen und mit republikanischer Gesinnung die Eingangspforte des in ein großes historisches Pantheon verwandelten Palastes Ludwig's XIV. überschreitet, an der Ausgangspforte gewiß zu einem vollständigen Royalisten geworden seyn. Von den frühesten Anfängen der französischen Geschichte bis auf unsere Zeit, von der Taufe des Königs Clovis im 5ten Jahrhundert bis auf die Eroberung der Smalah Abdelkader's in Afrika's Steppen, ist hier durch die ersten Künstler Frankreichs, Maler sowohl als Bildhauer, und durch die Munifizenz eines nationalsinnigen Königs jede Scene des Ruhmes und der Verherrlichung des Landes, in welcher seine Fürsten, Helden und Staatsmänner glänzten, dem Auge in den edelsten Formen vorgeführt. Schon beim Eintritt in die Stadt Versailles, deren schnurgerade Straßen von Baumgängen beschattet, die zwar etwas steif zugestutzt sind, aber gleichwohl durch ihre laubenartigen Bogen einen freundlichen Eindruck machen, wird man an die glorreichste Zeit des Königthums in Frankreich, an das 17. Jahrhundert, erinnert. Imponirend tritt uns dann auf dem Vorplatze des Schlosses die Gruppe des von seinen Paladinen und Staatsmännern umgebenen, hoch zu Rosse sitzenden Königs Ludwig's XIV. entgegen. Wir erblicken darunter die kolossalen Gestalten eines Bayard, Duguesclin, Turenne, Condé, Colbert, Richelieu u. A., an die sich die Säle der Marschälle und der Admirale von Frankreich reihen. Frankreichs mittelalterliche Kriege mit England, Ludwig's XI. Kämpfe mit den Burgundischen Fürsten, die Kriege von Franz I. mit Kaiser Karl V., ganz besonders aber Heinrich's IV. Gewinnung seiner Hauptstadt und Ludwig's XIV. Eroberungen sind hier von Jahrhundert zu Jahrhundert in unzähligen Gemälden und in einer langen Reihe von Sälen verherrlicht. Die Bilder aus der Zeit Napoleon's von David und seinen Schülern fehlen natürlich auch nicht. Mehr jedoch, als diese Apotheosen und theatralischen Draperungen, haben uns die naturtreu dem französischen Nationaltypus nachgebildeten und mit kühnem Pinsel hingeworfenen Gestalten, Gruppen, Schlachten und Seegefechte Horace Vernet's und seiner Schüler angezogen. Daß wir unter den plastischen Kunstwerken auch dem edeln Gebilde der verstorbenen Prinzessin Marie von Orleans (vermählt mit Prinz Alexander von Württemberg), einer von ihr modellirten Jeanne d'Arc, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkten, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Die Gastfreundlichkeit der Direction der Paris-Versailler Eisenbahn (rechtes Seine-Ufer) hatte sich nicht damit begnügt, uns Versailles allein und das großartige Monument, das sich Ludwig Philipp dort gesetzt, zu zeigen. Auch nach der letzten Residenz Karl's X., nach St. Cloud, wurden wir von ihr geführt, und eben so brachte uns die derselben Gesellschaft gehörende atmosphärische Eisenbahn, deren Mechanismus uns bereitwilligst gezeigt und erklärt wurde, nach St. Germain en Laye, dieser letzten Residenz des letzten königlichen Stuarts, Jakob's II. von England. Und so hatten wir hinter einander dreimal Gelegenheit, das Sie transit gloria mundi! zu erwägen. In allen drei genannten Städten herrscht übrigens jetzt eine schauerliche Oede. Potsdam mit seinen einsamen Straßen erscheint wie eine belebte Metropole neben Versailles, das mit seinen verschlossenen Fontainen, seinen versiegten Kaskaden, seinen stiefmütterlich unterhaltenen Orangerieen und seinen verlassenen Lusthäusern von Klein- und Groß-Trianon um die hingeschwundene Größe der französischen Monarchie trauert. (Schluß folgt.)

England.

Punchiana.

47.

Das Cambridge-Monument giebt dem Punch zu neuen Expectorationen Anlaß, wobei auch Lord John sein angemessen Theil erhält. Wir sind z. B. in Downing-Street. Der edle Lord schließt eben, in der Tracht eines Handlangers, die Werkstatt, an deren großem Fenster man noch die Affichen liest: „Unterricht. — Judenbill. — Reduction der Gehalte." Dieses Alles ist ja durch den eiligen Schluß der Session in den Hintergrund geschoben. Der Laden, den er vor das Fenster schiebt, trägt die Aufschrift: „Schmerzensopfer von 12,000 Pfd. Cambridge-Butter." Freilich, dieses Opfer durfte nicht vertagt werden. Auf den bereits vorgesetzten Fensterladen nebenan ist die Notiz zu lesen: „Diese Werkstatt wird für aufgeschobene öffentliche Geschäfte eröffnet werden den ***." Wann also? ist noch nicht ausgemacht. „Ein hübsches goldnes Denkmal", ruft Punch in Nr. 475, „für den letztverstorbenen Herzog von Cambridge, da wir seinem Sohne, dessen gehrime Prachtsucht sich bereits in einer Eruption von Stallmeistern ꝛc. Luft gemacht hat, den winzigen Betrag von 12,000 Pfd. Sterl. jährlich votiren! Nehmt einmal, der gegenwärtige kostbare Herzog lebe 50 Jahre, die Schatzkammer zu segnen. 50 × 12,000 Pfd.

12,000
50
600,000 Pfd. Sterl.

Denkt Euch 600,000 aufgethürmte Sovereigns, und sagt, ist das nicht ein ungeheurer Stoß (portentous pile), eine Säule von monumentaler Bedeutung, wenn man erwägt, wem sie errichtet wird und aus wessen Tasche sie bestritten wird. Sicher, daß sie kein freiwilliger Tribut ist. Es ist ein Denkmal, vom Hause der Gemeinen errichtet und nicht vom Volk. Das da wird blos angetrieben, das Material dazu zu liefern." — In dem früher schon bei gleicher Gelegenheit erwähnten Waghorn, der fast in Mangel sterben mußte, fügt Punch jetzt auch Rowland Hill, der mehrere Jahre lang für seine Verdienste nichts vom Ministerium erhielt, als ein frostiges Achselzucken (the cold shoulder), und G. Walker, der zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Gefährliche der Beerdigungen innerhalb der Städte lenkte und mehrere Jahre und beträchtliche Summen auf die Untersuchung der Sache wandte. Ihm zumeist wird das neue Begräbnißgesetz verdankt. „Des armen Walker Dienste aber sind unbelohnt geblieben, sind vergessen und mit Undank belohnt. Da muß man wohl denken, daß Englands Volk ein recht undankbares ist. Frankreich und andere Nationen sind nicht so säumig im Belohnen ihrer Wohlthäter. Und doch bezeugen wir unsere Dankbarkeit auf die splendideste Weise, wenn ein Prinz von königlichem Geblüt zum glücklichen Rezipienten ersehen ist. Wir mißgönnen dem jungen Herzoge von Cambridge nicht die jährlichen 12,000 Pfd., ihm, dessen einziger Anspruch darauf beruht, daß er der Sohn seines Vaters ist; aber nicht einen Farthing haben wir einem Manne zu geben, dessen Ansprüche sich auf das Gute gründen, was er dem Ganzen erwiesen hat. Es ist ein jämmerlich Ding, daß Mr. Walker nicht ein Glied der Königsfamilie ist; gewiß würde er alsdann um so etwas, wie 10,000 Pfd. Sterl., für Nichtsthun eingekommen seyn."*)

48.

In einer Reihe ergötzlicher Bildchen, die sich durch mehrere Hefte hindurchziehen, läßt Punch die Herren Brown, Jones und Robinson in allerhand Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen auftreten. Das sind drei Dandys von der naivsten Art, die, bald zusammen, bald einzeln, ihre Nase zum erstenmal in die Welt stecken, aber ihre natürliche Unbeholfenheit oder Weltunkunde mit etwas Lehrgeld bezahlen müssen. Daher denn eine Menge schalkhafter Situationen, deren Pointe man bei ihrer Natürlichkeit sogleich versteht, auch ohne den übrigens nicht weniger schalkhaften Kommentar der Unterschrift gelesen oder verstanden zu haben. In dieser Gattung trocken drolligen Humors sind die Engländer allen anderen noch wie vor überlegen. Da ist nichts Unsittliches, wie so oft in unseren deutschen illustrirten Witzblättern, nichts Verzerrtes, kalt Beshaftes, oder sonst das Gefühl Verletzendes, wie nicht selten in der französischen Karikatur, nichts von der Art, welche die Genfer „cocasse" nennen, und welche in den Witzbildern des sel. Töpffer ihren getreuen Ausdruck findet. Nicht einmal jener derbere Humor, den wohl auch Punch zu Zeiten nicht verschmäht, sondern, um österreichisch zu sprechen, des „Gespaßigen" nicht mehr noch minder, als gerade zur Dimension der Vignette paßt. Der Leser sehe und urtheile selbst. E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahn über den Kanal zwischen Frankreich und England. Die Akademie der Wissenschaften in Paris beschäftigt sich gegenwärtig mit der Ausführbarkeit einer Eisenbahn über den Kanal zwischen England und Frankreich. Das Projekt rührt von Herrn Lemaitre her und läßt sich mit wenigen Worten folgendermaßen beschreiben. Auf einem soliden Fundament auf beiden Seiten des Kanals sollen hohe und starke Widerlager errichtet und an diese ungeheure Ketten, die von einer Küste zur anderen in der Luft quer hinüberreichen, befestigt werden. Um diese schwere Eisenmasse auf dem 4½ deutsche Meilen langen Wege zu stützen, will Herr Lemaitre einen gewaltigen Apparat von Ballons in elliptischer Gestalt, welche mit den Ketten fest verbunden sind, zur Anwendung bringen. Diese würden, seiner Meinung nach, den Mangel an Unterstützung von unten her beseitigen. Damit aber nicht die Ballons mit dem Eisenwerk davonfliegen, sollen vier schwer beladene Boote, in einer Entfernung von je hundert Yards, unter den großen Ketten und mit ihnen durch andere Ketten verbunden, versenkt werden. Indem man die Länge dieser Anhängeketten der Tiefe des Meeres an jeder Stelle anpaßte, würde ein Gleichgewicht zwischen den versenkten Booten und den schwimmenden Ballons erreicht werden. Vorausgesetzt, daß die Gase niemals entwichen, die versenkten Schiffe niemals eine Störung erführen, die Ketten nicht, wie an der Kettenbrücke in Angers, rissen — keiner der tausend Zufälle, denen eine solche Brücke ausgesetzt wäre, erfolgte — so würde sie so zwischen den beiden Ländern schweben, und der Luftballon hätte endlich eine würdige Stelle gefunden. So von den Ketten gehalten, gedenkt Herr Lemaitre, eine atmosphärische Eisenbahn zu erbauen.

*) Fast vermuthen wir, daß Punch wisse, wie sehr der junge Herzog von Cambridge, in dessen Person die verwandtschaftliche Politik von Hannover, Mecklenburg-Strelitz und Hessen-Kassel-Rumpenheim zusammentrifft, bei den Intriguen für den Bundestag und gegen die deutsche Union betheiligt ist. Wir können es John Bull nicht verdenken, wenn er die Kosten solcher Intriguen nicht bezahlen mag. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Sonnabend den 12. Oktober 1850.

England.

Die Staatsschulden und die Börse.

Ursprung der Staatsschuld und der Bank. — König Wilhelm III. — Die Börse. — Die politischen Spekulanten. — Die finanziellen Enten. — Die Südsee. — Die Spieler. — Die Prämien und Lotterieen. — Die Börsenmenagerie. — Die Epidemie von 1825. — Das schwarze Brett. — Die Goldschmidt. — Die Barings.

Um außerordentlichen Bedürfnissen die Stirn bieten zu können, müssen die Regierungen Anleihen zu Hülfe rufen; diese sind aber, streng genommen, nichts Anderes, als eine Vorwegerhebung der Steuern von einer nachkommenden Generation, welche die Früchte des gegenwärtigen Aufwandes ärndten soll. Dieses Prinzip gründet sich auf Recht, Billigkeit und Vernunft. Wir untersuchen nicht, wie viele Beispiele von Zwangsanleihen und Staatsbankerotten unsere (englische) ältere Geschichte aufzuweisen hat: das gehört nicht hierher. „Seit undenklichen Zeiten waren alle Regierungen Englands gewohnt, Schulden zu machen; erst die Revolution von 1688 hat den Gebrauch eingeführt, sie zu bezahlen.“ Diese witzige Antithese Macaulay's ist mehr beißend, als richtig. Von dem Augenblick an, wo das Haus der Gemeinen die Macht erlangte, die Subsidien zu bewilligen oder zu versagen, fiel ihm allein das Entscheidungsrecht zu über das, was eine Staatsschuld sey oder nicht. Die Revolution führte aber den Gebrauch ein, Schulden zu übernehmen, welche der eigentliche Schuldner, die gegenwärtige Generation, nicht bezahlen sollte, oder, mit anderen Worten, anstatt sich an den Schuldner zu halten, bürdete man die Zahlung dem kommenden Geschlechte auf.

Als Wilhelm und Marie den englischen Thron bestiegen, gab es keine Nationalschuld. Einer Summe von beiläufig einer halben Million Pfd. Sterl., die der verschwenderische Karl II. aus der Schatzkammer genommen und zu eigenem Gebrauch verwendet, kann dieser Name nicht beigelegt werden; und sie wurde in der That erst später als Staatsschuld anerkannt.

Mancherlei Umstände, namentlich der Widerruf des Edikts von Nantes (1685), kamen zu der merkwürdigen Epoche (die Revolution von 1688), um dem Handel und den Manufakturen einen Ruck zu geben, dessen Wirkungen noch heute zu spüren sind. In Folge jener unseligen Maßregel verbreiteten sich Tausende von Protestanten, der Kern der französischen Industrie, über ganz Europa. Die reichsten flohen sich in Holland an. Etwa 70,000 setzten nach England über; die meisten blieben in London, und ihnen verdankt das englische Volk theils die Einführung neuer, theils die Vervollkommnung alter Industriezweige. So kannte man vor dieser Epoche nur ein sehr grobes inländisches Papier; feine Glaswaaren und Hüte lieferte das Ausland. Den französischen Emigranten verdankt die englische Fabrication die Vervollkommnung nicht nur dieser Gegenstände, sondern auch der Gewebe in Wolle, Leinen und Seide; Brokat, Atlas, Sammet, Wand- und Taschenuhren, Messerschmiedarbeiten stiegen zu einer früher ungekannten Stufe der Verfeinerung. Die Bill of Rights, die im Jahre 1689 dem Volke Freiheit und Eigenthum verbürgte, gab das Signal zu einer unendlichen Entwickelung für Manufakturen, Handel und Schifffahrt.

Indeß hatte Wilhelm einen sehr schweren Stand. Die mannigfaltigen religiösen und politischen Parteien standen einander so schroff und drohend gegenüber, daß es unmöglich schien, die eine zu begünstigen, ohne den glühenden Haß der anderen hervorzurufen. Dem kalten, aber sicher berechnenden Geiste Wilhelm's war es vorbehalten, durch neue Mittel eine neue Partei zu schaffen, in die sich endlich alle anderen auflösen sollten; durch sie mußte seine Regierung gestärkt werden, indem sie die handeltreibenden Klassen mit dem festesten Bande, dem Geldinteresse, an das Bestehen der gegenwärtigen Ordnung der Dinge fesselte. Zugleich wollte er, ohne die Auflagen zu erhöhen, sich die nöthigen Finanzquellen öffnen, um das Uebergewicht Frankreichs zu bekämpfen. Sein Plan gelang nach Wunsch, vielleicht über seine Erwartung.

„Dieser holländische Monarch und seine Räthe“, sagt Doubleday,*) „fanden in Holland eine Präcedenz, auf die sie sich berufen, ein Beispiel, dem sie folgen mochten. Dieses Ländchen, durch politische Umstände gedrängt, sich in die Reihe der Großmächte Europa's zu stellen, konnte sich in dieser Stellung nur durch den Handel und den Reichthum, der ihm daraus zuströmte, mit Sicherheit behaupten. Venedig hatte vor Zeiten eine ähnliche Rolle gespielt; allein Anstrengungen, durch eine Kette von Kämpfen nothwendig herbeigeführt, brachten die spekulativen Holländer auf eine Idee, auf welche die Venetianer nicht gekommen waren: die Verfertigung des Papiergeldes und die Bildung einer Bank, es auszugeben, kurz, die Schöpfung einer öffentlichen Schuld, wovon die Nation nur die Zinsen zu bezahlen haben sollte. Dieser Mechanismus schien so leicht und mit so gutem Erfolg zu wirken, daß sofort der Vorschlag gemacht wurde, ihn auch in England ins Werk zu setzen. Im Jahre 1694 geschah der große Coup, der auf die Geschicke des englischen Volkes einen so nachhaltigen, umfassenden und wunderbaren Einfluß üben sollte: die Gründung der englischen Bank unter dem Schutze der Regierung.

Die schlimmste und gefährlichste Seite an einer dauernden Nationalschuld ist die Art künstlichen Wohlstandes, der über die entfernten, aber unausbleiblichen Folgen zu blenden sucht. So ist die menschliche Natur! Mit Hülfe dieser ersten Anleihen konnte Wilhelm den Krieg fortsetzen, und die geblendete Nation glaubte in diesem neuen Finanzsystem ein höheres Wunder und eine reichere Goldquelle zu sehen, als in der Entdeckung der neuen Welt. Uebrigens blieb Wilhelm nicht bei den Anleihen stehen. Lotterieen, Leibrenten, Tantiemen, alle Mittel, Geld zu machen, wurden in Bewegung gesetzt, und die Spielwuth bemächtigte sich der Köpfe. Die Einführung dieses neuen Systems rief soziale Erscheinungen hervor, wie wir sie vor wenigen Jahren selbst erlebt, als die Actien selbst derjenigen Gesellschaften, welche die abenteuerlichsten Speculationen zum Gegenstande hatten, fabelhafte Prämien erlangten.

Der Name „Kapitalist“, sagt Francis,**) „mit dem unser Ohr heutzutage so vertraut ist, war dem Jahre 1692 unbekannt. Er wurde um jene Zeit von den Männern angenommen, die ihren Vortheil begriffen, wenn sie in den geschaffenen Fonds operirten, um der Regierung zu Hülfe zu kommen. Dieser Name, den sie aus Stolz führten, ward ihnen von Anderen zum Spott beigelegt, und die Wichtigthuerei dieser so plötzlich reich gewordenen Emporkömmlinge gab der Spottlust volle Nahrung. Gestachelt von der Verachtung, welche die Grundbesitzer gegen sie zur Schau trugen, suchten sie, mit diesen zu wetteifern und sie in Luxus und Pracht zu verdunkeln. Gold strahlte an ihren Equipagen, Edelsteine an ihrem Anzuge. Kneller's Pinsel und Cibber's Meißel waren geschäftig, ihre Züge darzustellen. Sie verschwägerten sich mit dem besitzlosen Adel, kauften die Schlösser der alten Aristokratie um jeden Preis, und ihre Verschwendung kannte keine Gränzen, wenn es galt, den Stolz eines Howard oder eines Cavendish zu demüthigen.“

Es sieht aus, als hätte die Börse**) keine Kindheit gehabt; sie erscheint mit Einem Schlage ausgewachsen und völlig gerüstet, wie Minerva aus Jupiter's Haupte. Alle jene Kunstgriffe der Hausse und Baisse, falsche Nachrichten, angebliche Couriere, geheime Verbindungen, mit Einem Worte, das ganze verborgene Räderwerk des Mammon war den Erzvätern der Stock Exchange so bekannt, wie ihren Nachkommen in unseren Tagen. Die Hauptnegozianten der ersten englischen Anleihe waren Juden; sie standen dem Statthalter mit ihren Rathschlägen zur Seite, und Einer kleidete sich an Marlborough, wie ein zweiter Mephisto. „Der reiche Medina“, sagt Francis, „begleitete diesen großen Feldherrn auf allen Feldzügen, gab ihm eine jährliche Pension von 6000 Pfd. Sterl., wofür er auch die Erstlinge der Kriegsnachrichten ärndtete, und die Tage von Ramillies, Oudenarde, Blenheim waren eben so gewinnreich für ihn, wie ruhmvoll für die englischen Waffen.“

„So lange diese maßlose Schuld auf unseren Finanzen drücken wird“ — schrieb Dr. Davenant zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — „so lange werden die Bedürfnisse der Regierung dieselben bleiben, wird der Zinsfuß sich in derselben Höhe erhalten, und man wird beträchtliche Prämien gewähren, um sich nur Geld zu verschaffen. Wer mag an auswärtigen Handel denken, wenn er ohne Risiko, ohne Anstrengung, ohne einen Fuß vor die Hausthür zu setzen, durch eine bloße Unterhandlung mit der Finanzkammer vom Staate seine 15—30 pCt. einstreichen kann?“ — Die Oekonomisten erklären das Kapital für eine Anhäufung der Ersparnisse der Industrie. Leute vom Schlage Nathan Rothschild's waren allerdings industriös; aber gewiß nicht in der gangbaren Bedeutung des Wortes.

Die Veränderung, die Wilhelm in das Finanzsystem eingeführt, konnte natürlich nicht ohne die Mitwirkung des Parlaments geschehen, und dieses durfte sich dabei über Vernachlässigung seiner Interessen nicht beklagen. Die Vertreter der Nation fingen allmälig an, zu begreifen, daß sie von ihrer amt-

*) A financial, monetary and statistical History of England, from the revolution of 1688 to the present time. By T. Doubleday. London, 1847.

**) Chronicles and Characters of the Stock-Exchange. By J. Francis. London, 1849.

**) Die Börse für das Geschäft in öffentlichen Fonds (Stock Exchange), von der in diesem Aufsatze die Rede ist, ist eine von der Handelsbörse (Royal Exchange) völlig verschiedene Anstalt.

lichen Stellung Nutzen ziehen können, daß es etwas zu verdienen gebe, wenn man sich nicht gar zu spröde gegen die Forderungen der Krone zeigt. Die Dogge, die Jakob II. und dessen Vorgänger so heftig angebellt, weil sich keiner die Mühe genommen, sie zu streicheln, ließ sich jetzt gemächlich die Pfote schmieren. Macaulay hätte sagen sollen: Nicht den Gebrauch, das Parlament regelmäßig zusammenzuberufen, sondern den, das Parlament regelmäßig zu bestechen — den brachte die Revolution von 1688 in den Gang. „Die Corruption unter Wilhelm's Regierung", sagt Francis, „war der Anfang des Verfalls für den Kredit und die Ehre Englands. Man kaufte die Stimmen der Parlamentglieder für Stellen, Lieferungszuschläge, Titel, Versprechungen, Anleihzinsen, Lotterieloose. Pingerford wurde aus dem Unterhause gestoßen, weil er eine Summe von 21 Pfd. Sterl., der Herzog von Leeds in Anklage gesetzt, weil er eine von 5500 Guineen angenommen. Man kaufte einen Präsidenten für 1005 Pfd. Sterl., und ein Secretair des Schatzes mußte um ähnliche Schliche in den Tower wandern. Man gewährte übermäßige Prämien, um sich Geld zu verschaffen, und der öffentliche Kredit sank so tief, daß von fünf Millionen, die zur Fortsetzung des Krieges bewilligt worden waren, nur drittehalb in den Schatz kamen. Die Einnehmer brachten bei den Goldschmieden zum tausenden Zinsfuß bedeutende für den Schatz bestimmte Summen unter; Andere schossen dem Schatze dessen eigene Fonds unter dem Namen von Anleihen vor. In funfzehn Jahren hatte man 46 Millionen erhoben, und kaum 25 konnten verrechnet werden."

Das sind wichtige Betrachtungen in der politischen Geschichte eines Landes: sie erklären uns, wie es funfzig Jahre später Karl Eduard möglich war, ohne Widerstand bis ins Herz des Reiches zu dringen. Reihten sich auch die Bewohner der Grafschaften nicht unter seine Fahnen, so kam es ihnen eben so wenig in den Sinn, sich seinem Zuge zu widersetzen. Diese dem englischen Charakter so widersprechende Apathie entsprang einzig und allein aus der Unzufriedenheit mit dem neuen Regierungs-System, das die öffentlichen Auflagen von Jahr zu Jahr vermehrte und zu gleicher Zeit die parlamentarische Bestechlichkeit bis zum Uebermaße steigerte, und die Verfassung erschien ohne Macht, dem Verderben zu steuern. Die Masse der Nation begann einzusehen, daß bürgerliche und religiöse Freiheit das Losungswort der Revolutionen seyen; daß aber die Revolutionen selbst sich gemeiniglich in eine Vermehrung der Abgaben auflösen. — In der gedachten Krisis waren es die Kapitalisten, — diese kluge Schöpfung Wilhelm's — welche die neue Dynastie retteten, nicht aus Patriotismus sicherlich, sondern aus persönlichem Interesse.

Wilhelm III. vermachte seinen Nachfolgern eine Schuld von 16,400,000 Pfd. Sterl., deren jährliche Zinsen 1,301,000 Pfd. Sterl. betrugen. Beim Tode Anna's hatte diese Schuld die Höhe von 54,000,000 Pfd. Sterl. und die Zinsen die von 3,350,000 Pfd. Sterl. erreicht, also das Doppelte der Gesammt-Einnahme unter Jakob. Unter Georg I. ward seltsamerweise die öffentliche Schuld nicht vergrößert; aber am Ende der Regierung Georg's II. stieg sie auf etwa 140 Millionen Pfd. Sterl. und 1793, ein Jahrhundert nach der Einführung öffentlicher Anleihen in England, bietet die Nationalschuld eine Ziffer von 252 Millionen Pfd. Sterl. mit einem Zins von 10 Millionen Pfd. Sterl. dar. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie zur Riesenzahl von 800,000,000 Pfd. Sterl. gewachsen! Diese Ziffern rufen sehr ernste Gedanken hervor.

Die parlamentarische Bestechlichkeit, in ihrer früheren Nachtheil wenigstens, besteht heutzutage nicht. Die Zeiten sind vorbei, wo Walpole's Gäste darauf rechnen konnten, unter ihrem Tellertuch eine Banknote von 500 Pfd. Sterl. zu finden; wo große Gesellschaften, die ihre Bestätigungsurkunden nachsuchten, sich um Unterstützung im Unterhause bewarben, wo man den Frieden, wie folgendes Beispiel lehrt, nur mit Hülfe erkaufter Stimmen dem Parlamente abgewann. „Der Friede von 1762", sagt John Roß Mackay, Privatsecretair des Grafen Bute, „wurde mittelst einer Geldspende zur Abstimmung und zum Schlusse gebracht. Nur auf diese Weise konnte man die Opposition besiegen. Durch meine Hände ging das Geld, mit welchem das Ministerium für diese Lebensfrage hundert Stimmen kaufte. 80,000 Pfd. Sterl. waren zu diesem Zwecke bestimmt. Vierzig Glieder der Unterhauses empfingen 1000 Pfd. Sterl. und achtzig andere 500 Pfd. Sterl. der Mann." Sind auch unsere Vertreter solchen Argumenten nicht mehr zugänglich, so ist doch nicht wegzuleugnen, daß ein großer Theil der Summe, die man unter dem Namen Anleihe aufgenommen und für die man des Volkes Zukunft verpfändet hatte, als Gewinnantheil, Prämie, Kaufpreis verschleudert wurde, um zu manchem ärgerlichen Glücksstande den Grund zu legen. Eben so klar ist es, daß diese Glücksstände nur auf Kosten des produktiven Kapitals geschaffen werden konnten: zum Nachtheil der wahren Arbeiter, um deren Loos man sich allezeit zu wenig gekümmert hat. Nehmen wir dazu den Spekulationsgeist auf Staatspapieren, der sich seit der Revolution in England periodisch kundgab, jene plötzlichen Anfälle von Fieber oder, besser, von Wahnsinn, die sich der mittleren Klassen bemeisterten und ihnen unermeßliche Schätze vorgaukelten, die man ohne Arbeit und mühelos erwirbt — so werden wir einsehen, daß die sittlichen und sozialen Krankheiten, von den Staatsanleihen erzeugt, den ganzen Volkskörper ergriffen haben.

„Es gehört zu den großen Uebelständen unserer Zeit", sagt Francis, „daß wir eigensinnig darauf bestehen, die Schuld als dauernd zu betrachten. Uebersteigt einmal die Staats-Einnahme die Ausgabe, was ist natürlicher, als mit lautem Ruf eine Reduction der Auflagen zu fordern? Wir Engländer indeß, ein Handelsvolk, Schüler Mac Culloch's, das große Buch der Staatsschuld vor uns aufgeschlagen, die Zinsen dieser Schuld unseren Gedanken stets gegenwärtig — wir verwarfen beharrlich die leiseste Andeutung einer Herabsetzung dieser ungeheuren Last als ungereimt, und wenn ein Schatzmeister uns eine neue Anleihe von 8,000,000 Pfd. Sterl. vorschlägt, dann begnügen wir uns damit, eine Weile zu brummen, dann lassen wir ihn machen und hoffen auf bessere Zeiten.

„Die Hülfsquellen der Nation können ohne Zweifel noch schwereren Lasten, als sie schon trägt, Stand halten; aber dazu bedürfte es einer durchgreifenden Verbesserung unseres Auflagesystems, womit man freilich nicht warten müßte, bis der Feind vor den Thoren ist. Ein Krieg, der die jährlichen Steuern bedeutend vermehren würde, hätte die Folge, die arbeitende Klasse zu erdrücken und den Mittelstand zu lähmen, ja, das Grundeigenthum selbst müßte dem harten Schlage erliegen. Die Bankscheine könnten nicht gegen geprägtes Geld eingelöst werden, und es wäre dann unmöglich, das Bank-Statut Sir Robert Peel's mit den jährlich erforderten 28,000,000 Pfd. in Spezies aufrechtzuerhalten, während das Geld als Subsidien ins Ausland ginge. So lange man diese 28,000,000 als Zinsen unserer Schuld bezahlen muß, wird der Verein für Finanzreform vergebliche Anstrengungen machen, die Masse der Auflagen herabzusetzen. Es ist sehr wahr, daß eine Menge Stellen unterdrückt werden können; daß Heer und Marine, Kirche und Magistratur kläglich organisirt sind, daß bei uns ein System roher Verschwendung herrscht, daß in der Regel, die am wenigsten arbeiten, am reichlichsten bedacht sind, daß mancher Hochgefüllte überschwänglich besoldet wird für — Nichtsthun. Das Alles steht fest; aber alle stückwerklichen Reformen sind kindisch und bedeutungslos; nur eine vollständige Aenderung des Systems kann den Finanzwirren gründlich abhelfen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Feuerlösch-Anstalten in London.*)

Wenn schon im Allgemeinen das Unglück die Menschen einander nähert und zu gegenseitigem Handeln anspornt, wenn wir gerade in trüben Zeiten die größten Beweise von aufopfernder Nächstenliebe finden, so ist es insbesondere der furchtbare Ruf „Feuer! Feuer!", welcher wie ein Talisman auf die Gemüther wirkt. Da schweigen alle anderen Interessen, Menschen aus den verschiedensten Ständen eilen einmüthig herbei, um das wilde Element in seine Schranken zurückzuweisen.

Kaum hatten wir uns an den Arbeitstisch gesetzt, um diesen Artikel zu schreiben, als der laute Ruf „Feuer! Feuer!" aus einer entfernten Straße in unser Zimmer dringt. Bereits ertönen die Lärmsignale, das verhängnißvolle Wort hallt aus tausend Kehlen wieder, und eine unabsehbare Menschenmenge bedeckt den Platz. Das Feuer soll in einem elenden Hofe ausgebrochen seyn, der von Pferdeställen umgeben ist, welche mit der Rückwand an die Vorderseite eines square (ein viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz) stoßen. Wir eilen schnell auf den Ort; das Feuer greift mit Blitzesschnelle um sich. Herzzerreißende Wehklagen dringen an unser Ohr; überall Lärm und Verwirrung. Die Polizisten berichten alsbald der nächsten Löschstation; in einem Nu ist Alles auf den Beinen und mit dem Herbeischaffen der Spritzen und Rettungsleitern beschäftigt. Alsbald sehen wir auch den Ober Intendanten, Herrn Braidwood, der mit bewunderungswürdiger Ruhe die nöthigen Befehle ertheilt. Alles geschieht, daß in wenigen Minuten der ganze Zug schon nach der Brandstätte eilt. An beiden Seiten der dahinrollenden Maschine sind kurze Sturmleitern aufgehängt, die an den Enden zusammengeknüpft werden können; ferner sind hier größere und kleinere lederne Schläuche, Saugröhren, eiserne Stangen, die Hundeschwänze, eine dem Seedienst entlehnte Vorrichtung, welche der Maschine das Wasser zuführen und die einzelnen Schläuche in Bewegung setzt; dann eine Art von Presennig, d. i. ein großes Segeltuch, welches ringsum mit Tauenden versehen und dazu bestimmt ist, diejenigen aufzufangen, welche oft tollkühn aus den Fenstern springen; tragbare Wasserbehälter, Leder, um etwanige Schäden an den Schläuchen sogleich ausbessern zu können, Seile, Strickleitern, Hacken, Sägen, Streitärte, Hebestangen: kurz, Alles, was zum Einbrechen der Thüren, Abtragen der Mauer, so wie zum Oeffnen und Schließen der Hähne, nothwendig ist. Ein breiter rother Streifen färbt den Himmel im Westen; das Feuer wird bald die Ställe ergreifen; der ganze Hof brennt: der Ober-Intendant sieht es und treibt die Pferde zu noch schnellerem Laufe an.

Nun ist der Zug an Ort und Stelle; Herr Braidwood sieht, was zu thun ist. Der Hof ist bereits unrettbar verloren; bald wird von ihm und den Häusern um ihn nur noch ein Aschenhaufen übrig seyn. Schon ist das Feuer in den zwei nächsten Ställen; ein ungünstiger Wind treibt es in die Richtung des Square und bald wird es die Hinter-Gebäude desselben erreichen. Zwei Spritzen sind bereits in voller Thätigkeit; drei andere folgen ihnen nach. Braidwood überzeugt sich, daß die Gebäude des Hofes und die Ställe von ihren Bewohnern geräumt sind und trifft danach seine Maßregeln. Drei Spritzen sollen das Feuer jedenfalls von den Häusern des Square abhalten, welche zur Rechten und Linken des so furchtbar bedrohten Gebäudes liegen; die beiden anderen, von Braidwood und seinem Lieutenant befehligt, begeben sich vor dieses letztere. Rettungsleitern werden angelegt und, wer noch nicht entronnen, bringt sich jetzt in Sicherheit. Nun öffnen sich die Hähne; das Wasser ergießt sich in Strömen: der Feind gewinnt indeß immer mehr Terrain. Alles drängt sich an die Spritzen und erwartet ungeduldig das Signal. Der Wind jedoch treibt die Flamme gegen die hinteren Gebäude des Square: ein klägliches Aechzen durchdringt die Luft. Man folgt dem Tone und eine alte Frau wird sichtbar: sogleich beordert Braidwood zwei Spritzenmänner, und ihren vereinten Bemühungen gelingt es, dieses Menschenleben zu retten. Die treue Dienerin hatte erst all den Ihrigen zur Rettung verholfen und wäre so fast selbst ein Opfer ihrer Liebe geworden. Die beiden Tapferen werden mit endlosem Beifallsruf empfangen; indeß bald haben sie wieder im Innern Posto gefaßt; der Eine steht auf dem Absatz des zweiten Stockwerks, zehn bis zwölf

*) Aus Dickens' Household Words.

Fuß vom eigentlichen Mittelpunkt des Feuers, der Andere ist in ein hinteres Zimmer gedrungen. Jener richtet den Wasserstrahl mitten in die Gluth, während dieser sich bemüht, das Feuer in dem Dachstuhl des an die Gebäude gelehnten Stalles zu halten und es von dem Gebäll abzuhalten. Beide sind in dichten Rauch gehüllt; kaum können sie aufathmen.

Endlich gelingt es den vielfachen Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden; in Schweiß gebadet, tritt die Löschmannschaft ihren Rückzug an.

Die gegenwärtige Vollkommenheit unserer Feuerspritzen ist, wie man sich leicht denken kann, das Resultat vieljähriger Versuche und Erfahrungen. Um wie viel besser sind wir in dieser Hinsicht gestellt, als unsere Vorfahren, welche bei ihren zum größten Theil aus Holz gebauten Häusern einer Feuersbrunst nicht so leicht wehren konnten, da ihnen nur sehr unbeholfene Spritzen zu Gebote standen! Unsere Feuerspritzen datiren aus dem Jahre 1657; ein Deutscher, Namens Hautsch, konstruirte sie zuerst in dieser Weise: später wurde sie im Jahre 1672 von den Brüdern Van der Heyden mehr vervollkommnet. Heutzutage können wir wohl sagen, daß alle Rettungsmaschinen nirgends mit größerer Gewandtheit und Geschwindigkeit gehandhabt werden, als bei uns.

Es ist interessant, die Feuersbrünste Londons zusammenzustellen und sie nach den verschiedenen Lokalitäten, so wie nach ihren wahrscheinlichen Entstehungsarten zu betrachten.

Die Zahl aller Feuersbrünste belief sich im letzten Jahre auf 838; nur 28 waren wirklich verheerend; man zählte im Ganzen 26 Todte, 228 schwer und 562 leicht Verwundete. Der durch die 838 Fälle entstandene Verlust wurde dadurch etwas gemildert, daß 368 mal die Assekuranzgesellschaften entschädigen mußten; indeß 163 hatten sich nur mit ihrer unbeweglichen Habe, 72 nur mit ihren Möbeln versichert. Eine statistische Uebersicht aller Feuersbrünste in London während sechzehn Jahren von 1833 bis 1848, welche wir Herrn Braidwood verdanken, liefert viele interessante Fälle und ist überhaupt sehr lehrreich. Wir geben hieraus folgende Einzelheiten:

Feuersbrünste bei den Apothekern und Droguisten 36
den Bäckern 244
den Buchbindern, Buch- und Papierhändlern 137.

Obwohl 96 von diesen Lokalen mit Gas erleuchtet waren, so sind nur 28 durch dasselbe zu Schaden gekommen:

Bei den Kunsttischlern 156
Bei Zimmerleuten, Schreinern, Stellmachern ic. . 434
In Kirchen ..... 33.

Drei Kirchen sind völlig abgebrannt, zehn bedeutend beschädigt; die anderen haben weniger gelitten.

Bei Tuch-, Woll- und Leinwandhändlern ..... 234.

104 davon erlitten schwere Verluste; 239 Lokale waren mit Gas erleuchtet, und in diesen wurde das unvorsichtige Umgehen mit demselben 140mal die Veranlassung des Feuers.

Bei Künstlern ..... 49.

Diese waren sämmtlich sehr verheerend; theils lag die Schuld in der Natur der Beschäftigung, theils an den Kindern, die mit dem Feuer spielten.

In Gasanstalten ..... 37.

Den großen Vorsichtsmaßregeln, welche hier stets getroffen sind, hatte man es zu verdanken, daß nur neun etwas bedeutender, keine aber verheerend war.

Bei Spezereihändlern ..... 120.

109 Lokale waren mit Gas erleuchtet; 26 mal war dies die Ursache.

Bei Pulverhändlern ..... 1.

Dies ist unstreitig der beste Beweis für die Vorsicht, welche hier die große Gefahr bewirkt.

In vermietheten Wohnungen ..... 868.

368 mal fingen die Fenstervorhänge oder die an den unrechten Ort aufgehängte Wäsche ic. Feuer.

In Schwefelfabriken 101
In Irren-Anstalten 2
In Buch- und Steindruckereien 72
In eigenen Häusern 3352
Auf Schiffen 82
In Ställen ..... 192.

Diese meist durch die Unvorsichtigkeit oder Trunkenheit der Dienstboten.

Bei Schneidern 81
In Theatern 20
In Tabacksläden 43
Bei Viktualienhändlern ..... 342.

Häufig verursacht die Katze Feuer; sie durchstöbert nicht selten die Taschen der aufgehängten Kleider und läuft mit ihrer Beute nach dem Herde. Bisweilen sind die Ratten die Brandstifter, wenn sie über ein Feuerzeug gerathen und versuchen, ob der Schwefel und Phosphor eßbar seyen: bei diesem Experiment entzünden sich diese Stoffe leicht durch die Friction an den Zähnen, und das Feuer lodert auf.

Was nun das unvorsichtige Umgehen mit dem Gas in Magazinen und Läden, wie mit Lichtern überhaupt in den Zimmern, betrifft, so dürfen wir wohl erst nicht viel darüber sagen: die Gefahr springt einem Jeden in die Augen. Eben so haben chemische Feuerzeuge, glimmende Asche, welche unbeachtet blieb, endlich unvorsichtige Raucher oft Feuer verursacht.

Daß einzelne Funken ein ganzes Haus anzünden können, will uns eben nicht recht einleuchten. Einer unserer Freunde trieb den Zweifel noch weiter, als wir. Als er eines Abends mit mehreren Bekannten um einen Kamin saß, erbot er sich, die Kohlen, die unter dem Roste lagen, auf den Teppich in der Mitte des Zimmers zu werfen, und falls das Haus Feuer finge, Alles zu bezahlen: er verlangte nur, daß der Gegner, der die Wette aufnehmen wollte, die Kosten des beschädigten Teppichs und Fußbodens decke. Die Anderen sollten in der Nähe bleiben und den Ausgang abwarten. Gesagt, gethan. — „Zehn gegen Eines", sagte dann Jemand aus der Gesellschaft, „daß das Haus brennt, wenn wir das Zimmer verlassen, es zuschließen und uns aus dem Hause ganz entfernen." Dies indeß wollte Jener nicht wagen.

Schließlich wollen wir noch Einiges darüber sagen, daß die Feuersbrünste in jedem Jahre zunehmen; die Anzahl derselben wuchs in funfzehn Jahren von 1832 bis 1847. Im Jahre 1833 zählte man 458, im Jahre 1834: 482 und so weiter, bis im Jahre 1847 ihre Zahl auf 736 stieg. Die Gesammtzahl während dieser funfzehn Jahre betrug 9962, also im Durchschnitt 664 auf ein Jahr; 1848 waren 805 und 1849: 838 Feuersbrünste. Wie soll man sich dies bei der Thätigkeit und Aufopferung unserer Spritzenmänner, bei dem steten Zuwachs an Vorsichtsmaßregeln erklären? Herr Braidwood versichert, daß die jährlich neu hinzugebauten Häuser hierauf keinen Einfluß üben; wir müssen daher annehmen, daß das viele brennbare Material, welches nicht allein in unsere Magazine und Werkstätten, sondern auch in das Innere unserer Häuser eingeführt wird, die Schuld davon trägt. Hierzu rechnen wir auch die allgemeine Verbreitung des Gases und endlich die chemischen Feuerzeuge; überdies muß man auch erwägen, daß unsere Löschanstalten jetzt so vollkommen sind, daß sie bei dem geringsten Feuerlärm herbeieilen, welcher ehedem ganz unbeachtet blieb. Diesem letzteren Umstande ist es daher besonders zuzuschreiben, wenn jetzt mehr Feuersbrünste der Direction der Löschanstalten angezeigt werden, als sonst.

Was endlich die einzelnen Rettungsmittel, so wie die Vorsichtsmaßregeln gegen das Feuer in den Häusern, die besseren Löschmittel und ganz besonders die neue Erfindung des Herrn Philipps auf diesem Gebiete betrifft: so gedenken wir, später einmal darauf wieder zurückzukommen.

Die deutschen Eisenbahn-Direktoren in Aachen, Belgien und Frankreich.

(August 1850.)

(Schluß.)

Unter den sieben verschiedenen Eisenbahnen, die von Paris ausgehen, wird diejenige, die von der Barrière de l'Enfer nach dem Städtchen Sceaux, einem von den Pariser viel aufgesuchten, etwa drei Meilen entfernten Vergnügungsorte, führt, von Fremden wahrscheinlich am wenigsten befahren, obwohl sie, wegen ihres eigenthümlichen Constructions-Systems, die meiste Aufmerksamkeit verdient. Um mit wenigen Worten anzudeuten, wie sehr sich diese Eisenbahn von anderen Schienenwegen unterscheidet, bemerke ich, daß sie, bei einer Steigung, die der der Eisenbahn von Berlin nach Frankfurt a. d. O. (auf der Strecke Briesen-Frankfurt) sehr nahe kömmt, nicht hundert Schritte lang in gerader Linie, sondern stets in Schlangenwindungen und in Kurven fortläuft, deren Halbmesser einen Radius von kaum 300 Fuß hat, wobei alle Anhöhen, Gebäude oder Gärten, die zufällig in der Richtung der Bahn waren, förmlich von ihr umgangen werden. Es kömmt dazu, daß diese Bahn weder Drehscheiben, noch optische Telegraphen besitzt, daß ihre Wagen weder mit Buffern, noch mit den auf anderen Bahnen gebräuchlichen Bremsen versehen sind, daß ihre Lokomotiven keine Spurkränze, ihre Uebergänge keine Rinnen, ihre Ausweichungen keine Sicherheitsschienen haben und daß sie überhaupt von allem dem, was unsere Eisenbahn-Polizei für die Sicherheit der Fahrten unumgänglich nöthig hält, so gut wie gar nichts kennt. Gleichwohl ist auf dieser Bahn, bis bei ihrer Eröffnung, selbst von amerikanischen und englischen Ingenieurs, für ein waghalsiges Experiment erklärt wurde, noch niemals ein Unglück passirt. Ständlich von sechs Uhr Morgens bis um Mitternacht geht mit dem vollen Glockenschlage ein Zug von Paris ab, der in 27 Minuten in Sceaux eintrifft, von dort nach einem Aufenthalte von drei Minuten zurückkehrt und rechtzeitig genug nach abermals 27 Minuten in Paris wieder ankömmt, um mit dem vollen Glockenschlage von neuem abzugehen. Eine einzige Lokomotive und ein einziger Wagenzug reichen nöthigenfalls hin, um den Dienst zwischen beiden Endpunkten ununterbrochen zu versehen. Die ankommende Lokomotive fährt dicht am Perron auf der Peripherie eines Kreises vor, auf welcher sie dann, ohne umzukehren, ihren Weg fortsetzt und wieder abgeht. Der Zug steht am Perron in einem geometrischen Halbkreise, so daß zwischen dem ersten und dem letzten Wagen desselben eine Diagonallinie gezogen werden kann, was sich während der Fahrt sehr oft wiederholt. Das Ganze beruht auf einer eigenthümlichen Construction des Rädersystems der Wagen, deren gewöhnliche Räder durch andere, die in einer geneigten horizontalen Richtung neben ihnen sich umdrehen, stets regulirt und auf den Schienen erhalten werden. Die Wagenkasten selbst sind an beiden schmalen Seiten so halbrund ausgeschweift, daß sie, auch wenn sie auf einander stoßen, sich nicht leicht gegenseitig berühren können. Das System vollständig kennen zu lernen, ward uns leider keine Gelegenheit gegeben, da es in seiner Zusammensetzung patentirt ist und daher nicht leicht dem ausländischen Beschauer ganz offen gelegt wird. Gleichwohl wird es Technikern, die sich die Sache angelegen seyn lassen, nicht schwer werden, sich mit dem Systeme näher bekannt zu machen, und es wäre wohl wichtig und interessant genug, von sachkundiger Feder eine näher eingehende, unsere flüchtige Skizze vervollständigende oder berichtigende Darstellung dieses in seiner Art einzigen Eisenbahn-Unternehmens zu erhalten.

Paris hat bisher durch seine sieben Eisenbahnen nicht denjenigen Zuwachs an Fremdenbesuch erlangt, den es sich davon versprach. Zum Theil liegt dies allerdings an den Ereignissen des Jahres 1848, welche die reisende Aristokratie, und insbesondere die englische, von dem Besuche Frankreichs und seiner Hauptstadt zurückschreckten, so daß sogar jetzt noch die zwischen Paris und London kombinirten Eisenbahn- und Dampfboot-Extrazüge zu ermäßigten Fahrpreisen mehr von Franzosen, die nach London gehen, als von Engländern, die nach Paris kommen, benutzt werden. Zum Theil liegt jene mangelhafte Benutzung der Eisenbahnen aber auch an dem Umstande, daß die von Paris ausgehenden Linien, mit Ausnahme der Nordbahn und der Eisenbahn nach Rouen und Havre, noch nicht bis zu denjenigen Punkten vollendet sind, welche die entfernteren Gegenden des Landes und das angränzende Ausland mit Paris in raschere Verbindung bringen. Das bei Konzessionirung der großen Eisenbahn-Linien beobachtete unzweckmäßige Verfahren der Regierung und der beiden Kammern hat hauptsächlich die lückenhafte Gestalt des französischen Eisenbahnnetzes verschuldet. Statt entweder, wie Belgien, dieses Netz für Rechnung des Staates zu bauen und zu verwalten, oder, wie England, Beides unter Staatskontrole der Privat-Industrie zu überlassen, hat man in Frankreich ein kombinirtes System erfunden, wobei der Staat nur im Nachtheil ist, wenn auch die Privat-Unternehmer nicht immer im Vortheil sich befinden. In ähnlicher, wenn auch nicht ganz so den allgemeinen Interessen nachtheiliger Weise ist man früher in Preußen zu Werke gegangen, wo der Staat die besten Linien der Ausbeutung durch Private überließ, den mittelguten eine Zinsgarantie gewährte und die schlechteren, sofern sie für das Ganze unentbehrlich sind, nothwendig allein wird ausbauen und erhalten müssen, ohne den hier entstehenden Ausfall durch den Ertrag der besseren Linien decken zu können. Im Ganzen haben die preußischen Eisenbahnen, die mit Einschluß der zu ihnen gehörenden 45½ Meilen, welche außerhalb Preußens liegen, 264 Meilen lang sind und 139,740,000 Thlr. gekostet haben, im Jahre 1849 einen durchschnittlichen Rein-Ertrag von 3⅔ pCt. (3,82) geliefert, was, wenn alle Bahnen dem Staate gehörten, ein sehr erfreuliches und zu immer größerer Ausdehnung des Eisenbahnnetzes aufmunterndes Resultat seyn würde. Die französischen Bahnen hatten sich eines solchen durchschnittlichen Ertrages im Jahre 1849 nicht zu erfreuen. Ein großer Theil der Unternehmungen warf gar keine Zinsen ab oder deckte sie nur aus den Baufonds, während selbst der Verkehr der französischen Nordbahn im gedachten Jahre hinter dem des Jahres 1847 noch zurückblieb. In den Sommermonaten 1850 hat er dagegen auf der letztgedachten Bahn einen enormen Aufschwung genommen. Vom 1. Januar bis Ende August d. J. betrugen die Einnahmen der Nordbahn nahe an 15 Millionen Fr. (4 Millionen Thlr.) Wöchentlich werden jetzt auf dieser Bahn 3—600,000 Fr. eingenommen.

Ich sollte nun noch, nach üblicher Touristenweise, Einiges über die Pariser Theater berichten. In dieser Beziehung hatten wir es jedoch nicht sonderlich gut getroffen. Mlle. Rachel war in Deutschland, und das Théâtre Français führte nur unbedeutende kleine Stücke auf. Die große Oper war ebenfalls auf Reisen und daher geschlossen. Nur die komische Oper bot Anziehendes dar, wiewohl fast an jedem Abend dasselbe, nämlich ein Werk des Komponisten Thomas, unter dem klassischen Titel „Un songe d'une nuit d'été", „Ein Sommernachtstraum", gegeben wurde. Es ist allerdings weder Shakespeare'scher Text, noch Mendelssohn'sche Musik. Ja, der Verfasser hat sich die Freiheit erlaubt, Shakespeare als in die Königin Elisabeth verliebt und mit Beiden zugleich Sir John Falstaff auf die Bühne zu bringen. Aber wir müssen gestehen, daß Dichter und Komponist ihren Stoff nicht blos mit Humor, sondern auch mit echter Romantik behandelt haben. Shakespeare selbst träumt einen Sommernachtstraum, wenn auch nicht seinen eigenen voll Elfen und Gnomen, doch einen von Königin Elisabeth's Anmuth erfüllten im Parke von Richmond. Dies bildet den Kern des Stückes, dessen erster und letzter Akt freilich minder poetisch gehalten sind, jedoch endet das Ganze mit einer förmlichen Apotheose des englischen Dichters. Wir hätten französischen Schriftstellern und Komponisten kaum eine solche Verehrung für Shakespeare und auch nicht diese romantische Behandlung des Stoffes zugetraut. Die Musik ist überall ansprechend und an einigen Stellen sogar sehr schön. Die Oper würde daher vielleicht in Deutschland, wo die Verehrung Shakespeare's viel verbreiteter ist, als in Frankreich, mehr noch an ihrem Platze seyn, als hier. Allerdings ist aber, um ein solches Sujet und seine taktvolle Behandlung dem großen Publikum genießbar zu machen, vor Allem nöthig, daß so gut gesungen und so trefflich gespielt werde, wie in der komischen Oper in Paris.

In einigen Pariser Theatern ist man auf den Einfall gekommen, den in den Zwischenakten fallenden Vorhang zu Ankündigungen und Geschäfts-Empfehlungen zu benutzen. „Nonciorama" nennt sich dieser neue Industriezweig, und zwar wird auf den Vorhängen des Théâtre des Variétés und des Ambigu Comique versichert, daß dieselben Ankündigungen auch auf den Theatergardinen von London und New-York zu lesen seyen. Diese natürlich von Zeit zu Zeit wechselnden Annoncen sind zum Theil auch von malerischen Emblemen umgeben. Ein Chinese z. B., trefflich gezeichnet, bietet Thee an, ein hübsches Blumenmädchen Parfümerieen und Bänder, und eine Mohrin mit Elfenbeinzähnen empfiehlt einen Zahnarzt. Straßen und Hausnummern sind so deutlich bezeichnet, daß, wer den Vorhang in zwei oder drei Zwischenakten vor Augen gehabt, Beides so leicht nicht vergißt. Sogar Empfehlungen von Trauermagazinen und geschmackvollen Grabmonumenten fand ich auf einem dieser Theater-Vorhänge. Die Extreme berühren sich nirgends so, wie in der französischen Hauptstadt.

In der That giebt es aber auch neben dieser Stadt des Lebens keinen malerischeren und interessanteren Punkt, als ihre berühmte Todtenstadt, den Kirchhof des Père Lachaise. Wäre es auch nur, um Frankreichs wahrhaft große Männer zu ehren, von denen im lebenden Paris nur noch wenig zu finden, muß man hier das todte Paris aufsuchen mit seinen langen Gassen voll Marmorhäuser, mit seinen erhabenen, der Tapferkeit, der Bürgertugend, der Wissenschaft, der Kunst und der Wohlthätigkeit gesetzten Denkmälern und endlich mit seiner Alles krönenden prachtvollen Aussicht über das Pantheon und die Kuppel des Invaliden-Domes hinaus. Ein Grabmal ist unter Anderem hier, das man auf diesem Kirchhofe, der erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entstand, am wenigsten vermuthet, nämlich das von Abälard und Heloïse. Es befindet sich nicht weit von der älteren Eingangspforte, unterhalb der schönen Statue Casimir Périer's. Unter einer Menge anderer Denkmäler versteckt, steht ein etwa zwölf Fuß langes und acht Fuß breites, steinernes Haus, dessen offene Spitzbogen von Säulen getragen werden und dessen Dach und Giebel mit kleinen Eckthürmchen im Baustile des zwölften Jahrhunderts geschmückt sind. In dieser offenen Halle ruhen auf einem Sarkophage, an dessen Seiten sich die Figuren der Kirchenväter befinden, die steinernen lebensgroßen Bilder Abälard's und Heloïse's, das Haupt ein wenig nach vorn geneigt und die Hände gefaltet. Mich hat außer dem Interesse an dem berühmten, eben so geist- als leidensvollen Paare auch die Geschichte dieses Denkmales gefesselt, unter dessen Steinen ihre ehrwürdige Asche selbst ruht. Die französische Revolution hatte, wie so vieles andere Heilige und Ehrwürdige, auch die Gebeine Abälard's und Heloïse's nicht geschont, und nur der Sorgfalt eines Geschicht- und Kunstfreundes unter den damaligen Barbaren, des Herrn Alex. Lenoir, der nachmals das Musée des monumens français gründete, ist es zu verdanken, daß jenes Denkmal vor völliger Zerstörung und die Asche des berühmten Paares vor der Zerstreuung in alle Winde geschützt wurde. Das Grabmal Abälard's war ursprünglich von dem Abte von Cluny, Petrus Venerabilis, einem Freunde des Hingeschiedenen, um das Jahr 1142 errichtet worden. Heloïse, die beim Tode ihres Gatten Aebtissin des von ihr gegründeten Klosters Paraclet war, ließ die Leiche Abälard's, den sie zwanzig Jahre überlebte, nach diesem Kloster bringen, wo ihre Ueberreste nachmals neben den seinigen beigesetzt wurden. Als Paraclet im Jahre 1792 verkauft und der Erde gleich gemacht ward, brachte man das Grabmal und die beiden Särge nach dem nahen Städtchen Nogent an der Seine, wo sie in der Kirche aufgestellt wurden. Hier aber drangen im Jahre 1794 die Jakobiner ein und zerstörten denjenigen Theil des Grabmals, der aus einem Bildnisse der Dreinigkeit bestand, das aus einem einzigen Marmorblock angefertigt war; wie sie denn überhaupt fast alle Kunstwerke vernichteten, die sich in dieser Kirche befanden, und die sie als „Denkmäler des Aberglaubens" bezeichneten. Einen anderen Theil des Grabmals, die Figur Abälard's, hatte ein Arzt in Chalons a. d. Saone in Sicherheit gebracht und mit Hülfe dieses Mannes, so wie mit einer Ordonnanz des regierenden Direktoriums, gelang es Herrn Lenoir im Jahre 1799, jene historischen Reliquien nach Paris zu schaffen, wo sie bis zur Zeit der Restauration im Musée Impérial sich befanden und alsdann, eben so wie die Gebeine Molière's und La Fontaine's, deren Gruft in Paris gleichfalls zerstört worden war, nach dem Kirchhofe des Paters Lachaise gebracht wurden. Die Figur der Heloïse hat Lenoir mit Hülfe einer Todtenmaske neu anfertigen lassen.

So viel über die Lebendigen und die Todten, wie ich sie in der Hauptstadt Frankreichs kennen gelernt. Ich hatte dort in einer einzigen Woche außerordentlich viel gesehen und erfahren, und mein Beispiel, so wie das meiner deutschen Eisenbahn-Kollegen, wird vielleicht noch viele andere Landsleute in diesem Herbste aufmuntern, auf den Flügeln der Lokomotive einen Ausflug nach den herrlichen Rheingegenden, so wie nach Belgien und Frankreich, zu unternehmen.

J. Lehmann.

Mannigfaltiges.

— **Inschriften mit zwei Lesarten.** Das folgende Transparent befand sich kürzlich unfern von der Kirche Santa Maria del Popolo in Rom, als der Papst dieselbe besuchte, um am Festtage von Mariä Geburt der Feier einer großen Messe beizuwohnen:

Morte a	Pio IX
Mazzini	Viva lungamente
La Republica è	Il più dolce Governo
Il più infame Governo	È quello dei Preti
Abasso	Il potere dei Preti
Il Dominio del popolo	Regni in eterno!

Die römische Polizei konnte natürlich weder gegen den Segenswunsch auf der rechten, noch gegen die Verwünschung auf der linken Seite etwas einwenden. Erst als es zu spät war, bemerkte man, daß die Inschriften den umgekehrten Sinn erhielten, wenn sie, statt der Länge, der Quere nach gelesen wurden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Prop. Lasser, Breiterstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Dienstag den 15. Oktober 1850.

Dänemark.

Der dänisch-norwegische Archivstreit.

Im Jahre 1821 erschien ein norwegischer Kommissar in Kopenhagen, um (zufolge des 21sten Artikels des Kieler Friedens, welcher durch Uebereinkunft vom 1. September 1819 aufs neue in volle Kraft gesetzt wurde) die Auslieferung von Dokumenten, welche Norwegen beträfen, zu bewirken. Bei dem innigen Zusammenhange, welcher Jahrhunderte lang zwischen den Reichen Dänemark und Norwegen bestanden hatte, war diese Auslieferung mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß sie erst im Jahre 1823 beendigt wurde. Seit dieser Zeit wurden von Norwegen keine ferneren Ansprüche erhoben, wenngleich es bekannt war, daß man dort eben so unzufrieden damit war, daß man zu wenig erhalten habe, als man in Dänemark es tadelnswerth fand, zu viel fortgegeben zu haben. Die bequemere Verbindung der Hauptstädte beider Reiche machte auch die gegenseitigen Besuche der Gelehrten häufiger, und da der Zutritt und die Benutzung der Bibliotheken und Archive in beiden Reichen mit großer Liberalität gewährt wurde, glaubte man in Dänemark um so zuversichtlicher, aller ferneren Ansprüche seitens Norwegens überhoben zu seyn. Ganz unerwartet tritt aber Norwegen jetzt — nach 27 Jahren — mit erneuerten Ansprüchen an das dänische Archiv auf, und zwar in so umfassender Weise, daß, falls sie gewährt würden, dasselbe die empfindlichsten Verluste erlitte.

Der bekannte dänische Geschichtschreiber Allen erhebt sich nun in dieser für Dänemark so wichtigen Angelegenheit und weist mit Entschiedenheit die norwegischen Zumuthungen zurück. Hierbei erwähnt er eines früheren ungerechten Verfahrens von Seiten Norwegens gegen Dänemark, welches durch die Beziehungen zu einer angesehenen deutschen Bibliothek auch für uns von Interesse ist, weshalb wir um so mehr uns berechtigt halten, die ganze Angelegenheit nicht unberührt zu lassen. Wir führen zunächst den dänischen Gelehrten selbst redend ein, der, nachdem er das bisherige innige Verhältniß der beiden Nationen auch hinsichtlich der Benutzung seiner wissenschaftlichen Institute hervorgehoben, also fortfährt:

„Diese gemeinsame Benutzung der Schätze einer früheren Zeit und diese beständigen Mittheilungen und Berührungen hätten zum großen Nutzen für die Geschichte beider Reiche fortbestehen können. Aber Norwegen will das nicht länger. Es will das Seine für sich selbst haben. Nachdem die Sache ein Vierteljahrhundert geruht hat, so daß man sie längst abgemacht und vergessen glaubte, ist Norwegen mit der Forderung einer neuen Theilung der historischen Quellenschriften oder einer Fortsetzung der alten aufgetreten. Eine Bekanntmachung in den Zeitungen, daß ein norwegischer Kommissar nach Kopenhagen gesandt sey, um historische Dokumente und Handschriften dänischer Archive und Sammlungen entgegenzunehmen, so wie eine Anfrage im Volksthing an das Ministerium in Betreff dieser Angelegenheit, hat das Publikum damit bekannt gemacht, daß unsere historischen Sammlungen wiederum mit einem bedeutenden Verlust bedroht werden. Bedeutend würde der Verlust in der That seyn, wenn die Forderung bewilligt würde, denn sie ist von tief eingreifender und umfassender Natur.

Wenn Norwegen so unerwartet eine Gütertheilung fordert; wenn ihm die freundliche Mitbenutzung nicht länger genügt, die sich nunmehr seit einem Menschenalter befestigt und nur zum Heil gereicht hat; wenn es eine strenge Sonderung des Mein und Dein fordert; wenn es mit Rechtsanforderungen von sehr zweifelhafter Natur auftritt und sich zugleich auf die Billigkeit beruft, behauptend, daß Dänemark wohl historische Dokumente und Aktenstücke, welche Norwegen näher angehen, als das eigene Land, diesem Staate überlassen könne, selbst wenn Dänemark diese Sachen mit vollem Eigenthumsrecht besitze: — so ist es nicht wunderbar, wenn man in Dänemark die Sache ein wenig in Erwägung nimmt und sich die Frage vorlegt: Besitzt Norwegen keine historischen Dokumente, welche Dänemark näher als Norwegen angehen, und, wenn es deren besitzt, hat es sich bereit gezeigt, sie an Dänemark zu überlassen; hat Norwegen, als es Theilet war, mit Dänemark nach Recht und Billigkeit getheilt, oder geschah es in einer Art und Weise, welche zu den gegründetsten Beschwerden Anlaß giebt? Die Gedanken werden hier auf die große Münchener Dokumentensammlung hingelenkt, welche in Christiania im Jahre 1834 getheilt wurde. Als das Resultat der Theilung in Dänemark bekannt wurde, war man zwar ein wenig verstimmt, doch hatte es weiter keine Folgen. Niemand dachte daran, eine neue Theilung zu verlangen; noch weniger fiel es Jemand in Dänemark ein, eine Art Hausuntersuchung im norwegischen Reichsarchiv zu beantragen, um zu erfahren, ob nicht dänisches Eigenthum darin aufbewahrt werde.

Nach den übertriebenen Forderungen, mit denen man jetzt von norwegischer Seite aufgetreten ist, und wodurch die dänische Geschichte mit dem Verluste wichtiger Quellen bedroht wird, ist für denjenigen, welcher die vaterländische Geschichte und die Erhaltung ihrer Quellen nicht zu den gleichgültigen Dingen rechnet, eine starke Aufforderung gegeben, darüber Aufschluß zu ertheilen, wie Norwegen, als es im Jahre 1830 in den unvermutheten Besitz einer großen Sammlung nordischer Archivalien kam, mit Dänemark getheilt hat. Denn da es nunmehr zu einer strengen Sonderung zwischen Mein und Dein kommen soll, so kann Norwegen nicht verlangen, daß wir mit ihm nach anderen Regeln, als denjenigen, welche es selbst in der Theilung mit uns befolgt hat, verfahren sollen.

Ich will zu dem Ende zunächst zeigen, wie König Christian's II. ausländisches Archiv oder, wie es nach seinem letzten Aufenthaltsort oft genannt wird, die Münchener Sammlung von Norwegen erworben und getheilt wurde. Alsdann will ich die Forderungen näher ins Auge fassen, welche die Norweger jetzt an dänische Archivalien machen.

Christian's II. ausländisches Archiv besteht theils aus Archivsachen, welche sich allmälig, während der zehnjährigen Verbannung des Königs, durch Korrespondenzen und Unterhandlungen mit fremden Fürsten und Herren, durch Korrespondenzen mit seiner königlichen Gemahlin und nächsten Anverwandten, durch Befehle und Briefe an seine Diener und Beamten nebst deren Antworten u. s. w. bildete und ansammelte; theils aus Dokumenten, die er bei seiner Flucht aus dem Reiche mitnahm, und welche eine geringere Zahl ausmachen; theils aus den Papieren Oluf's, des letzten katholischen Erzbischofs in Norwegen, welche dieser bei seiner Flucht ins Ausland mitnahm, und welche später mit dem Archive Christian's II. vereinigt wurden.

Die Sammlung ist von bedeutendem Umfang; sie umfaßt fünftehalbtausend Dokumente oder, genauer, 4430 Nummern, unter welchen sich 115 Pergamentdiplome befinden. Mit Ausnahme der Papiere des Erzbischofs Oluf, handelt der Rest in seiner Hauptmasse von dänischen Personen, dänischen Verhältnissen, dänischen Begebenheiten. Als Christian II. in Gefangenschaft gerathen war, kam sie in den Besitz seines Schwiegersohnes, des Pfalzgrafen Friedrich, wurde während der Kriegsunruhen nach verschiedenen Orten in Deutschland geflüchtet und kam zuletzt nach München. Um das Jahr 1825 wurde es der dänischen Regierung bekannt, daß sich diese für die Landesgeschichte so wichtige Sammlung in München befände. In Folge dessen wurden zwei Personen dorthin abgesendet, welche im Jahre 1827 von einem Theil der Sammlung Kopien nahmen.

Im Jahre 1828 hielt sich Professor Jongner Lundh aus Christiania in Kopenhagen auf, und hier wurde er von einem der dänischen Abgesandten, welche in München gewesen waren, damit bekannt gemacht, daß sich in München auch norwegische Archivalien, nämlich die Papiere des Erzbischofs Oluf, befänden; zugleich wurde ihm bereitwilligst ein Katalog der Münchener Sammlung mitgetheilt. Bald darauf nach Christiania zurückgekehrt, machte er das Universitäts-Kollegium aufmerksam auf diese Angelegenheit. Dieses wandte sich mit dem Gesuch an die Regierung, daß in Betreff der Auslieferung des genannten erzbischöflichen Archivs — denn nur von diesem Theil der Sammlung war damals einzig und allein die Rede — Unterhandlungen mit der bayerischen Regierung eingeleitet werden möchten. Es geschah, aber die bayerische Regierung machte anfangs Schwierigkeiten, indem sie die Bedingung stellte, daß Schweden die Würzburger Bibliothek, nebst einigen Aschaffenburger Dokumenten, welche es im dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1631, erobert und nach Schweden geführt hatte, zurückgäbe. Die schwedische Regierung erklärte sich bereit, die Dokumente, sofern sie sich fänden, auszuliefern; allein sie waren, nach angestellter Untersuchung, nirgends zu finden; die Auslieferung der Bibliothek lehnte sie jedoch gänzlich ab, da jene den öffentlichen Bibliotheken in Schweden einverleibt wäre, welche zerstört werden würden, wenn man einen solchen Theil aus ihnen herausnähme. Endlich erklärte sich die bayerische Regierung bereit, denjenigen Theil der Münchener Sammlung auszuliefern, der, wie es in dem Schreiben des bayerischen Ministers vom 2. Juni 1829 ausdrücklich hieß, die Stifter Drontheim, Bergen, Stavanger und Hammer, die Klöster Suterö und Kastelle nebst Jämteland beträfe. Diese Dokumente schenkte der König von Norwegen und Schweden, durch Resolution vom 19. September 1829, der Universität Christiania, wogegen diese die Kosten für den Transport tragen sollte.

Professor Jongner Lundh wurde nach München geschickt, wo er im

November 1829 ankam, um die erwähnten Dokumente in Empfang zu nehmen. Die bayerische Regierung hatte bereits die ganze Sammlung, welche aus 171 Fascikeln bestand, in zwei Theile getheilt: der eine von 25 Fascikeln, welcher für Norwegen bestimmt war; der andere von 146 Fascikeln, welcher, in Folge von Unterhandlungen zwischen der dänischen und bayerischen Regierung durch den dänischen Minister in Wien, Dänemark zu Theil werden sollte. Die dänische Regierung war ganz ruhig in Betreff des Ausfalls dieser Angelegenheit (wenigstens so lange, bis es zu spät war, und die Sache schon eine unerwartete Wendung genommen hatte) und scheint ein großes Vertrauen zum Professor Lundh gehabt zu haben, indem sie ihm, während er sich in München aufhielt, den Auftrag gab, auch den dänischen Antheil in Empfang zu nehmen und ihn auf der Rückreise nach Kopenhagen zu bringen. Sie versah ihn zu dem Ende mit der nöthigen Vollmacht, unterzeichnet vom Minister des Auswärtigen, Grafen Schimmelmann. Aber Professor Jougner Lundh hatte Anderes im Sinne. Er fand, daß die Ausbeute für die vereinigten Reiche (das heißt Norwegen) „sehr spärlich ausfallen würde" und den aufgewendeten Kosten nicht entspräche, wenn sie blos die 25 Fascikel haben sollten. Er hielt es deshalb „zuerst und vor allen Dingen für seine Schuldigkeit", zu untersuchen, ob keine norwegischen Dokumente unter den dänischen Antheil gemischt wären, „und dabei, so weit es in seinen Kräften stände, dahin zu arbeiten, daß das Ganze uns ungetheilt übertragen werden könnte." Er wandte sich zu dem Ende an den schwedisch-norwegischen Minister in Wien; aber dieser erklärte ihm geradezu, daß er ihm in der Betreibung dieser Sache nicht dienen könne, namentlich weil Schweden die Würzburger Bibliothek nicht ausliefern könnte oder wollte, und wohl auch darum, weil ihm die bereits zwischen Dänemark und Bayern gepflogenen Unterhandlungen in dieser Sache nicht unbekannt waren und er es nicht für angemessen hielt, in das Recht eines anderen Staates einzugreifen. Jougner Lundh mußte deshalb, wie er sich an einer Stelle ausdrückt, „zu einem eigenen Bischen Politik" seine Zuflucht nehmen.

Dies glückte ihm aber auch ganz gut. Er stellte nämlich der bayerischen Regierung vor, daß die dänische Regierung bereits Alles (richtiger: weniger als die Hälfte), was für sie Interesse gehabt, hätte abschreiben lassen, so daß ihr nicht daran gelegen seyn könnte, daß die Theilung hier in München vorgenommen würde, was ohnehin mit so vielen Schwierigkeiten verbunden wäre. Wenn demnach die dänische Regierung ihren Antheil ausgeliefert bekäme, so ließe sich kaum annehmen, daß sie sich später zu einer Zurücklieferung an Norwegen bequemte — wofern sich norwegische Sachen darunter befänden; wenn dagegen Norwegen die dänischen Sachen bekäme, so könnte es sie späterhin dazu gebrauchen, sich norwegische Dokumente, welche sich in dänischen Archiven befänden, einzutauschen. Endlich machte er, dem bestimmt ausgesprochenen Willen seiner Regierung entgegen, auf eigene Hand der bayerischen Regierung Aussichten auf Zurücklieferung der Würzburger Bibliothek. Zwar zog ihm dieses Verfahren einen Tadel vom schwedisch-norwegischen Minister in Wien zu, weil er um des Zweckes willen in der Wahl der Mittel zu weit gegangen sey; eben so ließ es seine Regierung bei seiner Rückkehr an einer Zurechtweisung nicht fehlen; allein er erreichte seinen Zweck, indem ihm die Dokumente ausgeliefert wurden. Nach Kopenhagen schrieb er, wie es ihm leid sey, daß die Sache eine so unerwartete Wendung genommen hätte, allein er könne nicht dafür, er habe für Dänemarks Interesse mit allem Eifer zu wirken gesucht.

Am 24. Dezember 1829 wurde ihm die ganze Sammlung (bis auf 2 Fascikel, welche die bayerische Regierung zurückbehielt), aus 169 Fascikeln bestehend, welche fünfthalbtausend Dokumente umfaßten, übertragen. Jedoch enthielt das Uebertragungsdokument der bayerischen Regierung, vom 23. Dezember 1829, die ausdrückliche Bedingung: „daß, wie der Herr Bevollmächtigte schon im voraus auf das bündigste verhieß, die Krone Schweden von nun an die Vertretung jeden Anspruchs, welche die Krone Dänemark auf diese Archivalien machen könnte, übernehme."

Wir haben aus den oben erwähnten Gründen für zweckmäßig gehalten, den Verfasser so weit redend einzuführen, wollen uns aber jetzt, wo jene wegfallen, insofern die ganze Sache in gar keiner Beziehung mehr zu Deutschland steht, damit begnügen, ihren ferneren Verlauf in Kürze anzugeben. Nachdem die Sammlung nach Christiania geschafft war, wurde eine Theilungskommission ernannt, welche aus zwei Mitgliedern der dortigen Universität und einem schwedischen Pastor bestand. Letzterer wurde beauftragt, auch Dänemarks Interesse mit wahrzunehmen. Verschiedene Grundsätze der Theilung wurden hierbei geltend gemacht und die Leidenschaften in dem Grade erregt, daß die schwedische Regierung endlich durch eine königliche Resolution vom 6. Februar 1834 die Regeln, nach welchen die Theilung vorzunehmen sey, selbst festsetzte. Trotzdem, daß, nach Allen's Schätzung, höchstens 800 Dokumente die Geschichte Norwegens betreffen und diesem Reiche hätten zufallen sollen, nahm die von dem königlichen Erlasse willkürlich abweichende Kommission, welche mit der Vollziehung der Theilung auf Grund dieses Erlasses beauftragt war, 3800 Dokumente für sich in Anspruch, während sie Dänemark nur 347 und Schweden, von welchem Reiche die Sammlung sehr wenig enthielt, 281 Dokumente zukommen ließ.

Indem der Verfasser zum Schlusse wieder auf die vor kurzem erhobenen Ansprüche Norwegens zurückkömmt, sucht er nachzuweisen: 1) daß der 21ste Artikel des Kieler Friedens von Norwegen ganz mit Unrecht zu seinen Gunsten interpretirt werde, da hier die allgemeinen Ausdrücke in Betreff der Auslieferung von Archivalien sich, nach völkerrechtlichem Gebrauche, nur auf solche Dokumente, welche für die Verwaltung des Landes von praktischer Bedeutung seyen, nicht aber auf „rein historische Dokumente" beziehen können; 2) daß Norwegen schon zweimal die verlangten Papiere — einmal im Original, das anderemal in den ursprünglichen Entwürfen — erhalten habe, wobei es nicht Dänemarks Schuld sey, wenn sie im Laufe der Zeit aus dem norwegischen Archive verschwunden wären.

„Hoffentlich", sagt Herr Allen, „wird man auf die norwegischen Zumuthungen nicht eingehen; denn ich nehme an, daß es kein dänischer Minister ohne die Genehmigung des Reichstages thun kann. Die Archive und Dokumente des Reichs sind ein unveräußerliches Staatseigenthum, welches kein Minister auf eigene Hand fortgeben kann, gerade so unveräußerlich, wie irgend ein Landestheil oder Staatseigenthum. Dies ist wenigstens so lange meine Meinung, bis ich besser unterrichtet seyn werde."

England.

Die Staatsschulden und die Börse.

(Fortsetzung.)

Der Uebergang von der Nationalschuld zur Börse ist naturgemäß. Lesen wir die Geschichte der Börse zur Zeit Wilhelm's von Oranien oder dringen wir in ihre Ringmauern um die Epoche, wo die Südsee-Gesellschaft ihre äußerste Gränze der Ausdehnung erreicht hatte, oder in jüngerer Zeit, als die Speculation auf Eisenbahnen in ihrem Apogäum und die Actien von Glenmutchkin*) über Pari standen — immer bietet sie uns ein seltsames Schauspiel dar. Kein Uneingeweihter darf es freilich wagen, die Schwelle des Heiligthums zu übertreten, wo ihre Mysterien gefeiert werden. Wehe dem Unberufenen, der zufällig den vermessenen Fuß in den verhängnißvollen Kreis setzt! Sofort wird Lärm geschlagen, wie wenn vormals ein unglücklicher Häscher in dem Elsaß-Viertel**) sich blicken ließ. Auf das gegebene Zeichen sind tausend Arme gehoben; der ganze Schwarm von Stockjobbers stürzt sich um die Wette auf den Eindringling, und im Nu ist ihm der Hut auf dem Kopfe platzgedrückt und unter einer Lawine von Faustschlägen, Fußstößen, Püffen jedes Kalibers wird er schmählich aus dem Mammontempel geworfen. Ohne uns diesen Rohheiten preiszugeben, wird uns schon ein flüchtiger Blick von außen in das Innere dieser Höhle alle Lust benehmen, in den Orden des Geldsacks einzutreten.

Es liegt in der wandelbaren Natur der Staatspapiere, daß gewisse Mittelspersonen, Agenten oder Wechselmakler, ein Gewerbe daraus machen, den Preis derselben festzustellen. Bald aber stieg ihre Zahl zu einer solchen Höhe, daß die Courtage nicht genug abwarf, um den Maklern eine angemessene Subsistenz zu sichern. — Die Leute, die ein zinstragendes Papier kaufen, um ihre Kapitalien unterzubringen, haben in der Regel keine Eil, es wieder loszuschlagen; dieser Geschäftszweig, der einzige streng rechtliche, bot also keinen reichen Gewinn. Man erfand das Börsenspiel. Die Ebbe und die Fluth in dem Preise der Fonds, so häufig in der Zeit der Verwirrung, lockten unwiderstehlich Jeden, der auf Rechnung kaufen und verkaufen wollte. Hier konnte ein geringes Kapital einen beträchtlichen Werth an Renten darstellen. Da diese Operation keine Uebertragung verlangt; da überhaupt kein wirklicher Verkauf stattfindet: so besteht der Einsatz nur in der Differenz zwischen dem Preise der imaginirten Waare um die Zeit des Einkaufs und die des Verkaufs. Die natürlichen Schwankungen der Papiere boten indeß der Habgier der Spekulanten noch nicht weites Feld genug, und so erfand man alle Arten Kunstgriffe, um ein künstliches Steigen und Sinken zu bewirken, oder, mit anderen Worten, man griff zum Betruge, um einen Schnitt zu machen. Die erste politisch-finanzielle Gaunerei dieses Schlages steigt bis zur Regierung der Königin Anna hinauf und ist durch Tradition zu uns gekommen. Ein wohlgekleideter Herr kommt im gestreckten Galopp auf der Landstraße herbeigesprengt, macht sich mit Gewalt Bahn durch die Barrière und berichtet mit lauter Stimme den plötzlichen Tod der Königin. Sofort stellen die Truppen ihre Uebungen ein, rollen ihre Zelten auf und kehren mit gesenkten Waffen in ihre Kasernen zurück. Von Ost nach West, von Süd nach Nord zuckt die Nachricht mit Blitzesschnelle. Kaum hat sie die City erreicht, als die Fonds zum Niveau der Wichtigkeit dieses Ereignisses herabsinken. Während nun die meisten Spekulanten, außer Fassung über den unerwarteten Schlag, an kein Geschäft dachten, bemerkte man Manasseh Lopez und seine Geschäftsfreunde in voller Thätigkeit, zu den niedrigsten Coursen zu kaufen. Von ihnen war das pfiffige Manöver ausgegangen. Noch finnreicher war der 1715 gespielte Streich. Die Nachricht kam auf einmal nach London, es sey in Schottland ein Wagen mit Sachen aufgegriffen worden, worin man den unglücklichen Ritter von St. George (Jakob Stuart) vermuthe. Sofort stiegen die Papiere, und die Erfinder der Posse lachten ins Fäustchen und theilten unter sich die Beute. Mancher Börsenheld der Neuzeit, wenn er diese Großthaten seiner Vorgänger liest, wird aus tiefer Brust über den geschwundenen Ruhm dieser glücklichen Zeiten seufzen, wie die romantisch-gesinnte Jugend bedauert, daß sie nicht in den Tagen des Ritterthums geboren sey. Die allgemeine Schnelligkeit der Verbindungsmittel und die Macht der Presse haben derartige Operationen, wenigstens im großen Maßstabe, unmöglich gemacht. Der elektrische Telegraph hat die Wandertauben todtgemacht und den großen Börsenschwindeleien alle Poesie abgestreift.

Bald dehnten die Agiotrurs ihre Operationen weit über den Kreis hinaus, in dem sie sich beengt fühlten. Die Schatzanweisungen wurden erfunden und mit

*) Der Schwindel-Gesellschaft, die unter diesem Namen Leuten auf ein gar nicht existirendes Unternehmen an der Londoner Börse brachte, ist bereits früher einmal im „Magazin" gedacht worden.

**) Das frühere unverletzliche Asyl der Schuldner in London, dessen man sich wohl aus Walter Scotts „Fortunes of Nigel" erinnern wird.

wechselnden Prämien in Umlauf gesetzt; die Lotterieloose boten Gelegenheit zu beträchtlichen und gewinnreichen Geschäften; sogar die Sitze im Parlament bildeten einen Gegenstand der Börse. Dann kamen die Actiengesellschaften, die später das Publikum mit so wunderbarem Erfolge ausbeuteten. Ueberhaupt waren diese Geldwucherer durchaus nicht ekel in der Wahl ihrer Geschäfte: sie verschmähten auch das Kleinste und Unsauberste nicht. Thomas Guy, der Gründer des Hospitals, das seinen Namen führt, machte ein Gewerbe aus jenen Schatzanweisungen, die seit Karl II. in Anwendung kamen, um den Soldaten ihren Sold auszuzahlen. Nach Jahren harten Dienstes erhielten die Vertheidiger des Landes als Zahlung ein Papier, wofür kein baares Geld zu bekommen war, und die wackeren, aber unvorsichtigen Seeleute sahen sich gezwungen, dieses Papier um den Preis zu diskontiren, den Thomas Guy nach eigenem Belieben darauf setzte. Männer, die mit Drake die Reise um die Welt gemacht, die mit van Tromp Leib gegen Leib gekämpft, waren wehrlos den schlauen Helfershellern eines Wucherers bloßgestellt, die sie in schlechte Kneipen lockten und ihnen ihre Bons um die niedrigsten Preise abschacherten. Und die kühnen Matrosen, der Stolz der englischen Marine, ausgeplündert, zugrundegerichtet, mußten auswandern und der Fremde ihre Dienste anbieten. Auf solche Grundlage baute Guy sein unermeßliches Vermögen. Dieses Gewerbe stieg übrigens in die höheren Schichten hinauf. Der Schatz, der dem armen, schutzlosen Matrosen baare Zahlung vorenthielt, bewies sich dem reichen Spekulanten keineswegs so spröde; dieser überließ ihm einen Theil der Beute und bekam den anderen baar ausgezahlt. Aber Betrug und Ungerechtigkeit, selbst dann, wenn sie von der Regierung aufgemuntert werden, schlagen selten zu deren Vortheil aus, was sich auch bei dieser Gelegenheit bestätigte. Daß man unter den Regierungen Karl's und Jakob's, wo die Staatseinnahmen nicht zwei Mill. Pfd. Sterl. jährlich überstieg, mit dem Solde der Seeleute im Rückstand blieb, mag hingehen; daß man aber diesen Mißbrauch bestehen ließ, nachdem die Regierung der Revolution ein leichtes Verfahren gefunden, sich Geld zu verschaffen; daß man ihn besonders noch dann bestehen ließ, nachdem die holländische Flotte unsere Schiffe in der Themse verbrannt und selbst die Werfte von Chatham bedroht und der laue Eifer der Matrosen die Verderblichkeit des Besoldungssystems unwiderleglich bewiesen hatte — darüber muß man mit Recht erstaunen; das giebt Zeugniß von der tiefen Corruption der Zeit. — Dem sey, wie ihm wolle, man hat die Berichtigung dieses Rückstandes in dem Maße vernachlässigt, daß die Bons sich zu einer Summe von 9,000,000 Pfd. Sterl. anhäuften, ohne daß der Schatz einen Heller als Abschlagszahlung zu bieten hatte. Um nun das Geschrei der Inhaber zu beschwichtigen — dies waren aber keine einfältigen Matrosen, sondern Leute vom Schlage eines Thomas Guy — bestätigte das Parlament die Südsee-Gesellschaft, deren Transactionen in der Geschichte des englischen Handels unauslöschliche Erinnerungen zurückgelassen haben.

Diese berühmte Gesellschaft trat schon unter der Regierung der Königin Anna ins Leben; allein in den ersten Jahren waren ihre Unternehmungen von keinem bedeutenden Umfange. Erst seit 1719, als ihr die ausschließliche Handelsbefugniß in gewissen Gebieten gesichert wurde, gewann sie an Wichtigkeit. Die folgenden Einzelnheiten, die wir dem Herrn Doubleday entlehnen, stellen Alles, was wir in unseren Tagen erlebt, tief in den Schatten:

„Kaum war das Gesetz durch beide Häuser bestätigt, als die Actien der Gesellschaft auf 319 für 100 hinaufgingen. Die Spielsucht schien gleich einer Epidemie die ganze Nation ergriffen zu haben. Männer von gesundem Urtheil, die von der allgemeinen Ansteckung unberührt blieben, sagten den unvermeidlichen Ausgang dieser Speculation und den Ruin der unglücklichen Geprellten voraus: umsonst! Das Publikum war ihren Warnungen taub. Die ersten Actien wurden von dem Direktoren-Kollegium mit 300 gezeichnet; die Gesellschaft brachte auf diese Weise 2,500,000 Pfd. Sterl. in Kasse, und der Cours stieg sofort auf 340. Um mit Glanz zu debütiren, stimmte das Kollegium für eine erste Dividende von 10 aufs 100 für ein halbes Jahr, zahlbar im Sommer 1720. Zugleich, um den Actienbesitzern noch mehr Bequemlichkeit zu gewähren, erbot sie sich zu einem Darlehn von einer halben Million gegen Verpfändung ihrer eigenen Actien, späterhin steigerte sie diesen Vorschuß bis zu einer ganzen Million. Diese kühnen Streiche gaben dem Kredit der Gesellschaft einen solchen Schwung, daß auf eine einfache Anzeige, sie wolle gewisse unabtragbare Leibrentenscheine, unter fernerweit zu bestimmenden Bedingungen, als Kapital annehmen, eine Menge Inhaber solcher Scheine herbeiströmte, um, ohne noch die Bedingungen der Annahme zu kennen, ihre Scheine in den Geschäftszimmern der Gesellschaft niederzulegen. Gegen den Monat Juni, als der Zahltag der ersten Dividende heranrückte, stieg die Raserei bis zu dem Grade, daß die Actien 890 standen. Aber nun fanden sich so viele Verkäufer, daß ein plötzlicher Rückschlag erfolgte und eine gewisse Bangigkeit sich zu äußern begann. Da hatten die Direktoren die unbegreifliche Keckheit, die Schöpfung neuer Actien vorzuschlagen, die zu 1000 Pfd. Sterl. das Stück, einzahlbar in zehn Raten, ausgegeben werden sollten. Wird man's glauben? Dieses unverschämte Gaukelspiel gewann ihnen das Vertrauen wieder, und wenige Tage darauf hatte ein Empfangschein über eine Einzahlung von 100 Pfd. Sterl. den Werth von 400 Pfd. Sterl. — Jeder Erfolg, wirklich oder scheinbar, irgend welches Unternehmens, veranlaßt zahlreiche Nachahmungen. Es bilde sich irgend ein Verein, gleichviel zu welchem Behufe; laßt seine Actien mit einigem Vortheil in den Handel kommen und seyd gewiß, vor Ablauf weniger Tage werden fünf oder sechs ähnliche Gesellschaften angekündigt. Allerdings wurzelt dieser Wetteifer, zum Theil wenigstens, in der Gewinnsucht der Menschen; aber diese Gewinnsucht würde nicht so schnell Fleisch werden, ohne die Ränke gewisser Leute, die Mittel finden, sich, wie auch die Speculation ausschlage, einen Vortheil zu sichern. Bei dem Unheil und der Trostlosigkeit, die stets solche Epochen begleiten, in welchen die Spielwuth alle Köpfe verdreht, behalten jene Leute ihre Ruhe und ihr kaltes Blut. Natürlich, sie sind da, um zu ärndten, was die Narrheit der Anderen für sie gesäet hat. Bei dem allgemeinen Rausch verlieren sie nie die Besonnenheit. So legt sich der Gauner die strengste Diät auf und begnügt sich mit einem Hühnchen und einem Glase Limonade, in der Hoffnung, am Abend bei Crockford irgend ein ausersehenes Opfer unter dem Einfluß der Weindünste kahl zu rupfen. Sie werden vielleicht hoch, aber immer sicher spielen; so wie sich der Wind dreht, so eilen sie, zu verkaufen, und die ganze Schwere des Verlustes fällt auf die Gefoppten, die, im Vertrauen auf lügenhafte Versicherungen, Papiere ohne Werth in Händen behalten und der versprochenen goldenen Tage vergeblich harren. So war's in unseren Tagen, so war's um die Zeit, als die Südsee-Gesellschaft auf ihrer luftigen Grundlage operirte. Wie die Pilze schossen eine Menge Speculationen derselben Art, obgleich nach einem kleineren Maßstabe, aus dem Boden, fanden Abnehmer und strichen ihren Gewinn ein. Auch den Actien wahrhaft solider Gesellschaften theilte sich die Bewegung des Steigens mit. Man berechnet, daß der Nominalwerth der Kapitalien aller Art, die in Umlauf gesetzt worden, eine Höhe von nichtweniger als 500 Millionen Pfd. Sterl. erreicht habe; also gerade das Doppelte des Schätzungswerthes, der dem gesammten Grundbesitz des Königreichs beigelegt wird!

Die Katastrophe trat ein und Tausende, die ihr Vermögen in der Brieftasche liegen glaubten, sahen sich zugrundegerichtet. Die Geschichte des Sturzes dieser Gesellschaft ist eben so lehrreich, wie die ihrer fabelhaften Blüthe. Sie hatte ihr Seitenstück in unseren Tagen: auch wir sahen, wie Gesellschaften, deren Grundpfeiler bereits vom Wurm zerfressen waren, bis zum letzten Augenblick ihren Weg verfolgten: Betrug, verfälschte Rechnungen, Dividenden vom Kapital vorweggenommen, Drohungen mit gerichtlichen Klagen gegen diejenigen, die den Muth hatten, den Schleier der Lüge zu lüften. „Als ein allgemeiner Eisbruch vor der Thüre war, wagten die Direktoren der Südsee-Gesellschaft noch einen letzten Rettungsversuch: sie verkündigten eine Semesterdividende von dreißig für hundert, zahlbar im Dezember 1720, und erboten sich, eine jährliche Dividende von funfzig Prozent auf zwölf Jahre zu verbürgen! Alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um dem gesunkenen Kredit aufzuhelfen: umsonst! Die Actien gingen rasch auf 175 hinab; ein panischer Schrecken befiel alle Welt, und der Lügenbau brach zusammen. Um ein Paar wären die englische Bank und die ostindische Gesellschaft mit zu Trümmern gegangen."

Gay, Verfasser der Oper, die „Bettler" (the Beggars' Opera) hätte seine Actien zu 20,000 Pfd. Sterl. verwerthen können: man rieth ihm zum Verkauf; er blieb eigensinnig und verlor Alles. Ein gewisser Hudson aus Yorkshire, der ein beträchtliches Vermögen geerbt, stürzte sich kopfüber in die Wogen dieser Speculation. Er wurde aus einem Millionär zum Bettler, und der Verlust seines Vermögens führte ihn ins Irrenhaus. Doch wozu solche Beispiele häufen? Sie folgen ganz natürlich, wo die entfesselte Speculation aus ihrem Bette tritt. Ueberdies zeigt sich auch die abschreckendste Warnung unwirksam gegen diese heillose Krankheit der menschlichen Seele.

Kein Mensch, wir glauben es wenigstens, wird es wagen, das Spiel im Prinzip zu vertheidigen. Und dennoch, wie Mancher, der vor Unwillen zittern würde, wenn man ihm den verhaßten Beinamen „Spieler" anheftete, ist eben so gut Spieler, wie wenn er sein Geld beim Rouge-et-noir aussetzte! Wer ein Papier kauft, um es in acht oder vierzehn Tagen mit Vortheil wieder zu verkaufen; oder wer Actien, die er gar nicht hat, verkauft, in der Hoffnung einer nahen Baisse: ist um kein Atom von einem Stammgast des Spielhauses verschieden. Er kann sich, wenn's ihm recht ist, den Namen Kapitalist geben; in der That aber ist er ein ganz gemeiner Spieler. Diese Wahrheit klingt hart; aber sie kann als eine sehr heilsame nicht laut genug verkündet werden, zumal in einer Zeit, wo der Gebrauch den natürlichen Sinn der Worte entstellt hat; wo wir geneigt sind, ein Treiben zu rechtfertigen, das wir ohne Anstand verdammen würden, wenn wir es im wahren Lichte betrachteten und nach den Grundsätzen der Moral beurtheilten. Die Leidenschaft des Spiels kann bei einem Volke nur auf Unkosten seines Wohlstandes Boden gewinnen, da sie eine Menge Leute von gewerbthätiger Beschäftigung, weit von den Wegen der Rechtlichkeit und der Ehre ablenkt, die am sichersten zu Glück und Ansehen führen.

(Schluß folgt.)

Die Nordpol-Expeditionen zur Aufsuchung Sir John Franklin's.

Die neuesten, in England eingegangenen Nachrichten über das Schicksal der Franklinschen Expedition sind von solchem Interesse, daß wir uns beeilen, auch unseren Lesern davon Kenntniß zu geben, und zwar nach dem in dem Athenaeum vom 3ten d. M. enthaltenen Bericht, der in manchen Punkten ausführlicher ist, als der von den politischen Blättern mitgetheilte.

„Der „Nordstern", der bekanntlich im Frühjahr vorigen Jahres absegelte, um Sir John Franklin mit Vorräthen und Proviant zu Hülfe zu kommen, ist unverrichteter Sache wieder nach Hause zurückgekehrt. Unterdeß vereinigten sich die Bestrebungen der Capitaine Austen, Penny, Ommanney, Sir John Roß, Phillips, Forsyth und der amerikanischen Offiziere, das weite Gebiet, worin Sir John Franklin's Schicksal verborgen liegt, zu erforschen. Der „Resolute" und „Pioneer" sollten von der Ponds-Bai aus die ganze Südküste des Lancaster-Sunds, der Barrow-Straße und wo möglich Kap Walker untersuchen; der „Assistance" und „Intrepid" sollten von Kap Warrender an die Nordküste des Lancaster-Sunds und der Barrow-Straße bis zum Wellington-Kanal entlang fahren, in den letzteren eindringen und sich, wo möglich, mit Capt. Penny in Verbindung setzen, der den Befehl erhalten, seine Aufmerksam-

keit auf den Jones-Sund zu lenken; „Felix" und „Mary" hatten die Bestimmung, vom Kap Hotham an die verschiedenen Landspitzen bis zur Melville-Insel und, wo möglich, Banks-Land zu erforschen, während endlich Capitain Forsyth, im „Prinz Albert", bis zur Brentford-Bai vordringen und den Versuch machen sollte, den Isthmus zu überschreiten und die Westküste von Boothia-Felix zu untersuchen.

Am Kap York bekamen sie eine überraschende Nachricht, welche für einen Augenblick dem Zwecke aller dieser Expeditionen eine betrübende Lösung zu geben schien. Sie erfuhren nämlich hier von den Eskimos — zufolge der Uebersetzung des einen Dolmetschers, welchem der andere jedoch widersprach — daß im Winter 1846 zwei Schiffe in der Richtung des Kaps Dudley Diggs, in der Nähe des Wolstenholm-Sunds, vom Eise zertrümmert und danach von einem wilden und zahlreichen Stamme der Eingebornen verbrannt worden wären; daß die Schiffe keine Wallfischsegler gewesen, und daß einige von den Weißen Epauletts getragen; ferner, daß ein Theil der Mannschaft ertrunken sey, und die Uebrigen eine Zeitlang in eigenen Hütten oder Zelten gelebt hätten; daß sie Flinten, aber keine Kugeln gehabt, sehr erschöpft gewesen wären und später durch die Wurfspieße und Pfeile der Eingebornen ihren Tod gefunden hätten. — Aus späteren Untersuchungen und mancherlei Gründen schien sich zu ergeben, daß dieser traurigen Geschichte kein Glauben beizumessen wäre. Dazu kam, daß die von allen Seiten befragten Eskimos Antworten in dem angedeuteten Sinne der an sie gerichteten Fragen zu geben pflegen, und daß der eine Dolmetscher, den man der Eskimosprache besonders kundig hält, geradezu leugnet, daß die Eskimos eine solche Behauptung, wie die obige, überhaupt gethan hätten.

Die Beweisgründe, welche sich so in negativer Weise für die Sicherheit Sir John Franklin's ergaben, sind aber seitdem durch Schlüsse positiver Art bestätigt worden. Capitain Forsyth ist auf dem „Prinz Albert" in Aberdeen angelangt und bringt die höchst interessante Nachricht, daß sich wirkliche Spuren vom „Erebus" und „Terror" ergeben haben. Obwohl wenig geeignet, den Gefahren des Polarmeeres Trotz zu bieten, gelang es dem „Prinz Albert" doch, durch die gefürchtete Melville-Bai schiffend, westlich bis zur Mündung des Wellington-Kanals zu kommen. Als Capitain Forsyth zum erstenmal in die Prinz-Regent-Einfahrt gedrungen war, wurde er durch eine Eisbarriere, die sich von Port Bowen quer über die Einfahrt bis zehn oder funfzehn (engl.) Meilen von der Jury-Spitze erstreckte, aufgehalten. Da große Quantitäten Treibeis die Einfahrt verstopften, wandte er sich nordwärts, in der Absicht, die Westseite von Nord-Somerset hinab vorzudringen. Bei der Leopold-Insel traf er wieder auf schweres Packeis, das sich quer über die Barrow-Straße bis zum Eingange des Wellington-Kanals erstreckte. Unter großen Schwierigkeiten brachte er sein kleines Schiff bis zum Kap Riley, und hier fand er Spuren von fünf oder sechs Zelten oder Lagerstätten nebst einem kleinen Stückchen Schiffeisen und einer Anzahl Rinder- und Vögelknochen. Hier fand er auch das nachfolgende Memorandum, welches Capitain Ommanney am 23. August, zwei Tage vor dem Besuch des Capitains Forsyth, daselbst zurückgelassen hatte:

„Ihrer Majestät arktische Untersuchungs-Expedition.

„Hiermit wird bezeugt, daß Capitain Ommanney, mit den Offizieren von „Ihrer Majestät Schiffen „Assistance" und „Intrepid" am 23. August 1850 „am Kap Riley landete, woselbst er Spuren einer Lagerstätte fand und die „Reste von Materialien sammelte, welche den augenscheinlichen Beweis liefern, „daß eine zu Ihrer Majestät Schiffen gehörende Gesellschaft an dieser Stelle „zurückgehalten worden ist. Auch die Beechy-Insel ward untersucht, wo sich „Spuren derselben Gesellschaft fanden.

„Hiermit wird auch zur Kenntniß gebracht, daß sich ein Vorrath von Le„bensmitteln und Brennholz am Port Leopold befindet. Ihrer Majestät Schiffe „„Assistance" und „Intrepid" wurden von der Flottille unter Capitain Austin, „vor Wolstenholm, am 15ten d. M., detachirt, seit welcher Zeit sie die Nord„küsten des Lancaster-Sunds und der Barrow-Straße untersucht haben, ohne „auf andere Spuren zu stoßen. Capitain Ommanney dringt bis Kap Hotham „und Kap Walker vor, um fernere Spuren von Sir John Franklin's Expedi„tion aufzusuchen.

„Gegeben am Bord Ihrer Majestät Schiffes „Assistance", vor Kap Riley, „am 23. August 1850.

„Erasmus Ommanney."

Das von Capitain Forsyth gefundene Stück Tau ist nach Hause geschickt und in Chatham als zu der Ausrüstung des „Terror" gehörig erkannt worden, so daß vernünftigerweise nicht mehr daran zu zweifeln ist, daß die von den Capitainen Ommanney und Forsyth aufgefundenen Spuren zur Franklinschen Expedition gehören. Es ist demnach von höchstem Interesse, zu wissen, daß die vermißten Schiffe, nach aller Wahrscheinlichkeit, so weit gekommen sind, und die von Vielen gehegte Besorgniß, daß sie in der Bassins-Bai, an der Außenlinie der Expedition, zugrundegegangen wären, ist demnach beseitigt.

Vermuthlich hatte Capitain Ommanney selbst noch stärkere Gründe zu der Annahme, der Expedition auf die Spur gekommen zu seyn, als wir in diesem Augenblick besitzen, denn er hat sich auf einmal nordwärts gewendet, als ob er einer bestimmten Spur folgte — und Capitain Forsyth sah, wie seine Schiffe mit vollen Segeln ihren Lauf durch einen Wasserpfad nach dem Kap Hotham zu nahmen. Aus einem Privatschreiben, welches man von Capitain Forsyth erhalten hat, scheint sich ferner zu ergeben, daß Capitain Penny den Capitain Ommanney begleitete, weil er der Meinung war, daß man auf diesem Wege mit größerer Wahrscheinlichkeit der vermißten Expedition auf die Spur kommen werde, als wenn man den Wellington-Kanal erforschte.

In der festen Ueberzeugung, daß die Untersuchung nach Westen hin von den unter dem Befehl der obigen Offiziere stehenden Schiffen in wirksamer Weise verfolgt werde, hielt es Capitain Forsyth für angemessen, da sich kein Hafen in der Nähe seiner künftigen Operationen fand, in den er hätte einlaufen können, nach England zurückzukehren. Am 27. August lief er in die Cardley-Bay ein und ließ am Lande eine Nachricht nebst einigen Vorräthen zurück. Am 29sten untersuchte er die Westseite des Einganges zur Admiralitäts-Einfahrt und fuhr an der Küste der Possessions-Bai hin, wo er mit dem „Nordstern" zusammentraf. Am 2. und 3. September erforschte er die Küsten von Ponds-Bai, konnte aber keine Spur davon entdecken, daß Capitain Austin dort gewesen sey. Er steuerte darauf nach England — der letzte Offizier, der unsere Küsten verließ, jedoch der erste, welcher in die Barrow-Straße gelangte. Erwägt man die geringen Mittel, welche Capitain Forsyth zu Gebote standen, so wird man von seinen Erfolgen lebhaft überrascht, und gewiß ist ihm in der Geschichte der Bestrebungen, die vermißte Expedition aufzufinden, eine ehrenvolle Stelle anzuweisen."

Mannigfaltiges.

— Zur dynastischen Frage in Frankreich. Ein bekannter legitimistischer Schriftsteller, Herr Theodor Anne, hat so eben (Paris, Ledoyen) über den jüngsten Legitimisten-Kongreß in Wiesbaden eine kleine Schrift, unter dem Titel: „M. le Comte de Chambord à Wiesbaden", herausgegeben, die unter den Anhängern Heinrich's V. viel gelesen wird. Der Verfasser hat die Rolle des Paris übernommen, indem er, wenn auch nicht über drei Göttinnen, doch über drei Kronprätendenten zu Gericht sitzt und Einem derselben den französischen Reichsapfel als Preis zuerkennt. Dieser Eine ist natürlich Niemand anders, als der Graf v. Chambord, auf welchen die Legitimisten jetzt ein Wort Shakespeare's aus dessen „König Heinrich VI." (Akt IV.) anwenden: „Des fünften Heinrich's Name reißt uns fort" („The name of Henry the fifth hales") — wobei sie natürlich den Schluß: „zu hundert Missethaten" („to a hundred misdeeds") weglassen, obgleich es im englischen Original ohne diesen Zusatz ganz unverständlich ist.

Nachdem kürzlich die näheren Details über die Flucht der königlichen Familie im Februar 1848 (wie wir sie auch in diesen Blättern mitgetheilt) bekannt worden, reklamiren mehrere treue Diener Ludwig Philipp's ihren bisher nicht erwähnten Antheil an der glücklichen Ausführung dieser Flucht. Unter Anderen befinden sich dabei der General Carrelet, gegenwärtiger Divisions-Commandeur in Marseille, und der Oberst seines Generalstabs, Herr v. Serrey, welche Beide den König von Paris bis zu dem nächsten sicheren Orte begleiteten und erst mit Herrn v. Montalivet wieder nach der Hauptstadt zurückkehrten. Herr v. Serrey hatte es auch übernommen, einen Brief Ludwig Philipp's an den Herzog v. Nemours zu bestellen, worin dieser von dem Aufenthalt benachrichtigt wurde, den seine Aeltern gewählt, und dieser Brief ist dem Prinzen durch Vermittlung des Herrn Jules v. Lasteyrie zugegangen.

— Singleton Fontenoy. Unter diesem Titel ist so eben ein englischer „See-Roman" erschienen*), das Erstlingswerk des Verfassers, der ein zweiter Capitain Marryatt in diesem Fache zu werden verspricht. Die Geschichte spielt zur Zeit des spanischen Feldzuges von 1840, und unter den handelnd eingeführten Personen befindet sich auch der alte Commodore Napier, dessen originelles Wesen und breiter schottischer Dialekt nach dem Leben gezeichnet werden. Der Stil des Buches ist äußerst sarkastisch und voll epigrammatischer Spitzen, und es wird darin ein schonungsloser Krieg gegen die Willkürlichkeiten und Mißbräuche geführt, an denen es auch in der britischen Marine nicht fehlt.

*) Singleton Fontenoy. By J. Hannay. London, 1850.

Literarischer Anzeiger.

Neu erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Shakespeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Prop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 17. Oktober 1850.

Nord-Amerika.

Amerikanische Reisebriefe.

1. Das Mormonenthum und seine Propheten.

Virginia (Petersburg), 1849.

Mein Freund!

Der Schienenweg, die Dampfkraft und eine unwiderstehliche Lust, mehr von Gottes schöner Welt zu sehen, als ich bisher gekannt habe, führten mich aus dem Innern Frankreichs an die Ufer von Nord-Karolina. Mit Recht kann ich sagen: Land und Meer trennen uns; ich stehe auf dem Boden der neuen Welt und will meine Mußestunden dazu verwenden, an die Freunde in der alten zu schreiben und ihnen das, was ich erlebt und erfahren, mitzutheilen.

Gegenwärtiger Brief entsteht in einem elenden Neste, das dessenungeachtet die Ehre genießt, Hafenstadt zu seyn und am Appomatox zu liegen. Er beginnt mit der Bemerkung, daß meine Erzählungen weder Philosophie, noch Metaphysik, ja, selbst nicht einmal Poesie enthalten, sondern einfach und ungekünstelt das wiedergeben werden, was mir zugestoßen oder aufgefallen ist. Dessenungeachtet sollen sie, wie ich hoffe, nicht ohne Interesse seyn, denn das Gemälde, das ich aufzurollen gedenke, hat eine riesenhaft wachsende Civilisation zum Grunde. Ich sammle, gleich einer emsigen Ameise, tausend Eigenthümlichkeiten, auffallende Ereignisse und selbst Kleinigkeiten, die ich, wenn auch oft nicht ohne Mühe, aufsuche und achte; ich gebe den Eindruck so wieder, wie ich ihn in mir aufgenommen habe, und überlasse es kühneren Federn, daran die nöthigen Ausschmückungen anzubringen. Zur Sache also.

Die Eisenbahn, welche mich hierher gebracht hat, beginnt in Boston und zieht sich 160 Meilen weit nach Weldon, von hier aus erstreckt sie sich längs des Atlantischen Oceans in der Richtung von Norden nach Süden bis zur Stadt Wilmington und endigt zuletzt an der Meeresküste. In Wilmington bestieg ich das Dampfschiff, das nach Charleston bereit lag, und machte die 600 Lieues weite Reise zu Wasser. Was meinst Du wohl zu solchen Touren? In Europa nennt man sie große Reisen, in dem jungfräulichen Amerika dagegen Spazierfahrten. Ehe man nach Wilmington gelangt, fährt man über eine ungeheure hohe und des fehlenden Geländers wegen eben nicht sehr sichere hölzerne Brücke, unter welcher der Jamesfluß dahinrauscht. Es wird einem unheimlich zu Muthe, wenn man in diesen Abgrund hinunterblickt und dabei bedenkt, daß es nur einer Laune des dampfenden Ungethüms bedarf, um den ganzen Zug in die Tiefe hinabzureißen .... Und doch wie sorgenlos ist man hier gegen alle solche Möglichkeiten! Niemand scheint auch nur im entferntesten an Gefahr oder Tod zu denken, kein Mensch sich zu wundern, daß man so leichtsinnig gebaut hat. Man lebt hier so recht im Lande des Uebergangs und der Riesen, und wäre es dem Amerikaner möglich, über etwas zu erstaunen, so würde es höchstens der Gedanke seyn, wie man sich langweilen könne. An diesem Unglück leidet denn auch der Sohn der neuen Welt nie.

Doch gleich einer Windsbraut führt der Dampf die Reisenden von dannen, und in wenig Sekunden ist die grauenhafte Brücke überschritten. Der Abgrund lag hinter uns, und ein dichter, schwarzer Tannen- und Kastanienwald breitete seine Schatten über uns. Da hörte ich plötzlich, wie einer meiner Reisegefährten sich zu seinem Nachbar wandte und diesem mit bedeutsamer Miene sagte: es ist ein Mormonite unter uns.

Ich spitzte die Ohren, ein Mormonite? Ich soll also endlich einmal einen dieser schrecklichen Fanatiker erblicken, von denen so viel gesprochen wird, und die man dessenungeachtet so wenig kennt. Der Nachbar antwortete dem Reisegefährten mit einer Frage, welche bewies, daß seine Neugierde nicht geringer war, als die meinige.

„Wo zum Teufel steckt denn der Mormonite?"

„Leider weiß ich es selbst nicht", war die Antwort.

„Bah", sagte ein Dritter, „dort im Wagen sitzt einer dieser Schelme."

„So ist mir gesagt worden."

„Ho ho", rief der Erste, „das wollen wir bald herauskriegen; den sauberen Vogel muß ich kennen lernen. Ich habe immer gut gezielt und hoffe, der Schuß wird sein Ziel nicht fehlen. Am ersten besten Aste soll man mich aufhängen, wenn dieser Fisch nicht an meine Angel beißt." Diese Worte kamen aus dem Munde eines Bewohners von Alabama, eines herkulischen Mannes von mindestens 6½ Fuß Höhe und kupferfarbener Hautfarbe. Er kaute fortwährend Taback und hielt auf seinen Knieen ein viereckiges eisernes Kästchen, in welchem die lockende, appetitliche Speise nach Gattungen abgetheilt und geordnet war. Der neben ihm Sitzende schien, der Frische der Gesichtsfarbe und des Kolorits nach zu urtheilen, aus Maine, einer Provinz am entgegengesetzten Ende der Union, zu seyn. Der Alabamese erneuerte seine Prime und wandte sich dann zu seinem stillen Nachbar aus dem Norden, indem er sagte: Ich hasse diese Mormoniten wie die Hölle, und es giebt für dieses schöne Land der Freiheit und des Ruhmes, für ein Land, welches der ganzen Welt Gesetze vorschreiben könnte, keine größere Schande, als diese Gauner, welche sich ungestraft überall herumtreiben, als solche Spitzbuben und Charlatane, wie Joseph Smith, den ungewaschenen Propheten. Was wohl aus ihm geworden ist? sie haben ihn vermuthlich erschossen. Der feine Vogel dort scheint sein würdiger Nachfolger zu seyn; hat er gleich schon neunmal bankerott gemacht, so weiß er nichtsdestoweniger sein Publikum noch an sich zu locken. Wie lange wird man wohl noch warten, bis man ihn als Wahrzeichen an einen Ast aufhängt? Fünf Minuten ungefähr hatte der Alabamese auf solche Art pererirt und seiner Galle Luft gemacht; Niemand hatte weiter viel auf ihn geachtet, und ich glaubte schon, wir hätten keinen der anrüchigen Mormoniten unter uns, als plötzlich von der linken Seite her, nicht weit von mir, ein tiefer Seufzer ertönte. Er kam aus der Brust eines Mannes mit langen Haaren, welcher sein Gesicht mit den Händen bedeckt hielt. Er und kein Anderer mußte der vielfach angefochtene Mormonit seyn, denn er stöhnte tief und fortwährend. Ich verließ meinen bisherigen Platz und setzte mich ihm gegenüber, da ich neugierig war, den Mann genauer zu beobachten. Der Alabamese folgte meinem Beispiele, zog eine mit Schilf überflochtene Flasche aus der Tasche und reichte sie dem Aechzenden, indem er sagte: „Nun, ist es Dir vielleicht nicht gut? Was meinst Du zu einigen Tropfen, he?"

„Hebe Dich von hinnen, Satan", rief der Mormonit, indem er sich emporrichtete und die Faust gegen den Alabamesen ausstreckte. „Wehe Euch, Sündern; möge der Fluch des Himmels über Alle kommen, welche die Propheten des Herrn nicht anerkennen. Der Blitz erschlage Euch, Ihr Verblendeten, und die Seuche suche Euch heim; die Verdammniß folge Euren Fußstapfen und zwar in Ewigkeit, vom Vater auf den Sohn, von dem Sohn auf den Enkel. Das Feuer der Hölle möge Euch in diesem Leben verzehren und im künftigen auf Eurer Seele brennen; Ihr seyd gerichtet und verdammt, verdammt, verdammt."

Auf solch erbauliche Weise ging es noch weiter fort zum großen Aergerniß der anderen anwesenden Amerikaner, welche diese Profanation der Bibel und heiligen Erinnerungen höchst unangenehm berührte. Selbst der Alabamese konnte seines Entsetzens nicht so bald Meister werden.

„Hören wir ihn", bemerkte mit großer Ruhe der Bewohner von Maine; „es gebührt sich, ihn anzuhören, denn er hat das Recht, sich zu vertheidigen."

„Ja, lassen wir ihn sprechen — bis zu Ende", riefen Andere.

Jetzt konnte ich mir den mormonitischen Propheten mit Muße betrachten, der, zum Reden aufgefordert, sich an die Wand des Waggons angelehnt hatte. In seinem Gesichte lag etwas Abstoßendes, es waren Züge, welche Abscheu und Grauen erweckten.

Die niedrige Stirn, die eingefallenen Augen, die dicke und herabhängende Unterlippe stimmten vollkommen zu diesem Ausdruck selbstgefälliger Beschränktheit, welche meist das Erbtheil roher Egoisten ist. Zahlreiche Furchen hatten sich zu beiden Seiten der Augen eingegraben, wie man dies so oft bei Betrügern findet, die Haut war voller Falten und der Mund häßlich. Runde Schultern, eine breite Brust und untersetzter Wuchs vervollständigten das Bild dieser zurückstoßenden Figur, dieses blödsinnigen Cyklopen und vollendeten Gauners. Die Rede war in vollster Uebereinstimmung mit seinen übrigen Eigenschaften, überall lagte der Betrüger, nirgends aber der Prophet heraus, statt Begeisterung, lag in seinem Auge eine gewisse Art von Schelmerei. Zur Rolle eines gewöhnlichen Beutelschneiders ausersehen, sprach er nur dann mit Ernst und Nachdruck, wenn er sich in seiner ihm eigenen Sphäre bewegte. Man brauchte nicht gerade tiefer Menschenkenner zu seyn, um inne zu werden, daß hier der Prophet dem Spitzbuben und Spekulanten zur Folie dienen mußte.

Er nannte sich Hyde und genoß früher das unbedingte Vertrauen der berühmten Propheten und Gründer des Mormonismus, Hiram und Joseph Smith. Er erzählte uns ausführlich und mit der solchen Gaunern eigenen Gewandtheit seine Reisen, Offenbarungen, Visionen und Extasen, ferner wie Gott eines Tages so gnädig gewesen sey, ihn heimzusuchen, als er, ermüdet von der Reise, mit blutenden Füßen auf einer Wiese des unermeßlichen Westens gelegen habe. Damals wurde er auch ausersehen, drei Menschenkindern die Lehre des Mormonismus zu verkünden, welches göttliche Gebot er denn auch aufs strengste erfüllte.

„Nun, und wie gelingt es Dir", fragte der Reisegefährte aus Maine.

Mr. Hall asked whether a right hon. Friend would consider the question of the Bill which was introduced by the hon. Member for Bow and Bromley (Mr. Duncan) and which was read a Second time, and which would have been passed into law if it had not been for the action of the Government?

Mr. Bonar Law said he would consider the matter.

Mr. Hall asked whether the right hon. Gentleman

Fingern und einem schäbigen Rocke auf dem Leibe — mit seinem kunstvoll gelockten Haar und seinen schlecht gewichsten Stiefeln — mit seinem falschen Blick und seiner verschmitzten Physiognomie — Schlauheit in jeglicher Falte seiner Lippe, und Spitzbüberei in jeglichem Gedanken seines Herzens — der Hirsch, mit Einem Worte, bildete den hervorstechenden Zug in dem Gemälde. Da steht eine Gruppe junger Bursche in lebhaftem Verkehr über einen Handel, wovon der Gewinn mit dem Verluste an Ehre und Sitte in gar keinem Verhältnisse steht. Weiterhin ist ein jugendlicher Spekulant mit wenigen Guineen in der Tasche und entschlossen, ihre Zahl um jeden Preis zu mehren, mitten in einem Kreise von Einfaltspinseln zu sehen, wie er ihnen die Wunder seiner Erfindung im rhetorischen Stil auseinandersetzt. Eine Menge von Individuen vom reiferen Alter, im Allgemeinen an dem Umfang ihrer Regenschirme kenntlich, findet sich Tag für Tag an derselben Stelle ein, um Geschäfte zu machen. Da war kein Winkel, kein Fleck leer, wo man nicht Leute im eifrigen Gespräch sah über die Actienprämie einer neuen Gesellschaft, über den Cours einer neuen Anleihe, über die Gerüchte des Tages in Bezug auf den Gewinn, den ein großer Spekulant eingestrichen, über ein großes Bankhaus, das seine Zahlungen eingestellt, oder über einen Schilling, um den man witzig streitet. Ein Romandichter hat dieses Schauspiel nicht unter der Würde seiner Feder gehalten. „Ich fand mich da", sagt er, „mitten in einer Welt, die ich früher niemals gesehen hatte. Die Stutzer des Platzes, den Hut auf einem Ohr und die Hände in den Hosentaschen, stolzirten auf und ab, pfiffen sehr wohllautend und summten hin und wieder eine italiänische Arie. Mehrere ernste Personen schienen unter sich Rath zu halten, zogen die Augenbrauen zusammen, wenn einer ihrer Gruppe zu nahe kam, und stießen Jeden hart zurück, der Miene machte, sich einzudrängen. Einige junge Leute von unverkennbar jüdischem Typus, deren buntscheckiger Anzug eine Vorstellung des Trödelmarktes (Rag-fair) abgeben konnte, machten sich unter diesem seltsam gemischten Haufen bemerklich genug, wie sehr dieser auch schon an sich unter allen Gestalten und Altern einen ekeln, abstoßenden Anblick darbot. Ich war erstaunt über die scheinbare Sachkenntniß, womit hier Jedermann die Angelegenheiten der Nation erörterte. Der erbärmlichste Wicht spielte den Staatsmann; es gab Keinen, der sich nicht getraute, nicht nur die Umstände zu erklären, auf welche im Parlamente etwa eine Anspielung laut wurde, sondern auch zu errathen, was eben jetzt in dem Kopfe des Schatzkanzlers vorging."

Das Gemälde ist nicht überladen. Keiner kann ihn vergessen haben, den Schwarm aus dem untersten Stockwerke der Börse, der, Insekten gleich, von dem Wärmegrade begünstigt, aus dem Schoße der Verwesung hervorkroch. — Diese Art Bewegung, man möchte sie richtiger eine krampfhafte Zuckung nennen, thut der Gesellschaft unermeßlichen Schaden. Die Leidenschaft des Gewinns reißt oft die Schranken nieder, die Moral und Erziehung aufgerichtet haben, und beweist, daß die Speculation, wie die Armuth, seltsame Annäherungen bewirkt.

Die Epidemie von 1823 hatte gewisse scharf ausgeprägte Merkzeichen, die sie von allen anderen unterschied. Die Actiengesellschaften, auf heimische Speculationen gegründet, nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit nur in einem gewissen Maße in Beschlag. Freilich kann man sich von diesem Maße durch die einfache Angabe einen Begriff machen, daß fünfhundertundzweiunddreißig Gesellschaften mit einem Nennkapital von 441,649,600 Pfd. Sterl. theils gebildet, theils projektirt wurden. Freilich ist nur ein Bruchtheil dieses maßlosen Kapitals wirklich eingelegt worden; allein nichtsdestoweniger gaben die Actien Anlaß zum frechsten Spiel. Der größte Theil der wirklich aufgenommenen Kapitalien ging zu fremden Anleihen ins Ausland; sechsundzwanzig dieser Anleihen, ein Kapital von beiläufig 36,000,000 Pfd. Sterl. darstellend, wurden in dieser unseligen Periode oder kurz vorher abgeschlossen. Die Zinsen von sechzehn dieser Anleihen werden nicht mehr ausgezahlt. Zu den kontrahirenden Schuldnern gehören Chili, Buenos-Ayres, Kolumbien, Guatemala, Gimduiana, Mexiko, Peru, ohne von Griechenland, Portugal und Spanien zu sprechen, die Europa das ärgerliche Beispiel eines Staatsbankerotts gegeben haben. Der größte Theil dieser Anleihen sollte 6 Prez. geben, und einige wurden nur mit 68 abgeschlossen; aber trotz dieser scheinbaren Vortheile, begreift man nicht, wie die Kapitalisten auf so schwache Garantieen, wie sie diese neuen Republiken zu bieten hatten, ihr Geld in die Schanze schlagen konnten.

Diese fremden Anleihen und die Erschöpfung des baaren Geldes als deren Folge beschleunigten die Krisis. Sie war schrecklich, und zum zweitenmal sah die englische Bank ihre Existenz aufs Spiel gesetzt. Diese große Anstalt verdankte um jene Zeit ihr Heil der Entdeckung einer Kiste mit Pfundnoten(?), die vergessen worden war und die, nach dem Zeugniß Harman's, eines der Hauptdirektoren, den Kredit des Landes rettete. Die Kassen der Bank waren fast völlig geleert, und ohne diesen glücklichen Fund hätte im Monat Dezember 1825 die Zahlung in Baarem eingestellt werden müssen. Und wer mochte die Folgen eines solchen Ereignisses berechnen?

Im Jahre 1767 wurde „das schwarze Brett" eingeführt, das den Börsenschwindlern einen heilsamen Schreck einjagen sollte. Um diese Zeit gab es nämlich nicht weniger, als fünfundzwanzig lahme Enten, die mit gebrochenem Flügel sich von der Börse schleppten. Man schätzte den Verlust, den sie veranlaßt, auf 250,000 Pfd. Sterl. Bei dieser Gelegenheit nun wurde in einer zahlreichen Versammlung von Maklern und Börsenmännern zum Beschluß erhoben, daß Alle, die ihre Verluste nicht ausgleichen oder die Namen derjenigen nicht angeben, für deren Rechnung sie operirt haben, auf das ausgehängte schwarze Brett kommen sollen. Bald erstreckte sich der Einfluß des schwarzen Brettes bis zu den Spitzen der Aristokratie, und mancher edle Peer, der seine Börsenschulden zu zahlen sich weigerte und von dem Gipfel seiner Größe herab die demüthigsten Vorstellungen seines Maklers kaum beachtete, änderte sofort den Ton und suchte sich schleunig abzufinden, wenn man auf das schreckliche schwarze Brett anspielte.

Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Handelsstaate wie England dem Reichthume eine Huldigung gezollt wird, die zu anderen Zeiten edleren Gaben vorbehalten war. Alles wird bei uns nach dem goldenen Maßstabe gemessen; Gold ist der allgemeine Hebel, und wer es am besten versteht, dieses kostbare Metall an sich zu ziehen, der darf der Bewunderung und der Achtung, seiner Zeitgenossen mindestens, gewiß seyn. Aber die ausschweifenden Huldigungen, die man dem Golde darbringt, ohne Rücksicht auf den moralischen Werth des Besitzers und auf die Mittel, durch welche er es erworben — diese Huldigungen, sage ich, sind eine Schmach unseres Jahrhunderts und unseres Vaterlandes. Hätte sich dasselbe Schauspiel nicht schon in früheren Zeiten gezeigt, so würden wir geneigt seyn, zu glauben, der alte Geist der Unabhängigkeit, auf die wir so stolz sind, sey aus unserer Mitte geschwunden. Zur Stütze unserer Beobachtung könnten wir das noch frische Beispiel eines Menschen*) anführen, den ein kolossales Vermögen, aber nicht auf ehrenhafte Weise erworben, auf den Gipfel der Achtung hob und hier eine Zeitlang erhielt. Manche Börsennotabilität, die zur Stunde von Schmeichlern und Schmarotzern umringt ist, würde, ihres blendenden Goldschimmers beraubt, sich schwerlich in günstiger Färbung zeigen. Wir wenden lieber unsere Augen von dem betrübenden Schauspiel ab und schließen unseren Artikel mit einigen biographischen Zügen zweier wahrhaft wackeren Männer, der Brüder Goldsmid, deren glänzende Laufbahn so traurig auslief. Wir entlehnen diese Einzelheiten dem schon öfters angeführten Werke des Mr. Francis:

„Durch ihre Geschäftstüchtigkeit, wie durch den glücklichen Erfolg ihrer Speculationen, gleich ausgezeichnet, waren Abraham und Benjamin Goldsmid vor 1792 nur wenig gekannt. Um diese Zeit fingen sie an, öffentliche Anleihen zu unternehmen und kamen dadurch in eine wichtige Stellung. Sie waren die ersten Kapitalisten, die es wagten, mit der Bank und dem Kanzler der Schatzkammer zu rivalisiren; denn bis dahin hatte er das Monopol besessen, sie zu seinem Vortheil auszubeuten. Die Schranke war gebrochen, der Konkurrenz wird freies Feld geöffnet; die geheimen Verbindungen, die der Regierung beliebige Bedingungen auflegten, waren unmöglich geworden und das Land ärndtete die Früchte dieser Veränderung. Die Banquiers hingegen faßten einen tiefen Groll gegen die bis dahin unbekannten Kapitalisten, die ihnen ihre Beute entrissen."

„Kein Tag verging, ohne daß die öffentlichen Blätter Zeugnisse brachten von der Mildthätigkeit der Brüder Goldsmid. Kein Unglücklicher, zu welchem religiösen Bekenntnisse er auch gehörte, sprach ihre Hülfe umsonst an. Sie waren aber eben so prachtliebend, wie freigebig; und so hatte die Presse abwechselnd zu berichten heute von einem prächtigen Festmahle, morgen von einem Besuche bei armen Gefangenen, bald von einem neuaufgeführten Schlosse, das in Großartigkeit der Architektur mit den Palästen unseres Adels wetteiferte; bald von irgend einer Handlung der Nächstenliebe. Nicht selten bewirtheten die Goldsmid Fürsten und Gesandte mit einem Luxus, der an die Wunder der „Tausend und Eine Nacht" mahnte; in ihren Bildersälen, der Mediceer würdig, strahlten die Meisterwerke der Kunst. Man konnte sie die Schooßkinder des Glücks nennen. In der Krisis von 1793, welche die alte Handelsaristokratie in ihren Grundvesten erschütterte, wo die Bank an Einem Tage 4,400,000 Pfd. diskontirte, verloren sie nur 50 Pfd. Instinktartig witterten sie gleichsam den Werth einer Wechselunterschrift, und wenn sie ein Lotterieloos kauften, waren sie fast sicher, zu gewinnen.

„Beim Antritt ihrer Laufbahn hatten die Brüder mit zahlreichen Schwierigkeiten zu ringen. Das Glück schwächte ihre Freundschaft nicht, und als Benjamin Goldsmid um den Anfang dieses Jahrhunderts sich entleibte, ward Abraham von diesem Schlage so tief getroffen, daß er die Folgen desselben sein Lebenlang nicht verwinden konnte. Dieses unselige Ereigniß änderte indeß Nichts in der liebereichen Gesinnung gegen seine Mitmenschen. Aus dem reichen Vorrath schöner Charakterzüge greifen wir nur Einen heraus. Der Zufall hatte ihn in Berührung gebracht mit einem jener harmlosen und achtbaren Landpfarrer, deren Armuth zur Schande, deren stille Tugenden zum Ruhm der Hochkirche gereicht. Es war gerade ein Mann, den Abraham Goldsmid zu würdigen verstand. Er zog die nöthigen Erkundigungen ein, und nach einigen Wochen erhält der Landpfarrer einen Brief des Inhalts, daß ihm bei einer neuen Anleihe ein gewisser Antheil zugutegeschrieben werden. Der Brief ist, wie sich's denken läßt, dem guten Pfarrer ein Räthsel, und in der Meinung, es habe sich Jemand einen Scherz mit ihm machen wollen, legt er ihn gleichgültig bei Seite. Aber schon am Tage darauf kömmt ein zweiter Brief, der das Räthsel löst; denn er enthält eine Anweisung auf eine beträchtliche Summe, als den Betrag des realisirten Antheils an der Anleihe. Es ist eine Freude, solche Züge anführen zu können, und es ist zweifelhaft, wer von Beiden mehr Genuß hatte: der Landpfarrer, als er die Anweisung empfing, oder Goldsmid, als er sie schrieb.

„Im Jahre 1810 übernahmen die Häuser Baring und Goldsmid gemeinschaftlich die Anleihe von 14,000,000 Pfd. Sterl.; da aber Francis Baring inzwischen starb, so fiel die ganze Last des gewichtigen Unternehmens auf Abraham Goldsmid allein. Die Lage war schwierig, denn es hatte sich eine furchtbare Opposition gebildet, und der vereinte Kredit beider Häuser wäre nicht überflüssig gewesen, um seinen Mann zu stehen. Der Plan dieser Opposition war, den Cours dieser Anleihe herabzudrücken, und er gelang ihr nur zu gut. Tag auf Tag sank das Papier, und das Vermögen Abraham Goldsmid's — etwa 8,000,000 Pfd. Sterl. — folgte dieser sinkenden Bewegung. Zu dieser Ver-

*) Der berüchtigte Hudsen, Exkönig der Eisenbahnen.

legenheit kam eine neue. Die oſtindiſche Compagnie, die ihm eine halbe Million in Schatzanweiſungen vorgeſtreckt hatte, ward über den Ausgang dieſes Börſenkampfes unruhig und verlangte plötzlich ihre Fonds zurück. Die Freunde Goldſmid's kamen ihm nicht zu Hülfe, wie ſie es in ſolchem Zeitpunkt und einem ſolchen Manne hätten thun ſollen, und dieſer große Kapitaliſt, der den Gedanken nicht ertragen konnte, eine Kataſtrophe zu überleben, die er in übertreibender Angſt vor der Thür glaubte, gab ſich in ſeinem prachtvollen Schloſſe in der Grafſchaft Surrey ſelbſt den Tod, nachdem er eine zahlreiche Geſellſchaft bewirthet hatte.*)

„Der Tod Abraham Goldſmid's, des Mitunternehmers der Anleihen, wurde als ein Ereigniß von unberechenbarem Einfluß auf das Geſchick der ganzen Nation angeſehen, und die Nachricht machte in der City ungeheuren Eindruck; ein Erpreſſer wurde damit ſofort an den König und den Prinzen von Wales abgefertigt. — Die Fonds gingen um 3 pCt. herunter. Die Negozianten kamen vor der gewöhnten Stunde an der Börſe zuſammen; aber von Geſchäften war keine Rede. Man ſprach über Nichts, als über dieſes Ereigniß, und niemals hatte eine Frage über Krieg und Frieden eine ähnliche Aufregung hervorgerufen. Als die Ueberreſte des Unglücklichen an ihre letzte Ruheſtätte gebracht wurden, waren ſie von einem unabſehbaren Gefolge von Leuten aus allen Ständen begleitet: Alle, die an ſeinen Wohlthaten bei ſeinem Leben Theil hatten, kamen, ſeinem Gedächtniſſe ihren Zoll zu bringen; die Aufrichtigkeit ihrer Trauer prägte ſich unverkennbar auf ihrem Geſichte aus."

Da wir eines Gliedes des Hauſes Baring erwähnt haben, können wir's uns nicht verſagen, einige flüchtige Notizen über dieſe Familie mitzutheilen. Sie, die ſich die Mühe hätte ſparen können, bei der Wappenkammer die Adelung ihres Stammes nachzuſuchen, beweiſt, daß Verſtand und Thätigkeit, wie wir das bereits an dem Beiſpiel der Brüder Goldſmid geſehen, den Weg zu Glück und Ehren bahnen. Nach einer unverbürgten Sage waren die Baring deutſche Weber, die ſich in London niedergelaſſen hätten. Glücklich in ihren Unternehmungen, wurden ſie durch Vermittelung William Bingham's aus Philadelphia Agenten der amerikaniſchen Regierung; 1793 erhielt Francis Baring, deſſen ausgezeichnete Dienſte in ſeiner Eigenſchaft eines Direktors der oſtindiſchen Compagnie volle Anerkennung fand, die Baronetwürde. Es iſt nicht zu verwundern, daß mit Hülfe der unermeßlichen Hülfsquellen, die ihnen zur Verfügung ſtanden, die Baring bei der Anleihe von 1797 in drei Tagen hunderttauſend Pfd. Sterl. realiſirten. Einige Jahre ſpäter ſagte man, die Grundſtücke des Sir F. Baring in Hampſhire wüchſen dermaßen an, daß ſein Park und die Grafſchaft bald dieſelben Gränzen haben würden; 1803 zog er ſich von den Geſchäften zurück; ein fürſtliches Vermögen, das auf 500,000 Pfd. Sterl. an liegenden Gründen, ohne die unermeßlichen Kapitalien, geſchätzt wurde, war die Frucht ſeiner Geſchäftstüchtigkeit — er war der größte Rechenmeiſter ſeiner Zeit — und ſeiner Rechtlichkeit. Das große Handelshaus, das er zu ſolcher Blüthe erhoben hatte, wurde von ſeinen Kindern fortgeführt und kann noch jetzt als das wichtigſte im britiſchen Reiche angeſehen werden. Dieſes Haus iſt noch, trotz der bedenklichen Kriſen, die es glücklich zu verwinden verſtand, in dem Beſitze des Kredits und der hohen Stellung, die ihm F. Baring hinterlaſſen, und als Beweis, wie glücklich und gewandt die Leiter dieſes Hauſes zu operiren wiſſen, führen wir nur an, daß der verſtorbene Lord Aſhburton, als er noch unter dem ehrenwerthen Namen Alexander Baring bekannt war, bei ſeinen Unternehmungen auf franzöſiſche Fonds in zwei Jahren 170,000 Pfd. Sterl. realiſirte.

Der merkwürdigſte Wechſelmakler in den Jahrbüchern der Börſe war der Aſtronom Bailly. Mit vierzehn Jahren verließ er die Penſion und blieb bis in ſein zweiundzwanzigſtes Jahr in einem Handlungshauſe. Sein unruhiger Geiſt trieb ihn jedoch nach Amerika; er durchwanderte einen großen Theil der öſtlichen Gegenden der Vereinigten Staaten, lebte elf Monate unter indianiſchen Stämmen, fern von aller Civiliſation; 1800 debütirte er an der Börſe, wo er ſich durch die Veröffentlichung zahlreicher, vom verdienten Erfolg gekrönter Schriften auszeichnete; 1806 übernahm er die Vertheidigung der Makler; 1814 wurde eine Unterſuchungs-Kommiſſion ernannt, um einen großen Unterſchleif, der in dieſem Jahre begangen worden, aufzudecken, und er war's, der den Bericht, ein Muſter von klarer und logiſcher Darſtellung, abfaßte; 1823 verließ Bailly, nachdem er ſich durch Rechtlichkeit und Einſicht ein ehrliches Vermögen erworben hatte, die Börſe, die eines ſolchen Mannes nicht würdig war.

(Blackwoods Mag.)

*) Thatſache iſt es, daß wenige Tage nach Goldſmid's Tode, da der Oppoſition in dem von ihr heraufbeſchworenen Kampfe der Athem ausgegangen war, die Anleihe reißend ſchnell in die Höhe ging. Hielt der unglückliche Selbſtmörder nur noch eine Weile Stand, ſo war der glänzendſte Sieg errungen, und ſein Vermögen blühte wieder in üppiger Friſche.

Punchiana.

49.

Großes Gereiße (scramble) iſt in Nr. 473, „Gereiße um Diamanten". Wer es weiß, wie weit weniger der ſchwarzbraune Geſandte von Nepal Intereſſe durch ſein Perſönliches einflößte, als ſeine Diamantenmütze Bewunderung, ja, ſelbſt Heißhunger bei den Schönen der high fashion Londons erregte, wird ſofort im Reinen ſeyn. Der Nepaleſe, um dieſe Zärtlichkeit wohl wiſſend, hat ſich endlich großmüthigſt entſchloſſen, den Londoner Damen ſeine Brillanten als souvenir zu hinterlaſſen. Daher das Gereiße. Eben hat er ſich vom Seſſel erhoben und ſein Diadem abgenommen, und wirft nun mit liebreichem Geſicht und unterdroſſener Hand Stück für Stück unter die noble und zahlreiche Verſammlung aus, die in allen erſinnlichen Attitüden, ſtehend, ſitzend, kauernd oder liegend, die Blicke auf des Schützen Hand gerichtet, die eigene Hand zum Glücksfang ausgeſtreckt hält, während dieſer koſtbare Damaëregen fällt. Nicht nur giebt es hier jugendliche, ſondern auch eine namhafte Zahl antiquirter Geſichter, zum Beweiſe, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt. Darunter gewiß auch — nur wiſſen wir nicht: ob unter den Jungen oder Alten — Lady Rougelon, welche man Gelegenheit hat aus ihrem Billet an Mr. Punch, das dieſer mittheilt, kennen zu lernen. Als nämlich das Plänchen des Geſandten nur erſt als dumpfes Gerücht umlief, wandte ſich die Lady an den „Alleswiſſer" Punch mit der Bitte, ſie baldigſt wiſſen zu laſſen, ob an dem Evangelium etwas Wahres ſey, da ſie eine natürliche Angſt befallen habe, eine ſo intereſſante und „einzige" Gelegenheit zu verfehlen. Gewiß hat Punch dieſe Bitte erfüllt. Schließlich aber iſt man wohl berechtigt, zu fragen, ob der Nepaleſe unter ſeiner Brillantenmütze entſprechende Lebensweisheit und Politeſſe trägt. Denn was werden die armen Pariſerinnen ſagen, denen er nichts mitgebracht hat, als ſeine kahle Mütze und das neidiſche Nachſehen?

50.

In Nr. 477 hält Punch Selbſtſchau, die ſchier auf eine Apotheoſe hinausläuft. Er ſpreche, ſagt er, zwar nur ſelten von ſich, aber da er nun einmal eine der Hauptperſonen des Tages und in Jedermanns Munde ſey, ſo werde man ihm gelegentlich das Vonſichreden nicht verübeln. Täglich werde die Bemerkung geäußert, wie wahrhaft wunderbar es ſey, daß ſo eine prächtige Sammlung von Witz und Weisheit ſo Woche auf Woche aufgebracht werden könne. Nun, er ſelbſt habe oftmals Anwandlungen von Ueberraſchung und Verwunderung über ſeine Leiſtungen. „Es iſt", fährt er fort, „in der That wunderbar, wie ſeit länger als neun Jahren Punch eben ſo brillant als pünktlich und regelmäßig — ein Uhrwerk ſey Unbeſtand im Vergleiche zu der Präziſion, womit er jeden Sonnabend vor eine ihn anerkennende Welt trete — herausgekommen iſt. Wie Punch zuſammengebracht wird, mag traun ein Räthſel für ſcharfſinnige Neugier oder neugierigen Scharfſinn ſeyn. Mit dem brillanten Corps von Kontributen und Artiſten, die an allen Enden der Erde zerſtreut ſind, wird das Prodigium durch die augenſcheinlichen Schwierigkeiten, womit die Production einer allwöchentlichen Nummer des Punch umgeben iſt, nur noch mehr Prodigium. Ja, ſchließt er, die vox populi hat in dieſem Falle ganz Recht. Wir ſind ein Wunder. Wir wiſſen's und freuen uns, daß das Publikum dieſes Faktum einſieht, und bezeugen ihm dafür unſere Erkenntlichkeit."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Materialiſtiſche Lehren in England. Herr Alfred Smee, ein bekannter engliſcher Phyſiker, der unter Anderem bei den erſten Verſuchen mit unterſeeiſchen elektriſchen Telegraphen thätig war, iſt für die Wunder der Elektrizität ſo eingenommen, daß er dieſes Agens in einer kürzlich herausgegebenen Schrift auf alle geheimnißvollen Kräfte des thieriſchen Lebens vindizirt.*) Das Sprüchwort: „Wer zu viel beweiſen will, beweiſt gar nichts", findet jedoch auch auf Herrn Smee ſeine volle Anwendung. Nach ſeinen Deductionen giebt es keine Seele ohne Körper und iſt es Letzterer allein mit ſeinem mehr oder minder kompliziirten Nervenſyſtem, welches nach dem Prinzip einer Voltaiſchen Batterie oder, in höheren Organiſationen, mehrerer ſolcher Batterieen wirkt, der das Leben und ſeine geiſtige Thätigkeit erzeugt. Hierbei macht jedoch der Verfaſſer, wie alle Adepten des Materialismus, einen durchaus unlogiſchen Sprung, indem er die Werkzeuge des Geiſtes mit dem Geiſte ſelbſt identiſizirt oder verwechſelt. Angenommen, daß es wirklich ein durch das Nervenſyſtem ſtrömender elektriſcher Funke ſey, was den Körper in den Stand ſetzt, am allgemeinen Leben ſich zu betheiligen, ſo iſt doch dieſes Leben ſelbſt, in welchem ein höherer göttlicher Geiſt waltet, etwas von jeder körperlichen Organiſation durchaus Geſchiedenes, und dieſe wird eben nur, indem ſie aus dem Urquell alles Geiſtes geſchöpft hat und fortdauernd ſchöpft, in den Stand geſetzt, ihre Werkzeuge, ſeyen dieſe nun das Nervenſyſtem, oder das Hirn, oder das Herz, als geiſtige Werkzeuge zu gebrauchen. So wenig unſer Auge identiſch mit den Gebilden, die es wahrnimmt, oder unſer Ohr identiſch mit den Tönen, die es hört, eben ſo wenig iſt der Körper, der das Organ der Seele iſt, identiſch mit der Seele ſelbſt. Dieſe Kluft zwiſchen Körper und Seele wird keine noch ſo mikroſkopiſche Behandlung des Nervenſyſtems ausfüllen können.

*) Instinct and reason, deduced from electro-biology. By Alfred Smee, F. R. S. London, 1850.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 126. Berlin, Sonnabend den 19. Oktober 1850.

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Herr Michel Chevalier hat sich in einem unter obigem Titel in der Revue des deux Mondes erschienenen Aufsatze so klar als rückhaltlos über die wichtigsten Zeitfragen ausgesprochen, hat dabei so viel Kenntniß der menschlichen Zustände und eine so schöne, ehrenwerthe Gesinnung offenbart, daß es geeignet erscheint, seine Worte in dem, was das allgemein Gültige, auf Deutschland Anwendbare betrifft, zum größeren Theil wiederzugeben.

Ueber die Mittel, Armuth zu mildern.

Da Arbeit mit Hülfe des Kapitals Reichthum erzeugt, muß, wenn die Armuth sich mindern soll, die Arbeit vervollkommnet und das Kapital vermehrt werden.

In den Märchen der „Tausend und Eine Nacht" genügt ein Augenblick, um den Armen reich zu machen. Ein wohlmeinender Genius oder eine gute Fee schaffen Gold und Gut herbei, weil ihnen das so einfällt, oder ein großmüthiger Prinz spendet ihn aus einem unerschöpflichen Schatz. — Die europäischen Regierungen, vornehmlich die von Frankreich, befinden sich heutigentages in der Nothwendigkeit, ähnliche Wunder zu wirken, wie jene wohlthätigen, von Dichtern und Romantikern ersonnenen Wesen. Sie sollen die Noth der menschlichen Gesellschaft heilen, leider aber haben sie über keine Fee zu gebieten, und von den Genien wollen wir schweigen, der Leser möchte glauben, wir gefielen uns in einem schlechten Wortspiele, wenn wir sagten, es stände keiner in ihrem Dienst. Freigebige Fürsten giebt es nicht mehr, und überdies waren Abgaben die Quelle des Schatzes, aus dem sie schöpften; ist demnach die Gesellschaft arm, so vermögen sie nicht, dieser Armuth abzuhelfen. Was kann demnach geschehen?

Die Menschen bedürfen Vieles zu ihrer Kleidung, Wohnung, Nahrung und anderen Dingen, die mehr dem geistigen Gebiete und dem Schmucke des Lebens angehören. In diesem Besitze besteht der Reichthum der Gesellschaft. Je größer und gleichmäßiger vertheilt er ist, um desto reicher, je geringer, um desto ärmer ist sie.

Die Arbeit der Gesammtheit ist der Wunderthäter, welcher diesen Reichthum schafft. Jeden Tag zehrt sie davon, aber jeden Tag auch erneut sie durch ihre Thätigkeit das Kapital, welches sie zu ihrem Bestehen bedarf. Stockt die Arbeit, so erschöpfen sich allmälig die Vorräthe jeder Art. Sie hat weniger, um sich zu nähren oder sich genügend zu nähren, weniger, um sich zu wärmen und zu kleiden, weniger, um ihren Geist auszubilden und ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Dem Ungenügenden folgt nach und nach Mangel; Armuth kömmt über alle Klassen, gleich einer Ueberschwemmung, die erst die Thäler, dann die Abhänge und endlich die Hügel überdeckt. Ruhte alle Arbeit ein volles Jahr, so wäre der letzte Tag unserer zahlreichen Bevölkerungen gekommen, und bevor die Sonne sich über der vereinsamten Erde erhöbe, würde sie Scenen leuchten, in denen man das schreckliche Gastmahl des Thyest und Atreus erneuet sähe.

Die Worte: „das französische Volk ist arm", bedeuten: Frankreich liefert durch seine jetzige Arbeit nicht so viel Lebensmittel, Kleidungsstücke, Wärmematerial und Hausrath, als nothwendig wäre, um seinen sechsunddreißig Millionen Einwohnern eine nur schlichte Existenz zu verschaffen. Diese Volksthätigkeit, welche den Boden bearbeitet, welche säet, mäht und pflanzt, Herden aufzieht, Brod knetet, im Boden wühlt, den Kalk mischt, Steine behaut und Holz fällt, welche hobelt, hämmert und schmiedet, webt und das Gewebte in die Kufe des Färbers legt; die sich bei jedem Wetter auf den Straßen, auf den Flüssen und Kanälen hin- und herbewegt, welche den Gefahren des Meeres, dem Eis des Nordpols und der Gluth des Aequators Trotz bietet, dieser Briareus, der die Arme vom ersten Januar bis zum letzten Dezember bewegt, vermag nicht von der Oberfläche des Bodens, oder aus der Tiefe der Erde, oder durch die reichlich vermehrten und vervollkommneten mechanischen Hülfsmittel so viel Getraide, Fleisch, Früchte, Hausgeräthe, Kleiderstoffe, Metalle, Brenn- und Baumaterialien zu gewinnen, als für die schlichteste Einrichtung und Lebensweise von sechsunddreißig Millionen Menschen erforderlich sind, ob sie auch von Anderen eintauschen, was diese leichter hervorbringen, und ihnen zuführen, was wir besser und schneller herzustellen verstehen. Wir rühmen uns unserer Aufklärung, rühmen uns der Geheimnisse, welche wir der Natur entlockt haben, wir lesen in den Sternen und verkünden ihren Lauf, messen die Bahnen der Sonne so genau, daß man meinen sollte, sie gehorche unserem Befehl; wie hoch wir uns indeß auch stellen, es bleibt ein trauriger Beweis von der niedrigen Stufe, auf der wir uns befinden, daß wir unseren fruchtbaren Planeten, den rastlose Gewerbthätigkeit auf hundertfältige Weise quält, noch nicht dahin trachten, der Mehrzahl seiner Bewohner die Hülfsmittel zu einer nur mäßigen häuslichen Einrichtung zu liefern.

Alle die tausendfältigen Gegenstände, welche den Reichthum der Einzelnen, wie der Völker, ausmachen, sind der Natur entnommen. Der Mensch kann ihr nicht das kleinste Atom zufügen; mögen wir uns wie Schöpfer geberden, wir erschaffen nichts; wir verbinden oder trennen, sammeln oder zerstreuen nach einer bestimmten Ordnung oder nach gewissen Vorschriften und Gesetzen einzelne von Uranfang auf der Oberfläche des Bodens, in der Luft, dem Wasser oder im Innern der Erde befindliche Theile. Mit Recht hat man gesagt, was der Mensch hervorzubringen vermöge, sey einzig Bewegung. Wir sind schwache Geschöpfe im Vergleich zu manchen Thieren, welche unseren Planeten mitbewohnen; unser physisches Vermögen wäre unfähig, das Nothwendigste für unseren Unterhalt herbeizuschaffen, wenn nicht die Macht unseres forschenden und herrschenden Geistes uns die Naturkräfte in Thieren und Elementen dienstbar machte.

Die Vermehrung dieser Kräfte, welche starke, oft lange verborgene Gewalten zwingt, für uns zu arbeiten, ist eine Hauptader des Völkerreichthums. Durch sie vermag eine bestimmte Anzahl Menschen beim Acker- und Bergbau eine stets wachsende Ausbeute zu erlangen. Die so gewonnenen Stoffe werden noch ein- und zweimal, ja, in zwanzig- und hundertfacher Weise von den der Natur abgetrotzten Kräften bearbeitet; die Hülfsmittel des Transports entstehen und schaffen herbei, was die Gesellschaft bedarf und verlangt.

Ein anderes Förderungsmittel des Reichthums ist die Vertheilung der Arbeit. Geschieht diese so, daß Jeder fort und fort ein und dasselbe auszuführen hat, so schafft dies für eine gleiche Anzahl Personen die Möglichkeit, viel mehr zu liefern, als ihnen ohnedies gelingen würde. Geist und Muskeln erlangen wachsende Gewandtheit und Geschicklichkeit bei steter Wiederholung einer dann meist sehr einfachen Verrichtung und erleichtern zugleich oder bezeichnen die Bahn zur Anwendung von Maschinen. Solche Vertheilung der Arbeit bedingt ihrerseits ausgedehnte Fabrication, und diese wiederum macht große Vorräthe von Rohstoffen nothwendig, diese Vorräthe aber und die Einrichtungen, durch welche der Mensch sich eine immer ausgedehntere Mithülfe der Naturkräfte sichert, die Werkzeuge und verschiedenartigen Produkte und Stoffe, deren die Industrie bedarf und die sie verwendet, bis, was sie hervorbringt, endlich von der Hand des Kaufmanns in die übergeht, welche sie zu ihrem Verbrauche sucht, sind das Kapital der Gesellschaft. Nur sie sind es, obwohl die Gewohnheit, sie nach Geldwerth zu schätzen und zu bezeichnen, vielen Menschen die Meinung giebt, Kapital sey einzig eine bestimmte Summe Geldstücke.

Das, was wir Kapital nennen, seyen es die Mittel und Anstalten, welche die Auffindung und Benutzung der Naturkräfte fördern, oder die Vorräthe, welche die Vertheilung der Arbeit ermöglichen, ist die Quelle der Kraft für alle menschliche Werkthätigkeit, und je fruchtbarer diese ist, um desto mehr schwinden die Bande drückender Abhängigkeit, in der ursprünglich die Mehrzahl der Menschen lebt. Ich bin weit entfernt, dem Kapital ausschließlich das Verdienst zuzurechnen, daß ein niederer Hause zu freien Menschen erhoben wurde. Veredelung der Gefühle und Sitten mußte einer solchen Wirkung vorangehen, die Menschen mußten Wissenschaft geübt und der Natur, aus der ihre Erfindungen sich herleiten, einige Geheimnisse abgelockt haben. Das Materielle gilt mir nichts mehr, als das Geistige. Der Mensch aber ist gleichzeitig ein moralisches, ein geistiges und materielles Wesen, vereint in sich diese drei untrennbaren Zähigkeiten als Gewalten, die sich gegenseitig unterstützen. Der erste Platz gebührt tausendfältig dem moralischen Gebot. Wehe der Gesellschaft, wo man ihr dies streitig macht; der Fortschritt der Völker aber muß sich gemeinsam in allen drei Gebieten kundgeben, und man kann nicht eine dieser drei Richtungen beschränken, ohne auch in den beiden anderen behindert zu seyn. Sicherlich wohnt mehr Kraft zu einem verbesserten Daseyn des Schwachen und Befreiung des Unterdrückten in Jesu schlichten Worten: „Liebet Einer den Anderen", als in allen schon vorhandenen und noch zu sammelnden Kapitalien; sicherlich sollte des Menschen eingebornem Drange nach Unabhängigkeit endlich Raum gestattet werden; sicherlich eilen die Entdeckungen in der Wissenschaft den Fortschritten in der Industrie weit voraus, und diese Fortschritte werden durch die Wissenschaft selbst herbeigeführt, eben so gewiß aber auch ist es, daß ohne die allmälige Bildung des Kapitals, die erhabenen Vorschriften Jesu unerfüllt geblieben und der Freiheitstrieb der Menschen durch eine Bleilast erdrückt worden

wäre. Ueberdies heißt es nicht, ſich dem Materialismus ergeben, wenn man darthut, welch' freiſinnige Wirkung das Kapital ausgübt hat und ausüben ſoll; es heißt vielmehr, die Ueberlegenheit des Geiſtes anerkennen, die Grundſätze der Moral und der Freiheit ehren, denn ein Volk ſchafft nur Kapital, wenn menſchliche Einſicht immer neues Gebiet gewinnt und die Individuen den Eingebungen der Moral gehorchen, wenn ſie die Tugenden eines freien Weſens üben: Vorſicht, Ordnung und Herrſchaft über ſich ſelbſt.

Im Alterthum war das Kapital ſehr gering. Der Menſch eignete ſich nur den Boden an, nöthigte ihn, mit Hülfe grober Werkzeuge, geringe Frucht zu tragen, und galt es dann, dieſen für ſeine Benutzung zuzurichten, ſo offenbarte er eine troſtloſe Ohnmacht, war einzig auf die Kraft ſeiner Glieder, faſt nur ſeiner Finger angewieſen. Die Entwickelung der Induſtrie iſt jener Zeit fremd, und es iſt bezeichnend für ihren Charakter, daß ſie Maſchinen faſt nicht kannte, ſelbſt die nicht, von denen wir kaum begreifen, wie ſie ihrer nur einen Augenblick entbehren konnten. Man hatte keine hydrauliſchen Räder, und ſogar Waſſermühlen begannen erſt gegen Ende der römiſchen Herrſchaft allgemein zu werden. Wege fehlten faſt ganz; ſelbſt die römiſchen Straßen aus den letzten Jahrhunderten der Macht jenes Volkes ſind ſehr gering an Zahl, waren zwar höchſt dauerhaft, doch nach einem ſehr mangelhaften Grundriß gebaut und hatten gewaltige Auffahrten, über welche belaſtete Wagen nur ſchwer fortkonnten. Die Thiere waren gezähmt, wurden aber nur zum Feldbaue, das Pferd nur als Laſtthier gebraucht. Wie hätte es ziehen ſollen, wo gute Wege fehlten?

(Fortſetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Reiſebriefe.

I. Das Mormonenthum und ſeine Propheten.

(Schluß.)

Natürlich bat ich um Mittheilung deſſelben; mein Freund ließ ſich dazu bereit finden und erzählte mir ungefähr Folgendes:

„Sie erinnern ſich, daß ich 1845 an der Spitze eines bedeutenden Bergbaues unweit des elenden Städtchens Moreland an den Ufern des reizenden Erieſees ſtand. Die Unternehmung ging vortrefflich, und bald entſtand, wie das hier ſo zu gehen pflegt, um uns herum eine neue Stadt. Verlockt von meiner Wohlfahrt, ſtrömte es von allen Seiten zum Ankauf von Land herbei, und es ſtellte ſich dadurch ein Nutzen von 50 Proz. des wirklichen Werthes des Grundes heraus. Ich bewohnte ein kleines, in der Eil zuſammengeworfenes Häuschen, in das ich mich zurückzog, wenn der Abend kam und ich, ermüdet von dem Hin- und Herlaufen, dem Kaufe und Verkaufe und den tauſenderlei damit verbundenen Speculationen, der Ruhe bedürftig war.

Einſt, es mochte ungefähr neun Uhr Abends ſeyn, klopfte es, als ich im Begriff war, mich hinzulegen, an meine Thür. Ich öffnete, und vor mir ſtand ein Mann von hohem Wuchs, ſtämmigem Aeußern, großer Stirn, hochgewölbten Augenbrauen und gekleidet, wie es die Propheten gewöhnlich ſind.

„Ich heiße Joſeph Smith", ſagte der Fremde im Eintreten, „und möchte gern mit Ihnen ſprechen." Mich natürlich überraſchte der unerwartete Beſuch, doch bot ich meinem Gaſt einen Stuhl an und nahm gleichfalls Platz. Die ungewöhnliche Intelligenz verrathenden Züge des mir gegenüber Sitzenden, das Feuer und der durchdringende Blick ſeines Auges, ſo wie auch das Würdevolle in der ganzen Haltung, verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen.

„Ihr Einfluß im Lande", hob der Fremde an, „iſt zur Zeit ein mächtiger, und das Gedeihen iſt hier jedenfalls im Steigen begriffen. Es war auch ein glücklicher Gedanke, den Weſten heimzuſuchen, ſeinem Schooße die Metalle zu entnehmen und ihm dafür die Civiliſation zuzuführen. Hören Sie mich aufmerkſam an, und ich bin überzeugt, das, was ich Ihnen mitzutheilen gedenke, wird Sie verwundern. Ich will alle Abſchweifungen vermeiden und offen ſprechen. Ich weiß, man liebt mich nicht, ja, es giebt ſogar Leute, die mich verachten, doch das berührt mich nicht; geht es mir nur nach Wunſch, ſo kömmt die Achtung ſchon von ſelbſt. Vor Allem wollen Sie mir glauben, daß ich weder ein Narr, noch ein Heuchler bin. Zwei ſtreng ausgeprägte Leidenſchaften bewegen den Amerikaner, die Liebe zum Gelde und die Erinnerung an die Puritaner, mit anderen Worten, die Habſucht und der Fanatismus. Ich bin der Anſicht, Beides laſſe ſich recht gut vereinigen, und man könne den Menſchen im Namen der Bibel nicht nur Vermögen verſprechen, ſondern ihnen dieſes Verſprechen auch halten. Geſtützt hierauf, bin ich der König eines Haufens geworden, den eben ſo ſtrenge Disziplin regiert, als er zu Allem fähig iſt. Die Einen verlangen nach dem himmliſchen Reiche, die Anderen nach irdiſchen Gütern, der größte Theil jedoch nach Beidem zuſammen. Dieſe Richtung nun wende ich gegen die Demokratie der Union an, weil ich nicht glaube, daß ſie auf die Dauer beſtehen kann. Mir ſcheint die Idee des Demokratismus in Amerika ein Uebergang, welche zu viel Elemente des Kampfes und der Zerſtörung in ſich begreift, um ſtichhaltig zu ſeyn, und der noch außerdem Disziplin, Ordnung und eine deutlich vorgezeichnete Richtung fehlen. Der Mormonismus, deſſen Ziel das Erringen in Folge göttlicher Eingebung iſt, gelangt unter Anleitung eines tüchtigen Führers früher oder ſpäter jedenfalls dahin, wohin er will. Wiſſen Sie wohl, daß meiner Fahne 5000 entſchloſſene Männer folgen?"

Ich ſchwieg vor Erſtaunen; Smith fuhr fort: „Für die Einen iſt Endzweck ihres Handelns die Erfüllung der göttlichen Verheißungen, für die Anderen Herrſchaft und Reichthum. An Mitteln zur Ausführung fehlt es nicht, und ein gutes Stück Weges iſt bereits zurückgelegt.

Ich bin als Bettler und unter Bettlern, vielleicht auf einer Straße New-Yorks, geboren, und heute lebe ich, wie Sie ſehen, wie ein König. Meine unſtäte und vagabundirende Jugend hat mich geſchickt gemacht, dieſes Schwankende und Unbeſtimmte der Inſtitutionen unſeres Landes zu erkennen. Dem Amerikaner fehlt der Sinn für Ordnung; er geht nicht auf gemeinſchaftlichem Wege nach einem Ziel und weiß nicht die Kräfte Aller zu vereinigen, um etwas zu erlangen, ſondern Jeder ſchafft und handelt vereinzelt, zerſplittert ſo die Geſammtkraft und folgt gewiſſermaßen blind ſeinem Schickſal. Dieſe unbefriedigte Gier und ungeregelten Gelüſte treten nun fortwährend in Kampf mit ſich ſelbſt, wenn ihnen ſonſt der Terrain fehlt, und dann gerade erhält das Syſtem der Ordnung, der Organiſation und Vereinigung die Oberhand über dasjenige der Zerſpaltung und Zerſtreuung. Ich habe bei Zeiten begriffen, daß, um die Menſchen zu beherrſchen, man ihren Leidenſchaften, Bedürfniſſen und Wünſchen dienen muß, und hier gerade fand ich meine Lebensaufgabe. Der Anfang war klein, eine Handvoll Raſender, denen viel aus der Schrift und wenig Branntwein genügte. Später traf ich auf hellere Köpfe und machte aus ihnen Adepten meines Glaubens. Mein Anfang wuchs allmälig und dehnte ſich aus; meine Armee aus New-York und einem Theile Pennſylvaniens überſchritt den Ohio und ſpäter den Miſſuri, und tauſend Herzen ſchlagen bald gleich mit dem Meinigen. Uns mangelt weder Einheit, noch Disziplin, weder Anzahl, noch Muth, wohl aber einige Millionen Kapital."

„Und deshalb kommen Sie zu mir"? fragte ich nicht ohne Erſtaunen.

„Sie haben es errathen", war die Antwort. „Sie ſind Eigenthümer des Bergwerks in dieſer Provinz, und ſeine Lage paßt trefflich zu meinen Plänen. Wir ſind hier von Wilden umgeben, welche ich gegen die Demokratie Amerika's, die ohne Zuſammenhang und Kraft daſteht, zu bewaffnen gedenke. Wisconſin, deſſen Herr Sie werden, würde mir die Schlüſſel zum Norden in die Hände liefern. Machen Sie deshalb mit mir gemeinſchaftliche Sache; ich rufe die Schaaren meiner Getreuen aus Zoway, Illinois, Indiana, Michigan und Ohio herbei, und es unterliegt keinem Zweifel, dieſe Raubvögel würden nicht lange auf ſich warten laſſen. Die Seen des Nordens fielen uns zu; meine Leute, welche meine Geſetze hören und befolgen, zögen der heiligen Fahne nach, wie die Krieger Iſrael's hinter Moſes und Joſua, und fielen in die engliſchen Kolonieen ein, welche zu ſchwach ſind, um widerſtehen zu können. Wir näherten uns dem Weſten, dem Lande der Wilden, welche unauslöſchliche Rache athmen. Gelänge es uns dann, die Renards, Dahcoltuſen, Erikes, Chaktaſſen, Irokeſen, Comanchen, mit einem Worte, alle Ueberreſte der eingebornen Stämme, zu einem einzigen Ganzen zu verſchmelzen, ſo wäre unſere Macht geſichert. Dort fehlt Vereinigung, wir brächten ſie. Betrachten Sie dieſes Buch; in ihm ſpreche ich von der früheren Heiligkeit und hundertjährigen Macht der Generationen, welche die Uebermacht der Eindringlinge in Feſſeln geſchlagen hat, und fordere ſie auf, ihre verlorene Größe, ihren erlöſchten Glanz und Ruhm wieder zu erkämpfen. Ich rede ihnen ferner ein, ſie ſeyen die verwaiſten Kinder der Stämme Iſrael's, und habe mein Buch in ihre Sprachen überſetzen laſſen; Beides hat ihrem Stolze geſchmeichelt und meine Abſichten gefördert. Mancher Aufſtand iſt mein Werk, und bald wird das Kriegsgeſchrei an Ihr Ohr tönen, das ſich gleich einem verheerenden Unwetter von dem Alleghany bis zu den Rocky Mountains erheben wird. Wollen Sie nun in dem großen und gefährlichen Drama, welches ſeiner Aufführung nahe iſt, nicht ſelbſt Antheil nehmen, ſo verkaufen Sie uns Ihre Werke und übergeben Sie uns die ganze Provinz."

Sie können ſich denken, daß meine Antwort eine abſchlägige war, und daß ich den Propheten verabſchiedete. Er konnte das Kapital, was er ſuchte, nicht aufbringen und legte deshalb eine Bank an, welche fallirte und die Mormoniten nöthigte, ſich vor ihren Gläubigern zu verſtecken. Die Fanatiker zogen ſich in eine unzugängliche Wildniß zurück und erwarteten hier mit den Waffen in der Hand die Angreifer. Da lebten ſie nun gleich den Thieren in der Wüſte, entſagten aller Zucht und Ordnung und wurden bald zu einer Bande gefährlicher Räuber, gegen die man mit Militair einſchreiten mußte. Die neuen Propheten ſtahlen Pferde und Vieh, lagerten im Walde und lebten vom Raube. Smith verlor bei alledem nicht den Muth; er hielt aufs neue eine Anſprache an die Gläubigen und erklärte, jeder Mormonite, der ſich nicht an einem beſtimmten Orte in Illinois einfinden würde, gehe ſeiner Rechte verluſtig. Die Getreuen eilten auf dieſen Ruf herbei, und ihre Zahl bildete eine erhebliche Macht. Alle Stimmen waren das Echo von Smith's Willen, und ein Theil von Illinois trat auf ſeine Seite. Damals entſtand denn auch die mormoniſche Hauptſtadt Nauvoo, mit ihrem indianiſchen(?) Namen; ſie iſt eine Art von Feſtung auf einem felſigen Abhang, um welchen ſich die gutgebaute Stadt lagert.

Als Smith dergeſtalt unter Dach war, fing er an, ſein Leben zu genießen. Er lebte wie der reiche Mann im Evangelium, ſchuf ſich einen Harem und fröhnte allen irdiſchen Lüſten. Die Amerikaner ſchafften ihn endlich durch eine Kugel aus dem Wege, deſſenungeachtet wucherte der von ihm ausgeſtreute Same fort, und die Sekte war fortwährend im Wachſen.

Sie kennen jetzt die Pläne dieſes Menſchen. Noch ſind die letzten Worte ſeiner Lehre unerfüllt geblieben; unter dem Scheine eines religiöſen Fanatismus hofften die Sektirer den ausgebreiteten Kräften der Demokratie eine mächtige Willenseinheit entgegenzuſetzen und auf dieſe Weiſe zu triumphiren. Sie ſind recht eigentlich die Feinde der Union und beſtehen vornehmlich aus ſolchen, welche dieſelbe ausgeſtoßen hat. Schon waren die Mormoniten bis in die Rocky Mountains zurückgeworfen, doch nicht lange dauerte es, und ſie drängten ſich wieder vor. Es ſind eben nicht Feinde, die man verachten könnte, denn mancherlei Triebfedern ſetzten ſie in Bewegung. Sind wir nicht ſehr auf der Hut, ſo kann mit der Zeit neben dem republikaniſchen Föderalismus eine Verbindung entſtehen, deren Grundlage fanatiſcher Abſolutismus iſt.

Syrien.

Aus Wilson's Reise im heiligen Lande.*)

III.

Die Familie Farchi in Damaskus.

Chajim Farchi war, wie die Leser aus Nr. 116 dieses Blattes wissen, das hervorragendste Mitglied seiner Familie, die Familie Farchi ist die hervorragendste unter den Juden Syriens und vielleicht ganz Asiens.**) Alle Reisende würzen ihre Beschreibungen von Damaskus mit einem Besuche bei den Farchi, oft ohne deren Namen zu nennen, wie z. B. dies Browne im vorigen Jahrhundert und Pückler Muskau vor einigen Jahren auch that. Wilson fällt zum Theil in denselben Fehler der Ungenauigkeit, aber seine und seines Mitreisenden Graham Beschreibung giebt ein ziemlich klares Bild von der Stellung jener edlen Familie, und ich darf hoffen, aufmerksame Leser für die auszugsweise ins Deutsche verpflanzte Beschreibung zu finden:

„Am zweiten Tage unserer Besuche bei den Juden", sagt Wilson, „kamen wir in eines der fürstlichen Gebäude der Farchi's, der reichsten Banquiers und Kaufherren in Damaskus. Wir nahmen Platz in der Bibliothek, die wir kennen zu lernen begierig waren. Sie ist, obgleich Privateigenthum, vom Besitzer allen seinen Glaubensgenossen geöffnet zum Behufe des Studiums. Sie enthält, sollte ich glauben, die ganze Masse der jüdischen Literatur, mit Ausnahme solcher Werke, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren in Europa gedruckt worden sind. Die Bücher sind, wie es bei den jüdischen Büchern gewöhnlich der Fall ist, roh und zierlos gebunden. Die vier Hauptrabbinen der Gemeinde und einige andere achtbare Personen warteten unserer hier und sie hießen uns herzlich willkommen in Damaskus." . . .

Wilson tauscht nun mit den Rabbinen Gelehrsamkeit in Erklärung der Bibel und über das Vorhandenseyn des fabelhaft berühmten Stroms Sambation aus, wobei er versichert, daß weder er, noch ein anderer europäischer Reisender den Strom auffinden konnte.***) Außer der gelehrten Unterhaltung erhielt Wilson aber auch Mittheilungen über die Gemeinde von Damaskus. Sie zählt an 5000 Seelen, unter denen viele Amtsschreiber, Färber, Bäcker, Schlächter, Banquiers, Wechsler, Kaufherren, Kleinkrämer und Hausirer sind. Sie bedienen sich allgemein der arabischen Sprache und schreiben dieselbe auch mit arabischer Schrift, wenn sie mit Muhammedanern verkehren, dagegen mit hebräischer Kursivschrift, wenn sie unter sich verkehren. Die Zahl der Rabbinen erster Klasse ist zehn, doch werden einige andere, die keine Autorität in der Gemeinde haben, ebenfalls Rabbinen genannt. Es giebt vier oder fünf Privatbibliotheken von ähnlicher Größe, wie die, in welcher Wilson saß. Wilson fährt dann fort:

„Als wir unsere Unterhaltung mit den gelehrten Männern erschöpft hatten, wurden wir bei den liebenswürdigen Frauen der Familie eingeführt. Sie schienen ganz ohne Zwang zu seyn, als wir vorgestellt wurden, und sie benahmen sich mit einer Würde und einer Anmuth, wie sie den Edelfrauen Europa's zur Ehre gereichen würde. Die jüngeren Damen hatten zwar nicht die rosigen Wangen der Töchter Englands, aber sie standen ihnen sicherlich nicht nach an Zartheit der Züge, an Schönheit der Gesichtsbildung und übertrafen sie an Ebenmaß und Haltung. Sie waren reich gekleidet, ihre Turbane elegant gewunden mit Schnüren und Gehängen von Perlen; andere Zierrathe, wie Ohrringe und Armbänder, mäßiger. Ihr Haar floß über die Schultern herab und war in künstlichen Flechten durch Kamelhaar verstärkt. Ihr Oberkleid war in der Form eines Pelzes mit herabhangenden Aermeln, offen am Busen und durch einen Gürtel, oder Shawl, oder Schärpe gehalten. . . . Ein ältliches Mädchen führte uns durch die verschiedenen Räume des Hauses, welches zwei viereckige Höfe hat, mit einer glänzenden Reihe von Zimmern auf jeder Seite, die meist nach der Fronte offen sind. Der Fußboden der Zimmer war mit reichen orientalischen Teppichen belegt, und an den Wänden zogen sich erhöhte Divane hin; es waren fast die einzigen Möbel, Tische und Stühle fehlten gänzlich. Die Decken trugen bunte Stuckaturen, Mosaik, Schnitzwerk und Vergoldung. Einige Zimmer zu ebener Erde hatten thätige Springbrunnen, die ihre Wasser in kleinere Becken ergossen, als die im Hofraume; manche waren an der offenen Vorderseite von Orangen- und Citronenbäumen beschattet. Einen schöneren morgenländischen Wohnsitz innerhalb einer Stadt habe ich niemals gesehen.†) . .

Am 8. Juni besuchten wir Raphael, das Haupt der Familie Farchi. Bei unserem Eintreten in den Palast wurden wir empfangen von einem Manne, der sich demuthsvoll uns ankündigte als „der werthlose Jakob Perez" und uns sagte, er sey früher Lehrer der Kinder des großen Mannes gewesen, sey nun in Anerkennung seiner Dienste mit seiner ganzen Familie ins Haus aufgenommen worden, dessen Genossenschaft jetzt 60—70 Personen zähle. Das Gebäude Raphael's ist noch großartiger, als das, welches wir vorher gesehen haben, und Herr Graham zweifelte, ob unsere königlichen Paläste in England prächtiger seyen. In einem der Hauptzimmer ist eine hebräische Inschrift mit großen gemalten und goldenen Buchstaben eingegraben, welche die Pracht des Hauses feiert und den Segen Gottes für den Besitzer anruft.††) Als wir uns, nach Anweisung der Inschrift, rechts wendeten, sagte uns Jakob Perez viel zum Lobe der Familie und setzte hinzu, daß die Damascener Juden unter den Farchi's, besonders unter dem verstorbenen Bruder seines Herrn (Joseph?) Tage hatten, die denen gleichen, welche unter dem Messias erwartet werden. Er führte uns dann in das Privatzimmer des Raphael, des Nasi (Fürsten, Oberhaupt der Gemeinde) der Juden in Damaskus.†††) Der edle Greis litt unter schwerer Krankheit, aber er empfing uns doch mit liebenswürdiger Güte. Nachdem er mein von Bombay mitgebrachtes Empfehlungsschreiben gelesen hatte, verbeugte er sich auf orientalische Weise und bat uns, über seinen Beistand und seine Dienste in jeder Weise zu verfügen. . . . . Von seinem Krankenlager gingen wir in seine Bibliothek, die, gleich der seines Verwandten, von welcher wir schon gesprochen, von bedeutender Größe ist. Der Saal wird zuweilen als Privat-Synagoge gebraucht, und es sind drei Gesetzesrollen (fünf Bücher Mosis) da in den reichsten Silberkästchen. Die Bibliothek enthält eine Handschrift des ganzen alten Testamentes, ungefähr 450 Jahre alt und mit prachtvoll gemalten Lettern. Diese Handschrift ist die schönste, die ich im Morgenlande gesehen habe, und ist gewiß ihre tausend Pfd. Sterl. werth, aber sie wurde für einen viel geringeren Preis erworben.†)

Die Nebenhäuser des Palastes glichen einem kleinen Dorfe; aber es fiel mir auf, daß der häusliche Komfort nothwendig gestört wird durch die vielen Personen verschiedenen Alters, die sich in den Höfen umherbewegen. Selbst die Damen machen geräuschvolle Wirthschaft, indem sie mit ihren hohen Schuhen einherklappern oder sich einander zurufen von der einen Seite des Vierecks zur anderen. Indessen scheinen sie mit vieler Herzlichkeit zu verfahren, wenn sie sich einander Worte und Aufforderungen zusenden. Die biblisch einfachen Namen Sara, Rebekka, Mirjam und Esther fielen wie Musik in unsere Ohren, und in den Personen, welche diese Namen trugen, sahen wir die Gestalten, die unsere Einbildungskraft gern mit den hebräischen Müttern und Töchtern verbindet, welchen jene Namen zuerst gegeben wurden. Wir fühlten uns hochgeehrt, aus ihren Händen die gewöhnlichen Beweise der gegenwärtigen orientalischen Gastfreundschaft zu empfangen."

Wilson, der noch Vieles von den Zuständen und Persönlichkeiten der Juden in Damaskus und namentlich von den Verfolgungen durch den berüchtigten französischen Konsul Ratti-Menton nach der Ermordung des Paters Thomas spricht, verließ die Stadt und den Orient kurz nachher, aber sein Freund und Mitarbeiter Graham blieb zurück und ließ sich auf mehrere Jahre in jener Stadt nieder.††) Von ihm theilt Wilson mehrere Briefe aus späterer Zeit, leider ohne Datum, mit, deren Inhalt hauptsächlich die Familie und besonders die hervorragendste der Farchi ist. In einem derselben sagt er:

„Es giebt unter den Juden in Damaskus vier oder fünf große Kaufherren, deren Häupter das Haus Harari mit drei Brüdern, Aron, Isaak und David, und das Haus Farchi mit zwei Brüdern sind. Sie sind ursprünglich aus Aleppo. . . . . Außer diesen wenigen Großhändlern giebt es noch viele Ladenhändler, aber die Masse der Juden ist arm und unglücklich in hohem Grade. Die Familie Farchi ist die merkwürdigste in jeder Beziehung. Der alte Mann (Raphael), den wir zusammen besucht haben, war das Haupt des Hauses, er ist seit ungefähr einem Jahre todt. Chajim Farchi war der Premierminister

---

*) Vgl. Nr. 17 des Magazins.

**) Seit der Veröffentlichung meines Aufsatzes über Chajim Farchi war ich so glücklich, von dem königl. Generalkonsul Herrn Major v. Wildenbruch schriftlich und mündlich verschiedene Belehrungen über den Gegenstand, wie über die Zustände der Juden in Syrien überhaupt, zu empfangen. Durch den mehrjährigen Aufenthalt dieses aufmerksamen Beobachters und thätigen Diplomaten in Syrien könnte die Kunde dieses Landes um Vieles für uns weiter gebracht worden seyn, wären schon alle seine Berichte und die durch ihn erworbenen handschriftlichen Hülfsmittel (wie z. B. die Chronik der Schehab, der Familie des Drusen-Emir Beschir) gehörig benutzt. Die Farchi kennt er persönlich. — Ich habe ferner erfahren, daß ich bei der Behandlung meines Themas schon einen Vorgänger an Herrn E. Carmoly in Brüssel habe, der in seiner Revue orientale, 1841, die Versammlung und den Tod Farchi's wörtlich aus Damascien reproduzirt. Eine von Herrn Carmoly angeführte deutsche Schrift: „der Orient in seinem gegenwärtigen Zustande mit Rücksicht auf die Vergangenheit" (Wien, 1840.), konnte ich bisher nicht erlangen. Auf der königl. Bibliothek fehlt sie, wie sehr vieles Andere über Syrien. Fehlt doch z. B. die deutsche, mit vielen Abhandlungen vermehrte Uebersetzung der Burckhardtschen Reise von Gesenius!

***) Der Strom Sambation ist nach der Sage in den sechs Wochentagen der wildeste Strom, der nicht nur durch seinen Wellenschwung jeden Uebergang wehrt, sondern auch so mit großen Steinen um sich wirft, daß die Annäherung an sein Bett gefährlich wird; dagegen ist dieser Wilde am Sabbat ruhig und spiegelglatt, wie der Goldfischteich in einem Garten. Nach Josephus und Plinius war dieser oder ein ähnlicher Strom, dessen natürlicher Lauf eine solche Sage begünstigte, in der Nähe oder gar innerhalb Syriens. Die späteren Juden versetzten ihn nach Indien. Wilson versichert, daß vor etwa fünf Jahren die Juden von Jerusalem eine Kommission ausgesandt hätten, den Sambation aufzusuchen.

†) Ungenau, ja undankbar, verschweigt Wilson den Vornamen seines Gastfreundes. Da er ihn aber als den reichsten Farchi schildert, so muß es wohl Murad Farchi, ein Neffe Raphael's, wie wir glauben, seyn. Murad ist der reichste jüdische Kaufmann in Damaskus, aber, nach Bowring, noch keine Viertelmillion reich. Bei der Versammlung im Orient gilt dieser Mann in Damaskus für einen Krösus.

††) Wilson giebt hier die Inschrift in 26 Verszeilen mit einer wortgetreuen englischen Uebersetzung. Wir haben die Inschrift ausgelassen, weil die Mehrzahl unserer Leser doch wahrscheinlich keinen unmittelbaren Gebrauch davon machen würden. Sie zeigt von dem edlen und frommen Sinn der Gründer und ist schmucklos, ohne Versmaß und Reim. Wilson hat sie wie ein gründlicher Kenner der hebräischen Sprache übersetzt, aber er hat die feinen Anspielungen auf die Namen der Erbauer sich entgehen lassen. Die Erbauer müssen Joseph und Salomon Farchi, die Brüder Raphaels, gewesen seyn, und wahrscheinlich soll der Palast für den jedesmaligen ältesten und angesehensten der Familie, gleichsam als Majoratsherrn, bestimmt seyn; der Anfang lautet:

הכט ימין וראה את העשוי יפה בעתו
בן פורת יוסף.

Der achte Vers heißt:

גדול יהיה כבוד הבית הזה אשר בנה שלמה.

Auch auf einen Meier und auf den Namen Farchi und schwach auf Chajim wird angespielt.

†††) Bowring in seinem „Report on Syria" nennt ihn blos Massim (Nasi) Farchi.

†) Von diesem Manuskript spricht auch Dr. Löwe in seinen Reiseberichten (S. Allg. Zeit. d. J. 1839, S. 83), und nach seiner Angabe ist der Kommentar von David Kimchi dabei. Daß es auf Pergament geschrieben ist, darf man als gewiß voraussetzen, weder Löwe, noch Wilson geben den Stoff an. Uebrigens ist 450 Jahre bei einer Bibelhandschrift kein hohes Alter, aber 1000 Pfd. Sterl. um so mehr ein hoher Preis.

††) Herr v. Wildenbruch theilt mir mit, daß Graham jetzt in Hamburg wohnt.

Scientific Books.

Recently Published by

THE UNIVERSITY TEXT-BOOK SERIES.

I. A Text-Book of Geology.
By Prof. Edward Hull, LL.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

II. Elementary Physiography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

III. Elementary Chemistry.
By Prof. Alexander Scott, M.A., D.Sc.
Crown 8vo. 10s. 6d.

IV. Elementary Mechanics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

V. Elementary Physics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

VI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

VII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

VIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

IX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

X. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XX. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXX. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XXXIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XL. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XLIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

L. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LX. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXX. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXX. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

LXXXIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XC. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

XCIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

C. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CX. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXX. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXX. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXXXIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXL. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXLIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CL. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLX. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXX. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXX. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CLXXXIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXC. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CXCIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CC. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCX. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXX. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXIV. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXV. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXVI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXVII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXVIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXIX. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXX. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXIV. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXV. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXVI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXVII. Elementary Mineralogy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXVIII. Elementary Meteorology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXXXIX. Elementary Electricity.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXL. Elementary Magnetism.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLI. Elementary Optics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLII. Elementary Acoustics.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLIII. Elementary Heat.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLIV. Elementary Light.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLV. Elementary Sound.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLVI. Elementary Astronomy.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLVII. Elementary Zoology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLVIII. Elementary Botany.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCXLIX. Elementary Physiology.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCL. Elementary Hygiene.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCLI. Elementary Geography.
By Prof. Alexander Macalister, M.D., F.R.S.
Illustrated. Crown 8vo. 10s. 6d.

CCLII. Elementary Mineralogy.
By

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Dienstag den 22. Oktober 1850.

Aegypten.

Der vorgeschlagene Kanal durch die Landenge von Suez.

Während die „westliche Welt" sich damit beschäftigt, das Atlantische und das Stille Meer vermittelst Eisenbahnen und Kanal, durch Central-Amerika laufend, zu verbinden, ist die Aufmerksamkeit der alten Welt von neuem auf die Ausgrabung eines Schiffskanals durch die Landenge von Suez, welcher an dem einen Ende in das Rothe Meer und an dem anderen ins Mittelländische münden soll, gelenkt. Solche riesenhafte Unternehmen, wie die Verbindung von Meeren durch künstliche Mittel und die Abkürzung der Routen von einem Welttheile zum anderen, gehören zu den vielen Triumphen, welche die Wissenschaft und die Ingenieurkunst in der neueren Zeit feiern, und sind allerdings geeignet, von allgemeinem Nutzen zu seyn, indem sie den Verkehr zwischen entfernten Nationen häufiger und ausgedehnter machen. Ob jeder Plan der Art vortheilhaft für die seyn dürfte, welche ihr Kapital daran gesetzt, wird großentheils von den Baukosten, dem Betrage des Verkehrs, nachdem die Sache gehörig im Gange ist, und der jährlichen Auslage abhängen. Eine Kanalverbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meer oder besser dem Pelusianischen Arm des Nils hat den Reiz eines sehr alten Ursprungs für sich.

Die Ausführbarkeit des Planes ist auch schon geprüft worden, zu einer Zeit jedoch, als die politischen Beziehungen der betreffenden Länder zu einander sehr verschieden von den jetzigen waren. Auch finden sich unter neueren Reisenden widersprechende Angaben und Meinungen in Bezug auf die verglichenen Flächenhöhen der beiden Meere, welche, bei den ungewissen und widrigen Winden, die auf beiden häufig vorkommen, für Segelschiffe Schwierigkeiten ungewöhnlicher Art darbieten.

Wie unschätzbar für Reisende die jetzige sogenannte Ueberland-Route über Alexandrien, den Nil, Kahira und die Wüste von Suez auch immer bleibt, so lange keine bessere aufgefunden worden, so ist sie doch ohne Zweifel mit vielen Unannehmlichkeiten und nicht geringen Beschwerden verknüpft. Von dem Dampfboot im Hafen zu Alexandrien bis zu dem entgegengesetzten auf der Rhede von Suez haben Passagiere und Gepäck nicht weniger als sechsmal umzuwechseln, und sind auch die Einrichtungen so expeditiv, wie sie unter den gegenwärtigen Umständen und in den Händen der ägyptischen Regierung nur seyn können, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß man durch die Eröffnung eines Schiffskanals sehr viel Zeit ersparen und eine bessere Route erlangen könnte. Diese Fahrt auf dem Mahmoudieh-Kanal von Alexandrien nach Atfeh, welche man nur einmal gemacht zu haben braucht, um sich ihrer für immer zu erinnern, das nothwendigerweise kleine und gedrängt volle Dampfboot von Atfeh nach Bulak, die Wüste mit ihrem rauhen, unebenen Pfade und ihren Wagen ohne Sprungfedern, alles dieses könnte umgangen werden, wenn man einen Schiffskanal eröffnete, durch welchen Dampfboote und Segelschiffe passiren könnten, ohne den Maßbaum oder den Schornstein niederzulassen. Nach Herodot, dem ehrwürdigen „Vater der Geschichte", dessen Bericht allgemein beglaubigt ist, wurde der alte Kanal vom Rothen Meere zum Nil zuerst von Necho II.,*) dem Sohne des Psammetichus, welcher den Thron im Jahre 610 v. Chr. bestieg, begonnen. Er wurde von Darius Hystaspes fortgesetzt und von Ptolemäus Philadelphus vollendet. Herodot sagt, seine Länge war der einer viertägigen Reise gleich, und seine Breite hinreichend, zwei Galeeren mit drei Rudern zu fassen, sie betrug ungefähr 150 Fuß. Der Kanal mündete etwas oberhalb Bubastus in den Nil ein und beschloß seinen Lauf auf der entgegengesetzten Seite unweit Patumos, einer arabischen Stadt. Nach einiger Zeit gab Necho das Werk auf, da ein Orakel ihm verkündet hatte, daß die Barbaren oder andere Nationen die Frucht seiner Arbeit genießen würden. Darius seinerseits stellte es ein, weil er fürchtete, das ganze Land zu überschwemmen, indem man glaubte, das Rothe Meer erhebe sich bedeutend über den Ufern des Nils. Ptolemäus Philadelphus jedoch, welcher dieses Unternehmen vollendete, legte Schleusen an, um das Nilwasser abfließen zu lassen und zu hemmen, je nachdem es nothwendig war, und dieser Plan war nach Diodor äußerst zweckmäßig. Dieser künstliche Kanal erhielt in Folge dessen die Benennung: „Ptolemäischer Fluß".

Um jedoch auf jüngere Autoritäten herabzukommen, so erwähnen wir, daß, als die Armee Napoleon's in Aegypten war, seine Ingenieure das ganze Land aufs genaueste maßen und die Kosten eines Kanals durch die Landenge auf 18,000,000 Francs anschlugen, wobei sie berechneten, daß ein solcher Kanal Schiffe, welche zwölf bis funfzehn Fuß tief gehen, zulassen würde. Man überzeugte sich damals, daß die Oberfläche des Rothen Meeres 30½ Fuß höher sey, als die des Mittelländischen, ein Punkt, welcher in der Unterhaltung einer Kanalverbindung von großer Wichtigkeit ist. Wir haben in den letzten zehn oder funfzehn Jahren gesehen, wie leicht es ist, nicht nur Passagiere und Posten auf der Route über Aegypten nach Indien, sondern auch leichte Waaren verschiedener Art, außer Münze und Artikeln von Gewicht und bedeutendem Werth, zu transportiren. Wie viel schneller und auf einem wie viel größeren Maßstab ließe sich dies vermittelst einer direkten Wasser-Communication von Meer zu Meer thun!

Ueber den Lauf des alten Kanals an einigen Stellen herrscht eine eben so große Verschiedenheit der Meinungen unter unseren neueren Reisenden und Auskundschaftern der Wüsteneien auf der Landenge, wie früher über seinen Ursprung. Alle scheinen jedoch darin übereinzukommen, daß sein Lauf etwas gebogen war, indem er durch das Becken der bitteren Seen ging und bei dem jetzigen Hafen von Suez in das Rothe Meer einmündete. Daß er für rein innere und nationale Zwecke beabsichtigt war, ist außer Zweifel gesetzt. Die Politik der Ptolemäer hatte wahrscheinlich berechnet, daß eine Wasserverbindung zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meere ganz Arabien den Einfällen vom Westen bloßstellen würde. Dadurch aber, daß sie zu Bubastus abgebrochen war, und dem Kanal das Wasser vom Nil aus zugeführt wurde, unterwarf man ihn dem Lande selbst. Es wird erzählt, daß Amru, der moslemische Eroberer Aegyptens, einen Kanal von Pelusium nach dem Rothen Meere projektirte; aber der Chalif Omar mißbilligte den Plan, weil Arabien dadurch einem Einfall von Seiten der Christen ausgesetzt würde. Trotz der Befehle des Chalifen jedoch, eröffnete Amru später einen Kanal vom Nil nach dem Rothen Meere, von ungefähr achtzig Meilen Länge, und versah Medinah vermittelst desselben mit Getraide. Dieses bestätigen andere Berichte, welche dahin lauten, daß der Kanal noch im sechsten oder siebenten Jahrhundert, ja, nach Einigen noch im Jahre 1000 der christlichen Zeitrechnung benutzt wurde.

Die „Skizze des Plans" zur beabsichtigten Navigation durch die Landenge von Suez ist dem Civil-Ingenieur Herrn Hamilton Fulton, welcher bedeutende Erfahrung in solchen Dingen hat, vorgelegt worden. Sie enthält eine detaillirte Angabe der wahrscheinlichen Kosten eines solchen Unternehmens und der Einkünfte, die ein gewisser Betrag Tonnengeld, welches erhoben werden soll, jährlich gewähren dürfte. Man schlägt vor, daß der Kanal auf der Seite des Mittelmeeres bei der Bucht von Tineh seinen Anfang nehme und mit dem Rothen Meere in oder nahe bei dem Hafen von Suez kommunizire, so daß man die alte Linie bei dem Terminus im Rothen Meere so nahe wie möglich beibehält. Nach der oben erwähnten französischen Messung nimmt man an, daß das Bett des Meerbusens von Suez sich 30½ Fuß über dem des Mittelländischen Meeres, wo der Kanal endigen soll, erhebt; ein Umstand, welcher nach Autoritäten in der Ingenieurkunst die Schifffahrt begünstigt. Eine Strömung, welche mit der Schnelle von drei (engl.) Meilen die Stunde einen Kanal dieser Art durchläuft, würde, wie es scheint, von selbst hinreichend seyn, das Ueberfüllen desselben zu verhindern, und außerdem einen beständigen und und genügenden Vorrath von Wasser verbürgen. Eine große Schwierigkeit, welche stets gegen die Ausführbarkeit eines Kanals zwischen den beiden Meeren urgirt worden ist, nämlich die Seichtigkeit des Wassers in beiden, will man dadurch heben, daß man die Kanäle bis zu einer hinreichenden Entfernung nach der See zu ausdehnt und austieft.

Die Kosten des ganzen Werks werden auf 1,500,000 Pfd. Sterl. geschätzt; die Total-Einnahme auf 215,000 Pfd. Sterl., woraus eine Dividende von 10 pCt. und die laufenden Ausgaben, Eventualitäten, welche auf 65,000 Pfd. Sterl. oder 30 pCt. auf die Total-Einkünfte angeschlagen sind, bestritten werden sollen. Man berechnet, daß ein Verkehr von 305,000 Tonnen, die Tonne zu 7 Shill. hin und eben so viel zurück, hinreichen würde, diese Einnahme, welche nur wenig mehr als ein Drittel des ganzen Betrags der Tonnengelder beträgt, die jährlich in dem Verkehr Großbritanniens mit Indien, China und den anderen Gegenden des Ostens verwendet werden, abzuwerfen.

Die Vortheile eines Schiffskanals zwischen den beiden Meeren, angenommen, daß man sich überzeugt habe, ein solches Unternehmen sey überhaupt ausführbar, würden für die Welt sehr groß seyn. Alle am Mittelländischen Meere liegenden Länder würden dadurch im Stande seyn, mit dem Osten zu verkehren, ohne das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffen zu müssen. Die östliche Küste Afrika's würde durch eine zugänglichere Route neuen Handels-Unternehmungen eröffnet werden. Wie ehedem, könnten Schiffe von einem anderen „Tarschisch"

*) Nach anderen Autoritäten, wie Strabo, Plinius, Aristoteles, vom Ramses II., dem vermuthlichen Sesostris, 1335 v. Chr.

Ch. 1. Ordinary Words. 2. Words that have Double Meanings. 3. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike. 4. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently. 5. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently. 6. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things. 7. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech. 8. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins. 9. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages. 10. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries. 11. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People. 12. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways. 13. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places. 14. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times. 15. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes. 16. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations. 17. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences. 18. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books. 19. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries. 20. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools. 21. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges. 22. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities. 23. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries. 24. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People. 25. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways. 26. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places. 27. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times. 28. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes. 29. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations. 30. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences. 31. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books. 32. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries. 33. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools. 34. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges. 35. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities. 36. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities, and Are Used in Different Countries. 37. Words that have Double Meanings, and are Spelled Alike, but Pronounced Differently, and Accented Differently, and Mean Different Things, and Are Used in Different Parts of Speech, and Have Different Origins, and Are Derived from Different Languages, and Are Used in Different Countries, and Are Used by Different People, and Are Used in Different Ways, and Are Used in Different Places, and Are Used at Different Times, and Are Used for Different Purposes, and Are Used in Different Combinations, and Are Used in Different Sentences, and Are Used in Different Books, and Are Used in Different Libraries, and Are Used in Different Schools, and Are Used in Different Colleges, and Are Used in Different Universities

ununterbrochenen Verkehr mit seinen werthvollsten Besitzungen dadurch aufrecht erhalten können. (Colon. Mag.)

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der Arbeit existirte im Alterthume eben so wenig. Was jetzt die Industrie in tausendfältiger Weise liefert, wurde mühselig, unvollkommen und grob am häuslichen Herd durch und für die Familie gearbeitet. Der Mensch mochte sich noch so sehr anstrengen, er konnte, aller erleichternden Hülfsmittel baar, nur ein sehr geringes Resultat seiner Bestrebungen erringen und lebte in einem Mangel, den die Einbildungskraft der Dichter kaum zu bergen vermag. Die Menge, auf welcher die furchtbarste Armuth lastete, mußte unter ein eisernes Joch gebeugt werden, die Sklaverei war eine durch alle Zustände so bedingte Nothwendigkeit, daß die kühnsten Geister, die eifrigsten Verfechter der menschlichen Würde, sie als die unerläßliche Basis jeder sozialen Einrichtung betrachteten.

Geht man bis in die frühesten Zeiten der Geschichte zurück, so erkennt man, wo möglich noch anschaulicher, den Einfluß des Kapitals auf die geschichtlichen Zustände. Der Mensch baut sich erst Wohnungen, nachdem der Pflug, eine Maschine oder ein Kapital, gefunden ist. Bis dahin hatte Hunger den Verband der Familien gelöst, und die einander folgenden Generationen konnten nicht vereint bleiben. Gesellschaften, die sich begegneten, griffen einander feindlich an, um sich die spärlichen Feldfrüchte zu rauben. Ob man die Besiegten nicht, so tödtete man sie, um ihnen nicht Nahrung geben zu müssen. Der Entschluß, sie statt dessen zu Sklaven zu machen, war ein Sieg der Menschlichkeit, indem der rohe Brauch, seinesgleichen zu verzehren, durch mildere Gefühle verdrängt wurde; um aber Bestand zu haben, mußte etwas Kapital da seyn, so lange dies gering war, blieb Sklaverei sogar eine Wohlthat.*)

Man hat ziemlich berechnen können, welchen Zuwachs an Kapital die menschliche Arbeit in manchen Zweigen der Industrie durch Hülfe der Maschinen erlangte. Im Mahlen hat sich durch verbesserte Einrichtung der Mühlen seit Homer's Zeiten bis zu den unseren das Verhältniß wie 1 : 200 gestellt; in Baumwollenspinnerei einzig seit Verlauf der letzten achtzig Jahre wie 1 : 350; in Leinweberei in dem noch viel kürzeren Zeitraum weniger Jahre der neuesten Zeit wie 1 : 250. Während der frühesten Menschenalter waren die Fortschritte auf diesem Gebiete sehr langsam. Es wurden wenig Entdeckungen gemacht und diese gar nicht oder schlecht benutzt. Erst in den letzten zwei Jahrhunderten war der Entwickelungsgang hierin ein sehr schneller, in manchen Dingen ein erstaunenswürdiger.

Ist nun das Menschengeschlecht arm, so wird es mit Hülfe eines für die gleiche Menschenzahl stets wachsenden Kapitals zu allgemeiner Wohlhabenheit gelangen. Das Kapital ist nicht der Widersacher, sondern der Beförderer der Arbeit. Ein Volk, welches dessen entbehrt, gleicht einer Armee, die, gegenüber einer mit allen Angriffs- und Vertheidigungswaffen versehenen Truppe, einzig auf ihre Fäuste angewiesen ist.

Man hat oft gefragt, wie England die ungeheueren Kriegslasten von 1792 bis 1815 aufbringen konnte, welche die aller übrigen Nationen weit überschritten. Diese Möglichkeit aber lag in dem viel größeren Kapital, über welches England zu verfügen hatte und mit Einsicht verfügte, in seinen vielen und trefflichen Maschinen, seinen Betriebs- und Handelsmitteln. Hierdurch vermochte die Nation bei so unglaublichem Aufwande doch zu bestehen, während die Völker des Kontinents, bei dem Mangel eines gleich großen und gleich gut verwendeten Kapitals, schon erschöpft waren, wenn nur die Hälfte oder ein Drittel so viel Steuer, wie in England, auf den Kopf erhoben wurde. Ich weiß wohl, wie sehr der patriotische Geist der dortigen Bevölkerung sich bei dem harten Kampfe wider den Riesen der Neuzeit betheiligte, ihre Kräfte aber wären, wie groß auch, doch nutzlos erschöpft worden, wenn das Land nicht so bedeutende Fonds besessen und ihren Gebrauch so trefflich verstanden hätte, im Vergleich mit der braven Nation, welche dem Sterne des großen Kaisers folgte.

Ich möchte nicht, daß man diese Lobrede des Kapitals als eine den Kapitalisten geltende betrachte. Dies ist nicht der Fall. Ich weiß, es giebt unter diesen einige überaus habgierige, wie jede Klasse der Gesellschaft ihren Egoismus hat. Der Kapitalist denkt bei Verwendung seiner Besitzthümer an seinen Vortheil, und nicht an Vaterland und Menschheit; ja, wer lange sammelt, Sparsamkeit und Entsagung übt, läßt sich durch die Strenge gegen sich selbst bisweilen verleiten, gegen Andere hart zu seyn. Wie auch der Einzelne denke, das Kapital an sich ist eine Macht, die nur durch Vermehrung der dem Menschen nothwendigen Lebensbedürfnisse gewonnen werden kann, und dessen wachsender Beistand fortwährend dahin drängt, die Kosten der Production zu vermindern. Beides für die Menge der Konsumenten ein großer Gewinn. Fügen wir noch hinzu, daß bei alledem die persönliche Mitwirkung des Menschen unerläßlich ist, um das Elend zu scheuchen, so haben wir wohl ausgesprochen, was zum Verständniß unserer Ansicht nothwendig ist. Reichthum ist die gemeinsame Frucht des Kapitals und des menschlichen Fleißes. Je größer der Fleiß, desto größer der Reichthum. Versetzt die Lazzaroni nach Manchester oder die Kaffern in die Werkstätten von Lyon, so werdet Ihr erkennen, wie sehr der Besitz eines Jeden durch ihn selbst bedingt sey. Was er bei der Arbeit leistet, ist das Resultat seiner physischen Kraft, seiner Kenntnisse und seines moralischen Vermögens. Soll eine Nation viel produziren, so muß eine gute Gesundheitspflege die Körperstärke und Geschicklichkeit der Einzelnen zur Entwickelung bringen, ihr Geist muß ausgebildet seyn, und ihre Moralität muß Macht und Festigkeit gewonnen haben. Moralität ist das Haupttriebwerk, sobald von persönlicher Arbeit die Rede ist, gleichwie die Feder einer Uhr ihre Räder in Bewegung setzt. Moralische Kraft verhilft einem Volke schnell zu geistiger Bildung und einer guten Verwaltung, und das Gedeihen der Industrie ist, wie alles Andere, von der Gewalt der sittlichen Zustände abhängig. Herr Walker, der Finanzminister der Vereinigten Staaten, sagte vor ein paar Jahren in seinem Berichte an den Kongreß: „Da unsere moralische Kraft der der anderen Völker überlegen ist, brauchen wir in der Industrie keines Anderen Mitbewerbung zu fürchten." Dies ist eine wahre Behauptung. Haben wir doch gesehen, wie das Kapital, der bewunderungswürdige Helfer des Menschen, ganz vornehmlich die Frucht seiner Moralität ist. (Fortsetzung folgt.)

*) Der folgende Auszug aus einer neu erschienenen gelehrten Schrift zeigt, bis zu welchem schrecklichen Aeußersten der Mangel an Unterhaltsmitteln oder Kapital die Menschen vordem brachte.

„Der in unseren Augen so grausame und mit dem schwächsten Grade der Civilisation unverträgliche Brauch, Greise und unheilbare Kranke durch ihre Angehörigen tödten zu lassen, ist immer als der skandinavischen Race besonders eigenthümlich dargestellt worden, weil er in den alten Sagen der Nordländer wirklich am häufigsten vorkömmt. Keineswegs aber darf man ihn jenen Völkern allein zuschreiben, man findet ihn bei allen bedeutenden Racen in Europa, Asien und Amerika, vorzüglich bei armen Völkern zu Anfang ihrer sozialen Entwickelung. Sein Ursprung ist Mangel an Lebensmitteln bei den so häufig vorkommenden Hungersnöthen der jagd- und kriegsreitenden Völker, die von Industrie und Handel nichts wissen, Ackerbau fast gar nicht treiben und kein Heilmittel kennen.

„Robertson, der die frühesten amerikanischen Zustände so trefflich darzustellen versteht, bezeugt es, daß alle wilden Stämme des dortigen Kontinents, von der Hudsonsbai bis zum La-Platastrom, Greise und unheilbare Kranke der Mörderhand ihrer Kinder oder nahen Angehörigen übergaben, und bemerkt mit richtigem Urtheil, daß diese Handlung in den Augen jener Stämme eher den Charakter der Ehrfurcht als der Grausamkeit hatte.

„Zu Bestätigung unserer Ansicht dient eine von dem oben erwähnten englischen Schriftsteller angeführte isländische Sage, bei der nach einer heftigen Kälte und während einer Hungersnoth Lier, der Oberste des Volkes, den Vorschlag that, man solle Kinder, Greise und Kranke beiderlei Geschlechts entsetzen. Noth, sieht man, zwang die Menschen zu solcher Grausamkeit."

Ledru-Rollin.

Ein englisches Journal (Fraser's Magazine) theilt bei Gelegenheit einer Kritik des von Ledru-Rollin herausgegebenen Buches „über den Verfall Englands" (auf die wir nächstens zurückkommen werden) nachstehende Notizen über den Verfasser mit, der bekanntlich seit ungefähr einem Jahre in London weilt, wo er in Compagnie mit Mazzini und Arnold Ruge sein europäisches Revolutionsgeschäft so gut als möglich fortzusetzen sucht:

„Herr Ledru-Rollin ist jetzt in seinem vier- oder fünfundvierzigsten Lebensjahre, da er 1806 oder 1807 geboren ward. Er ist der Enkel des berühmten Taschenspielers oder Zauberers, der unter dem angenommenen Namen Comus zu Anfang dieses Jahrhunderts einen weitverbreiteten Ruf genoß. Unter der Konsulats-Regierung und zur Zeit Napoleon's machte Comus seine Kunstreisen durch alle Departements von Frankreich, wobei denn auch von den Ländern jenseits des Rheins und der Mosel, des Rhone und der Garonne manche Einladung an ihn erging. Er war von allen Escamoteurs seiner Zeit der berühmteste und der vom Glück am meisten begünstigte, mit Ausnahme vielleicht des großen korsischen Zauberkünstlers, der zu jener Periode in Frankreich und in ganz Europa noch mehr Bewunderung erregte. Alle, die den berühmten Comus gesehen, stimmen darin überein, daß die Comte, die Alexandre, die Bosco im Vergleich mit ihm Stümper sind. Er hatte aber auch stets volle Häuser, und als er starb, hinterließ der große Mann seinen Nachkommen ein Vermögen, das in Frankreich sehr bedeutend genannt werden kann. Unter seinen Enkeln war Ledru-Rollin sein Liebling. Diesen setzte der Großvater zu seinem Universal-Erben ein, und das große Loos, das Ledru-Rollin damit gewann, vermehrte sich während seiner Minderjährigkeit dergestalt, daß es beinahe die Höhe einer Jahresrente von hunderttausend Fr. erreichte.

Die Schulbildung des jungen Mannes ward unter der Regierung Ludwig's XVIII. vollendet, und wenige Jahre nach der Thronbesteigung Karl's X. betrat er die juristische Laufbahn. Die Schulbildung, die man in Paris unter Ludwig XVIII. erhielt, hatte, wie es zum Theil auch jetzt noch der Fall ist, mit Ausnahme der mathematischen und der Naturwissenschaften, nichts Gründliches und sehr Solides. Obwohl auf den dortigen Schulen die römischen Dichter und Geschichtschreiber fleißig studirt werden, geht man doch ziemlich leicht über die griechische Literatur hinweg. Physik und Mathematik werden unbezweifelt auf der polytechnischen Schule und anderen Spezial-Unterrichtsanstalten vortrefflich gelehrt, aber auf den Gymnasien (Collèges) von Ste. Barbe oder Henri IV. giebt es wohl nicht einen einzigen Schüler, der mit Vortheil in einen Wettstreit mit den Zöglingen von Eton, Harrow-Hill, Rugby, Westminster ꝛc. sich einlassen könnte. Für einen jungen Mann, der große Fähigkeiten besitzt und fleißig ist, wird es allerdings ziemlich gleich seyn, an welcher gelehrten Schule er seinen Unterricht erhält: er wird überall viel lernen. Von einem Altersgenossen Ledru-Rollin's wissen wir jedoch, daß er keineswegs zu den sehr befähigten oder außerordentlich fleißigen Schülern gehörte. In den ersten Jahren der Regierungszeit Karl's X. war unser Gymnasiast, wie wir bereits erwähnten, zum Studirenden der Rechtswissenschaft avancirt. Nun sind zwar die französischen Rechtsschulen seit der Zeit des Konsulats fast wieder auf demselben Fuß hergestellt, auf welchem sie sich zur Zeit Ludwig's XIV. befanden; was jedoch den Kollegienbesuch und den Fleiß der Studirenden betrifft, so reduzirt sich derselbe fast auf Null. Mit Bezug auf Religion und Moral gab es zu Anfang des Jahres 1825 vielleicht nicht noch

andere zwei Klassen von Individuen in Frankreich, die so vollgepfropft von Voltaire'scher Philosophie und von den Lehren Rousseau's waren, als die Studirenden der Rechts- und der medizinischen Schule in Paris.

Unter einem philosophischen, ja sogar skeptischen Könige, wie Ludwig XVIII., mußten solche Grundsätze natürlich unter allen Ständen um sich greifen und sich von den höheren Klassen der Gesellschaft in die niedersten Regionen des Volks verbreiten. Tendenzen dieser Art zu bekämpfen oder gar zu unterdrücken, dazu war weder der frömmelnde, alte Karl X., noch die Herbeirufung der Jesuiten geeignet. Ein bekanntes französisches Buch, „La Physiologie de l'homme de loi", lehrt uns, wie die französischen Rechts-Studirenden um das Jahr 1829 ungefähr beschaffen waren, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß sich Herr Ledru-Rollin, der über sehr bedeutende Geldmittel zu verfügen hatte, von seinen Kommilitonen irgendwie unterschieden habe. Nach drei Studienjahren erhielt Herr Ledru-Rollin das Diplom als Licentiat, worauf er gegen Ende 1826 oder zu Anfang 1827 sich zur Advokaten-Praxis vorzubereiten begann. Als er drei Jahre darauf in die Liste der Advokaten eingetragen wurde, war er etwa 22 oder 23 Jahre alt.

In Frankreich, wie in England, verstreichen gewöhnlich die ersten Jahre eines Mitgliedes des Barreau in gezwungenem Müßiggang. Den Studenten von Gestern sucht man nicht leicht auf, um seinen juristischen Rath zu hören, und unter den französischen Avoués eben so wenig, als unter den englischen Attorneys findet sich auf jungen Schultern ein geschäftsreifer Kopf. Die Jahre 1830 und 1831 wußten noch nichts von dem Rednertalent des Verfassers des „Verfalls von England". Erst im Jahre 1832 taucht sein Name auf, indem er gegen den in Folge der Juni-Insurrection ausgesprochenen Belagerungszustand der Hauptstadt eine Denkschrift redigirte und unterzeichnete. Zwei Jahre darauf schrieb er eine Art faktischer Darstellung des Ereignisses in der Rue Transnonain, worin er Dupoty gegen die von dem Generalprokurator Persil erfundene abscheuliche Doktrin der „moralischen Mitschuld" vertheidigte. Von 1834 bis 1841 trat er fast bei jedem Prozeß wegen Krawalls oder Komplotts als bestellter Vertheidiger der Republikaner oder Quasi-Republikaner auf. Zur selben Zeit war er Eigenthümer und Hauptredacteur der Réforme geworden, einer Zeitung, die den ultraliberalen, um nicht zu sagen: vollständig republikanischen Ideen huldigte. Früher war er der Herausgeber einer Gerichts-Zeitung, unter dem Titel Journal du Palais. Die Réforme war ursprünglich von Godefroid Cavaignac, Bruder des Generals, redigirt worden und hatte bis zum Tode desselben unter seiner Leitung gestanden. Dupoty, dessen Prozeß unter dem Ministerium Thiers eingeleitet und ausgetragen wurde, ward, als implizirt bei einem Königsmorde, zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt, weil man in dem Briefkasten der Zeitung, deren Redacteur er war, ein an ihn gerichtetes offenes Schreiben eines kompromittirten Individuums fand. Die Vertheidigung dieses Journalisten brachte natürlich Herrn Ledru-Rollin in Berührung mit den Mitarbeitern der Réforme, unter Andern mit Guinard, Etienne Arago und Flocon, die ihn bewogen, einen Theil seines Vermögens in die Kasse dieser Zeitung fließen zu lassen. Nachdem dieser erste Schritt einmal gethan war, so dauerte es nicht lange, bis er, wenn auch nicht der einzige, doch einer der Haupt-Eigenthümer des Journals war. Die Speculation war nichts weniger als gewinnbringend, aber Herr Ledru-Rollin, fest in Allem, was er sich einmal vorgenommen, setzte mehrere Jahre hinter einander beträchtliche Summen zu, um das Organ seiner politischen Ansichten zu halten. Allerdings war dies ein mächtiges Mittel, seine Popularität und seinen Kredit bei der republikanischen Partei zu steigern, wiewohl nicht bestritten werden kann, daß sein Privatvermögen dadurch sehr bedeutend geschmälert werden.

Bei seinem ersten politischen Auftreten war Herr Ledru-Rollin nicht weit davon entfernt, unter den Auspizien des Herrn Odilon Barrot seinen Weg in die Deputirtenkammer zu suchen; später jedoch machten ihn seine Verbindungen mit der Réforme den extremen Parteien in den Departements bekannt, und im Jahre 1841, bei dem Tode des ältern Garnier-Pagès, wurde er vom Wahlbezirke Mans zum Abgeordneten erwählt. Nach seiner Erwählung dankte er den Wählern durch eine mehr republikanische, als monarchische Adresse, in Folge deren er vom Gericht zu vier Monat Gefängniß verurtheilt wurde. Wegen eines Formfehlers ward dieses Urtel inzwischen vom Cassationshofe kassirt und der Prozeß vor den Assisenhof von Angers verwiesen, wo man den Angeklagten freisprach.

Das parlamentarische Debüt des Herrn Ledru-Rollin fand im Jahre 1842 statt. Seine erste Rede hatte die geheimen Fonds zum Gegenstande. Seine Redeweise war fließend und leicht, seine Gesticulation oratorisch, aber sein Stil hatte zugleich etwas Gezwungenes, das an Schwulst erinnerte. Im Laufe der Session vervollkommnete er sich inzwischen, wie seine Reden über die Veränderungen des Strafgesetzbuches, über die Eisenbahnen ꝛc. bezeugen. Im Jahre 1843 ergriff er sehr oft das Wort, aber wenn seine Beredtsamkeit außerhalb der Versammlung großes Aufsehen machte, so war sie doch innerhalb derselben von sehr geringer Wirkung. Nichtsdestoweniger konnte der unparteiische Beobachter nicht umhin, in ihm viele Eigenschaften anzuerkennen, die einen guten Redner zu machen pflegen: namentlich eine helle, wohlklingende Stimme, viel Energie und Enthusiasmus, ein sanguinisches Temperament und einen uneigennützigen Charakter.

In den Sessionen von 1845 und 1846 wuchs der Ruf des Herrn Ledru-Rollin zusehends. Seine Kasse, sein Haus in der Straße Tournon, seine Zeit und seine Rathschläge — Alles stellte er zur Verfügung der Bewegungspartei. Zu Anfang des Jahres 1847 ward er demnach auch als der einflußreichste und populärste Mann der demokratischen Partei angesehen. Dies war seine Stellung in der Gesellschaft, als im Herbste des gedachten Jahres der bekannte Feldzug der reformistischen Bankette nach einem großen Maaßstabe begonnen wurde.

Diese Bankette, von den einflußreichsten Mitgliedern der Opposition ins Leben gerufen und propagirt, um der Sache der Wahlreform zu dienen, wurden von Herrn Ledru-Rollin und seinen Freunden in einem anderen Lichte betrachtet. Während die Herren Barrot, Duvergier de Hauranne u. A. in diesen Tafel-Meetings das Mittel suchten, eine größere Zahl von Wählern herzustellen, dachte der Abgeordnete von Mans lediglich an eine Verfassungs-Reform, aber an eine organische. Für ihn handelte es sich nicht mehr um eine bloße Ausdehnung des Wahlrechts, sondern um eine radikale Regierungs-Veränderung. Barrot's Toaste galten „der Wahrheit und Aufrichtigkeit der im Juli 1830 erlangten Institutionen"; Ledru-Rollin's dagegen: „dem verbesserten Zustande der arbeitenden Klassen". Der Eine wollte mit der Dynastie Ludwig Philipp's und der Juli-Charte eine breitere Grundlage der Volksvertretung, eine allgemeinere Theilnahme an den politischen Rechten; der Andere zielte bereits auf eine demokratische und soziale Republik hin.

Das Uebrige ist bekannt. Die Ereignisse der Februar-Revolution berühren wir hier nicht, doch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Combinationen, welche diese Revolution herbeiführten, eben so ausgedehnte als starke Verzweigungen hatten, und daß lange, bevor sie zum Ausbruch kam, die Mine insgeheim angelegt worden war.

Mannigfaltiges.

— Aufgefundene Mosaik der St. Sophien-Kathedrale. In der großen Moschee der ehemaligen St. Sophien-Kirche in Konstantinopel ist kürzlich, bei einer Reparatur im Innern, eine prachtvolle Mosaik-Verzierung aufgefunden worden, bei welcher sich ein Bildniß des Kaisers Konstantin befindet. Es sind davon Zeichnungen genommen, die sich auf dem Wege nach England befinden. Da der Islam dergleichen Bilder in einem Gotteshause nicht duldet, so hat der Sultan, um die Mosaik nicht zerstören zu lassen, befohlen, daß sie wiederum, wie bisher, mit Kalk bedeckt werden soll.

— Eine Malerin ohne Hände. Das Londoner Athenaeum meldet: „Die berühmte Miniaturmalerin, Miß Sarah Biffin, die ohne Hände und Arme geboren wurde, ist am 9. Oktober zu Liverpool, wo sie während ihrer letzten Lebensjahre ihren Aufenthalt genommen hatte, im 66sten Jahre ihres Alters mit Tode abgegangen." Lessing's Ausspruch, daß Raphael ein berühmter Maler geworden seyn würde, auch wenn er ohne Arme geboren worden wäre, hat also in Miß Sarah Biffin seine Bestätigung gefunden.

— Deutsche Kolonisten im Kaukasus. Das Tiflisser Journal Kawkas giebt einige Nachrichten über die deutschen Ansiedlungen in Transkaukasien, welche meistens von den in den Jahren 1817 und 1818 dorthin ausgewanderten württembergischen Separatisten gegründet wurden. Diese Schwärmer hatten die fixe Idee, daß der Untergang der Welt bevorstehe, und wandten sich daher nach Osten, um dem heiligen Grabe näher zu seyn. Ein Theil von ihnen zog weiter nach der Türkei, Andere ließen sich überreden, in Rußland zu bleiben und sich auf den ihnen von der Regierung angewiesenen Ländereien niederzulassen. Von diesen haben sich die Meisten seitdem wieder mit der evangelischen Kirche vereinigt; und nur eine sehr geringe Zahl verharrt bei dem früheren Glauben. „Diese württembergischen Ansiedler", heißt es in dem Bericht, „besaßen bei ihrer Ankunft in Grusien keine Kenntniß von der Landwirthschaft. Sie bewohnten ein für sie in jeder Beziehung fremdes Land und wurden überdies von verschiedenen Unglücksfällen betroffen, namentlich von Mißwachs, an welchem theils die Unbekanntschaft der Kolonisten mit dem Klima und den Eigenthümlichkeiten des Bodens, theils Krankheiten, welche eine große Sterblichkeit bewirkten, schuld waren. Im Jahre 1826 kam der Einfall der Perser dazu; kurz, diese deutschen Niederlassungen haben bis zu diesem Augenblick ihren Wohlstand noch nicht fest begründen können, was vielleicht um so mehr der Fall ist, als sie hinsichtlich der Art und Weise ihrer Wirthschaft ganz sich selbst überlassen bleiben (?). Zu erwägen ist ferner, daß auch der Mangel an Absatz für ihre Produkte, da einige Kolonieen zu entfernt von Tiflis liegen, ihrem Aufblühen hemmend entgegentritt und ihre Betriebsamkeit auf einige Zweige des Ackerbaues beschränkt. Jedoch sind die deutschen Kolonisten im Allgemeinen die besten Vermittler der Maßregeln, welche die Regierung aus Fürsorge für die Wohlfahrt jener Gegenden ergreift: sie können gewöhnlich lesen und schreiben, sind unternehmend, arbeitsam, nehmen leicht jede nützliche Neuerung an, und der Nutzen, den sie dem Lande gebracht haben, ist bereits sehr fühlbar." — Von den Kolonieen liegen sieben im Kreise Tiflis, nämlich Kuli (Vorstadt von Tiflis), Alexandersdorf, Elisabethsthal, Katherinenfeld, Marienfeld, Freudenthal und Petersdorf, zwei aber, Helenendorf und Annenfeld, im Kreise Elisabethpol. In denselben leben 562 Familien, aus 2864 Seelen bestehend. Im Jahre 1849 betrug die Zahl der Geburten 131, die der Todesfälle 113.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 24. Oktober 1850.

England.

Die neue Brücke bei Newcastle und die Kohlengruben bei Sunderland.

(Aus Chambers' Edinburgh Journal.)

.... Ich kam des Morgens nach Newcastle, wo mich ein Freund erwartete, der mir die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zeigen sollte. Was mich am meisten zu sehen verlangte, war die berühmte Eisenbahn-Brücke, die man kürzlich zwischen Newcastle nördlich und Gateshead südlich über das tiefe Tynethal gelegt hatte. Dorthin gingen wir also zunächst. Ich war, wie gewiß jeder Fremde, über dieses prächtige Bauwerk erstaunt, das ohne Zweifel der merkwürdigste Kunstgegenstand im nördlichen England ist und einen erhabenen Gegensatz zu der alten Steinbrücke bildet, die eine kleine Strecke davon noch jetzt über den Fluß führt.

Die neue Brücke, die nach einem Entwurfe Robert Stephenson's ausgeführt ist, besteht aus sechs eisernen Jochen, deren Zwischenräume durchsichtig gelassen sind. Am nördlichen Ende, an der Seite von Newcastle, steht ein alter fester Thurm, der in den ehemaligen Gränzkriegen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Von hier bis zur entgegengesetzten Seite erstreckt sich die Brücke in einer Länge von 1337 Fuß. Ihre Breite beträgt 32 Fuß. Die steinernen Brückenpfeiler steigen mit einer gewissen leichten Eleganz aus dem Flusse empor und ruhen in demselben auf Holzblöcken, die in den Grund eingerammt sind. Diese Einrammung ist mittelst eines schweren Dampfhammers bewerkstelligt worden, der funfzig bis sechzig Schläge in der Minute machte, und die Schläge waren so rasch und heftig, daß die eiserne Bekleidung, mit welcher die Blöcke oben versehen waren, fast so heiß davon wurde, als wäre sie einem Schmiedefeuer ausgesetzt gewesen. Jedes von den sechs Jochen trägt vier parallele, gußeiserne Bogen, die 125 Fuß Oeffnung und in der Mitte 17½ Fuß Höhe haben. Diese Bogen sind, so zu sagen, durch Sehnen aus Eisenstangen geschlossen, die demgemäß die Grundlage zu einem Boden der Joche bilden. Die Brücke bekömmt hierdurch eine doppelte Bahn. Oben auf den Jochen ruht der Schienenweg, während aus dem Boden derselben durch quergelegte Bohlen ein Weg für Wagen, Fußgänger und Reiter hergestellt worden ist. Die Brücke hat also zwei Etagen. Die obere ist, wenn das Wasser am höchsten steht, 108½ Fuß, die untere 85 Fuß über der Oberfläche des Flusses. Die Aussicht von der oberen Brücke ist prächtig; sie umfaßt eine große Strecke des mit Schiffen bedeckten Flusses und die Stadt Newcastle mit ihrer großen Nikolauskirche. Steigt man in die untere Brücke hinab, so glaubt man am Eingang eines langen Gewölbes zu seyn. Die Mitte derselben nimmt der 20 Fuß breite Wagenweg ein, zu dessen beiden Seiten Trottoirs von sechs Fuß Breite laufen. Er ist mit Holzblöcken gepflastert deren Zwischenräume mit Kies ausgefüllt sind. Als wir die Brücke passirten, ging über unseren Häuptern ein Eisenbahnzug mit donnerähnlichem Geräusche hin. Die Masse von Eisen, Stein, Asphalt und anderen Materialien, die durch die schlanken Brückenpfeiler getragen wird, ist enorm. Man hat berechnet, daß jedes Joch 317 Tonnen Gußeisen, 30 Schmiedeeisen, 68 Pflasterungsmaterial, 125 Holzwerk, im Ganzen 760 Tonnen Gewicht enthält. Die Masse Gußeisen, die auf den gesammten Bau verwendet ist, beträgt 3000 Tonnen. Diese Riesenarbeit ist mit erstaunlicher Raschheit ausgeführt worden. Die Kontrakte mit den verschiedenen Lieferanten wurden im August 1846 abgeschlossen, und in demselben Monat 1848 passirte der erste Bahnzug die Brücke. Bevor dieselbe der Circulation übergeben wurde, unterwarf man sie einer ernstlichen Prüfung. Vier von den schwersten Lokomotiven wurden an einander befestigt und länger als eine Stunde auf der Brücke hin- und hergeführt. Aber es zeigte sich weder ein Weichen, noch die geringste Erschütterung an irgend einer Stelle — das Werk war in seiner Art vollkommen. Auch während des Baues war kein Unglück vorgekommen. Nur einen sonderbaren Vorfall erzählt man, der aber glücklicherweise ohne schlimme Folgen blieb. Ein Arbeiter, der rücklings von der oberen Platiform heruntergestürzt war, blieb im Fallen mit seiner Hose an einem Nagel des Gerüstes hängen und schwebte so eine Zeitlang, den Kopf nach unten, in der Luft, bis er durch einige Kameraden aus der gefährlichen Situation befreit wurde. Es versteht sich von selbst, daß dieser Nagel, dem ein Mensch seine Lebensrettung verdankte, den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeigt wird.

Die neue Brücke bei Newcastle kostet ungefähr eine Viertelmillion Pfd. Sterl. Die Lieferanten für das Eisenwerk waren die Herren Hawks und Comp. in Gateshead, deren Gießerei ich nach Besichtigung der Brücke besuchte. Ich unterlasse es, eine Beschreibung dieses ungeheuren Etablissements zu geben, in welchem das Eisenmetall aus dem Mineral gewonnen und dann von Dampfhämmern bearbeitet wird, wo man Anker schmiedet und eine Menge von Dingen fabrizirt, die für einen Reisenden sehr interessant sind; ich erwähne nur der Anfertigung der Kettentaue, die eine große Sorgfalt erfordert, da von der Haltbarkeit jedes einzelnen Ringes das Wohl eines Schiffes abhängen kann. In einer anderen Gießerei, der des Herrn Armstrong, in welcher eine bewundernswürdige Ordnung herrscht, sah ich die Fabrication hydraulischer Pressen. Diese Maschinen sind wie Dampfmaschinen eingerichtet, nur daß bei ihnen das kalte Wasser die bewegende Kraft ist und man weder Feuer, noch folglich Brennmaterial nöthig hat. Ein einfaches Rohr leitet das Wasser aus einem in der Höhe angebrachten Behälter. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hydraulische Presse, deren Erfindung eines von den Wundern unserer Zeit ist, überall, wo es die äußeren Umstände gestatten, angewendet werden wird. Schon jetzt bewirkt man auf den Quais in Newcastle das Be- und Entladen der Schiffe mit Hülfe von Winden, die von diesen höchst ökonomischen Maschinen getrieben werden.

Indeß die Zeit drängt, und ich muß eilen, daß ich nach Sunderland komme, wo andere Wunder der Industrie meiner warten. Sunderland, das an der Ausmündung des Wear liegt, wird gewiß binnen kurzem einer der bedeutendsten Häfen der Ostküste Englands werden. Schon baut man dort mehr Schiffe, als in irgend einem anderen Hafen Großbritaniens, ich möchte sagen, der Welt, und allem Anschein nach wird die Aufhebung der Navigationsakte den Schiffbauern nicht so nachtheilig seyn, als man anfangs fürchtete. Ich erhielt eine Barke zu meiner Verfügung und fuhr den Fluß etwa zwei Meilen weit hinauf und unter der berühmten eisernen Brücke hindurch, die aus einem einzigen Joch von 237 Fuß Weite besteht. An beiden Ufern zeigten sich zahlreiche Spuren kommerzieller Thätigkeit. Ueberall sah man Staiths *) zur Einschiffung von Steinkohlen, und ich zählte auf den Werften über neunzig Fahrzeuge von allen Größen und mehr oder weniger vollendet. Eines davon, sagte man mir, sey zur Fahrt nach Ostindien bestimmt und koste 20,000 Pfd. Sterl.

Die Arbeiten, welche gegenwärtig zur Vergrößerung des Hafens unternommen werden, lassen erwarten, daß die Stadt Sunderland einem Wohlstande entgegengeht, den sie bisher noch nicht erreicht hat. Früher mußten die ankommenden Schiffe längs der Ufer des Wear vor Anker legen, dessen Quais viel zu wünschen übrig lassen. Diesen Uebelständen wird jetzt abgeholfen durch die Anlage einer Anzahl von Bassins. Dieselben liegen südlich von der Mündung des Flusses, aus welcher man gegenwärtig noch in sie hinein gelangt. Später, sagte man mir, wird noch ein andrer Eingang vom Meere aus angelegt werden müssen, weil der bisherige durch eine Sandbank erschwert wird. Zum Schutze der Bassins sind von dem Ingenieur, Herrn Murray, an der Seeseite desselben in verschiedenen Entfernungen kleine Mauern aufgerichtet worden, innerhalb deren sich bei der Fluth der angeschwemmte Sand verfangen und allmälig sich festes Land bilden soll, das bestimmt ist, einmal einen äußeren Quai der Bassins abzugeben. Die letzteren nehmen einen Flächenraum von mehr als 18 Acres ein und können 253 Segel aufnehmen. Die meisten der hier ankernden Schiffe werden zum Kohlentransport dienen, und es sollen daher, um ihre Befrachtung zu erleichtern, längs der Landseite Staiths angelegt werden. Man schätzt die Baukosten der Bassins auf 275,000 Pfd. Sterl., eine Summe, die, so bedeutend sie ist, durch die Nützlichkeit des Unternehmens gerechtfertigt wird. Bevor ich den Hafenbau verließ, zeigte man mir noch eine interessante Merkwürdigkeit, nämlich einen zierlichen Leuchtthurm aus Stein, den man, so wie er ist, mit allen seinen Apparaten von seinem früheren Standorte auf seinen jetzigen, das heißt 120 Yards weit, transportirt hatte.

Sunderland besteht eigentlich aus zwei mit einander verbundenen Städten. Der von dem Hafen entferntere Stadttheil heißt Bishop-Wearmouth. Hier sind die schönsten Häuser und Straßen. Von da gelangt man über eine große eiserne Brücke auf das nördliche Ufer des Wear in eine dritte Stadt: Monk-Wearmouth. Auf derselben Seite des Flusses und nicht weit von ihm entfernt liegen die Kohlenminen von Monk-Wearmouth, die für die tiefsten unter der Meeresfläche gelten, welche es giebt. Man lud mich ein, diese merkwürdigen Gruben zu besuchen. Bevor ich hinabstieg, führte man mich, wie dies gewöhnlich mit den Fremden geschieht, in ein nahestehendes Häuschen, wo ich meine Kleidung mit einem Kohlengräber-Anzug vertauschen mußte. Zwei brunnentiefe Gruben führen in die Mine, durch deren eine frische Luft einströmt, wäh-

*) So nennt man die Platformen der Bahnhöfe, auf welchen die Kohlen-Eisenbahnen auslaufen.

rend aus der andern die verdorbene Luft und der Rauch aus einer unten befindlichen Feuerung in die Höhe steigt. Beide werden übrigens zur Heraufbeförderung der Kohle benutzt, die ununterbrochen stattfindet und ein reges Treiben veranlaßt. Die Abladungsstelle ist nicht am Rande der Grube. Es steht nämlich über der Oeffnung ein Gebäude aus Holz, in dessen erstes Stockwerk die Kohlenwagen heraufgezogen werden, um dort über große geneigte Siebe, die den Staub von der Kohle trennen, ihren Inhalt zu entleeren.

Die beiden Gruben sind nicht gleich tief. Die tiefere, die zum Herauslassen der schlechten Luft und des Dampfes bestimmt ist, mißt 1800 Fuß. Man forderte mich auf, mich durch diese hinunterzulassen. Es kam aber aus dem schwarzen Abgrunde eine so gewaltige Säule von Rauch und Kohlenstaub hervor, daß ich glaubte, man müsse darin umkommen. Als ich nun meine Befürchtung ausdrückte, in der Luft zu ersticken, lachten die Umstehenden und meinten, wäre ich einmal mitten im Rauche, so würde ich ihn gar nicht merken. Trotz alledem mochte ich mich nicht zu dem Versuche verstehen, und man mußte mich schon durch den anderen Eingang herunterlassen. Die Vorrichtung zum Herabkommen ist viel anders, wie man sie in Schottland und in einigen Gegenden von England findet. Während man dort in einen Kasten steigt, der frei an Stricken hängt und sehr bedenklich hin- und herschaukelt, läuft in Monk-Wearmouth der Kohlenkasten zwischen Holzbohlen, die ihn vor jedem Schwanken schützen. Dieser Kasten, oder Käfig, wie er genannt wird, besteht aus drei über einander liegenden Etagen, die durch starke Eisenbarren zusammengehalten werden. Die Schnelligkeit, mit der man sie ausleert und wieder niederläßt, ist erstaunlich. Die ganze Prozedur hat das Ansehen einer Taschenspielerei. Die lange Uebung macht, daß keine unnütze Bewegung die Sache verzögert. Jeder von den Arbeitern weiß, was er zu thun hat, und thut es vollständig, ein Beispiel im Kleinen von dem, was Englands Größe und Kraft ausmacht. Dazu kömmt, daß die Dampfmaschine, die das Auf- und Absteigen des Kastens bewirkt, genau mit den Arbeitern korrespondirt. Der Maschinist hat ununterbrochen seine Aufmerksamkeit auf die Glocken gerichtet, durch die ihm von unten und von oben aus der Grube Zeichen gegeben werden. So z. B. erfährt er durch ein bestimmtes Signal, wenn Besucher oder Kohlengräber aufsteigen, und zieht sie dann langsamer hinauf, als er mit einer Kohlenladung thun würde. Noch eine andere Vorsichtsmaßregel muß ich hier erwähnen. Früher, wenn der Strick riß, an dem der Kasten aufgehangen war, so stürzte derselbe mit aller Wucht in den Abgrund, und es kamen z. B. im Jahre 1848 in England und Wales durch solche Unfälle allein 89 Personen ums Leben. Kürzlich ist nun von Edward Fourdrinier eine einfache Vorrichtung angegeben worden, die dergleichen Katastrophen unmöglich macht. Er brachte nämlich an den oberen Ecken des Kastens bewegliche Haken an, die durch die von dort ausgehenden Stricke so gehalten werden, daß sie die Holzbohlen, zwischen denen der Kasten läuft, nicht berühren. Reißt nun der Hauptstrick, so werden die Haken frei, springen nach außen und pressen den Kasten gegen die Bohlen, der nun so lange hängen bleibt, bis man den Strick gewechselt hat. Da ein solcher Kasten, wenn er voll ist, zwei und eine halbe Tonne wiegt, so kann man sich denken, wie stark die Haken seyn müssen, die ihn an den Bohlen festhalten sollen. Der Erfinder hat auf seine Vorrichtung, die bereits in den englischen Kohlendistrikten allgemein ist, ein Patent erhalten.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen, die dem Leser zeigen sollen, daß der Besuch einer Kohlenmine keine so gewagte Sache ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag, fahre ich in meiner Erzählung fort. Wir waren vier, ein Aufseher, zwei andere Bramle und ich. Jeder von uns kroch in eine von den Karren, aus denen man eben die Kohlen geschüttet hatte. Wir kauerten uns zusammen, so daß Knie und Gesicht fast an einander stießen. Der Inspektor hielt eine Davysche oder, genauer gesprochen, eine Clanny'sche*) (verbesserte) Sicherheitslampe, die einziges Licht verbreitete. Jede Karre wurde in ihre Abtheilung geschoben, und nun ging's mit großer Geschwindigkeit, aber ohne Stoß und Schwanken, hinab. Diese Bewegung hatte, gegen meine Erwartung, nichts Unangenehmes, und sonderbar, es schien mir, ich ginge hinauf statt hinunter. Uebrigens hatte ich keine Zeit zu langen Betrachtungen, denn wir langten bald auf dem Boden der Grube an, wo uns Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern aus dem „Käfig" zogen. Als ich nun wieder auf meinen Füßen stand, erschien mir die Kohlenmine bei weitem weniger düster, als ich sie mir vorgestellt hatte. Wir standen am Ende eines langen Ganges, der mit Kalk geweißt und mit Gaslicht erleuchtet war — eine Art von Themsetunnel, nur plumper. Das Gas war in diesen unterirdischen Räumen gewiß ein unerwarteter Luxus; aber mein Erstaunen wurde noch vermehrt, als man mich auf einer Leiter in ein Verließ führte, wo ich eine vollständige Gasanstalt mit Ofen, Destillationskolben, Gasometer u. s. w. in voller Thätigkeit fand. „Und wo zieht der Rauch aus diesem Ofen hin?" fragte ich. „Kommen Sie hierher", antwortete mein Führer, auf einen finsteren Abgrund zeigend, „nur geben Sie Acht, daß Sie nicht ausgleiten." Eine Thür wurde mit Vorsicht aufgemacht, wir hörten ein Brausen, wie das eines wüthenden Sturmes, wir bogen uns vornüber und sahen in die oben erwähnte große Grube, durch welche der Rauch in wilder Flucht in die Höhe flog mit einer Gewalt, die wohl genügt hätte, uns auf die Oberwelt zu entführen.

Wir verfolgten den erleuchteten Gang und trafen da auf Reihen von Karren, die unter Führung kleiner Knaben von Pferden nach der Grube hin gezogen wurden. Hier und da sickerte das Wasser durch die Decke, die meist mit Balken ausgeschlagen war, aber wir gingen doch sicherer, als ich geglaubt hatte. Uebrigens war der Gang nur so breit, wie unumgänglich nöthig, und wir mußten uns dicht an die Wand drücken, sobald uns ein Karrenzug begegnete, wenn wir nicht zerquetscht werden wollten. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man Pferde zu solcher Arbeit angehalten sieht. Die armen Thiere sind gewissermaßen verurtheilt, ihr Leben unter der Erde zuzubringen, und bekommen Licht und Himmel nie mehr zu sehen. Man versicherte mir aber, daß mein Bedauern am unrechten Orte sey. Es gab im Ganzen sechzig Pferde in der Mine, und da sie gut genährt waren, so schloß man verständigerweise, daß sie das Sonnenlicht müßten entbehren können. Es wird ihnen regelmäßig frisches Futter und Wasser heruntergeschafft, und um mich von ihrem guten Zustande zu überzeugen, führte man mich in den Stall, das heißt, in eine Aushöhlung an der Seite des Ganges, die mit Krippen und anderen Stallgeräthen versehen war. Einige von den Pferden waren, sagte man mir, seit zehn Jahren in der Mine und folglich vollständig an diese Lebensweise gewöhnt. Es scheint, daß sich nach einer gewissen Zeit ihre Sehkraft vermindert und, wenn man sie hinauf an die Luft bringt, erst nach einigen Tagen wiederkehrt.

Nach Besichtigung des Stalles rüsteten wir uns dazu, die geneigte Ebene, die nach der eigentlichen Mine führt, hinabzufahren. In einem kleinen Raume, der mit einigen Bänken möblirt ist, und den man scherzweise das „Sprechzimmer" nennt, legten wir alle Kleider ab bis auf ein wollenes Hemd und ein Paar baumwollene Unterbeinkleider. Jeder bekam nun ein Licht in die Hand, das in einem Stück feuchten Thones steckte. Wir stiegen von neuem in die Karren und rollten mit bedeutender Geschwindigkeit die Ebene hinunter. Unten, das heißt, von der Erdoberfläche aus gerechnet, 1800 Fuß tief, hatten die Dinge mehr ein rohes Ansehen, als im ersten Stockwerk. Gas war nicht mehr vorhanden, und die Seitengänge schienen enger. Wir standen in der Hauptkohlenader, und welch' prächtige Ader war das! Sie hatte eine Mächtigkeit von fünf Fuß und bildete zu beiden Seiten eine fortlaufende Masse, zwei schimmernde Mauern. Ihre Richtung schien wagerecht, was die Ausbeutung erleichtern mußte. Wir wählten den Hauptgang und wanderten wohl eine Viertelmeile weit, als der Weg immer schmaler, die Hitze immer drückender wurde. Aber selbst in dieser Tiefe war so gut für die Ventilation gesorgt, daß wir im Athmen nicht beschwert wurden. Die einzige Unbequemlichkeit war, daß wir gebückt gehen mußten, um nicht mit dem Kopfe an die Wölbung zu stoßen. Der Weg selbst war mit Schienen für die Transportwagen versehen, die hier nicht mehr von Pferden gezogen, sondern von Menschen gestoßen wurden. Bald wurde uns die Gelegenheit, einige von den Leuten bei dieser harten Arbeit zu sehen. Sie waren vollkommen nackt oder trugen eine Art Schürze; alle aber waren mit groben Halbstiefeln versehen, um Füße und Knöchel zu schützen. Keiner war übrigens unter ihnen, der nicht schwarz, wie ein Neger, aussah. An der Stelle, wo die Karren gefüllt wurden, trafen wir auf zwei Gruppen von Kohlengräbern, die in voller Arbeit begriffen waren. Wir setzten uns auf einen Kohlenblock, der eben herausgehauen worden war, um ihnen zuzusehen. Das Thermometer ergab eine tropische Hitze, 30° C. Alles rings um uns war Kohle, wir saßen mitten in der großen Ader, die sich weit unter der Erde fort erstreckt und deren Reichthum unerschöpflich scheint. Sie ist übrigens nicht schwer zu bearbeiten. Mit ihren Hacken lösten die Leute große Stücke Kohle los, die im Herunterfallen zerbrachen. Wir konnten bemerken, daß die Oberfläche des Kohlenlagers immer, wenn ein neues Stück losgebrochen war, krachte und knisterte. Die Arbeiter nennen dies das Zeichen einer guten Kohle: wahrscheinlich liegt dem Knistern eine Entweichung eingeschlossener Luft zu Grunde. Während wir in dieser finsteren Sackgasse ein wenig ausruhten, erzählte uns einer von den Minenarbeitern seine Lebensgeschichte. Es war ein Schwarzer, der früher in Westindien Sklave gewesen und seinem Herrn entflohen war. Wir kehrten nun wieder um, fuhren die schiefe Ebene wieder hinauf und erreichten endlich die Erdoberfläche, aber in einer Verfassung, die mehrere sehr energische Reinigungen erforderte, bevor wir unsere Kleider von neuem anziehen konnten. Die Besichtigung der Mine hatte drei Stunden gedauert.

Diese Kohlengruben von Monk-Wearmouth beschäftigen im Ganzen etwa tausend Personen und liefern einen täglichen Ertrag von tausend Tonnen, die, sobald sie heraufgezogen sind, durch eine Eisenbahn nach einem Staith am Wear gebracht und von da in die Kohlenschiffe verladen werden. Das Aushöhlen der Mine hat große Mühe und ungeheure Kosten verursacht. Das Bohren der Einfahrten war im Jahre 1826 begonnen worden und mußte mit einem Kostenaufwande von 100,000 Pfd. Sterl. zehn Jahre fortgesetzt werden, bevor es einen Erfolg hatte. Man bohrte in kalkhaltigen Kalkstein und hatte mehrere Lagen von Kohle und Sandstein zu durchdringen, ehe die Hauptader, die man suchte, erreicht war. Im Verlaufe der Arbeiten stieß man auf Wasserquellen, die großes Unheil anrichteten. Die stärkste von ihnen fand sich in einer Tiefe von 330 Fuß und überschwemmte die Aushöhlungen mit einer Fluth von dreitausend Gallonen Wasser in der Minute. Die Fortschritte der Ueberschwemmung wurden mittelst einer Dampfmaschine von zweihundert Pferdekraft aufgehalten und die Einfahrt durch starke gußeiserne Röhren gefestigt. Es scheint nicht, daß man jetzt noch vom Wasser zu leiden hätte. Der größte Theil der Mine war vollkommen trocken, was um so mehr zu verwundern ist, als sie tief unter der Meeresfläche, nur wenig vom Meere entfernt, und selbst unterhalb des Wearflusses liegt. Im Büreau des Aufsehers sieht man Pläne von den bis jetzt bearbeiteten Gängen und auch einige schöne Exemplare der fossilen Flora, auf die man in den Gruben gestoßen war.

Was die Lage und Gewohnheiten der Arbeiter in jener Gegend betrifft, so muß ich zuvörderst sagen, daß die Beispiele von Liederlichkeit und Trunksucht und von den Uebeln, die diese Laster nach sich ziehen, viel zu häufig unter ihnen sind. Man zeigte mir einen Mann, einen geschickten Arbeiter in einer Eisengießerei, der jahrelang täglich eine Guinee, also sechs Guineen die Woche,

*) Die Clanny'sche Lampe ist sicherer und verbreitet vier bis fünf Mal mehr Licht, als die Davy'sche.

Mr. Cavendish's Experiments on the Attraction of Mountains.

Mr. Cavendish's Experiments on the Attraction of Mountains, and the Mean Density of the Earth.

Read June 21, 1821.

In the Philosophical Transactions for 1798, Mr. Cavendish has given an account of a very delicate experiment, which he made with the view of determining the mean density of the earth. The method which he employed was to measure the force with which a large leaden ball attracted a small ball of the same metal, and to compare this force with the force with which the earth attracted the small ball. The force with which the earth attracted the small ball was found by observing the time of a vibration of the small ball, when suspended by a wire, and acted on by the earth alone. The force with which the large ball attracted the small ball was found by observing the time of a vibration of the small ball, when suspended by a wire, and acted on by the large ball alone. The ratio of these forces was found to be that of 1 to 5.48. Mr. Cavendish's experiment was made in a room in his house in London. The large ball was placed at a distance of 8 inches from the small ball. The large ball was a sphere of lead 12 inches in diameter. The small ball was a sphere of lead 2 inches in diameter. The wire was a brass wire 40 inches long and 0.02 inches in diameter. The time of a vibration of the small ball, when acted on by the earth alone, was found to be 15 minutes 42 seconds. The time of a vibration of the small ball, when acted on by the large ball alone, was found to be 42 minutes 51 seconds. The ratio of these times is that of 1 to 2.73. The square of this ratio is that of 1 to 7.45. The ratio of the force with which the earth attracted the small ball to the force with which the large ball attracted the small ball is therefore that of 7.45 to 1. The ratio of the mass of the earth to the mass of the large ball is therefore that of 7.45 to 1. The mean density of the earth is therefore 7.45 times the density of lead. The density of lead is 11.35. The mean density of the earth is therefore 84.58. The mean density of the earth is therefore 5.48 times the density of water. The density of water is 1. The mean density of the earth is therefore 5.48.

Mr. Cavendish's experiment was made in a room in his house in London. The large ball was placed at a distance of 8 inches from the small ball. The large ball was a sphere of lead 12 inches in diameter. The small ball was a sphere of lead 2 inches in diameter. The wire was a brass wire 40 inches long and 0.02 inches in diameter. The time of a vibration of the small ball, when acted on by the earth alone, was found to be 15 minutes 42 seconds. The time of a vibration of the small ball, when acted on by the large ball alone, was found to be 42 minutes 51 seconds. The ratio of these times is that of 1 to 2.73. The square of this ratio is that of 1 to 7.45. The ratio of the force with which the earth attracted the small ball to the force with which the large ball attracted the small ball is therefore that of 7.45 to 1. The ratio of the mass of the earth to the mass of the large ball is therefore that of 7.45 to 1. The mean density of the earth is therefore 7.45 times the density of lead. The density of lead is 11.35. The mean density of the earth is therefore 84.58. The mean density of the earth is therefore 5.48 times the density of water. The density of water is 1. The mean density of the earth is therefore 5.48.

sem Falle läßt er seine ganze kleine Münze als Draufgeld zurück und läuft zu irgend einem ihm bekannten oder unbekannten Kleiderhändler, der ihm die nöthige Summe vorschießt. Dieser Vorschuß wird jedoch immer nur unter der Bedingung gegeben, daß der Darleiher die Hälfte bei dem Geschäfte verdiene. Beide, der Knabe und der Kleiderhändler, begeben sich sodann in das Haus, wo das Geschäft abgemacht werden soll, und Letzterer handelt von der stipulirten Summe noch herunter, wenn er glaubt, daß sein junger Kollege zu theuer gekauft habe. In dieser Schule lernen die kleinen Juden die Waare und die Geschäfte kennen, und so aufmerksam und gelehrig sind sie, daß sie schon in einigen Monaten genug wissen, um auf ihre eigene Rechnung den Handel anfangen zu können. Es giebt Jungen von vierzehn Jahren, die eben so viel davon verstehen, als Leute von funfzig Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

II.

Welchen Gewinn kann man von der Vervollkommnung der Arbeit und der Vermehrung des Kapitals erwarten? — Unterscheidung der natürlichen und der künstlichen Ursachen der Armuth.

Also arbeiten und sparen, damit das Kapital sich vergrößere, wird man mir sagen, vollkommener arbeiten und mehr sparen, das ist Euer Plan für verbesserte Zustände der Menge. Eine oft wiederholte Vorschrift. — Es ist wahr, Arbeit und Sparsamkeit empfehlen ist keine neue Erfindung, doch ist dies kein Grund, ihre Wirksamkeit zu leugnen. Prägen wir uns lieber tief ein, daß sie das einzige Mittel ist, welches uns von Armuth frei macht. Arbeiten und sparen, heißt, sich mühen und sich in seinen Erholungen und Genüssen mäßigen, damit man für den nächsten Morgen mehr Kraft habe, und steht in Uebereinstimmung mit dem Gebot der Prüfung und Aufopferung, welche uns als unsere irdische Bestimmung angewiesen ist. Gott allein müht sich nicht und schöpft aus sich selbst, ohne daß seine Kraft je schwindet. Man wird nicht behaupten wollen, daß die Menschheit Gott, oder auf dem Wege sey, es zu werden, obwohl dieser entheiligende Gedanke manchen neueren Systemen zum Grunde liegt.

Das Wohlergehen der Einzelnen und der Völker war immer von ihrem Fleiße und ihrer Mäßigkeit abhängig, und es hat darin Eines das Andere stufenweise übertroffen. Konnten vor Zeiten einzelne Völker vom Raube ihrer Nachbarn leben, so wäre dies heutigentages nicht nur wenig ehrenvoll, sondern unmöglich; wer es versuchen wollte, würde unterliegen. Der blühendste Zustand herrscht in den Ländern, in welchen die Menschen am meisten und zweckmäßigsten beschäftigt sind, und dies ist häufig in den Gegenden der Fall, für welche die Natur am wenigsten gethan hat. Will man nicht die Bedingungen des menschlichen Daseyns und der Weltzustände umstoßen, so sind Fleiß und Sparsamkeit die Mittel, ohne welche wir die Armuth nicht zu mindern vermögen.

Es giebt einzelne sorgliche Gemüther, welche meinen, wir liefen Gefahr, die Handwerker dem Hunger in die Arme zu jagen, wenn wir mehr sparten, um mehr Kapital zu gewinnen, welche die Laster der Reichen sonach als die Hülfsquelle der Armen betrachten. Dies ist ein verderblicher Wahn, und ich weigre mich, kraft der schönen, harmonischen, das Weltall regierenden Gesetze, zu glauben, die Laster eines Standes könnten die Lage des anderen verbessern. Durch ihre Tugenden und nicht durch ihre Fehler helfen die Menschen einander. Es ist nicht möglich, daß die Unmäßigkeit des Apicus mehr beigetragen habe, dem Armen Nahrung zu verschaffen, als Nüchternheit es vermocht hätte. Einer solchen Lehre widerstrebt das Gefühl jedes rechtlichen Mannes, und die Vernunft rechtfertigt dies. Spare ich, um das Geld in meinem Keller zu vergraben, so schaffe ich allerdings Niemanden Arbeit und nütze den Klassen, die von Lohn leben und jeden Tag Beschäftigung haben müssen, weniger sogar, als der Verschwender. Vergrabenes Geld aber ist nicht Kapital, Kapital ist nur Reichthum, den man umsetzt. Meine vergrabenen Thaler werden erst Kapital, wenn ich sie aus ihrem Versteck nehme, um sie zu benutzen oder sie Anderen zur Benutzung zu geben. Sie tragen Zins, doch nur durch die Arbeit, zu der ich anrege, und die selbst wiederum Kapital erzeugt. Dieses schaffen, heißt, dem Arbeiter Beschäftigung geben, die, wenn nicht Unglück es verhütet, sich fort und fort erneut. Was ich dagegen in Festen vergeude, wird den Vorrathskammern der Gesellschaft entzogen und verschwindet, gleich als würfe ich es ins Meer. Verwendet ein Fürst 100,000 Fr. auf ein Bankett, so ist er am nächsten Morgen um so viel ärmer, und seine Lieferanten sind nur um das reicher, was sie dabei auf seine Rechnung gewonnen haben, um einen sehr kleinen Theil der Summe sonach. Giebt man dagegen die 100,000 Fr. einem einsichtsvollen Fabrikanten zur Erweiterung seiner Geschäfte, so werden sie Kapital. Er verwendet sie zu Materialien und Handlohn, findet sie aber, obwohl verausgabt, wieder, giebt sie noch einmal, ein zweites- und drittesmal aus und empfängt sein Geld jedesmal mit einem Ueberschuß an Gewinn zurück, der, zusammengehalten, wiederum Kapital wird.

Außer natürlichen Hindernissen, gegen welche der Mensch kämpfen muß, wenn er Reichthum gewinnen will, giebt es künstliche, die er sich selbst schafft, als thörichte, seine Kräfte übersteigende Unternehmungen, unrichtige Verwaltung öffentlicher Güter, ungebührlich hoher Zoll und derlei den Waaren-Austausch und Geschäftsbetrieb aufhaltende und hindernde Dinge mehr.

Die natürlichen Hindernisse ganz zu beseitigen, liegt außer unserer Macht. Wir können den Metallen und übrigen Produkten der Erde, welche an bestimmte Bedingungen gebunden sind, den Raum nicht anweisen, wo sie zum Vorschein kommen sollen. Scharfsinn aber und Ausdauer, wissenschaftliches Forschen und unermüdete Arbeit vermögen mit Hülfe von Kapital diese natürlichen Hindernisse so weit auszugleichen, daß nahe rückt, was ferne lag, daß wir aus dem Schooße der Erde oder von weitliegenden Gegenden in immer kürzerer Frist und mit immer geringerer Anstrengung herbeizuholen vermögen, was wir bedürfen, und Hemmnisse beseitigen lernen, welche die Natur unseren Bestrebungen entgegenstellt.

Die künstlichen Hindernisse aufzuheben, scheint leichter, da keine äußeren Hülfsmittel dazu nöthig sind, und nur Gewissen und allgemeine Vernunft darüber zu entscheiden haben. Wie mächtig aber sind Vorurtheile und üble Gewohnheiten, und wie starr ist Unwissenheit. Jetzt, wo wir so schwere Lehren empfangen haben, die wohl geeignet sind, uns über unser wahres Interesse aufzuklären, die das heilige Feuer der Vaterlandsliebe hätte erneuen sollen, muß man bekennen, daß die Bahn, welche Frankreich von Armuth befreien könnte, leider vornehmlich durch künstliche Hindernisse belagt wird, welche ihren Sitz in Vorurtheil oder Lastern, in Unwissenheit und Selbstsucht haben. Ich sage es mit Schmerz, aber mit Ueberzeugung. Schmeichelei gegen das Vaterland ist ein Verbrechen, wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Mannigfaltiges.

— Geschichtliches über Friedrichsstadt. „Dannevirke" theilt nach Dankwerth und anderen Quellen eine Beschreibung von Friedrichsstadt mit, welche in diesem Augenblick, wo die unglückliche Stadt fast ganz in Asche liegt, nicht ohne Interesse ist: „Der Anfang zur Anlage der Stadt wurde 1621 von Remonstranten aus Holland gemacht, die, da sie auf der Dortrechter Synode verketzert worden waren, im Jahre 1619 nach Schleswig flüchteten. Den Namen bekam sie von dem damals regierenden Herzog von Holstein-Gottorp Friedrich, welcher die Erlaubniß zur Anlegung derselben gab. Diese geschah in der Marsch auf einer von der Natur gebildeten Erhöhung, welche durch aufgeworfene Erde und starke Deiche noch vermehrt wurde, so daß sie bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 1634 keinen Schaden litt. Die Häuser waren von Stein mit dem Giebel nach der Straße, nach holländischer Manier, zierlich und ordentlich gebaut. Nach dem ursprünglichen Plan sollte sie von großem Umfange seyn und, wie die Erbauer hofften, die erste Handelsstadt in Schleswig werden. Viele reiche Remonstranten kehrten jedoch in ihre Heimat zurück, und wenn die Stadt noch in früheren Zeiten lebhaften Handel und Schifffahrt getrieben hat, weil der Hafen geräumig und bequem ist, und mehrere Manufakturen und Fabriken viele Arbeiter beschäftigten, so war doch der Handel der Stadt in den letzten Jahren fast ganz ins Stocken gerathen, die Nahrungslosigkeit hatte überhand genommen, die Steuern konnten kaum entrichtet werden, und die Häuser hatten nur wenig Werth. Im Jahre 1800 besaß die Stadt neunzehn Schiffe von im Ganzen 712½ Handelslasten; 1806 nur zehn Schiffe von 134 Handelslasten und in der letzten Zeit hatte sie nur fünf Schiffe von 66½ Handelslasten. Durch die unermüdliche Thätigkeit der Bewohner betrieb jedoch die Stadt noch drei Salzsiedereien, drei Stärkefabriken, zwei Seifefabriken, zwei Pferde-Oelmühlen, zwei Tabacksfabriken, eine Lederfabrik, mehrere Sensmühlen, deren Fabrikate weit und breit bekannt sind; ferner mehrere Färbereien, Gerbereien und Lichtziehereien; endlich Brennereien und Brauereien, von welchen letzteren eine ausgezeichnetes Weißbier lieferte. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1835 im Ganzen 2238 Personen, darunter 85 Katholiken, 86 Remonstranten, 49 Mennoniten und 373 Juden. Die Uebrigen, 1645, müssen also Lutheraner gewesen seyn. Die Stadt hat eine lutherische Kirche, eine remonstrantisch-reformirte Kirche, eine mennonitische Kirche, ein römisch-katholisches Bethaus und eine jüdische Synagoge. Auch ist hier früher eine Quäkergemeinde gewesen, und die Brüderschaft in London besitzt noch ein Haus in Friedrichsstadt. Die remonstrantische Kirche wurde 1625 errichtet, hat einen Thurm und ist nicht gewölbt. Der Gottesdienst wird hier in holländischer Sprache gehalten, der Prediger von der Sozietät der Remonstranten in Holland ernannt. Unansehnlicher ist die mennonitische Kirche, deren Prediger vom Kirchenrath, unter Zustimmung der Gemeinde, berufen wird. Die Kapelle der Katholiken ist geräumig; ihr Priester wird von dem Konservatorium der nordischen Mission in Münster (in Westfalen) vorgeschlagen, worauf der Bischof zu Paderborn und Hildesheim die Autorisation zur Verwaltung des Amtes ertheilt. An der Stelle, wo die Synagoge steht, soll das erste Haus der Stadt erbaut worden seyn. Die jüdische Gemeinde hat keinen Rabbiner, sondern der Schächter und ein Vorsänger besorgen den Gottesdienst und verwalten die geistlichen Geschäfte. — Der ausgezeichnete Mater Jurian Ovens, welcher vor länger als einem Jahrhundert lebte, liegt in Friedrichsstadt begraben. Die dortige lutherische Kirche enthält ein Altargemälde von ihm; auch besitzt die Domkirche in Schleswig vortreffliche Arbeiten von seiner Hand. Im Jahre 1796 verweilte Ludwig Philipp, als politischer Flüchtling und unter fremdem Namen, einige Monate in dieser Stadt."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 26. Oktober 1850.

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.*)

Von Gustav Genst.

III. Die Bevölkerung.

Der Charakter des polnischen Volkes, namentlich des Landmannes, der überall mehr, als der Städter und der Adel, den Urtypus in sich erhalten hat, ist ein lebhafter fröhlicher Sinn, genügsam, witzig — die Körperform des gewöhnlichen Polen ist in der Regel mittler Größe, zierlich gebaut, mit kräftigen Muskeln, voller Elastizität und Gewandtheit, daher eignet sich der Pole auch vor Allen zum Krieger. Dabei ist er gemüthlich, phantasiereich, leicht erregt — daher auch leicht entflammt und bereit, für sein Vaterland die Waffe zu ergreifen. Das Jahr 1830, das noch immer im vollen Andenken in den Traditionen des Volkes fortlebt und Gegenstand der einfachen, aber tief ergreifenden Erzählungen am heimlichen Kaminfeuer ist, gab davon einen Beweis. Mit voller treuer Seele brachte damals das polnische Landvolk und auch der Städter die patriotischsten Opfer; mit der einfachsten Waffe zog er in den Befreiungskampf, nichts im Auge und im Herzen als das Vaterland, und hätte der Adel dieselbe hochherzige Gesinnung gezeigt, so wäre die Revolution von 1830 eine glorreiche geworden. Allein der Adel verfiel nach seiner Gewohnheit wieder in Parteien und führte so durch seine Schuld den traurigen Ausgang herbei.

Die Bildungsfähigkeit des polnischen Volkes ist eine ungemein große, seine Fassungskraft ist ungewöhnlich, und es würde bald, ständen ihm die trefflichen Volksschulen Deutschlands zu Gebote, sich aus seinem jetzigen unwissenden Zustande zu einem bedeutenden Rufe der Intelligenz erheben.

Das alte Polen kannte fast durchaus nicht das Institut der Volksschulen; die jetzt bestehenden sind meist erst eine Einrichtung der russischen Regierung, aber umfassende Schulen für das ganze Land zu besitzen, davon ist man noch sehr weit entfernt, und wird noch manches Jahrzehnt erfordern. Denn abgesehen davon, daß solche Einrichtungen überhaupt nicht das Werk weniger Jahre seyn können, sondern Zeit und Vorkehrungen dazu gehören, zeigt die Regierung selbst sehr wenig Eifer, durchzugreifen und die bestehenden Ukase ernstlich durchzuführen, sondern überläßt es den Gutsbesitzern, Schulen in ihren Besitzungen zu errichten oder nicht. Diese lassen sich indeß meistentheils dabei, als kostspieligen Instituten, sehr lau finden, und so sind denn Landschulen noch etwas ziemlich Seltenes und meist auf die Domänen der Regierung beschränkt. Auch scheinen sich die wenigsten Geistlichen, sowohl der griechisch-, als römisch-katholischen Kirche, für die Bildung der niederen Klassen sehr zu interessiren, was eben die Folge hat, daß nicht nur die Gutsherren immer seltener neue Schulen auf ihren Dörfern errichten, sondern daß selbst auch die vorhandenen von den Kindern nicht fleißig besucht werden.

Ob nun gleich der polnische Bauer in Folge dieser Verhältnisse selten lesen und schreiben kann, so ist er doch über die meisten Dinge des praktischen Lebens, so weit es den Kreis seiner Ideen berührt, so wohlunterrichtet und spricht darüber so gewandt und folgerecht, wie man es bei einem deutschen Bauer, dem alle Wohlthaten der Schule und des Elementarunterrichts zu Gebote stehen, im Durchschnitt nicht findet. Die Bildungsfähigkeit des polnischen gemeinen Mannes ist daher unverkennbar und unbestreitbar eine ungemein große, obgleich es nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Stufe der Bildung, auf welcher er heutzutage steht, noch eine sehr niedrige ist; allein dies ist nicht seine Schuld, etwa aus Widerwillen oder Unfähigkeit und Unbildsamkeit, sondern einestheils Schuld der Regierung, welche sorglos den Gutsbesitzern die Errichtung von Schulen anheimgiebt, anderentheils der Gutsbesitzer, welche die Kosten der Einrichtung scheuen, und der Geistlichen, die durch Beispiel, Ermahnung, Belehrung den Einfluß auf den gemeinen Mann nicht ausüben, den sie leicht in dieser Beziehung haben könnten, da vielleicht nirgends der Geistliche in so hoher Achtung steht, wie bei dem polnischen Volke.

Zu den üblen Gewohnheiten der polnischen Landbewohner gehört eine Neigung zu kleinen Diebereien und zum Trunke, doch bei dem inneren guten Kern des Charakters der Polen fallen diese Laster einzig denen zur Last, denen die Bildung und Erziehung des Volkes obliegt, die aber entweder selbst nicht den Werth des Unterrichts zu schätzen wissen, oder zu bequem sind, dem Laster durch Unterweisung und Ermahnung zu steuern, oder wohl endlich gar in der größeren Bildung des Volkes eine Gefahr für ihre eigene bevorrechtete Existenz erblicken.

Der Fremde, der zuerst Polen betritt, kann durch die äußere Aermlichkeit, scheinbare Unsauberkeit und die Neigung zum Trunke leicht zu einem ungerechten Urtheil über den Charakter des Volkes verleitet werden, weil er den deutschen Charakter in dem Polen wieder sucht. Der polnische Bauer ist indeß das vollkommenste Gegenstück des deutschen. Der deutsche Bauer hat einen Sinn für das Erwerben; er arbeitet und spart und darbt selbst, um sich ein Vermögen zu erwerben — er arbeitet und schafft nicht, um zu genießen, sondern um zu haben, zu besitzen, kurz, er denkt immer an die Zukunft und liebt den äußeren Schein, den ein größerer Wohlstand gewährt. Anders der Pole, ihm fehlt dieser Erwerbssinn ganz, er hat keinen Begriff von dem Nutzen, ein Vermögen zu sammeln, für sein Alter oder gar für die Zukunft seiner Kinder insofern zu sorgen, daß diese eine bessere Existenz, als er selbst hat, erwarte. Er arbeitet, um zu genießen, und lebt nur der Gegenwart; er hinterläßt die Scholle Land, die er bearbeitet, zu gleichem Gebrauch für sich, seinem Sohne, und damit glaubt er seine Pflicht gethan zu haben — der mag nun arbeiten und genießen, wie er gethan. In diesem Charakterzuge ist die fast unbegränzte Gastfreundschaft des Polen, seine sorglose Heiterkeit begründet; jedes Vergnügen zieht ihn an, eine Fiedel oder ein Dudelsack versammelt am Sonntage das ganze Dorf um sich, und jede Körperbewegung bekundet die innere Lust und daß jede Sorge des Lebens vom dem Tänzer gewichen ist. Leider gehört nun allerdings zu jedem Vergnügen des Polen die Flasche, aber er greift nach derselben nicht wie der Trunkenbold, der Säufer aus Leidenschaft, sondern als Mittel zur Heiterkeit, und sie hat bei ihm auch nur diese Wirkung: er singt und tanzt. Eben so wenig Sorge, wie die Zukunft, macht ihm seine Kleidung; er trägt Jahr aus Jahr ein seinen Pelz und leinenen Kittel ꝛc., abgetragen und beschmutzt von der Arbeit, erzeugen sie den Schein allgemeiner Unreinlichkeit, aber nur eben äußerlich, denn an seinem Körper hält sich der polnische Bauer sehr reinlich, man wird z. B. unter der Weste immer ein reines sauberes Hemde finden, das er mehrmals wöchentlich, im Sommer oft täglich, wechselt.

Wer nun nach dem ersten Eindruck, den er empfängt, urtheilt, wird dieses Volk für liederlich und demoralisirt halten, sich aber in beiden Beziehungen täuschen und bei näherer Prüfung des Volkscharakters, selbst in den Fehlern des Polen, die Unverdorbenheit der inneren trefflichen Natur erkennen, die nur aus ihrer rohen Schale hervorgelockt und von den Schlacken gereinigt seyn will, mit welcher eine vernachlässigte Erziehung und Mißbrauch sie behaftet. Das Resultat einer aufmerksamen Beobachtung und unbefangenen Vergleichung wird daher immer seyn, daß der polnische Bauer zwar auf einer tieferen Kulturstufe, als der deutsche steht, dagegen sich aber auch noch rein erhalten von den moralischen Fehlern und Begierden, welche den deutschen Bauern ankleben.

Den Charakter des polnischen Volkes, so wie er ist und wie er sich besonders in wirthschaftlicher Hinsicht zeigt, auszubilden, dahin mußte seine ganze Stellung wirken. Die Scholle, welche der Landmann bearbeitete, konnte er zu keiner Zeit sein unbedingtes Eigenthum nennen; selbst wenn sich dieselbe auch immer von dem Vater auf den Sohn vererbt hatte, verlor sich dennoch nicht das Gefühl der Unsicherheit des Besitzes, und so fehlte —, bei aller Liebe, die der Pole zu seinem Stück Land hegt, das ihm die Mittel seiner Existenz giebt — doch die Haupttriebfeder, durch momentane Opfer die Wirthschaft zu heben, nämlich die Gewißheit des Genusses, da es dem Gutsbesitzer freigestanden haben würde, das kultivirte Land wieder an sich zu nehmen und anderes dafür zu ertheilen. Eine dringende Veranlassung, etwa für Jahre der Mißernte zu sparen, sah er auch nicht vor sich, denn für solche mußte ihm von jeher der Gutsbesitzer einstehen, er weiß es nicht anders, als daß dieser ihm das Fehlende geben muß; eben so muß derselbe in Krankheiten für Arznei und Arzt sorgen. Endlich flößt dem polnischen Landmann das Herannahen des hülflosen Alters keine Sorge ein, denn mit der rührendsten Pietät sorgen die Kinder für ihre greisen Aeltern, und überhaupt würde man vergebens einen Fall suchen, wo ein Greis oder Kranker in einer Gemeinde verstoßen würde; fehlen nähere Angehörige, so findet er gewiß in irgend einer Hütte Aufnahme und Pflege.

Der Städtebewohner ist durch den Einfluß der Kultur schon abgeschliffener, der Urtypus verschwindet mehr und mehr, und vor Allem liegt auf ihm der Druck der geheimen Polizei, die jede Regung, jede Aeußerung, die den Kreis des gewöhnlichen täglichen Lebens überschreitet, in das Innere zurückdrängt — auf ihn hat der vieljährige fremde Druck schon demoralisirender sich geäußert, doch hat er die heiße Vaterlandsliebe, den hervorstechendsten Charakterzug des Polen, auch in ihm nicht tödten, nicht schwächen können.

Neben den Polen bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung die Juden, welche, in jenen finsteren Zeiten des sogenannten Mittelalters, als in den benachbarten germanischen Staaten von Zeit zu Zeit Judenverfolgungen in großem Maßstabe sich ereigneten, ein Asyl in Polen suchten und fanden, und

*) Vgl. Nr. 109 des Magazins.

sich seit dieser Zeit bedeutend vermehrten. Sie leben in Städten und Dörfern zerstreut, beschäftigen sich theilweise mit Handwerken, noch mehr indessen mit Handelsgeschäften und dem Schacher und setzen sich durch diese fortwährend mit dem größten Fleiße auf der einen und der größten Sparsamkeit auf der anderen Seite betriebenen Beschäftigungen in den Besitz der größten Reichthümer. Der polnische Jude läßt sich keine Mühe verdrießen, ihm ist kein Geschäft zu gering, welches er nicht mit Geschicklichkeit und Eifer auszubeuten verstände; er ist betriebsam, und ein gewisser Grad von Redlichkeit beim Geschäft ist ihm nicht abzusprechen.

Ohne jüdische Vermittelung ist in Polen kein Geschäft zu machen; überall weiß er den Makler und Vermittler zu machen und beide Theile zufriedenzustellen.

In früheren polnischen Zeiten war der Jude im ausschließlichen Besitz aller Krugpachtungen und wußte als solcher Krugpächter den Bauer so in seine Netze zu ziehen, daß der ganze Ertrag der Wirthschaft gewöhnlich ihm anheimfiel. Die russische Regierung, diesen Uebelstand erkennend, schloß durch Ukase den Juden von allen Krug- und Schankpachtungen auf dem platten Lande aus und ertheilt ihm jetzt nur noch Konzessionen in Städten und innerhalb des städtischen Weichbildes.

Der Jude bleibt auch in Polen seinem Nationalcharakter treu oder, besser gesagt, er folgt konsequent der Bahn, welche ihm der Druck anweist, d. h. er lebt dort, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen, auf Kosten der andersgläubigen Bevölkerung, deren Schwäche, geringere Industrie und Bequemlichkeitsliebe er gehörig auszubeuten versteht; so ist er Makler, Kaufmann, Banquier, Pächter der Staatsmonopole, fängt mit kleinem Schacherhandel an und endigt im Besitze großer Reichthümer. So geschmeidig und demüthig in Polen der ärmere Jude ist, so aufgeblasen und anmaßend pflegt dort der reichere zu seyn — er giebt mit Zinsen die Brutalität zurück, die er selbst in der Armuth ertragen.

Große Handels- und Speculations-Unternehmungen, die sich zu rentiren versprechen, aber bedeutende Anlage- und Betriebskapitale erfordern, wie sie Einzelnen nicht leicht zu Gebote stehen, fallen gewöhnlich in die Hände der Juden. In der Regel bilden sie zu solchem Zweck Gesellschaften, zu welchen auch die ärmsten jüdischen Individuen Eintritt haben und ihr Scherflein zu einem großen Gesellschaftsfonds vereinen, mit welchem nun die größten Unternehmungen möglich gemacht werden. Die strengste Rechtlichkeit findet dann bei solchen Gesellschaftsunternehmungen statt.

Auf solche Weise suchen die polnischen Juden, entweder als Individuen oder als Gesellschaften, alle rentablen Geschäfte in ihre Hand zu bekommen, und wie sie so immer mehr Reichthümer zusammenhäufen, gelangen sie auch zu wirklicher Macht.

Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß so überreich gewordene jüdische Häuser äußerlich zum Christenthume übertreten, indeß ihren früheren Grundsätzen gemäß fortleben, also offenbar nur zu dem Zweck den Schritt thun, um der damit verbundenen Vorrechte theilhaftig zu werden und diese durch ihren sonstigen Einfluß zum Besten des jüdischen Verbandes auszubeuten.

Uebrigens versteht es wiederum die Regierung ihrerseits, die jüdischen Einsassen gehörig auszubeuten. Die Steuerlast, welche die Juden zu tragen haben, ist sehr bedeutend, sie müssen Abgaben auf Alles zahlen, was sich erdenken läßt, sogar für die Erlaubniß, Kleider und Bart nach jüdischer Sitte tragen zu dürfen. Vor vier bis fünf Jahren befahl ein kaiserlicher Ukas, daß die Juden in Polen den Bart und die langen Locken abscheeren und die übliche lange jüdische Bekleidung ablegen sollten. Ausnahmsweise wurde es den alten Leuten über 65 Jahre gestattet, Beides zu behalten. Alle übrigen, welche diese bezeichnende Tracht beibehalten wollten, sollten eine auf Vermögensschätzung berechnete Bart- und Kleidersteuer zahlen, die sehr ansehnlich normirt wurde.

Früher waren die Juden frei vom Militärdienst, sie zahlten dafür eine Abfindungssumme; seit mehreren Jahren sind sie jedoch conscriptionspflichtig, wie alle übrigen Unterthanen.

Ein dritter geringerer Theil der Bevölkerung Polens ist deutscher Abkunft. Wir finden sie entweder als Bauern, zerstreut auf dem Lande oder in Kolonien vereinigt, als größere Gutsbesitzer, in den Städten als Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten. Im süd-westlichen Theile sind mehrere von Alexander gegründete Fabrikstädte, die fast ganz von Deutschen bewohnt sind, z. B. Lodz und Zgierz, von denen ersteres nahe an 30,000 Einwohner zählt; sie treiben namentlich Baumwollenfabrication und liefern Fabrikate, die an Güte mit den sächsischen konkurriren. Die Fabrikanten wurden von der Regierung mit der größten Liberalität unterstützt und befinden sich meist in großem Wohlstande. Die älteren deutschen Einwanderer haben sich fast ganz nationalisirt; die späteren leben unter sich als Deutsche.

Neben denen, die Fleiß und Fähigkeiten nach Polen brachten, finden sich auch viele deutsche Abenteurers und Schwindler, die dem deutschen Charakter dort wenig Ehre machen.

Frankreich.

Politische und soziale Fragen.

Von Michel Chevalier.

III.

Die Mittel, welche die künstlichen und natürlichen Ursachen der Armuth besiegen, bringen uns der Freiheit und Gerechtigkeit näher.

Wie kann man dahin gelangen, natürliche und künstliche Ursachen der Armuth zu besiegen? Wie bewirken, daß von dem Arbeitsertrag einer gleichen Anzahl Menschen Jedem ein billigerer Theil zufalle, als bisher? — Fordert dies, wie wir gezeigt haben, ein immer wachsendes Kapital und muß, um dies zu gewinnen, menschliche Arbeit, die es mühsam erzeugt, sich immer mehr vervollkommnen, wie kann diese Vervollkommnung ermöglicht, wie können die bösen Mächte, welche verschleudern, was menschlicher Fleiß langsam gewinnt, wie können die verderblichen Einflüsse gebannt werden, welche der Einzelnen Willfährigkeit zur Arbeit lähmen?

Das Geheimniß, welches hierüber belehrt, ist nicht schwer zu entdecken, aber unbequem auszuüben. Es ist das Geheimniß des sozialen Fortschrittes in seiner ganzen Ausdehnung und beruht in den einfachen Worten: Das Volk, welches nach solch' besserer Existenz verlangt, muß in seinen Gesetzen und Sitten dem Urbilde der Freiheit und Gerechtigkeit nachstreben. Alles Andere sind trügerische Versuche, jämmerliche Schattenbilder, welche die Phantasie täuschen und zerrinnen, sobald eine Hand sie fassen will. Laßt uns denn die Kraft haben, gerecht zu seyn, erst in Bezug auf uns selbst und dann in Bezug auf Andere, und uns Muth gewinnen, frei zu seyn.*)

Freiheit, in verständigem Sinne aufgefaßt, heißt Gerechtigkeit, gleichwie man diese wiederum Freiheit nennen kann. Man muß bürgerliche und politische Freiheit unterscheiden; die erstere gestattet dem Bürger, bei Uebung und Ausbildung seiner Fähigkeiten, bei Leitung seiner Geschäfte und Verfügung über sein Eigenthum und seine Person dem eigenen Willen zu folgen. Die zweite ist das Recht, sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen; der Hauptwerth dieser besteht darin, daß sie die bürgerliche Freiheit wahrt, welche ihrerseits Zweck der Civilisation ist. Uns beschäftigt hier vornehmlich die bürgerliche Freiheit, deren Schutzwerk die politische ist.

Ich brauche nicht einzeln darzulegen, von welcher Bedeutung für das Gedeihen der Arbeit bei den neueren Völkern die Freiheit sey. Dies ist eine Wahrheit, welche alle gesellschaftlichen Zustände laut verkünden. Ein berühmter neuerer Schriftsteller sagt: Jedes freie menschliche Wesen trachtet, seine Lage zu verbessern, während menschliche Kenntnisse in demselben Maße nach Vervollkommnung ringen, und diese beiden im Prinzip der Freiheit sich gleichen Kräfte haben oft genügt, die Civilisation mächtig vorwärtszudrängen, selbst wenn große öffentliche Trübsale und schlechte Einrichtungen sie hinderten. Unglückliche Ereignisse und Vergehen der Verwaltung hemmen das Emporkommen eines Volkes nimmer im selben Verhältniß, als Fortschritte in der praktischen Wissenschaft und ausdauernder Fleiß der Einzelnen zu dessen Emporkommen helfen. Thorheit und Verderbtheit, Krieg und Wasser- und Feuersnoth vernichten den Reichthum nicht so schnell, als die Sorgfalt der Bürger ihn sammelt.

Ist Freiheit ein natürliches Recht, wie man seit sechzig Jahren zu behaupten beliebt? Ist sie etwas Unumschränktes, weder von Zeit, noch Ort, noch Einsicht, noch Tugend der Menschen Abhängiges? Nein, Freiheit ist ein bedingtes Gut, welches uns bei würdigem Gebrauch immer ausgedehnter zugetheilt werden kann und bei unwürdiger Anwendung immer spärlicher zugemessen werden muß. Gebet dem Neger der afrikanischen Küste das Maß der Freiheit, bei welchem der Arbeiter zu Ohio und Massachusetts sich wohl befindet, so wird er sie nur nutzen, um sich mit Speise zu überladen und sein Leben wie die Boa zu verschlafen. Nach der Eroberung von Süd-Mexiko war das mit äußerst karger Hand gespendete Theil Freiheit den Indianern eine Verführung zu Müßiggang, indem sie sich begnügten, so viel Pisang zu bauen, als ein Mensch zu seiner Erhaltung bedarf, was in jenem glücklichen Klima in wenigen Tagen des Jahres erreicht wird. Das üderliche Volk unserer Vorstädte versteht unter Freiheit drei Tage die Woche arbeiten und die übrigen in Schwelgerei hinbringen. Anders der gebildete Mann, dessen Verstand entwickelt und dessen Moral fest ist. Für ihn heißt Freiheit seine Fähigkeiten ausbilden, gut und anhaltsam und mit den besten ihm bekannten Hülfsmitteln in dem Gebiete arbeiten, für welches er sich eignet. Hat er gearbeitet, so gilt ihm für Freiheit den rechtlichen Lohn seines Fleißes bewahren und verwenden, wie es ihm mit Billigung des Gewissens und Beachtung der öffentlichen Ordnung am zusagendsten und vortheilhaftesten erscheint.

Die jetzigen europäischen Völker sind reif für ein großes Maß bürgerlicher Freiheit, das beweisen viele ihrer Gesetze und Einrichtungen. Sie können sich vorübergehend täuschen über die Bedingungen jener Freiheit, können dem Schatten nachjagen in einem Augenblick, wo sie das Wesen zu erfassen vermöchten, aber sie lieben sie, streben ihr nach und werden sie erringen. Jede Politik, die sie ihnen im Großen oder Kleinen bestreiten oder sie davon ablenken will, ist verderblich.

Anders ist es mit der politischen Freiheit; nicht alle Völker scheinen gleich sehr bestimmt, ihrer zu genießen, wenigstens nicht in naher Zukunft; nicht alle zeigen sich gleich geeignet dafür, und das ist schlimm, selbst für die bürgerliche Freiheit, denn wird diese nicht durch den Wall der politischen geschützt, so ist sie einer im Mittelalter unverwahrt im freien Felde gelegenen, jedem Parteiführer zugänglichen Stadt gleich. Das angelsächsische Geschlecht ist durch besondere Gunst des Himmels geschickter zu politischer Freiheit, als die übrigen Volksstämme, als der unsere vornehmlich. Es verstand seit undenklichen Zeiten,

*) Wenn man sich erlaubt, die Kennzeichen von den Fortschritten der Civilisation zu bestimmen, ist es dienlich, sich auf die Autorität der Meister zu stützen. So bemerke ich denn, daß Freiheit und Gerechtigkeit in meinem Sinne sind, wie ich hoffe, auch in dem des Lesers, den beiden Elementen der Civilisation entsprechen, welche Guizot in seiner allgemeinen Geschichte der Civilisation Europa's angiebt, und welche den Fortschritt des Individuums und den Fortschritt der Gesellschaft bedeuten, dieser die Verbesserung der sozialen Zustände, jener die Ausbildung des Individuums, eines, daß der Mensch eine Tugend oder einen Begriff mehr gewinne, das andere, daß die Gesellschaft besser geordnet sey, das eine richtigere Vertheilung der Rechte und Güter stattfinde. Diese Bedingungen, wird man mir erlauben, Freiheit und Gerechtigkeit zu nennen. Herr Cousin gebraucht dieselben Ausdrücke in gleichem Sinne bei einem schönen, im November 1840 in der Akademie von ihm gehaltenen Vortrage, aus dem ich späterhin einige Zeilen anführen werde.

sie auszuüben, war ihr schon in den Wäldern Deutschlands ergeben. Bei uns wurzelt die politische Freiheit nicht in der Vergangenheit; die seit sechzig Jahren angestellten Versuche, sie in die Lücken unserer Gesetzgebung einzuschalten, sind gescheitert; dennoch dürfen wir nicht verzagen. Der Einzelne kann sich vervollkommnen, Völker können es auch. Eine gute Gesundheitspflege wirkt Wunder auf das Wesen der Einzelnen, eine verständige Erziehung kann mit der Zeit großen Einfluß auf die Moralität eines Volkes ausüben. Die Lehren der Erfahrung sind uns theuer zu stehen gekommen, scheinen uns aber Nutzen zu bringen. Mag man die jetzige Zeit noch so sehr schelten, wer würde wagen, sie mit der der ersten französischen Republik zu vergleichen? Wir dürfen keine Anstrengung scheuen, um uns politische Freiheit zu erwerben, Mißgeschicke dürfen uns nicht schrecken. Es gilt unserem Liebsten, vielleicht dem Heil der französischen Nationalität, denn wir wissen nicht, ob Völker, die sich politischer Freiheit nicht anzupassen wissen, eine Zukunft haben werden.

Ist ein Prinzip berufen, die Welt zu regieren, so verschwinden die Geschlechter vom Schauplatz, welche dies nicht in Mark und Blut aufzunehmen verstehen, wie begabt sie sonst seyn mögen, welch' große Dinge ihr Geist und Arm auch vollführt haben mögen.

. . . . . .

Was Herr Chevalier am Schlusse des obigen Abschnittes über die französische Gesetzgebung und die darin nothwendigen Verbesserungen sagt, bezieht sich zu eng auf die Verhältnisse jenseits des Rheines, um hier von Interesse zu seyn. Dasselbe gilt von den im folgenden Paragraphen ausgesprochenen Gedanken über das französische, von dem unsrigen sehr verschiedene Militär- und Marinewesen, über die mit den Militärbestimmungen zusammenhängenden Verordnungen, über Straßen- und Wegbauten, Ausgaben und Aushebungen für die Armee und Flotte. Er giebt Frankreich Schuld, die stete Aufstellung großer Armeen in den europäischen Staaten veranlaßt zu haben, und hält es für verpflichtet, mit Verringerung derselben den Anfang zu machen; ist überhaupt ein Verfechter des Friedens und herabgesetzter Kriegsmacht in Uebereinstimmung mit seinem Grundsatze, daß alle Kapitalien dem Gewerbsbetriebe und Unternehmungen zugewendet werden müssen, welche diese fördern, und sagt in dieser Beziehung gewiß viel Schönes und viel Wahres. Dennoch ließe sich ihm wohl Manches entgegnen. Nicht nur, daß auch die Militärlieferungen zum Gewerbsbetriebe gehören, und daß erst die volle praktische Ausführung solcher Anforderungen vermögend wäre, ihre ganze Schwierigkeit darzulegen, sondern auch, daß es schwer halten möchte, zu beweisen, inwieweit es für die allgemeinen Weltzustände unbedingt förderlich wäre, alle Nationen zu handeltreibenden auszubilden, schwer zu sagen, inwieweit Kraft und Energie des Charakters, im Einzelnen wie in Völkern, dabei zur Entwickelung und Reife kommen, wie dabei ihren verschiedenen Bedürfnissen, Bestrebungen nicht minder, als ihren Uebergriffen jederzeit Rechnung getragen werden könnte. Wir wollen dies jedoch nicht weiter erörtern; wem es gelingt, so viel Treffliches zur Anschauung zu bringen, als Herrn Chevalier in dem obigen Aufsatze, dem giebt man leicht eine mit seiner Grundansicht übereinstimmende Ueberzeugung zu, wenn man sich auch nicht geneigt fühlt, ihre Berechtigung in ihrer ganzen Ausdehnung anzuerkennen.

Die Ueberschrift des fünften Paragraphen lautet: Um der Armuth zu steuern, muß eine Revision unserer Gesetze vorgenommen werden; Centralisation, Auflagen, Zölle und die Bestimmungen über Association müssen geprüft werden. Der Inhalt ist eine Darlegung der Nothwendigkeit, Frankreichs bestehende organische Gesetze zu ändern, und man liest dort: „Unter dem Drucke und Drängen der öffentlichen Leidenschaftlichkeit und Noth wurden sie weniger nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit und Freiheit geprüft, als den augenblicklichen Wünschen und Anforderungen der Menge gemäß umgestaltet. Nun, da der momentane Zustand verändert ist, hat auch das Mittel sich überlebt. Dies lehrt am besten, welchen Schwierigkeiten die französische Nation begegnen mußte, als sie sich und mit sich die ganze Welt auf die Bahn der Revolution von 1789 stürzte. Man bildete sich ein, das irdische Paradies sey gewonnen, sobald man die Hand danach ausstrecke. Thörichter Wahn! es galt, dunkle, abschüssige Engpässe zu durchschreiten, durch welche wir noch nicht gedrungen sind. Anstatt Wohlbehagen wurden herbe, gefährliche Früchte geärndtet, und wir sehen, wie die mühevolle Wanderschaft zwischen einer unmöglichen Vergangenheit und einer unbekannten Zukunft durch die verschiedensten sich kreuzenden Wirkungen und Rückwirkungen erschwert wird. Alles erweist sich als veränderlich und vergänglich, Nichts hat Bestand, als die Grundsätze, welche sich unter den Ruinen der Institutionen und dem Staube des Ruhmes mühsam entwickeln. Von Zeit zu Zeit schlägt man ein Zelt auf, um zu rasten oder seinen Geist und seine Kräfte zu sammeln, meint, man erbaue einen Palast für die Ewigkeit, und ist dann hocherstaunt, wenn der Sturmwind der Revolution daherbraust, das eingebildete Schutzdach fortreißt und zwingt, sich von neuem in Bewegung zu setzen.

„Bei so viel Trübsal ist es ein hoher, nicht zu vergessender Trost, daß unter dem Gewirre vielfältiger Enttäuschungen Tugend und Geist der Völker, derer mindestens, welche zur Fortdauer bestimmt scheinen, in unablässigem Wachsthume begriffen sind. Und es ist kein gering zu achtendes Glück für eine Generation, wenn sie sich sagen kann, die Früchte, deren sie zu genießen hoffte, seyen, ob ihr auch versagt, doch nachfolgenden Geschlechtern aufbehalten."

Vom Allgemeinen zum Besonderen übergehend, beklagt Herr Chevalier die sehr mangelhaften französischen Einrichtungen der administrativen Centralisation, der Abgaben und Zölle, empfiehlt, hierin von England zu lernen und seinem Beispiele zu folgen, und sagt schließlich noch in Beziehung auf Associationen, als ganz vornehmlich der Beachtung der Verwaltungsbehörden bedürftig: „Diesem für unsere Zustände nicht nur wünschenswerthen, sondern nothwendigen Gegenstande sind unsere Gesetze selbst in seinen einfachsten Gestaltungen fast überall hinderlich, und doch sind die Zwecke, auf welche diese Genossenschaften hinarbeiten sollen, zumeist geeignet, auf die Entwickelung des Völkerreichthums günstig zu wirken. Herr Rossi, der von einer der unsrigen gleichen Ansicht erfüllt ist, äußert in einer vor zehn Jahren erschienenen Schrift: Die Association muß sich, unter Begünstigung der Gesetzgebung, den verschiedenen Wandlungen der Betriebserzeugnisse und den noch viel schwankenderen der Vermögensvertheilung anpassen. Die Gewerbe-Associationen sind wahrscheinlich bestimmt, die Weltverhältnisse umzugestalten, die Macht des Kapitals darzuthun, und doch enthalten unsere Gesetzbücher bis jetzt über die Gewerbe-Association nur die Ueberschriften der Kapitel."

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

II.

Geschirrhändler. — Trödler. — Zündhölzchenverkäufer. — Fliegende Buchhändler.

(Fortsetzung.)

Die jüdischen Kleiderhändler wohnen in dem östlichen Theile Londons, besonders in Cowper's-Yard, Roper's-Buildings oder Wentworth-Street. Sie haben hier kleine Häuser inne und zahlen gewöhnlich eine wöchentliche Miethe von vier Shilling sechs Pence. Es ist äußerst selten, daß ein Jude seine Wohnung verläßt, ohne die Miethe zu bezahlen, und wenn in Folge von Unglücksfällen seine Waaren abgepfändet werden, so vereinigen sich häufig seine Glaubensgenossen, um seine Schulden zu bezahlen. Im Allgemeinen sind sie sehr mildthätig gegen einander und lassen nie, wenn sie es nur irgendwie verhindern können, einen der Ihrigen in Noth gerathen. Es ist selten, daß man von Diebereien hört, die von jüdischen Kleiderhändlern in den Häusern, wohin man sie gerufen hat, begangen worden sind. Sie sind geldgierig und thun Alles in der Welt, um Geld zu verdienen, aber sie mißbrauchen nie das Vertrauen, was man ihnen schenkt. Man sagt, daß es einige alte Juden giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, Sachen, von welchen sie wissen, daß sie gestohlen sind, zu kaufen; schon der Preis, den man von ihnen dafür fordert, muß ihnen den Beweis liefern, woher sie kommen. Aber sie haben es sich einmal zum Grundsatz gemacht, über diesen Gegenstand nie zu fragen, und sie sind zufrieden, wenn sie die Sachen zu den billigsten Preisen erhalten. Es ist fast ohne Beispiel, daß man einen jüdischen Kleiderhändler im Zustande der Trunkenheit gesehen hat. Dagegen ist er ein eifriger Besucher des Theaters und ein leidenschaftlicher Spieler. Die Lieblingsspiele sind Domino-Karten und vor allen Dingen „Schau- oder Kehrseite". Ein Jude erzählte mir, und ich habe keine Veranlassung, Zweifel in seine Worte zu setzen, daß er Partieen gesehen, wo bis zu 30 Pfd. Sterl. in „Schau- oder Kehrseite" auf dem Spiele gestanden hätten. Am Sonnabend wird fast den ganzen Tag gespielt; zu dem Ende kommen ihrer zehn in irgend einem Winkel zusammen und setzen sich so fest, daß sie Essen und Trinken vergessen. Die Umstehenden pariren sehr häufig, und es soll vorkommen, daß Wetten von 50 Pfd. Sterl. gehalten werden. Die Spielenden betrügen auch, wenn sie können, am gewöhnlichsten mit falschen Stücken, die entweder das Gepräge der Schau- oder das der Kehrseite auf beiden Seiten haben und die man grays nennt. Das Spiel dauert, bis der Sabbath zu Ende ist, und nachher gehen die jüdischen Kleiderhändler entweder ins Theater oder an ihre Geschäfte.

Das zur Unternehmung eines Kleiderhandels nöthige Kapital beträgt ungefähr 1 Pfd. Sterl. Der Jude muß es sehr oft borgen; besonders nach den Feiertagen, wo er viel Geld ausgegeben hat, ohne etwas zu verdienen. Er geht dann zu einem Nachbar oder zu einem Schankwirth in der Nachbarschaft und borgt am Montag früh 1 Pfd. Sterl., welche Summe er am Freitag Abend nebst einem Shilling Interessen wiederzubezahlen verspricht. Er würde lieber sein Hemd vom Leibe verkaufen, als sein Versprechen nicht erfüllen; denn er weiß sehr wohl, daß sein ganzer Kredit davon abhängt. Mit dem geborgten Kapital geht er des Morgens um acht Uhr aus, und er beginnt seine Geschäfte lieber, ohne etwas zu essen, als daß er das geliehene Geld anreißt. Ein Jeder hat sein Viertel, seine Straßen und darf seinen Glaubensgenossen nicht ins Gehege kommen: selbst dann, wenn sich ihrer zwei dahin vereinigen, den Tagesverdienst unter einander zu theilen, muß ein Jeder in seinem Viertel bleiben. Je ärmer das Stadtviertel ist, desto mehr bietet es alte Kleider zum Verkauf dar. Im östlichen Theile der Stadt geben die Kleiderhändler den von Matrosen besuchten Oertern den Vorzug. Alte Hüte, deren Rand und Einfassung noch nicht abgenutzt sind, nimmt der Jude gern und zahlt bisweilen 6 Pence dafür, trotz der Beulen, die darin seyn können: er läßt sie ausarbeiten und verkauft nachher das Stück mit 1 Shill. oder 1 Shill. 3 Pence. Die alten Paletots bilden Sommer wie Winter den besten Artikel, und wenn sie sich auch in einem solchen Zustande befinden, daß sie zerschnitten werden müssen, so findet man doch in den Blättern immer noch gute Stücke, aus welchen mehrere Mützen gemacht werden können, von welchen das Stück mit 4 Shill. 6 Pence verkauft wird. Alle Mützenfabrikanten Londons, im östlichen wie im westlichen Theile, werden von polnischen Juden mit Stoffen versorgt, die aus den Blättern der alten Paletots oder Ueberröcke genommen sind. Hat der alte Paletot einen schmutzigen Kragen und bis auf den Faden abgeschabte Aermel, so gilt er für den Juden immer noch seine 4 Shill. 6 Pence, während ein alter Rock nicht den dritten Theil werth ist. Je dicker der Schmutz ist, desto frischer ist darunter die Wolle, und der clobberer reinigt den fettigsten Kragen in einigen Minuten. Beim Einkauf eines Paletots richtet sich der Jude mit dem Preise, welchen er dafür zahlt, nach dem Zustande der Aermel. Sind die Unterärmel schlecht, das Uebrige aber noch gut erhalten, so ersetzt man sie durch neue, und

der so wiederhergestellte Paletot kostet wenigstens 10 Shill., oft noch mehr. Der Jude fordert zwar anfänglich 25 Shill. dafür und nimmt sie auch, wenn der Käufer gutmüthig genug ist, sie zu geben; aber es ist selten, daß mit Unwissenden Geschäfte gemacht werden; denn es ist bekannt genug, daß der Jude immer das Doppelte von dem, was er erhalten will, vorschlägt und keinen Kunden fortgehen läßt, wenn er nur einigermaßen etwas verdienen kann.

„Vor vierzig Jahren verdiente ich bis zu 5 Pfd. Sterl. wöchentlich bei diesem Geschäfte", erzählte mir ein Kleiderhändler. „Im Durchschnitt verdiente ich gewiß meine 2 Pfd. Sterl. alle Woche; aber heutzutage stehen die Sachen anders, die Menschen sind schlimmer geworden, sie drücken uns bis aufs Blut. Jetzt weiß ein Jeder den Werth eines alten Rocks, und wenn ich durchschnittlich 1 Pfd. Sterl. die Woche verdiene, so bin ich sehr zufrieden."

Der Handel mit chemischen Zündhölzchen wird von Leuten betrieben, die in einem anderen Gewerbe nichts zu verdienen wissen, oder die aus Hang zur Faulheit und zum Umherstreifen zu nichts Anderem Lust haben und daher den Handel mit Schwefelhölzern in der Regel als Deckmantel der Bettelei betrachten. Im New-Cut z. B., und besonders des Sonnabends trifft man derartige Händler in Menge an; es sind Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Die einen machen ein betäubendes Geschrei und erzählen die rührendsten Geschichten, um das Mitleid zu erregen, andere verfolgen mit der ermüdendsten Hartnäckigkeit den Vorübergehenden, indem sie die Vorzüglichkeit ihrer Waare hervorheben und zuletzt um einen Penny bitten, den man ihnen endlich giebt, um sie nur loszuwerden.

Ein Mann, der lange Zeit im New-Cut eine Stelle gehabt hat, verkaufte mitunter 2 Dutzend Schachteln täglich, fast niemals mehr, selten aber weniger als 1 Dutzend. Mit dem Schwefelholz-Handel verband er den Verkauf von Briefpapier, Oblaten, Bleistiften und anderen derartigen Artikeln; sein Verdienst betrug im Durchschnitt 5 Shill. die Woche. Ein großer, starker Irländer zeichnet sich unter allen Händlern im New-Cut durch sein schnurriges Benehmen aus. Er singt die rührendsten Klagelieder, führt Tänze auf und macht Purzelbäume und Kapriolen der seltsamsten Art, um die Menge herbeizulocken und seine Schwefelhölzer und Oblaten leichter zu verkaufen. Das Personal der Händler mit Schwefelhölzern besteht aus Leuten, die aus den Spitälern ohne alle Hülfsmittel entlassen sind. Frauen, welche aus den Zuchthäusern kommen, Kinder, die von herzlosen Aeltern in Wind und Wetter und im Zustande des äußersten Elends aus dem Hause gejagt werden, um einige Pence für sie zu verdienen, während sie selbst, so zu sagen, auf der faulen Bärenhaut liegen; und zuletzt aus allen Arten von Unglücklichen, Invaliden, Blödsinnigen oder Schelmen. Unter den Mädchen, welche Schwefelhölzer verkaufen, um 1 oder 2 Pence dabei zu verdienen, giebt es viele, die den Stempel des Lasters auf dem Gesichte tragen; und ich überlasse es einem Jeden, zu vermuthen, was aus ihnen wird.

Um jedoch zu zeigen, wie mancher Unglückliche gezwungen wird, diesen Handel, der so wenig abwirft, zu treiben, will ich das Beispiel einer Soldatenwitwe anführen. Sie lebte ehemals in gutem Auskommen mit ihrem Manne, der eine Pension von sechs Pence täglich erhielt; sie war Wäscherin und beschäftigte an zwölf Personen mit Waschen und Plätten. Die sehr lange Krankheit ihres Mannes zwang sie, ihre Geschäfte der Pflege des Kranken nachzusetzen, und daher kam es, daß sie bei dem Tode ihres Mannes dem bittersten Mangel preisgegeben war. Jetzt verkauft sie Schwefelhölzer, da sie keine andere Hülfsquelle hat, denn das Kirchspiel verweigert ihr eine Unterstützung, und sie verdient täglich höchstens fünf Pence. Zur Regenzeit verkauft sie bisweilen nicht eine Schachtel, und sie irrt dann die ganze Nacht auf den Straßen umher, weil sie keinen Zufluchtsort hat. Man könnte viele Unglückliche nennen, die sich in derselben Lage befinden.

So viel ich habe erfahren können, kauft kein Händler seine Waare aus der Fabrik, sondern bei dem Detailliſten. Das Dutzend Schachteln kostet im Einkaufspreise 3 Pence, und das Stück wird mit einem halben Penny verkauft.

Die Händler mit Schnürbändern für Korsets und Schuhe gehören zu derselben Schicht der Gesellschaft, wie die Händler mit Schwefelhölzern. Um sich in dem einen oder anderen Gewerbe zu etabliren, genügen einige Pence. Der Handel mit Schnürbändern wird von Personen beiderlei Geschlechts betrieben; aber am meisten reüssiren darin die Männer, welche mit guten Lungen versehen sind, um ihre Waaren auszurufen. Ich kenne einen Mann, einen Bäcker, der von Shropshire nach London gekommen ist, um hier Arbeit zu suchen, und den Krankheit und Mangel dahin gebracht haben, Schnürsenkel zu verkaufen. An schönen Tagen, denn für diese armen Leute ist der Zustand der Witterung eine wichtige Bedingung der Existenz, verkauft er ein Dutzend Schuhschnüre und Schnürbänder für Korsets, das ihm im Einkaufspreise 3 oder 4 Pence, je nach der Qualität, kostet. Das Stück verkauft er wieder mit einem halben Penny. Man sieht nur wenige Kinder, die sich mit diesem Handelsartikel befassen, denn es fehlt ihnen das starke Organ; sie können nicht so schreien, wie die Männer: „Two a penny, the best of any!" („zwei für einen Penny, die besten von allen"!) oder andere gereimte Phrasen, die bei diesem Handel üblich sind. Der Mann, von dem ich so eben gesprochen habe, verkauft Vormittags Schnürsenkel und Nachmittags Lebkuchen. Seine besten Verkaufstage sind Freitag und Sonnabend. Fast alle, welche das Elend zwingt, sich auf diesen Industriezweig zu werfen, sind zuerst in großer Verlegenheit, eine Kundschaft zu finden; denn beinahe in allen Straßen wird das Handelsmonopol von irgend einer alten Frau oder einem Schwächlichen, die den Einwohnern schon lange bekannt sind und von ihrer Kundschaft ausschließlich bedacht werden, ausgeübt. Die Person, der ich diese Aufschlüsse verdanke, wohnt in Westminster, in einem Hause, das, wie das Schild es besagt, für Reisende bestimmt ist. Es ist kaum zu begreifen, wie der Wirth für seine schmutzigen, aller frischen Luft beraubten und ekelhaften Verschläge noch Miether findet; aber die Noth, die gränzenlose Noth zwingt die Unglücklichen, Wohnungen zu beziehen, bei deren Anblick auch sogar der rohste Mensch, der es mit der Wohlanständigkeit nicht so genau nimmt, zurückschrecken muß.

Die Wichshändler entnehmen ihre Waare aus den Fabriken und gehören zu den ärmsten unter den Armen; gewöhnlich sind es Kinder, Knaben und Mädchen, die sich mit diesem Handel abgeben. Zur Etablirung ist ein Kapital von 2 oder 3 Shill. erforderlich. Der Verkauf findet übrigens nur Sonnabends Abend und Sonntags früh statt. Die anderen Tage müssen sich die kleinen Händler mit etwas Anderem beschäftigen: sie halten Pferde, bewachen die Wagen, öffnen die Kutschenschläge, besorgen Aufträge, kehren die Trottoirs u. s. w. Die meisten leben auf die elendste Weise; sie schlafen unter freiem Himmel, und nur die, welche noch Aeltern haben, bekommen mitunter Fleisch zu essen. Fast alle sind dem Spiele ergeben. Sie verspielen ihr Geld in „Schau- oder Kehrseite" und hungern dann und bringen die Nächte auf den Straßen zu. Eine große Zahl von ihnen versinkt in die größte Unsittlichkeit und bevölkert nachmals die Gefängnisse und Zuchthäuser.

Die Klasse von Leuten, welche ich nach den Wichshändlern kennen zu lernen suchte, ist die, welche Zwirn und Band verkauft; gewöhnlich sind es alte Frauen, und man wies mich an eine von ihnen, die schon seit neun Jahren von diesem Handel lebte. Ich war von vorn herein überzeugt, das äußerste Elend zu finden, weil ich gehört hatte, daß die arme Frau von ihrem kärglichen Verdienste einen kranken Mann ernähren müßte; aber ich gestehe, daß ich nicht vermuthet hatte, neben der wahrhaft fürchterlichen Noth eine so edelmüthige aufopfernde Liebe und die frömmste Ergebung zu finden, wie ich sie gefunden habe.

Ich bitte den Leser, nicht etwa zu glauben, daß ich diesen Fall als ein Bild der Leiden, welchen diese Klasse besonders unterliege, ausführlicher erwähne; ich will vielmehr hier nur ein Beispiel unter den vielen anderen der Trübsal und des Elends anführen, um zu zeigen, wie gränzenlos unglücklich alle diejenigen sind, welche so äußerst wenig verdienen, daß sie, auch beim besten Willen, nie einen Penny zurücklegen können, um für Krankheitsfälle einen Nothgroschen zu haben. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Meyerbeer in Paris und Jenny Lind in Amerika. Die Revue des deux Mondes vom 15. Oktober berichtet: „Herr Meyerbeer wohnte vor einigen Abenden in der großen Oper der ersten Wiederaufführung seines „Propheten" bei (wobei Signora Alboni die Partie der Fides sang). Die Anwesenheit des berühmten Komponisten gab zu dem Gerücht Anlaß, daß er nach Paris gekommen sey, um das Einstudiren einer neuen großen Partitur (der „Afrikanerin") zu leiten, die er fertig liegen hat. Diese Nachricht ist unbegründet. Herr Meyerbeer ist ein zu strenger und dem Interesse der Kunst, die seinen Ruhm ausmacht, zu sehr sich hingebender Musiker, als daß er seine Werke dem Ungefähr preisgeben sollte. Er weiß seine Zeit und seine Stunde wahrzunehmen und überliefert seine Arbeit nicht eher der Oeffentlichkeit, als bis er sie des Publikums würdig hält, das er achtet. Im gegenwärtigen Augenblick ist Herr Meyerbeer lediglich damit beschäftigt, Chöre für die „Eumeniden" des Aeschylus zu komponiren, deren deutsche Uebersetzung nächstens auf der königlichen Bühne in Berlin zur Aufführung kommen soll."

Jenny Lind setzt ihren Triumphzug durch die Vereinigten Staaten fort. In Boston war ihr Empfang eben so enthusiastisch und die Tollheit, mit der man sich um die Billets zu ihrem ersten Konzerte riß, eben so groß, wie in New-York. Selbst in Philadelphia rüstet man sich bereits zu ihrer Huldigung, denn obgleich von Quäkern gegründet, findet man in dieser Stadt jetzt sowohl Theater als Konzertsäle. Ueberall tritt sie mit einem von Benedict komponirten „Gruß an Amerika" (Greeting to America), einer ziemlich trivialen Musik zu einem noch trivialeren Texte, auf, der inzwischen unter mehreren Hunderten von Gedichten, die auf Barnum's, des Theaterdirektors, Aufforderung eingegangen waren, den Sieg davongetragen hat. Uebrigens singt sie dort auch stets das schöne Flötenkonzert aus dem „Feldlager in Schlesien", von dem die amerikanischen Blätter sagen, daß es Meyerbeer ausdrücklich für sie komponirt habe, um ihr Gelegenheit zu geben, mit der Nachtigall selbst zu wetteifern.

Literarischer Anzeiger.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.
Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie.
Von **F. W. Newman.**
Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Helmann.**
8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Dienstag den 29. Oktober 1850.

Frankreich.

Die protestantischen Diakonissinnen in Paris.

In der Straße Reuilly zu Paris, an der Gränze der Vorstadt St. Antoine, erhebt sich in sandiger, aber gesunder Gegend das merkwürdige Gebäude der evangelischen Diakonissinnen, bekannt unter dem Namen: Institution des Diaconesses des Eglises evangéliques de France. Obwohl noch nicht nach Verdienst anerkannt und vielfach angefeindet, hat diese Anstalt doch schon lebhafte Theilnahme gefunden.

„Die Verbindung der Diakonissinnen", heißt es im ersten Artikel ihrer Statuten, „ist eine freie Association, welche es sich zur Aufgabe stellt, Anleitung in Ausübung thätiger Barmherzigkeit an protestantische Frauen zu ertheilen, die sich ihr anschließen, um Körper- und Seelenleiden zu heilen, vornehmlich die Pflege armer Kranken und Kinder zu übernehmen."

Diese Anstalt wurde 1841 durch Herrn Vermeil, einen der ehrwürdigsten evangelischen Geistlichen Frankreichs, gegründet. Er besitzt viel Geist und ein warmes Gemüth, hat lange in Bordeaux die schweren Pflichten eines protestantischen Seelsorgers versehen und sodann ein noch schwereres, ehrenvolleres Amt in Paris übernommen, durch welches ihm die Möglichkeit wurde, seinen lange gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Hierbei unterstützte ihn der treffliche lutherische Geistliche Herr Vallette, und von jener Zeit an vergrößerte sich, unter dem Schutze der beiden evangelischen Kirchen Frankreichs, die obige Anstalt der Diakonissinnen, welche die Herren Vermeil und Vallette als Präsident und Vicepräsident im Direktorium vertreten. Sie erweiterte sich von einer Zufluchtsstätte für büßende Frauen zu einer Normalschule der Barmherzigkeit für junge Mädchen, indem sie sich die drei großen Zwecke: Erziehung, physische Pflege und moralische Besserung, zur Aufgabe stellte.

Seit dem Jahre 1844 genügte das ursprüngliche Gebäude der ersten Stiftung in der Straße der Trois Sabres den Anforderungen nicht mehr, und das Direktorium suchte zwei Jahre nach einem größeren, als endlich das frei wurde, welches sie jetzt einnimmt. Es hatte eine Pensionsschule für zweihundert Kinder beherbergt, war von hohen Mauern umgeben und umfaßte eine Hektare (fast zweihundert Quadratruthen) Land; wie aber sollte man eine Besitzung, die hunderttausend Fr. kostete, mit einem jährlichen Einkommen von nicht mehr als einem Viertel dieser Summe erstehen? Man that den Vorschlag, einen langen Miethkontrakt mit Ankaufsrecht zu schließen, und schien hiermit durchzudringen, als plötzlich verlautete, eine katholische Gemeinde habe den Kauf jenes Gebäudes zu einem ähnlichen Zweck ganz nach Wunsch des Besitzers fast abgeschlossen und werde den Kontrakt am nächsten Morgen unterzeichnen. Da entschloß sich der Vorsteher der schwachen evangelischen Anstalt, mit einer Kühnheit, welche der Erfolg in den Augen der Menschen rechtfertigt, welche man aber wohl auch der Eingebung des Glaubens beimessen kann, ganz früh zu dem Besitzer zu eilen und auf seine ersten Bedingungen einzugehen, obwohl er nur einige Hundert Fr. baar besaß. Hierdurch lud er sich die Sorge einer großen Besitzung und eine persönliche Schuld von hunderttausendzehntausend Fr. auf, von denen vierzigtausend beim ersten Termin gezahlt werden mußten. Im Verlauf von zwei Tagen brachten ihm fromme Protestanten fünfundsiebzigtausend Fr. als Anleihe. Später nahm er andere Summen auf, und demnach verfügte die Anstalt, welche 1842 und 1843 nur ein Einkommen von einundzwanzigtausend Fr. gehabt hatte, vom Jahr 1846 bis 1847 über eines von achtzigtausend. Hätte ein Spekulant besser rechnen können?

Das sehr große Gebäude besteht aus drei Theilen, einer sehr schönen Façade nach der Straße und zwei Flügeln, die einen Garten einschließen, und dem fast entsprechend ist die Vertheilung der drei Hauptzweige der Anstalt: der Kranken-, der Kinderpflege und der Zufluchtsstätte. — Der Saal, welcher zur Aufnahme und ersten Unterweisung junger Kinder beiderlei Geschlechts bestimmt ist, hat Raum für zweihundert. Neunzig bis hundertundzwanzig sind täglich dort und gesund und glücklich.

Diesem folgt die Elementarschule für etwa neunzig junge Mädchen nach der Methode gegenseitiger Unterweisung, und obwohl dort auch der religiöse Unterricht sehr weit geführt wird, sind doch sehr viele katholische Mütter so durchdrungen von dem günstigen Einfluß, welchen der Aufenthalt in dem Spielsaale auf ihre Kinder ausgeübt hat, daß sie solche auch nach der Elementarschule schicken. Hierbei aber muß bemerkt werden, daß sie weder im Saale, noch in der Schule ohne eine schriftliche Erklärung der Aeltern aufgenommen werden, welche sagt, daß sie solche wünschen und daß sie wissen, die Anstalt sey protestantisch.

In der Lernschule für Mädchen von zwölf bis achtzehn Jahren, welche sich zu Dienstboten und Arbeiterinnen ausbilden, hatten Unterricht in Geisteskenntnissen und Religion gleichen Schritt mit dem Unterricht in verschiedenen Handarbeiten.

Bei der Krankenanstalt für skrofulöse Kinder thun Luft und gesunde Nahrung eine fast bewunderungswürdige Wirkung. Das Vorderhaus des Gebäudes schließt ein kleines, in drei Theile geschiedenes Spital für Männer, Frauen und Kinder ein, und wurden darin von 1846 bis 1847 einhundertundfünfzehn und von 1848 bis 1849 hundertsechsundvierzig Kranke aufgenommen.

Das Spital ist nicht ganz frei, doch zahlen Arme den sehr geringen Preis von einem Franc täglich, das Drittel von dem, was sie kosten. Eine höchst sinnreiche Erfindung ist das dort eingeführte Patronatsrecht der Betten. Diesem gemäß verpflichten sich funfzehn bis zwanzig Personen, zwei Fr. monatlich zu geben, wenn es begehrt wird, und diese geringe Summe ergänzt den Beitrag, welchen der Kranke oder sein Beschützer zahlen, so daß die ganzen Verpflegungskosten gedeckt sind.

Die Zufluchtsstätte und Besserungsanstalt enthält fünfundzwanzig Zellen zur Aufnahme reuiger protestantischer Frauen, welche aus Gefängnissen entlassen oder entschlossen sind, dem Laster zu entsagen. Der Aufnahmepreis ist dreihundert Fr. jährlich. Daß von diesen Frauen ein Drittel auf den guten Weg zurückgeführt wird, kann man mit Sicherheit annehmen. Um indeß einen noch sichereren Erfolg zu erzielen, hat man bestimmt, die Zeit der Aufnahme nicht, wie bisher, auf zwei Jahre, sondern auf ungewisse Zeit festzusetzen und einige, wenn dies möglich ist, vor ihrer Entlassung im Waschhaus des Stiftes zu beschäftigen, um zu prüfen, ob ihre Reue eine aufrichtige sey.

Die zweite Abtheilung von diesem Zweige der Anstalt ist für Mädchen von vierzehn bis einundzwanzig Jahren, welche einem besonderen französischen Gesetz gemäß nach Bestimmung ihrer Aeltern abgesperrt leben sollen. Von sechs solcher Mädchen sind vier zu ihren Familien zurückgekehrt, zwei zu freierer Beschäftigung im Stifte bestimmt, und Herr Vallette mißt diesen günstigen Erfolg vornehmlich ihrem beständigen Verkehr mit den ihnen stets ein treffliches Beispiel gebenden Diakonissinnen bei.

Die schwierigste und mühseligste Aufgabe ist die Besserungsanstalt für Mädchen von sieben bis vierzehn Jahren, welche Anlage zu Lastern oder schwer zu heilenden Fehlern haben. Die armen Kinder, welche dorthin kommen, sind meist äußerst wenig ausgebildet, und die Schwestern haben bemerkt, daß Mangel an geistiger Entwicklung die bösen Neigungen sehr fördert.

Wie achtzehn Schwestern, von denen sechs ihre Probezeit bestehen, so vielen dienstlichen Anforderungen genügen können, ist kaum zu begreifen, und noch weniger erklärlich, wie die Anstalt mit einem so beschränkten Personal von Zeit zu Zeit Schwestern nach der Provinz schicken konnte, um milde Stiftungen zu leiten.

Die Schwestern gehören allen Klassen der Gesellschaft an; man findet dort Frauen, welche eine feine Welterziehung genossen haben, und Landmädchen, Damen und Dorfbewohnerinnen aus allen Gegenden Frankreichs, vornehmlich aus dem mittäglichen. Die mit trefflichen Eigenschaften und hohen Kenntnissen begabte Vorsteherin ist aus der Provence. Eine Schwester ist Engländerin.

Die Anstalt, welche, wie wir oben sagten, unter dem Schutze der zwei evangelischen Kirchen Frankreichs steht, ist von der Munizipalbehörde von Paris geprüft, auf das rühmendste anerkannt und in Folge davon durch beträchtliche Geldmittel aus öffentlichen Fonds unterstützt worden.

Die allgemeine Verwaltung der Gelder wird von zwei Geistlichen jeder Kirche, der Vorsteherin und vier bis sechs Damen geführt, und diese Verwaltung ist einem Aufsichts-Comité von fünf Laien unterworfen.

Die Vorsteherin ist in gewissem Sinne die vollziehende Gewalt, und die Schwestern haben ihr unbedingten Gehorsam zu leisten. Diese werden mit wenigen Ausnahmen in dem Alter von einundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren aufgenommen. Sie müssen dazu, wenn sie nicht Waisen oder seit länger als einem Jahre Witwen oder über dreißig Jahre alt sind, die Einwilligung ihrer Aeltern haben, müssen unter allen Bedingungen frei seyn von Verpflichtungen, welche eine Frau nach Gottes Gebot an ihre Familie binden. Erst werden sie als Novizen aufgenommen, erhalten nach sechs Monaten den Namen Amtsgehülfinnen, den sie mindestens ein Jahr führen. Nach dieser Zeit können sie mit Beschluß des Konziliums Diakonissinnen werden. Alle Schwestern müssen während ihrer Prüfungszeit die besonderen Geschäfte der Wirthschaftsführung und der Krankenpflege üben, Arme besuchen und gewöhnliche Näharbeiten verrichten. All' dieser Dinge müssen die Diakonissinnen kundig seyn; sind sie aber in ihren Stand eingetreten, so dürfen sie die Beschäftigung wählen, für welche sie zumeist Neigung fühlen.

Ueber die Ursachen der Gebirgsbildung. Von Dr. Reyer.

Die Ursachen der Gebirgsbildung sind bekanntlich noch immer ein Gegenstand der Discussion, und wenn auch die Ansichten über die Entstehung der Gebirge sich in den letzten Jahren mehr und mehr einander genähert haben, so ist doch eine Einigung über die Ursachen der Gebirgsbildung noch nicht erfolgt. Es ist dies auch nicht zu verwundern, da wir es hier mit Vorgängen zu thun haben, die sich unserer Beobachtung entziehen, und über die wir nur Vermuthungen aufstellen können. Wir müssen uns daher darauf beschränken, die Ursachen zu suchen, welche die Gebirgsbildung möglich machen, und die Art und Weise, wie sie wirken können.

Die Gebirgsbildung ist eine Folge der Contraction der Erde. Diese Contraction ist eine Folge der Abkühlung. Die Erde ist ursprünglich ein glühender Körper gewesen, der sich allmählich abgekühlt hat. Diese Abkühlung hat zunächst eine Contraction der Kruste zur Folge gehabt, welche sich nicht mehr ausdehnen konnte, als der innere Kern sich noch ausdehnte. Als dann aber auch der innere Kern sich zusammenzog, da konnte die Kruste nicht mehr folgen, sie wurde in Falten gelegt, und diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Wir können uns diesen Vorgang sehr gut durch einen Versuch veranschaulichen. Wir nehmen eine Kugel, die wir mit einer Kruste überziehen, und ziehen diese Kruste durch Erwärmen der Kugel straff an. Kühlen wir nun die Kugel ab, so wird sie sich zusammenziehen, und die Kruste wird in Falten gelegt werden. Diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Wir können uns diesen Vorgang sehr gut durch einen Versuch veranschaulichen. Wir nehmen eine Kugel, die wir mit einer Kruste überziehen, und ziehen diese Kruste durch Erwärmen der Kugel straff an. Kühlen wir nun die Kugel ab, so wird sie sich zusammenziehen, und die Kruste wird in Falten gelegt werden. Diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Fig. 1.

Fig. 1 stellt einen solchen Versuch dar. Die Kugel ist mit einer Kruste überzogen, die durch Erwärmen straff angezogen ist. Kühlen wir nun die Kugel ab, so wird sie sich zusammenziehen, und die Kruste wird in Falten gelegt werden. Diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Wir können uns diesen Vorgang sehr gut durch einen Versuch veranschaulichen. Wir nehmen eine Kugel, die wir mit einer Kruste überziehen, und ziehen diese Kruste durch Erwärmen straff an. Kühlen wir nun die Kugel ab, so wird sie sich zusammenziehen, und die Kruste wird in Falten gelegt werden. Diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Fig. 2.

Fig. 2 stellt einen solchen Versuch dar. Die Kugel ist mit einer Kruste überzogen, die durch Erwärmen straff angezogen ist. Kühlen wir nun die Kugel ab, so wird sie sich zusammenziehen, und die Kruste wird in Falten gelegt werden. Diese Faltung ist die Ursache der Gebirgsbildung.

Lord Ellenborough, Chief Justice of England, [illegible] [illegible] [illegible]

zum Beispiel hat beinahe dreißig Jahre ihren Absatz gefunden, ich selbst habe sie oft und lange Zeit ausgerufen. — „Pegsworth" ist auch ein gutes Geschäft gewesen, dabei habe ich viel Geld verdient. Greenacre ist nicht so gut verkauft worden, wie man es nach dem außerordentlichen Verbrechen, das er begangen hat, hätte glauben sollen; aber freilich kam er zu rasch nach „Pegsworth", und das hat ihn um sein ganzes Ansehen gebracht. Zwei Mordthaten rasch hinter einander, sehen Sie, dabei hat Niemand Vortheil. Nach Greenacre hatten wir Wilson Glafon, einen Bösewicht, wie man ihn selten erlebt, der eine ganze Familie am hellen Tage ermordete; er ging ganz gut, bis Rush kam und ihn verdrängte. Das Geschäft mit Daniel Good war ausgezeichnet; aber es wurde uns durch die Wachsfiguren der Madame Tussaud verdorben. Diese gute Frau ging nämlich nach Rochampton und gab 2 Pfd. Sterl. für das Mord-Instrument, womit Good seinen Herrn tödtete. Seitdem nun die Aristokratie in dem Schreckenskabinet der Madame Tussaud die wahren Werkzeuge des Verbrechens für Geld sehen konnte, verloren die Leute die Lust, uns unsere getreue Darstellung der schrecklichen Mordthat abzukaufen. Man hatte viel von Hocker erwartet; aber er ging nicht. Courvoisier hat bessere Geschäfte gemacht; es ist viel davon verkauft worden. Dies war aber nichts im Vergleich zu Blakesley; ich habe sechs Wochen davon gelebt. Die Frau des Verbrechers hat die Schänke „zum Kopf des Königs"; sie ließ am Tage der Hinrichtung ihres Mannes ihren Verkauf ruhig fortgehen. Es war daselbst wie ein Jahrmarkt. Ich bin auch hingegangen und habe vor der Thür eine Masse Blätter verkauft. Ich war der Meinung, daß, wenn sie an diesem Tage ihr Bier ausschenkte, ich wohl auch in der Nähe meinen Handel treiben könnte, ohne mir Gewissensbisse machen zu dürfen."

Dieser Industriezweig ist großen Zufällen unterworfen; man kann jedoch annehmen, daß er wöchentlich einen Verdienst von 8 bis 10 Shill. abwirft.

Der Handel mit Theaterzetteln wird von Männern, Frauen und Kindern betrieben, die im Ganzen das elendste Leben dadurch fristen. Auf dem rechten Ufer der Themse allein giebt es wenigstens vierhundert Individuen, welche dieses traurige Gewerbe haben. Im Durchschnitt verdienen sie ungefähr 3 Shill. wöchentlich. Wenn sie ihre Waare auf dem Halse behalten, so ist ihr Verlust groß; sie können dann die Zettel nur als Makulatur verkaufen und erhalten für das Pfund 2 Pence. Weihnachten, Ostern und Pfingsten sind für sie die besten Zeiten. Eine lahme und alte Frau von 68 Jahren, welche seit mehr als zwölf Jahren vor den Thüren der Theater Zettel verkauft, hat mir folgende Aufschlüsse gegeben.

Sie verkaufte anfangs Zettel vor der Thür des Astley-Theaters und verdiente hier gegen 4 Shill. wöchentlich. Nachdem das alte Amphitheater abgebrannt war, ging sie nach dem Victoria-Theater, stand sich aber hier schlechter, obgleich der Handel mit Theaterzetteln an diesem Orte ein sehr beträchtlicher ist; es waren der Händler zu viele. Gegenwärtig verdient sie kaum 2 Shill. die Woche. Das Personal, welches Zettel beim Victoria-Theater verkauft, besteht aus 2 alten Frauen, 2 jungen Leuten und 5 oder 6 Kindern. — Alle, die dieses Gewerbe betreiben, haben kein anderes, so viel ich mich davon überzeugen konnte. Sie bekümmern sich wenig um den Inhalt des Zettels, den sie verkaufen; nicht ein Einziger von denjenigen, mit welchen ich gesprochen habe, kannte die Namen der Schauspieler oder der Verfasser der Stücke: — sie konnten alle nicht lesen.

Die Händler mit Hasenfellen sind Leute, welche die Felle der Hasen und Kaninchen von den Domestiken der Reichen oder von den Frauen der begütertern Handwerker kaufen. In der letztern Klasse werden, wie man mir versichert hat, heutzutage weit mehr Kaninchen, als früher, gegessen, die man gewöhnlich ohne Zell beim Wildprethändler kauft. Ich habe eine alte Frau kennen gelernt, die seit funfzig Jahren mit Hasenfellen handelt und von Jugend auf durch ihre Aeltern zu diesem Geschäfte angehalten worden ist. Ihr Mann, der sein Alter nicht weiß und versichert, daß er nur ein wenig älter, als seine Frau sey, verkauft seit langer Zeit in den Straßen Lohkuchen. Er war ehemals Vogelsteller und verkaufte auf den Märkten die gefangenen Vögel. Beide sind seit 31 Jahren verheiratet und bewohnen eine kleine Dachstube in einem Hause in Drury-Lane. Es ist nicht gerade unreinlich bei ihnen, doch wird von der Menge von Vögeln, die in Käfigen lustig auf- und niederspringen, gerade nicht der angenehmste Geruch verbreitet. „Ich habe mein ganzes Leben lang Hasenfelle verkauft", sagte zu mir die Frau. „Im Winter bin ich den ganzen Tag außer dem Hause, mag das Wetter seyn, wie es wolle, und suche nach Waare umher. Heute habe ich keinen Penny verdient, der Regen ist aber auch zu stark gewesen. Ein schönes Hasenfell bezahle ich mit 2 Pence und verkaufe es gewöhnlich für 2½ Pence wieder. Ich weiß nicht genau zu sagen, wie viel ich wöchentlich dabei verdiene, aber wenn ich des Tages 18 gute Felle kaufe, so habe ich vortreffliche Geschäfte gemacht. Im Sommer verkaufe ich Blumen, und das ist weit einträglicher. Wenn die Blumen vorbei sind, arbeite ich während der Aerndte auf dem Felde; aber das dauert nicht lange, und dann muß ich die Kosten der Hin- und Rückreise tragen. Gott sey dank, ich habe keine Kinder; ich habe nur einen Neffen, und dem geht es auch nicht besser, als uns."

Die Blumenverkäufer sind nicht sehr zahlreich und bestehen größtentheils aus jungen Mädchen von 14—20 Jahren. Theils sind es arme Waisen, theils Kinder blutarmer Aeltern. Die günstigste Zeit für den Blumenverkauf ist natürlich der Frühling und der Sommer. In dieser Zeit kommen die Händler schon früh des Morgens auf den Markt von Covent-Garden, um ihre Einkäufe zu machen. Die Blumen werden nur an Vorübergehende verkauft, ein Verkauf in den Häusern findet selten statt. Die günstigsten Oerter für den Verkauf sind die großen Straßen der reichen Stadtviertel, z. B. Regent-Street, Piccadilly, Pall-Mall u. s. w. Die besten Tage sind Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, d. h. die Markttage. In der Regenzeit ist fast gar kein Geschäft. Im Winter verkaufen die Blumenhändler größtentheils andere Artikel, z. B. Aepfel, Orangen, Band, Bleistifte u. s. w.; ihr Verdienst scheint für den Sommer 5 und für die Winterzeit 2 Shill. 6 Pence wöchentlich zu seyn.

Die Blumenhändler leben fast alle in der größten Unsittlichkeit, und nach dem zu urtheilen, was ich erfahren konnte, muß ich glauben, daß der Blumenhandel meistentheils nur der sehr durchsichtige Deckmantel für einen ganz anderen Handel ist.

Die mudlarks, Schlamm- oder Schmutz-Lerchen, sind Knaben, welche zur Ebbezeit die Ufer der Themse durchwühlen, um Kohlen- oder Eisenstücke, Tauenden, Knochen, eiserne oder kupferne Nägel, die zuweilen von den zur Ausbesserung am Ufer sich befindenden Schiffen herabfallen, zu sammeln. Sie sind bisweilen schon sehr früh, mitunter aber nur Nachmittags bei der Arbeit, je nachdem die Ebbe eintritt. Sie arbeiten gewöhnlich sieben bis acht Stunden täglich. Mein Gewährsmann, ein aufgeweckter Junge, erzählte mir, daß er nur deshalb sich auf dieses Gewerbe gelegt habe, weil er zu schlecht gekleidet sey, um etwas Anderes zu unternehmen. In der That, fast alle diese „Lerchen" sind vaterlos, und ihre Mütter sind zu arm, als daß sie ihnen auch nur einige Kleider anschaffen könnten. Der mudlark, von welchem ich spreche, arbeitet alle Tage mit zwanzig oder dreißig eben so armer Jungen, wie er ist; man kann sie mit aufgestreiften Hosen bis an die Kniee im Wasser waten sehen, wie auch die Jahreszeit seyn mag, und sie können von Glück sagen, wenn sie sich nicht an einem Glasscherben oder Nagel verwunden. Die gesammelten Kohlenstückchen werden an die Armen der Nachbarschaft verkauft, ungefähr vierzehn Pfund für einen Penny. Für fünf Pfund alten Eisens giebt es einen Penny, für drei Pfund Knochen einen Penny, für das Pfund Tauenden, wenn sie naß sind, einen halben, wenn sie aber trocken sind, einen Penny. Am besten werden die kupfernen Nägel bezahlt, der mudlark bekömmt für das Pfund vier Pence; sie werden aber nicht so häufig gefunden, denn man gestattet es den Jungen nicht, den in der Ausbesserung begriffenen Fahrzeugen zu nahe zu kommen. Erst nach Abfahrt der Schiffe kann der mudlark hoffen, einige kupferne Nägel an dem Arbeitsorte zu finden. Zuweilen finden die „Schlammlerchen" auch Handwerkszeug, als: Sägen, Hämmer, Beile u. dgl. Diese Sachen vertauschen sie an die Seeleute gegen Schiffszwieback und Fleisch, oder sie verkaufen dieselben bei dem Eisenkrämer. Je nach den Zufällen des Tages verdienen sie drittehalb bis acht Pence; im Durchschnitt jedoch verdienen sie nicht mehr, als drei Pence täglich. Wenn sie mit ihrer Arbeit im Wasser fertig sind, so bringen sie ihre Toilette, so gut als möglich, in Ordnung, verkaufen dann die gefundenen Sachen und verrichten nebenbei allerlei kleine Dienste, sie halten entweder Pferde, öffnen Kutschenschläge oder besorgen Aufträge, die man ihnen giebt. Abends gehen fast alle in die sogenannte „Lumpenschule". Der Junge, für den ich mich interessire, ernährt mit seiner Schwester eine kranke Mutter; das kleine Mädchen verkauft Fische. Der arme kleine Teufel ist fünf Shill. Miethe schuldig; er hat einen Rock und ein Paar Schuhe für eine Summe von vier Shill. beim Pfandleiher versetzt, und er meint, daß, wenn er diese Kleidungsstücke hätte, er eine einträglichere Beschäftigung finden könnte.

Mannigfaltiges.

— Die Parlamentsgebäude. Die während der letzten Session eingestellten Arbeiten an den neuen Parlamentsgebäuden sind jetzt wieder aufgenommen worden und werden mit Thätigkeit fortgesetzt. Im Oberhause sind die Künstler mit den noch unvollendeten historischen Malereien beschäftigt. In dem Sitzungssaal des Unterhauses nimmt man die nöthig befundenen akustischen Verbesserungen vor. Die St. Stephanspforte oder der Eingang zum Unterhause ist ganz fertig; man gelangt zu ihr auf einer großartigen Treppe, die sich in ihrer ganzen Breite funfzig Fuß in das Innere der Westminster-Halle hineinzieht. Die Restauration des prächtigen Daches und des inneren Theils der Halle ist schon begonnen, die Piedestale und Statuen des „königlichen Einganges" im Victoria-Thurm sind vollendet, und man glaubt, daß, sobald die Königin das Parlament wieder in Person eröffnet, sie sich durch diesen Eingang dahin verfügen wird.

— Ein Denkmal für Columbus. Endlich denkt man daran, dem berühmten Genueser ein Denkmal in dem Lande zu errichten, für welches er „eine neue Welt fand." Den ersten Anstoß dazu haben zwei Männer gegeben, die in Spanien als Literaten und als freisinnige Politiker gleich vortheilhaft bekannt sind: wir meinen die Herren Martinez de la Rosa und Salvador Bermudez. Die von ihnen in Vorschlag gebrachte Subscription findet bei allen Klassen die lebhafteste Theilnahme. Das Monument wird von kolossaler Größe seyn, und man hat eine äußerst passende Lokalität dafür ausgewählt, nämlich eine Anhöhe bei Palos de Muguer, dem Kloster St. Anna gegenüber, von wo aus Columbus seine erste Entdeckungsreise antrat. Dem vorläufigen Plane zufolge soll es aus einer zwanzig Fuß hohen Statue bestehen, von Gruppen umgeben, die ein Piedestal von vierzig Fuß im Umfange bilden, und bei der Ausführung sollen auch ausländische Künstler konkurriren dürfen. Die Kosten werden auf etwa 150,000 Thaler angeschlagen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 53, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 31. Oktober 1850.

England.

Die Einheit des Menschengeschlechtes.*)

Das menschliche Geschlecht macht keine Ausnahme rücksichtlich der allgemeinen Mannigfaltigkeit der Natur, denn der Mensch besitzt, je nach seinem Wohnort, verschiedenartige geistige und körperliche Eigenschaften. Die äußersten Stufen moralischer Vollkommenheit und thierischer Erniedrigung finden sich bei dem Europäer und dem Buschmann; der Araber ist der vollendete Typus der physischen Form, während der Australier jeder Schönheit entbehrt. In Bezug auf die Farbe theilt sich die menschliche Familie in Schwarze, Rothe, Gelbe und Weiße, mit ihren verschiedenen Mittelabstufungen. Mit all' diesen und den hieraus entspringenden anderen Verhältnissen und Bestimmungen hat es bekanntlich die Ethnologie zu thun. Sie ist eine der umfassendsten Wissenschaften und nimmt gleichzeitig die Forschungen des Anatomen, des Geschichtschreibers, des Reisenden und des Philologen in Anspruch. Bei einer so ungeheuer ausgedehnten Wissenschaft ist man genöthigt, einen einzigen Punkt auszuwählen; wir werden dieselbe hier vorzugsweise in ihrer Beziehung zur Theologie betrachten, uns jedoch dabei nur auf die allgemeinen Resultate beschränken.

Die Einheit und die Urgeschichte des Menschengeschlechtes gehören zu den unmittelbaren und wesentlichen Gegenständen der ethnographischen Forschungen. Es handelt sich darum, zu untersuchen, ob ihre Ergebnisse mit den Erzählungen der heiligen Schrift übereinstimmen oder nicht.

Die erste Frage, welche der Entscheidung anheimfällt, ist die: gehören die verschiedenfarbigen Menschen, welche die Erde bevölkern, zu einer einzigen und einer und derselben Gattung? Aus der ungeheuren Verschiedenheit der Körperbildung und des Teints, die man unter den Völkern bemerkt, hat eine oberflächliche Beobachtung auf eine Verschiedenheit des Ursprunges geschlossen; man sah diese Verschiedenheiten als permanent an und folgerte hieraus die ursprüngliche Getrenntheit der Racen. Wir jedoch, wir leugnen das feste und stets gleiche Verhalten der physischen Charaktere und demgemäß auch die Pluralität der Stämme.

Daß die organischen Eigenthümlichkeiten der Menschen von den äußern Umständen abhängen und deshalb veränderlich sind, läßt sich leicht beweisen. Man hat gewöhnlich drei Theile des Körpers als Vergleichungspunkte hervorgehoben: den Schädel, das Haar und die Haut, und mit Recht, denn die Grundverschiedenheiten sind in diesen Theilen besonders stark angedeutet. Dr. Prichard hat alle Verschiedenheiten des menschlichen Schädels unter drei Hauptgattungen gebracht: die ovalen, die pyramidalen und prognathen Schädel. Der ovale Typus hat stets die civilisirten Völker charakterisirt. Der belvederische Apollo und die griechischen Statuen, die Köpfe der siegreichen Römer und der gefangenen Juden auf dem Triumphbogen des Titus weisen diese Form auf; die Bewohner der Städte und die seßhaften Bebauer des Bodens haben größtentheils dieselbe Bildung. Die beste Art, diese elliptische Gestaltung zu erkennen und darzuthun, ist die, daß man den Schädel in seiner vertikalen Ausdehnung von oben herab betrachtet; sie rührt von dem Mangel des Vorspringens der Kinnladen und der Jochbeinbogen her. Der pyramidale Schädel, bei den Menschen mit breitem, rhombenförmigem Gesicht, kömmt von dem seitwärtsgehenden Vorsprung der Jochbeinbogen, der Art, daß zwei Linien von unten nach oben, welche über die Jochbeine und über die Schläfe laufen, mit der Basis ein Dreieck bilden. Es ist dies der Typus der Nomadenvölker; man findet ihn bei den Wanderstämmen des östlichen Asiens, Amerika's und des malayisch-polynesischen Inselmeeres. Der prognathe Typus ist der des Negerschädels; er entsteht, wie es auch schon der Name andeutet, aus der Verlängerung des Backenknochens und der unteren Kinnlade, wodurch er sich sehr dem des Affen nähert; die Stirn tritt zurück, während sich der Hinterkopf vergrößert. Diese Form herrscht bei den afrikanischen Stämmen.

Diese craniologische Eintheilung entspricht größtentheils der geographischen Eintheilung Cuvier's. Er hat die Meinung sanctionirt, daß die verschiedenen Menschenstämme aus drei Gebirgsketten hervorgingen. Es sind dies der Kaukasus in Europa, der Altai in Hochasien und der Atlas in Afrika; eine chimärische Idee, welche von der reinen Speculation und von der Mythologie ins Leben gerufen wurde. Die Tradition dagegen, welche die Wiege des Menschen in ein durch Flüsse bewässertes Thalland versetzt, beruht auf einer weit höheren Autorität. Alle irgend berühmten Völkerschaften bewohnten die Ufer oder die Mündung von Flüssen. Auf großen Ebenen oder in Thälern und nicht auf Bergabhängen haben die ersten Menschen gewohnt; als der semitische Stamm das Hirtenleben aufgab, bewohnte er die prachtvollen Städte Ninive und Babylon, welche eben in der Nähe großer Ströme erbaut waren. Die Nachkommen Ham's, die sich am Nil niederließen, gründeten die hieroglyphische Literatur Aegyptens; und in gleicher Weise verbreitete sich in fruchtbaren Ebenen durch Japhet's Nachkommenschaft das vollkommenere Communicationsmittel, welches dereinst die Muttersprache Europa's werden sollte.

Wir wollen uns jedoch unter fortwährender Abweisung der irrthümlichen Ansichten, aus denen diese Eintheilung entstanden ist, der Bequemlichkeit halber der Namen Kaukasier, Mongolen und Aethiopier bedienen, um die verschiedenen Racen zu bezeichnen, die man als vom Kaukasus, vom Altai und vom Atlas entsprungen annimmt. Wir betrachten also die beiden Eintheilungen, die geographische und craniologische, als vollkommen und genau mit einander korrespondirend und gleichlaufend, und wir werden ohne Unterschied bald von der kaukasischen Race, bald von der mit ovalem Schädel — bald von der mongolischen, bald von der mit pyramidalem Schädel u. s. w. sprechen. Uebrigens haben diese Unterscheidungen nichts Schroffes und Bestimmtes; denn man findet in der That oft bei einem und demselben Stamme verschiedene Schädeltypen und ihre mannigfachen Mittelstufen. So z. B. sind unter der kaukasischen Race, wiewohl ihr im Allgemeinen der ovale Schädel angehört, auch die pyramidalen und die diesem sich nähernden Schädel nicht allzu selten. Aehnlich verhält es sich bei den Mongolen und Aethiopiern. Die eingebornen Amerikaner (Mongolen von Ursprung) haben keine bestimmt charakteristische Schädelbildung, obgleich die pyramidale bei ihnen vorzuherrschen scheint. Im malayischen Archipelagus und in Polynesien ist der pyramidale und prognathe Typus fast gleich vertheilt, hier und da mit einer bestimmten Hinneigung zur elliptischen Form; und doch gehören die Einwohner jener Gegenden zum mongolischen Stamm. Afrika hat prognathe Schädel im Westen, pyramidale im Süden und einige dem Oval sich nähernde Bildungen im Norden und im Osten; und doch herrscht hier fast durchgehends die äthiopische Race. Die Schädelbildung ist so mannigfach und wandelbar, daß die Hypothese von drei oder auch gar von dreißig Urstämmen sie nicht zu erschöpfen, nicht alle ihre Verschiedenheiten zu umfassen vermöchte. Wenn diese fast unzähligen Formarten das unwandelbare Erbtheil der Urzeiten sind, dann müßten wir viele Hunderte von Urälternpaaren annehmen.

Eine solche Voraussetzung ist nicht nur absurd, sondern auch handgreiflich unhaltbar; denn die äußeren Umstände können den Schädel sehr modifiziren und demgemäß die Mannigfaltigkeit der Form erklären. Gleicherweise setzt diese Betrachtung sowohl die Fortdauer eines besonderen Typus, als auch die stufenweisen Uebergänge von einem Typus zum anderen hinlänglich ins Licht. So z. B. unterscheiden sich die Türken Europa's und des westlichen Asiens ganz beträchtlich von denen des östlichen Asiens; denn sie haben den ovalen Schädel, und die anderen, meistens Nomaden, den pyramidalen. Nun ist es durch ihren gemeinsamen Charakter und durch ihre Geschichte, die sie aus dem Norden Asiens kommen läßt, bewiesen, daß sie einer und derselben Nation angehören. Sie waren ursprünglich Mongolen und hatten den pyramidalen Schädel. Was also hat die abendländischen Türken der Art umgestaltet? Nicht die Vermischung mit den Georgiern und Circassiern, die sie besiegt hatten; denn nur sehr wenige Weiber dieses Stammes konnten in ihre Serails eingeführt werden, und die Feindschaft des Kreuzes und des Halbmondes war ein unüberwindliches Ehehinderniß. Die Veränderung kann daher nur dem Einflusse des Ueberhandnehmens jener Bedingungen und Umstände zugeschrieben werden, die man unter dem allgemeinen Ausdruck Civilisation zusammenfaßt.

Der ungarische Adel wird als ein sehr schöner Menschenschlag, der den ovalen Schädel hat, hervorgehoben. Welches Ursprunges aber ist er? Vor zehn Jahrhunderten bewohnten die Magyaren, ihre Vorfahren, ein Zweig der mongolischen Familie, das große Ungarn in der Nachbarschaft des Uralgebirges. Durch die siegreichen Türken nach Westen und Süden gedrängt, besiegten sie die Slawen und ließen sich in den fruchtbaren Ebenen der Donau nieder. Die Vermischung der Stämme kann die Veränderung, die sie erlitten, nicht weiter erklären; denn die noch heute zwischen den Magyaren und Slawen bestehende Feindseligkeit hemmte jede Annäherung. Die Civilisation allein ist die Ursache dieser Veränderung.

Der Neger- oder prognathe Typus, den man sich am permanentesten und demgemäß der Lehre von der Veränderlichkeit am meisten widersprechend denkt, ist im Gegentheil eine Bestätigung unsers Satzes. Im mittleren und östlichen Afrika hat der Mohammedanismus den Typus des Schädels höher entwickelt, während die Hottentotten des Südens ganz erstaunlich den Nord-

*) Nach der British Quarterly Review.

Asiaten gleichen, und zwar in Folge der Aehnlichkeit ihrer physischen Verhältnisse. Es sind dies Beispiele, nicht nur von der Veränderung, sondern auch vom Uebergange eines niederen Typus in einen höheren.

Noch bezeichnender ist das Zurücksinken eines höheren Typus in einen niederen, weil es gewöhnlich plötzlicher und schroffer ist. Einige Indianer in Amerika sind die entarteten Nachkommen der civilisirten Peruaner und Mexikaner (Siehe: „Crania americana", von Morton). Der Dr. Martins schließt, „daß die Eingebornen der neuen Welt sich nicht in einem Zustande ursprünglicher Barbarei befinden, sondern daß sie die letzten Ueberbleibsel eines alten sehr civilisirten Volkes sind." Neuere Untersuchungen haben diese Ansicht bestätigt. Die Reste von Architektur und Skulptur, welche sich in Mexiko, Yucatan, Chiapa u. s. w. vorfinden, und namentlich die heute in Amerika noch vorhandene Sprache sind deutliche Beweise einer alten geistigen und sittlichen Kultur und einer ehemals höheren gesellschaftlichen Entwickelung. Auch die Schädel der gegenwärtigen Einwohner zeigen, im Vergleich mit denen ihrer Vorfahren, die man noch in den Gräbern entdeckt, die Veränderung aus einem höheren Typus. Außerdem waren die Länder der Malayen, ferner Australien und Polynesien von mongolischen Auswanderern bewohnt; aber alle diese Stämme haben die Form des pyramidalen Schädels so vollständig verloren und ihre Schädel sind der Art in prognathe entartet, daß der Dr. Prichard ihnen, von ihrer Aehnlichkeit mit den westlichen Afrikanern betroffen, den Namen „Pelagische Neger" gab. Ein näheres Beispiel der Degeneration ist folgendes: Man liest in dem Dublin University Magazine (Nr. XLVIII.), daß die Einwohner einiger Distrikte von Leitrim, Sligo und Mayo höchstens fünf Fuß und zwei Zoll (irländischen Maßes) groß sind, einen dicken Bauch und verrenkte Beine haben und wahren Mißgeburten gleichen; besonders merkwürdig sind sie wegen der Verlängerung und Breite ihres Mundes, indem ihre Zähne und das Zahnfleisch vorstehen und unbedeckt sind, ihre Backenknochen heraustreten und ihre Nase eingedrückt ist: die Barbarei ist ihnen aufs Gesicht geschrieben. Nun aber sind diese Leute die Nachkommen der eingebornen Irländer, welche vor zweihundert Jahren aus Armagh und dem Süden der Grafschaft Down von den Engländern verjagt wurden. In diesem kurzen Zeitabschnitte haben sie aus bekannten Ursachen den prognathen Typus angenommen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Auswurf der Bevölkerung unserer großen Städte. Das Elend und die Unwissenheit mit ihrem Gefolge, dem Laster und Verbrechen, haben, indem sie diese Parias der Gesellschaft moralisch herabwürdigten, ihre Spuren von Geschlecht zu Geschlecht immer deutlicher den Stirnen der Unglücklichen eingeprägt. Daß Letztere jedoch und andere ihnen analoge Naturen sich auf der Leiter der Humanität moralisch und physisch erheben können, darüber hegen wir nicht den mindesten Zweifel. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die protestantischen Diakonissinnen in Paris.

(Schluß.)

Außer der Diakonissinnen-Anstalt zu Paris besitzt Frankreich noch eine zu Straßburg, welche im Oktober 1842 errichtet wurde. Diese bestand in gewissem Sinne schon seit 1837, wo ihre Mitglieder sich der Armenkrankenpflege widmeten, ohne deshalb ihren Familien und dem geselligen Leben zu entsagen; 1845 gehörten dazu fünfundzwanzig Schwestern, eine Superiorin und drei Vorsteherinnen, deren jede eine Abtheilung leitete; acht dienende Schwestern, zwei Gehülfinnen und zehn Novizen, welche nur beim Unterricht und der physischen Pflege beschäftigt werden. Im Ganzen hat die Einrichtung dieser Anstalt einen weltlicheren Charakter, als die zu Paris.

Auch in der Schweiz giebt es mehrere solcher Verbindungen. Eine zu Echallens im Waadtlande, eine zu Boudry in Neufchatel und noch einige andere. Die zu Echallens, welche erst kürzlich der von Straßburg nachgebildet wurde, ist die kleinste und beschränkt sich auf Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Alles aber, was wir von ihr wissen, zeugt von einem absonderlichen Geist schlichten, lebendigen, redlichen Glaubens, einem Geiste aufgeklärter Mildthätigkeit.

Diese Anstalt wird von sechzehn Schwestern bedient, welchen der Stifter folgende Pflichten auferlegt. 1) Sorge für Kranke in ihren eigenen Wohnungen, eine Bestimmung, deren Wichtigkeit sich besonders bei Epidemieen kundgiebt. Die Anstalt kann in solchen Zeiten den Anforderungen von außen her nicht genügen; und obwohl der Direktor die Kranken lieber innerhalb derselben aufnimmt, ist doch eine der sechs für diese Abtheilung bestimmten Schwestern stets bereit, dem Rufe derer zu folgen, welche nach ihr begehren. 2) Die Sorge für Kranke, welche in den seit einigen Jahren in der Schweiz so häufigen milden Privatstiftungen oder auf Kosten solcher Stiftungen verpflegt werden. Fünf solcher Stiftungen und eine sechste zu Lyon für protestantische Kranke beschäftigen sieben Diakonissinnen. 3) Den drei jüngsten Schwestern sind die öffentlichen Hospitäler übertragen. Ein Bericht über Echallens sagt, eine doppelte und dreifache Zahl Diakonissinnen würde Beschäftigung finden, und obwohl in einer gemischten Gemeinde und nahe bei einem Kantonsspital gelegen, vermöge doch die Anstalt nicht allen an sie gestellten Bitten um Aufnahme zu genügen. Die Statuten sind denen von Straßburg und Paris gleich. Vorsteher sind ein würdiger Geistlicher, Herr Germond, und dessen fromme Frau. Die Tageseintheilung ist sehr einfach. Im Sommer stehen die Schwestern um fünf, im Winter um sechs Uhr auf. Haben sie ihre Privatandacht verrichtet, so versorgen sie die Kranken und ordnen ihre Zimmer. Ist hierauf das Frühstück genossen, so versammelt man sich zu gemeinsamem Gebet. Wirthschaftliche Besorgungen, Handarbeiten, geistige und leibliche Stärkung der Leidenden wechseln den Tag über bis Abends 9 Uhr, wo man sich schlafen legt. Es ist ein höchst seltner Fall, daß die Verpflegten sich nicht dankbar zeigen für die Sorgfalt, deren sie genießen; sie streben hülfreich zu seyn, sobald ihre Genesung beginnt, und ausgeschieden, unterhalten sie schriftlichen und persönlichen Verkehr mit den Schwestern.

Die älteste und bedeutendste Diakonissinnen-Anstalt ist die zu Kaiserswerth am Rhein, die der ehrwürdige Fliedner 1833 stiftete. Sie war anfangs, gleich der zu Paris, nur eine Zufluchtsstätte für reuige Frauen und gelangte erst später zu ihrer jetzigen Wirksamkeit und Ausdehnung. Sie zählt hundertundeine Schwester, siebenundsechzig Diakonissinnen und vierundvierzig Novizen, welche in den öffentlichen Stiftungen, in den Gemeindedistrikten, in Privathäusern und in den verschiedenen Abtheilungen des Mutterhauses Dienst thun. Der ersteren sind fünfundvierzig, welche in den Spitälern und Waisenhäusern in Berlin, Elberfeld, Frankfurt a. M., Dresden und anderen Orten thätig sind. Gemeinde-Diakonissinnen hatte die Anstalt im Jahre 1848 nur sechs zu Kleve, Neuwied und Unterbarmen. Zunächst bis zwanzig thaten Dienst in Privatwohnungen. Die übrigen, etwa ein Drittel der ganzen Zahl, beschäftigten unablässig das Waisenhaus, die Normalschule und das Mutterhaus zu Kaiserswerth. Der Sorge dieser Schwestern ist die Errichtung einer neuen Diakonissinnen-Anstalt in Berlin übertragen.*)

*) Die Diakonissinnen-Anstalt Bethanien, deren der obige, einem französischen Journal entnommene Bericht hier erwähnt, besteht seit nunmehr drei Jahren. Se. Majestät der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., fühlte sich durch die zu Kaiserswerth errichtete Anstalt zur Anbildung von Krankenwärterinnen bewogen, ein solches Institut auch für Berlin ins Leben zu rufen, und wollte ihm die möglichste Ausdehnung geben, damit zugleich dem Bedürfniß verwahrter Krankenhäuser abgeholfen werde. Er ließ zu diesem Zweck verschiedene Grundstücke, 67 Morgen 43 Ruthen groß, für 113,740 Thlr. auf dem Köpnicker Felde ankaufen, mit der Bestimmung, daß man dort das Krankenhaus sammt Kirche und sonstigen nöthigen Baulichkeiten aufführe und die dazu gehörigen Gärten einrichte.

Der von dem Könige genehmigte Bauplan war auf 461,000 Thlr. veranschlagt, betrug jedoch nachmals 490,000 Thlr., von denen 440,000 auf die Bauten verwendet und 50,000 für das Inventarium bestimmt wurden; von letzterer Summe sind jedoch erst 14,000 verausgabt. Die Schenkungsurkunde Sr. Majestät wurde mit anderen auf den Bau bezüglichen Dingen am 22. Juli 1843 feierlich in den Grundstein niedergelegt, welcher sich unter dem Mittelpfeiler der Chornische vor dem Altar befindet. Das ganze Werk, die Herbeischaffung der nöthigen Ausstattungsstücke mitgerechnet, wurde so gefördert, daß die Anstalt schon am 10. Oktober 1847 in Gegenwart Sr. Majestät eingeweiht und der Oberin des Hauses, Fräulein Marianne v. Ranzau, übergeben werden konnte.

Dem Plane gemäß, sollten 350 Kranke in der Anstalt Platz finden. Für den Unterhalt von hundert machte sich der König anheischig, 10,500 Thlr. jährlich aus Staatsfonds zu zahlen, in der Erwartung, daß die städtischen Behörden und auch Privatpersonen allmälig mehr Betten stiften würden. Einer solchen Erweiterung waren die seit Eröffnung der Anstalt eingetretenen Zeitereignisse nicht günstig, auch kann ein so großartiges Unternehmen nur langsam wachsen, da es sich gleichmäßig im Innern aus sich selbst entwickeln und von außen durch verschiedenartige Mittel und Quellen gefördert werden muß. Es blieb somit die ersten Jahre bei der anfänglichen Zahl von hundert Betten. Jetzt wird ein neuer Saal eingerichtet, und sieht zu erwarten, daß dies im Laufe der Zeit bei noch mehreren geschehen werde.

Ein Bericht über die Entstehung der Anstalt und die dort geltenden Gesetze, mit einer genauen Schilderung der durch funfzehn Tafeln erläuterten Baulichkeiten, ist jüngst bei Karl Reimarus (Gropiussche Kunst- und Buchhandlung) in Berlin erschienen. Wir können indessen nicht umhin, hier einige Worte über das in seltener Schönheit und Zweckmäßigkeit aufgeführte Gebäude zu sagen.

Die im Mittelraum befindliche Kirche und Halle und die dort angebrachten Treppen und Thüre trennen das Gebäude in zwei Hälften, von denen die eine den männlichen, die andere den weiblichen Kranken angewiesen ist. Die hohen, geräumigen, zur Verpflegung der Kranken bestimmten Zimmer und Säle, vierzig an der Zahl, sammt den dazu gehörigen Wärmeküchen, sind in den beiden oberen Geschossen. Nur die Kinder, die im Winter eben dort ihre Räume haben, sind im Sommer wegen der Nähe des Gartens im Erdgeschoß. In diesem Erdgeschoß ist die Wohnung der Oberin, ist die Apotheke mit dazu gehörigem Laboratorium und andere Räumlichkeiten, sind die Wohnungen des Apothekers, der Verwalter, Waschmeister, Hausknechte und Mägde und die Büreaus der Kassenbeamten. Im Kellergeschoß ist die Küche sammt den verschiedenen Vorrathskammern und die Waschküche mit Wasch- und Bügelräumen. — Die für den Verkehr nothwendigen, durch große Fenster hell erleuchteten, zehn bis elf Fuß breiten, gewölbten Korridore laufen durch alle Etagen des Gebäudes an den Zimmern und Sälen hin, sind so schön, wie zweckdienlich zur Erhaltung reiner Luft, und werden im Winter durch Dampfröhren erwärmt. Auch zu den vielen in der Küche befindlichen, glänzend blanken Gefäßen und Kesseln sind Dampfröhren geleitet, indem die Speisen, welche man dort kocht, durch mittelbaren Dampf gar gemacht werden. Eine eigene, zu der Anstalt gehörige Dampfmaschine, welche diese Röhren speist, dient zugleich, das für Wäsche, Bäder und sonstige Zwecke nöthige Wasser zu liefern.

Die Umsicht, welche sich hier bei den großen, einem guten Krankenhause nothwendigen und heilsamen Einrichtungen kundgiebt, erstreckt sich bis auf die geringsten Einzelheiten, so daß man das überaus reinliche, freundliche und dabei großartige Gebäude mit dem Gefühl durchschreitet, hier sey mit verständiger, klarer Kenntniß, mit ausdauernder, mitleidsvoller Sorgfalt und mit einer Freigebigkeit, welche nur die Sache im Auge hatte, den Leidenden und Kranken ein Unterkommen bereitet, welches allen Anforderungen, die an eine solche Anstalt gemacht werden können, nicht nur entspricht, sondern sie weit übertrifft.

Zwei Gebäude zu Seiten des großen Hauptgebäudes sind jedes zu Wohnungen für drei Familien eingerichtet; das eine ist für den Arzt und die Hülfsärzte, das andere für den Prediger, den Küster und Verwalter der Anstalt bestimmt.

Zu jeder dieser Wohnungen gehört ein Garten, die sich an die Grundstücke der Anstalt, Wiesen, Bleichplatz und Gärten, anschließen, welche, jetzt zum Theil noch in der Anlage begriffen, erst mit der Zeit allen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen können. Eiskeller und die erforderlichen Wirthschaftsgebäude fehlen nicht.

Die Anstalt steht unter dem Protectorat des Königs. Die Oberaufsichtsrechte des Staates versieht der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Die nächste Aufsicht führt, unter königlichem Protectorat, das Kuratorium. Dieses besteht, außer dem Vorsitzenden, aus fünf männlichen und drei weiblichen Gliedern, welche periodisch erneut werden, und aus den feststehenden, der Oberin, so wie dem Prediger der Anstalt und dem Pastor Fliedner in Kaiserswerth.

Die Probeschwestern haben freien Unterhalt und nur für ihre Kleidung zu sorgen, die ihnen, wenn sie länger als ein Jahr lernen, nach Bedürfniß auch frei geliefert wird. Die übrigen Bedingungen der Aufnahme für sie, so wie die späteren für die Diakonissinnen, und die Pflichten, deren Erfüllung von beiden gefordert wird, sind denen in den oben von uns angeführten Anstalten so ähnlich, daß nicht nöthig, hier etwas Näheres über diesen Gegenstand zu sagen; um so mehr, als die anfangs gegebenen Statuten fortwährende Aenderungen ausdrücklich gestatten und, wie wir hören, bei der noch im Wachsen und in ihrer innern Entwickelung begriffenen Anstalt auch fordern.

Eine neue, bedeutsame Thätigkeit der deutschen Diakonissinnen ist die seelsorgende. Sie ist eine Rückkehr zu der Thätigkeit der ersten christlichen Diakonissinnen. Die Gemeindeschwestern müssen die Armen und Kranken in ihren Häusern besuchen, ihnen so viel als möglich Arbeit und Kleidung verschaffen, selbst für sie arbeiten, den armen Kindern, einzeln oder zu Schulen vereint, Näh- und Strickunterricht geben und über ihr Wirken den Geistlichen des Ortes, so wie der Gesellschaft wildthätiger Frauen, Rechenschaft ablegen, wo eine solche besteht. Dies bindet sie jedoch an kein bestimmtes Kirchspiel, und wir wollen hier zu besserem Verständniß Einiges über ihre seltenen Leistungen mittheilen.

Ein epidemisches Nervenfieber hatte sich in den Gemeinden von Duisburg und zweien benachbarten Dörfern verbreitet. Besonders heftig war es in einer Gemeinde, einem Dorfe von 130 Seelen, welches, vereinzelt gelegen, ohne Doktor, ohne Medikamente, sich ganz selbst überlassen war, da auch der Pfarrer zu einer höheren Stelle befördert und noch kein Anderer für ihn eingetreten war. Drei Schwestern eilten mit ihrer Vorsteherin, der Frau des ehrenwerthen Fliedner, und einem Dienstmädchen nach dem heimgesuchten Orte, von wo geflüchtet war, wer fliehen konnte. Sie fanden zwanzig bis fünfundzwanzig Kranke. In einer Hütte eine Mutter mit vier Kindern, in einer anderen vier Sterbende; alle auf Stroh oder Ekel erregenden Betten, im kläglichsten Zustande, fast ohne Nahrung. Die Schwestern eilten, die Hütten der Kranken zu lüften, ihre Wäsche zu waschen und für sie zu kochen. Sie wachten, wo es noththat, die Nächte bei ihnen und hatten die Befriedigung, daß nach ihrer Ankunft nur vier der Fieberbefallenen starben und nach vier Wochen Alle sich in voller Genesung befanden. In der anderen Dorfgemeinde waren acht Glieder einer Familie erkrankt, und eine einzige Diakonissin sah unter ihrer Pflege Alle in drei Wochen hergestellt.

In dem Spital zu Kaiserswerth sind von 1845 bis 1846 fünfhundertachtundfunfzig Kranke aufgenommen worden, meist Männer, Protestanten, Katholiken und Juden, und nur sechzehn davon gestorben. Auch dort, wie in Paris, hat man erkannt, wie günstig gesunde Luft und Nahrung auf skrophulöse Kinder wirken. Man herbergt dort jährlich etwa hundert, hat für die Genesenden eine Schule, die sie sehr gern besuchen, und unterrichtet überdies Knaben wie Mädchen in passenden Handarbeiten. Auch die alten Leute werden mit Erfolg nach Maßgabe ihrer Kräfte beschäftigt.

In Kaiserswerth bildet der Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern und Geschenken für Kranke und Arme einen Abschnitt, der den Gebenden wie den Empfangenden zur besonderen Freude und religiösen Erbauung dient.

Die Normalschule für Lehrerinnen zu Kaiserswerth, von denen jährlich funfzig ausgesandt werden, entspricht im Vergleich zu den Anstalten, von denen wir vorn redeten, nicht dem, was man bei ihrer Ausdehnung erwarten sollte. Die Schule für Kinder hat nur vierzig Zöglinge; von den hundert kranken Kindern besuchen nur wenige die Schule, und das Hospital für Waisen zählt nur zwanzig Pensionärinnen. Man scheint vorzugsweise theoretischen Unterricht ertheilen zu wollen, da die Lernzeit für die Lehrerinnen der Kinderschule nicht über vier Monate und für die Elementarschule nicht über ein Jahr dauert.

Das Waisenhaus ist für hinterlassene Kinder von Geistlichen und Lehrern und von ausgesandten Missionären bestimmt. Der große, zum Mutterhause gehörige Ländereibesitz umfaßt mehrere Gärten, einen Eiskeller, eine Bäckerei, ein Laboratorium, Bäder am Rhein, zwei große Wäschereien, eine Milchkammer von vier Kühen ꝛc. und nährt täglich dreihundert Personen. Seine Revenüen betragen 17,303 Thlr.

Wir haben oben erwähnt, daß aus der Anstalt zu Kaiserswerth ähnliche in Berlin, Dresden und anderen Orten Deutschlands hervorgegangen sind, außerdem aber haben sich Schwestern von dort nach der protestantischen Schweiz, nach Petersburg und London begeben. In letzterer Stadt wirken sie im deutschen Spital zu Dalston, und man kann dort die seltenen Vorzüge der Diakonissinnen von Kaiserswerth schätzen lernen. Ihre musterhafte Reinlichkeit, ihre unerschütterliche Gelassenheit und ihre feste Gesundheit gestatten ihnen, ihrem Beruf ohne Unruhe und Geräusch obzuliegen. Sie verhandeln nie um Lohn, weil sie keinen empfangen, sind an Gehorsam gewöhnt und kennen genau den Kreis ihrer Pflichten.

Ist, so fragt man vielleicht, eine religiöse Stiftung in einem protestantischen Lande, ist sie in England insbesondere etwas Nothwendiges und Anwendbares? Werden nicht Gleichgültigkeit und Widerstreben sie hindern? Dies weckt uns keine Sorge; es giebt einen Geist der Barmherzigkeit und religiöse Gefühle, welche dies nicht zulassen. Eher möchten wir den Ruf fürchten, welcher sagt, der Protestantismus sey in Gefahr, solche Stiftung sey Papstthum. Thörichter Ruf; was ist dagegen einzuwenden, wenn eine Anzahl Frauen sich zur Heilung von Uebeln verbinden, deren Vorhandenseyn Niemand leugnet? Was dagegen, daß sie sich gleich kleiden, wenn dies an sich zweckmäßig und geeignet ist, den Standesunterschied der verschiedenen, dem Orden angehörigen Schwestern auszugleichen? Und klagt man endlich, daß jener Orden eine Nachahmung des Katholizismus sey, so hat dies noch weniger Geltung. Wir sollen das Gute nachahmen, wo wir es finden, nur strafwürdiges Vorurtheil kann eine solche Ansicht hervorrufen. Ueberdies besteht nicht einmal in den äußeren Regeln der protestantischen Diakonissinnen eine Verwandtschaft mit denen der katholischen, und es läßt sich dagegen leicht nachweisen, wie wir vorhin schon sagten, daß die deutschen Gemeindeschwestern genau sind, was die Diakonissinnen in den ersten christlichen Zeiten, die in der orientalischen Kirche bis zum 9ten Jahrhundert bestanden. Eine Verbindung von Frauen, welche zusammentreten, um Barmherzigkeit zu üben, ist recht eigentlich protestantisch. — All' die obigen Einwendungen aber sind Aeußerlichkeiten, der Geist der Stiftung ist es, der über ihren Werth wie über ihre Eigenthümlichkeit entscheidet, und von dem sagt ihr Begründer in Paris: „Keine Gelübde der Armuth und des Gehorsams. Ziel unserer Bestrebungen ist nicht, durch unsere Werke Erlösung zu gewinnen, sondern unsere Liebe für den Erlöser durch Werke zu bethätigen."

In diesem Augenblick hat Bethanien elf Diakonissinnen, die unter Leitung der würdigen, durch ihre Erscheinung und Persönlichkeit überaus anziehenden Oberin ihren ernsten Pflichten obliegen, und werden drei neun Probeschwestern zu Krankenpflegerinnen ausgebildet.

Polen.

Aphorismen über polnische Zustände.

Von Gustav Genß.

IV. Militär.

Rußland ist mehr, als jeder andere europäische Staat, ein Militärstaat; Alles durch die ganze Verwaltung ist militärisch organisirt; die bürgerlichen Beamten unterscheiden sich alle nach Militärrang, und selbst die Schüler der Gymnasien und Realschulen tragen Uniform. So ist denn auch in Polen der Militärstand eine sehr wichtige Klasse der staatlichen Gesellschaft: sie ist die erste.

Die Conscription, welche eingeführt ist, fängt mit dem zwanzigsten Jahre an, die Dienstzeit war früher fünfundzwanzig Jahre, ist jetzt jedoch auf funfzehn Jahre herabgesetzt, und nach dieser Zeit tritt der entlassene Soldat in die Kriegsreserve. Zur Conscription gehört jedes gesunde männliche Individuum, mit Ausnahme der einzigen Söhne, welche ihre Aeltern unterstützen müssen; diese letztere Klausel macht indeß die Befreiung sehr unsicher, da sie dem individuellen Ermessen der Aushebungsbeamten einen weiten Spielraum läßt. Alle Uebrigen müssen von ihrem zwanzigsten Jahre an alljährlich bei den betreffenden Bürgermeistereien und Landrathsämtern sich zur Revision stellen, wo sie vermessen und in die Rollen eingetragen werden. Die Superrevision entscheidet über ihre Einstellung. Es vereinigt sich nun Vieles, um den Polen den Militärdienst zu verleiden; die lange Dienstzeit, die gewöhnlich damit verbundene Entfernung aus dem Vaterlande, die schlechte Behandlung des Soldaten, die sie täglich vor Augen haben, machen ihnen den russischen Militärdienst noch verhaßter, als er es an und für sich und aus nationaler Abneigung ist, so daß sie kein Mittel und kein Opfer scheuen, um demselben zu entgehen. Hiernach trifft wiederum die Regierung ihre Maßregeln. Der Termin, zu welchem die neuen Rekruten eingezogen werden sollen und der nie regelmäßig in eine bestimmte Jahreszeit trifft, wird mit der größten Vorsicht und Strenge geheimgehalten, um ihr Entweichen zu vermeiden, und die betreffenden Wojtämter, welche die Gutsbesitzer zu verwalten haben, erhalten erst am bestimmten Tage von den Landrathsämtern versiegelte Ordre, in welcher ihnen die Zahl der sofort zu stellenden jungen Mannschaft aufgegeben wird. In der Nacht wird nun die Wohnung, in welcher der junge künftige Kriegsheld ruhig und süß träumt, umzingelt, in dieselbe eingedrungen, der Konskribirte aus dem Bette gerissen, gebunden und so nach der Etappe geführt, wo die Rekrutirungskommission versammelt ist. Oft ist trotz aller Vorsicht der Vogel entwischt, weil die jungen Leute zur Zeit, wo sie aus Anzeichen, die die Erfahrung an die Hand giebt, eine Aushebung fürchten, häufig die Nächte im Freien zubringen; oft entspinnen sich auch blutige Kämpfe — immer aber ist ein Tag der Aushebung für die betroffenen Familien ein Tag der Verzweiflung, besonders wenn der Mann aus den Armen der Frau und der Kinder gerissen wird. Am Sitz der Rekrutirungskommission werden nun alle Rekruten des Kreises in eine Scheuer oder sonstigen festen Ort zusammengebracht, die Unruhigen gefesselt, und nachdem eine Superrevision stattgefunden und die Unbrauchbaren entlassen sind, geht der Transport unter starker Eskorte nach Warschau, wo er in die Citadelle abgeliefert wird. Von hier aus erfolgt die Vertheilung unter die Regimenter.

Obgleich dem Wojt oder dem Gutsbesitzer die Rekruten, die er stellen soll, namentlich bezeichnet werden, so weiß er sich mit dem Landrath doch dahin zu verständigen, daß er nach Gefallen andere dafür unterschiebt, wenn er nur die erforderliche Anzahl tüchtiger Leute stellt; so entledigt er sich der Diebe, der Widerspenstigen oder derjenigen, denen er aus irgend einem anderen Grunde nicht wohlwill, und hier läuft manches schwere Unrecht mit unter. Dennoch kann der Gutsherr nicht immer seine Günstlinge durch andere ersetzen, und will er in solchem Falle ein taugliches Subjekt vom Militärdienst befreien, so muß er schon nach Warschau fahren, wo es ihm in der Regel gelingt, durch ein tüchtiges Champagner-Frühstück einen solchen Rekruten als untauglich zurückzuerhalten, doch ohne Entlassungsschein, so daß sich dieselbe Scene vielleicht im künftigen Jahre wiederholt.

Seit dem letzten verunglückten Aufstandsversuche im Jahre 1846 sind auch die Söhne des polnischen Adels conscriptionspflichtig, und diese jungen Herren werden vorzugsweise genommen.

So kriegerisch der Pole überhaupt ist, so ungern dient er im russischen Heere, und so wenig Neigung zeigt daher auch der junge polnische Adel, freiwillig in das russische Militär einzutreten. Veranlassung ist, daß der Pole, der in russischen Dienst tritt, aufhören muß, Pole zu seyn, seine Muttersprache auch mit seinen polnischen Kameraden nicht mehr sprechen darf, sondern russisch lernen muß, und es so fast unausbleiblich ist, daß er während der langen Dienstzeit vergißt, daß er Pole war; auch wird der Krieg am Kaukasus vorzugsweise mit Polen geführt.

Die Behandlung des gemeinen Soldaten durch seine Vorgesetzten ist, trotz den Befehlen des Kaisers, eine menschliche zu üben, eine barbarische; jeder rächt seine eigene strenge Behandlung an seinen Untergebenen.

Die Verpflegung des russischen Soldaten würde eine der vorzüglichsten seyn, wenn er bekäme, was die Regierung für ihn giebt; allein die Militär-

ökonomie liegt ganz in der Hand des Regiments-Commandeurs, dem die ein-für allemal bestimmte jährliche Verpflegungssumme ohne spezielle Rechnungslegung ausgezahlt wird, und er überweist nun eine beliebige Summe jedem Bataillons-Commandeur. Diese Herren bereichern sich in jeder möglichen und der unverschämtesten Weise auf Unkosten der Soldaten und auf Kosten der Wirthe, bei welchen der Soldat Quartier hat. Bekömmt der Soldat nicht hinreichend, so muß natürlich der Quartiergeber den Soldaten beköstigen, ein Regiments-Commandeur steht sich so aber jährlich, wenn er das Geschäft so recht aus dem Grunde versteht, auf 10—15,000 Silberrubel Emolumente, und ein Bataillons-Commandeur verhältnißmäßig.

An eine Beschwerde ist natürlich von keiner Seite zu denken, denn das Ausbeutungssystem ist privilegirt und erstreckt sich bis in die höchsten Regionen. Dagegen suchen Soldaten und Quartiergeber sich dadurch mit einander zu stellen und auszugleichen, daß Ersterer fast förmlich bei Letzterem in Dienst tritt und häusliche Verrichtungen übernimmt. So ungern die Regierung nun das familiäre Verhältniß auch sieht, das sich auf diese Weise zwischen den Soldaten und den Einwohnern nothwendig bilden muß, so sieht sie ihm, weil sie nicht durchgreifen kann, dennoch durch die Finger und beschränkt sich darauf, um Nachtheilen für die Sicherheit der bestehenden Verhältnisse abzuwenden, die Truppen häufig mit ihren Garnisonen wechseln zu lassen. Hierin ist auch der unschuldige Grund für die häufigen Hin- und Hermärsche der russischen Truppen in kritischen Zeiten zu suchen, die das Ausland so häufig allarmiren, ohne für dieses irgend eine Bedeutung zu haben.

Das Offiziercorps nimmt noch mehr, als in anderen Ländern, eine isolirte Stellung ein, und es wird durchaus nicht gern gesehen, wenn sich der Offizier mit den Eingebornen viel befaßt und in ein befreundetes Verhältniß zu ihm tritt; allein der Russe liebt das gesellige Leben über Alles, Langeweile tödtet ihn, und so vergessen die Offiziere der kleinen Garnisonen leicht diesen allerhöchsten Willen und suchen mit Eifer die Bekanntschaft des polnischen Adels, trotzdem daß die Bekanntschaften, wenn sie zu innig werden, häufig eine Versetzung nach dem Kaukasus oder Degradation zum Gemeinen zur Folge haben. Ein großer Theil der Offiziere, besonders die aus den russischen Ostsee-Provinzen, besteht aus Männern von einer gediegenen Bildung, die eigentlichen Russen aus den inneren und südlichen Provinzen sind dagegen meist roh und ungebildet in jeder Weise.

Die Kriegstüchtigkeit des russischen Heeres ist keineswegs gering zu achten, das Grundprinzip in demselben ist leidender Gehorsam. Durch die lange Dienstzeit wird der russische Soldat, mehr als jeder andere, Maschine, blinder Vollzieher der gegebenen Ordre; dabei ist er abgehärtet, muthig, voller Entsagung und Meister seiner Waffe. Besonders vorzüglich ist die Infanterie durch ihre Waffengeübtheit und Disziplin, doch steht ihr darin Artillerie und Kavallerie nicht nach. Letztere ist vorzüglich beritten, indessen werden die Pferde, ungeachtet der großen Rationen, die der Staat giebt, in Friedenszeiten schlecht verpflegt, weil die Commandeure wiederum den Hafer meist für ihre Rechnung verwenden und verwerthen und dem Soldaten überlassen, für sein Pferd zu sorgen, so gut es eben angeht.

Die karge Verpflegung führt während einer langen Friedenszeit viel Entbehrungen für den Soldaten mit sich, daher denn das russische Heer jedem Kriege mit Enthusiasmus entgegensieht, weil ihm von jenseits der Gränze die fetten Fleischtöpfe entgegenduften.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit herrscht unter den zur Gränzbewachung kommandirten Kosaken, nämlich eine gewisse Art von Güter- und Weibergemeinschaft. Sie werden bekanntlich aus ihren asiatischen Kolonieen hierher geführt, wechseln häufig ihre Stationsorte und kehren nach einer gewissen Zeit auch in ihre Heimat zurück. Wenn man nun weiß, daß fast jeder Kosak in seiner Heimath verheirathet ist, wenn man auch hier in jeder Hütte eines Kosaken ein Weib und wo möglich mehrere Kinder sieht — was können wir nach unseren Begriffen von der Ehe und dem Familienleben anders glauben, als daß der Kosak mit Weib und Kindern in Polen einzieht und bei einem Wechsel seines Stationsortes oder bei seiner Rückkehr in die Heimat Weib und Kind mit sich führt? Aber nichts von alledem. Der Kosak sattelt in der Steppe sein Pferd, alles Uebrige, Weib und Kind läßt er zurück, er weiß, daß der nächste rückkehrende Kamerad in seine Hütte einzieht und Weib und Kind als die seinigen übernimmt; eben so übernimmt er hier an der Gränze Hütte und Wirthschaft, Weib und Kind seines abziehenden Vorgängers. Das ist ein durch die Gewohnheit sanctionirtes Verhältniß, das keinem Menschen mehr auffällt, am wenigsten würde der Kosak begreifen, daß es anders seyn könne, und ist immer zufrieden mit dem, was er findet. Höchstens wenn die Mutter gar zu alt und eine erwachsene Tochter in der Hütte ist, macht er wohl einen Tausch, aber immer betrachtet er die Familie als die seine, und sie bleibt vereinigt.

Die Familie des Kosaken ist also gewissermaßen eisernes, unveräußerliches Inventarium der Hütte und des dazu gehörigen Stückchen Landes, das jeder neu einziehende Nießnutzer mit übernehmen muß.

Mannigfaltiges.

— Spuren Sir John Franklin's. Die von uns neulich nach dem Athenaeum mitgetheilte Nachricht, daß das Schiff „Prinz Albert" einige Stücke Tau vom Kap Riley zurückgebracht habe, die in Chatham als zur Ausrüstung des „Terror" gehörig anerkannt worden, hat sich als nicht ganz richtig ausgewiesen. Man hat allerdings das in Frage stehende Tau nach den Werften von Chatham geschickt, um dort identifizirt zu werden; die dortigen Behörden konnten jedoch mit Bestimmtheit nur so viel angeben, daß ähnliches Tauwerk zur Zeit der Ausrüstung des „Erebus" und „Terror" dort verfertigt worden sey, nicht aber, daß die vorliegenden Stücke zu einem von diesen beiden Schiffen gehört hätten. Alle Folgerungen, die man daraus herleiten möchte, sind mithin auf einer Vermuthung gegründet, die indeß viele Wahrscheinlichkeiten für sich hat. Ja, wenn wir diesen Umstand mit den unzweifelhaften Spuren einer Lagerstätte bei Kap Riley zusammenstellen, so scheint es beinahe, als ob man endlich auf die Fährte des längst gesuchten Wildes gekommen sey. Die bei Kap Riley aufgefundenen Spuren können nur auf die Schiffe Sir John Franklin's bezogen werden, da die Bewegungen aller anderen Expeditionen, die seit seinem Verschwinden ins Meere befahren haben, zur Genüge bekannt sind, und die so lange gehegte Befürchtung, daß er schon in der Baffin's-Bai verunglückt sey, wird also hierdurch definitiv widerlegt — freilich nur, um der eben so traurigen Aussicht Platz zu machen, ihn und seine kühnen Genossen, wie einst ihren Landsmann Willoughby, in den Eiswüsten der arktischen Zone erstarrt zu finden.

— Englische Romane in russischer Uebersetzung. In Rußland hat man sich jetzt mit besonderem Eifer auf die englische Roman-Literatur geworfen, indem man, wie es in der vormärzlichen Zeit auch bei uns zu geschehen pflegte, die neuesten Erzeugnisse derselben gleich in doppelter und dreifacher Uebersetzung erscheinen läßt. So finden wir Thackeray's „Vanity Fair" in drei verschiedenen Versionen angekündigt, in denen der englische Titel jedesmal auf eine andere Weise übertragen ist; ferner „Jane Eyre", die „Cartons" von Bulwer, Marryatt's „Valérie", „Domby u. Sohn" u. s. w. Diese plötzliche Vorliebe der Russen für die englische Novellistik läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die neuesten französischen Werke dieser Art, wie z. B. Sue's „Mysterien des Volkes", im censurbeglückten Rußland nicht weniger als in dem preßbeschränkten Deutschland zu den verbotenen Speisen gehören (an denen allerdings auch ein ganz gesunder Organismus zu Grunde gehen kann), weshalb man bongré malgré gezwungen ist, sich nach einer nicht ganz so stark gepfefferten und für einen wohlgearteten Magen verdaulicheren Kost umzusehen.

Literarischer Anzeiger.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende des Jahres 1850
von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Allgemeines deutsches Reimlexikon. Herausgegeben von Peregrinus Syntax. 2 Bände. Gr. Lex.-8. 1826. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Ebert (F. A.), Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. 1822. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

—, Allgemeines bibliographisches Lexikon. 2 Bände. Gr. 4. 1821—27. Druckpapier (20 Thlr.) **6 Thlr.** Schreibpapier (26 Thlr. 20 Ngr.) **8 Thlr.**

Ersch (J. S.), La France littéraire, contenant les auteurs français depuis l'année 1771—1803. — A. u. d. T.: Gelehrtes Frankreich, oder Lexikon der franz. Schriftsteller von 1771—1805. 3 Thle. und 2 Suppl. Gr. 8. 1797—1806. (8 Thlr. 8 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

—, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. 4 Bände (in 8 Abthlgn.) Gr. 8. 1822—40. Druckpapier (12 Thlr.) **3 Thlr.** Schreibpapier (16 Thlr.) **4 Thlr.**

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von F. G. Hand. 7 Jahrgänge. 1842—48. Gr. 4. (84 Thlr.) **21 Thlr.** Jeder Jahrgang (12 Thlr.) **4 Thlr.**

Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von E. G. Gersdorf. (Jahrgang 1843—48.) 24 Bände. Gr. 8. (72 Thlr.) **20 Thlr.** Jeder Band (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben im Vereine mit mehreren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Jahrg. 1838—42.) 34 Bände. Gr. 8. (102 Thlr.) **30 Thlr.** Jeder Band (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Schindel (K. W. O. A. von), Die deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 1823—25. (5 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Sprengel (C.), Literatura medica externa recentior, seu enumeratio librorum plerorumque et commentariorum singularium, ad doctrinas medicas facientium; qui extra Germaniam ab anno 1730 impressi sunt. 8 maj. 1829. (1 Thlr. 20 Ngr.) **18 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 2. November 1850.

England.

Ein Abend des Sonnabends in Manchester. *)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im Allgemeinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt; es handelt sich alsdann um die Verwendung des Wochenlohnes, und Vielen macht die Art und Weise, wie dies am vortheilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung es gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker als an irgend einem anderen Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel sind zu den verführerischsten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Annoncen billiger Waaren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großentheils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Lektüre die jungen in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hülfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden Vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigen Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, beeilt sich, Vokal- oder Instrumentalmusik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, die eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast eben so wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an dem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Comtoire schließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Kommis, die Arbeitsleute u. s. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etablissements schließen gegen vier oder fünf Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100,000 Seelen beläuft, findet sich jetzt frei, nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finstereren Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Magazine oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein stößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und unthätig, die Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen, und die Arbeiter dieser großartigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um sich mit ihren individuellen Bedürfnissen zu versehen.

Thut man einige Schritte, um in eine benachbarte Straße zu treten, so verändert sich die Scene wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umstände, hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etikette von verschiedenen Farben die Preise der Brodsorten anzeigen, während offiziöse Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe und das „beste Mehl zu Muffins" (kuchenartiges Brod, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sey. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flattert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigen Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie Ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!" Und jene „Damen" säumen nicht, der Einladung Folge zu leisten. Sehet dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Miethen nicht theuer sind, sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis elf Uhr Abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch seyn mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber welches keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Aeltern wiederzugestellten Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen, in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist nothwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verrätherischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorglosen und so heiteren Jugend kontrastirt auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter sind, die aber sich schon niedergelassen haben und einen Hausstand besitzen, für den sie sorgen müssen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräusch vor sich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geschrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waaren dort feilbieten und die Beschaffenheit, die Vorzüge und den Preis derselben ausrufen. Die hauptsächlichsten dieser auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel sind Apfelsinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Manchester sind vor kurzem Sonnabend-Abends zweiundzwanzig Apfelsinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben sie sich in irgend einem Mauerwinkel niedergelassen und diesen vermittelst einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann alsdann Strümpfe stricken oder sich einer ähnlichen Beschäftigung überlassen. Gewöhnlich aber tragen sie die Apfelsinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelsinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!" Es müssen in Manchester sehr viel von diesen Früchten verzehrt werden, denn wo man sich auch befinden mag, sey es im Theater, im Cirkus, in den Omnibus oder auf der Eisenbahn, wird man zum Kauf von Apfelsinen aufgefordert und sieht man das Publikum solche genießen. Ferner sind in den Straßen die Verkäufer alter Regenschirme sehr zahlreich anzutreffen, doch ist diese Industrie von der hygrometrischen Beschaffenheit der Atmosphäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung sie vielleicht die ganze Woche beschäftigt waren; Colporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefcouverts zu sehr billigen Preisen, mit Kalendern und illustrirten Broschüren. Hier und da sind Glücksräder für die Kinder aufgestellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Handvoll Nüsse als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieses Lärmes giebt es auch eine Klasse Leute, die nur durch Stillschweigen die Börsen in Anspruch nehmen. An anderen Tagen trifft man sehr wenig Bettler in Manchester an, aber des Sonnabends sind sie desto zahlreicher. Nichts ist schwieriger, als die wahren Ansprüche dieser stummen Solizitanten richtig zu beurtheilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entschiedensten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der besuchtesten Straßen der Stadt saß am Rande der Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich, in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenscheinlich Zwillinge, und vier andere befanden sich zu ihrer Seite. Keines von ihnen sprach ein Wort, sie begnügten sich damit, ergebungsvolle, aber sprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläste, um die sich eine halb berauschte Menge drängte, deren grobe Manieren und cynische Sprache sonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abstachen. Es war schwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almosen fallen zu lassen, und dennoch lag in der Zusammenstellung dieser Gruppe etwas Verdächtiges. Beispiele dieser Art sind in Manchester gewöhnlich, aber nur Sonnabend-Abends anzutreffen.

*) Aus dem Edinburgh Journal.

[illegible] [illegible] [illegible] [

welcher alle Verſchiedenheiten des Schädels auf die Wirkung äußerer Urſachen zurückbezieht, zu einem Schluß, der vollkommen mit der Einheit des Geſchlechtes übereinſtimmt.

Wir wollen nun keineswegs hier die anderen Theile des Körpers vergleichungsweiſe einzeln durchgehen, ſo viel iſt jedoch gewiß und von hoher Bedeutung, daß ſie ſämmtlich korreſpondirende Abweichungen aufweiſen. Der Profeſſor Weber in Bonn hat durch zahlreiche Vergleiche dargethan, daß der Durchmeſſer des Beckens bei den verſchiedenen Racen ein verſchiedener iſt und ſtets mit der Schädelbildung in genauer Beziehung ſteht. Laſſen wir indeß dieſe Theile bei Seite und betrachten wir nun das Haar als unterſcheidendes Attribut der Racen. In Gemäßheit dieſes Abzeichens hat man dem armen Neger, gleichſam als ob er nicht ſchon genug erniedrigt wäre, beinahe ſein Menſchenthum abgeſprochen und ſo ſeine Sklaverei gerechtfertigt. Sein wolliges Haar hat ihn von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen und unter die Thiere verſetzt. Es gehört jedoch zu den Triumphen des modernen mikroſkopiſchen Studiums, dargethan zu haben, daß das Haar des Negers keine Wolle und mit dem des ſtolzen Europäers identiſch iſt. Wolle und Haar weiſen unter dem Mikroſkop eine augenſcheinliche Verſchiedenheit auf; erſtere iſt an ihren Rändern gezahnt, letzteres vollkommen glatt. Dieſe Verſchiedenheit im Bau erklärt den Umſtand, daß ſich Wolle ſo leicht filzen läßt, während es eine Unmöglichkeit iſt, das Haar zu filzen. Die krauſe Kopfbedeckung des Negers iſt in anatomiſcher Hinſicht ganz daſſelbe, was die langen und ſchlichten Haare des Eskimos ſind; ihr äußerer Unterſchied iſt durch das Klima bewirkt. Ueberhaupt ſind Wolle und Haar für die Einwirkung des Klimas ſehr empfänglich. Die Haushunde, die Schafe in den Cordilleren und andere Thiere können augenſcheinlich den mächtigen Einfluß äußerer Umſtände auf ihre haarigen und wolligen Bekleidungen darthun. Ein ſo wandelbares Merkmal kann daher durchaus nicht als eine natürliche Schranke zwiſchen Menſchen und Menſchen betrachtet werden, um ſo weniger, als man oft auf dem Haupte eines Aethiopiers ſchlichtes, auf dem eines Kaukaſiers krauſes Haar ſieht.

Die Farbe jedoch iſt in den Augen einiger Naturforſcher ſtets nicht nur das auffallendſte, ſondern auch das ſicherſte Unterſcheidsmerkmal. Für dieſe Beobachter iſt das Vorhandenſeyn weißer und ſchwarzer Menſchen ein unwiderleglicher Beweis getrennter Abkunft. Es läßt ſich jedoch darthun, daß auch die Farbe ganz und gar von äußeren Einflüſſen abhängig iſt. Der Sommerbrand, welcher das Geſicht der Bewohner des Meeresſtrandes bräunt, und die dunklen Hände des Bauern laſſen uns muthmaßen, daß die Sonne eine mächtige Urſache für die Verſchiedenheit in der menſchlichen Organiſation iſt. Das von der Farbe entlehnte Unterſcheidungsmerkmal iſt ſo unbeſtimmt, daß man oft in einer und derſelben Familie die Gegenſätze des Blonden und Braunen findet. Ja, noch mehr, die Tendenz für entſchiedene Färbung kann bei einigen Individuen einer Familie ſtatthaben, bei anderen gänzlich fehlen. Letztere haben wegen ihres farbloſen Haares, ihrer röthlichen Augen und ihrer außerordentlich weißen Haut den charakteriſtiſchen Namen „Albinos" erhalten. Und bei jeder Race auf der Erde kömmt dieſe beſondere Erſcheinung des Albinismus vor. Wenn man früher einen Unterſchied im Bau der Haut bei der weißen und ſchwarzen Race annahm, ja, ſogar bei letzterer eine Membrane entdeckt haben wollte, welche erſterer fehlt, ſo hat die neueſte Anatomie auch dieſen Irrthum hinlänglich widerlegt, und es iſt namentlich mikroſkopiſch dargethan worden, daß die Organiſation der Haut bei allen Racen eine und dieſelbe iſt.

Woher rühren alſo die Unterſchiede in der Farbe bei den verſchiedenen Menſchenracen? Wir nehmen keinen Anſtand, zu erwiedern: von ihrer größeren oder geringeren Entfernung von der Sonne; eine Erwiederung, welche ſich auf die allgemeine Thatſache gründet, daß die ſchwarzen Stämme die tropiſchen Erdſtriche bewohnen. Man muß ſich hierbei daran erinnern, daß die Erhebung über die Meeresfläche in dieſen Gegenden einer Annäherung an den zunächſt gelegenen Pol gleichkömmt. Daher finden wir auch, daß in einem und demſelben Diſtrikt die Ebenen und Thäler von ſchwarzen, die Gebirge von weißen Stämmen bewohnt ſind.

Gehen wir nun von dieſen allgemeinen Betrachtungen zu beſonderen Beiſpielen über. Vergeſſe man aber nicht, bei der von uns unternommenen Muſterung ſtets die oben angegebene dreifache Eintheilung des Menſchengeſchlechtes vor Augen zu haben.

Ein Auswanderungsſtrom ergoß ſich aus der kaukaſiſchen Quelle und floß längs der Nordküſte Afrika's hin bis zum äußerſten Nord-Oſtpunkte des afrikaniſchen Kontinentes, indem er das ganze Land von Algier und Tunis bis zum nördlichen Rande der großen Sahara bedeckte. Trotz ihres gemeinſamen Urſprunges ſind dieſe Völker von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, und zwar eben wegen ihres Verhältniſſes zur Sonne. Die Einwohner von Algerien und Tunis, die Kabylen, haben einen dunkelbraunen Teint und ſchwarze Haare, während die Stämme, welche die Höhen von Aures bewohnen, gelbliches Haar und eine röthliche Haut aufweiſen und ſich ſo von den Kabylen und gleicherweiſe von den ſchwarzen Touariks der Wüſte, dem dritten Zweige dieſer Familie, unterſcheiden. Unzählige Reiſende haben von der verſchiedenen Farbe der Araber geſprochen, obgleich ſie ſämmtlich kaukaſiſchen Urſprunges ſind. Dieſe Verſchiedenheit ſteht überall in genauem Verhältniß zu ihrer geographiſchen Lage. So ſind die Thäler des Nils und des Jordans der wohlbekannte Wohnort der ſchwarzen Araber. Nun liegen dieſe beiden Erdſtriche tief unter dem Niveau des Meeres, namentlich das Thal des Jordans. In Arabien giebt es Farben-Abſtufungen vom blaßgelben Teint der Umgegenden von Maskate bis zu dem braungelben der Eingebornen von Mekka.

Nehmen wir aber einmal in dieſer Frage vor Allem auf die Juden Bezug. Die Gemeinſamkeit ihres Urſprunges und ihre Zerſtreuung ſind nicht wegzuleugnende Thatſachen. Sowohl die, welche die Bibel annehmen, als auch diejenigen, welche ſie verwerfen, glauben gleicherweiſe, daß die Iſraeliten Jahrhundertelang ein und daſſelbe Land bewohnten, und daß ſie ſich durch eine und dieſelben phyſiſchen Beſonderheiten charakteriſirten. Ihre nationalen Eigenſchaften hielten ſie mit feſten Banden als Volk zuſammen und trennten ſie zu gleicher Zeit von den übrigen Nationen. Jedermann weiß, daß ſie zerſtreut wurden, und daß ſie heute in allen Ländern der Erde wohnen, zugleich auf allen möglichen Civiliſationsſtufen ſtehen und den verſchiedenartigſten klimatiſchen Einflüſſen ausgeſetzt ſind. Der Beweis für ihre Nationalität iſt ihnen aufs Geſicht geſchrieben, und Jedermann erkennt ihn da wieder. Während die anderen Nationen ſich mit denen, mit welchen ſie leben, vermiſchen, konſervirt die Nachkommenſchaft Abraham's noch ihre alt-eigenthümlichen Züge. Briten, Römer, Sachſen und Normannen haben ſich ihrer Unterſcheidsmerkmale entkleidet und in der Maſſe ihrer Urenkel, der jetzigen Bewohner Englands, vollſtändig zur Einheit verſchmolzen. Das Oel indeß würde ſich eher mit Waſſer vermengen, als die Juden mit den anderen Völkern. Wenn Iſrael noch ſein eignes Vaterland bewohnte, wenn es ſeinen politiſchen Zuſtand und ſeine Nationalität beibehalten hätte, ſo würde das Wunder ein geringeres ſeyn; ſo aber iſt das Fortbeſtehen ſeiner ureigenthümlichen Züge, trotz aller Zerſtreuung, eine ganz einzig in ihrer Art vorhandene Thatſache. Wiewohl den verſchiedenſten Staatsformen unterworfen, von der ruſſiſchen Autokratie bis zur nord-amerikaniſchen Demokratie, bewahren ſie doch überall ihren theokratiſchen Glauben. Weder der gröbſten Barbarei, noch der verfeinertſten Civiliſation gelang es, die originale Phyſiognomie des Juden zu verändern. Die Zeit, welche Alles umwandelt, ſcheint ihm nichts anhaben zu können.

Das Beiſpiel des Juden beweiſt auf die bewundernswertheſte Weiſe, wie ſich die urſprüngliche Einheit des Menſchen mit der ausgedehnteſten Mannigfaltigkeit in Einklang bringen läßt. Seine Züge ſind nach einem ewigen Stempel geprägt; aber ſeine Farbe hängt von äußeren Urſachen ab. Das phyſiſche Geſetz äußert hier in erſterer Hinſicht gar keine, in letzterer dagegen eine fortdauernde Wirkſamkeit. Der Körper des Juden weiſt alle Farbenabſtufungen auf. Der urſprüngliche Bewohner von Paläſtina hatte zweifelsohne eine dunkele Haut und ſchwarze Haare; der düſtere Himmel und die kältere Luft Polens und Deutſchlands aber haben ſeine Haut, wie ſeine Haare, gebleicht. Auf der anderen Seite wurden ſeine Haare durch die brennende Sonne Indiens kraus und ſeine Haut ſchwarz, der Art, daß er ſich von dem eingebornen Hindu phyſiſch nur durch ſeine Züge unterſcheidet. Auf der Küſte von Malabar giebt es zwei Judenkolonieen, eine ältere und eine jüngere, die man ebenfalls ſogleich an der Farbe erkennt. Die Menſchen der alten Kolonie ſind ſchwarz, die der neuen, welche die Stadt Mattacherri bewohnen, verhältnißmäßig von ziemlich heller Farbe, ſo daß man ſie die weißen Juden genannt hat. Dieſer Unterſchied erklärt ſich durch die reſpektive längere und kürzere Einwirkung des Klimas.

Werfen wir nun einen Blick auf den indo-germaniſchen Stamm. Er umfaßt, mit wenigen Ausnahmen, die Bewohner Indiens und Europa's; alle Ethnologen geben zu, daß Europa durch Auswanderer aus den Ländern des Oſtens bevölkert worden iſt. Wir finden hier die beiden Gegenſätze, die blonden Skandinavier und die ſchwarzen Hindus. Dieſe letzteren übrigens ſind ebenfalls wieder unter einander verſchieden, je nach dem Grade der Erhebung des Landes, welches ſie bewohnen, und nach ihrer Kaſte. Im Gebiet des Himalayagebirges und in den Hochländern überhaupt trifft man Völkerſchaften, deren weiße Haut die Reiſenden in das größte Erſtaunen verſetzte, denn es iſt ſchwer, eines weißen Hindu habhaft zu werden. Aber die Siah-Pösh oder Kafirs, welche die Höhen von Kohiſtan und den Bezirk von Hindu-Kush (Kafriſtan) bewohnen, ſind das ſeltſamſte und ſchlagendſte Beiſpiel eines Zweiges des Hindu-ſtammes, welcher ſchon ſeit vielen Jahrhunderten in einem kalten Lande wohnt, und deſſen äußere Verhältniſſe ſehr von denen der übrigen Eingebornen Hindoſtans abweichen. Nach den Berichten Mountſtuart Elphinſtone's und Alexander Burnes' ſind die Siah-Pösh ſehr ſchöne Menſchen mit gewölbten Augenbraun und weißer Haut. In den Ebenen und niederen Gegenden der Halbinſel trifft man nur ſchwarze Menſchen, in Folge der Sonnengluth. Dieſe Kaſte, dieſe unmenſchliche Schranke der indiſchen Geſellſchaft, übt in zweierlei Weiſe auf die Farbe einen Einfluß aus. Die Menſchen der oberſten Klaſſe, die Brahminen, haben es nicht nöthig, ſich der brennenden Hitze des Tages auszuſetzen, und entgehen ſo dem ſchwärzenden Einfluß der Sonne. Auch iſt ihr Teint ſichtlich heller, als der der Menſchen aus den unteren Klaſſen, welche ſich, ihrer Beſchäftigung halber, in keiner Weiſe der Hitze und dem Licht entziehen können. Dergleichen Unterſchiede finden wir bei uns ebenfalls, z. B. zwiſchen den Städte- und den Landbewohner. In Indien indeß tritt noch ein ſehr mächtiger Umſtand hinzu, um die Unterſchiede zu fixiren und fortdauern zu machen; es iſt dies das Verbot der Heirat zwiſchen den verſchiedenen Kaſten an einem und demſelben Orte.

Die äthiopiſchen oder afrikaniſchen Stämme liefern ähnliche Beweiſe. Man glaubt ziemlich allgemein, alle Afrikaner ſeyen gleich ſchwarz, und dieſe genaue Uebereinſtimmung der Farbe ſey das Zeichen des ganz beſonderen Urſprunges. Wir haben oben geſehen, daß die Bewohner von Algier und Tunis einfach dunkelbraun ſind; ſie gehören aber eigentlich nicht zur afrikaniſchen Race, wiewohl ſie den Kontinent Afrika's bewohnen. Nichtsdeſtoweniger ſind ſie ein Beweis von dem ſchwächeren Einfluß des Klimas des Nordens im Vergleich zu dem der Gegenden des Südens. Uebrigens liefert die afrikaniſche Race ſelbſt manche auf dieſen Punkt bezügliche Beiſpiele; denn während der Occupation Aegyptens durch die Franzoſen machte man ganz koſtbare Entdeckungen rückſichtlich der Stämme, welche die Umgebungen des Rothen Meeres bewohnen. Man bemerkte hier alle möglichen Hautabſtufungen zwiſchen Hellbraun und Schwarz, und alle dieſe Verſchiedenheiten ſtanden augenſcheinlich mit der geographiſchen Breite der betreffenden Orte in enger Beziehung. Daß dieſe hel-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 57, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 5. November 1850.

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

III. Der Freischütz.

Diese Benennung wird von den Mitgliedern einer gewissen Klasse, die unter einander sehr wohl bekannt sind, angenommen und mit Stolz geführt, und man kann die Individuen zu jeder Zeit, mit Ausnahme des Spätherbstes und des Winters, in den Straßen Londons zerstreut sehen. Der Freischütz verdankt seinen Titel und seine Existenz jener unerschöpflichen Liebe zur Natur, welche in allen großen Städten mehr oder weniger herrschend ist. Er maßt sich über das Pflanzenreich oder vielmehr über gewisse Besitzthümer seines Nächsten, die er gelegentlich als seine gesetzmäßige Beute betrachtet, ein Strandrecht an. Der Freischütz ist ein Handelsherr ohne Kapital, ein Verkäufer, der weder produzirt, noch einkauft, ein Blumengärtner ohne einen Zoll Land, bisweilen ein Wildpret- und Federviehhändler, der weder die Erlaubniß zum Schlachten, noch zum Verkaufen besitzt.

Bei dem ersten Frühlingshauche verläßt der Freischütz seine Winterbeschäftigungen, welche es auch seyn mögen, und zeigt sich in den Straßen Londons am Rande irgend eines breiten Trottoirs oder vor einem Schiebkarren mit einem ziemlich vollständigen Assortiment solcher Pflanzen, deren Blüthen sich am frühsten zu entwickeln pflegen. Nach Art der umherziehenden Gärtner ruft er: „Alles in Knospen, Alles in Blüthe!“ — Und bei einer Bevölkerung, die für die Blumen passionirt ist und in Ermangelung der Gärten die Fensterbrüstungen damit schmückt, hat er bald den Absatz seiner Waare in erwünschtem Maße gefunden. Sein Waarenvorrath besteht aus Schneeglöckchen, Veilchen, Himmelsschlüsselchen (Frühlingsblumen), Schößlingen von Geranien, Maßlieben und anderen frühzeitigen Blumen oder wohlriechenden Pflanzen. In dem Maße, als der Frühling vorrückt und die Luft milder wird, setzt er seine Gänge durch die Straßen fort oder steht an der gewöhnlichen Stelle und ist mit Blumen der Jahreszeit vollständig versehen; er hat Tulpen, Hyacinthen, rothe, weiße und moosige Rosen, Fuchsien, Rhododendren, Lorbeerbäume verschiedener Art, Tannen und Buchsbaum in Töpfen, Balsaminen, Geranien, Ranunkeln, mit einem Worte, Alles, was in freier Luft treiben und blühen kann und was die Gartenliebhaber vor oder hinter ihren Wohnungen in den Vorstädten anpflanzen. Wenn der Sommer zu Ende geht und nach und nach dem Herbste das Feld räumt, scheint auch die Geschäftsthätigkeit des Freischützen nachzulassen; man hört sein Geschrei nicht mehr so häufig; seine Stelle an der Straßenecke bleibt unbesetzt, und obwohl man ihn noch dann und wann seinen mit den reichen Farben des Herbstes geschmückten Karren durch die Straßen schieben sieht, so ist doch augenscheinlich, daß sein Handel daniederliegt und sich nur noch durch die äußerste Billigkeit der Waare eine Zeitlang hält. Uebrigens wird der Freischütz auch durch den allerbilligsten Verkauf nicht zugrundegerichtet; denn seine Waare kostet ihm wenig oder gar nichts. Lange bevor die entblätterte Wucherblume (Chrysanthemum) das nahe Ende des Jahres verkündet, ist der Freischütz wie die letzte Rose des Sommers verschwunden, um erst mit den schönen Tagen des neuen Frühlings auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit wiederzuerscheinen.

Aber, wird man fragen, woher bekömmt er denn seine Waare? — Das ist eine Frage, die wir nicht vollständig zu beantworten vermögen. Wir wollen wenigstens sagen, was wir wissen. Im Frühling oder im Sommer geht der Freischütz in der späten Nachmittagszeit oder beim Beginn der Abenddämmerung aus St. Giles, einem sehr armen und berüchtigten Stadtviertel Londons, wo er in der Regel wohnt, fort und führt entweder seinen leeren Schiebkarren oder einen großen leinenen Sack, der vier bis fünf Scheffel hält, mit sich. Er schlägt, ohne Zweifel in Folge eines vorher gemachten Planes, die Richtung nach den Vorstädten ein und befindet sich bei hereinbrechender Nacht außerhalb der Stadt. In früher Morgenstunde ist er wieder in seiner Behausung zurück. Er übergiebt seinem Gehülfen den Ertrag seiner nächtlichen Wanderung und wirft sich aufs Lager, um eine oder zwei Stunden zu ruhen. Während dieser Zeit richtet der Andere die seiner Sorgfalt anvertraute Waare für die Besichtigung des Publikums her. Wir waren einmal Zeuge dieser sonderbaren Operation, als der Operateur nicht das Geringste von unserer Beobachtung ahnte. Die in Rede stehende Waare befand sich durch einander geworfen in einem Sacke, der ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, eine Länge von vier bis fünf Fuß hatte und mit seinem Inhalte wohl mehr als hundert Pfund wiegen mochte. Der Appreteur, denn wir wissen ihm keinen besseren Namen zu geben, schnitt den Sack der Länge nach auf und schüttete den Inhalt sorgfältig auf die Erde. Es waren größtentheils blühende, aber zerdrückte und zerknickte Pflanzen. Es dauerte gar nicht lange, so hatte unser Mann den anscheinenden Kehrichthaufen in ein ansehnliches Blumenbeet verwandelt, an welchem selbst ein Gärtner von Covent-Garden nichts zu tadeln gehabt haben würde. Er suchte aus der Masse die schönsten Blumen aus, schnitt mit einer kleinen Scheere die zerknickten und welken Blätter ab, besprengte eine jede Pflanze vermittelst einer kleinen Gießkanne und setzte sie in einen schon vorher mit Erde angefüllten Blumentopf. Alles geschah in einer kürzeren Zeit, als man dazu gebraucht, es zu erzählen. Aus einem kleinen Wagenschuppen holte er nach Maßgabe seines Bedarfs die mit Erde gefüllten Blumentöpfe hervor, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er einige Dutzend der schönsten blühenden Pflanzen. Jedesmal, bevor er sie als fertig bei Seite stellte, goß er vorsichtig um die Wurzel einer jeden vermittelst eines kleinen Löffels einige Tropfen von einer schmutzig aussehenden Flüssigkeit, die er aus einem an der Erde stehenden Napfe schöpfte; ohne Zweifel war dies irgend ein die Vegetation rasch beförderndes Mittel, unter dessen Einfluß die überreizten Pflanzen wenigstens auf einen Tag den Anschein von außerordentlicher Gesundheit und Frische annehmen sollten. Wirklich, als zwei Stunden darauf die Sammlung, auf zwei breiten Karren geordnet, ihre Reise in die Straßen der vornehmen Stadtviertel antrat, hatten die Blumen ein so schönes Ansehen und machten der Geschicklichkeit des Freischützen so viel Ehre, daß Niemand, wenn er nicht davon Zeuge gewesen wäre, die Metamorphose begriffen hätte.

Wenn der Leser über die Art und Weise, auf welche der Freischütz sich seine Waare verschafft, noch nicht zufrieden gestellt ist, so mag er sich in einer der Vorstädte Londons ein Häuschen miethen und es versuchen, sich einen Garten anzulegen. Wenn er nur ein wenig achtgiebt, so wird er bald genug wissen, wo seine schönsten Pflanzen bleiben. Es widerstrebt uns, eine Anklage gegen irgend eine Klasse von Personen zu erheben, vor Allem, wenn es sich, wie hier, um eine vorzüglich industrielle Klasse handelt, die ihrer Arbeit nicht allein am Tage, sondern auch des Nachts nachgeht, und die eben so, wie wir, eine Leidenschaft für alle Blumen und alles Grün besitzt; man muß indessen die Wahrheit sagen: der Freischütz ist nichts weiter, als ein Spitzbube.

Dieser Industrielle, so wie wir ihn zu verstehen gegeben haben, beschränkt seine Auskundschaftungen nicht blos auf das Pflanzenreich; es ist noch ein anderer Zweig der Naturgeschichte, für welchen er sich interessirt, und dessen Kultivirung einen sehr fühlbaren Einfluß auf sein Einnahme-Budget ausübt. Die Gänse, diese Märtyrer des heiligen Martin, finden auf die eine oder andere Weise den Weg in seinen Sack oder Kober, und er unterhält während der letzten Wochen des Septembers einen sehr lebhaften Handel mit gewissen verschwiegenen Personen, die er aufzufinden weiß, und die zufrieden sind, eine fette Gans für ein Billiges zu kaufen, ohne sich über ihre Herkunft weiter zu beunruhigen. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß jene Gänse- und Wildpret-Liebhaber hauptsächlich Arbeiter und Handwerker der Hauptstadt sind, die in gutem Verdienst stehen. In den großen Werkstätten, die Hunderte von Armen beschäftigen, findet sich der Freischütz während der ganzen Wildpretzeit jeden Sonnabend, gewöhnlich eine oder zwei Stunden vor der Lohn-Auszahlung, mit den delikaten Stücken ein, die am folgenden Tage auf dem Tische des Handwerkers dampfen sollen. Man treibt mit ihm manche Späße über den niedrigen Preis seiner Waare; aber Nichts vermag ihn außer Fassung zu bringen, und seine eherne Stirn hält die Probe der Schamröthe aus. Er bietet ein paar Hühner oder einen Hasen funfzig Prozent billiger an, als sie auf jedem Markte Londons verkauft werden. Er hat immer eine Ausrede bei der Hand, um sich zu rechtfertigen. „Ihr glaubt wohl, daß ich die Hühner gestohlen habe? ich will mich hängen lassen, wenn das wahr ist. Meine alte Großmutter, die auf dem Lande wohnt, hat sie mir zu meinem Geburtstage geschickt, aber seht, die gute Frau hat vergessen, mir zugleich auch Sauce und Bratwürste mitzuschicken. Weil ich nun nicht die Mittel besitze, das Zubehör zu kaufen, und ich mir einen Vorwurf machen würde, sie ohne dasselbe zu essen, so will ich sie Euch für 2 Shill. 2 Pence lassen!“ — „Mir scheint“, sagt der Arbeiter, „daß Euer Geburtstag sehr oft wiederkehrt. Der Hase, den Ihr mir vor vierzehn Tagen verkauft habt, war auch ein Geburtstagsgeschenk Eurer Freunde.“ — „Bei mir ist das nun einmal so“, antwortet der Verkäufer, „es ist ein Vorrecht, das ich vor allen Andern habe. Nun, nehmt sie für 2 Shill., ich mag mich nicht den ganzen Tag mit dem Geflügel umherschleppen.“ Bei einem solchen Preise bleibt, wie man sich leicht denken kann, die Waare nicht lange in seinen Händen: Gans, Huhn, Hase oder Pute finden sehr bald neue Eigenthümer, und der Freischütz geht mit leerem Kober von dannen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

Sprachen in jeder Hinsicht dem Sanskrit weit mehr, als die slawischen, und diese wieder mehr, als die celtischen; daher folgt denn, daß zuerst die celtischen, sodann die slawischen, zuletzt die deutschen und die litthauischen Stämme auswanderten. Andere eben so analytische Sprachen haben ganz dasselbe Resultat geliefert. Wir übergehen sie, um statt dessen schließlich die Beziehung anzudeuten, welche zwischen den großen Sprachabtheilungen der Erde besteht.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Diätetik des Geistes.*)

Die Gesetze, deren Befolgung den Geist gesund erhält, deren Bruch ihn krank macht, sind noch wenig bekannt. Die Anatomie des Gehirns ist unvollkommen; die Functionen seiner Theile unverstanden, die Störungen seines Gewebes, wenn sie nicht handgreiflich sind, weder dem Mikroskop, noch dem Sezirmesser zugänglich. Die Kenntniß vom Menschen in seiner edelsten Eigenthümlichkeit, vom Menschen, insofern er sich vom Thiere unterscheidet, ist, bei allen Fortschritten der pathologischen Anatomie, bei aller Selbstgenügsamkeit der Philosophen, noch tief in der Kindheit.

In dem in der Anmerkung angezeigten Werke eines amerikanischen Gelehrten ist vornehmlich diejenige Seite der psychischen Gesetze besprochen, die der Beobachtung am offensten liegt, die Einwirkung nämlich, die der Zustand des Geistes auf das körperliche Wohlbefinden übt. „Angenehme und geordnete geistige Beschäftigungen sind für die Gesundheit der Seele eben so wesentlich", — heißt es in der Vorrede — „als zweckmäßige Leibesübung für den Körper, und wie die Gesundheit des letzteren auch jener zugutekömmt, so, und dies soll in den folgenden Blättern gezeigt werden, übt der ungetrübte Geist einen heilsamen Einfluß auf die Functionen des Körpers aus."

Der Verfasser weist nach, daß Arbeit des Geistes, wenn auch durch sie eine besondere Reihe von Krankheiten veranlaßt werde, nicht schädlicher auf die physische Gesundheit wirke, als eine entsprechende Summe körperlicher Arbeit. Er beweist diese Behauptung durch statistische Anführungen über das Lebensalter mehrerer Philosophen. Wo er von den Krankheiten spricht, die durch die übermäßige Anspannung der geistigen Fähigkeiten hervorgebracht werden, sagt er unter Anderem: „Ich bin freilich der Meinung, daß die körperlichen Leiden der Gelehrten weit häufiger den nebensächlichen Umständen, wie der Vernachlässigung körperlicher Bedürfnisse, der sitzenden Lebensweise, der unverständigen Diät u. s. w., zuzuschreiben sind, als der bloßen geistigen Arbeit. Aber die Gelehrten lieben es, weil darin kein Tadel, sondern vielmehr ein Ruhm liegt, ihre Kränklichkeit dem Uebermaß geistiger Anstrengung Schuld zu geben. Würden sie jedoch auf die Forderungen des physischen Lebens vernünftige Rücksicht nehmen, so könnte ihr Stand eben so gesund seyn, wie ein anderer." . . .

„Unter den Gesundheitsregeln, die vorzugsweise von denen beobachtet werden müssen, deren Beruf mehr den Geist in Anspruch nimmt, verdient die erste Erwähnung die Mäßigkeit im Essen und Trinken. Personen, die viel sitzen, können weder so viel, noch solche Art von Nahrung vertragen, als die ihrem Körper Bewegung machen und dadurch einen rascheren Verbrauch der organischen Materie herbeiführen. Wollen solche Leute essen und trinken, wie die Tagelöhner, so werden sie bald von Verdauungsschwäche befallen werden und von allen Leiden bedroht seyn, die aus derselben hervorgehen. Oder, entgehen sie den Digestionsbeschwerden, so sind sie den noch ernsteren der Blutüberfüllung ausgesetzt. . . Es ist kaum nöthig, denke ich, die Wichtigkeit täglicher Bewegung in freier Luft für Gelehrte hervorzuheben. Ohne sie kann Keiner, der eine sitzende Lebensweise führt, seine Gesundheit bewahren. Wie lange diese Bewegung dauern müsse, hängt theils von der Constitution, mehr aber noch von der Art und Menge der eingenommenen Nahrung ab. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß zwei bis vier Stunden täglich auf die Bewegung im Freien verwendet werden müssen."

Die Kindererziehung, die Gefahren frühzeitiger und künstlicher Anspannung des kindlichen Geistes werden in dem Buche in lehrreicher Weise besprochen. Diese Gegenstände werden von den Aeltern beider zu wenig berücksichtigt, und gar zu oft wird eines Kindes geistige Ueberlegenheit mit seiner Gesundheit und seinem Lebensgenuß erkauft. Würden die weisen Regeln, die das genannte Werk in dieser Beziehung ertheilt, alle befolgt, so würde manches Leben zur eigenen Freude und zum Vortheil der Menschheit erhalten, das jetzt an seiner Frühreife zugrundegeht.

*) Mental Hygiene, by William Sweetser, M. D., Prof. of Theory and Practice in Castleton and Geneva Medical Colleges. New York.

Mannigfaltiges.

— **Kunstnotizen aus Tiflis.** Wie der Kawkas meldet, wurde in Tiflis vor einiger Zeit die erste dramatische Vorstellung in grusischer Sprache gegeben. Es war ein Lustspiel, „die Theilung", vom Fürsten Georg Eristov, welches von den des Grusischen kundigen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Schauspieler waren sämmtlich Dilettanten, und der Verfasser spielte selbst die Hauptrolle. Im russischen Theater macht das Vaudeville „die Zusammenkunft Iwan Iwanowitsch's mit Schamil" Furore; der gefürchtete Imam wird darin als Deus ex machina eingeführt, indem der stereotype hartherzige Vormund aus Schrecken vor seinem Namen in die Verbindung des Liebespaares willigt. Es scheint überhaupt, als ob Schamil in Rußland einer gewissen Popularität genieße.

Auch die bildenden Künste sind in Tiflis nicht ganz vernachlässigt. „Vor vier Jahren", schreibt das genannte Blatt, „traf man selten einen Künstler, der sich hierher verirrt hatte. Jetzt aber kann sich Tiflis mehrerer Talente rühmen, die ihre Zeit nicht umsonst in seinen Mauern verbringen. Herr Babajev hatte bereits vorigen Herbst ein großes Gemälde, „die Vertheidigung der Festung Achty", vollendet, welches er an die Akademie der Künste in St. Petersburg eingeschickt hat. In dem Atelier des Herrn Bälkov ist ein kolossales, erst angefangenes Schlachtstück zu sehen, das viele Zeit, Arbeit und Kosten erfordern wird. Das Atelier des Fürsten Gagarin hat eine Menge hübscher Lokalskizzen aufzuweisen, ohne von einem von ihm begonnenen historischen Gemälde zu reden. Von diesem unermüdlichen Kunstfreunde rühren auch die Decorationen des Tifliser Theaters her. Der Akademiker Jukovskji hat sich bisher auf die Portraitmalerei beschränkt, die von ihm mit Erfolg betrieben wird. In diesen Tagen ist der Münchener Künstler Herr Frisch aus Daghestan mit einem Portefeuille voll Reiseskizzen zurückgekehrt, und ganz neulich ist der bekannte Zeichner Timm (ein geborner Liefländer) von hier abgereist, nachdem er, aus Liebe zur Kunst, sich während der Belagerung von Tschoch im Lager des Fürsten Argutinskji aufgehalten hatte."

— **Eine neue Industrie.** Während jetzt so Manche nach Kalifornien wandern, um sich den blendenden Goldstaub aus dem Schlamme des Sacramento hervorzuholen, ist ein industrieller Kopf auf den Gedanken gekommen, den Kehricht unserer Städte in Gold zu verwandeln. Als bei der neulichen Macadamisirung der Pariser Boulevards das bisherige Steinpflaster verschwand, sah fast Niemand etwas mehr darin, als eine kluge Vorsichtsmaßregel gegen künftige Barrikaden, und in der Hoffnung auf dieses „andächtig zu wünschende Ergebniß" ließen die gesinnungstüchtigen Epiciers es sich gefallen, unterdessen im Kothe zu waten und Staub à discretion zu schlucken; nur Herrn Taboureau war die Entdeckung vorbehalten, daß die kothige Straße, wie der berühmte Paktolus, mit Goldkörnern besäet sey, und zwar in der Form von Kieselsand-Atomen, die, gesammelt und präparirt, den unübertrefflichsten Ziegelstaub zum Reinigen von Messern, Degenklingen u. dergl. abgeben. Der Preis des neuen Artikels ist schon festgesetzt. Das Hektoliter Koth giebt zehn Ziegeln, von denen jeder für zwanzig Centimes verkauft wird — d. h. der Koth von Paris hat, nachdem er gewaschen und verarbeitet worden, einen Werth von zwei Francs per Hektoliter. Eine namhafte Anzahl Arbeiter ist bereits in diesem seltsamen Industriezweige beschäftigt, und das „Koth-Privilegium" für die Stadt Paris wird dem Meistbietenden durch öffentliches Aufgebot für den Zeitraum von drei, sechs oder neun Jahren überlassen. So schnell verändern sich die Begriffe in unserem entdeckungsreichen Jahrhundert, daß man in Zukunft, statt „den Staub von seinen Füßen zu schütteln", ihn vielmehr sorgfältig verwahren und als lukrativen Handelsgegenstand benutzen wird.

Literarischer Anzeiger.

Ouvrages à prix réduits,

en vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig.**

Guide diplomatique. Par le baron **Ch. de Martens.** 2 vol. In-8. 1832. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Causes célèbres du droit des gens. Par **le même.** 2 vol. In-8. 1827. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par **le même.** 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** 2 vol. In-8. 1841. (5 Thlr.) **3 Thlr.**

Jouffroy (Henri), Catéchisme du droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. 1841. (1 Thlr.) **18 Ngr.**

—, Catéchisme d'économie politique. In-8. 1843. (1 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

—, Constitution de l'Angleterre. In-8. 1843. (2 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Le Droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. 1843. (1 Thlr. 25 Ngr.) **26 Ngr.**

Manuel de littérature ancienne, ou court aperçu des auteurs classiques de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Philosophie critique de Kant, exposée en vingt-six leçons. Ouvrage traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. 1842. (1 Thlr. 20 Ngr.) **24 Ngr.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden an jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lesser, Breiteſtraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 7. November 1850.

Frankreich.

Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt.

(Nach Fraser's Magazine.)

Wir gehören nicht zu denen, welche Herrn Ledru-Rollin oder die Schule, der er angehört, bewundern; indeß ist es uns niemals eingefallen, um seine Doktrinen anzufeinden, gerade den Augenblick zu wählen, wo Verbannung und Mißgeschick ihn getroffen haben. Obwohl wir innig überzeugt sind, daß Herr Ledru-Rollin derjenige von den öffentlichen Charakteren Frankreichs ist, der am meisten dazu beigetragen hat, die Sache der Reform in Mißkredit zu bringen, den sozialen und politischen Fortschritt unter seinen Mitbürgern in einen Rückschritt zu verwandeln, so haben wir doch bisher über ihn die größte Zurückhaltung beobachtet, weil wir in keiner Weise sein Exil noch mehr vergiften, die Leiden eines Verbannten noch bitterer machen wollten. Großbritanien gewährt seine Gastfreundschaft jedem Flüchtling. So lange derjenige, welcher den Schutz seiner Gestade sucht, der Verfassung gehorcht und sich den Gesetzen der Gemeinde fügt, mischt sich Niemand in seine Art und Weise zu leben, in seine Privat- oder öffentlichen Meinungen, in seine Aufführung oder Handlungen. Sobald dagegen der Verbannte ein Parteiführer, ein politischer Leiter oder ein Verbreiter irgend einer sozialen, politischen oder religiösen Doktrin werden will, dann glauben die Engländer sich nicht mehr verpflichtet, bei ihrer wohlwollenden Zurückhaltung gegen ihn zu verharren, sie vergessen seine Leiden und Verfolgungen, um von nun an nur noch den Schriftsteller, Redner oder Pamphletschreiber, je nach den Umständen, zu setzen. Wir sind weit entfernt davon, jenes einflußreiche Organ der Tagespresse*) zu entschuldigen, welches, unmittelbar nach der Ankunft des französischen Demagogen in England, sich beeilte, Beleidigung und Hohn auf ihn zu wälzen. Ein solches Benehmen war, wenn nicht ungerecht, so doch wenigstens nicht edelmüthig und somit unwürdig eines großen Volkes. Von dem Augenblick an aber, wo Herr Ledru-Rollin selbst, mit Hintansetzung jeder Zurückhaltung, sich kopfüber als politischer Streiter auf den Kampfplatz stürzt, ist die Zeit der Nachsicht vorüber, und der Verbannte wird der Brennpunkt aller Publizisten, die sich nicht geneigt finden, ihr Land und ihre Mitbürger ungestraft den Pfeilen seiner Satire zu überlassen. Demnach werden wir, ungeachtet der Herausforderung, welche ein mehr perfides als gefährliches Buch uns hinzuschleudern scheint, gegen Herrn Ledru-Rollin keinen gar hitzigen Feldzug unternehmen, wir wollen nur zeigen, wie wenig Tiefe, welchen Mangel an ernsten Studien und welche Ungenauigkeit dieser Volkstribun darlegt, der uns Unterricht ertheilen will und der selbst nöthig hätte, wieder in die Schule zu gehen.

Hauptsächlich ist es Eines, was uns hierzu veranlaßt; wir halten nämlich Herrn Ledru-Rollin in seinen Ansichten und Ueberzeugungen für aufrichtiger, als die Mehrzahl der Revolutionaire, da er seine Zeit, sein Talent, sein Vermögen der Verbreitung seiner Ideen in dem Dienste seiner Partei gewidmet hat. Und wenn ein Mann so handelt in dem modernen Frankreich, welches sich durch jenen Egoismus auszeichnet, der von Einigen mit dem neuen Wort: Individualismus, ausgeschmückt wird, und der nichts Anderes ist, als das persönliche Interesse, die Liebe seiner selbst, die Gewohnheit, Alles auf sich selbst zurückzuführen, so ist man, wie groß auch der Widerwille gegen seine Doktrinen seyn mag, seiner Aufrichtigkeit wenigstens Achtung schuldig. Wir können ihn daher als einen zerstörenden Geist verdammen, nicht aber dürfen wir ihn für gänzlich unachtenswürdig, wie so viele seinesgleichen, erklären.

Die Geschichte des Herrn Ledru-Rollin, seit Februar 1848, ist von ganz Europa verfolgt worden. Er war der böse Geist der provisorischen Regierung, der Mann, dessen extreme Ansichten, dessen revolutionaire Rundschreiben und dessen erklärte Gönnerschaft für die Republikaner von der Partei Robespierre's alle gemäßigten Männer abhielten, sich mit dem neuen System zu versöhnen. Lamartine brachte sich bei der öffentlichen Meinung in Mißkredit und hörte auf, der politische Abgott eines Volkes zu seyn, — von dem er stets eine ruhmreiche Zierde der Literatur bleiben wird, — lediglich aus dem Grunde, weil er Ledru-Rollin zu großmüthig mit dem Mantel seiner Popularität deckte. Bei der Auflösung der provisorischen Regierung wurde Ledru-Rollin einer der Führer der demokratisch-sozialistischen Partei. Auf dem Gebiete der rednerischen Macht stand Niemand höher, als er; nur verstand er diejenigen, welche zu ihm gehörten, weder zu leiten, noch zu zügeln, so daß er, statt ihr Oberhaupt zu seyn, ihr Werkzeug wurde. Leicht berauscht von den Beifallsbezeugungen, gleichviel woher sie kamen, ehrgeizig aus Eitelkeit und nicht durch das Bewußtseyn des Genies, kühn nur in der Nachahmung Danton's und baar des moralischen Muthes, der die Unpopularität zu ertragen weiß, stellte sich Ledru-Rollin, um den Verdacht der Feigherzigkeit von sich abzulehnen, an die Spitze der letzten Bewegung. So nun trägt er heute, der Held eines gescheiterten Komplottes, flüchtig vor einer Emeute ohne Kampf, kontumazirt, sein Exil auf dem Boden Großbritaniens.

Noch einmal wiederholen wir es, bei dieser Lage der Dinge, hatten wir niemals und haben noch nicht die Absicht, das Bittre jenes Exils durch irgend eine vergiftende Betrachtung zu erhöhen. Wäre Herr Ledru-Rollin in einer friedlichen Verborgenheit geblieben, hätte er seine Muße wissenschaftlichen Arbeiten in seinem Berufe oder historischen, ruhigen und unparteiischen Forschungen über die Vergangenheit oder Gegenwart gewidmet, so wären wir die Ersten gewesen, ihm unseren Beifall zu spenden und ihn mit den schwachen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zu unterstützen. Indem wir ihn aber mit einem machiavellistischen Werke beschäftigt sehen, das keinen anderen Zweck hat, als England herabzusetzen und zu verleumden, um sich weit mehr für die Unaufmerksamkeit, die ihn kränkt, als für die Schmähungen, welche im Publikum kein Echo gefunden haben würden, zu rächen, — so können wir nicht länger stillschweigen. Der englische Uebersetzer des Ledru-Rollinschen Werkes benachrichtigt uns von vorn herein, daß das Buch in einem Anfall von Spleen, verursacht durch die Artikel der Times, entstanden ist. Wenn dem so ist, welchen Begriff giebt dies von der Fähigkeit, der Urtheilskraft und der Discretion des Herrn Ledru-Rollin? Wird er jemals der Mann seyn, eine Partei zu leiten oder gar eine Nation zu regieren, er, der in einem hypochondrischen Augenblick ein Buch gegen das Land schreibt, das ihn gastlich aufnimmt, einzig und allein, weil er von dem Journal die Times streng beurtheilt, vielleicht hart mitgenommen worden ist? Ja, selbst wenn Herr Ledru-Rollin die besten Absichten hätte und des geradesten Sinnes wäre, so würden wir uns dennoch erlauben, zu zweifeln, daß er die nöthigen Fähigkeiten, Nachweise und Materialien habe, um die Institutionen und das politische System Englands zu verstehen und auf gesunde Weise zu erörtern. Wir halten ihn für zu wenig vertraut mit der Sprache, zu wenig durchdrungen von der Geschichte, zu wenig bewandert in der Literatur dieses Landes. Diese Unwissenheit würden wir Herrn Ledru-Rollin gern verzeihen, wenn die Absicht, die ihn beseelt, in sich selbst einigen Schein von Theilnahme für das Volk und die Institutionen des Landes, mit dem er sich beschäftigt, trüge; davon ist aber nichts vorhanden. Weil die Times ein- oder zweimal — wir geben gern zu, mit sehr schlechtem Geschmacke — ihn und seine Gefährten, um mit den eigenen Ausdrücken der Times zu sprechen, mit den Titeln: „aus dem Bagno entsprungene Forçats, elende Banditen, Auswurf der Pariser Gossen", belegt hat, geht er hin und sagt, er habe täglich Insulten zu erdulden, „die englische Aristokratie habe ihn und seine Gefährten täglich auf allen Schleifen ihrer Journale herumschleppen lassen." Die englische Aristokratie gehört zur menschlichen Race, sie hat folglich auch ihre Fehler, aber Herr Ledru-Rollin, trotz seiner Unkenntniß der Verhältnisse, weiß sehr wohl, daß die englische Aristokratie an den Artikeln der Times eben so unschuldig ist, als der Großtürke. Die Times ist nicht das Journal der Aristokratie, sondern das der Mittelklasse und der finanziellen und handeltreibenden Philister; es ist also weder ein exklusivisches noch ein aristokratisches Journal.*) Die Times ausgenommen aber, welches Blatt hat noch ein Wort gegen Herrn Ledru-Rollin oder seine Gefährten in der Verbannung gesagt? Er ist jetzt über ein Jahr in London; während dieses Zeitraums ist sein Name nur ein- oder zweimal in einem wenig schmeichelhaften Artikel genannt worden, und er nimmt davon Veranlassung, mit England Händel zu suchen und die Aristokratie anzuklagen, daß sie ihn mit Schimpf und Beleidigungen überhäufe.

Herr Ledru-Rollin behauptet, er habe in den Engländern einen neuen und entscheidenden Beweis gegen die feudale Gesellschaft gefunden. Wäre er gut unterrichtet gewesen, so sollte er, als Jurist, wissen, daß seit langer Zeit das Feudalsystem in England todt ist, und daß die hauptsächlichsten Feudaldienste durch die Akte 12 Karl's II., Kap. 24, beseitigt worden, die da abschafft: den Pupillen- und Zünfte-Hof (Court of Wards and Liveries), die Kopfsteuer (tenure in capite), den Kriegsdienst (knight service), die Huldigungsdienste (hommage, escuage, etc.). Kurz, seit der Revolution von 1688 war nicht das feudale Prinzip, sondern im Gegentheil dessen Gegner, das finanzielle

*) Die Times.

*) Wenn wir Deutsche den politischen Takt und die ehrliche Gesinnung des englischen Volkes nach den scham- und geistlosen Schmähungen der Times beurtheilen sollten, dann würde es freilich um unsere Ansicht über die praktischste Nation der Erde schlecht bestellt seyn. D. R.

Prinzip, in England ſtets vorherrſchend, ſey es nun, daß das Prinzip durch den Ein- und Ausfuhr-Großhandel vertreten war, wie dies bis 1814 und 1815 der Fall war, oder ſey es, daß es die Intereſſen der Induſtriellen und der Kapitaliſten zur Geltung brachte, wie in den Jahren 1815—1830. Herr Ledru-Rollin nennt England die Kommandite der Könige, gleichwie es die Neſſelrode, die Metternich, die Schwarzenberg, die Guizot*) und die anderen Gegner des Herrn Ledru-Rollin den Heerd und den Zufluchtsort der Revolutionaire nennen. Beide Anklagen ſind gleich falſch, da ſie ſich gegenſeitig widerlegen. Unſerer Anſicht nach liegt die Wahrheit in der Mitte. Wenn die Könige oder die Revolutionaire von dem Schickſal geſchlagen werden und in ihrem Vaterlande kein Aſyl mehr finden, ſo öffnet England ihnen die Arme. Heute birgt dieſes gaſtfreundliche Land gleichzeitig Ludwig Philipp von Orleans**) und Ledru-Rollin, den Prinzen von Joinville und Louis Blanc, und ſie würde mit demſelben Vergnügen Pius IX. und Mazzini aufnehmen, wenn Einer oder der Andere von ihnen an ſeinen Geſtaden Schutz ſuchen käme.***) Im vorigen Jahrhundert gewährten die Engländer Ludwig XVIII. und dem Grafen von Artois ein Aſyl, gleichzeitig hatten ſie ſchon bei ſich den General Dumouriez, Girondiſten, die der Guillotine entgangen waren, und den Herrn von Talleyrand, der ſeitdem ..... doch damals gehörte er zur Partei der Revolution. Eben ſo wurde 1830 Karl X. der Gaſt Großbritaniens, was die britiſche Regierung in den Jahren 1832, 1833 und 1834 nicht verhinderte, Herrn Armand Marraſt, den Cabet u. A., und 1848 Ludwig Philipp und den Prinzen, ſeinen Söhnen, ihre Häfen zu öffnen.

In der Abſicht, England herabzuſetzen, ſagt Herr Ledru-Rollin von dem Boden dieſes Landes, derſelbe käme dem Aragoniens oder der Lombardei nicht gleich. Aber gerade, indem er dieſe Wahrheit ausſpricht, giebt er, ohne es zu wiſſen, der Energie und Induſtrie ſeiner Einwohner ein glänzendes Zeugniß. Mit einem Boden, der ſicherlich um Vieles dem jener fruchtbaren Provinzen Italiens und Spaniens nachſteht, hat Großbritanien durch die Arbeit, Kenntniſſe und Geſchicklichkeit ſeines Volkes Wunder von Kultur und Ackerbau-Erzeugniſſen hervorgebracht.

Herr Ledru-Rollin vergleicht die Größe Englands mit der Karthago's, Tyrus, Venedigs, Spaniens und Hollands, alles Sterne, die heute erblichen ſind. Aber dieſe Analogie iſt nicht zuläſſig. Hier von Tyrus und Karthago ſprechen iſt eine Kinderei. Was war Venedig in den uns näher liegenden Zeiten? Eine Republik, abſonderungs- und eroberungsſüchtig, mit einer eiferſüchtigen, argwöhniſchen und rachſüchtigen Politik. Spanien war eine deſpotiſche Monarchie, ruinirt durch ſeine religiöſe Intoleranz und die Verfolgung gegen die Mauren, zitternd unter dem Joche ſeiner Inquiſition und demoraliſirt durch die Entdeckung Amerika's. Holland im Mittelalter war zerriſſen durch Parteikämpfe, durch innere Streitigkeiten und eine ungezügelte Sucht nach Gewinn und Eroberungen. Wir behaupten nicht, daß die politiſchen oder kommerziellen Inſtitutionen Englands ein Prinzip der Unveränderlichkeit in ſich ſchließen, ſo wenig wir ferner behaupten, daß ſein politiſches und ſoziales Syſtem mit keinem Makel behaftet ſey; Herr Ledru-Rollin aber hat, bei allen Unvollkommenheiten, die er bezeichnet, lediglich die Anſichten der Preſſe der Hauptſtadt wiederholt und überſetzt, freilich ohne dabei immer getreu zu verfahren. Die Mehrzahl der Entdeckungen des Herrn Ledru-Rollin ſind buchſtäblich aus der Korreſpondenz der Morning Chronicle abgeſchrieben.

Es iſt eine leider unbeſtreitbare Wahrheit, daß in England die Steuerlaſt drückend, der Arbeitslohn im Verhältniß gering iſt, aber daſſelbe läßt ſich auch von Frankreich behaupten. Es liegt dies an einem Zuſammentreffen von verſchiedenartigen Umſtänden und nicht an der einen Urſache, die Herr Ledru-Rollin anführt, nämlich daß „das Land, welches durch das Feudalrecht regiert wird, einigen Hundert privilegirter Familien als Erbleben zugehört.“ Wie wir bereits erwähnt haben, ſind die Lehen ſeit lange abgeſchafft, und das Land in England befindet ſich nicht in den Händen einiger Hundert oder ſelbſt einiger Tauſend privilegirter Familien. Im Jahre 1841 belief ſich die Zahl der Grundbeſitzer, ausſchließlich der eigentlichen ſogenannten großen Grundeigenthümer, auf 141,460; von ihnen wirthſchafteten 94,833 ſelbſt; und die Geſammtzahl der Pächter und Viehzüchter belief ſich auf 193,596. Es giebt keine einzige Grafſchaft in England, und ſey ſie noch ſo klein, die nicht mehr Eigenthümer beſäße, als Herr Ledru-Rollin dem ganzen Königreiche zuertheilt, und die Behauptung, die er ausſpricht, könnte in keinem Diſtrikte Yorkſhire's Anwendung finden.

Herr Ledru-Rollin klagt die Engländer an, daß ſie ſich auf Indien geſtürzt und dieſes Land ausgeſogen hätten. Die Eroberungen Großbritaniens in Indien hat es faſt mit Widerſtreben gemacht, und obwohl die indiſch-britiſche Regierung, wie Alles in dieſer Welt, weit entfernt iſt, eine vollkommene zu ſeyn, ſo iſt ſie doch zweifelsohne eine der beſten Regierungen der Welt, tauſendmal beſſer jedenfalls, als diejenige, welche die Eingebornen unter dem weiſeſten ihrer angeſtammten Fürſten genoſſen haben. Die indiſche Regierung könnte vielen europäiſchen Staaten als Muſter dienen. Die Civilbeamten der oſtindiſchen Compagnie ſind, wir ſagen es ohne Zögern, die beſterzogenſten, beſtunterrichteſten der Welt. In den Dienſtzweigen, denen die Richter, die Magiſtratsperſonen, die Steuer-Empfänger, die Fiskalbeamten, die diplomatiſchen Reſidenten und Agenten entnommen werden, giebt es keine Geburtsariſtokratie, die den Vorzug hätte vor Verdienſt und erworbenen Anſprüchen. Die Civilbeamten der oſtindiſchen Compagnie ſind im Allgemeinen Söhne von einfachen Privatleuten oder Perſonen aus der Mittelklaſſe, und parlamentariſche oder adelige Protectionen vermögen nicht, ſie auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen, wenn ſie nicht perſönliche Verdienſte haben. Sicherlich muß es eine gute Verwaltung ſeyn, welche Männer wie Haſtings, Clive, Barlow, Colebrooke, Elphinſtone, Adam, Holt Mackenzie, Richards hervorgebracht hat. Wenn man die Sachen nicht gründlich erforſcht, ſo iſt es der Kritik immer leicht, die deklamatoriſchen Formen zu mißbrauchen.

Wenn Herr Ledru-Rollin, ſtatt ſich in unbeſtimmten, angreifenden Allgemeinheiten zu verlieren, ſich die Mühe genommen hätte, das oſtindiſche Kollegium in Haileybury, dieſe Wiege der Civilbeamten Indiens, zu beſuchen, ſo würde er dort ein Erziehungsſyſtem gefunden haben, welches in Beziehung auf die Verſchiedenartigkeit und die Nützlichkeit der Lehrgegenſtände unerreicht daſteht. Man lernt dort nicht allein die orientaliſchen Sprachen, ſondern die klaſſiſche Literatur, Geſchichte, National-Oekonomie, Mathematik, Geſetzkunde und Rechtswiſſenſchaft.

Die Offiziere der Compagnie erhalten zu Addiscombe eine ganz ähnliche Erziehung in der Militärſchule der oſtindiſchen Compagnie; man ſtudirt dort die Sprachen des Orients, die klaſſiſchen Autoren, Mathematik, Strategie, Zeichnenlehre, Chemie und Geologie. Wir wollen die europäiſchen Heere nicht herabſetzen, aber wir behaupten, daß keine Armee in Europa exiſtirt, deren Offiziere hinſichtlich der profeſſionellen Ausbildung die indiſchen Offiziere übertreffen, und daß es ſehr wenige giebt, welche ihnen gleichkämen.

Herr Ledru-Rollin ſagt, die Engländer hätten Hindoſtan ausgeraubt und deſſen alte Reichthümer in Folge der Verſchwendung ihrer Regierung und der Habſucht ihrer Monopoliſten erſchöpft. Aber wo ſind denn die Plünderer? wo iſt denn die Beute? Sieht man jetzt Nabobs nach England zurückkehren mit fürſtlichem Vermögen? Kaum geſchieht es, daß einige Civilbeamten nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit und einige Militärs nach einem halben Jahrhundert angeſtrengten Dienſtes in einer bequemen und anſtändigen Lage leben können. Was heißt das, die Habgier der Monopoliſten? Die franzöſiſchen Weine, die franzöſiſchen Stoffe, die franzöſiſchen Luxusgegenſtände, die articles de Paris zahlen nur eine ſehr geringe Eingangsſteuer in Kalkutta, Madras, Bombay, und hat England nicht im chineſiſchen Reiche für Frankreich dieſelben Vortheile erwirkt, als die, welche es ſelbſt genießt? Das iſt alſo ſein Durſt nach Handelsmonopolen!

„Eure Beſitzungen in Indien“, ſagt der Verfaſſer des „Verfalls Englands“, „ſind meiſtentheils das Reſultat einer Reihe von Verbrechen.“

Seit der Zeit, wo die Engländer in Bengalen die erſten jener beſonderen Vortheile gewannen, welche die Ausgangspunkte ihrer gegenwärtigen Macht waren, nämlich in den Jahren 1751 und 1752, ſieht man höchſtens einen oder zwei Transactionen der oſtindiſchen Geſellſchaft oder engliſcher Kaufleute, die etwa das Tageslicht oder die unparteiiſche Forſchung der Geſchichte nicht auszuhalten vermöchten. Man möge auch ſich der Schwierigkeiten erinnern, mit denen die Engländer zu kämpfen hatten. Die Eingebornen bekriegten ſich unter ſich auf Tod und Leben, und es war nicht gegen die Indier allein, daß England zu kämpfen hatte, ſondern auch gegen die rivaliſirenden europäiſchen Völker; gegen die reichen Holländer, welche zu ihren Gunſten den Gewürz- und Gummi-Handel des Oſtens monopoliſiren wollten, und gegen die kriegeriſche, eroberungsluſtige und ehrgeizige franzöſiſche Nation. Die Clive, die Coote, die Baillie, die Cornwallis, die Haſtings, die Fullerton und die Laurence hatten nicht allein den Groß-Mogul und die Radſchahs zu Gegnern, ſie mußten auch die Lally, die Dupleix, die Labourdonnais, die Buſſy, die Conflans und die Suffren bekämpfen.

Es iſt nicht unſere Aufgabe, hier den Ruf der franzöſiſchen Befehlshaber in Indien zu beflecken, wir ſind ſogar bereit, das größte Lob Labourdonnais zu ſpenden, der ſeinem Lande nicht allein mit Treue, ſondern auch mit Ruhm diente. Indeß waren die franzöſiſchen Agenten in jenem Welttheile weit entfernt, alle Labourdonnais zu gleichen, deſſen Verdienſte mit der Baſtille belohnt wurden, während Dupleix, ſein Nebenbuhler, nachdem er verrätheriſcherweiſe den Vertrag, der Frankreich und England vereinte, gebrochen, von ſeiner Regierung unterſtützt und belobt wurde. Das franzöſiſche Miniſterium und die franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie jener Zeit waren die Mitſchuldigen Dupleix's. — Es iſt indeß offenbar, daß Herr Ledru-Rollin in völliger Unwiſſenheit über die Ereigniſſe von 1746 befangen iſt, und daß er von den Thaten und Handlungen der Franzoſen in Indien nicht mehr weiß, als von der Sanſkrit- oder von der perſiſchen Sprache. Wie ſollte auch ein ſo frivoler, ſo oberflächlicher, ſo wenig zu ernſten Forſchungen geneigter Mann es vermögen, ſich einer Arbeit hinzugeben, die gründlich genug wäre, um daraus eine klare Idee von der engliſchen Herrſchaft in Indien gewinnen zu können? Zweifelsohne iſt es ihm unendlich bequemer, banale Anſchuldigungen wegen Gewaltthätigkeiten und Treuloſigkeit zu kommentiren, die überdies nur ausgeſprochen zu ſeyn brauchen, um ſich von ſelbſt zu widerlegen. Die Regierung Oſtindiens durch die engliſche Compagnie, ſo ſehr ſie auch mit Fehlern und Mängeln behaftet ſeyn mag, iſt nichtsdeſtoweniger die außerordentlichſte Regierung, die jemals exiſtirt hat, und ſtände ſie nicht einzig in der Welt da durch ihre Weisheit, ihre Gerechtigkeit, ihre Langmuth und ihre Mäßigung, ſo wäre es unmöglich, auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß eine Handvoll Europäer Gebiete von vielen Hundert Meilen, jenſeits der Meere gelegen und mit Hunderten Millionen Unterthanen bevölkert, die niemals von England haben ſprechen hören, unter ihrer Herrſchaft würden halten können.

Es iſt unnütz, Herrn Ledru-Rollin in ſeinen Unterſuchungen über das „Domesday Book“, den Boden-Kataſter des feudalen Englands, zu folgen. Obwohl er aus Meyer, Delolme und Auguſtin Thierry geſchöpft hat, ſo ſteht es doch feſt, daß er Biſchof Bennett's „Parochial Antiquities“ eben ſo wenig,

---

*) Ein kurioſes Zuſammentreffen iſt es, daß Herr Ledru-Rollin jetzt zu Brematen daſſelbe Haus bewohnt, das bis zu ſeiner Rückkehr nach Frankreich Herr Guizot bewohnt hatte. D. R.

**) Der Artikel war vor dem Tode Ludwig Philipp's geſchrieben. Anm. d. U.

***) Mazzini lebt, ſo viel bekannt, längſt auch wieder in England, und zwar in voller Brüderlichkeit mit dem franzöſiſchen Kollegen Ledru-Rollin und mit dem deutſchen Arnold Ruge. D. R.

wie Webb's „Analyse", Sir Henry Ellis' „Einleitung zum Domesday und den Registern der Grundbesitzer" geöffnet hat. Einen Augenblick glauben, daß dieser oberflächliche Autor die sächsischen Werke oder die Arbeiten der englischen Rechtsgelehrten durchblättert habe, hieße, ihm eine Tiefe und eine Fähigkeit zutrauen, deren er gänzlich baar ist. Wir zweifeln gar nicht, daß er eben so unwissend sey in Betreff der Annotationen Hammond's und der Kommentare Camden's, Spelman's, Selden's, Blount's, Gilbert's und Sir Martin Wright's zu dem, was Camden das „Tax-Book of King William" nennt, wie er es in der Geschichte Indiens ist. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Einheit des Menschengeschlechtes.

(Schluß.)

Wir gelangen zuletzt, wenn wir der Boppschen Ansicht folgen, zu drei großen Sprachstämmen, welche nichts unter einander gemein zu haben scheinen, und deren ausgeprägteste und abweichendste Typen das Sanskrit, das Hebräische und das Chinesische sind. Ganz genaue Untersuchungen jedoch haben dargethan, daß sich in diesen Sprachen die Zahlworte, die Pronomina und andere wesentliche Bestandtheile ähneln, was eine ursprüngliche Einheit verrieth, die allerdings durch sehr frühe Trennung gestört worden. Wie fern einander auch die semitischen und indo-germanischen Familien stehen, so wird möglicherweise das Studium der Hieroglyphen dennoch die zwischen ihnen gähnende Kluft ausfüllen. Bunsen behauptet, die ägyptische Sprache stehe in der Mitte zwischen der semitischen und indo-germanischen, denn ihre Formen und Wurzeln können nicht aus einer dieser beiden Sprachen für sich allein erklärt werden, sind vielmehr augenscheinlich eine Combination beider. Jene großen Unterschiede indeß bieten nicht weniger Interesse dar, als die Aehnlichkeit; sie sind der Beweis für eine gewaltsame Trennung, welche nach der Ebene von Shinar stattgefunden haben muß. Es ist also im mindesten nicht nöthig, dieses Umstandes wegen eine Verschiedenheit des Ursprunges für die Stämme des Menschengeschlechtes in Anspruch zu nehmen.

Der Uebergang von der Einheit der Sprache zur Einheit der Völker, welche sie reden, ist leicht, da die Verschiedenheit der Sprachen aufs deutlichste durch die Voraussetzung erklärt wird, daß die Völker von einem und demselben Vaterlande ausgingen und einen Theil der gemeinsamen Sprache mit sich nahmen. Wenn man diese Bruchstücke wieder zusammensetzt, so fügen sie sich hinlänglich gut in einander, um ihren ursprünglichen Zusammenhang zu bestätigen, während die allmäligen Zuthaten, die sie empfingen, nach der Natur ihrer Materialien die Oertlichkeiten anzeigen, denen sie entstammen. Die gegenwärtig herrschenden Sprachen des menschlichen Geschlechtes sind nur Dialekte eines ursprünglichen Idioms, und die Menschen sind alle Unterthanen eines einzigen großen Reiches, getrennt durch die Provinzialismen, aber eins durch ihre Muttersprache.

Der Schluß, daß die Bevölkerung der ganzen Erde von einem einzigen Mittelpunkte ausging und sich in verschiedenen Epochen nach und nach entwickelte und umgestaltete, wird sodann auch noch durch die physische Geographie bewahrheitet. Die Stellung der Berge und Thäler, der Flüsse und Meere deutet eben so die Schranken, wie die Communications-Pfade der Wanderzüge, an. Die Richtigkeit unserer Theorie wird somit durch das übereinstimmende Zeugniß aller Wissenschaften bis zur Evidenz bewiesen. Und gerade aus den Wissenschaften entlehnt sie ihre Hauptstärke und ihre höchste Glaubwürdigkeit. Sie beweist aufs schlagendste das, was die Mosaischen Urkunden lehren, daß alle Menschen Glieder einer und derselben Familie und Kinder einer und derselben Aeltern sind.

Man hat gegen diesen Schluß einen ziemlich scheinbaren chronologischen Einwand vorgebracht. „Die nationale Physiognomie der Aethiopier", heißt es in Mrs. Somerville's „Physikalischer Geographie", Bd. II., S. 235, „ferner der Perser und der Juden hat sich seit mehr als 3000 Jahren nicht verändert, wie dies die alten Abbildungen in dem von Belzoni zu Theben entdeckten Grabe Rhamses des Großen beweisen." Und in ähnlichem Sinne lesen wir bei Gliddon, in seinem „Alten Aegypten", S. 31: „Der in ägyptischen Studien erfahrene Ethnologe muß ohne Weiteres bekennen, daß die physiologischen und kranicologischen Charaktere, so wie die Beschaffenheit der Haut und der Haare, wodurch sich die menschlichen Stämme unterscheiden, schon bei der ersten Zerstreuung der Menschen über die Erde vorhanden waren." Daß die Farben-Unterschiede der Menschen schon seit Tausenden von Jahren bestehen, das kann man allerdings beweisen; daraus folgt aber nicht, daß sie immer bestanden haben. Wir wollen keineswegs die bloße Zeit für die Ursache der Farbenveränderung ausgeben, was doch der erstgenannte Schriftsteller annimmt, wenn er sagt: „Viertausend Jahre waren nicht im Stande, die Neger zu bleichen." Die Farbe bleibt dieselbe, so lange dieselben physischen Verhältnisse dauern; es ist dies ein mit unserer Lehre völlig in Einklang stehendes Resultat, und das eben angeführte Beispiel muß daher unseren Satz natürlicherweise ebenfalls bestätigen. Nichtsdestoweniger täuscht man sich gar sehr über die absolute Länge der Zeit, deren die äußeren Kräfte und Einwirkungen bedürfen, um die menschliche Constitution vollständig umzuwandeln. Die Veränderungen der Form und des Teints gehen allerdings nicht in einer oder zwei Generationen vor sich; aber wenige Jahrhunderte reichen dennoch dazu hin. Wir haben derlei Beispiele bereits oben bei den Türken, dem ungarischen Adel, den Juden, den Sarabras und den Irländern angeführt. Lyell hat selbst eine merkliche Verbesserung bei den Negersklaven Amerika's entdeckt, ein Ergebniß des Klimas und der Civilisation.

Der Einwand ist jedoch hauptsächlich gegen die biblische Chronologie gerichtet, und zwar mit Rücksicht auf die durch die Sündfluth bewerkstelligte Vernichtung der alten Stämme. Allerdings reichen die 4197 Jahre, die nach unserer gewöhnlichen Rechnung verflossen sind, nicht hin, um die Wanderungen und Veränderungen, von denen wir sprachen, zu erklären. Hat denn aber die unserer Bibel beigegebene Chronologie die Autorität einer Offenbarung? Ist sie nicht vielmehr ein rein menschliches Werk?

„Was die Zeitrechnung der Juden betrifft", sagt Bunsen („Aegypten", Bd. I., Vorrede), „so hat mich das Studium der Bibel hinlänglich davon überzeugt, daß das alte Testament vor Salomo gar keiner festen Chronologie folgt. Alles, was man in Bezug hierauf für ein chronologisches System ausgibt, ist nichts als das klägliche Vermächtniß des 17ten und 18ten Jahrhunderts, ein wirrer Haufe willkürlicher Irrthümer und ein vollständiges Uebersehen und Verkennen der Prinzipien historischer Forschung." — Ein großer Theil dieses chronologischen Systemes ist auch bereits hinlänglich als unhaltbar und widersprechend erwiesen worden.

Die Zeit, welche uns von der Sündfluth trennt, ist offenbar viel, viel länger, als man gewöhnlich annimmt. Denn es giebt in Aegypten Monumente, die bedeutend älter sind als 4000 Jahre. Mit Hülfe der chinesischen Geschichtsbücher, der indischen Monumente, der ägyptischen Papyrusrollen und Hieroglyphen und der neuerdings durch Layard in Ninive aufgefundenen Keil-Inschriften wird man hoffentlich zu einem chronologischen System gelangen, welches die Ergebnisse der neueren Forschung vollständig mit der Bibel in Einklang bringen dürfte. Goethe hat den Ausspruch gethan, keine Wissenschaft erfordere einen größeren Umfang von Kenntnissen und gediegenere Fähigkeiten, als die Chronologie. Wenn diese Wissenschaft, welche gegenwärtig immer noch in ihrer Kindheit steht, dereinst weitere Fortschritte gemacht hat, so wird man aus ihren Resultaten mit Sicherheit erkennen, daß auch der oben angeführte chronologische Einwand gegen unsere Lehre nicht das mindeste Gewicht besitzt, da er sich eben nur auf eine ganz oberflächliche und willkürliche Berechnung gründet.

Die Ethnologie, welche bisher mit der Bibel in Konflikt war, macht dieselbe Erfahrung, wie bereits vor ihr die Astronomie und die Geologie. Jede wissenschaftliche Forschung, welche neben den Gränzen der geoffenbarten Wahrheit hinstreift, scheint von den Gläubigen und Ungläubigen, wiewohl in verschiedenem Sinne, gleichsam gemißhandelt werden zu sollen: die Gläubigen weisen sie als eine Vermessenheit zurück, die Ungläubigen vermeinen in ihr einen neuen Bundesgenossen zu erhalten. Beide handeln vorellig; denn je tiefer die wissenschaftliche Forschung ferner eindringt, desto mehr kömmt ihre Uebereinstimmung mit der Bibel zu Tage.

Und welche praktische Seite hat die Erkenntniß der Einheit des ganzen Menschengeschlechtes? Keine andere, als daß wir durch sie noch ganz besonders aufgefordert werden, aller Orten für das leibliche und geistige Wohl der Menschen, als unserer Brüder, nach Kräften thätig zu seyn.

Rußland.

Russische Reisende im Morgenlande.

Die russische Literatur ist im Laufe dieses Jahres durch zwei interessante Reisewerke*) bereichert worden, die von Mitgliedern der Kommission herrühren, welche vor einiger Zeit auf Anregung des Fürsten Woronzov nach dem Orient abgefertigt wurde, um Beobachtungen über die Kontagiosität der Pest anzustellen. Der eine von ihnen, Herr Umanez, ehemaliger Direktor der Quarantaine in Odessa, machte bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach dem Berge Sinai und widmet der Beschreibung dieser heiligen Stätte einen großen Theil seines Werkes, in welchem man außerdem noch eine Schilderung Palästina's und Aegyptens findet. Als Probe theilen wir den Bericht des Reisenden über die Aufnahme mit, die ihm von den Mönchen des Berges Sinai zu Theil ward.

Viertausendneunhundertundsechzig französische Fuß über dem Niveau des Rothen Meeres liegt die Kathedrale und das Kloster der Verklärung Christi, auch das Kloster der heil. Katharina genannt, weil in ihm die Reliquien dieser Märtyrerin gezeigt werden. „Erschöpft von den Strapazen der Reise, von dem langen Ritt und der Hitze", schreibt der Verfasser, „wünschte ich so schnell wie möglich unter Obdach zu kommen; allein in den Klostermauern war kein Thor zu sehen, und nur oben, fast am Gipfel der Mauer, entdeckte ich eine große fensterartige Oeffnung, aus der einige menschliche Figuren in schwarzen Kutten und Kapuzen hervorguckten. Das Fenster war mit einer hölzernen überhängenden Lade bedeckt, die wie eine Nachtmütze oder ein Schilderhaus ohne Boden aussah; an dem oberen Theil derselben war ein starker Holzblock befestigt, von welchem das Ende eines dicken Taues herabhing. Dieses Fenster ist ungefähr sechs Sajen (20 Ellen) von der Erde entfernt, und durch dasselbe sollte ich meine Luftreise in das Innere des Klosters antreten. Schon längst hatten uns die Mönche von den Klosterzinnen aus erblickt. Wenn sie in der Entfernung einen Gast wahrnehmen, so ziehen sie gewöhnlich eine Flagge auf, um gleichsam als Zeichen des Willkommens zu dienen. Trotz aller Freude indessen, die es den Mönchen verursacht, einen Besuch aus dem entfernten Nilthale, noch mehr aber aus überseeischen, ihnen glaubensverwandten Ländern zu erhalten, lassen sie doch Niemanden in das Kloster ein, der nicht ein Geleitsschreiben von

*) Поѣздка на Синай, съ приобщеніемъ отрывковъ о Египтѣ и Святой Землѣ. Соч. А. Умапца. Спб. 2 частии. 8.

Путешествіе по Нижнему Египту и внутреннимъ областямъ Дельты. Соч. Д. Рафаловича. Спб. 8.

dem Suffragan in Kahira mitbringt, durch welches er der Brüderschaft empfohlen wird. Dieser Grundsatz ist schon seit langer Zeit bei ihnen eingeführt. Niebuhr, der im Jahre 1762 hier war, hatte sich mit keinem solchen Schreiben versehen und erhielt daher auch nicht Zutritt zum Kloster. Unser bekannte Fußreisende Gregor Barskij*) wurde gleichfalls nicht eingelassen und brachte zwei Tage unter den Klostermauern zu. Außerdem, daß er keinen Empfehlungsbrief hatte, waren die Mönche damals in Streitigkeiten mit den Arabern verwickelt und fürchteten Verrath. In friedlichen Zeiten scheint man es mit dem Verbot nicht so streng zu nehmen, denn Bronnikov und seine Gefährten wurden im Jahre 1820 ohne Paß eingelassen. Mit mir verfuhr man jedoch weniger gnädig als mit Bronnikov. Die erste Frage, welche die Mönche an mich richteten, war, ob ich ein Schreiben aus Dschowania (dem Klosterhofe des Sinai in Kahira) mitbringe. Da ich ihre Festigkeit auf die Probe zu stellen wünschte, so antwortete ich, daß ich kein Schreiben habe. „Nun, da könnt Ihr auch nicht eingelassen werden", entgegnete der Pater-Guardian von oben. Nach einer minutenlangen Pause erklärte ich, daß ich zwar ein Schreiben besitze, aber es jetzt nicht heraussuchen könne, und daß ich es ihnen geben werde, sobald sie mich hinaufgezogen hätten. „Ohne Paß können wir Euch nicht aufnehmen", war die Antwort. Da es also nicht möglich war, ihren Entschluß wankend zu machen, so langte ich die beiden Schreiben vom Erzbischof in Konstantinopel und seinem Stellvertreter in Kahira hervor und zeigte sie den Mönchen. Sogleich wurde ein Seil hinuntergelassen, an welches ich meine Empfehlungsbriefe befestigen mußte und welches dann wieder heraufgezogen ward. Nach einer Minute ward dasselbe Tau hinabgeschickt, um meine Sachen zu holen; als jedoch erst ein Theil davon oben war, ließ man, wahrscheinlich aus Achtung für meine doppelte Recommandation und um mich nicht zu lange warten zu lassen, ein eigens für mich bestimmtes Seil hinunter, aber nicht das vorige, sondern ein anderes, vielleicht viermal so dickes. Als das Ende desselben die Erde erreicht hatte, bat man mich, gefälligst heraufzukommen, mit der Bemerkung, daß der Rest meiner Habseligkeiten und mein Dragoman nachfolgen würden. Das Ende des Taues war in eine Schleife geflochten, welche ich mir um den Leib schlang, indem ich mich mit beiden Händen festhielt. Sobald ich fertig war, fing man an, mich hinaufzuwinden; um mir unterweges den Körper nicht gegen die Mauer zu zerschlagen, stieß ich mich mit den Füßen davon ab, bis ich das Fenster, dicht unter dem Dache, erreichte. Die Schleife wurde durch den Holzblock angehalten, und ich baumelte nun zwischen Himmel und Erde, wie ein Ballen Waare, der auf ein Schiff geladen wird. Einer von den Mönchen lehnte sich mit der einen Hand an den Fensterrahmen, streckte die andere vorsichtig nach der Schleife aus und zog sie zu sich; in demselben Augenblick ward das Tau im Krahne etwas losgelassen, und ich saß im Fenster, von sechs ehrwürdigen Einsiedlern umringt, die mich mit der größten Herzlichkeit willkommen hießen."

Das zweite der oben genannten Werke hat den Dr. Raphalowitsch zum Verfasser, der schon früher Berichte über seine Wanderungen in der europäischen Türkei, in Syrien, Palästina, Algerien und Tunis veröffentlicht hatte. Die jetzt herausgegebene Schrift beschäftigt sich mit Aegypten, und man liest darin einige anziehende Details über die letzte Krankheit und den Tod Mehmed-Ali's, zu welchem Herr Raphalowitsch berufen wurde, um an den Berathungen seiner Leibärzte theilzunehmen. Obgleich diese einstimmig der Meinung waren, daß der Zustand des greisen Paschas hoffnungslos sey, wollten die Landeseinwohner durchaus nicht an sein nahes Ende glauben. „Mehmed-Ali", behaupteten sie, „stellt sich nur krank, um zu erfahren, wer von seinen Günstlingen ihm treu ist und wer nicht." Wirklich lebte der Vicekönig noch sechzehn Monate, obwohl in einem Zustande völliger Geistesabwesenheit (dementia senilis), bis er am 2. August 1849 in seinem achtzigsten Jahre mit Tode abging.

Wir lassen einige Auszüge folgen, die wir aufs Gerathewohl dem Werke des Herrn Raphalowitsch entlehnen: „Nach meiner Ankunft in Zueh, einer Stadt am östlichen Nilufer, südlich von Rosette", schreibt er, „ging ich aus, um den Ort in Augenschein zu nehmen. Hier, wie in ganz Aegypten, boten die Einwohner sowohl, als die Häuser, in welchen sie leben, das Bild der Armuth dar. Am nördlichen Ende der Stadt liegt ein großer Friedhof; die Gräber befinden sich über der Erde in langen, parallelen Reihen und haben in ihrer Form Aehnlichkeit mit Backöfen. Sie bestehen aus flachen, ovalen Gewölben von rothem Ziegelstein, acht bis zehn Fuß lang, vier bis fünf Fuß breit und drei bis vier Fuß hoch. In jedem Gewölbe ist eine halbrunde Oeffnung angebracht, durch welche die in Grabtücher eingehüllten Leichen ohne Särge in das Innere hineingeschoben werden; die Oeffnung wird nachher mit Ziegelsteinen zugemauert oder auch nur mit Lehm überstrichen, bis man neue Leichen beisetzen will, da es Familiengewölbe sind. Es giebt auch allgemeine Gräber für die Armen, welche viel größer, aber von derselben Bauart sind, wie die so eben geschilderten. Leichensteine mit Inschriften, wie auf den türkischen Gottesäckern, habe ich hier nirgends bemerkt. Die Gräber sind größtentheils verfallen, und die gebleichten Knochen liegen offen da. Unter einem Gewölbe zählte ich ungefähr zwanzig Schädel. Die traurige Lage der heutigen Aegypter hat in ihnen sogar die Ehrfurcht vor den Ueberresten ihrer Todten erstickt, welche den muselmännischen Völkern eigen ist. . . . In Zueh besuchte ich auch eine Schule (Mektеb), in der die Knaben unter der Leitung eines blinden Lehrers lesen und Gebete hersagen lernten. Der Schulmeister war zugleich damit beschäftigt, aus den Blättern des Dattelbaums lange, breite Bänder zu flechten, welche nachher an den Rändern mit Dattelfasern zusammengenäht werden und ziemlich starke Beutel (Sembil) von verschiedener Größe bilden, in welchen man Reis, Früchte u. s. w. austrägt. Lehrer und Schüler saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden einer niedrigen und dunkeln Stube; nach orientalischer Sitte schaukelten sich die Knaben beim Lesen mit dem oberen Theil des Körpers unaufhörlich hin und her oder von einer Seite zur anderen und wiederholten ihre Lection unisono mit lauter Stimme, so daß die Nähe einer solchen Schule sich schon von weitem vernehmlich macht. Uebrigens ist das Geräusch, das aus ihr ertönt, fast das einzige, was die Todtenstille unterbricht, die in allen anderen Theilen der Stadt Zueh herrscht. In den Kaffeehäusern findet man weder Musikanten, noch Sänger, welche sonst das Publikum zu unterhalten pflegen, und der fröhliche Ton der Saggals oder Castagnetten, mit welchen die Almés den Takt zu ihrem Gesange und Tanze schlagen, erreicht nicht mehr das Ohr, da die Almés selbst, die einst in Zueh so zahlreich waren, verstummt und verschwunden sind.

„Die ägyptischen Bajaderen oder Almés werden jetzt überhaupt immer seltener, wegen der Verfolgungen, mit denen sie von Seiten der Polizei zu kämpfen haben. Sie theilen sich in zwei Klassen, welche sich vorzugsweise dem Gesange und dem Tanze widmen. Die höheren Klassen oder die eigentlichen Almés führen sich ziemlich sittsam auf und werden gewöhnlich zu Abendgesellschaften oder Festmählern in reichen Häusern eingeladen, wo man sie freigebig beschenkt. Usta-Sakné, die berühmteste Almé in Kahira, welche von den Europäern die ägyptische Malibran genannt wurde, und welche ich in einer levantischen Familie zu hören Gelegenheit hatte, erhielt von dem Wirthe des Hauses fünfhundert Piaster und sammelte außerdem noch eben so viel von den Gästen. Die Künstlerinnen niederen Ranges, deren Gewerbe sich nicht auf den Gesang beschränkt, heißen Gauasi. Sie bildeten früher in Aegypten einen sehr zahlreichen Stand und wurden förmlich verpachtet, indem ein Spekulant der Regierung eine bedeutende Summe entrichtete, wofür er das ausschließliche Recht hatte, sie zu halten, und wogegen er von ihnen eine Steuer bezog. Der letzte Gauasi-Pächter, Tuma, verpflichtete sich vor einigen zwanzig Jahren, dem Vicekönig 6000 Beutel (gegen 200,000 Thaler) jährlich zu zahlen, und um diese Summe zusammenzubringen, erlaubte er sich die größten Mißbräuche. Endlich kam es so weit, daß die Ulemas sich mit der dringenden Bitte an Mehmed-Ali wandten, dieser unsittlichen Quelle seiner Einkünfte zu entsagen und an deren Stelle die von den Aegyptern entrichtete Kopfsteuer (Fürdeh) zu erhöhen. Der Pascha willigte ein und befahl, die Gauasi nach Ober-Aegypten in die Stadt Esneh zu schicken. Dessenungeachtet giebt es ihrer noch viele an anderen Oertern, nur in Kahira und Alexandrien werden sie von der Polizei streng verfolgt, welche alle, die ihr in die Hände fallen, nach Esneh transportiren läßt. . . . Vor einigen Jahren sah man in Kahira einen alten Kopten, der die vorübergehenden Franken um Almosen bat: es war Tuma, der zugrundegerichtete letzte Pächter der Almé und Gauasi."

*) Ein Bürger aus Kiew, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande machte, die er in einem Werke beschrieben hat, welches seitdem in Rußland zu einer Art von Volksbuch geworden ist.

Mannigfaltiges.

— **Verkohlung des Torfs.** Der Zweck dieses Verfahrens ist, den Torf einer Temperatur von gewisser Höhe auszusetzen, um das Wasser, das er im natürlichen Zustande enthält, ganz oder theilweise auszutreiben. Die Eigenthümlichkeit und zugleich der Vortheil der Prozedur besteht darin, daß dabei nur äußerst wenig Torf in Asche verwandelt oder verbrannt wird, und daß sich der Hitzegrad, der zur Erlangung der größtmöglichen Menge von Torfkohle erforderlich ist, mit Sicherheit reguliren läßt. Man hat zwar bereits Torfkohle oder Torfcoaks, wie man auch sagt, durch direkte Einwirkung der Wärme oder durch Verkohlung in verschlossenen Gefäßen und in Oefen von verschiedenen Formen erzielt; indessen bietet keine der bisherigen Verfahrungsweisen die eben angedeuteten Vortheile dar.

Die neue Art der Verkohlung wird, wie der Moniteur industriel berichtet, im Allgemeinen folgendermaßen eingeleitet: Der Torf, der nach irgend einer der gangbaren Methoden gestochen und in Stücken von passender Größe an der Sonne, oder an der Luft, oder durch künstliche Wärme, oder auf beide Arten zugleich getrocknet ist, wird in einen großen Behälter, den Verkohlungscylinder, gebracht. In diesen Cylinder wird Dampf von einer gewissen Spannung geleitet, der vorher durch ein System von weißgeglühten eisernen Röhren gegangen ist. Hier erhält derselbe eine Temperatur, die sich bis zum Schmelzpunkte des Zinns und selbst des Bleis, d. h. bis 240 und 320° C., erheben kann. Durchströmt nun der erhitzte Dampf den mit dem getrockneten Torf angefüllten Cylinder, so nimmt er alle Feuchtigkeit des Brennmaterials mit sich fort; er braucht dann aber noch nicht freigelassen zu werden, sondern kann noch zu anderen Zwecken dienen, z. B. zur vorgängigen Trocknung des eben gestochenen Torfs. Man fährt nun mit der Einleitung des Dampfes in den Cylinder fort, bis die Entwässerung des Torfs so weit vor sich gegangen, daß derselbe in eine schwarze Masse von dem Ansehen der vegetabilischen Kohle verwandelt ist. Würde der Torf jetzt gleich der atmosphärischen Luft ausgesetzt, so könnte er sich entzünden. Man müßte ihn also in dem Cylinder kalt werden lassen. Um aber Zeit und Kosten zu sparen, wird er in hinlänglich große, hermetisch verschlossene eiserne Kästen herabgelassen, wo er bis zur Erkaltung verbleibt. Diese Torfkohle giebt nun nicht nur ein angenehmes Brennmaterial für den häuslichen Bedarf, sondern dürfte auch bei metallurgischen Operationen, auf Dampfschiffen und Lokomotiven passend verwendet werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

+ 10° fallen. Daß Abweichungen, bedingt durch die Lage einzelner Landstriche, von diesen allgemeinen Angaben vorkommen müssen, ist einleuchtend.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ledru-Rollin's Buch: „Ueber den Verfall Englands", von Engländern beurtheilt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wirklich kann man, wenn Herr Ledru-Rollin behauptet, „das Prinzip des reinen Feudalwesens, wie es vor acht Jahrhunderten aufgestellt worden, regiere England noch heute mit ganzer Strenge", nur beklagen, daß ein Mann von solcher Unkenntniß es unternimmt, seine Landsleute unterrichten zu wollen, die in keinem Falle unwissender, als der Lehrer selbst, seyn können. Wir dürfen nicht fordern, daß ein Ununterrichteter, wie Herr Ledru-Rollin, jemals „Britton", „Fleta" oder den „Spiegel" geöffnet, daß er Craigius „de feudis", „Paronia Anglia", von Nadver, oder in Wilkin's „sächsische Gesetze" geblättert, daß er die Werke von Coke und Littleton, oder Selden's „Denkschrift über Hengham" gelesen habe; aber das hätten wir wenigstens erwartet, daß er, ehe er sein Werk drucken ließ, die französische Uebersetzung von Blackstone eingesehen hätte. Er hätte da im zweiten Bande erfahren, daß das Edikt 12 Karl's II., Kap. 24, durch Abschaffung des Kriegsdienstes (knight service) mehr für das Privateigenthum in England gethan, als die magna charta selbst, denn diese hatte nur einige aus Militärlehen entstandene Mißbräuche zerstört, während das Edikt des Königs Karl an die Lehen selbst die Axt legte und somit Baum und Wurzeln zugleich ausrottete.

Die Reformen in Betreff der bäuerlichen Leistungen (saccage) waren zahlreich und erstreckten sich, in Folge der irischen Parlamentsakte, 14 und 15, Karl II., Kap. 19, auch auf Irland. Auch Schottland hatte seinen Antheil an den Wohlthaten der Abschaffung von dergleichen Leistungen, nämlich nach dem Aufruhr von 1745, durch das Edikt 20 Georg's II., Kap. 50. Wenn also Herr Ledru-Rollin behauptet, das Feudal-System regiere in England noch wie vor 800 Jahren, so weiß er augenscheinlich nicht, daß die englischen Rechtsgelehrten die bäuerlichen Lasten, je nach ihrer Dauer, in ewige, lebenslängliche, zeitweise und freiwillige eintheilen, und daß die Gesetze, betreffend das Heimfalls- und Verdingungsrecht, durch die Akte 4 und 5 Wilhelm's IV., Kap. 22, amendirt worden sind.

Aber Herr Ledru-Rollin kennt nicht allein nicht die englischen Werke über den Gegenstand, den er behandelt, er versteht nicht einmal die Bemerkungen Meyer's im 4ten Kapitel seines Werkes über die gerichtlichen Institutionen.*)

Herr Ledru-Rollin bricht in großes Geschrei aus wegen der Güter, welche zu gewissen Leistungen verpflichtet sind und die danach copyhold genannt werden. Das copyhold ist ein Grundstück, welches von einem Lehen abhängig ist, und das man besitzt mit der alleinigen Verpflichtung, eine Abschrift der Rollen des Domänen-Einnehmers zu präsentiren. Aber in seinem Unwillen gegen das copyhold vergißt Herr Ledru-Rollin zu erwähnen, daß man heute keines mehr errichten kann, wie das auch Lord Coke in seinen Institutions und seinen Reports auseinandersetzt.

Noch etwas, was das Haupt des französischen Berges reizt, ist die Verpflichtung, die man hat, auf das „Domesday Book" zurückzugehen, um festzustellen, ob ein Grundstück eine alte Domäne ist oder nicht. Das ist durchaus nichts Außerordentliches, wenn man berücksichtigt, daß das „Domesday Book" die älteste Archivsammlung des Landes ist, und daß die Nachforschungen dort, auf Grund eidlicher Erhärtung, vor den vorgesetzten Magistratspersonen angestellt werden. Aber obschon das „Domesday Book" der vornehmlichste Präzedenzfall ist, um festzustellen, welche Domänen früher Kronendomänen waren, und obwohl im Urtheil erwähnt wird, daß der Urtheilsspruch das Resultat einer Prüfung dieses Registers ist, so ist es nichtsdestoweniger Gebrauch, eine authentische Kopie der Besitztitel vorzuzeigen, ausgenommen vor dem Gerichtshofe der Lords, wo man die Originale selbst verlangt. Herr Ledru-Rollin, der diese Untersuchung lächerlich findet, sollte doch wissen, daß sie von außerordentlicher Wichtigkeit da ist, wo es sich darum handelt, die verschiedenen Theile der Lehen, die Geschlechtsregister der Familien,**) die Gränzmarkung, die Güter der Abteien, die Ländereien der religiösen Stiftungen und eine Menge anderer Verhältnisse festzustellen, welche Verpflichtungen und Rechte aus undenklicher Zeit her darthun sollen.

In seinem Kapitel über die Handels-Aristokratie in England behauptet Herr Ledru-Rollin, um Direktor in der ostindischen Compagnie zu seyn, müsse man mindestens für 500,000 Fr. Actien besitzen. Auch dies ist einer der zahlreichen Irrthümer, in welche der Chef des Berges verfällt, und der eine Probe seiner Ungenauigkeit im Allgemeinen abgeben kann. Nach dem Wortlaut des Edikts 37 Georg's III., K. 3, sind es nicht 500,000 Fr. Actien, die ein Direktor haben muß, sondern nur 50,000. Dies ist ein kleiner Irrthum von 450,000 Fr.

In eben demselben Kapitel spricht Herr Ledru-Rollin von den englischen Gesetzen, als begünstigten sie das Handelsmonopol. Lediglich seine unglaubliche und unheilbare Unkenntniß des englischen Handels und der englischen Gesetze allein den Verfasser so sprechen, denn die englischen Gesetze werden seit Jahrhunderten in dem Sinne gehandhabt, das Monopol zu bekämpfen. Das Monopol, sagt Lord Coke,***) ist dem Publikum auf drei Arten schädlich: 1) durch die Erhöhung der Preise; 2) durch den Mangel an Mitteln und Wegen, die Versorgung mit Nahrungsmitteln zu erleichtern; 3) durch den Ruin der kleinen Handwerker. Alle Monopole laufen dem alten Recht und den Grundgesetzen des Königreichs zuwider. Jedes Gesetz, das ein Monopol errichtete, wäre nichtig und als nicht erlassen zu betrachten, das wäre aber eine Befugniß, einen besonderen Handelszweig zu treiben, die man einigen Personen mit Ausschließung aller übrigen ertheilte.*) Die Monopole, sagt Hawkins,**) sind durch das gemeine Recht untersagt, weil sie die Freiheit des Handels beeinträchtigen, Arbeit und Industrie entmuthigen und in die Hände gewisser privilegirter Personen die Macht legen, die Nahrungsmittel mit denjenigen Preisen zu belegen, die ihnen gerade beliebten.

In seinem Kapitel über die politische Aristokratie sagt Herr Ledru-Rollin, die Verhaftungen nähmen eine schreckenerregende Ausdehnung an. Wir leugnen nicht, daß dem vor dem 1. Oktober 1838 so war; offenbar aber weiß der würdige Mann des Berges nicht, daß in den Statuten 1 und 2 Viktoria's, K. 110, Sect. 1, gesagt ist, daß mit dem Tage der Verkündigung besagter Statuten Niemand auf Grund der Verfolgung eines Gläubigers wegen einer Civilklage von einem Untergerichte verhaftet werden dürfe, ausgenommen in den Fällen und den Formen, welche von den Obergerichten vorgeschrieben sind. In der dritten Section wird dem Richter anbefohlen, seinen Verhaftsbefehl nicht eher zu erlassen, als bis er von dem Gläubiger eine eidlich erhärtete Erklärung erhalten, daß die Schuld mindestens 20 Pfd. Sterl. beträgt, und daß der Schuldner England verlassen wird, wenn man ihn nicht verhaftet.

Herr Ledru-Rollin weiß von der Presse nicht mehr, als von den Gesetzen. Er sagt, ein Journal, von dem jede Nummer für die Mehrzahl der Bürger dem Betrage der Arbeit eines Tages gleichkommt, könne auf das Volk nicht wirken. Zunächst nun ist es gar nicht nöthig, ein Journal zu kaufen, um die Ansichten der Presse zu erfahren. In allen Straßen Londons kann man für die mäßige Summe von 1 Penny (10 Pfennige), 1½ oder 2 Pence, und oft selbst für weniger als 1 Penny, ein Journal auf über eine Stunde miethen. Eben so wenig nimmt Herr Ledru-Rollin Rücksicht auf die wohlfeilen Journale (cheap penny-press), auf die Journale von 1 Penny bis 3 Pence, welche die Mehrzahl der Arbeiter liest. Man muß indeß einräumen, daß etwas Wahres darin liegt, wenn Herr Ledru-Rollin bemerkt, in Frankreich sey die Presse ein Apostolat, während sie in England nur ein Handwerk sey; aber seit funfzehn Jahren hat die Presse in Frankreich sehr von ihrer Bedeutung verloren, und seit drittehalb Jahren ist sie ganz tief gesunken.***)

Man hätte glauben sollen, daß wenigstens die Jury vor Herrn Ledru-Rollin's Augen hätte Gnade finden sollen. Aber, leider! nein, er hat entdeckt, daß die Jury das Erdtheil der kleinen Aristokratie ist. Der Aermste! Er hat also niemals die erste Section des Edikts 6 Georg's IV. gelesen, in welchem die erforderlichen Eigenschaften, um Geschworner zu seyn, festgesetzt und aufgestellt werden? „Geschworner kann seyn jeder Mann im Alter von 21 bis 60 Jahren, welcher zehn Pfd. Sterl. Grundsteuer als Eigenthümer, oder zwanzig Pfd. Sterl. als Miether von Grundstücken, die vertragsmäßig auf einundzwanzig Jahre und darüber verpachtet sind, entrichtet, oder aber, der als Hausbesitzer in der Armen-Taxe (poor's rates) mit einem Betrage von dreißig Pfd. Sterl. in Middlesex und von zwanzig Pfd. Sterl. überall sonst eingetragen ist, oder endlich der ein Haus von mindestens funfzehn Fenstern bewohnt." In London muß man, um Geschworner zu seyn, Hauseigenthümer seyn oder innerhalb der City einen Laden, ein Magazin, ein Comtoir oder ein Handelsbüreau innehaben und Land, Hauseigenthum oder an persönlichem Vermögen hundert Pfd. Sterl. besitzen.

Was die Spezial-Jury anbelangt, so hat Herr Ledru-Rollin einen Abscheu davor. „Das ist", sagt er, „eine Jury, die man aus mehr oder minder frivolen Gründen jeder streitenden Partei in allen Arten von Dingen aufnöthigen kann, eine ausgewählte, fast permanente Jury. Man weiß auch nicht", fügt der französische Advokat hinzu, „mit welcher Parteilichkeit der Sheriff, ein von der Krone ernannter Beamter, die Geschwornenliste bei Kriminal- oder politischen Prozessen zusammensetzen kann."

Indeß gehören diese Spezial-Geschwornen, die Herr Ledru-Rollin so sehr fürchtet, alle der Kategorie der im Geschwornengesetze angeführten Personen an; es sind also esquires, Banquiers oder Kaufleute.

Die Irrthümer, welche der Verfasser sich in dem Kapitel über die Universitäts-Aristokratie zu Schulden kommen läßt, sind dermaßen zahlreich, daß man damit sechzig Seiten füllen könnte. „Offenbar", sagt der englische Uebersetzer, „hat der Verfasser niemals Cambridge besucht." Dieses Geständniß seines Freundes überhebt uns der Mühe, bei diesem Gegenstande länger zu verweilen.

Wir haben weder Zeit, noch Lust, Herrn Ledru-Rollin in seinen langen Betrachtungen über die englische Jurisprudenz zu folgen. Die Mehrzahl derselben, welche dem Jeremias Bentham, George Cusor v. Armagh und dem gelehrten und achtungswerthen John Millar entnommen sind, verdienen sicherlich alle Aufmerksamkeit. Gewiß wollen wir nicht die Vertheidigung jener ungeheuerlichen Fictionen übernehmen, an denen die englischen Gesetze so reich sind; niemals werden wir die Stimme erheben zu Gunsten der raffinirten Subtilitäten gewisser Arten von Spezial-Prozeduren oder der abgeschmackten Verwickelungen bei Wiedereinsetzungen in Eigenthum (action of ejectment), wobei

*) Meyer, Institutions, vol. II., p. 31.

**) Girtwoldi, On the genealogical uses of Domesday, Origines, p. 6.

***) 11. Report 86.

*) Moor, 591.

**) 1st Hawkins, Pleas of the Crown.

***) Zur Bestätigung dessen, was Herr Ledru-Rollin in Betreff der englischen Zeitungspresse sagt, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Verfasser der oft im Auslande so viel beachteten Zeitungsartikel (wie z. B. der jetzigen in der Times) in England so wenig ernstliche Achtung genießen, daß sie in der Regel das strengste Incognito wohlunterrichteten beamteten sind. D. R.

ist heute zugleich Verlobter Julie Tost aus Mikultau Ewa Abt zu geben sich beehren. Ernst Abt, Ewa Abt geborene Schmidt. Als Verlobte empfehlen sich: Hermine Schwarzer als Verlobte Hermann Abt aus Langenbielau Gleiwitz

Gedanken und Gefühle bei den Menschen klären, daß sie darüber Herr werden, daß sie sich nicht mehr von ihnen beherrschen lassen. Das ist der Grund, weshalb Gedanken und Gefühle, die sich nicht klären, sich nicht mehr in Worte und Begriffe umsetzen lassen, sind eine verwerfliche Mystik. Und wenn Sie diese Mystik bei Goethe finden, so ist das nur ein Zeichen der Unklarheit, in der wir uns mit Goethe befinden. Ich bin überzeugt, daß Goethe selbst sich darüber klar war.

Durch Vergleich mit dem Mittelalter, mit Scholastik und Mystik, Cartesius und Descartes und Spinoza, und so weiter, kommt man nicht weiter. Goethe ist der Erste, der in Deutschland eine Weltanschauung hat, die sich nicht mehr auf Religion stützt, sondern auf Wissenschaft. Und wenn Sie diese Weltanschauung, die Goethe hat, mit der Weltanschauung, die Kant hat, vergleichen, so werden Sie finden, daß Kant noch ganz und gar in der Religion steht, daß er nur die Wissenschaft einschränken will, um Platz für die Religion zu haben. Goethe dagegen will die Religion einschränken, um Platz für die Wissenschaft zu haben. Und das ist der große Unterschied zwischen Kant und Goethe. Goethe ist der Erste, der in Deutschland eine Weltanschauung hat, die sich nicht mehr auf Religion stützt, sondern auf Wissenschaft. Und wenn Sie diese Weltanschauung, die Goethe hat, mit der Weltanschauung, die Kant hat, vergleichen, so werden Sie finden, daß Kant noch ganz und gar in der Religion steht, daß er nur die Wissenschaft einschränken will, um Platz für die Religion zu haben. Goethe dagegen will die Religion einschränken, um Platz für die Wissenschaft zu haben. Und das ist der große Unterschied zwischen Kant und Goethe.

Wir haben nur zwei wissenschaftliche Gebiete, die wir besitzen, die wir wissenschaftlich nennen können, das ist die Mathematik und die Naturwissenschaft. Und wenn Sie sagen, daß Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft nicht viel geleistet hat, so ist das ein Irrtum. Goethe hat auf dem Gebiete der Naturwissenschaft sehr viel geleistet, und wir haben heute noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte. Wir haben noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte. Wir haben noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte.

Wir haben nur zwei wissenschaftliche Gebiete, die wir besitzen, die wir wissenschaftlich nennen können, das ist die Mathematik und die Naturwissenschaft. Und wenn Sie sagen, daß Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft nicht viel geleistet hat, so ist das ein Irrtum. Goethe hat auf dem Gebiete der Naturwissenschaft sehr viel geleistet, und wir haben heute noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte. Wir haben noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte. Wir haben noch nicht die Weltanschauung gefunden, die Goethe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft hatte.

Liebesbriefe.

Aus dem Nachlaß des Dichters.

Herausgegeben von Hans Gerhard Graf.

Mit Genehmigung der Rechtsnachfolger.

Nachdruck verboten.

Als Goethe 1775 nach Weimar zog, war Lavaters Ehe bereits zerrüttet. Er hatte sich in Zürich mit einer Frau verheiratet, die ihm nicht ebenbürtig war, und die ihn nicht verstand. Sie war eine Tochter des Bürgermeisters Schulthess, Lavater hatte sie aus einer Gesellschaft, wo sie Kaffee ausgab, geheiratet. Sie war ein gutes, liebes Mädchen, aber sie war nicht imstande, Lavaters Gedanken und Gefühle zu verstehen. Sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ, sondern sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ.

Lavater hatte sich in Zürich mit einer Frau verheiratet, die ihm nicht ebenbürtig war, und die ihn nicht verstand. Sie war eine Tochter des Bürgermeisters Schulthess, Lavater hatte sie aus einer Gesellschaft, wo sie Kaffee ausgab, geheiratet. Sie war ein gutes, liebes Mädchen, aber sie war nicht imstande, Lavaters Gedanken und Gefühle zu verstehen. Sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ, sondern sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ.

Lavater hatte sich in Zürich mit einer Frau verheiratet, die ihm nicht ebenbürtig war, und die ihn nicht verstand. Sie war eine Tochter des Bürgermeisters Schulthess, Lavater hatte sie aus einer Gesellschaft, wo sie Kaffee ausgab, geheiratet. Sie war ein gutes, liebes Mädchen, aber sie war nicht imstande, Lavaters Gedanken und Gefühle zu verstehen. Sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ, sondern sie war eine Frau, die sich nicht mehr von ihnen beherrschen ließ.

Herausgegeben und verlegt von J. Schneider. Für Anzeigen verantwortlich: Wilhelm Rudolph. Druck von M. Spohr.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Nett u. Comp., Mauerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 12. November 1850.

Türkei.

Albanien, seine Geschichte und seine heutigen Zustände.

Unmittelbar an den österreichisch-dalmatischen Kreis von Cattaro, das sogenannte Oesterreichisch-Albanien, stößt das südlichste Land der Slawen in Europa, nämlich Türkisch-Albanien, das östlich mit Macedonien, südlich dem Königreich Griechenland, gegen Westen mit dem Adriatischen Meere und gegen Norden mit Montenegro und dem Kreise Cattaro gränzt. Zwar drang eine Slawenhorde noch weiter südlich im Jahre 578 und fiel sogar zwischen dem Jahre 584 und 593 über den Isthmus in Morea ein, das sie bis auf die Städte am Meere gänzlich verwüstete; und auch diese wurden zur See von Slawenhorden angefallen, welche sogar 642 bis nach Benevent in Italien streiften. Sie hatten sich damals in Griechenland bereits dergestalt festgesetzt, daß ganz Hellas Slavinia, das Slavenland, genannt wurde. Die Bewohner von Lakonien wurden Slavesikei genannt, und noch jetzt heißt ein Ort, südlich von Sparta, Slavochorio, die Slawengegend, welcher auf den Trümmern des alten Amyklä, am Fuße des Taygetus, erbaut ist.

Doch die Slawen verstanden mehr, zu zerstören, als aufzubauen, mehr, zu erobern, als zu vertheidigen; Irene, eine Athenienserin, das erste Weib auf dem Throne der Cäsaren, aber mehr Mann, als eine lange Reihe von Kaisern vor ihr, welche vor den Slavinen sich gefürchtet hatten, vermochte es endlich, diese Eindringlinge zu vertreiben, indem sie 783 die Wiedereroberung von Süd-Slavinia oder Alt-Griechenland bewirkte. Am längsten hielten sich diese Slavini in Lakonien, so daß erst in der Mitte des 9ten Jahrhunderts die Kaiserin Theodora die Stämme der Melinghi und Ezeriten unterwerfen konnte. Ungeachtet jetzt überall die zweifelhaftesten Nationalitäten hervorgesucht werden, hat man doch noch nicht vernommen, daß die Nachkommen dieser Slavini in Sparta mit dem Ansinen hervorgetreten wären, wieder Slawen seyn zu wollen. Wir haben daher die Süd-Slawen nicht weiter gegen Mittag, als in Albanien zu suchen.

Der Hauptbestandtheil der Bewohner Albaniens, die Schkipetaren, halten sich für die Ureinwohner von Skiperi, dem Felsenlande, für das älteste Volk, das zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere wohnte. Sie sind stolz auf ihren Epiroten-König Pyrrhus, unter dem dieses Volk seinen Glanzpunkt hatte. Manche halten den König Gentios und seine Gemahlin Teuta für Albanesen. Sie wurden schon damals den Römern unterworfen, und Dyrrhachium ward der Hauptlandungsplatz der Römer von Brundusium aus, von wo die via Egnatia über Hiscampes, Edessa und Thessalonika nach Byzanz führte. Dennoch behielten diese Bergbewohner ihre Sprache bei, welche man für die altillyrische Sprache hält; sie nahmen das Christenthum an und mochten in ihren Bergen im Strome der Völkerwanderung weniger leiden, wenn auch die Städte am Meere zerstört wurden, bis 870 Achrida oder Ochrida, das alte Lychnidos, die Hauptstadt eines Bulgarenfürsten war, wobei die einstweilen in den nördlichen Theil von Albanien eingewanderten Slawen sich immer mehr verbreiteten.

Endlich war das byzantinische Reich wieder einigermaßen erstarkt und 1018 das ältere Bulgarenreich vernichtet; wodurch Albanien wieder unter die byzantinischen Kaiser kam, welche seit Konstantin Porphyrogenitus endlich wieder angefangen hatten, mehr zu regieren, als sich mit theologischen Streitigkeiten zu befassen, und da auch seit 1049 Ungarn unter deutsche Oberhoheit kam, schien dem Vordringen der Barbaren aus dem Osten endlich ein Ziel gesetzt. Allein da brachte Gregor VII. seine Lehren vom göttlichen Recht zur Ausführung; er hetzte die Vasallen gegen ihren Kaiser auf, der den Papst um Gnade bitten mußte; auch die Macht der morgenländischen Kaiser sank wieder dergestalt, daß sie sich 1186 das Entstehen des walachisch-bulgarischen Reiches gefallen lassen mußten, bis Konstantinopel selbst 1204 eine Beute französischer Abenteurer ward, die von den Venetianern benutzt wurden, um sich dieses gefährlichen Nachbars zu entledigen. Doch die Albaneser blieben ihrem Kaiser treu, und zwar dem Lascaris II., der von Nicäa aus regierte; seit 1251 aber standen sie unter dem Statthalter oder Despoten von Arta, Michael Angelus Komnenus, bis sie durch ihre Verbindung mit den Königen von Neapel, welche seit der Dynastie der Normannen der griechischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht, Kerkyra erobert und mehrere Landungen in Dyrrhachium unternommen hatten, sich ebenfalls unabhängig machten. Doch unterstützten die kriegsgewohnten Albaneser noch 1349 den Manuel Kataluzenos auf seinem Zuge gegen die aufrührerischen Archonten Morea's.

Unterdeß war das große Serbenreich entstanden, das sich auch über Albanien ausgebreitet hatte, so daß Stephan Duschan den Titel eines Kaisers von Romanien oder der Griechen, der Serbier und Albanesen annahm, aber auf dem Zuge nach Konstantinopel 1356 starb. Doch schon sein Nachfolger, Kaiser Urasch V., mußte sich 1359 vor Ludwig von Ungarn flüchten, und so zerfiel das große Reich bald; es entstand das Reich von Raseien, dessen Gränzen bald einen Theil von Albanien bis zur Save umfaßten, bis endlich dieselben mehr auf den nördlichen Theil von Bosnien beschränkt wurden; ferner das Reich Zenta, südlich von den vorigen, von dem See von Skutari an einen Theil von Albanien bis zur Küste umfassend; hier herrschte die Familie des Balza, welcher aber 1383 von den Türken geschlagen ward, worauf das nördliche Albanien 1356 verloren ging, Durazzo ward an Venedig verpfändet und Jonien von Carlo Tocco, Herrn von Cephalonien, erobert. Lazar von Serbien, obwohl mit den Königen von Bosnien und Bulgarien verbunden, wird durch Verrath des christlichen Vuk Brankovich auf dem Felde Kossova 1389 geschlagen und kömmt hier zugleich mit seinem Gegner Murad um. Sein Nachfolger, Bajased, schlägt 1396 das Kreuzheer unter Sigismund bei Nikopolis, wobei auch viele Franzosen blieben.

Da stehen endlich die kriegerischen Albanesen auf, Johann Kastriota und Arianites liefern glückliche Gefechte gegen die Türken, welche auch von dem großen Walachen Johann Hunnyad 1442 geschlagen werden; dieser, verbunden mit dem berühmten Albanesen Skanderbeg, nöthigen Murad zum Frieden von Szegedin, der aber, von dem Kardinal Julian gebrochen, zu der Niederlage der Christen bei Varna 1444 führt, welches den Fall von Konstantinopel 1453 zur Folge hatte. Dennoch blieb Skanderbeg unabhängig mit seinen Albanesen, bis er 1467 starb, worauf Muhammed den letzten albanesischen Fürsten, Arianites, verdrängte und die Venetianer 1479 Skutari an die Türken abtreten mußten. So ward Albanien nach und nach eine türkische Provinz. Von den Christen verlassen, die nicht einmal die Türkengefahr zur Einigkeit bestimmen konnte, sah sich ein großer Theil der Schkipetaren genöthigt, zur muhammedanischen Religion überzutreten. Ein großer Theil war während des früheren Streites zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, besonders in Folge ihres Verkehrs mit den Neapolitanern, zur katholischen Kirche übergegangen, was auch ihre früheren serbischen Könige gethan hatten, z. B. Stephan Vencicuus, der sich 1217 von einem päpstlichen Legaten zum Könige krönen ließ.

Die Bevölkerung Albaniens besteht daher jetzt im Norden meist aus Christen der katholischen Kirche, welche Slawen sind, besonders der Umgegend von Skutari, Antivari und in dem ehemaligen Zenta, das Gebiet oberhalb des Sees von Skutari und der Moravza, welche hier in den See von Skutari mündet; weiter südlich wohnen die Albaneser, die man gewöhnlich in zwei Klassen theilt; die Schkipetaren sind die eigentlichen kriegerischen Arnauten, ein schöner reinlicher Volksstamm; eine niedere Race derselben, die Gaghi, stehen nicht weit über den dort häufigen Zigeunern. Die südlichsten sind Griechen, zur orientalischen Kirche gehörig. Zu dieser gehören auch mehrere slawische Familien in der Gegend von Podgoriza, in der ehemaligen Zenta, wohin die serbischen Patriarchen öfters vor dem benachbarten Pech flüchteten, wo ihr Sitz war, dem ehemaligen Justinia prima, während Manche das nur eine Tagereise entfernte Ochrida für das Justinia secunda halten.

Die Mitglieder der orientalischen Kirche im Norden Albaniens stehen eigentlich nur dem Namen nach unter dem Vladika von Montenegro, wenigstens lautet seine von dem heiligen Synod zu Petersburg ausgefertigte Bestallung auch auf ihn als Metropoliten von Skenderia oder Skutari und als Bischof von Primorie, d. h. Cattaro.

In Albanien haben die Türken früher vermocht, das alte Feudalwesen auszurotten, als in Bosnien. In Albanien waren nämlich alle Aemter in den bedeutendsten Häuptlingsfamilien erblich geblieben. Noch bis gegen das Jahr 1820 war das Amt des Paschas erblich, eben so die unter ihm stehenden Beys oder Kreishauptleute; der letzte Beg, wie die Slawen es aussprechen, von Antivari war ein Slawe, eben so der von Ochrida u. s. w. Daher kamen die fortwährenden Rebellionen der dasigen Beamten. Auch der berüchtigte Ali Pascha von Janina, der sich bei dem Aussterben der dortigen regierenden Familie zum erblichen Oberhaupt aufwerfen wollte, hat gezeigt, wie gefährlich für die Monarchie ein solcher mächtiger Geburtsadel war. Der Pascha von Skutari, Mustapha Pascha, hatte sich ebenfalls damals empört; doch Rumili Valessi, türkischer General, aller Bestechung unzugänglich, besiegte ihn um das Jahr 1830; er ward nach Konstantinopel geführt, wo er großmüthigerweise Verzeihung erhielt; seine Söhne sind jetzt im türkischen Staatsdienst angestellt; in Skutari aber wird der Pascha von Konstantinopel aus ernannt, eben so wie die ande-

ren Beamten, Beys u. s. w., so daß jetzt eine ganz andere Ordnung in diesem Lande eingeführt ist. Die dortigen Christen befinden sich weit besser, als in Bosnien, wo sie Gutsunterthanen sind, was auch zum großen Theil in der Herzegovina der Fall ist, obwohl dort auch zum Theil freie christliche Eigenthümer sich befinden.

In Albanien aber hat man die Gutsherrlichkeit nicht gekannt, wenn auch, wie gesagt, erbliche Aemter stattfanden, was einen bedeutenden Unterschied macht, denn der Beamte herrscht stets im Namen des Landesherrn, des Gesetzes; wogegen der Gutsherr aus eigener angeerbter oder erkaufter Machtvollkommenheit nach Willkür herrscht. Darum sieht man dem Arnauten, dem Schkipetaren schon in seiner äußeren Haltung das Bewußtseyn seiner Menschenwürde an, wogegen es einem Volke, das unter Feudaldruck erzogen worden, sehr schwer fällt, die angeborne Servilität abzulegen. Die türkisch gewordenen Albanesen wohnen meist in den Städten, das Landvolk ist christlich geblieben. Hier gehen die Christen wie die Türken bewaffnet, welche übrigens hier durchaus nicht fanatisch sind. Obwohl die Letzten allein das Recht haben, in das stehende Heer der Türken einzutreten, so wurden dennoch in jedem Kriege die christlichen Albanesen mit aufgeboten, und es herrschte die beste Kameradschaft unter ihnen. Die im Norden wohnenden süd-slawischen Muhammedaner sind weniger duldsam, doch ist jedenfalls das Verhältniß besser, als in Bosnien, weil sie dort zugleich Gutsherren sind. Im Süden, wo Griechen wohnen, werden auch diese — der morgenländischen Kirche angehörig — nicht angefochten. An der macedonischen Gränze wohnen auch Rumänen oder Walachen, die sogenannten Kuzo-Walachen, welche ihre Sprache beibehalten haben und von den alten Daciern herstammen sollen, welche Aurelian bei dem Aufgeben des Trajanischen Daciens nach Mösien verpflanzte. Die Griechen im Süden und die Walachen im Osten haben einen Metropoliten der orientalischen Kirche zu Prisktin. Die katholischen Arnauten oder Schkipetaren gehören zu mehreren Bisthümern, so wie die Slawen in Albanien, so weit sie katholisch sind, welche unter der Propaganda stehen. Zunächst an Cattaro stößt der erzbischöfliche Sprengel von Antivari, von welchem das Bisthum von Cattaro seit dem Kongreß zu Wien den Distrikt von Budua zugetheilt erhielt, welcher fast ein eigenes Bisthum unter dem von Antivari in Albanien bildete, das ebenfalls sehr alt ist und das Erzbisthum Antibarensis genannt ward, obwohl es nur sechs bis acht Parochieen hat, seitdem der Distrikt von Budua davon getrennt worden, wofür der Erzbischof aus dem österreichischen Schatze jährlich einige Hundert Gulden Entschädigung erhält. Der gegenwärtige Erzbischof heißt Karl Pootin, welcher, aus Köln am Rhein gebürtig, in der Propaganda erzogen ward, von wo er als Missionär mit dem Bischof Molajani nach Bulgarien geschickt ward. Mit diesem ward er als Untersuchungskommissar nach Bosnien geschickt, als sich dort Streitigkeiten zwischen den Franziskanern und dem bosnischen Bischof, Barisisch, ergeben hatten. Nachdem Molajani nach Rom gegangen, blieb unser Landsmann in Bosnien und führte seinen Auftrag dergestalt zur Zufriedenheit aus, daß er zum Administrator des albanesischen Erzbisthums Antivari ernannt ward, mit dem Titel eines Bischofs von Marcnea in partibus; 1844 ward er von dem Bischof von Ragusa im Auftrage des Papstes zum Bischof geweiht. Am nächsten ist von den anderen albanesischen Bisthümern Skutari, wo zwar der Professor Ludwig Guielmi von Lissa zum Bischof ernannt wurde, der aber von seiner Gemeinde weggejagt worden, so daß er in Zara als Privatmann lebt und die Diöcese jetzt von einem Franziskaner Topich von Spalato verwaltet wird, welcher Bischof von Alessio ist, das zwischen Antivari und Durazzo liegt. In diesen beiden Bisthümern wohnen die meist katholischen Meridini, der reinste Stamm der Albanesen, welche sehr roh sind und sich unter einem eingebornen Fürsten noch ganz unabhängig von den Türken erhalten haben, indem ihr Fürst einen Tribut bezahlt; auch haben die Priester dort noch nicht den eingewurzelten Aberglauben ausrotten können. Ferner ist dort noch das Bisthum Pulati, wo ein eingeborner Albanese, in der Propaganda erzogen, Bischof ist, Namens Dotmasei; ferner das Bisthum Sappa, wo ein Franziskaner aus der Gegend von Sinigaglia Bischof ist; ferner das Erzbisthum von Skopia, welches von dem Bischof von Europa (Europense) in partibus, einem Franziskaner, Urban Bogdanovich, aus Ragusa, verwaltet wird. Endlich kömmt noch der Erzbischof von Durazzo, auch ein Franziskanermönch aus Neapel, hinzu.

Die Christen dieser letzten Sprengel sind Albanesen, die der ersteren Süd-Slawen; in dem albanesischen Sprengel von Skopia lebten bis vor einigen Jahren viele heimliche Christen. Diese hatten stets für gute Muhammedaner gegolten, da sie alle türkischen Gebräuche mitmachten, aber ihre Kinder heimlich taufen ließen. Als nach der neuen Organisation die Militär-Conscription bei den Türken eingeführt ward, von welcher aber die Rajas befreit sind, erklärten sich diese vermeintlichen Türken auf einmal als Christen, um nicht Soldaten zu werden. Natürlich erscheinen sie jetzt als Abtrünnige, und viele wurden nach Brussa gebracht, um gerichtet zu werden. Doch der Bischof Bagdanowich schickte einen Mönch nach Konstantinopel, welcher die erforderlichen Aufschlüsse gab, und erfolgte auch darauf die gerechte Entscheidung des Sultans dahin, daß sie das Recht haben sollten, nunmehr sich öffentlich als Christen zu bekennen, daß sie aber auch nicht nöthig hätten, Soldaten zu werden. Eine solche Entscheidung macht der Toleranz des Divans alle Ehre, und es dürfte kaum auffallen, wenn man die Türken die christlichste Nation in Europa nennen wollte; besonders wenn neben einer solchen Regierungshandlung bekannt ist, daß der Türke nie betrügt, denn seine Religion verbietet es ihm. Was erlaubt sich nicht dagegen der Christ, ohne auf das Verbot zu achten!

Der Reisende ist nicht wenig erstaunt, die katholischen Geistlichen hier in türkischer Kleidung zu sehen, über welche sie nur bei der Messe die Kirchengewänder ziehen. Viele derselben gehören dem Jesuiten-Orden an, welche mit dem Schnauzbart in der schönen türkischen Kleidung mit dem Turban sich sehr stattlich ausnehmen. Ein Jesuit aus dem Kollegium dieses Ordens zu Palermo, den der Verfasser hier als Pfarrer fand, erzählte demselben, daß er in dieser Kleidung sich dem Papst vorgestellt und dabei den Turban abgenommen habe. Dieser hatte ihm gesagt: „Bleiben Sie bedeckt, denn ich weiß, es ist dort Landessitte.“ Dabei bemerkte der ehrwürdige Pater: wir sind an kein Ordenskleid gebunden; in London tragen wir uns als Gentlemen, in Nord-Amerika in jeder Stadt nach Umständen.

Auffallend ist es, daß die albanesische Sprache ungeachtet der mannigfaltigen Schicksale dieser Nation sich so rein von fremden Zusätzen erhalten hat. Sprachforscher, welche viertausend albanesische Worte kennen, haben berechnet, daß sich darunter nur sechshundertundfunfzig lateinische, fünfhundert germanische, vierhundert griechische, zweihundert türkische und nur sechzig slawische Worte befinden. Es beweist, daß die Slawen hier am wenigsten Eingang gefunden haben, und daß die Eroberungen der Slavinen sich nicht weiter als auf die Umgegend nördlich von Skutari bis nach der Zenta und Montenegro verbreitet haben, wo jetzt noch die östlichen Süd-Slawen wohnen, welche allerdings hier, wie in dem Abschnitt über Montenegro erwähnt wird, cyrillische Bücher gedruckt haben; aber in der albanesischen Sprache sind bisher nur Bücher in der Propaganda zu Rom gedruckt worden. Zuerst im 18ten Jahrhundert eine albanesische Grammatik, ferner die Uebersetzung der Verhandlungen einer zu Anfang jenes Jahrhunderts abgehaltenen Synode aus dem Lateinischen. Ferner hat der Bischof Bagdanowich von Antivari einige ascetische Schriften herausgegeben. Im Jahre 1845 gab der Jesuit Joseph Guaglietz die christliche Lehre des Kardinals Bellarmin italiänisch und albanesisch heraus; doch sind Kenner mit der albanesischen Uebersetzung wenig zufrieden. Zu derselben Zeit kam ein kleines latein-albanesisches Wörterbuch heraus. Endlich hat der sicilianische Jesuit Vincenz Dafile ein Gebetbuch, unter dem Titel: „Der Weg zum Paradiese“, herausgegeben („Ruga e Parrisit, calzaem kersctenvet arbnisi“).

Der Druck geschieht mit lateinischen Typen, welchen aber drei neue Zeichen hinzugefügt worden, um die Gutturalen u. s. w. auszudrücken. Die albanesischen Kolonieen, welche nach dem Tode Skanderbeg's nach Sicilien zogen, haben dieselbe Sprache (S. Neigebaur, Sicilien. 2. Aufl. 1848), und ihr Bischof Crispi, Professor der griechischen Sprache in Palermo, hat über dieselbe geschrieben; auch dort sind ein paar unbedeutende Schriften in derselben Sprache erschienen. Die nach Zara vor etwa 150 Jahren gezogene Kolonie der Albanesen hat ebenfalls ihre Sprache beibehalten, und soll dieselbe dem Stamme der Goghi angehören. Bei ihnen und bei allen Katholiken in Albanien wird der Gottesdienst in lateinischer Sprache, bei den albanesischen Kolonieen in Sicilien aber in griechischer Sprache abgehalten, da sie ursprünglich zur morgenländischen Kirche gehörten. Die nach dem Orlowschen Aufstande nach dem Peloponnes geführten albanesischen Kolonieen bestanden aus Muselmännern, um die Griechen im Zaum zu halten.

Uebrigens gehören die Süd-Slawen in Albanien zu den wohlhabendsten und stattlichsten Mitgliedern ihrer Nation, denen man eine gewisse Gediegenheit ansieht, auch macht sie ihre Reinlichkeit auf den ersten Blick empfehlenswerth. Wer über den Ursprung und die Wanderungen der slawischen Völker näheren Aufschluß verlangt, den verweisen wir auf das darüber 1795 in Wien von Stephan Ignaz Raicevich herausgegebene Werk. Albanien besitzt übrigens einen deutschen Schriftsteller, den obengenannten Bischof von Antivari, der in der bulgarischen Sprache einen Katechismus geschrieben hat, weil er früher dort als Missionär angestellt gewesen war. Die katholischen Geistlichen in Albanien sind meist Franziskanermönche aus Italien, in den Städten aber werden Zöglinge der Propaganda angestellt, unter denen sich auch Eingeborne befinden; doch wird keine weitere Rücksicht darauf genommen, ob sie in slawischen oder albanesischen Distrikten angestellt werden. Die Landessprachen aber verstehen sie gewöhnlich, aus welchem Lande sie auch sind. Zu bemerken ist, daß die albanesischen Bischöfe Unterstützung aus Oesterreich erhalten, man sagt, jeder fünfhundert Gulden, während er von der Propaganda nur dreihundert Gulden erhält. Die Cyrillische Buchdruckerei, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Skutari war, ging bald nachher ein, so wie die zu Podgorize, und alle gottesdienstlichen Bücher der orientalischen Kirche kamen seitdem aus Rußland.

Brasilien.

Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien.

(Fortsetzung.)

I. In Sao Paulo werden jetzt Versuche gemacht, die Arbeit der Neger in den Kaffeeplantagen durch Deutsche zu ersetzen. Wir warnen davor, nicht darum, weil wir glauben, daß die Deutschen bei einer sorgfältigen Lebensweise in dem schönen Klima dieser Provinz bei einer solchen Arbeit zugrundegehen müssen, sondern darum, weil bei derselben der größere Theil unter ihnen weder geistig, noch materiell in die Höhe kommen kann. — Die Leute sollen ihre Ueberfahrt bezahlen und werden auf Kosten ihrer Arbeitgeber dann ins Innere geschafft. Diese Kosten müssen sie abarbeiten, und dann haben sie die Wahl, entweder fortzuarbeiten, oder Erbpächter zu werden, wobei sie in ewiger Abhängigkeit bleiben. Da hat denn doch der auswandern Wollende im Allgemeinen bessere Aussichten, wenn er sein Ueberfahrtsgeld in der Tasche behält und in Deutschland bleibt. Ein uns vorliegender Vertrag von Bergueiro giebt für diese zukünftige Stellung der auf solche Bedingungen in Süd-Brasilien einwandernden Deutschen die sprechendsten Gründe; von noch schlagenderer

Beweiskraft aber iſt das allgemein bekannte unglückliche Schickſal ſo vieler Tauſende nach Braſilien durch die Privat-Speculation geführter Deutſchen. Die Lage der in Saõ Paulo bereits eingeführten Deutſchen wird in verführeriſchen Briefen als eine ſehr glückliche und die Handlungsweiſe des Herrn Verguciro als eine edle und großmüthige dargeſtellt. Was derartige Briefe betrifft, ſo ſind ſolche auch über die allerunglücklichſten Anſiedlungsunternehmungen veröffentlicht worden; ſie haben keinen höheren Anſpruch auf Glaubwürdigkeit zu machen, als die Empfehlungen von Haarwuchspommaden und anderen Arkanen. Auf ihre Entſtehung näher einzugehen, würde hier zu weit führen. Was Herrn Verguciro aber perſönlich betrifft, ſo wollen wir ihn durchaus nicht verkleinern; was ihm nachgerühmt wird, iſt mehrfach beſtätigt, er beſitzt die ritterlichen Tugenden eines echten Pauliſten, wie aber ſind ſeine Genoſſen, wie diejenigen, die ihn einſt beerben werden? Es gehört keine große Kunſt dazu, um die Mehrzahl dieſer Leute in Schulden und dadurch in Abhängigkeit zu erhalten. **Weit weniger Bedenken würden wir gegen ſolche Kontrakte in den engliſchen Pflanzſtaaten und Kolonieen hegen, denn hier ſchützt die Einwanderer die Sitte,** während die braſilianiſche Land-Ariſtokratie durch und durch von mehr als feudalen Gelüſten erfüllt iſt. Es iſt Zeit, daß ein Theil unſerer deutſchen Mitbrüder aufhört, Gegenſtand der Speculation von Ausländern oder der ihrer Mißachtung und eines erheuchelten Mitleids zu ſeyn.

II. Einen höheren Anſpruch auf Berückſichtigung hat die Coloniſation des Joinvilleſchen Grundbeſitzes, ungefähr vierzehn geographiſche Quadratmeilen am rechten Ufer des Rio Saõ Francisco do Sul, im Norden der Provinz Santa Catarina, zwiſchen 26° und 26° 30′ ſüdl. Br., zu machen. Dieſer ſogenannte Fluß, der nichts weiter als ein Meereseinſchnitt iſt, hat, als Fluß betrachtet, eine Richtung von NNW. nach SSO. Nach einem Laufe von ungefähr vier geographiſchen Meilen (von Norden nach Süden), bei bedeutender Tiefe, theilt er ſich in zwei Arme, von denen der eine nach O. und der andere nach S. geht. Beide trennen die Inſel Saõ Francisco mit der gleichnamigen Hauptſtadt von dem Feſtlande. Der nach Süden gehende Arm, Araquari (Aracari) genannt, iſt nur für kleinere Schiffe fahrbar, der nach O. gehende, Barbitonga, bildet nahe der Stadt Saõ Francisco einen der größten und ſchönſten Häfen Braſiliens, ſelbſt für die größten Schiffe. Das linke, uns hier nicht näher angehende Ufer iſt ziemlich hoch und ohne Nebenflüſſe; auf dem rechten ſind dieſelben zahlreich, aber alle ziemlich unbedeutend, höchſtens auf bis zwei Meilen bei eintretender Fluth fahrbar und zum Theil während der Ebbe trocken. Leonce Aubé ſagt: „Die Mehrzahl dieſer Zuflüſſe ſind mehr Kanäle, welche ſich das Meer gegraben hat, als wirkliche Flüſſe, und zum Theil iſt es das in ſie dringende Meer, dem ſie ihre Schiffbarkeit verdanken.“ Inwiefern dieſes Eindringen des Meerwaſſers in das Land von üblem Einfluß auf das Trinkwaſſer iſt und jenes, wie das häufige Trockenliegen der Flußbette, überhaupt der menſchlichen Geſundheit ſchädlich wird, ſind wir nicht im Stande, zu entſcheiden; jedenfalls wird in dieſer Beziehung das Innere des nach der Serra Geral hin ſich erhebenden Landes der Nähe der Küſte vorzuziehen ſeyn. Die bedeutendſten dieſer Nebenflüſſe ſind Cubatão Tres Barras und Palmitar; der erſte, zugleich der größte von dieſen, iſt gegen zwei Meilen und für Pirogen noch mehrere Meilen weiter ſchiffbar.

Die Vorzüge der Lage einer Kolonie an dieſer Stelle ſind, in Verbindung mit dem bereits abgehandelten Produktenreichthum und dem im Allgemeinen vortrefflichen Klima der ganzen Provinz, von der Art, daß ſie eine ſehr glückliche Entwickelung verſprechen, **aber nur in dem Falle, daß bei den erſten Anſiedlungen zugleich auf eine eben ſo bequeme Verbindung mit dem Meere als geſunde Lage Rückſicht genommen wird.** Was beſonders für die Vorzüglichkeit dieſer Ländereien ſpricht, iſt der Umſtand, daß der Prinz von Joinville, der die Auswahl unter den beſten Staatsländereien gehabt hat, gerade dieſe gewählt hat. Es iſt auch zu erwähnen, daß, trotz der oben angeführten Bedenken, die Ländereien am rechten Ufer des Francisco in keinem üblen Rufe ſtehen, während das linke Ufer nördlich von der Inſel als Fiebergegend ſehr verrufen iſt.

Für die Coloniſation dieſes Landſtriches wird von zwei Seiten aus gearbeitet; an Ort und Stelle durch den Bevollmächtigten des Prinzen und in Hamburg durch Herren M. Schröder u. Co., von beiden unter verſchiedenen Bedingungen. — Ueber die Grundlage der Bedingungen für diejenigen, die mit dem Bevollmächtigten des Prinzen, Herrn Aubé, unterhandeln wollen, ſind wir im Stande, wenig bekannte Mittheilungen zu machen, die wir einem eben ſo offen als loyal gehaltenen, im **vorigen Jahre** abgefaßten Antwortſchreiben des früheren kaiſ. braſilianiſchen Geſandten am hieſigen Hofe, General Barboza da Silva, auf das Geſuch einer hieſigen Auswanderungsgeſellſchaft entnehmen: „Das Fürſtenpaar will das Land an Koloniſten gegen einen geringen, mit dem ſechſten oder ſiebenten Jahre der Niederlaſſung beginnenden Kanon vertheilen. Es ſchließt einen immerwährenden Erbpachtsvertrag der Art, daß die Ländereien ihm als oberſtem Grundherrn verbleiben, die Nutznießung aber denen gehört, die ſolche übernehmen. Bei dem geringen Kanon behält es ſich bei Verkäufen eine Abgabe von 2½ pCt. des Werthes oder Kaufpreiſes vor. Der Kanon ſoll ſo gering ſein wie die Vermeſſungskoſten für geſchenktes Urland (?). Die Ländereien ſind vermeſſen und abgegränzt, und das Fürſtenpaar ſchützt die Erbpächter gegen Prozeſſe und das Eindringen Fremder. Zugleich giebt der Herr Geſandte einige Mittheilungen über die geſetzliche Stellung der Koloniſten in Braſilien, nach welchen ſie eine ſelbſtändige Munizipal-Verwaltung und die niedere Gerichtsbarkeit ausüben können. Er dringt ferner darauf, daß, wenn eine Geſellſchaft Luſt hat, auf dieſes Anerbieten einzugehen, ſie Bevollmächtigte zu Herrn Aubé ſenden möge, um an Ort und Stelle zu wählen und zu verhandeln.

Dieſes Anerbieten hat ſeine großen Vortheile und auch Nachtheile. Wir haben uns ſchon oft gegen die Pachtverhältniſſe in Braſilien ausgeſprochen und darum beſonders, weil ſie dazu gemißbraucht worden, aus den Pächtern Leibeigene zu machen. Der Unterſchied zwiſchen Erbpacht und freiem Eigenthum beſchränkt ſich mitunter nur auf die Form des Kaufes; es kömmt daher Alles darauf an, wie ein ſolcher Erbpachtsvertrag abgeſchloſſen wird, und er kann ſo gefaßt werden, daß er ſeinem Weſen nach nur ein Kaufkontrakt mit einer unkündbaren Hypothek iſt, allerdings ſtets eine Laſt für den Beſitzer und eine, die vorzugsweiſe auf das Gefühl drückt. Der Prinz iſt im Stande und durch ſeine Stellung gezwungen, ſicherere Garantieen zu leiſten, als ein oder mehrere Plantagenbeſitzer, und ſeine Unternehmungen bieten trotz des uns anſtößigen Prinzips weit mehr Offenheit und gegenſeitige Vortheile, als die jener Unternehmer. Im Grunde iſt es beſſer, ein wohlhabender Erbpächter, als ein armer Eigenthümer zu ſeyn. **Worauf es hier ankömmt, iſt das: Der Kontrakt darf dem Grundherrn keine anderen Rechte gewähren, als die eines Hypotheken-Gläubigers; der Erbpächter habe durchaus freie Verfügung über ſein Grundſtück; das Grundſtück muß einen angemeſſenen Umfang haben; der Kanon ſey unveränderlich und dem jetzigen geringen Werthe des Landes angemeſſen; die Verkaufsabgabe von 2½ pCt. werde nur bei einem wirklichen Verkaufe nicht bei dem Uebergang des Erbpachts-Grundſtückes in Erbſchaft erhoben; der Kontrakt muß bei den betreffenden braſilianiſchen Behörden niedergelegt werden, damit der Erbpächter bei ihnen im Falle der Noth Schutz findet, vorausgeſetzt, daß die Mitglieder des kaiſerl. Hauſes nicht über den Geſetzen ſtehen.** Wir regen das nicht aus Mißtrauen gegen die gegenwärtigen Beſitzer an, ſondern darum, weil wir ihre Beſitznachfolger nicht kennen.

II. a. Einen Theil ihrer Beſitzungen haben der Prinz und die Prinzeſſin von Joinville Herren M. Schröder u. Co. in Hamburg übergeben, die jetzt damit beſchäftigt ſind, Vorarbeiten für die Anſiedler dort ausführen zu laſſen, und eine Actiengeſellſchaft (Hamburger Coloniſationsverein von 1849) zur Ausführung des Unternehmens gegründet haben. Ueber den Werth des uns vorliegenden Statuts derſelben läßt ſich ein ſicheres Urtheil nicht fällen, da uns der Schlüſſel zu demſelben, der Vertrag zwiſchen dem Prinzen von Joinville und dem Handlungshauſe M. Schröder u. Co., noch fehlt. Derſelbe kann vielleicht darum noch nicht gegeben werden, weil der Vertrag erſt dann gültig wird, wenn der Prinz noch einige Bewilligungen von der braſilianiſchen Regierung erhalten hat. Demnach iſt das ganze Statut nur als ein einſtweiliges zu betrachten. In dieſem Umſtande mögen einige Abſonderlichkeiten begründet ſeyn, wie z. B.: Dem Verein iſt ein Direktorium octroyirt (§. 5); denn da daſſelbe aus fünf Mitgliedern beſtehen ſoll, von denen drei bereits ernannt ſind, ſo haben dieſe den beiden noch zu wählenden gegenüber ſtets die Majorität. — Jeder Actionair kann auf Verlangen funfzig Morgen Land oder einen Stadtplatz unentgeltlich (?) erhalten (§. 9), auf die funfzig Morgen muß aber innerhalb zweier Jahre eine Familie geſetzt werden (wahrſcheinlich haben die Unternehmer die Verpflichtung, binnen einer beſtimmten Zeit eine gewiſſe Anzahl von Familien anſäſſig zu machen). Der Actionair, der auf dieſe Weiſe Land erworben hat, nimmt zwar an allem Gewinn der Geſellſchaft Theil, verliert aber ſein Stammkapital von hundert Thlrn. an der Actie. Bewerkſtelligt er die Coloniſation innerhalb der vorgeſchriebenen Friſt nicht, ſo verliert er das Land, und ſeine Actie wird mit 25 Thlrn. belaſtet. Daß ihm aber der übrige Theil ſeines Einſchuſſes verbleiben ſoll, müßte nothwendig ausgeſprochen ſeyn, da nach dem Wortlaut des Statutes ſchon durch das Zuſchreiben des Landes der Einſchuß von hundert Thlrn. verloren geht.

(Schluß folgt.)

England.

Die kleinen Gewerbe Londons.

IV. Der Roßtäuſcher.

Wir haben es jetzt mit einem Gewerbtreibenden zu thun, deſſen Großthaten Stoff genug für einen ganzen Band liefern könnten. Der Roßtäuſcher wohnt hauptſächlich in der Nähe von Whitechapel, doch findet man ihn auch in der Umgegend von Smithfield und in den ärmeren Vierteln von Weſtminſter. In ſeinem Aeußern hat er Nichts, was den Bewohner Londons verriethe. Obwohl in der Hauptſtadt geboren und erzogen, obwohl er hier ſtets gewohnt hat, ſo hat er doch, bis auf einen gewiſſen Punkt, die Sprachformen und den Accent der Provinzialbewohner angenommen. Sein Anzug, immer reinlich und anſtändig, iſt der eines Landmanns oder Kleinpächters. Er affektirt die Haltung eines Landbewohners, eine Einfachheit der Sitten, eine Gutmüthigkeit und eine freie, natürliche Geberde, die jeden Verdacht fern hält. Auf den Märkten läßt er ſich ſelten ſehen, er erſcheint daſelbſt nur, wenn ſeine Gegenwart unumgänglich nothwendig iſt. Vermöge dieſer Vorſicht kann er ſeine erborgte Rolle lange ſpielen, und er vermeidet dadurch die unangenehme Nothwendigkeit, ſeine Talente auf einem anderen Schauplatz geltend machen zu müſſen. Sein Gewerbe beſteht darin, Pferde aufzukaufen, die in Folge von allerlei Zufällen, durch Fehler, Krankheit oder ſelbſt durch Alter zum Dienſte unfähig geworden ſind; alsdann aber die armen, auf friedlichen Bahnen wandelnden Thiere durch ihm allein bekannte Prozeduren ſo umzuwandeln, daß ſie durch ihren verführeriſchen Anblick manchen Gimpel zum Kaufe locken, der bald genug einſehen wird, wie ſehr man ihn angeführt hat. Es giebt kein Gebrechen, welchem das Geſchlecht der Pferde unterworfen iſt, deſſen Symptome der Roßtäuſcher nicht, wenigſtens für den Augenblick, durch Anwendung von Apothekerwaaren, chirurgiſchen Opera-

tionen, Zonlamellen oder anderen geheimen Mitteln zu beseitigen im Stande wäre. Mag das Thier auch noch so fehlerhaft seyn, der Roßtäuscher stutzt es so zurecht, daß es gar nicht wiederzuerkennen ist. Er scheert das Haar, sengt, kämmt, bürstet es, bis das Fell den Glanz und die Politur des besten Rennpferdes erhält. Unter seiner erfahrenen Hand geben Ingwer und Cayennepfeffer, welche Mittel er auf die Kinnbacken, Nasenlöcher, Ohren oder noch andere Theile des Thieres anwendet, auch dem schlechtesten Rosse einen Anschein von Lebhaftigkeit, Feuer und edler Race; — Eigenschaften, die es vielleicht niemals in seinem Leben gehabt hat.

Der Roßtäuscher steht in lebhaftem Verkehr mit dem Abdecker. Mehr als ein von ihm gekauftes Pferd war schon dazu verurtheilt, den Hunden oder, besser, den Katzen Londons zur Nahrung zu dienen, und wurde auf diese Weise für einige Tage dem Messer des Viertheilers entzogen. Dies ist eine so bekannte Thatsache, daß die Personen, welche ein Pferd zum Abdecker schicken, ihren Dienern gewöhnlich befehlen, darauf zu sehen, daß das Thier vor ihren Augen getödtet werde. Ohne diese Vorsicht könnte es dem Eigenthümer des Pferdes leicht begegnen, daß er nach einigen Tagen dasselbe Thier, das er längst für todt hielt, wiederkaufte. Vor einiger Zeit hatte ein Pächter auf dem Markte von Barnet seinen alten Klepper für ein Geringes verkauft; nach etlichen Tagen erstand er auf dem Markte von Smithfield ein neues Pferd und ritt, zufrieden mit seinem Kaufe, nach seinem Gute zurück. Wie erstaunte er, als er den Gaul ganz von selbst die Richtung nach dem Stalle einschlagen sah; bei näherer Besichtigung erkannte er erst, daß es sein altes Pferd sey.

Die Roßtäuscher verstehen sich häufig unter einander darauf, auf einem Land-Jahrmarkt einen Haufen junger, wilder, so eben aus dem Gebirge angekommener Pferde zu kaufen, die sie nachher zurichten und behandeln, um sie auf den Märkten im Westende Londons öffentlich versteigern zu lassen. Mehr als einmal sind wir Zeuge derartiger Verkäufe gewesen, die selten zur Zufriedenheit des Käufers ausfallen. Jedes dieser Füllen wurde ein paar Minuten vorher, ehe man es den Pferdeliebhabern vorritt, gewissen Manipulationen unterworfen, die es auf eine kurze Zeit zu dem machten, was es nicht war. Auf diese Weise geschieht es, daß Pferde, die nur fünf bis sechs Pfd. Sterl. werth sind, für zwanzig, dreißig und mehr Guineen den Käufern zugeschlagen werden, welche sich, noch ehe acht Tage verflossen sind, glücklich schätzen würden, wenn sie ihre Erwerbung mit 50 Prozent Verlust wieder los wären. Es ist fast unmöglich, mit dieser Art von Roßtäuschern ein gutes Geschäft zu machen. Zu Folge der geheimen Kenntnisse, die sie besitzen, geschieht es jedoch zuweilen, überhaupt wenn es sich nur um einen Fehler und nicht um eine Krankheit handelt, daß sie eine vollständige Kur an dem Thiere vornehmen. Wir haben ein Pferd gekannt, welches alle gute Eigenschaften, die man an den Thieren seiner Art findet, besaß, mit Ausnahme der Gelehrigkeit. Dieser einzige Mangel machte alles Uebrige werthlos. Es hatte wegen der Schönheit seiner Verhältnisse und der Stärke seiner Glieder sechzig Guineen gekostet, mußte aber, nachdem es mehrere Stallknechte vergeblich zu reiten versucht hatten, für drei Guineen verkauft werden. Nach vierzehn Tagen sah man es einen Wagen mit einer Last von zwei Tonnen ziehen, obwohl es bis dahin seinem ehemaligen Besitzer auch nicht den geringsten Nutzen gewährt hatte. Dem Roßtäuscher, der es gekauft hatte, war es gelungen, diese vollständige Umänderung zu bewerkstelligen. Er erklärte, nur eine ganz einfache Kur angewendet zu haben. Er hätte das Pferd in einem Tage die Reise von London nach Bristol, also vierzig Meilen, machen lassen; nach vierundzwanzigstündiger Ruhe wäre er am dritten Tage wieder nach London zurückgekehrt, und nun sey das Thier für immer kurirt. Wie dem auch seyn mag, das Pferd wurde für Rechnung der Königin zu einem guten Preise gekauft, und wir sehen es seitdem die schwersten Arbeiten verrichten, ohne auch nur das geringste Zeichen der Unfolgsamkeit zu offenbaren.

Es ist selten, daß die in Rede stehenden Gewerbtreibenden sich durch ihre Geschäfte in die Höhe bringen; sie sind und bleiben arm. Größtentheils sind es Leute, die, durch den Reiz des Sattels und der Peitsche verlockt, auf die Beschäftigungen, die sie in der Jugend erlernt, verzichtet haben, um, ohne alles Kapital, an den Vortheilen der eigentlichen Pferdehändler theilzunehmen. Einige sind Besitzer jämmerlicher Kabriolets oder Jiakers, die eben so wie die davor gespannten Pferde in dem öffentlichen Dienste abgenutzt sind. Wer ist nicht schon einer dieser Equipagen begegnet, die, Alles inbegriffen, Wagen, Geschirr und Pferd, nicht 5 Pfd. Sterl. werth war. Der hungrige Wagenlenker schweift, auf seinem Bocke sitzend, des Abends in den Straßen umher, ob es ihm vielleicht gelinge, einen Fahrgast aufzunehmen. Auf den gewöhnlichen Wagenplätzen hält er nicht still, aus Furcht, daß seine Mähre, die sich kaum auf den Beinen zu halten vermag, nicht wieder von der Stelle kommen würde. Um die wankenden Schritte seines Thieres zu beschleunigen, hat der Elende an dem Ende seiner Peitsche einen geflochtenen Eisendrath angebracht. Wie oft haben wir nicht gewünscht, daß ein Omnibus oder irgend ein anderes schweres Fuhrwerk über das arme Thier fortgehe und es für immer der Tyrannei seines Herrn enthöbe, diesen aber auch zugleich für seine Grausamkeit bestrafte. (M. C.)

Mannigfaltiges.

— Ehen und Ehehindernisse in Deutschland. Robert Burns hat in einem seiner Gedichte den Wunsch ausgesprochen, daß uns die Götter die Gabe verleihen möchten, uns mit denselben Augen zu betrachten, mit denen wir von Anderen gesehen werden.

> Oh that the Gods the gift would gie us
> To see ourselves as others see us!

Wir fürchten zwar, daß, wenn diese Bitte erhört würde, unsere Eitelkeit so schmerzlich darunter leiden dürfte, daß wir die Götter bald mit neuen Bitten um Zurücknahme ihres Geschenks bestürmen würden, allein daß diese Selbstkenntniß die heilsamsten Folgen haben müßte, wird gewiß nicht geleugnet werden. Was nun aber bei Individuen nicht immer möglich ist, läßt sich bei Nationen dadurch bewirken, daß man die Bemerkungen des Auslandes über heimische Zustände vernimmt und sie nöthigenfalls zu Gemüthe führt. Man wird dann finden, daß Sitten und Gebräuche, die zuhause für so natürlich und stereotyp gelten, daß man sie gar nicht anders denken kann, dem Fremden je nach Umständen als lächerlich, ungewöhnlich oder gar verwerflich auffallen. So schreibt ein schon von uns citirter englischer Tourist, Whitling, in seinen Pictures of Nuremberg Folgendes über Ehen und Ehehindernisse in Deutschland:

„Hierzulande ist es eine absolute Unmöglichkeit, sich ohne die Erlaubniß der Aeltern zu verheiraten. Wenn nicht gewisse vorgeschriebene Formen erfüllt werden, ist die Ehe null und nichtig. Nach dem feierlichen Heirathsantrag kömmt die eben so feierliche Verlobung, zu deren Verherrlichung von dem Vater der Braut, wie sie von nun an heißt*), den beiderseitigen Familien und Freunden ein großes Mittag- oder Abendessen gegeben wird. Bei dieser Gelegenheit wird das glückliche Ereigniß bekannt gemacht und der Welt verkündet, die es aber in der Regel schon vorher erfahren hat. Die Verlobungskarten werden alsdann den Freunden und Bekannten zugeschickt, und da es meine Leserinnen vielleicht interessiren wird, zu wissen, wie dergleichen Angelegenheiten in Deutschland betrieben werden, so lege ich ihnen eine solche vor:

> **Theodor Roth,** **Elise Herrman,**
> Pfarrer,
> Verlobte.

Ist erst der Tag bestimmt (und hierzulande wird kein Aufschub geduldet), so folgt das Protokolliren oder wie man es nennen mag, und die Zeugnisse von beiden Seiten, die von der Regierung verlangt werden, liefern eine herrliche Probe peinlicher Gesetzgebung. Aus der vor mir liegenden gedruckten Form geht hervor, was diese Zeugnisse beurkunden müssen und welche Dokumente beizubringen sind, ehe man die Erlaubniß zur Heirat erhalten kann. Der König, als sorgfältiger Vater seiner Unterthanen, ist nicht willens, kränkliche oder mißgestalte Kinder zu haben. Das Erste, was der Ehekandidat daher beweisen muß, ist, daß er geimpft worden ist. Dann folgt der Wochentags-Schulschein, als Zeugniß, daß man die Schule nicht geschwänzt hat, so wie der Sonntags-Schulschein. Ein Certifikat, daß man von einem Religionslehrer Unterricht empfangen hat, und ein Confirmationsschein werden gleichfalls verlangt. Ferner ein Führungsschein, ein Dienstschein, ein Wanderbuch, welches letztere sich auf die gezwungenen Reisen der Handwerksburschen bezieht. Ein Lehrschein muß gleichfalls vorgezeigt werden, und dann eine gerichtlich ausgefertigte Vermögens-Angabe, die, wenn sie, den Umständen nach, als ungenügend erscheint, die ganze Sache rückgängig machen kann. Die Erlaubniß der beiderseitigen Aeltern darf nicht fehlen; eben so wenig ein Aufenthaltsschein, ein Zeugniß über die Erfüllung der Militärpflichtigkeit und ein Geschäfts- oder Gewerbeschein. Die Mitglieder der höheren Stände haben, außer den meisten der oben erwähnten Förmlichkeiten, noch andere durchzumachen, ehe es ihnen gestattet wird, den Ehestandsknoten zu schürzen. So muß z. B. jeder bayerische Offizier ohne Ausnahme ein hinlängliches Kapital bei der Regierung niederlegen, um, zu vier Prozent gerechnet, wenigstens vierhundert Gulden jährliche Zinsen abzuwerfen. Ohne ein solches Depositum oder die spezielle Erlaubniß des Königs, die jedoch höchst selten oder nie ertheilt wird, darf sich keiner verheiraten. Das erwähnte Kapital ist unantastbar und zur Versorgung der Frau und Kinder nach dem Tode des Gatten bestimmt."

— Kah-ge-ga-gah-bauh. Dieser ehemalige Odschibbeway-Häuptling, der als christlicher Missionär den Namen George Copway führt und dessen „Friedenspfeife" eine so bedeutende Rolle in den Verhandlungen des Frankfurter Friedenskongresses spielte, hat sich auch als Schriftsteller in englischer Sprache versucht. Von den beiden Werken, die er veröffentlicht hat, enthält das eine die Sagen und Ueberlieferungen des Odschibbeway-Stammes, das zweite aber die Selbstbiographie des Verfassers, nebst der Beschreibung der von ihm in beiden Welttheilen unternommenen Reisen. Dieses letztere Buch, welches viele interessante Einzelheiten in sich schließt, hat bereits eine zweite Auflage erlebt, und wir würden uns wundern, daß es keinen deutschen Uebersetzer gefunden habe, wenn die gegenwärtigen Konjunkturen den Mangel an literarischem Speculationsgeist nicht hinlänglich erklärten und rechtfertigten.

*) Im Englischen bezeichnet nämlich das Wort Braut (bride) nicht ein verlobtes, sondern ein verheirathetes Frauenzimmer oder höchstens eines, das eben im Begriff steht, getraut zu werden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breitestraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 14. November 1850.

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Carlyle.

In der Revue des deux Mondes findet sich ein von Herrn Milsand geschriebener Artikel über Carlyle's „Latter-Day Pamphlets", deren im Mag. bereits erwähnt wurde. Der französische Berichterstatter stimmt den in jenen „Pamphlets" ausgesprochenen Ansichten theils rühmend bei, theils widerlegt er sie, und man könnte sich versucht fühlen, bald für, bald wider die Urtheile des Einen oder des Anderen auch seinerseits das Wort zu ergreifen. Eine dritte Meinung indeß, beistimmend oder abweichend, den beiden dargelegten zuzufügen, kann dem Leser überlassen bleiben, und wir begnügen uns daher, wiederzugeben, was uns in Herrn Milsand's Artikel als das Bedeutsamste erscheint. Dieser beginnt mit Carlyle's Einleitungsworten, welche lauten:

„Die Gegenwart, das jüngstgeborne Kind der Ewigkeit, der Erbe des Guten und Bösen aller vergangener Zeiten und Vater der kommenden, ist für den Denker stets von höchster Bedeutung und kömmt, wie sehr sie auch der Nothwendigkeit unterthan zu seyn scheint, doch immer mit neuen Fragen und neuen Anforderungen zu uns. Sie verstehen und erkennen, was sie uns gebietet, ist der Inbegriff alles Wissens. Der neue Tag, welchen Gott uns sendet, trägt auch seine himmlischen Vorbedeutungen in sich; zwischen lärmender Gemeinheit und hohlem Geschrei läßt er uns ihre stillen Mahnungen vernehmen, und sind wir unfähig, diese zu erforschen und ihnen zu gehorchen, so müssen wir schwer dafür büßen. Ja, sicherlich straft sich keine Sünde härter an Menschen und Völkern, als diese, welche in der That die verschiedensten Sünden in sich schließt, auch die, welche unsere frommen Vorfahren richterliche Blindheit nannten und wir nach unserer Weise falsche Würdigung der Zeit nennen können, sinnlosen Widerstand gegen ihre Offenbarungen und ihre wahren Befehle, thörichte Hingebung, ob handelnd oder passiv, an den trügerischen Schein der Wahrheit und an umlaufende Lügen. Dies bleibt wahr für jede Zeit und jeden Ort."

Alles, was Herr Carlyle nach diesem Eingange in der Folgereihe seiner Blätter ausspricht, weicht so sehr von den gewöhnlichen Ansichten ab, zeugt von so fortgesetztem Forschen, daß nicht möglich wäre, hier ihren ganzen Inhalt wiederzugeben. Ueberdies genügen die beiden ersten „Pamphlets" für unsere Aufgabe, lehren uns die Hauptgedanken des Verfassers und seinen seltenen Geist kennen. In den späteren verläßt ihn seine Einsicht nicht, doch zeigt sich darin vielleicht noch mehr ihre Gränze, indem die ungewöhnlichen Folgerungen, zu denen er sich hinreißen läßt, zwar viele der Menge verborgene Geheimnisse durchdringen, tausend Nothwendigkeiten aber keine Rechnung tragen, die von Anderen erkannt sind.

Das erste der „Latter-Day Pamphlets" ist an die Demokraten gerichtet, welche verlangen, Jeder, ob fähig oder unfähig, solle bei Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gleich betheiligt seyn; das zweite gegen die Menschenfreunde, die ohne Beachtung der Verhältnisse gleichen Genuß für Alle fordern. Daß beide Täuschungen auf demselben Irrthume beruhen, ist nicht schwer, einzusehen. Immer ist es in verschiedener Richtung theoretischer Begriff, der blindlings einem Ideale folgt, der damit beginnt, sich zu fragen, was er Vollkommenes ersinnen könne, und sich dann begnügt, ohne Beachtung des Unmöglichen, sein vorher festgesetztes Ziel auf einem bestimmten Wege zu verfolgen. Diese Theorie ist nicht neu. Früher trachtete sie nach ewiger religiöser Wahrheit, jetzt nach vollkommener sozialer Einrichtung, bei der man nicht geschickt zu seyn braucht, um eine Rolle zu spielen, und nicht zu säen braucht, um zu ärndten. Jede Zeit hat ihre besonderen Ideen zur Ausbeute derer, welche nicht für sich zu denken vermögen, ihre Bestrebungen zu Nutzen solcher, die in sich von keinem Zuge getrieben werden. Der Jetztlebenden besondere Idee ist die Verehrung der Massen. Was uns mißfällt, was wir uns berechtigt fühlen anzugreifen, greifen wir im Namen der Massen, als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte, an. Prüfen thut nicht mehr noth, alles Gute, Moral, Wissen, Civilisation, ist nur aus dem Volke hervorgegangen und kann nur aus ihm kommen.

Carlyle ist seit lange dieser Thorheit unserer Zeit entgegengetreten. Seine Schrift: „Die Verehrung der Heroen", ist von großer Bedeutung, hat in England und Amerika mächtigen Einfluß ausgeübt und wird bei unseren revolutionairen Zuständen mehr und mehr Stimmen für sich gewinnen. Schon der Titel, „Verehrung der Heroen", zeigt, daß er die Nothwendigkeit überlegener Persönlichkeiten anerkennt. Diese bei ihm feste Ueberzeugung führt ihn dahin, in all' unseren sozialen Phänomenen, in allen Ideen, die sich darin aussprechen oder erfüllen, nicht das Werk der Massen, die sie wiederholen oder zu ihrer Ausführung dienen, sondern das Werk des Denkers zu sehen, in dessen Seele sie entstanden sind. Er ist zu der Einsicht gelangt und hat es vielleicht zuerst entschieden ausgesprochen, daß die Menschheit sich nach ganz anderen Gesetzen entwickelt, als die Philosophie es wähnt, daß die Nationen aus verschiedenen Organen bestehen, von denen nur einzelne zum Denken berufen sind, daß in jedem Dinge, in Wissenschaft, Moral und Politik, der Fortschritt durch einzelne erwählte Geister errungen wird, daß die Gesammtheit sich nur vorwärts bewegt, wenn die Erkenntniß der Weisen Ueberzeugungen und Gesetze ans Licht bringt, welche die Menge dahin führen, zu glauben, was sie nimmer entdeckt, zu achten, was sie niemals als nützlich und nothwendig erfunden, zu fürchten und zu meiden, was sie nie für gefährlich geachtet hätte. Während Europa die Unabhängigkeit pries, verherrlichte Carlyle den Gehorsam und Glauben; alle seine Schriften feiern die Einsicht der Verständigen, welche als ein unsichtbarer Schutz über der Menge wacht, sind ein Gebet, daß diese Einsicht zur Herrschaft gelangen möge. Nach seiner Ueberzeugung können die hier und da verstreuten, hellsehenden Geister der Gesellschaft nur unter der Bedingung nützlich werden, daß Jeder thue, was seines Gewerbes ist, Jeder die ihm verliehenen Gaben übe und, anstatt über Alles mitzureden, sich auf das Urtheil derer zu verlassen lerne, welche mehr verstehen, als er.

Carlyle's erstes Pamphlet führt den Titel: „die Jetztzeit", und er sagt darin:

„Man weiß, was Frankreich nach der Februar-Revolution wurde, und kann ihre Entstehung ziemlich anschaulich auf den guten, schlichten Papst mit seinem Evangelium in der Hand zurückführen. Bald wurde ganz Europa durch ähnliche nicht zu dämpfende Ausbrüche erschüttert, gleich als ob der erste Schlag sich durch unterirdische Elektrizität weiter mittheilte, und wir erlebten das Jahr 1848, eines der unheilvollsten, der wundersamsten und demüthigendsten, die Europa je geschaut. Seit der Völkerwanderung war Aehnliches nicht geschehen. Ueberall erhob sich die Demokratie unzählbar, mißgestaltet, heulend, ohne verständliche Stimme, wie das Chaos .... und was das Wundersamste war, die Fürsten beugten sich ihrem Geschrei, nicht Einer hielt Stand, seine Rechte zu wahren. Der öffentliche Redner auf der Tonne ward Herrscher; vier Monate lang war Frankreich, und in gewissem Sinne ganz Europa, ein wirrer lärmender Hause unter Vorsitz des Herrn von Lamartine auf dem Hotel de Ville. Studenten, Literaten, Advokaten und Journalisten, glühende Enthusiasten ohne Erfahrung oder ruinirte, wüthende Thoren erregten und entfesselten den Aufstand, stützten sich auf die Unzufriedenheit der Massen und schürten überall das Feuer an. Nie bis zu diesem Augenblick hatten so junge Leute eine solche Macht über die öffentlichen Angelegenheiten der Menschen ausgeübt; kein ehrendes Zeugniß für die Weisheit unserer Tage und ein reicher Stoff zum Nachdenken über unsere Zeit. Das Schauspiel ist fürwahr wundersam. Die Bewegungen folgen sich rasch, und die Menge läßt jubelnden und triumphirenden Freudenruf hören. Exaltirte Hymnen in Prosa und Versen wiederholen, daß endlich der neue Tag höchster Glückseligkeit erschienen ist. Unsterbliches, ruhmwürdiges Volk! erhabene französische Bürger! Heldenmüthige Barrikaden! Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit! O gerechter Himmel! das größte Elend für den ernsten Beschauer ist gerade diese lärmende Fluth der Rhetorik, sind die Lobgesänge, welche ohne Ende von den Lippen der armen, thörichten Menschen erklingen. Euer altes, geborstenes, seit lange dem Verderben geweihtes Haus genügt endlich Euren Wünschen. Die Façade hat sich losgelöst und ist zur Erde gestürzt, nur die Bretter werden noch durch das Ende der Sparren und alten Mörtel gestützt, werden sich, obschon sehr gelenkt, vielleicht noch in der Schwebe erhalten, bis einige rostige Nägel und wurmstichige Balken weichen. Welchen Eindruck aber macht es, wenn man in solchem Augenblick von allen Miethern in vereintem Chor Licht und Luftzug, Freiheit und romantische Lage ihrer Wohnungen feiern hört? wenn man hört, wie sie Gott loben, daß er ihnen endlich ein Haus nach ihrem Sinne gegeben habe?"

Die Lage Europa's ist, wie dieser Ausspruch zeigt, für Herrn Carlyle keineswegs beruhigend. Nach seiner Ueberzeugung haben unsere Revolutionen bis jetzt nur enthüllt, auf welch' unergründetem Vulkan, auf welch' feuergefährlicher, stets drohender Mine unsere jetzigen sozialen Zustände ruhen. Nichtigkeit sieht er überall, und als Beweis dafür gilt, daß die Demokratie zur Gewalt gelangte. „Wer", so sagt er, „belehren oder regieren will, muß diese Thatsache anerkennen. Seit sechzig Jahren, seit der großen oder ersten französischen Revolution ist diese Wahrheit der Welt veranschaulicht worden. Botschaften über Botschaften haben es wiederholt bewiesen, bisweilen auf schreckhafte Weise, und es wäre endlich einmal Zeit, daß die Welt den Entschluß faßte, es zu glauben. Was ist denn diese Demokratie, dieses kolossale, unvermeidliche

Erzeugniß des Verhängnisses? Wohin führt sie? was ist ihre Bedeutung? Sie muß eine solche haben, sonst wäre sie nicht da. Vermögen wir ihren wahren Sinn zu ergründen, so dürfen wir noch hoffen, zu leben, indem wir mit Weisheit nachgeben oder mit Klugheit Widerstand leisten und Schranken setzen. Messen wir ihr eine falsche oder gar keine Bedeutung bei, so wird jedes Leben für uns unmöglich werden.

„Sollte die Demokratie selbst uns aus dem Schlamm ziehen? sollte sie, einmal zum Wählen berufen, uns vielleicht von der Lüge zur Wahrheit und Glückseligkeit führen? Ich weiß, daß die Mehrzahl der Menschen die Dinge von diesem freundlichen Standpunkte aus betrachten, ihnen gilt die Demokratie für eine Art Gouvernement. Das alte Parlamentswesen, seit ein paar Jahrhunderten in England mehr und mehr ausgebildet, gilt den Nationen von neuem als Heilmittel für jedes Leid. Gebt uns ein Parlament, rufen sie, gebt uns allgemeines Stimmrecht, und bald wird Ordnung herrschen und das glückliche, tausendjährige Reich beginnen. Das ist ihr Standpunkt, der meinige ist ein völlig entgegengesetzter, und je ernster ich um mich schaue, um desto unglückseliger, widriger und unheilvoller erscheint mir der geistige Zustand, aus dem dieser Ruf hervorging. Das parlamentarische Heilmittel prüfen, sehen, bis zu welchem Grade ein Parlament geeignet sey, alle Völker, ja, nur das seit so lange daran gewöhnte englische, zu regieren, ist eine beunruhigende Frage, der alle Redlichdenkenden, alle guten Bürger sich zuwenden, welche es vermögen, durch Zeitgeschrei und betäubende Proclamationen hindurch, leise, geheimnißvolle Andeutungen und Gottes ewige Befehle zu vernehmen. Ist ein Parlament mit allgemeinem Stimmrecht oder einer anderen denkbaren Art des Stimmrechts wirklich die gute Verfassung, dann rasch ans Werk und keine Ruhe, bis diese richtige Verfahrungsweise gefunden ist. Es könnte aber wohl seyn, daß ein Parlament nicht das Richtige, daß es zwar nach den darin wurzelnden Ideen des englischen Volkes, nach den ewigen göttlichen Gesetzen der Natur aber nicht das Richtige, allgemein Gültige wäre. Ist dem so und eine solche Verfassung nicht durch Weisheit des Höchsten geboten, dann laßt uns Acht haben, laßt uns eine andere Bahn suchen, jeder Schritt, wenn wir ihn auch eng vereint thun, würde, anstatt vorwärts, unfehlbar nur rückwärts führen."

Aus diesen Worten, mögen wir ihnen mehr oder weniger beistimmen, spricht eine männliche, dem Hörer nicht schmeichelnde Gesinnung, welche bekennt, der wahre Gebieter sey weder das Volk, noch der König, noch die Aristokratie, sondern Gott selbst, oder, wenn man es so ausdrücken will, Bedingniß der Vorsehung, Noth und natürliche Kraft, Geschick und Unvermögen, welche das Mögliche und Nichtmögliche bestimmen.

Seit fast zwei Jahrhunderten erbittern wir uns ohne Ende, daß die Welt sich nicht unserem Ideal anpassen will. Wir verhandeln über Grundsätze und Rechte. Jeder ruft: hier ist das Richtige und nicht da, und müht sich auf dem Papiere, die Menschheit mit seinem Traume in Einklang zu bringen. Jetzt ist das Volk souverain, damit ist man einverstanden, und wäre es der wahre Herrscher, so möchte dies gelten; jede gebietende Macht aber muß ein Erreichbares wollen, und fände auch das souveraine Volk es gerecht, daß Faulheit und Nachlässigkeit die Früchte der Arbeit und Vorsorglichkeit ärndten, so würde, möchte die Stimmenmehrheit noch so groß seyn, der übrige Theil sich nicht damit einverstanden erklären. Ist nach höherer Bestimmung Thätigkeit eine Frucht des Begehrens und der Furcht, gehören Leiden und Elend, die Jeden nach Maßgabe seines Thuns treffen, zur allgemeinen Weltordnung, so werden die Bestbevollmächtigten umsonst bestimmen, Noth und Bestrafung der Vergehen streite wider das Recht. Keine Gemeinde kann ohne sie bestehen.

Carlyle sagt: „Ob Völker oder Einzelne, haben wir nur Eine Pflicht zu erfüllen. Wollen wir auf der Erde glücklich seyn, Frieden genießen und mit Erfolg vorwärts schreiten, so müssen wir unser Thun mit unseren wahren Bestimmungen in Einklang bringen. Ob Völker oder Einzelne, diese Macht führt uns immer zum Sieg, welchis auch die leitende Hand sey, die uns zwingt, ihr zu gehorchen; sey es ein unumschränkter Herrscher, oder ein revolutionaires Parlament, eine weltliche oder geistliche Macht, gleichviel, sie bringt uns dahin, dem großen Ordner des Weltalls zu gefallen, ist daher unser bester Freund und, wer das Gegentheil thut, unser schlimmster Feind; das wollen wir nie vergessen.

„Wie aber gelangen wir zur Erkenntniß des ewigen Willens in Rücksicht auf unser staatliches Handeln? Man antwortet, durch Zählen der Köpfe. Fürwahr, Welt und Menschen müssen sich seit einem halben Jahrhundert sehr verändert haben; bis dahin hatte man seit Adam nicht gehört, daß der Himmel sich so deutlich ausspreche, seine Geheimnisse lagen nicht so offen zu Tage, um jedem Vorübergehenden in die Augen zu springen; den Thoren, den Bösen und allen Niederen, Hinterlistigen verbarg er sie und enthüllte sie nur zum Theil den Weisen und Edeldenkenden, die zu unserer Zeit nicht in der Mehrzahl sind."

Carlyle greift durch diesen Ausspruch nicht nur das allgemeine Stimmrecht, sondern überhaupt jedes Repräsentativsystem an. Das Letztere lassen wir für jetzt fallen, das Erstere ist für Frankreich insbesondere von höchster Bedeutung, ist die Frage, welche über sein Leben und Sterben entscheidet, da es ihr seine ganze Zukunft anheimgegeben hat. Man beruft sich auf den gesunden Sinn der Massen; wer das thut, der kennt die Wirklichkeit nicht, bewegt sich in einer idealen Welt. Die Menge folgt dem Instinkt, ohne nur zu ahnen, daß man lernen müsse, um zu urtheilen. Uns, wie Herrn Carlyle, scheint der Blick in die Zukunft traurig, die Thatsachen müssen zeigen, was sie uns bringen kann und wird. Ziehen wir die Vergangenheit zu Rathe, so müssen wir erwarten, daß, wenn selbst der gute Sinn in der Majorität zur Geltung kömmt, sie sich heftig für das Unmögliche aussprechen werde. Von verschiedenen Systemen wird sie immer das zumeist locken, welches sie begeistert. Auch der Sozialismus ist ein System, unter dem Jeder, der es versteht, sich denkt, was er wünscht, ist nur gefährlich, weil er das Schlagwort der Zeit ist; wäre dies vernichtet, so würde ein anderes auftauchen mit der Verkündigung: Ihr seyd unzufrieden, ich will Euch zufriedenstellen, und wer dies sagt, hat bei der Menge immer recht, heute wie morgen. Werden wir nicht zu Gottheiten, so wird die allgemeine Stimme immer das Bestehende angreifen, und wer den Volkshaß wider die gebietende Macht aufzureizen sucht, wird immer der seyn, welcher nach einiger Zeit den Sinn der Massen in Bewegung bringt, einzig, weil das Vorhandene nie zu seyn vermag, was man als möglich träumen kann.

(Schluß folgt.)

Brasilien.

Deutsche Ansiedlungsunternehmen in Süd-Brasilien.

(Schluß.)

Der Actionair kann auch statt der funfzig Morgen Land zwei Stadtplätze wählen, ohne eine Familie auf denselben ansiedeln zu müssen. Daß er dann ebenfalls seinen Einschuß verlieren muß, folgt vernunftgemäß, ist aber auch nicht entschieden genug ausgesprochen. Eine bestimmtere Fassung der beiden angeregten Punkte ist daher nöthig, um Täuschungen, Mißverständnissen, Unzufriedenheit und Prozessen vor den dies- und jenseitigen Gerichten vorzubeugen, die weder den Kolonisten, noch der Gesellschaft zum Heile gereichen können. — Aus den Bestimmungen geht klar hervor, daß es den Unternehmern mehr um Kolonisten zu thun ist, die im Stande sind, für hundert Thaler funfzig Morgen Land zu kaufen, als um Actionaire im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein Streben, das an und für sich durchaus vernünftig und praktisch und zugleich eine gute Grundlage für eine organisirte Auswanderung und Colonisation ist. Dem Statut ist eine Erklärung beigefügt, welche die Art und Weise der Colonisation enthält, wie sie an Ort und Stelle betrieben werden soll. Die gegebenen Zusagen werden später unserer Meinung nach die Grundlage des Vertrages zwischen dem Verein und den Kolonisten bilden. Wir können dieser Erklärung nur unsere volle Billigung zuerkennen, und da wir nicht die mindeste Ursache haben, Zweifel in die Wahrhaftigkeit der Unternehmer zu setzen, so ist das Unternehmen eines, welches zu den besten Erwartungen berechtigt. Nach der der Einladung beigegebenen Karte liegt das der Schröderschen Gesellschaft überwiesene Land am rechten Ufer des Francisco, der gleichnamigen Insel gegenüber und in gleicher Breite mit dem mittleren Theile derselben. Das verkäufliche Land beginnt ungefähr eine Meile vom Ufer und erstreckt sich einige Meilen weit bis zum Fuße der Serra Geral; wenn auch nicht das bestgelegene von den Joinvilleschen Ländereien, so ist es doch gut gelegenes Land, gegen dessen Fruchtbarkeit bei dem Charakter des ganzen Landes Nichts vorauszusetzen ist, und für das von allgemeinen Merkmalen aus die Gesundheitsrücksichten mehr sprechen, als für das besser oder vielmehr vortheilhafter gelegene, der unmittelbaren Einwirkung der Ebbe und Fluth ausgesetzte Land am Flußufer. Nach neueren Nachrichten ist der Vertrag zwischen dem Prinzen von Joinville und Herrn Schröder in günstigster Weise für die Ansiedler abgeschlossen worden. Ob der Bevollmächtigte des Prinzen mit einzelnen Einwanderungsgesellschaften nun noch Verträge schließen wird, dürfte fraglich seyn. — Wir sind der Meinung, daß diese Unternehmung durch die unmittelbare Betheiligung der angesehenen und der öffentlichen Meinung in Deutschland haltbaren Schröderschen Firma annehmbare Bürgschaften bietet, um so mehr, als es sich hier nicht um Pacht, sondern um freies Eigenthum handelt. Vor einigen Wochen veröffentlichte dieses Haus den Bericht des von dem Colonisationsvereine mit den Vorarbeiten zur Aufnahme der ersten Einwanderer beauftragten Ingenieurs, der nebenbei sich auch sehr günstig über die Eigenschaften der Niederlassung für deutsche Auswanderer ausspricht. Nachdem nun diese Vorbereitungen getroffen sind, soll die erste Abtheilung der Kolonisten Ende Oktobers nach San Francisco gehen.

III. Die aus einigen Familien bestehende deutsche Niederlassung am Itajahy grande. Dieser Fluß ist einer der bedeutendsten in der ganzen Provinz. Leider ist seine Mündung unter 26° 54′ 41″ versandet und hat deshalb nur 8—12 Fuß Wasser. Aus diesem Grunde ist der Hafen bei der kleinen Stadt Itajahy keiner der besseren, obwohl durch Kunst zu verbessern. Die sogenannte deutsche Niederlassung liegt ungefähr fünf geogr. Meilen in gerader Entfernung von der Küste. Bis zu derselben hat der Fluß von der Mündung aus selbst beim niedrigsten Wasserstande neun Fuß. Seine Breite ist nicht unter 300 Fuß und an vielen Stellen über 600 Fuß. Bis zu dem Wasserfall von 21—23 Fuß Höhe, ungefähr vier Meilen hinter der deutschen Niederlassung, bleibt er schiffbar. Von dort aus trägt er nur Piroguen in das Innere, und selbst für diese ist die Schifffahrt beschwerlich. Er nimmt eine Menge von Flüssen und Bächen auf. Nahe seiner Mündung auf dem rechten Ufer ergießt sich der Itajahy Mirim in ihn. Dieser hat einen sehr gewundenen und schnellen Lauf, weshalb er nach Herrn L. Aubé nur von leichten Fahrzeugen befahren werden kann. In gerader Richtung hat er ungefähr sechs Meilen von seiner Mündung einen Wasserfall, von diesem aus kann man auf leichten Fahrzeugen bis ins Innere kommen. Van Lede giebt einen weit günstigeren Bericht über die Schiffbarkeit dieses Flusses. Aus einer Vergleichung beider Urtheile geht hervor, daß er bei einem nicht hohen Wasserstande für die Schifffahrt brauchbar ist. — Der wichtigste Nebenfluß auf dem linken Ufer des Itajahy grande ist der Luis Alvez, der sich ungefähr zwei Meilen von der Küste in gerader Richtung in diesen ergießt. Drei Meilen lang ist er schiffbar, alsdann wird er durch Wasserfälle unterbrochen, hinter denen er einen See bildet. Die anderen Nebenflüsse vom Meere aus diesseits des Wasserfalls sind unbedeutend, jenseits desselben nimmt er einige bedeutendere auf, die aber noch nicht genauer erforscht sind.

Demnach ist die örtliche Lage der deutschen Kolonie, auf der sich jetzt zwanzig bis dreißig deutsche Familien befinden, keine der außerordentlichsten, aber dennoch eine gute, vermöge der kurzen, aber zahlreichen Wasserstraßen und der direkten Wasserverbindung mit dem Meere. Sollte es nicht gelingen, den Hafen von Itajahy sicherer und zugänglicher zu machen, so kann er doch von Wichtigkeit für den Küstenhandel werden, wenn in seiner Nähe eine zahlreiche und betriebsame Bevölkerung erstehl. Es kömmt darauf an, welche Bedingungen der Dr. Blumenau, Grundherr oder Bevollmächtigter der Grundherren dieser Ansiedlung, stellt. Wie dergleichen Verträge abgefaßt und vollzogen werden müssen, ist in diesen Zeilen hinreichend erörtert. Beim Itajahy findet man Sümpfe.

IV. Der sardinische Konsul Schutel hat von seinen zwischen den Flüssen Biguassu und Tejucas grandes in den Munizipalitäten (Bezirken) Saõ Miguel und Porto Bello gelegenen Ländereien drei Geviertlegoas für deutsche Ansiedlungen bestimmt. Kirche und Schule sollen mit Landschenkungen ausgestattet werden. Die ersten hundert Kolonistenfamilien erhalten jede ungefähr 150 Morgen (?) (eine Strecke, 100 Faden breit und 1000 Faden tief) angeblich geschenkt, in Wahrheit aber gegen ein später zu zahlendes geringes Kaufgeld von ungefähr 40 Thlrn. Pr. Ct. Der von Herrn Schutel aufgesetzte Vertrag enthält viele Bestimmungen für seine Sicherheit. Obwohl gegen die Art und Weise der Sicherstellung sich wenig sagen läßt, so finden wir doch, daß für diejenige der Ansiedler weit geringere Gewähr geboten ist. — Diese ersten hundert einwandernden Familien sollen im Bezirk von Saõ Miguel angesiedelt werden, in welchem Herrn Schutel's Ländereien nach seiner Angabe sich erstrecken: „nach Osten bis zu den Niederlassungen der kleinen Flüsse, nach Norden und Westen bis an diejenigen des Flusses Tejucas grandes, nach Süden bis an die bereits gegründeten deutschen Niederlassungen."

Prüfen wir die Lage dieser Niederlassung und ihre Verbindungswege mit der von keinem Punkte derselben weit entfernten Küste. Die nächsten schiffbaren Flüsse sind die Biguassu und die Tejucas grandes (Tijuca grande). Dieser letztere Fluß entspringt (nach van Lede) in den Taboleiro-Bergen. Er durchfließt die unbebaute Governador-Ebene, mehrere ebenfalls unbebaute kleine Thäler und das schöne Thal Pai Garcia. In diesem wird der Fluß von der Straße von Trombudo durchschnitten bei der unter dem Namen Passo di Garcia bekannten Furth. Nahe diesem Punkte wird er auf ungefähr sechs geogr. Meilen bis zu seinem Fall schiffbar. In diesem Zwischenraum ist sein Lauf bekannter. Vom Fall bis zum Meer scheint er mit kleinen Goeletten befahren werden zu können (Herr van Lede war verhindert, genauere Untersuchungen anzustellen). Seine Mündung, ungefähr unter 22° 15', ist gegen vierhundert Fuß breit und elf Fuß tief bei niedrigstem Wasserstande (!). Er ergießt sich in eine schöne Bai. Eine Viertelmeile von seiner Mündung ist ein starker Strudel. — L. Aubé sagt dagegen über diesen Fluß: Seine Mündung können nur sehr kleine Fahrzeuge überschreiten, und das nur bei großen Anschwellungen, denn es ereignet sich oft, daß sie ganz trocken ist. Diese Fahrzeuge können den Fluß höchstens anderthalb Meilen hinaufgehen, von da aus muß man sich der kleinen landesüblichen Pirogen bedienen. Die Schifffahrt wird von einer großen Menge von Baumstämmen gehindert, die sich an den höheren Stellen des Flußbettes festsetzen, und um welche der Sand sich anhäuft. Von Zeit zu Zeit schwillt der Fluß beträchtlich in Folge heftiger Regen, und dann führt die Strömung alle Hindernisse fort, aber nach kurzer Zeit sind wieder Bäume herbeigestoßt, so daß die Schifffahrt eben so schwierig wie gefährlich ist. Nach starkem Regen ereignet es sich oft, daß in Folge gehemmten Abflusses der Fluß übertritt und auf beiden Ufern zerstörende Ueberschwemmungen verursacht. — Die Bai am Ausflusse der Tejucas grandes ist zwar etwas flach, aber geräumig und sicher, ausgenommen gegen die Ostwinde. Feldner schildert dieselbe des sumpfigen Bodens wegen als ungesund.

Die Biguassu entspringt im Thale Pai Garcia; sie ist flach und bei ihrer Mündung unter 27° 30' gegen 300 Fuß breit und für Kanote schiffbar. Sie steigt häufig sehr stark und überschwemmt das Thal, welches sie durchfließt. Diese übrigens sehr bedeutenden Ueberschwemmungen sollen den Boden befruchten; ob sie aber der menschlichen Gesundheit zuträglich sind? — L. Aubé theilt über die Biguassu mit, daß sie wegen ihrer geringen Tiefe nur Pirogen trage und selbst diese nur auf einige Meilen.

Bei dem Mangel an Landstraßen in Santa Catarina sind diese Wasserwege trotz ihrer Unvollkommenheiten von Werth. Um aber ein Urtheil darüber zu fällen, ob es deutschen Auswanderern anzurathen sey, sich auf den Besitzungen des Herrn Schutel niederzulassen, müßten wir erst mehr Aufklärungen über die Ländereien erhalten, welche dieser Herr abtreten will, d. h. über die Natur des Bodens in Bezug auf die Gesundheitszuträglichkeit und die Tragfähigkeit, über die Verbindung der beabsichtigten Niederlassung mit den angeführten Wasserstraßen u. s. f. Bis diese Aufgabe gelöst ist, mag das Urtheil schweben.

V. In der Provinz Rio grande do Sul ist es die deutsche Ansiedlung Saõ Leopoldo, welche die Aufmerksamkeit Deutschlands vorzugsweise erweckt hat. Die Kolonie erstreckt sich angeblich zwölf Meilen lang ins Innere und hat 12,000 Einwohner. Sie liegt an dem Sinos, einem der fünf Flüsse, welche bei ihrem Zusammenfluß den Rio grande bilden. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die bequeme Wasserverbindung mit Porto Alegre haben die glückliche Entwickelung dieser Niederlassung vorzugsweise befördert. — Die Provinzialregierung befördert Einwanderer, wenn sie vorher darum nachsuchen, frei von dem Seehafen, der ebenfalls Rio grande de Saõ Pedro genannten Mündung des Patossees in den Ocean nach Porto Alegre. Landschenkungen finden von Staats wegen gesetzlich nicht mehr statt. Den Provinzialregierungen stehen aber noch manche ausgedehnte Strecken zur Verfügung, von denen sie Einwanderern ansehnliche Theile umsonst abtreten. Der ehemalige Direktor der Kolonie, Dr. Pillebrand, hat mehrfach den deutschen Einwanderern solche Landabtretungen zugesichert. Dr. Blumenau bestätigt diese Schenkungen auch in Bezug auf die Provinz Santa Catarina. — In der Kolonie Saõ Leopoldo wird kein Land mehr verschenkt, dagegen aber nicht weit von dieser bei der Stadt Rio Pardo und dem Flusse Pardo, einem Nebenflusse der Jacuy, des bedeutendsten der fünf den Rio grande bildenden Flüsse. Diese Lage ist eine gute, und der Boden wird als sehr fruchtbar geschildert.

Die Vortheile dieser Landschenkungen zeigen sich indessen in den meisten Fällen als eingebildete. Wer durchaus mittellos in Catarina oder Rio grande do Sul ankömmt, kann keinen Gebrauch von dem Geschenk machen, weil ihm die Arbeitsmittel theilweise und die Lebensmittel bis zur ersten Aernte fehlen; selbst bemittelten Ankömmlingen ist im Allgemeinen nicht zu rathen, auf Landschenkungen zu spekuliren, weil sie sechs bis acht Monate warten können, ehe die Anweisung erfolgt, und sie demnach weit mehr verzehren, als bei dem billigen Preise des Urlandes das Geschenk werth ist.

Diese Landschenkungen würden sich demnach nur vortheilhaft für nicht ganz unbemittelte Auswanderungsgesellschaften erweisen, im Stande, auf ihre Kosten Vertrauensmänner vorauszuschicken, welche die Vorbereitungen und Verhandlungen in der Art mit den betreffenden Provinzialregierungen abschließen, daß die Gesellschaft sofort bei ihrem Eintreffen in Brasilien die abgemessenen Ländereien in Empfang nimmt und kostenfrei vom Hafen nach diesen befördert wird. Auf andere Unterstützungen, wie sie seitens der brasilianischen Regierung gewährt worden sind, ist jetzt nicht mehr zu rechnen, und erfolgen dieselben nur in ganz besonderen Ausnahmefällen.

VI. Auf besonderen Antrieb des durch seine finanzielle und industrielle Geschicklichkeit und Thätigkeit rühmlichst bekannten Abgeordneten Diergardt hat sich vor einem Jahre ein Verein für deutsche Auswanderung und Colonisation in Berlin gebildet, dessen bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Ziel Brasilien ist. Die Grafen und Barone, die das Programm zahlreich unterzeichnet haben, erinnern unwillkürlich an den Adels- oder Fürstenverein, der ebenfalls von den besten Absichten ausging. Möge sein jüngerer Bruder sich die Erfahrungen des älteren in Texas zunutzemachen und ein ersprießliches Werk für Deutschland vollenden. Bis dahin, wo dieser Verein mit seinen Plänen heraustritt, müssen wir ein näheres Eingehen auf dieselben verschieben. Wir wünschen, daß sich denn das Sprüchwort: „Was lange dauert, wird gut", bewahrheite!

Vergleichen wir diese verschiedenen Pläne und Anerbietungen rücksichtlich ihres Vortheils für deutsche Einwanderer, so bieten alle mehr oder minder bemittelteren Auswanderern mehr oder weniger Vortheile dar, für die armen oder solche, die weiter nichts erschwingen können, als ihre Ueberfahrt, sind die Aussichten schlecht; allenfalls können Arme, wenn sie nicht in zu großer Anzahl eintreffen, darauf rechnen, in Saõ Leopoldo lohnende Arbeit zu finden, obwohl man nichts von deutschen Unterstützungsvereinen in Porto Alegre und Saõ Leopoldo hört. Eben so erträgliche Aussichten stehen den deutschen Auswanderern dieser Art in Saõ Francisco offen, wo ihnen der von Herrn Schröder in Hamburg gegründete Colonisationsverein von 1849 lohnende Arbeit zusichert. — Wie den unbemittelten Einwanderern, versprechen auch den bemittelteren Saõ Leopoldo und Saõ Francisco verhältnißmäßig die günstigsten Erfolge: Saõ Leopoldo hat eine Menge von gefährlichen Krisen, wie sie stärker oder schwächer jede jugendliche Ansiedlung zu bestehen hat, siegreich überwunden. Hier sind Handel, Wege und Leben und obendrein deutsches Leben. Bei dem Kern eines solchen, wie er sich hier gebildet hat, sprechen wir den Wunsch aus, daß bemittelte und geistig befähigte Leute dorthin gehen mögen, um an einer kräftigen Entwickelung dieses Kernes mitzuwirken, um so mehr, als sie auch dabei ein ihre materiellen Interessen förderliches Feld dort finden können. Für die Ansiedlung am Saõ Francisco sprechen wir uns darum aus, weil die dortige Ansiedlung einen sehr starken Rückhalt, weil die Interessen dortiger Ansiedler mit denen des Joinvilleschen Fürstenpaares und der bemittelten Hamburger Colonisationsgesellschaft verknüpft sind, welche beide im eigenen Vortheil das gute Fortkommen der Ansiedler zu fördern haben. So werden jetzt schon auf dieser Ansiedlung Wege- und andere Arbeiten angegriffen, an welche minder begünstigte Ansiedlungen erst nach jahrelangem Bestehen denken können.

Wir haben im Eingang dieser Abhandlung das Klima und den Bodenreichthum und im Verlaufe derselben die natürliche Wegeverbindung in Süd-Brasilien als eine sehr günstige für deutsche Einwanderer dargestellt. Es versteht sich von selbst, daß dabei, wie schon ausgesprochen, nur von dem Lande im Allgemeinen die Rede seyn konnte, und daß größere, kleinere und ganz kleine Theile desselben von diesen Vorzügen ausgeschlossen sind, wie wir solchen Strecken auch im Laufe unserer Untersuchung begegneten. Es giebt in Süd-Brasilien manche sumpfige Gegenden. Wir sind der Meinung, daß diese der menschlichen Gesundheit stets gefährlich sind, wollen indessen auch die Ansicht Anderer an dieser Stelle nicht unterdrücken. Dr. Blumenau, der Verfasser eines anziehenden, von Uebertreibungen freien Heftchens über Süd-Brasilien, sagt: „Von 34 bis 28° Br. findet sich zwischen der Seeküste und dem inneren Lande eine Reihe von Seen und Sümpfen mit flachen Ufern, deren Nachbarschaft in anderen Ländern unter gleicher Breite, namentlich in Nord-Amerika, immer sehr mißlich ist, wogegen in dem ganzen erwähnten Landstriche nur das gewöhnliche kalte (Wechsel-) Fieber und auch immer nur in einzelnen Fällen, nie epidemisch auftrat; an mehreren Flüssen Santa Catarina's, u. a. am Rio Itajahy, den ich doch wohl genau kennen muß, da an demselben meine eigene Niederlassung liegt, finden sich hinter den hohen Ufern häufige tiefe und ausgedehnte Sümpfe, die sich indeß durch zweckmäßige Gräben schnell und leicht entwässern und in das fruchtbarste Ackerland verwandeln ließen, da ihr Niveau 15—20 Fuß über dem des Flusses liegt, und welche oft auf 200 Schritt bis an die Wohnung der angesiedelten zwanzig bis dreißig deutschen und funfzehn bis zwanzig

belgischen Familien, so wie der einheimischen, heranreichen — und doch kann ich auf Ehrenwort versichern, daß mir während meines dortigen Aufenthaltes im Sommer und Winter auch nicht ein einziger Fieberkranker aufgestoßen ist." — Lede sagt: „Fast überall mit einem sehr starken Pflanzenwuchs bedeckt, scheinen die Sümpfe des Inferninho der Gesundheit nicht schädlich zu seyn, wenigstens haben die Leute, welche dort wohnen, alle Kennzeichen einer kräftigen Körperbeschaffenheit und einer nicht angegriffenen Gesundheit. Es ist wahr, daß sie täglich von der Nord-Ost-Brise erfrischt werden." (Auch d'Orbigny theilt in seinen Reisen mit, daß die Stadt Corrientes von einem Sumpf umgeben sey, der die Eigenschaft habe, unschädliche Dünste auszuhauchen.) — Wie dem sey, wir halten uns an die Regel und trauen der Nachbarschaft unausgetrockneter Sümpfe nicht, denn es giebt noch nicht erkannte physische Ursachen, welche schlummernde Naturkräfte plötzlich erwecken und wirkende plötzlich binden. Gesellschaften, die nach Süd-Brasilien auswandern wollen, werden immer wohlthun, einige kundige Vertrauensmänner voranzuschicken, die, gleichviel, ob es sich um Kauf und Schenkung handelt, das zu bebauende Land untersuchen, ob es gesund gelegen ist — weder Ueberschwemmungen, noch den Ausdünstungen von Sümpfen ausgesetzt — ob es Verbindungswege mit einem Absatzmarkt besitzt, ob gutes Trinkwasser vorhanden ist u. s. w. Der Einzelne ist allerdings stets auf sich allein angewiesen.

Halten wir im Auge, daß Deutschland Naturerzeugnisse einführt, die Brasilien in großer Menge hervorbringt, und Brasilien eine große Menge solcher Gegenstände des Kunstfleißes verbraucht, die in Deutschland angefertigt werden, so kann ein Theil der deutschen Auswanderung, besonders unter billigen und die Wohlfahrt der Auswanderer schirmenden Verträgen, der Hebel eines wachsenden Wohlstandes für Deutschland und Brasilien werden.

K. Gaillard.

Dänemark.

Die skandinavische Gesellschaft in Kopenhagen.

Wie sehr sich diese Gesellschaft, welche eine Verbindung der drei nordischen Reiche anstrebt, den von Dänemark in Gemeinschaft mit seinen europäischen Bundesgenossen auf deutschem Boden so verpönten Einheits-Ideen nähert, dürfte Folgendes beweisen. Vor einiger Zeit machte Professor Sommer, ein Mitglied der Gesellschaft, den Antrag, nachfolgende Preisaufgabe zu stellen: „Durch welche Mittel kann eine Verbindung unter den drei nordischen Reichen in kommerzieller und industrieller Beziehung, welche die möglich größten gegenseitigen Vortheile gewährt, zu Stande gebracht werden?" Hierauf ersuchte der Vorstand die Herren F. Klee, Comtoirchef, Rothe, Eisenbahndirektor, Dr. C. M. Paulsen und Konsul Hage, welche als Sachverständige in dieser Frage zu betrachten waren, hierüber ihr Gutachten abzugeben. Da dieses Gutachten, welches in der letzten, am 22. Oktober stattgefundenen Versammlung vorgelesen wurde, nicht blos für diejenigen, welche sich mit der Lösung der Aufgabe zu beschäftigen gedenken, von Wichtigkeit ist, sondern auch bei dem allgemeinen Interesse, welches die panskandinavischen Bestrebungen darbieten, zumal wenn sie in so besonnener Weise, als hier geschieht, ihr Ziel verfolgen, nähere Beachtung verdient, so dürfte die nachfolgende Mittheilung desselben wohl gerechtfertigt erscheinen.

„Obschon man nicht die Absicht hat, völlig bindende bestimmte Regeln für die Beantwortung dieser umfassenden Frage vorzuschreiben, so sollen doch die wichtigeren Punkte, welche der genaueren Erwägung besonders empfehlenswerth erscheinen, hervorgehoben werden.

Als Grundlage für jede materielle Verbindung muß das Communicationswesen der Untersuchung unterworfen werden. Obschon dasselbe vorzugsweise mit Rücksicht auf die Verbindung der skandinavischen Reiche unter einander betrachtet werden müßte, wird es doch zugleich nothwendig seyn, zu zeigen, wie die Communicationslinien im Innern jedes einzelnen derselben anzulegen wären, damit sie nicht allein die wichtigeren Theile der Länder selbst in die bequemste und leichteste Verbindung mit denjenigen Punkten brächten, von welchen die Communication mit den anderen Reichen vornehmlich ausgehend gedacht wird, sondern damit sie auch am zweckmäßigsten als Transitowege zur Beförderung von Gütern und Personen durch jedes einzelne der skandinavischen Reiche zwischen den anderen und dem Auslande, so wie zwischen auswärtigen Orten, dienen könnten. In dieser Hinsicht muß die Aufmerksamkeit vornehmlich auf Eisenbahnen und Dampfschiffverbindungen gerichtet werden, wobei jedoch andere innere Communicationen, als durch Flüsse, Kanäle, Straßen u. s. w., so wie Verbindungen durch Ziet- und Segelschiffe, nicht unbeachtet zu lassen sind. Es müßte so vollständig wie möglich, wenn auch in allgemeinen Zügen, nachgewiesen werden, welche Kosten die erste Begründung solcher neuen Communicationsmittel und deren Benutzung in gedachter Weise verursachen und in welcher Ausdehnung sie voraussichtlich angewendet werden würden, ferner wie die Kosten in Folge dessen vermuthlich gedeckt und welcher Einfluß durch sie auf die Länder ausgeübt werden könnte u. s. w. In Verbindung hiermit müßte speziell gezeigt werden, wie das ganze Postwesen, auf diese Communicationsmittel gestützt, hinsichtlich der Beförderung von Briefen, Personen und Gütern, sowohl zwischen den skandinavischen Reichen unter einander, als auch zwischen diesen und dem Auslande, am zweckmäßigsten organisirt werden könnte, so daß die ganze Postbeförderung für alle drei nordische Reiche, so viel wie möglich, in ein System durch ein gleichartiges Briefporto gebracht würde, welches die lebhafteste, billigste und von fremdem Einflusse unabhängigste Verbindung sicherte. Namentlich ist es wünschenswerth, zu untersuchen, wiefern die Eisenbahn nach Korsör dazu beitragen könnte, daß die ganze schwedisch-norwegische Post das ganze Jahr hindurch über Kopenhagen, als Sammelplatz für alle Dampf- und Landposten nach und von den Nachbarreichen, ginge.

Es müßte ferner nachgewiesen werden, durch welche Veränderungen in der Handels- und Zollgesetzgebung der Länder eine nähere Verbindung unter denselben befördert werden könnte. Bei der Beantwortung wären wenigstens die Grundzüge eines solchen Systemes anzugeben, welches, vollständig durchgeführt, eine möglichst vollkommene Uebereinstimmung zwischen den skandinavischen Reichen in dieser Hinsicht bewirken könnte, wobei also die Frage nach einem nordischen Zollverein näher untersucht werden müßte. Zugleich wäre es nothwendig, zu zeigen, durch welche vorläufige Veranstaltungen die Verbindungen sofort erleichtert werden könnten, um so den Uebergang zur Durchführung des vollständigeren Systemes zu bilden.

In Bezug auf die Industrie müßte untersucht werden, welchen Einfluß die vorgeschlagenen Annäherungen in der Handels- und Zollgesetzgebung wahrscheinlich auf dieselbe ausüben werden, und namentlich, inwiefern diejenigen Zweige der Industrie, welche jetzt durch hohe Zölle oder Verbote stark geschützt sind, durch liberale, allen drei Reichen gemeinsame Zollgesetze verlieren oder gewinnen würden, so wie auch zu zeigen wäre, durch welche Mittel, als Zusammenkünfte von Industriellen, gemeinsame Industrie-Ausstellungen u. s. w., ein näherer Anschluß unter den Reichen in industrieller Hinsicht müßte bewirkt werden können.

Es müßte endlich nachgewiesen werden, wie hinsichtlich der für Handel und Industrie wichtigsten Umsatzmittel, als Münzen, Maß und Gewicht, Annäherungen geschehen könnten, und welchen Einfluß sie vermuthlich ausüben würden.

Bei keiner dieser Untersuchungen dürften die gegenwärtigen Zustände aus dem Gesichte verloren, sondern vielmehr gezeigt werden, wie das Neue, so viel wie möglich, dem Früheren angeschlossen, und wie der Uebergang am besten vermittelt werden könnte, ohne daß jedoch eine rasche Veränderung solcher bestehenden Gesetze, welche in drückender Weise auf dem ganzen Volke lasten, ungebührlich verzögert würde, so wie auch das Verhältniß zu den übrigen europäischen Ländern, und namentlich zu den Nachbarstaaten, im Auge behalten werden müßte."

Der Vorsitzende fügte hinzu, daß der Vorstand, in Erwartung der Genehmigung der Gesellschaft, eine Belohnung für die befriedigendste Lösung festzusetzen beschlossen habe, jedoch in der Art, daß es freigestellt würde, die ganze Frage entweder in einer allgemeinen Weise zu behandeln, oder sich auf eine ausführliche Erörterung eines ihrer drei Hauptpunkte zu beschränken. Hierauf hielt der Eisenbahndirektor Rothe einen Vortrag, welcher den Zweck hatte, die Mitglieder des Vereins noch mehr für die Beurtheilung der praktischen Wichtigkeit der Frage zu befähigen, was ihm denn auch, bei seinem lebhaften und klaren Vortrage, gewiß vollkommen gelang.

Mannigfaltiges.

— Die Zweigbahnen der englischen Eisenbahnen. Ein großer Theil aller englischen Eisenbahnen ist mit sogenannten Zweigbahnen ausgestattet, welche gleichsam die Kanäle bilden, die den Hauptströmen die Frachtgüter und Personen aus den abseits gelegenen Theilen des Landes zuführen. Eine jener englischen Hauptbahnen hat nicht weniger, als dreiundzwanzig Zweigbahnen, die zum Theil nach einigen volkreichen Ortschaften, zum Theil aber auch nach einzelnen Fabrik-Anlagen oder auch nach Kohlenminen ꝛc. hinführen. Eine andere Hauptbahn besitzt vierzehn Zweigbahnen, eine dritte elf, eine vierte, fünfte und sechste besitzen jede neun Zweigbahnen, eine siebente und achte jede sieben, eine neunte sechs, eine zehnte fünf, eine elfte vier, eine zwölfte, dreizehnte und vierzehnte jede drei, eine funfzehnte, sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte jede zwei, und endlich eine neunzehnte, zwanzigste und einundzwanzigste Hauptbahn besitzen jede eine Zweigbahn. Die Zweigbahnen, deren Kräfte eine größere Schonung erheischen, wenn sie gedeihen sollen, genießen von Seiten der Hauptbahnen sehr viele Vortheile, welche jedoch indirekt den letzteren wieder zugutekommen. Die Engländer sind auch in dieser Beziehung weit bessere Rechner und Spekulanten, als die Deutschen.

— Der römische Index. Die Benediktiner, die sich bekanntlich schon im Mittelalter durch ihren unabhängigen Geist und ihren Sinn für gelehrte Forschungen auszeichneten, werden jetzt in Rom als gefährliche Liberale betrachtet und ihre wissenschaftlichen Arbeiten genau überwacht. Ganz neulich hat das Censur-Kollegium die Werke eines der berühmtesten Mitglieder dieses Ordens auf die Liste „verderblicher und häretischer Bücher" gesetzt; wir meinen die „Geschichte von Monte-Cassino", das „Leben Bonifaz' VIII." und die „lombardische Liga", vom Pater Tosti, gegenwärtigen Abt von Monte-Cassino. Das Verbot des letztgenannten Werkes ist um so merkwürdiger, als es erst vor zwei bis drei Jahren geschrieben und Pius IX. selbst dedizirt wurde, welcher damals die Widmung desselben Buches, das er jetzt verdammt, in sehr gnädiger Weise aufnahm.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 16. November 1850.

Nord-Amerika.

Die Verbindungen Nord-Amerika's mit dem mittleren Afrika.

Die englische Regierung hat in den letzten Jahren von ihrem früheren Eifer in der Einrichtung von Dampfschifffahrtslinien nachgelassen. Seit beinahe zehn Jahren ließ sie um einen Postdienst längs der afrikanischen Nordwestküste vergeblich petitioniren und sprach, ohne sie auszuführen, von Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschiffsverbindung mit Brasilien, Buenos-Ayres, Australien und dem Kap. Nun aber beschäftigt sich seit kurzem der Kongreß der Vereinigten Staaten mit einem Plane, eine Communication durch Dampfschiffe zwischen den Küsten von Amerika und Afrika herzustellen, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß die englische Regierung plötzlich aus ihrer obenbezeigten Unthätigkeit heraustrat und öffentlich zur Bewerbung um Uebernahme der Postbeförderung nach dem Kap aufforderte. Sie stellte dabei die Bedingung, daß monatlich eine Hin- und Rückfahrt mit der Durchschnittsgeschwindigkeit von acht Knoten in der Stunde stattfinde und eine genügende Anzahl von Schraubendampfböten mit zweihundert Pferdekraft angeschafft werde. Die Anhaltepunkte sollten Madeira, Sierra Leone und St. Helena seyn und die Mittelstation am 14ten, das Kap am 34sten Tage erreicht werden. Der Kontrakt wurde mit der General-Schraubendampfschiffs-Gesellschaft abgeschlossen, derselben, die den Postdienst nach Holland und dem Orient versieht. Binnen vier Monaten sollen die Vorbereitungen beendigt seyn. Die Schiffe werden aus Eisen gebaut und sind auf 16—1800 Tonnen Inhalt veranschlagt.

Der Plan der Amerikaner geht von der Ansicht aus, daß es das beste Mittel zur allmäligen Vertilgung der Sklaverei auf amerikanischem Boden sey, wenn man jährlich eine gewisse Anzahl freier Schwarzen nach Afrika hinüberbringe. In dem Berichte, der dem Kongresse von seiner Schifffahrts-Kommission über diese Angelegenheit vorgelegt wurde, heißt es unter Anderem:

„Hauptsächlich aus zwei Gründen befürwortet die Kommission die vorgeschlagene Maßregel: einmal, weil dadurch eine große Anzahl von freien Farbigen aus dem Lande entfernt werden wird, dann, weil die Unterdrückung des Sklavenhandels energischer kann gehandhabt werden. Zu Gunsten der letzteren hat unsere Regierung mit anderen Nationen Verträge geschlossen und sich mit ihnen verbindlich gemacht, eine starke Seemacht an der afrikanischen Küste zu unterhalten, während die Auswanderung freier Schwarzen in allen Theilen der Union mit Eifer gefördert wird, zumal in den sklavenhaltenden Staaten, wo dieselben von den Weißen ungern gesehen werden. Die Politik aller oder der meisten dieser Staaten ist es gewesen, die Freilassung von Sklaven zu hintertreiben, außer wenn man dieselben dann aus dem Lande schaffte. In keinem Theile der Union genießen die freien Schwarzen die vollen politischen und sozialen Rechte, in keinem ist ihre Anwesenheit den Weißen angenehm, noch ihnen selbst von Vortheil, ungerechnet die unheilvollen Reibungen, die ihretwegen zwischen sklavenhaltenden und sklavenfreien Staaten entstanden sind. Die Auswanderung dieser ganzen Bevölkerung aus den Gränzen unseres Landes ist das einzige wirksame Mittel, diese Uebel zu beseitigen und eine Ursache gefährlicher Gereiztheit zwischen den einzelnen Theilen der Union zu entfernen.

Die Kommission hält es für nützlich, Privatunternehmungen zur Kolonisirung der west-afrikanischen Küste zu unterstützen, denn sie sieht hierin den einzigen Weg zur Ausrottung des Sklavenhandels. Eine derartige Maßregel würde zweifelsohne das afrikanische Geschwader unnöthig machen und auf diese Weise sowohl die Kosten, die sie veranlaßte, wieder einbringen, als auch den Zweck, um deßwillen das Geschwader unterhalten wird, vollkommener erreichen. Es mag vortheilhaft seyn, wenn eine oder die andere von den großen Seemächten eine kleine Anzahl von Schiffen an der afrikanischen Küste unterhält, um Liberia auf eine gewisse Zeit vor den Sklavenhändlern zu schützen; aber der Versuch, dieses unmenschliche Gewerbe durch Blockirung der ganzen Küste zu erreichen, ist so sichtlich gescheitert, daß er von den europäischen Mächten wahrscheinlich bald ganz wird aufgegeben werden. Während sich der Einfluß der Republik Liberia darin gezeigt hat, daß auf einer Küstenstrecke von mehreren hundert Meilen der Sklavenhandel vollkommen unterdrückt wurde, ist das vereinigte europäische und amerikanische Blockadegeschwader auf anderen Theilen der Küste nicht so glücklich gewesen. Im Jahre 1847 wurden nicht weniger als 84,336 Sklaven aus Afrika nach Cuba und Brasilien geschafft. In der Meinung der Kommission aber ist es von der höchsten Wichtigkeit, der ferneren Afrikanisirung Amerika's vorzubeugen. Eine entgegengesetzte Bewegung, d. h. eine Auswanderung freier Schwarzen, ist bei weitem mehr im Geiste der Zeit und im Interesse aller amerikanischen Regierungen. Das Volk der Vereinigten Staaten hat seinen entschiedenen Widerwillen gegen den Sklavenhandel durch die betreffenden Bestimmungen seiner Verfassung und durch die unermüdlichen und kräftigen Bemühungen für seine Unterdrückung zu erkennen gegeben. Das Aufblühen der jungen Republik Liberia zeigt das Ziel, auf das diese Bestrebungen gelenkt werden müssen, nämlich auf die Zurückführung der freien Schwarzen in das Stammland ihrer Väter.

„Die Kommission legt einige interessante Thatsachen vor, aus denen sie die Ueberzeugung gewonnen hat, daß das Gebiet von Liberia für die farbigen Auswanderer ausnehmend geeignet sey, daß die Errichtung einer Dampfschifffahrt nach diesem Punkte durch die Regierung ein mächtiges Beförderungsmittel der Colonisation seyn und eine Emigration freier Schwarzen in großem Maßstabe herbeiführen werde, daß an die Stelle des Sklavenhandels eine friedliche und ehrenhafte Handelsverbindung treten werde, die dem Unternehmungsgeiste unseres Volkes neue Quellen der Thätigkeit eröffnen muß, daß endlich daraus die Verbreitung der Kultur und des Christenthums auf dem ganzen Kontinent von Afrika hervorgehen könne. Die Thatsachen, auf welchen diese Schlußfolgerungen beruhen, sind hauptsächlich den Rechenschaftsberichten der Colonisationsgesellschaft entnommen.

„Der Theil der westlichen Küste Afrika's, den man Liberia nennt, liegt zwischen den 4° 21′ und dem 7° nördl. Br. und umfaßt einen Küstenstrich von 400 Meilen Länge. Die erste Niederlassung fand statt im Jahre 1820 durch freie Neger aus den Vereinigten Staaten unter den Auspizien der amerikanischen Colonisationsgesellschaft. Die Zwecke dieser Gesellschaft waren dabei folgende:

1. Die freien Schwarzen der Union ihrer politischen und sozialen Zurücksetzung zu entheben;
2. sie in ein Land zu bringen, wo sie die Wohlthaten einer freien Regierung genießen können, nebst allen Segnungen, welche dieselbe in ihrem Gefolge hat;
3. Kultur, gesunde Moral und wahre Religion durch den afrikanischen Kontinent zu verbreiten;
4. den Sklavenhandel zu hintertreiben;
5. denjenigen Sklavenbesitzern, welche willens sind, ihre Sklaven freizulassen, eine Freistatt für dieselben zu bieten.

„Das Vermögen dieser Gesellschaft hat sich selten über 50,000 Dollars jährlich belaufen, und doch hat sie Land erworben, beinahe 7000 freie Neger nach Liberia geschafft und für diejenigen, die dessen bedürftig waren, auf sechs Monate nach der Ankunft den Unterhalt besorgt. Im Juli 1847 wurde eine unabhängige Regierung eingeführt, die von Frankreich, England und Preußen anerkannt worden ist. Ueber 80,000 Eingeborne sind von Liberia aus civilisirt worden und haben sich als Bürger in die Republik aufnehmen lassen. Die Liberianer besitzen einen blühenden Handel. Es ist ihnen nicht nur gelungen, längs ihrer eigenen Küste den Sklavenhandel zu unterdrücken, sondern sie haben auch mit einigen Nachbarstämmen, die sich auf 200,000 Seelen belaufen, Verträge behufs der Unterlassung desselben geschlossen. Sie haben ihr Gebiet allmälig durch Ankäufe von den Eingebornen erweitert und sind bereits im Norden bis zu der britischen Niederlassung Sierra Leone, im Süden bis zur Goldküste vorgerückt.

„Nach dem Innern zu reichen die Niederlassungen gewöhnlich 10—30 Meilen weit von der Küste und können nach dieser Richtung hin leicht für geringe Kosten erweitert werden. In keinem Falle sind die Eingebornen, deren Land gekauft wurde, aus ihren Gebieten verdrängt worden. Unmittelbar an der Küste ist das Land niedrig und an manchen Stellen sumpfig, doch giebt es auch einige hügelichte Strecken. Im Allgemeinen hebt sich der Boden nach dem Innern zu und ist, funfzig Meilen von der Küste entfernt, hier und da selbst gebirgig. Es wäre wünschenswerth für die Kolonie, wenn sie sich nach Innen zu ausdehnte, da das Binnenland gesunder ist. Wird die Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nur einigermaßen bedeutend, so kann die bergige Gegend bald angebaut seyn. Die Eingebornen sind ein schöner, gesunder und kräftiger Stamm, und selbst die auf dem Küstenstrich Eingewanderten haben einen gesunderen Aufenthalt gefunden, als die Ansiedler mancher von unseren westlichen Staaten in den ersten Jahren ihrer Niederlassung.

„Liberia ist durch Gebirgsketten vor den heißen Nord- und Ostwinden geschützt. Der Boden ist fruchtbar und bringt in Ueberfluß Mais, Kaffee, Arrowroot, Indigo u. s. w. hervor.

„Jeder Einwanderer ist in der Kolonie willkommen und erhält eine Schen-

kung von fünf Acres Land, außerdem er sich noch, so viel ihm beliebt, den Acre zu 1 Dollar, kaufen kann.

„Das Klima ist den Weißen nicht günstig. Der Präsident und alle Beamte sind Schwarze. Es giebt da blühende Städte mit Kirchen, Schulen und Buchdruckereien. Nach dem Bericht des Rev. R. Gurley, der die Kolonie vor kurzem besucht hat, herrscht gute Sitte und Wohlstand unter dem Volke. Der Betrag der Ausfuhr beläuft sich zur Zeit auf 500,000 Dollars jährlich und wächst mit jedem Jahre um 50 pCt.

„Nicht allein wird durch Anlegung von freien Negerkolonieten an der afrikanischen Küste der Sklavenhandel vernichtet werden, sondern diese Kolonieen werden auch, wie schon gesagt, das Mittel werden zur Verbreitung der Kultur und des Christenthums durch den ganzen Kontinent von Afrika.

„Schon hat sich eine große Anzahl von Eingebornen unter den Schutz der Liberier gestellt, deren Kenntniß des Ackerbaues und der Gewerbe ihnen Vertrauen und Achtung einflößt.

„Als ein Missionsunternehmen aber verdient die Kolonisirung Afrika's durch Nachkömmlinge von Afrikanern sicher die Förderung und Unterstützung der ganzen christlichen Welt."

Die in diesem Berichte enthaltenen Notizen über Liberia gereichen der amerikanischen Colonisationsgesellschaft zum großen Ruhme, und es verdient dieselbe um deswillen gewiß jede Art von Unterstützung von Seiten ihrer Regierung und ihrer Mitbürger. Sie hat in einer für ihr Vaterland höchst wichtigen Maßregel die ersten Schritte gethan und wird, unterstützt durch neue und ausreichende Mittel für die Auswanderung freier Schwarzen aus Nord-Amerika, das Verdienst haben, die Sklavenfreilassung in großem Maßstabe zu fördern. Wenn man auch nicht gerade behaupten darf, daß hierdurch nun die Sklaverei in den südlichen Staaten werde ausgerottet werden, so ist doch sowohl für das Verhalten der Regierung in der Sklavenfrage, als für die Behandlung der Sklaven von Seiten ihrer jetzigen Herren viel Gutes von der besprochenen Maßregel zu erwarten. Daß dieselbe endlich einmal unter gegebenen Umständen zu einer gezwungenen allgemeinen Freilassung führen werde, ist nicht eben unwahrscheinlich, aber die jetzige Generation, scheint es, wird diesen Ausgang nicht mehr erleben. Es hat übrigens nach den Worten des Berichtes, „daß man vor Allem einer ferneren Afrikanisirung Amerika's vorbeugen müsse", den Anschein, als wolle man von Einführung der neuen Maßregel an eine Deportation nach Afrika zur Mitbedingung der Freilassung machen.

Die Kommission ist der Ansicht, daß eine große Anzahl freier Neger sich zur Auswanderung entschließen würde, wenn für eine unbeschwerliche Reise gesorgt und die erste Ansiedlung ihnen erleichtert werde. Sie mag deshalb nicht, daß Auswanderer, wie die Neger, ihren eigenen Hülfsquellen überlassen würden, zumal Liberia für jetzt noch unfähig ist, einen großen Zuzug neuer Ansiedler, die an Allem Mangel leiden, Unterhalt und Beschäftigung zu gewähren. Die Colonisationsgesellschaft hatte auch, wie bereits erwähnt, außer den Reisekosten, den Kolonisten noch 30 Dollars per Kopf bewilligt.

Die Kommission verhehlt sich also nicht, daß fürs erste zur Betreibung der Niederlassungen in Afrika große Summen erforderlich seyn werden, aber sie hegt die Erwartung, daß, wenn die Regierung regelmäßige Dampfbootfahrten nach Liberia einrichte, Volk und Regierungen der verschiedenen Staaten dem Unternehmen Theilnahme und materielle Unterstützung zuwenden werden. Der Staat Maryland hat bereits 200,000 Dollars zur Förderung dieses Zweckes votirt und die Legislatur von Virginien kürzlich 40,000 Dollars jährlich dafür festgestellt. Die öffentliche Meinung in Amerika ist der Kolonisirung Afrika's durch die Schwarzen so günstig, daß, die Sanction der Regierung einmal gegeben, der Kongreß zu Maßregeln gedrängt werden wird, die der Großartigkeit des Zweckes entsprechen und einen sichern Erfolg verbürgen.

Der Vorschlag der Kommission geht nun auf Erbauung von drei Dampfbööten zu 4000 Tonnen und zu einem Kostenpreise von nicht über 900,000 Dollars. Die Schiffe werden von See-Offizieren kommandirt und müssen bei jeder Fahrt so viel freie Schwarze mitnehmen, als ihnen die Colonisationsgesellschaft bis zur Zahl von 2000 zuschickt. Für jeden Auswanderer über zwölf Jahre werden zehn, für jeden unter zwölf Jahren fünf Dollars bezahlt (die Kost mit eingeschlossen).

Die Hinreise soll so direkt wie möglich seyn und die Schiffe abwechselnd von New-York, Baltimore und New-Orleans absegeln und nach einem Monat zurückkehren. Für die Rückfahrt aber sind die Vorschläge einigermaßen sonderbar. Jedes Dampfboot nämlich soll seine Heimreise über London machen und vorher noch gewisse Häfen von Portugal, Spanien und Frankreich besuchen und daselbst Briefe und Fracht aufnehmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Pläne bald ins Leben treten werden, und in dieser Beziehung bekömmt das englische Projekt, das Kap der guten Hoffnung mit dem Mutterlande durch Dampfböte zu verbinden, die Sierra Leone berühren, einen neuen Werth. Vielleicht, daß von hier aus noch eine regelmäßige Communication mit Brasilien eingerichtet wird. Dann könnte den brasilianischen Schwarzen derselbe Segen erblühen, den die Nord-Amerikaner den ihrigen zugedacht haben. (C. M.)

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlete" von Thomas Carlyle.

I. (Schluß.)

Die Wahrheit, behauptet man, wird den Sieg gewinnen. O, gewiß, in einem Sinne gewinnt sie ihn immer. Mögen Millionen übereinkommen, das Unmögliche zu wollen, es bleibt unmöglich. Diese Millionen können zerstören, was nicht zu ihrem Ideale paßt, damit aber endet ihre Macht. Widerstrebt ihr Ideal nur einem einzigen ewigen Gesetz, so vermögen die, welche dabei beharren, zwar eine allgemeine Zerstörung herbeizuführen, der Sieg aber bleibt Gottes. Die Wahrheit wird triumphiren auch bei dem allgemeinen Stimmrecht, es wird dem Staat oder der Staat ihm erliegen, die Zeit der Demokratie aber wird nicht kommen. Carlyle sagt: „Fragen wir die Geschichte, so hat es nie eine Demokratie gegeben. Rede man nicht von Amerika und dessen Musterverfassung; die Musterrepublik hat in den Unionsstaaten ihren Tag noch nicht erlebt. Man findet dort nur (?) weite, unangebaute Einöden und Bevölkerungen, die den Konstabler achten, die daher ohne Gouvernement leben können, bis die Stunde des Kampfes kömmt und auch Amerika sich mit den Schlangen und Nattern des Kothes messen muß."

Das allgemeine Stimmrecht, sagt man weiter, soll weniger unmittelbar als mittelbar wirken, soll vornehmlich dienen, die Tyrannei der Herrschenden zu beschränken, damit sie ihre Macht nicht mißbrauchen. Gewiß haben sie dies oft gethan, haben gefehlt, weil sie Adam's Söhne und menschlicher Schwäche unterthan sind. Ihr Gutes, wie ihr Böses, wird Frucht tragen. Wir aber müssen beherrscht werden und, anstatt der eigenen Thorheit zu gedenken, gefallen wir uns, Alles der Verderbtheit der Regierenden beizumessen: „wir sind eine Welt", wie Carlyle ausspricht, „die gar keines Gouvernements bedarf." Unsere Revolutionen haben gezeigt, daß wir nicht nur auf einem Vulkan stehen, sondern auch die unter unseren Füßen gährenden Gewalten nicht kennen.

„Autorität! Autorität!" ruft Carlyle, „wir stehen Alle am Abgrund, England, gleich den übrigen Nationen, auch die, welche die rothe Republik verabscheuen, eilen demselben Ziele zu. Unsere Vorfahren haben die wilden Wälder zu einem urbaren Lande gemacht, und wir sind eingeschlafen in der thörichten Hoffnung, die Saaten würden für sich zum Vorschein kommen. Jetzt erwachen ernste Besorgnisse, ein neuer Anbau thut noth."

Autorität, ja, das rufen auch wir, und zwar vornehmlich im Interesse der Freiheit, der wahren Freiheit, sie kann nur durch das Gesetz gewonnen werden, welches die größte Zahl der vorhandenen Kräfte ohne Verwirrung und Erschütterungen zu nutzen weiß. Das Gesetz muß einsichtsvoller, die Autorität dem Tadel und Irrthum der Unwissenheit mehr entzogen werden. — Wie aber sollen wir die beste Autorität gewinnen? wer soll herrschen? ein Weiser? eine Gesellschaft Weiser? Soll die Macht nur verbieten und strafen, was als schädlich erkannt wurde, oder befehlen, was ihr am besten scheint? Carlyle, dünkt uns, hat sich wie Lamartine, ob auch in anderem Sinne, vom Schein bethören lassen. Die Einsicht der Weisen veranschaulicht sich ihm in der Person des Weisen. Nicht gemeinsame Erfahrung soll den Thron beherrschen, sondern überlegene Geister und Menschen. „Das Weltall", sagt er, „ist eine Hierarchie und Monarchie, Jeder handelt nach völlig freier Wahl, doch unter unerschütterlich festen Bedingnissen. Die Menschen sind eine freiwählende Gemeinde, ihr Vorgesetzter ist die ewige Gerechtigkeit, von der Allmacht geschützt. Das ist das Vorbild jeder Verfassung, und wo nicht die dauernde göttliche Verpflichtung, das Niedere zu leiten und zu zügeln, dem Erelsten anvertraut und er nicht bei Führung der obersten Gewalt von wahrhaft Edeln unterstützt wird, kann das Reich Gottes nicht kommen." Unsere Revolutionen sind demnach für ihn eine Frucht von den Fehlern Aller, der Regierenden, wie der Regierten, und er leiht in der ihm eigenthümlichen, kühnen Weise der von ihm gedachten Macht Worte, läßt einen Ministerpräsidenten die Landstreicher der drei Königreiche zum Ackerbau aufrufen, sie zur Arbeit ermuntern und, wenn sie sich dem nicht fügen wollen, sie mit scharfen und immer schärferen Strafen und endlich mit Tod und Verbannung bedrohen. „Das gelobte Land", so schließt er, „ist nicht von Milch und Honig; die unmöglichste aller Unternehmungen ist, sich der Thätigkeit entziehen wollen. Ans Werk denn! alle Hände ans Werk!"

In dem, was Carlyle über die Umgestaltung der Zustände und die Mittel sagt, die dazu führen sollen, die Mittel der Gewalt gegen die Massen und der Autorität, die zur Geltung kommen soll, scheint er uns in vielfachem Irrthum befangen. Wahr aber ist sicherlich, wenn er dabei erklärt, die Emancipation der Menschen sey nicht von der Logik und der Macht, sondern von ihrer eigenen Geschicklichkeit abhängig. Sein größter Irrthum ist, daß er, von den unwandelbaren Weltgesetzen redend, diese ewigen Gesetze mit der Auffassung verwechselt, die wir davon gewinnen, mit unseren natürlichen Gesetzen, die gewiß nichts weniger, als ewig sind. Für uns, die das Zukünftige nur nach dem Vergangenen zu beurtheilen vermögen, ist das Unwandelbare nirgend und Wachsthum überall. Jeder Tag bringt Neues, entwickelt Kräfte, die nie da waren und wie unsichtbare, neugeborne Geister ihren Raum auf der Erde fordern, um zu seyn und zu wirken. Unsere Bedürfnisse, unsere Fähigkeiten, unsere Wünsche mehren und ändern sich in ewigem Hin- und Wiederwogen. Der Morgen bringt, was am Abend zuvor noch nicht war, bringt neue Anforderungen unter Bedingungen, die gestern unmöglich, die voraus zu errathen in keines Menschen Macht liegt. Carlyle's Verdienst ist, mit schönem Verständniß die nothwendige Stellung der erhabenen Geister erkannt zu haben, sein Irrthum, daß er in der Welt nur die Verwirklichung ihrer Gedanken sieht und nicht die eben so nothwendige Rolle der Massen, den unbewußten Instinkt, den Naturtrieb und dessen Rückwirkung. Außerdem aber beherrscht ihn noch ein großer Irrthum, welcher das Fundament der kommunistischen wie der absolutistischen Theorieen ist, er redet, als ob Ideen die Welt leiteten, und das ist nimmer der Fall. Kein System kann das; die Welt muß gehen, wohin die Kräfte sie treiben, die sie in sich schließt, und sind die Geister der Denker bestimmt, das Gesetz zu ordnen und zu hindern, daß die vorhandenen Elemente sich nicht beeinträchtigen, so kann doch nur die Thätigkeit dieser Elemente, die Darlegung ihrer selbst durch sie selbst dem Denker ihre Ideen enthüllen. Genie oder nicht Genie, unsere Ge-

danken sind Ergebnisse unserer Erfahrungen, der Eine erkennt nur leichter und schneller, was bis hierher möglich war. Was morgen möglich und nothwendig ist, offenbart Gott allein. Sind die Individuen so gesinnt, daß sie nicht der mindesten Freiheit gebrauchen können, ohne die Gemeinde mit völliger Auflösung zu bedrohen, so muß man ihnen freilich jede Freiheit rauben, was auch daraus entstehen mag; immer aber hat dieses Mittel, ob nothwendig oder nicht, viel Revolutionen in seinem Schooße getragen. Das Räthsel der Sphinx ist, so scheint es, auch durch Carlyle nicht gelöst. Das Zeitalter der Heroen ist vorüber, wie das der Heiligen. Der Zustand der Gesellschaft gestattet nicht, daß der Blick eines Denkers all' ihre Anforderungen durchschauen könne. Die Begabung der großen Geister hilft ihnen nur, besser als Andere zu verstehen, wie unfähig sie sind, ein so verschlungenes Räderwerk zu ordnen. Ohne Parlament können wir nicht mehr bestehen; jedes Interesse muß durch einen einsichtsvollen Abgesandten vertreten seyn, und diese gemeinsam müssen ihre Gesetzordnung finden, indem sie auf einander einwirken, sich gegenseitig verständigen und mäßigen. Die Gewalt der Zustände hat das Repräsentativsystem hervorgerufen, nicht dies war der Quell der Revolutionen, sondern der Gebrauch, den wir davon machten.

England.

Ein neuer Löschapparat ohne Wasser.

Unter die großartigsten Erfindungen der Neuzeit gehört unstreitig die des Herrn Philips, über die wir einige Notizen geben wollen. Folgen wir im Geiste der zahllosen Menschenmenge, die sich nach dem Gasometer von Vauxhall in London drängt, um sich selbst davon zu überzeugen, ob es möglich sey, das größte Feuer ohne einen Tropfen Wassers zu löschen. Indeß nur Wenigen wird, nach Vorzeigung eines Billets, der Eintritt in ein aus Sandstein aufgeführtes, großes Gebäude gestattet; in dem oberen Theile desselben sind weite Oeffnungen angebracht, welche den Rauch hindurchlassen sollen. In dem unteren Raume laufen nach rechts und links verschiedene Gänge, welche, im Fall daß das Experiment mißglückt und die Flammen ihre Gränzen überschreiten, die Zuschauer schnell nach dem Ausgange bringen und so vor jeder Gefahr sicher stellen sollen. An dem einen Ende des Gebäudes steigt das Gebälk eines zweistöckigen Hauses auf; nicht weit davon befindet sich eine Art von Schaubühne: hieran lehnt sich das Modell eines kleinen, etwa sechs bis sieben Fuß langen Schiffes, und ein höchstens dritthalb Fuß hohes Häuschen macht den Beschluß. Dies Alles ist mit Theer, Harz, Terpentin und anderen leicht brennbaren Stoffen angefüllt, so daß ein ziemlich bedeutendes Feuer unterhalten werden kann. Die Zuschauer haben in einem großen Halbkreis um das Ganze auf Stühlen und Bänken Platz genommen.

Endlich besteigt Herr Philips unter allgemeiner Spannung die Bühne; er wolle, beginnt er, durchaus nicht in Abrede stellen, daß das Wasser sich stets gegen große Feuersbrünste sehr wirksam erwiesen habe und noch erweise; er behaupte jedoch und werde beweisen, daß es keineswegs das beste Löschmittel sey. „Welches ist denn eigentlich", fährt er fort, „das thätigste Element im Feuer? — Unstreitig die Flamme. Jedes Feuer kömmt erst zum Ausbruch in der Flamme; hat diese aber eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, so hat das Wasser keine Macht mehr auf sie. Gehen wir weiter, so finden wir, daß viele Stoffe nicht nur nicht dem Wasser trotzen, sobald sie das Feuer einmal erfaßt hat, sondern selbst in ihrer Wuth gefördert werden. Wir wollen nur an das Oel, den Terpentin, Schwefel, Gas und Spiritus erinnern. Stellen Sie sich vor, daß dieses kleine Kähnchen ein wirkliches Schiff sey und sich auf offener See befinde; gesetzt, es habe eine zahlreiche Mannschaft, viele Passagiere und eine bedeutende Ladung, welche zum größeren Theil aus leicht brennbaren Stoffen besteht, am Bord. Nun bricht Feuer aus; Alles eilt auf das Verdeck und an die Pumpen: unglücklicherweise jedoch geräth eine Tonne mit Spiritus in Brand (und indem Herr Philips dies sagt, zündet er, um seine Theorie auch durch die That zu beweisen, eine Quantität Spiritus an, die zuvor in ein eisernes Gefäß gegossen worden und sich mitten auf dem Kähnchen befindet). Das Feuer greift mit Blitzesschnelle um sich; die Muthigsten verzagen; bereits lodert das reich getheerte Takelwerk auf. Großes Entsetzen, allgemeine Verwirrung, besonders unter den Passagieren; nur Wenige von ihnen haben Geistesgegenwart genug, um den Matrosen an die Hand zu gehen. Die Pumpen senden dicke Wasserstrahlen in das Feuermeer (Herr Philipps taucht bei diesen Worten einen Krug in einen Kübel mit Wasser und gießt ihn in die Flamme); man arbeitet aus Leibeskräften, doch umsonst: man bringt das wüthende Element nicht zum Schweigen. Eine zweite Tonne mit Spiritus entzündet sich; das Feuer erfleht mit neuer Macht von allen Seiten und zieht sich im Nu bis an die Stäge des Mastbaumes, welcher bald ein Raub der Flammen wird (das kleine Kähnchen steht buchstäblich in Flammen). Die gräßlichste Verzweiflung bemächtigt sich auch der Muthigsten; Niemand weiß zu helfen. Aufs Gerathewohl gießt man Ströme Wassers in die Gluth, wiewohl man den geringen Erfolg vorher kennt. Es ertönt der Ruf: „die Schaluppe gekappt!" aber wie Wenige können und wollen sich diesem gebrechlichen Fahrzeuge anvertrauen. Da erinnert sich Einer plötzlich, daß in dem Schiffe noch ein Löschapparat sey, ein sogenannter Feuervernichter (Herr Philips nimmt eine kleine kupferne Maschine in die Hand, aus welcher er einen weißen Dampf entwickelt). Der Apparat wird angewandt, und, siehe da! nach zwei bis drei Sekunden ist das Feuer zur Hälfte gelöscht. Die Maschine wird an den anderen, bereits angebrannten Mast gebracht, sie wird in den unteren Schiffsraum getragen, wo der Spiritus brennt: überall legt sich das Feuer."

Dies trifft in der That ein: die Flammen hatten sich bereits in einer Höhe von acht bis neun Fuß über das Kähnchen erhoben und sind nach fünf Sekunden wie verschwunden. Allgemeines Staunen ergreift die Zuschauer, vor deren Augen der neue Apparat seine wahrlich magische Zauberkraft auf das Feuer geübt. Nach einer kurzen Pause nimmt der sinnreiche Schöpfer des Ganzen wieder das Wort.

„Das Wasser ist ein Element, dessen einzelne Theile in ununterbrochenem Zusammenhange, in großer Stätigkeit einander kohäriren; das Feuer dagegen hat nur ein momentanes Leben (Herr Philips zündet ein Schwefelhölzchen an). Hier, sehen Sie es in seiner vollen Kraft! Jetzt (er wirft das Schwefelhölzchen ins Wasser), was ist davon übrig? Sein Leben ist nur von kurzer Dauer. Wodurch wurde es vernichtet? Etwa, weil das Wasser sein natürlicher Feind ist? — Keineswegs; sondern vielmehr, weil das Feuer ohne Luft nicht leben kann; sobald man ihm diese entzieht, erlischt es. Zum Beweise für diese Behauptung werfen Sie nur das Schwefelhölzchen in ein Glas mit Oel, und Sie werden einen gleichen Erfolg wahrnehmen."

Vieljährige Beobachtungen haben Herrn Philips auf diese Erfindung hingeführt; er hat bei den größten Feuersbrünsten in London während der letzten dreißig Jahre thätig mitgewirkt. Er ließ nichts unbeachtet, suchte sich von jeder Erscheinung Rechenschaft zu geben und sah, daß trotz aller Anstrengungen, alles Muthes und aller Geistesgegenwart, die er oft bewunderte, die Kraft des Feuers, sobald dieses einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht hatte, durch das Wasser nicht in dem Maße gebrochen wurde, als man es gemeinhin denkt. Er hat ferner große vulkanische Ausbrüche gesehen. Vor einigen Jahren befand er sich an Bord eines Schiffes, welches an der Küste des Mittelmeeres herumkreuzte; während 30—40 Tage erfolgten täglich Ausbrüche, ja, oft zwei- bis dreimal an einem Tage. Der heftigste, dem sie nur mit Mühe und durch ein glückliches Drehen des Windes entgingen, wurde im ganzen südlichen Europa von Gibraltar bis Stromboli verspürt. Man sah damals plötzlich eine vulkanische Insel im Meere entstehen, etwa 4—500 Fuß über der Fläche. Philips beobachtete sie genauer und fand eine vollkommen flüssige Lava; sie bildete einen Halbkreis mit einem offenen Krater in der Mitte: in diesen stürzte die Fluth mit ungeheurer Heftigkeit, ohne jedoch das Feuer löschen zu können. Der Vulkan warf es bei jedem neuen Ausbruch auf 20—30,000 Schritt in die Höhe; die Wogen kehrten mit um so größerer Kraft zurück, aber ohne die Gluth vernichten zu können: im Gegentheil hatte das Feuer ein solches Uebergewicht, daß das Wasser 250 Schritt weit von der Insel siedend heiß war. Philips hatte noch Gelegenheit, ein sehr merkwürdiges Phänomen wahrzunehmen: unter diesen Umständen bildeten sich oft Wolken dicken Dampfes, und diese löschten, so oft sie vom Winde über den Krater getrieben wurden, das Feuer augenblicklich. Dies brachte ihn nun vollends zu der Ueberzeugung, daß das Wasser und das Feuer nicht einander feindlich wären. Beide bestehen aus gleichen, nach denselben Verhältnissen geeinigten Grundstoffen; aus den wesentlichen Bestandtheilen des Wassers kann man Feuer bilden, und umgekehrt geht das Feuer in Wasser über. Beide Elemente üben mithin nicht die Macht auf einander aus, welche man ihnen gewöhnlich zutraut. Das Wasser ist ein fester Körper und kann nicht so unmittelbar auf die flüchtigen Gastheile des Feuers wirken; eher mischt sich ein anderes Gas, ein Dampf, welcher mehr den Grundstoffen des feindlichen Elements ähnlich ist, mit den Gastheilen des Feuers und erdrückt sie, gleichsam im Kampfe von Mann gegen Mann. Die Aufgabe ist also, einen gasartigen Dampf aufzufinden, welcher jede Verbindung aufhebt, die Grundstoffe der Flamme trennt und somit ihre chemische Einigung hindert.

Nach langen Experimenten ist es Herrn Philips endlich gelungen, schnell einen gasartigen Dampf zu entwickeln, der die Flamme augenblicklich erdrückt: dies ist die Wirkung des von ihm erfundenen Feuervernichters.

Herr Philips legt jetzt an das kleine, aus Eisen erbaute und mit brennbaren Stoffen gefüllte Häuschen Feuer: es flackert auf, und im Nu brennt es. — Er giebt nun eine Beschreibung seines Apparates, dessen Gebrauch sehr einfach und leicht faßlich ist; da sich aber Abbildungen desselben in den Händen der Zuschauer befinden, so fügt er nur hinzu, daß er von geringerem Umfang, als eine kleine Kohlenpfanne, und wegen seines unbedeutenden Gewichtes ohne große Mühe zu handhaben ist. Er versieht seinen Apparat mit einer dicken Platte, die aus einer Mischung von Holzkohlen, Salpeter und Gyps besteht; an dem oberen Theile derselben ist ein gläsernes Blasenrohr angebracht, welches zwei Phiolen enthält, deren eine chlorsaures Salz, Pottasche und Zucker, die andere einige Tropfen Schwefelsäure in sich schließt und das Feuer erzeugt. Durch einen Druck auf eine verborgene Feder springt nämlich eine Nadel hervor, welche die Phiolen öffnet, deren verschiedener Inhalt mit einander in Berührung bringt und das Feuer weckt; das bei dieser Verbrennung sich entwickelnde Gas wirkt auf ein mit Wasser gefülltes Behältniß und erzeugt einen Dampf, der in dicken Wolken aufsteigt und bald eine große Ausdehnung gewinnt. Nach dieser Auseinandersetzung ist Herr Philips in Begriff, auch das größere Haus anzuzünden; ein allgemeines Staunen verbreitet sich im Saal: mehrere Damen verlassen sogar, trotz der Versicherung, daß sie nichts zu fürchten hätten, ihre Plätze. Zuvor macht indessen der Erfinder darauf aufmerksam, daß Alles zu seinem Nachtheil eingerichtet ist: das Haus ist ganz mit brennbaren Stoffen gefüllt, durch das Gebäude geht ein heftiger Luftzug, das Feuer bricht also bald in aller Heftigkeit aus, und Niemand wird es in seiner Nähe auch nur einen Augenblick aushalten können. Herr Philips wirft nun ein angezündetes Schwefelhölzchen in das Haus, und dieses steht bald in hellen Flammen; Alles kracht und stürzt ein; jetzt verlassen auch die Beherztesten ihre Plätze, da bringt plötzlich Jemand durch eine Seitenthür in das Gebäude ein; in der Hand hält er einen Feuervernichter, wie wir ihn oben beschrieben haben; er steht auf der Schwelle des brennenden Hauses; sogleich legt sich die Heftig-

keit des Feuers, es erlischt: dichte Wolken weißen Dampfes wirbeln auf. „Hier kann man athmen", ruft Herr Philips, indem er sich in das Haus stürzt und die halbverbrannten Stufen heraufklimmt.

Allgemeine Freude, allgemeiner Beifall krönt das gut gelungene Experiment.

Herr Philips steigt nochmals auf die Bühne, um noch einen Versuch zu machen: dies ist die Krone des Ganzen.

Ein runder Bassin von etwa achtzehn Fuß Umfang war bis an den Rand mit Erdpech und Schwefel angefüllt worden; ein angezündetes Schwefelhölzchen wird in die Nähe gebracht, und in wenigen Sekunden sieht man einen brennenden See vor sich. Philips bietet nun einen elfjährigen Knaben, dessen Ungeschicklichkeit für seine Unbekanntschaft mit dem Apparate bürgt, an den Knopf des tragbaren Feuervernichters zu drücken. Das Kind thut, wie ihm befohlen wird; alsbald steigt ein weißer Dampf in ungeheuren Rauchwolken auf, und der Knabe kann die Maschine ohne große Anstrengung auf vier bis fünf Fuß von der Gluth tragen. Kaum befindet er sich in dieser Entfernung von dem Bassin, als die Flammen erbleichen und in wenigen Sekunden völlig erlöschen. — Der Apparat wird nun herumgezeigt, und Philips bemerkt, daß der Dampf nicht blos, wenn er das Feuer gelöscht hat, ohne jeden Schaden eingathmet werden könne, sondern sogar, wenn er ganz frisch aus dem Apparate kömmt, und zum Beweise führt er mehreremale mit seiner Hand durch das Gas.

Wir geben noch eine Bemerkung des Herrn Philips darüber, daß das Wasser und das Feuer zu derselben Familie gehören und in einander übergehen. „Das Feuer besteht wesentlich aus acht Theilen Sauerstoff und einem Theil Wasserstoff; geht das Feuer aus seinem Zustande heraus, so wird es Wasser, immer aber bleiben die Grundelemente in ihrem Verhältnisse, 8 : 1: dies also machte, nach dem Gewichte abgeschätzt, 9 Pfd. aus. Zersetzen wir diese 9 Pfd. Wasser durch die Voltaische Säule, so wird das hieraus erzielte Gas immer 8 Pfd. Sauerstoff und ein Pfund Wasserstoff geben. Keine menschliche Gewalt kann dieses Naturgesetz umstoßen. Gesetzt, man nähme, um Feuer zu erzeugen, acht Theile Sauerstoff und zwei Theile Wasserstoff, so wird doch das hieraus entstehende Feuer jedes Mißverhältniß ins Gleichgewicht bringen.

Betrachten wir nun zum Schluß den Einfluß, welchen diese Erfindung des Herrn Philips auf das Feuerlöschwesen in London, in England, ja, in der ganzen gebildeten Welt, üben wird. Werden die Spritzenmänner mit ihren Pumpen jetzt in den Ruhestand versetzt werden? Keineswegs, antworten wir ohne Bedenken. Der Vorzug dieser neuen, herrlichen Erfindung besteht in ihrem unmittelbaren Einfluß und ihrer augenblicklichen Wirkung auf den thätigen Theil des Feuers, auf die Flamme. Auf gleiche Weise kann jede Feuersbrunst, welche in einem großen, mit brennbaren Stoffen angefüllten Gebäude, in einem Privathause, einem Theater, am Bord eines Schiffes ausbricht, erdrückt werden, bevor sie noch weit um sich greifen kann; aber so oft das Feuer für einen Augenblick die Oberhand gewonnen hat und sich über ein großes Gebiet ausdehnt, dann ist die Anwendung des Wassers, nach der Vernichtung der Flamme, eben so nothwendig, wie ehedem. Die rothe Gluth kann sonst leicht ein neues Feuer erzeugen; um also anderen Unfällen vorzubeugen, muß man zu dem Wasser seine Zuflucht nehmen. Auch ist nicht zu vergessen, daß das Wasser sehr nöthig dazu ist, daß man die Nachbarhäuser besprengen und vor dem Brande sichern kann. Wir hoffen, daß man dieser wichtigen Frage die gebührende Aufmerksamkeit schenken und sie von den verschiedensten Seiten betrachten wird; wir wünschen zugleich, daß die neue Erfindung ohne Anfeindung aufgenommen werde. Wir lassen den großen Verdiensten des Corps der Spritzenmänner und der königlichen Rettungsgesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren; wir sind stolz, behaupten zu können, daß es wohl nirgends solch' wackere, wohldisziplinirte Leute gebe. Dies ist aber nur ein Grund noch mehr dafür, daß diese Institute auf jede Weise gefördert werden. Die Erfindung des Herrn Philips hat die schwersten Proben bestanden; es ist also billig, daß man die Löschmannschaften und die Rettungsinstitute mit solchen Feuervernichtern versehe.

Wir wären gern näher auf die Rettungsmaschinen der königlichen Gesellschaft und ihre umfassende segensreiche Thätigkeit eingegangen; aber wir fürchten, daß wir es ohne sorgfältige Zeichnungen nicht nach Wunsch ausführen. Indeß ist ja das Spezielle Allen ziemlich bekannt, und wir bescheiden uns hier nur mit dem Ausspruch, daß die königl. Gesellschaft, welche die Apparate von Winter u. Söhne, oder von Wivel, oder von Davis benutzt, das Mögliche geleistet hat, und daß ihr die Bewunderung und die Erkenntlichkeit der gesammten Nation nicht fehlen werde.

Was jedoch die Wirkung des Wassers auf das Feuer betrifft, so ist schon viel darüber gesprochen worden und wird es unstreitig auch in der Zukunft geschehen. So lange aber die Wasservertheilungsgesellschaften nicht gewissenhafter ihre Pflichten erfüllen, wird Alles ohne Erfolg seyn. Ohne eine regelmäßige, niemals unterbrochene Versorgung mit Wasser, ohne Verbreitung von Röhren durch alle Straßen werden wir trotz aller Erfindungen keine befriedigenden Resultate erzielen. Die Pumpen sollten nur in den seltensten Fällen angewendet, unser nützliches und muthiges Corps der Spritzenmänner dürfte nur für eine Reservemannschaft angesehen werden. Bei gut versehenen Hauptröhren, bei einer hinlänglichen Quantität disponiblen Wassers sind die Feuerspritzen nicht unentbehrlich. Auf den ersten Feuerlärm hin dreht der Polizei-Agent einen der Hähne (die vor jedem zehnten Hause wenigstens an den Hauptröhren seyn müssen), schraubt seinen Schlauch an, und im Nu richtet er den Wasserstrahl nach der Brandstätte. Die Hähne der nächsten Röhren werden auf gleiche Weise in Bewegung gesetzt; so ist in kurzer Zeit eine wahre Flut geschaffen, und das Feuer legt sich. Wenige Tonnen Wassers, gleich beim Entstehen des Feuers in dasselbe geschleudert, wirken oft mehr, als eine zehnmal so große Quantität eine Viertelstunde später.

In mehreren Städten des Nordens, in Preußen, Oldham, Alyton, Bolton, Bury, Manchester, waren die Wasserleitungen einige Zeit in einem Zustand und immer zum Vortheil der Einwohner. Hamburg, so wie Philadelphia und andere Städte der Vereinigten Staaten, haben dieses Beispiel gleichfalls zu ihrem eigenen Vortheil nachgeahmt: ja, in Liverpool löschte einst eine gut eingerichtete Röhre allein eine ziemlich bedeutende Feuersbrunst.

In Fabriken und großen Etablissements würde bei gewissenhafter Beibehaltung dieses Systems Ein Mensch hinreichen, um beim Entstehen des Feuers auf den ersten Lärm hin, dessen Herr zu werden; er dürfte nur die Röhre richten und den Hahn drehen. Der stete Vorrath von Wasser und ein Feuervernichter des Herrn Philips würden die Gebäude vor jeder Gefahr sicher stellen.

Dergleichen Vervollkommnungen haben andere wichtige Vortheile in ihrem Gefolge, den Brandversicherungen wird gesteuert, die Versicherungen der Versicherungen werden vermindert. Ferner wird der allgemeine Gesundheitszustand dadurch gefördert, daß man vermittelst der Röhre die Straßen reinigen und somit den schädlichen Ausdünstungen vorbeugen kann.

Wir wollen diesen Artikel mit der Notiz schließen, daß ein Fabrikant sich bereits einen Feuervernichter angelegt hat, der ohne weitere Beihülfe sein Feuerwesen versieht. Dieser Apparat befindet sich in der Mitte seines Magazins und wird von dünnen Fäden gehalten: wenn nun einmal Feuer ausbricht, so muß es nothwendigerweise den einen oder den anderen Faden schmelzen. Dann fällt ein über der Maschine angebrachtes Gewicht auf diese nieder, stößt an den Knopf und die Nadel des Feuervernichters: der Inhalt ergießt sich, der heilsame weiße Dampf entwickelt sich, und auf diese Weise löscht der Apparat für sich allein das Feuer. (Household Words.)

Mannigfaltiges.

— Notizen aus Kalifornien. Die ganze Küste von Kalifornien und Oregon ist jetzt im Auftrage der Regierung durch eine eigens dazu ernannte Kommission untersucht und aufgenommen. Man hat verschiedene Hafenplätze entdeckt, die als vorzügliche Ankerplätze gerühmt werden, und auch die Mündung des Columbia untersucht. Aus den südlichen und nördlichen Minen sind alle Berichte übereinstimmend und mehr als befriedigend, sowohl bezüglich des Gesundheits-Zustandes der Ansiedlungen, als der Gold-Ernte selbst. In einzelnen Minen arbeitet man jetzt mit Maschinen, und vorzüglich sollen sich die Rockers, bei denen Quecksilber angewandt wird, bewähren. Die neuen Minen am Trinity-, Shasta- und Klamath-Flusse, welche in die Humboldt-Bai fallen, sollen an Ergiebigkeit alle anderen übertreffen. Tausende von Goldjägern sind daselbst in Thätigkeit. In den südlichen Minen ist die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die Mexikaner und Chilianer sind abgezogen. Durch energische Maßregeln hat man die aufrührerischen Squatters in Sacramento bezwungen; drei derselben wurden getödtet, mehrere verwundet und gefangen, die übrigen zerstreut. Man hat die Gefangenen sofort aufknüpfen wollen, wo vernünftigen Einsprüchen des Sheriffs aber nachgegeben und beschlossen, dieselben vor Gericht zu stellen. — Die Ueberland-Einwanderung wird Kalifornien in diesem Jahre wenigstens 50,000 neue Bürger, wenn nicht noch einmal so viel, zuführen; denn man kann annehmen, daß nur ein Fünftel sich einschreiben ließ. Die Listen zählten 42,000 Personen mit 9000 Schafen, 23,000 Pferden, 7000 Kühen, 3000 Ochsen und 8000 Maulthieren. Unbeschreiblich sind die Mühseligkeiten, welche diese Karawanen von Missouri bis ins Sacramento-Thal in den Prairien zu ertragen hatten, meist aus Mangel an Nahrung und durch den Verlust ihrer Lastthiere.

— Deutsche Lehrer und Schneider in Nord-Amerika. Die deutschen Lehrer von New-York haben kürzlich eine Association gebildet; ihr Zweck derselben soll hauptsächlich der seyn, deutsche Bildung auf amerikanischen Boden zu verpflanzen und zu verbreiten. Bisher haben sich noch nicht alle Lehrer betheiligt, aber dennoch ist so ziemlich schon jeder Zweig der Wissenschaften vertreten; besonders Sprachstudium u.s.w. Dr. Körner ist Präsident, Reichs-Kanarienvogel Röster ist protokollirender, Herr Arens korrespondirender Secretair und der Ungar Breisach Rechnungsführer. Von den eigentlichen Deutschen in New-York ist für das Unternehmen wenig oder gar nichts zu hoffen, weil die Meisten von ihnen wenig Sinn für wahre Bildung haben. Es ist also mehr Aufgabe des Vereins, auf die Anglo-Amerikaner zu wirken und die Achtung, welche deutsche Kunst und Wissenschaft bei ihnen genießt, die jetzt aber durch allerlei eben angekommene untaugliche Eindringlinge mitunter wankend gemacht wird, zu fördern. — Die große deutsche Schneider-Association in New-York, von der man den bethörten Arbeitern goldene Berge versprach, ist bereits in voller Auflösung begriffen. Jedermann will Vorsteher, Werkmeister oder Zuschneider seyn, und wenn das nicht geht, dann er fluchend dem ganzen „Concern" den Rücken. Der berühmte Weitling ist in erklärter Fehde mit dem Arbeiter-Kongresse und ist namentlich bei den deutschen Arbeitern sehr unpopulär geworden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 31), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 19. November 1850.

England.

Jonathan Swift, Stella und Vanessa.*)

Größere Männer, als Swift, mögen gelebt haben, aber keiner, der das Zeitalter, welches sein Genie unsterblich machte, stärker gestempelt hat, als er. Nicht nur giebt es in der englischen Geschichte keine seltsamere und originellere Episode, als die Laufbahn Jonathan Swift's, sondern die ganze Weltgeschichte bietet vielleicht kein ähnliches Beispiel zur Nachahmung und Warnung, zum Erstaunen und Bemitleiden, zur Bewunderung und Verachtung dar, wie dieser Mann, der zugleich so groß und so klein war. Seinen Zeitgenossen war er ein lebendes Räthsel, auch der Nachwelt muß er für immer ein solches bleiben. Nur eine Hypothese, das Ergebniß eines genauen und emsigen Studiums alles dessen, was uns über diesen interessanten Gegenstand überliefert worden ist, kann uns dazu verhelfen, ein ganzes Leben voll Anomalieen zu erklären, nicht aber das Geheimniß, in welches es gehüllt ist, aufzudecken. Vom Anfange bis zum Ende seines Lebens nämlich war Swift mehr oder weniger zerrütteten Geistes.

Sowohl in geistiger, als in sittlicher, in körperlicher wie in religiöser Beziehung, war der Dechant Swift ein Bündel von Widersprüchen. Betrachtet man Swift mit dem Lichte der Intelligenz auf seiner Stirn, so entdeckt man an ihm Eigenschaften, die einem Engel geziemen dürften. Beschaut man ihn hinter der dunklen Wolke, so wird jeder Zug zu dem eines Teufels verzerrt. Seine Tugenden waren übertrieben bis zu Lastern, und seine Laster waren nicht ohne einen Anstrich von Tugend.

Eben so originell, wie sein Charakter, sind seine Schriften. Er kopirte keinen seiner Vorgänger. Keiner seiner Nachfolger hat ihn glücklich nachgeahmt. Die Werke Swift's tragen den Glanz des schärfsten Witzes an sich, und doch wird von dem Manne erzählt, daß man ihn nie habe lachen sehen.

Er war ein warmer Freund, haßte bitter und unversöhnlich, und doch übte er Freundschaft, indem er seine Freunde mißhandelte, und drückte seinen Haß aus, indem er mit seinen Feinden scherzte. Er war beinahe bis zur Kargheit sparsam und genau, und doch brachte er den Armen und Dürftigen Opfer, die er sich selbst streng versagte. Er konnte seinen Gästen die Zeche mißgönnen, und doch weigerte er sich, sein ganzes Leben hindurch den geringsten pekuniären Vortheil von seinem öffentlichen Wirken zu ziehen, und vermachte sein ganzes Vermögen einer wohlthätigen Anstalt.

Von seiner Jugend an war Swift körperlich leidend, und doch war er kräftig, konnte viel ertragen und erhielt seine Kraft und Lebenssäfte von der Regierung Karl's II. an bis weit hinein in die Georg's II.

Niemand haßte Irland mehr als Swift, und doch war er Irlands erster und größter Patriot und vertheidigte kühn die Rechte dieses Königreichs, ob auch seine Ritterlichkeit ihm den Kopf hätte kosten können. Er war gierig nach Belohnungen, und doch verschmähte er Geld. Sehnsüchtig nach Beförderung, zog er dennoch den höchsten Ehren, die der Staat gewähren konnte, die Obskurität und Schmach der politischen Freunde vor, mit denen er gearbeitet hatte, bis sie in Ungnade gefallen waren. Niemand kannte besser, als gerade er, die stachelnde Macht eines gelungenen Pasquills, und doch wurden solche Waffen zu Hunderten gegen sein Haupt geschleudert, ohne seine Ruhe im geringsten zu stören. Aufrichtig religiös, wie er war, gewissenhaft, wie er die Pflichten seines heiligen Amtes ausübte, und kräftig, wie er die Stellung und die Vorrechte seines Standes vertheidigte, spielte er doch durch sein Bestreben, die Heuchelei bloßzustellen, welche er eben so herzlich verabscheute, wie er echte Frömmigkeit bewunderte und übte, den Ungläubigen in die Hand. Sagte man, es fehlte Swift an Empfindung, so würde man viele Stellen aus seiner unerklärbaren Geschichte, welche an sanftem Gefühl und an echter Menschlichkeit reich sind, vergessen haben; aber eben so wenig kann man leugnen, daß er eine nicht zu entschuldigende Brutalität an den Tag legte, wo die Sanftmuth seines Herzens am stärksten hätte hervortreten sollen — wo der Mangel an Empfindung ihn in der That zum nackten und unverbesserlichen Wilden machte. Wenn wir diese Reihe von Widersprüchen nicht weiter fortsetzen, so geschieht dies nur aus Rücksicht für den Leser, nicht aus Mangel an Material. Dies ist in Wahrheit unerschöpflich.

Swift wurde im Jahre 1667 geboren. Sein Vater, welcher Verwalter bei der Gesellschaft des King's Inn zu Dublin war, starb vor seiner Geburt und hinterließ eine von Mitteln gänzlich entblößte Witwe. Das Kind, nach seinem Vater Jonathan genannt, wurde auf Kosten eines Verwandten erzogen. Der Verpflichtungen, die Swift seinem Oheim schuldig war, erinnerte er sich niemals ohne unverzeihlichen Undank. Weil ihn seine Verwandten nicht verhungern ließen, oder weil sein Oheim nicht mehr thun wollte, als er konnte, hatte Swift einen unversöhnlichen Haß auf Alle geworfen, die dessen Namen führten. In seinem vierzehnten Jahre wurde er in Trinity College zu Dublin aufgenommen, und vier Jahre später erhielt er das Diplom eines Baccalaureus nur mit dem Zusatze: „Aus besonderer Gnade", da seine Kenntnisse allein wahrscheinlich nicht hinreichten, ihm die Auszeichnung zu verschaffen. Im Jahre 1688, als der Krieg in Irland ausbrach, verließ Swift, 21 Jahre alt und ohne einen Shilling in der Tasche, die Universität. Zu seinem Glück war Sir W. Temple's Gemahlin mit seiner Mutter verwandt, und als er sich bei diesem Staatsmanne vorstellte, wurde der alleinstehende Jüngling in sein Haus aufgenommen. Zwei Jahre arbeitete er hier emsig an seiner eigenen Vervollkommnung und zur Unterhaltung seines Gönners, dessen Gunst er in einem so hohen Grade erwarb, daß der Schützling oft statt seiner die Aufwartung beim Könige machen und für ihn sprechen mußte. Da er die beste Aussicht auf Beförderung hatte, beschloß Swift, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Im Jahre 1692 ging er nach Oxford, wo er das Diplom eines Magister Artium erhielt, und nachdem er im Jahre 1694 mit Sir W. Temple, der ihm eine Stelle, die nur 100 Pfd. Sterl. das Jahr einbrachte, anbot, in Streit gerathen war, verließ er seinen Gönner im Aerger, und ging ohne Weiteres nach Irland, um sich ordiniren zu lassen. Dies geschah, und beinahe unmittelbar darauf erhielt er die Pfründe Kilroot im Kirchsprengel Connor, die an Werth der gleichkam, welche Sir W. Temple ihm angeboten hatte. Elend in seiner Verbannung, seufzte Swift nach den Vortheilen, die er aufgegeben hatte.

Sir W. Temple seinerseits fühlte sich einsam ohne seinen talentvollen und geistreichen Gesellschafter und sehnte sich nach seiner Rückkehr. Die Pfründe zu Kilroot wurde bald zu Gunsten eines armen Pfarrers, für den sich Swift interessirte, aufgegeben, und mit 80 Pfd. Sterl. in der Tasche war der unabhängige Geistliche wieder einmal auf seinem Wege nach Moor-Park. Sir William empfing ihn mit offenen Armen. Swift wohnte nun wieder im Hause des großen Staatsmannes bis 1699, als dieser starb und Swift als Zeichen seiner Achtung die Summe von 100 Pfd. Sterl. nebst seinem literarischen Nachlaß vermachte. Dieser wurde seiner Zeit veröffentlicht und dem Könige gewidmet, jedoch ohne daß der Herausgeber irgend einen Nutzen davon gehabt hätte. Swift war ein Whig, aber seine Politik litt sehr durch die Vernachlässigung, die er von Seiten Wilhelm's III. erleiden mußte.

Des langen und vergeblichen Aufwartens bei Hofe überdrüssig, nahm Swift endlich die ihm von Lord Berkeley, einem der Oberrichter Irlands, übertragenen Pfarreien von Agher, Laracor und Rathbeggan an. Im Jahre 1700 bezog er die Pfarrei zu Laracir, und die Art und Weise, wie er sich dabei benahm, bezeichnet den Mann vollkommen. Er ging zu Fuß nach dem Orte, trat in das Pfarrhaus und meldete sich als „den Herrn." Wie gewöhnlich, affektirte er Brutalität, und nachdem er seine Pfarrkinder hinreichend in Furcht gesetzt hatte, beruhigte und tröstete er sie allmälig durch Beweise unzweifelhafter Freundlichkeit und Gewogenheit. „Dieses", sagt Sir W. Scott, „war der vorherrschende Zug in Swift's Charakter, Anderen gegenüber; seinem Lob gab er den Schein und die Sprache der Anklage, seinen Wohlthaten schickte er oft eine drohende Rede voran." Der wahrhaft „vorherrschende Zug" in Swift's Charakter war eine krankhafte Exzentrizität.

Während seines zweiten Aufenthalts im Hause Sir W. Temple's hatte er die Bekanntschaft eines jungen und liebenswürdigen Mädchens gemacht, das halb Mündel und halb Dienerin im Hause war. Esther Johnson bedurfte des Unterrichts, und Swift wurde ihr Lehrer. Er gab sich seiner Aufgabe mit Eifer hin, ließ sich zu dem Elementar-Unterrichte herab und flößte seiner Schülerin eine unbegränzte Dankbarkeit und Achtung ein. Er seinerseits empfand eben so sehr die Einfachheit und Schönheit der Dame, als sie die Gefälligkeiten ihres Lehrers; doch Swift würde nicht Swift gewesen seyn, hätte er, wie andere Männer, Alltagsliebe mit gewöhnlicher Zuneigung erwidert. Sobald als Swift sich zu Laracor eingerichtet hatte, wurde die Anstalt getroffen, daß Esther, welche ein kleines Landgut in Irland besaß, ihre Wohnung unfern ihres alten Lehrers aufschlagen sollte. Sie kam, und der Leumund wurde dadurch zum Stillschweigen gebracht, daß das liebenswürdige Mädchen, auf Swift's eigenes Verlangen, eine bejahrte Frau als beständige Gefährtin um sich hatte und ihn niemals anders als in Gegenwart einer dritten Person sehen durfte. Esther war damals in ihrem siebzehnten Jahre, der Pfarrer von Laracor nahe an vierzig. Kein Wunder daher, daß jener ein Heirathsantrag gemacht wurde, während dieser, wankelmüthig und inkonsequent vom Anfang bis zum Ende, einem Anderen die Glückseligkeit verweigerte, welche er beschlossen hatte selbst nicht zu genießen. Zur unendlichen Freude des ergebenen Mädchens wies Swift den

*) Nach den Times.

freier Esther's zurück, und ihr Schicksal war von nun an an das ihres Lehrers und Freundes auf immer gekettet.

Swift konnte nicht in Verborgenheit und Unthätigkeit leben; die Liebe, welche das unbeschäftigte Mädchen allmälig aufzehrte, konnte diesem Manne nicht einmal zur Erholung dienen. Der Verbannung überdrüssig, ging er nach London und gesellte sich zu den geistreichen Männern des Zeitalters. Addison, Steele und Arbuthnot wurden seine Freunde, und durch die Veröffentlichung seiner Erzählung von einem Fasse (Tale of a Tub) (im Jahre 1704) bewährte er sich schnell als ihrer Freundschaft würdig. Der Erfolg, welchen das anonyme Werk hatte, war entschieden; das seltene Verdienst desselben erwarb seinem Verfasser unvergänglichen Ruhm und war ein wirksames Mittel gegen seine Beförderung zu höheren Würden in der nämlichen Kirche, welche sein Buch zu vertheidigen sich bemühte. Kein anderer als ein inspirirter Wahnsinniger würde versucht haben, der Religion in einem Geiste Ehre widerfahren zu lassen, welchen Niemand als der Ungläubige herzlich billigen konnte.

Seine Feder war den Whigs willkommen, und er arbeitete kräftig für sie bis 1709, als er Steele in der Gründung des Tatler beistand und wieder nach Irland zurückkehrte, um seinen Pflichten als ländlicher Pfarrer obzuliegen. Nicht aber, um da zu bleiben! In der politischen Welt ging eine große Veränderung vor. Sacheverell war eben dabei, durch eine einzige Predigt die ganze Popularität, welche Marlborough und seine Freunde durch ihre ruhmvollen Feldzüge begründet hatten, niederzustürzen. Swift hatte vergebens auf Beförderung von Seiten der Whigs geharrt, und sein Argwohn wurde erregt, als der Lord-Lieutenant unerwartet anfing, ihm zu schmeicheln. Im Jahre 1710 begab unser Held sich nach England, um die Bewegungen des politischen Rades mit eigenen Augen zu beobachten und sein Glück dabei zu versuchen. Die Begebenheiten schritten rasch vorwärts. Swift erreichte London am 9. September; am 1. Oktober hatte er bereits ein Pasquill auf seine früheren Verbündeten geschrieben, und am 4ten wurde er dem neuen Minister Harley vorgestellt. Von diesem Augenblicke an, und so lange Harley's Administration dauerte, war Swift's Carriere glänzend und mächtig. Wäre er nicht schon vom Knabenalter an grillenhaft gewesen, so würde ihm jetzt der Kopf verdreht worden seyn. Swift herrschte, Swift war die Regierung, Swift war König, Ober- und Unterhaus zugleich. Es gab ungeheuer viel zu thun, und Swift that Alles. Die Torys hatten die Whigs hinausgeworfen und statt ihrer eine Administration hineingebracht, die ganz eben so geneigt war, Torparbeit zu verrichten. Die Wünsche des Volks zu mäßigen, wo nicht, es zu blenden, war die vorläufige und wesentliche Aufgabe der Minister. Sie selbst waren ihr nicht gewachsen. Swift übernahm und löste sie. Er hatte mehr als genug Geist und Muth dazu. Ueberdies hatte er heftige Leidenschaften zu befriedigen, und diese konnten sämmtlich den Ruhm seines guten Erfolges theilen. Er war stolz, und sein Stolz schwelgte in der Autorität; er war ehrgeizig, und sein Ehrgeiz konnte keinen höheren Grad ersteigen, als die rechte Hand des Premier-Ministers zu seyn; er war rachsüchtig, und die Rache konnte keine süßere Genugthuung haben, als die Krümmungen der Großen zu sehen, welche, nachdem sie das Genie und Verdienst vernachlässigt hatten, jetzt, auf ihre Bewerbungen bei denselben um Beförderung, nichts als kalte Zurückweisung zur Antwort erhielten. Swift stand, ein Einzelner, den Whigs gegenüber und schlug sie. Sieben Monate lang leitete er eine Zeitschrift, worin er Alle, die der Regierung verhaßt und ihm zuwider waren, schonungslos angriff, wie nur er allein es konnte; auch nicht ein Einziger wurde verschont, dessen Leiden zur Ruhe und Dauer der Regierung beitragen konnte. Widerstand war vergebens; er wurde zwar versucht, aber jedesmal mit der nämlichen Wirkung — die erste Kugel streifte, die zweite tödtete.

Das Publikum war in Entzückung; die Lacher waren alle auf der Seite des Satirikers, und welchen großen Theil des Volks diese bilden, braucht nicht gesagt zu werden. Aber nicht im Examiner allein war es, wo Swift seine Opfer auf dem Altare der allgemeinen Belustigung hinschlachtete. Er konnte auch Verse schreiben, worüber das harte Herz einer Nation lachen und sich ergötzen konnte. Heutzutage verfehlen Persönlichkeiten ihr Ziel, damals trafen sie direkt. Die Gewohnheiten und Schwächen, die moralischen und physischen Unvollkommenheiten der Menschheit, alles dies waren gute Zielscheiben, vorausgesetzt, daß die Pfeile in Galle sowohl, wie in Gift, getränkt waren. Kurze Gedichte, längere Flugschriften — was nur immer der Regierung von Nutzen seyn und ihre Feinde dem Gelächter und Hohn preisgeben konnte, ergoß Swift über die Stadt mit einem Fleiße und einer Geschicklichkeit, für welche alles Lob zu gering war. Und deshalb verlangte Swift niemals Lob und war zu stolz, es anzunehmen.

Er verlangte jedoch viel mehr. Sein krankhafter, doch sonst vortrefflicher Geist erkannte Niemanden über sich an. Er verlangte keinen Dank für seine Arbeit, er verschmähte jede Vergütigung für seine unübertroffenen und unschätzbaren Dienste — er machte sich nichts aus Ruhm, aber er forderte auf gebieterische Weise, von den Größten als ihresgleichen behandelt zu werden. Harley bot ihm Geld an, und er zankte sich mit dem Minister wegen seiner Dreistigkeit. „Wenn wir diese großen Minister", sagte er, „sich zu viel herausnehmen lassen, so wird man sie nicht beherrschen können." Derselbe Minister wollte Swift zu seinem Kaplan machen. Der eine Irrthum war so groß, wie der andere. „Mylord Oxford hat mir durch zweite Hand vorgeschlagen, sein Kaplan zu seyn, und ich habe es durch zweite Hand abgeschlagen. Ich will keines lebenden Menschen Kaplan seyn." Er maßte sich mehr an, als selbst ein König. In einer späteren Periode seines Lebens fertigte er ein Verzeichniß seiner Freunde an und rubrizirte sie resp. unter „undankbar", „dankbar", „gleichgültig" und „zweifelhaft". Pope steht unter den dankbaren, die Königin Karoline unter den undankbaren. Die Verwegenheit dieser Unterscheidungen ist höchst erbaulich. Was für einen Autokraten haben wir hier, daß die ganze Welt sich vor ihm beugen und ihm „dankbar" seyn soll!

Man muß es jedoch Swift's gebieterischem Wesen nachsagen, daß, einmal als gleichgestellt anerkannt, er zu jedem Opfer bereit war, das man von einem Freunde erwarten konnte. Ließ man ihn seine Stellung genießen, so machte ihn weder das Glück, noch das Unglück seiner Freunde schwankend. Harley und Bolingbroke, mit einem scharfen Auge für seine Schwäche, nannten ihren unverwundbaren Verbündeten bei seinem Vornamen, gingen aber nicht so weit, ihm irgend eine Wohlthat zu erzeigen. Die Vernachlässigung berührte den hochmüthigen Skribenten nicht, der sich damit begnügte, die Scheidewand, welche unpassenderweise errichtet worden war, um ihn von Rang und weltlicher Größe zu trennen, über den Haufen zu werfen. Doch, wenn Swift die Rolle des Protégé verschmähte, so spielte er keine so gern, wie die des Gönners. Er nahm die Literatur unter seinen Schutz und zwang die Regierung, ihr zu huldigen. Er hatte sich mit Steele verunreinigt, als er die Whigs verließ, und verfolgte seinen ehemaligen Freund mit hartnäckiger Bitterkeit und beißendem Spott, jedoch auf sein Gesuch wurde Steele von der Regierung in einem Amte bestätigt, dessen er entsetzt werden sollte. Congreve war ein Whig, aber Swift bestand darauf, daß die Torys ihn ehren sollten, und Harley mußte ihn ehren. Swift führte Gay bei Lord Bolingbroke ein und verschaffte dem Dichter dieses Edelmannes wichtige Gönnerschaft. Seiner Empfehlung verdankte Rowe ein Amt und Pope Unterstützung. Den Wohlhabenden verschaffte Swift persönlichen Einfluß und Achtung, den Dürftigen Beistand. Auf Swift's Veranlassung kam der Lord-Schatzmeister den Gelehrten bei Hofe zuvor und gestand dadurch stillschweigend die Kraft zu, welche Swift auf so liberale Weise zu Jedermanns Vortheil, außer seinem eigenen, übte. Aber in aller Wahrheit, wie sollte eine weltliche Auszeichnung noch die Wichtigkeit eines Mannes vergrößern, der darauf drang, daß ein Herzog ihm den ersten Besuch machen mußte, und bei einer gewissen Gelegenheit den Premier-Minister öffentlich ins Unterhaus schickte, um den ersten Staatssecretair herauszurufen, welchen Swift zu benachrichtigen wünschte, daß er mit ihm nicht zu Mittag speisen könne, wenn er spät zu diniren beabsichtige.

Ein Pasquill, gegen die Favorite der Königin gerichtet, die Swift wegen ihres rothen Haares lächerlich machte, verhinderte des Satirikers Beförderung in England. Im Jahre 1712 wurde das Bisthum Hereford vakant. Bolingbroke würde jetzt die Schuld seiner Administration gegen Swift abgetragen haben, die Herzogin von Somerset aber flehte die Königin fußfällig an, ihre Einwilligung zu dessen Ernennung vorzuenthalten, und Ihre Majestät erklärte Swift für einen „zu heftigen Parteigänger", um befördert zu werden. Der wichtigste Mann im Königreich war in diesem Augenblicke der schwächste. Die Quelle so vieler Ehren hatte nicht einen Tropfen des kostbaren Naßes für sich erhalten. Man sagt, Swift habe das Glück von mehr als vierzig Familien gegründet, welche durch ein Wort von seinen Lippen zu Auszeichnungen erhoben wurden. Welch' eine Satire auf die Macht war des Satirikers eigenes Schicksal! Sich selbst konnte er nicht einen Zoll weit in England befördern. Im Irland begann und endete die Beförderung mit seiner Ernennung zum Dechanten von St. Patrick, welches Amt er, mit vielem Widerwillen und Aerger, im Sommer des Jahres 1713 antrat.

Der Sommer war jedoch noch nicht vorüber, als Swift sich wieder in England befand. Die Räder der Regierung waren zum gänzlichen Stillstand gekommen, und versteht sich, Niemand, als er, konnte sie wieder in Gang bringen. Das Ministerium war in sich selbst zerfallen. Sein ganzes Daseyn hing von dem Einverständniß der Häupter, Bolingbroke und Harley, ab; der verschmitzte Ehrgeiz des Letzteren aber hatte, indem er gegen die heftigen Wünsche des Ersteren stritt, Neid und Argwohn erregt und drohte jetzt völlige Auflösung. Tausend Stimmen beriefen den Dechanten auf den Schauplatz der Handlung, und er kam, voll von der Wichtigkeit seiner Sendung. Er stürzte sich sogleich in die aufgeregten Wellen des politischen Streits, und während er sich aufs äußerste anstrengte, seine Freunde zu versöhnen, ließ er sich keine Gelegenheit entschlüpfen, wo er ihre Feinde ärgern konnte. Seine Feder war so verletzend und fleißig wie je. Sie versetzte die Stadt in ein Fieber. Sie verursachte, daß Richard Steele aus dem Unterhause verwiesen wurde, und schickte die gesammte schottische Pairschaft, vom Herzoge von Argyll angeführt, zur Königin mit der Bitte, man möchte eine Proclamation Behufs der Entdeckung ihrer Pasquillanten erlassen. Swift war in seinen Angriffen glücklicher, als in seiner Vermittelung. Die Minister waren unversöhnlich. — Empört über seinen schlechten Erfolg, verließ der Dechant nach seiner Weise London plötzlich und zog sich nach Berkshire zurück. In dieser strengen Abgeschlossenheit machte er einen Versuch, die Regierung aufrechtzuerhalten und das Land zu retten, und das Werk ist eine Seltenheit in Swift's Manier. Er veröffentlichte nämlich eine Flugschrift, worin er vorschlug, daß man alle Dissidenten von jeder Gewalt ausschließe, die Whigs und s. g. Low-Churchmen jedes Amtes für unfähig erkläre und den Thronfolger zwinge, seinen Abscheu vor den Whigs und vollkommene Zufriedenheit mit den gegenwärtigen Rathgebern Ihrer Majestät zu erkennen zu geben. Die Dinge mußten zu einer Krisis gekommen seyn, da diese bescheidene Flugschrift in die Welt geschickt wurde, und so war es auch wirklich. Die Intriguen des Bolingbroke hatten über die seines Kollegen triumphirt, und Oxford fiel in Ungnade. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die „Jüngsten Tages-Pamphlets" von Thomas Carlyle.

II.

In dem zweiten „Pamphlet" greift Carlyle seinen Feind nicht gerade, sondern mittelbar an, erzählt von einem Mustergefängniß, welches er besucht hat, und sagt:

„Es war in der That das Muſter eines Gefängniſſes, eine vortreffliche Einrichtung, ſo reinlich, ſo wohl erhalten, daß kein Herzog in England eine Wohnung beſitzt, welche ſo vollkommen allen Anforderungen eines vernünftigen Weſens genügt. Und für wen iſt dieſer Palaſt beſtimmt? für wen dieſe Diener? Für Verbrecher und Uebelthäter. Empfanget meinen Glückwunſch, Leibregimenter des Satans. Welche Soldaten einer irdiſchen oder geiſtlichen Macht ſind jemals ſo gut behandelt worden! Euer Gebieter, ſagt man, nenne ſich ſelbſt den Herrn der Weltreiche. Ich ſehe, daß er in der That Macht hat, ſeinen Günſtlingen Gutes zu erweiſen, wenigſtens in England. Soll ich zum Teufel ſagen, daß es Dir wohl bekommen? Nein, ich gehe vorüber, ohne eine Bitte zu murmeln, ſinne ſtill, auf welch' ſeltſame Bahnen Gottesverehrung oder praktiſche Ehrenerweiſung gegen menſchliche Verdienſte ſich in unſeren Tagen verirrt haben. Ich bin der Uebelthäter und des Lärmes überdrüſſig, den man um ihretwillen aufſchlägt. Geſindel war mir immer zuwider, und jetzt, wo ich es in einem Palaſte wohnen und Sorgfalt und alle erdenklichen Wohlthaten an ihm geübt ſehe, iſt es mir fataler, als je."

Dieſe wenigen Zeilen genügen, um Carlyle's Anſichten zu veranſchaulichen. Er geißelt die Menſchenfreunde, die Geſellſchaften zu Gunſten der Müßiggänger und Diebe, die Vertheidiger der Abſchaffung der Todesſtrafe und anderer Strafen. Exeter-Hall*) dient ihm in gewiſſer Weiſe nur zum Sinnbild; in Frankreich würde er ſeine Stimme gegen die hochtrabenden Ergüſſe über die Emeutenkämpfer erhoben haben, in England wendet er ſich an die großmüthigen Herzen, die nur für die Opfer der Gerechtigkeit Mitgefühl haben und ihre Barmherzigkeit einzig darauf richten, für Wäſche, Luft, Pflege und Unterricht der Leibregimenter des Teufels zu ſorgen. Sein tiefer Verdruß iſt die blinde und beredte Sentimentalität, die ſich überall hervordrängt, dem göttlichen Gefühl für Recht und Unrecht Gewalt anzuthun, und er erkannte ſchnell in dieſer menſchlichen Großmuth daſſelbe auflöſende Prinzip, welches er in der Demokratie nachgewieſen hat. Dort drängt der Feind, die Geſellſchaft zu vernichten, indem er den geſunden Verſtand der Maſſen feiert; hier verfolgt er ſein Ziel, indem er die Werke der Milde preiſt. „Autorität! Autorität!" hatte Carlyle, dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber, gerufen. „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" ruft er nun.

„Von menſchlicher Noth gerührt werden", ſagt er, „iſt ſehr ſchön; völliges Vergeſſen aber von Gut und Böſe, dieſe Verwirrung von Recht und Unrecht, dieſer überſüße Gnadenbrief der Menſchenliebe iſt ſicherlich nicht ſchön, und ich denke oft, menſchliche Thorheit habe niemals einen ſo häßlichen Baal wie ihren Gott geehrt. Die Anbeter dieſes Götzenthumes haben bei den Schwarzen und Weißen ſchon große Dinge vollbracht und verſprechen noch größere durchzuführen. Ein unbedeutender Redner, der von einer Eſtrade herab die Barmherzigkeit aus vollen Backen preiſt, ſcheint Vielen etwas ſehr Bezauberndes, faſt Allen etwas Unſchuldiges, Unſchädliches. Prüfet aber wohl, erforſchet ſeine tiefſte Bedeutung, und ihr werdet ein häßliches, gefahrvolles Weſen in ihm erkennen. Dieſe ſchönen Phraſen feſſeln viele Ohren und entzünden in vielen Gemüthern einen faſt geheiligten Enthuſiasmus, all' das aber widerſpricht der Wirklichkeit, und die Büchſe Pandora's iſt nicht ſchreckhafter, als dieſes Evangelium mit ſeiner Herrſchaft der Liebe, welches er predigt, ſeiner ewigen Brüderlichkeit und dem Allen gemeinſamen Paradies, mit ſeinen ſteten Berufungen auf die chriſtliche Religion. Erſtehlt dieſe, das Geſindel zu lieben? ich hoffe, ſie befiehlt im Gegentheil, geſunden und männlichen Haß gegen die Böſen. Das Mark jeder Religion war von jeher, den Feinden Gottes Feindſchaft zu weihen, das Chriſtenthum. ... Wie ſoll ich zu Euch reden, denen die Verehrung des Scheußlichen Gottesdienſt ſcheint? Euer Chriſtenthum iſt kein wahrer Glaube, iſt ein Ueberbleibſel längſt untergegangener Religionen. Sind wir nicht achtſam, ſo kann dieſes weichliche Mitleid für Laſter die menſchliche Geſellſchaft wie eine Sündflath überſchwemmen und, anſtatt eines ſozialen, für Menſchen ziemenden Gebäudes, nur ein ſumpfiges, für kriechendes Gewürm bewohnbares Land hinter ſich laſſen.

„Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! für und gegen uns! gebt uns Gerechtigkeit, und wir werden leben, gebt uns nur ein Zerrbild davon, und es iſt um uns geſchehen! Den Willen des Höchſten einem Jeden gegenüber zu erfüllen, iſt das einzige richtige Ziel. Läge mir ob, eine Gemeinde zu leiten oder zu reformiren, ſo würde ich nicht damit beginnen, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Leibregimenter des Teufels zu richten. Mit ihnen würde ich ſchnell fertig, ich würde ſie fortfegen von der Schwelle der ehrlichen Leute. Wer ſeyd Ihr, teufliſche Canaille, daß ein Menſchenfreund ſich ſo ſehr mit Euren Intereſſen beſchäftigt? Nein, beim Allmächtigen, dieſe Gedanken gehören den ſiebenundzwanzig Millionen Sterblicher, die ſich noch nicht ganz dem Teufel ergeben haben. Die Uebelthäter brauchen nicht beſchützt zu werden; will ein Böſewicht zum Galgen laufen, ſo mag man ihn daran aufknüpfen. — Mit welchem Recht? wird er fragen. Elender, werde ich antworten, weil wir Dich haſſen. Seit ſechstauſend Jahren haben wir geſehen, daß der Himmel uns befiehlt, Dich zu haſſen, nicht mit einem teufliſchen, ſondern mit einem göttlichen Haſſe. Der Herr ſelbſt, lehrt man uns von je an, hegt wider die Sünde einen ewigen, gerechten, leidenſchaftsloſen Haß. Er verfolgt ſie mit unbarmherziger Strenge, der kein Schuldiger entgeht und deren unausbleibliches Ende ſtets des Uebelthäters Vernichtung iſt. Das Gericht des Herrn gleicht einem Flammenſchwerte; wer Augen hat, der kann ſehen, wie es in göttlich erhabener Majeſtät und Schreckniß das Chaos der Weltgeſchichte durchkreiſt, wie ſehr es überall im Geſchicke des Menſchen und der Menſchheit Wahrheit und Lüge ſcheidet, dem Leben bewahrt, was des Lebens würdig iſt, den Flammen ohne Erbarmen übergibt, was den Tod verdient, dem Kosmus Gottes und nicht dem Chaos des Teufels Raum ſchafft. So erſcheint es Jedem, der ein Menſch und nicht ein ſtörriger Widerſacher iſt. Dir, Jämmerlicher, dünkt das unglaublich. Uns iſt es erſchütternde Gewißheit, das unveränderliche Geſetz des Ewigen, magſt Du es glauben oder nicht. Die Furcht, daß wir uns an dem Widerſpruche theilhaftig machen, den Du wider Gott und Ewigkeit erhebſt, treibt uns, Dir nicht länger zu geſtatten, daß Du unter uns wohnſt. Wie ein Vagabunde, der den Reihen entflohen iſt, in denen die Menſchen ſich aus Sorge für ihr ewiges Wohl halten müſſen, wie ein Vagabunde, deſſen Hände noch roth ſind von Blut, und der klärlich gegen den Himmel und ſein Gebot gekämpft hat, ſchließen wir Dich feierlich von der Gemeinſchaft mit uns aus."

Dieſe energiſchen Worte verdienen gehört zu werden. Obwohl Carlyle das Maß überſchreitet, trifft er, wenn ich nicht irre, die Demokratie, die er ins Licht ſtellen wollte, ſchärfer als in ſeinem erſten Pamphlet. In jedem Fall hat er den Geiſt des Jahrhunderts wohl verſtanden, unſer Reden und Handeln beſtätigt ſeine Worte nur zu ſehr. Es iſt Mode, über Leiden gerührt zu ſeyn, gleichviel woher ſie ſtammen, die Böſen, wie die Guten zu lieben; man begnügt ſich nicht, den Menſchen das Rechte zu lehren, damit ſie die Frucht guter Werke ärndten, nicht dem Elende zu ſteuern, indem man das Volk von ſeinen Thorheiten und Nichtigkeiten zu heilen ſucht, deren Folge jenes Elend iſt, ſondern verfährt viel kürzer, verlangt, Vergehen ſollen keine Strafe leiden, Thorheit ſolle gedeihen, wie Arbeit, der Emeutenkämpfer ſolle geachtet ſeyn, wie der, welcher das Geſetz ehrt, und göttliches und menſchliches Gericht keine Geltung mehr haben. Iſt das Großmuth? iſt es ein gutes Zeichen? Carlyle, der klar erkannte, wohin dies führe, ſagt in einer Art prophetiſcher Begeiſterung:

„Lohn und Strafe, leider muß ich es bekennen, werden auf gleiche Weiſe zuerkannt. Die Ehrenämter und die Bronzeſtatuen der von Euch gewählten Halbgötter zeigen, welcher Art Helden Ihr feiert. Wehe dem Volke, welches Verdienſt und Unwürdigkeit nicht mehr unterſcheidet; eine unabänderliche Nothwendigkeit führt es dem Verderben entgegen, und verläßt es nicht ſeine unwürdige Bahn, ſo wird es allmälig mehr und mehr verfallen. Unterlaßt Ihr es, den Helden als Helden zu ehren, ſo werdet Ihr ſicherlich Strafe dafür leiden, wenn ſie auch nicht gleich folgt. Eure dreißigtauſend Nätherinnen, Eure drei Millionen Bettler und die durch Eure Thorheit in Kannibalenzuſtand zurückverſunkenen Irländer werden nicht ſogleich an Eure Thür pochen, kommen aber werden ſie ſicherlich."

Gegen all' dies haben wir nur Eines einzuwenden. Wäre es der Menſchen Eigenſchaft, Verdienſt und Unwürdigkeit richtig zu ſchätzen, und nur eine Krankheit, dies nicht zu thun, ſo wäre es ſicherlich Pflicht, nie Nachſicht zu üben und verdientem Elende nie Almoſen zu reichen, da Vergebung der Fehler ſie ſteigert. Die Mehrzahl der Menſchen aber hat kein Urtheil, nicht die Thaten des Anderen, ſondern ihr eigener Inſtinkt beſtimmt ihre Meinung. Sind ſie dem Guten und Uebeln gegenüber nicht mild, ſo ſind ſie dem Guten und Uebeln gegenüber rauh. In der Zeit, wo die Aeltern ihre Kinder zu ſtrafen verſtanden, wußten ſie nicht liebreich zu ſeyn, jetzt, wo ſie dies verſtehen, ſind ſie unfähig zur Strenge.

Carlyle, der dies zu ſehr vergißt, ſpricht manches gefährliche Wort. Er geißelt diejenigen ſtreng, welche meinen, einziger Zweck des Geſetzes ſey, die Gemeinde zu ſchützen und böſes Vorhaben zu hindern. Anſtatt den Geſetzgeber auf die Erfahrung zu verweiſen, verweiſt er ihn zu ſehr auf das Gefühl von Recht und Unrecht, auf das Orakel, welches Werth und Unwerth der Dinge erforſcht und in Lohn und Strafe Jedem gegenüber den Willen Gottes erfüllt. Dieſer Weg führt nicht zu irdiſcher Größe, ſondern zu Kampf und Streit und endlich zu der Machiavelliſtiſchen Idee, daß der Zweck die Mittel heilige. Maßen wir uns nicht die Eigenſchaften des Allmächtigen an. Auch der Weiſe, wenn er nach ſeinem Gewiſſen regiert, regiert nur nach einem Syſtem. Ihm liegt ob, zu prüfen, was Gott jeden Tag gethan, und Erfahrung zu ſammeln, dieſer allein aber zu lenken und zu beſtimmen, was ſtrafwürdig ſey. Die Geſellſchaft ſoll ſich nur vertheidigen. Carlyle hat gegen ſich ſelbſt gekämpft, indem er mehr forderte. Auf Mangel an Gewiſſen beruht die Krankheit unſerer Zeit nicht. Frühere Perioden haben ihre Helden nicht beſſer erkannt und geehrt, die Welt hat immer nur die bewundert, welche das Ideal preiſen. Das Ideal verfolgt ſeine Bahn, zerſtört, was der Menge mißfällt, und zugleich, was zum Leben unentbehrlich iſt. Indem ſie die Tyrannei des Kapitals vernichtet, vernichtet ſie das einzige Mittel, welches tauſend Thätigkeiten auf ein Ziel zu lenken vermag. Indem ſie den gehaßten Vorſteher der Fabrik unterdrückt, der ſich vom Schweiß der Arbeiter nährt, vernichtet ſie die Einſicht, welche leitete und gleich dem Leben eine unſichtbare Wirkſamkeit ausübte. Iſt Alles zugrundegegangen, ſo muß die Reaction wohl kommen, müſſen dem Ideal die Vertreter der Nothwendigkeit folgen. Sie reden von zu meidender Gefahr und werden gehaßt, gewähren nicht Allen Glück und werden daher der Gefühlloſigkeit beſchuldigt, und gelingt es ihnen, die Menſchen von einem Unvermögen oder Vorurtheil zu heilen und dadurch einen Fortſchritt zu ermöglichen, ſo mißt die Welt dies ſicherlich den Lobrednern des Ideals bei, die es forderten und feierten. Wer von den Gränzen menſchlicher Macht redet, iſt verabſcheut, man ſteinigt ihn, das iſt ſeine Beſtimmung, die der Weisheit iſt, ihr Beſtes zu thun, ohne darauf zu zählen, daß es anders kommen könne.

Das Geſetz übt nicht Gerechtigkeit, doch auch die Meinung nicht. Will man, daß Keiner oder daß nicht Jeder nach ſeinen Thaten beurtheilt werde, ſo zeugt das nach unſerer Anſicht nicht von Abnahme der Moral, ſondern dafür, daß wir nicht mehr verſtehen, welch' ſchützende Macht die Strenge des Geſetzes iſt, auf einen Irrthum gleicht, indem wir meinen die Menſchen beſäßen Erkenntniß des Guten und dankten ihm Fortſchritt und Tugend, ohne der Strafe zu bedürfen. Wenn die Vernunft kömmt, ſagen die Mütter, wenn die Erleuchtung kömmt, ſagen die Utopiſten, und wollen nicht, daß, bis dieſe erſcheint, Gerechtigkeit geübt werde. Weisheit kömmt nicht aus ſich, das muß man nach allen Himmelsgegenden

*) Ein großes Gebäude in London, das Hauptquartier der philanthropiſchen Meniagk.

rufen. Strafe oder, wenn man will, Erfahrung iſt der einzige Lehrmeiſter der Einzelnen, wie der Geſammtheit; Gott kennt kein beſſeres Mittel, um uns zu erziehen. So lange das Recht verletzt werden kann, wird es geſchehen, und ſoll Achtung vor dem Geſetz bei uns gelten, ſo muß es dahin kommen, daß die Emeute für verabſcheuungswürdig und ſchmachvoll erkannt wird, daß Jeder ſie inſtinktmäßig meidet, wie das Feuer. — So weit aber ſind wir nicht, Aufſtände aller Art ſind gefeiert worden; wer die Macht angreift, gilt für einen Helden. Die aufrichtigſten Freunde der Freiheit glauben dieſe zu fördern, wenn ſie die Fanatiker beſchützen, durch die ſie bedroht wird. Der Aufſtand iſt unſer Ideal, wird überall, wird in Theatern und Romanen verherrlicht. Scheint das Geſetz den Richtern zu ſtreng, ſo machen ſie ſich Lüge zur Pflicht, um es zu beugen und ſich ſelbſt zu geſetzgebenden Körpern zu erheben. Keine Macht weiß mehr, zu was ſie dient; ihre höchſte Ehre beſteht darin, ſich durch Feindſchaft Anſehen zu erringen. Das zeugt dafür, daß die urſprüngliche Barbarei uns zu fern liegt und wir uns ihrer nicht erinnern. Dank den alten Dämmen hat das Meer ſeit lange unſere Wohnungen verſchont, und wir wähnen nun, es liege außer ſeiner Natur, das Land zu verſchlingen. Der Grund unſerer Verachtung der Autorität iſt Schwäche und nicht Bosheit. Selbſt die Uebelthaten der Vergangenheit werden häufig aus einem zu hohen Standpunkt beurtheilt. Die Fehler unſerer Väter beruhten nicht in dem, was ſie in ſich trugen, ſondern in dem, was ihnen fehlte. Die unſeren haben dieſelbe Urſache. Es war uns nicht gegeben, die Gefahr zu erkennen, vor der die Autorität uns ſchützte. Auch haben wir das allgemeine Stimmrecht oder, richtiger, wir haben den Glauben daran, denn das iſt das wahrhaft Gefährliche. Ich fürchte, um uns zu heilen, wird jenes Recht ſelbſt uns durch die That zeigen müſſen, weſſen es fähig iſt. Gott hat Alles mit Vorſicht geordnet, damit Unverſtand nicht zu lange herrſche, hat gewollt, daß dieſer unfehlbar ſeine Früchte trage. Gebe der Himmel, daß wir nicht einer zu ernſten Lehre bedürfen, und daß wir verſtehen, ſie zu nutzen. (R. d. d. M.)

Dänemark.

Oerſted's Jubiläum.

So wenig es auch in unſerer von dem Waffenlärm des Krieges umbrauſten Zeit geeignet erſcheint, bei der gemüthlichen Feier eines Jubelgreiſes zu verweilen, ſo dürfte doch der Name des berühmten Mannes, deſſen neueſtes Werk, „der Geiſt in der Natur", wir unlängſt unſeren Leſern in mehreren Proben vorführten, eine Ausnahme rechtfertigen.*) Wir übergehen indeß die vielfachen Huldigungen, welche dem Jubilar von den verſchiedenſten Seiten her an ſeinem Ehrentage, den 7. November, dargebracht wurden, und heben nur, was der Tendenz unſeres Blattes mehr zuſagt, die Rede hervor, womit der Profeſſor Forchhammer bei dem zu Ehren des Gefeierten veranſtalteten Feſtmahle denſelben begrüßte. Sie lautet, nach „Fädreland", alſo:

„Konferenzrath**) Oerſted! Sie ſehen ſich hier von einem Kreiſe Ihrer Mitbürger umgeben, welcher dieſer feſtliche Tag um Sie vereinigt hat, um Ihnen ihre Glückwünſche darzubringen. Während eines halben Jahrhunderts iſt Ihre mächtige Geiſteskraft, Ihr reiner Wille, Ihre ſeltene Ausdauer im Dienſte des Volkes und der Wiſſenſchaft thätig geweſen, und groß war der Segen, welchen Gott in dieſe Thätigkeit gelegt hat. Geſtatten Sie, daß ich, der Ihnen während der größeren Hälfte dieſer langen Zeit ſo nahe ſtand, an dieſem feſtlichen Tage die Entwickelung dieſer Wirkſamkeit in die Erinnerung zurückrufe und einen flüchtigen Blick auf deren Reſultate werfe.

Es ſind heute funfzig Jahre, als Ihnen der Staat einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Wirkungskreis***) anwies; allein die Pflege der Wiſſenſchaft verfolgt eine doppelte Richtung, indem ſie entweder, dem Höheren zugewandt, ſich ihre eigene Entwickelung zur Aufgabe macht oder, aufs Leben bezogen, ſich das Ziel ſtellt, ſie in immer größeren Kreiſen zu verbreiten und den Forderungen des Lebens dienſtbar werden zu laſſen. Lange Zeit galt die erſte Richtung als die einzige, welche die Aufmerkſamkeit des Gelehrten verdiente, und erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, als Oerſted ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn betrat, erwachte ein anderer Geiſt, und kräftig ſuchten viele der vorzüglichſten Pfleger der Wiſſenſchaften das Recht, in die Erziehung und ins Leben einzugreifen, auch für die Naturwiſſenſchaft in Anſpruch zu nehmen. Wenn ich einen Blick in dieſer Verſammlung umherwerfe, ſehe ich nur Wenige, die nicht von unſerem Jubilar in die Naturlehre eingeführt und ſich nicht von der Wärme, die ſeine Vorträge durchdrang, erwärmt und belebt gefühlt hätten. Wer von uns hat nicht das immer neue Intereſſe bewundert, womit er noch jetzt, nach einer halbhundertjährigen Lehrerwirkſamkeit, ſeine Lieblingswiſſenſchaft dem jungen Studenten enthüllt? Zu dieſer Lebensrichtung unſeres Freundes und Lehrers gehören überdies ſeine Stiftung der Geſellſchaft zur Ausbreitung der Naturlehre und ſeine kleinen Schriften, wodurch er ununterbrochen, und zuletzt mit Glück, für den größeren Einfluß der Naturwiſſenſchaften auf den Schulunterricht kämpfte.

Man hat geſagt, es ſey die Herrſchaft der Naturwiſſenſchaft im Leben, welche unſerer Zeit ihren Charakter verleihe, und in der That haben die verſchiedenen Staaten mit mehr oder minder großem Eifer, mit größerem oder geringerem Glück dem großen Vorbilde zu folgen geſucht, welches Frankreich in dieſer Richtung ſowohl während, als nach ſeiner erſten Revolution gab. Iſt die Staatsregierung erſt zu der Erkenntniß gekommen, daß die Staaten in ihrem großen Kampfe um Entwickelung und Wohlſtand die Naturkräfte zu Hülfe rufen müſſen, daß die Welle, die ſich an unſeren Küſten bricht, und der Wind, der über unſere Felder brauſt, ein Theil von der Kraft des Staates ſind, ſo wird dieſe Erkenntniß ſchnell das Bedürfniß nach Verbreitung techniſcher Kenntniſſe im Volke hervorrufen. Aber dieſe Erkenntniß zu wecken, iſt überall mit Schwierigkeit verbunden geweſen, und ſo auch nicht minder bei uns. Unermüdlich finden wir Oerſted mit der Entwickelung der polytechniſchen Wiſſenſchaften bei uns beſchäftigt. Durch Schrift und Rede, bei den Denkern des Staates, bei den Studenten und Handwerkern war er beſtrebt, ſeiner Lieblingsidee Unterſtützung und Anerkennung zu verſchaffen. Und dieſe Bemühungen waren von einem ſchönen Erfolge begleitet, denn die Anſtalt, welche wir Oerſted's unermüdlichem Eifer verdanken, ſo wie der große Einfluß ſeines berühmten Namens, haben bereits eine mächtige Einwirkung auf unſere ganze Entwickelung ausgeübt. Sie hat Gelehrte und wiſſenſchaftliche Techniker gebildet, ſie hat dem Fabrikanten und Handwerker mit Lehre und Rath geholfen, und der Staat hat beſtändig ihre Kenntniſſe und Arbeiten benutzt. Es iſt dieſe Anſtalt, in welcher Ihre dankbaren Zuhörer und Schüler dieſe Büſte,*) welche wir der Hand eines großen Künſtlers verdanken, aufgeſtellt ſehen möchten.

Heute vor funfzig Jahren wurden Sie zum Vertreter eines wichtigen Gebietes der Naturwiſſenſchaft an unſerer Univerſität und in ganz Dänemark berufen. Während eines Zeitraumes von dreißig Jahren haben Sie Ihre Wiſſenſchaft in Europa, in der ganzen Welt vertreten. So lange die Phyſik eine Wiſſenſchaft iſt, wird Ihr Name untrennbar mit deren Geſchichte verbunden ſeyn; was Sie in der Einſamkeit ihres Studirzimmers erſannen und mit geringfügigen Mitteln prüften, iſt eine große Wahrheit geworden, welche Tauſende von Menſchengedanken, von Menſchenhänden beſchäftigt. Es iſt, als ob in der erſten Verbreitung der Entdeckung des Elektromagnetismus eine Prophezeiung für ihre ſpätere Entwickelung läge. Faſt mit Gedankenſchnelle breitete ſie ſich über Europa aus; ſie ergriff alle Pfleger der Wiſſenſchaft; es dauerte nur kurze Zeit, bis ſie allenthalben beſtätigt wurde, und das Vorgefühl ihres künftigen Einfluſſes rief in dem ganzen Gebiete der Naturlehre ein neues Leben hervor. Es war, als ob ſie durch den elektriſchen Telegraphen mitgetheilt worden wäre, der erſt achtundzwanzig Jahre ſpäter als eine nothwendige Folge derſelben hervortrat. Man hat die Sicherheit bewundert, womit unſer berühmter Phyſiker ſogleich ſeine Entdeckung darlegte; doch es war Grund zu dieſer Sicherheit, denn vom erſten Tage an, wo die Entdeckung in die Welt hinaustrat, hat ihr Grundgedanke keine weſentliche Veränderung erlitten, aber, mit unendlicher Lebenskraft begabt, ſind ihre Entwickelungen bedeutſam geweſen und verſprechen, ins Ungeheure zu wachſen. Wenn Worte jetzt mit Gedankenſchnelle von einem Ende Europa's zum anderen fliegen, wenn Meer und Berge ſie nicht hemmen, ſo iſt es der Elektromagnetismus, welcher dem Worte Schwingen verleiht, und es wird die Zeit kommen, wo ein paar Metallplatten die Wagen auf den Eiſenbahnen treiben, und Kohle, welche nicht brennt, die Schiffe über das Meer zieht.

Aber es war nicht Ihre Wiſſenſchaft allein, der Ihre Zeit und Ihre Kräfte geweiht waren; jedes wahrhaft wiſſenſchaftliche Streben fand in Ihnen einen für Wahrheit und Geiſtesentwickelung warm fühlenden Theilnehmer, und wann hat eine für die Menſchheit und das Vaterland wichtige Sache in Ihnen den begeiſterten Fürſprecher vermiſſen laſſen?

In Ihren kräftigen Mannesjahren haben Sie kräftig ins Leben eingegriffen, in Ihrem friſchen Greiſenalter kehren Sie zurück zu des Jünglings Streben nach dem höchſten Ziel: Sie zeigen uns den Geiſt in der Natur.

Erlauben Sie, daß ein kleiner Theil des Volkes ſich zum Organ des Ganzen machen dürfe, und indem ich in ſeinem Namen die Bewunderung und Dankbarkeit deſſelben gegen Sie ausdrücke und Sie erſuche, mit dieſem Dokumente das Benutzungsrecht dieſes Ortes, welcher durch ſeine Erinnerungen Ihnen und dem Volke theuer iſt,***) entgegenzunehmen, ſpreche ich die Hoffnung aus, daß Sie in deſſen ländlicher Ruhe, umgeben von Ihrer Familie, noch lange Zeit Muße und Kräfte zu ähnlichen Werken erhabenen Denkens und tiefen Gefühls finden mögen."

Mannigfaltiges.

— Die älteſten engliſchen Zeitungen. Das älteſte Blatt im ganzen britiſchen Reiche iſt die Edinburgh Gazette, die ſchon im Jahre 1660 gegründet wurde. Das älteſte Blatt im eigentlichen England iſt der Stamford Mercury, der zuerſt im Jahre 1695 erſchien. Der aus dem Jahre 1737 datirende Belfast News Letter iſt das älteſte in Irland. Die 1766 gegründete Limerick Chronicle ſtammt aus einer früheren Zeit, als irgend eines der jetzt exiſtirenden Londoner Blätter, von denen die ſeit 1770 erſcheinende Morning Chronicle das älteſte iſt.

*) Kürzlich iſt im Verlage von C. B. Lorck in Leipzig, als Fortſetzung des „Geiſt in der Natur", auch eine deutſche Uebertragung von Oerſted's Vorleſungen über „die Naturwiſſenſchaft und die Geiſtesbildung" erſchienen. Allen Beſitzern des erſtgedachten Buches können wir auch die Anſchauung der an Natur- und namentlich an Menſchen-Beobachtungen überreichen neuen Schrift empfehlen. D. R.

**) Seine Jubelfeier brachte ihm den Titel eines Geheimen Konferenzraths.

***) Als Adjunkt in der Chemie bei der mediziniſchen Fakultät.

*) Durch die Beiträge der Verehrer Oerſted's waren vom Bildhauer Biſſen zwei marmorne Büſten des Gefeierten angefertigt worden, von denen man die eine der Familie Oerſted's, die andere der polytechniſchen Lehr-Anſtalt beſtimmte.

**) Das Feſtmahl fand in der Faſanerie, einem dem Staate gehörenden Luſtorte, im Friedrichsberger Garten gelegen, ſtatt. Im königlichen Friedrichsberger Schloſſe wurde Oerſted's Jugendfreund, geboren, weshalb ſich für Oerſted die angenehmſten Jugenderinnerungen an dieſen Ort knüpfen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 21. November 1850.

Schweiz.

Der Kupferstecher Samuel Amsler.

Das Journal der Künstlergesellschaft in Zürich enthält einen ausführlichen Bericht über Leben und Werke des rühmlich bekannten, am 18. Mai 1849 verstorbenen Kupferstechers Samuel Amsler, dem wir die folgenden Notizen entnehmen.

Das Dorf Schinznach am Fuße des Bötzberges in dem fruchtbaren Aargau war die Heimat Samuel Amsler's. Sein Vater, der dortige Bezirksarzt, ein ernster, sittlich und religiös sehr strenger Mann, hatte vierzehn Kinder zu erziehen und neben einer ausgedehnten Praxis eine nicht unbedeutende Landwirthschaft zu versehen, bei deren Besorgung ihm die drei Söhne bis zum vierzehnten Jahre, die Töchter bis zu ihrer Verheirathung helfen mußten.

Samuel war das vierte Kind und am 17. Dezember 1791 geboren. Neigung und Talent zur Kunst waren bei ihm Naturgabe. Er zeichnete schon sehr früh auf Tische und Bänke, später in seine Schulhefte, ja, er zeichnete auf der Weide, wenn er im Herbst das Vieh hütete, und legte, als er älter wurde und bei seinem Vater Latein und Französisch lernte, das Elementarbuch beiseite, um wiederum den Zeichenstift zu führen.

Unerbittliche Strenge war des Vaters pädagogische Regel und „Wiederholen wir Alles recht" sein Wahlspruch. Bei diesem Grundsatze und wenig Ausbildungsgegenständen wurde das Erlernte sehr fest gefaßt, und Samuel's Schreibhefte mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben und verwickelten Zügen, seine Kopien aus der in der Hausbibliothek befindlichen kurzen Naturgeschichte des Thierreiches sind so schön und sauber ausgeführt, daß sie noch heute als Vorlagen dienen könnten. Diese Leistungen, wie vorzüglich auch, genügten dem Vater nicht, und die Nachlässigkeiten, welche Samuel sich in den Grammatikstudien zu Schulden kommen ließ, zogen ihm viele und harte Strafen zu. Keine Entschuldigung galt, doch hinderte die größte Strenge nicht, den Kindern geistige Anregung zu geben, welche das innere Leben wach erhielt, und war der ernste Vater abwesend, so trieben die Jungen Muthwillen aller Art. In solcher Zeit verletzte sich Samuel einst an der Drechselbank das Knie so erheblich, daß er das Bett hüten mußte. Der Schmerz machte ihm nicht Sorge, auch der Wunsch nach Heilung nicht, aber der Gedanke an den Zorn des Vaters und die Bangigkeit davor trieb ihn, in zwei Tagen, die noch bis zu dessen Rückkehr vorlagen, Tell's Apfelschuß zu zeichnen. Das Vorbild zu der Landschaft fand er in Lorg's Ansichten, das zu den Figuren in seiner Fibel, und seine Leistung hatte den erwünschten Erfolg, die gefürchtete Scene abzuwenden.

Bald dienten ihm seine Schwestern vorzugsweise zu Zeichenmodellen, doch wurde sein Talent auch von dem Vater genutzt, indem Samuel ihm für seine medizinische Sammlung allerlei mißgestaltete Glieder zeichnen mußte, ohne daß Widerspruch berücksichtigt wurde, wie sehr auch die Vorlagen des Sohnes künstlerischem Schönheitssinn widerstreben mochten.

Die Mutter war eine sanfte, milde, höchst verständige Frau, die dem Vater bei Handhabung der entschiedenen Hausordnung zur Seite stand, dennoch aber die angeborne Neigung des Kindes zu nähren wußte. Wahrscheinlich geschah es durch ihre Vermittlung, daß Samuel von seinem zwölften bis zum vierzehnten Jahre wöchentlich ein paarmal nach der Lauéschen Kattunfabrik in Wildegg durfte, um dort bei dem Dessinateur Lehrheimer regelmäßig im Zeichnen unterrichtet zu werden. Dieser erkannte die Anlagen des Knaben und drängte den Vater, ihn zum Künstler zu erziehen. Der Sanitätsrath antwortete indeß stets: Keiner seiner Jungen solle eine brodlose Kunst treiben, und blieb bei diesem Ausspruche, ob auch der Knabe sein Talent, zum Staunen des ganzen Dorfes, schon für nützliche Zwecke verwendete, indem er einem Töpfer Vorbilder aus der Fabelwelt zur Herrath eines schönen grünen Ofens verfertigte, den ein reicher Bauer setzen ließ und der noch steht.

Keine Hindernisse achtend, wanderte Samuel am festgesetzten Tage ganz früh nach Wildegg und blieb dort, bis die Sonne sank. Die Familie Lauè wies ihm ein Plätzchen an ihrem Tische an, er war jedoch so schüchtern, daß er lieber sein kärgliches Mittagbrod, was die Mutter ihm mitgab, im Freien verzehrte. — Damals wurde der schöne Mittelbau im Habsburger Bade aufgeführt, und der Decorationsmaler Steinbrüchel verzierte dort Wände und Decke mit Bildern. Die Anschauung hiervon regte Samuel's Kunsttrieb mächtig an. Er hatte schon vorher versucht, den Grabstichel zu führen, Siegel in Kupfer gestochen, schwarze Kunst geübt und ein Taufscheinformular mit einem schlafenden Genius radirt. Jetzt wurde sein Verlangen nach solcher Beschäftigung noch lebhafter, und er bat den Vater immer dringender, daß er dem Zuge seines Innern folgen dürfe. Dieser erhob dagegen fortgesetzt die größten Schwierigkeiten, entschloß sich jedoch endlich auf Rath des Badearztes Stäbli, dem Pfarrer Hünerwadel, nachmaligem Professor der Theologie in Bern, einem anerkannten Kunstkenner, Probezeichnungen des Jünglings vorzulegen, und entschied sich nach dessen Urtheil, dem Wunsche Samuel's nicht länger zu widerstreben.

Nach fünf Jahren des Ringens und Harrens geleitete der strenge, aber immer liebreiche Vater seinen Sohn, wenn auch mit geringer Meinung von dessen Kunst, doch mit freundlicher Miene zu einem Kupferstecher nach Zürich. Diese Reise war Samuel sein Lebenlang eine höchst angenehme Erinnerung. Es war ihm wonnig zu Muthe, als der ernste Vater nun so vertrauend und freundlich mit ihm über seinen Beruf sprach, ihm nach gefaßtem Entschluß ängstliche Zusprüche ersparte und mit den Worten: „Mache mir Ehre", in Herzlichkeit von ihm schied.

Im März 1810 trat der junge Amsler bei dem noch lebenden Herrn Oberkogler ein, der seinen Schüler sehr liebgewann und schon am zwölften Tage dem zweifelnden Vater schrieb: „Er wird über alles Mittelmäßige hinausgehen."

Zuerst arbeitete er mit dem Grabstichel Engelchen, Adressen, selbst erfunden, und kopirte Landschäftchen und erneute den von Lips auf Kupfer gebrachten „Abschied des Nikolaus von der Flüe".

Bald nachher trat er bei Heinrich Lips d. Aelt. in die Schule, ohne daß dies die freundlichen Beziehungen zu seinem ersten Meister störte, und versuchte sich in getuschten Zeichnungen nach biblischen Vorbildern seines neuen Lehrers; stach einige Portraits und dann in verkleinertem Maßstabe den berühmten Müllerschen „Johannes", nach Domenichino, ohne deshalb kleine, ja, unbedeutende Arbeiten zu unterlassen.

Der Wunsch, seinem Vater zu genügen, trieb ihn in jener Zeit, seine übrige geistige Ausbildung nicht zu vernachlässigen. Er las Morgens, ehe er an die Arbeit ging, und beschäftigte sich auch mit Musik. Eigentlich nahen Verkehr hatte er mit Wenigen; die Freunde aber, die er in Zürich gewann, blieben ihm sein Lebenlang treu. In diesem jugendlichen Kreis wurden Göthe's, Uhland's und Körner's Gedichte mit Begeisterung gelesen und, unter Amsler's Klavierbegleitung, nach Fröhlich's Weisen gesungen.

Er schrieb oft und ausführlich nachhause, immer voll Ehrfurcht gegen die Aeltern, voll Liebe und Anerkennung für den älteren, voll Sorgfalt für den jüngeren Bruder. — Nach längerer Berathung mit seinem Meister gestattete der Vater ihm eine Reise nach Bayern. In Augsburg verweilte er einen Tag bei seinem ersten Lehrer. In München theilte Jakob Lips mit ihm ein Zimmer in der Nähe der Akademie, und Amsler brannte vor Verlangen, die Kunstschätze jener Stadt zu sehen. Der Direktor Langer, dem er einen Brief von Heinrich Lips und Probezeichnungen vorlegte, wies ihm die zweite Klasse der drei Abtheilungen der Akademie an, ermunterte und begünstigte ihn jederzeit. — Damals besuchte er die Kupferstecherklasse noch nicht, weil er sich vorerst im Zeichnen nach Antiken und Modellen üben wollte. Er lebte eingezogen und sparsam, gewann durch Anschauung der reichen Sammlungen Münchens und Umgang mit Künstlern ein immer klareres Verständniß seines Berufes und ergötzte sich in den kalten Winterabenden an wissenschaftlicher Lektüre, vornehmlich an des Livius römischer Geschichte. Das Streben, sich zu veredeln und seine Sitten rein zu bewahren, drängte ihn zu geistiger Beschäftigung, und es war ihm in diesem Sinne sehr erwünscht, daß Jakob Lips ihn in eine Gesellschaft junger, nicht mehr auf der Akademie arbeitender Künstler einführte.

1815 trat er in die Kupferstecherklasse, zeichnete und stach den „heil. Franziskus" und die „heil. Magdalena", beide sehr schön, das Portrait Mendel's nach einem Gemälde von Standart und mehrere Blätter nach antiken Bronzen, die damals in Tyrol gefunden wurden.

Amsler war in München mit dem Maler Rambour aus Trier, der in Paris bei David gelernt hatte, in nähere Beziehung getreten und berieth sich mit ihm über sein weiteres Schicksal. Der Sanitätsrath hatte nach seiner eigenthümlichen, einfachen und strengen Pädagogik Samuel stets äußerst kleine Geldsummen gesandt, für welche dieser jedesmal in derselben ehrfurchtsvollen Weise dankte, wie sich den überhaupt sein Verhältniß zu seinen Aeltern immer gleich blieb. Er theilte ihnen sein Vorhaben, in Gesellschaft Rambour's nach Italien zu gehen, ausführlich mit; der Vater willigte nach mancherlei Ueberlegungen endlich ein, und der junge Amsler sagte im Frühjahr 1816 München Lebewohl, um mit seinem Freunde Rambour zu Fuß nach der Schweiz zu ziehen. Dort hatte sich sein älterer Bruder eben verheiratet, wohnte zu Wildegg

in einem hoch und überaus schön gelegenen Hause, von dem aus man das ganze Aar-Thal überschaute und das zackige Juraprofil in den günstigsten Formen vor sich liegen hatte. Samuel kehrte bei dem Bruder ein, mit dem ihn die schönsten Jugenderinnerungen verbanden, und verlebte daselbst, in Gesellschaft seines Freundes Ramboux, glückliche Tage, denen das jugendliche, eheliche Verhältniß der Geschwister und die Nähe des Aelternhauses mannigfaltigen Reiz verlieh.

Im Herbste darauf setzte das Künstlerpaar sich wiederum zu Fuß in Bewegung, um sich Italien zuzuwenden. Das Geld, welches der Vater für die Reise und den ersten Aufenthalt in Rom gab, war entschieden ungenügend; die sorgliche Mutter, welche dies erkannte, nähte Goldstücke in den Kragen des Reisekleides, und man schied in Liebe und Freundlichkeit. Der Weg ging über Mailand, Lodi, Piacenza und Parma und von da nach Bologna, wo eben die aus Paris zurückgelieferten Kunstschätze eintrafen. Dadurch sah Amsler in jener Stadt Raphael's „heil. Cäcilia", Domenichino's „heil. Agnes", „die Kommunion des heil. Hieronymus" und „die Bekehrung St. Paul's", von Carracci, sammt anderen werthvollen Bildern mit hohem Genuß. Als aber die Wanderer an einem schönen Herbstabend vom südlichen Abhang des Appennins in das Arnothal bis zu der Stadt Florenz hinabblickten, die Sonne rings umher die Fluren vergoldete und die überall zerstreuten Villen in glänzendem Lichte hervorhob, glaubten sie sich in eine andere Welt versetzt.

Die beiden Freunde, die sich von Tag zu Tag besser verstanden, rasteten eine Weile in Florenz und fuhren von da mit dem Vetturino nach der heiligen Stadt. Der Augenblick dazu war günstig, denn das Jahr 1816 war gerade die Zeit des Wiedererwachens päpstlicher Herrschaft. Kirchemeinweihungen und Erneuungen und Klosterbauten wurden vorgenommen; viele altrömische Ruinen wurden von Schutt und Trümmern frei gemacht, Forschungen über diese Ueberreste und über die wirkliche Lage des römischen Forums beschäftigten Gelehrte und Künstler, und es konnte nicht fehlen, daß so viel Anregungen den Sinn beider Jünglinge, die von dem Wiederaufleben deutscher Kunst lebhaft erfüllt waren, zu großem Eifer spornte. Durch verschiedenartige geschichtliche und Kunstkenntnisse waren sie sich bei ihren Studien gegenseitig förderlich. Sie wohnten mit dem Kupferstecher Barth aus Hildburghausen auf dem Pincio in den oberen Räumen des Palastes l'Arco della Regina, und Rom, welches nach den überstandenen Kriegsjahren einen stillen, einfachen Charakter hatte, setzte auch äußerlich ihrem Künstlerleben kein Hinderniß entgegen.

Amsler hatte schon in München mit dem Kunsthändler Artaria aus Mannheim Verabredungen getroffen, welche ihm die Möglichkeit eröffneten, sich auf eine Weise zu beschäftigen, die sein Auskommen sicherte. Seine Bekanntschaft mit Thorwaldsen und Cornelius aber, die er in Rom traf, zog ihn in einen für seine Kunst entscheidenden Kreis.

Seine erste Arbeit jener Zeit war eine Charitas nach Thorwaldsen's Basrelief. Die folgende, „Amor und Venus", nach demselben Meister, ein fliegender Genius und endlich der Stich nach den weltbekannten Reliefs: „Nacht und Tag". Das erstere war Amsler's Lieblig unter den Compositionen des großen Bildhauers. Sein Stich von dem „Schäfer" und von der „Speranza" dieses Meisters stellte seinen Ruf bei Künstlern und Kunstkennern fest, und Thorwaldsen dachte ihm damals schon den Stich seines „Alexanderzuges" zu übertragen. Doch Amsler wollte nicht auf einer Bahn bleiben, sondern sich auch nach anderer Richtung wenden, und dazu ward ihm Gelegenheit durch Cornelius' Aufforderung, nach seinen Zeichnungen das Titelblatt zu den „Nibelungen" mit Barth zu stechen, der indeß nur sehr wenig daran that.

Der Tribut, den das römische Klima fordert, wurde auch Amsler nicht geschenkt. Er erkrankte im Winter 1818 am Fieber, genas jedoch beim Erscheinen der ersten milden Frühlingstage und war neu belebt durch das Gefühl wiederkehrender Kraft und mächtig angeregt durch die für Kaiser Franz veranstaltete Ausstellung deutscher Künstler, welche die Ueberzeugung eines Wiedererwachens vaterländischer Kunst zum festen Glauben in ihm gestaltete. Der Verein von jüngeren und reiferen Männern, welche damals in der Stadt der Päpste lebten, war von einem reinen Geiste beseelt, der zu schönen Leistungen trieb; und führten sie auch die verschiedenen Konfessionen in verschiedene Richtungen, so trennte sie dies doch nicht. Die Protestanten begeisterten sich durch gemeinsamen Gottesdienst, wozu der damalige preußische Gesandte Niebuhr auf dem Kapitol einen eigenen Saal einrichtete. Er schaffte eine Orgel an, man übte an Wochentagen, wo man sich versammelte, Choräle und Lieder ein, und Amsler war bei seinem ersten und zweiten römischen Aufenthalt der kleinen Gemeinde ein treuer Organist.

Im Frühling dieses Jahres verständigte er sich endlich mit Thorwaldsen über den Stich der ersten Blätter des „Alexanderzuges". Diese Aufgabe beschäftigte Amsler Jahre lang, doch widmete er sich ihr erst später ausschließlich, indem er vorerst noch seinen römischen Aufenthalt zu Studien nutzte. Das Blatt zu den „Nibelungen" war vollendet, als Cornelius im April 1818 nach München ging; für unseren Künstler ein großer Verlust.

Amsler's Hauptarbeit im Jahre 1819 war die „Madonna Stassa" in Perugia. Dort wurde er in der Casa Tanci auf das sorgfältigste gepflegt; die heitere, ungezwungene Weise der Landleute und Städter sagte ihm zu, das nahe Assisi und das am Hügel gelegene Kapuzinerkloster boten verschiedene Kunstschätze, und Amsler, den so vielfältig Erhebendes und Wohlthuendes in die beste Stimmung versetzte, erzählte oft, er habe in Umbrien die schönste Zeit seines Lebens zugebracht. Dennoch wurde er dort vom Fieber ergriffen, und dieses und der Eifer für die Arbeit ließen ihn lange gegen die Seinen verstummen. Da schrieb er endlich in den ersten Tagen von 1820 nach Hause: „Immer setze ich mich mit freudigem Herzen hin, um Eure Briefe zu beantworten oder Euch von mir Nachricht zu geben, und obschon selbige nie erfreulicher seyn konnten als gegenwärtig, fühle ich mich doch einigermaßen beklommen, und eine innere Wehmuth überfällt mich, wenn ich denke, daß ich Euch manche unruhige Stunde verursacht habe. Verzeiht mir, geliebte Aeltern und Geschwister, wenn ich verspreche, daß Euch künftig meine Nachrichten nie mehr so lange Monate entzogen werden sollen."

(Schluß folgt.)

England.

Jonathan Swift, Stella und Vaneſſa.

(Schluß.)

Als Oxford im Begriff war, sich ins Privatleben zurückzuziehen, richtete er ein Schreiben an Swift, worin er ihn ersuchte, wenn er seines ehemaligen glücklichen Freundes nicht überdrüssig wäre, „so viel Zeit an einen, der ihn liebt, wegzuwerfen, als nöthig wäre, ihn auf seiner traurigen Reise zu begleiten." Dieselbe Post brachte ihm die Nachricht, daß sein eigener Sieg errungen sey. Bolingbroke, der triumphirende, bat seinen Jonathan, so er seine Königin liebe, deren Minister beizustehen und ihm in seinem gefährlichen Unternehmen behülflich zu seyn. Man werde nicht ermangeln, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Herzogin von Somerset werde versöhnt, die Königin huldreich seyn; die Bahn der Ehre solle breit, offen und ohne Hinderniß vor ihm liegen. Bolingbroke und Harley waren also dem Swift gleich zugethan. Was konnte er in dieser Verlegenheit thun? Was würde eine Million Menschen, aufs Gerathewohl aus der Menge genommen, gethan haben, wären sie in seiner Lage gewesen oder so versucht worden? Gewiß nicht das, wozu sich Swift, in seiner ritterlichen Großmuth, ohne Weiteres entschied. Er verließ den Glücklichen, um dem Unglücklichen zu folgen und ihm Trost zu gewähren. „Ich bekümmere mich nicht", so lauten seine edlen Worte, „um Lord Oxford's Fehler als Staatsminister, denn seine persönliche Güte gegen mich war außerordentlich. Er zeichnete mich aus und wählte mich vor allen Männern, als er groß war." Einige Tage nach Swift's selbstverleugnender Entscheidung war die Königin Anna eine Leiche; sowohl Bolingbroke, als Oxford flohen, um ihr Leben zu retten, und Swift selbst verbarg sein unbeschütztes Haupt in Irland, unter einem Volke, welches ihn eben so fürchtete, wie haßte.

Während Swift's Anwesenheit in London im Jahre 1710 hatte er der Stella (denn unter diesem Namen ist Esther Johnson der Nachwelt bekannt geworden) regelmäßige Mittheilungen über seine täglichen Leistungen bei der neuen Regierung gemacht. Diese Mittheilungen stellen dieselbe Eigenthümlichkeit des Schreibers dar, welche sein Benehmen stets bekundete. Sie sind voll von Zärtlichkeit und Zutrauen, und nicht ohne eine Rohheit, welche stutzen macht und Anstoß giebt. Sie enthalten eine genaue und bis ins Einzelne gehende Erzählung, nicht nur alles dessen, was zwischen Swift und der Regierung vorfiel, sondern auch seiner wechselnden Gefühle, wie sie von Tag zu Tag entstanden, und endlich auch seiner körperlichen Schwächen, die man sonst nur dem Arzte mittheilt. Wenn Swift Stella auch in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes liebte, so gab er sich doch in seinen Briefen an sie wenig Mühe, die Gefühle, mit welchen sie ihren Helden betrachtete, zu nähren. Seine Mittheilungen sind nicht durchgängig harmonisch. Gegen das Ende vermißt man die Zärtlichkeit und Wärme, die Genauigkeit und die zutrauliche Aeußerung, die im Anfange so sichtbar sind. Wie sind aber im Stande, uns die Abweichung zu erklären. Swift hatte den Kreis seiner weiblichen Bekanntschaften ausgedehnt, als er in London für seine Freunde kämpfte. Er hatte besonders häufig das Haus einer Madame Vanhomrigh besucht, die zwei Töchter hatte, von denen die älteste ungefähr zwanzig Jahre alt war und ebenfalls Esther hieß. Diese war eine große Freundin der Lektüre, und Swift, der sich an solcher Beschäftigung zu ergötzen schien, ließ sich zum zweitenmale in seinem Leben herab, der Lehrer einer jungen Dame zu werden. Des großen Mannes Unterricht hatte stets die nämliche Wirkung auf seine Schülerinnen. Noch ehe Fräulein Vanhomrigh bedeutende Fortschritte in ihren Studien gemacht hatte, war sie über Hals und Ohren verliebt, und zum Erstaunen ihres Lehrers gestand sie ihm eines Tages ihre leidenschaftliche und unvergängliche Liebe offen ein. Swift erwiederte das Eingeständniß mit einer Waffe, die weit mächtiger ist gegenüber einem politischen Feinde, als wenn man sie auf das schwache Herz eines verliebten Weibes richtet. Er nahm seine Zuflucht zum Spott; als er jedoch fand, daß sein Scherz nichts half, versuchte er, das unglückliche Mädchen mit dem Anerbieten einer ergebenen und dauerhaften Freundschaft, auf tugendhafte Achtung gegründet, zu beruhigen. Er hätte eben so gut den Versuch machen können, einen Brand mit einem einzigen Eimer Wasser zu löschen. Da war keine Hülfe für den unglückseligen Mann. Er kehrte nach dem Tode der Königin mit zwei Liebesangelegenheiten auf dem Halse nach seiner Dechanei zurück, jedoch mit dem ernsten Entschluß, keine von beiden zu ermuntern, sondern beide zu besiegen.

Ehe er England verließ, schrieb er an Esther Vanhomrigh oder Vaneſſa, wie er sie in seinen Briefen nennt, und theilte ihr seine Absicht mit, alle seine Verbindungen in England zu vergessen und ihr so selten als möglich zu schreiben. So weit hatte er die Ansprüche Vaneſſa's beseitigt. Nachdem er in der Heimat angelangt war, miethete er eine Wohnung für Stella und ihre Gefährtin und wiederholte seinen Entschluß, seinen Umgang mit der jungen Dame nur unter den ursprünglich gestellten vorsichtigen Bedingungen fortzusetzen. Und insofern war er in Bezug Stella's beruhigt. Aber Swift hatte kaum Zeit, sich zu seinen Plänen Glück zu wünschen, als Vaneſſa sich in Dublin einfand und dem Dechant

ihren Entſchluß mittheilte, ihre Wohnung für immer nach Irland zu verlegen. Ihre Mutter und beiden Brüder waren todt; ſie und ihre Schweſter ſtanden nun allein in der Welt, und da ſie ein kleines Gut unfern Dublin hatten, ſo wählten ſie dieſes als ihren Zufluchtsort. Swift, den dies beunruhigte, machte Gegenvorſtellungen, drohte, zürnte — Alles vergebens. Vaneſſa begegnete ſeinen Vorwürfen mit Beſchwerden über Grauſamkeit und Vernachläſſigung und warnte ihn vor den Folgen, wenn er ſie verließe und ihr den Troſt ſeiner Freundſchaft und Gegenwart entzöge.

In dieſer ſeltſamen Verwirrung hatte der Dechant kein anderes Hülfsmittel, als die Dinge ihren eigenen Lauf nehmen zu laſſen. Er war der Zuverſicht, die Zeit werde Vaneſſa's heftige Liebe mildern und ihr die Hoffnungsloſigkeit derſelben zeigen, unterdeſſen ſuchte er durch gelegentlichen Umgang mit ihr einem etwaigen Akte der Verzweiflung vorzubeugen. Aber ſeine Beſorgniß um Vaneſſa's Sicherheit war der Ruhe Stella's verderblich. Sie grämte ſich und erlag allmälig unter der Veränderung, welche in Swift's Benehmen gegen ſie ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Vaneſſa vorgegangen war. Swift, um die Wohlfahrt ſeines Schützlings ernſtlich beſorgt, erſuchte einen Freund, die Urſache ihrer Krankheit auszuforſchen. Das war nicht ſchwierig. Seine Gleichgültigkeit und der öffentliche Leumund, welcher ganz frei von ihrer unerklärlichen Verbindung ſprach, waren allein an ihren Leiden ſchuld. Das war genug für Swift. Er hatte zwar das Alter überſchritten, in welchem er beſchloſſen hatte, ſich zu verheirathen, dennoch war er bereit, Stella zu heiraten, vorausgeſetzt, daß die Heirat geheim gehalten würde und ſie damit zufrieden wäre, für ſich zu wohnen. Die arme Stella war mehr als zufrieden, aber hier überſchätzte ſie ihre Kraft. — Die Heirat fand ſtatt, und gleich darauf zog ſich der neue Ehemann in einen Anfall von Geiſteskrankheit, die ihn auf ganze Tage in Trübſinn und Elend ſtürzte, zurück. — Welches die Beweggründe für die unerklärlichen Bedingungen dieſes wunderlichen Mannes geweſen ſeyn mögen, iſt unmöglich auszumitteln. Daß ſie die eines krankhaften und zu Zeiten gänzlich unzurechnungsfähigen Verſtandes waren, kann, wie wir glauben, nicht bezweifelt werden. Von Liebe, als einer zarten Leidenſchaft, hatte Swift keinen Begriff. Seine Schriften beweiſen dies, die Derbheit, welche ſich in ſeinen Werken ausſpricht, hat nichts mit der Zartheit gemein, welche vor jenen ſchmutzigen und ekelerregenden Bildern zurückſchrickt, in denen Swift ſchwelgte. In keiner ſeiner proſaiſchen oder poetiſchen Zuſchriften an ſeine Geliebte findet ſich auch nur ein Ausdruck, welcher Herz verriethe. Er ſchreibt als ein Vormund, als ein Freund, ja, als ein Vater, aber nicht eine Silbe entſchlüpft ihm, die den Schmerzen und Freuden eines Liebenden zugeſchrieben werden könnte.

Mit Stella verheiratet, zeigte ſich Swift eifriger als je, ſeinem Umgang mit Vaneſſa den Charakter der bloßen Freundſchaft zu geben. Ja, er ging ſo weit, daß er ſich bemühte, ihre Neigung für einen anderen Mann zu gewinnen, aber ſeine Verſuche wurden mit Unwillen und Verachtung zurückgewieſen. Im Auguſt des Jahres 1717 zog ſich Vaneſſa von ihrem Hauſe in Dublin nach ihrem Gute bei Celbridge zurück. Swift ermahnte ſie, Irland gänzlich zu verlaſſen, dazu war ſie jedoch nicht zu bewegen. Im Jahre 1720 ſcheint der Dechant die Einſiedlerin häufig beſucht zu haben, und bei ſolchen Gelegenheiten pflegte Vaneſſa einen oder zwei Lorbeerbäume zu pflanzen, um ihren Gaſt zu ehren, welcher ſeine Zeit bei der Dame mit Leſen und Verſemachen in einer Laube, die ſie in einem abgeſonderten Theil ihres Gartens hatte bauen laſſen, zubrachte. Auch einige der Verſe, die Vaneſſa gemacht, ſind uns aufbewahrt worden. Sie athmen die zärtliche Gluth des duldenden Mädchens und bezeugen die unerſchütterliche Kälte des Mannes. An der Unſchuld ihres Umganges kann nicht gezweifelt werden. Im Jahre 1720 verlor Vaneſſa ihre noch einzig übrig gebliebene Verwandte — ihre Schweſter nämlich ſtarb in ihren Armen. Durch dieſen Verluſt auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, wurde die Heftigkeit ihrer Liebe zu Swift unerträglich. Von Eiferſucht und Argwohn geplagt und mit dem angelegentlichen Wunſche, der Furcht, die ſich ihrer bemächtigt hatte, ein Ende zu machen, beſchloß ſie, ſich an Stella zu wenden und ſich von ihr ſelbſt genaue Auskundſchaft über ihr Verhältniß zu ihrem ſogenannten Vormunde zu verſchaffen. Die gewichtige Frage wurde Stella in einem Briefe vorgelegt, worauf dieſe in voller Ruhe erwiederte, ſie ſey des Dechanten Frau. Vaneſſa's Brief aber ſchickte Stella dem Swift ſelbſt zu, der darüber in Zorn gerieth. Er ritt ſofort nach Celbridge, trat in das Zimmer, wo Vaneſſa ſaß, ein und blickte ſie mit den Augen eines Tigers an. Das zitternde Mädchen hieß ihren Gaſt ſich ſetzen. Er beantwortete die Einladung, indem er ein Packet auf den Tiſch warf und dann ſogleich davonritt. Das Packet wurde geöffnet, es enthielt nichts, als Vaneſſa's Brief an Stella. Ihr Urtheil war geſprochen, das zarte Herz brach, und in einigen Wochen war die hoffnungsloſe, verlaſſene Vaneſſa in ihrem Grabe.

In ſeinem peinigenden Schmerze zog ſich Swift gänzlich von der Welt zurück. Zwei Monate lang nach Vaneſſa's Tode kannte Niemand ſeinen Aufenthalt. Nach Verlauf dieſer Periode jedoch kam er nach Dublin zurück und um ſo ruhiger nach dem Kampfe, den er durchgekämpft. Er widmete ſich den Staatsangelegenheiten von neuem mit großem Fleiße. Seine Feder hatte jetzt ein edleres Amt, als einen unwürdigen Mann in unverdienter Macht zu erhalten. Wir können jedoch nur andeutend von ſeinen Arbeiten ſprechen. Irland, das Land, nicht ſeiner Liebe, ſondern ſeiner Geburt und Adoption, welches als eine eroberte Provinz behandelt wurde, verdankt ſeine Befreiung von abſoluter Sklaverei einzig und allein Swift's großen und unbeſiegbaren Anſtrengungen. Er allein widerſtand der engliſchen Regierung und überwältigte ſie im Kampfe. Seine Popularität in Irland war ſelbſt in dieſem erregbaren und edelmüthigen Lande beiſpiellos. Belohnungen wurden verſprochen, wenn man ihn verrathen wollte, aber eher hätten Tauſende ſtatt ſeiner ihr Leben geopfert, als daß nur ein Einziger von des Patrioten Untergang Nutzen gezogen haben würde. Er wurde mit göttlicher Verehrung behandelt, und jedes Haar ſeines Hauptes war dem Volke, das ihn anbetete, koſtbar und heilig.

Im Jahre 1726 beſuchte Swift zum erſtenmale nach dem Tode der Königin Anna England wieder und veröffentlichte, wie gewöhnlich, anonym, die berühmte Satire, unter dem Titel „Gulliver's Reiſen" bekannt. Ihr ſofortiger Erfolg war ein Vorbote des allgemeinen Ruhmes, welchen dieſes meiſterhafte und ſeltſame Werk ſeitdem ſich erworben hat. Swift ſchloß ſich noch einmal ſeinen literariſchen Freunden an und lebte beinahe gänzlich mit Pope zuſammen. Doch während man ſich von allen Seiten um ſeine Freundſchaft bewarb, erhielt er die Nachricht, daß Stella krank ſey. Beunruhigt und voller Gewiſſensbiſſe, eilte er nachhauſe, wo er, von dem irländiſchen Volke im Triumph empfangen, die Frau, auf deren Tod er vorbereitet war, bei leidlichem Wohlſeyn antraf und von ihr mit Freuden bewillkommnet wurde. Als Stella im März 1727 hinreichend geneſen war, wagte ſich der Dechant noch einmal nach Enand, um jedoch bald wieder zu dem Schmerzenslager ſeiner unglücklichen Frau zurückgerufen zu werden. Krank an Körper und Seele verließ Swift plötzlich Pope, mit dem er in Twickenham zuſammen gewohnt hatte, und zuhauſe angekommen, mußte er ſeine Stella am Rande des Grabes finden. Bis zum letzten Augenblick blieb er an ihrem Lager, indem er die größte Zärtlichkeit an den Tag legte und der Kranken allen nur möglichen Troſt gewährte. Kurz vor ihrem Tode hat man einen Theil eines Geſprächs zwiſchen dem trübſeligen Paare belauſcht. „Nun, meine Theuerſte", ſagte der Dechant, „wenn Du es wünſcheſt, ſo ſoll unſere Ehe bekannt gemacht werden." Stella's Antwort beſtand aus wenigen Worten. „Es iſt zu ſpät", ſagte ſie. „Am 28. Januar", ſchreibt einer der Biographen Swift's, „beſchloß Eſther Johnſon ihre müde Pilgerſchaft und ging hinüber nach jenem Lande, wo man weder heiratet noch verheiratet wird", das zweite Opfer einer und derſelben hoffnungsloſen und verzehrenden Leidenſchaft.

Swift ſtand jetzt allein in der Welt und war dazu verdammt, die erdrückende Einſamkeit ſiebzehn Jahre lang ertragen zu müſſen. Dieſer Zeitraum war in der That ein höchſt düſterer für ihn. Schon ſeit ſeiner Jugend hatte der Dechant ſchmerzliche Anfälle von Schwindel und Taubheit gehabt. Von 1736 an wurden dieſe Anfälle häufiger und heftiger. Im Jahre 1740 wurde er völlig raſend, und die Tollwuth verließ ihn nur, um einen noch mehr zu bemitleidenden Blödſinnigen aus ihm zu machen. Drei ganze Jahre lang wußte der arme Mann nichts von Allem, was um ihn her vorging, und ſprach nur zweimal. Am 19. Oktober 1745 nahm Gott in ſeiner Gnade den ſchrecklichen Anblick von den Augen der Menſchen hinweg und befreite den Dulder von ſeinem Elende, ſeiner Erniedrigung und ſeiner Schmach.

Punchiana.

Punch über den Friedenskongreß in Frankfurt.*)

Nach dem Induſtrieanſtellungsgebäude in Hyde Park und der Cambridge-Dotation, über welche er jedoch auch noch in ſpäteren Nummern Gift und Galle gießt, hat Punch drei neue Themata in dem Frankfurter Friedenskongreß, in dem der Legitimiſten zu Wiesbaden und in dem Anfall der Brauerknechte**) auf Hapnau gefunden. Nur Schleswig geht bis dato leer aus: beſſer ſo, als wenn er ſich im Sinn und Stil des Londoner Protokolls vernehmen ließe, was ſo viel wäre, als: es rein verderben mit allen deutſchen Herzen. Hören wir lieber, was er, für Viele gewiß recht unerwartet, über den Friedenskongreß in Frankfurt bemerkt:

„Wie***) würde", leitet er den Gegenſtand in Nr. 478 ein, „die Welt ins Stocken gerathen, wenn es keine Enthuſiaſten und Utopier mehr gäbe, die durch ihre Ungereimtheiten dann und wann das Zwerchfell der ernſthaften und weiſen Leute zu einem heilſamen Gelächter erſchüttern! — Da hat ein Harvey verſichert, die Entdeckung des Kreislaufs des Blutes gemacht zu haben. Und die Welt lachte, ſchalt ſeinen Unſinn, ſtrafte ihn durch Entziehung der ärztlichen Praxis. Da hat ein Jenner, nachdem er die Hände einiger Milchmägde beobachtet, eine Theorie über das Pockengift erſonnen und erklärt, in der Kuh habe er ein Mittel gegen Kinderblattern gefunden. Und die Welt brach in Lachen aus, und Spaßvögel weiſſagten das Wachſen von Kuhhörnern aus den Häuptern grimpfter Kinder. Als man den Leuten ſagte, unſere Straßen könnten durch entzündetes Kohlengas erleuchtet werden, lachten ſie wieder und behaupteten herzhaft, in einer Nacht würde London von einem Ende zum anderen in die Luft geſprengt ſeyn. Der Gasmann Winſor (bekanntlich von Geburt ein Deutſcher, Namens Winzer) war in ihren Augen eine Art Guy Fawkes,†) doch weit ſchrecklicher, als dieſer. Als das Dampfboot zum erſtenmal in Blackwall verſucht wurde und, ſchrecklich anzuſehen, daherbrauſte, erſcholl das Geſtade von Lachen; nie hatten die Bootsleute ſo einen Feiertag. Als Stephenſon von den Weiſen des Parlaments über ein Eiſenbahnprojekt examinirt wurde, wodurch es möglich werden ſollte, funfzehn Meilen in der Stunde zurückzulegen, ſchlug die Quarterly Review eine ſardoniſche Lache

---

*) Wir werden ferner die bisher beobachtete, aber nicht immer ſtreng innegehaltene Nummernfolge fahren laſſen und lieber den einzelnen Artikeln, wo es geht, beſondere Ueberſchriften geben. D. R.

**) Draymen, Karrenführer, ſo wegen der großen Bierwagen genannt, die mit ihren mächtigen Brauerpferden von Barclay einen weit verbreiteten Ruf beſitzen.

***) Das H in dem Anfangsworte „How" hilft der Indianer mit der dampfenden Friedenspfeife bilden.

†) Der Held der Pulververſchwörung, der noch immer alljährlich am 5. November in effigie verbrannt wird. Wie unſere Leſer wiſſen, iſt dieſes alte Volksfeſt, als Demonſtration gegen die Uebergriffe der römiſchen Kurie, vor einigen Tagen mit neuem Eifer gefeiert worden. D. R.

auf und fragte ironisch, ob man nicht eben so geschwind aus einer Kanone geschossen werden, als in solcher Weise fortkommen könnte.*)

„Und wenn" — fährt der Satirikus, ernster und ernster werdend, fort — in letzter Woche der Friedenskongreß in der Frankfurter St. Paulskirche**) zusammentrat, auch „Tiger" Haynau aufmerksam zuhorchte, ohne darum in ein Lamm verwandelt zu werden, lachten da nicht auch die Weisen über die friedenstiftenden Kannegießer und all' die simpeln Leute im Quäkerkostüm? Nun, die superkluge Welt hat gelacht über Circulation des Bluts, Gas, Dampfer, Eisenbahnen; warum sollte die Welt nicht auch die Friedensprediger angrinsen? Warum nicht ein Theorem bis dahin, wo es triumphirend zum Grundsatz erhoben wird, ganz eben so lächerlich seyn, als Pockenimpfung? Wenn Jenner ein Quacksalber war, warum sollte die Taube, das Symbol des Friedens, nicht für einen fabelhaften Vogel erklärt werden? — Unterdessen, und nur wenige Stunden nach Abreise des Friedenskonvents, knüpfte der elektrische Draht das Band zwischen England und Frankreich, und der Lichtfunke wird zum Botschafter zwischen Nationen, die bisher natürliche Feinde waren. Ein elektrischer Draht von Dover bis Kap Grisnez! Wie viel Stoff zu Glossen über die Lacher!"

In Nr. 479 sieht sich freilich Punch genöthigt, den neuen, durch den Riß des unterseeischen Telegraphen erfolgten Bruch zwischen den zwei Nationen zu vermeiden. Nicht das erstemal sey es, daß „a leaden conductor" (leaden, bleiern) die beiden Mächte aus einander gebracht habe. Aber seine Hoffnung steht fest, daß, wie dieser Schade nächstens, so künftig jedweder Bruch zwischen den Nachbarvölkern zu beseitigen seyn werde. Auf einem der Bilder halten sich die geflügelten Genien beider, über dem Pas de Calais schwebend, innig umschlungen, und ein Chor Meernymphen schaukelt sich auf den Wellen und läßt sein Friede, Freude und Wohlgefallen! nach beiden Seiten hin erklingen. Kurz, es wird eine entente cordiale in Aussicht gestellt, wie sie kein Ludwig Philipp und kein Guizot je zu Stande brachten.

Gleichfalls in Nr. 479 wendet sich Punch nochmals zu den Lachern und läßt zuvörderst den Landwirth, Staatsmann, Doktor aus der Manchesterschule, Absolutisten and rothen Republikaner, kurz, Jeden sein geringschätziges Votum über die „Präliminarien zum ewigen Völkerfrieden" abgeben, worauf er also fortfährt: „Aber da sind Stimmen, die nicht in diesen Chorus einstimmen, gedankenvolle Gesichter, die mit Theilnahme und Mitgefühl auf diesen Protest im neunzehnten Säculo gegen den Ruf zu brutaler Gewalt blicken; Weise und Große giebt es, die in dieser Versammlung von Friedensfreunden etwas erkennen, was ganz und gar nicht lächerlich zu machen ist, so wenig wie die Eichel zu verlachen ist, wenn die Wissenschaft erklärt, daß ihr Herz den Eichbaum enthält. Alexander v. Humboldt ist von allen jetzt in Europa Lebenden der erfahrenste in Kenntniß der Menschen und Höfe, der tief gelehrteste, der umfassendst und gründlichst Gebildete. Er hat das Gebiet des Wissens so weit durchwandert wie die Regionen der Erdkugel. Alexander v. Humboldt lacht nicht über den Friedenskongreß. Es liegt kein Hohn in wohlerwogenen Worten, wie diese (Punch theilt hier die bekannte Zuschrift des Weisen an die in Frankfurt Tagenden mit). Aber vielleicht lächelt der philosophische Graukopf in seinen Bart oder faselt, wenn er dem Frankfurter Kongresse schreibt, „wie die ganze Geschichte der Vergangenheit zeige, daß unter dem Schirm einer höheren Macht auch dieses edle Streben im Leben der Völker zur Vollendung reifen werde." — „Pah!" schließt Punch, seine superweisen Landsleute persiflirend: „der arme Humboldt! der Visionär und Enthusiast! In solchem Alter, und ein Mann, der Höfe kennt und Länder und die Wissenschaft u. s. w.! 's ist zum Erstaunen! Aber — es ist ein Deutscher, und diese Deutschen sind solche Träumer!"

Zu diesem Schluß des Punch noch eine Nachschrift. Der deutschen Träumer und Ideologen in Frankfurt war bekanntlich eine auffallende, wie auch sonst erklärliche Minderzahl. Der Abhub der Träumenden war aus dem als praktisch hochbelobten Britanien und Amerika gekommen, wo es mit der Friedensliebe à tout prix noch seine aparte Bewandtniß hat. Fürs Zweite, und mit geziemender Ehrerbietung vor Humboldt's Namen, sey dennoch eingestanden, daß mir, wie Tausenden von Deutschen, die Verwirklichung der schönen Idee des Weltfriedens äußerst zweifelhaft erscheint, so zweifelhaft, wir, vom höchsten aller Standpunkte aus, dem religiösen, die Fortschritte der wahren Humanität, als deren nothwendiges Ergebniß der Weltfriede angekündigt wird; wir in Deutschland aber am wenigsten an die Verwirklichung des Projekts denken dürfen, so lange unsere hundert offenen Fragen — und das sind Kriegsfragen nach Innen und Außen — noch keine Antwort comme il faut gefunden haben, wir vielmehr deutsche und nichtdeutsche Diplomaten zu ihrer Nichtbeantwortung unnatürlich verbündet sehen. Die Peroration der Ehrenmänner in Frankfurt läßt sich recht hübsch in thesi hören, aber in praxi wäre besser: eine Million Deutscher in nationaler Erhebung auf dem Kriegsfuß, um ohne Federlesen rechts und links auf Deutschlands Feinde loszuschlagen, gingen auch darüber alle deutschen Federleser zugrunde. E. L—r.

*) Wie in Deutschland können dieses interessante Kapitel mit dem Beispiele Fr. List's vermehren, des Gehöhnten, Verfolgten, nun auch Gerechtfertigten. Allen Lesern sey sein Leben von Häusser angelegentlich empfohlen. Es ist ein Stück deutscher Geschichte, wie sie war und wieder spukt, nur in einer anderen Region.

**) „Bezahlte man da auch zwei Pence?" schaltet Punch hier ein, anspielend auf die neuliche Abschaffung der Twopence-Abgabe in der Londoner Namensschwester, welche ihm in einem früheren Heft Gelegenheit zu einem witzigen Vergleich zwischen dem St. Paulszweipfennig und dem St. Peterspfennig gegeben hatte.

Mannigfaltiges.

— **Tom Thumb's Haus.** Der unter dem Namen „Admiral Tom Thumb" (Thomas Däumling, auch Pouce genannt) auch in Deutschland bekannte amerikanische Zwerg hat sich zu Bridgeport in Nord-Amerika ein Haus bauen lassen, dessen Dimensionen zu den seinigen sich ungefähr so verhalten, wie die der kolossalen Figur der neuen Münchener Bavaria zu den Dimensionen des sogenannten Großstaates Bayern. Amerikanische Blätter sagen, Thumb's Palast besitze solche prächtige Eingangs-Pforten, so hohe und weite Säle und so imposante Säulengänge, als ob es eine Wohnung für Patagonier wäre. Tom Thumb mag vielleicht, eben so wie die Bavaria, mehr an seine künftige Größe, als an seine heutige Kleinheit denken. Wenn nur Beiden das Wachsen gar so schwer gemacht wäre!

— **Notizen aus Nord-Amerika.** In Pennsylvanien, einem Staate von ungefähr anderthalb Millionen Einwohnern, erscheinen jetzt nicht weniger als 318 tägliche Zeitungen und Wochenblätter, sechs Monatschriften, 25 sogenannte „Magazine" in monatlichen Heften und fünf Vierteljahresschriften.

In der erst vor wenigen Jahren entstandenen Stadt Milwaukie werden bereits sechs tägliche Zeitungen, worunter zwei in deutscher Sprache, herausgegeben.

Vierzig größere und kleinere Städte Nord-Amerika's, deren Census in diesem Augenblicke festgestellt ist und die vor zehn Jahren 382,913 Einwohner besaßen, zählen jetzt deren 831,803, was eine Vermehrung von 117 pCt. ist.

— **Obstbäume in Sibirien.** Nach einer von der russischen „landwirthschaftlichen Zeitung" (Semledjelcheskaja Gazeta) mitgetheilten Notiz, hat ein Herr Senfinow einen gelungenen Versuch mit Anpflanzung von Obstbäumen in Nertschinsk gemacht. Er ließ aus dem kaiserlichen botanischen Garten zu Odessa mit der Post zehn Kirschbäume kommen, die, in Kübel gepflanzt, sich mit Blättern bedeckten und jetzt von den Bewohnern jener nordischen Stadt als Seltenheiten bewundert werden.

Literarischer Anzeiger.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende des Jahres 1850
von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Cobbett (W.), Englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache u. s. w. bearbeitet von J. H. Kaltschmidt. 2te, umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1839. (22 Ngr.) **12 Ngr.**

Heym (J.), Russisches Lesebuch oder Auswahl auserlesener prosaischer und poetischer Aufsätze aus den besten russischen Schriftstellern. Mit einem französischen und deutschen Wörterbuche. Gr. 8. 1803. (15 Ngr.) **8 Ngr.**

Lang (J. G.), Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und fasslicheren Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1830. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

A new dictionary of the English and German language. By **E. H. Lloyd** and **G. H. Noehden.** In 2 parts. 2d edition, enlarged and corrected. — A. u. d. T.: Neues Handwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Von **E. H. Lloyd** und **G. H. Noehden.** 2 Theile. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ludwig (C.), Complete dictionary, English and German, and German and English. 2d Edition. — A. u. d. T.: Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1832. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Lüdemann (W. von), Lehrbuch der neugriechischen Sprache. Gr. 8. 1826. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Mengotti (F.), Del commercio dei Romani ed il Colbertismo. Memorie due. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauche herausgegeben von G. B. Chezzi. Gr. 12. 1833. (1 Thlr. 25 Ngr.) **8 Ngr.**

Negri (M. A.), Anfangsgründe der italiänischen Sprache. Gr. 8. 1809. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Weit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Bürgerstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 23. November 1850.

England.

Der Tower in London und seine Gefangenen.

„Der Tower", sagt Stow, „ist eine Citadelle, um die Stadt zu vertheidigen oder zu beherrschen, ein königlicher Palast zur Versammlung der Reichsstände oder zur Abschließung von Traktaten, ein Staatsgefängniß für die gefährlichsten Verbrecher, ein Kriegsarsenal in größter Vollständigkeit, die Schatzkammer oder der Verwahrungsort der Reichskleinodien, das gemeinschaftliche Depot der gerichtlichen Archive des Königreichs." So viel verschiedene Theile das Bauwerk aufweist, so viele Geschichtsdramen bietet der Tower von London dar, von denen jeder seine Peripathieen und Katastrophen hat. Geht man bis auf die normännischen Könige zurück, so sieht man den Monarchen seinen Tower als Schreckbild für die Einwohner der Stadt London benutzen, welche stets sächsisch, feindlich und erbost gegen die ausländischen Herren und bereit sind, sie hinter den breiten Gräben und starken Mauern anzugreifen. Zur Zeit des Königs Stephan entbrennt der Kampf zwischen den Londonern und Mandeville, Grafen von Esser, dem Gouverneur der furchtbaren Festung. Mandeville hat sich von der Kaiserin Mathilde bestechen lassen, welche den Sachsen die von Eduard dem Bekenner ertheilten Freiheiten verweigert; die tapferen Bürger verjagen Mathilde aus ihrer Hauptstadt, belagern den Gouverneur Mandeville und drängen ihn so sehr, daß sie sicherlich den Tower genommen hätten, wäre er ohne eine regelmäßige Belagerung zu erobern gewesen. Zur Zeit des Königs Johann behaupten die Anhänger des Monarchen den Tower gegen die Barone und die Städter bis zur Unterzeichnung des großen Freiheitsbriefes (magna Charta), nach welchem die City und der Tower, als Pfand für die Erfüllung der königlichen Verheißungen, in den Händen der Insurgenten verbleibt. Unter den Plantagenets machten die Könige aus dem Tower einen vorgeschobenen Posten, einen Ausfallspunkt, um das Volk zu beunruhigen und zu beherrschen, wobei jene Despoten in der naheliegenden Citadelle einen Schutz fanden gegen die Wuth ihrer oftmals unterdrückten, aber niemals beruhigten Unterthanen. Richard II., dieses königliche Kind, flüchtete mit seinem Hofe in den Tower, zur Zeit der berühmten Schilderhebung der Männer von Kent und Esser, die von Wat Tyler und Jack Straw angeführt wurden. Von jenen Wällen aus drang er eines Morgens, nur von sechzig Reitern begleitet, in Smithfield ein, an demselben Tage, wo Walworth den Rebellenhäuptling ermordete und seinen Herrn in so dringende Gefahr brachte, daß der junge Monarch ihr nur dadurch entgehen konnte, daß er sich selbst an die Spitze seiner empörten Unterthanen stellte.

Die älteste Geschichte des Tower ist zugleich auch die Geschichte des englischen Hofes. Von der normännischen Eroberung bis zum Fall der Stuart's, von der Thronbesteigung des Königs Stephan bis zur Regierung Jakob's II. war der Tower der königliche Wohnsitz, die gelegentliche oder beständige Residenz der Monarchen. Als Kriegsarsenal ist der Tower nicht weniger merkwürdig, denn man findet dort einen ungeheuren Vorrath von alten und neuen Waffen und Rüstungen, von Angriffs- und Vertheidigungs-Instrumenten aus jedem Zeitalter, sowohl für Streiter zu Fuß als zu Pferde, und endlich ein reiches Museum der Siegestrophäen aus den von England in allen Welttheilen geführten Kriegen.

Auch die Geschichte der sich im Tower befindenden Kronjuwelen ist von großem dramatischen Interesse; eine der ungewöhnlichsten Begebenheiten der englischen Annalen, der vom Capitain Blood und seinen Mitschuldigen versuchte Raub der Reichskleinodien, liefert allein einen seltsamen Roman. Seit dieser Zeit sollen, nach umlaufenden Gerüchten, sich sonderbare Dinge in jener Diamantenkammer ereignet haben. Alles ist nicht Gold, was glänzt, und man flüstert sich in die Ohren, daß die Ehrenkenschreiber einst Fakta zu berichten haben werden, von denen jetzt nicht ein Wort verlautet.

Als Aufbewahrungsort der nationalen Archive ist der Tower von höchstem Interesse für die Gegenwart sowohl, als für die Vergangenheit und die Zukunft. Es existirt kein Land, das reicher wäre an monumentalen Schriften, an gerichtlichen Aktenstücken, an Materialien für den Historiker und Gesetzgeber, als England. Aber was bei dem Anblick dieses alten Gebäudes jede andere Empfindung verdrängt, was uns unter den Bogengängen seiner endlosen Korridore und unter den Wölbungen seiner alten Kapellen durchschauert, ist der Gedanke, daß der Tower acht Jahrhunderte lang das große Staatsgefängniß Englands gewesen ist; daß die finsteren Gemächer dieser Bastille der alten britischen Monarchie von den ersten Berühmtheiten des Landes, von Chaucer und More, von Bacon und Fisher, von Raleigh und Eliot, von Harrington und Vane, von Russell und Sydney und so vielen anderen bewohnt wurden. Es befanden sich dort siebzig oder achtzig Kerker, und von diesen ist kein einziger, welcher nicht von den Verwünschungen unschuldiger Opfer widerhallt hätte, kein einziger, in dem nicht Menschen lebendig begraben worden, deren Namen heutzutage uns nur Theilnahme und Achtung einflößen. Man findet hier die trübsten Blätter der englischen Geschichte; man kann sie auf den Mauern lesen, wo sie von den Gefangenen eingegraben sind. Wem schauderte nicht bei einem Besuch jenes schrecklichen Gefängnisses, welches den Namen des Thurms von Beauchamp führt?

Schon seit langer Zeit forscht man nach dem Zeitalter, in dem der Tower erbaut wurde. Der Tradition nach hätte Julius Cäsar zuerst auf diesem Platze eine Citadelle errichtet, das Auffinden einiger unter Arcadius und Honorius geschlagenen Goldmünzen spricht zwar für diese Annahme, allein sie wird durch keinen anderen Beweis unterstützt. Sicher ist es, daß die ältesten Theile des Gebäudes aus dem Zeitalter der Normannen herstammen; der „weiße Thurm" ist, auf Befehl des Eroberers, von dem kriegerischen Bischof von Rochester erbaut worden und liefert ein merkwürdiges Beispiel von dem militärischen Charakter der Kirche zu den Zeiten der Kreuzzüge.

Wilhelm der Rothe und Heinrich I. fügten diesen ersten Bauwerken des Eroberers noch Manches hinzu: Wilhelm errichtete die äußere Mauer zur Zeit, wo er den wunderbaren Bau von Westminster begann; er ließ, um die Vollendung dieser beiden Bauwerke schneller und billiger zu erlangen, sich von den Bewohnern Londons und der umliegenden Grafschaften freiwillige oder gezwungene Hülfe leisten. Johann und Heinrich III. befestigten den Ort noch mehr. Seitdem sind mancherlei Veränderungen am Tower getroffen worden, werden selbst noch jetzt ausgeführt; der Theil, den die Gefangenen bewohnten, hat jedoch die wenigsten Veränderungen erlitten, denn die meisten Kerker sind genau so geblieben, wie sie zur Zeit der Tudors waren.

Eine vollständige Ansicht des Tower erhält man von dem eingeschlossenen Raum, auf den die Fenster des Trinity-House hinausgehen, von dem Platze aus, wo lange Zeit hindurch Ströme des stolzesten und edelsten Blutes von England durch Henkershand flossen, von Männern und Frauen, von Tyrannen und Opfern, von Herrschern und Unterthanen. Hier starben Monmouth und Jane Grey, Strafford und Esser, Anna Boleyn und Algernon Sydney. Der Tower, von diesem Punkte aus gesehen, läßt die verschiedenen Zeitepochen durch den mannigfaltigen Stil der Architektur erkennen; Eckthürme und Bastionen, Mauern und Gräben, Warten und Kapellen, Kasernen und Spazierplätze finden sich hier bunt durch einander, gewähren aber trotzdem einen lebhaften, pittoresken, nicht ungefälligen Anblick. Den Centralpunkt bildet der alte viereckige, von dem Eroberer erbaute Thurm, der von dem übrigen Gebäude getrennt ist und früher den Herrschern als Palast diente.

Nächst diesem sogenannten weißen Thurm ist das neue Arsenal der hervorragendste Punkt; es ist erst vor kurzem nach den Verheerungen der letzten Feuersbrunst erbaut und sticht auffallend vom übrigen Theil des Bauwerkes ab. Unmittelbar daran, nach dem Flusse zu, schließt sich eine unregelmäßige Linie von finsteren Mauern an, die hin und wieder mit Oeffnungen versehen sind, vor denen sich starke Eisenstangen befinden; diese Löcher versahen jene berüchtigten und abscheulichen Staatsgefängnisse, die unter dem Namen des blutigen Thurms, des Glockenthurms, des Beauchampthurms, des Schützenthurms u. s. w. bekannt waren, mit Luft und Licht. In diesen verpesteten Höhlen, wie wilde Thiere in Käfigen, haben Penn und Marlborough, Wallace und Bruce, die französischen Könige Johann und Karl geschmachtet.

Wenn man durch die Hauptpforte in das Gebäude eintritt, eine über den Graben führende steinerne Brücke passirt und die inneren Festungswerke durchschreitet, sieht man rechter Hand ein Staatsgefängniß, in welchem sich mehrere Zellen befinden, so wie ein Gewölbe von merkwürdiger und origineller Architektur. Diesem gegenüber zur linken Hand ist die äußere Mauer des Thurms, in dem Fisher, der Bischof von Rochester, zu gleicher Zeit mit Sir Thomas More, wegen verweigerter Anerkennung der religiösen Suprematie des Königs, eingekerkert war. Von diesem damals achtzig Jahre alten Prälaten, der auf dem Schaffotte endete, existirt ein an den Secretair Cromwell gerichtetes Schreiben, welches man nicht ohne schmerzliche Theilnahme lesen kann. Wenn dieses Gefängniß auch nicht, wie Viele behaupten, der Königin Elisabeth als Prinzessin zum Aufenthalt gedient hat, so scheint es ihm niemals an Bewohnern gefehlt zu haben, denn die Wärter haben sich öfter gerühmt, dort mehr als tausend Gefangene auf einmal angehäuft zu haben.

Geht man an dem eingestürzten Gewölbe des „blutigen Thurms" vorüber, so gelangt man nach dem Thurm von St. Thomas; hier findet man eine acht-

eckige Kammer, die nach Eduard dem Bekenner benannt ist. Der letzte Gefangene, welcher hier saß, war Ings, der Verschwörer aus der Catostraße. Unter dem Thurm St. Thomas sieht man jenen schrecklichen, an der Themse endigenden Gang, dessen Gitterthor den Namen Traitor's Gate (Verrätherthor) führte; denn die Staatsgefangenen wurden zu Wasser von hier nach den Tribunalen von Whitehall oder Westminster geführt und zurückgebracht. Dies geschah aus zwei Beweggründen; erstens gewährte der Weg auf der Themse eine große Zeitersparniß im Vergleich zu dem viel längeren durch die Straßen, zweitens gehörte der Strom eben so wenig wie der Tower zur Gerichtsbarkeit der City, sondern die Krone hatte hier die alleinige Jurisdiction.

Gegenüber dem Eingang des Thurms St. Thomas ist die Thür zur Archivkammer, einst der Wakefieldthurm genannt; nach dem weißen Thurm ist dies der älteste Theil der Festung und überrascht durch die Dicke und Festigkeit des Baumaterials seiner Stockwerke. Der untere Stock hat 23', der obere 28' im Durchmesser, während die Mauern unten 13' dick sind. Man kann sich nichts Schrecklicheres als diese Zellen denken, in denen, wie man sagt, Heinrich VI. gefangen gehalten und vom Herzog von Gloucester umgebracht wurde. Trotzdem dienen diese finsteren Räume seit mehreren Jahrhunderten zum Depot der Archive des Parlaments und der anderen Höfe.

Tritt man durch den Haupteingang in das Innere des Towers, so erblickt man über sich das Fallgatter zum blutigen Thurm. Dieser berüchtigte Wartthurm, in den man durch eine schmale Pforte eintritt, enthält zwei Zimmer und das Bleidach, auf welchem es dem Gefangenen verstattet war, Luft zu schöpfen. Die Schlafkammer ist klein, finster, widerwärtig, unheimlich und der Tradition nach der Schauplatz, auf dem die Ermordung der beiden Prinzen auf Befehl ihres Oheims Richard stattfand. Hier sind viele Großen eingekerkert gewesen und viele große Verbrechen begangen worden; das tragische Ende des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy's, dessen Bruder in York ohne Urtheil enthauptet wurde, die blutigen Schatten von Heinrich VI., von Georg, Herzog von Clarence, dem Bruder Eduard's IV. und Richard's III., von Sir Thomas Overbury, von Arthur Capel, Grafen von Esser, treten vor unsere durch die Schrecknisse des Orts erhitzte Einbildungskraft. Wenn Personen von solchem Range, die größtentheils aus dem königlichen Blute Englands hervorgegangen, ihrem Schicksale nicht entgehen konnten, was blieb den unbedeutenderen Gefangenen für Hoffnung übrig? Es ist hinreichend, diese verfallenen Zellen im Halbdunkel zu sehen, um ihnen ihre traurigen Geheimnisse zu entreißen. Ohne bei dem Ende der schönen Anna Boleyn, der stolzen und ehrsüchtigen Katharina Howard, der ehrwürdigen Margarethe, Gräfin von Salisbury, dem letzten Sproß des Hauses Plantagenet, bei der Geschichte der frommen und anmuthigen Lady Jane Grey zu verweilen, erwähnen wir, daß der letzte Bewohner dieses schrecklichen Thurms Arthur Thistlewood, einer der Verschwörer aus der Catostraße, gewesen ist. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Der Kupferstecher Samuel Amsler.

(Schluß.)

Im Juli 1820 eilte Amsler nach der Heimat. Der Empfang bei den Seinen war ein liebevoller, der Vater war mit der ökonomisch selbständigen Stellung des Sohnes zufrieden, und auch er betrachtete die heimischen Verhältnisse mit anderen Augen. Schmerzlich war nur das Wiedersehen mit der Mutter, die an einem chronischen Leiden daniederlag, welches keine Genesung hoffen ließ. Samuel wohnte bei seinem Bruder in Wildegg, stach die erste Platte des „Alexanderzuges" und ein treffliches Portrait von Pius VII. und war unverdrossen bei der Arbeit; fühlte sich auch wohl zu Hause und im schönen Schweizerland, konnte indeß doch Rom nicht vergessen und zog gegen Ende des Jahres 1821 wieder über die Berge nach der heiligen Stadt. Dort stach er drei Blätter zum „Alexanderzug" und unter mehreren Portraits das sehr gelungene von Meister Thorwaldsen, nach Bega's Gemälde. Er führte viele Zeichnungen berühmter Bilder zu späteren Stichen aus und ging im Sommer 1822 nach Perugia, um sich vom Fieber zu erholen, welches ihn in Rom wieder ergriffen hatte.*) Noch sehr schwach, empfing er in Perugia die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Der Gedanke an sie hatte ihn seit dem Abschiede von der Heimat viel beschäftigt, und er schrieb ihr nicht lange zuvor von Rom aus:

„Ich kann meinen Brief nicht abgehen lassen, ohne Euch, theure Mutter, besonders noch ein paar Worte beizusetzen, des Dankes und der kindlichen Liebe. Wohl haben wir schon einmal bis auf ein besseres Wiedersehen in unserem künftigen Vaterlande Abschied genommen, und mit Vertrauen dürfen wir auf dieses Glück hoffen, was uns Allen zu unendlichem Trost gereicht. Für den mir ertheilten mütterlichen Segen und Eure Wünsche für mein Wohl danke ich Euch noch aus Grund meines Herzens, so wie für Eure mütterliche Liebe, der ich mich mein ganzes Leben hindurch zu erfreuen hatte. Ueber mein künftiges Schicksal seyd unbesorgt; was von meiner Kraft abhängt, werde ich immerhin, wie es mir der Himmel bescheert, zu erreichen suchen, für die Zeit, wie auch für die Zukunft, so daß auch ich hoffen darf, daß wir uns einst wiederfinden werden jenseits, wo alle irdischen Leiden aufhören und nur ewige Seligkeit uns erwartet. Erduldet mit Ergebung und christlicher Geduld Eure Schmerzen, für deren Linderung täglich betet Euer Euch kindlich liebender Sohn Samuel."

*) Bei seinem ersten Aufenthalt in Perugia war Amsler mit voller Anerkennung seiner Leistungen zum Ehrenmitglied der Academia delle belle arti ernannt worden. Jetzt stach er dort nach einer Zeichnung von Ranke den „Jünglingskopf" (Platte 30), ein Blättchen von der einfachsten Behandlung.

Wie sehr auch vorbereitet, schmerzte doch der Tod der Mutter Amsler sehr tief, und er war in solcher Stimmung oft verzagt wegen seiner eigenen Leistungen; auch drückte ihn, daß er den Gedanken aufgeben mußte, seine Künstlerlaufbahn im Vaterlande fortsetzen zu können, bis er endlich dahin kam, solche Wünsche ruhig aufzugeben und seine Zukunft Gott anheimzustellen.

In dieser Stimmung zeichnete er in der Galerie Borghese die „Grablegung", von Raphael, die „Sibyllen" in Santa Maria della Pace und andere Bilder, um sie später zu stechen, und blieb mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt bis gegen das Jahr 1825 in Rom. Dann kehrte er noch einmal nach der Heimat zurück und wohnte von da an bis 1829 in Wildegg bei seinem Bruder, mit Ausnahme des Jahres 1826, welches er großentheils in Basel zubrachte. Daheim, wie in Rom, war er fleißig an den Platten des unterdeß sehr erweiterten, jetzt im Schlosse von Christiansburg aufgestellten Marmorfrieses mit dem Siegeszuge des Alexander. Er arbeitete an dem Stiche von Dannecker's berühmtem „Christus" und förderte den der „Grablegung", als das Jahr 1828 auf sehr erfreuliche Weise für ihn schloß, indem er seine künftige Lebensgefährtin, Fräulein Louise Lasé, kennen lernte und als Professor der Kupferstecherkunst und Mitglied der bildenden Künste nach München berufen ward. Ehe er dorthin ging, verlebte er in Wildegg glückliche Tage; verleugnete aber auch da sein Wesen nicht und wußte sein Arbeitszimmer sogar den erheiternden Besuchen der Braut anzugänglich zu machen. Mit ihr in stillen Gedanken angenehm beschäftigt, stach er damals die liebliche Figur der Knieenden in der „Grablegung". Erst in jener Zeit, wo Samuel eine gesicherte Stellung voraussah und dem Vater eine brave Schwiegertochter zuführte, war dieser ganz mit des Sohnes Beruf ausgesöhnt.

Im Sommer 1828 ging Amsler auf Besuch nach München, und im Mai 1829 verzichtete er auf sein heimatliches Bürgerrecht, um sich als bayerischer Staatsdiener mit seiner ihm erst kürzlich angetrauten Gattin an dem Orte niederzulassen, wo die neudeutsche Kunst ihre Hauptstätte gefunden. Sein Gehalt war nicht groß, er lebte jedoch wieder in einem anregenden Kreise von Künstlern, unter denen wir vorzugsweise Cornelius nennen, und hatte Muße zu eigenen Arbeiten. Er vollendete die letzten Blätter des „Alexanderzuges", der 1835, mit einem erläuternden Text von Schorn, herausgegeben wurde, und die „Grablegung", welche 1834 erschien. In jener Zeit arbeitete er Cornelius' Portrait und den bekannten, trefflichen Stich der „heiligen Familie", von Raphael, in der Münchner königlichen Galerie.

Amsler's Gemüthsart eignete sich nicht für glänzende Gesellschaften; ihm war es vornehmlich wohl im Familienkreise, und gern sah er dort seine Freunde bei sich. Zu denen, die ihn regelmäßig besuchten, gehörte der jetzt so berühmte Maler Kaulbach. Dieser brachte fast alle Sonntags-Nachmittage mit Amsler zu, zeichnete ihn in jenen Stunden in sitzender Stellung, fügte später dessen Frau, dann sein Söhnchen, sein Töchterchen und endlich noch eine Nichte hinzu, die zum Besuch bei der Familie wohnte. So entstand, wie zufällig, ganz allmälig eine der einfachsten, schön gruppirtesten Zeichnungen Kaulbach's. Auch der Kupferstecher Merz kam häufig in diesen Kreis. Später, als Amsler's Gesundheit litt, war es stiller bei ihm. Seine Künstlerhand ruhte indeß nicht; er stach nach Schwanenthaler's Modellen die sechzehn Malerstatuetten, welche in kolossaler Größe für die Fronte der Pinakothek gearbeitet wurden, und im Jahre 1838 „Joseph's Traumdeutung" nach Cornelius' Carton.

Damals hatte König Ludwig die berühmte „Madonna" aus dem Hause Tempi gekauft und wünschte sie durch Amsler gestochen. Zu diesem Zwecke hatte man das Gemälde in einem besonderen Zimmer in gutes Licht gebracht; dieses Zimmer durfte jedoch, aus Schonung für das auf Holz aufgetragene Kunstwerk, nicht geheizt werden, und Amsler mußte sich dort bei schon vorgerückter Jahreszeit an der inneren Wärme begnügen. Die Stiche nach Schwanenthaler's Standbildern von Goethe und Mozart gehören schon zu Amsler's letzten Arbeiten; die aber, welcher er die angespanntesten Kräfte am Schlusse seines leider zu früh endenden Lebens widmete, war die große Platte des in Frankfurt a. M. aufgestellten Gemäldes von Overbeck: „Triumph der Religion in den Künsten". Diese Platte auszuführen, ging er dreimal nach Frankfurt. Dort wohnte er jedesmal bei seinem ihm sehr werthen, sehr mit ihm übereinstimmenden Freunde Dr. Böhmer in einem Landhause; stand auch in obiger Stadt mit J. D. Passavant in sehr angenehmer, freundlicher Beziehung und brachte in jener Zeit ein paar überaus glückliche Tage bei seinem Jugendfreunde Rambour am Rheine zu. Endlich nach München zurückgekehrt, arbeitete er von früh bis spät mit größter Anhaltsamkeit und mochte dadurch wohl die Krankheitsanlage steigern, die er seit Jahren still in sich trug. Ob indeß wohl oder leidend, blieb er immer derselbe treue, sorgliche, umsichtige Gatte und Vater. Er war glücklich am heimischen Heerd, wurde bei der Erziehung kräftig von seiner Gattin unterstützt, die veredelnd auf die Kinder wirkte, und verstand es, die Seinen mit Ernst und Liebe an sich zu ketten.

Sechs Jahre, in denen er unablässig an seiner großen Platte arbeitete, steigerten seine Kränklichkeit so sehr, daß eine Kur nothwendig war. Sobald er daher eine letzte Ueberarbeitung seines Werkes vollendet und die Druckproben unter seinen Augen hatte abziehen lassen, ging er auf ärztlichen Rath nach Schinznach, um dort zu baden, und brauchte dann die Jodbrunnenkur in Wildegg. Die Krisen dieser Kur weckten Hoffnung, brachten aber bald Enttäuschungen. Er kehrte bei schon vorgerückter Jahreszeit mit seiner ältesten, ihn zart und leicht verstehenden Tochter nach München zurück und mußte dort bald jeder Thätigkeit entsagen.

Ohne die leiseste Klage trug er das Unvermeidliche. Die Erinnerung der Jugendzeit tauchte bei dem abgeschlossenen Leben mächtig auf; Jeremias Gotthelf's Schriften vergegenwärtigten ihm das schweizerische Volksleben auf das anziehendste; er ließ sich Stunden lang daraus vorlesen, und diese Lektüre,

das Klavierspiel seiner Tochter, der Blick der Hausfrau und die Fröhlichkeit seiner Knaben verschönten seine letzten Lebenstage, bis er endlich am 18. Mai 1849 ohne Todeskampf, scheinbar nur schlummernd, in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin die letzten Athemzüge aushauchte.

Frankreich.

Deutsche Studien in Frankreich.

Wie sehr das Studium der deutschen Wissenschaft im Auslande zu einer richtigen Erkenntniß und Auffassung der Thatsachen, namentlich auf dem geschichtlichen Gebiete, beiträgt, sehen wir aus einer in diesen Tagen erschienenen Kritik der vom Professor Ozanam (dem gelehrten Verfasser der auch in diesen Blättern gewürdigten Studien des italiänischen Mittelalters) zu Paris herausgegebenen, in der Anmerkung genannten Geschichtswerke.*)

In einem lesenswerthen Artikel des Journal des Débats vom 24. Oktober läßt nämlich Saint-Marc Girardin sich über diese beiden Arbeiten folgendermaßen aus:

„Die beiden Werke, die ich hier citirt habe, bilden ein vortreffliches Buch, welches von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gekrönt worden ist. Man würde mir nicht sehr Dank wissen, wollte ich durch mein Urtheil das jener gelehrten Körperschaft bestätigen, aber ich kann wenigstens aussprechen, wie viel Vergnügen und Nutzen ich aus dem Buche des Herrn Ozanam gewonnen habe.

„Die ganze moderne Gesellschaft", sagt Herr Ozanam, „beruht auf drei Grundlagen, auf dem Christenthum, der römischen Civilisation und der Niederlassung der Barbaren." Von diesen Grundlagen sind nur zwei, das Christenthum und die römische Civilisation, einer sorgfältigen Forschung unterworfen worden, dagegen ist dem Zustande der Barbaren nur nach der römischen Eroberung, nicht aber vor derselben, ein aufmerksames Studium gewidmet. Vorzüglich ist dieses Studium in Deutschland mit Eifer betrieben worden, es wurde dort sogar zu einer Art nationaler Manie. Diese Manie, die ihre Lächerlichkeiten hatte und die heutzutage sogar schädliche Folgen in der Politik hervorbringt, war für die Literatur sehr vortheilhaft. Sie erzeugte bewunderungswürdige Arbeiten, welche über den Ursprung der modernen Völker neues Licht verbreiteten. Mit diesen Erzeugnissen des neueren Forschungsgeistes wollte uns Herr Ozanam, wie er sagt, vertraut machen; natürlich hat er, ohne daß er es sagt, den überrheinischen Forschungen seine echt französischen hinzugefügt."

Es folgt nun eine kleine, für die französische Eitelkeit bezeichnende Tirade über den Vorzug des französischen wissenschaftlichen Geistes vor dem deutschen; dann fährt der Rezensent fort:

„Wie bedeutend und ausgebreitet auch die in unseren Tagen über den germanischen Ursprung der neueren Völker und die Institutionen der Barbaren gemachten Studien seyn mögen, so muß man doch nicht glauben, daß der Geschmack an dieser Studiengattung erst von den Anfängen unseres Jahrhunderts datirt. Im achtzehnten Jahrhundert war ein französischer Gelehrter, dem Ozanam nicht viel Bedeutung zuzuschreiben scheint, weil er ihn nirgends angeführt hat, ich meine Dubuat, ein großer Verehrer der Barbaren und ihrer Institutionen und hatte für sie den Ruhm, die wahren Begründer der modernen Gesellschaft zu seyn, in Anspruch genommen. Nach Dubuat kömmt Alles von den Barbaren her. Er hat dieses System in zwei gelehrten und mit Talent geschriebenen Werken: „Die Geschichte der barbarischen Völker vor der Gründung der neueren Staaten" und „die Anfänge der alten Regierung Frankreichs, Deutschlands und Italiens", entwickelt. Diesem System hat Deutschland seine Arbeiten und seine teutonische Begeisterung hinzugefügt. Dubuat hatte ein Unglück, welches seinem Rufe sehr geschadet hat. Obgleich er im achtzehnten Jahrhundert lebte,**) wich er doch in einem wichtigen Punkte von der allgemeinen Meinung des achtzehnten Jahrhunderts ab. Da er ein großer Freund der Barbaren war, so machte er sich auch zum Vertheidiger der feudalen Gesellschaft, indem er wohl begriff, daß das Lehnswesen eine Folge und Vervollkommnung der barbarischen Institutionen und Sitten war. Wenn die deutsche Barbarei, wie Dubuat glaubte, die Quelle alles Guten war, so konnte das Lehnswesen, welches nur der ruhigere und klarere Ausdruck derselben war, kein Uebel seyn. Dies ist die Meinung, zu der sich Dubuat dem achtzehnten Jahrhundert gegenüber dreist bekannte, und die er durch umfassende und eifrige Forschungen unterstützte. Das Lehnswesen einige Jahre vor 1789 vertheidigen, hieß wohl, sein Jahrhundert vor die Schranken fordern. Dubuat's echt deutsche Gelehrsamkeit war nicht weniger gegen den Gebrauch seiner Zeit, und diese sonderbare Verherrlichung der Geten, Gothen, Vandalen und Heruler als der Begründer und Schöpfer des mittelalterlichen Lehnswesens, während Voltaire das Mittelalter und Alles, was es herbeigeführt hatte, dem Abscheu und einer allgemeinen Verachtung preisgab, mußte Dubuat eine lächerliche Rolle spielen lassen. Er wurde nicht blos lächerlich, sondern sogar vergessen, und selbst Herr Ozanam erinnert sich nicht dieses ersten Lobredners der deutschen Barbarei.

Es ist wahr, und hier muß ich schüchtern einige Punkte andeuten, in denen ich von Herrn Ozanam abweiche, es ist wahr, sage ich, daß der Letztere, meiner Meinung nach, die Barbaren und ihre Institutionen nicht genug würdigt. Er fürchtet vielleicht den entgegengesetzten Vorwurf, und er suchte sich wegen einer Vorliebe zu vertheidigen, die er nicht besitzt. Er fürchtet, für einen Teutomanen zu gelten, hat aber durchaus keine Ursache dazu. Herr Ozanam ist Christ, ist Römer, ist sogar Gallier, bevor er Deutscher ist, und von den drei großen Grundlagen der modernen Gesellschaft, dem Christenthum, der römischen Civilisation und den Barbaren, liebt er die Letzteren am wenigsten. Sollte es etwa daher kommen, daß er sie zu gut kennt, weil er sie mit Fleiß studirt hat? Allein hier kömmt es nicht darauf an, zu wissen, ob die Barbaren mehr oder weniger liebenswürdig, als die römische Literatur oder als jene frommen Bischöfe sind, die den Norden Europa's christianisirt haben; es handelt sich darum, zu wissen, wer am meisten zur Gründung der modernen Gesellschaft beigetragen hat, ob die Römer des Kaiserreichs, die Bischöfe des siebenten und achten Jahrhunderts oder die Barbaren. Meiner Meinung nach haben die Barbaren das wichtigste Element bei der Gründung der neueren Gesellschaft gebildet, allerdings waren es die zum Christenthume bekehrten Barbarenvölker, allein sie hatten Vieles von ihren Institutionen, ihren Sitten und ihren ursprünglichen Ideen beibehalten, und waren vielmehr die Verbündeten des Christenthumes, weil zwischen den germanischen Sitten und Einrichtungen und den Gesinnungen, welche das Evangelium eingiebt, die Uebereinstimmung eine leicht herzustellende und natürliche war.

Herr Ozanam scheint an mehreren Stellen das Gegentheil beweisen zu wollen. Er läßt die Rohheit und das Ungeordnete in den barbarischen Sitten lebhaft hervortreten, ohne Zweifel, um die Nützlichkeit der christlichen Missionen und den moralischen Vortheil der Bekehrungen einleuchtender zu machen. Wir sind nicht in dem Grade Teutomanen, wie einige deutsche Historiker, welche Herr Ozanam mit Gerechtigkeit beurtheilt, so daß wir den christlichen Missionären etwa den Vorwurf machen sollten, die kräftige und majestätische Mythologie des Nordens vernichtet zu haben. Allein muß man denn, um das Christenthum zu verschönern, das germanische Barbarenthum häßlicher, als es verdient, darstellen? Herr Ozanam sagt z.B., daß die Polygamie in den Sitten aller Germanen begründet, daß sie überhaupt das gewöhnliche Recht der nordischen Völker gewesen wäre. Ich will mich hier nicht zum Vorkämpfer ihrer moralischen Sittenreinheit aufwerfen und glaube gern, daß die Leidenschaften in einer Gesellschaft, in welcher Gewaltthätigkeit und Unregelmäßigkeit herrscht, freien Lauf haben. Indessen lobt Tacitus die Lauterkeit der deutschen Sitten, und weit entfernt, zu behaupten, daß die Polygamie in den Sitten aller Germanen begründet wäre, schreibt er ihnen das Verdienst zu, das einzige barbarische Volk zu seyn, bei welchem die Monogamie in Ehren gehalten werde. Wenn man das Buch „de moribus Germanorum" und die Geschichtschreiber des Nordens liest, sieht man leicht, daß die Frauen bei den deutschen Völkern eine unabhängigere Stellung, als bei den Römern und Griechen hatten. Die Jungfräulichkeit selbst stand dort in großem Ansehen; es gab dort jungfräuliche Priesterinnen, die man als von den Göttern inspirirt verehrte; es gab dort kriegerische Jungfrauen, welche die nordische Mythologie zu Gottheiten gemacht hat. Die Sitten dieser Barbaren waren der Strenge und Reinheit der evangelischen Moral weniger entgegen, als die Sitten der griechischen und römischen Welt. Es ist dies der Gedanke Salviens, welcher sagt, „daß Gott die Welt den Barbaren überliefert hätte, damit ihre Schamhaftigkeit die Erde reinige, die ganz von den römischen Ausschweifungen beschmutzt war."

Ich muß besonders Einen Punkt hervorheben, in welchem Herr Ozanam, meiner Meinung nach, den Barbaren den gebührenden Antheil, den sie an der Gründung der neueren Gesellschaft gehabt, nicht zugestanden hat. Er hat nicht auseinandergesetzt, daß die Barbaren, indem sie das Lehnswesen schufen, die neuere Gesellschaft wirklich organisirt haben. Das Lehnswesen, mag es etwas Gutes oder Uebles seyn, war allerdings das Hauptsächlichste, das aus der Invasion der Barbaren hervorging, und die Form, welche die Barbaren der modernen Gesellschaft gegeben haben. Diese Form hat länger als sechshundert Jahre gedauert; es ist also, wenn man von den Barbaren spricht und wenn man den Antheil zeigen will, welchen sie an der Gründung eines neuen Sozialsystemes gehabt, unmöglich, nicht vom Lehnswesen zu sprechen.

Ich will denen, die das Lehnswesen instinktmäßig gegründet haben, keineswegs den Gedanken an ein gesellschaftliches System zuschreiben. Sie waren weder Philosophen, noch Publizisten. Dennoch haben sie ein System geschaffen, welches seine Logik hat, ein System, welches in dem Augenblick, wo es gegründet ward, das einzig mögliche war und welches in mehreren Ländern noch immer als soziales System fortdauert, als ein System endlich, welches allein fähig war, die Gesellschaft aus dem atomistischen Zustande zu dem hierarchischen, d.h. ins Leben, übergehen zu lassen. Da alle Grundlagen der früheren Gesellschaft zertrümmert waren, so versuchte die Feudalität nicht, sie wieder herzustellen. Es wäre dies einer jener Restaurationsversuche der römischen Gesellschaft gewesen, welche die Merowinger unternommen hatten, und die ihnen mißglückt waren, ja, durch die sie ihre Krone verloren. Auch Karl der Große versuchte eine Wiederherstellung derselben Art, aber obgleich er Karl der Große war, so hatten seine Versuche doch keinen Erfolg. Der deutsche Geist wollte die Restauration der römischen Gesellschaft nicht dulden, obgleich man ihm sagte, daß es zu seinem Nutzen wäre.

Herr Ozanam lobt Karl den Großen für das Bemühen, in seinem „de ordine palatii" das entstehende Lehnswesen zu organisiren und zu regeln. Allein ich kenne kein historisches Monument, welches besser, als das „de ordine palatii" von Hincmar, die Ohnmacht des alten römischen administrativen Geistes gegen den feudalen oder germanischen bekundet. Herr Ozanam nennt jenes Werk „das unter den stürmischen Regierungen seiner Nachfolger vergebens erträumte Ideal." Mir scheint es eher das Gegentheil der Feudalität als das Ideal derselben zu seyn. Was ist diese Palastordnung in der That? Eine ganz künstliche und ganz administrative Hierarchie.

*) Les Germains avant le Christianisme. Par M. Ozanam.
Études germaniques: la Civilisation chrétienne chez les Francs. Par M. Ozanam.

**) Sein Werk über die Anfänge der Regierungen erschien 1789.

Was die feudale Hierarchie besonders charakterisirt, ist ihre Realität. Statt für die auf die Ländereien vertheilten Individuen eine künstliche und systematische Ordnung zu schaffen, nahm sie sie, wie sie sie fand, von einander isolirt, ohne gesetzliche Bande, nach Zufall oder gemäß der Macht der Umstände mehr oder minder starke Gruppen bildend, so daß die Schwachen von den Starken Schutz verlangten und ihnen dafür huldigten. Zwischen diesen verschiedenen Gruppen hat die Feudalität eine Hierarchie gebildet, indem sie die Schwächeren den Stärkeren unterordnete. Was diese Realität, welche das Prinzip der feudalen Hierarchie ist, begründete und ihr Dauer gab, war das Erdreich, an welches die Einen als Leibeigene gebunden waren, und das den Anderen als Lehen angehörig gemacht wurde, indem das Erdreich seinen Besitztitel, seinen Rang, seine Lasten in den Feudalgesetzen hatte und sie seinem Besitzer mittheilte. Daher dieser Grundsatz des Lehnsrechts: kein Land ohne Lehnsherrn, kein Lehnsherr ohne Oberlehnsherren, mit Ausnahme des Königs, der Niemandes Lehnsträger ist, obgleich er der direkte Besitzer des Erdreichs seyn kann; dabei ist diese Unverträglichkeit des Königstitels mit dem eines Lehnsträgers eine von den Rechtsgelehrten der Monarchie nach und nach ins Feudalrecht eingeführte Beschränkung; es war dies der Anfang des Verfalls des Lehnswesens. In den Zeiten, in welchen das Lehnswesen ohne Schwierigkeit vorwaltete, gab jeder Ländersbesitz seinem Herrn Titel und Rang, und wenn dieser Herr auch der König war.

Ich behaupte nicht, daß das Lehnswesen ein Muster von Regierungsform sey; ich sage nur, daß das Lehnswesen eine Regierungsform und eine Hierarchie war, und daß dies eine große Wohlthat für die Gesellschaft ist. Wenn Herr Ozanam die Kirche mit Recht lobt, daß sie die Gesellschaft habe organisiren und regeln wollen, warum sollten wir nicht anerkennen, daß das Lehnswesen sie wirklich organisirt und Ordnung an die Stelle der Unordnung gebracht hat? Diese Organisation ist, ich gestehe es, keine kirchliche, sie ist eine echt germanische. Die Barbaren, deren Institutionen und Sitten Herr Ozanam so eifrig studirt hat, sind nur die Verwüster und Plünderer, mit denen die Geschichte sich kaum beschäftigen sollte, wenn sie nicht die Gründer der neueren Gesellschaft sind. Die Geschichte des Lehnswesens von der Geschichte der germanischen Einwanderungen trennen wollen, heißt, die Ursache nicht nach ihren Wirkungen beurtheilen. Die Barbaren lieben, ohne das Lehnswesen zu lieben oder wenigstens zu schätzen, heißt, den Vater lieben und die Kinder hassen, obgleich die Kinder dem Vater sehr ähnlich sind und sein Werk nur fortsetzen, indem sie es verbessern. Herr Ozanam verläßt die Barbaren im zehnten Jahrhundert, sobald sie einmal bekehrt sind, als wenn ihr Schicksal hiermit erfüllt wäre. Aber in diesem Zeitpunkte wird ihre Bestimmung, wenn auch nicht für den Himmel, so doch für die Erde größer, weil sie, indem sie Feudalität gründen, die moderne Gesellschaft zu gründen im Begriffe sind."

Mannigfaltiges.

— Balzac und seine Philosophie des Reichthums. In einer von der „Kölnischen Zeitung" gelieferten Lebensskizze Honoré Balzac's finden wir folgende interessante Notizen: „Daß Balzac in der That das Geld als den ersten Faktor unserer Gesellschaft betrachtete, dies geht aus seinem eigenen Leben unzweifelbar hervor. Sein schönster Traum war, sehr reich zu werden, und Monte Christo's Insel mochte in Balzac's Phantasie viel eher entstanden seyn, als in jener Alexander Dumas'. Alle seine literarischen Bestrebungen, seine unzähligen, oft naiven Speculationen hatten es zum Ziele, ihm schnell die Schätze eines Nabobs zu erringen. Er dünkte sich oft als ein neuer Midas, der Alles zu Golde macht, was er berührt, und doch war er nicht selten gerade das Gegentheil. Oft war er geradezu kindisch in seinen Glücksspeculationen, und der Mann, welcher ein Menschenleben in all' seinen Motiven, Entwickelungs- und Uebergangs-Epochen bis in seine tiefsten Tiefen zu ergründen vermochte, vergaß bei seinen poetischen Luftschlössern, was ein Schulknabe nicht übersehen haben würde. So legte er in seinem Garten des Hotel-des-Tardiers ungeheure Ananasbeete an, um an dieser exotischen Frucht ungeheure Summen zu gewinnen; er hatte eben nicht an die klimatischen Bedingungen gedacht, welche dem Gelingen seiner Speculation erforderlich gewesen wären. Doch glaube man ja nicht, daß Balzac den Geiz kannte; er war vielmehr verschwenderisch in seinem Geschmacke, so wie er freigebig war für arme Leidensgenossen. Es war eine Lieblingsidee von ihm, so viel Geld zu besitzen, daß er jeden Sonntag alle Schriftsteller zu sich laden und ihnen eine große Vase mit Geld vorsetzen könnte, aus der die Dürftigen so viel nehmen dürften, als sie eben brauchten. Wenn er in seinem häufigen Glückswechsel, der ihn vom Luxus eines orientalischen Fürsten nicht selten in die Hütte eines elenden Dorfes schleuderte, in den Flitterwochen des Ueberflusses lebte, wandten sich arme Kollegen nie ohne Erfolg an seine Großmuth. Balzac's Sehnsucht nach irdischen Schätzen entsprang daher nicht allein aus materieller Genußsucht, sondern aus dem Bewußtseyn, daß in unserer Zeit das Geld die Quelle des Schönen seyn könne, so wie es nur zu oft die Quelle des Lasters ist. Die „Zebrahaut", „Eugenie Grandet", die Doppelgeschichte: „Les parens pauvres", „Vaubain" u. s. w. behandeln dieses Thema in seinen mannigfaltigsten Seiten. Was die George Sand in dem Egoismus der unsittlichen Polizei-Ehe und der damit zusammenhängenden Tyrannei des modernen Familienlebens suchte, das glaubte Balzac im verderblichen Einflusse der Geldwirthschaft gefunden zu haben. Leider haben Beide Recht, und die Schöpfungen durch zwei Künstler ergänzen sich blos. Niemals sollte man aber, wie es in Deutschland häufig geschieht, die Romane George Sand's und Balzac's in eine Kategorie werfen mit den geistreichen, nur zu talentvollen Machwerken Sue's und Dumas', weil diese oft dieselbe Färbung haben, wie die Meisterwerke Jener. George Sand und Balzac werden von einer großen sittlichen Idee getragen, während Dumas und Sue nicht selten blos der Blasirtheit und Erschlaffung der modernen Gesellschaft als Karpatiden dienen. Balzac war in seinen letzten Tagen mit dem Gegenstande einer alten Leidenschaft vermählt. Die Gräfin Rzewoska lebte in Genf, als Balzac's „Recherche de l'absolu" erschien. Sie entflammte in Begeisterung für den Dichter und schrieb ihm ihre Bewunderung in einem geistvollen Briefe, in dem sie zugleich ein Exemplar der Nachahmung Christi als Andenken beilegte. Balzac, der an Frauenhuldigungen der verschiedensten Art von jeher gewohnt war, wurde doch von der Innigkeit und dem tiefen Geiste überrascht, die sich in diesem Schreiben aussprachen. Er benutzte die erste Gelegenheit, um die briefliche Bekanntschaft persönlich fortzusetzen. Seit jener Zeit lebte er in einem vertrauten Freundschafts-Verhältnisse zu dieser Frau, und einige Monate vor seinem Tode verehelichte er sich mit der verwitweten Gräfin. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Balzac, dem die Bewunderung und Huldigung der Frauen förmlich nachstellte, in der Regel ein zurückgezogenes, einsames Leben führte. Er war in seinen Berührungen mit dem anderen Geschlechte höchst keusch, und man erstaunt über die Wahrheit, mit der er eine gewisse Frauenklasse schilderte, die er gar nicht kannte. Philarete Chasles hat demnach ganz Recht, wenn er leugnet, Balzac wäre ein Beobachter gewesen, seine Bezeichnung eines „Sehenden" ist viel richtiger, man dürfte ihn hellsehend nennen. Ein ähnliches Beispiel finden wir in Balzac's Schützling und Freunde, in dem geistreichen Romandichter Charles de Bernard, der einige Monate vor ihm starb. Dieser vollendete Maler des französischen Salonlebens betrat fast nie einen Salon, und das, was er mit so feiner Vollendung schilderte, war ihm nicht im geringsten aus eigener Anschauung bekannt. Balzac hatte trotz seiner Leiden am Ende seiner Tage den Trost, das längstgeliebte Weib pflegend an seiner Seite zu sehen. Er mußte von diesem Leben scheiden in dem Augenblick, wo sein geliebter Traum des Reichthums in Erfüllung gegangen war."

— Geffroy über die politischen und religiösen Flugschriften Milton's.*) Es ist unseres Wissens das erstemal in neuerer Zeit, daß die ernste Forschung sich der zahlreichen nicht-poetischen Produkte des Dichters von „Paradise lost" bemächtigt. In der Einleitung äußert sich der Verf. über die Veranlassung zu seiner Arbeit. „Der glänzende Ruf des Dichters Milton hat das sehr bedeutende Verdienst des Prosaikers Milton verdunkelt." Aber ehe Milton sein berühmtes Gedicht geschrieben, hat er sich ernsten Studien geweiht, keine der großen Ideen, welche sein Zeitalter bewegten, ist ihm fremd geblieben. Der Dichter wird uns erst vollkommen verständlich, wenn wir den Menschen, den Denker, den Staatsmann kennen gelernt. Der Verf. führt uns hiernach die verschiedenen Pamphlete Milton's vor, in der Reihefolge, wie sie entstanden. Zunächst seine Schriften, worin er die religiöse Freiheit gegen die anglikanische Kirche vertheidigt; wir heben daraus die „Vertheidigung der Presbyterialkirche gegen das Episkopat" hervor. Unter der folgenden Rubrik: „Vertheidigung der Denkfreiheit", finden wir seine Angriffe gegen den Universitätsunterricht und gegen die Censur. Vier Flugschriften, der „häuslichen Freiheit" gewidmet, verlangen die Wiederherstellung der Ehescheidung. Nun gelangen wir zur Periode der Revolutionszeit. Milton, ohne die extravaganten Ideen der Revolutionaire zu theilen, ist dennoch einer der unermüdlichsten und wärmsten Vertheidiger der Revolution. Die Verantwortlichkeit der Könige und Obrigkeiten, seine Polemik gegen Saumaise enden den ersten Abschnitt seiner literarischen Wirksamkeit. Die angestrengten Studien, die durchwachten Nächte brachten Milton um das Licht der Augen (1652). Aber auch der blinde Philosoph fährt fort, die Sache der englischen Revolution zu vertheidigen. Er verlangt die Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht. Er eifert gegen die Bereicherungssucht der Geistlichkeit in einer Schrift, betitelt: „Betrachtungen über die beste Art und Weise, die Söldlinge aus der Kirche zu treiben." Er bekämpft die nahende Restauration und theilt dem General Monk den Plan zu einer unabhängigen, leicht durchführbaren Republik mit. Endlich ist die Restauration zum Siege gelangt, und Milton hat die Folgen seines Wirkens zu empfinden. Er zieht sich auf das religiöse Gebiet zurück. Noch ein Pamphlet gegen die Rückkehr des Papismus bezeichnet diese Endepoche seines Lebens, welche beschlossen wird mit dem unsterblichen Gedicht vom verlornen Paradiese. Herr Geffroy schließt seine äußerst verdienstvolle und gelehrte Arbeit mit einem Anhange, voll der interessantesten historischen und bibliographischen Notizen. Wir finden darin: eine vollständige Bibliographie der prosaischen Schriften Milton's; eine Darstellung der englischen Universitäten im 17ten Jahrhundert; eine Uebersicht der religiösen Zustände Englands und namentlich aller religiösen Sekten im 17ten Jahrhundert; endlich das berüchtigte Verzeichniß der siebenundzwanzig Propositionen aus den Schriften Milton's, Barter's, Knox's u. A., welche im Jahre 1683 von der Universität zu Oxford mit den Strafen des Interdikts und der Verbrennung belegt wurden.

E. S.

*) Étude sur les pamphlets politiques et religieux de Milton, par A. Geffroy, docteur ès-lettres, professeur d'histoire au Lycée Louis-le-Grand. Paris.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Breiterstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 26. November 1850.

England.

Das Kameel. *)

Es gehört eben keine große Beobachtungsgabe dazu, um an dem Kameele eine den Bedürfnissen des Menschen genau angepaßte Organisation wahrzunehmen. Auch nicht einen Theil seines Körpers, von dem Knochengerüste an bis auf die Borste, die seine Haut bedeckt, könnte man verändern, ohne die Harmonie seines bewundernswürdigen Baues zu zerstören, und es würde thöricht seyn, wenn man glaubte, diesen durch Zucht noch vervollkommnen zu können. Die Lebensart und die Bestimmung des Kameels erfordern gerade die scheinbar unförmliche Zusammenstellung seiner einzelnen Körpertheile; seine Höcker und seine Schwielen werden wirkliche Schönheiten, wenn man ihre Beziehung zu den Bedürfnissen des Thieres und den Diensten, die es den Menschen leistet, näher ins Auge faßt.

Es entsteht hier zuerst die Frage, ob der Höcker und die Schwielen des Kameels ursprünglich von der Natur hervorgebracht worden, oder ob sie sich erst in Folge des Drucks entwickelt haben, den die Lasten, welche zu tragen dieses Geschlecht seit Jahrtausenden bestimmt gewesen ist, ausübten. Das Kameel hat sieben Schwielen, nicht mehr und nicht weniger, und diese dienen ihm als Stützpunkte, wenn es sich niederlegt oder aufsteht. Man hat sie an dem neugebornen Thiere beobachtet; kein Menschenkind ist mit Hühneraugen oder anderen Hautverhärtungen an den Füßen zur Welt gekommen, so eng auch die Fußbekleidung seiner Aeltern gewesen seyn mag: wenigstens hat man bis heute noch nicht dergleichen Fälle erwähnen hören. Daraus folgt nun keineswegs, daß nicht mit der Länge der Zeit die Merkzeichen der Knechtschaft an dem Kamele hätten entwickelt werden können. Dr. Walter Adam, welcher über die Osteologie des baktrischen Kameels ein Werk geschrieben hat, erklärt, daß die Wirbelbeine des von ihm untersuchten Thieres durch das fortwährende Tragen von großen Lasten verändert worden wären. Es ist bekannt, wie in Folge einer gewissen Lebensweise die Hörner der Rinder und Schafe alle erdenkliche Formen annehmen oder sogar völlig verschwinden können. Die Liebhaber physiologischer Merkwürdigkeiten kennen die Mittel, Vogelarten ohne Steißbein und Katzen ohne Schwanz hervorzubringen. Es giebt eine Art Hühner, deren Hähne einen sonderbaren Anblick dadurch gewähren, daß ihnen die großen Schwanzfedern fehlen; man nennt diese Hähne, weil sie ihren Weibchen ähnlich sehen, „Hahnhühner". Eine große Sorgfalt und Geduld mußte angewendet werden, um jene Abnormität zu einer solchen zu machen, die sich nun dauernd erhält. Die Abweichungen in der äußeren Form influiren jedoch nicht auf die Gestaltung der inneren Organe, diese bleiben dieselben.

Mögen wir nun die seltsame Gestalt oder den inneren Bau des Kameels untersuchen, so werden wir bald die Ueberzeugung erlangen, daß Alles an ihm seiner Lebensart angemessen ist. Seine Schwielen machen eine Verletzung der Haut an denjenigen Stellen seines Körpers, auf welche es sich stützt, in dem heißen und scharfen Sande der Wüste unmöglich. Seine oberen Schneidezähne, welche mit starken Meißeln zu vergleichen sind, eignen sich vollkommen, um die zähen Pflanzen und harten Zweige, die hier und da in den Wüsten wachsen, zu zerschneiden. Seine Nasenlöcher sind so eingerichtet, daß es dieselben gänzlich schließen kann, um den zerstörenden Winden und den Sandwirbeln Trotz zu bieten. „Das Schiff der Wüste", wie man das Kameel häufig nennt, scheint auf den elastischen Polstern seiner breiten Füße mehr zu schweben, als zu gehen. Es bewegt sich mit Windesschnelle vorwärts, ohne mehr Geräusch zu machen, als ein Nachen, der ein ruhiges Gewässer durchfurcht.

„Was mich immer als ein romantischer und geheimnißvoller Umstand in Verwunderung gesetzt hat", sagt Herr Macfarlane, „ist der leise Gang des Kameels: diese Geräuschlosigkeit rührt von der schwammichten Natur seiner Füße her. Mag der Erdboden seyn, wie er wolle, Sand, Felsen, Rasen oder Steinplatten, man hört keinen Schritt, man sieht ein ungeheures Thier ruhig näher kommen, wie eine in der Luft hängende Wolke und, wenn es keine Glocke am Halse trägt, so leise, daß unser Ohr, so fein es auch immer seyn mag, nichts von seiner Gegenwart vernimmt."

Riley beschreibt den leisen Gang einer Kameelherde eben so; er ist auch der Meinung, daß dieses Phänomen von der Bildung der Fußsohlen herrühre, die so sanft wie ein Schwamm oder ein Stück Leder sind.

Der Bau seines Magens erlaubt dem Kameele, die gröbsten vegetabilischen Stoffe zu verdauen, und es giebt den Pflanzen, die ein Pferd nicht anrühren würde, den Vorzug vor angenehmeren Kräutern. Es ist mit Wenigem zufrieden; wenn seine grobe Nahrung sich auf eine unzureichende Portion beschränkt, so kömmt ihm das Fett seines Höckers zu Hülfe und erhält es bei Kräften bis zu dem Augenblick, wo es irgend eine Oase mit stachlichtem Gesträuch erreicht, das es sich dann wohlschmecken läßt. Fließt ein Bach in der Nähe, so säuft es seinen Magen mit Wasser, und darauf setzt es seinen Weg munter und wohlgemuth fort.

Ohne in das Gebiet des Anatomen eingreifen oder die Geduld des Lesers ermüden zu wollen, glauben wir, noch einige Details über die Veränderungen, welche die schwere Arbeit an den verschiedenen, selbst härtesten Theilen des Thieres hervorbringt, geben zu müssen. Dr. Adam fand, daß durch den Druck der Lasten, womit man das von ihm genau untersuchte Thier unaufhörlich beladen hatte, die Form der Rückenwirbel ansehnlich verändert worden war. Ihre natürliche Breite schien nicht größer seyn zu müssen als die der Nasenlöcher; aber die Arbeit hatte diese Verhältnisse so verändert, daß man an einen Knochenauswuchs glauben mußte. Die Entwicklung war immer in symmetrischer Weise vor sich gegangen. Sie hatte wirklich da, wo der fünfte und sechste Rückenwirbel sich vereinigen und wo die Lasten den meisten Druck ausübten, ihr Maximum erreicht. Die Spitze des Höckers korrespondirte mit dem sechsten Wirbel. Das Rückgrat hatte sich also hier verdickt.

Das ausgewachsene Kameel ist im Stande, eine Last von 6—800, ja, nach Sándys, selbst von 1000 Pfd. zu tragen. Die Schnelligkeit des zum Reiten dienenden Dromedars, el heirie oder, wie man es gewöhnlich nennt, maherry, kann mit der eines feurigen Rennpferdes verglichen werden, aber sie ist anhaltender. Wenn man einem dieser Kameele begegnet und an den Reiter den üblichen Gruß, „Salem Aleik", richtet, so ist es, ehe man den frommen Gegengruß, „Aleik Salem", hört, schon sehr weit von uns entfernt, ja, beinahe aus unseren Augen verschwunden, denn es schießt wie ein Pfeil an uns vorüber. Das Sabayi, welches in dem Rufe steht, die schnellste Art zu seyn, durchläuft in fünf Tagen 210 Meilen, während die Karawanen denselben Weg in fünfunddreißig Tagen zurücklegen. Sieben oder acht Meilen stündlich ist für dieses Thier nur ein gewöhnlicher Lauf, und es hält denselben neun oder zehn Stunden hinter einander aus.

„Man erziehe das Kind in der Lebensweise, die es später führen soll." Diesem Prinzipe gemäß verfuhren die Kameelzüchter in einigen Theilen Afrika's, und namentlich am Senegal; sie banden dem jungen Kameele die Füße unter dem Bauche fest, legten ihm eine Decke auf den Rücken, in deren vier Zipfel schwere Steine eingebunden waren, und vergrößerten allmälig die Last. Auf diese Weise gewöhnten die Mauren das Thier an eine Arbeit, die es während seines ganzen Lebens, dessen Dauer gewöhnlich nicht zwanzig Jahre übersteigt, verrichten sollte.

Die Europäer beginnen die Erziehung des Kameels nicht eher, als bis es vier Jahre alt ist. Sie beugen alsdann eines seiner Vorderbeine, das sie mit einem Strick fest zusammenbinden, darauf ziehen sie den Strick an, und der Zögling fällt auf das gebeugte Knie nieder. Jedoch nicht alle Thiere sind gleich gelehrig. Wenn ein junges Kameel jenem ersteren Mittel Widerstand leistet, so bindet man ihm beide Vorderfüße; dadurch wird es gezwungen, sich auf seine Knie und auf die Schwiele seiner Brust niederzuhocken. Ein Zuruf und leichte Peitschenhiebe begleiten diese Uebung. Nach und nach gewöhnt sich das Thier und fällt auf den bekannten Ruf seines Herrn auf die Knie. Ist das Kameel nun auf diese Weise gehorsam geworden, so legt man ihm einen Saumsattel auf; auch hieran gewöhnt es sich bald. Nun erst fängt man an, seinen Rücken mit Lasten zu beschweren, die allmälig vermehrt werden. So ist die Methode, welche in Pisa angewendet wird; dies ist der einzige Ort in Europa, wo man das Kameel zieht, obwohl die Mauren es ehemals in Spanien eingeführt hatten. Die dürren, fast aller Vegetation beraubten Ebenen von San-Rossore schienen sich für den Versuch einer Uebersiedlung ganz besonders zu eignen. Der Versuch hat zwar Erfolg gehabt, aber das Geschlecht scheint kleiner zu werden. Die Jungen können von ihrer Mutter nur dann gesäugt werden, wenn man sie unterstützt. Wenn im Naturzustande die Jungen einer gleichen Sorgfalt bedürften, so würde die Gattung bald aufhören zu existiren. Es ist wahr, man hat das Kameel noch nie im Naturzustande gesehen; die ältesten Schriften erwähnen seiner als ein Hausthier, und obwohl Herr Desmoulins behauptet, daß es zu Anfang des 2ten Jahrhunderts noch in den arabischen Ebenen wild umhergelaufen sey, obwohl die Eingebornen Central-Afrika's erklären, daß es in gewissen Gebirgen, wohin noch kein Europäer vorgedrungen, bis auf den heutigen Tag seine ursprüngliche Unabhängigkeit besitze, so erscheinen uns doch solche Behauptungen keineswegs beweisend. Wenn man sie als wahr annimmt, so müßte man noch darthun, daß diese Thiere nicht von Hauskameelen, die ihren Herren abhanden gekommen sind, herrührten.

*) Aus Fraser's Magazine.

„Nun wo Hannah todt", sagt der Wächter, „so bleibt Ihr ja hier, wo Ihr Euch nicht mehr sehen könnt, und wo Ihr nie Euch zu sehen braucht." Was verschlägt mir das? Ich bleibe nicht, ich will fort, ich will nicht mehr hier sein. Ich will nicht mehr sehen, was ich nicht sehen soll, ich will nicht mehr hören, was ich nicht hören soll, ich will nicht mehr wissen, was ich nicht wissen soll. Ich will nicht mehr Wächter sein, ich will nicht mehr Gefangener sein, ich will nicht mehr Gefangener sein, ich will nicht mehr sein, ich will nicht mehr sein. Ich will nicht mehr sein. Ich will nicht mehr sein.

Gefangenen zur Promenade diente und dessen Mauern mit Inschriften, den Testamenten jener Unglücklichen, bedeckt sind.

Der Thurm von Beauchamp, vielleicht das traurigste Denkmal Englands, erhebt sich auf der Westseite des Gebäudes und besteht aus drei Stockwerken; die Zimmer darin sind achteckig, die Fenster von beiden Seiten mit Gitterstangen versehen. Das Erdgeschoß, das früher ein Kerker war, dient jetzt zur Küche, den Mauern fehlt es nicht an Inschriften, die jedoch durch das öftere Anstreichen fast unleserlich geworden sind. Eine enge Wendeltreppe, von abgenutzten Steinen, mit Namen, Daten und frommen Sprüchen bedeckt, führt nach dem Hauptgemach, welches ebenfalls achteckig und mit ähnlichen Grabschriften auf den Mauern versehen ist. Der am höchsten gelegene Raum des Thurms von Beauchamp, das alte Gefängniß von Edmund Pole, ist heutzutage fast eben so, wie es unter den Tudors war, nämlich ein großes, kahles und trostloses Gemach. Die Thüren und der Fußboden stammen wahrscheinlich aus den Zeiten der Entstehung des Gebäudes: ihre Dicke und ihre rohe Arbeit würden dem Hause Cedric's des Sachsen*) Ehre machen. Ein einziges, nach dem inneren Hofe hinausgehendes und mit enormen Gitterstangen versehenes Fenster erhellte sonst diesen traurigen Aufenthaltsort; man hat in neuerer Zeit ein zweites angelegt, welches das Ansehen des Gemachs um etwas verbessert. Die Stärke der Thüren und der Mauern lassen annehmen, daß dieses Gefängniß für die Elite der Gefangenen bestimmt war; diese Vermuthung bestätigt sich durch die vor kurzem gemachte Entdeckung eines geheimen Ganges in dem Mauerwerk, eines vollständigen Schlupfwinkels für Spione, von wo aus gewissenlose Schergen die Unterhaltungen und Selbstgespräche der Gefangenen belauschten, welche sicher glaubten, daß Gott allein sie hören könne. Die jetzigen Bewohner des Thurms nennen diesen Gang die Flüstergalerie.

Den Traditionen nach wäre dieses Zimmer von Anna Boleyn und später von Sir Walter Raleigh bewohnt gewesen. Die Entdeckung des erwähnten geheimen Ganges spricht hierfür, indem die Originalberichte des Lieutenants vom Tower, Sir William Kingston, an den Lord-Secretair Cromwell, worin die Worte, die Blicke, man möchte sagen, fast die Gedanken der Königin Tag für Tag beschrieben sind, die Ueberzeugung geben, daß der Hof kein Mittel scheute, seine Opfer zu verderben. Den von dem Historiker Bayley geäußerten Zweifel, daß dieses gar zu elende Gefängniß der Anna Boleyn zur Wohnung gedient haben könne, widerlegt die in dem nahegelegenen Zimmer aufgefundene, obenerwähnte Inschrift, welche feststellt, daß eine Tochter aus königlichem Stamme, die Frau des schottischen Regenten, die Mutter König Darnley's, in einer noch engeren und elenderen Zelle schmachtete, als die, welche Anna Boleyn in dem Thurm von Beauchamp bewohnt haben soll.

Die Einrichtung dieses Thurms stimmt mit Allem überein, was uns die Memoiren und Biographieen Raleigh's erzählen, dieses Dichters, Soldaten, Staatsmanns, Gelehrten, Höflings, der zugleich der Stolz und die Zierde des Hofes der Königin Elisabeth war. „An dem Tage, als der Hof die Execution Cobham's, Markham's und Grey's aussetzen ließ", — berichtet Sir Dudley Carleton, sein Zeitgenosse — „weilte Raleigh an den Eisenstangen seines nach dem Richtplatze führenden Fensters; er sehnte sich danach, die Verurtheilten mit ihren Köpfen auf den Schultern zurückkehren zu sehen, und er hatte Grund, sich darüber zu beunruhigen: der erste Name, der auf der Liste des Henkers folgte, war der seinige. Auch für ihn fand der Aufschub statt."

Raleigh gilt zwar nicht für ein Muster von Vollkommenheit, jedoch haben seine guten Eigenschaften uns seine Fehler vergessen lassen. Er gehört nicht zu den Höflingen jenes Zeitalters, für welche die Erinnerung keine Sympathieen erweckt. Die Geschichte der Verfolgungen, welche er unter König Jakob erduldete, bildet eine Kette von Nichtswürdigkeiten; sein Verbrechen, für Alle unverzeihlich, die jedem aufgehenden Sterne huldigen, war seine Treue gegen eine Herrscherin, welche er geliebt hatte, und die sich selbst ehrte, indem sie ihn mit Ehrenbezeigungen überhäufte, war die Ehrfurcht vor dem Andenken einer Königin, deren frühere Anbeter von ihr mit Abscheu sprechen, ihre Ueberreste beschimpften und sich niederwarfen vor dem Sohne ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin. Niemals hatte man eine leichtfertigere und unbegründetere Anklage gesehen. Der jüngere Cecil suchte die Mitschuld Raleigh's an der geheimnißvollen Verschwörung Cobham's, welche bis jetzt noch nicht aufgeklärt ist, festzustellen. Zwei Tage nach der Verurtheilung der Verschwörer (die Pest verheerte damals London) begann der Prozeß Raleigh's in Westminster. Am gravirendsten für ihn waren die ihm zugeschriebenen Worte: „Nichts wird in England gut gehen, so lange das Land nicht von dem König und seiner Brut befreit ist." Wäre die Aeußerung wahr gewesen, und der Angeklagte erklärte sie für falsch, so konnte man wohl einen Mangel an Ehrfurcht, doch nicht das Verbrechen des Hochverraths darin finden. Der Advokat der Krone, Sir Edward Coke, überhäufte den Angeklagten in seinem Requisitorium mit den gehässigsten und schimpflichsten Beinamen, denen Raleigh nur das Stillschweigen der Verachtung entgegensetzte.

Trotz der Bescheinigung Cobham's, daß Raleigh nichts von dem Komplott gewußt habe, erließ der Gerichtshof ein Todesurtheil gegen den Angeklagten. Niemand wollte an die Ausführung desselben glauben, selbst die Verlängerung seiner Haft schien unmöglich. Dennoch blieb er fast dreizehn Jahre im Tower, seine edle Gattin theilte seine Gefangenschaft. Er setzte seine Verbindungen mit der Welt fort, er unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit dem jungen Prinz Heinrich, den er zärtlich liebte; er sah die gelehrtesten und berühmtesten Männer seiner Zeit bei sich im Gefängniß, seine Feder war stets sein größter Trost. In dem Londoner Tower überdachte und begann er jene Riesenarbeit, „die Geschichte der Welt", ein Werk, welches voller Beredtsamkeit und Gedanken ist, dessen Vorrede zu den schönsten Denkmälern der englischen Sprache gehört. Es giebt nichts Wahreres und Rührenderes, als die Darstellung seiner Empfindungen in Hinsicht der bevorstehenden Aufnahme seines Buches: „Der Erfolg", sagt er, „wird für mich das seyn, was für den Seemann nach dem Schiffbruch die schöne Sonne ist; ich habe nichts Anderes zu hoffen. Ein Unfall kann mich nicht vernichten, der Sturm ist nicht zu fürchten, wenn der Hafen gewonnen ist." Welche Tiefe und welcher Adel liegt in jener Bemerkung: „die Könige leben in der Welt und nicht über ihr." Und in der That, wie viele Flüche folgen den Herrschern, welche das Blut ihrer Völker vergießen! welche Furien heften sich an die Schritte der großen politischen Verbrecher!

Die spätere Geschichte Raleigh's ist bekannt. Als er endlich den Tower verließ, wurde er Admiral, trat seine Entdeckungsreise nach dem Amazonenstrom an und züchtigte die Spanier für ihren Uebermuth; Gondomar verwickelte ihn dann in seine Intriguen, und ein nichtswürdiger und grausamer Souverain ließ diesen großen Mann ohne Urtheil, ohne Vorwand hinrichten, indem er ein seit langer Zeit vergessenes Todesurtheil, das dem armen Opfer schon zwölf Jahre Gefangenschaft verursacht hatte, aus dem Staube der Kanzlei hervorsuchte; der Held, der Philosoph und Dichter endete als Märtyrer auf dem Blutgerüst.

*) In Walter Scott's „Ivanhoe".

Frankreich.

Ueber den Arbeitslohn der französischen Landleute.*)

Die ländliche Bevölkerung bildet drei Viertel der Nation, und es ist daher gewiß eine der wichtigsten Fragen in der National-Oekonomie, ob sich das Loos jener von Tag zu Tag verschlechtere oder verbessere. Man hat viel über den zunehmenden Wohlstand in Frankreich geschrieben, dabei sich aber mehr in Raisonnements verloren und wenig auf Zahlen Rücksicht genommen. Wir wollen hier das Entgegengesetzte thun. Nach unseren besten Statistiken stellt sich das Verhältniß der Bodenkultur in Frankreich auf folgende Weise heraus:

	Hektaren.**)	□Meilen.	Aren.	
Getraide . . . . . auf	13,900,263 . .	7007 . .	mithin 41 auf	1 Einw
Wein . . . . . "	1,972,340 . .	998 . .	" 6 "	1 "
Verschiedene andere Arten "	3,442,139 . .	1720 . .	" 10 "	1 "
Künstliche Wiesen . . . . . "	1,576,547 . .	820 . .	" 5 "	1 "
Baumschulen . . . . . "	766,578 . .	389 . .	" — "	1 "
	21,657,867	10,964	62	

Rechnete man hierzu die Brachfelder, so wären es 28,421,000 Hektaren oder 14,186 □Meilen, mithin mehr als die Hälfte des gesammten Flächen-Inhalts; dabei sind die Weideplätze, die Wälder und die anderen Grundstücke nicht beachtet.

Da nun die auf Bebauung des Landes verwandten Arbeitskräfte mit der Anzahl der Arbeiter in einem natürlichen Verhältniß stehen, so muß man, um jene zu schätzen, die ländliche Bevölkerung in Frankreich kennen: dies ist indessen nur annäherungsweise möglich, da die allgemeinen Volkszählungen nicht die Beschäftigung des Einzelnen angeben. Man rechnet:

8 Mill. Einwohner in den Städten, also	22 auf 100.
1 Mill. " auf dem Lande, die nicht Ackerbau treiben, also	3 auf 100.
27 Mill. ackerbauende Landleute, also	75 auf 100.
36 Mill. Einwohner.	100.

Rechnet man nun 4½ Person auf eine Familie, so kann man annehmen, daß sich sechs Millionen Familien in Frankreich mit Ackerbau beschäftigen. Scheiden wir nach Alter und Geschlecht, so erhalten wir etwa folgende Zahlen: sechs Millionen Männer, sechs Millionen Frauen, sechs Millionen erwachsene Kinder, also achtzehn Millionen thätige Arbeiter. Ueberdies sechs Millionen Kinder in der frühesten Jugend, drei Millionen Säuglinge. So würden sich ungefähr die 27 Millionen der ländlichen Bevölkerung vertheilen: 18 Millionen aber bearbeiten mehr als 21½ Millionen Hektaren Landes, so daß etwa 120 Aren auf das Individuum kommen, nämlich 84 Aren mit Getraide, 36 mit Wein und anderen Arten bebauten Feldes.

Die Verwerthung der ländlichen Production wird uns nun aus den oben angegebenen statistischen Notizen wichtige Resultate ziehen lassen.

Unser bebautes Land bringt jährlich im Durchschnitt mehr als fünf Milliarden Fr.: 5,132,653,000 Fr., also fast 240 Fr. auf die Hektare. Die Kosten für die Bebauung, den Werth der Saaten nicht eingerechnet, belaufen sich auf 3,016,261,000 Fr., also 140 Fr. werden für jede Hektare an die Arbeiter bezahlt oder von diesen auf ihren eigenen Grundstücken gewonnen. Repartirt man nun die Summe von drei Milliarden auf sechs Millionen ackerbauende Familien, so erhält man einen Gewinn von 500 Fr. jährlich, also 1 Fr. 37 Cent. oder 27 Sous täglich. Der Arbeitslohn steht aber mit den Kosten in keinem Verhältniß; diese werden nur einmal im Jahre gemacht, während die mittlere Dauer der ländlichen Arbeitszeit höchstens 6½ Monat beträgt. Annäherungsweise ließe sich also jener während dieser Zeit folgendermaßen vertheilen:

6 Mill. Männer zu 1 Fr. 50 Cent. . . .	1,800,000,000 Fr.
6 Mill. Frauen zu 0 Fr. 75 Cent. . . .	900,000,000 Fr.
6 Mill. Kinder zu 0 Fr. 25 Cent. . . .	3,000,000 Fr.
	3,000,000,000 Fr.

Dies wäre also für die tägliche Arbeit von 3 Personen einer jeden Familie ein Lohn von 2 Fr. 50 Cent. Ohne Zweifel werden aber die Arbeiter

*) Nach dem Moniteur Industriel.

**) 1 Hektare = 100 Aren. 1 Are = 100 □Metres, 1 Metre = 3 Fuß 11½ Linien.

in vielen Departements beſſer bezahlt; wir nehmen hier nur den geringſten Anſatz. Die Arbeit der 9 Millionen Kinder iſt jedenfalls ſo gering, daß ſie hierbei nicht in Anſchlag kommen kann.

Kann aber eine Familie von 4—5 Perſonen, unter welchen 2—3 Kinder, mit einer Summe von 500 Fr., bei dem gegenwärtigen Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, ein Jahr haushalten? Sie reicht freilich hin, wirft aber nichts für die Volksvergnügungen unſerer großen Städte ab. Indeſſen iſt es ein Irrthum, den Geſchmack und die Bedürfniſſe der Landbewohner nach denen der Städter zu beurtheilen und das Leben im Dorfe für mühevoll zu halten, weil es anderer Art iſt.

Werfen wir nun einen Blick in die früheren Zeiten und betrachten wir das damalige Loos der ländlichen Bevölkerung in Frankreich; wir folgen bei den nachſtehenden Notizen dem Herrn Moreau de Jonnés, Mitglied des Inſtituts, welches die ländliche Production zu konſtatiren hatte:

	Koſten für die Bebauung.	Ihr Verhältniß zu dem Brutto-Ertrage.	Auf jeden Einwohner.
1700 unter Ludwig XIV.	458 Mill.	35 pCt.	24 Fr.
1760 unter Ludwig XV.	442 „	37 „	21 „
1788 unter Ludwig XVI.	725 „	43 „	30 „
1813 unter Napoleon	1827 „	60 „	61 „
1840 in der Gegenwart	3016 „	60 „	90 „

Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. zahlte das durch Abgaben erſchöpfte Frankreich nur ungefähr 450 Mill. Fr. Koſten für die Bebauung; nunmehr hat ſich dies verſiebenfacht.

Die Koſten für die Bebauung, welche im Jahre 1788 nur 725 Mill. Fr. betrugen, beliefen ſich im Jahre 1813 auf 1827 Mill.; ſie waren alſo in 25 Jahren um mehr als 1100 Mill. gewachſen, alſo ſtatt 43 pCt. des Brutto-Ertrags 60 pCt. Unſtreitig hatte die größere Verbreitung gewiſſer Arten und die zunehmende Sorgfalt, welche man ihnen widmete, mehr Arbeitskräfte abſorbirt: auch der Lohn war in dem Maße geſtiegen.

Dieſer gute Zuſtand hat ſich immer mehr und mehr entfaltet und iſt jetzt im Zunehmen. Auch der Antheil eines jeden Bewohners an der Beſtreitung der ländlichen Arbeit iſt ein bedeutend erhöhter; ſtatt 61 Fr. ſchuldet Jeder dem Landmanne 90 Fr. Dies hat ſich ſeit dem Jahre 1789 verdreifacht, und die Ackerbauer, Gärtner und Winzer erhalten jetzt 2,300,000,000 mehr, als vor ſechzig Jahren. Bildet man nun aus der ländlichen Bevölkerung Frankreichs Familien zu 4½ Perſon und theilt man hiermit die Geſammtſumme der Koſten für die Bebauung in jeder Hauptepoche, ſo ſieht man, daß ſeit 130 Jahren der Arbeitslohn für jede Familie in einem aufſteigenden Verhältniß zugenommen hat.

Jahr.	Zahl der ländlichen Familien.	Jährlich.	Täglicher Arbeitslohn.
1700	3,350,000	135 Fr.	— Fr. 37 Cent. oder 7½ Sous
1769	3,500,000	126 „	— „ 35 „ oder 7 „
1788	4,000,000	161 „	— „ 45 „ oder 9 „
1813	4,600,000	400 „	1 „ 10 „ oder 22 „
1840	6,000,000	500 „	1 „ 37 „ oder 27 „

So hat ſich alſo der Arbeitslohn in Frankreich ſeit der Regierung Ludwig's XV., in achtzig Jahren, vervierfacht; ſeit Ludwig XVI. mehr als verdreifacht und ſeit der Kaiſerzeit um den fünften Theil vermehrt.

Durch die Statiſtik können wir nun, indem wir den Preis des Getraides mit dem jährlichen Arbeitslohn jeder ländlichen Familie vergleichen, ganz genau die Differenz beider und das daraus folgende größere oder geringere Elend der Landleute unter den verſchiedenen Regierungen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feſtſtellen.

Unter Ludwig XIV. in 72 Jahren war der Preis des Getraides	18 Fr. 85 Cent.
Unter Ludwig XV. in 60 Jahren „ „ „ „ „	13 „ 5 „
Unter Ludwig XVI. in 16 Jahren „ „ „ „ „	16 „ — „

Der jährliche Arbeitslohn jeder Familie und der Werth des Getraides, welches ſie zu ihrem Unterhalte*) brauchte, war folgender:

	Arbeitslohn.	Preis v. 12½ Hektolit.	Differenz.
In der erſten Epoche	135	254	119.
In der zweiten Epoche	126	176	50.
In der dritten Epoche	161	216	55.

Nach dieſer Berechnung hatte die ländliche Bevölkerung unter der Herrſchaft von Ludwig XIV. während der einen Hälfte kein Brod; unter Ludwig XV. während des dritten Theiles; nur in Folge der Reformen unter Ludwig XVI. waren die Landleute drei Viertel des Jahres mit Brod verſehen. Von 1643 bis 1715 hätten die Bauern das Hektoliter Getraide nur mit 10 Fr. bezahlen ſollen, und es galt 18 Fr. 85 Cent. Von 1715 bis 1774 war der durchſchnittliche Preis 13 Fr., und die Landleute konnten es, nach ihrem Arbeitslohn, nur für 9 Fr. 35 Cent. kaufen. Endlich von 1774 bis 1790 galt es im Durchſchnitt 16 Fr., während nach der obigen Rechnung der Preis nur 12 Fr. hätte betragen müſſen, damit die ländliche Bevölkerung ihre Bedürfniſſe beſtreiten konnte.

Man kann einwenden, daß ja das Getraide nicht die alleinige Nahrung ausmacht; aber wir haben hier Alles nach dem Preis des Brodes beſtimmt, während das ernſte Leben zu ſeiner Erhaltung noch vieler anderer Dinge bedarf.

*) Indem wir 3 Hektoliter Getraide jährlich auf ein Individuum im Durchſchnitt rechnen, alſo etwa 13—14 auf eine Familie von 4 bis 5 Perſonen.

Der größere Wohlſtand Frankreichs ſeit 1789 wird am beſten durch folgende Ziffern dargethan:

	Jährl. Arbeitslohn jeder Familie.	Preis von 12½ Hektol.	Ueberſchuß.
Im Jahre 1813 unter dem Kaiſerthum	400	283	117.
Im Jahre 1840 unter Ludwig Philipp	500	256	244.

Nach den Marktberichten war der Preis des Getraides von 1805 bis 1814 im Durchſchnitt 21 Fr.; von 1831 bis 1841 dagegen 19 Fr. 3 Cent. Dieſe Zahlen ſind der beſte Beweis für den zunehmenden Wohlſtand der ländlichen Bevölkerung gegen ihre Lage vor dem Jahre 1789.

Jede ländliche Familie verdient jetzt jährlich:

365 Fr. mehr als unter Ludwig XIV.
374 Fr. „ „ „ Ludwig XV.
339 Fr. „ „ „ Ludwig XVI.
100 Fr. „ als zur Zeit des Kaiſerthums.

Sonach erhält der Landmann für ſeine Produkte mehr, als in irgend einer früheren Zeit, und kann trotz des hohen Getraidepreiſes ſeinen jährlichen Bedarf vollkommen beſtreiten, ſo wie ſeine anderen Bedürfniſſe befriedigen.

Dieſe Angaben, welche wir dem trefflichen Werke des Herrn Moreau de Jonnés, eines unſerer beſten Statiſtikers, entnommen haben, beweiſen zur Genüge, daß das Elend ſich nicht vermehrt, ſondern ſich auf erfreuliche Art alle Tage vermindert.

Mannigfaltiges.

— Elektriſche Häuſer. Die amerikaniſche Aſſociation zur Beförderung der Wiſſenſchaften, welche ſich nach dem Muſter der engliſchen gebildet hat und wie dieſe ein migratoriſches Leben führt, hielt dieſes Jahr ihre dritte Zuſammenkunft in Newhaven unter dem Vorſitz des Profeſſors Bache. Die Vorträge, an denen ſich die namhafteſten Gelehrten der Vereinigten Staaten, ſo wie der ſeit einigen Jahren dort eingebürgerte berühmte ſchweizeriſche Naturforſcher Agaſſiz, betheiligten, ſcheinen ſich meiſtens auf phyſikaliſche Gegenſtände bezogen zu haben. Ueber Elektrizität wurden manche intereſſante Thatſachen mitgetheilt, z. B. von Herrn Gould, der als Reſultat ſeiner mit großer Sorgfalt angeſtellten Unterſuchungen das Maximum der Schnelligkeit des Fluidums auf 20,000 engl. Meilen pro Sekunde beſtimmt, während Fizeau es zu 110,000 und Wheatſtone gar zu 288,000 Meilen angiebt. Ganz neu war die vom Profeſſor Loomis gegebene Beſchreibung des Phänomens von elektriſchen Häuſern, welche, wie folgt, lautet: „Seit einigen Jahren haben ſich an mehreren Häuſern der Stadt New-York Symptome von Elektrizität in einem bemerkenswerthen Grade gezeigt. Monate nach einander haben ſie Funken von bedeutender Größe von ſich gegeben, die von einem lauten Krachen begleitet waren. Ein Fremder, der ein ſolches elektriſches Haus betritt und einem Bewohner deſſelben die Hand ſchütteln will, empfängt einen Schlag, der ganz empfindlich und keineswegs angenehm iſt. Damen, die im Begriff ſind, ſich zu küſſen, werden von Funken begrüßt. Es ſprühen Funken, ſobald man mit der Hand an die Thürklinke faßt, die vergoldeten Rahmen der Spiegel, die Gasröhren oder einen anderen metalliſchen Körper berührt, beſonders wenn dieſer Körper eine freie Communication mit der Erde hat. In einem Hauſe, welches ich zu unterſuchen Gelegenheit hatte, empfing ein Kind, das die Thür öffnen wollte, einen ſo heftigen Schlag, daß es in großer Angſt davonlief. Als die Hausfrau ſich dem Sprachrohr näherte, um dem Geſinde ihre Befehle zu geben,*) erhielt ſie einen ſehr empfindlichen Streich auf den Mund, und die Elektrizität des Rohres machte ihr viel zu ſchaffen, bis ſie endlich auf den Gedanken kam, es erſt mit dem Finger zu berühren. Wenn ſie aus einem Zimmer in das andere geht und zufällig auf die Meſſingplatte tritt, die zum Schieben der Flügelthüren dient, wird ihr Fuß von einem derben Schlag getroffen. In mehreren Häuſern ſind dieſe Erſcheinungen ſo außerordentlich geweſen, daß ſie allgemeines Erſtaunen, ja, Schrecken hervorriefen. Nach einer genauen Unterſuchung dieſer Fälle bin ich zu dem Schluſſe gekommen, daß die Elektrizität durch die Reibung der Schuhe auf den Fußdecken erzeugt wird(?). Um dieſe Wirkung hervorzubringen, müſſen ſich mehrere Umſtände vereinigen. Die Fußdecke oder wenigſtens ihr oberer Theil muß ganz von Wolle und von dichtem Gewebe ſeyn. So weit ich beurtheilen kann, ſind die ſchweren, ſogenannten Sammetdecken am meiſten zur Aufnahme der Elektrizität geeignet; doch haben auch gewöhnliche Decken, doppelt gelegt, dieſelbe Eigenſchaft. Die größere Dicke trägt natürlich dazu bei, die Iſolirung der Decke zu vermehren. Die Decke, ſo wie der Fußboden des Zimmers, müſſen ganz trocken ſeyn, damit das Fluidum nicht ſogleich nach ſeiner Erzeugung entweiche. Im Allgemeinen wird dieſe Erſcheinung nur im Winter ſtattfinden, und zwar in Zimmern, die fortwährend warm gehalten werden. Die merkwürdigſten Fälle, die mir in New-York bekannt wurden, kamen in ſolid gebauten, ſtark geheizten Häuſern vor, und die elektriſchen Phänomene waren am häufigſten bei ſehr kalter Witterung. In der warmen Jahreszeit machten ſich nur ſchwache Zeichen von Elektrizität bemerkbar.“

*) Weil nämlich das amerikaniſche Geſinde es unter ſeiner Würde hält, auf eine Klingel zu antworten. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Breiterstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 28. November 1850.

Frankreich.

König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Im Auszuge nach Montalivet.

Heinrich IV. hatte zu seinen Zeitgenossen gesagt: „Nach meinem Tode werdet Ihr mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Ich hörte Ludwig Philipp oft diese schmerzlichen Worte seines Ahnherrn wiederholen. — Ludwig Philipp ist todt, und der Tag der Gerechtigkeit hat für ihn begonnen. Wir können gegenwärtig das Geschick des abgeschiedenen Königs überblicken; dieses Geschick scheint uns in dem Einem Worte und Gedanken zusammengefaßt: — völlige Aufopferung für Frankreich.

Nichtsdestoweniger hat die Verleumdung fortwährend ihre giftigsten Pfeile gegen ihn abgeschossen. Man verdammte nicht nur ohne Unterlaß seine Politik, sondern ergoß sich noch weit mehr in den gehässigsten Ausdrücken über seine Privat-Angelegenheiten. Gewisse Thatsachen zu entstellen, andere zu übertreiben, endlich deren ganz falsche zu erfinden, darin bestand das Verfahren, mittelst dessen man sich tagtäglich bemühte, die öffentliche Meinung irrezuleiten und sie eben so gegen den Menschen und Familienvater, wie gegen den Monarchen zu stimmen. „Geiz und Habsucht“, so lautete die ewige Beschuldigung. Vergebens bemühte man sich, die französische Leichtgläubigkeit eines Besseren zu belehren; es gelang Niemanden, den bösen Leumund zu zerstreuen. Der blinde Haß und die unsinnigste Erbitterung hörten nicht auf, ihr Opfer zu verfolgen. Die Masse der Pariser Bourgeoisie selbst verfiel nach und nach in jene Indifferenz und Sorglosigkeit, welche am Tage der Gefahr jede Vertheidigung unmöglich machen mußten.

Zuletzt erlebte Ludwig Philipp das seltsame Geschick, daß am 24. Februar 1848 alle Dokumente, welche die Familie Orleans irgend interessiren konnten, sämmtliche Papiere des Königs, von den einfachsten Herzensergießungen bis zu den höchsten und verwickeltsten politischen Entwürfen, von den intimsten Familienbriefen bis zu den Rechnungen über die geheimsten Ausgaben, in die Hände der Sieger, seiner erbittertsten Gegner, fielen. Diese konnten sich nun hinlänglich über die Grundlosigkeit aller böswilligen Gerüchte überzeugen: sie hatten die Beweise vor sich. Sie haben lange in den interessanten Archiven herumgeblättert und beschämt geschwiegen.

Die Schriftstücke über die Privat-Angelegenheiten des Königs waren noch zahlreicher und entscheidender, als die, welche sich direkt auf die Politik bezogen. Alle, ohne Ausnahme, waren zwei getrennten Verwaltungen zugetheilt, der Verwaltung der Civilliste und der des Privatschatzes; und wie man von selbst begreift, bestehen diese Archive aus Verzeichnissen von Ausgaben, aus Anschlägen, Rechnungen und ähnlichen Papieren, welche, da sie bestimmte Zahlensätze enthalten, weder zu mißdeuten, noch zu widerlegen sind.

Wir beginnen diese unsere nähere Untersuchung des Gegenstandes mit der Angabe der Summe, auf die sich die Schulden des Königs am 24. Februar 1848 beliefen. Diese Schulden, sey es, von der Civilliste, sey es, vom Privatschatz kontrahirt, erhoben sich damals auf mehr als 31 Mill. Fr.

Nicht eine einzige dieser Schulden, — und das ist wohl zu merken, — ist durch Unterbringung oder Verausgabung von Geldern im Auslande entstanden. Es gehörte zu den Grundsätzen des Königs, nicht einen Thaler über die Gränze von Frankreich wandern zu lassen. Am meisten wurde die Festigkeit dieses Grundsatzes im Jahre 1840 bei den Verhandlungen über die Heirat des Herzogs von Nemours mit der Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha auf die Probe gestellt. Der König lehnte es entschieden ab, das seinem Sohne bei dieser Gelegenheit ausgesetzte und zu übermachende Vermögen, wie man von Seiten des Vaters der Braut verlangte, im Auslande anzulegen. Letzterem blieb nichts Anderes übrig, als nachzugeben. Der König ging in diesem seinem Grundsatze sogar so weit, daß er es ausschlug, die nöthige Sicherheit zu stellen oder selbe sich zu verschaffen, die man von ihm rücksichtlich der Ausstattungen seiner Söhne und Töchter verlangte. Dadurch wurde es der provisorischen Regierung möglich, Alles, was der König oder die königliche Familie irgend besaß, an sich zu reißen.

Die Verlegenheiten der Civilliste und des Privatschatzes datiren bis in die ersten Tage, welche der Juli-Revolution von 1830 folgten, zurück. In jener Zeit der allgemeinen Trübsale, wo die Theurung des Brodes und die Stockung der Geschäfte dem Ausbruch der Cholera und des Bürgerkrieges nur wenige Monate vorangingen, wurden die Einkünfte des Königs in größter Ausdehnung und aufs freigebigste verwendet, nicht nur für zahlreiche Arbeiten für die Ouvriers, für die Unternehmer und für die Künstler, sondern auch noch in einer weit direkteren Weise zur Erleichterung des öffentlichen Elends und des privaten Mißgeschicks. Dies ist der erste und edle Ursprung der Schulden der Civilliste und des Privatschatzes.

Als einer der ersten Ausgaben erinnern wir uns eines Darlehns, welches Ludwig Philipp zur Zeit seiner Thronbesteigung dem König Karl X. gewährte, im Betrage von 600,000 Fr. in Gold. Drei Wochen darauf kaufte er dem Herzoge von Angoulême, um ihn aus großer Verlegenheit zu reißen, für 250,000 Fr. das Gestüt von Meudon ab.

Im Jahre 1831 half er dem Exkönig Karl X. abermals aus einer drückenden Lage, indem er einen der Gläubiger desselben, den Grafen von Pfaffenhofen, abzufinden bemüht war. Der Schuldner hat nie erfahren, durch wessen Hand ihm Rettung zu Theil geworden.

Wiewohl Ludwig Philipp trotz aller Anstrengung die Annahme des Gesetzes wegen der Verbannung des älteren Zweiges der Bourbons, welches einem jeden Gliede derselben die Verpflichtung auflegte, binnen Jahresfrist seine Besitzungen in Frankreich zu verkaufen, nicht verhindern konnte, so wahrte er doch die Interessen der Verbannten stets aufs wärmste und eifrigste. Er ließ sofort rücksichtlich der Liquidation der Schulden der Civilliste Karl's X. ein Gesetz vorschlagen und annehmen, dessen erster Artikel lautete: „Die alte Civilliste wird auf Kosten und für Rechnung des Staates liquidirt.“ So ist eine lange Reihe von Jahren vergangen, ohne daß der Graf von Chambord irgend genöthigt war, eine seiner Besitzungen in Frankreich, wie dies nach dem Wortlaut des Verbannungsgesetzes eigentlich geschehen sollte, verkaufen zu müssen. Er besitzt sie heute noch sämmtlich, Dank der generösen Theilnahme einer edelgesinnten Regierung.

Eben so beschützte Ludwig Philipp auch die Familie des Kaisers Napoleon; nicht nur in politischer, sondern auch in pekuniärer Hinsicht. In den Jahren 1847 und 1848 ließ er die Kammern um einen jährlichen Kredit von 150,000 Fr. angehen, um dem ehemaligen Könige von Westfalen, dem Prinzen Jérôme, eine zum Theil auf seinen Sohn, Jérôme Napoleon, zu übertragende Pension zu gewähren.*) Die persönliche Wohlthätigkeit des Königs hatte einem anderen Bonaparte (einem noch jungen Mitgliede der Familie), der sich als Reisender in Belgien, von den Seinigen entfernt, aufhielt und von seinen Gläubigern bis aufs äußerste verfolgt wurde, bereits früher mit einem bedeutenden Geldopfer wieder aufgeholfen.

Das Herz des Königs wurde indeß nicht nur von dem Anblick der großen politischen Mißgeschicke gerührt; die Leiden des Volkes erregten in gleichem Maße sein Mitgefühl und beschäftigten sein Denken unaufhörlich. Während seine Minister von 1830 an auf seinen Befehl den Kammern Maßregeln in Bezug auf die Sicherung des Handels und Hebung des Verkehrs, so wie auf die Beschaffung von Arbeit, vorlegten, ging Ludwig Philipp selbst mit einem glänzenden Beispiele voran und errichtete Arbeitsstätten und Wohlthätigkeitsanstalten auf seinen Privatgütern und auf den Krondomänen, deren provisorische Nutzung ihm zustand. Hauptsächlich öffnete er seine Hand, um allen durch die Theurung noch erhöhten Leiden der großen Masse nach Möglichkeit abzuhelfen. Während des Winters von 1830 zu 1831 opferte er über zwei Millionen für Austheilung von Brod, Suppen, Fleisch, Kleidern, Bettzeug und Geld an die nothleidende Bevölkerung von Paris und in den Departements.

Man weiß, daß das Daniederliegen des Handels und Verkehrs die Aufmerksamkeit des Königs seit den ersten Tagen seiner Thronbesteigung auf sich gezogen hatte. Dreißig Millionen waren zur Hebung des Verkehrs im Allgemeinen und speziell der Industrie durch ein besonderes Gesetz bestimmt worden. Da mehrere industrielle Etablissements indessen schleuniger Vorschüsse, andere fortwährender Unterstützung bedurften, so zögerte der König keinen Augenblick, da, wo das Gesetz die nöthige Hülfe nicht gewährte, selbst persönliche Opfer zu bringen, welche sich damals auf mehrere Millionen beliefen.

Auch anderes Unglück war noch abzuwenden. Das erlassene Gesetz bezog sich nur auf den Handel und die Industrie: die Erschütterung und das Herabkommen der Vermögensumstände der Privaten fand hierbei keine Berücksichtigung. Die Gutherzigkeit blieb nicht taub für konfidenzielle Eröffnungen dieser Art. In dieser ersten Krisis opferte der König mehr als 1,200,000 Fr., um gewissen gefährdeten Existenzen beizuspringen. Wir nennen unter denen, welche

*) Herr Napoleon Jérôme Bonaparte hat zwar gegen diese Anführung des Grafen v. Montalivet eine Art von Einspruch gethan, indem er dagegen geltend machte, daß ihm Ludwig Philipp einmal einen längeren Aufenthalt in Paris, so wie eine Reise zu seinem in Bern stehenden Vetter (wahrscheinlich aus guten Gründen), nicht verstattete; die Thatsache selbst ist jedoch dadurch nicht in Abrede gestellt worden. D. R.

der König unterſtützte, namentlich Benjamin Conſtant, der damals nicht nur gegen die Gebrechen des Alters, ſondern auch gegen eine drohende Armuth zu kämpfen hatte. Der König erfuhr dieſe Verhältniſſe und ſandte dem großen Publiziſten 200,000 Fr. aus ſeiner Privatkaſſe.

Zwei andere bekannte Namen figuriren ebenfalls unter denen jener Kapitaliſten oder Geſchäftstreibenden, welche Ludwig Philipp ihre Rettung verdankten: es ſind dies Audry de Puyraveau und Jacques Laffitte. Erſterer, Aſſocié eines achtbaren Negozianten, Gallois, hatte durch den revolutionairen Stoß eine arge Erſchütterung ſeines Handelshauſes erlitten. Die Unterſtützungen des Staates, namentlich ein Antheil an den obenerwähnten dreißig Millionen, waren nicht hinreichend geweſen, ſeinen Kredit wieder herzuſtellen. Nur eine außerordentliche Hülfe konnte dem Hauſe aufhelfen: der König brachte dieſe durch eine direkte Uebermachung von 200,000 Fr.

Die Lage Laffitte's bot dem Könige eine noch würdigere Gelegenheit, ſeinen Edelmuth zu zeigen. Hier verband ſich eigenthümlicherweiſe das allgemeine Intereſſe eng mit dem Privatintereſſe. Die Zukunft einer großen Anzahl anderer Etabliſſements hing von dem Geſchicke des Hauſes Laffitte ab. Sein Sturz hätte dem öffentlichen Kredit einen traurigen Schlag verſetzt. Die Bank von Frankreich hatte dem berühmten Banquier, der noch im Jahre 1830 durch ſeinen Kredit eine ſo große Macht beſaß, lange Zeit ihr ganzes Vertrauen geſchenkt. Die Juli-Revolution zeigte, daß dieſes ungeheure Vermögen theilweiſe nur ein künſtliches war, und legte die bisher unbekannten ſchwachen Seiten des Hauſes Laffitte der Oeffentlichkeit blos. Die Bank von Frankreich mußte ſich bei ihrer eigenen Verlegenheit einigermaßen zurückziehen. Laffitte bedurfte, um ſich zu retten, einer Summe von zehn Millionen in baarem Gelde oder bald fälligen Wechſeln und einer Garantie von ſechs Millionen, im Ganzen ſechzehn Millionen. So viel konnte ein Einzelner unmöglich von den dreißig Millionen, welche der Staat im Allgemeinen bewilligt hatte, für ſich beanſpruchen. Der König rettete ihn. Er kaufte ihm ſeine große Beſitzung, den Forſt von Breteuil, ab für die überhobe Summe von zehn Millionen und bewilligte ihm zugleich auch die gewünſchte Garantie von ſechs Millionen. Dieſe Garantie zwang den König in der Folge zu neuen Opfern. Die Lage Laffitte's wurde durch die Zeitumſtände immer ſchwieriger, ſo daß derſelbe ſeinen Verbindlichkeiten rückſichtlich der Garantie nicht nachkommen konnte. Als die Bank, welche im Oktober 1830 auf dieſe Garantie Zahlung gemacht hatte, im Jahre 1832 weder Kapital, noch Intereſſen empfing, wandte ſie ſich an die Verwaltung der Civilliſte und reklamirte die Summe der vom Könige unterſchriebenen Garantie. Die Gefahr war nicht minder drohend, wie im Jahre 1830. Wiewohl Laffitte bereits der entſchiedenſte Gegner der Politik des Königs geworden war, ſo gab Letzterer dennoch dem General-Intendanten der Civilliſte den Auftrag, Alles zu thun, um ſeinen ehemaligen Miniſter zu retten. Der König ließ der Bank abermals anderthalb Millionen im Intereſſe Laffitte's auszahlen. So war Laffitte im Stande, mit Ruhe und Vortheil eine Liquidation abzuſchließen, welche ohne die edelmüthige Hülfe des Königs zweimal ſeinen Untergang herbeigeführt hätte. Das Publikum erfährt hier zum erſtenmal dieſe Thatſachen mit näherer Beſtimmtheit. Abgeſehen alſo von den Opfern, welche der Hebung des Verkehrs gebracht wurden, abgeſehen ferner von den Koſten einer Repräſentation, welche das Königthum allen Klaſſen der Geſellſchaft zugänglich und nützlich machte, hat Ludwig Philipp in der Laffitte'ſchen Angelegenheit eine ganz unvorhergeſehene Ausgabe übernommen, welche ſich im Ganzen auf mehr als ſiebzehn Millionen belief. Als Entſchädigung hierfür gewann der Privatſchatz eine jährliche Revenue von kaum 110,000 Fr. (nach den Ergebniſſen von 1831 und 1832), d. h. kaum die Zinſen von drittehalb Millionen.

Es war mancher Grund vorhanden, der dem Könige und Familienvater wohl nun andere Rückſichten vorſchreiben konnte, vorſchreiben mußte. Seine erſte Sorge hätte ſeyn ſollen, die Defizits zu beſeitigen, welche in einer ſo kurzen Zeit ſchon entſtanden waren; aber der König ging von dem Grundſatz aus, daß alle Einnahmen, die ihm aus dem Staatsſchatze zu Theil würden, wieder ins Land zurückkehren ſollten, und zwar der Art, daß dadurch die Intereſſen und der Ruhm deſſelben einen unabläſſigen Aufſchwung erführen. Die Induſtrie zu begünſtigen, fortwährend mit den großen Körperſchaften des Staates, mit der Nationalgarde und der Armee, in den lebendigſten Beziehungen zu ſtehen, die Dotation der Krone endlich in allem Glanze, welcher dem Haupte einer großen Nation zukömmt, wieder herzuſtellen, das waren die Geſichtspunkte, nach denen dieſer Fürſt ſich die edle Aufgabe des Königthums definirte. Was den Familienvater betrifft, ſo dachte er, daß der König noch mehr, als der Herzog von Orleans, durch Arbeiten und Verbeſſerungen zum Wohlergehen der Ortſchaften, welche die alten Sitze ſeines Hauſes umgaben, beitragen müſſe.

Man konnte daher vorausſehen, daß in Zukunft keine etwaige Sparſamkeit eintreten werde, um die verſchwenderiſchen Ausgaben einer ſchon ſo generöſen Vergangenheit wieder auszugleichen. Bald ſollte übrigens ein neuer Umſtand die Verlegenheiten der perſönlichen Lage des Königs erhöhen. Das Geſetz vom 2. März 1832 nämlich, welches die Höhe und die weſentlichen Beſtimmungen der Civilliſte feſtſetzte, reduzirte die von Laffitte und Dupont (de l'Eure) in Vorſchlag gebrachten achtzehn Millionen, auf welche der König zur Befriedigung aller Anſprüche an die Krone gerechnet hatte, auf zwölf Millionen. Der Geiſt des Mißtrauens und der Leichtgläubigkeit, welcher allmälig ſpäter endlich die monarchiſchen Inſtitutionen unterwühlen ſollte, war ſchon in mehreren Artikeln des neuen Geſetzes zu Tage gekommen. Im direkten Gegenſatz zum hiſtoriſchen Recht und ſelbſt zum Wortlaut der durch das Geſetz vom 15. Januar 1825 von neuem geheiligten unbedingten Anſprüche ſchaffte die Deputirtenkammer die Apanage des Hauſes Orleans ab, ohne dabei das feſte und geſicherte Prinzip, ſey es einer neuen Apanage, ſey es prinzlicher Dotationen, zuzulaſſen. Die Kammer beſchränkte ſich einzig darauf, einen Artikel zu votiren, welcher beſtimmte, daß den Prinzen und Prinzeſſinnen „im Fall der Unzulänglichkeit des Privatſchatzes" Dotationen bewilligt werden ſollten. Die Erfahrung hat bewieſen, daß dieſe geſetzliche Beſtimmung die größten Gefahren für die Politik und die übelſten Verwirrungen für die Privatangelegenheiten des Königs im Keime enthielt. Von dieſem Moment an begannen die gehäſſigſten Verdächtigungen. Man war bemüht, die Gemüther im voraus gegen jede ſpätere, auf Grund des Geſetzes vom 2. März 1832 gemachte Forderung zu erbittern. Der König ſeinerſeits ſtrebte ſtets danach, dieſe Familienfrage den Anſprüchen der allgemeinen Politik und ſelbſt dem Fortbeſtehen verſchiedener Kabinette unterzuordnen.

Nur ein einziges Miniſterium fiel durch Verwerfung eines Dotationsgeſetzes; aber es fiel durch die Deputirtenkammer, nicht durch das Drängen oder die Unzufriedenheit der Krone. Ja, der König empfing die eingereichten Entlaſſungsgeſuche mit lebhaftem Widerſtreben; es war jenes Miniſterium, welches man ihm in Folge des Sieges „der Coalition" am 12. Mai 1839 aufgedrungen hatte.

Ein Rückblick auf die Geſchichte mehrerer Miniſterien, welche ſeit 1830 auf einander folgten, beweiſt es ganz deutlich, daß König Ludwig Philipp, wiewohl er aufs tiefſte von dem Rechte ſeiner Familie überzeugt war, ſtets mit größter Peinlichkeit die allgemeine Politik von ſeinen perſönlichen Intereſſen trennte.

Das erſte Miniſterium, welches ſich mit der Civilliſte und der Stellung der königlichen Familie beſchäftigte, war das, welches Laffitte zum Präſidenten hatte und in dem Dupont (de l'Eure) als Groß-Siegelbewahrer ſaß. Es war im Monat Dezember 1830. Da ich ſelbſt das Miniſterium des Innern verwaltete, ſo nahm ich an allen Berathungen über jene wichtige Angelegenheit Theil, und ich muß den genannten Herren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu erklären, daß ſie die Frage in echt monarchiſchem Sinne auffaßten. Am 15. Dezember 1830 kam ihr Geſetzentwurf vor die Kammer.

Dieſer Entwurf ſetzte die Civilliſte auf 18 Millionen feſt, erkannte das Prinzip der Apanage an, geſtand den Genuß derſelben dem Thronerben nach erreichtem achtzehnten Jahre zu und beſtimmte endlich, daß allen Prinzen und Prinzeſſinnen der königlichen Familie Dotationen gewährt werden ſollten. Kein Präſident wäre geeigneter geweſen, als Laffitte, durch ſeine Beziehungen zur Linken die Annahme dieſes Entwurfes zu ſichern. Blieb er auf Seiten des Königs, ſo hatte man leichtes Spiel. Der König wußte dies. Laffitte aber näherte ſich bekanntlich der Oppoſition von Tag zu Tag mehr, und ſeine Politik bedrohte eben ſo den Frieden, wie den öffentlichen Kredit. Der König nahm keinen Anſtand, das Dotationsgeſetz preiszugeben; er trennte ſich von Laffitte, um mit der konſervativen Partei und ihrem berühmten Führer, Kaſimir Perier, in Verbindung zu treten. Unter dem Miniſterium Perier und mit ſeiner Zuſtimmung wurde die Civilliſte von achtzehn auf zwölf Millionen herabgeſetzt, die Krondomäne beſchränkt, das Prinzip der Apanage geſtrichen und die Dotationen in eventuelle verwandelt, und konnte deſſenungeachtet wohl jemals ein Miniſter auf eine kräftigere und feſtere Stütze von Seiten des Souverains rechnen, als eben Perier?

Man weiß, und wir wollen es hier nur ganz kurz erwähnen, daß Perier ſpäter eben ſo die Intereſſen, wie die Gefühle des Königs verletzte, indem er ihn zwang, dem Geſetze, welches die Prinzen der älteren Linie verbannte, ſeine Genehmigung zu ertheilen. Der König empfand dieſe Verletzung aufs tiefſte; aber er verlor darum ſein Vertrauen zu Perier im mindeſten nicht; er wußte ſehr gut, daß das Heil des Landes von der Aufrechthaltung der Macht dieſes großen Gegners der utopiſchen Träumereien der Linken abhing.

Einige Jahre ſpäter, 1837, brachte ein Familien-Ereigniß die Dotationsfrage natürlich abermals zur Sprache, und zwar unter den Auſpizien eines beliebten und populären Namens. Die Prinzeſſin Marie hatte ſich ſo eben verheirathet: der König, immer geneigt, den Anforderungen der Politik zu weichen, aber ſtets entſchloſſen, die mit ſeiner Ehre und ſeinem Recht eng verbundenen Fragen ohne Unterlaß wieder anzuregen, gab ſeinem Miniſterium den Auftrag, ſich mit der im Heirathsvertrage feſtgeſetzten Mitgift und mit dem hierauf bezüglichen Geſetzentwurfe zu beſchäftigen. Das Miniſterium befand ſich mit dem Könige über dieſen Punkt im vollkommenſten Einverſtändniß; aber es hielt den gegenwärtigen Augenblick, gewiſſer oppoſitioneller Regungen wegen, nicht für günſtig, das Dotationsgeſetz bei den Kammern in Antrag zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

England.

Das Kameel.

(Schluß.)

Das Kameel heißt in Wahrheit „das Schiff der Wüſte". Auf ein unermeßliches Sandmeer geworfen, wo man oft gezwungen iſt, ſeine Zuflucht zum Kompaß zu nehmen, verfolgt das Kameel ſeine Fahrt, bis es einen den Führern wohlbekannten Ankergrund, ein Palmengebüſch, erreicht, unter welchem man die Nacht zubringt. Dieſes Fahrzeug erleichtert und ermöglicht den Handel zwiſchen Völkern, welche die Wüſte für immer trennen würde; es verſüßt die Pilgerfahrt des frommen Mohammedaners, der nach Mekka zum Grabe des Propheten wandert. Das Kameel der Handelskarawane zwiſchen Kabira und dem Innern Afrika's hat dieſelbe Beſtimmung, wie das Sklavenſchiff. Wenn die Karawane, nachdem ſie einen jener geheimnißvollen Orte verlaſſen hat, der auf unſeren geographiſchen Karten durch eine Lücke bezeichnet wird, in das offene Land kömmt, ſo ſieht der unglückliche Gefangene alle Qualen der ſchattenloſen Einöde und der barbariſchen Vorſichtsmaßregeln zugleich aus. Man

befeſtigt nämlich das eine Ende einer langen Stange, deren anderes Ende gabelförmig geſtaltet iſt, an den Sattel des Kameels; zwiſchen die beiden Arme der Gabel wird der Hals des Schlachtopfers hineingezwängt und vermittelſt eines Stricks dergeſtalt befeſtigt, daß an ein Bewegen des Kopfes nicht zu denken iſt. Die rechte Hand des Gefangenen wird, nicht weit von ſeinem Geſicht, auf der Stange feſtgebunden, und nur ſeine linke Hand und ſeine Beine bleiben frei. Auf dieſe Weiſe, beinahe gewürgt, wird der arme Teufel während des ganzen Tages von dem Kameele dagſirt. Am Abend macht man ihn nur los, um ihn in ſchwere Feſſeln zu legen.

Die Karawanen der Padſchis oder der frommen Pilger reiſen beſonders während der Nacht beim Fackellicht. Sie brechen um vier Uhr Nachmittags auf und marſchiren ohne Unterbrechung bis zum folgenden Morgen. Eine oder zwei Stunden nach Sonnenaufgang machen ſie Halt. In alten Zeiten überſtieg die Pracht und Ausdehnung ſolcher frommen Züge allen Glauben.

Harun-al-Raſchid ging neunmal nach Mekka, und jedesmal mit einem Pompe, der einem Haupte der Gläubigen angemeſſen war. Als die Mutter des letzten Abaſſiden dieſelbe Reiſe machte, war ſie von 120,000 Kameelen begleitet; 900 Thiere trugen allein die Garderobe eines der Chalifen, und andere waren mit Schnee beladen, der den Sorbet Seiner Hoheit kühl erhalten ſollte. Die Fürſten von Bagdad waren es nicht allein, die ein ſolches Gepränge entfalteten. Bei einer gewiſſen Gelegenheit belud der Sultan von Aegypten fünfhundert Kameele mit Konfitüren und Zuckerwerk, 280 trugen Granatäpfel und andere Früchte. Die ambulante Speiſekammer dieſes Monarchen war mit einigen Tauſend Eiern und 3000 Vögeln verſchiedener Art verſehen.

Die großen Karawanen gewähren oft ein glänzendes Schauſpiel. Tauſende von Kameelen ſind mit reichen Decken verziert; einige tragen kleine kupferne Kanonen; andere ſind mit Schellen, Bändern und Quaſten geziert; noch andere dienen den Paukenſchlägern zum Reiten; dieſe ſind mit rothen Sammetſchabracken geſchmückt und tragen Flöten- und Flageolettſpieler; jene ſchreiten ſtolz einher, förmlich überſäet mit Halsbändern, prächtigen Zäumen und blitzenden Glasſteinen. Wie verändert iſt dieſe Scene, bevor das Ziel der Reiſe erreicht iſt! Eine große Zahl dieſer prächtig geſchmückten Thiere verſchmachtet und ſtirbt vor Durſt und Müdigkeit. Wenn dann die Karawane wieder von Mekka zurückkehrt, ſo findet ſie die Körper der Unglücklichen auf dem Wege, wie ſie verfaulen und die Luft verpeſten; hat ſie Akaba, nahe beim Rothen Meere, paſſirt, ſo dienen die Knochen der Dromedare ihr zu Führern; theils entmuthigt, theils durch falſche Verſpiegelungen der Fata morgana getäuſcht, durchzieht ſie ſchmachtend die Wüſte und langt endlich in einem jämmerlichen Zuſtande da wieder an, von wo ſie mit ſo vielem Pompe ausgezogen war.

Sollte man es wohl glauben, daß gewiſſe Zoologen die äußere Geſtalt des Kameels mit Hülfe einer auf die lange Knechtſchaft gegründeten Theorie haben erklären wollen? Wenn man auch annimmt, daß die Schwielen des Kameels das Reſultat einer unberechenbaren Reihe von Kniebeugungen vor dem Menſchen, dieſem befehlenden Deſpoten, ſind, wie will man aber die innere Organiſation erklären? Wozu dieſes Waſſerreſervoir, das ihm geſtattet, in Einöden zu leben, wo jedes andere Thier vor Durſt umkommen würde? Man ſehe nur die ungeheuren Sandwüſten an, welche der Menſch durchſchreiten müßte, um mit den anderen Menſchen in Verbindung zu treten. Wo iſt das Communicationsmittel? Die Natur ſelbſt bietet es dar. Es iſt ein Thier von erſtaunenswürdiger Geduld, das zur Noth zehn oder zwölf Tage hinter einander den Durſt ertragen kann. Von der elaſtiſchen Sohle ſeiner Füße bis zu ſeinem beweglichen Halſe und ſeinem leichten Kopfe iſt das Kameel für die Beſtimmung, die es erfüllen ſoll, vollſtändig organiſirt. Sein innerer Bau beweiſt, daß der Schöpfer auf alle ſeine Bedürfniſſe und auch auf die des Menſchen, der mit ihm in demſelben Lande lebt, Bedacht genommen hat.

Punchiana.

Punch und die Bourbonen.

Seines Haſſes gegen die älteren Bourbonen kennt Punch kein Maß und kein Ziel. Es iſt jedoch darauf nicht viel zu geben. Bei engliſchen Zeitungsſchreibern und Journaliſten wandeln ſich Sympathieen und Antipathieen unverſehens in ihr Gegentheil. Jedermann weiß, mit welcher Bitterkeit die Times dreißig Jahre lang den deutſchen Bundestag angegriffen haben. Und nun ſehe man jetzt, wie das alte Waſchweib für den Eſchenheimergaſſenklub Partei nimmt. Daß Punch eben nicht viel — wenn auch etwas — gewiſſenhafter und ehrliebender, als die Times, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Neuen Anlaß, ſeine Feder in Gift gegen die vom Schickſale verfolgten Bourbonen zu tauchen, geben ihm die Demonſtrationen der Legitimiſten in Wiesbaden und die Abſchiedsworte des Grafen von Chambord. Einige Mitglieder des Friedenskongreſſes, erzählt er, wurden bei ihrer Rückkehr von Frankfurt in Köln aufgefangen, und nachdem ihnen die anderen Merkwürdigkeiten gezeigt worden waren, auch — ohne Zweifel zur Verlegenheit Mancher unter ihnen — zu den Schädeln der drei Könige im Dome geführt, oder der drei Weiſen, wie ſie die heilige Schrift nennt, und deren Namen, nach Verſicherung der Legende, Balthaſar, Kaſpar und Melchior waren. Wie ſie juſt nach Köln gekommen ſeyen, danach müſſe man nicht neugierig fragen. Von Köln gleiten nun des Punch Gedanken nach Wiesbaden, und er fragt, ob nicht jene drei Schädel oder einer von ihnen, z. B. Balthaſar, weit mehr zu ſagen wüßten, als hier der Bourboniſche Schädel auf dem Rumpfe des Grafen von Chambord, dieſe alte, alte Reliquie von göttlichem Recht, dieſer Schatten, Geſpenſt und Unriß von lange verlebter Legitimität mit ſeinem eitlen Geſchnatter, während Balthaſar ſchweigend feierliche Wahrheiten verkünde und von Grab und Gericht Zeugniß gebe. Zu Wiesbaden ruft am 31. Auguſt der legitime Schädel ſeinen Anbetern zu: „Wenn Frankreich, wenn die geſellſchaftliche Ordnung bedroht wird und eines Tages jenes Mannes bedarf, den Ihr Euren König nennt, und der Euer Aller Freund iſt, ſollen ſie uns, Euch wie mich, bereit finden.“ — „Sollte aber nicht“, fährt Punch fort, „für alle Bedürfniſſe Frankreichs in der Zeit und ſein Fortſchreiten Balthaſar's Schädel ebenſowohl Bürgſchaft leiſten, als Heinrich's V. Haupt, worin die Dunſtgeſtalt des heiligen Ludwig ſpukt? Wie viele Generationen hindurch hat ein Peſtbrodem (blight) die Menſchheit quälen dürfen! — und ſein Name iſt Bourbon! Wenn Frankreich einen König haben muß und dem Neffen ſeines Oheims die Krone nicht auf den Kopf fällt, ſo möchten wir lieber Kaſpar, Balthaſar oder Melchior in ehrbarer Hirnloſigkeit zum Haupt auf Frankreichs Rumpf gewählt haben, als den Kopf eines Bourbon. Der Name iſt gleichbedeutend mit Menſchenabend.“

Die Magyaren-Geißel.

General Haynau iſt in einer Londoner Brauerei aufs gröblichſte inſultirt worden. Was ſagt Punch dazu? Man kennt ſeinen Abſcheu vor der Magyaren-Geißel. Iſt dieſer Haß nunmehr getilgt, befriedigt durch eine himmelſchreiende Gewaltthat, die dem Fremdling, gewiſſermaßen dem Repräſentanten von Jung-Oeſterreich (?), auf dem freien, legalen, gaſtlichen Boden Albions widerfuhr? Hatte man doch Metternich, dieſes Odium des deutſchen Volkes, dieſen Erzfeind unſerer nationalen Entwickelung, nicht im entfernteſten auf dieſem Boden angetaſtet.*) Sichtlich bekämpfen ſich in des Punch Gemüth Ormuzd und Ahriman, das Rechtsgefühl und das Wohlgefallen am Unrecht, d. h. der blinde Haß gegen Haynau, doch ſo, daß letzterer offenbar mächtiger iſt, wie im Kampfe mit dem nüchternen Verſtand die Gluth der Leidenſchaft. Jetzt ſagt er: „Jedes rechtlich fühlende Gemüth muß den General Haynau beklagen wegen der Behandlung, die er erfahren hat“, ſkeptiſch hinterdrein aber: „weil er ſo ganz unverdienterweiſe als ein wilder Teufel (diabolical savage) und Unhold in Menſchengeſtalt angeſehen wurde.“ Oder auch: „Das Verfahren der Brauerknechte war ſicherlich illegal, noch kann es moraliſch gerechtfertigt werden; denn, wie wir alle wiſſen, iſt es Pflicht, ſein Blut nicht aufkochen zu laſſen, wie ſtark auch die Herausforderung komme, und wir ſollen unſere philoſophiſche Ruhe ſelbſt in Gegenwart eines Herodes, der noch vom Morde der Unſchuldigen trieft, oder eines in Mutterblut gebadeten Nero behaupten.“ Doch gleich darauf bricht der Zorn aufs neue gegen den Mann hervor, der Helden henken und Weiber peitſchen ließ. (Der Angeſchuldigte hat ſich bekanntlich von dem letzteren Brandmal zu reinigen verſucht; wie weit ihm dies gelungen, ſey dahingeſtellt.) „Und dieſer Mann“, heißt es weiter, „dem es der gemeinſte der Teufel nicht zuvorgethan hätte in hölliſcher und ehrloſer Grauſamkeit, wagte es, gleichſam mit dem Bruſtharniſch eines unbefleckten Herzens angethan, auszugehen und ſeinen Namen — nicht bedenkend, was das für ein Name iſt! — in das Fremdenbuch zu ſchreiben. Was war die Folge? Nun, die Feder, womit er ſchrieb, wurde zur brennenden Lunte, das Blatt zum Zündrohr, das in eine Pulvertonne führte. Der öſterreichiſche Schlächter bildete ſich ſteif und feſt ein, er ſey nichts als ein einfacher „Löwe“, und hatte keine Ahnung, daß er als ein Tiger würde empfangen werden.“ — Ein Brief aus Wien in der Morning-Poſt hatte gemeldet, der Feldzeugmeiſter Baron Haynau ſey zum Feldmarſchall befördert worden. Offenbar, bemerkt Punch, wolle ihm die kaiſerliche Regierung durch Verleihung des Marſchallſtabes ihren Dank darthun, würde aber mehr Judicium durch Schenkung einer „bangman's-cat“ beweiſen haben. Vielleicht aber ſolle der Stab dazu dienen, dem Frauenpeitſcher den Stock zu vergüten, den er genöthigt geweſen ſey Tages nach der Execution zu kappen. — Genug, dem Punch gilt das Verfahren Haynau's gegen Frau v. Madersbach als die ausgemachteſte Sache, und da er aus der „Kölniſchen Zeitung“ erſieht, daß im Café Daum in Wien, das meiſt von Offizieren beſucht wird, ein Kroaten-Offizier unter Verwünſchungen und Bravos ſeiner Kameraden das an der Wand hängende Bildniß der Königin Victoria von der Wand geriſſen und mit dem Säbel zerfetzt hat, ſo ruft auch er dieſem gallant gentleman ein Bravo! Braviſſimo! zu, mit der Nachbemerkung, die Tapferkeit der Helden aus Haynau's Zucht ſcheine wirklich in einer inſtinktmäßigen Antipathie gegen das ſchöne Geſchlecht zu beſtehen.

Unter dieſen und ähnlichen Ausdrücken der Gereiztheit ſpazieren auch Witze oder Wortſpiele von mehrentheils gewöhnlicher Art umher. So heißt es: „Die Oeſterreicher ſagen, daß Weiber „dreſchen“ vollkommen erlaubt im Kriege ſey. Ja, freilich; denn der große Friedrich droſch Maria Thereſia, wie aller Welt bekannt. Warum droſch Napoleon die öſterreichiſchen Generale, als weil ſo Manche unter ihnen, wie er ſagte, alte Weiber wären?“ Sey dies genug, um zu zeigen, wie arg ſich der Satirikus aus ſeiner Sphäre (?) in das Gebiet politiſcher Animoſität verliert. E. K—r.

Ungarn.

Oeſterreichs Pläne auf die deutſche Auswanderung zur Koloniſirung Ungarns.

In Oeſterreich werden großartige Anſtrengungen gemacht, um die deutſche Auswanderung nach Ungarn zu leiten oder unter den gegenwärtigen Umſtänden, beſſer geſagt, zu „verleiten.“ Seitdem die öſterreichiſche Regierung ſich ver-

*) Unſer geehrter Mitarbeiter ſcheint vergeſſen zu haben, daß Metternich als Flüchtling nach England kam, während Haynau ſeine Reiſe dahin nur deshalb unternahm, um ſeine Geringſchätzung der öffentlichen Meinung an den Tag zu legen. Allerdings haben ihn die Leitartikel der Times zu dem Glauben veranlaſſen können, daß er in England ein ganz populärer Charakter ſey.

schuld zu haben, gewesen. Bei Ausbruch der Revolution hat Herr Gräfe für 15 Kanonen, Lafette, Munition und Zubehör, 15 Pferde und 15 Fahrzeuge, einen Preis von 30,000 Thlr. gefordert. Die Regierung hat ihm 20,000 Thlr. geboten, und Herr Gräfe hat sie dafür geliefert, wie schlecht wissen wir jetzt. Herr Gräfe hat, 1. Oktober 3., noch vor Herr Schmidt, Zweibrücken in Besitz genommen, und Herr Schmidt hat sich beeilen müssen, um Herrn Gräfe zuvorzukommen. Man hat in Berlin Herrn Gräfe zu entfernen gesucht von Herrn Schmidt, und Herr Gräfe hat sich geweigert, Herrn Schmidt zu verlassen. Herr Gräfe hat sich dann in Berlin gestellt, um sich über Herrn Schmidt zu beklagen, und „Schmidt" hieß, während Regierungsrath Gräfe sich beschwerte über Herrn Schmidt, Herr Schmidt, der Kommandant von Rastatt, der Kommandant von Rastatt, in jenen Tagen Major Graf Leutrum Ertingen-Neuravensburg, war, so hat man Gräfen und Schmidt immer von Rastatten und Zweibrücken aus verwechselt, wahrscheinlich absichtlich verwechselt. Herr Gräfe hat, wie gesagt, seine Sache gut gemacht, und Herr Schmidt hat sich gut gemacht. Herr Schmidt hat sich gut gemacht, weil er sich nicht beklagt hat, weil er sich nicht beklagen wollte, weil er sich nicht beklagen konnte, weil er sich nicht beklagen durfte, weil er sich nicht beklagen mochte, weil er sich nicht beklagen sollte

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Friedrichstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 30. November 1850.

England.

Alton Locke, Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Man kann das unlängst erschienene Buch „Alton Locke"*) mit vollem Recht einen ausgezeichnet geschriebenen und mächtig ergreifenden Roman nennen. Es ist außerordentlich reich an lebendigen Scenen und derb und keck gezeichneten Charakteren. An uns tritt diese Autobiographie als eine Novelle heran, — als ein Werk der schönen Literatur, welches man im Familienkreise laut vorliest, wenn die Mitglieder, nach Beendigung ernsterer Pflichten und Studien des Tages, noch eine leichtere und gefälligere Beschäftigung vornehmen wollen. In der Verhüllung einer spannenden Erzählung stellt sie sich selbst den Blicken derer dar, welche „in Hülle und Fülle sitzen." — Was indeß für uns ein Roman ist, enthält das Leben und Leid und Seele jener, welche in den unteren, finsteren Regionen des Daseyns hausen. Diese Scenen und Beschreibungen sind nicht Schöpfungen eines Novellisten, sondern baare Wirklichkeit, hervorgeholt aus ihrem dunkeln Abgrund und nackt und grauenvoll hingestellt vor die Augen der Gesellschaft, welche im Lichte des Tages wohnt. Der Jammer, den wir vernehmen, ist kein solcher, welcher am Schluß des Buches sein Ende nimmt oder gar etwa nur hier, wo er erzählt wird, existirt. Er ist ein Elend, welches täglich größer wird und schwerer zu tragen ist, und wiewohl dieses Elend zu einem gewöhnlichen und allgemeinen Novellenstoff geworden und sich in beredtsamen Wendungen hören läßt, so spricht ein ernster Geist davon doch nur wie von Dingen, die man mit zitternden Lippen und in gebrochenen Lauten vorbringt. Solch' ein Buch in der Maske einer Novelle erinnert uns an die alten römischen Spiele, wo die dargestellten Scenen nicht blos eine theatralische Schau waren, sondern wirkliche Menschen vorführten, welche, einer gegen den anderen, auf Leben und Tod kämpften.

Der Vers. dieser furchtbaren Enthüllungen zeigt sich darin als einen wahren Künstler, daß er den qualvollen Eindruck der Geschichte durch den Geist des Friedens und der Güte sänftigt, welcher sich, wie ein goldener Sonnen-Untergangsschimmer nach einem düsteren Wettertage über Alles ergießt. Die Phantasie und Einbildungskraft des Schriftstellers aber zeigt sich nur in seiner Hoffnung und in seinem Glauben; als Wirklichkeit bleibt ein Anblick zurück, als pilgerte man durch das Thal der Todesschatten.

Wir wollen es hier sogleich ebenfalls erwähnen, daß der Verf. von „Alton Locke" in anderen Künstlereigenschaften mangelhaft ist, wenigstens in diesem Buche. Es fehlt ihm, wenn auch vielleicht weniger an Geschick, so doch an der festen und sicheren Absicht, ein richtiges Verhältniß der Gruppirung und andere Gesetze erzählender Darstellung einzuhalten. Er fühlt, daß die Materialien, deren er sich zu seinem Baue bedient, für Winkelmaß und Bleiloth zu ungefüge sind. Sein Buch ist ein kecker Wurf auf Tod und Leben, und die sittliche Krankheit, welche es darstellt und die es zu bannen helfen möchte, spottet wissentlich alles Regelzwanges und aller Anmuth. In Alton Locke herrscht eine förmliche Selbstverleugnung des Schriftstellers, — d. h. nicht das geringste Verlangen, als ein „talentvoller Autor" zu erscheinen. Nichtsdestoweniger verleugnen sich Zweck und Absicht in ihrer bestimmten Besonderheit auch nicht einen Augenblick. Die Absicht ist die, die Aufmerksamkeit einer größeren Klasse, als der Beamten und offiziellen Berichterstatter, zu erregen und sie mit aller Kraft auf die sozialen Uebelstände, welche vor ihren Thüren gehäuft liegen, hinzulenken. Leblose Thatsachen umständlich zu erzählen, das ist nicht genug, deshalb versucht es Alton, von dem in ihm wohnenden Geiste des Verständnisses getrieben, den Gedanken und die Seele, welche diese Thatsachen durchdringen, aufzuweisen. Die alle Welt in Schrecken setzenden sozialen Probleme, so wie die ihnen zu Grunde liegenden sozialen Uebel, werden hier aufs kühnste von einem Schriftsteller angepackt und durchwühlt, der keineswegs mit einem Riechfläschchen vor der Nase an dieses sein anatomisches Geschäft schreitet. Mit voller Absicht will er dem Leser die Wirklichkeit in all' ihrem verletzenden Eindruck nahe führen.

Wir wollen die Geschichte mit kurzen Worten erzählen. Alton Locke ist das Kind einer Witwe, einer Baptistin aus Ueberzeugung, — weil sie die Baptisten als die einzige Sekte ansieht, in welcher sich „die Calvinistischen Lehren in voller Reinheit und Fülle darstellen." Geboren mit dem Geiste eines Dichters, in einer kleinen, häßlichen Straße der Vorstadt lebend, sieh und schwächlich von Körper, „bange Nächte hindurch in schlafloser Qual liegend und mit einer heimlichen Scheu auf das ewige Rollen der Marktwagen horchend, welche die Schätze des heiteren grünen Landes nach der großen Stadt bringen", in der engsten Form des Calvinismus erzogen, ohne weitere Bildung, als sie die gewöhnliche Elementarschule gewährt, d. h. nur im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, ohne Genuß irgend eines Vergnügens, außer wenn seine Mutter dann und wann einmal mit ihm an der Hand einen Gang durch London machte, seine einzigen Bücher „Des Pilgers Gnadenwanderungen" und die „Bibel", — kurz, unter all diesen Verhältnissen wußte Alton Locke nichtsdestoweniger in seinem Geiste die innigste Liebe zur Natur zu hegen und zu nähren.

„Ich kannte jedes Blatt und jede Blume in dem kleinen Garten an der Vorderseite des Hauses; jeder Kohlkopf und jede Rhabarberstaude in den Battersea-Gärten erschien mir wundervoll und schön. An Wolken und Wasser lernte ich Gefallen finden durch mein gelegentliches Umhertreiben und Verweilen auf der Battersea-Brücke, wobei ich der im Westen sinkenden Sonne sehnsüchtige Blicke nachwarf, hin über reiche Wiesen und waldige Gärten, die alle für mich ein verbotenes Eldorado waren. Ich brachte gern wilde Blumen, seltene Käfer und Schmetterlinge mit nachhause. Mir kamen sie vor wie Engel Gottes in glänzenden Panzerröckchen und prachtvollen Maskengewändern."

Die Schilderung der alten Mutter ist sehr gut: wie sie sich ihres Dissenterglaubens rühmt und ihrer Abkunft aus puritanischem Blut, welches unter dem Messer der Schlächter der Sternkammer und in den Schlachten von Naseby und von Sedgemoor geflossen.

„Meine Mutter that Alles nach Vorschrift und Methode, nach Gottes Gesetz, wie sie es nannte, und nur hiernach. Sie lachte selten. Ihr Wort war fest entscheidend. Sie befahl nie zum zweitenmal, ohne zu strafen. Und doch barg ihr Herz ganze Schätze stummer Zärtlichkeit in sich, so wie sie einen klaren, gesunden, weiblichen Geist und Verstand besaß. Aber sie hielt es für ein streng zu befolgendes Gebot, alle Zärtlichkeit abzulegen, als ob sie eine Ascetin des Mittelalters wäre, — so berühren sich Extreme! Sie sah die Zärtlichkeit für etwas „Fleischliches" an. Eine „geistige Liebe" konnte sie für uns noch nicht hegen. Wir waren noch „Kinder des Zornes und des Teufels", noch „nicht von der Sünde erlöst, bekehrt und wiedergeboren." Sie hatte, ihrer Meinung nach, mit uns keine größere geistige Beziehung, als mit einem Heiden oder einem Papisten. Sie wagte es sogar nicht, für unsere Bekehrung zu beten, so ernstlich sie auch rücksichtlich jedes anderen Gegenstandes betete. Denn wiewohl dies die meisten Mitglieder ihrer Sekte gethan haben würden, so ließ sie sich doch bei ihrem klaren logischen Denken aus Zärtlichkeit auch nicht zu der geringsten Inkonsequenz verleiten. War unser Heil denn nicht auch schon von Ewigkeit her bestimmt? Wir gehörten entweder zu den Erwählten oder zu den Verworfenen. Konnten ihre Bitten diese Bestimmung ändern? Wenn Er uns erwählt hatte, konnte Er uns rufen nach Seinem eigenen Belieben: und, wenn nicht, —. Das Einzige, was sie immer und immer wieder that und was ich später aus einem ihrer Tagebücher erfuhr, war, daß sie Gott unter qualvollen Thränen anflehte, ihr Gemüth durch Verkündigung Seines Willens in Bezug auf uns zu beruhigen. Um diesen Trost konnte sie wenigstens vernunftgemäß bitten. Sie empfing indeß keine Antwort. Arme, geliebte Mutter! Wenn Du die Antwort nicht lesen konntest, welche in jeder Blume, in jedem Sonnenstrahl und in der Thatsache unseres Daseyns selbst geschrieben steht, welche Antwort würde Dir wohl genügt haben? Und bei alledem wachte sie mit der strengsten Sorgfalt über unsere Moralität. Natürlich war Furcht das einzige Mittel, welches sie anwandte; denn wie konnte unser noch fleischlicher Verstand von der Liebe zu Gott berührt und bestimmt werden? Und Liebe zu ihr selbst mußte ihr allzu armselig und zeitlich erscheinen, ihr, welche wußte, daß ihr Leben unbestimmt sey, und welche stets und bei allen Dingen auf den tiefsten ewigen Grund zurückzugehen bemüht war und von hier aus ihre Anschauung holte. So war also, bis wir das zwölfte Jahr vollendet hatten, unser Gott oder vielmehr unsere Götter die Hölle, die Ruthe, die zehn Gebote und die öffentliche Meinung. Doch steckte hinter diesen Dingen, bei ihr wie bei uns, ein Etwas, was uns rein erhielt. Nennt es natürlichen Charakter, Beschaffenheit des Geistes, — meinetwegen Beschaffenheit des Gehirns, wenn Ihr Männer der Wissenschaft oder Phrenologen seyd. Ich habe es niemals verstanden, mein eigenes Wesen oder meines Nachbars Natur so zu sezziren und hinzuzeichnen, wie Ihr Analytiker es thut."

Diese strenge puritanische Erziehung entwickelte, wie Alton sagt, Eigenschaften, welche ihm bei den Wechselfällen und Kämpfen seines späteren Lebens von großem Vortheil und von hoher Bedeutung wurden. Das ganze Kapitel, welches sich auf seine Kindheit bezieht, ist eben so interessant, wie treu nach dem

*) Alton Locke, Tailor and Poet: an Autobiography. 2 vols. London, 1850.

Leben. Ein Oheim, ein Krämer, welcher seiner Stiefschwester eine kleine Jahresrente zukommen läßt, vollendet die Verpflichtung, die er seinen armen Verwandten schuldig zu seyn vermeint, dadurch, daß er seinen Neffen Alton Locke zu einem Schneider in die Lehre bringt, während sein eigener Sohn nach Cambridge geht, um Theologie zu studiren: da dies das gegenwärtig herrschende Verfahren ist, den Sohn eines Handelsmanns in einen Gentleman zu verwandeln.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Im Auszuge nach Mentalivet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich selbst war damals Minister des Innern und wurde von meinen Kollegen beauftragt, die Beschlußnahme des Kabinets dem Könige mitzutheilen. Keiner von ihnen hatte, wie man leicht denken kann, große Lust, in Saint-Cloud der Ueberbringer einer Nachricht zu seyn, welche ein lebhaftes Mißvergnügen erregen mußte. Nachdem der König mich gehört hatte, ließ er Madame Adelaide rufen und forderte mich auf, ihr ebenfalls mit eigenen Worten die Meinung des Kabinets zu verkünden. Als ich mich entfernte, sagte der König betrübt zu mir: „Ich gebe mich keinem der Gründe gefangen, welche Sie angeführt haben, um einen Beschluß zu rechtfertigen, der mich verletzt und mir ein tiefes Mißvergnügen verursacht; aber, fügte er hinzu, indem er sein Haupt erhob, thun das Ministerium immerhin seine Schuldigkeit zum Heile des Landes, alles Uebrige wird bald vergessen seyn.“ Man erinnert sich gewiß, daß der König kurze Zeit darauf den damaligen Präsidenten des Kabinets, den Grafen Molé, trotz des vorangegangenen Umstandes, in seinem Kampfe gegen die verbündete parlamentarische Opposition aufs kräftigste unterstützte, daß er ihm zwei Auflösungen gestattete, und daß er im letzten Augenblick noch die größte Anstrengung machte, ihn und seine Kollegen zu halten. Der Minister, welcher die Entschließung des Kabinets in Saint-Cloud hinterbracht hatte, der Verfasser dieser Aufzeichnungen, trat nach dem Sturze des Kabinets wieder in seine alte Würde als General-Intendant der Civilliste ein.

Dergleichen Thatsachen beweisen hinlänglich, wie Ludwig Philipp zwar sein Familien-Interesse zu wahren suchte, es aber uneigennützig den Interessen seiner Regierung unterordnete.

Indeß vermehrte dieser Sieg des Königs über sich selbst seine persönlichen Verlegenheiten, indem er die Vollziehung der gesetzlichen Disposition verzögerte, durch welche wenigstens die Dotationen und Aussteuerungen der Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie im Fall der Unzulänglichkeit des Privatschatzes sicher gestellt worden wären. Diese Unzulänglichkeit war im Prinzip von den Kammern bei der Bewilligung der Aussteuer für die Prinzessin Louise von Orleans, Königin der Belgier, anerkannt worden; trotzdem aber tauchten in Folge gewisser parlamentarischer Combinationen andere Ansichten in der Deputirtenkammer auf. Die Dotation des Herzogs von Nemours scheiterte plötzlich an dem Bündniß verschiedener gegen den König oder gegen das Ministerium vereinigter Interessen. Von diesem Augenblick an mußte das ganze Gewicht der Dotationen, gegen alles Herkommen und gegen alle Billigkeit, auf die Civilliste und auf den Privatschatz zurückfallen; denn man kann nicht oft genug wiederholen, der Privatschatz war durchaus unzureichend.

Im Januar 1832 belief sich die reine Einnahme des Privatbesitzes auf 1,300,000 Fr.; um diese Einnahme indeß auch in den folgenden Jahren erzielen zu können, hätte sich der König aller Bauten und aller nöthigen Unterhaltungskosten entschlagen müssen. Er wäre dann nicht im Stande gewesen, das Geringste zur Verschönerung seiner Familien-Residenzen, d. h. zur Unterstützung einer Menge von Künstlern und Arbeitern, zu verausgaben. Von 1840 bis 1847 belief sich der Reinertrag der Privatbesitzungen auf kaum 1,300,000 Fr., wobei nur die Unterhaltungskosten in Abzug gebracht sind, aber keine der neuen Arbeiten, welche in Neuilly, Eu, Bizy, La Ferté-Vidame und Dreux ausgeführt wurden. Vergleichen wir nun mit diesen Zahlen die Ausgaben, welche dem Könige die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses verursachten; diese Ausgaben waren doppelter Art:

1) Die für das gewöhnliche oder häusliche Leben, bestehend in Ausgaben für Bauten, Mobiliar, Nahrung, Heizung, Erleuchtung u. s. w.

2) Die Pensionen, die Ehrendienste, die persönlichen Dienste, die Marställe, die Reisen, die Geschenke, die Aufmunterungs- und Wohlthätigkeitsgaben der Prinzen und Prinzessinnen u. s. w.

Die Ausgaben erster Kategorie wurden regelmäßig durch Belege und genaue Rechnungen konstatirt; wir theilen dem Publikum die Etats einiger Jahre mit.

Im J. 1843 betrug der Haushalt der Prinzen und Prinzessinnen	2,479,592 Fr.
Im J. 1844	2,970,871 „
Im J. 1845	2,720,419 „
Im J. 1846	3,201,266 „
Im J. 1847	2,392,293 „

Man kann über diese Summen erst dann ein Urtheil fällen, wenn man eine Parallele zieht. Der König Karl X. hatte von 1825 bis 1830 für die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses jährlich 1,800,000 Fr. ausgesetzt; diese Summe floß jedes Jahr in die Kassen der Civilliste, nachdem sie, in Folge seiner Anordnungen, auf die Dotation von 7 Millionen, welche das Gesetz vom 15. Januar 1825 den Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie statt der Apanage bewilligt hatte, zurückgehalten wurde. Nimmt man die Summe von 1,800,000 Fr. an, um die Kosten des gewöhnlichen Lebens der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orleans zu repräsentiren, so wird man leicht begreifen, wie mäßig die Summe ist, wenn man das Zahlenverhältniß der Mitglieder einer jeden der beiden königlichen Familien in Anschlag bringt. Man kann also den Gesammtbetrag der von der Civilliste und dem Privatschatz getragenen Unterhaltungskosten für die Prinzen und Prinzessinnen, mit Einschluß jener 1,800,000 Fr., im mittleren Durchschnitt (für die Jahre von 1843—1847) auf 4,552,886 Fr. angeben. Wenn man mit dieser Zahl die Reineinnahme des Privatschatzes, durchschnittlich 1½ Mill. Fr., vergleicht, so sieht man, daß der Privatschatz jährlich 3 Millionen zu wenig abwarf. Durch Artikel 21 des Gesetzes vom 2. März 1832 hatte sich der Staat verpflichtet, die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie zu dotiren, im Fall der Unzulänglichkeit des Privatschatzes. Der Staat kam seinen Verpflichtungen nicht nach, und die persönlichen Verhältnisse des Königs begannen sich schon mit den ersten Monaten des Jahres 1832 zu verwickeln.

Wenn man also das Vorangegangene zusammenfaßt, kann man sagen, die finanziellen Verlegenheiten Ludwig Philipp's hatten einen doppelten Ursprung: der König that mehr, als er konnte, der Staat weniger, als er sollte.

* * *

Um die Wirkungen einer doppelt lästigen Lage zu mildern und auszugleichen, hatte Ludwig Philipp zwischen zwei Wegen zu wählen: er konnte entweder der Dotation der Krone als eines Zinsertrages, wie sie das bürgerliche Gesetzbuch definirt, genießen, ohne mehr oder weniger zu thun, als unumgänglich nothwendig war; in diesem Falle wären die Paläste der Krone zwar erhalten, aber nicht verschönert und vergrößert worden, und eben so wäre in Bezug auf die königlichen Wälder und Manufakturen, ferner für die Künste und Wissenschaften, endlich für die Nothleidenden nichts Außerordentliches oder wirklich Bedeutendes geschehen. Wollte Ludwig Philipp den anderen Weg verfolgen, so konnte er der Dotation als König genießen in Gemäßheit des exceptionellen und besonderen Rechtes, welches ihm das Gesetz vom 2. März 1832 verliehen hatte. In diesem Falle wurden die alten Paläste der Krone wieder hergestellt, geschmückt und vergrößert, die Forsten und Güter in erhöhtem Betriebe bewirthschaftet, die Manufakturen erweitert, die Künste gefördert, die Nothleidenden unterstützt. Durch das erste dieser Systeme (dessen Anwendung ihm mit vollem Rechte zustand) hätte der König den Weg der großen, sparsamen Haushaltung betreten und sich zweifelsohne beträchtliche persönliche Mittel gesichert. Indem er sich dem zweiten zuwandte, gerieth er in eine fortdauernd schwierige und bedrängte Lage; aber er blieb den Zwecken treu, die er selbst, von den ersten Tagen seiner Thronbesteigung an, als den Inbegriff seiner Mission bezeichnet hatte. Ludwig Philipp nahm keinen Augenblick Anstand, das begonnene Werk bis ans Ende zu verfolgen.

Die Aufmerksamkeit des König wandte sich zuerst auf die Paläste der Krone, welche alle mehr oder weniger eine umfangreiche und einsichtsvolle Restauration beanspruchten; das Unternehmen war jedoch zu groß, als daß man sogleich an Alles auf einmal gehen konnte. Die Ausbesserungen und die Vollendung des Louvre und der Tuilerieen allein machten ein ungeheures Werk aus. Sodann mußten ohne Verzug ansehnliche Arbeiten an den anderen Palästen der Krone unternommen werden, hauptsächlich an denen von Versailles, von Saint-Cloud und von Fontainebleau, welche allzu lange schon vernachlässigt worden waren. Man hatte zu wählen. Der König entschied sich für die Arbeiten, die er allein entwerfen, unternehmen und beenden konnte.

Der Ausbau des Louvre interessirte nicht nur die Krone, sondern auch den Staat und Paris selbst, welches auf dieses Palais stolz war, gleichsam als auf ein Monument von mehr wirklich „Pariser“ Natur, als alle anderen. Im Jahre 1833 stellte Thiers den Antrag, für die Arbeiten des Louvre eine Anleihe zu votiren; die Deputirtenkammer ging nicht darauf ein. Da die Aufgabe die Kräfte der Civilliste bei weitem überstieg, mußte sich der König begnügen, die Sache durch Thiers in Anregung gebracht zu haben; er wandte sich daher hauptsächlich an die Paläste, welche in einiger Entfernung von Paris lagen und von armen, hülfsbedürftigen Ortschaften umgeben waren.

Der Palast von Versailles beschäftigte den König am meisten. Nachdem dieses Monument der Regierung Ludwig's XIV. im Jahre 1794, in der Zeit der ersten Republik, seiner kostbarsten Möbel und Ornamente beraubt worden war, verfiel es nach und nach immer mehr. Im Jahre 1808 wollte es Napoleon zu einer kaiserlichen Sommer-Residenz einrichten. Im Jahre 1814 gedachte Ludwig XVIII. wiederum seinen Hof in Versailles zu halten; aber er bebte bald, wie Napoleon selbst, vor den ungeheuren Kosten zurück und begnügte sich, die Gemälde und Vergoldungen der großen Säle restauriren zu lassen. Im Jahre 1831 wollte man das Palais zu einem Militär-Invalidenhaus machen, aber der König widersetzte sich mit aller Kraft und trug den Sieg davon.

Ludwig Philipp entschloß sich sofort, den alten Sitz seines erlauchten Ahnherrn für immer zu retten und den Launen der Machthaber und Zeit-Ideen zu entziehen; er beabsichtigte, ihm eine neue Bestimmung zu geben: er erreichte dieses Ziel, indem er den Palast von Versailles „dem Ruhme Frankreichs“ widmete. Als das Land den Gedanken des Königs begriff, zollte es ihm den lautesten Beifall.

Das ungeheure Museum von Versailles ist in der That das persönliche Werk Ludwig Philipp's. Mehrere Jahre lang opferte er ihm alle seine Muße und die Mittel seiner Civilliste. Er selbst hat den Plan zu allen Sälen und Galerieen entworfen, welche mehr als 4000 Gemälde und Portraits und gegen 1000 Skulpturwerke enthalten. Er selbst traf die Wahl und die Anordnung für die Aufstellung und bewies die größte Unparteilichkeit in Bezug auf die denkwürdigen Momente der Geschichte des Vaterlandes. Man denke dabei z. B. an die den Zeiten der Restauration gewidmeten Säle. Zugleich dokumentirte er eine liebenswürdige Bescheidenheit. Als nämlich die Künstler Couder und Alaux für ihre Entwürfe zu den Gobelins, welche die Regierung Ludwig Phi-

lipp's verherrlichen sollten, die Siege in Afrika gewählt hatten, verwarf der König diese Skizzen und gab jenen den Auftrag, lieber die Wonnen des Friedens und die Wohlthaten der Freiheit auszuführen. Alle Einzelheiten über die Ausführung dieses mächtigen Werkes sind in besonderen Protokollen niedergelegt. Aus ihnen ergiebt sich, daß Ludwig Philipp dem Bau 398 Besuche widmete, von den ersten Monaten des Jahres 1833 bis in den Dezember 1847, also fast ein ganzes Jahr seiner Regierung.

Die auf das Palais von Versailles (mit Einschluß der beiden Trianons) verwendeten Kosten spezifiziren sich folgendermaßen:

Für Unterhaltung der Bauten und der Wasserkünste und für allgemeine unabweisbare Ausbesserungen	2,640,000 Fr.	15,059,000 Fr.
Für neue und außerordentliche Arbeiten	12,419,000 „	
Für Bestellungen, Erwerbungen und Restauration von Gemälden und Skulpturwerken	6,625,000 „	
Für Ankauf und Restauration des Mobiliars	1,810,000 „	
In Summa	23,494,000 Fr.	

Der König glaubte indeß noch nicht genug gethan zu haben. Die dem Publikum nach und nach geöffneten Säle und Galerien verherrlichten den militärischen Ruhm, die Siege der französischen Armeen. Ludwig Philipp wollte noch neue Galerien anlegen, und zwar für den politischen Ruhm und die bürgerlichen Tugenden. Schon war der Plan entworfen, als die Februar-Revolution ausbrach und ihn zertrümmerte.

Außerdem ließ der König zum großen Theil auf Kosten der Civilliste ein umfangreiches historisch beschreibendes Werk mit Abbildungen in Kupfer herausgeben, wovon ein Theil bereits vor dem Februar 1848 erschien, unter dem Titel: „Historische Galerieen des Palais von Versailles". Das Ganze war auf funfzehn Bände berechnet; das Publikum hat neun derselben (Bd. 6 in zwei Abtheilungen) in den Händen. Der König beaufsichtigte diese Publication ohne Unterlaß und schrieb sogar selbst einige Seiten des Textes. Neunhundertundsechzig Exemplare wurden unentgeltlich vertheilt, namentlich an alle Bibliotheken Frankreichs. So vermehrte die Auferstehung von Versailles nicht nur die Staatsdomäne, sondern war zugleich auch eine große Ermunterung für alle möglichen Künste und eine neue Hülfsquelle für die gesammte nationale Arbeit.

Während das Palais von Versailles seinen alten Glanz wiedererlangte, wurden die übrigen Monumente der Krone nach und nach ebenfalls in Angriff genommen. Der Palast von Fontainebleau sah seine historische Pracht wieder erstehen: von der Halle des heiligen Ludwig und den Galerieen Franz's I. und Heinrich's II. an bis zu der Galerie der Diana und dem Kabinet, wo Napoleon seine Abdankung unterzeichnete, wurde Alles im Geiste der jedesmaligen Zeit wieder hergestellt. Desgleichen das Palais von Saint-Cloud und das Schloß von Pau, die Wiege Heinrich's IV.

Uebrigens beschränkte sich Ludwig Philipp nicht darauf, Frankreich blos durch Kunstwerke auf heimatlichem Boden zu verherrlichen; auch in einem fremden Lande wollte er ein französisches Denkmal errichten. Bereits 1830, unter Karl X., hatte man die Absicht gehabt, Ludwig dem Heiligen auf den Trümmern Karthago's, an dem Orte, wo er verschied, ein Monument zu setzen. Ludwig Philipp nahm im Jahre 1840 diesen Gedanken wieder auf, und als das Ministerium sich weigerte, die Kammern um die Kosten anzugehen, beschloß er, das Monument aus seiner Schatulle herzustellen. Bereits waren mit dem Bey von Tunis die nöthigen Unterhandlungen getroffen worden, und ein Jahr später stand die Kapelle fertig da, in ihrem Innern durch die Statue des heiligen Ludwig geschmückt. Da die Muhammedaner dieses Monument selbst mit religiöser Ehrfurcht betrachteten, so wurde zugleich auch der französische Einfluß in Tunis befestigt. In Folge dieses Einflusses entstand von neuem das Bisthum von Karthago, und das Hospital und das Sankt-Ludwigs-Kollegium erhoben sich unter dem Schutze des Kreuzes, welches die Kapelle schmückt. Auch geschahen nun die ersten Schritte zur Abschaffung der Sklaverei.

Die Gesammtsumme für die vom Könige Ludwig Philipp angeordneten Arbeiten beläuft sich auf fast 33½ Mill. Fr.; man muß bei dieser Summe indeß die nothwendigen Unterhaltungskosten, die jedem anderen Regenten eben so zur Last gefallen wären, in Abrechnung bringen. Sie betragen 19,800,000 Fr. Ludwig Philipp verausgabte also aus freiem Belieben 33,615,000 Fr. Und da jede dieser Ausgaben eine Verbesserung oder eine Vergrößerung bezweckte, die den Werth des Besitzthums selbst beträchtlich erhöhte, so kann man sagen, der König habe dem Staate durch diese Bereicherung der Krondomänen einen großen Theil der Civilliste gratificationsweise wieder zurückerstattet.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, obige Summe in ihren einzelnen Posten spezieller kennen zu lernen:

Ausgaben im Allgemeinen während der letzten fünf Monate des Jahres 1830	346,875 Fr.	30 Cent.
Palais der Tuillerieen	5,291,410 „	38 „
Palais des Louvre	1,507,967 „	87 „
Palais-Royal	1,408,667 „	14 „
Palais von Versailles, Trianon und Zubehör (die Wasserkünste)	12,118,278 „	39 „
Palais von Compiegne	409,510 „	28 „
Palais von Saint-Cloud und Zubehör	4,157,624 „	54 „
Palais von Meudon	557,374 „	11 „
Palais von Fontainebleau und Zubehör	3,431,914 „	68 „
Schloß von Pau	362,899 „	42 „
Kapelle des heiligen Ludwig bei Tunis	218,389 „	56 „
Palais des Elysée-Bourbon	30,840 „	81 „
Königliche Manufakturen	546,870 „	70 „
Latus	30,588,623 Fr.	18 Cent.

Transport	30,588,623 Fr.	18 Cent.
Verschiedene Bauten	1,592,849 „	18 „
Forstbauten	1,433,622 „	80 „
In Summa	33,615,095 Fr.	16 Cent.

Dies ist noch nicht Alles. Aus den Fonds, welche der König jedes Jahr der Direction der Museen bewilligte, bereicherten sich die Paläste und ihre Sammlungen mit einer großen Menge von Gemälden, Skulpturwerken und anderen Kunstgegenständen. Alle diese Schätze wurden unmittelbares Eigenthum der Gebäude, in denen man sie aufbewahrte. Artikel 7 des Gesetzes von 1832 über die Civilliste stellte nämlich fest, „daß alle Monumente und Kunstgegenstände, mit welchen der König die königlichen Schlösser und Wohnungen auf Kosten der Krone ausschmücken würde, vom Augenblicke an Eigenthum der Krone seyn und bleiben sollten." Diese neue Vergrößerung der Staatsdomäne basirt auf einer Ausgabe von mehr als 10½ Mill. Fr.

Die Parks und Gärten hatten auch ihren Antheil an den vom Könige befohlenen außerordentlichen Arbeiten. Unabhängig von allen Unterhaltungskosten opferte er zu ihrer Vergrößerung und Verschönerung mehr als 1,560,000 Fr.

Hier von den Forsten der Krone sprechen, heißt, von neuem einer der verletzendsten und heftigsten Anklagen, welche den König in den letzten zehn Jahren seiner Regierung verfolgten, entgegentreten. Man kann diese Anklagen folgendermaßen zusammenfassen: die Art der Nutznießung, der man die 103,680 Hektaren (eine Hektare = 200 Quadratruthen), aus welchen die Domänenforsten bestehen, unterworfen, bereichern die Krone ungesetzlich um eine weit höhere Einnahme, als die ist, welche sie daraus ziehen sollte. Das Finanzministerium arbeitet schon seit langer Zeit an einer großen Untersuchung rücksichtlich dieser schweren Beschuldigung. Eine Kommission, bestehend aus den Notabilitäten der legislativen Versammlung, des Staatsrathes und der Finanzverwaltung, beschäftigt sich unter dem Vorstande eines hohen Oberbeamten mit der Prüfung dieser Art von Nutznießung und ihrer Ergebnisse. Warten wir die Sache ruhig und mit Vertrauen ab: die Wahrheit wird endlich über alle Verleumdungen triumphiren. Für diejenigen jedoch, welche leichtgläubig annahmen, König Ludwig Philipp habe aus den Kronforsten einen unerlaubten Gewinn gezogen, erwähnen wir folgende sehr einfache Thatsache: von 1831 bis 1847 betrug die Revenue der Kronforsten mehr als acht Prozent weniger als die Revenue aus den Staatsforsten, wenn wir nämlich den Vergleich zwischen den respektiven Forsten, welche in einem und demselben Departement liegen, anstellen und von gleichen Grundbedingungen ausgehen. Nach der Vereinigung der königlichen Domäne mit der des Staates im Jahre 1849 haben die alten Kronforsten im Gegentheil etwas mehr eingebracht, als die alten Staatsforsten. Diese doppelte Thatsache wird hinreichen, die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Ueberdies haben die Kronforsten durch Ludwig Philipp beträchtliche Verbesserungen erfahren; wir wollen die wichtigsten derselben anführen und die darauf verwendeten Kosten sodann in eine Totalsumme zusammenfassen. Eine der ersten Sorgen des Königs war, im Jahr 1832, die jährlichen Holzschläge zu untersagen, welche die Gehölze von Boulogne und von Vincennes nach und nach allzu sehr lichteten. Dieses Verbot galt in Bezug auf das Boulogner Wäldchen in seinem ganzen Umfange, für das Gehölz von Vincennes nur theilweise. Der König wollte die „Parks von Paris", wie er sie nannte, eben so schonen und behandeln, wie die königlichen Parks. In Boulogne hauptsächlich bestand die Bewirthschaftung nur in einigen nöthigen Lichtungen, um das Wachsthum des hohen Gehölzes zu befördern. Auf diese Weise ergab das Boulogner Gehölz jährlich 12,000 Fr., während es 31,000 Fr. Kosten beanspruchte.

In allen Forsten zusammen ließ der König von 1831 bis 1848 im Ganzen 8800 Hektaren bepflanzen oder besäen und 1350 Hektaren der alten Jagdgehege ausholzen und neu abstechen. Es entstand also gleichsam ein neuer Wald von mehr als 10,000 Hektaren, welchen der König mit beträchtlichen Opfern der Krondomänen für künftige Zeiten hinzufügte, d. h. eine Waldstrecke, welche vierzehnmal größer ist, als das Gehölz von Boulogne.

Die verschiedenartigen Wege und Straßen, welche Ludwig Philipp in den Kronwäldern anlegte, bilden ein bewundernswerthes Ganze. Die vom Könige beliebten, zu diesen Anlagen nöthigen Durchbrechungen und Verhaue berücksichtigen sowohl das Vergnügen der Spaziergänger, als auch die größtmögliche Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Ausbeutung und Abfuhr der gefällten Hölzer. Ein bedeutender Theil der Forststraße wurde mit großen Kosten gepflastert oder macadamisirt; in Compiegne namentlich ließ der König vierzig Kilometer (ein Kilometer etwa = ¼ Meile) mit Steinen pflastern. Im Ganzen wurden 830 Wege angelegt oder restaurirt in eine Ausdehnung von 269 Meilen.

Der König vervollständigte so durch diese in sechs Departements (Seine, Seine und Oise, Seine und Marne, Loiret, Oise und Aisne) ausgeführten Arbeiten, so zu sagen, die ungeheure Werkstätte, die er zugleich auf allen Gebieten der Krondestzungen, zum Nutzen des Talentes und der Armuth, eröffnet hatte.

Nachdem man neue Wälder gepflanzt und Straßen angelegt hatte, mußte man auch durch ein besseres System von Wald- und Straßenwärtereien für ihre Erhaltung sorgen. Alle diese Verbesserungsarbeiten, deren Ertrag einzig und allein auf die Zukunft berechnet war, verursachten in Summa eine Ausgabe von 4,150,000 Fr. Die einfachen Verwaltungs- und Unterhaltungskosten während der ganzen Zeit beliefen sich auf mehr als 25 Mill. Fr.

Nachdem wir im Vorangehenden alle einzelnen Posten der Ausgaben, welche die Civilliste auf die Krondomänen verwandte, spezifizirt haben, können wir nun leicht die moralische Schuld des jetzigen Eigenthümers, des Staates, an den königlichen Usufruktuarius durch eine Zahl ausdrücken. Abgesehen von einer Ausgabe von mehr als 105 Millionen, mittelst deren der König diese Domäne aufs beste unterhielt, opferte er für freiwillige Verschönerungs- und Verbesserungs-Arbeiten die Summe von 48,770,000 Fr., die sich folgendermaßen spezifizirt:

Bruttoeinn.	12,413,000 Pf.
Transfer	1,500,000 „
Bruttoeinnahme aus Zahlk. und Abonnements . . .	13,913,000 „
Steuern	1,713,000 „
Netto-Einnahme	200,000 „
	15,826,000 „

Bis über die Mitternacht hinaus dauerten lebhafte Debatten über die Ausgaben, die Einnahmen und die Steuern. Die Ausgaben sind, wie wir schon früher bemerkten, in einem eigenen Budget für sich, dem Budget der Regierung beigefügt. Dieses macht sich besonders Monarchisten und die Gegner der Regierung zu Nutze, um gegen die Ausgaben zu stimmen, ohne dadurch zu verletzen. Die Einnahmen, die Steuern sind das Budget der Regierung selbst. Dieses Budget verfehlt somit seinen Zweck, und erreicht es theilweise, wenn es nicht durchgeht. Es ist ein Budget, das nicht durchgehen soll, und das nicht durchgehen darf. Es ist ein Budget, das nicht durchgehen kann, weil es keine Majorität für sich hat. Es ist ein Budget, das nicht durchgehen kann, weil es keine Majorität für sich haben darf.

China.

Ein Ruthig nach der Cultivirtheit der Neger.[1]

Ruthig ist ein Ausdruck der Chinesen für alle Barbaren und Wilden. Selbst auf den heute größten gangbaren Artikel der Welt, Thee, wollen sie nur den Namen Ruthig gelten lassen. Sie sagen: Ruthig-Thee, Ruthig-Porzellan, Ruthig-Seide, Ruthig-Baumwolle, Ruthig-Zucker, Ruthig-Tabak, Ruthig-Opium, Ruthig-Kanonen, Ruthig-Dampfschiffe, Ruthig-Eisenbahnen, Ruthig-Telegraphen, Ruthig-Gas, Ruthig-Wasserleitungen, Ruthig-Kanäle, Ruthig-Schleusen, Ruthig-Brücken, Ruthig-Häfen, Ruthig-Docken, Ruthig-Leuchtthürme, Ruthig-Schiffe, Ruthig-Eisenbahnwagen, Ruthig-Locomotiven, Ruthig-Maschinen, Ruthig-Fabriken, Ruthig-Bergwerke

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lossar, Baderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Dienstag den 3. Dezember 1850.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848—1849.

Beim Beginn des Jahres 1848 hatte die Schweiz so eben eine schmerzliche Krisis überstanden, und die europäische Diplomatie strengte sich zu spät an, die Folgen eines Bürgerkrieges, dem sie nicht genügend zuvorgekommen war, in ihrer furchtbaren Entwickelung aufzuhalten, als in Frankreich die Februar-Revolution ausbrach, welcher die Revolutionen in Deutschland und in Italien auf dem Fuße folgten. Die Aufmerksamkeit der Diplomatie, welche schon seit einiger Zeit auf die Angelegenheiten der Schweiz gerichtet war, mußte sich nun zuvörderst auf wichtigere Dinge werfen, und die helvetische Republik, von den auf ihr lastenden fremden Einflüssen befreit, konnte nach Belieben in der Politik ihrer eigenen Wahl weiter vorschreiten. — Welchen Gebrauch hat die Schweiz von dieser Unabhängigkeit gemacht? In welchem Maße erlangten hier die allgemeinen Interessen das Uebergewicht über die Leidenschaften und Interessen der Parteien? — Vielleicht ist gegenwärtig der Augenblick gekommen, über diese Frage zu entscheiden, nachdem zwei Jahre verflossen, während welcher sowohl die äußere wie die innere Politik dieses Landes sich in eben so zahlreichen als bezeichnenden Manifestationen deutlich und klar ans Licht stellen konnte. Wenn man die Politik der Schweiz in ihrer dreifachen Richtung betrachtet, in der Stellung zu den europäischen Regierungen, in den Bundesfragen und in den Kantonal-Angelegenheiten, so bieten sich die nöthigen Gesichtspunkte für die Beantwortung unserer Frage mit Rücksicht auf die beiden letztverflossenen Jahre von selbst dar. Man kann diese Politik als die Entwickelung dreier verschiedener Prinzipe ansehen, des Prinzipes der **Neutralität** Europa gegenüber, des Prinzipes des **Bundesgleichgewichtes** in den allgemeinen inneren Fragen, und endlich des Prinzipes des **konservativen Liberalismus** in den kantonalen Angelegenheiten.

Die Geschichte des schweizer Bundes liefert uns den Beweis, daß diese dreifache Richtung der helvetischen Politik stets für die Kantone eine Garantie der Kraft und des Glücks gewesen ist. Das Prinzip der Neutralität z. B. war seit den Zeiten des Mittelalters die eigentliche Grundlage des Bestehens der Schweiz inmitten der großen, sie umgebenden Staaten. Als die erste französische Revolution ihr diese Grundlage entrissen hatte, blieb die Schweiz Jahre lang schwach, in sich gespalten und unglücklich. Auch berief man sich, als Europa durch die Traktate von 1815 rekonstituirt wurde, dem Bunde seine Neutralität wieder zurückzugeben. Die angränzenden Mächte konnten dieser Maßregel nur günstig seyn: Die Neutralität eines im Mittelpunkte Europa's gelegenen, die wichtigsten Alpenübergänge beherrschenden Landes war für Frankreich, Deutschland und Italien ein Interesse von erster Bedeutung; für die Schweiz war sie noch mehr, nämlich eine Bedingung der Existenz. Aus Trümmern des alten deutschen Reichs gebildet, hat sich die helvetische Republik später noch mit romanisch-celtischen Elementen, französischen und italiänischen Sprachidioms, versetzt. Sie bemühte sich Jahrhunderte lang mit dem ruhmwürdigsten Erfolge, diese Elemente zu verschmelzen, ihnen ein eigenes Gepräge zu geben, sich endlich aus diesen heterogenen Bruchstücken eine besondere Nationalität zu schaffen und nur eine einzige Familie zu bilden. Mit Hülfe der Neutralität war dieses Streben ein mögliches; sollte die Schweiz aber jemals an den Kämpfen ihrer Nachbarn theilnehmen und den Mittelpunkt ihres politischen Lebens über ihre Gränzen hinaus versetzen, was wäre die Folge? Zweifelsohne eine Auflösung und Zersetzung; die fremden Nationalitäten, welche die Schweiz gegenwärtig mit ihrer eigenen Nationalität beherrscht, würden sogleich in ihrer Besonderheit hervortreten und sich ohne Schranken und ohne Vermittelung zwischen dem Jura und den Alpen gegenüberstellen. Das Prinzip der Neutralität ist, wie man sieht, eine eben so wesentliche Bedingung für das europäische Gleichgewicht, wie für die politische Existenz des helvetischen Bundes. Uebrigens muß man keineswegs glauben, daß durch dieses Prinzip der Schweiz eine blos egoistische und negative Politik geboten werde. Es ist durchaus nicht ihre Rolle, den europäischen Kämpfen mit Gleichgültigkeit zuzusehen, noch auch für die geistige Bewegung, welche ringsumher stattfindet, unempfindlich zu seyn; es ist ihr nur verboten, die in den großen Staaten auftauchenden Fragen anders als nach der ihr zukommenden Weise zu behandeln und als nach Maß ihrer Kräfte, als in dem Bereich ihrer Institutionen zu entscheiden. Dies ist die Mission, welche die Schweiz schon mehr als einmal zu erfüllen Gelegenheit hatte, und Europa konnte sogar oft genug in den inneren Krisen der helvetischen Republik gleichsam eine Offenbarung seiner eigenen Geschicke erkennen. Die Revolutionen in Genf gingen, wie man weiß, der französischen Revolution voraus, und die Krisen, welche die Schweiz von 1841 bis 1847 erschütterten, haben gewissermaßen den europäischen Sturm von 1848 vorher verkündet.

In ihren äußeren Beziehungen durch das Prinzip der **Neutralität** beherrscht und beschützt, findet die Schweiz für ihre innere Regierung eine nicht weniger feste Grundlage in dem Prinzipe des **Bundesgleichgewichtes**. Vor der französischen Revolution wurden die gemeinsamen Interessen der verbundenen Kantone allzu sehr ihren besonderen Interessen zum Opfer gebracht; hieraus entsprang jene Schwäche, welche den Sieg der französischen Invasion von 1798 so sehr erleichterte. Auf das Uebermaß der lokalen Einflüsse folgte sodann das Uebermaß des Einheitsprinzipes; aber diese neue, mit den Traditionen und Interessen der Schweiz unvereinbare Verfassung konnte sich nur mit Hülfe der französischen Waffen halten. Die Vermittelungsakte (Mediationsakte) vom 19. Februar 1803 setzte an die Stelle dieses mangelhaften Regimes glücklicherweise eine auf die wahren Prinzipien des Föderalismus gegründete Regierungsform. Im Jahre 1815 zerstörte ein neuer Bundesvertrag dieses Werk einer so hohen Weisheit und gab wiederum den lokalen Einflüssen ein nachtheiliges Uebergewicht. Die kantonale Souverainetät mußte früher oder später die ihr zugestandene übertriebene Macht mißbrauchen, und in der That sah man nach dem Ausbruch der französischen Revolution von 1830 für die Schweiz eine Zeit der Parteikämpfe eintreten, welche erst kürzlich in der Revision des Bundesvertrages ihr Ende erreicht hat. Diesesmal hat das Prinzip des gemäßigten Föderalismus von neuem einen fast vollständigen Sieg davongetragen; es ist dies das Prinzip, welches schon in der Mediationsakte von 1803 vorgeschrieben worden, und wie man seinen glücklichen Einfluß schon aus der Vergangenheit kennt, lassen sich auch auf die Zukunft die besten Schlüsse daraus ziehen.

Zu dem Prinzipe der **Neutralität** und des **Bundesgleichgewichtes** kömmt endlich noch das Prinzip des **konservativen Liberalismus**, welches seine Aufgabe in den kantonalen Fragen zu lösen hat. Wiewohl dieses Prinzip noch nicht in dem Maße, wie die beiden anderen, die Sanction der Geschichte für sich hat, so gab es doch schon in gewissen Punkten die sichersten Beweise seiner Lebensfähigkeit. Auf die Reorganisation der Kantonalregierungen und auf die Vertilgung der extremen Parteien angewandt, hat es schon unschätzbare Dienste geleistet und wird deren noch ferner leisten. Seit zwei Jahren hat es in einigen Kantonen einen ersprießlichen Aufschwung genommen, welcher sich hoffentlich über alle Theile der Schweiz verbreiten wird.

Dies sind die drei Prinzipe, welche die Schweiz mit Vertrauen als die schützenden Führer ihrer Politik anrufen kann; sie repräsentiren und umfassen gleichsam alle Richtungen des Nationalgeistes. Indeß messen es sich seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ganz entgegengesetzte Ideen an, die Geschicke der helvetischen Gesellschaft zu leiten. Dem Prinzipe der Neutralität stellt der revolutionaire Geist das Prinzip der Intervention und des Krieges entgegen; dem Prinzipe des Bundesgleichgewichtes will er das Einheitsprinzip substituiren; — endlich bekämpft er den konservativen Liberalismus im Namen des Hegelschen Radikalismus. Zwischen jenen guten und diesen schlimmen Einflüssen wird die Schweiz nun schon seit vielen Jahren hin- und hergeworfen; bald hat der nationale, bald der revolutionaire Geist das Uebergewicht. Glücklicherweise scheint sich der Kampf, wie man sich bald überzeugen wird, allmälig gegen den Radikalismus zu entscheiden.

* * *

Auf die äußeren Fragen angewendet, hatte der revolutionaire Geist einiger Kantone seit 1848 nur zu oft Gelegenheit, in der Schweiz seine traurige Wirksamkeit zu entfalten. Nichtsdestoweniger blieb der Sieg in diesen so mißlichen und wichtigen Fragen stets auf Seiten des Nationalgeistes, d. h. des Neutralitätsprinzipes. Eine der ältesten Konsequenzen dieses Prinzipes ist, wie man weiß, das Asylrecht. Ueber die Auslegung dieses Rechtes haben sich seit drei Jahren zwischen der radikalen Partei und ihren Gegnern aller Farben oft die lebhaftesten Streitigkeiten erhoben. Worin besteht dieses Asylrecht, und welchen Beschränkungen ist es in den helvetischen Traditionen, wie in dem europäischen öffentlichen Recht (Staatsrecht) unterworfen? Diese Frage muß zuerst entschieden werden.

Die Schweiz ist seit langer Zeit gewöhnt, gegen die politischen Verbannten und Proskribirten der verschiedenen Länder Gastfreundschaft zu üben. Jedenfalls ist es die Grundbedingung dieser Gastfreundschaft, daß sich diejenigen,

welche sie beanspruchen, ihrer würdig zeigen, und daß sie beim Betreten des schweizer Bodens jedes Agitationsprojekt aufgeben. Mit der freisinnigen und edlen Uebung des Asylrechtes muß somit nothwendigerweise eine entschiedene Strenge für den Fall des Mißbrauches dieses Rechtes Hand in Hand gehen, und die Schweiz hat die unerläßliche Aufgabe, sich mit höchster Wachsamkeit gegen den Einfluß der Fremden zu wahren, wenn sie sich etwa allzu unmittelbar in ihre eigenen Angelegenheiten mischen sollten.

Die Revolutionen, welche beim Beginn des Jahres 1848 ringsherum ausbrachen, konnten nicht ermangeln, bei der schweizer Regierung einige sehr delikate Neutralitätsfragen in Anregung zu bringen. Ihr erster Schritt auf der gefährlichen Bahn, die sich vor ihr eröffnete, war glücklich. Kaum war die französische Revolution in Bern bekannt geworden, als der exekutive Rath dieses Kantons, welcher, mit den Functionen des Bundesdirektoriums betraut, so viel dazu beigetragen hatte, die auf dem Lande lastende Krisis heraufzubeschwören, sogleich an die Bundesregierungen ein Rundschreiben erließ, welches genau den Weg vorzeichnete, welchen man einzuhalten beabsichtigte.

„Die Stellung", sagte der exekutive Rath, „welche der schweizer Bund im europäischen Staatensystem einnimmt, legt dem Bundesdirektorium (Vorort) die Pflicht auf, die Aufmerksamkeit der hohen Kantonalregierungen auf die in verschiedenen Staaten sich gestaltenden Ereignisse zu lenken und ihnen zugleich den Gesichtspunkt anzugeben, unter dem man die Stellung der Schweiz den Nachbarstaaten gegenüber auszufassen und zu würdigen haben dürfte. Unter welcher Form sich auch die Zukunft darstellen mag, die Schweiz wird stets die Aufgabe haben, unter allen Umständen und mit allen Kräften die Neutralität, welche sie sich errungen hat, aufrechtzuerhalten. Dieses politische Glaubensbekenntniß wird der Oeffentlichkeit um so bereitwilliger übergeben, als das Direktorium keine Tendenz in einem entgegengesetzten Sinne fürchtet; indeß ist es nach den Ereignissen, welche sich im Innern zugetragen haben, von hoher Wichtigkeit, eine große Wachsamkeit zu üben, um Alles zu vermeiden, was Mißhelligkeiten und Verwickelungen hervorrufen könnte. Der schweizer Bund muß das Prinzip der Nicht-Intervention mit Energie gegen jede Zumuthung des Auslandes vertheidigen; aber eben so muß er sich auch, nach dem Erachten des Bundesdirektoriums, jeglicher Art von Demonstration enthalten, aus der man den Schluß ziehen könnte, daß er seinem Prinzipe nicht treu wäre. Indem sie die Ordnung und Regelung ihrer inneren Angelegenheiten als eine Aufgabe ansieht, in Betreff deren sie allein zu entscheiden hat, muß die Schweiz sich bemühen, mit Standhaftigkeit ihre Neutralität aufrechtzuerhalten, wenn etwa Konflikte unter den fremden Staaten ausbrechen sollten, und auch in dieser Beziehung, wie es stets stattgefunden hat, gewissenhaft den bestehenden Verträgen nachkommen."

Der Vorort forderte sofort die Kantone auf, ihre ganze bewaffnete Macht zu organisiren, und ersuchte besonders die Gränzkantone, ihn von den Ereignissen, welche das Land interessiren könnten, in Kenntniß zu setzen. „Wenn Flüchtlinge", sagte er schließlich, „woher immer, bewaffnet oder unbewaffnet, das Bundesterritorium überschreiten sollten, so muß man ihnen einen ruhigen Aufenthalt gestatten, gemäß dem Asylrechte und nach den Gesetzen der Humanität; Erstere sollten indeß sofort entwaffnet werden, und man müsse unter Anderem darüber wachen, daß sie das ihnen gewährte Asyl nicht etwa als einen Mittelpunkt von Wühlereien und Ränken gegen die Nachbarstaaten mißbrauchten." Das Rundschreiben war von dem ehemaligen Führer der Freischärler-Expedition gegen Luzern, Ochsenbein, unterzeichnet. Die Staaten antworteten fast alle in einem dem Rundschreiben des Vororts günstigen Sinne. Ein einziger Kanton, Genf, an dessen Spitze damals, wie heute noch, James Fazy stand, gab seine Antwort in etwas zweideutigen, so zu sagen, „sauersüßen" Ausdrücken. Wie dem auch sey, die Schweiz hatte von neuem das wesentliche Prinzip ihrer Politik Europa gegenüber proklamirt, und es handelte sich von jetzt ab nur noch darum, die Gelegenheiten der Anwendung desselben abzuwarten. (Fortsetzung folgt.)

England.

Alton Locke, Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

(Schluß.)

Das Folgende ist eine Skizze von Alton's Einführung in die Schneiderwerkstätte:

„Ich stolperte Herrn Jones nach auf einer dunklen, schmalen, eisernen Treppe, bis wir durch eine Fallthür ganz oben in einer Dachstube auftauchten. Ich blickte mich mit innerstem Mißbehagen rings um; hier also sollte ich arbeiten — vielleicht mein ganzes Leben lang! Aus einem niedrigen Nebengemach kam mir ein widerwärtiger Duft entgegen, ein Gemisch verschiedener Gerüche menschlicher Ausdünstung, schalen Bieres, süßlichen Branntweins und neuer Kleider. Auf dem Fußboden, der mit Staub, Schmutz, Lappen und Flicken besäet war, saßen ein Dutzend hagerer, verkümmerter, barfüßiger Menschen, mit einem Ausdruck von Jammer und Stumpfheit, ein Blick, vor dem ich zurückschauderte. Die Fenster waren dicht verschlossen, um die Winterkälte abzuhalten, und der Athem, welcher sich angesetzt hatte, rann in Strömen von den Scheiben herab, hinter denen sich mir nichts als der traurige Anblick von Schornsteinen und Rauch präsentirte. Mein Führer übergab mich einem dieser Leute. „Hier, Crosthwaite, nehmt diesen jungen Burschen und macht einen Schneider aus ihm. Laßt ihn neben Euch sitzen und pickt ihn mit der Nadel, wenn er Unfug macht.""

Die Beschreibung der Schneider und ihres Thuns und Treibens ist überaus plastisch; es würde uns jedoch zu weit führen, sie mitzutheilen. Der Hauptzweck des Buches läuft darauf hinaus, die baare und nackte Wirklichkeit des Handwerkerlebens zu zeigen. Folgende Stelle dürfte reiflicher Erwägung werth seyn:

„Ich bin meinen Lesern dafür, daß ich ihnen dieses wüste und gemeine Treiben vorgeführt habe, eine Rechtfertigung schuldig. Gott weiß, ich finde so wenig Geschmack daran, wie sie; aber diese Dinge existiren einmal, und alle die, welche *außerhalb* solcher Verhältnisse leben, müssen erfahren, was das für Leute sind, deren Arbeit oder vielmehr deren Blut *sie* ihren Prunk verdanken. Sie sind „ihres Bruders Hüter", mögen sie es auch nicht Wort haben."

Die Beispiele, welche Alton vor Augen sieht, und die Unterhaltungen, die er hört, bilden einen seltsamen Gegensatz zu der fast klösterlichen Abgeschlossenheit seines früheren Lebens; indeß beginnt jetzt ein anderer Einfluß mit großer Macht auf ihn zu wirken. Seine Mutter hatte ihm das gezwungene Versprechen abgenommen, niemals in die Fenster einer Buchhandlung einen Blick zu werfen — und er gehorchte: sie hatte ihm gleicherweise verboten, irgend ein Buch zu lesen, ohne es ihr vorher zu zeigen, — hieraus aber entsprang seine erste That des Ungehorsams. Auf dem Wege, den er nehmen mußte, wenn er von der Arbeit nach Hause ging, befand sich ein alter Bücherladen. Hier blieb er gern stehen und wagte es dann auch manchmal, ein Buch, dessen Titel ihn besonders anzog, näher zu betrachten und mit schüchterner Hand darin zu blättern. Dieses harmlose, verbotene Gelüst plagte ihn von Tag zu Tag stärker, so sehr er sich auch bemühte, es zu bekämpfen. — Er machte endlich mit dem Besitzer des Ladens, einem alten Schotten, Bekanntschaft, und dieser lieh ihm einige der Bücher. Folgendes ist die Erzählung der Art und Weise, wie er seine Studien verfolgte, und sie zeigt, welche Mühe der Arme, der von Wissensdurst geplagt wird, anwenden muß, um ein paar Tropfen des Labsals zu erlangen.

„Ich schlief in einer kleinen, etwa zehn Fuß langen und sechs Fuß breiten Kammer im hinteren Theile des Hauses. Nur an der einen Wand konnte ich aufrechtstehen, da das sich schief absenkende Dach die Decke bildete. Die Kammer konnte weder geheizt, noch auch gehörig gelüftet werden. Kein Wunder daher, wenn ich alle Nächte hustete und jeden Morgen mit Hals- und Kopfschmerzen erwachte. Meine Mutter sagte oft, „das Gemach sey zu klein zur Schlafstube eines Christenmenschen, wo solle sie aber ein besseres hernehmen?" Mein Studium war nun folgendermaßen beschaffen. Ich konnte es des Nachts hier, ohne entdeckt zu werden, nicht so ohne Weiteres treiben; denn meine Mutter sah jeden Abend sorgfältig nach, ob auch mein Licht ausgelöscht sey. Wenn mich also mein lieber Husten aufweckte, erhob ich mich, schlich ganz sanft wie eine Maus aus der Kammer, — denn meine Mutter und Schwester schliefen nebenan und konnten das geringste Geräusch hören, nahm meine theuren Bücher unter einer Diele des Flurs, die ich zu diesem Zwecke an dem einen Ende in müßigen Augenblicken losgemacht hatte, hervor und mit ihnen zugleich eine Art Nachtlicht, welches ich mir von den paar Pence, die ich dann und wann bei Austragung angefertigter Kleider oder von den Gesellen für Hülfsarbeit erhielt, angeschafft hatte. Kein Wunder, daß, bei dieser geringen Ruhe und bei der Anstrengung meiner Hände, meiner Augen und meines Kopfes während des Tages in der Werkstatt, meine Gesundheit zu leiden begann; meine Augen wurden immer schwächer, mein Husten heftiger, und mein Appetit ließ von Tag zu Tag mehr nach. Meine Mutter gewahrte diese Veränderung und fragte mich mit herzlicher Bekümmerniß um den Grund. Ich durfte aber leider die Wahrheit nicht sagen. Ich hatte nicht blos einmal gegen ihr Gebot gesündigt, sondern war schon Monate lang ungehorsam gewesen, was ich ihr hätte bekennen müssen; ich brachte tausenderlei falsche Entschuldigungen und Ausflüchte vor, die meinen armen von Anstrengung zerrütteten Kopf nur noch mehr beschwerten..... Ehe ich aufstand, um mich gegen sechs Uhr Morgens nach der zwei (engl.) Meilen entfernten Werkstatt zu begeben, saß ich schon drei bis vier Stunden schaudernd und zitternd auf meinem Bett, indem ich mich in die qualvollsten Stellungen zwängte, um wo möglich den Husten zu unterdrücken, damit mich meine Mutter nicht für unwohl hielt und nachzusehen käme — meine Augen auf die Lektüre geheftet, meine Füße in die Bettücher gehüllt, um sie vor der empfindlichen Kälte zu schützen; Tag um Tag hoffend und harrend, daß bald der liebe Sommer käme, wo ich kein Licht mehr nöthig hätte. Blickt einmal auf dieses Bild, Ihr wohlhabenden Leute, die Ihr in müßigem Belieben vor Euren Bücherschrank tretet, Euch nach Gefallen ein Buch herauslangt und Euch dann inmitten von Kupferstichen, Gemälden und Statuen in einen weichen Sessel werft, das wärmende Kaminfeuer vor Euch und die strahlende Astrallampe auf dem Tisch zur Seite. Die unerzogenen niederen Klassen! Ja, auch Ihr würdet zu ihnen gehören, wenn das Lernen Euch solche Mühe kosten sollte, wie den Armen!"

Meister Crosthwaite, dessen Sorge Alton anvertraut worden, ist ein trefflich gezeichneter Charakter. — Er ist ein Bild eines Mannes aus der besseren Klasse der chartistischen Arbeiter: — einsichtsvoll, nachdenkend, durch sich selbst erzogen, nüchtern, von ehrbarem Benehmen, — aber durch „Armuth, Arglosigkeit und durch das gierige Verlangen eines unbefriedigten Geistes und Verstandes" zum Chartismus getrieben. Der Chartismus, bildet er sich ein, biete die einzige Aussicht auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen. Die ganze Conversation, welche das innere Gähren in dem Geiste eines Handwerkers, seine Kenntnisse, sein Trachten und seinen Jammer enthüllt, ist im höchsten Grade der Beachtung und des Studiums werth: — sie ist offenbar von Einem geschrieben, der alle diese Zustände genau kennt. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle hier anzuführen, welche einige besonders für

Staatsmänner beherzigenswerthe sittliche Prinzipien dieser revolutionairen Zeit verkörpert. Natürlich ist es Alton, der künftige Chartist, welcher spricht.

„Ja, es war richtig. Die Gesellschaft hat mir nicht meine Rechte gegeben. Und wehe dem Menschen, in dessen Seele diese Vorstellung, ob wahr, ob falsch, finster emporsteigt, all' seine Gedanken mit des Abgrunds gährender Gluth erfüllend. Mag sie wahr, mag sie falsch seyn, die Qual dessen, welcher daran glaubt, bleibt dieselbe, die Qual, ein Leben auf dem Boden der Verneinung zu führen und, wie das jetzt von Tausenden geschieht, nur allein dem Haß gegen alle Dinge, die da sind, als unserer einzigen Vorstellung, Anbetung zu zollen. Mag auch dann und wann einer von uns im Glauben, im Angesicht des verheißenen Landes sterben, ist es nicht dennoch furchtbar hart, im steten sehnsüchtigen Hinblick auf die einstige gute Zeit, fort und fort zu harren, die Jahre, eines nach dem anderen, hinschwinden, den Tod näher und näher herankommen zu sehen? Zu sehen, wie das Volk sich in eitlem Bestreben abmüht und doch den Jordan nicht überschreitet, nicht in das gelobte Land einzieht? während unsere Kleinen rund um uns sterben, wie Lämmer unter dem Schlachtmesser, an der Cholera, am Typhus und an der Auszehrung und an allen Krankheiten, welche die einstige gute Zeit abwenden kann und wird, welche, wie die Wissenschaft bewiesen hat, und wie Ihr Reichen selbst eingesteht, auf einmal abgewendet werden könnten, wenn Ihr ein vernünftiges Maß und Verhältniß einführen und nicht das Leben vieler Tausende dem Götzen herkömmlicher Interessen Jahr aus Jahr ein zum Opfer bringen möchtet. Ist es nicht furchtbar, die zu Boden Gedrückten schreien zu hören: Du verfluchter Moloch-Mammon, nimm mein Leben, wenn Du willst; laß mich in der Wildniß sterben, denn ich habe es verdient; aber diese Kleinen in den Bergwerken und Fakto[illegible]reien, in den Typhushöhlen und in all' den anderen grauenvollen Pandämonien, was haben sie gethan? Wäre es wohl eine so große Sünde, wenn die Väter, nicht in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern für sie, für diese Kleinen, auf einer Barrikade stürben? Oder ist es, meine Brüder Arbeiter, überhaupt wahr, was von unserem verheißenen Lande gesprochen wird, wie einstmals von jenem alten jüdischen Lande? ist es wahr, daß zuerst des Priesters Füße den geheimnißvollen Strom in das gute und große Land, welches Gott uns bereitet hat, überschreiten müssen? Ist es wirklich so? Dann, im Namen des Herrn der Heerschaaren, Ihr Priester, warum wollt Ihr nicht erwachen und Euch erheben und über den Jordan gehen, damit das Volk des Herrn Euch folgen kann?"

Wir können den Gang der Leidensgeschichte nicht näher verfolgen. Croßthwaite's Gesellschaft und die Irrthümer der Mutter üben ihren natürlichen Einfluß auf Alton. Endlich macht seine Mutter die Entdeckung, daß ihr Sohn ein Ungläubiger ist; und auf ihr Gebot verläßt er ihr Haus und sie selbst, die er beide nicht mehr wiedersieht. Er nimmt nun seinen Aufenthalt bei Sandie Mackaye, dem Buchhändler, und studirt und liest, ohne sich so vielen Entbehrungen und Qualen unterziehen zu müssen, wie vordem. Seine Liebe zur Poesie entwickelt sich und mit ihr das Vermögen, ein Dichter zu werden. Sandie Mackaye ertheilt ihm viele gesunde Rathschläge, — gut für Andere sowohl, wie für Alton Locke. Alton hat ein Gedicht geschrieben über die Friedens-Inseln im Stillen Ocean, und Sandie dringt darauf, er solle seine Kraft auf das wirkliche Leben und Elend rings um ihn her verwenden, statt die Kannibalen der Südsee zu besingen. — „Wenn Gott gewollt hätte", sagt er, „daß Sie über die Pacific Islands schreiben sollen, hätte er Sie dorthin versetzt, da er aber wünscht, daß Sie über London schreiben, so hat er Sie hier geboren werden lassen und Ihnen einen guten Vorgeschmack von dem Treiben dieser Stadt gegeben."

Alton Locke wird also ein Volksdichter. Er treibt zugleich die Schneiderei und die Poesie; — seine seltenen Feiertage verbringt er meist in den Gemäldegalerieen, den einzigen Orten, wo er seine Sehnsucht nach schönen Naturscenen in seligem Genusse einigermaßen befriedigen konnte. Zuletzt stirbt sein alter Meister, welcher sich immer als ein braver Mann, der sich nie mit Zwischenhändlern abgab, sondern zuhause arbeiten ließ und sich als ein möglichst anständiger Zahler gegen ihn benommen hatte. Die Enthüllungen, die uns schon seit einer Reihe von Jahren über die Lage der Handwerker, der Schneider namentlich, zu Ohren gekommen sind, haben uns für das, was hier geschrieben steht, hinlänglich vorbereitet. Als der alte Meister starb, regierte sein Sohn an seiner statt und nahm sich vor, so rasch als möglich reich zu werden. Er beschloß, den Lohn seiner Arbeiter zu schmälern, einen Kleiderladen einzurichten und die Arbeit, deren er bedürfen würde, künftig von seinen Leuten in ihrer eigenen Wohnung anfertigen zu lassen. Wie eine derartige Einrichtung, die ganz unverfänglich und zweckmäßig klingt, selbst das Uebel enthält, welches das Handwerkerleben schon im Keime verkümmern macht; — das wird uns folgende Stelle darthun.

„Wir mußten das abwarten. Jeder arbeitende Schneider kömmt bei dem jetzigen System nothwendigerweise dahin, und wir sind noch besonders glücklich, daß es sich mit uns so lange aufschob. Ihr wißt alle, wo dies enden wird, — in demselben Elende, in dem sich gegenwärtig bereits funfzehn- bis zwanzigtausend Leute unseres Standes befinden. Wir werden die Sklaven, oft die leiblichen Gefangenen von Juden, Zwischenhändlern und Peinigern, welche ihren Lebensunterhalt aus unserer Noth und unserem Hunger gewinnen. Wir werden es, wie die Anderen es schon erfahren haben, erleben, daß der Arbeitspreis immer weiter heruntersinkt, dagegen der Vortheil derer, welche uns beschäftigen, immer steigt, wir werden alle mögliche Willkürlichkeit zu erdulden, die Konkurrenz von Weibern und Kindern und hungrigen Irländern auszuhalten haben, unsere Arbeitsstunden werden um ein Drittel wachsen, unsere jetzigen Löhne auf weniger als die Hälfte herabsinken, und bei alledem werden wir nie Hoffnung auf einstmalige Steigerung der Bezahlung haben, sondern immer tiefer ins Elend und in die Sklaverei gerathen, hinausgestoßen aus dem altehrbaren Geschäfts- und Handelsgange und hinab in das höllische System der Kontraktarbeit, welches unser Geschäft und viele andere und Leib und Seele zugrunderichtet. Unsere Weiber werden gezwungen seyn, mit uns aufzusitzen Tag und Nacht, um uns zu helfen, — unsere Kinder müssen von der Wiege an arbeiten, ohne die Schule besuchen und kaum die frische Luft des Himmels athmen zu können, — unsere Knaben müssen, wenn sie heranwachsen, Bettler oder Arme werden, unsere Töchter müssen, wie Tausende thun, ihren elenden Unterhalt durch Prostitution erwerben. Und dennoch wird eine ganze Familie nicht so viel gewinnen, als bisher ein Einziger von uns mit seiner Hand gewann."

Alton kömmt mit Croßthwaite zusammen — und wird Mitglied eines Chartistenklubs. Er wird von Mackaye zu seinem Herrn Cousin nach Cambridge geschickt, um sich dessen Hülfe zu erbitten bei der Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription. Dieser Umstand giebt eine treffliche Gelegenheit, beide Klassen, die Wohlhabenden und die Armen, neben einander zu sehen, und wir hören hier, wie sie beide, jede von ihrem Standpunkte aus, das soziale Problem beurtheilen und über seine Lösung denken. Der Verfasser stellt Vertreter der besten Art aus jeder Klasse einander gegenüber und verwendet allen Fleiß darauf, eine möglichst unparteiische Anschauung aus ihren Deliberationen und Gesprächen hervorgehen zu lassen. Das Ganze verdient mit äußerster Aufmerksamkeit gelesen zu werden. „Alton Locke" ist keine Parteischrift. Nicht nur das Elend und die Leiden der arbeitenden Klasse werden mit Beredtsamkeit und warmer Theilnahme geschildert, sondern eben so auch wird ihrer Mißgriffe, Irrthümer und Ausschweifungen in ernstester Rüge gedacht. Es herrscht in diesem Werke keineswegs die gewöhnliche Feindseligkeit gegen die höheren Klassen, als solche, welches der gewöhnliche Fehler der zur Tröstung der Armen geschriebenen Bücher ist. — Ferner müssen wir noch erwähnen, daß eine Liebesepisode ein sehr sanftes und schönes Licht neben den düsteren Scenen ergießt, und daß alle Grundsätze, die hier aufgestellt werden, von weiser Mäßigung, tiefer Ueberlegung und äußerst ehrenwerther Absicht zeugen. Die Pflichten, welche die Gesellschaft vernachlässigt, werden entschieden hervorgehoben, aber eben so auch die Irrthümer mancher populären und beliebten Heilmethode. Die Aufgabe wird nach allen Seiten hin betrachtet.

Alton wird als Chartist verurtheilt und eingesperrt und endlich, nach verschiedenen anderen ähnlichen Vorfällen, durch die Fürsprache einer edlen Frau, die ihn in einer völligen Zerrüttung findet, erlöst.

Das sanguinischer Hoffnungen volle Glaubensbekenntniß, am Schlusse des Werkes, ist mit seiner Berechnung einem Weibe in den Mund gelegt; die Perspektive auf das Gute indeß, welches sie prophezeit, ist etwas gar zu gewaltsam in die Nähe gerückt. Die sozialen Uebel, die auf den vorangehenden Seiten geschildert werden, sind viel zu tief und zu lange eingewurzelt, um die Hoffnung auf eine so schleunige Beseitigung zu gestatten. Die Bekehrung Alton Locke's zum Glauben an die Lehren und Wunder des Christenthums kömmt nicht nur gar zu plötzlich, sondern ist auch unnütz. Das Buch schließt mit einer Art „Test- und Corporations-Akte". Wenn der Verfasser im Vorhergehenden im Ernste er selbst ist, so ist es nicht sehr klar, warum Alton fromm gemacht wird, um es zu bereuen. Wir hätten es für zweckmäßig gehalten, alle Kontroverse über Glaubenspunkte aus dem Spiel zu lassen. Am Schlusse eines letzten Bandes „Beweise zu führen", muß nothwendigerweise dürftig und ungenügend seyn. Diese Bekehrung ist indessen, so scheint es uns, als ein Protest beigebracht, daß der Autor an jene Beweise glaubt und Mitglied der Gemeinde der Gläubigen ist.

Verfasser und Verleger in England.

Allgemein ist die Klage, daß die Verleger großes Vermögen sammeln und die Schriftsteller verhungern lassen, daß sie, eine Gattung moralischer Vampyre, dem Genius das Herzblut aussaugen und nur bei der Verkümmerung Anderer gedeihen. Viel unverdauliches, einseitiges Zeug ist darüber geschrieben worden, und doch läßt sich gar Manches hüben und drüben sagen. Allerdings sieht der Verleger ein Manuskript mit denselben Augen an, wie ein Getraidehändler eine Weizenprobe: er beurtheilt, ob es an den Mann zu bringen seyn wird. Und das muß er auch; denn *geschrieben* werden Bücher nicht blos, um verkauft zu werden, aber wohl *gedruckt*. Der Verleger muß seine Buchdrucker und Papierhändler bezahlen und kann dennoch das Publikum nicht zwingen, sein bedrucktes Papier zu kaufen. Ließen sich wohlwollende Buchdrucker finden, die aus reiner Liebe zur Literatur die unverkäuflichen Schöpfungen des Genius umsonst druckten, und eben so wohlwollende Papierhändler, die aus demselben edlen Beweggrunde das Papier dazu unentgeltlich lieferten, dann würde es vielleicht auch nicht an Verlegern fehlen, die in einem Manuskript etwas mehr als ein Stück Waare sehen, sie würden vielleicht minder offenherzig schlechte Manuskripte zurückweisen und minder unzart um den Preis gewinnversprechender markten. Ein augenfälliger Gemeinplatz das und schon tausendmal gesagt — freilich, aber noch keineswegs in seiner vollen Geltung von der Schriftstellerwelt anerkannt. Der Verlag ist ein Geschäft und, wie jedes Geschäft, in der einzigen Absicht unternommen, Geld zu verdienen. In der Regel ist der Gewinn nicht groß und noch weniger sicher, so unsicher, daß viele Buchhändler, die den Weg des Verlages einschlagen, am Ziele — beim Bankerutt ankommen. Wenn eine Verlagshandlung durch den Druck unverkäuflicher Bücher zugrundegeht, so wird sie selten oder nie von den Schriftstellern bemitleidet. Diese sehen vielmehr darin eine gerechte Vergeltung für vermeintliche Unbilden der Verleger gegen Autoren. Das ist vielleicht wahr, nur in einem

anderen Sinne, als dieſe es verſtehen. Denn in der That bringt das ſorgloſe Verlegen von Büchern dem ſchriftſtelleriſchen Gewerbe den größten Nachtheil, und gerade der vorſichtige Verleger iſt des Autors beſter Freund. Wenn ein Haus auf eigene Gefahr eine Anzahl Werke verlegt, die es nicht verkaufen kann, ſo muß es entweder ſeine Zahlungen einſtellen oder den Ausfall bei dem Verlage anderer Werke decken, die gute Abnahme finden. Verliert der Verleger ſein Geld bei einem Buche, ſo leidet auch die Schriftſtellerzunft darunter. Je mehr Geld aber jener beim Verlage verdient, deſto mehr Honorar kann er bieten.

Es iſt oft geſagt worden, daß die Belohnung der Verfaſſer mit dem Erfolg ihrer Werke in keinem richtigen Verhältniſſe ſtehe, und daß ſich auf Schriftſteller und Verleger der Triumphgeſang parodiren laſſe: Saul hat Tauſend geſchlagen und David Zehntauſend. Man hat aber vergeſſen, daß oft der Gewinn eines einzigen gangbaren Werkes die Lücke ausfüllen muß, die ein halbes Dutzend Ladenhüter in die Kaſſe des Verlegers gemacht hat. — Wenn ein Verleger ein Manuſkript für 500 Pfd. Sterl. kauft und es bringt ihm glücklicherweiſe 5000 Pfd. Sterl. ein, dann erſcheint es allerdings als unbillig, daß der Verleger mit dem Verfaſſer den Gewinn nicht theilt. Hierauf erwidern wir zuvörderſt, daß das wohl ſehr häufig geſchieht. Es giebt kaum einen Verleger in London, wie „happig" er auch ſey, der nicht Schriftſtellern zu wiederholten Malen Summen ausgezahlt hätte, die in dem Vertrage nicht bedungen worden. Geſetzt aber, dieſe Thatſache würde beſtritten, ſo ſehen wir doch nicht ein, wie dem Verleger ein Unrecht daraus gemacht werden kann, daß er ſich ſtreng an den Wortlaut ſeines Kontraktes hält. Wenn ein Verleger, in der Vorausſetzung, zu gewinnen, 500 Pfd. Sterl. für das Verlagsrecht eines Werkes verausgabt und bei der Speculation ſein Geld zuſetzt, ſo verlangt er weder vom Verfaſſer eine Wiedererſtattung, noch fällt es dieſem ein, ſie ihm anzubieten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt das Geld, ehe ſich noch das Reſultat des Wagniſſes herausſtellt, längſt aufgebraucht, und der Verfaſſer würde große Augen machen, wenn man ihm auf die zarteſte Weiſe einen Wink gäbe, dem Verleger für den Verluſt an ſeinem Buche einen kleinen Schadenerſatz zu leiſten.

Wir wiederholen dann, daß ein Verleger, der an Einem Werke ſein Geld zuſetzt, ſich an einem anderen ſchadlos halten muß, wenn er nicht Bankerutt machen will. Nach dieſer Methode betreiben viele Verleger ihr Geſchäft, das in der That eine Art literariſchen Wettrennens wird. Sie geben, wollen wir annehmen, ein Dutzend Werke heraus; ſechs gehen entſchieden in die Brüche, vier decken gerade die Koſten, und zwei werfen einen Gewinn ab. Der Verleger, zumal wenn er ſein eigener Drucker iſt, mag zuletzt bei dem Kalkül ſeine Rechnung finden, daß er nicht in den Schuldthurm wandert und ſeiner Familie Brod giebt; von entſchiedenem Vortheil kann aber dieſes Syſtem weder für Verleger, noch für Autor ſeyn. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Jahr aus Jahr ein erſcheinenden Werke bringen bald dem Verleger, bald dem Verfaſſer, bald Beiden ſchweren Verluſt, und dieſer mag dann beim Ueberſchlag der ungeheuren Gewinne an literariſchen Productionen in Rechnung gebracht werden. Wenn aber Herr x hundert Pfund an den Gedichten des ehrenwerthen Herrn y verliert, ſo hat er gerade hundert Pfund weniger an den Roman des Herrn z zu wenden. — Hätten die Männer von der Feder mehr Einſicht von ihrem wahren Intereſſe, ſie würden, ſtatt gegen das Uebermaß, gegen den Mangel an Vorſicht von Seiten der Verleger eifern. Bei dem Gedeihen des Verlagsgeſchäfts ſind die Schriftſteller unmittelbar betheiligt. Nicht daß die Verleger ſo viel, ſondern daß ſie ſo wenig Geld verdienen, — darin liegt des Uebels Wurzel für die Schriftſteller. Wäre in Paternoster-Row mehr Wohlſtand, es würde auch in Grub Street beſſer ausſehen.

Es iſt nur zu wahr, daß Verleger, wie andere Menſchen, Mißgriffe machen, daß ſie bisweilen ein gediegenes und verkäufliches Werk von der Hand weiſen. Wir haben Beiſpiele, daß Bücher, die ihren inneren Gehalt in der Folge durch eine ungeheure Popularität bewährt haben, von den geſchäftskundigſten Verlegern verworfen worden ſind. Im Allgemeinen jedoch iſt ihr Urtheil merkwürdig richtig. Mit überraſchender Genauigkeit geben ſie von den meiſten Werken, die ihnen angeboten werden, den Marktpreis an. Es iſt freilich nicht zu erwarten, daß der Verleger ſich durchweg auf die Stärke ſeiner eigenen Urtheilskraft verläßt, um jede knotige Frage zu löſen; dazu hat auch er ſeine Staatsminiſter. Ueber den giftigen Einfluß dieſer Mittelsperſonen iſt zu verſchiedenen Zeiten genug lamentirt worden; wir finden aber dieſe Klage nicht gegründeter, als die über die verfaſſungsmäßige Einrichtung, welche den Staatsminiſter zwiſchen den Fürſten und ſein Volk ſtellt. Auf der einen Seite über die Unwiſſenheit des Verlegers Beſchwerde führen und auf der anderen es ihm zum Vorwurf machen, daß er die Kritik ſpruchfähiger Männer zu Hülfe ruft, iſt eben ſo widerſinnig, wie ungerecht. Wenn ein Verleger nicht die Macht in ſich fühlt, über den geiſtigen Werth und die Gangbarkeit eines ihm vorgelegten Manuſkripts zu entſcheiden, was iſt natürlicher, als daß er ſich den Beiſtand einer entſprechenden Kompetenz ſichert? Das iſt nur Amt und Beruf des „Leſers". Es iſt bekannt, daß in manchen bedeutenden Verlagshandlungen ein ſolcher „Leſer" angeſtellt iſt, der in dem Geſchäftslokale ſeine Wohnung hat; andere legen die ihnen angebotenen Manuſkripte vor der Veröffentlichung irgend einem Kritiker von Ruf außer dem Hauſe zur Beurtheilung vor, während ausgezeichnete Verleger namhaft gemacht werden können, die ſich rein auf ihren eigenen Ausſpruch verlaſſen und ſelten ſchlecht dabei fahren. In keinem dieſer Fälle aber iſt Grund vorhanden, die Zulänglichkeit des Urtheils in Zweifel zu ziehen, da, wie geſagt, die Frage, mag ſie vom Verleger oder vom „Leſer" entſchieden werden, keine rein literariſche, ſondern hauptſächlich eine merkantiliſche iſt. Das innere Verdienſt eines Werkes kann ſehr oft zugegeben und das Wagniß, es zu veröffentlichen, dennoch höflichſt abgelehnt werden.

(North British Review.)

Mannigfaltiges.

— **Fremder Einfluß auf die Pariſer und Londoner Preſſe.** Das Lügengewebe, welches die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit in den Berichten der engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen umgarnte, fängt auch bereits an, in der kurheſſiſchen Angelegenheit ſeine Netze auszuſpinnen. Das Journal des Débats, zur Zeit der Monarchie ein Freund aller Unterdrückten und ein beredter Gegner aller Tyrannei, ſcheute ſich nicht, vor kurzem einen Artikel, in welchem Haſſenpflug und ſein Syſtem vertheidigt, Preußen dagegen und deſſen Staatslenker auf das niedrigſte verleumdet werden, in ſeine Spalten aufzunehmen. Ehrenhafter als die Times, hat jedoch das Journal des Débats Anſtand genommen, ſolche Verleumdungen als ein Werk aus eigener Feder zu adoptiren, und fügte es vielmehr hinzu: „l'article est redigé dans l'une des principales chancelleries de l'Allemagne." Jedermann weiß, welches dieſe „eine der vornehmſten Kanzleien Deutſchlands" ſey. Wir ſelbſt haben bei unſerer letzten Anweſenheit in Paris Gelegenheit gehabt, den ſehr fein gebildeten, vortrefflich franzöſiſch ſprechenden und ſchreibenden Oeſterreicher kennen zu lernen, der faſt mit allen Redaktoren franzöſiſcher Blätter, beſonders aber mit Herrn Armand Bertin, dem Redacteur des Journal des Débats, in anſcheinend ſehr freundſchaftlicher Verbindung ſich befindet. Oeſterreich weiß allerdings ſeine offiziöſen Agenten ſehr geſchickt zu vertheilen; es beſitzt deren in London und Paris, wie in Berlin und St. Petersburg, nur mit dem Unterſchiede, daß dort mehr die Oeffentlichkeit, hier aber ausſchließlicher die geheime Bearbeitung das Feld ihrer Thätigkeit iſt. J. L.

— **Herr v. Larochejaquelein und die Republik.** Der bekannte Legitimiſt, Marquis v. Larochejaquelein, der die Kataſtrophe des 24. Februars mindeſtens eben ſo zu verantworten hat, wie Herr v. Lamartine oder Herr Ledru-Rollin, hatte in ſeiner kurz nach den Tagen von Wiesbaden erſchienenen Broſchüre „Trois questions soumises à la nation" die Aeußerung gethan: „Die republikaniſche Regierungsform enthält im Prinzipe Nichts, was irgend Jemanden verletzen könnte." Hierauf wird ihm in der Revue des deux Mondes erwiedert: „Nichts — mit Ausnahme desjenigen, was gerade für einen Legitimiſten eine Sache ernſten Bedenkens ſeyn ſollte, indem nämlich das Prinzip der Republik das Prinzip der Legitimität vollkommen ausſchließt und das Eine Ja ſagt, wo das Andere Nein antwortet. Herr v. Larochejaquelein iſt fürwahr ein ſeltſamer Legitimiſt.*) Glauben, daß man ebenſowohl Republikaner, als Legitimiſt ſeyn könne, und daß die Republik gleichbedeutend ſey mit der Legitimität, das heißt, aufrichtig geſagt, die eine wie die andere leugnen. Leſen wir nicht kürzlich erſt im Sonntags-Evangelium: Niemand kann zween Herren dienen; entweder er wird den einen haſſen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Das iſt nun durch Herrn Larochejaquelein anders geworden: er liebt, nach Gefallen und Befinden, den einen und den anderen Herrn."

*) Ungefähr ſo, wie die Verehrer der „Neuen Preußiſchen Zeitung" ſeltſame Preußen ſind, die vor lauter ſpezifiſchem Preußenthum gerade dasjenige, was Preußen zu dem macht, was es in der Welt bedeutet, nämlich ſein moraliſches Anſehen in Deutſchland, für Nichts hingeben möchten. D. R.

Literariſcher Anzeiger.

In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Hochzeit des Kukrukis.

Ein Ariſtophaniſches Luſtſpiel

von

Alexandhros Rhihos Rhanganis.

Aus dem Neugriechiſchen überſetzt

von

Dr. F. H. Sanders.

Neue Ausgabe. 16. geh. 15 Sgr.

„Es iſt eine glückliche Idee", ſagen die Blätter für Lite. Unterhaltung, „aus dem Lande, das die politiſchen Komödien des Ariſtophanes geboren, einen ſo gelungenen Verſuch der neugriechiſchen Komödie, wie er hier vorliegt, nach Deutſchland zu verpflanzen. Und auch die Zeit, zu der dieſes Letztere geſchehen, iſt der Sache nicht unzuträglich — — und der neugriechiſche Dichter trifft mit der Geißel ſeines Spottes auch namentlich uns Deutſche u.

Vornehmlich wird hier die Leidenſchaft einer maßloſen Stellenjägerei, die ſich in ihrem Egoismus bis zum Miniſter verſteigt, ohne ſich weiter um das öffentliche Wohl feſtlich zu bekümmern, unter dem Volke einer Intrigue gebrandmarkt, die nicht blos in der Phantaſie des Dichters ihren Grund hat, ſondern ihre Farben aus gewiſſen, geſchichtlich gegebenen Verhältniſſen Griechenlands entlehnt.

Die Auffaſſung der einzelnen Scenen iſt höchſt witzig und die Darſtellung äußerſt lebendig."

Berlin, im Nov. 1850. **Ferd. Dümmler's Buchhandlung.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 5. Dezember 1850.

Algerien.

Abendunterhaltungen über europäische Zustände auf einem Bordsch Afrika's.*)

Der Ort, die Gegend, in der man ein Wort vernommen hat, welches einen bleibenden ernsten oder wohlthuenden Eindruck zurückließ, gleicht dem Hintergrunde eines Gemäldes, der mit den davor liegenden Gegenständen unlösbar verbunden ist. Erscheint es mir daher wünschenswerth, einige Gespräche über jetzige, uns nahe berührende Zustände, die ich in einem Winkel Afrika's hörte, einem größeren Publikum mitzutheilen, so gestatte man mir, vorher die Umgebungen zu schildern, welche stumme Zeugen jener Unterredungen waren.

Das Wort Bordsch und Burg müssen von gleicher Abstammung seyn. Mögen dies indeß die Gelehrten entscheiden, ich weiß nur, daß Bordsch in Afrika eine Art fester Schlösser bezeichnet, welche vordem die Türken innehatten und jetzt unsere Paschas bewohnen.

Der Bordsch hat meist eine romantische Lage den Bergen gegenüber, mit deren Bewohnern er Kampf führt. Herr einer solchen Festung zu seyn, wäre mein größtes Begehren, wenn ich dazu nicht Renegat werden müßte. Dort besteht das Feudalwesen noch in voller Kraft: legt man sich schlafen, so muß man alle Pforten sorgsam verschließen und wird oft durch Banden wahrer Landstreicher geweckt, welche ihre Leitern an die Thürme setzen. Hundegebell läßt sich vernehmen, man greift zu den Waffen, treibt die Stürmenden zurück, steigt zu Pferde, um sie im Finstern zu verfolgen, versperrt ihnen die Wege nach den Bergen, tödtet sie und kömmt am Morgen mit Flinten und Burnus heim. Ist nicht Krieg, so treibt man mindestens diese Art Jagd vergangener Zeiten, bei der man zwar Rosse zu Tode reitet und einige Leute verliert, aber auch ein anderes Gefühl hat, als der mächtige Besieger von ein paar ehrlichen Hasen und unschuldigen Rebhühnern.

Der Bordsch, welcher mich diese Zustände kennen lehrte und mir, wenn ich je wieder in Frankreich heimisch werden sollte, oft vorschweben wird, ist sicherlich eine der romantischsten Wohnungen, wo selbst ein Wanderer sich niederlassen kann. An welcher Stelle er liegt, verrathe ich nicht, damit Keiner sich einfallen lasse, zu sagen: so ist er nicht; Ihr täuscht Euch, übertreibt, verschönert. Ich schildere ihn zu meiner eigenen Befriedigung; freuen Andere sich daran, schmeckt ihnen süß, was mich erquickte, so ist mir das Herzensgenuß, sie müssen sich aber an dem schmucklosen Kelche genügen, in dem ich ihnen den Trank reiche.

Meinen Bordsch, welcher ein so erhabener wie romantischer Aufenthalt ist, mögt Ihr Euch denken, wo Ihr wollt, der Fluß aber, welchen er beherrscht, ist für einen afrikanischen Strom von bedeutender Breite. Dort pflegen Lorbeerrosen die Flußbetten zu schmücken; bei dem, von welchem ich rede, ist das nicht der Fall; im Winter wird er durch das Zuströmen der Bergwasser so breit und reißend, daß selbst die Araber Anstand nehmen, ihn zu durchschwimmen; im Sommer ist er noch stark genug, um den Fluren, durch welche er eilt, anmuthige Frische und der ganzen Gegend den Zauber der Melancholie zu verleihen, welchen Gewässer um sich verbreiten. Ein paar Büchsenschüsse hinter dem Flusse erheben sich die mächtigen Berge. Ist ein Tag, wie sie auch in Afrika zuweilen kommen, wo die Sonne nicht in voller Klarheit erscheint und der Himmel sich nicht in sein fleckenlos schimmerndes blaues Gewand hüllt, so hängen große Wolken an den Felswänden, und es lockt einen hinauf zu den Gipfeln, wo die Winde wehen, welche das dürre Laub vom Boden und unfruchtbare Gedanken aus der Seele verscheuchen. Schade nur, daß jene Berge von Menschen bewohnt sind, die Jedem, der da drüben träumen wollte, die grübelnden Gedanken durch Kopfabschneiden vertreiben würden.

Dies der Grund, weshalb die Türken ihnen gegenüber einen Bordsch erbaut haben. Es umgeben ihn hohe, geheimnißvolle, durch keine Oeffnungen unterbrochene Mauern, denn im Orient sind die Häuser nicht, wie bei uns, der Neugier von innen und außen zugänglich. Das Licht fällt von oben in den klosterartigen Hof, und den Bewohnern kömmt von dort so viel Licht und Luft, als sie zum Leben bedürfen; wollen sie den ganzen Himmel überschauen, so haben sie ihre Terrassen.

Auf der Terrasse unseres Bordsch sieht man einige Kanonen, welche noch aus den Zeiten von Kaiser Karl V. zu stammen scheinen; die darauf eingegrabenen Waffen erinnern in jener Abgeschiedenheit an den Glanz ferner Länder und Zeiten. Ein verrinzelter Thurm erhebt sich auf einer Ecke der Festung, mehr einem Kommandozeichen, als einem Vertheidigungswerke ähnlich, und giebt dem Gebäude ein kirchliches und zugleich kriegerisches Ansehen.

Diesen Bordsch bewohnten kürzlich verschiedene Glieder der menschlichen Gesellschaft. Ein Pascha, den wir Muhammed nennen wollen (er war ein Gefährte Abd-el-Kader's), hat heftig gegen uns gekämpft und viele der Unseren erschlagen, bis es ihm eines Tages schien, er habe den heiligen Krieg lange genug geführt, um einen neidenswerthen Platz im Himmel des Propheten zu erlangen; da faßte er den Entschluß, sich Frankreich zu unterwerfen. Seitdem wohnt er Jahr aus Jahr ein mit seinen Frauen und Dienern und einigen Kavalieren in dem Bordsch und brennt für uns Pulver los. Solche Sinnesänderung ist bei den Arabern nicht beschimpfend, wie es bei uns der Fall seyn würde. Sie sind Condottieri und können sich für eine Reihe Jahre verpflichten, ihren Brüdern die Köpfe zu zerschmettern. Muhammed ist nicht verachtet, wohl aber gehaßt, denn es hat zur Zeit der gewaltigsten Feudalherrschaft keinen solchen Tyrannen gegeben. Er erhebt dreifache Steuern, und hat er das Land ausgesaugt, so wird er nach Mekka wandern, um ohne Gewissensskrupel am Grabe des Propheten als Heiliger zu sterben. Der Mord hat unter Afrika's rothem Himmel keine Bedeutung; der strahlende Glanz der schönen Tage und die reine Klarheit der herrlichen Nächte jenes Landes trübt kein Gefühl der Reue. Muhammed's regelmäßige, von einem feinen Lächeln belebte Züge tragen das Gepräge tiefer Ruhe, und seine schönen Augen haben den Ausdruck milder Sanftmuth. Seine Kleidung ist zierlich, aber einfach, wie bei den meisten Arabern; er hat werthvolle Waffen und herrliche Pferde, die er mit Gewandtheit und Kühnheit reitet.

Der angesehenste Gast des Bordsch war ein Zuaven-Capitain, welchen ich Plenho nennen werde. Er stammt aus der Bretagne und ist Edelmann und Christ. Ohne viel Umschweife kömmt er durch die Welt, kennt seine Bahn und schreitet mit Soldatenschritt auf das erwählte Ziel, ohne sich einen Abweg zu gestatten; gehört zu den Menschen, die im Handeln Befriedigung finden, doch sich nicht minder gern in Betrachtungen verlieren, und geht oftmals rasch von diesen zur Wirklichkeit des Lebens über, in einer Weise, die vielleicht nicht Jedem angenehm ist, mir aber wohlgefiel, so daß ich mich eben so sehr freute, seine Worte aufzuzeichnen, als die Gegend zu schildern, in der ich sie vernahm.

Plenho schützte mit seiner Schaar den Bordsch, der kürzlich von den Bergbewohnern ziemlich hart angegriffen ward. Seine Soldaten beteten ihn an, und er betrachtete sie wie seine Familie, liebte sie und wünschte, ihnen (wie er sich in der ihm eigenthümlichen Art ausdrückte) jeden Tag nach dem Napf Kohl und Speck, an dem sie sich sättigten, einen Napf guter Lehren reichen zu können, welche einen ehrlichen Mann machen.

Todeswünsche, sagte er mir, hätten ihn so gut gequält, wie die Mönche in ihrer Klause, und er pflegte noch oft zu sagen: ich finde, der Tod läßt mich lange auf sich warten; in entscheidender Stunde aber belebte ihn zum Glück ein anderer Geist, und er war in der Schlacht ein so besonnener wie muthiger Soldat.

Ein zweiter Gast des Bordsch war der Regimentsarzt Lenoir, wie ich ihn heißen will; ein braver Mann, dessen Sinn jedoch durch demokratische Bücher mehr verwirrt war, als Don Quijote's Verstand durch Ritterromane. Eine ehrliche Nichte und ein vernünftiger Pfarrer hätten in seinem Hofe die Schriften von Louis Blanc, Lamartine, Michelet und andere verbrennen sollen, welche ihn dahin brachten, von Robespierre und Danton eine so hohe Meinung zu haben, wie der edle Ritter von la Mancha von den Amadis und Tiran-le-Blanc. Klug genug, um öffentlich über Politik nicht zu sprechen, entschädigte er sich hierfür, wo dies in der Stille geschehen konnte, und hatte mit dem Capitain manche Unterhaltung über jenen Gegenstand.

Diese Beiden und der Quartiermeister des Regiments, eine fast stumme Person, aßen täglich an einem Tische, ohne Muhammed zu belästigen, der für sich blieb. Unsere Lebensweise ist den Arabern eine Qual. Auch bei den inländischen Regimentern, wo täglicher Verkehr stattfindet, ist die Scheidung eine vollständige geblieben. Sie scheinen bei unseren Mahlzeiten das verlorne oder besiegte Vaterland zu beweinen, und man fühlt es, daß ihnen das Herz leicht wird, wenn sie von uns gehen.

In der Zeit, von der ich erzähle, hatte der Sommer eben begonnen. Die Sterne funkelten allnächtlich am Himmel, und man pflegte Mahlzeit und Kaffee auf der Terrasse einzunehmen, wo es so köstlich war, daß man sich nur schwer entschloß, von da fort in ein Bett zu gehen, welches eben nicht lockend war. — Auf jener Terrasse hatten der Doktor und der Capitain lange Unterredungen über Seelen- und Gemüthszustände, während der Sterne mildes Licht der herrlichen, vor ihnen liegenden Landschaft einen so rührenden Zauber lieh, daß

*) Nach der Revue des deux Mondes.

sie sich häufig inmitten eines Gespräches über fernliegende Dinge gehemmt und zu stummer Bewunderung der Pracht hingerissen fühlten, die sie vor sich schauten. Afrika's Himmel weckt religiöse Gedanken, drängt, die Prosa des Lebens plötzlich fallen zu lassen und sich dem Traum der Phantasie hinzugeben.

Eines Tages, als die Sonne sich neigte, der Abend schon leichte Schatten über die Gegend verbreitete und nur die Berge am Horizont in hellem Lichte glänzten, standen die drei Franzosen auf der Terrasse. Felder und Wiesen und Stromufer bis zu den Bergen hin waren öde, und man sah in dieser ernsten Einsamkeit eine einzige Gestalt, die in sich versunken am Boden kniete. Das war Muhammed, welcher sein Gebet nach Anleitung des Korans sprach.

„Dieser Anblick rührt mich", sagte der Doktor, „obgleich der Fanatiker da unten blindem Aberglauben huldigt und eine dem Menschen unwürdige Stellung einnimmt. Jeden Tag", fügte er hinzu, „gewinnt die Ueberzeugung, welche der Religion absagt, in mir größere Festigkeit. Ich beuge mich vor Gott, doch vor dem Gotte der Vernunft, der Fanatiker haßt und keiner Priester bedarf."

„Vor einem philosophischen Gotte", unterbrach ihn Plenho, „der von Heiligen und Märtyrern nichts wissen will. Ich kenne Eure Träume, Doktor, Ihr wollt einen populären Gott, der jede Ehrenbezeigung zurückweist, welcher der erste Verwalter und nicht der Herr der Schöpfung ist."

„Ich will den Gott der Mönche und Kapuziner nicht", rief der Doktor, sehr erbittert über den Spott des Capitains.

„Ihr erzürnt Euch", sprach dieser, „laßt uns essen und dann weiter reden."

Nach eingenommenem Mahle saßen die beiden Franzosen rauchend und Kaffee trinkend beisammen, als Plenho anhub: „Sicherlich würdet Ihr mich verlachen, Doktor, wenn ich jetzt meine Gracias sprechen wollte, würdet nach Eurer philosophischen Weise sagen, ich treibe Mummerei und sey ein Priester im Zuavenrock. Bekennt jedoch, Ihr empfindet unter dem schönen Himmel hier, durch köstliche Speise erquickt, mit Eurer Türkenpfeife im Munde und der Kaffeetasse in der Hand, ein Gefühl des Dankes, welches Ihr gern in Worte kleiden würdet. Mag Gott es mir vergeben, daß ich in so profaner Form von heiligen Dingen zu Euch rede, es drängt mich jedoch dazu.

„Seit lange schon kümmere ich mich nicht mehr um Bücher, und meine Beredsamkeit mag darunter etwas leiden. Sehe ich aber einen alten Schmöker, so lockt es mich, ihn durchzublättern. Da fand ich neulich in einer elenden Kneipe einen abgenutzten Band von Jean Jacques und wurde inne, daß sein Bekenntniß dem des savoyardischen Vikars ganz gleich ist. Er sagt: „Gott kann nur die Ordnung lieben", und faßt sein System der natürlichen Religion in die Worte: „Ich strebe, mich durch Betrachtung zu dem ewigen Wesen zu erheben, aber ich bete nie." Zwei Bekenntnisse, welche mir darthun, wie sehr meine Ueberzeugung mich von den Philosophen scheidet, denn ich glaube, daß Gott uns wohl lieben will, und ich bete über Alles gern. Wer Liebe und Gebet, die Seele des Christenthums, verbannt, deß Rede kann kein Herz erwärmen.

„Jean Jacques sagt: Um was soll ich bitten? ich begehre nicht nach Ehre. Fürwahr, Doktor, Ehrgeiz, glaube ich, plagt mich nicht. Ich würde sicherlich dereinst gern ein Zuavenregiment anführen. Trifft mich aber morgen eine Kugel, so, glaubet mir, sterbe ich, ohne einen Marschall von Frankreich zu beneiden, und läßt man mich als Capitain grau werden, so weiß ich, daß mir geschieht, was viele Brave erfahren; ich klage darum mein Geschick nicht an. Nein, Ehrgeiz treibt mich nicht, aber beten thue ich, bitte Gott, mich zu bewahren, damit ich ein rechtlicher Mann und braver Soldat bleibe. Ich glaube an die göttliche Gnade.

„Was ich zu thun habe", sagt Jean Jacques, „weiß ich, mein Gewissen sagt es mir." Das ist gut, aber nicht genug. Das Können gehört dazu. Wäre mir die böse Aufgabe gestellt, eine Compagnie Philosophen gegen eine feindliche Batterie zu führen, so würden sie wohl einsehen, daß es darauf ankomme, auf diese loszugehen und sie zu nehmen; ob sie es aber vollbringen würden, bezweifle ich sehr. Wir sehen bald dieses, bald jenes Ziel, wonach wir streben sollen; doch die Kraft, es zu erreichen, muß Gott uns geben und müssen wir von ihm erbitten. Das Gebet ist eine Wohlthat. Gewiß ist Afrika ein schönes Land, und ein Zuave erkrankt nicht alsbald, wenn er den Thurm seiner Vaterstadt nicht sieht. Dennoch, Doktor, giebt es Augenblicke, wo ich mich zwischen diesen Kaktus- und Aloebäumen und diesen Lorbeerrosen gar herzlich nach meinem Vaterlande sehne. Dafür hilft nichts besser, als ein Blick nach der Heimat droben; soll aber der Himmel diese fürwahr seyn, so müssen wir dort einen Gott finden, der an uns theilnimmt.

„Ich bedarf eines Gottes, der uns liebt. Welcher Gott aber kann uns mehr lieben, als der seinen Sohn für uns hingegeben hat?"

„Diesen Schluß", unterbrach ihn der Doktor, „kann ich nicht gelten lassen. Ich erkenne in Christus einen Gesetzgeber, einen Mann, der seinem Zeitalter weit voraus eilte, aber einen Gott, Plenho, und die Jungfrau" . . . . .

„Halt", rief Jener, „kränkt nicht den schönen Himmel hier durch eine Gotteslästerung. Ich glaube an Jesu Gottheit, indem ich mich auf das Evangelium stütze. Ich sagte Euch, daß ich wenig lese. Zwei Bücher aber besitze ich, das Evangelium und die Nachahmung Christi. Eines Abends nun, da ich nach heißem Gefecht gegen meine Gewohnheit sehr erregt war und umsonst nach Schlaf suchte, schlug ich mein Evangelium auf, und mein Blick fiel auf die Worte: „Ich sage Euch aber, meine Freunde: Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten und danach nichts mehr thun können." Da überrieselte es mich, und ich sagte mir, dieses Wort ist größer, als alle Heldenworte, welche die Geschichte uns überliefert. Fürwahr, Doktor, der Geist Gottes lebt nirgends kräftiger, als im Evangelium, und das Geschrei der Philosophen: Wo sind Jesu Wunder? gilt mir nichts. Seine Wunder sind die That, die er vollbracht, und das Werk, welches er uns hinterlassen hat.

„Findet Ihr (um nur ein Beispiel anzuführen) im ganzen Heidenthum eine Frau, die, wie die Sünderin zu Jesu Füßen, um ihrer Vergehen willen weint? Sie klagen um ein verlornes Kind, einen verlornen Geliebten, um ihre eigene Schwachheit klagen sie nicht. Jede Seite des Evangeliums giebt Zeugniß für das höchste Gut, und ich mag nichts von den Tertauslegungen gewisser Demokraten unserer Zeit hören. Jesu Geist, Doktor, ist mit Keinem von Euch, er lehrt Demuth, und Ihr seyd stolz, fordert Unterwürfigkeit, und Ihr lehnt Euch auf, er verlangt Entsagung, während Ihr einzig nach Genuß und Besitz trachtet. Was hat Eure glorreiche Revolution vollbracht, die Ihr in Reden preist, in denen Philosophie und Mystizismus ihr Spiel treiben? Ihr habt das Kreuz mit einer Wuth gestürzt, die dem Wahnsinn des Mittelalters gleich ist. Hiermit am Ziel, wendet Ihr Euch dem gekreuzigten Gotte wieder zu, doch mit welchem Sinn? Nicht mit Reue, sondern mit dem Stolze des Pharisäers; Ihr reicht ihm die Hand, wie einem besiegten Feind, weist ihm einen Platz unter den Euren an, unter der Bedingung, daß er seine unsterbliche Krone niederlege. Nicht Gottes Wille, sondern der Eure kleidet ihn für immer in Menschengestalt. Geht, Eure Rückkehr zu Jesu ist Gotteslästerung, Euer Christenthum ist eine Thorheit. Eure Bibelerklärungen sind nichtig, die Bibel weiß von Euren Systemen nichts, ja, ich bestreite Euch das Recht, sie zu fragen. Sie ist ein heiliges Buch, welches man nicht ohne Anbetung aufschlagen darf.

„Ich meinestheils bin nicht nur Christ, ich bin auch Katholik, liebe die beiden Dinge, welche man uns zum Vorwurf macht, die Pracht unserer Kirchen und unsere Verehrung der Heiligen. Man sagt, nirgend könne Gott besser angebetet werden, als unter freiem Himmel. Sicherlich offenbart er sich lebendig in der Herrlichkeit der Natur, und eine gottesdienstliche Feier unter freiem Himmel, wie wir sie im Felde oft begangen haben, erhebt die Seele mächtig. Die Tempel aber, in denen wir uns versammeln, bedürfen wir, und daß wir sie schmücken und dort Halleluja singen, ist ein gerechtes Opfer, welches wir dem Höchsten darbringen. Und die Heiligen, nicht wahr, Doktor, die verdrießen Euch noch mehr; Ihr wollt Gleichheit, die aber ist auch drüben nicht; es giebt dort ein goldenes Buch und ist nicht leicht zu erringen, daß wir dereinst darin eingeschrieben werden."

„Lieber Plenho", sprach der Doktor, „drüben, fürchte ich sehr, werde ich nur zum niedersten Stande gehören."

„Wäre das in Wahrheit Eure Ueberzeugung", antwortete Plenho mit Ernst, „so würde ich hierin ein sicheres Zeichen erkennen, daß Gottes Geist von heute an in Euch mächtig ist."

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Krisis von 1848—1849.

(Fortsetzung.)

Seit dem Monat April 1848 konzentrirten die deutschen Demokraten, welche das monarchische Deutschland in eine soziale Republik umwandeln wollten, alle ihre Anstrengungen auf das Großherzogthum Baden, als auf den verwundbarsten Punkt, und gaben das Zeichen zu den ersten jener Aufstände, welche dieses kleine Land seinem Untergange nahe brachten. Hecker, Struve und Peter waren die Führer dieser Bewegung. Ihr Operationsmittelpunkt war glücklich gewählt; die politische Lage Badens hat in vieler Beziehung die größte Aehnlichkeit mit der Lage der Schweiz. Auf keinem anderen Punkte Deutschlands bieten sich vielleicht so zahlreiche und so drohende Elemente der Auflösung dar, als auf dem badenschen Territorium. Stelle man sich ein Land vor, zusammengesetzt aus Besitzungen der Markgrafen von Baden, aus österreichischen Parzellen, aus einem Theil der Pfalz und aus einigen Ländern mediatisirter Häuser; ferner eine Dynastie, der es stets an einem Fürsten fehlte, welcher im Stande gewesen wäre, diese mannigfachen Elemente zu verschmelzen; eine allgemein eigennützige und servile Büreaukratie, kriechend gegen ihre Vorgesetzten, brutal und plackfüchtig dem Bauer und Bürger gegenüber; eine Armee, deren Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, niemals die Sympathieen ihrer Soldaten zu erwerben wußten; zwei Universitäten, Heidelberg und Freiburg, Mittelpunkte des krassesten deutschen Nationalismus, in der Religion wie in der Politik: — der Art war das schwache Gebäude beschaffen, welches die überrheinische Demagogie mit Sturm zu nehmen beabsichtigte, und es kostete in der That wenig Mühe, es bis in seine Grundvesten zu erschüttern. Die gebildetsten Stände der badenschen Bevölkerung machten sich kein Gewissen daraus, die ohnehin schon mißliche Aufgabe ihrer Regierung noch verwickelt und erschweren zu helfen. In Heidelberg hatte die reformirte Geistlichkeit die Lehren des Professor Paulus eingesogen, welcher in den Wundern Christi nur Taschenspielerkunststücke sah. In Freiburg bemühte sich der Geschichtschreiber Rotteck, die Stellung des Großherzogs in die jenes Grand-électeur von Siéyes zu verwandeln, welchen Napoleon zum „Mastschwein" qualifizirte. Auf derartigen Universitäten bildeten sich die Beamten, die Advokaten und Publizisten, welche alsbald das ganze Land mit einem undurchdringlichen Netz überspannen. Dies war der Ursprung der immer mehr und mehr drohenden Opposition der badenschen Kammern, welcher die Regierung schon seit langen Jahren nur durch das Veto des Frankfurter Bundestages, zuletzt durch die Androhung der österreichischen Intervention zu antworten wußte. Man begreift, welche Spuren die Ereignisse von 1848 in diesem unglücklichen Lande zurücklassen mußten. Auch heute noch sieht der Großherzog einem Dilemma gegenüber, dessen beide Sätze gleich furchtbar für ihn sind. Preußen erklärt, seine Besatzungstruppen nur

dann zurückziehen zu wollen, wenn der Großherzog hinreichende Garantien der Ordnung und des Bestehens gegeben; auf der anderen Seite ist das Militärregiment Preußens den Massen zuwider, und die Anwesenheit der preußischen Truppen, weit entfernt, den Fortschritt des Radikalismus zu hemmen, fördert denselben nur noch in einem erschreckenden Grade. Wie ist es möglich, von diesem traurigen Pfade abzukommen, ohne an einer der beiden Klippen zu scheitern?

Dieser für die Ruhe der Schweiz so bedrohliche Agitationsherd entlud seinen Ausbruch, wie zu erwarten stand, wenige Tage nach der Februar-Revolution. Die Führer des badenschen Aufstandes stützten sich einerseits auf die aus Frankreich zurückgekehrten Schaaren deutscher Arbeiter; andererseits glaubten sie darauf rechnen zu können, die Schweiz werde zu ihren Gunsten intervenieren und ihnen wenigstens eine Stütze von 5—10,000 Mann Freicorps senden. Die Aussichten schienen für die schweizer Radikalen äußerst günstig; die Regierung wußte indeß ihrem Einfluß zu widerstehen, und die drängenden Bitten und Forderungen der deutschen Insurgenten blieben ohne Erfolg. Die Einwohner der Gränzkantone sahen ruhig den Ereignissen zu, welche auf dem anderen Ufer des Rheines vor sich gingen, und die deutsche Demagogie konnte eine nur sehr geringe Zahl schweizer Freiwilliger unter ihre Reihen einschreiben. Die Kantonalregierungen ließen die Gränze besetzen, um eine jede Verletzung des helvetischen Territoriums zu verhindern, und beschränkten sich sonst einzig darauf, alle Flüchtlinge, die etwa um Schutz bäten, ohne Unterschied der Parteien bei sich aufzunehmen. Die Neutralitätspolitik konnte sich nicht würdiger zeigen, als in einer Stellung, welche die Pläne des deutschen Radikalismus so entschieden zurückwies.

In demselben Augenblick, als man in dieser Weise die durch den badenschen Aufstand aufgeworfene Frage kurzweg abschnitt, wurde die Aufmerksamkeit der Bundesregierung auf einen anderen Punkt der helvetischen Gränzen hingelenkt. Sardinien hatte seinen Krieg gegen Oesterreich begonnen, und die schweizer Tagsatzung trat zusammen, um das Verhalten zu präsen, welches man bei einem so wichtigen Umstande zu beobachten habe. In ihren Sitzungen vom 17. und 18. April hatten sie zuerst über den Antrag der Genfer Regierung zu diskutiren, welche die sardinischen, durch den Wiener Kongreß von 1815 für neutral erklärten Provinzen besetzen wollte.*) Der Abgeordnete von Genf, James Fazy, wies auf den raschen Gang der Ereignisse hin, welcher alsbald entschieden wirksame Maßregeln erfordere; auf die vorgeschlagene Weise werde man die Unverletzlichkeit des helvetischen Territoriums am besten sicherstellen. Er wurde in seinem Antrage nur durch die Vertretung des Waadtlandes unterstützt. Die französischen Truppen, sagten diese Abgeordneten, seyen sehr nahe an der Gränze; das sardinische Territorium könne in wenig Stunden angefallen werden, und die zuerst in diesen Provinzen einschreitende Armee würde so angesehen werden, als hätte sie ein Recht, selbige zu besetzen. Dagegen bemerkte die Majorität der Vertretung, die von Zürich an der Spitze, daß das Theater des Krieges zwischen Piemont und Oesterreich zu entfernt wäre, als daß die Schweiz von dieser Seite her Gefahr liefe. Freiburg erklärte sogar, daß, wenn die Schweiz die Gebiete von Chablais und Faucigny besetze, die benachbarten Mächte sich gerechterweise über eine Occupation beschweren könnten, welche weniger deswegen dekretirt zu seyn scheine, um die Sicherheit dieser Provinzen zu wahren, als um Eroberungen zu machen. Uebrigens, fügte man hinzu, sey der Augenblick schlecht gewählt, um dem Könige von Sardinien, welcher edlerweise die Waffen für die Unabhängigkeit Italiens ergriffen, Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Auf den Vorschlag Berns nahmen sechzehn Kantone das Uebergehen zur Tagesordnung an, und so wurde für den Augenblick, ohne indeß über die Zukunft abzuschließen, der Antrag Genfs beseitigt. „In Erwägung, daß es für den Moment nicht statthaft ist, die besagten Provinzen zu besetzen, und in Erwägung, daß bei der Abwesenheit der Tagsatzung der Vorort die Verpflichtung hat, für die Sicherheit der Schweiz zu wachen, beschließt die Tagsatzung, zur Tagesordnung überzugehen."

Die Frage über Besetzung der sardinischen Gränze war jedoch nicht die einzige, welche der Krieg Piemonts gegen Oesterreich veranlaßt hatte. In den ersten Tagen des Aprils hatte sich der Chevalier Rachia, General-Major vom piemontesischen Geniecorps, dem Vorort als außerordentlicher diplomatischer Geschäftsträger der Krone Sardiniens vorgestellt und ihm eine Note eingehändigt, von der wir hier um so lieber einige Auszüge beibringen, da ihr Text selbst niemals veröffentlicht worden.

Bern, 6. April 1848.

„Die geographische Lage der Schweiz, im Mittelpunkt des großen Alpengürtels, welcher die italische Halbinsel umsäumt, ihre natürliche Tendenz nach dem Meere und die gegenwärtige Analogie der politischen Grundsätze der respektiven Regierungen, Alles räth ihr heute mehr als jemals, mit Italien in die engste Beziehung zu treten, indem ihr selbige die größten Vortheile in Aussicht stellt.

„Aber dieses Italien, so lange von jenen Fremden unterdrückt, die Eure Vorfahren so kräftig zurückzuschlagen verstanden, und im Augenblick noch um desselben Zieles willen in Waffen, kann sich nur an die Schweiz wenden, als an die Nation, welche am meisten dabei interessirt ist, an diesem Werke hülfreiche Hand zu leisten.

„Daher wäre eine politische Erklärung dieser Art von Seiten der Tagsatzung, welche der Vorort so eben auf den 13ten d. M. zusammenberufen hat, äußerst zeitgemäß und würde sowohl der politischen Lage, als auch den gegenseitigen gegenwärtigen wie zukünftigen Interessen beider Länder Genüge leisten.

„Die Schweiz braucht sich nur an das traurige Schicksal der Republik Venedig zu erinnern, welche am Ende des verflossenen Jahrhunderts ebenfalls erklärte, sie wolle ihre Neutralität zwischen den kriegführenden Theilen bewahren, um zu begreifen, daß eine ähnliche Stellung keineswegs ihrer Würde geziemt und eben so wenig der Bedeutsamkeit der Ereignisse des Tages, welche unerwarteterweise einen Jeden, der nicht ungesäumt Herr zu werden trachtet, überraschen können.

„Die Schweiz muß unverzüglich eine bewaffnete Macht von 30,000 Mann aufstellen, von denen wenigstens 20,000 Mann auf dem Kriegsfelde Italiens zu verwenden wären, und eine Reserve von gleicher Stärke, bereit, auf den ersten Ruf sich in Marsch zu setzen.

„Der Unterzeichnete (Chevalier Rachia), Geschäftsträger Seiner Majestät des Königs von Sardinien, hegt den Wunsch, daß diese unumwundene und loyale Meinung auch die der Bundestagsatzung seyn möge, welche berufen ist, über einen Punkt von so großem Interesse zu entscheiden, und er würde sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelänge, auf diesen Grundlagen einen Offensiv- und Defensivvertrag zwischen beiden Ländern abzuschließen u. s. w."

Abgesehen von dem historischen Vergleich, welchen der piemontesische Unterhändler zwischen der todesmatten Aristokratie Venedigs und der so lebensthätigen helvetischen Demokratie aufstellte, jener Demokratie, welche wenige Monate vorher mehr als hunderttausend Mann unter die Waffen gerufen hatte, bot die sardinische Note für die Schweizer die verführerischsten Aussichten dar. Sie rief ihnen die bedeutende Rolle ins Gedächtniß zurück, welche sie ehemals in dem Herzogthum Mailand gespielt, den Ruhm, welchen sie in den Schlachten bei Navarra und Marignano errungen hatten; sie machte ihnen bemerklich, daß Oesterreich, diese fremde Macht, welche den Sonderbund im Jahre 1847 mit Waffen und Geld unterstützt und ihm Offiziere geschickt hatte, schwach und allem Anschein nach verloren sey; sie sprach von der natürlichen Tendenz der Schweiz nach dem Meere. Der sardinische Abgeordnete erwähnte in seinen weiteren mündlichen Mittheilungen, daß die Schweiz in einem speziellen Vertrage mannigfache Begünstigungen fordern könne, in Bezug auf die Exportation der rohen Seide und die Einführung seiner industriellen Produkte jeder Gattung in Ober-Italien; er ließ sogar die Aussicht auf die Erlangung eines Hafens am Mittelmeere durchblicken. Aehnliche Worte gelangten auch aus Paris von Seiten des Ministers des Auswärtigen bei der provisorischen Regierung an die Tagsatzung. Der Moment war über alle Maßen kritisch; denn man muß sich an die damalige Situation erinnern, um sich zu überzeugen, daß die Schweiz, wenn sie die sardinischen Anträge angenommen hätte, unfehlbar in den Kampf Frankreichs und Deutschlands hineingezogen worden wäre. Von der Tagsatzung des kleinen Volkes hing daher einen Augenblick lang die Entscheidung über den allgemeinen Krieg oder Frieden ab. In diesem feierlichen Moment siegte der gesunde Sinn und Verstand, wir können sagen, der richtige Instinkt des Schweizervolkes über alle anderen Rücksichten. Nach zwei geheimen Sitzungen beschlossen funfzehn Staaten, am 18. April, sich auf nichts einzulassen. So fielen beide Propositionen, die von Genf, welches zur Tagesordnung übergehen wollte, und die von Freiburg, welches verlangte, man solle die ganze Angelegenheit den Kantonal-Regierungen zur Begutachtung überweisen. In der Diskussion faßte der Abgeordnete von Thurgau, Dr. Kern, die Gründe der Majorität in die Worte zusammen: „Die Neutralität beruht nicht blos auf dem Papiere, sondern sie liegt im Blute der Schweizer." In den Ansichten eines Theiles der Minorität, d. h. der Deputirten des Waadtlandes (Druey und Eytel) und der von Genf (Alméras und später Fazy), vernahm man nicht undeutliche Anklänge an gewisse Doktrinen von der Solidarität aller Völker, welche eben so mit der Individualität der Schweiz, wie mit ihrer besonderen Mission, in Widerspruch standen. Der Vorort publizirte dem Chevalier Rachia den Beschluß der Tagsatzung durch eine Note, in welcher die bezeichnende Phrase vorkam: „Der schweizer Bund hat sich die Aufgabe gestellt, in dem großen Drama der Völker eine gewissenhafte und vollständige Neutralität zu beobachten."

Der Herzog von Litta, welcher kurze Zeit darauf im Interesse der Lombardei nach Bern kam, erzielte nicht mehr Erfolg. Ja, die Tagsatzung ergriff in der Sitzung vom 13. Mai eine noch energischere Maßregel. Die provisorischen Regierungen der Lombardei und Venedigs gaben sich Mühe, Freiwillige in der Schweiz zu werben. Ein Agent der lombardischen Regierung, Princetti, hatte sogar mit einem Waadtländer, dem Ingenieur-Major Bergeaud, Dienstverträge abgeschlossen. Auf einen Kommissionsvorschlag erklärte die Tagsatzung: „Die Kantone werden aufgefordert, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, um auf ihren Territorien die Anwerbung von Freiwilligen für den Dienst im Auslande, so wie die Bildung von bewaffneten Hülfscorps, zu hindern." Das Dekret konnte zwar die Anwerbungen nicht gänzlich hindern, da mehrere Kantonal-Regierungen bösen Willen zeigten, oder wenigstens, um nicht zu viel zu sagen, in der Vollziehung desselben nachlässig waren; aber es beschränkte doch die Werbungen und entzog ihnen den Charakter der Oeffentlichkeit im Interesse der Neutralität. (Schluß folgt.)

*) Siehe die Anhänge zur Wiener Kongreß-Akte, in einem Vertrage zwischen Sardinien, England, Rußland, Preußen und Frankreich vom 20. Mai 1815.

England.

Punchiana.

Englische Finanz-Angelegenheiten.

Auszug aus einem Briefe Lord John Russell's aus Downing-Street an das Einkommensteuer-Kollegium: „Sie wollen bedenken, daß wir genöthigt sind, unseren Gesandtschafts- und Konsulatsposten zu reduziren; daß wir nicht 2000 Pfd. Sterl. für Vervollständigung des Kriminalgesetz-Kodex gewähren

können und die Veteranen, die wir dekoriren, anhalten müssen, sich ihre Medaillen zu kaufen. Ferner: daß wir die schwere Ausgabe für Mrs. Waghorn's Pension*) zu übernehmen gehabt haben, während wir uns außer Stand sahen, mehr als die Winzigkeit von 12,000 Pfd. Sterl. jährlich für Se. K. Hoheit den Herzog von Cambridge zu bewilligen. Es ist Ihnen auch wohl bekannt, daß wir über 26,000 Pfd. Sterl. für die Bauten und Veränderungen in den Parks und eine beträchtliche Summe außerdem für den Bau von Remisen und Ställen für den Prinzen von Wales in Anspruch nehmen müssen. Unser Wunsch ist, diese wichtigen Objekte so zu effektuiren, daß wir einerseits so erlauchten Personen volle Genüge thun, andererseits nicht durch Vorschlag einer neuen Auflage uns unpopulär machen."

Ein Peel-Denkmal.

Das Punch-Monument für Peel (in Nr. 483) besteht aus einer Pyramide aus Quadern oder vielmehr Laiben Brods, mit der Inschrift: „Wohlfeil Brod". Am Fuße derselben sitzt eine zufriedene Mutter mit ihren fünf Kleinen, die es sich bei Brod und frischem Trunk vortrefflich munden lassen. Auch das Kätzchen bekömmt sein reichlich Theil. Vergnügten Gesichts schaut der von der Arbeit kommende Vater in diese schmausende Gruppe hinein.

Jenny Lind.

In Nr. 482 erzählt Punch Ankunft und Empfang von Jenny Lind, der Nachtigall, in New-York. Bekanntlich weiß keine Sängerin weniger, vielmehr gar nichts von dem Ruhm, womit sie alle Welt erfüllt, als die Nachtigall. Wie spekulativ großartiger dagegen weiß diese süße Nachtigall aus Nordland auf ihrem Weltdurchfluge zu ihren Ruhmesärndten noch den Baarertrag von Börsen, Herzen und, wie man vernehmen soll, auch Kronen zu legen. Erzählen wir dem Punch in Kürze nach, wie die beiden Spekulanten Barnum und Collins den Wehrdamm in New-York entlang ein eifersüchtiges Wettrennen anstellen und einer es dem anderen in desperaten Sprüngen und Klettern auf den nahenden steamer zuvorzuthun eifert, wie der glückliche Collins zuerst vor der Nachtigall steht und ihr das mitgebrachte Bouquet überreicht, dem noch glücklicheren Barnum aber gelingt, sie für seinen Wagen zu kapern und, er selbst auf dem Bocke, nach Irving-House zu entführen. Nun kömmt ein schönes Bild, und darauf sitzt Jenny en grande parure auf einem Schaukelstuhl, ein duftiges Bouquet am Busen und viele andere neben ihr auf dem Boden. Um sie her allgemeiner Jubel und Zuruf, geschwenkte Hüte und Schirme, Individuen jedes Geschlechts, Alters, Standes und Völkertypus, so oder anders huldigend und anbetend, im Hintergrund eine Fahne mit der Aufschrift: Lange lebe unsere Königin Jenny! Denn dies ist eben des Bildes Bedeutung. Jenny I. wird zur Königin der Amerikaner gekrönt. Der sie Krönende aber ist ein Nimrod von Pflanzer-Yankee hinter ihr, eben im Begriffe, auf ihr Haupt ein Blumendiadem zu drücken. Daneben steht ein zierlicher Mundschenk, wahrscheinlich mit Limonade, um den souverainen Rausch der Neugekrönten abzukühlen. — Offenbar ist nun aber diese Krönungsscene eine Prolepsis. Denn die letzten authentischen Nachrichten, welche Punch durch den elektrischen Telegraphen erhalten haben will, stellen sie vorerst in Aussicht. Es heißt nach ihnen so: Jenny Lind kömmt nicht nach Europa zurück. Nach Ablauf ihres Kontrakts mit Barnum wird sie zur Königin der Vereinigten Staaten gekrönt werden, und der jetzige Präsident wird sich höflichst zurückziehen. Was bisher als Präsidenten-Reden gedruckt worden ist, wird sie hinkünftig dem Volke der gewandtesten (smartest) Nation auf Erden als Arien vorsingen. Der amerikanischen Flagge sind zwei Sterne und ein Streifen beigefügt worden: Die Sterne sind Jenny's Augen und der Streif eine Locke ihres Haares.

Haynau noch einmal.

Mit sichtlichem Bestreben zieht Punch die infamirende Behandlung einer Frau auf die Vorderbühne, um so den brutalen Aktus in der Brauerei bequemer hinter die Coulissen zu schieben. Man erblickt bei ihm Frau v. Madersbach mit beiden Armen an einen Pfeiler gebunden und, bis zur Hüfte entblößt, unter dem Wirbeln zweier Trommeln von einem Behelmten mit der berüchtigten Katze gegeißelt. Während dessen rückt Punch selbsteigen mit dem Stock, gleich eingelegter Lanze, dem Kriegsmanne so handfest auf den Leib, daß diesem vor Schreck der Hut entsinkt und der Mund offen bleibt. Der Stock soll den Marschallstab bedeuten, womit, wie nun auch die Times schreibt, die österreichische Regierung die Striemen des insultirten Generals zu salben und zu heilen gedenkt. „Wie viel", heißt es im Texte, „schuldet er nun den Herren Barclay und Perkins! Was ein Waffensieg nicht vermochte, hat ein Rückzug aus einer Brauerei bewirkt. Er, der für Bestehen vor Blei und Eisen nicht belohnt wird, wird zum Marschall gemacht, weil er vor Zinn davonlief!" — Hatte Punch zu anderer Zeit, wo er mehr auf dem Rechtswege war, zwischen dem Feldzeugmeister Haynau und dem Lord-Oberkommissarius der Jonischen Inseln, Mr. Ward, eine Parallele gezogen, die ziemlich zu Ungunsten des Letzteren ausfiel (vgl. Punchiana 12 in Nr. 61 des Magazins), so dürfte er wohl auch das Notabene zu beherzigen sich entschließen, das der Reis Efendi Ali Pascha dem Dragoman des Sir Stratford Canning auf den Weg gab, als dieser wegen der in Damaskus einem preußischen Unterthan widerfahrenen Mißhandlung und gleichzeitigen Beleidigung des preußischen Konsulats Beschwerde führen ließ. Es wundere ihn, hieß es zur Antwort, daß Se. Excellenz etwas in einer türkischen Provinzialstadt einem Fremden Begegnetes so außerordentlich hoch aufnehme, während Aehnliches ja auch in der Metropole London vorfalle und nur neulich erst General Haynau vom Pöbel auf offener Straße fast zerrissen und in den Strom geworfen worden sey. Wohl wisse er, daß das Ansehen und der Einfluß der Presse in England sehr groß sey; aber habe nicht ein guter Theil dieser nämlichen Presse die an dem alten General verübte Barbarei ausdrücklich gutgeheißen und sich demnach zur Mitschuldigen gemacht! — Der schlaue Moslem brauchte nicht getrunken zu haben, um sich auf dieses wahrheitgetreue Notabene zu besinnen; Sir Stratford aber, im besten Eifer für eine gerechte Sache, mußte es hinnehmen, wie alle die, vor deren eigener Thür nicht rein gekehrt ist.

*) Die Leute von Sheffield hatten eine Adresse an Lord John verfaßt, mit der Bitte um Vermehrung der Kupfermünze: also mehr farthings, halfpences und penny-pieces. Der Premier, setzt Punch hinzu, wird sich die Sache überlegen, besonders wenn — wie in dem Falle der Mrs. Waghorn — es nöthig befunden wird, den Witwen genialer Männer Pensionen zu geben. Da braucht man farthings! Doch was ist gefährlich? sagt er weiterhin. Die Regierung hat neulich zu den fünfundzwanzig Pfd. Sterl. noch funfzehn zugelegt. Fünfundzwanzig und nun funfzehn für die Witwe des Mannes, der zuerst Indien und England in die Entfernung weniger Wochen rückte!

Mannigfaltiges.

— Landwirthschaftliches. Wenn in diesem Augenblick der Ackersmann Preußens nicht, wie der Frankreichs, die bittersten Klagen über den mißlichen Zustand des Feldbaues erhebt, der kaum diesem den nöthigen Ertrag für seinen eigenen Bedarf liefert, so ist es dennoch erfreulich, ein sicheres und wohlfeiles Mittel anrathen zu können, das alle mehlartigen Pflanzen, wie jede andere Frucht des Bodens, mit bedeutendem Vortheile hervorbringt.**) Es ist hier vom flüssigen Dünger der Herren Dusseau Vater und Sohn in Paris die Rede, eine Erfindung, die alle bisher in diesem Fach gemachten Entdeckungen durch ihre glänzenden Resultate übertrifft und daher die allgemeine Aufmerksamkeit der Agronomen Frankreichs in hohem Grade erregt hat. — Die Hauptvortheile dieses neuen Düngers sind folgende: Aecker und Wiesen brauchen fernerhin nicht mehr gedüngt zu werden und erfordern höchstens zwei Bestellungen im Jahre, statt deren drei und vier; zwei Drittel der gewöhnlichen Aussaat ist genügend; das Einkalken der Saat unterbleibt; das Gäten erweist sich als unnöthig, und der Ertrag an Korn, wie an Stroh, ist oft doppelt, dreifach, in manchen Fällen sogar vierfach, was die Erfindung unschätzbar macht, und worüber die Presse folgende Berichte mittheilt: „In Saint-Ouen, unfern Paris, haben die Herren Dusseau schon im Jahre 1848 Winter- und Sommerweizen, Hafer, Bohnen, Kartoffeln, mit ihrem Dünger befruchtet, in einen schlechten und ungedüngten Boden eingelegt. Die Aerndte fand in Gegenwart zahlreicher Neugieriger statt. Protokolle wurden von den dazu gedrungenen obrigkeitlichen Beamten aufgenommen, die schon ein Gleiches zur Zeit der Saat hinsichtlich ihrer Quantität und der Beschaffenheit des Bodens gethan hatten. Aus 117 Litres wurden 4117 Litres mit 13,100 Pfd. Stroh per Hektare gewonnen. Die Sommersaat ergab fast eben so viel; die Bohnen waren dreimal so stark, wie sonst; die Hülsen 6—8 Zoll lang und enthielten zehn Bohnen statt vier. Unter den Kartoffeln fanden sich nicht selten über vierzig schöne Knollen per Stande statt zehn bis zwölf. — Im folgenden Jahre wurden über fünfhundert verschiedenen Gutsbesitzern gehörende ungedüngte Aecker, wovon die meisten seit sechs, neun, funfzehn, achtzehn Jahren nicht gedüngt waren, mit Anwendung des flüssigen Dusseauschen Düngers, nach einer einzigen Bestellung in Gegenwart der Obrigkeit besäet. — Die Erfinder trugen dafür Sorge, daß überall neben einem solchen Acker sich ein nach gewöhnlicher Art gedüngter und besäeter befand, und überall trug die Dusseausche Methode einen glänzenden Sieg davon. In Saint Maur, auf steinigen, so elenden Feldern, daß seit Menschengedenken kein Halm zur Aehre gekommen war, wurde Wintergetraide ohne Dung gewonnen, welches das der besten bedüngten Felder der ganzen Gegend übertraf; Kartoffeln, Bohnen aller Art, Erdfern u. s. w. gediehen auf überraschende Weise auf dem schlechtesten Boden. — Die Winter- und Sommersaat von 1850 lieferte einen 35fachen Ertrag an Getraide mit über 13,000 Pfund Stroh per Hektare (gegen 4 preuß. Morgen), also beinahe dasselbe Verhältniß, wie im Jahre 1849. Die Kartoffel-Aerndte fiel glänzend aus. Zu Saint-Maur, einer Gegend, wo die Kartoffelkrankheit seit vielen Jahren herrschte, gewann man auf leichtem, sandigem Boden, auf Aeckern, welche seit drei Jahren nicht gedüngt waren, reichhaltige Stauden mit vollkommen gesunden Kartoffeln: 17½ Hektolitres für 1 Hektolitre Saat." — Durch den Dusseauschen Dünger wird jedes Korn mit einer fruchtbaren, zu seiner vollkommenen Entwickelung nothwendigen Hülle versehen, die es außerdem gegen ungünstige Witterung schützt. Sie treibt es zum Keimen und zum Schossen, bekräftigt das Wachsthum, entwickelt die Werkzeuge der Respiration — die Blätter und Wurzeln — betreibt den Umlauf der Säfte und giebt der jungen Pflanze, bei großer Verminderung der Bestellungskosten, die sichersten Mittel, sich die reichlich in der Luft enthaltenen befruchtenden Bestandtheile kräftig anzueignen, schnell zu wachsen und durch eine mächtigere Fruchtbarkeit einen oft zweifachen, dreifachen, sogar vierfachen Ertrag zu geben. Das Korn schoßt so gewaltig, daß jedes Unkraut natürlich im Keime erstickt wird. — Auf der Pariser Ausstellung von 1849 hat man Stauden von vierzig, funfzig, eine sogar von achtzig Aehren gesehen. — Wie wir hören, haben schon die Herren Dusseau in Berlin eine General-Agentur für die ganze preußische Monarchie errichtet.

*) Wir glauben nicht, daß Sir Stratford Canning die Antwort auf ein solches Notabene schwer geworden wäre. D. R.

**) Obwohl es auch in Deutschland nicht an dergleichen viel empfohlenen neuen Dünger-Arten fehlt, haben wir doch einem alten Mitarbeiter unseres Blattes die Aufnahme dieser Zeilen nicht versagen mögen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutſchen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerſtraße Nr. 25, und bei Leop. Leſſer, Brüderſtraße Nr. 3), ſo wie von allen Königl. Poſt-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 7. Dezember 1850.

Frankreich.

Der geſetzmäßige Zinsfuß.*)

Wenn die Geſetze den Nießbrauch, das Verzinſen des Geldes beſchränken ſollten, ſo wäre es mindeſtens eben ſo nothwendig, auch den Werth und die Anlegung der übrigen Gegenſtände des Handels zu beſchränken. Nicht blos, wo Betrug zu befürchten iſt oder nicht alle Eventualitäten vorauszuſehen ſind, findet ein Kontrakt ſtatt, ſondern auch bei dem gewöhnlichen Verkehr des täglichen Lebens.

Ueberdies iſt das Kapital in jeder Form in den Händen des Beſitzers ein Eigenthum; mit welchem Rechte kann es alſo der Geſetzgeber beſchränken? Ich kann doch wohl mit meinem Beſitz nach Belieben ſchalten, es verleihen oder nicht verleihen; wer dürfte mich hieran verhindern? Die Lehren, nach denen man der Staatsgewalt dieſes Recht über das Vermögen des Einzelnen einräumen will, erſchrecken Euch, bringen Euch auf, und nicht mit Unrecht; aber dies ſind nicht die letzten Konſequenzen Eurer irrigen Anſichten. Ihr habt überall das Eigenthum angegriffen; jene Lehren vernichten es ganz; Ihr habt die gerechten Gränzen der Macht überſchritten, jene erkennen nun gar keine mehr an. Welcher Unterſchied iſt vom Standpunkte des Rechtes zwiſchen der Gewalt, welche mich darin beſchränkt, den größtmöglichen Nutzen von meinem Vermögen zu ziehen, und derjenigen, welche mir überhaupt jeden Nießbrauch nimmt? Jedenfalls beraubt man mich. Daher ſind alle diejenigen, welche ſich in ihrer Unwiſſenheit der Staatswirthſchaft an die Irrthümer der Vergangenheit halten, ſo ſchwach und ohnmächtig gegenüber dem Sozialismus. Mit Recht ſagt daher Bentham, daß man bei den zahlreichen Apologieen der Freiheit nie die beachtet hat, dem Einzelnen das beliebige Verwenden ſeines Geldes anheimzuſtellen.

Die Kirchenväter waren in ihrem Eifer gegen das Verzinſen des Geldes wenigſtens konſequent; ſie griffen eben ſo das Eigenthum wie den Wucher an. „Die Rentner behaupten, daß ſie keine andere Erwerbsquelle, als das Ausleihen, haben; würde nicht daſſelbe der bei der That ergriffene Dieb einwenden?“ ſagte der heilige Auguſtinus; aber er fügte hinzu: „Wer überhaupt auf der Erde etwas beſitzt, iſt kein wahrer Chriſt.“ Auf gleiche Weiſe verdammte der heilige Ambroſius den Wucher, aber auch ſein Grundſatz war: „Die Natur hat uns das Recht der Gütergemeinſchaft gegeben; iſt alſo nicht jedes Eigenthum eine Uſurpation?“

Die Feſtſetzung des Zinsfußes iſt gleichfalls ein Angriff auf das Eigenthum; es giebt durchaus keinen abſoluten Werth. Das gleiche Gepräge der Geldmünzen ſelbſt kann ihm nicht in Einem Lande einen beſtimmten Werth geben. Das Geld gilt in Paris nicht ſo viel, wie in Poitiers, hier nicht, wie auf dem Lande. Und ſelbſt wo es in einer friedlichen und glücklichen Zeit niedrig ſteht, ſteigt es, ſobald eine Kriſis, ein Krieg, eine Revolution bevorſteht. Das Geld allein iſt der Gegenſtand des Handels auf der Börſe. Jedermann würde es heute für unverſtändig halten, mit Colbert zu glauben, daß man den Nießbrauch des Geldes im Verhältniß mit dem des Ackerbaues und Handels beſchränken könne; nichtsdeſtoweniger aber befolgt man dieſes Prinzip, ſo oft man die Intereſſen feſtſetzt.

Ueberdies muß man wegen der mit dem Ausleihen des Geldes nothwendig verbundenen Gefahr ſelbſt bei den Einwohnern einer Stadt einen verſchiedenen Maßſtab anlegen: denn, während die Einen hinlängliche Sicherheit gewähren, laſſen uns die Anderen ohne feſte Garantie. Dies beſtätigt ſich auch in der Erfahrung: die Gerichte laſſen z. B. beim Diskontiren, trotz der beſtimmteſten Ausdrücke in den Geſetzen, den Käufern volle Freiheit. Was iſt das Diskontiren aber anders, als ein gewöhnliches Darlehn? Eben ſo giebt es keine beſtimmte Gränze bei dem Leihen auf Bodmerei. Warum dies? Wäre dies, um den Seehandel zu fördern? Aber hiermit ſpräche man ja auch jeder Beſchränkung bei anderen Darlehnen das Urtheil. Wollte man indeß im Gegentheil mit Abſicht dieſen Handel hindern? Doch wozu? Ehedem ging ein Edelmann ſeines Adels nicht verluſtig, wenn er ſich an See-Unternehmungen betheiligte. Sollte es alſo aus Rückſicht für die mit dieſem Handel beſonders verbundene Gefahr ſeyn? Aber jedes Darlehn bedingt eine Aſſekuranz, und keine Wahrſcheinlichkeit läßt ſich mit Beſtimmtheit beurtheilen.

Ferner iſt der Umſtand zu erwägen, daß der Staat, welcher Beamte zur Ueberwachung des Wuchers unterhält, ſich oft genöthigt ſieht, ſeine eigenen Geſetze zu übertreten. Er entleiht oft zu 6, 7 und mehr als 8 pCt., wie z. B. dies vor zwei Jahren in Frankreich der Fall war; bisweilen werden mit dieſen Intereſſen noch Lotterieprämien verbunden. Sieht man nicht auch bei großen induſtriellen oder politiſchen Kriſen die öffentlichen Fonds ſinken? Die neuen Käufer erhalten nicht blos, wie ehemals die Verkäufer, 3, 4 oder 5, ſondern 7, 8 und 9 pCt. Unſer fünfprozentiges Papier ſtand während des Sommers 1848: 52 Fr.

Gerade alſo, wann der Kredit am nothwendigſten erſcheint, werden die Geſetze gegen den Wucher am meiſten umgangen. Das engliſche Geſetz hat daher, um dieſem Uebel zu entgehen, das Diskontiren derjenigen Effekten, deren Verfallzeit nicht über 80 Tage hinausreicht, für erlaubt erklärt, d. h. alle Operationen der Bank freigegeben; denn keine Bank, ſelbſt nicht die engliſche, diskontirt auf länger. Unſtreitig erſcheint eine Stipulirung des Darlehns auf 7—8 pCt., wie dies die engliſche Bank im Jahre 1847 that, oder von 10 pCt. in einer gedrückten Zeit zwar hart; aber dies wirkt wenigſtens nicht hinderlich auf den Verkehr. Indem ich von öffentlichen Anleihen ſpreche, erinnere ich an das, welches in Frankreich für 8 pCt. im Jahre 1848 abgeſchloſſen wurde; bemerkenswerth iſt es auch, daß die Niederlande unter der Regierung des frommen, der Geiſtlichkeit ganz ergebenen Philipp II. dieſen Zinsfuß für ihre Schuld bezahlten.

Die Leihhäuſer, die unter beſonderer Aufſicht der Regierung ſtehen und nur den bedürftigſten Klaſſen auf Pfänder borgen, dürfen in Paris 9 pCt., in anderen Städten ſogar 12—14 pCt. nehmen. Ich frage alſo wieder, wozu iſt das Geſetz da? Erinnern nicht dergleichen Darlehen an das von 25 Livres an Taſſo,*) für die er den Degen ſeines Vaters, ſechs Hemden, vier Laken und zwei Tiſchtücher verpfänden mußte?

In Wahrheit wird dieſer Ueberſchuß des geſetzmäßigen Zinsfußes unter dem Namen eines Lagergeldes erhoben.

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkt zurück; nur zwei Momente können bei Beſtimmung des Zinsfußes maßgebend ſeyn: das Verhältniß zwiſchen dem Anerbieten und der gemachten Forderung und die Prämie, welche für die Sicherſtellung der verſchiedenen Chancen geleiſtet werden muß. In der Praxis beſtimmt jenes allein den Cours der Anleihen; denn, ohne Rückſicht auf die Sicherheit der Gläubiger, regelt allein die Summe der Kapitalien, die ihnen angeboten wird, mit Bezug auf deren Verwendung, den Cours. Der Geſetzgeber, welcher dieſes natürliche Geſetz außer Acht läßt, ruft viele Uebel hervor, veranlaßt ſchwer zu bekämpfende Vorurtheile; aber er kann dies durch keine andere Beſtimmung ausgleichen.**)

*) Nach dem Moniteur Industriel.

Schweiz.

Die Schweiz ſeit der Februar-Revolution.***)

I. Stellung des Bundes zu den Mächten während der Kriſis von 1848—1849.

(Schluß.)

Die Bundesregierung ſchickte faſt zu gleicher Zeit Truppen nach Graubündten, um dieſen Kanton vor jeder Verletzung der in Ober-Italien kriegführenden Theile zu ſchützen. Solche Akte hätten der Schweiz zweifelsohne die Achtung und Freundſchaft der benachbarten Mächte eintragen ſollen. Ein Geſchichtſchreiber der Februar-Revolution ſcheint indeß den wahren Sinn derſelben nicht begriffen zu haben; er macht der Schweiz den Vorwurf der Unklugheit und Undankbarkeit gegen das republikaniſche Frankreich, indem ſie ſich nicht

*) Im März 1570. Dieſe Schuldverſchreibung wurde letzthin unter anderen Autographen Taſſo's in Paris verkauft.

**) Im Jahre 1836 machte Herr L'Herbette der Kammer folgenden Vorſchlag: „Die Anordnungen des Geſetzes vom 12. September 1807, welche einen beſtimmten Zinsfuß feſtſetzen, werden hiermit außer Kraft geſetzt.“ Die Kammer zog dieſen Antrag nicht einmal in Erwägung.

Im Jahre 1818 ernannte das engliſche Parlament ein Comité zur Reviſion der Wuchergeſetze. Die Unterſuchungen dieſes Comités beſtätigten, daß dergleichen Geſetze gerade nachtheilig für die Intereſſen ſind, welchen ſie zum Schutz dienen ſollen. Es ſchlug daher dem Unterhauſe deren Aufhebung vor; aber auch damals behielten die alten Vorurtheile die Oberhand, und die früheren Wuchergeſetze wurden aufrechterhalten. Der geſetzliche Zinsfuß iſt für England und Schottland 5 pCt., in Holland 6 pCt.

***) Durch ein Verſehen iſt zu Anfang dieſes Artikels die Bemerkung fortgeblieben, daß derſelbe nach der R. d. d. M. gearbeitet ſey.

genügend beeilt habe, die am 24. Februar im Stadthause von Paris proklamirte Regierung anzuerkennen. „Der kaufmännische Egoismus" der Schweiz wird dabei ziemlich stark hervorgehoben. Lamartine irrt sich indeß gar sehr; denn nicht „kaufmännischer Egoismus", sondern der gesunde Verstand der Nation brachte jene Beschlüsse der Tagsatzung zuwege. Die Schweiz bewahrte noch ein zu schlimmes Angedenken an die erste französische Republik, und sie beeilte sich darum nicht allzu sehr, die zweite in aller Form anzuerkennen, sondern nahm die Thatsache ohne Weiteres hin mit dem Wunsche, mit ihren mächtigen Nachbarn im besten Einverständnisse zu leben. Der Geschichtschreiber der Februar-Revolution scheint sich übrigens eine ganz falsche Vorstellung von der Rolle zu machen, welche die Abgeordneten Frankreichs in der Schweiz durchführen konnten. Indem er diese Rolle bei weitem überschätzt, verfällt er in einen Irrthum, welcher gar sehr oft die Bemühungen der französischen Diplomatie in der Schweiz während der Jahre 1830 bis 1847 gehemmt hat: er setzt voraus, daß das persönliche Benehmen, die Rathschläge, die andeutenden Worte eines diplomatischen Agenten, welche in Staaten unter absoluten oder constitutionellen Fürsten eine große Bedeutung haben, denselben Einfluß auf die Oberhäupter eines demokratischen Staates üben können, welche nie die Kommittenten, deren Willen sie ausführen, aus den Augen verlieren dürfen. Der Tadel Lamartine's trifft die demokratischen Einrichtungen der Schweiz selbst, und man erkennt hierbei, daß oft auch die eifrigsten Anhänger der republikanischen Theorieen in Bezug auf ihre eigenen Gesinnungsgenossen einseitig, schief und inkonsequent urtheilen.

Wie dem auch sey, von dem Augenblick an, da die revolutionaire Krisis von 1848 für Europa ausbrach, hatte die Schweiz ganz genau ihr Verfahren und Benehmen den Nachbarregierungen gegenüber festgestellt: weder den Forderungen des revolutionairen Deutschlands, noch den Bitten der italiänischen Liberalen hatte sie ihre Neutralität geopfert. Sie hatte sich nur noch mit einem Konflikt zu beschäftigen, dessen Folgen sie leicht mit einer der ersten Dynastieen Deutschlands in Streit verwickeln konnten: wir meinen die Revolution, welche Anfang 1848 in Neuchatel ausbrach. Man hatte hier eine republikanische Verfassung proklamirt, und der Gesandte Preußens war bei der Tagsatzung mit einem Protest eingekommen gegen diese Ausübung der Volkssouverainetät, im Namen der Verträge von 1815. Indeß autorisirte der König von Preußen, in einer Note d. d. Potsdam, 5. April 1848, seine treuen Unterthanen, sich ganz und gar nach der Lage und dem Heil ihres Landes zu berathen, ohne sich durch die Bande, die sie an ihn knüpften, fesseln zu lassen; er erklärte zudem, daß Kommissarien ernannt werden würden, um mit der Tagsatzung rücksichtlich der Frage über Neuchatel in Verbindung zu treten. Es war dies jedoch nur ein bloßes Wort: denn es wurden keine preußischen Kommissarien ernannt. Sollte diese Frage noch einmal zutagekommen, so gäbe es dabei sehr wichtige Interessen auszusöhnen; man kann jedoch hoffen, daß der Streit sein Ende finden wird, ohne das Neutralitätsprinzip zu gefährden, welches sogar die Verträge von 1815 in ihren auf die Schweiz bezüglichen Bestimmungen respektirt haben.

Früher oder später mußte der Krieg in Italien die Schweiz mit einer anderen deutschen Großmacht in Berührung bringen. Oesterreich wie Preußen gegenüber war das Benehmen der Tagsatzung klug und fest. Die Tessiner hatten seit dem Frühjahr 1848 lebendige Sympathieen für die Sache der Unabhängigkeit Italiens geäußert. Als die Lombardei durch die österreichische Armee wieder erobert worden war, warfen sich eine Menge Soldaten und Flüchtlinge nach Tessin, von wo aus sie die mannigfachsten Demonstrationen gegen die Oesterreicher machten. In einer Note vom 19. August wandte sich der Feldmarschall Radetzky an den Rath des Kantons Tessin; er brachte ihm in Erinnerung, „daß sich die Schweiz in der löblichen Absicht, mit der kaiserlich königlichen Regierung von Oesterreich gute Nachbarschaft zu halten, für die vollständige Neutralität ausgesprochen, und daß der Vorort aus diesem Grunde den Herzog von Litta und andere Abgeordnete der Lombardei zurückgewiesen habe." Er ersuche daher die tessinische Regierung, „den Ränken der italiänischen Flüchtlinge ein Ende zu machen, damit er nicht in die peinliche Nothwendigkeit käme, alle in der Lombardei ansässigen Tessiner über die Gränze zu weisen und die Handelsverbindungen zwischen den respektiven beiden Staaten aufzuheben." Die Regierung von Tessin erklärte die in der Note beigebrachten Fakta für „gänzlich irrthümlich." Der Marschall wendete sich an den Vorort. Dieser gab seinen entschiedenen Willen zu erkennen: er verlangte, daß man auf dem schweizer Territorium auch nicht die geringste Vorbereitung dulde, welche zum Zweck habe, die österreichische Armee zu benachtheiligen. Die Tessiner kehrten sich indeß hieran keineswegs. Radetzky war daher gezwungen, zu den in seiner Depesche angekündigten Gewaltmaßregeln zu greifen. Oesterreich indeß hatte dem guten Willen des Vororts alle Anerkennung widerfahren lassen; der Gesandte dieser Macht in der Schweiz schrieb der Bundesregierung, d. d. 10. September, daß er so eben vom kaiserlichen Ministerium eine Depesche erhalten habe, welche ihn versicherte, „daß Oesterreich stets des ehrenhaften Benehmens des Bundes eingedenk seyn werde." Die Tagsatzung beschloß ihrerseits, am 21. September, Bundesabgeordnete und Truppen nach Tessin zu schicken, dagegen aber zu verlangen, daß die von Oesterreich getroffenen strengen Maßnahmen wieder aufgehoben würden. Der Feldmarschall gab den Wünschen der Tagsatzung nach und ließ nach einigen Wochen wieder die alten Verhältnisse zwischen der Schweiz und der Lombardei eintreten. Unglücklicherweise nahmen die lombardischen Flüchtlinge keine Rücksicht auf die Lage, in die sich die Schweiz Oesterreich gegenüber hatte stellen müssen: indem sie sich in ziemlich großer Zahl der Ueberwachung der Bundestruppen entzogen, warfen sie sich auf einmal plötzlich mit den Waffen in der Hand auf das lombardische Gebiet. Nach einer so offenbaren Verletzung der Gastfreundschaft beschlossen die Bundesbehörden, im Einverständniß mit ihren Repräsentanten, daß die Flüchtlinge weiter ins Innere des Landes geschafft würden; sie machten außerdem die Regierung von Tessin für die Ausführung dieser Bestimmung verantwortlich und verboten ihr, den Aufenthalt neuer Flüchtlinge in diesem Kanton zu gestatten. Die Protestationen, welche die Abgeordneten von Tessin und einige andere gegen diese Bestimmung erhoben, fanden bei der Majorität keinen Anklang. Einer der nach Tessin geschickten Vermittler erwiederte ihnen sehr triftig, „er glaube nicht, daß die Regierung von Tessin den Willen oder die Kraft habe, das Nöthige zu thun, um die Interessen des Bundes zu garantiren und eine genügende Aufsicht über die Flüchtlinge zu führen." Kurze Zeit darauf rechtfertigte der Rath von Tessin indirekt diesen strengen Ausspruch, indem er in seinem Rechenschaftsbericht sagte: „Was Mitte Oktober nur eine Besorgniß war, ist zur traurigen Wirklichkeit geworden. Die bewaffnete Macht, die wir vom Bunde zu unserem Schutze hergesandt erachteten, hat keinen Anstand genommen, ausschließlich den Ansprüchen der Ausländer zur Stütze zu dienen. Zuweilen hat man sogar von ihr gegen die geheiligten Freiheiten des Landes und gegen das Asylrecht Gebrauch gemacht, und es war dies, wir sagen es mit Schmerz, kein einfaches Mißverständniß."

Nichtsdestoweniger erzielte die Anwesenheit der Bundestruppen schließlich den Erfolg, daß die Regierung von Tessin die Politik des Bundes besser verstehen und ausüben lernte; denn die Verhältnisse zwischen der Lombardei und Tessin erlitten keine weiteren Beeinträchtigungen oder Erschütterungen, trotz des Feldzuges von 1849 und trotz der Bemühungen des sardinischen Ministeriums, welches kurz vor Beginn dieses Feldzuges seine bis dahin gegen den Vorort zurückhaltende Stellung aufgeben zu müssen glaubte. Der Bundesrath hatte beschlossen, „daß es den lombardischen, mit piemontesischen Pässen versehenen Flüchtlingen nicht mehr gestattet seyn solle, sich in Tessin aufzuhalten." Das sardinische Kabinet protestirte in einer Note vom 10. Februar gegen eine Maßregel, welche das Recht des Königs, die Lombarden zu beschützen, und somit auch die Union der Lombardei mit den sardinischen Staaten, leugnete; die Note schloß mit der Drohung, die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern aufzuheben. Der Bundesrath erwiederte hierauf, „daß die Schweiz, da sie nicht gestatten könne, daß sich ein mit den besten österreichischen Pässen versehener Haufe in Tessin aufhalte, um von hier aus Sardinien zu beunruhigen, eben so wenig den lombardischen Flüchtlingen das Recht zugestehen dürfe, sich in dem Kanton zu sammeln, um die Lombardei anzugreifen . . ." Was die Drohung betrifft, mit welcher die sardinische Note schloß, wollte der Bundesrath „mit jener Ruhe, welche das Rechtsbewußtseyn und die treue Pflichterfüllung verleihen, die weiteren Entschließungen der Regierung des Königs abwarten, mit dem Vorbehalt, jederzeit das zu thun, was die Ehre des Schweizervolkes erheischen werde." Das sardinische Kabinet mußte sich mit diesen Erklärungen zufriedenstellen.

Im Jahre 1849 erstanden der Schweiz, wie 1848, von Seiten Deutschlands die ernstesten Verlegenheiten. Der Ursprung dieser mißlichen Zustände datirt zurück bis zu den ersten Versuchen der deutschen Völker, sich wieder zu einem deutschen Gesammtreiche zu konstituiren. Die Schweiz hatte diesen Bestrebungen anfangs Beifall gezollt; sie konnte auch keineswegs einer Umgestaltung zürnen, welche sie endlich von dem nur allzu häufig auf ihr lastenden Drucke Preußens(?) und besonders Oesterreichs befreien mußte; sie war indeß sehr bald mit einigem Mißtrauen der Bewegung gefolgt, welche darauf abzweckte, den Staaten Süd-Deutschlands fast ihre ganze Souverainetät zu entziehen: diese Staaten hatten mit der Schweiz ein gemeinsames Interesse, das der Kleinen gegen die Großen. Dieses Mißtrauen der Schweiz wurde noch durch den ziemlich anmaßenden Ton erhöht, welchen einige in der Schweiz als Professoren angestellte Deutsche anstimmten, die überhaupt bisher nichts Anderes gethan hatten, als die schweizer Fragen durch die Ideen und Prinzipien des Hegelschen Radikalismus zu verwirren. Außerdem vernahm man die stolze und entschlossene Sprache einiger überrheinischen Blätter, der Organe des absolutesten Deutschthums, welche ohne Weiteres die deutsche Schweiz für das künftige deutsche Gesammtreich beanspruchten(?). Aehnliche Prätentionen, welche mehrere der einflußreichsten Mitglieder der Nationalversammlung in Frankfurt vorbrachten, waren keineswegs geeignet, die Bedenklichkeiten der Kantone zu zerstreuen. Ein großer Theil der schweizer Presse antwortete diesen Anmaßungen in einem sehr derben Tone; man moquirte sich über jene Professorenversammlung, welche die kostbarsten Augenblicke in einer endlosen Diskussion über die Grundrechte verlor, während es den Schweizern bei ihrem gesunden natürlichen Verstande so rasch geglückt war, ihrem Lande eine neue Verfassung zu geben.*) Während sich so das gute Einverständniß zwischen Deutschland und der Schweiz zerschlug, richteten die Regierung von Baden und der deutsche Reichstag im Juni 1848 Noten an den schweizer Vorort, in denen sie eine Reihe von Maßregeln gegen die deutschen Flüchtlinge verlangten. Am 29. Juli trug die schweizer Tagsatzung dem Vorort auf, alle diese Forderungen abzulehnen, mit dem besonderen Bemerken, daß die gegen die Flüchtlinge angeführten Thatsachen durchaus nicht durch offizielle Untersuchungen bestätigt worden seyen. Bald darauf brach im Großherzogthum Baden die zweite Insurrection aus: Diese neue Bewegung knüpfte sich an die traurigen Unruhen, welche in Frankfurt und in vielen anderen Theilen Deutschlands stattfanden. Die Schweizer blieben abermals ruhige Zuschauer dieser Bewegungen. Kaum war der badensche Aufstand unterdrückt, als der Gesandte des deutschen Reichs in der Schweiz, Raveaux, am 4. Oktober dem Vorort eine Note übermachte, in welcher die deutsche Reichsregierung die Schweiz anklagte, die Bewegung

*) Jedermann wird das Ungereimte dieser Zusammenstellung sehr leicht erkennen. Aber von dem Auslande, das mit Eifersucht auf jede Combination einer möglichen Einigung der Deutschen blickt, wird man niemals eine gerechte oder auch nur billige Beurtheilung der Männer von Frankfurt und Gotha erwarten können. D. R.

der Badenser begünstigt zu haben, und sogleich eine vollständige Genugthuung verlangte. Diese durch einen der entschiedensten deutschen Radikalen eingehändigte Note stand im grellsten Widerspruch mit den Tendenzen des deutschen Gesandten, wie mit den höflichen Worten, deren sich die alte Diplomatie in ihrem Verkehr mit der Schweiz stets bedient hatte. Allem herkömmlichen Gebrauch zuwider war die Note in den deutschen Blättern erschienen, ehe sie noch dem Bundesvorort übergeben worden war. Dieser (immer noch die Regierung von Bern) antwortete anderen Tages darauf mit einer nicht minder herben Note, worin gesagt wurde, Struve und die anderen Flüchtlinge hätten die Schweiz einzeln und ohne Waffen verlassen und die Insurrection in Baden bereits vollständig vorbereitet gefunden; deshalb könne man die von einigen Flüchtlingen den badischen Insurgenten gewährte Unterstützung keineswegs als eine auf helvetischem Territorium vorbereitete Invasion erachten; endlich hätten die Kantonalbehörden ja längst schon bestimmt, daß die Flüchtlinge, die an diesem zweiten Aufstande theilgenommen, des Asylrechtes nicht genießen, und daß die übrigen der besonderen Ueberwachung der Polizei unterworfen werden sollten. Es kam zu einem nochmaligen Notenwechsel, in einem noch viel schärferen Tone, aber ohne positives Ergebniß.

Der Vorort Bern hatte unmittelbar vorher selbst erkannt, daß das einzige wirksame Mittel zur Verhütung von Mißhelligkeiten darin bestehe, die Flüchtlinge wirklich in das Innere des Landes zu schaffen. Dies war nicht geschehen, und deshalb hätte man nicht behaupten müssen, man habe es gethan. Die deutsche Macht ging ihrerseits darin zu weit, daß sie der Schweiz alle Verantwortlichkeit für jenen Aufstand aufbürden wollte, welcher eben so sehr im Lande selbst, wie durch die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz, vorbereitet worden war. Die Uebertreibung und Heftigkeit der Note Raveaux's mußte die Sympathieen der Schweiz natürlich abkühlen; unglücklicherweise antwortete der Vorort ebenfalls in keinem würdigeren Tone. Während dieser Ereignisse nahm ein neuer Bundesrath die Angelegenheiten in die Hand und setzte mehr guten Willen daran, als die Regierung von Bern. Am 30. Dezember richtete er ein Rundschreiben an die Kantone mit der Aufforderung, keine Bewaffnung, keine auf einen Angriff abzielende Ansammlung deutscher Flüchtlinge in ihren Territorien zu gestatten. Zugleich sandte der Bundesrath den Schultheiß Dr. Steiger von Luzern als Repräsentanten in die östlichen Kantone, um über die Aufrechthaltung der Neutralität zu wachen.

Steiger erfüllte seine Mission zur völligen Zufriedenheit des Bundesrathes. Eine Konferenz, welche in Basel zwischen ihm und einem Abgeordneten der badenschen Regierung stattfand, stellte schließlich das gute offizielle Einverständniß zwischen beiden Ländern wieder her. So blieben die Sachen bis zum Frühjahr 1849. Während die österreichische und piemontesische Armee sich von neuem in den Ebenen der Lombardei schlugen und heftige Bewegungen sich in Deutschland vorbereiteten, beschloß der Bundesrath die Ausweisung einiger deutscher Flüchtlinge, welche daran arbeiteten, eine helvetisch-deutsche Legion zur Unterstützung der provisorischen Regierung Siciliens zusammenzubringen. Bald darauf begannen die aufständischen Bewegungen in Deutschland, welche die Pfalz und das Großherzogthum Baden ergriffen. Diesesmal gab die Armee selbst das Signal dazu, und die ganze Bevölkerung trat ihr bei; nur eine geringe Zahl der Offiziere und Beamten wollte sich nicht betheiligen und verließ das Land. Viele von ihnen suchten eine Zuflucht in der Schweiz; ihnen gingen voran oder folgten eine Menge Familien aus Süd-Deutschland aus allen Ständen, vom einfachen Landbesitzer bis zu den Fürsten von Fürstenberg und Hohenlohe, welche ihre Person und einen Theil ihres Vermögens auf das schweizer Territorium in Sicherheit brachten. Die deutschen Demokraten verlangten dringender als je Hülfe von der Schweiz; hätte man auf sie gehört, so wäre Württemberg von einigen Tausend Freischärlern angegriffen worden. Dieses Land war nicht weniger vom Radikalismus untergraben, als das Großherzogthum; die seit einigen Tagen schon wankende Armee wurde nur durch das muthige persönliche Auftreten des Königs im Zaum gehalten. Letzterer hatte stets großes Wohlwollen für die Schweiz gezeigt; er hatte sich ehemals den strengen Maßregeln widersetzt, welche der Fürst Metternich gegen sie durch die süddeutschen Staaten vollziehen lassen wollte; der Augenblick war gekommen, wo ihm die Schweiz ihre Erkenntlichkeit beweisen konnte. Alle Forderungen der deutschen Demokraten blieben bei den schweizer Stämmen ohne Anklang; nur eine geringe Anzahl Freiwilliger begab sich unter dem Namen „schweizer Legion" vereinzelt nach Baden.

Die Deutschen hielten sich durchaus noch nicht für geschlagen. Seit einer Reihe von Jahren hatten sich die radikalen Führer in geschickter Weise der Bundesschießen für ihre Pläne bedient. Im Anfang Juli 1849 fand das Bundesschießen in Aarau statt; ein Badenser bat hier die Schweiz dringend um Beistand zu Gunsten der deutsch-republikanischen Sache. Keller lehnte ihr Begehren in einer höflichen, aber so treffenden Entgegnung ab, daß die Menge lebhaften Beifall äußerte. Noch viel lebhafterer und bezeichnenderer Beifall gab sich kund, als zwei Agenten der Pariser Propaganda durch die Schweiz reisten, in der Absicht, alle Theilnehmer zum Besuch des Schießens zu veranlassen, um eine Demonstration zu machen. Der genannte Keller ist übrigens derselbe, welcher, wiewohl selbst Katholik, zuerst im Jahre 1841 die Unterdrückung der Klöster und später 1844 die Vertreibung der Jesuiten beantragt hatte.

Die revolutionaire Armee Badens und der Pfalz erschien, sobald sie einmal auf dem Rückzug begriffen war und von den preußischen Truppen verfolgt wurde, schneller an der schweizer Gränze, als man erwartete. Auch waren die Gränzkantone genöthigt, in größter Eil alle ihre Miliz auszuheben, ohne erst die langsamen Befehle der Bundesobrigkeit abzuwarten; es kostete ihnen die größte Mühe, zu verhindern, daß der Kampf nicht auf helvetischem Boden fortgeführt würde. Die Trümmer der revolutionairen Kolonnen langten an verschiedenen Punkten in der Schweiz an mit mehreren Artillerie-Parks und etwa 10—12,000 Mann im Ganzen. Die Flüchtlinge, welche den vorher verlangten Beistand nicht erhalten hatten, hofften hier wenigstens die lebendigsten Sympathieen zu finden; ihre Erwartungen wurden indeß nicht sehr befriedigt. Man erfüllte gegen sie die Pflichten, welche die Gastfreundschaft im Augenblick erheischte, aber man that nichts weiter. Der Bundesrath nahm die Angelegenheit der Flüchtlinge in die Hand und vertheilte sie unter die Kantone; er hob zu gleicher Zeit 25,000 Mann aus. Diese Aushebung wurde scheinbar durch die Thatsache einer durch die deutschen Truppen verübten Verletzung des schweizer Territoriums motivirt; in Wirklichkeit aber sollte sie beweisen, daß man nöthigenfalls die Ehre der Schweiz aufrechterhalten werde; sie war auch bestimmt, das Geschrei der radikalen Opposition zu beruhigen. Am 16. Juli publizirte der Bundesrath einen Antrag, in Folge dessen die politischen und militärischen Führer, so wie die anderen hauptsächlichsten Agenten des Aufstandes in Rheinbayern und in Baden, vom schweizer Territorium ausgewiesen werden sollten. Die Majorität der beiden Abtheilungen der Bundesversammlung, welche Anfangs August zusammentrat, billigte diese Maßregeln; die Bemühungen der Minorität, sie zu vereiteln, blieben fruchtlos. Auch stellte der Rath den deutschen Regierungen das Kriegsmaterial wieder zu, welches die geflüchteten Corps in die Schweiz mitgenommen hatten. Die Mehrzahl letzterer, Soldaten und Unteroffiziere, kehrten nach und nach in ihre Heimat zurück. Im Monat November publizirte der Rath Ergänzungslisten mit den Namen aller der geflüchteten Führer, welche die Schweiz verlassen sollten. Diesmal bemühte sich die Minorität wiederum, diese Maßregeln zu hintertreiben, aber immer vergebens; namentlich von Ochsenbein und Druey unterstützt, trug die Politik des Bundesrathes den Sieg davon.

Von nun an, der Beistimmung der Tagsatzung sicher, konnte der Bundesrath mit Vertrauen den Weg betreten, den er sich vorgezeichnet hatte. Die Maßregeln, die er ergriff, haben die Zahl der Flüchtlinge in der Schweiz um ein Dutzend Führer und ein Tausend Soldaten der geheimen Gesellschaften vermindert. Die französische Regierung hatte die Maßregeln der Bundesbehörden unterstützt, indem sie den bedeutendsten Flüchtlingen die Reise durch Frankreich erleichterte, um sich nach England oder nach den Vereinigten Staaten zu begeben. Kurze Zeit darauf that der Bundesrath einen Schritt weiter, indem er im Monat Februar 1850 die Verbindungen deutscher Handwerker in der Schweiz unterdrückte. Mehrere Zweige der geheimen Gesellschaften hatten seit 1830 unablässig daran gearbeitet, sich in der Schweiz festzusetzen, hier ihre traurige Wirksamkeit auszuüben und sie noch weiter in die benachbarten Staaten zu verbreiten. Im Jahre 1843 hatte die Regierung von Zürich Maßregeln gegen die deutschen Handwerkerverbindungen ergriffen und eine Verordnung publizirt, wodurch sie für den Augenblick desorganisirt wurden. Zwei Jahre später hatte die Regierung von Neuchatel dasselbe gethan. Seit 1847 hatten sich diese Gesellschaften von neuem organisirt, und zwar unter scheinbar ganz unschuldigen Formen, indem sie vorgaben, die Handwerkerklasse mittelst verschiedenen Unterrichts und mannigfacher Belehrung geistig zu entwickeln u. s. w., aber kaum war die Revolution in Deutschland ausgebrochen, als diese Associationen, auf die Aufforderung des Central-Comités der deutschen Demokraten in Berlin, von neuem den Charakter politischer Klubs annahmen, in der Absicht, thätig an der Revolution mitzuwirken und die in der Schweiz befindlichen deutschen Kräfte zu organisiren. Die Spaltungen, welche ehedem zwischen der kommunistischen und republikanischen Fraction stattgefunden, waren fast gänzlich verschwunden. Die Ende 1848 in Bern versammelten Abgeordneten der Mehrzahl der Associationen setzten Statuten fest, von denen man einige hören muß: „Der Zweck der Verbindung ist, seine Mitglieder zu sozialistisch-demokratischen Republikanern zu machen, so wie durch alle gesetzlichen Mittel unter den Deutschen die sozialistisch-demokratisch-republikanischen Ideen und Institutionen zu verbreiten; es ist dies dadurch zu erzielen, daß sich die Association mit den demokratischen Kantonal-Comités und den Handwerker-Associationen in Deutschland in Verbindung setzt, um ihre gegenseitigen Kräfte, so weit es die Umstände gestatten, zu vereinigen. Jedes Associationsmitglied hat monatlich einen Batzen (etwa 1 gGr.) zu zahlen. Das Kantonal-Comité leitet die Angelegenheiten. Es findet jährlich eine ordentliche Sitzung statt, zu der sich die gesetzgebenden Oberbehörden der Association als zu einem Kongreß zu begeben haben. Die Geschäftsführung wechselt ab zwischen den vorzüglichsten Comités von Deutschland und den verbündeten Associationen in der Schweiz; sie besteht in Verwaltung der Kasse und der Archive. Die verbündeten Associationen schicken der mit der Geschäftsführung betrauten Kommission alle Monat einen Bericht und den Geldbeitrag." Was die von der Association proklamirten Grundsätze betrifft, so gehen sie besonders aus einem Instructionsprojekt für die Abgeordneten zum Handwerkerparlament in Berlin hervor. Die öffentlichen Beamten sollen keine höhere Vergütigung erhalten, als der mittlere Lohn eines Arbeiters beträgt; sie werden alle gleich besoldet, eben so die Arbeiter. Die Grundstücke sind Eigenthum des Staates, welcher den Unterricht der Jugend unentgeltlich besorgt. Es ist verboten, in den Schulen religiösen Unterricht zu ertheilen. Alle öffentlichen Ausgaben werden durch einen Erbschaftsstempel gedeckt. Aller Handel gehört dem Staat; jedoch darf der Staat keine Geldspeculationen machen, sondern soll die Waaren um einen dem dafür verausgabten Gelde nebst Zinsen gleichkommenden Preis verkaufen. Die stehenden Heere werden abgeschafft. Jedes Geschäft ist untersagt, welches einem Bürger gestattet, sich auf Kosten seiner Brüder zu bereichern. Die Meisterschaften werden gänzlich abgeschafft und durch eine brüderliche Association ersetzt. So lange diese Grundsätze nicht realisirt sind, wird die republikanische Organisation Deutschlands unvollkommen bleiben.

Diese Associationen hatten den Aufstand in Baden unterstützt und mehrere ihrer Mitglieder dahin geschickt. Die Association zu Basel besonders hatte eine große Thätigkeit während des letzten Aufstandes entwickelt; sie hatte eine Art geheimer Polizei an den Gränzen ausgeübt und der provisorischen Regierung von Baden Mittheilungen gemacht. Sobald das Bundesdepartement für Justiz und Polizei erfuhr, daß eine Versammlung der Abgeordneten dieser Association am 18. Februar 1850 in Murten stattfinden sollte, ließ es diese Abgeordneten festnehmen und ihre Papiere mit Beschlag belegen. Auf die hierüber erhaltene Mittheilung beschloß der Bundesrath die Ausweisung der Mitglieder, welche zu jenen Associationen gehört hatten, mit Ausnahme der kleinen Anzahl Schweizer, welche mit ihnen in Verbindung standen. Die Frage über die Associationen knüpfte sich eng an die Frage über das Asylrecht; die im Februar v. J. vom Bundesrath getroffene Maßregel ergänzt in würdiger Weise die Gesammtsumme der Beschlußnahmen, welche seine äußere Politik bezeichnet haben.

Unter allen Nachbarländern hatte, wie schon gesagt worden, Deutschland der Schweiz die ernstesten Verlegenheiten bereitet. Nichtsdestoweniger war die Bundesregierung aus den zahlreichen Mißlichkeiten, welche ihr die Unternehmungen und Ränke des deutschen Radikalismus verursacht hatten, aufs ehrenvollste hervorgegangen; sie hatte ihrer Neutralitätspolitik Piemont und Oesterreich gegenüber Ansehen zu verschaffen gewußt. Folgen wir der Schweiz nun auf das weniger bewegte Terrain ihrer inneren Politik.

England.

Punchiana.

Aeronautisches.

Die Luftfahrt des Hippopotamus ist zur Wahrheit geworden, in effigie wenigstens. Schon schwebt er über der Erde, und auf seinem Rücken sitzt, ich weiß nicht, ob Green oder Graham, und von unten jubelt ihm eine große Zuschauermenge mit geschwenkten Hüten nach. So hat der Pariser Aeronaut mit seiner Rosinante den Londoner zu elektrisiren gewußt, und noch Größeres berichtet sich vor: denn Nil mortalibus arduum est, coelum ipsum petimus, sagt der alte Horaz. Wie Monsieur Poitevin auf dem Rücken des Vogels Strauß, eines lebendigen, versteht sich, seine neue, unerhörte Fahrt zu unternehmen gedenkt, so schickt sich auch der zoologische Garten in London zu einem würdigen Seitenstücke an, den Nebenbuhler wo möglich zu überbieten. Punch hat von seinem lieben Freund daselbst, dem Stachelschwein, eine Zuschrift erhalten, worin sich die Boa Konstriktor zu einer Aszension bereit erklären läßt, falls irgend ein Gentleman die Reise mit machen wolle; es habe dieser alsdann zu bestimmen, ob die Boa den Aeronauten in Gestalt einer 6 oder 8 umschreiben solle.

Doch was schwatzen wir! Ist nicht die Straußenfahrt schon eine vollendete Thatsache? Es hat sich aber dabei (nach Punch) folgendes Wunder zugetragen. Fünf Minuten nach Aufsteigen des Ballons tritt Madame Epinard, die Frau eines der ersten Bankherren in Paris und wohnhaft in der Chaussée d'Antin, aus einer der größten Modehandlungen, genannt au Prince de Népaule. Sie trägt einen funkelnagelneuen schönen Hut und einen prächtigen Kaschemirshawl, den sie für 50,000 Fr. erhandelt hat, den Ertrag einer glücklichen Börsenspeculation ihres Herrn Gemahls und ihr von demselben an ihrem Geburtstage verehrt. Kaum fünf Schritte hat sie nach den milchweißen Säulen der Madeleine hin gethan, da erhält sie einen so betäubend heftigen Schlag aufs Hinterhaupt, daß sie kaum noch Kraft und Besinnung genug behält, um in eine nächstgelegene Pastetenbäckerei zu eilen, wo sie in Ohnmacht fällt. Nachdem sie einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen, thut sie einen Blick in den Spiegel und kennt sich nicht mehr: der neue Shawl völlig verdorben, der Prachthut schon unter die Räder eines vorbeirollenden Wagens geflogen und pulverisirt, der übrige Putz, Sonnenschirm, Handschuhe, Alles zugrundegerichtet. Erst nach mehreren, in hysterischen Zufällen verbrachten Stunden konnte die Dame in ihr glänzendes Hotel zurückgebracht werden. Jetzt machte sich die Polizei auf, nach dem Kakodämon zu fahnden, und war bald auf der Spur. Herr Poitevin und sein Vogel Strauß, jetzt eben funfzehn Lieues von Paris, wurden festgenommen und nach einer unbequemen Nacht Gefängniß in abgesonderten Zellen ins Verhör gebracht. Es ergab sich Folgendes: In der Zeit, wo die Dame den Schlag auf den Hinterkopf empfing, schwebte just Herr Poitevin über diesem Theile der Boulevards. Er lugte hinab und gewahrte eine ansehnliche weiße Substanz, einer großen Kugel ähnlich, die zur Erde fiel. Sie fiel auf das Haupt einer Dame; weiter konnte er nichts sehen: denn der Ballon schoß jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit hoch in die Luft empor und erforderte seine ganze Aufmerksamkeit. Diese Aussage wußte denn auch die Polizei sehr gut zu reimen mit den zahllosen Splittern und Scherben, womit das Pflaster besäet war. Es war kein Zweifel, daß der Fall und Unfall von einem Strauß-Ei herrührte. Glücklicherweise hatte diese Art von Ostrazismus keinen Todesfall zur Folge. Der unglückliche Aeronaut wurde verurtheilt, einen neuen Hut, Kaschemirshawl und Parasol von gleichem Werth zu schaffen, nächstdem zu 10,000 Fr. Buße für den Schaden, den er an den Nerven der Dame angerichtet hatte; dem Strauß aber ward als Strafe diktirt, zwei Jahre lang Ruhe und Frieden zu halten. Jedenfalls wird sich der Londoner Kollege aus diesem Urtel ein Memento nehmen.

Ein Kloster in London.

Das vorderste Bild in 484 zeigt uns einen Altar mit zwei brennenden Wachskerzen, in der Mitte — es läßt sich das nicht recht erkennen — anscheinend ein Heiligenbild. Vor dem oder der Heiligen kniet eine Dame mit gefalteten Händen und zurückgeschlagenem, tief fallendem Schleier, an der Seite einen Rosenkranz tragend. Eine zweite Dame, eben so jugendlich, eben so andächtigen Gesichts, steht hinter ihr, als warte sie des Augenblicks, wo auch sie ihr Knie vor dem Altar beugen kann. Sind wir also in einem Kloster? Ja und Nein. Man wolle das Bild nochmals und genauer betrachten. Da wandelt sich der Altar in einen Toilettentisch, das Heiligenbild in einen Spiegel, die betende Nonne in eine Weltdame in full dress, die sich eben die Schleife unter dem Kinne knüpft, ihr Rosenkranz in eine reich mit Perlen besetzte Gürtelschnur; die Stehende thut nichts weiter, als sich eben die Handschuhe anlegen. Offenbar gehen Beide zu Spiel und Zeitvertreib. Und dennoch sind wir in einem Kloster, nämlich in dem neu errichteten anglikanischen Nonnenkloster von Belgrave-Square. In wie großartigem Stil dasselbe gedacht und angelegt ist, erzählt das breitteste Punch. Es werden darin alle Klostergelübde abgelegt, aber mit so erklecklichen Restrictionen, daß Klosterstil und fashion of the day sich in annehmlichster Weise begegnen. Jede der Nonnen zahlt als ihr wöchentliches Kontingent zu den Ausgaben des Klosters wenigstens zehn Pfd. Sterl. und bringt außerdem ein Silberbesteck nebst allen Requisiten der Toilette mit sich. Jede hat ihre aparte Zelle, mit möglichstem Komfort ausgestattet, Boudoir und Betplätzchen darin kombinirt. Keine Weltfreude ist von diesem Konvent ausgeschlossen, wohl aber jede Kasteiung des Leibes (austerity), welche die Gesundheit oder Figur beeinträchtigen könnte. Man darf Blumenausstellungen und Konzerte, auch Ihrer Majestät Theater besuchen; nur dürfen nicht mehr als drei Soirées wöchentlich stattfinden. Dennoch bleibt es dabei: die Nonnen entsagen der Welt, im Sinne der Belgrävler nämlich. — Und das nennt man, höre! die arge Welt ein Puseyitenkloster, worin nur Roman popery gespielt werde! davon behaupten Witzlinge, es sey weniger nunnery (Nonnen-) als monkey-ry (Mönchskloster, aber zugleich Affen-, Possenspiel).

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Das rothe Italien. Unter diesem Titel (l'Italie Rouge) hat Herr v. Arlincourt, der Verfasser des „Brauers von Gent" und anderer im legitimistischen Sinne geschriebenen Romane, eine Uebersicht der Geschichte von Italien seit der Thronbesteigung des Papstes Pius IX. herausgegeben. Das orleanistische Bulletin Bibliographique äußert sich darüber folgendermaßen: „Was uns an diesem Büchlein besonders auffällt, ist die seltsame Mischung von gesunder Vernunft und furchtbarer Uebertreibung, der wir darin begegnen. Herr v. Arlincourt thut und spricht, als ob er das Organ einer großen Partei wäre, aber mit allen seinen exzentrischen Phrasen und seiner veralteten Polemik spricht eben nichts, als Herr v. Arlincourt, aus seiner Schrift. Was hätte er sonst auch nöthig, bei Gelegenheit des „rothen Italiens" die Monarchie von 1830 und ihre „demokratischen Sympathieen" anzugreifen? Wahrlich, solche Ausfälle sind eben so unzeitgemäß wie beklagenswerth. Was ist jedoch zu thun? Besser also, wir nehmen die Berichte des Herrn v. Arlincourt für das, was sie sind: für ziemlich unterhaltende Plaudereien, wo Alles unter einander gemischt ist und wo die Uebertreibung in der Form mindestens durch das aufgewogen wird, was vielen politischen Pamphlets abgeht: nämlich durch einen Ton aufrichtiger Ueberzeugung." — (Man wird aus diesen wenigen Worten ersehen, wie sehr man in Frankreich fortdauernd an einem Kompromiß zwischen Orleanisten und Legitimisten arbeitet und warum die orleanistischen Blätter jetzt so häufig Partei für Oesterreich nehmen, in welchem sie, gleichwie in Rußland, den Bundesgenossen des Herzogs von Bordeaux erblicken, welcher den Grafen von Paris adoptiren und den Franzosen die deutschen Rheinprovinzen als Mitgift zuführen soll.)

— Eine Parodirung des Lind-Enthusiasmus. Nachdem sich der Direktor Barnum mit einem Theile der amerikanischen Presse verfeindet hat, macht es sich diese zur Aufgabe, die schwedische Nachtigall, die unter Barnum's spekulativer Direction sich befindet, im Tagescourse herabzusetzen. Als eines Mittels dazu bedient man sich der kürzlich in New-York angekommenen italiänischen Sängerin, Signora Parodi. Diese wird jetzt auf Kosten Jenny's bis zu den Wolken erhoben, und zwar sucht man die republikanischen Yankees auch dadurch für sie zu gewinnen, daß man ihnen erzählt, die Parodi habe während der sicilianischen Revolution in Palermo und in Messina Partei gegen den König von Neapel genommen und sey öffentlich gegen diesen wortbrüchigen Tyrannen aufgetreten. Wenn nun nicht Barnum bald auch etwas aufzustellen weiß, was für die politisch-liberale Gesinnung seines Schützlings zeugt, so möchte durch jene „Parodie" der Lind-Enthusiasmus in der That einen bedeutenden Stoß bekommen haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 2 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Dienstag den 10. Dezember 1850.

England.

Christopher Marlowe.

Unter den alten englischen Dramatikern nimmt Marlowe eine so bedeutende Stelle ein, daß es im höchsten Grade erfreulich ist, wenn literarischer Forschergeist sich diesem Poeten zuwendet, um seine Gestalt in immer bestimmteren Umrissen vor uns erstehen zu lassen. Neuerdings hat sich Herr Alexander Dyce dieser Mühe unterzogen und nicht nur eine neue Ausgabe Marlowe's besorgt, sondern auch über sein Leben und seine Schriften mancherlei interessante Auskunft gegeben.*) Marlowe — „Kit (Christoph) Marlowe, gebadet in den ihespischen Quellen" (wie der alte Drayton sagt), war ein Dichter für andere Zeiten, als seine eigene. Was indeß auch noch über ihn entdeckt werden mag, so wird eine solche Entdeckung doch nicht eine von den Mittheilungen umstoßen, welche wir durch Dyce erhalten. Dyce ist nicht nur mit dem größten Fleiße zu Werke gegangen, sondern legt zugleich auch eine Kenntniß der Literatur und der literarischen Verhältnisse des Elisabethanischen Zeitalters an den Tag, die in Bezug auf Umfang und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Tragödien Marlowe's sind die wahrhaften Prolegomena der Werke Shakespeare's. Man kann Shakespeare als Dichter nicht vollkommen begreifen und würdigen ohne eine genaue Kenntniß der Tragödien seines unmittelbaren Vorgängers. Er hat Peele, Greene, Nash, Lyly oder Lodge nichts zu danken; wohl aber ist er Marlowe in vieler Hinsicht verpflichtet. Er scheint seine mächtige Flamme an der Fackel dieses Poeten entzündet zu haben. Wenn wir vollständig in den Genius des Schotten Burns eindringen wollen, müssen wir Allan Ramsay gelesen haben, — wollen wir uns in den Geist Raphael's vertiefen, müssen wir Pietro Perugino studiren. Hätte Marlowe länger gelebt, so würde Shakespeare einen Nebenbuhler des Ruhmes gehabt haben, der ihm näher gekommen wäre, als irgend einer seiner Zeitgenossen.

Der Ursprung dieser beiden Dichter war ein ziemlich verwandter. Marlowe war der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury, — Shakespeare der Sohn eines Handschuhmachers (wie man jetzt allgemein annimmt) in Stratford am Avon. — Sie waren in einem und demselben Jahre geboren, 1564, einem für die englische Literatur denkwürdigen Jahre. Hier aber hört die Aehnlichkeit ihrer Lebensverhältnisse auf. Marlowe empfing eine gute Erziehung auf der „Königs-Schule" in Canterbury, und nachdem er in Sir Roger Manwood (wie man glaubt) einen Gönner gefunden, besuchte er das „Benedict-Collegium" in Cambridge, wo er die Grade eines Artium Baccalaureus und Artium Magister erlangte. Shakespeare's Erziehung beschränkte sich auf „wenig Latein" und „noch weniger Griechisch", wenn wir Ben Janson Glauben schenken dürfen, und was eine Universitätserziehung betrifft, so haben auch seine kühnsten Biographen niemals auf dieselbe angespielt. Wie Marlowe ein paar Monate älter war, als Shakespeare, eben so ging er ihm auch im Ruf voran, und zwar, wie man nach Maßgabe seiner günstigeren Lebensverhältnisse leicht begreift, um einige Jahre. Von Shakespeare ist nichts bekannt zwischen der Eintragung seiner Zwillingskinder Hamnet und Judith in das Taufregister zu Stratford im Februar 1585 und dem Erscheinen seines Namens im November 1589 auf einer Liste der „Schauspieler Ihrer Majestät". Von Marlowe wissen wir bestimmt, daß die drei Theile seines „Tamerlan der Große" im Jahre 1590 gedruckt wurden, und wie Collier und Dyce genügend darthun, war dieses Stück schon zwei Jahre früher auf den Brettern. Was kennen wir von Shakespeare als Autor im Jahre 1587 oder 1590? Sein „Venus und Adonis", zweifelsohne seine früheste Publication, wurde erst im Jahre 1593 gedruckt, als Marlowe wenigstens schon ein Jahr todt war. Alle Stücke Marlowe's erschienen, das läßt sich bestimmt behaupten, vor Shakespeare's Auftreten als Schriftsteller für die Bühne oder als Autor im Druck.

Die beiden großen Schauspieler der Shakespeareschen Zeit waren Alleyn und Richard Burbadge; und die Literarhistoriker werden gewiß mit uns übereinstimmen, wenn wir sagen, Alleyn sey früher als Schauspieler berühmt gewesen — und zwar in Marlowe's Stücken, als Burbadge sich in den Stücken Shakespeare's und anderer Dramatiker einen Namen machte. Eben so dürfte es nicht geleugnet werden können, daß Burbadge weder als Richard III., noch als Othello, welches seine beiden Hauptrollen waren, jemals einen so großen Ruf erlangte, wie Alleyn als Tamerlan oder Jude, in zwei Stücken von Marlowe. Marlowe und Alleyn waren die Stützen einer Truppe, Shakespeare und Burbadge die Stützen einer anderen Truppe. Es galt Shakespeare und Burbadge, ihren beiden Nebenbuhlern Marlowe und Alleyn Konkurrenz zu machen; und mit welchem Erfolg dies nach Marlowe's Tode geschah, ist hinlänglich bekannt. Wäre Letzterer aber auch am Leben geblieben, so hätte sich doch wohl am Ende dasselbe Resultat herausgestellt.

Daß sich in Shakespeare viele Reminiscenzen von Marlowe finden, hat Dyce sehr gründlich nachgewiesen. Hier z. B. ein paar Stellen, welche in der That nicht blos zufällige Aehnlichkeiten sind:

Sie trägt ein Herzogthum auf ihrem Nacken.
(Shakespeare — Heinrich VI.)

Sie trägt auf ihrem Nacken eine Vorschaft.
(Marlowe — Eduard II.)

Die Arme mein, sie sollen Dich umhüllen;
Mein Herz, Du süßer Knabe, sey Dein Grab.
(Shakespeare — Heinrich VI.)

Was muß ich seh'n? Mein Ludovico todt!
Es seyen meine Arme hier Dein Grab.
(Marlowe — Der Jude von Malta.)

Es wird von stimmberechtigten Kritikern allgemein zugegeben, daß Shakespeare seine dramatische Laufbahn mit Bearbeitungen schon vorhandener Stücke von Greene, Marlowe, Lodge und Peele begann; daß er aufnahm, was ihm populär schien, und es unter dem Einflusse seines mächtigen Genius und seiner Meisterhand zu seinem Eigenthum machte. So z. B. sind der zweite und dritte Theil von „Heinrich VI." Umarbeitungen des Stückes „der erste Theil des Kampfes der beiden berühmten Häuser York und Lancaster" und der „Wahrhaften Tragödie von Richard, Herzog von York", zweier Dramen, die, wie Dyce behauptet, möglicherweise ganz oder doch zum größten Theil von Marlowe herrühren. Für letzteren Umstand sprechen verschiedene sehr ähnliche Stellen in einem der Werke Marlowe's. Man höre:

Ich sag' Dir, Paul, wenn zum Turnier Du gingest
Und stichst in Frankreich unsrer Damen Herzen . . . .
(Erster Theil des Kampfes u. s. w.)

Sag Isabellen, so nicht sah ich aus,
Als ich in Frankreich einst um sie turnirte.
(Marlowe's Eduard II.)

Madame, ich bring' aus Irland neue Kunde;
O'Neil, der wilde, steht in Waffen schon
Mit irischem Bauernvolk, das ungebeugt
Auf englischem Gebiet sich aufpflanzt.
(Erster Theil des Kampfes.)

O'Neil, der wilde, haust mit irischen Bauern
Auf englischem Gebiete ungehemmt.
(Marlowe's Eduard II.)

Der finstre Jarmenbringe beherrscht die Sunde.
(Die wahrhafte Tragödie u. s. w.)

Das stolze Dänemark beherrscht die Sunde.
(Marlowe's Eduard II.)

So weicht der Axt die Ceder, deren Arme
Dem Tar, dem fürstlichen, einst Obdach gaben.
(Die wahrhafte Tragödie.)

Ein hoher Cedernbaum, auf dessen Wipfel
Der königliche Aar sich niederließ.
(Marlowe's Eduard II.)

Wie? Sinkt Lancaster's stolz aufstürmend Blut
Zu Boden? Dacht' ich doch, es würde steigen.
(Die wahrhafte Tragödie.)

Du bistst so grimm, aufstürmender Lancaster? . . .
. . . . stolz stürmend, daß die niedre Erde
Sein Blut soll trinken, springt es in die Luft hoch:
(Marlowe's Eduard II.)

Diese unzweifelhaften Aehnlichkeiten allein reichen allerdings nicht hin, die Autorschaft Marlowe's rücksichtlich des „Kampfes" und der „Wahrhaften Tragödie" unumstößlich zu beweisen; sie sind indeß nicht die einzigen Gründe für die Annahme des neuesten Herausgebers.

Wir haben hier vorzugsweise den Einfluß Marlowe's auf den Geist und die Werke Shakespeare's hervorgehoben, und man wird uns darum nicht tadeln, da dieser Punkt unstreitig für beide Poeten von hoher Bedeutung ist. Marlowe und Shakespeare waren, wie wir oben sagten, in einem und demselben Jahre geboren; Marlowe wurde jedoch in dem Alter von kaum dreißig Jahren getödtet. Wäre Shakespeare in demselben Alter gestorben, so würden wir nichts von jenen großartigen Werken besitzen, welche ihm den Ruhm des größten Dichters erwarben. Marlowe ging im Jahr 1592 unter, und Shake-

*) The Works of Christopher Marlowe; with Notes and some Account of his Life and Writings. By the Rev. Alexander Dyce. 3 vols.

bereits lebhafte Diskussion entfacht hat. Schwyz hat sich nämlich entschlossen, seine Kantonalbank zu verkaufen. Der Kaufpreis soll 20 Millionen betragen. Die Bevölkerung des Kantons Schwyz ist in zwei Lager gespalten. Die Gegner des Verkaufes sind der Ansicht, daß die Kantonalbank ein gutes Geschäft ist und daß sie dem Kanton große Einnahmen verschaffe. Die Befürworter des Verkaufes sind der Ansicht, daß der Kanton das Geld, das er durch den Verkauf der Kantonalbank erhalte, nützlicher verwenden könne, als wenn er die Kantonalbank behalte. Sie sagen, daß der Kanton das Geld für Straßenbauten, Schulhäuser, Spitäler und dergleichen verwenden könne. Es kann nicht gesagt werden, welche Ansicht die Mehrheit des Volkes teilt. Es ist aber sicher, daß die Abstimmung sehr knapp ausfallen wird. Die Abstimmung findet am 1. Juni statt.

Schweiz.

Die Schweiz hat den Zehnten-Rentenbrief.

Die Zehnten- und Bodenzins-Ablösung — eine Kulturaufgabe der Schweiz. — Finanzielle Folgen.

Ein gute Stunde lich von Bern entfernt, in der Nähe des Bahnhofes von Thun und ziemlich in Sichtweite von Hunzenschwand, liegt die Ortschaft Allmendingen. Sie ist ein Teil der Gemeinde Thun und ist Sitz der Gemeindeverwaltung, der Schule, der Kirche, des Pfarrhauses, des Gasthofes zum Bären, des Gasthofes zum Rößli, des Gasthofes zum Ochsen, des Gasthofes zum Bahnhof, des Gasthofes zum Löwen, des Gasthofes zum Kreuz, des Gasthofes zum Adler, des Gasthofes zum Schwanen, des Gasthofes zum Hirschen

stimmungen des Vertrages anzuführen, nach welchem gegenwärtig die helvetische Republik regiert wird.

Die neue Verfassung erkennt die Souverainetät der Kantone insoweit an, als sie nicht durch die Bundesbefugnisse beschränkt wird. Die Kantone üben daher als solche alle Rechte, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind. Der Bund hat zum Zweck, die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen das Ausland zu sichern, die Ruhe und Ordnung im Innern aufrechtzuerhalten, die Freiheit und die Rechte der Verbündeten zu beschützen und ihr gemeinsames Wohlergehen zu erhöhen. Sie proklamirt die Gleichheit der Schweizer vor dem Gesetz, sie gewährleistet die Kantonalverfassungen als den Inbegriff der Freiheiten und Rechte des Volkes; sie untersagt jedes besondere Bündniß und jeden Vertrag von besonderer Natur unter den Kantonen. Der Bund allein hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, so wie mit dem Auslande Bündnisse und Verträge einzugehen, namentlich Zoll- und Handels-Verträge. Im Fall von Unruhen im Innern eines Kantones kann die hierzu befugte Bundesbehörde ohne Requisition einschreiten; sie ist gehalten, einzuschreiten, „sobald die Unruhen die Sicherheit der Schweiz gefährden." Der Bund hat „nicht das Recht, stehende Truppen zu halten"; dagegen ist „die ganze Schweiz militärpflichtig", und die Bundesgesetze bestimmen die Kontingente der einzelnen Kantone; die Bundeskassen tragen einen Theil der Ausrüstungskosten, der Generalstab des Bundes überwacht und leitet die Ausrüstung; der Bund stellt auch einen Theil des Kriegsmaterials. „Er kann öffentliche Arbeiten auf seine Kosten anordnen oder durch seine Unterstützung ermuthigen; in dieser Hinsicht kann er gegen eine angemessene Geldentschädigung die Expropriation verfügen. Er kann unter denselben Bedingungen die Zölle, Transitogefälle u. s. w. der Kantone aufheben; er kann an der schweizer Gränze Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangs-Abgaben erheben. Er übernimmt die Postverwaltung in der ganzen Schweiz, indem er die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses gewährleistet und die Kantone entschädigt. Er übt die Oberaufsicht über die Straßen und Brücken, für deren Erhaltung er ein Interesse hat; er setzt den Münzfuß fest und führt Gleichheit des Maßes und der Gewichte ein. Er sichert allen Schweizern jeder christlichen Konfession das Recht, sich unter gewissen Bedingungen in der ganzen Ausdehnung des schweizer Territoriums frei niederzulassen. Die freie Ausübung des Kultus der anerkannten christlichen Konfessionen ist gewährleistet. Jedoch können die Kantone und der Bund stets die geeigneten Maßregeln treffen, um die öffentliche Ordnung und den Frieden unter den Konfessionen aufrechtzuerhalten. Die Freiheit der Presse, das Associationsrecht sind, unter Vorbehalt der zur Unterdrückung des Mißbrauchs nothwendigen Maßregeln, ebenfalls gewährleistet."

Der Bund hat sodann das Recht, „die Fremden, welche die äußere oder innere Sicherheit der Schweiz gefährden, aus seinem Gebiet zu verweisen." Die oberste Bundesautorität wird durch die Bundesversammlung ausgeübt, welche aus zwei Abtheilungen oder Räthen besteht, nämlich aus einem Volks- oder Nationalrath und aus einem Staatenrath. Der Nationalrath besteht aus den Abgeordneten des Schweizervolkes, je einer auf 20,000 Seelen der Gesammtbevölkerung, direkt in den Bundes-Wahlkollegien gewählt.*) Jeder Schweizer besitzt Stimmrecht, wenn er das zwanzigste Jahr zurückgelegt hat und seiner bürgerlichen Rechte nicht durch die Gesetzgebung des Kantons, in dem er seinen Wohnsitz hat, beraubt worden ist. Der Staatsrath besteht aus vierundvierzig Abgeordneten der Kantone; jeder Kanton ernennt zwei Deputirte. Die Kompetenz der beiden Räthe erstreckt sich unter Anderem auf folgende Gegenstände: auf die Wahl des Bundesrathes, des Obergenerals, des Vorstehers des Generalstabes u. s. w., auf die Bündnisse und Verträge mit den fremden Staaten, auf die Maßregeln für die äußere Sicherheit, so wie für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz, auf die Kriegserklärungen und Friedensabschlüsse, auf die Garantirung der Verfassungen und des Territoriums der Kantone, auf die Intervention in Folge dieser Gewährleistung u. s. w. Die Bundesgesetze, Dekrete oder Beschlüsse können nur unter Uebereinstimmung beider Räthe erlassen werden. Die Mitglieder beider Räthe stimmen ohne Instructionen. Die Oberleitung und Exekutivgewalt des Bundes wird durch einen Bundesrath von sieben Mitgliedern ausgeübt, welche auf drei Jahre ernannt werden; man kann jedoch in einem und demselben Kantone nicht mehr als ein Mitglied wählen. Die Befugnisse und Verpflichtungen des Bundesrathes sind unter Anderem folgende: er wacht über die Interessen des Bundes nach außen, namentlich über die Beobachtung seiner völkerrechtlichen Beziehungen; er wacht über die innere und äußere Sicherheit des Bundes. In dringenden Fällen, und wenn die Bundesversammlung nicht beisammen ist, hat er die Macht, die nöthigen Truppen auszuheben und darüber zu bestimmen, unter dem Vorbehalt, sogleich die beiden Räthe zusammenzuberufen, wenn die Zahl der ausgehobenen Truppen die Summe von 2000 Mann übersteigt, oder wenn sie länger als drei Wochen unter den Waffen bleiben. Der Bundesrath legt der Bundesversammlung in jeder ordentlichen Sitzung über sein Verfahren Rechenschaft ab. Es besteht ein Bundestribunal zur Verwaltung der Justiz in Bundes-Angelegenheiten; es besteht sogar eine Jury für die Straffachen.

Dieser Umriß der Bestimmungen der neuen Bundesverfassung beweist deutlich, daß die Tagsatzung von der einen Seite die Grundlage der Mediationsakte respektirt hat, und daß andererseits die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die schweizer Gesetzgeber ausübte. An sich genommen, ist diese Verfassung ein Kompositum mehrerer sehr verschiedener Elemente. Ein einfacher Bund souverainer Staaten wird in der Klausel anerkannt, welche erklärt, daß die ganze Souverainetät, — insofern sie nicht ausdrücklich durch die Bundesverfassung beschränkt wird, — den Kantonen gehört. Auch behält jeder Kanton seine Gesetzgebung, seine Regierung, seine Civil- und Strafgerichtsbarkeit, sein Abgaben- und öffentliches Unterrichtssystem, seine besonderen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, die freie Bestimmung über sein Militär. Der Bund hat es sogar nicht gewagt, ein für die ganze Schweiz obligatorisches Handelsgesetzbuch zu entwerfen. Dies ist das kantonale Element. — Das föderative Element ist zum Theil in dem Staatenrathe vertreten; das Einheitselement endlich hat seinen Ausdruck in dem Nationalrathe. — Man macht der Verfassung nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß sie zu viele Autoritäten oder zu wenig öffentliche Angelegenheiten geschaffen hat. Da sie auf mehrere verschiedene Elemente gegründet wurde, so ist es klar, daß eine jede der Richtungen, welche man ins Gleichgewicht zu bringen glaubte, daran arbeiten wird, sich früher oder später den Vorrang zu sichern.

Seltsamerweise hat die ultraradikale Partei das Zeichen zum Kriege gegen die Verfassung gegeben. Diese Partei hatte im Geist ihrer natürlichen Tendenzen zur Einheit hingedrängt; da ihr aber nun der Gang der neuen Bundesbehörden zuwiderläuft, hat sie eine jener Schwenkungen gemacht, in denen sich der Radikalismus mit so großer Leichtigkeit bewegt: sie hat sich zum Kämpen für die kantonale Souverainetät aufgeworfen; in Genf und in dem Kanton Waadtland strengt sie sich an, die Diskussion über Bundesfragen den großen Kantonalräthen wieder in die Hände zu liefern. Wenn man die allgemeine Lage von 1848 in Anschlag bringt, wird man nichtsdestoweniger finden, daß die Tagsatzung viel Mäßigung gezeigt und in mancher Hinsicht aus den Erfahrungen der Vergangenheit Nutzen gezogen hat. Diese Verfassung war der Rettungsanker für die Schweiz während der beiden letzten Jahre und wird es in Zukunft noch lange bleiben. Stelle man sich einmal die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten in den Jahren 1849 und 1850 in den Händen des alten Vorortes vor, jener radikalen Regierung von Bern, welche dem gemäßigten Gange des neuen Bundesrathes eine immer feindlichere Opposition entgegenstellte, und man wird sehr bald begreifen, daß die Flüchtlingsfrage für die Schweiz die größten Gefahren, für ihre Nachbarn die größten Verlegenheiten herbeigeführt haben würde. Weder die Artikel des Pariser Vertrages vom 20. November 1815, noch die auf die Angelegenheiten der Schweiz bezüglichen Erklärungen des Wiener Kongresses machen die helvetische Neutralität vom Buchstaben des Vertrages von 1815 abhängig. Dagegen haben die Mächte und die Schweiz ein gleiches Interesse in Bezug darauf, daß die Bundesverfassung nicht eine zu starke Centralgewalt aufstelle, die ihrer Natur nach geneigt wäre, die alte schweizer Politik, die Politik der Neutralität, mit einer aktiven Politik zu vertauschen.

Man fragt sich, ob die neue Verfassung nicht zu sehr das Einheitselement in Bezug auf den Gang der inneren Angelegenheiten begünstigt hat; aber ein Bundesrath, eine Exekutivgewalt, bestehend aus den Mitgliedern verschiedener Kantone, alle drei Jahre erneuert, verpflichtet, fast alle seine Maßnahmen, so unbedeutend auch immer, den beiden Abtheilungen der Bundesversammlung zu unterwerfen, endlich nur zur Aushebung von höchstens 2000 Mann, auf drei Wochen unter Waffen, befugt: eine Exekutivgewalt dieser Art, müssen wir sagen, ist wahrlich nicht im Stande, das politische System der Schweiz Europa gegenüber zu ändern.

Der Verfassungsentwurf wurde der Begutachtung des Volkes unterworfen und mit großer Majorität angenommen. Die Bevölkerung der Kantone des ehemaligen Sonderbundes setzte keinen Widerstand entgegen und beschränkte sich einzig auf einige Protestationen, obgleich der Entwurf ihnen, als ein Zeugniß und Ergebniß des über sie davongetragenen Sieges, im höchsten Grade verhaßt war. Eine weit lebhaftere Opposition gegen den Entwurf machte die ultraradikale Partei einiger Kantone, namentlich die von Bern, welche der Schweiz eine einheitliche Verfassung zu geben gehofft hatte, und die voraus witterte, daß die neue Ordnung der Dinge ihre Pläne vereiteln würde. Einer der Führer sagte sehr naiv in dem großen Rathe zu Bern, diese Verfassung sey nur ein neuer Herrenbund, eine neue „Convention von Stanz", welche dem Volke keine Garantieen gebe.

Die Tagsatzung erklärte die neue Bundesverfassung am 12. September 1848 für angenommen. Sie hatte in ihrem Entwurfe eine äußerst rücksichtsvolle Geschicklichkeit an den Tag gelegt: sie zog sich nun zurück und überließ den Kantonen die Sorge, die Bundeskollegien für die Wahl der Mitglieder des Rathes abzugränzen. Auch sah man fast überall die Kantonalregierungen die Kollegien (Wahldistrikte) der Art bilden, daß die konservative Opposition so viel wie möglich davon ausgeschlossen wurde. Bern wurde zum Sitz der Bundesbehörden gewählt. Dieser Kanton hatte durch seine radikale Politik viel zu der heftigen Krisis von 1847 beigetragen; eine der Früchte des Sieges wurde ihr zu Theil. Sein alter Nebenbuhler, der Kanton Zürich, konkurrirte mit ihm, aber vergebens, denn er hatte seine natürliche Mission als Vermittler versäumt. Uebrigens war Bern viel geeigneter zum Vereinspunkte zwischen der romanischen und germanischen Schweiz.

Seit der Annahme der Verfassung haben die Bundesräthe nach und nach die nöthigen Gesetze berathen, um die Verfassung in Kraft treten zu lassen, sodann die Verordnungen über die militärische Organisation, die Posten, die öffentliche Expropriation, die Zölle u. s. w. Die Gefälle im Innern wurden abgelöst; der Bundestarif der Zollgerechtigkeiten vom Juni 1849 gründet sich auf das Prinzip einer sehr geringen Auflage auf die der Landes-Industrie nöthigen Stoffe und auf die dem Lebensbedarf dienenden Gegenstände. Die Gegenstände des Luxus sind den höchsten Steuern unterworfen. Indeß auch

*) Nach den offiziellen Berichten belief sich die Bevölkerung der Schweiz, im Jahre 1837, auf 2,190,258 Seelen; die Zählung von 1850 giebt 2,392,641 Seelen an; so daß in dreizehn Jahren ein Zuwachs von 202,383 Individuen entstand.

selbst für diese Gegenstände sind die Einfuhrzölle sehr mäßig und übersteigen nicht 14 Fr. 50 Cent. für den Centner. Ein- oder Ausfuhr-Verbote giebt es gar nicht. Die Frage über den Münzfuß, der gordische Knoten für die Schweiz, welche zwischen Deutschland und Frankreich liegt und mit diesen Ländern in den mannigfachsten Beziehungen steht, wurde durch Annahme des französischen Münzfußes, mit Vorbehalt einiger Modification in Bezug auf die Scheidemünze, ohne Weiteres abgethan. Eine der Hauptklippen, auf welche die neue Ordnung der Dinge in ihrer Entwickelung stößt, ist die finanzielle Lage. Die Posten und Zölle werden während der ersten Jahre zweifelsohne nicht so viel einbringen, um die Kantone vollständig zu entschädigen und um zugleich den Bundesbedürfnissen zu entsprechen. Die Kantone werden am allerwenigsten der neuen Ordnung der Dinge materielle Opfer bringen wollen; jede Geldforderung, welche die kantonalen Verwaltungen in Anspruch nähme, würde die Parteigänger der neuen Verfassung verringern. Wie dem auch sey, das Bundesbudget für 1850 stellt sich in folgenden Ziffern dar:

Einnahmen.

Interessen von Kapitalien, Ueberschüssen u. s. w.	275,577	schweiz. Fr.
Zölle (Brutto-Einnahmen)	3,200,000	" "
Post-Einkünfte	3,450,000	" "
Pulver u. s. w.	189,215	" "
Verschiedene Einnahmen	19,400	" "
Gesammtbetrag	7,134,192	schweiz. Fr.

Ausgaben.

Interessen der Staatsschuld	138,735 Fr.
Allgemeine Verwaltung	197,960 "
Kriegsdepartement	362,820 "
Die übrigen Departements	85,200 "
Zölle (Entschädigungen für die Kantone 1,700,000 Fr.)	2,191,500 "
Posten (Entschädigungen für die Kantone 713,600 Fr.)	3,450,000 "
Pulver u. s. w.	138,115 "
Unvorhergesehene Ausgaben	20,000 "
Defizit des Budgets von 1849	44,815 "
Gesammtbetrag	6,869,145 Fr.

Die neue Verfassung der Schweiz ist allerdings kein tadelloses Werk; aber man kann wenigstens sagen, daß sie, wenn sie auch nicht alle dem Bunde durch das Werk des ersten Konsuls, durch die Mediationsakte, gesicherten Vortheile realisirt, doch die Hauptübelstände der Verfassung von 1815 abgestellt hat. Wir haben dargethan, welche Dienste das Prinzip des Bundesgleichgewichtes, als die Basis der Hauptartikel der neuen Verfassung, der Schweiz schon erwiesen hat; es bleibt nun noch übrig, zu untersuchen, welches in den Kantonen die Rolle des konservativen Liberalismus war.

Afrika.

Barth und Overweg in Central-Afrika.

Das Athenaeum vom 23sten v. M. enthält folgendes, von Prof. August Petermann an den Redacteur dieses Blattes gerichtetes Schreiben: *)

„Es freut mich sehr, Ihnen anzeigen zu können, daß die große Expedition, welche von Norden her in das innere Afrika vordringen soll, bisher mehr vom Glücke begünstigt gewesen ist, als die im Süden befindliche, deren Zweck die Untersuchung des Sees Ngami ist. Wir erfahren aus Briefen der Herren Barth und Overweg, daß sie die Reise durch die große Wüste Sahara zurückgelegt haben und an den Gränzen des Königreichs Air oder Asben (Air ist das alte Tuarik und Asben das alte Sudan), — des mächtigsten in jenem Theile Afrika's, nach Bornu, und von Europäern bis jetzt unerforscht geblieben, angelangt sind. Am 24. August, dem Datum ihrer letzten Briefe, waren sie zu Tarabschit, einem kleinen Orte, welchen ich, nach den von Dr. Overweg in einem früheren Briefe mitgetheilten Reisebeschreibungen und nach der Lage von Murzuk und Kano, etwa unter 20° 30′ nördl. Br. und 9° 20′ östl. Länge von Greenwich (27° östl. Länge von Ferro) setze.

„Am 12. Juni brachen die beiden Reisenden, wie ich früher erwähnt habe, von Murzuk auf, während Herr Richardson daselbst zurückblieb, um die Tuarik-Eskorte von Ghat zu erwarten. Hierdurch wurde eine große Verzögerung herbeigeführt, besonders da Hatihta, der bekannte Tuarik-Häuptling, jetzt wegen seines Alters nur langsam reisen kann, so daß die Reise von Murzuk nach Ghat, statt zwölf Tage, wie sonst gewöhnlich ist, deren sechsunddreißig erforderte. Sie wurden indeß durch die Entdeckung einiger höchst merkwürdigen Felsen-Skulpturen im Wadi Tellisaren — etwa 20 engl. Meilen westlich vom Wadi Elauwen (der, nach ungefährer Schätzung, 110 engl. Meilen westlich von Murzuk liegt) — reichlich entschädigt. Eine dieser Skulpturen besteht aus zwei menschlichen Figuren mit einem Vogel- und einem Stierkopfe, die, mit Speeren, Schilden und Pfeilen bewaffnet, um ein Kind kämpfen. Die andere bildet eine schöne Gruppe von Ochsen, die nach einer Wasserstelle gehen — eine Arbeit, die durch künstlerische Gruppirung und geschickte Ausführung ausgezeichnet ist. Nach der Meinung beider Reisenden haben die beiden Skulpturen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildwerken der Aegypter. Sie sind offenbar von sehr hohem Alter und höher zu stellen, als die vielen anderen von Reisenden aufgefundenen jüngeren Skulpturen, in welchen vorzugsweise Kameele dargestellt sind. Höchst wahrscheinlich gehören sie einer Periode der alten libyschen Geschichte an, in welcher Kameele in jenem Theile Afrika's unbekannt waren und dafür Ochsen gebraucht wurden.

„Die Reisenden suchten auch den allgemeinen physischen Charakter, die geologischen und naturhistorischen Verhältnisse der Gegend zwischen Murzuk und Ghat kennen zu lernen. Westwärts von dem ersteren Orte bis über den Wadi Tellisaren hob sich das Land und senkte sich dann in den tiefen Wadi Talja, der in südlicher Richtung fließt, parallel mit dem Wadi Ghat, von welchen er durch eine Kette steiler Hügel getrennt ist. Diese Kette, eben so wie der kulminirende Theil des Tafellandes im Osten, besteht, gleich demjenigen zwischen Tripolis und Murzuk, aus schwarzem Sandstein mit Unterlagen von Kalkstein und Mergel. Die Gipfel dieser Sandsteinstücke bilden einen spitzigen, scharfkantigen, messerartigen Kamm. Von fossilen Ueberresten fanden sich Orthoceras, Brachypoda u. s. w.

„Was den botanischen Charakter dieses Theiles von Afrika betrifft, so fand sich ein größerer Ueberfluß von Gramineen in den reichen Wadis, als man früher angetroffen hatte. Unter den Bäumen hatten der Talha und Lethed die Stelle der Dattelpalme eingenommen, welche jenseits Tessäna, etwa zwei Tagereisen westlich von Murzuk, nicht weiter gesehen wurde. Wasser war im Ueberfluß in den Brunnen; selbst Pfützen, von den letzten Regen herrührend, wurden in den gewöhnlich trockenen Wadis angetroffen. Zahlreiche Schaaren von „Poulets de Carthage", vom Wasser herbeigezogen, — das in diesen Gegenden so kostbar ist — so wie unzählige kleine Vögel, Gazellen, Hasen, Füchse und Murmelthiere belebten das umherliegende Land. In den großen Wadis bei Ghat wurden zahlreiche Spuren von wilden Eseln bemerkt.

Die Expedition langte zu Ghat am 17. Juli und zu Tarabschit am 22. August an. Ueber ihren Aufenthalt am ersteren Orte, ihre Verhandlungen mit den Tuariks und ihre Reise nach dem Königreich Air dürfen wir in kurzem näheren Nachrichten entgegensehen.

„Ich habe noch hinzuzufügen, daß Se. Majestät der König von Preußen, durch die Vermittelung des Ritters Bunsen und des Barons Alexander v. Humboldt, die Fonds der beiden Reisenden durch ein Geschenk von tausend Thalern huldreich vermehrt hat."

*) Unsere Leser dürften mit Recht sich wundern, daß ein deutscher Professor Nachrichten über deutsche Reisende zuerst in einem englischen Blatte veröffentlicht. Unsere deutschen Zustände sind dermalen jedoch so zerfahren und herzbrechend, daß wir weit lieber aus London, als aus Wien oder München ein deutsches Wort uns mittheilen lassen.

D. R.

Mannigfaltiges.

— Nachschrift zu Chateaubriand's Denkwürdigkeiten. Herr J. Daniels, Secretair des verstorbenen Chateaubriand, hat zu dessen „Denkwürdigkeiten von jenseits des Grabes" eine Nachschrift herausgegeben, die den nicht minder gesuchten Titel führt: „Postface des Mémoires d'Outre-tombe". Herr Daniels erscheint in diesem Buche als eine Art von Eckermann, doch wird Chateaubriand darin keineswegs wie Goethe von seinem Secretair und Gesprächsablauscher dargestellt. Man wird vielmehr unwillkürlich dadurch an den Gedanken gemahnt, daß es seinem Kammerdiener gegenüber keinen Helden giebt. Chateaubriand war nichts weniger als geistreich in seinen Privatgesprächen, ja, gegen seine Frau soll er sogar stets den Kürzeren gezogen haben. Dazu kömmt noch, daß er meistens gegen Dritte, wenn diese nicht eben die Saite seiner Eitelkeit zu berühren wußten, kalt und theilnahmlos war. Man kann sich daher leicht denken, daß in diesen vertraulichen Mittheilungen von ihm und über ihn wenig ist, was unser Herz ergreift oder die Achtung vermehrt, die wir für den großen Schriftsteller hegen.

— Fossile Rieseneier. Ostindische Zeitungen erzählen von einer merkwürdigen Entdeckung, die auf der Insel Madagaskar gemacht worden ist. In dem Bett eines Stromes hat man fossile Eier von enormer Größe gefunden. Die Schalen sind ein Achtel Zoll dick, und der Umfang des Eies selbst ist 2 Fuß 8 Zoll in der Länge und 2 Fuß 2 Zoll in der Runde. Eines von ihnen, welches geöffnet wurde, hatte einen Inhalt von etwa 2 Gallonen. Ob dies Vogel- oder Krokodilen-Eier waren, ist nicht bekannt. Nach den Traditionen der Eingebornen hätte es einst auf der Insel einen Vogel gegeben, welcher groß genug war, um einen Ochsen fortzutragen! Dies erinnert an den Roc der orientalischen Fabel, welcher geduldig wartete, bis er den Elephanten mit dem Rhinoceros im Kampfe sah, dann aber auf sie niederschoß und beide mit einemmal entführte. An derselben Stelle, wo sich die Eier vorfanden, wurden auch fossile Knochen entdeckt; unglücklicherweise war kein Schüler Cuvier's zugegen, der bestimmen konnte, zu welcher antediluvianischen Thiergattung sie gehören mochten. Wenn es sich ausweisen sollte, daß es die Knochen eines Vogels von verhältnißmäßiger Größe sind, so muß man die Entdeckung in der That als eine höchst wichtige betrachten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 12. Dezember 1850.

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. — Fortschritt des konservativen Liberalismus. — Sein Sieg in Zürich und Bern.

Man kann die Kantone der Schweiz in vier Gruppen theilen. Es ist dies erstens die östliche Schweiz, d. h. die Kantone Zürich und Sankt-Gallen, denen sich die Kantone Thurgau, Appenzell, Schaffhausen, Glarus und Graubündten anschließen. Sodann die westliche Schweiz mit Bern an der Spitze nebst den Kantonen Aargau, Solothurn und Basel-Landschaft. Die innere Schweiz umfaßt die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, so wie die eine Hälfte von Wallis. Die andere Hälfte gehört zu einem Theile der Schweiz, den wir als die romanische Schweiz bezeichnen, bestehend aus den Kantonen Waadtland, Neuchatel und Genf. Der Kanton Freiburg stellt sich als den Uebergangspunkt zwischen den drei letzteren Gruppen, den westlichen, inneren und romanischen Kantonen, dar; der Kanton Tessin und die Stadt Basel liegen in gewisser Hinsicht isolirt an den äußersten Enden. Die östliche und die romanische Gruppe repräsentirt recht eigentlich das intellektuelle Leben der Schweiz, während sich der Volkscharakter am entschiedensten in der westlichen und in der inneren Gruppe ausspricht.

Die Ereignisse der Jahre 1841 bis 1847 hatten diese Gruppen noch in zwei Reihen vereinigt, die eine die der Majorität der Kantone, die andere bekannt geworden unter dem Namen des Sonderbundes. Nach der Krisis sind die natürlichen Stellungen nach und nach wieder hervorgetreten. Zürich und die anderen Kantone der östlichen Schweiz, so wie die Kantone der inneren Schweiz, dienen vorzugsweise der bedächtigen und liberalen Politik, welche sich immer mehr in der Bundesregierung, wie in den einzelnen Lokalregierungen, geltend zu machen strebt, zur Basis und zum Stützpunkte.

Die innere Geschichte Zürichs erklärt die Haltung, welche dieser Kanton seit 1848 annahm. Die Julitage von 1830 hatten als Rückschlag in Zürich eine kantonale Revolution hervorgebracht. Reelle Bedürfnisse, aus dem Liberalismus und den radikalen Umtrieben hervorgegangen, hatten hier die Krisis beschleunigt, und diese Verwickelung hatte anfangs jene halb radikale, halb liberale Mäte zuwegegebracht, welche sich überall zeigt, wo der Liberalismus sich nicht entschieden und in unabhängiger Richtung vom Radikalismus losgesagt hat. In diesem Kanton, welcher zu allen Zeiten an der Spitze des geistigen Lebens der deutschen Schweiz stand, trug der Radikalismus nach und nach den Sieg davon; er gab Zürich eine Organisation, welche man als ein Miniatur-Modell der Schöpfungen des deutschen Radikalismus ansehen kann, und zwar um so mehr, als der öffentliche Unterricht durch einen deutschen Pädagogen, Scherr, geleitet wurde. Was die Presse betraf, so befand sie sich in den Händen eines anderen deutschen Flüchtlings, Ludwig Snell's, des Patriarchen des Radikalismus in der Schweiz. Der scheinbare Glanz der neuen Organisation verdeckte lange Zeit die inneren Gebrechen. Die Regierung von Zürich hatte ihre Stärke verloren durch die übertriebene Theilung der Gewalten; die Justiz, deren wahrer Beruf es ist, der öffentlichen Sittlichkeit zu dienen, zerstörte letztere im Gegentheil durch das Prinzip des radikalen Formalismus, „nach welchem Alles, was das Gesetz nicht verbietet, erlaubt ist";*) die Schule erklärte der Kirche den Krieg, anstatt mit ihr Hand in Hand zu gehen; die Presse, das Organ des deutschen Radikalismus, bot sich jeder Gattung von Zügellosigkeit und Persönlichkeit dar.

Das Volk erhob sich, im Jahre 1839, gegen diesen Zustand der Dinge, als die Regierung den Verfasser des „Lebens Jesu", Friedrich Strauß, auf den Lehrstuhl der christlichen Dogmatik an der Universität berief, in der Absicht, die Kirche zu reformiren. Dieser radikalen Regierung folgte damals eine andere, welche sich vergeblich bemühte, bessere Verhältnisse zu begründen; denn die Majorität ihrer Mitglieder hielt sich in einem sehr zweideutigen Justemilieu. Die neue Regierung hatte um so weniger Erfolg, als sie, so zu sagen, gegen alle negativen Ideen der deutschen Wissenschaft kämpfen mußte, welche dem schweizer Radikalismus zur Grundlage diente. Fast alle Schattirungen des jungen Deutschlands waren in Zürich vertreten durch Leute, wie Scherr, Snell, Herwegh, Froebel u. s. w., welche in Uebereinstimmung mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland in fast allen deutschen Journalen gegen das „christliche Zürich von 1839" noch heftiger zu Felde zogen, als die radikale schweizer Presse selbst. Die Regierung von Zürich war im Jahre 1842 auf dem Punkte, allen diesen Angriffen zu erliegen; der Radikalismus glaubte sich sicher, den Kanton wieder zu erobern und so die Krisis, welche erst 1847 eingetreten ist, zu beschleunigen. Es war ein Deutscher, welcher in diesem kritischen Moment die Pläne seiner radikalen Landsleute zu Schanden machte.

Friedrich Rohmer*) war nach langen und tiefen Studien in den politischen Wissenschaften nach Zürich gekommen, um hier die Keime der Revolutionen zu studiren, welche Deutschland einige Jahre später überraschten. Er verband sich mit einigen Schweizern, besonders mit dem Dr. Bluntschli, welcher damals das einflußreichste Mitglied der Züricher Regierung war. Er stellte sich an ihre Spitze und bekämpfte mit eben so viel Geist als Energie die Ideen des deutschen Radikalismus und seine Vertreter in der Schweiz. Er setzte ihnen in der Presse das „konservativ-liberale Prinzip" entgegen, welches damals zum erstenmal proklamirt und formulirt wurde. Dieses Prinzip war, wie es Rohmer verstand, eben so dem Absolutismus, wie dem Radikalismus entgegengesetzt; man könnte es die „wahre Mitte" nennen, im Gegensatz der „falschen Mitte" oder des „Juste-milieu" der schweizer Radikalen, welches nichts Anderes ist, als eine Mischung revolutionairer und absolutistischer Elemente. Unabhängig und nur auf sich selbst angewiesen, bekämpft das konservativ-liberale Prinzip ganz besonders das vorherrschende Prinzip der beiden Extreme. Es glückte Rohmer, die Züricher Regierung durch die Bildung einer Partei zu befestigen, welche, diesem Prinzipe treu und ohne Unterlaß damit beschäftigt, den deutschen Radikalismus zurückzuweisen, die organischen Beziehungen zwischen dem schweizer und dem deutschen Geiste wiederherzustellen, die inneren Fragen durch Reinigung der konservativen Elemente von allen absolutistischen Tendenzen klar zu legen, nach und nach die liberalen Elemente des Radikalismus an sich zog. Diese Partei strengte sich an, die radikale Presse durch den lebhaftesten und unerschrockensten Kampf zu besiegen. Bald setzte sie sich mit den verwandten Elementen in der ganzen inneren Schweiz in Rapport; sie ging mit Entschlossenheit an die Lösung der allgemeinen Fragen; sie schlug vor, das durch die Aufhebung der Klöster in Aargau gethane Unrecht wieder gut zu machen; sie bereitete auch eine Reform des Vertrages vor, frei von allen radikalen und Einheitsideen. Im Jahre 1848 schien der Radikalismus alle Aussicht auf Revolutionirung der Schweiz verloren zu haben, und Rohmer, der seine Anwesenheit in Zürich nicht mehr für nöthig erachtete, kehrte nach München zurück, wo er in Bezug auf die deutschen Fragen in einem ähnlichen Geiste wirkte.

Indeß krönte die Berufung der Jesuiten durch die Regierung von Luzern bald eine Politik, welche um so verderblicher war, als sie ohne Nothwendigkeit jener Erbitterung gegen die Jesuiten, die damals in ganz Europa gährte, den Handschuh hinwarf. Der Radikalismus hatte nun ein Stichwort, mittelst dessen es ihm gelang, die konservativ-liberalen Regierungen und Parteien niederzuwerfen und später sogar eine entscheidende Krisis hervorzurufen. Nichtsdestoweniger hatte der hartnäckige Kampf der konservativ-liberalen Partei gegen die Coalition der Interessen des Radikalismus und der Reform dem Bürgerkriege jeden konfessionellen Charakter entzogen, und der nicht weniger beharrliche Kampf gegen die ausländische Demagogie verhinderte selbige, sich der Leitung dieses Krieges zu bemächtigen. Die helvetische Krisis war das Vorspiel der europäischen Krisis; nur entging die Schweiz der Gefahr, in das Revolutionsfieber von 1848 mit hineingerissen zu werden.

Zürich und die östliche Schweiz kamen sehr bald und, so zu sagen, wider Willen der neuen Regierungen zum konservativ-liberalen Prinzipe zurück. Diese Gruppe konnte so den Bundesbehörden einen Schutz gewähren, welcher ihnen dem Auslande gegenüber nöthig geworden war. Sie wurde unterstützt von den Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden. Obgleich durch den für sie traurigen Verlauf der Ereignisse zu Boden gedrückt, waren diese Kantone doch rasch wieder zu ihrem arbeitsamen und gewohnten Leben zurückgekehrt. Wallis folgte ihrem Beispiele, unterstützt von einer Regierung, welche so vernünftig war, den Factionskampf zu vergessen und nach Kräften die Wunden der Vergangenheit zu heilen.

Während die Gruppen der östlichen und der inneren Schweiz danach strebten, sich mit den Prinzipien des konservativen Liberalismus zu verbinden, hatte der Kanton Freiburg, den wir oben den Uebergangspunkt zwischen der westlichen, inneren und romanischen Schweiz nannten, ein ganz anderes Beispiel

*) Aber dieses ist ja auch das Prinzip der englischen Verfassung, welche man doch des Radikalismus nicht anklagen wird. D. Red.

*) Derselbe Schriftsteller, der kürzlich von dem Münchener Polizei-Direktor, Graf v. Reigersberg, ausgewiesen wurde. D. R.

gegeben. Die Tagsatzung hatte nach dem Fall des Sonderbundes vergessen, daß sie es nur mit Bundesgliedern zu thun gehabt, mit Brüdern, die vielleicht irregeleitet waren, aber eben so ihre Beschwerden geltend zu machen wünschten, wie die Majorität. Am 2. Dezember 1847 hatte sie beschlossen, daß die Kantone des Sonderbundes alle Kriegskosten zahlen sollten, mit Vorbehalt des Rekurses gegen die Schuldigen. Dieses Dekret ermuthigte die ultraradikale Partei von Freiburg, welche durch die Bajonnette der Verbündeten, obwohl in der Minorität, Herrin des Kantons geworden, auf einem traurigen Pfade zu verharren, zu dem sie schon das Verlangen nach persönlicher Rache drängte. Diese Partei trat fürder alle republikanischen Grundsätze mit Füßen und achtete nicht mehr der einfachsten Freiheits- und Rechtsbegriffe. Die Wahlen zum neuen großen Rathe fanden unter dem skandalösesten Zwange statt. Der Kantonal-Verfassungsentwurf wurde, unter einem nichtigen Vorwande und im Widerspruch mit dem ersten Grundsatze des schweizer Staatsrechtes, der Begutachtung des Volkes entzogen. Dasselbe geschah mit der Bundesverfassung; man machte die Theilnahme an den Bundeswahlen von einem Eide auf diese beiden Verfassungen abhängig, ein geschicktes Manöver, um die Majorität der Wähler auszuschließen. Alle Einwände gegen diese willkürlichen Maßnahmen wurden durch willkürliche Arrestationen erstickt. Es ist eines der hervorstechendsten Merkmale des Radikalismus, daß er kein Recht außer dem eigenen achtet, und daß er keine von ihm unabhängige Existenz ertragen kann; auch lebte die radikale Partei von Freiburg mit der Geistlichkeit des Kantons in dem mannigfachsten Zwiespalt. Im Monat Oktober 1848 forderte die Regierung von Freiburg den Bischof auf, die Verfassung, so wie die Gesetze des Kantons, ohne Weiteres anzunehmen und jeden Erlaß an die Geistlichen oder an die Gläubigen zuvor der Bestätigung des Staates zu unterwerfen. Der Bischof erwiederte, daß er dieser Aufforderung nur in den Punkten entsprechen könne, wo die Verfassung und die Kantonalgesetze ihm bürgerliche, mit seinem Gewissen vereinbare Pflichten auferlegten. Nachdem sich die Regierung von Freiburg mit den radikalen Regierungen der Kantone Waadtland, Genf und Neuchatel, über welche sich die Diöcese des Bischofs erstreckt, verständigt hatte, ließ sie denselben in das Schloß Chillon sperren. Diese Regierungen erklärten hierauf dem gefangenen Bischof, daß er fernerhin nicht mehr die bischöflichen Functionen in seiner Diöcese verrichten werde, und daß ihm der Aufenthalt in selbiger untersagt sey. Er entgegnete am 10. Dezember 1848 die Worte: „Man hat mich arretirt, fortgeschleppt, eingekerkert, man hält mich seit länger als sieben Wochen gefangen, ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne Urtheil. Ich habe eine Untersuchung und ein Urtheil verlangt, man hat mir diesen Akt der Gerechtigkeit verweigert.... Ich protestire von neuem als schweizer Bürger, als Katholik und als Diöcesan-Bischof gegen diese Verletzung meiner Rechte.“ Er wurde nichtsdestoweniger über die französische Gränze geschafft, und die Regierung von Freiburg ließ selbst Damen, welche zu Gunsten des Bischofs Sammlungen veranstaltet hatten, vor die Schranken der Obrigkeit fordern.

Die Hand der freiburger Radikalen lastete übrigens auf den Laien nicht minder schwer, als auf den Geistlichen. Die Regierung hatte die Klöster aufgehoben und ihre Güter in Besitz genommen unter dem Vorwande, die vom Bunde geforderten Kriegsschulden zu bezahlen. Nichtsdestoweniger beschloß der Große Rath, im Anfang 1848, daß eine Summe von 2,400,000 Fr., eine für das Vermögen dieses kleinen Landes ungeheure Summe, von den hauptsächlichsten Urhebern und Begünstigern des Sonderbundes aufgebracht werden solle, so wie von allen den Individuen, die aus eigenem Antriebe, direkt oder indirekt, den Anordnungen der Tagsatzung Widerstand geleistet oder daran theilgenommen hätten. Die sechs hauptsächlichsten Begünstiger des Sonderbundes mußten den Kanton verlassen, mehrere andere wurden auf zehn Jahre ihrer bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Man nahm keine Rücksicht auf die Verordnung des Großen Rathes, nach welcher „kein Mitglied dieser Körperschaft wegen der von ihm in der Versammlung gethanen Aeußerungen vor Gericht gestellt werden darf“; man nahm nicht mehr Rücksicht auf die Gerichte selbst. Man wollte sich der politischen Gegner nicht durch die Guillotine entledigen, aber man wollte sie zugrunderichten. Man führte seine Schläge nach allen Seiten. Unter dem 23. Dezember 1848 erließ der Große Rath, der wohl fühlen mochte, daß er Unmögliches verlange, ein neues Dekret, nach welchem die Contribution in eine Zwangsanleihe, rückzahlbar in sehr später Zeit und unverzinst, verwandelt wurde. Die Bundesbehörden, bei denen der Haß aus den Tagen der Vergangenheit wieder auftauchte, ließen den Radikalen von Freiburg, die sich inzwischen nur durch die Bundesbajonnette einem unter dem Joche zitternden Volke gegenüber erhielten, noch lange freie Hand. Im Frühjahr 1850 erstattete der Bundesrath endlich Bericht über die Beschwerden der Freiburger Kontribuenten. Nach einer Diskussion von mehreren Tagen, in der die Majorität der Mitglieder sich der Erinnerungen an die Vergangenheit zu entschlagen begannen, nahmen die beiden Abtheilungen der Versammlung die Proposition des Abgeordneten Kern an, die Angelegenheit nämlich an den Bundesrath zurückzuweisen, mit dem Ansuchen, sie aufs glimpflichste zu schlichten. Der Bundesrath ernannte zu diesem Zweck Kommissarien, denen es endlich glückte, ein Abkommen zwischen der Regierung von Freiburg und den Belasteten zu Stande zu bringen. Nach diesem Abkommen bleibt die zu zahlende Summe zwar dieselbe, aber sie wird auf die großen Staatsforsten hypothekirt; die Rückzahlung geschieht in jährlichen Raten, und zwar in einem Zeitraum von funfzehn Jahren; es wird ein jährlicher Zins vergütet von 1 pCt. für die ersten fünf Jahre, von 1½ pCt. für die folgenden fünf Jahre und von 2 pCt. für die noch übrige Zeit. Wenn man auch nur einen Zinsfuß von 4 pCt. annimmt, so verlieren die Belasteten eine Summe von mehr als einer Million auf die Differenz. Inzwischen haben sich die Freiburger dieser Gewaltmaßregel unterworfen; sie haben das Uebereinkommen angenommen, „glücklich“, wie einer von ihnen sagte, „in der Erkenntniß, daß der Bund dem unglücklichen Volk von Freiburg doch endlich die Hand der Milde reiche.“ Nur die fanatischsten Radikalen des Großen Rathes widerstrebten und wichen erst den ernsten Vorstellungen der Bundeskommissarien.

Im Kanton Luzern war ebenfalls nach dem Sturz des Sonderbundes die radikale Minorität zur Regierung gelangt und hatte in ähnlicher Weise gehandelt, wie die Freiburger Revolutionaire. Indeß war sie nicht so weit gegangen, und mehrere ihre Häupter, wie z. B. der Schultheiß Kopp, hatten ohne Unterlaß gegen ein unbilliges Verfahren protestirt. In der romanischen Schweiz dagegen zeigten sich die protestantischen Radikalen des Waadtlandes als würdige Nebenbuhler der katholischen Radikalen von Freiburg. Der Kanton Waadt hatte im Jahre 1845 seine kantonale Revolution gehabt, deren Losung „Nieder mit den Jesuiten!“ lautete. Diese Revolution unterschied sich indessen von den anderen durch ein kommunistisch-sozialistisches Element, welches von mehreren Häuptern der revolutionairen Partei, die in die Regierung eingetreten, repräsentirt wurde. Drei Jahre vor der Revolution von 1848 hatte Druey der Constituante des kleinen Waadtlandes den Vorschlag gemacht, in die neue Verfassungsakte folgende Bestimmungen aufzunehmen: „die Arbeit ist geheiligt; die Arbeit soll der Art organisirt werden, daß sie Allen zugänglich sey; jeder Waadtländer und jeder Verbündete ist zur Arbeit gehalten u. s. w.“ Obgleich fortwährend durch den gesunden Verstand des Volkes in ihren Neuerungsversuchen gehemmt, setzte es die Regierung nach und nach doch durch, daß sich eine gewisse Zahl kommunistisch-sozialistischer Elemente in die Gesetzgebung einschlich. Es glückte ihr sogar, von der Akademie in Lausanne, dem Sitz der ihr feindlichen Ideen, die ausgezeichnetsten Professoren zu entfernen.*)

(Schluß folgt.)

Algerien.

Abendunterhaltungen über europäische Zustände auf einem Bordsch Afrika's.

Zweiter Abend.**)

Der Doktor besaß in der Normandie ein kleines Gut, von dem er nur mit innerer Bewegung redete, auf welchem er sich nach seinem Wanderleben einst auszuruhen hoffte. Er hatte eine Mutter, welche ihm oft von ihren Ersparnissen schickte, um seine thörichten Schulden zu bezahlen, und er empfing dieses Geld nie, ohne eine Thräne zu vergießen, pflegte oft zu sagen: „Die arme Frau hätte einen besseren Sohn verdient als mich“; war aber bei alledem ein erklärter Feind des Eigenthumes und der Familie.

„Ich erkenne nur einen Besitz an“, gefiel er sich, zu behaupten, „das ist die Erde, das allgemeine Erbgut des Menschen, und eine Familie, das Menschengeschlecht, alles Andere ist Vergehen wider die Natur.“

„Gestern“, sagte Pleyho, „haben wir von Religion geredet, heute müssen wir da wohl vom Eigenthum und von der Familie sprechen. Ihr könnt errathen, wie ich darüber denke.“

„Sicherlich“, antwortete der Doktor, „Ihr werdet die alte Welt der Vorurtheile vertheidigen. Der Christus aber, von dem Ihr gestern sprachtet, war nicht Eigenthümer.“ .....

„Ich bin es auch nicht“, entgegnete der Capitain. „Das Schloß meines Stammgutes ist im Jahre 1793 in die Hände eines glühenden Patrioten übergegangen; denn Eure Propheten verschmähen Besitz für sich und ihre Kinder nicht. Mir gehört keine Hufe Land, dennoch aber bin ich ein Verfechter des Eigenthumes; will Euch etwas aus meiner Kriegerlaufbahn erzählen, was mich mehr als irgend etwas ergriffen hat.

„Ich befehligte im vorigen Jahre die Avantgarde einer kleinen Kolonne in Kabylien. Man hatte sich geschlagen, die Truppen wurden müde, und es galt, einen geeigneten Platz zum Lager aufzufinden. Der General befahl mir, ein von den Kabylen angebautes Feld dafür zu nutzen. Es war ein grüner Acker, auf dem die schöne Saat schon zu gilben begann, und ich trat diese mit innerem Widerstreben nieder, als ich einen Mann gewahrte, dessen Züge mir immer noch lebendig vorschweben. Er trug Kabylentracht, die kurze Hose und das kurze Hemde, rührte sich nicht, sondern wartete mit gekreuzten Armen, bis ich ihm nahe war und er vernahm, wie ich meinen Zuaven gebot, die Zelte aufzuschlagen. „Du weißt also nicht“, sprach er, „daß Du auf meinem Felde bist.“ Es schien ihm unmöglich, daß man wissentlich einen Angriff auf sein Eigenthum machen könne. „Man hat mir befohlen, meine Leute hier unterzubringen“, antwortete ich, „ich muß gehorchen.“ „Du willst mir also mein Feld nehmen“, entgegnete er, „ich sage Dir, es ist mein Feld. Was Du da thust, ist nicht recht.“ Dieser Aufruf an die Gerechtigkeit, welchen ein einzelner unbewaffneter Mensch in einsamer Gegend vernehmen ließ, ergriff mich mächtig. Ich mußte gehorchen, und meine Zuaven hatten bald Gottes Segen in jenem Erdwinkel niedergetreten. Das Einzige, was ich verhüten konnte, war, daß der Kabyle nicht auf dem Felde getödtet wurde, welches er nicht verlassen wollte. Die Idee des Eigenthumes aber ist mir durch dieses Ereigniß sehr lebendig geworden, hat sich mir in einer durch nichts mehr zu verwischenden, schlichten und heiligen Form eingeprägt.

„Was ich über diese Dinge denke, ist nicht Frucht von Studien, sondern Sache des Gefühls, das muß Euch gefallen, Doktor, der liebt, was naturgemäß ist. Im Besitz besteht, nach meinem Glauben, der Zusammenhang zwischen

*) Einer derselben, Herr Professor de la Harpe, befindet sich seitdem in Berlin, wo er unter Herrn Professor Preuß an der neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen arbeitet. D. R.

**) Vgl. Nr. 146 des Mag.

uns und den Dingen außer uns. Geht Ihr oft nach einem Walde und gewöhnt Euch, unter einem Baume zu raſten, deſſen Schatten Euch vornehmlich labend ſcheint, ſo beſteht nach einiger Zeit ein Zuſammenhang zwiſchen Euch und jenem Baume; Ihr ſagt, ich werde unter meinem Baume ruhen; mein Baum iſt in dieſem Jahre noch ſchöner als im vorigen. Was wir lieben, wollen wir unſer nennen, der Gegenſtand unſerer Liebe ſoll uns allein gehören.

„Wäre das Schloß Plenho mein und nicht eines Anderen, ſo würde ich ſicherlich nicht nur Mauern und Felder, Bäume und Waſſer dort ſehen; das Leben und die Schickſale meiner Familie würden ſich an dieſe Gegenſtände knüpfen. Jetzt iſt mein Säbel mein einziger Beſitz, und meine Familie ſind meine Zuaven. Ich habe nicht, wie Ihr, Doktor, eine Mutter, die mir allwöchentlich Rathſchläge zukommen läßt, um meine Seele zu retten, und Geld, um mich zu verderben; Alles, was ich geliebt habe, iſt droben, wohin ich mich gern durch eine Kugel gefördert ſehen werde. Obwohl ich indeß Niemand mehr mein nenne, bleibt doch dem Heiligthum der Familie ein Altar in meinem Herzen erbaut. Das iſt ein Gefühl, um einen Soldatenausdruck zu brauchen, welches Gott in meinem Sacke finden wird, wenn er mich droben die Revüe paſſiren läßt.

„Vor ein paar Monaten wohnte ich einem Kriegsgericht über einen Chaſſeur bei, welcher ſeine Equipirungsſtücke verkauft hatte. Der Gegenſtand war nicht intereſſant. Es wurde ein ſchlechter Soldat verhört, der im Felde weichlich, im Quartier ungeſtüm, faul, trunken und nachläſſig war. Sein Strafregiſter war zum Erſchrecken groß, und das Gericht ſchien geneigt, die ganze Strenge des Militärgeſetzes gegen ihn in Anwendung zu bringen. Als jedoch der Bericht erſtattende Capitain ſich geſetzt hatte, erhob ſich ein Advokat, bereit, wie ſein Klient es hätte ſeyn können, ein armer Teufel mit abgeſchabten Kleidern, deſſen Züge das Gepräge innerer Kümmerlichkeit trugen. Dieſer Menſch las uns einen Brief vor, den der Vater des Angeklagten an den Capitain ſchrieb. Der Vater war ein alter Invalide, welcher bei Lützen ein Bein verloren und das Kreuz verdient hatte, ein Glied der Armee, welche den wahren Adel des Reiches bildete. Der Brief war einfach, rührend, energiſch, in der Sprache eines Mannes von Ehrgefühl geſchrieben, der in der Feldſchlacht den Kugeln gegenüber Stand gehalten hat. „Man wird mir nicht", ſchloß dieſer brave Veteran, „die Freude an meinem Ordensbande rauben, wird nicht meinen Namen entehren wollen, den der Kaiſer kannte." Das Kriegsgericht war bewegt, und der Chaſſeur wurde begnadigt.

„Sicherlich hätte das allerdemokratiſchſte Auditorium dieſer Freiſprechung Beifall zugeklatſcht, und doch gehorchte das Kriegsgericht dem Geſetze, welches der Urſprung aller Ariſtokratie iſt. Es erkannte die geheiligte Macht an, ohne welche meines Glaubens keine Geſellſchaft beſtehen kann, die Macht, durch welche die Tugend eines Familienhauptes auch den kommenden Geſchlechtern Frucht trägt, die Macht, welche das Leben überdauert. Nichts rührt mich mehr, als ein Mann, der noch im Grabe durch ſeinen ehrenvollen Namen denen ein Helfer iſt, welche er in der Welt zurückgelaſſen hat, und es ſcheint mir, als ob das Streben, würdig, aus den Prüfungen hervorzugehen, welche die geſellſchaftlichen Zuſtände uns mitunter auflegen, durch nichts mehr befeuert werde, als durch den Gedanken, Anderen werde aus dem, was wir erduldet, Gewinn erwachſen.

„Der Ausdruck: der Glaube meiner Väter, hat mich immer ergriffen, und wäre der letzte Kuß, den mein Vater auf das Kruzifix drückte, das einzige Band, welches mich an die katholiſche Religion knüpft, ſo bliebe dies doch ein unlösbares. Wo Hoffnung und Liebe das Banner führen, da wird es mir warm ums Herz; wo man mir aber anſtatt des Vaters im Himmel, der uns vom Böſen erlöſt und uns unſer täglich Brod giebt, den Gott der Philoſophen zeigt, der mein Gebet verſchmäht, von meinen Kämpfen und Schmerzen nichts weiß, der ein Gott der allgemeinen Weltordnung iſt, doch mich nicht ſieht, da erſtarrt mir die Seele zu Eis. Der Philoſoph, der dieſes Syſtem erfand, muß ein ſchlechter Vater geweſen ſeyn. Er wurde ſeinen Kindern ein Fremder, um ſeine winzige Gelehrſamkeit zu zeigen, um durch ſeine pomphaften Lügen das ſchlichte und feſte Wiſſen zu vernichten, welches die Demüthigen in ihrem Innern tragen. Syſteme beleben die Welt nicht, ſondern machen ſie todt, und der Spötter, mag er über Tugend oder Sünde reden, beſſert weder ſich, noch den, welchen ſein Wort geißelt. All' dies führt auf ſchlüpfrige Pfade, deren letztes Ziel nicht Selbſtkenntniß und Reue, ſondern Hochmuth iſt."

Dritter Abend.

Eine der liebſten Theſen des Doktors war Herabſetzung des Militärſtandes, wie er in unſerer Geſellſchaft beſteht. Er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er nicht mehr unter den Helfershelfern aller Gewalt leben werde, wie er ſich ausdrückte, und rief, von dieſer Anſicht erfüllt, am letzten Abend, den er mit Plenho auf dem Bordſch zubrachte: „Euer Soldatenſyſtem, welches dieſen nicht geſtattet, ihr eigenes Urtheil laut werden zu laſſen, führt uns dahin, dem Guten wie dem Böſen, der gerechten wie der ungerechten Sache gleichgültig zu dienen."

„Die Armee", entgegnete Plenho, „gleicht der Kirche. Sie giebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Ihr meint, daraus folge, daß ſie auch das verbrecheriſchſte Gouvernement ſtütze; dem aber iſt nicht ſo. Es giebt Zeiten, wo jedes Prinzip der Ordnung und des Anſehens aus der Welt verſchwindet. In ſolchen Augenblicken iſt die Aufgabe der Armee keine politiſche mehr, ſie ſucht das Loſungswort, welches ſie bindet, anderswo, als in dem launiſchen, unbeſtimmten und herabgewürdigten Geſetz, welches die Geſellſchaft regiert. Während der Revolution vertheidigte die Armee einzig das Vaterland. Die Männer mit rother Mütze und der Pike, welche die Gefängniſſe mit Opfern füllten, hatten nichts mit den braven Soldaten gemein, welche die feindlichen Kanonen vernagelten. Unſer Kriegerrock iſt fleckenlos aus jener ſchmachvollen Zeit hervorgegangen, dafür danke ich Gott, denn dieſer Rock erſcheint mir als das einzige Kleid, unter dem jetzt ein Herz ſchlagen kann, in welchem heilige Begeiſterung und edle Todesverachtung lebt.

„Ich habe nicht immer gedacht, wie jetzt, und wolltet Ihr forſchen, ſo könntet Ihr auf meiner gebräunten Stirn die Furchen erkennen, welche der Geiſt der Zeit da eingeprägt hat. Nicht nur religiöſe Zweifel, ſondern auch der Zweifel an Allem, was edel und groß iſt, hat mich gequält. Seit ich mich aber meinem Stande widme, wie der Prieſter ſich ſeinem Berufe hingeben ſoll, ihn mit all' dem mir möglichen ſchlichten und warmen Eifer übe, plagt mich kein Zweifel mehr.

„Das Kriegerleben verſcheucht alle haltloſen Träumereien und führt in ein Leben der Wirklichkeit und der That hinein. Oft hat es ſich mir aufgedrängt, wie in der Stunde des Kampfes manche Gedanken in die Tiefe des Herzens zurückgedrängt werden. Ja wie viel Seelen haben die Kugeln, welche die Reihen eines Bataillons lichteten, Leben gebracht; ich liebe aber meinen Stand nicht nur wegen der großartigen Gedanken, die er in der Stunde der Gefahr weckt, ich liebe ihn vornehmlich wegen der Ruhe, der Kraft und Sanftmuth, die er in manchen dunkeln Augenblicken des Lebens ſtrengen Gemüthern verleiht. Nie trete ich aus der Kaſerne, ohne daß mein Geiſt erfriſcht und mein Herz leicht iſt. Was hatte ich da vollbracht? ich hatte gethan, was die Müßigen verſpotten und die Zartfühlenden für drückende Arbeit halten, hatte die Hemden und Schuhe meiner Leute gemuſtert, ihre Suppe gekoſtet, mich an einem Bett niedergeſetzt, ich war Familien-Oberhaupt geweſen, denn in der Armee beſteht das Verhältniß der Familie ſtärker ſogar, als in der Geſellſchaft, wird getragen durch das Anſehen des Chefs und durch die Achtung vor den Aelteſten, äußert ſich vielfach in wahrer und lebhafter Anhänglichkeit. Nie iſt ein Soldat aus meiner Compagnie ausgetreten, ohne mir Lebewohl zu ſagen, und mancher wiſchte ſich heimlich eine Thräne aus dem Auge. Soldatenliebe iſt nicht wortreich, aber redlich und wahrhaft. Ich wünſche mein Andenken in keiner anderen, als in ſolch' kurzer Kriegerweiſe geehrt zu ſehen.

„Ich rede jetzt als ein Mann im Soldatenrock, meine aber, alle Männer im ſchwarzen Rock, die nicht wollen, daß Frankreich ein Leichnam werde, an dem die revolutionairen Doktoren ihre Kunſt verſuchen, müßten mit mir gleicher Anſicht ſeyn. In unſerer Nation ſind die beiden entgegengeſetzteſten Geiſter mächtig, die es giebt: der Geiſt der Revolution und der militäriſche Geiſt. Ihr habt heute die gute Haltung des Korporals bewundert, welcher Thee mit uns trank; er war 1848 heftiger Barrikadenkämpfer, jetzt iſt er einer der beſten Leute in unſerer Compagnie, und ſolcher Beiſpiele giebt es viele. Es ſcheint, als treibe bei uns der Soldatenhut alle böſen Gedanken aus dem Kopf, und ſicherlich iſt die in manchen Kreiſen allgemeine Feindſchaft wider das Militär eine Haupturſache der jetzt bei uns herrſchenden Verwirrung.

„Ich kenne die, welche den Krieg, welche den Soldatenrock geſchmäht haben und ihn beſchimpft haben würden, hätte man ſie gewähren laſſen. Schweigen wir von ihnen, ich verachte Groll und haſſe Zorn, ihre Furchtſamkeit aber hat mich in den letzten Jahren manchmal verdroſſen. Wie Viele verlangen, die Armee ſolle ſie ſchützen, die ſelbſt zur Armee gehören ſollten.

„Fürwahr, wenn ich ſo viele Brave durch das Geſetz ihres Landes oder ihres Herzens unter eine Fahne geſchaart ſehe, wenn ich ſehe, wie ſie, geduldig, thätig und muthig, keinen Wunſch haben, als all' ihre Gaben dem Dienſte einer kräftigen und würdigen Macht zu widmen, ſo frage ich mich, wie hat man die große ſoziale Familie dahin kommen laſſen, wo ſie ſich befindet. Die Leute im Soldatenrock, welche der Trommel gehorchen, ſind wohl ein Volk, ein Volk, welches, wie ich hoffe, die Handwerker Eurer Städte aufwiegt. Sonſt ſtrebte man im Kriegerſtand das Bürger-Anſehen abzuſtreifen, welches man bei Hofe nicht verliert. Jetzt weiß ich ſolche, die ſich ihres Bürger-Anſehens bis zu dem Tage rühmten, wo ihnen zugemuthet wurde, ein Handwerker-Anſehen zu haben. Das beleidigte ſie; es war zu ſpät. Die Geſellſchaft hat unter unerhörtem Uebermuthe leiden müſſen; es iſt ihr eine Wunde geſchlagen worden, die noch lange bluten wird, und ſoll ſie nicht in Eiterung übergehen, ſo muß Gott ſie heil machen, Menſchenwitz vollbringt das nicht."

Während dieſes Geſpräches war es immer dunkler geworden, ſo daß man kaum die nächſten Gegenſtände mehr unterſchied. Da ſtieg langſam die Mondſcheibe am Horizont empor, erleuchtete erſt einen kleinen Umkreis, dann weiter und weiter das Land, die Berge, den Strom und endlich auch in ſchroffen Umriſſen die Mauern und Terraſſen des Bordſch.

„Gott", ſprach Plenho nach langer Pauſe, in welcher er und Lenoir mit ſtillem Ernſte dem herrlichen Schauſpiel zuſchauten, „Gott will uns zeigen, daß er lebt und wirkt allezeit und Licht verbreitet an jedem Ort, wann es ihm gut ſcheint."

Er reichte dem Doktor die Hand: „Es iſt heute der letzte Abend, wo wir in dieſer anmuthigen Gegend beiſammen ſind. Gedenkt deſſen, was wir hier redeten, ohne Vorurtheil."

Lenoir antwortete nicht, drückte aber die Hand, die ihm freundlich geboten wurde, mit Herzlichkeit.

Am folgenden Morgen verließen der Capitain, der Doktor und der ſchweigſame Quartiermeiſter den ſchöngelegenen Bordſch Afrika's. Ich jedoch, dem Plenho liebgeworden war, ſchrieb nieder, was ich ihn dort hatte reden hören, in der Ueberzeugung, es könne Manchem willkommen ſeyn, die offene Meinung eines braven Soldaten über Dinge zu vernehmen, von denen man mit einem Jeden ſprechen kann. Das Heiligthum ſeiner eigenſten inneren Lebenserfahrungen bleibt dabei unberührt in ſeiner Bruſt. Dringt aber einſtmals eine Kugel dahin, ſo findet ſie das fromme Andenken der Freuden und Schmerzen, welche in dieſes reine und ſchöne Leben verflochten waren, friſch und unverletzt.

Digitized by Google

Frankreich.

Lamartine's Geneviève.

Jean Paul sagt einmal Folgendes: „Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wird; er sucht seinen Gegenstand; aber Alles, was Du ihm nennst, und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn Du in einer Sommernacht nach Norden siehst, oder nach ferneren Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn Du sehr glücklich bist. Dieser ungeheure Wunsch hebt unseren Geist empor, aber mit Schmerzen; ach! wir werden hienieden liegend in die Höhe geworfen, gleich einem Epileptischen! Aber diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsere Saiten und Töne dem Menschengeist; der sehnsüchtige Geist weint dann stärker, und kann sich nicht mehr fassen, und ruft im jammernden Entzücken zwischen die Töne hinein: Ja, Alles, was ihr nennt, das fehlt mir!"

So oft wir Lamartine lesen, werden wir an diese schöne Stelle erinnert. Mehr, als andere Dichter, erweckt er in uns jene schmerzlich süßen Empfindungen, welche unsere Seele von Schlacken reinigen und die gewiß zu den heilsamsten Regungen gehörten, wenn sie nicht bei manchen Persönlichkeiten zugleich die Thatkraft einschläferten und lähmten oder sie auch allzu sehr mit der Wirklichkeit in Zwiespalt brächten. Lamartine's Stimme gleicht dem fernen Gesange, der im Dämmerdunkel über stille Wasser zu uns herüberklingt. Wir lauschen, wie von einem mächtigen Zauber gebannt, und erkennen zuletzt, daß sich gerade in die seligsten Genüsse ein Schatten trüber Melancholie schleicht.

Lamartine ist vor Allen der Dichter der weicheren Empfindungen; er besingt die Natur, die Liebe und die religiöse Andacht. Sein Gefühl strömt warm und in unerschöpflicher Fülle, sein Sprachausdruck weiß die feinsten Nüancen glücklich zu bezeichnen, und sein Vers gleitet in schmelzender Harmonie dahin. Seine Wirkung ist eine hauptsächlich musikalische. Er besitzt die meiste Verwandtschaft mit Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand, dabei aber gewisse Eigenthümlichkeiten jener Färbung, welche eine moderne Weltanschauung und namentlich der Einfluß Lord Byron's in die Literatur gebracht haben. Sein Geschmack kann im höchsten Grade edel genannt werden. Bei diesen vielen vortrefflichen Eigenschaften fehlt ihm aber besonders Eines: — das Maß. Er weiß allzu häufig nicht, dem Erguße der Phantasie Einhalt zu thun und die Gestaltung abzurunden; er schwelgt in erdrückendem und die Sinne abstumpfendem Reichthum. Seine Fülle schweift über die Gränzen bestimmter und fester Zeichnung hinaus; ja, er giebt überhaupt weit mehr Kolorit, als Zeichnung. Daher das Verschwimmende seiner Bilder. Hiermit hängt ein anderer Uebelstand zusammen: das oftmalige Abirren seiner Poesie in die Rhetorik. Der Rhetorik liegt die Absicht des Effektes zu Grunde, und Lamartine geht manchmal so weit, mit gewissen Seiten der eigenen Persönlichkeit zu kokettiren, wie dies durch Lord Byron zuerst Mode geworden. In dem Hervortreten der Subjektivität an sich finden wir nichts Tadelnswerthes, sie ist sogar ein Zug unserer modernen Kunstentwickelung überhaupt und kann, richtig begränzt, zu den tiefsten und schönsten Resultaten führen. Sie macht jedoch einen unangenehmen Eindruck, sobald sie nur sich selbst zum letzten Ziele hat. Und wo die Rhetorik die Darstellung beherrscht, hört die Wahrheit der Situation auf, und aller Glanz und alle Pracht solcher Momente weist immer nur auf den Autor zurück. Am meisten verletzt die Rhetorik, wenn sie da hervorbricht, wo das Gefühl des Lesers nichts als Schweigen erwarten konnte. — Eben so müssen wir bei Lamartine die häufigen Aeußerungen der Frömmigkeit und religiösen Salbung rügen; nicht als ob wir diese Stimmungen überhaupt tadelten, sondern weil sie in der von unserem Dichter beliebten reflektirenden Form kein Gegenstand poetischer Darstellung sind. Sie bewegen sich viel zu sehr in bloßen Allgemeinheiten, während es die Kunst nur mit konkreter Gestaltung zu thun haben soll. Lamartine mußte um so mehr dieser Richtung ausweichen, als er ohnehin schon zum Ueberschwenglichen, Gestaltlosen hinneigt und durch das Vorherrschen der Reflexion, ferner durch die betäubende Häufung des Empfindungsmaterials und endlich dadurch, daß er die Situationen, statt sie darzustellen, vorzugsweise nur schildert und beschreibt, in eine gewisse Monotonie verfällt. Bei dem Worte „Reflexion" sey zugleich noch des besonderen Umstandes gedacht, daß diese Reflexion bei unserem Poeten fast immer nur auf die Empfindung geht; daher er hauptsächlich unsere Stimmung anregt, dagegen auf unser intellektuelles Leben im Ganzen nicht allzu große Wirkung äußert.

Unser hier gegebenes Urtheil findet auch auf Lamartine's neueste Production, „Geneviève, Geschichte einer Dienerin", volle Anwendung. Diese Erzählung kann indeß, wenn wir den etwas zu sehr ins Theatralische gezogenen Schluß abrechnen, neben „Paul und Virginie" gestellt werden und gehört jedenfalls zu Lamartine's gelungensten Dichtungen in Prosa. Wie Balzac öfter gethan, entlehnt Lamartine hier seinen Hauptcharakter aus einem seiner früheren Werke. Geneviève, erzählt er uns, ist Martha, die wir schon als Jocelyn's treue Dienerin kennen lernten. Als Jocelyn gestorben war und seine Wohnung für den Nachfolger aufgeräumt wurde, lernte Jocelyn's Freund und Testamentsvollstrecker das Leben und die Trübsale Geneviève's kennen. Das Gewebe der Erfindung ist sehr einfach, indeß von vielem Pathos getragen. Geneviève gehört zu jenen Wesen, welche von Kindheit an zu einer steten Aufopferung bestimmt zu seyn scheinen. In niederem Stande geboren, war sie als Kind die treue Dienerin und Vertraute ihrer kränklichen, bettlägerigen Mutter, einer vom Dichter rührend geschilderten Persönlichkeit. Nach der Mutter Tode, verwaist, wurde sie die Pflegerin ihrer jüngeren Schwester Josette, und dieses Mädchens wegen entsagte sie der Verheirathung mit einem von ihr heiß geliebten Manne. Josette wächst heran, hat eine geheime Liebschaft, giebt einem Kinde das Leben und stirbt. Geneviève wußte um das Geheimniß, hatte ihrer abgeschiedenen Schwester aber Schweigen versprochen und nahm die Mutterschaft selbst auf sich. Die Scenen, welche nun folgen, von diesem heroischen Entschlusse an bis dahin, wo die Wahrheit endlich an den Tag kömmt, gehören zu dem Schönsten, was je geschrieben worden. Mit der Lossprechung Geneviève's aber, in der Gegenwart ihres alten Geliebten und seiner Familie, hätte die Dichtung enden müssen. Lamartine mag durch gewisse Vorstellungen von poetischer Gerechtigkeit verführt worden seyn, die Erzählung noch weiter auszuspinnen. Geneviève sollte nicht nur losgesprochen, sondern auch durch das Wiedererscheinen des verlornen Kindes ihrer Schwester belohnt werden. Dies ist „moralisch-rührend", keineswegs aber in der organischen Entwickelung der Geschichte bedingt und darum überflüssig und schleppend. Trotz alledem gehört Geneviève, wie wir nochmals wiederholen, zu den besten Erzeugnissen der „sentimentalen" Literatur Frankreichs.

Mannigfaltiges.

— Elektrisches Licht. Das elektrische Licht nimmt wieder unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Athenaeum berichtet darüber Folgendes: „Neulich wurde in dem chemischen Hörsaal des polytechnischen Instituts von einer auserwählten Gesellschaft wissenschaftlicher Personen ein Experiment gemacht, um die Kraft des Volta'schen Lichtes, worauf Herr Allman ein Patent erhalten hat, so wie die Möglichkeit, daß dasselbe dauernd gemacht werden könne, zu zeigen. Das Resultat fiel befriedigend aus, indem das Licht ununterbrochen mehrere Stunden lang die glänzendsten Strahlen verbreitete. Man hält dies für einen großen Fortschritt, da in früheren Experimenten der Funke stets unterbrochen war. Es wurde behauptet, daß die Kosten für ein solches Erleuchtungsmittel geringer als für Gas, selbst im reduzirten Maßstabe, wären, und daß, wenn die Erfindung zu einer allgemeinen Anwendung käme, die Kosten sich noch sehr verringern würden. Der Lichtglanz war zugleich äußerst intensiv."

— Wichtige geologische Entdeckung. Es wird für Geologen von Interesse seyn, zu erfahren, daß zu Appleross, an der Westküste von Schottland, eine höchst wichtige Entdeckung in diesem Gebiete der Wissenschaft gemacht worden ist. Als neulich ein großer Berg, „Tore More" genannt, durch Zufall ausgehöhlt wurde, bot sich in einer Tiefe von fünf Fuß eine Schicht von reinem Kalk dar, und indem man die Ausgrabung fortsetzte, gewann man die vollkommenste Ueberzeugung, daß der ganze Berg, mit Ausnahme einer oberen Schicht von durchschnittlich zwanzig Fuß, aus Kalk bestehe, wie er sich für das Feld oder den Mörtel eignet, und das Ergebniß organischer Hitze ist. Der Hügel scheint einst ein ungeheurer Kalksteinfelsen gewesen zu seyn, welcher dem Einfluß einer furchtbaren Hitze ausgesetzt war. Auf dem Gipfel finden sich Spuren vulkanischen Ursprunges, als verkohlte und verglaste Steine, Lava u. s. w.

— Der Gutta-Percha-Handel. Die Geschichte der Gutta-Percha oder Gatta-ta-au, wie, nach der Meinung der Gelehrten, die beste Art des Harzes genannt werden sollte, ist kurz, aber nicht unergiebig. Vor dem Jahre 1844 war selbst der Name Gutta-Percha dem europäischen Handel unbekannt. In jenem Jahre wurden zwei Centner davon versuchsweise von Singapore verschifft. Die Gutta-Percha-Ausfuhr aus jenem Hafen stieg im Jahre 1845 auf 169 Piculs (1 Picul = 133⅓ Pfd.); 1846 auf 5364; 1847 auf 9296, und in den ersten sieben Monaten des Jahres 1848 auf 6786 Piculs. In den ersten fünfthalb Jahren des Handels wurden 21,598 Piculs Gutta-Percha, im Werthe von 274,190 Dollars, zu Singapore verschifft. Mit Ausnahme von 15 Piculs nach Mauritius, 470 nach dem Kontinent von Europa und 922 nach den Vereinigten Staaten, kam alles Uebrige nach England. Indeß giebt dieses schnelle Steigen des neuen Handelszweiges nur eine schwache Vorstellung von der Aufregung, welche derselbe unter den Eingebornen des Archipelagus erzeugte. Die Dschungels von Johorn waren die frühesten Sammelorte und wurden bald von Malaien und Chinesen in jeder Richtung durchsucht, während sich die einheimische Bevölkerung mit so einmüthigem Eifer der Aufsuchung ergab, daß er sich nur mit dem der Eisenbahn-Jobbers zur damaligen Zeit in England vergleichen läßt. Indem die Kenntniß des Artikels die Habgier der Sammler aufstachelte, verbreitete sie sich allmälig von Singapore nördlich bis Penang, südlich längs der Ostküste von Sumatra bis Java, östlich bis Borneo, wo derselbe zu Brune, Sarawak und Pontianak auf der Westküste, zu Keti und Passer auf der Ostküste gefunden wurde.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lasser, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 14. Dezember 1850.

Frankreich.

Eine Sonate von Beethoven.

Von P. Scudo.

Wie denken Sie über Beethoven? so fragte ich einst einen meiner Bekannten, dem ich ein gediegenes Urtheil über Musik zutraute und mit welchem ich mich oft über diese Kunst, der ich lange und ernste Studien geweiht, zu unterhalten pflegte. — Wie ich über Beethoven denke? entgegnete er, mich mit einem besorgten und mißtrauischen Blick fixirend, — was wollen Sie damit sagen? — Aber das liegt ja schon in meiner Frage, ich möchte Ihre Anschauung über dieses unsterbliche Genie kennen lernen, welches mir, ungeachtet der vielen verschiedenen Auffassungen und Beurtheilungen seines Charakters, dennoch ein verkanntes zu seyn scheint. — Nach einem langen Stillschweigen, dessen Grund ich vergeblich zu erforschen suchte, bat mich mein origineller Freund, ihm zu folgen; in seiner Wohnung angelangt, öffnete er seinen Secretair, nahm ein Papier heraus und übergab es mir mit den Worten: „Lesen Sie diesen Entwurf, und Sie werden begreifen, warum ich mit der Antwort auf eine Ihnen so einfach scheinende Frage zögerte." Das Heft, das ich mit mir hinwegnahm, enthielt nachfolgendes Fragment in italiänischer Sprache:

„So ist es denn wahr, Du gehst fort, Du willst Dich vermählen! Du willst das Eden verlassen, das mich Dich kennen lehrte, die unsichtbare Kette, die uns an einander fesselte, Du willst sie zerbrechen, und ein Herz, dessen erste Regungen mir gehören, Du willst es mir verschließen! So erfülle sich denn mein Schicksal! Lange schon erwartete ich diesen Schlag, hatte ich das traurige Erwachen, das diesem glücklichen Traume folgen sollte, gefürchtet. Inmitten all' der herrlichen Tugenden, die Dich schmücken, durch das Gewebe von Grazie und Anmuth, welches Dich wie mit einem magischen Schleier umgiebt, erkannte dennoch mein geblendetes Auge fast unmerkliche Schwächen Deiner so reich begabten Natur, und Du angebetete Geliebte, die der Herr im schönsten Strahle seiner Gnade geschaffen, auch Du sollst ein Zeugniß seyn von der Unvollkommenheit des Weibes und von der traurigen Zeit, in der wir leben. — Höre mich an, ich beschwöre Dich, ehe ich Dir ein ewiges Lebewohl sage!

Es ist fast sechs Jahr her, daß ich von Dir ein Geständniß empfing, welches seitdem das Glück und die Qual meines Lebens ausmachte; es war an einem schönen Herbstabend, erinnerst Du Dich seiner noch? ach, ich habe die kleinsten Merkmale jenes seligen Moments im treuen Gedächtniß behalten. Du warst in dem kleinen Salon Deiner Tante, dessen geöffnete Fenster den Park zeigten, der, einem großen Rahmen vergleichbar, diese herrliche Wohnung einfaßt; es mochte acht Uhr Abends seyn, Deine Tante und die übrige Gesellschaft gingen spazieren, um die Frische des Abends einzuathmen, und ergötzten sich durch jene heiteren Gespräche, die keinen bestimmten oder tiefen Gegenstand haben, sondern vielmehr als Schwingungen der Phantasie dem geöffneten Munde entfliehen. Wir waren allein im Schlosse geblieben, wie dies öfter geschah, Du saßest am Piano, und Deine geübten Finger glitten leise über die Tasten dahin, während ich, einige Schritte von Dir entfernt, mich scheinbar mit Lesen unterhielt. Die Sonne war eben im Untergehen begriffen und sandte uns ihre letzten, sanft zitternden Strahlen, die Abendschatten stiegen langsam vom benachbarten Hügel ins Thal hinab. Der kleine Salon, in welchem wir uns befanden, war angefüllt von Mysterien und Wohlgerüchen, die uns der laue Abendwind zuführte, wir befanden uns in nachdenkender Stimmung, die nur zuweilen durch das laut erschallende Lachen der lustwandelnden Freunde oder durch das melancholische Zwitschern eines über den Hauptweg hüpfenden Vogels unterbrochen wurde. Bald ließ die das Zimmer erfüllende Dämmerung mich weder Deine blonden Flechten erkennen, die wie ein Heiligenschein Dein liebliches Haupt umgeben und dann, einem Blumenkranze vergleichbar, auf den zartesten Hals zurückfallen, noch den Ausdruck Deiner sanften blauen Augen, aus denen Deines Herzens Reinheit strahlt, und Deinen herrlichen Wuchs, der eine so glückliche Vereinigung von Kraft und Anmuth darbietet; Du hattest Dich bis jetzt in musikalischen Phantasieen ergangen, und wie man dies im Halbdunkel besonders gern zu thun pflegt, den Gedanken Deiner Seele also einen Ausdruck verliehen; nun aber gingest Du plötzlich auf ein Thema über, dessen melancholische Töne mich vor Rührung erbeben ließen: es war die „Cis-moll-Sonate" von Beethoven.

Gleich bei den ersten Takten dieser herrlichen Composition fühlte ich mich von geistigen Schauern erfaßt, ich neigte mein Haupt, und das Buch, in welchem ich gelesen, entglitt langsam meiner Hand; die gehaltenen klagenden Akkorde widertönten in der Tiefe meiner Seele und erweckten darin ein schmerzliches Echo, welches meinem traurigen Loose galt. Gerade als das Thema, von dem periodischen Rhythmus des Baß begleitet, in E-dur überging, durchdrang der Mond das leichte Gewölk, das ihn bis jetzt verschleiert hatte, und sein Strahl beleuchtete Deine Züge, in welchen der Ausdruck des Genius, dessen Klänge Du wiedergabst, aufs herrlichste erglänzte. Meine Rührung wuchs mit der Ausführung und Entwickelung dieses Andante, welches ein Echo der Klagen des Herrn auf Golgatha zu seyn scheint, vernommen und wiedergegeben von dem Engel des Schmerzes und der Barmherzigkeit. Unaufhaltsam entströmten die Thränen meinem Auge, und bei der herzerschütternden Dissonanz des Septimenakkords, die der tiefsten Verzweiflung Ausdruck ist, konnte ich ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken: ach, Beethoven hatte das Geheimniß meiner Seele errathen. — O Ihr Dichter, Musiker und durch die göttliche Gnade erleuchteten Künstler, Ihr allein besitzet das Erkenntniß des Lebens, und indem Ihr die Schmerzen und Wonnen schildert, die Euer Inneres erfüllen, schildert Ihr den Kummer und das Glück Aller!

Du hattest dem unsterblichen Werke eine würdige Auffassung verliehen, und nachdem das Thema, sich durch Fugen und Verschlingungen hindurchwindend, in seine ursprüngliche Tonart zurückgekehrt, in leisen Tönen erstarb, führtest Du mit Energie und Gewandtheit das lebensprühende Allegro des zweiten Satzes aus, dieses Allegro, welches die Leidenschaft sich bis zum Delirium steigern und in pathetischen Ausbrüchen erglänzen läßt, bis sie in einem einzigen Schrei der erhabensten Verzweiflung endet. Wie elektrisirt durch diesen Schrei, erhob ich mich fast gewaltsam und trat an das Fenster, um meine Verwirrung zu verbergen: nach einigen Minuten des Schweigens, während dessen ich meine Blicke in die Tiefen der Nacht versenkte, um den Faden meiner Gedanken wieder zu erfassen und sie zu ordnen, fragtest Du mit einer Stimme, aus welcher gleichfalls die unterdrückte Aufregung hervorzitterte: Was mir fehle? — Ich antwortete: ich leide unter Beethoven's Schmerz, dessen lebendiger Ausdruck mich ergreift; armer und doch so erhabener Genius, wie viel Thränen hast Du wohl vergossen während der Todesqual Deines ganzen Lebens! — War Beethoven so unglücklich? — Wie können Sie dies bezweifeln? hätte er wohl die Cis-moll-Sonate, „Adelaide", die A-dur-Symphonie und andere bewundernswürdige Compositionen schaffen können, wenn er nicht in seinem eigenen Herzen den Stoff dazu gefunden hätte? Sie halten die Kunst doch nicht etwa für ein leeres Spielwerk des Geistes, einen Luxus der Phantasie, den man beliebig erlangen und wieder von sich werfen kann, ein Trugbild, dessen Theorieen von Schulen und Büchern gelehrt werden können? O, ich weiß es wohl, nach dieser Doktrin predigt man heutzutage, um der großen Menge zu schmeicheln, welche sich eifersüchtig gegen jede Autorität auflehnt, die ihre Achtung erheischt. Man möchte, wo möglich, daß die verworrenen Acclamationen eines unwissenden Volkshaufens, welche die politische Macht begründen, auch die Kraft besäßen, dem Genie Geltung zu verschaffen, aber hier scheitert der menschliche Wille an einem unergründlichen Geheimniß des Lebens und der Natur, man kann nicht den Ausdruck der Leidenschaft, die man nie empfunden, wiedergeben, die Menschen werden nicht hingerissen durch ein Gefühl, das erkünstelt ist und nie die Seele des Darstellers erfüllt hat. So sagt auch Horaz nach Aristoteles:

. . . . . Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi. . . . . .

Und diese Lehre, welche von Boileau und allen denen wiederholt wurde, welche die Kunst des Wortes und der Schrift weiter zu verbreiten befliſſen waren, ist nicht nur eine Regel der Aesthetik, sie ist eine große Wahrheit, welche sich bei allen Begebenheiten im Leben bethätigt. Wissen Sie, was ein Sophist ist? es ist dies ein Mensch, der, selbst an Nichts glaubend, jedes Für und Wider mit einer stets gleichen Energie vertheidigt und durch die Künste einer berechneten Dialektik die Leere seines eigenen Herzens zu verbergen strebt. Wissen Sie, was ein Rhetoriker ist? dies ist eine andere Art von Sprachkünstler, der den Mangel an Inspiration und Intelligenz durch einen großen und oft ingeniösen Wortschwall ersetzen will. Sophisten, Rhetoriker, Komiker, kurz, alle diejenigen, welche, statt der Empfindungen und Gedanken, Worte und Phrasen anwenden, leere Formen und starre Götzenbilder für warme Gefühle geben, sind gestig dasselbe, was man im moralischen Sinne Heuchler nennt, sie verkehren die Wahrheit zur Lüge, sie betrügen ihre Brüder und versuchen Gott zu betrügen; sie sind Falschmünzer, welche die Macht und Herrlichkeit der Erde mit verfälschten Namen und Titel erkaufen, aber ihre Herrschaft ist nicht von langer Dauer; Gott will nicht, daß der Mensch sich über die ihm verliehene Machtvollkommenheit täusche, und er sprach zur Freiheit sowohl als zum Meere:

Nec plus ultrà, bis hierher und nicht weiter; wage es nicht, die Gränzen zu überschreiten, die ich Dir bestimmt angedeutet! Eiserner Wille und gelehrte Combinationen können nie die fehlende Begabung ersetzen, und umsonst versucht man durch die feinsten Ideenverbindungen den Zauber zu erreichen, der in der mysteriösen Sprache des Gefühls liegt. Das Leben Beethoven's und besonders die Geschichte der Entstehung jener Sonate, die Sie eben so ergreifend vorgetragen, beweisen die Wahrheit dieses Prinzipes besser, als kühn aufgestellte Behauptungen.

Warum, mein Herr, warum waren Sie nicht so gütig, mir den Ursprung dieser Cis-moll-Sonate zu erzählen, die ich allen Compositionen Beethoven's vorziehe? Ich kenne das Leben dieses großen Mannes gar nicht, und Sie wissen überdies, wie gern ich über die Kunst, die den Reiz meines Lebens ausmacht, sprechen höre. Ich wußte gar nichts von der Musik, ehe ein glückliches Geschick Sie hierherführte; meine Tante schätzt Ihren Geist und Ihre Kenntnisse eben so hoch, wie Ihren Charakter, und freut sich, daß Ihre Unterhaltung mich anzieht; sie behauptet, daß Ihre Ansicht von den schönen Künsten und die Art, wie Sie dieselbe aussprechen, eben so nützlich für das praktische Leben, wie lehrreich für die Ausbildung des Geschmackes sey.

Ihre Tante, Frau v. Narbal, ist eine zu gebildete Dame, um nicht zu wissen, daß das, was man so gewöhnlich Geschmack nennt, ein Ergebniß aller edleren Eindrücke des Geistes und des Herzens ist. Die Künste, ich wiederhole es, sind nur dazu da, um das Ideal, das in uns lebt, und das wir gern verwirklichen möchten, wenn nicht die Inkonsequenzen und Schwächen unserer Natur uns dies unmöglich machten, zu veranschaulichen. Wollen Sie ein Beispiel davon? Blicken Sie um sich und bemerken Sie die ausgesuchte Ordnung und Eleganz dieser Umgebung; Alles hier athmet den Einfluß einer Frau aus der höheren Sphäre, welche ihrem äußeren Kreise die Harmonie ihrer Seele mitzutheilen weiß. Der Geschmack der Frau v. Narbal spricht auch aus der zugleich glänzenden und praktischen Erziehung, die sie Ihnen, mein Fräulein, gegeben, eben so wie aus der Anwendung, die sie von ihren Glücksgütern macht. Die zarte und fromme Weise, mit der sie bis in die Hütten der Armuth dringt, die gewählten Bücher, die Kupferstiche, die kostbaren Gegenstände, welche diese Zimmer schmücken, so wie die Musik, die oft darin ertönt, und die von heiteren Scherzen belebte Unterhaltung, dieses Alles giebt den Beweis einer edlen Persönlichkeit, deren Geist und Herz im harmonischen Verein dem wahren Ziel des Lebens: der Realisation des Schönen, zu huldigen und es zu erreichen suchen. Ach, wie viel süße und schmerzliche Gedanken erweckt mir der Anblick dieser friedlichen Räume, die mir eine so wohlwollende Aufnahme boten! . . . — Doch ich vergesse Beethoven und die Cis-moll-Sonate, deren Entstehen Sie kennen zu lernen wünschen; zum Glück ist es noch früh und da Frau v. Narbal gern so lange im Freien verweilt, als es die Kühle des Abends nur irgend gestattet, bleibt uns noch Zeit genug für den Bericht, den Sie von mir fordern, und wie könnten wir diesen schönen Frühlingsabend wohl besser ausfüllen, als mit der Unterhaltung über diesen unsterblichen Musiker, der so sehr mit der Natur harmonirte.

Beethoven ist zu Bonn den 17. Dezember 1770 geboren, sein Großvater war ursprünglich aus Mastricht, seine Mutter, Marie Magdalene Köverich, war aus Koblenz, und sein Vater, Johann van Beethoven, war Tenorsänger in der Kapelle des Kurfürsten von Köln. Einer armen Künstlerfamilie entsprossen, hatte Beethoven eine bewegte Kindheit, und ein angeführtes Temperament war die natürliche Folge seiner Erziehung. Er erlernte die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in einer öffentlichen Schule seiner Geburtsstadt, und sein Vater unterrichtete ihn in den Elementen der Musik. Zuerst studirte er nur mit großem Zwange die Kunst, die ihn dereinst unsterblich machen sollte, er fand es abscheulich, ruhig vor dem Piano zu sitzen und seine Hände einer rein maschinenmäßigen Uebung zu unterwerfen. Eben so lebhaft war sein Widerstreben bei Erlernung des Violinspiels, dessen Schwierigkeiten er auch nie überwinden konnte. Dann gab ihn sein Vater unter die Leitung des berühmten Oboisten Pfeiffer, dem, wie er später oft und gern versicherte, er den besten Einfluß auf die Umwandlung seines Geschmacks verdankte, während er Neefe, dem Organisten am kurfürstlichen Hofe, der ihm gleichzeitig Unterricht ertheilte, auch nicht den kleinsten Theil Erkenntlichkeit einräumen wollte.*) Von der Erlernte ihn die Orgel spielen, und die Vorliebe für dieses herrliche Instrument erweckte in seiner jungen, noch allen Eindrücken geöffneten Seele die mächtigen sonoren Klänge, die aus seinen Symphonieen so schön herausklingen.

Wohl nie hatte ein großer Künstler einen seinem Genie mehr entsprechenden Charakter oder vielmehr ein seiner Natur mehr zusagendes Genie als Geschenk vom Himmel erhalten. Schon in seiner frühesten Jugend offenbarten sich die krankhaften Unebenheiten seiner misanthropischen Laune und die geniale Ungebundenheit seines Geistes; nichts erlernte er wie Andere, die logischen Auseinandersetzungen schreckten seine vom Entzücken an Naturschauspielen glühende Einbildungskraft, trockene scholastische Lehren suchten vergebens Eingang bei ihm, und nur bei dem Studium anerkannter Meisterwerke öffnete und erweiterte sich sein Herz. Durch eigene Anschauung, die Methode großer Geister, schritt er weiter fort, und wie die Vögel des Himmels ihre Schwingen in die gewaltigen Ströme tauchen, so versenkte er sich mit allen Kräften in die Werke und den Geist eines Bach, Händel und Mozart; sie wurden ihm zu strahlenden Vorbildern, und sie aufs eifrigste studirend, eignete er sich so viel wie möglich von ihnen an; von dem einen die strenge, scharf begränzte Harmonie und die reizende Fugenbildung, vom zweiten den majestätischen Stil seiner melodischen Phrase und vom dritten den Strahl wahrhaft göttlicher Grazie, deren geheimer Einfluß sich in vielen seiner Compositionen geltend macht. In Mozart's und Beethoven's Jugend bietet sich dem Auge des Beschauers der Kontrast dar, der ihr späteres Schicksal bezeichnet. Um die Wiege des Einen strahlt schon ein Nimbus von Glück und zukünftiger Größe; er befolgt sanft und bescheiden die Rathschläge seiner Lehrer und entfaltet sich harmonisch und frei von Schmerz in der Mitte seiner Familie, während der Andere ruhelos und finster, mit gefurchter Stirn, wie ein Fels unter den Stürmen, sich erhebt und erkräftigt. Die Liebe, diese Beherrscherin der Götter und Menschen, welche, wie Plato sagt, erst nach dem Chaos entstand und dieses in Harmonie wandelte, sie war auch Beethoven's beste Lehrmeisterin. Sollten Sie es wohl glauben, mein Fräulein, daß es Pedanten giebt, welche die Frage aufstellen, ob Beethoven wohl je zärtliche Gefühle gekannt habe? er, der Schöpfer der Cis-moll-Sonate. O, über die gelehrten Ignoranten, welche sich einbilden, daß Menschen wie Gluck, Weber und Beethoven sich an ihre Generalbaßstudien frühschmieden! Ihr armen Kritiker, Ihr erkennt in der Musik nur die Wissenschaft der Töne an, wie Ihr sagt, und nicht die Kunst, die süßen Qualen (i dolci lamenti) der Leidenschaft dahinzuhauchen.

Der junge Beethoven fand in Bonn bei einer adeligen Familie v. Bröning die liebevollste Aufnahme, welche sich besonders dadurch bethätigte, daß diese sowohl mit Glücksgütern reich begabte, als auch durch Geschmack und Geist ausgezeichnete Familie dem unruhigen Charakter und der allzu lebhaften Phantasie des jungen Künstlers eine freundliche Nachsicht gewährte. Er ging fast täglich in dieses Haus, bald um seine Freunde mit einer neuen Tondildung bekannt zu machen, bald mit einer von jenem namen- und formlosen Schmerz umschatteten Stirn, welcher das Herz genialer Künstler so oft bedrückt, der ihnen unentbehrlich, der ihr Privilegium ist; man hörte ihn wohlwollend an, ermuthigte ihn, suchte die Zweifel zu zerstreuen, die seinen Frieden trübten, kurz, man hatte die liebevollste Theilnahme und Nachsicht für die Ungleichheiten, die sich in seinem Charakter geltend machten. Zuweilen war er während mehrerer Wochen unsichtbar, und wenn er wiederkam, empfing man ihn ohne Groll und nur mit freundschaftlichem Vorwurf; aus dem Umgang mit diesem liebenswürdigen Kreise, der ausgezeichnete Personen von höherem Rang und entsprechender Bildung in sich schloß und in Folge dessen reich an geistvoller Unterhaltung war, schöpfte Beethoven den Geschmack an auserwählter Gesellschaft, den er auch für immer beibehielt, so wie er ihm auch die ersten Begriffe über die Poesie und Litteratur seines Vaterlandes verdankte. Unter den Personen, welche oft zu der Familie Bröning kamen, befand sich ein blondes, lebhaftes, geistreiches, freundliches und etwas kokettes junges Mädchen, Namens Johanna v. Honrath, sie wohnte in Köln und kam einige Male jährlich nach Bonn, um in diesem ihr befreundeten Hause einige Tage zuzubringen. Fräulein v. Honrath war klein und zierlich, von eleganter Tournüre, aufgewecktem Temperament, unterrichtet, sehr musikalisch und sang besonders mit Geschmack und Empfindung; Beethoven war in ihren Augen noch ein Kind, aber auf das lebhafteste von ihr eingenommen, äußerte er dieses Gefühl durch mannigfache Ausbrüche, welche die kleine Person, der sie galten, nicht wenig amüsirten; seine Improvisationen am Piano entzückten und rührten sie zuweilen bis zu Thränen, denn das durch die Liebe geheiligte und unterstützte Genie läßt sowohl den Abstand des Alters, als den des Ranges und des Reichthumes vergessen. Fräulein v. Honrath sollte dies empfinden; obgleich bereits verlobt mit einem Manne, den sie auch später heiratete, obgleich sie wenigstens zehn Jahre älter war, als Beethoven, konnte sie für ihn nicht gleichgültig bleiben, wenn er seine Schmerzen oder seine unbestimmten Hoffnungen durch die süßen Klänge am Piano ihr ausdrückte, und das Kind, als welches er ihr zuerst erschien, wurde unter der Einwirkung der mächtigen Leidenschaft für sie zum interessanten Improvisator, dessen Stirn schon der zukünftige Lorbeer schmückte; wenn sie mit Beethoven sprach und seine naiv entzückte Huldigung durch kleine Neckereien herausforderte, so war es fast, als ob eine Gazelle mit einem jungen Löwen spiele. Als sie einst die Familie Bröning verließ, um nachhause zu reisen, richtete sie folgende Worte eines damals beliebten Liedes als Abschied an ihren jungen Verehrer:

Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz!

Nichtsdestoweniger heiratete Fräulein v. Honrath den österreichischen Capitain Karl Greth, der den 15. Oktober 1827 als Feldmarschall-Lieutenant und Commandeur des dreizehnten Linienregimentes starb.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man findet diese Details über die Jugendzeit Beethoven's, welche so viel Irrthümer berichtigen, in der Biographie von Anton Schindler (Leipzig, 1845).

Schweiz.

Die Schweiz seit der Februar-Revolution.

III. Die vier Gruppen der schweizer Kantone. — Fortschritt des konservativen Liberalismus. — Sein Sieg in Zürich und Bern.

(Schluß.)

Die Gleichheitstendenzen der waadtländischen Regierung zeigten sich besonders in den religiösen Fragen. Die Majorität der Geistlichkeit, welche für eine verfolgungssüchtige Revolution, deren Losung „Nieder mit den Methodisten!“ hieß, durchaus keine Vorliebe hegte, hatte die sittliche Kraft gehabt, auf ihre Gehalte und ihre Stellen zu verzichten und eine unabhängige Kirche zu gründen, denen ähnlich, welche in England, in Schottland und in den Vereinigten Staaten bestehen. Es war leicht, in Bezug auf diesen Zweck den gesunden Sinn eines Volkes irrezuleiten, dessen eine Hälfte sich in religiösen Dingen indifferent verhielt, während die andere Hälfte fest an einer Vergangenheit hielt, wo ihre Kirche eng mit dem Staate verbunden gewesen war und ganz-

lich von der Civilgewalt abgehangen hatte. Die religiösen Vereine, welche sich nun außerhalb der Nationalkirche hinstellten, wurden durch die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten gestört. Anstatt die Schuldigen zu strafen, untersagte die Regierung die Vereine, unter dem Vorgeben, die öffentliche Ordnung werde durch sie gestört. Während das republikanische Frankreich die religiöse Freiheit proklamirte, publizirte der Staatsrath des Kantons Waadt am 28. März 1848 ein förmliches Intoleranz-Edikt, in dem er sich auf die ihm kürzlich vom Großen Rathe übertragenen unbedingten Vollmachten stützte. Er verbot die religiösen Vereine von neuem, indem er alle Theilnehmer vor Gericht stellen und strafen zu lassen drohte. Die in den Vereinen etwa fungirenden Geistlichen und anderen Personen sollten außerdem eine Strafe erdulden, welche der Verbannung aus ihrer Primatsgemeinde gleichkäme, und in eine andere, ihnen anzuweisende Gemeinde transportirt werden.

Auf diese Weise erklärte und wandte der Ultraradikalismus die religiöse Freiheit in dem Kanton Waadt an. Wir dürfen indeß nicht unerwähnt lassen, daß letzterer Beschluß theilweise blos auf dem Papier geblieben ist. Schon kurz vorher hatte sich die öffentliche Meinung, worunter wir hier die Meinung der gemäßigten Liberalen verstehen, gegen diese Verfolgungen ausgesprochen; um das Gesetz zu erzwingen, mußte der Staatsrath eine Kabinetsfrage daraus machen. Um nicht in Mißkredit zu gerathen, hat es die Regierung nur selten angewendet. Im Allgemeinen ist die kompakte Majorität von 1845 in der Auflösung begriffen, und man sieht im Waadtlande wiederum konservativ-liberale Elemente auftauchen, welche von Tag zu Tag mehr Boden gewinnen.

Im Jahre 1846 erlebte die Republik Genf durch eine Revolution, deren Stichwort ebenfalls „Nieder mit den Jesuiten!“ hieß, das traurige Geschick des Kantons Waadt: das einzige positive Resultat dieser Bewegung war, dem James Fazy, dem Präsidenten der neuen Regierung, eine faktische Diktatur zu verleihen. Ohne sich zu derartigen persönlichen Verfolgungen, wie sie im Waadtlande stattfanden, hinreißen zu lassen, arbeitete Fazy nicht weniger eifrig daran, alle antirevolutionairen Institutionen Genfs zu zertrümmern; um sich zu erhalten, hat er die Eifersucht zwischen der reformirten Stadt Genf und der katholischen Bevölkerung des der Stadt im Jahre 1815 beigefügten Territoriums aufgestachelt; er stützt sich auf die ultraradikale Partei der städtischen Bevölkerung: er ist der einzige politische Parteiführer in der Schweiz, welcher der besonderen Stellung seines Landes Europa gegenüber keine Rechnung getragen hat; er hat dem Gange der neuen Bundes-Autoritäten die feindlichste Opposition entgegengestellt. Genf hatte ehedem Obrigkeiten an seiner Spitze, deren einziger Ruhm darin bestand, sich der öffentlichen Sache zu opfern; Fazy, nicht mit seinem für einen Oberbeamten eines schweizer Kantons beträchtlichen Gehalt von 6000 Fr. zufrieden, hat sich so eben eine Schenkung von Grund und Boden dekretiren lassen im Werth von 2—300,000 Fr., in einer Zeit, wo die Finanzbeläge der kleinen Republik ein ungeheures Defizit nachweisen. Diese Schenkung steht im grellsten Gegensatz zu der Pension von 2000 Fr., welche dem General Dufour für dreißigjährige ehrenvolle Dienste zuerkannt werden sollte, aber abgelehnt wurde. Die konservativ-liberale Partei, wiewohl stark genug in Genf, um der radikalen Partei, wie vor einigen Monaten geschehen, auf dem Gebiet der allgemeinen Wahlen den Sieg streitig zu machen, hat den Mißgriff gethan, sich durch das noch nicht völlige Glücken dieses Kampfes entmuthigen zu lassen. Früher oder später wird sie zweifelsohne wieder in der Höhe seyn.

Die innere Lage der Kantone, wie wir sie so eben dargethan haben, läßt die Wichtigkeit begreifen, welche die Schweiz der Neuwahl des Großen Raths und der Regierung von Bern, die vor einigen Monaten stattfand, beilegte. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob das System des Bundesrathes durch den Kanton, wo er seinen Sitz hat, verworfen werden würde oder nicht. Eine Regierungs- und Verfassungs-Aenderung hatte 1846 in Bern, wie in Genf, unter dem Einfluß der antiklerikalischen Leidenschaften stattgefunden. Die neue Regierung, Repräsentantin der freischärlerischen Tendenzen, hatte hauptsächlich das Ihrige zur Krisis von 1847 beigetragen. Unter den früheren Regierungen hatte Bern verhältnißmäßig blühendere Finanzen besessen, als irgend ein anderer Staat Europa's. Zwei Jahre reichten für die neue Regierung hin, um durch angebliche finanzielle Reformen ungeheure Defizits herbeizuführen, obgleich man eine direkte Einkommens- und Vermögenssteuer angeordnet hatte. Ohne so weit zu gehen, wie ihre Kollegen im Waadtlande, zeigten die Mitglieder dieser Regierung dieselbe Hinneigung zu den sozialistisch-kommunistischen Ideen und denselben Haß gegen das geringste Unabhängigkeitsgefühl der Kirche. Nachdem Ochsenbein, jetzt dem radikalen Juste-milieu angehörig, aus der Regierung von Bern ausgeschieden war, um in den Bundesrath einzutreten, erhoben seine ehemaligen Kollegen eine immer feindseligere Opposition gegen die Maßregeln, welche die Bundesbehörden zur Aufrechthaltung der Neutralität und gegen die Ränke der Flüchtlinge ergriffen hatten.

Das Volk von Bern ist seiner Gewohnheit nach ruhig und langsam; aber einmal von einer Idee ergriffen, arbeitet es an der Verwirklichung derselben mit vieler Energie und Zähigkeit. Das Verfahren der Regierung hatte endlich den vernünftigen Theil der Bevölkerung erbittert, und ganz besonders jene anständigen und arbeitsamen Bauern, welche noch den „gelben Rock“ von ehedem konservirten: man nahm sich vor, sich bei den Wahlen im Mai (d. J.) mit den Radikalen zu messen; das Berner Patrizierthum entsagte seinen verrotteten Prätentionen, der Bauer und Bürger dem Mißtrauen, welches sie bisher gegen ihre alten Herren gehegt hatten, und trotz unglaublicher Anstrengungen wurde der Regierungs-Radikalismus besiegt.

Der Weg, den sich die zur Leitung der Geschäfte gelangte liberale Opposition vorgezeichnet hat, wird am besten durch einige Anführungen aus dem Programm der neuen Machthaber von Bern charakterisirt: „Loyale Unterstützung der Bundesverfassung, Aufrechthaltung der Ehre und Freiheit des Bundes, aber zugleich gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen die Nachbarn. Die ganze Verwaltung soll vereinfacht werden, indem man die Gesetze den Bedürfnissen eines einfachen und republikanischen Volkes anzupassen und in alle Zweige der Verwaltung mittelst Herabsetzung der Besoldungen eine strenge Sparsamkeit einzuführen beabsichtigt.“ — „Wir wollen den Fortschritt in der geistigen Kultur“, sagen die Machthaber von Bern ferner, „aber wir wollen vor Allem die Aufrechthaltung und Beobachtung des christlichen Glaubens und der christlichen Sitten unserer Väter durch die Gesetzgebung, durch den Unterricht, durch das Beispiel der Behörden und auch durch alle wünschenswerthen Aenderungen, welche vielleicht in unseren kirchlichen Einrichtungen vorzunehmen seyn dürften.“

Diese Darlegung der helvetischen Politik auf den drei hauptsächlichsten Gebieten ihrer Thätigkeit, — in den diplomatischen Beziehungen, den inneren Fragen, den kantonalen Angelegenheiten, — hat zweifelsohne bewiesen, daß die Schweiz sich allmälig immer mehr von der Revolution entfernt; fügen wir hinzu, daß die Bevölkerung in dieser Bewegung ihren Führern ohne Unterlaß vorangeeilt ist. Diese Thatsache wird aufs schlagendste durch die Ruhe bestätigt, deren die Schweiz sich erfreute, während die Nachbarstaaten vom revolutionairen Sturm ergriffen waren. Abgesehen von den Verfolgungen in Freiburg, Luzern und im Kanton Waadt, wurde die öffentliche Ordnung, die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes niemals in Frage gestellt. Um diesen Bedingungen Achtung zu erwerben, bedurfte es weder der Truppen, noch der Polizei; der gesunde Verstand der Bevölkerung allein genügte. Ein besonderer Umstand hat einen großen Einfluß auf diesen glücklichen Umschwung ausgeübt: die industrielle Bevölkerung der Schweiz, die man auf 2—300,000 Seelen anschlagen kann, ist nirgends in die Städte eingepfercht, ausgenommen in Genf, und selbst hier bildet sie nur eine unbeträchtliche Fraction. Der Seidenweber, der Fabrikarbeiter besitzt oft ein Häuschen, wenigstens eine Hütte, hundert oder funfzig Quadratruthen Land zum Anbau von Kartoffeln, und seine kleine Wiese reicht hin, um eine Ziege zu nähren. Er findet hierdurch einige Hülfe in Zeiten, wo die Arbeit ruht; er fühlt sich stets als Bürger, er wird nie Proletarier. Wenn auch mehrere Zweige der schweizer Industrie durch die Ereignisse von 1848 und 1849 sehr gelitten haben (besonders die Schmuckwaarenfabrication in Genf und die Uhrmacherei in Neuchatel und in Bern), so stand dagegen die Fabrication von Seidenstoffen, welche größtentheils nach den Vereinigten Staaten ausgeführt werden, in der höchsten Blüthe.

Der größte Theil der politischen Führer der revolutionairen Bewegung seit 1841 ist zu einem Juste-milieu-Radikalismus, ja, selbst zu einem wahren Juste-milieu zurückgekommen. Keller von Aargau sagte jüngst in der Constituante seines Kantons: „Die Bedingung für jegliche republikanische Existenz ist die, sich gegenseitige Konzessionen zu machen, wie die Umstände sie erheischen.“ Der Redacteur der „Neuen Züricher Zeitung“, des verbreitetsten Blattes der deutschen Schweiz, räth ohne Unterlaß, die politischen Disputs beiseitezulassen und sich mit den materiellen Verbesserungen zu beschäftigen. Wir sind weit davon entfernt, das Ehrenvolle dieser Tendenzen bestreiten zu wollen; aber wir erlauben uns, die halb bekehrten Radikalen daran zu erinnern, daß es nicht genügt, eine unglückliche Vergangenheit zu vergessen, sondern daß man auch ihre Spuren verwischen muß. Der Bürgerkrieg hat nachträglich eine traurige Erbschaft ausnahmsweiser und rigoristischer Maßregeln zurückgelassen. Es sind dies offene Wunden, die man baldmöglichst schließen muß. Man fragt sich ferner, ob die Partei der bekehrten Radikalen hinlängliche Garantieen bietet, um die Schweiz vor ähnlichen Krisen, wie die von 1847, zu bewahren. Die Vergangenheit spricht gegen sie. Glücklicherweise bemächtigt sich der konservative Liberalismus von Tag zu Tag mehr des Terrains, welches der Radikalismus, selbst der gemäßigte, verliert. Er hat in Bern triumphirt, er hat seine Prinzipien in Zürich proklamirt und zur Anwendung gebracht; für die innere Politik der Schweiz beginnt hiermit ein neuer Abschnitt, gleichsam eine Zeit der Regeneration. Machen wir uns indeß nicht zu große Illusionen; die Genesung eines vom Revolutionsfieber so hart mitgenommenen Landes kann lange dauern. Vergessen wir auch nicht, daß die Schicksale der helvetischen Republik eng mit denen Frankreichs und Deutschlands verknüpft sind. Die inneren Kämpfe der Kantone sind zuweilen den europäischen Krisen vorangegangen: heute scheint Alles darauf hinzudeuten, daß die politische Bewegung Frankreichs und Deutschlands von Jahr zu Jahr mehr den öffentlichen Geist in den Alpen regeln wird. Hoffen wir, daß dieser doppelte Einfluß, der so oft zum Bösen ausgeschlagen ist, endlich dem Guten zum Siege verhilft.

Spanien.

Lebensbeschreibungen der Königinnen von Spanien.

Seit der Thronbesteigung der Königin Victoria ist in England ein neuer Literaturzweig entstanden, der ausschließlich von schriftstellernden Damen bearbeitet wird und dem die Verherrlichung der Regententugenden des weiblichen Geschlechtes zum Thema dient. So hat Miß Strickland in einem bändereichen Werke das Leben und die Thaten der englischen Königinnen mit unerbittlicher Genauigkeit geschildert, eine andere Dame läßt die Biographieen sämmtlicher englischen Prinzessinnen von Cordelia und Goneril bis zu den neuesten Zeiten herab folgen, und eine schöne Amerikanerin hat, um ihren cisatlantischen Schwestern nichts nachzugeben, ein biographisches Werk veröffentlicht, in welchem sie, aus Mangel an Königinnen und Prinzessinnen, uns wenigstens die Frauen der amerikanischen Präsidenten und Feldherren vorführt. Zu demselben halb historischen, halb belletristischen Fache gehören die gegenwärtig unter den

Auspizien der nicht unrühmlich bekannten Schriftstellerin Miß Jane Pardoe erscheinenden Memoiren der Königinnen von Spanien, welche mit der Gothenzeit beginnen und mit Ihrer jetzt regierenden Majestät Isabella II. schließen.*)

Obgleich Spanien das ritterlichste Land der Christenheit war, hat man doch den Frauen dort nie zu viel Einfluß eingeräumt; dieser beginnt erst mit den Tagen seines Verfalls und namentlich unter der Dynastie Bourbon. Von seinen alten Königinnen, welche die romanhaften Namen Clodoſinda, Egilona, Gandiosa, Amulina führten, ist so gut wie gar nichts bekannt, und was diejenigen späterer Jahrhunderte anlangt, so beschränkt sich die Geschichte darauf, uns zu berichten, daß sie geboren, verheiratet, selten geliebt, oft vernachlässigt oder gar mißhandelt und endlich begraben wurden. Gleichwohl trifft man hier und da auf eine anziehende Episode, welche an die Sagenbereiten erinnert, die den Stoff der alten spanischen Romanzen bildeten. Zu diesen gehört folgender Zug, der von Doña Nuna, Gemahlin Don Sancho's, Königs von Navarra, erzählt wird:

„Als Don Sancho auszog, die Mauren zu bekriegen, empfahl er angelegentlichst der Sorgfalt seiner Gemahlin ein Jagdpferd, auf welches er großen Werth setzte. In diesen Tagen betrachteten die Spanier ihre Pferde, ihre Falken und ihre Waffen als ihr kostbarstes Eigenthum. Während der Abwesenheit des Königs bat Garcia, sein Erstgeborner, die Königin, ihm das Lieblingsroß seines Vaters zu leihen, und sie war auf dem Punkte, seine Bitte zu gewähren, als Pedro Sese, der Stallmeister des Königs, dazwischentrat und ihr vorstelle, wie sehr sie ihren Gemahl dadurch aufbringen werde. Ueber die abschlägliche Antwort entrüstet, schrieb der Jüngling sogleich an seinen Vater und klagte Doña Nuna an, daß sie verbrecherischen Umgang mit seinem Stallmeister pflege. Von einer so überraschenden Kunde erschüttert, eilte der König an seinen Hof zurück. Obwohl die frühere Aufführung Doña Nuna's diesen schändlichen Verdacht Lügen strafte, so schien es doch anderentheils völlig undenkbar, daß ein Sohn eine solche Anklage gegen seine Mutter erheben könne, ohne durch die dringendsten Gründe dazu veranlaßt zu seyn. Der Bruder Garcia's, Ferdinand, bestätigte die Aussage zwar nicht, aber er stellte sie eben so wenig in Abrede, und seine Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen waren der Art, daß sie die Unruhe des Königs noch vermehrten. Die unglückliche Königin wurde daher in der Festung Najera gefangen gehalten, und die versammelten Granden faßten den Beschluß, daß, wie es zu jener Zeit Sitte war, ihre Schuld oder Unschuld durch einen Zweikampf entschieden werden solle, und daß, wenn ihr Kämpe besiegt werden oder kein Ritter sich melden würde, um ihre Sache zu vertheidigen, sie dem Tode verfallen sey. Die Aussichten zur Rettung Doña Nuna's waren nur schwach; der hohe Rang ihres Anklägers schreckte diejenigen ab, die, von ihrer Unschuld überzeugt, ihr Leben freudig für sie aufgeopfert hätten; der verhängnißvolle Tag brach an, ohne daß sich der armen Verfolgten ein Hoffnungsstrahl zeigte. In dieser äußersten Noth, als ein grausamer und schmachvoller Tod unvermeidlich schien, trat ein Kämpe in die Schranken, um den von dem Verleumder hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Der kühne Ritter, der aus Mitleid für die unglückliche Mutter, von ihrer Unschuld überzeugt oder von persönlichem Groll gegen den Ankläger beseelt, die Vertheidigung Nuna's übernahm, war Don Ramiro, natürlicher Sohn des Königs und einer edlen Dame von Navarra. Wie auch dieser Kampf enden mochte, sein Ausgang mußte den König aufs tiefste betrüben; da schlug sich ein durch seine Beredtsamkeit und Frömmigkeit berühmter Mönch ins Mittel, um den Zweikampf zu verhindern. Von Entsetzen ergriffen bei dem Anblick zweier Brüder, die sich bewaffnet gegenüber standen, stieg er in die Schranken nieder und rührte durch seine Worte die Herzen Garcia's und Ferdinand's so tief, daß diese beiden Prinzen sich dem Könige zu Füßen warfen, ihr Verbrechen bekannten und die Unwahrheit der gegen ihre Mutter gerichteten Beschuldigung verkündeten. Nachdem er sie mit strengen Vorwürfen überhäuft hatte, überließ es Don Sancho der Königin, sie zu bestrafen, wozu er ihr unumschränkte Vollmacht gab. Doña Nuna willigte auf die Fürbitte des Adels von Navarra ein, ihnen zu verzeihen, unter der Bedingung, daß der König ihren tapferen Vertheidiger zum Erben von Arragonien ernenne, da seine edle Handlung den Flecken seiner Geburt ausgelöscht habe."

Dieser Vorfall, der sich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ereignete, ist wahrscheinlich die Quelle der Anekdoten ähnlichen Inhalts gewesen, die man in verschiedenen englischen und vlaamischen Balladen findet.

Die Frage, welchen Taufnamen man einem Kinde geben solle, galt im Mittelalter für eine höchst wichtige, wie aus der Geschichte der Maria von Montpellier erhellt. Es ist jedoch zu bemerken, daß sie eine griechische Prinzessin war und vielleicht einen im Orient gangbaren Gebrauch beobachtete. „Im Jahr 1208", heißt es nämlich, „gab sie ihrem einzigen Sohne Jakob das Leben, welcher später den Beinamen des Eroberers erhielt. Da Maria den Wunsch hegte, ihm einen Schutzheiligen unter den Aposteln zu wählen, und zugleich fürchtete, die andern zu beleidigen, wenn sie Einen unter ihnen vorziehe, so befahl sie, zwölf brennende Kerzen von gleicher Größe um die Wette zu stellen. Jede Kerze trug den Namen eines Apostels, und da diejenige, welche dem kriegerischen Schutzpatron Spaniens geweiht war, am hellsten leuchtete und am längsten brannte, so wurde der Prinz mit dem Namen Santiago (Jakob) getauft." — Jakob der Eroberer zeigte sich dieses hohen Schutzes würdig; von seinem elften bis zu seinem siebzigsten Jahre verließ er fast nie das Schlachtfeld, zog mehr als dreißigmal gegen die Mauren und war außerdem in beständige Kämpfe entweder mit seinen Unterthanen oder mit seinen christlichen Nachbarn verwickelt.

In der Notiz über Costanza Manuel finden wir interessante Details über ihre berühmtere Nebenbuhlerin, die unglückliche Ines de Castro. In der Lebensgeschichte Blanka's von Bourbon spielt Maria Padilla, eine fast eben so bekannte Schönheit wie Ines, eine Hauptrolle. Die Chronikenschreiber berichten, daß die junge Königin, um die Liebe ihres Gatten zu fesseln, sich an eine jüdische Zauberin wandte, von der sie einen Gürtel erhielt, der dieselbe Kraft haben sollte, als die, welche die Fabel dem Cestus der Venus zuschrieb. Aber die Zauberin war von der Familie der Padilla gewonnen worden, und der um den Leib Blanka's befestigte Gürtel erschien dem Könige in der Gestalt einer furchtbaren Schlange.

In den Memoiren der Doña Maria von Arragonien haben wir die Episode von Don Alvaro de Luna, jenem berühmten Günstlinge, welcher durch die mit seiner Erhebung verknüpften Umstände und die lange Dauer seiner Macht zugleich an Wolsey und Richelieu erinnert und dessen tragisches Ende einen schlagenden Kontrast mit dem mehr als königlichen Glanz seiner Glücksperiode bildet. Er empfing den Hof auf seinen Gütern mit unerhörtem Pomp und gab mehr als einmal Turniere, an welchem hundert Ritter in Gegenwart des Königs theilnahmen. Die Verfasserin entwirft eine höchst graphische Schilderung der schwelgerischen Feste dieses Zeitalters, in denen sich der ausschweifendste Luxus während der kurzen Zwischenräume des Friedens entwickelte, die bald von allen Schrecken des Bürgerkrieges gefolgt wurden.

Der erste Band des beregten Werkes schließt mit Doña Juana von Portugal; der zweite wird eine Periode umfassen, für welche die Quellen reichlicher vorhanden sind und die mithin ein höheres Interesse besitzt. Ueberhaupt bietet die Geschichte von Spanien, in dieser Manier behandelt, viel Anziehendes dar, da man vielleicht in keiner anderen eine solche Fülle von originellen Charakteren und dramatischen Auftritten antrifft.

*) Memoirs of the Queens of Spain, from the Conquest by the Goths to the Accession of Her present Majesty Isabella II. By Anita George. Edited, with introduction and notes, by J. Pardoe. London, 1850.

Mannigfaltiges.

— Die Times und ihre deutschen Leser. Professor Wurm aus Hamburg, der sich jetzt in England befindet und dort der diesjährigen Generalversammlung der British Association in Birmingham beiwohnte, hatte daselbst Gelegenheit, sich öffentlich über das schmachvolle Verfahren auszusprechen, das die Times beobachte, so oft es sich um die politischen Angelegenheiten Deutschlands handle. Uebereinstimmend mit einem bereits früher von uns im „Magazin" ausgesprochenen Gedanken, sagte Herr Wurm in Birmingham unter Anderem, daß die Ideen und Aeußerungen der Times, wenn man sie auf dem Kontinent als englische Ansichten darstellte, die Engländer, denen man bisher den ehrenvollen Platz, welchen die Geschichte ihnen angewiesen, überall gegönnt habe, in den Augen Europa's erniedrigen würden und sie als den Schweif der Civilisation und politischer Bildung müßten erscheinen lassen. — Inzwischen wissen diejenigen Deutschen, welche die englischen Zeitungsverhältnisse etwas genauer kennen, recht gut, was es für eine Bewandtniß mit den Berichterstattern der Times über die Politik des Auslandes hat. Diese haben in der City ihren Cours, wie ihre Büreaus, welche letzteren mit dem großartigen Times-Office, unfern von der Blackfriars-Brücke, nicht zu verwechseln sind. Weil ihre Ansichten scheinbar mit den konservativen Grundsätzen des kaufmännischen Publikums der Times übereinstimmen, nimmt dasselbe die Lucubrationen dieser Berichterstatter für baare Münze, ohne sich viel um die Verletzungen zu kümmern, die sowohl der ausländische Leser, als die Wahrheit dadurch erleidet. Das Times-Office selbst beruhigt sich aber bei jenen Betrachtungen ausländischer Politik um so mehr, als es mit denselben zugleich oft Neuigkeiten vom Kontinent erhält, die ihm auf anderen Wegen nicht so rasch zugehen. Nur die zahlreichen Abonnenten der Times in Deutschland sollten sich bei diesem schmachvollen Verfahren des Blattes nicht beruhigen und bei dem bevorstehenden Jahreswechsel eine andere, mit weniger bestechlichen Berichterstattern versehene englische Zeitung sich kommen lassen.

— Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Diesen Titel, mit dem Beisatze: „ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie", führt ein so eben in deutscher Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) erschienenes Buch des englischen Geistlichen Francis William Newman.*). Der deutsche Uebersetzer, Herr Dr. Adolf Heimann, sagt auf dem Titelblatte, daß der Verfasser die deutsche Ausgabe mit Verbesserungen und Zusätzen bereichert habe. Diese sind auch in der That aus einzelnen Anmerkungen zu erkennen, worin der Verfasser seinen theologischen Standpunkt, den möglichen Angriffen der deutschen Wissenschaft gegenüber, zu rechtfertigen sucht. Wir hätten indessen gewünscht, daß der in England lebende Uebersetzer, wenn auch nur in einem eigenen kurzen Vorworte, Einiges über die Person des Verfassers und über die Stellung, die derselbe zur anglikanischen Kirche einnimmt, hinzugefügt hätte. Das Buch selbst, das auf einen positiveren Glauben, auf ein Einssein der Seele mit Gott dringt, wobei nicht das anglikanische, sondern das Christenthum überhaupt zum Grunde gelegt ist, wird jedoch jedenfalls eine interessante Studie für Alle seyn, die über einen so wichtigen Gegenstand, wie das Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer, stets neue Belehrung suchen.

*) Ob dies der bekannte Puseyist, der seitdem zur römischen Kirche übergetreten, vermögen wir nicht mit Sicherheit anzugeben. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 8), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Dienstag den 17. Dezember 1850.

Frankreich.

Der Schwindelgeist des Pariser Kleinhandels.

Nichts ist heutzutage häufiger, als die Klagen über die Unreellität der Kaufleute. Der Eine sagt: ich habe zu viel bezahlen müssen, der Andere: man hat mir einen unechten Stoff gegeben, ein Dritter: eine Waare, wie diese, kann nicht halten. Demnach lassen sich dem Handel folgende Hauptvorwürfe machen: 1) Unredliche Uebertheuerung, 2) Täuschung des Käufers über die Natur der verkauften Waare, 3) Verkauf von Stoffen schlechter Qualität und geringer Haltbarkeit.

Diese verschiedenen Betrügereien im Handel dienen unter Anderem den Deklamationen der Sozialisten zum Vorwande, um die Vernichtung der Gesellschaft und des Eigenthums zu verlangen. Die Utopisten merken aber nicht, daß solche Mängel unserer Civilisation gerade von den kommunistischen Beimischungen der Industrie herrühren. Die Arbeit bleibt in keiner Verknüpfung mit dem Arbeiter, ihr Ursprung wird zu leicht versteckt und verfälscht, die Verantwortlichkeit für ihre Qualität zu leicht umgangen, kurz, überall ist die Waare anonym. Während auf der einen Seite eine mangelhafte Patentgesetzgebung Angriffe auf das industrielle Eigenthum gestattet, überliefert auf der andern das Fehlen der Fabrikzeichen dasselbe schutzlos der allgemeinen und kommunistischen Plünderung.

Bei allen diesen Uebelständen übrigens ist das Publikum der erste Schuldige. Ihm vor Allen ist es zuzuschreiben, daß der Handel auf solche Abwege gerathen ist. Was ist das große Wort des Zeitalters? Wohlfeile Waare! Und sobald dieses Verlangen gestellt war, mußte ihm auch Folge gegeben werden. Da das Bedürfniß nach billigen Stoffen allgemein wurde, so mußte man baumwollene Kaschemirs, schlechtgefärbte Seide, dünnen Kattun verkaufen. Wer hat nicht schon Kaufleute aus der Provinz, wo die Hausfrauen noch einigen wirthschaftlichen Sinn haben, sagen hören: „das würden wir in Paris nicht verkaufen; es ist zu gut, zu schwer, zu theuer.“ Die Spezereiwaaren sind vollends sämmtlich verfälscht, und es würde hier schwer halten, zu bestehen und ehrlich zu bleiben. Der Kunde verlangt Olivenöl zu dem Preise des Mohnöls und würde sich im Nachbarladen versehen, wenn man ihn abwiese. Bei den Weinen verhält sich die Sache noch anders. Unser Geschmack ist so raffinirt geworden, daß wir die verfälschten Weine den natürlichen vorziehen, die für uns ohne Blume sind. Uebrigens wird diese Art von Luxus wenig geschätzt. Man reicht in Sälen, die mit fürstlicher Pracht ausgestattet sind, vergiftete geistige Getränke; der goldene Ausputz läßt alles Andere übersehen, wie in den Kaffeehäusern. So ist es denn auch mit dem Tuch, dem Leder, der Leinwand, den Möbeln und Kleidern; der Pariser braucht Billiges, das reich aussieht, Unechtes, das glänzt. Für wie viele Pariser Industrien aber macht die Mode diesen Mangel an Haltbarkeit nicht auch zur Nothwendigkeit! Die Unsolidität der Waare geht hier Hand in Hand mit der Unbeständigkeit der Mode, und am Ende wäre es gar nicht zu wünschen, daß so ein niedliches Nichts, was nach drei Monaten aus der Mode kömmt, Jahre dauern sollte.

Betrübend aber ist es, daß diese Art von Billigkeit auch von den arbeitenden und selbst von den dürftigen Klassen gesucht wird, trotz der unwiderleglichen Wahrheit, daß nichts kostspieliger sey, als das Wohlfeile. Die wahre Wohlfeilheit hält sich in einer gewissen Mitte, die sich leicht näher bezeichnen läßt. Drei Stoffe z. B. erfüllen denselben Zweck; der eine hält fünf Jahre und kostet funfzehn Franken, der zweite hält vier Jahre und kostet zehn, der dritte hält ein Jahr und kostet fünf. Hieraus ergiebt sich, daß sie in einem Jahre auf drei, dritthalb und fünf Fr. zu stehen kommen, daß also der zweite Stoff der billigste, der dritte der theuerste ist. Aber solche Betrachtungen machen keinen Eindruck in unserer Zeit; ein Jeder trachtet nach Glanz und Luxus. Jede junge Dame will Sammet, Seide, Schmuck, zu welchem Preis immer, jeder junge Mann möchte für seine achtzehn Sous ein Diner von fünf Gängen, darunter wo möglich eine Portion Steinbutten und eine Wachtel — kurz, nichts ist volksthümlicher in Frankreich, als aristokratische Prunksucht. Um nun diesen Meinungen zu genügen, mußte man natürlich auf die Fabrication unechter Waaren verfallen, die zwar als das, was sie seyn sollen, spottwohlfeil, doch als das, was sie sind, unmäßig theuer verkauft werden.

Noch einen Grund giebt es, warum das Unechte so beliebt ist. Er liegt darin, daß so viele Menschen von der Hand in den Mund leben und weder Ersparnisse machen können, noch Kredit haben. Schuhe z. B. zu 10 Fr. sind gut; zu 5 Fr. taugen sie nichts. Aber wie viele Frauen werden unter zehn Malen neunmal eher ein Fünffrankenstück als zwei ausgeben können, um sich welche anzuschaffen! Wenn nun bei Luxusgegenständen das Unechte im Schwunge ist, um wie viel mehr wird es in Gegenständen des unumgänglichen Bedürfnisses gesucht seyn.

Die öffentlichen Anpreisungen sind eines von den unfehlbaren Mitteln, diesen anerzogenen oder durch die Nothwendigkeit gebotenen Sinn des Publikums für das Unsolide auszubeuten. Die Zeitungsannoncen sind das Arkanum, das alle Charlatanerieen, so unsinnig und betrügerisch sie seyn mögen, in Schwung bringt; denn täuschen sie von tausend Lesern nur Einen, so machen sie sich gut bezahlt. Wer in Frankreich gewesen ist, der kennt den Namen jenes Quacksalbers, der nun schon Jahre lang Paris wie die Provinz, die Städte wie die Landstraßen mit seinen Plakaten bedeckt und sich damit gut und gern die mehreren hunderttausend Franken wieder einbringt, die sie ihn jährlich kosten. Nach solchen Beispielen darf man sich denn auch nicht wundern, wenn Tausende von Schwindeleien, wenn kalifornische Gesellschaften, Wunderdüngmittel u. dgl. Glück machen. Eine jede Narrheit findet ihre Gläubigen, die sie bewundern und bezahlen.

Eine andere Spiegelfechterei, von der sich die Unzahl der Dummen fangen läßt, sind die sogenannten Ausverkäufe (wegen Todesfalls, Bankerotts u. s. w.), bei denen das Publikum durch das Versprechen eines unerhörten Rabatts gelockt wird, so z. B. wenn mehrere Tausend Stück Waare um die Hälfte des gewöhnlichen Ladenpreises ausgeboten werden. Der Käufer übersieht, daß bei dem geringen Nutzen, den der Waarenhandel heutzutage abwirft, eine weit geringere Preisermäßigung, wenn sie nicht Schein ist, jener Waare augenblicklich einen Engroskäufer verschaffen müßte, so daß die vielen Kosten des Detail-Absatzes noch erspart würden. Ein solides Haus kann nur unter ganz bestimmten Umständen oder beim Engros-Verkauf einen Rabatt bewilligen, und es geschieht sehr oft, daß Kaufleute die Reste von Falliten an sich bringen, um die Preise nicht verderben zu lassen. Das verständige Publikum läßt sich auch in dieser Beziehung nicht täuschen und geht vorzugsweise in diejenigen Magazine, die feste Preise haben. Mit Ausnahme einiger Gegenstände, die nur einen conventionellen Werth haben, weil sie ganz und gar der Mode unterworfen sind, sollten feste Preise die allgemeine Regel seyn.

Gewisse Fabrikanten liefern zwar schlechte Waare, aber keiner thut es aus eigenem Willen oder zu eigenem Nutzen. Die Detaillisten und nur sie allein sind es, die sich der Einführung von Fabrikzeichen widersetzen, damit sie durch falsche Etiketten den Käufer täuschen können. Der Fabrikant hat kein Interesse dabei, schlechtes Fabrikat zu liefern, da er den Kaufmann nicht täuschen und bei schlechter Waare nicht mehr gewinnen kann, als bei guter. Der Detaillist dagegen kann auf zweierlei Weise Profit haben, entweder indem er sehr billig verkauft und seine Kundschaft ausdehnt, oder indem er theuer verkauft und sowohl den Käufer täuscht, als dem Fabrikanten die Gelegenheit raubt, sein *gutes* Fabrikat abzusetzen. Man sieht demnach, daß der Letztere von den Mißbräuchen in der Handelswelt keinen Vortheil hat, sondern vielmehr die Abstellung derselben wünschen muß.

Noch giebt es viele andere Mittel, das kaufende Publikum zu verblüffen. Eines der unwiderstehlichsten ist die Anordnung der Waaren in den Schaufenstern. Dies ist eine Kunst, in welcher Paris unübertroffen ist. Die Pracht und die Wohlfeilheit der ausgestellten Proben ziehen gleicherweise den Blick auf sich, und ist die Billigkeit auch wirklich unleugbar, so bedenke man, daß es Häuser giebt, die gern an einem Gegenstand 25 pCt. verlieren, um dafür bei hundert anderen Artikeln den Käufer zu betölpeln und ihm hundert pCt. Gewinn abzunehmen. Hierzu zähle man noch die hundert Schlauheiten und goldenen Worte, deren Narr das Publikum, es sey mißtrauisch oder einfältig, am Ende immer wird, und man wird gestehen, daß bei größerer Ehrlichkeit im Kleinhandel Konsument, Fabrikant und der reelle Kaufmann unendlich gewinnen würden.

Eine Umwälzung in den Verkehrsverhältnissen hat dazu gedient, dem Schwindelgeschäfte eine Ausbreitung ins Unendliche zu geben. Die raschere Verbindung mit den Provinzen macht, daß Paris an ganz Frankreich verkauft, wenigstens in einem unermeßlichen Umkreis. Für Alles, wobei Mode, Geschmack und Erfindung in Betracht kommen, sind die Magazine in der Provinz in völligen Mißkredit gekommen; sie gehen zu Grunde an dem traurigen Wechselverhältniß, daß sie eine schlechte Auswahl haben, weil man nicht bei ihnen kauft, und wiederum Niemand, als nur im äußersten Nothfalle, zu ihnen kömmt, weil sie eine schlechte Auswahl haben. Um sich zu erholen, setzen sie nun ihre Ladenhüter zu hohen Preisen an, und Paris wiederum, das nur mit wandernden Käufern zu thun hat, stellt seine Preise nach Willkür. Wenigen Läden liegt daran, Gelegenheitskäufer durch gewissenhafte Preise an sich zu

fesseln; man sieht in ihnen nur Fremde, die sich prellen lassen. Von Häusern, die eine allseits anerkannte Reellität hätten, hört man nicht mehr; der Zufall, die Pracht des Schaufensters, die bequeme Nähe, die Zeitungsannoncen ziehen die Menge an. Man verkauft so theuer, wie möglich, und kümmert sich nicht, ob der Kunde wiederkömmt oder nicht. Selbst in Betreff der laufenden Bedürfnisse hält sich der Pariser selten an einen und denselben Laden. Zu voll von seinen eigenen Geschäften, läßt er sich allerwärts betrügen und versteht weder zu handeln, noch einen Betrug zu erkennen. Er prellt und wird geprellt.

Man sieht demnach, daß bei all diesen Mißbräuchen das Publikum der erste Schuldige ist. Zunächst also wäre nöthig, daß dasselbe seine Gewohnheiten ändere. Das Publikum wird betrogen, weil es nicht versteht, wie man einkaufen soll; mindestens müßte es nun den Willen haben, sich nicht betrügen zu lassen. Paris könnte voller Polizei seyn, dennoch würden sich, wenn ein Jeder seinen Geldschrank öffnen ließe, eine Menge Spitzbuben zeigen.

Was nun die Durchschnittssumme des Verdienstes betrifft, den die Kaufleute haben, so ist trotz aller thörichten Redensarten über diesen Gegenstand klar, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen den Emolumenten anderer Gewerbe entspricht. Die Phalansterier haben eine Menge Bücher gegen die Heuchelei des Handels geschrieben und eine épicerie véridique gegründet, die sich alle die hundert Spezereiwaaren direkt, ohne Zwischenhändler, kommen ließ. Man bildete sich zugleich ein, hier die Kosten des Kleinverkaufs zu sparen, indessen hatte man, statt dem Händler durch Aufschlag auf die Waaren seine Mühe zu vergüten, einen Verwalter baar zu besolden.

Freilich verkaufen die Detailisten zuweilen sehr theuer; aber wie sollte es anders seyn? Muß er nicht das, was ihm liegen bleibt, den Verlust an Zeit, den Kredit, den er zu geben genöthigt ist, mitberechnen? Im Uebrigen ist der Handel eine Industrie, wie jede andere, und die Fabrikanten, welche die ersten Opfer der kaufmännischen Schwindeleien sind, werden sich nur Glück wünschen können, wenn derselbe seine Betriebskosten verringert. Sie müssen doppelt dabei gewinnen. Einmal leben sie billiger, und dann setzen sie mehr ab. Die Errichtung großer Magazine, in denen nothwendigerweise die Betriebskosten geringer sind, kann in diesem Sinne als ein Fortschritt angesehen werden. Aber die nie zufriedenen Sozialisten deklamiren gegen die „Oberherrschaft" der großen Läden, wie gegen den „Wucher" der kleinen. Gleichwohl sind die Associationen, die seit zwei Jahren sich gebildet haben, auf keine andere Weise verfahren; sie suchten durch die Menge der Geschäfte die Kosten zu verringern und durch größere Billigkeit die größere Kundschaft heranzuziehen, verschmähten übrigens auch keines von den gangbaren Lockmitteln. Nur diejenigen Associationen können gedeihen, die sehr kleiner Beiträge zum Betriebskapitale bedürfen und die zugleich alle demokratische Anarchie in ihrer Einrichtung vermeiden, sondern vielmehr nach dem Muster civilisirter Geschäfte so oligarchisch wie möglich organisirt sind.

Welche Zukunft steht dem Handel bevor? Es ist zu hoffen, daß er mehr und mehr dahin führen werde, dem großen Publikum die Waaren zugänglicher zu machen. Die möglichste Wohlfeilheit und die volle Reellität müssen die Quellen werden, aus denen er seinen Gewinn herleitet. Paris wird ohne Zweifel mehr und mehr der Mittelpunkt des Waaren-Austausches werden; die Theure des Miethszinses kann hier nicht in Betracht kommen; denn was liegt daran, zehnmal so viel Miethe zu zahlen, wenn man hundertmal so viel absetzt? Dagegen werden die Fabriken sich allmälig nach der Provinz in die Nähe der Eisenbahnlinien ziehen, denn ihnen am meisten thut die Billigkeit der Nahrungsmittel, der Miethe u. s. w. noth.

Wenn nun der Kleinhandel an Reellität gewinnen soll, so sind folgende Maßregeln erforderlich. Man muß Fabrikzeichen einführen und besonders die exportirten Waaren mit äußerster Strenge kontroliren, denn die Betrügereien waren es, die dem auswärtigen Handel Frankreichs vorzüglich geschadet haben. Aber die Strafen dürften nicht illusorisch seyn. Wer verfälscht und betrügt, dessen Name muß veröffentlicht werden. Ein betrügerischer Weinhändler z. B. kann nicht länger die Gesetze verhöhnen und das Volk ausbeuten, wenn die öffentliche Brandmarkung seinen Handel zugrunderichtet. Die Behörde selbst braucht sich nicht einmal hineinzumischen. Es giebt so viele geschickte praktische Chemiker; mögen dieselben unabhängige und unparteiische Büreaus zur Waarenprüfung errichten. Der Käufer, dem eine Waare verdächtig ist, kann dort, ohne Angabe der Quelle, eine Probe untersuchen lassen. Die Aussprüche der verschiedenen Büreaus werden, zusammengehalten, die Wahrheit herausstellen, und überdies wird kein Büreau Geschäfte machen, wenn es nicht die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet. Die Kosten der Analyse können meistens nur sehr unbedeutend seyn.

Ferner müßte das Publikum lernen, wie und wo es kaufen soll. Ein industrielles Blatt wäre zu gründen, das sich, im Gegensatz zur heutigen Presse, die Aufgabe stellte, nur die Wahrheit zu sagen. Dieses Blatt müßte alle Monat erscheinen, die tausend neuen kleinen Erfindungen der Industrie unparteiisch beurtheilen und zum Kaufe oder davon abrathen, faßliche und leicht ausführbare Anweisungen zur Erkennung der Fälschungen geben, und in seinen Annoncen, die für jede Stadt, in die es versendet wird, verschieden wären, die reellen Läden empfehlen. Ein solches Journal wäre ein verdienstliches Werk und würde sicher gut rentiren, so lange es ehrlich bleibt. (N. L.)

Eine Sonate von Beethoven.

(Fortsetzung.)

Obgleich Beethoven in jenem zarten Alter stand, in welchem Gefühle dieser Art gewöhnlich noch zu schlummern pflegen, empfand er doch den lebhaftesten Schmerz über diesen Verrath, wie er es nannte, an seiner ersten Liebe, und weder die Jahre, noch sein mehr und mehr wachsender Ruhm, selbst nicht neuer und verstärkter Liebesschmerz, vermochten das Bild dieses liebenswürdigen jungen Mädchens, das zuerst in seiner Seele gelebt, daraus zu verwischen. Gewiß ist die Liebe die Quelle aller Poesie und moralischen Größe, und was die unter dem großen Haufen der Künstler und schöpferischen Menschen Hervorragenden besonders auszeichnet, ist ein von ihr erfülltes, immer junges Herz, das, wie der Phönix aus seiner eigenen Asche, stets wieder neu ersteht. Wahrhafte Dichter und Künstler haben selten weder eine Kindheit, noch ein Alter des Geistes, ihre Seele öffnet sich, wie ein Blumenkelch den ersten Strahlen der Frühlingssonne, und nur im Tode erstarrt die Gefühlswärme, die sie sich aufbewahrt haben; Michel Angelo liebte bis zu seinem achtzigsten Jahre eine Frau, die nie die Seine ward; Goethe empfing fast am Ende seiner langen Laufbahn die Huldigung eines sechzehnjährigen Herzens, und wie ein vergänglicher Schmetterling in einem Bernsteintropfen verewigt erscheint, so wird dieses junge Mädchen ihre Unsterblichkeit dem Weihekuß verdanken, mit welchem der erhabene Sänger Margarethe's ihre jungfräuliche Stirn berührte. Alfieri, Byron, Canova, sie Alle haben einstimmig bekannt, daß das Andenken an ihre erste, in der Kindheit gefaßte Liebe alle Widerwärtigkeiten des Schicksals versöhnend überstrahlt habe. Das größte Wunder einer frühzeitigen, beständigen und tiefen Liebe bietet uns die Geschichte in Dante; der Sänger der „divina Comedia" ward schon in seinem neunten Jahre von diesem Gefühl ergriffen, welches über sein Schicksal entscheiden und zur Grundlage eines der herrlichsten Werke des menschlichen Geistes werden sollte.

Beethoven, dessen düsteres Genie so viel Aehnlichkeit mit dem des ersten italiänischen Dichters hatte, verließ Bonn 1792, um in Wien, dem damaligen Culminationspunkte aller musikalischen Entwickelungen und besonders der Instrumentalmusik, seine Studien zu vollenden. Schon den Winter des Jahres 1786—1787 hatte er in dieser Hauptstadt Oesterreichs verlebt und dort das Glück gehabt, Mozart's Bekanntschaft zu machen; als dieser einst den jungen Beethoven zu einem Thema, das er ihm gegeben, die schönsten Variationen improvisiren hörte, sagte er zu den anwesenden Personen: „Von diesem jungen Manne wird man dereinst noch viel Rühmliches hören", — und er hatte ihm richtig prophezeit. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren hatten Beethoven's Produkte sich noch auf Weniges beschränkt, kleine Lieder, Kantaten und einige Compositionen für das Pianoforte, in denen Mozart's Manier vorherrschend war und nur einzelne Strahlen seinen eigenen noch halb schlummernden Genius verriethen: dies war alles bisher ihm Bekanntgewordene. In Wien wurde er im Hause des Doktors van Swieten, Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, mit großer Güte und Freundlichkeit aufgenommen; van Swieten, der selbst ein großer Freund und Beschützer der Musik war, machte aus seinem Hause eine Art Akademie und versammelte darin dreimal wöchentlich die ganze Elite der Musikliebhaber und Künstler; dort kamen die Meisterstücke dieser Kunst zur Ausführung, und Beethoven ward auf diese Weise innig vertraut mit den Compositionen eines Bach, Händel, Haydn und Mozart; auch die Schule italiänischer Meister, bis zu Palestrina hinaufreichend, war davon nicht ausgeschlossen.

In dieser Zeit etwa machte Beethoven die Bekanntschaft des Fürsten Lichnowsky, den Mozart erzogen hatte, und seiner Gemahlin, einer Tochter des Grafen Thun, welcher den Schöpfer des „Don Juan" und des „Figaro" bei seiner ersten Anwesenheit in Prag im Jahre 1786 gastlich aufgenommen hatte; in dem fürstlich Lichnowskyschen Hause fand der junge Beethoven dieselbe liebevolle Theilnahme und Fürsorge, die ihm in der Familie Bröning zu Theil geworden war, wieder. Man behandelte ihn ganz wie ein jugendliches Talent, das der Sorgfalt und der wohlwollenden Rathschläge so sehr bedarf. Ein Quartett der berühmtesten Künstler, die es damals in Wien gab, stellte sich ganz zur Verfügung des jungen Musikers, um seine sich nach und nach hervorwagenden Compositionen auszuführen. Die praktische Anleitung dieser tüchtigen und sachverständigen Menschen waren ihm von großem Nutzen, er lernte durch sie die Natur und den Mechanismus jedes Instrumentes kennen. Auch Haydn und Albrechtsberger, der gelehrte und strenge Lehrer des Generalbasses, ertheilten ihm ihren guten Rath, doch es scheint, daß diese beide ihm nicht zum Vorbild wurden, denn sein Genie war mehr ein aus sich selbst frei hervorgehendes, als ein geduldig und sanft sich anschmiegendes, und so erkannte er weder dem strengen und etwas schroffen Albrechtsberger, noch dem Schöpfer der Jahreszeiten die Meisterschaft zu, dagegen hat er noch in seinen letzten Lebensjahren seinen Freunden oft gesagt, daß Schenk, der liebenswürdige Komponist einer bekannten komischen Oper: „Der Dorfbarbier", den größten Einfluß, in Bezug auf das materielle Verfahren beim Komponiren, auf ihn ausgeübt habe und er sich ihm dafür sehr verpflichtet fühle.

Die französische Revolution verwüstete, indem sie ihre eigene Verwirrung auf die Außenwelt übertrug, das ganze Deutschland und besonders alle die reizenden Fürstensitze, die die Ufer des Rheins zu einem so bezaubernden Aufenthalt machten. Der Kurfürst von Köln, Maximilian von Oesterreich, der Sohn Maria Theresia's, war, wenngleich Priester, ein edler ritterlicher Fürst und sein Hof ein Sammelplatz schöner Künste und geistiger Genüsse; als Beschützer des wahren Verdienstes hatte er das aufkeimende Talent des jungen Beethoven richtig gewürdigt, ihn zum Organisten in seiner Kapelle ernannt und ihm eine Pension zur Vollendung seiner Studien in Wien bewilligt; der Sturz des Kurfürsten hatte für Beethoven den Verlust aller dieser Vortheile zur Folge und bestimmte ihn für immer in Wien zu bleiben, um sich dort Mittel zu seiner ferneren Existenz zu verschaffen. Dort wurde er bald von zweien seiner Brüder aufgesucht, deren unangenehme Verhältnisse für ihn zu einer Quelle von Widerwärtigkeiten wurden, die sein ganzes Leben vergifteten.

Im Anfange dieſes Jahrhunderts, als Beethoven in der Blüthe ſeines Alters und ſeiner Thätigkeit ſtand, betraf ihn das herbſte Mißgeſchick, das es für einen Muſiker geben kann, er verlor ſein Gehör; er hatte den Anfang dieſes Uebels ſchon ſeit 1796 empfunden, und durch die Rathſchläge unerfahrener Aerzte nahm es mit den Jahren zu und wurde unheilbar. Man denke ſich einen Komponiſten wie ihn, deſſen großartiges Genie eine neue Aera in der Kunſt erſchaffen, und der dazu verurtheilt iſt, nie die Klänge zu hören, die eine jetzige und zukünftige Welt bezaubern müſſen! einen Dichter, erhaben wie Homer, Dante, Michel Angelo oder Shakeſpeare, auf deſſen Wink ein ferenhafter Wald emporſteigt, den er mit den köſtlichſten Myſterien anfüllt, und den ſelbſt zu betreten ihm verſagt iſt! Ach, gewiß begreifen Sie die Verzweiflung, die ſich dieſer armen Seele bemächtigte; ſich eines Gebrechens ſchämend, das er weder verbergen konnte, noch eingeſtehen mochte, floh er die Geſellſchaft der Menſchen, und da er ſich auf dieſe Weiſe jeden Verkehr mit der Außenwelt verſagte, zog er ſich um ſo mehr in ſich ſelbſt zurück, der einzigen ihm vernehmlichen Stimme, der Stimme des ihm innewohnenden Genius lauſchend, dieſer Stimme, die Sokrates tröſtete und welche jeder im Geiſte Bevorzugte in ſich trägt. In einem Teſtament, das Beethoven im Jahre 1802 gemacht hatte, und deſſen Entwurf man nach ſeinem Tode fand, ſtanden folgende Worte: „Ihr, die Ihr mich für einen Böſewicht, Narren oder Menſchenfeind haltet, Ihr verkennt und beleidigt mich, weil Euch die Urſache, die meine Handlungen leitet, fremd iſt! Mein Herz und mein Geiſt ſind für das Verſtändniß ſüßer Lebensfreuden geſchaffen, und ein ſchreckliches, durch die Unwiſſenheit der Aerzte unheilbar gewordenes Gebrechen verbannt mich von der Welt und aus der Nähe der Menſchen, die ich doch ſo innig liebe! vom Himmel mit einem warmen Herzen und einer nur zu regen Phantaſie begabt, bin ich verdammt, wie ein Ausgeſtoßener zu leben! O, wie viel bittere Gedanken haben mich in dieſer tiefen Einſamkeit beſtürmt, wie oft beſchlich mich der Gedanke, mein ſo trauriges Daſeyn ſelbſt zu enden, hätte nicht die Kunſt, die unſterbliche Göttin, dieſes Verbrechen verhindert! Sie ließ mich eine unwürdige Feigheit in dem Wunſche ſehen, die Welt zu verlaſſen, ohne das Geträumte, zu Schaffende erreicht zu haben. O Du Allgütiger, der Du in mein tiefſtes Innere ſiehſt, Du weißt, ob Haß und Neid jemals Eingang darin gefunden! und Ihr, die Ihr dieſe Worte leſet, bedenkt, daß Derjenige, der ſie geſchrieben, Alles aufbot, um ſich der Achtung ſeiner Nebenmenſchen würdig zu machen!"

Glaubt man nicht ein Blatt aus Rouſſeau's Schriften vor ſich zu haben, und zwar die Stelle, in welcher der Verfaſſer der neuen Heloiſe in ſeinen einſamen Träumen die Trauer ausſpricht, welche ſeine Seele bei dem Herannahen der letzten Stunde erfüllt? Warum hatte Rouſſeau nicht den ſtarken Glauben Beethoven's, er hätte dann nicht die herzzerreißenden Worte ausgeſprochen: „Eine entnervende Schwäche verzehrt alle meine Kräfte, der Geiſt des Lebens erliſcht allmälig in mir, nur mit Mühe tritt meine Seele aus der ſie eng umſchließenden Hülle, und ohne die Hoffnung auf ein beſſeres Seyn, dem ich zuſtrebe, weil ich mich dazu berechtigt fühle, würde ich nur noch als Erinnerung leben; wenn ich den Wunſch hegte, mich ſelbſt zu beurtheilen, ſo müßte ich mehrere Jahre zurückgehen, um zu dem Zeitpunkt zu gelangen, wo ich erkannt hatte, daß es hienieden keine Befriedigung von außen für mich gäbe und ich nur in meinem eigenen Herzen das finden könne, deſſen ich bedürfe." — Beethoven, viel, viel unglücklicher als Rouſſeau und dem Druck der ſelbſtgewählten Einſamkeit faſt erliegend, hat dennoch nicht verzweifelt, ſein Genius hielt ihn mit ſtarker Hand am Rande des Abgrundes aufrecht, ihm zurufend: geh und raſte nicht, und erfülle Dein Schickſal! Das hat er treulich gethan, er kämpfte mit phyſiſchen Leiden, mit häuslichem Kummer, gegen den Neid böſer Menſchen und gegen innere Unvollkommenheiten, und ſo durch die Welt ſchreitend, hat er wenigſtens eine unſterbliche, nicht vergängliche Spur zurückgelaſſen.

Beethoven lebte faſt immer in Wien oder in der Umgebung dieſer maleriſch gelegenen Stadt; im Jahre 1809 traten drei erlauchte Kunſtfreunde, der Erzherzog Rudolph und die Fürſten Kinsky und Lobkowitz, zuſammen, um zu verhindern, daß ein ſo anerkannter Künſtler Oeſterreich verlaſſe, um Kapellmeiſter am Hofe Jerôme Bonaparte's, Königs von Weſtfalen, zu werden, ſie ſetzten ihm eine Penſion von 4000 Gulden aus, doch wurde ihm dieſe nicht allzu pünktlich ausgezahlt. Im Jahre 1810 lernte er die Frau Bettina v. Arnim kennen, welche ihn mit Goethe, dem er die lebhafteſte Bewunderung zollte, in Berührung brachte; das erſte Zuſammentreffen dieſer beiden großen Dichter fand in Teplitz, im Sommer des Jahres 1812, ſtatt. In einem Briefe an Bettina erzählt Beethoven eine ſehr pikante Anekdote von Goethe, welcher, ein wenig zu ſehr für den Verfaſſer des Fauſt, den Hofmann blicken ließ und dadurch dem ſchlichten Muſiker, welcher ſich im Bewußtſeyn ſeines Werthes nie vor den Menſchen demüthigte, etwas lächerlich erſchienen war, „denn", ſagte er, „Könige und Fürſten können wohl Geheimeräthe und Titel jeder Art ſchaffen, aber geniale Menſchen ſind Gottes Werk."

Im Jahre 1816 hatte Beethoven einen langwierigen Prozeß gegen ſeine Schwägerin, die Frau ſeines ein Jahr zuvor geſtorbenen älteren Bruders, zu beſtehen; er betraf die gerichtliche Zurückforderung der Vormundſchaft über einen Neffen, deſſen unwürdiger Lebenswandel noch zur Qual ſeiner letzten Jahre ward. Während des Wiener Kongreſſes nahmen ſich die verbündeten Fürſten ſeiner mit der größten Theilnahme an, und nach einer langen Krankheit, verzehrt von häuslichem Verdruſſe und von dem Schmerz, daß die öffentliche Gunſt ſich von ihm ganz auf Roſſini übertrug, ſtarb er zu Wien am 26. März 1827 in dem Alter von 56 Jahren 3 Monaten und 9 Tagen. Beethoven war von ziemlich großer Statur, die an Händel und Jomelli erinnerte, ſein mächtig großer Kopf, ſein ſtark verwilderter Haarwuchs, ſeine hohe gewölbte Stirn, ſeine dichten fahlen Augenbrauen, unter denen der Herrſcherblick hervorleuchtete, die wie bei Gluck ſehr ſcharf markirten Züge, kurz, Alles an ihm verkündete Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit und Ungeſtüm, es lag in ihm etwas von Mirabeau und Danton.

Ungeachtet des Gebrechens, welches die Fürſorge einer Frau für Beethoven um ſo mehr wünſchen ließ, hatte er ſich nie verheiratet. Er fürchtete ein Band, das ſeinen begeiſterten Flug hemmen und begränzen könnte, außerdem liebte er die Launen des Zufalls, und ſein Herz ſowohl, als ſeine Phantaſie ſträubten ſich gegen den Gedanken an ein ihnen auferlegtes geſetzliches Joch; überdies hätte ſein nervös gereiztes Temperament, ſeine oft ſo herbe Laune und jene unerklärliche Schwermuth, die gewöhnlich den höher begabten Menſchen eigen iſt, weil ſie, wie Ariſtoteles ſagt, ſehr bald erkannt haben, daß dieſes Leben nur ein Trugſpiel ſey, — all dieſes Harte und Unebene ſeines Charakters hätte, um es zu ertragen, eines ſehr zarten Herzens, von Liebe für ihn erfüllt, bedurft. — Nur in der Stille erzeugen ſich große Gedanken und Dinge, das Geräuſch der Menge verſcheucht ſie aus dem Kopfe und Herzen des Dichters, gleichwie ſich der Schwarm der Vögel vor dem herannahenden Fuße des Wanderers zerſtreut; Beethoven liebte die Waldeinſamkeit vor Allem, mit Entzücken athmete er ihre berauſchenden Düfte, lauſchte er ihrem heimlichen Geſumme und wurde nie müde der Wahrnehmungen, die er auf dieſe Weiſe machte; drei Viertel ſeines Lebens brachte er in den lachenden Dorfſchaften Baden und Hetzendorf zu, welche den Wald der kaiſerlichen Reſidenz Schönbrunn begränzen; im Schatten dieſes ſchönen Waldes ſchuf er im Jahre 1800 das Oratorium „Chriſtus am Oelberge", und 1805 die Oper „Fidelio." Beethoven kannte die größten Dichter aller Länder; Homer, Goethe, Schiller und beſonders Shakeſpeare las er oft und gern; er arbeitete viel und nahm oft die Stunden der Nacht dabei zur Hülfe; die Gedanken kamen ihm nicht ſprudelnd ſchnell, ſondern arbeiteten ſich langſam durch, ſeine Manuſkripte geben Zeugniß von dieſem Taſten und Ringen zum Lichte. „Fidelio" z. B. iſt ein ſolches Werk, er hat es dreimal ganz und gar umgearbeitet, bis es ihm genügte. Die Grundzüge ſeines Charakters finden ſich in ſeinem Genie wieder: es iſt Stolz und Liebe zur Unabhängigkeit; er nahm nie einen Orden oder Titel an, er liebte die Freiheit und die ſtolzen Herzen und ſtarb im feſten Glauben an Gott und an ein beſſeres Leben.

Die Werke Beethoven's gehören zu den größten in der Muſik, und in Bezug auf Vielſeitigkeit und Großartigkeit der Form kann man ſie denen von Michel Angelo und Shakeſpeare zur Seite ſtellen; er hat jedes Fach bearbeitet und für alle Inſtrumente geſchrieben, vom einfachen Lied bis zur Oper, vom ſimplen Flötenſolo bis zur Symphonie, in der ſich Alles, was Ausdruck und Stil in der Muſik heißt, zu einem einzigen Tableau vereinigt. Dennoch, wie viel Schönes auch „Fidelio", „Chriſtus am Oelberge", die große Meſſe in D-dur, die Kantaten und dieſe köſtliche Ballade „Adelaide", die Sie ſo vortrefflich ſingen, enthalten mögen, bleibt Beethoven weit hinter Mozart und ſogar hinter Weber in der Vokalmuſik und im lyriſchen Drama zurück, ſein raſtloſer Eifer und ſeine unerſchöpfliche Phantaſie ließ ihn die Gränzen überſchreiten, die der menſchlichen Stimme geſteckt ſind, und forderte von ihr Unmögliches. Sowohl in ſeinen Symphonieen mit Chor, als in den Kantaten und im „Fidelio", finden ſich unausführbare Paſſagen und Noten, welches man wohl zum Theil ſeiner Taubheit zuſchreiben muß. Als einſt das Oratorium „Chriſtus am Oelberge" unter ſeiner Direction probirt ward, ereignete ſich ein komiſcher Vorfall: Mlle. Sonntag ſollte die Soli im Sopran und Mlle. Unger die im Alt ſingen, doch Beide konnten mit aller Anſtrengung nicht die äußerſten Noten der Höhe und Tiefe erreichen und baten den Komponiſten, dies zu ändern. „O nein", verſetzte er, „ich bitte Sie, es genau zu ſingen, wie es vorgeſchrieben iſt; ich gebe zu, daß meine Muſik nicht ſo leicht zu ſingen iſt, wie die der Herren Italiäner, aber ich wünſche, daß ſie ganz ſo ausgeführt werde, wie ich es vorgeſchrieben." — „Aber wenn dies unmöglich iſt, Herr Direktor?!" — „Wenn! wenn!" antwortete er und ſchüttelte den Kopf. — „Sie ſind der Tyrann der armen Sängerinnen!" rief Mlle. Unger lebhaft auf, und die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen verſtanden ſich augenblicklich nach Schelmenart, ſie transponirten, ohne deſſen weiter Erwähnung zu thun, die in Rede ſtehenden Paſſagen, ohne daß Beethoven das Geringſte davon merkte.

In der Inſtrumentalmuſik erglänzt Beethoven's Genie am hellſten; da erſt, inmitten all der Inſtrumente, die er beherrſcht und lenkt, entfaltet ſich die Vielſeitigkeit ſeines Weſens, er iſt zugleich lyriſcher Dichter und frommer Schwärmer, er zeigt zugleich düſtere und entzückende Phantaſieen. Die Sonate, das Konzert, das Trio, das Quatuor, alle dieſe Poeſie in Tönen, welche Bach, Haydn und Mozart ſo klar und beſtimmt hingeſtellt hatten, gewann durch Beethoven ein neues Anſehen, er ſchloß dieſes Alles durch einen großen Rahmen ein und ſchuf daraus Tondichtungen, in denen die glühendſte Phantaſie ſich mit dem Schrei des Schmerzes und dramatiſchen Ausrufungen eint. Man hört und fühlt es dieſer Muſik an, daß ſie unter dem Einfluß des wahrhaften Gefühls entſtanden, es ſind dies wirkliche Dramen, in denen ſich die Leidenſchaften mitten durch die ſie umhüllenden füllenreichen Gedanken hindurch entwickeln, und man findet darin alle Empfindungen treu wiedergegeben, vom einfachſten Rezitativ bis zum pathetiſchen Ausbruch der Verzweiflung. Auch bezieht ſich jedes ſeiner Werke auf eine Epiſode aus ſeinem Leben, welche er dadurch gleichſam zu verewigen ſtrebte, ſo ſoll z. B. die Sinfonia eroïca, im Jahre 1804 herausgegeben, den Ruhm Napoleon's, in welchem Beethoven, ſo wie ganz Europa, den Genius der Freiheit ſah, verherrlichen, und zwar hatte der General Bernadotte, Geſandter der franzöſiſchen Republik am Hofe zu Wien, ihm den erſten Impuls zu dieſem düſteren, aber herrlichen Tongemälde gegeben. Das Quatuor Opus 12, in welchem ſich ein rührend ſchönes Adagio befindet, wurde von ihm im Frühling des Jahres 1825 nach einer langen Krankheit verfaßt und zur Erinnerung daran mit dem Motto verſehen: Canzone di ringraziamento in modo lirico, offerta alla Divinità da un guarito.

(Schluß folgt.)

England.

Punchiana.

Was sich neckt, das liebt sich.

Das alte Sprüchwort mag wohl auch von Punch und seinem lieben Lord Henry (Brougham) gelten. Seit jener diesem schmunzelnd die Worte zurief (s. Punchiana 42 in Nr. 100 d. Mag.):

> Thus to behave is prettier
> Than being, even in fun,
> Rude to a foreign Minister,
> Or rude to any one —

ist vielfach neuer Anlaß zu Neckereien gekommen. Der edle Peer wird nun wirklich im nächsten April nach Amerika gehen. Es ist aber ein Gefühl von Achtung vor der großen Ausstellung von 1851, was ihn zu diesem Entschlusse bestimmt und ihn zu sich selbst sagen läßt: „Es ist nicht Raum für uns Zwei." Im Bilde (Nr. 485) ist er schon unterwegs, wie er nämlich als die berühmte Seeschlange durch das Atlantikum schwimmt und von der Yacht „Toby", Capitain Punch, beobachtet wird. Besagter Capitain, das Fernrohr unter dem Arm und Toby neben sich, steht am Bord, den er mit beiden Händen hält, und schaut lächelnd auf die See hinaus. Von der Seeschlange ragt nur ein kleiner Theil des Oberleibs und die wohlbekannte, von keinem Hut beschattete Physiognomie über die Gewässer empor.

Punch und die römische Curie.

In Betracht der neuen Schöpfung eines Erzbisthums Westminster und in Aussicht auf die päpstliche Sanction des Beschlusses der Synode von Thurles gegen die k. Kollegien, begehrt Punch von der päpstlichen Curie, deren guter Freund er ja immerdar gewesen, obgleich diese ihm niemals Zuckermandeln gespendet habe, zu wissen, was er in nächster Session dem Sir Robert Inglis und einigen anderen Herren derselben Farbe sagen, d. h. wodurch er sie begütigen solle? Leicht nämlich könnten diese zelotischen Herren auf den Argwohn kommen, daß unter so bewandten Umständen Se. Heiligkeit ihre Einmischung in Ihrer Majestät Angelegenheiten dahin ausdehnen dürfte, Dero Unterthanen ihres Vasalleneides zu entbinden.

Wie viel Grund nun aber zum Argwohn vorhanden ist, theilt Punch weiterhin unter der Rubrik: „Neuestes vom Papste" mit. Danach ist Se. Eminenz der Kardinal „Pantaleone" auf englischem Boden angelangt und verlangt die übliche Anerkennung seitens der Souverainin von Großbritanien, das immer und von allen Zeiten her ein Lehen des heil. Stuhls gewesen sey. Im Fall beharrlicher Weigerung (die man übrigens nicht besorgt) ist Se. Eminenz ermächtigt, den Fürsten von Lucca als Souverain dieser Inseln zu proklamiren, da der Fürst direkter und unbezweifelter Descendent der legitimen, zum Tod oder Exil verurtheilten Stuarts ist. Eine andere Neuigkeit ist, daß letzten Mittwoch früh das dem Postamt gegenüber stehende Heiligenbild so überzeugend zu winken anfing, daß augenblicklich dreiunddreißig Briefträger und zwei Herren von der Kaufmannschaft bekehrt wurden. Laut einer dritten haben Mr. Muntz und Oberst Sibthorp ihre Absicht erklärt, Kapuziner zu werden, und schon wird im Vertrauen gemeldet, daß in Voraussicht der Tonsur die Mitglieder von Aldbury und Oldham sich anschicken, von ihren Sitzen zurückzutreten.

Gesetzt nun, es wären diese Neuigkeiten nicht etwa Zeitungsenten, was wird Königin Victoria zur Repressalie thun? Auch hierin weiß Punch Bescheid. Die Königin, heißt es, hat den Dr. Smith zum Erzbischof von Rom und Primas von Italien ernannt. Diese Ernennung wird in den römischen Staaten hoch bejubelt und von der Regierung der ehrwürdige Prälat feierlich bewillkommnet werden. Mrs. Smith nebst ihrer zahlreichen und interessanten Familie wird Se. Gnaden begleiten und der vatikanische Palast oder auch die Engelsburg zur Aufnahme in Bereitschaft gesetzt werden. Der ehrwürdige Thomas Brown ist zum Dechanten von St. Peter ernannt worden und wird seine Residenz im Palast der Inquisition aufschlagen. Der Reverend John Jones wird als neuer Archidiakonus von Babylon installirt werden.

In Nr. 486 sitzt Mr. John Bull behaglich im Lehnstuhl entschlafen, und daneben schimmert auch der britische Leu. Pio Nono hinter ihm ist eben daran, dem Schlafenden den Kardinalshut aufs Haupt zu setzen, und raunt seinem Nachbar, einem dicken Pater, augenscheinlich dem Dr. Wiseman, zu: „Hoffentlich wacht er nicht auf." Gerade, als sollte hier Einer zum Kardinal „gepreßt" werden. Man erfährt bei der Gelegenheit, daß dieses der nämliche, jetzt wieder in blutrother Frische erstandene Hut ist, den Kardinal Wolsey trug oder nebst dem großen Insiegel von England vor sich hertragen ließ.

Hofdiener-Pensionen.

Am 10. Oktober hielten die Geschäftsleute des Herzogs von Cambridge ein Festmahl, zur Feier der Auszahlung der ersten Vierteljahrsrate der herzoglichen Sinekure, resp. 3000 Pfd. Sterl. Das war ein Fest! dem aber Punch aus der Ferne mit gedalter Faust zusieht. Und hat nun wieder ein neues Attentat auf Englands Herzen und Beutel anzukündigen! Soll denn aber die „gute" Dienerschaft Ihro Majestät, der verstorbenen Königin Wittwe Adelheid, sie allein, ohne Vergeltung, ohne Anerkennung treuster Dienste von dannen ziehen? Da sey Gott vor! Es haben ja diese „guten" Diener, einer wie der andere, ihr Leben der Förderung ihrer eigenen besten Interessen gewidmet, haben, wie scharfsinnig! in einem Palast zu wohnen vorgezogen, anstatt in einem Gäßchen zu herbergen, haben heldenmüthig Scharlach und Gold getragen, statt in Barchent und Manchester einherzugehen, sind, manche wenigstens, an Geburts- und Galatagen zur Freude des Publikums hinter einer Karrosse hergeritten, statt einen Rollwagen (truck) zu ziehen. Reicher Gehalt, Hochleben, Warmwohnen und Schönkleiden, welche Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung gehört dazu, solch' ein Schicksal zu ertragen! Aber nicht einer oder zwei oder ein halb Dutzend sind es, denen das kostbare und rührende Epitheton „Gut" gebührt, sondern alle, alle diese guten Domestiken der hochseligen Königin. Beispielsweise werden der gute Kutscher, der gute Läufer, der gute Pförtner, der gute Tiger*), die gute Milchmagd aufgeführt. Mit bisheriger Empfehlung glaubt nun auch der Behufs dieser Nationalangelegenheit erwählte Ausschuß genug gesagt zu haben, um die Taschen eines gefühlvollen und liberalen Publikums aufzuknöpfen. Sollten, meint er, keine zureichenden Fonds zur Errichtung von dreißig Statuen auf Trafalgar-Square zu Ehren der dreißig „guten" Domestiken unterzeichnet werden, alsdann empfiehlt er für die dreißig als Asyl ein Hotel, eine Garküche oder so etwas, wie ein beef à la mode house.

Punch in Preußen.

Ist es denn wahr, daß dem Punch in Preußen der Debit von Post wegen entzogen worden ist? Er selbst sagt: durch das Königsberger Postamt. Man kann sich denken, wie erbost er ist. Ausruft er: „Homer war blind, Tiresias war blind, Milton war blind, Händel war blind; aber es giebt keinen Staar, auch nicht den schwarzen, der Preußens Blindheit gliche."**) Da nun für Punch kein Weg nach Preußen durch das Postamt ist, so kann dieses Unglücksland mit dem unsterblichen Autor des verlornen Paradieses verglichen werden, an dessen einer Pforte auch die Weisheit ausgeschlossen war (having Wisdom at one entrance quite shut out)."***)

E. L—r.

Mannigfaltiges.

— Bolzenthal's „Leitfaden für die Sammlung der Münzen des Mittelalters und der neueren Zeit" im königl. Museum zu Berlin. Das königliche Münzkabinet in Berlin nimmt es mit den größten Münzsammlungen Europa's an Reichthum und Bedeutung auf, obgleich es an Entstehungsalter ihnen nachsteht, und obgleich die fürstliche Fürsorge dafür oft durch Zeitverhältnisse und einmal auch durch Mangel an Sinn und Theilnahme unterbrochen worden. Bei der großen Mannigfaltigkeit und dem Reichthum der Sammlung war es ein dankenswerthes Unternehmen vom Herrn Hofrath Bolzenthal, dem Verwalter des Faches des Mittelalters und der neueren Zeit, die Uebersicht der Schätze durch einen besonderen Leitfaden zu erleichtern, und wir halten es für sehr zweckmäßig, daß er sich dabei der Methode Eckhel's in seiner „Doctrina Nummorum veterum" angeschlossen und die geographische Eintheilung gewählt, statt nach Metall, Münznamen, Größe u. dgl. zu ordnen. Höchst anziehend ist die im Vorworte gegebene Uebersicht der Geschichte des Münzkabinets: Der prachtliebende Joachim II. (Hektor) hat den Grund zur Sammlung gelegt. Die nachfolgenden vier Kurfürsten scheinen wenig für die Vermehrung des Kabinets gethan zu haben, ja, es ist vielleicht viel von dem Gesammelten während des dreißigjährigen Krieges zerstreut worden. Dagegen weiß man, daß der große Kurfürst der Sammlung größeren Umfang und größere Bedeutung verlieh, und kurz vor seinem Tode erhielt er auch noch durch Vermächtniß des Kurfürsten Karl von der Pfalz viele schöne Antiken und Schaumünzen. Dieses Vermächtniß hatte noch den großen Vortheil für Brandenburg, daß der berühmte Antiquar Lorenz Beger, der Ueberbringer der vererbten Gegenstände, in brandenburgische Dienste trat, wo er später sein werthvolles Werk: „Laurentii Begeri Thesaurus Brandenburgicus", herausgab. Er wurde hierbei durch die Freigebigkeit Friedrich's III. unterstützt, der auch als König Friedrich I. die Sammlung vermehrte. Dagegen hat ihr der für Kunst und Pracht weniger zugängliche Friedrich Wilhelm I. nur seine Aufmerksamkeit zu ihrem Nachtheile zugewendet, indem er ihr eine große Anzahl Goldstücke nahm und einschmelzen ließ. Auch wurde sie unter seiner Regierung von dem Hofschlosser Stirff bestohlen, die entwendeten Gegenstände wurden jedoch wiederverlangt und der Dieb mit dem Tode bestraft. Friedrich der Große ließ seinem großartigen Streben für Kunst und Wissenschaft auch das Münzkabinet nicht entgehen, es erhielt bedeutenden Zuwachs unter ihm. Dasselbe geschah unter seinem Nachfolger durch die Erwerbung der fränkischen Fürstenthümer. Am glänzendsten wirkte der Sinn des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. für die Sammlung, und neben den kostbaren durch Ankauf erworbenen Schätzen begünstigte das Glück auch die Munificenz des Fürsten durch verschiedene Münzfunde, darunter selbst eine große Anzahl altarabischer Münzen, die bei Bellow in Pommern aufgefunden wurden. Unter der Regierung des jetzigen Königs wird mit gleichem Eifer fortgefahren, das Münzkabinet zu bereichern, und es enthält bereits über 30,000 Antiken und über 34,000 mittelalterlicher und moderner Stücke.

---

*) The good tiger, freilich einer von unschädlicher Art, der sein ganzes Leben der Menschenspeise weicht und eine Vorliebe mit bedeutender Aufgeweichtheit verspeist, auch der Vergnügung hat, in den oberen Räumen zu wohnen, kurz: ein Kammerdienerchen, etwas affektirt und in sein habit vermarrt, sonst aber, wie gesagt, harmlos.

**) Punch muß unsere „Punchiana" noch nicht zu Gesicht bekommen haben. Sonst würde er sich überzeugt haben, daß man in Preußen doch nicht gar so blind ist, sich vor seinem Spaßen zu fürchten.

***) Damit will Punch sagen, daß er sehr wohl weiß, wie viele Exemplare seines Blattes, auch wenn die Pest sie nicht befördert (was übrigens nicht begründet ist), immer noch ihren Weg nach Preußen zu finden wissen.

D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich. 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich. 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 58, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Donnerstag den 19. Dezember 1850.

England.

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.*)

Wenn wir Ludwig Philipp, welcher auf die verschiedenste Art beurtheilt worden ist, richtig würdigen wollen, so ist es vor Allem nöthig, daß wir die letzten Jahre seines Lebens, die uns besonderen Aufschluß über seinen Charakter geben, ins Auge fassen.

Der König und die Königin wollten nach ihrer Ankunft in England unter dem Titel eines Grafen und einer Gräfin von Neuilly ein strenges Inkognito bewahren; wiewohl ihre Umgebung stets die der königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht und sogar das Hofceremoniell streng beobachtete, nahm der König ganz das Wesen eines einfachen Privatmannes an. Die Schicksale seiner ersten Lebensjahre und die besonderen Umstände, unter denen er im Jahre 1830 den französischen Thron bestieg, hatten in ihm seine angeborne Einfachheit erhalten; und gewiß ertrug nie ein Fürst, den die Verhältnisse zum Eintritt in das Privatleben zwangen, dies leichter, als es bei Ludwig Philipp, vermöge seiner Sinnesart, der Fall war. Indessen müssen wir bemerken, daß der König, wie die ganze königliche Familie, sich in England der aufrichtigsten, allgemeinsten Sympathieen zu erfreuen hatte.

Ludwig Philipp pflegte nicht sehr früh aufzustehen, da er meistentheils bis tief in die Nacht hinein arbeitete; um zehn oder elf Uhr frühstückte er mit seiner Familie. Dann las er etwa bis ein Uhr die angekommenen Briefe oder die Zeitungen, hierauf empfing er die Franzosen oder Engländer, welche ihn stets in großer Anzahl besuchten. Der König unterhielt sich mit ihnen über Alles; seine leichte und gewählte Rede, seine umfassenden Kenntnisse und noch mehr seine Freimüthigkeit setzten diejenigen, welche ihn noch nie oder nur selten gehört hatten, in Erstaunen; bei einem ihn mehr interessirenden Gespräch erregte er selbst die Bewunderung seiner nächsten Umgebung.

Wir geben hier einige Auszüge aus der kleinen Broschüre „Ein Besuch bei dem Könige Ludwig Philipp", nicht blos, weil sie uns mit seinem Conversationstone bekannt machen, sondern auch manche seiner Handlungen, die in Frankreich und England gerügt worden sind, in das rechte Licht setzen. Die Broschüre ist zwar anonym, aber manche Einzelheiten lassen auf die Autorschaft des Herrn Lemoine schließen. Der Verfasser sagt uns, daß er den König früher nicht gekannt habe; ein Freund in Paris habe ihn gebeten, einige Briefe an Ludwig Philipp und die Prinzen in London zur Post zu geben. Bei seiner Ankunft am 1. März 1840 erfuhr er nun, daß eine ansteckende Unpäßlichkeit (hervorgerufen durch die Orydirung der Röhren, welche das Wasser in die Häuser führen) die Gäste von Claremont befallen habe und die Königin besonders leide. Auf diese Nachricht, die er in einer Zeitung gelesen hatte, entschloß er sich, die besagten Briefe selbst abzugeben und sich zugleich über den Gesundheitszustand der königlichen Familie zu erkundigen. Herr Lemoine, welcher den König nur in den Tullerieen, mit allem Hofgepränge umgeben, gesehen hatte, war ganz erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher ihm der Zutritt zu der neuen königlichen Residenz gelang.

Nachdem er seine Fahrt nach Claremont beschrieben, fährt er fort: „In einem Vorsaal sehe ich einen Bedienten in der Livree der Orleans. Ich gehe auf ihn zu und frage ihn, ob es nicht möglich sey, einen der Adjutanten des Königs zu sprechen.

„Ihr Name, mein Herr?"

„Hier ist meine Karte, aber mein Name ist hier unbekannt. Da ich indeß von Herrn L... Briefe an den König und die Prinzen abzugeben habe, so will ich die günstige Gelegenheit benutzen, um mich über den Gesundheitszustand der königlichen Familie zu erkundigen."

„Wenn der Herr die Güte haben will, mir jene Briefe einzuhändigen, so will ich sie bald an den König besorgen und zu gleicher Zeit den General D... (d'Houdetot?) von Ihrer Ankunft benachrichtigen, welcher sich gewiß beeilen wird, Ihnen die gewünschten Aufschlüsse zu geben."

Ich gab meine Briefe ab; man ließ mich in die Bibliothek treten und bat mich, einige Minuten zu verziehen, da sich jetzt gerade der General D... bei Herrn Vatout, dessen Zustand etwas bedenklich sey, befinde.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als eine Thür sich öffnete und der König eintrat. Er hielt meine Karte in der Hand und redete mich bei meinem Namen an:

„Guten Tag, Herr L...! Man hat mir gesagt, daß Sie nach Claremont gekommen seyen, um sich über unser Befinden zu erkundigen; ich danke Ihnen für diese Theilnahme und will Sie selbst hierüber beruhigen. Haben Sie keine Eil? Können Sie mir wohl ein Viertelstündchen schenken?"

„Ich bin vollkommen Herr meiner Zeit und bin glücklich, sie Ew. Majestät weihen zu können."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte und will davon Gebrauch machen. Nehmen Sie Platz! Wir wollen ein wenig plaudern. Ich sehe von Zeit zu Zeit Franzosen, Pariser; aber ich sehe deren nie genug, und es thut mir besonders wohl, zuweilen solche um mich zu haben, die sich noch unser erinnern."

„Nun, Sire, ich glaube, daß die Zahl dieser groß ist."

„Glauben Sie?" fragte er mit trauriger Miene.

Dann fuhr er, als wollte er sich eines schmerzlichen Gedankens erwehren, lächelnd fort: „Aber ich vergesse, daß Sie über unser Befinden in Unruhe sind... Sie haben in den Zeitungen von einigen Zufällen gelesen. Ich hätte es gern gesehen, daß man dies mit Stillschweigen übergangen hätte. Es ist ein Uebel, ein Zufall; schlechtes Wasser, nichts weiter."

„Ew. Majestät scheinen nicht unpäßlich gewesen zu seyn, wie Ihr gesundes Aussehen zeigt."

„Nein, ich war nicht krank ... aber ich bin fast der Einzige. Meine Kinder haben viel gelitten und leiden noch; die Königin hütet das Bett ... ich allein blieb verschont. Uebrigens wird dies mit Gottes Hülfe weiter keine Folgen haben, und in wenigen Tagen werden wieder Alle hoffentlich auf dem Platze seyn. Nur Einen, fürchte ich, werden wir beklagen."

„Etwa einen der Söhne Ew. Majestät?" fragte ich lebhaft.

„Nein, keinen Sohn, aber einen sehr treuen Freund ... dem im Unglück hat er sich als solcher bewährt. ... Der arme Vatout! ... Uebrigens erfolgt dieser nicht einem Zufalle, sondern einer organischen Krankheit."

„Ist denn gar keine Hoffnung mehr?"

„Keine!" sagte der König, indem er sich umsonst bemühte, die Thränen, die in seinem Auge glänzten, zu unterdrücken. ... „Er stirbt, fern von Frankreich. ... Ach, im Exil zu sterben, dies ist ein zweifacher Tod!"

Da der König wahrnahm, daß die Bewegung, die ihn übermannte, sich auch mir mittheilte, faßte er, indem er zu lächeln versuchte: „Ich will nicht, daß Sie sich hier betrüben; lassen wir dies und plaudern wir von Frankreich." ...

„Sire", antwortete ich, „Frankreich ist wie ein Kranker, der an einem unheilbaren Uebel leidet; er wälzt sich auf seinem Schmerzenslager umher und sucht sich seinen Leiden dadurch zu entziehen, daß er sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legt. Unglücklicherweise schafft ihm nichts Linderung; er kömmt nicht zur Ruhe."

„Armes Frankreich!" sagte der König, und indem er sein Haupt auf die Hand stützte, schwieg er, in Nachdenken versunken. Plötzlich fuhr er auf: „Und was sagen sie von mir?"

„Von wem sprechen Ew. Majestät? Von Ihren Feinden oder von Ihren Freunden?"

„Ach! Was meine Feinde denken, weiß ich und bin darüber nicht bekümmert, nur die Gefühle meiner Freunde beschäftigen mich."

Ich zögerte mit der Antwort. Der König bemerkte dies; er klopfte mir auf das Knie und sagte mit wohlwollender Vertraulichkeit: „Fürchten Sie, ich könnte nicht die Wahrheit hören? Ich habe mich nie vor ihr gefürchtet, und ich habe jetzt mehr, als sonst, das Recht, sie zu erfahren. ... Also sprechen Sie!"

„Ach!" sagte ich, „Ihre Freunde klagen darüber, daß Sie im Februar zu rasch Ihre Sache aufgegeben haben."

Mit einer Lebhaftigkeit, die man bei dem Alter des Königs nicht mehr erwartete, rief er: „Dies ist in vierundzwanzig Stunden schon das zweitemal, daß ich diesen Vorwurf höre! Nun, Ihnen, wie Z..., der gestern von Paris gekommen ist und mir dasselbe vorgehalten hat, antworte ich: Nie war ein Vorwurf ungerechter, als dieser! Man weiß also nicht, was mich dazu bestimmte? Man weiß nicht, daß die Minister, meine Freunde, kurz, Alle mir sagten: „Wenn Sie nachgeben, wird kein Tropfen französischen Blutes fließen!" Man weiß also nicht, daß dies allein mich sogleich zu einem Wechsel des Ministeriums bewog? Man weiß also nicht, daß dies allein meine Thronentsagung bewirkte? Und konnte ich, durfte ich anders handeln, als ich gehandelt? Man sprach mir von dem nahen Ausbruch eines Bürgerkrieges: für Bürgerblut war mir meine Krone zu theuer! Man sagte mir: die Nationalgarde verlangt die Reform; wenn man sie ihr verweigert, wird Blut fließen. .... Nicht das Blut einzelner Unzufriedenen und Freunde der Anarchie, sondern das Blut des wahren Volkes, das Blut der Arbeiter und ehrbaren Bürger! Diesen gebet ein anderes Ministerium, und Alles ist beendet! ... Nicht Ein

*) Von Herrn Croker, dem Herausgeber der Quarterly Review.

Schuß soll fallen! Da unterzeichnete ich den Befehl, die Truppen zurückzuziehen, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden. Sobald ich dies gethan, riefen Alle, — Alle, sage ich — daß der Aufstand sich gelegt habe und die Ruhe in wenigen Stunden eintreten würde."

Hier, glauben wir, trügt Herrn Lemoine sein Gedächtniß, oder er hat den König mißverstanden, denn Ludwig Philipp hat, wie wir wissen, zu wiederholtenmalen versichert, durchaus jene Befehle nicht gekannt zu haben, welche den Truppen jeden Widerstand verboten, sondern daß die neuen Minister diese ertheilt hätten, ohne ihn weiter darum zu befragen. Gewiß hätte er, als constitutioneller Fürst, diese Befehle gutgeheißen, wenn seine Minister darauf bestanden; aber in der That erfuhr er sie erst, als sie bereits ausgeführt waren. Der König fuhr fort:

„Dies geschah nicht. Man kam bald wieder zu mir und meldete mir, daß sich die erbitterte Nationalgarde nicht mehr mit einem Ministerium Thiers-Barrot begnüge, sondern daß sie auf meine Thronentsagung dringe. Man fügte allerdings hinzu, man könnte den Kampf wagen, und die Truppen würden vielleicht den Sieg davontragen, aber es würde viel Blut kosten; denn man habe es nicht mit einer Emeute, sondern mit einem Bürgerkriege zu thun! . . . Dies bewog mich, meine Thronentsagung zu unterzeichnen; ich that es zu Gunsten meines Enkels, und zwar ohne Ueberwindung. Ich fragte dann, ob man wohl noch etwas von mir fordere; man erwiederte, ich sollte die Regentschaft der Herzogin von Orleans übergeben. Bis dahin hatte ich auf Alles gehört, was man im Namen Frankreichs von mir verlangt hatte, denn bisher betrafen alle Forderungen meine eigenen Rechte: aber man ging weiter, man griff das Gesetz selbst an: da widerstand ich."

„Was man jetzt von mir verlangt", sagte ich, „ist eine Ungesetzlichkeit, zu „der ich nie die Hand bieten werde. Sie haben in dem Gesetze über die Re„gentschaft diese dem Herzoge von Nemours übergeben. Sie fanden es damals „so für gut; ich habe es bestätigt. Heute gefällt Ihnen dieses Gesetz nicht „mehr, und Sie wollen, ohne sich an das Recht zu kehren, eben dieses Gesetz „umstoßen. Mich werden Sie nie dazu bewegen, ich werde nie ein Gesetz „verletzen; denn was man mir auch immer Schuld geben mag, niemals, durch„aus niemals habe ich aus irgend einem Grunde etwas Ungesetzliches ge„than! . . . Ich liebe die Herzogin von Orleans, ich kenne besser, als irgend „Jemand, die ausgezeichneten Talente, mit denen sie begabt, und weiß sie zu „würdigen; aber ihr die Regentschaft übertragen, wäre ein Gesetzesbruch; das „werde ich nimmermehr thun!"

„Man drängte nicht weiter in mich. Ich wiederholte meine Frage, ob Frankreichs Wohl noch irgend ein anderes Opfer von mir heische. „„Ihre Entfernung"", sagte man mir. — Und wenn ich auch dies thue, wird Alles beendet seyn? — „„Alles! die Nationalgarde selbst wird die Barrikaden abtragen."" — Sie versichern mir also, daß meine Enkel und ihre Mutter keine Gefahr laufen werden? — „„Gewiß nicht!"" — Ich will also Frankreich verlassen, glücklich darüber, hierdurch verhindert zu haben, daß französisches Blut vergossen werde."

„Auf diese Weise und deshalb, mein Herr, reiste ich ab; deshalb verließ ich, wie Sie sagten, das Vaterland. Wenn man mir andere Motive unterschiebt, so weise ich sie zurück. Und welche andere Motive könnten dies gewesen seyn, frage ich Sie? Pamphletisten, Thoren haben von meiner Furcht gesprochen; aber sie selbst haben gewiß nicht daran geglaubt. Sicher ist Niemand in Frankreich, Niemand in Europa, selbst nicht unter meinen erbittertsten Feinden, welcher wirklich glauben könnte, daß ich mich am 24. Februar gefürchtet! Wovor denn auch? War denn meine Person in Gefahr? Selbst wenn dies gewesen wäre, so erkläre ich Ihnen, daß ich nicht darum gewußt, und auch dann wäre ich ihr nicht gewichen. Gefahr? Ich bin auf sie gefaßt, ich habe ihr stets ruhig ins Auge gesehen! Ganz Frankreich weiß, wie ich ihr getrotzt." . . .

„Ja, Sire, man weiß es! Man weiß, daß mehr als einmal die Kugeln an Ihrem Ohre vorbeigesaust, ohne daß Sie erbleichten, ohne daß Sie jemals Ihre bewundernswürdige Kaltblütigkeit verleugnet hätten." . .

„Mein Gott!" rief der König, „doch lassen wir dies! In Frankreich ist persönlicher Muth etwas so Allgemeines, daß er aufhört, ein besonderes Verdienst zu seyn. Im Ernst hat man mir wahrlich nicht Feigheit vorwerfen können. Nie hat mich auch diese elende Verleumdung berührt; dies, wie vieles Andere, ließ ich nie an mich kommen: dergleichen Anklagen fielen auf meine Gegner zurück."

„Die Nachwelt wird Sie rächen", sagte ich, „Sire."

„Das ist eine schöne Phrase, mein Herr, die mich indeß wenig tröstet. Denn, um mit Ihnen offen zu sprechen, so schmerzt mich nicht sowohl der Verlust des Thrones, selbst nicht das Exil, sondern vielmehr das unbegreifliche Schweigen derjenigen, welche Manches zu meiner Vertheidigung hätten sagen können. . . . Als ich im Besitz der Macht war, sagte man mir: „„Sire, Sie sind der Schlußstein des europäischen Friedens. . . Wenn Sie nicht wären, würde es um die Ruhe der ganzen Welt geschehen seyn.""" Ich lächelte ungläubig zu diesen Aeußerungen, indem ich dachte, daß meine Schultern zu schwach wären, um solch' schwere Bürde allein zu tragen; ich sagte mir dann wohl: „Das sind Schmeichler oder Freunde, welche mir ein zu großes Verdienst um die Erhaltung des Weltfriedens zuschreiben." Nun, der Tag, an dem diese Schmeichelei hätte eine Wahrheit werden können, der Tag, an dem mein Thron wankte, das Feuer der Revolution plötzlich von einem Ende Europa's zum anderen, in der Lombardei, in Rom, Wien, Berlin, München, in Ungarn mächtig auflohte, war gekommen, aber auch nicht Eine Stimme erhob sich für mich. Niemand fragte: „Hat nicht der Mann, den wir dazu verurtheilt, in der Verbannung zu sterben, etwas für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe gethan, die zugleich mit seinem Sturze schwindet? Verdient er kein Mitleid, keine Erinnerung, gar nichts!" . . .

Bei diesen Worten verließ der König seinen Platz; mit großen Schritten eilte er durch die Bibliothek; er schien ganz zu vergessen, daß er in diesem Augenblicke einen Zeugen um sich hatte. Ich bewunderte die Energie dieses Mannes, von dem uns die radikalen Journale schon seit zehn Jahren sagten: „Der König altert, der König stirbt ab!" Der König bemerkte mein Erstaunen und sagte, indem er vor mich hintrat: „Sie scheinen nicht auf mich zu hören, woran denken Sie?"

„Ich denke, Sire, daß Ew. Majestät noch viele Jahre hätten die Franzosen beglücken können."

„Die Franzosen", erwiederte der König lächelnd, „kümmern sich wenig um das Glück; sie sind so die Athener der Neuzeit, daß es sie ermüdet, das glückliche Volk zu heißen, wie einst Athen überdrüssig wurde, daß Aristides den Beinamen des Gerechten habe." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Sonate von Beethoven.

(Schluß.)

Unter den großartigen Werken Beethoven's, an deren Spitze seine neun Symphonieen stehen, bilden die Sonaten für das Pianoforte, neunundvierzig an der Zahl, eine besondere Abtheilung, sie sind das, was bei Goethe die Lieder sind, der Ausdruck eines selbstempfundenen Gefühls, die Idealisirung einer Lebensepisode. Jedes dieser Lieder hat eine Geschichte, deren Pointe wiederum die Liebe ist; Beethoven hat nie aufgehört, ein Ideal im Herzen zu tragen, und die Furcht, sich seine Illusion zu zerstören, war der Grund, daß er sich nicht vermählte; auch ich bin der Meinung, daß der Künstler sich nicht auf diese Weise die Schwingen binde, er lebe wie der Priester in der Einsamkeit, er schweige in frommem Nachdenken, und seine von allen Banden der Dienstbarkeit freie Seele lausche nur der Sprache einer höheren Welt! Mehrere ausgezeichnete Frauen, alle der Aristokratie angehörend, zogen Beethoven's Aufmerksamkeit auf sich und empfingen seine Huldigungen; unter ihnen wird die Gräfin Marie Erdödy, der er die zwei reizenden Trios Op. 70 zugeeignet hat, besonders erwähnt. Beethoven hielt sehr darauf, daß von den Verlegern seiner Werke die ästhetischen Bezeichnungen, welche er denselben gegeben, beibehalten wurden, eben deshalb, weil sich an jedes derselben Erinnerungen aus seinem Leben knüpften. „Meine Musik", sagte er oft, „soll mit dem Gemüth und nicht mit dem Metronom aufgefaßt werden, man muß sie fühlen und begreifen wie eine gelungene Dichtung und nicht sie mit bloßer Fingerfertigkeit spielen." Wer nicht weiß, was die Worte: der Abschied, die Trennung und die Rückkehr ausdrücken sollen, der wage sich nie an die Sonate Op. 81. Welcher wahrhafte Künstler wird nicht in dem Largo der dritten Sonate in D-moll die Träumerei eines melancholischen Herzens erkennen, und wenn man den Sturm von Shakespeare liest, wird man die Grundideen der beiden Sonaten Op. 27 und 29 verstehen lernen. Alle Biographen Beethoven's sind darin übereingekommen, seine Werke in drei Kategorieen zu theilen, welche sich auf drei verschiedene Epochen seines Lebens beziehen; während der ersten, die von 1790 bis 1800 reicht, gleichen seine Compositionen mehr oder weniger denen früherer Meister, besonders Mozart's, dessen dolce maestà aus seinem Stil zu verbannen ihm große Mühe kostet; in der zweiten Phase, welche mit dem Jahrhundert beginnt und sich bis auf 1816 erstreckt, zerreißt er die Schleier, die seine eigene herrliche Originalität verhüllen, und entwickelt sich in freier Selbstbewegung; in dem dritten Abschnitt, der bis zu seinem Tode dauert, verfährt er auf eine Weise, die mehr das System als naive Ergüsse und Inspirationen verräth. Die Gelehrten sagen, daß diese drei verschiedenen Manieren sich bei allen wirklich talentvollen Menschen, die nicht, wie Tasso, Raphael und Mozart, in der Jugend gestorben sind, bemerkbar gemacht haben; sie sind die Manifestation der drei großen Perioden, welche der menschliche Geist zu durchschreiten hat, ehe er das Ziel seines Schicksals erreicht: die Jugend, die Vollkraft und die Wiederabnahme. In der ersten Periode wagt der Mensch die ersten Versuche, den Kampf mit dem Leben zu bestehen, unter dem wachsamen Mutterauge, dann entfaltet und kräftigt er sich im Feuer der Leidenschaften, dann endlich nimmt er ab — und stirbt, das sind die drei Zeitalter, von denen die Dichter sprechen. Für diejenigen, die sich dem Dienste der Schönheit weihen, ist die Zeit der Liebe das goldene Zeitalter, und diese erhabene und edle Leidenschaft soll am stärksten in der Mitte di nostra vita erglänzen; so lange diese heilige Flamme auf dem Altar lodert, giebt es kein Ersterben der Geistiges schaffenden Kräfte im Menschen, und seine Werke strahlen von der ewigen Jugendfrische des Herzens, dem sie entstiegen sind. Gluck hat die Oper „Armide", als er sechzig Jahr alt war, komponirt. Wenn man die Abnahme der Liebe im Herzen durch gelehrte Combinationen ersetzen will, so nimmt man vielleicht eine höhere Stufe in der Reihe der großen Denker ein, aber man steigt herab als schaffender Künstler, denn, wie die Troubadours, die uns die Tradition der Platonischen Doktrin aufbewahrt, sagen: „um gut zu singen und zu erfinnen, muß man lieben!" Glücklich zu preisen ist der Dichter und Künstler, dem es, wie Raphael, Tasso, Mozart und Byron, vergönnt ist, zu sterben, ehe sich gewitterschwere Wolken über seinem Haupte entladen, und der noch im Verscheiden den Duft der Blume, die ihn entzückt, einathmen darf!

So dachte Beethoven, und die schönsten Werke seines Genius datiren sich aus der glücklichen Epoche der Jahre 1800—1816; es war nämlich damals, als er die Bekanntschaft einer Frau machte, welche einen großen Einfluß auf

sein Leben gewann und deren Andenken sich in den Klängen der ihr gewidmeten Cis-moll-Sonate auf ferne Zeiten übertragen wird. Diese Frau, welche Julietta di Guiccardi hieß, erweckte durch die Eleganz ihrer äußeren Erscheinung, durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und ihren reichen blonden Haarschmuck die in Beethoven's Seele nur schlummernde Erinnerung an Fräulein v. Honrath. Eigentlich sollte der Mann nur einen Frauentypus wahr und innig lieben, dieses Ideal mit beständiger Treue unter den in der Wirklichkeit lebenden Wesen suchen und nicht rasten, bis er es gefunden. Etwas dem Pfropfen der Pflanzen, deren ursprünglicher Saft neue Früchte treibt, ganz Aehnliches geht in unserem Innern vor: die neuen Gefühle wurzeln oft in dem Andenken an die vergangenen, deren erloschene Träume sie wieder zu beleben scheinen. Ach, mehr als irgend Einer kann ich die Wahrheit von dieser Wiedergeburt unserer Gefühle bezeugen!

Beethoven's Leidenschaft für Julietta di Guiccardi war eine sehr heftige und scheint in dieser stets bewegten Seele alle anderen überlebt zu haben; nie vergaß er den Namen der Frau, welche während der ruhmvollsten Periode seines Lebens in seinem Herzen geherrscht hatte, und noch im Verscheiden flüsterten seine Lippen diesen theuren Namen. Im Jahre 1806 scheint diese Neigung ihren Höhepunkt erreicht zu haben; drei Briefe Beethoven's aus dieser Zeit, deren Konzept man nach seinem Tode erst fand, beweisen, daß der Schöpfer der wilden Symphoniemusik auch sehr zarter Empfindungen fähig war; diese drei Briefe, aus einem ungarischen Badeort datirt, den Beethoven seiner Gesundheit wegen auf einige Monate besuchte, athmen die wärmsten Gefühle für seine Julietta. So schreibt er z. B. am 6. Juli 1806: „Mein Engel, mein Licht, mein Alles! für heute kann ich Dir nur wenige Zeilen senden, ich schreibe sie aber mit Deiner eigenen Bleifeder. Warum bist Du so traurig? Ist die Liebe nicht ein Gesetz, das Opfer heischt? Mein Herz ist so von Deinem Bilde erfüllt, daß die Sprache meine Empfindungen nicht auszudrücken vermag. Tröste Dich, meine Vielgeliebte, bleib mir treu und laß für alles Andere den lieben Gott sorgen ....." — „Du leidest, Du leidest, meine Geliebte, und ich, ach, wenn Du wüßtest, welch' trauriges Leben ich, fern von Dir, führe! ich schließe meine Augen kaum, von Dir getrennt, bin ich nur ein herumirrender Schatten! Wann werde ich endlich, Arm in Arm, mit Dir in die Sphären der Unendlichkeit eingehen? O, allmächtiger Gott, warum scheidest Du zwei Herzen, die sich einander so unentbehrlich sind? Deine Liebe, meine Julietta, ist zugleich die Wonne und die Qual meines Lebens; mit Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, der uns auf immer vereint. O Liebe, Liebe, Du Alles Vermögende, Du bist für mich die Quelle der Kraft und der Begeisterung!"

Doch wer vermag das unergründliche weibliche Herz zu erforschen? Einige Monate nach dieser Korrespondenz, welche doch eine gegenseitige glückliche Liebe zu bekunden scheint, erfährt Beethoven, daß der Gegenstand seiner heißen Leidenschaft, ungeachtet aller Beweise von Liebe, die er eben noch von ihr erhalten, die Verlobte eines ihm unbekannten Mannes sey, mit dem sie sich bald unauflösbar zu verbinden beabsichtigte. Die Verzweiflung des Künstlers war unbeschreiblich, er verließ Wien, wie ein verwundeter Löwe, der den vergifteten Pfeil in seiner Flanke trägt, und flüchtete nach Ungarn zu seiner alten Freundin, der Gräfin Erdödy; doch sein Schmerz litt ihn nicht im Schlosse, er verschwand plötzlich aus demselben und irrte drei Tage in den einsamsten Umgebungen umher, als Beute des tiefsten, durch nichts zu besänftigenden Schmerzes. Die Frau des Klavierlehrers der Gräfin Erdödy fand ihn am Rande eines Grabens liegend und führte ihn zum Schlosse zurück, und dieser Frau gestand er, daß er sich durch Hunger tödten wollte. Julietta, von ihrer ganzen Familie bestürmt und besonders den dringenden Bitten ihrer Mutter, welche durchaus einen Mann mit einem Titel für sie wollte, endlich nachgebend, ward die Gemahlin eines armen Edelmannes, des Grafen von Gallenberg, den sie schon vor ihrem Verhältniß mit Beethoven gekannt hatte; er war ebenfalls Musiker und lebte nur von dem Ertrage seines Talents, so hat er z. B. die Musik zu mehreren recht beliebten Ballets geschrieben.

Im Jahre 1822 kam die Gräfin Gallenberg, ihren Gewissensbissen fast erliegend, mit Thränen in den Augen zu ihrem früheren berühmten Geliebten, um seine Verzeihung zu erflehen, er aber sah sie mit zornerfülltem Blicke an und wandte sich, ohne ein Wort zu entgegnen, von ihr ab.

Der Name dieser Frau, welche sich die Liebe, die sie eingeflößt, nicht zu erhalten vermochte, wird dennoch durch die Cis-moll-Sonate unsterblich gemacht, in ihr scheint der Kelch bitterer Schmerzen, der sie hervorgebracht, sich gänzlich zu ergießen."

Der vorstehende Bericht, in welchem Beethoven's Biographie nur der Episode aus einem Privatleben als Einfassung dient, ist, wie ich schon gesagt habe, keine Erfindung meiner Phantasie, eben so wenig ist er eine Nachahmung jener neuerdings so beliebten Schilderungen, wo die Geschichte der Kunst sich in eine romaneske Form hüllt, um den gleichgültigen oder zerstreuten Lesern besser zu gefallen. Ich liebe dieses Genre der Literatur durchaus nicht, es schadet der Wahrheit, ohne der Phantasie viel zu nützen; ich ziehe es vor, das Leben großer Männer einfach zu beschreiben und ihre unsterblichen Werke so getreu, wie es nur immer möglich ist, wiederzugeben. Uebrigens gehört der Mann, aus dessen Leben ich die vorstehende wahre Episode erzählte, zu den interessantesten Charakteren, mit denen ich je in Berührung gekommen bin. Ich lernte ihn bei einer Dame kennen, die ihm sehr geneigt zu seyn schien und ihn immer: caro cavaliere nannte. Sein auserlesener Geschmack in der Musik, seine tiefe und gründliche Kenntniß der schönen Künste im Allgemeinen und mehr noch der Umstand, daß er Italiäner war, ließen mich mit ihm ein Freundschaftsbündniß schließen, das sich um so inniger gestaltete, da er von sehr zurückhaltender Natur und es eben nicht leicht war, sein Vertrauen zu gewinnen. In den langen Mittheilungen, die wir uns gegenseitig zuweilen machten, entwickelte er einen so originellen Geist, eine solche Fülle der Erinnerungen und ein so interessantes Leben überhaupt, daß ich ihm oft sagte: „Chevalier, Sie sollten Ihre Memoiren herausgeben." — „Und wozu sollte ich das, was Sie meine Memoiren nennen, schreiben?" antwortete er sorglos, „ich bin weder Staatsmann, noch Künstler, noch Philosoph genug, um das Recht zu haben, meine Nebenmenschen mit dem Aufzählen meiner Abenteuer zu langweilen; hätte ich ein Vaterland, eine Familie, so könnte ich allenfalls annehmen, daß meine vielfachen Träume und Phantasien ein mir ergebenes Herz interessiren würden, und dies allein vermöchte mich, etwas zu thun, das mir von je her als eine sehr schwere Aufgabe erschien: mich an den Schreibtisch zu setzen und weißes Papier mit schwarzer Schrift zu bedecken; doch wie könnte ich als das, was ich jetzt bin, ein trauriger Ueberrest vergangener Zeiten, nur durch liebe Erinnerungen an die Erde gefesselt, erwarten, daß nur ein Wesen mich verstände, wenn es mir wirklich einfallen sollte, meine Gedanken zu verewigen?" „Sie würden Ihre Worte an das geheimnißvolle und allmächtige Wesen richten", antwortete ich ihm, „das sich für alles wahrhaft Gute und Schöne interessirt, an dieses Wesen, welches ewig jung und allgegenwärtig ist und nichts vergißt, was des Andenkens werth ist, an das Publikum; es wundert mich, mein Freund", fügte ich hinzu, „von Ihnen solche Grundsätze aufstellen zu hören, der Sie sich ein tiefes religiöses Gefühl bewahrt, das Sie glauben läßt, die Welt, in der wir leben, sey ohne Liebe und Opfer, eine wahre Räuberhöhle!" „Ach", antwortete er mir einst, meine Hand mit Wärme drückend, „Sie bekämpfen mich mit meinen eigenen Waffen, und ich gestehe es, ich bin besiegt; indem ich die bitteren und unwürdigen Worte ausstieß, die Sie so richtig gedeutet haben, folgte ich nur dem Antriebe des Sophismus, um meine unheilbare Antipathie gegen Alles, was auf Schriftstellerruhm Anspruch macht, zu entschuldigen. In der Geschichte der französischen Revolution habe ich der prächtigen Antwort, die Vergniaud denjenigen gab, die ihn beschuldigten, durch seinen Einfluß die Provinzen zum Widerstand gegen die Herrschaft der Hauptstadt aufgereizt zu haben, die größte Bewunderung gezollt. „Ich brauche nur ein Wort zu sagen, um diese Verleumdung zu widerlegen", erwiederte der berühmte Redner, „ich habe, seit ich zum Nationalkonvent gehöre, nicht einen einzigen Brief geschrieben." Zwar besitze ich nicht die Beredtsamkeit, die den Chef der Gironde so auszeichnete, und bin also auch zu keiner so großartigen Indifferenz gegen literarischen Kram berechtigt, aber ich kann mich wenigstens rühmen, nur solche Briefe geschrieben zu haben, die den Ausdruck meiner Gefühle aufs innigste bekunden. Sehen Sie", fuhr er fort, indem er ein Fach seines Schreibtisches öffnete, „hierin befindet sich die Geschichte meines Lebens." — Es waren viele Packete mit Briefen von jeder Größe, sämmtlich mit Etiketten versehen und mit der Sorgfalt eines Archivars geordnet. — „Dies", sprach er, „ist der letzte Brief, den ich geschrieben, er bezieht sich auf eine schmerzliche Episode, von der Ihnen einige Details bereits bekannt sind, und da es sich darin sehr viel um Musik handelt, gestatte ich Ihnen, denselben zu lesen."

Ich nahm das Heft mit mir, es enthielt in italiänischer Sprache den vorstehenden Bericht.

„Und wie ist das Ende dieser Geschichte?" fragte ich den Chevalier einige Tage später. — „Ach", antwortete er seufzend, „wie das Ende aller Sachen auf dieser Welt, der schöne Traum ist zerronnen, und die traurige Wirklichkeit ist an seine Stelle getreten. Wenn diese Geschichte Sie interessirt, so will ich Sie Ihnen gern erzählen, aber Sie müssen mir dann erlauben, sehr weit in meinen Erinnerungen zurückzugehen, denn in meinem dunklen Lebenslauf hängt und leitet sich eine Begebenheit an die andere. Hören Sie meinen weitschweifigen Bericht mit Nachsicht an, Sie erzeigen mir einen Freundschaftsdienst damit, denn es giebt nichts Traurigeres auf der Welt, als der einzige Vertraute seiner Schmerzen zu seyn. Wie glücklich seyd Ihr, Künstler, alle, die Ihr, wie die Vögel im Walde, Euer Leid singen oder die Stürme in Eurer Seele durch süße Akkorde mildern könnt!" — „Chevalier", antwortete ich, „haben Sie Dank für diesen Beweis von Vertrauen, den Sie mir geben, aber bedenken Sie wohl, daß Sie sich einem indiskreten Menschen hingeben, der in vielfachen Beziehungen zum Publikum steht." — „Wie es Ihnen beliebt", sagte er, mir die Hand reichend, „ich verlasse mich auf Ihren Geschmack und auf Ihr Zartgefühl."

Ich habe nun aus der Unterhaltung mit dem Chevalier, im Verein mit seiner zahlreichen Korrespondenz und anderen über ihn gesammelten Nachrichten, die Geschichte dieses interessanten Mannes erfahren, die Daten, die sich auf die Musik besonders beziehen, sorgsam geordnet und werde nun diese Geschichte des Chevalier Sarti, in welcher die Musik eine so große Rolle spielt, ein andermal erzählen.

Die Statue Larrey's und der Bildhauer David.

Wenn man ein Werk David's betrachtet, so springen seine Vorzüge sehr bald in die Augen. Wenige verstehen sich, wie er, auf die Wahrheit und Präzision in der Physiognomie und im Charakter, auf den Ausdruck des Gesichts, auf die vollständige Reproduction der menschlichen Maske. Ueberall bei ihm treten dem Beschauer die äußeren Merkmale der Leidenschaft, der Empfindung, des Denkens sprechend entgegen. Schwächer ist er in allen Punkten, bei welchen der Geschmack das besondere Maß des Urtheils abgiebt.

Wir hatten unlängst Gelegenheit, eines seiner neuesten Werke, die Statue des berühmten Larrey zu sehen, eine Schöpfung, an der sich die Eigenthümlichkeiten des Künstlers in sehr hervorragender Weise manifestiren. — Der Kopf Larrey's ist gewiß von schlagender Aehnlichkeit. Dieser ehrwürdige Mann,

welcher der Armee ſo glänzende und zahlreiche Dienſte erwies und deſſen Name mit dem Napoleon's in mancher Verbindung ſteht, hatte ſeit dem Sturz des Kaiſerreiches den Kopfputz und das Koſtüm, welches er während der glorreichen Feldzüge trug, beibehalten und war gleichſam bei Lebzeiten ſchon zu einer hiſtoriſchen Figur geworden. Alle Welt kannte ihn bei ſeiner Popularität. In ſeinem Geſicht lag eine Miſchung von Energie und Bonhomie, die Jedermann auffiel, und dieſen Ausdruck hat David aufs glücklichſte erfaßt und mit einer ſeltenen Präziſion wiedergegeben.

David kannte den Kopf Larrey's ſchon lange Zeit, als er ihn zu modelliren unternahm. Hat er aber aus dieſem Vortheil Nutzen gezogen? Ich glaube, nein. David giebt, wie man ſich leicht durch die vielen von ihm herrührenden Medaillen überzeugen kann, gar zu viel auf die Phrenologie. Wir wollen dieſe Wiſſenſchaft keineswegs herabſetzen, wenn ſie jedoch berufen iſt, wahren Nutzen zu ſtiften, ſo dürfte dies ſchwerlich auf dem Gebiete der Künſte der Fall ſeyn, welche ſich dem Ausdruck der Schönheit widmen. Die Phrenologie kann uns über die Inſtinkte der Thiere aufklären, dieſes Recht wird ihr Niemand ſtreitig machen; ſie mag für die Aufſtellung der zoologiſchen Stufenleiter eine vorzügliche Hülfsquelle abgeben; wenn ſie indeß aus dem wiſſenſchaftlichen Gebiete auf das Gebiet der Aeſthetik übergeht, ſo wird ſie offenbar ſchädlich. Die ſchönſten Werke der griechiſchen Kunſt haben nichts mit den Lehren der Phrenologie zu thun. Es handelt ſich hierbei ganz einfach darum, ob die Abſicht, durch die Form des menſchlichen Kopfes alle Leidenſchaften, Gelüſte und Fähigkeiten des darzuſtellenden Individuums auszudrücken, nicht in das Werk des Bildhauers eine Unmaſſe von Details bringen muß, welche, ſo wahr ſie auch an ſich ſind, durch ihre Zahl die Harmonie und Einheit ſtören, deren die Kunſt nicht entbehren darf. Wenn die Phrenologie den Griechen unbekannt war, ſo haben die hervorragenden Künſtler des Perikleiſchen Zeitalters dennoch keineswegs das Studium der menſchlichen Maske in ihrem mannigfachen Ausdruck vernachläſſigt. Und dies genügte; denn es iſt kaum zu glauben, daß die Statuen Jupiter's, Laokoon's und Apollo's, wenn man ſie den Geſetzen der Phrenologie unterworfen hätte, uns die ihnen eigene Einfachheit, Einheit und Harmonie aufweiſen würden.

Sicherlich iſt der Kopf Larrey's in dem Werke David's von einem ſchönen Charakter. Er würde indeß noch ſchöner ſeyn, wenn ſich der Künſtler begnügt hätte, das, was er geſehen, frei von aller ſervilen Nachahmung wiederzugeben. Der Wunſch, der wirklichen Erſcheinung, die er beobachtet hatte, noch die Unterweiſungen, welche ihm die Phrenologie rückſichtlich des Charakters und der Fähigkeiten ſeines Modells bot, beizufügen, vermehrte die Details in der Maske Larrey's der Art, daß das Werk einen Theil ſeiner Größe einbüßte.

That David recht daran, ganz genau das Koſtüm ſeines Modells wiederzugeben? Unſerer Anſicht nach ſcheint dieſe Frage längſt entſchieden zu ſeyn. Wiewohl es nothwendig iſt, bei der Compoſition einer Statue ſich in gewiſſer Hinſicht auf idealem Gebiete zu halten, ſo würde ich doch keinem Maler oder Bildhauer rathen, das hiſtoriſche Koſtüm gegen ein künſtleriſch conventionelles zu vertauſchen. Das Modell ſey für die Zwecke der Bildhauerkunſt eben ſo gekleidet, wie es ſtets gekleidet war; das Koſtüm gebe das Datum des Gegenſtandes an. Es iſt hiermit nicht geſagt, daß es dem Künſtler nicht freiſtehe, nach Bedürfniß *kleine* Modificationen vorzunehmen; in der Hauptſache halte er ſich jedoch an die Wirklichkeit. David kennt dieſe delikate Partie ſeiner Aufgabe ſchon lange und löſt ſie zur Verwunderung gut. Das Koſtüm, welches wir tragen, nimmt unter ſeinem Boſſirholz eine Weite, eine Geſchmeidigkeit, eine Anmuth an, die uns überraſcht. Der Stoff hüllt den Körper ein und zeichnet ſeine Umriſſe; die Falten entſtehen aus der Bewegung der Figur. Wie kein anderer Künſtler verſteht es David, über alle Schwierigkeiten des modernen Koſtüms zu triumphiren. Die Statue Larrey's läßt in dieſer Hinſicht nichts zu wünſchen übrig.

Und doch genügt dieſe ſo geſchickt modellirte, ſo elegant drapirte Statue mit ihrer ſo vorzüglichen Portrait-Aehnlichkeit einem Auge nicht, welches an die Betrachtung der Meiſterwerke vergangener Zeiten gewöhnt iſt. Nichts kann uns für den geometriſchen Fehler, welchen David beging, entſchädigen. Es iſt eine unumſtößliche Annahme, daß der Mann vom Scheitel bis zur Fußſohle ſieben und eine halbe Kopflänge mißt; die Weiber meſſen eine halbe Kopflänge mehr. David hat dieſe Grundwahrheit beiſeitegeſetzt, nicht etwa aus Unkenntniß, ſondern mit voller Abſicht. Und warum wohl? Ich glaube leider wiederum aus Rückſicht für die Phrenologie. Offenbar ſoll der relative Umfang des Kopfes ganz treu die natürliche oder erworbene Entwickelung der Intelligenz ausdrücken. Die Menge pflegt gewöhnlich mit einem großen Kopfe den Begriff eines großen Verſtandes zu verbinden. Die Davidſche Statue Larrey's mißt nur ſechs und eine halbe Kopflänge.

Das Piedeſtal der Statue iſt mit verſchiedenen Basreliefs geziert. Der Künſtler hat, um Larrey's Heroismus anzudeuten, eine der Schlachten gewählt, mit welcher der Name ſeines Modells in Verbindung ſteht. Unſerer Meinung nach wäre es für die beſondere Abſicht des Bildners entſprechender geweſen, den Helden ſelbſt, und zwar mitten im Kugelregen und von Gefahren umgeben, darzuſtellen.

Wir wollen keineswegs mit den vorangegangenen Bemerkungen die Forderung verknüpfen, David ſolle ohne Weiteres ſeine Gewohnheiten aufgeben. Um einen Menſchen unparteiiſch zu beurtheilen, muß man ihn von ſeinem Standpunkte aus betrachten und nicht Fähigkeiten von ihm verlangen, die er nicht beſitzt. Wenn wir daher das Verdienſt David's abzuwägen beabſichtigen, ſo dürfen wir keineswegs die griechiſche Tradition als Maßſtab anlegen; es wäre dies eine offenbare Ungerechtigkeit. David hat nichts mit den Lehren des Alterthums gemein. Wir müſſen genau ſagen, was *er* gewollt hat, und in der Geſchichte einen Mann ſuchen, der von demſelben Wollen geleitet wurde.

Es iſt dieſer Mann leicht zu finden, er nennt ſich Puget, der Schöpfer des „Milo" und „Philopoemen". Puget ſetzt ſich viel mehr den Ausdruck der Kraft, als den Ausdruck der Schönheit zum Zweck. Auch David gehört zur Schule Puget's, ohne jedoch in knechtiſche Nachahmung zu fallen. Mit anderen Worten, David iſt gegenwärtig das Haupt der *realiſtiſchen* Schule der Bildhauerei, welche der Schule, die ſich die klaſſiſche nennt, entgegenſteht.

Beide Schulen verharren in der Einſeitigkeit. Letztere erkennt keine wahre Weiterentwickelung der Kunſt an und hat z. B. keine eigentliche Vorſtellung davon, welcher große Abſtand ſchon zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kunſt obwaltet. Erſtere vernachläſſigt nur zu oft die Schönheit. Die richtige Mitte und eine wirklich vollendete moderne Kunſt würde erzielt werden, wenn man Beides, die Modelle, welche uns die Natur liefert, und die Monumente, die uns das Alterthum zurückgelaſſen, ſtets zu Rathe ziehen wollte. Die griechiſche Kunſt gränzt trotz ihres idealen Charakters durch ihre Einfachheit an die Natur ſelbſt. Nur auf die eben angedeutete Weiſe wird man ihre große Aufgabe in Wahrheit weiter fortführen.

Mannigfaltiges.

— Zur Naturgeſchichte der Brieftauben. Die vor kurzem von einem engliſchen Blatte mitgetheilte Nachricht über die Ankunft der von Sir John Roß mitgenommenen Brieftauben in Schottland hat ſich zwar als ungegründet erwieſen, iſt jedoch inſofern von Intereſſe, als ſie zu anziehenden Bemerkungen über die Gewohnheiten und die Dreſſirungsart dieſer Vögel Anlaß giebt. Es ſcheint, daß ein langer und ſorgfältiger Abrichtungskurſus nothwendig iſt, ehe man ſie als gehörig zugelernt betrachten kann. Ihre erſten Ausflüge ſind auf einige (engl.) Meilen beſchränkt, die bis zu ſechzig oder achtzig ausgedehnt werden, welches etwa das Maximum des Weges iſt, den man ſie in der erſten Saiſon machen läßt. In der folgenden unternehmen ſie ſchon längere Reiſen, und es liegt ein Bericht vor, daß ſie 600 Meilen zurückgelegt haben. Dies war im Jahre 1834, als man 200 dieſer Tauben zu San Sebaſtian, in Spanien, in Freiheit ſetzte, wovon ſiebzig nach Verviers flogen. Der verſtorbene Biſchof von Norwich erzählt in ſeiner „Geſchichte der Vögel", daß man ſechsundfunfzig Tauben von einer Gegend in Holland, in der man ſich mit der Zucht derſelben vorzugsweiſe beſchäftigt, nach England hinüber gebracht und in London um halb fünf Uhr Morgens wieder fliegen gelaſſen habe. Zur Mittagszeit waren ſie alle in ihre alten Taubenſchläge zurückgekehrt; ja, ein Lieblingstäuberich, Napoleon genannt, traf ſchon um ein Viertel auf elf Uhr dort ein. Er hatte alſo die Diſtanz von 300 (engl.) Meilen mit einer Schnelligkeit von mehr als funfzig Meilen die Stunde zurückgelegt, vorausgeſetzt, daß er keinen Augenblick verloren hatte und in einer geraden Linie geflogen war. Es geht aus mehreren Verſuchen hervor, daß die ſtärkſte Tour einer Brieftaube ungefähr ſechzig Meilen in einer Stunde beträgt; wenn wir daher annehmen, daß Sir John Roß ſeine Tauben von dem Orte, wo er zuletzt geſehen worden, d. h. gegen 2000 Meilen von Schottland, fliegen ließ, ſo müßten dieſe Vögel über dreiunddreißig Stunden mit jener Schnelligkeit geflogen ſeyn, um ihren Wohnort zu erreichen. Nun ſoll es aber faktiſch ſeyn, daß Brieftauben nie zur Nachtzeit fliegen. Ein ſehr erfahrener Abrichter verſichert, daß ihm kein Fall bekannt ſey, wo eine Brieftaube nach Eintritt der Dunkelheit zurückgekehrt wäre. Neblichtes Wetter iſt ihnen ebenfalls ſehr ungünſtig; und die Belgier, die große Sorgfalt auf die Taubenzucht verwenden, haben die Bemerkung gemacht, daß ihre Tauben den Flug ſchneller vollbringen, wenn ſie von Süden nach Norden ziehen. Ueberhaupt ſind alle Kenner in dieſem Fache der Meinung, daß man gar nicht daran denken könne, dergleichen Vögel vom Lancaſter-Sund oder der Davisſtraße nach England abzufertigen, da ſie ſelbſt zu Reiſen über den Kanal — von Antwerpen nach London z. B. — erſt durch kurze Flüge an der Seeküſte vorbereitet werden müſſen.

— Der Puſeyiſt Newman. Das in unſerer vorletzten Nummer erwähnte Werk über die Naturgeſchichte der Seele, von Newman, iſt, wie wir jetzt erfahren haben, nicht von dem bekannten Puſeyiſten dieſes Namens. Letzterer heißt John Henry und iſt dermalen Prieſter des Oratoriums von St. Philipp Neri in Rom, ſoll aber dazu beſtimmt ſeyn, einen der neukreirten katholiſchen Biſchofsſitze in England einzunehmen, wo er ſich auch in dieſem Augenblick aufhält. Eine von ihm herrührende Schrift, in der er zu beweiſen ſucht, daß der traurige politiſche Zuſtand der meiſten katholiſchen Länder in keinerlei Weiſe dem katholiſchen Glauben zum Vorwurf gereiche, iſt neulich von der engliſchen Preſſe in Bezug auf die gegenwärtigen Zerwürfniſſe näher beſprochen worden.

Das mit dem 31ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lassar, Brüderstraße Nr. 3), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 21. Dezember 1850.

England.

Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" nicht gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt; über deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schooße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Werth; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlseyn in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gang der Civilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard's I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchsten Mißfallen Sr. Majestät. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheit seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze, wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle", gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellung anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten: aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, in Folge derer Seine darüber sehr erzürnte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlaubten würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seyen, außerdem aber sollten ihre Heerde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Konsumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfängen schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Heerde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu acceptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lord-Mayor eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Corporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von acht Pence Sterl. für die Tonne im voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre, unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrechtgehalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hatten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karl's I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei oder drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reklamiren, und so für ihre Frechheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaction die nothwendige Konsequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Kontraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sey, durch diesen Industriezweig große Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiten unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür dieselbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten

*) Nach Charles Dickens' Household Words.

des Transportes, der oft dem Preiſe des Artikels gleichkömmt oder ihn überſteigt, an dem Verluſte beim Fortſchaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkoſten, welche das Löſchen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. ſ. w. verurſachen, ferner an den langen Krediten und ſchlechten Schulden, an dem Gewinne der verſchiedenen Agenten und Zwiſchenhändler, deren zahlreichſte Klaſſe aus Individuen beſteht, welche ſich für Kohlenhändler ausgeben, während ſie in der Wirklichkeit nur Mäkler ſind, endlich an der Geldgier der Detailliſten jeglicher Art. (Schluß folgt.)

Die letzten Tage Ludwig Philipp's.

(Schluß.)

Der König fürchtete ohne Zweifel, daß ich den Scherz, den er ſich erlaubt, ernſt aufnehmen könnte; er ſetzte ſich deshalb neben mich und fuhr fort: „Ich habe vielleicht das Recht, meine Freunde anzuklagen, ich habe vielleicht das Recht, mich darüber zu wundern, daß keines von allen franzöſiſchen oder fremden Journalen, welche mich während meiner Herrſchaft als einen Napoleon des Friedens prieſen, nach meinem Sturze das Unverdiente deſſelben darlegte, keines ſagte, daß ich mein Land aufrichtig geliebt und ihm manchen Dienſt erwieſen habe, aber mir ſteht es nicht zu, gegen das franzöſiſche Volk aufzutreten. Bei meinem Fall blieb es gleichgültig, meine Abreiſe hat es nicht gerührt. Das läßt ſich leicht erklären! Seit achtzehn Jahren hatte man es ja gelehrt, mich zu verachten, ihm auf alle Weiſe plauſibel gemacht, daß der König der Inbegriff aller Laſter, voll von böſen Leidenſchaften und Habgier, ohne Glauben, ohne Scheu ſey; daß nur die egoiſtiſche und engherzige Politik des Königs den nothleidenden Klaſſen jede Verbeſſerung ihres Looſes, um welche ſie bäten, verweigere. Als nun dieſer Egoiſt gegen die Franzoſen, die ihm die Krone gegeben, nicht das Schwert zur Erhaltung derſelben ziehen wollte, als er, nicht ohne einigen Adel, von dem Throne ſtieg, auf den ihn vor achtzehn Jahren die allgemeine Volksſtimme gerufen, glaubte natürlich das Volk, daß Frankreich jetzt freier aufathmen würde, und ohne Haß, ohne Groll, ſondern aus eigener Ueberzeugung ſagte es: „Mit dem Könige weichen alle unſere Uebel; mit ihm weicht das Laſter, der Deſpotismus, das Unglück des Volkes, die Schmach des Landes, endlich die Autorität! Es muß uns dann gut gehen! . . .“ — Ich wiederhole es, daß das Volk mit Recht ſo von dem Könige ſprach, da es ihn ſtürzen ſah, zumal ihn Jeder angriff und Niemand ihn vertheidigte.“

„Erlauben Ew. Majeſtät, Sie daran zu erinnern, daß Ihre Freunde, Ihre Miniſter Sie oft auf der Tribüne, wie in Journalen, vertheidigt haben.“

„Man hat mich vertheidigt, ſagen Sie? Ja, bisweilen pro forma, im Vorbeigehen, ausnahmsweiſe. . . . Aber aufrichtig, im Ernſt? Niemals. Meine Miniſter dachten nur daran, ſich ihr Portefeuille zu ſichern; aber ſie hatten keine Zeit, die Popularität, das Anſehen, die Ehre ihres Königs zu wahren. Manche Anklagen erhoben ſich wider mich gleich beim Antritt meiner Regierung; mit Einem Worte waren ſie zu widerlegen; man ließ ſie unbeachtet. Auf dieſe Weiſe ſah man ſie als zugeſtanden an. Ich erinnere Sie nur, um Eines anzuführen, an das Programm des Hôtel de ville. Wie oft hieß es in den Journalen: „„Ja, wenn der König dieſes Programm des Hôtel de ville gehalten hätte!““ oder ſogar: „„Frankreich iſt an jenem Tage betrogen worden, da der König das Programm des Hôtel de ville angenommen hat. Wenn dieſes Programm gehalten worden wäre, würden wir glücklich geweſen ſeyn. Aber der König bereute deſſen Annahme in einem Augenblicke, da er Alles verſprochen, Alles angenommen haben würde, um auf den Thron zu gelangen, nach dem ſein Ehrgeiz ſtrebte.““ Die Wahrheit aber iſt, daß ich mit Widerwillen, mit einem trüben Vorgefühl den Thron beſtieg und mich nur das Drängen aller derjenigen, denen ich vertraute, dazu bewog; man mußte mir verſichern, daß nur ich allein das Land vor gänzlicher Anarchie retten könnte. Was das Programm des Hôtel de ville betrifft, ſo habe ich es aus dem einfachen Grunde nie verletzt, weil man etwas nicht verletzen kann, was überhaupt nicht exiſtirt.“

„Wie!“ rief ich, „das Programm des Hôtel de ville hat nie exiſtirt?“

„Nie!“

„Jene einundneunzig Deputirte, welche ins Hôtel de ville kamen, um dem Herzoge von Orleans die Reichsverweſerſtelle zu übertragen, hätten alſo keine Bedingungen aufgeſtellt!“

„Bedingungen? Keine! Bedingungen! … Man dachte wohl daran! Ich war noch nicht König, und ſchon umgab mich eine Schaar von Höflingen. Was im Hôtel de ville ſich zutrug, will ich Ihnen ſagen: Herr Viennet las die Erklärung der Deputirtenkammer vor, von der ich bereits wußte und die ich im Palais-Royal gebilligt hatte. Meine Antwort brachte der Moniteur, „daß ich das Blutvergießen bedauere“, und dies war Alles.“

„Aber das Wort Lafayette's: „Sire, Sie werden die beſte Republik ſeyn!“

„Eben dies wurde nicht im Hôtel de ville geſprochen, ſondern acht Tage früher im Palais-Royal. Ich ließ es nicht ohne Antwort, ich erwiederte ſogleich: Nein, nicht die beſte Republik, denn auch die beſte taugt nichts. Nun denn, ſagte Lafayette, eine Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen? — Ja, verſetzte ich, eine Monarchie mit republikaniſchen Inſtitutionen will ich; aber durchaus keine Republik! Wo iſt hierin jenes Programm, frage ich Sie?“

„Nirgends, Sire; aber warum that man nichts, um während der achtzehn Jahre der Regierung Ew. Majeſtät jenes Phantom, mit welchem man ſo oft das Volk aufzuregen verſuchte, zu vernichten?“

„Warum? das iſt die rechte Frage. Sehr oft wollte ich ſelbſt jenem Hirngeſpinnſt entgegentreten, aber ich fand immer Widerſpruch.“

„Man hat hierin widerſprochen? Von wem ſpricht Ew. Majeſtät?“

„Von meinen verſchiedenen Miniſtern.“

„Und der Wille Ew. Majeſtät wäre dem Willen jener gegenüber nicht mächtig genug geweſen?“

„Ach! Sie ſind, wie ſo viele Andere! Sie denken an das, was man über die perſönliche Politik des Königs geſchrieben, über ſeine ſtarre Hartnäckigkeit, und Sie glauben, mein Wille ſey nie auf Hinderniſſe geſtoßen! Ich fand ſie überall und immer. . . . Und dies mußte ſeyn! Und ich hatte nicht das Recht, mich darüber zu wundern. . . . Allerdings hatte ich meine eigenen politiſchen Anſichten: allerdings bemühte ich mich, wenn eine Frage in meiner Gegenwart behandelt wurde, das durchzuſetzen, was ich als König und als Franzoſe für das Beſte hielt; aber, merken Sie es wohl, meine Meinung wurde ſtets bekämpft, und zwar ſehr eifrig von den Miniſtern, die mit mir nicht übereinſtimmten, und wenn ich unterlag, ging man weiter. Das begegnete mir ſehr oft bei wichtigen, wie bei minder wichtigen Fragen, immer aber da, wo es mich ſelbſt betraf. So habe ich die unerhörteſten Anſtrengungen gemacht, um es zu erlangen, daß man das Programm des Hôtel de ville widerlege. Es gelang mir nicht. Man verſprach mir immer, eine günſtige Gelegenheit zu ergreifen, und dieſe kam nicht, oder man wollte ſie nicht benutzen: denn nie wurde hierfür etwas gethan. Einſt hatte ich, der ſteten Verzögerungen müde, ſelbſt eine Widerlegung niedergeſchrieben; ich war bemüht, ſie klar, beſtimmt, vollſtändig zu machen, und ich unterzeichnete ſie: Ein Pariſer Bürger. Ich wollte ſie gedruckt wiſſen. Ehe ich ſie jedoch in die Druckerei ſchickte, entſchloß ich mich, ſie Caſimir Périer mitzutheilen, um ſeine Zuſtimmung zu erhalten. Denn, dies ſey im Vorbeigehen bemerkt, ich bin immer (Sie verſtehen mich: immer!) ein ſtreng conſtitutioneller König geweſen. Ich war es vom 7. Auguſt 1830 bis zum 24. Februar 1848 ohne Unterbrechung, und ich füge hinzu, daß ich es nicht bedaure. Caſimir Périer las meine Arbeit und lobte ſie. Dies rief keine Replik hervor, ſagte er. — Dann wollen wir es drucken laſſen. — Das verhüte der Himmel, rief er! Der König will ſich in die Polemik miſchen! Der König will über ſein Werk, über ſeine Perſon urtheilen laſſen! — Nun, ich unterſchreibe es ja nicht. — Was thuts? Man wird es bald wiſſen, daß es der König geſchrieben hat; denn in unſeren Tagen wird Alles bekannt, beſonders das, was man verheimlichen will. Man wird alſo wiſſen, daß ein Pariſer Bürger Niemand Anderes iſt, als Se. Majeſtät Ludwig Philipp; und dann, welche Angriffe! Welche Spöttereien vielleicht! — Sie haben Recht! Aber welches andere Mittel ſoll ich anwenden? Denn ich geſtehe es Ihnen offen, daß ich dieſe Lüge endlich einmal enthüllt wiſſen will; ſie wird ſonſt zur Wahrheit, und das darf nicht ſeyn! das verbietet das Intereſſe der Monarchie, das Intereſſe der Autorität, welche mehr der Achtung, als der Gewalt bedarf.“

„„Nun!““ ſagte Caſimir Périer, „„überlaſſe mir der König dieſe Schrift, und ich verſpreche Ew. Majeſtät, Ihnen bald volle Genugthuung zu ſchaffen.““ — „Sie wollen dieſe Widerlegung alſo veröffentlichen?“ — „„Allerdings.““ — „So daß ſie ganz Frankreich leſen wird?“ — „„Ganz Europa! Ich werde ſie in eine wichtige Debatte einmiſchen.““ — „Das iſt gut, beſſer, als ich es machen wollte, und ich danke Ihnen für dieſe herrliche Idee.“ . . .

„Caſimir Périer nahm meine Widerlegung und legte ſie in ſeine Briefta ſche . . . die ſie nie mehr verlaſſen hat.“

„Und Ew. Majeſtät haben Ihren Miniſter nie an die Erfüllung ſeines Verſprechens gemahnt?“

„Im Gegentheil, ich habe dies oft gethan; aber immer ſagte er, man müſſe die Gelegenheit abwarten, dieſen ſeltenen Vogel, der dem Könige nie kam.“

Der König, welcher ſich ſo bitter über die Nachläſſigkeit ſeiner Miniſter in Betreff des Programms des Hôtel de Ville beklagte, erweg nicht den Antheil, welchen jeder dieſer Miniſter insbeſondere an der Juli-Revolution genommen, noch die Verlegenheit und ſelbſt die Gefahr, welche für Viele von ihnen entſtanden wäre, wenn ſie die Leiter, auf der ſie zur Macht gelangt waren, hinter ſich abgebrochen hätten. Auf gleiche Weiſe beſchuldigte Wilhelm III. von England ſeine Miniſter; zu ihrer Vertheidigung muß man indeß bedenken, daß ſie eigentlich die Vertreter des demokratiſchen Prinzipes waren, welches beide Revolutionen hervorgerufen hatte, während ſich die beiden Könige bald in die Nothwendigkeit verſetzt ſahen, das monarchiſche Prinzip zu befeſtigen, gegen welches unter Jakob II. und Karl X. die allgemeine Oppoſition gerichtet war.

Caſimir Périer gebot es die Klugheit und das Intereſſe einiger ſeiner Kollegen, jede Diskuſſion über das Programm zu hindern; indeß bei vielen anderen Gelegenheiten iſt ſeine Nachläſſigkeit nicht zu entſchuldigen: ſo beſonders bei der Schlußquittung der langen laufenden Rechnung zwiſchen der Civilliſte und dem Staate.

„Sie erinnern ſich, daß nach den leidenſchaftlichen Debatten, in denen man ſich die härteſten Ausfälle gegen meine Habſucht erlaubte (dieſes Laſter, das nicht einmal meine Freunde zurückzuweiſen wagten, denn die Habſucht des Königs Ludwig Philipp ſteht heute als unbeſtreitbar da), der Finanzminiſter erklärte, der Staat ſchulde mir vier Millionen. Herr v. Montalivet appellirte deshalb an den Staatsrath. Man hörte ſeitdem nichts mehr darüber. Wiſſen Sie, warum? Weil der Staatsrath ſich dahin entſchied, daß der Staat mir höchſtens einige 50,000 Fr. ſchulde. Als der Finanzminiſter mir dieſen unerwarteten Beſchluß mittheilte, fragte ich ihn, wann er dies der Kammer zur Entſcheidung vorlegen wolle. — „„Niemals““, gab er mir zur Antwort, „„denn ich würde dadurch den ſicheren Sturz des Miniſteriums herbeiführen, dem ich anzugehören die Ehre habe.““

„Aber, Sire, das war eine unverzeihliche Schwäche, ſo vor einer Pflicht zurückzuweichen.“

„Mein Gott! das war miniſterielle Politik! Das Unglück hiervon war,

daß man, indem man mich den gehäſſigſten und unbegründetſten Angriffen preisgab, hierdurch unzweifelhaft nicht den Sturz Eines Monarchen, ſondern der Monarchie herbeiführte; man bereitete die Februar-Revolution vor. Nur deshalb gewann dieſe ſo ſchnell die Oberhand. Sie wiſſen, wie wenig man den Patriotismus und die Mäßigung, die meine ganze Familie mit mir in jener Kataſtrophe an den Tag legten, gewürdigt hat. Sie wiſſen, daß die Verleumdung auch damals noch nicht ſchwieg. Während ich, von Allem entblößt, Frankreich verließ, hieß es in den Journalen, daß ich einen ſolchen Ausgang längſt vorhergeſehen und mir ein goldenes Exil im voraus bereitet hätte. Man wußte genau die Summen anzugeben, die ich nach Amerika und England für mich in Sicherheit gebracht; man bezeichnete die Straßen, die mir in New-York, wie in London, gehörten. Alles dies hatte ich durch meine Civilliſte mir angekauft! Da nun ein Millionär, wie ich, nichts weiter bedürfe, ſo ſequeſtrirte man meine Güter. Was ich nie gegen den unbedeutendſten Bürger Frankreichs zugelaſſen hätte, erlaubte man ſich ohne Bedenken gegen mich! Man griff mein Familiengut an, die Revenüen, welche meines und meiner Kinder Eigenthum waren! Arme Kinder! Was hatten ſie verſchuldet? Hat irgend Ein Bürger in Frankreich mehr ſein Vaterland geliebt, als ſie? War Ein Soldat bereitwilliger, ſein Leben für Frankreich zu opfern? .... Aber ſie waren meine Söhne! Darum wurden ſie in mein Unglück mit hineingezogen. Man wollte, daß der König und ſein Haus, dieſe verbrecheriſche Familie, Noth leide! Man wollte, daß die Familie Orleans im Exil die Armuth empfinden ſollte! Nun, meinen Feinden iſt dieſe Genugthuung geworden, wir haben ſie empfunden! ... Nicht, daß mir in dieſem hochherzigen England nicht wären Anerbietungen gemacht worden! Man kam mir damit zuvor, man kleidete ſie in die wohlwollendſten und ſinnreichſten Formen, aber ich nahm ſie nicht an. Man ſollte erfahren, daß der König und ſeine Familie die härteſten Entbehrungen erduldet! Und dies, weil die Leiter Frankreichs, ehe ſie mir das Meinige zurückgäben, das ganze Vermögen dieſes Nabobs der europäiſchen Könige kennen lernen wollten. Seltſame Verkehrtheit! denn aus dieſer Unterſuchung meiner Feinde ergab es ſich, daß ich mit dreißig Millionen Schulden vom Throne ſtieg! ... Jetzt will ich, daß man weiter forſche, daß man die Urſachen dieſer Schulden ergründe und ſie dann veröffentliche! ... Aber, glauben Sie mir, man wird das nimmermehr thun!"

Man hat oft geſagt, der König habe ohne Schulden den Thron beſtiegen; aber wir können mit Beſtimmtheit verſichern, daß er ermächtigt wurde, auf ſeine Domänen eine fünfprozentige Anleihe zu kontrahiren, um damit ſogleich ſeine Schulden zu bezahlen, nebſt einem Amortiſationsfonds, der die vollſtändige Bezahlung nach acht Jahren garantirte.

Herr Lemoine ſchließt mit folgenden Worten ſeinen Bericht:

„Dieſes höchſt merkwürdige Geſpräch feſſelte mich ſo, daß ich nicht ermüdete, ihm zuzuhören, und es innigſt bedauerte, da es zu Ende war. Leider meldete der General D ... dem König, daß Lady E ... und Lord John Ruſſell ihn erwarteten. Ich erhob mich.

„Beim Namen von Lord John Ruſſell hatte der König lächelnd dem General geſagt: ein Miniſter? ... Ich ließ ſie ſonſt nicht auf mich warten, um ſo weniger will ich es heute thun. ...

„Dann ſagte er zu mir gewendet: „Werde ich Sie vielleicht vor Ihrer Abreiſe noch einmal ſehen?"

„Wenn ich Ew. Majeſtät nicht beläſtige, ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, mich bei Ihnen zu verabſchieden."

„Das wird mir ſehr angenehm ſeyn." Der König entfernte ſich einige Schritte, dann kam er plötzlich auf mich zu und ſagte: „Man ſagt, man könne ſeine Sache nicht durch einen Anwalt führen: die Könige ſind aber hierzu gezwungen und verlieren deshalb oft ihren Prozeß. Ich für meine Perſon bin überzeugt, daß ich meinen Prozeß gewonnen haben würde, wenn ich mich ſelbſt vor Frankreich hätte vertheidigen können. Das Talent iſt ohne Zweifel etwas Schönes, und es giebt unter den Rednern und Schriftſtellern der Oppoſition viele talentvolle Männer; aber die Wahrheit iſt noch weit mächtiger, als das Talent!" An der Thür verabſchiedete mich der König mit einer freundlichen Handbewegung und rief mir zu: „Alſo auf Wiederſehen? Ich rechne auf Ihr Verſprechen!"

„Da ich in einigen Tagen nach Paris reiſen mußte, ſo kehrte ich bald nach Claremont zurück. Das Schloß war leer. Die Unpäßlichkeit der Prinzen und Prinzeſſinnen hatte einen ſehr ernſten Charakter angenommen und die königliche Familie ſich nach Richmond begeben. Ich eilte dorthin. Auf der Station von Richmond hörte ich einen Beamten franzöſiſch ſprechen; ich fragte ihn nach der Wohnung der Familie Orleans. Er zeigte ſie mir. Es war ... ein Wirthshaus! Ich begab mich dorthin. Dort vernahm ich, daß man einige Tage in der größten Unruhe verbracht hatte. Der Prinz von Joinville war beſonders von heftigen Konvulſionen gequält worden. Endlich war durch die eifrigen Bemühungen des Dr. Quéneau de Meſſy alle Gefahr verſchwunden. Man ſagte mir, daß der König, welcher nicht einen Augenblick das Bett ſeines Sohnes verlaſſen hatte, ganz erſchöpft ſey. Ich entfernte mich, ohne mich zu bemühen, ihn zu ſehen. Ich vermied den Vorwurf, die Theilnahme bis zur Zudringlichkeit getrieben zu haben. Am folgenden Tage kam ich in Paris noch zur rechten Zeit an, um dem Conſtitutionsfeſte beizuwohnen. Ich hatte das Königthum in einer Hütte verlaſſen und ſah Herrn Marraſt unter einem Thronhimmel." *)

*) Eine an dieſe Memoiren des Herrn Lemoine ſich ſchließende Mittheilung des Herausgebers der Quarterly Review laſſen wir demnächſt folgen.

Rußland.

Skizzen vom Kaſpiſchen Meere. *)

IV. Die Expedition des Grafen Woinowitſch nach der öſtlichen Küſte des Kaſpiſchen Meeres. 1781 — 1782. **)

Dieſe Expedition ward zu einer Zeit unternommen, da die ruſſiſche Herrſchaft auf dem Meere einen hohen Standpunkt erreicht hatte, da deren Schiffe im Eis- und Mittelmeere kreuzten, die Flotte des Schwarzen Meeres in einer raſchen Entwickelung ſich befand und die weit ausſehende Unternehmung Mulowski's zur Umſchiffung der Welt und zur Kräftigung der ruſſiſchen Herrſchaft an den Küſten des Stillen Oceans vorbereitet ward. Die Expedition des Grafen Woinowitſch mißlang zwar, iſt jedoch merkwürdig für die Geſchichte des Kaſpiſchen Meeres.

Die Aufmerkſamkeit der ruſſiſchen Regierung richtete ſich ſchon ſeit langer Zeit auf die öſtliche Küſte des Kaſpiſchen Meeres, die, obgleich unfruchtbar und öde und nur zeitweiſe von nomadiſirenden halbwilden Kirgiſen und Turkomannen beſetzt, doch von den Wegen in die fabelhaft reichen Gegenden Hochaſiens, Indiens und China's berührt wird, auf denen Seide, Shawls, Gold und Edelſteine geführt wurden. Schon vor der Occupation von Kaſan und Aſtrachan in der Mitte des 17ten Jahrhunderts beſtanden zwiſchen den Ruſſen und den entfernteren Bewohnern dieſer Küſte, den Chiwinzen und Bucharen, Handelsverbindungen; ſeit der Einnahme Aſtrachans aber, im Jahre 1557, langten häufig Karawanen in Mangiſchlak und Tjuk-karagan an. Peter der Große entſandte 1716—1717 eine ſtarke Expedition unter Bekewitſch zu dieſer Küſte; ſie hatte keinen Erfolg, und die in Tjuk-karagan und Krasnowodsk aufgeführten Befeſtigungen mußten wieder aufgegeben werden. Der Handel jedoch dauerte unterdeß fort, und von Zeit zu Zeit wurde der Plan, an dieſer Küſte die ruſſiſche Herrſchaft zu befeſtigen, wieder aufgenommen; 1741 und 1745 ward Mangiſchlak, ein Hafenort öſtlich von Tjuk-karagan, von dazu abgeſandten Offizieren beſichtigt und von denſelben zu einer Feſtung nicht paſſend befunden; 1763 erhielten Capitain Tokmatſchew und Major Labyſſenski den Auftrag, nochmals Mangiſchlak und die ganze öſtliche Küſte bis zur Inſel Ogurtſchin in Augenſchein zu nehmen, im Falle des Nichtauffindens eines bequemen Hafenplatzes aber ſich der Mündung des Fluſſes Emba zuzuwenden, „um nichts zu unterlaſſen, was den Handel nach dieſer Gegend hin lenken könnte, der für die Zukunft große Vortheile verſpreche"; 1775 unterſuchte der Geolog Waſſiljew das Terrain an der Emba-Mündung behufs Anlage einer Feſtung; eine Feſtung erſtand jedoch nicht, theils weil zu ſolcher ſich kein paſſender Ort auffinden ließ, theils weil die Motive zu derſelben nicht hinreichend ſtark waren.

Seit 1775, da der amerikaniſche Krieg den engliſchen Handel mit Indien bedrängte, hob ſich der Handel über Buchara und Orenburg und erwachte wiederum der Gedanke an einen kürzeren Weg nach Indien. Potemkin intereſſirte ſich für dieſe Angelegenheit; 1778 in Kaſan erbaut, langten im Sommer 1780 in Aſtrachan drei Fregatten, ein Bombenſchiff und fünf Böte an, aus Petersburg kamen Beſatzung und Offiziere; endlich im Juni des folgenden Jahres trat der Capitain zweiten Ranges, Graf Markus Woinowitſch, mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, die Leitung des Unternehmens an.

Graf M. Woinowitſch, im Jahre 1770 bei der damals im Archipelagus kreuzenden ruſſiſchen Flotte in den Seedienſt getreten, ein erfahrener Seemann, gewandt, kühn und nicht arm an Kenntniſſen, hatte, als Commandeur der kleinen Fregatte Slawa, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen, das Georgenkreuz erworben, war nach Rückkehr der Flotte Potemkin attachirt worden und hatte darauf das Kommando der Schaluppe der Kaiſerin erhalten. Die ihm nun übergebene geheime Inſtruction lautete dahin, auf einer der Inſeln an der öſtlichen Küſte des Kaſpiſchen Meeres vorzugsweiſe auf Ogurtſchin, eine ruſſiſche Befeſtigung zu gründen und ſich nach ſicheren Handelswegen nach Indien umzuſehen, daneben auch den durch die Perſer eben ſehr gefährdeten ruſſiſchen Handel auf dieſem Meere zu ſchützen; ſeine Vollmacht war groß und der Zweck der Expedition nur ihm bekannt.

Am 29. Juni 1781 ſtach Graf Woinowitſch mit drei Fregatten, einem Bombenſchiff und zwei Böten und 443 Mann Beſatzung in See; am 8. Juli paſſirte man die Wolga-Mündung, am 13ten warf man an der Inſel Shiloi, der Halbinſel Apſcheron gegenüber, Anker, ſandte ein Boot nach Baku, „um zu forſchen, wie die Sachen ſtänden", und unterwarf unterdeß die Küſte der Inſel einer hydrographiſchen Meſſung. Nach Rückkehr des Bootes aus Baku ſteuerte Woinowitſch der Inſel Ogurtſchin zu, an deren ſüdöſtlicher Spitze er vom 21. bis 23. Juli verweilte, ſie, da ſie ſandig, kahl, unfruchtbar und waſſerlos war, verließ, um geradezu den Buſen von Aſtrabad am 25ſten zu erreichen. Der Buſen von Aſtrabad, von welchem Woinowitſch viel Rühmliches vernommen, täuſchte die Hoffnungen nicht: weit, tief und allſeitig gedeckt, beſpült er nach Süden hin eine blühende Ebene, den von klaren, dicht umſchatteten Bächen durchſchnittenen Fuß hoher Berge, das Klima war wenigſtens während des einjährigen Aufenthalts ausgezeichnet, geſund, ſtets warm und nie drückend heiß, Bauholz, Fruchtbäume, Weideplätze, reiche Kornfelder, ſeltene Vögel gab es dort in Menge, in der Nähe einige Dörfer, etwas ferner die Trümmer eines Luſtſchloſſes des Schach mit großartigen Gärten, etwa vierzig und neunzig Werſt entfernt die Städte Aſtrabad und Sari; die Wege von hier aus in das Innere Perſiens, nach Indien und Hochaſien wurden als tauglich und nicht lang angegeben, bis Baſſora rechnete man kaum einen Monat, bis Chiwa

*) ſ. Mag. für die Lit. des Ausl. 1849. Nr. 105, 107, 111.

**) Морской Сборникъ. 1850. Nr. 9.

vierzehn, bis Buchara achtzehn Tage, nach Indien über Kandahar fünf Wochen für eine Karawanenreise. Die Perser mußten für eine Niederlassung an dieser Küste günstig gestimmt, ihr Vertrauen mußte gewonnen werden, man mußte sich anbauen und die Kaufleute auf den vortheilhaften neuen Weg leiten. Die eben vorhandenen Thronstreitigkeiten in Persien konnten dieses Unternehmen, wie es schien, nicht fördern, doch der Anfang gelang nach Wunsch: der mächtigste der nomadisirenden Chane, der Beherrscher der Provinzen Masanderan und Ghilan, Aga-Muhammed-Chan, antwortete auf ein von Woinowitsch durch einen Offizier ihm übersandtes Schreiben sehr zustimmend mit der Abtretung eines beliebigen Platzes zum Häuserbau an dem Busen von Astrabad, versprach auch mit Leuten und Materialien zu helfen und gestand selbst Handels-Privilegien für diese Gegend zu. Sofort begann man im September den Bau der Festungswerke im Dorfe Gorodowin, achtzig Faden vom Meere entfernt, besetzte diese mit achtzehn Sechspfündern, führte innerhalb derselben eine Kaserne, ein Hospital, Scheunen, einige andere Häuschen und einen Bazar, zur Landung der Schiffe aber eine Anfahrt auf; zum Schluß erwartete man noch den Befehl der Regierung, die russische Flagge aufzupflanzen — Potemkin hielt schon für die neue Niederlassung ein Wappen bereit —, da ging Alles wieder zu Grunde. Vier Monate hindurch bestanden die freundschaftlichsten Verhältnisse mit den Bewohnern und der Landesregierung, gegenseitige Besuche fanden unaufhörlich statt, Woinowitsch schmeichelte und opferte reich den Gastfreunden; — unterdeß bereitete Aga-Muhammed-Chan Verrath. Aus Kasbin verdrängt, in seiner Macht sehr verkürzt, fürchtete er vielleicht die russische Nachbarschaft, und, wie er später erklärte, durch seine Untergebenen über die feindseligen Zwecke der Russen belehrt, befahl er, Woinowitsch gefangen zu nehmen und ihn zum Schleifen der Festung zu bewegen. Ein hierzu günstiger Tag bot sich bald dar. Der 15. Dezember war bei den Persern ein großer Festtag; Woinowitsch und die übrigen Offiziere waren zu ihnen geladen. Woinowitsch erschien mit allen Befehlshabern der Schiffe, und alle wahrscheinlich, nach Gewohnheit, ohne Waffen, in der nur vier Werst von der Niederlassung entfernten Station der Perser. Mit ungewöhnlichem Jubel empfangen, eine Menge bewaffneten Volkes und eine thierische Freude auf den Gesichtern erblickend, errieth Woinowitsch schon beim Eintritt, daß die Perser nichts Gutes im Sinne haben, und erklärte, sofort zurückkehren zu müssen; da offenbarte sich der Anschlag: Woinowitsch und dessen Gefolge wurden ohne Verzug ergriffen, gebunden, in ein Gefängniß geworfen und in schwere Ketten geschlossen. „So traurig auch Aller Lage war", schreibt ein Gefährte dieser Leiden, der Lieutenant Rading, „so schmerzvoll Aller Qual, so war doch der Zustand des Grafen Woinowitsch der bemitleidenswertheste, denn außer der physischen Beschwerde, die er mit uns in gleichem Maße litt, warf er sich selbst vor, zu diesem unglücklichen Ausgange selbst beigetragen zu haben." Am folgenden Tage eröffnete man die Forderung des Chan, die erbauten Schanzen sofort einzureißen. Woinowitsch schwankte, die Perser versuchten unterdeß, die Befestigung zu nehmen, und ergriffen funfzig Mann des russischen Kommandos, welche im Walde Holz fällten. Ohne Mittel, sich zu befreien, in der Festung eine Garnison von nur funfzig Soldaten und der Schiffsmannschaft wissend, sich auch durch den Gedanken beruhigend, daß er die Festung eigenmächtig auf dem Festlande und nicht, wie der Befehl lautete, auf einer der Inseln erbaut habe, entschloß sich endlich Woinowitsch, den ältesten Offizier, Capitain-Lieutenant Baskakow, mit dem Befehl, die Festungswerke zu zerstören und die Geschütze auf die Fregatten zu bringen, abzusenden. Nachdem dies am dritten Tage der Gefangenschaft geschehen, man die gefangenen Soldaten freigelassen, den Offizieren aber nur die Ketten erleichtert hatte, führte man diese vor Aga-Muhammed-Chan nach Sari. Der Chan empfing sie sehr freundlich, suchte den Gewaltstreich durch das Mißtrauen seiner Unterthanen zu entschuldigen, versprach sofortige Entlassung und bot sogar neue Dienste an; aber es vergingen zwei qualvolle Wochen, ohne Befreiung zu bringen. Unterdeß bemühten sich die Gefangenen, ihre beschränkte Freiheit benutzend, die angesehensten Hauptleute auf ihre Seite zu bringen, und erlangten durch Schmeicheleien, Geschenke und Versprechungen endlich am 2. Januar 1782 den Befehl des Chans, freigelassen zu werden. Da trafen sie auf ein neues Hinderniß: der Chan selbst verließ die Stadt, das mißtrauische Volk wollte sie nicht ziehen lassen und umringte ihre Wohnung; nur einem ihnen ergebenen Aeltesten gelang es, sie in seinem Hause zu verbergen, ihnen Pferde und einen Führer zu geben und sie heimlich aus der Stadt zu entfernen. Mit Windeseil flohen sie dem Hafenorte und den Ihrigen zu; Woinowitsch befiel ein Nervenfieber.

Unvermögend, vor dem Frühjahre seine Regierung von seinem Schicksale zu benachrichtigen, barg sich Woinowitsch, Verhaltungsbefehle von derselben erwartend, an der nördlichen Küste des Busens an der Insel Oretos (welche mit der Zeit eine Halbinsel geworden). Unterdeß begann Aga-Muhammed-Chan, entweder bereuend, die Russen so leichten Kaufes entlassen zu haben, oder in der That einsehend, daß der Russen Freundschaft ihm nützlicher sey, als deren Feindschaft, von neuem dem Woinowitsch zu schmeicheln, schlug sogar vor, eine neue Festung auf dem Festlande zu erbauen, und sandte endlich einen Gesandten mit Entschuldigungen und Versprechungen an den russischen Hof ab. Woinowitsch ging selbst auf nichts ein und verließ, nach erhaltenem Befehl, am 8. Juli 1782 den Busen von Astrabad. Auf dem Wege nach Astrachan besuchte er noch die Balchanbai, lief vor Baku an, um mit dem dortigen Chan einen Vertrag zum Schutze der russischen Handelsleute zu schließen, erreichte am 9. September die Wolga-Mündungen und am 16ten Astrachan. Von hier eilte er nach Petersburg, wurde dort gut aufgenommen und bezieht das Oberkommando der kaspischen Flottille, bis er 1787 als Contre-Admiral ein Escadre im Schwarzen Meere erhielt.

Die verunglückte Expedition ward nicht erneuert, anfangs vielleicht weil alle Schiffe der Escadre Woinowitsch's nach einjährigem Dienste sich schon als faul erwiesen: wenigstens wollte Woinowitsch gleich nach seiner Ankunft in Astrachan, wahrscheinlich auf Befehl, zwei Fregatten und zwei Böte nach Astrabad senden, konnte dies aber wegen Untauglichkeit seiner Fahrzeuge nicht ausführen, sondern mußte sich mit einer Fregatte und zwei in Astrachan verbliebenen Böten begnügen. Es ist uns unbekannt, welchen Zweck diese Fahrt unter dem Befehle des Capitain-Lieutenants Baskakow hatte, die Tagebücher sprechen nur von den häufigen Besuchen turkomannischer und persischer Aeltesten. Seit dieser Zeit unterhielt jedoch die russische Regierung auf dem Kaspischen Meere stets eine beträchtliche Escadre zum Schutze des Handels und zur Beaufsichtigung der Chane, deren Besitzungen von dem Kaspischen Meere berührt werden; ein Schiff von dieser Escadre hat seine beständige Station im Busen von Astrabad.

Die Kosten der Unternehmung Woinowitsch's betrugen: für Erbauung der Fahrzeuge 92,934, für die Unterhaltung jährlich 30,040, für extraordinäre Ausgaben 14,545 Rubel.

Mannigfaltiges.

— **Englische Familiennamen.** Man hat in England seit undenklichen Zeiten geglaubt, daß Smith dort der gewöhnlichste Familienname sey. Unter allen Volksklassen, unter den Pairs nicht weniger, als unter den Proletariern, hat es von jeher Smiths gegeben — von Adam Smith, dem Vater des Freihandels, bis herab zu dem „Captain bold of Halifax", der, wie die Bundestruppen des Fürsten Thurn und Taxis, sich durch seine Heldenthaten in „country quarters" auszeichnete. Soldaten und Matrosen, Geistliche und und Literaten, Parlamentsredner und Schauspieler, Gevatter Schneider und Handschuhmacher — Alle haben Smiths in ihren Reihen aufzuweisen. Es findet sich aber jetzt, daß es einen Namen giebt, welcher jenen doch noch in der Zahl seiner Mitglieder übertrifft; es ist dies das namentlich in Wales beliebte Cognomen Jones. Aus den Listen der Geburten, Taufen und Beerdigungen im Königreich England und im Fürstenthum Wales geht es nämlich hervor, daß die Zahl der dort eingetragenen gewöhnlichsten Familiennamen, die wir der Kuriosität wegen hier mittheilen, sich vom 30. Juni 1837 bis zum 30. Juni 1838 folgendermaßen verhielt: Jones 13,429; Smith 12,637; Williams 8743; Taylor 6440; Davies 5569; Brown 5585; Thomas 5278; Evans 4930; Roberts 4199; Johnson 3743; Robinson 3555; Wilson 3399; Wright 3299; Hall 3227; Hughes 3180; Wood 3177; Walker 3148; Lewis 3134; Green 3112; Edwards 3097; White 3087; Jadson 3040; Turner 2908; Thompson 2874; Hill 2856; Harris 2771; Cooper 2693; Clark 2683; Davis 2661; Harrison 2502; Baker 2385; Ward 2318; Morris 2299; Morgan 2296; Martin 2272; James 2209; King 2156; Clarke 2143; Cook 2135; Allen 2116; Price 2090; Phillips 1997; Parker 1989; Moore 1985; Watson 1908; Carter 1882; Richardson 1817; Lee 1815; Griffiths 1801; Shaw 1754.

— **Das Evangelium Matthäi in gothischer Sprache.***) Diese höchst merkwürdige Schrift ist vor kurzem in Upsala erschienen und wird gewiß nicht verfehlen, auch die Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten auf sich zu lenken. Sie ist einem angesehenen Manne, Namens Thore Petré, gewidmet, durch dessen liberale Unterstützung die Herausgabe möglich gemacht wurde. Die Grammatik, mit der sie der Verfasser, Herr Anders Uppström, versehen hat, dürfte ihr für den Sprachforscher noch besonderen Werth verleihen.

*) „Alvoggeljo thaiuh Matthaio, eitter Fragmenter af Matthæi Evangelium paa Gothisk med Ordforklaring og Grammatik af Anders Uppström.

Literarischer Anzeiger.

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lichtstrahlen aus W. v. Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23, und bei Leop. Lasser, Brüderstraße Nr. 11), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Dienstag den 24. Dezember 1850.

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz.*)

IV. General v. Hailbronner am Genfersee.

Wer hätte im Sommer 1840 dem damaligen Major v. Hailbronner, dem geradsinnigen, freisinnigen, deutsch gesinnten Hailbronner weissagen dürfen, zehn Jahre später werde er gegen Preußen zu Felde ziehen und mitten im deutschen Lande von preußischen Büchsenkugeln mit einer deutschen Kriegs-Salve begrüßt werden, ohne sich von ihm in die Zunft der politischen Träumer oder Pessimisten verweisen zu hören! Hätten wir Anderen, die wir damals der Nähe dieses Mannes uns erfreuten, solche Prophezeiung glaublicher gefunden? Der Major, auf der Heimkehr aus dem Orient ins Vaterland begriffen, hatte sich für mehrere Wochen in Vevey angesiedelt und eine still und reizend am See gelegene Wohnung bezogen, hier sein Reisetagebuch zu dem Werke zu verarbeiten, das Jahres darauf, unter dem Titel: „Morgen- und Abendland", bei Cotta erschien. Als Schriftsteller war er bereits durch seine anziehenden „Skizzen aus der Mappe eines Touristen", so wie durch zahlreiche Beiträge ins Morgenblatt, bekannt und Vielen lieb geworden. Allwöchentlich kam sein Freund, der Dr. M., aus Genf herüber, in reger Theilnahme anzufragen, wie weit die Arbeit seit dem letzten Stadium vorgerückt wäre. Durch M. lernte auch ich den edlen Touristen kennen. Es kam derselbe unmittelbar von Barcelona, wo er am 20. Juli Zeuge des Aufstandes gewesen war, der Christine's Abdankung (12. Okt.) und Espartero's Diktatur zur Folge hatte. Er kam somit von einem Boden, wo nur eben ein historisches Drama zur Aufführung gekommen war, welches, wie sich von der vulkanischen Erregtheit Spaniens und dem Charakter der Exkönigin**) erwarten ließ, neue Verhängnisse in seinem Schooße trug. Mochte nun Herr v. Hailbronner von den Geschicken Spaniens und Portugals — denn auch Doña Maria's da Gloria Residenz und Hof hatte er besucht, — oder von seinen Erlebnissen in Algerien, oder vom Aufenthalt an König Otto's Hofe, oder aus dem gelobten Lande, oder endlich seiner Aufnahme bei Mehmed Ali erzählen, überall erhielt man in spannender Weise über die neuesten Weltverhältnisse lichtvollen Aufschluß aus um so verlässigerem Munde, als der Berichterstatter an Ort und Stelle, mit unbefangenem, Wahrheit verlangendem Auge geschaut, als er aus tieferen Quellen, als Anderen zugänglich waren, geschöpft hatte. Ohne Zweifel haben dies die Leser des „Morgen- und Abendlandes" bald nachher vollkommen anerkannt. Eines sey beispielsweise erwähnt. Fürst Pückler hatte kurz zuvor seinen Panegyrikus des vicekönigliches Regiments (in Aegypten) durch die „Augsb. Allg. Zeit." ausgehen lassen. Der Panegyrikus des geistreichen „Verstorbenen" kam nicht Allen recht glaublich vor oder selbst als eine schelmische Mystification des deutschen Publikums. Kein Wunder also, wenn wir über die historische Glaubwürdigkeit desselben nach Aufklärung verlangten, wie sie der wahrheitsgetreue Mund des Herrn v. Hailbronner am befriedigendsten zu geben vermochte. Nicht lange nachher erschienen auch aus seiner Feder mehrere Artikel in demselben Blatt, den Apologeten zu rektifiziren bestimmt und geeignet. Was der Major aus dem nur erst Niedergeschriebenen mittheilte, z. B. über Athen oder die Zustände von Hellas und seine Zukunft, enthielt nicht nur, wenigstens für damals, viel Neues und Lehrreiches in belebtester Schilderung, sondern Alles war auch der Erguß einer biederen und wohlwollenden Seele. In diesem Lichte, dem Lichte schöner Ritterlichkeit und würdevollen Ernstes, umflossen von dem Reiz weltmännischer und wissenschaftlicher Bildung, erschien uns Allen Major Hailbronner, der deutsche Mann mit einem Herzen voll — nicht bayerischer, sondern deutscher Vaterlandsliebe.

Nun begab sich, daß zur selben Zeit ein anderer Kriegsmann sich zu uns nach Vevey gefunden hatte, auch er ein Deutscher von Geburt, auch er aus Spanien gekommen, wo er den Karlisten gedient hatte, und dessen Rolle seit Beendigung des Bürgerkrieges daselbst ausgespielt war: der Hauptmann Kr., gebürtig aus Brünn (oder Wien). Da er eine Zeitlang jeden Tag bei mir einsprach, sey mir verstattet, von den Fahrten dieses merkwürdigen Menschen aus mündlichem Berichte, für dessen lautere Wahrheit ich jedoch nicht einstehen mag, das Wesentliche mitzutheilen. Kr. war im Jahre 1815 als Kornet im Regiment Erzherzog Ferdinand Husaren in kaiserliche Dienste getreten, nicht lange nachher jedoch auf erhaltene Erlaubniß(?) in französische übergegangen, zweimal (unter Normann und Maison) in Hellas, zweimal (unter Bourmont und 1835 unter Clauzel) in Algerien, zweimal in Spanien (1823 unter dem Duc d'Angoulême und neuerlich drei Jahre lang unter Don Basilio Garcias) gewesen. Unter der Juli-Regierung hatte er es auch mit belgischen Diensten versucht und daneben — wahrscheinlich, um den Polen beizuspringen — einen Abstecher nach Polen gemacht, von wo er wegen falschen Passes nur mit genauer Noth durch Preußen, Sachsen, Bayern nach Frankreich entkommen war. So hatte dieser Abenteurer in den fünfundzwanzig Jahren, seit er sein Geburtsland verlassen und nicht wiedergesehen hatte, allen Systemen, bald dem royalistischen, bald dem liberalen, gedient: wie er selbst sagte, aus Begier nach Pulverdampf. In Spanien verwundet, hatte er seinen Abschied genommen und sich nach Zürich gewandt, wo er vor Jahr und Tag von Schönlein behandelt und ins Leukerbad in Wallis gewiesen worden war. Nach seiner Wiederherstellung kam er nun nach Vevey, entblößt von Geld, Kleidern und Wäsche, so daß seinethalben eine Kollekte veranstaltet werden mußte, wartend auf Baarschaft, die von Wien, auf Ausfertigung des Passes zur Heimkehr, der ihm vom österreichischen Gesandten in Bern, dem Grafen Bombelles, kommen sollte; bei aller Noth aber, so lange er noch eine Cigarre in der Rocktasche mußte, unverwüstlich guter Dinge, austauschend, in seinen Gesprächen ungemein anziehend, voll Interesse für alle Gebiete des Wissens. Nur Eines machte seine Nähe, seinen Umgang unheimlich, Manchen sogar widerwärtig: nicht die stete Bereitwilligkeit, die Geschmeidigkeit, womit er Gaben und — Almosen anzunehmen sich gefallen ließ, ja, sie beanspruchte, denn es konnte der Druck langer Noth derlei Zartgefühl in ihm abgestumpft haben; sondern der unstäte, nie auf sein Gegenüber hell und fest gerichtete Blick, der auch im Laufe der beredtesten Unterhaltung unstät blieb.

So mochte ihn vor Anderen Hailbronner nicht leiden und wies ihn mit kurzen, doch höflichen Worten unter Begleitung einer Beisteuer von sich. Ich versuchte auf einem Spaziergange den Major zum Besseren zu stimmen. Denn mein Argwohn wenigstens war besiegt und, abgesehen von dem lichtscheuen Blick, mir aus der Seele gerissen: hatte doch Kr. jegliches Erümen, das ich mit ihm anstellte, mit Ehren bestanden. Wanderten wir im Peloponnes umher, so sprach Kr. mit solcher Kenntniß der Geschichte von Hellas in alter und neuer Zeit, wußte so guten Bescheid zu geben über die Alterthümer, Denkmäler und Baureste des Landes, als hätte er dies Alles im Geleit von Pouqueville oder Stackelberg gesehen. Ein andermal standen wir vor Konstantine: dieses aber beschrieb er aus Autopsie just so, wie ich es aus Abbildungen und der Beschreibung französischer Gelehrten kannte; ja, er wußte auch, bewandert im Sallust, von Konstantine's Vorzeit, als es noch Cirta hieß und unter numidischer und römischer Herrschaft stand, das irgend Bekannte anzugeben. Von seinen militärischen Kreuz- und Querzügen im nördlichen Spanien sprach er wie ein Kenner der Lokalitäten, bis ins Einzelne gehend, selten von persönlichen Erlebnissen, nie von eigenen Großthaten, oft mit großer Achtung von Don Basilio und Balmaseda, meines Erinnerns selten von Cabrera. Daneben aber verbreitete er sich mit beredter Sachkenntniß über das Herrliche der spanischen Malerschule, und zwar nicht, wenn er auf dasjenige, was er selbst davon gesehen, oder auf Velasquez und Murillo kam, in Worten allgemeiner Begeisterung, sondern in detaillirender Schilderung ihres eigenthümlichen Kunstwerthes; neu war ihm nichts, als das Werk Schepeler's, das ich ihm damals nennen konnte. Kr. hatte behauptet, nach seinem Eintreten in französische Dienste in die Nähe der Herzogin von Angoulême gekommen und durch ihre Gunst und Unterstützung in den Stand gesetzt worden zu seyn, auf der Militärschule in Versailles seine militärischen Studien zu vollenden. Ich stellte ihm einen jungen littérateur, aus Versailles gebürtig, vor; man sprach über Ort, Zeit, Bewohner, Umgegend, und sieh! Kr. bestand auch hier, kein Jota fehlte. Ich las seine Papiere und Korrespondenz, namentlich die mit Bombelles, und auch sie bestätigten die Wahrheit seiner Aussagen. Was verlangte ich noch weiter Zeugniß? Solches stellte ich nun dem Major vor, und er hörte mir geduldig zu. Als ich geendet hatte, erwiederte er: „Und dennoch wiederhol' ich Ihnen, trauen Sie diesem Kr. nicht! Sie Arglosser wissen nicht, wie weit die Schelmerei eines abenteuernden Genies geht, und ein solches ist Kr. ohne Zweifel. Ich meinerseits traue keinem Deutschen in der Fremde. Die deutsche Gemeinheit und Bettelhaftigkeit hat mich durch das ganze Morgenland, von Konstantinopel bis Alexandrien, bis zu den Stufen des heil. Grabes verfolgt."*)

*) S. zuletzt Nr. 34 f. des Magazins vom l. J.

**) Zwei ihrer Kinder von Muñoz lebten damals angesiedelt in Vevey.

*) Läse der Generalmajor v. Hailbronner obige Worte, leicht dürfte er die Jedtlerreden

Die Kunde hiervon traf von Wuzzo selbst, welcher diese Nr. zu verfassen hat, sehr bald aufgeschreckt ein, und noch vor ganz Tagesanbruch erschien Wuzzo in Begleitung seiner Frau und seiner Kinder, sowie seiner Schwiegermutter, welche die Frau Hebamme, wahrscheinlich in Folge ihrer großen Jugend, so genau kannte, daß man sie keinen Augenblick im Zweifel war, daß sie nicht als Schwiegermutter, sondern als Schwester auftrat, und daß sie vorläufig Vorsorge traf. Letzteres hatte der Schwiegersohn keineswegs erwartet, und er war daher nicht wenig erstaunt, als er seine Schwiegermutter mit in sein Haus eintreten sah, und sich ihr gegenüber sah. Er verschwendete die Schwiegermutter aber, wie Hund derselben Seele mit Liebkosungen, und diese, welche sich ihrer Würde bewußt war, und sich nicht durch Liebkosungen bestechen ließ, sondern sich nur durch Geschenke gewinnen ließ, sagte ihrem Schwiegersohne, daß sie ihn nicht eher wieder verlassen werde, bis er ihr ein Geschenk gemacht habe, welches ihrer Würde angemessen sei. Wuzzo sah sich in Folge dessen genöthigt, seiner Schwiegermutter ein Geschenk zu machen, und zwar ein solches, welches ihrer Würde angemessen sei. Er kaufte daher ein Paar Pantoffeln, welche sie sich ausgebeten hatte, und welche sie auch sofort anzog, und ging dann mit ihr in die Stadt, um ihr ein Geschenk zu machen, welches ihrer Würde angemessen sei. Er kaufte ihr einen Regenschirm, welchen sie sich ausgebeten hatte, und welchen sie auch sofort in die Hand nahm

Beiläufig bemerken wir hier, daß die Vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 133,000 (engl.) Quadratmeilen Steinkohlenlager besitzen, vierzehnmal so viel wie Großbritanien, welches kaum 9000 Quadratmeilen enthält.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales' gelangen kann, verdankt Großbritanien den Vortheil, so enorme Massen und zu solch' niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europa's ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Kontinents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produziren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt, als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu Saint-Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkt abhängig von England: die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahr die bedeutendsten Märkte zur Verproviantirung ihrer Dampfschifffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Productionskraft aber geringer ist und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht im Stande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biscaya in Angriff genommenen, unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum dreißig engl. Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire, eine Art Netz, von dessen Centralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hülfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als funfzig Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand beträgt selbst bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 130 Meilen.

Von den 31 bis 32 Millionen Tonnen Steinkohlen, die England jährlich produzirt, werden 10 Mill. in den Gießereien verwandt, 6½ Mill. kommen in den Küstenhandel, 2½ Mill. ins Ausland, und der übrige Theil wird im Inlande zu verschiedenen Zwecken verbraucht. In Newcastle wird fast die Hälfte der fürs Ausland bestimmten Steinkohlen eingeschifft, von der Frankreich fast zwei Drittel absorbirt. Die Zahl der Steinkohlenminen Newcastle's und an der Tyne beläuft sich ungefähr auf 130; das zu diesen Etablissements verwandte Kapital wird auf nicht weniger als 10 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt, wogegen auch jährlich 6—7 Mill. Tonnen Steinkohlen verkauft werden; die Production der Minen an der Tyne ist seit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 um 270 pCt. gestiegen.

Die nach London gebrachten Quantitäten bieten in vier auf einander folgenden Jahren nachstehende Zahlen dar:

1843	2,663,114	Tonnen.
1844	2,562,116	"
1845	3,463,630	"
1846	2,967,627	"

Im Jahre 1848 sind in London zu Wasser allein 3,418,310 Tonnen Steinkohlen eingeführt worden.

Ungefähr elf Zwölftel dieser Quantität sind auf den Flüssen Tyne, Wear und Tees befördert worden, auf dem ersteren ungefähr zwei Fünftel des Ganzen. Die Menge der auf Eisenbahnen und Kanälen in London eingeführten Steinkohlen ist unbeträchtlich. Man schätzt den Bedarf der Londoner Gas-Compagnieen auf beinahe ein Achtel der eingeführten Gesammtmasse.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohle nach London benutzten Fahrzeuge ist nothwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor drei Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt; im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; im Jahre 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,267 Ladungen, die sich auf fast 3½ Mill. Tonnen beliefen. Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist etwas weniger als 300 Tonnen; rechnet man acht Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlentransport vom Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 22,000 Individuen. Die gesammte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 200,000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze civilisirte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschifffahrt erstreckt sich schon von Suez bis Singapore, und bald wird sie bis Australien organisirt seyn. Wenn die amerikanischen Lokomotiven die Ufer des Stillen Oceans berührt haben werden, so werden auch die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem Indischen Archipelagus eröffnet und den Weg um die Erde vollendet haben. Kaufleute und Touristen werden alsdann diese Reise in weniger als einem Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige dort kennen zu lernen.

---

2) Vereinigte Staaten	625,000	Tonnen.
3) Frankreich	448,000	"
4) Zollverein	300,000	"
5) Oesterreich	190,000	"
6) Belgien	150,000	"

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer seyn möge, — das natürliche Schwarz, das Roth der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an, bis zur geringsten herab, welche man in frühern Zeiten zu gebrauchen pflegte!

Afrika.

Französische Reisebilder aus Hedschas und Abyssinien.

I. Ein Seesturm.

Das abyssinische Uferland des Rothen Meeres gehört vielleicht zu den merkwürdigsten Gegenden Afrika's, und dennoch ist es eine nur sehr geringe Anzahl Reisende, welche Neugierde oder Liebe zur Wissenschaft nach dieser geheimnißvollen, der Aufmerksamkeit Europa's so würdigen Region hinzieht. Besonders verdankt man Franzosen die neuesten und vollständigsten Nachrichten über die unerforschten Länder, welche einerseits bis an den Arabischen Meerbusen, andererseits bis Central-Abyssinien sich erstrecken. Während hier Rochet d'Hericourt zu verschiedenen Malen das Königreich Schoa besuchte, drang ein anderer Reisender, Herr Arnaud, ein alter Offizier der ägyptischen Armee, vom Jahre 1843 bis 1844 in dem Lande der Sabäer weiter vor, hielt sich in der arabischen Stadt Mareb auf und sammelte dort zahlreiche Dokumente über den alten Volksstamm der Hamyariten, deren Civilisation tiefe Spuren in diesem Theile von Yemen zurückgelassen hat. In Kahira, wo ich mich in Folge des wohlwollenden Schutzes des Doktors Clot-Bey seit drei Jahren als Beamter bei der militärischen Verwaltung des Paschas aufhielt, lernte ich zufällig Herrn Arnaud kennen, der, unter tausend Gefahren aus dem Lande der Sabäer zurückgekehrt, dennoch vor Ungeduld brannte, eine neue Expedition dahin anzutreten. Ich hatte die Erzählungen des unerschrockenen Reisenden gehört, ich hatte den von einem gelehrten Orientalisten, Herrn Fulgence Fresnel, veröffentlichten Bericht über seine Arbeiten gelesen, und ich gestehe, daß ich nicht nur die Regung, welche ihn nach den arabischen Einöden zog, begriff, sondern ebenfalls theilte. Eines schönen Tages bot sich die so sehnlichst erwartete Gelegenheit dar, die seit unserem Zusammentreffen in Kahira gemeinschaftlich entworfenen Reisepläne auszuführen. Eine wissenschaftliche Mission der französischen Regierung legte dem muthigen Erforscher des Landes Saba die Pflicht auf, an die Ufer des Rothen Meeres zurückzukehren und die hamyaritischen Monumente in ihren Einzelheiten zu studiren. Wir kamen überein, zusammen zu reisen, und unsere Vorbereitungen waren bald getroffen; nach einem kurzen Aufenthalt in Yemen zwangen uns jedoch unvorhergesehene Umstände, in dem afrikanischen Uferlande Zuflucht zu suchen, und so gelangten wir zu einem ziemlich langen Aufenthalt in einem sehr wenig gekannten Lande.

Am 18. Januar 1848 bei Sonnenuntergang verließen wir Hodeidah, trotz des Passatwindes der südlichen Hemisphäre, welcher damals mit ganzer Heftigkeit wehte, um nach Massowah zu reisen, d. h. vom arabischen Ufer des Rothen Meeres nach der afrikanischen Küste zu gelangen, — in einer Barke ohne Verdeck, die bis zum Sinken überladen war. Ungeachtet der Anstrengungen unserer Matrosen konnten wir uns erst beim Anbruch des Tages vom Lande entfernen. Wir gingen entschlossen allen Drangsalen eines Reiselebens entgegen, wie man sie nur inmitten der ungastlichen Einöden des östlichen Afrika's kennen lernen kann.

Wir hatten beim ersten Strahl der Morgendämmerung unsere Segel beigesetzt. Die Brise hatte etwas nachgelassen, und obgleich die hohle See sehr hoch war, ging bis gegen zehn Uhr Morgens Alles ziemlich gut von Statten. Unser Nakoudah oder Capitain, für einen Araber ein ziemlich geschickter Seemann, bestand darauf, die gerade Route zu verfolgen, d. h. nach der afrikanischen Küste etwas südlich vom Archipelagus von Dahlak zu steuern und dann durch die Meerenge, welche diese Inselgruppen vom Festlande trennt, wieder hinaufzufahren. So sehr wir ihm auch zu beweisen suchten, daß die gerade Linie nicht immer der kürzeste Weg von einem Punkte zum anderen, selbst auf dem Meere sey, er gab erst dann nach, als ein schrecklicher Bundesgenosse, der Sturm, zu unserer Hülfe erschien.

Zwei Stunden vor Mittag wurde die schon scharfe Brise noch heftiger; das Meer wurde schrecklich. Vom Ungewitter gepeitscht, siedeten die Wogen und bedeckten sich mit einem weißen Schaum, der, durch den Wind in graue Wolken verwandelt, über der Oberfläche des Wassers aufwirbelte. Wenn ein Sturzsee über unsere unglückliche Barke schlug, so genügte der Stoß, dieselbe einen Augenblick in ihrem Laufe aufzuhalten, und der das Steuerruder haltende Matrose hatte seine ganze Geschicklichkeit, seine ganze Wachsamkeit nöthig, um zu verhindern, daß die Welle uns nicht vollständig traf. Trotz seiner Anstrengungen wurden wir in jeder Minute mit breiten Strömen eiskalten Wassers bespritzt; diesen kleinen Unannehmlichkeiten folgten andere ernstlichere. Ein Augenblick der Unachtsamkeit seitens des Steuermannes reichte hin, eine große Wassermenge auf das Fahrzeug zu schleudern, welche die Baumwolle, mit der es beladen war, durchnäßte und deren Gewicht verdoppelte. Es blieb uns hiernach nur übrig, die Schiffsladung zu opfern, doch war es zweifelhaft, ob unseren vereinten Anstrengungen — wir waren nur sieben oder acht Männer und fünf oder sechs Kinder am Bord — hinreichen würden, nur einen dieser enormen Ballen, die gegen zweitausend Pfund wogen, von der Stelle zu bewegen.

Die auf dem Hintertheil des Schiffes versammelten Seeleute verdoppelten ihren Eifer; man sang fromme Lieder, welche nicht weniger als funfzig Strophen enthielten; hierauf folgten Gebete, von denen mehrere nichts als

Verwünschungen über die Ungläubigen waren, was wohl ein wenig auf uns Bezug hatte; dann kamen die Sprüche aus den heiligen Büchern, die Anrufungen der besonders verehrten Scherifs an die Reede. Dies Alles vermischte sich zu einem wirren Durcheinander, welches wir nur mit dem konfusen Geschrei vergleichen konnten, das die auf den Rand eines Felsenriffes geflüchteten Seevögel bei einem Windstoß ertönen lassen. „O Allmächtiger! der durch einen Hauch die Sonne bis ans Ende der Zeiten auslöschen wäre!" rief Einer aus. „O Scherif Abd-el-Kader-el-Dschedani, Beschützer der Seefahrer, verwende Dich für uns!" fing ein Anderer an. „Ich suche eine Zuflucht bei Gott seit der Morgendämmerung!" murmelte ein Dritter. „Erlöse mich vom Abgrunde, glückseliger Scherif Said", sagte ein Mann aus Mascwah „und sobald mein Fuß die Erde berühren wird, werde ich Dir den schönsten Hammel des Landes opfern!" — „Und ich, ich werde die Kuppel, unter der Deine Gebeine ruhen, neu streichen lassen!" fügte der letzte Supplikant hinzu. Alle diese Gelübde und Gebete besänftigten aber weder das sich noch verstärkende Ungewitter, noch das Meer, welches immer mehr anschwoll: der Capitain maß mit Angst den Horizont.

Obgleich es uns nicht in den Sinn kam, einige Fragmente von unserem Paternoster ins Gedächtniß zurückzurufen, so waren wir dennoch nicht viel ruhiger als die Mannschaft. Zwei oder drei von der afrikanischen Küste kommende Barken flogen an uns vorüber, indem sie uns den üblichen Gruß zuschickten, der sich aber in dem Heulen des Sturmes verlor; über unseren Köpfen flohen Tausende von Seevögeln vor den Windstößen dem Lande zu: wir verfolgten voller Betrübniß mit dem Auge jene Segel und jene großen Seemöven, welche schnellen Fluges bald in dem Nebel verschwanden. Einer von uns hatte irgend einen schlechten Scherz über die uns umgebenden Litaneien-Sänger gemacht, worüber wir uns nicht des Lachens enthalten konnten; aber gleich darauf bemerkten wir, daß die Muselmänner wilde Blicke auf uns richteten, und der Beiname „Koufar" (Heiden), womit uns ein Sklavenhändler bezeichnete, kam uns sogar zu Ohren. „Wenn Du in diesem Tone von uns sprichst", sagte mein Gefährte zu ihm, „so läufst Du Gefahr, den Sprung vor den Anderen zu machen und so den ersten Platz im Bade einzunehmen." Der Dschellab senkte heuchlerisch die Augen mit der Versicherung, daß das Wort keineswegs uns gegolten hätte. Dieser Zwischenfall hatte keine weitere Folgen, auch waren wir gut genug bewaffnet, um nöthigenfalls die ganze Mannschaft im Zaume zu halten.

Bis dahin hatte der Capitain beharrlich gegen das Unwetter angekämpft; bald sollte eine neue Gefahr das Bedenkliche unserer Lage vergrößern. Ganz unerwartet stürzte sich ein Matrose auf einen großen kupfernen Kessel und begann diesen mit dem Stil seines Messers wie einen Tam-Tam zu schlagen; sogleich ertönte um uns herum die Formel: Allah Akbar, Gott ist groß — mit der jeder Muselmann die Hülfe Gottes bei Annäherung einer großen Gefahr anruft. Da wir weder jene Musik, noch diesen plötzlichen Furchtausbruch begriffen, entschlossen wir uns, unseren hinter zwei Baumwollenballen gewählten Zufluchtsort auf einen Augenblick zu verlassen. Vier Wallfische, wohl zweimal so groß wie unsere ganze Barke, befanden sich kaum zwanzig bis dreißig Faden von uns entfernt. In diesem Augenblick verhielten sie sich ganz unbeweglich, und ich konnte mir nun wohl denken, daß Sindbad der Seefahrer ein solches Ungethüm für eine Insel ansehen konnte. Bald schwangen sie sich mit einem Sprung über die Wogen, welche sie auf ihren Rücken trugen; dann verschwanden sie, um wieder auf die Oberfläche zu kommen, gleich einer Klippe, welche das Meer aus seinem Schooße auswirft, indem sie aus ihrem Luftloch einen Wasserstrahl schleuderten, der von der Heftigkeit der Brise gebogen wurde und sich in unmerklichen Thau verlor. Zuweilen löste durch einen kräftigen Schlag mit dem Schwanze ihr gigantischer Körper sich ganz von den Wogen los, durchflog in der Luft einen Raum von mehr als sechzig Fuß und fiel auf die Sturzwelle herab, welche unter dieser enormen Wucht mit dem Knalle eines Kanonenschusses zerstob. Die Stelle, wo diese riesenhaften Geschöpfe das flüssige Element verlassen hatten, blieb alsdann einen Augenblick offen, wie der Krater eines Vulkans, während bei ihrem Niederfallen sich ein Strudel über den Abgrund bildete, in den die hohle See brausend hineinstürzte. Jeder beeilte sich, ein Gleiches zu thun, wie der Mann am Kessel, und bald entstand ein betäubender Lärm, dem wir einige Flintenschüsse hinzufügten, die aber in die Luft geschahen, da wir nicht wagten, auf die majestätischen Leviathane zu zielen, aus Furcht, daß sie über einige bis an ihren Speckpanzer dringende Bleikugeln Groll empfinden könnten.

Als die Wallfische genug von diesem ihretwegen angestimmten Konzerte hatten, entfernten sie sich, und wir änderten den Cours. Den Capitain plagte die Sorge, daß das Erscheinen dieser Thiere irgend ein Unglück ankündige; noch lange konnten wir sie, sich über die Wogen bäumend, sehen. — „Gott sey gelobt!" riefen die Seeleute aus, „wir sind gut davongekommen." — „Ist dies so gefährlich?" fragten wir. — „Im höchsten Grade!" antwortete der Patron, „hätte sich ein Wallfisch nur an der Saia gerieben, so wäre sie sicher umgeschlagen."

Gegen drei Uhr Nachmittags sahen wir endlich den Gipfel eines Berges über den Wellen erscheinen. So entfernt wir auch noch vom Lande waren, flößte uns dieser Anblick doch Muth ein: es machte den Eindruck, als wenn ein Freund auf uns zu käme. Nach und nach wurde der Berg größer; seine Umrisse traten immer klarer hervor, und bald zeigten sich die gelben Dünen, welche seinen Fuß umgaben. Wir nahmen die Richtung auf die südliche Spitze der Insel Camaran, und zwei Stunden später fuhren wir längs den kleinen Eilanden hin, die vor dem schmalen, stets ruhigen Kanal liegen, welcher die große Insel von der Küste trennt. Zu dieser Zeit waren die Sandbänke mit Vögeln im buchstäblichen Sinne bedeckt, und aus allen Himmelsgegenden langten noch neue Schwärme an. Wir konnten die lärmenden Töne hören, welche von jedem dieser verschiedenen Luftbewohner ausgingen: die großen Seemöven krächzten oder bellten gleich heiseren Hunden; die Reiher, die Rohrdommeln stießen ihr sonderbares Geschrei aus; die Pelikane ließen ihre tieferen Stimmen hören; die Brachschnepfen pfiffen klagend, und das Gräusch des Windes und der Wogen diente diesem Konzert den grellen und traurigen Noten zur harmonischen Basis.

Der letzte Sonnenstrahl vergoldete die weiße Brandung der Küste und die stattlichen Gipfel einiger Dattelbäume und Palmen, die auf dem Sandboden wuchsen; dann fiel dieses purpurfarbige Licht auf die Oberfläche der Wellen, befärbte ihr dunkeles Azurblau mit rothen Funken oder zerfetzte sich durch die wässerigen Theile, welche der Wind von den Rändern jeder Sturzwelle losgelöst hatte: alsdann konnte man Myriaden ephemerer Regenbogen auf dem Meere tanzend erblicken. Eine Stunde später trieben uns die letzten Windstöße des beruhigten Ungewitters in den Hafen von Camaran, wo wir vor Anker gingen. Die kleine Rhede war geräuschlos; einige Sambouks lagen neben uns vor Anker; ein oder zwei Lichter glänzten aus dem Dorfe oder aus den Schießscharten der alten, die Insel schützenden Festung herüber. Am Ufer sang eine Gruppe im Kreise sitzender Männer, indem sie sich nach den Worten einer uns unbekannten Sprache richteten, und wurden von einer Rohrflöte begleitet, während das Tambourin und große eiserne Klappern den Takt zu dieser wilden Musik schlugen, die aber nicht ohne Anmuth und Originalität war. Eine andere Gruppe tanzte: dies waren unglückliche schwarze Sklaven, die sich durch nationale Tänze und Gesänge für ihre harte Arbeit schadlos zu halten suchten.

Da wir während des ganzen angstvollen Tages nichts als Brod statt jeder anderen Speise zu uns genommen hatten, so griffen wir nach unseren Flinten und ließen uns ans Land setzen. Funfzig Schritte vom Landungsplatze zieht sich ein Sandstreifen über die Rhede. Bei einem früheren vierwöchentlichen Aufenthalt in Camaran hatten wir die Bemerkung gemacht, daß diese kleine Halbinsel bei steigender Fluth einem unzähligen Schwarm von Wasserschnepfen und anderen Vögeln als Zufluchtsort dient. Zwei über die Erde hin streifende Flintenschüsse scheuchten alle diese armen Geschöpfe auf, deren Schreck sich durch ihr lautes Geschrei kundgab, während wir unsere Opfer auffammelten. Einige für den Aufenthalt in so guter Gesellschaft bestrafte Möven wurden weggeworfen und die übrigen Vögel gerupft, mit etwas Butter eingerieben, der Länge nach an einen Ladestock gehängt und in einigen Minuten gar gebraten. Es war verabredet worden, daß wir, statt Frühstück und Mittagessen, nur eine einzige Mahlzeit halten wollten, zu der die Seeluft unseren Appetit noch außerordentlich geschärft hatte, so daß die Beute ganz daraufging, obgleich wir, um nicht nöthig zu haben, mit den Matrosen zu theilen, keinen einzigen Vogel ausweideten. Die Seeleute der Barke, welche unsere Kochzurichtungen in Augenschein nahmen, sahen, wie wir das Geflügel mit Blut und Eingeweiden verzehrten, und entfernten sich schaudernd mit den Worten: „Gott verdamme Eure Religion!" Diese Fleischtheile waren für sie fürchterlich unrein; um sie zu trösten, versprachen wir, bei erster Gelegenheit ihnen einen Pelikan, der sich durch sein öliges und derbes Fleisch auszeichnet, zu tödten.

Mannigfaltiges.

— Jenny Lind und deutsche Musik in Amerika. Jenny Lind gab am 12. November ihr fünfundzwanzigstes Konzert in New-York. Direktor Barnum hat den für Jenny's Konzerte neu erbauten kolossalen Saal — Triplee Hall genannt — so einrichten lassen, daß den früheren Beschwerden über Mangel an Bequemlichkeit, Luft und Licht vollkommen abgeholfen worden und der stets sich erneuernde Zudrang befriedigt werden konnte. In der Stadt New-York und in einem Umkreise von hundert engl. Meilen hat nun beinahe Alles, was irgend auf musikalische Bildung Anspruch macht, die schwedische Nachtigall bereits gehört, und wer früher noch nicht musikalisch war, der ist es jetzt geworden, denn Jenny's Gesang scheint in Amerika eine ähnliche Wirkung wie Oberon's Horn zu üben. In einem ihrer letzten Konzerte wirkte der „deutsche Liederkranz" von New-York mit, ein Gesangverein, der seinem Vaterlande und seinen Brüdern in Deutschland Ehre macht. Der „Liederkranz" führte unter Anderem einen vortrefflichen Kriegerchor aus; dann sang er den Chor der Gefangenen aus „Fidelio" und endlich den Jägerchor aus dem „Freischütz". Den deutschen Sängern zu Ehren, wurden in diesem Konzerte auch von Jenny nur Compositionen deutscher Meister vorgetragen, wie denn auch das Orchester blos eine Ouverture von Karl Maria v. Weber und eine Symphonie von Beethoven spielte.

Berichtigung. In Nr. 143 d. Bl. S. 571 Sp. 2. Z. 13 verbessert man Menschenabend in Menschenelend; — ebenda Z. 27 skeptisch in skeptisch.

Das nächste Blatt des Magazins wird am Freitag Abend ausgegeben.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Noch bleibt mir ein Punkt besonders beim Gedächtnisse in Betracht zu ziehen, bei der Erklärung, wie ein Gedächtnisvorgang zur „Erinnerung“ wird. Es ist Thatsache, daß wir uns nicht nur an Dinge erinnern, die wir selbst erlebt haben, sondern auch an die, welche uns andere erzählen, wie wir sie in Büchern finden, in Briefen, in einem Vortrage, wo wir Ohren und Augen zu Hilfe nehmen. Wie kommt es, daß wir uns an Dinge, die wir nicht selbst erlebt haben, erinnern können? Wie kann ein Gedächtnisvorgang, der nicht durch eigene Erlebnisse zu Stande kommt, sondern durch fremde Erlebnisse, durch Erzählungen, Lesen, Hören, Sehen, Fühlen, Tasten, Riechen, Schmecken, durch fremde Erlebnisse zu Stande kommt, eine Erinnerung werden? Wie kann ein Gedächtnisvorgang, der nicht durch eigene

Am Mittag des 25. August fand der Arzt, daß ein heftiges Fieber hinzugetreten wäre, und seine Kunst zeigte ihm die Nähe des verhängnißvollen Augenblicks; nach kurzer Ueberlegung entschloß er sich, dies dem Kranken mitzutheilen, und er that es in Gegenwart der Königin. Anfangs nahm es der König ungläubig auf; aber bald erlangte er seine Kaltblütigkeit wieder und zeigte den besonnenen Muth, der ihn im ganzen Leben ausgezeichnet hatte. Er blieb mit der Königin einige Zeit allein; Niemand weiß, was sie hier verhandelt haben. Als endlich ein vertrauter Diener ins Zimmer trat, fand er den König in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl sitzen, die Königin vor ihm — Beide still einander betrachtend, bis endlich der König mit fester Stimme sprach: „Sie haben, mein Freund, ohne Zweifel gehört, was bald bevorsteht .... man hat mir den Abschied gegeben .... ich muß abreisen .... wir müssen uns trennen .... der Allgütige ruft mich.“ Dies wiederholte er ziemlich bewegt zwei- oder dreimal. Hierauf fiel ihm ein, daß er vor vier Monaten einige Notizen, wie wir glauben, über seine Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1814, geschrieben, aber in der Mitte einer Anekdote aufgehört habe, und dies wünschte er zu beendigen. Er verlangte nach dem Schlüsselbund, das er stets trug, und wandte sich an den General Dumas, der ihm damals zu Häupten saß, und bezeichnete ihm die Stelle, wo er das fragliche Manuskript finden würde. Da der General den rechten Schlüssel nicht finden konnte, sagte der König lächelnd: „Ich habe Sie nie lehren können, meine Schlüssel zu unterscheiden.“ Zitternd nahm er das Schlüsselbund und wählte selbst den Schlüssel aus. Hierauf bat er den General, das Gewünschte aufzuschreiben; noch hatte ihn sein reger Geist nicht verlassen. Ohne die Handschrift anzusehen, ohne sich das letzte Wort sagen zu lassen, das er also vor vier Monaten niedergeschrieben, fuhr er im Zusammenhange fort. Diese Anekdote war nicht bedeutend, indeß schloß sie gerade einen Abschnitt seiner Memoiren, und deshalb wollte er sie vollenden. Dies dauerte nur wenige Augenblicke; hierauf diktirte er der Königin eine Art von Kodizill zu seinem Testament und drückte dann den Wunsch aus, das Abendmahl zu nehmen: er ließ den Abbé Guelle und alle die Seinigen um sich versammeln. In ihrem Beisein erfüllte er seine religiösen Pflichten mit christlicher Ergebenheit, philosophischer Stärke und einer Einfachheit, welche der wahren Größe eigen ist. Die Königin und alle seine Kinder standen lange um sein Bett, weinend und betend, er aber sah verklärten Blickes auf sie hin.

Das Fieber stieg in der Nacht, ohne indeß seinen Geist zu trüben. Ja, es schien ihm fast, als ob er sich besser befinde; er ließ am 26sten um vier Uhr Morgens seinen Arzt rufen und sagte: „Lieber Doktor, ich befinde mich in der That wohler. Ich glaube, daß Sie sich irren und ich für jetzt noch nicht von hinnen scheide.“ Der Arzt fühlte nach dem Pulse, schüttelte aber bedenklich den Kopf; indeß der König sagte lebhaft: „Das ist kein richtiger Maßstab; ich habe eben gehustet, und deshalb schlägt der Puls rascher;“ so vertraute er dieser schwachen Hoffnung. Nach einer halben Stunde schloß er die Augen und verschied um acht Uhr des Morgens ohne großen Schmerz.

Am 2. September wurde die irdische Hülle mit möglichst wenigem Pomp nach der katholischen Kapelle von Weybridge gebracht, wo sie vorläufig ruht; jener Vorwurf: Ingrata patria, ne ossa quidem habebis! wird hoffentlich Frankreich nicht treffen. Die Grabschrift drückt auch diese Hoffnung aus:

> Depositae jacent sub hoc lapide, donec in patriam avitos inter cineres, Deo adjuvante, transferantur, reliquiae Ludovici-Philippi primi, Francorum regis, Claromontii, in Britannia, defuncti die Augusti XXVI., Anno Domini MDCCCL, aetatis LXXVI. — Requiescat in pace!*)

Der Graf von Chambord ließ ihm in Wiesbaden, wo er sich gerade aufhielt, ein Todtenamt halten; in Frankreich wurden für ihn an vielen Orten, in Paris sogar mit Bewilligung Changarnier's Messen gelesen.

Das Gewicht, welches Ludwig Philipp auf die Vollendung jener Anekdote legte, ließ voraussetzen, daß er ein vollständiges Tagebuch geführt habe. Dies ist aber nicht ganz der Fall; Frau v. Genlis hatte ihn, wie seine Brüder, daran gewöhnt, sich durch Anlegen eines solchen Tagebuches von jeder Stunde Rechenschaft zu geben. Ludwig Philipp befolgte dies in besonders bewegten Zeiten. Ein Fragment seines ersten Tagebuches, vom Herbst 1790 bis zum Sommer 1791, ging verloren oder wurde gestohlen während der ersten Revolution, wie die Memoiren von 1815 während der letzten: der sich ihrer bemächtigt hatte, edirte sie. Diese merkwürdige kleine Schrift war sehr selten, so selten, daß nicht einmal Ludwig Philipp selbst ein Exemplar besaß, bis es ihm ein Freund anbot. Der König hat auch das Journal der Hundert Tage geschrieben und veröffentlicht. Als wir im März 1850 unseren Bericht über „die Abreise des Königs am 24. Februar“ veröffentlichten, war es uns vergönnt, sein Journal vom Februar und März 1848 zu lesen und zu exzerpiren. Man weiß endlich, daß er in Claremont, wie früher, sich in seinen Mußestunden damit beschäftigte, seine Memoiren zu redigiren; aber für jetzt läßt sich nichts Genaueres darüber sagen. Nach einer zufälligen Aeußerung des Königs, die uns mitgetheilt worden ist, können wir vermuthen, daß jener Theil der Memoiren, den er noch auf seinem Todbett vollendete, sich auf seine Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1814 bezog. Begieriger indeß sind wir auf die, welche er in seiner Jugend oder unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse verfaßt hat. Die Veröffentlichung derselben ist jedenfalls eine sehr delikate Sache und wird erst nach reiflicher Ueberlegung stattfinden: bis jetzt ist uns noch kein Gerücht hierüber bekannt.

*) Unter diesem Steine liegen, bis daß sie nach dem Vaterlande, zu den Gebeinen der Ahnen, mit Gottes Hülfe zurückgebracht werden, die irdischen Ueberreste von Ludwig Philipp I., König der Franzosen; zu Claremont in England geboren am 26. August, im Jahre des Herrn 1850, im 76sten Lebensjahre. Friede seiner Asche!

Afrika.

Französische Reisebilder aus Hedschas und Abyssinien.

II. Fahrt nach Maßwah.

Die Schiffsmannschaft wurde mit Anbruch des nächsten Tages damit beauftragt, einen Leck zu verstopfen, der so groß war, daß die Barke nach vierundzwanzig Stunden hätte untersinken müssen. Es waren deren noch viele andere da, jedoch versicherte uns der Patron, daß diese Havarien von geringerer Bedeutung wären, und daß wir mit Hülfe der Pumpen Maßwah wohlbehalten erreichen könnten.

Wir brachten diesen Tag auf dem Lande zu. Als wir zur Jagd aufbrachen, begann eine zweifelhafte Helle sich aus dem Nebel, der letzten Spur des Ungewitters vom vorigen Tage, zu entwickeln. Diesem bleichen Glanze folgte ein rothes Licht, und die einen Augenblick hinter den hohen Bergen Arabiens verdeckte Sonnenscheibe schien endlich zwischen deren zackigen Kanten hindurch; ihre schrägen Strahlen spielten um jeden Gipfel und leuchteten dort wie eine Flamme, während der übrige Theil sich mitten im Azur befand. Bald aber ergoß sich ein Lichtstrom über die abschüssige Gebirgskette und verbreitete sich über die Küste, über das Meer, über die Insel, auf der jeder Felsen von dem blendenden Glanze, welchen die himmlische Fackel über alle Gegenstände ausgießt, seinen Theil erhielt. Nun erwachten die am Sandufer schlummernden Vögel, begannen ihren Flug und begrüßten mit freudigem Gezwitscher den Aufgang des strahlenden Feuerballs. Die Sambouks bevölkerten sich bald weiter zu gewinnen; aus jeder Hütte des Dorfes stieg ein bläulicher Rauch gen Himmel. Etwas später furchte ein Windstoß die Gewässer der Rhede, in denen eine andere Welt ihr Daseyn zu entwickeln begann. Zwei Haifische, deren Rückenflossen die Oberfläche des Meeres zertheilten, jagten einen unermeßlichen Zug Fische vor sich her. Auf dieses Zeichen eilten Schwärme von Seevögeln mit anhaltendem Geschrei hinzu, indem sie mit ihren Flügeln die kleinen Wellen peitschten, deren sich ausbreitende Wogen die ganze Bucht durchliefen. Der Zug Fische, vor den Haien und den Vögeln fliehend und von diesem gefräßigen Heere verfolgt, eilte immer weiter: ein langer Streifen Schaum, den die Tausende der eingetauchten Schnäbel hervorbrachten, der aber jeden Augenblick durch die kräftige Bewegung der Haifische durchschnitten wurde, bezeichnete von weitem seinen Lauf.

Etwas nördlich von der kleinen Bucht, die gegenwärtig den Hafen bildet, zwischen zwei mit alten Gräbern bedeckten Vorgebirgen, zehn Schritt von den Ruinen eines zerstörten Marktfleckens entfernt, befindet sich eine andere Rhede, die das Meer in neuerer Zeit gebildet hat. Der Boden derselben flacht sich so allmälig ab, daß man fast auf allen Punkten mehr als eine Viertelmeile vorschreiten kann, ohne daß das Wasser höher als bis ans Knie reicht. Dieses flache Ufer ist von unzähligen Vogelgattungen bewohnt, die sich unermüdlich um ihre von den zurücktretenden Wellen hinterlassenen Nahrungsmittel streiten. Weiße und blaue Reiher laufen, tauchen, spielen und fliegen auf, um wieder auf das so ruhige Meer herabzuschießen; Löffelgänse waten im Schlamme herum; Pelikane schnappen, über dem Wasser schwebend, nach den kleinen Fischen, welche von den größeren aus der tieferen Gegend gejagt werden. In weiterer Entfernung gewähren Flamingos, auf ihren langen Stelzfüßen stehend, mit ihren rothen Flügeln, den Anblick einer auf der Oberfläche des Meeres sich bewegenden Feuersäule. Wir beabsichtigten uns unser Frühstück aus diesem Vogelhause Gottes zu wählen, indeß war es sehr schwierig, einige Flamingos zu schießen. Man mußte sich den langen Reihen derselben in genügender Entfernung nähern, trotzdem sie allen unseren Bewegungen mißtrauisch folgten. Der Zufall führte uns ein Brett, das von irgend einem Schiffbruch herstammte, in die Hände, an dem wir ein großes Reißbündel befestigten; wir trieben dieses Floß ganz langsam vor und verbargen uns dahinter. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln vereitelte ein unzeitiges Schwanken des Flosses unseren Angriffsplan gerade in dem Augenblick, als wir die glänzende Gesellschaft zu überraschen im Begriffe waren. Nur ein Individuum wurde getroffen; es hatte schon die Flügel zum Fluge ausgespannt, als es, von unserem Blei erreicht, kraftlos niederfiel. Auf dem Wasser liegend, hatte es das Ansehen eines Stückes karmoisinfarbiger Seide. Wir mußten auf die Fortsetzung unserer Jagd verzichten, denn die übrigen Vögel waren plötzlich verschwunden, auch fing die Hitze an unerträglich zu werden. Nach zwei oder drei Flintenschüssen, welche unsere großen Taschen mit kleinem Geflügel füllten, traten wir daher den Rückweg nach der Rhede an, wo unsere Barke vor Anker lag.

Am nächsten Morgen, kurz vor Tagesanbruch, gingen wir in See. Es wehete eine schwache Brise, die aber ganz und gar nachließ, als wir uns einer von den Arabern „Ukeban“ genannten Insel gegenüber befanden. Wir rechneten darauf, den ersten Lufthauch zu benutzen, um den an dieser Stelle schmalen Kanal zu passiren, aber die Barke blieb so unbeweglich, als läge sie vor Anker, unser Segel hing schlaff, das Meer zeigte nicht die geringste Falte und glänzte unter den Sonnenstrahlen, wie eine Fläche von geschmolzenem Blei. Jeder, wer eine längere Reise auf einem neapolitanischen Schiffe gemacht hat, wird sicherlich, wie wir, bemerkt haben, daß die italiänischen Matrosen, wenn das Meer ruhig ist, sich des Himmels nur erinnern, um ihn zu lästern, aber wenn der Orkan mit seinen Schrecknissen erscheint, sich den Ausbrüchen einer wenig erbaulichen Frömmigkeit überlassen. Einen noch schneidenderen Kontrast fanden wir hier. Wie schon erwähnt worden, befand sich am Bord ein Dschellab oder Sklavenhändler von der Küste Danakil, welcher den Rest seiner Sklavenherde, drei oder vier junge Gallas-Negerinnen und einen kleinen, fast blödsinnigen Neger, die er in Jemen nicht loswerden konnte, nach seiner Heimat zurückführte. Dieser vor zwei Tagen, als der Sturm das Meer peitschte,

so andächtige Mensch erzählte nun den Matrosen sein früheres Leben. In dieser Erzählung kamen abscheuliche Geschichten vor von Kindern, die auf gräßliche Weise verstümmelt wurden, um ihren Werth zu verdoppeln oder verdreifachen, von scheußlichen Ausschweifungen, von den fürchterlichen Qualen, welchen die Sklavenkarawanen auf der langen vier- oder fünfmonatlichen Reise vom Innern bis ans Meer zu erdulden haben. Diesen enormen Weg müssen die Unglücklichen zu Fuß machen; wer nicht gehen kann, wird anfangs grausam gezüchtigt, damit ihn der Schmerz zu verzweifelten Anstrengungen antreibe. Sind seine Kräfte von Ermattung, Krankheit und Durst aufgerieben und seine wunden Beine steif geworden, so zerschmettert ihm der Besitzer den Kopf zwischen zwei Steinen und läßt ihn auf dem Wege zurück. „Die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal belebt den Muth der Uebrigen", fügte der Dschellab hinzu. Dieser Mensch flößte uns einen solchen Abscheu ein, daß wir uns nach dem anderen Ende der Barke zurückzogen, neben einem Matrosen von den Dahlak-Inseln, der, mit über dem Wasser hängenden Beinen sitzend, ein wunderbar anmuthiges und originelles abyssinisches Lied sang. Wir hatten schon den Dschellab vergessen, als sich Schmerzensgeschrei hören ließ; es war wieder der Menschenfleisch-Händler, der den nackten Rücken des kleinen Negers mit einer Peitsche aus Nilpferdehaut zerfleischte. In zwei Sprüngen befanden wir uns zwischen dem Opfer und seinem Henker, dessen Strafinstrument wir ins Meer warfen. „Ist es nicht mein Sklave", brüllte der über unsere Dazwischenkunft Wüthende, „und kann ich nicht mit ihm machen, was ich will?"

Aber die am Bord befindlichen Leute deuteten sich durchaus nicht, für ihn Partei zu nehmen, und als unsere Fäuste seine Schultern ziemlich derb berührten, entschloß er sich, zu schweigen. Er zitterte wie Espenlaub und wagte selbst nicht einen Laut zu äußern, als ich zum Patron sagte: „Mach diesem Hunde begreiflich, daß, so lange wir uns auf dieser Barke befinden, es hier keine Sklaven giebt."

„Und sage ihm, daß beim nächsten Geschrei, das von einem dieser Kinder ausgestoßen wird, ich ihn über Bord werfe", fügte mein Gefährte hinzu.

Von diesem Tage an wurde der Dschellab so demüthig, wie irgend möglich, und seine Sklaven vergalten unsere Protection durch so viele kleine Dienste, als sie uns nur immer an den Augen absetzen konnten.

Bei Sonnenuntergang hatte unsere Barke kaum hundert Faden zurückgelegt. Wir hatten noch die Insel Ukeban in Sicht und eine Menge kleiner Sandinseln, auf die ein wahrer Vogelregen herabfiel. Himmel und Meer verschwammen in scharlachrothem Dunst, mit Ausnahme des Ostens, wo eine violette Linie die äußerste Gränze des Horizonts bezeichnete. Nach und nach wurden alle diese grellen Farbentöne blässer; ein leuchtender, schräg gen Himmel steigender Streif*), als hätte die Sonne dort ihre Spur zurückgelassen, war bald Alles, was von jenem Glanze übrigblieb. So wie ein Stern am Firmament erschien, zeigte sich ein ähnliches Licht auf dem schlummernden Meere; dann ging der Mond auf, sein sanfter Glanz erhellte den Himmel und fiel auf die Oberfläche des Wassers, gleich einer langen silbernen Furche. Nun erloschen die Gestirne am Himmel und auf dem Azur des Meeres. Nach einem brennend heißen Tage wurde die Luft endlich lauer; ein unbeschreibbarer Reiz lag über der Atmosphäre ausgebreitet, und in dieser so klaren, so durchsichtigen Tropennacht glaubte man geheimnißvolle Stimmen zu hören, welche von Gott sprachen.

Eine der Sklavinnen des Dschellab, ein armseliges, schwächliches Kind von höchstens zehn Jahren, klagte seit einigen Stunden über heftigen Kopfschmerz. Ihr schwarzes Haupthaar war mittelst eines gelbseidenen Streifens in zwei breite Flechten getheilt und damit wie ein Goldfaden durchschlungen; sie fielen über ihre durch eine lange Krankheit abgezehrten Wangen herab. Um den Hals trug sie eine Schnur himmelblauer Glasperlen, ein elender Tand, mit dem der Besitzer sie geschmückt hatte, bevor er sie zum Verkauf stellte, fast wie die heidnischen Priester des Alterthums, welche ihren Opfern, ehe sie dieselben zum Altar führten, die Hörner mit Blattgold belegten und die Köpfe mit reichen Opferbinden und Blumenguirlanden verzierten. Ihre Kleidung bestand aus einem Stücke grober Leinwand, das an vielen Stellen zerrissen war und kaum hinreichte, die von Fieberschauern zitternden Glieder zu bedecken. Der Dschellab nannte sie „Dangouléh", das ist der abyssinische Name einer prachtvollen Chicorsblume, deren Blüthenkrone von langen Stacheln beschützt ist. Es lag eine grausame Ironie in diesem Namen; zwischen der glänzenden Blume jener Bergpflanze und dem durch Hunger, schlechte Behandlung und Krankheit zugrundegerichteten Kinde, war der Unterschied so groß, wie zwischen Vergnügen und Schmerz, zwischen Hoffnung und finsterer Verzweiflung. Die Spiele der Anderen entlockten ihr niemals ein Lächeln, sie hatte im Klang ihrer Stimme etwas unbeschreiblich Melancholisches: man ahnte den hinter der zarten Jugend lauernden Tod.

An diesem Abend klagte die kleine Sklavin mehr als gewöhnlich. Die Furcht vor dem Unbekannten, welche wir beim Verlassen dieser Erde empfinden, hielt sie lange Zeit hindurch wach; zuweilen schluchzte sie, indem sie nach ihrer Mutter rief, und antwortete ihren Leidensgefährtinnen, welche sie zu beruhigen suchten: „Sagt Ihr mir, daß ich darum noch nicht sterben werde, weil ich so jung bin? Fallen die Früchte des Daro (Sykomore) niemals ab, bevor sie reif sind? oder reißt der Wind nur die Zweige herunter, welche verwelkte Blätter haben?" (Schluß folgt.)

*) Das Zodiakal-Licht, welches schon Agathardides beobachtet hat, wie man aus einem von Diodorus Siculus citirten Fragmente entnehmen kann.

Mannigfaltiges.

— **Gesundheit und Ruhe, nach einer Theorie der Yankees.** Professor Whipple, ein echter, durch seinen geraden, praktischen Sinn sich auszeichnender Yankee, hielt kürzlich in der Handelsgesellschaft von New-York eine öffentliche Vorlesung über die neuesten Ereignisse in Europa und namentlich in Frankreich. Er sprach über die seltsamen Konsequenzen, welche die Einführung der republikanischen Regierungsform in Frankreich gehabt, wo man zunächst einen so wenig dazu berufenen Mann wie Louis Napoleon zum Präsidenten erwählte und alsdann die Wiederherstellung des Prätorianerregiments in Rom und im übrigen Italien zum großen Ziele der auswärtigen Politik der neuen Republik machte. Alles dies, sagte er, sey die Folge einer zu großen Furcht vor etwas, das allerdings ein Uebel sey, nämlich die Pöbelherrschaft; durch Mittel, wie diese, bringe man jedoch dem Uebel nicht vor, sondern bahne man ihm vielmehr zu neuem, weit stärkeren Umsichgreifen die Wege. „Da sind wir Yankees", fuhr Herr Whipple fort, „viel praktischer, als die Franzosen. Ein Quacksalber, der, auf die hypochondrischen Grillen aller Geldhabenden spekulirend, in der ganzen Welt seine Pillen verkauft hatte, kam auch nach Boston, wo er eben in einer Versammlung sehr verständiger Leute seine Kunst anpreisen wollte. „„Ist die Gesundheit etwas Wünschenswerthes?"" fragte er die Anwesenden pathetisch. „„Nein!"" rief Alles wie mit Einem Munde, indem man sehr richtig berechnet hatte, daß, wenn man die erste Frage bejahte, daraus nothwendig die Konsequenz sich ergeben würde, daß man des Doktors Pillen kaufen müsse. Lieber aber wollte man einmal unlogisch gewesen seyn, statt sich durch verkehrte Heilmittel die Gesundheit für immer untergraben zu lassen. Möchten nun die Franzosen so, wie diese Yankees, dann würden auch sie auf die beständig an sie gerichtete Frage: „Ist die Ruhe etwas Wünschenswerthes?" Nein! geantwortet und sich dadurch die Pillen Louis Napoleon's und der römischen Expedition erspart haben."

— **Norwegischer Volkskalender.** Der neue Jahrgang 1851 des seit 1847 in Christiania erscheinenden norwegischen Volkskalenders gehört in Bezug auf nützliche und unterhaltende Lektüre zu den besten Schriften dieser Art. Derselbe enthält: Kalender für 1851, nach der Polhöhe von Christiania berechnet; über Verfinsterungen im Allgemeinen und insbesondere über die totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851, von Prof. Hansteen; von der Luft und dem Licht, als Bedingungen des Lebens und der Gesundheit, von Prof. Dr. J. C. Jaye; Uebersicht der Götterlehre unserer Vorväter, mit einem Holzschnitt, vom Studenten Siegwart Petersen; Reiseerinnerungen von Sibirien aus den Jahren 1829 und 1830, mit zwei Holzschnitten, von Prof. Hansteen; das Leuchten des Meeres, von P. Chr. Asbjörnsen; Cimarosa und der Kammerdiener, mit drei Holzschnitten, aus einer Chronik; neuer Till Eulenspiegel, mit vier Holzschnitten; über Norwegens Handel und Schifffahrt in den letzten Jahren, von M. B. Thrige, cand. jur. — Wir gedenken, später aus dem reichen Inhalt dieses Kalenders einige Mittheilungen zu machen.

— **Merkwürdige Glocken in Moskau.** 1) An der Iljinka in der Juschkowgasse findet sich eine Kirche, genannt „zum Wunderthäter Nikolaus, mit den rothen Glocken", deren Geschichte, wenngleich gewiß nicht ohne Interesse, doch keiner sicheren Quellen sich erfreut und nur im Munde des Volkes lebt. Die Kirche zum heil. Wunderthäter Nikolaus ist erbaut von dem Handelsgaste Grigori Twerdikow und stand schon vor dem Brande Moskau's im Jahre 1626; nach demselben ward sie erneuert und von neuem eingeweiht im Jahre 1691; zu ihrem Sprengel gehörten größtentheils die Häuser der damaligen Bojaren, der Miloslawski, Romanow, Fürsten Sibirski, Saltikow und Anderer. Die Liebhaberei dieser Familien für Ausschmückung von Kirchen läßt darauf schließen, daß zur Zeit des Aufenthaltes Kaisers Peter des Großen in Holland von ihnen daselbst zwei Glocken für ihre Sprengelkirche bestellt worden, weil Holland damals durch Glockengießereien berühmt war, und solche Annahme wird durch das geringe Gewicht, den sehr angenehmen Klang und die von den russischen Archäologen noch nicht entzifferten Inschriften sehr wahrscheinlich gemacht. Eine andere Ueberlieferung behauptet, daß, als Peter der Große im Jahre 1700 befahl, aus den überflüssig erscheinenden Kirchenglocken Festungs- und Feldkanonen zu gießen, die Fürsten Sibirski diese Glocken in ihrem Hause verbargen, sie später als ihr Eigenthum ausgaben und, mit rother Farbe überstrichen, von neuem in den Glockenthurm aufhingen. — 2) Die jetzt dem Alexiewschen Nonnenkloster gehörige Glocke. An der Stelle, welche gegenwärtig das genannte Kloster einnimmt, befand sich zur Zeit des Großfürsten Wassili Iwanowitsch eine hölzerne Kirche „der heil. Mutter Gottes zu Tschwin", die unter dem Zaren Alexei Michailowitsch einer steinernen Platz machte und zugleich eine Glocke erhielt, die bis hierzu sich erhalten hat; der obere Theil der Glocke ist von zwölf durch Arabesken verzierten Fenstern durchbrochen, welche den schönen Glockenton nicht beeinträchtigen; auf der äußeren Fläche ist die Inschrift: „Unter Gottes Schutze und auf Befehl des rechtgläubigen, gottesfürchtigen und christliebenden Herrschers, Zaren und Großfürsten Alexei Michailowitsch, Selbstherrschers von ganz Rußland, ward diese Glocke in der Residenzstadt Moskau gegossen, 60 Pud haltend." Die innere Fläche läßt lesen: „Gewicht 72 Pud 37 Pfund."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — In Verlage von Veit & Comp. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 25 Silbergr. vierteljährlich, 1 Thlr. 20 Sgr. halbjährlich, 3 Thlr. 10 Sgr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25, und bei Leop. Lassar, Behrenstraße Nr. 21), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 156. Berlin, Dienstag den 31. Dezember 1850.

England.

Englische Speculationen auf die deutschen Auswanderer.

Es ist bekannt, daß der Fuchs eine gewisse zärtliche Vorliebe für allerlei junges Gethier besitzt, eine Liebe, mit der Weisheit verbunden, dieses wo möglich nicht zu groß oder zu stark werden zu lassen. Gerade eine solche Liebe hegt England, wie gegen die anderen Völker, auch gegen das deutsche; überall zeigt es sich ganz von dem Geiste durchdrungen, der die österreichischen Bauern antreibt, um mehr Federn zu gewinnen, ihre Hühner bei lebendigem Leibe zu rupfen. Wir wollen hieraus keine Nutzanwendung auf die englische Staats- und Handelspolitik ziehen, da dieser Gegenstand uns hier ferner liegt, und weil er so häufig abgehandelt worden, daß er Jedem hinreichend bekannt ist, aber wir können uns nicht versagen, zu betrachten, wie sich die gewisse zärtliche Liebe Englands, wenn auch gleich nur als das Werk einzelner Klassen, gegen die deutsche Auswanderung und die deutschen Auswanderer kundthut. In der gelinderen Weise zeigt sich die Theilnahme als eifriges Bemühen Liverpooler und Glasgower Spekulanten, den deutschen Auswanderern, trotz aller Widersinnigkeit in der Sache, vorzureden und einreden zu lassen, dieselben würden am besten und billigsten über Liverpool oder Glasgow nach New-York befördert, denn der englische Witz hatte erkannt, daß, als **Rückfracht für die nord-amerikanischen Baumwollen-Ballen, Auswanderer das gewinnbringendste Frachtgut sind.** Die englischen Rheder fanden für ihre Zwecke gewissenlose und gewinnsüchtige deutsche Agenten in Deutschland und, was uns ebenfalls nicht Wunder nehmen kann, auch viele Leichtgläubige, da der große Haufen der deutschen Auswanderer sehr unwissend ist.*) Diese armen Leute wurden dann auch in den meisten Fällen, wie die österreichischen Hühner, bei lebendigem Leibe gerupft. — Auch half es ihren Nachfolgern wenig, daß sie ihre Klagen und die Berichte über die Täuschungen, welche sie erduldet hatten, in den Zeitungen veröffentlichten, da diese Blätter nur von einem geringen Theile derjenigen gelesen werden, zu deren Nutzen hauptsächlich diese Mittheilungen bestimmt waren, und das Uebel scheint mehr im Wachsen, als im Abnehmen begriffen zu seyn.

Obwohl Hamburg, wie Bremen, noch viel zu thun haben, um als Muster für die Auswanderungsbeförderung hingestellt werden zu können, so gewähren sie doch unbedingt den deutschen Auswanderern mehr Sicherheit und in der Wirklichkeit billigere Preise. Das an dieser Stelle erschöpfend auszuführen, würde uns zu weit führen und insofern auch überflüssig seyn, weil dies bereits mehrfach geschehen ist, dagegen wollen wir die Gegenstände der Klage anführen, welche vorzugsweise von den über England nach Nord-Amerika gegangenen deutschen Auswanderern hervorgehoben worden sind:

Die vermehrte Ein- und Ausschiffung der deutschen Auswanderer, gegenüber denen unmittelbar von einem deutschen Hafen, und was daraus entspringt, wie größere Beschwerden, vervielfältigte Scherereien durch die Zolluntersuchungen, vermehrte Gelegenheiten zu Erpressungen gegen die Auswanderer, größere Gefahr für das Gepäck der Auswanderer — die empörende Art und Weise, in welcher viele der deutschen Menschenmakler die Ueberfahrt von dem Festlandshafen**) nach den englischen Häfen besorgen — die fast völlige Unmöglichkeit, bei mangelnder Kenntniß der fremden Sprache und bei schwachen Geldmitteln im fremden Lande Recht gegen die Gaunereien der Makler, Agenten und Anderer zu erlangen, wozu noch in England kömmt, daß die Anstrengung eines Prozesses, besonders Ausländern, große Schwierigkeiten und Unkosten macht — vielfach bekannt gewordene Fälle roher Behandlung seitens englischer Schiffsführer und Matrosen gegen deutsche Auswanderer (ähnliche Klagen sind auch in Betreff der holländischen, französischen, belgischen und nordamerikanischen Schiffe laut geworden) — die durchschnittlich viel schlechtere und dürftigere Verforgungsweise gegen die auf den von Hamburg und Bremen beförderten Auswanderungsschiffen, obgleich auch diese in einzelnen Fällen nicht vorwurfsfrei ist.

Es giebt allerdings Leute (Agenten, Makler u. s. w.) im englischen Solde, welche alle diese Uebelstände mit dreistester Stirn abgeleugnet haben, ableugnen und ableugnen werden und sich noch obendrein einen Schafpelz umhängen. Es ist auch ihre Art, dabei ein paar Abscheulichkeiten zu erzählen, die in Bremen und Hamburg vorgefallen sind, wo möglich mit Uebertreibungen und in einer Weise, als ob dergleichen dort an der Tagesordnung wäre. Solchen diene unter Vielem zur Erwiederung, das die Times vor kurzem Nachricht von einem Meeting in Liverpool brachte, das zur Bekämpfung der Scheußlichkeiten gebildet war, welche gegen die englischen Auswanderer kurz vor und während der Ueberfahrt verübt worden. Viele erinnern sich sicher der kürzlich in alle Zeitungen übergegangenen Mittheilung von einem englischen Schiffsführer, der dem englischen Gesetze zuwider sein Schiff mit irländischen Auswanderern überfüllt hatte und kurz vor der Untersuchung die Ueberzähligen ohne weitere Auswahl und Umstände der Kopfzahl nach aussetzen ließ und dann abfuhr, wobei Aeltern von ihren Kindern, der Mann von der Frau getrennt und Viele in Elend und Jammer gestürzt wurden. — Wenn das gegen die eigenen Landeskinder geschieht, was haben da die Ausländer zu erwarten? Früher schon hatte der preußische Konsul in Liverpool die deutschen Auswanderer vor diesem Hafen gewarnt, und das neue englische Gesetz über die Beförderung hat demnach bis jetzt thatsächlich wenig oder gar nichts gebessert. Am schlagendsten zeugt gegen dieses Liverpooler Unwesen der Monatsbericht des Agenten der deutschen Gesellschaft in New-York an den Verwaltungsrath derselben vom 3. August 1850. In diesem heißt es nämlich: „Außer den Londoner Schiffen kamen im verflossenen Monate ungewöhnlich viele deutsche Einwanderer auf Schiffen von Liverpool hier an. Die meisten beklagten sich sehr über die von den Matrosen auf jenen Schiffen erlittene schlechte Behandlung und **noch mehr über die betreffenden Agenten in Berlin und Hamburg**, welche sie unter allerlei Versprechungen und Vorstellungen einer weit rascheren und angenehmeren Fahrt, verbunden mit einer höchst komfortablen Einrichtung der Schiffe, zur Reise über Liverpool bestimmten. Mehrere dieser Passagiere hatten sogar für die zweite Kajüte akkordirt und bezahlt, wurden in Liverpool jedoch nur zum Zwischendeck zugelassen, obgleich ihr schriftlicher Akkord ausdrücklich für die zweite Kajüte lautete." Spätere Berichte der Gesellschaft erneuen derartige Klagen. — Der Mercury, ein Liverpooler Blatt, sagt: „Die Raub- und Habsucht der Liverpooler Gastwirthe, Wohnungsvermiether u. dgl. übersteigt jeden Begriff. Täglich, ja, ständlich werden die unglücklichen Auswanderer, die all ihre Habe in wenige Goldstücke umgetauscht haben, auch um diese letzten Sparpfennige geprellt, ja, es ist nicht selten der Fall vorgekommen, daß Emigranten, welche gezwungen waren, längere Zeit in Liverpool auf ihr Schiff zu warten, um all ihr Vermögen betrogen wurden und als Bettler wieder den Weg in ihre Heimat antreten mußten." Ein Beweis dafür, wie großartig die auf die Auswanderung gegründete Speculation hier getrieben wird, ist die Thatsache, daß auf vierzig erwachsene Personen ein Wirthshaus oder eine Kneipe kömmt. Menschlich denkende Engländer haben unter diesen Umständen einen Antrag an den Liverpooler Stadtrath gestellt (wie in Bremen), ein großes Gebäude für die Aufnahme von Auswanderern zu errichten, um ihnen in einem solchen eine billige Aufnahme und Schutz gegen Betrug zu verschaffen; die weisen Väter der Stadt aber haben, wahrscheinlich von marokkanischen national-ökonomischen Ideen oder auch von der Betrachtung geleitet, daß Gott seine Sonne auf Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, den Antrag fallen lassen und beschlossen, auch ferner die Sonne ihrer väterlichen Huld auf die Ritter der Industrie und die Industrieritter nebst deren Knappen scheinen zu lassen.

Wir haben im Vorhergehenden die Art und Weise dargestellt, in welcher die englische Speculation den Beutel der Auswanderer zu erleichtern strebt, es bliebe uns nur noch die vampyrartige Seite dieser Speculation zu beleuchten, welche die deutschen Auswanderer mit Beutel und Haut und Haaren verschlingen will. Der britische Witz strengte und streugt sich an, diese nach denjenigen englischen Kolonieen zu verlocken, wohin die englischen und irischen Auswanderer der Tödtlichkeit des Klimas oder der Unergiebigkeit des Bodens wegen nicht gehen, wo die Neger nicht arbeiten wollten und selbst die Einführung der Kulis später mißglückte. Der arbeitende Deutsche ist ja ein so guter, fleißiger, geduldiger Mensch, der so vertrauensvoll den Reden seines stammverwandten fuchsschwänzigen Bruders Gehör giebt!!

*) Es sind von den Unter-Agenten solcher englischen Beförderungslinien den Unterunter-Agenten 3 Thlr. Provision für die Anwerbung eines deutschen Auswanderers geboten worden. Danach mag man sich berechnen, was die Hauptagenten und andere Mittelspersonen erhalten, und was von dem eingezahlten Ueberfahrtspreis von ungefähr 28 Thlrn. für die Bequemlichkeit und die Beköstigung des Auswanderers von dem englischen Rheder verwendet werden kann. Der dem Auswanderer abgenommene Geldbetrag hat demnach dasselbe Geschick, wie ein kaiserlich russisches Geschenk, ehe es seine Bestimmung erreicht.

**) Bei einem Besuche Hamburgs im August d. J. wurde mir von den schlauesten Leuten erzählt, wie kurze Zeit vor meinem Eintreffen in Hamburg von einem dortigen Menschenhändlerhause, das auch einen Agenten in Berlin hat, solche zur Fahrt über England verführte Deutsche nach Liverpool verschifft wurden. Dieselben mußten auf dem Verdeck im Regen liegen, weil im Zwischendeck kein Raum mehr war. Das Schiff selbst war ein so altes und schwaches Dampfschiff, daß ihm kein Kaufmann mehr Waaren anvertrauen wollte.

In Guiana's Sümpfen sind Hunderte von leichtgläubigen und betrogenen Deutschen dem britischen Mammon geopfert worden,*) eben so in den westindischen Inseln, und wenn auf diesen sich auch einige Gebirgstheile befinden, wo deutsche Arbeiter sich gesund erhalten können, so liegen doch die Pflanzungen, für welche sie angeworben worden, gerade in den niedrigen und ungesunden Theilen der Inseln. Gelegentlich erwähnen wir der Bermuda-Inseln mit ihrer Verbrecherniederlage, wohin auch deutsche Kolonisten gezogen werden sollten.

Die Kolonie West-Australien, auch die Kolonie am Schwanenfluß genannt, will nicht recht gedeihen, weil ihr Boden unter einer heißen Sonne dürrer und durchschnittlich noch viel unfruchtbarer ist, als in den übrigen Theilen Australiens. Nun aber besitzen englische Gesellschaften und Privatleute bedeutende Landstriche in West-Australien. Engländer gehen nicht dort hin — wie das Land verwerthen? Es wird eine Gesellschaft unter dem Titel: Colonization Assurance Company versertigt. Liest man die Gesellschaftssatzungen durch, so liest sich das ganz hübsch, ja, man fühlt sich sogar geneigt, die seltene Verbindung zwischen Menschenfreundlichkeit und Klugheit zu bewundern; geht man der Sache aber auf den Grund, so zeigt sich die Menschenfreundlichkeit nur als Mantel für die Speculation, mit einem Worte, als ein Puff, weil die Gesellschaft durch eine neue Form von Abschlagszahlungen nicht da Besitzlose zu Besitzenden machen will, wo der Besitz zu einem Quell des Wohlstandes und der Unabhängigkeit wird, sondern weil sie einfach aus werthlosem Lande Nutzen schlagen will, für das Niemand Geld giebt, und auf das Keiner, der es kennt, seine Arbeit verschwendet. Die Engländer kennen West-Australien hinreichend, und aus diesem Grunde warf die Gesellschaft ihre Angeln in Deutschland aus, bis jetzt aber vergeblich, weil in dieser Beziehung die deutsche Presse jetzt ihr Wächteramt um etwas besser, als in früheren Jahren, verfolgt. Deutschland wird überhaupt in England in einen merkwürdigen Zusammenhang mit Australien gebracht: einflußreiche und phantasievolle Personen wollen es durchsetzen, die deutsche Auswanderung mit Hülfe englischer öffentlicher Mittel nach Australien zu leiten, um an den übergesiedelten Deutschen den im Verlauf der Zeit immer mehr zurückgehenden Absatz vieler englischen Fabrikate mehrfach wiederzugewinnen.

Der Westen des Sklavenstaates Virginien ist ebenfalls ein Gegenstand englischer Speculation auf die deutsche Auswanderung geworden. Große westvirginische Länderstrecken befanden sich im Besitze Einzelner, mehrere in englischen Händen. Da die übertriebenen Erwartungen der Besitzer über den steigenden Werth ihres Bodens sich durchaus nicht zu erfüllen begannen, sondern die Ansiedlung sich unaufhaltsam nach dem Westen und längs den großen Seen zog, so begannen sie für den Verkauf ihrer Ländereien zu arbeiten. Ein unerwartetes Ereigniß drängte sie, ihre Bemühungen zu verzehnfachen: in besonderer Rücksicht auf den Umstand, daß Europäer große Länderstrecken in West-Virginien besitzen, hatte die gesetzgebende Versammlung von Virginien im vorigen Jahre beschlossen, daß alle im Auslande lebende Landbesitzer, welche westlich von den Alleghanies mehr als 10,000 Acker Land besitzen, dasselbe binnen fünf Jahren müssen vermessen und gehörig in die öffentlichen Bücher eintragen lassen, bei Strafe des Verlustes dieser Ländereien. Die englischen Grundbesitzer in Virginien fanden in der Anfangs des Jahres gegründeten Universal Emigration and Colonization Company die geeignetste Form für den Absatz der ihnen kostspielig gewordenen Waaren.**) Die Gesellschaft, welche auch in den wie saures Bier ausgebotenen teranischen***) und in australischen Ländereien arbeitet, schmückte ihre öffentlichen Ankündigungen und Ansprachen mit Menschenbeglückungsplänen, umgab sich mit dem gehörigen Nimbus durch Druckerschwärze und gründete kürzlich ein Blatt, in welchem die zu verkaufende Waare durch sogenannte Auswandererbriefe angepriesen wird, dessen Kosten jedoch, wie die des ganzen kostspieligen Geschäftsbetriebes, von den Landkäufern getragen werden müssen. Sie ist nichts mehr und nichts weniger als eine gewöhnliche, den Mund sehr voll nehmende Landspekulantengesellschaft. Obwohl es auch in England an leichtgläubigen Gimpeln und Leuten mit dummen Gesichtern nicht fehlt, so wird doch Deutschland von solchen Spekulanten in dieser Beziehung als ein noch ergiebigeres Feld betrachtet, wie denn die englischen Berichterstatter nicht viel Anderes von den deutschen Auswanderern zu erzählen wissen, als daß sie fleißig, geduldig, dumm (dull of comprehension) sind, lange Pfeifen und dumme Gesichter (stolid faces) haben.†) — Auch die Universal Emigration and Colonization Company††) hat ihre Agenten in Deutschland. Die Berliner Zeitungen bringen wöchentlich die Ausbietungen eines solchen.

Die zuverlässigsten Rathgeber für Einwanderer in Nord-Amerika rathen einstimmig, sich nie dazu bethören zu lassen, Land schon in Europa zu kaufen, sie warnen ferner besonders vor den sogenannten Amerikanern, d. h. solchen Deutschen, die längere oder kürzere Zeit in Amerika gelebt haben und dann nach Deutschland zurückkehren, um Leichtgläubige zur Auswanderung nach Amerika zu verleiten und ihnen Geld für Landverkäufe abzunehmen. Solchem Rath, solchen Warnungen begegnet man auch häufig in den Auswanderungs-Zeitungen. Treffender kann sich Niemand über diesen Gegenstand aussprechen, als Francis Grund, ein deutscher Amerikaner, in seinem „Rathgeber für Auswanderer". Seine beherzigenswerthen Worte mögen hier zum Schluß eine Stelle finden. Was er im Jahre 1845 von den teranischen Landschwindeleien anführte, findet heute seine Anwendung auf verschiedene andere nordamerikanische und englische, während mittlerweile die bezeichneten Agenten ihren Weg von den Seestädten bis zu den entlegensten Städten im Innern gefunden haben.

„Der deutsche Auswanderer sehe daher zu, mit wem er es zu thun hat, und glaube vor Allem nicht den in allen größeren Seestädten Deutschlands und Belgiens auf ihn lauernden teranischen Auswanderungs-Agenten. Es sind diese gewöhnlich Schufte erster Größe, die für jeden angeworbenen Deutschen 20—25 Francs erhalten und den Henker danach fragen, was aus dem Auswanderer und seiner Familie später werden mag. Und besonders sollten die deutschen Auswanderer nicht so tölpelig seyn und sich verleiten lassen, an die Makler von allerlei Gesellschaften eine Darangabe zu leisten. Diese Darangabe ist nachher der eingezwängte Finger des armen Teufels, den er nicht gern fahren lassen möchte, und so läßt er die Hand hingehen, wo der Finger ist, und zuletzt folgt der ganze Mann mit Weib und Kind.

„Es giebt in den Seestädten Handelshäuser, welche die Bescheidenheit haben, bis zu tausend und mehr Francs für Loghütten, Kühe, Pferde, Schafe und, der Himmel weiß, was, das sie in Texas (und anderswo) anzuschaffen geloben, baar sich auszahlen zu lassen. Fragt sich natürlich, welche Kühe? welche Schafe? was für Pferde? u. s. w., und wo sind sie in Empfang zu nehmen? Die armen Auswanderer sollen die Katze im Sacke kaufen, ihr baares Geld hingeben und dadurch ganz von ihren nunmehrigen Herren abhängig werden. Damit schenkt man ihnen nachher 3—400 Morgen gerade, wie man Jemand ein Stück Fleisch schenkt, nachdem man ihn vorher die daraus gekochte Suppe doppelt und dreifach hat bezahlen lassen. An Ort und Stelle hätte der Auswanderer Land um einen Spottpreis auf zehnjährigen Kredit kaufen können*) und das Geld hübsch im Sacke behalten und auf zweckmäßige, ihm am angemessensten scheinende Dinge verwenden können, und er hätte die Wahl der Niederlassung gehabt, statt daß er froh seyn muß, wenn er, nachdem sein Geld in fremde Hände gewandert, zuletzt noch ein Stück Land, sey es gut oder schlecht, für seine Mühe und Sorgen erhält."

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, Auswanderer vor den Schlingen zu warnen, die ihnen von verschiedenen Seiten gelegt werden. K. G.

Rußland.

Ersteigung des großen Ararat im August 1850.**)

In diesem Jahre sollte, mit Zustimmung des Oberbefehlshabers des abgetheilten kaukasischen Corps, von den Leitern der trigonometrischen Arbeiten in Transkaukasien wo möglich der Ararat bestiegen werden, um auf demselben die Winkelmessungen der Hauptpunkte des gestellten trigonometrischen Netzes zu vollenden. Der zu dieser beschwerlichen Unternehmung bestimmte Staatsrath Chanykow begab sich am 9. Juli in das Quartier des Stabes vom 37sten donischen Regiment zu Aralych, um in demselben sich mit dem Chef der Triangulation von Transkaukasien, Oberst Chodsko, zu vereinigen; Herr Chodsko langte am 14. Juli in Aralych an, mußte jedoch noch einige Beobachtungen auf dem Signal Chor-Wirab anstellen, so daß erst am 19. Juli die Unternehmung nach dem ersten Lagerpunkte Sardar-Bulak, zwischen dem großen und dem kleinen Ararat, gerichtet werden konnte. Hier verweilte die Expedition bis zum 29sten, von hier aus ward am 25. Juli der kleine Ararat bestiegen, und hier wurde eine Reihe von meteorologischen und geodätischen Beobachtungen gemacht, welche ohne Zweifel die Kenntniß von dem Klima und der äußeren Bildung dieses merkwürdigen, zwei hohe Berge Transkaukasiens trennenden Durchbruchs erweitern. Der endliche Beginn der Bergersteigung konnte erst erfolgen, als der Direktor des Tiflisischen magnetischen und meteorologischen Observatoriums, Herr Arnold Moritz (aus Dorpat), und der Stabscapitain vom Topographen-Corps, Alexandrow, die nöthigen ergänzenden Instrumente mit sich brachten und der Neumond zu beständig gutem Wetter Hoffnung gab. Am 29. Juli ward sieben Werst von Sardar-Bulak an der in diesem Jahre ungewöhnlich niedrigen Schneelinie des großen Ararat ein Lager aufgeschlagen; nach Empfange des nöthigen Vorrathes an Kohlen und Lebensmitteln brach Oberst Chodsko am 1. August auf.

Der Morgen dieses Tages war ausgezeichnet; nach Beladung der Ochsen mit den Instrumenten und aller Pferde der Expedition mit dem Gepäcke der Bergsteiger ward um 6 Uhr Morgens das Lager verlassen. Die Lastthiere bewegten sich anfangs ziemlich gut durch den Schnee, bald aber wurden die abschüssigen Stellen so stark, daß sie ausglitten und mit den Lasten umschlugen, daher zurückgelassen werden mußten und man sich genöthigt sah, alle Sachen auf vier Schlitten fröhlichen Soldaten zum Ziehen zu übergeben. Oberst Chodsko war trotz dieser Beschwerden stets bei den Schlitten, die an ihnen nicht be-

---

*) Richard Schomburgk, der um das Jahr 1843 in Guiana gewesen, berichtet in seiner Reisebeschreibung von dem Elend, in welchem sich die Ueberbleibsel der eingeführten Deutschen befanden.

**) Obgleich wir dem sächsischen Colonisationsverein für West-Virginien durchaus nicht das Wort reden, so können wir denjenigen, die sich einmal für West-Virginien erhitzt haben und nicht die Kraft besitzen, selbständig zu handeln, doch nur rathen, sich dieser Gesellschaft anzuschließen, welche durch ihre der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber bestehende Abhängigkeit deutschen Auswanderern weit sicherere Bürgschaften leistet, als irgend eine englische oder nordamerikanische Gesellschaft. Sollte diese Gesellschaft aber von ihrem Unternehmen zurückkommen, so wäre dies zugleich eine schlagende Warnung vor der Einwanderung der Deutschen in West-Virginien. (Man vergleiche den Schluß.)

***) Die ausgebotenen Landstriche in Texas liegen weder in den gesundesten, noch in den erwerbsgünstigsten Theilen dieses Landes, aber auch nicht; der Lage nach im Allgemeinen zu urtheilen, in den erwerbungünstigsten oder ungesundesten. Wer nun einmal nach Texas gehen will, thut am besten, an Ort und Stelle zu prüfen und selbst zu wählen.

†) Im Dezemberheft des Col. Mag. wird diese Gesellschaft ebenfalls nicht sehr glimpflich beurtheilt.

††) Vgl. u. A. Colonial Magazine. 1850. August. S. 118.

*) Dies dürfte jetzt nicht überall mehr zutreffen.

**) Nach С. П. Б. Ведомости. 1850. No. 246. 247.

Digitized by Google

schäftigten Glieder der Gesellschaft aber kletterten längs den Felsen, welche die linke Seite der Schlucht bilden, und waren natürlicherweise den langsam fortschreitenden Schlitten häufig vorausgeeilt. Voraus ging ein Armenier aus dem ehemaligen Dorfe Argura, der Leiter Abich's, Simon, mit einem drei Arschin hohen schwarzen Kreuze, das den Gipfel des großen Ararat bezeichnen sollte. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags ging man zur rechten Wand der Schlucht über und erhob sich noch um 400 Faden höher, um am Fuße der ersten ungeheuren Stufe dieser Höhe, des Felsens Tasch-Kilissa, ein Lager aufzuschlagen. Die Abschüssigkeit des Bodens und die geringe Ausdehnung einer schneelosen Stelle erschwerten sehr die Errichtung des Lagers, der gute Wille der Soldaten aber reinigte einen Platz, und die Expedition schlug, so gut es ging, ihr Nachtlager auf, mit Ungeduld den kommenden Tag erwartend, besonders da auf der Höhe und den Spitzen des Tasch-Kilissa sich Wolken zu sammeln begannen und die nächtliche Stille durch Blitz und Donner unterbrochen ward.

Am 2. August um 6 Uhr Morgens brach man wieder auf; die Hindernisse wuchsen mit jedem Schritte. Der Felsenkamm an der linken Wand der Tasch-Kilißschen Schlucht ward erklimmt, und man zog fürbaß. Der am Morgen ziemlich klare Himmel bewölkte sich, um 12 Uhr behagelte ein heftiger Westwind die Reisenden mit hart gefrornen Schneestücken; Oberst Chodsko beschloß daher, Alles mit Ausnahme der Instrumente aus den Schlitten entfernen zu lassen; die wackeren Kosaken und Soldaten aber ließen sich nicht nehmen, mit unerschütterlicher Ausdauer allen Fährlichkeiten und Beschwerden Trotz zu bieten. Um 1 Uhr Nachmittags erreichte die Expedition die nordöstlichen Ausläufer der Felsenkette, welche nun als nur zerstreute, mit Schnee und Eisgletschern bedeckte Steinmassen sich bis zum Fuße des letzten Abfalles der Höhe hinziehen, auf welcher 1845 der Führer Abich's ein rohes Kreuz pflanzte, das, jetzt eingefroren, dem heißen Glauben des Armeniers ein Zeugniß war. Hier ward für kurze Zeit Rast gemacht, in der Hoffnung, daß der Sturm, welcher unterdeß ausgebrochen, sich legen werde, aber vergebens. Da binnen 2½ Stunden der Wind immer stärker ward und dichter grauer Nebel den Gipfel, immer dichter werdend, umhüllte, beschloß man, weiter zu dringen, um wenigstens in den Felsschluchten einen Schutz vor dem Unwetter zu suchen. Die Hälfte der Felsenhöhe ward erstiegen, da überzeugte man sich davon, daß für diesen Tag an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken sey; die Leute waren gänzlich ermüdet und durchfroren, der Schnee schnitt ihnen ins Gesicht und in die Augen, der in Absätzen heranbrausende Sturm hemmte das Ziehen der Schlitten mit den Instrumenten, von welchen einer sieben, ein anderer fünf Pud Last trug; mit einem Worte, man mußte bleiben — aber wo? Die jähen Felsen gaben nirgends so viel Raum, um ein Zelt aufzuschlagen; daher entsandte Oberst Chodsko die Leute um 5 Uhr Nachmittags in das Tasch-Kilißsche Lager, blieb aber selbst mit allen Offizieren der Expedition und zwei Kosaken auf einer kleinen Felsplatte von drei Schritten Länge und anderthalb Schritten Breite, auf welcher also sechs Menschen unter dem Brausen des Sturmes und dem Fallen des Schnees übernächtigen mußten. Sich dicht an einander drängend, mit einem kleinen Teppiche und einer Lederdecke bedeckt, erwarteten hier Chodsko und dessen Gefährten den Morgen. Der Sturm wurde unterdeß immer heftiger, die bisweilen aus einander gerissenen dichten Wolken, welche den Berg von allen Seiten umgaben, ließen bei schwachem Mondschein bald ein Stück der Araxes-Ebene, bald den kleinen Ararat, dessen Gipfel schon zu den Füßen der Reisenden lag, erblicken; um zehn Uhr Abends ungefähr brach ein furchtbares Gewitter an; aus dem blendenden Lichte der Blitze und der Gewalt der Donnerschläge schlossen die Reisenden, daß sie sich in der Gewitterwolke selbst befanden. Jeder elektrische Funke erleuchtete nicht die Luft im Zickzack, sondern erfüllte einen großen Raum mit blendendem Lichte und den verschiedensten Nüancirungen der grünen, rothen und weißen Farbe; der Donner folgte fast unmittelbar der Lichterscheinung und ward jedesmal von dem Echo der zahlreichen Felswände lange und hallend wiederholt. Um 12 Uhr etwa schwieg das Gewitter, nun aber bedeckte Schnee die Reisenden wohl drei bis vier Zoll hoch. Endlich ward es Morgen, der Morgen brachte aber auch wenig Trost. Der Gipfel des großen Ararat war zwar wolkenlos, aber unten bedeckten dichte Wolken den kleinen Ararat und alles Land, so weit man sehen konnte, einem wogenden Meere ähnlich, aus welchem, je höher die Sonne stieg, desto mehr sich Dünste entwickelten, die, immer dichter werdend, die Reisenden wiederum mit Nebel umgaben und mit reichlichem Schnee beschütteten. Gegen drei Uhr Nachmittags klärte sich der Himmel etwas auf, der Wind aber minderte sich nicht. Die Lage Chodsko's und seiner Gefährten wurde so unerträglich, daß sie sich entschlossen, weiter hinaufzusteigen, um jenseits der Felsen einen ebeneren, dem Aufschlagen eines Zeltes günstigeren Platz zu finden; um 4 Uhr brachen sie also wiederum auf und erreichten erst nach der dritten Felsenreihe eine ebenere Stelle, d. h. eine unter 30° geneigte Ebene, rechts von einem jähen bis zu Tasch-Kiliß führenden, links von einem eben so steilen Abhange begränzt, der sich mit dem Makinskschen Gletscher vereinigte. Nachdem die Reisenden die Mitte dieser Ebene erreicht, mußten sie, wie es sich später erwies, nur noch zweihundert Schritt vom Gipfel entfernt, Halt machen: auf einem Fleck, der 30° Neigung hatte, mußten sie wegen des heftigen Sturmes und der Ermüdung der Leute mit großer Mühe zwei Zelte aufschlagen. Hier verbrachten die kühnen Bergsteiger drei Nächte und zwei Tage, den 3., 4. und 5. August, während welcher Zeit der Wind sich kaum mäßigte und stets bald von Schnee, bald von Schlossen und Hagel begleitet war.

Der Untergang der Sonne am 5. August gewährte den Reisenden einige Hoffnung, und in der That trat am Morgen des 6. August vollkommene Windstille ein, alle Bergwände des großen und kleinen Ararat traten deutlich hervor, und nur am östlichen Horizont umkränzte eine geringe Reihe kumulirter Wolken die entfernten Höhen des Karabag und die weiten Terrassen des Savalan. Oberst Chodsko benutzte diesen Morgen zur Rundsicht der Höhen selbst und zur Auswahl von Stellen, welche die Instrumente und das abendliche Lager einnehmen sollten. Um acht drei Viertel Uhr erhob er sich mit seinen Kosaken vom Lager und hatte um neun Uhr den Gipfel erreicht, um neun ein Viertel Uhr folgten ihm Staatsrath Chanykow, Capitain Uslar und Herr Tokarew, Herr Moritz jedoch und Capitain Alexandrow verblieben fürs erste im Lager zur Fortsetzung der Barometer-Beobachtungen. Auf dem Gipfel bot sich den Reisenden ein ziemlich weites Plateau, das nach Chanykow 1132 Schritte lang war und drei Erhöhungen hatte, auf deren zwei die Soldaten jagten und am 12. Juli ziemlich hohe steinerne Pyramiden aufführten. Die erste dieser Höhen wurde bald erstiegen, als sie aber die zweite, welche Abich 1845 besucht hatte, betraten, nahm es die Reisenden nicht wenig Wunder, noch einen dritten weit höheren Berg vor sich zu sehen, der durch eine tiefe Schlucht von ihnen geschieden war. Mit Hülfe der Soldaten überwanden sie die Hindernisse und erreichten also um zehn Uhr Vormittags den höchsten Gipfel der Ararat-Höhe, welche bis hierzu nur Parrot und Spaßkij besucht hatten. Die erste That war die Aufrichtung des Kreuzes, welches wegen Abwesenheit Simon's dem donischen Kosaken Dochnow übergeben war, der mit großem Eifer diese christliche Last den Berg hinantrug, dann auf die Knie fiel, dreimal mit der Stirn an die Erde schlug und das ihm theure Symbol des Christenthums auf den höchsten Gipfel des biblischen Berges pflanzte; entblößten Hauptes wohnte die ganze Gesellschaft dieser Feierlichkeit bei, der sich auch der später angelangte persische Unterthan Nurus Ali nicht entzog. Hiernach eilte Oberst Chodsko, von wieder anbrechendem Sturme bedroht, hinab. Das Hinabsteigen von dem Gipfel des großen Ararat war den kühnen Reisenden ein nicht wenig gefahrvolles Unternehmen, das nur durch Unerschrockenheit und Gewandtheit, mit Hülfe von Alpenstäben und Unterstützung der Soldaten vollführt werden konnte, da jeder ungeschickte Tritt sie in die Tasch-Kilißsche Schlucht hinabstürzen konnte. Capitain Uslar und Herr Tokarew stiegen noch weiter hinab, Staatsrath Chanykow aber, Herr Moritz und Alexandrow verblieben bei Chodsko, um am 7ten nochmals auf der Höhe zu verweilen, auf derselben zu übernächtigen und einen Cyklus von einstündlichen Beobachtungen am Thermometer, Barometer und Psychrometer während vierundzwanzig Stunden zu vollenden. Am folgenden Tage war das Weiter schon beständiger und erstiegen sie ohne Mühe die Höhe, auf welcher das Zelt, zehn Faden vom Kreuze entfernt, bis zur Hälfte in den Schnee eingegraben ward. Am 8ten stiegen Herr Chanykow und Moritz ungefährdet ins niedere Lager herab, stellten am 9ten in Sardar-Bulak eine Reihe von Beobachtungen gleichzeitig mit denen des auf der Höhe verbliebenen Oberst Chodsko an und wurden am 11ten zu Aralych in dem Hause des Obersten Chreschtschatizkji freudigst und feierlichst empfangen. Stabs-Capitain Alexandrow erkrankte auf der Höhe und verließ deshalb bald Herrn Chodsko, welcher erst am 12. August nach Beendigung dessen, was er zu beobachten sich vorgenommen, sammt dem Kommando und seinem ihm sehr ergebenen Dolmetscher Scharojan die Rückreise antrat und am 14. August in Aralych anlangte.

Herr Chodsko hat an dem Orte der angestellten Beobachtungen eine etwa einen Faden hohe Schneepyramide errichtet, auf dieselbe ein Kreuz mit einer kupfernen Tafel gepflanzt, die folgende Inschrift trägt: „1850 am $^{6}/_{18}$. August, zur Zeit der gesegneten Herrschaft des Kaisers Nikolaus I., der Statthalterschaft des Fürsten Woronzow in Kaukasien, erstiegen den großen Ararat: der Chef der Triangulation, Oberst Chodsko, N. W. Chanykow, P. N. Alexandrow, Arn. F. Moritz, J. P. Scharojan und sechzig Mann Gemeine."

Afrika.

Barth und Overweg in Central-Afrika.

Mit Bezug auf das, was wir in Nr. 148 des Magazins über die beiden deutschen Reisenden in Central-Afrika mitgetheilt, fügen wir hinzu, was neuerdings die Times (vom 13. Dez.) über diese Expedition berichtet:

„Wir haben über die Saharanisch-afrikanische Expedition Nachrichten bis zum 29. August d. J. erhalten. Die Expedition hat sich wörtlich ihren Weg erkämpft bis nach Selonfect in Aheer (Air), nahe dem Gebiete des Fürsten von Kalloure, En-Nur, an welchen sie empfohlen ist. Herr Richardson — der englische Chef der Expedition, bei welcher sich Barth und Overweg befinden — ist zweimal genöthigt gewesen, sein und seiner Reisegefährten Leben loszukaufen. Die gesammte Bevölkerung der nördlich von Aheer gelegenen Distrikte war gegen die Expedition in Aufstand und wurde dabei von allen Banditen und Räubern unterstützt, welche in dieser Gegend der Sahara hausen. Jetzt befinden sich die Reisenden in einer verhältnißmäßig gesicherten Lage. Die große Sudan-Straße von Ghat nach Aheer ist nunmehr erforscht."

Was Aheer betrifft, so hatte Dr. Barth darüber an Herrn Professor Lepsius in Berlin aus Murzuk vom 7. Juni d. J. Folgendes geschrieben:

„Air (Ahir) wird, wie es scheint, in mancher Hinsicht nicht uninteressante Ausbeute gewähren, sowohl in ethnographischer und linguistischer Hinsicht, als der Punkt, wo das Wesen der Fellatahs mächtig in das der Tuareg eingreift, wie auch in Terrain-Beziehungen; es ist zum Theil eine gebirgige Landschaft, voll von Löwen."

Wir entlehnen diese Notiz einem gedruckten Berichte „über Dr. H. Barth's und Dr. Overweg's Begleitung der J. Richardsonschen Reise-Expedition zum Tschad-See und in das innere Afrika", welchen Herr Professor C. Ritter nach den Briefen der beiden Reisenden Ende Juli 1850 für die geographische Gesellschaft in Berlin zusammengestellt hat.

Dieser sehr interessante Bericht enthält außer zwei artistischen Beilagen

Digitized by Google

(die Zeichnung eines prachtvollen Denkmals im Wadi Tagidsche und die von Overweg gezeichnete Reiseroute von Tarabolus bis Murzuk) Nachstehendes:

1) den Bericht über die Einleitung und Ausrüstung der Reise in England;

2) die Reise von London über Tunis nach Tripoli, Anfang Dezember 1849 bis 18. Januar 1850. Aufenthalt in Tripoli vom 18. Januar bis 23. März;

3) Barth's und Overweg's Exkursion von Tripoli in die Gariân-Gebirge und nach Tripoli zurück, in 22 Tagen, vom 3. bis 24. Februar 1850;

4) die Wüstenreise von Tripoli nach Murzuk in Fezzan, vom 23. März bis zum 6. Mai 1850;

5) die Uebersteigung der hohen Wüste Hammâda, von Garîja el Garbié durch Bir el Hess, Wadi Schati und Wadi Gharbi nach der Oase Fezzan.

Denjenigen, die sich für das Schicksal der beiden muthvollen und tüchtigen deutschen Reisenden näher interessiren, wird Herr Professor C. Ritter gewiß gern ein Exemplar dieses gedruckten Berichtes, so weit er noch vorhanden ist, zugehen lassen.

Französische Reisebilder aus Hedschas und Abyssinien.

II. Fahrt nach Maßwah.

(Schluß.)

Während der Nacht erhob sich eine leichte Brise, durch welche die Oberfläche des Meeres kaum gekräuselt ward. Bei Tagesanbruch hatten wir die kleine vulkanische Insel Dschebel-ther in Sicht, an deren Lavarändern die Wellen unaufhörlich schlagen, während die von Zeit zu Zeit aus dem Krater des Berges entströmenden Rauchsäulen den Beweis liefern, daß der Vulkan, dem sie ihre Entstehung verdankt, unter dem Leichentuch des Meeres noch nicht erstarrt ist. Lange Reihen großer Seemöven verließen den Berg und zerstreuten sich nach allen Richtungen, indem sie die Wellen so nahe streiften, daß die untere Seite ihrer perlweißen Flügel in einem prächtigen aquamarinen Reflex erschien. Tropikvögel durchzogen die Luft in einer Höhe, daß man sie ohne die ihr schneeweißes Gefieder vergoldenden Sonnenstrahlen gar nicht erkannt haben würde.

Dangoulé wurde kränker; sie phantasirte, und zweimal hielten die Matrosen sie davon zurück, sich ins Meer zu stürzen: ohne unsere Gegenwart wäre sie von ihrem Herrn für diesen Fieberanfall grausam gezüchtigt worden. Das Kind hatte sich endlich inmitten ihrer Schwestern, welche mit ihrer Ueberwachung beauftragt waren, niedergesetzt. Ihre großen, schwarzen Augen nahmen einen eigenthümlichen Glanz an, und sie begann mit leiser Stimme einen langen Gesang ihres Landes anzustimmen, aber nach einer so traurigen Melodie und mit so klagenden Worten, daß die anderen Sklavinnen ihre Thränen nicht zurückhalten konnten und wir genöthigt waren, uns von dieser Gruppe, deren Anblick uns das Herz zuschnürte, zu entfernen. Durch den Gesang waren alle theuren Erinnerungen der Kranken erweckt worden; die kleine Unglückliche hatte sie zwar freudetrunken begrüßt, sank aber gleich darauf in Folge dieser Aufregung in sich zusammen. Ihre Augensterne wurden glanzlos, sie erhob sie nicht mehr, sie klagte selten, und obwohl der Lebensfunke ihren abgezehrten Körper noch nicht verlassen hatte, so befand sich schon ihre Seele seit jener strahlenden Vision in den Einöden ihres Geburtslandes.

Kurz vor Mittag wurde die Brise stärker, das Meer bedeckt sich mit „weißen Hammeln", wie die Seeleute sagen; die Tropikvögel verließen die hohen Luftregionen, um sich nach niedrigeren zu begeben, und der Nakoudah schüttelte mit unzufriedener Miene den Kopf: jene Vögel werden von den arabischen Matrosen für Vorboten von stürmischem Wetter gehalten. Einige Stunden später irrten wir in einem Labyrinthe von kleinen Inseln, Sandbänken und Klippen umher, woselbst man unmöglich des Nachts fahren konnte; wir warfen daher vor Sonnenuntergang Anker in der Entfernung einer halben Meile von einem Felsen, dessen Name Metbouah ist.

Der ganze folgende Tag verging damit, eine ungeheure Sternkorallenbank zu umschiffen, auf die der Wind unfruchtbare Gummibäume und etwas zähes und scharfes Gras gesäet hat. Einige Fischerfamilien haben sich auf dieser Stein-Insel niedergelassen, welche kein anderes Wasser hat, als das, welches der Gewitterregen in den Felsenklüften zurückläßt. Sie ist mit Legionen von Gazellen bevölkert, die sich unter die von den Bewohnern gezogenen Ziegenherden mischen und häufig diesen bis ins Innere der Dörfer folgen, wo sie dann an der Hausgenossenschaft theilnehmen. So ist die Beschaffenheit der Insel Dahlak, welche durch die Geschicklichkeit ihrer Taucher und durch den Reichthum der wenig entfernt liegenden Perlenaustернbänke berühmt ist.*) In der Morgenzeit war der Wind plötzlich nach Nord, dann nach Nord-West umgeschlagen, d. h. zu einem konträren geworden, wir kamen wenig von der Stelle und gingen früh in der Nähe einer Sandbank vor Anker. Die kranke Sklavin war Nachmittags gestorben. Seit zwei oder drei Tagen schien sie nicht mehr zu leiden; wenn auch ab und zu ein Lebensstrahl in ihren Blicken sich zeigte, so war dies nur vorübergehend, und das Kind endete ohne Erschütterungen, ohne Konvulsionen, in der Mitte seiner Gefährtinnen, welche diese so ruhige Agonie mit Schrecken betrachteten. Man begrub es in den Sand jener Insel ohne Namen. Als es Nacht war, baten die anderen Sklavinnen uns um ein wenig Butter, welches sie in ein irdenes Geschirr thaten, ein Ende baumwollenen Docht darin anbrachten und diese Todtenlampe auf Dangoulé's Grab setzten. Die Flamme brannte fast bis Tagesanbruch; mit ihr glaubten wir die Erinnerung an die Todte erloschen, doch war dies ein Irrthum: ihre Unglücksgefährtinnen entfernten sich von uns nach dem Vordertheil der Barke und improvisirten einen langen Todtengesang, dessen Worte die durch den Tod Freigewordene trösten sollten. Alsdann sagte Jede einen Vers her, nach welchem Alle einen Refrain schluchzend wiederholten, der sich stets mit dem kläglichen „Uoye! Uoye!" endigte.

Gegen Mitternacht ankerten wir in einem kleinen runden Bassin, an dessen Umkreis sich die Bewegung der Wellen durch einen phosphoreszirenden Streifen zeichnete. Am Gestade bemerkten wir durch die regnerische Nacht hindurch einige Hütten; Insulaner gelangten schwimmend an Bord und schüttelten sich hier trocken, wie die Pudel nach einem Bade. Sie forschten nach Neuigkeiten, die für diese müßige, von Langeweile gepeinigte Bevölkerung von großer Wichtigkeit sind. Diese kleine Bucht, welche uns gegen einen heftigen Nordwind Schutz bot, ist der einzige Hafen von Déssét, der Perle der Inseln des Rothen Meeres, an der wir am folgenden Tage vorüberfuhren. Wir waren genau in dem Krater eines erloschenen Vulkans vor Anker gegangen, dessen Seitenwände sich an einer Stelle gesenkt und dem Meerwasser die Füllung des Trichters ermöglicht hatten. Einige Hütten und zwei oder drei auf dem Trocknen liegende Piroguen; nackte Kinder, welche Ziegen hüteten; Männer von schwarzbrauner Farbe; Frauen, deren Arme mit gläsernen oder elfenbeinernen Armbändern beladen waren und deren Kleidung nur aus einer roh gegerbten, um den Körper gerollten Ochsenhaut bestand; einige Hunde, schwarze Kraniche, blaue Reiher, weiße Buschreiher, langhaarige Ibisse, diese geheimnißvollen Vögel des alten Aegyptens; große Störche, die unbeweglich auf den Felsen am Eingang des Hafens saßen; um das Bassin Granitberge, mit zwerghaften Gummibäumen besäet; im Hintergrunde eine Bergschlucht, welche die ganze Insel durchschneidet und einen Wald von Avicennien durchblicken läßt — so ist die Landschaft beschaffen, welche jene niedliche Bucht dem Auge darbot. Wir verließen dieselbe am nächstfolgenden Tage, um nach Maßwah zu steuern, das wir in der Nacht erreichten.

*) Die herrliche Perle, welche einst die Krone der Dogen von Venedig schmückte, kam aus Dahlak, wo die Venetianer eine Fischerei gegründet hatten.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Oper in Berlin. Mad. Castellan. Trotz aller ungünstigen äußeren Verhältnisse ist doch die italiänische Oper in diesem Jahre, wie in früheren, der Sammelplatz aller Musikfreunde Berlins geworden. Hauptsächlich ist dies, wenn wir auch den Talenten der früheren Mitglieder, insbesondere der Herren Labocetta und Pardini, volle Anerkennung widerfahren lassen, den in hohem Grade ausgezeichneten Leistungen der Mad. Castellan zu danken. Diese, welche bisher in sechs Rollen (Lucia in der gleichnamigen Oper, Desdemona in „Othello", Amina in der „Nachtwandlerin", Rosina im „Barbier", Alice in „Robert der Teufel" und „Linda di Chamouni") aufgetreten ist, hat sich in allen als wahre donna assoluta di primo cartello bewährt. Ihr Spiel und ihr Gesang sind gleich vollendet und entzünden stets den Enthusiasmus des zahlreichen Publikums. Zwei Rollen sind es besonders, die ihr dessen Gunst erworben haben: Rosine und Linda. Diese sehr verschiedenen Charaktere werden von ihr gleich meisterhaft durchgeführt. Seit langen Jahren, in der hiesigen italiänischen Oper niemals, haben wir eine so schalkhafte, graziöse Rosine gesehen, und seit der Zeit der „schönen Henriette" nicht wieder die berühmten Rode'schen Variationen, diesen Klimax aller Gesangsschwierigkeiten, so schön und perlend rein gehört, und eben so, wie dieses Produkt reiner Virtuosität, werden die Glockentöne der schwärmerischen Linda und die dramatische Vollendung, mit welcher Mad. Castellan die verschiedensten Situationen dieser Rolle zeichnet, noch lange in der Rückerinnerung unserer dilettanti fortleben. E. B.

— Die Mormonen in Aalborg (Jütland). In „Aalborg Avis" vom 2. Dezember liest man folgende Bekanntmachung, woraus man ersieht, daß die Mormonen, jene seltsame Sekte, die sich selbst mit dem Namen „Heilige des jüngsten Tages" bezeichnet, auch dort ihr Wesen treiben: „Die Kirche Jesu Christi — Heilige des jüngsten Tages — hält jeden Sonntag Vormittag zehn Uhr und Nachmittag drei Uhr, desgleichen Mittwoch Abend halb acht Uhr, in Aalborg, Schloßgasse Nr. 530, eine Versammlung, worin über folgende Gegenstände gepredigt und Belehrung ertheilt wird: Das ewige Evangelium, die einstige Versammlung der Gläubigen aller Nationen in Zion, Israels Versammeltwerden nach ihrem gelobten Lande, Wiederaufbau Jerusalems, der neue und ewige Vertrag, welchen Gott mit dem Hause Israel und Juda in den letzten Tagen machen wird, die Wiederkehr unseres Erlösers und das tausendjährige Reich auf Erden."

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google